Schriften

von

Henrich Steffens.

Alt und Neu.

Erſter Band.

1821.
Verlag von Joſef Max in Breslau.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Ich muß mir's vorwerfen, daß ich ſeit einer Reihe von Jahren, von den Gährungen des äußern Lebens ergriffen, verſäumt habe, dasjenige, was nie aufhörte mich zu beſchäftigen, für die Theilnehmenden auszuarbeiten. Der Vorwurf trifft mich um ſo härter, da ich keine Urſache habe, mich über Mangel an Theilnahme zu beklagen, da die Erwartung ſolcher Männer, deren Urtheil mir wichtig iſt, mich anregen mußte. Mit Nichts weiß ich mich zu entſchuldigen, als eben damit, daß dieſe ſcheinbare Abweichung von der mir urſprünglich vorgezeichneten Bahn keine blos willkürliche That war; daß ich mich mit mir ſelber und mit meinen Zeitgenoſſen, ſo weit ſie ſich für mein inneres Leben intereſſirten, verſtändigen *mußte* über dasjenige, was in aller Wiſſenſchaft mir das Höchſte und Heiligſte ſchien, ohne Rückſicht auf den Erfolg, beruhigt, ja verſöhnt, wo eine verborgene Trennung, die als ſcheinbare Vereinigung nur die Verwirrung in mir ſelber, wie in meinem Verhältniß zu den Zeitgenoſſen vermehrte, ſich entſchieden ausſprach. —

Aber nicht ohne geheime Freude fühle ich jenen Kampf überwunden, um der Betrachtung der ewigen

Natur und ihrer geheimen Wunder mein ganzes Leben zu widmen. Auch hier wird es nicht an Widerſpruch fehlen, auch hier ſcheue ich den Kampf nicht. Aber die menſchliche Willkür, wenn ſie auch nicht verdrängt werden kann, und hier, wie allenthalben, Verwirrung und Mißverſtand erzeugt, trauet ſich keine erzeugende Kraft zu. Es wird anerkannt, daß ſie in ihren Erfindungen und Verſuchen die Erkenntniß nur vorbereiten kann; ja der allein darf Naturforſcher genannt werden, der, welchen Standpunct er auch einnimmt, nicht ruhet, bis es ihm gelungen iſt, jede Aeußerung willkürlicher Behauptungen, wie er es vermag, zu vernichten.

In der Geſchichte will das Geſchlecht den Gegenſtand erzeugen und betrachten zugleich; die Betrachtung will die Entwickelung beſchleunigen; die erzeugende Kraft wird durch Betrachtung gehemmt. Eine andere Welt ſcheint in einem Jeden zu entſtehen: wie können wir einen Standpunct der Vereinigung finden? Sind wir glücklich genug, nie ohne höhere Hülfe uns mit uns ſelber und wenigen Freunden zu verſtändigen, dann haben wir Alles erhalten, was wir hoffen, was wir erwarten dürfen.

In der Naturwiſſenſchaft verhält es ſich anders. Eine jede erlangte Kunde, ein jedes erworbene Geſchick, eine jede auf einen beſtimmten Gegenſtand gerichtete Aufmerkſamkeit hat ihren feſten, wohl begründeten Werth, weil der Gegenſtand ſelber, nicht wankend, unter unſeren Händen ſeine Bedeutung zu verlieren droht. Hier, wenn irgendwo, iſt eine Verbrüderung, ſelbſt bei den verſchiedenſten Anſichten, nicht bloß möglich, ſie fand in der That immer Statt. Ja, tadeln dürfen wir es keinesweges, wenn ein jeder Naturforſcher ſeine Anſicht ſo weit zu verfolgen ſucht, als möglich; denn an der geſetzmäßigen Unveränderlichkeit der ewig erhabenen, durch unſere Gedanken, wie durch unſere Wünſche und Begierden, gleich unbeugſamen Natur erprobt, müſſen alle ſubjective Verſuche, alle willkürliche Erfindungen ihre Tiefe wie ihre Grenz- unwillkürlich enthüllen.

Indem ich nun das Alter herannahen ſehe, indem ich bedenke, daß von Allem, was mir die Forſchung vergönnte, ſo gut wie Nichts öffentlich bekannt wurde, wie dasjenige, was ich zu beſitzen glaube, doch mir dann wahres Eigenthum wird, wenn es die geſchichtliche Prüfung überſtanden, hielt ich es für nützlich, den Anfang mit einer Sammlung von Aufſätzen zu machen, welche hier und da zerſtreuet, nur Wenigen bekannt, vielleicht von Keinem gemeinſchaftlich geprüft wurden. Eine ſolche Prüfung aber, die, wo ich von der rechten Bahn abgewichen ſeyn möchte, leicht und wie in den erſten Anfängen entdeckt, iſt mir für meine fernere Bemühung zu wichtig. Freunde werden nicht hier, wie es in der geſchichtlichen Gährung geſchah, ſich mir innerlich entfremdet glauben, weil ich mich redlich auch über ſie ausſpreche. Ich erwarte daſſelbe und kann es vertragen.

Die neu hinzugekommenen Aufſätze waren theils ſchon ausgearbeitet, ſchloſſen ſich theils an die ſchon gedruckten an, und ich vermied gefliſſentlich ſolche Auseinanderſetzungen, die ohne gründliche Darſtellung in lehrreicher Ausdehnung nur Mißverſtändniſſe erzeugen könnten. Mehre Behauptungen ſcheinen ſehr gewagt. Es ſind ſolche, die ich in ihrer nackten Geſtalt der Prüfung unterwerfen möchte, weil ich glaube, daß Derjenige, der mit meinen Anſichten, wie ſie bekannt geworden ſind, vertraut iſt, von ſelber meine Gründe zu entwickeln im Stande iſt.

Allmälich werde ich von jetzt an in einer Reihe von Schriften prüfend, darſtellend an die beſtehende Wiſſenſchaft mich anſchließen, mich dem Hauptthema meines Lebens, den Grundzügen einer Entwickelungsgeſchichte der Erde, zu nähern ſuchen und würde mich freuen, wenn eine gründliche Prüfung, auf jedem Schritt mein Streben reinigend, mich unterſtützte.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Naturphiloſophiſche Abhandlungen.

Beurtheilung dreier naturphiloſophiſcher Schriften Schellings. S. 3
Ueber das Verhältniß der Naturphiloſophie zur Phyſik unſerer Tage. . . . . . — 67
Schellingſche Naturphiloſophie. . . . . — 85
Ueber das Verhältniß der Philoſophie zur Religion — 115

Zweite Abtheilung.

Reden.

Ueber das Verhältniß unſerer Geſellſchaft zum Staate. — 135
Ueber die Bedeutung eines freien Vereins für Wiſſenſchaft und Kunſt. . . . . . — 148

Dritte Abtheilung.

Phyſikaliſche Abhandlungen.

Ueber den Oxydations- und Desoxydationsproceß der Erde — 169

Geologiſche Anſichten zur Erklärung der ſpätern Veränderungen der Erdoberfläche. . . . S. 190

I. Thatſachen, die den großen Einfluß der Vulcanität auf die veränderte Geſtaltung der Erdoberfläche beweiſen.

II. Thatſachen, welche bedeutende Veränderungen der Oberfläche der Erde durch zuſammenſtürzen großer Gebirgsmaſſen in ſich ſelber beweiſen.

III. Die Ausbreitung des Quaderſteins.

Was kann für Schleſiens Naturgeſchichte durch die Einwohner geſchehen? . . . . — 247

Einige Höhenmeſſungen im Rieſengebirge. . . — 276

Was iſt in neuern Zeiten für die Phyſik des kaukaſiſchen Gebirges geſchehen? . . . . — 282

Ueber die Meteorſteine. . . . . — 306

Erſte Abtheilung.

Naturphiloſophiſche Abhandlungen.

Beurtheilung

dreier naturphiloſophiſcher Schriften Schellings:

1. Von der Weltſeele; eine Hypotheſe des allgemeinen Organismus. 2. Erſter Entwurf eines Syſtems der Naturphiloſophie. 3. Einleitung zum Entwurf eines Syſtems der Naturphiloſophie, oder über den Begriff der ſpeculativen Phyſik und die innere Organiſation eines Syſtems dieſer Wiſſenſchaft.

(Zeitſchrift f. ſpeculative Phyſik. 1s. 2s. Heft.)

Die Tendenz aller bisherigen Naturforſchung war eine allgemeine Theorie der Natur; eine Theorie, die freilich nie vollendet wird, weil ſie unendlich ſeyn muß, wie die Natur ſelbſt, in welcher man aber doch die Natur in ihrer größten Einfachheit erblicken will, durch welche den Erſcheinungen ihre nothwendige Stelle angewieſen werden ſoll. Ich fordre von den Naturforſchern, daß ſie ihre Hoffnung, von ihrem Standpunct aus dieſe Theorie je zu finden, rechtfertigen ſollen; ich fordre von ihnen das Geſtändniß, daß alles, was ſie bisher Theorie nannten, entweder da aufhörte, wo es anfangen ſollte, und das Problem zurückſchob, anſtatt es zu beantworten, oder, wenn es ſich an das eigentliche Problem wagte, in Hypotheſen ausartete; ich fordre von ihnen, daß ſie die Mittel aufzeigen ſollen, durch welche ſie dieſe Hypotheſen in Theorien verwandeln können, dem Willkürlichen, alſo Erdichteten, Nothwendigkeit mittheilen, dem Geahneten Evidenz geben, alſo es als Ahnung vertilgen. — Die Naturforſcher gehen auf Entdeckungen aus, nicht auf ein bloßes Finden, von welchem, als einem lediglich dem Zufall Ueberlaſſenen, in einer Wiſſenſchaft gar nicht die Rede ſeyn kann. Aber was ich entdecke, darauf muß mich ſchon vorher ein Schluß geführet haben; ich will in der Natur das mir nicht Unbekannte, aber Verſteckte aufdecken; ſie ſoll meinen Schluß rechtfertigen. Soll ich aber einen ſolchen Schluß machen können, ſo muß das ſchon Bekannte in irgend einem Zuſammenhang ſtehen; d. h. damit Entdeckungen in der Natur möglich ſeien, muß das Mannichfaltige wiederum einfach ſeyn. Das Mannichfaltige wird aber nur durch ein continuirliches Entwickeln, oder, was daſſelbe iſt, die Involution nur durch eine allmäliche Evolution gefunden. Alſo in der Natur entdecken heißt: die Natur ſich nach ihren eignen Geſetzen evolviren laſſen. Das höchſte Problem aller Naturwiſſenſchaft wäre: das erſte Geſetz, aus welchem alle übrigen Geſetze der Natur abgeleitet werden könnten, oder die Natur in ihrer höchſten Einfachheit zu finden. Wem es gelänge, dieſes Geſetz — welches durch eine innere Nothwendigkeit ſich ſelbſt als ein ſolches conſtituiren müßte — zu finden, und ſeine Gültigkeit durch eine Ableitung, die den Erſcheinungen parallel ginge, zu beweiſen, der würde, indem er durch jenes Geſetz einen innern nothwendigen Zuſammenhang aller Erſcheinungen der mannichfaltigen Natur zeigte, Stifter einer wahren Naturwiſſenſchaft werden, die zugleich die Grundlage zu jener geſuchten Theorie legte, den Naturforſchern eine Norm für alle Unterſuchungen darböte und dadurch eine Mutter aller zukünftigen Entdeckungen werden müßte.

Ein jeder wird leicht einſehen, daß ein ſolches Unternehmen eine totale Reform des jetzigen Naturſtudiums herbeiführen müßte. In einer ſolchen Wiſſenſchaft würden alle jene Eintheilungen des Naturſtudiums in Phyſik, Chemie, Phyſiologie ꝛc., als von einander getrennter Wiſſenſchaften, wegfallen; denn ihr Zweck würde eben Vereinigung aller dieſer Zweige unter höhern Principien ſeyn. Aber Empirie und Theorie würden durchaus von einander getrennt werden. Empiriker würde der heißen, der in der Natur Thatſachen ſammelte, in dem Ganzen nur das Einzelne ſähe, neben einander ſtellte, beſchriebe. Theoretiker würde der heißen, der in der Natur nur jenes Urgeſetz erkennte, das Einzelne nur in ſeiner Verbindung mit jenem Geſetz ſähe, das eine aus dem andern entwickelte, mit Nothwendigkeit conſtruirte. Nur was aus jenem Geſetze als nothwendig ſich ableiten ließe, könnte in die Theorie aufgenommen werden. Dieſe Anſicht der Natur würde, einmal befeſtigt, die einzig wahre ſeyn. Alle ſogenannte Theorie der Empiriker würde nur Ahndung, nur Muthmaaßung ſeyn, die, durch nichts geſichert, Irrthum ſo leicht wie Wahrheit hervorbringen könnte. Denn Nothwendigkeit, und dieſe allein, trägt den unvertilgbaren Stempel der Wahrheit. — In den obenangeführten Schriften hat der Verf. den erſten Entwurf zu einer ſolchen Naturwiſſenſchaft verſucht. Ein Unternehmen von einem ſolchen Umfang und Kühnheit, durchaus das erſte in ſeiner Art, wird, indem es der Trägheit einer mit Einfällen ſpielenden Naturforſchung kräftig entgegenkämpft, den denkenden Naturforſcher zur genauen, ſtrengen Unterſuchung reizen. Was die Naturwiſſenſchaft von dem Unternehmen des Verf. zu erwarten hat, wird hoffentlich aus dem Nachfolgenden erhellen. Es iſt einleuchtend, daß ein Syſtem in ſeinem ganzen Umfange beurtheilt werden muß. Einwürfe gegen einzelne Stellen können erſt dann von Gewicht ſeyn, wenn gezeigt wird, inwiefern durch ſie von den einzeln Puncte aus das ganze Syſtem angegriffen wird. Wer nicht das Ganze zu beurtheilen vermag, muß ſich alles Urtheilens enthalten. Wir haben die Grundſätze angegeben, die wir befolgen werden. Eine gedrängte Darſtellung ſoll ſelbſt unſere Beurtheilung rechtfertigen, oder widerlegen. — Die drei angeführten Schriften können zuſammengenommen werden. Die „Einleitung" enthält die erſte Grundlage und innere Organiſation des Syſtems; im „Entwurf" finden wir die weitere Ausführung, in der „Weltſeele" die Belege aus der Erfahrung. — Wie finden wir jenes Urgeſetz der Natur? — iſt die erſte Frage. — Es kann aus der Natur ſelbſt nicht herausgehoben werden, es muß eine höhere Sanction, als die der Erfahrung haben; denn es ſoll nothwendig aus dem Begriff einer Natur überhaupt entſpringen und kann alſo nur durch Speculation gefunden werden. — In der Transcendentalphiloſophie iſt aber ſtreng bewieſen, daß das Ich gleich iſt einer abſoluten Thätigkeit, daß es, inſofern es ein Ich iſt, ſich ſelbſt beſtimmt, und erſt durch die Selbſtbeſtimmung beſtimmt wird. Das, wodurch es beſtimmt wird, iſt alſo ſein eignes Product. Das Ich, inſofern es ſich zur Selbſtbeſtimmung beſtimmt hat, iſt die Intelligenz. Aber das Ich, inſofern es ſich zum Beſtimmtwerden beſtimmt, ſetzt etwas als nicht in ſich d. h. als außer ſich. Dieſes Etwas, da das Ich urſprünglich nur Thätigkeit iſt, kann wiederum nur Thätigkeit ſeyn, und, da die Thätigkeit ſich nur als Wirkſamkeit offenbart, wird es die Thätigkeit als auf ſich einwirkend ſetzen müſſen. In der Intelligenz kommen alſo zwei Reihen vor — eine beſtimmende — ideelle (die, wenn ſie zum Bewußtſeyn erhoben wird, eben die Transcendentalphiloſophie giebt,) und eine wirkende — reelle. Da aber die Thätigkeit nur wirkt, inſofern ſie vom Ich zum Wirken beſtimmt wird, ſo wird die wirkende, oder reelle Reihe nur ein Ausdruck der beſtimmenden, oder ideellen und mit dieſer eine und dieſelbe ſeyn. Die Natur iſt das Außer uns. Der Transcendentalphiloſoph, der bloß beſtimmt, wird alſo aus der Intelligenz alles herleiten, weil alles Beſtimmen ein Selbſtbeſtimmen iſt. Wenn aber die Natur nur durch die Selbſtbeſtimmung der Intelligenz reell wirklich iſt, ſo müſſen die Beſtimmungen (die ideelle Reihe) ſich in der Natur, als dem der Intelligenz Entgegenwirkenden (als der reellen Reihe) nachweiſen laſſen (Einl. §. 1.) Hieraus entſpringt eine eigene Anſicht der Natur, als eines abſolut in und durch ſich ſelbſt Thätigen. Die Natur wird alſo hier als ein ſolches ſchlechthin geſetzt und die Richtung wird der Transcendentalphiloſophie grade entgegengeſetzt ſeyn. Sie geht vom Bewußtſeyn, als dem Erſten aus und die ganze Natur erſcheint ihr als ein Product des Ich; die Naturphiloſophie ſteigt zum Bewußtſeyn als dem Letzten hinauf und das Ich ſelbſt lößt ſich in die Natur auf. In beyden Richtungen haben wir mit dem Bewußtſeyn das erſte und letzte Unbegreifliche gefunden, über welches wir ſchlechthin nicht hinaus können. Iſt aber die Natur nur ein Ausdruck der Intelligenz und wird ſie, was in der Naturphiloſophie nothwendig iſt, als ſelbſtſtändig geſetzt, ſo muß ſie als eine Intelligenz erſcheinen, die ſich erſt im Bewußtſeyn als eine ſolche erkennt. (§. 2.)

Die gemeine Anſicht der Natur ſetzt dieſe als mannichfaltig, alles beſteht nebeneinander. Die Welt iſt da, ſie iſt nichts, als der Innbegriff alles einzelnen Seyns. In dieſer Anſicht iſt nichts unbegreiflicher, als die Thätigkeit der Natur. Aber die theoretiſche Naturforſchung ging von jeher darauf aus, die Natur in Thätigkeit zu verſetzen, um erſt nachher die Art der beſtimmten Thätigkeit zu erklären. Das Leben erſcheint ſelbſt als eine ſich ſelbſt immer reproducirende Thätigkeit. Alle Theorie der Naturforſcher war nichts, als eine Conſtruction der Natur innerhalb einer beſtimmten Sphäre, alle Muthmaßung von einem Zuſammenhang der Theorien nichts, als eine Ahndung von der Natur, als einem abſolut Thätigen. So ſchwankend zwiſchen einer erzwungenen Richtung, die durch die bloße Beobachtung beſtimmt wurde und einer höhern, die ſich ihnen unwillkührlich aufdrang, geriethen die Phyſiker mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Das Todte war ihnen das Urſprüngliche; aus dieſem konnte kein Leben entſpringen. — Aber eine unvertilgbare Ahndung trieb ſie unaufhaltſam gegen das letzte Ziel aller Naturforſchung. Sie haſchten nach dem belebenden Princip; doch es entfloh ihnen beſtändig; unter ihren Händen erſtarb die immer thätige Natur und bedeutungslos blieb nur die todte Maſſe, geſtempelt mit leerklingenden Worten, die Begriffe erſetzen ſollten, zurück.

Die Naturphiloſophie nimmt grade die entgegengeſetzte Richtung. Ihr iſt die Natur urſprünglich nur thätig. Die ganze Natur iſt ein ewig Wechſelndes, immer Veränderliches, immer Verändertes und der Wechſel ſelbſt das einzige Beharrende. Dieſe urſprüngliche Thätigkeit iſt das Erſte und Letzte, die Urtheſis, das Allgegenwärtige und Ewige, das in der Veränderung Unveränderte, — für den Naturphiloſophen, der aus ihr die Natur conſtruiren ſoll, der innwohnende Schöpfer der Welt. Aber die Natur iſt das Productive und das Product zugleich. Die Natur, als Product, wird nicht, ſie iſt; die Natur, als das Productive, kann nicht ſeyn. Die Productivität geht auf ein Seyn, welches, wenn es da wäre, die productive Thätigkeit aufheben müßte. Aber die Thätigkeit iſt unendlich im Produciren. Für den Naturphiloſophen wird die Natur, ſie iſt nicht. Er ſoll alſo erklären, wie etwas zugleich werden und nicht werden, zugleich ſeyn und nicht ſeyn kann; oder, da die Natur ihm urſprünglich nur wird, ſoll er erklären, wie ſich das Werden als ein Seyn offenbaren kann. — Aus der urſprünglichen Thätigkeit wird, entſteht die Natur. Angeſchaut wird dieſes Entſtehen als eine Entwickelung in der Zeit. Die Zeit iſt nichts, als der Urtypus aller Entwickelung mit Continuität. Dieſe Entwickelung des Nächſtfolgenden aus dem Vorhergehenden wird eine unendliche ſeyn, wie die Natur ſelbſt. Damit die Evolution nicht mit einer unendlichen Geſchwindigkeit geſchehe, (wodurch für die Anſchauung nichts herauskäme) muß ſie gehemmt werden; nun kann das Hemmende, da die Natur urſprünglich nur Thätigkeit iſt, wiederum nur Thätigkeit ſeyn, und, damit dieſe entgegengeſetzten Thätigkeiten ſich nicht aufheben (wodurch wiederum für die Anſchauung nichts herauskäme) muß man das abſolute Zuſammentreffen der Thätigkeiten läugnen. Durch die Hemmung wird die Geſchwindigkeit der Evolution eine endliche.

Mit der Duplicität tritt aus der reinen Identität der erſte Keim einer in der Endlichkeit unendlichen Welt hervor — Sie alſo iſt Princip aller Naturwiſſenſchaft. Aus dem Vorhergehenden folgt: 1) Da die Hemmung die unendliche Geſchwindigkeit in eine endliche verwandelt, ſo wird durch ſie die productive Thätigkeit angeſchaut, d. h. die Hemmung giebt ein Product. Aber ſie iſt eine zwar (durch Negation) beſtimmte, aber doch noch Thätigkeit. In dem Producte wird alſo nie Ruhe ſeyn (durch welche die Thätigkeit abſolut negirt wird). Es wird ein wechſelſeitiges Ankämpfen der entgegengeſetzten Thätigkeiten ſeyn, ein Produciren durch die eine, Vertilgen durch die entgegengeſetzte, Reproduciren u. ſ. w. ins Unendliche. Weil dieſes wechſelſeitige Produciren und Reproduciren unter denſelben Bedingungen wiederkommt, wird das Product den Schein des Beſtehens haben. 2) Aber die Thätigkeit iſt urſprünglich unendlich. Sie wird es alſo in einem jeden Hemmungspuncte noch ſeyn. Jenes ſcheinbar beſtehende Product wird alſo ins Unendliche wiederum productiv ſeyn. Die Natur iſt nichts, als die unendliche Evolution der Thätigkeit; in ihr ſind alſo unendlich viele Hemmungspuncte, durch dieſe unendlich viele Producte, die in und durch ihr immerdauerndes Entſtehen Permanenz haben, und aus einem jeden Producte ſtrahlt uns die Unendlichkeit der Natur entgegen.

„Die reine Thätigkeit iſt der ideelle Erklärungsgrund der geſammten Natur." Aber die Natur iſt nicht abſolute Involution; ſie iſt vielmehr eine im Entwickeln begriffene unendliche Thätigkeit. Ihr Ausdruck (ihr Aeußeres gleichſam) iſt die im Raume vorkommende ſichtbare Welt. Was im Raume vorkömmt, iſt alſo ihr Product. Dieſe Producte können nun nicht *einfach* ſeyn; denn es iſt eine unendliche Thätigkeit, die ſich in ihnen evolvirt. Die Evolution ſetzt aber Duplicität ins Unendliche voraus. Man muß aber doch annehmen, daß durch die *urſprünglichſten* Hemmungen eine unendliche Mannichfaltigkeit durch Negation *beſtimmter* Actionen (Thätigkeiten) gegeben iſt, die, inſofern von ihren Producten abſtrahirt wird, *einfach* ſind (gleichſam ſo viele *ideelle Naturen*). Hervortreten würden dieſe einfachen Actionen erſt dann, wenn die Naturthätigkeit ſelbſt aus dem ewigen Kampf mit widerſtreitenden Thätigkeiten, der ihre Dauer ſichert, hervorträte. Aber dieſer iſt unendlich. In der Natur *finden* wir alſo keine ſolche einfache Actionen. Verſchlungen in der unendlichen Tiefe der Evolution erſcheinen ſie *nirgends*; wir können und müſſen nur auf ſie ſchließen. Als *reine Actionen*, die zu Producten nur tendiren (*Entelechien*) ſind ſie *nicht im Raume*; inſofern ſie aber doch productiv ſind, enthalten ſie das Princip aller (beſtimmten) *Raumerfüllung*. Alle Beſtimmungen in der Natur erſcheinen als *Qualitäten*, und da in den Entelechien die Natur am urſprünglichſten gehemmt iſt, ſo müſſen ſie als die urſprünglichſten Qualitäten *gedacht* werden. Aber die urſprünglichſten Qualitäten erſcheinen nirgends. Alle Qualität, ſo wie ſie im dynamiſchen Proceſſe erſcheint, iſt nothwendig eine abgeleitete, zuſammengeſetzte, durch eine höhere bedingte. Eine jede Qualität erweckt ihre entgegengeſetzte, ſie ſind alle relativ — und dieſes macht eben eine Conſtruction der Qualitäten (der Zweck der Naturphiloſophie) möglich. Aber alle Qualitäten deuten auf jene einfachen, als ihren Urſprung. Die Entelechien erklären nur (ideel) die urſprünglichen *Beſtimmungen* aller Qualität. Aus dem Bisherigen folgt: 1) Da dieſe Actionen die urſprünglichſten Beſtimmungen ſind, ſo ſind ſie, als ſolche, unzerſtörbar. Im Raume iſt alles veränderlich; jene Actionen ſind die ſelbſt in der Veränderung unvertilgbaren Principien aller Veränderung. 2) Die Materie (im Raume) obgleich ins Unendliche theilbar, iſt doch immer dieſelbe. Was die Permanenz der beſtimmten Art des Seyns, ſelbſt bei einer unendlichen Theilung, ſichert, kann ſelbſt nicht im Raume ſeyn. Aber außer dem Raume ſind nur jene Actionen. Sie ſind alſo das, was bei einer unendlichen Theilung die Homogeneität erhält. 3) Die Materie iſt nichts, als der Ausdruck einer innern Thätigkeit. Eine beſtimmte Action muß alſo durch eine beſtimmte Materie ſich äußern. Die Materie wird nur durch Figur beſtimmt. Alſo müſſen eine Menge Figuren als Ausdrücke jener Actionen gedacht werden; obgleich ſie eben ſo wenig, als die Actionen in der Natur, erſcheinen. 4) Da jene Actionen einfach ſind, ſo können ſie nicht weiter conſtruirt werden; ſie ſind es aber, die eine Conſtruction der Qualitäten, als ſolcher, erſt möglich machen.

Folgendes wird die Einſicht in das Eigenthümliche der Anſicht des Verf. erleichtern: Die Natur iſt eine Intelligenz, die ſich im Bewußtſeyn als eine ſolche erkennt. Erkennen iſt aber — dem Naturphiloſophen — nichts, als reproduciren. Als das Medium, durch welches die — eben dadurch vollendete — Natur ſich reproducirt, als die abſolute Grenze erſcheint alſo das Bewußtſeyn — das Höchſte in der Natur. Was die mit Continuität ſich entwickelnde Thätigkeit in der Natur iſt, iſt die, dieſe Thätigkeit reproducirende Anſchauung im Bewußtſeyn. Was die durch die

Thätigkeit hervorgebrachten Producte in der Natur ſind, iſt die dieſe Producte reproducirende *Reflexion* im Bewußtſeyn. Aber wie in der Natur die Thätigkeit nur *in* und *durch* das Product iſt, und umgekehrt das Product nur in und durch die Productivität *wird*, ſo iſt im Bewußtſeyn die Anſchauung nur *in* der Reflexion, dieſe wiederum nur *durch* die Anſchauung. Beide ſind unzertrennlich. Nicht die Natur, nur die *über die Natur erhabene Freiheit* vermag ſie zu trennen. Dadurch, daß der Geiſt Anſchauung und Reflexion, Thätigkeit und Product — in der Natur innigſt verbunden — jedes für ſich zu faſſen vermag, erhebt er ſich über die Natur und läßt ſie entſtehen. Dadurch, daß er die Anſchauung *rein* denkt, verſetzt er ſich an den Urſprung der Natur zurück und ſieht ſie mit dem Streit entgegengeſetzter Thätigkeiten (mit einer abſoluten Syntheſis) *anfangen*. Dadurch, daß er die Reflexion *rein* denkt, verſetzt er ſich an das *Ende* der Natur und ſieht ſie mit dem Aufhören des Streits der mannichfaltigen Thätigkeiten (mit einer abſoluten Analyſis) *zerfallen*. Für die Anſchauung erſcheint die Natur nur als Eine (als ein abſolut *Vereinigtes*). Für die Reflexion erſcheint ſie als mannichfach (als ein abſolut *Getrenntes*). In dieſer Trennung der Anſchauung und Reflexion iſt keine Realität; ſie giebt nur die ideellen Factoren zur Conſtruction der Realität. Das durch die Reflexion getrennte Product muß, indem es zur Productivität *hinaufgeführt* wird, *vereinigt* werden. Die in der Anſchauung identiſche Productivität muß, indem ſie zum Product *hinabgeführt* wird, *getrennt* werden. Denn das in der Trennung Vereinigte und in der Vereinigung Getrennte iſt die Natur als productives Product. Was von der Natur, als einem Getrennten, ausgeht, iſt die Atomiſtik; was von der Natur, als einem Identiſchen, ausgeht, iſt die Dynamik. Aus der Vereinigung beider entſpringt die ſpeculative Phyſik unſers Verf. Aber der ſpeculative Phyſiker verſetzt ſich auf den Standpunct der Reflexion, um die Anſchauung, um in dem Ruhenden das Bewegte, in dem Permanenten das immer Wechſelnde, in dem Reflectirten das nirgends Reflectirte, in dem Getrennten das geiſtige Band, das verknüpfend und durch die Verknüpfung ſchaffend durch die ganze Natur geht, zu finden. Das Urſprüngliche bleibt daher immer die Thätigkeit, und ſelbſt die Atomiſtik wird eine dynamiſche ſeyn. Daher wird er das Mannichfache, worinn die Natur, wenn ſie als evolvirt gedacht wird, zerfällt, nicht in Producte, ſondern in Actionen ſetzen und aus der Vereinigung dieſer Actionen zu einem Gemeinſchaftlichen wird er die Natur als ein productives Product conſtruiren. Dieſen Weg wählte der Verf. im Entwurf. Die reine Dynamik ſteigt von der urſprünglich identiſchen Productivität zum Product, und dieſen Weg wählte der Verf. in der Einleitung. Durch beide Richtungen wird daſſelbe Product ideel conſtruirt; in dem Producte ſind beide vereinigt und von da an kann die Conſtruction nur eine Richtung nehmen (Einl. bis S. 14 Entw. S. 1 — 21.) — Ich bin gefliſſentlich ſo weitläufig in der Entwickelung des Eigenthümlichen dieſer Anſicht geweſen. Von jetzt an, da der Verf. ſeine Principien zu einer (anfänglich ideellen) Conſtruction der Natur anwendet, kann ich da, wo die Conſtruction, meiner Meinung nach, wenig Zweifel unterworfen iſt, mich kürzer faſſen; nur bei den zweifelhaften und dunkeln Stellen werde ich mich länger aufhalten.

„Die mannichfaltigen Actionen ſollen ein Product ausmachen.“ Sie müſſen alſo in einander eingreifen. Der Punct der Vereinigung (da ſie als individuelle Actionen unzerſtörbar ſind) iſt nur der des gemeinſchaftlichen Effects. Actionen ſind aber reine Intenſitäten; in den unendlich kleinſten Theilen des Raums werden je zwei vereinigte Actionen alſo mit derſelben Intenſität den Raum zu erfüllen ſtreben, d. h. ſie werden denſelben Raum erfüllen. Der Effect der Actionen iſt beſtimmte Materie; ſie werden alſo mit derſelben Materie den Raum von innen heraus (durch immer wiederholte Production und Reproduction) erfüllen. Das Phänomen dieſes Strebens iſt Cohäſion, die ſich alſo als eine individualiſirende Kraft von der Anziehung und auch von der Adhäſion unterſcheidet. (Ich weiß nicht, was der Verf. unter Adhäſion verſteht, da er ſie von der Anziehung zwiſchen Waſſer und Glas unterſcheidet.) — Daß aber die gewöhnlich ſogenannten Phänomene der Adhäſion hier nur im Vorbeigehn erwähnt werden, iſt zu bedauren. Offenbar ſtehen ſie mit der ſpecifiſchen Verſchiedenheit der Körper in irgend einer bis jetzt noch nicht bekannten Verbindung. Morveau wollte bekanntlich aus ihnen die Verwandtſchaften herleiten, und, ohne ſeine Meinung anzunehmen, halte ich mich für überzeugt, daß die Adhäſion ein weit höheres, bey der Conſtruction des chemiſchen Proceſſes weit wichtigeres Phänomen iſt, als der Verf. zu ahnden ſcheint. Eine jede Action, wenn ſie ihrer Tendenz ungeſtört folgen könnte, würde ſich durch eine beſtimmte Geſtalt auszeichnen. Weil ſie ſich aber alle durch ihre wechſelſeitige ins Unendliche gehende Tendenz unter ſich einſchränken, ſo wird es zu keiner Geſtalt, ſondern zum Geſtaltloſen d. h.

Flüſſigen kommen. — (In der dynamiſchen Conſtruction iſt das abſolut Geſtaltloſe die Productivität ſelbſt). — Da dieſe Combination immer vor ſich geht, ſo wird ein *fluidiſirendes* Princip in der Natur ſeyn (Wärmeprincip, als der Ausdruck jener immerdauernden Annäherung zur vollſtändigſten Combination der Actionen). Aber die Actionen haben eine Tendenz, ſich zu individualiſiren und ſtreben, als ſolche, nach einer beſtimmten Form. — (In der dynamiſchen Conſtruction wird die erſte Hemmung der Productivität durch eine entgegengeſetzte Thätigkeit, alſo die erſte Dualität, den erſten Anſatz zum Product geben. Sie iſt Bedingung aller *Geſtaltung*, weil die Productivität durch ſie erſt eine *beſtimmte* d. h. überhaupt Etwas wird. Ein Ausdruck dieſer Begrenzung durch Dualität iſt die Elektricität. — („Es darf aber weder zur reinen Productivität, noch zum Product kommen“) — Die ganze Natur wird alſo in einem Kampf zwiſchen der Form und dem Formloſen beſtehen; die Actionen werden ſtreben, *in ihrer Vereinigung* die größtmögliche Freiheit ihrer urſprünglichen Tendenz gegenſeitig zu erhalten. Durch unendlich viele Verſuche werden die Actionen dieſe Vereinigung ſuchen. Mannichfaltige lebendige Formen werden als Ausdrücke dieſer Verſuche erſcheinen, durch welche immer wechſelnde Formen die Natur jenem Ideal der Vereinigung immer näher tritt d. h. ſie werden als verſchiedene Stufen der Entwickelung einer und derſelben abſoluten Organiſation erſcheinen. — Alle Verſchiedenheit in den Naturproducten (da die Actionen zu *einem* Producte tendiren und ſich alſo combiniren *müſſen*) kann nur in der Art der Vereinigung (in der Proportion) der Actionen beſtehen. Hieraus entſtehen verſchiedene Naturoperationen, die abgeleitet werden müſſen. Die vollſtändigſte Combination *aller* Actionen iſt im *abſolut Flüſſigen*. Dieſes kann alſo nicht weiter componirt werden; es iſt das abſolut *Incomponible*; was ſich bloß durch *Decompoſition* offenbart, indem es zugleich, da durch die leiſeſte Veränderung das Gleichgewicht geſtört wird, das *Decomponibelſte* iſt. Das Phänomen dieſer abſoluten Flüſſigkeit iſt die *Wärme*; das Phänomen ihrer Decompoſition die mit der Wärme ſo nahe verwandte *Elektricität*. (Ehe ich weiter gehe, folgende Bemerkungen: Erſtlich hat der Verf. als er von der Wärme, als einem fluidiſirenden Princip, ſprach, auf eine Theorie der Wärme nach dieſem Grundſatze hingedeutet; die Folge wird zeigen, wie wichtig es geweſen wäre, dieſe zu liefern. Dann wird in der Einl. und im Entw. die Wärme als das Geſtaltloſe angeführt und auf das Licht, als ein ſolches, hingedeutet, ohne daß man weiß, wie beide es etwa zugleich ſeyn könnten. Endlich wird als das Phänomen der urſprünglichen Begrenzung der Productivität in der Einl., als das Phänomen der Decompoſition des abſolut Flüſſigen im Entw., immer nur die Elektricität angeführt, obgleich, nach den eignen Grundſätzen des Verf., die urſprünglichſte Dualität mit dem Magnetismus gegeben iſt, mit welchem alſo auch die urſprünglichſten Bedingungen aller Geſtaltung gegeben ſeyn müſſen. Folgendes, was nach meiner Ueberzeugung in den Schriften des Verf., obgleich dunkel, liegt, könnte vielleicht jene ſcheinbare Verwirrung heben. Das Licht deutet den dynamiſchen Weg der Natur an (von der Productivität zum Product). In dieſem iſt *urſprünglich* reine Identität (alſo Negation aller Form). Das Sonnenlicht, *als ſolches*, iſt mit Rückſicht auf unſern Erdboden (wenn es auch als von der Sonne kommend, durch eine höhere Entgegenſetzung beſtimmt wäre) — das urſprünglich Unbeſtimmte, das Symbol der reinen Thätigkeit der Sonne. Ihre erſte Begrenzung erweckt Dualität in der Identität (Magnetismus) und mit dieſer, als ihrer erſten Bedingung, tritt die geſtaltete Materie hervor. Die Erweckung der urſprünglichen Dualität durch die ununterbrochene Thätigkeit der Sonne zeigt der Erdmagnetismus. Es entſteht durch ihn ein (durch die Abweichung der Magnetnadel angedeuteter) magnetiſcher Tag, ein magnetiſches Jahr und eine (wie ich an einem andern Orte zeigen werde, mehr als bloß vermuthete) große magnetiſche Naturepoche. Die Dualität der Lichterſcheinungen in den elektriſchen und galvaniſchen Verſuchen ſowohl, als die (meiner Meinung nach unzweifelbare) Dualität der Farben, iſt nur im Lichte, inſofern es ſchon im dynamiſchen Proceſſe begriffen iſt, und ſetzt ſchon jene urſprüngliche Dualität (Magnetismus) voraus. Die Wärme deutet den atomiſtiſchen Weg der Natur an (vom Product zur Productivität). Durch ſie kann es daher nie zur Identität, ſondern nur zur Indifferenz der Geſtaltung kommen (wobei die ſpecifiſche Tendenz der einzelnen Actionen geſichert iſt). Bei der leiſeſten Decombination der Actionen tritt Elektricität hervor. Aber bei aller Decombination der Actionen, wo entweder Wärme frei wird (indem einzelne Actionen ſiegen und durch die vollſtändigſte Bindung eine gemeinſchaftliche ſtarre Geſtaltung hervorbringen) oder wo Wärme gebunden wird (indem die gebunden Actionen frei werden und ſich auf gegenſeitige Indifferenz reduciren, dadurch das Geſtaltloſe, überhaupt das Flüſſige hervorbringen), kann es nur durch eine momentane freie Entgegenſetzung der Actionen (das Moment der Decombination) geſchehen und das Phänomen dieſer Entgegenſetzung iſt die Elektricität. Deßhalb können ſich auch alle Qualitäten im dynamiſchen Proceſſe wechſelſeitig auf Elektricität reduciren und deßhalb erſcheint auch die Elektricität in dieſem Proceſſe bloß, um zu verſchwinden. Da nun Magnetismus (als beharrende Dualität) Princip aller ſtarren Geſtaltung iſt, ſo wird, wenn dieſer zurücktritt, Elektricität (als Phänomen der verſchwindenden Dualität) erſcheinen, indem die Geſtalt aufhört; da ferner die Wärme (als beharrende Indifferenz) Princip aller Flüſſigkeit iſt, ſo wird, wenn jene verſchwindet, die Elektricität (als Phänomen der wiederhervortretenden Dualität) erſcheinen, indem die Geſtalt fixirt wird. Elektricität iſt alſo Vorbote eines jeden anfangenden Proceſſes. Völlig wird man dieſes freilich erſt verſtehen, wenn die elektriſchen und chemiſchen Phänomene überhaupt conſtruirt ſind. Hier nur noch ſo viel! Da der dynamiſche Weg der Natur der urſprünglichſte iſt, ſo muß die Wärme, (als das Phänomen der Tendenz zur Identität) von dem Lichte (als dem Phänomen der urſprünglichen Identität) eben ſo die Elektricität (als das Phänomen der Tendenz zur freien Dualität) vom Magnetismus (als dem Phänomen der urſprünglichen Dualität) abgeleitet werden. Eine Theorie der Wärme von dieſem Standpuncte aus, wo ſie, nachdem ſie vom Lichte abgeleitet wäre, als fluidiſirendes Princip dynamiſch atomiſtiſch conſtruirt würde, iſt (wie wir in der Folge ſehen werden) von der größten Wichtigkeit und der Verf. iſt uns eine ſolche Theorie noch immer ſchuldig geblieben. Eine Conſtruction, deren außerordentliche Schwierigkeiten ich indeſſen ſehr wohl fühle!

Die vollſtändigſte Combination iſt im abſolut Flüſſigen — aber die Natur ſchwebt immer zwiſchen zwei Extremen, und ihre Thätigkeit erhält ſich eben dadurch. Das dem abſolut Flüſſigen (als wechſelſeitiger Reduction aller Actionen auf Geſtaltloſigkeit) Entgegengeſetzte iſt aber die ſtarre Geſtaltung (als der Sieg einer Action über die übrigen). So wie jenes das Incomponible gab, ſo wird dieſes das Indecomponible geben. Eben durch dieſen Sieg hat aber die Action ſich, und die durch ihn gebundenen Actionen dem allgemeinen Organismus entzogen. Doch die Natur duldet keine ſolche Ruhe. Jenes durch ſeinen immerdauernden Bildungsproceß gleichſam Abgeſetzte wird ſie durch Compoſition (und dadurch bewirkte Decombination der gebundenen Actionen) wieder in Thätigkeit verſetzen.

Das Indecomponibelſte (deßhalb doch nicht Einfache) wird aber nirgends für ſich angetroffen werden, weil es zugleich das Componibelſte iſt. Die Natur tendirt aber nicht blos zum Flüſſigen, (in welchem keine Action ſiegt), auch nicht zum Starren (in welchem Eine Action ſiegt).

Durch die Vereinigung jener Extreme ſucht ſie vielmehr den größten gemeinſchaftlichen Sieg der Actionen zu bewirken, d. h. „in der größten Bindung die größte Freiheit.“ Ihre Thätigkeit wird daher auf mittlere Producte gehen, „in welchen das Incomponible immer decomponirt und das Indecomponible immer componirt wird.“ Dieſe Producte werden alſo Ausdrücke jenes Strebens der Actionen ſeyn, in ihrer Vereinigung ihrer urſprünglichen Tendenz (durch welche auch ihre gegenſeitige Receptivität für einander vermittelt iſt) zu folgen. — Aber die Mannichfaltigkeit der Actionen iſt unendlich; in der Vereinigung können alſo unendlich viele verſchiedene Grade der verhältnißmäßigen Intenſität einer jeden Action gedacht werden (wodurch es zu einem — freilich nicht abſoluten, aber doch relativen Sieg einzelner Actionen in dem Conflict mit den übrigen kommen kann.) Man muß daher eine unendliche Menge Naturoperationen annehmen, durch welche die Natur die vollſtändigſte Harmonie der Actionen in ihrer Verbindung ſucht. Dieſes idealiſche Product wird den größten Zwang (aller Actionen unter eine und umgekehrt) mit der größten Freiheit (einer jeden Action) vereinigen. Der Ausdruck einer jeden Naturoperation wird eine Geſtalt ſeyn, die, als das Gemeinſchaftliche aus der Vereinigung unendlich vieler Actionen, den Schein der Zufälligkeit mit einer blinden Nothwendigkeit (weil dieſe Proportion doch nur immer dieſe Geſtalt produciren konnte) verbindet. Eine jede Geſtalt wird alſo eine Entwickelungsſtufe andeuten, durch welche die Natur ſich einer idealiſchen Geſtalt zu nähern ſucht. Die Geſtalt iſt aber nur ein Ausdruck eines immerdauernden Antagonismus der Actionen — dieſer darf nie aufhören; denn er iſt es allein, von deſſen immer wiederholter Erneuerung die Dauer des Products abhängt. Aber iſt dann nicht das Product (wie der Antagonismus) immer nur im Werden begriffen? und iſt hiermit nicht die Art jenes bald im Anfange poſtulirten Products conſtruirt? — Das Product, welches hier (atomiſtiſch) durch einen Antagonismus der in immer wechſelnder Combination und Decombination begriffenen Actionen conſtruiret wurde, wird (dynamiſch) als ein Uebergang der Productivität ins Product conſtruirt werden. Denn, wird durch die erſte Hemmung die Productivität nur eine beſtimmte, ſo kann ſie nicht aufhören, Productivität zu ſeyn. Das durch die erſte Hemmung hervorgebrachte Product wird alſo noch immer (nur auf eine beſtimmte Art) productiv ſeyn, und da die beſtimmte Productivität ſich durch eine beſtimmte Geſtalt ausdrückt, „von Geſtalt in Geſtalt übergehend, in unendlicher Metamorphoſe begriffen ſeyn.“ Da nun die Geſtalten innerhalb eines urſprünglichen Gegenſatzes eingeſchloſſen ſind, ſo iſt ihnen mit dieſen eine urſprüngliche Regel der Geſtaltung gegeben, die ſie alle, obgleich unter unendlichen Abweichungen, ausdrucken. — So wäre denn atomiſtiſch und dynamiſch, (alſo ideal) jenes productive, von Geſtalt in Geſtalt übergehende Product conſtruirt. Productivität und Product iſt von jetzt an innigſt vereinigt, und es giebt nur Eine Richtung der Conſtruction.

Aber jene Geſtalten ſollen beſtehen, (— jene Entwicklungsſtufen als ſolche fixirt werden) und doch — alſo innerhalb einer beſtimmten Sphäre — thätig bleiben. — Die Art, wie dieſes geſchehen muß, giebt ein neues Problem. —

Ein jeder wird leicht einſehen, daß jene oben conſtruirte Producte die organiſchen ſind — und iſt es nicht Character der Naturphiloſophie, von dem Lebendigen, als dem Urſprünglichen, auszugehen, da alle bisherige Phyſik, wie die noch zum Theil herrſchende mechaniſche Atomiſtik, von dem Todten ausging? — Alles Leben in der Natur iſt ein individuelles, eine unendliche Mannichfaltigkeit ſpecifiſcher Naturoperationen, deutet ſich durch eben ſo viele für ſich beſtehenden Formen an. Aber die Natur ſucht in dem Antagonismus die größte Harmonie; ſie will durch Streit nur den

Frieden erringen. — Gelänge es ihr, die Harmonie hervorzubringen, ſo wäre der ewige Friede der Natur geſichert; mit jenem idealiſchen Producte hätte ſie ihr Ziel erreicht, es würde ihr letztes ſeyn. Alſo die Natur beſtehet im Streit; daß ſie nie findet, was ſie ſuchet, trennen muß, was ſie vereinigen will, daß ſie ewig aus Widerſpruch in Widerſpruch ſich verwickelnd, nie zur Ruhe gelangen kann, ſichert uns ihre Dauer. — Alſo jene unendliche Mannichfaltigkeit der Proportion der Actionen muß in der Natur ſeyn, bleiben, beharren, ſich nie in jene harmoniſche Proportion — die ſie — obgleich einzeln immer von ihr abweichend — doch alle in der Trennung darſtellen — vereinigen können. (Man ſiehet hier, wie die atomiſtiſch conſtruirten Entwicklungsſtufen ſich doch auf jene (dynamiſch abgeleitete) Urregel der Geſtaltung, die ſie gemeinſchaftlich unter unendlich vielen Abweichungen ausdrücken, reducirt). — Aber alle Proportionen entſtehen ja durch einen Widerſpruch; bildend eilt die Natur deshalb von Proportion zu Proportion, um, immer durch neue Widerſprüche gehend, die Harmonie zu finden. Aber jene durch Widerſprüche entſtandenen Proportionen ſollten beſtehen, oder, was hier daſſelbe iſt, immer von Neuem entſtehen. Dieſes kann nur durch einen neuen Widerſpruch geſchehen. Wird die Natur, ſobald ſie eine Stufe erreicht hat, genöthiget, ſich in entgegengeſetzten Richtungen zu trennen, ſo iſt ihr Fortgehen verhindert. Genöthigt, auf die Vereinigung der Trennung (die aber, weil dieſelben Bedingungen gegeben ſind, unvermeidlich wiederkommt) ihre Thätigkeit zu richten, wird ſie in dieſelbe Sphäre gezwungen wieder zurückkehren, und immer von

Neuem ausbilden müſſen, was ihr doch nur ein Mittel zu einer harmoniſchen Bildung ſeyn ſollte. Das Geſchlecht, welches als ein unvermeidliches Trennungsmittel hier poſtulirt wird, ſichert die Permanenz der ſpecifiſchen Sphären. Mit dieſem würde die Sphäre verſchwinden, ſich in einer höhern verlieren. Ich muß, um nicht zu weitläuftig zu werden, es dem Leſer überlaſſen, im Entwurf die für die Behandlungsart der Naturgeſchichte ſo wichtigen Folgerungen nachzuleſen, und mich hier nur auf dasjenige einſchränken, was uns den Uebergang zu dem Nachfolgenden giebt. — Die ganze organiſche Welt zeigt, wie die Natur, immer vom Niederſten anfangend, von Stufe zu Stufe eilt, (und je höher die Stufe iſt, deſto ſchneller, und deßhalb unmerklicher) bis zu jenem unvermeidlichen Punct der Trennung; aber ſelbſt hier kann ſie nicht aufhören, thätig zu ſeyn. Nach entgegengeſetzten Richtungen wird ſie die getrennten (alſo unvollſtändigen) Producte bis zu einem Maximum der Trennung, durch immer zunehmende Individualiſirung ausbilden. — Aber das Maximum der Trennung führt die Vereinigung herbei, und das Product dieſer Vereinigung iſt ein drittes Gemeinſchaftliches, welches, (weil noch immer die Trennung ſelbſt durch die Vereinigung reproducirt wird), *innerhalb* der Sphäre fällt. Die Individuen ſind alſo nur Mittel, die Gattung zu reproduciren, und, wenn ſie dieſen Zweck erfüllet haben, wird die Natur an ihrer Zerſtörung arbeiten. Durch dieſe Ableitung erſcheinen eine Menge jetzt von den Naturforſchern allgemein anerkannter Anſichten der organiſchen Natur erſt in ihrer Nothwendigkeit. So jenes in der Anwendung ſo reichhaltige Princip, daß die Einheit der zeugenden Kraft die Einheit der Gattungen bezeichnet; ſo jene Kantiſche Anſicht der Racen-Unterſchiede, als einer Bildung engrer Sphären, innerhalb der größern, durch (ſcheinbar zufällige) Entwickelung urſprünglich in der Organiſation liegender Anlagen; ſo die Kantiſche Beſtimmung des Wachsthums, und der Zeugung, als einer Selbſtreproduction, weil ja die Natur in den einzelnen Producten zur größtmöglichen Individualiſirung — durch Vereinigung der entgegengeſetzten Producte, zur Erhaltung der Gattung — ins Unendliche thätig iſt; wodurch auch bewieſen wird, daß alle Zeugung nur durch einen in der Vereinigung ſich äußernden, nothwendig auf die Sphären beſchränkten, *Bildungstrieb* geſchehe. Endlich wird hier die Beſtimmung des Begriffs der Organiſation, als eines Products, welches durch ſich ſelbſt Urſache und Wirkung, Mittel und Zweck iſt, gerechtfertiget; denn die Organiſation iſt ja nichts anders, als das Gemeinſchaftliche aus einem Conflict mannichfaltiger Actionen; dieſe Actionen, urſprünglich frei, wollen nur ihrer Natur gemäß produciren; aber die urſprüngliche Freiheit lößt ſich im beſtimmten Conflict, in Nothwendigkeit der Production auf, und nur eine Spur der beſchränkten, nicht aufgehobenen Freiheit, bleibt in der ſichtbaren Tendenz der, obgleich nie ſiegenden, doch auch nie unterliegenden Actionen zurück. Keine Action kann in dieſem Conflict bloßes Mittel ſeyn für ſeine entgegengeſetzte, weil keine *abſolut* überwindet; ſie muß alſo Mittel und Zweck zugleich ſeyn; keine kann abſolut paſſiv ſeyn, weil ſie ſonſt als Action vertilgt wäre, ſie muß alſo Urſache und Wirkung zugleich ſeyn. — Die Organiſation iſt nichts, als ein Ausdruck des immer dauernden Conflicts. Die

Actionen müſſen ſich aber in Functionen äußern, die als Functionen des Organismus erſcheinen müſſen.

Dieſe müſſen allen Organiſationen gemein ſeyn, weil ſie im Weſen der Organiſation ſelbſt liegen, und die Verſchiedenheit der Organiſationen wird blos durch die Verſchiedenheit der Proportion jener Functionen begründet ſeyn. Die Functionen können in verſchiedenen Organiſationen nur der Intenſität nach verſchieden ſeyn; es wird alſo mit einer jeden Entwickelungsſtufe eine andere Intenſität der gegenſeitigen Functionen gegeben. Da dieſe Functionen ſich entgegengeſetzt ſind, ſo können ſie nicht abſolut vereinigt ſeyn.

Es werden alſo Organiſationen innerhalb der Organiſationen, Syſteme in den Syſtemen poſtulirt. Die Organiſationen ſind Ausdrücke des Conflicts der Actionen; aber dieſe äußern ſich durch Functionen, die doch auch nur aus dem Conflict mehrerer Actionen reſultiren. Die Functionen beſtehen für ſich, aber doch nur, indem ſie im Conflict die Organiſation produciren; die Organiſation beſteht für ſich, aber doch nur, als producirt durch jene Functionen, und dieſe wechſelſeitig producirend. Je mannichfaltiger jene Functionen ſind, deſto deutlicher müſſen ſie ſich äußern, deſto mehr muß das Hauptſyſtem in mehrere Syſteme gleichſam zerfallen, kurz deſto mehr muß die Mannichfaltigkeit der Organe zunehmen. Könnte man die mögliche Mannichfaltigkeit der Proportion der Functionen a priori ableiten, ſo würde man auch die Mannichfaltigkeit der Organiſationen zugleich abgeleitet haben. Auf dieſem Weg gelangt der Verf. zu der Angabe, mit welcher erſt alle dynamiſche Phyſik beginnt, eine dynamiſche Stufenfolge abzuleiten. (Wenn ſie da wäre, würde ſie, indem man ſie in der Natur nachwieße, den Grund zu einer innern dynamiſchen allgemeinen Naturgeſchichte legen, in welcher es ſich zeigen würde, wie ſich die Discontinuität (der Formen) in Continuität (der Functionen) auflößte. — Durch einen innern Widerſpruch der Actionen wurde das productive Product (die Organiſation überhaupt) conſtruirt; durch einen innern Widerſpruch jener Producte (durch das Geſchlecht) wurde eine beſtimmte Proportion der ſtreitenden Actionen (mit dieſen engere Sphären) beſtimmt. Durch einen äußern Widerſpruch der Producte muß aber auch das Individuum, durch welches jene Sphären erſt Permanenz erhalten, ſich als ſolches behaupten. — Die organiſchen Producte ſind ſolche, die wiederum productiv ſind. Durch die Trennung in entgegengeſetzte Richtungen wird eine Sphäre gebildet, innerhalb welcher die Productivität auf eine beſtimmte Art zu produciren eingeſchränkt wird.

Eine jede Sphäre iſt alſo eine eigene Welt, eine für ſich beſtehende Natur, die ſich innerhalb ihres eigenen Kreiſes ins Unendliche unterhalten ſoll. Aber keine Thätigkeit exiſtiret ohne ihre entgegengeſetzte. Die Sphäre iſt aber nur ein Ausdruck einer beſtimmten, innerhalb gewiſſer Gränzen eingeſchloſſenen, Thätigkeit. Die entgegengeſetzte Thätigkeit, ohne welche jene Sphäre als ein Thätiges nicht ſeyn könnte, muß alſo außerhalb der Sphäre fallen. In der Entgegenſetzung muß jedes individuelle Product beſtehen. Die Permanenz der individuellen Sphären hängt alſo von dem Ankämpfen eines Aeußern Entgegenſetzten ab. Aber auf ein Thätiges kann nicht gewirkt werden, außer in ſoferne es Gegenwirkung äußert. — Das organiſche Leben iſt nur aus der vollſtändigſten Wechſelbeſtimmung entgegengeſetzter Thätigkeiten begreiflich.

Die Thätigkeit der Organiſation gehet nach außen. Sie ſoll aber auf die Organiſation ſelbſt gehen, (dieſe immer von Neuem reproduciren). Dieſes iſt nur dadurch möglich, daß ſie reflectirt wird. Reflectirt wird ſie aber nur, inſofern ſie nach außen gehet; und nach innen geht ſie nur, inſofern ſie reflectirt wird, d. h. Receptivität iſt durch Thätigkeit bedingt und umgekehrt.

Was durch die Receptivität vermittelt die Thätigkeit erwecket, iſt Reitz. Alles, was auf die Organiſation wirkt, muß alſo als Reitz, d. h. als ein Thätigkeit Erweckendes wirken. Denn darinnen, daß die individuelle Thätigkeit ſich gegen den äußern Andrang behauptet, obgleich ſie ſich nur durch den äußern Andrang erhält, beſtehet eben das Leben. Obgleich die Phyſiologen aus einem beinahe unbegreiflichen Mißverſtand das Problem, die Permanenz des organiſchen Lebens zu conſtruiren, verfehlten, und der Verfaſſer wirklich der Erſte iſt, der, indem er beiden bis jetzt beſtehenden, in der Trennung falſchen Syſtemen durch die Vereinigung Sinn gab, alſo dadurch wahrſcheinlich unter den Phyſiologen Epoche machen wird, ſo glaube ich doch um ſo eher mich einer weitern Auseinanderſetzung überheben zu können, da die Conſtruction zu hell und klar aus dem bloßen Begriff einer Organiſation folgt, als daß man nicht vermuthen ſollte, daß durch die Conſtruction des Verf. — wenigſtens bei denjenigen, die ihn zu faſſen im Stande ſind, der Streit der Phyſiologen auf immer geſchlichtet wäre. Folgendes aber, was das Verhältniß des Entwurfs zur Weltſeele deutlich machen wird, werde ich, ehe ich weiter gehe, herſetzen, um mich nachher darauf berufen zu können.

In der Weltſeele nemlich geht der Verf. durchaus den Weg der Induction, zeigt in den gegebenen Product die poſitiven Bedingungen ſeines Daſeyns auf. Dieſe liegen nun in der Productivität, welcher man auf dem Wege der Erfahrung nur ins Unendliche ſich annähern kann. Alles, was man auf dieſem Wege findet, iſt immer nur Materie; ſo nahm er als poſitives Princip des Lebens dort eine abſolute Materie an (das abſolut Incomponible, was auch bei einer idealen Conſtruction als eine Annäherung zur Productivität angenommen werden muß). Im Entwurf wurde aber das organiſche Product a priori conſtruiret; hier mußte jene Hypotheſe zur Evidenz erhoben werden. Was für die Bilderſprache der blos empiriſchen Phyſik die abſolute Materie iſt, iſt für die demonſtrative Phyſik die urſprüngliche Productivität der Natur. Eben ſo wie in jenem erſten Werke (der Weltſeele) die Wirkungen der Elektricität, des Lichts u. ſ. w. als Wirkungen von Materien vorgeſtellt wurden, anſtatt daß ſie in der ſpeculativen Phyſik als Functionen der Materie überhaupt, oder als a priori feſtſtehende Kategorien ihrer Conſtruction deducirt werden, konnte, um in den Gränzen der blos empiriſchen Betrachtung zu bleiben, das, was nur die in der höchſten Potenz ſich wiederholende allgemeine Productivität der Natur iſt, nur als eine unbedingte Materie vorgeſtellt werden.

Die Conſtruction der organiſchen Producte treibt uns ſelbſt aus ihnen heraus; ſie ſind nur im Widerſtreit gegen eine äußere, ihnen entgegengeſetzte Natur.

Der Proceß des Lebens iſt der der Erregung; aber erregt wird die individuelle Thätigkeit nur, indem ſie durch eine Außenwelt (das Nicht-ich organiſcher Naturen) reflectirt wird. Obgleich nun dieſe Außenwelt der organiſchen Thätigkeit entgegengeſezt (alſo anorgiſch) ſeyn muß, ſo muß ſie doch einen mit den organiſchen Producten gemeinſchaftlichen Urſprung haben; denn das Leben iſt nur aus der Wechſelbeſtimmung der organiſchen (poſitiven) und einer anorgiſchen (negativen) Thätigkeit begreiflich. Es iſt nichts, als die Wiederholung der Conſtruction der Natur überhaupt, nur daß die entgegengeſetzten Factoren dort *einfach*, hier *zuſammengeſetzt*, dort *Actionen*, hier *Producte* ſind.

Wir ſehen, daß der Verfaſſer hier eine Welt als bloße Maſſe poſtulirt; denn, wenn der Organiſmus darinn beſteht, daß eine individuelle Thätigkeit das poſitive Princip des Products iſt, ſo wird in der todten (anorgiſchen) Welt nichts wahrhaft Individuelles ſeyn. Was aber nicht gegen ein Aeußeres (im Streit) ſich behauptet, muß neben dem Aeußern erhalten werden, wenn es mit dieſem ein Product ausmachen, eine Welt bilden ſoll. Es muß alſo das Nebeneinanderbeſtehen des Aeußern in einander ſeienden, d. h. das Beſtehen der Materie, als Maſſe, erklärt werden. Dieſes wäre aber ohne Tendenz wenigſtens zur Intusſuſception völlig unerklärbar. Was dieſe Tendenz unterhält, kann nun nicht wieder in der Maſſe liegen; ſie muß unterhalten werden durch etwas Aeußeres, was wiederum nur Maſſe ſeyn kann, ſo daß die Tendenz der Theile der Maſſe gegen einander nur ein Ausdruck ihrer gemeinſchaftlichen Tendenz gegen eine zweite iſt. Was nun von der erſten

Maſſe gilt, wird auch von der zweiten mit Innbegriff der erſten gelten; beide werden gegen eine noch höhere dritte tendiren, und ſo ins Unendliche. Da hier das Verhältniß der Mechanik zur höhern Dynamik nothwendig in Betrachtung kömmt, ſo werde ich die Ideen des Verf., inſofern ſie nothwendig aus ſeiner Anſicht der Natur folgen, darſtellen, mit vorläufiger ſorgfältiger Auslaſſung der bloß hypothetiſchen. — Die Natur iſt urſprünglich organiſch d. h. ihre Producte ſind productiv. Daß ſie es iſt, laßt ſich allerdings nur aus dem Conflict entgegengeſetzter Thätigkeiten begreifen, (die man mit *Kant* Attractiv- und Repulſiv-Kraft nennen kann). Aber dieſe dürfen nicht abſolut (d. h. bis zur Identität) zuſammentreffen. Ihre Vereinigung muß nur *Indifferenz* hervorbringen, und in dieſer muß der Keim zu einer neuen Differenz liegen, und ſo fort ins Unendliche. — Hierdurch wird aber nur eine unendliche Evolution in der *Zeit* möglich. Aber die einzelnen Hemmungen ſollen bleiben. Die Indifferenz ſoll eine neue Differenz hervorbringen, und doch ſelbſt als *Indifferenz* (Tendenz zur Identität) *beharren*. Denn dadurch allein kommen Producte im *Raume*. Der Ausdruck der beharrenden Indifferenz (des Fixirtſeyns des Products im Raume) iſt die *Schwere*. Durch dieſe iſt die Maſſe, und die beſtimmte Maſſe iſt nichts anders, als die beſtimmte Schwere ſelbſt (kein Wunder, daß dem Mechaniker die Schwere als der Maſſe proportional erſcheint). Die Maſſe alſo, als ein Neben- und Außereinander, d. h. als Raumerfüllung, iſt nur Ausdruck einer beharrenden Indifferenz. Aber alle Raumerfüllung iſt (dynamiſch) nur ein continuirliches *Raumerfüllen* und zwar ein Raumerfüllen mit beſtimmter Energie. Die Energie läßt ſich nur aus dem gegenſeitigen Verhältniſſe der Zeit des Raumerfüllens zum erfüllten Raume, d. h. aus der Geſchwindigkeit, beſtimmen. Aber die Geſchwindigkeit ſelbſt muß im umgekehrten Verhältniß mit der Energie ſtehen. Denn, iſt die Hemmung (die retardirende Thätigkeit) das Geſchwindigkeit Beſtimmende, ſo muß dir Energie zunehmen, wie die Hemmung zunimmt, d. h. wie die Geſchwindigkeit abnimmt. Alſo iſt die Schwere (oder die Maſſe, welches daſſelbe iſt) = der Energie in der Geſchwindigkeit. (Die Formel $MC = mc$. löſt ſich dynamiſch in der Formel $EC = ec$. auf. (S. Baader.) Aus dem Bisherigen folgt a) daß die Schwere verſchieden iſt von den Attractiv- und Repulſivkräften; denn ſie unterhält die Indifferenz. b) Wenn die urſprünglich ſich entgegengeſetzten Thätigkeiten nicht abſolut zuſammentreffen, ſo wird die urſprüngliche Differenz (mit dieſer die Indifferenz) von Product auf Product übergetragen, an unendlich viele Maſſen vertheilet werden. — Aber die Differenz (und vermittelt durch dieſe die Indifferenz) entſpringt nur aus einer höhern Syntheſis.

Die Maſſen werden gegeneinander gravitiren. Deutet nun der Schwerpunct den idealiſchen Punct an, in welchem die Gegenſätze gegeneinander, und gemeinſchaftlich gegen ein Höheres, als ihren Urſprung, tendiren, ſo wird der abſolute Schwerpunct (das abſolute Centrum der Natur, in welcher ſie ihre ganze Kraft concentrirte, aber ſomit auch aufhörte) an unendlich viele Maſſen vertheilt ſeyn, ſie wird ihn ins Unendliche ſuchen, und nie finden.

Alſo die Bildung des Univerſums geſchah organiſch durch ein immer fortgeſetztes Zerfallen der urſprünglichen Thätigkeit in entgegengeſetzte Factoren.

Nun giebt die Schwere, nach dem Obigen, die Grade der urſprünglichen Energie an; dieſe Energie ſteht im umgekehrten Verhältniſſe mit der Hemmung. Das Hemmende iſt aber der Naturphiloſophie immer das negative Beſtimmende, durch ein höheres Bedingte. Die Gravitation unſerer Erde z. B. gegen die Sonne, iſt alſo nur der allgemeinſte Ausdruck eines *qualitativen* Verhältniſſes der Erde zur Sonne; ſie iſt das *Einende* einer immer erregten *Zweiheit*, die oben poſtulirte Tendenz zur Intusſusception der Theile gegen einander, die ſich als gemeinſchaftliche Tendenz gegen ein Aeußeres zeigt, das, was die Erde zu *einem* Körper macht, ein *Integriren* der Natur.

Mit der Schwere iſt nur eine Tendenz zur Intusſusception gegeben. Soll es nun zur wirklichen Intusſusception (chemiſcher Proceß) kommen, ſo muß ein Princip dieſes Proceſſes außerhalb der Sphäre deſſelben poſtulirt werden.

Die *Bedingungen* der chemiſchen Action gehören alſo der Erde; ſie ſind mit der Differenz (deren gemeinſchaftlicher Ausdruck die Schwere) gegeben. Das Poſitive des Proceſſes aber muß urſprünglich außerhalb der Erde ſeyn, alſo zugleich mit der Schwere von der Sonne aus kommen, einen neuen Gegenſatz hervorrufen, die erſten Qualitätsverſchiedenheiten, mit dieſen eine innerhalb der Erde als Maſſe ſich evolvirende Thätigkeit zugleich erwecken und begränzen. Soviel könnten wir mit Sicherheit ſchließen, auch wenn der Mangel an Erfahrungen in der phyſiſchen Aſtronomie, (die offenbar doch nur im kleinen iſt) uns nicht in den Stand ſetzt, das a priori Erwieſene durch Nachweiſungen zu beſtätigen. Was nun die Hypotheſe des Verfaſſers von der Bildung des Univerſums anbelangt, ſo können wir dieſe um ſo eher vorbeigehen, da dasjenige, was auf das ganze Syſtem Einfluß hat, durch das Vorhergehende ſchlechthin a priori von dem Verf. gefunden iſt. Die Hypotheſe würde nur dann einen vorzüglichern Werth haben, wenn ſie uns in der Erfahrung das a priori Abgeleitete nachwieſe, — und von dieſer Seite hat nun eben die Hypotheſe ſehr wenig geleiſtet. Selbſt da, wo der Verfaſſer ſich auf die Erfahrung beruft, ſcheint dieſe eher gegen, als für ihn zu ſeyn. Er behauptet, und wie wir wiſſen, mit vollem Recht, daß die erſte in der Bildung begriffene Maſſe ſich in drei urſprüngliche Maſſen müſſe getrennt haben. Dieſes will er nun in unſerm Planetenſyſteme nachweiſen, und behauptet, daß die unverhältnißmäſſige Eccentricität des Mars, und des Mercur einen Abſchnitt angiebt, und verſchiedene Exploſionen andeutet ſo, daß je drei und drei Planeten von einer gemeinſchaftlichen Exploſion wären. Aber zugegeben auch, daß dieſe Annahme etwas Wahrſcheinliches hat — was beweißt ſie? — Doch nicht das, was ſie nach dem Verfaſſer beweiſen ſoll? — Gehörten Jupiter, Saturn und Uranus, Venus, die Erde, und Mars zu einer gemeinſchaftlichen Exploſion, ſo müßten ſie unter ſich ein Syſtem ausmachen; dieſes könnte nur dadurch geſchehen, daß zwei Maſſen in Bezug auf eine höhere ſich entgegengeſetzt wären; dann müßten Venus und Mars ſich zu der Erde, Jupiter und Uranus ſich zu Saturn, wie Planeten zu ihren Sonnen, oder wenigſtens wie Monden zu ihren Planeten, verhalten. Wie drei Maſſen — nicht unter ſich, durch Gravitation zweier gegen eine dritte — (oder vielmehr erſte) ſondern alle drei ohne ein vermittelndes Glied, gegen eine vierte graviriren, das wiſſen wir durchaus nicht, und die angenommene Hypotheſe ſcheint die Ableitung des Verf. eher zu widerlegen, als zu beſtätigen. — Die übrigen Schwierigkeiten der Hypotheſe, z. B. die Bildung der Monden, die den Planeten ſo unregelmäßig zugetheilt zu ſeyn ſcheinen *), werde ich hier nicht erwähnen, da der Verf. eine weitere Ausführung derſelben verſpricht. Eine Theorie des Univerſums iſt zwar ſehr wichtig; nur müßten wir weit mehr Erfahrungen ſammeln, und eine phyſiſche Aſtronomie haben, wie wir ſie nun gerade nicht haben.

Ich ſehe es wohl ein, daß eine Theorie der Erde ohne eine vorhergehende Theorie des Univerſums gar nicht möglich iſt; und wie wichtig dieſe für die geſammte Naturwiſſenſchaft iſt, wird unten erhellen. Daß die Bildung des Univerſums urſprünglich organiſch geſchehen, ſteht a priori feſt, wenigſtens ſo lange, bis es durch Erfahrungen abſolut widerlegt wird — und welche können die ſeyn? —

Wenn es zur wirklichen Intusſusception auf der Erde kommen ſoll, ſo muß die Sonne durch eine chemiſche Influenz die Thätigkeit auf der Erde zugleich erwecken und begränzen. Was die Thätigkeit erweckt, kann wiederum nur Thätigkeit ſeyn. Es muß ein Phänomen der poſitiven Thätigkeit der Sonne nachgewieſen werden. — Dieſes iſt das Licht, das alſo dadurch mit der Schwere in Verbindung ſteht. Dieſe iſt Ausdruck der beharrenden Indifferenz (der Thätigkeit), jenes Phänomen der Wiederherſtellung der Differenz (der Thätigkeit). Sollte aber dieſer neue entſtandene Gegenſatz ſich nicht wiederum in bloße Tendenz zur Intusſuſception verlieren, ſo muß ein Princip da ſeyn, durch welches es zur wirklichen Intusſuſception kommt. — Dieſes müßte, wie oben geſagt, von der Sonne, alſo zugleich mit dem Lichte kommen; dies würde das Qualitätsbeſtimmende der Erde, das Begränzende des chemiſchen Proceſſes ſeyn, es iſt der Sauerſtoff. Hier nun, wo die Conſtruction des Verf. mehr ins Specielle gehet, wo er nothwendig die Richtigkeit ſeiner Conſtruction durch Nachweiſungen in der Natur beſtätigen muß, kann man ihn nun freilich aus der eigentlichen empiriſchen Phyſik vertheidigen, oder widerlegen. Nur vergeſſe man nicht, daß einzelne Einwürfe nicht ein ſchon bewährtes Syſtem umſtürzen, daß man nicht Einwürfe allein, ſondern auch den Umfang der Einwürfe darſtellen muß! — Ich darf mich nicht weitläufig auf die Hypotheſe des Verf. in der Weltſeele vom Licht und Sauerſtoff einlaſſen, (in welcher er den Sauerſtoff als das Negative des Lichts ableitet) da er ſie durch die neuere Theorie im Entwurf ſelbſt modificirt hat. Einen Schluß aber, den er aus ſeiner ſpätern Conſtruction ſowohl, als aus der frühern Hypotheſe folgert, darf ich nicht vorbeigehen, da die Erfahrung ihm zu widerſprechen ſcheint. Alles chemiſch Thatige auf unſerer Erde iſt es nur im Gegenſatz gegen Sauerſtoff; aber was ſich negativ gegen Sauerſtoff verhält, muß ſich auch negativ gegen das Licht, als das Zeichen des poſitiven Zuſtandes überhaupt, zeigen.

---

*) Scheinen. Denn es ſteht zu erwarten, daß die ganz beſtimmte Regel nachgewieſen werde.

Da nun alle Körper unſers Erdbodens entweder ſchon mit Sauerſtoff verbunden ſind, mit ihm verbunden werden, oder die Tendenz zur Verbindung mit ihm haben, (verbrannt, im Brennen, oder verbrennlich ſind) ſo müßte dieſe Verſchiedenheit auch durch ein verſchiedenes Verhältniß der Körper zur Lichtaction bezeichnet ſeyn. Da nun die Körper verbrannt ſind, nur in ſofern ihre Negativität gegen den Sauerſtoff aufgehoben iſt, ſo müßten ſie ſich poſitiv gegen die Lichtaction verhalten (durchſichtig ſeyn); — da das Brennen den höchſten Moment des Gegenſatzes angiebt, ſo müßte im Brennen die poſitive Thätigkeit (ihr Phänomen, das Licht) hervortreten; da verbrennliche Körper es nur ſind, in ſo ferne ſie ihre Negativität noch immer behaupten, ſo müßten ſie auch gegen das Licht ſich negativ verhalten (undurchſichtig ſeyn). — Nichts ſcheint dieſes mehr zu beſtätigen, als das Verhalten der Körper, die man für die am ſtärkſten reducirten unſers Erdbodens halten kann, das der Metalle. — Die höchſte Desoxydation deutet ſich bei ihnen durch Glanz (Maximum der Opacität) an, der Anfang der Oxydation iſt der Anfang des Farbenwechſels. Die Farben erhöhen ſich, wie die Oxydation zunimmt; geſchicht ſie ſchnell, ſo iſt ſie mit Lichtentwickelung verbunden, und das Maximum der Oxydation deutet ſich durch Durchſichtigkeit an. Die übrigen Beweiſe für dieſen Satz kann man in der Weltſeele nachleſen. Indeß was die Natur auf der einen Seite zu beſtätigen ſcheint, ſcheint ſie auf der andern zu widerlegen. Alcohol iſt verbrennlich und durchſichtig zugleich, Diamant ebenfalls. Freilich könnte der Verf. ſich darauf berufen, daß dieſe Körper doch wohl oxydirt ſind (von dem erſten iſt es bekannt), daß die Oxydation etwas lediglich Relatives bezeichnet: aber was verbrennlich iſt, iſt als ſolches negativ gegen den Sauerſtoff, auch wenn es mit Sauerſtoff verbunden wäre. — Ferner alles was in Verbindung mit dem abſolut Flüſſigen, zur Indifferenz der Geſtaltung, gebracht iſt (alle Gasarten) ſind, als ſolche durchſichtig, (nur eine Wärmetheorie könnte uns dieſes enträthſeln). Der durchſichtige Waſſerſtoffgas verbrennt mit dem durchſichtigen Sauerſtoffgas mit Flamme, und das Product der Verbrennung iſt wiederum ein Durchſichtiges — Waſſer. — Die Erdarten werden nicht durchſichtig (verglaſt), durch Oxydation, ſondern durch Zuſammenſchmelzen unter ſich, Kieſelerde durch Zuſammenſchmelzen mit Alcali. Eine Conſtruction kann, wenn ſie die Natur auf einer Seite beſtätiget, nicht ganz falſch, wenn ſie von ihr auf einer andern Seite widerlegt wird, nicht ganz wahr ſeyn.

Der Schluß des Verf. könnte wahr, aber zu voreilig, das Verhalten der Körper gegen das Licht könnte mit ihrem Verhalten zum Sauerſtoff zugleich gegeben ſeyn, — ja aus dem Vorhergehenden folgt es nothwendig — aber es könnte ein complicirteres Verhältniß ſeyn. Was als Ausnahme erſcheint, könnte vielleicht die Regel — nicht aufheben, wohl aber näher beſtimmen. Der Verf. ſchließt weiter. „Wenn alle Körper ſich zu jener chemiſchen Action poſitiv, oder negativ verhalten, ſo werden ſie auch wechſelſeitig unter einander ſich ſo (poſitiv oder negativ) verhalten.“ „Alle Differenz nur Differenz der Elektricität.“ Der Verf. war der Erſte, der (ſchon in ſeiner früheſten phyſiſchen Schrift, den Ideen ꝛc.) zeigte, daß das Verhalten der Körper im chemiſchen Proceſſe durch ihr Verhalten gegen Sauerſtoff bedingt ſei. Obgleich nun die erſte Theorie (als wäre die Elektricität nichts, als eine durch mechaniſche Mittel bewirkte Zerlegung der Luft) von ihm ſchon aufgegeben iſt, ſo liegt in ihr doch ſchon der Grund zu einer wahren Theorie. Die Theorie des Verf. in der Weltſeele gründet ſich auf die ſchon vorhin erwähnte Hypotheſe von dem Sauerſtoffe, als dem Negativen des Lichts; — poſitiv electriſch müßten alſo diejenigen Körper ſeyn, die mit Sauerſtoff als — O ſchon geſättiget + O zurückſtoßen, und negativ umgekehrt diejenigen, die das Licht als + O anzögen, und — O zurückſtoßen, d. h. die verbrannteſten Körper würden poſitiv, die verbrennlichſten negativ ſeyn. Leiter ſind, nach dieſer Hypotheſe, diejenigen Körper, die + O in dem Maaße zurückſtoßen, als ſie — O anziehen; und umgekehrt Nichtleiter diejenigen, die + oder — O ſtärker anziehen, als ſie ihr Entgegengeſetztes zurückſtoßen. Da nun Wärme, nach der Hypotheſe, nichts iſt, als phlogiſtiſirtes Licht, und ſpecifiſche Wärmecapacität nichts, als ſpecifiſche phlogiſtiſche Erregbarkeit (eine Conſtruction der Wärmecapacität, die eben ſo meiſterhaft, und unwiderlegbar, als in der Natur gegründet iſt — wovon unten ein Mehreres) auch die wärmeleitende Kraft mit der Capacität im umgekehrten Verhältniſſe ſtehet, ſo ließe ſich daraus eine Menge Phänomene, die auf den Zuſammenhang der Elektricität mit der Wärme deuten, herleiten, und die Theorie hatte ſelbſt in der Erfahrung viel für ſich. Indeſſen ſehen wir aus dem Vorhergehenden, daß jene vorläufige Hypotheſe durch die nachfolgende Conſtruction des Verf. aufgehoben iſt; auch haben ſpätere und genauere Verſuche (Volta's galvaniſch-elektriſche *) gerade ein entgegengeſetztes Geſetz für Leiter gefunden. (Wenn Iſolatoren in Conflict mit einander ſind, ſo iſt der verbrannteſte poſitiv, bei Leitern umgekehrt der verbrennlichſte). Aus der ſpätern Conſtruction des Verf. folgt dieſes nothwendig; denn nach dieſer iſt die Elektricität der Vorläufer des chemiſchen Proceſſes; alſo muß auch das, was im wirklichen chemiſchen Conflict poſitiv iſt, im elektriſchen negativ ſeyn, und umgekehrt.

Indeſſen bleibt noch immer etwas Unerklärtes in dem umgekehrten Verhältniß der Leiter und Iſolatoren, und die Annahme, als wären die Iſolatoren, als ſolche, immer die relativ verbrannten, ſtimmt nicht völlig mit der Erfahrung überein. Es wäre aber auch ein anderes Verhältniß möglich. Der Verf. nimmt ſelbſt an, daß die Verbrennung, mit dieſer alſo alle chemiſche Thätigkeit, vermittelt iſt durch ein drittes Glied; dieſes müßte der Ausdruck einer Tendenz zu einer durch das Licht vermittelten höhern Differenz in der urſprünglichen Indifferenz der Erde ſeyn. Wo dieſe neue Differenz abſolut aufgehoben würde, müßte Licht, und zwar ein Licht erſcheinen; aber die Elektricität kann auch nur durch jenes Mittelglied bedingt ſeyn. Wie der Verf. ſich ausdrückt: „Elektricität und Verbrennungsproceß enthalten wechſelſeitig die Bedingungen für einander.“ Nun iſt Elektricität nichts anders, als das Phänomen der noch

---

*) Es ſind folgende. Nimmt man zwei Platten, eine von Silber, die andere von Zink, iſolirt, und bringt beide in Berührung, ſo zeigen bei der Trennung, Zink, der dem Sauerſtoff verwandtere Körper, poſitive, Silber (d. h. der dem S. weniger verwandte) negative Elektricität. Dieſe

nicht aufgehobenen Dualität; dieſe iſt aber nur aus einem entgegengeſetzten Verhältniß der zum chemiſchen Proceß nothwendigen Principien conſtruirbar — aus einer doppelten Intenſität des poſitiven Princips mit einer einfachen des negativen, welches gegen eine doppelte Intenſität des negativen mit einer einfachen des poſitiven tendirt. Das Phänomen dieſer Entgegenſetzung iſt die Elektricität; der Moment des Aufhebens des Gegenſatzes iſt mit dem Moment des Verſchwindens der Elektricität, und dem Moment des Hervorſtrebens des chemiſchen Proceſſes einer und derſelbe. Welches auch mit der Conſtruction des Verf. in der Weltſeele übereinſtimmt. Dieſes vermittelnde Glied ſei Waſſerſtoff; ſo wird dieſer Stoff zugleich poſitives Princip der Elektricität und negatives der Verbrennung ſeyn, (die Vermuthung, daß Stickſtoff das dem Sauerſtoff im elektriſchen Conflicte Entgegengeſetzte ſei (ſiehe Weltſeele), hat der Verf. gewiß ſchon aufgegeben.) Nun kann es zwei Fälle geben; entweder a) haben die Körper, die im elektriſchen und chemiſchen Conflict ſind, Waſſerſtoff nicht als Beſtandtheil, welches ſich dadurch zeigen würde, daß ihre Oxydation nothwendig vermittelt würde durch einen dritten Körper, der dieſen Stoff enthielt. Hier würde gleichſam ein ſtilles Uebertragen des Sauerſtoffes ſtattfinden, keine Verbrennung mit Flamme. Oder b) ſie haben Waſſerſtoff als Beſtandtheil, die Verbrennung geſchieht ohne Vermittelung mit Flamme. Nun ſetze man zwei von jenen erſt erwähnten Körpern im

---

Verſuche ſind mit Genauigkeit und öfterer Wiederholung angeſtellt. S. Volta's Schreiben an Gren in deſſen N. Journal der Phyſik III. B. S. 473.

elektriſchen Conflict — (es ſeien zwei Metalle). — Hier muß die Verwandtſchaft zum Sauerſtoff ſich erſt als Verwandtſchaft zu jenem vermittelnden Glied zeigen. Kurz, der Körper, der am meiſten Verwandtſchaft gegen Sauerſtoff hat, wird poſitiv, und eben deßhalb der andere negativ elektriſch.

Man ſetze nun zwei von jenen letztern mit einander im Conflict, ſo wird der am Waſſerſtoff reichſte, alſo verbrennlichſte, negativ, — ein verbrannter Körper mit a) wird negativ, mit b) poſitiv ſeyn. Wie bei dieſer Vorausſetzung der Unterſchied zwiſchen Leitern und Iſolator ſich ableiten ließ, ſo, wie die Fälle ſich umkehren können, wenn Leiter und Iſolator mit einander in Conflict kommen, und wie ſich überhaupt dieſe Vorausſetzung durch die Erfahrung beſtätigt, kann ich freilich hier nicht zeigen. Nur ſo viel: es wird hier eine Triplicität in den negativen Bedingungen des chemiſchen Proceſſes poſtuliret, und man ſiehet voraus, daß viele Fälle complicirter werden, als der Verf. annimmt. Der Waſſerſtoff alſo iſt Ausdruck einer Tendenz zu einer höhern Verwandſchaft; vermittelſt deſſelben tritt die Erde in ein eignes dynamiſches Verhältniß gegen die Sonne. Aber dieſer Stoff iſt nur da, um die Verwandtſchaft zu vermitteln; wenn der Gegenſatz da iſt, verſchwindet er als vermittelndes Glied. Aber auch Sauerſtoff iſt das Negative einer höhern Welt, er kann nur gegen ſein Negatives tendiren, inſofern er zugleich gegen ſein Poſitives tendirt. Es iſt auch nur ein vermittelndes Glied, und verſchwindet. Nach dem Proceſſe iſt alſo der Körper in eine höhere Affinitätsſphäre aufgenommen, als ein ſolcher kann er aber auf der Erde nicht thätig ſeyn. — Das kurze Leben iſt verſchwunden — die Welt, in welcher Kräfte entfeſſelt gegen Kräfte freier ſpielten, iſt zugeſchloſſen; das wiedergebundene muß als todte Maſſe unter die Herrſchaft der Schwere zurücktreten. — Aber mit dem organiſchen Leben auf der Erde, von welchem wir ausgingen, und zu welchem wir mit dem Verf. hier zurückkommen, iſt eine nie zugeſchloſſene Welt gegeben, eine in der Sterblichkeit ſelbſt unſterbliche Thätigkeit, die, von Individuum auf Individuum übergetragen, nie erliſcht. Was erweckte ſie? — Was feſſelt ſie innerhalb eines engen, nie zu überſteigenden Kreiſes? — Dieſe Fragen ſind doch wohl von der höchſten Wichtigkeit.

Das Organiſche iſt im Gegenſatz gegen das Unorganiſche, aber auch nur durch dieſes. In dieſem müſſen die Bedingungen aller Organiſation liegen. Aber mit der Schwere iſt zugleich das Princip eines dynamiſchen Proceſſes auf die Erde gekommen. Hierdurch würde aber die Außenwelt des Organismus nur ein Ausdruck einer höhern; die Thätigkeit der Erde iſt Product einer höhern. — Dieſe muß mit der Productivität des Organismus identiſch ſeyn. Damit die organiſche Productivität eine beſtimmte wird, muß ſie begrenzt werden. — Es muß in die höhere Welt ſelbſt ein Gegenſatz kommen, ſo, daß die allgemeine Productivität gegen die organiſche ſich wie eine äußere verhält. Dieſes Negative iſt die Senſibilität. Die Senſibilität iſt alſo nichts, als das, was die allgemeine Productivität zu einer beſtimmten macht, aber eben dadurch auch Quelle alles organiſchen Lebens. — Sie iſt aber auch das Höchſte in der Natur, und ihre Bedingungen verlieren ſich in den Bedingungen der Natur überhaupt. Die allgemeine Productivität (der Sonne auf unſere Erde) iſt aber Urſache der chemiſchen Action. Dieſes iſt ſie aber nur in ſoferne ſie ſelbſt *nicht* chemiſch iſt; deßhalb verſchwindet ſie auch im chemiſchen Producte. Im lebendigen ſoll ſie ſich aber erhalten; dieſes wäre nur durch ein immerdauerndes Verhindern, daß es nicht zum chemiſchen Product käme, möglich. Deßhalb muß auch das poſitive Princip der Organiſation außerhalb der Organiſation geſucht werden, es muß allgemein gegenwärtig nur da in ſeiner beſtimmten Wirkſamkeit hervortreten, wo eine beſtimmte Receptivität gegeben iſt. *Dieſe* iſt aber durch die Senſibilität gegeben. Von dem empiriſchen Standpuncte aus iſt aber alles Materie, alle Productivität eine beſtimmte. Eine Materie aber, die Princip des Lebens ſeyn ſollte, könnte keine einzelne des Proceſſes ſeyn, es müßte eine *allgemeine* Materie ſeyn, die, auf eine eigene Sphäre beſchränkt, im Conflicte eine eigene Welt bildete, und unterhielte, ſo wie ſie ohne dieſe Beſchränkung die Thätigkeit der allgemeinen Natur unterhält (wie z. E. der Aether der ältern Naturforſcher). Dieſe iſt die *Weltſeele* unſers Verf. Durch die Senſibilität iſt die Receptivität bedingt; denn ſie bildete in der allgemeinen Welt eine beſondere — ſie iſt das letzte phyſikaliſche Phänomen; denn über ihr hinaus liegt nur die Natur als Subject ſchlechthin. Aber die Senſibilität iſt nur Thätigkeit, die auf das Subject geht — ſie kann alſo nie Object werden. Das Gleichgewicht des Gegenſatzes, auf welchem die Senſibilität beruht, muß geſtöret werden, was nur durch ein äußeres geſchehen könnte, (denn im Organismus iſt urſprünglich nur jener Gegenſatz); geſtört aber nur, um wieder hergeſtellt zu werden, denn dadurch allein iſt die Störung erkennbar. Dieſes müßte durch Erweckung einer Thätigkeit geſchehen, die nach außen — in den Organismus als Object übergienge. Ihre Bedingung (da Duplicität zur Intusſuſception tendirt, und hier ein immerwährendes Verhindern, daß es nicht zur Intusſuſception kommt, poſtuliret wird), iſt Triplicität, (die galvaniſche Kette enthält die Formel aller Thätigkeit, die innerhalb eines Kreiſes ſich ſelbſt unterhält). Aber auch dieſe Triplicität müßte nicht ſchlechthin ſeyn; denn die durch ſie bewirkte Thätigkeit iſt = äußerer Ruhe, und hier iſt äußere Thätigkeit. Es müßte in einem Moment zur Intusſuſception gemeinſchaftlicher Raumerfüllung des Entgegengeſetzten kommen — Contraction. — Aber mit dieſer müßte die Bedingung ihrer Aufhebung gegeben ſeyn — Expanſion —. Alle Thätigkeit im Organismus, als Object, ein Wechſel von Expanſion und Contraction — Irritabilität. Aber die Irritabilität iſt immer nur ein Inneres; es wird ein Aeußeres, ein Product poſtulirt, die Thätigkeit muß produciren (die Irritabilität in Bildungstrieb übergehen). — Die Production kann nur immerdauernde Reproduction ſeyn, und dieſe iſt nur durch immererneuerte Erregung (Nutrition) möglich. Aber eine Organiſation beſteht aus mehrern Syſtemen; ein jedes muß auf eine ſpecifiſche Art erregt werden. Durch dieſe iſt eine ſpecifiſche Selbſtreproduction aller Organe, mithin des ganzen Syſtems, bedingt. Eine nothwendige Folge der Selbſtreproduction (nicht Zweck der Nutrition) iſt Anſatz von Maſſe (Wachsthum) durch Aſſimilation. Alle Reproduction wird durch Erregung vermittelt; dieſe iſt aber nicht möglich ohne ein Thätigkeit Erweckendes; und da alle Thätigkeit im Organismus, als Object, Irritabilität iſt, ſo iſt durch dieſe die Reproductionskraft bedingt, ſo wie hinwiederum dieſe durch jene. Nun iſt eine Thätigkeit im Organismus, als Object, nur möglich im Bezug auf eine Thätigkeit in demſelben, als Subject — Senſibilität, Irritabilität und Reproductionskraft beſtimmen ſich daher wechſelſeitig. — Die Reproductionskraft geht entweder auf das Product allein (fortgeſetztes Wachsthum — durch Sproſſen Ablegertheilung, wie bei den Polypen, u. ſ. w.), oder ſie gehet über das Product hinaus. Ihre Bedingung aber iſt Duplicität — wäre dieſe nicht im Product, ſo müßte dann der eine Factor außer dem Product ſeyn. Wäre dieſes nicht der Fall, ſo würde das Product zur anorgiſchen Natur zurückkehren, es würde ein — vielleicht regelmäßiges, aber immer doch noch todtes Product ſeyn. — Producte der Kunſttriebe. Hier wagt ſich der Verf. an das ſchwierige Problem von den Kunſttrieben, und Inſtincten der Thiere, und ſucht zu beweiſen, daß ſie ſelbſt, nach ſeiner Anſicht der Natur, (nach welcher freilich alle Willkühr nur ſcheinbar iſt) nicht unerklärbar ſind. Ich leugne nicht, daß die Erklärung der Kunſttriebe eben ſo genialiſch, wie richtig iſt; aber das behaupte ich, daß der Verf. nur bei dem Einfachſten ſtehen blieb. Die Regelmäßigkeit iſt mir nicht das Unbegreifliche, bei den Kunſttrieben eben ſo wenig, wie in der Natur überhaupt. So wie Schönheit den höchſten Grad des Lebens, ſo drückt geometriſche ſtarre Regelmäßigkeit den höchſten Grad des Todes aus. Sie iſt Ausdruck der unabänderlichen Beſtimmtheit der fertigen Producte, und nur bei den Kunſttrieben da ſichtbar, wo eine eigene — thieriſche Maſſe nach außen anſchießt. —

Aber was wir erklärt haben wollen, iſt der mächtige

Inſtinct der höhern Thiere, jene innere Gewalt, die ſich über das Product hinauswagt, der äußern Welt ihre Producte entreißt und ihnen den Abdruck des eignen Lebens aufdringt. Noch mehr — wiſſen wollen wir, wie jene beſtimmte Charaktere in die Thierheit kommen, daß das eine liſtig einer Gefahr entgeht, die das andere gewaltſam überwindet, und das dritte furchtſam fliehet. Wagte ſich der Verf. nicht ſo weit? Glaubt er hier nicht erklären zu können? und warum nicht? Er hat das Wahre geahndet, aber er nennt es einen Traum. — Ein Traum nur wäre, was die Natur ſo deutlich zeigt, ſo hell? ja was aus der Anſicht des Verfaſſers ſelbſt folgt, was er bei einem conſequenten Verfahren hätte folgern müſſen? Beſteht nicht die Organiſation (im Ganzen) im Suchen nach einer Harmonie, und im Fixirtſeyn der einzelnen Verſuche? Da bei den Thieren die äußern Sinne allmählig hervortreten, warum ſollte nicht ein innerer Sinn nach und nach dämmern können? Die Großmuth, die Furchtſamkeit, die Liſt, die Keckheit der Thiere iſt nichts, als Ausdruck jener einſeitigen Verſuche. Der Fuchs kann nur liſtig, der Löwe nie furchtſam ſeyn. Und iſt nicht unter den Menſchen ein merklicher Unterſchied, mannichfaltige Tendenz der Natur zum Höchſten? Das Genie iſt dieſes Höchſte, — die ſchönſte Blüte der Natur, das Allerheiligſte, von welchem aus der Erdgeiſt wiederſtrahlt.

Die Vernunft iſt der Brennpunct der ganzen Natur, von wo aus die Strahlen entzündend zurückkehren. Was außer dem Brennpunct iſt, kann Lichtſtral ſeyn, kann erhellen; aber es zündet nicht. Jene einſeitigen Charaktere (man erlaube mir dieſen etwas uneigentlichen Ausdruck) ſind nicht Vernunft, auch keine Art, kein Analogon der Vernunft; denn dieſe iſt nur in der Harmonie, die alle Richtungen erlaubt, ihr Wahrzeichen iſt — Freiheit — Und ſo wäre die Idee, daß die Natur in dem Menſchen erwacht, daß der Menſch gleichſam ein Centrum der Natur iſt, (ein Ausdruck von Herder!) das ſie auf mannichfaltigen Wegen und Abwegen ſucht, und erſt im Bewußtſeyn findet — doch wohl mehr als ein bloßer Traum. Aber ſie findet es nur, um nach allen Richtungen in ſich ſelbſt zurückzukehren. Das Bewußtſeyn iſt (ſpinoziſtiſch) nichts, als die ſich erkennende, und im Erkennen reproducirende Natur; und ſo allein konnte ſie ſich ſchließen, ohne aufzuhören, konnte, im Werden begriffen, doch vollendet ſeyn. Das Bewußtſeyn iſt nicht das Letzte, womit die Natur aufhört, aber das Höchſte, durch welches es in ſich ſelbſt zurückkehrt. —

Wenn der eine Factor der über das Product herausgehenden Productionskraft nicht außerhalb des Products iſt, ſo wird das Product anorgiſch. Iſt der eine Factor außerhalb der Producte, ſo muß die Production organiſch bleiben — Fortpflanzung durch Geſchlecht — organiſch iſt aber die Reproductionskraft nur, in ſofern ſie durch Senſibilität und Irritabilität vermittelt iſt. — Jene muß übergetragen werden — Der Fructificationsact iſt nur das Erregende eines neuen Senſibilitätsproceſſes. Was die Trennung bewirkt, liegt nicht im Organismus, auch nicht im Anorgiſchen — es liegt in der allgemeinen Organiſation der Natur, die über beiden ſchwebt; durch die Fortpflanzung iſt die Gattung geſichert, aber auch die Thätigkeit des Individuums erſtorben. Die Dualität, die immer wieder hervorgerufen wurde, wird verſchwinden, das Leben des Individuums mit einem chemiſchen Proceß enden. Und ſo wäre das oben Poſtulirte hier abgeleitet. Ich überlaſſe es dem Leſer, die Nachweiſung einer organiſch dynamiſchen Stufenfolge, deren Möglichkeit durch die Möglichkeit der verſchiedenen Proportionen der drei ſich wechſelſeitig beſtimmenden und in der Erſcheinung vordringenden Kräfte bewieſen iſt, nachzuleſen. Zu deutlich habe ich es gefühlt, wie ſchwierig es iſt, einen Auszug aus den Schriften des Verf. zu machen, in welchem das doch nur dürftig zuſammenhängt, was in dieſen ſich lebendig evolviret. Die Schrift enthält eine große Menge Themata, die jedes für ſich eine genauere Unterſuchung verdienen, und von welchen ich von Zeit zu Zeit einzelne vornehmen werde. Hier von dem nachfolgenden nur ſo viel! Die 3 Kräfte drücken ſich offenbar durch drei verſchiedene Welten in der Erfahrung aus; auch hat ſchon La Mark eine Eintheilung in 3 organiſche Reiche vorgeſchlagen. Das Pflanzenreich iſt die Welt der herrſchenden Reproductionskraft. Die Würmer geben uns den Schauplatz eines Kampfes zwiſchen Irritabilität, und Reproductionskraft; das unermeßliche Inſectenreich iſt die eigene Welt der herrſchenden Irritabilität. Die Amphibien und Fiſche ſtellen einen Streit zwiſchen Irritabilität und Senſibilität dar; mit den zwei höchſten Thierklaſſen iſt eine eigene Welt der herrſchenden Senſibilität gegeben. Die Vögel deuten offenbar einen Verſuch der Natur an, die Reſpirationsorgane auszubilden, welches freilich ohne Ausbildung des irritablen (Gefäß-) Syſtems, ſo wie dieſes ohne Ausbildung des ſenſiblen (Nerven-) Syſtems nicht möglich war. — Bei den Säugthieren iſt der Hauptzweck der Natur eine Ausbildung des Höchſten — der Senſibilität. Eine phyſikaliſche Theorie der Sinne, die freilich nicht Vorſtellungen, wohl aber ihre mit der Organiſation gegebenen Bedingungen ableitete, würde uns über die Verſuche der Natur, einen innern Sinn allmählich hervorzurufen, vielen Aufſchluß geben. Einen Keim von Hofnung, eine ſolche Theorie zu finden, giebt uns das, von Sömmering entdeckte merkwürdige Zuſammentreffen der Wurzeln der Sinnesnerven in der erſten Hirnhöhle bei den Menſchen, ſo wie die Entfernung mehrerer, und die Annäherung einzelner Nerven zu dieſem Mittelpunct bei andern Thieren. —

Es geht nur eine Kraft durch die ganze organiſche Natur — Denn Irritabilität iſt nur das Negative der Senſibilität, Reproductionskraft nur das Negative der Irritabilität — alle nur Modificationen Einer Thätigkeit. — Die vollſtändigſte Harmonie iſt in der ganzen organiſchen Welt, nicht in den einzelnen Organiſationen, und was oben poſtulirt wurde, hat der Verſ. deducirt, und durch Erfahrung unwiderlegbar beſtätiget. — Aber die organiſche Thätigkeit iſt urſprünglich identiſch mit der Thätigkeit der Natur überhaupt. — Sie iſt nichts, als die concentrirte Natur ſelbſt. Organiſche — wenigſtens ihnen analoge — Kräfte müſſen alſo in der anorgiſchen Natur ſelbſt ſich aufzeigen laſſen.

Die Senſibilität iſt höchſtes Princip aller Organiſation, aber ſie ſelbſt iſt Ausdruck einer Dualität in der urſprünglich identiſchen Natur. Aber mit der Organiſation des Univerſums iſt ein Zerfallen der identiſchen Productivität in entgegengeſetzte Factoren gegeben, und es muß auf jedem Weltkörper ein Ausdruck des Uebertragens der urſprünglichen Differenz aus einer höhern Indifferenz von

Product auf Product nachgewieſen werden. Es iſt Magnetismus. Dann iſt aber Magnetismus nichts, als Ausdruck einer, von Product auf Product übergetragenen, Duplicität in der urſprünglichen Identität der Natnr, kurz: er iſt, was in der organiſchen Natur die Senſibilität iſt.

Der Magnetismus iſt nnr Bedingung aller Geſtaltung, alſo aller Schwere — Denn jener iſt Ausdruck der allgemeinen Heterogeneität, dieſe der Homogeneität in der Heterogeneität. (Daß, wenn der Magnetismus als ſolcher ſich zeigen ſoll, er dann durch ein Wiederentſtehen und Wiederaufheben der Dualität ſelbſt ſich zeigen muß, ja daß aller chemiſche Proceß ihn als erſte Bedingung vorausſetzt, iſt freilich gewiß; wie aber ein einzelner Körper, wie z. E. einige Metalle, als Repräſentanten des allgemeinen Magnetismus auftreten können, iſt nach der Conſtruction des Verf. völlig unbegreiflich.) Die Schwere iſt alſo nichts anders, als Ausdruck der Indifferenz des Erdmagnetismus; dynamiſch aber, im Gegenſatz gegen ein Princip, welches den chemiſchen Proceß begründet, iſt dieſe Differenz das Erdprincip, (das Begrenzende, Indecomponible) der Erde. Aber mit Differenz in der Indifferenz iſt ſtarre Geſtaltung gegeben. Wenn es daher zum chemiſchen Proceß kommen ſoll, ſo muß ein alle Geſtalt aufhebendes Princip ſeyn, (Wärmeprincip) — Ich glaube daher immer, daß man die Schwere — mit Baader — Kälteprincip, contrahirendes Princip nennen könnte, und ſo eine Dualität hineinbringen, die doch allein eine Conſtruction der Wärme möglich macht.) Mit jeder Geſtaltung iſt eine Polarität, eine Differenz in der Indifferenz gegeben; das

Flüſſige iſt Ausdruck einer Indifferenz der Geſtaltung, die alle Polarität aufhebt, alſo gleichſam eine Indifferenz in der zweiten Potenz. Daher hat auch das Flüſſige keinen gemeinſchaftlichen Schwerpunct; denn dieſer iſt immer Ausdruck einer fixirten Differenz. Mit der Differenz kömmt Thätigkeit (deren Phänomen, wie wir wiſſen, das Licht,); das Begränzende dieſes neuen Gegenſatzes, alſo (ein, dem Indecomponiblen der Erde entgegengeſetztes Indecomponibeles), iſt Sauerſtoff. Der Sauerſtoff iſt alſo eine erregende Potenz für die Erde; das Phänomen ihrer urſprünglichen Erregbarkeit iſt das Licht, das Phänomen der Erregbarkeit des Körpers im Proceß iſt die Kraft, mit welcher ſie der Beendigung des Proceſſes widerſteht, mit dem Maximum der Erregbarkeit tritt das Licht wieder hervor, und die Erregbarkeit verſchwindet. Nun weiß man, daß, was als Reiz wirkt, ſein Entgegengeſetztes hervorbringen ſoll; deßhalb wird das Negative des chemiſchen Proceſſes erſt poſitiv wirken. Die erſte Thätigkeit des Negativen wird alſo gegen die Begrenzung gehen. Es gehet aber nur gegen ſeine Begrenzung, in ſofern es eine der allgemeinen Schwere entgegengeſetzte Richtung annimmt. Mit der Schwere iſt aber die Geſtalt fixirt. Die erſte Wirkung des Lichts iſt alſo durch das Wärmeprincip vermittelt — ihr Phänomen — Zurückſtoßung. Das Negative ſtößt aber das Poſitive nur in ſofern zurück, als es angezogen wird, und umgekehrt. Ich nehme als bewieſen an, daß keine Erregung durch Wärme ohne eine der äußern widerſtrebende Wärme der Körper ſelbſt möglich ſei; daß die Intenſität dieſes Wärmeprincips der phlogiſtiſcherregbaren Körper mit ihrer Capacität im umgekehrten, und mit ihrer Leitungsfähigkeit im geraden Verhältniß ſtehe, welches durch den Verf. zuerſt a priori abgeleitet, und durch Erfahrungen hinlänglich beſtätiget iſt. So folgt, was auch der Verf. annimmt, daß, je größer die Negativität gegen Sauerſtoff, deſto größer die Erregbarkeit — und umgekehrt, die vollſtändigſte Oxydation, — im Verbrennungsproceß, zerſtört alle Erregbarkeit —. Ich kann dieſe Materie nicht verlaſſen, ohne noch einmal auf die Nothwendigkeit einer Wärmetheorie aufmerkſam zu machen. Sie würde uns über Leitungsfähigkeit der Flüſſigkeit für Elektricität und Wärme, über die Durchſichtigkeit der Gasarten, über das wunderbare Phänomen, daß Verwandtſchaften bei bloßer Temperaturerhöhung ſich umkehren, Aufſchlüſſe geben; kurz: eine Conſtruction des chemiſchen Proceſſes kann erſt durch eine Wärmetheorie einige Vollendung erhalten. — Iſt die phlogiſtiſche Erregbarkeit mit dem Verhalten der Körper gegen Sauerſtoff gegeben, ſo muß dieſe mit ihrem elektriſchen Verhalten in irgend einer Verbindung ſtehen; die Körper, die poſitiv-elektriſch ſind, müſſen am leichteſten erregbar ſeyn (was auch, wie der Verf. bewieſen hat, mit der Erfahrung übereinſtimmt.) Mit der Verwandtſchaft zum Sauerſtoff iſt alſo eine der Schwere entgegengeſetzte Richtung (Expanſion) gegeben. (Warum iſt der Repräſentant der poſitiven Elektricität — Waſſerſtoff — der ſpecifiſch leichteſte Körper unſers Erdbodens?) Aber der Sauerſtoff tendirt zur Intusſuſception (Contraction); ein jeder elektriſche Proceß wird alſo ein Wechſel von Expanſion und Contraction ſeyn, der ſich als abwechſelnde Anziehung und Zurückſtoßung zeigt. Nun geht die Thätigkeit der Natur urſprünglich auf einen Conflict des Indecomponiblen mit dem Componiblen, wo keines von beiden ſiegt; aber im chemiſchen Proceſſe wird der Proceß beendigt, (die Thätigkeit erliſcht). Er wird alſo entweder mit einer Expanſion (Sieg des Incomponiblen), oder Contraction (Sieg des Indecomponiblen) ſchließen. In beiden Fällen wird aber doch die phlogiſtiſche Erregbarkeit, wenn der Körper wirklich oxydirt wird, aufhören. Im erſten Falle wird die Elektricität das Phänomen der verſchwindenden, im letzten das Phönomen der wieder hervortretenden Dualität der Geſtaltung ſeyn. In der organiſchen Welt wird aber der Proceß ſelbſt, d. h. der Wechſel von Expanſion und Contraction, permanent ſeyn (jede Organiſation auf dem Sprung zwiſchen Flüſſigen und Feſten). Es muß alſo eine immer dauernde Verminderung der phlogiſtiſchen Erregbarkeit vor ſich gehen: was ſie erhöht, muß die Bedingung zu ihrer Herabſtimmung enthalten, aber durch die Herabſtimmung muß ſie wieder erhöht werden.

Iſt nun die phlogiſtiſche Erregbarkeit durch die Verwandtſchaft zum Sauerſtoff bedingt, ſo wird dieſer Stoff auch eine Bedingung des organiſchen Proceſſes, kurz, ein negatives Princip der Irritabilität (das Phänomen jenes immer unterhaltenen Wechſels) ſeyn.

Daß der Sauerſtoff nun wirklich negatives Princip der Irritabilität ſei, hat der Verf. in der Weltſeele aus der Erfahrung bewieſen. Durch die Nahrung erhält das Thier einen phlogiſtiſchen Stoff — hauptſächlich Stickſtoff, durch die Reſpiration Sauerſtoff. Dieſe ſollen aber in immerwährendem Conflict mit einander gehalten werden, in der Vereinigung getrennt ſeyn. Dieſes wäre nur möglich, wenn die Hauptaction ſich in mehrere Actionen von verſchiedener Intenſität trennte, die, durch das poſitive Princip vermittelt, Functionen des Organismus werden. Die Intenſität müßte ſich als Capacität für den Sauerſtoff, alſo als ſpecifiſche phlogiſtiſche Erregbarkeit zeigen. Das Product dieſer Functionen wäre eine gemeinſchaftliche Erregbarkeit (eine gemeinſchaftliche Temperatur). Dieſe ſoll aber immer entſtehen, indem die ſpecifiſche Erregbarkeit (mit dieſer ihr Product) immer erneuert wird. Aber erhalten können die Functionen nur werden, indem ein zwiſchen ihnen fluctuirender Körper ihnen immer (im umgekehrten Verhältniſſe mit ihrer phlogiſtiſchen Erreggarkeit und geraden Verhältniſſe mit ihrer Receptivität), Sauerſtoff zubrächte, und ſich alſo auf eine beſtimmte Art entmiſchte. Aber dieſer Körper (nothwendig ein flüſſiger) müßte immer wieder hergeſtellt (alſo oxydirt werden), alſo in der Veränderung unveränderlich ſeyn. Es iſt das Blut, was ihm entſpricht. Die verſchiedene Intenſität der Functionen ſetzt ein verſchiedenes Verhältniß der (indecomponiblen) Stoffe voraus. Mit dieſen iſt eine ſpecifiſche Reitzbarkeit gegeben; aber die nothwendige Folge des Proceſſes iſt ein Anſatz von Maſſe. Dieſe Maſſe muß in einer eigenthümlichen Miſchung erhalten werden. Nun ſind das Nerven⸗ und Muskelſyſtem die Hauptſyſteme des animaliſchen Körpers, jene, obgleich urſprünglich, (wie alle thieriſche Maſſe) Product der Senſibilität, doch in der Erſcheinung ihr Organ, dieſes in der Erſcheinung Organe der Irritabilität. Aber das Blut enthält wirklich die Grundlage zu den Muskeln (als fadenartiger), und Nerven (als ſeröſer Theil). — (Daß der globulöſe Beſtandtheil des Blutes die Grundlage der Gehirnmaſſe enthält, iſt eine bis jetzt nicht gehörig motivirte Vermuthung des Verf. im Entwurf). Nun iſt aber alles

Feſtwerden des Blutes (durch Gerinnung), der Erfahrung zufolge, mit Entwickelung von Sauerſtoff verbunden. Man kann alſo annehmen, daß ein jedes Anſchießen feſter Theile im Muskel mit einer ſolchen Entwickelung verknüpft iſt — ſo aber der zweite Beſtandtheil des Bluts als Gallerte ſich zeigt, muß Alkali entweichen. Es iſt bei den Nerven der Fall (Weltſeele p. 251. und f.). (Dieſes letzte kann man nicht annehmen; Alkali iſt ein fertiges chemiſches Product — aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeine Verbindung aus Stickſtoff und Waſſerſtoff — und ein ſolches kann im Lebensproceß nicht thätig ſeyn. Auch kann Alkali wohl mit einer Säure, aber nicht mit Sauerſtoff im Conflict gedacht werden. Vermuthlich wird aber aus den Nerven immer Waſſerſtoff frei, und ſo wird bei der Irritabilität, wie bei der Elektricität, eine Dualität ſeyn, nur daß ſie im Organismus immer unterhalten wird. Die Irritabilität iſt alſo das Entgegengeſetzte des Nutritions- und Reſpirationsproceſſes, — eine ſtete Desoxydation — Erfahrungen, die dieſes beweiſen. Das Wahre in der Girtanneriſchen Hypotheſe, (a. o. a. O. S. 256 u. f.) Aber was im animaliſchen Proceſſe Irritabilität iſt, verliert ſich im vegetabiliſchen ganz in Reproductionskraft. Hier müßte deßhalb der Proceß in der Erſcheinung ſich umkehren: die Vegetation müßte eine immerdauernde, alſo immer verhinderte Desoxydation, wie die Animaliſation eine immer verhinderte Verbrennung ſeyn. Kein Wunder, daß der Waſſerſtoff und — als das Phänomen aller Thätigkeit auf der Erde — das Licht eine Hauptrolle bei der Vegetation ſpielt! Der Verf. glaubt, daß man die Vegetation als eine Desoxdation des Waſſers, ſo wie die Animaliſation als eine Oxydation mittelſt der

Luft, anſehen könnte. — Er vermuthet daher in der Weltſeele, daß der Kohlenſtoff — urſprünglich — ein Product der Pflanzen ſeyn könnte. Es läßt ſich aber — geognoſtiſch — darthun, daß der Kohlenſtoff ein Urelement der Erde ſei, und ich halte mich für überzeugt, daß er bei den Pflanzen dieſelbe Rolle ſpielt, die der Stickſtoff bei den Thieren übernommen hat.

Es iſt freilich gewiß, daß das Waſſer bei der Vegetation deſoxydirt wird; aber nur in ſofern der Kohlenſtoff oxydirt wird. Im Verhindern dieſer Oxydation beſteht die Vegetation. Der Zweck der Vegetation, wie der der Animaliſation, iſt Oxydation; ein Zweck, den die Natur doch ſelbſt nach dem Lebensproceß erſt durch Verbrennung, oder Sättigung mit einer Säure, vollſtändig erreicht! Die Urſache aber, warum die Oxydation im Pflanzenreiche ſich gerade als der entgegengeſetzte Proceß zeigt, iſt, weil wir bei den Pflanzen von der Reproduction zur Irritabilität nur durch einen Schluß hinaufſteigen können, der im Thierreiche, ſelbſt in der Erſcheinung, die Irritabilität als das urſprüngliche Phänomen gegeben iſt. Es wird dieſes unten heller werden. Die Bedingung der lebendigen Thätigkeit aber, immer werdende Triplicität, iſt in beiden organiſchen Reihen. Durch das Ankämpfen der äußern Natur wird ſie immer erneuert; durch die Circulation eines in der Verminderung unveränderlichen Fluidums (das Blut bei den Thieren, die Säfte bei den Pflanzen) wird ſie unterhalten. Der Moment der freien Dualität, der in der anorgiſchen Natur nur entſteht, um zu verſchwinden, entſteht immer von Neuem im Organismus. Die Elektricität wird — auf einer höheren Stufe — Galvanismus.

Rittern, dieſem eben ſo ſcharfſinnigen, als fleißigen Naturforſcher, wurde es aufbehalten, a posteriori zu beweiſen, daß mit der Bedingung der Triplicität, wenn unter den drei homogenen Körpern ein oder zwei flüſſige (alſo veränderliche) ſind — ſelbſt in der anorgiſchen Natur — chemiſcher Proceß begründet wird. Durch dieſe große Entdeckung iſt der Grund gelegt zu einer phyſikaliſchen Beantwortung des größten Problems in der Naturwiſſenſchaft. Beobachtungen und Verſuche werden uns lehren, wie durch immer erneuerte Triplicität die chemiſche Thätigkeit auf der Erde, obgleich theilweiſe beendigt, doch nie ganz aufhört; wie die Irritabilität der Luft — die in der größten Variabilität immer gleichförmig ſich erhält — beſtändig unterhalten wird, wie es verhindert wird, „daß der Athem der Natur nie ausgeht.“ So würde jenes große Phänomen, wenn es erkannt wird, unſerer Naturwiſſenſchaft einen Grad der Vollendung geben, die man vor kurzem kaum ahndete: wie viel unſer Verf. dazu beigetragen hat, iſt wohl einleuchtend. — Aber in der anorgiſchen Natur kömmt es zu chemiſchen Producten. Der Kreis, in der organiſchen Welt immer offen, öffnet ſich hier nur, um ſich zu ſchließen. Was die Reproductionskraft in der organiſchen Welt iſt, iſt der chemiſche Proceß in der anorgiſchen. — Das Phänomen der innerhalb einer beſtimmten Sphäre eingeſchloſſenen, nie ruhenden Naturthätigkeit iſt der Bildungstrieb.

Das Phänomen der Thätigkeit der Natur überhaupt — das Licht. — Es iſt nur für die Vernunft da — nichts, als der Wiederſtral des Conſtruirens ſelbſt, das Phänomen des großen immer werdenden Werks, das die Natur und der Genius gemeinſchaftlich ins Unendliche zu vollbringen ſtrebt. Daß die Phänomene, die ein Eingehen des Lichtes, als eines chemiſchen Stoffes, im chemiſchen Proceſſe beweiſen ſollen, nichts beweiſen, als ein coexiſtirendes Verſchwinden des Sauerſtoffs und Hervortreten des Lichts, und umgekehrt ein Verſchwinden des Lichts und Hervortreten des Sauerſtoffs (woher die Täuſchung, als desoxydirte das Licht, da doch nur ſein Verſchwinden mit der Desoxydation coexiſtirt), hat der Verf. bewieſen. Iſt aber alle chemiſche Thätigkeit auf der Erde bedingt durch das negative Verhalten gegen Sauerſtoff, ſo muß, wo dieſe Negativität aufhört, der Moment des Aufhörens mit dem Hervortreten des Lichts, als Phänomens der Thätigkeit, und das Hervortreten der Negativität mit dem Verſchwinden des Lichts begleitet ſeyn. Keine Erſcheinung nöthigt uns, die Materialität des Lichts anzunehmen. — Es iſt eine Kraft, die durch die ganze Natur geht. Mit der erſten Duplicität fängt der nie aufhörende Streit in den unendlichen Sphären des Univerſums (mit Magnetismus), und in den engen Sphären des Organismus (mit Senſibilität) an. Continuirlich von außen aufgeregt wird das Gleichgewicht des urſprünglichen Gegenſatzes immer geſtört, um immer wieder hergeſtellt zu werden. Entſteht dieſer freie Gegenſatz, deſſen Bedingung Triplicität, blos um zu verſchwinden (in der Elektricität), ſo kehrt das Gleichgewicht des urſprünglichen Gegenſatzes zurück — die erregte Thätigkeit erliſcht, — im chemiſchen Proceſſe. Entſteht der Gegenſatz immer von neuem, durch immer erneuerte Triplicität (in den Erſcheinungen der Irritabilität), ſo iſt Leben da; ſelbſt die abgeſetzte Maſſe wird immer von neuem reproducirt. Aber ſelbſt in der anorgiſchen Welt kommt es nur theilweiſe zum fertigen Producte; auch hier wird der chemiſche Proceß immer unterhalten, d. h. es kömmt zum Theil auch nicht zum chemiſchen Producte. — Auch da iſt im Ganzen die Organiſation immer im Gange.

Wie es nun möglich iſt, daß es durch die einander in der Erſcheinung abwechſelnden, nach einander hervortretenden Thätigkeits-Aeußerungen — durch den Magnetiſmus, Elektricität und chemiſchen Proceß — zu wirklichen Raumerfüllungen komme, muß ſich aus dem Verhältniſſe dieſer Kräfte in ihrer Richtung gegen den Raum ableiten laſſen. Da, wie ich weiß, der Verf. mit dieſem Gegenſtande ſich beſchäftigt, um dadurch die Deduction des Magnetiſmus, der Elektricität, und des chemiſchen Proceſſes zu vollenden, ſo erwarte ich die Ausführung. — Und ſo könnte ich zum Schluſſe eilen, wenn ich es nicht für nöthig hielt, erſt ſo kurz wie möglich einige Aufſchlüſſe über mehrere Stellen der Anzeige zu geben, wo ich auf eine Triplicität der negativen Bedinnungen des chemiſchen Proceſſes hindeutete.

Der Verf. ſpricht von dem Erdprincip, als einem Homogenen. — Nun iſt es zwar gewiß, daß das negative Verhalten gegen Sauerſtoff eine ſolche Homogeneität in der urſprünglichen Heterogeneität der Erde nothwendig vorausſetzt. Da aber mit dem Verhältniß der Erde zur Sonne eine urſprünglich qualitative (alſo beſtimmbare) Differenz, (deren höchſter Ausdruck, inſoferne jene eine Uebertragung der urſprünglichen Differenz an das einzelne Product iſt, Magnetiſmus iſt) gegeben iſt, ſo muß im chemiſchen Proceß eine Begrenzung des Erdprincips nach zwei Richtungen (gleichſam nach zwei Weltgegenden) möglich ſeyn. Da aber eine jede Begrenzung nur negativ (durch Stoffe) darſtellbar iſt, ſo müßten zwei Stoffe jene Richtung andeuten. Aber jene zwei Stoffe ſind gemeinſchaftlich durch Sauerſtoff begrenzt. Es müßte alſo in den urſprünglichen Stoffen eine Tendenz zu einer höhern Einung, eine neue Begrenzung entſtehen, und vermittelt durch dieſe müßte erſt ein höherer (dynamiſcher) Gegenſatz möglich ſeyn; kurz der homogene Erdſtoff müßte im chemiſchen Proceſſe in drei Stoffe zerfallen können.

Da nun Sauerſtoff das erregende Princip aller chemiſchen Thätigkeit iſt, ſo wird hiermit eine Quadruplicität der chemiſchen Stoffe (des Indecomponiblen) poſtulirt. Die Natur kommt dieſer Conſtruction freiwillig entgegen. Alle Oxydation und Desoxydation (und, als ihr Vorgänger, ein jeder elektriſche Proceß) iſt durch Waſſerſtoff vermittelt, — der alſo eigentlich — was Ritter vom Sauerſtoff ſagt, — die Axe aller chemiſchen Rotation auf Erden iſt. Die Stoffe nun, deren Oxydation durch Waſſerſtoff vermittelt wird, ſind Kohlen- und Stickſtoff.

Iſt es aber nicht auffallend, daß in den chemiſch zerlegbaren Körpern ſo häufig Waſſerſtoff mit Stickſtoff auf der einen, und derſelbe Stoff mit Kohlenſtoff auf der der andern Seite gefunden wird? hingegen kein Körper, der aus Kohlenſtoff und Stickſtoff für ſich beſtände? Es iſt zu verwundern, daß das Beſtreben dieſer Stoffe, ſich zu fliehen, auf welches alle Erfahrungen hinweiſen, ſo daß ſie nur durch Vermittelung zur Vereinigung gezwungen werden, nicht mehr Aufmerkſamkeit erreget hat. Dieſe vier Stoffe ſtellen (dynamiſch) — die vier Weltgegenden vor: — Mittag — (Stickſtoff, poſitiver Magnetismus); Mitternacht — (Kohlenſtoff, negativer Magnetismus);

Morgen — (Sauerſtoff, negative —) und Abend (Waſſerſtoff, poſitive Elektricität —) in dieſem gehet die Sonne unter, die Thätigkeit hört auf, — im chemiſchen Proceß. Mit dieſen 4 Stoffen können wir nun eine Conſtruction der chemiſchen Thätigkeit unſerer Erde erſt anfangen, wir können uns, wie Baader ſich ausdrückt, orientiren. Ich behaupte nicht, daß Kohlenſtoff und Stickſtoff poſitiver und negativer Magnetismus iſt; ich behaupte nur, daß der qualitative Urgegenſatz der Erde ſich mehr, oder weniger im chemiſchen Proceſſe als eine Begrenzung nach zwei Richtungen äußern müßte. Nun nehme man an, daß die Metalle diejenigen Körper ſind, die jenen Urgegenſatz — nach den Graden ihrer Cohärenz — mehr, oder weniger unaufgehoben enthalten: ſo begreiſt man, wie ein Metall mitten unter allen übrigen chemiſchen veränderlichen Körpern, in welchen alle Richtungen mehr oder weniger verworren ſind, — jene Urrichtung ſtille und bedeutend anzeigen, kurz wie ein Körper als Repräſentant des allgemeinen Magnetismus auftreten könne. Die Vermuthung, daß die Metalle aus Kohlenſtoff und Stickſtoff beſtehen, iſt nicht ſo unvorbereitet, wie es vielleicht Manchen ſcheinen möchte. Aber alle chemiſche Thätigkeit geht offenbar auf die Trennung jener Stoffe, die, wenn ſie einmal erfolgt iſt, nie vollſtändig wiederhergeſtellt wird. Merkwürdig iſt es aber, daß nach der Trennung, Kohlenſtoff gleichſam das an die Erde Gefeſſelte iſt, welches durch Vegetation freigemacht wird (daher es ein Product der Pflanzen zu ſeyn ſcheint); Stickſtoff das durch die Trennung von der Erde Losgeriſſene, welches durch die Animaliſation gefeſſelt wird, (die alkaliſchen Erden, vorzüglich Kalkerden erſcheinen erſt ſpäter, der Zeit nach, als die Kieſeligen und die Kalkerde wird noch immer in ungeheurer Menge durch die Thiere generirt). In der Erſcheinung beſtehen alſo die Pflanzen (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) durch einen Conflict des negativen Magnetismus mit der poſitiven Elektricität. Das poſitive Princip der Erregbarkeit (in den Pflanzen) tritt, wie ſein Repräſentant im chemiſchen Proceß (der Stickſtoff), zurück; mit ihm verſchwindet, in der Erſcheinung, die Senſibilität: aber auch das negative Princip der Erregbarkeit (der Sauerſtoff, der den Pflanzen immer zugeführt wird) wirkt gleichſam verſteckt, — mit ihm tritt die Irritabilität zurück. — Die Pflanzen bilden die eigene Welt der herrſchenden Reproductionskraft. Mit dem animaliſchen Proceß fängt der Stickſtoff an hervorzutreten; aber noch immer behauptet ſich der Kohlenſtoff; der Oxydationsproceß tritt hervor, aber noch immer ſpielt der Waſſerſtoff eine bedeutende Rolle. Der immerdauernde Conflict unterhält ſich zwiſchen Waſſerſtoff und Sauerſtoff. Auf der einen Seite kämpft (mit dem Hervortreten des Kohlenſtoffs) die überhandnehmende Reproductionskraft; auf der andern Seite (mit dem Hervortreten des Stickſtoffs) die überhandnehmende Senſibilität mit der herrſchenden Irritabilität *). Bei den höhern Thieren tritt mit der

---

*) Ich brauche mich wohl nicht gegen diejenigen zu vertheidigen, die etwa behaupten wollen, daß ich Stickſtoff und Senſibilität für Eins hielte. — Vielmehr glaube ich, daß man noch immer bezweifeln könnte, ob Stickſtoff, als ſolcher, im thieriſchen Körper ſei, obgleich wir ihn durch chemiſche Analyſen aus ihm erhalten.

Senſibilität zugleich der Stickſtoff deutlicher hervor; der Oxydationsproceß ſelbſt wird auffallender — und man könnte ſagen, das höhere thieriſche Leben beſtehe durch einen immer unterhaltenen Conflict des poſitiven Magnetismus mit der negativen Elektricität. Aber mit dieſer höhern Richtung, die die Organiſation genommen hat, die ſich — auf der niederſten Stufe, — im chemiſchen Proceſſe durch das Daſeyn des Stickſtoffs andeutet, tritt ſie in eine höhere Sphäre. Was poſitives Princip der Erde iſt, iſt ſelbſt nur negatives, begrenzendes Princip des Lebens. Wie dieſes hervortritt, muß die innere Welt gewaltiger ſich äußern, ein innerer Sinn allmälig dämmern, bis er im Bewußtſeyn reift. Nicht alſo der Oxydations- und Desoxydationsproceß allein, wie der Verf. in der Weltſeele behauptet, ſondern auch die 3 Hauptproceſſe der Natur, der Magnetismus, die Elektricität und der chemiſche Proceß ſind, wie er im Entwurf und der Einleitung bewieſen hat, in der organiſchen Welt in einer höhern Potenz als Senſibilität, Irritabilität und Reproductionskraft, nicht nur an die einzelnen Individuen, ſondern auch, wie ich glaube, an verſchiedene Welten, gleichſam vertheilt, und in dieſen zu Permanenz gediehen. Die weitläuftigern Beweiſe meiner Behauptung aus der Erfahrung, die wichtigern Folgen gehe ich hier vorbei. So viel ſieht man aber leicht: nur eine genaue Unterſuchung des feſten Reſiduums auf der einen — des flüſſigen, den Keim zu allem Lebendigen auf der Erde Enthaltenden, auf der andern Seite, d. h. nur eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Geologie und Meteorologie läßt uns hoffen, in die Natur des organiſchen Proceſſes einzudringen, und ſo die Natur wie der Verf. ſich ausdrückt „mit einem Schlage zu erklären.“ Unabläſſig bemüht, das Durchgeriſſene zu binden, und das Gebundene wieder zu löſen, geräth die Natur mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Der Proceß des Löſens und Bindens wird ſelbſt permanent, und noch nach dem Tode geben die organiſchen Körper das Oehl zu der ewigen Flamme der Natur. Auch in der anorgiſchen Welt ruft ein jeder Proceß ſein Entgegengeſetztes hervor und vernichtet, was er ſelbſt hervorgebracht, um es zu reproduciren. So erhält ſich die Luft bei allen Veränderungen in einer immer gleichförmigen Miſchung. Wie hierbei das Waſſer, dieſe erſtorbene Elektricität, die immer von neuem erweckt werden kann, ſich thätig erzeigt, iſt freilich noch bis jetzt unerklärt; aber zeigen wird es ſich gewiß, daß das Waſſer, wie das Blut, ſich entmiſchen kann, daß es dadurch eine Triplicität immer von neuen entſtehen läßt, und ſo die Irritabilität der Luft enthält; es wird ſich zeigen, daß die Hypotheſe des Verf. von den Barometer-Veränderungen (in der Weltſeele) — wenn gleich nicht ganz wahr, doch der wahren Theorie nahe kommt. Es iſt aus dem Begriff einer Natur überhaupt abgeleitet, und bewieſen: daß die Natur ſich in immer engere Sphären organiſirt; daß die Bedingungen der Thätigkeit in der organiſchen und anorgiſchen Natur urſprünglich dieſelben ſind; daß „Magnetismus, Elektricität und chemiſcher Proceß die Kategorien aller Phyſik ſind;“ daß das Leben nur eine höhere Potenz des ſcheinbar Todten, im Ganzen auch Lebendigen iſt, deren gemeinſchaftlicher Athem iſt der über beiden liegende urſprüngliche organiſirende *Weltgeiſt*. — Was man bisher von der Wirkſamkeit der allgemein verbreiteten Functionen des Magnetismus, der

Elektricität u. ſ. w. nur ahndete, iſt *erwieſen*; ein großes Regulativ für alle künftige Naturtheorie iſt gefunden, und was in der bisherigen Phyſik nur dürftig zuſammenhing, kann ein lebendiges Ganze werden. Alle Einwürfe, die man gegen einzelne Behauptungen hier und da machen kann, einige voreilige Hypotheſen, die mit Erfahrung in Widerſpruch ſtehen, vermögen dieſe wichtigen, von allen Seiten begründeten Reſultate des Entwurfs nicht zu erſchüttern. Aber ſelbſt die Schrift „von der Weltſeele“, zumahl die Abhandlung über den Urſprung des allgemeinen Organismus, und die Conſtruction des Begriffs der Wärmecapacität, hat, indem ſie den erſten Verſuch, durch Thatſachen das, was die Philoſophie von der Natur behaupten müßte, in der Natur nachzuweiſen, enthält, einen entſchiedenen Werth. Leicht wäre es mir allerdings geweſen, hier und dort aus der Erfahrung mehrere Berichtigungen beizubringen; es war aber *hier* mehr meine Abſicht, die Aufmerkſamkeit auf die Hauptpuncte zu richten.

Der erſte belebende Funke iſt von dem Verf. in das todte zerſtreute Chaos geworfen. Ein wahrhaft wichtiges Werk iſt angefangen. — Der mächtige Geiſt der Zeit wird es ergreifen und gewiß nicht ſinken laſſen.

Ueber das Verhältniß der Naturphiloſophie zur Phyſik unſerer Tage.

Vorſtehende abgedruckte Beurtheilung erregte zu ihrer Zeit einiges Aufſehen, und wir erinnern uns nicht ohne Rührung an jene lebendige Zeit, deren bedeutungsvolles Streben zu theilen uns vergönnt war. Wenn wir nun aber, nach ſo langer Zeit, einen Blick werfen auf das, was in der Naturwiſſenſchaft geſchehen iſt, und wie das Streben, welches damals ſo freudig begann, ſich thätig bewieſen hat, ſo müſſen wir wohl bekennen, daß keinesweges in allen Richtungen geleiſtet iſt, was der begeiſterte Anfang verſprach. Man glaube nicht, daß wir verkennen wollen, was eifrige, erfahrne und talentvolle Männer, die ſich freundlich mit uns verbunden haben, auch wenn ſie eigene Wege wählten, geleiſtet; eben ſo wenig ſoll geleugnet werden, daß die von dem Bemühen der Naturphiloſophie geforderte Forſchung ſelber uns manchen Schatz vorbereitend gewährte; aber es ſcheint uns, als wenn der wahre Mittelpunct, der eigentliche Kern der gemeinſchaftlichen Betrachtung ſich in eine zerſtreute, mannichfaltige Beſchäftigung zerſplittert habe, wodurch die Aufmerkſamkeit von der eigentlichen Aufgabe abgelenkt worden iſt. Es war das ſchöne Verdienſt des großen Erfinders, oder vielmehr Wiederherſtellers der uralten

Naturphiloſophie, daß er dieſen Mittelpunct der lebendigen Einheit nie aus den Augen verlor, und wenn auch der Verſuch, das Beſondere in die Einheit hineinzubilden, nicht immer gelang, ſo ward die Betrachtung doch fortdauernd da feſtgehalten, wo ſie vorzüglich thätig ſeyn mußte und der Gegenſatz zwiſchen einer Phyſik, die in der ſchwankenden Unendlichkeit erſcheinender Verhältniſſe, und einer ſolchen, die aus den Tiefen des Lebens ſchöpft, trat in ſeiner Härte, aber auch in ſeiner Klarheit hervor. Man könnte behaupten, daß es eben nützlich geweſen iſt, daß jenes einſeitige Bemühen aufhörte, daß die Richtung nach der einſeitigen Erſtarrung der Conſtruction der mannichfaltigen, lebendigen Beweglichkeit, die der Naturforſchung ſo nothwendig iſt, ſchädlich werden mußte, daß es vielmehr eine erfreuliche Erſcheinung genannt werden muß, wenn nun, nachdem der Sinn für das Leben der Natur im Ganzen rege geworden ſei, die engen Feſſeln der Schule durchbrochen wurden.

Aber jene Beweglichkeit ſelbſt ſetzt, ſoll ſie wirklich productiv ſeyn, eine ſtrenge Vorbildung voraus, ja eine Einheit der allgemeinen Geſtaltung, die nur durch die beſte Form zu erringen iſt, die nur in der wahren Schule erlangt wird, und innerhalb welcher das Verſchiedenartigſte erſt mit Sicherheit und Klarheit hervorzutreten vermag. Novalis hat gewiß Recht, wenn er behauptet, daß der darſtellende Philoſoph, vor Allem der Naturforſcher, nicht in ſeiner Darſtellung die Methode nach außen hinſtellen ſoll, daß er vielmehr im Beſitz der feſten Methode, die ſein inneres Eigenthum iſt, von dieſer aus, mit Sicherheit und Anmuth ſich in jeder Richtung bewegen ſolle. Die Methode hingeſtellt, als das an ſich Seiende der Darſtellung, artet zu leicht in einen bloßen Formalismus aus, wird als ein ſolcher überliefert, und übertüncht die innere Armuth an wahren Ideen, an productiven Entdeckungen und Erfindungen, die allein das Recht haben, in der Naturwiſſenſchaft gehört zu werden. Es iſt auch nicht unſre Abſicht, zu leugnen, daß die erſten Verſuche, eine Methode zu finden, ſich einem ſolchen Formalismus näherten und dadurch ſchon ſchädlich zu wirken anfingen; ja das Gefühl, daß es ſich ſo verhalte, war es ohne allen Zweifel, was vorzüglich Schelling bewog, die fernern Arbeiten in dieſer Richtung aufzugeben. Aber dennoch würde es ſehr übel ſtehen mit der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft, wenn, nachdem ſie bei den vorzüglichern Forſchern der Nation Eingang gefunden hat, es einem Jeden überlaſſen bliebe, ſich ſelbſt eine Methode zu entwerfen. Nur ein Dichter im höchſten Sinne kann, halb mit Bewußtſeyn, halb bewußtlos, eine ſolche Methode, als Grundlage ſeines Gedichts, innerlich beſitzen, wie A. W. Schlegel von Dante bewieſen hat, daß die innere Architektonik ſeiner Hölle, und mit dieſer ohne allen Zweifel der innere Entwurf und Zuſammenhang des ganzen Gedichts ſchon fertig, daß er in dieſem Gebäude mit großer Sicherheit ſchon heimiſch war und, ohne ſich je zu irren, ſich nach den mannichfaltigſten Richtungen mußte bewegen können, ehe er anfing, das Gedicht auszuarbeiten. Eine Anſicht, die, in eben ſo tiefem Sinne, von den großen und bedeutenden Myſtikern gilt, vor Allem von Jacob Böhme! Bei ihm zeigt ſich der genaueſte Zuſammenhang aller Theile ſeines großen Gebäudes; nicht blos, als ein äußerer Entwurf, nach welchem er arbeitete, ſondern auch als ein, ſchon in den kleinſten Theilen ausgeführtes Gedicht, welches ihm vorſchwebte und, nach welchem er dichtete. Nicht allein die Worte, auch die Sylben, ja die Buchſtaben haben ihre Bedeutung, noch ehe ſie hingeſchrieben wurden, und daher iſt eine jede Beurtheilung dieſes räthſelhaft tiefen Mannes, mag ſie lobend, oder tadelnd ausfallen, die einzelne ſogenannte Anſichten, Sentenzen, oder Meinungen heraushebt, ſo durchaus oberflächlich und fruchtlos und das Studium ſeiner Schriften ſo mühſam, daß Diejenigen, die ihn am beſtem verſtehen, gewiß am wenigſten geneigt ſeyn werden, öffentlich ſeine Lehre darzuſtellen.

Aber mit der Naturphiloſophie, die nicht als ein erhabenes Gedicht erſcheint, die nicht das verſchloſſene Räthſel der Natur in ein eben ſo verſchloſſenes des Gemüths verwandeln will — (was ohnehin, wenn jemand es mit deutlichem Bewußtſeyn *will*, nothwendig als eine innere Lüge erſcheint) — die vielmehr eine *Wiſſenſchaft*, d. h. ein Gemeinſames für das Geſchlecht, nicht ſowohl ausführen, als begründen will, verhält es ſich offenbar ganz anders. Hier iſt nicht blos von einer Methode, die ein jeder ſich entwerfen ſoll, die Rede, ſondern von einer gemeinſchaftlichen Grundlage, von einer feſten Sprache, von einer wechſelſeitigen Verſtändigung, die vorausgeſetzt werden muß; und dieſe ſetzt offenbar Unterſuchungen voraus, die ſich eben mit der Methode, als einer ſolchen, beſchäftigen; Unterſuchungen, die, irren wir nicht, zu frühzeitig aufgegeben wurden, und einer unreifen Freiheit Platz machten, die das wechſelſeitige Verſtändniß nicht allein für die Naturforſcher überhaupt, die nur dadurch gewonnen werden, ſondern auch für diejenigen, die ſich nicht ſelten durch eine ſeltſame Täuſchung vereinigt glauben, erſchwert, ja oft unmöglich macht. In der That, wenn wir von vielen, auch verdienſtvollen Schriftſtellern unſerer Tage dasjenige, was ſie ihre Naturphiloſophie nennen, für ſich herausgehoben betrachten wollten, möchten wir wenig wahrhaft Philoſophiſches darin finden; ja wenn wir dasjenige, was ſie leitet, eine Art dunkel gefaßter und unklar gedachter, (keinesweges, wie unwillkührlich, und dennoch in völliger Klarheit geſchaueter, innerlich geoffenbarter,) Methode unterſuchen, werden wir bei den Verſchiedenen wenig Uebereinſtimmendes finden, ſo daß die äußere Vereinigung, bei dem innern Zwieſpalt der Principien, nur ſcheinbar genannt werden kann. Es iſt unſre Abſicht, auf dasjenige, was in dieſer Rückſicht fehlt, wie wir es vermögen, aufmerkſam zu machen; aber zuerſt wollen wir, durch eine kurze Ueberſicht, die erfreulichere Seite herausheben, nemlich durch eine kurze Betrachtung den Einfluß, den dieſe lebendigere Anſicht auf die Naturwiſſenſchaft geäußert hat, darſtellen. Es giebt eine Menge Gelehrte in Deutſchland, die die ſogenannte Naturphiloſophie als etwas ſchon längſt Veraltetes betrachten. Man hört hier und da von der weiland Identitätslehre ſprechen, wie von dieſem, oder jenem Syſtem, welches eine Zeitlang gegolten hat, was nun, Gottlob, verſchwunden iſt. Es iſt aber denen, die ſo reden, ſelten völlig Ernſt damit; ſie glauben vielmehr, da der laute Streit aufgehört hat, auf dieſe Weiſe die ſtrenge Prüfung umgehen zu können, und es iſt mehr, als lächerlich, mit welcher Kühnheit und Naivität ſie die bedeutendſten Unterſuchungen abweiſen. Dieſe haben dennoch eine gewiſſe Scheu, und ſie verſuchen es, den drohenden Geiſt, wie die furchtſamen Kinder, dadurch abzuweiſen, daß ſie die Augen ſchließen. Viele aber ſind in dieſer Rückſicht ganz ſicher; ſie glauben an nichts, als an dasjenige, was in fertiger Form da liegt, an ein Syſtem, wie ſie es nennen. Daß ein ſolches Syſtem etwas in ſich enthalten kann, welches, ſelbſt nachdem die erſten Verſuche aufgegeben ſind, noch immer fortlebt, daß dieſes Leben keinesweges an den Formalismus der früheren Entwürfe gebunden iſt, das iſt ihnen unbekannt; ja Viele ſind ſo verblendet, daß ſie in der Gefangenſchaft, nachdem ihre Hauptmacht aus dem Felde geſchlagen, und umringt vom Feinde auf allen Seiten, ſich völlig befreiet glauben, weil ſie ihn eben nicht ſehen, und in der nächſten Umgebung keine Veränderung ſpüren. Dieſe merken es noch immer nicht, wie Alles ſich um ſie herum verändert hat, mit welcher Scheu ſelbſt der entſchiedenſte Empiriker von imponderablen Materien ſpricht, wie furchtſam die craſſen mechaniſchen Anſichten ſich hervorwagen, wohl wiſſend, daß ein herrſchender Feind ſie anrufen wird. Doch ſchweigen wir von dieſen! — Wie erfreulich iſt die allmählige, ſtille, wachſende, nicht ſchreiende Theilnahme, die die Naturphiloſophie bei den Beſſern, ja wir dürfen ſagen bei den Beſten gefunden hat! Welche Namen haben ſich angeſchloſſen! Die größten Aerzte, auch ſolche, die mit Recht den theoretiſirenden Formalismus in ſeinem engen Streben widerſtreiten, haben den tiefern Anſichten gehuldigt. Nennen wir Röſchlaub, Marcus, Reil, Walther, Döllinger, Hildebrandt, Naſſe, Bartels, Sprengel! Unter den Naturforſchern gehören eben die fleißigſten, die nach allen Richtungen auf eine eigenthümliche Weiſe thätigen, zu denen, die für Naturphiloſophen gelten, oder ſich anſchließen, oder wenigſtens das Streben ehren. Nennen wir unter den erſtern vor allen Oerſted, Oken, Carus, Kieſer, Willbrand, Schelver, Nees v. Eſenbeck, unter den zweiten Link, Gehlen, die Brüder Schweigger, v. Raumer, hier wieder Sprengel, Leonhard ꝛc. Wir erſuchen hier diejenigen, die ſich nicht genannt ſehen, keine Geringſchätzung darin zu finden. Wir hielten es für gut, einige zu nennen, weil die bloße leere Behauptung eben ſo bedeutungslos daſtehen würde, wie die der Gegner, daß die Naturphiloſophie ein Syſtem ſei, welches ſich ſelber überlebt habe. Wir wählten die erſten, die uns beifielen, ohne uns lange zu beſinnen, und leicht kann einer vermißt werden, den wir ſehr hochachten.

Dieſer Einfluß iſt aber gründlich; denn er hat allmählich zugenommen, iſt unter heftigen Kämpfen gewachſen, hat ſich durch gründliche Unterſuchungen bewährt, und, wenn die Gewalt der Begeiſterung, wie ſie im Anfange hervortrat, nachgelaſſen hat, ſo iſt Platz gewonnen für eine vielfältige Thätigkeit. Am kümmerlichſten erſcheint die Behauptung: daß der Naturphiloſoph a priori auf ſeiner Stube conſtruire, jetzt, da eben die Naturphiloſophen unter die fleißigſten Forſcher ſich gemiſcht haben; und wie man philoſophiſchen Anſichten, die aus dem lebendigſten Freiheitsgefühl entſprangen, verwarf, daß ſie auf die Vernichtung der Freiheit ausgingen, ſo hat man auch hier ein Streben, welches nur entſpringen konnte aus der heiterſten und thäthigſten Luſt der Forſchung, als eine todte Abſtraction, die, ſich von der Natur wegwendend, nur in leeren Begriffen lebte, betrachtet. Eine Täuſchung, die der Zukunft ſo ſeltſam, wie die erſt genannte, vorkommen wird!

Doch nicht blos bei jener allgemeinen Behauptung, daß die Naturphiloſophie Anhänger gefunden hat, dürfen wir ſtehen bleiben. Soll ſie irgend eine Bedeutung erhalten, ſo muß nachgewieſen werden, daß die Lehre wirklich Früchte getragen habe und zwar ſolche, die ihr eigenthümlich ſind. Bei dieſer Darſtellung findet allerdings eine große Schwierigkeit Statt. Glücklicherweiſe eine ſolche, die nur für die Eitelkeit der Menſchen eine hemmende Bedeutung hat! Der Geiſt einer beſtimmten Zeit regt ſich nehmlich auf vielen Puncten zugleich. Es iſt, als hätte das gleichzeitige Geſchlecht eine gemeinſchaftliche, ſchon vor ſeiner Erſcheinung gefaßte, Aufgabe zu löſen und daher greift Alles in einander, und es iſt ſchwierig zu beſtimmen, wo — ob hier, oder dort — der erſte Impuls Statt fand, deſſen urſprünglichſte Quelle außer der Zeit geſucht werden muß. Aber dieſe Schwierigkeit iſt für die wahrhaft wiſſenſchaftliche Anſicht völlig bedeutungslos; denn, indem zugeſtanden wird, daß ſie Theil nimmt an dem allgemeinen geiſtigen Bildungsproceß der Zeit, daß ſich in ihr regt, was in andern Richtungen zugleich laut wird, iſt ſchon dadurch ihr Werth und ihre geſchichtliche Bedeutung ausgeſprochen. Und dennoch laſſen ſich mehrere jetzt durchaus herrſchende Lehren der Phyſik als früher, nicht blos geahndet, ſondern durch die Naturphiloſophie entſchieden vorgetragen, nachweiſen. Es iſt nicht unſre Abſicht, dieſes hier auf eine völlig erſchöpfende Weiſe darzuthun. Hinlänglich wird unſere Darſtellung ſeyn, wenn wir zu beweiſen vermögen, daß die Naturphiloſophie einen Einfluß auf die Naturwiſſenſchaft geäußert hat, der ſich nicht mehr abweiſen läßt, daß ſie aus ihrer innerſten Mitte heraus aſſimilirend gewirkt hat; was nicht möglich iſt, wenn ſie nicht zugleich ſelbſt aſſimilirt wird.

Wir wählen vor allem ein ſchlagendes und entſcheidendes Beiſpiel. Es iſt die Lehre von dem elektriſchen Gegenſatz des chemiſchen Proceſſes. Es iſt uns wohlbekannt, daß man Rittern dieſe Lehre zueignen will; auch wollen wir nicht leugnen, daß er ſie ſehr frühe vortrug — aber, erſtens iſt es eben ſo entſchieden, daß die Naturphiloſophie, wie ſie ſich bei Schelling geſtaltete, ohne die Lehre von dem elektriſchen Typus des chemiſchen Proceſſes unmöglich geweſen wäre. Man müßte alſo behaupten, daß Schelling die erſte Idee ſeiner Naturphiloſophie Rittern verdankte; was offenbar einem Jedem, der das Verhältniß dieſer Männer zu einander kannte, thöricht erſcheinen muß. Ich darf ſchon deßwegen um ſo entſcheidender reden, weil ich eben in der Zeit der erſten Anregung in vertrautem Verhältniß mit beiden Männern lebte, weil ich Theil nahm an der lebendigen Begeiſterung, die von der Idee, die Natur nicht blos äußerlich, ſondern auch geiſtig zu faſſen, ausging und die auch Ritter, wenn gleich auf eine höchſt eigenthümliche Weiſe, ergriffen hatte. Wohl hatte Ritter, wie mehrere frühere Naturforſcher, zu derſelben Zeit durch mehrere Erſcheinungen veranlaßt, einen Einfluß der Elektricität auf mehrere chemiſche Proceſſe, wie auf die Fällung eines Metalls durch ein anderes in metalliſchem Zuſtande angenommen; aber die Lehre, durch welche die Elektricität als der Typus aller chemiſchen Verwandtſchaften anerkannt wird, in ihrer größten Allgemeinheit, war ein Product der Naturphiloſophie, und konnte zu der Zeit, vor der Entdeckung der Voltaiſchen Batterie, nur von ihrem Standpunct aus, ausgeſprochen werden. Zweitens war Ritters Anſicht ſehr verſchieden von derjenigen, die von der Naturphiloſophie angenommen ward. Er nehmlich glaubte, wie Lichtenberg früher, in dem Waſſer den ponderabeln

Theil der Elektricität wahrzunehmen; er nahm nehmlich einen zweifachen Gegenſatz an, einen zwiſchen den immateriellen Factoren der Elektricität, und das Waſſer, als den Träger. Ein Gegenſatz, der von der Naturphiloſophie nie angenommen werden konnte, weil er einen fixen Dualismus, wie er auch bei Winterl herrſchte, als Grundprincip anerkannte. Der zweite Gegenſatz war derjenige der Elektricität ſelber. Daher glaubte er auch an die Möglichkeit, das Waſſer, als den gleichgültigen Träger, ganz in Waſſerſtoff und ganz in Sauerſtoff verwandeln zu können, und es iſt hinlänglich bekannt, daß er einmal glaubte, es wäre ihm dieſe Verwandlung wirklich gelungen. Die Naturphiloſophie aber behauptete vielmehr, das Waſſer wäre die elektriſche Indifferenz des in Sauerſtoff und Waſſerſtoff fixirten Gegenſatzes; für ſie wurde alſo mit der beſtimmten unveränderlichen Menge beider Stoffe die Natur des Gegenſatzes und die der gemeinſchaftlichen Indifferenz (Neutraliſation) beſtimmt. Endlich hat Ritter fortdauernd, eben weil ihm die Natur des Gegenſatzes nicht klar war, den Sauerſtoff poſitiv, den Waſſerſtoff negativ genannt; die Naturphiloſophie aber erkannte in dem Gegenſatz des Sauerſtoffs gegen die poſitive Seite der Säule, ſobald ſie entdeckt war, ſeine negative, in dem Gegenſatz des Waſſerſtoffs gegen die negative Seite der Säule ſeine poſitive Natur. Auf dieſe Weiſe iſt es entſchieden, daß eine Lehre, die gegenwärtig einen ſo beſtimmten Einfluß auf die ganze Geſtaltung der chemiſchen Theorie und mit dieſer auf die ganze Phyſik hat, daß die chemiſch elektriſche Anſicht, die früher, als ſie von den Naturphiloſophen vorgetragen ward, von dem empiriſchen Phyſikern nicht geachtet ward, die jetzt, nachdem ſie von England und

Frankreich zu uns gekommen iſt, allgemein angenommen wird, durch die Naturphiloſophie gefordert wurde, ehe ſie durch die unmittelbare Erfahrung beſtätigt war. Daß ſie deswegen nicht ohne Erfahrung begründet wurde, verſteht ſich von ſelber, nur daß die Idee die Bedeutung der Erfahrung ſchneller und ſicherer aufzufaſſen vermag.

Unter die Anſichten, die ſpätere Erfahrungen beſtätigt haben, nachdem ſie früher durch eine, nur durch die Naturphiloſophie mögliche Combination ausgeſprochen war, gehört die, durch welche Schwefel, Phosphor, Kohle, mit den Metallen verbunden werden; eine Anſicht, die, wenigſtens was die beiden erſten Subſtanzen betrifft, als völlig neu betrachtet werden konnte, ſo wie durch die, bis dahin nur hypothetiſch und auf eine ſchwankende Weiſe ausgeſprochene Metallität der Erden feſter begründet ward! Welchen weſentlichen Einfluß die ſpätere Entdeckung dieſer Metallität und die jezt allgemein herrſchende erweiterte Anſicht der Subſtrate auf die Geſtaltung der Phyſik gehabt hat, iſt allgemein bekannt.

Unmittelbar von vielen Naturforſchern, vorzüglich Geognoſten, iſt die Bedeutung der Kieſelreihe, als Schieferformation und Keimhülle der Vegetation, die der Kalkformation, als Keimhülle der fortſchreitenden Animaliſation in den Gebirgen anerkannt. Sie iſt durch ſpätere Erfahrungen beſtätigt, und von den ſorgfaltigſten Forſchern bewährt gefunden worden. Aber mit dieſer iſt zugleich eine lebendige Entwickelung von den erſten Keimen, eine wahre Geſchichte der Erde anerkannt, wie ſie, freilich auf eine etwas oberflächliche Weiſe, ſpäter von Leopold v. Buch behauptet wurde. Wie dieſe Anſicht, hat ſich auch die von einer fortdaurenden elektriſchen Spannung, die ſich zwiſchen den Schichten der Flötzgebirge unterhält, und ſich durch den beſtändigen Gehalt und die verſchiedene und unveränderliche Temperatur der Mineralquellen kund thut, den meiſten Naturforſchern aufgedrungen; wenigſtens dürfen wir hoffen, daß von der Auflöſungs- und Einheitzungs-Theorie nicht mehr die Rede ſeyn wird. Wir wollen hier nur von dieſen Anſichten aus der Phyſik der unorganiſchen Natur reden, deren Einfluß entſchieden iſt. Leicht würde es uns ſeyn, viele noch zu nennen.

Wenn wir nun aber die Ausbildung der Phyſiologie in den letzten Jahren unterſuchen, den erweiterten Kreis ihrer Anſichten, da wage man es doch, kühn und entſchieden den Einfluß der Naturphiloſophie ganz wegzudenken! Wir dürfen behaupten, daß ſie ohne dieſe nicht möglich wäre. Man trenne die großen Entdeckungen von Reil und vor allem von Carus über die Bedeutung der Structur des Gehirns von ihren lebendigern Anſichten! Man erwäge Okens wirklich unſterbliche Verdienſte, die hier nicht entwickelt werden dürfen, die ſich auf alle Theile der Naturgeſchichte erſtrecken; Entdeckungen, die die Naturbeſchreibung ſelbſt zu einer wahren Geſchichte zu erheben verſprechen, indem ſie die Continuität der Bildungen auf allen Puncten nachweiſen, und was todtes Unterſcheidungszeichen war, zur lebendigen Bezeichnung des eigenthümlichen Daſeyns ſteigern! Wie vieles verdankt die naturwiſſenſchaftliche Arzneikunde, die Pflanzenphyſiologie Kieſern, wie vieles die Phyſiologie überhaupt dem Willbranden und wie viele andere könnte ich nennen, wenn dieſes nicht hinlänglich wäre, um die Behauptung zu begründen, daß eine Lehre, die die bedeutendſten Entdeckungen theils voraus verkündigt, theils ſelbſt begründet hat, die nach allen Richtungen die fleißigſten Forſcher in Bewegung ſetzt und anſpornt, lebendig in die Naturwiſſenſchaft unſerer Tage hineingebildet, und nicht mehr abzuweiſen iſt.

Wenn wir aber nach einer zwanzigjährigen Erfahrung dieſe Gewißheit erlangt haben, dann tritt die Nothwendigkeit um deſto dringender hervor, die Grundlage des ganzen Gebäudes zu unterſuchen, ihre Feſtigkeit, ihre Unerſchütterlichkeit für alle Zeiten. Das copernicaniſche Syſtem, die kepplerſchen Geſetze ſind auf eine ſolche Weiſe auf ewig für das Geſchlecht gewonnen; die ganze mechaniſche Phyſik hat eine ſolche feſte, unerſchütterliche Grundlage und, wenn wir auch das Recht der mechaniſchen Phyſiker, was ſie gewonnen haben, als einen Erklärungsgrund für die geſammte Phyſik zu benutzen, beſtreiten, ſo müſſen wir doch dieſen gediegenen Grund achten; denn er iſt unantaſtbar. Betrachten wir dahingegen die Bemühungen derer, die ſich Naturphiloſophen nennen, ſich eine Grundlage für das Wiſſen und Erkennen zu verſchaffen, ſo nehmen wir bald ein bedenkliches Schwanken wahr, eine willkührliche Deutung des Höchſten, die ſich in einer Menge ſpielender Genialitäten verliert. Mit einer bloßen Annahme des Alls iſt wenig gewonnen für die Wiſſenſchaft. Es kann durch das Loßreißen der Betrachtung von einer überlieferten Form, durch die freiere Beweglichkeit der Seele, Manches erkannt werden, was die herrſchende einſeitige Richtung verbarg. Es ſoll nicht geläugnet werden, daß dieſes geſchehen iſt. Wunderbar reich iſt der menſchliche Geiſt und durch das bloße Zerreißen lange getragener Ketten enthüllen ſich eine Menge von Ideen, eröffnen ſich viele verborgene Seiten der Natur, tritt eine lebendige Continuität der wechſelnden Formen hervor, wo ein mühſames Geſchäft nur Einzelnes mit dem Einzelnen kümmerlich verband. Aber das ſo Gewonnene gehört erſt dann der Wiſſenſchaft zu, wenn es ſtrenge einer allgemein anerkannten Grundlage eingebildet iſt. Eine Ahndung kann uns überzeugen, daß wir das Rechte gefunden haben; eine verborgene Fülle entquillt dem frei Erkannten und ergreift uns, ein innerer Zuſammenhang deutet auf eine tiefere Einheit. Aber mäßigen wir nicht die Freude, die daraus entſteht, ergeben wir uns unbedingt der Ahndung, die uns ergreift, dann verſchwindet die freie Beweglichkeit ſchnell, wie ſie entſtand; an der Stelle einer wahren Grundlage, die für alle Forſchung die nehmliche bleibt, das unveränderliche Subſtrat aller Eigenthümlichkeit, entſteht eine getrennte, in ſich verſchloſſene, daher völlig nichtige, die, ſo weit ſie wirkt, die Freiheit der Forſchung, ihre wirklich abſolute Seite tödtet und die Wiſſenſchaft der Willkührlichkeit preisgiebt. Das iſt leider nur zu ſehr geſchehen. Anſtatt einen Punct gemeinſchaftlicher Verſtändigung zu ſuchen, gefiel ſich ein Jeder in einer eigenen Darſtellung, in einer vereinzelten Eigenthümlichkeit, erfand eine eigene Sprache und, weil ich dieſe Trennung keinesweges billigte, vielmehr glaubte, daß eine gemeinſchaftliche Grundlage der elaſtiſche Boden einer jeden eigenthümlichen Darſtellung ſei, ward mir eine einſeitige Anhänglichkeit vorgeworfen. Auch war die Trennung nicht blos ſcheinbar. Bei aller äußern Uebereinſtimmung war es eine Trennung in den Principien. Ich nenne hier vor allen Oken. Er hat eine Spaltung hervorgerufen, die früher oder ſpäter nothwendig zur Sprache kommen muß. Keiner kann ihm die entſchiedenſten Verdienſte abſprechen. Ein unermüdeter Fleiß, mannichfaltige und gründliche Kenntniſſe, und ein Talent, neue bedeutende Beziehungen und Verhältniſſe der lebendigen Formen zu finden iſt faſt das Geringſte, was man ihm zugeſtehen muß. Ja wir ſind überzeugt, daß die Zukunft ſeine großen Entdeckungen in der vergleichenden Zoologie erſt anerkennen wird, daß er berufen iſt, hier eine Revolution herrſchender Anſichten vorzubereiten. Aber die philoſophiſche Grundlage ſeiner Anſicht iſt aus einem Haß gegen alle Speculation entſtanden, den er auch unumwunden ausſpricht; ſie enthält einen harten, unüberwindlichen Realismus und ihre ideale Seite iſt völlig negativ. Sie hat, ſtrenge genommen, gar keine ideale Seite und, da alle Philoſophie nothwendig Idealismus iſt, gar keine Philoſophie. Es herrſcht bei ihm eine dynamiſche Atomiſtik, und Gott iſt nur in ſofern er erſcheint, ein ewig Werdendes, weil das Seiende nur die allgemeine Negation des Beſondern iſt. Eben deßwegen iſt ihm Gott nicht die innere Realität in jedem Leben, nicht ſelbſt ein eigenthümliches Leben, eine wahre ewige Perſönlichkeit, in und mit welcher erſt alle Perſönlichkeit ihre ewige, freie Bedeutung erhält, die nie untergehende Sonne einer ewigen Welt der Liebe, vielmehr das Wechſelnde, aus ſich Setzende, Entgegenſetzende, Gleichſetzende, ein Fichtiſches Natur-Ich, welches ſich durch die Geſtalt des Mannes ſucht, ohne ſich zu finden, eine Vergötterung des Mannes. Alle Formen der Natur ſind Mittel, oder vermittelnde Conſtructionen, die ſich in dem Weibe, als dem auf den Zweck unmittelbar bezogenen Mittel, concentriren. Der Mann iſt Zweck. Aber der Mann kann nicht ſeyn, weil Gott nicht ſeyn kann, und aufhören würde zu ſeyn, wenn er wirklich wäre. Als Philoſophie vernichtet ſich daher dieſe Anſicht, indem ſie ſich darzuſtellen ſucht. Eine Richtung hat dieſe Naturphiloſophie gemein mit mehreren andern Naturphiloſophien, dieſe nehmlich, daß ſie ſich faſt ausſchließlich mit dem erſcheinenden Leben beſchäftigt und die allgemeine Phyſik auf eine höchſt dürftige Weiſe behandelt, ja nicht ſelten in dieſer die auffallendſte Unkunde verräth. Dieſe Richtung zeigt eben am klärſten, wie man nur auf eine unbeſtimmte und ſchwankende Weiſe die eigentliche Aufgabe in ihrer weſentlichen Tiefe gefaßt hat. Seitdem die comparative Phyſiologie, geleitet von Anſichten, die ſie urſprünglich der wahren Naturphiloſophie verdankt, ſich gebildet hat, iſt es leicht, einen geiſtigen Zuſammenhang der Bildungen wahrzunehmen, die ſich aufdrängt; das Entſtehen und Verſchwinden des erſcheinenden Lebens auf einem jeden Punct und im Ganzen verſetzt das Leben ſelber, das Unveränderliche deſſelben, in eine geiſtige Region, die aber dennoch nur in der Erſcheinung feſtgehalten wird. Aber ohne die allgemeine Phyſik iſt es unmöglich, die Formen des erſcheinenden Lebens zu erkennen. Zwar ſollen wir nicht das Leben erklaren aus dem, was man gewöhnlich das Todte nennt, aber man ſoll beide in und mit einander erkennen. Das erſcheinende Leben iſt ſelbſt nur die eine relative Seite ſeines eigenen Daſeyns, die, getrennt von der andern, nie begriffen wird. Aus dem Kreis der Erſcheinung kann man ſich nie theilweiſe herausreißen, und das Leben iſt nicht eine offene Seite, aus welcher der Geiſt wie herausgeſchlüpft iſt, indem er das Todte hinter ſich ließ. Die wahre Tiefe des Lebens faſſen wir nur, wenn wir die ſtrenge Vorſchule des ſcheinbar Todten nicht ſcheuen, in welchem ein allgemeineres Leben in langſamen Pulsſchlägen, durch große

Epochen ſich äußert, in welchem der göttliche Verſtand den Typus der Verhältniſſe, der in dem innern Leben eingehüllt und verborgen iſt, enthüllt. Wir können nie eine feſte Grundlage der Naturphiloſophie, als das Begründende einer beſtehenden Naturwiſſenſchaft, zu erhalten hoffen, ohne eine durchgehende, ſtrenge Kritik der beſtehenden Phyſik. Einzelne Materialien ſind dazu geliefert, aber keinesweges hinlänglich benutzt. Hier iſt der wahre Kampf, der erſt dann ſeine tiefere Bedeutung erhält, wenn die feindlichen Elemente ſich inniger berühren, wenn der Kampf von unſerer Seite unmittelbar in das feindliche Gebiet hineingeſpielt wird. Alle unſere Conſtructionen und Ideen müſſen ſich durch einen Sieg bewähren, und nur ſo viel als wir von den Gegnern errungen haben, beſitzen wir auf eine reelle Weiſe. Was bis jetzt geſchah, iſt nicht genug, iſt kaum der Anfang. Die widerſprechendſten Anſichten ſtehen noch neben einander; rohe Empirie und rohe Naturphiloſophie dulden ſich wechſelſeitig und herrſchen nicht ſelten in denſelben Schriften. Aeußerſt wichtig iſt die kritiſche Prüfung derjenigen Theile der Phyſik, in welchen die Mathematik vorzüglich herrſcht. In wiefern die mathematiſche Conſtruction thätig ſeyn darf in der Phyſik, wo ihr Feld iſt, und wo es aufhört, iſt noch nicht mit Klarheit entwickelt. Erſt dann können wir ſie ganz für uns gewinnen. Durch den rechten Sieg über die einſeitige mathematiſche Naturforſchung müſſen wir alle Schätze der ächten mathemathiſchen Conſtruction erbeuten, und ſie muß in ihrer eigenthümlichen Würde erhalten und erhöht werden. Göthe's Farbentheorie, meine Theorie des Magnetismus, bezeichnen ſolche Hauptpuncte eines zukünftigen Kampfes. Eben ſo müſſen Theorien des Lichts, der

Wärme, der Elektricität, des elektriſch-chemiſchen Proceſſes, aus einer ſcharfen Kritik hervorgehen. Erſt wenn ſo die Elemente begründet ſind, können wir, was mehr divinatoriſch, als wiſſenſchaftlich gegeben ward, eine wirkliche Geſchichte der Erde, entwickeln; erſt nach einem ſolchen erſtnhaften Kampf kann die Betrachtung den wahren Frieden erwarten. Wir müſſen die Ruhe der Betrachtung erringen, die wir urſprünglich nicht beſitzen.

Seit Jahren habe ich dieſen Kampf vorbereilet, und hoffe ihn wenigſtens einleiten, hoffe, wenn Gott mir Geſundheit nnd Ruhe gönnt, beweiſen zu können, daß ich mir den Kampf nicht leicht gedacht habe. Herrliche Vorarbeiten ſind von den Gegnern erſchienen. So Biot's optiſche Schriften, die von ihrem Standpuncte aus meiſterhaft ſind; ſo Davy's, Berzelius, Gay-Luſſac's Anſichten. Und unter denen, die ich, wenn auch von ihnen abweichend, doch nicht als eigentliche Gegner, dankbar erwähnen muß, ſind zwei Landsleute — Arſtedals Chemiker, und Hanſteen. Des Letztern Unterſuchungen über den Magnetismus der Erde, (Chriſtiania 1819.) gehören zu den merkwürdigſten Schriften, die je erſchienen ſind und müſſen Epoche machen.

Schellingſche Naturphiloſophie.

(Jenaiſche Lit. Zeit. Jahrg. 1805. Nr. 105. 157.)

Verdienen die Bemühungen irgend eines Gelehrten reiflich erwogen und ihrem Weſen nach ergründet zu werden, ſo ſind es die Schellingſchen. Wenige Menſchen nur vermögen es zu faſſen, was es zu bedeuten habe, bei allumfaſſenden Erfindungen der Erſte geweſen zu ſeyn. Der Anfangspunct der genialiſchen Entdeckung verbirgt ſich für die Meiſten, und erſt wenn ſie durch eine größere, oder kleinere Maſſe reflectirt wird, fällt ſie in die Augen. Die Entdeckung, indem ſie allgemeiner geworden iſt, hat das Gepräge der Individualität zum Theil verloren, und die Beſtrebungen der Anhänger, das urſprüngliche, ſchaffende Licht in eine eigenthümliche Farbe zu verwandeln, läßt für den weniger genauen Beobachter, den Erfinder mehr oder weniger verſchwinden. Nicht leicht hat irgend ein Schriftſteller Deutſchlands auf die wiſſenſchaftliche Geſinnung ſeines Vaterlandes einen ſo entſcheidenden Einfluß gehabt, wie Schelling, und kaum wird irgend ein jetzt lebender Naturforſcher, (etwa die älteſten ausgenommen,) und wäre es auch ſein entſchiedener Gegner, da ſeyn, der nicht durch Schelling, manchmal ſich ſelber unbewußt, in eine größere, oder kleinere

Oſcillation geſetzt worden wäre. Es ließe ſich dieſes gewiß auf eine genugthuende Art darthun, wenn man die Darſtellungen der Naturforſcher, (vorzüglich der wiſſenſchaftlichen Aerzte,) vor und nach der Erſcheinung der Schellingſchen Schriften, vergleichen wollte. Und wenn wir auch nur die Idee des Organismus nennen, die von Schelling zuerſt deutlich ausgeſprochen wurde, und die ſich allen Phyſiologen klar, oder dunkel aufgedrungen hat, ſo wird es einem jeden Unbefangenen leicht, den Antheil zu beurtheilen, den er an Aeußerungen hat, die von ſeiner Anſicht in anderen Rückſichten abweichen mögen. Bei dieſem mächtigen Einfluß auf ſein Zeitalter, und da es mehrern Anhängern Schellings nicht ganz mißlungen iſt, die urſprüngliche Originalität in einer engern Eigenthümlichkeit zu verbergen, da auch manche, obgleich durch Schellings Anſichten veranlaßte, fremde Idee auf ihn einen Einfluß gehabt haben mag, und doch ſelbſt in ſeinen Darſtellungen etwas Fremdartiges behalten haben kann, ſo wird es ohne allen Zweifel das wichtigſte Geſchäft des Beurtheilers ſeyn, das individuelle Bild ſo rein wie möglich aufzufaſſen und hiſtoriſch darzuſtellen; denn alle Kritik iſt hiſtoriſche Conſtruction. — Wir können den bedeutungsvollen Streit des Zeitalters als einen Streit der erwachenden Freiheit gegen die Willkühr anſehen. Jene, die ihr Weſen im ewigen Vereine mit der Nothwendigkeit nur erkennt, hat in ſich alles, (eine Form dem Geformten genügend,) iſt mit ſich ſelber vereinigt, hat, nicht habend, alle Dinge; denn ſie beſitzt ſie nicht wie ein anderes Aeußeres, iſt auch nicht ſelbſt ein anderes Aeußeres, wie einer fremden, ſondern nur ihrer eigenen Nothwendigkeit, nicht mit Haß und Widerſtreben, ſondern mit ewiger Liebe hingegeben. Die Willkühr dahingegen (das wahre Nichtding) iſt ein Unmäßiges, wenn es mit Maaß verglichen wird, ein Unendliches in Rückſicht auf Grenze, ein Unförmliches mit dem Geformten verglichen, immer dürftig, nach dem Hinlänglichen ſchmachtend, immer unbeſtimmt, nimmer gänzlich ruhend, Alles alle Wege duldend, unerſättlich, und in äußerſter Armuth. (Plotin. Ennead. Lib. 8.) — Betrachten wir die Zeit, die der gegenwärtigen am nächſten liegt, ſo möchte ſie einen Zeitpunct der herrſchenden Willkühr bezeichnen, wie er ſonſt in der Geſchichte ſich ſchwerlich aufweiſen läßt. Wie in den älteſten Zeiten die Individualität im hervortretenden Leben ſelbſt, in den neuern Zeiten im Glauben erſchien, ſo ſchien dagegen alle Individualität in unſern Tagen den Anmaßungen der Eitelkeit und Perſönlichkeit weichen zu müſſen. Wie jene, aus der Freiheit geboren, der reine ungetrübte Abglanz der ewigen Nothwendigkeit ſelber iſt, ſo iſt dieſe eine Scheingeburt des nie Gebährenden, in ſich gebrochen und zertrümmert, ſelbſt ein Schatten mit Schatten kämpfend, vor der Nothwendigkeit zurückſchaudernd, von der Freiheit entfremdet, im ewigen Widerſpruch und Finſterniß. Dieſe Willkühr, die das endliche Begründete zum Grund, die vergängliche Subjectivität ſelbſt zum Princip verwandelte, hatte im Handeln ſich gegenüber eine fremde Gewalt, die das Handeln einſchränkte, im Wiſſen einen fremden Stoff, der das Wiſſen verfinſterte. Von der wandelbaren Erſcheinung ergriffen, ward ihr das Leben, wie die Wiſſenſchaft, ein bloßer bedeutungsloſer Wechſel, ein Gegenſtand der matten Seufzer und des flachen Spottes. Das Unwandelbare, in ſich Begründete erſchien ihr nie.

— Es war nicht zu verwundern, daß alle Wiſſenſchaften das Gepräge der allgemeinen Geſinnungen trugen.

Es iſt bekannt, daß die Kunſt die erſte Oſcillation einer erwachenden beſſern Zeit veranlaßte, und die erſte nützliche Erſchütterung bei der herrſchenden Schlaffheit war. Indeſſen iſt es auch gewiß, daß zu einer Zeit, wo die wildeſte Willkührlichkeit in allen übrigen Wiſſenſchaften herrſchte, die Naturwiſſenſchaft, obgleich in ihren ausgeſprochenen Principien von der allgemeinen Geſinnung inficirt, doch einen höhern Sinn, unbewußt, ſchon frühzeitig in ſich bewahrte, und allmälich zwar, aber ſicher, auszubilden ſuchte; auch iſt es begreiflich, daß ein höherer Geiſt das Talent leiten mußte, welches mit einer unwiderſtehlichen Liebe die ewige Nothwendigkeit zu ergreifen ſuchte. Obgleich nun die Widerſprüche, in welche ſich die Empirie, wenn ſie wiſſenſchaftliche Kenntniß begründen will, verliert, Rec. hinlänglich bekannt ſind; obgleich er wohl weiß, wie das Bewußtſeyn der Naturforſcher mit ihrer Beſchäftigung in einen wunderbaren Widerſtreit verflochten iſt, ſo weiß er doch auch, daß man dieſen nichts deſto weniger die Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß, daß ſie den zeitlichen und vergänglichen Urſprung ihrer eigenen Hypotheſen, durch welche ſie freilich ſich ſelbſt von der Natur entfernten, und auf eine widerſprechende Weiſe die Thätigkeit des bewußtloſen Talents hemmten, indem ſie ſie befördern wollten — ſehr wohl erkannten, und von den ewigen Geſetzen der Natur, als aus der Vernunft der Natur entſprungen, wohl zu unterſcheiden wußten. Ja der Enthuſiasmus der in dieſer Wiſſenſchaft mehr, als in irgend einer andern, alle zeitliche Verhältniſſe zu vergeſſen im Stande war, die hohe Freude und wahre Andacht, mit welcher ſie dasjenige, was als wahres Geſetz der Natur das Vergängliche und Endliche in einem zeitloſen und unwandelbaren Verhältniß erkennen ließ, auffaßten, zeigt klar genug, wie wenigſtens die beſſeren und tiefern unter ihnen durch einen höhern Sinn geleitet wurden. Wenn ſelbſt jetzt mehrere wahre Naturforſcher den Bemühungen Schellings widerſtreben, iſt es nicht ihre Furcht, daß die Willkühr ſich ihnen mit der Anforderung einer falſchen Nothwendigkeit aufdringen möge? So nur war es möglich, daß ſich die Natur unter den Händen der Naturforſcher ſo bedeutungsvoll aufſchließen konnte! Es wäre gar nicht zu begreifen, wie der im Endlichen befangene Verſtand ſich entſchließen konnte, auf die Unterſuchung der Erſcheinungen, die ihn von einem Endlichen zum andern in einem ewigen, nie ruhenden Wechſel treibt, mit einer ſo groſen Emſigkeit auszugehen; was ihn zu bewegen vermochte, eine unendliche Menge Probleme unaufgelößt neben einander hinzuſtellen, und Formen auf Formen, Erſcheinungen auf Erſcheinungen, ohne Hoffnung, ſie je zu erkennen, raſtlos aufzuhäufen, wenn nicht eine dunkle Ahndung der alles verbindenden und einigenden Vernunft im tiefſten Hintergrunde der craſſeſten Empirie wachte. Dieſe iſt das eigentlich Treibende, das, dem Verſtand ſelbſt unbekannte, inſtinctmäßig bewegende Princip aller ſeiner Unterſuchungen, das, was ihn, oft wider ſeinen Willen und ohne ſein Wiſſen, mit der allgemeinen Tendenz der fortſchreitenden Geſchichte das Schattenbild einer ſchlechthin äußern Nothwendigkeit verſchwinden zu laſſen, verbindet. — So drängt ſich durch die Bemühungen der Naturforſcher (die doch in der Realität der erſcheinenden Welt ihre ganze Befriedigung zu finden wähnen,) der wahre Idealismus hervor, und der Phyſiker ſelbſt iſt der ächteſte Idealiſt. Wollte man ihn fragen, was das Ideal ſeiner Beſtrebungen ſei, ſo würde er geſtehen müſſen, daß alle dahin führen ſollen, die Täuſchungen der Erſcheinungen zu heben; daß, wenn er ſich des Zwecks ſeiner Bemühungen klar bewußt wird, er eine ewige, im Innern unveränderliche, nach unwandelbaren Geſetzen ſich bewegende, für die Vernunft durchſichtige Natur ſucht und, wie durch die Verdrängung des Scheins ſich die Geſetze des Planetenſyſtems erſt offenbarten, ſo auch die Täuſchung der ſinnlichen Anſchauung, die ja in der Organiſation mit begriffen iſt, und die, da ſie ſelbſt nur eine Modification des zu Erkennenden iſt, nicht zugleich das Organ des Erkennens ſeyn kann, vernichtet werden, alſo ein neues Organ erwachen muß, wenn die Naturwiſſenſchaft für das Erkennen (alſo idealiſtiſch,) die mindeſte Realität haben ſoll. — Die Beſtrebungen der Naturforſcher, die ſinnliche Täuſchung permanent zu machen, ſind der klärſte Ausdruck der anorganiſchen Tendenz des Zeitalters, die mit der Forderung: eine Wiſſenſchaft durch Erfahrung zu begründen, ihren Mangel an einem innern belebenden Princip deutlich ausſpricht. Denn was iſt auch die Totalität der Erfahrung anders, als der irdiſche Leib der Wiſſenſchaft, der eben ſo wenig die lebendige Bedeutung enthält, wie dieſe durch den vergänglichen Leib der einzelnen Organiſationen ausgeſprochen wird? Die anorganiſche Welt, als eine ſolche, iſt das wahrſte Bild derjenigen Wiſſenſchaft, die eine Trennung des Denkens und Seyns vorausſetzt. In ihr iſt die urſprüngliche Activität von der Maſſe relativ getrennt; jene enthält die indifferente Möglichkeit, als leere Zeit — das Bild des leeren Denkens! — dieſe die differente Wirklichkeit als ſcheinbar erfüllten Raum — das Bild der mannichfaltigen Wiſſenſchaften! Dieſes getrennte Mannichfaltige trennt ſich ins Unendliche und indem eine Differenz nach einer andern ins Unendliche hinweiſt, beweiſt ſie den Schein ihrer eigenen Exiſtenz. Selbſt was der Activität ſcheinbar am nächſten tritt, unterliegt der Gewalt der unendlichen Differenzirung und offenbart ſich — in Sauerſtoff und Waſſerſtoff — als differente Maſſe, als Stoff. So in der gegenwärtigen Phyſik. Die Wiſſenſchaft zerfällt in Wiſſenſchaften, dieſe in Abtheilungen. Der einzelne Körper wird von allen getrennt, und da das Ganze nichts iſt, das Einzelne ohne das Ganze nichts ſeyn kann, ſo verſchwinden beide. Selbſt die Körper werden von ihren Aeußerungen getrennt; jene als unſichtbare Grundlage der Aeußerung geſetzt, dieſe wiederum in Stoffe materialiſirt, die doch wieder nur an ihren Aeuſſerungen zu erkennen ſind. So wird, was zuſammengehört, gewaltſam getrennt, was relativ getrennt iſt, falſch vereinigt, das Sichtbare unſichtbar, das Unſichtbare ſichtbar gemacht, und es entſteht, was wir gegenwärtig Wiſſenſchaft nennen, ein Ewigverworrenes ohne Anfang und Ende. So gewiß als dieſes Urtheil über die gegenwärtige Phyſik ein richtiges iſt, ſo wahr es iſt, daß ſie durch ihre eigene Conſtruction ſich ſelbſt vernichtet, und wie die anorganiſche Natur ihre eigene Nichtrealität entdeckt: ſo iſt es auf der andern Seite eben ſo gewiß, daß ſie relativ und im Gegenſatz gegen eine höhere Wiſſenſchaft — wie die anorganiſche Natur im relativen Gegenſatz gegen eine höhere organiſche — eine große Bedeutung enthält. — Das Auftreten der anorganiſchen Wiſſenſchaften in der Geſchichte, die mit allem Eifer getrieben, mit unermüdetem Fleiß fortſchreiten und, indem ihr eigener Tod ihnen verhehlt wird, die Principien des Lebens erwecken, bezeichnen die Verſuche der Geſchichte zu einer großen, allmählich ſich gebährenden Organiſation. Und wie wir in der uralten Bildungsgeſchichte der Erde Epochen entdecken, die die ruhig fortſchreitende Ausbildung der Differenzen bezeichnen; andere dahingegen, als jüngere Epochen, uns eine Zwiſchenzeit der chaotiſchen, barbariſchen Stürme zeigen, in welchen bald die alte Zeit der herrſchenden Maſſe, bald die hervortretende Zeit der werdenden Organiſationen die ſiegende war, ſo daß die Epoche aus Verſteinerungen, die die Gewalt der Maſſe, oder Conglomerat, welches die Gewalt der Organiſation bezeichnet, faſt ausſchließend beſtehet: ſo zeigt uns die neue Geſchichte einen ähnlichen Kampf, in welchem die Maſſe das Herrſchende, das Licht das Hervortretende iſt. Die vormalige Religiöſität war gleichſam das bewußtloſe Licht, welches die Differenzen hervorrief; und ſo ſind die Wiſſenſchaften, die, als das bewußtloſe Licht erloſch, in ſich zerfielen, das Suchen des entflohenen Göttlichen mit Bewußtſeyn. — Es würde hier zu weitläuftig ſeyn, dieſe Epochen in der neueren Geſchichte durchaus zu verfolgen, die durch die Barbarei der herabgeſunkenen Religioſität auf der einen Seite, und die mit ihr verbundenen Verfolgungen der hervortretenden Wiſſenſchaften auf der andern Seite, ſich ſelber genugſam bezeichnet. In Bezug aber auf die neueſte Zeit iſt uns Baco das Bild der concentrirteſten Maſſe und die Grundlage der neueren Anſicht der Wiſſenſchaften, Des Cartes, Mallebranche und Pascal die erſten Oſcillationen einer werdenden Organiſation, die ſich ſelber vernichtete und in Spinoza erſt vollſtändig ausbrach. **Leibniz** aber, der die beiden Seiten der relativen anorganiſchen Trennung nur in einem höheren Sinne noch, als **Des Cartes**, darſtellte, glaubte das von einer früheren Zeit geliehene Licht der Maſſe verrathen zu können, und zeigte uns in einer Perſon dieſelbe entgegengeſetzte Oſcillation, die in noch höherem Sinne durch **Keppler** und **Newton** dargeſtellt wird. Die ganze neuere Zeit iſt daher nur eine potenzirte Verfolgung der wahren Wiſſenſchaft geweſen, in welcher die Gegenſätze des Kampfes, nicht durch die rohe äußere Maſſe und das ihr fremde Licht, ſondern durch die höheren Organiſationen und die in bloßen anorganiſchen Verſuchen zur Organiſation beharrenden Wiſſenſchaften bezeichnet werden. Die frühere Zeit dieſer Epoche, durch welche der Streit in die intellectuelle Welt verſetzt ward, ſtellt ein relatives Uebergewicht der anorganiſchen Seite der Wiſſenſchaften dar, ſo daß **Keppler** von **Newton** überwunden ward, der halbfertige **Leibniz** ſich ſelber überwand, das ganze Zeitalter aber das relative Maximum der Organiſationen in **Spinoza**, verkennen mußte — nur Wenigen iſt es gegeben, den hohen Sinn der hervortretenden Phyſik zu faſſen. Indem die relative anorganiſche Trennung das Denken, als Verſtand, der Geſchichte und den menſchlichen Verhältniſſen als ein Vernünftigeres zutheilte, das Seyn und das Bewußtloſe aber der Natur und den Dingen als ein Vernunftloſes anheim fallen ließ, glaubt man noch immer, dieſe oder jene anſchauen zu können, und bemerkt es nicht, daß es die Natur iſt, die allem Denken Gehalt, das Denken es iſt, das allen Dingen Geſtalt giebt. Es iſt klar, daß nur mit dem Erwachen der wahren Phyſik die Nothwendigkeit und mit dieſer die wahre

Freiheit, überhaupt die höchſte Organiſation, ſich offenbaren kann. In unſern Tagen lagen die relativ getrennten Maſſen zu einer zukünftigen Organiſation auf eine höchſt merkwürdige Weiſe von einander abgeſondert und ſuchten, ſich ſelbſt gleichſam unbewußt, eine wechſelſeitige Vereinigung. Die Phyſik, die durch Keppler eine hohe Vereinigung der äußern von der Natur getrennten und der innern mit der Natur vereinigten Anſchauung verrathen zu wollen ſchien, ward durch Newton der äußern Anſchauung überliefert. Dieſe, inſofern ſie ſich ſelber als ſubjectiv objectiv wird, entdeckt mit dieſer Identität des Subjectiven und Objectiven, wie Schelling dargethan hat, ihr unverwüſtliches Weſen in der Mathematik als völlige Evidenz. Es war ein hohes Streben bei Spinoza, dieſe Form der Evidenz und der Nothwendigkeit mit der Freiheit der innern Anſchauung identificiren zu wollen. Seit Newton aber beſtrebte man ſich, dieſe ſubjective äußere Anſchauung in ihrer Trennung einem fremden Objecte aufzudringen. So entſtand die mathematiſche Naturforſchung, in welcher die Nothwendigkeit ſubjectiv war, die Willkührlichkeit aber, für das verkehrte Streben, in der Natur ihren Sitz zu haben ſchien, und es iſt bekannt genug, welche rohe und willkührliche Fictionen die mathematiſchen Naturforſcher aus einer erdichteten Natur herauszuheben ſich erkühnten, um dieſe mit einer ſubjectiven Nothwendigkeit zu vereinigen. Der phyſiſchen Mathematik gegenüber bildete ſich die Chemie, die die Nothwendigkeit der äußern Anſchauung nicht ſubjectiv, ſondern objectiv fixirte. Ihr alſo ward die äußere Natur das Nothwendige; ſubjectiv aber trat in der Chemie (wie in der mathematiſchen Phyſik objectiv) dieſelbe Willkührlichkeit hervor, die, eben ſowohl mit Fictionen ſpielend, die anorganiſche Trennung zwiſchen Natur und Geiſt permanent machte, anſtatt ſie aufzuheben. Die mathematiſche Phyſik erreichte ihre Vollendung urſprünglich in England, die Chemie bildete ſich vorzüglich in Frankreich aus; die Verſuche aber beide zu vereinigen, mußten ihrer Natur nach, da ihre relative Realität bloß in der Trennung Statt findet, nothwendig mißlingen. Die mathematiſche Phyſik zeigt uns die ſubjective Seite der Wiſſenſchaft als eine leere Nothwendigkeit: die Chemie die objective Seite als eine mannichfaltige Fülle der Willkührlichkeit. Die äußere Nothwendigkeit war in jener eine innere geworden, aber ſofort ausgehöhlt; die innere ſubjective Nothwendigkeit war in dieſer eine äußere geworden, aber ſofort in Willkührlichkeit zerbrochen, das Innere, Unverwüſtliche, Organiſirende war aus beiden getrennten Maſſen ſcheinbar verſchwunden. — In Deutſchland herrſchte von jeher das Streben, die intellectuelle Freiheit zu erwecken, mehr als in andern Ländern, und der tiefe Sinn war hier, ſelbſt in den unglücklichſten Zeiten der roheſten Willkührlichkeit, am wenigſten verſchwunden. Aus England entſprang daher früher die ſubjective Seite der äußeren Anſchauung, aus Frankreich ſpäter die objective Seite derſelben, aus Deutſchland am ſpäteſten das idendificirende und organiſirende Streben; und wenn ältere deutſche Naturforſcher und Aerzte, bei welchen dieſes Streben deutlich nachgewieſen werden kann, vergeſſen und in die Geſchichte der Wiſſenſchaften nicht eingetreten ſind, ſo war es ohne allen Zweifel, weil die noch anorganiſche Zeit für das organiſche Streben zu unreif war. — Wie bei den Stufenfolgen der Organiſation erſt nur ein niederer Grad der Aſſimilation, mehr eine bloße Negation des organiſchen Proceſſes, als ein poſitives Hervortreten des innern Lebens, ſich zeigt, — wie dieſes erſt mit den höhern Stufen immer bedeutender und in ſich organiſirter hervortritt, und durch die Stufenfolge der Sinne relative Potenzen der äußern Nothwendigkeit offenbaret: ſo laſſen ſich dieſe Potenzen im irdiſchen Seyn der Intelligenz ebenfalls nachweiſen. Der Trieb, der, wie Troxler ſo richtig bemerkt, mit dem Getaſte zuſammenfällt, iſt die erſte unbeſtimmte Aeußerung des Zuſammenſeyns der Intelligenzen; der intelligente Inſtinct iſt ſchon mehr in ſich individualiſirt, und differenzirt. Die Phyſik auf ihrer niedrigſten Stufe, wo ſie nur eine äußere Nothwendigkeit und einen ſcheinbar geſetzmäßigen Zwang der Vorſtellungen ausſpricht, iſt nichts, als eine Aeußerung des Inſtincts, welcher, wenn das bewußtloſe Princip deſſelben die innere Anſchauung iſt, wohl zum Talent reifen kann, aber nie die abſolute Aſſimilation auszudrücken vermag, die nur da hervortritt, wo das Myſterium der innern Anſchauung ſelbſt ſich offenbart (dieſe objectiv wird). In dem organiſchen Leibe ſehen wir die niedern Functionen, die für ſich ein eigenes Leben führen möchten, doch immer wieder von der allgemeinen körperlichen Aſſimilation ergriffen, um das Allgemeine des irdiſchen Leibes auszudrücken. Nur den höhern Sinnen iſt es gegeben, in einer ſcheinbaren Trennung eine mehr erwachende Selbſtſtändigkeit auszudrücken und ſich von der blos niedern Aſſimilation, relativ zwar, zu ſcheiden. So trennen ſich auch die höhern Functionen der Intelligenz im Denken und in der Anſchauung der Zeit und des Raums, und offenbaren in ſich eine Geſetzmäßigkeit, die, als mit der ſubjectiven

Form der Intelligenz gegeben, eine fremde Nothwendigkeit iſt, und die geſetzmäßigen Conſtructionen der Logik ſowohl, als die äußere Evidenz der Archimetik und Geometrie drücken nichts andres aus, als die Naturnothwendigkeit des intelligenten Subjects ſelbſt. Daß die Sinne uns allmählig die Differenzen der Natur offenbaren, läßt ſich nur daraus begreifen, daß es dieſe ſelbſt ſind, die in die Organiſationen eingehen, daß es die großen Verhältniſſe der Natur ſind, die ſich ſelber immer mehr und mehr individualiſiren, und ſo objectiv werden, ſo daß der äußere Conflict der Sinne mit den Gegenſtänden nur ein Schein iſt, der nichts erklären, ja ſelbſt nicht erklärt werden kann, außer indem er vernichtet wird. Dieſes gilt von den Functionen der endlichen Intelligenz im gleichen Maaße und aus demſelben Grunde. Die logiſchen Functionen ſowohl, als die mathematiſche Conſtruction, ſind ſelber Probleme, die nichts zu löſen vermögen, ja die ſelbſt nicht gelößt werden können, außer dadurch, daß ſie als iſolirte Wiſſenſchaften vernichtet werden. Die Hoffnung, durch die Anwendung des Denkens irgend etwas Poſitives in der Wiſſenſchaft hervorzubringen, iſt derjenigen gleich, durch den chemiſchen Proceß ein organiſches Leben hervorrufen zu wollen, da doch das organiſche Leben nur durch die Vernichtung der chemiſchen Gegenſätze entſteht. — Iſt alles, was ſich ſelbſt im Denken und in der Mathematik offenbarte, nur relativer Ausdruck der ewigen Nothwendigkeit ſelbſt, ſo werden auch die ſcheinbar willkührlichen Aeußerungen der relativ getrennten Maſſen die ewige Harmonie der Freiheit und Nothwendigkeit, und die, in der Idee ſchon vollendete höchſte Aſſimilation, nur auf einer niederen Stufe fixirt, ausdrücken. — Mit Kant traten die erſten Verſuche zur inneren Aſſimilation hervor. Sein großes Verdienſt iſt die Entdeckung der Subjectivität der Formen der Anſchauung und der logiſchen Functionen. Die ganze neuere Zeit und ihre Beſtrebungen gehen darauf aus, den Spinoziſmus geſchichtlich zu machen. Was ſich in Spinoza als Erlöſung des Individuums offenbarte, ſoll Erlöſung der Welt für die Welt werden; aller Zwang der Vorſtellungen ſoll als Leib des Geiſtes in innerer Aſſimilation ſich auflöſen. Die Auferſtehung des Leibes ſoll die Offenbarung der Individualität werden, und was ſich in unendlichen Räumen des ewigen Univerſums regt und bewegt, will ſich, zur höchſten Stufe der Individualität gediehen, harmoniſch aus den Mittelpuncte des Auferſtandenen ausſprechen, daß auch das Todte lebendig werde, und die Steine das Lob des alleinigen Gottes verkündigen. Nicht einzeln ſollen wir mehr, wie es einigen Geiſtern vergönnt wurde, in das Reich der ewigen Genügſamkeit und des höchſten Gutes eingehen; ein jeder ſoll in ſich die Seligkeit Aller, Alles die Seligkeit eines jeden ausdrücken, daß die Creatur aus ihren Feſſeln gelößt werde, und das herrliche Leben des ſcheinbar Getödteten uns entgegenſtrahle. Daher iſt das Schickſal des Einzelnen, jetzt mehr als je, mit dem Schickſale Aller verflochten, ſo daß einer ſich ſelbſt nicht losreißen kann, ohne mit ſich zu reißen den unendlichen Schwarm der Lebendigen, daß er ſelig, und der Todten, daß er lebendig werde. — Wenn wir den Verfall der vorhergehenden Zeit genau erwägen; wenn wir bedenken, wie ſich die Menſchen an die Maſſe verkauft hatten, ſo daß alle ihre Neigungen und Beſtrebungen nichts ausdrückten, als die Verſuche, das Endliche unvergänglich, und das Irdiſche ewig zu machen; wenn wir alle die Feſſeln, die, aus dem verkehrten Beſtreben ſich ſelber gebährend, den Menſchen umſchlagen, wahrhaft kennen, dann müſſen wir den Geiſt preiſen, der den erſten Punct des Beſinnens, den erſten Funken der vernünftigen Beſonnenheit hervorrief — und dieſer war Kant. Er ſelbſt ward das Opfer. Denn indem er dasjenige, was als Durchgangspunct einer verfallenen Zeit allein einen Werth hatte, für alle Zeiten fixiren wollte, und was für die Production einer ſich gebährenden Individualität nur als erſte Oſcillation Bedeutung haben konnte, für das Leben ſelbſt anſah, ward ſein Syſtem, was weder das Leben, noch den Tod ausdrückte, weder organiſch, noch anorganiſch war, das abenteuerlichſte und widerwärtigſte, welches die Geſchichte der Philoſophie, wenigſtens in dieſer ſcheinbaren Vollendung, jemals aufweiſen kann. Indem er die erkannte Relativität für das Abſolute ausgab, ward das Erkennen der Nichtrealität in ein poſitives Nichterkennen der Realität verwandelt; die Natur in der Natur ein nothwendiges Ding an ſich und nicht für das Ich, das Ich ein nothwendiges Ich an ſich, und nicht für die Natur, beide unbegreiflich vereinigt in der Trennung, beide, wie von einander getrennt, ſo in ſich getrennt. Und wie die Würmer, indem ſie mehr die Negation des chemiſchen Proceſſes, als die Poſitivität des Lebens andeuten, nur durch eine gallertartige Maſſe und undeutliches Hervortreten der inneren Organe, auf der einen Seite ihre Verbindung mit den höhern Organiſationen andeuten, auf der andern Seite durch ihren anorganiſchen Abſatz nach außen, ihren Zuſammenhang mit der anorganiſchen Welt zu erkennen geben, im Ganzen aber einen Gegenſatz zwiſchen Feſt und Flüſſig, und eine herrſchende Deſaſſimilation in der unreifen Aſſimilation offenbaren, ſo mußte auch Kant die äußere Welt als ein nutzloſes Schneckengehäuſe unaſſimilirt mit ſich ſchleppen, und vermochte höchſtens, es mit blaßgefärbten Adern zu durchziehen, ohne jemals die fremde Form überwinden zu können.

Daß Fichte das Reich der Subjectivität begründen wollte, iſt anderwärts hinlänglich gezeigt, und wir können uns auf die Beurtheilung Schellings und Hegels in dieſer Rückſicht berufen. Es gehört zum Zeichen der Zeit, daß die entgegengeſetzteſten Extreme hervortreten ſollten, und ſo die Epoche der höheren Aſſimilation vorbereiten. Bedeutender und intenſiver, als in der Fichtiſchen Philoſophie, konnte der Gegenſatz der Phyſik nie ſich offenbaren. Ohne Anfang und ohne Ende waren alle Unterſuchungen über Leben und Natur, ſcheinbar durch Zufall geleitet und durch Willkühr belebt. Die Idee des Fichtiſchen Idealismus, geſchichtlich angeſehen, iſt die Idee des Anfangs ſelber; ſeine Philoſophie war die erſte innere That. Aber in einer wahrhaft organiſchen Aſſimilation iſt nicht der Anfang das Reelle, ſondern das, worin Anfang und Ende Eins iſt; das Fixiren des Anfangs, als ein Entſtehungsproceß des Ichs, kann nie aus ſich ſelber heraus, und bleibt (wie in der Fichtiſchen Philoſophie) ein ewiger Anfang des Anfangs und bloßes troſtloſes Gebähren der Geburt; und wie im Reiche der Inſecten das ganze Leben ſelbſt eine bloße Metamorphoſe, die letzte aber den Uebergang zum Tode darſtellt, ſo iſt auch die Thätigkeit des Ichs ein Suchen ſeiner ſelbſt, ſo, daß es im Suchen nicht iſt, ſondern wird, wenn es aber gefunden wird, aufhört zu ſeyn, alſo weder im Suchen, noch im Finden Leben und Realität hat. Auch iſt der Kunſttrieb des Ichs, wie der Inſecten, ein bloßes Gewebe einer relativen Organiſation; die bloß die Generation zu generiren vermag, dem äußeren Stoff des Nichtichs eine fremde Form aufdringt, und ſo geſchloſſene Staaten bildet, in welchen das Aeußere vom Innern, anſtatt identificirt zu werden, auf die grelleſte Weiſe getrennt wird.

So lagen die Extreme des äußeren und inneren Lebens da. Die mannichfaltigſten Verhältniſſe des Lebens der Natur hatten ſich eröffnet, die Umſegelung der Erde war gleichſam ihre erſte Umarmung geweſen. Nicht außer, ſondern in ſich, wollte der Erdgeiſt erkannt ſeyn, und ſuchte ſich ſelber in dem Mittelpuncte der Vernunft. Der todte Schooß der Erde hatte ſich in der Wernerſchen Geognoſie bedeutungsvoll aufgethan; durch die Kielmeyerſche Entdeckung war uns der Sinn des organiſchen Lebens näher getreten; die Chemie ſchwebte wunderbar zwiſchen Leben und Tod; ſchon früher hatten Töne des großen Dichters das erwachende Leben der Natur für die Geſchichte weiſſagend verkündigt: Alles deutete auf das Gebähren eines höheren Organs, als Schelling mit den erſten Verſuchen einer wahren Aſſimilation hervortrat. Vor ihm hatten Franz Baader und Eſchenmayer, von entgegengeſetzten Seiten, das große Thema in Anregung gebracht, und in dem erſten zumal hatte ſich das neue Leben tiefſinnig ausgeſprochen. — Wie merkwürdig muß uns ſchon ein Mann erſcheinen, der, in einen Alter, wo anderen kaum die gemeinſten Verhältniſſe des Lebens klar werden, das höchſte Problem ſich aufgab und zu löſen verſuchte! Auch ſeine erſten Bemühungen waren die des Anfangs, aber des lebendigen Anfangs, der ſchon im Mittelpuncte ruht, und aus dieſem ſich immer heller und mächtiger ausſpricht. Alle Schellingſchen Schriften bilden eine fortſchreitende Sphäre der Organiſation, in welcher er ſich, von ſeinem großen Thema unwillkührlich gefangen, immer deutlicher darſtellt; und die nähere Beurtheilung wird zeigen, wie ſie zuſammengenommen eine Welt bilden, in welcher die erſten Aeußerungen nur aus den letzten, die letzten nur aus den erſten, vollſtändig erkannt und verſtanden werden können.

Ehe wir aber zu dieſer genauen Beurtheilung fortſchreiten, wird es nothwendig ſeyn, einige Mißverſtändniſſe zu berühren, und einige Einwürfe zu beleuchten, die ſich den Schellingſchen Beſtrebungen, theils von der unverſtändigen Maſſe mit einer großen Allgemeinheit, theils von den Verſtändigeren weniger allgemein entgegegeſtellt haben. Die Polemik der neueren Philoſophie, die ein ſo allgemeines Aergerniß verurſacht hat, iſt bekanntlich nicht einſeitig, ſondern wechſelſeitig entſtanden, und ein nothwendiges Naturereigniß: die Geburtswehen der ſich gebährenden Organiſation. Mögen diejenigen, die die großen Kriege der Nationen erklärt zu haben vermeinen, wenn ſie ihren Urſprung in einzelnen Factis, in kleinlichen Anekdoten, in einem urſprünglich unbedeutenden Streit einzelner Menſchen, der wiederum ſeinen Grund in einer temporären Stimmung hat, aufgeſucht haben, um ſo das Verhängniß der Welt an einem elend gedrehten Faden der pſychologiſchen Erklärung aufzuknüpfen, auch in der wiſſenſchaftlichen Polemik der neueren Zeit nur das Verhältniß der Perſönlichkeit finden. Uns ſei es vielmehr erlaubt, hier das allmähliche Abſtreifen der Perſönlichkeit zu erkennen, durch welches, wie die Individualität ſich mächtiger gebiert, alle Verhältniſſe des Endlichen gern preisgegeben werden, und wir dürfen es hoffen, daß die Kinderkrankheiten der neuen Organiſation ſchon überſtanden ſind. Tröſtlich iſt es zu ſehen, wie die Polemik der Gegner ganz in die Perſönlichkeit verſunken iſt, und das vergängliche Princip des Streites immer unbefangener ſich offenbart. — Man hat Schelling den Vorwurf gemacht, daß er eine unreife Reflexion mit den rohen Thatſachen der Phyſik verknüpfte, und beide verunreinigte und trübte, indem er die übereilten Geburten eines aſſimilirenden Triebes für die klaren Producte der ewigen Aſſimilation ſelber ausgab. Obgleich nie ſo beſtimmt ausgeſprochen, iſt dieſer Vorwurf doch der Keim einer Menge Anfeindungen geweſen. Wenn man blos Einzelnheiten anſieht und iſolirt beurtheilt, läßt es ſich nicht leugnen, daß dieſer Vorwurf viel Wahrſcheinliches hat. Nur derjenige, der das Beſtreben Schellings in ſeiner wahren Totalität zu faſſen vermag, wird in dem höheren Sinne ſeiner Darſtellungen, die bald aus der zertrümmerten Welt der äußeren Natur die einzelnen Töne zuſammenſuchend, und was als wahres Product der Zeit doch zugleich zeitlos ſeyn muß, in dieſem höheren Verhältniſſe erkennend, bald aus der zerbrochenen Welt der Reflexion dasjenige, was in ihr auf ein belebendes und lebendiges Organ hindeutete, heraushebend, die wahre Aſſimilation vorbereiteten, das bedeutungsvollere Streben erkennen! Selbſt dasjenige, was aus der Phyſik einer höheren Aſſimilation ſichtbar wiederſtrebte, und unaſſimilirt ſich ausſchied, iſt uns belehrend und wichtig; mit der letzten perſönlichen Polemik verſchwand auch dieſe letzte Relativität der Aſſimilation, und Alles trat in die reineren Verhältniſſe der befreieten Individualität ein. — Die genauere Beurtheilung wird dieſes beurkunden. — Man hat Schelling vorgeworfen, daß ſein Beſtreben, eine reine bleibende Form der Philoſophie zu begründen, ein Vernichtungsproceß des höhern freiern Lebens der Philoſophie ſelber ſei. Der Grundirrthum aller Irrthümer, dem es immer verborgen bleibt, daß die höchſte Nothwendigkeit nur die höchſte Freiheit gewähre, hat allein dieſen Vorwurf hervorgerufen. Daß Geſpenſt eines Realismus, der ſich dem Idealismus entgegengeſetzt, trat auf dem Boden der Philoſophie und in ihre Tracht ſcheinbar gehüllt abermals hervor, und man wollte es nicht einſehen, daß der relative Gegenſatz des Ideellen und Reellen (wie ihn Schelling ausſprach) ſeine Wurzel und Bedeutung im höchſten Idealismus ſelbſt habe. Was iſt aber der Idealismus anders, als das Hineinſinken aller Organiſationen in die Urorganiſation der Vernunft ſelber? — Da aber Schelling erklärt hat, daß ſein Hauptbeſtreben dieſes iſt: eine unverwüſtliche Form für die Philoſophie zu begründen; da auch wir dieſes Unternehmen für ein großes und in der Geſchichte Bedeutungsvolles anerkennen müſſen: ſo halten wir es für nothwendig, die Idee dieſes Beſtrebens ſelber geſchichtlich darzuſtellen, fürs erſte unbekümmert, ob unſere Anſicht mit S. Anſicht übereinſtimme, oder nicht. Die wahre Form iſt die Entdeckung der höheren Sprachnothwendigkeit, als einer Naturnothwendigkeit; die Nothwendigkeit der Sprache von einem höheren, als gewöhnlichen, Standpuncte nämlich angeſehen, von welchem aus ſie ſich uns als die Identität der Anſchauung und Darſtellung offenbart. Ein jeder höhere Geiſt findet ſich durch Willkühr, und durch dieſe allein, feindſelig beengt, und nur durch Nothwendigkeit befreit; daher jener Trieb, alle Darſtellung in ſich zu ſchließen und zu organiſiren; daher jenes Beſtreben, ſelbſt in der Sprache und in der allgemeinen Darſtellung die Naturnothwendigkeit zu entdecken. Man könnte behaupten, daß dieſe Nothwendigkeit gerade das hohe und ausſchließende Eigenthum des individuellen Genius ſei, in der Wiſſenſchaft, wie offenbar in der Kunſt; aber daß es Organiſation der Sprache, alſo eines Allgemeinen iſt, überzeugt uns ſchon, daß hier die Entdeckung großer Naturgeſetze möglich ſei; Geſetze, die, wenn ſie in ihrem hohen Sinne erkannt worden ſind, die wahre Methode, ſo wie die Tiefen der Sprache zugleich entdecken werden! Um aber die Idee dieſer Entdeckung in ihrem vollen Umfange zu faſſen, iſt nichts nothwendiger, als eine geſchichtliche Anſicht, die tiefer noch, als die vorhergehende, zurückgehend, das Beſtreben der neuern Zeit durch die Bedeutung der ältern erläutert.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß ſelbſt die empiriſche Naturforſchung, wenn ſie ſich an eine Theorie der urſprünglichen Bildung der Erde wagt, die Wahrheit ihrer Vorſtellungen ſo oft durch ihre Uebereinſtimmung mit alten religiöſen Sagen zu beweiſen ſucht; und in der That behaupten wir, daß eine ächte Naturphiloſophie ſich durch eine völlige Coincidenz ihrer Demonſtrationen, ſowohl mit jener alten Naturanſicht, als mit den Erſcheinungen ſelbſt, bewähren, und ſo auf einmal eine Enträthſelung der Naturerſcheinungen und eines großen Theils jener Mythen und Sagen geben wird. Daß aber jene Verſuche, die aus der Vermählung einer unreifen Phyſik mit einer herabgeſunkenen Theologie, die die Natur zur Gottheit ſich wie ein Aeußeres zu einem Aeußeren verhalten ließ, entſtunden, weder die Bildungsperioden der Erde, noch den tiefen Sinn der alten Sagen auszudrücken vermochten, und von beiden nur die bedeutungsloſe Oberfläche ergriffen, ließ ſich voraus mit Beſtimmtheit erwarten. — Was vor aller Geſchichte als Mythus liegt, darf nie geſchichtlich, auch nie blos phyſiſch verſtanden werden. Es iſt vielmehr die Identität der Natur und der Geſchichte, die Wurzel des erſten geſchichtlichen Lebens, die als nährender Grund, die blühende Pflanze der alten Zeit trug und hegte. — Denn, wer die großen, herrlichen und ſelbſt in ihrer Verſtümmelung ſo coloſſalen Fragmente der Urzeit faſt aller Nationen von Bedeutung mit einem feſten und hellen Blick zu überſchauen vermag, muß nothwendig in ihnen die Ueberreſte einer Zeit erkennen, in welcher Wiſſenſchaft, Kunſt und That, in unzertrennlicher Vereinigung, das Göttliche und Höchſte zu produciren vermochten; daher jene wunderbaren Kenntniſſe der entfernteſten Urzeit; daher jene tiefe, durchgreifende, erhabene Anſicht der Natur, deren Fragmente wir bewundern und anſtaunen, ohne daß ſie uns bei der gemeinen Anſicht des Lebens und der Wiſſenſchaft, im geringſten begreiflich wird; daher das große, kühne und wahrhaft kunſtreiche Leben, in welches Thaten ſich mit Thaten wunderbar verknüpfen, und ein großes Ganzes bilden; daher jene dreiſte Verwechſelung der Wirklichkeit mit der Allegorie, weil die erhabene Exiſtenz dieſer Heroen ſelbſt nichts anders war, als eine herrliche Allegorie des Ueberſinnlichen; daher endlich die harmoniſchen und fließenden Laute, in welche ſich das himmliſche Leben wie aus einer heiteren Lichtquelle ergoß, und einen göttlichen Glanz auf die ganze Geſchichte warf, den das ſpätere herabgeſunkene Geſchlecht nie ganz zu trüben, oder zu zerſtören vermochte.

Alle Gegenſätze des Lebens ſchienen in der älteſten Zeit ſich in ihren Urgrund, ſelbſt für die Erſcheinung, harmoniſch aufzulöſen; aber wie die Geſchichte — in den erwachten Gegenſätzen ſich ſelber erkennend — aus dem Urgrunde zeitlich heraustrat, blieb dieſer in ihrem Leben, als religiöſer Mittelpunct, in ihren Dramen als leidenſchaftsloſer Chor, in ihrer Wiſſenſchaft als tiefes Myſterium, bindend und nährend, zurück und verhinderte die allgemeine Zerſplitterung. Die ganze alte Zeit wurzelt an dem vaterländiſchen Boden, iſt autochthoniſch; die neuere Zeit iſt die losgelaſſene Geſchichte; was den Alten das Tiefſte war, iſt uns das Höchſte. — Die Trennung von Wort und That, der Wiſſenſchaften vom Leben, und ihre relative Identität in der Poeſie, bezeichnen den Hauptgegenſatz, der, alle Gegenſätze auf beiden Seiten ins Unendliche gebährend, die Zerſplitterung in der Geſchichte hervorbrachte. Griechenland allein war es gegeben, den Culminationspunct des äußeren und inneren Lebens darzuſtellen, und in der, noch in ihm lebenden orientaliſchen Vergangenheit wurzelnd, zugleich die lebendigen Zweige des gegenwärtigen Lebens, und die Blüthen der unendlichen Zukunft, als Wiſſenſchaft und Kunſt zu tragen. Iſt nicht noch immer der alte Orient, die erſtarrte Vergangenheit, ein uralter Stamm, in welchem nach ewigen und unveränderlichen Geſetzen die Säfte ſich bewegen, ohne daß er Zweige, oder Blüthen zu tragen vermag? Iſt nicht die ganze neuere Zeit, der ganze Occident, die lebendige, ewig gebährende und wechſelnde Zukunft? Iſt nicht alles, was wir Gegenwart im höchſten Sinne nennen können, ein Analogon des heiteren Lebens, welches in Griechenland den Mittag der Geſchichte bezeichnet?

Es iſt keinen Zweifel unterworfen, daß Mannichfaltigkeit der reflectirten Verhältniſſe und der iſolirten Functionen das Leben und die Organiſation der neueren Zeit von der alten unterſcheidet; und iſt es gewiß, daß das Maximum der Aſſimilation nur durch die abſolute Identität aller Functionen, durch welche auch erſt die einzelnen in die höheren idealen Verhältniſſe treten, ausgedrückt wird, ſo iſt es auch gewiß, daß, was die neuere Zeit gebähren will, die höchſte Geburt aller Zeiten ſeyn wird. Die tiefſte Wurzel des alten Lebens ſoll die höchſte Blüthe des neueren werden. — Daß der Gegenſatz von Wort und That derſelbe Urgegenſatz iſt für die Geſchichte, den wir zwiſchen Natur und Geiſt, Denken und Seyn, Subject und Object erkennen, wird einem jeden klar ſeyn. Die ganze Geſchichte iſt, inſofern ſie ſich zeitlich evolvirt, nichts, als der relative Ausdruck dieſer Gegenſätze ſelbſt; das Reelle aber, die Geſchichte in der Geſchichte, iſt die Identität des Worts und der That, in dieſer aber zugleich die Identität der Natur und der Geſchichte, kurz das Ewige ſelbſt. Die relative Trennung aber und Intenſität des geſchichtlichen Gegenſatzes war dazu beſtimmt, die unendliche Fülle der Mannichfaltigkeit des Lebens und der Natur zu offenbaren. Es ließe ſich auf eine genügende Weiſe darthun, daß alle Verhältniſſe des Lebens nur als ein relatives Hervortreten der mannichfaltigen Functionen derſelben Organiſation angeſchaut werden können und müſſen, welches Rec. ſich für eine andere Gelegenheit vorbehält. Was aber diejenige Epoche der neueren Zeit, in welche wir die Geburt des relativen Verhältniſſes unſeres Zeitalters am füglichſten ſetzen können, betrifft, ſo iſt es höchſt merkwürdig, wie die Gegenſätze des Inneren und Aeußeren ſich auf der Seite des Denkens ſowohl als des Seyns, durch Entdeckungen gleich offenbarten, und die Art der Evolution für das nachfolgende Zeitalter beſtimmten. Die Entdeckung der neuen Welt ward die Mutter der neueren Naturgeſchichte, die ſich in Differenzen verlor; die faſt gleichzeitige Entdeckung des Kopernikaniſchen Syſtems enthielt den Keim der nachfolgenden Naturwiſſenſchaft, durch welche die Organiſation als ein Aeußeres, von den Differenzen getrennt, geſetzt ward. Ferner die, in dieſelbe merkwürdige Epoche fallende Entdeckung der Buchdruckerkunſt, indem ſie den allgemeinen Conflict der Gegenſätze beförderte, rief immer mehrere hervor, und ward die allgemeine Trägerin der unendlichen Mannichfaltigkeit der Relativitäten; das höhere Princip ward in dem Proteſtantismus als bloßer leerer Glaube an einen äußeren Gott immer mehr und mehr aus dem Leben verwieſen, ſo daß man in aller Rückſicht behaupten kann, daß dieſes Zeitalter den Leib nach Innen, die Seele aber nach Außen kehrte, aber eben dadurch auch die Mannichfaltigkeit der Functionen hervorrief. Der Ruf iſt an die Zeit ergangen, in allen dieſen Gegenſätzen nur Relativitäten zu erkennen, und alles in den höheren Verhältniſſen zum Ewigen zu ſchauen. Nachdem er gehört iſt, läßt er ſich nie zurückweiſen. — Das Beſtreben nun, die Anſchauung des Ewigen in einer unverwüſtlichen Form niederzulegen, iſt mit dem Beſtreben, eine ewige Sprache zu begründen, Eins. Unter Sprache nämlich müſſen wir die höchſte Organiſation ſelber verſtehen, die ſich zum höheren Geiſte verhält, wie der Leib zur Seele. Die ewige Sprache iſt daher in der

Geſchichte, was die ewige Materie in der Natur iſt, das Unverwüſtliche und Identiſche ſelbſt. Die Sprache, inſofern ſie ausgeſprochen wird, und zeitlich ſich offenbaret, enthält freilich nur die negativen Bedingungen für die Anſchauung des Ewigen, und vermag dieſe nie zu erwecken; aber ſchon die Kunſt hätte uns lehren ſollen, daß die höchſte Freiheit der Production nur in der höchſten Nothwendigkeit der Form liegt, und daß ebenſo, wie der Künſtler nur in der menſchlichen Geſtalt die größte Schönheit auszudrücken vermag, ſo auch der Philoſoph nur dann, wenn die Willkührlichkeit aus ſeiner Sprache verſchwunden iſt, den ungetrübten Glanz der Wahrheit aus ſeinen eigenen Darſtellungen wird widerſtrahlen ſehen. — Dieſe Willkührlichkeit aus der Sprache zu verdrängen, beſtrebte man ſich ſchon früher, indem man, Syſteme entwerfend, für die Hauptworte die Bedeutung durch Definitionen fixirte. Eine Auskunft, durch welche man ein Schlimmeres hervorbrachte, als dasjenige war, welchem man entgehen wollte, und, durch eine arge Selbſttäuſchung, die Willkührlichkeit gleich von vorne herein ſanctionirte, damit ſie ſich nachher deſto unbefangener als Nothwendigkeit gebärden könne! Vielmehr müſſen die Worte ſelbſt, organiſch entſtanden, das ganze Syſtem, relativ zwar, in ſich tragen, und das Syſtem ſelber die Identität aller ſeiner Ausdrücke ſeyn. So iſt die Fichtiſche Philoſophie die Entdeckung des Ausdrucks: Ich, als höchſte organiſche Function eines Syſtems; ſo haben diejenigen Syſteme, die der Wahrheit am nächſten kamen, dasjenige, was das Weſen ihrer Lehre war, entweder gar nicht ausgeſprochen, oder ſolche Worte gewählt, die immer Adjective waren, und, als ewiges Prädicat, keine einzelne Form, wohl aber die Identität aller Formen ausdrückten, wie das Abſolute, das höchſte Gut, u. ſ. w.

Nur durch die Production mehrerer Syſteme, in welchen die mannichfaltige Tiefe der Sprache ſich entwickeln kann, wird es uns gelingen, jene Idee einer Urform, die, einmal daſeiend, alle Ausdrücke in einem höheren Verhältniſſe erkennen läßt, darzuſtellen. Die Methode iſt die innere Organiſation, die, in verſchiedenen Functionen ſcheinbar getrennt, doch nur das gemeinſchaftliche Leben aller ausdrückt. Was die Schriften der alten Philoſophen, beſonders diejenigen, die unzertrümmert zu uns gekommen ſind, vor allen die Schriften Platons und des göttlichen Plotinos claſſiſch macht, iſt die innere Sicherheit, mit welcher ſie die Sprache brauchen, die, mit ihrer tiefſten Bedeutung ihnen überliefert, noch nicht durch Verſtandszerſplitterung zertrümmert, den wahren Kern noch in ſich enthielt. Obgleich nun eine jede Sprache das Weſen aller in ſich enthält und in ihrer Form ohne allen Zweifel auszudrücken vermag: ſo müſſen wir doch gewiß der Sprache den Vorzug geben, welche die Urtöne der Welt noch in ſich enthaltend, nicht in endlichen Verhältniſſen allein vollendet, die Tiefe der ewigen Organiſation ſelbſt, wie eine geheimnißvoll ausgeſprochene Natur, nur noch nicht erkannt, in ihrem Schooße verbirgt. Ein ſolche Sprache iſt die deutſche. Die Klänge aller Nationen können in dieſer wiederklingen, die Urbilder aller Verhältniſſe des Lebens liegen in ihr verſchloſſen, und haben ſich zum Theil ſchon zu verſchiedenen Zeiten verſchiedentlich ausgeſprochen; die tiefſten Anſchauungen der höchſten Speculationen, wie die gerettete Wurzel der Urwelt, ruhen in ihr und warten, in jugendlicher Friſche, auf die befruchtende Liebe des Geiſtes, um in Zweigen und Blüthen ſich als ein herrliches Leben zu entfalten. Wer jemals ernſthaft nachforſchend einen ahndungsvollen Blick in die unendliche Tiefe dieſer wahrhaft göttlichen Sprache that, dem blickt die Morgenröthe der kommenden Zeit aus ihr hoffnungsvoll entgegen, und er ſieht es, wie dieſe große Nation, den äußeren Glanz verſchmähend, zur Leitung der Welt beſtimmt iſt. Die Pulsſchläge eines höheren Lebens ſchlagen ſchon in der blühenden Knoſpe; Töne, die längſt verſchollen waren, regen ſich auf die mannichfaltigſte Weiſe in ſtillen Gemüthern, und die Glorie der Geſchichte will herausbrechen. Nicht in endlichen Verhältniſſen dem Scheine unterliegend, vielmehr in Ideen lebend, wird die Urform, das Gebilde der höchſten Schönheit tragend, in ihrer Sprache lebendig werden und Geſtalt gewinnen.

Da dasjenige, was Organiſation iſt, nur als Idee Realität hat, in einer jeden Idee aber das anerkannte Weſen aller Ideen liegt: ſo wird die ewige Urform, in der Sprache niedergelegt, zugleich das Weſen der Natur, in ihrer Form alle Formen, und in ihrer ſchönen Geſtalt allen Gehalt einſchließen. Da ferner dasjenige, was Weſen der Natur iſt, auch das Weſen des Weſens, das Weſen Gottes iſt: ſo wird jene Urform, wo ſie aus dem Innern ſich gebar, auch die Einheit des Worts und der That, oder, im höhern Verhältniſſe ausgedrückt, des Erkennens und der Geſinnung ſeyn, und es wird offenbar werden, daß das Weſen der Natur die Ethik iſt, und daß die unwandelbare Geſinnung Eins iſt mit der Urmaterie der Welt. Wenn Schelling (Neue Zeitſch. S. 14) von ſeinem Beſtreben ſo ſpricht: „Ich halte dafür, daß, ſo wie überhaupt

„jeder edle Stoff durch die Form geehrt wird, ſo insbeſondere eine ſo hohe Erkenntniß nicht der zufälligen Einſicht überlaſſen werden müſſe, und daß, nachdem ſie einzeln und in mehr oder weniger allgemeinen Formen in vielen hohen und vortrefflichen Geiſtern, jederzeit, geweſen iſt, wir darauf denken dürfen, ihre Fülle in der abſoluten Form zu geſtatten, und von dem Stückwerk einzelnen Wiſſens zur Totalität der Erkenntniß überzugehen. Dieſes erkläre ich für die Endabſicht und den Zweck aller meiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten, welchen, wenn nicht die meiſten mit verſchloſſenen Sinnen folgten, in allen meinen Werken leicht wäre zu erkennen, und deſſen Erreichung ich durch nichts, auch nicht durch das Verweilen auf Stufen, das nicht der Grad meiner eigenen Erkenntniß, ſondern das Bemühen um die Form nothwendig machte, zu theuer erkauft glaubte. Denn ich wollte die Wahrheit in allen einzelnen Richtungen erkennen, um frei und ungeſtört bis in die Tiefe des Abſoluten zu forſchen. So kann es ja auch nicht um eine leichte und flüchtige Aerndte von Gedanken zu thun ſeyn, die in reichem Maaße vor uns liegen, ſondern um eine gediegene und bleibende Geſtaltung, die alle einzelnen Töne und Farben der Wahrheit zum Einklang und zur Harmonie bringt, und von dem, was jeder im Theile ſah, das Urbild ausdrückt:“ wenn S. alſo ſpricht, ſo halten wir uns für überzeugt, daß er nichts Geringeres darunter will verſtanden haben, als was wir andeuten. Daß es nun bei dieſem Tempelbau auf kein irdiſches, der Zeit zuſagendes Verhältniß angelegt ſei, daß vielmehr alle Nachforſchung nur aus dem Mittelpuncte der ewigen Klarheit ihre Bedeutung erhalten ſoll, und alle Darſtellungen nur in dieſem ihr Leben haben ſollen, iſt für ſich klar. Es möge alſo alles freche Spiel der perſönlichen Willkührlichkeit, als dem ernſten Geſchäfte widerſtrebend und alle blos endlichen Rückſichten, die das göttliche Ebenmaß nur ſtören und die Klarheit trüben würden, aus allen unſeren Unterſuchungen entfernt bleiben!

Ueber das Verhältniß der Philoſophie zur Religion.

Als ich die hier abgedruckte Abhandlung: Schellingſche Naturphiloſophie, für die Jenaer Literaturzeitung auszuarbeiten anfing, war es meine Abſicht, die Schellingſche Lehre, wie ſie ſich an den verſchiedenen Epochen der Darſtellung entwickelte, und den Gang dieſer Entwickelung zu verfolgen. Ich kam bald zu der Ueberzeugung, daß ein ſo weitläuftiges Unternehmen ſich für ein kritiſches Inſtitut nicht eigne, und da außerdem die damalige verworrene Zeit, die Aufhebung der Univerſität und die Unruhe des Krieges mir alle Ruhe und Muße raubte, ſo unterblieb die Ausführung ganz. Indem ich nun, was ich damals vorbereitend bekannt machte, betrachte, finde ich, daß dieſe Einleitung ein in ſich geſchloſſenes Ganze ausmacht; und da die Darſtellung, die ich früher beabſichtigte, mit Erfolg nur geliefert werden kann, wenn Schelling das große Werk geendigt haben wird, an welchem er ſo lange arbeitet, da dieſes Werk eine jede ſolche Entwickelung vielleicht überflüſſig machen wird, ſo habe ich mich entſchloſſen, eine Betrachtung über das Verhältniß der Philoſophie zur Religion an die frühern anzuſchließen. Und natürlich ſcheint ſich dieſe Betrachtung mit der frühern zu verbinden, deren Hauptreſultat eben die Behauptung war, daß Schelling zuerſt einen wiſſenſchaftlichen Kultus erweckt und belebt habe, der ſich nicht mehr verdrängen läßt. Obgleich getrübt von mancherlei Irrthümern, geſtört von den Bemühungen des von dem Göttlichen abgewandten Verſtandes, hat dieſer Kultus, die allgemeine Richtung der Wiſſenſchaft gegen das Göttliche, dennoch immer mehr zugenommen und iſt gewaltig geworden unter uns. Den Beweis, daß es ſich ſo verhalte, zu führen, wäre ſehr überflüſſig, da es eben eine Hauptabſicht der Ausarbeitnng meiner letzten größern Schriften geweſen iſt. Ja die Bewegung, die dieſe erregt haben, der Widerſtand und der Beifall, den ſie gefunden, wäre unmöglich, wenn das Thema nicht die Zeit ergriffen hätte, ſo daß daß Schickſal dieſer Schriften ſelbſt einen Beweis der Behauptung enthält.

Wir können in der neuern Geſchichte der Philoſophie verſchiedene Stufen unterſcheiden. Denn die Philoſophie erwacht da, wo wir das Räthſel des Daſeyns im Allgemeinen zu löſen ſuchen. Wir ſehen uns verſetzt in eine äußere Welt, die mit ihrer Gewalt uns entgegentritt, und fördert oder hemmt. Der bloße Sinn kennt die Trennung nicht; er ergiebt ſich der Klarheit, wenn das Aeußere einem Innern entſpricht, und der Verwirrung, wenn beide ſich widerſprechen, und fühlt abwechſelnd Ferude und Schmerz, ohne ſich um ihre Quellen zu fragen. Tief im Innern zwar ruht die Frage, die, wenn ſie laut wird, ihn in ein Meer von Zweifeln und Unruhe ſtürzt; aber ſie wird von dem Wechſel der Luſt und der Quaal verdrängt, bis der Menſch ſich losreißt und fragt: wer biſt du? wie ſo ſeltſam ſpiegelt ſich die Welt in dir, und du dich in der Welt? wie bewegen ſich, gleich Schatten, die Dinge um dich, und ſtoßen dich ab und ziehen dich an, und bauen ſich eine eigene Welt von Gedanken in deiner Seele, die du deine nennſt, ohne ſie erforſchen zu können? Da nun treten die Dinge und das äußere Leben und alle ſeine Verhältniſſe ihm gegenüber. Und die erſte Antwort iſt: Alles kommt von Außen; arm biſt du, und ohne alle Fülle in dir ſelber; die wundervolle Welt drängt ſich dir auf, und du kannſt ſie nicht abwehren. Die Folge der Begebenheiten, der Ereigniſſe, hat einen ſteten Gang, und klare Einſicht iſt nichts anders, als treue Abſpiegelung dieſer Ordnung. Nicht etwa, aus welcher Quelle dieſe Ordnung entſpringt, nehmen wir wahr, aber, daß dieſe Folge ſo geordnet iſt. Völlig von uns unabhängig iſt ſie da, das Band, welches Urſache und Wirkung verknüpft, iſt uns völlig fremd. Geſetz nennen wir nur die ſtete Ordnung, in welcher ein beſtimmtes Ereigniß mit einem andern verknüpft iſt. Wer durch Beobachtung und ſcharfen Blick die Ordnung wahrnimmt, iſt der Verſtändige. Aber keiner eigenen Kraft ſind wir uns bewußt; wir nehmen nur in uns ein völlig unbekanntes paſſives Vermögen wahr, welches, wie die Dinge immer mit einander verknüpft ſind, in unſere Seele abprägt, und welches dieſe Verknüpfung (woraus der Begriff der Nothwendigkeit entſpringt) zu erkennen vermag. Aber dieſes immer Wiederkehrende erzeugt die Gewohnheit die räthſelhafte Eigenſchaft unſrer Seele, mit Gewißheit zu erwarten, daß, was bisher immer geſchah, auch für die Zukunft unter ähnlichen Umſtänden ſich wieder erzeugen muß. Für den unerklärbaren Grund dieſes Schluſſes haben wir keinen Ausdruck, als der Glaube. Aber dieſer Glaube iſt ſehr verſchieden von demjenigen, der den ungetrübten Sinn belebt. Denn, da der Sinn den Gegengeſatz zwiſchen Denken und Daſeyn, zwiſchen dem ſubjectiven Innern und dem objectiven Aeußern, gar nicht in ſeiner Allgemeinheit gefaßt hat, ſo iſt auch ſein Glaube nicht durch dieſen Gegenſatz bedingt. Wo der Sinn in ſeiner Reinheit waltet, da wird der Menſch von einem überſinnlichen Boden getragen, da iſt die Quelle ſeiner wahren Zuverſicht höher, als alle Erſcheinung. Jener Glaube der Reflexion iſt aber eben der völlig umgekehrte, iſt der Glaube an die abſolute Realität der Erſcheinung, an die Dinge, als das Weſentliche. Daß eine ſolche Philoſophie alles Höhere als einen Wahn, alle Religion als einen thörichten Traum des verirrten Verſtandes behandelt, iſt natürlich. Sie ſelber konnte nur entſtehen, nachdem der Menſch ſo weit gekommen war, daß jener tiefe Lebensſtrom der Geſchichte als eine räthſelhafte Verwirrung erſchien.

Nun entſtand eine andre Philoſophie, als eine neue Stufe der Entwickelung, die in der That nothwendig entſtehen mußte. Denn klar iſt, daß jener erſte Verſuch uns der völligen Knechtſchaft der äußern Welt und ihrer Verhältniſſe preisgab. Der erſte Act aber, der überhaupt die Philoſophie erzeugt, iſt ein Act der erwachten Freiheit. Schon daß man ſich den Dingen gegenüberſtellt und nach dem Verhältniß fragt, wäre ohne einen ſolchen Act unmöglich; die Frage ſelber vernichtet die Antwort, die daher als eine völlig ungenügende erſcheinen muß. Der zweite Verſuch geht alſo dahin, dasjenige zu betrachten, was uns ſelber gehört, was unſer Verhältniß zur Außenwelt bedingt. Dieſe Philoſophie fand gegebene Formen der Anſchauung, gegebene Functionen des Urtheils, innerhalb welcher der Menſch, durch ſeine Natur beſchränkt, allein ſchauen und erkennen konnte. So in ſeinem Erkennen abſolut begränzt, war er dennoch frei, erhoben über die Gränzen ſeiner Sinnlichkeit durch ein inneres Geſetz, welches ihm, unabhängig von der Endlichkeit ſeines Erkennens, abſolut gebot. So entſtand eine doppelte Richtung der Philoſophie: eine theoretiſche, die in Zeit und Raum nach Kategorien urtheilte, und eine praktiſche, die das Ewige, ohne irgend eine ihr entſprechende Region des Erkennens, ſchlechthin poſtulirt. Dieſe Philoſophie enthielt in ſich den Keim einer Entwickelung, oder richtiger Verzerrung. Da nehmlich derjenige, der jene Trennung erkennt, derſelbe iſt, der durch die Formen der Anſchauung urſprünglich gebunden, durch die Functionen des Verſtandes, als Kategorien, urſprünglich geleitet iſt, ſo erneuert ſich die Frage: wie dieſe Formen, dieſe Functionen ſelbſt ihm Gegenſtand der Betrachtung werden können? Sind ferner die Dinge nur ſo, wie ſie in den Formen der ſinnlichen Anſchauung gebrochen, durch die Kategorien, erkannt werden, ſo ſind ſie auch nur inſofern Dinge, als ſie die Eindrücke hervorrufen und erregen, können nur durch eine Selbſtthätigkeit angenommen und erkannt werden, die eine Relation zwiſchen jenen urſprünglichen ſubjectiven Bedingungen und den ſogenannten Dingen an ſich erkennt. Aber dieſe Thätigkeit kann nicht bedingt ſeyn durch die Formen, deren Relativität ſie einſieht. Daſſelbe gilt von der Trennung der praktiſchen von der theoretiſchen Philoſophie. Diejenige Philoſophie, die die Trennung beider erkennt, muß eben deßwegen ihre höhere Einheit behaupten. Denn durch Reflexionen trennen können wir nur, was in irgend einer andern Beziehung vereinigt iſt. Der Verſuch entwickelte ſich alſo nothwendig, die unendliche unbedingte Freiheit in ihrer Einheit mit den Geſetzen des Denkens und der Anſchauung zur Grundlage der Philoſophie zu erheben, das Denken ſelbſt als ein Handeln zu betrachten, die Einheit des Innern und Aeußern in dem Selbſtbewußtſeyn zu fixiren. Da nun ſo das Handeln des Selbſtbewußtſeyns die Quelle alles wahren Erkennens wurde, ſo mußte dieſes das Erſte, das Urſprünglichſte ſeyn. Die Freiheit, die Urthat, mußte zugleich die eigentliche Natur des Menſchen werden; und wie in der Kantiſchen Philoſophie ein fertiges, mit beſtimmten Formen und Functionen eingerichtetes ſeiendes Bewußtſeyn Gegenſtand einer Betrachtung war, deren Möglichkeit keiner einſah, die Freiheit aber poſtulirt ward, ſo war in der Fichteſchen Philoſophie jene Selbſtbetrachtung, die niemals aus einer Beſchaffenheit abgeleitet werden kann, die vielmehr das Unmittelbarſte ſelbſt iſt, das zugleich Gegebene und Erworbene, und ein Seyn und Dinge wurden poſtulirt, nicht als ſeiend, oder als Dinge, die abgeſondert von dem Selbſtbewußtſeyn dawaren, vielmehr als bloſe Poſtulate, damit das Ich nicht ſie, ſondern ſich in ihnen erkennen könne. Die Kantiſche Philoſophie hatte gar kein Verhältniß zur Religion. Denn Religion iſt Leben, und zwar ewiges Leben; aber die praktiſche Philoſophie erkennt nur den Formalismus des ſittlichen Geſetzes, die theoretiſche nur innerhalb der Grenzen der Zeit und des Raumes und nach den Kategorien. Wenn aber das göttliche Leben auch nur von ferne Gegenſtand der Betrachtung würde, ſo müßte nothwendig die Nichtigkeit einer ſolchen Reflexion klar werden, die, obgleich ſie ihre Relativität einſähe, dennoch die abſolute Realität derſelben als unüberwindliche Schranke behauptete.

Eben ſo wenig konnte die Philoſophie des abſoluten Selbſtbewußtſeyns in irgend ein lebendiges Verhältniß gegen die Religion treten. Denn wie dieſes auch ergriffen wurde, als ein Selbſtbewußtſeyn des erſcheinenden, denkenden Ichs, oder als ein Selbſtbewußtſeyn der Geſchichte, in beiden Fällen konnten dennoch Natur und Geſchichte nicht aus ſich ſelber ergriffen werden, erhielten nur ihre Bedeutung durch das Ich, durch die fortſchreitende Unendlichkeit einer Conſtruction, die an dem Denkact einſeitig hingezogen war. Die Religion, die keinen Sinn hat ohne einen liebenden, perſönlichen Gott, ohne eine ewige Perſönlichkeit des Menſchen, die, in ihrer urſprünglichen Reinheit an dem göttlichen Weſen theilnehmend, in ſich den Abgrund der ewigen Liebe erkennt, mußte ſelbſt Philoſophie werden, ſelbſt ein Unendliches, durch die Conſtruction nie völlig zu Erreichendes. Aber eben weil die Religion Philoſophie werden ſollte, konnte die Philoſophie nie religiös werden. Sowohl die Kantiſche, als die Fichteſche Philoſophie mußte eine bleibende Realität des Endlichen annehmen; jene, weil die Formen der ſinnlichen Anſchauung und die Functionen des Verſtandes als abſolute, unüberwindliche Bedingungen des Denkens fixirt waren, mit dieſer die in ihnen gebrochene ſinnliche Welt; dieſe, weil das Ich ſich einem Nichtich entgegen ſetzen mußte, ohne welches es ſich als Ich nicht zu erkennen vermag, und dieſer Gegenſatz erzeugt eine Welt von unendlichen Beſtimmungen, die, mag man ſie Affectionen des Ich, oder Dinge nennen, das Ich beſchränken; eine Beſchränkung, die durch Thätigkeit des Ich allmählich gelößt werden ſoll, aber niemals ganz verſchwinden kann! Dieſe Philoſophen haben einen doppelten Glauben, einen an endliche Beſtimmtheiten, die in der Kantiſchen Philoſophie aus der Art entſpringen, wie die Dinge in den Formen und durch die Functionen eines gegebenen Bewußtſeyns aufgenommen werden, in der Fichteſchen Philoſophie, auf eine eben ſo unüberwindliche Weiſe, als Affectionen des Ichs zum Vorſchein kommen, und die durch die nothwendige Negativität ihrer Form keinesweges aufhören, ſolche Beſtimmtheiten zu ſeyn. Der Glaube an das Endliche iſt daher der Kantiſchen und Fichteſchen Philoſophie eben ſo wohl eigen, wie dem Humeſchen Scepticismus. Ein zweiter Glaube an das Ueberſinnliche iſt durch beide völlig aus den Gränzen der Philoſophie gewieſen.

Die wahre Philoſophie lebt aber ganz in der Betrachtung des Göttlichen. Dieſes iſt ihre Welt. Das Verhältnis des Denkens zu den endlichen Dingen, die nur für das erſcheinende Bewußtſeyn Realität haben, kann nie als das Urſprüngliche hervortreten; denn dieſes Verhältniß iſt ja ſchon durch dasjenige, was ihr das Gewiſſeſte und Unmittelbarſte

Univ. Bibl.
München

iſt, zurückgedrängt, und nur wie jene Täuſchung des irdiſchen Sinnes hat entſtehen können, will ſie erkennen. Alles, was göttlicher Art iſt, iſt völlig in ſich geſchloſſen, lebt ganz in ſeiner Art, kann nicht theilweiſe, durch Begriffe, in die Betrachtung aufgenommen werden. Ungetheilt, in ſeinem ganzen Weſen muß es innerlich werden, oder gar nicht. So iſt das organiſche Leben ein völlig in ſich Geſchloſſenes, eine unmittelbare Offenbarung einer innern und intelligenten Unendlichkeit, und man muß behaupten, daß wir entweder gar keine Anſchauung des Lebens haben, oder man muß zugeben, daß dieſe Anſchauung das Weſen des Lebens in ſich ſchließt, welches in ihr muß erkannt werden können. Der in den endlichen Verhältniſſen verſunkene Verſtand kann das Leben gar nicht begreifen, und ein regulatives Verfahren, welches Kant zugiebt, iſt unmöglich, weil der reflectirende Verſtand gar keine Regel beſitzt, nach welcher das Leben beurtheilt werden kann. Wie das Leben, ſo die Schönheit in der Kunſt, ſo das ewig Eigenthümliche der nie erſcheinenden, aber urſprünglich ſeienden menſchlichen Perſönlichkeit! Dieſe Betrachtung läßt uns die Perſönlichkeit Gottes erkennen, und da ein perſönliches Leben, welches ſich ganz in einem andern findet, und alles beſtätigt in ſeiner Art, Liebe iſt, ſo iſt die Offenbarung der ewigen Liebe, nicht die Frage nach der Realität endlicher Dinge, das Grundthema der wahren Philoſophie. Man kann nie nach der Realität des Endlichen fragen, ohne es ſchon angenommen zu haben. Für die wahre Speculation iſt ſie nicht da. Wie kann die Frage: ob ſie wäre, entſtehen? —

Wie die räthſelhafte Täuſchung entſteht, daß dasjenige, was wir unmittelbar als ein Nichtiges erkennen, uns dennoch als ein Seiendes entgegentritt? iſt die Frage. Der Philoſoph ſieht die dämmernde Liebe walten in den verborgenen Kräften der Natur, ja der Sieg der Liebe, der Sieg des Lebens iſt ihre Geſchichte; er ſieht in dem innern Schickſale der Völker, in der Entwickelung der Zeiten die Offenbarung der Liebe in der Geſchichte. Klar iſt es ihm, daß die göttliche Freiheit ihre höchſte Bedeutung, ihre innere Einheit mit der göttlichen Nothwendigkeit nur findet in der Liebe. Wenn andere ſich abmühen in der Betrachtung der irdiſchen Verwirrung, der räthſelhaften Verſchlingungen der mancherlei ſich widerſtreitenden Ereigniſſe, wendet er ſich an die Wunder des Glaubens, an das Myſterium der Liebe, welches hell durchblickt durch die Verwirrung der Erſcheinung, an das Göttliche, was laut wird in Wort und That, in Leben, Erkennen und Kunſt, und wenn er hier einen tiefen Zuſammenhang, eine Folge der Entwickelung, eine Offenbarung des göttlichen Verſtandes wahrnimmt, dann tritt ihm die heilige Bedeutung des göttlichen Lebens ganz nahe, und der Gegenſtand ſeiner Forſchung iſt ganz und durchaus Religion. Je tiefer der Philoſoph ſich in dieſe Betrachtungen verſenkt, je klärer und herrlicher ihm das göttliche Leben entgegentritt, deſto dringender wird die Frage nach dem verborgenen Grunde des Böſen, durch welches das Nichtige ein ſcheinbares Daſeyn erhält. Nicht außer ſich kann er das Böſe ſuchen; es iſt nur ein Böſes, inſofern es ſein innerſtes Daſeyn verpeſtet, die ewige freie Perſönlichkeit mit ſich ſelber in innern Zwieſpalt gebracht hat. Wie die Philoſophie dieſes Räthſel zu löſen ſucht, ſoll nicht Gegenſtand dieſer Betrachtung ſeyn, nur dieſes: ob eine Forſchung der Art irreligiös genannt werden kann? Man hat den Philoſophen vorgeworfen, daß ſie ſich hochmüthig in ein Feld hineingewagt, welches der menſchlichen Vernunft verſchloſſen wäre. Man kann überhaupt leugnen, daß es eine Richtung des Verſtandes giebt, die Gott ſucht; man kann behaupten, es ſei der menſchliche Verſtand ſo ganz und durchaus an die Endlichkeit gebunden, daß er genöthigt iſt, die Realität deſſen anzunehmen, was dem frommen Sinn als ein Nichtiges erſcheint. Aber dann muß man auch bekennen, daß Alles, was in, mit und durch den Verſtand entſteht, ein Nichtiges, daß alle Wiſſenſchaft und alle Kunſt, und alle geſellige Verhältniſſe, inſofern ſie durch den Verſtand geordnet ſind, eben ſo nichtig und, da ſie in der Nichtigkeit eine Realität behaupten, etwas durchaus Verwerfliches, Schlechtes, ja das Böſe ſelber wären. Eine Behauptung, deren Conſequenz das ganze menſchliche Daſeyn vernichten würde! Giebt man aber zu, daß in dem Verſtande ſelbſt verborgene Kräfte ſchlummern, die angezogen werden von dem Göttlichen: ſollen ſie denn nicht thätig werden, ſich rühren und regen, wie das Göttliche in dem Gemüth und ſo die verworrenen Gedanken ordnen in ſich? Will der philoſophirende Verſtand in ſeiner Richtung gegen das Göttliche etwa die Nichtigkeit des Böſen ableugnen? oder iſt nicht eben ſeine ganze Thätigkeit auf die Vernichtung deſſelben gerichtet, daß die Betrachtung gereinigt ſich ganz in den reinen Aether des göttlichen Erkennens verſenken kann? Wie man behauptete, daß diejenige Philoſophie, die aus dem tiefſten Freiheitsgefühl entſprungen war, auf die Vernichtung der Freiheit ausginge, ſo hat man auch behauptet, daß dasjenige Erkennen, welches ohne die tiefſte Religioſität nicht einmal gedacht werden kann, die Religion vernichte. Was wollten jene tiefſinnigen Myſtiker, deren ganzes Daſeyn ſich zur Religion verklärte, und wodurch unterſcheiden ſie ſich von den Philoſophen? Die Reſultate der Philoſophie und des wahren Myſticismus ſind offenbar dieſelbe dem irdiſchen Verſtande verborgene, geheime Stätte, und die größten Philoſophen, wie Leibnitz z. B. ahndeten dieſe Verwandtſchaft. Aber die Myſtiker ſcheuten den Kampf mit dem irdiſchen, gegen das Endliche gerichteten Verſtand, und eben daher wagte dieſer es, ſich ſiegreich ihnen gegenüber zu ſtellen. Die Philoſophie ſoll aber eben dieſen Verſtand in ſeiner eigenen Region bekämpfen und unterwerfen. Ihr fürchtet, daß das Anſehen der heiligen Schrift, die kindliche Ergebung, der treue Sinn der Liebe, der an dem Erlöſer hängt, durch ſolche Betrachtung in ſich gelähmt werde? Verliert die Natur ihre räthſelhafte Tiefe, ihre unendliche Fülle, die Gewalt des unmittelbar Geoffenbarten durch die Forſchung? Stört ſie etwa das kindliche Naturgefühl, den unmittelbaren, heiligen Naturglauben, oder ſtärkt ſie ihn nicht vielmehr? Die tiefe verborgene Fülle der göttlichen Liebe ſchließt ſich für die wahre Forſchung immer heiliger auf und empfängt uns mit ihrem Segen und ihrer Gnade. Und Stolz ſollten Forſchungen von der Art nähren? Welchen Stolz? Denjenigen, der ſich dem Endlichen gegenüber ſtellt, um auf gleichem Boden mit ihm einen eigenen Werth im Gegenſatz zu behaupten? Aber die Nichtigkeit alles Stolzes iſt ja unmittelbar mit der Philoſophie ausgeſprochen. Ganz iſt der Philoſophen Betrachtung gerichtet gegen das Ewige, in ihm und um ihm; aber eben dieſe Betrachtung zeigt ihm, daß das Erkennen ihn nicht erlöſen kann. Das Böſe, deſſen Nichtigkeit er einſieht, behält ſeine zerſtörende Kraft, keine irdiſche Macht kann es überwältigen; er fühlt, wie das Erkennen ſelber, obgleich er einſieht, daß ein bloßes Denken keinen Werth hat, dennoch ſich von dem Leben loßreißt und Theil nimmt an der Verwirrung, die es aufhebt, daß der Zwieſpalt, obgleich vernichtet, dennoch da iſt, und daß das göttliche Erkennen, wie es wach wird in der menſchlichen Seele, ſich ganz verſenken muß in das göttliche Leben, untergehen in dieſem, alle Kraft erhalten nur aus ihm, ſeyn in ſeinem Seyn; und der Widerſpruch für den Verſtand, mit deſſen unüberwindlicher Härte erſt die Idee hervortritt, erſcheint in ſeiner höchſten Bedeutung, wo der tiefe Forſcher die Einheit der Gnade und der Freiheit begreife.

So weiß der Philoſoph nicht allein als ein Nicht-Wiſſender, er iſt auch als ein Nicht-Seiender, außer inſofern die ewige Liebe, geoffenbart durch Jeſum Chriſtum, in ihm iſt. Die Religion kann nie Philoſophie werden, weil das höchſte Wiſſen das Nicht-Wiſſen des Wiſſens iſt, weil die Philoſophie entweder in der Form des Erkennens erſtarrt, als wenn dieſe, im Gegenſatz gegen ein Seyn, irgend etwas wäre, oder in der Religion der lebendige Glaube ſelber untergehen muß. Daher verliert ſich alle wahre ſpeculative Forſchung in kindlichen Glauben, und kehrt zurück zu dem Punct, von welchem ſie, als verſchloſſener, reiner Sinn, vor allem zerſtörenden Denken, ausging.

Eines noch müſſen wir erwähnen, die Duldung der Philoſophie, und wie ſie ſich unterſcheidet von der Duldung der Indifferenz. Die verſchiedenen Formen der Religion, inſofern ſie geſchichtlich geworden ſind, müſſen für die philoſophiſche Betrachtung offenbar eine wahre religioſe Bedeutung haben; es muß in der Verwirrung, in dem irdiſchen Schein, welcher dieſe Formen umgiebt, etwas wahrhaft Göttliches, eine Offenbarung des göttlichen Lebens wahrgenommen werden, welche, herausgehoben, einen, wenn auch eigenthümlichen, doch zugleich auch ewigen und abſoluten Werth hat. Auf dieſe Weiſe alſo tritt eine jede Form mit gleichem Werth hervor, und eben weil alle abſolut ſind, kann keine Form eine ſchlechthin abſolute ſeyn. Damit vernichtet aber der Philoſoph ſeine eigene Religiöſität. Denn der fromme Sinn ſetzt nothwendig ſeinen Glauben als den heiligenden. Es iſt durchaus unmöglich, die Idee des Glaubens feſtzuhalten, wenn er nicht Alles iſt in Allem, und einen gleichen Werth mit der Form unſeres Glaubens dürfen wir keiner anderen, vergangenen oder zukünftigen, zuſchreiben, ohne ſeine heiligſte Bedeutung zu vernichten. Nun gehört das Chriſtenthum z. B. zu den geſchichtlichen Formen der Religion, es iſt in der Zeit geworden, und obgleich der Philoſoph in ihm eine religioſe Form erkennt, alſo eine Darſtellung des Abſoluten, ſo wird ſie dennoch, inſofern ſie in der erſcheinenden Welt hervortritt, verſchwinden können, und aus ihrem Untergang kann ſich eine andere Form erzeugen. Für die philoſophiſche, außerzeitliche Betrachtung, bleibt ſie zwar in dieſem Untergang, aber nur ſo, wie auch die andern religiöſen Formen, die zum Theil ſchon untergegangen ſind, bleiben. Dieſe Anſicht vernichtet aber das Chriſtenthum in ſeinem Weſen; der hochmüthige Philoſoph ſteht über der Form, deren künftigen Untergang zu weiſſagen er die Frechheit hat und iſt, im empörendſten Sinne, irreligiös. Wenn dieſes ſich alſo verhielte, dann müßte ein jeder frommer Chriſt ſich mit Furcht und Abſcheu von einer Lehre wegwenden, welche die Vernunft höher ſetzte, als die höchſte Offenbarung der ewigen Liebe. Aber verhält es ſich mit der Duldung des Philoſophen ſo? Keinesweges.

Der philoſophiſche Naturforſcher erkennt die in ſich begründete Eigenthümlichkeit einer jeden lebendigen Form. Setzt er dadurch die Bedeutung der menſchlichen Geſtalt, an welche die Offenbarung des Univerſums für ihn geknüpft iſt, herab? Iſt dieſe Form nicht eben *ſeine* abſolute, er nicht ganz in ihr? deuten nicht alle Epochen in der Entwickelung der Erde auf ſie? Iſt ſie nicht die erlöſende in jeder Rückſicht? Erhält nicht jede Geſtalt ihre tiefſte Bedeutung in und mit dieſer? Auf einer niedrigeren Stufe gehemmt und zugleich abgewichen ſind alle Bildungen der Natur, bis ſie, geordnet um dieſe erlöſende Geſtalt, ihr gemeinſchaftliches Maas erhielten. O! wenn du dich in den Abgrund der erlöſenden Liebe verſenkſt, wie dein Geiſt ſich verſenkt in die irdiſche Geſtalt, daß du Eins wirſt mit dem Heiland ganz und gar, dann wird dir die Anſchauung des göttlichen Lebens aufgehen, wie die Welt ſich geordnet hat in ihrer unermeßlichen Tiefe für deinen leiblichen Blick; dann wirſt du erkennen, wie die großen Heiden ſelig ſind durch den Erlöſer; dann wirſt du die Höllenfahrt Chriſti verſtehen, und wie er die Geiſter der früheſten Vergangenheit rettete, und die gefeſſelt waren in der Tiefe ſeit Adam und Noah; dann wirſt du die Zukunft beſitzen und die Vergangenheit, und ſelig ruhen in der ewigen Einheit der Liebe, in welcher alles Erkennen iſt und alles Glaube, und alle Hoffnung und alle Zuverſicht, und wirſt nicht fragen nach einem Andern neben ihm, der Alles iſt in Allem.

Zweite Abtheilung.

Reden.

Ueber das Verhältniß unſerer Geſellſchaft zum Staate.

Vorgeleſen in der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur, den 19. Dec. 1812.

Hochzuverehrende Verſammlung!

Beehrt mit dem ſchmeichelhaften Auftrage, an der Jahresfeier unſerer Geſellſchaft eine Rede zu halten, dünkt es mich ein ſchicklicher Gegenſtand ſolcher Rede zu ſeyn, das Verhältniß einer Verbrüderung, wie unſere, zum Staate, und mit dieſer die Idee der eigenthümlichen Thätigkeit derſelben zu entwickeln. Denn eine Geſellſchaft, die die trefflichſten Männer einer großen und wichtigen Provinz unter ihre Mitglieder zählt, die, anerkannt und unterſtützt iſt durch die höchſte Staatsbehörde, die durch bedeutende Verſprechungen derſelben ermuntert, wichtige Vortheile erwarten kann, die, vor einigen Jahren geſtiftet, in einer bedenklichen Zeit ſich regenerirte und erweiterte, darf wohl hoffen, daß die Zukunft ihr einen beſtändig wachſenden, progreſſiv tiefer greifenden Wirkungskreis anweiſen wird. —

Nicht durch Prunk der Rede werde ich, was unziemlich wäre, zu blenden, vielmehr das Treffende, ſofern es mir vergönnt ſeyn mag, auf die einfachſte Weiſe auszuſprechen ſuchen.

In einer jeden Nation erkennen wir eine zweifache Richtung ihrer Thätigkeit, die auf ihre Selbſterhaltung in ihrem ganzen großen Umfang geht. Die eine, wir wollen ſie die äußere nennen, hat ihren Urſprung aus dem Ganzen der Nation, oder aus den Einzelnen, inſofern ſie das Ganze repräſentiren, aus den Regenten, den obern Behörden; ſie geht auf Ordnung, Geſetz, innere Uebereinſtimmung, Erhaltung aller äußern Momente des nationalen Lebens, und äußert ſich durch die Geſetzgebung, die Verwaltung, die Vertheidigung. Ihr iſt alle äußere Gewalt gegeben, alle poſitive Kraft; und ſie bezeichnet die Grenze, innerhalb welcher die Thätigkeit der Einzelnen eingeſchloſſen iſt, ſie fordert vollkommne Anerkennung dieſer Grenze, Gehorſam. Das Produkt dieſer äußern Organiſation der Nation iſt der Staat.

Die zweite Richtung der Thätigkeit der Nation, wir nennen ſie die innere, hat ihren Urſprung aus der innern Seele eines jeden Bürgers; ihre Quelle iſt die unantaſtbare Freiheit, ſie ſucht Selbſtbefriedigung, innere Uebereinſtimmung auf zweierlei Wegen, die ſich begegnen, und wechſelſeitig erhellen. — Auf dem erſten ordnet, belebt ſich der Wille, deſſen innere Conſequenz und Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt die Sittlichkeit, deſſen Centrum die Religion; auf dem zweiten gründet, erleuchtet ſich der Verſtand, deſſen innere Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt die Wahrheit, deſſen Centrum die Wiſſenſchaft iſt.

Der Staat erkennt es, daß ſeine Gewalt in dieſe eigenthümliche Freiſtätte des Bürgers nicht hineinreicht, daß ein jeglicher im Religioſen, wie im Wiſſenſchaftlichen, nur Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, nicht mit einem Aeußern ſucht; ja wir können es mit Recht den erfreulichſten Gewinn unſeres Zeitalters nennen, daß die Grenze rein anerkannt iſt und daß eine Zeit, die uns ſo manches, auch Schöne und Treffliche, entbehren lehrt, doch vor allem dieſe innere Freiſtätte der Seele geheiligt und vor äußeren Angriffen, wir hoffen auf immer, geſichert hat. Die Zeit iſt vorüber, in welcher man glaubte, daß dieſe innere Freiheit den Staaten gefährlich werden könnte, und man iſt zu der klaren Einſicht gelangt, daß jene beiden Richtungen ſich nie wechſelſeitig bekämpfen, beſchränken dürfen, daß die unbefangenſte Verfolgung der eigenthümlichen Beſtimmung beider in reinſter Trennung die innigſte Vereinigung hervorruft, und daß aus dieſer allein ſich das friſche Leben der Nation auf eine eigenthümliche Weiſe, tüchtig, fruchtbar, herrlich, die Gegenwart erleuchtend, die Zukunft belebend, zu entfalten vermag. — Die innere Richtung kann nicht über ihre Grenze gehen wollen, innerhalb welcher ſie alle Kraft, jegliche Verheißung, ewige Befriedigung findet; denn über die Grenze hinaustretend, vernichtet ſie nicht nur den Staat, ſondern auch ſich ſelbſt. Die Geſchichte hat warnend die Zeiten verewigt, in welchen die religioſe Thätigkeit ihre Grenzen zu überſchreiten wagte. — Der Wille verdarb, aus Sitte ward Unthat, aus Religion Fanatismus, und tiefe Spuren furchtbarer Zerrüttung der Staaten, Untergang der Nationen bezeichnet die Epochen der Geſchichte, in welcher die Richtung die Verheißung des Himmels vergaß, und, anſtatt, als mildes Himmelslicht, aus dem fernen Mittelpunkt eignes Daſeyns, alles belebend zu erleuchten, ſich ſelbſt verkennend, den irdiſchen Kampf begann, ſich ſelbſt in eine feurige Gluth verzehrend verwandelte und die dürre Stätte, ſchauderhaften Andenkens, hinter ſich zurückließ. Die Geſchichte unſerer Tage hat uns die unglücklichen Folgen der Verſuche gezeigt, den Verſtand des Einzelnen als Norm für die Organiſation der Staaten anzunehmen. Der Verſtand ward verfinſtert, aus Wahrheit ward Wahn, aus Wiſſenſchaft ein lockeres Spiel mit ſeichten, nach innen hohlen, nach außen verzehrenden Begriffen; Freiheit, Gleichheit, Menſchenrechte, als Zeichen der Willkür, die an die Stelle der geſetzliebenden Freiheit trat, bezeichnen die Epoche eines Fanatiſmus des Verſtandes, der leerer, bedeutungsloſer, als jener religioſe war, weil ihm alles Gemüth fehlte und eine ſchauderhafte Anarchie brach vernichtend hervor, die nur mit dem grellſten Gegenſatze endigen konnte. —

Die äußere Richtung, der Staat, kann nicht aus ſeiner Grenze heraustreten wollen, innerhalb welcher er Klarheit und Kraft, Gewalt und Leben hat. Die Geſchichte hat dieſe unglücklichen Verſuche durch die herben Zeiten des tödtenden Deſpotiſmus verewigt; aus Nothwendigkeit ward Zwang, das Geſetz verlor den Geiſt, die Bürger wurden Knechte und, da eine Rotte von Knechten keinen Staat bilden können, ſo vernichtete er ſich ſelbſt. So ſtrenge ſondert der Staat jenes innere Heiligthum eines Jeglichen von ſeiner äußern Gewalt, daß in keinem gebildeten Staate ſich der Herrſcher, als ſolcher, eine Beſchränkung innerer religioſer, oder wiſſenſchaftlicher Ueberzeugung erlaubt. Wenn ein Beamter ſeine innere Ueberzeugung, religioſer oder wiſſenſchaftlicher Art, laut werden läßt, ſo entkleidet er ſich aller äußern Gewalt und ſtellt ſich dem äußerlich Geringſten gleich. Alle Erziehung, jeglicher Unterricht, durch den Staat geleitet, geordnet, will dieſe innere Freiheit ſchützen, alle Geſetze ſie pflegen, keinesweges ſie unterdrücken.

Und dennoch weiß es der Staat, daß er ohne dieſe innere Thätigkeit ſelbſt ein Nichtiges wäre, daß ſie als die innere, inwohnende Seele deſſelben betrachtet werden muß, daß die Geſetze erſt durch den Willen des Bürgers ihre belebende Kraft, jegliche Vorſchrift und Anordnung erſt durch den Verſtand des Bürgers ihre Bedeutung erhält — und ſo entſteht ein heiliges Zutrauen des Einzelnen zum Ganzen, indem er ſich, gehorchend, der äußern Gewalt durchaus ergiebt, mit der vollen Zuverſicht, daß ſie ſeiner Freiheit nicht gefährlich werden könne, und ein eben ſo tiefes Zutrauen des Ganzen zum Einzelnen, daß dem Geſetz aus dem Gemüth der Bürger der gute Wille, daß den Vorſchriften aus der Seele der Bürger ein denkender Verſtand entgegen treten werde, Geſetz und Vorſchrift verklärend und belebend. Wohl wiſſen wir, daß dieſes wechſelſeitige Zutrauen nie allgemein herrſchend iſt, oder ſeyn kann; wo es aber nicht vorwaltet, geht die Nation ihrer Vernichtung entgegen.

Während der Erziehung, während des Unterrichts, wird der heranwachſende Bürger geleitet, die Leitung hört auf, aber die Anſprüche des Staats an den Willen, an den Verſtand der ſelbſtändigen Bürger, treten jetzt eben ein. Er ſelbſt findet den Staat ſich freundſchaftlich verbunden durch die Reinheit des Willens, durch die Klarheit des Verſtandes, und jedes unreife äußere, nur ſtörende

Widerſtreben ſetzt innere Bosheit, wenigſtens innere Unklarheit voraus.

Das Gemüth hat ſich früher in ſeinem ganzen Umfang geſchichtlich entfaltet, als der Verſtand; es ſuchte früh einen Mittelpunkt wechſelſeitig freier Entwickelung, heiliger Befriedigung durch die Kirche; ſo bildeten ſich eigene freie Geſellſchaften, eigene Verbrüderungen, als Gemeinden, die, jemehr der Staat die nothwendige Trennung der innern Freiheit und der äußern geſetzmäßigen Vereinigung erkannte, deſto weniger in der eigenthümlichen Art ihrer freien Geſtaltung gefährdet wurden. Vielmehr, je unbefangener und reiner, jemehr vor aller äußern Störung geſichert ſolche Verbrüderungen ſich geſtalten konnten, deſto ſicherer ſah man aus ihrer Mitte eine unverſiegbare Quelle des erläuterten Willens den Geſetzen Kraft verleihen und ſie beleben.

Unſere Zeit können wir die Zeit des waltenden Erkennens nennen. Was vormals nur das Eigenthum weniger Ausgezeichneter war, iſt jetzt Gemeingut geworden. Man will nicht blos handeln, nicht blos der überlieferten Gewohnheit ſich blind ergeben, man will ſich der Gründe ſeines Handelns bewußt ſeyn, wo möglich weiter gehen, einfacher, zweckmäßiger, treffender verfahren. Ein allgemeines Ringen nach Klarheit in größern und geringen Kreiſen iſt rege geworden. Mannichfaltige Bedürfniſſe, zur andern Natur geworden, fordern Befriedigung, ein verwickelteres Daſeyn fordert ein tieferes Nachdenken. Nicht den Menſchen allein, auch der Natur müſſen wir vieles abgewinnen und die genauere Bekanntſchaft mit dieſer, die, unbekümmert um unſere Wünſche, ihren ſtillen feſten Gang unaufhaltſam fortſchreitet, hat uns das erhabene Bild einer geſchloſſenen

Conſequenz, einer innern Vernunftmäßigkeit, einer untrüglichen Sicherheit näher gerückt, dem gegenüber die ſchwankende Willkür menſchliches Denkens, die Unklarheit und Unſicherheit deſſelben in ihrer ganzen leeren bedeutungsloſen Flachheit hervortrat. Wer die Schätze der Natur, intellectuell, oder ſinnlich, genießen will, der muß mit ihrem ſtrengen Verfahren bekannt ſeyn, und die Tiefe der Nachforſchung muß der Tiefe ihrer Production wenigſtens nachzutrachten ſtreben.

Daraus entſpringt nun in unſern Tagen die Nothwendigkeit eigener Verbrüderungen, die, je allgemeiner das Ringen nach innerer Klarheit wird, deſto dringender erſcheinen, und die wir Gemeinden des Erkennens nennen können.

Die äußere Einrichtung der Kirche, ihre Stellung gegen den Staat, muß von dieſem genehmigt, anerkannt ſeyn; ſo auch bei dieſen Geſellſchaften. Aber wie der innere Cultus der Kirche, iſt die innere Thätigkeit der Geſellſchaft, wenn ſie nicht über die Grenze tritt, nothwendig frei. Was die Andacht für die Kirche, iſt das begeiſterte Ringen nach Klarheit für eine ſolche Geſellſchaft; ohne Andacht verſinkt der Cultus zu einer bedeutungeloſen leeren Form, ohne inneren Trieb, ohne Begeiſterung aller, oder der Mehrzahl der Mitglieder der Geſellſchaft, artet ſie in ein leeres, nichtiges, eitles Gepränge aus.

Solche Geſellſchaften können mancherlei ſeyn, doch möchten wir hier vorzüglich zweierlei Richtungen derſelben unterſcheiden. Solche nehmlich, die ſich mit der Begründung des Tiefſten einer, oder mehrerer Wiſſenſchaften beſchäftigen und lediglich aus der Vereinigung der Meiſter entſpringen, und ſolche, die, ſich weiter verbreitend, ohne das

Höchſte auszuſchließen, einen Jeden, der ſeiner ſelbſt, auch in einem ſcheinbar noch ſo engen Kreiſe, klar zu werden, der irgend etwas durch die Zeit Unvollendetes zu runden, zu vollenden, zu entwickeln ſtrebt, als ſich zugehörig erkennen. Eine ſolche Geſellſchaft für unſere Provinz iſt, irre ich nicht, die unſere — ein Vereinigungspunkt, wo ein Jeder, der irgend einen Gegenſtand, irgend eine Unternehmung, kleine wie große, klar zu ergreifen ſucht, wechſelſeitige Unterſtützung, allgemeine Theilnahme, rege Aufmerkſamkeit findet! Ueberhaupt ſollten alle äußere Vergleichungen der mannichfaltigen Beſchäftigungen aufhören. Die innere Tüchtigkeit, nicht der Gegenſtand beſtimmt den Werth. Daß aber unſere Anſicht der Geſellſchaft die richtige iſt, erhellt ſchon aus der lobenswerthen Einrichtung derſelben, vermöge welcher ſie in Sectionen zerfällt, die ſich, tiefer gehend, mit einzelnen Gegenſtänden und Wiſſenſchaften beſchäftigen, ja ſo, daß die Anzahl dieſer Sectionen unbeſtimmt iſt und nur bedingt wird durch das Bedürfniß der Mitglieder, indem eine bloße Vereinigung einiger Mitglieder, um ſich mit einem Gegenſtande zu beſchäftigen, hinreichend iſt, um ſofort eine eigene Section zu begründen. Die Sectionen alſo ſind einzelne Organe der allgemeinen Organiſation derſelben, die, vervielfältigt, die innere Würde und Bedeutung der Geſellſchaft erhöhen, ohne die allgemeine Einheit derſelben zu ſtören.

Es läßt ſich hoffen, daß eine ſolche Vereinigung beſonnener Männer als eine eben ſo unverſiegbare Quelle verſtändiger Klarheit, den Anordnungen des Staats, dieſe ebnend und befördernd, ja für die Zukunft modificirend und erweiternd, entgegentreten wird, wie wir eine ſolche allgemein für den Willen in der Religion finden.

Doch keine Geſellſchaft läßt ſich, ihrer eigenthümlichen Thätigkeit nach, auf eine ſo allgemeine Weiſe begreifen. Sie tritt hervor in einer beſtimmten Zeit, unter beſtimmten Umſtänden, in einer beſtimmten Umgebung, und dieſe bedingen mit unausweichbarer Nothwendigkeit das Eigenthümliche ihrer Wirkſamkeit.

Es ſei uns daher vergönnt, mit wenigen Worten dieſe Bedingungen der Zeit und der Umgebung zu erwägen! Vor uns, wir können ſagen, in der nächſten Vergangenheit, da wir alle mehr oder weniger in dieſer herangewachſen, unterrichtet, gebildet ſind, lag eine Zeit, in welcher beſtimmte, hergebrachte, überlieferte Formen dem Leben einen ruhigen, ſichern Gang zu verſprechen ſchienen. Die Gewalt der Gewohnheit hatte ſie geheiligt und ein Jeder fühlte jene Befriedigung, die dem Menſchen eigen iſt, wenn er ein ſchon Fertiges klar überſchauen kann; ein Jeder fühlte ſich heimiſcher, friedlicher, und ein gewiſſes Maas, eine gewiſſe herrſchende Ordnung und Uebereinkunft der Menge ſchien einen jeden zu tragen. — Das wenige Ungewohnte, was ſich regte, diente mehr, als ein Reiz, die in ſich ſichere Gewohnheit zu erfriſchen, als daß es dieſer gefährlich vorkommen ſollte.

Allmälich zwar ſchien das Neue beſtimmter, bedeutender hervorzutreten; aber es geſchah auf eine ſo ſtille, man möchte ſagen, heitere Weiſe, daß es ſich allmälich einſchlich und mit der herrſchenden Gewohnheit, die in ihren weſentlichen Momenten fortdauerte, innerlich zu verſchwiſtern ſchien. Den höhern, mehr gebildeten Standen ſchien dieſe ſtille, allmälich ſich geſtaltende Veränderung wenig beſchwerlich zu fallen; nur allgemein waren die Klagen über die Hartnäckigkeit des Volks, das mit vielem Starrſinn auch an den unweſentlichen Formen des gewohnten Daſeyns kleben blieb. Wenige ſchienen die erſchütternden Folgen des ſich immer mehr heranwälzenden Stroms auch nur zu ahnden. — Aber wie man genauer zuſah, konnte es dem Verſtändigen freilich nicht verborgen bleiben, daß die herrſchenden, durch die Gewohnheit geheiligten, allgemein verehrten Formen, im Denken, im Glauben, im Leben, mehr oder weniger ihre Bedeutung verloren hatten. Dieſer Ueberzeugung lag die Wegwerfung jener Formen nur zu nahe, und unaufhaltſam drang der ſich fortwälzende Strom, nicht mehr aufgehalten, zerſtörend, alle Gewohnheit entheiligend, alles Maaß überſchreitend, alle Form verſchmähend, vorwärts, und ſtürzte das Einzelne und das Ganze in ein Chaos, das um ſo furchtbarer erſcheint, da die alten Stützen ſchwanken, und wir nirgends einen ſichern Haltpunkt erlangen. Zwar iſt, eben in ſolchen Zeiten, der Menſch vorzüglich an ſich ſelbſt gewieſen, damit er ſich mit ſich ſelber berathe. Aber es läßt ſich nicht läugnen, ein unmäßiges Verlangen, ein Streben, das nie zu vollendende Unendliche zu faſſen, hat uns alle, mehr oder weniger angeſteckt. Leichter vermag der Menſch zu zerſtören, als aufzubauen und, iſt er erſt der Gewohnheit entzogen, ſo erſcheint er von einer wilden Kraft, und von einem form- und thatenloſen unendlichen Wollen ergriffen. Wir ſehen ſo Viele, ſelbſt die Vorzüglichſten, ſich an das Unendliche, nie zu Vollendende zu wagen, mehr durch den Geiſt der Zeit verleitet, als durch einen innern Ruf ermuntert. —

Welten wollen ſie umfaſſen, um dem mühſamen Detail genauer Unterſuchungen im Einzelnen zu entgehen. Weltbürger nennen ſie ſich, um die nächſte Noth, das dringendſte Bedürfniß in der Noth überſehen zu können, und hochtönende Worte, allgemeine Sätze, ein ewiges Gerede uber den Staat und ſeine Bedürfniſſe, die wir wohl beſprechen, aber denen wir keinesweges abhelfen können, treten an die Stelle einfacher, für das nächſte Bedürfniß ſorgender That. Man ſage nicht, daß die formloſe, unendliche Richtung nur Einzelne ergriffen habe, daß nur wenige ſchwärmende Köpfe ſich dadurch auszeichnen! Auch wo der Strom nicht ſichtbar zerſtörend hervortritt, wirkt ſeine mehr verborgene Gewalt wenigſtens hemmend. Und ſind nicht die gewohnten Stützen des Denkens, des Glaubens, des Lebens für Alle ſchwankend geworden, ſo daß keiner mit der alten Zuverſicht ſich ihnen zu ergeben wagt?

In einer ſolchen Zeit ſcheint nun vorzüglich eine Verbrüderung mehrerer, kühl beſonnener Männer zur wechſelſeitigen Verſtändigung von großer, ja dringender Nothwendigkeit.

Wenn wir jemand mit geringen Mitteln große Verſprechungen verbinden ſehen, wenn wir ihn in eine große, zweifelhafte Unternehmung verflochten ſehen, deren günſtiger Ausgang uns ſelbſt unwahrſcheinlich dünkt, ſo iſt er wenig im Stande, unſer Zutrauen, unſere Theilnahme zu gewinnen; ja da wir, bei weitausſehenden, tiefgreifenden Planen, nicht wiſſen können, wo er, uns ſelbſt unfreundlich, ein noch Verehrtes angreifend, begegnen könnte, ſo ſtellen wir uns ihm wohl eher feindlich gegenüber, wenigſtens laſſen wir ihm das ungewiſſe Wageſtück auf eigene

Gefahr beginnen und ausführen. Verbrüderungen zu einem ſo unbeſtimmten, in der ungewiſſeſten Ferne liegenden, zweifelhaften Ziele, finden höchſtens nur bei ſolchen ſtatt, die in intellectueller oder phyſiſcher Rückſicht nichts zu verlieren haben, die ohne eigenen Beſitz nach einem großen, leicht zu erringenden Erwerb trachten. — Eine jede große und kühne Unternehmung ſelbſt des vorzüglichſten Mannes, da wir ſeinen innern Reichthum ſelten überſchauen, ſelten beurtheilen können, was er zu wagen hat, muß ſich ähnlichen Urtheilen, und zwar nicht mit Unrecht, unterwerfen; denn hier, was im Sittlichen wohl nicht der Fall iſt, hängt mit dem Erfolge der Werth der Unternehmung genau zuſammen, und da die meiſten ihm einen ungünſtigen Ausgang geweißagt haben, ſo ſehen wir dem Mißlingen einer Unternehmung, um deren willen er ſein ganzes Daſeyn unüberlegt auf das Spiel ſetzte, gleichgültig, ohne Theilnahme, ja wohl mit einer geheimen Freude zu. Dahingegen, wenn Mittel und Zweck einer Unternehmung ſich klar überſchauen laſſen, wenn ſie für das nächſte, intellectuelle oder phyſiſche Bedürfniß zu ſorgen verſpricht, wenn ſie einen quälenden Kummer durch augenſcheinliche Hülfe hinwegnimmt, eine drückende Schwierigkeit hebt, eine unbequeme Dunkelheit erhellt und uns allmälich eine immer freiere und heitere Ausſicht im Leben, wie im Denken gewinnen läßt, ſo erweckt das Gefühl der nahen Hülfe Zutrauen, die Klarheit zieht an, das Fertige, leicht Vollendete wird ſchnell ein ſicheres Eigenthum eines Jeden, und gern verbinden ſich die Verſtändigſten und Beſonnenſten zu einem ſo vortheilhaften, wechſelſeitige Hülfe leiſtenden Austauſche, bei welchem, Alle gewinnen, indem keiner verliert oder wagt.

Und dieſes bildet den eigenthümlichen Geiſt unſerer Verbindung. Wir wollen es nicht läugnen, die frühere Zeit hatte uns zu ſehr vereinzelt; mit gedankenloſer Sicherheit, durch Gewohnheit befeſtigt, ergaben wir uns dem Ganzen, indem wir nur für den engſten Kreis des Perſönlichen Sorge trugen, wie mehrere, die in einem weitläuftigen, ſcheinbar feſtgegründeten Hauſe wohnen. Ein jedes ſorgt für ſein Kämmerlein, es auszuputzen, zu verſchönern, bequemer zu machen. Aber ein Erdbeben bricht hervor, die ſcheinbar ſichere Grundlage ſchwankt. Da muß ein jeder ſeine enge Behauſung verlaſſen; man muß ſich berathen, gemeinſchaftlich überlegen, was von dem Alten brauchbar iſt, was neu angeſchafft, was geſtützt, was niedergeriſſen werden muß. In der bürgerlichen Einrichtung, in ſo fern ſie Gegenſtand der treuen Berathſchlagung der Bürger iſt, wie vieles iſt da zu überlegen! In der Arzneikunde, in der Naturwiſſenſchaft, wie vieles Veraltete iſt zu verſchmähen! wie vieles Neue nur nach ſtrenger Prüfung anzunehmen, wie vieles voreilig Verworfene zu retten! In dem Ganzen, welche große bedeutende Gährung in der Geſchichte! Wie manche veränderte Anſicht in der Erziehung! In dem Unterricht wie viele neue Ausſichten! Wie viele Induſtriezweige ſind zerſtört, während andere keimen! Da giebt es ſo manches zu berathen, zu beſprechen, zu überlegen, und indem wir zu einer heiteren, fröhlichen Thätigkeit für das Ganze aufgeregt werden, vergeſſen wir die eigene, unnütze Sorge, die doch nur durch die Wiederherſtellung der Ordnung im Ganzen völlig gehoben werden kann. Wir wollen uns dem kühnern Streben der Zeit keinesweges entgegenſtellen; den Strom nicht hemmen, aber wo möglich ihn hinleiten in ein ruhigeres Bette.

Was der Großes Ergreifende, kühn Wagende uns anbietet, es ſoll uns angenehm ſeyn, wenn es ein Fertiges, oder zu Vollendendes iſt, wenn er uns zeigt, wo es anzupaſſen, zu benutzen iſt; und wie und wozu. — Nicht für den blos ſinnlichen Genuß wollen wir ſtreben; auch das Höchſte ſoll uns nicht fremd bleiben, aber wir wollen ruhige Bildung, Maas, Ordnung, klare Ueberſicht retten in einer verworrenen Zeit. — Ein Streben, welches auf unmittelbare Hülfe geht, ſucht nothwendig der nächſten Umgebung hülfreich zu erſcheinen. Nur das Erträumte iſt überall und nirgends. Und ſo werden wir die Beziehung unſerer Verbindung auf das Nächſte, auf die Provinz, keinesweges verhehlen.

Damit ſoll aber dem engen provinziellen Sinn keinesweges das Wort geredet werden. Wir wollen nicht erſcheinen, wie die thörichten Männer, die nur in ihren Kindern, in ihren Verwandten die Vorzüge erkennen, und die kleinſten unmäßig herausheben. Ein ſolcher enger Sinn hat auf Deutſchland einen tödtenden Einfluß gehabt. Wir wiſſen es, daß einer ſolchen Erziehung die Verziehung, einer ſolchen ſentimentalen Zartheit die Verzärtelung zu nahe liegt, und jene Angſt, verkannt zu werden, die uns die eigenen Vorzüge ſorgfältig claſſificiren läßt, iſt nie zu vergleichen mit der innern ſtolzen Zuverſicht, die einer Provinz, wie dem einzelnen Menſchen, ohne Unbeſcheidenheit eine innere Sicherheit, auf das Ganze ſeines Daſeyns, nicht auf dieſes, oder jenes gegründet, giebt, die Achtung und Zutrauen erweckt. Wir wiſſen es, daß alles eigenthümliches Organ iſt, nothwendig hineingebildet in eine höhere Organiſation, und daß das friſche Leben einer Provinz aus der innigſten Verflechtung mit der ganzen Nation entſpringt, deren Schickſale wir theilen, deren Sprache wir reden, deren tiefer Geiſt, auch ſcheinbar zurückgedrängt, in uns allen lebt, und allem provinziell Eigenthümlichen erſt ſeine Bedeutung verleiht.

Und welche Provinz kann dieſe geſunde Zuverſicht in höherm Maaße haben, als diejenige, die einſt auf die Cultur Deutſchlands ſo bedeutend einwirkte, die zu allen Zeiten bedeutende Männer hervorbrachte? Und wer kann den intellectuellen Werth der Provinz tiefer fühlen, als ich, der Fremde aus fernem Lande, jetzt mit ihr verbündete, der die Jugend deſſelben in einer frühern Zeit und jetzt kennen und achten lernte? dem, als er den wiſſenſchaftlichen Sinn des herrlichen Deutſchlands zu ergreifen ſuchte, zwei bedeutende Geiſter, tief einwirkend auf das Ganze der Nation, freundſchaftlich entgegentraten, die Provinz durch ihre innere Trefflichkeit verherrlichend, Ritter und Schleiermacher? der auch hier ſo manches fand, welches ihm, damit er die Beſcheidenheit der Gegenwärtigen nicht verletze, nur ſtillſchweigend zu verehren vergönnt iſt?

Ueber die Bedeutung eines freien Vereins für Wiſſenſchaft und Kunſt.

Vorgeleſen in der philomathiſchen Geſellſchaft am 25. Juni 1817.

Eine Geſellſchaft nennen wir hier die Verbrüderung mehrerer Menſchen, inſofern ſie aus einer durchaus freien, unbedingten, alſo unendlichen Richtung des geſelligen Triebes entſpringt. Nach dieſer Beſtimmung wird eine jede erzwungene Verbindung ausgeſchloſſen. Die Sklaven, die an derſelben Feſtung arbeiten; die Gedungenen, die dieſelbe Landſtraße pflaſtern; die von langer Weile Geplagten, die zu beſtimmten Stunden in der Woche an der nämlichen Stelle klatſchen; die durch einen Alleinherrſcher an dieſelbe Staatsgaleere Angeſchmiedeten, Hinz und Kunz in die nämliche Staatskleidung als Räthe, Officiere, Profeſſoren, zum Referiren, Paradiren, Disputiren zuſammengejocht, bilden nach dieſer Beſtimmung keine Geſellſchaft. Horden, Banden, Collegien, Concilien entſtehn auf dieſe Weiſe: und damit wir dem allgemeinen Sprachgebrauch gemäßer uns ausdrükken; unterſcheiden wir dieſe, als *Scheingeſellſchaften*, von jenen, als *wahren*.

Eine jede *wahre* Geſellſchaft iſt ihrem Urſprung, ihrer Ausbildung, ihrem ganzen innern Daſeyn nach ein Geheimniß; denn ſie entſpringt aus dem geſelligen Triebe, der Eins iſt mit dem Bildungstriebe der Natur überhaupt. Der geſellige Trieb iſt ſelbſt ein bildender. Alle bildende Gewalt iſt aber unendlich, ſich ſelbſt ein Räthſel. Was ſie bilden will, iſt nichts Allgemeines, kein Begriff, den ſie eben entwickeln, kein Grundſatz, den ſie verwirklichen, kein endlicher Zweck, den ſie durch endliche Mittel erreichen will. Wäre dieſes, ſo würde der Trieb in ſeinem Produkt zu Grunde gehn, oder er müßte ſich, wäre das Produkt ein endliches, immer von neuem und anders geſtalten. — Eine wahre Geſellſchaft iſt vielmehr eine ganz beſtimmte Geſtaltung; innerhalb ihrer Grenzen aber unbegrenzt, bedingt und unbedingt, endlich und unendlich, mit Einem Wort individuell, wie alles Leben, und unerklärbar, wie dieſes. Mögen wir die Geſellſchaften in ihrer größten Ausdehnung, oder in ihrer engſten Beſchränkung betrachten, — Nationen, Verbrüderungen Gleichgeſinnter, ja die engſte und heiligſte aller, die Freundſchaft — ſo entſtehen ſie, wie jedes Leben, geheim empfangen durch ſtille Liebe; nichts Aeußerliches und Einzelnes, keine Geſetze, keine Einrichtungen bilden ihr Weſen: vielmehr das Eigenthümliche, deſſen Urſprung nie erklärt werden kann, weil es, um begriffen zu werden, wie alles Ewige und in ſich Wahre, ſich ſelbſt vorausſetzt.

Alles, was irdiſch geboren wird und lebt, iſt aus ewi gem Urquell entſprungen, ſchöpft aus dieſem ſein Weſen. Der Streit zwiſchen Böſem und Guten, unerklärbar wie der Urſprung, gehört nicht zu ſeinem Weſen, nur zu ſeiner Erſcheinung, iſt aber für dieſe leider nur zu reell. — So können Geſtalten, die ihrem Urſprung nach wahrhaft ſchön ſind, aus dem geſelligen Trieb, wie aus dem allgemeinen bildenden der Natur geboren, in Mißgeburten ausarten, deren Betrachtung für die Phyſiologie der Geſchichte nicht weniger lehrreich ſeyn dürfte, als für die der Natur. Aber es giebt eine andre Beſtimmung geſchichtlicher Betrachtung, die in ſich belohnender und herrlicher iſt, nämlich die Betrachtung geſelliger Geſtaltungen ihrer Idee nach. Dieſe kann eine doppelte Richtung nehmen. Sie kann die vollendete, ſchon reife, ja vielleicht ſchon wieder verſchwundene Geſtalt, wie ſie in ihrer höchſten Blüthe erſchien, in der Vergangenheit, oder ſie kann ein erwachendes Bedürfniß, wie es ſich keimend regt, und hoffnungsvoll für die Zukunft zu geſtalten ſucht, betrachten.

Was nun dieſe Betrachtung ſelber betrifft, ſo hat ſie freilich nicht für einen jeden Realität. Wem die Idee des Lebens verborgen blieb, wer nur in der Erſcheinung lebt, dem muß jene ihm verſchloſſne Welt als eine erlogene Traumwelt erſcheinen. Er, an ſeiner ſogenannten Wirklichkeit klebend, die doch wahrlich keine iſt, wenn anders nur das in ſich Wahre wirklich genannt werden kann, wird in dieſer keine Spuren von jener herrlicheren Welt entdecken, und ſie deßhalb ableugnen. Denken wir uns doch die herrlichſte Zeit, die wir ſelber erlebten; in welcher aller bürgerlicher Unterſchied in Einer großen Empfindung zu Grunde gegangen war, eine wahre Geſellſchaft Tauſende freiwillig verband, ſo daß in jener höhern Freiheit aller Unterſchied zwiſchen Freiheit und Zwang, zwiſchen Krieger und Bürger verſchwand, jene erhabene Begeiſterung, die eine hemmende Decke elaſtiſch abwarf, wie es ſchien, um einer göttlichen Geburt den Weg zu bahnen, auf deren Erſcheinung wir alle warten? Wo war nun der Geiſt, der uns alle belebte? Hier oder dort? Können wir ihn faſſen, ihm Namen geben? Ja, iſt es nicht ſehr wohl möglich, eine Geſchichte der ſchönſten Tage in Breslau (1813) zu ſchreiben, die durchaus wahr iſt, aus lauter ſogenannten Thatſachen zuſammengeſetzt, und nach welcher dennoch jene großartige Begeiſterung aus lauter Erbärmlichkeit, aus Fratzen und kümmerlichen Kleinigkeiten, aus erlogener Wohlthätigkeit, Prachtſucht, Eitelkeit, ja Schlechtigkeit entſprungen zu ſeyn ſchiene?

Aber dieſe Wahrheit iſt Lüge. Es giebt Geſchichtforſcher, die nicht zu beruhigen ſind, wenn ſie nicht den erhabenen Strom der fortrauſchenden Geſchichte bis zu den ſchmutzigſten Pfützen verfolgt haben: und das nennen ſie Quellenſtudium. Wenn die Kunſt die Geſtalt eines bedeutenden Menſchen verewigen will, mag es ihr möglich ſeyn, wenn ſie nicht das Ewige in der Form zu ergreifen, darzuſtellen weiß? Ein jeder Menſch, auch der herrlichſte, ſtellt einen unentſchiedenen Kampf dar: Leidenſchaften bewegen ihn, der böſe Geiſt führt ihn irre, das Gute ſelbſt muß nicht allein durch den Schatten *fremder* Irrthümer, ſondern auch *der eigenen*, gehoben werden. Aber in das innerſte Weſen, als das belebende und wahrhaft lebendige, leuchtet die ewige Sonne, die nicht ſelbſt irdiſches Licht iſt. Für einzelne Momente, wie durch eine Verklärung, tritt das verborgene Göttliche hervor; und wer dieſe Momente verſteht, ſie zu faſſen, wiederzugeben vermag, der iſt der Künſtler, der den Herrlichen nicht in ſeiner Erniedrigung, ſondern in ſeiner göttlichen Trefflichkeit begriffen hat. Wer möchte dem Künſtler mit dem flachen Einwurf entgegentreten, er habe geſchmeichelt? Schmeichelei iſt Lüge, und hier iſt die ewige Wahrheit. Denn nicht einen allgemeinen Begriff der Schönheit, der mit auf dieſen und jenen paßt, vielmehr die individuelle Schönheit, die des beſtimmteſten Daſeyns, will er darſtellen. Was für einzelne Menſchen gilt, das gilt in noch höherem Grade für ganze Zeiten. Wer die Idee ſolcher Zeiten in ihrer Totalität begriffen hat, wem es vergönnt ward, der Quelle nahe zu treten, aus welcher das Herrlichſte entſprang, dem iſt ſelbſt das Schönſte, was erſchien, das Kühnſte, was geſchah, das Anmuthigſte, was laut ward, nur ein Einzelnes. Der finſtere Schatten der Irrthümer wird verſcheucht; denn nicht das Zerſtörende, was an jeder Blüthe nagt, und das Trauerſpiel der Geſchichte fortdauernd erneuert, vielmehr das Gebärende, Geſtaltende, die erzeugende und empfangende Liebe will er faſſen in ihrer eigenthümlichen Weiſe. Es iſt nichts Erſonnenes, wenn es ihm gelang, das wahrhaft Eigene, Weſentliche, Beſtimmte zu ergreifen: aber keine Phantaſie iſt groß, keine Farbe glänzend, keine Töne herrlich, keine Flamme glühend genug, um dieſes Urbild darzuſtellen. Vielmehr erlahmt die Hand, verſtummt die Sprache, und Thränen unendlicher Wehmuth ſtürzen unaufhaltſam hervor, wenn wir durch Anſchauungen, die das geringe Leben getrübt hat, faſſen wollen, was wir nur ahnden; durch Farben, aus Schatten und Licht dämmernd gewebt, mahlen wollen, was aus himmliſcher Klarheit entſprang; durch Worte, aus irdiſchen Begriffen erwachſen, darſtellen wollen, was kein Begriff erreicht. — Und deſto inniger werden wir von dieſem Bewußtſeyn unüberwindlicher Schwäche ergriffen, je näheres Hinantreten zu dem Urbild uns vergönnt iſt.

Ich habe dieſe allgemeine Betrachtung vorausgeſchickt, weil es meine Abſicht iſt, die Idee einer durchaus freien Verbrüderung gebildeter Männer, denen Wiſſenſchaft und Kunſt und die Bedeutung des Lebens nicht fremd ſind, wie ſie in unſern Tagen in einem Staat, wie in dem unſrigen, ſich nothwendig geſtalten muß, darzuſtellen. Die Idee, ſage ich: alſo das, dem wir nachſtreben, nicht was die Scheinwirklichkeit darzuſtellen vermag; das, was, wo ſolche Geſellſchaften gedeihn, ihr eigentliches inneres Weſen genannt werden muß. Wir betrachten eine ſolche Geſellſchaft, wie ſie in ihrer Blüthe ſich darſtellen muß, wenn dieſe auch nur für einen ſchnell verfliegenden Moment erſchiene.

Wenn ich dieſe Betrachtung, als gälte ſie *unſerer* Geſellſchaft, ankündigte: ſo will ich nur damit darthun, was dieſe *mir* iſt, und in welchem Sinne und warum ich mich glücklich ſchätze, ihr Mitglied zu ſeyn. So hoffe ich dadurch der Darſtellung ein allgemeines Gepräge mitzutheilen, ohne der rückſichtloſen Allgemeinheit zu nahe zu treten; ſo wird es aus der Betrachtung ſelbſt hoffentlich erhellen, daß aus der Idee einer ſolchen Geſellſchaft nicht das Bedürfniß, nicht die Befugniß einzelner Mitglieder allein, ſondern auch die Nothwendigkeit, die Geſtaltung der Geſellſchaft in der größten Perſönlichkeit zu enthüllen, weſentlich hergeleitet werden kann.

Der geſellige Trieb der Menſchen geht darauf, ſich als ein lebendiges Organ einer frei geiſtigen Welt, und dieſe als auf eine organiſche Weiſe uns innerlich angehörig zu erkennen. Dieſer Trieb iſt eine Fortſetzung des bildenden Triebes der Natur, die in der Geſellſchaft ſelbſt ihren Repräſentanten durch die Geſchlechtsliebe darſtellt. Die Natur verbirgt ihren freien geiſtigen Urſprung in der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, ſpielt willkürlich durch das Leben, und offenbart ſich ganz in der Geſchichte. Daher iſt der geſellige Trieb der Natur nicht entgegen, nicht ein neuer Anfang etwa durch einen hineingeſchobenen conſtruirenden Dämon, vielmehr ihre höchſte Blüthe und eben deßhalb ſchon durch die geſelligen Verhältniſſe mancher Thiere angedeutet.

Man kann in den geſelligen Verhältniſſen der Menſchen zwei Extreme unterſcheiden: den geſelligen Trieb nämlich in ſeinen univerſellſten Momenten, wenn er auf das ganze Geſchlecht geht, die einſeitig reelle Richtung deſſelben. Wo dieſe Richtung für ſich hervortritt, iſt ſie leer und bedeutungslos; ſie erhält erſt durch die lebendige Nationalität einen höhern Sinn, wie das Todte, Starre der Natur, für die höhere Anſchauung, erſt durch das Leben. Es iſt jener breite Kosmopolitismus die Dammerde, die Düngung der nationalen Pflanze: aber dennoch, wie die Schwere auf das höchſte Leben wirkt, und das edelſte Organ doch zugleich Maſſe iſt, und zwar nicht theilweiſe, ſondern ganz, ſo muß auch dieſe Richtung der Seele nie fremd ſeyn, vielmehr ſie fortdauernd durchdringen.

Ferner unterſcheiden wir den geſelligen Trieb in ſeinen individuellſten Momenten, wenn er lediglich auf die Perſon, auf das Innere des Gemüthes geht, die einſeitig ideelle

Richtung deſſelben. Dieſe Richtung ſcheint zwar alle Geſelligkeit aufzuheben, aber es iſt in der That nur ſcheinbar. Der einſamſte Menſch in der größten Sonderung fühlt ſich offenbar als Organ einer freien, nur ideellen Welt. Eine ideelle Welt aber, die ſich nicht in der Einheit, vielmehr im Gegenſatz gegen die reelle bildet, ſtrebt, wie jener flache Kosmopolitismus, alle ideelle Tiefe des Gemüths auszuſchlieſſen. Der Anachoret iſt der wahrhafte praktiſche Idealiſt, wie der Kosmopolit der wahrhafte praktiſche Realiſt. Lebendige Eigenthümlichkeit iſt die Durchdringung beider Richtungen. Allerdings ſoll daher ein jeder Menſch, der es im vollſten Sinne ſeyn will, Anachoret und Kosmopolit ſeyn. Wem eine menſchliche Geſtalt ganz fremd iſt, wem nicht jedes menſchliche Leben als ein eigenes erſcheint, der iſt ſich ſelber fremd: wir ſollen ja das Leben überhaupt, das der geſammten Natur, als das eigene fühlen und erkennen. Anderſeits, wer nie von jener Welt der rohen Erſcheinung zurückgeſtoßen, von den Menſchen getrennt, nach der Unendlichkeit des innern Lebens ſich hingedrängt fühlt; wer nie, da alle Erſcheinung eine Oſcillation iſt, ein Schweben und Schwanken, beide Extreme in wechſelnder Empfindung berührte, dem blieb das eigentliche Centrum, der Mittelpunkt aller Oſcillation nothwendig verborgen. Wie im Leben, ſo im Gemüth ſollen alle Elemente ſich durchdringen, ſich wechſelſeitig Bedeutung leihen, daſeyn und nicht daſeyn zugleich: daſeyn, weil eine jede fehlende Form der entgegengeſetzten alle Realität raubt; nicht daſeyn, weil ſie nie für ſich hervortreten darf, wie ſie in der Trennung erſcheint.

Jene univerſelle Form concentrirt ſich, individuell für ſich durch die Nationalität, und erhält dadurch erſt Leben und eigenthümlichen Sinn. Obgleich in neueren Zeiten, auch neuerdings durch mich ſelber, von der Nationalität ſo oft die Rede geweſen iſt, auch von ihrem Verhältniß zur allgemeinen Nationenliebe: ſo glaube ich doch, wenn auch nur kurz und blos andeutend, dieſe Seite berühren zu müſſen. Der Kampf der Nationen gegen einander iſt eine friſche, ja ſelbſt im drohenden Untergang nicht ſelten heitere und ſchöne Erſcheinung. Das kühnſte Leben iſt nur im Kampf, in innerem oder äußerem, zu erringen. Aber die bleibende Abneigung, der Haß der Nationen gegen einander, wie unſere fortdauernde Feindſchaft gegen Frankreich, iſt in aller Rückſicht etwas Kümmerliches und auf innere nationale Kränklichkeit Deutendes. Ich ſage nicht, daß wir Unrecht haben: keineswegs; aber daß wir haſſen müſſen, iſt unſre Schwäche, die wir in Demuth anerkennen müſſen, keineswegs eine Stärke, mit welcher wir uns etwa ſchmücken könnten. Wir ſollten jetzt dem überwundenen Frankreich den Haß überlaſſen; dort ſchickt es ſich zu haſſen, ſo wie es früher uns wohl anſtand. Eine geſunde Organiſation lebt mit allen Elementen vertraut, und es giebt kein Daſeyn, am allerwenigſten ein bedeutendes nationales, welches ſo feindſelig erſchiene, daß ſie es nur mit geheimer Furcht neben ſich ſehen, es nur mit Befangenheit betrachten könnte. Freilich, wenn wir, eben von einer lang dauernden Krankheit noch kaum geneſen, Rückfälle zu befürchten haben, müſſen wir uns, und von Rechts wegen, hüten.

Wie nun die allgemeine Richtung ſich durch Nationalität concentrirt, ſich in ſich ſelber faßt, und dadurch erſt Maaß, Form, ja Daſeyn erlangt: ſo erweitert ſich die ideelle Richtung durch die Freundſchaft; und auch dieſe Richtung erhält erſt Sinn und Bedeutung, indem ſie ſich in den entgegengeſetzten Moment hineinbildet. Nationen können nie gemacht werden, indem etwa eine Menge von Menſchen ſich vereinigte, ſich einen König wählte, und eine verſtändige Conſtitution gäbe. Wenigſtens iſt ein ſolcher gemachter Staat, wie der Nord-Amerikaniſche, ein geringerer, und das Höchſte, weßhalb ein Staat da iſt, Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie, wird dem armſeligen Götzen einer leeren politiſchen Freiheit, die für ſich keinen Sinn hat, geopfert.

Eben ſo wenig giebt es eine gemachte Freundſchaft. Es giebt ein Glück, ein Talent, wenn man will ein Genie für Freundſchaft. Sie iſt ein erweitertes Individuum, und enthält, wo ſie wahrhaft iſt, etwas ſo Unergründliches, daß der Verſtand, hier wie immer, ihr Weſen nicht ahnden kann, und eben deßwegen ihre Wirklichkeit ableugnen muß. Wer erſt Erfahrungen ſammeln, einen Scheffel Salz mit Jemand eſſen, allerlei verfängliche Proben anſtellen will, um zu erfahren, ob er einen Freund beſitze, der verdient betrogen zu werden; denn er betrügt nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch den, den er ſich zum Freund erwählt. Wer von einem Freund etwas will, etwas erwartet, dem iſt die Freundſchaft durchaus fremd. Sie iſt die innige reine Freude an dem bloßen Daſeyn eines Andern mit dem wahren Gefühl, daß er das erweiterte, bedeutungsvollere eigene ſei. Wir wollen von dem Freunde nichts, als eben ihn ſelber. Streng genommen giebt es kein Opfer für den Freund. Die Nationalität idealiſirt die reelle Seite des Lebens, die Freundſchaft realiſirt die ideelle. Man behauptet, Freunde müſſen einerlei Anſichten haben, weil nur das Gleichartige ſich erkenne: man behauptet mit eben ſo viel Recht und Unrecht, daß ſie verſchiedne Anſichten haben müßten, weil das Entgegengeſetzte ſich anzieht, als Reiz, als Würze dient. Eine bloß innere Welt iſt gar keine, iſt Form ohne Weſen, alſo keine Form, eine hohle Lüge: eine bloß äußerliche Welt iſt gar keine, iſt formloſes Weſen, alſo weſenlos. Ein Freund iſt deßwegen ganz Ich ſelber, *weil* er ein anderer iſt, weil mein Daſeyn nur in und mit einem fremden ſich ſelber zu begreifen, zu faſſen vermag: aber wenn auch tiefe Liebe mich mit der Nation, mit dem ganzen Geſchlecht, ja mit der Natur verbindet, wenn auch die Bruſt ſich erweitern möchte, das Herz ſchlagen möchte in den hellen Aether des Allbelebenden, wenn auch jede Kunſt dahin ſtrebt, alles Erkennen dieſes erringen will, ja die Andacht nichts anderem nachſtrebt, ſo muß ich mich dennoch begrenzen, um mich zu begreifen. Das Leben faßt ſich am tiefſten in der reinſten Sonderung der lebendigen Geſtalt, und Freunde treten aus der gährenden, elementariſchen Maſſe des allgemeinen Lebens hervor, als Organ Eines innigen Daſeyns, und was ſich in größern Kreiſen widerſtrebt und hemmt und wechſelſeitig einſchränkt, das durchdringt ſich hier. Eine jede freundſchaftliche Verbindung iſt eine ſtreng individuelle, ſondernde. Wer nicht mit friſchem, in ſich ſicherem Gemüth ein fremdes Daſeyn als das eigene zutrauensvoll zu ergreifen vermag, wer keinen Freund hat, dem iſt das Leben fremd; die Nation tritt in nebelige Ferne, ein feindſeliger Dämon trennt das trübſelige, in leerer Sehnſucht und unſäglicher Armuth verſchmachtende Gemüth von der fröhlichen Welt; und iſt es eine urſprünglich tüchtige Natur, ſo zehrt ſie voll hohles Hochmuths an dem eigenen Leben in verzweiflungsvoller Dürftigkeit. Nur wer ſich ganz hingiebt, kann ſich ſelber finden: es giebt eine ſelige Grabſtätte in des Freundes Seele, aus welcher das verjüngte Leben ewig blühend wieder hervorſproßt.

Wir haben den Punct gefunden, den wir ſuchten; eine Geſellſchaft, wie diejenige, die wir hier betrachten wollen, deren Sinn und Bedeutung wir darſtellen möchten, erweitert die Freundſchaft, tritt reger aus der Nationalität hervor, ſchließt dieſe Geſtalten eines höhern Daſeyns nicht aus, veredelt ſie vielmehr. Betrachten wir die deutſche Nation in ihrer gegenwärtigen Lage, wie ſie ſich in allen Richtungen mächtig zu entfalten ſtrebt, wie in der kurzen Zeit von kaum einem halben Jahrhundert alle Verhältniſſe ſich geändert, alle alten Formen, die noch bedeutungslos ſtehn geblieben waren, einzuſtürzen drohn, wie der bürgerliche Sinn bei den Edleren hervortritt, der kriegeriſche ſich in einem großen Kampf bewährt hat, der wiſſenſchaftliche gährend mit ahndungsvoller Tiefe ſich entfaltet, in eine lebendige Seele mit erneuter Federkraft aus den mannichfaltig ſich durchkreuzenden Verhältniſſen ſich geſtalten will. Sind denn nicht alle dieſe hoffnungsvollen Zeichen einer bedeutenden Zeit ebenſoviele zarte Spitzen, mit welcher die Nation in das Gemüth des Empfänglichen hinein zu reichen ſtrebt, in welchen der weite Kreis der Staaten vereint dem engſten der Freundſchaft ſich nähert? Eine ſolche Geſellſchaft ſoll nun keineswegs dadurch etwas Politiſches werden, eine Art modern altdeutſcher Jacobinerclubb, vor welchem uns Gott in Gnaden bewahren möge, obgleich das lebendige Intereſſe an den Staatsangelegenheiten ſo wenig, als irgend eine andere bedeutend geiſtige Richtung der Zeit, aus ihr ausgeſchloſſen ſeyn ſoll. Sie hebe das rein Menſchliche in ſeinen tiefſten, auch wiſſenſchaftlichen Aeußerungen, hervor, und ſuche es auf die freieſte Weiſe geiſtig zu geſtalten!

Aber auch die engere Verbindung der Freunde will ſich erweitern in dieſer bedeutungsvollen Zeit. Alle Formen des Wiſſens, wie des Daſeyns, treten ſich näher; Stände, Beſchäftigungen, Wiſſenſchaften, ſonſt von einander getrennt, in bedeutungsloſer Entfernung geſondert, wollen ſich wechſelſeitig verſtändigen, und ein tiefer gemeinſamer Mittelpunkt drängt allenthalben befruchtend hervor. So nähert ſich das ſtille Gemüth, ſonſt ſcheu, von ſteifen Formen zurückgeſchüchtert, in einſamer Stille ſehnſuchtsvoll, trübe und ängſtlich brütend, den freundlich winkenden größern Verhältniſſen. Das Wort darf ſich hervor wagen, das Urtheil iſt frei, ein jedes kühnes Streben wird von Vielen, wenn auch nicht verſtanden, doch anerkannt. Und ſo bildet ſich aus dem friſchen Streben der Nation und der Freundſchaft eine mittlere Geſtalt, beides und keines von beiden darſtellend: keines von beiden, weil die Nation nur in ihrer Form, wie die Freundſchaft nur in der ihrigen, erkannt und dargeſtellt werden ſoll, weil das Nationale, wenigen enger Verbundenen preisgegeben, in eine gefährliche Mißgeburt ausarten würde, die Freundſchaft aber eben nur in den engſten Grenzen der wechſelſeitigen gänzlichen Hingebung eine Bedeutung hat: beide, weil der große Sinn der Nation, wie der tiefe gemüthlicher Freundſchaft, ſich hier durchdringen. Eine ſolche Geſellſchaft, eben weil ſie ein nothwendiges Bedürfniß der Zeit iſt, bildet ſich ganz, wie jede wahre, von innen heraus ohne irgend eine aufgedrungene Form, deren ſie keineswegs bedarf, ohne Schwur und äußere Verpflichtung, die nur kümmerliche Surrogate des fehlenden Lebens ſind. Der Kopf braucht dem Herzen keine Treue zu ſchwören. Denn ſie haben ſich nicht zufällig zuſammen gefunden, ſondern innerlich, und gehören einander an, ſo wie ſie ſind. Eine ſolche Geſellſchaft hängt nicht an einem beſtimmten Ort, ſie iſt vielmehr nothwendig da, wo der Sinn iſt, das heißt: in Deutſchland wohl allenthalben unter den Beſſern. Auf ihre Form kommt gar nichts an; wenige, die ſich zufällig treffen, mehrere, die zu beſtimmter Zeit zuſammenkommen, ſtellen ſie auf gleiche Weiſe dar: wenn die letzte Form Vorzüge hat, ſo iſt es nur, weil ſie geſchickter iſt, eine größere Anzahl feſter zu verbinden. Man könnte Verbindungen dieſer Art recht eigentlich die Freimaurerei unſerer Tage nennen; denn auch ſie haben ihre Geheimniſſe, freilich keine, die durch äußerliche Veranſtaltung verſchloſſen bleiben. Wir können ſie vielmehr ganz offen darlegen und für jedweden, und ſie bleiben doch geheim. Die Mitglieder eines ſolchen Vereins kommen weder als bloße Freunde, noch als bloße Staatsdiener zuſammen, weder als bloße Gelehrte, noch als Beamte, oder was ſie ſonſt ſcheinen mögen, ſondern als das, was ſie ſind. Und das iſt die höchſte Bedeutung, der Meiſtergrad der Geſellſchaft, daß die Mitglieder ſich vereinigen, wie ſie ſind, daß ſie ſich begreifen in der Totalität ihres wechſelſeitigen Daſeyns, nicht im Einzelnen. Man mißverſtehe mich nicht! Man wende mir nicht ein, daß kein Menſch den andern ſo tief zu ergründen vermöge, daß ſelbſt der genaueſte Freund den andern nicht kennt, ja kaum ein

Menſch ſich ſelber! Von einem ſolchen tiefen Erkennen der Individualität iſt nicht die Rede; nur von einem feſten Zutrauen zu der geiſtigen und ethiſchen Geſinnung eines jeden Mitgliedes. Dieſes Zutrauen erzeugt noch keineswegs die Freundſchaft im engen Sinne. Wer kennt nicht Menſchen, denen er ſein ganzes Daſeyn unter keiner Bedingung anvertrauen könnte, gegen die er in vieler Rückſicht gewiſſermaßen verſchloſſen bleibe, bleiben muß, ja die bei ihm ein beſtimmtes, ſogar hartes Widerſtreben erregen, die er deßhalb nicht ſelten mit großer Härte, vielleicht nicht ſelten ungerecht beurtheilt? — und dennoch ſind ihm eben dieſe Menſchen im Ganzen genommen vielleicht lieb und theuer. Sie treten nicht ſelten mit gleicher Härte gegen ihn hervor: aber iſt er nicht von der blödſinnigſten Eitelkeit befangen, die bei jeder Verletzung Haß erzeugt, ſo kann er dem Trieb nicht widerſtehn, der die mehr ſcheinbar, als wirklich Feindſeligen immer von Neuem zuſammenbringt. Solche Menſchen gehören zuſammen; Zutrauen und Widerſtreben ſind die friſchen Elemente, die ein bedeutendes Daſeyn entfalten. Sie können faſt in Allem uneinig ſeyn und ſind in der Wurzel dennoch einig.

Im gemeinen Leben wird alles nach dem Schein beurtheilt; was man heißt, die Stelle, die man bekleidet, die Gönner, die man zu erlangen wußte, wenn es hoch kommt das Talent, welches man ausgebildet hat, beſtimmt das leicht ſchwankende Urtheil der ſchwatzenden Menge. Heute wird man bewundert, morgen verdammt, einzelne Aeußerungen trägt die geſchäftige Zunge des Tags herum: ja, keiner tritt dem andern nahe; durch den düſtern Nebel fremder Urtheile, durch Verläumdungen, Verdrehungen, die Haß

Neid, Verfolgungsſucht, am häufigſten Albernheit und Dummheit verurſachten, erſcheint ein jeder Menſch dem andern als ein Geſpenſt, welches er lieber von ferne beſchwören, als ihm freundlich nahe treten will. Es iſt nothwendig ſo. Die gemeine Wirklichkeit iſt, was ſie iſt, eben weil das Gemeine, Spießbürgerliche, Enge, Nichtswürdige ihr Alles iſt, das ſogenannte Publicum, die Maſſe. Das Volk iſt eine Idee: die Maſſe, als ſolche, iſt nicht das Volk, Könige haben zur Maſſe gehört, und der ſtille, fleißige bürgerliche Sinn iſt weit über ſie erhaben. In unſern Tagen iſt die Maſſe vor allem die der Verbildung. Dort wo man ohne Verſtand urtheilt, über alles ſchwatzt und nichts begreift, wo etwas Großes vorkommt, ſich in den Buſen greift, um ſich in kümmerlicher Selbſtändigkeit zu faſſen: da iſt die Maſſe. Sie regiert äußerlich, dem Scheine nach, und weiß nicht, daß ſie nur ein Afterbild des wahren innerlich lebendigen Daſeyns iſt. Kein tüchtiger Menſch kümmert ſich um das Urtheil der Maſſe: aber er geht ihr aus dem Wege, weil ſie ſtets ſich dem Herrlichſten breit entgegenſtellt und das Heiligſte überſchreitet.

Es giebt viele, die einen gefährlichen Mittelweg einſchlagen, ſie haben capitulirt mit der Maſſe. Immer beſonnen ſich ſelbſt belauſchend, achten ſie auf jede eigne, wie auf jede fremde Aeußerung; rechts und links blicken ſie mit ſtets geſpitzten Ohren ängſtlich um ſich, horchen hier, lauern dort und merken nicht, daß alles Tüchtige und Wahre durch dieß kümmerliche Leben verloren geht. Aber wir wollen uns einer jeden Empfindung, die aus der Quelle ewiger Wahrheit entſprang, unbedingt und ganz ergeben; das Schlechte ſoll in ſeiner Nichtigkeit erſcheinen, das verſchmähte

Groſſe ſoll uns ganz gewinnen. Ich will mich in allen Richtungen äußern, beweglich ſeyn, wie die Luft, erſtarren wie der Fels, auflodern wie das Feuer, im Thränenſtrom mich ergießen, wie der ſtürzende Gießbach; den Uebermuth will ich nicht von mir weiſen, ich will das Recht behaupten, Unrecht zu haben und hineintauchen in das aufgeſchloſſene, friſche, fröhliche Leben, rückſichtlos und unbefangen. Unter Gewittern und Stürmen gedeiht das heiterſte Daſeyn: ſtarre Fichten, Moos und Flechten nur unter den nördlichen Nebeln.

Dazu eine Geſellſchaft, wie die unſere! Wir kennen uns ganz, keiner wird nach einzelnen Aeußerungen beurtheilt. Wir wagen es, uns wechſelſeitig ganz zu geben, wie wir ſind. Ueber die Folgen können wir ganz ruhig ſeyn. Hier lauſcht kein Verräther. Wie? eine ſolche Geſellſchaft ſollte die unbefangene Natur an ſich locken, ſollte Momente fröhlicher Offenherzigkeit hämiſch erlauſchen, um ſie der breiten Menge preiszugeben? — das iſt unmöglich! Dieſes Zutrauen, welches nichts Schlechtes zu verbergen ſucht, vielmehr das Beſte — denn oft iſt ſelbſt das, worin wir irren, das Beſte an uns — nicht dem Mißverſtändniß preisgeben will, dieſes Zutrauen iſt das eigentliche Geheimniß der Geſellſchaft: außerdem hat ſie nur das Geheimnißvolle aller wahren Geſellſchaften mit dieſen gemein, das ihres Urſprungs aus den Tiefen des Gemüths.

In einer ſolchen Verbindung, in welcher eine jede Aeußerung ſich rückſichtlos hervorwagt, in welcher die Feſſeln einer nichtigen Convenienz, die nur als Schutzwehr gegen das wechſelſeitige Mißtrauen geduldet werden, völlig durchbrochen ſind, in welcher ſelbſt das härteſte Urtheil laut werden darf, weil man weiß, daß es nie aus Feindſchaft, Neid, Scheelſucht entſtand, nie auf ethiſche Vernichtung des Guten geht, vielmehr unbefangen ausgeſprochen auch in gleichem Sinne, wenn auch mit gleicher Härte, gegen den Richter angewandt, willig geduldet wird; in einer ſolchen Verbindung muß die Neigung, ja das tiefgefühlte Bedürfniß, das Beſte und Tiefſte, was uns innerlich beſchäftigt, mitzutheilen, nothwendig entſtehn. Dieſe wiſſenſchaftlichen Mittheilungen gehören ſo nothwendig zum Weſen ſolcher Geſellſchaften, wie diejenigen, deren Bedeutung wir hier nachforſchen, daß ſie ohne dieſe nicht ſeyn können. Denn nicht ein jedes Gemüth wird von der erweiterten Nationalität in ſolche Verbindungen hineingezogen, ſondern nur dasjenige, welches die Bedeutung der Zeit begreift: und iſt dieſe gleich keineswegs durch die Wiſſenſchaft allein erſchöpft, ſo iſt ſie doch auch nie ohne ſie zu faſſen. Eine ſolche Geſellſchaft beſteht alſo nothwendig nur aus wiſſenſchaftlich gebildeten Männern. Aber ein jeder wahrhaft geſelliger Trieb iſt zugleich ein bildender, productiver und zwar aus ſeiner tiefſten, bedeutendſten Wurzel heraus. Erlahmt der bildende Trieb, dann ſinkt die Geſellſchaft nothwendig von einer wahren Geſellſchaft zu einer Scheingeſellſchaft hinab.

Ferner erhellt hieraus, daß dieſe Mittheilungen ein eignes Gepräge haben werden. Denn erſtlich wird der wiſſenſchaftlich freie und rückſichtsloſe Geiſt, der die Geſellſchaft ſchuf, ſie beleben. Dann aber werden ſie freilich ächt wiſſenſchaftlich und ſtreng aus den verſchiedenartigſten Regionen menſchlicher Forſchung entſpringen, aber dennoch das Beſtreben nach Verſtändigung mit dem allgemeinen Wiſſen und

Leben nicht verleugnen: denn dieſes Beſtreben beſtimmt eben das geſellige Gepräge derſelben.

Und ſo habe auch ich in dieſer Stunde dasjenige erwählt, was mich ganz erfüllt. Denn ſeit Jahren rechnete ich es mir zum höchſten Glück, daß eine ſolche Geſellſchaft unter geſchätzten Männern ſich gründete, in deren Mitte wir unbefangen enthüllen durften, was von der Maſſe leicht mißverſtanden wird. Und habe ich in dieſem Aufſatz den eigentlichen Sinn der Geſellſchaft und ihre Bedeutung in einer bewegten Zeit nicht unrichtig dargeſtellt, ſo wird mir der Beifall der Geſellſchaft ſicher nicht entgehn.

Dritte Abtheilung.

Phyſikaliſche Abhandlungen.

Ueber den Oxydations- und Deſoxydations-Proceß der Erde.

Vorgeleſen in der naturforſchenden Geſellſchaft
zu Jena.

Herr Profeſſor Schelling war der Erſte, der uns zeigte, daß wir die Vegetation, als einen continuirlichen Desoxydationsproceß, der Animaliſation, als einem continuirlichen Oxydationsproceß, entgegenſetzen können. Es iſt meine Abſicht, das Daſeyn dieſes Gegenſatzes in dem großen Proceß, der die Form unſers Erdkörpers unterhält, zu zeigen.

Was allen feſten Subſtanzen unſers Erdkörpers gemeinſchaftlich zukömmt, iſt eine allgemeine Tendenz ſich zu kryſtalliſiren. Würde aber dieſe Tendenz jeder einzelnen Subſtanz nicht unterdrückt, gehemmt, beſchränkt durch dieſelbe Tendenz aller übrigen, ſo würde die Totalkryſtalliſation ſich in tauſend einzelne Kryſtalliſationen auflößen und das Ganze ein irreguläres Aggregat regulärer Formen darſtellen. So aber können nur wenige Subſtanzen unter ſelten eintretenden begünſtigenden Umſtänden dieſer Tendenz ungeſtört folgen. Der Granit, dieſe Steinart, die einen beträchtlichen Theil unſers Erdkörpers ausmacht, die ſogar, nach der Meinung einiger Geologen, das feſte Gerippe deſſelben ausmachen ſollte, kann vielleicht noch am beſten dazu dienen, obige Behauptung zu erläutern. Die Granit-Gebirge ſind die höchſten, die tiefſten, und diejenigen, die ſich am weiteſten erſtrecken. Alle übrige ſcheinen ihnen untergeordnet zu ſeyn; ſie ſcheinen die Richtung aller Gebirgsſtrecken zu beſtimmen und auf den höchſten Gipfeln dieſer Gebirge bilden ſich jene muldenförmigen Excavationen, die erſten Anlagen zur Bildung der Thäler. Aber jenen wichtigen, durchgreifenden Einfluß können die Granitgebirge nur durch die Beſtimmtheit ihrer Form erhalten, und dieſe nur dadurch, daß die mineralogiſch einfachen Mineralien in ihrer Ausbildung einander gegenſeitig entgegenſtrebten; denn durch dieſen Conflict entgegenſtrebender Tendenzen entſtand ein neues Product — der Granit. Gänzlich in einander verſchmolzen erſcheinen die Beſtandtheile des Granits im Porphyr, im Trapp, als körnig abgeſonderte Stücke in der Grauwacke, wenn ſonſt die Vermuthung des Hrn. Heims, als enthielte dieſe Gebirgsart alle Beſtandtheile des Granits, richtig iſt. Deutlicher ausgebildet, aber doch der Granitform untergeordnet finden wir ſie im Granit ſelbſt. Noch immer ſtreben die Subſtanzen, ſich, auf Unkoſten der Hauptform, einzeln weiter auszubilden. In Hölen und Spalten glückt es ihnen zuweilen, ihre urſprüngliche Tendenz mehr zu verfolgen. Die homogenen Subſtanzen ſuchen einander auf, trennen ſich von den übrigen; aber nur der Quarz kann eine völlig reguläre Form annehmen. Auf den höchſten Gipfeln hoher Granitfelſen, in Norwegen, Siberien, auf St. Gotthard ſcheint die Natur erſt den Beſtandtheilen erlaubt zu haben ſich ganz auszubilden. Hier findet man ganz auskryſtalliſirten Feldſpath, oder Adularia, Glimmer, oder Schörl und Quarz. Aber hier iſt dann auch kein Granit mehr. Dieſer hörte auf, indem die einzelnen Actionen, deren gemeinſchaftliches Product er war, ihrer urſprünglichen Tendenz folgten und ſich zu individualiſiren ſtrebten. —

Denſelben Kampf entgegengeſetzter Tendenzen finden wir nun mehr oder weniger auffallend im ganzen Mineralreich. So viele verſchiedene Actionen, ſo viele Modificationen derſelben urſprünglichen Tendenz. Daher die große Mannichfaltigkeit verſchiedener Formen, ihre Regelmäßigkeit und Beſtimmtheit. Es iſt nicht meine Abſicht, hier mich mit dieſen Formen weitläufiger zu beſchäftigen. Es ſei mir nur erlaubt, auf eine Entgegenſetzung in der Bildung der Formen aufmerkſam zu machen, die zum voraus eine Entgegenſetzung der Actionen uns ahnden läßt und uns unſerem Ziel vielleicht näher bringt. Es iſt die ſtereometriſche Regelmäßigkeit einiger Kryſtalliſationen und das Geſetzmäßige und doch zugleich Zufällige in der Bildung anderer.

Bekanntlich haben die meiſten Kryſtalle, wenn ſie ſich völlig ausbilden konnten, ſehr beſtimmte Umriſſe. Ihre Seitenflächen, Endflächen, Kanten, Ecken, ſelbſt Abſtumpfungen, Zuſpitzungen und Zuſchärfungen ſind mit einer Regelmäßigkeit entworfen, die alle Zufälligkeit ausſchließt. So kryſtalliſirt finden wir die Steinarten und die geſchwefelten Metalle. Geſetzmäßigkeit mit Zufälligkeit in der Bildung der Formen vereinigt finden wir nur deutlich beim gediegenen Golde und Silber, nicht völlig ſo deutlich beim gediegenen Kupfer. Es iſt die dendritiſche Form, die Verzweigung. Dieſe Verzweigung könnte vielleicht immer als ein Ausdruck der Reduction angeſehen werden. Im Pflanzenreiche, wo die Natur einen continuirlichen Desoxydationsproceß unterhält, iſt deßhalb dieſe Form durchgehends die herrſchende. Bei denjenigen Pflanzen, die nicht durch die Natur in einem ſo vollkommen reducirten Zuſtand erhalten werden, verſchwindet dieſe Form allmälich, dieſe Pflanzen erſcheinen als dickere, oder dünnere verlängerte Dräthe. Bei den Agaricis, Boletis u. ſ. w. ſcheint die Reduction noch unvollkommner zu ſeyn und die Verzweigung verliert ſich ganz. Aber nicht im Pflanzenreiche allein, auch im Thierreiche geht dieſe Form, oder eine verwandte parallel mit der Desoxydation. Bekanntlich können die Haare der Thiere, als wahre Vegetabilien angeſehen werden. Es iſt nicht allein das Analoge in ihrem Wachsthum — auch, und vorzüglich der Umſtand, daß durch die Haare wirklich ein Desoxydationsprozeß unterhalten wird, was uns zu dieſer Annahme berechtigt. Daß wirklich die Haare Oxygen von ſich geben, beweißt das Weißwerden dieſer Theile, wo die Ausdünſtung verhindert und dadurch Oxygen angehäuft wird, wie durch Kälte bei den Polarthieren, durch Krankheit bei den Kackerlacken und durch Alter. Aber dieſelbe Erſcheinung finden wir bei den Vögeln. Auch unter ihnen hat man Kackerlacken gefunden, auch ſie werden unter dem Polarkreiſe weiß — und bei dieſen, bei welchen die Luft in das Innerſte der Knochen dringt, und von da in die Seele der Spuhlen tritt, und daher die Reduction vollſtändiger ſeyn kann, zertheilt ſich der Stamm, es entſteht ein zuſammengeſetztes Haar, eine Verzweigung. Nirgends aber treffen wir dieſe Form vollſtändiger, als beim gediegenen Silber und als in einander verſchlungene äußerſt ſeine Heare beim Golde. Nirgends iſt aber die Desoxydation weiter getrieben und man kann den Zuſtand des Goldes und Silbers für den höchſten Grad der Reduction in der Natur anſehen. Vielleicht konnte ſo die äußere Form des Goldes und Silbers als ein Maaß ihres Reductionsgrades angeſehen werden, auch da, wo ein bemerkbarer chemiſcher Proceß nicht im Stande war, dieſen Grad anzugeben. — Die ſtereometriſche Regelmäßigkeit der Kryſtalliſationen ſcheint auf der andern Seite auf einen gewiſſen Grad der Oxydation hinzudeuten. — Doch mit dem Unterſchied, daß eine Subſtanz, die ihrer Tendenz zur Kryſtalliſation ungehindert folgen kann, da, wo der Grad der Reduction zu ſchwach iſt, um ihr zu erlauben, eine vegetative Form anzunehmen, ſich mehr oder weniger der ſtereometriſchen Regelmäßigkeit nähert. Wirklich kann man die Zacken, die zum Theil, wie beim Kupfer, mit kleinen Kryſtallen ſchon beſetzt ſind, als einen Uebergang aus einer Form in die andere anſehen. Diejenigen Kryſtalle, die mit völliger Durchſichtigkeit einen großen Grad der Härte und beträchtliche Schärfe der Ecken und Kanten verbinden, wie die Edelgeſteine und der völlig durchſichtige Bergkryſtall u. ſ. w. können vielleicht den höchſten Grad der Oxydation andeuten. —

Denn, daß die Erdarten verbrannt ſind, iſt wohl unzweifelbar. Ihr Mangel an Verwandtſchaft gegen den Sauerſtoff (denn bekanntlich iſt Auflöſbarkeit in Säuren und Verwandtſchaft gegen Sauerſtoff etwas ganz verſchiedenes) ihre weiße Farbe, wenn ſie rein ſind, und die durchſichtigen Kryſtallen, die ſie geben, ſprechen ſehr laut für dieſe Meinung. Auch haben die Chemiker oft dieſe Meinung gehegt. Die

Ruprechtſchen Reductionsverſuche ſind bekannt, und noch neulich glaubte Pelletier wirklich auf dem Weg zu ſeyn, die Schwererde zu reduciren. Wie ſich die Erdarten, wenn ſie je reducirt werden ſollten, zeigen werden, iſt nicht leicht zu errathen. So viel iſt indeß gewiß, daß wir, ſo lange wir Erdarten und Metalle bloß als chemiſch einfache Subſtanzen kennen, bloß von dem Vorkommen der Mineralien in den Gebirgen, nicht von der Entſtehung der Gebirge ſelbſt reden können, daß bis dahin unſere Mineralogie nur bis zur Geognoſie kommen, ſich nie zur Geologie erheben wird. — Doch hier iſt uns hinreichend zu zeigen, daß wir berechtigt ſind, die Erdarten als verbrannt anzuſehen.

Und ſo entdecken wir denn leicht den Unterſchied zwiſchen verbrennlichen und verbrannten Subſtanzen, d. h. zwiſchen ſolchen, die desoxydirt ſind und deßhalb Oxygen anziehen und ſolchen, die oxydirt ſind und deßhalb Oxygen wegſtoßen. Wir können alle Mineralien in zwei große Hauptklaſſen eintheilen — ſie ſind entweder verbrannt, im obigen Sinne des Worts, oder verbrennlich. Zu jenen gehören alle Erdarten, Salze und oxydirte Metalle. Zu dieſen der Demant, die Kohlenblende, der Schwefel und alle gediegene und geſchwefelte Metalle.

Aber auf unſerer Erde iſt auch ein immerwährender Brand. Ein großer phlogiſtiſcher Proceß unterhält in und auf der Erde eine ununterbrochene Thätigkeit. Die verbrannten Producte, die aus den Vulkanen herausgeworfen werden, bedecken ganze Landſtrecken, begraben anſehnliche Städte, füllen tiefe Seen aus, bilden beträchtliche Inſeln, und thürmen ſich um die Kratere herum ſo hoch auf, daß dadurch vielleicht urſprünglich nur mäßig hohe Berge eine ungewöhnliche Höhe erhalten. So entſtunden jene kegelförmig zugeſpitzten Gipfel. — So wurde Hecla 834 Toiſen, Aetna 1672, Teneriffa 1900 und Chimboraſſo, der höchſte bekannte, ſogar 3211 Toiſen hoch. Und obgleich durch dieſen großen Proceß ſo ungeheure Maſſen oxydirt worden, ſo erlöſcht er doch nie; eine unverſiegbare Quelle dephlogiſtiſirter Körper ſcheint ihm immer neuen Stoff darzubieten. Wenn auch hier oder da ein Vulkan erlöſcht, ſo lebt der auf einer Stelle unterdrückte Proceß auf einer andern mit erneuerten Kräften wieder auf und keine Beobachtung läßt uns muthmaßen, daß die Vulkanität auf unſerer Erde im Ganzen abgenommen hat. Und wie ausgearbeitet iſt nicht die Vulkanität auf der Erde! Man kann zwei Gegenden annehmen, in welchen der vulkaniſche Proceß ſeine Hauptwerkſtätte hat, wenigſtens ſeit langer Zeit. Die eine Gegend befindet ſich im ſüdlichen Theil von Europa. Hier ſind die durch unterirrdiſches Feuer ohne Zweifel aus den Tiefen des Meers herausgehobenen lipariſchen Inſeln und höher gegen Norden, die zwei noch brennenden Vulkane, Aetna und Veſuv, und das eingeſunkene noch nicht ganz erloſchene Solfatara. Die zweite Gegend iſt der ſüdliche Theil von Nordamerika und der nördliche Theil von Südamerika. Hier ſind die, wahrſcheinlich auch durch unterirdiſches Feuer erhobenen vulkaniſchen Inſeln unter den Antillen und tiefer gegen Süden die noch brennenden Vulkane, Arequiba, Pitchincha und Coto-Pari.

Wollte man auch nicht annehmen, daß die vielen Mandelſtein- und Baſaltgebirge in Frankreich, Deutſchland, Irland, Schottland, und auf den norwegiſchen För-Inſeln vulkaniſches Urſprungs wären, ſo läßt ſich der Zug der

Vulkanität gegen Norden doch ſehr deutlich verfolgen. — Von dem griechiſchen Archipelag kann man nach Levante hinaufſteigen, wo das häufig da vorkommende flüſſige Erdharz uns auf die merkwürdige Erſcheinung deſſelben Minerals in einem weit reineren Zuſtand um das caspiſche Meer herum gleichſam vorbereitet, und wo beſonders die Erdbeben die Gegenwart der Vulkanität zeigen. Dieß beſtätigt ſich, wenn man höher hinauf den Berg Albin in Taurus, der wirklich feuerſpeiend iſt, findet. Kamſchatka ſcheint die nördlichſten vulkaniſchen Berge auf dieſer Seite zu beſitzen. — Die Erſchütterung von dem Erdbeben in Liſſabon breitete ſich faſt über ganz Europa aus und zeigte ſich, nach Kant, ſogar in Norwegen, und nach andern Nachrichten auch in Island. Ein Umſtand, der uns einen Zuſammenhang dieſer vulkaniſchen Inſeln mit den ſüdlichen vermuthen läßt! Die Vulkane in Südamerika erſtrecken ſich gegen den Südpol herunter und Terra del Fuego kann als eine Fortſetzung dieſes vulkaniſchen Zuges angeſehen werden. Auch ſcheint dieſer Zug ſich unter dem Meere hin zu erſtrecken, da man im Südmeer mehrere vulkaniſche Inſeln antrifft, und ſich endlich mit den vulkaniſchen Inſeln des oſtindiſchen Archipelags zu endigen. Ich habe dieſe Werkſtätte des unterirdiſchen Feuers aufgezeichnet, theils um die große Ausbreitung des phlogiſtiſchen Proceſſes auffallender zu zeigen, theils um auf die merkwürdige Vertheilung der Vulkane auf unſerem Erdboden aufmerkſam zu machen.

Wenn man nämlich eine vulkaniſche Zone annimmt, die um die Erde geht, etwa mit 22 bis 23° nördlicher Breite anfängt, und mit 15 bis 16° ſüdlicher Breite aufhört, (denn alle Erſcheinungen deuten darauf hin, daß der phyſikaliſche Aequator, wie alles Land, höher gegen Norden hinaufgedrängt iſt, als der mathematiſche) — ſo werden alle die Vulkane, die nicht in dieſer Zone liegen, gegen Norden hinauf auf der öſtlichen, gegen Süden hinunter auf der weſtlichen Halbkugel liegen. In Nordamerika ſind — über Mexico und die Antillen hinaus — gar keine Vulkane. — In Africa unter 15° eben ſo wenig. Wenn man überhaupt das Geſetzmäßige in der Vertheilung der Vulkane auf unſerm Erdboden durch gezogene Linien auf der Weltkarte zeigen will, wird man gewahr werden, daß man die zwei oben angeführte Punkte (in Italien und Südamerika) als Centralpunkte, gleichſam als Quellen aller Vulkanität anſehen kann, von welchen aus die Hauptvertheilung gegen Norden vom Veſuv und Aetna aus, gegen Süden von Pichincha und Coto-Pari wie in Strahlen ausgeht. Ich ſetze natürlicherweiſe voraus, daß man auf die Erdbeben und ihre Richtung Rückſicht nimmt. Die Erdbeben in Europa zeigen ihre Wirkung gegen Norden herauf, und bringen, wenn auch ihr Wirkungskreis, wie bei dem Erdbeben in Liſſabon, ſehr groß iſt, nur einige Erſchütterungen auf der nördlichſten Küſte von Afrika hervor; die Erdbeben in Amerika dahingegen verbreiten ihre Erſchütterungen gegen Süden herab, wie Buguer und einige ſpaniſche Reiſebeſchreiber berichten, und wie man es aus dem Zug der vulkaniſchen Berge ſchließen könnte. Nie hat man, meines Wiſſens, höher in Nordamerika merkliche Erſchütterungen, als Folgen eines Erdbebens in Peru, Chili, Mexico, oder auf den Antillen verſpürt. Das Erdbeben in Liſſabon dahingegen verurſachte an der öſtlichen Küſte von Nordamerika bemerkbare Erſchütterungen. Strenge Geſetze für die Verbreitung der Vulkanität laſſen ſich freilich nur durch die Vergleichung mit dem Erdmagnetismus geben, und ich werde an einem andern Orte zeigen, wie die Abweichung und Neigung der Magnetnadel unter gewiſſen beſtimmt gegebenen Bedingungen auf Vulkanität hinzeigen, wie ſich dadurch ſelbſt die ſcheinbaren Irregularitäten in der Lage der Vulkane innerhalb der vulkaniſchen Zone heben laſſen, endlich wie dadurch dieſer merkwürdige Oxydationsproceß unſeres Erdbodens durch ein weit höheres, der ganzen Erde zukommendes Princip beſtimmt ſei, als man bis jetzt glaubte. Es wird ſich zeigen, daß alle Geologie, wenn ſie wird, was ſie ſeyn ſoll, und bis jetzt nie war, vom Magnetismus anfangen muß. — Doch iſt dieß ein Gegenſtand, der nicht unmittelbar mit meinem jetzigen in Zuſammenhang ſteht.

Freilich hat man noch lange nicht die Vulkane genau genug unterſucht, um über die eigentliche Natur des phlogiſtiſchen Proceſſes etwas beſtimmtes ausmachen zu können. So iſt es bis jetzt unerklärbar geblieben, wie die fürchterlichſte Verbrennung, die wir kennen, uns einen ſo leicht oxydirbaren Stoff, wie den Schwefel, in einem reducirten Zuſtande liefern konnte. So hat man noch nie zu erklären verſucht, wie Maſſen, die ſonſt nicht ſchlechte Leiter der Wärme ſind, eine erſtaunlich große Capacität ſo lange behalten könnten, daß ſie faſt für abſolute Nichtleiter angeſehen werden können. Ich meine die zerſchmolzenen Laven; denn es iſt bekannt, daß auf den lipariſchen Inſeln, auf Aetna, auf Niſida bei Neapel, Lavaſtröme ſind, die, obgleich einige 20 bis 30, ja 50 Jahr alt, doch einige Zoll unter der Oberfläche glühend heiß ſind, (als wenn bloß die unmittelbare Berührung der Luft dieſen Maſſen ihre Leitungsfähigkeit wiedergeben könnte). So hat freilich Plinius ſchon und nach ihm Berkley und Hamilton die Blitze über dem brennenden Veſuv und die leuchtende Flamme, die ſich in der Geſtalt eines Fichtenbaum's über den Schlund erhebt, weitläufig geſchildert; aber, einige nicht viel bedeutende Verſuche von della Torre ausgenommen, ſind noch keine Beobachtungen, die uns über die merkwürdige Elektricität der Vulkane Aufklärungen verſprächen. Noch weit weniger befriedigend ſind die Theorien des Erdbebens. Mehrere Naturforſcher, unter dieſen Delamethrie, nehmen ein ruhig brennendes Feuer im Inneren der Erde an. Ohne Zutritt der atmoſphäriſchen Luft fließt in ungeheuern unterirdiſchen Kanälen, die unſere Erde unterminiren, die brennende Maſſe ruhig fort. Bloß wenn Waſſer durch irgend eine Spalte zum Feuer hereindringt, dehnt ſich dieſes gewaltſam aus und verurſacht jene fürchterlichen Erſchütterungen. — Es ließen ſich Einwendungen genug gegen dieſe Theorie machen und Folgerungen daraus ziehen, die das Ungereimte der Behauptung deutlich darthun würden. Es ſei mir genug hier zu bemerken, daß keine Erſcheinung da iſt, die uns nöthigte, ein ſo unphyſikaliſches Phänomen zu ſetzen, als das einer immerdauernden Verbrennung, die, ohne Zutritt der atmoſphäriſchen Luft, ſich ſelbſt immer wieder erneuerte. — Vielleicht iſt das Erdbeben überhaupt nur eine elektriſche Erſchütterung unſers Erdbodens. Häufige Blitze, die allenthalben den Horizont feurig machen, wenn ein Erdbeben kommen ſoll, die erſtaunliche Bangigkeit, Vorbote der fürchterlichen Erſchütterungen, die alles Lebendige überwältigt und bekanntlich als eine Folge einer ſtarken Luftelektricität angeſehen werden kann, vor allem jene merkwürdige

Lage der Gegenden, wo die Erdbeben am häufigſten ſind; und jene Richtung der Erſchütterungen, — Thatſachen, die auf ein geheimes, noch unbekanntes, wichtiges Geſetz hinzudeuten ſcheinen! — müßten uns zu jener Meinung gleichſam hindrängen. Ich werde bei einer andern Gelegenheit dieſe Theorie auseinander zu ſetzen verſuchen und mit allen bekannten Thatſachen verbinden. Sie ſetzt die Gegenwart einer Erdelektricität voraus, die ihre Hauptquelle vielleicht im Mittelpunkt der Erde hat, wenn ſie in Thätigkeit geſetzt wird, ſich um den Aequator herum anhäuft, und von da in entgegengeſetzter Richtung beiden Polen zuſtrömt. —

Obgleich ich alſo nicht glaube, daß man ein brennendes unterirdiſches Feuer annehmen kann, ſo bleibt doch die ununterbrochene Oxydation, die durch die Vulkane unterhalten wird, immer äuſerſt bedeutend. Auf den großen vulkaniſchen Bergen, die mit Krateren verſehen ſind, (dieſen Lungen unſeres Erdkörpers) geht durch Hülfe der atmoſphäriſchen Luft die Verbrennung vor ſich, und dieſe dehnt ſich bis in die ungeheuern Höhlen, denen der Berg ſelbſt gleichſam als Deckel dient, aus. — Daß die atmoſphäriſche Luft wirklich zerſetzt, alſo eingezogen, und als verdorbene Luft wieder ausgeſtoßen wird, iſt wohl unzweifelbar — Jene Behauptung, daß die brennenden Körper ſelbſt ſich die Luft zubereiten, die ihre Verbrennung unterhält, iſt mir, ich geſtehe, völlig unbegreiflich. Bei dem letzten Ausbruch des Veſuvs bemerkte **Abildgaard**, der ſich damals in Neapel aufhielt, Erſcheinungen, die die Folge eines Einſaugens der Luft ſeyn mußten. Bei dem gewöhnlichen ruhigen Fortbrennen wird dieß ebenfalls, obgleich unmerklicher, ſtattfinden. Man könnte dagegen einwenden, daß dieſer phlogiſtiſche

Proceß die Atmoſphäre verderben müßte, und daß gleichwohl eben die Gegenden um die Vulkane herum ſo angenehm ſind; aber die zerſetzte Luft muß, ihrer ſpecifiſchen Leichtigkeit wegen, über den Schlund ſelbſt in die höheren Regionen hinaufſteigen; dadurch wird von allen Seiten ein Luftſtrom nach dem Krater entſtehen, der bei ruhiger Verbrennung weniger bemerkbar ſeyn, bei großen Exploſionen aber eine beträchtliche Unruhe in der Atmoſphäre verurſachen wird. Dieſes iſt auch wirklich der Fall, obgleich andere die Eruptionen begleitende Umſtände dieſe Wirkung verſtärken mögen.

Außer dieſem großen phlogiſtiſchen Proceß, finden wir auf unſerer Erde noch andere, langſamer wirkende, aber deßhalb nicht weniger bedeutende, und einige von geringerer Wichtigkeit. Zu dieſen gehören beſonders die Erdbrände. Bekannt iſt es, daß Steinkohlenminen ſich zuweilen, wie in Ungarn, in Toskana, ſogar in Deutſchland, in England entzünden und bei wenigem Zufluß der atmoſphäriſchen Luft, ſehr langſam; oft 20 bis 30 Jahre lang, fortbrennen.

Beträchtlicher im Ganzen genommen iſt die Oxydation, die durch die Wirkung der Luft und des Waſſers ununterbrochen fort auf der Oberfläche der Erde und in den Höhlen und Spalten, wo nur eine dieſer Subſtanzen einzudringen vermag, ohne Temperaturerhöhung, oder eigentliche Verbrennung vor ſich geht. Die, wie es ſcheint, ſchon bei der Bildung der Gebirge reducirten Körper unſerer feſten Erdmaſſe bleiben, Platina, Gold und Silber etwa ausgenommen, gleichſam nur gezwungen in dem Zuſtande der Reduction. Die atmoſphäriſche Luft, die in den Höhlen ſtille ſteht, wird immer verderben. Ein Zeichen, daß Körper in der Nähe ſich oxydiren müſſen! Der Schwefel, der, außer bei den Vulkanen, immer in Verbindung mit Metallen vorkömmt, nimmt in dieſer Verbindung das Oxygen der Luft, oder wahrſcheinlicher des in der Luft vertheilten Waſſers in ſich und verändert ſich in Schwefelſäure. Die meiſten Metalle, wenn ſie nicht geſchwefelt ſind, werden oxydirt gefunden. Selbſt diejenigen, die noch in einem desoxydirten Zuſtand vorkommen, roſten, wenn ſie der Luft ausgeſetzt werden. Das Waſſer geht immer über die Berge, oxydirt das reducirte, oder halbreducirte Eiſen, das einen Beſtandtheil faſt aller Gebirgsarten ausmacht, und verwandelt es in einen erdigen Ocher.

So ſcheint auf unſerem Erdboden alles auf Oxydation auszugehen. Sind auch jene Steinkohlenminen, die in allen Welttheilen in den Flötzgebirgen vorkommen, im Ganzen in ſehr großer Menge gegenwärtig, ſo würden ſie doch, von dem phlogiſtiſchen Proceß nach und nach ergriffen, ſich allmälich verzehren. Selbſt in den Gebirgen ſcheint keine fortgeſetzte Desoxydation der immer um ſich greifenden Oxydation Schranken zu ſetzen. — Und ſo müßten wir denn annehmen, daß dieſer phlogiſtiſche Proceß, und mit ihm alle Thätigkeit, einſt erlöſchen, daß unſere Erdmaſſe, gleichförmig oxydirt, ſich einſt in einen verbrannten, im eigentlichſten Sinne todten Klumpen verwandlen wird. —

In der ganzen Natur exiſtirt indeſſen keine Action ohne ihre entgegengeſetzte. Aber einem immer thätigen phlogiſtiſirenden Proceß können wir nicht einen ſchon dephlogiſtiſirten Stoff, einen paſſiven Körper nicht einer thätigen Action entgegenſetzen. Iſt, wie ich gezeigt habe, ein ununterbrochener Oxydationsproceß auf unſerem Erdboden in conti nuirlicher Wirkſamkeit begriffen, ſo muß ein continuirlicher Desoxydationsproceß auch immerwährend im Gang ſeyn. Dieſer muß dem Oxydationsproceß, indem er ſeine Wirkungen aufzuheben ſtrebt, neuen Stoff darreichen, und indem er ihm entgegenzuſtreben ſcheint, Permanenz zuſichern. Dieſer Proceß muß ſich in der Natur aufzeigen laſſen, und er iſt da. —

Bekanntlich ſind alle Geologen darinnen einig, daß Steinkohlen, Erdharze und Schwefelkieße die Urſachen des vulkaniſchen Feuers ſind; und wirklich würden wir vergebens nach irgend einem andern Stoff in der unorganiſchen Natur uns umſehen, der im Stande wäre, einen ſo mächtigen Verbrennungsproceß anzufachen, zu unterhalten und wiederanzufachen. Die Steinkohlen ſind aber ſchon desoxydirt, und es iſt uns nicht darum zu thun, eine desoxydirte Subſtanz, und wenn dieſe auch in noch ſo großer Menge vorhanden iſt, ſondern einen noch immer thätigen Desoxydationsproceß aufzufinden. Es liegt uns alſo ob zu zeigen, daß in der Natur Bedingungen vorhanden ſind, unter welchen nothwendig neue Steinkohlenminen immer entſtehen müſſen, daß ein Proceß vorhanden iſt, der eben ſo ununterbrochen reducirt, wie der phlogiſtiſche Proceß offenbar oxydirt.

Die Steinkohlen haben ihren Urſprung theils den Torfmooren, theils der Dammerde zu verdanken. Dieſer geologiſche Satz iſt mit einer Evidenz, welcher ſich wenige geologiſche Sätze rühmen dürfen, von dem bekannten Beroldingen erwieſen. Z. B. begnüge ich mich, hier auf ſeine ſcharfſinnige Schrift „Beobachtungen, Zweifel und Fragen d. Min. betreffend“ hinzuweiſen. Auffallend iſt es, daß die Geologen immer ſo wenig Rückſicht auf die Dammerde genommen haben. Sie geſtehen, und müſſen es geſtehen, daß viele Revolutionen unſerer Erde vorgegangen ſind, nachdem die Oberfläche derſelben ſchon von Pflanzen und Thieren bewohnt war; denn dafür ſpricht die Geſchichte unſerer Erde nur gar zu deutlich. Aber die Dammerde, die nothwendig auch damals da ſeyn und oft nicht unbedeutende Lager ausmachen mußte, erwähnen ſie nicht. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß viele Steinkohlenlager der durch eine Revolution bedeckten Dammerde ihren Urſprung zu verdanken haben. Beroldingen hat auch dieſes zu beweiſen geſucht. — Wodurch entſteht aber die Dammerde, und Torfmoore? Bekanntlich durch das Verfaulen und die Verweſung vegetabiliſcher und thieriſcher Subſtanzen. Durch das Verweſen der thieriſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen wird ein beträchtlicher Theil unſeres Erdbodens mit jener ſchwarzen Erde bedeckt, die eben deßhalb ſo fruchtbar iſt, weil ſie eine große Menge der Stoffe, die den Pflanzen zur Nahrung dienen, enthält. Sie beſteht hauptſächlich aus waſſerſtoffhaltigem Kohlenſtoff, der mit erdigen und ſalzigen Theilen verbunden iſt. In den Torfmooren entſteht durch das Verfaulen der abſterbenden Pflanzen im Waſſer ein Oel, welches ebenfalls aus Waſſerſtoff beſteht. Das Product der Fäulniß thieriſcher Körper im Waſſer iſt nach Gibbes und Fourcroy eine Art von Fett, das aus dem Waſſerſtoff und Kohlenſtoff gebildet wird, indem der Stickſtoff und Phosphor aus den Körpern geſchieden iſt.

Bei weitem der größte Theil unſers Erdbodens iſt mit Dammerde bedeckt. Große bedeutende Strecken in allen Welttheilen, wie in Sibirien, mehrere Gegenden in Africa, Holland, Holſtein in Europa und zumal ein großer Theil des innern Landes in Nordamerika, beſtehen aus Sümpfen und Torfmooren. An ſolchen Orten, wo das Meerwaſſer ziemlich tief ins Land hereingeht und durch irgend eine Urſache ſich nicht frei bewegen kann, entſteht nach und nach ein Sumpf, wo außer den Pflanzen noch eine große Menge Seethiere verfaulen, die durch das Verfaulen jene wallrathartige fettige Materie abſetzen können. —

Die Steinkohlen ſowohl, als die Erdharze beſtehen eben ſo wie die Dammerde und das Torföl, aus Waſſerſtoff und Kohlenſtoff, und alle öhlichten Körper des Mineralreichs unterſcheiden ſich nur durch die größere, oder geringere Menge Kohlenſtoff in ihrer Miſchung und durch den Beitritt des Sauerſtoffs. So enthalten die Steinkohlen und das Judenpech etwas Sauerſtoff, und das Steinöl unterſcheidet ſich von der Naphtha nur durch eine größere Menge Kohlenſtoff. Daß die Steinkohlen in Rückſicht ihrer Form ſo ſehr von der Dammerde und Torf abweichen, ſcheint theils von der innigeren Vermiſchung ihrer Beſtandtheile, die durch die Zuſammendrückung der Maſſe bewirkt worden iſt, herzurühren, theils ſeine Wirkung des Sauerſtoffs zu ſeyn.

Außer dem chemiſchen Beweis, daß die Steinkohlen aus den Torfmooren und der Dammerde entſtanden ſind, der ſich auf die Aehnlichkeit ihrer Beſtandtheile gründet, laſſen ſich noch geologiſche Beweiſe führen. Es würde zu weitläufig ſeyn, dieſe hier anzuführen, und überflüſſig, weil ſie von Beroldingen ſchon vollſtändig aufgeſtellt ſind. Er zeigt, wie die Torfmoore und die Dammerdenlager, wenn ſie entweder durch vulkaniſche Eruptionen, oder durch Ueberſchwemmungen mit andern Steinlagen bedeckt werden, ſich in Steinkohlen verwandeln. Gewöhnlich iſt freilich die Dammerde nicht reich genug an jenem waſſerſtoffhaltigen Kohlenſtoff, um ein ſelbſtſtändiges Lager zu bilden; ſie wird dann bloß mit ihrem durch die Bedeckung in Oel veränderten Stoff die Steine, die ihre Oberlage ausmachen, durchdringen, und nach der Verſchiedenheit der Steinarten hier einen Kalkſtein in Stinkſtein, dort einen Gips in Leberſtein, und an einer andern Stelle einen Mergel in bituminöſen Mergel verwandeln. Selbſtſtändige Steinkohlenlager kann aber die Dammerde der Wälder bilden und überhaupt eine jede Dammerde, die an jenem Stoffe reich iſt. Noch beträchtlicher werden die Flötze ſeyn, die aus Torfmooren entſtehen; am beträchtlichſten aber, meiner Meinung nach, diejenigen, die aus ſolchen Häfen entſtehen, welche durch Anhäufung des Schlamms und durch das Verfaulen der Seethiere ſelbſt in Fäulniß gerathen. — Der faulende Schlamm kann hier eine außerordentlich beträchtliche Tiefe haben, und die Bedingungen zur Bildung der Steinkohlen müſſen hier vorzüglich vorhanden ſeyn. Ich ſtelle mir vor, daß in Batavia der faulende Schlamm der ſtillſtehenden Kanäle auch den in's Land hineingehenden Hafen angeſteckt hat, und daß dadurch dieſe Hafen ſelbſt in Fäulniß gerathen. Aber eben dieſe Fäulniß lockt eine unglaubliche Menge Seethiere, zumal Würmer, herbei, die durch ihr Abſterben die Fäulniß vermehren. — So iſt es wenigſtens bei Kiel, wo ein kleiner Theil des Hafens, der tief in das Land hineingeht, durch Stilleſtehen in Fäulniß gerathen iſt. Eine unglaubliche Menge Meduſen, jene gallertartigen Molluſken, bedecken die Oberfläche des Hafens, die faſt wie gefroren ausſieht. Die geleeartigen Maſſen gerinnen da und vermehren die Fäulniß. — Solche Häfen, wenn ſie bedeckt würden, möchten Steinkohlenlager, wie die in England und Schottland, bilden können, die beträchtlich tief, ſogar unter dem Boden des Meers gehen.

Aber noch immer müſſen Dammerdenlager und Torfmoore bedeckt werden. Wollte ich auch nicht davon ſprechen, daß durch partiale Ueberſchwemmungen noch neue Erdlager entſtehen, die die alten bedecken, daß durch Flugſand große Landſtrecken überzogen werden, wodurch wirklich ſchon, wie in Jütland, der gewöhnliche Torf in einen den Steinkohlen ähnlichen Pechtorf verändert wird und, wenn die zunehmende Vegetation dieſen Flugſand feſſelt, dichter macht und allmälich mit einer immer zunehmenden Schicht Dammerde überzieht, wird dieſer Pechtorf vielleicht in Steinkohlen übergehen, — wollte ich auch hiervon nicht reden, ſo iſt es doch unzweifelbar, daß die beſtändigen Auswürfe der Vulkane beträchtliche Schichten Dammerde bedecken müſſen, und zwar eben eine Dammerde, die an waſſerſtoffhaltigem Kohlenſtoff ſehr reichhaltig ſeyn muß, weil, wie es allgemein bekannt iſt, die Vegetation in der Nähe der Vulkane vorzüglich gedeiht. Die glühende Maſſe wird auf ihrem Wege ebenfalls Torfmoore und faulende halbausgetrocknete Häfen antreffen und dieſe bedecken. Alſo müſſen immer neue Steinkohlenminen entſtehen.

Auch der Schwefel, dieſer allgemein verbreitete Stoff, der, in Vereinigung mit Luft und Waſſer, die Thätigkeit in der unorganiſchen Natur unterhält, ſcheint ſelbſt durch die Steinkohlen und Erdharze vorzüglich in Thätigkeit geſetzt zu werden. In Vereinigung mit ihnen ſpielt er bei den Vulkanen eine Hauptrolle. Die Vulkane ſelbſt geben uns den Schwefel in gediegenem Zuſtande wieder. — Hier wird er ſich mit Metallen, die auch durch die hohe Temperatur der vulkaniſchen Proceſſe reducirt ſind, vereinigen und das immerdauzende Spiel der allmälichen Oxydation durch Waſſer kann von vorne anfangen. Auch durch das Faulen thieriſcher und vegetabiliſcher Subſtanzen ſcheint der Schwefel in Thätigkeit geſetzt zu werden. Hier erſcheint er in Verbindung mit Waſſerſtoffgas, als geſchwefeltes Waſſerſtoffgas und das Oxygen der Atmoſphäre iſt hinreichend, ihn aus dieſer Verbindung als Schwefelmilch zu präcipitiren.

Es muß aufgefallen ſeyn, daß bei dieſen mächtigen, auf dem ganzen Erdboden verbreiteten Proceſſen, die Felſen ſelbſt, oder ihre Steinarten ſo wenig thätig ſind. Wirklich ſcheinen ſie das allgemeine Reſiduum aus dem Bildungsproceß der Erde zu ſeyn. Doch weiß die Natur durch Waſſer, durch Luft, durch Feuer, vorzüglich durch das Faulen der Thiere und Pflanzen, allmälich mehr und mehr von dieſen ruhenden Subſtanzen in Wirkſamkeit zu ſetzen, und für die allgemeine Operation zu gewinnen. Der Schwefel, der aus den thieriſchen Körpern entwickelte Phosphor, der Salmiak, der aus dem Stickſtoff der faulenden Thiere in Vereinigung mit Waſſerſtoff gebildet wird, die Potaſche, als ein Produkt der Pflanzen u. ſ. w. dieſe Stoffe löſen hier auf, trennen dort, oxydiren hier, indem ſie dort reduciren, verflüchtigen, und binden, und unterhalten auf dieſe Art ein ewiges Spiel der chemiſchen Verwandtſchaften.

Und ſo iſt es denn gewiß, daß eben ſo wenig die unorganiſche Natur ohne die organiſche in Thätigkeit erhalten werden kann. So wie die Vegetation, als ein Deſoxydationsproceß, der Animaliſation, als einem Oxydationsproceß, entgegengeſetzt werden kann, ſo kann man die geſammte Organiſation als einen Reductionsprozeß anſehen, der dem immer um ſich greifenden Oxydationsproceß entgegenarbeitet und eben dadurch

Permanenz giebt. Die Thätigkeit der organiſchen Welt ſetzt als Bedingung ihrer Möglichkeit eine Thätigkeit der unorganiſchen voraus. Aber dieſe wird nur durch das Sterben der Thiere und Pflanzen unterhalten. So müſſen ſich die Individuen aufopfern, um durch ihren Tod ſelbſt dem Leben Permanenz zu geben. Wir ſehen alſo die vollkommenſte Wechſelwirkung. Die Oxydation der unorganiſchen Natur verhält ſich zu der Deſoxydation, die durch die organiſche Natur unterhalten wird, wechſelſeitig als Zweck und Mittel, und die Idee einer Weltorganiſation dringt ſich uns nothwendig auf.

Ehe ich ſchließe, muß ich noch um Verzeihung bitten, daß ſo vieles in dieſer Abhandlung dunkel iſt. Zu ſchnell entſchloß ich mich, eine Materie zum Gegenſtand einer kleinen Abhandlung zu machen, die eigentlich eine viel weitläuftigere Behandlung erfordert. Vieles iſt deßhalb nur zu kurz angegeben, viele Behauptungen ſind einem unvermeidlichen Mißverſtändniß ausgeſetzt, viele wichtige Thatſachen ſind nur leiſe berührt, viele Beweisgründe nur halb ausgeführt. Sollten indeſſen hier Ideen vorkommen, die die Geſellſchaft einer fernern Unterſuchung werth hielt, ſo werde ich meine Meinung gern ausführlicher darſtellen und die Reſultate meines Nachdenkens der Geſellſchaft nach und nach einhändigen.

5

Geologiſche Anſichten zur Erklärung der ſpätern Veränderungen der Erdoberfläche.

Einleitung.

Der vorſtehende Aufſatz war die erſte Frucht der freudigen Theilnahme an einer eben erwachten lebendigeren Anſicht der Natur, und die heitere Zeit der Ausarbeitung gewährt uns noch in der Erinnerung mannigfaltigen Genuß. Er enthält manchen Keim ſpäter entwickelter Ideen, aber zugleich Spuren einer Richtung, welche dem jugendlichen Streben nur zu natürlich iſt. Wenn es der Combination gelungen iſt, überraſchende und weitführende Thatſachen zu entdecken, dann erzeugt ſich eine grenzenloſe Hoffnung, eine jede Ahndung ſcheint erfüllt, und wo Thatſachen, welche die ſchrankenloſe Combination fordert, noch zu fehlen ſcheinen, da erwartet man ſie mit vieler Zuverſicht. Daß die großen Operationen, welche die Geſtalt der äußern Oberfläche bedingen und mannigfaltig verändern, nicht bloß zufällig hier und da in Thätigkeit geſetzt werden, daß ihre Aeußerungen einem geheimen Geſetz unterliegen und aus der Quelle der Einheit des allgemeinen Lebens entſpringen, iſt eine Idee, die ganz nahe liegt und ſich immer von Neuem aufdringen muß. Die Vulkanität gehört zu den gewaltſamſten Aeußerungen, und während Einige ſich bloß mit der äußern mechaniſchen Wirkung derſelben beſchäftigten, Andere bemüht waren, ſie in ihrer jedesmaligen Erſcheinung aus der Kunde einer eingeſchränkten experimentalen Kunſt zu erklären, mußte eine lebendigere Anſicht vor Allem ſuchen der tieferen Quelle dieſer Erſcheinung nachzuforſchen, die allein zu einer bedeutenderen Erklärung leiten kann. Wie, trotz aller ſcheinbaren Unregelmäßigkeit, in der Geſtalt des feſten Landes eine geheime Geſetzmäßigkeit herrſchen muß, ſo mußte auch in der räumlichen Vertheilung der Vulkane auf der Erde ein ſolches Geſetz aufgewieſen werden, damit der Ausdruck, hier und da, nicht bloß zufällig erſchiene; wie, trotz aller ſcheinbaren Unordnung und Willkürlichkeit in den beweglichen athmoſphäriſchen Erſcheinungen dennoch eine geſetzmäßige Oscillation geahnet wird, ſo mußten auch Epochen der Erdbeben und vulkaniſchen Ausbrüche nachgewieſen werden: und wo ſollte man die gemeinſchaftliche Verknüpfung der räumlichen Vertheilung und der geſetzmäßigen Wiederkehr der vulkaniſchen Erſcheinungen mit allen übrigen lebendigen Erdproceſſen finden, — wenn nicht in dem Erdmagnetismus, welcher ſo offenbar mit der Lokalität der Erde zuſammenfällt und alle Aeußerungen ihres Lebens in einem geheimen Geſetze zu vereinigen ſcheint? In der That glaubten wir vor vielen Jahren der Löſung dieſes groſſen Problems näher zu ſeyn, als jetzo. Bei der verſuchten Darſtellung ward es uns immer klärer, daß die Wiſſenſchaft noch nicht die Stufe erreicht hat, die eine ſolche Combination erfordert, und daß wir uns nur mit Andeutungen behelfen müſſen. Indem wir alſo bekennen, daß wir noch nicht im Stande ſind, zu erfüllen, was wir mit übereilter und jugendlicher Zuverſicht damals verſprachen, ja daß eine ſorgfältige Unterſuchung uns das Problem immer ſcheinbar unauflösbarer wiedergab, ſei es uns vergönnt, eine verwandte, wenn gleich nicht ſo viel verſprechende Betrachtung mit der früheren zu verbinden. Es ſcheint uns nämlich, als wenn die Naturforſcher bis jetzo diejenigen Functionen des Erdlebens, welche die ſchon gebildeten Maſſen verändern und zerſtören, noch nicht gehörig unterſucht, als wenn ſie beſonders dasjenige, was in und mit der Bildung der Maſſen, dieſen widerſtrebend, thätig war, nicht hinlänglich unterſchieden haben von demjenigen, was, theils durch die urſprüngliche Beſchaffenheit, eine allmäliche Umwandlung, theils durch die gewaltſame Einwirkung allgemeiner Principien, in Verbindung mit der Structur der Maſſen, eine theilweiſe Zerſtörung bewirkte. Man findet in den Syſtemen und Lehrbüchern nur allgemeine Betrachtungen über die zerſtörende Einwirkung des Feuers, des Waſſers und der Luft auf die Gebirge, die wenig geeignet ſind, eine beſtimmte Anſchauung zu erwecken. Selbſt die Anwendung der gegenwärtigen Chemie zur Erklärung dieſer Erſcheinungen hat uns nicht viel weiter gebracht. Nun iſt es zwar nicht unſere Abſicht, hier dieſes große und weitläuftige Thema in ſeinem ganzen Umfange zu behandeln. Es ſcheint uns vielmehr nützlich und heilſam, die Betrachtung zu begrenzen, und indem wir einige Thatſachen, die ſich uns aufgedrungen haben, darſtellen, den Umfang des Problems anzudeuten. Denn in der Naturwiſſenſchaft iſt die richtige Auffaſſung des Problems ganz vorzüglich geeignet, es der Löſung näher zu bringen.

I.

Thatſachen, die den großen Einfluß der Vulkanität auf die veränderte Geſtaltung der Erdoberfläche beweiſen.

Wir verſagen uns hier jede Erklärung der vulkaniſchen Erſcheinungen; nur der unermeßliche Umfang ihrer zerſtörenden Kraft ſoll Gegenſtand der Betrachtung ſeyn. Was wir vorausſetzen, iſt ein geheimes, noch nicht hinlänglich erklärtes Zuſammenfallen des Baſaltgebildes mit den vulkaniſchen Funktionen. Aber aus dieſem folgt noch keinesweges der vulkaniſche Urſprung des Baſalts; eben ſo wenig, daß ein jedes Vorkommen des Baſalts auf Vulkanität deute. Man kann annehmen, daß die Baſaltgebirge vorzüglich geeignet wären, Vulkane zu erzeugen; und an einem andern Orte (geognoſt. geol. Aufſätze, S. 306) haben wir Gründe angeführt, die eine ſolche Annahme zu rechtfertigen ſcheinen. Doch — auch dieſes iſt ein Gegenſtand, der eine eigene Unterſuchung erfordert.

Wir verſetzen uns in diejenige Gegend der Erde, in welcher die Vulkanität ihre Hauptſtätte zu haben ſcheint, indem wir die großen Veränderungen unterſuchen, die ſie in dem gewaltigſten aller Meere, im Südmeere nämlich, hervorgerufen hat.

Das ganze Südmeer iſt von einem Kranze von Urgebirgen umgeben, die wir zuerſt mit einem allgemeinen Blick überſchauen wollen. In Amerika iſt die Continuität der Urgebirge, wenn gleich, nach Humbold, von den ungeheuern Porphyr- und Flözformationen in der Andeskette in Südamerika bedeckt, vom Cap Horn bis zum Eliasberge, von 56° 27′ ſüdlicher bis 60° 12′ nördlicher Breite, beſtimmt nachzuweiſen. In Nordamerika ſcheinen die Urgebirge ſtärker, von Flözgebirgesbildungen im Ganzen entblößter, hervorzutreten. Das hohe Gebirge, nördlich von Nordſpanien, welches Pike auf ſeinem abenteuerlichen Zuge beſtieg, beſteht ganz aus Urgebirge, und man kann das allmäliche Zurücktreten der Vulkanität und der, an mannigfaltigen Modificationen ſo reichen Porphyrgebilde in Mexico und Neuſpanien nach Norden hinauf verfolgen. Höher hinauf, an der Küſte Californiens, unter 37° 13' nördlicher Breite fand Kotzebue, nach Engelhards Unterſuchung der mitgebrachten Gebirgsarten, Serpentinfels, mit Amiant, Speckſtein, Schalentalk, Magneteiſenſtein und Schillerſtein beigemengt, wahrſcheinlich mit Schiefer (wie der ſchleſiſche Schillerfels des Zopten mit Gneus) bedeckt. Die übrigen Theile der nordamerikaniſchen Gebirge, nach dem Südmeere zu, ſind freilich wenig bekannt; dennoch läßt die Kunde, die wir von ihrer Beſchaffenheit haben, die Phyſiognomie der Gebirge, welche die Waſſerſcheidung, nach Clarke, zwiſchen dem Miſſuri und Columbia bilden, die äußere Geſtalt der nordamerikaniſchen Küſte, nach Vancouver und allen ſpäteren Reiſenden (— den norwegiſchen Küſten ähnlich —), mit Gewißheit Urgebirge vorausſetzen. Ohne allen Zweifel geht dieſe Urgebirgskette bis zu dem großen, von Kotzebue entdeckten Sunde unter 67° nördlicher Breite, wo er Glimmerſchiefer mit edeln Granaten fand, und ſetzt ſich bis an die St. Lorenzbay der Tſchutſchken-Küſte fort, wo die ſteilen Felſenufer aus weißem, feinkörnigem Kalkſtein mit eingeſprengten ſilberweißen Glimmerſchüppchen beſtehen, welcher auf herrſchenden Glimmerſchiefer auch in der dortigen Gegend ſchließen läßt, wofür auch der daſige Graphit ſpricht.

Die Urgebirgskette auf dem öſtlichen Länderrande des

Südmeers (in Amerika) erſcheint alſo in unzweifelbarer Continuität. Intereſſanter iſt es, ihre Verbreitung auch an dem weſtlichen Länderrand (in Aſien) zu verfolgen. Nicht allein die Natur des amerikaniſchen Gebirges, wenn auch in Nordamerika von jenen mächtigen Bedeckungen der tropiſchen Gegenden entblößt, zeigt einen großen Zuſammenhang, auch die äußere Geſtalt des großen Continents. In Aſien verhält es ſich anders. Die Oſtküſte von Aſien (die weſtliche Einfaſſung des Südmeers) iſt auf eine merkwürdige Weiſe zerriſſen. Die Aleuten, die Kurilen, Japan, die Lieu-Kieu-Inſeln, die Philippinen, die Molukken, Neuguinea, Neubritanien und Neu-Irland, die Aſſaciden, der Archipel von Santa Cruz, die neuen Hebriden, Neu-Caledonien und Neu-Seeland, bilden zuſammen eine unterbrochene Linie von Inſeln, welche die Geſtalt der Küſte des aſiatiſchen Feſtlandes, der durch Malakka, Sumatra, Java, Timur u. ſ. w. gebildeten, unterbrochenen Erdzunge, ferner der Küſte von Neuholland täuſchend nachahmt, wie wir in der obenerwähnten Schrift darzuthun geſucht haben. Aber ſehr merkwürdig iſt es ohne allen Zweifel, daß eine Inſeln-Reihe, die noch weiter in das Südmeer hineinragt, die aus einer unzählbaren, bis jetzo noch nicht ganz bekannten, Menge kleiner Inſeln beſteht, dieſelbe Biegung genau wiederholt. Dieß wird einem Jeden einleuchten, der die Lage der nördlich über den Ladronen liegenden, von Norden nach Süden ſich fortziehenden Inſelkette, die von 30° bis etwa 26° nördlicher Breite ſich herunterzieht, in Verbindung bringt mit der Lage der Ladronen, der Carolinen, der Fiſcher-Inſeln, des Archipels, des Lord Mulgrave, der Fidje-, Schiffer- und Freundſchafts-Inſeln, endlich mit den Kermadec-Inſeln. Dieſe beiden Inſelreihen bilden nördlich einen großen einwärts gehenden Bogen, in Beziehung auf Aſiens Oſtküſte, ſüdlich einen gegen das Südmeer auswärts gehenden Bogen, in Beziehung auf Neuholland. Dieſer letzte Bogen dehnt die Inſeln, die eine beſtimmte Beziehung auf Neuhollands wahrſcheinliche früheſte Geſtalt gehabt haben, bis zu den Fiſcherinſeln unter 12° nördlicher Breite aus. Ja man glaubt in der Lage der Sandwichs-Inſeln, verglichen mit der der Marquesas- und Geſellſchafts-Inſeln, noch immer die Spuren dieſer mächtigen, gewaltſam zerriſſenen Biegung wahrzunehmen.

Nun entſteht die Frage: Wie weit ragen die Urgebirgsformationen auf dieſen Inſeln in das Südmeer hinein? Es iſt nicht genug zu bedauern, daß nicht allein die Reiſenden überhaupt, ſondern ſelbſt die Naturforſcher, die fremde Welttheile beſuchen, ſo äußerſt ſelten mineralogiſche Kenntniſſe beſitzen. Die öſtliche Küſte von Aſien und die angrenzenden Inſeln ſind in geographiſcher Rückſicht faſt ganz unbekannt und wir ſind genöthigt, uns an die dürftigſten Nachrichten der Reiſenden zu halten. Dennoch iſt das Reſultat einer allgemeinen Betrachtung ſehr überraſchend. Wir verließen den Zug der Urgebirge an der nordöſtlichſten Spitze von Aſien, bei Tſchutſchki-Noc. Die Aleutiſchen Inſeln von Unalaſchka bis zu Kamſchatka ſcheinen, nach den durch die Kotzebueſche Expedition nach Europa gekommenen Gebirgsarten, wie ſie von Engelhardt beſtimmt wurden, aus alten Flözen zu beſtehen, welche ſich an die nördlichen Urgebirge anſchließen. Indeſſen müſſen doch auch hier die Urgebirge aus Norden hineinragen, nicht allein, nach Langsdorfs Behauptung, die vielleicht, und gewiß in der von ihm angenommenen Ausdehnung, irrig iſt, ſondern auch nach Gebirgsarten und Foſſilien von den Berirgs-Inſeln, die ich vor vielen Jahren zu unterſuchen Gelegenheit hatte. So daß dieſe Aleutiſchen Flöze nicht bloß den Syenitporphyr der Halbinſel Aljakſa, nach Engelhardt, ſondern auch eigenthümliche Urgebirge bedecken mögen. Obgleich nun dieſe Flözgebirge der Aleutiſchen Inſeln nach dem ſüdlichen Kamtſchatka hinüberſetzen, ſo iſt es doch unzweifelbar, daß des Urgebirge von Tſchutſchki-Noc bis zu den Dauriſchen Gebirgen ſich hinzieht, daß es durch Jeſſo und Japan fortgeſetzt wird, daß es durch die Philippinen hindurchgeht und, wenn auch von den mächtigen Vulkanen vielleicht zurückgedrängt, über die Molukken nach Neuguinea hinzieht. Von hier aus wird uns der äußere Saum der Urgebirgskette vorzüglich intereſſant. Neuguinea hat ſehr mächtige Gebirgszüge, man erkennt drei über einander ragende Stufengebirge. La Billardiere ſah Berge von 1500 Metres (4500 F.) Höhe; die Holländer wollen Schneegebirge geſehn haben. Es iſt aus den Nachrichten der älteſten Reiſebeſchreiber bekannt, daß Neuguinea nicht bloß durch die Neger, ſondern auch durch den Goldgehalt der Gebirge mit dem alten übereinſtimmt. Die Bewohner der Gegend von Dory verſicherten Forreſt, daß die Gebirge im Innern des Landes Gold enthielten. An einer Ausdehnung der Aſiatiſchen Urgebirge bis in dieſe Gegend iſt alſo nicht zu zweifeln. Betrachten wir nun die nächſten Inſeln, zuerſt die des Archipels von Neubritanien, ſo leitet uns erſt ihr gebirgiges Anſehen, nach Carteret und Dentrecaſteaux, dann der Waſſerfall in der Nähe des Hafens Graslin, nach Bougainville, zu der Vermuthung, daß das Urgebirge ſich hier fortſetzt; eine Vermuthung, die dadurch beſtätigt wird, daß la Billardiere Kalkſtein von vorzüglicher Weiße fand (wahrſcheinlich Urkalk). Das eigentliche gebirgige Land, aus zuſammenhängenden Gebirgezügen beſtehend, unterſcheiden ſelbſt die unkundigſten Reiſenden immer ſorgfältig von den Kegelgebirgen des Baſalts. Es iſt freilich immer wahrſcheinlich, daß ſich jüngere Uebergangs- und Flözformationen an die Urgebirge anſchließen. Denſelben gebirgigen Character behauptet die ſüdlich unter Neubritanien liegende Inſel Louiſiade. Bougainville ſahe von einem großen Golf unter 10° ſüdl. Br. und 147° öſtl. Länge v. Par., das Gebirge ſich allmälich heben, und unterſchied drei über einander ſich erhebende Gebirgsreihen, von welchen die höchſten 25 Lieues landeinwärts lagen. Dieſe Uebereinſtimmung mit dem Innern von Neuguinea beweißt, daß die große Inſel Louiſiade, und ohne allen Zweifel die ſie umgebenden kleineren Inſeln als eine Fortſetzung von dieſem Lande betrachtet werden müſſen. Wir äußerten die Vermuthung, daß in Neubritanien jüngere Gebirge, vielleicht Flözgebirge, ſich an das Urgebirge anſchlößen, und daß alſo hier die Grenze derſelben gegen Oſten, nach dem Südmeere zu, gefunden wäre. Die Aſſaciden enthalten Kettengebirge von bedeutender Höhe (nach Billardiere), die wahrſcheinlich Urgebirge ſind; denn die Küſten des Guadalcanar zeigen beſonders hohe Gebirgsketten, und hier erzählten die von ihm ausgeſandten Männer, man habe in einem Fluß, Gallego genannt, Gold gefunden. Herrera ſah in einer Stadt Goldkörner als Zierat aufgehängt und behauptet ſogar, die Spanier hätten von dort 40,000 Peſos Gold mitgebracht. Die ſüdöſtlich von dem Archipel, Neu-Georgien, oder den Aſſaciden liegende Inſel Santa Cruz enthält zwar 100 Fuß hohe Gebirge, die aber, nach Billardiere, weiß und geſchichtet ſind, und Mandana fand dort Marmor. Die neuen Hebriden, die jetzo folgen, ſind ebenfalls mit Kettengebirge verſehen. Die Bay St. Jacob auf Tierra del Spiritu Santo iſt an der Seite mit zwei Gebirgsreihen eingefaßt, wovon die weſtliche über die ganze Inſel hinläuft; und hier fand Forſter auf der ſüdlichen Inſel dieſes Archipels Quarz, Glimmer, und geſchichteten Thon, alſo höchſt wahrſcheinlich Glimmer- und Thonſchiefer. Der Sandſtein kann wohl der Baſaltformation zugehören. Auf Neu-Caledonien fand Forſter Hornſtein (Hornfels?), Geſtellſtein (Gneus oder Glimmerſchiefer?), ferner, er und Billardiere, jene Serpentinformationen, die den Nephrit enthalten, und auf Neuſeeland ſo herrſchend werden, daß man an dem geognoſtiſchen Zuſammenhang dieſer beiden Inſeln nicht zweifeln kann. Endlich iſt das Alpenland von Neuſeeland, wenn auch nur dürftig unterſucht, doch durch Forſter hinlänglich bekannt.

Es iſt alſo entſchieden, daß das Südmeer, ſowohl gegen Weſten (nach Aſien und Neuholland zu), als gegen Oſten (nach Amerika zu), von Urgebirgen umgeben iſt; daß von der Beeringsſtraße an bis an die Südſpitze von Neuſeeland der Zug dieſer Urgebirge ſich verfolgen läßt, eben ſo deutlich, wie tiefer nach dem Feſtlande zu über China, Tunkin, Cochinchina, Siam und Ava, Molakka, Sumatra, Java, Borneo, Celebes, Timur nach Neuholland bis Van Diemensland. Es iſt entſchieden, daß der äußere Zug eine beſtimmte Beziehung auf die Geſtalt des Continents fortdauernd behält, und man kann mit Gewißheit ſchließen, daß in irgend einer frühern Epoche die öſtliche Küſte des Aſiatiſchen Continents nicht bloß bis über die Philippinen und Molukken, ſondern auch bis über die Ladronen und die nördlicher liegenden, von Norden nach

Süden aneinander gereihten Inſeln reichte. Die Urgebirge von Neuholland, wenigſtens die höchſten Punkte derſelben, ſcheinen durch Neuguinea, Neuirland, Neugeorgien, die Neuen Hebriden, Neu-Caledonien und Neuſeeland begrenzt geweſen zu ſeyn; aber das Feſtland muß noch weiter gereicht haben, wie die oben angegebene Lage der Inſelgruppen der Carolinen, der Fiſcher-Inſeln, des Lord Mulgrave, der Schiffer-, Fidje- und Freundſchafts-Inſeln andeutet. Zu dieſer Zeit bildete alſo Neuholland ein ſehr großes Continent, welches ſeiner Geſtalt nach Afrika noch ähnlicher war, als jetzo. Aus dem völligen Mangel an Inſeln nach dem Indiſchen Meere hin zu ſchließen, muß die Einbiegung gegen Weſten (das Eigenthümliche der großen ſüdlichen Continente) auch damals ſtattgefunden haben, und die Lage von Neuſeeland gegen Van Diemensland ſetzt die uralte, jetzo verſchwundene, Südſpitze jenſeit der 50° ſüdl. Breite. Die große Erſtreckung des alten Feſtlandes von Weſten gegen Oſten (von dem Eintrachts-Lande unter 150° Länge, bis zu den äußerſten Schiffer-Inſeln unter 113°) beträgt über achtzig Längen-Grade, und die größte Erſtreckung von Süden nach Norden, von der erwähnten verſchwundenen Südſpitze bis zu den äußerſten nördlichen Fiſcher-Inſeln unter 15° nördl. Breite, beträgt über fünf und ſechzig Breitengrade, ſo daß dieſes große ſüdliche Continent, wie der Form, ſo der Größe nach, eine auffallende Aehnlichkeit mit Afrika gehabt haben muß. Der Meerbuſen, der zu dieſer Zeit, dem Mexicaniſchen ähnlich, zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Continent hineinging, ſcheint ſeine tiefſte Grenze da gefunden zu haben, wo die ſüdlichſten Ladronen mit den weſtlichſten Carolinen zuſammenſtoßen, bei jenem ſpitzen Winkel, unter 10° nördlicher

Breite und 160° öſtl. Länge, hinter welchem die benannten Peſju-Inſeln liegen.

Haben wir uns nun überzeugt, daß hier ein großes bedeutendes Continent durch zerſtörende Kräfte zerriſſen und in Inſeln zerſplittert worden iſt, deren Lage und Beſchaffenheit auf einen früheren Zuſammenhang hindeuten, ſo iſt es uns doppelt merkwürdig, das Verhältniß der lebendigen Natur zu dieſer zerſtörenden Kataſtrophe zu unterſuchen. Zwar haben die vergleichenden Unterſuchungen in dieſer Rückſicht noch nicht die Stufe erreicht, welche ſie erreichen müßten, wenn wir ein in lehrreicher Ausdehnung darzuſtellendes Reſultat gewinnen wollten: dennoch iſt das allgemeine Hauptreſultat merkwürdig genug; denn die Grenze der eigenthümlichen und urſprünglichen Vegetation und Animaliſation ſcheint in der That völlig zuſammenzufallen mit derjenigen der oben angegebenen Grenze der Urgebirge, ſo daß, wenn auch nicht ganz, doch faſt alle Thiere und Pflanzen der weiter gegen Oſten liegenden Südſeeinſeln ſpäter mit den Menſchen eingewanderte zu ſeyn ſcheinen. Würde die Pflanzen- und Thierwelt auf Neuguinea, bis jetzt ſo unbekannt, genauer unterſucht, nicht eine Aehnlichkeit mit der ſo höchſt eigenthümlichen von Neuholland zeigen? Die äußerſt reiche Neuſeeländiſche Flora, die ſelbſt bei einem kurzen Aufenthalt dem Forſter eine ſo große Ausbeute gewährte, iſt bekannt. Auffallender noch iſt dieſes Verhältniß der, wenn auch zertrümmerten, doch in ihren Ruinen noch am meiſten zuſammenhaltenden Reſte des Urlandes, wenn wir die Eigenthümlichkeit der Bewohner betrachten. Da dieſe der Gegenſtand einer eigenen Unterſuchung in dieſen Schriften ſeyn ſollen, ſo wollen wir uns hier mit einem allgemeinen Ueberblick begnügen. Es iſt hinlänglich bekannt, daß, wenn man von Aſien aus die Bevölkerung der Südſeeinſeln betrachtet, man die Ureinwohner von den Eingewanderten wohl unterſcheiden muß. Denkt man ſich die Eingewanderten, die von dem Innern Aſiens her über die Inſeln ſich ergoſſen haben, (die Malayen) weg, ſo entdeckt man einen Uebergang von der Malayiſchen Race in die Negerrace, von dieſer in eine ſüdlichere, welcher, wenn man das Eigenthümliche feſthält, dieſelben Stufen der Bildung bezeichnet, die ſich von den Indiſchen Stämmen durch die Aegyptiſchen Kopten in die Neger Africas, und von dieſen zu den Hottentotten verfolgen läßt. Die Papues der Molukkiſchen Inſeln und Neuguinea bilden die eigentliche Negerrace, und die Uebergänge in die Malayen laſſen ſich einerſeits nach Aſien zu, wie die Uebergänge in die Race des Vandiemenslandes anderſeits durch Nordholland, aufweiſen. Und zwar nicht allein in dieſer Richtung, ſondern auch auf den entfernteren Inſeln mit Gebirgsketten; denn, nach Forſters ausdrücklicher Verſicherung, ſtimmen die Einwohner auf Neu-Caledonien in Hautfarbe nicht allein, ſondern auch in Phyſiognomie und Character, mit den Bewohnern von Vandiemensland überein. Ja, es laſſen ſich hier mehre Uebergänge nachweiſen; denn nicht allein das Haar iſt kraus und wollicht, ſondern auch bei Einigen zeigen noch außerdem die dicken Lefzen und platten Naſen eine große Annäherung zur Negerbildung, nach Forſter, und la Billardiere ſah ſogar Albinos. Auf Neuſeeland zwar, wo man die am meiſten abweichenden Extreme menſchlicher Bildung in der größten Entfernung erwarten ſollte, finden wir nur einen edleren, offenbar eingewanderten Menſchenſtamm, deſſen Verwandtſchaft mit den Stämmen der übrigen entfernteren Inſelgruppen des Südmeers entſchieden iſt. Sollten im Innern des Landes ſich Spuren einer geringeren Menſchenrace auffinden laſſen? Selbſt durch die ſchnell wachſende Engliſche Niederlaſſung haben wir noch nicht die beiden großen Neuſeeländiſchen Inſeln ganz kennen gelernt. Es iſt bekannt, daß auf den meiſten Oſtindiſchen Inſeln, auf welchen noch Spuren der Autochthonen, wie wir ſie auf unſerm gegenwärtigen Standpuncte billigerweiſe nennen können, ſich vorfinden, dieſe nach dem Innern des Landes zurückgedrängt ſind, während die Malayen, wie ſpäter die Europäer, die Ufer beſetzt haben, und ſo die verdrängten Ureinwohner kreisförmig umgeben. Die Eingewanderten, die auf dieſe Weiſe Beherrſcher des Meers blieben, breiteten ſich immer weiter aus, und ergoſſen ſich über das ganze Südmeer. Eine Thatſache, die das Verhältniß der Ureinwohner zu den Malayiſchen Racen in das hellſte Licht ſetzt! — Oder haben die gewaltigeren Eingewanderten die Ureinwohner völlig verdrängt? Gründe, warum dieſes hier, und nicht auf den tropiſchen Inſeln ſtatt fand, liegen ſehr nahe. In den mehr geſegneten Gegenden wird der Menſch von der Natur getragen, in den ärmern muß er mit der Natur ringen. Aber dieſer Kampf mit der Natur, dieſe Anſtrengung erhält das Mißverhältniß, ſteigert ſich ſelber, denn ſie erzeugt neue Bedürfniſſe. Was wir nun hier behaupten, gilt nur von den edleren Stämmen, nur von ſolchen, die, dem Urſitze des Geſchlechts näher, phyſiſche und geiſtige Fähigkeiten erhielten und ausbildeten. Von denjenigen, die an die Naturumgebung unüberwindlich geknüpft ſind, von den Ureinwohnern nämlich, gilt, wie eine allgemeine Betrachtung der Racen darthun wird, gerade das Umgekehrte. Mit der Natur verarmt dieſes frühere Geſchlecht, ſo phyſiſch, wie geiſtig. In den tropiſchen Gegenden war es hinreichend, zur Erhaltung der ſpäteren Eingewanderten, die Ureinwohner zu verdrängen; in den rauheren mußte der Kampf gegen das Clima auch den gegen die Ureinwohner, die ſelbſt als ein Theil der widerſtrebenden Natur betrachtet werden mußten, heftiger entzünden, ſo daß er wohl mit einer völligen Vertilgung endigen konnte. — Oder endlich — haben große, zerſtörende Naturkataſtrophen das ganze frühere Geſchlecht vertilgt, ſo wie eben auf Neuſeeland, offenbar die größeren Säugthiere, die ganz fehlen, während die Inſecten- und Pflanzenwelt, hier und da, an einzelen kleinen, geſchonten Plätzen einen Schutz fand, und von hier aus ſich verbreitend, die verlorene Herrſchaft wieder gewinnen konnte? Doch, welche von dieſen Fällen auch ſtatt gefunden haben mögen, vielleicht eine Verbindung der beiden letzten, ſo, daß die durch die Gewalt zerſtörender Naturkräfte ohnmächtig gewordenen Urſtämme ſich um ſo weniger gegen die Eingewanderten zu erhalten vermochten — ſo viel iſt gewiß, daß eine allgemeine Analogie uns zwingt, auch hier Autochthonen anzunehmen, die mit denen Neuhollands und des Vandiemenslandes verwandt waren; und als ein feſtes Reſultat müſſen wir die merkwürdige Thatſache betrachten: daß die Reſte der uralten Gebirge und die Reſte der uralten Menſchenſtämme zuſammenfallen. Jenſeit der durch eine furchtbare Zerſtörung übriggebliebenen Gebirgsketten, auf den entfernteren Inſeln, deren merkwürdige Beſchaffenheit uns in der Folge beſchäftigen ſoll, finden wir nur eingewanderte Racen, nur Malayen, deren Verwandtſchaft mit denen, die auf den Oſtindiſchen Inſeln die Ureinwohner zurückgedrängt oder vertilgt haben, auf jede Weiſe nachzuweiſen iſt.

Nachdem wir dieſes Reſultat gewonnen haben, nähern wir uns dem eigentlichen Gegenſtande der gegenwärtigen Betrachtung, indem wir die eigenthümliche Art der hier wirkenden zerſtörenden Naturkräfte nachweiſen, indem wir zu beweiſen ſuchen, daß die Vulkanität hier mächtiger, als irgendwo ſonſt auf der Erde, Länder-zerreißend, und Meere-bildend, thätig geweſen ſeyn muß.

„Kein Theil der bekannten Erde iſt größern vulkaniſchen „Revolutionen unterworfen, als die Andeskette. Vom Cap „Horn bis Unalaſchka zählt man noch heut zu Tage über vier „und funfzig brennende Vulkane,“ ſagt Humbold. Die meiſten ſind von der Küſte, nach dem Südmeer zu, nicht weit entfernt, nur Popokatepek liegt 37 und Catopaxi 40 Seemeilen landeinwärts. Ob die weſtliche Küſte von Nordamerika wirklich ſo ganz von Vulkanen entblößt iſt? Es war dieſer völlige Mangel an Vulkanen und Erdbeben in Nordamerika und Afrika, welcher in dem vorſtehenden Aufſatze vorzüglich meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. In der That ſcheint Afrika alle Spuren von Vulkanität von dem Feſtlande weg und nach den einzelen Inſeln, die das große Continent umgeben, hingedrängt zu haben. Was Nordamerika betrift, ſo kennen wir noch das weſtliche Gebirge zu wenig, um mit Sicherheit zu behaupten, daß hier jede Spur von Vulkanität verſchwunden wäre. Die älteſten ſpaniſchen Reiſenden, unter dieſen, irre ich nicht, Mendoza, wollen nördlich von Californien einen rauchenden Berg entdeckt haben, und noch neulich ſah Bradbury Bimsſteine den Miſſuri herunterſchwimmen. Wenn man aber auch einige ſchwache Spuren von Vulkanen, vielleicht nur Erdbrände, in dieſen Gegenden entdecken ſollte, ſo iſt es doch gewiß, daß die Vulkanität zwiſchen 32° und 54° nördlicher Breite ganz oder faſt ganz zurückgedrängt iſt, und es iſt merkwürdig, daß eben dieſe Breitengrade die inſelleerſten im ganzen Südmeere ſind.

Es iſt bekannt, daß die Aleutiſchen Inſeln faſt alle vulkaniſch ſind, wenn ſie auch nicht mehr brennen, daß dieſe vulkaniſche Beſchaffenheit ſich durch Kamſchatka, nach Ochotſk zu, fortſetzt. Die Natur der Kuriliſchen Inſeln und der Inſel Jedſo iſt nicht hinlänglich bekannt; von den erſten weiß man, daß einige wenigſtens vulkaniſch ſind: — ob keine Inſel einen noch brennenden Vulkan enthält?

In Japan ſind die Erdbeben ſo häufig, daß ſie, nach Kämpfer, wie bei uns das Gewitter, als etwas ganz Gewöhnliches und wenig Bedeutendes betrachtet werden. Wie in Südamerika, bauet man die Häuſer hier leicht und niedrig, damit ſie, im Erdbeben zuſammenſtürzend, weniger gefährlich, und leichter wiederherzuſtellen ſind. Aber die Erdbeben nehmen auch hier nicht ſelten einen ſehr gefährlichen Charakter an, ſo daß ſie vielen tauſend Menſchen das Leben koſten, wie, nach Froes, das Erdbeben 1586, wie nach Kämpfer, die furchtbare Erſchütterung 1704, welche Fedo und die kaiſerliche Reſidenz zerſtörte und 200,000 Menſchen tödtete. Kämpfer nennt eine Menge Japaniſcher Vulkane. Die älteſte Holländiſche Niederlage Furando iſt äußerſt ſchwefelreich. In der Nähe liegen die, ihrer Menge nach, ſogenannten 99 Inſeln (Kin Siu Kuſima), unter welchen eine ſeit vielen Jahrhunderten brennt; Satſuma gegenüber liegt der noch brennende Vulkan Fuego; Figo hat eine Gruft, welche zu Kämpfers Zeiten zu brennen aufgehört hatte; in derſelben Provinz, bei dem berühmten Tempel des eiſrigen Gottes Aſo (Aſono Gongen), ſteigt aus der Spitze des anliegenden Berges eine, beſonders des Nachts, bemerkbare Flamme hervor.

Ein Steinkohlenflöz in Tſikuſen bei Kugonoſſe brennt ſeit undenklichen Zeiten. Der Berg Fuſi in der Provinz Suruſa, von Kämpfer ſeiner Höhe nach mit Pic de Teneriffa verglichen, läßt aus ſeiner ſchneebedeckten Spitze zuweilen Rauch aufſteigen. Er brannte, nach der Japaniſchen Geſchichte, vormals aus der Spitze, bis er zur Seite barſt, und ſeine Flamme erloſch. Simabara, ein kahler, weißer, ſchwefelichter Berg, einer ausgebrannten Maſſe ähnlich, zeigt ſeinen aufſteigenden Dampf in einer Entfernung von 3 Meilen. Das ſind die ſechs brennenden Vulkane, die Kämpfer in Japan nennt; doch darf man wohl nicht annehmen, daß alle bekannt ſind. Gentil nennt auf den Philippinen drei große Vulkane; der größte und gewaltſamſte unter allen iſt Magon, in der Provinz Albay auf der Luzon, deſſen furchtbare und zerſtörende Ausbrüche in älteren und neueren Zeiten bekannt ſind. Es iſt ein Waſſer- und Schlamm-Vulkan, ohne allen Zweifel den ſüdamerikaniſchen ähnlich. In der Provinz Taal, nahe bei Tanadan, verſchwand ein Berg ganz, und ein See entſtand an ſeiner Stelle. In der Mitte blieb eine Inſel übrig, die beſtändig Feuer auswirft; und das Waſſer des Sees iſt ſo heiß, daß kein Fiſch darin leben kann. Auf Mindanao ſind, nach demſelben Reiſenden, verſchiedene Vulkane. Sangil ſcheint eine Solfatara zu ſeyn. Sechzig Meilen von Sambuagan, in dem Gebiete des Königs von Buluan, liegt der Vulkan, der durch ſeine Ausbrüche 1640 ſo bekannt wurde. Durch Forreſt iſt der Vulkan auf Magindano mit ſeinen zerſtörenden Eruptionen bekannt. Die Molukken haben ohne allen Zweifel mehre brennende Vulkane; der von Ternate iſt bekannt, und die vulkaniſchen Eruptionen der Molukkiſchen Inſeln gehören zu den gewaltſamſten unſeres Erdkörpers.

Auch in den neueſten Zeiten haben ſie gewüthet. Es ſcheint, als wenn die Hauptſtätte der vulkaniſchen Thätigkeit, wenigſtens in unſern Tagen, ſich eben nach den Molukkiſchen Inſeln hindrängt. Schwächer ſcheint ſie gegen Norden, wie gegen Süden, zu werden und immer bedeutender werden die Vulkane, immer gewaltſamer die Eruptionen, ſo wie man ſich dieſen Inſeln nähert. Die Lage dieſer Inſeln, in der verlängerten Linie des zerſtörenden Meerbuſens, der in uralten Zeiten durch die Ladronen und Carolinen gebildet wurde, ſcheint mir dabei merkwürdig. — Ob auf der großen Inſel Neuguinea noch brennende Vulkane ſind, iſt bei mangelnder Kunde vom Innern des Landes, nicht zu entſcheiden. Dampier erlebte hier ein Erdbeben; aber es konnte mit den nahe liegenden vulkaniſchen Inſeln in Beziehung ſtehen. Längs der nördlichen Küſte entdeckte er 15 Inſeln und ſahe unter dieſen 3 brennende Vulkane; Schouten, der die Gegend, wenn auch weniger genau, doch früher, unterſuchte, ſah 4. Die Inſelgruppen Neuirland, Neuhannover und Neubritanien, enthalten mehre Vulkane, und unter dieſen ſcheint der von Dampier entdeckte, im Norden von Neubritanien, unter 5° 13′ ſüdl. Breite, der bedeutendſte zu ſein. Auf Neugeorgien fand Mandane den Vulkan Seſarga; in dem Archipel von Santa Cruz entdeckte derſelbe Reiſende die brennende Inſel Volcano, die auch Wilſon in neueren Zeiten brennen ſah. Auf der Inſel Ambrym, die den neuen Hebriden zugehört, ſah Forſter einen Berg gewaltſam weiße Dämpfe ausſtoßen, und genauer lernte er den bedeutenden Vulkan zu Tanna kennen, mit mehren Solfataren in der Nähe. Der langſam aufſteigende Dampf, den Cook im Innern des Landes von Neucaledonien wahrnahm, ſcheint auf Vulkane zu deuten, und obgleich man bis jetzo auf Neuſeeland keinen brennenden Vulkan fand, ſo beweiſen doch die vulkaniſchen Producte, die alle Reiſende entdeckten, ſo wie gefühlte Erdbeben, daß doch dieſes Land den Character der Vulkanität mit den übrigen Reſten des zertrümmerten Urgebirges in dieſer Gegend theilt. Werfen wir nun einen Blick auf die hier geſammelten Beobachtungen der Reiſenden in dieſen Gegenden und in der von uns oben bezeichnete Grenze der übriggebliebenen, obgleich zerriſſenen Gebirgsketten, — eine Sammlung, die hier nur dazu dienen ſoll, die große Gewalt der Vulkanität darzuthun, die keinesweges auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen darf! — ſo kann uns zuerſt die Zufälligkeit dieſer Entdeckungen nicht entgehen. In der That können wir nur von den Philippinen und Molukken behaupten, daß wir ihre Vulkane, zwar nicht ihrer Natur, aber wohl ihrer Zahl nach, kennen. Von allen den übrigen Gegenden, von dem nördlichen Japan an, bis an die Südſpitze von Neuſeeland, läßt es ſich keinesweges behaupten, daß wir auch nur die Hälfte von den brennenden Vulkanen wirklich entdeckt haben. Bis zur völligen Klarheit wird dieſes demjenigen einleuchten, der ſich die Mühe gibt, die Art, wie dieſe Entdeckungen, ſeit Schouten und Dampier bis auf die neueſten Zeiten, gemacht wurden, in den Quellen nachzugehen. Nun haben wir im Vorhergehenden wenigſtens acht und zwanzig brennende Vulkane nachgewieſen, und wenn wir die Zahl nur verdoppeln, — und wir ſind ohne allen Zweifel berechtigt mehr, als die doppelte Zahl anzunehmen, — ſo würde die Anzahl der brennenden Vulkane, die auf dem zerriſſenen Oſtrande von Aſien ſich befinden, wenn wir die Grenzen der übriggebliebenen Urgebirge nicht überſchreiten, die der bis nach Unalaſchka verlängerten Andeskette dennoch übertreffen;

und, wenn auch die frühe Gewalt der Vulkanität, welche die zuſammenhangenden Gebirgsketten gewaltſam zerriß, die ſpäteren Eruptionen mäßigte und ihnen den grosartigen und monſtröſen Character, der die ſüdamerikaniſchen bezeichnet, benahm, ſo können wir doch nicht an ihrer früheren, allen Begriff der Gegenwart überſteigenden Gewalt, zweifeln.

Mehr als hundert brennende Vulkane umgeben alſo das große Südmeer, eine Zahl, welche diejenige aller Vulkane der übrigen Erde bei weitem übertrifft; und dennoch iſt es wol gewiß, daß die Vulkanität des Oſtrandes von Aſien eine ſchwache, übriggebliebene Spur derjenigen genannt werden muß, die nur aus ihren uralten, furchtbaren Zerſtörungen erkannt werden kann.

Betrachten wir nun alle die übrigen Inſeln des Südmeers, ſo reicht, bei der großen Uebereinſtimmung und Einförmigkeit der Bildung, ein allgemeiner Ueberblick hin, um das Reſultat, welches wir ſuchen, mit Sicherheit zu begründen.

Alle Südſeeinſeln jenſeit der Grenze der Urgebirgsinſeln haben der Vulkanität ihre gegenwärtige Geſtalt zu verdanken, und auf keiner Inſel hat man bis jetzo irgend eine Spur von Urgebirge gefunden. Bekanntlich haben die Reiſenden ſchon, ſeit man das Südmeer genauer kennen lernte, die Inſeln in hohe und niedrige getheilt. Die hohen haben in der Mitte faſt immer kegelförmige Baſaltberge, die entweder noch brennen, oder doch deutliche Spuren der Vulkanität zeigen. Die meiſten, ja faſt alle, ſind mit Korallenriffen umgeben, welche die Grundlage der fruchtbaren Ebenen bilden, welche die Baſaltberge umgeben. Auf der Spitze der Baſaltberge findet man, ſo weit die Beobachtungen reichen, noch brennende, oder ausgelöſchte Krater, und die Korallenebenen enthalten öfters Lagunen, die man wol als eingeſunkene Krater anſehen darf, ohne hier, in der Mitte der ausgedehnteſten Vulkanität, dem Vorwurf eines willkürlichen Phantaſieſpiels ausgeſetzt zu ſeyn. Es iſt wol keinem Zweifel unterworfen, daß die urſprünglich kahlen, im Meer iſolirt ſtehenden Baſaltberge die Grundlagen gebildet haben für den Korallenbau der Polypen; und man muß annehmen, daß einige dieſer Berge, ſelbſt bis zur ungewöhnlichen Höhe, wie Morna Roa auf den Sandwichsinſeln, hervorragten, während andere vulkaniſche Berge bis unter die Oberfläche des Meers hineinſanken, in der Mitte durch die in ſich hineingeſtürzten Krater anſehnliche Vertiefungen bildend. Eine Art Solfataren, die unter dem Meer erloſchen. Wie die Korallen ihren ſtets wachſenden Bau an die über das Meer hervorragenden Baſaltberge anſchloſſen, ſo an die Ränder der aus der Tiefe hervorragenden Baſaltberge, welche die Oberfläche des Meers nicht erreichen. Die eingeſtürzten Krater in der Mitte dieſer Berge bilden die Lagunen, die daher durchgängig Meerwaſſer enthalten. So entſtanden die ſogenannten niedrigen Inſeln Es iſt unmöglich, die Bildung der hohen und niedrigen Inſeln im Südmeer mit einander zu vergleichen, ohne unwillkürlich zu dem Schluſſe gedrungen zu werden, daß das unter dem Meere liegende, durch Korallenbau verſteckte Grundgebirge dem hervorragenden der hohen Inſeln ähnlich ſeyn müſſe. Nicht ſelten iſt in der Nähe der Korallenriffe der niedrigen Inſeln eine unergründliche Tiefe, die auf einen ſehr ſchroffen Abhang des verborgenen Grundgebirges, welches dem Korallenbau als Grundlage diente, hindeutet. Die Korallenebenen, welche die Baſaltberge der hohen Inſeln umgeben, unterſcheiden ſich in Nichts von den niedrigen. Unter den Freundſchafts-, Societäts-, Fidje-, Schiffer-Inſelgruppen kommen hohe und niedrige Inſeln mit einander vermiſcht vor, und die eigentlich ſogenannten niedrigen Inſeln ſind ſolche, die aller hervorragenden Berge entbehren.

Ob auf dieſen zerſtreuten Inſelgruppen nichts als Baſalt- oder mit einen allgemeineren Ausdrucke, Flötztrapp-Formation vorkömmt, iſt, bei den dürftigen Nachrichten, ſchwer zu entſcheiden. Daß dieſes Gebilde das durchgängig Vorherrſchende iſt, kann man als gewiß und entſchieden betrachten. Wenn Anderſon auf Owaihi des Sandwichs Archipels Marmor gefunden haben will, ſo bleibt es, bei ſeiner völligen Unkunde, ungewiß, ob wir Spuren von einer Kalkformation annehmen dürfen. Die ſtratificirten Lager, die Marchand auf der nach ihm genannten Inſel der Marquesas-Gruppe gefunden hat, können auch in der Flötztrappformation vorkommen, und daß dieſe, vulkaniſch zerſtört, auf Nukahiva derſelben Gruppe die herrſchende iſt, leidet, nach Tileſius, keinen Zweifel. Was Einzele Reiſende von Wetzſchiefer, Polierſtein u. ſ. w., die auf den Sandwichs-, freundſchaftlichen und Fidje-Inſeln gefunden ſind, reden, iſt zu unbeſtimmt, um zu irgend einem ſicheren Schluſſe zu berechtigen.

Noch brennende Vulkane findet man vorzüglich auf den nördlichern Inſeln, und die Ladronen und ihre Fortſetzung gegen Norden ſind in dieſer Rückſicht vorzüglich merkwürdig. Zimmermann nennt einen Vulkan unter 23° 30′, einen zweiten unter 24°, einen dritten unter 25°, einen auf Grigan, drei auf Pagan, und einen achten auf Aſſumption, deſſen Daſeyn auch durch Lapeyrouſe beſtätigt wird. Die Carolinen und Lord Mulgraves Archipel ſind wenig bekannt, und es iſt ſehr leicht möglich, ja ſelbſt wahrſcheinlich, daß man auch hier noch brennende Vulkane finden wird. Zimmermann behauptet gelegentlich, daß die Einwohner der Carolinen täglich Vulkane brennen ſähen, ohne jedoch eine beſtimmte Angabe beizubringen. Auf Tofoa der Freundſchaftsinſeln ſahen Cook und Forſter Dampf aus einem Berge hervorſteigen, und nach neueren Miſſionsberichten ſind dort Erdbeben nicht ſelten. So kann man die Spuren von noch thätiger Vulkanität durch die ganze Reihe von Inſeln verfolgen, die durch ihre merkwürdige Gruppirung, wie wir oben gezeigt haben, auf die uralte Ausdehnung des großen Continents von Aſien und von Neuholland ſo entſchieden hindeuten. Jenſeit dieſer Grenze nehmen dieſe Spuren ab. Turnbull behauptet, daß er die Vulkane von Morna Roa und Morna Woraray rauchen ſah, und, Forſter, daß auf den Geſellſchafts-Inſeln die Erdbeben nicht unbekannt waren.

Wenn wir nun erwägen, daß die in Inſeln zertrennte Urgebirgekette von Japan bis Neuſeeland durch ihre zerriſſene Geſtalt, durch die Stellung der Inſeln gegen einander und aller gegen das feſte Land, auf ihren vormaligen Zuſammenhang in ſich und mit einem großen Continent hindeutet; wenn wir ſehen, daß die Inſelgruppen von den nördlich über die Ladronen liegenden Inſeln, durch dieſe die Carolinen u. ſ. w. über die Freundſchafts-Inſeln, die nämliche Beziehung auf die auffallendſte Weiſe beibehalten; wenn wir wiſſen, daß dieſe ferneren Inſeln aus hervorragendem und verſunkenem Flötztrappgebirge beſtehen; wenn wir erwägen, daß dieſe Flötze vorausſetzen, auf welchen ſie ruhten, und die ſich nur über der Meeresfläche bilden konnten: — ſind wir dann nicht genöthigt anzunehmen, daß das jetzo in zerſtreuten Inſeln herumliegende Land vormals zuſammenhieng? daß Aſien und

Neuholland, ein großes Continent bildend, weit in das Südmeer hineinragte? Wird es nicht wahrſcheinlich, daß das alte Urgebirge durch die erſte hier dargeſtellte Inſelnreihe begrenzt ward, weiter hinaus aber ein großes, mit Flöztrapp bedecktes Flözgebirge, gewiß bis zu der zweiten Reihe, wahrſcheinlich aber noch weiter, bis über die Sandwichs-, Marqueſa- und Geſellſchafts-Inſeln reichte? daß hier ein Atlantis zu Grunde gieng, unvergleichbar mächtiger, als dasjenige, welches die griechiſche Sage weſtlich vor Europa verſinken ließ? Vor dieſem Continent lag vielleicht ein Archipel, deſſen einzele Reſte wir in den ungewiſſen Inſeln gegen Norden, in der Oerinſel gegen Süden erkennen, und der vielleicht ſelbſt bis zu den kleinen zerſtreueten Inſeln weſtlich von Californien und Mexico (Paranos, Ulna, Disgraciada u. ſ. w.), ja bis zu den Inſelgruppen Gallego und Gallopago, weſtlich von Quito, reichte.

Es iſt wol gewiß, daß die Amerikaniſchen Vulkane wenig Einfluß gehabt haben auf dieſe ungeheure Zerſtörung. Sie ſind noch in ihrer Blüthe. Vielleicht haben die feurigen Stätten ſich erſt entzündet, nachdem die Aſiatiſchen Vulkane die uralte Kraft in den Trümmern der eigenen Zerſtörung fanden. Wir erſtaunen über die Gewalt der ſüdamerikaniſchen Vulkane, über die furchtbar hohen Maſſen, die ſie aufgethürmt haben, über die mächtigen, beweglichen Berge, die in Mexico ſich heben und ſenken, über die zerriſſenen Thäler, die, wie monſtröſe Spalten, mit ſteilen Thalwänden von unglaublicher Höhe ſich bildeten, über die zerſtörende Kraft der Erdbeben. Hier ſcheint der Verbrennungsproceß in dem noch zuſammenhängenden Lande concentrirter, als irgendwo, und die äußerlich getrennten Proceſſe ſcheinen auf eine verborgene Weiſe ſich wechſelſeitig zu unterſtützen. Aber die Phantaſie wage es, das Bild des großartigen feurigen Proceſſes auszumalen, der damals ſtatt fand, als alle jene Vulkane, während in unermeßlich hohen Bergen, deren Höhe höchſt wahrſcheinlich die des Chimboraſſo um ein Bedeutendes übertrafen, die jetzo alle zerſtört, zuſammengeſtürzt, verſunken, verſchwunden ſind, ſich wechſelſeitig unterſtützten, — und man muß geſtehen, daß die größten Erſcheinungen der Vulkanität in Amerika nicht hinreichen, um ein Bild von dem unermeßlichen vulkaniſchen Proceß zu geben, der einen beträchtlichen Welttheil zerſtörte und das größte aller Weltmeere bildete. Iſt nicht, nach einer ſo mächtigen Zerſtörung Mouna Roa auf Owaihi (2578 Toiſen) um ein Bedeutendes höher, als Montblanc, und dennoch iſt es höchſt wahrſcheinlich nur eine hervorragende Spitze von einem verſunkenen Baſaltberge. Doch geſetzt, die Flötze, auf welchen dieſer Berg ruht, ragten noch über dem Meere hervor, ſo hat er dennoch in der Urzeit nur ein Vorgebirge bilden können. Die Vulkane, tiefer nach Aſien zu, die auf Urgebirgen ruhen, wie in Südamerika, ſind ohne allen Zweifel unvergleichbar höher geweſen. Und in Neuſeeland, ja auf Neucaledonien, unter 20° nördlicher Breite, ſahe Forſter auch jetzt noch Berge, die über die Schneelinie hervorragten.

Seitdem das Centralfeuer und die hohlen Canäle, welche die Vulkanität miteinander verbinden ſollen, wenigſtens in Deutſchland, und von Rechtswegen, aus den Theorien und Hypotheſen der Geologen verſchwunden ſind, iſt man in einen entgegengeſetzten Irrthum verfallen. Denn die vulkaniſchen Erſcheinungen ſtehen völlig vereinzelt, ihr Urſprung erſcheint zufällig, wenigſtens enthalten die verſuchten Erklärungen gar keinen Grund eines lebendigen Zuſammenhanges, eines, von einem höhern, lebendigen Geſetz abhängigen Anfanges. Die Grenzen unſerer jetzigen Betrachtung erwägend, wollen wir hier dieſe wichtige Seite unſeres Gegenſtandes nur andeuten, — denn wer vermag, nach der herrſchenden Anſicht, nach den bloß chemiſchen Erklärungen und zufälligen Entzündungen, jene großartigen Kataſtrophen begreiflich zu machen?

Man darf nicht glauben, daß dieſe Zerſtörungen an allen Orten zugleich, oder in einer kurzen Zeit ſtatt fanden. Ganze Gegenden waren ohne allen Zweifel ruhig, während in andern die heftigſten Eruptionen wütheten; der Zuſammenhang der Länder bis tief in das Südmeer hinein unterhielt ſich hier, während es dort gewaltſam zerriſſen ward, und Jahrtauſende hindurch mit zunehmender, in anderen mit abnehmender Energie, mag der Zerſtörungsprozeß thätig geweſen ſeyn, der ja noch nicht aufgehört hat, vielmehr in einer großen Menge thätiger Vulkane noch immer fortdauert.

Als aber die Inſelgruppen des Südmeers, vor allen diejenigen, welche jenſeit der angedeuteten Urgebirskette lagen, den höchſten Gipfel der Zerſtörung erreichten, als ſie diejenige Geſtalt erhielten, die als Grundlage ihres gegenwärtigen, erneuerten Daſeyns betrachtet werden muß, ſtellten ſie nichts dar, als einzele kahle, meiſt kegelförmige Berghöhen, die zerſtreuet aus der Oberfläche des Meers hervorragten. Die Flözlager, die dem Baſalt als Grundlage dienten, waren zerriſſen und verſunken, ein Theil der Baſaltberge hatte ſich mit dieſen unter die Meeresfläche hinuntergezogen. Nur die jetzt ſogenannten hohen Inſeln waren ſichtbar. Aber ſie ſelber, auf ihrer Spitze mit brennendem Krater, waren auf allen Seiten mit Laven, mit Aſche bedeckt, Pflanzen und Thiere, jede Spur des Lebens verſchwunden, unbewohnt und unbewohnbar. Erſt, als die geſchäftige Thätigkeit der Polypen, langſam aber ununterbrochen, die Korallenebenen erzeugte, als dieſe die erhabenen Berge umkränzten, die verſunkenen bedeckten, als viele Vulkane erloſchen, andere in langen Zeiten ruhten, als die Gewalt der Eruptionen gebrochen war, bildete ſich aus den Laven, aus den verwitterten Steinen, wahrſcheinlich auch aus den Excrementen zahlloſer Heere von Waſſervögeln, die auf den öden Klippen hauſten, hier, wie noch in Spitzbergen, aber unter unvergleichbar günſtigeren Umſtänden, eine allmälich wachſende vegetative Decke. Aber dieſe Anfänge einer eigenthümlichen Vegetation wurden ſchnell verdrängt von einwandernden Menſchenſchaaren, welche die fruchtbaren Inſeln überzogen und ihre heimatlichen zahmen Pflanzen und Thiere mitbrachten. So bildeten ſich durch die Malayiſchen Stämme die anmuthigen Inſeln, und alles beweißt, daß Pflanzen und Thiere mit dieſen eingewandert ſind. Daher finden wir hier alle die merkwürdigſten cultivirten Bäume und Pflanzen Aſiens wieder, den Brodbaum, den Cocosbaum, den Piſang, Morus parpyrifera, Dioscurea alata, Convolvulus Batatas, Arum maculatum, Dracontium, Tacca pinnatifida, Eugenia malaccensis, Spondias dulcis, Cordia sebestena, Turnefortia sericea, Convolvulus Brasiliensis, Casuerina equisetifolia, Barringtonia speciosa, Nauclea orientalis, Gardenia florida, Guettardia speciosa, Hibiscus rosa sinensis und tileaceus, Ficus tinctoria u. ſ. w.; daher die ſo höchſt merkwürdige, von Forſter ausdrücklich bemerkte große Dürftigkeit der Inſecten-Fauna, daher findet man von den Säugethieren nichts, als Hunde, Schweine und Ratten. Nur der Vampyr reicht von den Inſeln innerhalb der zerſtörten Gebirgskette bis nach den freundſchaftlichen Inſeln hinein. Am auffallendſten wird dieſe völlig neue Belebung der Inſeln durch die eingewanderten Einwohner ſelbſt bewieſen, wie wir anderswo darthun werden.

Ob dieſe Revolution ſtatt gefunden hat vor der Erſcheinung des menſchlichen Geſchlechts in der Bildungsgeſchichte der Erde? Wir glauben mit Beſtimmtheit es abläugnen zu können. Die Vulkanität gehört nicht zu den ſtillen, ſchlummernden Proceſſen, welche die Keime des erwachten Lebens feſthielten und ihre allmäliche Entwickelung beförderten. Die ſtumpfe Oxydation früherer Erdepochen gewann erſt die mächtige Energie, ſchlug erſt in helle Flammen aus, als in der menſchlichen Geſtalt das milde Lebenslicht eine ſichere Stätte gefunden hatte, das zehrende Feuer brach, dieſer gegenüber, hervor: wie in der Geſchichte die flammenden Begierden ſich zehrend entzünden, wo das himmliſche Licht eine innere Stätte findet. Während auf unſerer Erdhälfte, in Europa beſonders, das Waſſer ſank, während die Oſtſee und das Mittelländiſche Meer ſich ihr tieferes Bette gruben, ſo daß Länder, früher durch Waſſer getrennt, ſich verbanden, während mannigfaltige edlere Stämme die Autochthonen verdrängten, oder, veredelt, mit ſich verſchmolzen, indem ſie, dem ſinkenden Waſſer folgend, die neu verbundenen Länder einnahmen, ſelbſt unter ſich in immer wachſender geſelliger Berührung; — wüthete im Südmeere die Zerſtörung, vertilgte die urſprünglichen Stämme, erzeugte Auswanderungen mancher Art, trennte, was urſprünglich verbunden war. Ja es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß, indem Europa geiſtig bewegt, großen geſchichtlichen Kataſtrophen unterlag, die Zerſtörung das Geſchlecht auf der entgegengeſetzten Hälfte der Erde ergriffen hatte, daß geſunkene Geſchlechter der Natur unterlagen, die edlere in Europa bekämpften. Erſt nachdem die furchtbarſten Kriſen überſtanden waren, trat, Jahrtauſende hindurch verborgen, die zwar mehr beruhigte, aber zerriſſene Gegend, und das tief geſunkene Geſchlecht in der Geſchichte hervor, um aus ihrer Hand zu erhalten, weſſen ein hartes Geſchick und eine ſtrafende Natur es beraubt hatte.

Wie das hier gewonnene Reſultat benutzt werden kann, um die Geſchichte der menſchlichen Racen, vor allen die bis jetzo ſo räthſelhafte Bevölkerung von Amerika aufzuklären, wird ein eigener Aufſatz dieſer Schriften darzuſtellen ſuchen, ſo wie das Reſultat dieſer Darſtellung auch durch die ſpätere Unterſuchung feſter begründet werden ſoll.

II.

Thatſachen, welche bedeutende Veränderungen der Oberfläche der Erde durch Zuſammenſtürzen großer Gebirgsmaſſen in ſich ſelber beweiſen.

Alle Gebirge ſind Ruinen. Gebirgsmaſſen, die ſich regelmäßig und in ſtetem Zuſammenhange gebildet haben, zeigen nur noch Trümmer des uralten Zuſammenhanges; ſolche, die ſich in einer Epoche, in welcher ein Zwieſpalt der bildenden Kräfte herrſchte, entſtanden, zeigen Spuren einer Zerſtörung, die während ihrer Bildung ſelbſt ſtatt gefunden haben muß; und ſelbſt von vielen Gebirgsmaſſen, die den äußeren Umriß der Geſtalt, gelagert zwiſchen andern, erhalten haben, kann man nicht behaupten, daß ihre gegenwärtige Beſchaffenheit die urſprüngliche war. Ebenſo hat ſich die

Subſtanz ſelbſt in den Trümmern unverändert erhalten, wie in den Urgebirgen; ſie iſt während der Bildung theilweiſe zertrümmert, ohne verändert zu ſeyn, wol auch durch die Zertrümmerung verändert, wie in vielen Conglomeraten; ſie hat die äußeren Umriſſe der Geſtalt, wenigſtens im Großen behalten, aber ſie ſelbſt iſt verwandelt, wie, irren wir nicht, in der Serpentinformation mit ihren mannichfaltigen Gliedern. Es ſoll hier lediglich von der äußern Geſtalt die Rede ſeyn, indem wir uns hier, wie in dem vorhergehenden Aufſatze, freiwillig beſchränkend, nur Thatſachen auszumitteln ſuchen, ohne uns mit ihrer höheren Begründung zu beſchäftigen.

Es iſt eine große Schwierigkeit für den Geognoſten, ſich eine klare Vorſtellung von der urſprünglichen Geſtalt der Gebirge zu verſchaffen. Die theilweiſe zerſtörten Lagerungsverhältniſſe geſchichteter Gebirge deuten zwar, oft mit großer Evidenz, auf ihren früheren Zuſammenhang. Aber wir kennen dennoch nicht die Grenzen der Zerſtörung. Daß die Reſte, deren Trümmer wir unterſuchen, früher auf eine geſetzmäßige Weiſe zuſammenhiengen, wiſſen wir zwar; aber ob das ſo Zuſammenhängende nicht ſelbſt ein Zerſtörtes war, können wir nur ſelten wiſſen. Nun laſſen ſich die zerſtörenden Kräfte, welche auf die Gebirge wirkten, nur mit Sicherheit beurtheilen, wenn die urſprüngliche Geſtalt derſelben als bekannt vorausgeſetzt wird. Zwar iſt die erſtere Kunde nicht mit der letzteren gegeben, aber auch nicht ohne ſie. Je größer dieſe Schwierigkeit iſt, deſto wichtiger iſt es, eine jede Gelegenheit wahrzunehmen, die uns weiter zu führen verſpricht, als gewöhnlich, die uns über die Größe der Zerſtörung, wol auch über die Art derſelben Aufſchlüſſe giebt.

Da Darſtellungen der Art, in reiner Allgemeinheit gefaßt, ſelten verſtändlich ſind, und faſt immer der Anſchaulichkeit entbehren, ſo wollen wir ein ganz ſpecielles Beiſpiel wählen und uns, wie in dem vorſtehenden Aufſatz mit einem großen Welttheile, ſo hier mit einer nahe liegenden Gegend beſchäftigen.

Raumers Verdienſt um die geognoſtiſche Unterſuchung der niederſchleſiſchen Gebirge iſt, wie wir hoffen, allgemein bekannt. In der That iſt uns keine Unterſuchung bekannt, die in ſo kurzer Zeit ein ſo klares und vollſtändiges Reſultat geliefert hätte, und ſeine Karte iſt ein Muſter für ähnliche. Unter den Entdeckungen, die ihm vergönnt waren, iſt auch die, daß der körnige, völlig ungeſchichtete Granit des Rieſengebirges als ein Kern umgeben iſt von ſchiefrigen Gebilden, die nach allen Weltgegenden von ihm abfallen. Die genau angegebene, durch eine große Menge ſorgfältig geſammelter Abnahmen begründete Stellung der ſchiefrigen Gebilde gegen den von ihm ſogenannten Centralgranit kann man aus ſeiner Karte erſehen. Wir verſetzen uns in dieſe Gegend, um vor allem die gegenwärtige Zertrümmerung des Kerns und ſeine nothwendige urſprüngliche Beſchaffenheit zu unterſuchen.

Von der Schneekoppe, dieſem höchſten Berge des nördlichen Deutſchlands, faſt 5000 Fuß hoch, gegen Weſten bildet der ungeſchichtete Granit, der von Schiefergebilden nach allen Richtungen umlagerte körnige und kryſtalliniſche Kern, die höchſten Punkte, und die kegelförmigen Erhöhungen des Hauptjochs (wie die kleine und große Sturmhaube und das große Rad), welche ſich der Höhe der Schneekoppe nähern, beſtehen aus Granit. Der öſtliche Theil des Granits dahingegen, diejenige Gegend, welche die anmuthigen, untereinander verbundenen Thäler von Warmbrunn, Hirſchberg, Schmiedeberg bildet, durchſtrömt von dem Zacken, dem Lomnitzer und Schmiedeberger Waſſer, iſt offenbar in ſich zuſammengeſtürzt. Der Bober durchſchneidet dieſe Gegend des Centralgranits in der Nähe ſeiner nordöſtlichen Grenze, von Kupferberg bis Hirſchberg, und nimmt die genannten Gewäſſer alle auf. Dieſe Gegend ſoll uns vorzugsweiſe beſchäftigen, obgleich wir auch, wo es uns nöthig dünkt, die weſtliche Gegend betrachten werden.

Daß die Strömungen des Waſſers die Geſtalt der Gebirge verändert, daß ſie vorzugsweiſe muldenförmige Aushöhlungen gebildet haben, Schluchten durch die ſteil herabſtürzenden Strömungen der Quellen, Thäler von größerem Umfange, wo die Quellwaſſer ſich in größere Stämme verbinden, Weitungen endlich, wo mehre Thäler aus verſchiedenen Gegenden zuſammenſtoßen, iſt freilich entſchieden und von Heim auf eine unwiderlegbare Weiſe dargethan. Ja, welche Zerſtörungen durch andere Kräfte auch ſtatt gefunden haben mögen, das Waſſer wird durch die dadurch erzeugte Geſtalt in ſeinen Bewegungen beſtimmt, ebnet das Rauhe, durchſchneidet das noch Verbundene, und deckt, durch ſeine durch Jahrtauſende fortgeſetzte unaufhaltſame Thätigkeit, die früheren Zerſtörungen zu. Aber dennoch gibt es Gegenden, in welchen wir dieſe Wirkung des Waſſers durch Strömungen nicht als die einzige betrachten dürfen, in welchen dieſe vielmehr durch frühere, oder wol auch mit dieſer gleichzeitige Veränderungen, die wir aus einer andern Urſache herleiten müſſen, verknüpft ſind. Und ſolches ſcheint beſonders in jener Gegend der Fall zu ſeyn, die uns beſchäftigt.

Man ſtelle ſich auf einen erhabenen Punkt, wir möchten behaupten, wo man will, auf den Abhang der von der Rieſenkoppe gegen Norden, oder auf denjenigen der über Berbisdorf bei dem ſogenannten Kapellenberg gegen Süden, oder auf die Höhe der Frieſenſteine, die gegen Weſten in der genannten Gegend, wie in einen Keſſel hineinſieht, oder man erſteige irgend einen hohen Punkt in dem Keſſel ſelber, — den Prudelberg, die Falkenſteine, ja nur den Ruhberg, — und überſchaue die Gegend, welche von dem hohen Gebirgsjoche gegen Süden, von dem Iſerkamm gegen Südweſten, von Hochſtein, von den Gebirgshöhen jenſeit Hirſchberg, durch welche der Bober durchbrochen iſt, von den Höhen über Berbisdorf und Mayenwalde gegen Nordweſten und Norden, und von den Gebirgshöhen bei Kupferberg und dem Landshuther Berg bis zum Schmiedeberger Paß, wo ſie ſich an den hohen Gebirgsrücken wieder anſchließen, gegen Oſten begrenzt iſt, man betrachte, wie faſt immer ſchroffe Abhänge das Innere des Keſſels umgeben, wie alles in der Mitte deſſelben in ſich zuſammengeſunken und zertrümmert iſt, ganze Berge aus rieſenhaft auf einander gethürmten Blöcken beſtehen, und nur hier und da urſprünglich verbundenes Geſtein in ſcharfen Ecken, in ſteilen Wänden und ſäulenförmigen Erhöhungen aus dem Grunde in die zertrümmerte Maſſe hineinſtarrt, wie der Reſt der urſprünglichen Gebirgsmaſſe, die ſich von Warmbrunn, über Stonsdorf nach Erdmannsdorf mäßig erhöht, nach Hirſchberg und von da gegen Oſten ſich hinzieht, mit den rieſenhaften Trümmern umgeben, ja bedeckt iſt — und man überzeugt ſich leicht, daß hier ein großer Berg in ſeine Mitte hineingeſtürzt, und erſt die in ſich zuſammengeſunkene Maſſe von den Strömungen des Waſſers durchwühlt iſt, und ſo ihre gegenwärtige Geſtalt erhalten habe. Dieſe freilich, abgerundet durch Bäche und Flüſſe, bedeckt durch Waldungen und Fluren, beſäet mit Städten und Dörfern, durchackert von dem ebnenden Pfluge, durchſchnitten von ſchönen Chauſſeen, läßt wenig Spuren der urſprünglichen Zerſtörung durch ein reiches, anmuthiges Leben hindurchblicken.

Dieſe Vermuthung, die bei dem bloßen äußeren Anblicke der Gegend ſich aufdringt, wird zur Gewißheit, wenn man die Struktur des Gebirges unterſucht. Die in ſich zuſammengeſtürzte Gebirgsmaſſe beſtand nur aus Granit, die Zerſtörung hat faſt ausſchließlich dieſe Gebirgsart getroffen, und die Grenzen derſelben ſind auf eine auffallend herrſchende Weiſe durch die Grenze des Granits und der Schiefergebilde beſtimmt. Bei Kupferberg, auf den Gebirgshöhen zwiſchen Kupferberg und den Trieſenſteinen, auf dem Landshuther Berg, findet man den Schiefer auf der von dem zerſtörten Centralgranit abgewandten Seite. Der Thonſchiefer und der von Raumer ſogenannte grüne Schiefer iſt verſchwunden auf der Seite, die nach den zerſtörten Granit hineinſieht. Der Gneisgranit bei und untrrhalb des Schmiedeberger-Paſſes liegt in den höheren, von dem Schmiedeberger-Waſſer durchwühlten Gegenden. Der Schiefer auf dem hohen Gebirgsrücken liegt auf der ſüdlichen, Böhmiſchen Seite, und die ſchroffen Abhänge nach dem Keſſel zu beſtehen durchaus aus Granit. Daß dieſes nicht allenthalben genau der Fall iſt, darf uns nicht wundern. Der zerfallene, in ſich zuſammengeſtürzte Granit mußte den bedeckenden Schiefer auch an manchen Orten zerſtören. So bei Berbisdorf. Aber daß die Zerſtörung urſprünglich ſich allein auf den Granit beſchränkt hat, iſt in der That an und für ſich klar und unbezweifelt. Für denjenigen, der mit der geognoſtiſchen Beſchaffenheit der

Gegend bekannt, von einem höheren Punkte den Kranz der nach allen Weltgegenden abfallenden Bildungen von Gneusgranit, Glimmer-, Thon- und grünem Schiefer überſchauet, und den in ſeinem Zuſammenhang erhaltenen ſchiefrigen Kreis mit der zerſtörten Mitte vergleicht, erhält die Thatſache, daß der Centralgranit nicht bloß von Waſſer durchwühlt, ſondern, ſeiner Maſſe nach, in ſich zuſammengeſunken iſt, eine unumſtößliche Gewißheit. Dieſes wird noch klarer und einleuchtender, wenn man die Geſtalt dieſer zertrümmerten Mitte vergleicht mit der Geſtalt der Gebirge, die, aus Schiefer beſtehend, ſie umgeben. Denn dieſe zeigen nichts von den gewöhnlichen Thalbildungen Abweichendes. Haupt- und Nebenjoche, parallele und einander durchſchneidende Thäler findet man auf dem Wege nach Lähn, nach Schönau, nach Bolkenhayn, Landshuth, auf der ganzen Böhmiſchen Seite des Rieſengebirges, wie gewöhnlich; und wer, auf irgend einen Punkt der Schiefergrenze geſtellt, die Gegend, welche von der zerſtörten Mitte weg, nach dem Schiefergebirge hinaus reicht, mit der letzten ſelbſt vergleicht, dem kann der auffallende Gegenſatz unmöglich entgehen.

Haben wir nun durch dieſe Betrachtung die Ueberzeugung gewonnen, daß hier eine große Gebirgsmaſſe zertrümmert und in ſich zuſammengeſunken ſei, und zwar ſo, daß wir dieſe Zerſtörung nicht allein durch die Strömungen, welche ſelbſt die härteſten Gebirge zu durchwühlen vermögen, zu erklären im Stande ſind, ſo nimmt die Betrachtung eine andere Wendung, indem wir uns eine Vorſtellung von der urſprünglichen Geſtalt der mächtigen Maſſe, deren untereinander geworfene Ruinen wir vor uns ſehen, zu machen ſuchen. Und damit dieſe nicht aus blinder Willkür entſpringe, müſſen wir verſuchen.

ob nicht die Gegend ſelbſt, die Struktur des Gebirges, uns irgend eine Anleitung zu geben vermag. Nun iſt es gewiß, daß der ſchiefrige Kreis ſich um einen feſten Kern gebildet haben muß, und das Einſchießen der Schichten nach allen Weltgegenden mit einem bedeutenden Falle gegen den Horizont — meiſt von 50° — deutet, wenn man die Linien von dem ganzen Umkreiſe verlängert, auf einen hohen Mittelpunkt, deſſen eigentliche Stellung ſich freilich nicht ausmitteln läßt. Daß dieſer verſchwundene Gipfel höher geweſen iſt, als die Schneekoppe, iſt zwar unzweifelbar. Es wäre wol möglich, daß er in der Nähe von der Koppe geweſen iſt. Wahrſcheinlicher aber iſt, daß die Koppe ſelbſt zu dem ſchiefrigen Abhange des verſchwundenen Gebirges gehört hat. In dieſem Falle wäre hier ein Berg von ſehr bedeutender Höhe, eine Art Montblanc, zertrümmert. Dieſer Granitberg hätte ſeine höchſte Spitze über die Mitte hin des jetzo ſo anmuthigen Thales gehabt, und ſich ohne Zweifel gegen Weſten geſenkt.

Es entſteht eine neue Frage. Die nämlich: ob nicht der Granitberg urſprünglich ganz mit Schiefer bedeckt geweſen iſt, ſo daß der Granit ſeine urſprüngliche Schieferbedeckung verloren hat, und nun erſt in ſich zertrümmerte und zerfiel? Manches ſcheint für dieſe Vermuthung zu ſprechen. Es iſt bekannt, daß ganze bedeutende Länder gar keinen zu Tage ausgehenden Granit zeigen. Durch Buch nnd Hausmann wiſſen wir, daß der älteſte Granit der ganzen großen ſcandinaviſchen Halbinſel ſich unter den Gneus verbirgt, daß aller offenbare Granit von neuerer Bildung iſt. Ja, wenn wir eben den Centralgranit und den Gneus bei Jauer, Striegau und Strehlen, der nicht leicht mit dem Centralgranit zu verbinden iſt, ausnehmen, iſt daſſelbe in den Niederſchleſiſchen

Gebirgen der Fall. Das hohe Eulengebirge beſteht durchaus aus Gneus, der Glazer Schneeberg mit ſeinen Umgebungen durchaus aus Glimmerſchiefer, und auf ähnliche Weiſe zeigt ſich der Altvater weiter gegen Oſten. Der Granit kömmt nicht zum Vorſcheine. Für dieſe frühere Bedeckung durch Schiefer ſpricht auch Manches, wenn wir den Centralgranit ſelbſt in ſeiner ſchiefrigen, noch übriggebliebenen Umhüllung betrachten. Ein körnig-kryſtalliniſcher Kern, in der Mitte ſeiner ſchiefrigen Umhüllungen, wenn dieſe ſich durch Modificationen der Bildung aus derſelben Subſtanz, wie durch ein Abblättern im Großen gebildet haben, zeigt faſt immer eine runde, oder dem Runden ſich nähernde Geſtalt; und die Art und Weiſe, wie die ſüdlichen Thonſchiefer bei Harrachsdorf ſich dem ſchiefrigen Gneusgranit über Schreiberhau nähern, wodurch der ganze Kern in ſeiner Mitte, der Länge nach betrachtet, zuſammengedrückt erſcheint, möchte auf Reſte der vormaligen gänzlichen Bedeckung deuten. Dafür ſpricht auch der Gneusgranit der ſchwarzen und kleinen Koppe, die Schieferbildung der Schneekoppe ſelber.

Wenn wir nun eine ſolche, wie uns dünkt, keineswegs unwahrſcheinliche vollkommne Schieferbedeckung zugeben, ſo ſetzt dieſes eine noch bedeutendere Erhöhung des zerſtörten Gebirges voraus, und wir müſſen wol für irgend eine Urzeit einen Gipfel annehmen, der bedeutend über die gegenwärtige Schneelinie unſerer Gegend hinausragte. —

Es wird allgemein angenommen, daß der Granit, wo er auf eine ſolche Weiſe von Schiefer bedeckt iſt, auch in die tiefſte Tiefe hineinragt, ein Grundgebirg des bedeckenden Schiefer ſei. Die Möglichkeit läßt ſich freilich ſchwer beſtreiten; aber als eine ausgemachte Thatſache dürfen wir dieſe

Behauptung keinesweges betrachten. In der That können Bildungen der Gebirgsmaſſen, ja ſelbſt der Foſſilien im Kleinen und im Kleinſten, oft als Vorbilder der größern, ja der größten betrachtet werden. Nun iſt es bekannt, daß zu den häufigſten Gebilden im Steinreiche diejenigen gehören, wo ein feſter, oft körniger Kern ſich rundum abblättert, daß die concentriſch ſchaalige Abſonderung, welche als ein roher Anfang der Schichtenbildung betrachtet werden kann, einen dichten Kern einſchließt, der auch nicht ſelten in ſich zergeht und eine Höhlung nachläßt. Haben wir das Recht irgend ein Maaß feſtzuſetzen, wo dieſe Bildung für größere, ja für die größten Gebirgsmaſſen ihre Grenze findet? Ragen nicht oft kryſtalliniſche und körnige Maſſen aus der Mitte der Schiefergebirge hervor, die ohne allen Zweifel ihre ſchiefrige Bedeckung verloren haben? Ja, erheben ſie nicht die Schichten, die ſie umgeben, ſo daß dieſe eine wahre mantelförmige Lagerung bilden? Wenn nun der Centralgranit des Rieſengebirges, wenn der Weißſtein im Erzgebirge, zwiſchen Hainichen und Rochlitz, deſſen völlige Einſchließung von Schiefer ebenfalls durch Raumer bewieſen iſt, ſolche ungeheure Nieren wären, deren obere Bedeckung verſchwunden iſt? Wir behaupten nicht, daß es ſich ſo verhalte; denn wie vermöchten wir es zu beweiſen? Aber die Möglichkeit, daß es ſich ſo verhalte, verwandelt auch die herrſchende Annahme, daß der hervorragende Granit ein Grundgebirge ſeiner Schieferbedeckung ſei, in eine bloße Hypotheſe.

Doch wir verlaſſen dieſe Betrachtung; wir denken uns den feſten Granitkern, ſo wie er war, als er ſeine höhere Schieferbedeckung verloren hatte, — wenn dieſe jemals da war — und verſuchen die Löſung des ſchwierigen Hauptproblems, indem wir die Urſache der rieſenhaften Zerſtörung, wie wir es vermögen, auszumitteln ſuchen.

Die erſte Vermuthung, die uns hier entgegentritt, iſt die: ob nicht in dieſer Gegend ein ausgebrannter Vulkan ſeine jetzo völlig erloſchene Thätigkeit ausgeübt hat? ob nicht der Keſſel, durch gewaltſames Einſinken gebildet, ſeine gegenwärtige zerrüttete Geſtalt erhalten hat? Diejenigen, die dieſe Meinung zu vertheidigen ſuchen, berufen ſich vorzüglich auf die Schneegruben, auf die auffallende Geſtalt derſelben, die einem Krater ähnlich iſt, und auf den dort vorkommenden Baſalt *). Es iſt nicht zu läugnen, daß die Bildung der

---

*) Ich muß bedauern, daß ich über das Vorkommen des Baſalts in den Schneegruben noch nicht hinlängliche Aufſchlüſſe erhalten habe. Eine Gebirgsreiſe, vor mehren Jahren in dieſer Gegend angeſtellt, hatte eine andere Abſicht, und als ich dieſen Sommer (1820), begleitet von einigen Freunden und Zuhörern, unterſtützt von dem Hrn. Landrath v. Voigt, welcher die in der Gegend kundigſten Führer zu beſorgen die Güte hatte, und ſelbſt an der Unterſuchung Theil nehmen wollte, die Schneegruben beſuchte, trat Regen und Nebel ein, welche nicht allein die Unterſuchung höchſt beſchwerlich machen, ſondern auch eine jede umſichtige Betrachtung ſchlechthin verhindern. Dringende Geſchäfte erlaubten mir nicht, eine beſſere und günſtigere Witterung abzuwarten. Noch mehr muß ich es bedauern, daß es mir nicht vergönnt war, einen brennenden Vulkan, eben ſo wenig die merkwürdige Gegend bei Vivarais in Auvergne zu unterſuchen. Nur wer die Gegend ſelbſt kennt, und mit parteiloſem Eifer und Kenntniß unterſuchte, hat das Recht ein Urtheil zu fällen; und ich geſtehe, daß ich dieſe Lücke meiner geognoſtiſchen Studien als einen nur zu oft und tief gefühlten Mangel empfinde. So wenig mir alſo ein entſcheidendes Urtheil über jene Gegenden gebührt, die ich nur unvollſtändig aus Beſchreibungen kenne, ſo darf ich doch, als meine völlige Ueber-

Schneegruben etwas überaus Auffallendes hat. Ihre Geſtalt durch Strömungen, oder durch das Zerfallen der Gebirgsmaſſe in ſich ſelber zu erklären, ſcheint durchaus unzureichend. Die kreisförmige Stellung der hohen ſteilen Wände, wie ſie auch jetzo durch Fluten und Vegetation verändert ſeyn mögen, ſcheinen in der That auf eine gewaltſame Zerſtörung zu deuten. Selbſt in einer Entfernung von 6 — 8 Meilen erſcheinen, bei günſtiger Witterung, wenn das Gebirge in völliger Klarheit hervortritt, im flachen Lande die Schneegruben wie rieſenhafte Steinbrüche, und die Vorſtellung von einem vormaligen Krater drängt ſich einem Jeden unwillkürlich auf. Aber dennoch ſcheint uns dieſe Annahme, auf unſere Gegend angewandt, viel zu wenig begründet. Man müßte ähnliche Bildungen, die vielfältige Spuren offenbarer Vulkanität zeigen, genau unterſuchen, man müßte beſtimmte Richtungen der Bildung, deren Entſtehung ſich verfolgen ließe, mit Sicherheit wahr-

---

berzeugung, die Behauptung ausſprechen, daß nicht ein jedes Baſaltgebilde vulkaniſches Urſprunges iſt; daß mancher Baſalt, der in Böhmen den Granit bedeckt, keine Spur eines Hervorquellens aus dem Granit zeigt; ja, daß ſelbſt der Baſalt auf dem Kammerberg bei Eger mich nicht von der Vulkanität des Baſalts hat überzeugen können. Die gefliſſentlich gewählte Beſchränkung meiner gegenwärtigen Betrachtung erwägend, mache ich nur darauf aufmerkſam, daß die Natur das nehmliche Produkt auf verſchiedenen Wegen zu erzeugen vermag. Iſt doch der Raumerſche Baſaltit des rothen Sandſteins dem Baſalt ſo täuſchend ähnlich, — freilich ohne Olivin und Augit, — daß ſelbſt die unmittelbare Vergleichung die Verſchiedenheit oft nicht zu entdecken vermag. Wenn ich aber hier von vormaliger Vulkanität ſpreche, und die Annahme derſelben für die hieſige Gegend zweifelhaft ſtelle, dann bitte ich nicht zu vergeſſen, daß ich der gefühlten Schranke meiner Kenntniß eingedenk bin.

nehmen, und dieſe hier wieder erkennen, ehe man man irgend einen ſichern Schluß zu machen wagte. Sollen, ja dürfen wir den Baſalt der Schneegruben trennen von den übrigen Baſaltgebilden, welche zerſtreuet in einer beträchtlich großen Gegend, nun auf dieſer, nun auf jener Gebirgsmaſſe ruhen, und deren Bezirk, nach Raumer, ungefähr zwiſchen Kemnat in der Oberpfalz, Freiberg im Erzgebirge, Liegnitz, Oppeln und Jung-Bunzlau in Böhmen, liegt, innerhalb welchem Bezirke, nach den Grenzen zu, die einzelen, weit von einander liegenden Baſaltpartien immer getrennter, immer einzelner liegen, ſo daß das Centrum des mächtigen Gebildes, wie Raumer mit Wahrſcheinlichkeit annimmt, in das Böhmiſche Mittelgebirge angenommen werden muß, — ja, dürfen wir dieſen Baſalt trennen von dem naheliegenden, bei Krobsdorf, auf den Kahleberg, bei Langwaſſer u. ſ. w., welcher ruhig auf ſchiefrigem Gebirge liegt, ohne die urſprüngliche Schichtenbildung geſtört zu haben? Da ich mich hier, mich beſchränkend, nicht zu den höchſten Erklärungsgründen verſteigen will, iſt es mir genug, anzudeuten, daß, wenn auch zugeſtanden wird, daß die Schneegruben durch die Vulkanität gebildet ſind, die Gegend doch ſonſt keine Spuren aufzuweiſen hat, welche eine ſo gewaltſame Zerrüttung vermuthen ließen.

Es ſei uns aber vergönnt, auf eine andere Zerſtörungsart aufmerkſam zu machen, welche, wenn ſie auch nicht allein thätig war, doch vorzüglich dazu beigetragen hat, dem anmuthigen Keſſel des Rieſengebirges, der hier ein Gegenſtand unſerer Betrachtung iſt, ſeine gegenwärtige Geſtalt zu geben.

Beroldingen ſtellte viele mühſame Verſuche an, um zu beweiſen, wie das Waſſer und die wachſende Temperatur die großen, feſten Granitmaſſen zu zerſtören vermochte. Er ließ den Granit erhitzen und erkalten; wenn dieſer dadurch mürbe ward und Ritzen erhielt, ließ er das Waſſer in Ritzen frieren u. ſ. w. So lehrreich dieſe Verſuche in mancher Rückſicht waren, ſo ſcheinen ſie uns doch nicht hinreichend zu ſeyn. Sie erklären eine Hauptſache, die völlige Unzerſtörbarkeit der übriggebliebenen, oft ungeheuren Granitblöcke, ja ganzer entblößter Granitwände und einzeln ſtehender, der Witterung und dem Waſſer von allen Seiten ausgeſetzter Granitſäulen und auf einander liegender Quadern, nicht.

Werner war der erſte, der auf die Analogie des Granits mit dem Sandſtein aufmerkſam machte; er zeigte das Uebereinſtimmende in der fortſchreitenden Bildung einer körnigen Grundmaſſe, die ſich in ſchiefrige Gebilde abblättert durch alle Glieder der Schieferformation. Hiebei zeigt ſich eine bemerkenswerthe Erſcheinung. Je kryſtalliniſcher nämlich die körnige Grundlage iſt, deſto vollſtändiger ſind alle Glieder der Entwickelung der ſchiefrigen Formen, und der Granit iſt mit Gneusgranit, Gneus, Glimmer- und Thonſchiefer bedeckt, deren continuirlicher Uebergang in einander ſich nachweiſen läßt. Daß hier ein Glied ganz fehlt, daß Thonſchiefer ſich unmittelbar auf den Granit lagert, beweißt nichts gegen dieſe Continuität der Entwickelung. Die Glieder, welche ſich nicht aufeinander lagern, bilden ſich neben einander, und kaum findet man ein mächtiges Granitgebirg, in welchem ſie ganz fehlen. Roher wird der Uebergang, ohne jene Mittelſtufen der Bildung, je mehr das Kryſtalliniſche der Grundmaſſe zurücktritt, wie die Bildung des Grauwacken- und Thon-Schiefers aus der Grauwacke, die Erzeugung der Schieferthone aus dem Steinkohlenſandſteine, zuletzt die Geſtaltung des ſchiefrigen Thons aus dem ſandigen Letten beweiſen.

Wenn wir in der großen Reihefolge der Bildungen, vom Granit an bis zu dem entſchiedenſten Sandſtein, ein mittleres Glied herausheben, dann nehmen wir einen Zwieſpalt der Bildung wahr, der ſich nicht verkennen läßt. Die Natur hat das eben Gebildete in der Bildung zerſtört und das Zertrümmerte wieder gebunden. Wo die Erdqualitäten die bloße polare Beziehung aufgeben, und ihre höhere Bedeutung in der Einheit der beſonderen lebendigen Formen ſuchen, da bleibt für die in der einſeitigen Richtung befangene Maſſe nichts, als die äußere zerſtörende Beziehung der Theile gegeneinander übrig, welche wir die mechaniſche nennen. Aber, wo die Geſtaltung der lebendigen Form nur embryoniſch keimt, da unterliegt ſie, im wechſelnden Spiele, dem polaren Gegenſatz, den wir den chemiſchen nennen, und ſo kann weder das Leben, noch die Kryſtalliſation ſiegen. Dieſer Zwieſpalt kann nirgends ganz verſchwinden. Die chemiſche Thätigkeit kann herrſchend ſeyn in irgend einer Epoche, die lebendige, und mit dieſer, für die Maſſe, die mechaniſche, in irgend einer anderen: aber nur zurückgedrängt iſt der innere Kampf, verſchwunden keinesweges. So ſehen wir den Sand der jüngern Gebirge, wenn er durch lange Bedeckung der Gegenwirkung der dem Leben dienenden, ihn zerſtörenden Elemente entzogen iſt, ſich verhärten. Die einzelnen Körner verſtändigen ſich in der ſtillen Einſamkeit und ſchließen ihr Inneres für einander auf, daß die längſt verdrängte Urzeit, wenn auch nur in ſchwachen Spuren, ſich wieder zu erneuern ſcheint. Aber auch in dem Granit kann jener Zwieſpalt nicht ganz verdrängt ſeyn. Wie das Chemiſche in dem loſen Sande, wenn die Bedingungen gegeben ſind, bindend, muß auch das Mechaniſche in dem Granit zerſtörend wirken. Und wer kann die Spuren dieſes Zwieſpaltes ſelbſt in der kryſtalliniſchen Geſtalt des Granits verkennen? Das regelloſe Gemenge ganz heterogener Foſſilien, die ſich in ihrer wechſelſeitigen Verbindung gegenſeitig hemmen, iſt ſchon allein ein hinreichender Beweis. Aber das Kryſtalliniſche iſt herrſchend, und wird es immer mehr. Der herrſchende einfache Durchgang der Blätter beim Glimmer verdrängt den innern Zwieſpalt, erzeugt immer entſchiedener die Schichten, deren Lage gegen die Weltgegenden und Neigung gegen den Horizont durch die Grundmaſſe bedingt iſt. Und, als wären mit dieſer einen Richtung der Kryſtalliſation alle befreiet, eröffnet ſich nun das bunte Reich der mannigfaltigſten Bildungen. Lager, aus den verſchiedenſten Maſſen gebildet, ſondern ſich in der Mitte der ſchiefrigen Maſſe; in den Spalten, als in Urthälern, bilden ſich, wie in einem Zaubergarten, die verſchiedenſten Formen in eigenthümlicher Kryſtalliſation. Die Blütenepoche des erſtarrten Daſeyns iſt gefunden. Allmälich tritt ſie wieder zurück. Die glänzenden Blätter verſchmelzen in einander, der Glanz verſchwindet, eine erdige, ſchwarze Maſſe zeigt durch ihr ſchiefriges Gefuge kaum noch die Spuren der verdrängten Kryſtalliſation. Noch immer herrſcht in Lagern und Gängen eine große kryſtalliniſche Thätigkeit, nachdem ſie aus der Hauptmaſſe verſchwunden iſt; wie erworbene Fertigkeiten und ausgebildete Künſte in der Geſchichte fortdauern, wenn auch die wahre Blüthezeit ihrer Erzeugung längſt dahin iſt. Aber die Veränderung der Hauptmaſſe trügt nicht. Der verdrängte Kampf der Kräfte fängt von Neuem an. Oft iſt das Wiedererzeugte kryſtalliniſch, wie der Granit, oft mehr mechaniſch, wie die älteren Conglomerate, wie die Grauwacke.

Dieſe Verwandtſchaft des Granits mit den ſandigen Gebilden läßt ſich auf mancherlei Weiſe darthun. Raumer ſahe wahre Granitwände mitten in dem Conglomerat bei Fürſtenſtein; eine Beobachtung, die ich beſtätigen kann! Ja in dem rothen Sandſteine bei Wettin und Rothenburg fand Dietrich (und ich habe mich von der Richtigkeit überzeugt) wahre Granitmaſſen, die keinesweges als Geſchiebe vorkamen, ſondern ſich offenbar aus der Maſſe ſelber gebildet hatten. So findet man auch die Porphyr-Bildungen des älteren Sandſteins in dem Granit wieder. Dieſe Aehnlichkeit des Granits mit dem Sandſteine ließe ſich in einem größeren Detail verfolgen, und wir werden eine ſolche Darſtellung bei einer anderen Gelegenheit geben. Hier ſcheint uns das Angeführte hinlänglich. Es ſoll uns zu dem Hauptpunkte führen.

Die von Raumer aufgeſtellte Anſicht, daß die älteſten Conglomerate ſich nicht dadurch gebildet haben, daß die Geſchiebe von anderswo her, abgerundet durch Waſſer, ſich geſammelt und angehäuft hätten, daß alſo dieſe, wie Werner die Conglomerate beſtimmt, älter wären, als das Bindungsmittel, daß vielmehr ihre Bildung eine urſprüngliche, aus dem Zwieſpalte der Production erzeugte ſei, war ſeit langer Zeit auch die unſrige. Sie lag mit Nothwendigkeit in der lebendigen Entwickelung, welche das Hauptthema aller unſerer Unterſuchungen war und ſie ward auf mancherlei Weiſe durch ſichere Thatſachen beſtätigt. So trat uns ſchon frühe die Beobachtung von Heim beſtätigend entgegen, indem er bemerkte, daß auf dem Thüringerwalde das Thonſchiefer-Conglomerat eine reine Fortſetzung des Thonſchiefers, das Porphyr-Conglomerat eine reine Fortſetzung des Porphyr-Gebirges war. Um die alte einſeitig mechaniſche Anſicht feſtzuhalten, war er genöthigt, ungeheure keſſelförmige Vertiefungen anzunehmen, die ſich unterhalb der Thonſchiefer- und Porphyr-Gebirge gebildet hätten, und in welche nun die reſpectiven Geſchiebe, ohne Vermengung mit anderen herunterrollten, und ſich da durch ein ſpäteres Bindungsmittel vereinigen könnten. Vor allem war mir der Porphyr bei Halle lehrreich; denn er zeigte mir die deutlichſten Uebergänge von der plattenförmigen und ſäulenförmigen Abſonderung, wo beide ſich durchſchnitten, bis in das vollkommenſte Conglomerat. Endlich ſahe ich in der Grauwacke gar kein fremdes Bindungsmittel, nichts als eben wieder Conglomerat, von den größten Stücken bis zu den nicht mehr ſichtbaren. Nun behaupten wir, daß der Granit, eben ſo wie das älteſte Conglomerat, aus feſteren, größeren Stücken und Partien beſteht, die in ihm, wie in dieſen, bis zu größeren, ja wegen des größeren Uebergewichtes des Kryſtalliniſchen, bis zu ungleich mächtigeren Gebirgsmaſſen heranwachſen können, welche von einer mehr lockeren und einem uneigentlich ſogenannten Bindungsmittel ähnlichen Maſſe umgeben iſt. Die Bildung des älteren Conglomerats zeigt den Zwieſpalt der zerſtörenden und bildenden Kräfte gleichzeitig, und eben daher kann man die Producte beider unterſcheiden. Da wo die kryſtalliniſche, oder die mechaniſche, oder richtiger organiſche Richtung der Bildung überwiegend wird, verbirgt ſich dieſer Unterſchied, ſo daß er in den Maſſen nicht mehr unterſchieden werden kann. Wohl aber offenbart er ſich durch ſeine Wirkungen. So in dem am meiſten kryſtalliniſchen Gliede der Sandſteinformation, in dem Granit einerſeits, und in dem am meiſten mechaniſchen Gliede, in dem Quaderſandſtein, anderſeits. Von dem Quaderſandſteine wird man nicht behaupten, daß diejenigen Theile der Maſſe, die jetzo zerſtört und meiſtens weggeſchwemmt, theils noch als loſer

Sand angehäuft ſind, als ſie mit der übrigen Maſſe verbunden waren, ſich von dieſer auch äußerlich unterſcheiden ließen. Aber dennoch muß dieſer Sandſtein, deſſen wunderbare und bizarre Geſtaltung in ſeiner zertrümmerten Geſtalt, bei Adersbach z. B., Erſtaunen, ja Grauen erregt, urſprünglich aus einer lockern Maſſe beſtanden haben, die verhärtete Subſtanz in ſich ſchloß. Ja dieſe Verhärtung iſt oft bis zu einem ſolchen Grade geſtiegen, daß der übriggebliebene Sandſtein, in ſeiner unverwüſtlichen Form, einem körnigen Quarz ähnlich wird.

Daſſelbe iſt, behaupten wir, der Fall mit dem Granit. Es mag unentſchieden bleiben, ob die Verhärtung einzelner Partien urſprünglich war, oder ob ſie als ein immer fortdauernder Proceß zu betrachten iſt, ſo daß ſich, auf irgend eine Weiſe, wie bei den Thieren Verknöcherungs-, ſo Verhärtungs-Puncte bilden; aber den Unterſchied zwiſchen lockeren Partien, welche die härteren umgeben, müſſen wir nothwendig annehmen. Daher zeigt auch der Granit an manchen Orten eine auffallende Aehnlichkeit mit den wunderbaren Formen des Quaderſandſteins. Man denke an Renneckenſtein, an die Teufelsmühle, an den Schnarcher des Harzes, an die Granitformen des Egerthals, welches durch die Sagen von Hans Heilings ſo berühmt iſt, an ſo viele Beiſpiele, die einem Jeden, der viele Granitgebirge ſah, hinlänglich bekannt ſind!

Nimmt man nun an, daß es ſich ſo verhalte, denkt man ſich das verſchwundene Gebirge, deſſen Trümmer wir in dem anmuthigen Thale des Rieſengebirges wahrnehmen, durch irgend ein früheres Ereigniß (vielleicht durch Vulkanität) zerklüftet, ſo daß die Gewäſſer, in allen Richtungen wirkend, die lockere Maſſe erweichen, auflöſen, fortſchwemmen konnten, und vergleicht mit dieſer Annahme die Bildung der aufeinander gethürmten, durch das Verſchwinden der lockeren Maſſe ineinander hineingeſunkenen Maſſen, dann wird man, glaube ich, einen natürlicheren und näher liegenden Erklärungsgrund erkennen, als wenn man ein gewaltſames Einſinken annimmt, wo die ruhige erhaltende Schichtenbildung rund herum eine ſolche Gewaltthätigkeit der früheren Zeiten durchaus nicht vermuthen läßt.

III.

Die Ausbreitung des Quaderſteins.

Wie wir im Vorhergehenden eine merkwürdige Erſcheinung des älteſten Gliedes der Sandſteinformation kennen lernten, ſoll uns jetzt ein viel jüngeres Glied beſchäftigen.

Der Quaderſandſtein zieht, wo er recht mächtig iſt, durch ſeine ſeltſame Form die Aufmerkſamkeit des Unkundigſten auf ſich. Es iſt dieſes Gebilde, welches von Süden her in das Schleſiſche Gebirge ſich hereindrängt, den rothen Sandſtein und das Glazer Urgebirge bedeckt, in Nordweſt bis über Gruſſau hinaus, in Südoſt bis Mittelwalde reicht; und die Adersbacher-Felſen und die Heuſcheuer in Schleſien ſind weit und breit berühmt.

Man erlaube uns zuerſt eine Note aus einer früheren Schrift: (geognoſtiſch-geologiſche Aufſätze. Hamburg, 1810. S. 289.) hieher zu ſetzen: „Eine der merkwürdigſten Sandſteinformationen iſt die des Quaderſandſteins, der an der „Böhmiſchen Grenze bei Königſtein und Pirna, dann in „Schleſien bei Adersbach, ſo pittoreske und barokke Felſen „bildet. Merkwürdig iſt mir dieſe Formation, theils weil ſie „in einer beſtimmten Beziehung gegen diejenigen ältern Gebirge zu ſtehen ſcheint, an welche ſie ſich anſchließt, theils weil ſie auch auſſerhalb Europa vorzukommen ſcheint. Denn Saunder, der mit Turner die Gebirge in Tibet und Bootan bereißte, fand bei Paraghon 27° 41′ nördl. Br. nordweſtlich von Pauga, Sandſteinfelſen, die nach vorne zu ſechs- und ſiebenſeitige Pfeiler bildeten, einen großen Umfang und einige hundert Fuß Höhe hatten. Deutlicher noch iſt das Verhältniß einer ähnlichen Formation, zwiſchen Olecminſkoi und Jakutſk an der Lena, von Gmelin dem ältern angegeben.“ „„An dem Orte Stolbi““ erzählt er „„findet man ſäulenförmige Berge, theils wie runde Berge, theils wie runde Säulen, theils wie viereckige Schornſteine, theils wie große, ſteinerne Wände, beinahe ſenkrecht, 10 — 15 Faden hoch. Man glaubt die Ueberbleibſel einer prächtigen Stadt zu ſehen, die von Steinen auf einem Berg gebauet geweſen. Je weiter man ſich entfernt, deſto prachtvoller iſt der Anblick, weil die hinter einander hervorragenden Säulen ſchöne Geſtalten bilden. Solche Berge dauern 35 Werſte in einem fort, werden unterwärts immer kleiner, und verlieren ſich allmälich.““ — „Es iſt alſo der Abhang eines durchſchnittenen Berges. Der Stein iſt Sandſtein. Nach Tůneld findet man in Helſingeland zwei ſchmale Sandſteinrücken: der eine fängt in Fiallan an, geht durch Herjedalen, dann durch Ferla, Jerfſö, Arbrá, Regnſió und Mo-Socken, bis er bei Söderala ſich ins Meer verläuft; der zweite fängt drei Meilen über Haſſela-Kirche an, geht durch Haſſela, Bergſió und Harmángar, in mehre daſige Seen, und ſenkt ſich ins Meer, wo er noch eine Stunde lang ſichtbar iſt. Noch merkwürdiger iſt Rinmanns Nachricht von einem Sandſteinrücken in Savolax. Er nimmt

„ſeinen Anfang bei Niſſelä By in Idenſalmi Socken, ſtreicht „in S. S. O. durch Idenſalmi und Kuopio Sockner bis „Libeliz in Karelen, und weiter durch Todmajärvi, Kidas und „Kaſälax Sockner, über die (vormalige) Ruſſiſche Grenze, in „Kärimucki Socken, kehrt nach einer anſehnlichen Wendung „wieder nach Schweden zurück, indem er in mehren Zweigen „gegen Tavaſtland u. ſ. w. zieht. Seine Länge durch Savolax iſt ungefähr funfzehn Meilen, die Breite nur hundert „Ellen. Er wird von Imwirta, Palvis, Jaunewirta und „mehren Strömen durchſchnitten, iſt merklich hoch, an einigen „Stellen ſteil, bei Kukou-Harja in Kuopio-Socken aber „nicht breiter, als daß ein Pferd auf einem dazu eingerichteten Fußſteige gehen kann. — Sind dieſe Formationen in „Lappland und Finnland mit dem Wernerſchen Quaderſandſtein, oder mit dem Sandſtein der Harzer Teufelsmauer zu „vergleichen? und iſt die Formatien der Teufelsmauer nicht „ſelbſt problematiſch?“

Daß die Teufelsmauer ein Theil des die nördlichen Flöze des Harzes bedeckenden Quaderſandſtein-Gebildes iſt, leidet keinen Zweifel. Ueberhaupt mag es wol ſehr nützlich, ja nothwendig ſeyn, die abweichenden und wechſelnden Bildungsarten derſelben Formation in verſchiedenen Gegenden zu unterſcheiden; doch darf man dabei nie vergeſſen, daß, was man ſo trennt, bei einem allgemeineren Ueberblicke doch wieder vereinigt werden muß, inſofern es auf eine ähnliche, wenn auch hier ſo, dort anders modificirte Bildungsepoche deutet. So verſtehen wir hier, ganz im Allgemeinen, unter Quaderſandſtein die großen, bald bizarren, zerriſſenen Formen, bald lange, ſteile, zuſammenhängende Mauern bildende Anhäufungen von Sandſtein, welche, als offenbare jüngere Gebilde, hier in einiger Entfernung von den Urgebirgen, auf den verſchiedenen Flözen allein — wie am Harz, wo er den rothen Sandſtein, den ältern und jüngern Kalk bedeckt, — dort, näher nach den Urgebirgen, auf den älteren Flözen und Urgebirgen zugleich ruht — wie an dem Böhmiſchen Abhange des Schleſiſchen Gebirges, wo er den rothen Sandſtein und das Glazer Urgebirge zugleich bedeckt. Es bleibt hiebei unentſchieden, ob dieſe Sandſtein-Gebirge, wie in Deutſchland, mit einem eigenen Kalkflöz bedeckt ſind, oder nicht.

Wir geſtehen, daß wir geneigt ſind, außer den oben angeführten Beiſpielen, auch hieher die quarzreiche Gebirgsart zu rechnen, die Humboldt zwiſchen den peruaniſchen Dörfern Cascas und Magdalena fand, und die dort zu einer ungeheuren Mächtigkeit anſchwelle. Sie ruht auf einem ſäulenförmigen Porphyr, und ſcheint dieſen zu bedecken. Acht Zoll bis zwei Fuß mächtige Schichten von Quarz erſcheinen auf Punkten, deren oberer 1643, der untere 348 Toiſen über dem Meeresſpiegel erhaben liegt. Humboldt ſtieg längs einer Quarzwand nieder, welche 7800 Fuß hoch iſt. Die Gebirgsart iſt theils ſchneeweiß, theils gelblichweiß, ſelten ſplitterig, meiſt körnig, blätterig ohne eingemengte Glimmerblättchen, faſt ohne alles ſichtbare Bindemittel. Sie wird von einem neuen Kalkſtein (Peanerkalkſtein?) bedeckt, der Verſteinerungen enthält, und ruht ſelbſt auf einem älteren Kalk.

Was mich bewegt, dieſen Sandſtein zum Quaderſandſtein-Gebilde zu rechnen, iſt theils die vorherrſchend quarzige Beſchaffenheit deſſelben, theils die auffallende Uebereinſtimmung mit dem quarzigen Sandſteine, der, wenn wir die geſammten Zeugniſſe der älteren und neueren einheimiſchen Geognoſten vergleichen, offenbar hier in ungeheurer Mächtigkit hervortritt, der auch quarzig hart iſt, der, — nach Oſten zu die ſtufenweiſe ſich ſchroff erhebenden Urgebirge der vereinigten Staaten, durch welche die parallelen Flüſſe ſich in wiederholten Fällen ſtürzen, — nach Weſten zu die weit ausgedehnten Flöze — vielleicht die mächtigſten der Erde — des Miſſiſſippi-Thals, mit dem wundervollen Höhlenkalk bedeckt. Dieſer Sandſtein iſt, nach Schöpf, ebenfalls blätterig, ohne Glimmertheile, ebenfalls ohne ſichtbares Bindemittel. Die Urgebirge der Alleghany-Kette nach den Nordamerikaniſchen Staaten zu, ragen unter der mächtigen Bedeckung dieſes Sandſteins hervor, wie die Urgebirge der Südamerikaniſchen Andeskette unter dem bedeckenden Porphyr. Ja, in der Alleghany-Kette ſcheint er die nämliche Rolle, der Mächtigkeit nach, zu ſpielen, wie der Porphyr dort. Er vorzüglich bildet die gegen Oſten ſchroff herabfallende Mauer in den Penſylvaniſchen hinterſten und höchſten Stuffengebirgen, in dem, eben dieſer nur hier und da durchbrochenen Mauer wegen, ſogenannten endloſen Gebirge; er bildet — ob mit einer Kalkflöz-Bedeckung, iſt mir unbekannt — den höchſten Gipfel des Gebirgsrückens, von keinem Gebilde bedeckt, welches nicht als Theil der eigenthümlichen Formation betrachtet werden kann, aber alle übrige bedeckend. Cornelius fand ihn, auf einer Reiſe von Virginien nach Tenneſſee und dem Alabama und Miſſiſſippi-Gebiete, gegen Süden, (Silliman amerik. Journ. No. 3. S. 214); wie mächtig er in Penſylvanien iſt, bezeugt Evan, Schöpf und alle neuere Geognoſten. Er bildet die höchſte Maſſe des ſogenannten blauen Gebirges; und in einer ganz neuen Schrift (An Essay of the Geology of the Hudson River by Samuel Akerly. New-York. 1820.) wird auf der beigefügten Karte das Chawangunk-

Gebirge, 20 (engl.) Meilen von Neu-York entfernt, als ein körnig-ſplittriger geſchichteter Quarz, den man zum Mühlſtein gebraucht, angeführt. Aber nach Kalm und Pownland iſt dieſes Gebirg eben eine Fortſetzung des blauen Gebirges. Man darf alſo annehmen, daß dieſe höchſt merkwürdige Sandſteinformation die ganze Alleghany-Kette durchzieht, die Hauptmaſſe ſeines höchſten Rückens ausmacht und gegen Oſten das Urgebirge, gegen Weſten die höchſten an dem Urgebirge ſich anlehnenden Flözgebirge bedeckt.

So mächtig, wie in Nordamerika, tritt eine eigene, alle ältern Gebirge bedeckende, von keiner fremden Formation ſelbſt bedeckte Sandſteinformation an der Südſpitze von Afrika hervor. Hier durchzieht ein mächtiges Sandſteingebirge den ganzen weſtlichen Theil der Capcolonie. Es fängt in keiner großen Entfernung von der Capſtadt an und reicht über den weſtlichen Elephanten-Fluß bis nach dem Oranien-Fluß hin. Die Beſchaffenheit dieſes Sandſteins, von keinem Geognoſten unterſucht, iſt uns zwar nicht genauer bekannt; ſo viel iſt aber gewiß, daß er die Schiefergebirge der Karoofelder bedeckt, daß er in weitläufigen Gegenden zertrümmert Ebenen erzeugt, in deren tiefen Sand der Reiſende nur mühſam fortkömmt. Alle Reiſende, beſonders Barrow und Lichtenſtein, ſind auf die überraſchenden Formen dieſer Sandſteinberge aufmerkſam geweſen. Sie bilden die ſteilen und mühſamen Päſſe, durch welche man nach dem kalten und warmen Burkeveld durchdringen muß, und von einigen hohen Punkten überſieht man die Erſtreckung der rieſenhaften Sandſtein-Maſſen, bald mit kegelförmigen Spitzen, häufiger oben völlig abgeſpaltet, mit ſenkrechten Seitenwänden, umgeben von einem Sandmeere der zertrümmerten Theile des Gebirges, bis in die weiteſte Ferne. Ich glaube freilich, daß einige der ſchwierigen Päſſe gegen Oſten, wie nach Lange-cloof u. ſ. w., ebenfalls durch Sandſtein gebildet werden; aber die dürftigen Nachrichten der Reiſenden laſſen uns in Ungewißheit. So iſt es gewiß, daß auf der Südſpitze von Aſien eine ungeheure Sandſtein-Anhäufung bis zu einer bedeutenden Höhe anſteigt, das Urgebirge, — ſehr wahrſcheinlich auch Flözgebirge, — bedeckend.

Endlich zieht eine dritte Gegend unſere Aufmerkſamkeit an ſich: Neu-Holland nämlich. Bekanntlich erhebt ſich das Gebirge in Neu-Holland etwa 22 engl. Meilen vom Strande. So liegt, nach Collin, der Huntersberg 8 engl. Meilen tiefer landeinwärts, und zugleich höher. Eine dritte, beträchtlich weiter in das Land hineinliegende Erhöhung bildet aber auch hier das ſogenannte blaue Gebirge, welches ohne allen Zweifel nach der Aehnlichkeit mit dem Nordamerikaniſchen dieſe Benennung erhielt. Es ſteigt, nach Bailly, wie eine ungeheure Mauer hervor; nur die Flüſſe winden ſich durch die ſteilen Wände, und dieſe waren es, die in ſo langer Zeit jede Verbindung mit dem Innern des Landes abſchnitten; ja, auch nachdem in neueren Zeiten die Schwierigkeiten mit großer Anſtrengung überwunden ſind, bleibt die Verbindung noch höchſt beſchwerlich. Hier nun findet ein Verhältniß ſtatt, demjenigen in Nordamerika auffallend ähnlich. Nach der Küſte zu, nach Bailly, der Peron begleitete, ſieht man Urgebirge, Granit, Gneus, Glimmerſchiefer, und dieſes bedeckt von jenem ſteilen, mauerähnlichen Sandſteingebilde, das weiß und quarzig hart iſt. Aber dieſes Kettengebirge, in einer ähnlichen Geſtalt, ſah man von Süden bis hoch nach Norden hinauf, ohnweit der ganzen Küſte des öſtlichen Neu-Hollands, fortlaufen. Es zeigt ſich nämlich von Süden bei Cap Hicks bis nach Cap York hinauf, geht halbmondförmig geſchweift, wie die Küſte ſelbſt, und läßt nur zwiſchen ſich und ihr, in den uns bis jetzo bekannten Theilen von Neu-Süd-Wallis, einen Raum von 20 bis 30 engl. Meilen. Ob nun der weſtliche Abhang des Gebirges, wie in Nordamerika, aus Flözgebirgen beſtehe, ob hier, wie dort, der Sandſtein auf den höchſten Gipfeln gelagert, gegen Oſten ein Urgebirge, gegen Weſten ein Flözgebirge bedeckt, muß die weitere Unterſuchung, in dem noch neuen weſtlichen Lande entſcheiden. Es iſt uns wahrſcheinlich. Kalk und Steinkohlen, die in den öſtlichen Niederlaſſungen vermißt werden, hat man ſchon dort entdeckt.

Lange beſchäftigten ſich die Geognoſten meiſt, beſonders dann, wenn ſie weitausgedehnte Länder betrachteten, faſt ausſchließlich mit den ältern Gebirgen. Daß große, rauhe Höhen im Innerſten der Gebirge, zumal die höchſten Gipfel, aus Urgebirge beſtunden, ward faſt als entſchieden angenommen. Man entdeckte nun die neuern Baſalt- und Porphyrformationen, die, oft vulkaniſch zerrüttet, die größten Höhen im Innerſten der ausgedehnteſten Gebirge bilden. Hier ſehen wir eine Sandſteinformation, offenbar von ſehr neuem Urſprung, die weitausgedehnten Gebirgsrücken bedecken, das innerſte, höchſte bedeutender Kettengebirge bilden. Sind die Geognoſten auf dieſe Erſcheinung, die, wenn wir über die Geſtalt des feſten Landes ein Urtheil fällen wollen, ſo äußerſt wichtig iſt, hinlänglich aufmerkſam geweſen?

Höchſt merkwürdig ſcheint mir die Aehnlichkeit dieſer Bildung mit einer noch neuern, die offenbar mit der letzten Geſtaltung des feſten Landes zuſammenfällt, nämlich mit den Laimen- und Letten-Höhen, die ſich theils an die Abhänge mancher Gebirge anlehnen, theils in langen, ſchmalen Zügen durch ganze Provinzen ziehen, wie die ſogenannten Tremnitzer Gebirge durch Schleſien.

Es war unſere Abſicht hier lediglich auf ſolche Erſcheinungen aufmerkſam zu machen, die die äußere Geſtalt der Erdoberfläche in neuern Zeiten bedingt haben, und die, entweder nicht in der nothwendigen Ausdehnung, oder gar nicht, ihrer Eigenthümlichkeit nach geſchätzt wurden. Wir enthalten uns einer jeden Erklärung, würden uns aber freuen, wenn irgend ein Naturforſcher uns zuvorkäme, ja am meiſten dann, wenn er diejenige Erklärung, die uns die wahrſcheinlichſte dünkt, ohne unſer Zuthun, ſelbſt fände. So würde es uns auch ſehr erfreulich ſeyn, wenn dieſe Darſtellung zur genauern Unterſuchung der genannten Gegenden reizte. Eine ſolche Unterſuchung würde wahrſcheinlich mancherlei Abweichendes in den verſchiedenen Formationen entdecken laſſen. Vor allen ſcheint uns aber eine Vergleichung zwiſchen Neu-Holland und Nordamerika wünſchenswerth und wichtig.

Was kann für Schleſiens Naturgeſchichte durch die Einwohner geſchehen?

(Correſpondenz der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur. Band I. Heft 2.)

Es ſoll in dieſem kurzen Aufſatz nicht die Rede ſeyn von der Naturgeſchichte überhaupt, vielmehr nur von ſolchen Unterſuchungen, die beſonders in Beziehung auf Schleſien ein vorzügliches Intereſſe haben; aber auch ſo darf man hier nichts durchaus Vollſtändiges erwarten. Einzelne, zerſtreute Notizen ſollen die Kenner und Freunde auf die Richtung der Unterſuchungen aufmerkſam machen, die vorzüglich wünſchenswerth erſcheint. Eine erſchöpfende Darſtellung iſt mit vielen Schwierigkeiten verbunden und die einzelnen Bemerkungen können dennoch für die in der Provinz zerſtreuten Kenner und Liebhaber, die vielleicht ſelbſt in dem Beſitz mancher nützlichen, lehrreichen Beobachtung ſeyn mögen, als eine Aufforderung dienen, ſie mitzutheilen und neue zu ſammeln.

Obgleich wir uns nur auf dasjenige beſchränken, was ein rein provinzielles Intereſſe hat, ſo können wir uns dennoch nicht enthalten, einen Wunſch zu äußern, der uns ſehr am Herzen liegt, wenn er gleich ſich mehr auf die Naturgeſchichte im Allgemeinen bezieht. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts beſchäftigten ſich viele vorzügliche Naturforſcher mit der genauen Betrachtung der Lebensweiſe der Thiere. Vieles, was wir von der Lebensweiſe der Säugthiere und Vögel, faſt alles, was wir von der Lebensweiſe der Inſecten und Würmer wiſſen, verdanken wir dieſer ſtillen, lieblichen, harmloſen Beſchäftigung. Leſſer, de Geer, Bonnet, Lyonnet, Trembley, Göze, Gleichen, Schäfer und mehrere, vor allen die beiden Meiſter, der Franzoſe Reaumur und der Däne Otto Friedrich Müller, haben ſich durch Unterſuchungen der Art unſterbliche Verdienſte erworben. Obgleich nun der Schatz von Bemerkungen, der ein ſo löbliches Streben lohnte, groß und erfolgreich war, ſo iſt dennoch die ganze Richtung aus der Wiſſenſchaft ſo gut wie verſchwunden. Nicht allein die comparative Anatomie und Phyſiologie (durch welche der Sinn für die höhere Bedeutung der Naturbildungen und ihren innern Zuſammenhang erweckt würde,) nicht allein die großartige Verknüpfung aller Theile der Naturwiſſenſchaft unter ſich, die den Geſichtskreis der Natuforſcher erweiterte, ja in das Unendliche ausdehnte, ſind es, die dazu beigetragen haben, jene ſtille, mehr beſchränkte Thätigkeit zu verdrängen, ſondern wol auch vorzüglich dies, daß die ſtille Ruhe, die heitere Muße des behaglichen Landlebens, durch die mannichfaltigen Stürme, welche Länder und Gemüther, äußern und innern Beſitz, Leben und Begriffe beunruhigten, mehr oder weniger verloren gegangen iſt. Jene Beobachtungen, die den Blick für ein unſcheinbares Daſeyn, für das wimmelnde ſtille Leben und Weben kleiner Geſchöpfe zwiſchen den Halmen feſthalten, erfordern eine ungeſtörte Ruhe des Daſeyns, die leider wohl ſeltener geworden ſeyn mag. Und doch kann man ſich kaum eine ſchönere, lieblichere, mehr lohnende Beſchäftigung denken. Auf einem jeden Punct quillt uns ein neuer Lebensſtrom eines eigenthümlichen Daſeyns entgegen, und die heitere Sonne, der größere Umkreis des allgemeinen Lebens, das Treiben und Drängen der Thiere, das ſtille Wachsthum der mannichfaltigen Pflanzen, die nie ruhende Thätigkeit der unabläſſig fortwirkenden geheimen Kräfte der Natur, erhalten von dem beſtimmten, beſchränkten Standpuncte der engen Betrachtung aus, einen unbeſchreiblichen Reiz, ſprechen einen verborgenen, ja heiligen Sinn aus, der uns auch aus den ruhigen Erzählungen vergnüglicher Forſcher der frühern Zeit auf eine faſt rührende Weiſe entgegentritt. Wir ſind überzeugt, daß dieſe Betrachtungsweiſe keinesweges ganz verſchwunden iſt, daß vielmehr viele wichtige Beobachtungen ſtill und unbemerkt forſchender Männer, denen das ruhige Landleben noch gegönnt iſt, mit ihnen ſterben. Die imponirende Größe der Naturwiſſenſchaft unſerer Tage ſchreckt ſie ab, das Leben eines kleinen Thiers, und wie es ſeine Beute erhaſcht, wie es ſeinem Feind entgeht, wie es zwiſchen den Halmen wühlt, bauet, webt, ſich begattet und verwandelt, ſcheint den Forſchenden zu unbedeutend; die Schriften der frühern Forſcher haben ſich ſelten gemacht und ſie fürchten, etwas ſchon allgemein Bekanntes zu ſagen. Aber manche Entdeckung iſt auf dieſem weitläuftigen verlaſſenen Felde noch zu machen; ja wir dürfen behaupten, daß kaum ein genauer Forſcher, ſelbſt wenn er mit den frühern Beobachtern unbekannt wäre, ſo leicht in die Gefahr gerathen wird, ganz mit ihnen übereinzuſtimmen, und wir würden uns ſehr glücklich ſchätzen, wenn dieſe Zeilen dazu beitragen könnten, diejenigen, die Beobachtungen der Art anzuſtellen angefangen haben, zur eifrigſten Fortſetzung zu ermuntern, diejenigen, die im Beſitz eigener Erfahrungen ſind, ſie mitzutheilen. Wir würden ſie mit dem lebhafteſten Dank annehmen. Nur eine Bemerkung erlauben wir uns noch. Viele, die auf eine ſolche Weiſe beſchäftigt, die auch im Beſitz wichtiger Entdeckungen ſind, werden nicht hinlänglich mit der in unſern Tagen ſo genau ausgebildeten ſpecifiſchen Beſtimmung der Arten bekannt ſeyn. Es iſt daher ſehr zu wünſchen, daß ſolche Beobachter Exemplare von den Thieren, die ſie beobachtet haben, irgend einem hieſigen Kenner mittheilen. Die genaue Beſtimmung der Art wird den Werth ihrer Beobachtung erhöhen.

Da genaue Beobachtungen über die Lebensweiſe der Thiere, die in einer Provinz leben, doch auch gewiſſermaßen ein provinzielles Intereſſe haben, ſo glaubten wir, daß es nicht überflüſſig wäre, auf ihre Wichtigkeit aufmerkſam zu machen; um ſo mehr, da die zerſtreuten Landbeſitzer mehr, als die eigentlichen gelehrten Naturforſcher, in dieſer Rückſicht liefern können. Und wir wenden uns jetzt zu dem eigentlichen Gegenſtand unſeres Aufſatzes. Wenn wir Schleſiens eigenthümliche Lage betrachten, dann iſt mit dieſer uns auch die Hauptaufgabe gegeben, welche die ſchleſiſchen Zoologen und Botaniker vorzüglich zu löſen haben. Die Schleſiſchen Gebirge ſind durch die Glätziſchen mit den Karpathen verbunden; der Altvater iſt eine Fortſetzung des Mähriſchen Gebirgszuges, die Ebenen Oberſchleſiens verlaufen ſich in den Flächen Polens und mit dieſen in den unermeßlich ausgedehnten Ebenen des mittlern und ſüdlichen Rußlands, bis nach dem Caucaſus, bis nach dem uraliſchen Gebirgszuge hin. Und ſo iſt es vorzüglich die Einwanderung der öſtlichen und ſüdlichen Thiere und Pflanzen, auf welche wir zu achten haben und wie weit dieſe Einwanderung ſich erſtrecken mag, welche Arten wir als eingewanderte anzuſehen haben, welche als urſprünglich der Gegend eigenthümlich, in ſo fern dieſe noch das öſtliche, oder ſüdliche Gepräge trägt. Aber nun ſind jene Gegenden eben die unbekannteſten, am wenigſten unterſuchten. Der Altvater z. B. iſt ein bis jetzt faſt völlig verſchloſſenes Gebirg, in welches nur wenige Forſcher eingedrungen ſind. Nur eine Höhe iſt nothdürftig gemeſſen, die übrigen bedeutenden Höhen gar nicht. Geognoſtiſche Unterſuchungen ſind in dieſer Gegend noch gar nicht angeſtellt: eben ſo wenig iſt bis jetzt das Gebirg von Zoologen, oder Botanikern auf irgend eine befriedigende Weiſe durchforſcht. Aber auch die Thiere und Pflanzen Oberſchleſiens ſind noch lange nicht hinlänglich bekannt. Die genaue Erforſchung dieſer weitläufigen Ebenen iſt freilich mit vielen Schwierigkeiten verbunden und erfordert eine große Geduld. Einförmige, weitgedehnte Kieferwaldungen bedecken einen beträchtlichen Theil des flachen Landes. Sie mögen hier und da Wieſen, Teiche, Moräſte, Sümpfe einſchließen, in welchen manch fremdes Inſect herumwühlt, manche unbekannte, oder wenigſtens dieſer Gegend ſonſt fremde Pflanze blüht. Aber welcher Reiſende kann ſie finden? Nur den Einwohnern, wenn unter dieſen, unter den Gutsbeſitzern, Predigern, Beamten, Schullehrern, ſich glücklicherweiſe irgend ein Kenner, oder fleißig forſchender Freund der Natur findet, mag es gelingen. Wir hoffen, daß der Herr Profeſſor Kaluza, der ſich um die Naturgeſchichte der Säugthiere und Vögel Schleſiens große und entſchiedene Verdienſte erworben hat, der durch ſeinen eigenen Fleiß und durch ſeine Schüler manche Seltenheit entdeckte, deſſen Sammlung dem hieſigen Univerſitäts-Muſeum manchen ſehr willkommenen Beitrag lieferte, ein ſehr thätiges Mitglied unſeres Vereins, auch jetzt noch, da er in Oberſchleſien lebt, ſo weit ſeine Stellung erlaubt, die verdienſtvollen Nachforſchungen für die Zoologie fortſetzen wird. Von dieſer reden wir zuerſt, und einige Notizen, die ich faſt ganz der gütigen Mittheilung des Herrn Profeſſor Gravenhorſt verdanke, ſollen beiläufig dazu dienen, die Aufmerkſamkeit der Forſcher rege zu machen, und werden auch beſtätigen, was wir von der Bedeutſamkeit der öſtlichen Gegenden Schleſiens geſagt haben.

Weigel's Faunae Silesiacae prodromus (1806) iſt natürlich als Grundlage zu betrachten; aber auch Kaluza's Schriften von den Schleſiſchen Säugthieren und Vögeln verdienen alle Aufmerkſamkeit.

Säugthiere.

Weigel führt nur die zwei gewöhnlichen Arten Fledermäuſe an. Kaluza hat ſieben Arten. Wo findet man die ſeltenen Arten? Wer dieſes weiß, wird ſich ein Verdienſt erwerben, wenn er über ihre, bis jetzt faſt unbekannte Lebensweiſe etwas mitzutheilen wüßte. Vielleicht entdeckt man auch noch andere Arten von dieſer verſteckten und ſchwer aufzufindenden Gattung.

Erſcheinen in den öſtlichen Gebirgen, vielleicht aus den Karpathen, Bären? Wölfe ſieht man gar nicht ſelten an den öſtlichen Ufern der Oder mehr gegen Norden; in welchen Schleſiſchen Gegenden erſcheinen ſie am häufigſten?

Es iſt bekannt, daß die Zieſelmaus (Arctomys Citillus, Mus Citellus L) die eigentlich in Siberien zu Hauſe gehört, auch, wenn gleich ſelten, in Schleſien ſich zeigt. Die Lebensweiſe dieſes Thieres kennen wir durch Gmelin, Gyldenſtedt, Pallas. Iſt ſie hier die nämliche? Siberien iſt bekanntlich ſehr reich an Arten aus der Gattung der Mäuſe. Iſt die Zieſelmaus wirklich die einzige, die ſich ſo weit gegen Weſten verläuft? Der Mus decumanus iſt auch aus Oſten eingewandert und hat ſich faſt in ganz Deutſchland verbreitet.

Vögel.

Es iſt unmöglich, von der Schleſiſchen Ornithologie zu reden, ohne den Verluſt der Minkwitziſchen Sammlung lebhaft zu bedauern. Sie iſt von unſchätzbarem Werth, ſie enthält die ſeltenſten Arten und iſt bis jetzt noch gar nicht hinlänglich benutzt. Müſſen wir nicht erröthen, wenn wir bedenken, daß ein ſolcher, recht eigentlich provinzieller Schatz für uns verloren gieng? So ſind auch die römiſchen Alterthümer, die in der Gegend von Schweidnitz entdeckt wurden, aus der Provinz gewandert. Wann wird das Gefühl, daß ein ſolcher Verluſt uns mit Recht vorgeworfen werden kann, die Behörden und Einwohner einer jeden deutſchen Provinz durchdringen? An dem Eifer, ſolche Schätze ſelbſt durch große Opfer ſich zu erhalten, erkennt man den wahren patriotiſchen Sinn, und es dient dem fleißigen Sammler zur Aufmunterung, wenn er weiß, daß ſein Streben nicht ganz iſolirt ſteht, daß es eine volksthümliche Bedeutung hat. Jetzt erſcheint es faſt immer Verwandten und Freunden als eine beklagenswerthe Krankheit, und man bedauert die Mühe, den Fleiß, vor allem die Unkoſten, die auf eine Sammlung verwandt wird, deren Bedeutung keiner einſehen will. Aus der Minkwitziſchen Sammlung hat Weigel vorzüglich geſchöpft.

Es iſt wichtig, eine genauere Beſtimmung der verſchiedenen Arten der Adlergattung zu erhalten. Mehrere Arten ſind noch zweifelhaft. Was die Unterſuchung beſonders ſchwierig macht, iſt freilich die Seltenheit dieſer Raubvögel. Daſſelbe gilt von mehrern Raubvögeln. So wäre es z. B. ſehr wünſchenswerth, genaue Nachrichten von Strix macroura, die, nach Bechſtein, in Schleſien einheimiſch ſeyn ſoll, zu erhalten. — Ob Merops Apiaster wirklich bei Ohlau geniſtet hat? —

Seltene Arten in Schleſien ſind: **Loxia Erythraea**, (hauptſächlich an der Wolga, in Siberien u. ſ. w. einheimiſch); **Turdus roseus**, (der ſich auch in Siberien und Syrien am häufigſten vorfindet); **Parus cyanus**, (ebenfalls an den Ufern der Wolga häufig) und **biarmicus**, (der ſich zwar ſelten in Europa, am häufigſten am caſpiſchen und ſchwarzen Meer aufhält); endlich **Otis houbara**, ein Vogel, deſſen eigentliches Vaterland Arabien iſt. Faſt alle dieſe ſeltenen Arten ſprechen alſo für eine öſtliche und ſüdliche Einwanderung. So findet man auch, obgleich wol ſehr ſelten, die nordiſche **Fringilla lapponica** und auch der im hohen Norden einheimiſche **Pelicanus Carbo** wird von einigen unter die Schleſiſchen Vögel gezählt. Iſt dieſer letzte Vogel etwa nur zufällig durch einen ſtrengen Winter hergetrieben? Welche nordiſchen Zugvögel, beſonders Meven, Enten, Taucher u. ſ. w. erſcheinen in Schleſien? Sind alle hinlänglich bekannt? Weigel nud Kaluza führen mehrere ſehr ſeltene Arten an.

Amphibien.

Die Waſſerſalamander verdienen genauer unterſucht zu werden. Kaluza führt nur zwei Species an. In andern Gegenden von Deutſchland giebt es mehrere; vielleicht wird aber manche Abart für Art gehalten. Ueberhaupt iſt die

Naturgeſchichte dieſer Amphibien, ſo wie die der einheimiſchen giftigen Schlangenarten, noch lange nicht gehörig erforſcht. Kaluza hat drei giftige Schlangenarten (Coluber Berus, Chersea und Prester), die vielleicht alle zu derſelben Art gehören.

Die Fiſche ſcheinen bei Kaluza ziemlich vollſtändig angeführt zu ſeyn, und aus dieſer Claſſe mag Schleſien wenig Eigenthümliches aufzuweiſen haben.

Inſecten.

Es giebt zwar hier, wie allenthalben, viele Inſectenſammlungen, ſie werden aber auch hier, wie anderwärts, meiſt ohne wiſſenſchaftlichen Sinn angelegt, oft nur eine verſchwenderiſche Liebhaberei, die für die Naturwiſſenſchaft wenig Nutzen bringt. Die wichtigſten Sammlungen hier in Breslau ſind die des Herrn Oberbergraths v. Charpentier und Herrn Oberlandesgerichtsraths von Wallenberg. Beide enthalten manches Seltene und Neue, beſonders neue Arten aus der Familie der Motten, die eine öffentliche Bekanntmachung verdienten. Im Gebirge wird Manches geſammelt; oft werden merkwürdige Inſecten gefunden. Aber wenig iſt bekannt geworden, was man nicht etwa aus Weigels Fauna kennt. In dieſer Schrift ſind mehrere neue Arten genannt, die der Herr Köhler in Schmiedeberg entdeckt und benannt hat. Nur iſt sehr zu befürchten, daß ſie durch Raubinſecten, oder andere Unfälle, zu Grunde gehen, ehe ſie bekannt werden. Der Herr Profeſſor Gravenhorſt wird binnen kurzer Zeit mehreres Merkwürdige, was aus den Familien der Mikropteren und Ichneumoniden entdeckt iſt, bekannt machen. Sollte aber nicht auch die Entomologie manche bedeutende Erweiterung aus einer ſorgfältigern Unterſuchung der öſtlichen Gegenden erhalten können? Die eingewanderten ſüdlichen und öſtlichen Pflanzen beherbergen ohne allen Zweifel viele ſonſt hier fremde Inſecten, und der noch nicht erforſchte Altvater würde ſeinen Unterſucher gewiß auch in dieſer Rückſicht lohnen.

Würmer.

Die Würmer und Schnecken, ſo wie die Polypen der ſtehenden Teiche, deren Unterſuchung in frühern Zeiten den fleißigen und aufmerkſamen Forſchern, vor allen Trembley, Schäffer und O. F. Müller, ſo manche überraſchende Entdekkung verſchaffte, haben in Schleſien noch gar nicht die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich gezogen.

Pflanzen.

Was ich hier erwähne, verdanke ich der freundlichen Mittheilung des Herrn Profeſſor **Treviranus**.

Schleſien würde reich an Gewächſen ſeyn, wenn es nicht die Gebirge gegen Böhmen, Mähren, Ungarn, Gallizien hätte, die die Flora dieſer Gegenden abſchneidet; weit reicher würde es daher auch ſeyn, wenn es die öſtlichen und ſüdlichen Abhänge in ſeine Grenzen mit einſchlöſſe. Von phanerogamiſchen (ſichtbar blühenden) Gewächſen zählt Graf Mattuſchka (Enum. stirp. Silesiae) 962 Arten auf, von denen aber manche entweder jetzt nicht in Schleſien vorkommen, oder unter unrichtigen Namen aufgeführt worden ſind. Krocker giebt (Flor. siles.) 1823 Arten an, alſo faſt das Doppelte. Was aber jener zu wenig, hat dieſer zu viel, und nach einer genauen Berechnung, die alle Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, beläuft ſich die Summe der mit Sicherheit bekannten Schleſiſchen

Gewächſe auf 1150 — 1200. Rechnet man bei genauerer Nachforſchung noch etwa 150, die noch entdeckt werden können, hinzu, ſo giebt es die Summe von 1350 Arten. Unſere Flora kömmt alſo der von Gallizien, die nach Beſſer (Primit. flor. Gallic.) 1218 Arten enthält, ziemlich gleich, ſo wie der reichen Halliſchen Flora, die der eigentlichen Gebirgspflanzen entbehrt, und die dennoch (Sprengels Tentam. fl. halens.) 1111 Arten beſitzt, die durch die Nachträge faſt auf 1200 Arten gebracht ſind.

Von den vier Regierungsdepartements, worein Schleſien eingetheilt iſt, kennt man, in botaniſcher Hinſicht, das Reichenbachiſche und Breslauiſche am meiſten, das Oppelniſche am wenigſten. Von dem Breslauiſchen kennt man den auf dem linken Oderufer belegenen Theil, ſo wie die Gegend in einer Entfernung von 3 — 4 Meilen um Breslau ſo ziemlich, ſo wie auch die nördliche Spitze; allein der öſtliche mit Polen zuſammengrenzende Theil iſt noch größtentheils unbekannt. Vom Reichenbachiſchen kennt man das Sudetengebirge und Glätziſche Gebirge ziemlich gut; dennoch iſt aber keinesweges alles hier Vorgekommene als bekannt anzuſehen, was beſonders vom ſüdlichen Theil gilt. Vom Liegnitziſchen Regierungskreiſe iſt nur das öſtliche, zur ehemaligen Lauſitz gehörige Stück unterſucht, der übrige Theil ziemlich unbekannt. Vom Oppelnſchen kennt man nur die Vegetation der Spitze, die es gegen Mähren bildet, einigermaßen; der nördliche Theil aber und beſonders der große auf dem rechten Oderufer belegene Theil deſſelben, bis an die Grenze von Polen und Gallizien, iſt noch faſt ganz unbekannt. Vom Oeſterreichiſch Schleſien und dem Fürſtenthum Teſchen kennt man nur einzelne Puncte und auch dieſe nur unvollkommen. Daß alle dieſe Lücken einmal durch Kundige, die an Ort und Stelle wohnen, ausgefüllt werden, iſt ſehr zu wünſchen. Am meiſten Ausbeute verſpricht Oberſchleſien, gegen Gallizien zu, ſo wie das Oeſterreichiſche Schleſien und Teſchen. Herr Schramm in Leobſchütz iſt ein fleißiger Botaniker, dem wir manche Entdeckung verdanken. Obgleich nun freilich durch Einwohner dieſer weniger bekannten Gegenden das Meiſte geſchehen muß, ſo iſt doch ſehr zu wünſchen, daß ein junger, gründlicher Botaniker in den Stand geſetzt würde, ſie zu beſuchen. Allgemein anerkannt unter uns, wie von den berühmteſten Botanikern Deutſchlands, iſt das große Verdienſt, welches der Herr Aſſeſſor Günther ſich um die Schleſiſche Flora erworben hat; unter ihm hat ſich Herr Schummel gebildet. Es wäre daher im höchſten Grade wünſchenswerth, daß dieſer fleißige, gründliche, gewiſſenhaft forſchende junge Mann die nöthige Unterſtützung erhielte, um in den unbekannten Gegenden botaniſche Unterſuchungen anzuſtellen, und ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn dieſe Zeilen vaterländiſch geſinnte Schleſier ermuntern ſollten, ſich zur Beförderung eines ſo löblichen Zwecks zu vereinigen.

Man kann die Flora des mittlern Theils von Schleſien, als die einzige, die man mit einiger Gewißheit kennt, eintheilen in die der Ebenen, welche die Oder durchſtrömt und die des Gebirges. Unter den Pflanzen der Ebenen iſt kaum eine derſelben ausſchließlich eigene; wol aber ſind manche, welche im mittlern und öſtlichen Deutſchland nicht vorkommen. Von dieſen nun erſtreckt ſich ein Theil weiter in die gegen Oſten gelegenen Länder, als: Cuscuta monogyna, Cerastium trigynum, Anemone patens, Eryngium planum, Euphorbia pallida, Cardamine parviflora, Hieracium stoloniflorum, Atriplex nitens u. ſ. w. Viele derſelben aber ſind unſerer Ebene mit den ſüdlichen Ebenen aus Mähren, Böhmen, Oeſterreich gemein, als: Plantago arenaria, Cynoglossum scorpioides, Viola nummulari-folia, Seseli venosum, Erysimum hieracifolium, Cytisus supinus, Vicia villosa u. ſ. w. Dieſe aus Oſten und Süden eingewanderte, oder mit dieſen zugleich Schleſien eigenthümliche Pflanzen ſind natürlich der Zahl nach nur noch wenig bekannt, und werden ohne allen Zweifel, bei genauerer Unterſuchung, ſich beträchtlich vermehren; auch würde dieſer Theil der Schleſiſchen Flora, wie ich glaube, vorzüglich den Entomologen intereſſant ſeyn. — So wie nun auf dieſe Weiſe manche ſonſt in Deutſchland fremde Pflanzen ſich zeigen, fehlen dahingegen der gedachten Ebene, oder kommen doch ſehr ſelten vor, manche Gewächſe, die in dem mittlern, oder nordöſtlichen Deutſchland gemein ſind; ſo Euphorbia Gerardiana, Stachys arvensis, Sisymbrium Nasturtium, Geranium molle, Thrincia hirta, Inula dysenterica, Chrysanthemum segetum u. ſ. w. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß dieſe in dem Theile von Schleſien, der an Sachſen grenzt, in Menge vorkommen werden.

Was die Flora des gebirgigen Schleſiens betrifft, ſo kennen wir nur die des Glätziſchen und Rieſengebirges mit einiger Genauigkeit. Man kann hier drei Regionen unterſcheiden: a) die Bergregion, oder die des Laubholzes, b) die untere Alpenregion, (ſubalpiniſche Reg.), oder die des Nadelholzes, c) die Alpenregion, oder die des Krummholzes. Die erſte geht zu 2000—2500, die zweite zu 3500—4000 Fuß Höhe; was darüber iſt, gehört zur Alpenregion, ſo daß alſo nur die höchſten Stellen des Gebirges in dieſe Region bedeutend hineinragt, im Glätziſchen aber nur der große und kleine Schneeberg und die Kammkoppel ſie berührt. Einzelne Local-Verhältniſſe können machen, daß dieſe Höhen niedriger bleiben, oder ſich höher erheben. In der Bergregion finden wir: Senecio nemorensis, Aquilegia vulgaris, Thalictrum aquilegifolium, Rhyteuma spicatum, Euphorbia dulcis, Juncus albidus, Vicia cassubica, Veronica latifolia, Melampyrum pratense, Aconitum Cammarum, Gentiana cruciata, campestris, amarella, Symphytum tuberosum, Rumex aquaticus, Atropa Belladonna, Galium austriacum, außer den gemeinen Gewächſen. In der ſubalpinen Region zeigen ſich: Gentiana asclepiadea, Chaerophyllum hirsutum, Aconitum neomontanum, Trientalis europaea, Cineraria crispa, Sonchus alpinus, Tussilago alpina, alba, Melampyrum sylvaticum, Ranunculus aconitifolius, Thesium alpinum, Geranium sylvaticum u. ſ. w. In der Alpenregion kommen vor: Agrostis alpina, Pedicularis sudetica, Primula minima, Carex atrata, saxatilis, Veronica gentianoides, Anemone alpina und narcissiflora, Sedum rubens, Bartsia alpina, Swertia perennis, Pinus Pumilio, Juncus spicatus, und hispidus, Geum montanum, Hieracium alpinum u. ſ. w.

Viele dieſer unſerer Gebirgspflanzen ſind dieſem Gebirge mit den Oeſterreichiſchen, Steierſchen, Kärnthenſchen Gebirgen gemein, während ſie auf den Gebirgen der Schweiz, auf denen von Franken und Schwaben und auf dem Harze fehlen. Dahin gehören: Ligusticum austriacum, Cardamine trifolia, Hieracium grandiflorum, Dentaria enneaphylla, Symphytum tuberosum, Cytisus capitatus, nigricans, Cnicus rivularis, Cineraria crispa, Orchis sambucina

u. ſ. w. Einige Pflanzen hat unſer Hochgebirge, die ihm eigenthümlich ſind, oder doch nur auf einem und dem andern Puncte außerhalb deſſelben gefunden worden ſind, ſo: Sedum rubens und Pedicularis sudetica. Dagegen findet ſich auf Schleſiſch-Mähriſchen Gebirge Manches, was man im übrigen Schleſiſchen Gebirge bis jetzt nicht gefunden hat. Hiervon kommt Einiges nur weiter in Ungarn und Gallizien hinein in größerer Menge vor: Dentaria glandulosa, welche bei Leobſchütz gefunden ward, Phlomis pungens, welche, wie man behauptet, bei Troppau wachſen ſoll. Anderes kommt erſt auf den Oeſterreichiſchen Gebirgen jenſeits der Donau wieder vor; ſo Astrantia Epipactis, Salvia glutinosa, Tamarix germanica, Epilobium angustissimum u. ſ. w. Einige Pflanzen des Glätziſchen Gebirges fehlen dem Rieſengebirge; ſo Campanula barbata, Orchis globosa, Phellandrium mutellina, Avena planicalmis, Cardamine trifolia u. ſ. w. Dagegen hat letzteres vor erſterem, welches ihm an Höhe nachſteht, die Gewächſe der eigentlichen Alpenregion voraus.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß bei genauerer Unterſuchung von Oberſchleſien, Teſchen und Oeſterreichiſch-Schleſien noch zum Vorſchein kommen werden theils manche Gebirgspflanzen, ſo: Sempervivum hirtum, Juncus spadiceus, Cortusa Matthioli, Mespilus Cotoneaster, Aconitum Lycoctonum, Ranunculus montanus, Pedicularis Sceptrum Carolinum, insbeſondere aber noch manche Galliziſchen Gewächſe, ſo: Cimicifuga foetida, Campanula libflora, Silene nemoralis, Draba nemoralis, Senecio umbrosus und andere.

Das Gebirge.

Das Schleſiſche Gebirge iſt, verglichen mit dem Erzgebirge und dem Harz, arm an eigentlich oryktognoſtiſchen Merkwürdigkeiten, wie an mächtigen und reichen Gangformationen; indeſſen möchte doch ein aufmerkſam forſchendes Auge noch Manches entdecken. Man hat Ilvait bei Kupferberg, Beryll bei Langenbielau hinter Reichenbach, Andaluſit hinter Landeck, Chromeiſenſtein im Glätziſchen entdeckt. In Glatz hat Herr Rendant Müller Epidot gefunden. Dieſes Foſſil kommt auch recht ſchön, mit Magneteiſenſtein hinter Schmiedeberg in Glimmerſchiefer gelagert vor; eine Erzformation, die deswegen, wol auch bergmänniſch, merkwürdig iſt, weil ſie eine große Aehnlichkeit mit der großen Eiſenſtein-Niederlage bei Arendal in Norwegen zu haben ſcheint. In dem Baſalt bei Striegau fand man Hyalith und ſo eben habe ich, ebenfalls durch Herrn Müller, erfahren, daß man in den Steinen, die zum Wegbau bei Jordansmühle benutzt werden, daſſelbe Foſſil in Menge gefunden hat. Ohne allen Zweifel auch dort in Baſalt, der öſtlich ſowohl als weſtlich in den in das flache Land verſpringenden Partien des Gebirges vorkommt.

Was nun die geognoſtiſche Unterſuchung des Gebirges betrifft, ſo kann ich mich über dieſen Theil kurz faſſen; denn, wenn wir auch nicht von den frühern Arbeiten von Leopold v. Buch z. B. reden wollen, die vielleicht alles lieferten, was durch einen Ueberblick auf einer kurzen Reiſe, in einem noch faſt gar nicht unterſuchten Gebirge ſich leiſten ließ, ſo haben wir jetzt das Reſultat der genaueſten, fleißigſten und gewiſſenhafteſten Unterſuchungen, die vom Herrn Profeſſor und Bergrath v. Raumer angeſtellt ſind, in einer Schrift, die ſo eben erſcheinen wird, unter dem Titel: „das Gebirge Niederſchleſiens, der Grafſchaft Glatz und eines Theils von Böhmen und der Ober-Lauſitz, geognoſtiſch dargeſtellt, mit Karten,“ zu erwarten. In der Vorrede iſt alles, was er den Unterſuchungen des Herrn Bergraths Warendorf, des Herrn Bergmeiſters Singer, der petrographiſchen Karte des Herrn Bergmeiſters Keſtermann, den Karten über die Glätziſche Steinkohlenniederlage von Hrn. Harniſch, Sello und Böhme, den mündlichen Mittheilungen der Hrn. Bürgermeiſters Hallmann und Obergeſchwornen Kneiſel, den frühern Unterſuchungen des Hrn. Przyſtanowski und den ſpätern, des Herrn Pingel aus Dännemark, verdankt, ſorgfältig bemerkt. Es dient zum Beweiß, daß Mehrere ſich in der Provinz mit geognoſtiſchen Unterſuchungen des Gebirges beſchäftigen. Da nun dieſe muſterhafte Darſtellung die Hauptſchwierigkeiten gehoben hat, ſo iſt zu hoffen, daß eine ſorgfältige Prüfung theils wol hier und da Einiges berichtigen, theils die Lücken ausfüllen wird. Es war erſt meine Abſicht, auf dieſe aufmerkſam zu machen; aber eineſtheils iſt es nicht leicht möglich, weil eine jede kurze Darſtellung der Art nothwendig oberflächlich und zugleich undeutlich, auf jede Weiſe aber demjenigen, der mit ſolchen Unterſuchungen ſich ernſthaft zu beſchäftigen denkt, ungenügend erſcheinen würde; dann aber iſt es überflüſſig, weil ein genaues Studium der Raumerſchen Schrift einem Jeden, der in dieſer Rückſicht etwas zu leiſten gedenkt, durchaus nothwendig iſt, um ſo mehr, da der Verfaſſer von S. 138 bis 154 ſelbſt die Lücken ſeiner Arbeit, mit der genaueſten Angabe des Oertlichen, gewiſſenhaft angegeben hat. Einem jeden aber, der ſich für eine ſolche Unterſuchung gründlich vorbereiten will, iſt die hieſige Schleſiſch-geognoſtiſche Sammlung der Univerſteât höchſt wichtig. In dieſer, die wir dem Herrn v. Raumer ganz verdanken, iſt die Reihefolge der Gebirgsarten, wie ſie in der Schrift abgehandelt ſind, in deutlichen, an Ort und Stelle gehauenen Stücken hingelegt, ſo daß dieſe höchſt vollſtändige Sammlung, mit der Schrift verbunden, die vollſtändigſte Vorbereitung zu einer, theils hier und da berichtigenden, vorzüglich aber erweiternden Unterſuchung des Gebirges gewährt.

Indem wir nun, was das Niederſchleſiſche und Glätziſche Gebirg betrifft, durchaus auf die Raumerſche Schrift verweiſen, müſſen wir aber vorzüglich auf die Wichtigkeit einer gründlichen Unterſuchung des Altvaters mit ſeinen unbekannten Verzweigungen aufmerkſam machen. Vielleicht würde die geognoſtiſche Karte des Herrn Stazic, Präſidenten des Bergcollegii im Königreich Polen, dazu dienen, ſich in dieſer Gegend, wenigſtens vorläufig, zu orientiren.

Begeben wir uns aber von dem hohen Gebirge und ſeinen Fortſetzungen in das flache Land, ſo begegnen wir hier zuerſt an der öſtlichen Grenze der merkwürdigen Tarnowitzer Flötzniederlage, die völlig iſolirt, von aufgeſchwemmtem Gebirge umgeben iſt. Eine Unterſuchung des Tarnowitzer Flötzes hat Herr Oberbergrath Schulz geliefert, die Dank verdient, und die petrographiſche Karte des Herrn Heinemann iſt äußerſt genau und lehrreich. Aber der größere geognoſtiſche Zuſammenhang dieſer räthſelhaften Formation mit den übrigen Gebirgen, alſo die eigentliche wiſſenſchaftliche Unterſuchung, kann ſich nicht auf eine bloße, wenn auch noch ſo genaue Beſchreibung der iſolirten Lagerungsverhältniſſe beſchränken, ſie muß in einem großen Bogen mit der Unterſuchung der Karpathen, des Mähriſchen, des Glätziſchen Gebirges anfangen und ſo allmälich ſich der getrennten Flözbildung nähern. Vielleicht wäre es auf dieſe Weiſe möglich, das bis jetzt ungelöſte Räthſel zu löſen.

In den aufgeſchwemmten Gebirgen Schleſiens kommt Manches vor, was Aufmerkſamkeit verdiente. So das Vorkommen von foſſilen Elephantenknochen in der Nähe von Neumark. Die bei uns ſogenannten Trebnitzer Höhen, obgleich allenthalben mit Laimen und Sand in mächtigen Lagern bedeckt, möchten doch mehrere verſteckte Flözgebirgsarten verbergen. Dieſer mächtige Zug erſtreckt ſich, meiſt von Südoſt nach Nordweſt, durch einen großen Theil von Schleſien, bis Steinau, dem rechten Oderufer in der Ferne folgend, bis er an dieſem Ort die Oder erreicht. Auf dem Guthe Gimmel, hinter Winzig, fand ich im Sande auf mehreren Höhen ſo äußerſt häufige Kalkſteingeſchiebe, die ſich, bei dem leichteſten Hineinwühlen in den Sand fortdauernd vermehrten, daß ich mit der größten Wahrſcheinlichkeit dort unter dem Sande ein anſtehendes Kalkflöz vermuthen muß. Hier entdeckte ich auch ein, wenn ich ſo ſagen darf, halb bituminöſes Lager unter der Dammerde. Eine Subſtanz, die friſch gegraben und feucht, bräunlich und bläulich ſchwarz, hier und da mit vegetabiliſchen Ueberreſten durchzogen, weich, zähe und elaſtiſch biegſam war. Sie hat die größte Aehnlichkeit mit der von Karſten beſchriebenen und von Klaproth analyſirten Subſtanz in der Nähe von Bartenſtein in Oſtpreußen. Das Lager ſcheint ſehr mächtig, ſetzt durch einen Hügel durch, an deſſen Abhang es zu Tage ausgeht, und wird, beſonders in der Tiefe, ein ſehr nützliches Brennmaterial liefern. Sollte eine ähnliche Subſtanz ſich in andern Gegenden finden laſſen? Ich werde mich vielleicht an einem andern Ort weitläuftiger über dieſes Vorkommen äußern.

Jetzt wage ich noch zum Schluß den Vorſchlag zu einer allgemeinen phyſikaliſchen Unternehmung, für welche ich das lebhafte Intereſſe der Geſellſchaft nicht allein, ſondern eines jeden Naturfreundes in Schleſien zu erwecken wünſche, welches mich ſelbſt durchdringt, und dieſes um ſo viel mehr, da ſie ohne eine vielſeitige Unterſtützung nicht in ihrem ganzen Umfange gelingen kann. Buch, der Schwede Wahlenberg und vor allen Humboldt haben dadurch, daß ſie in verſchiedenen Breitegraden, vom Aequator an bis in den höchſten Norden, die beſtändige mittlere Temperatur und die damit enge verbundene Beſchaffenheit der Vegetation verſchiedener genau beſtimmter Höhen auszumitteln ſuchten, für die wahre phyſikaliſche Erdbeſchreibung ein ganz neues Feld gewonnen. Was bis dahin in dieſer Hinſicht geſchehen war, konnte man nur als ein zerſtreutes Material ohne innern Zuſammenhang betrachten. Humboldt hat dieſen Unterſuchungen die größte und lehrreichſte Ausdehnung gegeben, indem er das Reſultat genauerer Beobachtungen unter dem Aequator, und in mehrern nördlichern Gegenden von Europa mit den einzelnen Beobachtungen an andern Orten verglich, und ſo über die ganze nördliche Erde gleich warme (iſotherme) Linien zog, die ein überraſchendes Geſetz entdecken ließen. Es bilden nämlich die gleich warmen Erdſtriche unter gleichem Breitengrade, alſo in gleicher Entfernung vom Aequator, parallel miteinander fortgehende Linien, die, je mehr ſie ſich vom Aequator entfernen, ſich deſto mehr krümmen, und zwar ſo, daß dieſe Krümmung die größere Kälte im öſtlichen Aſien und zwiſchen Aſien und Nordamerika mehr nach Norden hinweiſt;

über Europa hinaus aber noch einmal und zwar ohne Vergleich höher gegen Norden hinauf, ſo daß dieſe Linien eine doppelte Convexität erhalten, eine geringere nach Norden gekehrte im öſtlichen Aſien und zwiſchen dieſen Welttheil und Nordamerika, und eine größere über Europa, eben ſo eine doppelte gegen Norden gekehrte Concavität, eine in Nordamerika, und eine im Innern von Aſien. Um dieſes durch einen größern Ueberblick zu überſchauen, muß man erwägen, daß die ganze Erde mit einer immerwährenden Winterdecke umgeben iſt, die da anfängt, wo in einer beſtimmten Höhe die ſogenannte Schneegrenze gefunden wird. Wenn die Erde nicht eine vollkommene Kugel iſt, ſondern etwas gegen die Pole eingedrückt, ſo daß der Durchmeſſer des Aequators um etwas größer iſt, als der Durchmeſſer der Pole, ſo gilt dieſes von der innern Fläche der durch die ewige Schneegrenze bezeichneten Kugel, die man ſich in der Atmoſphäre denken kann, noch in viel größerm Grade. Denn unter dem Aequator iſt die Schneegrenze am höchſten in der Atmoſphäre hinaufgedrängt, man muß dort am höchſten in das hohe Gebirg hinaufſteigen, ehe man die Schneegrenze erreicht; gegen die Pole aber ſenkt ſie ſich immer mehr, und erreicht noch vor den Polen das Niveau des Meers; dann dringt ſie bis zu einer beſtimmten Tiefe unter die Oberfläche des Meers und des niedrigſten feſten Landes hinein, und durchſchneidet dieſe Oberfläche, ſo daß der Polardurchmeſſer der ewigen Wintergrenze viel kürzer, der Aequatorialdurchmeſſer aber viel länger, als beide der Erde iſt. Gegen Süden, wo die Oberfläche der Erde, faſt ohne Land, mehr ausgedehnt erſcheint, neigt ſich die Schneegrenze ſtärker, erreicht die Oberfläche des Meers ſchneller, und ſo tritt der Ausdehnung der Erde eine verhältnißmäßig größere Zuſammenziehung von oben herab entgegen; gegen Norden, wo das feſte Land überwiegend hingedrängt iſt, die Oberfläche alſo mehr zuſammengezogen erſcheint, neigt ſich die Schneegrenze weniger, und alſo tritt der größern Zuſammenziehung eine verhältnißmäßig größere Ausdehnung von oben herab entgegen. Aber hierbei findet, wenigſtens auf der nördlichen Hälfte der Erde, ein merkwürdiges Verhältniß ſtatt. Die Schneegrenze ſenkt ſich nämlich nicht gleichförmig unter allen Breitegraden gegen Norden, vielmehr im öſtlichen Aſien und zwiſchen dieſem Welttheil und Nordamerika weniger, und bedeutend weniger über Europa, zweimal aber, über Nordamerika und über Aſien, ſtärker. Je ſtärker nun die Schneegrenze ſich ſenkt, deſto geringer iſt die beſtändige mittlere Temperatur einer jeden Gegend, und dadurch entſtehen jene krumme Linien. Dieſe Linien können alſo, wenn ſie als bekannt gegeben ſind, dazu dienen, die Höhe der Schneelinie für eine beſtimmte Gegend auszumitteln, und eben ſo umgekehrt kann man aus der bekannten Höhe der Schneegrenze auf die beſtimmte Krümmung für eine gegebene Gegend ſchließen. Nun hat Wahlenberg die Gegenden in Lappland, im ſüdlichen Schweden, in der Schweiz und auf den höchſten Karpathen in dieſer Rückſicht unterſucht und die mittlere Temperatur einer jeden genau beſtimmten Höhe, ſo wie die davon abhängige Beſchaffenheit der Vegetation für dieſe Gegenden ausgemittelt. Unſer Gebirge ragt nun zwar nicht bis zur Schneegrenze, aber doch ziemlich bedeutend in die wahre Alpenregion hinein, und es iſt nicht allein für die allgemeine wiſſenſchaftliche Anſicht, ſondern auch in anderer, ſelbſt wirthſchaftlicher Rückſicht ſehr wichtig und intereſſant, das, was durch die genannten verdienten Männer in großen

Umriſſen entworfen iſt, recht genau und bis ins Einzelne mit einer Gegend auszuführen. Schleſien ladet zu einer ſolchen Unterſuchung unwiderſtehlich ein; denn faſt vom ſüdlichen Thor der Hauptſtadt, in welcher eine Univerſität iſt, und mit dieſer mancherlei Hülfsmittel, fängt die Gegend an ſich allmälich zu erheben, bis zu der höchſten Höhe im Gebirge.

Das erſte Haupterforderniß wäre ein vollſtändiges barometriſches Nivellement, welches, von Breslaus Thoren anfangend, ſich fächerförmig in die Höhe erſtreckte, einerſeits bis über den Altvater hinaus, andererſeits bis in die Lauſitz hinein. Nun fehlt es uns zwar nicht an Barometer-Meſſungen, wir beſitzen vielmehr ſo viele, wie kaum eine andere Gebirgsgegend. Die Darſtellung der Höhen von dem Herrn Oberbergrath v. Charpentier iſt ſehr ſchätzbar und verſchafft zu gleicher Zeit einen leichten Ueberblick über die geognoſtiſchen Verhältniſſe des Gebirges, wie über das Nivellement der Flüſſe, welches zur Verbreitung der allgemeinen Kunde von unſerm Gebirge, alſo auch zur Erweckung der Aufmerkſamkeit weſentlich wichtig und nothwendig iſt. Vor mir liegt ein Verzeichniß von nicht weniger, als 229 barometriſchen Vermeſſungen, und Herr Profeſſor Jungnitz iſt im Beſitz eines noch weit zahlreichern. Vorzüglich muß ich, nach den eigenen Erfahrungen, die ich anzuſtellen Gelegenheit hatte, die Meſſungen des Herrn Prof. Jungnitz als ſehr genau erwähnen, und eine Höhenmeſſung der Rieſenkuppe, die ich im Herbſt 1818 in Gegenwart Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen anzuſtellen Gelegenheit hatte, ſtimmt, bis 18—20 Fuß mit der Höhe, die Prof. Jungnitz als 4969 Par. Fuß für das mittlere Reſultat mehrer Meſſungen fand. Aber, was wir hier wünſchen, erſtreckt ſich weiter. Bei dem barometriſchen

Nivellement, wenn es bis in das größte Detail ſicher ſeyn ſoll, kommt es vorzüglich darauf an, daß man an recht vielen, nicht zu weit von einander entfernten Orten völlig gleichzeitige, zuverläſſige Beobachtungen hat, die nicht blos einmal angeſtellt, ſondern eine Zeitlang zu beſtimmten Stunden des Tages wiederholt werden, und ſich dadurch wechſelſeitig controlliren. Es kann hier natürlicherweiſe nur die Rede ſeyn von der äußern Möglichkeit einer ſolchen Unternehmung. Wenn ich nun aber bedenke, daß ſehr viele von den angeſehenen und gebildetern Bewohnern des Gebirges gewiß jetzt ſchon alle Tage das Barometer beobachten, daß dieſe, wenn ſie wiſſen, daß ſie zur Beförderung einer nützlichen Unternehmung mitwirken, mit Freuden dieſe flüchtige Beobachtung in eine gründliche verwandeln würden: darf ich dann nicht mit Grund hoffen, daß es uns nicht an zuverlaſſigen Beobachtern fehlen werde? Sollten unter dieſen nicht Viele ſeyn, die die Ausgabe für ein gutes Heberbarometer mit Vernier und attachirtem Thermometer nicht ſcheuen? Auf einigen Puncten müßten freilich ſolche, von welchen man genaue Beobachtungen erwarten könnte, mit Barometern, die durch einen patriotiſchen Verein zuſammengebracht würden, verſehen werden. Der Gang aller dieſer Barometer mit denen des Herrn Profeſſor Jungnitz und meinen hier in der Stadt müßte ſorgfältig verglichen werden; die Beobachtungen müßten eine jede Veränderung, oder Störung in dem regelmäßigen Gang ſogleich anzeigen. Herr Profeſſor Jungnitz, wie ich, werden ſich eine Freude daraus machen, den freundlichen Theilnehmern einen vollſtändigen Unterricht in der Art der Beobachtung, die ſo wenig Mühe und Anſtrengung koſtet, zu ertheilen. Außer den ruhig in Städten und einigen Dörfern des Gebirges hangenden Barometern müßten einige da ſeyn, die benutzt würden, wenn die Beobachter Höhen in der Nähe beſtiegen, ſo daß der Stand des Barometers auf den Höhen mit den gleichzeitigen in den Wohnungen verglichen werden könnte. Dürfen wir nicht hoffen, daß, wenn eine ſolche Unternehmung erſt im Gange iſt, das Oberbergamt ſie auf jede Weiſe auch von ſeiner Seite befördern würde? Die Berichte über die ſämmtlichen Beobachtungen vereinigten ſich nun hier; wir dürften auch nicht müſſig ſeyn, vielmehr wäre es unſere Pflicht, hier und da eigene Beobachtungen in dem Gebirge anzuſtellen, alle aber unter ſich würden ſich wechſelſeitig controlliren, und binnen kurzer Zeit würden wir im Beſitz eines barometriſchen Nivellements des Gebirges ſeyn, welches nichts zu wünſchen übrig ließe. Auch über den Fall der bedeutendern Flüſſe in Schleſien, nicht bloß im Allgemeinen, ſondern auch über den größern, oder geringern Fall in beſtimmten Erſtreckungen des Laufes, würden dieſe Beobachtungen wünſchenswerthe Aufſchlüſſe verſchaffen.

Indem wir nun auf dieſe Weiſe immer klärer das Verhältniß aller Höhen zu einander überſchauen, muß mit dieſer Beſchäftigung zugleich die Unterſuchung der unveränderlichen Temperatur einer jeden genau bekannten Höhe, von welcher die Beſchaffenheit der Vegetation abhängt, verbunden werden. Die mittlere Temperatur eines jeden Tages findet man, nach Humboldt, mit ziemlicher Genauigkeit, wenn man die halbe Summe der größten Kälte, beim Sonnenaufgang, und der größten Hitze, um zwei Uhr Nachmittags, nimmt. Die Abweichung von der ſtrengen Mitte iſt kaum $\frac{1}{10}$°, und kann dieſe erſetzen. Er hat ferner gefunden, daß ſogar die einzige Zeit des Sonnenunterganges einen Wärmegrad giebt, der nur um einige Zehntheile abweicht von dem Reſultat, welches man auf die eben erwähnte Weiſe findet. Die bloße Beobachtung der Temperatur beim Sonnenuntergang würde alſo faſt hinreichen, die mittlere des Tages mit ziemlicher Genauigkeit zu beſtimmen. So hat er auch gefunden, daß die im October und April beobachtete Temperatur ziemlich genau, zuweilen mit einer Abweichung von 1° oder 2°, die mittlere des Jahres giebt. Um nun die conſtantere mittlere Größe für eine Gegend zu finden, müßte man mehrere Jahre mit einander vergleichen. Es giebt aber eine leichtere und mehr unmittelbare Art, die, in allem Wechſel unwandelbare, mittlere Temperatur einer beſtimmten Gegend in einer beſtimmten Höhe zu erfahren. Es iſt bekannt, daß tiefe Keller im Winter warm, im Sommer kalt ſind, welches daher rührt, daß ſie an den Veränderungen der Temperatur weniger theilnehmen. Aber am wichtigſten ſind in dieſer Rückſicht die Quellen; freilich nicht jede Quelle, ſondern nur diejenigen, die aus bedeutender Tiefe, oder aus dem Innerſten des Gebirges hervorquillen; dieſe, die im Sommer eine bedeutende Kälte zeigen, im Winter aber, ſelbſt bei der heftigſten Kälte, nicht frieren, muß man beſonders beobachten. Reiſende entdecken ſolche Quellen nicht leicht, aber den umſichtigen Bewohnern ſind ſie gewöhnlich bekannt. Wenn man nun eine ſolche Quelle gefunden hat, deren Temperatur das ganze Jahr hindurch unverändert bleibt, oder ſich nur unbedeutend ändert, ſo muß man die Höhe der Stelle durch eine Barometermeſſung genau ausmitteln, und ſie zeigt dann die eigentliche conſtante mittlere, oder ſogenannte Erdtemperatur auf die ſicherſte Weiſe. Wenn eine ſolche Quelle auf einem entferntern, nicht leicht zugänglichen Puncte des Gebirges vorkommt, iſt es hinreichend, die

Temperatur derſelben im März, wenn die ganze Kälte des Winters auf ſie eingewirkt hat, nicht aber die Hitze des Sommers, und im September, wenn ſie der ganzen Hitze des Sommers, nicht aber der Kälte des Winters ausgeſetzt war, zu unterſuchen. Geben dieſe Beobachtungen einerlei, oder naheliegende Reſultate, dann iſt die Quelle von vorzüglicher Wichtigkeit. Man ſieht leicht ein, wie äußerſt intereſſant es iſt, alle Quellen der Art in dem Gebirge genau zu kennen, und ich erſuche einen Jeden, dem eine ſolche Quelle bekannt ſeyn ſollte, daß er mich, mit genauer Angabe der Oertlichkeit, davon gefälligſt unterrichte. Außer dem Barometer iſt alſo ein freies Thermometer, deſſen Stand ohnehin bei einer jeden Barometerbeobachtung bemerkt werden muß, einem jeden Beobachter nothwendig. Auch dieſes Thermometer müßte hier erſt unterſucht und atteſtiret werden, weil die käuflichen nicht ſelten nachläſſig verfertigt ſind. Freilich ſind ſolche Quellen die beſten Anzeiger der conſtanten mittlern Temperatur; da ſie ſich aber nicht allenthalben finden, darf man die täglichen und jährlichen vergleichenden Beobachtungen der Temperatur der Atmoſphäre nicht verſäumen.

Wenn man nun auf dieſe Weiſe mit der Höhe und mit der conſtanten mittlern Temperatur der Gegend genau bekannt iſt, beobachtet man die Pflanzen, die einer jeden Höhe zukommen. Es iſt für den Beobachter hierbei keinesweges nothwendig, daß er große botaniſche Kenntniſſe beſitze. Er braucht nur ſich 30—50 Arten, die eben am häufigſten vorkommen, zu merken und die botaniſchen Benennungen dieſer Pflanzen würde er hier, von den in Breslau wohnenden Botanikern, von dem Herrn Prof. Treviranus, dem Herrn Aſſeſſor Günther, oder Herrn Schummel leicht erfahren können. Und eben daher iſt mir auch das im Vorhergehenden vom Hrn. Prof. Treviranus gütigſt mitgetheilte Verzeichniß der vorzüglichſten, in den verſchiedenen Höhen vorkommenden Pflanzen ſo angenehm geweſen. Dieſe ihm bekannten Pflanzen verfolgt nun der genaue Beobachter, ſorgfältig nachſpürend, wo ſie, in geringerer Höhe, erſt einzeln, dann in Menge erſcheinen, wo ſie in größerer Höhe abnehmen und am Ende verſchwinden; und auf dieſe Weiſe erhält man eine genaue Einſicht von der jeder Höhe eigenthümlichen Vegetation.

Das Material aller dieſer Beobachtungen nun, kritiſch beleuchtet und in einem großen Bilde vereinigt, würde eine phyſikaliſche Topographie liefern, deren Wichtigkeit ſich jetzt ſchon beurtheilen läßt, obgleich wir mit Recht erwarten können, daß ſie, wenn ſie erſt da iſt, uns mancherlei Vortheile gewähren würde, an welche wir jetzt nicht einmal denken. Denn das iſt das Lohnende einer jeden gründlichen Unterſuchung der Natur, daß ſie immer weiter führt, und auf jedem Schritt verborgene Schätze enthüllt, während die leeren Begriffe der Menſchen, mit großen Verſprechungen täuſchend, nicht ſelten uns immer verworrener und ärmer machen. Ich behauptete, daß die Unterſuchung auch wirthſchaftlich nützlich werden müßte. Und das iſt einleuchtend. Denn, wenn man erſt in einer Höhe, deren conſtante Temperatur bekannt iſt, Verſuche mit Getreidearten, Gemüſe, Baumfrüchten angeſtellt hat, ſo werden dieſe Verſuche, mit geringen Ausnahmen, die aus der Lage der Gegend gegen verſchiedene Winde u. ſ. w. entſpringen, für jede Höhe mit derſelben Temperatur gelten.

Ich geſtehe, daß es meine Abſicht iſt, zu verſuchen, ob ich eine hinreichende Anzahl, theils von den verehrten Mitgliedern der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur, theils von angeſehenen Bewohnern der Provinz, für dieſe Unternehmung gewinnen kann. Höchſt angenehm würde es mir ſeyn, wenn dieſer Aufſatz diejenigen, die ſich vorzüglich dafür intereſſiren möchten, bewegen könnte, ſich unmittelbar an mich zu wenden. Der anfangende freie Verein könnte dann, allmälich wachſend, wohl endlich zum Ziele gelangen.

Und hiermit ſchließe ich dieſen Aufſatz, wohl fühlend, wie lückenhaft er iſt, wie wenig er dem großen Umfang einer naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchung einer ganzen Provinz entſpricht, hoffend jedoch, daß das, was er anzuregen ſucht, nicht alles verhallen, ſondern hier und da fruchtbaren Boden finden werde.

Einige Höhenmeſſungen im Rieſengebirge.

Ein Nachtrag zu vorſtehendem Aufſatz.

Die Vorſchläge, mit welchen ich den vorſtehenden Aufſatz beſchließe, laſſen ſich freilich nicht ohne bedeutende Unterſtützung von mehrern Seiten ausführen. Bis jetzt konnte leider Nichts in dieſer Rückſicht geſchehen. Seitdem dieſer Aufſatz erſchien, iſt ein Verzeichniß der Höhenmeſſungen in den preußiſchen Staaten durch Herrn v. Hopfgarten, im Druck erſchienen. Es iſt beſonders reich an Höhenmeſſungen in Schleſien, und ein ähnliches Verzeichniß, welches ich ſchriftlich beſitze und auch oben erwähnte, iſt offenbar aus der nämlichen Quelle geſchöpft. Freilich iſt das Ganze ohne alle Kritik zuſammengetragen, und ſehr viele Meſſungen ſind, wie wir wiſſen, von der Art, daß ſie eine gründliche Reviſion erfordern. Die zuverläſſigſten ſcheinen die von Jungnitz und Lindner zu ſeyn.

Eine Herbſtreiſe in das Gebirge gab mir Gelegenheit einige Höhenmeſſungen anzuſtellen. Ich benutzte ein ſehr gutes Heberbarometer von Greiner in Berlin, und hatte es kurz vor der Reiſe von Neuem ausgekocht. Ich brachte es ohne irgend einen Unfall wieder zurück und ein Torricelliſches Barometer, welches in meiner Abweſenheit beobachtet wurde, zeigte nach meiner Zurückkunft ſehr genau daſſelbe Verhältniß, wie vor meiner Abreiſe. Nicht bloß dieſes zurückgelaſſene Barometer bot eine Gelegenheit zur Vergleichung dar, ſondern auch die äußerſt genauen und ſorgfältigen Barometerbeobachtungen von Jungnitz. Denn eine fortgeſetzte Vergleichung des Ganges meines Heberbarometers, mehrere Wochen lang, mit dem des Jungnitziſchen, hat mich von der völligen Uebereinſtimmung beider überzeugt, obgleich das Heberbarometer in meiner Wohnung etwas niedriger hängt.

Den 1ſten September 1820 um 1 Uhr zeigte das Barometer auf der Rieſenkoppe 23, 4, 5., das attachirte Thermometer + 6, das freie + 5. In Breslau zeigte das Barometer in der nämlichen Stunde 27, 11, 0, das attachirte Th. + 17, das freie + 16, 2. Dieſes giebt, nach Benzenbergs Methode berechnet, 4958 par. Fuß, nach D'Aubuiſſon's Formel $z = 56372,4 : \left\{ \left[1 + 0,0025 (t + t') \right] \left(\log. H - \log. h \left[1 + \frac{T - T'}{4330} \right) \right] \right\}$, 4956,93 par. Fuß, endlich nach Laplace's Formel, wenn man ſeinen ſpätern (nach Ramonds Beobachtungen von 17972, 1, bis auf 18393) vergrößerten Coefficienten benutzt, 4982, 7 par. Fuß. Dieſe bedeutende Differenz rühret, nach Brandes, vorzüglich daher, daß Laplace's Correction des Coefficienten durch $\frac{1}{250}$ für jeden Wärmegrad zu klein ſeyn möchte. Ueberhaupt ſcheint die Beſtimmung der Größe des Coefficienten und ſeine Correction noch immer nicht von aller Willkürlichkeit befreiet zu ſeyn. Weniger bedeutend iſt, bei dem Schwanken der Formeln die Correction für die verminderte Ausdehnung der Queckſilberſäule des Barometers, die nur dann einen bemerkbaren Einfluß zeigen wird, wenn der beobachtete Barometerſtand in heiſſen Sommertagen innerhalb der Schneelinie ſtatt fand; bei mächtigen Höhen aber, wie unſere, und bei Differenz der Temperatur am niedrigſten und höchſten Ort von 10—12°, faſt ohne Schaden vernachläſſigt werden kann.

Wie es ſich nun auch hiermit verhalten mag, und wenn auch die herrſchenden Formeln einiger Verbeſſerung bedürfen, ſo zeigen doch meine Beobachtungen, für deren Genauigkeit ich halten darf, eine überraſchende Uebereinſtimmung mit Lindners. Denn funfzig Beobachtungen gaben ihm, bei der Anwendung der Benzenbergſchen Methode, eine Höhe von 4955 par. Fuß (826,83 Toiſen, 1609,30 Meter), die alſo als die ſicherſte angenommen werden kann, wenn Breslau's Höhe, nach Jungnitzen's vielfältigen Beobachtungen, gleich 400 Fuß geſetzt wird. Dieſe Höhe der Rieſenkoppe ſuchte ich auch dadurch noch feſter zu beſtimmen, daß ich die Höhe meiner Wohnung in Schmiedeberg durch Beobachtungen, die vierzehn Tage hindurch fortgeſetzt wurden, ſo genau wie möglich auszumitteln ſuchte. Die Differenz der Barometerhöhen hier und in Breslau blieb ſehr beſtändig und zeigte ſehr wenige Abweichungen. Eine dieſer Beobachtungen, die unter 56 Beobachtungen mit 42 in Breslau die nämliche Differenz zeigte, war folgende:

Schmiedeberg den 26. Aug. um 7 Uhr Morgens 26, 9, 1., attachirtes Therm. 15, freies 12, 4.

Breslau den 26. Aug. um 7 Uhr Morgens 27, 8, 5., attachirtes Therm. 17, 8, freies 15, 1.

Dieſes giebt, nach D'Aubuiſſon's Formel für meine Wohnung 1328 par. Fuß.

Ich darf an der Zuverläſſigkeit dieſer Beobachtungen, die völlige Richtigkeit der Formel zugeſtanden, nicht zweifeln. Zwar iſt dieſe Höhe von Schmiedeberg geringer, als gewöhnlich; aber meine Wohnung lag auch bedeutend niedriger, als der Gaſthof zum ſchwarzen Roß, der den gewöhnlichen Standpunct für die frühern Meſſungen abgab. Dennoch dürfte Lindners Angabe (1599 F.), etwas zu hoch ſeyn.

Graf Geßlers Barometer ſtand um 1 Uhr den 1ſten September auf 26, 10, die beobachtete Wärme in Schmiedeberg war + 15. Ein attachirtes Thermometer fehlte. Die conſtante Differenz zwiſchen unſern Barometern war $\frac{5}{10}$ L. Der Barometerſtand in Schmiedeberg alſo, bei einer Höhe von 1328 F. zu 26, 10, 5, der auf der Rieſenkoppe zu 23, 4, 5, mit einer Differenz der Temperatur = + 10, giebt die Höhe der Koppe über Schmiedeberg = 3627 F., welche mit 1328 genau 4955 F. giebt. Eine Uebereinſtimmung, die mich überraſcht hat!

Ich habe dieſe Höhenbeſtimmung etwas weitläufig dargeſtellt, weil es mir wichtig dünkt, den höchſten Punct als den feſten, für die Vergleichung, mit Sicherheit zu fixiren.

Da ich nun glaube, daß ich mich auf meine Beobachtungen verlaſſen darf, ſo wird man meiner Beſtimmung der eigentlichen Alpenregion des Rieſengebirges wahrſcheinlich einiges Zutrauen ſchenken. Die Grenze zwiſchen der Berg- und ſubalpiniſchen Region läßt ſich durch Meſſungen nicht ſo leicht beſtimmen; ſie ſchwankt zwiſchen 200 – 300 Fuß; dahingegen iſt die Grenze der Alpenregion des Rieſengebirges durch das Knieholz (Pinus pumilio) ſo ausgezeichnet, höchſt beſtimmt, weil in der größern Höhe des Gebirges der Einfluß der Thäler geringer iſt, und faſt ganz wegfällt. Meine Meſſung fand auf einem durchaus freien Abhang gegen Oſten, auf der ſchwarzen Koppe ſtatt. Wenige Fuß unterhalb war keine Spur von Krummholz, man fand nur — zwar niedriges — Nadelholz; auf dem Standpunct der Meſſung war dieſes faſt ganz verſchwunden, kaum hier und da einzeln wahrzunehmen.

Knieholzgrenze. Schwarze Koppe 12 Uhr den 1. September 24, 4, 4, attach. Therm. 11, freies 9.

Breslau um 11 Uhr 27, 11, 4, um 1 Uhr 27, 11, 0. Das Barometer ſank von 9 Uhr M. bis 3 Uhr NM. von zwei zu zwei Stunden, um 0, 1, 0, 4, 0, 7. Ich nehme für 11 Uhr 27, 11, 2 an, attach. Therm. + 17, 2, freies 16. Dieſes giebt 3893 par. Fuß. Nach **Wahlenberg** iſt die Knieholzgrenze in den Karpathen 4200 Fuß hoch, alſo ohngefähr 300 Fuß höher. Eine wirkliche Schneegrenze würde aber bei uns dieſe Grenze niedriger ſtellen. Vergleichen wir nun dieſe ſo beſtimmte Grenze der Alpenregion mit den ähnlichen Grenzen in andern Gebirgen, ſo mag es wohl gelingen zu zeigen, wie hoch das Rieſengebirge ſeyn müßte, um die Grenze der Schneelinie zu erreichen. In dem kaukaſiſchen Gebirge ſehen wir die entſchiedene Alpenregion, mit der Knieholzregion bei uns vergleichbar, bei der obern Grenze von Sorbus aucuparia und Salix caprea, in einer Höhe von 7500 Fuß. Die Schneelinie fängt aber mit 9900 Fuß (1650 Toiſen) an. Die hier bezeichnete Alpenregion nimmt alſo (in 42° — 43° nördl. Br.), eine Höhe von 2400 Fuß. Die obere Grenze von Pinus picea, in einer Höhe von 6000 Fuß, mag die nämliche Grenze für die Pyrenäen abgeben. Hier fängt die Schneelinie 8400 Fuß (1400 T.) an, und die Höhe der höchſten Alpenregion iſt abermals, unter faſt demſelben Breitegrad, 2400 Fuß. In den Schweizer-Alpen ſoll die obere Grenze von Pinus abies, in einer Höhe von 5520 Fuß angenommen werden. Die Schneelinie fängt hier (bei 45¾° — 46½° nördl. Br.), mit 8220 Fuß (1370 T.) an und die Höhe der bezeichneten Region beträgt 2700 Fuß. Nehmen wir in Lappland (67° — 70°) die Grenze von Pinus sylvestris bei 900 Fuß an, und vergleichen ſie mit der Schneegrenze bei 3300 Fuß (550 T.), ſo haben wir auch hier eine Höhe der höchſten Alpenregion von 2400 Fuß. Wir können nicht leugnen, daß dieſe Beſtimmungen etwas Willkürliches haben; doch glauben wir uns nicht ſehr zu irren, wenn wir ein ähnliches Verhältniß hier feſtſetzen und annehmen, daß die Schneelinie etwa bei 7000 par. Fuß in unſerer Gegend anfangen würde, die Rieſenkoppe alſo 1340 Fuß höher ſeyn müßte, um ſie zu erreichen; wobei wir nicht vergeſſen dürfen, daß eine beträchtliche Höhe jenſeit dieſer Linie, ſie ſelber, ſo wie die Knieholzgrenze, wenn ſie dann doch in ihrer Eigenthümlichkeit da wäre, niedriger drücken würde. Ueberhaupt rührt die große Beſtimmtheit der Knieholzgrenze wol eben daher, daß ſie bei uns die Stelle der Schneegrenze vertritt.

Was iſt in neueren Zeiten für die Phyſik des Kaukaſiſchen Gebirges geſchehen?

Nicht in geſchichtlicher Rückſicht allein, auch in naturwiſſenſchaftlicher, iſt das kaukaſiſche Gebirge intereſſant, und in mancher Beziehung räthſelhaft. Sein hoher Gebirgsrücken zieht ſich von Oſten nach Weſten, hier durch das caſpiſche Meer, dort durch das ſchwarze begrenzt und dadurch von allen übrigen iſolirt. Seine ſüdlichen Fortſetzungen ſtemmen ſich gegen das araratiſche Gebirge, ſeine nördlichen verlaufen ſich in die weitgedehnten Steppen des ſüdlichen Rußlands, und auf dieſe Weiſe ſind die großen Umriſſe äußerſt genau gezogen; die Unterſuchung hat, wie das Gebirge, ihre beſtimmte Grenzen, und nur die ſüdlichen Grenzen locken zu einer Unterſuchung des benachbarten Gebirges. Was vorzüglich in geognoſtiſcher Rückſicht Gegenſtand der Unterſuchung ſeyn mußte, war

1) Jene merkwürdige Ebene am nördlichen Fuß des Gebirges, die alte Verbindung des ſchwarzen und caſpiſchen Meeres.

2) Die Structur des Urgebirges, ſein Verhältniß gegen die jüngern Gebilde in Norden und Süden, in Oſten und Weſten.

3) Die genaue Unterſuchung der ſüdlichen Flöze in Georgien, im Lande der Lesgier, in Dageſtan, Schirwan, mit ihrem räthſelhaften Reichthum an bituminöſen Subſtanzen, mit ihren Naphthaquellen und Entwickelungen von ſchwerem brennbaren Gas, und die für die Phyſik wichtigen Erſcheinungen, die ſie begleiten.

4) Das Verhältniß der mehr ſüdweſtlichen kaukaſiſchen Vorgebirge zu den araratiſchen.

Die nördlichen Steppen ſind, vorzüglich durch — Pallas (Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reichs 3. Theil S. 569 ff., und Bemerkungen auf einer Reiſe in die ſüdlichen Statthalterſchaften des ruſſ. R. 2. Th. S. 172.) Gegenſtand der Aufmerkſamkeit aller europäiſchen Geognoſten geworden; dennoch war noch manches beſſer zu beſtimmen, vor allem das Niveau des caſpiſchen und ſchwarzen Meers. Die übrigen Unterſuchungen waren kaum angedeutet. Wenige Regierungen haben die phyſiſche Beſchaffenheit ihrer Länder ſo ſehr zum Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit gemacht, wie die ruſſiſche. Aber ſo viel man uns auch von den altaiſchen, uraliſchen, kaukaſiſchen Gebirgen erzählte, ſo haben wir dennoch von ihrer eigentlichen geographiſchen Structur nur einen höchſt unvollſtändigen Begriff. Unter den vielen von der Regierung beſoldeten Reiſenden war kein einziger Geognoſt. Gebirge, deren Metallreichthum Tauſende beſchäftigt, ſind noch immer für die Wiſſenſchaften verſchloſſen. Was hätte geſchehen können, wenn Hermann ein ſo guter Geognoſt geweſen wäre, als praktiſcher Bergmann? Pallas ein ſo ausgezeichneter Gebirgsforſcher, als Zoolog? Das kaukaſiſche Gebirg hat in dieſer Rückſicht das Schickſal der übrigen getheilt. Nicht bloß der unzuverläſſige Reineggs war ganz von allen geognoſtiſchen Kenntniſſen entblößt; wir müſſen daſſelbe Urtheil über Gmelin, Güldenſtädt, Klaproth, die auf Unkoſten der Regierung reiſeten, ausſprechen. Alles beſchränkte ſich auf eine höchſt dürftige Unterſcheidung von hohen Schneealpen, die granitiſch ſeyn ſollten, von Schiefergebirg, in welchem allerlei jaſpidiſches, hornfelſiges, baſaltiſches Geſtein, oder wie man die, theils offenbar falſchen, theils bis zur vollſtändigen Unkenntlichkeit unbeſtimmt bezeichneten Gebirgsarten nannte, eingelagert ſeyn ſollten; endlich von Kalk- und Sandſteinhaltigen Vorgebirgen. Von den Gegenden von Baku haben wir durch Reineggs und Biberſtein wenig mehr erfahren, als was wir ſchon ſeit mehr als hundert Jahren dem alten, aufmerkſamen Kämpfer verdanken. Von dem Verhältniß der georgiſchen und imeretiſchen Gebirge zu den araratiſchen wiſſen wir durchaus gar nichts. Wie groß auch Güldenſtädts Verdienſt um den Kaukaſus in anderer Rückſicht ſeyn mag, ſo ſind ſeine mineralogiſchen Verdienſte doch offenbar überſchätzt.

Es iſt unſere Abſicht, in dieſem Aufſatz zu zeigen, was zur Löſung der genannten Aufgaben und zur Einſicht in andere wichtige phyſikaliſche Erſcheinungen des Gebirges in neuern Zeiten geſchehen iſt.

Zuerſt von der großen nördlichen Ebene, in ſofern dieſe als gemeinſchaftliches Bette des ſchwarzen und caſpiſchen Meeres betrachtet werden muß. Der Umfang dieſer Gegend und die alten Ufer der vereinigten Meere ſind durch Pallas äußerſt genau beſtimmt. Das hohe Steppenufer zwiſchen Jaik und Wolga, zwiſchen dieſem Fluß und Don, welcher in der letzten Erſtreckung dem Manytſch folgt, bis er in den Don fällt, war das nördliche; das kaukaſiſche Vorgebirg bildete das ſüdliche Ufer. Die Natur dieſer Steppe, die ſalzigen Seen, die Schnecken des caſpiſchen Meeres, die ſich allenthalben finden, der Kuma, der ohne irgend einen Ausfluß in den Sand verläuft, bezeichnen ſie unzweifelbar als ſandigen Grund eines Meeres, von welchem ſie verlaſſen wurde. Dieſes hat Pallas über allen Zweifel erhoben. Auch der niedrigere Stand des caſpiſchen Meeres ward von ihm angenommen; als Beweis galt ihm der Fall des Don, der höher iſt, als der des Jaik; daher auch die ſteilen Ufer deſſelben, in den ſonſt ebenen Steppen (Reiſe. 3. S. 574). Aber Reineggs (1. S. 12.) behauptete den höhern Stand des caſpiſchen Meeres, und ſuchte ſeine Behauptung durch den langſamen Fall der Flüſſe zu beweiſen, die in das caſpiſche Meer fallen. Der Terek, ſagt er, hat einen ſehr langſamen Fall, der Kuma und Podkuma mannichfaltige Wendungen, ja der erſt genannte Fluß verläuft ſich öſtlich in den Sand, während Kuban und die übrigen weſtlichen Flüſſe einen viel ſchnelleren Lauf haben; ja mehrere zeigen noch immer die Neigung nach Weſten zu laufen. Zwar mußte des Pallas genauere Kenntniß der Gegend die Naturforſcher für ſeine Meinung gewinnen; indeſſen konnte ſie dennoch nur für eine Vermuthung gelten, und nur ein Nivellement vermochte zu entſcheiden. Dieſes, hier unternommen, wäre alſo, um eine höchſt wichtige Frage zu beantworten, für die Naturkunde des Erdkörpers von großem Intereſſe; es war aber auch, wegen der Natur der Gegend, der Art der Bevölkerung, der Unſicherheit, ſelbſt mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Dieſe Schwierigkeiten hat nun ein Liefländiſcher Edelmann (Hr. v. Engelhardt) in Verbindung mit dem Sohn des verdienten Phyſikers Parrot in Dorpat, überwunden (Reiſe in die Krym und den Kaukaſus.

Berlin 1814. Engelhardts und Parrots berometriſches Nivellement zwiſchen dem ſchwarzen und caſpiſchen Meer, im Kaukaſus und in der Krym, beſchrieben von Parrot, womit der zweite Theil der Reiſe anfängt). Ich gebe die Beurtheilung dieſes Nivellement, wie es mir von meinem Collegen, dem berühmten und geſchätzten Mathematiker Brandes, auf meine Bitte mitgetheilt ward, wörtlich.

„Die Frage, ob der Spiegel des ſchwarzen Meeres wirklich höher liege, als der des caſpiſchen Meeres, und wie viel dieſer Unterſchied betrage, bewog die Herrn E. und P., die Höhenunterſchiede für eine Reihe von Standpuncten, die in der Linie zwiſchen den Ufern beider Meere liegen, zu beſtimmen. Ihre Abſicht war, durch barometriſche Beobachtungen das Gefälle der Flüſſe Kuban und Tereck ſo viel möglich von Strecke zu Strecke zu beſtimmen, und endlich die merkwürdigſten Gebirgshöhen auszumeſſen. Um dieſes mit völliger Genauigkeit zu thun, ſollten die Standpuncte nicht zu entfernt von einander genommen, und der Höhenunterſchied zwiſchen jeden zwei einander nächſten Stationen durch genau gleichzeitige Barometerbeobachtungen aufgefunden werden. Dieſe Beſtimmung beſchloſſen ſie für jede zwei Stationen doppelt, nämlich auf der Hinreiſe und auf der Rückreiſe anzuſtellen, und außerdem ſollten mehrtägige, genau gleichzeitige Beobachtungen an den Ufern des ſchwarzen und caſpiſchen Meeres der aus jenen Arbeiten gefolgerten Höhenbeſtimmung zur Probe und zur Beſtätigung beigefügt werden. Das doppelte Nivellement der ganzen Linie zwiſchen beiden Meeren ward wirklich ausgeführt, und läßt über die Beantwortung jener Frage, welche die Höhe des caſpiſchen Meeres betrifft, keinen Zweifel übrig, ſo wie es überhaupt alle

Forderungen, die man bei ſo manchen örtlichen Hinderniſſen irgend aufſtellen kann, befriedigt. Freilich ließen ſich die Stationen nicht immer in ſo mäßigen und paſſenden Entfernungen nehmen, als die Verf. wol gewünſcht hatten; auch konnten ſie nicht immer den Ufern der beiden Flüſſe ſo nahe bleiben, als zur völligen Kenntniß ihres allmälichen Gefälles nöthig geweſen wäre: aber dennoch gelang die Hauptſache, nämlich die völlige gleichzeitige Beobachtung der Barometerſtände an jeden zwei nächſten Standpuncten, und folglich die Beſtimmung der Höhen dieſer ſämmtlichen Puncte; und dieſe Höhenbeſtimmung ward für dieſelben Puncte auf der Rückreiſe wiederholt. Die gleichzeitigen Beobachtungen an den Ufern beider Meere wurden vereitelt. Die Tage vom 10. bis zum 16. December waren zu dieſen, jede halbe Stunde anzuſtellenden Beobachtungen, beſtimmt, und Hr. P. reiſ'te deshalb am 24. November von Taman ab; aber Hinderniſſe, welche nicht vorauszuſehen waren, verzögerten ſeine Reiſe, ſo daß er erſt am 18. December in Kisliar am caſpiſchen Meere ankam, gerade an dem Tage, da Hr. E. ſeine Beobachtungen geſchloſſen hatte.

Hr. P. beſchreibt umſtändlich alle gebrauchten Inſtrumente, und die Uebereinſtimmung der Barometer untereinander ward mehrmals während der Beobachtung geprüft.

Die ganze nivellirte Strecke beträgt 990 Werſt, alſo faſt 150 Meilen, welche in 50 Stationen abgetheilt wurden. Das erſte Nivellement gab den Spiegel des caſpiſchen Meeres 54 Toiſen niedriger, als den des ſchwarzen Meeres. Das zweite Nivellement gab 47 Toiſen und auch die Vergleichung der am 19. Dec. in Taman, und am 20. Dec. am caſpiſchen Meere angeſtellten Beobachtung ſtimmte (obgleich ſich aus verſchiedenen Zuſammenſtellungen verſchiedene Höhen ergeben) gut genug hiermit überein.

Der höchſte im Kaukaſus beſtimmte Punct war auf dem Kasbek 2168 Toiſen hoch, etwa 230 Toiſen unter dem Gipfel, welchen Hr. P. in dem heftigſten Sturme nicht erreichen konnte. Dieſes Berges Höhe beträgt alſo 2400 Toiſen, und die Höhe der Schneegrenze an ihm 1647 Toiſen. Andere hier und in der Krym gemeſſene Höhen müſſen wir übergehen.

Die doppelte Höhenbeſtimmung der einzelnen Standpuncte giebt faſt überall ein ſehr gut übereinſtimmendes Reſultat. Zuweilen fanden ſich kleine Abweichungen, welche Hr. P. wol mit Recht örtlichen Ungleichheiten der Erwärmung der Luft zuſchreibt. Dagegen iſt die Beſtimmung der Höhenunterſchiede zwiſchen der 23. und 24. Station ſehr ungleich. Die erſte Meſſung, welche bei gutem und beſtändigem Wetter angeſtellt wurde, gab hier nur einen Unterſchied der Höhe = 2,05 Toiſen, und die zweite Meſſung dagegen gab 20,9 Toiſen. Die letztere Meſſung iſt wahrſcheinlich dadurch unrichtig geworden, daß gerade um die Zeit der Beobachtung das Barometer nach heftigem Regen zu ſteigen anfing, und vermuthlich an dem einen Ort früher, als an dem andern merklich geſtiegen war. Ob übrigens gerade, was Hr. P. meint, dieſes Steigen des Barometer ſich nach ſeines Vaters Theorie vorzüglich gut erklären laſſe, mag hier unerörtert bleiben.

Zur Berechnung der Höhen aus den beobachteten Barometerſtänden, bedienten ſich die Verf. der Formel von Laplace. Sie gebrauchten nämlich, ſtatt des von Laplace angegebenen Hauptcoefficienten, den, welchen **Ramond** bei ſeinen Meſſungen in den Pyrenäen am paſſendſten gefunden hat, und glaubten mit Recht, dann die Verbeſſerung wegen der geographiſchen Breite weglaſſen zu können, da die Pyrenäen nahe genug unter einerlei Breite mit dem Kaukaſus liegen. Sie änderten ferner die Correction wegen der Wärme ſo ab, wie es Gay-Luſſacs Verſuche über die Ausdehnung der Luft zu fordern ſchienen. Ob ſie hieran ganz Recht thaten, läßt ſich bezweifeln; denn es verdient unſtreitig bemerkt zu werden, daß Laplace den Faktor 0,00375 deßwegen in 0,004 verwandelt, weil dieſes ihm den Beobachtungen am beſten zu entſprechen ſchien; es verdiente alſo eine ſorgfältige Unterſuchung, ob nicht Umſtände einwirken (z. B. Feuchtigkeit), auf welche bei jenen Verſuchen nicht geſehen ward; und eben die Vermuthung, daß dieſes der Fall ſei, ſcheint Laplace beſtimmt zu haben, den Coefficienten barometriſchen Beobachtungen anpaſſend abzuändern. Endlich änderten ſie die Formel dadurch ab, daß ſie auf die Abnahme der Schwere in größern Höhen keine Rückſicht nahmen. Hiezu glaubten ſie ſich dadurch berechtigt, weil man nie die Attractionskraft der Berge ſelbſt hiebei berückſichtiget habe, und dadurch dieſe Verbeſſerung faſt um die Hälfte herabgeſetzt wurde. Es iſt allerdings wahr, daß die eigne anziehende Kraft der Berge bei Berechnung der Abnahme der Schwere nicht ſollte überſehen werden, wenigſtens dann nicht, wenn man Beobachtungen am Fuße einer ſehr ſteilen und hohen Gebirgsmaſſe anſtellt; indeß wird doch nicht leicht der Unterſchied ſo viel betragen können, als hier aus Vergleichung der Pendelverſuche auf dem Pichincha gefolgert wird. Um dieſen Einfluß der anziehenden Gebirgsmaſſe ungefähr zu ſchätzen, wollen wir uns auf der genau kugelförmigen Erde einen koniſchen Berg denken, deſſen Höhe gleich dem Halbmeſſer der Baſis = a ſei, der

Halbmeſſer der Erde $= r$. Nach der gewöhnlichen Regel würde man hier am Fuße des Berges die Schwerkraft $4 = \frac{4}{3}\pi r$, an ſeiner Spitze $= \frac{\frac{4}{3}\pi r^3}{(r+a)^2} = \frac{4}{3}\pi r - \frac{8}{3}\pi a$ ſetzen, weil höhere Potenzen von a, als unbedeutend wegbleiben können. Des Berges Maſſe iſt $= \frac{1}{3}\pi 2^3$ und ihr Schwerpunkt iſt von dem Beobachter um $\frac{1}{4} a \sqrt{17}$ entfernt, wenn er am Fuße des Berges; um $\frac{3}{4} a$, wenn er auf dem Gipfel ſteht. Aber, wenn man ſich an dem Fuße des Berges befindet, ſo wirkt nicht die ganze Attractionskraft des Berges $= \frac{16}{3.\ 17}\pi a$, um die Schwere zu vermindern, ſondern nur ihr bei der Zerlegung vertical aufwärts wirkender Theil $= \frac{16}{3.\ 17.\ \sqrt{17}}\pi a$. Am Fuße iſt alſo die Schnellkraft $= \frac{4}{3}\pi r - \frac{16}{51,\ \sqrt{17}}\pi a$, an der Spitze $= \frac{4}{3}\pi r - \frac{8}{3}\pi a + \frac{16}{27}\pi a$, alſo die Abnahme der Schwerkraft $= \frac{56}{27}\pi a - \frac{16}{51.\ \sqrt{17}}\pi a$, wofür ich nahe genug $\frac{7}{8}\pi a$ ſetzen kann. Bei einem ſolchen Berge betrüge alſo dennoch die Abnahme der Schwere immer noch ſieben Achtel deſſen, was man gewöhnlich zu rechnen pflegt, und da es wol eben nicht viele Berge geben mag, deren Abhang im Ganzen viel mehr als 45 Grade betrüge, ſo möchte dieſe Rechnung wol ſelten die Abnahme der Schwere zu groß angeben. Hr. P. fügt ſeinen Betrachtungen über dieſen Gegenſtand noch die Rückſicht auf die durch die Attraction des Berges veränderte Verdichtung der Luft bei; aber ſchwerlich möchte ſich darüber ſo kurz und ohne eine ſtrenge theoretiſche Unterſuchung urtheilen laſſen; daher es wol beſſer geweſen wäre, dieſe Bemerkungen, als unſicher, gänzlich zu unterdrücken.“

Aus dieſer ſtrengen und gerechten Beurtheilung des Nivellement geht nun der bedeutend niedrigere Stand des caſpiſchen Meeres auf eine entſchiedene Weiſe hervor; die kleinen Fehler, die bei dem Gebrauch ſolcher Correctionen, deren Werth noch nicht allgemein anerkannt wird, oder beſtritten werden kann, entſtehen könnten, ſind für die allgemeine Beantwortung der vorliegenden Frage unbedeutend, und ihre Unterſuchung hat mehr ein Intereſſe für barometriſche Meſſungen überhaupt, als für den gegenwärtigen Fall. Zwar iſt es zu bedauern, daß es den Reiſenden nicht gelang, gleichzeitige Beobachtungen an den Ufern des caſpiſchen und ſchwarzen Meeres anzuſtellen; aber theils müſſen wir die Treue und Wahrheit der Darſtellung, welche hier, wie aus der ganzen Reiſe hervorleuchtet, und die (obgleich die gerechteſte Forderung an einen jeden Reiſenden) ſo ſelten iſt, rühmend hervorheben, um ſo mehr, da eben über den Kaukaſus die ſchwankenden und unzuverläßigen Nachrichten ſo häufig waren: theils geht aus der Vergleichung aller Beobachtungen auf das unwiderſprechlichſte hervor, daß, wenn eine Ungewißheit der Beſtimmung, die etwa zwiſchen 44 und 56 auch ſchwanken mag, zugegeben wird, wir die äußerſten Grenzen deſſelben gewiß anerkannt haben. Wir haben alſo als eine wichtige Thatſache über die Beſchaffenheit dieſer Gegend Folgendes gewonnen:

1) Das caſpiſche und ſchwarze Meer hatten urſprünglich einen gleichen Waſſerſpiegel, deſſen Höhe und Grenzen S. 250. 1r Th. genauer beſtimmt worden, und bei dem allgemeinen Sinken des Meeres zogen ſich beide Meere zurück, ließen die Ebene unbedeckt und bildeten jene ſalzige Seen, beſtimmten die Form des Ausfluſſes der Flüſſe Jaik, Wolga, Don, und die Richtung des Manytſch im Norden, die Richtung der Flüſſe Kuban und Tereck im Süden, und trennten den Ausfluß des Kuma vom Meer, ſo daß er ſich in den Sand der vom Waſſer verlaſſenen Steppe verlieren muß.

2) Wirkten aber auf das Sinken des caſpiſchen Meeres, wahrſcheinlich ſpäter, vielleicht noch andere Umſtände. Obgleich die wahrſcheinlich vulkaniſche Beſchaffenheit des weſtlichen Ufers des caſpiſchen Meeres verbunden mit den (a. a. O. S. 260) angeführten frühern Erfahrungen über Erhebungen in dieſem Meer, die wieder verſchwunden ſind, auf eine Beweglichkeit des Meeresgrundes ſchließen läßt: ſo müßten wir dennoch über die Gegend ſelbſt mehr Erfahrungen beſitzen, vor allem das, uns bis jetzt in naturwiſſenſchaftlicher Rückſicht ganz unbekannte öſtliche Ufer kennen; ja eine Vergleichung mit dem Aralſee wäre nothwendig, um im allgemeinern Sinne etwas Entſcheidendes beſtimmen zu können. Aber die genannten Thatſachen ſind, von jetzt an, auf immer für die Erdkunde gewonnen.

Wir wenden uns zu der zweiten Unterſuchung über die Structur des Urgebirges und ſein Verhältniß in den jüngern Gebilden. Und auch hier verdanken wir dem Hrn. von E. die erſte geognoſtiſche Unterſuchung, wie man ſie von einem in der ſtrengen Freiberger Schule gebildeten Mineralogen erwarten konnte. Zwar iſt diejenige Gegend, die er unterſucht hat, in Vergleichung mit dem Umfang des Gebirges, unbedeutend, und erſtreckt ſich nur über die Gebirgsäſte des Terekthals; aber da wir von dieſem Gebirge bis jetzt gar nichts wußten, als das ganz Allgemeinſte, welches zu nichts führt, ſo muß uns das Mitgetheilte um ſo wichtiger ſcheinen, da der Durchſchnitt bis zu dem höchſten Punct — bei Kasbek — und über ihn heraus, in einem ſehr eng und ſchroff durchſchnittenen Thal uns allerdings Anſchlüſſe über die herrſchende Structur geben kann. Was er gefunden, iſt eine mächtige Urthon-Schiefer-Formation, in welcher oben bei Kobi und Abana dichter ſchwarzer Urkalkſtein, dann, in mehrfachem Wechſel mit dem Thonſchiefer, ein bald braunrother, bald lavendel- oder blaugrauer, bald ſchwärzlich brauner und ſchwarzer Porphyr mit glaſigem Feldſpath, einem unbeſtimmbaren grünen Foſſil, wenig braunem Glimmer, gleichförmig gelagert vorkommt. E. geſteht, daß ſeine Unterſuchungen über die Lagerungsverhältniſſe des Porphyrs, wegen der Unregelmäßigkeit in der Schichtung des Thonſchiefers, wegen der Zertrümmerung der Thalgehänge, und wegen mehrerer neuer Bildungen (Conglomerate), die ſich abgeſetzt haben, ſehr ſchwierig waren, und ihm ſelber nicht genügten. Indeſſen läßt eine genaue Erwägung der ganzen daſigen Lagerungsverhältniſſe und die Analogie mit ähnlichen Formationen kaum an der gleichförmigen Lagerung zweifeln. Dieſer Porphyr, ſo mannichfaltig geſtaltet, tritt überaus mächtig hervor, bildet große Felſen; und der hohe Schneegipfel Kasbeks (Kasbekkaia Gora der Ruſſen, Mzinwari der Georgier, Zeriſti-zub der Oſſeten. Klaproths Reiſe 2 S. 240.) beſteht aus Porphyr. Seine öfters ſchwarze Farbe, bedeutende Härte und das ſeltnere Vorkommen des eingeſprengten glaſigen Feldſpathes, die ſäulenförmige Abſonderung, haben **Reineggs** und nach ihm **Klaproth** verleitet, ihn für den Baſalt zu halten, wodurch wol ein jeder Mineralog ein ganz falſches Bild von der Natur der im Kaukaſus herrſchenden Gebilde erhalten mußte. Ja aus den bekannten Abbildungen bei **Reineggs** mußte man glauben, daß dieſer ſogenannte Baſalt, bei Kobi und Stepan Zminda faſt eben ſo auffallend ſäulenförmig abgeſondert vorkäme, wie beim Rieſendamm in Irland, oder wenigſtens, wie bei Stolpe; und **Klaproth** hat es beſtätigt. Nach E. iſt dieſes keinesweges der Fall, der Porphyr vielmehr an den genannten Orten nur undeutlich und meiſt unregelmäßig ſäulenförmig. Von abweichender Lagerung iſt aber gar keine Spur. — Auf dieſen Porphyr folgt, ebenfalls gleichförmig in den Urthonſchiefer gelagert und mit dieſem öfters abwechſelnd, dichter und porphyrartiger Grünſtein, Hornblendeſchiefer, ſchwarzes dichtes Trappgeſtein, dann Syenit-Granit, in ſchwachen Lagen mit dem Thonſchiefer wechſelnd, Thonſchiefer, Syenit-Granit in großen Maſſen. Auf den darauf wieder folgenden Thonſchiefer legt ſich ausgezeichneter Gneus mit viel Hornblendſchiefer; auf dieſen abermals Syenit-Granit, porphyrartiger Grünſtein. Thonſchiefer mit Grünſtein, und das letzte iſt dichter, grauer, brauner und ſchwarzer Kalkſtein, der meiſt Stinkſtein iſt, in einer bedeutenden Erſtreckung das nördliche Gehänge einnimmt, und bis an den Fuß des Gebirges fortdauert. Die übergreifend gelagerten Gebirgsarten ſind Conglomerate, porphyrartige, ſandſteinartige, ein, wie es ſcheint, merkwürdiges bimſteinartiges, welches genauer erforſcht zu werden verdient. Zu einer Zeit, in welcher jener mannichfaltige Wechſel, zuerſt durch **Raumers** Unterſuchungen in dem Erzgebirge, dann durch Buch, Hausmann und andere, wie gewiſſermaßen ſchon früher durch Ebel in der Schweiz, wenigſtens unter den Deutſchen, jetzt auch, da Jameſon ähnliche Verhältniſſe in Schottland entdeckte, von den engliſchen Geognoſten immer allgemeiner anerkannt wird, und an die Stelle der zu einſeitig angenommenen Folge von Granit, Gneus, Glimmerſchiefer und Thonſchiefer mit ihren Einlagerungen zu treten anfängt, iſt eine ſolche Beobachtung über die herrſchenden Gebilde eines mächtigen Gebirges dem Geognoſten um ſo wichtiger, da ſie von einem Forſcher herrührt, der in Verbindung mit Raumer dazu beitrug, dieſes Verhältniß zuerſt in dem Erzgebirge aufzudecken und auf deſſen Kenntniß man ſich, wie auf ſeine Wahrheitsliebe, verlaſſen darf. E. ſcheint zu glauben, daß dieſes Thonſchiefergebilde am ſüdlichen Abhang nicht ſtatt findet, daß vielmehr dort die georgiſchen Flözgebirge alle Urformation verdrängen. Obgleich ſie ſich kaum ſo deutlich, wie gegen Norden, mit ihren vielen wechſelnden Gliedern ausbreiten mag, ſo müſſen wir dennoch aus den Nachrichten von Reineggs und Güldenſtädt ſchließen, daß ſie nicht gänzlich verdrängt iſt. Der letztere fand bei Oni in Imerethien ganz das Geſtein von Kobi; Güldenſtädt wie Reineggs erwähnten am obern Rioni Hornſtein, der das ſchwarze Trappgebirge zu ſeyn ſcheint. Beide in Thonſchiefer. Gegen Oſten ſcheint ſich dieſe nämliche Formation noch lange fortzuſetzen. Gegen Weſten verhält ſich das um Elbrus gelagerte Gebirge, wie dieſer höchſte Gipfel des kaukaſiſchen Gebirges, anders. Alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß dort der Thonſchiefer, wenn auch nicht verſchwindet, doch zurückgedrängt wird. Sollte, wie E. meint, der graulich-weiße und blaß rothgraue Porphyr von Beſchkan mit kleinen nadelförmigen Kryſtallen baſaltiſcher Hornblende, Augit, glaſigem Feldſpathe, gemeiner Hornblende in Neſtern und wenigem, rauchgrauem Quarz, deſſen Maſſe unter der Lupe feinkörnig ſcheint, ſo wie der ähnliche, nur röthere, mit braunem. Glimmer ſtatt Hornblende und deutlicher kryſtalliſirte Augit vom Schlangenberg, der aus dem herrſchenden Muſchelkalk hervortritt, als Fortſetzungen des Elbrus anzuſehen ſeyn, dann möchte auch dieſes, wie das Uebergewicht des Urkalks, ein ganz anders modificirtes Gebilde vermuthen laſſen. Indeſſen können wir über die wahre geognoſtiſche Beſchaffenheit des weſtlichen Theils vom Kaukaſus auch nicht einmal aus dem Vorhandenen irgend eine nur einigermaßen zu begründende Vermuthung herausheben. Zwar behauptet Güldenſtädt, daß der Elbrus aus Granit beſtände; aber man weiß, wie unbeſtimmt ſolche Aeußerungen ſind. Es iſt in der That nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer hohe, mächtige Gipfel, wie der Kasbek — aus Porphyr, nur aus einem andern, beſteht. Aber ſehr iſt es zu bedauern, daß die raubenden und wilden Gebirgsbewohner dem Hrn. E. und P. nicht erlaubten, dieſes Gebirge zu unterſuchen. Das iſt nun alles, was ſich über die Structur des Urgebirges bis jetzt ausmitteln läßt. Die ſpeciellen Erzlagerungen zu unterſuchen, erlaubt die Unſicherheit der Gegend auch nicht, und auch von anderswoher iſt uns keine einzige Beobachtung bekannt, die irgend ein beſtimmtes Erzgebilde, oder ſeine Verhältniſſe erkennen ließe.

Was nun die dritte Unterſuchung über das ſüdliche kaukaſiſche Flözgebirge betrifft, welches in Mingrelien, Imerethien, Georgien ſich ausbreitet, das beſonders im lesgiſchen Gebirge nach Schirwan zu ſich über die Schneelinie erhebt, ſich in Schirwan ſelbſt verflächt und das kaukaſiſche Gebirg mit dem ſüdlichen araratiſchen verbindet, ſo können wir zwar aus neuen Unterſuchungen nichts Belehrendes über deſſen Beſchaffenheit herausheben; vielmehr iſt alles, was wir von **Reineggs**, **Güldenſtädt**, **Bieberſtein** und **Klaproth** erfahren, im höchſten Grade verworren, unbeſtimmt und ſchwankend; aber dennoch wagen wir eine Vermuthung, die künftige Unterſuchungen beſtätigen, oder widerlegen werden, und die, wie uns dünkt, ein großes Licht über die Beſchaffenheit dieſer Gegend zu verbreiten verſpricht, eine Vergleichung nämlich zwiſchen dem ſüdkaukaſiſchen und dem nunmehr von **Engelhardt** genau unterſuchten krymiſchen Flöz-, oder wenn man will, Uebergangsgebirge. Da wir uns hier nicht zu ſehr ausbreiten dürfen, ſo machen wir nur auf die Hauptſache aufmerkſam. Das krymiſche Gebirg, welches die Südſeite der Halbinſel einnimmt, erſtreckt ſich von der Südweſtſpitze derſelben nach N. O. bis Theodoſia; es verflächt ſich gegen Norden, und fällt ſchroff gegen das ſüdliche Ufer; es iſt aus Thonſchiefer (E. nennt dieſe Gebirgsart Schieferthon; aber eine ſolche Benennung, die hier, gegen allen herrſchenden geognoſtiſchen Sprachgebrauch, die Hauptgebirgsmaſſe einer weitläuftigen Gebirgsſtrecke bezeichnen ſollte, müßte wenigſtens durch eine genauere Beſtimmung der Beſchaffenheit bezeichnet werden, als die wir finden. Was ihn dazu bewogen, iſt wol theils ein hervorſtechender erdiger Bruch, theils das Vorkommen von Steinkohle), Trapp (dem Harzer Hornfels ähnlich), Grünſtein, Conglomerat und Kalkſtein, die häufig mit einander wechſeln, zuſammengeſetzt. Der Thonſchiefer iſt die herrſchende Gebirgsart; alle andere Gebirgsarten ſind in dieſer eingelägert (ein kreitenartiger Kalkſtein und der Muſchelkalkſtein ausgenommen, die ihn bedecken, ſo daß der letzte ſich über die flache Steppe verbreitet.) Die Südweſthälfte des Gebirges, durch die Thäler, welche den Tſchardyr-dagh von der Jailakette ſcheiden, von der Nordoſthälfte getrennt, unterſcheidet ſich von dieſer. Auf der Südſeite des Gebirges iſt in der Südweſthälfte viel Grünſtein und wenig Conglomerat, und in der Nordoſthälfte kein Grünſtein und ſehr große Maſſen von Conglomerat: dagegen fehlt dieſes auf dem nördlichen Abfall der Nordoſthälfte, und findet ſich auf dem ſüdweſtlichen (2. Th. S. 168.). Viele Abweichungen finden ſich, weil die Schichten nicht ununterbrochen fortgehen, ſondern ſich öfters einkeilen. Der Schieferthon geht in Trappſchiefer, in Grünſtein, ferner der Schieferthon in Sandſchiefer, dieſer in Conglomerat, das Conglomerat in Kalkſtein über. Oft iſt der Kalkſtein ſchiefrig mit dichtem, braunem Kalk. Schwefelkies findet man in dem Schieferthon, Thoneiſenſtein in dem Trapp, Steinkohlen hin und wieder im Sandſteinſchiefer und im Schieferthon, Glanzkohlen, bei Purthenit, in Grünſtein, Kalkſpath faſt in allen Schichten, in Neſtern, Adern in Grünſtein, ſtänglich in dichtem Kalkſtein, faſerig in Mergelkalkſtein, in dünnen Lagen in den Uebergängen von Schieferthon in Trapp. — Der Schieferthon enthält ferner ſalzige Efflorescenzen. Vergleichen wir nun dieſe genauere geognoſtiſche Beſchreibung des krymiſchen Gebirges — denn die frühere von Pallas könnte zu keinen ſicheren Reſultaten führen — mit den freilich ſehr dürftigen Berichten von Reinegg, Güldenſtädt, Klaproth und Biberſtein, von den ſüdkaukaſiſchen Flözen, ſo geht dennoch eine überraſchende Aehnlichkeit, ja faſt mit Gewißheit die Identität beider Formationen hervor. — Wir wollen die Nachrichten von den Gegenden betrachten, die ſich weder dem kaukaſiſchen, noch dem araratiſchen Gebirg zu ſehr nähern, weil das andere und ältere Gebilde zu leicht mit den eigentlichen Flözgebilden verwechſelt werden können. Nach den Berichten der genannten Naturforſcher beſtehen die Flöze in Mingrelien, Imerethien, Kartli, Kacheti, im kaukaſiſchen Gebirge und nach Schirwan hinein, aus Thonſchiefer, Kalk- und Sandſchiefer mit Conglomerat. Der Thonſchiefer kommt meiſt unter dem Kalk vor, der freilich in den Ebenen zwiſchen Juri und Alazani der kreideartige Kalkſtein (der auch in der Krym ſtets den Thonſchiefer bedeckt), zu ſeyn ſcheint; ſo wie derſelbe Fall am ſüdweſtlichen Ufer des caſpiſchen Meeres offenbar nach Biberſtein vorkommt: aber Reineggs, wie Güldenſtädt, haben auch Kalk unter Thonſchiefer gefunden. So ſagt Güldenſtädt (Reiſe nach Georgien und Imerethien. Klaproth S. 217) Von Nikortsminda in S. W. bis Songnuri ſteigt das Gebirge noch merklich an, und erſcheint ohne Thondecke als Kalkfelſen! Ferner: wo das Kalkgebirge an das Schiefergebürge grenzt, liegt (S. 216) in Imerethien zwiſchen beiden eine braune jaſpidiſche Felsart (ohne allen Zweifel der krymiſche Trapp): endlich ſagt Biberſtein (Beſchreibung der Länder zwiſchen Terek und Kur. S. 67); Hin und wieder ſieht man in dieſem Gebirge (in dem ſüdlichen, Schirwan zugewandten lesgiſchen, welches er beſtimmt für Flözgebirge erklärt, und welches hauptſächlich aus Thonſchiefer beſteht), Lagen von einer hellgrünen Farbe, in welchen man gewöhnlich Adern, oder dünne Blätter eines milchweißen Kalkſpaths bemerkt, welche die Richtung der Lagen ſelbſt halten. Letztere ſind gewöhnlich weniger blätterig und härter, als die übrigen Schichten, und zeichnen ſich auch durch ihre anſehnliche ſpecifiſche Schwere aus. Offenbar der in der Krym von

Kalkſpath-Adern und Neſtern durchdrungene Grünſtein! Von hornſteinigen Maſſen ſpricht Reineggs öfters, und mir iſt keine einzige Thatſache bekannt, die uns zwingen könnte, dieſe Formation als eine von der krymiſchen verſchiedene anzuſehen, wenn wir nur annehmen, daß ſie, nicht allein am caſpiſchen Meer, ſondern auch in den innern Ebenen von jenen anderen Kalkgebilden bedeckt ſind. Auch Thoneiſenſtein, Schwefelkies, Salzefflorescenzen ſind in dieſen Gebirgen ſehr häufig. Verſchieden ſind beide Gebirge nur dadurch, daß die bituminöſen Subſtanzen freilich, wie die häufigen Steinkohlen, Bergöl- und Naphthaquellen beweiſen, in den kaukaſiſchen weit häufiger vorkommen. Eine Abweichung, die uns bei der übrigens deutlich hervortretenden Aehnlichkeit nicht zwingen kann, die Formationen als verſchiedene anzuerkennen! Selbſt der große Schah-dagh (auch Schah Albrut) weſtlich von Kuba, der über die Schneelinie reicht, und der offenbar falſch von Reineggs baſaltiſch genannt wird, ſcheint mir zu dieſer Formation zu gehören, die alſo hier freilich eine weit bedeutendere Höhe, als in der Krym erreicht, wo dennoch Tſchadyrdagh bis 790 Toiſen ſteigt, und alſo nur 35 Toiſen niedriger, als die Schneekoppe des Rieſengebirges iſt. — Betrachten wir das Verhältniß der krymiſchen und ſüdlich kaukaſiſchen Flöze gegen einander, ſo finden wir, daß beide von S. W. nach N. O. ſtreichen (nach Engelhardt und Bieberſtein), daß die kaukaſiſchen (nach denſelben) eben ſo wie die krymiſchen nach Norden einſchießen; daß beide gegen Süden ſchroff und ſteil herabſtürzen, gegen Norden ſich allmälich verflächen. Eine Unterſuchung des öſtlichen und ſüdöſtlichen, uns ganz unbekannten Ufers des caſpiſchen Meers würde freilich ſo wichtig als intereſſant ſeyn, um zu erfahren, ob die mächtige

Formation etwa am jenſeitigen Ufer fortgeſetzt werde. Die Ausflüſſe des Baturi, Kindrikli, Rioni (Phaſis der Alten), Enguri u. ſ. w. in das ſchwarze Meer ſind durch aufgeſchwemmtes Gebirg gebildet, und in Guriel und Mingrelien erheben ſich jene ſchiefrige Gebirge erſt in einer ziemlich bedeutenden Entfernung vom Ufer.

Nun erwäge man aber, daß jene oben angeführte Unterſuchung den bedeutend höhern ehmaligen Stand des ſchwarzen Meers auffallend beweiſt. E. und P. haben es 1. Th. S. 259 ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß der Stand des Meeres über den nordkaukaſiſchen Steppen ſehr gering gerechnet 120 Toiſen über dem caſpiſchen Meer betragen haben mag; dieſes giebt, wenn wir 54 Toiſen für den niedrigern Stand dieſes Meeres abrechnen, für das ſchwarze noch immer einen höhern Stand von 66 Toiſen; eine Höhe, die ohne allen Zweifel hinreichend iſt, um ſich alle ſüdkaukaſiſchen aufgethürmten Ebenen nach dem ſchwarzen Meer zu völlig bedeckt zu denken! Dieſe ſind alſo erſt entſtanden, und es ſcheint uns keineswegs zu kühn, einen vormaligen Zuſammenhang jener ihrer Structur nach identiſchen Gebilde anzunehmen. Es verhält ſich alſo das krymiſche Gebirg zu den Schlammvulcanen in Taman, wie das ſüdkaukaſiſche Flözgebirg zu den räthſelhaften Gegenden bei Baku. Es iſt ſehr zu bedauern, daß Engelhardt grade die Gegend zwiſchen Theodoſia, Eski-Krym und Sudag, die eben, wenn gleich in einiger Entfernung, den Schlammvulcan umgiebt, am wenigſten unterſucht hat; auch war es mir bei der angeſtrengteſten Vergleichung unmöglich, irgend etwas Klares aus den Beſchreibungen des großen Abaſa und der Gegend gegen Kuban hin, wo das ſüdkaukaſiſche Flözgebirge ſich dem krymiſchen nähert, zu gewinnen. Reinegge.

der einzige Beſchreiber dieſer Gegend, iſt gar zu unwiſſend. Aber das gewonnene Reſultat iſt, glauben wir, wichtig genug, um als Haltpunct für künftige Unterſuchungen zu dienen. Ob die Reiſe des Hrn. v. Steven in den Schah-dagh im Jahre 1810, die uns von Klaproth (Beſchreibung der ruſſiſchen Länder zwiſchen dem caſpiſchen und ſchwarzen Meer 1814. S. 183.) vorläufig angekündigt wird, einige Aufſchlüſſe geben wird, muß die Zukunft lehren. Der vierte Punct der Unterſuchung, nämlich das Verhältniß zwiſchen den ſüdkaukaſiſchen Flözen und den, wie es ſcheint, ältern araratiſchen Thonſchiefergebirgen, in welchen letzten reichhaltige Erzpuncte vorkommen und zum Theil benutzt werden, iſt, bei der völligen Unfähigkeit der Reiſenden, die verſchiedenen Gebilde zu unterſcheiden, durchaus nicht zu enträthſeln.

„Wir berühren noch einige andere phyſikaliſche Erſcheinungen, die von den Hrn. E. und P. zuerſt in den kaukaſiſchen Gebirgen unterſucht wurden, und deren nähere Beſtimmung auf einem ſo unbekannten Punct für die Erdkunde allerdings von großer Wichtigkeit iſt — die Höhe des Kasbek nämlich, die Schneegränze und die Stuffenfolge der Vegetation.

Was die Höhe betrifft, ſo hat ſie Parrot auf 2400 Toiſen beſtimmt, weil er voraus ſetzte, daß ihm etwa, um den Gipfel zu erreichen, noch 240 Toiſen fehlten. Er gibt Gründe an, warum er dieſe Höhe eher für zu niedrig, als zu hoch anſehen muß, ſo daß der Kasbek faſt mit dem Montblanc wetteifert. (1. Th. S. 205.)

Die Schneelinie des Kasbek ließ ſich genau beſtimmen, theils weil die Jahrszeit die günſtigſte war, September nämlich, in welcher aller Schnee unterhalb weggeſchmolzen und, nach den Verſicherungen der Einwohner, noch kein neuer gefallen war, theils weil der Berg iſolirt iſt, und nur zwei unbedeutende Gletſcher hat. Wenn aber E. und P. zu glauben ſcheinen, daß ſie die erſten waren, die auf die Irrthümer achteten, welche aus der Verbreitung der Schnee- oder eigentlichen Eisgrenze nach unten entſtehen können, ſo irren ſie ſich. Sie ſind ſchon vollkommen von Sauſſure und ſpäter von Humboldt, Buch und Wahlenberg beachtet. E. und P. beſtimmen die Schneelinie der Kasbek nach den genaueſten Meſſungen und ſorgfältigſten Unterſuchungen auf 1647,4 Toiſen; eine Beſtimmung, die wir, mit den Verf., für äußerſt genau halten! Alſo betrüge der Unterſchied der Höhe der Schneelinie hier und in den Schweizeralpen, ihrer Meinung nach, 315 Toiſen. Dieſes iſt nun zwar nicht der Fall; denn nach Humboldt fängt dieſe Linie auf den iſolirten Bergen — und von ſolchen kann hier allein die Rede ſeyn — erſt 2700 Metres (1384,5 T.) an; der Unterſchied iſt alſo 262,9 T. d. h. 53 T. geringer, als ſie annehmen; aber wenn auch die von den Verf. angeführte, von Sauſſure äußerſt hypothetiſch angenommene Höhe von 1450 T. die richtige wäre, ſo wäre der Unterſchied noch immer = 197 T., ſo beträchtlich. als man ihn für nur drei Breitengrade nicht erwarten könnte. Nehmen wir, mit den Verf. und mehreren Naturforſchern an, daß die Schneelinien in gleichen Breitegraden einerlei Höhe haben — und, um die Ueberſicht zu erleichtern, für einen Augenblick, daß ſie gleichförmig vom Aequator bis nach den Polen zu ſinken, ſo würde dieſes, wenn der geringſte, und gewiß zu geringe obige Unterſchied der Höhe der Schneelinie in der Schweiz und in den kaukaſiſchen Gebirgen als der richtige angenommen wird, für jeden Breitegrad 65,66 T. betragen, und unter 67° N. B. würde die Schneelinie ſchon mit 39,07 T. (234,42 F.) anfangen, unterm Aequator aber erſt in der ungeheuern Höhe von 4434 T. oder 1077 T. über dem höchſten Gipfel des Chimboraſſo. Nun iſt aber, nach Wahlenberg, die Schneelinie unter 67° n. Br. 3300 F. (1550 T.) hoch, unterm Aequator aber nach Humboldt 2464 T. Dieſes giebt nach dem Nordpol zu, unter der angenommenen Vorausſetzung, eine zu ſtarke Senkung von 510,8, gegen den Aequator aber eine zu ſtarke Erhebung von 1970 T. Schon aus dieſer rohen Vergleichung erhellt die aus allen bisherigen Beobachtungen ſchon gefolgerte ſtärkere und gewaltſamere Senkung gegen den Nordpol. Dieſe wächſt aber in ſteigender Progreſſion vom Aequator an nach dem Pol zu, wie Wahlenberg (Berättelse om Mattningar och Observationer for all bestämma lappska Fiallers Hiid etc. §. 36. p. 52.) gezeigt hat. Wenn nun eine Senkung von 197 T. vom 42° bis 45° ſtatt fände, ſo müßte dieſe mit jedem dritten Grad nach Norden zu als wachſend angeſehen werden, und, unter der Vorausſetzung einer gleichen Höhe der Schneelinie in gleichen Breitegraden, möchte dann dieſe bei 60° ſchon das Niveau des Meers erreicht haben. Hieraus wird es nun klar, was auch viele andere Erſcheinungen hinlänglich beſtätigen, daß die Schneelinie unter gleichen Breite- und Längegraden keinesweges gleiche Höhe habe. In dieſer Rückſicht, wie aus ſo vielen andern Gründen, wäre eine genaue Erforſchung des tibetaniſchen Gebirges freilich höchſt wünſchenswerth. Die aus vielfältigen Combinationen gezogenen Linien von gleicher Wärme durch Humboldt, in Annal. de Chim. März 1817 beſtätigen dieſe angenommene Verſchiedenheit der allgemeinen Temperatur unter verſchiedenen Längegraden, und vorläufige Nachrichten belehren uns, daß **Humboldt** eine Uebereinſtimmung zwiſchen den Wärmegraden und dem Syſtem der magnetiſchen Abweichungen gefunden hat, welches mit **Evans** in der **Iſis** IX. mitgetheilten Anſichten verbunden, ein großes Licht über die Lehre vom Erdmagnetismus verbreiten könnte.

Die Beobachtungen über die Vegetationsſtufen, die von P. mit Umſicht angeſtellt ſind, werden, glauben wir, wichtiger erſcheinen, wenn man ähnliche in Aſien vergleichen kann. Nach **Wahlenberg** Flora Carpath. Einl. p. LXIX.) fängt Pinus Mughu (Pumilio) an überhand zu nehmen (Regio subalpina W.) bei 4200 Fuß; ohngefähr 500 F. niedriger fängt dieſe Region in dem ſchleſiſchen Rieſengebirge an. Wenn wir die Berggegend, wo E. und P. ein 3 Fuß hohes Gebüſch von Birken und gemeinem Wachholder fanden, (zwiſchen 974 — 326 T.) mit dieſem vergleichen, ſo finden wir einen Unterſchied von 200 T. für 6° 20′, welches, verglichen mit der oben gefundenen Differenz der Schneelinie, äußerſt gering iſt; aber wir dürfen freilich nicht vergeſſen, daß auf dem Kasbek eine Schneedecke von 753 T. Höhe die Vegetation niederdrückt.

Ueber die Meteorſteine.

Es iſt ein eigenthümlicher Vortheil ſolcher Schriften, wie dieſe, daß ſie uns erlauben, Manches, wie verſuchsweiſe, dem Urtheil der Kenner zu übergeben. Diejenigen, die für die gewagte Anſicht gewonnen werden, mögen dennoch, weniger als der Urheber, die mancherlei Schwierigkeiten überſehen; die Gegner werden uns noch nützlicher erſcheinen. Daß eine ſolche Anſicht ihre tiefere Begründung in einem mehr umfaſſenden Syſtem erhält und einzeln hingeſtellt willkürlicher ſcheint, als ſie in der Seele des Urhebers ſeyn möchte, kann dieſen Nutzen einer abgeſonderten Prüfung nicht aufheben, würde ihn vielmehr erhöhen. Denn auch einzeln muß ſich gegen das beſtehende Ganze der Wiſſenſchaft erhalten können, was die Quelle des eigenthümlichen Lebens anderswoher nimmt. Und ſo wagen wir hier kurz, faſt aphoriſtiſch, eine Darſtellung unſerer Anſicht über die Entſtehung der Meteorſteine, die freilich in der Hauptſache mit der Chladniſchen übereinſtimme.

Sind nicht die Planeten in einer frühern Entwickelungsepoche Monde der Sonne geweſen? War nicht damals die Sonne Planet eines größern Syſtems? Indem die Monde der Planeten ein eigenes Leben zu führen anfiengen, indem der ſtarre, äußere Gegenſatz zurückgedrängt ward, indem das innere Licht des Lebens keimend hervorquoll, die ſelbſtändig gewordenen Weltkörper ſich um die Axe zu drehen anfiengen, fanden ſie auch außer ſich einen Mittelpunct des beſondern, eigenthümlichen Daſeyns; der Brennpunct des quellenden Triebes, und dieſer Mittelpunct erſchien als Quelle des Lichts. Iſt nicht Jupiter mit ſeinen Monden ein ſolches werdendes Syſtem? Wofür auch die Größe ſeiner Maſſe ſpricht. — Schon früher ſahe man den Saturnusring als eine keimende Mondbildung an.

Man berufe ſich nicht auf die Unveränderlichkeit der aſtronomiſchen Verhältniſſe, auf das ſtrenge, nie ſchwankende Geſetz der Bewegungen des Himmelskörpers. Was in unendlichen Räumen ſich entwickelt, fordert für ſeine Entwickelung eine unendliche Zeit, iſt für einen jeden beſtimmten Standpunct nicht wahrzunehmen. Aber, wenn wir hineinſchauen in die Entwickelungsgeſchichte der Erde, in jene Zeit, als Uranos und Ge ſich zu verſtändigen ſuchten, als die Zeit (Kronos) geboren ward; können wir dann zweifeln, daß jene ungeheure Maſſenbildung, jene herrſchende Erſtarrung, die ein jedes keimende Leben verſchlang, ein anderes Verhältniß der Erde gegen die Sonne, oder eigentlicher gegen denjenigen Weltkörper, der als Mittelpunct, als erregende Potenz alles Erdenlebens hervortrat, in dem Maße, als der quellende Trieb in jeglicher Geſtalt ſich regte, nothwendig Statt finden mußte? War aber dieſes Verhältniß zwiſchen der Erde und der Sonne ein anderes? Mußte nicht auch das Verhältniß aller Planeten gegen dieſen Mittelpunct ein anderes ſeyn? Mußten nicht die Planeten ſich untereinander anders verhalten? Wer nur die erſten Elemente einer organiſchen Anſicht begriffen hat, der weiß, daß eine jede organiſche Bildung in den größten Kreiſen und in den kleinſten die nemliche Stufe der Reife erlangt. Fixiren wir irgend eine Epoche der Bildungsgeſchichte der Erde, betrachten wir in dieſer Epoche irgend eine Stufe der lebendigen Entwickelungen der Thiere z. B., ſo wird dieſe uns als Leitfaden dienen, um im Allgemeinen die Richtung und die Eigenthümlichkeit der Maſſenbildung, des chemiſchen Proceſſes für dieſe Epoche zu beurtheilen. So weit nämlich, als die Stufe des eigenthümlichen Lebens in der Thierwelt gediehen iſt, ſo weit iſt auch die lebendige Sonderung aller Proceſſe der ganzen Erde gediehen, ſo weit iſt die polariſche Abhängigkeit des Weltkörpers von ſeinem Mittelpunct überwunden, ſo weit, (nach der Eigenthümlichkeit eines jeden Weltkörpers in ſeinem Verhältniß zu dem ganzen Syſtem,) auch auf dieſen die äußere Polarität zurückgedrängt, ſo weit endlich iſt auch die Sonderung der Weltkörper, die einen gemeinſchaftlichen Mittelpunct ſuchen, unter einander gediehen. Kurz: ein jedes lebendiges Gebilde zeigt die Stufe der Entwickelung des ganzen Syſtems.

Haben wir dieſes nun wohl erwogen und unterſuchen wir die Hauptmomente der Entwickelungsgeſchichte der Erde, ſo können wir nicht daran zweifeln, daß die früheſte Zeit, die wahre Urzeit der Erde, durch den ſtarren Gegenſatz des Magnetismus angedeutet ſei. Er enthält noch den Reſt derjenigen Polarität, die ſich durch die äußere Abhängigkeit von dem Mittelpunct der Schwere des ganzen Syſtems äußerte. Dieſe Urzeit nennen wir die Mondsepoche unſerer Erde, ihre vorchaotiſche Zeit. Alle Bildungen unterlagen dem ſtarren

Gegenſatz der Contraction und Expanſion, der höchſten Verdichtung in ſtarren Maſſen und der höchſten Verflüchtigung in einer äußerſt verdünnten Atmosphäre. Die Verſchmelzung aller Gegenſätze verſchwand aus der herrſchenden Erſtarrung; das Licht ſchien, nicht aus einem Brennpunct des eigenen Syſtems, ſondern aus einem fremden, kalt und erſtarrend herüber; die verdichtete Maſſe wandte ſich einſeitig mit dem Extreme der Concentration gegen den Mittelpunct des Syſtems, und nicht bloß centrale, ſondern auch polare Verhältniſſe bedingten die Stellung des Weltkörpers gegen das Centrum deſſelben. Betrachten wir nun unſern Mond, ſo finden wir durch ihn dieſen Zuſtand völlig ausgedrückt. Seine einſeitige Erſtarrung in ungeheuren Maſſen iſt anerkannt, und ſind wir gleich nicht geneigt, dasjenige, was wir auf unſerer Erde unter ganz anderen, eigenthümlichen Verhältniſſen einer lebendigern Entwickelung Vulcanität nennen, auf den Mond überzutragen, ſo ſcheint es doch höchſt wahrſcheinlich, daß mächtige Proceſſe der Maſſenbildung und eine Gährung der Maſſen in ſich ſelber Statt findet, die zu jeder Zeit in Erſtarrung endigt. Dieſe erſtarrte Seite iſt polariſch gegen unſere Erde gekehrt. Daß der Mond eine Atmosphäre habe, iſt freilich höchſt wahrſcheinlich. Aber die Erfahrungen, die uns zwingen, dieſe als eine höchſt verdünnte anzunehmen, ſind eben ſo bekannt und der höchſten Erſtarrung gegenüber tritt alſo die höchſte Verdünnung. Wenn man auch nicht dem Monde alle Flüſſigkeit abſprechen kann, ſo iſt doch die Bildung des Waſſers, oder des eigenthümlichen Meeres zurückgedrängt.

Iſt nicht das deutliche Uebergewicht des feſten Landes der Erde gegen Norden ein Ueberbleibſel jenes, durch das Leben der Erde verdrängten magnetiſchen Cohärenzverhältniſſes? War die nördliche Seite in jener Mondsepoche der Sonne zugekehrt, die jetzt mit Waſſer bedeckte ſüdliche von der Sonne abgewandt? Iſt es nicht höchſt merkwürdig, daß es ſich auf Venus umgekehrt verhält, ſo daß auf dieſem Planeten das feſte Land gegen Süden gedrängt iſt? Und deutet dieſes nicht auf eine entgegengeſetzte Polarität zwiſchen dieſen beiden Planeten, die in jenen Zeiten Statt fand, die aber jetzt dem ſelbſtändigen Leben beider Planeten hat weichen müſſen? Laſſen ſich nicht ähnliche Verhältniſſe zwiſchen andern Planeten, ja zwiſchen allen vermuthen?

Die Epoche, die auf die Urzeit folgte, nennen wir die chaotiſche, die wir daher keinesweges, wie bis jetzt, als die urſprünglichſte bezeichnen möchten. Ja, müſſen wir nicht geſtehen, daß, wenn wir die früheſte Zeit der Urbildung unſeres Planeten vergleichen mit den jüngern, jene Zeit eine große Ruhe der einſeitigen Bildung, eine ununterbrochene Continuität einſeitiger Erſtarrung wahrnehmen läßt, während die jüngern Epochen immer gewaltſamere Zerſtörungen zeigen und uns die Spuren eines mächtigen Kampfes entdecken laſſen?

Dieſe chaotiſche Zeit war die der hervortretenden Waſſerbildung, der Verſchmelzung des ſtarren Gegenſatzes, der keimenden Sehnſucht der lebensſchwangern Erde, die Zeit, auf welche unſere uralte religiöſe Sache deutet: „als die Erde „wüſte war und leer, als es finſter war in der Tiefe, als der „Geiſt Gottes auf dem Waſſer ſchwebte“ — „Da ſprach „Gott es werde Licht und es ward Licht.“ — Da zündete ſich das Licht im Mittelpunct des Syſtems, der Schöpfungstag für die Erde brach an, und die Intenſität des lebenerregenden Sonnenlichtes wuchs in dem Verhältniß, als das innere Licht des Lebens den trüben Gegenſatz überwand. Da ordneten ſich die Elemente und noch immer können wir eine doppelte Chemie unterſcheiden, eine doppelte Erregung und Wechſelbeziehung der Gegenſätze. Einerſeits verdrängen ſie den lebendigen Wechſel und bewegen ſich nach der uralten, zurückgedrängten, aber keinesweges vernichteten ſtarren Polarität der Urzeit. Dadurch entſteht die Chemie der Metalle, oder allgemeiner der Subſtrate, deren Urtypus der Magnetismus iſt, und die in ihrer Eigenthümlichkeit zwar durch die ganze Entwickelung der Chemie unſerer Tage angedeutet iſt, aber in der Zukunft immer klärer erkannt werden wird, ſeitdem es uns endlich gelang, den Magnetismus mit den galvaniſchen Erſcheinungen in Wechſelwirkung zu bringen — eine der größten Entdeckungen unſerer Tage! — Andererſeits löſchen ſich die Gegenſätze und erregen ſich wechſelſeitig, ſich wieder zu vernichten in ſtets wechſelndem Spiel. Dieſe lebendigere Beweglichkeit, die den ſtarren Gegenſatz zerbricht und die Quellen des Lebens für die Erde gewinnt, tritt immer mannichfaltiger hervor, je bedeutungsvoller das Leben wird, und erzeugt für die experimentale Naturforſchung die Waſſerchemie, deren herrſchender Typus die Elektricität.

Wir finden in der Entwickelungsgeſchichte der Erde drei Hauptgebilde, die in der vorchaotiſchen Urzeit angedeutet ſind, und ſich immer geſonderter, eigenthümlicher entwickeln — „eine vegetative (die Schieferformation), eine animaliſche „(die Kalkformation) und eine dritte hemmende (die Porphyrformation). Die letzte enthält alle Glieder der Trappformation und alle verſchiedenen porphyrartigen Gebilde im „Großen. Je näher der Urzeit, deſto inniger ſind alle drei „Richtungen in einander verſchlungen — (von der herrſchen-

„den Einſeitigkeit der erſtarrenden Contraction überwältigt). — deſto weniger ahndet man von der Trennung, die ſpäter immer entſchiedener hervortritt. Das Schwanken der Epochen, indem bald die Trennung der Formationen, bald, wenigſtens dem Beſtreben nach, die Vereinigung derſelben mächtig zu werden ſcheint, iſt zwar am deutlichſten in den neueſten Gebirgen wahrzunehmen; aber ſeit Ebel, Raumer, Buch und Hausmann durch unzweifelbare Beobachtungen gezeigt haben, daß die Form, die man als die älteſte betrachtete, auch in den großen Gebirgsmaſſen, nachdem ſie verdrängt war, widerkehrt, iſt es bewieſen, daß die ganze bekannte Oberfläche und eine jede Epoche, deren Monumente und Ruinen uns durch unmittelbare Erforſchung kennen zu lernen vergönnt iſt, ein ſolches Schwanken darſtellt. Aber durch dieſes Schwanken hindurch geht die ſiegreiche Entwickelung des Lebens, welche die Maſſe verdrängt und überwindet. Die Porphyrformation erſcheint zwar als eine hemmende, iſt aber in der That eine befördernde. Sie ſcheidet nämlich aus (das allgemeine Experiment des großen Bildungsprozeſſes!), was, nicht ausgeſchieden, wahrhaft hemmen würde. Daher iſt dieſer Scheidungsproceß immer energiſcher, je tiefer und bedeutender das Leben hervortritt; daher das Product deſſelben von den übrigen kaum zu unterſcheiden in den älteſten Gebirgen; daher erſcheint es mit den übrigen Gebirgsmaſſen wenigſtens noch verwandt in den älteſten Flözgebirgen, metalliſcher in den Baſaltgebirgen und entſchieden metalliſch und magnetiſch in unſern Tagen (als Meteorſtein). Denn wie die Torfmoore die Fortſetzung der Schieferformation, die Koralleninſeln die Fortſetzung der Kalkformation, ſtellen die Meteorſteine die Fortſetzung der

„Porphyrformation dar. Der Proceß ihrer Bildung, obgleich „die ausgezeichneten Producte ſo ſelten ſind, ruht nie, wie „die Sternſchnuppen beweiſen, die durch die Feuerkugeln einen „Uebergang in die Meteorſteine bilden. Daher ihre porphyrartige Structur, ihre olivinähnliche Beſchaffenheit.“ (Handbuch der Oryktognoſie. 3. Theil, S. 113.)

Dieſe Anſicht nun wollen wir hier genauer zu entwickeln ſuchen. In den älteſten Gebirgen finden wir die porphyrartigen Gebilde mit den übrigen verbunden. Sie regen ſich aus dem körnigen Gefüge des Granits, des Sienits und verlieren ſich in dieſem; man findet wahren Porphyr gleichförmig gelagert in Schiefergebirge. In den Uebergangsgebirgen, in dem älteſten Sandſteingebilde, findet daſſelbe Statt. Aber der Porphyr wird vorherrſchend, ja er ſondert ſich immer mehr, bedeckt — übergreifend — in einzelne geſonderte Kuppen; das ältere Gebirg und diejenige Bildung, die in jüngern Flözgebirgen entſchieden hervortritt, iſt hier deutlich verbereitet. Daher findet man die ſäulenförmige, plattenförmige Abſonderung bei dieſem Porphyr, wie ſpäter bei dem Baſalt. Mir iſt kein Fall bekannt, wo die wahrhaft baſaltähnliche Bildung des Porphyrs ohne ein völlig ähnliches Vorkommen ſich zeigte. Jeder ſäulenförmige Porphyr iſt übergreifend, iſt in einzelnen getrennten Kuppen — unterbrochen — gelagert, wie der Baſalt, auch da, wo, wie in der Gegend von Halle, die einzelnen Partien kleine Gebirgszüge zu bilden ſcheinen. Denn ſie ſind dennoch getrennte Theile von einem größern Ganzen. Es iſt entſchieden, daß dieſer Porphyr, wie der Baſalt, auch Steinkohlenflöze bedeckt. Ein Eigenthümliches dieſer Porphyrgebilde iſt das Hervortreten einer kryſtalliniſchen Bildung, die ſich aber in ihren mannichfaltigen Gliedern nicht zuſammenfindet, die zerſtreuet iſt in Blaſenräume, getrennt und zerſplittert in der Hauptmaſſe — iſt ferner das Hervortreten des Feldſpaths, jenes merkwürdige mit Kali geſchwängerte Product, welches, nachdem es in den älteſten Gebirgen die Hauptmaſſe gebildet hat, in allen folgenden Gebilden verſchwindet. In der Schieferformation ſehen wir den Glimmer überhandnehmen, den Feldſpath verdrängen, ſehen wir, ſelbſt in dem Thonſchiefer, in dem Kieſelſchiefer, Quarznieren in die Schieferlagen eingewachſen, Quarzadern in allen Richtungen das Gebirg durchziehen, ſehen wir endlich den ausgeſchiedenen Quarz zertrümmert ſich wieder anhäufen, Sandſteine bildend, bis auf unſere Tage. Der Feldſpath aber iſt verſchwunden, erhält ſich nur in der Trappformation, die frühzeitig eine porphyrartige Structur annimmt, und erſcheint in dieſer Form, ſelbſt in den jüngſten Gliedern, immer wieder. Zwar wage ich hier nicht meine Vermuthung über dieſe Bildung, die von einer ganz andern Seite der Forſchung begründet werden muß, darzuſtellen, aber entſchieden wird es ausgeſprochen, daß diejenige Richtung der bildenden Thätigkeit, die in der vorchaotiſchen Zeit vorherrſchte, feſtgehalten wird durch die Porphyrformation, ja zuſammengedrängt wird in eine verdichtete Hauptmaſſe durch ſie.

Und was durch die Porphyre einer frühern Zeit angedeutet iſt, das zeigt ſich klar durch die Baſaltformation. Was den Baſalt ſo räthſelhaft macht, das iſt eben das Getrennte, völlig der Epoche, in welcher ſie erſcheint, Fremdartige ſeiner Form. Mit ältern, in dieſer Epoche aber ganz verdrängten Gliedern der Trappformation kann er zwar verbunden werden, (denn die Formation im Ganzen zeigt Stufen der Bildung, jenen ältern völlig ähnlich), aber mit keiner der nächſtliegenden Zeit.

Wie aus einer andern Welt erzeugt tritt die fremde Subſtanz hervor, bedeckt in zerſtreuten Maſſen ältere und jüngere Gebirge, die ungeheuern Grabhügel, die finſtern Mauſoleen einer erſtorbenen Vergangenheit. Dieſe Maſſe nun zeigt eine bedeutungsvolle Aehnlichkeit mit den Meteorſteinen einerſeits, wie mit den Gliedern der ältern Trappformation andererſeits. Sie iſt eiſenhaft metalliſch, als wollte der uralte magnetiſche Gegenſatz der vorchaotiſchen Zeit ſich wieder regen; ſie erzeugt, als Porphyrſchiefer, ein hartes quarziges Geſtein, als wären die Eingeweide der Erde aufgewühlt, als begönne von Neuem die Bildung aus dem magnetiſch metalliſchen Kern der Erde, wie in der Urzeit. Iſt der Baſalt nicht eine ungeheure meteoriſche Bildung, ein gemeinſames Product des Planetenſyſtems? Schließen ſich nicht, eben indem die innern Tiefen des eigenthümlichen Lebens in ihrer vollen Unendlichkeit vorherrſchen, die Abgründe der bildenden Kräfte des Univerſums auf, daß, wie das Licht, ſo auch die Schwere, die Mutter aller Dinge, in ihrer erzeugenden Kraft, den ſtarren Urgegenſatz tragend, hervortritt, als wollte die Welt eine Welt gebären?

Die Epochen der Porphyr- und Baſaltbildung kannten wir ſchon ſeit ſechzehn Jahren; die der Mondsbildung (Grundzüge der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft S. 110), und Alles ſcheint dieſes zu beſtätigen. Jene kosmiſchen Erzeugniſſe können freilich nicht aus der heutigen Chemie erklärt werden — aber was vermag ſie lebendiger zu erklären? Nichts iſt thörichter, als anzunehmen, daß Kieſel, Thon, Kalk, Eiſen, Nickel, Chromium, Schwefel u. ſ. w., dunſtförmig aufgelöſt ſeien in der Atmoſphäre, als ſich vorzuſtellen, daß dieſe gasförmigen Subſtanzen ſich plötzlich verdichten, und nun ſich zu quälen, wenn man bedenkt, welche ungeheure leere Räume ſich auf dieſe Weiſe bilden, welche Erſchütterungen ſie erzeugen müßten. Es ſind kritiſche Metaſtaſen des Planetenſyſtems, die, je weniger die Maſſenproduction der Planeten zurückgedrängt iſt, deſto näher der herrſchenden Bildung verwandt ſind, ſelbſt in deſto größern Maſſen erſcheinen; je mehr das Leben die Maſſe überwältigt, deſto getrennter, wahrhaft kosmiſcher, fremder, eigenthümlicher hervortreten.

Dieſe Baſaltformation mit allen Gliedern ihrer Bildung ſcheint uns nun Vulcane erzeugend, keinesweges ein Product derſelben. Sie bedeckt alle Gebirge. Hier lagert ſie ſich ruhig auf ein ruhiges Gebirg, das feurige Meteor erliſcht; ja, weil die Gewalt der Maſſe noch nicht zurückgedrängt iſt, ſo hat ſie ſich ſelbſt in regelmäßigen Lagen ſtufenweiſe gebildet bis zu dem fremdartigſten Extrem. Dort hat ſie ſich auf Steinkohlengebirge geſtürzt, hat dieſe entzündet, oder durch gewaltſame Spannung die galvaniſche Thätigkeit der wechſelnden Schichten erregt und unterhält ſie, als feſter, leitender Mittelpunct, durch ihre Bedeckung fortdaurend, wahre Vulcane oder Erdbrände, öfters heiße Quellen erzeugend. Sie mag auch auf Urgebirgen ſich gelagert haben, hat ſich wol in die Ritzen und Klüfte derſelben gewaltſam hineingedrängt, vielleicht dieſe erzeugt, kann auch hier brennbare Subſtanzen, Erd- und Kalimetalle entzündet, und ſo räthſelhafte Verheerungen hervorgerufen haben. Ich werde dieſe Anſicht der Baſalte an einem andern Orte zu entwickeln ſtreben. Sie ſcheint mir eine natürliche Vereinigung der ſtreitenden Parteien vorzubereiten.

Was nun die Baſaltformation war, das ſind, und zwar weil mit dem individuellen, ja perſönlichen Leben auch das univerſelle ſiegt, eigenthümlicher, kosmiſcher, die Meteorſteine. Der Proceß ihrer Bildung findet in allen Stufen der Bildung, findet fortdauernd Statt. In allen Stufen der Bildung — ſo, daß man ſie verfolgen kann von der erſten Regung, die, plötzlich entſtanden, eben ſo plötzlich verſchwindet, durch Glieder, die ſich, wenn wir das Eigenthümliche einer jüngern Bildung nicht vergeſſen, mit den Wacken der Baſaltformation wohl vergleichen laſſen, bis zu dem höchſten metalliſchen Extrem. Solche wackenähnliche Bildungen ſind die lockern Meteorſteine, die kein Metall, oder nur in Körnern enthalten. Ja ſelbſt Annäherungen zu Sandſteinbildungen finden ſich vor und eine genaue Vergleichung aller Formen der Bildung mit denen der Baſaltformationen würde ſehr lehrreich ſeyn. — Fortdauernd iſt dieſer Proceß; denn, daß die Sternſchnuppen nichts ſind, als Feuerkugeln, daß ſie ſelbſt mit einer feurigen Maſſe beſchwert ſind, leidet keinen Zweifel, wenn man auch annehmen möchte, daß dieſe in den meiſten Fällen verſchwindet, wie ſie entſteht. Aber dieſe Sternſchnuppen erzeugen ſich fortdauernd. Wenn wir ſie nicht ſehen, ſo iſt es nur, weil dieſe kosmiſchen Erzeugniſſe einer höhern Region durch einen trüben Himmel für uns unſichtbar werden. Wenn der Himmel völlig klar und heiter iſt, entdeckt man ſie immer. Das Verdienſt, auf dieſen fortdauernden Proceß, ſo wie auf die Verwandtſchaft der Sternſchnuppen mit den Feuerkugeln aufmerkſam gemacht zu haben, haben ſich Brandes und Benzenberg erworben. Sie haben auch aus den Bahnen dieſer Meteore auf ihre Maſſen geſchloſſen.

Die Mittelpuncte dieſer kosmiſchen Proceſſe, als concentrirte kosmiſche Excremente der Planeten ſcheinen mir nun die Monde zu ſeyn. Die vorchaotiſche Urzeit mit ihrer harten, gewaltſamen Einſeitigkeit der Maſſenproduction herrſcht auf dieſen Weltkörpern vor. Die magnetiſchen Producte der Syſteme werden in ihrem Streben ſich ſelbſtändig zu bilden von den Monden gehindert, und in der Eigenthümlichkeit eines jeden Planeten liegt der verborgene Grund, weshalb hier nur ein Mond, dort mehrere erſcheinen, ja vielleicht mehrere in großer Anzahl ſich erzeugen, ein zukünftiges ſelbſtändiges Weltſyſtem andeutend. Zach hat neulich die Beobachtung des Louville bei der Sonnenfinſterniß 1715 in Erinnerung gebracht. Dieſer ſah auf der dunklen Mondſcheibe feurige, blitzähnliche Meteore. Er erklärte ſie auch für Blitze und ſchloß daraus auf eine Mondsatmoſphäre, die andere Naturforſcher nicht annehmen wollten. Wenn nun dieſe Meteore Sternſchnuppen waren? Es ſcheint uns ſehr wahrſcheinlich. Ja, war nicht die ſo oft angeführte Erſcheinung, die Ulloa wahrnahm, und die ihm ſogar ein Loch durch den Mond vermuthen ließ, eine ähnliche Erſcheinung? Wenn wir bedenken, wie kurz die Zeit iſt, die den Beobachtern erlaubte, ſolche Erſcheinungen wahrzunehmen, ſo ſcheint die Vermuthung, daß ſolche Proceſſe auf dem Monde unaufhörlich Statt finden, nicht zu kühn und daß die Geſtalt der Mondfläche dadurch nicht verändert wird, darf uns nicht wundern; denn dieſe deutet auf eine Hauptform, die ſich durch allmälich fortſchreitende Proceſſe dort ſo wenig, als auf der Erde verändern wird.

Schriften

von

Henrich Steffens.

Alt und Neu.

Zweiter Band.

1821.
Verlag von Josef Max in Breslau.

Universitäts- München Bibliothek

Inhalt.

Dritte Abtheilung.

Phyſikaliſche Abhandlungen.

Fortſetzung.

Ueber die Bedeutung der Farben in der Natur. . S. 5

Ueber die Vegetation. . . . . — 36

Ueber die elektriſchen Fiſche. . . . — 110

Ueber die Geburt der Pſyche, ihre Verfinſterung und mögliche Heilung. . . . . — 137

Ueber die menſchlichen Racen. . . . — 218

Henrich Steffens'

Schriften.

Zweiter Band.

II. A

Dritte Abtheilung.

Phyſikaliſche Abhandlungen.

Fortſetzung.

Ueber die Bedeutung der Farben in der Natur.

Einleitung.

Der nachfolgende Aufſatz begleitete Runges treffliche Darſtellung der Farbenkugel, und um ihr Verhältniß zu dieſer einzuſehen, iſt es hinlänglich ſich zu erinnern, daß Runge die drei einfachen Farben ſich dachte, als in ihrer größten Reinheit an den Ecken eines Dreiecks hervortretend; daß er die Seiten dieſes Dreiecks durch ein zweites, verkehrtes durchſchnitt, ſo daß die reinſte Darſtellung der gleichen Miſchung je zwei und zwei Farben auf die Ecken des zweiten Dreiecks fiel, daß er ferner die Uebergänge der einfachen Farben in einander monotone, den Gegenſatz aber, der zwiſchen einer einfachen Farbe (an der Ecke des einen Dreiecks) und einer zuſammengeſetzten (an der ihr gegenüberſtehenden Ecke des zweiten Dreiecks) ſtatt fand, eine harmoniſche nannte.

Es könnte bedenklich ſcheinen, einen Aufſatz drucken zu laſſen, der ſich auf die viel beſtrittene Göthiſche Farbentheorie gründet, ohne den vielen Einwürfen zu begegnen, die ihr gemacht ſind. Da ein jeder Verſuch Göthes Anſicht gegen die herrſchende zu vertheidigen, nothwendig ſcheitern muß, wenn ſie nicht in lehrreicher Ausdehnung die Hauptpuncte des Streites mit Klarheit heraushebt, was nur durch eine eigene Schrift möglich iſt; da eine jede leichte Behandlung dieſes wichtigen Gegenſtandes nur die Misverſtändniſſe vermehren würde, ſo haben wir hier einer Einmiſchung in den Streit entſagt. Es ſcheint uns aber bei ſtreitigen Anſichten nicht überflüſſig, irgend eine zu wählen, um ihre Brauchbarkeit in irgend einer von den Gegnern vernachläſſigten Richtung zu verſuchen, und ſo hoffen wir, wird dieſer Aufſatz, der früher erſchien, als Göthes Farbenlehre, auch noch nicht ganz überflüſſig ſeyn.

In den Farben ſpielt der zarteſte Geiſt der Natur, und indem ſie hier leicht aufgetragen, leicht wechſelnd, mannichfaltig ſpielend, dort feſtgehalten, gleichſam erſtarkt erſcheinen, zeigen ſie, im Lebendigen wie im Todten, beſtimmte Richtuntungen und wechſelnde Spiele eines höhern Lebens, das wir zwar ſchauen, aber kaum in den ſchnellen Wendungen des vielfachen Wechſels verfolgen können. Was ſich dem gröbern Sinne als ein Getrenntes zeigt, wird durch die Uebereinſtimmung der Farben in eine höhere Einheit aufgenommen, und was Eins zu ſeyn ſcheint, tritt, durch ſchnellen Wechſel, reizende Uebergänge der Farben, in einem zarten Leben lebendig ſpielend ſich entgegen.

Schon früher ahnete man die innige Verwandtſchaft der Farben mit dem Lichte, und, wenn es uns klar geworden iſt, daß die ſchaffende und geiſtige Thätigkeit der Erde ſich keinesweges in ſinnloſen und verworrenen Productionen darſtellt, ſo liegt uns die Anſicht nahe, daß ſich das Licht in den Farben am reinſten ſpiegelt, wie die Seele in ihren Gedanken, und daß ſie die heiterſten und geiſtigſten Aeußerungen großer und tiefer Naturideen ſeyn mögen. Denn, wie in den Tönen ſich eine innere Welt voll Uebereinſtimmung und Leben entfaltet, in welche alle Formen des Daſeyns aufgelöſt und dem innern Sinn wieder erzeugt werden, ſo ſcheint auch dem Geſicht eine höhere und geiſtigere Anſicht aller Verhältniſſe des Daſeyns mit den Farben eröffnet zu ſeyn. Nur daß die Töne, auch wo die beſtimmte Richtung mit der Sprache verſchwindet, und ſie wechſelnd, einander innig ergreifend, ſich in die unendliche Melodie verlieren, ſich in das Gefühl ganz auflöſen, und uns ſo mit unſerm innerſten, eigenſten Daſeyn inniger verwandt dünken; während das Schauen ſich in die Unendlichkeit der Welt verliert, und der Mittelpunct der Harmonie der Farben aus den innerſten Tiefen der ganzen Schöpfung zu entſpringen ſcheint. So ſcheinen uns die Töne zwar nicht begreiflicher, aber näher, die Farben zwar nicht fremder, aber entfernter. Mit der Sprache kömt Verwirrung mancherlei Art. Die Sprachen trennen ſich ſelbſt unter ſich und in ſich; Begriffe ſtehen ſtreitend gegen Begriffe auf, und wechſelſeitige Zerſtörung und Widerſpruch ſcheinen dem Blicke die höhere Einheit des Lebens zu verbergen. Aber über der Sprache ſteht, als der innere Geiſt derſelben, die Muſik, in welcher die Töne, wie heitere, jugendliche Geiſter, in friſchem Kampf ſich innig verbinden, Krieg und Frieden ſich ewig vermählen, ein jeder die übrigen ergreift, das Schwerſte, ſeiner Natur gemäß, leicht nimmt, das Heiligſte ſpielend verſchenkt und tändelnd wieder erwirbt. So die Farben in der Natur. Während die Dinge ſich bekämpfend und zerſtörend entgegentreten, ſcheinen ſie im lichten Tanze die Zerſtörung ſelbſt zu feiern. Nicht mit dem Leben allein verbinden ſie ſich; aus der Verwüſtung, aus dem Zerfallen treten ſie ſcherzend hervor, und ein leichtes, buntes, lebendiges Farbenſpiel ſcheint oft das heitere Grablied des Unterganges zu ſeyn.

Und doch waltet in dieſem freien, leichten Leben der Farben und Töne ein ſtrenges Geſetz, wie überall das Geſetz am reinſten hervortritt, wo die Freiheit am friſcheſten und fröhlichſten gedeiht.

Dieſes Geſetz in ſeinen Hauptmomenten zu ergreifen, iſt das Geſchäft der Naturforſcher. Leider ſchien es mehr Abſicht, es zu erklären, als es in ſeiner Darſtellung einfach zu erkennen. Und dieſes Schädliche hat jede Erklärung, welche als ein Anknüpfungspunct an ein Aeußeres, aus welchem das Erforſchte ſelbſt ſeinem Weſen nach entſpringen ſoll, ſich zu ihm, wie eine Wirkung zu ihrer Urſache, verhaltend, alle lebendige Eigenthümlichkeit des Erklärten aufhebend, es in einen Schatten eines andern verwandelt, daß ſie uns mit dem nichtigen Beſitz eines bloß Erträumten wunderbar zu täuſchen vermag. Obgleich die Naturforſcher, wie alle Menſchen, wenn man verjährte Vorurtheile angreift, in Zorn zu gerathen pflegen — und bei derjenigen Anſicht, die der herrſchenden Erklärung der Farben widerſpricht, nicht mit Unrecht, indem ſie die nicht zu berechnenden Folgen, durch ein richtiges Gefühl geleitet, zu ahnen ſcheinen — ſo wird es dem Unbefangenen doch immer klar bleiben, daß Newtons Erklärung der Entſtehung der Farben, durch die blinde Annahme und feſte Anhänglichkeit an dieſelbe, als an eine reine, untrügliche Naturthat, einen ſchädlichen Einfluß auf die Wiſſenſchaft geäußert hat. Göthen verdanken wir bekanntlich die

Anſicht, die uns einen lebendigen Gegenſatz in den Farben erkennen ließ. Es ließ ſich vorausſehen, daß die Naturforſcher, die die lebendigen, zarten Verhältniſſe der Farben in einer engen Erklärung zu feſſeln gewußt hatten, auch die Thatſachen, die Göthe aufſtellte, zu erklären wiſſen würden. Denn das Eigene hat die Erklärung, wie der alles auf Verhältniſſe des Erſcheinenden reducirende Verſtand im Leben und Handeln überhaupt, daß ſie alles mit leichter Mühe, das höhere Problem nicht ahnend, in ihrem Kreis hineinzuziehen, das Fremde aber durch leichte Handgriffe zu ſublimiren, und ſo zu entfernen weiß. Wir überlaſſen dem Stifter der neuen Anſicht, der ſie wol allein in ihrer ganzen Fülle durchſchauet hat, dieſe weiter und in allen ihren Zweigen erläuternd auszuführen, ſo wie die herrſchende ſcharf prüfend zu widerlegen, und wenden uns zu den Bemühungen des Freundes, die wir mit eigenen Betrachtungen zu begleiten entſchloſſen ſind.

Am reinſten erkennen wir ohne Zweifel das Geſetz der Farben in der Kunſt. Denn in der ordnenden und ſchaffenden Seele des Künſtlers muß das Geſetz der Harmonie der Farben heimiſch ſeyn und beſtimmend hervortreten. In der Kunſt ſehen wir daher am deutlichſten, was ſich ſucht und flieht, was ſich widerſtrebt und verſteht, was ſich aufhebt und wechſelſeitig unterſtützt. Denn mit ihrer ganzen Naturbedeutung tritt die Farbe in der Kunſt auf, und der tiefe Eindruck, den ein wohlgewähltes Colorit auf uns macht, entſteht daher, weil die Sprache der Natur in eine Sprache der Liebe verwandelt wird, ohne daß jene urſprüngliche, tiefe Naturbedeutung verſchwindet. Aber eben weil in der Kunſt die höhern Verhältniſſe der Farben am reinſten hervortreten, wird ſie nothwendig die Lehrerin der Naturforſcher, die ſich an der reinſten Darſtellung des Eigenthümlichen am meiſten ergetzen, und durch dieſe am vorzüglichſten zur Unterſuchung gereitzt werden. Die Bemühungen eines denkenden Künſtlers können uns daher keinesweges gleichgültig ſeyn, und ſie müſſen uns um ſo wichtiger erſcheinen, je mehr er ſich vor der herrſchenden Richtung der Naturwiſſenſchaft bewahrt, und je reiner und unbefangener er ſich an den eigenthümlichen Standpunct ſeiner Kunſt feſtgehalten hat.

Wer in dieſem Sinne Naturforſcher iſt, dem werden die Bemühungen unſers Freundes, nicht nur für die Kunſt, ſondern auch für die Wiſſenſchaft ſehr wichtig erſcheinen. Denn eben die unbefangene Art der Darſtellung, die nichts zu erklären, nur einfach zu ordnen ſucht, die nirgends über ihre Grenze geht, die innere Fülle des Eigenthümlichen aber wohl zu ſchätzen weiß, hat eine große Klarheit und Strenge in dem Ganzen hervorgebracht, ſo daß ſich alles wechſelſeitig trägt und unterſtützt. Auch die Eigenthümlichkeiten der Anſicht und der Darſtellung wird ihm niemand ableugnen können. Aus keiner der bekannten Anſichten der Farben iſt dieſe entſtanden, und ſelbſt Göthes Beiträge, die zwar durch ſie ſehr beſtätigt werden, haben nur geringen Antheil an der Richtung ſeiner Betrachtung. Eben ſo wenig wird man ſeine Bemühungen mit Leonardo da Vincis, Schäfers, Schiffermüllers, Lamberts, Meyers, oder Lichtenbergs zuſammenſtellen, oder durch dieſe als überflüſſig anſehen. Merkwürdig iſt es aber, daß die Darſtellung unſeres Freundes, was wir, obgleich unbekannt mit Göthes ferneren Bemühungen, wiſſen, mit dieſen aufs Genaueſte übereinſtimmt. Man glaube nicht, daß er alles gegeben hat, was er zu geben vermochte. Wir ſelbſt ſind, theils durch mündliche, theils durch ſchriftliche

Mittheilungen im Beſitz mancher Erläuterungen und höherer Anſichten, die dasjenige, was hier einfach dargeſtellt iſt, an das Höchſte und Tiefſte der Kunſt anknüpfen, und ſich an ſeine größeren und vielſeitigeren Bemühungen bedeutungsvoll anſchließen.

Indem wir uns aber entſchloſſen haben, die Darſtellungen des Freundes mit einigen Betrachtungen zu begleiten, dünkt es uns am ſchicklichſten, was er auf ſeine Weiſe gefunden hat, durch eine Unterſuchung auf unſerm Wege zu bewähren; was uns um ſo leichter w[illegible], indem eine ähnliche Anſicht uns lange, durch die Natur uns aufgedrungen, leitete, ſo daß dasjenige, was wir auf ganz verſchiedenem Wege gefunden, ohne unſere Bemühungen wechſelſeitig zu kennen, in einem gemeinſamen Mittelpunct die nämliche Deutung annimmt.

Bei der Ausführung unſeres Vorhabens zeigten ſich indeſſen bedeutende Schwierigkeiten, und manches, was uns die Ahnung zu verſprechen ſchien, wollte uns die wirkliche Unterſuchung keineswegs gewähren. Wir bekennen daher, daß wir nur Weniges zu leiſten vermögen. Unſere Abſicht war nämlich, der Bedeutung der Farben in der Natur, dem Zuſammenfallen derſelben mit eigenthümlichen Functionen, nachzuſpüren. Obgleich nun, was wir durch eine einfache Darſtellung der Thatſachen zu geben im Stande ſind, mit der Anſicht unſers Freundes auf eine überraſchende Weiſe übereinſtimmt, ſo dürfen wir uns doch keineswegs rühmen, den Gegenſtand erſchöpft, ja nur die erſte ſichere Grundlage mehr als angedeutet zu haben. Was wir hier zum Voraus erinnern müſſen, damit man uns nicht beſchuldige, daß wir einen ſo wichtigen Gegenſtand leichtſinnig behandelt, oder wol gar die Größe des Themas verkannt haben!

Zuerſt wird ſich die Unterſuchung zur Betrachtung des Weißen und Schwarzen wenden müſſen, um, ſo viel möglich, die Bedeutung derſelben zu erforſchen. Denn, wenn gleich beide nicht eigentlich Farben genannt werden können, ſo erſcheint dieſer Gegenſatz doch als der gemeinſchaftliche Träger der ſich lebendig bewegenden und entgegengeſetzten Farben. Nun fällt es einem jeden auf, daß die weiße Farbe mit dem Hellen, die ſchwarze aber mit dem Finſtern in einer genauen Verbindung ſteht, und wenn man auch weiß und hell, ſchwarz und dunkel, nicht als daſſelbe betrachten kann, ſo iſt der Unterſchied doch nur darin zu ſuchen, daß das Helle und Finſtere mehr allgemein, das Weiße und das Schwarze aber an beſtimmten Körpern fixirt iſt, ſo daß das Weiße, als der an den Körpern fixirte Tag, das Schwarze aber, als die auf die nämliche Weiſe fixirte Nacht angeſehen werden kann.

Der Tag aber zeigt ſich, bei der allgemeinſten Betrachtung, als das Sondernde der Erde. Der Planet lebt dann nur in ſich. Für die Betrachtung — die mit dem Leben Eins iſt — ſchwinden die allgemeinern Verhältniſſe zum Univerſo, und wie die Erde im Ganzen geſondert iſt, ſondert ſich auch alles auf ihr. Die beſondern Körper treten, als ſolche, gegen einander; das Lebendige tritt, in ſich lebend, energiſcher hervor. Die Nacht aber iſt das Hervortreten allgemeiner Verhältniſſe, die Erde verliert ſich in die Unendlichkeit des Univerſums, das Leben tritt im Ganzen zurück, und die geſonderten Körper deckt die allgemeine vereinigende Finſterniß. Aehnliche Verhältniſſe nun laſſen ſich beim Weißen und Schwarzen aufweiſen.

Der Verbrennungsproceß iſt das Sondernde der Erde;

alle verbrennlichen Körper aber können als ſolche angeſehen werden, die, mehr dem Allgemeinen angehörig, für jede Sonderung empfänglich ſind. Die Naturforſcher haben gelernt jenen Sonderungsprozeß auch in ſeinen zärteren Regungen zu verfolgen, und wir wiſſen, daß der Sauerſtoff der Chemiker eine ſolche Richtung des Körperlichen angiebt, die ſo durchaus in die Gewalt der ſondernden Thätigkeit perſunken iſt, daß er in der Erſcheinung für das Princip derſelben gelten kann. Den ihm entgegengeſetzten Waſſerſtoff kann man, aus einem ähnlichen Grunde, als das Princip der Verallgemeinerung betrachten.

Die Veränderung eines Körpers, durch welche er, mehr oder weniger energiſch, von der Richtung des Sauerſtoffs (die Oxydation), oder die ihr entgegengeſetzte, durch welche er von der Richtung des Waſſerſtoffs ergriffen wird (die Hydrogeniſation), kann, auf eine univerſellere Weiſe, als bloß äußerlicher Gegenſatz, gleichſam als todt, und auf eine individuellere Weiſe, als lebendig betrachtet werden. Nun iſt unſere Behauptung, daß das Weiße, Graue und Schwarze die erſten univerſellen Veränderungen, das Rothe, Gelbe und Blaue die zweiten individuellern geben, ſo daß das Weiße und Schwarze ſich zu den eigentlichen Farben, wie die anorganiſche Natur zur unorganiſchen verhalten, und eben daher die allgemeinen Träger derſelben ſind, welches wir erſtlich von dem Weißen und Schwarzen uns zu beweiſen bemühen werden.

Die Metalle, die in beiden Richtungen bewegt werden können, ſehen wir mit einer herrſchenden grauen Farbe; denn ſelbſt, wo in der Metallreihe ſich das Farbenbild zu regen anfängt, indem nämlich das Kupfer, als ein contrahirtes und mehr geſondertes Metall, roth erſcheint, das Blei, als ein expandirtes und mehr univerſelles, blau, und das in der Mitte ſtehende Gold, gelb, iſt die Farbe doch nur bei dem letztern vollkommen rein, und vermag ſich bei den übrigen aus dem herrſchenden und ſchmutzigen Grau nicht heraus zu arbeiten.

Sobald aber die Metalle in irgend einer Richtung der Sonderung, oder Verallgemeinerung befangen ſind, ſo ſehen wir ſie ſich in Farben mancherlei Art verlieren, und zwar vor allem auf der Seite der Oxydation, weil dieſe häufiger, wechſelnder, energiſcher hervortritt.

Nun iſt in der That die herrſchende Farbe derjenigen Metalle, die in die Gewalt der univerſellern Richtung gerathen, die ſchwarze, wie uns die galvaniſchen Verſuche lehren. Alle ſogenannten Hydrures des Silbers, des Bleies, des Kupfers u. ſ. w. die bekannt ſind, ſind ſchwarz. Auch der Schwefel, der, wie die Metalle, in beiden Richtungen der Oxydation und Hydrogeniſation beweglich iſt, erſcheint mit Waſſerſtoff verbunden, ſchwarz. Hieher können wir nun auch die ſchwarzen ſchwefelhaltigen Niederſchläge der Metalle rechnen, die hydrogener Natur ſind, als: das ſchwarze ſchwefelhaltige Queckſilber, oder den mineraliſchen Mohr, das ſchwarze ſchwefelhaltige Kupfer, das durch ſchwefelwaſſerſtoffhaltiges Kali gefällt worden, das eben ſo gefärbte ſchwefelhaltige Eiſen, auf die nämliche Weiſe gefällt, ferner das ſchwarze ſchwefelhaltige Blei und Nickel, endlich mit großer Wahrſcheinlichkeit die ſchwarzen Schwefelverbindungen des Wismuth und Kobalt, wenn gleich die Natur dieſer Verbindungen, wie die des gelben ſchwefelhaltigen Urans, und des grünen denſelben Stoff enthaltenden Titans, weniger bekannt ſind.

Die erſte allgemeine Anlage zur Oxydation aber iſt mit einer weißen, oder wenigſtens hellen Farbe verbunden, wie die Beobachtung uns lehrt, wo es uns erlaubt iſt, ſie zu betrachten. Bei den edeln Metallen nämlich, die einer jeden Richtung widerſtreben, indem in ihnen die Neigung, ſich in der eigenſten Geſtalt zu behaupten, am ſtärkſten iſt, tritt die künſtliche Anſtrengung, durch heftig erhöhte Temperatur, zu gewaltſam hervor, als daß es uns erlaubt ſeyn ſollte, die erſte Anregung zu fixiren. Unterſuchen wir aber die übrigen Metalle, ſo finden wir einige von der Art, daß die erſte Anregung der Oxydation von weißer, oder wenigſtens heller Farbe iſt, welche Farbe in der Atmoſphäre in eine dunklere verwandelt wird. So iſt die leiſeſte Oxydation des Kupfers, die die Kunſt darzuſtellen vermag, mit einer hellen Orangenfarbe verbunden, die ſich nachher in eine blaugrüne, oder dunkle verändert. Die leiſen Anregungen zur Oxydation des Eiſens, die ſich in der galvaniſchen Säule zeigen, beweiſen, daß Chenevix Recht hat, wenn er vermuthet, daß die erſte Farbe die weiße iſt, auf welche die grüne und endlich die ſchwarze folgt. Das Kobalt wird, wenn es rothglühend der Wirkung der Luft ausgeſetzt wird, erſt hellblau, dann immer dunkler, endlich ſchwarz; das Magneſium aber, welches ſich in der Luft ſehr leicht verändert, erſt grau, dann dunkelviolett, braun, und endlich ſchwarz.

Durch die Verbindung mit Säuren treten bei vielen Metallen bewegliche Momente hervor, wo das Zuſammenfallen der Oxydation mit der weißen Farbe auffallend und auch keinesweges den Naturforſchern entgangen iſt; aber dieſe Beiſpiele ſind auch vorzüglich erläuternd für die Veränderung der hellen Metalloxyde. Das phorphorſaure und blauſaure Eiſen bilden weiße Niederſchläge, die in der Luft blau werden; ſalpeterſaures Silber iſt grau und wird in der Luft ſchwarz;

ſalzſaures Silber (Hornſilber) iſt weiß und unterliegt der nämlichen Veränderung. Von dieſem letztern wiſſen wir, daß dieſe Veränderung nicht unter jeder Bedingung, ſondern nur im Hellen ſtatt findet. Daſſelbe gilt ſicher von allen dunkler werdenden Metalloxyden. Sonderbar genug ſind die Naturforſcher auf dieſen Umſtand bei den übrigen Oxyden nicht aufmerkſam geweſen; nur der genau beobachtende Scheele bemerkt, daß das gelbgrünliche Oxyd des Silbers im Lichte ſchwarz wird. Aber die hervortretende Schwärze iſt eine Hydrogeniſation, die das Licht in allen beweglichen Körpern hervorruft. So in den Blättern der Pflanzen, in der überſauren Salzſäure, in den lebendigeren hellen Metalloxyden und metalliſchen Salzen. Der Tag widerſtrebt einer jeden Oxydation, wo ſie nicht in Erſtarrung übergegangen iſt, oder wo ſie nicht einen eignen innern Heerd gefunden hat, — der innerlich aufgegangene Tag! — wie im thieriſchen Leben.

Aber Buchholzens und Ritters Verſuche beweiſen, daß jene Hydrogeuiſation und Verfinſterung mit fortſchreitender Oxydation in dem nämlichen Körper ſtatt findet. Denn, wenn ſie das ſalpeterſaure, oder ſalzſaure Silber dem Sonnenlichte ausſetzten, ward die ganze Maſſe keinesweges ſchwarz; vielmehr, indem die Oberfläche ſchwarz ward, erhielt ſich die unter derſelben liegende Fläche grau, oder weiß; ja, wenn ſie beim ſalzſauren Silber ſchon grau war, ward die weiße Farbe wieder hervorgerufen. Man denke ſich, was hier als Farbengegenſatz äußerlich geſchauet werden kann, noch unendlich tiefer gehend, und man wird einſehen, wie, bei den oben erwähnten dunkler werdenden Metalloxyden ſelbſt die innerliche fortſchreitende Oxydation mit einer äußerlich gegen das Licht gekehrten entgegengeſetzten Function verbunden ſeyn kann. Indeſſen iſt es kaum von irgend einem Metalloxyd bewieſen, daß es, während es dunkler ward, an Oxydation zu nahm, das Braunſteinoxyd ausgenommen. Aber dieſes zeigt auch ſo viele heterogene Erſcheinungen, eine ſolche Neigung ſich zu reduciren, ja ſelbſt in eine merkwürdige höchſt bewegliche Spannung der Hydrogeniſation zu treten (als Chamäleon), daß es in dieſer Rückſicht, unſerer Anſicht nach, doppelt belehrend wird.

In einigen Fällen ſcheint bei den Metallen der erſte hellere Moment der Oxydation ſchnell verſchwindend und kaum bemerkbar. So läuft das Queckſilber in der Luft ſchwarz an, und erhält durch Schütteln die nämliche Farbe. Zink, ſo merkwürdig durch die Begierde, mit der es der Richtung der Oxydation entgegeneilt, wird ebenfalls ſchwarz, und das Wismuth läuft blau, oder eigentlich vielfärbig an. Doch ſind dieſe Fälle ſelten, und wir zweifeln nicht, daß man auch bei ihnen den hellen Moment keimender Oxydation bei genauerer Beobachtung wird entdecken können.

Deſto häufiger ſind diejenigen Metalle, die dieſen Moment feſthalten. So läuft das Zinn graulich weiß an, das Blei wird an der Luft grau, dann weiß; Antimonium, Tellurium und Arſenik verflüchtigen ſich als weiße Oxyde. Die übrigen Metalle, Wolfram, Molybdän, Uranium und Chromium ſind in Rückſicht ihrer erſten, beweglichern Oxydationsregungen zu unbekannt, als daß wir von ihnen etwas erwähnen könnten.

Zwiſchen dieſem Weiß der Oxydation und dem Schwarz der Hydrogeniſation brechen nun die lebendigern Farben der Oxyde hervor. Diejenigen Metalle, die dem Mittelpunct der Metallität näher liegen, ſuchen mit der reſpectiven Intenſität ihrer urſprünglichen Natur ihre eigenthümliche Art zu behaupten; daher rufen ſie, wenn ſie der Gewalt der Oxydation zu unterliegen befürchten, die entgegengeſetzte Richtung hervor, und zwiſchen beiden ſpielen die mannichfaltigen Farben des Eiſens, Kupfers, Kobalts, Bleies u. ſ. w. Diejenigen Metalle dahingegen, die von dem Mittelpunct der Metallität entfernter ſind, und daher von der Richtung der Oxydation ſtärker ergriffen werden, bleiben entweder weiß, wie Antimonium, Tellurium, Arſenik, oder ſie erblaſſen nach einem kurzen, durch wechſelnde Farben angedeuteten Leben. So iſt das Wolframmetall erſt ſchwarz, dann heller gelb, das Chromium erſt grün, dann braun, dann heller orange; das Titan erſt blau, dann roth, zuletzt weiß; endlich das Zink erſt gelb, dann weiß.

Am deutlichſten erkennen wir aber die Leichname durch große Naturproceſſe längſt getödteter Metalle in den Erden, deren metalliſche Natur jetzt mehr als vermuthet wird, deren Erſtarrung durch Oxydation keinem Zweifel unterworfen iſt, und die bekanntlich alle weiß ſind.

Man könnte uns einwenden, daß eine Menge Körper, wie Leinewand, Papier, Wachs, Talg, weiß und verbrennlich ſind. Aber eben dieſe werden unſere Anſicht am auffallendſten beſtätigen und erläutern. Denn erſtens iſt es grade bei dieſen bekannt, daß die Oxydation mit der weißen Farbe zuſammenfällt, die auch durch ſie erhöht wird (worauf das Bleichen mit Salzſäure beruht); und dann brennt ja in der That nie das Weiße, ſondern das entgegengeſetzte Schwarze wird erſt hervorgerufen, und aus dieſem Gegenſatze, am Rande des Weißen und Schwarzen, entſpringt die Flamme, als ein lebendiges, bewegliches Farbenbild, unten blau, in der Mitte gelb und, wenn die Flamme vollſtändig iſt, immer auf der Spitze roth.

Eine ſchöne und bedeutende Beſtätigung gewähren uns die Gebirge. Nachdem die Zuſammenſetzung — aus Feldſpath, Glimmer und Quarz — die auf einen innern Widerſtreit der Actionen deutet, von welcher Art dieſer auch ſeyn möge, allmälich verſchwunden iſt, durch Granit, Gneus und Glimmerſchiefer, erſcheint die einfache Maſſe der Erſtarrung und einſeitigen Oxydation im Thonſchiefer, anſcheinend ſchwarz. Aber der Thonſchiefer iſt in der That weiß, wie der weiße Strich, den jeder an unſern Schreibtafeln kennt, überzeugend darthut. Das Schwarzwerden der Oberfläche iſt jene merkwürdige Function des Lichts, alſo ein anfangendes Verbrennlichwerden, wie die Schwärze der Lichtſchnuppe, der Metalloxyde des brennenden Papiers. Daß es wirklich eine atmoſphäriſche Function iſt, davon überzeugt uns die allgemein bekannte Erfahrung. Denn der weiße Strich wird, befeuchtet, in der Atmoſphäre ſchwarz. Allmälich, wie in den jüngern Gebirgen der Proceß der Verbrennlichkeit zunimmt, hört der weiße Strich auf, die Hydrogeniſation iſt tiefer in die Materie hineingedrungen; die fortwährende und jetzt tiefer greifende Lichtfunction hat die entgegengeſetzte Richtung mächtiger erregt, das zeugende und für das Leben empfängliche Princip der Nacht hervorgerufen, und endlich erſcheint die jetzt von der beſtimmbaren Unendlichkeit durchdrungene Maſſe als Kohlenblende, als Steinkohle, und die Flamme bricht heraus.

Wenn wir daher, aus Gründen, die nicht unbekannt ſind, den Kohlenſtoff als das Element des feſten Landes beſtimmen, ſo iſt dieſer Stoff keinesweges ſchwarz, ſondern als das urſprünglich Erſtarrte, vielmehr weiß, und erſcheint nur ſchwarz in der ihm nicht urſprünglichen Richtung der Verallgemeinerung. Erfahrungen unterſtützen unſere Behauptung; denn die brennende ſchwarze Kohle iſt, wie **Winterl** und **Berthollet** bewieſen haben, hydrogeniſirt.

Auch im Leben fällt die univerſellere Sonderung mit der weißen Farbe zuſammen. Die weißen Säfte und alle weißen Theile der Pflanzen ſind bekanntlich oxydirt, und aus der Mitte des Weißen und des in dem Grünen verborgenen, durch das Leben gemilderten Schwarz der Kohle, entſpringen, als die lebendigen Flammen, die gefärbten Blüthen, durch das eigenthümliche Leben in einer Richtnng der Färbung feſtgehalten. In den niedern Thieren, wo die Sonderung univerſeller, mehr an das allgemeine Leben der Erde geknüpft iſt, wie ſchon das Anſchließen an das indifferente Waſſer, oder an den Wechſel ſeiner Spannungen in der Atmosphäre durch das jährliche Abſterben, kund thut, wo das Leben träger und weniger beweglich erſcheint, iſt daher das Blut weiß und kalt. Nicht allein bei den Pflanzen, auch bei der Vegetation der Thiere (Haare, Federn), deutet die weiße Farbe auf Erſtarrung (todte Oxydation). Daher erblaſſen dieſe Theile, wo das regere Leben zurücktritt. Die Farben der Säugthiere, der Vögel, wie die der Blüthen, treten gegen Norden zurück. Endlich finden wir im höchſten Norden faſt lauter weiße Thiere, ſo die Hermeline, Haaſen u. ſ. w., die, wie die Erde, im Winter weiß werden, die weißen Bären und das Heer weiß geſiederter Vögel. Auch die weiße erſtarrte Schneedecke des Winters deutet auf eine allgemeine Sonderung; denn es iſt bewieſen, daß das gefrorne Waſſer und vor allem der Schnee oxydirt ſei.

Aber die bunten Farben verſchwinden mit den Metallen, bei welchen noch der lebhafte Streit entgegengeſetzter Richtungen ſtatt findet, zeigen ſich nur als Fremdlinge, durch die Metalle hervorgerufen, in der Epoche der herrſchenden Erden, wo die einſeitig herrſchende Erſtarrung waltet, und erſcheinen erſt wieder in der ſtets beweglichen lebendigen Luft, und in den lebenden Pflanzen und Thieren.

Suchen wir nun denjenigen Mittelpunct aller Materie, in welchen alle dieſe Richtungen, ſowol des Weißen und Schwarzen, als die des beweglichern und lebendigern Farbenbildes, ſich auf eine völlig gleichgültige Weiſe verlieren, ſo daß ſie aus dieſem Mittelpunct durch die äußere, belebende Beſtimmung der Lichtfunctionen, bald auf dieſe, bald auf eine andere Weiſe hervorgerufen werden können, ſo finden wir dieſen, wie alle Erfahrungen einſtimmig darthun, im Waſſer. Denn alle jene Oxydationen und Hydrogeniſationen der Metalle werden durch das Waſſer vermittelt, wie die lehrreichen Verſuche von Madame Fulhame, und die allgemein bekannten der beſtätigenden galvaniſchen Säule beweiſen. Und keiner, der die gegenwärtige Phyſik mit einem allgemeinern und umfaſſendern Blicke überſchauet, wird zweifeln, daß die Form des Galvanismus die beſtimmende des angehenden Proceſſes ſei. Von ſo vielen Seiten und ſo vielfältig iſt dieſes, zumal von Ritter, bewieſen, daß wir es weitläufiger zu entwickeln überhoben ſeyn können. Alle jene von dem Hellern ins Dunklere übergehende Metalloxyde zeigen jene Veränderungen nur, wenn ſie feucht ſind, und nicht das ſalzſaure und ſalveterſaure Silber allein, auch das orangenrothe Kupferoxyd, das grünlichgelbe Silberoxyd, und ohne allen Zweifel alle auf erwähnte Weiſe veränderliche Metalloxyde bleiben, wenn ſie trocken ſind, unverändert. Bei einem jeden Oxydations- oder Hydrogeniſations- und Neutraliſationsproceß wird Waſſer geſpannt, oder, wie die Chemiker ſich ausdrücken, zerlegt, oder erzeugt, und es iſt in dieſer Rückſicht der gleichgültige, unbeſtimmte, unendliche Träger aller Farben.

Aber das Waſſer iſt auch das allgemeinſte Grau der Natur. Das Meer erſcheint nur differenzirt und in Farben ſpielend, wo es ſich an Ufern und flachen Betten bricht, und das Grau der Atmosphäre iſt, wie allgemein bekannt, mit ihrer Waſſerproduction Eins.

Indem nun aus dem allgemeinen und unendlichen Grau, getragen von dem ſtarren Gegenſatz des Weißen und Schwarzen, das Farbenbild entſpringt, oder ſich vielmehr in und mit dieſer ſeiner allgemeinen Welt bildet, entdecken wir zugleich in ihm die Spuren des höhern Lebens; nämlich in der herrſchenden Triplicität, da bei dem Weiß und Schwarz nur die Duplicität waltet. Denn obgleich das Roth und Blau als ein lebendiger Gegenſatz angeſehen wird, iſt doch keinesweges das Gelbe als die bloße Indifferenz zwiſchen beiden zu betrachten. Das Weiße und Schwarze ſind nämlich nur durch ihre Relation gegen einander, und das Graue drückt nichts anders aus, als das Gleichgültige dieſer Relation. Bei den Farben hingegen iſt der Mittelpunct und mit dieſem die Extreme, wahrhaft ſelbſtſtändig und in ſich gegründet, wie unſer Freund bewieſen hat. Und dieſe Selbſtändigkeit verliert ſich nie, ſondern behauptet ſich, ſo lange die Functionen leben, auch in dem ſcheinbarſten Minimo der entgegengeſetzten Miſchung. Aber daraus folgt nun, daß das Ganze ſich in einem jeden Gliede durchdringt, und eben dadurch ein höheres, beweglicheres Leben hervorruft, indem Roth, Gelb und Blau als eben ſo viele Mittelpuncte eines unendlichen Gegenſatzes erſcheinen.

Dieſer Gegenſatz, wenn gleich auf eine lebendigere Weiſe, iſt nun der nämliche, den wir in Weiß und Schwarz, obgleich als eine bloße ſcheinbare todte Erſtarrung, erkannten. Denn das Roth und Blau zeigt uns abermals den Widerſtreit der Oxydation und Hydrogeniſation. Selbſt bei dem erſten Keimen des prismatiſchen Farbenbildes, das aus dem herrſchenden Grau der Metallreihe hervorbricht, erkennen wir das Roth auf der Seite des ſtarren, alſo am meiſten individualiſirten Metalls, im Kupfer, das Blau auf der Seite des expandirteren, alſo univerſellen Metalls, im Blei, und das Gelb bei dem in der Mitte ſtehenden edleren Gold. Und zwar dieſe Farbe, als das gleichſam in dem Mittelpunct der Maſſe fixirte Licht, am reinſten.

Herrſchels und Ritters Verſuche ſtimmen aber durchaus überein, ja ſie bezeichnen auf eine lehrreiche Weiſe das nämliche. Denn indem Ritter beweiſt, daß die rothe Farbe des prismatiſchen Bildes die Oxydation nicht nur unterhält, ſondern auch hervorruft, die blaue Farbe aber hydrogeniſirt, ſo iſt die individuellere Contraction auf der Seite der rothen Farbe, die univerſellere Expanſion aber auf der Seite der blauen. Bei dem allgemeinen Zuſammenhange aller Dinge iſt aber eine Contraction eines Körpers (durch die Oxydation), mit der Expanſion der Umgebung unmittelbar verknüpft, welches die Erſcheinung der Wärmeerregung nach Herrſchel in der rothen Farbe hervorruft. Eben ſo iſt eine jede Expanſion eines Körpers mit der Contraction der Umgebung verknüpft, wodurch die Erſcheinung der relativen Wärmeverminderung nach Herrſchel in der blauen Farbe erzeugt wird. Daß aber die Herrſchelſche Wahrnehmung auf keinen Irrthum gegründet ſei, hat, trotz alles Widerſpruchs von Leslie, Wünſch und andern, Ritters gründliche kritiſche Unterſuchung bewieſen.

Wir folgern aus dem Bisherigen, was aus ihr mit Nothwendigkeit gefolgert werden muß, überzeugt, daß uns die Wahrnehmung der ewig conſequenten Natur, ſind wir nur auf dem rechten Wege, nicht widerſprechen wird.

Da nämlich das Graue die Indifferenz des Weißen und Schwarzen, und zugleich die univerſelle, unbeſtimmte, nicht individualiſirte Erſcheinung aller Farben iſt, ſo iſt es klar, daß, wo das Weiße und Schwarze in ſteter Spannung gegen einander erhalten werden, ohne ſich ins Graue zu indifferenziren, die lebendigere Hineinbildung des Einen in das Andere nur durch den beweglicheren Farbengegenſatz vermittelt werden kann. Denn die Farben ſind ja nichts anders, als das Leben des Grauen, was das Weiße und Schwarze in ihrer Spannung gegen einander ebenfalls ſind. Alle hellen Farben ſind aber nur durch die Gewalt des Weißen, alle dunkeln durch die Gewalt des Schwarzen. Was daher von der Spannung des Weißen und Schwarzen, gilt auch von der Spannung der hellen und dunklen Farben. Aber nicht von dieſen allein, auch von dem Hellen und Finſtern überhaupt. Es iſt gewiß, daß das Tageslicht mit einem Oxydationsproceß verknüpft iſt, wie die angeführten Hydrogeniſationen der Metalloxyde, der Pflanzen u. ſ. w. beweiſen.

Im Finſtern müſſen wir ſchon eine Hydrogeniſation annehmen, weil es dem Hellen entgegengeſetzt iſt, wenn auch nicht andere auffallende Thatſachen, die wir ſpäter erwähnen werden, dafür ſprächen. Selbſt die künſtliche Erhellung, durch leuchtende Flamme, hydrogeniſirt, wie Decandolle durch ſeine Verſuche mit Pflanzen bewieſen hat. Man denke ſich hier kein Extrem der Oxydation, oder Hydrogeniſation, wie es das grob ſinnliche chemiſche Experiment zu fixiren vermag. Nur die lebendige Combination vermag dieſe leiſen Aeußerungen für die Betrachtung zu gewinnen.

Kurz, es muß zwiſchen allen hellen und dunklen Körpern, die ſich berühren und wechſelſeitig ſpannen, ein der Flamme ähnliches Farbenbild hervorbrechen, wie zwiſchen dem weißen Talg und der ſchwarzen Lichtſchnuppe, den lebendigen, durch die Spannung unterhaltenen Gegenſatz bezeichnend. Dieſes Farbenbild iſt am Tage unſichtbar, wie die Flamme im Sonnenlicht, erſcheint aber nicht im Dunkeln, weil das Dunkle die Spannung zwiſchen Weiß und Schwarz, und mit dieſer die Bedingung der Erſcheinung aufhebt. Das Prisma nun iſt für dieſen lebendigern Gegenſatz, was das Mikroſkop für die kleinen ſonſt unſichtbaren Gegenſtände, der Entdecker, keineswegs der Erzeuger deſſelben. Und man braucht nicht einmal das Prisma, um die lebendige, zwiſchen Weiß und Schwarz verſchloſſene Farbenflamme zu entdecken. Man male nur ein tief ſchwarzes Quadrat, etwa ein halb Zoll lang und breit, auf ein weißes Papier; daneben male man einen viereckigen ſchwarzen Rand, etwa ein viertel Zoll breit und zwei Zoll lang, der eine lange, ſchmale, drei bis vier Linien breite weiße Fläche von allen Seiten umſchließt. Beide betrachte man anhaltend und genau, mit faſt zugeſchloſſenen Augen. Hierbei bewegen ſich die Augen von ſelbſt ſchnell blinzelnd auf und nieder. Alſo wird das Weiße in das Schwarze, dieſes in jenes hineingebildet, und aus dieſer Hineinbildung entſpringt in der That das prismatiſche Bild, und zwar ganz nach den Geſetzen der Götheſchen Farbenvertheilung, bei nach unten gekehrtem Winkel des Prisma, nämlich, bei der ſchwarzen Fläche auf ſchwarzem Grunde oben roth und gelb, unten blau. Wir haben dieſe gefärbten Ränder, bei hundertfältiger Wiederholung, wenn gleich ſchmal, recht deutlich geſehen. Wie es ſcheint, gelingt es dem Kurzſichtigen gar nicht, oder ſchwer. Mit einiger Aufmerkſamkeit kann ein jeder, der nicht kurzſichtig iſt, den Verſuch anſtellen.

In einer andern Rückſicht tritt das zerſtreuende Prisma in Gegenſatz gegen das concentrirende Brennglas, und das prismatiſche Farbenbild, das in der dunklen Kammer, oder durch die Lichtzerſtreuung des kegelförmigen Prismas hervorgerufen wird, iſt die an den Gegenſatz des Weißen und Schwarzen gekettete Flamme, ſo wie die Flamme, die durch eine jede Verbrennung, auch durch das Brennglas hervorgerufen wird, das aus demſelben Gegenſatz lebendiger hervorbrechende, in ſich beweglichere Farbenbild. Wo das Farbenbild erſcheint, iſt oder wird der Gegenſatz vom Hellen und Dunkeln erzeugt, und von dieſem bezwungen erſcheint es, nur durch die Richtung, keineswegs durch die Function, von der Flamme verſchieden.

Daß es ſich auf dieſe Weiſe verhält, beweiſen die genauern Verſuche mit dem weißen ſalzſauren Silber auf eine auffallende Weiſe. Bei dem Hrn. Dr. Seebeck in Jena haben wir nämlich ſchöne, ſorgfältig erhaltene Präparate dieſes gegen die Lichtaction ſo beweglichen Salzes geſehen, welche, indem ſie in einer dunkeln Kammer der Einwirkung des prismatiſchen Bildes ausgeſetzt wurden, nicht allein in der blauen Farbe ſchwarz, in der rothen Farbe weiß wurden, ſondern auch aufs Deutlichſte ſelbſt die Farben des Prismas, wenn gleich etwas matter, erhalten hatten, ſo daß das ſonſt weiße roth, das ſonſt ſchwarze blau, in der Mitte aber das Gelb erſchien. Dieſe mit großer Sorgfalt angeſtellten Verſuche, die mannichfaltig modificirt ſind, hat der Entdecker leider nicht bekannt gemacht. Sie erſcheinen uns aber höchſt wichtig. Denn iſt es nicht klar, daß hier die Farben mit den Functionen identiſch werden? daß dieſe beweglichern Momente, wie die farbige Flamme aus den brennenden Körpern, aus dem Gegenſatz des Hellen und Dunkeln hervorbrechen, nur an dieſen allgemeinen Gegenſatz gebunden? Die rothe Farbe ſchließt ſich im Allgemeinen an die weiße, wie ſie auch, in den bekannten Verſuchen von Göthe, ins Weiße hineinſtrahlt, die blaue und die ſchwarze, wie ebenfalls in den erwähnten Verſuchen. Daß aber dieſe urſprüngliche Vertheilung auf mancherlei Weiſe modificirt werden kann, daran zweifeln wir keinesweges.

Die Geſetze der Vertheilung der Farben an entgegengeſetzten dunklen Rändern heller, und hellen Rändern dunkler Körper, bei nach oben, oder unten gekehrtem brechenden Winkel des Prismas, eröffnen der Betrachtung ein unendliches Feld, das durch Göthe ſo glücklich gewonnen iſt, und für die Theorie des Lichts von entſchiedener Wichtigkeit werden wird, hier aber nur angedeutet werden kann. Indeſſen verdient es wol bemerkt zu werden, daß etwas dieſer Vertheilung Aehnliches ſelbſt bei den Flammen ſich äußert, zumal bei den brennenden Metallen, indem die urſprünglich contrahirteren Metalle mit rother, oder bunter Flamme brennen, wie Kupfer, Eiſen u. ſ. w.; die expandirteren mit blauer, wie Antimonium, Arſenik, ſelbſt Schwefel und Phosphor. Die höchſte Intenſität der Flamme aber ſcheint den Gegenſatz aufzuheben, und in einen bloßen hellen Schein zu verwandeln, wie die Weißglühhitze, die Verbrennung des Phosphors in Sauerſtoffgas u. ſ. w.

Auch die mancherlei Modificationen der Lichtfunctionen des prismatiſchen Bildes, durch die verſchiedene Beſchaffenheit der Prismen, ſind durch die ſcharfſinnige und ſtreng prüfende combinatoriſche Zuſammenſtellung der Verſuche von Herrſchel, Englefield, Leslie und Wünſch, durch Ritter, höchſt wichtig geworden.

Bei allen dieſen Unterſuchungen werden wir aber nie überſehen, daß ſelbſt der Gegenſatz vom Hellen nur als Lichtfunction zu betrachten iſt, und das Licht ſelbſt ſo wenig durch dieſe Gegenſätze aus ſeiner Einheit heraustritt, als die Seele die Einheit ihres Weſens durch den Wechſelſtreit eigener Gedanken aufhebt.

Die Flamme iſt alſo die Zuſammendrängung der individualiſirten Thätigkeit des Lichtes, die aus der Mitte des Gegenſatzes von Hell und Dunkel auf die lebendigſte Weiſe hervorbricht. Und wenn Weiß und Schwarz eine individuellere Darſtellung des Hellen des Tages und des Finſtern der Nacht iſt, ſo iſt das Farbenbild wieder die höhere Individualiſirung des Weißen und Schwarzen, indem aus dem äußern Gegenſatz die höhere Triplicität hervorbricht; dieſe ſelbſt wird aber, durch die höchſte Individualiſirung in der Flamme, zur urſprünglichen lebendigen Einheit zurückgeführt, aus welcher ſie herſtammt.

Wo das Maximum der Verfinſterung hervortritt, da iſt keine Flamme, ſondern nur feurige Gluth, das Extrem der Concentration, welches die Zwiſchenglieder des Farbenbildes zurückdrängt, um gleich das Höchſte darzuſtellen. Durch die rothe Gluth bricht daher wieder die Erſtarrung des Weißen als

Aſche hervor. So ſehen wir am Lichte, da wo der Ruß die höchſte Spannung des Verbrennlichen, alſo die Verkörperung andeutet, auf der Spitze der Lichtſchnuppe, die Gluth mitten aus der beweglichen Flamme den Uebergang zum entgegengeſetzten Extreme des Verbrannten angeben, und daher mit Aſche bedeckt. Auf die nämliche Weiſe leuchten die Lichtmagnete, der Diamant, der cantonſche Phosphor, das faule Holz, das Meerwaſſer und ſo viele andere Körper, nachdem ſie dem Sonnenlichte ausgeſetzt geweſen ſind, im Finſtern. In Licht nämlich wird eine leiſe Hydrogeniſation durch die waltende Oxydation der Atmosphäre hervorgerufen. Im Finſtern bricht dieſe, durch die herrſchende Hydrogeniſation geſteigert und geſpannt, in einer leiſen Verbrennung aus, die ſich durch die Phosphoreſcenz offenbart.

Wir können das Roth, welches im Violet des Farbenbildes hervortritt, als die keimende Anlage eines neuen Gegenſatzes anſehen, als ein Roth, welches ebenſo aus dem Extrem des Blauen hervorbricht, wie die Gluth aus dem Schwarz der Kohle. Die ſtille Gluth der Lichtmagnete bricht ebenfalls in der blauen Farbe des Priſmas hervor, wie früher Wilſon, ſpäter Ritter bewieſen haben.

Wenn wir das Dargeſtellte genau erwägen, ſo können wir nicht daran zweifeln, daß alle Pigmente, die metalliſchen ſowol als die vegetabiliſchen, als verſchloſſene Flammen, fixirte Stufen derſelben, anzuſehen ſind, und zwar ſo, daß die Eigenthümlichkeit der fixirten Functionen ſich durch die Farbe entdecken läßt. Zwar wird es kaum möglich ſeyn, dieſe Functionen in allen ihren leiſen Veränderungen zu verfolgen, weil die Verwickelungen faſt unendlich ſind, indem das Helle ſowol als das Dunkle alle Stufen des Farbenbildes durchlaufen, und eine jede Farbe alle Modificationen des Hellen und Dunkeln theilen kann. Indeſſen liegen allerdings in einer jeden Farbe alle anderen, und bei vielen Pigmenten ſehen wir ſie auf eine merkwürdige Weiſe bei der leiſeſten Anregung hervortreten.

So Winterls mineraliſches Chamäleon, oder hydrogeniſirtes Braunſteinoxyd, bei welchem die Hydrogeniſation ſo energiſch iſt, daß ſelbſt das Kali im Gegenſatz gegen daſſelbe als Säure auftritt und ſich mit ihm neutraliſirt. Wenn auch nur die leiſeſte Säure die Function der Oxydation hervorruft, ſo ſteigert ſich erſt die allgemeinere Hydrogeniſation, und die Maſſe wird aus einer dunkelgrasgrünen in eine ſchwarzgrüne und ſchwarze verwandelt. Aus dieſem Schwarz regt ſich nun die blaue Farbe, erſt ſchwarzblau, dann reinblau. Aus dieſem bricht das Roth hervor durch das Violettbläuliche, Violette, Violettpurpurne, Purpurne, Purpurrothe, Rubinrothe, und bleibt bei der Feuerfarbe der Morgenröthe ſtehen. Gerade wie jene Gluth der glühenden Kohle, die nur, durch eine lebendigere Action, mit Zurückdrängung aller Zwiſchenſtufen, das feurige Extrem aus dem düſtern Schwarz augenblicklich hervorruft.

Was die leiſe Oxydation aufhebt, bei geringer Menge ſelbſt die Berührung mit dem Finger, vernichtet die rothe Farbe, und ſtellt die grüne ſchnell wieder her.

Die in den Pflanzen fixirten Lichtfunctionen durchlaufen ähnliche Stufen, wie Wahlenberg gezeigt hat. So wird die grüne Farbe des Extractivſtoffs durch Kali gelb, wie aus den Beeren des Rhamnus katharticus und aus den Knospen des Populus balſamifera. Die gelben werden durch Kali roth (oder braunroth), wie aus den Wurzeln der Curcuma;

die rothen werden durch das Kali violett, wie beim Fernambukholz; die ſcharlachrothen werden durch daſſelbe Reagens blau, wie der Extractivſtoff aus den Blumenblättern des Papaver dubium; die violetten endlich werden dadurch grün, wie der aus den Beeren der Actaea spicata und der aus den Blumenblättern der Viola odorata. Die anfänglich grüne Farbe wird alſo von dem Kali nach und nach in die gelbe, rothe, blaue, und dann wieder in die grüne umgeändert. Alle dieſe durch Kali hervorgerufenen Farben werden nicht allein durch Säuren wieder aufgehoben, ſondern viele natürliche werden durch die letztern verändert, und zwar in einer umgekehrten Ordnung — alſo vom Grün zum Blau, Roth u. ſ. w., gerade wie das oben erwähnte Chamäleon.

Um die Art dieſer Verwandlung zu begreifen, müſſen wir Folgendes erwägen. Das Kali wirkt als ein Erreger der Hydrogeniſation, woran wir nicht zweifeln können, indem es theils den oxydirenden Säuren entgegengeſetzt iſt, theils im Lichte, das für die Pflanzen hydrogeniſirend iſt, oft die Farben in der nämlichen Ordnung verändert werden, wie durch das Kali. So werden die gelblichen rothbraun, wie bei dem Extractivſtoff aus der Rinde der Alnus, die rothe Corolle der Pulmonaria wird blau u. ſ. w. Dieſes hydrogeniſirende Reagens ſteigert alſo erſt die Oxydation, und durchläuft daher immer die rothe Farbe, die gewöhnlich auch hier hell iſt, bis aus dem hellern Roth das Blau hervorbricht. Den umgekehrten Weg, den des Chamäleons, nimmt die Säure.

Die lieblichſten Farbenſpiele treten beim Anlaufen der Metalle hervor, und zwar hier, nachdem die Anregung hellerer Oxydation zurückgedrängt iſt, meiſt mit denjenigen Farbenfolgen, die unſer Freund die monotonen und disharmoniſchen nennt. Dieſe haben in der Natur höheres Intereſſe, als in der Kunſt, weil ſie auf die ſpielende Entſtehung hinweiſen. So alle Farben des Regenbogens, die in voller Pracht und bogenförmig beim grauen Spiesglaserz hervortreten, weniger deutlich beim Bleiglanze und Eiſenglanze. Manchmal iſt helleres Blau mit lichterem Grün und wenig Roth und Gelb ſanft verbunden, wie beim Wismuth, Buntkupfererz, Kupferkies; öfters wird er ein dunkles Braun, Blau, Grün und Gelb zuſammen, wie vorzüglich prachtvoll bei dem elbaer Eiſenglanz. Der gehärtete Stahl läuft, wie Spieskobalt und Kupferglas, mit einem blaſſen Blau und Gelb an. Alle dieſe Farben ſind nun deutlich genug leichte Spiele der Oxydation und Hydrogeniſation, zwiſchen dem Helleren der angehenden Erblaſſung und dem dunkleren Metall hervorbrechend, und erregt durch die leichte Beweglichkeit des atmosphäriſchen Waſſers. Der Schwefel daher, der das Waſſer in dieſer Verbindung vorzüglich leicht zu ſpannen vermag, macht die Metalle vor allem dafür empfänglich.

Die harmoniſchen Farben kommen zwar ſelten in der Natur vor, doch auf eine ſehr merkwürdige, und die Anſicht unſeres Freundes auffallend beſtätigende Weiſe — nämlich bei den opaliſirenden Foſſilien. Der Labradorſtein zeigt uns dieſe Erſcheinungen nur unrein, weil bei ihm die Verwitterung, mehr oder weniger verſteckt, den Farbenwechſel hervorruft; aber dieſe iſt mit der allmächtigen Metamorphoſe verknüpft, die die monotone Uebergänge liebt. Am reinſten und lehrreichſten erſcheint das Nebeneinanderſeyn der harmoniſchen Farben, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß ſie ſich wechſelſeitig erheben, und zwiſchen ſich das Univerſelle der ganzen Reihe, das Graue, hervorrufen, im Opal. Daß das harmoniſche Farbenſpiel des Opals aus dem allgemeineren Grau des Waſſers hervortritt, leidet keinen Zweifel; denn der Opal liefert eine bedeutende Menge Waſſer, und der erſtorbene Opal (der Hydrophan) wird wieder belebt durch Eintauchen in Waſſer, wodurch das erloſchene Farbenſpiel wieder erweckt wird. Hier nun zeigt ſich eine Spannung des lebendigen Farbenbildes ſelbſt, aus welcher, wie in der Flamme, die Einheit wieder in der Duplicität hervortritt. Aber wo dieſe hervortritt, entſteht eine wahre Muſik; das Thema wird durchgeführt, bis alle Töne ſich in eine Harmonie auflöſen. Dem brennenden Roth gegenüber erſcheint das glänzendſte Grün, die ganze Farbenreihe in einen Accord verſchmelzend. Als ein ruhiger Durchgangspunct erſcheint das mildernde Grau, ſchnell entſtehend, und verſchwindet; dann bricht das Gelb hervor, und ihm gegenüber, als ein neuer vollſtändiger Accord, das Blau und Roth im Violett. Nochmals erſcheint, in einem ſchnell vorbeieilenden Moment, das Grau, und aus dieſem der dritte alles löſende Accord, das Blau, mit gegenüberſtehendem Roth und Gelb als Orange. Beſcheidener, zurückgedrängt, zeigt ſich bei dem gemeinen Opal nur das Spiel des bläſſern Blau, mit dem dem Orange ſich nähernden Brandgelb. Das wunderſame Spiel des durch die Kieſelerde geſpannten Waſſers reflectirend zu zerlegen, möchte wol unmöglich ſeyn. Das müſſen wir aber ausdrücklich bemerken, daß die Farbe des ſtark opaliſirenden Foſſils, ſowol bei dem edlen, als bei dem gemeinen Opal, keinesweges, wie es in den Beſchreibungen heiſt, weiß, ſondern wahrhaft grau iſt.

Wir ſchließen die Betrachtung mit einigen kurzen Sätzen und Fragen.

Iſt nicht das Morgenroth, als die rothe Seite des großen täglich ſich bewegenden Farbenbildes, anzuſehen, das ſich in das Helle des Tages hineinwirft? der Mittag als das herrſchende Gelb? und die Abendröthe als das Violett, das ſich in die finſtere Nacht hinein verliert?

Erhellt nicht die tiefe Bedeutung der Farben ſchon daraus, daß die höchſten Functionen der Pflanzen von den Farben gefangen genommen ſind, und zurücktreten? So duften nicht die Pflanzen mit reinen glänzenden Farben, und bei den duftenden Blüthen erſcheinen die Farben beſcheidener, verlieren ſich mehr oder weniger in das unendliche, unbeſtimmte Grau. Man vergleiche die Tulpen mit den Nachtviolen! Selbſt bei den bunten Nelken ſind die Farben trübe und unrein.

Iſt nicht auf einer höheren Stufe der Geſang der Vögel, was der Duft der Blüthen? Und auch dieſer verſtummt, wo das glänzende, mit reinen blendenden Farben geſchmückte Gefieder hervortritt. Daher ſind die Singvögel häufiger gegen Norden, wo das Gefieder weniger glänzend, matter ſich in Grau verliert. Man vergleiche unſere Nachtigallen und Lerchen mit den Papagaien!

Tritt in der großen Farbenmuſik des Totalorganismus das Grün der Pflanzen dem Roth der höheren Thiere gegenüber, wie in dem harmoniſchen Farbenſpiel des Opals?

Bei den höheren Thieren tritt das prismatiſche Farbenbild in dem arteriellen und venöſen Syſtem hervor. Die univerſelle Verfinſterung iſt zurückgedrängt, ſucht höchſtens in dem Pfortaderſyſtem der vegetativen Bauchhöle ſich hervorzudrängen; aber die weiße Farbe iſt, als ein innerer allgemeiner Tag, und allem Wechſel entzogen, in dem Nervenſyſtem aufgegangen. Die allgemeine weiße Farbe deutet, beſonders bei dem Menſchen, auf die Erſtarrung des ruhigen Todes, die rothe Farbe auf eine krankhafte, tödtende Beweglichkeit. Die innige Verſchmelzung und geordnete Temperatur beider iſt die höchſte Geſundheit und Schönheit.

Was wir geleiſtet haben, iſt wenig, viele Probleme ſind nicht gelöſt, kaum berührt. Mancher Zweifel iſt noch zu heben, und Widerſprüche werden entſtehen, die wir zum Theil ahnen. Indeſſen glauben wir den rechten Weg nicht ganz verfehlt zu haben. Einige Accorde ſind angeſchlagen, und es iſt die ganze Natur, die wiedertönt. Aber ſchüchtern treten wir zurück vor jener feurigen wechſelnden Gluth der Abend- und Morgenröthe, vor jenen Farben, die wie ein ſtummes Geheimniß in den mannichfachen Blüthen ruhen, durch die edlen Steine in der verborgenen erſtarrten Maſſe der Erde feſtgehalten werden; vor jenem unendlichen wogenden Farbenmeer, das in räthſelhaften Verſchlingungen aus Luft, Meer, Erde, Thieren und Pflanzen, und da vor allem, wie eine alle Töne in einen gemeinſamen Accord auflöſende Muſik, entgegentritt, wo die Natur, am lebhafteſten erregt, in heißer Begeiſterung auf allen Saiten ſpielt.

Ueber die Vegetation.

(Jahrbücher der Medizin von Markus und Schelling 3r Bd.)

Eine flüchtige Vergleichung der Thiere mit den Pflanzen zeigt uns bei jenen, außer der willkürlichen Bewegung, mancherlei lebendige Oscillationen der Organe gegeneinander, da bei dieſen von beidem keine Spur gefunden wird. Die Naturforſcher, indem ſie ſich durch eine von dem thieriſchen Leben übergetragene Analogie täuſchen ließen, bemühten ſich vergebens, etwas bei den Pflanzen zu finden, was ſie mit dem Kreislaufe des Bluts bei den Thieren vergleichen könnten. Es iſt ihnen niemals gelungen, und die neueſten und genaueſten Unterſuchungen von Sprengel, Bernhardi, Treviranus, Rudolphi, Link u. m. widerſprechen der Vermuthung auf das beſtimmteſte.

„Aus dem Zellengewebe zwiſchen der innerſten Rindenlage und der mittleren, oder dem Baſte, und in krautartigen Pflanzen aus dem, was die Faſerbündeln unmittelbar umgibt, bewegt ſich der Saft nach allen Seiten, wohin das Bedürfniß der Vegetation es erfordert.“ Treibt das Gewächs bloß in die Krone, ſo bewegt es ſich nach oben; treibt der

„Stengel ſeitwärts Aeſte, oder Blätter, ſo bewegt er ſich ſeitwärts, oder wol auch in der darüber liegenden Rinde von oben nach unten u. ſ. w.“ (Treviranus d. j.)

Dieſes iſt ohne allen Zweifel die richtigſte Anſicht; denn ſelbſt jener Rückfluß des Saftes durch die Rinde, welchen Link annimmt, würde nichts dagegen beweiſen, indem er nicht beſtändig, ſondern zufällig ſeyn ſoll. Der Grund aber, auf welchen er eine ſolche Annahme ſtützt, iſt folgender: Wenn man einen kreisförmigen Einſchnitt in die Rinde macht, ſo fließt eine größere Menge Saft aus dem oberen, als aus dem unteren Theil; auch haben Medicus Erfahrungen dargethan, daß der obere Theil der Pflanze unter ſolchen Umſtänden ſtärker vegetire, und Thouin hat bewieſen, daß eine ringförmige Wunde das ſchnellere Blühen und frühere Reifen der Früchte befördere. Link glaubt dieſe Erſcheinungen nur aus dem verhinderten Rückfluß des Safts begreifen zu können. Wir glauben dieſes aber nicht; denn das ſtärkere Ausfließen des Safts aus dem oberen Theile der Rinde hängt mit der Bildung des Wulſtes nothwendig zuſammen, und dieſes beweiſt nichts, wie Link ſelbſt geſteht; das ſtärkere Blühen des auf dieſe Weiſe iſolirten Theils der Pflanze aber zeigt nur, daß die atmoſphäriſche Vegetation im Ganzen geſteigert worden. Eine Anſicht, die durch die fortſchreitende Unterſuchung ſich beſtätigen wird!

Mit jenem Mangel einer wahrhaft in ſich zurückkehrenden Bewegung der Säfte iſt zugleich eine vollkommne Abweſenheit ſolcher innern Organe, die man mit den Eingeweiden der Thiere vergleichen könnte, verbunden. Man kann nicht einmal behaupten, daß die Pflanzen wahre Gefäße beſitzen, in dem Sinne, in welchem man ſie den Thieren zuſchreibt denn die Säfte ſind wahrſcheinlich gleichförmig in allen lebendigen Theilen der Pflanze vertheilt, und richten ſich nur nach den neuen Trieben in den Wurzeln ſowol, als in den Aeſten, in welchen ſie in der größten Menge gefunden werden, keinesweges aber nach dem Unterſchied zwiſchen ſogenannten Pflanzengefäßen und Zellengewebe. Ja, es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß ſie im Zellengewebe in größerer Menge, als in den Spiralgefäßen und ihren Modificationen enthalten ſind. Dieſe ſcheinen in der That, wie die älteſten Pflanzenanatomen annahmen, und Bernhardi und Treviranus auch darzuthun ſuchen, eher Luft, als Saft zu enthalten. Denn das Aufſteigen farbiger Flüſſigkeiten in den Spiralgefäßen, wie in einer Schraubenmutter, läßt ſich aus der Veränderung und wahrſcheinlichen Verdünnung des Gaſes in ihr vollkommen begreifen, indem der abgeſchnittene Zweig ein intenſiveres atmoſphäriſches Leben führt. Auch ſtimmen hiermit Links Verſuche, nach welchen die Wärme und das Licht einen bedeutenden Einfluß auf die Einſaugung zeigten, ſehr wohl überein. Daß wirklich gasförmige Flüſſigkeiten im Innern der Pflanze befindlich ſind, beweiſen Coulombs Erfahrungen, nach welchen Luftblaſen das Herausdringen des Safts aus den Bäumen begleiten. Humboldt hat dieſe Erfahrung beſtätigt. Wenn wir nun aber auch zugeben wollten, daß in den Spiralgefäßen zuweilen Saft ſei, wie ein Verſuch von Link mit Musa paradisiaca zu beweiſen ſcheint, ſo zeigen doch andere ſchöne Verſuche von demſelben auf eine auffallende Weiſe das Entgegengeſetzte. Wir berufen uns um ſo lieber auf dieſe Verſuche, da Link den Saftinhalt der Spiralgefäße ausdrücklich behauptet.

Er wählte nämlich ſolche Pflanzen, deren Säfte, mit chemiſchen Reagentien, Gerbeſtoff darſtellen, wie die Eiche, Sempervivum glutinosum, Sedum Telephium, Rheum Reponticum und undulatum — eine andere, wie Aloe succotorina, deren Saft, der Luft ausgeſetzt, durch Sauerſtoff gelb gefärbt wird. Von jenen ſetzte er Zweige oder Blätter in eine Auflöſung von ſchwefelſaurem Eiſen — von dieſer einen Zweig in überſaure Salzſäure. In beiden Fällen zogen die Spiralgefäße die färbende Auflöſung ein, und blieben ungefärbt. Die ſchwarze Farbe in dem erſten, und die gelbe Farbe in dem zweiten Fall entſtanden erſt in dem Zellengewebe. Wie mir dünkt, ein ſehr deutlicher Beweis, daß der eigenthümliche Saft der Pflanze nicht in den Spiralgefäßen enthalten war! Da nun dieſe ſchönen Verſuche mit großer Sorgfalt öfters und unter veränderten Umſtänden angeſtellt wurden, ſo wird man faſt glauben müſſen, daß bei dem oben angeführten Verſuch irgend ein beſonderer Umſtand, etwa eine Krankheit, Statt gefunden haben muß, welches dadurch beſtätigt wird, daß unter vielen Gefäßen der Aloe succotorina ein einziges Gefäß den eigenthümlichen Saft zu enthalten ſchien.

Geſtehen wir aber auch, daß die Spiralgefäße mit ihren Modificationen Saft enthalten, ſo können wir ſie doch ſchon deßhalb nicht wahre Gefäße nennen, weil die Wände nicht im Stande ſind, den Saft einzuſchließen. Man findet keine Anaſtomoſe der Gefäße, der Saft bewegt ſich nicht in der ununterbrochenen Folge der flüſſigen Säule. Der beträchtliche Theil des Pflanzenſafts und eben der lebendigſte iſt vielmehr in engen Behältern des Zellengewebes von allen Seiten von Membranen umſchloſſen, und durch dieſe, ohne irgend eine ſichtbare Oeffnung, findet die lebendige Verknüpfung der abgeſonderten Safttheile Statt. So beſteht das ganze Innere der Pflanze faſt durchaus aus mannichfaltig einander durchkreuzenden Membranen, die alle in Saft untergetaucht ſind, und die membranöſe Structur ſcheint das Leben des in engen Zellen eingeſchloſſenen Safts eher zu befördern, als zu verhindern.

Die membranöſe Form iſt die höchſte und lebendigſte der Vegetation. Die Flächen dieſer Häute und ihre mannichfache Richtung gegen einander bieten Gegenſätze dar, die das ſtumme Leben der ſtillen Production und Bildung unterhalten, ſich aber in den innerſten Tiefen der Vegetation vor dem Beobachter verbergen. In der That iſt die Faſerform mit einer Abnahme des vegetativen Lebens, mit einer Erſtarrung immer verbunden. Daher iſt in den jungen Trieben der Aeſte und der Wurzel, in den Fructificationstheilen der Blüthe, das lockerſte Gewebe, nnd daher nimmt das regſamſte Leben der Pflanze mit der Blätterform zu.

Der einzige wahre Gegenſatz in der innern Form der Pflanze iſt der zwiſchen Wurzel und Stamm. Die Wurzel beſteht aus bloßem Zellengewebe, ohne Spiralgefäße. Dieſe findet man erſt in dem über die Erde wachſenden Theil der Pflanze. Denn die wenigen Spiralgefäße, die in dem obern Theil der Wurzel entdeckt werden, ſtellen eine Fortſetzung des Stamms dar. In allen neuen Triebeu, in den Blättern und Blüthen, ſondert ſich kein Theil als ein einziges Organ ab. Gefäße, Zellengewebe und Faſer machen in beſtändiger Verbindung die Structur aller neu entwickelten Theile aus. Wie ſehr aber jener Gegenſatz zwiſchen Wurzel und Stamm anch als ein äußerer angeſehen werden muß, beweiſen jene bekannten Verſuche, nach welchen die Aeſte, in die Erde geſteckt, in Wurzeln ausſchlugen, die Wurzeln, der Luft ausgeſetzt, Aeſte trieben. Denn hier veränderten nicht allein die Triebe ihre Richtung, indem die aufwärtsſtrebenden niederwärts ſtrebten, und umgekehrt, ſondern die Spiralgefäße der in die Wurzel verwandelten Aeſte mußten ſich in das allgemeine Zellengewebe verlieren, indem ſie aus dieſem in der in Aeſte verwandelten Wurzel wieder entſtanden.

Dieſes iſt die Darſtellung der Homogeneität und großen Einfachheit der innern Structur der Pflanzen. Wir haben hierbei keine Rückſicht genommen auf die Pflanzen einer niedrigern Stufe, da diejenigen Pflanzen, die keine Spiralgefäße haben, wie die Laub- und Lebermooſe, die Flechten, Algen und Schwämme, doch in der Hauptſache mit den vollkommneren übereinkommen, indem in jener, wie in dieſen, die Säfte von Zellengewebe umfloſſen ſind.

So einfach übereinſtimmend, wie die Structur der Pflanzen nun im Innern iſt, nicht allein in der nämlichen Art, ſondern auch in den äußerlich ſehr verſchiedenen Pflanzengattungen, ſo daß die Bäume ſich von den jährigen Kräutern nur durch das Uebergewicht der Faſern, einige Pflanzen ſich von andern nur durch das lockerere Zellengewebe, die niedern Pflanzen von den vollkommneren nur durch den Mangel an Spiralgefäßen u. ſ. w. unterſcheiden: ſo mannichfaltig und verſchieden iſt die Geſtaltung nach außen. Man kann daher mit Recht behaupten, daß die Pflanze ſich vom Thier unterſcheide, indem ſie ihre Eingeweide nach außen werfe.

Aber nicht nur dieſe verſchieden geſtalteten Organe drängen ſich nach außen, auch das thätigſte Leben des Stamms, die lebhafteſte Bewegung der Säfte iſt mehr äußerlich, als innerlich. Es iſt vorzüglich die Rinde des Stamms, welche die lebendige Verbindung zwiſchen der in der Erde verborgenen Wurzel und den in der Luft verbreiteten Zweigen und Blättern unterhält. Treviranus d. j. beſonders hat von neuem, wie früher Duhamel, bewieſen, daß das thätigſte und wirkſamſte Leben zwiſchen der mittelſten und innerſten Rindenlage Statt finde, daß die letztere allmälich zur Splint, noch mehr zum Holz erhärtet. Link hat zwar behauptet, daß diejenigen Spiralgefäße, die dem innerſten Mark am nächſten ſtehen, und dort am deutlichſten ausgebildet ſind, zum Leben am nothwendigſten wären. Aber theils werden die Schlüſſe, die er aus ſeinen und Cottas Verſuchen zieht, höchſt unſicher durch die große Schwierigkeit, dieſe anzuſtellen, theils beweiſen ſie doch nur, daß die Spiralgefäße ſich in denjenigen Zweigen, in welchen der Holzanſatz nur gering und undeutlich iſt, thätig erzeigen. Die ſtark ausgehöhlten Weidenbäume hingegen, in welchen nichts, als Rinde und Baſt, und kaum etwas weniges Holz die Verbindung zwiſchen der Wurzel und der immer fortvegetirenden Krone ausmacht, zeigen unwiderlegbar, daß die innerſten Spiralgefäße dieſe Verbindung nicht am lebendigſten unterhalten. Daß das innere Mark nur wenig Antheil an dem Leben der Pflanze hat, und häufig ganz ohne Schaden entbehrt werden kann, geſtehen alle Forſcher. Auf dieſe Weiſe ſind nicht allein die individuelleren Organe der Pflanzen, wie die Blätter, die Blumen, die Wurzeln, äußerlich, ſondern auch jene allgemeine Säfte bewegen ſich in den äußern Lagen, ſo daß, je mehr die Vegetation ſich nach innen bildet, ſie deſto mehr erſtarrt und erſtirbt.

Eine andere, höchſt merkwürdige, Abweichung der Pflanzen von den Thieren dürfen wir nicht mit Stillſchweigen vorbeigehen. Schon bei der frühesten Erſcheinung des Thiers, im Ei, ſind diejenigen Hauptgegenſätze der Organiſation, deren Einheit das Leben darſtellt, vollkommen angedeutet. Selbſt diejenigen Thiere, welche, während ihres Lebens, bedeutende Metamorphoſen durchlaufen, wie die Inſecten, werden nicht theilweiſe, ſondern durchaus verwandelt. Bei den Pflanzen iſt es anders. Auch die Gegenſätze der Fortbildung ſind, wie diejenigen des Gebildeten, äußerlich und in verſchiedenen Epochen vertheilt. Nur der Gegenſatz zwiſchen Wurzel und Saamenblättern geht von dem nämlichen Punct zu gleicher Zeit aus. Dirſes nach außen Geworfene der Fortbildung gilt nicht bloß von der ganzen Pflanze, gilt auch für einen jeden Theil derſelben. Daher die Ausbildung einer jeden Knospe zu einer ganzen Pflanze; daher die Zurückdringung der Blätterproduction und Vermehrung der Blüthen und Dornen bei geringerer Nahrung; daher die Vermehrung der Blätter und die Verwandlung der Fructificationstheile in Corollen bei reichlicher Nahrung; daher endlich die Verwandlung der Zweige in Wurzeln und umgekehrt.

Man verzeihe die Aufſtellung allgemein bekannter Thatſachen; denn das vereinigte Bild aller ſtellt ſchon durch die einfache Beobachtung, wie die Abhängigkeit des vegetativen Lebens von dem Jahreswechſel, jenes innige Verſchmelzen des Daſeyns mit dem ganzen Leben der Erde dar. Es iſt der Zweck des Studiums, dieſen univerſellen Typus in ſeiner innerſten Tiefe zu ergründen. Aber die Unterſuchungen über die Vegetation ſind mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Dieſe liegen vorzüglich darin, daß in der Pflanze alles ſtill geworden iſt, daß alle Functionen in Producte aufblühen. Eine Stille, wie dieſe, erkennen wir wieder in der bezwungenen

Maſſe der vollendeten Senſibilität, wo umgekehrt die Producte in Functionen aufblühen. Wo ſo das Ganze in dem Einzelnen ſich darſtellte, fand die gewöhnliche Naturforſchung ihre Grenze, oder vielmehr der tiefe Irrthum ihrer Anſicht ward offenbar, indem ſie das lebendige Bild des Ganzen, welches ihr entgegentrat, vereinzeln, tödten mußte, um es nach ihrer Weiſe zu begreifen.

Die Vegetation iſt die Aſſimilation der Elemente, das große Verdauungsſyſtem alles Lebendigen. Die Verdauung der Thiere iſt als die potenzirte der Pflanzen anzuſehen. Die niederſten Thiere (die Inſecten) nähren ſich daher von einzelnen Theilen der Pflanze, von ihrem Saft, ausgeſchwitztem Honig, einzelnen Theilen des Saamens u. ſ. w., die höhern Thiere entweder von der ganzen Pflanze, oder von dem Product ihrer höchſten Contraction in dem Saamen. Das Thieriſche in der Pflanze heben die Thiere heraus, und daher begreifen wir, weshalb die grasfreſſenden Thiere, wenn ſie in fleiſchfreſſende verwandelt werden, an Stärke und thieriſcher Energie zunehmen, die fleiſchfreſſenden, wenn ſie grasfreſſend werden, abnehmen (nach Neergaard.)

Was die gegenwärtige Naturwiſſenſchaft uns über das vegetative Leben zu offenbaren vermag, wage ich hier auszuſprechen. Die Momente lagen einzeln zerſtreuet, viele allgemein anerkannt, manche nur von wenigen geſchauet, alle aber in einem äußern Gegenſatz, welcher uns die lebendige Durchdringung nicht zu ſchauen vergönnte.

Wir wenden zuerſt unſere Aufmerkſamkeit auf den Einfluß des Lichts auf die Vegetation *). Er iſt als eine desoxy-

---

*) Herr Link verſichert, daß die Philoſophen einiger Schulen

dirende Wirkung des Lichts hinlänglich bekannt, und iſt nicht allein bei der Vegetation von Prieſtley bis auf Sauſſure d. j., mit vieler Genauigkeit, ſondern auch bei mehrern Körpern, wie bei einigen Peroxyden der Metalle, bei dem Hornſilber, bei der überſauren Salzſäure beobachtet worden. Man hat aus dieſen Thatſachen eine Verbindung des Lichts, als einer eigenen Materie, mit dem desoxydirten Körper folgern wollen. Eine Meinung, auf welche wir wol hier keine Rückſicht zu nehmen brauchen! Vielmehr erblicken wir hier nichts, als die herrſchende Oxydationsſpannung des Tages, die mit der Intenſität der allgemeinen Fortbildung und organiſchen Entwickelung und Geſtaltung Eins iſt. Wir werden an einem andern Orte zeigen, wie in den uralten Gebirgen, mit überhandnehmender Oxydationsſpannung, aus einer allgemeinen Maſſe ſich eigenthümliche abſonderten, und in ſich geſtalteten. Hier aber wird das Nämliche ſich bei einer genauen Unterſuchung des vegetativen Proceſſes ergeben. Wo in einem Körper das nämliche Princip der Schwere das Uebergewicht

---

in Deutſchland die Behauptung aufſtellten: „es ſei die „Pflanze das Product der Anziehung des Lichts und der „Erde mit einem gewiſſen Ausdehnungsvermögen begabt.“ Wir wiſſen nicht, ob wir über die faſt unglaubliche Seichtigkeit einer ſolchen Behauptung, oder darüber, daß ſie uns durchaus unbekannt geblieben iſt, am meiſten erſtaunen ſollen. Wir dürfen aber an der Wahrheit dieſer Behauptung, ja ſelbſt an dem Einfluß jener ſogenannten Philoſophie auf die Denkweiſe mehrerer Phyſiker Deutſchlands um ſo weniger zweifeln, da Hr. Link — wie wir aus einer Stelle ſeines Buchs über die Anatomie und Phyſiologie der Pflanzen erſehen — in einer eigenen Schrift (über die Naturphiloſophie) einige dieſer Philoſophen zurechtzuweiſen, andere der Verachtung preiszugeben ſich bemüht hat, zu welcher nützlichen Unternehmung wir ihm viel Glück wünſchen.

hat, da widerſtrebt es der Aufnahme in jenen allgemeinen Bildungsproceß mit einer Energie, welche der Macht der Schwere in ihm proportional iſt. Daher ſehen wir, daß, wo die Reduction mit großer Kraft hervortritt, wie beim Hornſilber, ſie im Stande iſt, ihre Atmoſphäre zu tödten, indem die Oxydationsſpannung in eine wahre Oxydation übergeht. Es entwickelt ſich dann nicht Sauerſtoff, ſondern, wie Berthollet bemerkt hat, Salpeterſäure, während ſich das Hornſilber augenblicklich reducirt.

Bei den Pflanzen zeigt ſich die Desoxydation, wie ſich vermuthen ließ, auf eine andere und lebendigere Weiſe. Der relativ am meiſten erſtorbene Theil der Luft, das kohlenſaure Gas, wird von neuem belebt, indem der Sauerſtoff die lebendige Spannung der Luft unterhält, der Kohlenſtoff aber die Vegetation befördert. Sennebier war der erſte, der dieſes bewies, und die genauen Verſuche von Woodhouſe und Sauſſure d. j. haben es vollkommen beſtätigt. Dieſer Proceß iſt unrichtig als eine Aushauchung bezeichnet worden. Denn die atmoſphäriſche Luft wird nicht erſt eingeſogen und reiner ausgeſtoßen, die Differenzirung des kohlenſauren Gaſes iſt vielmehr eben ſo äußerlich, wie alle übrige Functionen der Pflanzen.

Die jener Spannung der Atmoſphäre entgegengeſetzte der Pflanze findet, wie bekannt, vorzüglich Statt in den Blättern und übrigen grünen Theilen der Pflanze. Man hat dagegen eingewandt, daß grüne Säfte im Innerſten der Pflanzen ſich befinden, wo ſie von allen Seiten von dem Einfluſſe des Lichts geſchützt waren. Aber es iſt eine lebendige Spannung, welche die Pflanze auf eine organiſche Weiſe erregt, keine todte Einwirkung des Lichts als Stoff. Daß aber jene Desoxydation der Pflanze mit der allgemeinen Oxydationsſpannung der Atmoſphäre Eins iſt, erhellt aufs deutlichſte aus ſprechenden Verſuchen. Wenn man, wie Senebier und Ingenhouß gezeigt haben, die Desoxydation der eingeſchloſſenen Atmoſphäre einer Pflanze durch Beimiſchung von Waſſerſtoff vermehrt, ſo fängt jene Spannung des Tages an wirkſam zu werden, das kohlenſaure Gas differenzirt ſich, wie im Sonnenlicht, wenn gleich mit geſchwächter Energie, und die Pflanzen erhalten ſelbſt im Dunkeln, wo ſie ſonſt erblaſſen, grüne Blätter. Im Sonnenlicht aber werden die Blätter unter den nämlichen Umſtänden dunkler. Die bekannten Verſuche von Humboldt mit Poa, Plantago, Cheiranthus u. ſ. w. beweiſen das nämliche. Ja, was die lebendige Spannung des Tages bewirkt, das vermag, nach Decandolles Erfahrungen, ein langer und allmälich fortgeſetzter Verbrennungsproceß, welcher eben ſo, wie die Beimiſchung von Waſſerſtoff, die Desoxydation der Atmoſphäre ſteigert. Denn in einem mit Lampenlichte ſtark erhellten Keller keimten Sinapis und Myagrum sativum mit grünen Blättern und Stengel, obgleich andere Verſuche bewieſen, daß die Blätter von Eucomis punctata und Lycium barbatum nur ſehr wenig Sauerſtoffgas (0,02,) und übrigens Stickgas und kohlenſaures Gas lieferten. Jener Verbrennungsproceß, ſo wie die Beimiſchung von Waſſerſtoff in den erwähnten Verſuchen, rief alſo eine Spannung, derjenigen des Tages ähnlich, hervor, die hinreichend war, die Desoxydation der Pflanze zu unterhalten. Decandolle bemerkte zwar keine Sauerſtoffentwickelung der Blätter, aber theils wiſſen wir nicht, wie ſtark ſie zu ſeyn braucht, um die Blätter grün zu färben, (vielleicht iſt eine kaum merkbare Differenzirung des kohlenſauren Gaſes dazu hinreichend,) theils deutet die Entwickelung von kohlenſaurem Gaſe und Stickgas aus den Blättern, nach Sauſſures und Woodhouſes Erfahrungen, auf eine Krankheit.

Aber jene Function der Blätter im Sonnenlichte wechſelt mit einer entgegengeſetzten, die des Nachts hervortritt. Sauſſure d. j. hat mit ſchöner Genauigkeit gezeigt, daß die Oxydationsſpannung der Pflanze die Nacht über der entgegengeſetzten Spannung am Tage durchaus proportional iſt, daß dieſe mit jener ſteigt und ſinkt. Die Nacht ſelbſt muß als eine organiſche Desoxydationsſpannung der Atmoſphäre angeſehen werden. Dieſes beweiſt ſchon die umgekehrte Function des Tages.

Dieſe Behauptung verdient eine genauere Erwägung; denn die experimentale Phyſik unſerer Tage ſcheint ihr zu widerſprechen.

So viel können wir mit Grund annehmen, daß durch Wurzers und Haachs Waſſerzerlegung eine wahre Desoxydation des Stickgaſes dargethan iſt, daß wir das Stickgas niemals völlig rein und neutral erhalten, weil eine Trennung deſſelben von Sauerſtoff es ſchon desoxydirt. Ritter und Oerſted behaupten mit Recht, daß dieſe Verſuche von Wurzer nichts weniger als widerlegt ſind. In dieſem durchaus organiſchen, nicht chemiſchen Sinne dürfen wir wol eine Waſſerſtoffentwickelung der Pflanzen in der Nacht jener Sauerſtoffentwickelung am Tage analog annehmen, eine univerſelle Desoxydation, die ohne allen Zweifel mit dem Aushauchen der Düfte in der Nacht zuſammenfällt. Prevoſt hat Beobachtungen über die Ausflüſſe riechender Körper angeſtellt, die eine Wirkung in die Ferne darthun, und die Desoxydation der Pflanzendüfte iſt unzweifelbar. Wir glauben, daß das Aushauchen dieſer Düfte mit der Desoxydation zuſammenfällt, ohne zu behaupten, daß dieſe durch die Düfte bewirkt wird. Ueber die Düfte werden wir uns in der Folge erklären; hier bemerken wir nur, daß die Desoxydation der Atmoſphäre mit der vegetativen Oxydation während der Nacht Eins iſt; eine Annahme, zu welcher die wahrſcheinliche Natur des Stickgaſes uns ſchon berechtigt!

Es iſt nicht bei den Pflanzen allein der Fall, daß ſich das Waſſerſtoffgas, als ſolches, nicht darſtellen läßt, vielmehr für das Experiment verſchwindet, und ſich nur auf eine univerſelle Weiſe offenbart. Die Eudiometrie zeigt uns das Nämliche auf eine ſehr auffallende Weiſe. Wir ſchätzen im Experiment die Menge des Sauerſtoffs nach der Maſſe der Baſen, die neutraliſirt, oder oxydirt werden, und nach der damit verbundenen Abnahme des Volumens der Luft — wie bei der Waſſerproduction im Voltaiſchen Eudiometer, bei der Phosphorverbrennung im Bertholletſchen, bei der Säurung des Salpetergaſes im Prieſtleyſchen. Ein ſolches Maas haben wir aber für die Desoxydation des Stickgaſes nicht. Der Stickſtoff iſt ohne allen Zweifel eben ſo urſprünglich desoxydirt, wie einige cohärente Metalle, der Diamant, die Kieſelerde u. ſ. w. urſprünglich oxydirt ſind. Die relative Unverbrennlichkeit des Stickſtoffs beruht eben auf der Unmöglichkeit, ihn völlig zu reduciren, und durch den elektriſchen Funken wird der Stickſtoff wol zum Theil reducirt, aber auch oxydirt. Ein jedes Waſſer erhält wahrſcheinlich etwas mehr neutraliſirten Stickſtoff. Daher entwickelt er ſich als Stickgas bei einer weniger energiſchen Waſſerſpannung, indem er ſich mit einer beſtimmten eigenthümlichen Energie desoxydirt.

Dieſes iſt der Fall bei den weniger oxydirbaren Metallen (Zinn, Blei und Spiesglanz) ſowol, als bei der bekannten Entwickelung des Stickgaſes aus dem Waſſer, nach Prieſtley. Diejenigen Metalle hingegen, die ſich — wie Zink und Eiſen — auf eine kraftvollere Weiſe oxydiren, liefern, wie das Waſſer, wenn es gewaltſam geſpannt wird, Hydrogen, wenn gleich ein ſolches, das durch einen eigenthümlichen Geruch eine Beimiſchung fremder Subſtanzen deutlich genug offenbart. Das univerſelle Leben der Luft vermag allein jenen erſten Desoxydationsgrad zu ſteigern, und durch Waſſerproduction wieder auf ſeine Urſprünglichkeit zurückzuführen. Wie wenig aber die Luft im Stande iſt, eine bedeutende Menge Waſſerſtoffgas iſolirt darzuſtellen, und wie ſchnell ſie dieſes aſſimilirt, zeigen vorzüglich De Martis ſchöne eudiometriſche Verſuche. Mitten über Moräſten und ſtehenden Gewäſſern fand er die Luft ganz eben ſo, wie ſonſt, immer den nämlichen Gehalt 21,0 bis 22,0 Sauerſtoff. So iſt auch diejenige Luft, die wir eine ungeſunde nennen, nicht anzuſehen als eine Luft mit veränderten Beſtandtheilen; denn von dergleichen entdeckt man nichts; vielmehr, wenigſtens dann, wenn ſie contagiöſe Krankheiten erregt, als in eine ungewöhnliche Desoxydationsſpannung verſetzt, und hierin liegt der Grund der Reinigung durch überſaure Salzſäure.

Viel tiefer und von mehrern Seiten läßt ſich dieſe Anſicht der Desoxydationsſpannung der Atmoſphäre begründen; aber eine weitläufigere Unterſuchung würde uns von unſerm vorliegenden Gegenſtand zu weit entfernen, wir verſparen daher dieſe bis auf eine andere Gelegenheit. Hinreichend aber iſt das Angeführte, um die Einwürfe der Phyſiker zu ſchwächen, um ſo mehr, da der Verfolg unſerer Betrachtungen dieſe Anſicht als nothwendig darſtellen wird.

Aber jene Oxydationsſpannung der Blätter in der Nacht iſt nicht die einzige. Außerdem findet eine beſtändige ähnliche Spannung aller übrigen Theile der Pflanze Statt, die zu merkwürdig iſt, um uns nicht zu einer genauern Unterſuchung zu reitzen.

Saamenkörner, wenn ſie keimen, oxydiren ſich. Seit Scheele war die Nothwendigkeit des Sauerſtoffgaſes beim Keimen allgemein bekannt. Ob die überſaure Salzſäure wirklich das Keimen befördere, wie Humboldt behauptete, war ſeit Lefebures Verſuchen wenigſtens zweifelhaft. Schnurrers Beobachtungen haben den Einfluß unter gewiſſen beſtimmten Bedingungen beſtätigt. Eine wahre Oxydation des Saamenkorns läugnen indeſſen die Phyſiker. Sauſſure behauptet, daß der Sauerſtoff nur dazu diene, dem Saamenkorn, während des Keimens, einen Theil des Kohlenſtoffs zu rauben, der als kohlenſaures Gas entweicht. Ganz ſo deutlich äußert ſich Woodhouſe nicht hierüber, obgleich auch er vermuthet, daß das kohlenſaure Gas durch den Kohlenſtoff der Kotyledonen gebildet wird. Die Chemiker, Thomſon z. B., glauben, es entſtehe ein Zucker, indem durch die Entweichung des Kohlenſtoffs das Verhältniß des Sauerſtoffs und Waſſerſtoffs erhöht wird; ſie berufen ſich auf den ſüßern Geſchmack der mehligen Subſtanz der Saamenlappen, auf die ähnliche Erſcheinung beim Heu u. ſ. w. Wir geben dieſes alles zu; nur iſt hier von einem Lebendigen, nicht von einem Todten, von einer Function, nicht von einer Miſchungsveränderung die Rede.

Die Art und Weiſe, wie wir uns die Oxydationsſpannung vorſtellen müſſen, erhellt aus der Function der Blätter, während der Nacht. Sauſſure hat nämlich bemerkt, daß dieſe zwar kohlenſaures Gas bilden, aber erſt nachdem die Oxydationsſpannung ein Maximum erreicht hat. Bei den Saamenkörnern wird dieſes Maximum ſchneller erreicht, und daher wird der Uebergang des Stoffs faſt unmerklich ſeyn. Schnurrers Beobachtungen beweiſen, daß eine lebendige Spannung nothwendig iſt; denn im Finſtern greift die überſaure Salzſäure das zarte Saamenkorn als Säure an, und verhindert das Keimen. Im Sonnenlicht hingegen reducirt ſich die Säure, die lebendige Oxydationsſpannung der Atmoſphäre des Saamenkorns nimmt zu, und das Keimen wird beſchleunigt. Auch alle übrigt nicht grünen Theile der Pflanze oxydiren ſich, und bilden, wenn das Maximum erreicht iſt, kohlenſaures Gas. Aber alle dieſe Theile unterſcheiden ſich dadurch von den eigentlichen Blättern, daß ſie in einer beſtändigen Entwickelung begriffen ſind, oder den Keim derſelben bewahren. Auch die Wurzel oxydirt ſich, wenn auch weniger intenſiv. Die herrſchende weiße Farbe der Wurzel zeigt auf eine Oxydation hin; ihre beſtändige Tendenz iſt, ſich im Finſtern zu verbergen, und der Luft ausgeſetzt überzieht ſie ſich mit einer Rinde, derjenigen des ſich oxydirenden Stamms ähnlich. Aber die Wurzel iſt auch in einer immerdaurenden Entwickelung begriffen. Sie treibt immer neue Sprößlinge; die alten verweſen, zerfallen und werden beſtändig wieder erſetzt. Von dem Stamm, von den Zweigen gilt das Nämliche. Es entſpringen neue Aeſte und Knoſpen aus ihnen, und ſie enthalten die Keime dieſer Entwickelungen. Endlich zeigen die Blüthen die höchſte Contraction und die höchſte lebendige Oxydationsſpannung. Daher erhält ihre Atmoſphäre am meiſten kohlenſaures Gas, ja auch Stickgas. Aber in dieſen iſt die Entwickelung auch die höchſte, und endigt erſt mit dem reifen Saamen. So fällt die Entwickelung der Pflanze durchaus mit der Oxydationsſpannung zuſammen, und Kielmeyer wünſchte mit Recht den Einfluß zu erfahren, den die überſaure Salzſäure auf die Entwickelung der Knospen äußern würde, obgleich dieſer kaum zweifelhaft ſeyn kann, wenn der Verſuch mit aller der Vorſicht, welche bei ſo zarten Theilen nothwendig iſt, angeſtellt wird.

Das Parenchyma der Blätter hingegen kann als die Grenze der Entwickelung angeſehen werden. Selbſt in den wenigen Fällen, wenn die Blätter Aeſte treiben, oder Blüthen tragen, ſind es mehr die Hauptrippen des Blatts, als das Parenchyma, und es würde höchſt intereſſant ſeyn, zu erfahren, ob nicht in einem ſolchen Blatte die Desoxydationsſpannung zurückgedrängt, oder vermindert würde. Alle Pflanzen mit einem grünen Stengel ſind nur jährige, und die einmalige Entwickelung die Grenze ihres Triebes. Die jungen Stengel ſind meiſt weiß, oder röthlich. Diejenigen Gräſer oder Rohrarten, die aus Knoten ſich verlängern, umwickeln den Knoten und den unterſten Theil des Stengels mit ſchützenden Blättern; der Stengel wird hier weiß erhalten, der Oxydations- und Entwickelungsproceß fortgeſetzt. Die Saamenlappen ſind weiß, die Saamenblätter hingegen grün. Die Desoxydationsſpannung in dieſen ruft ihren Gegenſatz in der keimenden Wurzel hervor, und iſt mit ihm Eins. Reißt man die Saamenblätter ab, ſo erſtirbt die Wurzel. Es iſt die erſte Regung jenes organiſchen Gegenſatzes von dem Mittelpunct des Wurzelſtocks aus. Reißt man, nachdem das Blattfederchen etwa die Größe einer Linie erhalten hat, die

Saamenblätter ab, ſo iſt, wie Bonnets und Senebiers Verſuche beweiſen, die Energie der Entwickelung zwar nicht unterdrückt, aber gehemmt. Sie bleibt eine Zwergpflanze, ihre Größe verhält ſich zu derjenigen einer völlig geſunden Pflanze, wie 2 : 7. Später ſterben ſie ſelbſt. Auf die nämliche Weiſe unterhalten die Blätter den Oxydationsproceß der Entwickelung, und dieſe iſt mit ihm Eins. Ja die Erſcheinung, die uns die Saamenblätter zeigten, wiederholt ſich während des Wachsthums der jährigen Pflanzen. Nach Morelot ſind die Wurzelblätter faſt immer verſchieden von den eigentlichen Blättern der Pflanzen, die zweiten Blätter nähern ſich dieſen mehr. Schmiegen ſie ſich an den Stengel, ſo kann man von ihrem Gedeihen verſichert ſeyn. Sind die dritten Blätter hervorgekommen, und ſtark genug geworden, ſich ſelbſt zu ernähren, ſo können ſie die Wurzelblätter entbehren. Dieſe, die wenig von den eigenthümlichen Säften der Pflanze enthalten, und nur einen grasartigen Geruch haben, welken, ſobald die Pflanze zu gedeihen anfängt, und fallen ab. So ſteigert ſich der Gegenſatz der Oxydation und Desoxydation bis zur höchſten Contraction in den Saamen. Dann exuviiren ſich auch die eigenthümlichen Blätter, verwelken und fallen ab, wie früher die Saamen- und ſpäter die Wurzelblätter. Nicht zu enge und abgeſondert darf man dieſe Betrachtung auffaſſen. Oxydation und Desoxydation, Entwickelung und Gegenſatz der Spannung iſt allenthalben als Eins, nur in den Blättern und grünen Theilen der Pflanze die Grenze der Entwickelung hervortretend. Dieſes iſt als Thatſache klar.

Aus dem Bisherigen folgt, daß das Leben der Pflanzen am Tage mehr ein allgemeines iſt, eins mit der belebenden und bildenden Spannung der Atmoſphäre; die höchſte, innere, vegetabiliſche Entwickelung findet aber in der Nacht Statt. Die ganze Pflanze iſt dann in einer gemeinſchaftlichen Oxydationsſpannung begriffen, die Desoxydation iſt durchaus univerſell und in die Atmoſphäre übergetreten. Daher wechſeln die Blätter ſelbſt während des Wachsthums der Pflanzen, und alle grüne Theile überhaupt ſterben ab. Die univerſelle Spannung des Sommers iſt mit dem Leben dieſer Theile organiſch verbunden. Nur die ſich innerlich entwickelnden Organe vermögen den Jahreswechſel zu überleben.

Wir gehen weiter. Nicht bloß mit der Luft, auch mit dem Waſſer, mit der Erde ſteht die Pflanze in einer innigen organiſchen Verbindung. Nur dann, wenn dieſe ſcheinbare äußere Trennung verſchiedenartiger Elemente ſich in unſerer Darſtellung, wie in der Vegetation aufhebt, und das eine Leben ausdrückt, dürfen wir hoffen, uns der Wahrheit genähert zu haben. Alles, was nicht die wunderſame Durchdringung des Verſchiedenen auszudrücken vermag, iſt nothwendig falſch.

Was die Naturforſcher über das Verhältniß der Pflanze zum Waſſer geſagt haben, iſt höchſt dunkel und verworren. Man glaubte vormals an eine Zerlegung des Waſſers durch die Pflanze. Der Waſſerſtoff ward, wie man ſich vorſtellte, von der Pflanze aufgenommen; daher jenes Uebergewicht des waſſerſtoffartigen Kohlenſtoffs in den Pflanzen. Den Sauerſtoff ſah man durch die Blätter vorzüglich entweichen. Man glaubte, daß die Luft durch dieſen Proceß der Vegetation immer von neuem mit Sauerſtoff verſorgt ward, um den Abgang deſſen, was zur Oxydation der Thiere und ſo vieler anderer Subſtanzen verwandt wird, zu erſetzen. Die genauere

Wiederholung der Verſuche von Prieſtley und Ingenhouß durch Woodhouſe und Sauſſure haben den Irrthum aufgedeckt. Es iſt gewiß, daß keine ſogenannte Waſſerzerlegung durch die Pflanze bewirkt wird. Die Sauerſtoffentwickelung im Sonnenlichte entſteht durch die Reduction des Kohlenſtoffs. Auch wird die Atmoſphäre dadurch nicht mit neuem Sauerſtoff verſorgt. Die Oxydation während der Nacht iſt der Desoxydation am Tage durchaus proportional. Sauſſure glaubt jetzt, daß das Waſſer in einem verdichteten Zuſtande in der Pflanze befindlich iſt. Eine Vorſtellung, mit der man kaum im Stande ſeyn wird irgend einen deutlichen Begriff zu verbinden!

Die vegetative Aſſimilation des Waſſers hängt mit dem Leben des Waſſers überhaupt aufs Genaueſte zuſammen, und iſt nur aus ihm zu begreifen. Beſonders ſind uns die Eigenſchaften hygroſkopiſcher Subſtanzen, die das Waſſer aus der Atmoſphäre auf eine ſo merkwürdige Weiſe hervorrufen, und wieder verſchwinden laſſen, höchſt belehrend, indem die hygroſkopiſche Function einiger Subſtanzen, wie die der Haare, mehrerer Pflanzenſtengel u. ſ. w. als die Aeußerung einer noch nicht erſtorbenen Vegetation anzuſehen iſt, dieſelbe Function anderer Körper aber ſich verhalten möchte zu der Waſſeraſſimilation der Pflanzen, wie die Reduction mehrerer Metalloxyde im Licht zur Desoxydation der Blätter. Zwar meint Link, daß man auf die hygroſkopiſche Eigenſchaft der Pflanzen nicht ſehr zu achten habe, „indem man bedenken muß, daß nur „trockne Subſtanzen die Dämpfe hygroſkopiſch aufnehmen, „nicht feuchte, oder gar von innern Säften durchaus befeuchtete, wie die Zellen der Blätter.“ Link wird aber ſelbſt bedenken müſſen, daß eine jede hygroſkopiſche Subſtanz ein

Maximum der Feuchtigkeit anzeigt, alſo auch feucht Waſſer aufnehmen muß, daß die hygroſkopiſchen zerfließenden Salze nicht bloß feucht, ſondern oft, wie der ſalzſaure Kalk, völlig aufgelöſt und flüſſig werden, daß man endlich urſprünglich flüſſige Subſtanzen, wie die Schwefelſäure, zu den wirkſamſten hygroſkopiſchen rechnen muß.

Auf dieſen Einwurf wenig achtend, wollen wir daher ſuchen, uns eine ſo klare Vorſtellung von der Art und Weiſe, wie das Waſſer in der Atmoſphäre verſchwindet und wieder erſcheint, zu verſchaffen, wie die gegenwärtige Phyſik gehörig benutzt, ſie zu geben vermag, zum Voraus überzeugt, daß eine ſolche Unterſuchung auch zum Behuf unſeres vorliegenden Zweckes von vielfältigem Nutzen ſeyn wird.

Ueber die Natur der Waſſerzerlegung mich weitläufig zu äußern, iſt um ſo überflüſſiger, da die Unterſuchungen hierüber ein Hauptgegenſtand der gegenwärtigen Phyſik geworden ſind. Es iſt durch Ritter bewieſen, daß die Waſſerzerſetzung einer polariſchen Spannung gleichzuſetzen iſt, daß das Waſſer nur im vollkommen neutralen Zuſtande ohne Spannung iſt. Aber dieſer Zuſtand iſt in der That ſelten, oder niemals vorhanden. Beſonders ſeit Pacchianis Verſuchen iſt es hinlänglich bekannt, wie äußerſt ſelten vollkommen reines Waſſer iſt, und eine jede aufgelöſte Subſtanz vermag das Waſſer in eine, oder die andere Spannung zu verſetzen; doch nicht dieſe allein, eine jede Temperaturveränderung iſt hierzu hinreichend, ſo daß das Waſſer, ſelbſt in dem Falle, daß es vollkommen rein wäre, doch nur bei einer Temperatur von 40° Fahrenh. als vollkommen neutral anzuſehen iſt.

Schon Arnim, ſpäter Winterl und Kaſtner, endlich Ritter haben deutlich bewieſen, daß das frierende

Waſſer von dem flüſſigen, noch mehr von dem kochenden, in Rückſicht der Spannung, verſchieden iſt. Arnim, Winterl und Kaſtner behaupten, daß das frierende Waſſer oxydirtes, das kochende desoxydirtes ſei. Ritter hingegen ſucht zu beweiſen, daß es ſich umgekehrt verhalte. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſeine Verſuche vorzüglich entſcheidend ſind; die übrigen, einige Thatſachen, die Winterl anführt, ausgenommen, ſind nicht von großer Bedeutung. Ritters Verſuche beweiſen in der That gerade das Entgegengeſetzte von dem, was ſie ſeiner Meinung nach beweiſen ſollen. Eine kurze Unterſuchung wird dieſes darthun.

Der Beweis, den Ritter führt, beruht vorzüglich auf der oxydirenden Eigenſchaft des frierenden Waſſers. Salzſäure mit Waſſer vermiſcht, ward durch das Frieren abgeſondert, und in überſaure Salzſäure verwandelt; durch Licht etwas geſchwärztes Hornſilber erhielt ſeine weiße Farbe wieder; das weiße blauſaure Eiſen ward dunkler blau gefärbt, als durch bloßes Waſſer. Er ſchloß daraus, daß ſich Sauerſtoff aus dem Waſſer abgeſondert hatte, das Waſſer alſo ein desoxydirtes ſeyn müßte. Er beruft ſich zugleich auf die durch das Frieren ſich abſondernden Luftblaſen, die ſchon früher bekannt waren, und die, den vorhergehenden Verſuchen zufolge, Sauerſtoffgas ſeyn müßten; ferner, auf den bekannten Oxygengehalt des Schneewaſſers, des Regens, des Nebels.

Wir geben alle die Erfahrungen zu, bitten aber Folgendes zu erwägen: Es iſt nach Daltons berühmtem Verſuche allgemein bekannt, daß das Waſſer vom Maximo der Dichtigkeit (bei 42° Fahr.), ſowol unter, als über dieſen Punct durch Kälte, oder Wärme gebracht, bei demſelben Grad die nämliche Ausdehnung erhält, wenn man, indem man die

Luft ausſchließt, das Gefrieren verhindert. Aber auch das Eis dehnt ſich bedeutend aus, und wird ſpeciſiſch leichter. Wahrſcheinlich beſchleunigt die Luft die Oxydation des Waſſers, und befördert auf dieſe Weiſe das Frieren. Leicht oxydirbare Körper, die, **während des Frierens**, mit Waſſer in Verbindung ſind, vermögen das Frieren auf eine kaum bemerkbare Weiſe zu retardiren, indem von ihnen das Waſſer momentan reducirt wird. Eine Reduction, die, durch die Gewalt der fortdaurenden Temperatur aufgehoben, von keinem deutlichen Erfolg ſeyn kann! Hieraus begreift man die oxydirende Eigenſchaft des Waſſers. Sobald ein gewiſſer Grad der Oxydation (durch Kälte), oder Desoxydation (durch Wärme) erreicht iſt, ſo nimmt das Waſſer eine Gasform an, welches ſowol für das frierende, als kochende Waſſer gilt. Dieſe Spannung, durch einen bloßen Zwang der Temperatur hervorgerufen, wird auch durch eine jede Veränderung wieder vernichtet, und die Phyſiker haben ſich darüber beklagt, daß ſie nicht im Stande waren, die im Eiſe eingeſchloſſenen Luftblaſen aufzufangen, weil ſie beim Schmelzen des Eiſes immer wieder aufgenommen wurden, und verſchwanden. Aber dieſe Gasform wird durch eine allmäliche Ausdehnung vorbereitet; auch geht das Waſſer, durch die Temprratur einſeitig geſpannt, ganz in eine, oder die andere Spannung über: denn es iſt gewiß, daß das Eis durch einen anhaltendenden Froſt nach und nach verzehrt wird. Wenn das verdunſtende Waſſer auf Koſten des zurückgebliebenen ſich oxydirte, in einer hohen oder desoxydirten, in einer niedrigen Temperatur, ſo würden ja die letzten Waſſertheile niemals eine Gasform annehmen können, welches aller Erfahrung widerſpricht.

Winterl hat mehrere Erfahrungen angeführt, die für die Desoxydation der Waſſerdämpfe ſprechen, ſo wie dieſe auch durch die negative Elektricität (die Oxydationsſpannung der Luft), die Volta betrachtet hat, bewieſen wird.

Ein anderer Beweis, den Ritter führt, iſt ebenfalls entkräftet. Er berief ſich nämlich auf das ſchnellere Frieren des Waſſers auf der negativen Seite der Säule. Seit den genauen Unterſuchungen von Haſſenfratz und Parrot ſcheint Ritter ſelbſt die baſiſche Eigenſchaft des Waſſers an der baſiſchen, die ſaure an der ſauren Seite der Säule aufgegeben zu haben. In der That wäre es auch höchſt ſonderbar, wenn bei der allmälich fortſchreitenden und einſeitigen Spannung des Waſſers durch die Temperatur das oxydirte Gas einer Desoxydation des Waſſers gleichgeſetzt werden, in der Voltaiſchen Säule aber die durch eine gewaltſame Spannung erzwungene Entweichung des Waſſerſtoffs nicht mit einer Oxydation des Waſſers verbunden ſeyn ſollte. Jetzt iſt es wol ausgemacht, daß das Waſſer der negativen Seite der Säule oxydirt, das der poſitiven desoxydirt wird durch eine oppoſite Spannung. Daß hier die neutraliſirende Tendenz des Waſſers allmälich überwunden, und das Waſſer ganz differenzirt werden kann, beweiſt nichts dagegen: denn die Quelle dieſer Spannung iſt bekannt. Die Ritterſche Erfahrung alſo, daß das Waſſer an der negativen Seite früher fror, ſpricht für die Oxydationsſpannung des frierenden Waſſers. Eine Anſicht, die mit der Wärmeerregung auf der poſitiven, und Kälteerregung auf der negativen Seite der Säule ſehr gut übereinſtimmt!

Hieraus folgt nun, daß eine jede Verdunſtung des Waſſers mit einer Oxydations- oder Desoxydationsſpannung verbunden iſt; ferner, daß eine jede Spannung, bis auf einen gewiſſen Grad geſteigert, dem Waſſer eine Gasform mittheilt. Thatſachen, die für die Meteorologie von der größten Wichtigkeit ſind! Und wahrlich, nichts iſt verworrener und zugleich unzulänglicher, das wunderſame Leben der Atmoſphäre zu begreifen, als was die gegenwärtige Phyſik über das Verſchwinden des Waſſers in der Luft und über das Erſcheinen deſſelben an hygroſkopiſchen Subſtanzen zu äußern wagte. Nur das Aeußere und Todte des Phänomens vermochte ſie zu faſſen. Man nahm ohne Bedenken an, daß das Waſſer als ſolches in der Luft aufgelöſt wäre, und ſich bei veränderter Temperatur an die Körper anhinge. Man überſah die deutlichſten Merkmale einer eigenthümlichen Thätigkeit der hygroſkopiſchen Körper, und ſelbſt diejenigen Naturforſcher, die eine Gasform des Waſſers annahmen, welches, ohne auf das Hygrometer zu wirken, Regen hervorbrachte, wie de Luc, glaubten doch an eine ſogenannte feuchte Luft.

Die eine Thatſache iſt, daß das Waſſer verſchwindet, und an beſtimmten Körpern wieder erſcheint. Waſſer, als Beſtandtheil der Atmoſphäre, hat noch kein Naturforſcher nachgewieſen. Es iſt durch die oben angeführten Thatſachen gewiß geworden, daß ein jedes Verdunſten des Waſſers durch Kälte, oder Wärme mit einer wahren Spannung verbunden iſt. Das Verdunſten des Waſſers durch Wärme vermehrt die Desoxydation der Atmoſphäre, und erregt eben dadurch die lebendige Oxydationsſpannung deſſelben. Daher die negative Elektricität, die ſich beim Verdunſten zeigt. Jene Spannung kann erregt werden durch eine bloße Erhöhung der Temperatur. In dieſem Falle wird ſie mit einer Veränderung der Temperatur aufhören. Eine jede Erſchlaffung (Entgeiſtigung) der Spannungen iſt aber mit einer Waſſerproduction Eins. Es iſt das ſogenannte hygroſkopiſche Waſſer der Atmoſphäre, was Parrot den phyſiſchen Dunſt nennt.

Aber ſelbſt hier zeigen die hygroſkopiſchen Subſtanzen merkwürdige Eigenſchaften. Jene allgemein bekannten Verſuche, die du Fay und Muſchenbrök über den Thau anſtellten, hatten ſchon längſt die Naturforſcher auf die elektriſchen Verhältniſſe der Waſſererſcheinung in der Atmoſphäre aufmerkſam gemacht. Doch wurden ſie von mehrern geläugnet, und Lampadius und Prevoſt nahmen ihre Zuflucht zu erdichteten Wahlanziehungen. Prevoſts neuere Verſuche zeigen aufs Deutlichſte, daß auch der hygroſkopiſche Körper eine Spannung zeigt. Es ſei durch die vermehrte Desoxydation des hygroſkopiſchen Waſſerdampfs die Oxydationsſpannung der Luft vermehrt, ſo wird die poſitive Elektricität des Glaſes bei veränderter Temperatur eine wahre Neutraliſation, oder Waſſer erzeugen. Das Waſſer iſt in der That erzeugt; denn die lebendige Luft tritt niemals aus der Einheit ihres Weſens heraus. Prevoſt hat gezeigt, daß die Waſſerbelegung der Fenſterſcheibe nicht bloß auf der wärmeren, auch auf der kälteren Seite Statt findet, welches aus dem Vorhergehenden von ſelbſt verſtanden wird. Wenn man einen Theil der Fenſterſcheiben nach innen, einen Theil derſelben nach außen mit Metallblättern armirt, ſo äußert ſich die Spannung auf eine merkwürdige Weiſe. Derjenige Theil des Glaſes nämlich, welcher ſeine Armatur nach innen (nach der durch die Erwärmung der Stube ſtärker und abgeſondert geſpannten Luft) wendet, iſt der am meiſten geſpannte, alſo auch am thätigſten neutraliſirende, und die Fenſterſcheibe wird ſowol durch eine Erſchlaffung der äußern Luft auf der, der innern Belegung correſpondirenden Glasfläche, als durch eine

Neutraliſation der innern Luft auf die Armatur ſelbſt vorzugsweiſe benetzt.

Niemals wird man im Stande ſeyn, die bewundrungswürdige Eigenthümlichkeit hygroſkopiſcher Subſtanzen zu faſſen, ſo lange man ſie nur eine paſſive Rolle des Einſaugens ſpielen läßt. Unſere Anſicht hingegen verſpricht uns herrliche Aufſchlüſſe über die Art und Weiſe, wie die zerfließenden Salze hygroſkopiſch wirken, und verbindet dieſes Zerfließen unmittelbar mit der Auflöſung im Waſſer; denn es iſt ausgemacht, daß ein jeder auflösbare Körper eine Spannung im Waſſer hervorruft, und wieder vernichtet, wie *Möller* bewieſen hat. Alle hygroſkopiſche Körper, ja ein jeder Körper, der ſich in der Luft verändert, äußert eine Wirkung in die Ferne, welches *Dalton* von dem den Sauerſtoff der Atmoſphäre verſchluckenden Schwefelkali richtig bemerkt. Aber dieſe läßt ſich nur aus einem lebendigen Verhältniß begreifen. Wenn aber die hygroſkopiſchen Subſtanzen nur auf eine mechaniſche Weiſe das Waſſer an ſich ziehen, wie will man jenen merkwürdigen Gegenſatz der Salze begreifen, indem einige effloresciren (nach unſerer Anſicht die Spannung der Luft hervorrufen), andere zerfließen (dieſelbe Spannung vernichten)?

Die hygroſkopiſche Eigenſchaft der Haare des Fiſchbeins, mehrerer Pflanzentheile iſt eine wahrhaft organiſche Spannung, eine lebendige Contractilität, wie aus dem Folgenden klar werden wird.

Jene Spannungen und ihre Verhältniſſe, welche nur durch abgeſonderte Temperaturveränderung hervorgerufen werden, *wirken nicht auf das Barometer*. Dieſes iſt nur der Fall bei denjenigen Spannungen, die durch den großen kosmiſchen Wechſel des Tages und der Nacht, der Jahreszeiten u. ſ. w. hervorgerufen, und auch auf eine univerſelle Weiſe aufgehoben werden. Wie ſehr auch dieſe mächtige, in dem großen allgemeinen Leben der Erde gegründete, Waſſererzeugung durch eine beſtimmte Spannung verhindert wird, zeigen Parrots höchſt wichtige Verſuche. Durch die Verbrennung des Phosphors, durch das Athmen der Inſecten, kurz durch Vernichtung der Oxydationsſpannung war er im Stande, Waſſer in einer Luft zu erzeugen, die durchaus nicht auf das Hygrometer wirkte, ja, in welcher durch die wirkſamſten hygroſkopiſchen Subſtanzen alle untergeordnete Spannungen vernichtet waren. Die Art und Weiſe, wie einige Körper dahin gebracht werden können, wie das Barometer, mehr die univerſelle, als die abgeſonderte Spannung anzuzeigen, beweiſt der oben angeführte Verſuch von Prevoſt; denn, wird die Fenſterſcheibe nach außen armirt, ſo wird die Spannung ſowol auf die äußere, als innere Fläche aufgehoben; dieſer Theil der Fläche wird weder durch die äußere, noch durch die innere Waſſererzeugung benetzt. Auf dieſe Weiſe wird der Streit zwiſchen Sauſſure und de Luc vollkommen geſchlichtet, wie Parrot richtig bemerkt, obgleich auf eine Weiſe, die er wol kaum erwartet hätte.

Alle ſcheinbare Unregelmäßigkeiten in den Barometerveränderungen rühren blos daher, daß jene abgeſonderten und untergeordneten Spannungen von großem Umfange ſeyn können. Daher kann trübes Wetter beim hohen Barometerſtande Statt finden; denn dieſes trübe Wetter kann eine abgeſonderte, in einzelnen Oſcillationen ſich gründende, Neutraliſation einer ebenfalls abgeſonderten Spannung ſeyn, welche durch die mannichfaltigen Verwickelungen des Lebens hervorgerufen, und vernichtet werden. Es leuchtet eben ſo von ſelbſt ein, daß die Erſchlaffung der Luft Statt finden kann, ohne daß allenthalben, wo das Barometer ſinkt, Waſſererzeugung erfolge, ja, obgleich eine untergeordnete Spannung klares Wetter hier oder dort hervorbringt. Aber das große, unverrückbare Geſetz mächtiger und mehr univerſeller Oscillationen erhält ſich in allen dieſen Abweichungen; ein Geſetz, welches bei aller ſcheinbaren Willkürlichkeit beharrt, und nur erkannt werden kann, wenn man die unzweifelbare Thatſache erkennt, daß hoher Barometerſtand Oxydations- und Desoxydationsſpannung, niedriger aber Neutraliſation und Waſſererzeugung anzeigt! Eine Thatſache, die, wie ich bei einer andern Gelegenheit beweiſen werde, von allen Seiten begründet werden kann und feſt ſteht.

Aber dieſes erhellt aus dem Vorhergehenden: alle Dinge der Welt ſind in einer zwangvollen Spannung gegen einander, alle beſtimmen ſich wechſelſeitig auf eine wahrhaft lebendige Weiſe, alle haben eine Seite ihres Daſeyns — mit der Abſonderung ihrer Erſcheinung innigſt verbündet — welche ſie mit dem allgemeinen Leben der Erde verknüpft, ein Gefühl des Geſamtlebens. In den kleinſten, wie in den größten Oscillationen, in den größten Epochen der Erdgeſchichte und in den leiſeſten Bewegungen zweier Körper gegen einander iſt es der nämliche Typus. Das Waſſer aber iſt das allgemein-Oscillirende. Wo die Dinge gegen einander treten, verſchwindet es, und unterhält den Streit; wo ſie ſich verſöhnen, erſcheint es, und vermittelt die Vereinigung. Indem es die Dinge ſondert (durch Oxydation), verknüpft es ſie durch univerſelle Spannung; indem es die Dinge im Allgemeinen aufnimmt (durch Desoxydation), knüpft es ſie an das Einzelne, durch ſondernde Spannung. Die Einheit aber dieſer Spannung und der Neutraliſation iſt nur organiſch durch das Leben der ganzen Erde und durch das Leben des Lebendigen auf ihr dargeſtellt.

Die Luft iſt das Allumfaſſende, der lebendige Keim alles Lebens, nach innen, wie die Pflanze, homogen und dieſelbe, nach außen in den verſchiedenartigſten Functionen aufblühend. Selbſt die Chemiker werden genöthigt, das homogene Leben der Luft anzuerkennen; denn keiner iſt im Stande, die handgreiflichen Ungereimtheiten der Daltonſchen Hypotheſe auf eine andere Weiſe zu heben. Da aber Dalton evident bewieſen hat, daß die Gasarten, die gemengt werden, ſich nicht nach ihrer ſpecifiſchen Schwere abſondern, vielmehr immer gleichförmig vertheilt werden, wie will man jene oben angeführte Beobachtung von De Marti (mit Humboldt und Berthollet, den vorzüglichſten Luftprüfern unſerer Zeit) begreifen, wenn man nicht annimmt, daß die Sumpfluft wahrhaft aſſimilirt wird?

Je größer die Spannungen der Körper unter ſich ſind, deſto inniger nehmen ſie an allen Veränderungen der Luft Theil, deſto univerſeller iſt ihr Gefühl. Daher die Schlaffheit elektriſcher Körper im feuchten Wetter, daher die hygroſkopiſchen Wirkungen der Säule, die Beau-Launoy und Marivaux bemerkten, deren höchſte und ſchönſte Darſtellung aber in den frühern und weit mehr vollendeten Ritterſchen Beobachtungen über die Oscillationen des Galvanismus enthalten iſt; Beobachtungen, die zu den wichtigſten und tiefſten des Zeitalters gerechnet werden müſſen! Daher endlich die magnetiſchen Oscillationen, die auf die tiefſte Weiſe die organiſche Eigenthümlichkeit eines jeden Orts der Erde anzeigen, und die deßhalb, wie ich in der Zukunft beweiſen werde, mit den Barometerveränderungen aufs Genaueſte correſpondiren.

In einigen Körpern concentrirt ſich die allgemeine Spannung. In dem Maße, als dieſes geſchieht, ſondern ſie ſich von der allgemeinen Spannung, wenn gleich relativ, ab, und agiren gegen einander mit einer Kraft, die der Darſtellung des allgemeinen Bandes in ihnen proportional iſt — ſie agiren chemiſch. — In der Action ſelber aber ſterben ſie, ſinken in die Gewalt des allgemeinen Lebens zurück, und zwar, je nachdem die eine oder die andere Spannung, oder die relative Neutraliſation das Uebergewicht behält, auf eine verſchiedene Weiſe.

Im vegetativen Leben iſt es anders. Die innere Spannung und die äußere ſteigern ſich wechſelſeitig. Je intenſiver das Leben der Pflanze iſt, deſto größer das innige Verſchmelzen mit dem Leben der ganzen Erde, deſto ſtärker das allgemeine Gefühl. Wie in dem ganzen Leben der Erde alle Gegenſätze ſich aufheben, ſo im Leben der Pflanze, und ſelbſt in der erſcheinenden Differenz iſt doch zugleich eine Aufhebung aller äußeren Differenzen, eine vollkommne Einheit der Spannungen und der Neutraliſation.

Wir kehren zur Betrachtung der Vegetation zurück.

Die Nothwendigkeit des Waſſers zum Gedeihen der Pflanzen iſt allgemein bekannt, ja frühere Naturforſcher, wie van Helmont, Boyle, Bonnet, Duhamel und Tillet, glaubten, das Waſſer wäre das einzige Nahrungsmittel der Pflanze. Ein Irrthum, der durch die genaueren Unterſuchungen gänzlich widerlegt iſt!

Schon beim Keimen der Pflanzen iſt die Gegenwart des Waſſers eine unerläßliche Bedingung. Sauſſure fand, daß Saamenköner, die gekeimt haben, beim Trocknen mehr an Gewicht verlieren, als ſolche, die nicht gekeimt haben. Ein Beweis, daß jene waſſerhaltiger waren, als dieſe! Pflanzen, die in reinem Waſſer erzogen werden, verſchlucken einen beträchtlichen Theil deſſelben. Sencbiers Verſuche über die Einſaugung, wenn ſie auch keine große Genauigkeit zulieſſen, beweiſen doch, wie bedeutend dieſe Einſaugung iſt.

Sie geſchieht theils durch die Wurzel. Dieſes beweiſt, außer der Nothwendigkeit der Befeuchtung der Wurzel, auch die Beſchaffenheit des nach der Richtung der Triebe aufſteigenden Baumſafts im Frühling, während die Bäume blühen. Vauquelin fand, daß dieſer noch nicht völlig aſſimilirte Saft faſt ganz aus Waſſer beſtand; 1039 Theile Saft enthielten 1027,904 Waſſer mit etwas flüchtigem Stoff. Später im Jahre fand er mehr vegetabiliſche Materie. Doch müſſen wir bemerken, daß die Unterſuchung ſchwieriger, und die Reſultate unreiner werden müſſen, ſo wie das Blühen der Bäume aufhört, und die innige Aſſimilation zunimmt.

Theils geſchieht die Einſaugung auch durch die Blätter, und zwar vorzüglich durch die untere Fläche derſelben. Dieſes hat Bonnet auf eine überzeugende Weiſe dargethan. Die Reſorption geſchieht aus der Atmoſphäre; denn Graf Sternberg ſah das Hygrometer einen größern Grad der Trockenheit anzeigen, als es mit Pflanzen in einer Glasglocke eingeſperrt wurde.

Wie die Einſaugung durch die untere, ſo geſchieht die Ausdünſtung des Waſſers hauptſächlich durch die obere Fläche der Blätter. Ein zweiter Gegenſatz in der Function der Blätter von der höchſten Bedeutung! Die entſcheidenden Beobachtungen von Guettard, Duhamel und Bonnet laſſen uns nicht daran zweifeln. Obgleich die Verſuche, die man über die Menge des eingeſogenen und ausgedünſteten Waſſers angeſtellt hat, ihrer Natur nach nicht ſehr zuverläſſig ſeyn können, ſo beweiſen ſie doch, ſowol, wie mächtig die Einſaugung, als auch wie groß die Maſſe des ausgedünſteten Waſſers, verhältnißmäßig gegen das eingeſogene iſt, und wie wenig Waſſer die Pflanze der Maſſe nach behält. Nach Woodward zog eine Münze in 77 Tagen 2558 Gr. Waſſer ein, und nahm nur um 15 Gr. an Gewicht zu; ein anderer Zweig ward 168 Gr. ſchwerer, nachdem er 10731 Gr. Waſſer eingeſogen hatte. Und man muß hier noch das Gewicht des aſſimilirten Kohlenſtoffs abrechnen. Die mannichfaltigern und genauern Verſuche von Senebier geben durchaus ein ähnliches Reſultat.

Es frägt ſich, auf welche Weiſe aſſimilirt die Pflanze das Waſſer?

Man hat ſeit langer Zeit ſchon die Vegetation als einen organiſch hervortretenden Desoxydationsproceß angeſehen. Eine Anſicht, die in der That auch von allen Seiten begründet iſt! Die Aehnlichkeit der Form mit derjenigen der poſitiven Elektricität, wie Oerſted vorzüglich gezeigt hat, der Gegenſatz gegen den organiſch hervortretenden Oxydationsproceß der Animaliſation — ein Gegenſatz, der ſelbſt im animaliſchen Proceß wiederholt wird! — die Verbrennlichkeit aller vegetabiliſchen Producte, endlich die Stärke der vegetativen Desoxydationsſpannung und die Eigenthümlichkeit derſelben, indem wir, ſo weit die gegenwärtige Kenntniß der Naturwiſſenſchaft reicht, behaupten dürfen, daß durch die Vegetation allein eine Desoxydation des Kohlenſtoffs Statt findet, und möglich wird; alle dieſe merkwürdigen Umſtände laſſen uns an der Richtigkeit der angenommenen Anſicht keinesweges zweifeln.

Aber auf welche Weiſe? Eine Zerlegung des Waſſers findet nicht Statt. Sauſſures und Woodhouſes genaue Unterſuchungen widerſprechen dieſer Vermuthung geradezu. Aus der Atmoſphäre kann die Desoxydation nicht hergeleitet werden; denn in der Spannung der Vegetation gegen die Atmoſphäre zeigt ſich vielmehr ein Uebergewicht der Oxydation, indem alle nicht grünen Theile der Pflanze beſtändig oxydirt werden, die Desoxydationsſpannung der Blätter am Tage aber der entgegengeſetzten Spannung in der Nacht proportional iſt.

Dieſes zwingt uns, eine durch die Vegetation hervorgerufene Desoxydationsſpannung des ganzen Weſens anzunehmen. Eine Annahme, die nach dem, was die gegenwärtige Phyſik über die Spannung des Waſſers lehrt, keine weitläufige Rechtfertigung bedarf! Um aber die Art der Aſſimilation des Waſſers zu faſſen, müſſen wir Folgendes erwägen: Keine Function der Pflanze iſt getrennt. Die Desoxydation, die in den Blättern hervortritt, iſt eine Spannung der ganzen Pflanze. Die Wurzel, obgleich ſie, in der Erde verborgen, ſich oxydirt, nimmt an der allgemeinen Desoxydation Theil; indem ſie das Waſſer durch die äußerſten Spitzen einſaugt, desoxydirt ſie es zugleich. Dieſe Function der Wurzel iſt Eins mit der Reduction des Kohlenſtoffs und alſo auch mit der univerſellen Oxydationsſpannung des Tages, wenn gleich beide Spannungen in den höher entwickelten Theilen der Pflanze geſteigert werden. Durch die Oxydation der Wurzel wird aber die entgegengeſetzte Spannung des Waſſers gehemmt. Daher enthalten die aufſteigenden Säfte der blühenden Bäume noch immer viel Waſſer, wie Vauquelins Verſuche darthun. Doch dürfen wir hierbei nicht überſehen, daß die Art chemiſcher Analyſe eine anfangende Desoxydation nothwendig verbergen muß. Die ſogenannten flüſſigen Stoffe und die vegetative Materie, die er in dem Baumſaft fand, beweiſen in der That einen Anfang der desoxydirenden Aſſimilation. So wie mit der Entwickelung der Blätter die Reduction des Kohlenſtoffs und damit auch die Desoxydation des Waſſers zunimmt, ſehen wir daher auch die vegetative Materie in dem Baumſtoff zunehmen, und, was daſſelbe iſt, die Energie der Aſſimilation ſteigen. Mit Recht kann man behaupten, daß die Blätter die Wurzel, die Wurzel umgekehrt die Blätter ernähren.

Wie dieſe Functionen ſich wechſelſeitig ſteigern, und welche Rolle dabei das Waſſer ſpielt, zeigen uns vorzüglich die Blätter. Die untere Fläche ſaugt das Waſſer ein, die obere dünſtet aus. Nun iſt es zwar gewiß, daß die Blätter im Ganzen Organe hervortretender Desoxydation ſind; aber in dieſer Relativität tritt ſelbſt der Gegenſatz wieder hervor, und zwar ſo, daß die obere Fläche mehr die Desoxydation, die untere aber mehr die Oxydation darſtellt. Dieſes beweiſt die Neigung dieſer Fläche, ſich vom Licht wegzuwenden, und die bläſſere Farbe, die ſogar bei vielen in eine bräunliche oder röthliche übergeht. Die Reſorption und die Ausdünſtung ſteigern ſich alſo wechſelſeitig nach einem innern organiſchen Geſetz, erſtens in der ganzen Pflanze, wo die hervortretende Oxydation und Reſorption in der Wurzel, die hervortretende Desoxydation und Ausdünſtung in den Blättern Statt findet; dann zweitens wiederholt ſich der nämliche Gegenſatz auf die nämliche Weiſe in den Blättern, wenn gleich unter der Gewalt der herrſchenden Desoxydation, auf die angeführte Weiſe. Nun iſt zwar die Oxydation der untern Fläche der Blätter mehr als ein Zurückgedrängtes der entgegengeſetzten Spannung anzuſehen; aber wir können auch die Energie der Spannungen in der Wurzel nicht ſo hoch ſchätzen. Sie ſtellt vielmehr im Ganzen die größte Indifferenz der Pflanze dar, und die Oxydation wird ſtärker im Stamme und in den Blumen, ſo wie die Desoxydation in den Blättern. Die Wurzel zieht die Feuchtigkeit aus der Erde an ſich auf die nämliche Weiſe, wie die hygroſkopiſchen Subſtanzen, d. h. durch die Oxydationsſpannung der Wurzel wird das desoxydirte Waſſer neutraliſirt, und dieſe Function iſt mit der Reſorption Eins, und erhöht zugleich die innere aſſimilirende Desoxydation. Daher das beſſere Gedeihen der Pflanzen in der Erde, wo, wie ich beweiſen werde, theils durch die Düngungsmittel, theils durch den fruchtbaren Gegenſatz der Erde eine wahre Spannung erregt wird. Die Aufhebung dieſer Spannung erregt das Leben der Wurzel, und ſteigert die Vegetation. Deßhalb wachſen zwar die Pflanzen im bloßen Waſſer, aber ohne reifen Saamen zu erhalten. Daß auch die untere Fläche der Blätter, als hygroſkopiſche Subſtanzen, das geſpannte Waſſer neutraliſire, aus der Atmoſphäre abſorbire, erhellt aus dem Vorhergehenden von ſelbſt.

Die Ausdünſtung fällt auch auf eine univerſelle Weiſe mit der ſogenannten Zerlegung des kohlenſaures Gaſes zuſammen. Denn die Oxydationsſpannung der Atmoſphäre fordert ſelbſt eine ſteigende Desoxydation, die durch das ausgedünſtete Waſſer hervorgerufen wird, und die Spannung erhöht. Daß es ſich wirklich ſo verhält, beweiſen die Beobachtungen von Millar, Guettard und Senebier, durch welche dargethan wird, daß nicht bloß die Wärme, ſondern auch das Licht die Ausdünſtung befördert. Da nun dieſe Function, obgleich eine äußere, als eine wahrhaft vegetative, in dem Leben der Pflanze ſelbſt gegründete, angeſehen werden kann, ſo erhellt hieraus die Nothwendigkeit der ſcheinbar überflüſſigen Reſorption des Waſſers, von welchem der bei weitem geringſte Theil wirklich aſſimilirt, das Meiſte aber wahrſcheinlich mit einer geringeren Desoxydation zur Steigerung jener äußern Function angewandt wird. Hierauf gründet ſich ohne allen Zweifel das von Rückert bemerkte beſſere Gedeihen derjenigen Pflanzen, die mit kohlenſaurem Gaſe begoſſen werden, indem die Kohlenſäure die Function des Waſſers erhöht.

Wie ſehr aber die Function des Tages die Reſorption verſtärkt, beweiſen auch Hedwigs vasa lymphatica cuticulae, Decandolles Rindenporen, die, wie Link ſehr richtig bemerkt, zur Einſaugung des Waſſers dienen; denn dieſe Spaltöffnungen kommen

erſtens hauptſächlich auf der untern Fläche der Blätter vor;

zweitens weniger bei ſolchen Blättern, die ein ſtarkes Parenchyma haben, in größerer Menge bei ſolchen, die dürrer und runzlicher ſind, ſo daß dieſe durch die Entblößung der innern Zellenwände den Dämpfen eine größere Fläche darbieten, wodurch die hygroſkopiſche Wirkung verſtärkt wird;

drittens findet man ſie bei keinen ſolchen Blättern, die, wie diejenigen einiger Waſſerpflanzen, mit ihrer untern Fläche auf dem Waſſer ſchwimmen, und endlich

viertens fand Decandolle auf den Saamenblättern des Senfs, die im Freien aufwuchſen, 250 Poren; auf eben ſolchen, die in einem mit Lampen erhellten Keller aufwuchſen, nur 150, wenn ſie im Dunkeln aufwuchſen, gar keine. Woraus das Verhältniß jener Reſorptionsorgane zur Lichtfunction der Blätter aufs Klarſte erhellt. Auch ſuchte ſie Link vergebens auf den Pflanzen, die keine grüne Blätter haben, und im Schatten paraſitiſch wachſen, wie Ophrys Nidus Avis, Monotropa Hypopithys, ſo wie ich ſie auch an Lathraea squamaria niemals gefunden habe.

Einige Waſſerpflanzen haben, wie Nymphaea, Potamogeton u. m., breite Blätter, die auf dem Waſſer ſchwimmen. Durch die obere Fläche wird die Spannung der Desoxydation, durch die untere die Einſaugung unterhalten. Diejenigen Pflanzen, die Blätter unter der Oberfläche des Waſſers haben, unterhalten die Desoxydation durch die Kohlenſäure der ſumpfigen Gewäſſer. Die Functionen können aber nie mit der gewöhnlichen Energie hervortreten, und daher finden wir bei ihnen merkwürdige Spuren einer gehemmten Entwickelung. Das Parenchyma vermag ſich nicht auszubilden, es zieht ſich allenthalben nach der Richtung der Ribben zuſammen, die Blätter ſind äußerſt fein, ſchmal zuſammengeſetzt und von bläſſerer Farbe. Eine allgemein bekannte Erſcheinung, die man am Ranunculus aquatilis, Sisymbrium amphibium und vielen andern Pflanzen wahrnehmen kann! Am lehrreichſten iſt aber die Beobachtung von Dorthes. Er bemerkte nämlich, daß Sium latifolium, welches in der Luft eiförmige, geſiederte Blätter hat, unter dem Waſſer aber ſehr feine, lange, haarförmige und äußerſt zuſammengeſetzte, wenn man es in einen zwar feuchten, aber vor Ueberſchwemmungen geſchützten Boden ſetzt, Blätter erhält, wie die gewöhnlichen des höhern Stengels; welches auch der Fall iſt, wenn man eine ſchon hervorgewachſene Pflanze, deren Blätter aber noch nicht entwickelt ſind, in die freie Luft ſetzt.

Was wir über den Erdboden der Pflanzen ſagen können, iſt zwar nur wenig, doch hinreichend, um darzuthun, daß auch hier eine lebendige Spannung erregt wird, und das Leben der Pflanze erweckt und unterhält. Winterl und nun auch Oerſted haben bewieſen, daß die Kieſelreihe der Erden ſich zu der Kalkreihe verhält, wie Säure zur Baſe. Alle fruchtbare Miſchung der Erden beruht aber auf dieſem Gegenſatz. Daher die Bemergelung des ſandigen und thonigten Bodens, daher der Nutzen von thonigter Beimiſchung eines kalkigten Bodens. Wo aber ein durchaus ſandiger und lockerer Boden iſt, überwindet man ihn am beſten durch eine Miſchung von Torf und Kalk, als das kräftigſte Düngungsmittel. Durch alle dieſe Miſchungen wird eine Spannung des Waſſers hervorgerufen. Vermöchten die Erden eine wahrhaft chemiſche Verbindung einzugehen, ſtänden ſie nicht auf der niederſten Stufe der Begeiſtigung, ſo würden ſie ſich bald neutraliſiren, und nicht im Stande ſeyn, das Leben der Pflanze zu erregen. Indeſſen vermag doch eine anhaltende Vegetation derſelben Art ſie abzuſtumpfen, und nur ein Wechſel der Vegetation, durch welchen die Spannungsverhältniſſe verändert und dadurch erregt werden — worauf die Wechſelwirthſchaft beruht — oder vegetabiſcher und animaliſcher Dünger, der durch die Gährung der Verweſung die Spannung wieder herſtellt, oder endlich Ruhe, durch welche die univerſellen Bedingungen die Abſtumpfung aufheben, vermag den Boden wieder fruchtbar zu machen. Die Wirkungen des faulenden Düngers laſſen ſich auf die nämliche Weiſe begreifen, auch daß dieſe mit dem Grade der Fäulniß ſteigt, wie Haſſenfratz gezeigt hat. Ein anderer Verſuch des nämlichen Chemikers iſt ſehr merkwürdig, wenn ſich auch Einiges gegen die Art, wie er das Experiment anſtellte, einwenden ließe. Er fand nämlich, daß Pflanzen, die er im bloßen Waſſer erzog, wenn dieſes auch Kohlenſäure enthielt, nicht mehr Kohlenſtoff lieferten, als der Saamen, aus welchem ſie hervorwuchſen. Ein offenbarer Beweis, daß der Mangel an Spannung des Waſſers, durch welche das Leben der Wurzel erregt wird, auch den Desoxydationsproceß der Blätter zu hemmen vermag! Freilich iſt hierdurch die lebendige Aufnahme des Kohlenſtoffs, während des Wachſens, unter dieſen Umſtänden nicht ganz geläugnet, wie Haſſenfratz meint, ſondern vielmehr bewieſen. Denn das Keimen iſt ja ſchon mit einem Verluſt an Kohlenſtoff verknüpft.

Ich darf mich auf die große und überraſchende Uebereinſtimmung aller Thatſachen, auf die Einfachheit der Anſicht um ſo eher berufen, da es bekannt iſt, wie wenig man über die Vegetation zu ſagen wagte, und wie getrennt die Erfahrungen lagen, ohne ſich gegenſeitig zu unterſtützen und aufzuklären.

Ein kurzes Bild des täglichen und jährlichen Lebens der Pflanze, in welchem das Weſentlichſte des Vorhergehenden wiederholt wird, ſoll uns zu den nachfolgenden höhern Betrachtungen vorbereiten.

Mit der aufſteigenden Sonne fängt das äußere Leben der Pflanze an. Die Einſaugung des Waſſers durch die Wurzel und durch die untere Fläche der Blätter, die innere Desoxydationsſpannung des Waſſers durch die Aſſimilation, die Gewalt, mit welcher die Blätter den Kohlenſtoff ſich aneignen, die Oxydationsſpannung aller übrigen Theile der Pflanze durch das Leben der Blätter erregt, endlich die lebendige, bildende Oxydationsſpannung der Luft und die erwachende Ausdünſtung ſind nicht getrennt, nicht in äußerm Verhältniß, alles iſt Eins, in demſelben Moment da, Ausdruck der großen, herrlichen Einheit des vegetativen und allgemeinen Lebens.

So erweckt der ankommende Frühling das Leben des Keims, die Wurzel ſchießt in die Erde, die Saamenblätter entfalten ſich, und der Typus der Bildung iſt der nämliche, der ſich alle Morgen erneuert.

Der Tag ſteigert den Proceß, wie der heranwachſende Sommer; alle Functionen erhöhen ſich wechſelſeitig. Der Abend naht. Die Pflanze und die Atmoſphäre nähern ſich einer entgegengeſetzten Spannung. Die den Tag über ſteigende Einſaugung, Ausdünſtung, Desoxydation wird mit der abnehmenden Oxydation der Atmoſphäre abgeſtumpft, und die Neutraliſation offenbart ſich durch die Erſcheinung des Thaues.

Man laſſe ſich nicht dadurch täuſchen, daß der Thau auch eine allgemeine Erſcheinung iſt, daß auch das Meer, auch Oerter des feſten Landes ohne Vegetation thauen. Alle äußere Functionen der Vegetation ſind zugleich allgemeine. Sahen wir nicht diejenigen Körper, in welchen das Princip der Schwere vorherrſchte, die Desoxydation der Blätter im Sonnenlicht nachahmen? Und es iſt unzweifelbar, daß das Sonnenlicht alle allmäliche Oxydation, wenn auch nicht zu verhindern, doch zu retardiren vermag. Wiſſen wir nicht, daß nicht die Pflanzen allein, ſondern auch die ganze Dammerde Sauerſtoff verſchluckt, und kohlenſaures Gas bildet? Sind nicht Glas, gewiſſe Steine, Schwefelſäure eben ſowol hygroſkopiſche Subſtanzen, wie die Vegetabilien? Aber die Pflanzen bilden eben den gemeinſchaftlichen organiſchen Mittelpunct aller dieſer univerſellen Functionen. Dieſes gehört zum Weſen der Pflanzen; daher erſcheinen ſie uns als das Aſſimilirende der Elemente. Niemals werden wir die Erſcheinungen des Thaues vollſtändig begreifen, wenn wir nicht eine eigenthümliche Function der Pflanzen dabei anerkennen. De Luc ſah dieſes ein; daher behauptete er, daß die Befeuchtung der Pflanzen nach dem Sonnenuntergang nur den Zuſtand der Luft, der das Fallen des Thaues hervorbringt, begleitet aber eine andere Urſache habe, die von der Vegetation abhängen muß. Wenn die Spannung des Tages nicht rein iſt, die Luft ſelbſt in einem erſchlafften Zuſtande, ſo fällt kein Thau; ja, wenn es nach einem heitern Tage nicht thauet, ſo erwartet man Regen, die entgegengeſetzte Spannung tritt nicht hervor. Wenn die Spannungen in der Atmoſphäre zu anhaltend geweſen ſind, wenn keine univerſelle Neutraliſation erſcheint, der Pflanze neues Waſſer darzubieten, dann geht die Neutraliſation der vegetativen Function ſelbſt in eine krankhafte Oxydation über, es erſcheint ein Honigthau, und die braunen und ſchwarzen ſogenannten Roſtflecken zeigen die Intenſität des verbrannten Kohlenſtoffs.

Des Nachts iſt die Einſaugung verſchwunden, die lebendige Gemeinſchaft mit der Luft aufgehoben, die ganze Pflanze in einer durchgängigen, ſondernden Oxydationsſpannung begriffen, in ſich ſelbſt verſunken, in ſtiller, ſinniger Entwickelung befangen.

So bewahrt die Pflanze, in bleibender Oxydation, in den Saamen, in der überlebenden Wurzel und im Stamm den Keim zukünftiger Entwickelung.

Gegen den Morgen regt ſich das äußere Leben von

Neuem, die Nacht endigt und der Tag fängt an, wie der Tag endigte und die Nacht anfing, und durch die Neutraliſation des Morgenthaues öffnet ſich die Pflanze den Weg zu ihrem univerſellen Leben.

Wir nähern uns zwar der Einſicht, noch haben wir ſie aber nicht erlangt. Was unterhält jene Spannungen und ſtellt ſie immer wieder her? Wo iſt die ewige, unverſiegbare Quelle des vegetativen Lebens?

Wir ziehen die Betrachtung innerhalb engere Grenzen zuſammen, verſuchend, ob es uns gelingen möge, uns der verborgenen Quelle zu nähern.

Der Desoxydationsproceß iſt uns im Vorhergehenden deutlich geworden. Es iſt der Kohlenſtoff, der dieſem Proceß vorſteht, und je mehr die Pflanze ihre grünen Theile entfaltet, deſto mehr nimmt er an Energie zu. In den Blättern erreicht er ſein Höchſtes. Der Oxydationsproceß der Entwickelung iſt uns nicht ſo deutlich. Noch kennen wir den Stoff nicht, der ihm zur Baſis dient. Daß auch hier der Kohlenſtoff die Hauptrolle ſpielen ſollte, iſt keinesweges wahrſcheinlich. Theils finden wir ihn während des ganzen vegetativen Lebens desoxydirt, theils ſehen wir ihn, ſobald er oxydirt wird, als kohlenſaures Gas entweichen.

Eine ſorgfältige Unterſuchung mag uns auf die Spur helfen. Beim Keimen der Pflanzen entwickelt ſich kohlenſaures Gas, indem ſich der Saamen oxydirt. Wir wiſſen, daß die Entweichung des Gaſes eine Folge des Maximus der Oxydation iſt. Man hat geſchloſſen, daß dadurch der Stoff des Saamens eine zuckerartige Beſchaffenheit annehme. Auf eine andere nothwendig zugleich Statt findende Veränderung iſt man zu wenig aufmerkſam geweſen. Es iſt bekannt, daß ein jeder Saamen eine kleberartige Materie enthält. Am deutlichſten tritt ſie hervor bei der mehligten Subſtanz des Getreides, überhaupt bei den Saamen mehrerer Grasarten. Es ſcheint, als finde bei den Pflanzen auf einer niedern Stufe im Saamen eine größere äußere Spannung des Klebers und der Stärke Statt. Bei den vollkommneren Pflanzen iſt dieſe Spannung (die organiſche Verbindung des Gegenſatzes) innerlicher, und bei verſchiedenen Pflanzen verſchiedentlich modificirt.

Der Kleber zeichnet ſich aber durch den hervortretenden Stickſtoff aus, wie allgemein bekannt iſt. Indem alſo, nachdem das Maximum der Oxydation erreicht iſt, ein Theil des Kohlenſtoffs als kohlenſaures Gas entweicht, der zurückbleibende aber desoxydirt wird, entſteht die lebendige Oxydationsſpannung zwiſchen dem Sauerſtoff der Luft und jenem Stickſtoff des Klebers, und dieſe Spannung iſt mit dem Proceß der Entwickelung Eins. Zwar iſt dieſer Proceß mehr ein innerer, und daher für das Experiment mehr verborgen; aber wir haben Spuren genug von der lebendigen Rolle, die der Stickſtoff bei der Vegetation ſpielt. Die ganze Pflanze iſt in atmoſphäriſche Luft eingetaucht. Eine eigene lebendige Atmoſphäre, in der ſie lebt. Dieſe Luft hängt nicht allein auf eine lebendige Weiſe an der Oberfläche der Blätter, ſie durchdringt auch die ganze Pflanze, tritt in den Lücken des Zellengewebes, in dem hohlen Raum der Spiralgefäße, in den aufgeblaſenen Balgfrüchten (wie bei Colcitea arborescens) ſtärker hervor, und keiner kann wol behaupten, daß dieſe Luft, in der die Pflanze getränkt iſt, nicht von ihr lebendig aſſimilirt werde. Sauſſure ſagt ausdrücklich, man könne ſich der Bemerkung nicht erwehren, daß das Stickgas oft durch die Entmiſchung der Pflanze entſtehe. Die Pflanze giebt es in bedeutender

Menge nur, wenn ſie leidet, ſei es durch die Länge der Verſuche, oder dadurch, daß ſie ſich in einem Medio befindet, welches ihr nicht zuträglich iſt. Woodhouſe hat aber bewieſen, daß aller krankhafte Zuſtand der Pflanze die Entweichung des kohlenſauren Gaſes befördert, ja daß bei weitem das meiſte Gas durch Krankheit entwickelt wird. Krank iſt alſo die Pflanze, wenn die Oxydation ſich vorzugsweiſe auf den Kohlenſtoff wirft, und in dieſem Falle entwickelt ſich auch das Stickgas in einem reducirten Zuſtand. Man wundere ſich nicht, daß die Function der Oxydation des Stickgaſes ſo wenig deutlich iſt! Sie iſt durchaus innerlich, ſchon deßhalb für das Experiment wenig bemerkbar, weil ſie allmälich und langſam fortſchreitet, wie die Entwickelung ſelbſt.

Man erwäge aber Folgendes: Alle perennirende Wurzeln und Knollen, die alſo den Keim der Entwickelung in ſich faſſen, enthalten mehr oder weniger Kleber; ja es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß in zuckerhaltigen, wie diejenigen von Daucus, Beta u. ſ. w. eine Operation, derjenigen des keimenden Saamens ähnlich, Statt findet.

Jene Wurzeln erhalten den Stickſtoff, der die Oxydationsſpannung, ebenſowol wie den Kohlenſtoff, der die Desoxydationsſpannung unterhält, aus der Erde. Das Leben der Vegetation, welches immer den univerſellen Typus trägt, erregt, wie wir oben geſehen haben, auch das Leben der Erde. Der Stickſtoff der Kalkreihe ſowol, als der Kohlenſtoff der Kieſelreihe wird auf eine lebendige Weiſe hervorgerufen durch die Vegetation der Pflanzen, und von ihnen aſſimilirt, wie durch Sauſſures Verſuche hinlänglich bewieſen iſt. Denn er fand, daß das Verhältniß der Erde, welche man durch Verbrennung des Holzes erhält, der Natur des Bodens entſpricht. Diejenigen Pflanzen, welche in granitartigem Boden wuchſen, gaben eine beträchtliche Menge Kieſelerde und Metalloxyde; diejenige, welche in Kalkboden wuchſen, wenig von dieſen Körpern, aber eine ungleich größere Menge Kalkerde. Doch fehlte die Kalkreihe nicht ganz in jenen, die Kieſelreihe nicht ganz in dieſen; nur ein Uebergewicht drückte die Gewalt des Bodens aus *). Das Leben des Bodens und der Erde wird alſo nicht allein erregt durch die Spannung der Oxydation und Deſoxydation, wie wir oben gezeigt, ſondern auch durch die Wiederauflebung des Kohlenſtoffs und Stickſtoffs, nur daß die Aſſimilation in der Wurzel unter der Gewalt der rohentſtehenden Indifferenz ſtatt findet.

Aber auch in dem Stamm entdecken wir den nämlichen Gegenſatz nur auf eine lebendigere Weiſe. Der Stamm der perennirenden Bäume und Sträucher enthält in dem Zellengewebe des Marks und in den offenen Spiralgefäßen eine Menge, wenn gleich mit kohlenſaurem Gas ſehr verunreinigte, atmoſphäriſche Luft. Die Aſche des verbrannten Holzes überzeugt uns durch den Gehalt von Kali und Kalk, daß auch hier der Stickſtoff aſſimilirt worden iſt. Der Proceß iſt der nämliche. Der Kohlenſtoff wird deſoxydirt, der Stickſtoff oxydirt, und dieſer Gegenſatz, hier energiſcher geſpannt, unterhält das Leben des Stammes, ſelbſt nachdem die lebendigen

---

*) Daß jene Verſuche, ſo wenig als Einhofs neuere, die, durch Beobachtung hinlänglich begründete, und ferner zu begründende Anſicht, nach welcher ſich die Vegetation in der innern Naturgeſchichte der Erde an die Kieſelreihe anſchließt, wie einige vermuthen, zu widerlegen vermögen, werde ich, durch eine detaillirte Unterſuchung in der neuen Auflage meiner Beiträge darthun.

äußern Functionen des Sommers aufgehört haben. Der Oxydationsproceß iſt ohne allen Zweifel hervortretend in der ſtarren Faſer, der Desoxydationsproceß in dem Parenchyma, welches ſich zwiſchen Splint und Holz eindrängt, und zwar, wie Link gezeigt hat, von außen hinein. So wie die ſtarren Faſern für ſich hervortreten, verliert ſich das Lebendige, der Keim des Lebens iſt verſchwunden. So wie das Parenchyma für ſich vorherrſcht (in den Blättern), tritt nur die äußere Function der Desoxydation mächtig hervor, und die fernere Entwicklung iſt auch hier verſchwunden. Daher das Abſterben der jährigen Pflanzen, die Begrenzung der einmaligen Entwicklung, wenn in den Stengeln das Parenchyma das Vorherrſchende iſt. Die Art und Weiſe, wie die Luft die ganze Pflanze durchdringt, zeigt uns am klärſten die Bedeutung der membranöſen Structur des Parenchymas. Es iſt die innigſte Verbindung der Luft und der Pflanze, es iſt das Aeußerlichwerden der Function im Innerſten der Pflanzen ſelbſt. Daher löſt ſich die ganze Function des hervortretenden Parenchyma in einer Luftfunction des Sommers auf. Es iſt der feſtgehaltene Hauch, es bildet die gefeſſelten Flügel der Pflanze.

Klärer noch erhellt die Lichtfunction des ſaftvollen Parenchyma aus folgender Betrachtung. Einige Pflanzen ſcheinen ſich vorzüglich durch die Wurzel zu nähren, wie diejenigen, die perennirende Wurzeln haben, und bei dieſen ſcheint in der That die Function der Blätter zurückgedrängt zu ſeyn. Daher verwelken ſie meiſtens ungemein ſchnell, und die zarten Blätter fallen zuſammen, ſobald der Stengel von der Wurzel getrennt wird, wie bei Daucus Carota, Apium petroselinum, Solanum tuberosum u. ſ. w. Bei den meiſten Pflanzen halten die Functionen der Blätter und der Wurzel hiezu das Gleichgewicht. Bei andern hingegen, und zwar gerade bei ſolchen, die ein ſehr ſaftreiches Parenchyma haben, iſt die Function der Wurzel offenbar zurückgedrängt. So die ſaftvollen Pflanzen des Meeresufers, die im loſen Sande mehr ein Wechſelſpiel in der Luft und im Waſſer, als in der Erde unterhalten, wie Salicornia, Salsola, die Mesembryanthema, auch andere dickblättrige Pflanzen, wie Cactus, Sedum, Sempervivum, welche, ſelbſt abgepflückt und in die Luft hineingehängt, oder in eine Ritze geſteckt, lange Zeit fortvegetiren; Aloe, der mit ſeinen fleiſchigen und ſaftreichen Blättern auf dürren Felſen zu wachſen vermag. Selbſt bei mehrern Pflanzen, die ſich ſowol durch die Wurzel, als durch die Blätter ernähren, vermag die Trennung von der Wurzel die Function der Blätter zu ſteigern, wie wir oben (S. 2) geſehn haben. Verſuche, die, wie bekannt, von mehrern Naturforſchern von Hales bis auf Medicus und Treviranus d. j. angeſtellt ſind, haben bewieſen, daß die Krone mehrerer Bäume, nachdem der obere Theil der Rinde rund um den Stamm herum, von dem untern getrennt, und ſo alle lebendige Verbindung zwiſchen Wurzel und Krone aufgehoben iſt, noch immer, und zwar mehrere Jahre hinter einander fortvegetiren kann.

Jener Gegenſatz des Parenchyma und der ſtarren Faſer in dem Stamm enthält, wie der Samen, zwar den Keim, vermag ihn aber nicht aus ſich ſelbſt hervorzurufen. Der herannahende Sommer erweckt ihn, indem er den Desoxydationsproceß des Parenchyma und ſomit auch den Oxydationsproceß der lebendigen Faſer ſteigert. Von allen Seiten ziehn ſich die Gegenſätze nach einem belebten Punct, wo ſie ſich am lebendigſten durchdringen. Der Oxydationsproceß des Stickſtoffs ſteht der Entwickelung, der Desoxydationsproceß des Kohlenſtoffes der Entfaltung vor. Das Leben der ganzen Pflanze concentrirt ſich in der hervorbrechenden Knoſpe; daſſelbe Spiel, welches wir bei dem keimenden Samen haben, fängt auf die nämliche Weiſe an. Entreiß die Knoſpe der Gewalt der herrſchenden Vegetation, in der ſie wurzelt, und du ſiehſt ſie nicht bloß Stengel und Blatt, auch Wurzel treiben und ſich zu einer eigenen Pflanze geſtalten. Haftet ſie aber an der Mutterpflanze, ſo wird die ſteigende Oxydation der Entwickelung in dieſer nur die eine Seite der Desoxydation in der Knoſpe vorzugsweiſe hervorrufen.

Der fortſchreitende Sommer bringt den Gegenſatz zu ſeinem Maximum. Die höchſte Energie des allgemeinen Lebens in den Blättern ruft die höchſte Entwickelung des Beſondern, die innigſte Aſſimilation herbei. Denn dahin ſtrebt die Vegetation, den Gegenſatz, der, wenigſtens relativ ein äußerer war, als innern ganz zu ſetzen, was in dem Stamm, in der Wurzel perennirender Gewächſe doch nur zum Theil gelingt.

Die Blume entfaltet ſich. Schon eins überzeugt uns, daß hier die Pflanze ihrem Ziel näher gerückt iſt; denn wir ſehen jenen Unterſchied zwiſchen Pflanze und Thier, indem in dieſem alle Gegenſätze ſich zugleich, in den Pflanzen nach einander entwickeln, in der That verſchwinden. Alle Theile der Blume entwickeln ſich zugleich; aber alle enthalten auch eine größere Durchdringung deſſen, was in den geringeren Theilen der Pflanze noch die Spuren des Aeußerlichen an ſich trägt.

Durch den Kelch zieht ſich das Blatt zuſammen. Es iſt die Vermählung des Blatts mit dem Stamm, die erſte

Befruchtung, die noch dem Aeußerlichen unterliegt. Durch die Corolle kehrt ſich das Blatt um. Sie iſt das nächtliche Blatt. Wie die Luft lebendig wird in der Pflanze durch das Blatt, ſo wird die Pflanze lebendig in der Luft durch die Corolle. Blatt und Wurzel unterhalten ſich gegenſeitig, wie uns die vorhergehende Betrachtung gezeigt hat. Ihre geheimſte Vereinigung aber findet in der Corolle Statt. Die Nectarien ſtehen mit den Corollen in der innigſten Verbindung; ja man kann jene als die höchſte Contraction der nämlichen Formation anſehen. Die concentrirteſten Säfte der Pflanze, in welchen jener Gegenſatz aufgehoben iſt, dringen zur Blüthe. Aber in der Corolle iſt die Frucht eine durchaus univerſelle — in den Nectarien, am Tage, durch die herrſchende Oxydationsſpannung in Saft concentrirt, des Nachts in Blumendüfte aufgelöſt, die das Innerſte der Pflanze der Luft übergiebt. Man ſetze die Pflanze in einen ſogenannten übermäßig fruchtbaren Boden, man ſteigere, durch die Cultur, die äußere Spannung, und dann iſt das univerſelle Leben das Ziel ihrer Entwickelung, die Fructificationstheile ſelbſt erſcheinen als Corollen, und die intenſiveren Blumendüfte vertreten die Stelle der Frucht. So wird in der Corolle die innere Desoxydation der Pflanze durch die Oxydation der Entwickelung bis zum Maximum gebracht, nicht aſſimilirt. Nach dem Tode der Pflanze zeigen die Producte jene Eigenthümlichkeit. Die ätheriſchen Oele werden durch die Säuren nicht neutraliſirt. Vielmehr ſteigt die Spannung bis zum Höchſten, die Oele werden in Naphthen verwandelt und entweichen, wie in den Blüthen, als eigenthümlicher Duft.

Jenes Maximum des äußern Lebens iſt mit dem Maximo des innern Lebens Eins, und die höchſte Durchdringung der

Pflanze eröffnet ſich mit den Generationstheilen, und zwar ſo, daß die innere Aſſimilation aller Gegenſätze mit überwiegender Oxydation und Stickſtoff in dem männlichen Blüthenſtaub, dieſelbe mit überwiegendem Kohlenſtoff in dem weiblichen Fruchtknoten dargeſtellt wird.

Fourcroy und Vauquelin haben den Blüthenſtaub der Dattelpalme, Buchholz den Blüthenſtaub von Salixtriandra, Link denſelben von Corylus Avellana chemiſch unterſucht, alle haben in denſelben Eiweißſtoff, thieriſchen Gallert, Kleber gefunden.

Hier alſo iſt die höchſte Kraft deſſen, was wir im keimenden Samenkorn, in der ſtill unterhaltenen und aufbewahrten Entwickelung in den perennirenden Wurzeln und Stämmen, in einer jeden ſich entwickelnden Knoſpe erkannten, und alle jene allmälich einander ablöſenden Ausdehnungen und Zuſammenziehungen, durch welche, nach Göthe, die Pflanze ihrer höchſten Contraction entgegeneilt, haben ſich in Functionen aufgelöſt.

Das Spiel der Functionen und ihre mannichfaltig wechſelnden Verhältniſſe offenbaren ſich oft auf eine äußere Weiſe. So drehen ſich die Blüthen und Blätter nach der Sonne, die Blumen öffnen und ſchließen ſich bei Tage, oder in der Nacht, die Antheren und Piſtillen nähern ſich und entfernen ſich von einander während der Befruchtung; ja bei einigen Pflanzen iſt der Gegenſatz zwiſchen Blatt und Stiel ſo ſtark, daß die geringſte Berührung ſie umkehrt, wie bei den bekannten ſenſitiven Pflanzen. Die regelmäßige Bewegung der Blätter bei Hedysarum gyrans läßt uns in den ſchon bekannten größern auch kleinere Oscillationen aller Spannungen erblicken, die nur bei dieſer ſonderbaren Pflanze äußerlich werden. Eine Annahme zu welcher uns viele merkwürdige Erſcheinungen — die Oscillationen der Magnetnadel, die von Ritter entdeckten Oscillationen der galvaniſchen Säure u. ſ. w. — nothwendig bringen müſſen. Von keiner dieſer Bewegungen kann man behaupten, daß ſie einen Uebergang zu den thieriſchen bilden, oder mit dieſen etwas gemein haben. Denn ſie ſind vielmehr mit den univerſellen Functionen der Blätter durchaus Eins. Daher erblicken wir in den Bewegungen der Blätter eine Umkehrung derjenigen Spannung, die durch die Verbindung mit dem Stamm hervorgerufen wird. Wenn man, bei Averrhoa Carambola, unter dem Zweige, wo er aus dem Stamm kommt, die Rinde nur einen halben Zoll breit rund herum abſchält, ſo leben die Blätter wol fort, die Energie der Spannung gegen den Stamm iſt aber abgeſtimmt und die Bewegungen verſchwunden.

Was iſt alſo das Befruchtende und Bildende der Vegetation? Wir wiſſen es. Es iſt das in der Pflanze verborgene Thier, welches dem univerſellen Typus der Vegetation unterliegt. Dieſes iſt das Aſſimilirende der Elemente, aber auf eine ſolche Weiſe, daß die Functionen, in Producte verloren, mit dem univerſellen Leben der Erde aufs Innigſte verſchmolzen ſind. Das äußere Leben der Pflanze iſt das innere organiſche Leben der Elemente ſelbſt, in einer jeden Pflanzenform auf eine eigenthümliche Weiſe gehegt und geſtaltet.

Wenn wir aber bedenken, daß die Luft eine lebendige Oxydationsſpannung des Stickſtoffs darſtellt, und daß dieſe, alles Wechſels ungeachtet, unveränderlich die nämliche bleibt; wenn wir erwägen, wie ſie ſo Mannichfaltiges aſſimilirt, wie ſie die Keime alles Lebendigen in ſich einſchließt, und, ohne das innere Leben zu ändern, wunderſam entfaltet — müſſen wir ſie nicht das allgemeine Thier nennen? Und wenn wir ferner erblicken, wie die grünen Theile der Pflanze an der Luft hängen, in ihr leben, ſelbſt den größten Theil deſſen, was ſie aufnehmen, der Luft als Nahrung darbieten, mit dem friſchen, bildenden Trieb der Luft hervortreten, mit ihrer Erſtarrung hinwelken, müſſen wir nicht geſtehen, daß die Sommertage zumal das allgemeine thieriſche Daſeyn der Pflanze zeigen, welches dieſelbe, des Nachts, in der innern Tiefe eigner Bildung aufſucht?

Bei dieſem innigen Zuſammenleben der Pflanze und der Elemente dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß die Gewalt der Vegetation über das Leben der Elemente eben ſo groß iſt, wie die Gewalt der Elemente über das Leben einer jeden Pflanze.

Man hat die falſche Anſicht verbreitet, daß die Entwickelungsgeſchichte der Erde aus der gegenwärtigen Spannung der Elemente begriffen werden ſollte; eine Anſicht, die eine Unterſuchung dieſer Entwickelung durchaus vernichtet! Die innigſte organiſche Verknüpfung aller Elemente erſcheint, von dem Einzelnen aus, als ein Zwang aller gegen alle; in jedem Moment der Entwickelung geſtaltet ſich das Einzelne in dem Ganzen, das Ganze im Einzelnen auf eine andere Weiſe. Das urſprünglich Oxydirte war das Princip der Erde — der Kohlenſtoff das urſprünglich Desoxydirte das Princip der Luft — der Stickſtoff. In den uralten Gebirgen ſehen wir, mit großer geſetzmäßiger Regelmäßigkeit, die Oxydation des feſten Landes und alſo auch die Desoxydation der Luft bis zu einem Maximum ſteigen, indem das geſpannte Waſſer abnimmt. Der höchſte Grad dieſer Spannung aber, das Maximum der Oxydation, iſt, wie in der Pflanze, mit dem Entwelchen des kohlenſauren Gaſes Eins. Denn obgleich die Oxydationsſpannung die urſprünglich bildende und geſtaltende iſt, ſo iſt ſie es doch nur in dem lebendigen Geſamtleben und alles, was ſich dem Extrem der Elemente nähert, iſt in und für ſich geſtaltlos.

Seit der Zeit iſt die Oxydation in der Luft, die Desoxydation in der Erde heimiſch geworden und, da die alte Spannung in dieſer hervorgerufenen doch niemals verſchwinden kann, ſo iſt die Verwickelung im Einzelnen, wie im Ganzen, eine unendliche, nur durch organiſche Producte Darzuſtellende. Daher keimte mit dieſer Verwickelung die erſte Vegetation, deren Spuren wir in dem desoxydirten Kohlenſtoff alter Steinkohlengebirge noch immer erkennen.

Der höchſte Grad der Oxydation der Luft iſt von der lebendigen und blühenden Erde bis zu einer anſehnlichen Höhe zurückgedrängt, die nur da, wo die uralte Trennung noch immer mächtig iſt, gegen die Pole, ſich allmälich ſenkt. So aber iſt es geordnet worden, daß die Erde ſich zwiſchen jener uralten Spannung und der lebendigen immer in ſich bewegen muß, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß die ſüdliche und nördliche Hälfte der Erde wechſelweiſe jene Erſtarrung anzieht, der Winter dann die alte Zeit hervorruft durch eine überwiegende Oxydation der Erde, des Waſſers und der erſtarrten Vegetation, indem die Luft — urſprünglich durch den organiſirten Zwang oxydirt, doch äußerlich, wenn gleich auf eine lebendigere Weiſe; die Desoxydationsſpannung der vergangenen Zeit darſtellt. Mehr organiſch ſtellt ſich das Nämliche in der Nacht dar, in welcher die Oxydation ſich vegetativ in den Pflanzen fixirt, und die Atmoſphäre ſich desoxydirt, doch ſo, daß in denjenigen Gegenden zumal, in welchen der Tages-

und Jahres-Wechſel mit einander ringen, die univerſelle Desoxydation der Nacht von dem allgemeinen Tag des Sommers, die univerſelle Oxydation des Tages von der allgemeinen Nacht des Winters verſchlungen wird. Aller dieſer Wechſel löſt ſich in dem ganzen Leben der Erde auf, indem ſich Winter und Sommer, Tag und Nacht durchdringen. Die Wärme des Tages und Sommers, die Kälte der Nacht und des Winters ſtellen aber dieſelbe unveränderliche Temperatur dar, die auch in allem Lebendigen, der Intenſität ſeines individuellen Lebens gemäß, hervortritt, und die Kraft der Durchdringung aller Zeiten und aller Weltgegenden in ihm beurkundet.

Eine Betrachtung, wie dieſe, lehrt uns die Vegetation der ganzen Erde faſſen. Denn alle lebendige Entwickelung iſt vegetativ. Der Keim der Erde entwickelt ſich, in den uralten Gebirgen, wie in den Samen, durch eine anfangende Oxydation und unter Entwickelung von kohlenſaurem Gas. Ja, wie in der Pflanze, war es auch hier die Oxydationsſpannung des Stickſtoffs, das verborgene Thier — welches der Entwickelung vorſtand. Wie die Entfaltung des Samens mit der inneren Desoxydation der Samenblätter anfängt im Frühling, mit der hervortretenden desoxydirenden Function der Blätter alle Morgen, ſo fieng auch der Frühling der Erde mit der Desoxydation des Erdprincips an. Wie ſich die Desoxydation der Blätter und die Oxydation des ſich entwikkelnden Thiers in der Pflanze wechſelſeitig ſteigerten, ſo auch die Erde in der fortſchreitenden vegetativen Entwickelung, wie die Bildungsgeſchichte der Flözgebirge mit einer überraſchenden Regelmäßigkeit darthut. Wie endlich in der Frucht die höchſte

Durchdringung gelingt, ſo in der höchſten Stufe der Organiſation, als die höchſte Blüthe und Frucht der Erde zugleich.

Mit einigen Betrachtungen über die univerſelle Function der allgemeinen Vegetation, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, wollen wir dieſe einleitende Anſicht beſchließen.

Keinem, der mit Nachdenken das Vorhergehende erwegen hat, wird es entgangen ſeyn, daß die Vegetation auf das allgemeine Leben der Atmoſphäre den größten Einfluß haben muß; ja, es wird ihm einleuchtend ſeyn, daß alles, was wir meteorologiſche Erſcheinung nennen können, einen eigenthümlichen, lebendigen Centralpunct gefunden hat in einer jeden Pflanze. Man erwäge nur, wie die Desoxydationsſpannung der Pflanze am Tage, die Oxydationsſpannung in der Nacht, die Luft lebendig erregt; man bedenke das Uebergewicht der Blätter und mit dieſem der Luftfunction in den Aequatorialgegenden, wo die Vegetation niemals erſtirbt; und man wird einſehen, wie ſehr wir Recht haben, den Tageswechſel als einen organiſchen anzuſehen, und jene große Regelmäßigkeit dieſes Wechſels, die ſich beſonders durch die tägliche regelmäßige Oscillation des Barometers offenbart, mit der Vegetation in die genaueſte Verbindung zu ſetzen. Des Morgens und Abends, wenn das Steigen des Barometers die anfangende Spannung des Tages und der Nacht andeutet, indifferenzirt ſich die Function der Blätter mit einer Energie, die derjenigen der vegetativen Kraft proportional iſt, und Ruſſel verſichert von Aleppo, Olloa von Lima, andere Reiſebeſchreiber von andern Aequatorialgegenden, daß der Thau ſo ſtark iſt, daß er alle Bekleidung augenblicklich durchdringt, und bis zu einer beträchtlichen Tiefe die Erde befeuchtet. Des Mittags, wenn die Oxydationsſpannung auf der einen Seite durch die Function der Blätter, die Deſoxydation auf der andern Seite durch die geſteigerte Ausdünſtung das Maximum erreicht hat, indifferenzirt ſich die Luft, das Barometer ſinkt, und faſt täglich entſteht, wie Humboldt ausdrücklich von den übermäßig vegetativen Gegenden von Amerika erwähnt, in der Mittagsſtunde ein vorübergehendes Gewitter. In unſern Gegenden, wo die reine Oscillation des Tages faſt immer mehr oder weniger getrübt wird durch größere Oscillationen, iſt es uns zwar nicht vergönnt, die correſpondirenden Bewegungen der Atmoſphäre und der Vegetation ſo deutlich zu erkennen; indeſſen iſt es doch gewiß, daß wir diejenigen Tage vorzüglich ſchön nennen können, auch dann eine anhaltend ſchöne Witterung erwarten, wenn nach einem klaren Morgen ſich gegen Mittag ein leichtes Gewölk zuſammenzieht, welches gegen Abend wieder verſchwindet, wie Hube ganz richtig bemerkt. Während dieſer univerſellen Erſchlaffung wird auch die Reſorption der Blätter geringer, und vorzüglich an ſolchen heiteren Tagen ſchließen ſich die einſaugenden Spaltöffnungen der untern Fläche der Blätter, faſt immer regelmäßig gegen Mittag.

Aber auch auf die größern atmoſphäriſchen Oscillationen äußert die Vegetation einen bedeutenden Einfluß und ſpielt bei der Regenerzeugung, und bei den elektriſchen Exploſionen eine große, noch nicht genug beachtete Rolle. Es iſt den Naturforſchern nicht verborgen geblieben, daß die Ausrottung der Wälder große Veränderungen des Klimas nach ſich ziehen. Auf den capverdiſchen Inſeln und Barbados, wo man die Wälder ausgerottet hat, regnet es ſeit der Zeit nicht mehr, und auf andern weſtindiſchen Inſeln hat man daher die Ausrottung durch ſcharfe Verbote zu hemmen geſucht. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, was auch Treviranus der ältere vermuthet, daß der Mangel an Holzungen in Aegypten den Regen ſo ſelten macht. Eine ähnliche Beobachtung hat **Humboldt** in Südamerika gemacht. Das Thal Contiſuvu hat eine kraftvolle Vegetation und grenzt gegen Süden an eine traurige Sandwüſte. Von den Hügeln von Amatapes, bis gegen Coquimbo, über jene Wüſte, kennen die Einwohner weder Regen, noch Gewitter, während jenſeit dieſer Hügel gegen Norden, über das fruchtbare Contiſupu viele Monate hindurch ſtarke Regengüſſe und elektriſche Explosionen ſich zeigen.

Auf dieſe Weiſe mit dem Leben der Erde innigſt verbunden äußern ſich die Pulsſchläge der Pflanze in der Luft, im Waſſer, in dem noch nicht erſtorbenen Erdboden, während ſie ſelbſt die mannichfaltigen Thaten der Elemente in einer eigenthümlichen Form bindet und ſtill verbirgt. Daher die innere Einfachheit der Structur der Pflanze und die äußere Mannichfaltigkeit der Organe und Functionen; daher die innere Ruhe der Production, durch welche ſich die Pflanze von allen Experimenten ausgeſchloſſen hat, ſo daß man in ihnen weder Spuren galvaniſcher, noch elektriſcher Erſchütterungen hat entdecken können.

Wer vermag in die innere Tiefe der mannichfaltigen Geſtaltung der Pflanzen zu blicken, den Abgrund von Eigenthümlichkeit, der in einer jeden Form verſchloſſen liegt, und ſich verborgener Weiſe ausſpricht, zu überſchauen? Denn wie in der innern Tiefe des genialiſchen Gemüths alles ſich eigenthümlich geſtaltet, alle Gedanken zu Ideen reifen und eine jedwede Anſchauung lebendig wird, ſo iſt ein jedes eigenthümliche Zuſammentreffen der Elemente und Zeiten, zur Idee geſteigert, offenbar geworden in einer eigenen vegetativen Form.

Von der unendlichen Mannichfaltigkeit in der Geſtaltung der Vegetation, je nachdem ſie an verſchiedene Modificationen der Spannung im Raume, oder in der Zeit geknüpft iſt, enthalten wir uns daher zu reden, hoffen aber das allgemeine Bild univerſeller vegetabiliſcher Entwickelung durch folgende Betrachtung anſchaulicher machen zu können.

Wenn man die am meiſten hervorragende Vegetation der Bäume mit einem allgemeinen Blicke umfaßt, ſo kann man ſie alle, von den Polen bis gegen den Aequator, als einen großen Baum anſehen. Der Stamm dieſes allgemeinen Baums entwickelt ſich in die Nadelhölzer. in welche das Starre des Stamms ſogar bis in die Blätter dringt und dieſe gegen den Jahreswechſel ſchützt; die Zweige verbreiten ſich durch die Laubhölzer der gemäßigten Zone, und die blättrige Krone entfaltet ſich in den Palmen und den ganze Waldungen bildenden Farrnkräutern der Aequatorial-Gegenden.

Wie unter dem Aequator das Jahr von dem Tage verſchlungen wird, ſo zeigt ſich auch da nur bleibende Vegetation und gemäßigte Oscillation des vegetativen Lebens. In der gemäßigten Zone, wo der Tag mit dem Jahre ringt, zeigt ſich dieſer Kampf durch einen großen Wechſel der Vegetation, bis endlich, gegen die Pole, wo das Jahr den Tag überwindet, eine Vegetation hervortritt, die dem Jahr mehr, als dem Tage zugehört. Daher zeigen die Bäume in unſerm Klima, und zwar vorzüglich diejenigen, die demſelben am meiſten angehören (die Laubhölzer), den ſtarren Norden durch den bleibenden Stamm und den beweglichen Aequator durch das wechſelnde Blatt.

Tiefer ſelbſt, als bis zu jenen Oscillationen des Tages und Jahres, läßt ſich das Bild der Vegetation verfolgen. Wir können in dem ſtarren, das Jahr überlebenden Stamm die Reihe der Jahre durch die Jahrringe zählen. Von dem eigentlichen Holze an, durch den Splint und Baſt in die äußere Rinde übergehend, zeigt der Stamm den Uebergang von dem am meiſten Erſtarrten bis zum Beweglichſten. Aber die Stämme, welche wir in den Torfmooren finden, zeigen auf die nämliche Weiſe einen Uebergang von jener Holzmaſſe zu einer verkohlten Subſtanz, die eine hervortretende, aber noch nicht vollendete Verbrennung darthut; ja in dieſen Kohlen ſehen wir zuweilen Spuren von wahrem bituminöſen Holze, welches den Uebergang zu den Stämmen in den aufgeſchwemmten Gebirgen bildet. In dieſen Gebirgen endlich ſind Stämme vorhanden, in welchen das halbverkohlte Holz der Moore noch erkennbar iſt; innere Ringe bilden wahres bituminöſes Holz und der Kern hat ſich manchmal in eigentliche Steinkohle verwandelt, ſo daß ein ſolcher Stamm ſich durch die zurückgebliebene Holzform an die jetzt beſtehende Vegetation anſchließt, in dem bituminöſen Holze eine eigene Epoche darſtellt, und durch die Steinkohle nach einer uralten Vergangenheit hinweiſt.

So wurzelt die Vegetation in der uralten Vergangenheit, und wo du ſie faſſen magſt, in welcherlei eigenthümlicher Form, da enthält ſie, in der Tiefe ihrer Geſtaltung, die Erinnerung einer unendlichen Zukunft.

Aber unter dem Aequator gedeiht die Vegetation am fröhlichſten, ihre Gewalt erſtreckt ſich dort über alles, und ſie blüht wieder auf in dem bunten Gefieder der Vögel und auf den gefärbten Häuten der Säugthiere. Selbſt die Nationen ſind dort von der Vegetation am tiefſten ergriffen. Die Symbole der vegetativen Entwickelung ſind in der brahmaniſchen Philoſophie mythiſch geworden, und ſelbſt die höchſte geſchichtliche Ahndung wird in Wiſchnu, wie in der Pflanze äußerlich. Daher iſt alle animaliſche Form in ihren Darſtellungen, wie in ihrer Kunſt, unentwickelt und roh, aber ſie verſtehen die Sprache der Pflanzen, und die tiefe Bedeutung der buntgefärbten Blüthen.

Du fragſt: wie wir uns getrauen, über die Vegetation etwas zu ſagen, ohne über das Weſen des Lichtes geredet zu haben? Haſt du es geſehen? oder iſt es nicht das Sehen ſelbſt? Wo magſt du es faſſen, daß es dir durch Vergleichung klar werden könnte? Es liegt in der Betrachtung, wie in der Fülle des Daſeyns, der keimende quellende Trieb. Haſt du es nicht innerlich geſchauet, dann, wahrlich, iſt dir die Betrachtung, wie das Daſeyn fremde geblieben.

Nachſchrift.

Indem ich vorſtehenden Aufſatz, und zwar unverändert, wieder abdrucken laſſe, fühle ich es wohl, daß ich Manches zu erläutern, Mehreres zu berichtigen, Mißverſtändniſſe zu heben, Einwürfen zu begegnen habe. Ein Geſchäft, welches, ſollte es mit der derjenigen Ausführlichkeit, die allein belehrend ſeyn kann, unternommen werden, ſich über einen ſolchen Gegenſtand, in einem kurzen Aufſatz kaum ausführen ließe!

Da aber die Grundzüge zu einer Pflanzenphyſiologie, die für die Darſtellung der Entwickelungsgeſchichte der Erde unentbehrlich iſt, aber auch ohne ſie alles wahren Fundaments entbehrt, ſeit vielen Jahren ſchon entworfen ſind, und, ſollte mir Gott Geſundheit gönnen, auch erſcheinen ſollen, wie ich ſie zu geben vermag, ſo ſei es mir vergönnt, mich hier auf das Allgemeinſte zu beſchränken und beſonders ſolchen Anſichten zu begegnen, die, von ausgezeichneten Naturforſchern aufgeſtellt und vertheidigt, den Kern meiner Lehre umzuſtürzen drohen.

Dahin gehört vor Allem die von Oken, nach ihm von Nees von Eſenbeck u. a., aufgeſtellte Lehre von einem Ur- oder Grundſchleim, als wenn dieſer das allgemeine Subſtrat des Lebens wäre und den Erſcheinungen deſſelben auf irgend eine Weiſe voranginge. Eine Erfahrung, die uns zwänge, ein ſolches Subſtrat in dem angedeuteten Sinne anzunehmen, giebt es durchaus nicht und kann es nicht geben. Denn dieſe zeigt zwar, daß die erſten Anfänge des thieriſchen und vegetativen Lebens mit einer Schleimerzeugung begleitet ſind, daß jene ohne dieſe nicht Statt finden können, aber irgend eine Priorität läßt ſich durchaus nicht aufweiſen. Vielmehr iſt dieſe Schleimſubſtanz, wo ſie auch erſcheinen mag, ſtets ein Erzeugniß der Organiſation ſelber. Der Anfang des organiſchen Lebens wird nicht durch ſie einſeitig bedingt, ihr Daſeyn iſt auch durch ſchon vorhandene Organiſation bedingt, ſo daß ihr auf keinerlei Weiſe irgend eine Priorität zukömmt. Was alſo jene Naturforſcher verleitet hat, eine ſolche Subſtanz, aus welcher die Organiſation ſich, wenn auch nur für die Erſcheinung, erſt erzeugte, anzunehmen, iſt unüberwindliche Neigung zu einem urſprünglichen Dualismus zwiſchen

Form und Materie, die ſelbſt, wo die lebendige Einheit der Natur ausgeſprochen iſt, immer von Neuem wie unwillkürlich hervorbricht. Dadurch entſtand die herrſchende Anſicht einer Unterordnung des Stoffs unter die Form, des vegetativen Lebens unter das animaliſche, des Weiblichen unter das Männliche, eine Art Nicht-Ich der Natur, ein Natur-Fichtianismus, die der wahren Naturphiloſophie völlig fremd ſind. Dieſe nährt und bildet den Sinn für lebendige Eigenthümlichkeit, die aus jeder Form den Gegenſatz von einem Endlichen und Unendlichen, von Form und Stoff, ausſchließt allenthalben, für die Erſcheinung zwar ein Relatives, für die Idee aber ein Abſolutes erblickt und, eben weil ſie Alles, was in der Erſcheinung eine überwiegende Relativität darſtelle, als ein ſolches auffaßt, mit gleicher Freiheit die innere Mitte des Eigenthümlichen in Allem erkennt.

Betrachten wir die erſten gemeinſchaftlichen Anfänge des animaliſchen und vegetativen Lebens, ſo entdecken wir in dieſen den rohen Gegenſatz beider Formen, der, wo er allein waltete, in der früheſten Urzeit, ſchnell entſtanden, auch ſchnell verſchwand und ſich in den ſtarren Gegenſatz der vorchaotiſchen (magnetiſchen) Mondsepoche verlor. Jetzt, nachdem die Organiſation in allen Proceſſen der Erde ihren daurenden Sieg feiert, ſinkt zwar die beſtehende Organiſation zu den Anfängen des bildenden Chaos, durch das Sterben, zurück; aber dieſer Wechſel von Leben und Tod unterhält den Sieg, der, fortdauernd im Kampfe errungen, erſt ſeine Bedeutung erhält. Wo das vegetative oder animaliſche Leben zerfällt — mag es durch einzelne künſtlich erzeugte Infuſionen, oder durch den großen Proceß der Fäulniß geſchehen — da tritt jene chaotiſche Zeit hervor und im reinſten Gegenſatz bilden ſich kugelförmige Infuſorien und Schimmel (wie das körnige Oxyd und die vegetative Form der Hydrogeniſation in der galvaniſchen Kette). Ja, wo das Thieriſche einſeitig zerfällt, kann die vegetative Form des Schimmels ganz verdrängt ſeyn (wie bei der Fäulniß thieriſcher Gallert und des Kleber); wo das Vegetative einſeitig zerfällt, kann die Form des infuſoriſchen Thierlebens ebenſo verdrängt ſeyn (wie bei der Fäulniß der Fruchthüllen, die, im Gegenſatz gegen den thieriſchen Saamen, die reinſte Darſtellung vegetativer Form in einem Extrem, welches das Leben ausſchließt, genannt werden müſſen). Eine ſolche einſeitige Ausbildung läßt ſich im Thieriſchen auch auf höheren Stufen der Entwickelung nachweiſen; im Vegetativen werden ſie vorzüglich durch die Flechten dargeſtellt, in welche das Thieriſche mehr in der Subſtanz der einſeitigen Form auf eine rohe Weiſe aufgenommen, als im höhern Sinne aſſimilirt iſt, Mittlere Bildungen ſind uns aber vorzüglich wichtig. Seitdem es durch Treviranus d. j., deſſen ſorgfältige, gewiſſenhafte Unterſuchungen ein ſo großes Reſultat auf immer für die Naturwiſſenſchaft gewonnen haben, gewiß iſt, daß die grüne Materie, die ſich in den zellenartigen Schläuchen der Chara organiſch, kreisförmig bewegt, in den Conferven durch Zerplatzen befreiet, wirklich thieriſche Form annimmt und neue Conferven erzeugt, müſſen wir wol annehmen, daß die dunkle Materie, die auch bei den Infuſionsthieren im Innern ſich zeigt, eine ähnliche Subſtanz ſeyn mag. Ich ſahe ſie in den Monaden als einen dunkeln Punct in der Mitte der hellen kugelförmigen Umhüllung; ſie tritt als eine unklare und verworren verzweigte Maſſe in den größern Infuſionsthieren hervor und ſelbſt die blumenartigen Zeichnungen in den Gliedern der Tänien gehören ohne allen Zweifel hierher. Sie zeigen, bei den

Anfängen des Pflanzen- wie des Thierlebens, den Punct, wo Generation und Ernährung noch nicht getrennt ſind. Der Ernährungsproceß ſelber iſt ein Erzeugniß neuer Individuen, und was im höchſten Grade der Entwickelung der höchſten Thierſtufen mit der tiefſten Bedeutung hervortritt, das Gebären lebendiger Jungen, erſcheint hier, wo es bloßes Zerfallen der Thiere und Pflanzen in neuen Individuen iſt, als der rohe Anfang.

Betrachten wir nun die Stufen der Fortbildung in beiden Richtungen, ſo finden wir, daß dieſe auf der thieriſchen Seite eine fortdaurend zunehmende Ausſcheidung der Umhüllung iſt, die durch eine lederartige, hornartige, allmählich in eine völlig kalkige, erdige übergeht und, je mehr das Leben ſich aus dieſer umhüllenden Maſſe zurückzieht, deſto höher und auf eine eigenthümlichere Fortbildung hindeutend, zeigt ſich das thieriſche Leben.

Auf der Seite der Vegetation verhält es ſich anders. Die Stufen der Fortbildung treten hier immer entſchiedener hervor, je mehr das animaliſche Leben ſich in der Umhüllung verliert. Die Pflanze iſt die Aſſimilation des Thieriſchen, das Gleichſetzen des Thieriſchen mit einem eigenthümlichen Leben in einer ganz entgegengeſetzten Richtung. Dieſe Richtung iſt gegen die Elemente, und eben weil die Pflanze, von dem Centro nach der Peripherie zu, das Thieriſche, das Centrale, aſſimiliert, iſt ihr ganzes Leben eine Aſſimilation der Elemente. Die Vegetation hat den magnetiſchen Gegenſatz der Erde überwunden, hat aus der chaotiſchen Zeit die Keime des Lebens hervorgerufen; durch ſie haben Luft, Waſſer und Erde und alle Proceſſe eine organiſche Bedeutung; ſie hat das Gebirg zertrümmert und alle zerſtreuete, im äußern Gegenſatz befangene Strahlen der Erde immer entſchiedener dem innern Brennpuncte des Lebens zugeleitet. So iſt Vegetation mit dem Bildungsproceß der Erde, mit dem Anzünden des Lichts im Mittelpunct des Syſtems Eins — und könnte ihre verſöhnende Thätigkeit, die alle erſtarrende Kraft der Urzeit löſt, belebt und ordnet, jemals aufhören, dann würde die Erſtarrung aus ihren Urtiefen hervortreten, alles Leben in Kryſtall verſteinern und in Luft verfliegen, das Sonnenlicht erlöſchen und die tödtenden Kräfte der Urzeit würden wieder mächtig werden.

Willſt du die Natur erkennen? Wirf einen Blick in dein Inneres, und in den Stufen geiſtiger Bildung mag es dir vergönnt ſeyn die Entwickelungsſtufen der Natur zu ſchauen. Willſt du dich ſelber erkennen? Forſch' in der Natur und ihre Thaten ſind die des nämlichen Geiſtes. Uebeld kannſt du Dieſes oder Jenes nennen, wie du den Standpunct der Betrachtung wählſt. Gegenbilder, die ſich vollſtändig in einander abſpiegeln, ſind ſie einem Jeden, der mit gleicher Energie ſich auf beiden Standpuncten der Betrachtung feſtzuhalten vermag. Wie dem Gedanken in der Seele, iſt er nicht durch tödtende Abſtraction entſtanden, ſondern aus der Mitte des Lebens ſelbſt lebendig entſprungen, gegenüber ſich das Gefühl bildet, wie dieſes ohne jenen, jener ohne dieſes nicht ſeyn mag, beide, wie verſchiedene Welten, getrennt und vereinigt ſind; wie dem klaren Gedanken in ſeiner Sonderung gegenüber ſich die unendliche Tiefe des Gefühls bildet, ſo daß, in dem Maße, als das Gefühl flach, der Gedanke leer wird, in dem Maße, als der Gedanke ſich verwirrt, das Gefühl abſtumpft, und beide ſich in Stumpfſinn verkehren: ſo bilden ſich Pflanze und Thier einander gegenüber in gleicher

Unendlichkeit. Ich muß daher auch Kieſers Anſicht, nach welcher die Wurzel der Pflanze das eigentliche Vegetative wäre, als wenn die Organe der Pflanze in der Luft und gegen das Licht, der Stengel verglichen mit der Wurzel, das Blatt verglichen mit dem Stengel, die obere Fläche des Blatts verglichen mit der untern u. ſ. w., immer gelungenere Darſtellungen des Thieriſchen in der Pflanze wären, auf das Allerbeſtimmteſte widerſprechen, ſo wie ich auch in dem vorſtehenden Aufſatz von einer ganz entgegengeſetzten Anſicht ausgegangen bin. Uebel in der That ſtände es mit der Wiſſenſchaft, wenn beide Anſichten gleichgültig neben einander beſtehen könnten, wenn beide alſo völlig willkürlich erſchienen. Aber wie? Sollte die Pflanze in dem eben, worin ſie ganz und gar Pflanze iſt, zugleich ſich dem Thieriſchen nähern? Wer ſieht nicht, daß dieſe Anſicht von einer Unterordnung des Vegetativen unter das Thieriſche ausgeht? Eine Anſicht, die, alles verkehrend, in dem was durch gelungene Darſtellung des Eigenthümlichen ſich für die Erſcheinung am meiſten von dem Thieriſchen abwendet, eben die Annäherung ſieht, und die Unendlichkeit, die innere, ſelbſtändige Vornehmheit der Pflanzenwelt völlig verkennt! Das Thier ſtirbt durch Ueberhandnahme der Vegetation — das iſt der natürlichſte Tod, der Tod durch Alter, der marasmus senilis; die Pflanze ſtirbt durch Ueberhandnahme des Thieriſchen — das iſt das Verwelken, das Sterben in der Begattung, das Opfern des eigenen Daſeyns für die reife Frucht. Das fortdauernde Leben der mehrjährigen Pflanzen beweiſet nichts dagegen; denn die fortlebenden Theile des holzigen Stammes, des ſtarren Blattes (bei den Nadelhölzern), der Wurzeln, zeigen keinesweges die höchſte Stufe vegetativer Entwickelung; dieſe iſt durch die grünen Theile der Pflanze dargeſtellt. Jene bleiben in einer Differenz befangen, die den Tod, wie die höchſte Entwickelung des Eigenthümlichen, die zu ihm führt, hemmt und zurück hält. Durch die Blätter vor allem ragt das Pflanzenleben in das bewegte, keimvolle Leben der Atmoſphäre hinein und leitet alles dem Leben zu. Die Schwierigkeit, die eigenthümliche Art vegetativer Ernährung darzuſtellen, fühlen wir ſehr wohl, und trauen uns keineswegs zu, ſie in dem vorſtehenden Aufſatz überwunden zu haben. Vielmehr bekennen wir, daß dem Leſer Manches dunkel vorkommen muß, welches nur auf einem wirklich naturgeſchichtlichen Wege, und doch auch da kaum völlig, aufgeklärt werden kann. Dieſe Schwierigkeit liegt nämlich in der Natur der Sache. Unſere ganze qualitative Phyſik geht von dem ſtarren Gegenſatz aus, von Polaritäten (elektriſcher und magnetiſcher), die durch das organiſche Leben überwunden ſind, und zwar nicht blos in den erſcheinenden Formen derſelben, ſondern auch in dem Ganzen der Erde. Diejenige Richtung aller Elemente der Erde (nach dem Lebendigen zu), vermöge welcher ſie die Maſſe überwältigt, iſt ſelbſt eine lebendige, den äußern Gegenſatz vernichtende. Wo in den räthſelhaften Verſchlingungen des atmoſphäriſchen Lebens der elektriſche Gegenſatz vorübergehend hervortritt, da erſcheint er als eine ſchnell verſchwindende Kriſe, und wo das Experiment ſolche Gegenſätze feſthält, ihren Geſetzen nachzuſpüren, da treten ſie in dem allgemeinen Leben der Natur hervor, wie die durch Abſtraction erzeugte Reflexion im Denken, die der Fülle des Lebens entſagt, um ein dem Allgemeinen eingebildetes Beſondere als ein Einzelnes zu betrachten, welches ſich dann auf ein anderes Einzelne bis ins Unendliche bezieht. Nun iſt es freilich unläugbar, daß eine vollendete Theorie der

Phyſik, eben in der Strenge der geraden Linie des äußern Verhältniſſes uns ihre Beugung zeigen würde; aber dieſe Annäherung wird keinesweges durch die ſtets hinkende Vergleichung lebendiger Proceſſe, nun mit den chemiſchen, dann mit elektriſchen, dann wieder mit den galvaniſchen herbeigeführt. So iſt die Schwierigkeit, die für die Erſcheinung zarte, ja kaum zu unterſcheidende Grenze zwiſchen ſchlechthin univerſellen (alſo für die Erſcheinung todten) und ſolchen Proceſſen, die in ihrer univerſellen Richtung eine Beziehung auf den Mittelpunct alles Lebens andeuten, eine innere Unendlichkeit einſchließend, zu erkennen, faſt unüberwindlich. Daß aber die im vorhergehenden Aufſatz entwickelte Anſicht durch keine Proceſſe widerlegt, durch keine neuere Erfahrungen (auch nicht durch Griſchows), ihrem tieferen Sinne nach, erſchüttert iſt, glauben wir mit Wahrheit behaupten zu können. Wir fordern vielmehr die Naturforſcher zu einer ſtrengen Prüfung auf, die vor Allem das Weſentliche, die Einheit des allgemeinen Lebens der organiſchen Epoche und der vegetativen, die Vegetation als den Ernährungsproceß für die Thierwelt, das Ordnende und Belebende der Maſſe, alſo als das Centrirende aller qualitativen Phyſik, feſthält, um zu zeigen, ob dieſe Lehre ſich zu behaupten vermag, auch wenn die verſuchte Darſtellung derſelben an manchen einzelnen Gebrechen leiden ſollte. Es folgt aus dieſer Anſicht allerdings, daß eine wiſſenſchaftliche Meteorologie ohne gründliches Studium der vegetativen Functionen nicht möglich iſt.

Wir verkennen keinesweges das große Verdienſt, welches Link, Treviranus d. j., Oken, Kieſer, Nees v. Eſenbeck, Harles, Schweigger, Curt Sprengel, ſich in neuern Zeiten um die Pflanzenanatomie und

Phyſiologie erworben haben. Erfreulich ſcheint uns vielmehr das Streben dieſer Männer und ſchätzenswerth im hohen Grade. Aber wir läugnen nicht, daß uns eben das hier bezeichnete Verkennen des Eigenthümlichen der Pflanzenwelt mehr oder weniger in allen Anſichten zu herrſchen ſcheint. Daher die Vergleichung der Pflanzen mit den Thieren, die wir der oft verſuchten der Malerei mit der Muſik gleichſetzen möchten; daher das Streben, in der Pflanzenwelt eine Stufenfolge der Entwickelung, derjenigen bei den Thieren ähnlich, aufzuweiſen. Aber eine ſolche Stufenfolge findet nur innerhalb eines ſehr engen Kreiſes Statt, ſowol in der Pflanzenwelt, wie in der Inſectenwelt, nämlich nur bis dahin, wo beide Richtungen ſich entſchieden ausgeſprochen haben. So unter den Pflanzen etwa durch die Akotyledonen und Monokotyledonen bis zu den Dikotyledonen. So erſcheint uns die, irren wir nicht, zuerſt von Kielmeyer aufgeſtellte Anſicht, als wenn die Pflanzen mit Schmetterlingsblumen und gefiederten Blättern die höchſte Stufe vegetativer Bildung darſtellten, keineswegs hinlänglich begründet. Eine wirkliche Stufenfolge bis zum Höchſten iſt nur durch die Steigerung des Individuellen zur Perſönlichkeit möglich, und das peripheriſch Zerſtreuete aller eigenthümlichen Bildung herrſcht bei den Pflanzen vor, zeigt ſich bei den Inſecten wieder, iſt ſelbſt bei den Vögeln und Säugthieren nicht verdrängt, ja aus den Racen und Völkern des menſchlichen Geſchlechts nicht ganz verſchwunden, nur daß der Faden einer wirklichen Continuität hier nicht, wie bei den Pflanzen, zerriſſen iſt. Lehrreicher ſcheinen ſolche gelungene und durchgeführte Vergleichungen, wie die von Wilbrand zwiſchen den Syngeneſiſten und Umbellaten.

Endlich wollen wir in wenigen Worten unſere Anſicht von der Sexualität der Pflanzen andeuten. Das Verdienſt haben ſich Schelver und Hentſchel offenbar erworben, daß ſie zuerſt auf die Einſeitigkeit der Vergleichung der Begattung der Thiere mit der der Pflanzen aufmerkſam gemacht haben. Doch haben ſie Nichts aufgebracht, wodurch die Annahme einer wirklichen Geſchlechtsverſchiedenheit widerlegt wird. Der Unterſchied zwiſchen der Geſchlechtsdifferenz bei den Thieren und bei den Pflanzen iſt dieſer, daß ſie bei den letztern aus der Ernährung ſich herausbildet, als ihre Blüthe, bei den Thieren, und, je höher ihre Entwickelungsſtufe iſt, deſto entſchiedener, ſich als eine völlig eigenthümliche Function von der Ernährung trennt. Aber dieſe Verſchiedenheit der Richtung darf uns nicht dazu bringen, die Identität der Function in beiden zu verkennen. Geſetzt, die Form der Begattung träte bei den Pflanzen gar nicht hervor, was ſich kaum beweiſen läßt, — iſt denn die ſtetige Folge der Ausbildung von dem nämlichen Punct, die durch dieſe Ausbildung hervortretende Dichotomie, die hier in den Antheren, dort in dem ſchwellenden Receptaculum ſich darſtellt, nicht ſelbſt eine Begattung, auch wenn die äußere Form fehlt? Iſt nicht bei den niedern, die wahre Hermaphroditen ſind, die ſich ſelber begatten, auf die nämliche Weiſe die Begattung als der höchſte Gipfel der Ernährung zu betrachten? So kann bei den Pflanzen die äußere Form der Befruchtung durch den Staub der Antheren fehlen, ohne daß die Begattnng fehlt. Bei den Pflanzen iſt die Geſchlechtsverſchiedenheit nur ein Glied der allgemeinen Entwickelung, ſie iſt in das allgemeine, vorherrſchende, weibliche Princip verſunken; daher iſt ſie auch keinesweges ausſchließliche Bedingung der Entwickelung der Gattung, und kann nur auf eine entfernte Weiſe mit der thieriſchen Begattung verglichen werden.

Bei denjenigen Thieren, die ſich ſchwebend zwiſchen Pflanze, Inſect und ſinnlicher Thierwelt halten, iſt das Geſchlecht noch unentſchieden; aber ſelbſt bei den Inſecten, die einen Gegenſatz gegen die Pflanzen innerhalb der Grenze einer eigenen Welt bilden, iſt noch manches der Geſchlechtsverſchiedenheit bei den Pflanzen Aehnliches aufzuweiſen. Es kann nämlich auch bei den Inſecten nur auf eine uneigentliche Weiſe von Familie die Rede ſeyn, und zwar deßwegen, weil der Gegenſatz zwiſchen Pflanze und Inſect ein ſolcher iſt, der in der Welt der herrſchenden Vegetation hervortritt. Beide werden von den allgemeinen befruchteten Elementen, von der ganzen Natur der Erde, zwar als eigenthümliche Keime, aber in ihrer Gewalt, getragen und gepflegt; die Wärme, jenes Bild der allgemeinen Naturſeele, wie das Licht der Wiederſchein des allgemeinen Naturgeiſtes genannt werden muß, hat nur einen leiſe angedeuteten eignen Heerd gefunden. Die Inſectenwelt, wie die Pflanzenwelt, blüht, im Ganzen genommen, auf mit dem Frühlinge, verwelkt mit dem Herbſte; die Begattung iſt auch hier die Blüthe, und ſelbſt die ſogenannten geſelligen Inſecten, wie die zuſammengeſetzten Blumen, verſchließen in den erſtarrten Kelchen (in den Zellen), wie die Pflanzen, nur Embryonen. Bei vielen verwelken die Blüthen, indem die Frucht reif wird. Ein Beweis für das überwiegende weibliche Princip iſt die merkwürdige Erſcheinung, daß eine Befruchtung durch mehrere Generationen wirkſam iſt, die, wie Zweige und Blätter, den Sommer über, nur von einander getrennt, hervorwachſen; eine Erſcheinung, die nicht blos für die Blattläuſe, ſondern, wie neuere Entdeckungen beweiſen, auch für andere Inſectengattungen, wie z. B. die Schmetterlinge, gilt! Bei den Pflanzen iſt die Monogamie (Monandrie und Monogynie) bekanntlich höchſt ſelten, und nur als eine Ausnahme zu betrachten. In der ganzen Pflanzenwelt iſt vielmehr Polyandrie durchaus vorwaltend. Selbſt wo mehrere Stempel ſind, beweiſt ihre Stellung in der Mitte auch ihre centrale Bedeutung und die Herrſchaft des Weiblichen, während das Männliche mehr zerſtreut nach der Peripherie gedrängt iſt. Daſſelbe zeigt ſich wieder bei den ſogenannten geſelligen Inſecten; die männlichen Inſecten bewegen ſich um das Weibchen, wie um einen Mittelpunct. Erſt bei den Vögeln und Säugthieren ſpricht ſich das entgegengeſetzte Verhältniß deutlich und klar aus. Das männliche Princip iſt das Vorherrſchende, weniger beſtimmt bei den Vögeln, entſchieden bei den Säugthieren, bei beiden aber durchaus, wo Begattung eine Vereinigung von mehrern Individuen erfordert. Dann entſteht eine wahre Polygamie, das Weibliche iſt nach der Peripherie gedrängt, das männliche Geſchlecht hat dagegen eine durchaus centrale Bedeutung.

Ueber die elektriſchen Fiſche.

Nicht leicht hat die Phyſiologie eine außerordentlichere Thatſache aufzuweiſen, als die, daß Fiſche, von ganz verſchiedenem Bau, aus ganz verſchiedenen Klaſſen, einzeln hervortretend aus der Mitte ganz ähnlich gebildeter, ſtarken, ja oft großen Thieren und Menſchen betäubende und lähmende elektriſche Schläge zu geben vermögen. Seit langer Zeit hat dieſe Erſcheinung die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich gezogen; aber noch immer zeigt ſich dabei ſo viel Räthſelhaftes, daß die Begierde der Nachforſchung immer von Neuem gereizt werden muß. Selbſt die Entdeckung der elektriſchen Organe, die ſpäter durch die voltaiſche Säule nachgeahmt zu werden ſchienen, indem ſie die ſchönſten Aufſchlüſſe verſprach, hat das Dunkel keineswegs erhellt.

Die elektriſchen Fiſche finden ſich in den verſchiedenſten Klaſſen; die Apodes liefern zwei (Gymnotus und Trichiurus electricus), die Abdominales einen (Silurus electricus), die Branchiostegi einen (Tetrodon electricus), und die Chondropterygii einen (Raja Torpedo). — Genaue und belehrende phyſikaliſche Unterſuchungen ſind ausſchließlich mit Raja Torpedo, der im mittelländiſchen Meere ſich aufhält, und mit Gymnotus electricus, der in den mächtigen ſüdamerikaniſchen Flüſſen häufig vorkommt, angeſtellt worden, und die elektriſchen Organe ſind nur von dieſen beiden und vom Silurus electricus bekannt.

Man hat häufig die Erſcheinungen der elektriſchen Fiſche mit denen der Elektricitätererſcheinungen thieriſcher Körper überhaupt in eine Klaſſe geſetzt. Sie haben aber mit keiner derſelben irgend eine Aehnlichkeit. Die Elektricität der menſchlichen und thieriſchen Haut, der lebendigen Haare, Federn u. ſ. w. hat, wo ſie durch Conſtitution oder Umſtände begünſtigt hervortrat, nicht ſelten auffallende Erſcheinungen veranlaßt, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Elektricität alle Gemüther in Bewegung ſetzte, ſorgfältig beobachtet, oder aus ältern Schriften zuſammengetragen wurden. Sie gehören aber alle in die Klaſſe der gewöhnlichen elektriſchen Thatſachen; und unter allen iſt die von Cotugni bemerkte Elektricität einer Hausmaus (Lichtenbergs Magaz. B. 3. p. 121) die einzige, die allerdings auch für uns ein Intereſſe haben könnte. Er hielt die Maus mit dem Daumen und Vorderfinger an der Rückenhaut, ſo daß der Unterleib aufwärts ſtand. Er wollte das Thier ſeciren und als er den Einſchnitt an der Mitte des Unterleibes anfing, bewegte es den Schwanz ſehr heftig gegen den dritten Finger, welches in den ganzen Arm einen Stoß mit einem innern Zittern verurſachte. Er fühlte dabei Schmerzen in der Schulter und ein Zittern des Kopfes. Aber dieſe Erfahrung ſteht bis jetzt ſo iſolirt da, daß ſie dadurch faſt alle Bedeutung verliert. Raja Torpedo (der Zitterrochen) war ſchon den Alten bekannt, und eine ſo außerordentliche Eigenſchaft bei einem Thiere, welches ſich im mittelländiſchen Meere beſindet, konnte ihnen nicht verborgen bleiben. In Platons Geſpräch Meno wird dieſes Thier und ſeine betäubende Kraft erwähnt. Ariſtoteles nennt ihn öfter, Plinius (Lib. 32 I.) nur kurz, und ſieht die Erſchütterungen als ein wahrſcheinliches Heilmittel an. Endlich wird das Thier von Plutarch (de industr. animalium p. 246) genannt. — Reaumur (Memoires de l'Acad. de Paris 1714. pag. 344.) glaubte, daß die Erſchütterungen von einem ſchnellen Schlag der Muskeln (von Kälte) herrührten. Es iſt nicht ohne Intereſſe, die Mühe zu bemerken, die Reaumur, ſo wie die erſten Beobachter der Schläge des Zitteraales, mit den elektriſchen Erſchütterungen unbekannt, ſich gaben, das ganz Eigenthümliche des dadurch erregten Gefühls zu beſchreiben. Nach der Entdeckung der Leidner Flaſche fing man aber an, die elektriſche Beſchaffenheit zu ahnen, und im Jahre 1774 erſchienen in Phil. Trans. Vol. LXIII. Walſh phyſikaliſche Unterſuchungen und Hunters Beſchreibungen des elektriſchen Organs des Torpedo. Beide gleich meiſterhaft!

Der Gymnotus electricus (der Zitteraal) ward von Richer, als er in Cayenne 1761 ſeine berühmten Pendelverſuche anſtellte, bemerkt, und die ſtarken Erſchütterungen, die das Thier verurſacht, und die die des Zitterochen bei weitem übertreffen, zogen die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich. Man findet, was bis auf Muſchenbröck von dem Zitteraal verhandelt worden war, vollſtändig in ſeiner Introduct. ad philos. nat. Lugd. Bat. 1762. 1. §. 301. und daraus bei Gehler (Wörterbuch 4. p. 276). Berkel hatte, wie Gehler bemerkt, in ſeiner Reiſe nach Berbice 1680 von dieſem Thiere geſprochen. Die außerordentliche Erſchütterung, die durch eine bloße leiſe Berührung des Thiers mit einem Finger oder Stab hervorgerufen ward, hielt man lange für unglaublich, bis durch Artedi, Gaubius und Allemand genauere Nachrichten verbreitet wurden. Später ſtellten Williamſon und Garden (Phil. Trans. LXV.) aber vorzüglich abermals Walſh (da.) die wichtigſten Verſuche an; und Hunter beſchrieb von dieſem Thier, wie von dem Zitterrochen, das elektriſche Organ. Dieſe beiden Naturforſcher waren die erſten, durch welche ſo außerordentliche Erſcheinungen für die Phyſiologie ſowol, als für die Phyſik eine große Bedeutung erhielten.

Der Silurus electricus (der Zitteraal) ward zuerſt von Forſkål (Fauna arab. p. 15. n I.) erwähnt, ſpäter von Brauſſonet (Memoir. de l'Acad. de Paris 1782) beſchrieben; und die genauere Kenntniß ſeiner elektriſchen Organe verdanken wir Geoffroi (Annales du Museum d'Hist. naturelle T. I. n. 5. p. 392). Man findet ihn in den afrikaniſchen Flüſſen.

Tetrodon electricus iſt von Paterſon entdeckt, und ſeine Beſchreibung 1786 bekannt gemacht. (Phil. Trans. 76. 2. p. 382). Er ward bei der Inſel St. Juan, einer von den Comorren zwiſchen der Küſte von Zanzvebar und der Inſel Madagaſſar gefunden. Die Beſchreibung iſt unvollſtändig, und die Beobachtung des elektriſchen Schlages war nur flüchtig. Zwei ſolche Fiſche wurden in einem von Seewaſſer ausgehöhlten Felſen, wo die Wärme des Waſſers zwiſchem 56° und 60° Fahr. war, in einem Netze gefangen, und als Paterſon den einen ergreifen wollte, erhielt er einen ſo heftigen Schlag, daß er ihn wieder mußte fahren laſſen. Doch trug er beide ans Land ein Paar tauſend Schritte von dem Orte, wo ſie gefangen wurden; aber der eine war todt, der andere ſo ſchwach, daß man ſich kaum von ſeiner elektriſchen Kraft überzeugen konnte. Außer **Patersons** Beſchreibung und dieſer kurzen Nachricht iſt von dieſem Thiere nichts bekannt geworden.

Eben ſo unvollſtändig iſt unſere Kenntniß von dem Trichiurus electricus, der ſchon den ältern Ichthyologen **Willoughby** (ichthyolog. app. t. 3. p. 3) und **Raj** (pisc. p. 171.) bekannt war, und in **Nieubeck's** indiſcher Reiſe 2. p. 270 erwähnt wird.

Eine Vergleichung ſeiner eignen Unterſuchung des Zitteraals mit der **Hunterſchen** vom Zitterrechen und Zitteraal liefert **Geoffroi** (a. a. O.) und dieſe iſt in **Voigts** Magazin 7. I. p. 1. und in **Gilberts** Annalen 14. 4. p. 397 überſetzt. Dieſelbe kommt in **Cuviers** Vorleſungen wieder vor, und ein Auszug aus der **Hunterſchen** Anatomie der elektriſchen Organe, gründlicher und genügender, als der von **Geoffroi**, wird in der Ueberſetzung der genannten Vorleſungen n. 3. p. 675 und 677 in der Anmerkung von **Merkel** geliefert.

Die Erſchütternngen des Zitteraals ſind bei weitem die ſtärkſten. Dieſes mächtige Thier, gewöhnlich drei, aber auch fünf bis ſechs Fuß lang, hat einen außerordentlich kurzen Bauch. Der After eröffnet ſich noch vor den Bruſtfloſſen; dagegen iſt der Schwanz außerordentlich lang, und ſo geſtaltet, daß oben die ſtarken Schwanzmuſkeln liegen, unten die zwei Paar der elektriſchen Organe, ſo daß das große Paar unmittelbar unter den Muſkeln, das kleine unter dieſem, jene oben durch die Rückenmuſkeln und in der Mitte durch die lange Urinblaſe begrenzt, beide Hälften durch eine Scheidewand geſchieden, das kleine Paar durch eine ähnliche Scheidewand von dem großen, und in ſich getrennt. Es ſei genug hier zu erwähnen, daß das Organ aus engen, äußerſt dünnen, horizontalen Scheidewänden beſteht, und aus andern, die ſich zwiſchen je zwei horizontalen befinden, daß die letztern ſich ſo nahe liegen, daß ſie ſich faſt berühren; daß beide Paare auf gleiche Weiſe konſtruirt ſind, nur daß die horizontalen Scheidewände des kleinern untern Paars näher an einander liegen und geſchlängelt ſind. Von den ſenkrechten Scheidewänden, durch welche die Geſtalt des länglichen, vorne aus mehreren und breitern, hinten aus wenigern, zuletzt vielleicht nur aus einer Scheidewand beſtehenden Organs beſtimmt wird; zählte Hunter 34, von den ſenkrechten, in der Länge eines Zolls 240. Die Anzahl der dadurch entſtehenden; mit einer noch nicht gehörig unterſuchten thieriſchen Feuchtigkeit angefüllten Abtheilungen muß alſo mit der Größe des Thieres zunehmen, und da die größeren Fiſche, auch die ſtärkern Erſchütterungen geben, ſo leidet es keinen Zweifel, daß die Intenſität der Schläge mit der Menge der Abtheilungen in einem graden Verhältniß ſteht. Alle Nerven, die zu dieſem Organ gehen, entſpringen aus dem Rückenmark. Bald nach ihrem Austritt aus der Wirbelſäule ſchicken dieſe Nerven Aeſte an die elektriſchen Organe ab. Die Stämme treten zwiſchen der Urinblaſe und den Rückenmuſkeln weg, und verzweigen ſich ſowol auf den erſtern, als auf der Scheidewand, welche die Organe beider Seiten getrennt halten, ſo daß die hier entſpringenden Zweige nicht in das Organ ſelbſt verfolgt werden können.

Eine kraftvolle Entladung des Zitteraals bringt eine außerordentliche Erſchütterung hervor. Humboldt war Zeuge eines höchſt intereſſanten Kampfes zwiſchen Pferden und Zitteraalen, in einem der vielen waſſerreichen Sümpfe des Orinoko, wo dieſe Fiſche in ſehr großer Menge vorkommen. Gleich anfangs ſtarben zwei von den Pferden, die mit Gewalt in den Sumpf hineingetrieben waren; zwar nicht unmittelbar durch den Schlag, aber indem ſie betäubt in das Waſſer fielen und ertranken. Indeſſen findet Humboldt es gar nicht unglaublich, daß der Zitteraal einen Menſchen tödten könnte, wenn er, indem er längs des Bauchs und der Bruſt hinſchlüpfte, eine kraftvolle Entladung gäbe, weil dann das Herz, das gaſtriſche Syſtem, (der plexus coeliacus) und alle Nerven, die davon abhängen, zugleich ihrer Reizbarkeit beraubt werden würden. Das Thier benutzt dieſe Erſchütterungen, um Thiere zu betäuben, die zu ſeiner Nahrung dienen.

Die elektriſche Beſchaffenheit der Schläge iſt keinem Zweifel unterworfen; ſeit Walſh iſt ſie bewieſen. Sie werden aufgehalten durch Nichtleiter, ſie theilen ſich durch Leiter mit, ſelbſt durch Waſſer, ſo daß man, wenn das Thier im Waſſer iſt, ſeine Erſchütterung fühlt, auch ohne unmittelbare Berührung. Sie erregen ganz das eigenthümliche Gefühl ſtarker elektriſcher Schläge. In einem geſchloſſenen Kreiſe von Menſchen fühlt ein jeder den Schlag, wie bei der Entladung der Leidner Flaſche; ja die ſtärkſten Schläge pflanzen ſich auch bei einer kleinen Unterbrechung der Leitung fort. Hierdurch gelang es Walſh den Funken zu erhalten, indem der Schlag von einem auf ein Glas befeſtigten Stannielſtreifen zu einem nahe liegenden überſchlug. Die ſtärſten Schläge erhält man außer dem Waſſer, und wenn man das Thier mit einer Hand am Kopf, mit der andern am Schwanz hält. (Die Pole des Organs ſcheinen ſich alſo nahe an dieſen Enden zu befinden, und durch die Richtung der ſenkrechten Scheidewände beſtimmt zu werden). Berührt man das Thier blos mit einer Hand, ſo fühlt man nur ein ſtarkes Zittern. Endlich entdeckte Walſh, daß der Zitteraal durch ein eigenes Gefühl die Leiter, die den Schlag aufzunehmen und fortzupflanzen, und ihn zu entladen im Stande wären, von den Nichtleitern unterſcheiden müſſe, ſich jenen näherte, von dieſen entfernter hielt. Dieſe Verſuche ſind noch immer die bedeutendſten, die angeſtellt worden ſind. Humboldts Verſuche in Südamerika ſind bis jetzt noch nicht bekannt Gelegentlich wird von ihm, bei den unten zu erwähnenden Verſuchen mit dem Zitterrochen, erwähnt: daß die Schläge, die der Zitteraal mittheilt, ohne irgend eine ſcheinbare Anſtrengung geſchehen, ſo daß ſich weder die Augen, noch der Kopf, oder die Floſſen dabei bewegen.

Die Schläge des Zitterrochen ſind zwar zuweilen ziemlich ſtark, doch mit denen des Zitteraals gar nicht zu vergleichen. Das Organ liegt zwiſchen dem großen Knorpel der Bruſtfloſſen, der Kiemen und dem Kopfe. Der große Knorpel der Bruſtfloſſe, der bei den übrigen Rochen den Kopf und Schnabel berührt, iſt, bei dieſer Art, beträchtlich davon entfernt. Das Paar wird außer von den allgemeinen Bedeckungen von einer dünnen Scheide bedeckt, die aus langen Faſern beſteht, und öfters durchbohrt ſcheint.

Die Ränder der Scheide ſind mit der Haut verbunden. Eine zweite Scheide folgt auf dieſe, und die Faſern kreuzen ſich mit denen der erſtern. Dieſe letztern ſcheinen durch Fortſätze mit dem Organ ſelbſt in Verbindung zu ſtehen. Dieſes beſteht aus einer Menge von Säulen, die durch kleine aponeurotiſche Platten gebildet werden; ſie ſind ſechs- fünf- auch viereckig, und von verſchiedener Länge, in der Mitte des Organs am längſten, an den Rändern, wo wahrſcheinlich, indem das Thier wächſt, immer neue entſtehen, am kleinſten. Hunter zählte in einem kleinen 470, in einem ſehr großen aber 1182. — Die Säulen ſind durch ſehr dünne horizontale Häute abgetheilt, die ſehr nahe aneinander liegen, an den Rändern nur durch Blutgefäße verbunden ſind und durch lockeres Zellgewebe mit den Säulen zuſammenhängen. Eine Säule von 1 Zoll enthält 150, und gleich große Stücke enthalten immer gleich viel, ſo daß auch hier mit dem Wachſen der Säulen in die Länge die Anzahl zunehmen muß. In den Abtheilungen iſt eine Flüſſigkeit enthalten, nach Geoffroi aus Eiweißſtoff und Gallert beſtehend. Da nun die größern Thiere die tüchtigſten Schläge geben, und auch die größern Organe enthalten, ſo iſt es unzweifelbar, daß die Intenſität derſelben in gleichem Verhältniſſe mit der Menge der Säulen und mit den Abtheilungen einer jeden wachſen muß. Die Nerven, die außerordentlich groß ſind, ſo daß Hunter dieſe ungewöhnliche Größe eben ſo erſtaunenswürdig fand, wie die elektriſchen Erſcheinungen, entſpringen aus dem dritten Aſt des fünften Paares. Dieſer Nerv ſteigt hinter dem Kieferwinkel herab, ſchickt, außer den Fäden, die an den Muskeln gehen, einen anſehnlichen Aſt in den Schnabel, der ſich nach vorn und außen um das elektriſche Organ — ſchlägt und in die Säulen geht. Der größte Theil der Nerven begiebt ſich von innen und etwas von oben in den vordern Theil des Organs, wo ſich die zahlreichen Fäden allmälich verzweigen. Die drei übrigen, welche ſtärker ſind, kommen vom achten Paare. Nachdem ſie die gewöhnlichen Kiemenzweige abgegeben, treten ſie in das elektriſche Organ und vertheilen ſich, wie die des erſten Nerven. Der erſte geht zwiſchen dem erſten und zweiten, der zweite zwiſchen dem zweiten und dritten, der dritte zwiſchen dem dritten und vierten Kiemen hindurch.

Außer Walſh hat Spallanzani (Opuscoli scelti d. Milano 1783 und Mem. di matemat. e fisica della società italiana 2. p. 603), Galvani und Aldini (Aldini Essai theoriq. et experimental sur le Galvanism. Par. 1804. Mém. sur le torpill. 2. p. 61). Humboldt und Gay Luſſac (Annales de Chimie. no. 66. T. 56. p. 15), und Todd (aus Phil. Trans. 1816 in Schweiggers Journ. 19. 1. p. 14) Verſuche mit dem Zitterrochen angeſtellt. Die Verſuche von Configliachi werden weiter unten angeführt. Die Hauptreſultate ſind folgende: Berührt man den Zitterrochen in und außer dem Waſſer, nur nicht iſolirt, mit der Hand, ſo theilt er ihr eine zitternde Bewegung mit, die unmittelbare Berührung iſt dabei nothwendig; durch Nichtleiter wird der Schlag vollkommen abgewehrt, durch Leiter (nach Walſh) nicht. Doch bemerkte Spallanzani, daß der Stoß, wenn man mit einer Leiter das Thier berührt, nie ſo ſtark iſt, wie bei der unmittelbaren Berührung; ja, wenn er bemerkt werden ſoll, muß das Thier ſehr lebhaft ſeyn.

Berührt man nach Walſh das Thier mit beiden Händen zugleich, und zwar mit der einen Hand oben, mit der andern unten, ſo erhält man einen Stoß, jenem der Leidner Flaſche ähnlich; am ſtärkſten, wenn man das Organ oben und unten in der Mitte berührt, ſchwächer an andern Stellen. Daraus folgt, daß die Pole oben und unten nach der Richtung der horizontalen die Säulen abtheilenden Seitenwände ſich befinden. Dieſe Beobachtungen von Walſh werden von Spallanzani beſtätigt. Nach ihm empfindet man, wenn man den untern Theil dieſer Organe mit der einen, und zugleich den obern derſelben am Rücken mit der andern Hand berührt, den Schlag gewöhnlich oberwärts. Empfindet man ihn unterwärts, dann iſt er ſchwächer. Wenn man die untere Fläche reizt, indem man die obere berührt, ſo giebt die erſte mit Ausſchluß der letztern den Stoß. Ritter bemerkt dabei die Aehnlichkeit mit dem Schlage der voltaiſchen Säule, wenn man annimmt, daß die von Spallanzani zuerſt benannte Seite auch zuerſt berührt ward. Empfindet man den Stoß durch den Eindruck beider Flächen, ſo fühlt man ihn zu gleicher Zeit. Alles dieſes ſpricht für die angenommene Richtung der Pole. Humboldt und Gay Luſſac fanden aber, daß, wenn eine iſolirte Perſon mit einem einzelnen Finger den Zitterrochen berührt, die Berührung durchaus unmittelbar ſeyn muß. Eine zwiſchen den Finger und das Organ gelegte Metallplatte wehrt den Schlag vollkommen ab. Es ſcheint alſo, ſchließen ſie, als wenn man annehmen müßte, daß entgegengeſetzte Pole an derſelben Seite neben einander lägen, und das Gleichgewicht wieder herſtellen. Um dieſe Verhältniſſe genauer zu unterſuchen, ſtellten ſie folgende Verſuche an. Sie legten den Zitterrochen auf eine Metallplatte, mit welcher die untere Fläche der Organe in Berührung war. Die Hand, die dieſe Platte hält, empfindet nie eine Erſchütterung, wenn eine andere Perſon das Thier zu den ſtärkſten Entladungen reizt. Berührt man aber ſelbſt die obere Seite, indem man die erwähnte Metallplatte anfaßt, ſo erhält man eine ſtarke Erſchütterung; eben ſo, wenn man den Fiſch zwiſchen zwei Metallplatten legt, deren Ränder ſich nicht berühren; berühren ſich aber die Ränder, ſo fühlt man keinen Stoß. In den letztern Verſuchen zeigt ſich nun wieder der deutlichſte polariſche Gegenſatz zwiſchen der obern und der untern Hälfte, der nach den erſten auf jeder Seite Statt zu finden ſcheint. Die Schwierigkeit, die Humboldt bei dieſer Erſcheinung findet, läßt ſich freilich nur heben, wenn man nicht vergißt, daß wir hier nicht mit einer bloß künſtlichen Säule, ſondern mit einem lebendigen Organ zu thun haben. Wenn auch das Thier bei einer einſeitigen Berührung im Stande iſt, einen elektriſchen Gegenſatz ſelbſt auf der einen Fläche hervorzubringen, ſo überzeugen uns dennoch die ſtarken Schläge, die Statt finden, wenn man die obere und untere Fläche zugleich berührt, von ihrer entſchiedenen Polarität.

In der freien Luft iſt der Stoß nach Walſh etwa viermal ſo ſtark, wie im Waſſer, und wenn man beide Seiten des Thiers mit einer Hand berührt, die eine etwa mit dem Daumen, die andere mit dem Mittelfinger, ſo fühlt man die ſtärkſten Schläge. Berührt man nach Spallanzani zu gleicher Zeit die beiden Organe an einer Oberfläche, ſo empfindet man den Schlag von jedem insbeſondere, indeſſen ſchlägt bisweilen nur das eine, das andere bleibt ruhig. Waren Spallanzani ſowol, als das Thier iſolirt, und berührte er mit zwei Fingern derſelben Hand beide Organe in einerlei Fläche, ſo empfand er oft nur von einem Organ einen, und zwar ſehr ſchwachen Schlag. Der Schlag theilt ſich, wie der elektriſche, einer Reihe von Perſonen mit, und Humboldt bemerkt, daß diejenigen, welche die Kette zwiſchen der untern und obern Fläche bilden, den Schlag erſt fühlten, nachdem ſie ſich, wie bei der Säule, die Hände naß machten. Ein iſolirter Waſſertropfen unterbricht nicht die Leitung von mehreren Perſonen, wohl aber die Flamme. Ferner bemerkt Humboldt, daß unter Waſſer, ſowol wie in der Luft, die unmittelbare Berührung des Körpers der elektriſchen Fiſche durchaus nothwendig iſt; auch nicht durch die dünnſte Waſſerſchicht geben ſie die Schläge. Dieſes iſt ſehr merkwürdig, nicht allein wegen der Abweichung von den galvaniſchen Verſuchen mit präparirten Froſchſchenkeln, die bei der Annäherung des Metalls auch ohne Berührung zucken, ſondern auch deßwegen, weil Walſh ausdrücklich erinnert, daß man bei dem Zitteraal den Stoß dulch Waſſer ohne unmittelbare Berührung empfindet; und wir haben uns in der That gewundert, daß Humboldt eine ſo auffallende Abweichung verwandter Erſcheinungen nicht erwähnt hat.

Galvanis und Todds Unterſuchungen gehen beſonders darauf aus, die Abhängigkeit der Thätigkeit des elektriſchen Organs von dem Nervenſyſtem darzuthun. Beide fanden, daß mit abgeſchnittenen Nerven alle Thätigkeit aufhörte; auch entdeckte Todd, daß man einige

Univ. Bibl.
München

Nervenzweige durchſchneiden könne, ohne daß das Organ aufhöret zu wirken. Wenn ein Organ durch Unterbindung der Nerven unthätig gemacht war, wirkte der andere fort. Daß aber das elektriſche Organ in genauer Verbindung mit dem ganzen Leben des Thieres ſtehe, ſchloß Todd theils aus den vielen Nerven, die zu dem Organ gehen, theils daraus, daß, wenn man das Thier zu häufig reizte, es durch die wiederhohlten Schläge allmälich erſchöpft wurde, und zuletzt, indem eine Menge ſchwacher Schläge in unglaublicher Schnelligkeit auf einander folgten, ſtarb, während Thiere, denen man beide Organe geraubt hatte, ſich lebhafter hielten und länger lebten. Die Organe wirkten nach Galvani noch, nachdem man dem Zitterrochen das Herz ausgeriſſen hatte.

Das elektriſche Organ des Zitterwelſes liegt unmittelbar unter der Haut und umgiebt den ganzen Körper. Es beſteht aus einer Schicht, die vorne zwei bis drei Linien dick iſt, von der obern Fläche des Kopfes und dem Kiemendeckel ausläuft, ſich an den obern und den Seitenflächen des Körpers verlängert, und von da bis dicht an den Schwanz geht. Die Schicht beſteht aus Faden, die ſich in verſchiedenen Richtungen kreuzen und ſehr feine Maſchen bilden. Eine von außen mit Fett bedeckte Aponeuroſe umhüllt das Organ und trennt es von den Muskeln. Die Nerven kommen vom achten Paare, und ſind kleiner, als die beim Zitterrochen. Genauere Verſuche über die phyſiſchen Erſcheinungen des Zitterwelſes ſind nicht angeſtellt, ſo wichtig ſie auch ſeyn würden, um die wahrſcheinlichen Richtungen der Pole bei dieſem ſo ganz anders conſtruirten Organ zu beſtimmen.

Und dieſes ſind nun, wenn wir die Verſuche des Configliachi ausnehmen, die wichtigſten Thatſachen, die über dieſe merkwürdigen Erſcheinungen ausgemittelt ſind. Die Entdeckung der voltaiſchen Säule verſprach beſonders über den Bau der elektriſchen Organe die herrlichſten Aufſchlüſſe. Allgemein mußte die auffallende Aehnlichkeit beider auffallen, im Bau, wie in der Wirkung. Hier war eine vollkommene Säule dritter Klaſſe, nämlich aus drei feuchten Leitern zuſammengeſetzt, und es ließ ſich nicht läugnen, daß die Wirkſamkeit der Säule auch mit der ſteigenden Anzahl der Glieder zunahm. So wie Galvani und Aldini, um ihre Hypotheſe von einer thieriſchen Elektricität zu unterſtützen, ihre Aufmerkſamkeit auf die Abhängigkeit der Organe von den Nerven richteten, ſo gingen Voltas Bemühungen dahin, dieſe Organe ſelbſt als eine Säule, wie diejenige, die ſeinen Namen trägt, zu behandeln, und er hegte die Hoffnung, daß es möglich wäre, alle Erſcheinungen der künſtlichen Säule bei dieſen von der Natur gebauten zu wiederhohlen. Da dem Italiener die Gelegenheit, mit dem Zitterrochen zu experimentiren, die nächſte war, ſo entwarf Volta einen weitläufigen Plan, wie ſolche Verſuche anzuſtellen ſeyn möchten, und theilte dieſen dem Configliachi mit, der entſchloſſen war, ſie ganz nach Voltas Entwurf anzuſtellen (Brugnatelli in den Annali di Chimica e storia naturale 1805. T. 22. p. 223, und daraus mit Anmerkungen von Ritter in Gehlens Journ. für Phyſik, Chemie und Mineral. 4. 3. p. 6. 12). Zwar ſah Volta ſelbſt die Schwierigkeiten ein, er geſtand, daß das Thier wol durch willkürlich angebrachten Nervenreiz erſt das Organ in den Stand ſetze zu wirken, daß durch den Einfluß der Nerven eine Feuchtigkeit ſich erſt ſammeln möchte; indeſſen, wenn er alle Umſtände erwog, glaubte er doch, daß das Organ auch für ſich eine Wirkung zeigen müßte. Er ſchlug vor, den Fiſch aus dem Waſſer zu nehmen, und etwas abgetrocknet auf eine Metallplatte zu legen, die ſelbſt auf einem befeuchteten Tiſch lag. Da er vermuthete, daß das Thier, wenn es Schläge geben wolle, das Organ zuſammendrücke, und dadurch eine genauere Berührung aller einzelnen Glieder bewirke, ſo rieth er, das Organ von oben zuſammenzudrücken. Dieſe Vermuthung wird durch eine frühere Bemerkung von dem aufmerkſamen Reaumur beſtätigt. Spallanzani, Humboldt und Todd nahmen bei dem Zitterrochen, wie bei dem Zitteraal, ſelbſt wenn ſie die ſtärkſten Schläge ertheilten, keine Bewegung des Körpers wahr, nur daß der Zitterrochen die Augen bewegt. Reaumur aber ſagt ausdrücklich, daß der Rücken des letztern Thieres, wenn es keine Schläge ertheilen wollte, ſeine natürliche Höhe behielt, wenn es aber wirken wollte, würde die obere Fläche des Organs platt, ja zuweilen eingebogen. In dieſem Augenblick ward die Erſchütterung gefühlt. Die Erhebung der eingebogenen Fläche nach dem erfolgten Schlage war aber ſo ſchnell, daß man ſie nicht einmal wahrnehmen konnte. Nachdem er dieſe Bemerkung gemacht hatte, konnte er, ohne zu fehlen, denen, die den Fiſch berührten, voraus ſagen, ob ſie eine Erſchütterung fühlen würden, oder nicht. Volta entwickelt darauf, auf ſeine bekannte ſcharfſinnige Weiſe, der wir die wichtigſten und größten naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungen verdanken, alle die Vorſichtsmaaßregeln, die angewandt werden müſſen.

Der herrſchenden Anſicht nach, muſte es den Naturforſchern ſehr auffallend ſeyn, daß man keine Spur von Anziehen und Zurückſtoßen, keine Wirkung ſelbſt auf das empfindlichſte Elektrometer entdeckt hatte. Zwar führt Ritter an, daß Walſh den Krampfiſch leichte Körper anziehen und abſtoßen ſah, und daß er gefunden hatte, daß ſein Rücken + E, und ſein Bauch — E zeige; aber theils gelang es dem Walſh früherhin nie, theils war die flüchtige Beobachtung eben nur in dem Augenblick des Stoßes gemacht, wo bei ſolchen Verſuchen ein Irrthum nur gar zu leicht möglich iſt; endlich aber vermochte Walſh ohne allen Zweifel nicht ſo genaue elektrometriſche Verſuche anzuſtellen, wie wir jetzt durch Volta belehrt; aber nicht allein Spallanzani, auch Humboldt und Gay Luſſac, die mit den empfindlichſten Elektroſkopen experimentirten, waren nie im Stande, etwas Aehnliches wahrzunehmen; auch Voltas Condenſatur ward vergebens angewandt. Deſſenungeachtet hoffte Volta, und mit ihm Ritter, daß man jene Erſcheinung, und alſo alle die übrigen der freien galvaniſch-elektriſchen Spannung an dieſem Organe entdecken würde. Früher ſchon, als Volta, hatte Ritter (Beiträge zur nähern Kenntniß des Galvanismus 2, 3 u. 4. S. 245) ähnliche Anſichten geäußert, nur daß er das Organ mit ſeiner ſogenannten Ladungsbatterie vergleicht, und durch die Nerven laden läßt. Beide hofften, daß man durch das Organ würde Waſſer zerſetzen können, Entzündungen bewirken, u. ſ. w. Configliacchi ſtellte nun wirklich Verſuche an nach dem vom Volta entworfenen Plan, aber ſie fielen durchaus negativ aus. Der einzige poſitive Verſuch iſt folgender: Er errichtete aus den getrennten Organen einiger Zitterrochen, die gar kein Zeichen am Elektrometer gegeben hatten, Säulen, die mehrere Minuten lang wirkſam waren, wenn ſie einige Zeit hindurch den Wirkungen einer gewöhnlichen Säule ausgeſetzt geweſen waren. Ritter fand nun freilich dieſen Verſuch ungemein wichtig, weil er für ſeine angenommene Meinung, wie überhaupt für die Realität ſeiner Ladungsſäule, zu ſprechen ſchien. Aber bei genauerem Nachdenken muß man wol geſtehen, daß ſich hier nichts gezeigt hat, als was man eben ſo erklären kann und muß, wie Volta die Ritterſche Ladungsſäule, daß nämlich zwiſchen den Schichten der Säulen des elektriſchen Organs die enthaltene Feuchtigkeit durch die Wirkſamkeit der gewöhnlichen erſt differenzirt wurde, und daß dadurch, ſo lange die hervorgerufene Differenz thätig war, die Säule eine der dritten Klaſſe darſtellte, nicht urſprünglich eine ſolche war.

Sollen wir nun etwa, nach allem dieſen, den lehrreichen Parallelismus der Erſcheinungen des elektriſchen Organs mit denen der voltaiſchen Batterie aufgeben? Keinesweges. Aber das behaupte ich, daß wir die Hoffnung, jemals die Spuren eines freien Gegenſatzes an dieſen Organen zu entdecken, durchaus nicht hegen dürfen; eine Hoffnung, die man nie genähret haben würde, wenn man das Ganze, wie man muß, da das Organ nicht für ſich wirkt, ſondern in dem lebendigen Leibe eines Thieres ſich vorfindet, phyſiologiſch, und nicht bloß einſeitig phyſikaliſch betrachtet hatte! Der elektriſche Schlag, ſo wie alle elektriſche Erſcheinungen der Zitterfiſche, ſind elektriſche Producte, ſo wie die Salze in dem Urin, in den Thränen, chemiſche Producte ſind. Was jene Phyſiker aber wollten, war der elektriſche Proceß, und der iſt ſo wenig wahrzunehmen, wie der chemiſche Proceß, ſo deutlich auch die Producte ſind. Ohne allen Zweifel wird, wie auch Volta erinnert, in dem

Augenblick, als der Schlag Statt findet, theils eine vorübergehende Veränderung in den Verhältniſſen der Theile des Organs untereinander, theils die Secretion einer Feuchtigkeit Statt finden. Beides iſt Product des Augenblicks, völlig Eins mit dem Schlage, mit der Entladung. Vergebens würde man ein Vor oder Nach, einen Unterſchied zwiſchen Spannung und Entladung ſuchen. Die Erfahrung zeigt, daß dieſe Entladung, alſo auch ihre Bedingung, die mit ihr auf eine ächt organiſche Weiſe zuſammenfällt, willkürlich iſt, und daß, wenn das Thier nicht will, auch manche Berührung ohne Erſchütterung iſt. Doch ſcheint dieſes ſeine Grenzen zu haben, und Todds Erfahrungen ſind in dieſer Rückſicht beſonders intereſſant. Wenn das Thier nämlich außerhalb des Waſſers häufig gereizt wird, ſo ſcheint es in der That in die Gewalt ſeines eigenen Organs zu gerathen. Dann entſtehen jene ſchwachen, ſchnell auf einander folgenden Schläge, die mit dem Tode des Thieres endigen. Hier nun ſollte man glauben, wäre das Organ wirklich durch den wiederholten Reiz, ſo zu ſagen, überladen. Aber auch hier müſſen wir nothwendig annehmen, daß vielmehr das Gehirnſyſtem überreizt iſt, daß unwillkürlich, aber darum auch ſchwächer erfolgt, was das Thier in ſeiner vollen Kraft willkürlich zu leiſten vermag, und daß zwiſchen jedem, auch noch ſo ſchnell erfolgenden Schlag das Organ unthätig iſt, ſo daß auch hier die Thätigkeit und ihre neu erzeugte Bedingung in eine zuſammenfallen.

Uebrigens haben wir uns nicht genug darüber wundern können, daß ſo ſcharfſinnige Naturforſcher, die einen großen Theil ihres Lebens mit galvaniſchen Verſuchen zubrachten, ja die Schöpfer dieſes wichtigen Zweiges der Naturwiſſenſchaft, Galvani nämlich, Humboldt, Volta, ja ſelbſt Ritter, dem doch der Gedanke ziemlich nahe lag, gar nicht auf den nächſten Verſuch fielen, der ſich doch faſt aufdringt. Wenn wir nämlich bedenken, daß diejenigen Muskeln, die während des Lebens willkürlich bewegt werden, nach dem Tode durch Metallreiz an den Nerven angebracht, in Zuckung geſetzt werden; wenn wir erwägen, daß die Nerven, die zu den elektriſchen Organen gehen, von ſo beträchtlicher Stärke ſind; wenn wir durch Todd erfahren, daß ein Nerv hinlänglich iſt, das Organ in Thätigkeit zu ſetzen: wie ganz nahe liegt dann der Verſuch, das entblößte Organ und die durchgeſchnittenen Nerven mit heterogenen Metallen auf die gewöhnliche Weiſe zu armiren? Man müßte freilich beide Pole des Metalls zugleich durch eine gabelförmige Zuleitung berühren. Ich glaube mit Gewißheit, daß dieſer Verſuch gelingen muß, ſicherer ohne allen Zweifel, als der von Ritter vorgeſchlagene, daß man nämlich einen Gymnotus zwingen ſollte, ſich in einer elektriſchen Batterie zu entladen.

Dieſer hier erwähnte Verſuch bringt uns nun zu der Vergleichung des Organs mit den Muskeln. Aeltere Anatomen, Redi und Lorenzini, hielten die Röhren des elektriſchen Organs beim Zitterrochen für eben ſo viele kleine Muskeln einer beſondern Art (musculi falcati). Seitdem man die Aehnlichkeit dieſer Organe mit der voltaiſchen Säule entdeckt hat, iſt dieſe Anſicht ganz aufgegeben. Aber ſchließen ſich beide Anſichten denn nothwendig aus? Wir wollen keinesweges behaupten, daß es eigentliche Muskeln ſind — das Abweichende der Structur ſpricht zu deutlich dagegen — aber nachfolgende Betrachtung wird hoffentlich darthun, daß die Vergleichung dieſer Organe mit den Muskeln keinesweges ſo ganz fruchtlos iſt.

Erſtens iſt die Stelle, die dieſe Organe einnehmen, bemerkenswerth: denn ſie hat eine klare und überaus deutliche Beziehung auf das Muskelſyſtem der Thiere. Ja aus der Mitte des Muskelſyſtems ſpringen ſie hervor; daher ſehen wir das Organ bei dem Zitterrochen gelagert zwiſchen den beiden ſtarken Bruſtfloſſen, wo es in dem Centro, dem eigentlichen Heerd der Muskelthätigkeit des Thiers, angebracht iſt. Die Gattung Gymnotus unterſcheidet ſich bekanntlich von allen Fiſchen durch das entſchiedene Uebergewicht des bloß musculöſen Schwanzes. Bei keiner andern Gattung nehmen die Eingeweide einen ſo unbedeutend kleinen Platz ein, ſo daß der After vor den Bruſtfloſſen und in keiner großen Entfernung von dem Kopfe liegt. Der Schwanz, der eben bei dem Zitteraal ſo außerordentlich mächtig iſt, enthält nur Muskeln, die Urinblaſe und das elektriſche Organ. Der vorzüglichſte Sitz der Muskelbildung bei den Fiſchen, die zu der Klaſſe der Abdominalen gehören, iſt offenbar von dem Rücken nach den Seiten zu, wo eben das elektriſche Organ angebracht iſt. Die Organe bei Trichiurus und Tetrodon ſind uns unbekannt; aber ich zweifle keineswegs, daß die Stelle, die ſie einnehmen, unſere Anſicht beſtätigen wird. Denn — zweitens iſt die Structur derſelben, bei den bekannten und unterſuchten Fiſchen eben ſo bedeutend. Nicht der Zitterrochen allein beſitzt jene merkwürdigen hohlen Röhren, auch die verwandten Arten haben ein analoges Organ, und zwar an derſelben charakteriſtiſchen Stelle; nur liegen, wie Geoffroi bemerkt hat, dieſe Röhren in die Länge nach dem Kopfe zu, auf den Muskeln. Erſt nachdem eine mehr energiſche Bildung das Organ nach der innern Mitte der Muskelbündel hineingezogen hat, vermag das Thier jene elektriſchen Erſchütterungen zu erregen. — Hier haben ſich kraftvolle Muskelbündel zuſammengeballt, und in ihrer Mitte ſcheint ſich in ſtarrem Gegenſatz zu trennen, was in den eigentlichen Muskeln ſich lebendig durchdringt. Die aufrecht ſtehenden Röhren ſtellen die Richtung ähnlicher Muskelbündel dar, und die Contraction in dieſer würde die nämliche Richtung nehmen, wie die Hauptpolarität des elektriſchen Organs, die, wie bewieſen, ſich von oben nach unten richtet. Ja, wenn das Thier einen elektriſchen Schlag geben will, zieht es in der That das Organ nach dieſer Richtung zuſammen. Zwar haben die ſpätern Beobachter dieſes nicht erwähnt; aber die Art, wie es von einem ſo genauen und ſorgfältigen Naturforſcher, wie Reaumur. deſſen Aufmerkſamkeit außerdem nicht durch die verwickelten elektriſchen Erſcheinungen zerſtreut ward, aufgenommen wurde, läßt durchaus nicht an der Richtigkeit zweifeln. Ein Muskel an der Stelle des Organs beim Zitterwels würde in ſeiner Structur dieſem ähnlich ſeyn, und bei dem Zitteraal iſt dieſe Uebereinſtimmung auffallend. Das elektriſche Organ ſcheint in der That bei dieſem Thier die Geſtaltung der Schwanzmuskeln zu wiederholen. Jene nehmen, in vier Bündeln vertheilt, die obere, dieſe, ebenſo vertheilt, die untere Stelle ein, ja ſie ſehen vier großen Muskelbündeln ähnlich, deren Längefaſern, erſtarrt und in einander gefloſſen, die langen Scheidewände bilden, während das zarte Zellgewebe, welches auch die Muskeln quer durchzieht, durch eine ähnliche Metamorphoſe hier, wie bei den Organen der beiden erwähnten Fiſche, die ſenkrechten Wände bildet. Die Richtung der Polarität des Organs iſt, wie die der Muskelcontraction, von vorne nach hinten. Dieſe äußert ſich nun bekanntlich durch eine Biegung des Schwanzes. Humboldt aber hat bemerkt, daß das Thier die ſtärkſten Schläge ohne irgend eine ſichtbare äußere Bewegung zu ertheilen vermag.

Aber ich bin völlig überzeugt, daß der Zitteraal, wenn er Erſchütterungen erregen will, wie nach Reaumurs Beobachtungen der Zitterrochen, das Organ ſelbſt contrahirt. Eine Contraction, die man, freilich ohne äußere Bewegung des Schwanzes, wenn man genau beobachtet, durch ein Einſinken der Oberfläche vorne und hinten ohne allen Zweifel wahrnehmen wird! Ja, die Anſtrengung, die dieſe Contraction dem Thiere koſtet, iſt unzweifelbar das Erſchöpfende, was nach Todd, wenn es wiederholt wird, dem Thiere das Leben koſtet. Die ſchnellen, ſchwachen Stöße des erſchöpften Thiers ſind ein wahrer Krampf, ein Uebergehen der willkürlichen Bewegung in eine unwillkürliche. Weil das Organ des Zitterrochen vorn, in der Nähe des Kopfes angebracht iſt, weil die Nerven des Organs aus dem Gehirn entſpringen, iſt die anſtrengende Contraction mit einer Bewegung der Augen verbunden, die man an dem Zitteraal nicht wahrnimmt.

Das Organ ſteht in keinem genauern Verhältniß zum Gehirn, als alle willkürlichen Muskeln. Ob eigentliche Gehirnnerven ſich in dem Organe verzweigen ſollen, hängt lediglich von der Stelle ab, die das Organ einnimmt. Bei dem Zitterrochen ſind die Hauptnerven diejenigen, die aus dem dritten Aſt des fünften Paares und aus dem achten Paar entſpringen, weil das Organ in der Nähe des Kopfes liegt. Bei dem Zitterwels rühren faſt alle Nerven von dem achten Paare her, weil es am Rücken liegt, und bei dem Zitteraal entſpringen alle aus dem Rückgrat, weil das Organ im Schwanze angebracht iſt.

Wenn wir nun dieſen genauen organiſchen Zuſammenhang der elektriſchen Organe mit den Muskeln erwägen, wenn wir bedenken, daß ſie, ſo wie jene, lediglich Organe der willkürlichen, freilich mehr nach innen gehenden, gleichſam ſich in ſich verzehrenden Bewegung ſind, wie verhalten ſie ſich denn, bei der auffallend abweichenden Bildung, die obenhin betrachtet, nichts mit den Muskeln gemein hat, zu dieſen? und wie verhält ſich die abweichende Function zu der abweichenden Bildung? Endlich, warum finden wir ſie nur bei den Fiſchen und bei keinem andern Thiere?

Wir wollen durch eine kurze Betrachtung wenigſtens Einiges zur Beantwortung dieſer Fragen beizutragen uns beſtreben. Wir berühren dabei Verhältniſſe, die, wie wir wohl wiſſen, eine ſehr ausführliche Entwickelung erfordern, wenn ſie vollſtändig begründet werden ſollen. Aber wir wagen Andeutungen, die, mögen ſie auch neuen Fragen ähnlicher ſehen, als einer eigentlichen Beantwortung, doch vielleicht nicht ganz ohne Nutzen ſeyn werden.

Alle Organe bilden ſich in der Reihe der Thiere gleichmäßig aus, eine jede Thierſtufe ſtellt gleichſam eine gemeinſchaftliche Temperatur aller Bildungen dar. Das Muskelſyſtem, beſonders das Syſtem der willkürlichen Muskeln, gelagert zwiſchen Haut und Knochen, hängt in ſeiner Bildung von dieſen Extremen ab. Bei den höhern Thieren haben jene Ausſcheidungen des Membranöſen, in ſeinem Extreme faſt Erſtorbenen, nach Außen und des Fibröſen, eben ſo Erſtarrten, nach Innen am entſcheidendſten Statt gefunden. Die Gallerte, die durch das Kochen als Leim erſcheint, der phosphorſaure Kalk ſind es, die ſich in die Sehnen, den Knorpel, den Knochen, und die erſte wenigſtens auch in die Haut hineinzuziehen ſcheinen, während der Faſerſtoff des Bluts, faſt unverändert, in einer belebten Flüſſigkeit, die nach Berzelius faſt ¾ der Muskelmaſſe ausmacht, eingetaucht, auf das Innigſte mit dem Blut- und Nervenſyſtem vereinigt, ganz vom Zellgewebe durchdrungen, zurückbleibt. Je weniger entſchieden die Bildung von Haut und Knochen iſt, deſto mehr ſcheinen die Beſtandtheile derſelben noch in den Muskeln ſelbſt zu herrſchen, deſto geringer iſt ihre Verbindung mit dem Nerven- und Blutſyſtem. Bei den Molluſken ſchwimmen ſie noch in der gemeinſamen Gallerte, weil weder Haupt- noch Knochenbildung da iſt, und dabei die entſchiedene, in ſich geſonderte Mitte beider nicht hervortreten kann. Bei den Fiſchen fängt jene Trennung an; aber dennoch ſind die Muskeln noch allerthaltiger, als bei den höhern Thieren, was wir beſtimmt auszuſprechen wagen, obgleich keine unmittelbaren Erfahrungen dafür ſprechen. Bekanntlich ſind Thouvenets Unterſuchungen die einzigen, die wir über die Beſtandtheile der Muskeln der Fiſche beſitzen, aber dieſe ſind, bei den Fortſchritten, die die thieriſche Chemie gemacht hat, als völlig unzulänglich anzuſehen. Aber mit dieſer anfangenden Bildung iſt auch eine anfangende innigere Hineinbildung in das Muskel- und Nervenſyſtem verbunden. Die Nerven verbinden ſich mit Muskeln, vertheilen ſich in die Subſtanz derſelben, aber kaum ſo innig, wie bei den höhern Thieren; die Blutgefäße verzweigen ſich, aber der färbende Stoff tritt zurück. Bildet ſich die Haut nicht aus dem Zellgewebe? Iſt der Knochen nicht als eine erſtarrte Faſer zu betrachten? Bei den Fiſchen aber, wo jene Elemrnte entgegengeſetzter Bildung noch nicht aus den Muskeln ſich geſondert haben, obgleich ihre Trennung hier ausgeſprochen iſt, bilden ſich jene räthſelhaften Organe, deren Langefaſern, wie durch eine Kryſtalliſation, mehr erſtarren, während das Zellgewebe, mehr geſondert, die Scheidewände bildet. Wie bei den Muskeln hat die Fähigkeit ſich zu contrahiren noch ihren Sitz in den Längefaſern. Nur bei dieſen Thieren können dieſe Organe ſich bilden; bei den geringern verſchwinden die Muskeln zu ſehr in der gemeinſchaftlichen Gallerte, auch iſt das energiſche Hineinbilden in einem entſchiedenen Blut- und Nervenſyſtem nicht ſtark genug ausgeſprochen. Bei den höhern Thieren aber ſind die Elemente zu beſtimmt geſondert.

Es iſt wol herrſchende Anſicht bei allen Phyſiologen, daß die Irritabilität ſich zur Elektricität verhält, wie die Aſſimilation zum chemiſchen Proceß. Deßwegen iſt aber jene eben ſo wenig Elektricität, wie dieſe chemiſcher Proceß. In der tiefen Wurzel zwar, aus welcher beide Formen entſpringen, in welcher ſie nicht unterſchieden werden können, ſind ſie Eins; die verſchiedenen Richtungen aber — die der Irritabilität nämlich nach den innern Tiefen des Lebens, die der Elektricität nach den äußern Verhältniſſen, beſtimmt ihre Form; ſie ſind durch dieſe Richtungen abſolut geſchieden, wie durch die urſprüngliche Einheit abſolut vereinigt. — Wo alle Elemente der Bildung wie der Kraft, die nicht geſchieden werden können, ſich durchdringen, da iſt wahrhafte thieriſche Function, Thätigkeit; wo dieſe weniger ſich durchdringen, da iſt zwar nach Innen Thätigkeit, weil Leben, aber nach Außen erſtirbt ſie in einer bloßen Kraft. Wo jene elektriſchen Organe ſich bilden, da treten die organiſchen Elemente gleichſam auseinander. Ein innerer Widerſpruch ſoll gelöſt werden, dieſes geſchieht nur durch die That, aber dieſe iſt nur innerlich; äuſſerlich erſcheint ſie als Kraft, in der Form der allgemeinen Naturthätigkeit. Daher ſoll der Bau der Organe —, der der voltaiſchen Säule ähnlich, — ſeine Bedeutung behalten; aber die Kraft entſpringt nur aus der That, iſt bedingt durch den Bau, aber nicht erzeugt durch ihn.

Iſt hier nicht die Stätte, wo man den Muskelbau ächt phyſiologiſch ſtudiren kann? Entfaltet die Natur nicht hier offen, und wie einladend zur Betrachtung, was ſie bei den höhern Thieren in den Tiefen des Lebens verbirgt? Erhält das Zellgewebe, welches man immer geneigt iſt faſt nur eine paſſive Rolle ſpielen zu laſſen, da es doch eben in den Muskeln einen ſo ausgezeichneten Theil ihrer Bildung ausmacht, nicht eine höhere lebendigere Bedeutung, wenn es verglichen wird mit jenen galvaniſchen Platten der elektriſchen Organe, mit deren Anzahl die Stärke der erſchütternden Schläge unzweifelbar in geradem Verhältniſſe ſteht? Ja, iſt nicht der Krampf, der die Muskeln bis zur höchſten Verhärtung zuſammenzieht, gleichſam eine Annäherung zu jener Bildung? Vermögen Schläge, durch die im höchſten Grade krampfhaft zuſammengezogenen Muskeln ertheilt, nicht unter gewiſſen Umſtänden Erſchütterungen hervorzubringen, den elektriſchen ähnlich? Kann nicht der innerliche Schauder, der bei ſolchen Schlägen Statt findet, ihre eigentliche Beſchaffenheit verbergen? Schade, daß Cotugnis im Anfange dieſes Aufſatzes angeführte Erfahrung ſo iſolirt ſteht!

Ueber die Geburt der Pſyche, ihre Verfinſterung und mögliche Heilung.

(Reil's und Hoffbauer's Beiträge. 2r B. 3s St.)

I.

Es wird nur eine geringe Tiefe der Betrachtung erfordert, um wahrzunehmen, daß das Leben des Menſchen, und ſeine eigentliche Bedeutung keineswegs mit der vereinzelten Erſcheinung deſſelben gegeben iſt. So wie der Menſch dem andern erſcheint, ſind es einzelne Blicke aus einer fremden Welt, die, wie die Sterne aus dem Univerſum, in ſcheinbar chaotiſcher Verwirrung erſcheinen. Nur für die Betrachtung ordnen ſich die Bahnen des Eigenthümlichen, durch welche das ganze Leben in den Abgrund der Individualität eines Jeden ſich verliert, alles, auch ein jeder andere Menſch, als ein Fremdling in die Seele eines Jeden tritt, von der aſſimilirenden Kraft deſſelben ergriffen, gegen ſein Centrum gravitirend, und ſo in ihm, und in dem Ganzen geordnet. Wahr und, wie wir zeigen werden, im tiefſten Sinne naturgemäß iſt daher jene Anſicht der gravitirenden Centricität, die in frühern Stücken dieſer

Zeitſchrift dargeſtellt ward, und von welcher es zu wünſchen wäre, daß man das Eigenthümliche derſelben zu ergründen geſucht hätte, anſtatt ſie durch die Vergleichung mit andern Lehren flach zu beurtheilen. Ein jeder Menſch iſt alſo als eine eigne Welt zu betrachten, um welche alle Verhältniſſe des Lebens und Daſeyns kreiſen, und aus welcher er niemals heraustreten kann. Geordnete Oscillationen verlängern ſeinen Kreis zur Ellipſe, indem durch Wachen und Schlaf bald die Peripherie in das erhellende Centrum, bald dieſes in jene lebendig hineintritt, ſo doch, daß durch den Umfang der ganzen Bahnen jene Differenz gehoben, und der Kreislauf des beſonnenen Lebens wiederhergeſtellt wird. In einem jeden Moment des Menſchen liegt ſein ganzes Daſeyn — als eigne Natur ſeine Vergangenheit, als ordnendes Geſchick aber ſeine Zukunft. Aber das belebende Centrum iſt in dem Menſchen nicht, wie in der Natur, zur Ruhe gelangt. Obgleich getragen von der ewigruhenden Gottheit, iſt ſein Leben ſeine eigne That. Der ſchöpferiſche Moment tritt in jedem Augenblick neugebärend hervor, und daher die Möglichkeit des Hervortretens aller Momente der Schöpfung, von dem erſten des Chaos bis zu dem hellen ſiegender Organiſation. Aber niemals tritt der Menſch, auch bei den zerſtörendſten Richtungen, durch das Hervorrufen der chaotiſchen Zeit aus ſeiner eigenen Welt; er tritt nur in die chaotiſche Peripherie ſeiner eignen Natur hinein, und ſelbſt da, wo alle Kräfte des Centrums erlahmen, wo der Wahnſinnige ohne Hoffnung der Heilung erſcheint, und die Gewalt des nächtlichen Chaos ſeiner Natur entſchieden iſt, bleibt er es ſelbſt, tritt er niemals aus ſich heraus, etwa in die Reihe der in das ruhende Naturcentrum aufgenommenen Thiere. Unverwüſtlich, wahrhaft unſterblich, bleibt er ſelbſt in jener ſchreckhafren Erlahmung, ein nie ſterbender Scheintodter. Daher das Furchtbare der Erſcheinung, das Grauen, das uns ergreift, wohl wiſſend, daß das nächtliche Princip auch in uns waltet, indem die höhere Sonne der Gottheit, das heitere Licht erhaltend, doch alles der eignen That überläßt, die nie ruhend, ſelbſt in dem Feſteſten, ſchwankt.

Dieſes unverwüſtliche Weſen der Seele iſt das Centrale der ganzen Natur, auf eine eigenthümliche Weiſe in einem jeglichen geboren, und niemals lernen wir es ergründen, wenn wir nicht durch lebendige Naturbetrachtung geleitet werden.

Folgendes können wir als ſicheres Reſultat naturgeſchichtlicher Betrachtung feſtſetzen.

Wir erkennen eine doppelte Richtung aller ſchaffenden Thätigkeit der Erde; die eine können wir als die peripheriſche, die zweite als die centrale derſelben betrachten. Sie ſind, obgleich urſprünglich Eins, ſich dem Scheine nach feindlich entgegengeſetzt, ſo daß, was die eine hervorruft, durch die andere feindſelig zerſtört wird. Die peripheriſche Richtung wird durch die Maſſenproduction bezeichnet, und ſtellt uns, in ihrer größten Reinheit, die uralte Vergangenheit der Erde dar. Dieſe Epoche, in welcher jene ungeheuren Gebirgsmaſſen gebildet wurden, deren wildes und zerrüttetes Anſehen uns den feindſeligen Einfluß ſpäterer, der Organiſation dienender, Elemente zeigt, beweißt, wenn die Spuren der geſetzmäßigen Bildung, bei genauerer Betrachtung, in den Trümmern verfolgt werden, eine große Ruhe einſeitiger Ausbildung, die alle Formen in einander verſchmelzte, die Keime in ſich lebender Geſtalten aber ergriff und in die peripheriſche Richtung verſchlang. Es iſt ferner gewiß, daß in dieſer Epoche das Planetenſyſtem, wie die Erde in ihm, weniger ausgebildet war; daß die Planeten qualitativ, wenn gleich aus der Ferne, zuſammenhingen, und daß der ſtreng waltende Magnetismus einen äußern, feſtgehaltenen Gegenſatz der Kräfte bewieß, der zwar in dem ganzen Syſtem, keinesweges aber auf einem jeden Planeten, ſich in harmoniſchen Kreislauf auflößte. Durch dieſen Zuſammenhang, durch dieſes Wurzeln in dem ganzen Syſtem gezwungen, bewegt ſich die Erde, wie alle Planeten, träger, und zugleich wilder, um ſich, und um die Sonne. Die größere Schiefe der Ekliptik rief einen größern, äußern Gegenſatz des Winters und Sommers hervor, und der trägere Gang der Planeten um die Sonne, hielt den Gegenſatz in unbeſtimmbar großen Epochen feſt. Der Winter äußerte ſich als einſeitige, alles ergreifende Erſtarrung, der Sommer als einſeitige Verflüchtigung und das, Maas und mittlere Temperatur erfordernde, Leben entwich aus den wilden Extremen. Die fortſchreitende Geſchichte der Erde zeigt uns, wie ſie ſich loßriß aus den Wurzeln des Planetenſyſtems, wie auch ein jeder Planet die Wurzeln in ſich zog, und in dem Maaße, als ſie in ſich lebend aus der allgemeinen Nacht des Univerſums in den eigenen Tag traten, ſich für ſich, nicht bloß in der allgemeinen Verbindung, mit der Sonne vermählend, trat auch das Leben auf den Planeten in einem jeden Körper hervor, erkannte ſich die Erde im abgeſonderten Leben. So ſehen wir noch in dem Totalorganismus diejenigen Thiere, die mehr von dem Jahreswechſel abhängen, oder deren Leben mit dem Leben des indifferenten Waſſers verſchmolzen iſt, in ſich einfacher, die Maſſe homogener, die Functionen weniger geſondert; in der höhern Organiſation aber, mit der Sonderung des Ganzen von den Elementen, mit dem hervortretenden innern Tag, die Organe in dem mehr planetariſchen Leibe ſich ſondern, ein jegliches eine eigne Function, ein eignes Leben bezeichnend. Das nämliche Geſetz waltet in den größern Momenten des Lebens der Erde und in den engern des organiſchen Lebens.

Zwiſchen jenen Extremen liegt eine Zeit des kraftvollen Ringens beider; je näher der uralten Vergangenheit, deſto deutlicher mit dem entſchiedenſten Uebergewicht der Maſſenproduction, je näher der organiſchen Epoche, deſto klärer mit vollkommnem Uebergewicht des erſcheinenden Lebens. In dieſer Zeit des Ringens, durch die Bildung der Flözgebirge bezeichnet, iſt die Bedeutung beider Richtungen der Thätigkeit vorzüglich deutlich einzuſehen. Wo die Organiſation hervorbricht, wenn auch nur die erſten ſchwachen Spuren und niedrigſten Stufen derſelben, da iſt ſie, wie mit Siegeszeichen, mit Trümmern der alten Gebirge umgeben, die das erwachende Leben zerſtört hat. Doch was die keimende Organiſation zu erwecken verſprach, vernichtet ſie. Die waltende Macht der Maſſe ergreift ſie, ſie ſelbſt erſtarrt, die Keime des Lebens verſchwinden, und die kaum hervorgerufenen Formen werden in die Trümmer, die ſie ſelbſt hervorriefen, begraben. Dabei erkennen wir deutlich die Spuren einer wilderen Bewegung der Erde. Eine bedeutende Schiefe der Ekliptik erweckte die in der Maſſe unſcheinbar ruhenden Keime, während die Sonne, als ſchaffendes Princip, über die eine Hälfte der Erde herrſchte, die andere aber verließ; und die trägere Bewegung der Erde um die Sonne hielt die keimende Zeit länger feſt. So wuchſen große Wälder von Farnkräutern und Palmen auf den kleinen Inſeln, die zerſtreut und einzeln aus dem noch herrſchenden Waſſer hervorragten, und das Meer wimmelte von indifferenten gallertartigen Thieren einer niedrigeren Stufe. Jene einſeitige Richtung des Lebens rief nur ſolche Organiſationen hervor, die mit dem Jahreswechſel innig verknüpft waren, Pflanzen, deren übermäßiger Blätterwuchs, innig an das Sonnenleben geknüpft, mit der Entfernung der Sonne verwelkte, gallertartige Thiere, die mit dem Waſſer erſtarrten. Dieſe einſeitige Entfaltung verlor ſich durch eine indifferente Mittelepoche in die eben ſo einſeitige, tief greifende Erſtarrung des Winters. Eine ungeheure Waſſermaſſe vernichtete die Keime des vegetativen Lebens; die Sonne, die die entgegengeſetzte Hälfte der Erde beherrſchte, verſchwand, und mit ihr das Leben. Ein langer Winter rief die Maſſenproduction, die Gewalt der Vergangenheit, hervor. Schichten von Kalk traten in dem erſtarrten Meer an die Stelle der Thiere, Schichten von Schiefer an die Stelle der aufblühenden Vegetation, und die Steinkohlengebirge beſonders zeigen uns mit ſprechender Deutlichkeit die Jahresringe jenes zwiſchen keimendem Leben und vernichtendem Tod ſchwankenden Jahreswechſels. Allmälich trat das ordnende Leben hervor. Die wildern Bewegungen der Erde wurden gebändigt, und mußten gemäßigtern Platz machen; der Gegenſatz von Winter und Sommer war nicht mehr ſo grell, der Gegenſatz von Sonnenferne und Sonnennähe nicht ſo ſtark, der Kreislauf ward organiſcher, die rotatoriſche Bewegung der Erde in ſich lebendiger, und zwiſchen die beiden Richtungen, die ſich früher aufhoben und vernichteten, traten vermittelnde Bildungen, die das Sonnenleben im Winter erhielten, und das Leben, vormals nur wie ein Fremdling die Erde begrüßend, auf ihr auf immer heimiſch werden ließen.

So iſt es gewiß, und klärer wird es immer in der Naturwiſſenſchaft hervortreten, daß nicht mechaniſche, ſondern lebendige Kräfte das Ordnende des Planetenſyſtems ſind. Alle Thatſachen der Natur vereinigen ſich, dieſe große, die Natur in ihrem innerſten Weſen ergreifende Anſicht zu beſtätigen und auf immer zu begründen; und unſere Bemühungen in der Naturforſchung ſind hinlänglich belohnt, indem es uns gelungen iſt, dieſes durch ſorgfältige Betrachtung aufs ſtrengſte zu beweiſen.

Aber der Mittelpunct des organiſchen Lebens iſt die menſchliche Geſtalt. Alle übrige Formen der Pflanzen und Thiere ſind nur Vorbothen der Menſchengattung; jene Thiere, die, mit der Maſſe ringend, von ihr ergriffen wurden, ſind als Weiſſager ihrer Ankunft, als Propheten des Erlöſers anzuſehen. Die menſchliche Geſtalt iſt alſo das Ordnende, auch für die kosmiſchen Verhältniſſe der Erde; ſie hat das Maaß der Zeiten, den Rhythmus des Tages und Jahres beſtimmt, ſie hat das fröhliche Gedeihen, und das Bleibende aller Gattungen der Pflanzen und Thiere beſtimmt; denn ehe die Menſchengattung da war, vermochte das Leben den Kampf mit der Maſſe nicht zu beſtehen. Sowol die großen coloſſalen Thiere einer neueren Zeit, als die fremdartigeren und mehr abweichenden der früheſten, mußten der Gewalt der Maſſen unterliegen, und das Abweichende der Form iſt die ſtille Andeutung des fehlenden, rhythmiſchen Maaßes, des fehlenden unſichtbaren Hauchs, der ein jedes mit dem Ganzen verbindet, und die bleibende Kraft des Ganzen, deſſen befreiender und ſichernder Mittelpunct der Menſch iſt, in einem jeden Gebilde abſpiegelt, und ſo vor der Gewalt der Elemente ſchützt. Der Kreislauf der Gattungen alſo, der über der Differenz des Hervortretens und Verſchwindens der erſcheinenden Individuen, über dem Wechſel von Leben und Tod der Einzelnen ſteht, dieſen beherrſchend, iſt mit dem geordneten Kreislauf der Planeten Eins. Innerhalb der Bahnen der Gattungen iſt der Kampf der Elemente geſchlichtet, haben dieſe ſelbſt einen friedlichen Charakter angenommen; indem ſie aber die Gattungen umſchließen, als eine gemeinſchaftliche Peripherie, die gegen eine jede Gattung, als ein eigenthümliches Centrum, eine andere Bedeutung annimmt, ſind zwar, als Stachel und Sporn, die Spuren des feindſeligen Verhältniſſes geblieben, aber auf immer dem Rhythmus des waltenden Lebens untergeordnet. Wenn daher auch die Erde bebt, die Gewäſſer fluthend und zertrümmernd wüthen, das Feuer zerſtörend hervorbricht, die Luft in wilde Bewegungen geräth, die eigenthümliche elementariſche Peripherie durch geheime Contagien in ein feindſeliges Verhältniß gegen das individuelle Centrum der Gattung tritt: ſo iſt das Maaß der Zerſtörung doch beſtimmt, und dieſe hat ihre beſtimmte Grenze, die ſie nicht übertreten darf, und die das alte Chaos zerſtörender Kräfte bändigt und regiert.

Das Ordnende der Erde iſt alſo zugleich das Ordnende des Planetenſyſtems, des Univerſums; und der Tag brach zu gleicher Zeit hervor in dem ganzen unendlichen Weltall. Denn der ſtarre Gegenſatz des Geſonderten, Endlichen, als todte Maſſe, und des Allgemeinen, Unendlichen, als Atmoſphäre, konnte nur auf eine unendliche Weiſe durch chaotiſche Verbindung aller Theile des Univerſums gelößt werden. Die Löſung des Widerſpruchs aber durch innige Verbindung und Einheit des ſich Widerſtrebenden in einer jeden Geſtalt iſt Eins mit dem Heraustreten aus der ewigen Nacht, mit dem Hervorbrechen des belebenden Tages im Ganzen des Univerſums und in einer jeden Geſtalt bis ins Unendliche, Eins alſo mit der Entwickelung des Lebens.

So tief bedeutend iſt die menſchliche Geſtalt, daß ſie die Löſung des höchſten Widerſpruchs enthält, den wir daher gleichmäßig in den tiefſten Tiefen der Schöpfung und in dem Abgrund der eignen Seele finden. Daher iſt die menſchliche Geſtalt ſo voll unergründlicher Bedeutung. Die Elemente des Widerſpruchs, der durch ſie gelößt iſt, ſtammen aus der ewigen unendlichen Tiefe der ganzen Schöpfung, aus dem überſchwenglichen Weſen des ewig ſchaffenden Geiſtes. Sie deutet daher das löſende Wort Gottes, und iſt mit der Seele, als der unmittelbaren Offenbarung deſſelben, Eins. Daher iſt die menſchliche Geſtalt unendlich über ihre bloße Erſcheinung erhaben, ſie wurzelt in den unendlichen Tiefen des Univerſums, und daher erſcheint ſie frei. Sie wird nicht durch die Maſſe begriffen; denn ihre Bedeutung iſt ja eben die Ueberwältigung der Maſſe, die Steigerung derjenigen Gegenſätze, die die Maſſe gebären, zur Harmonie der Functionen. Die geringſte

Oſcillation, die ſcheinbar geringſte, kaum bemerkbare Steigerung, oder Verwechslung der Functionen vermögen daher eine Welt mannigfaltiger Erſcheinungen hervorzurufen und zu vernichten, können den hellſten Tag im Innern gebären und ihn in die unergründliche Tiefe der Nacht wieder verſchlingen.

Ein Vorbild der Entwickelung der organiſchen Epoche der Erde iſt eine jede Pflanze. Bei den Pflanzen ſehen wir aus dem Wurzelſtock die Saamenblätter entſtehen, die bei der fortſchreitenden Entwickelung verwelken; dann entfalten ſich Stengel und Wurzelblätter, die abermals verwelken; endlich die Blüthe, in welcher ſich alle Theile der Pflanzen, und alle getrennte Functionen durchdringen. In dieſer folgen alle Theile nicht nach einander, ſondern ſind zugleich da, und bei der höchſten Durchdringung aller Functionen, bei der Eröffnung der Ewigkeit der Gattung durch die Befruchtung, durch das Reifwerden des Samens, ſterben alle grünen Theile ab. So bei der Entwickelung der Erde im Ganzen. Was die Saamenblätter bei der Pflanze, ſind die erſten Spuren des Lebens in den ältern Gebirgen, die bei fortſchreitender Entwickelung verſchwinden; was die Blätter, ſind die ſpätern Stufen der Pflanzen und Thiere, die ebenfalls, als Grenzen einſeitiger Entfaltung, von der Maſſe ergriffen wurden; bis endlich in der organiſchen Epoche die Blüthe der Erde ſich entwickelte, und alle Organe in harmoniſchem Einklang zugleich. Nur daß die Blüthen der Pflanzen, weil dieſe auf einer geringeren Stufe fixirt ſind, Befruchtung und Samen nach einander zeigen, während in der ewigen Blüthe der unvergänglichen Gattungen der organiſchen

Epoche Blumen und Frucht in beſtändig erneuerter Fruchtbarkeit ſich durchdringen.

In der herrſchenden Epoche der Organiſation iſt Alles organiſirt; alle Elemente theilen die Harmonie der Functionen des Ganzen; die vegetative Decke der Erde, die lebendige Atmoſphäre und das lebendige Waſſer zerſtören das Gebirge, verzehren die Ruinen der alten Vergangenheit, und ſtrömen auf tauſend Wegen dem Mittelpunct aller Organiſation zu. Das ewige Geſetz der Blüthenzeit der Erde iſt immerwährendes Gleichſetzen (Aſſimilation) aller Theile in und durch einander, ewige, Alles umfaſſende Reproduction. Wie die allgemeinen Bedeckungen des einzelnen lebendigen Leibes, ſo umſchließen die Elemente lebendig das ewig Lebende, und die Gattungen der Pflanzen und Thiere ſind die unveränderlichen Organe, die ewigen Eingeweide des immer erneuerten, in allem Wechſel ſeine friſchblühende Jugend erhaltenden nie alternden Thieres. In einer jeden einzelnen Organiſation vergehen die Organe und entſtehen wieder in unſcheinbaren Momenten; und dieſer Wechſel iſt mit ihrem Leben, mit ihrem Beſtehen Eins. So in der Total-Organiſation. Die Thiere, die Pflanzen werden geboren, wachſen und ſterben; aber dieſer Wechſel iſt eben das Beſtehen des Ganzen und eines jeden Organs ins Unendliche. Die vegetative Entwickelung der Erde zeigt uns die Organe nach außen geworfen, einander folgend und verdrängend, wie bei der Pflanze; die organiſche Epoche wirft die Eingeweide, in ewiger Aſſimilation ſie ergreifend, nach innen, wie bei dem Thiere, und entdeckt nach außen die errungene Einheit des höhern Lebens.

Alles ſtrömt von der Peripherie dem Centre in einem jeden Organ, (in einer jeden Gattung), und dem Centro aller Organe, (im Menſchen) entgegen, und alles ſtrömt aus einem jeden Organ, und geiſtig concentrit aus dem Mittelpunct aller Organe der Peripherie wieder zu, nimmer ruhend, Alles in Allem gleichſetzend, in ewiger Bewegung ewig beſtehend. Die Pflanze aſſimilirt die Elemente, und wird von den Thieren wieder aſſimilirt. Aber eine jede Pflanze, ein jedes Thier iſt in ewigem Wechſel begriffen. Nach einer beſtimmten Zeit iſt kein Thier, der Maſſe nach, das nämliche. Die Reproduction ſeiner Organe iſt alſo nicht aus der Vereinzelung des Leibes zu begreifen; ſie iſt Eins mit der unendlichen ewig jugendlichen Reproduction der ganzen Epoche. In jedem Augenblick wird das Thier, die Pflanze von der Peripherie der organiſirten Elemente aſſimilirt, ſo wie ſie in jedem Augenblick die Peripherie ihrem eigenthümlichen Centro gleichſetzen. Daher müſſen wir Alles als gleichmäßig organiſirt ſetzen; es giebt für die Organiſation nichts Anorganiſches, ſondern ein ewiges Gleichſetzen von Allem in Allem, auf jedem Punct und in allen Puncten, und durch das Gebären und Sterben wiederholt ſich nur in größern, gedehntern Momenten und für die Gattung, was während des Lebens in jedem unendlich kleinen Moment und für das Individuum Statt findet. Alles Lebendige wird fortdauernd geboren und ſtirbt fortdauernd, und der Kreislauf dieſes Wechſels iſt das Leben ſelbſt. Vermögen wir dieſen auch in den größern Momenten zu ſchauen: ſo verſchwindet für uns das zerſtörende Bild des Todes in das heitere des ewig erneuerten Lebens.

Eben deswegen, weil Alles ſo innig verſchlungen und verkettet iſt, müſſen wir behaupten, daß mit der beſtimmten Form eines jeden, auch der geringſten Gattung der Thiere oder Pflanzen, auch die ganze beſtimmte Organiſation der ganzen Epoche in allen ihren unendlich mannigfaltigen Gliedern gegeben ſei, wie mit der Form eines jeden Organs in der einzelnen Organiſation die Geſtalt des Leibes beſtimmt iſt. Denn nicht weniger ſtreng iſt im Ganzen als im Einzeln das herrſchende Geſetz. Daher iſt die bedeutungsvolle Abweichung der frühern Bildungen Eins mit der Hemmung auf geringern Stufen und mit ihrem unfruchtbaren Untergang. Der Tag brach auf der Erde zugleich in allen Gliedern der erlöſten Schöpfung, wie im unendlichen Univerſo, hervor, und das Gefühl der innigen Freudigkeit der erlöſten Erde tönt uns aus den Sagen des jugendlichen, friſchen, mit der Natur innig verbundenen Menſchengeſchlechts in bedeutungsvollen Bildern entgegen.

Die genauere Betrachtung der Art und Weiſe, wie die höchſte Aſſimilation ſtufenweiſe fortſchreitet, ſoll uns unſerem vorliegenden Zwecke näher führen.

Das Waſſer iſt das Gleichgültige aller Richtungen der Natur, und das Vermittelnde aller Gegenſätze und ihrer Löſung. In demſelben finden wir daher Organiſationen, die die Unbeſtimmtheit des Elements theilen, die ſich gleichmäßig an die Welt herrſchender Reproduction in den Pflanzen, an die Welt herrſchender Irritabilität in den Inſecten und an die Welt herrſchender Senſibilität in den höhern Thieren anſchließen. Selbſt diejenigen, die in der Luft leben, zeigen ihre Neigung zum Waſſerleben durch die Feuchtigkeit, die ſie überzieht, eine jede Bewegung begleitet, und eine jede Spannung zur Indifferenz des Waſſers reducirt. Ein jeder Punct ihres Leibes iſt gleich lebendig, vielfache Thiere in einem Thier; und das Centrum, nirgends beſtimmt, tritt allenthalben hervor, wie die Kugelgeſtalt und die Centricität in einem jeden Tropfen des Waſſers. Beſtimmter regen ſie ſich nur, wo ſie ſich an diejenigen Thiere anſchließen, die in der lebendigen Spannung des ewig regſamen Lebens ſich geſtalten, indem ſie, zwiſchen der Erſtarrung des feſten Landes und der ewig beweglichen Luft, beide inniger vermählend, hervortreten.

Die Pflanzen ergreifen die Luft in der Erde, das Unendliche in dem Endlichen. Die Luft, ewig beweglich in ſich, wird ſtill in der Pflanze, die Functionen, die Maſſe belebend, verſtummen in ihr. Daher ſtellen ſie die ewige Sehnſucht des ſtillen Empfangens dar, und ihre äußere Welt iſt das Licht, gegen welches ſie ſich, an die Schwere gekettet, ſehnſuchtsvoll wenden, und in ſeinem Glanze ſich geſtalten. Reproduction nennen wir die Functionen, die von der Maſſe gekettet in ihr ein ſtilles Leben führen.

Ihnen gegenüber ſtehen die Inſecten. Sie ergreifen die Erde in der Luft, das Endliche in dem Unendlichen. Die ewig bewegliche Luft in den Tracheen, die ſich in unendliche Verzweigungen, wie ein nach innen gekehrter Baum, in ihren Körper vertheilen, hat die Maſſe bezwungen. Alles wird in ihnen beweglich. Daher ſtellen ſie die unerſättliche Begier dar, den zehrenden Genuß. Ihre äußere Welt iſt die Maſſe, gegen welche ſie, an das Licht gekettet, ſich gierig wenden. Irritabilität nennen wir die Functionen, die, von dem ewig Beweglichen ergriffen, die Maſſe aus ihrer Ruhe losreißen.

Die Pflanzen und Inſecten zeigen die Spuren der Extreme von Luft und Erde. Es iſt die gegenſeitige belebende Neigung der beiden Extreme, nicht ihre wahrhafte Durchdringung. Daher ihre genaue Verbindung, ihr inniges Wechſelleben; Vegetation und Inſectenleben ſteigern ſich wechſelſeitig. Dem indifferenten Schimmel der Conferven gegenüber bilden ſich die Infuſionsthiere; der indifferenten Vegetation der thieriſchen Eingeweide gegenüber die Eingeweidewürmer; der vollendetern Vegetation der Haut, der Haare, der Federn gegenüber wahrhafte Inſecten einer niedern Stufe. Lemna minor, die geringern Waſſerpflanzen rufen Monoclen und Hydrachnen, und die entſchiedene Vegetation der höhern Stufe Inſecten höherer Art hervor.

Die Pflanzen äußern ihr inneres Leben durch Aushauchung. Die ſtillen Dufte ſtellen den entfeſſelten Geiſt dar, der ſeiner Heimat zueilt. Bei den Inſecten verliert ſich alles in der Maſſe. Das Rückenmark und ſeine Ganglien, durchaus das Vorwaltende bei ihnen, verlieren ſich in der Bewegung der Gliedmaßen. Alles iſt bei ihnen in den äußern Extremen wie verſunken. Der Körper, eingeſchnitten, verläuft ſich in den Antennen, in ſechs Füße, in vier Flügel. (Die Rudimente des zweiten Paars finden ſich auch bei den zweiflüglichten). Alle Eingeweide erſtarren in einem äußern Knochengerüſte; alle Sinne ſind dem ſtummen, der Maſſe dienenden Gefühl, das bei ihnen in den Antennen am meiſten individualiſirt iſt, untergeordnet; ſelbſt der Geiſt, die Seele, ſtumm und von der bezwungenen Maſſe ſelbſt gebändigt, erſtarrt äußerlich in der Klaſſe, die mit der Regelmäßigkeit der Erde in den Kunſttrieben zur urſprünglichen Kryſtalliſation zurückkehrt.

In den höhern Thieren gelingt erſt die vollkommne Durchdringung. Sie haben die Pflanze, in der ruhenden Maſſe wurzelnd, losgeriſſen, daß ſie Wurzel faſſe und lebe in dem innern Centro des eigenen Leibes, ewig Nahrung ziehe aus dieſem, und ihm ewige Nahrung gebe, indem ſie als Herz in der lebendigen Bruſt eine innere Stätte gefunden hat. Aber Alles hat ſie erhalten mit der errungenen Vegetation: die Aſſimilation, das Gleichſetzen aller Elemente nud die Bedeutung des Lebens überhaupt. Wie zwei Brennpuncte der Ellipſe erſcheinen nun Herz und Gehirn, und die Bahnen des individuellen Lebens ſind beſtimmt durch ſie. Excentriſcher, differenter in den Thieren. Nur die eine, der Maſſe unterliegende Seite des Herzens, das venöſe Herz, tritt hervor bei den Fiſchen; ein Uebergewicht des venöſen Bluts bei den Amphibien, und abweichend, wie das Herz, iſt das Gehirn, das den concentriſchen Mittelpunct in ihnen nicht gefunden hat. Er iſt nur angedeutet. Ein abweichendes Uebergewicht des arteriellen Bluts finden wir bei den Vögeln, ein Uebergewicht des ſenſibeln Syſtems bei den Säugthieren, nur bei den Menſchen die vollkommnere concentriſche Bahn.

Der Tag, das Licht, iſt vorzüglich heimiſch in der beweglichen Luft, die Nacht der Schwere in der ruhenden Maſſe. Aber das Licht ſcheint nur in der Finſterniß, die Finſterniß hat nur ihre Bedeutung durch das Licht. Licht und Schwere bedingen ſich daher wechſelſeitig auf eine unendliche Weiſe. War der Schwerpunct der Erde nicht fixirt für ſie, ſondern mehr dem allgemeinen Syſtem eigen, in der chaotiſchen Zeit, ſo erleuchtete ſie auch nicht das allbelebende Licht. Daher treten Licht und Schwere nur durch ihre lebendige Vereinigung gegen einander. Aber die Maſſe, ewig ruhend in der Gewalt der Schwere, iſt beweglich geworden durch das Gefäßſyſtem des Herzens; die Luft, ewig beweglich in der Gewalt des Lichts, iſt ruhig geworden durch das Nervenſyſtem des Gehirns. Dadurch hat die Schwere das Licht aufgenommen in die Schwere, das Licht die Schwere in das Licht, und die unendlichen Extreme des ſchaffenden Geiſtes haben ſich freundlich gegrüßt.

Unterſuchen wir genauer, was wir mit den beiden Principien, die ſich im Leben durchdringen, erlangt haben, ſo werden wir ohne allen Zweifel zur höhern Bedeutung der Geſtalt des Menſchen gelangen, und einſehen, wie die Pſyche, die Seele des Weltalls, mit dieſer Geſtalt hervorbricht und mit ihr Eins iſt.

Das klopfende Herz in der menſchlichen Bruſt iſt die individualiſirte Pflanze, die losgeriſſene Wurzel der Geſamtpflanze, die in dem tiefen Abgrund der Schwere urſprünglich wohnt, und die Unendlichkeit ihrer urſprünglichen Heimat in die Geſtalt mit hineinträgt. Das ruhende Gehirn iſt die innige Einheit aller Functionen des unendlichen Lichts, deren ſchaffendes Vermögen den Centralpunct fand in der nämlichen Geſtalt. So durchdringt ſich die ganze Natur in der Geſtalt; und jene Formen im menſchlichen Leibe ſind das Vorbild der ewigen Einheit der ſchaffenden Seele und der empfangenden Natur, die in ihr den Cyklus, das Maaß ihrer Bewegung findet, wie der innere Kreislauf ſchaffender Principien ihre Bahn gefunden hat in dem Gefäßſyſtem. Die unendliche Idee der Menſchengattung, nicht darſtellbar in einer einzelnen Geſtalt, und in einer einzelnen Zeit, ſondern nur in der nie hervortretenden, Allem Bedeutung leihenden Urgeſtalt, faßt die Natur, wie das Gehirn ſein Herz faßt, als ewiges, inneres Eigenthum, ſo daß die Fluthen des Lebens, und der Wechſel der Zeiten, als die innern Pulsſchläge des eigenſten Lebens, in ewig ſich unterſtützendem und wechſelſeitig ſich tragendem Kreislauf ſich geſtalten.

Weil nun der Menſch erſchaffen iſt im Bilde Gottes, ſo treten mit ihm die Seelen der Verhältniſſe hervor in dem Sinnenſyſtem, das Gehirn derſelben, ewig getrennt, wie Gehirn und Herz, und ewig vereinigt in demſelben Leben.

Das allgemeine, nicht individualiſirte Gehirn iſt die Luft, dem Lichte vermählt, und von ihm durchdrungen, in ewigem Thun begriffen, ohne daß es zur That reift, in beſtändiger Unruhe, die immer wechſelnde Werkſtätte aller Thaten, aber den ruhenden begreifenden Mittelpunct nicht in ſich findend. Die Erde aber iſt die verſchloſſene That, in welcher das Thun erſtorben iſt, ewig ruhend, ſtumm und aus dem ſtummen Schooße gebärend. Beide ſpiegeln ſich in einander, und die ganze Bildungsgeſchichte der Erde zeigt, wie die urſprünglich einſeitigen Richtungen ſich wechſelſeitig durch eine unendliche Mannigfaltigkeit der Geburten bedingen, die Menge der Geſtalten der Erde, die Menge der Thaten in der Luft hervorrufe, und vermittelnde Organiſationen die Verkündiger der Verſöhnung beider ſind, bis in der organiſchen Epoche die Durchdringung vollſtändig erſcheint, der Gegenſatz von Luft und Erde, der ihm gleiche von Licht und Schwere ſeinen Mittelpunct gefunden hat. Jetzt ſpiegelt ſich die Luft, alle animaliſchen Functionen darſtellend in nie ruhender Beweglichkeit, in der vegetativen lebendigen Decke der Erde, die alle Keime der Vegetation feſthält. So iſt die Atmoſphäre die bewegliche Peripherie des ruhenden Gehirns, die vegetative Decke der Erde aber die ruhende Peripherie des beweglichen Herzens. Betrachten wir, wie die Pſyche geboren ward, indem ſie, durch die liebevollen Bande des Herzens in ſtäter Umarmung gefeſſelt wurde.

Kein Verhältniß, keine That der Natur vermag es, ſich zu offenbaren, ſie werde denn ans Licht geboren. Die Schwere ſelbſt tritt nur hervor in dem Leichtern, Beweglichen, das Cohärente in dem weniger Zuſammenhängenden, die Umriſſe der ruhenden Geſtalt, und die Beſchaffenheit der Flächen zeigen die Gränzen des Lichts und der nächtlichen, verſchloſſenen Maſſe. Der innere ruhende Mittelpunct, das Centrale dieſer Verhältniſſe, iſt das Gefühl. Die Maſſe aber iſt das Nächtliche, Verſchloſſene der Natur in dem Umkreis; ſo auch das allgemeine Gefühl, das Nächtliche, Verſchloſſene des Lebens im Mittelpuncte; und wie die Maſſenverhältniſſe, wenn gleich ans Licht geboren, doch nur in der Maſſe, ſo wird das erkannte, in den erhellenden Tag der Seele heraustretende Gefühl derſelben, doch nur in dem allgemeinen verſchloſſenen Grunde des Lebens ergriffen. Gleich verhalten ſich alſo beide, das Centrum und ihre Peripherie; die dunkle Vereinigung beider tritt nirgends aus dem finſtern Grunde.

Schon früher iſt es bemerkt worden, daß der Geſchmack mit den chemiſchen Verhältniſſen zuſammenfällt. Aber dieſe finden nur da Statt, wo die Maſſe ſelbſt von dem beweglichern Gegenſatz, der ſeiner Natur nach atmoſphäriſcher Art iſt, ergriffen, von dieſem bewegt wird, und mehr oder weniger von dem Lichte durchdrungen (durchſichtig) und eigenthümlich geſtaltet wieder erſtarrt. Wie nun in den chemiſchen Verhältniſſen ein Lichtleben die allgemeine Ruhe der Schwere aufhebt, und die Maſſe ſelbſt auf eigenthümliche Weiſe ergreift und gegen einander treibt, doch ſo, daß das kurze Leben in der Ruhe der Maſſe wieder erſtarrt, ſo treten auch eigenthümliche, in ſich verſchiedene Empfindungen (dieſe ſind die Offenbarungen des Centralen) aus der allgemeinen Einheit des Gefühls im Geſchmack hervor. Die Sinne ſind, wie wir anderswo behauptet haben, Thiere im Thiere, und ſondern ſich eben ſo aus dem Leibe eines jeden Thieres, wie dieſe ſich aus dem Totalorganismus. Weniger geſondert iſt dieſer ſenſible Mittelpunct, wie ſein Gegenſatz in der Peripherie weniger beweglich; der Nerv iſt mit andern Nerven verbunden, ſo daß der Geſchmacksnerv nicht rein hervortritt; mehrere Nerven, die mit einander in Verbindung ſind, ſcheinen univerſellern Verhältniſſen und dieſem individuellen zugleich dienen zu können, und die vermittelnde Flüſſigkeit dient offenbar dem Sinne und verliert ſich zugleich in der allgemeinern, vegetativen Verdauung, wie die Verhältniſſe des chemiſchen Proceſſes in der Maſſe.

Der Geruch fällt mit der Elektricität zuſammen. Wir können dieſes hier nur im Allgemeinen darthun.

Nur wo Spannungen des beweglichen Gegenſatzes unterhalten werden, iſt Elektricität; wo ſie ſich gegenſeitig aufheben, abſtumpfen, in der Einheit der Maſſe verlieren, chemiſcher Proceß. Daß dieſe Spannungen bei den riechenden Körpern Statt finden, beweiſen vor allen die ſtarkriechenden Aetherbildungen. Während der Gegenſatz von Säure und Alkali ſich abſtumpft, in einem Neutrale ſich verliert, ſteigert ſich der Gegenſatz zwiſchen ätheriſchen Oelen und Säuren, und dieſe Steigerung iſt mit dem Hervortreten des Geruchs Eins. Die Bewegungen der riechenden Körper, die Prevoſt wahrnahm, beweiſen lebendige Spannungen elektriſcher Art. Bewieſen werden ſie auch durch die Wirkung in die Ferne, durch die große Energie und die lange Dauer des Geruchs bei einem Minimum von Maſſe riechender Körper, zumal wenn die Spannung, galvaniſcher Art, durch Feuchtigkeit wieder hervorgerufen wird. Selbſt das Nieſen iſt eine wahre elektriſche Exploſion. Deshalb iſt die Atmoſphäre die Stätte des Geruchs, wie die aller lebendigen Spannungen, während das Waſſer der allgemeine Mittelpunct aller Abſtumpfungen, die Stätte des chemiſchen Proceſſes; und Gefühl, Geſchmack und Geruch verhalten ſich, in dem Centralen, zu einander, wie feſte Maſſe, Waſſer und Atmoſphäre in der Peripherie, alle aber in dem Beweglichen, in der Atmoſphäre aufgenommen. Der chemiſche Proceß nähert ſich mehr der Sonderung, der Maſſe, und daher iſt in ihm die Oxydation vorwaltend; die Elektricität, als reine Function, die nicht zur Geſtaltung gelangt, mehr der Verallgemeinerung, dem Unendlichen, und daher iſt die Hydrogeniſation (als Function poſitive Elektricität) in ihr vorzüglich vorwaltend, und Oxydirtes wird vorzugsweiſe geſchmeckt, wie Hydrogeniſirtes gerochen. — Die Peripherie iſt alſo dem ewig werdenden Licht näher, beweglicher, univerſeller, daher das Centrum ruhender, geſonderter. Der Geruchsnerv tritt individueller hervor, und die Flüſſigkeit, die den Sinn begleitet, trennt ſich mehr von der Organiſation.

Gehör und Geſicht ſind höhere, rein ideelle Sinne. Ideel nennen wir ſie deßwegen, weil diejenigen Gegenſätze, denen die untergeordneten Sinne unterliegen, durch ſie gehoben ſind, weil der Streit zwiſchen dem Beweglichen und Ruhenden, zwiſchen der nie ruhenden Luft und der erſtarrten Erde durch ſie geſchlichtet iſt, ſo daß das Bewegliche und Ruhende, in gemeinſamer Bewegung geſchauet, der Ton in dem Umkreis und das Hören im Centralen; das Bewegliche und Ruhende aber, in gemeinſamer Ruhe geſchauet, das Licht in dem Umkreis, und das Sehen in dem Centralen iſt. Denn wo dieſer Streit geſchlichtet iſt, tritt in der Peripherie, wie im Centro, das unendliche Leben der ganzen Natur hervor, ſo daß dem Licht, als dem ruhenden Gehirn gegenüber, der Ton ſich hervordrängt, als das pulſirende Herz der Erde.

Der Ton iſt das wahrhafte Pulſiren des Starren, das ſich vorübergehend geſtaltet in dem Beweglichen, und die herrliche Entdeckung von Chladni hat bewieſen, daß dem oſcillirenden ſtarren Körper gegenüber das Bewegliche, dem Gehirn gleich, eine obgleich nur vorübergehende Geſtalt annimmt. Wo die Gegenſätze der Natur unendlich gefeſſelt ſind im Starren, auf eine unendliche Weiſe losgelaſſen ſind im Beweglichen, da vernimmt man die unendliche Verknüpfung beider in dem Ton. Daher ertönen die Metalle und das Glas, wie die Saiten, weil das Leben in dieſen, wie die ganze Natur in jenen, den Gegenſatz auf eine unendliche Weiſe feſſelte. Ton ſtellt alſo ein ſchnell vorübergehendes, wahrhaft organiſches Leben dar, und nur, wo das Innerſte der Natur erregt wird, bricht er hervor. Dem betrachtenden Gemüthe zeigt ſich der allgemeine Grund des Tons in dem, worin ſich Starres und Bewegliches auf der ganzen Erde lebendig begegnen, in den Bewegungen des Magneten nämlich, der die ſtillklopfende Bruſt, und den Athemzug der Erde darſtellt, aus welcher der lebendige Ton hervorbricht. Denn der Magnet und die Luft begegnen ſich auf eine bedeutende Weiſe, und der harmoniſchen und lebendigen Geſtaltung des Beweglichen durch den Umkreis, und durch das Maaß der Zeiten tritt ein tiefes Pulſiren der erſtarrten Erde gegenüber, wie ein Athemzug aus der tiefſten Bruſt. Daher ſchließt ſich das Gehör an den Magnetismus, an die unendliche Bewegung des Starren in dem ganzen Umkreis der Natur, und daher bricht die Stimme ſelbſt organiſirt hervor, wo Bruſt und Gehirn der Erde eine bleibende Stätte des gemeinſamen Lebens fanden.

Das Licht aber iſt das ruhende Centrum der unendlichen Geſtaltung der ganzen Natur, nicht die Oſcillationen ſelbſt, ſondern das unveränderliche Maaß derſelben. Es durchdringt die ganze Natur, und umfaßt ſie, Leben erregend; es reißt das Innerſte deſſelben an ſich, wie das Gehirn das Herz, wenn gleich im Umkreis. Das Licht ſelbſt aber findet ſein Centrum in dem Auge. Wo das Licht rein hervortritt, iſt es nicht der Schwere entgegengeſetzt, ſondern Eins mit ihr, ſo wie die Schwere, wo ſie rein hervortritt, ihre ewige Einheit mit dem Lichte offenbart. Wie daher die ganze Natur dem Geſicht entgegentritt in dem erhellenden Tag, ſo tritt die Schwere der ganzen Natur, dem allgemeinen Gefühl entgegen in dem finſtern Grunde des Lebens, und die univerſelle Natur deſſelben, die den ewigen Umkreis in das Leben ſelbſt verſetzt, verhindert, daß es, mit dem Daſeyn überhaupt Eins, nicht als Sinn, wohl aber als Grund und Wurzel aller Sinne gefaßt werden kann.

Ohr und Auge, wie ſie dem Lebendigſten der Natur gegenüber ſtehen, ſind auch die lebendigſten in ſich, am reinſten geſondert im Leibe, wie die Thiere in dem Totalorganismus. Die Gehör- und Geſichtsnerven ſind beſtimmt getrennt von allen übrigen; die vermittelnde Feuchtigkeit iſt vollkommen geſondert; und wie das Licht die pulſirende Erde, ſo ergreift das Auge ein eignes Herz, das als Arterie im Innern ſeines Nerven ſchlägt. Auch gelingt es bei dieſen Sinnen der Natur das Höchſte zu erreichen, die höchſte äußere Sonderung nämlich mit der vollkommenſten innern Durchdringung und Einheit. Die Duplicität der Organe nämlich, die mit der Einheit der Functionen Eins iſt, ſtrebt als Symmetrie in der ganzen thieriſchen Schöpfung hervor mit den erwachenden Sinnen; aber erſt im Auge und Ohr gelingt es der Natur, ſie vollkommen zu erreichen. Den lebendigen, individualiſirten Sinnen entgegen ſteht in dem finſtern Grunde der verſchloſſenen Erde, in ihrem Kern, die höchſte äußere Verſchmelzung (Einheit der Maſſe) mit innerm ſtarr gefeſſelten Widerſtreit der Functionen (im Magnetismus).

Erwägen wir, was wir mit der bißherigen Betrachtung erlangt haben, ſo erhellet folgendes: Alle Sinne bilden, wie auch ſchon Eſchenmayer bemerkt hat, concentriſche Kreiſe, und zwar ſo, daß ſowol Peripherie als Centrum in den höhern Sinnen eine unendlichere Bedeutung annehmen. Die unmittelbare Berührung, die bei dem Gefühl Statt findet, iſt die übrig gebliebene Spur jener Verſchmelzung der Maſſen, die mit dem Widerſtreit der Actionen Eins iſt, und daher wird die Symmetrie, die die Trennung der Organe mit der Einheit der Actionen verknüpfte, bei dieſem Sinne nur leiſe angedeutet. Die Spuren des innern Gegenſatzes, ſo wie die äußere Verknüpfung, finden wir noch im Geſchmack, weniger im Geruch. Das Gehör und Geſicht ſind wahrhaft organiſch im Umkreis, wie im Centro.

Das Gefühl iſt der vegetative Sinn, und tritt daher vorzüglich bei denjenigen Thieren hervor, deren bewegliches Gehirn das ſtille, ruhende Herz in der Vegetation außer ſich findet — bei den Inſecten. Der Sinn trägt bei ihnen die Spuren des innern Gegenſatzes, der ihrem ganzen Daſeyn eingeprägt iſt, und ein jedes Inſect an ſeine Pflanze, ja oft an ein beſtimmtes Organ der Pflanze kettet. Gehör und Geſicht aber ſind in der Welt der Sinne, was Herz und Gehirn im ganzen Leibe ſind, und daher treten mit der unendlichern Bedeutung dieſer Sinne, und der innern Harmonie derſelben, die innere Organiſation und die beſtimmtere Individualiſirung aller übrigen Sinne hervor, wie die Organe im ganzen Leibe geſonderter ſind, indem Herz und Gehirn ſich unendlicher umfaſſen.

Der menſchliche Leib hat alſo, als Mittelpunct aller Verhältniſſe der Welt, eine unendliche Bedeutung; und dieſe iſt die Seele, die hervortretende Pſyche. Das Herz iſt die ganze Peripherie der Natur und in ſofern es dieſe iſt, durchaus vegetativ; in ſofern es in unendlicher Beziehung gegen das Centrum geſetzt iſt, durchaus animaliſch. Das Gehirn iſt das unendliche Centrum, in ſofern es dieſes iſt, durchaus animaliſch; in ſofern es in unendlicher Beziehung gegen die Peripherie geſetzt iſt, durchaus vegetativ.

Der ganze Leib verliert ſich in der Maſſe, auch das Gehirn unterliegt dem ewigen Wechſel der univerſellen Reproduction, die, erſtummt im Geſonderten, das ſtille Leben nur in der unendlichen Peripherie der ganzen Natur offenbart. Wie die Flamme die Einheit der wechſelnden Functionen der Verbrennung darſtellt, iſt der Leib eine ſtille Flamme ewiger Oſcillation, unendlicher Vermählung aller Maſſen der ewig wechſelnden Natur. Dadurch verſchmilzt für die höhere Anſchauung das Leben des Leibes mit dem allgemeinen Leben, verwandelt ſich der Leib in ein inneres Organ der ganzen unendlichen Natur. In dieſer unendlichen Peripherie verſchwindet die Maſſe als eine ſolche; denn ſie hat nur ihre Bedeutung, indem ein Einzelnes gegen das Einzelne hervortritt. Es iſt das innere, unſichtbare Gefühl des geſamten Daſeyns, welches als Wurzel aller Sinne, univerſeller Träger des Lebens, niemals ſelbſt erſcheint; es iſt die dunkle nächtliche Wurzel des Univerſums in einem jeden. In dieſem Gefühl haben alle Gegenſätze ihre Bedeutung verloren; denn es iſt das ganze Leben, welches ſich in ihm, wie in einem unendlichen Abgrund verliert.

Der ganze Leib blüht auf in Functionen, und ſelbſt die vegetativen Organe der Verdauung theilen das unendliche centrale Verhältniß. Die willkürliche Bewegung oſcillirt bis in die innerſten Tiefen der vegetativen Proceſſe, von dem unendlichen Centrum aus; und eine jede Abweichung irgend eines Organs von dem centralen Verhältniß wirft einen Schatten in die Seele. Das Gehirn iſt nicht die Ertödtung jener nicht ruhenden Actionen in den zerſtreuten Räumen der Atmoſphäre, vielmehr ihr ruhender Mittelpunct. Aber nicht jene Ruhe, ſondern die Einheit der Ruhe und der Bewegung iſt das Leben, und der unendliche Widerſpruch wird ſelbſt auf eine endliche Weiſe in den Gränzen des Leibes, durch die Einheit des Lebens, auf eine unendliche Weiſe in der Seele durch den Mittelpunct, und die innige Durchdringung aller Sinne. Alſo iſt der Leib, und nicht ein beſtimmtes Organ deſſelben Sitz der Seele, oder vielmehr, er iſt die Seele in der Endlichkeit ſeiner Erſcheinung gefaßt. Wie alles dasjenige, was in der anorganiſchen Natur durch äußerlich geſuchten Zuſammenhang den innern Widerſtreit offenbart, ſich innerlich durchdringt im Leben, ſo daß alle Gegenſätze des Chemismus, der Elektricität in der organiſchen Welt ihre Bedeutung verlieren, ſo ferner, daß ein jeder Theil des organiſchen Leibes nur dadurch iſt und in die höhere Welt des Lebens hineintritt, daß er die vollendete Einheit aller anorganiſchen Extreme wird, ſo tritt Alles nur in die Seele, indem ſich alle Gegenſätze des Leibes heben, und alle Organe derſelben ſich wechſelſeitig durchdringen. Selbſt der Gedanke der Seele, mit welchem ſie ſich ſelber begreift, umfaßt auf eine untheilbare Weiſe ihr ganzes irdiſches und geiſtiges Daſeyn als ein Leben, und nur in dieſem Gedanken iſt ſie ſich ſelbſt die Seele. Die Abſtraction ergreift keineswegs die Seele, höchſtens nur eine Einzelnheit derſelben, die ſo wenig Bedeutung für ſich hat, wie irgend ein Organ des Leibes, für ſich gefaßt. Daher iſt der Menſch nicht getrennt von den Thieren durch irgend ein einzelnes Merkmal, durch die Nacktheit, oder dadurch, daß er zwei Hände und zwei Füße hat, oder durch das anders geſtaltete Becken, oder durch die gleichförmig gercihten Zähne, oder welche Einzelnheiten man ſonſt nennen mag; denn durch einzelne Merkmale ſind die Thiere, ſelbſt diejenigen, die ſich nahe ſtehen, mehr von einander geſondert, als der Menſch von den Affen; ſondern was den Menſchen nicht von dieſen und jenen, ſondern von allen Thieren, nicht auf eine endliche, ſondern auf eine unendliche Weiſe trennt, ſo daß es keinen Uebergang von den Thieren zu dem Menſchen giebt, keine vermittelnde Stufenleiter, ſo wenig als von dem Todten zu dem Lebendigen, iſt der allgemeine Hauch, der ihn lebendig durchdringt, und in allen ſeinen Zügen ſpielt, der Durchbruch des Unendlichen, die Schönheit, die, mehr oder weniger verborgen, in dieſer oder jener Richtung gefeſſelt, eine jede menſchliche Geſtalt, wenigſtens als Möglichkeit, und alſo, der Idee nach, als Wirklichkeit, begleitet.

Indem aber die menſchliche Geſtalt auf eine unendliche Weiſe von den Thieren, von den Pflanzen, von den Elementen, von jedem Einzelnen getrennt iſt, iſt ſie unendlich mit dem Ganzen verknüpft; und jene Trennung und dieſe unendliche Verknüpfung ſind Eins. Bei einer vollkommnen Darſtellung der Phyſiologie wird man auf einer jeden Stelle, in einer jeden Gattung die Nothwendigkeit, alſo die Wirklichkeit der Menſchengattung, finden; ja die ganze organiſche Epoche iſt nur als dieſe beſtimmte Peripherie, indem die Menſchengattung als dieſes beſtimmte Centrum iſt. So innig iſt die unendliche Wechſelbeſtimmung, daß, wenn wir uns denken könnten, daß die Menſchengattung verſchwände, das Herz derſelben als Kieſel erſtarren, das Gehirn als getrennte Unendlichkeit einer erſtarrten Atmoſphäre ſich ausdehnen, alles Leben des Totalorganismus verſchwinden, der innere Widerſtreit durch eine äußere Durchdringung ſelbſt den Gegenſatz des Unendlichen der Atmoſphäre und des Endlichen der Erde in eine gleichförmige Maſſe zuſammenziehen, das feindliche Princip der Erde, die organiſche Ruhe der Planeten ſtören, und das nächtliche Chaos in den unendlichen Räumen des Univerſums hervorrufen würde. Alſo iſt die Nothwendigkeit der menſchlichen Geſtalt ſelbſt mit der Entwickelung des Univerſums geſetzt, und die unendliche Ordnung derſelben Eins mit der unendlichen Verknüpfung in allen Räumen und zu allen Zeiten.

Die Seele ſelbſt in ihrer größten Reinheit iſt das Unendliche des Leibes; dieſer iſt das Endliche, die Erſcheinung der Seele. In der Seele durchdringt ſich Aeußeres und Inneres, ſie iſt die Seele, nicht des Leibes allein, ſondern auch der Dinge; denn der Hauch der menſchlichen Geſtalt hat, wie ein belebendes Princip, ſich auf alles geworfen; ſie iſt die innere Sonne des Univerſums. Es giebt alſo keinen Uebergang von dem Leibe zur Seele, keine endliche Verknüpfung beider durch einzelne Organe, durch Theile, die geiſtiger gleichſam wären, als die übrigen.

Ein jedes Organ iſt der Seele gleich innig nahe und gleich unendlich von ihr entfernt. Und dieſe unendliche Entfernung und dieſe innige Einheit ſind Eins. Die erſcheinende menſchliche Geſtalt concentrirt das Univerſum in ein ſichtbares Gebilde; aber dieſer ſichtbare Leib durchbricht die Schranken des Endlichen, und iſt in ſeinem innerſten, heiligſten Weſen der unſichtbare Mittelpunct des unendlichen Univerſums. Wir ſind zum Bilde Gottes erſchaffen.

Die Seele in ihrer vollkommenſten Reinheit iſt abſolut frei; denn aller äußerer Zwang entſpringt nur aus dem Verhältniſſe der Erſcheinung, aus dem Gegenſatz der Zeiten, die aber beide durch ſie vernichtet ſind. Ihr Weſen iſt reine Selbſtbeſtimmung. Sie iſt Eins mit der Nothwendigkeit der Natur; denn dieſe drückt nichts anders aus, als die Nothwendigkeit ihres innerſten Weſens, da ſie den Schlußpunct der Schöpfung darſtellt, den Punct, in welchem Anfang und Ende ſich durchdringen. Sie iſt ewig; denn ſie ſtellt den reinen, unveränderlichen Mittelpunct der unendlichen Peripherie dar. Die Einheit aller Seelen iſt Gott. Alle religiöſe Anſichten ſtimmen darin überein. Denn das Organiſirende, Belebende der Geſchichte, nennen wir die Vorſehung, die Offenbarung Gottes, durch welche alle ſcheinbare Abweichungen auf das Centrale reducirt werden; die unveränderliche, ewige Einheit nennen wir Schickſal, durch welches die Nichtigkeit aller Abweichungen unmittelbar geſchauet und nichts, als die innere Nothwendigkeit alles Göttlichen geſetzt wird. Alſo ſind die Seelen, wie ewige Organe in einer ewigen Organiſation, alle in einer jeden, eine jede in allen, auf eine ewige Weiſe.

Wir berühren dieſen Punct nur kurz, er iſt Gegenſtand der tiefſten Unterſuchungen der trefflichſten Geiſter unſerer Zeit geweſen, er iſt der Punct, wo Idealismus und Realismus ſich durchdringen, und wenig Neues wiſſen wir hierüber zu ſagen.

Es bedarf nur eines geringen Nachdenkens, um aus dem Bisherigen einzuſehen, daß nur das Göttliche frei, und nur in dem göttlichen Mittelpunct alle Seelen frei ſind; denn wo ſie aus dieſem Mittelpunct hervortreten, werden ſie nothwendig von dem Ganzen ergriffen, und (da das Göttliche ſelbſt nie aus dem ewig klaren Centro ſeines Lebens treten kann), gezwungen, nicht ſich, ſondern nur die Harmonie des ihnen entfremdeten Göttlichen darzuſtellen. Alſo dadurch, daß die Seele ſich ſucht im Gegenſatz gegen das Göttliche, verliert ſie ſich, und wird nur als ein Nichtiges gefunden von dem Centro.

Doch wie das Unfreie und das Nichtige auf dem ewigen Grunde der Freiheit, alſo auf eine freie Weiſe, aus ihr ſelber geboren, entſpringen kann, iſt die Schwierigkeit, die die größten Geiſter beſchäftiget hat, und die früher durch inneres Schauen von verkannten und mißverſtandenen Forſchern gelöſt ward, jetzt durch wiſſenſchaftliches Forſchen einer allgemeinern Löſung durch Schelling entgegen geht. Wir wollen dieſem Problem ſo nahe treten, wie wir es für unſere gegenwärtige Unterſuchung nöthig finden, indem wir den Weg verfolgen, der uns eigen iſt, den erzählenden nämlich. Hierbei werden wir die innige Einheit der Natur und der Seele niemals aus den Augen verlieren, vielmehr dieſe feſthaltend uns zu zeigen bemühen, daß es in der That keine Phyſiologie ohne Pſychologie, eben ſo wenig dieſe ohne jene giebt.

Denn wie kann die Seele Gegenſtand der Betrachtung werden, wenn ſie nicht, indem ſie erſcheint, in der Natur geſondert hervortritt? Selbſt wenn die Seele ſich in ihrem Weſen ergreift, ergreift ſie ſich in der Erſcheinung, dieſe ordnend, und ſetzt ſie alſo, indem ſie ſie aufhebt. Aber dieſes innere Setzen der Erſcheinung iſt der Leib, und nicht von ihm verſchieden. Wie viel mehr aber gilt dieſes von der kranken Seele, die ſich ſelbſt in irgend einer Abweichung und nicht in dem Mittelpunct ergreift, die alſo ſich ſelbſt nur in dem Leiblichen findet, und auch in der ſogenannten Pſychologie als eine ſolche erkannt wird! Was aber wäre wohl eine Phyſiologie ohne Pſychologie? Offenbar ein Leben, ohne das, was in ihm eigentlich Leben iſt, ein lebloſes Leben, ein nie zu löſender Widerſpruch.

II.

Der Urſchatten, der ſich über alles Daſeyn wirft, kann in nichts Einzelnem, Erſcheinendem geſucht werden. Durch die Erſcheinung tritt ein Einzelnes, nicht dem Allgemeinen verbündet, ſich vielmehr gegen dieſes behauptend hervor; und ſo beginnt der ſcheinbar alles vernichtende Widerſtreit der Kräfte, der nichts beſtehen läßt, ſondern Alles in Allem vernichtend das Bild eines allgemeinen Todes hervorruft. Alles wird von Allem verſchlungen; von dem ewigen Wechſel ergriffen ſcheint ſelbſt der feſte Grund der ewigen Natur in ſeinem Tiefſten erſchüttert; es ſind Schattenbilder, die einander unabläſſig jagen, und ſich wechſelſeitig in ihrer Nichtigkeit ſpiegeln. Das Leben ſelbſt iſt ein immer wechſelnder Tod, und das Daſeyn ein nie zu ergreifender Moment des nie Seienden. Aber der unveränderliche, in ſich klare Quell alles Lebens iſt mit dieſem Wechſel Eins; je klärer das Leben in ſich iſt, deſto ſchneller der Wechſel, deſto eiliger jagen ſich die Schattenbilder deſſelben. Es ſind finſtere Geiſter, die aus dem Abgrunde aufſteigen, ſich untereinander und in ſich beſtreitend; aber das heitere Leben hat ſie ergriffen, daß ſie nie in ſich ſind, das Leben ſich aber in ihnen gefunden hat. So die organiſche Epoche, wo Alles in Alles eingreift, verſchwindet und wieder erſcheint. So iſt der Urſchatten nicht durch die Erſcheinung geſetzt, ſondern mit ihr, als der inwohnende Grund deſſelben.

Daher iſt äußere Verbindung Eins mit innerem Widerſtreit; denn die äußere Verknüpfung iſt die hervortretende Gewalt des Lebens, die das im Widerſtreit Geſonderte ergreift, um ſich in ſeiner Herrlichkeit zu offenbaren. Daher iſt der Widerſtreit des Chaos Eins mit der innigſten äußern Verknüpfung, wie wir ſie noch, nur dem Leben dienend, in dem Magneten, und in allen Metallen entdecken. Je mehr aber das Leben ſich kund thut, deſto mehr opfert ſich freiwillig das Erſcheinende dem Ganzen, und gewinnt ſich ſelber. Dieſes iſt die Bedeutung des Lebens der organiſchen Epoche im Ganzen, und in einem Jeden.

Das Thier, ſelbſt das höchſte, iſt, in ſofern es erſcheint, das Leben von dem Urſchatten ergriffen. Deshalb iſt es realiter nicht, es iſt nur das Vermittelnde ſeiner Idee oder Gattung, dieſe aber ein Organ des Totalorganismus. Das Thier ſelbſt hat nichts, was dem Menſchen analog wäre, es iſt durch einen unendlichen Sprung von ihm getrennt, wie das Nichtige von dem in ſich Wahren. Wo bei den höhern Thieren eine innere Zweckmäßigkeit der Handlungen erſcheint, iſt dieſe immer nur der Gattung eigen, nicht dem einzelnen Thier, als ſein Eigenthum; und daß es uns geſchloſſen und in ſich vollendet erſcheint, rührt nur daher, daß es gezwungen iſt, nicht ſich, ſondern die Gattung zu offenbaren. Eben weil das Thier ſich als ein Nichtiges ſetzt, und ſich für die Gattung opfert, erſcheint es ohne Widerſpruch mit ſich ſelbſt in das ruhende Naturcentrum aufgenommen. Nicht mit Unrecht hat Schelling die innere Zweckmäßigkeit der Handlungen der Thiere mit denen der Somnambuliſten verglichen. Sie ſind in einem äußern Rapport gegen die Natur; und nur die Gattung iſt eine ewig freie Naturthat, die ſich immer von neuem geſtaltet in das einzelne Thier, in der Gattung ſelbſt ſich aber erkennt. Dieſe aber erſcheint nie. Wenn z. B. einige Thiere, wie der Hund, eine unveränderte, ſelbſt bis zur Aufopferung des Lebens gehende Anhänglichkeit für den Menſchen zeigen: ſo iſt dieſes keinesweges ein Bild der frei erwählten Treue bei dem Menſchen. Das Thier iſt in einen wahrhaft phyſiſchen Rapport gegen den Menſchen geſetzt, von ihm innerlich und durchaus gefeſſelt, wie man vor Zeiten von Menſchen erzählte, die durch geheime Zaubermittel die Seelen ſo zu feſſeln wußten, daß ſie, die Freiheit vergeſſend, mit ihrem ganzen Daſeyn, auch gegen ihren Willen, an ſie geknüpft waren. Wenn daher der Hund ſelbſt auf dem Sarge ſeines verſtorbenen Herrn die angebotene Nahrung verſchmäht und verhungert, ſo iſt dieſes keinesweges eine freiwillige That; das Thier iſt phyſiſch in ein Organ ſeines Herrn verwandelt und muß mit ihm ſterben. Daſſelbe iſt es auch, was das Thier in der Entfernung mit ſeinem Herrn verknüpft, und ihm die leiſeſten Spuren deſſelben, allen andern verborgen, aufdeckt. Es ließen ſich ähnliche Betrachtungen bei allen, ſo ſehr bewunderten, Handlungen der Thiere, der Löwen, Elephanten, Bieber u. ſ. w. anſtellen, und ſicher würden wir dieſe nicht ſo hoch ſchätzen, und in ihnen Spuren menſchlicher Freiheit und Selbſtbeſtimmung ſuchen, wenn wir nicht die Vernunft der Natur zu niedrig, und das bloß thieriſch-inſtinctmäßige Handeln menſchlicher Klugheit zu hoch ſchätzten.

Bei dem Menſchen tritt mit ſeiner Erſcheinung ein Nichterſcheinendes hervor; dieſes läßt ſich in keine Worte faſſen, in keiner Darſtellung ergreifen, überhaupt nicht als Einzelnes gegen einen Einzelnen ſtehend betrachten; es iſt der allgemeine, allen gemeinſchaftliche, Grund, der in einem Jeden *ganz* iſt, einen Jeden mit allen auf eine unendliche Weiſe verbindet, von allen auf eine unendliche Weiſe ſondert. Es iſt der Grund der Schönheit in ihm, die, wo ſie hervorbricht, als der rein ſondernde planetariſche Aether das Daſeyn von allen äußern, knechtiſchen Feſſeln befreiet, und innerlich mit dem Ganzen, allen Widerſtreit aufhebend, verknüpft. Denn das iſt es, was man von jeher als Weſen des Schönen erkannte, daß es nur ſich ſelbſt zugehört, nur ſich ſelber darſtellt, aber ſo, daß es nichts Eigenthümliches vernichtet; wie das bedeutende Wort ſich einem jeden mittheilt, in einem jeglichen geſtaltet, und doch unverletztes Eigenthum des Redenden bleibt. Die Schönheit erweckt und erhebt Alles durch ſich, und ruft ſie in Allem hervor, indem ſie ſie ſelber darſtellt.

Aber die Schönheit tritt in keiner erſcheinenden Geſtalt rein hervor; ſelbſt die verborgene Ahndung derſelben ſcheint aus den meiſten zu verſchwinden; und nur die innere geheime Gemeinſchaft der Menſchen überzeugt uns, daß ſie nie ganz verſchwindet. Die Seele des Menſchen, wie die der Thiere, unterliegt der Erſcheinung und, ewig wechſelnd, wird ihr ruhendes Bild, äußerlich, nirgends geſchauet. Wie der Urſchatten der Natur ſich in das menſchliche Daſeyn hineinwirft, müſſen wir daher nunmehr betrachten, um zu ſehen, ob etwa daraus ſich die Krankheit der Seele begreifen laſſe.

Der einzelne Menſch ſtellt keinesweges die zur Ruhe gebrachte Natur dar; ſeine Erſcheinung, als ſolche, hebt vielmehr die innere Ruhe derſelben auf, und er trägt bis ins Unendliche die Spuren der äußern Verknüpfung und innern Differenz, mit welcher aller Streit und wechſelſeitige Vernichtung anhebt.

Die Spuren des Gegenſatzes von Luft und Erde, von Beweglichem und Ruhendem, äußern ſich noch bei den Menſchen, wie bei allen Thieren, in der Trennung der Geſchlechter. Gehirn und Herz, in der Gewalt des Herzens, alſo des Vegetativen, geſchauet, wird durch die Frauen dargeſtellt. Sie ſtellen das ruhig Empfangende dar, alle Bewegung nach dem innern, verborgenen Centro der Liebe gewandt, wie das Herz ſich in die Bruſt verbirgt. Selbſt die Geſtalt der Frauen lehrt ihre Bedeutung, iſt mit dieſer Eins; und die Keuſchheit, das innere Wurzeln aller Thätigkeit, des ganzen Daſeyns, in der verborgenen Liebe iſt die höchſte Tugend der Frauen.

Gehirn und Herz, in der Gewalt des Gehirns, alſo des Beweglichen, des getrennten Animaliſchen, ſtellt der Mann dar, das Thätige, Erzeugende, alle Functionen der Peripherie in ſich concentrirend nach innen, in der verborgenen Liebe ruhend. Daher iſt in ihm alles, was die Generation, die Function in der Gewalt der ruhenden Maſſe und Schwere andeutet, zurückgedrängt, die die Peripherie umfaſſende Thätigkeit, wie in den Sinnen des Körpers, hervortretend, die Ruhe aber, wie im Gehirn, nach innen, der Liebe, dem Herzen, zugewandt. Dieſes Gleichförmige des Mannes, der innere ruhende Mittelpunct aller Functionen der Peripherie, iſt die unveränderliche Tapferkeit, der Sonnenblick, die höchſte Tugend des Mannes.

Wie Herz und Gehirn, ſuchen ſich Frau und Mann; die höchſte und edelſte Organiſation des Geſchlechts iſt daher Eins mit der reinen Monogamie, und die trefflichſte, reinſte organiſche Epoche die, wo ſich Liebe und Tapferkeit begegnen und als unſichtbare Organe des Lebens ſich durchdringen.

Wie der Totalorganiſmus der organiſchen Epoche da entſprang, wo ſich Bewegliches und Ruhendes begatteten, ſo entſpringt die Gattung aus der gemeinſchaftlichen Organiſation des Männlichen und Weiblichen; — zwar ſo, daß das Hervorgebrachte wieder in die Differenz verſinkt, die aber von Neuem die Durchdringung hervorruft, und ſo ins Unendliche. Alſo iſt die Differenz des Geſchlechts in dem reinen Naturverhältniß nur eine erſcheinende, und hebt ſich ſelbſt auf durch die höhere Organiſation, deren Leben die Liebe iſt. Alſo iſt der Schatten verſchwunden, die Liebe iſt ewig nur um ihrer ſelbſt willen da; das Urbild der Schönheit, und die Trennung der Geſchlechter iſt die unmittelbare Offenbarung einer höheren Einigung.

Doch durch die Geſchlechter iſt der Gegenſatz offenbar in ſeiner höchſten und reinſten Darſtellung gefaßt, und daher ſeiner Einigung näher. Aber in einem jeden einzelnen Menſchen findet noch ein geheimer Bund Statt zwiſchen dem Herzen und der ruhenden Erde, zwiſchen dem Gehirn und der beweglichen Atmoſphäre; und dieſe Differenz wird nicht gelöſt durch die einzelne Organiſation des erſcheinenden Menſchen, ſondern durch die organiſche Verbindung aller. In dieſer Verbindung ſcheint der Einzelne nur ein Schattenbild der übrigen, und in ſich nichts Reales oder Wirkliches. Dieſe Differenz iſt der Urſprung der Temperamente. Man hat in der neuern Zeit erſt den Unterſchied der Temperamente, ſo wie er von den Alten anerkannt ward, und ihre vierfache Richtung vernachläßigt, auch wol gar beſtritten, dann wieder angenommen, aber keinesweges in ſeiner tiefſten Bedeutung begriffen. Denn was ſchon die gewöhnlichſte, dem Menſchen gleichſam inſtinctmäßig aufgedrungene Anſicht ausſpricht, tritt hier, wie ſo oft, wenn es unbefangen angeſehen wird, wieder als Reſultat der genaueſten Betrachtung hervor. In der That zeigt nichts auf eine ſo klare Weiſe, als die Richtung der Temperamente, wie lebendig die peripheriſchen Extreme der Natur in das Centrum hineintreten, und centrale Bedeutung annehmen; ſo wie das Centrum ſelbſt, durch die geiſtige Aſſimilation der Sinne, peripheriſch wird. Es iſt, um das Leben der Seele in der Erſcheinung und ihre Abweichungen zu ergründen, vorzüglich wichtig, das Weſen der Temperamente und wie die Elemente in das Centrum treten, zu ergründen.

Das Vierfache der Richtungen finden wir in den Weltgegenden auf eine allgemeine Weiſe; es dringt ſich uns in dem Vierfachen der Epochen, in allem in endlichen Momenten fixirten Zeitwechſel wieder auf. Die Chemiker haben dieſe Quadruplicität in den Extremen der Materie (als Stoffe) entdeckt, die Phyſiker in dem ſtarren und beweglichen Gegenſatz der Functionen (als Magnetismus und Elektricität), und ſchon die Alten in den vier Elementen ſie erkannt. Eine durchgreifende Combination beweißt, wie alle dieſe Formen der Quadruplicität den nämlichen Urtypus der Erſcheinung im Ganzen ausdrücken. Wir aber wollen hier, unſern Weg verfolgend, die Bedeutung der Elemente durch eine kurze geſchichtliche Anſicht zu entwickeln ſuchen.

Die Metalle zeigen zwar in der gegenwärtigen Epoche der Erde, von dem Leben bezwungen, als Wurzel deſſelben, die größte ruhende Schwere und den innern, unveränderlichen Mittelpunct, urſprünglich aber die allgemeine chaotiſche Verbindung aller Maſſen des Univerſums, die Nacht einer allgemeinen äußern Einheit und innern Zwieſpalts. Denn der Magnetismus iſt die herrſchende Form der Metallität überhaupt, und der ſtarre Gegenſatz derſelben ließ die Planeten, wie Magnete, ſich gegen einander bewegen, ſo daß das ruhende Centrum der Schwere ins Unendliche geworfen ward: wie wir ſehen, daß das Eiſen und Nickel zwar ſchwer ſind, und die träge Ruhe der Schwere zeigen, ſo lange der Gegenſatz nicht hervorgerufen wird, dann aber, wenn dieſes geſchieht, ſich gegen die Schwere bewegen, dieſe in ſich aufhebend. Der Magnetismus, oder was daſſelbe iſt, die Metallität, als die urſprüngliche geſchloſſene Maſſe der Erde, zeigt alſo den Widerſtreit der Kräfte, die dem Sondernden widerſtreben. Wie in den erſten Regungen der Geſchichte der Menſchen, in der Mythologie, die innigſte Verbindung der Menſchen mit der Natur ſich kund thut, ſo läßt ſich das Leben der Maſſe in der uralten Vergangenheit der Erde nur aus der Verknüpfung derſelben mit den Maſſen des Univerſums begreifen.

Die Urflüſſigkeit, die, wie alle Beobachtungen lehren, immer zunimmt, ſo wie wir der Zeit der Geburt der Erde uns nähern, zeigt aber die Indifferenz der Lichtaction, die der Differenz der Schwere gegenüber tritt. Die Gegenſätze, kaum hervorgerufen, verloren ſich in den gleichgültigen Mittelpunct, ſich wechſelſeitig unaufhörlich vernichtend, wie Welle Welle verdrängt. Aber das Licht iſt mit dem unendlichen Feſthalten der Actionen als ſolcher Eins, und das Licht war alſo eben ſo wenig Mittelpunct der Thätigkeit, wie die Schwere Mittelpunct der Ruhe.

Die fortſchreitende Geſchichte der Erde zeigt die Hineinbildung der Flüſſigkeit in das Starre. Aber indem die Lichtaction, Eins mit der Differenz des Waſſers, das Metall zerfallen ließ, ward ſie ſelbſt von der Erſtarrung ergriffen. Das Metall zerfiel, von der ſondernden Thätigkeit des Lichts ergriffen, in Erde, und dehnte ſich, von der verallgemeinernden Thätigkeit deſſelben ergriffen, in Luft aus, hielt aber ſelbſt dieſe Formen feſt. Wie noch immer der Urtypus aller elementariſchen Proceſſe durch das Zerfallen des Metalls, und die mit dieſem hervortretende

Spannung des Waſſers angedeutet wird, hierbei aber das Metall und das Waſſer verſchwinden, indem Luſt und Erde gebildet wird.

Alle Bildungen der Erde ſind progreſſiv. So auch dieſe, und Luſt und Erde ſtellen nur die Extreme des Proceſſes dar.

Wie nun das Leben hervortrat durch das wechſelſeitige Hineinbilden der Extreme, haben wir mit allgemeinen Zügen in dem Vorhergehenden dargethan. Aber der feſtgehaltene Gegenſatz von Luſt und Erde iſt durch das Leben keineswegs vernichtet, ſondern mit dem Leben verbunden, als die äußerſte Peripherie deſſelben, ſo wie der Magnetismus noch immer als die tiefſte, nicht erſtorbene, aber mit ſeinen urſprünglich chaotiſchen Bewegungen dem Leben dienende Wurzel erſcheint.

Den Extremen von Luſt und Erde gegenüber tritt das Feuer, welches die lebendige, wenn gleich äußerliche, Oſcillation beider Extreme in der Peripherie bezeichnet, und das Waſſer, welches das Bild der urſprünglichen Gleichgültigkeit beider Richtungen iſt.

Das Elementariſche und Urſprüngliche, wie der Kern deſſelben, iſt zwar in allen Elementen unverändert das nämliche, und dasjenige, was ſie auseinander hält; aber die Darſtellung derſelben im Ganzen war in einer jeden Epoche eine andere. Je lebendiger nämlich das Ganze ward, je mehr das belebende Centrum mit einer unendlichen Bedeutung hervortrat, deſto lebendiger wurde die Peripherie in den Elementen. — Die Erde durchbrach die harte Decke einſeitiger Sonderung, und bildete ſich in lebendigeren Gegenſätzen aus; die Luſt verlor ſich in mannichfaltige Spannungen, deren nie hervortretender Mittelpunct das Element ſelber iſt; das Meer ward, wenn gleich nie aus der Gleichgültigkeit der Richtungen heraustretend, von dem Leben ergriffen, und iſt wahrlich nicht bloß als eine chemiſche Kochſalzauflöſung zu begreifen, und das Feuer trat, als verzehrende Gluth in die Peripherie dem milden Lebenslicht im Centro gegenüber, wie ſich Baader ausdrückt. Das wahre Afterbild der Organiſation!

So ſchauen wir ſtumme Ruhe, die das Leben erſtarren läßt (in der Erde), raſtloſe Beweglichkeit, die die Ruhe verbirgt (in der Luft), ſtumpfe Gleichgültigkeit, gegen Ruhe und Bewegung gleich indifferent (im Meere), und verzehrende That, die ſich ſelber vernichtet (im Feuer).

Es läßt ſich ſtrenge beweiſen, daß das Feuer, wie es die alten Sagen wollten, erſt loßbrach in der Peripherie, nachdem das innere centrale Licht im Centro ſich geſtaltete, und daß in früheren Epochen jene Energie der ſich bekämpfenden Elemente nicht Statt fand. Das Feuer will die wilden Extreme der Vergangenheit wieder hervorrufen, wie das Leben ſie vernichten will; daher zieht es ſich zuſammen in Erde, dehnt ſich aus in Luft, verſenkt ſich im Waſſer, und duldet die Einheit der Gegenſätze nirgends. Aber es dient der Organiſation, die es vernichten will. Die verbrannte Erde, die Aſche, wird von der Vegetation ergriffen und befördert ſie; die befreiete Luft wird von der Atmoſphäre ergriffen und belebt; das entſtandene Waſſer ſtrömt dem belebten Meer zu und alle Trennungen finden ihre ewige Vereinigung in dem Leben.

Im Leben alſo durchdringen ſich alle Elemente, und ein jedes erhält durch die innige Verknüpfung mit den übrigen eine unendliche Bedeutung; am meiſten in der menſchlichen Gattung. Aber eben weil in dieſer der Mittelpunct gefunden iſt, ordnen ſich alle Extreme um ſie, und die Spuren der Elemente laſſen ſich in ihr, der höchſten Organiſation dienend, am klärſten wahrnehmen. Wie die Elemente bei der immer mehr organiſirenden Entwickelung der Erde immer deutlicher dem Centro entgegengeführt werden, ſo erſcheinen ſie in dem Centro aufgenommen, wenn gleich nur erkennbar in der Menſchengattung.

Am mächtigſten ſind die Elemente in den Racen wahrzunehmen. Daß die Racen, die ſich um die Caucaſiſche, als die eigentliche geſchichtliche, gelagert haben, in der Gewalt der Elemente ſind, iſt an und für ſich klar. Die drei derſelben, die den Alten bekannt waren, die Mongoliſche, die Malayiſche, und die Negerrace, ſind noch immer die nämlichen, unverändert, wie ſie uns Herodot ſchilderte, als Scythen, Indier und jene ſchwarzen Völker, die die Männer aus dem Volke der Naſamonen im Innern vom Africa entdeckten. Der Unterſchied von geſitteten Völkern und Barbaren, wie er von den Alten angenommen ward, hat ſich keinesweges verloren; er iſt ſo alt, wie die Geſchichte und dauert noch fort. Nur, wie der Mittelpunct ſich ausdehnte, warf ſich die Peripherie weiter, und Europa iſt in ſeinem Verhältniß gegen die übrigen Racen noch immer, was vormals Griechenland und Rom waren, in ihrem Verhältniß gegen die barbariſchen Nationen.

Die Unterſuchung der Racen iſt mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden, und das Einzelne, was man in der Rückſicht bis jetzt unternommen hat, kann kaum als etwas Weſentliches angeſehen werden. Wir möchten immer eine Geſtaltung des Geſchlechts als die centrale betrachten, um welche ſich die übrigen, als die peripheriſchen, lagern: und dieſe ſind die eigentlichen Racen. Eine Race tritt hervor, wo eine überwiegend einſeitige Richtung ſich ganzer Geſchlechter und Nationen bemächtiget, und die unendliche Freiheit der Ausbildung in einem Jeden in der Erſcheinung einengt. Es giebt daher Racen in einer doppelten Richtung: Naturracen, durch die Gewalt der Peripherie, und Racen der Geſchichte durch die Abweichung des Centralen, Racen übermächtig einſeitiger Cultur. Es wird dieſes der Gegenſtand einer eignen Unterſuchung werden; denn was wir, zumal über das Zuſammentreffen der Naturracen mit den Elementen behaupten möchten, würde, in der Kürze dargeſtellt, zu willkürlich ſcheinen.

Wir wenden uns daher nunmehr zur Betrachtung der Temperamete, die die Spuren der Elemente in dem Mittelpunct der höchſten Gattung ſelbſt wahrnehmen laſſen, und alle äußere Differenz der erſcheinenden Geſtalten derſelben begründen. Aeußere Differenz ſagen wir; denn was den Menſchen auf eine unendliche Weiſe ſondert, ſo daß ein Jeder ſeine eigne Welt in ſich bildet, iſt von der Differenz der Temperamente wohl zu unterſcheiden. Die Temperamente nämlich erzeugen einen Widerſtreit in dem Gemeinſamen aller Menſchen; die innere eigene Welt aber eine Uebereinſtimmung in dem Getrennten. Das Temperament offenbart ſich durch die Verſchiedenheiten der Conſtitution, und die Verſchiedenheit der äußern Form des Daſeyns, des Handelns, des Lebens überhaupt; die innere eigenthümliche Welt offenbart ſich durch das, was wir Talente, Richtung des Geiſtes nennen; und wie ſehr ſie unterſchieden werden müſſen, zeigt ſchon die gemeinſte Beobachtung, die uns, bei der größten Verſchiedenheit geiſtiger Eigenthümlichkeit, die größte Uebereinſtimmung des Temperaments wahrnehmen läßt und umgekehrt. Beide ſind indeſſen, indem ſie verſchieden ſind, durch das Leben Eins: und dieſe Einheit zu betrachten, wird nothwendig ſeyn, nachdem wir ſie erſt haben unterſcheiden lernen.

Bei der Betrachtung der Temperamente leuchtet es ein, daß ſie nicht durch irgend ein Ueberwiegen einzelner Organe, oder durch abweichende Form derſelben, bezeichnet werden können. Dieſe finden nur Statt bei den verſchiedenen Thieren und deuten beſtändig auf ein fixirtes einſeitiges Verhältniß. Denn das Temperament tritt, als ſolches, nur in der Einheit des Leibes, d. h. in der Seele hervor, und zeigt ſich in der Erſcheinung als Temperatur der Functionen. Vermöge der Einheit der Seele und des Leibes kann indeſſen allerdings die einſeitige Richtung des Temperaments, wenn ſie lange übermäßig geherrſcht hat, auch eine Differenz des Leibes hervorrufen, nur ſo, daß dieſe mit der urſprünglichen Conſtitution keinesweges gegeben iſt. So die lebendigern Sinne bei den Sanguiniſchen; die Erſchlaffung der Sinne, der Muskeln, mit Magerkeit verbunden, bei den Melancholiſchen; die Fettproduction bei den Phlegmatiſchen; die lebendigern Muskeln bei den Choleriſchen. Auch iſt es wol unzweifelbar, daß eine vollendete Phyſiologie die Differenz der Temperamente bis in die feinſten Oscillationen der verſchiedenen Functionen hinein verfolgen könnte, und daß beſonders eine tiefere Semiotik auch das Abweichende vorzüglich belehrend aus den pathologiſchen Erſcheinungen herauszuheben im Stande ſeyn würde.

Das Temperament findet alſo nur Statt in der Einheit aller Functionen, ſetzt dieſe immer voraus, und deutet nur eine leiſe Richtung des Einen an, durch welche dieſes zwar ein Abgeſondertes wird, doch ſo, daß es die unendliche Flexibilität behält, daß alle übrigen Richtungen durch die vorwaltende weder aufgehoben, noch im eigentlichſten Sinne verdrängt ſind. Hieraus iſt nun klar, daß es kein reines Temperament geben kann; denn es würde ſchon aufhören, ein Temperament zu ſeyn, und in ein wahres thieriſches Verhältniß ausarten, wo es ſo hervorträte, daß die übrigen Richtungen ausgeſchloſſen würden. Die Temperamente erheben die Organiſation, und ihre unendliche Mannichfaltigkeit in das Reich der Seele, die durch die Thiere in der Gewalt der Maſſe und des Leibes fixirt ſind; und was die Differenz der erſcheinenden Organiſation und des Leibes bei den Thieren iſt, iſt bei den Menſchen, aus der Quelle der allgemeinen Einheit des Leibes, die Differenz der Seelen. Nun kann zwar die Beſtimmtheit des Temperaments phyſiologiſch nachgewieſen werden, doch ſo, daß die unendliche, alſo freie Beziehung auf das Ganze der ewigen Natur dadurch keineswegs aufgehoben wird. Wenn nun das Temperament dennoch als ein Naturverhältniß, als ein Gegebenes erſcheint, ja ſo, daß die Organiſation aller Temperamente als eine Organiſation der Elemente ſelbſt in dem innerſten Centro der erwachten Natur angeſehen werden kann: ſo hat dieſes nur ſeinen Grund darin, daß die Elemente ja ſelbſt urſprünglich und potentia frei ſind, wie ihre Richtung gegen die Freiheit und gegen das geordnete und ſittliche Verhältniß der Natur und des Menſchen deutlich darthut, und daß ſie es ſelbſt ſind, die in den Menſchen, durch Aſſimilation aller übrigen, auch frei werden; weswegen wir auch in einer frühern Schrift die Temperamente temperirte Elemente genannt haben.

Wir werden jetzt, und nachdem wir die Art der Temperamente im Ganzen dargeſtellt haben, eine Entwickelung der Verſchiedenheit derſelben, und ihrer Einheit mit den allgemeinen Naturverhältniſſen, mit den Elementen nämlich und mit der oben dargeſtellten Regung der Animaliſation und Vegetation überhaupt verſuchen. Wir werden hierbei den Gang der Unterſuchung ferner verfolgen, den wir Anfangs einſchlugen, und die Art und Weiſe, wie die Verſchiedenheit der Temperamente in den animaliſchen und vegetativen Centris entſteht, uns nachzuweiſen beſtreben.

Erſtens wird alſo jener Gegenſatz der Animaliſation und Vegetation, der durch die ganze Thierreihe ſich regt, aus dem centralen Verhältniß der Menſchen nachzuweiſen ſeyn, nur daß er hier eine höhere und pſychiſche Bedeutung annimmt. Alſo muß unter den Menſchen ein Vorwalten des Thieriſchen Statt finden können, nur geſteigert zum centralen Verhältniß. Das Reinthieriſche im Thiere aber iſt das Gehirnſyſtem. Dieſes iſt ferner, wie oben dargethan iſt, die zur Ruhe gebrachte Luft, oder die zur Ruhe gebrachte aſſimilirende That. In der Seele aber ſtellt ſich dieſe als unmittelbare Gegenwart der höhern pſychiſchen Aſſimilation, als Genuß dar, das nämliche im Centro, was die ſenſiblen Thiere, nur der größern Trennung wegen unruhiger, gieriger, der Peripherie näher ſind. Es iſt das ſanguiniſche, richtiger genießende Temperament, welches in der Peripherie als nie ruhende Luft, in der Organiſation als bewegliches Thier, in der Seele als ſtiller Genuß hervortritt.

Dem genießenden Temperament gegenüber ſteht diejenige

Richtung der Seele, die das Vegetative in dem centralen Verhältniß darſtellt. Wie die Pflanze ſich gegen das Licht kehrt, und die ſtillen Düfte die unendliche Richtung derſelben ankündigen, ſo wendet ſich das vegetative Temperament von dem Ganzen der innern Vegetation gegen den ruhenden Mittelpunct. Dieſes, dem erſcheinenden Mittelpunct Fehlende, eben daher Unendliche, wird in dem menſchlichen Leibe dargeſtellt durch das gangliöſe Syſtem, und in der Seele durch die Sehnſucht, durch den Gegenſatz der Vergangenheit und Zukunft, das Nämliche im Centro, was die Pflanze, nur der größern Trennung wegen ruhiger, ſtiller, der Peripherie näher iſt. Es iſt das melancholiſche, ſehnſüchtige Temperament, welches in der Peripherie als verſchloſſene Erde, in der Organiſation als ſtill duftende Pflanze, in der Seele als unendliche Sehnſucht hervortritt.

Eine dritte Richtung iſt diejenige der Hineinbildung des Animaliſchen in das Vegetative, des Centri in die Peripherie. Wie das Inſect ſich gegen die Pflanze, nie ruhend, beſtändig producirend, wendet, ſo jenes nach außen gerichtete Temperament gegen die Peripherie der allgemeinen Natur, deren Centrum in ihm ruht. Daher bewegt es das innere Centrum in rüſtigen Pulsſchlägen, und erweckt ſtäte Oscillationen des Muskelſyſtems, welches die vegetative Peripherie in Bewegung ſetzt, wie die ſchlagende Arterie das vegetative Centrum. Daher wird dieſes Temperament bezeichnet durch die hervortretende Function des arteriellen und des Muskelſyſtems. Es iſt das choleriſche, richtiger das thätige Temperament, welches in der Peripherie als Hineinbildung des Beſtimmenden der verſchloſſenen Erde in die Unendlichkeit der Luft, als

Feuer erſcheint, in der Organiſation als Inſect, in der Seele als innere lebendige That hervortritt.

Eine vierte Richtung bezeichnet die minder bewegliche, relativ gleichgültige Ruhe, die ſich gegen Animaliſation und Vegetation gleich paſſiv verhält. Wie jene Waſſerorganiſationen allen Richtungen der Animaliſation und Vegetation ſich auf eine gleiche Weiſe nähern, und ſich auf eine gleiche Weiſe von beiden entfernen, ruhig zwiſchen beiden ſchwebend: ſo jenes Temperament, welches durch das venöſe Syſtem dargeſtellt wird. Es iſt das phlegmatiſche, richtiger das leidende Temperament, welches in der Peripherie als das zwiſchen Luft und Erde ſchwebende Waſſer, in der Organiſation als zwiſchen Pflanzen und Thiere ſchwebende Waſſerorganiſation, in der Seele als ruhiger, zwiſchen Genuß und Sehnſucht ſchwebender, Gleichmuth hervortritt.

Betrachten wir nun die Temperamente an und für ſich, ſo werden wir immer dabei erwägen müſſen, daß wir ſie hier der Idee nach aufzufaſſen ſuchen, alſo in ihrer reinſten, innerſten Naturbedeutung, Dann aber iſt es klar, daß ein zerſtörendes Verhältniß der Seelen unter ſich keineswegs aus den Temperamenten, ihrem Weſen nach, entſpringen kann. Denn mit dieſen iſt ja offenbar eine innere Verſöhnung deſſen, was ſich in den Elementen widerſtrebt, gegeben; ja dieſes Verſöhnende, Alles in gemeinſamer Liebe Darſtellende, hat auch die Elemente überwältigt und hält ſie, indem ihre urſprünglich vernichtenden Kräfte gemäßigt werden, in der organiſchen Epoche der Erde gefangen, ſo daß das Reich der Zerſtörung vernichtet und ſeine Kraft gelähmt iſt.

Dann iſt ferner mit den Temperamenten keinesweges ein von dem Phyſiſchen verſchiedenes, etwa als pſychiſches im Gegenſatz gegen jenes hervortretendes Verhältniß aufgeſtellt; denn das Pſychiſche iſt ja nichts anderes, als das Phyſiſche ſelbſt in ſeiner innigſten Durchdringung und höchſten Blüthe.

Und endlich ſind die Verhältniſſe der Seelen ihrem Grunde nach vollſtändig durch Genuß, Sehnſucht, That und Gleichmuth gegeben, welche nichts anders bedeuten, als die ſich innigſt durchdringenden, die wilde Natur überwältigenden, in einer jeden Seele zur höchſten friedlichen Einheit geſteigerten Elemente.

Das genießende Temperament nimmt Sehnſucht, That, Gleichmuth und Genuß in der Form des Genuſſes auf. Es iſt die Realität des Centri und der Peripherie, für das Centrum im Centralen. Wo irgend eine der vier Richtungen verſchwände, würden die übrigen ihre Bedeutung verlieren. Die Sehnſucht iſt das Unendliche des Genuſſes, der Genuß die Geſtaltung der Sehnſucht, wie dem unendlichen Ton gegenüber ſich die geometriſche Geſtalt gebiert, indem beide wechſelſeitig ihre Bedeutung leihen. Verſchwände die Sehnſucht, ſo wäre der Genuß leer, oder vielmehr er höbe ſich ſelbſt auf. Das Leben ſelber aber iſt die Hineinbildung beider in einander, die That und der Urgrund deſſelben, der beide aufnehmende, gegen beide ſich gleich verhaltende, die urſprüngliche Einheit beider andeutende Gleichmuth. Das genießende Temperament ſtellt das leichte Spiel des Lebens, das Luſtſpiel deſſelben, dar. Es zeigt ſich in ihm, durch ſtätige willige Hingebung, friſche und fröhliche Wiedergeburt, die übermüthige Fülle des ganzen Lebens in jedem Moment zuſammengedrängt.

Das ſehnſüchtige Temperament entſpringt eben ſo aus der völligen Einheit aller, und hat ſeine Bedeutung nur in dieſer Einheit. Es iſt die Realität der Peripherie und des Centri, für die Peripherie im Centralen. Die Sehnſucht gehört ſo gewiß zum Weſen des Daſeyns, als der Genuß. Wie im genießenden Temperament ſich der Untergang des erſcheinenden Lebens in der Wiedergeburt ſpiegelt, ſo erhält im ſehnſüchtigen die Wiedergeburt ihre Bedeutung im Untergang. Beide ſind aber gleich weſentliche, innerlich geſunde Formen des wahren, höhern Lebens. Wie die Gegenwart Vergangenheit und Zukunft verſchlingt im Genuß, ſo wurzelt die Sehnſucht in der Vergangenheit, verſchloſſen, wie die Pflanze, und die Gegenwart ſtellt die Geburtswehen der Zukunft dar. Dem Einen iſt die Natur ein fröhliches Mahl, dem Andern ein ahnend, vorbedeutend Weſen, ſagt Novalis; aber es iſt die Natur ſelbſt, die ihre Unendlichkeit feſſelt in erſcheinender Form bei dem Einen, ſich dem Unendlichen hingiebt bei dem Andern, ſo daß jene Formen, die in größerm Kreiſe als Geburt und Tod, in engerm als ewige Reproduction erſcheinen, im höchſten Sinne und aus der Quelle der Einheit beider wieder hervortreten bei den Temperamenten, die ſich wechſelſeitig Bedeutung leihen. Wie das genießende Temperament das Luſtſpiel, ſo ſtellt das ſehnſüchtige das Trauerſpiel des Lebens dar.

Ein jedes Leben iſt That, Hineinbildung der Peripherie in das Centrum und umgekehrt. Im Genuß muß die Sehnſucht, in der Sehnſucht der Genuß vibriren, damit ſie ſich wechſelſeitig empfinden. Aber wie Genuß das Organiſirende iſt in einer, die Sehnſucht in einer andern Complexion, ſo tritt die Oſcillation ſelbſt als das Bezeichnende einer dritten hervor. Das thätige Temperament oſcillirt zwiſchen Produciren und Zerſtören, zwiſchen Geburt und Tod. Einem jeden Syſtem ſteht die Dialektik, einer jeden That die Verneinung der entgegengeſetzten gegenüber. So geſtaltet ſich das thätige Temperament dem genießenden und ſehnſüchtigen gegenüber, ſo daß durch daſſelbe die Pulsſchläge des Lebens ſtets erneuert werden. Aber eine jede Zerſtörung iſt, der Idee nach, der natürliche Tod, Eins mit der Wiedergeburt, und es geſtaltet ſich Genuß und Sehnſucht und ihre gleichmüthige Differenz in beiden. So treten jene Naturen hervor, in denen die Sehnſucht den ſtagnirenden Genuß verdrängt, der Genuß die formloſe Sehnſucht geſtaltet. Es iſt der hervortretende wechſelnde Kampf des Lebens.

Der Genuß iſt nichts, als das Ergreifen des Centralen der Sehnſucht, die Sehnſucht nichts als das Ergreifen des Peripheriſchen des Genuſſes. Das Leben erkennt die gleiche Würde beider. Der Gegenſatz iſt das Leben, der Grund deſſelben; der Urgrund aber, der Abgrund, die tiefſte Tiefe deſſelben, die gegen beide Formen ſich gleich verhaltende Einheit. Einem tiefen Gefühl offenbart ſich das Leben im Tode, als ſtete Freudigkeit bei dem Wechſel im Genuß, der Tod im Leben, als verhängnißvolle Traurigkeit, die über allem Daſeyn ſchwebt, in der Sehnſucht, als rüſtige Hineinbildung beider Formen in einander durch die That. Aber der Urgrund der Freudigkeit des Genuſſes, der den Tod verdrängt, der Traurigkeit der Sehnſucht, die das Leben verſchleiert, des Kräftigen der That, die den lebendigen Wechſel erneuert, iſt die verborgene gleiche Verwandſchaft, die ſich im ruhigen, heitern Gleichmuth offenbart. Dieſe Ruhe des Urgrundes tritt aus dem Genuß, der Sehnſucht, und ihrem Wechſel ſtill hervor in dem leidenden Temperament, und ſtellt die göttliche [illegible] des Lebens dar.

Stellen wir nun die Temperamente gegen einander, ſo entdecken wir in ihnen die bleibenden Organe einer höhern Organiſation der Gattung, die nur unendlich, keineswegs der Idee nach endlich, und ſich wechſelſeitig beſchränkend auf einander bezogen werden. Unendliche Beziehung aber iſt eigne Freiheit, und das Temperament tritt in der edelſten Organiſation der Gattung, in dem Sonnenblick der heiterſten Epochen der Geſchichte, wie die Organe in der höhern Organiſation, am lebendigſten und in ſich freieſten hervor. Alle Temperamente haben ferner eine gleiche Würde, ſtellen gleich weſentliche Momente des Daſeyns dar. Wenn wir im Vorhergehenden einige Temperamente mit geringern Thierſtufen zuſammen ſtellten, wie das thätige mit den Inſecten, das leidende mit den geringern Waſſerorganiſationen: ſo findet erſtens die anſcheinend geringere Stufe jener Thiere nur für die vergleichende Betrachtung Statt, die in der Erſcheinung befangen iſt, verſchwindet aber in der Idee der Natur ganz, und dann iſt alles eben durch die Aufnahme in der höchſten Potenz, wie wir gezeigt haben, durchaus gleichgeſtellt, ſo wie ja auch das anſcheinend Untergeordnete der Vegetation durch das weibliche Geſchlecht bei den Thieren, vor allen bei den Menſchen, durch die höchſte und innigſte Aſſimilation zur gleichen Würde mit der Animaliſation geſteigert wird.

Die Seele iſt alſo durch die Temperamente der Idee nach keineswegs eingeengt, oder unfrei, keineswegs in die Gewalt der Elemente gerathen, die ja eben durch die Temperamente, als ſolche, gebändigt ſind; vielmehr ſtellen dieſe die reinſte, vollkommen errungene Freiheit der Natur dar. Auch ſagt uns dieſes ein unvertilgbares und deutliches Gefühl, welches die Corruption des Menſchen niemals durch das urſprüngliche

Temperament entſchuldigen läßt. Ein jeder fühle vielmehr, daß er, urſprünglich frei, keineswegs durch die Natur gefallen ſei. Keiner ſoll daher ſeinem Temperament, als ſolchem, widerſtreben; denn ſeine Freiheit, diejenige der höhern, innerlichen, wahrhaften Natur, findet er eben in ſeiner urſprünglichen Geſtaltung, ſo daß ſie mit dieſer Eins iſt. Es iſt daher ein tiefer Irrthum, wenn das thätige Temperament ſich leidend, oder umgekehrt, das ſehnſüchtige ſich genießend oder umgekehrt zu geſtalten verſucht; ein Irrthum, der nie ohne einen innern, tiefgefühlten Widerſpruch ſich äußert! Vielmehr findet der Thätige den Urgrund des Gleichmuths, der Sehnſüchtige den heitern Genuß in dem urſprünglichen Maß ſeiner ſchönen Geſtaltung, die alles zu geben vermag, wenn er, eine fremde Form ſuchend, nichts findet, und das Gleichmaß der eigenen verliert.

Da durch die Temperamente die Temperatur der Functionen angedeutet wird, ſo finden wir zwar in einem Jeden dieſe zur Einheit des Weſens geſteigert, und was, äußerlich geſchauet, nur ein Verhältniß bezeichnet, innerlich in die Kreisform des Daſeyns aufgenommen, aber doch ſo, daß, wenn wir das Ganze der Gattung betrachten, alle mögliche Grade der Temperatur und ihre Uebergänge Statt finden; daß alſo die Miſchung der Temperamente und ihrer Verhältniſſe zu einander, wie die Zahl der Individuen, bis ins Unendliche geht. Wir haben oben bemerkt, daß ein reines, einſeitig fixirtes Temperament die Idee deſſelben aufhöbe, indem das einſeitig Hervortretende eine elementariſche Bedeutung annehmen würde. Aber auch das rein organiſche Bild des Temperaments erſcheint nirgends: es iſt vielmehr in die mannichfaltig verwickelten Grade der Verhältniſſe verſchlungen, wie wir die reinſten

Farben auch nur aus den unendlich vielfachen Miſchungen als Annäherung zur vollkommenſten Reinheit erkennen. Wie nun ein ideelles Urbild der Gattung überhaupt, ſo giebt es auch ideelle Urbilder der Temperamente, die niemals hervortreten können, weil, wo ſie ſind, die unendlichen Verhältniſſe der Individuen zu einander, und mit dieſen die Erſcheinung verſchwinden würde. Dieſe mannichfaltigen Miſchungen finden nun auf eine ſolche Weiſe Statt, daß das genießende und ſehnſüchtige, das thätige und leidende Temperament, als die ſich rein entgegengeſetzten, ſich auch am meiſten wechſelſeitig ausſchließen; das genießende ſowol, als ſehnſüchtige Temperament aber nach allen möglichen Graden zu dem thätigen oder leidenden ſich hinneigen können, obgleich das genießende Temperament, als das am meiſten in der Gegenwart lebende, die vorzugsweiſe Neigung zum thätigen, das ſehnſüchtige, als das mehr an der Zukunft hängende, in dem Leben ſelbſt, das von der Gegenwart ergriffen iſt, ſich mehr zum leidenden hinneigt, ſo wie wir bei der Vegetation mit der Sehnſucht nach höherm Leben, mit der univerſellern Richtung auch eine große innere Ruhe und Hinneigung zum Waſſer, bei der Animaliſation mit dem Genuß und der individuellern Richtung eine große innere Thätigkeit des Lebens finden, und eine Neigung zum Feuer, welches in ihr zur innern erhaltenden Lebensgluth gemildert wird. Daher die vielen Menſchen, die wir ſanguiniſch choleriſch, andere, die wir melancholiſch phlegmatiſch zu nennen pflegen.

Wie in dem Ganzen der Gattung ein jeder Menſch eine beſtimmte Richtung der Temperamente bezeichnet, ſieht man wiederum in einem Jeden aus der Einheit des Temperaments ſich alle zu verſchiedenen Zeiten geſtalten, und zwar nach einem unabweichbaren reinen Naturverhältniß. Es wird nöthig ſeyn, dieſen Wechſel der Temperamente auch in ſeiner größern Bahn zu verfolgen, damit wir die tiefe Naturbedeutung deſſelben deſto inniger erkennen mögen.

Selbſt in der peripheriſchen Organiſation der Elemente der organiſchen Epoche haben wir das Vorbild der Temperamente, nämlich in dem geordneten Jahreswechſel, der, wie uns die Bildungsgeſchichte der Erde beweiſt, aufs Innigſte mit dem organiſchen Verhältniß der Erde verknüpft iſt. Zeigt uns nicht der milde, freudige Hauch, der über den Frühling ergoſſen iſt, das heitere Bild des reinſten Naturgenuſſes? Alles in heiterer Gegenwart befangen, Alles in fröhlichem Geſtalten begriffen, alle Zeichen des Unterganges aus dem friſch blühenden Kreiſe verdrängt! Gelinder wird das Luftleben, wenn die Geburtswehen des Frühlings überſtanden ſind, und ein ſtiller beſeligender Genuß verbreitet ſich über alle Weſen, ſelbſt über diejenigen, die am meiſten von dem Wechſel unabhängig ſind, die innige Verknüpfung in der Trennung bezeichnend. Der Sommer nach dem Solſtitio — zeigt die wechſelnde That. Die heiße, ſchwüle Gluth, die herrſchende convulſiviſche Electricität der Atmoſphäre, der hervortretende Wechſel von Sterben und Gebären, alles deutet jenen Wechſel des Ueberganges an. Der Herbſt aber ſtellt die ſehnſüchtige Zeit dar, die Zukunft, das Huldigen des Unterganges; und leidend ruht das tief verborgene Leben in dem gemeinſchaftlichen Urgrund des Lebens und des Todes, während des Winters.

Wo der Jahreswechſel am vollkommenſten hervortritt, iſt das höchſte organiſche Centrum der organiſchen Epoche. Hier neigen ſich ſelbſt die Elemente zu den Temperamenten, und dieſe blühen am ſchönſten und freiſten auf. Daher bricht, wo der Jahreswechſel am deutlichſten iſt, das mannichfaltigſte, in ſich freieſte, und doch äußerlich gemäßigſte Verhältniß der Menſchen zu einander, die Blüthe der Geſchichte hervor. Auf der nördlichen Hälfte der Erde, wo urſprünglich alle Mannichfaltigkeit, durch ein in der tiefen Wurzel der Erde gegründetes Verhältniß, ſich entfaltet, gehört die Geſchichte zu Hauſe, während ſie tief ſchlummert auf der indifferentern ſüdlichen Hälfte. Aber ſelbſt hier ſehen wir die Geſchichte erſtarren gegen Norden, wo das Jahr den Tag überwältigt und ſeine eigene innere Organiſation und gemäßigte Form zerſtört. Eben ſo ſehen wir ſie zerrinnen gegen den Aequator, wo eine übermäßige Glut nur den Tageswechſel duldet. Auch in Amerika und im tiefſten Aſien ſtehen ſich die Extreme der Jahreszeiten näher und ſind keineswegs durch temperirte Uebergänge ſo gemäßigt, wie in Europa, wo, wenigſtens nach der noch jetzt herrſchenden Richtung des Lebens der Erde, das Centrum der organiſchen Epoche hervortritt, wodurch dieſer Welttheil vor allen zum Wohnſitz der freieren Entfaltung der Geſchichte beſtimmt iſt.

Derſelbe Wechſel, der in den Jahreszeiten hervortritt, zeigt ſich nun organiſcher, innerlich unendlicher, centraler, in dem Leben eines jeden Menſchen. Wie die Elemente ſich den Temperamenten, ſo nähern ſich auch die Temperamente den Elementen, und es läßt ſich ein großes, durch das Leben der Erde beſtimmtes Jahr des menſchlichen Lebens nachweiſen, deſſen Wechſel innerlich dieſelbe Bedeutung zeigt, die wir in dem gewöhnlichen Jahreswechſel finden.

Wo der Gegenſatz von Luft, Waſſer und Erde, ſelbſt im Leben, nicht vollkommen aufgehoben iſt, wie bei den Inſecten, Würmern und Pflanzen, fällt die Oscillation des Lebens mit der Oscillation der Elemente zuſammen und iſt bei den Inſecten und Pflanzen, wie bei der Luft und Erde, am deutlichſten an den Jahreswechſel geknüpft; weniger deutlich bei den Würmern, wie beim Waſſer. Bei den höhern ſenſibeln Thieren geſtaltet ſich eine eigne, von dem Jahreswechſel unabhängige Epoche, die hier, wo die Natur es liebt, eine freiere Willkürlichkeit durch das Geſetz durchblicken zu laſſen, bald ſcheinbar zufällig abgekürzt, bald verlängert wird. Indeſſen treten die kleinern Perioden dieſer Lebensepoche bei den Amphibien und Fiſchen nicht deutlich hervor; ſie zeigen ſich erſt, doch noch nicht vollkommen, bei den Vögeln und Säugthieren. Wenn gleich bei dieſen die ſcheinbar zufällige Verlängerung und Abkürzung der beſtimmten Lebensepoche auffallender hervortritt, ſo läßt ſich das Geſetz (für eine jede Gattung ein anderes) doch keinesweges verkennen. Aber der Anfang dieſer Epoche iſt doch durch das Erdleben beſtimmt, an beſtimmte Epochen des elementariſchen Wechſels angeknüpft, durch die Brunſtzeit nämlich, die in eine beſtimmte Jahreszeit fällt, und die wir die Blüthezeit der höhern Thiere nennen können. Zwar fängt dieſe Beſtimmtheit an zu ſchwanken, z. B. bei einigen Hausthieren; ganz verſchwindet ſie aber nie. Nur bei den Menſchen tritt der freie, d. h. durch kein äußeres Geſetz, durch keine erſcheinende Beziehung beſtimmte Anfang hervor, der eben daher als ein Anfang des Univerſums im Univerſo, als ein, der Idee nach, anfangsloſer Anfang anzuſehen iſt, welches zwar für den reflectirenden Verſtand als ein Widerſpruch erſcheint, der ſich aber in der Tiefe der Anſchauung hebt.

Iſt nun gleich der Grund des Anfangs in dem innern Abgrund der centralen Organiſation zu ſuchen: ſo wird das Maß der Epoche doch durch eine äußere Oscillation des elementariſchen Erdenlebens beſtimmt als ein größeres Jahr, deſſen eigentlicher bedeutungsvoller Wechſel nur in der Organiſation geſchauet werden kann. Schon in einigen Krankheiten findet das Nämliche Statt. Der Anfang iſt nur in dem Innern der Organiſation zu ſuchen; aber das Maß der Oscillation iſt durch Tageszeiten, Mondwechſel, Jahreszeiten bezeichnet, wie in mehrern periodiſchen Kranheiten, in den Fiebern u. ſ. w. Auch in kleinern Aeußerungen beſtimmter Lebensfunctionen, beſonders bei den Frauen, findet das Nemliche Statt, wie bei der monatlichen Reinigung und bei der Schwangerſchaft. Das Leben der Menſchen hat auch ein geſetzliches Maß, welches zwar, häufiger noch als bei den Thieren, ſcheinbar zufällig, verlängert oder verkürzt wird, ſich aber durch alle Ausnahmen hindurch erkennen läßt und auch ſeit den älteſten Zeiten als ein ſolches erkannt ward. Es iſt die achtzehnjährige Nutationsepoche, die in dem univerſellen Erdenleben nur durch ein Schwanken der Schiefe der Ekliptik, durch eine geſetzmäßige Variation der Magnetnadel, durch eine Periodicität merkwürdiger meteorologiſcher Erſcheinungen, ja, wie berühmte Meteorologen behaupten, durch eine, zwar im Einzelnen kaum vernehmbare, im Ganzen aber nicht undeutliche Wiederkehr der Conſtitution der Atmoſphäre leiſe angedeutet wird. Was nun in dem elementariſchen Leben nur undeutlich hervortritt, das zeigt ſich als deutlicher Wechſel im Centro des Organiſchen. Das Kindesalter reicht bis zum achtzehnten, das Jünglingsalter bis zum ſechs und dreißigſten, das Mannesalter bis zum fünf und funfzigſten Jahre, das Greiſenalter bis zum Tode. Das Menſchenleben dauert ſiebenzig Jahr, wenn es hoch kömmt, achtzig; und ſo zeigen ſich, dem herrſchenden Geſetze nach, die Spuren der achtzehnjährigen Periode ſelbſt in dem letzten Alter. Die angeführten Beſtimmungen ſind ſo wenig willkürlich, daß ſie ſelbſt zu allen Zeiten gegolten haben; und wenn ſie weniger deutlich hervortreten, ſo findet dieſes doch vorzüglich nur da Statt, wo auch der Wechſel der Jahreszeiten nicht vollkommen geordnet iſt. So die trägere, gleichſam erſtarrte Entwickelung in den nördlichen Racen, bei den Eſkimos, Grönländern, Lappländern; die frühreife Entwickelung in den äquatorialen Racen. Selbſt bei den Temperamenten zeigt das Blonde der Nordländer eine geringere Entwickelung des Vegetativen nach außen, alſo eine größere Gewalt deſſelben nach innen. Daher iſt auch das vegetative, ſehnſüchtige Temperament vorzüglich das nördliche zu nennen. Das Brünette gegen den Aequator zeigt die mehr energiſche Entwickelung des Vegetativen nach außen; der Gegenſatz des animaliſchen tritt daher auch kräftiger nach innen hervor, und das genießende Temperament iſt vorzugsweiſe als ein ſüdliches anzuſehen. Die Richtung der Temperamente iſt ſelbſt in dem allgemeinen Leben des Geſchlechts deutlich genug wahrzunehmen, in der nördlichen und ſüdlichen Mythologie früherer Zeiten, in der Art und Weiſe der Religioſität in unſern Tagen. Wie beſtimmt aber jene geſetzliche Oſcillation iſt, zeigt ſich im höchſten Alter nicht ſelten, wo die Spuren des Kindesalters durch Productionen neuer Zähne, durch kindiſche Unbefangenheit u. ſ. w., (wie die rothe Farbe in der blauen des Regenbogens, wie die Frühlingsblumen im Herbſt,) nur bezwungen von der übermächtigen Gewalt des herrſchenden Alters, auf eine rührende Weiſe von Neuem hervortreten.

Durch dieſes wechſelnde Fortſchreiten des Lebens zeigen ſich nun alle Temperamente mit ihren Uebergängen in einem jeden Temperament, und zwar deutlicher, vernehmlicher, ſelbſt durch die Geſtalt der Organiſation angedeutet, als in der ausgeſprochenen Conſtitution des vollendeten Individuums, wenn man es mit allen übrigen vergleicht.

Im Kindesalter iſt das Gehirnſyſtem vorwaltend, ſelbſt der Maſſe nach, die Sinne und ihre ruhige Aſſimilation ſind lebendiger, ſelbſt die Krankheiten dieſes Syſtems walten vor, die Convulſionen aus großer Reizbarkeit der Nerven, die spina bifida, die Gehirnſchwämme, die Gehirnwaſſerſucht. Das Kindesalter deutet auf das ſtille Seyn der Gattung im Einzelnen; Alles bezieht ſich, aber ohne Widerſtreit, ohne Schuld, die ein äußeres Verhältniß zur Gattung vorausſetzt, auf die engſte Perſönlichkeit, als die eigne, unbefangene, ſchuldloſe der Natur. Daher iſt auch die Geſchlechtsdifferenz, die innerſte vegetative Beziehung des Individuums zur Gattung, wie das allgemeine Umfaſſen derſelben durch das Bewußtſeyn, die Unendlichkeit geiſtiger und leiblicher Production, zurückgedrängt, nur angedeutet, nicht thätig. Daher in dieſem Frühling des Lebens Alles voll verborgener Bedeutung, die Unendlichkeit der Natur befangen im engen Kreiſe des kindiſchen Lebens, verſunken in ſtillen, unbefangenen Genuß; daher die Gewalt der unmittelbaren Gegenwart.

Im Jünglingsalter waltet das arterielle Syſtem der Reſpiration vor, mit ihm die größere Kraft und Beweglichkeit des Muskelſyſtems; ſelbſt die Krankheiten dieſes Syſtems ſind die herrſchenden: Lungenkrankheiten mancherley Art charakteriſiren dieſes Alter. Die ganze Geſtaltung deutet auf die thätige Hineinbildung der Animaliſation in die Vegetation, des Gehirns in das Herz, und was leiblich bezeichnet wird, das äußert auch die Seele. Es iſt das Alter der Hineinbildung des Individuums in die Gattung. Daher erwachen nun die

Geſchlechtstheile, die bis jetzt als fremde, der Organiſation nur im verſchloſſenen Keim angeheftet zu ſeyn ſchienen. Der Samen entwickelt ſich bei den Männern, der Uterus wird lebendig bei den Frauen, und beſtimmen die Richtung des Lebens, die auf Production der Gattung geht. So ſucht auch die Seele die Gattung geiſtig zu umfaſſen, zu geſtalten, und gebiert die rüſtige That, die, je näher dem Kindesalter, deſto mehr durch unbefangene Anſchauung des unmittelbar Gegebenen, je näher dem männlichen Alter, deſto mehr durch die Reflexion, die hervorbrechende Gewalt des Unendlichen der Gattung, bezeichnet wird. So ſtelle dieſer Sommer des Lebens die lebendige, feurige Hineinbildung beider Extreme des Lebens dar, die ſich in dem Leibe eines Jeden, in der Geſtalt der Geſchlechter, in der Form des lebendigen geiſtigen Daſeyns überhaupt freundlich begegnen, in beſtändiger Production befangen.

Im männlichen Alter waltet das gangliöſe Syſtem vor, ſelbſt in den Krankheiten. Daher die Affectionen des Magens, der Leber, der Milz, daher die Hypochondrie. Das männliche Alter bezeichnet das Uebergewicht der Unendlichkeit der Gattung, ſo geiſtig wie leiblich. Die Thätigkeit der Production, phyſiſch wie pſychiſch, nimmt ab, die Zeit der Früchte iſt hervorgetreten. Die Freude an der Zukunft wird mächtig. Die Aeltern ſehen den kommenden Frühling in ihren Kindern, der Mann ſucht die Folgen ſeiner Thaten für die Zukunft zu ſichern. An die Stelle der That tritt die beſonnene Reflexion, die die Zukunft umfaßt; je näher dem Jünglingsalter, deſto mehr leiblich mit Uebergewicht des arteriellen Syſtems, geiſtig von der That ergriffen; je näher dem Greiſenalter, deſto mehr leiblich mit Uebergewicht des venöſen Syſtems, geiſtig in die indifferente Ruhe des hohen Alters verſunken. Die Sehnſucht iſt das entſchiedene Merkmal des männlichen Alters, und deutet das beſtimmte Uebergewicht der Gattung über das Individuum, das von ſeinen eigenen Thaten ergriffen, in die reife Herbſtzeit des Lebens eingetreten iſt.

Im Greiſenalter iſt das nervöſe Syſtem auf eine entſchiedene Weiſe vorwaltend. Die Thätigkeit der Sinne nimmt ab, mit dieſer der Genuß; die Arterien verknochen, die rüſtige Bewegung des arteriellen Bluts und der Muſkeln hört auf, mit dieſen erſtirbt die That; ſelbſt die Energie, mit welcher der Mann die Zukunft umfaßt, erlahmt; die Sehnſucht verliert ſich in ruhige Gleichgültigkeit und das erlöſchende Leben ruht aus in dem Urgrund des Lebens und Todes. Alles deutet auf das Uebergewicht des allgemeinen Erdenlebens der Elemente. Still und ruhig erblickt der Greis, wenn er dem männlichen Alter näher ſteht, ſein Leben von ſeinen Thaten ergriffen, der Gattung hingegeben, und allmälich wird das Leben von der größern Peripherie der bewußtloſen Natur ergriffen.

Zwiſchen dem Jünglingsalter und dem männlichen liegt der höchſte Culminationspunct des Lebens, die höchſte geiſtige und Geſchlechtsreife, in welcher aller äußerer und innerer Gegenſatz überwunden, und die individuel (endlich) gewordene Unendlichkeit in Productionen (unter der Potenz des Lichts) als Handlung, (unter der Potenz der Schwere) als Generation hervorbricht *).

Betrachten wir nun die Art und Weiſe der verſchiedenen Epochen des menſchlichen Lebens der Idee nach, ſo iſt es klar,

---

*) Grundzüge, S. 195.

daß keine der andern vorzuziehen iſt; vielmehr ſind ſie, in ihrer äußern Beziehung angeſehen, alle ohne Werth, indem eine jede Epoche nur eine Relativität, einen Uebergang zu einer nachfolgenden, alſo nichts wahrhaft Eigenthümliches bezeichnet. Wenn wir alſo fragen: ob die Unbefangenheit des Kindes, die kräftige That des Jünglings, die Beſonnenheit des Mannes, oder der Gleichmuth des Greiſes vorzuziehen ſei? ſo hat dieſe Frage keinen Sinn; denn getrennt und abgeſondert betrachtet, hat keine jener Richtungen einen Werth, oder eine Bedeutung; und wie kein Temperament das andere verdrängt, vielmehr alle übrigen in ſeine Potenz aufnimmt, ſo auch die Art des verſchiedenen Lebensalters des Menſchen. Man wird uns einwenden können, daß die Alter des erwachenden und verlöſchenden Bewußtſeyns doch offenbar einſeitig fixirt ſind, daß in beiden von den mannichfaltigen Beziehungen des Lebens, die im Jünglingsalter, oder im männlichen Alter Statt finden, keine Spur gefunden wird: welches ſich allerdings ſo verhält, dem Scheine nach. Wenn wir aber die verſchiedenen Alter ihrem Weſen nach betrachten, ſo dürfen wir nicht daran zweifeln, daß die eigentliche Idee des innerſten Daſeyns in ſeiner ganzen Fülle auch da hervortritt, wo ſie ſich in der Erſcheinung verbirgt. Daher die hohe Achtung für ein hohes, wohl durchlebtes Alter, um welches ſich, in der tiefſten Ruhe, die Thaten eines reinen Lebens verſammeln; daher die geheime Bedeutung des kindlichen Alters, in welchem, wie in einem verſchloſſenen Keim, alle Thaten, und Entſchlüſſe des Jünglings und Mannes ruhen und das zukünftige Schickſal vorahnend anzeigen. Deswegen erſcheint uns das menſchliche Leben als ein bloßes Segment einer unendlichen Ellipſe, ſo daß wir zwar einen Theil der Bahn, und in dieſer die Richtung derſelben, aber keineswegs den ganzen Umfang überſchauen können. Die Kindheit zeigt uns die hervorſtrebende Intenſität einer werdenden Individualität, die aber ihren Urgrund in einer über aller Zeit liegenden Selbſtthat hat, wie Kant ſchon früher andeutete, und **Schelling** mit gewohnter Klarheit und Schärfe entwickelt hat. Das hohe Alter zeigt das hervortretende Seyn, die übermächtige Extenſität der Bahn, die Sonnenferne des Daſeyns, wie die Kindheit die Sonnennähe. Aber eben, weil es ein Segment einer Ellipſe, keineswegs eine bloße gerade Linie iſt, tritt nichts in eine bloß äußere Beziehung, ſondern durchdringt ſich in Allem auf jedwedem Punct, und nur für die Erſcheinung tritt der Punct des Gleichmaßes zwiſchen Jünglings- und Mannsalter als die höchſte Blüthe hervor. Wahrhaft und der Idee nach naturgemäß lebt daher nur der, welcher in ein jedes ſpätere Alter das Weſen des frühern hineinzubilden vermag. Daher der göttliche Spruch: Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, könnt ihr das Reich Gottes nicht ſchauen.

Wie ein Jeder, der aus ſeinem Temperament heraustritt, mit ſich ſelbſt in innern, nie zu löſenden Widerſpruch gerathen muß, ſo auch ein Jeder, der der Zeit ſeiner Entwickelung voreilt, und der in irgend einer Epoche ſeines Lebens gehemmt bleibt. Daher das widerwärtige Gefühl, welches bei einem jeden Unbefangenen jene pädagogiſche Puppen erregen, die wie Hunde oder Kanarienvögel äußerlich zugerichtet werden, bei welchen die aufgedrungenen Kenntniſſe der Geſinnung, als dem eigentlichen Boden derſelben, voreilen; daher die allgemeine Beobachtung der reinen Productionsloſigkeit ſolcher unglücklichen Opfer einer kläglichen Eitelkeit der

Erzieher; daher der unangenehme Eindruck eines kindiſchen Jünglings, wie eines altklugen; eines unbeſonnenen Mannes, wie eines kraftloſen; eines raſtloſen Greiſes, der durch kraftloſe That die innere, heitere Ruhe ſeines Alters ſtört.

So ſpricht der allgemeine herrſchende Sinn ſelbſt die innere Uebereinſtimmung der Natur und der Seele vernehmlich genug aus, und es iſt klar, daß in ihr das Princip der Verfinſterung ſo wenig geſucht werden kann, daß vielmehr eine Abweichung von ihr einen unvermeidlichen, nie zu erhellenden Schatten hervorruft.

Nachdem wir die Temperamente betrachtet haben, werden wir einen tiefern Blick in die innere Eigenthümlichkeit der Seele werfen, um dort das eigentlich Organiſirende und Temperirende der Temperamente zu erkennen. In und mit dieſem Princip ſteigern ſich die Elemente erſt zum Temperament, ſo wie es ſelbſt ohne Temperament keine Bedeutung hat, indem es als das innere Band derſelben hervortritt. Mit dieſem Band iſt erſt die Naturgeſtalt der Seele vollendet, und in ihr pſychiſch nachgewieſen, was in der leiblichen Geſtalt als Herz und Gehirn ſich zeigt. Dieſes innere Band iſt alſo der ruhende Mittelpunct der Seele, wie das Gehirn der Mittelpunct des Leibes, und kann eben ſo wenig in eine äußere Beziehung gegen das Temperament treten, wie das Gehirn gegen das Herz. Das Band iſt vielmehr in der unendlichſten Verknüpfung durchaus unabhängig. Es iſt das wahrhaft Centrale, dasjenige, wodurch die Functionen der Seele als in ſich organiſirt, und alle Seelen unter einander in einer großen Organiſation begriffen erſcheinen. „Es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt Ein Geiſt.“ Wie Luft und Erde, Inſect und Pflanze, Begierde und Sehnſucht ſich durchdringen in den ſenſibeln Thieren, wo das Gehirn, als ruhender Mittelpunct, als Band der Hineinbildung, ſich geſtaltet: ſo alles Beſtreben der Seele in der Einheit des rein Eigenthümlichen, wo die freudige Gabe innerlich gedeiht. Denn keine Gabe ſchließt die übrigen aus, weder in ſich, noch außer ſich; wie das Wort die Liebe und das Leben beſtätigt, bejaht ſie Alles, in ſich und außer ſich.

Die Naturgabe (ſo genannt, weil ſie nimmer mag erworben werden können, da alles Erworbene äußerlich ergriffen wird und auf endliche, beſchränkte Weiſe entſpringt, des Geiſtes Gabe aber auf eine ewige, wahrhaft unzeitliche Weiſe iſt, daß keiner weiß, wo ſie herrührt, oder von wannen ſie kömmt) iſt das wahrhaft Centrale, die Seele der Dinge, in welcher ſich jegliches Ding auf ſeine Weiſe zu ſchauen vermag. Denn das lehrt uns die Forſchung, daß in einem jeden Ding alle Dinge ſind, und daß die ganze Welt und Unendlichkeit allenthalben kann geſchauet werden. Nur iſt das Ding von allen Dingen äußerlich ergriffen und gefeſſelt und die Unendlichkeit der innern Freiheit iſt außer ihm geworfen in das Ganze des Univerſums, es ſelbſt aber wird nur in den Feſſeln des Bandes geſchauet. Die Freiheit des Dinges aber iſt ſein Erkennen, und dieſes blüht auf in der Seele. So vielfältig nun, als die Dinge und ihre Verhältniſſe, ſo vielfältig iſt auch die Geſtaltung der Seelen, in welcher das Band, das in der äußern Natur nach außen geworfen iſt, ſich nach innen wirft und Selbſtgeſetz eines eigenthümlichen Daſeyns wird. Dieſe Gabe kann zurückgedrängt, verſchlungen ſeyn von den mannichfaltigen Bedürfniſſen des Lebens; immer aber iſt ſie da, als das Bezeichnende eines eigenen Daſeyns. Je reiner ſie hervortritt, deſto freudiger gebiert ſich das Ordnende, jedwede

Richtung Verklärende; denn dieſes, ſei es in Wiſſenſchaft, Kunſt, oder That, offenbart ſich am herrlichſten, wo ſich das Eigenthümliche in ſeiner urſprünglichen Geſtaltung am reinſten ergriffen hat, wo es am innigſten mit Allem verbunden iſt, und wo auf eine beſtimmte Weiſe die äußere Trennung, die ſtille Verſenkung des Gemüthes in ſich ſelber, und die, wie aus einem innern Abgrund ſich ſelbſt ſuchende und findende Natur darſtellt, wie auch die niedern Thiere am meiſten von der äußern Gewalt der Elemente ergriffen ſind, die höhern aber, indem der innere ſinnende Geiſt der Natur in ihnen erwacht, am deutlichſten von allen äußern Verhältniſſen getrennt erſcheinen. Und wie die Geburt des Menſchen den Sieg des Lebens in der Erdgeſchichte darſtellt, ſo ſind auch in der Geſchichte des Menſchen diejenigen Zeiten vor allen zu ſchätzen, als die herrlichſten und am meiſten organiſchen, in welchen alle Gabe, alſo die freie Geſtaltung der Seelen ſich unbehindert regen kann, wie die freiere Form höherer Gattungen in der organiſchen Epoche der Erde.

Die Naturgabe (das Talent) verhält ſich zum Temperament, wie das Centrum zur Peripherie, wie das Gehirn zum Herzen; aber wie die höhere Animaliſation eben das Gleichſetzen (die Aſſimilation) des Gehirns und Herzens iſt, ſo iſt das Leben der Seele (ihre reine Eigenthümlichkeit) nur aus der Einheit des Temperaments und Talents zu begreifen. Aeußerlich zwar ſcheinen ſie verſchieden und durchaus getrennt; ſelbſt die Principien ihrer Geſtaltung ſcheinen aus unendlich entfernten Welten zu entſpringen. Das Elementariſche iſt, wie in der Vegetation, vorwaltend in den Temperamenten, es iſt das Aeußerliche, die Offenbarung des Talents; und da ein jedes Talent das Unendliche der ganzen Natur in ſich begreift, ſo geſtalten ſich auch in einem jeden alle mögliche Temperamente, als eben ſo viele Modificationen der temperirten Elemente. Daher die ſchon oben angedeutete Beobachtung, daß die verſchiedenſten Talente bei den nämlichen Temperamenten Statt finden. Aber die wahre Eigenthümlichkeit, die reine Naturgeſtalt der Seele, die pſychiſche Phyſiognomie derſelben, die äußerlich wird in der eigenſten Geſtalt des Leibes und Eins iſt mit dieſer, zeigt ſich in der Einheit beider Principien, deren Ausdruck das Leben ſelbſt iſt. Das Talent, getrennt von jener Harmonie des äußern Lebens, die als das Ordnende des Temperaments erſcheint, (die Sittlichkeit) hebt ſich ſelber auf, widerſpricht ſich, tritt hervor als innere, ſich ſelbſt verzehrende Lüge, als zerſtörende Verneinung, die fruchtlos ſich ſelbſt in der innern Leere der Vereinzelung ſucht. Das Temperament, getrennt von jenem innern ſtillen Sinnen einer eignen Gabe, wird von dem Elementariſchen ergriffen, daß die Sehnſucht ſich in Verzweiflung und unheilbringendes Brüten, der Genuß ſich in zehrende Begier, die That ſich in feurige Vernichtung, der Gleichmuth ſich in leeren Stumpfſinn verkehrt.

Je reiner der Menſch ſeine Naturgeſtalt ergreift, je vollkommner er das Maß, die Grenze derſelben erkennt und achtet, deſto milder und freudiger keimt das Leben und Daſeyn hervor. In ſeinem Innern treten aus dem Chaos trüber Gedanken und Empfindungen, wie in der geſchichtlichen Entwickelung der Erde aus der rohen Maſſe und den ſich widerſtrebenden Elementen, eine heitere Welt äußerlich beſtimmt geſonderter, innerlich geiſtig verbrüderter Geſtalten hervor. Seine Nähe, ſein Leben iſt ein Segen für ſeine Zeit; denn freier fühlt ſich in der Sonne des Freien jegliches Gemüth, und das Elementariſche und Widerſtrebende flieht in den finſtern Grund, dem höhern Leben dienend, wie in der organiſchen Epoche der Erde. Ja dieſe reine Naturgeſtalt iſt das wahrhaft Göttliche, das Ordnende der Elemente, das Bändigende der Zeit, durch deſſen Gewalt gezwungen die Bahn der Erde und der Geſtirne beſtimmt wird, verſtändige Regel und Geſetz in allem Leben waltet, der heilige ſchaffende Wille in ſeiner höchſten Reinheit und vollendeten Glorie geſchauet.

Der Menſch iſt alſo in einer ſeligen Einheit mit der Natur geboren, und dieſe ſoll er nie aufheben. Alle Sagen der uralten Vorzeit haben dieſes bezeichnen wollen. Mit der Natur und mit dem Göttlichen verbunden erſcheint er in dem goldenen Zeitalter, das aller Geſchichte vorangeht. „Mens sana in corpore sano.“ Krankheit und Verwirrung, Widerſtreit und Vernichtung durch die Elemente, wie durch das entzweite Gemüth, entſpringen aus der Trennung von der Natur; Heiterkeit und Friede aus der tiefen, ſchuldloſen Verknüpfung mit ihr.

Was wir, wenn gleich etwas uneigentlich, die Naturgeſtalt der Seele genannt haben, um ſie in ihrer unendlichen Beſtimmtheit als Gegenſtand der innern Anſchauung zu bezeichnen, können wir auch die urſprüngliche Natur der Seele überhaupt nennen, wie ſie aus Gott geboren iſt. Den Himmel, das Paradies der Seele, nennt es die Religion, das, worin bei allem Wechſel ewig die höchſte Einheit und das Unveränderliche durchblickt. Es iſt die wahre Natur der Seele; denn es iſt das innerſte, heiligſte Eigenthum, die eigentliche Welt einer jeden Seele, in welcher ſie und der Gott in ihr gebietet und regiert. Es iſt die gemeinſame Welt aller Seelen, das eigentliche Weſen und die Herrlichkeit Gottes, auf eine eigenthümliche Weiſe beſtätigt in einer jeglichen. Wir haben ihren Urſprung verfolgt aus dem tiefſten Grunde der Natur, haben geſehen, wie ſie geboren ward, indem der Widerſtreit der Elemente, und der äußere Kampf zurückgedrängt ward; wie die Nacht und die Finſterniß vor ihr flieht, und wie ſie ſich geſtaltet in den heiterſten Tag des ſiegenden Lichts. Daher iſt die Nacht nicht aus der Seele verſchwunden, wie ſie auch in der Natur waltet; aber ſie iſt durchſichtig geworden, gebändigt, wie auch, nach Schellings trefflichem Ausdruck, in Gott ein Quell der Traurigkeit iſt, die aber nie zur Wirklichkeit kömmt, ſondern zur ewigen Freude der Ueberwindung dient.

Wie verworren auch das Leben iſt, von welchem wir ergriffen ſind, wie trübe und verſchleiert, verzehrt und krankhaft wir uns wechſelſeitig in einander und im Innern des entzweiten Gemüths ſpiegeln, ſo iſt doch nie die Urgeſtalt aus der Seele verſchwunden. Wie ſie in der urſprünglichen Reinheit milde und lichtvoll, gelinde und freudenreich iſt, ſo iſt ſie mahnend und ſtrenge, herbe und finſter, grimmig und trübe in der verfinſterten Abweichung; die Spuren verlorner Ruhe verkehren ſich in ewige Quaal (des Gewiſſens) und ſelbſt der Ruchloſeſte verliert nie die Erinnerung eines verlornen Paradieſes, deſſen Bild in einem jeden Gemüthe, wie in der Geſchichte, dem verworrenen Leben mit ſeinem erloſchenen Glanze vorangeht.

So zeigt ſichs alſo, daß wir in der Natur, in ſofern ſie der Idee nach betrachtet wird, keineswegs das Princip der Krankheit und der Verfinſterung zu ſuchen haben, daß vielmehr in ihr die Geſundheit gegründet iſt, und daß eine jede Abweichung der Seele in einer Rückſicht wahrhaft widernatürlich genannt werden kann. Anſtatt alſo der Löſung des Problems näher zu treten, ſind wir weiter als je davon entfernt, und es iſt klar, daß die Unterſuchung einen ganz andern Weg einſchlagen muß.

Ehe wir aber weiter gehen, wird es nöthig ſeyn, eine Behauptung näher zu beleuchten, die dem, was wir bewieſen zu haben vermeinen, geradezu widerſpricht, diejenige nämlich, daß die Natur und die Seele ſich widerſtreiten, daß der Gewinn der einen mit dem Verluſt der andern immer und unabläſſig verbunden wäre, und daß das Heil der Seele nur durch einen Sieg über die widerſtrebende Natur, die als die Wurzel aller Verfinſterung und Krankheit derſelben betrachtet wird, zu erlangen ſei.

Die Täuſchung nun entſteht daher, daß man nicht die Natur an und für ſich, nicht die wahrhafte Natur, ihrem Weſen nach, ſondern nur das Afterbild derſelben betrachtet. Jene göttliche Natur, welche aus der Verwirrung des äußern Scheins für die innere Betrachtung heraustritt, iſt nur auf geiſtige Weiſe, d. h. in der vollkommenſten Einheit von Seele und Leib; dieſe, die todte, durch die Trennung erſt entſtandene, ſich in eigenem Scheine vernichtende, iſt vielmehr ein Product der Corruption, als Grund derſelben. Der Unterſchied von Gut und Böſe iſt keineswegs das Höchſte; die reinſte Naturgeſtalt hebt dieſen Unterſchied in der Anſchauung der Unſchuld auf, und der Fall trat, der alten Sage nach, erſt mit jener Unheilbringenden Unterſcheidung ein. Der Widerſpruch, der durch die Trennung zwiſchen Seele und Natur entſteht, findet nicht bloß zwiſchen dieſen Statt, er iſt vielmehr allenthalben, und die Natur in ſich, die Seele in ſich widerſprechen ſich eben ſo. Ein allgemeines Gefühl belehrt uns auch, daß die Natur die Schuld von ſich abweiſt, und wiederum der Seele aufbürdet. Der tiefe Grund der Verfinſterung, die alle Glieder der eigenthümlichen Welt der reinen Naturgeſtalt mit ſich in Widerſpruch gebracht hat, muß nothwendig aus dem innerſten Kern ihrer geiſtigen Einheit mit ſich ſelber entſprungen ſeyn. Wie dieſes nun auch möglich ſei, was uns allerdings bis jetzt unbegreiflich iſt, ſo wird es doch einem Jeden einleuchten, daß die Krankheit der ganzen Organiſation keineswegs irgend ein abgeſondertes Glied deſſelben treffen kann.

Man wird uns vielleicht vorwerfen, daß wir den Zweck dieſer Zeitſchrift zu ſehr aus den Augen verloren haben, indem wir dem geſunden Zuſtande der Seele, in welchem ſie keinesweges pſychiſch, vielmehr in der ununterſcheidbaren Einheit mit ihrer Natur geſtaltet wird, eine eigne Betrachtung widmeten. Wir möchten aber vielmehr behaupten, daß die Betrachtung noch immer viel zu allgemein gehalten iſt, und daß es zur Ausbildung der höhern Arzneikunde nöthig ſeyn wird, die Naturgeſtalt der Seele in ihrer individuellen und geſonderten Beſtimmtheit viel genauer zu betrachten. Selbſt, wenn es uns nicht gelingen ſollte, in den tiefen Grund der Verfinſterung der Seele hineinzudringen, wird doch eine wirkliche Heilkunde derſelben nie möglich ſeyn, wenn wir das eigenthümliche Maß und die Art der Geſundheit derſelben nicht als Urtypus bei unſerm Verfahren zu Grunde legen. Der Arzt, wenn er eine leibliche Krankheit zu heilen ſucht, muß auch dann, wenn er den tiefen Grund derſelben nicht erkennt, nothwendig von einer gegebenen Anſchauung der Geſundheit ausgehen, um durch dieſe die Art der Abweichung und die Weiſe der Heilung zu beurtheilen. Eine ſolche Anſchauung iſt, ſelbſt in der Krankheit, dem Arzt unmittelbar gegeben. Nicht ſo, wenn das innerſte Centrum des Daſeyns verfinſtert iſt. Hier iſt uns die wahre geſunde Geſtalt faſt immer verborgen, und der Grund, warum die ſogenannte Pſychologie bis jetzt ſo verworren erſcheint, liegt eben darin, daß man nur Einzelnes mit Einzelnem verglich, Verwirrungen und Krankheiten durch andere, nicht durch die Geſundheit ſelbſt zu begreifen ſuchte. Eine jede Verfinſterung der Seele entſpringt aus dem innerſten Kern des eigenthümlichen Daſeyns, und kann nur hier, keineswegs durch eine lockere und oberflächliche Vergleichung mit andern Fällen aus einer andern Welt, die eine äußere Aehnlichkeit haben mögen, begriffen werden. Der Schwindel, der die Seele ergreift und ſie der eignen Gewalt entreißt, hat nothwendig einen allgemeinen Typus, und wird, äußerlich angeſchauet, auf eine ähnliche Weiſe bei den verſchiedenſten Gemüthern hervortreten; aber nur, wenn uns dieſer allgemeine Typus in ſeiner innerſten Eigenthümlichkeit entgegen tritt, haben wir das Weſen der Krankheit begriffen. Daher ſtehen die vielen pſychologiſchen Erfahrungen ſo leer neben einander, und zeigen uns nichts als Curioſitäten, die die Wiſſenſchaft um keinen Schritt weiter bringen.

III.

Um uns zur nachfolgenden Betrachtung vorzubereiten, wollen wir die Aufgabe und ihre Schwierigkeiten näher zu beleuchten ſuchen:

Es werden Krankheiten der Seele angenommen. Krankheit findet aber nur Statt, wenn ein Widerſpruch in der erſcheinenden Organiſation hervorbricht, keineswegs bei einer Abweichung von der herrſchenden, und in ſofern, wenn die

Organiſation der Idee nach betrachtet wird, geſunden Form überhaupt. So kann ein mißgeſtalteter Körper zwar die Anlage zu Krankheiten eigenthümlicher Art enthalten, wie dieſes auch bei dem ſchönſten Statt findet; aber daraus folgt nicht, daß ſie nothwendig mit der Mißgeſtalt gegeben ſind; dieſe kann ſelbſt vollkommen geſund ſeyn. So iſt die Seele geſund, wenn ſie mit ſich ſelbſt in keinen erſcheinenden Widerſpruch geräth, wenn ſie gleich in ſich, oder der Idee nach, noch ſo mißgeſtältet iſt. Das Unſittliche iſt offenbar in einem tiefen Widerſpruch mit ſich ſelbſt und hebt ſich in ſich ſelbſt auf, aber keineswegs in der Erſcheinung. Vielmehr ſehen wir nicht ſelten einen größern Aufwand von Energie, Verſtand, Beſonnenheit dem Böſen, als ſelbſt dem Guten zu Gebote ſtehen, und Alles was ſich blos auf die Sittlichkeit bezieht, iſt dadurch vollkommen von unſerer Unterſuchung ausgeſchloſſen. Auch beſteht die Heilung keineswegs darin, daß man die Sitten beſſert, welches, wie bekanntlich durch keine äußere Curmethode möglich iſt, ſondern nur darin, daß man den Kranken ſich ſelbſt wiedergiebt. Was er aus ſich machen will, iſt offenbar dem pſychiſchen Arzt gleichgültig. Deswegen ſteht die pſychiſche Krankheit auch mit der Unſittlichkeit in keinem geraden Verhältniß, wenn es auch gewiß iſt, daß beide im tiefſten Grunde einerlei Urſprung haben. Der Wahnſinn kann den ſittlich Beſſern ergreifen, während der Bösartigſte von ihm nichts zu befürchten hat. Es iſt alſo gewiß, daß die Unſittlichkeit und die Krankheit der Seele ganz von einander getrennt werden müſſen. Aber den Urſprung haben ſie im tiefſten Grunde mit einander gemein. Die alte Sage läßt alles Uebel des Lebens mit der Abweichung der Seele anfangen, ſo daß nicht blos der erſcheinende Menſch mit ſich in einem innern Widerſpruch iſt, ſondern auch ſeine Welt. Alles Unheilbringende und Zerſtörende der Natur, der Widerſtreit ihrer Kräfte und das verwirrende Chaos des feindlichen Zufalls läßt ſie aus der Seele entſpringen. Wahrlich mit Recht! Denn die Seele iſt mehr als die bloße Erſcheinung, ſie iſt die aſſimilirende organiſirende Kraft des Univerſums, auf eine beſtimmte Weiſe geſchauet, alſo die Einheit des ſinnlichen Daſeyns und ſeiner Welt. Wie nun mit der Geburt der reinen Seele Ordnung und Maß, friedliche Uebereinkunft und innere Harmonie der Kräfte hervortreten, ſo muß die Abweichung der Seele den ſchlummernden, bekämpften Rieſen der Natur hervorrufen, mit dieſem in ein Bündniß treten, und das ganze Leben in ſeinen verborgenſten Tiefen verfinſtern. In der Peripherie der ſogenannten äußern Natur ruht die nämliche Seele; allenthalben iſt ſie ganz, und Abweichung wie Ordnung, tritt ihr, je nachdem ſie innerlich rein und friſch, oder abgewichen iſt, allenthalben entgegen. Daher hat alles Uebel der Welt ſeine centrale Bedeutung in einer jeden Seele, und kann, ſelbſt wo es ſcheinbar bleibt, gehoben werden in einer jeden, wie uns diejenigen Gemüther zeigen, die mit ſich und ihrem Gott in Frieden Alles tragen, und von Allem getragen werden, durch den höhern Genius des innerlich geſunden Lebens geſtützt, „daß ſie ihren Fuß an keinen Stein ſtoßen.“ — Aber eine jede Seele trägt den Grund der Verfinſterung in ſich; von dem innern Kern der Seele aus verbreitet ſie ſich in immer größern Kreiſen, wie ein geheimes Contagium, über alles Leben, dieſes anſteckend; und da die Seele urſprünglich frei iſt, und das Bündniß mit dem Böſen nicht in der urſprünglichen Natur, ſondern in dem eignen Willen gegründet iſt, ſo iſt in einer jeden Seele ein chaotiſches Gemiſch von Haß und Liebe gegen die Urgeſtalt in ihrer Reinheit (die der Abweichung gegenüber als das Gute erſcheint) und gegen das Böſe, gegen die Abweichung ſelbſt. Das iſt das Grauen, das tiefe Elend der Seele; nicht daß das Böſe ſie äußerlich trifft, ſondern daß ſie ein Bündniß mit ihm geſchloſſen hat, daß ſie das Böſe will, und doch nicht will, weil der Urwille, die reine Naturgeſtalt ſich nicht aufheben läßt. Daher das Grauen, das uns ergreift, das tiefe Erdbeben in dem Innerſten der Seele, das furchtbare Gefühl, daß wir ſelber gegen uns ſelbſt ſtreiten, daß wir die Zerſtörung, den Widerſtreit der Elemente wollen und nicht wollen, ſo wie wir den innern Frieden wollen und nicht wollen. Dieſer unentſchiedene Kampf iſt das Leben. Aber wie die Seele nicht ihren Sitz hat in irgend einem Organ des Leibes, kann man auch behaupten, daß ſie, ihrem Weſen nach, auch nicht ihren Sitz hat in dem erſcheinenden Leibe; ſie iſt das Centrum ihrer eignen Welt, die unendliche Gegenwart des Univerſums in ſeinen unermeßlichen Kreiſen, ihre eigene deutlichere, oder undeutlichere Erinnerung, die, nirgends begränzt, auf eine unendliche Vergangenheit deutet, und die Ahndung, der ſich eine unendliche Zukunft eröffnet. Alle dieſe Formen alſo heben ſich im Centralen der Seele. Aber hier findet ſie die Abweichung, die alſo ſo urſprünglich ſeyn muß, wie die Urgeſtalt ſelbſt. Keiner kann ſagen, er ſei zu einer beſtimmten Zeit, unter beſtimmten Umſtänden abgewichen, und doch fühlt er die Abweichung in jedem Augenblick, als die eigene That. Aber dieſe böſe That konnte nicht das Centrum allein angreifen; ſie hat, des organiſchen Verhältniſſes wegen, die ganze organiſche Epoche angegriffen, und in dem heitern Reich des Friedens den nie zu tilgenden Zwieſpalt erregt. Das unaustilgbare Gefühl, daß dieſer

Zwieſpalt im Urgrunde alles Daſeyns nichtig ſei, in Gott verſchwindet, daß alſo, was wir eigenwillig im Innern der Seele, als zu unſerm Weſen gehörend, aufgenommen haben, vernichtet *iſt*, ſtellt ſich uns als *Schickſal* dar. Da der Zwieſpalt, der in der Natur gehoben iſt, ganz in die Seele getreten iſt, und nur *dieſe* da iſt, ſo tritt die Gewalt der Elemente und die ganze Kraft des ſiegenden Lichts zugleich in ſie, beide aber ſteigern ſich, und mit der unendlichen Klarheit des belebenden Lichts tritt auch der tiefe Abgrund der Finſterniß hervor. Nicht daß der finſtere Abgrund verſchwindet, beſtimmt die Urgeſtalt der Seele; ſie ſelbſt würde mit ihm verſchwinden, denn ſie iſt ja urſprünglich in ſeinem Schooße geboren und gebildet, wie wir dargeſtellt haben; ſondern daß der Abgrund, wie in der organiſchen Epoche der Erde, in die Potenz des Lichts aufgenommen iſt, dieſem dienend. Wer nun ein feſtes entſchloſſenes Bündniß mit dem Böſen geſtiftet hat, in deſſen Seele muß das Licht mit ſeiner ganzen Kraft der Finſterniß dienen, und nicht an ſich, wohl aber für die Erſcheinung tritt das Böſe, obgleich im Urgrunde alles Seyns nichtig, doch in dem Kampf des Lebens als das Siegende hervor. Auch fühlt ein ſolcher das Zagen der Seele, für die Erſcheinung wenigſtens, in geringerem Maße, weil er, von dem Schickſal ganz ergriffen, in höherm Sinne, ihm ganz dient, ſo wie er ihm ganz widerſtrebt. Daher die Beſonnenheit und ſcheinbare Ruhe des entſchloſſenen Böſewichts, und die Beobachtung, daß ein ſolcher weniger vom Wahnſinn ergriffen wird. Wer aber innerlich dem Lichte zugehört, der ſtellt die organiſche Epoche in ſeinem Innern wieder her, ſo wie das Schickſal nichts anders iſt, als die Wiederherſtellung, oder das urſprüngliche Seyn derſelben in der Gottheit. Dieſes hat daher keine Bedeutung für ihn. Doch es giebt keinen entſchiedenen Böſewicht, ſo wie es keine Urgeſtalt giebt, im erſcheinenden Leben; nur entfernte Annäherungen zu dem einen, oder andern Extrem vermag der Sterbliche zu erreichen, und dieſes Schwanken iſt der verborgene Wahnſinn, der verſchloſſene Keim der Krankheiten der Seele. Denn weil der Menſch, mit dem Abgrund verbündet, gegen das Licht tritt, es aber nicht überwältigen kann, mit dem Licht verbündet gegen den Abgrund tritt, ihn aber nicht zu feſſeln vermag, ſo entſteht, doch nur in der Erſcheinung und für ſie, jener Schwindel, der die Seele ergreift, das Centrale verſchwinden läßt, wilde Oscillationen hervorruft, und den Willen, die eigene That in ſich ſelber lähmt. Daher kann der Wahnſinn dem Guten näher liegen, als ſelbſt der Verſtand. Die Alten kannten einen göttlichen Wahnſinn, der den Knoten zerhaute, der nicht zu löſen war; und wer kennt nicht jenen ſtillen rührenden Wahnſinn der zerbrochenen Unſchuld, des getäuſchten Vertrauens?

Wir müſſen alſo den Grund der pſychiſchen Krankheiten innerhalb der Seele ſelbſt ſuchen. Doch eine Menge Schwierigkeiten treten uns entgegen, die wir uns keineswegs verhehlen werden. Indem wir uns zu der fortgeſetzten Unterſuchung vorbereiten, ſei es uns erlaubt, die wichtigſten derſelben hier kurz anzudeuten!

Erſtens nimmt die Löſung des Problems Theil an allen Schwierigkeiten, die mit den Unterſuchungen über den Urſprung des Böſen nothwendig verknüpft ſind, und dieſe liegen uns hier näher, als bei andern äußern Uebeln, die uns treffen, weil die Krankheiten der Seele mit ihrem urſprünglichen Zuſtand in der genaueſten Verbindung ſtehen.

Dann aber, wenn wir auch dieſes tiefe Problem als zu entfernt betrachten wollen, treten Schwierigkeiten hervor, die bei der Betrachtung der Krankheiten ſich von ſelbſt aufdringen. Wie kann auf dem Boden der Freiheit das Unfreie entſpringen, und die Seele durch die eigene That der eigenen That entſagen? Wie kann die äußere Natur den Willen in ſich ſelber brechen — wie in der Raſerey des Fiebers u. ſ. w.? Wie kann die Seele, wenn ſie ſich ſelber verloren hat, ſich durch äußere Hülfe wiederfinden? Eine Schwierigkeit, die zwar bei einer jeden abgewichenen (kranken) Organiſation ſich aufdringt, auch bei der Erziehung, und durch eine angenommene Paſſivität des Erziehers, ſo lange ſein Einfluß zugegeben wird, keinesweges gehoben iſt, hier aber mit doppelter Stärke uns entgegentritt, und faſt die Möglichkeit einer pſychiſchen Heilkunde bezweifeln läßt!

Doch wenn auch dieſe Schwierigkeiten gelöſt würden, oder wenn wir, ohne ſie zu löſen, eine pſychiſche Heilmethode für möglich hielten, ſo wie eine empiriſche phyſiſche Heilung möglich iſt, ohne Kenntniß des innern Weſens der Krankheiten überhaupt, ſo zeigt ſich doch auch hier eine Verſchiedenheit unter beiden, die gegen die Möglichkeit der erſten beſtimmt zu ſprechen ſcheint.

Der Arzt hat eine deutliche Anſchauung des geſunden Zuſtandes des menſchlichen Leibes, er kann eine jede Abweichung in ihrer Entſtehung ergreifen und die Art und Weiſe derſelben beſtimmt auffaſſen. Beſtimmte Arzneymittel zeigen eine beſtimmte Wirkungsart, und ſo hat er feſte Haltpuncte der Erfahrung. Vergleichungen, Combinationen ſind möglich, deren Glieder bekannt ſind, deren lebendiges Wechſelverhältniß ſich anſchaulich machen läßt. Wie ſollen wir aber den urſprünglichen geſunden Zuſtand der Seele ergreifen? Wo das beſtimmte Maß für die Abweichung finden und die Geſetze derſelben erkennen? Welche ſind beſtimmte Heilmittel, denen man eine beſtimmte Wirkung zutrauen darf? Sind die Glieder der Combination ſchwankend, wie kann ſie ſelbſt Sicherheit gewinnen?

Ein reflectirendes, analytiſches Verfahren, welches die Abweichungen mit den allgemeinen Geſetzen des Denkens zuſammenhält, mag in anderer Rückſicht verdienſtlich ſeyn; hier aber iſt es das Troſtloſeſte und Unfruchtbarſte von der Welt. Es iſt für die Pſychologie, was die Mathematik für die Naturwiſſenſchaft iſt. Was wir eben ſuchen, Kenntniß des Eigenthümlichen, entgeht uns ganz; und mit der Logik, und mit reflectirenden Betrachtungen hat man noch niemals einen Wahnſinnigen geheilt.

Ueber die menſchlichen Racen.

Was ich hier liefere, ſoll den Standpunct bezeichnen, aus welchem ich ſeit mehrern Jahren dieſen Gegenſtand betrachte, ſoll die Hauptpuncte herausheben, auf welche es bei der Unterſuchung vorzüglich ankommt, und ihr Verhältniß zu einander angeben, ſoll die herrſchende Anſicht prüfen und endlich das Ziel, nach welchem ich auf dieſem Wege ſtrebe, in allgemeinen Zügen andeuten.

Der Gegenſatz zwiſchen Ureinwohnern und Eingewanderten tritt uns, bei einem allgemeinen Ueberblick des menſchlichen Geſchlechts, allenthalben entgegen. Ein Gegenſatz, der bei einer Unterſuchung der menſchlichen Racen vor Allem ſcharf in das Auge gefaßt werden muß!

Folgende Beziehungen finden hierbei Statt:

Entweder ſind die Keime der geiſtigen (geſchichtlichen) Entwickelung den Ureinwohnern eigenthümlich, ſo daß wir keine fremden eingewanderten Völker wahrnehmen, durch welche ſie erſt dem Urvolke mitgetheilt wurden. So erſcheinen die Hindus, die Perſer, die tartariſchen Stämme der Lamas, die Chineſen. Wenn auch hier, wie allenthalben, wo in einer frühen Urzeit ſich Keime der Geſchichte entwickelt haben, mancherlei Bewegungen und Ueberlieferungen Statt fanden, ſo läßt ſich der Gegenſatz von einem rohen, der äußern Natur unterworfenen Urvolk und einem geſchichtlichen fremden doch nicht feſthalten.

Oder, dieſer Gegenſatz zeigt ſich klar und unzweifelbar, wie in der Geſchichte aller europäiſchen Völker. Die eingewanderten geſchichtlichen Völker fanden rohe Urſtämme vor. Dieſer Gegenſatz iſt für Griechenland und Italien, ja ſelbſt für Aegypten, in neuern Zeiten vorzüglich mit Sorgfalt herausgehoben und ein Gegenſtand allgemein bekannter, tiefer Forſchungen geworden. Hierbei finden aber mehrere Fälle Statt, je nachdem die Gewalt der Geſchichte über die äußere rohe Naturkraft ſiegte, je nachdem die Urſtämme ſelber an der Entwickelung Theil nahmen, oder der höhern Veredlung widerſtrebten. Im letztern Falle fand man Spuren des Gegenſatzes, die in allen Verhältniſſen der Geſellſchaft ſich zeigten und nie ganz verdrängt wurden; Spuren, die die Geſtalt der menſchlichen Verhältniſſe bedingten und keinesweges nur in einer Richtung hemmend wirkten! Vielmehr müſſen wir behaupten, daß der Gang der Entwickelung, der den Gegenſatz feſthielt, auch das rohe Urvolk zwar überwand, aber nicht innerlich zu befreien vermochte, auch hemmend für die geſchichtlichen Stämme wurde. So entſtanden die Heloten der alten, ſo die Leibeigenen der neuern Geſchichte. Es iſt hier nicht der Ort, die vielen Einſchränkungen, die dieſe Behauptung, wenn man es wagen wollte, ihr eine zu große Ausdehnung zu geben, nothwendig erleiden müßte, zu unterſuchen. Hinreichend ſcheint es uns für den vorliegenden Zweck, wenn man uns zugiebt, daß jener uralte Gegenſatz durch dieſes Verhältniß angedeutet iſt. Aber die Art, wie er feſtgehalten wird, kann ebenfalls verſchieden ſeyn. Wird das Urvolk entſchieden unterjocht, ſo iſt dennoch der Keim einer völligen Aufhebung des Gegenſatzes da; denn Sclaven können frei werden, die Gewalt der Entwickelung wirkt allmälich und der Sinn der chriſtlichen Geſchichte Europas iſt eben dieſe allgemeine, wechſelſeitige Befreiung. Aber die geſchichtlichen Völker wirken auch nicht ſelten vernichtend auf die Urſtämme. Der Gegenſatz wird aufgehoben, aber nicht durch Befreiung und Veredlung, ſondern durch Vertilgung, wie jetzt in Nordamerika, wenigſtens zum Theil; ein Verhältniß, welches auch in der uralten Geſchichte europäiſcher Völker öfters ſich aufzeigen läßt! Aber die Stufe der geſchichtlichen Entwickelung beſtimmt auch ihre aſſimilirende Gewalt. In Europa iſt dieſe ſo mächtig, daß der Gegenſatz nur noch für eine dunkle Erinnerung da iſt, und durch ſie in wenigen veralteten Inſtitutionen der Geſellſchaft erkannt wird. In mehrern außereuropäiſchen Gegenden verhält es ſich anders. Urſtämme erhielten ſich neben den Eingewanderten in roherm Gegenſatz. So in Mexiko. Ja völlig ſind die Keime der eingewanderten Völker wieder verſchwunden, wie in dem mächtigen Miſſiſippithale und in Grönland. Unter andere tiefer ſtehende Stämme zum Theil gemengt, leben die, wenn auch nur wenig gebildeten, doch durch Geſtalt und Sitten edlern Beetjuanen, an der Oſtküſte von Afrika. Am roheſten ſcheint der Gegenſatz da, wo das Urvolk, nach den innern Gegenden zurückdrängt, von eingewanderten Völkern kreisförmig umgeben iſt. So ſind im kaukaſiſchen Gebirge (nach einem mir gütigſt mitgetheilten trefflichen Aufſatz, deſſen Bekanntmachung ich übernommen habe), die Abaſſiner, Oſſen, Kiſten, als die Urſtämme, die Lesgier, als früher Eingewanderte, ſämtlich umringt von ſpäter hinzukommenden Völkern, die die Abhänge des kaukaſiſchen Gebirges und die Gegenden nach dem ſchwarzen und caſpiſchen Meer zu bewohnen. Die Tſcherkeſſen bewohnen den nordweſtlichen Abhang, die im engeren Sinne ſogenannten Tataren den nordöſtlichen und den Abfall nach dem caſpiſchen Meer zu, die Mingrelier, Imereten, Gruſiner den ſüdlichen Abhang in der hier genannten Reihe von Weſten nach Oſten und grenzen an die oben genannten Tataren. Wenn auch die verdrängten Urvölker hier und da noch in den Thälern des Abhanges ſich vorfinden, wie die Abaſiner gegen Südweſten, die Lesgier gegen Südoſten, die Kiſten gegen Norden, oder wenn einige eingewanderte Stämme, wie die Tſcherkeſſen in den nordweſtlichen Gegenden des ſchwarzen Meers bis in das innerſte Gebirge gedrungen ſind, ſo läßt ſich dennoch jenes oben angedeutete Verhältniß für einen allgemeinen Ueberblick gar wohl feſthalten. — So ſind die Negerſtämme der indiſchen Inſeln (die Papuer) von den edlern Malayen in das Innere des Landes zurückgedrängt, ſo die Berbern in das Atlasgebirge durch die Araber. Auch die edelſten Völker können den Gegenſatz auf dieſe rohe Weiſe unverändert erhalten, wo eine rauhe Gegend die aſſimilirende Kraft der Geſchichte in beiden Gliedern hemmt. Dieſes zeigt ſich im nördlichen Europa, wo die Lappländer von den wendiſchen und ſcandinaviſchen Stämmen umringt ſind.

In dieſem Gegenſatz begegnen ſich die geſchichtlichen und naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen, die auf die geiſtige und natürliche Eigenthümlichkeit des Geſchlechts gerichtet ſind, und je näher ſie ſich hier auf der gemeinſchaftlichen Grenze treten, deſto unſicherer, dunkler, räthſelhafter wird Alles. Der Geſchichtsforſcher ſieht, wie allenthalben, wo die Geſchichte aus einer fernen, räthſelhaften Heimat einwandert, ſchon rohe

Stämme da waren, als wurzelten ſie in dieſen Gegenden. Vermag er es nicht, die Keime der geſchichtlichen Entwickelung, deren Entfaltung ihm entgegentrat, bis zu den Quellen des Urſprunges zu verfolgen, wie viel weniger kann er die geheime, verborgene Gewalt kennen, die vor aller Geſchichte, ja ihrer organiſirenden Kraft entgegenſtrebend, dieſe Völker in dieſe Gegenden hineinbildete? Er nennt ſie daher Autochthonen. Und will er mit dieſer Benennung nur die, der Geſchichte fremde, ja ihrer Entwickelung offenbar entgegengeſetzte Gewalt bezeichnen, dann hat er in jeder Rückſicht Recht. Sein Standpunct führt ihn nur bis zu dieſem Gegenſatz, er iſt gezwungen ihn anzuerkennen, und Niebuhr hat ſich ein Verdienſt erworben, indem er dieſes klar und entſchieden ausſprach.

Die naturwiſſenſchaftliche Forſchung hat eine ganz andere Aufgabe. Sie ſoll eben dem räthſelhaften, dem Geſchichtsforſcher verborgenen Grund der Mannichfaltigkeit der Stämme näher zu treten ſuchen, und für irgend eine Anſicht, die der urſprünglichen Einheit, oder die der urſprünglichen Vielheit des Geſchlechts, muß ſie ſich entſchieden erklären. Auch ſtehen dieſe beiden Anſichten mit aller Härte und Strenge einander gegenüber.

Bei der Unterſuchung über die Menſchenracen iſt daher die erſte Frage, die ſich aufdringt und auf deren Beantwortung die Richtung der ganzen Unterſuchung beruht, dieſe:

„Müſſen wir für jede Race einen eigenen Urſtamm an„nehmen, ſo daß die Einwohner der verſchiedenen Welttheile „nicht bloß klimatiſch Erzogene, Gebildete, ſondern vielmehr „klimatiſch Geborne (wahre Autochthonen) ſind, oder laſſen

„ſich alle Abweichungen als Strahlen aus einem Mittelpunct, alle Racen aus einer Stammrace erklären?“

Zwar haben die meiſten Naturforſcher ſich für die urſprüngliche Einheit des Geſchlechts erklärt; da aber ſelbſt die geſchichtliche Forſchung zur Annahme der urſprünglichen Vielheit zu führen ſcheint, da die Gründe, die für dieſe Anſicht ſprechen, noch keinesweges mit gehöriger Klarheit und Strenge herausgehoben ſind, da wir ſie, was wir nicht verhehlen, bekämpfen wollen und, indem wir auf ihre Seite treten, Gelegenheit finden, die mannigfaltigen, und wie es ſcheint, faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten, mit welchen dieſe Unterſuchung zu kämpfen hat und die wir uns keinesweges verhehlen wollen, darzulegen, ſo wollen wir dieſe Gegner zuerſt reden laſſen.

Wenn ihr die Natur, ihren Gang, ihre Erſcheinungen, ihren innern Zuſammenhang begreifen wollt, dann dürft ihr nichts der Natur Fremdes in die Unterſuchung hineinmiſchen. Ja, je größer das Intereſſe iſt, welches erfordert, daß das in der Natur Erkannte mit etwas auf einem andern Wege Gewonnenen übereinſtimmen möge, deſto ſorgfältiger, deſto nüchterner müſſen wir bei der ganzen Unterſuchung verfahren, damit nicht das Intereſſe ſelbſt vor der Unterſuchung ein Spiel mit uns treibe, ſo daß wir, was wir wünſchen, zu finden wähnen, ohne es wahrhaft gefunden zu haben. Nicht ſelten machen Menſchen, in engen, eingeſchränkten Verhältniſſen geboren, große Anſprüche auf Glück, auf Wohlſtand, auf Einfluß, die eben das enge Daſeyn und die Feſſeln der Verhältniſſe nicht zu erfüllen vermöge. Wenn nun der innere Trieb bei ſolchen unglücklichen Menſchen gewaltſam hervorbricht, dann ſehen wir ſie durch Einbildung, durch eine abſolute, innere That alle äußeren Bedingungen des Lebens vernichtend, was ſie wünſchen und in Uebereinſtimmung mit den äußern Geſetzen des Lebens nicht erhalten können, realiſiren. Wir nennen ſolche Leute wahnwitzig. Iſt aber nicht der Trug, der uns mit einem erlogenen Reichthum durch unreife Unterſuchungen täuſcht, völlig derſelben Art, von jenem nur dem Grade nach verſchieden? Eine religiöſe Sage läßt das Menſchengeſchlecht von einem erſten Paar entſpringen; eine Idee, die durch ihre Einfachheit ſich dem Verſtande empfiehlt! Wie natürlich iſt der Wunſch, dasjenige, was ohne jede andere Beziehung uns ſo beifallswürdig dünkt, was aber außerdem durch Glauben, durch das Heiligſte, was dem Menſchen gegeben iſt, geheiligt erſcheint, auch durch die Natur ſelber beſtätigt zu ſehen? Aber dieſer Wunſch darf auf den Naturforſcher, als ſolchen, keinen Eindruck machen, ja bei der Betrachtung abweiſen muß er ihn auf alle Wege, eben um ihn erfüllt zu ſehen.

Die Racen zeigen uns eine Grundverſchiedenheit des Geſchlechts, eine fixirte Abweichung in der Bildung, die wir nicht haben entſtehen ſehen, ja zu deren Entſtehung keine mögliche Erfahrung uns hinzuführen vermag. Alles, was wir geſchichtliche Entwickelung nennen — die mit Bewußtſeyn rückwärtsſchreitende Erinnerung des Geſchlechts — trifft dieſe Urverſchiedenheit, als ihr Fundament. Sie gehört nicht zu den Verwandlungen, deren Urſachen wir durch Wahrnehmung zu verfolgen im Stande ſind. Eben dadurch ſind ſie Racen. Nur das Geheimniß der Begattung, das innerſte Weſen der Organiſation vermag die einmal fixirte Form zu überwinden und Mittelgattungen zu erzeugen. Was auf eine andere Weiſe, durch äußere Einflüſſe des Klimas, durch veränderte Lebensart, eine Veränderung der menſchlichen Form hervorruft, eine einmal daſeiende abweichen läßt, heißt Schlag, Varietät, nicht Race. Die Racen alſo können ſich allerdings verändern, aber das Eigenthümliche der Racen kann anders, als durch Mittelzeugungen, nie aufgehoben werden. Einzelne hervorſtechende eigenthümliche Merkmale können durch Verſetzung in einem andern Klima ſich vermiſchen, wie der weiße Kaukaſier, als herumſtreifender Mauritanier, nicht allein ſchwärzlich wird, ſondern auch in ſeiner Form manches Abweichende, was vielleicht auf Negerbildung deutet, annehmen kann. Aber der Sprung von ihm bis zum Neger bleibt, der Unterſchied iſt für jede wahrnehmbare Zeit fixirt. Neger und Mauritanier werden, nach allem, was wir erfahren können, nie in einander übergehen und die Naſamonen bei Herodot fanden dieſe Völker in der nämlichen Gegend, unter den nämlichen klimatiſchen Bedingungen, in ſchroff abgeſchnittener Eigenthümlichkeit, wie Mungo Park. Wir können, dem Sprichworte zum Trotz, den Neger durch die Chlorine-bleichen; Krankheit, monſtröſe Bildung, wie bei den Albing's, vermag daſſelbe, vermag mehr; aber der gebleichte Neger iſt kein Kaukaſier. Dieſes alles iſt ausgemachte Thatſache, und was von einer Race gilt, das gilt von allen. Nun entſteht die Frage: wie ſind dieſe Racen entſtanden? Den Wunſch mit der religiöſen Sage übereinzuſtimmen, reiſen wir ab. — Wir beurtheilen nur die gegebenen Thatſachen.

Ein nothwendiger Begriff tritt uns hier entgegen, der der Gattung überhaupt. Kant war der Erſte, der die Einheit der zeugenden Kraft als das Beſtimmende für die Einheit der Gattung mit Klarheit und Strenge hervorhob. Dieſe verbindet eine beſtimmte Form thieriſcher Bildung durch die Zeugung zur innern organiſchen Einheit. Vernichten wir dieſen Begriff, dann würde die ganze organiſche Welt in ein Chaos zerfließen; er begründet, erhellt, erleuchtet alles Leben als ein ſicheres Fundament, als ein Axiom organiſcher Anſchauung überhaupt. Dieſe Einheit entdecken wir nun eben in der zeugenden Kraft, die, unabhängig von jeder Veränderung der Form, einer jeden auf die nämliche Weiſe zukommt, und ſie wird durch die angenommene urſprüngliche Vielheit des Geſchlechts vernichtet. So behaupten unſere Gegner. Wir geben Alles zu, nur nicht den Schluß. Der Gattungsbegriff, auf obige Weiſe fixirt, iſt allerdings das Ordnende für eine Anſchauung des organiſchen Lebens, das Princip, durch welches alle erſcheinende Organiſation innerhalb einer beſtimmten Grenze, einer beſtehenden Form, in einer Einheit verſchmilzt. Aber nur in ſo fern *ſie da iſt.* Darauf beruht ja eben der organiſche Zauber der Gattung, daß ſie uns in einen lebendigen Kreis hineinbannt, aus welchem wir nie heraustreten können, daß die erſcheinende Organiſation zwar *wird*, aber in ihrem Werden ſich ſelbſt, dem Weſen nach, vorausſetzt, daß ſie nur wird, in ſo fern ſie ſchon iſt, wodurch das Myſterium des Ewigen in das Zeitliche ſelbſt hervorzubrechen ſcheint. Aber hier iſt die Rede von der Production *des Geſchlechts*, nicht von einer Production *durch das Geſchlecht* — Wie? oder ſind beide Probleme dieſelben? Kann, was für den einen Fall, für die eine Production gilt, ſofort, ohne irgend einen Uebergang oder Vermittelung auf eine andere übertragen werden? Offenbar nicht.

Die Entwickelungsgeſchichte der Erde zeigt auf eine entſchiedene Weiſe, daß der Menſch in ſeiner erſcheinenden Form erſt in der letzten Epoche der allgemeinen Bildung hervortrat; ſie zeigt in frühern Epochen Verhältniſſe der Productionskraft der Erde, die die Möglichkeit eines menſchlichen Daſeyns ausſchließen. Alſo iſt der Menſch entſtanden. Mag das Räthſel ſeiner Entſtehung ewig verborgen bleiben, ſo viel iſt dennoch klar, die zeugende Kraft konnte ſich nicht in einer Form darſtellen, die noch nicht da war. Die göttliche, ſchöpferiſche Gewalt verbarg ſich in der Erde. Wir verſetzen uns alſo in eine Zeit, in welcher die Natur im Ganzen jenen Punct der höchſten Begeiſterung ihrer Productionen erreicht hatte. Einige behaupten nun: es ſei der Natur dieſe ihre höchſte That nur in einer vor allem andern begünſtigten Region gelungen, während alle andere in einer niedrigern Thätigkeit zurückgedrängt waren. — Aber, mit welchem Grunde? Pflanzen und Thiere ſind klimatiſch vertheilt. Iſt nicht daſſelbe mit den Menſchen der Fall? Gebirge, Luft, Waſſer, Erde, vegetative und animaliſche Schöpfungen weben ſich zu einem großen Ganzen zuſammen und eine eigenthümliche Einheit verbindet alle die mannichfaltigen Richtungen für denjenigen, der jenen lebendigen Sinn für das Eigenthümliche hat, der den wahren Naturforſcher ausmacht. In der Mitte, von der Gewalt der ihm umgebenden Natur bezwungen, ſteht der Menſch. Gehört er ihr weniger zu? Löwen hauſen in Wäldern, Rhinoceros und Elephanten verbergen ſich in ihren Schatten, Tiger lauern in den

Gebüſchen, Flußpferde verbergen ſich in dem Dickicht der ſumpfigen Flußufer, Gazellen in Haufen zu Tauſenden durchfliegen ſpielend die Ebenen, Zebras wandeln in der Ferne, Strauße durchziehen die Wüſte, wie der Sturmwind, Affen und Papageien und das Heer der bunten Vögel ſpielen in der Luft in den Zweigen der Bäume, und der Buſchhottentot krümmt ſich in den Höhlen, lauert, wie der Tiger, in den Gebüſchen, ganz thieriſch der Gegend einverleibt, wie alles Leben. Wie könnt ihr nun dieſen allein, ohne unnatürliche Gewalt, aus der Natur losreißen, der er mit allen ſeinen Sinnen, allen ſeinen Begierden, zugehört? ohne welche er eben ſo wenig in ſeiner Eigenthümlichkeit gedacht werden kann, wie irgend eines der genannten Thiere? Wie könnt ihr ihn als einen Fremdling betrachten, da nichts Fremdes an ihm zu entdecken iſt, weder in ſeiner leiblichen Form, noch in ſeinem geiſtigen Leben? da jeder Gedanke ſeiner Seele, jeder Wunſch, jede Hoffnung der Gegend hineingebildet iſt, ja klärer noch, möchten wir behaupten, als ſelbſt bei den Thieren? Hat irgend ein Thier ſeine urſprünglich ihm angewieſene Heimat eben hier mehr, als er? Wo die entfernteſten Gegenden eine klimatiſche Aehnlichkeit zeigen, da treten die nämlichen lebendigen Formen oft hervor, wie wir Gebirgspflanzen in den nördlichen Gegenden wiederfinden. So weit ging die Thorheit noch nicht, daß man Pflanzenwanderungen von den Savoyiſchen Alpen nach Schweden und Norwegen annahm, um dieſe Erſcheinung zu erklären. An der Spitze von Südamerika finden wir die Seehunde wieder, wie in Grönland, aber auch der Eskimo tritt uns als Peſcheräh entgegen. Und in welche Ungereimtheit die Annahme einer Abſtammung dieſer Race von der nördlichen uns nothwendig verflechten muß, wird die fortgeſetzte Unterſuchung zeigen.

Es giebt Naturforſcher, unter dieſen ſelbſt den trefflichen Blumenbach, die ſich auf die große Veränderung mancher Säugthiere bei der Verſetzung in ein anderes Klima berufen. Er führt die monſtröſen Bildungen und Ausartungen z. B. an. Aber die wirklich annehmbare Beweglichkeit und Veränderlichkeit der Formen zeigt ja hier eine ganz andere Thatſache, die von der vorliegenden eben in dem Hauptpunct abweicht. Beruft man ſich auf die Hunderacen, ſo ſtellt man ein völlig unaufgelöſtes Räthſel auf, um ein anderes zu löſen, wobei wir wenig Klares und wirklich Brauchbares gewinnen dürften. Denn eben die Hunderacen zeigen, daß keineswegs das Klima die Verſchiedenheit der Racen beſtimmen kann. Man ſoll doch verſuchen, aus einem klimatiſchen Einfluß die wunderſame Beharrlichkeit der abweichenden Racen dieſer Thiere zu erklären, die in den nämlichen Gegenden, unter den nämlichen Umſtänden, bei der nämlichen Nahrung, ſich fortdauernd, trotz aller Vermiſchungen und Mittelzeugungen erhalten. Uns iſt nicht eine einzige, auch nur verſuchte Erklärung bekannt. Dieſe Erſcheinung bildet aber den auffallendſten Contraſt mit jener Veränderlichkeit der Schweine, und liegt dem Problem, welches wir zu löſen ſuchen, offenbar näher.

Läßt ſich nicht eine höhere Einheit denken, als jene des Geſchlechts, die doch nur gelten kann, nachdem die Form der Gattung da iſt? eine Anſicht, die die tiefe Naturwurzel der Eigenthümlichkeit gelten läßt und in größerm Einklang mit den Erſcheinungen erklärt? Die Bildungsgeſchichte der Erde beweiſt uns, daß mit einer Form der Organiſation alle übrigen gegeben waren, daß eben daher die ganze gegenwärtige Epoche als eine Geſammtorganiſation betrachtet werden muß. Wie in dem thieriſchen Gebilde alle Organe ſich wechſelſeitig bedingen, und mit einem Schlage da ſind, wenn auch unentwickelt, alle zugleich im Keime ſich mit einander darſtellen, zuſammen, nicht nach einander ſich entwickeln (und dieſes iſt eben der bedeutende Hauptunterſchied animaliſcher und vegetativer Entwickelung) — ſo müſſen wir auch behaupten, daß mehrere Puncte der Erde im Stande waren, das Höchſte zu erreichen, nach ihrem Maße. So iſt der Menſch, wo er erſcheint, das höchſte Product ſeiner Gegend, der Gipfel der Geſammtproduction unter dieſen gegebenen Bedingungen. Eine jede Hauptgegend hat ihre Thiere, ihre Pflanzen, ihre Hauptphyſiognomie. Aber wo die verſchiedenſten Richtungen in einen Haupttypus zuſammentreten, da iſt die Einheit der Natur, da iſt ihr das höchſte, heiligſte Werk gelungen. Auf den geringern Stufen kann ſie die Differenz der Gattungen nicht überwinden. Das gelingt ihr nur durch das menſchliche Geſchlecht. Es iſt das Product ſeiner Umgebung, der Naturkräfte, die, tief verborgen, durch Gebirg und jedwedes Element beſtimmt, durch Pflanzen und Thiere ſich emporzuwinden ſtrebt, aber die Einheit des Geſchlechts, ohne die Eigenthümlichkeit der Gegend zu vernichten, dieſe vielmehr verklärend, in ihm findet. Iſt jene unſichtbare Einheit, die ihr Centrum in den tiefſten Gründen der verborgenen Natur hat, nicht unendlich erhabener, als jene erſcheinende, die euch ſo annehmlich dünkt? die ihr nur durch einen völlig unzuläſſigen Sprung zu gewinnen vermögt? die mit allen Erſcheinungen in offenbarem Widerſpruch ſteht? Auch folgt aus dieſer Anſicht, daß ein relatives Uebergewicht hier der menſchlichen, dort der vegetativen und animaliſchen Natur Statt findet.

Wir haben oben behauptet, daß da, wo der Gegenſatz der geſchichtlichen Völker und der rohen Stämme in einen wechſelſeitigen Kampf ausbrach, oder wo das Uebergewicht der erſtern ſiegend wirkte, wo, wie aus einem neuen Chaos, die bewußte Entwickelung des Geſchlechts ſich dämmerend erzeugte, wo der geſchichtliche und naturwiſſenſchaftliche Forſcher ſich begegnen, die Stelle der bewußten Dunkelheit ſei. Nur mit Scheu nähert ſich der Geſchichtsforſcher dieſer Gegend der verſchloſſenſten Myſterien des Geſchlechts, nur nachdem er Alles, was die bewußte Erinnerung der Völker in heitern, klaren Umriſſen uns vergönnet hat, ſtrenge und bedachtſam geſondert hat, geht er vorſichtig weiter, ſucht die Eigenthümlichkeit der Urſtämme, alle Zeugniſſe vergleichend, zu beſtimmen; nichts kann eine bleibende Stätte in der Geſchichte der Wiſſenſchaft erhalten, was nicht, ſo von allem unterſtützt, was gründliche Kunde und ſcharfe Kritik fordert, hervortritt. Und dennoch, wie mächtig wird die Willkür, wie widerſprechend werden die Behauptungen der trefflichen Gelehrten, ſo bald ſie nun, weiter ſchreitend, dem Punct näher treten, wo ſie die tiefſte Löſung ahnden und ſuchen!

Wie ganz anders verfahrt ihr! Ihr dünkt euch einheimiſch in jener Gegend der Verwirrung und ſcheint zu glauben, daß das Verworrene euerer Naturanſichten durch die zügelloſeſte Willkür geſchichtlicher Deutungen befeſtigt werden könne. Sagen von untergegangenen Ländern, dunkle Ueberlieferungen von mancherlei Naturrevolutionen, kümmerliche Spuren von Bewegungen der Völker in den unzugänglichſten Gegenden von Aſien, vorgefallen in noch unzugänglicheren Zeiten, dürftig erhalten in wenig Worten, die man bald ſo, bald anders deuten kann, — ſind eure Führer. Aber, wie die Geſchichte am deutlichſten wird, da, wo die äußere zwingende Natur ſich zurückzieht, ſo können wir erſt dann uns jenen Gegenden der dunkeln Erinnerung nähern, wenn wir da geforſcht haben, wo die Geſchichte ihre verwirrende Gewalt, ein bildendes Chaos erzeugend, nicht äußerte. Die reinen, rohen Urſtämme, unberührt von einwandernden Völkern, mit einander verglichen in dieſem Zuſtand, können uns allein mit Sicherheit führen; erſt wenn wir dieſe in ihrer Eigenthümlichkeit kennen, dürfen wir uns mit Vorſicht, ja furchtſam, jener chaotiſchen Vermiſchung nähern, um das, was die Natur in ihrem bewußtloſen Bilden gebiert, zu ſondern von dem, was den geſchichtlichen Völkern eigen iſt. Dieſe ſelbſt ſind aber mit allen Keimen der Entwickelung, die wie ein Contagium die rohen Stämme ergreifen, eigenthümliche Gebilde, freilich räthſelhafter Art.

Nachdem wir nun dieſe Sonderung, die nothwendig iſt, gemacht haben, ſei es uns erlaubt, auf das Uebereinſtimmende in den Gebräuchen und Sitten, in den religiöſen Anſichten und Sprachen der verſchiedenen Racen aufmerkſam zu machen! Ihr beruft euch auf dieſe Uebereinſtimmung, um zu zeigen, wie viele Völker wol urſprünglich Eins waren, ſo, daß ſie nach der Trennung beibehielten, was ihnen, während ſie zuſammenlebten, gemeinſchaftlich war. Fürs erſte ſei nur die Rede von Sitten, Gebräuchen und religiöſen Anſichten, und nur von dieſen, ſo wie wir ſie bei den entſchiedenen, von keinem eingewanderten Volk berührten Urſtämmen vorfinden. Aber in welches wunderbare, wenig aufgehellte Feld wagt ihr euch hier herein! Wer hat, bei der Unterſuchung der Gebräuche, bei den kümmerlichen Spuren religiöſer Anſichten, dasjenige, was als menſchlich-thieriſcher Inſtinct dem Geſchlecht zukommt, geſondert von demjenigen, was als Product des bloßen Zuſammenlebens, der Uebereinkunft anzuſehen iſt? Und dennoch iſt dieſe Sonderung zuerſt vorzunehmen; es muß entſchieden ſeyn, daß dieſes oder jenes nur aus einem frühern Zuſammenleben ſich erklären ließe, oder die nachgewieſene Uebereinſtimmung enthält gar keinen Beweis. Eine innere Angſt vor feindlich geſinnten dämoniſchen Kräften, ein geheimes Geſtändniß der tiefſten Abhängigkeit von den Naturkräften, ein unüberwindliches Gefühl, daß man nur in dieſer Umgebung, nur getragen von dieſer Natur, gedeihen könne, durchdringt alle rohe Völker, und wächſt mit der Roheit. Sind dieſe Spuren nicht völlig inſtinctartig? So findet man auch bei dieſen Stämmen ſo viel Räthſelhaftes in Beziehung auf die Gebräuche, die Sitten, daß nur die wildeſte Willkür hier Combinationen wagen kann, die man eben ſo gut völlig umkehren könnte. Wenn nun gewiſſe Gebräuche, wie die grauſamen der Menſchenopfer, das Tödten der Feinde auf eine beſtimmte Weiſe, nur thieriſcher Inſtinct waren, der unter gewiſſen Bedingungen hervorbrechen muß, wie die Thiere auf gewiſſe Weiſe tödten? Ueberlegung, beſonnene Uebereinkunft, Producte eines klaren Bewußtſeyns können wir doch unmöglich in dieſen Gebräuchen erkennen. Alle Thiere finden ihren Centralpunct in den Menſchen. Was dort phyſiſch unüberſteigbare, geſonderte Gattung, das iſt hier innerhalb der erweiterten Region einer Gattung gebracht. Wir finden Tiger, Löwe, Kameel, in der neuen Welt wieder, aber als anders geſtaltete Gattung; wir finden ſchlaue, grauſame, großmüthig raubende, ſtillarbeitende Menſchen dort, wie hier; aber was bei den Thieren Gattung, iſt bei den Menſchen Stamm, was dort an Verſchiedenheit der Form gebunden, iſt hier in einem höhern Haupttypus der Form verſchmolzen, ohne daß die Natur ihre mächtige Hand zurückgezogen hat. Man leſe Azara, der ſo lange unter den amerikaniſchen Wilden lebte, ſie ſo genau kannte. Wie Thiere verſchiedener Art leben ſie unter einander, ohne Gebräuche, oder Sitten zu tauſchen. Stämme findet man im Innern von Paraguay, die von andern kreisförmig umgeben ſind, aber keine innere Berührung findet Statt. Jener Stamm und dieſe bleiben ſich völlig fremd.

In der Natur iſt das Ganze der Maſſe immer das Mächtigere. Wie das Lebendige zu der todten Maſſe, verhält ſich der Menſch zu den Thieren, eine begünſtigte Race zu den übrigen, ja die wenigen ausgezeichneten Menſchen zu den übrigen. Das Vorzüglichere darf keinesweges auf eine Priorität der Zeit nach Anſpruch machen, vielmehr wird es von dem Geringern, von der Maſſe, wie von einem allgemeinern Fundament, getragen, wie die Pflanze von dem Boden, die Blume von Stiel und Blättern. Aber das Geringere, der Maſſe Entſprechende iſt das Thieriſche in den Menſchen, das Thieriſche dasjenige, was in der genaueſten Verbindung mit der blinden Natur waltet, durch ſie an unerläßliche Bedingungen eines eigenthümlichen Daſeyns gebunden war, ſo an ihre Geſetze geknüpft, entſteht und ſich bildet. Was ſich zu einer von dieſen Bedingungen unabhängigen Einheit geſtaltete, wäre ein Höheres, welches, wo es in die Gewalt der Natur geriethe, ſich erniedrigen müßte. Unſere Anſicht läßt, wie alle Bildung es fordert, aus einem Niedrigen das Höhere ſich gebären. Wenn man die Behauptung von der urſprünglichen Einheit des menſchlichen Geſchlechts begründen will, darf man nicht den Schwierigkeiten, die ſich ihr entgegenſtellen, aus dem Wege gehen. Man darf nicht, wie bis jetzt immer geſchahe, die Beweiſe, daß die Menſchen, ja daß ganze Stämme, die in einer gewiſſen Gegend leben, eine gewiſſe Eigenthümlichkeit annehmen, daß Sprachen ſich bildeten, wie ſie z. B. in Europa entſtanden ſind, daß mit der eigenen Sprache auch eigene Gewohnheiten, eigene herrſchende Anſichten, eine beſondere Erziehung, die ſelbſt der Geſtalt ein gewiſſes, in allen Individuen des Volks allgemein herrſchendes Gepräge, eine beſtimmte Phyſiognomie ertheilt, einſeitig herausheben. Ja man darf den Einfluß der Lebensweiſe, des Klimas keinesweges zu weit ausdehnen; denn alle dieſe Erklärungen ſetzen die Verſchiedenheit der Stämme voraus. — Wie ſie, wenn ſie, in räthſelhafter Verſchiedenheit da ſind, ſich vermiſchen, wechſelſeitig auf einander einwirken, wie Mittelſtämme entſtehen, aus den urſprünglichen hergeleitet, alles dieſes beweiſt nichts; denn alle dieſe Erfahrungen berühren den Hauptpunct, die Entſtehung der Racen, ganz und gar nicht.

Soll dieſer Streit jemals entſchieden werden, dann muß man, was auch beide Parteien von jeher ſehr gut fühlten, die mannichfaltigen Stämme in Amerika in ihrer Eigenthümlichkeit betrachten. Die wirkliche, erſt chaotiſche, dann, wie aus einem Chaos ſich allmälich ordnende, bildende Berührung verſchiedener Stämme enthält den Keim einer geſchichtlichen Entwickelung. Wir unterſcheiden von dieſem Zuſtand denjenigen, der offenbar als der urſprünglichere betrachtet werden muß, in welchem die Stämme, wie die Thiere, unter einander leben, ohne andere Berührung, als die der Kämpfe, wo kein Stamm durch irgend eine Art geiſtiges Uebergewicht, als mit der aſſimilirenden Kraft geſchichtlicher Bildung hervortritt. In dieſem Zuſtande der wechſelſeitigen Trennung iſt die Eigenthümlichkeit eines jeden Stammes am deutlichſten ausgeprägt und zwar in allen Richtungen. Es ſind nicht die Sprache, nicht die Gebräuche, nicht der religiöſe Aberglaube, nicht die Lebensart allein, es iſt dieſes alles zuſammen und, ſelbſt bei großer Aehnlichkeit der Geſtalt, doch auch eine beſtimmte Verſchiedenheit, die ſich auch im Gang, in Geberden, in jeder Bewegung, in einer jeden Arbeit abprägt. Wilde Stämme, die in der Mitte vieler andern leben, erkennen ſich wechſelſeitig an den leiſeſten zurückgelaſſenen Spuren. Ein Stab, ein Baum, wenn eine menſchliche Hand ihm nur berührt hat, ein Fußtritt iſt hinreichend für einen Stamm; um mit völlig inſtinctartiger Sicherheit unter vielen andern das Daſeyn eines beſtimmten andern zu bezeichnen. Azara kennt allein um den Plataſluß 35 durchaus verſchiedene Sprachen; er macht es höchſt wahrſcheinlich, daß die Anzahl der Sprachen in dieſem verhältnißmäßig ſehr kleinen Theil von Amerika ſich bis auf 55 beläuft. Er ſchließt daraus, daß man ohne Uebertreibung in ganz Amerika tauſend Sprachen annehmen kann; eine Behauptung, die durch die Menge von Sprachen, die Humboldt allein in Mexico fand, ſehr beſtätigt wird! Dieſe Sprachen bezeichnen eigene Stämme, wie die verſchiedenen thieriſchen Laute eigene Gattungen. Azara, deſſen Beobachtungen über die Racen offenbar zu den vorzüglichſten gehören, hat auf eine Menge Aehnlichkeiten zwiſchen den Wilden und den Thieren aufmerkſam gemacht. Er nennt die Feinheit des Geruchs, die weiße und regelmäßige Stellung der Zähne, den ſeltenen Gebrauch der Stimme, die Gewohnheit, nie laut zu lachen, die Gleichgültigkeit bei Befriedigung des Geſchlechtstriebes ohne vorläufige Einladungen und ohne alle Ceremonien, die leichte gefahrloſe Entbindung der Weiber, den Genuß unbeſchränkter (thieriſcher) Freiheit, die freiwillige Beobachtung gewiſſer, ſelbſt höchſt läſtiger, ja grauſamer Gebräuche, ohne bewußten Urſprung und Grund, die Unkunde des Spiels, des Tanzes, des Geſanges, das geduldige Ertragen der Unbilden der Witterung und des Hungers, die Gewohnheit, nur vor oder nach dem Eſſen, aber nie während deſſelben zu trinken u. ſ. w. Wir geben zu, daß Manches, offenbar nicht Alles, ſich aus einem Herabſinken in einen ſtumpfſinnigen Zuſtand erklären läßt. Müßte man aber nicht glauben, daß ein ſo verſunkener Zuſtand mit einem Erlöſchen aller Eigenthümlichkeit verbunden war? Daß, wo dieſer Stumpfſinn den Menſchen ergriff das allgemeine rein Thieriſche hervorbrechen mußte? — Woher nun jene unendlich mannichfaltige Eigenthümlichkeit ganzer Stämme, die ſogar in dem ſchroffſten Umriß ſo ſchneidend hervortritt, daß man glauben muß, hier zeige ſich der eigentliche Grundton des früheſten menſchlichen Daſeyns, der Urſprung aller Eigenthümlichkeit der Völker, die durch ein höheres aſſimilirendes Princip erſt beweglich gemacht, organiſch in einander hineingebildet ward und ſo eine geſchichtliche Entwickelung erzeugte? Wie die anorganiſchen Stoffe, wie chemiſche Gegenſätze, deren Priorität zugeſtanden wird, deren urſprüngliche Mannichfaltigkeit nicht abzuleugnen iſt, ſich zum organiſchen Leben, ſo verhalten ſich jene Stämme zu den geſchichtlichen Völkern. Vergebens ſucht man dieſe Eigenthümlichkeit durch irgend einen äußern Grund zu erklären. Man findet keinen Klima und Lebensart — hier Ackerbau, dort Jagd —, Nahrungsmittel, aus deren Verſchiedenartigkeit man dieſe räthſelhafte Trennung erklären könnte, ſind für die verſchiedenſten, abweichendſten Stämme die nämlichen, und oft ſtehen eben Stämme, deren Lebensart z. B. ſehr verſchieden iſt, ſich näher, als ſolche, die eine gemeinſchaftliche haben.

Uns iſt die Mannichfaltigkeit eigenthümlicher Bildung Nichts, was wir ſcheu, wie von der Seite, betrachten; wir erkennen in ihr die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur ſelber, die, wie in Pflanzen und Thieren, ſo auch in dem menſchlichen Geſchlecht die unendliche Quelle ihrer ewig wechſelnden Productivität eröffnet. Deshalb iſt ſie uns lehrreich, wir vertiefen uns in Forſchungen, die uns den nämlichen Genuß innerhalb der Grenzen des Geſchlechts gewähren, den wir in der Unterſuchung der ewig reichen Natur überhaupt finden. Ihr müßt vor dieſer Unterſuchung zurückſchaudern; ihr dürft, was uns eine Quelle der Bewunderung iſt, nur halb zugeben; denn wie das trennende Princip der Stämme uns ein urſprüngliches, iſt es euch ein abgeleitetes. Ihr müßt dieſe Sonderung erklären. — Und nun vergleicht die unſägliche Dürftigkeit eures ganzen Erklärungsapparats mit der unendlichen Tiefe jener Naturerſcheinungen!

Die Menſchen ſollen alle aus einem Paare entſprungen ſeyn. Nun könnt ihr dieſe Behauptung auf alle Thier- und Pflanzengattungen, in ſofern ſie ſich durch wirkliche Begattung fortpflanzen, ausdehnen. Es iſt allerdings das conſequenteſte. Aber dann treten euch ſo viele Schwierigkeiten entgegen, daß eben durch dieſe Conſequenz die ganze Behauptung mit allen Folgerungen in ſich zuſammenſtürzen muß. Denn erſtens könnt ihr eine univerſelle Generation im Pflanzen- und Thierreich nicht ableugnen, und alle erklärende Verſuche der Panſpermie ſind auf immer abgewieſen. Freilich iſt dieſe Erzeugungsart, nach der Entſtehung der Gattungen, in der Mitte des fröhlichen Lebens, nach ſehr engen Schranken zurückgewieſen. Aber ſie iſt doch da, eine productive Thätigkeit der Natur, durch welche Thiere und Pflanzen erzeugt werden, und deren ſchöpferiſche Kraft, wenn ſie auch jetzt zurückgedrängt iſt, wenn ſie auch nach der Entſtehung der Gattungen dem ordnenden, durch einen frühern Act geſonderten Princip der Begattung hat weichen müſſen, dennoch unter anderen Umſtänden wie eine jede Naturkraft, in ihrer ganzen Unendlichkeit hat hervortreten können, und in welcher wir das erzeugende Princip der Gattungen haben erkennen können. Ja dieſes Princip iſt noch auch da thätig, wo die Begattung unzweifelbar ſcheint; es verbirgt ſich zwar immer mehr, je entſchiedener die äußere Form der Begattung und die Sonderung der Gattungen hervortritt; aber daß es dennoch in und mit dieſer Form erſcheint, deutet offenbar auf eine frühere, unendlich größere Sphäre deſſelben. Inſecten und Pflanzen, die ſich, wo ſie ſind, nur durch Begattung fortpflanzen, zeigen ſich unter Verhältniſſen, die uns dennoch zwingen, eine univerſelle Generation unter gewiſſen Umſtänden anzunehmen. Denn verſuchen wir die Entſtehung dieſer Gattungen aus einem Paare zu erklären, ſo können wir doch nicht annehmen, daß alle Thier- und Pflanzengattungen in einer Gegend verſammelt waren. Es giebt keine ſolche Gegend; denn die verſchiedenen Gattungen erfordern eine eigenthümliche Naturumgebung. Alſo wären die Puncte der Entſtehung der verſchiedenen Gattung höchſt zerſtreuet. Nun aber findet man dieſelbe eigenthümliche Beſchaffenheit der Gegend auf den entfernteſten Puncten, und dann nicht ſelten, mit den nämlichen Inſecten und Pflanzen. Welcher Punct war nun der urſprüngliche? Und wenn wir irgend einen, offenbar willkührlich, als einen ſolchen annehmen, wie geriethen die Gattungen, nach dem entfernten, völlig iſolirten Punct? Pinus pumilio wächſt auf den höchſten Spitzen des ſchleſiſchen Gebirges, und eben ſo auf den höchſten Karpathen. Sie kann nur in ſolcher Höhe wachſen. Entſtand dieſe Gattung auf einem Punct, wie erreichte ſie den zweiten? Crambe maritima, Glaux maritima, Salsola Kali, u. ſ. w. wachſen am Meeresufer. Wir finden ſie wieder, und zwar immer, wo Salzquellen in der Mitte des feſten Landes hervorquillen. Wie kamen dieſe Pflanzen nach den völlig iſolirten Puncten? Es iſt bekannt, zu welchen ſpielenden Zufälligkeiten, zu welcher Willkürlichkeit viele Naturforſcher ihre Zuflucht nehmen müſſen, um dieſe Spuren einer weiter reichenden univerſellen Generation in ſo conſtanten Erſcheinungen abzuleugnen. Winde, die zufällige Fortpflanzung durch die Excremente der Vögel u. ſ. w. ſollen eine Erſcheinung erklären, deren feſte, unter den gegebenen Umſtänden hervortretende Geſetzmäßigkeit unleugbar auf einen tiefern Grund hinweißt. Aber alle dieſe Erklärungen ſcheitern an der bekannten Thatſache, daß ſo viele nördliche Pflanzengattungen ſich wiederfinden auf den höchſten Gebirgen der ſüdlichern Gegenden. Dieſe Erſcheinung findet in einer ſo großen Ausdehnung, ſo allgemein Statt, ja das gradweiſe Hervortreten der nördlichen Pflanzen eines immer höhern Breitegrades iſt ſo geſetzmäßig, daß jene Erklärungen durchaus in ihrer Nichtigkeit erſcheinen. Daß demohnerachtet wirklich Wanderungen Statt finden, iſt freilich unleugbar, aber ſie ſetzen insgeſammt jene Entſtehungsart voraus. Selbſt unter den Säugthieren können wir Thatſachen anführen, die eine univerſelle Generation zu irgend einer Zeit vorausſetzen, und ſich nur ſo erklären laſſen. Ein Beiſpiel iſt hinreichend. Gegen Norden, wie gegen Süden treten dieſelben Naturverhältniſſe des Klimas hervor, und mit dieſen zeigen ſich die nämlichen Thiere. Phoca iubata finden wir in dem nördlichen nordamerikaniſchen Meer und bei Kamſchatka; wir finden dieſelbe Gattung wieder bei den Falklandsinſeln. Phoca ursina iſt häufig bei Kamſchatka und den Beeringsinſeln; wir finden ſie wieder bei der ſüdlichen Küſte von Neuſeeland und an den Ufern der Neujahrinſeln. In den niedrigern Breitegraden kommen dieſe Gattungen, die überhaupt nur in einer kalten Polargegend gedeihen, gar nicht vor. Auf welchem Punct iſt nun das erſte Paar entſtanden? Nach dem Nordpol, oder nach dem Südpol zu? Und hat es die geringſte Wahrſcheinlichkeit, die geringſte Analogie für ſich, daß dieſe Thiere, die ſich mitten im ewigen Eiſe am beſten befinden, quer durch die heißeſten Gegenden, wo man ſie nie fand, durchſtreiften, nur um an dem entgegengeſetzten Pol ſich fortzupflanzen? Und wie viele entſchiedene Beiſpiele der Art würden wir anführen können, wenn die nomenclatoriſche Zoologie, weniger willkürlich in ihren Sonderungen, viele thieriſche Formen, die für verſchiedene Gattungen galten, als racenartige Abänderungen derſelben Gattung anerkennen lernte?

Doch geſetzt, man wollte die Folgerungen nicht gelten laſſen, geſetzt, man glaubte durch eine Menge willkürlich herbeigezogener Möglichkeiten ſie völlig entkräften zu können, wäre für die angenommene Erklärung der Entſtehung der Menſchenracen aus einem Paare irgend etwas gewonnen? Wir müſſen es leugnen. Denn die ſeltſame Trennung in einer unendlichen Mannichfaltigkeit geſonderter Stämme, die über die ganze Erde verbreitet, eigenthümlichen Gegenden einverleibt ſind, finden wir, wie bei den Menſchen, bei keiner Thiergattung wieder.

War jenes erſte Paar den Menſchen der wilden Racen zu vergleichen? Man denke ſich das menſchliche Geſchlecht in ſeiner Mannichfaltigkeit, hier tief geſunken, dort groß und herrlich ausgebildet, aus einem Paar der Peſcherähs, oder Eskimos, oder Neuholländer entſprungen. Wie ungereimt! Dieſes völlig Unnatürliche verſchwindet aber auch dann nicht, wenn wir etwa Stämme wählen, die nicht ſo tief ſtehen. Denn alle jene in irgend eine Gegend hineinbildeten Racen ſind relativer Art, ſetzen die übrigen voraus. Aus der Reihe von relativen Bildungen können wir keine einzelne, dieſe oder jene, oder irgend eine erdichtete derſelben Art, herausheben und ihr eine abſolute Bedeutung geben. War das erſte Menſchenpaar ein Erzeugniß einer beſtimmten Gegend, mit ſeiner Geſtalt dieſer einverleibt, mit ſeinen Bedürfniſſen, Wünſchen und Begierden lediglich an dieſe geknüpft, wie das mit allen nicht gebildeten Racen der Fall iſt, ſo iſt gar kein möglicher Grund vorhanden, warum dieſe Gegend irgend einen Vorzug vor andern, vor vielen haben ſollte; ja undenkbar iſt dieſer Vorzug und auf keine Weiſe anzunehmen. Denn eben die erwachte erzeugende Kraft der Natur, die in dieſer Richtung ein Relatives hervorrief, mußte in vielen Richtungen zugleich thätig ſeyn, nach einem allgemeinen, in der ganzen erſcheinenden Welt geltendem Geſetze.

Man hat dieſes wol eingeſehen und ſich daher das erſte Menſchenpaar mit göttlichen Gaben, den Keim aller Herrlichkeit des Geſchlechts in ſich ſchließend gedacht, alſo auch von edler Geſtalt. Im Innern von Aſien war der Sitz dieſes Menſchenpaares, und von ihm, nach allen Richtungen der Erde ausſtrömend, bevölkerte das wachſende Geſchlecht alle Gegenden. Um dieſe Anſicht gleich auf den entſcheidenden Punct zu führen, denken wir uns, wie die Abkömmlinge dieſes Menſchenpaares, nachdem ſie ſich zahlreich über ganz Aſien verbreitet haben, zu irgend einer Zeit, oder in mehrern, in ſehr vielen Epochen über die Beeringsſtraße gehend, Amerika bevölkert haben.

Wie entſtand nun die räthſelhafte Sonderung? Daſ ſie ſich weder aus der Verſchiedenheit der Lebensart, noch durch das Klima erklären läßt, haben wir hinlänglich bewieſen. Ja, ſind nicht fremde Stämme nach Amerika gewaltſam herübergeführt? haben ſie ſich nicht dort, unter ganz veränderten Umſtänden erhalten? iſt die Lebensart dieſer Stämme etwa die nämliche geblieben? Ja, mußte nicht die Gewalt mit welcher ſie aus ihrer frühern Gewohnheit herausgeriſſen, mit welcher ſie in ganz andere Verhältniſſe hineingezwungen, einem fremden Klima einverleibt wurden, auch eine gewaltſame Veränderung hervorrufen, wenn das Klima irgend eine ſo tiefgreifende Wirkung, ja ſogar das Erzeugende der Stämme wäre? Alle Veränderung durch Klima und Lebensart iſt, wie alle Erfahrung zeigt, innerhalb enger, unüberſteigbarer Grenzen eingeſchloſſen. Tiefgreifende Veränderungen des Geſchlechtes finden durch Vermiſchung — geiſtige, wie leibliche — Statt; aber dieſe vermag die urſprüngliche Verſchiedenheit nur zurückzudrängen, nie aufzuheben. Natur und Geſchichte haben ſeit der Erzeugung des menſchlichen Geſchlechts, in ſeiner mannichfaltigen Verſchiedenheit, Stämme und Völker in vielfältige Berührung gebracht. Vermochte die Natur Stämme zu erzeugen, warum hat ſie aufgehört, ihre ſondernde Kraft auszuüben? Warum erhält ſie tauſend Sprachen unter tauſend verſchiedenen Stämmen, warum verwandelt ſie nicht diejenigen, die, als wollte man ihre Kraft auf die Probe ſtellen, ihr gewaltſam preisgegeben waren?

Die Verſchiedenheit, die unter den amerikaniſchen Stämmen auf eine ſo räthſelhafte Weiſe ſich zeigt, konnte nicht ſchon da ſeyn, als ſie einwanderten; denn iſt ſie erſt durch Klima und Lebensart entſtanden, ſo müſſen wenigſtens

Spuren der urſprünglichen Einheit unter den einwandernden Völkern Statt gefunden haben. Wie iſt nun dieſe Sonderung entſtanden? wie die tauſend Sprachen, die abweichenden Gewohnheiten, bei derſelben Lebensart, in dem nämlichen Klima, und zwar auf immer fixirt? Iſt der Peſcheräh ein eingewanderter Eskimo, der, als ſolcher, durch die tropiſchen Gegenden wandelte, ſich da eine Zeitlang aufhielt? oder iſt er aus den rieſenhaften Patagonen entſtanden, die faſt das nämliche Klima bewohnen? Die letzte Vorausſetzung iſt von Forſter ganz unbedenklich angenommen. Aber man zeige uns doch etwas Aehnliches! Es iſt unmöglich, ſich einen gewiſſen Gegenſatz der Lebensart zu denken, als denjenigen, der in Norwegen ſeit vielen Jahrhunderten zwiſchen den Ichthyophagen der Weſtküſte und den Ackerbauern der Binnenthäler Statt findet. Auch nicht eine Spur von einer Racenveränderung hat ſich dadurch erzeugt. Und wenn man auch Manches gegen dieſes Beiſpiel einwenden kann, ſo muß man doch geſtehen, daß es keine Erfahrung giebt, die eine ſo gewaltſame Verwandlung, wie die der Patagonen in Peſcherähs, im Geringſten begreiflich mache.

Und nun die unendlichen Schwierigkeiten, die ſich anhäufen, wenn man das Verhältniß der mannigfaltigen Stämme gegen einander in verſchiedenen Zeiten begreiflich machen will! Eilten die erſten Stämme durch die völlig unbewohnten, fruchtbaren und geſegneten Thäler von Miſſiſſipi, um ſich in Südamerika niederzulaſſen? — Wie ungereimt! Oder haben ſie hier eine Zeit lang gewohnt? Sind ſie nach einander mehreren Metamorphoſen unterworfen geweſen, und haben ſie ſich, indem ſie ſich aus

Nordamerika nach Südamerika begaben, in ganz andere Stämme verwandelt? Geſteht ihr den Gegenden, wie ſie jetzt, nach der Erzeugung des Geſchlechts, ſind, dieſe verwandelnde Kraft zu, dann kann man einer ſolchen Annahme kaum entgehen. Oder haben ſie ſich, wie ſie ſich in Nordamerika ausbildeten, in Südamerika erhalten? — Man kann dieſes deswegen behaupten, weil das Uebereinſtimmende des Klimas dies: und jenſeit des Aequators groß genug iſt, um eine ſolche Aehnlichkeit zu erhalten. Warum iſt dann keine Spur eines ſolchen Ueberganges wahrzunehmen? Sind ſie durch andere Stämme verdrängt? Man denke ſich das verworrene Treiben von ſo vielen Stämmen unter einander, die ſich wechſelſeitig den Platz ſtreitig machten und dieſe Berührung, die ſonſt, ſo weit die Erfahrung des Geſchlechts reicht, Völker vereinigt; der Kampf, der ſonſt ein wechſelſeitiges Verſtändniß erzeugt, hat hier die ganz entgegengeſetzte Wirkung gehabt. Man vergeſſe nicht, daß wir die, wenn auch gehemmte, Gewalt geſchichtlicher Stämme in Amerika zugeben. Aber dieſe fanden, wie allenthalben, Autochthonen vor, und wie räthſelhaft auch ihre Einwanderung erſcheinen mag, ſo iſt ſoviel gewiß, daß hier, wie allenthalben, Alles dann klärer wird, wenn wir dieſen Gegenſatz feſthalten. Dieſelben Schwierigkeiten, die uns entgegenkommen, wenn wir die Entſtehung der mannigfaltigen Stämme aus einen Urſtamm in Amerika erklären wollen, zeigen ſich allenthalben, wenn wir ſolche betrachten, die nicht von geſchichtlichen Völkern berührt ſind, nur, daß ſie hier in ihrer ganzen Stärke hervortreten.

Endlich beruft man ſich auf die Sprache. Ein neues

Räthſel, ja ein ſo wunderſames, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn die Menſchen, die ihre Kräfte am liebſten üben mögen, wo das unbekannte Geſetz der Willkür den freieſten Spielraum erlaubt, ſich hier am liebſten thätig zeigen! Die Entſtehung der mannigfaltigen Sprachen, das urſprünglich Sondernde derſelben, iſt ein nie aufgelöſtes Räthſel; ja ſelbſt die Uebereinſtimmung zwiſchen den geſchichtlichen Sprachen, die wenigſtens geahndete Zurückführung derſelben auf eine Urwurzel, macht die Sonderung, wenn wir ſie als geſchichtlich entſtanden erklären wollen, nur noch räthſelhafter. Die Eigenthümlichkeit der Urſprachen iſt ſo tiefgreifend, wie ihre Aehnlichkeit, und wie wir bei der größten Aehnlichkeit der innern Organe höherer Thiergattungen doch ein tiefverborgenes, urſprünglich ſonderndes Princip annehmen müſſen, ſo ſcheint daſſelbe mit den Sprachen der Fall zu ſeyn. Oder iſt die erkannte Einheit wirklich ſo weit gediehen, daß man aus ihr die Verſchiedenheit als eine entſtandene auf irgend eine Weiſe nachzuweiſen, zu erklären vermöchte? Wir reden nicht von der Verſchiedenheit zwiſchen den ſemitiſchen und den übrigen geſchichtlichen Sprachen, ja nicht einmal von der eigenthümlichen Geſtaltung der alten und neuern. Aber unter dieſen findet ſich, ſelbſt bei den ſcheinbar verwandteſten, eine ſo tiefgreifende, ſo offenbar urſprüngliche Verſchiedenheit, die ſich durch den ganzen Bau, durch die im Ganzen angeſchaute innere Organiſation, ausſpricht, daß man keineswegs eine aus der andern ableiten, vielmehr beide, bei der größten Verwandtſchaft, als urſprünglich verſchiedenartige Naturgebilde, (Spuren geſonderter Naturſtämme,) neben einander beſtehend, annehmen muß. Eine ſolche tief ſpecifiſche Verſchiedenheit zeigt ſich zwiſchen der germaniſchen und ſcandinaviſchen Sprache. Die Täuſchung, als vermöchte man eine Sprache, ihrem eigenthümlichen Weſen nach, aus einer andern abzuleiten, rührt daher, daß einerſeits alle Sprachen einen gemeinſchaftlichen Typus haben, wie alles Leben, andererſeits neue Sprachen aus den vorhandenen entſtanden ſind. Aber dieſe, die aus der geiſtigen Vermiſchung, wie die Mittelracen aus der leiblichen, ſich erzeugten, ſetzen die Verſchiedenheit voraus; jene urſprüngliche Einheit aber erklärt die Sonderung durchaus nicht. Begegnen wir nun aber dieſer Schwierigkeit, wenn wir die geſchichtlichen Sprachen unterſuchen, wie ſchlechthin unüberwindlich muß ſie uns entgegentreten, wenn wir in eine Welt von tauſend geſonderten Sprachen, die mit einer eigenthümlichen Lebensart und Geſtalt, wie die Töne der Thiere mit der geſonderten Gattung, verbunden ſind, hineinzuſchauen wagen? Sehr wenige, kaum ſechs bis ſieben, die durch die Miſſionaire bekannt geworden ſind, ausgenommen, kennen wir von den eigentlich wilden Sprachen, ich behaupte es mit Beſtimmtheit, keine einzige. Der Engländer vermag kaum die verwandteſten Sprachen ſich eigen zu machen. Mit welcher Schwierigkeit er eine fremde Ausſprache aufzufaſſen vermöge, iſt bekannt. Man denke ſich einen engliſchen Seefahrer, der unter eben ſolchen Umſtänden, wie in den fremden Weltgegenden, bei uns landete und ſeine Landsleute mit einem Verzeichniß deutſcher Wörter beſchenken wollte. Würden wir irgend ein Wort wieder erkennen? Gewiß nur mit Mühe. Und nun denke man ſich die ſchnalzenden, gurgelnden Töne der wilden Völker! Wie die Töne der Thiere ſind ſie an die Kehle, an den Gaumen feſtgekettet und laſſen eben daher die Geſichtszüge in trübſinniger Erſtarrung ruhen, ja erſcheinen eben auf dieſe Weiſe, von der Natur ergriffen, in der ſeltſamen Mannigfaltigkeit. Und dieſe ganz fremdartigen, völlig abweichenden Töne, für welche unſer Alphabet nur in den ſeltenern Fällen Zeichen beſitzt, werden von dem ungelenkſten Organe aufgegriffen. Wie verſtümmelt müſſen wir ſie erhalten! Iſt es wol übertrieben, wenn wir behaupten, daß gar keine Spur von der wahren Sprache in einer ſolchen Ueberlieferung ſich erhalten? Und wie bemitleidenswerth muß die Bemühung der Sprachforſcher erſcheinen, ſolche Quellen zum Gegenſtand eines troſtloſen Forſchens zu machen! Sprache und Daſeyn ſind Eins. Wo dieſes in ſeiner innern Eigenthümlichkeit verborgen iſt, blieb jene es immer. Ja wir behaupten, daß es gar wohl möglich iſt, ſich mit den Wilden in ihrer Sprache über mancherlei Verhältniſſe, die wir mit ihnen theilen, weil ſie Menſchen ſind, wie wir, zu verſtändigen, ohne daß uns deswegen irgend ein Urtheil über das Weſen ihrer Sprache gebührt. Aber was bei der Unterſuchung der Racen nothwendig erfordert wird, iſt eine Vergleichung mehrerer Sprachen, ihrer innern Eigenthümlichkeit nach. Dieſe aber iſt bis jetzt gar nicht da. Die Wörterſammlungen, wie z. B. die dürftige Vergleichung durch Barton, zwiſchen tartariſchen und nordamerikaniſchen Wörtern, beweiſen nichts. Theils deswegen nichts, weil es ſchwer iſt, über die Treue der Ueberlieferung ſolcher Wörter ein Urtheil zu fällen; theils deswegen, weil wir eine innere Uebereinſtimmung aller Sprachen zugeben, die aber ihre mannigfaltige Sonderung keinesweges erklärt, weil die engen

Schranken jener Bemühungen der Unermeßlichkeit des zu löſenden Problems gegenüber nur zu auffallend ſind.

Es iſt freilich unleugbar, eine Unterſuchung über den Urſprung der Racen fällt mit derjenigen über die Entſtehung des Geſchlechts überhaupt, alſo mit der Entſtehung der Sprachen zuſammen. Ein wahres, tiefes Sprachſtudium würde uns in den wilden Sprachen das Prototypon der Bildung erkennen laſſen, wie das des Lebens in den niedern Thieren. Wie in der comparativen Phyſiologie alle Functionen und Organe, einzeln für ſich eben ſowol, als die thieriſchen Formen im Ganzen auf einander deuten und Stufen der Entwickelung darſtellen, würden wir in dem innern Bau der verſchiedenen Sprachen ohne allen Zweifel ſolche wechſelſeitige Andeutungen der Sprachfunctionen finden, die auf den Urtypus aller hinweiſen würden; ja das wirkliche innere, eigenthümliche Weſen einer jeden Sprache würde eben durch eine ſolche Hineinbildung in den übrigen klar werden, und die bloße Beſchäftigung mit wenigen geſchichtlichen Sprachen hat viele Aehnlichkeit mit der frühern der Phyſiologen bloß mit den Menſchen. Aber ſollte jemals ein Sprachſtudium der Art entſtehen, dann würde, eben durch dieſes die tiefe Bedeutung der Eigenthümlichkeit viel entſchiedener hervortreten, und alle Bemühungen, die Sprachen aus einer *erſcheinenden* Urſprache abzuleiten, die nur in der unklar erkannten Uebereinſtimmung Wurzel faſſen konnten, ſchlechthin vernichten.

Und ſo hoffen wir gezeigt zu haben, daß die Anſicht, die *eine* Stammrace annimmt, um aus dieſer die Entſtehung der Racen abzuleiten, keinesweges die wahrſcheinlichſte iſt. Wollen wir aber die Uebereinſtimmung mit jener religiöſen Sage nicht aufgeben, dann entſteht die Frage: ob wir ſie auch richtig gefaßt haben? Wie es keinem Naturforſcher jetzt mehr einfällt, die ſogenannte Sündfluth als eine allgemeine Erdüberſchwemmung zu betrachten, obgleich die Bibel ſie offenbar als eine ſolche bezeichnet, ſo kann die urſprüngliche religiöſe Anſchauung der Entſtehung des Geſchlechts bei einem Volke ſich ſehr natürlich auf die Entſtehung der Race beſchränken; eine Anſchauung, die auf einem engen Standpunct eines an eine beſtimmte Gegend innigſt geknüpften Daſeyns nothwendig als eine allgemeine, unbedingte erſcheinen mußte, weil die Schranken, die für die Bildung der Race fixirt waren und ihre Geſtalt und ihr Leben bedingten, in dem erſten an die Gegend gefeſſelten Zuſtand ihr gar nicht entgegentraten und erſt bei der lebendigern, wechſelſeitigen Berührung als ſolche erſchienen.

Wir treten als Vertheidiger derer auf, die eine Stammrace annehmen, und reden, wie wir es vermögen, und wie wir das Problem betrachten zu müſſen glauben, mit den Gegnern alſo:

Wir geben euch zuvörderſt alle Gründe der bisherigen Vertheidiger einer Stammrace völlig preis. Sie vermögen alle nicht zu beweiſen, was ſie beweiſen ſollen. Alle blos äußere Erfahrung ſpricht *für* euch.

Da aber hier ein Problem ſich aufdrängt, welches nicht allein durch eine Ueberlieferung entſtanden iſt, vielmehr in einem tief gefühlten Bedürfniß liegt, in einem Intereſſe des menſchlichen Gefühls, welches, eben indem es mit der Erfahrung im Widerſpruch ſteht, nur deſto räthſelhafter wird, ſo können wir uns keinesweges mit eurer Entſcheidung beruhigen, die dieſes Gefühl vernichten will. Was uns innerlich eine Aufgabe aufdrängt, wird, abgewieſen, ſelbſt eine Aufgabe, ja eine ſolche, deren Löſung uns eben durch das Mislingen wichtiger erſcheint. Wenn es nach dem Bisherigen ſcheint, als wenn das Problem ſich gar nicht auflöſen ließe, als ob wir gar keine beſtimmte Behauptung für oder wider irgend eine Anſicht wagen dürften, weil das unaustilgbare Gefühl die Einheit des Geſchlechts fordert, die Erfahrung, je genauer wir, was ſie giebt, erforſchen, deſto mehr für die urſprüngliche Mannigfaltigkeit der Racen und Stämme ſpricht, ſo entſteht die Frage: ob nicht dieſes Gefühl ſelbſt nach einem andern Standpunct der Betrachtung hinweiſt, ob wir nicht, was dieſer uns giebt, genau erwägen müſſen, ehe wir uns entſchließen, eine Bemühung aufzugeben, die mit dem heiligſten Intereſſe des Geſchlechts innigſt verknüpft iſt?

Wir wollen uns daher das Problem näher rücken, genauer betrachten, was es enthält. Wenn wir die Entſtehung der Racen ergründen wollen, müſſen wir die Entſtehung des Geſchlechts überhaupt unterſuchen. Hier wollen wir uns nicht in Träume verlieren über die Art, wie die Elemente ſich fügten, um Menſchen zu bilden, wohl aber fragen, wo die Erſcheinung des Geſchlechts, im Bilde Gottes, als Blüthe der Natur, uns entgegentreten muß? Offenbar iſt dieſe Frage, in einer Rückſicht, rein ſpeculativ, und dennoch unvermeidlich, wenn wir das Problem über die Entſtehung der Racen löſen wollen. Wir verlaſſen, indem wir über die Entſtehung der Menſchen reden, offenbar die Welt der Erſcheinungen. Denn Entſtehungen, als ſolche, finden ja nur in Beziehung auf die Menſchen

Statt, und wie ſollten wir die Entſtehung deſſen, für den die Erſcheinungen, durch dem ſie erſt als ſolche werden, aus dem, was nur durch ihn und für ihn iſt, ableiten? Bei den Thieren waltet der Inſtinct der Natur, die That gehört ihr zu; bei den Menſchen gehört ſie ihm zu, oder was daſſelbe iſt, der höhern, unſichtbaren Natur, die, mit allen Zwieſpalt und innern Widerſpruch, auf eine urſprünglich außerzeitliche Weiſe in ihm thätig iſt. Nach der Anſicht unſerer Gegner iſt der Menſch ein Product der Natur, nicht der innern, deſſen tiefſte Bedeutung im Böſen, wie im Guten, außer der Zeit liegt, weil dieſes, wie jenes, um in der Zeit zu erſcheinen, ſich ſelber vorausſetzt, vielmehr der äußern, erſcheinenden, die wiederum, was ſie iſt, erſt durch die menſchliche Anſchauung für eine ſolche wird. Die leibliche Entſtehung ohne die geiſtige faſſen zu wollen, hieße das Thier, aber nicht den Menſchen, in ſeiner Entſtehung faſſen, hieße das Problem gar nicht verſtehen, vielweniger löſen. Und eben die innere, wenn auch nicht klar gefaßte, Ueberzeugung, daß das Geiſtige mit dem Leiblichen in einer höhern Einheit verknüpft werden müſſe, hat die Neigung erzeugt, Alles, was getrennt, in verſchiedenen Richtungen geſondert iſt, nämlich die geiſtigen Ueberlieferungen, mit demjenigen, was als Modification der leiblichen Erſcheinung hervortritt, zu verbinden; eine Neigung, die, ſo lange ſie nur eine ſolche bleibt, und alſo die Trennung fixirt, nur Verwirrung hervorrufen kann! Ja, die Verwirrung tritt erſt mit dieſer Neigung hervor und daher erſcheint derjenige, der ſich, ohne auf eine innere Weiſe bewegt zu ſeyn, lediglich mit dem Leiblichen beſchäftigt, klärer und in ſich ſicherer. Aber dennoch iſt jene Neigung in dem tiefen, unvertilgbaren Gefühl gegründet, daß das Problem nur zu löſen iſt von einen höhern Standpunct, der jene Richtungen nicht als verſchiedene, ſondern als die urſprünglich eine und nämliche, nun geiſtig, nun wieder leiblich betrachtet, anſieht, wie Seele und Leib Eins ſind.

Was die Menſchen gebar und von den Thieren auf eine abſolute Weiſe ſonderte, war die ewige Perſönlichkeit, die anfangsloſe Geburt der Freiheit, die nicht in der Zeit erzeugt, für alle Zeit als unbedingt, oder was daſſelbe iſt, nur durch ſich ſelber bedingt, hervortritt. Wird die Freiheit, als urſprünglich durch irgend etwas, das nicht ſie ſelber, bedingt, dann iſt ſie keine Freiheit. Wird ſie geläugnet, dann iſt kein Menſch, kein ſittliches Princip, keine Zurechnung, keine Vernunft. Dieſe erſte That iſt die unbedingte der freigewordenen Natur ſelbſt. In der Geſtalt der Menſchen fand ſie ſich ſelbſt, ſchauete ſie ſich an. Dieſe That, in ihrem reinen Urſprung, kennt keine Grade, keine Abſtufungen, die ſie bedingten; denn eben darin, daß ſie ein Unbedingtes ergriff, beſtand ſie. Sie kann alſo nicht bedingt ſeyn durch Klima, durch Umſtände, durch äußere Natur überhaupt. Ganz übereinſtimmend mit der religiöſen Sage muß daher die Speculation behaupten, daß ein Paradies vor aller Geſchichte liege, ein inneres harmoniſches Zuſammentreffen aller Elemente, ein Jauchzen und Frohlocken der ganzen Natur; die in den Menſchen ihre eigene Freiheit, ihre Erlöſung begrüßte.

Daß, nachdem, was wir ſpeculativ behauptet, nur Ein Paar, wie es die religiöſe Sage will, den Anfang gemacht haben kann, iſt an und für ſich klar. Denn ein zweites Paar, nicht durch Zeugung, ſondern durch unmittelbare Naturproduction hervorgebracht, konnte ſich nur durch äußere Bedingungen von jenem erſtern unterſcheiden. Keines von beiden wäre dann, in Rückſicht auf das andere, die abſolut freie Geſtalt, das Bild des Göttlichen, in welchem ſich die ganze Erde concentrirte. Zwar auch der Menſch war in einer Rückſicht ein Naturproduct, aber wie ein frohes Aufjauchzen, wie eine plötzliche Klarheit, wie ein heller Gedanke, der, was finſter iſt in der Seele, urplötzlich erhellt. Alle *äußere* Bedingung war in ſeiner Geſtalt durch die *Schönheit* gelöſt. Denn Schönheit iſt nichts, als abſolute Rückſichtsloſigkeit der Geſtalt. Der wahrhaft reine, völlig im Bilde Gottes erſcheinende Menſch iſt nothwendig ſchön. Was wir hier Schönheit nennen, iſt aber nicht die bloß äußere, die den Sinnen gefällt, ſondern jene wahrhaft innere, die in den Stunden der heiligſten Andacht das Antlitz verklärt, die auch aus der verwahrloſten Geſtalt vorübergehend hervorquillt, und die, wie keine irdiſche Darſtellung die heilige Mitte der tiefſten göttlichen Wahrheit erreicht, ſo auch durch keine irdiſche Geſtalt, auch durch die Kunſt nicht, erreicht werden kann.

Die Sünde hat den in der Freiheit gebornen Menſchen der Natur preisgegeben. Sie iſt, obgleich ihrem Urſprung nach über der Erſcheinung, dennoch Gewalt der Erſcheinung über die Menſchen, und wo der Menſch in der Gewalt der Erſcheinung iſt, da iſt er es nur durch die eigene That, durch die Sünde. Durch ſeine Freiheit ward er ein Knecht; denn Knecht kann nur werden, wer urſprünglich, ſeiner Natur nach, frei war.

Kant hat von ferne, in zwei Richtungen, deren urſprüngliche Einheit er nicht ahndete, die Quelle angedeutet, aus welcher wir die Entſtehung der Racen begreiflich machen können. In der Trennung aber, in welcher dieſe Richtungen bei Kant erſcheinen, vermögen ſie freilich nicht das Räthſel zu löſen. Er war der Erſte, der aus der Mitte der herrſchenden Reflexion auf den myſtiſchen Urſprung der Erbſünde deutete. Aber indem er ſie nur als menſchliche, wenn gleich nicht durch das erſcheinende Bewußtſeyn entſtandene, vielmehr dieſes in ſeinem Urſprung afficirende That betrachtete, indem er die außerzeitliche Naturthat verkannte, die in und mit der geiſtigen Eins die Erbſünde erzeugte, konnte er in dieſer ein Princip der Racenbildung freilich nicht erkennen. Er war zugleich der Erſte, der die Behauptung aufſtellte, daß der Urſtamm, körperlich, Keime der mannichfaltigſten Entwickelung, der Hineinbildung in alle mögliche Klimate beſaß. Dieſe Keime, durch die einſeitige Hineinbildung in die verſchiedenen Gegenden, bildeten ſich, nach ſeiner Anſicht, einſeitig, hier dieſe, dort jene, aus, und verdrängten die übrigen, ſo daß der Menſch, eben durch das Hineinwachſen in eine beſtimmte Gegend, die Fähigkeit der Entwickelung für alle übrigen verlor; wodurch er das Bleibende und Unveränderliche der Racen, nachdem ſie nun einmal entſtanden ſind, zu erklären ſuchte. Ein äußerſt glücklicher Gedanke! Und wir können uns nicht genug wundern, daß er, ſo viel wir wiſſen, wenn wir den mislungenen Verſuch von Girtanner ausnehmen, von keinem Schriftſteller zur Erklärung der Entſtehung der Racen benutzt wurde. Aber indem Kant dieſe Keime bloß leiblich betrachtete, und in dieſen abweichenden Naturbildungen das geſtaltende geiſtige Princip verkannte, konnte die Erklärung wiederum nicht genügend hervortreten, ja die Behauptung ſelber erſcheint lediglich als eine willkürliche Annahme, als eine Hypotheſe. Beide Anſichten, die ſpeculative der Erbſünde und die phyſiſche jener größern Beweglichkeit des erſten Menſchen in der Natur, in ihrer Einheit erklären die Entſtehung der Racen. Die Freiheit iſt der Natur nicht fremd. Die Richtung der ganzen Entwickelung der Erde gegen die menſchliche Geſtalt, als das Verſöhnende aller Widerſprüche, iſt das freie, ſittliche Princip ſelbſt. Erſcheinendes Leben, als ſolches, iſt Vorbild des Sittlichen, iſt Religioſität der Natur. Das Streben nach Vereinzelung, der Tod, iſt das Vorbild der Sünde in der Natur. Wo die menſchliche Geſtalt hervortritt, da iſt die Freiheit das Fundament ſeines Daſeyns, wie das ſchöpferiſche Licht für die Planeten. Wie auf den Planeten ein Zug nach der Tiefe nie verdrängt wird, und mit dem Lichte kämpft, doch ſo, daß die Thätigkeit des Lichts in dem hier ſcheinbar Verſchloſſenſten noch waltet, ſo iſt ein ähnlicher Zug nach der geiſtigen Nacht, die den Menſchen der erſcheinenden Natur preisgiebt, in einem jeden Menſchen, und in ſofern er, außer der Zeit, als Eins mit dem ganzen Geſchlecht betrachtet wird, auch in dieſem auf eine völlig gleiche Weiſe. Dieſer iſt die Erbſünde, die Neigung zur Vereinzelung, das Streben des Geſchlechts, den Einklang der Harmonie der ganzen Natur aufzuheben, aus welcher das Geſchlecht entſprang, das Streben, äußere Beziehungen und Verhältniſſe hervorzurufen, die bloß für das Ganze eine Bedeutung haben, aber die innere, heilige Mitte der Perſönlichkeit in den Abgrund eines nie zu ſchlichtenden Zwieſpalts hineinreißt. Wie in der Entwickelungsgeſchichte der Erde dieſer Widerſtreit immer innerlicher wird, je ſelbſtändiger die Erde ſich in ſich ſelber ründete, ſo trat auch derſelbe Widerſtreit, auf den Boden der freien Perſönlichkeit verpflanzt, immer innerlicher hervor, je mehr von der äußern Natur geſondert, aber innerlich mit ihr deſto inniger verknüpft, die Perſon erſchien. In der frühern Zeit waren beide Richtungen verbunden. Man muß geſtehen, daß alle Mythologie nur zu begreifen iſt als menſchliche und Naturthat zugleich. Der Ausdruck für dieſe Einheit ganz im Allgemeinen iſt Religioſität. Wir verſtehen hier, wie dieſes auch gewöhnlich der Fall iſt, unter Religion auch die Verzerrungen derſelben. Daß dieſer Ausdruck ſo gebraucht wird, iſt ſchon bewieſen, wenn man bedenkt, daß von den Religionsbegriffen der wilden Völker geſprochen wird. Daß der Urſprung des Geſchlechts religiös iſt, und daß in der Form ihres erſten Daſeyns Naturthat und geiſtige That in völliger Einheit erſchienen, iſt daſſelbe. Das religiöſe Princip, wie es in der erſten Epoche des Geſchlechts herrſchte, war alſo von dem zeugenden und bildenden Princip nicht verſchieden, und wie in der Natur höhere und niedere Bildungen, Leben und ſcheinbarer Tod mit einander ringen, ſo wiederholte ſich daſſelbe innerhalb der Grenzen des Geſchlechts, nur ſo, daß das Fundament des menſchlichen Daſeyns, die Perſon, die Freiheit, zwar bis zu einem Minimum zurückgedrängt werden konnte, aber nie verſchwinden. Dieſe Beweglichkeit der phyſiſchen Erſcheinung des Menſchen in uns mit ſeiner geiſtigen ſetzt aber, ihm gegenüber, eine Beweglichkeit der äußern Natur voraus, ſo daß ſie ſich wechſelſeitig verſtändigten, doch ſo, daß dieſe, weil ſie ein verſöhnendes Princip durch die Menſchen gefunden hatte, in der ſcheinbaren Abweichung den Einklang feſthielt, der aus dem Menſchen in ſeiner Verzerrung entwichen ſchien.

Wir nehmen daher in allen Religionen eine ſtufenweiſe Ausbildung wahr, und alle deuten, ſo oder anders geſtaltet, in mancherlei Abweichungen, auf die innere, heilige Mitte der Erlöſung, ſo wie in allen, der allein wahren ausgenommen, ein Zug nach der Tiefe wahrzunehmen iſt, die in der größten Verzerrung als eine Huldigung böſer Geiſter erſcheint, in welcher die Andeutung des Höchſten und Heiligſten nur als eine geheime Wehklage, als eine verborgene Angſt des Lebens übriggeblieben iſt.

Betrachten wir nun, nachdem wir dieſe Anſicht gewonnen haben, die verſchiedenen Racen, ſo iſt es zwar unleugbar, daß ſie, eben durch die Entwickelung des Geſchlechts immer tiefer verſunken ſcheinen in der einſeitigen Richtung, immer unüberwindlicher gefeſſelt von den Gegenden, als eigene Geſtalten derſelben; aber dennoch bleibt uns der Urſprung aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunct keinesweges verborgen.

Verſuche man es, irgend einen Punct zu wählen, von welchem aus man durch regelmäßige Abſtufung der Bildungen alle menſchliche Racen wie von einem Mittelpunct aus zu verfolgen im Stande wäre! Keinen, als das Hochland von Aſien vermag man zu finden. Mongolen, Tartaren, Hindus und Malayen finden wir hier kreisförmig das hohe Gebirge umgebend, einander offenbar verwandt, wie die Annäherungen zu einer verſchwundenen Mitte. Alle ſind für die urälteſte Zeit als geſchichtliche Völker zu betrachten, die nicht eingewandert waren, und nur hier finden wir den Gegenſatz von Autochthonen und geſchichtlichen Völkern nicht. Alle haben tiefe religiöſe Ueberlieferungen, die ſelbſt in räthſelhaften Abweichungen auf einen gemeinſchaftlichen Grund deuten. Nun können wir beweiſen, daß, wenn wir alle ſpätere Ereigniſſe, Auswanderungen höher gebildeter Völker, ſpätere Vermiſchungen der Racen, ganz wegdenken, dann von dieſem Punct aus eine regelmäßige Verbreitung des ganzen Geſchlechts ſich nachweiſen läßt, durch welche in mehrfacher Richtung von dem gemeinſchaftlichen Mittelpunct aus diejenige Verſchiedenheit, die in den genannten Racen ſchon angedeutet iſt, immer verzerrter hervortritt, ſo daß, je entfernter die Racen von dem Mittelpunct ſind, die Geſtalt diejenige Einſeitigkeit, die ſchon früher keimte, annimmt, die Gewalt der äußern Natur immer gewaltſamer wird, die religiöſen Erinnerungen immer dunkler, die geſelligen Verhältniſſe immer zerriſſener, ſo daß nur in der verkrüppelten Geſtalt eine dumpfe Ahndung als innere Angſt übrig bleibt.

Keiner kann die voreilige und willkürliche Deutung der uralten Sagen, und das unreife Vermengen unbekannter und nur dunkel geahndeter Ueberlieferungen mehr haſſen, als ich. Aber was die tiefſinnigſten Forſcher, Schelling, Creuzer u. a. in dieſer Rückſicht gewinnen, ſollte es nicht unterſtützt werden können durch eine Unterſuchung, die ſich, ohne das tiefe Myſterium der Geſchichte zu verkennen, mehr in der Richtung der äußern Geſtaltung bewegte? Wir wiſſen wohl, was dazu erfordert wird, und in einer Reihe von vielen Jahren haben wir uns ſorgfältig mit dem beſchäftigt, was uns einige Aufſchlüſſe über jenes geſchichtliche Daſeyn zu geben verſprach. Wir können hier in der

Kürze das Problem in allen ſeinen Theilen nicht löſen, wohl aber wagen wir den großen Zuſammenhang anzudeuten, der ſich in der Vertheilung der Racen offenbar ausſpricht.

Erſt die Malayen! Wir haben von dieſen behauptet, daß ſie in einer Richtung ſich anſchließen an den verſchwundenen Urſtamm. Es bilden ſich aus dieſer Race durch allmäliche Uebergänge die Neger der oſtindiſchen Inſeln; das Extrem dieſer Race wird durch die Neuholländer und durch die Einwohner von van Diemensland dargeſtellt. Immer verzerrter iſt die Geſtalt, ſtumpfer das Daſeyn. Erſt durch ſpätere Auswanderungen haben die Malayen ſich über die Gegenden dieſer Autochthonen ergoſſen. Die Race mit allen ihren Gliedern ſtellt die ſüdöſtliche Ausſtrahlung dar.

Dann zweitens die Mongolen, deren ſtufenweiſe Ausbildung von denen, die den Tartaren nahe verwandt ſind, dem Mittelpunct näher, geſchichtlich, mit religiöſer Ueberlieferung, bis zu den verzerrten Samojeden, Lappen, Eskimos, allgemein anerkannt iſt. Dieſe Race, mit allen ihren Gliedern, ſtellt die nordöſtliche Ausſtrahlung dar.

Eine Zwiſchenbildung zwiſchen den Malayen und Mongolen ſind die Chineſen und Japaner.

Dieſe Racen, in allen ihren Abſtufungen, haben, vor der Zerſtörung der Länder im Südmeer, als eine gemeinſchaftliche Indifferenz aller ihrer Bildungen die amerikaniſchen erzeugt. Und nicht über die Beringsſtraße, ſondern aus allen Puncten haben die uralten Einwanderungen, die hier, wie überall, mit der letzten Bildungsepoche der Länder zuſammenfielen, Statt gefunden. Die Continuität der Bildung iſt zerriſſen, wie die Länder. Aber wie wir gegen Norden den Unterſchied zwiſchen öſtlichen und weſtlichen Ländern in der Vertheilung der Pflanzen, Thiere und Menſchen verſchwinden ſehen, ſo wird, wenn auch undeutlicher, wie hier alle Bildung mit der des feſten Landes undeutlicher iſt, eine ähnliche Gleichförmigkeit gegen Süden wahrgenommen. Und ſo iſt uns der Peſcheräh eine Fortſetzung von derjenigen Bildung, die wir in den Neuholländern erkennen, nur ſo, daß die Continuität ſeiner Bildung unterbrochen iſt. Die amerikaniſchen Racen ſtellen die Indifferenz der nördlichen, öſtlichen und ſüdöſtlichen Ausſtrahlungen dar.

Die dritte Hauptrace, die wir betrachten, wird, dem Mittelpunct am nächſten, durch die Einwohner dieſſeit des Ganges dargeſtellt. Wie in den uralten Mythologien iſt auch uns der Ganges von großer Bedeutung. Dieſer Fluß ſtellt in der Urzeit die Scheidung der Racen dar. Die ſtufenweiſe Ausbildung läßt ſich von den alten Hindus durch die alten Kopten Aegyptens, durch mehrere Zwiſchenſtufen in den afrikaniſchen Negern und von dieſen bis in die Hottentotten (deren Extrem der Buſchhottentott) verfolgen. So entſteht die ſüdweſtliche Ausſtrahlung.

Die vierte Hauptrace wird durch die Tartaren dargeſtellt, deren Extrem die verdrängten, oder geſchichtlich aſſimilirten weſtlichen Völker Europas waren. Da dieſe verſchwunden ſind, ſo kennen wir ſie in ihrer phyſiſchen und religiöſen Depravation nur aus Ueberlieferungen.

Ich wage es nicht, die tiefere, religiöſe Differenz dieſer Völker hier in der Kürze anzudeuten; nur wie die Racen ſich in Stämme zerſplitterten, je tiefer ſie ſanken, ſoll folgende Stelle aus den Caricaturen des Heiligſten (2ten Th. S. 520) vorläufig erläutern:

„Wo die Naturform der Familie, von welcher Art ſie auch ſeyn mag, einſeitig hervortritt, da erzeugen ſich Stämme, nicht Völker, da tritt jene Abhängigkeit, jenes Wurzeln der Geſchlechter in einer beſtimmten Naturumgebung hervor, das zwar nie ganz verſchwinden darf, weil es, als Naturgrund des höhern geſelligen Daſeyns erſcheinend, die Vaterlandsliebe im Tiefſten begründend, Alles trägt und erhält, das aber, für ſich herausgehoben, alle höheren Keime erſtickt. Wir haben dieſes Wurzeln in dem Naturgrunde an einem andern Orte mit dem eigenthümlichen Ton eines muſikaliſchen Inſtruments (das Timbre der Franzoſen) verglichen, welches den eignen Reiz, ergriffen von der Gewalt der höhern Harmonie, erzeugt, für ſich aber in einen bloßen Schall ausartet. Ein Streben, ſich in die Naturform der Familie zu verlieren, das erzeugende Princip der verſchloſſenen Stämme, ein Streben, die Völker in Stämme zu zerſplittern, erkennen wir noch unter uns; es zeugt ſich in jenem engen Familienſinne, der ſich in wechſelſeitiger Vergötterung gefällt, unbedeutenden Ereigniſſen, die die nächſten Verwandten treffen, einen ungemeſſenen Werth beilegt, nichtige Familiengeheimniſſe erzeugt, die allgemeine menſchliche Theilnahme engherzig auf die Glieder der Familie bezieht und ſo ſelbſt das Denken, wie das Handeln, auf einen kleinen, alles Höhere tödtenden Punct zuſammenſchrumpft. Ja, man hat Beiſpiele, wenn ſie auch ſelten ſind, daß dieſer Sinn ſelbſt in ein Streben ausartete, die Fortpflanzung des Geſchlechts innerhalb der Grenzen der Familie zu ziehen, ſie ſo allmälich in eine wahre geſonderte Gattung zu verwandeln. Wo er vor-

„herrſcht, zeigt ſich auch die Neigung zur Bildung einer eignen Sprache; die abgeſchloſſenen Gefühle, Gedanken, Thaten und Ereigniſſe erhalten beſondere, dem Fremden unverſtändliche Bezeichnungen; im Geſpräche dreht ſich alles um unbedeutende Verhältniſſe, die einem jeden Andern unbekannt ſind, und wer in einen ſolchen Kreis tritt, fühlt ſich wie in eine fremde, ihm verſchloſſene Welt verſetzt. Ergriffen von der Macht der Geſchichte kann dieſe enge Form ſich freilich nur in ſchwachen Zügen geſtalten, die höchſt ſelten mit einander vereinigt ſind, vielmehr zerſplittert, bald hier, bald da zum Vorſchein kommen, und wol eben ſo ſelten ganz verſchwunden ſind. Aber dennoch können wir in dieſen Zügen das Streben erkennen, welches in jener Urzeit, in welcher Gedanken und Geſtalt in einem geheimen Bunde ſtanden, in welcher die ganze ungeſtörte Naturgewalt dem Menſchen diente, wie er ihr, als er ſich in ein beſtimmtes Klima einwohnte, und mit dieſem verſchmolz, die Stämme erzeugte, jene räthſelhaften Geſchlechter, die den Gattungen der Thiere ähnlich, durch Sitten und Sprache getrennt, und in der größten Nähe ſich fortdauernd fremd, in größter Mannigfaltigkeit die Gegenden fremder Welttheile bewohnen, und in welchen die vorherrſchende Naturform der Familie die Erinnerung der Vergangenheit, die lebendige Bedeutung der Gegenwart und die Entwickelung der Zukunft vernichtet hat.“ —

Wie die ſcheinbare Härte der Behauptung, daß die Racen durch eigene Schuld gefallen ſind, durch eine religiöſe Anſicht gehoben wird, haben wir in der hier angeführten Schrift zu zeigen geſucht.

Druckfehler.

Erſter Band.

Seite	68.	Zeile	10	von unten:	Beſte, lies Feſte.
—	84.	—	5	— —	Arfvedis Chemiker, lies Oerſted der Chemiker.
—	101.	—	14. 15	— oben	Ausdruck, lies Ausbruch.
—	201.	—	1	— —	Benannten, lies Bekannten.
—	205.	—	10	— —	Humbold, lies Humboldt.
—	209.	—	3	— —	Doch, lies auch.
—	224.	—	14	— —	Trieſenſteinen, lies Frieſenſteinen.
—	241.	—	8	von unten:	Peanerkalkſtein, lies Plänerkalkſtein.
—	243.	—	6	— —	Burkeveld, lies Bockeveld.
—	281.	—	8	— —	7000, lies 6300.

Zweiter Band.

—	90.	—	10	von oben:	hinter „ausſchließt“ ein Semicolon.
—	100.	—	8	von unten:	Mannaden, lies Monaden.
—	104.	—	14. 15	von oben:	elektriſcher und magnetiſcher, lies elektriſche und magnetiſche.

Auswahl
vorzüglicher Werke und Schriften
aus dem Verlage
von
Joſef Max in Breslau.

(Zu haben in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands).

Steffens, H., Turnziel. Sendſchreiben an die Turnfreunde. 8. 1818. Geheftet 16 gr.

— — Ueber Kotzebue's Ermordung. 8. 1819. Geh. 4 gr.

— — Ueber Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten. gr. 8. 1820. Geheftet 10 gr.

K. O. Müllers Helleniſche Geſchichten.

Geſchichten
Helleniſcher Stämme und Städte
von
Dr. Karl Otfried Müller,
Profeſſor an der Univerſität Göttingen.

Erſter Band.

Orchomenos und die Minyer,
Mit einer Karte der Thäler des Kephiſſos und Aſopos.
gr. 8. 1820.

(Preis: Weiß Druckpapier 2 rthl. 16 gr. Velinpapier und ſauber cartonnirt 6 rthl. 8 gr.)

Fr. H. von der Hagen über die Nibelungen.

Den Freunden altdeutſcher Poeſie muß es höchſt willkommen ſeyn, das Nibelungen-Lied in der vor Kurzem erſchienenen Schrift:

Die Nibelungen,

ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer

von

Friedrich Heinrich von der Hagen.

8. 1819. Geheftet 1 rthl. 4 gr.

in ſeine geſchichtlichen und poetiſchen Elemente aufgelöſt, und nicht nur die gewaltige Heldenhandlung entwickelt, ſondern auch die einzelnen Heldengeſtalten in ihrer innerſten Bedeutung ſowohl, als auch in ihrem Verhältniſſe zum Ganzen charakteriſirt und dargeſtellt zu ſehen. Allen, die einen tiefern Blick in das Weſen und die Geſtaltung unſers alten Volksepos zu thun wünſchen, iſt obige Schrift unentbehrlich.

Briefe in die Heimat

aus

Deutſchland, der Schweiz und Italien

von

Friedr. Heinrich von der Hagen.

4 Bände. Mit 2 Kupfern. 8. 1818—21. Geheftet 5 rthl. 20 gr.

Welche Richtungen das Buch mit beſonderm Fleiße verfolgt, mögen nachſtehende Worte der Vorrede näher bezeichnen:

> „Daß hier hauptſächlich von der Baukunſt, dann von Bildnerei und Malerei die Rede iſt, kann nicht befremden, da beſonders die erſte in ihrem Urſprung und Gipfel als Gotteshaus auf Erden, das bedeutendſte und dauerndſte Denkmal und der ſicherſte Maaßſtab der Bildung eines Volkes und einer Stadt iſt, mit ihr die übrigen Künſte ſo unzertrennlich verbunden, und alle in ihr, wie unter ihrem Himmelsgewölbe, vereint und bewährt ſind; ſelbſt die Denkmale der Dichtkunſt, ſo wie die Geſchichte und das öffentliche und häusliche Leben eines Volkes können nur in dieſer Vereinigung recht verſtändlich werden. Nicht minder gehören dazu der Grund und Boden, auf dem dieſes alles gewachſen, und die vollen, nicht wie Kuliſſen wandelbaren Umgebungen der Natur; vor allen auch die Geſtalt und Tracht, Sitten und Gebräuche, Sprache und Sagen der Menſchen ſelber, die ſich zwar leichter verwandeln, aber immer noch das Alterthümliche mehr oder minder durchblicken laſſen."
>
> „Alles dieſes mit leiblichen Augen zu ſchauen und überall an Ort und Stelle weiter zu forſchen, oder ſolches durch Freunde zu veranlaſſen, war die nothwendige Ergänzung unſerer, auf das vaterländiſche Mittelalter gerichteten Studien, und der einzige Bewegsgrund dieſer Reiſe."

Ueber die zweite, vermehrte Auflage der Schrift:

Zur Beurtheilung Goethe's

mit

Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunſt,

von

K. E. Schubarth.

2 Bde. 8. 1820. Weiß Druckp. 3 Rthlr. 12 Gr. Schweizerp. 5 Rthlr.

äußert ſich Goethe, in einem Schreiben (9. Juli c.) an den Verfaſſer: „Er komme ſich vor, als ob er durch einen Doppelſpath ſeine Perſönlichkeit in zwei Bildern gewahre, wobei es „ihm ſchwer ſei, das Urſprüngliche und Abgeleitete zu unterſcheiden. Für das eine könnten ſeine eigenen Werke gelten, „für das andere die unternommene Schubarthiſche Auslegung. „Mit Ungeduld erwarte er den zweiten Band, um das aufgeregte „Intereſſe zu ſtillen."

Ein neues Schreiben Goethe's, enthält in Bezug auf den zweiten Band: „Die freudige Anerkennung eines über alles, „was den menſchlichen Geiſt überhaupt nur intereſſiren könne, „gleichmäßig ſich verbreitenden Beſtrebens."

Außer der Betrachtung über Goethe's Werke, verbreitet ſich der Verfaſſer noch über ſämmtliche Zweige der neueren Litteratur, indem er nach den verſchiedenſten Richtungen, jenen allgemeinen Mittelpunct menſchlichen Strebens nachzuweiſen ſucht, von deſſen Feſthaltung oder Abweichung ſowohl das erfreuliche Gedeihen von Litteratur und Kunſt, wie ihr Sinken und endlicher Untergang ſich ableiten läßt.

Eine ausführliche Ueberſicht des geſammten Inhalts, welche zugleich zur Abſicht hat, auf das eigentliche Haupt- und Grund-Thema, welches in beiden Bänden verarbeitet worden, hinzuweiſen, iſt zur Erleichterung des Leſers, dem erſten Bande beigegeben.

G. G. Bredow's

nachgelaſſene Schriften.

mit

dem Bildniß und dem Leben des Verfaſſers

herausgegeben

von

Dr. J. G. Kuniſch.

gr. 8. 1816. Velindruckpapier 1 Rthlr. 22 Gr.

Inhalt: 1. Meiſter Adam. — 2. Andreas Gryphius Lebensbeſchreibung. — 3. Herr Peter Squenz oder Pyramus und Thiſbe. Schimpfſpiele in 2 Handlungen nach Andreas Greif. — 4. P. N. Deſtouches. Lebensbeſchreibung. — 5. Die falſche Agnes, oder der poetiſche Dorfjunker. Luſtſpiel nach Deſtouches. — 6. Erzählungen nach Oliver Goldſmith. — 7. Shakeſpeare und ſeine Dramen von Johnſon. — 8. Gedichte. — 9. Dionyſios Schilderung des Erdkreiſes. Aus dem Griechiſchen überſetzt.

[illegible] Steffens

Caricaturen

des

Heiligſten

von

Henrich Steffens.

In zwei Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1819.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Steffens
Caricaturen des Heiligſten.

Erſter Theil.

Nam ut diximus, naturae corruptio alia natura eſt, habens ſuum deum et patrem, ipſum ſcilicet corruptionis auctorem; ut tamen inſit et bonum animae, illud *principale, illud divinum* atque *germanum* et *proprie naturale.* Quod enim a Deo eſt, non tam extinguitur, quam obumbratur. Poteſt enim obumbrari, quia non eſt Deus, extingui non poteſt, quia a Deo eſt. Itaque, ſicut lumen aliquo obſtaculo impeditum, manet, ſed non comparet, ſi tanta denſitas obſtaculi fuerit, ita et bonum in anima a malo oppreſſum, pro qualitate ejus, aut in totum vacat, occultata luce, aut qua datur radiat, *inventa libertate.* Sic peſſimi et optimi quidam, et nihilominus unum omnes animae genus. Sic et in peſſimis aliquid boni, et in optimis nonnihil peſſimi. Solus enim Deus ſine peccato, et ſolus homo ſine peccato Chriſtus, quia et Deus Chriſtus.

Tertulliani opera edit. Havercampi. Venet. 1744. p. 295. de anima. cap. 41.

Aus der Religion entſpringt alles Daſeyn, alles Leben, ſie iſt Wurzel und Blüthe und die innerſte lebendige Mitte aller Verhältniſſe. Wir haben, um dieſes in jeder

Rückſicht anſchaulich darzuſtellen, die Ideen ſo wie ſie ſich, zwar aus der Religion entſprungen, doch ſelbſtgenügſam zu geſtalten ſtreben, entwickelt. Der Kampf des Lebens tritt hervor, ſie vermögen nicht ihn abzuweiſen, Diſſonanzen erzeugen ſich, ſie können ſie nicht löſen. Wie der Staat in und mit der Kirche iſt, lebt, in ihr die einzige Löſung ihrer Aufgabe findet, wie auch hier der Kampf unſeliger Verirrungen auf einen ſtillen Frieden deutet, der zwar nie erſcheinen kann, aber dennoch das Ordnende der Zeiten eine ſchöne Zukunft aufzuſchließen verſpricht, ſollen dieſe Betrachtungen, das Werk beſchließend, darzuthun ſtreben.

Die Phyſik lehrt uns, wie ein jeder Punkt der ſichtbaren Gegenſtände, die uns umgeben, dem ſchauenden Auge auseinander gehende Strahlen zuſendet. Dieſe verwirren ſich vor dem Auge unter einander, aber von den durchſichtigen Feuchtigkeiten des Auges gebrochen, entwirren ſie ſich, und die Strahlen eines jeden Punkts ſondern ſich von den übrigen, mit welchen ſie auf eine verworrene Weiſe verſchlungen waren, und ſuchen ihre urſprüngliche Verbindung in einer zarten Spitze. Dabei nimmt man eine beſondere Eigenthümlichkeit der Augen verſchiedener Menſchen wahr. Denn nur dann ſieht der Menſch deutlich, wenn jene Vereinigung der Strahlen auf der beſtimmten Stelle der Netzhaut Statt findet. Wir bemerken aber, wie Strahlen entfernter Gegenſtände ſich für einige Augen zu früh und noch ehe ſie die Netzhaut erreichen, in jener Spitze vereinigen, dann durchkreuzen ſie ſich, verwirren ſich aufs Neue untereinander, und wie die Strahlen eines jeden Punkts verſchlingen ſich die Punkte ſelbſt auf der Netzhaut, vermögen ſich nicht zu ſondern, und der ſichtbare Gegenſtand erſcheint dunkel und undeutlich, die Umriſſe, die ihn von andern ſondern, verwiſcht, die Theile des Gegenſtandes ſelbſt, auf eine unklare Weiſe verſchlungen. Wir nennen ſolche Augen kurzſichtig, und für ſie müſſen die Gegenſtände näher gerückt werden, damit die weiter auseinander gehenden

Strahlen nur da ihre Vereinigung finden, wo ſie ein deutliches Bild des Gegenſtandes zu erregen vermögen. Für andere Augen findet das Umgekehrte bei nahen Gegenſtänden Statt. Die Strahlen haben, wenn ſie die Netzhaut erreichen, ſich noch nicht vereinigt, die urſprüngliche Verwirrung iſt noch nicht gehoben. Wie bei den Kurzſichtigen die Spitze der Vereinigung entfernter Gegenſtände vor der Netzhaut hervortritt, zeigt ſich dieſe Spitze naher Gegenſtände erſt hinter derſelben, und ſo herrſcht bei dieſen die urſprüngliche Dunkelheit und Verwirrung ſolcher Gegenſtände, deren Punkte ſich noch nicht geſondert und geordnet haben, während bei jenen aus der zu frühzeitigen Vereinigung neue Verwirrung entſprang. Auch iſt es hinlänglich bekannt, daß es äußere Hülfsmittel — Gläſer — gibt, welche die zu frühzeitige Vereinigung entfernter Strahlen für den Kurzſichtigen verhindern, andere, welche die ſpäte Vereinigung naher Strahlen für den Weitſichtigen beſchleunigen, und daß dieſe Gläſer ein beſonderes Maß ihrer Geſtaltung, für ein jedes Auge berechnet, haben müſſen, daß ferner die Gläſer, für den Kurzſichtigen geſchliffen, die Verwirrung des Weitſichtigen vergrößern, und das Auge höchſt ſchmerzhaft angreifen, und umgekehrt.

Wir können, was uns das äußere Schauen der Menſchen wahrnehmen läßt, ohne Bedenken auf das Geiſtige übertragen, denn es gilt in allen ſeinen Theilen, und iſt keinesweges ein bloßes Gleichniß, vielmehr ein wahres Vorbild deſſen, was ſich innerlich darthut, wie auch das menſchliche Leben in allen ſeinen Verhältniſſen wunderſam durch die Natur vorgebildet erſcheint, wenn wir ſie in ihrer, ſich immer mehr aufſchließenden Tiefe zu ergründen vermögen.

So gibt es Menſchen, die ſich das Leben näher rücken müſſen, um es zu begreifen, in der freundlichen Nahe alſein ſcheint es ihnen heimiſch. Umgeben, umſchloſſen, ja gedrängt von ſeinen Verhältniſſen, ſeinen Begebenheiten, fühlen ſie ſich fröhlich ,und in ſich klar. Aus der Ferne aber verſchwinden alle Umriſſe, verwirren ſich alle Verhältniſſe, die ſchon vereinigten Strahlen durchkreuzen, verſchlingen, zerſtören ſich, und wie aus der freundlichen Heimath getrieben, ſcheint die Welt ihre alten bekannten Züge verwandelt zu haben, ein Fremdes, Unheimliches geworden zu ſeyn.

Andere gibt es, denen dieſe Nähe ſelbſt drückend und zerrüttend ſcheint, das dichte Gedränge des Lebens erſcheint ihnen ohne Sinn, ein auseinander geriſſenes, ſich ſelbſt vernichtendes Gewebe, alle ſich ſtörende Strahlen deuten auf einen fernen Hintergrund der Vereinigung, und erſt dann, wenn es ihnen gelungen iſt, jenen fernen Punkt zu finden, ſich von der nahen Umgebung weg, und in ſich ſelber ſich zurückzuziehen, treten die freundlichen bekannten Züge ihnen geordnet entgegen, und ſie erkennen ſich ſelbſt und ihre Welt.

Wir, die wir nicht mehr ganz jung ſind, wurden in einer ruhigen, wenn auch wenig bedeutenden Zeit geboren. Ein regſames Streben aufzuklären, zu ordnen, zu geſtalten, zu verbeſſern, hatte zwar das Zeitalter ergriffen, und in lebhafte Bewegung geſetzt; aber das Ganze hatte ein gewiſſes enges Maß, man glaubte auf eine bequeme Weiſe, mit geringen, nahe liegenden Mitteln das ſchönſte und höchſte Ziel allſeitigen Wohlſeyns erringen, ein Jeder hoffte, indem er ſeine Stellung, ſeine Lage behauptete, von dieſer aus, allmählig um ſich her, ein helles Licht verbreiten zu können, und wenige mochten es ahnden, daß der gährende Stoff von Jahrhunderten ſich in dieſer ſtillen Thätigkeit verbarg, immer enger und dichter ſich zuſammendrängte, und daß das gewohnte Daſeyn in den innerſten Tiefen erſchüttert, unter heftigen Zuckungen neue Keime einer rieſenhaften Geburt entwickeln ſollte. So hatten wir uns allmählig, indem wir uns ſelbſt dagegen ſträubten, innerlich wie äußerlich in furchtbare Thaten verſtrickt, und immer weiter fortgeriſſen, würden wir von dem erwachten Geiſt, den wir ſelbſt herbeigerufen, aber nicht zu bändigen vermochten, in den ſchäumenden Strudel des unaufhaltſam fortrauſchenden Stromes hineingeſtürzt. Kein Land iſt aber ſo allſeitig, in allen Punkten des Daſeyns ergriffen wie Deutſchland. Wer in ruhiger Zurückgezogenheit aus der Ferne auf das ihm klare Leben einwirken wollte, ward vom Strome der Begebenheiten ergriffen, in die nahe, verwirrende Mitte hineingezogen, zur äußern That aufgefordert, und wer in der Fülle des Lebens, in dem Gedränge deſſelben ſich wohl und heimiſch fand, ward durch den Ernſt der Zeit in die dunkle ferne Tiefe getrieben, die ihm ſein Daſeyn verfinſterte, indem ſie ſeinen Standpunkt verrückte.

Es verſteht ſich, daß wir hier nur von ſolchen reden, deren Geſinnung ſie mit dem allgemeinen Leben auf eine feſte und innige Weiſe verknüpft, ſo daß ſie Freud und Leid mit dem Geſchlecht, mit dem Volke theilen, daß bei der allgemeinen Klarheit und Ordnung des Lebens überhaupt auch ihr Daſeyn erhellt wird, daß ſie bei allen ihren Thaten das eigne Wohl nur in und mit dem allgemeinen zu erlangen ſtreben, denn nur, wo eine ſolche Geſinnung verwaltet, entſteht das Bedürfniß über die Zeit und ihre Bedeutung ins Klare zu kommen. Wo ſie fehlt, iſt nothwendig Finſterniß, Mißverſtand und Unordnung.

Wenn wir nun einige Menſchen, ihrer eigenthümlichen Anlage nach, kurzſichtige, andere weitſichtige nennen, ſo iſt es vor allem nothwendig, hierbei diejenige Anſicht zu vergeſſen, die bei der Uebertragung dieſer Beziehungen aus dem phyſiſchen in das ethiſche Gebiet, durch die eine durchgängig einen Mangel, ein Geringeres, durch die andere einen Vorzug, ein Höheres anzudeuten ſucht. Vielmehr wird es, bei der Anwendung dieſer Ausdrücke, ſowohl im Ethiſchen, als im Phyſiſchen, von ſelbſt erhellen, daß ſie zwei gleich nothwendige Richtungen, dort des geiſtigen, hier des leiblichen Schauens bezeichnen, die ſich wechſelſeitig ergänzen, und innerhalb ihrer Grenzen gleiche Würde haben.

Was bei dem leiblichen Schauen die Netzhaut iſt, — diejenige Stelle, in welcher ſich die geordneten Punkte aller Strahlen vereinigen müſſen, damit der Gegenſtand klar und deutlich erſcheine — das können wir bei dem geiſtigen Schauen die unmittelbare Gegenwart nennen, in welcher allein alle Fülle des Daſeyns, alles wirkliche Leben iſt. Vergleichen wir nun diejenigen, welche die Nähe des Lebens ſuchen, mit den Kurzſichtigen, ſo liegen für dieſe die Punkte des zu fernen Lebens, dem ſie ſich zu nähern ſuchen, vor der Gegenwart. Aus einer weiten zerſtreuten Ferne der Zukunft ſcheinen die erhellenden Strahlen zu kommen, ſie haben ihre Vereinigung in der Gegenwart nicht unmittelbar gefunden, aber ſie neigen ſich freundlich gegeneinander, und dieſe Neigung deutet die Richtung der Annäherung an, durch welche das Leben den ſo Gebildeten klar wird, und führt ſie gegen die Vergangenheit. Sie wurzeln daher in der Zukunft, und wenn ſie gleich in dieſer nicht klar ſchauen, ſo liegt in ihr dennoch der Grund der ordenden Richtung aller Theile des Lebens. Daher muß die Zukunft ſolchen Naturen zwar nicht klar, aber ſicher erſcheinen, ſie müſſen auf ſie rechnen können. Wir nennen dieſe Naturen, die practiſchen, deren ganze Thätigkeit ſie mit der Vergangenheit befreundet, die ſie in der Gegenwärt zu ordnen, zu geſtalten ſtreben. Alle ihre Plane, alle ihre Unternehmungen wurzeln in einer ruhigen, ſichern Zukunft, die das Gelingen gewährt, von dieſer Ferne der Zukunft, mit welcher ſie, durch ein ſicheres Gefühl innig verknüpft ſind, ſuchen ſie die Vergangenheit, nähern ſich der ſchon gegebenen Vereinigung des Lebens, und ſo wird ihnen die Gegenwart im Denken und Thun klar. Da die Zukunft, bei dieſer Anſicht ſchon das Darzuſtellende in ſich enthält, nennen wir ſie die Anſicht der Involution, der Einwickelung.

Vergleichen wir dieſenigen, die das Leben aus einer beſtimmten Ferne betrachten müſſen, um es zu faſſen, mit den Weitſichtigen, ſo liegen die Punkte der Vereinigung aller Strahlen des zu nahen Lebens hinter der Gegenwart, alle Strahlen kommen aus der zerſtreuten Ferne der Vergangenheit, des gegebenen Daſeyns, in der Gegenwart finden ſie ihre Vereinigung nicht, aber ihre Neigung gegeneinander deutet auf eine zarte Spitze des Zuſammentreffens in der Zukunft. Dieſe Naturen wurzeln in der Vergangenheit, die ſie für ſich nicht klar ſchauen, die aber ihre Bedeutung in ihrer Richtung gegen die Zukunft erhält. Sind die practiſchen Gemüther die geſtaltenden, ſo ſind dieſe die befruchtenden. Die Vergangenheit bildet für ſie den ſichern Grund, von dieſem aus nehmen ſie die Richtung gegen die Zukunft, damit ein klares Bild des Lebens ſich in der Gegenwart entfalte. Wir nennen ſie die theoretiſchen Naturen, die die Zukunft aus der Vergangenheit zu deuten vermögen, und da die Vergangenheit ſelbſt ſich durch ſie, für immer neue Geſtaltung aufſchließt, nennen wir dieſe Anſicht die der Evolution, der Entwickelung.

Vergangenheit und Zukunft tragen und erhalten ſich wechſelſeitig. Iſt die Vergangenheit ſicher und klar, ſo iſt es auch die nächſte Zukunft, von welcher, bei der allgemeinen Darſtellung des gemeinſchaftlichen Lebens allein die Rede ſeyn kann. Der Practiker kann aus der ſichern Zukunft die Vergangenheit erkennen und geſtalten, der Theoretiker aus der erkannten Vergangenheit die Zukunft erkennen und befruchten, beide begegnen ſich in der überall erhellten Gegenwart. Daß ein ſolcher Zuſtand allgemeiner Klarheit, in welcher alle Richtungen menſchlicher, innerer und äußerer That ſich wechſelſeitig begegnen, erhellen, unterſtützen, niemals ohne Schatten in das menſchliche Leben hervortritt, iſt zwar gewiß, aber die Annäherung bildet die glücklichen Zeitalter, die zu verſchiedenen Epochen der Geſchichte hervortreten, die wir, als ein beneidenswerthes Loos derer betrachten, die ſie erleben, die wir ſelbſt für irgend eine Zukunft nie zu hoffen unterlaſſen, ja die ein Jeder auf ſeine Weiſe herbeizuführen trachtet.

Wird die Zukunft unſicher, werden alle Erwartungen ſchwankend, kann man ſich, bei keiner Unternehmung mit einiger Sicherheit auf das Gelingen verlaſſen, dann werden die Practiker gegen ihren Willen in der, ihrer Eigenthümlichkeit widerſtrebenden Richtung hineingetrieben, bewegen ſich ſorgenvoll gegen die Zukunft, um die Sicherheit zu ſuchen, die ihnen ihrer Natur nach, urſprünglich ein Geſchenktes erſcheinen ſollte. Aber indem ſie ſich von der Vergangenheit entfernen, die ſie nur in der Richtung der Annäherung faſſen können, wird ihnen das Leben ſelbſt ſchwankend, undeutlich, fremd, und die Zukunft zu deuten iſt ihnen verſagt. Wird die Vergangenheit unſicher, droht die Wurzel der Entfaltung zu verdorren, bewegen alle Formen des Daſeyns ſich ſo verworren untereinander, daß man ihren Anknüpfungspunkt an die frühern Zuſtände nicht zu erkennen vermag, ſo wird der *Theoretiker* ſelbſt, gezwungen in die Nähe des Lebens hineingezogen, um die Sicherheit zu ſuchen, ohne welche ihm Alles unklar und verworren erſcheint. Aber, indem er ſeinen Standpunkt verläßt, der ihm allein Einſicht und Klarheit gewährt, verſchlingen ſich die Strahlen, die Gegenſtände vermag er in der widernatürlichen Nähe nicht zu ſondern, und die Vergangenheit zu geſtalten iſt ihm verſagt. Es iſt, als wenn, durch ein unſeliges Verhängniß, die Kurzſichtigen gezwungen würden, die *convexen* Gläſer der Weitſichtigen, dieſe die *concaven* Gläſer der Kurzſichtigen zu gebrauchen. Alle Richtungen verwickeln und verwirren ſich auf eine widerwärtige Weiſe, ein unordentliches Stoſſen und Drängen, Mißverſtändniſſe und Verwechſelungen zeigen ſich in ſolchen unglücklichen Zeiten allenthalben, in welchen ſelbſt die Beſſern ſich hemmen und ſtören, das Wahre von dem Falſchen, das Notwendige von dem Zufälligen, ja das ſonſt deutlich erkannte Gute von dem Schlechten nicht zu unterſcheiden vermögen. Wir nennen dieſen Zuſtand der Dinge den der *Revolution*, der *Verwickelung*.

Es gibt einen höhern Ausdruck für jenen Gegenſatz, den wir bis jetzt darſtellten — Glaube nehmlich und Hoffnung — jene waltet bei den practiſchen, dieſe bei den theoretiſchen Naturen vor. Wo aber der Glaube ſchwankt, die Hoffnung ſinkt, da verwirren ſich Vergangenheit und Zukunft in einer unklaren Gegenwart.

Können wir leugnen, daß wir in einer, in obigem Sinne, *revolutionairen* Zeit leben? Wo iſt die Anſicht, die das Geſchlecht, oder wenn wir von dem reden, was uns näher liegt, die Nation, als eine herrſchende, ſo durchdränge, daß die Abweichungen, zwar hemmend, verwirrend, aber nicht durchaus zerſtörend wirken könnten? Im Staate, in der Wiſſenſchaft, in der Religion ſelbſt iſt lauter Gährung, Zwieſpalt, unſelige Verwirrung. Wer darf hervortreten, ſagend, ich habe gefunden, was die Beſſern (von dieſen iſt hier die Rede,) vereinigen wird? Gibt es einen, auch der Herrlichſte, der mehr bildete als eine Partei?

Verhielte es ſich wirklich ſo, dann wäre unſere Zeit, mehr als irgend eine, die unglücklichſte zu nennen, um ſo mehr, da das Beſtreben alle Verhältniſſe des Daſeyns klar und ſcharf zu faſſen, zu ſondern und zu beſtimmen, uns alle ergriffen hat, wie zu keiner Zeit. Ja, dieſes Eigenthümliche, welches wir als einen Vorzug zu preiſen gewohnt ſind, würde die zerſtörende Verwickelung, anſtatt ſie zu heben, vergrößern. Jede Bemühung ſich zu verſtändigen, würde das Verſtändniß immer ferner rücken, und durch den Kampf verſchiedener Anſichten, die ihren alleinigen Werth behaupten wollten, würde die Nichtigkeit aller ſich offenbaren.

Gibt es eine Anſicht des Lebens, durch welche in und für ſich jene Verwirrung gehoben iſt, die für den Weitſichtigen ſich entfernt, dem Kurzſichtigen näher rückt, ſich von ſelbſt in den rechten, klaren Geſichtspunkt ſtellt, eine andere für einen Jeden, und dennoch dieſelbe für alle?

Wäre eine ſolche Anſicht, ſo könnte nicht die Rede davon ſeyn ſie zu erfinden, wäre ſie nicht da, noch weniger. Denn allen in der Zeit lebenden fremd, würde ſie, als ein Fremdes ausgeſprochen, nur viel Zwieſpalt erregen, und da es zu ihrem Weſen gehört, das Vereinigende zu ſeyn, nicht das ſeyn können, wofür ſie ſich ausgibt. Sie kann nur werden, in ſo fern ſie ſchon da iſt, ſie muß ſich ſelbſt vorausſetzen. Sie kann nur ſeyn, in ſo fern ſie fortdauernd von

Neuem wird, bei der nie ruhenden Verwirrung muß ſie, das ewig Verſöhnende, in jedem Augenblick neu belebt hervortreten, von Neuem geboren werden. Soll ſie alle abweichende Anſichten der verſchiedenartigſten Gemüther derſelben Zeit vereinigen, ſo muß ſie auch alle Zeiten vereinigen. Kein verſtändiger Menſch iſt, als ein Einzelner, ja der Verſtand ſelbſt, das innerſte Eigenthum eines Jeden, iſt doch ſelbſt nur als das zugleich Allgemeinſte, muß, um zu ſeyn, anerkannt, erkannt ſeyn. Wenn der göttliche Verſtand alles ordnete, dann würde, indem die größte Sicherheit und Klarheit im Ganzen herrſchte, zugleich ein Jeder ſeine Stelle, die ihm gebührte und die ihm genügte, einnehmen, und er würde eine jede andere Eigenthümlichkeit nicht nur gelten laſſen, ſondern auch erkennen, indem er ſich ſelbſt erkennte.

Aber der göttliche Verſtand offenbaret ſich in und durch die Liebe. Sie ordnet alles, beſtätigt ein jedes Daſeyn in ſeiner Art, indem ſie das Ganze erhält. Die Liebe iſt die wahre Gegenwart, durch welche Zukunft und Vergangenheit erſt Bedeutung erhalten, für den Verſchiedenen ſcheinbar verſchieden, und für alle die nehmliche. Wenn der Kurzſichtige ſich gegen die Vergangenheit bewegt, ſo iſt es nicht ſeine Vergangenheit, ſondern die der Liebe, die ihm die Gegenwart finden, erkennen läßt — (und hätte ich allen Glauben, alſo, daß ich Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts), — wenn der Weitſichtige ſich gegen die Zukunft bewegt, ſo iſt es nicht ſeine Zukunft, ſondern die der Liebe, die ihm die Gegenwart klar macht und erkennen läßt — (wenn ich weiſſagen könnte, und wüßte alle Geheimniſſe und alle Erkenntniſſe, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts), — und alle Thaten ſind nicht die eigene, ſondern gehören der Liebe, wenn ſie wahrhaft ſind — (und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts nütze).

Was das tiefſte Erkennen ſucht, das offenbaret ſich unmittelbar durch die Liebe. Ihr Weſen enthält, wie das der höchſten Idee, für den gemeinen Verſtand einen nothwendigen Widerſpruch, der geſetzt und gelöſ't wird zugleich. Der Mann will durch die Liebe das Weib nicht männlicher, das Weib den Mann nicht weiblicher geſtalten. Je weiblicher das Weib, je männlicher der Mann, deſto reiner, inniger, ja heiliger iſt die Liebe. Jeder Gegenſtand der Liebe iſt rein, iſt vollkommen, iſt abſolut geſondert, was aber abſolut geſondert iſt, kann nicht theilweiſe, ſondern nur ganz, auf eine ewige Weiſe vereinigt ſeyn, wie die Liebe will, die ſich nur durch gänzliche Hingebung erhält. Die Liebe iſt nur, in ſo fern ſie ſich erkennt; alle Freude, alle himmliſche Luſt und heiliger Genuß der Liebe entſpringt, indem ſie ſich, als ſolche, zu faſſen vermag, das Aeußere zugleich als ein Inneres, das Fremde zugleich als ein Eigenes, ſich als ein Anderes, ein Anderes als ſich — denn es ſind mancherlei Gaben, aber nur ein Geiſt, und es ſind mancherlei Aemter, aber nur ein Herr, und es ſind mancherlei Kräfte, aber nur ein Gott, der da wirkt alles in allem.

So iſt alle Kraft vereinigt in einer Urkraft — Gott — (die natürliche) und alle That dienet einem Herrn (die geſchichtliche), und alle Gaben vereinigen ſich in einem Geiſte (die ſpeculative Anſicht). Es gab eine Zeit, in welcher die Liebe durchdringen wollte, in welcher Andacht und Richtung gegen das Höchſte, gegen das Göttliche, als ein herrſchendes, inniges Gefühl alle Verhältniſſe des Lebens verherrlichte. Damals waren äußeres und inneres Leben nicht getrennt, Kirche und Staat wollten ſich vereinigen, Kunſt und Liebe konnten auf der Erde gedeihen. Zwar kämpfte das Böſe gegen dieſe herrliche Erſcheinung, aber wir dürfen ſie preiſen, und je inniger und ihrem Weſen nach ſie begriffen wird, deſto göttlicher muß ſie uns erſcheinen.

Die Zeit ward von einer andern Richtung ergriffen. Wie früher die Kraft, waltet jetzt das Erkennen, das Beſtreben, alle Verhältniſſe des Lebens zu ſondern, zu beſtimmen, innerlich, wie äußerlich. Einmal erwacht, läßt dieſes Beſtreben ſich niemals abweiſen, denn es iſt urſprünglich, wie die Kraft, göttlicher Art. Zwar iſt es unleugbar, daß dieſes Beſtreben, die frühere ſchönere Zeit vernichtet, die Einheit in der Kirche, wie im Staate zerſtört, allen Zwieſpalt und Verwirrung, die uns irre führt, hervorgerufen hat, feindſelig, wie es ſcheint, gegen die Liebe. Wie es aber gewiß iſt, daß jene Kraft, von welcher die rohen Völker durchdrungen waren, in ſich herrlich, überwältigt ward von der Liebe, daß ſie dieſer dienen mußte, ſo dürfen wir mit Gewißheit erwarten, daß ſie auch mächtig ſeyn werde im Erkennen. Oder ſollte ſie hier nun zuerſt ihrem ewigen Weſen entſagen, welches alles ordnet durch Beſtätigung, nie durch Vernichtung? Wie ſie die Kraft gewann, nicht aufhob, ſoll ſie den mächtig werdenden Verſtand gewinnen, nicht unterdrücken. Und das iſt die eigentliche, die einzig wahre Hoffnung unſerer Tage, das iſt es, was dieſe Zeit unterſcheidet von den frühern, ihre Eigenthümlichkeit. Dem Erkennen aber gebührt es auch, die Kraft zu beſitzen, denn ſie iſt das Höhere.

Entweder behauptet das bloß menſchliche Erkennen — entblößt von der göttlichen Liebe — ſeinen alleinigen Werth (die bis jetzt herrſchende Anſicht). Da es aber den einigenden Mittelpunkt entbehrt, ſo vernichtet es ſich ſelbſt, und was in ſeiner innern Wurzel wahr iſt, wird, indem es für ſich ſeyn will, getrennt von dem Ganzen, zerſtörend gegen alles hervortreten, und das Ganze, wie das Einzelne ein Nichtiges ſeyn. Oder man behauptet ein göttliches Erkennen, und betrachtet das menſchliche in ſeiner Verſchiedenheit von jenem — (die dialectiſche Anſicht), dann erſcheint das letztere nothwendig ohne allen Werth, ohne alle Realität. Daher muß man bekennen, daß alles Wahre im menſchlichen Erkennen göttlicher Art iſt, und wie früher das Herz, ſoll jetzt auch der Verſtand ſich beugen vor dem alleinigen Gotte der Liebe, damit er erkannt werde als der Geiſt aller Gaben, wie er erkannt wurde als der Herr aller Thaten, und als die Kraft aller Kräfte.

Man geſteht, daß unſere rohen Vorväter, in der rauhen Kraft Spuren der Liebe verbargen, die durch das Chriſtenthum gediehen, nur daß ihnen der vereinigende Mittelpunkt fehlte. So wollen wir denn auch nicht leugnen, daß in der herrſchenden Wiſſenſchaft unſerer Tage, Spuren der Liebe zu entdecken ſind. Wer die hohe Luſt des Erkennens, die ſtille Freude der klaren Einſicht, den heimlichen Genuß des ſtrengen Forſchens genoſſen hat, der wird wiſſen, daß auch hier ein Göttliches verborgen iſt. Die heitere, in ſich ſichere, ſtandhafte Liebe keimt aber hier, wie in der kräftigen Natur, nur aus dem feſten Grunde, der mit Muth und Feſtigkeit errungen ſeyn will, nicht mit matten Seufzern ſpielend erworben wird.

Daher will, auch im Erkennen, die Liebe ſich hervordrängen, als das rechte Maß aller Dinge, und was ſich geſtaltet, ſoll durch die Liebe gerichtet werden, durch eine ſolche aber, die dem Verſtande nicht entſagt, ihn vielmehr in ſeiner Herrlichkeit anerkennt, wenn er ſich auf göttliche Art kund thut.

Denn die Liebe iſt ſtrenge, nur daß ſie ſtraft, um zu retten, nicht das Ganze allein, ſondern den Einzelnen, auch den Irrenden, und wenn wir es wagen, dem was ſtörend in unſerer Zeit laut wird, mit Härte entgegen zu treten, ſo ſoll es klar werden, daß wir uns beſtreben, von jenem hellen Mittelpunkte aus die Verhältniſſe zu betrachten, und was wir das richtende Maß nennen, wollen wir erſt hinſtellen, dem Leſer überlaſſend, ob es das rechte ſey. Wir aber dünken uns nicht etwas Eigenes zu geben, ſondern nur das, was die Beſſern ſelbſt beſitzen, als die wahre Idee der Zeit, und aller Zeiten. Denn die Liebe wandelt nicht, in jeder Geſtalt, alle pflegend, iſt ſie dieſelbige, wie Gott, deſſen Weſen ſie darſtellen will.

Indem wir uns nun beſtreben, ihr allein eigen zu ſeyn, kennen wir keine Rückſichten, verbinden uns mit keinem, mögen keinen ſcheuen, nur was von dem alleinigen heilbringenden Mittelpunkte ſich abwendet, wollen wir ſchonungslos bezeichnen, uns gleicher Strenge unterwerfend, wenn dasjenige, was wir als das Höchſte bezeichnen, nicht wirklich ein ſolches ſeyn ſollte. —

Es gibt zu allen Zeiten ſolche Irrthümer, die ſich eben aus der Zeit ſelbſt gebären, ja die mit demjenigen, was die Zeit als das Höchſte und Heiligſte verehrt, auf das innigſte verflochten ſind. Es ſcheint den Meiſten gefährlich, ſolche Irrthümer anzugreifen. Aber eben dieſe, ehe ſie feſter eingewurzelt ſind, aufzudecken, iſt das Heilſamſte. Diejenigen, die ihre Furcht verbergen möchten, täuſchen ſich ſelbſt, indem ſie vorgeben, daß es nicht rathſam ſey, ſolche Irrthümer anzugreifen, weil man leicht dem Guten, was ſich entwickeln will, ſchaden könnte. Dieſes Gute betrachten ſie, wie ein krankhaftes Kind, deſſen Launen und Tücken man ſchonen müſſe, damit es nicht zu Grunde gehe. Was ſich aber von der Liebe abwendet, iſt *nicht* das Gute, hat mit dem Guten nichts gemein, dieſes aber, aus der Liebe geboren, iſt ſtark und feſt in ſich, ja es iſt eben die wahre Geſundheit der Zeit ſelbſt.

Andere reden ſo: Ein jedes Friſche und Herrliche, was ſich in der Zeit geſtalten will, findet Gegner, die um ſo gefährlicher ſind, da ſie die Macht der Gewohnheit, die Kraft der ſchlecht gewordenen Vergangenheit auf ihrer Seite haben. Auf die Schwäche der neugebornen Zeit aufmerkſam zu machen, heißt dieſen die gefährlichſten Waffen in die Hände geben. Das kommt, denke ich, auf die Art an, wie es geſchieht. Wer ſtrafend in ſeiner Zeit hervorzutreten wagt, muß alles Richtige von ſich abzuwenden trachten. Auf meinem Kampfplatze mit meinen Waffen kann nur kämpfen, wer mir zugehört.

Ob nun jenes richtende Maß, welches wir als ein ſolches aufzuſtellen wagen, wirklich der Zeit entnommen iſt, und als ein ſolches allen Beſſern beiwohne? iſt freilich die Frage. Daß es ſo ſey, iſt aber unſere Hoffnung, wie unſer Glaube. Irren wir, ſo haben wir nichts zu verlieren, denn in einem Irrthume begehren wir nicht zu leben, und ſollten wir ihn, als einen ſolchen erkennen, dann hätte das Daſeyn ſelbſt ſeinen Werth für uns verloren, und über dieſen Verluſt gibt es keinen, der nennenswerth wäre.

Und ſo ſey der Kampf gewagt; auf Gott allein ſteht unſere Hoffnung. Der darf nicht, wie wir, die Liebe ſuchen, da er die Liebe iſt, wie der Weg, die Wahrheit und das Leben. Auf ſeinen Weg wollen wir, wie ſeine Gnade es uns gönnt, wandeln: ſeiner Wahrheit nachſtreben, ſeines Lebens theilhaftig zu werden ſuchen.

I.

Der Staat.

Wenn wir die Idee des Staats, und zwar als richtendes Maß für die herrſchenden Abweichungen deſſelben darſtellen wollen, dann wird es vor allem nothwendig ſeyn, daß wir uns überhaupt über das Verhältniß derſelben zur Erſcheinung des Staats zu verſtändigen ſuchen.

Wir können es wohl als einen Vorzug unſerer Zeit anſehen, daß man, wenigſtens unter uns, nicht mehr den Staat aus bloßen abſtracten Begriffen zu conſtruiren ſucht, ihn auch nicht mehr als etwas durch die Menſchen verfertigtes betrachtet, wodurch ſie gewiſſe irdiſche Bedürfniſſe abzuhelfen verſucht haben. Durch außerordentliche Ereigniſſe iſt die Kraft der Völker rege geworden, dieſe hat jene ſpielenden Anſichten verdrängt, und der lebendigeren geſchichtlichen den Vorzug verſchafft. Man darf aber nicht vergeſſen, daß dieſe Anſicht ſelbſt eine allgemeinere, unwandelbare, von den Zeiten und ihrem Wechſel unabhängige vorausſetzt, um möglich zu ſeyn. Denn die geſchichtliche Anſicht ſetzt das Vermögen voraus, das Eigenthümliche verſchiedener Zeiten zu ergreifen. Man erkennt jetzt allgemein, daß das Beſtreben eigenthümliche Epochen der Vergangenheit aus den engern Schranken der Gegenwart erklären zu wollen, der Tod aller Geſchichte ſey. Weder das Volk in ſeinem gegenwärtigen Zuſtand, oder wie es geworden iſt, noch in ſeinem vergangenen Zuſtand, oder wie es geweſen iſt, kann das rechte Maß der Betrachtung abgeben. Wodurch nun faſſen wir dieſes Eigenthümliche, längſt Verſchwundene, wozu wir dem Aehnlichen in unſerm Lebenskreiſe vergebens nachſpüren mögen? Ohne allen Zweifel nur durch ein Gemeinſames aller Zeiten, welches, innerlich ergriffen, uns in jeder Zeit alle vergangene faſſen, ihre eigenthümliche Tiefe verſtehen lehrt. Und ſo iſt es, Ein Haupttypus geht durch das Ganze, dieſer muß verſtanden werden, und nur er enthalt den Schlüſſel zu den verborgenſten Geheimniſſen.

Wir nennen dieſes Gemeinſame die Idee der Staaten, und ſie muß in ihrer Darſtellung die lebendige Beweglichkeit enthalten, die das Eigenthümliche verſchiedener Zeiten und Völker gedeihen läßt und pflegt, ſo wie der allgemeine Typus der menſchlichen Geſtalt das Gemeinſame mannichfaltiger individueller Formen iſt. Die Idee der Staaten iſt nichts von den Staaten Verſchiedenes, ſie iſt vielmehr dasjenige, wodurch ſie ſind, ſo daß ſie ohne die Idee gar nicht gedacht werden können. Die Staaten ſelbſt, ſo wie ſie in der Zeit ſich entwickeln, und ſich, nach der Art der Völker, in ihrer Eigenthümlichkeit zu behaupten ſuchen, ſtellen die Offenbarung der Idee ſelbſt dar. Eine jede Richtung der Betrachtung, die geſchichtliche, wie die gegen das Unwandelbare ſelbſt, ſetzt die andere voraus oder vielmehr, nur in ſo fern ſie ſich durchdringen, ſind ſie wahr. In aller Speculation, ſelbſt in der tiefſten, auf das rein Göttliche gerichteten, unterſchied man dieſe Richtungen, die in den neuern Zeiten als Evolutionslehre und Spinozismus bezeichnet, und häufig, als zwei verſchiedene, ja ſich widerſtrebende Philoſophien betrachtet wurden, da ſie doch nur verſchiedene Richtungen der einen und nehmlichen genannt werden dürfen, und eine Philoſophie, die nicht zugleich Evolutionslehre und Spinozismus iſt, dieſen Namen keineswegs verdient.

Indem wir aber im Begriffe ſind, die gegenwärtige Lage der Staaten und ihre Gebrechen von einem ſo allgemeinen Geſichtspunkte aus zu betrachten, entſteht die bedenkliche Frage: ob wir nicht eben die allerunpaſſendſte Zeit gewählt haben. Alle Staaten ſind mehr oder weniger von einer Noth ergriffen, die augenblickliche Hülfe erfordert. Dringende Bedürfniſſe fordern beſtimmte Befriedigung, der Werth mancher beſtehenden Einrichtung iſt zweifelhaft geworden, wie man die Adminiſtration einrichten, die Finanzen in Ordnung bringen, die Abgaben heben, das Militärſyſtem organiſiren ſoll. Das ſind Fragen, deren beſtimmte, klare Beantwortung von Wichtigkeit iſt, aber auch genaue Kenntniſſe, gründliche geſchichtliche und practiſche Bildung erfordert. Wie können wir uns, ſo von der allgemeinen und nächſten Noth gedrängt, in das Feld weitläuftiger Speculationen verlieren, deren unmittelbare Anwendung keineswegs einleuchtet, die, um ganz begriffen zu werden, eine Anſtrengung erfordern, die eben von der hülfeſuchenden Gegenwart in Anſpruch genommen wird? Wir antworten: Eben eine ſolche Zeit ſcheint uns für tiefergehende Unterſuchungen vorzüglich geeignet. Die meiſten Staaten ſind in einer Lage, derjenigen ähnlich, in welche die Menſchen gerathen, wenn ſie eine Zeit lang ohne Ueberblick über ihre Stellung beſinnungslos fortleben, und ſich ſo aus einer Verlegenheit in die andere ſtürzend, nur Hülfe ſuchen für die nächſte Noth. Wenn die Verwirrung einer ſolchen Lage den höchſten Gipfel erreicht hat, dann wird der Menſch (und ſo der Staat) in ſich hineingedrängt, und indem er wahrnimmt, daß die kümmerliche Hülfe die Noth nur täuſchend verbirgt, nicht aufhebt, daß dieſe vielmehr verdoppelt zurückkehrt, wird es ihm plötzlich klar, daß er nicht allein die Verwirrung, ſondern das verwirrende Princip ſelbſt angreifen muß, wenn er gerettet ſeyn will. Auch beſteht die Noth der Staaten keineswegs allein in jenen äußern Bedürfniſſen, die man nur unvollſtändig zu befriedigen vermag. Bedenkliche Fragen haben alle Gemüther in Bewegung geſetzt. Fragen, deren unreife verſuchte Beantwortung ein benachbartes Land in unüberſehbares Elend geſtürzt hat. Das Verhältniß des Volks zu den Fürſten iſt Gegenſtand der Unterſuchung der Maſſe geworden, das Wort Freiheit ertönt wieder in allen Ländern in allen Ständen. Glaubt man, durch Preßzwang und geheime Polizei den erwachten Geiſt zu unterdrücken? Die Furcht hat ſich hier und da deutlich genug geäußert, da pflegt der Druck nicht weit zu ſeyn. Aber welche thörichte Hoffnung! Das Gefühl der Freiheit iſt aus der ganzen Richtung der geſammten Bildung unſerer Zeit entſprungen, allmählig wuchs es empor, und hat das ganze Geſchlecht durchdrungen. Ja ſelbſt nachdem der Mißbrauch der Freiheit die furchtbarſte Zerrüttung hervorgerufen hatte, aus dieſer den härteſten Druck, ſteigt es erneuert wieder hervor, wird, gehemmt, alle Ufer überſchwemmen, unaufhaltſam zerſtörend, wird, zurückgedrängt, allen Druck elaſtiſch zurückwerfen, immer wilder ſich geſtaltend, je thörichter der Widerſtand iſt. Soll das Wort „Freiheit,“ das göttlichſte und das furchtbarſte der Sprachen unſerer Zeit, abermals wie ein böſer Dämon alle Verhältniſſe chaotiſch unter einander werfen, alles Böſe in dem Menſchen aufwecken, alle ungeſtüme Leidenſchaften in Bewegung ſetzen, indem ein Widerſtand, ſo verwerflich wie jene wilde Freiheit ſelbſt, den heißen Wunſch zur flammenden Begierde, dieſe zur raſenden That ſteigert?

Nur die Philoſophie kann uns retten. Ihr allein gebührt es zu lehren, was Freiheit ſey, den Wunſch der Völker zu deuten, ja rückſichtslos und unerſchrocken die Befriedigung nicht zu erbetteln, ſondern zu fordern. Als das Leben in engem Kreiſe ſich kraftlos bewegte, als jeder Stand, jede Beſchäftigung ſich in ſinnlicher Vereinzelung zu geſtalten ſuchte, als, nach der herrſchenden Art, die damals ſogenannte Philoſophie ſich in Begriffen gefiel, da wandte ſie ſich vom Leben ab, und trat feindſelig gegen die Religion. Die erwachte Philoſophie ſelbſt iſt Vorbote der lebendigeren Regung in unſerm Lande geworden. Die feindſelige Richtung gegen die Religion iſt verſchwunden, ſie erkennt vielmehr ihren Urſprung aus der Religion der ewigen Liebe. Und wie die Sinnlichkeit in der Welt der Erſcheinung wurzelt, ſie erkennt, auch ohne ſie, ihrer bewußtloſen Tiefe nach ganz zu durchſchauen, ſo lebt die Philoſophie in der göttlichen Welt der Religion, ihre Herrlichkeit betrachtend und deutend, in ihr wurzelnd durch den höhern Sinn, ſie erkennend, auch ohne das göttliche Weſen in ſeinem grundloſen Seyn zu durchdringen. Sinnend in ſolcher Tiefe, genährt durch ſolche Kunde, erhalt auch die Welt der Erſcheinung durch ſie ihre Bedeutung, ihren Werth. Die verſchiedenen Formen des Daſeyns, die ſich, ſinnlich angeſehen, wechſelſeitig drängen und hemmen, äußerlich verkettet, wenden ſich nach innen, dem eigenen Weſen zu, und bilden das Maß einer eigenen, ſich ſelbſt genügenden Geſtaltung, ſo daß die Schranke, die, nach außen gerichtet, ſich ſelbſt und die Umgebung zu begrenzen ſcheint, nach innen gewandt, ſchrankenlos, in einer jeden Form das eigenthümliche Weſen, und dadurch die Schönheit offenbart. Dieſe Schönheit des Daſeyns iſt auch ſeine Wahrheit und die einzige. Eine ſolche Kunde wird aber nur erworben durch ſtrenge Forſchung; durch klare Einſicht, die das Wahre und Eigenthümliche jeder Form entdeckt, die Abweichung erkennen läßt, die Täuſchung abwehrt, und in demjenigen, was, abgewandt von der Schönheit und Wahrheit, ein eigenes Daſeyn fordert, die innere Nichtigkeit zeigt. So iſt ſie die einzige Ordnerin aller irdiſchen Verhältniſſe, wo Irrthümer uns in der Welt der Gedanken, wie im äußern Daſeyn verwirren, vermag ſie allein den innern Urſprung derſelben nachzuweiſen. In der Anordnung des Lebens iſt der Menſch an ſeinen eigenen Verſtand gewieſen. Die reine Geſinnung iſt zwar der Grund, der Boden, aus welchem alles Wahre und Göttliche entſpringt, aber ſie vermag nicht zu erzeugen, zu geſtalten, zu ordnen. Soll der Verſtand allein nicht Theil nehmen können an dem Göttlichen, welches in der Geſinnung ſchon da iſt? Das Gefühl ſoll uns Gott offenbaren, indem er dem Verſtande fremde bleibt. Der Menſch ſoll in Gott und ohne Gott gottſelig und gottlos zugleich ſeyn. Daß der Verſtand der Vorzug des Menſchen ſey, ſoll er erkennen, aber alles, was aus dem Verſtande entſpringt, doch zugleich als ein Nichtiges, Ungöttliches betrachten, einer ſinnverwirrenden Verblendung hingegeben, die, wie man uns bereden möchte, zu ſeinem Weſen gehöre. Daß die Wiſſenſchaft nur durch die Philoſophie Wahrheit erhalte, fängt man an, allgemein einzuſehen; aber kann der Staat ohne Wiſſenſchaft beſtehen? Eben weil der Staat das gemeinſame Product aller Bürger ſeyn ſoll, muß er durch einen gemeinſamen Verſtand geordnet ſeyn. Oder entſpringt er durch eine Zuſammenſetzung einzelner Verhältniſſe, mannichfaltiger Einrichtungen, die nur in ihrer Vereinzelung durch den menſchlichen Verſtand ausgebildet ſind? Was iſt dann, dieſes zugegeben, das Verknüpfende, das Band dieſer getrennten verſtändigen Maſſen? Das ſey eben das Göttliche, ſagt ihr, die lenkende Vorſehung, welche die Thaten der Menſchen gedeihen läßt, und wahrlich wir ſind keineswegs geſonnen, dieſes zu leugnen, vielmehr iſt dieſes Geſtändniß das, was wir erwarteten, und welches, abgelegt, keineswegs die Philoſophie als das ordnende Princip abweiſ't, ſondern fordert. Alles Göttliche iſt von Gott, iſt aber Gabe und Selbſtthat zugleich, ohne Gott ſind wir nichts, durch ihn alles, auch frei, aber die Freiheit iſt für ſich ſelbſt, durch ſich ſelbſt. Iſt die Behauptung, daß die Vorſehung alle menſchliche Angelegenheiten lenkt, das Beſte der Völker fordert, etwa ſo zu verſtehen, daß keiner für das Ganze auf eine verſtändige Weiſe Sorge tragen darf?

Kann in dem Ganzen das Göttliche ſeyn, wenn es nicht ſchon in den Theilen iſt? und kann man das Göttliche theilweiſe beſitzen? Iſt der ordnende menſchliche Verſtand, ſeinem Weſen nach, ungöttlicher Art, dann vermag Gott nur ſich an ihm kund zu thun, indem ſeine Kraft ihn abweiſ't, ſeine Nichtigkeit kund thut, und kann nicht in ihm ſich mächtig beweiſen, nicht, mit ihm ſich verbindend, als Vorſehung wirken.

Nur Unkundige wagen es, die Weisheit zu ſchmähen, die den Urſprung und die Entſtehung ſolcher Schmähungen ſelbſt nachzuweiſen vermag, und ihr allein gebührt es, Richterin zu ſeyn in der eigenen Sache'; denn iſt ſie das Maß aller Dinge, ſo kann ſie durch nichts anders gemeſſen werden, und iſt ihr eigenes Maß.

Wir werden bei unſerer Darſtellung erſt den Staat betrachten, wie er ſich, der Idee nach, zu geſtalten ſtrebt, ohne irgend eine Rückſicht auf die hemmenden und verwirrenden Störungen, die aus dem Böſen entſpringen. Es ſey uns vergönnt, unſer Volk, von welchem hier allein die Rede iſt, als ſtrebend nach der Geſtaltung der Idee, die ganze Maſſe, als ergriffen von einer entſchiedenen, in ſich klaren Richtung zu betrachten. Wir wiſſen es wohl, daß eine ſolche Richtung der geſammten Maſſe des Volks gegen das Schöne und Wahre nie hervorzutreten vermag, nie erſcheinen kann; wir vernehmen ſchon, die oft ausgeſprochene Einwendung, daß ein ſolcher Staat nur für Götter, nie für wandelbare, ſchwache, durch Irrthümer verleitete, ja durch das Böſe angeſteckte Menſchen ſich eigne, und keine Anwendung auf den unvollkommnen Zuſtand, in welchem wir uns befinden, leidet. Ja wir haben nicht einmal den Troſt gutmüthiger Schwärmer, die in irgend einer irdiſchen Zukunft, alle Menſchen verſtändig und gut werdend, unter ſich den vollendeten Staat errichten ſehen, dieſe glauben ein beſtehendes und unwandelbares Gut, welches aus den verwirrenden Erſcheinungen ſich auch für die Erſcheinung entwickeln ſoll. Wir aber wiſſen, daß alles Irdiſche und Erſcheinende unvollkommen ſey, daß die herrlichſten Zeiten in ihrem höchſten Glanze vergehen, wie ſie entſtanden ſind. Aber dennoch ſind wir von der Hoffnung, ja von der Gewißheit einer heitern und bedeutungsvollen Zeit unſeres Volks durchdrungen, und wiſſen, daß ein jedes Streben, welches in dieſer Hoffnung wurzelt, welches die Keime der ſchönern Zukunft in ſich enthält, gedeihen wird. Daher ſcheuen wir uns nicht, dasjenige, was uns der lichte Punkt und das erzeugende Princip der Zeiten zu ſeyn dünkt, für ſich herauszuheben, indem wir unſere Hoffnung nicht bloß als ein unbeſtimmtes Gefühl ſchwankend bezeichnen, vielmehr als einen verſtändigen Glauben begründen. — Haben wir ſo die erzeugende Kraft und die Keime der Entwickelung des Staats in ihrer Reinheit dargeſtellt, dann werden wir, dieſe als Maß aufſtellend, die Abweichungen, die irreführenden Auswüchſe der Zeit ſchonungslos und ohne Rückſicht auf ſcheinbar herrſchende Irrthümer bezeichnen, und mit einer kurzen Betrachtung, wie der Staat — Deutſchland meinen wir — in ſeiner gegenwärtigen Lage ſich zum Beſſern zu wenden, und ſeine wahre Kraft zu finden vermöge, dieſen Aufſatz ſchlieſſen.

Die Idee des Staats, wie ſie ſich in unſerm Volke zu geſtalten ſtrebt.

Ein jeder Menſch iſt von einer ſtreng waltenden Naturnothwendigkeit durchaus ergriffen. Keiner iſt ein Menſch überhaupt, ſondern dieſer beſtimmte Menſch, mit dieſen Fähigkeiten, dieſem Streben, dieſer Eigenthümlichkeit. Wie in einer eignen Welt lebt ein jeder, und ſeine Wirſche, ſeine Hoffnungen, ſeine Thaten, ſein Glück und ſein Unglück entſpringen aus ſeiner eigenen Natur. Aber dieſe Natur iſt abermals, wie ſie erſcheint, durch die äußere Natur bedingt. Wie jeder an ſich vollendet erſcheinen ſoll, hängt, ſo ſcheint es, von der engen Umgebung ſeiner Kindheit und Jugend ab, hängt ſpäter ab von der größern Umgebung des Staats, deſſen Bürger er iſt, ja in ſo fern er zu einem beſtimmten Volk gehört, und dieſes ein beſtimmtes Gepräge von der Gegend, von der Natur, die es umgibt, erhält, erſcheint er eben ſo ſtrenge bedingt durch die ganze Natur, durch die Elemente und ihre Verhältniſſe. Nie vermag der Menſch, ſich loszureißen von dieſer Nothwendigkeit, welche die zarteſten Fäden ſeines Daſeyns mit unüberwindlicher Kraft umſchlingt und feſthält. Je tiefer er nachforſcht, deſto klarer wird es ihm, daß ſie nicht als ein Zufälliges, Aeußeres ihn ergriffen hat, daß vielmehr dieſes Nothwendige er ſelbſt iſt, daß er ohne ein ſolches nicht gedacht werden kann, daß es in allen ſeinen Richtungen und Verſchlingungen zu ſeinem Weſen gehört.

Daß dieſe Nothwendigkeit Freiheit werde, daß ſie die eigenthümliche Natur eines jeden Menſchen fördere und ihr diene, iſt das Streben des Geſchlechts, und als ſolches die erzeugende Kraft der Staaten. In den trefflichſten Staaten erſcheint daher das Volk im geheimen Einverſtändniß mit der Natur, die ſeine Eigenthümlichkeit fördert, und alle Bürger zugleich unterworfen und frei. Kein Theil des menſchlichen Daſeyns kann ſich von der heiligen Nothwendigkeit trennen, und einen eigenen Werth gegen dieſe behaupten. Was ſich von der Nothwendigkeit trennen will, iſt nicht Freiheit, ſondern Willkür, und ihr gegenüber ſteht nicht die Nothwendigkeit, ſondern der Zwang.

Herrſcht aber die Freiheit nur da, wo die Nothwendigkeit des Ganzen als ihr innerſter Ausdruck hervortritt, ſo muß, wo der Staat in ſeiner Reinheit ſich zeigt, der allgemeine Wille eins mit dem Beſondern ſeyn, was ein Jeder will, zu erſtreben ſucht, von dem, was das Ganze will, ununterſcheidbar ſeyn, die Trefflichkeit eines jeden Bürgers (und er iſt in einem ſolchen Staat das vollkommne Bild der Tugend ſelbſt) wird aus dem Ganzen, die Herrlichkeit des Ganzen aber aus einem Jeden hervorſtrahlen. Kurz die Idee des Staats, die eine eben ſo vollkommne und vollendete Organiſation aller Staaten unter ſich vorausſetzt, iſt von der Kirche nichts Verſchiedenes, ſie iſt die Gemeinſchaft der Heiligen.

Man wird uns dieſes zugeben, ſchwieriger aber ſcheint es, die Freiheit der Menſchen, wie ſie in den erſcheinenden Staaten geboren werden und ſich entwickeln, bei dieſer Anſicht zu retten. Denn iſt die göttliche Trefflichkeit des Staats gemeinſamer Ausdruck der geiſtigen und ſittlichen Vollendung eines jeden Bürgers, ſo muß auch die Unvollkommenheit des Staats, ſeine Schattenſeite, der gemeinſame Ausdruck der beſondern Schuld eines Jeden ſeyn. Nicht die außern Uebel ſind das Furchtbare, wohl aber das Böſe, dieſes aber iſt nur durch eine Selbſtthat. Da nun alle äußern Uebel nur ein Reflex des Böſen ſind, ſo müſſen wir auch dieſe, als entſpringend aus einer Selbſtthat, wodurch ſie erſt wahrhaft zerſtörend werden, betrachten. So nothwendig dieſe Anſicht iſt, ſo ſträubt ſich doch der gemeine, an der Erſcheinung haftende Verſtand dagegen. Denn die Umgebung, in welcher ein Menſch geboren wird, iſt ſchlechter als eine andere, ja oft ſo ſchlecht, daß es nicht zu begreifen iſt, wie in ihr etwas Herrliches gedeihen kann, das Volk, zu welchem ein Menſch gehört, iſt tiefer verſunken, als ein anderes; ja wenn wir die am tiefſten ſtehenden Racen betrachten, ſo tief, daß ſeine Erſcheinung alles Höhere und Göttliche auszuſchließen ſcheint, eine Zeit, in welcher ein Menſch lebt, iſt viel verworrener, als eine andere, ja oft in allen Elementen ſo zerrüttend, daß eine jede beſſere Stimme innerlich wie äußerlich verhallt. Die Natur ſcheint einen Menſchen gleichſam losgeſprochen zu haben, während ſie mit furchtbarer Strenge ihre Gewalt ausübt gegen einen andern, ja gegen ganze Völker. Dieſe ſcheinbar äußern Bedingungen gelten ſelbſt als Maß der Beurtheilung. Wir beurtheilen denjenigen härter, der ſchlecht erſcheint in einer guten Umgebung, roh unter einem gebildeten Volke, gering in einer herrlichen Zeit, der äußern Natur unterworfen, während die meiſten ſich ſelbſtſtändiger gegen ihre Einflüſſe zu behaupten wiſſen — wir entſchuldigen diejenigen, die dieſen, von allen Seiten auf ſie eindringenden Bedingungen unwillkürlich nachzugeben ſcheinen; ja ein Jeder braucht wohl ähnliche Entſchuldigungsgründe, um die eigne Schuld in einem mildern Lichte zu ſehen. Hier aber ſcheitern ſie durchaus, hier werden ſie durch ein unüberwindliches Zeugniß des Gewiſſeſten (des Gewiſſens) vernichtet. Und gegen allen äußern Schein müſſen wir jede Schuld als eine Selbſtſchuld erkennen. Ja, jene Entſchuldigung auch auf andere angewandt, indem ſie uns ſanft und mildernd dünkt, enthält dennoch das ſchauderhafte Geſtändniß einer unüberwindlichen Abhängigkeit, die die innerſte Wurzel der Freiheit ergreift und vernichtet. Man wird behaupten, daß doch unter allen Umſtänden ein Unterſchied Statt finde, zwiſchen Böſem und Gutem. Aber hier ſoll nicht die Rede ſeyn von denjenigen, die ſchlechter ſind als ihr Volk, damit wir dieſes, in welchem alles enthalten iſt, vorzugsweiſe herausheben. Und ſelbſt hier erſcheint eine bösartige Anlage, abgeprägt in der Geſtalt der Verworfenen, frühzeitig angedeutet in der zarteſten Kindheit, die denjenigen, die die Freiheit in der Erſcheinung retten wollen, unüberwindliche Hinderniſſe entgegen ſtellen. Doch von dieſen ſey nicht die Rede, auch von der bloßen Legalität, von der bloßen äußern Uebereinſtimmung mit dem gebietenden Ganzen nicht, vielmehr von den Guten und Beſſern, von der herrſchenden Geſinnung eines Volks, in ſo fern ſie ſich in einem Jeden darſtellt. Da dieſe Geſinnung die herrſchende iſt, ſo iſt hiermit eben ihre Gewalt über alle ausgedrückt, und tief geſunkene oder urſprünglich verwilderte Völker üben dieſe Gewalt über einen jeden aus, ſo daß er das Gepräge ſeines Volks tragen muß, und ſo ſeine ganze geiſtige Entwickelung einer Bedingung unterliegt, die nicht von ihm ſelbſt, ſondern von dem ſcheinbaren Zufall ſeiner Geburt abhängt. Man wende uns nicht ein, daß ſelbſt in den furchtbarſten Zeiten die herrlichſten Menſchen erſchienen ſind, gleichſam als warnendes Beiſpiel, als Retter der menſchlichen Freiheit, die, vermochte ſie ſich, in dieſem zu offenbaren, auch in allen, der Möglichkeit nach, geſetzt werden muß. Denn erſtens dürfen wir nicht Völker willkürlich wählen, die keineswegs die Schwierigkeit in ihrer größten Härte darſtellen. Nur wenn die Freiheit des ganzen Geſchlechts gerettet erſcheint, können wir behaupten, daß ſie auch in einem Jeden gerettet ſey. Wird für irgend einen Menſchen die Gewalt der äußern Natur und geſelligen Verhältniſſe als unüberwindlich und abſolut bedingend zugeſtanden, ſo iſt die Freiheit für einen Jeden verloren — es iſt eine Scheinfreiheit, die äußerlich begünſtigt wird, wie äußerlich vernichtet, ein Nichtiges in ſich. Nennen wir den Zufall, der einige begünſtigte, andere der tiefſten Verworfenheit Preis gab, Gnade, ſo iſt die Gnade, die nicht eins iſt mit der Selbſtthat, ſelbſt verwerflich, ja die höchſte Ungerechtigkeit, und Gott erſcheint durch dieſen ſchlechten Ausweg einer unverſtändigen Frömmigkeit, die, wenn ſie völlig conſequent iſt, ſich in baarem Unſinn auflöſ't, eben ſo verzerrt, wie der Menſch Preis gegeben. Die Freiheit iſt nur zu retten, der Menſch von einem vernichtenden Widerſpruch nur zu heilen, wenn wir ohne Scheu der ſcheinbar größten Abhängigkeit in aller Härte unter die Augen zu treten wagen. Die Betrachtung verweile alſo in jenen Gegenden, wo die Natur in gluthvoller Begeiſterung Pflanzen und Thiere in unüberſehbarer Fülle und Herrlichkeit geſtaltet, ja wo die gediegene Kraft in den edeln Thieren wunderbar als reine Naturthat erſcheint, während der Menſch allein verlaſſen iſt, jede höhere Kraft in ihm gelähmt, ſein Aeußeres, wie ſein Inneres verzerrt — und man frage, ob dieſer von einer mächtigen, ja großartigen Natur überwältigte Menſch wirklich ein Menſch ſey, d. h. zurechnungsfähig, alſo urſprünglich frei. Leugnet man dieſes, und das ſcheint der mildere Ausweg zu ſeyn, ſo ſind ſie zwar ohne Schuld, aber von uns nicht mehr durch Grade der Erſcheinung, ſondern ganz und gar verſchieden, und den Wilden wäre mit einer Theilnahme dieſer Art ohne allen Zweifel ſchlecht gedient. Nennen wir ſie aber Menſchen, ſchreiben wir ihnen Zurechnungsfähigkeit zu, iſt das Heiligſte in dem Menſchen nicht dem Zufall Preis gegeben, ſondern ewig begründet in der eigenen That: wie furchtbar erſcheinen uns jene geſunkenen Völker? Bei uns laſſen Sitte, Religion, Aufmunterung mancherlei Art wenigſtens die Möglichkeit einer Rückkehr übrig, hier aber ſind ganze Geſchlechter unwiederbringlich an die alles Heilige und Schöne zerſtörende Natur verrathen und verkauft, jede Möglichkeit einer Rückkehr abgeſchnitten.

Dann aber zweitens werden wir auch diejenigen Menſchen betrachten, die unter gebildeten Völkern in den Zeiten des größten Verfalls mit hohen Gaben und großer Reinheit hervortreten. Und wahrlich, eben wenn das Böſe die Maſſe ſolcher Völker ergriffen hat, alles Verbundene zu zerreißen, das Geordnete zu zerſtören ſucht, erſcheinen durch eine wahrhaft göttliche Verfügung jene erhabenen Naturen, die das Herrlichſte rettend in ſich zuſammendrängen. Erſchien doch der Heiland der Welt in der Zeit des furchtbarſten Verfalls, und mit ihm die rettende verſöhnende Liebe, die einen Wendepunkt in der ganzen Geſchichte bezeichnet, und durch ein göttliches Wunder den erzeugenden Urſprung der Geſchichte in ihre Mitte verſetzte. Aber, entweder ſind ſolche berufen, mächtig auf die unmittelbare Gegenwart zu wirken, ſie ſind in Leben oder Wiſſenſchaft die anerkannten Geſetzgeber der Zeit. Dann gehören ſie ihr zu, ihre Vorzüge ſind keine eigenen, dieſem beſondern Daſeyn eigenthümlichen Vorzüge, ſie ruhen als Keime in Vielen. Die verirrte Zeit, das verirrte aber geiſtig kräftige Volk kommt in und durch ſolche treffliche Menſchen zur Beſinnung und erkennt ſich ſelbſt. Oder ſie ſind, in eine finſtere Umgebung gebannt, verlaſſen und einſam, ja erregen Wuth und Verfolgung, das Göttliche tritt nur hervor, damit die herrſchende Thorheit ſeine Tücke an ihm üben kann. Dann ergreift eben dieſes den Betrachtenden mit innerlichem, furchtbarem Schauder. Dem Böſen iſt dann eben die geheime Gewalt gegeben, den Menſchen zu täuſchen, eine verhängnißvolle Verblendung hat einen Jeden durch das Ganze, das Ganze durch einen Jeden dem lockenden Abgrunde zugeführt. — Wehe dem, der in ſolchen Zeiten geboren ward! — Wehe dir, Chorazim! wehe dir, Bethſaida! wären ſolche Thaten zu Tyro und Sidon geſchehen, als bei euch geſchehen ſind, ſie hätten vor Zeiten im Sack und in der Aſche Buße gethan. Doch ich ſage euch, es wird Tyro und Sidon erträglicher ergehen am jüngſten Gericht, als euch. — Wer darf frevelnd hervortreten und behaupten, er würde, in ſolchen Zeiten geboren, in ſolcher Umgebung erzogen, das Heiligſte anerkannt, er würde dem lockenden Zauber widerſtanden haben? — Ferner iſt aber das Daſeyn der ſo für das Heiligſte Geopferten nicht durch ihre Erſcheinung erfüllt. Es gehört größern, glücklichern Zeiten, es gehört allen Zeiten zu. Ja das ewige Muſterbild ſolcher Aufopferungen war ſelbſt die unmittelbarſte Ofſenbarung des Göttlichen, durch die That ſelbſt über jede Zeit erhaben, er allein von ihr ganz befreit, die Freiheit ſelbſt.

Entſetzlich dünkt uns der grauenhafte Schen, mit welchem die Menſchen ſich abwärts wenden von jener Nothwendigkeit, als könnten ſie ihr entrinnen. Dieſe Flucht iſt ihre Vernichtung, durch ſie erſt werden die liebevollen Bande in Feſſeln verwandelt, jetzt erſt iſt die Gewalt eine fremde, und das unſelige Streben nach Freiheit verwandelt ſie erſt in Knechte.

Man könnte uns fragen: was uns bewege, eine Unterſuchung einzuleiten, von ſolcher Tiefe und Schwierigkeit, hier, wo wir die Idee des Staats darzuſtellen bemüht ſind. Aber was will der Staat? Offenbar in jener Nothwendigkeit eben die Freiheit retten. Aber eine fremde Gewalt hat für ganze Völker in langen Zeiten das Herrlichſte verſchloſſen für die Maſſe der Menſchen zu jeder Zeit; hat mit launenhafter Vergünſtigung an andere ihre Gaben verſchwendet, die entweder in thörichtem Hochmuthe das unverdient Geſchenkte als ein Selbſterworbenes betrachten, oder in erheuchelter Demuth die Willkür, die ſie hob, als Gnade preiſen. — Wer kann durch äußere Veranſtaltung (von einem Innern, aus dem Weſen Entſpringenden kann gar nicht die Rede ſeyn) frei werden, wer von Geburt an zum Knecht erzogen wurde, ja wer durch die Geburt ſchon ein Knecht iſt? In der eigenen Bruſt will der Gebildete eine Welt ſuchen, ſich ab von der Maſſe wendend, hochmüthig mit Gedanken, oder wehmüthig mit Empfindungen ſpielen. Aber keiner iſt frei, wenn alle es nicht ſeyn können, wenn nicht ein Jeder durch Freiheit, durch eigene That geſunken iſt, ſo iſt keiner wahrhaft geſtiegen. Ihr vermögt nie dem Schickſale des Geſchlechts zu entrinnen, es iſt euer eigenes, ihr ſteht und fallt mit dem Ganzen. Ja, was wir das Heiligſte nennen, jene Gaben, dem ſich freidünkenden Sclaven zum ſinnloſen Spiele mitgetheilt, ſind ſie nicht ſelbſt ein Nichtiges, ein täuſchendes Blendwerk, eine eitle Thorheit, und das Urtheil, das dieſes ausſpricht, abermals eine, ſo daß die Seele, verſtrickt, gefangen, in ewigen Widerſprüchen, die Weisheit in Thorheit verwandelnd, dieſe als jene ergreifend, ein Fremdes faſſend, wo ſie ſich ſelbſt ſucht, nichts findend, wenn ſie ſich nicht ſelbſt findet, ſtumpfſinnig hinbrütend, ewig über ſich ſelbſt verblendet oder mit Wahnſinn endigen muß?

Was hilft es uns, daß wir beſtändig von Freiheit reden, wenn wir ſie nicht erkennen, nicht in uns, wo ſie nicht iſt, nicht außer uns, wo ſie nicht ſeyn kann? Der Staat hat nur Sinn, wenn die Freiheit Sinn hat, wenn das Daſeyn Sinn hat.

Man wird ſagen, beſtänden denn die Staaten nicht ohne ſolche Unterſuchungen, welchen Einfluß haben ſie jemals auf die Geſtaltung derſelben geäußert? Wir ſagen, die tiefſten Unterſuchungen haben von jeher das Ganze, wenn gleich unſcheinbar, dennoch geleitet, nur den am Aeußern Klebenden blieb die Gewalt der Forſchungen verborgen, ſie wirken nicht hier und da, wie ein Aeußeres und Einzelnes, eben weil ihre Macht alles durchdringt, und, wie alle Erzeugung, ſich in das Innere verſchließt und verbirgt. Was aber eben unſere Zeit betrifft, unſer Volk, ſo iſt das Erkennen wach geworden, und läßt ſich nicht abweiſen. Die bewußtloſe Sicherheit einer heitern Natur, die vor Zeiten das Geſchlecht leitete, iſt unwiderbringlich verloren. Wie früher die rohe Kraft, herrſcht jetzt das rohe Wiſſen, nur durch das wahre Erkennen zu überwinden, und das heitere Daſeyn der Vergangenheit, ihre Liebe und ihre Freudigkeit iſt nur durch dieſen Sieg zu erringen.

Und daher wollen wir uns nicht ſcheuen, die Unterſuchung über die Freiheit bis auf den Punkt zu führen, wo ihre eigentliche Löſung allein möglich wird, es ſoll uns nicht abſchrecken, daß Vielen dieſe Unterſuchung als thöricht erſcheinen wird; denn zu jeder Zeit iſt es nur Wenigen gegeben, das wahre Räthſel der Zeit und ihre Bedeutung zu faſſen.

Die Natur iſt der eigentliche Grund und Boden alles menſchlichen Daſeyns, gegen ſie, getrennt von ihr, iſt das Daſeyn ein Nichtiges, in ihr liegen alle ſcheinbare Feſſeln, ſie allein kann das Räthſel des Lebens löſen, widerſtrebt ſie der Freiheit, ſo bleibt der Menſch ewig ein Sclave. Nichts unterſcheidet unſere Zeit ſo beſtimmt, ſo eigenthümlich von aller Vergangenheit, als die Richtung des ganzen Geſchlechts gegen die Natur, die große Bedeutung, welche die Naturforſchung in unſern Tagen erhalten hat. Das Streben wird nie müde, die Forſchung ruht nie, in allen Richtungen will ſie ein wunderſames Räthſel löſen, eine jede Entdeckung wird als ein großer, für das Geſchlecht gewonnener Schatz begrüßt. Vergebens will uns eine mißverſtandene kraftloſe Frömmigkeit, dieſe Beſchäftigung, als beſtärke ſie den Menſchen in ſeinem Hochmuthe, als ſpotte ſie ſeiner durch einen eitlen Beſitz, verleiden; ja ſelbſt das Geſtändniß, welches wir ablegen müſſen, daß die Naturforſchung das Zeitalter in die gefährlichſten Irrthümer verſtrickt hat, vermag den eigenthümlichen hohen Werth deſſelben nicht zu verringern.

Wohin deuten dieſe Zeichen? Was will dieſes Streben, daß nie müde wird? Es will die Freiheit erkämpfen. Denn hier in der Natur iſt die Stätte des Erkennens, oder nirgends. Und die Löſung des ſcheinbar verſchlungenen Räthſels iſt da, ſie iſt ausgeſprochen, die Zeit hat ſie vernommen, und deutlicher oder undeutlicher, **bewegt ſie** uns alle.

Die Natur wird ſelbſt, als in einer geſchichtlichen Entwickelung begriffen, erkannt. Sie hat einen anfangsloſen Urſprung, denn nicht in der Zeit iſt ſie geworden, vielmehr ſetzt alles Seyn eine Natur voraus, die Zeit iſt ſelbſt erſt durch die Natur, mit ihr, ſie iſt die Offenbarung der Zeit, kann daher nicht in ihr geworden ſeyn. Dieſe nie gewordene Natur iſt die göttliche, die ſich ſelbſt offenbart in der erſcheinenden — die ſchaffende und erzeugende Kraft in ihr. Aber dieſe kann nicht in dem Ganzen ſeyn, abgeſondert von dem Beſondern; iſt ſie, ſo iſt ſie in Allem, und wo ſie iſt, ganz. Sie kann nicht erſcheinen, da ſie vielmehr Grund der Erſcheinung iſt, aber eben daher das Göttliche in jedem Erſcheinenden, das Niegewordene in allem Gebornen. Sie iſt für das Erkennen ſo wenig verhüllt, daß ſie vielmehr allein erkannt werden kann, indem das Erſcheinende nur Gegenſtand eines Scheinwiſſens iſt.

So iſt die Natur ſelbſt eine geiſtige Entwickelung, und die Geſetze derſelben ſprechen ſich in einem jeden Menſchen, und in der ganzen Natur auf die nehmliche Weiſe aus. Wollen wir ſie erforſchen, dann mögen wir ſie zuerſt an uns ſelbſt, und in der wunderſamen, räthſelhaften, ſchöpferiſchen Kraft des Talents erkennen. Das Talent treibt den Menſchen, auch vor aller Kunde zu einem beſtimmten, unendlichen Gegenſtande hin, deſſen Fülle, deſſen tiefe Bedeutung ihn im voraus anſpricht, als ſchlummerte bewußtlos eine tiefe Erinnerung in ihm, die er oft unwillig zu wecken gezwungen wird. Schnell erreicht der alſo begabte Menſch alle Stufen der geſchichtlichen Entwickelung ſeines Gegenſtandes; was andern abſchreckend, ſcheint ihm anziehend zu ſeyn, alle Schwierigkeiten reizen ihn. Als befände er ſich in einer alten, urſprünglichen Heimath, begrüßen ihn alle frühern Worte und Töne, wie Verwandte, die er zwar noch nicht kannte, aber von deren Daſeyn und Weiſe ihm dennoch eine frühere Kunde, er weiß nicht wie, mitgetheilt worden iſt. Kaum gibt es einen Menſchen, der nicht Spuren dieſes räthſelhaften Geſchenks in ſich vernimmt, und dennoch können wir ſo ſonderbar verſchloſſen gegen ſeine tiefen Geheimniſſe bleiben. Nun liegt (wie die Geſchichte ihn entfaltet hat) der Gegenſtand, unfertig zwar und roh, aber voller lebendiger Keime, vor dem Reichbegabten da. Eine unruhige Gährung, nicht ohne ſchmerzhaftes Gefühl, ein Reißen und Drängen, ein Sondern und Verbinden, ein Entſtehen und Verſchwinden kündigt die Geburtsſtunde an, wo der Gegenſtand ſelbſt dem Forſchenden klar wird. Erſt ſtrenge erzogen, mühſam erprobt, in herber Härte und Kälte erſcheint alles, bis es die ſanfte Rundung, die innere Vollendung erhält, durch welche der Gegenſtand, in gemeſſenen Bahnen, ohne Anſtoß in den eignen Aether ſich bewegend, auch diejenigen Regionen erhellt, von welchen der talentreiche keine Kunde hat. Er ſpricht, ſchafft und wirkt nur innerhalb der Grenzen ſeiner eigenen, äußerlich geſchloſſenen Welt, aber, indem ſie lebendig wird, tritt ſie geſellig in den Kreis des allgemeinen Wiſſens, nimmt, als wäre ihr mit der beſondern Gabe die allgemeine aller Kunde gegeben, den richtigen Platz ein, und ordnet in der ganzen Welt aller Einſicht, indem ſie nur ſelbſt innere Ordnung innerhalb eigener beſtimmter Grenzen zu ſuchen ſcheint. Was den Gegenſtand ſondert im Ganzen, ſondert ihn auch in ſich, ja in dem Maße, als er ein eigenes Leben zu führen ſcheint, bilden ſich in ihm eigene, geſonderte, feſte Punkte, als eben ſo viele Welten. Alles ſcheint innerlich undeutlich, das Leben nur angedeutet, ſo lange die Geburt äußerlich nicht vollendet iſt, und die Vollendung der innern Ausbildung iſt, dem Grade nach, völlig eins mit der Sonderung des Ganzen. Jetzt erſt entdeckt der Menſch die innere Fülle ſeines Daſeyns, und es iſt ihm vergönnt, in ſeiner eigenen Welt, von einem Punkt aus, das Ganze zu überſchauen, zu erkennen. Die Trennung war ſchmerzhaft, aber kaum überwunden, ſcheint ſie da zu ſeyn, und nicht da zu ſeyn zugleich. Eben das äußerlich Sondernde wird innerlich verbindend, denn das Losgeriſſene hat das Ganze wie durch eine innere Gewalt an ſich geriſſen, und freigebig allen mitgetheilt, vermehrt es dennoch den innern Reichthum des Gebers. Das iſt das herrliche, entzückende Gefühl des Weiſen, welches die Alten nie genugſam preiſen zu können glaubten, die Seligkeit des Schöpfers, deſſen Abglanz dem Menſchen vergönnt ward, als er im Bilde Gottes erſchaffen wurde, und was uns hinreißend und ahndend entgegentritt aus den Werken des Genies. Das Wort „Geiſtreich" drückt die Fülle, den unendlichen Beſitz — das rein Eigenthümliche und das Allgemeine, allen Geiſtern Gemeinſchaftliche, was ungetheilt einem Jeden zu Theil wird — auf gleiche Weiſe aus.

Was wir ſo in unſerm Innern finden, als das Geſetz der Entwickelung unſers Lebens, das ſehen wir nicht weniger deutlich in der Geſchichte aller Menſchen zumal. Die innere Gabe iſt die Offenbarung. Alle Religion rührt aus der Kindheit des Geſchlechts. Keiner weiß, woher ſo erhabene Kunde dem Geſchlecht gekommen. Urſprünglich war ſie da, und ſchließt in ſich alle Herrlichkeit der Verheißung, und alles, was der Menſch erkennen und beſitzen mag. Da fängt das Sondern und Verbinden, das Entſtehen und Verſchwinden an, herrliche Geſtalten des Erkennens begrüßen uns, Wunder thun ſich vor uns auf, die Kunde, das Wiſſen tritt aus dem allgemein gährenden Stoff immer klarer hervor, und Kunſt und Wiſſenſchaft erhellen, begrüßen, erkennen ſich wechſelſeitig, durchdrungen auf einem jeden Punkt von einem Geiſt, der alle liebend umfaſſen zu wollen ſcheint. So bildeten ſich ganze Völker aus einem herben und ſtrengen Anfang zur anmuthigen Vollendung aus, und blieben nach ihrem Untergang unſterblich, und ſelbſt in der Zeit entſtanden und verſchwunden, dennoch lebendige Organe aller Zeiten.

Aber was urbildlich ſich in unſerm Innern, wie im Innern unſers ganzen Geſchlechts ſich zeigt, das offenbart ſich vorbildlich durch das bedeutende Leben der Natur. In dem Mutterleibe, an dieſen gekettet, bilden ſich die Keime des Menſchen, und wachſen und gedeihen zumal, und alles iſt ſchon angedeutet. Das Antlitz, welches alles, was der Menſch iſt, aber dennoch nur allmählig zu entwickeln, darzuſtellen vermag, iſt, keinem erkennbar, ſchon da, das Herz, der Sitz aller Gefühle, fängt ſchon an zu ſchlagen. Was uns im Kinde (noch mit der Natur verbunden) ſo tief anregt, iſt die innere reiche Welt voll unentwickelter Keime, voller Hoffnung. Je mehr die Natur den Menſchen ſondert, deſto größer erſcheint ſein innerer Reichthum, und je geſchloſſener er in ſich iſt, deſto inniger mit allem verwandt, mit dem Ganzen verbunden.

Und was der Menſch, von dem Geiſte ergriffen, darſtellt, das liegt abermals in der ganzen Reihe der Lebendigen. Vom Wurme an bis zum Menſchen hinauf iſt alles immer geſteigerte Anlage. Immer deutlicher treten die Organe hervor, immer beſtimmter wird die innere Sonderung, ſo wie das Ganze ſich ſondert, und der Menſch iſt am meiſten an ſich gewieſen, am deutlichſten von dem Ganzen der äußern Natur (wie ihr herrlichſter Gedanke) losgeriſſen, alle

Organe in ihm am vollendetſten geſondert, und er vermag es, den Reichthum der ganzen Welt an ſich zu reißen, als ſeinen Beſitz zu ergreifen.

Und was in der Reihe der thieriſchen Entwickelung, ganz wie in der geiſtigen ſich zeigt, das thut ſich abermals kund in der Entwickelung der ganzen Natur, und iſt ihr urſprüngliches Geſetz, ihre Geſchichte; und die Darſtellung dieſer Geſchichte iſt das Endziel aller Naturforſchung, ihre Vollendung würde die wahre Naturwiſſenſchaft ſeyn.

So weit wir in der Geſchichte der Erde zurückzugehen vermögen, entdecken wir eine Zeit, in welcher die Natur, ungeheure Felſenmaſſen bildend, dem Leben feindſelig zu ſeyn ſchien, es war. Die Zeit, in welcher jene Urgebirge gebildet wurden, deren Reſte, wie furchtbare Ruinen, allem Leben als todte, erſtarrte Grundlage dienen. Wie das menſchliche Auge, welches das Licht, als das klar gewordene Univerſum, erſt als ein ſolches zu empfangen vermag, ſchon in dem Wurm angedeutet iſt, und als undeutliche Anlage aus ſeinem trüben ſchleimigen Körper anſpricht, wie das Herz, welches im Menſchen eine Welt von Gefühlen in ſich ſchließt, ſchon dunkel pulſirt in jenen von der Maſſe kaum getrennten Thieren, ſo blickt uns das erſte Leben ſchon aus den Gebirgen an, und die heitere Pflanzenwelt hat eine tiefe Wurzel in der dunkelſten, fernſten Vergangenheit der Erdgeſchichte. Je jünger die Gebirge werden, deſto häufiger werden die Geſtalten des Lebens, die zwar, von der Maſſe wieder ergriffen, verſchwunden ſind, aber dennoch ihre Form zurückließen. Dabei verliert die Maſſe an Kraft des Zuſammenhanges, die Regelmäßigkeit der Kryſtalliſation, die Strenge der erſten Anlage muß den freiern Formen des Lebens allmählig weichen. In dem Maße, als das Leben mächtig wird, ſcheinen alle Kräfte der Erde ſich gegen die

Maſſe zu wenden, und wie die erſten Spuren des Lebens hervortreten, um vernichtet zu werden, ſcheint dieſes Schickſal jetzt die Gebirge zu treffen. Endlich nach vielen Wendungen, nach manchem Streit, durch welchen die bloße Maſſe mit ihrer alten Kraft ſich wieder vordrängen zu wollen ſcheint, ſiegt die Organiſation, das Leben, ganz, alle Elemente der Natur müſſen ihm dienen, und wirken zerſtörend auf das Gebirge. Luft, Waſſer und Feuer, vormals ihnen unterthan, haben ſich gegen ſie verſchworen, und was übrig geblieben, mögen neue unbedeutende, aber furchtbare Ruinen einer müden Kraft ſeyn, deſſen rieſenhafte Reſte uns die ſchauderhafte Energie dieſes Titanenkampfs andeuten.

So liegen als Urgebirge der Menſchengeſchichte die ungeheuern Ruinen von Perſepolis, Palmyra, Ninive, die Pyramiden in Aegypten, und wie die Verſteinerungen in den älteſten Gebirgen ſprechen uns die rohen, kaum der Maſſe entronnenen Geſtalten der früheſten Kunſt an, und wie dieſe in ſich gedeihen, und mächtiger, vollendeter werden, verſchwindet die Maſſe, als ſolche, indem der ſondernde und bildende Geiſt in jede eine innere Unendlichkeit, als Schönheit, zu bannen weiß, die die äußere überwindet.

Scharfſinnige Denker haben längſt ausgeſprochen, daß der Menſch, ſeinem Weſen nach, eben ſo wenig geworden ſeyn kann, als er je aufhören wird. Denn der Menſch iſt nur, in ſo fern er für ſich ſelbſt, durch ſich ſelbſt iſt. Der Menſch muß ſich daher finden, denken, als ein ſolcher, der ſich ſchon gefunden, ſchon gedacht hat, fände er ſich in irgend einer andern Form, ſo wäre er nicht der ſich ſelbſt denkende.

Dieſes iſt das Räthſel des Selbſtbewußtſeyns, welches ſich ſelbſt vorausſetzt, und nicht geworden ſeyn kann in der endlichen Zeit. Aber der Menſch wird ſich nicht ſeiner bewußt als ein Menſch überhaupt, vielmehr als eine beſtimmte, eigenthümliche Natur. Die wahre Natur des Menſchen kann daher nie geworden ſeyn, und ſeine Geburt in der Zeit gehört nur zu ſeiner Erſcheinung. Dieſes tiefe Räthſel, welches uns bei der Erſcheinung in der Zeit über die Erſcheinung und über die Zeit hinausdrängt, finden wir bei jedem eigenthümlichen Leben wieder. Denn ſo ſetzt eine jede Zeugung das Geſchlecht voraus, und alle Bedeutung des Lebens, der Natur, des Bewußtſeyns würde verſchwinden, wenn wir verſuchen wollten, den Urſprung dieſer geiſtigen Weſen an einen endlichen Zeitmoment anzuknüpfen. Daher ſagt auch der gemeine Sprachgebrauch, das Bewußtſeyn ſey erwacht, welches ſein Daſeyn vor der Erſcheinung vorausſetzt. Ja ſelbſt dieſes Erwachen mag für Andere, Beobachtende in irgend einer Zeit hervortreten können, für den, der ſich bewußt wird, nie; denn eine allmählige ſtetige Entfaltung von einem unmerklichen Punkt, deſſen räthſelhafter Anfang ins Unendliche zurücktritt, wenn wir ihm nahe treten wollen, läßt keine Hemmung, keinen Anhalt zu. Und da die ganze Natur auf den Menſchen deutet, und alle Entwickelung in ihm den Brennpunkt erreicht hat, da der Geiſt, der das Geſchlecht ſchuf, ihm beiwohnt, durch ihn ſich ausſpricht, er das Ordnende aller Elemente, das verſöhnende, erhellende Princip des Univerſums iſt, ſo tritt das menſchliche Geſchlecht (und iſt der Menſch frei, d. h. ſeine eigenthümliche Natur eine unbedingte Offenbarung des Univerſums), auch ein jeder einzelne Menſch in ſeiner vollendeten Reinheit, als der Endpunkt einer unendlichen Vergangenheit, als der Mittelpunkt einer unendlichen Gegenwart, als der Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft zugleich hervor, und die ganze Natur enthält nichts, was ihn hemmen kann, denn er iſt ja in ſeiner

Eigenthümlichkeit die zuſammengedrängte Darſtellung ihres innerſten Weſens.

Aber es iſt dem Menſchen nicht vergönnt, den ganzen Reichthum ſeines Daſeyns zu genießen. Ein finſteres, widerſtrebendes Element hat ſich urſprünglich ſchon zu ihm geſellt, ſcheint ſein unſterbliches Weſen ſelbſt ergriffen zu haben. Was die Hoffnung der frühern Anlage verſprach, leiſtet die Wirklichkeit nie. Daher bleibt die Vergangenheit, mit ihrer bewußtloſen, reichen Herrlichkeit ewig da, und mahnt den Menſchen an die Unendlichkeit ſeiner Gabe, die er dennoch nie ganz zu genießen vermag, und zu ſeiner heitern Freude geſellt ſich ein trübes, demüthiges Gefühl, in welchem das ewige, heilige Bild, das er umfaſſen, darſtellen, genießen möchte, ihm, wie aus dunkler, unerreichbarer Ferne winkt, ja das Leben beſchränkt uns immer mehr; indem wir über uns ſelbſt klar zu werden ſtreben, ſcheint die unausſprechliche Fülle, die die jugendliche Bruſt zündend hob, zu weichen, und ein irreleitender Geiſt ſcheint uns den urſprünglichen Beſitz immer mehr zu rauben, je eifriger wir uns ihn eigen zu machen ſtreben.

Was die wundervolle Entfaltung der ganzen Geſchichte in ihrem verworrenen Treiben uns reicht, genügt uns eben ſo wenig, das ſelbſt Erworbene entſpricht der unendlichen Verheißung, dem Geſchlecht urſprünglich gegeben, keinesweges, und wie Moſes die wandernden Iſraeliten, führen uns die herrlichſt Begabten, und zeigen uns von hoher Statte das gelobte Land nur aus weiter Ferne. So überwältigt uns die heilige Vergangenheit mit ihren unſäglichen Hoffnungen, wirft einen trüben Schein, voller Demuth über alles Leben, und erheitert, was das Wiſſen nicht zu erreichen vermag, durch die Erinnerung der Kindheit, durch den Glauben.

Aber wie das Talent und die Kindheit des Menſchen und ſeines ganzen Geſchlechts mehr verſpricht, als beide leiſten, ſo iſt auch alle irdiſche Herrlichkeit, ja das heitere Naturgefühl, mit welchem alles Leben ſich warm und heilig an unſer Herz drängt, dennoch nur ein unvollendetes Bild des Höchſten und Herrlichſten. Reſte von der Kindheit der Erde, wie eine nie erſtorbene Erinnerung ihres frühern Lebens, ſind noch auf eine wunderſame Weiſe zurückgeblieben, und der Magnet zeigt ſtarr und ſtille, und dennoch lebendig, nach einer unendlichen Region zurückgedrängter, aber nicht ganz verſchwundener Gemeinſchaft mit den entfernteſten Weltkörpern, die wir entbehren, wenn wir uns auch ewig danach ſehnen müſſen. Das trennende und durch die Trennung hemmende Princip iſt aber das Böſe in uns.

Es gehört zum Weſen des Böſen, daß es alles Eigenthümliche losreißen will von dem Göttlichen, daß es, als ein Eigenthümliches, nicht ſeyn will, durch, mit, in Gott, ſondern durch, mit, in ſich ſelbſt. Jenes empörende Lostrennen von Gott, obgleich es in ſeiner eignen Nichtigkeit erſcheint, wirkt nicht bloß hemmend, oft mit ſcheinbar großer Kraft zerſtörend, nicht bloß in der Geſchichte, es war auch mächtig in der Natur, daher das Geſetzloſe und Willkürliche, welches ſich hinter allem Leben verbirgt, daher das Grauen, welches in der Schönheit der Natur lockend zu lauern ſcheint. Dieſes furchtbar Widerſtrebende und Heimliche, welches jedes keimende Leben in der Natur zertrümmerte, und in jeder Epoche der Bildung den Schauplatz wüſter Titanenkämpfe erkennen läßt, das in der Geſchichte alles Blühende und Herrliche zerſtört und fortdauernd hemmt, das in jedes Menſchen Seele ſeine verwirrende Stätte gefunden hat, iſt urſprünglich, wie die Natur, wie die Geſchichte, wie die Seele ſelbſt.

Denn das Böſe, wie das Selbſtbewußtſeyn überhaupt, ſetzt ſich ſelbſt voraus. Um böſe zu werden, müſſen wir ſchon böſe geweſen ſeyn, wie tiefſinnige Forſcher des menſchlichen Geiſtes richtig bemerkt haben. Alle Sünde iſt Selbſtſchuld, aber der Urſprung der Sünde liegt über alles Bewußtſeyn. So werden wir, durch die innerſte Erfahrung aus der Erſcheinung hinausgedrängt, um die Löſung des Räthſels, welches uns peinigt und quält, in einer höhern Region zu ſuchen. Ihr nennt eine ſolche Anſicht myſtiſch, weil, wie ihr behauptet, ſie auf eine ſinnloſe Weiſe mit dem Selbſtbewußtſeyn über das Selbſtbewußtſeyn herausſtrebt. Aber beruht ſie denn etwa auf ſeltene, zweifelhafte Erfahrungen, über welche ein Jeder leicht im Irrthume ſeyn könnte, deren Unrichtigkeit der Scharfſinnige und Beſonnene leicht aufweiſen kann? Geht in euch ſelbſt hinein, ein Jeder, der dieſes lieſ't, und fragt euch, ob ihr nicht euch ſelbſt einer Schuld bewußt ſeyd, die mit eurem Daſeyn, mit *eurer Natur*, ſo innig verwebt iſt, daß ihr beide, dieſe Natur und dieſe Schuld, nicht zu trennen vermögt. — Wie mächtig auch die Erziehung und die Gewalt oberflächlicher Begriffe euch ergriffen haben mag, dieſe innere Erfahrung, die euch mit Wehmuth und Trauer erfüllt, bei den Beſten eben am beſtimmteſten hervortritt, auch bei dem entſchiedenſten Böſewicht nicht verdrängt werden kann, ſpricht zu deutlich, zu unmittelbar. Die Vergangenheit eurer eigenen, erkannten Handlungen, bilden ſie nicht eine nothwendige Verkettung, eine Natur, die euch immer enger, immer gewaltſamer feſſelt und beſtimmt? Aber die härteſte und ſtrengſte aller Beſtimmtheiten, diejenige, welche die Nothwendigkeit eures irdiſchen Daſeyns bedingt, in welche alle Freiheit gerettet werden muß, oder unwiederbringlich zu Grunde geht; müſſen wir nicht annehmen, daß ſie ihre Bedingung gefunden hat in einer urſprünglichen Selbſtthat in einer

That, die, eben weil ſie von einer jeden Zeit unabhängig iſt, allen Zeiten angehört, und die äußere Abhängigkeit begründete? Dieſer Myſticismus — denn wir wollen uns keineswegs gegen dieſen Ausdruck ſträuben — bedarf keiner überſchwenglichen Ausdrücke, beruft ſich nicht auf unbeſtimmte Gefühle, vielmehr auf das tiefſte, nie zu verdrängende Bewußtſeyn eines Jeden. Wohl gibt es ein Bewußtſeyn, welches tiefer liegt, als das ſich in jeder Form klar ergreifende Selbſtbewußtſeyn, wie ein Jeder inne wird, der nur mit der Erinnerung in ſeine Kindheit zurückgeht, ein Bewußtſeyn nehmlich, deſſen man ſich nicht mehr bewußt iſt, das in die Bewußtloſigkeit zurücktritt, ohne daß wir zugeben dürfen, daß es in dieſer zu Grunde gehe, welches eben daher, ſchrankenlos rückwärts ſchreitend eine unendliche Vergangenheit fordert. Wir wiſſen wohl, daß die Vergangenheit, ſo angeſchaut, ihre Form, als Vergangenheit verliert, weil die Zeit als ſolche, als Folge nehmlich, als angeſchauete Entwickelung, nur in und mit dem Selbſtbewußtſeyn Realität hat; aber iſt denn die Zukunft nicht auch ein ſchlechthin angeſchauetes Unendliche, welches in ſeiner Totalität geſchauet, die ganze Vergangenheit in ſich aufnimmt, und dadurch die Form als Zukunft verliert, ja gilt daſſelbe nicht von der Gegenwart, wenn ſie in ihrer ganzen Fülle ergriffen wird?

Dieſer Myſticismus, der unzertrennlich iſt von aller Philoſophie, ja von allem feſten und gründlichen Erkennen, ſoll herausgehoben, ſoll erkannt werden, ja es iſt das höchſte Intereſſe des Verſtandes, daß dieſes geſchehe. — Denn alle menſchlichen Verhältniſſe können nur aus dieſer Wurzel begriffen und begründet werden. Wenn dieſes tiefſte Problem aller Forſchung zurückgedrängt wird, müſſen wir es als ein trauriges Zeichen einer in das oberflächlichſte Streben verſunkenen Zeit anſehen, und wir müſſen den trefflichen Denker preiſen, der dieſe Hauptaufgabe aller Philoſophie wieder hervorſuchte und zu löſen ſtrebte. Die Hölle, und der böſe, lockende Geiſt, der ſich in aller Erſcheinung verbirgt, ſoll erkannt werden, ja, niemals läßt ſich jene Urquelle des Böſen gänzlich verkennen, und von dem Verſtand abgewieſen, rettet ſich das Räthſel in das unbeſtimmte Gefühl, wo es finſtere und gefährliche Auswürfe gebiert, die wir ſpäter darſtellen und rückſichtslos rügen werden. Es iſt uns nicht erlaubt, jene Unterſuchung in ihrer ganzen Tiefe hier zu verfolgen, nur dasjenige, was unmittelbaren Einfluß hat auf die folgende Betrachtung, darf hier nicht übergangen werden. Und, in der That, iſt der Staat ein Product der gemeinſamen Vernunft eines Volks, iſt die Rettung menſchlicher Freiheit ihre innerſte und tiefſte Bedeutung; wie können wir es vermeiden, jenem Grunde aller Freiheit nahe zu treten? Oder iſt etwa die bürgerliche Freiheit, die ihr ſo laut fordert, von einer eigenen Art? Iſt die Freiheit, wo ſie erſcheint, nicht dieſelbe, ewige, eine, die alles iſt, oder nichts; ganz, oder gar nicht, nie theilweiſe, gerettet werden kann? Iſt dieſer Urgrund ein Nichtiges, iſt der Menſch mit ſeiner Erſcheinung ſo eins, daß dieſe ſein ganzes Daſeyn ſeinem Weſen nach ausfüllt, dann muß er aufhören in der Zeit, wie er anfing, denn was geboren ward, ſtirbt, dann ſind alle Einrichtungen der Geſellſchaft ohne Ziel und Vernunft, Freiheit aber unter gebornen Knechten ein Unſinn.

Vor einem jeden Menſchen, wie vor der Geſchichte des ganzen Geſchlechts, liegt ein Paradies, ſeine urſprüngliche, eigenthümliche Natur, wie ſie aus Gott erzeugt war. Sie bildet ſein eigentliches Weſen, ſein wahres Daſeyn, ſeine Gabe, und iſt die Quelle aller Seligkeit und aller Freude. Aber durch eine Selbſtſchuld, die über alles

Bewußtſeyn und alle Erinnerung hinausliegt (die mythiſche Zeit in der Geſchichte eines jeden Menſchen, wie in der Geſchichte des Geſchlechts) iſt der Menſch aus dieſem Paradies getrieben. Sittlichkeit iſt das Beſtreben, ſich in ſeine urſprüngliche Natur hineinzubilden, iſt das feſte, unerſchütterliche Bewußtſeyn, welches uns unauflöslich an dieſe Natur, als an das Gewiſſeſte, ja einzig Gewiſſe, knüpft (das Gewiſſen in uns). Daher iſt die Sittlichkeit kein allgemeines, abſtrahirtes, von der Natur getrenntes Geſetz, ſie iſt das Leben ſelbſt, in der Richtung gegen das wahrhaft Lebendige. Aber die Selbſtſchuld hat uns der äußern zwingenden Natur Preis gegeben, denn indem die Selbſtſucht die Zwietracht der Kräfte und Begierden in uns erregt, hat ſie ein Widerſtreben außer uns in allen Punkten der Schöpfung hervorgerufen. Daß ich in dieſer beſtimmten Zeit, in dieſer beſtimmten Umgebung, von der äußern erſcheinenden Natur in dieſem Maße ergriffen erſcheine, iſt urſprünglich meine eigene That. Daher das wunderbar Uebereinſtimmende der Zeiten, das Räthſelhafte, welches dem gemeinen Sinne nur für Zufall gilt, daß in bedeutenden Zeiten verwandte Geiſter, von welchen man durchaus nicht ſagen kann, daß einer durch den andern geworden wäre, wie einem frühern, in dem Bewußtſeyn untergegangenen Entſchluſſe folgend, von verſchiedenen Punkten und in ſcheinbar abweichenden Richtungen daſſelbe Ziel verfolgen und verborgene Quellen der Kunde und des höhern Lebens eröffnen. So iſt die äußere Natur und alle Erſcheinung, und das ganze irdiſche Leben mit allen ſeinen verworrenen Verſchlingungen der äußere Reflex jener innern Verwirrung, in die wir uns ſelbſt geſtürzt haben. Aber ſelbſt der Trefflichſte, und dieſer am meiſten, wird es am klarſten fühlen, daß keine irdiſche Kraft ihn erlöſen kann, immer tiefer in der Schuld verſtrickt, findet er ſich von unauflöslichen Ketten umſchlungen. Ein böſer Geiſt hat die Natur und alle Kräfte mit ſeinem giftigen Hauche angeſteckt, er ſpricht in lockenden Tönen aus der Luft, das rieſelnde Waſſer, das ſtarre Gebirge ruft uns mit verführeriſcher Stimme, ein allverzehrendes Ungeheuer hat jede Blüthe verpeſtet, und unſer Inneres auch, das Geſchlecht ſcheint in blödſinniger Verwirrung das Heiligſte und Niedrigſte ſinnbetäubend zu vermengen, und wenn wir glauben, das Höchſte und Trefflichſte, Schönheit und Wahrheit ergriffen zu haben, ſo verwandeln ſie ſich, während wir uns glücklich in dem endlich erlangten Beſitz dünken, in ein grinſendes Zerrbild, das uns erſchrickt. Wer daher die Tiefe der Schuld fühlt, dem bleibt die unendliche Schwierigkeit der Befreiung nicht verborgen. Das vorübergehende Gefühl, welches ihn in einzelnen Stunden entzückt und belebt, kann ihm nicht genügen, er fühlt es, daß er einer höhern, ewigen Welt zugehört, daß ihm ein Gott gnadevoll winkt, wie ein böſer Geiſt ihn lockt. Daher iſt die Religion die Quelle aller Sittlichkeit. Wir ſind uns der Selbſtſchuld wohl bewußt, aber die Befreiung ſteht nicht in unſerer Gewalt, und daher ſieht der Fromme mit Recht ein jedes bedeutendes Ereigniß ſeines Lebens als einen göttlichen Wink an, wird es inne, daß ein guter Geiſt in ihm thätig ſey, ihn von den zerſtörenden Lockungen zu befreien ſucht. Da das Myſterium der Erlöſung der Gegenſtand einer zukünftigen Betrachtung ſeyn ſoll, ſo beſchäftigen wir uns hier lediglich mit demjenigen, was auf unſern Gegenſtand einen unmittelbaren Bezug hat.

Vor Allem ſcheint es uns nothwendig, dieſe Anſicht durch eine Anwendung auf die allgemeine Erſcheinung des ganzen Geſchlechts in ſeiner ganzen ſcheinbaren Härte darzuſtellen. Enthält, wird man ſagen, nicht dieſe Lehre das härteſte, ja unerträglichſte Verdammungsurtheil derjenigen

Menſchen, die wie die tief geſunkenen Racen in der furchtbarſten Verworfenheit erſcheinen? Wir antworten: keineswegs. Nicht die niedrigere oder höhere Stufe der Bildung, obgleich ſie mit der Erſcheinung der Sittlichkeit in genauer Verbindung ſteht, beſtimmt den Werth des irdiſchen Daſeyns, vielmehr die Richtung gegen das Göttliche oder von ihm weg. In der uns verborgenen göttlichen Ordnung kann jenes Verſunkenſeyn der Natur, jene Verzerrung, deren äußeres Bild allerdings der Reflex einer innern Verſchloſſenheit iſt, der letzte höchſte Grad der Strafe ſeyn, in welcher der dämmernde Funke göttlicher Gnade dennoch, wie aus tiefer, verborgener Nacht, unbemerkt zündet, während dieſelbe Verſunkenheit einem hier in aller, auch geiſtigen Pracht, Einherſchreitenden noch bevorſteht. Wahrlich das fromme, auf Gott gerichtete Gemüth wird wohl eben ſo ſehr, ja noch tiefer von Entſetzen ergriffen, wenn es die hohe Gabe, gediehen in einer lebhaft bewegten Zeit dem Böſen dienen ſieht, als wenn er jene Völker, die nach Befreiung ſeufzen, in den Ketten einer übermächtigen äußern Natur befangen erblickt. Daher die ſchöne Neigung, ihnen als ein Erretter, als ein Verkündiger des Heils zu erſcheinen, die unſer Staunen unſere ſtille Bewunderung unwillkürlich erregt, auch wenn ſie dem irdiſch Gebildeten ein Lächeln abnöthigt, weil er ſie nicht begreift.

Aber es gibt eine Anſicht der Racenbildung, die, auf die genaueſte Unterſuchung gegründet, alle aus einer urſprünglichen, verſchwundenen Stammrace abzuleiten vermag. Von dem Mittelpunkte des urſprünglichen Sitzes — in Aſien — laſſen ſich alle Racen in ihrer Entſtehung ſtrahlenförmig ſich verbreitend verfolgen. Die erſten Menſchen, wie die religiöſe Ueberlieferung lehrt und die genaueſte Unterſuchung beſtätigt, waren in ihrer paradieſiſchen Unſchuld und Einheit mit dem Göttlichen, keineswegs von der Natur getrennt oder in einem thörichten Kampf mit der Natur, als mit einem Ungöttlichen begriffen, ſie waren vielmehr ganz in ihr verſunken, mit ihr eins, auf eine Weiſe, die freilich den ſpätern Geſchlechtern, deren innere Zwieſpalt und Trennung auch äußerlich ſich darſtellte, kaum begreiflich ſeyn kann. Bei ihnen war äußeres und inneres Daſeyn eins. Eine jede That war eine Naturthat und eine geiſtige That zugleich. Was ſich von dieſem höhern Leben als vereinzelte Klänge erhielt, iſt, obgleich verunſtaltet, verzerrt, durch die Sünde, durch die Trennung verworren und trübe, dennoch der höchſte Reichthum, der heiligſte Schatz des Geſchlechts — Offenbarung. Alles, was uns aus dieſer Zeit anſpricht, iſt nothwendig Wunder, welches wir, in der Trennung des Daſeyns, wie des Erkennens, vergebens zu begreifen ſuchen, was nur in der Vereinigung, durch wiedererlangte Unſchuld begriffen werden kann. Vergebens ſind alle Anſtrengungen des endlichen, in der Trennung herrſchenden Verſtandes, wie wenn wir mit dem Wachen hinter den Schlaf zu kommen ſuchen, mit dem Bewußtſeyn den bodenloſen Abgrund des Bewußtloſen erreichen wollen. Die Idee der Wunder hat ihre Quelle in dieſem Daſeyn, und da die Grundzüge eines paradieſiſchen Zuſtandes in einem jeden Menſchen ſind, da wir zwar für die Erſcheinung, aber innerlich niemals ganz aus dem urſprünglichen Paradies der eigenen Natur vertrieben ſind, ſo ruhen ſelbſt in dem Ruchloſeſten ſtille Gefühle, wie leiſe Erinnerungen aus jener ſeligen Welt der Unſchuld und Einheit mit der Natur, und bilden die Region der Wunder, des Glaubens überhaupt; aber die Trennung läßt ſie nie zur Reife kommen. Könnten wir dieſes Daſeyn mit aller Kraft hervorrufen, dann würde die Geſtalt ſich verherrlichen, die Welt und alle ihre Kräfte bis in den verborgenſten

Tiefen uns unterthan ſeyn, nicht als ein Syſtem von Kräften, ſondern als ein Leben, unſer Daſeyn wäre den Sündern ein Räthſel, ein Wunder, der Welt eine Thorheit; denn Sünde iſt mit der Anmaßung eins, und beſteht eben in der behaupteten Realität des Nichtigen.

Kant, deſſen trefflicher Sinn viel höher ſtand als ſein Syſtem, hat richtig und ſcharfſinnig bemerkt, daß die Stammrace mannichfaltige Anlagen gehabt haben muß, die durch die Auswanderung einſeitig ſich entwickelten, indem die übrigen verloren gingen. So entſtanden aus der größern leiblichen Beweglichkeit jene verzerrten Geſtalten, deren Typus ein ſtehender iſt, ſo daß ſie niemals mehr in jene Beweglichkeit zurückgebildet werden können; daher die Unveränderlichkeit der Racen, die nur durch Mittelzeugungen, alſo nur durch das innere erzeugende Princip des Geſchlechts, durch die äußere Natur aber nie aufgehoben werden kann. Wir ſind in dem Beſitze ſolcher Unterſuchungen, die, ſeit einer Reihe von Jahren mit aller möglichen Sorgfalt angeſtellt, beweiſen, daß von dem urſprünglichen Sitz der Stammrace aus die Geſtalt ſich, nach allen Richtungen, immer mehr verzerrte, bis ſie durch viele Zwiſchenſtufen in den furchtbaren Mißgeſtalten ſich verlor, die ſich in der großen Entfernung ausbildet — die Eskimo's und Samojeden, die Peſcherès, Buſchhottentotten und Neuholländer —. Die Abweichungen von der herrſchenden Anſicht der Racenbildung ſind wir im Stande, von allen Seiten zu begründen. Die ſtufenweiſe Verbindung iſt nur durch ſpätere Veränderungen, Einwanderungen fremder Racen, Vertreibung der urſprünglichen jetzt weniger klar; denn dadurch ſind Extreme der verſchiedenartigſten Bildung dicht neben einander gekommen, deren ſcharf abgeſchnittene Trennung freilich keinen Uebergang bemerken läßt. Es iſt unſere Abſicht, unſere Bemühungen in dieſer Rückſicht der öffentlichen Prüfung zu unterwerfen; denn mit vorzüglicher Liebe haben wir verſucht, die Bedeutung jener Vorgeſchichte des Geſchlechts, welche die feſten Typen, wie die Qualitäten in der Natur darſtellt, aus deren wechſelſeitige Berührung das ſpätere Schickſal ſich entwickelt hat, von allen Seiten aufzuklären. Denn klar iſt es wohl, daß jene Anlagen, die Kant von Rechts wegen annahm, nicht bloß phyſiſcher, ſondern auch pſychiſcher Art, jene Beweglichkeit der Geſtalt zugleich eine Beweglichkeit des Geiſtes war. Aber eine jede Begierde hat ihre eigene äußere Welt, der Gluth des Innern gegenüber treten die Naturkräfte als lockende Dämonen, die den Geiſt feſſeln und immer enger umſtricken, aber eben dadurch auch die Geſtalt verzerren. Immer tiefer ſanken einige, und je tiefer, deſto mehr wurden ſie von den geheimen Kräften der Natur ergriffen. Die innere Angſt, die Qual der Sünde trieb ſie unſtät umher. Sein ſtumpfes Daſeyn verbarg der eine in einer erſtarrten Natur. Jener ſuchte die innere Gluth feuriger noch zu entzünden in der brennenden Wüſte. Da verſchwand das Bild Gottes immer mehr, die Geſtalt ward der Gegend einverleibt, und der Menſch ſank tiefer als das Thier, weil er die innere Sicherheit der Natur verloren und die eigene Kraft gelähmt hatte. Wenn wir jede ſtufenweiſe Verbildung, die eben durch die Einheit der Menſchen mit der Natur mit der Mißgeſtaltung zuſammenfiel, ſo daß die Begierden ſich unmittelbar in einer verzerrten Geſtalt ausbildeten, verfolgen: ſo iſt ſie durchaus als eine innere Verſchlimmerung anzuſehen, die in verſchiedenen Richtungen den Menſchen ergriff und immer tiefer ſinken ließ; daher ſehen wir auch die Erinnerung an den urſprünglichen Zuſtand allmählig, wie die Mißgeſtaltung hervortrat, verworrener werden, ſich einſeitiger ausbilden, ſo daß die Grundzüge, in der monſtröſen Ausbildung kaum mehr erkennbar, nach und nach ſchwächer werden und zuletzt ganz verlöſchen. Mit dieſer ſcheinbar gänzlichen Vernichtung iſt erſt jede Spur der höhern Abkunſt erloſchen, der Menſch den bloßen thieriſchen Begierden Preis gegeben; aber dennoch dürfen wir nicht zugeben, daß jeder Keim der Freiheit der Wahl verſchwunden ſey, denn mit ihr würde auch die menſchliche Geſtalt ganz verſchwinden. Dieſe Knechtſchaft nun, die ſo deutlich durch die allmählig verſinkende Geſtalt ſich ſtufenweiſe ausgebildet hat, iſt durch eine urſprüngliche Selbſtthat unmittelbar da bei einem jeden Menſchen irgend einer Race, und hat die Stelle ſeiner Erſcheinung, ſeiner Geſtalt, ſein irdiſches Schickſal beſtimmt.

Die Erſcheinung des Menſchen, ſein irdiſches Daſeyn, iſt eine fortdauernde Prüfung. Selbſt in dem Trefflichſten, in den ſchönſten Zeiten Gebornen übt das Böſe ſeine Gewalt aus, und der Keim des Guten ruht, wenigſtens der Möglichkeit nach, in einer jeden menſchlichen Geſtalt. Die Geſchichte fängt mit jenem Kampfe entgegengeſetzter Principien an, und in dieſem Leben iſt alles unentſchieden, obgleich ein tiefes Bewußtſeyn uns niemals zweifelhaft läßt, wo der Sieg ſeyn wird. Der Zuſtand der Unſchuld, der vor uns liegt, war nur ein ſchnell vorübergehender, der wunderſame Vorgrund der Geſchichte, wie eines jeden Menſchen. Die frühern, von der einſeitigen Begierde ergriffenen, in der größten Entfernung von dem beweglichen Mittelpunkte verbildeten Geſchlechter waren die am tiefſten geſunkenen, und in den früheſten Ueberlieferungen finden wir den ſtark ausgedrückten Unterſchied zwiſchen den göttlichern, in welchen das Gute noch mächtig war, und den geringern Geſchlechtern. Jene bildeten in dem größern Kreiſe einen engern lebendigern, der ſich, die Keime eines höhern Lebens bewahrend, nach allen Seiten verbreitete, nachdem die urſprüngliche reine Geſtalt verſchwunden war. Sie waren die Aufbewahrer geſchichtlicher Entwickelung, durch welche in allen Verwirrungen und Verſchlingungen der endliche Sieg des Göttlichen gefeiert werden ſollte. Zwar auch in dieſem Kreiſe war das finſtere, dämoniſche Princip nicht weniger mächtig, und die Extreme der Verbildung, wenn auch weniger ſcharf und herbe, bildeten ſich auch hier. Die Völker dieſer edlern Geſchlechter, die in der Nähe der urſprünglichen Heimath ſich reiner erhielten, die durch die Kraft des in ſich gefaßten Göttlichen, obgleich die urſprüngliche Herrlichkeit verloren gegangen war, dennoch Spuren derſelben als Keime ſelbſtſtändiger Entwickelung für ſich gewonnen hatten, erſchienen im Böſen, wie im Guten als die ſtärkern, jene in der einſeitigen Bildung erſchlafften Völker verdrängend. Sie haben die Erinnerung jener herrlichen Zeit bewahrt, und mit dieſer, mit der Anknüpfung an eine göttliche Vergangenheit, als Offenbarung lebt die Hoffnung einer göttlichen Zukunft. Vergangenheit und Zukunft, ein trübes Brüten über verlorne Schätze, und ein raſtloſes Streben nach Wiedererlangung ſcheint ſich öſtlich und weſtlich vertheilt zu haben. So ſtehen Orient und Occident mit dem Rücken gegen einander, ein faſt unüberwindlicher Zwieſpalt ſcheint ſie zu trennen. Was als Religion bei dieſen Völkern übrig blieb, hat eine doppelte Seite. Die Natur, in ihrer urſprünglichen Einheit mit dem Geiſte, ſteht in ewigem Widerſpruch mit dem Nichtigen der bloßen Erſcheinung, in welcher das Böſe herrſcht und ſeine Stätte hat. Darin beſteht das Chriſtenthum. Ihm gegenüber bildete ſich eine Religion, die das Geiſtige ſelbſt in das Reich der Erſcheinung herabzieht, — der Muhammedanismus. Daher war bei den Chriſten ein Streit zwiſchen Kirche und Staat möglich, eine von dem äußern Leben getrennte Hierarchie während bei den Muhammedanern der Chalif Prieſter und Herrſcher zugleich war. Findet nicht das nehmliche bei den Orientalen Statt? Iſt nicht das Geiſtigere der Vergangenheit bei den Hindus aufbewahrt, während die weit verbreitete Secte der Budiſten die echt orientaliſchen Muhammedaner genannt werden können? Sind nicht deſswegen die geſelligen Verhältniſſe, die höheren, von der äußern Natur unabhängigeren, eben ſo erſtarrt bei dieſen Völkern, als die äußere Geſtalt bei den frühern Racen. Vor allen in China — die klingende Memnonsſäule beim Sonnenaufgang. Ja, bezeichnet Confucius nicht eine verſuchte Wiederbelebung, eine Regeneration verlorner oder im Aeußerlichen und Leiblichen erſtarrter religiöſer Begriffe, durch den Verſtand, eine orientaliſche Aufklärung und Begriffs-Ethik? — Nur unter den Europäern, gegen die Zukunft gewandt, erſchien der Erlöſer.

Es iſt keinesweges unſere Abſicht, dieſe Betrachtung weiter auszudehnen. Sie ſoll ſich vereinigen zu einem Hauptreſultat, welches uns unmittelbar dem vorliegenden Gegenſtande zuführt. Die Formen in der Geſchichte entwickeln ſich ſtetig, wie jene Geſtalten der Racen. Aber in der Geſchichte feiert das Göttliche ſeinen Sieg über das Böſe, und daher tritt aus aller ſcheinbaren Zerſtörung, aus allen Verſchlingungen des irdiſchen Daſeyns, der rettende Erlöſer immer ſiegreicher und herrlicher hervor, wie diejenigen erfahren, die ihn wahrhaft erkennen, da in jenen verbildeten Geſtalten das finſtere Princip aus den freiern heitern Bildungen der Geſchichte frühe ſchon ausſchied, immer tiefer in ſeiner eigenen Nichtigkeit erſcheinend. Eine jede Zeit, ein jedes Volk findet verwandte Geiſter, die durch die beſtimmte Stufe der urſprünglichen Selbſtſchuld den gemeinſamen Kampf, das gleiche Freud und Leid theilen. Der Kampf iſt für einen Jeden unentſchieden, ob das Streben abwärts dem Richtigen zu oder aufwärts der winkenden Gnade entgegengerichtet iſt, hängt von uns ſelbſt ab. Aber wie die Zeit, wie die Völker ſich ordnen, ſich bilden, wird durch eine göttliche Verfügung beſtimmt. Der tiefe eigentliche Grund iſt keineswegs in der Erſcheinung zu finden, oder auf irgend eine Weiſe aus dieſer zu begreifen. Denken wir uns ein Geſchlecht, eine Zeit, ein Volk, in welchem die Richtung gegen das Göttliche wirklich auf eine hoffnungsvolle Weiſe erwacht iſt, ſo daß ein gemeinſames Streben als das Mächtigſte hervortritt, und alle Verhältniſſe ordnen zu wollen ſcheint; dann kann ſich dieſe Richtung auf eine dreifache Weiſe offenbaren. Das einzige Ziel iſt nehmlich die Wiedererlangung des verlornen Guts, der innere Friede, der allen Streit ſchlichtet, in uns, unter uns, zwiſchen uns und der Natur. Die Religion wendet ſich unmittelbar an einen Jeden, ſie iſt das Perſönlichſte, wie das Allgemeinſte, und wie ſie erſcheint, iſt ſie freilich das Wichtigſte und Höchſte, ſo daß eine Unterſuchung der Offenbarung der Kirche allein das Problem der Zeit vollſtändig zu löſen vermag. Dieſes zugeſtanden, iſt es unſere Abſicht, mit dieſer Unterſuchung das Ganze, wie es ſich gebührt, zu ſchließen. Indem aber die Religion den Zwieſpalt in uns, abgeſehen von aller Zeit, zu löſen ſucht, ſo daß ihr Thema der tiefgefühlte Verluſt der Seligkeit und ihre Wiedererlangung durch die Erlöſung iſt, will der Staat den Zwieſpalt unter uns heben, ſo daß das gemeinſchaftliche Leben als ein wahrhaft Gemeinſames erſcheint, daß ein jeder durch Alle, und Alle durch einen Jeden frei werden. Wenn der Fromme ſich abwärts wenden muß von allem Leben, nichts findet, was ihm für dasjenige, was allein einen Werth hat, fördernd erſcheint, wenn die Welt und alle geſelligen Verhältniſſe, von dem Richtigen ergriffen, nichts Höheres darzuſtellen ſuchen; dann iſt dieſes wohl ein Zeichen finſterer Verſchloſſenheit, ja der Fromme kann ſich ſelbſt nicht frei dünken, nicht fröhlich und heiter, vielmehr muß er bekennen, daß dieſe allgemeine Schuld eine eigene ſey. Denn gibt er das Geſchlecht auf, um für ſich die Seligkeit zu ſuchen, dann muß es ihm klar werden, daß er nur in und mit dem Ganzen die Seligkeit erlangen darf, deren innerſtes Weſen die Liebe iſt. So muß ein Jeder die Schuld Aller tragen, was nur der Erlöſer, Gott ſelbſt, ohne daß ein Schatten in ſein ewig heiteres Daſeyn geworfen ward, zu thun vermochte. Herrſcht aber das Göttliche wahrhaft, will es ſich geſtalten und ordnen in der Welt; dann muß es auch alle Verhältniſſe des Lebens durchdringen, es muß, wo es hervortritt, als das Höchſte, als das einzig Wahre, alles Untergeordnete beugen und in ſich auflöſen. Und wie der Staat den Frieden unter uns zu gründen ſuche, will das Erkennen die Trennung zwiſchen uns und der Natur aufheben, damit der Menſch völlig frei ſey; Religion, Staat und Wiſſenſchaft ſind daher die drei ſchönſten göttlichen Gaben, die, wie alles Tiefe und Lebendige, ſo in jeder Form alle darſtellen. Denn die Religion hat in ihrer Form den Staat und die Wiſſenſchaft, der Staat die Religion und die Wiſſenſchaft, dieſe den Staat und die Religion. Verzerrt erſcheint eine jede Form in der Trennung von den übrigen, nur indem ſie ſich wechſelſeitig durchdringen, ſo daß jede Form in ſich alle einſchließt, vermag ſich das Weſen kund zu thun. Wir müſſen den Staat nothwendig als eine Aeußerung der Vernunft, alſo der Freiheit, betrachten; denn wie könnte durch ihn Vernunft und Freiheit gefördert werden, wenn er ſelbſt aus blinder Nothwendigkeit entſprungen wäre? Es iſt aber eine Schwierigkeit, die einem jeden Verſuche, den Urſprung des Staats aus der Erſcheinung deſſelben zu erklären, unvermeidlich anklebt und niemals zu löſen iſt, wenn man die Frage aufwirſt, wo nun dieſe Vernunft ſelbſt erſcheine? die Intelligenz des Staats, wie man ſich ausgedrückt hat. Dieſelbe Frage, in einer andern Form, kommt in der Phyſik vor, wenn man aus der Erſcheinung das Leben begreifen will, und nach dem Sitz der Seele fragt. Die Seele, als belebendes Princip, iſt allenthalben, ſie iſt das Leben ſelbſt, alles Beſondere deſſelben, in ſeiner Allgemeinheit; die Seele iſt daher nicht in dieſem oder jenem Organ mehr oder weniger, vielmehr vermag ein jedes, auch das ſcheinbar geringſte Organ, in Krankheiten z. B. wohl zu beweiſen, wie die ganze belebende Kraft in ihm wohne, ſo daß es dieſe auch gegen das Ganze auf eine zerſtörende Weiſe zu brauchen weiß. Nun können wir zwar in der erſcheinenden Geſtalt des Leibes das Gehirnſyſtem als das Organ der intelligenten Aeußerungen betrachten, oder beſtimmter ausgedrückt, als diejenige Entwickelung der bewußtloſen Natur, in und mit welcher das Bewußtſeyn ſich offenbart, ſo daß es in und mit keiner andern Form als dieſer ſich zu äußern vermag; aber im Staate iſt es anders. Hier iſt das intelligente Princip daſſelbe, was in der leiblichen Geſtalt das belebende, das allen Gemeinſchaftliche nehmlich; ja die Idee des Staats iſt nichts anderes, als die Befreiung Aller, und wie die Organe des Leibes in den höhern Thieren eben dadurch ein eignes Leben erhalten, weil ſie das Leben des Ganzen in ſich darſtellen, ſo ſoll ein jeder Bürger des Staats ein eignes freies, vernünftiges Daſeyn erhalten, indem er auch das Ganze darſtellt. Eine allgemeine Vernunft, die, getrennt oder auch nur concentrirt, durch eine Perſon, etwa durch einen Fürſten, ſich äußerte, kann nie angenommen werden. Im erſten Falle, es ſey die durch den Fürſten repräſentirte allgemeine Staatsvernunft eine eigene, von der Vernunft der Bürger verſchiedene, man nehme gleichſam eine doppelte, oder, was unvermeidlich folgt (da die fürſtliche Vernunft die einigende und zugleich eine andere als die ſondernde iſt, da ferner die ſondernde, getrennt von der einigenden, in Jedem eine andere wäre), man nehme eine unendliche Menge Vernunften an, die unter ſich und gemeinſchaftlich von der fürſtlichen getrennt wären, ſo wäre dieſes der größte Unſinn, wie nicht weiter dargelegt zu werden braucht. Im zweiten Falle, es ſey die fürſtliche Vernunft die concentrirte, die intenſive Darſtellung der allgemeinen Vernunft aller Bürger; dann iſt ſie freilich nicht von dieſer, ihrem Weſen nach, verſchieden, aber die Aeußerung der Vernunft aller Bürger iſt bedingt durch die Darſtellung derſelben in der Perſönlichkeit des Fürſten; eine bedingte Aeußerung der Vernunft iſt aber gar keine, da es zu ihrem Weſen gehört, unbedingt zu ſeyn; oder wenn ſie bedingt iſt, ſo kann die Bedingung, die Einſchränkung, nur aus ihr ſelbſt entſprungen ſeyn, wie wir ausführlich gezeigt haben. Nun erſcheint das Leben, jene Durchdringung und Einheit des Allgemeinen und Beſondern, nur durch eine Geſtalt, die den ſcheinbaren Streit der Kräfte in den Kreis eines höhern Daſeyns zu einigen und ſo zu verklären vermag. Eine ſolche Vollendung der Staaten erſcheint aber nie, und wenn in glücklichen Zeiten Annäherungen gedeihen, ſo darf keiner ſagen, daß er ſie habe gedeihen laſſen, ſie erſcheinen vielmehr als der vorübergehende Glanz eines höhern göttlichen Lebens, welcher über aller Zeit und aller Erſcheinung lebend, allem Daſeyn ſeinen Werth und Herrlichkeit verleiht. Daher iſt es eine Thorheit, die Staaten durch eine Uebereinkunft entſtehen zu laſſen. Die Verwirrung, die oft, die Völker ergreifend, alle Verfaſſung und Ordnung zertrümmert, iſt eben ſowohl eine göttliche Verfügung, als die Offenbarung des Höchſten durch verwandte Geiſter, die dazu berufen ſchienen, ihre eigene Befreiung zu feiern, und die allſeitige zu fördern.

Der Staat iſt ferner bedingt durch die Vergangenheit des Volks — die geſchichtliche Entwickelung erlaubt keinen Sprung, ja ſelbſt die thörichten Verſuche, ſich von ihr losreißen zu wollen, um aus Begriffen den Staat zu geſtalten, iſt in ihr gegründet, durch ſie bedingt, und ſie ſpottet der leeren Einbildung deſſen, der da meint, er handele aus eigenem Triebe und über die Gewalt gegen ſie, wo ſie ſelbſt, und eben am gewaltſamſten, waltet und herrſcht. Aber eben ſo, wie das Leben ſelbſt thätig iſt in einer jeden Entwickelung der lebendigen Geſtalt, aus dem ewigen Kreiſe ewig neu erzeugt, ſo tritt auch die anfangsloſe Geburt des Staats in jedem Momente hervor, und der Staat iſt ſo wenig ein Factum, ein Unveränderliches und Unlebendiges, als der Menſch. Auch der Menſch iſt durch ſeine Vergangenheit bedingt, aber dennoch findet er ſich in dieſer Bedingung frei; denn er erkennt die Bedingung ſelbſt als aus der Freiheit entſprungen. Und bei der tiefen Art, auf welche alle Zeiten in einer jeden und die ganze Zeit in einem jeden Menſchen ruhten, iſt die Vergangenheit des Geſchlechts des Staats eigene, und er iſt gebunden, und dennoch frei wie der einzelne Menſch. Wie daher verhängnißvolle Begebenheiten einen jeden Menſchen in ſich hineinzuführen vermögen — ein Wink Gottes, der plötzlich zündet und ſein Daſeyn verklärt — ſo mögen auch Völker durch groſse Ereigniſſe in ſich erwachen, daß das allgemeine Schickſal einen Jeden und das Schickſal eines Jeden das Ganze ergreift, daß die erzeugende, erlöſende Liebe wach und mächtig werde.

Dieſe Anſicht nun behauptet die religiöſe Pflicht eines jeden Bürgers, ſich dem Staate ganz und durchaus zu weihen, ſeine eigene Beſſerung und Seligkeit in der Seligkeit des Geſchlechts zu ſuchen, die ſcheinbaren äußern Schickſale des Staats, wie die eigenen, als Winke der göttlichen Gnade zu betrachten, zu benutzen, und in dem Sinne des göttlichen Verſtandes thätig zu ſeyn, ein jeder nach ſeiner Natur; ja dieſe, das urſprüngliche Paradies des Menſchen, kann nur rein und klar ſich ſelbſt faſſen, und ihr göttliches Weſen annähernd ergreifen, wenn ein Jeder, nicht äußerlich gehemmt und hemmend — (welches immer zuſammenfällt und eins iſt) — vielmehr uneingeſchränkt ſich darzuſtellen vermag.

Sie behauptet ferner ſtrenge und ohne Rückſicht, daß, wie der Staat geboren iſt außer der Zeit, entſprungen iſt und ſich immer von neuem erzeugt außer der Erſcheinung, ſo geht ſein Ziel, ſein Wollen eben ſo wenig auf die Erſcheinung oder ihre Bedürfniſſe. Der Staat will und kann nichts anderes wollen, als das Höchſte, das Göttliche in Allem, und die Reiche dieſer Welt ſollen nicht ſeyn von dieſer Welt — alles Erſcheinende und jedes endliche Bedürfniß des Staats iſt daher in Beziehung auf den Staat, ſeinem Weſen nach, ein Untergeordnetes. Ein Volk, welches dieſes Geringere, das freilich als der Grund ſeines Daſeyns hervortritt, und als ſolches behandelt ſeyn will, ſelbſt als das Höchſte ſetzt, das Göttliche aber etwa nur duldet, damit es dem Geringern dienen ſolle, iſt in ſich verblendet, und eine jede Form ſeiner geſelligen Verhältniſſe iſt nichtig, verworren, und erzeugt, je mehr man ihr den Schein des Guten geben will, immer tiefere und furchtbarere Verwirrung.

Man kann dieſes zugeben, aber zugleich behaupten, daß die Zeit keineswegs reif ſey für eine ſolche Idee. Aber es gibt keine Vermittelung, leugnet ihr die Idee ganz, behauptet ihr, es wäre nie, und unter keinen Umſtänden möglich, daß das Geſchlecht jemals gemeinſchaftlich nach einem ſo hohen Ziele ſtreben könnte; dann fordern wir von euch, daß ihr uns irgend ein ordnendes Princip zeigen, daß ihr die Spuren des geſelligen Vereins aus irgend einem andern, als einem höchſten, uns begreiflich machen ſollt, was ihr durchaus nicht im Stande ſeyd. Oder, — ihr gebt es zu, daß das Göttliche das Ordnende in Allem ſey, behauptet aber, es könne dieſes als ſolches nicht mit Bewußtſeyn erkannt werden; dann habt ihr es ja doch als ein ſolches, und was daſſelbe iſt, jede andere Richtung in ihrer Richtigkeit erkannt, ihr wißt dann auch, daß euer eigenes Heil davon abhängt, daß dasjenige, was ihr als das Höchſte, ja als das einzig Wahre anerkennt, auch als ein ſolches allgemein erkannt werde, und in allen Verhältniſſen gelte, und ihr habt die Pflicht ausgeſprochen, für dasjenige zu leben, was allein das Leben iſt.

Wenn wir aber behaupten, daß jenes Erkennen des Höchſten in unſerm Volke wirklich keimt, ſo kann dieſes nur dadurch bewieſen werden, daß wir dasjenige, was die Beſſern als das Erſehnte von dem Staat erwarten, was ſelbſt die Schlechten als ein Treffliches unwillig preiſen müſſen, obgleich ſie die Darſtellung zu hemmen ſuchen, in ſeinen verſchiedenen Hauptrichtungen verfolgen, prüfen, und die einzig mögliche gemeinſchaftliche Deutung ſuchen.

Wir denken uns alſo die gegenwärtige Zeit, ihre Bedingungen, wie ſie durch die Vergangenheit unſeres Volks beſtimmt ſind, die in der Natur des Daſeyns ſelbſt begründete Verſchiedenheit menſchlicher Erſcheinung, aber ſo, daß das Streben in uns und unter uns, gereinigt, geheiligt durch ein auf das Göttliche gerichtetes Wollen, die Verwirrung der Irrthümer und des Böſen immer mehr überwinde und zurückdränge. Wie würden die Elemente des Staats ſich ordnen und bilden? Unter Elemente des Staats verſtehen wir diejenigen Formen des Daſeyns, die nicht bloß in der Verwickelung der äußern Erſcheinungen, ſondern auch über alle Erſcheinung in ſich gegründet ſind, ſo daß die Art und Weiſe, wie ſie erſcheinen, der äußere Ausdruck eines Höhern iſt. Dieſe Elemente ſind ſo ewig, als der Staat ſelbſt, ja alle Geſchichte des Volks beſteht darin, daß ſie, in unſcheinbare Keime verſchloſſen, ſich zu entwickeln, dann in verſchiedenen Richtungen ſich für ſich auszubilden ſtreben, daß ein jedes Element in ſeiner Form das Ganze darzuſtellen ſucht, daß ſie ſich verwirrend unter einander hemmen und ſtören, durch alle Windungen aber eine gleichmäßige Ordnung geſucht wird, in welcher ein jedes Element ſeine Form rein auszuprägen vermag, damit das Ganze vollendet werde. Man vergeſſe nicht, daß wir dieſe Elemente, die Ideen des Staats, ihrem Weſen nach, nicht in Beziehung auf bloße äußere Bedürfniſſe zu beſtimmen verſuchen. Wir wiederholen daher, daß, wer alle Rettung nur in der Befriedigung der nächſten Bedürfniſſe ſucht, wer nicht glaubt, daß es an der Zeit ſey, den Staat in ſeiner höchſten Reinheit zu erkennen, und an dieſes Erkennen die Verſuche der Gegenwart zu erproben, in unſerer Unterſuchung nicht finden wird, was er wünſcht. —

Alle Eigenthümlichkeit der Menſchen gründet ſich auf den Urgegenſatz, der urſprünglich, wie die Vernunft ſelbſt, ewig ſich darſtellt, um ſich ewig zu vernichten, auf den Gegenſatz von Seyn und Erkennen, Natur und Geiſt. Auf eine völlig in ſich gegründete, ſich ſelbſt genügende Weiſe wird dieſer Gegenſatz, als beſtehend und aufgehoben zugleich, geſchauet in dem, was wir Unſchuld und Weisheit nennen. Die Unſchuld, in ihrer Idee geſchauet, iſt die in ſich ſichere, durch ihr Daſeyn befriedigte, klare, edle, abſolut vornehme Natur. Sie iſt keineswegs ein bloß Relatives, mit andern Vergleichbares, vielmehr kann ſie nur mit ſich ſelbſt verglichen werden. Wer den Adel der Unſchuld in ſeiner wahren Tiefe erblickt hat, der findet in ihr alle Früchte des Erkennens, als urſprünglichen Beſitz, obgleich nicht als Erkennen der Form nach. Die ewig ungetrübte Heiterkeit und Ruhe der Unſchuld zeigt den unendlichen innern ſtillen Reichthum. Die Welt ruht friedlich in ihr; alles unruhige Streben iſt daher verdrängt, und, in ſcheinbarer Armuth verſchließt ſie alle Schätze des Geiſtes. Unſchuld iſt innerlich, was äußerlich die Schönheit, die Mäßigung und Vollendung der Form, die eben in gänzlicher Entſagung alles beſitzt — die Weisheit iſt das in ſich ſichere, in ſeiner eigenen Klarheit ruhende Erkennen, ſie ſtellt den vollendeten Geiſt dar. Weisheit iſt, wie jeder geſteht, der über ihr Weſen nachgedacht hat, keineswegs vollendet durch das Denken, ſie iſt vielmehr die vollkommenſte Einheit des Denkens und des Seyns. Daß das Denken unmäßig über das Daſeyn hinausragt, jene unerſättliche Habſucht des Geiſtes, die durch keine Wirklichkeit befriedigt wird, gebiert die Unruhe, die ungeſtümen Wünſche, das Streben in eine leere Unendlichkeit. Aber die Weisheit iſt da, wo das Denken, die innere Welt, die Begriffe, als die ordnende Seele der Wirklichkeit ſelbſt erſcheinen, wo der Geiſt die Zeit und ihre ſcheinbare Verwirrung in einem höhern Sinne zu deuten, zu ergreifen vermag, wo es die Idee darſtellt, und unmittelbar enthüllt, anſtatt den Idealen nachzujagen. Nicht im Gegenſatz gegen die Welt, ſondern eben in der lebendigſten Verbindung mit ihr lebt der Weiſe, unbeweglich und derſelbe, wo der Wechſel der Gedanken und Gefühle die Menge unruhig bewegt, befriedigt, wo andere nichts als Mangel und Zerſtörung erblicken. Er wird nicht getäuſcht, wie die Menge, weil er ihre Hoffnungen nicht theilt, nicht erfreuet, wie ſie, weil er ihren Genuß verſchmäht. Der trübe Schleier der tiefen Trauer, der über alles Daſeyn ruht, die Kraft der Böſen kennt er, aber in ſeinem Innern ruhen alle Stürme der Begierden, gedämpft und beſiegt, und aus der finſtern Nacht, in welcher, Unheil brütend, die Sünde mächtig iſt, die die Menge ſchaudernd ergreiſt, weil ſie ſich in ihrer Gewalt fühlt, keimt für ihn die ſichere Ruhe, die keine Furcht kennt, weil ſie mit dem Grauen ſelbſt gekämpft und es überwunden hat.

Die Unſchuld, wie die Weisheit, ſind rein getrennt, wie zwei verſchiedene Welten, und dennoch durchaus eins. In der Welt der Erſcheinung treten ſie nicht hervor. Keiner iſt unſchuldig geblieben, keiner dünke ſich weiſe. Die Unſchuld iſt der Grund alles Daſeyns, die Einheit vor aller Scheidung, die über alle Erſcheinung hinausliegende Vergangenheit; die Weisheit iſt das Ziel alles Daſeyns, die Einheit nach der Scheidung, die über alle Erſcheinung hinausliegende Zukunft. Wie die Schwere in der Natur nicht gefühlt wird, weil ſie das Gefühl begründet, und das Licht nicht geſehen wird, weil es das Sehen ſelbſt iſt; ſo erſcheinen Unſchuld und Weisheit nicht, aber ſie werden dennoch als die unwandelbaren Urformen des göttlichen Daſeyns in dem Menſchen nothwendig vorausgeſetzt, und der Grund alles bleibenden Daſeyns, das Weſen deſſelben iſt die Unſchuld, wie ſein Ziel die Weisheit.

Wir müſſen das Weſen der Unſchuld, wie ſie ſich als das Weſen der Erſcheinung kund gibt, näher zu beſtimmen, ſuchen. Einer jeden äußern Handlung, einer jeden Geſtaltung durch Menſchen geht zwar die Ueberlegung voran, in der Handlung, in der Geſtaltung geht ſie aber, und mit ihr die Freiheit für die Erſcheinung unter. Unſere Thaten, einmal gethan, gehören nicht uns, ſondern einer fremden Gewalt an, und nur in ſo fern wir ganz eins ſind mit dieſer, ſind wir, auch ergriffen von den eigenen Thaten, dennoch frei. Aber die eigene Vergangenheit des Geſchlechts und eines jeden Menſchen offenbart ſich eben, als Natur, und das Bleibende in ihr iſt die Unſchuld. Die Unſchuld nehmlich iſt nicht bloß das Gute; dieſes iſt im Gegenſatz gegen das Böſe. Aber das Bleibende in der Vergangenheit, dasjenige, was wir als das Göttliche in ihr, als das Weſentliche betrachten, iſt, wie in der Natur, das rein ſchuldloſe. Darin liegt die Möglichkeit einer Bekehrung, die alle Schuld der Vergangenheit, durch göttliche Gnade vernichtet, die Unſchuld wieder herſtellt, und als den Grund eines erneuerten Daſeyns befeſtigt. So wie für den einzelnen Menſchen, ſo für ganze Völker. Wäre es möglich, daß ein Volk ſich ganz zum Göttlichen hinwendete, ſo würde alle Sünde der Vergangenheit als ein bloßer Traum erſcheinen, deſſen Nichtigkeit das Erwachen unmittelbar zeigt. Die ganze Vergangenheit der Geſchichte iſt, als Grund des freien Daſeyns, eben ſowohl unſchuldig, als die im engern Sinne ſogenannte Natur. Die Schuld, die auf alle Weiſe uns aus ihr anſpricht, iſt nur, in ſo fern ſie ſich entwickelte, aller Kampf zwiſchen Gut und Böſe iſt Leben, iſt Gegenwart. In dieſem Sinne finden wir auch in der Natur, über deren Unſchuld kein Zweifel Statt findet, Spuren dieſes Kampfs. In den Gebirgen erblicken wir die Reſte des zertrümmerten Lebens, die finſtere Gewalt dämoniſcher Geiſter, und, wenn wir das keimende Leben in der Natur als das Vorbild des Sittlichen betrachten, die Bosheit und Tücke, deren zerſtörende Kräfte das Geringe, Geheimniß, Beſchränkte ververbrachte, was wir als Maſſe gering ſchätzen, und worin wir Spuren mannichfaltiger Eigenthümlichkeiten wahrnehmen, die ſich, gedrängt und zerſtört, nicht zu faſſen und darzuſtellen vermochten. Aber die Geſchichte der Erde feiert eben den Sieg über das Böſe, der Menſch erſcheint als der Erlöſer der Erde, das Schuldbuch iſt vernichtet, und eine innere Einheit läßt den Kampf zwiſchen Gut und Böſe ſo wenig erkennen, als wäre er gar nicht da geweſen. Für den Forſcher iſt daher nichts Böſes, und daher auch nichts Gutes, als ſolcher, in der Natur. Wenn wir in der Vergangenheit der Geſchichte jene Unſchuld nicht entdecken, ſo rührt es nur daher, daß wir ihre Schuld theilen, daß wir, mannichfaltig von ihr bewegt, uns nicht als reine Forſcher zu ihr verhalten, daß wir daher nicht das, was in ihr das Weſen iſt, die göttliche Natur in der Vergangenheit, von dem, was nur ein vorübergehendes Scheindaſeyn in ihr hatte, zu trennen wiſſen. Auch in der Natur winkt uns noch ein verführeriſcher Geiſt, und die Kräfte der Natur ſelbſt ſcheinen nicht ſelten mit dem Böſen im Bunde. Für den Reinen aber iſt alles rein. Zwar indem wir ein Böſes als beſiegt erkennen, können wir, wie es ſcheint, hier nicht von Unſchuld reden. Aber indem wir die Natur und die Vergangenheit als den Grund eines freien Daſeyns finden, in dieſem aber die Einheit der Principien, deren Scheidung erſt die Schuld gebiert, müſſen wir in ihr die Unſchuld erkennen. Wir finden nämlich hier nicht eine erworbene Freiſprechung von aller Schuld, ſondern eine urſprüngliche. Ja ſelbſt das tiefſte Bewußtſeyn überzeugt von der Richtigkeit dieſer Anſicht, indem wir wohl fühlen, daß wir nur ſchuldig ſind, in ſo fern wir die Schuld in jedem Augenblick erneuern. Die Weisheit aber iſt die erworbene Freiſprechung. In der Unſchuld waltet die Gnade, in der Weisheit das Verdienſt. Ueber das Verhältniß beider in religiöſer Hinſicht ſoll an einem andern Orte geſprochen werden.

Der Grund aber, warum wir hier das Weſen der Unſchuld und der Weisheit anzudeuten ſuchen, iſt, weil ſie die beiden Grundformen aller menſchlichen Verſchiedenheit in der größten unveränderlichen Reinheit darſtellen, weil aus dieſen, ſelbſt in dem Göttlichen des menſchlichen Weſens gegründeten Unterſchiede, der Grund des Verſchiedenheit der Stände als der ſelbſtſtändigen Elemente des Staats geſucht werden muß.

Der Staat nehmlich, in ſo fern er ſich der Idee nach zu geſtalten ſucht, ſtellt die Hineinbildung des Seyns in das Erkennen dar; die Menſchen als Organe des Staats, als eins mit ihm, indem ihr Leben in ſeinem aufgeht, leben entweder aus der Fülle einer in ſich ſichern Natur: das überwiegende Seyn, der Grund und Boden, das geſtaltende leibliche Element des Staats (der Nährſtand), oder aus der unendlichen Fülle des ſich ergreifenden Geiſtes: das überwiegende Erkennen, die Hoffnung und Blüthe, das erzeugende, geiſtige Element des Staats (der Lehrſtand) bildend. Werden dieſe Urſtände des Staats äußerlich auf einander bezogen, ſo daß ſie ihr Recht gegen einander behaupten wollen, dann ſind ſie beide nichtig, geſtalten ſich beide, ihrem Weſen nach, als in einer eigenen Welt, dann werden ſie nicht auf endliche, ſondern auf unendliche Weiſe, nicht äußerlich und theilweiſe, ſondern innerlich und ganz auf einander bezogen, nicht durch das Recht, welches Zwieſpalt, ſondern durch die Liebe, die den Frieden erzeugt.

Der Bauer.

Es ſcheint eine deutlich ausgeſprochene Eigenthümlichkeit unſerer Tage, daß ſie die Befreiung der Bauern bewirken wollen. Wir finden in unſerer Geſchichte Epochen, in welcher die Könige und Kaiſer, andere, in welchen die Großen des Reichs, wiederum andere, in welchen die Bürger, und mit dieſen die Gelehrten ihren überwiegenden, lebendigen Einfluß auf die Bildung des Staats, ihren eigenthümlichen Werth in ſich bewieſen, und dadurch ihre Freiheit begründeten. Mit den Bauern war dieſes nie, wenigſtens nie allgemein der Fall. Jetzt aber iſt es, und zwar ſeit einer langen Reihe von Jahren, und eingeleitet durch die ganze Art unſers Daſeyns, unſers Denkens und Lebens, eine herrſchende Neigung der Zeit geworden, die Freiheit der Bauern zu fordern. Es entſteht die Frage, worauf gründet ſich dieſe Freiheit? Ihr verſchwendet viele Worte, um die Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit des Ackerbaues zu beweiſen, die freilich in die Augen ſpringt, und gar nicht einer ſo weitläuftigen Entwickelung bedarf. Aus der Nützlichkeit entſpringt aber gar nicht die Freiheit. Es gibt Geſchäfte, die durchaus unentbehrlich, die aber dennoch von ſo geringer Art ſind, daß das menſchliche Gefühl ſie als unfrei, als widerwärtig, ja als verächtlich zu betrachten genöthigt wird. Die Freiheit kann nicht mitgetheilt werden, iſt nicht eine Belohnung für geleiſtete Dienſte; wo ſie ſeyn ſoll, muß ſie ſchon geweſen ſeyn, und fordert nur anerkannt zu werden. Daher iſt hier gar nicht von der anerkannten und nie bezweifelten äußern Nothwendigkeit, ſondern von der innern Freiheit der Bauern die Rede. Ferner verſtehen wir unter Bauern nicht die Beſitzer der Aecker, bloß als ſolche, ſondern diejenigen, die zugleich Bearbeiter derſelben ſind, die wahren Ackerbauer. In dem Geſchäfte ſelbſt muß der Keim der Freiheit nachgewieſen werden, es muß klar werden, daß der Bauer, als ſolcher, ein eigenthümliches, in ſich freies, unendliches Daſeyn beſitzen kann, daß, der Möglichkeit nach, die höchſte Würde menſchlicher Erſcheinung, ja ein Göttliches ſich darſtellen könne in dieſer Form; denn nur das Göttliche hat Realität, iſt in ſich gegründet und dadurch frei.

Dieſe beſtimmt aufgeſtellten Fragen mögen auch dazu dienen, den eigentlichen Sinn unſerer Unterſuchung, und aus welchem Standpunkte wir ſie beurtheilt wiſſen wollen, zu bezeichnen. Denn nachdem dieſe Fragen entſcheidend beantwortet ſind, und aus dieſer Beantwortung unmittelbar folgt, daß der Bauer, als ſolcher, ſeine Würde und ſeine höchſte Bedeutung nicht anders woher zu ſuchen braucht, ſondern in ſich ſelbſt finden könne, wenn es dadurch dargethan und gewiß wird, daß ſein Stand ein ſelbſtſtändiges Element des Staats ausmacht, ſo iſt freilich auch ſein Recht, ſein Daſeyn durch ſich ſelbſt zu begründen, ſo daß die Form deſſelben nicht durch fremde Anordnung beſtimmt wird, deutlich und ſtrenge ausgeſprochen, und es wird die Freiheit der Bauern, ſo wie die Einſicht da iſt, unumgänglich gefordert. Aber es bleibt doch noch manches genauer zu beſtimmen, manche Schwierigkeiten zu heben, die aus der Zeit und aus den beſtehenden Verhältniſſen beurtheilt werden müſſen, und die durch ſolche allgemeine Unterſuchungen, wie die gegenwärtige, keineswegs gehoben werden können. Aber Unterſuchungen, wie unſere, müſſen allen übrigen zu Grunde gelegt werden, und daß ſie keineswegs überflüſſig ſind, wird in der Folge, wo wir die verzerrten, herrſchenden Anſichten prüfen werden, zur Genüge dargethan werden.

Um die Heiligkeit des Ackerbaues zu begreifen, müſſen wir die Heiligkeit der Natur anerkennen und innerlich faſſen. Wer die Natur nur als ein Aeußerliches, Unheiliges, Hemmendes betrachtet, wie mag der in einer Beſchäftigung, die uns ganz und gar mit ihr verſchmilzt, das Freie und Göttliche erkennen? Wenn der Erlöſer ſpricht: Seht die Lilien auf dem Felde, ſie ſäen nicht und ernten nicht, und wahrlich, Salomon in aller ſeiner Herrlichkeit iſt dieſen nicht zu vergleichen, will er nicht ſagen, daß man nicht ſäen, nicht ernten ſolle, dieſes aber, daß ein höherer Sinn jenes Geſchäft adeln müſſe. Die Natur ſelbſt iſt der Mitarbeiter des Ackerbauers, der ruhige Wechſel der Jahreszeiten, der ſtille geordnete Gang der ewigen

Natur ſind nicht mehr bloße äußere Erſcheinungen, ſie ſelbſt haben eine gemüthliche, menſchliche Tiefe gefunden, ſie bezeichnen die Epochen des ſtill und heiter ſich entwickelnden Daſeyns. Die Hoffnung des Ackermanns keimt mit der nährenden Saat, während die Pflanze wächſt, theilt er mit ihr Freud und Leid, wie ſie, innerlich mit den Naturelementen verbunden. Die Sehnſucht, die jedes Menſchen Bruſt anſchwillt und bewegt, hat eine Geberde und Geſtaltung gefunden, und ſchweift nicht unruhig hin und her, unmäßig in der Ferne ſuchend, was die Nähe ſo freudenreich und mit heimlicher Liebe reicht. Die Sorge ruht zwar auch hier nicht, aber ſie geht unter in dem Vertrauen, denn die Sicherheit der Natur ſelbſt wird lebendig in dem Gemüthe, wenn es mit ihr verbündet und eins iſt. Und, wie ſie aus der Fülle ihrer innern verſchloſſenen Unendlichkeit das ſchönſte Maß einfacher Verhältniſſe zu finden weiß, ſo verſchwinden auch alle Wogen und Wellen des unſtätbewegten Lebens, und die ruhigen Pulsſchläge kündigen die Stätte urſprünglicher Geſundheit an. Wenn ein heiterer Sommermorgen euch in einer ſchönen, frucht- und blüthenreichen Gegend findet, wenn die Sonne glühend in das freudenreiche Leben hineinſcheint, die Gewäſſer rieſeln, die Bäume, Blüthen und Gräſer, feucht und grün in unendlicher Hoffnung ſich regen, die Inſecten zwiſchen den Blättern wühlen, und das Summen und ſtille Geräuſch des allgemein bewegten Lebens, als die melodiſche Begleitung der Töne, der Geſänge der Vögel und der Stimme der Thiere, die heilige glühende Tiefe der alles erzeugenden Natur aufſchließt, wenn auch dann das ſtille ruhige Geſchäft des Landmanns mit tiefer, unendlicher Rührung ergreift — o! ſchelten es nicht Empfindelei, dieſes überſchwengliche, unwiderſtehliche Gefühl, weil auch hier die alles verzehrende Lüge ſich einniſtete und verbarg. Frag euch vielmehr ſelbſt, ernſt und ſtrenge, was dieſes Gefüh bedeute, da es euch mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt ergreiſt und das Innerſte des Gemüths aufſchließt. Ihr möchtet wurzeln in ſolchem Boden, alle Sorgen und unruhig zährenden Begierden begraben in ſeinem ſtillen, ſegensreichen, keimenden Schooße; der grauenvollen Angſt des Lebens möchtet ihr entrinnen, und eure Hände nicht ſchmerzhaft falten, ſondern fröhlich aufſtrecken gegen das ewige Licht wie die unſchuldige Pflanze. Aber das fühlt ihr, daß dieſes nur durch Entſagung möglich iſt. — Der Bauer lebt mit der Pflanze, mit den Thieren, mit den Naturelementen, er hat eine Stätte gefunden auf der Erde, oder vielmehr die urſprüngliche Heimath, das Paradies noch nicht verloren. Daher ſcheint uns dieſer Stand vorzugsweiſe die Stätte der Unſchuld, ſie iſt die Idee einer Beſchäftigung, die ohne tiefe Religioſität alle Bedeutung verliert. Der Ackerbau war daher von jeher, wie ein Freund gezeigt hat, mit der Religion verbunden, und wie das bebauete Feld mit ſeinem lohnenden Segen das zwar getrübte, aber keinesweges ganz verdrängte Paradies darſtellt, ſo iſt der Ackerbau der übrig gebliebene, nie ganz zu verdrängende Mythus, in welchem menſchliche That und Naturthat in eins verſchmelzen.

Wir nennen das bebauete Feld den Reſt, die Spur des Paradieſes, gleichſam die übrig gebliebene Erinnerung der Natur, wie alle Offenbarung eine Erinnerung des Geiſtes iſt aus dieſer ſeligen Zeit, und eine kurze Darſtellung ſoll, indem ſie dieſe Anſicht zu begründen ſucht, zugleich dazu dienen, die große geſchichtliche Bedeutung des Ackerbaues zu entwickeln.

Nach dem Hochlande in Aſien, nach den Gebirgen des Hindukuſch und Himalay zeigt alle Geſchichte als dem gemeinſchaftlichen Centralpunkt des menſchlichen Geſchlechts hin. Es ſind die höchſten Berge der ganzen Erde, ſo wie in Amerika für die neue Welt das höchſte Gebirge einen ähnlichen Mittelpunkt der bedeutendſten Mythen bezeichnet. Als die Gewäſſer die Erde bedeckten, ragten jene Gebirge allein hervor, und es iſt unzweifelbar, daß ſie damals die Blüthenpunkte der Erde waren. Die Wärme iſt nicht Urſache des Lebens, ſie iſt vielmehr der allgemeinſte gemeinſame Ausdruck des Lebens, wie auch das Leben der Thiere beweiſ't, bei welchen die innere Temperatur die innere Intenſität des Lebens ſelbſt bezeichnet. Erkaltung iſt Tod, Wärme iſt Leben. Die Kälte, die in den höhern Regionen Statt findet, iſt mit dem Zurücktreten des Lebens eins, ſo weit, als das Leben wirkt, äußert es ſich in der Atmoſphäre als Wärme. Daher iſt die Schneedecke unter dem Aequator, wo das glühende Leben ſich anzündete, am weiteſten von der Erde zurückgedrängt und neigt ſich in dem Maße, als das Leben abnimmt, immer tiefer gegen die Erde nach den Polen zu. Die hohen Berge in Aſien deuten den Punkt an, wo die befreiete Natur ihre unendliche Fülle enthüllte; der Geiſt ſchwebte über den Gewäſſern, die ewige Sonne trat als leuchtende Erzeugerin glühend hervor, Pflanzen und Thiere hatten das ſchöne Ebenmaß einer vollendeten Geſtaltung gefunden und der Menſch erſchien, die erlöſende Kraft, die befreiende der Erde, als das Bild Gottes. Die Gewäſſer ſanken, die in ſich verwirrten Menſchen gingen dem ſinkenden Waſſer nach, innere Begierden geſtalteten ſich als äußere Lockungen und trieben den Menſchen nach allen Richtungen, das Leben der Erde zog mit den Menſchen fort, immer tiefer in den Thälern herunter, jene urſprüngliche Höhe ſtand verödet, das Leben verſchwand, die heilige Stätte erſtarrte in unüberwindlicher Kälte, der heitere Mittelpunkt der fröhlichen, göttlichen Geſtaltung verwandelte ſich in eine unzugängliche Einöde, auf immer dem Leben, der Rückkehr verſchloſſen. Aber noch finden wir in den Thälern, die dieſen Berghöhen am nächſten liegen, auf eine merkwürdige Weiſe zuſammengedrängt die Pflanzen und Thiere faſt aller Gegenden der alten Welt. Das ſüdliche Indien ragt mit ſeiner gluthvollen Vegetation in dieſe Thäler hinein und begegnet ſich mit den kühlern, gemäßigtern europäiſchen Pflanzen und Thieren, ſo, daß der europäiſche Reiſende ſeine Heimath in einer ſo fremden Umgebung mit Erſtaunen wiederfindet. Als die Völker ſich zerſtreueten, da zog ſich die Natur für einige immer enger zuſammen, und ihr ganzes Daſeyn knüpfte ſich gleichſam nur an eine beſchränkte Form des Lebens, die in verzerrter Einſeitigkeit das Gemüth ergriff. So ſehen wir die mongoliſchen Völker herumirrend mit ihrem ganzen Leben an beſtimmte Thiere geknüpft, die Tunguſen an ihre Pferde, die Köriaken und Kamtſchadalen an ihre Hunde, die Tſchuſchken und Lappen an die Rennthiere, die Grönländer an die Seehunde, die Bewohner der Südſeeinſeln an Schweine und Hühner. Andere Völker wurden von der übermäßig gebietenden Natur wie verſchlungen und erdrückt. Nur die geſchichtlichen Völker nahmen, mit der lebendigen Erinnerung an den paradieſiſchen Zuſtand, die alle heilige Wahrheit ihres Daſeyns begründete, auch den reichſten Antheil ſeines Segens mit ſich. Sie begleitete das Heer der zahmen Thiere, die Fruchtbäume und nahrhafte Gräſer mancherlei Art, und aus der Mühe des Ackerbaues entſprang ein Genuß, der an den verlornen erinnerte. So iſt das Paradies der Natur in ſeinen übrig gebliebenen Spuren noch immer der Vorgrund des geſchichtlichen leiblichen Daſeyns, wie die Erinnerung an ſeine Heiligkeit und Tiefe der unverwiſchbare Hintergrund aller geiſtigen. Ja Europa iſt dadurch die Stätte der Geſchichte geworden. Alles Leben der Erde drängt ſich nach Norden hinauf. Aber unter dem Aequator hat der gewaltſame krampfhafte Wechſel des Tages den ruhigen mäßigenden

Wechſel des Jahres verdrängt. Der Tag entwickelt ſich mit unendlicher, unruhiger Gluth, um erſchöpft und ermattet in eine erlahmte Nacht zu verſinken und aus dieſer wieder ſich brennend zu entzünden, ohne Ruhe und ohne Raſt. Daher der große Wechſel von Wärme und Kälte am Tage und in der Nacht. Der Menſch unterliegt dieſer Gewalt, und die Seele, ergriffen von dem gewaltſamen Geiſte, der in Thieren und Pflanzen waltet, verſchwindet in dämmernde Träume. Nach den Polen zu hat der träge Wechſel des Jahres den belebenden des Tages verſchlungen. Der Sommer iſt ſelbſt nur ein langer, träger, unveränderlicher Tag, der Winter eine lange, finſtere, erſtarrte Nacht, und die Natur, die ſich ſelbſt kalt vor den Menſchen verſchloſſen hat, erſcheint aus ihrer unſäglichen Armuth heraus nur wohlthätig in der beſchränkten Geſtalt irgend eines Thieres, welches das ganze Daſeyn der Menſchen bedingt, ſo daß er zwar erhalten, aber auch von den engſten Feſſeln umwunden, geiſtig erdrückt wird. Aber ſelbſt mit der Mitte zwiſchen dem Aequator und den Polen iſt keinesweges an ſich eine Gegend gegeben, die der höchſten geſellig geiſtigen Entwickelung des Geſchlechts günſtig wäre. In Aſien, wie in Nordamerika, geſchieht der Wechſel zwiſchen Sommer und Winter auf eine gewaltſame Weiſe, der Sommer iſt, ſelbſt in nördlichern Gegenden, außerordentlich heiß, der Winter, ſelbſt in ſüdlichern, unmäßig kalt, die Uebergange bilden ſich plötzlich, krampfhaft, durch die grellſten Gegenſätze. Wir können kaum bezweifeln, daß dieſes auch in Europa der Fall war, als unermeßliche Wälder und Sümpfe alle Länder einnahmen. Wo die Geſchichte mit ihrem ererbten Beſitze aus einer höhern Vergangenheit einwanderte, da hat ſie die Elemente gebändiget, und die höhere ſchönere Form entſprang unter ihren Füßen. Wir wiſſen, daß das keimende Leben in den Gebirgen den Kampf der rohen Kräfte überwand,

— das Bild der Sittlichkeit in der Natur; aber die Geſchichte ſelbſt iſt jener fortdauernde Sieg, der lichteſte Punkt der Erde wird durch ihre Heimath bezeichnet, und der Ackerbau war das **Zaubermittel**. Durch ihn iſt Europa völlig verwandelt, die Sümpfe ausgetrocknet, die Wälder gelüftet, die wilden Thiere verdrängt, nährende Pflanzen und Früchte, zahme Thiere, die ſich gleichſam von der äußern Natur ab- und den Menſchen zugewandt haben, deuten auf dieſen **Sieg**, der ſich auch über den großen Wechſel der allgemeinen Naturerſcheinungen erſtreckt. Der Jahreswechſel hat den raſchen Wechſel des Tages gemäßigt, dieſer den trägen Wechſel des Jahres belebt und beſchleunigt, und in ſchöner Gliederung bilden ſich die Uebergänge. Der Frühling und Herbſt, die Europa den größten Reiz geben, ſind mit der geſchichtlichen Bedeutung dieſes Weltheils eins, entſprangen in und mit dem Ackerbau. Aber der Menſch, wie er in einer Rückſicht ganz Geiſt, iſt in einer andern ganz Natur. Jene höhere, beweglichere, geordnete Organiſation der Gegend fällt mit der in einer Rückſicht gemäßigtern, in einer andern belebtern Entwickelung und Geſtaltung ſeines eigenen Lebens zuſammen. Unter dem Aequator und überwältigt von der ſüdlichen Gluth, entwickelt ſich der Menſch ſchneller, um ſchneller zu verwelken; gegen Norden iſt jede Entwickelung träger. In Europa tritt mit der vollkommnern Gliederung der Jahreszeiten das am meiſten geordnete Maß menſchlicher Entwickelung hervor; aber dieſe iſt der Ausdruck, die äußere Erſcheinung der geiſtigen ſelbſt. So erſcheint der Ackerbau als ordnendes Naturelement der Geſchichte ſelbſt, er iſt nicht bloß durch die Möglichkeit, durch ſein äußeres Verhältniß, er iſt auch innerlich, ſeinem Weſen nach, der Pfleger, der Ernährer der Geſchichte und der in ſich lebendige Träger, der ſelbſtſtändige Grund alles Herrlichen und Göttlichen, was ſie je zu entwickeln vermag.

Was mit einer ſolchen Bedeutung hervortritt, kann nun nicht bloß dienendes Glied ſeyn, und wenn wir von der Freiheit des Bauernſtandes reden, dann können wir nichts geringeres darunter verſtehen, als daß dasjenige, was äußere Bedingung ſeiner Erſcheinung iſt, zur Selbſtbedingung eines in ſich ſelbſt gegründeten Daſeyns geſteigert werden ſoll. Ich vernehme die Einwendung ſchon, die bei jeder bedeutenden Entwickelung der Geſchichte immer von neuem laut wird, daß ſie bis jetzt ohne dieſe ihren Gang ruhig fortſchritt, daß die Geſchichte ſelbſt der ſchönſten Epochen, die wir ſelbſt preiſen, den Bauernſtand keinesweges frei, vielmehr in der größten Knechtſchaft fand, daß die Griechen ihre Felder durch Heloten, und die germaniſchen Völker in ihrer ſchönſten Blüthezeit durch Leibeigene bauen ließen. Es läßt ſich dieſe Einwendung gegen alles Große und Herrliche in der Geſchichte vorbringen, wenn wir uns lebhaft anſchauend in die Zeit ſeines erſten Hervortretens verſetzen, ja gegen die Geburt des Erlöſers ſelbſt und ſein heilbringendes Leben. Denn als er, in einer geringen Umgebung, unter einem verachteten Geſchlechte, zur Zeit der höchſten äußern Blüthe eines Reichs, deſſen Gewalt die höchſte war, die jemals erſchien, hervortrat, konnte der äußere Sinn es wohl faſſen, daß mit ſeinem Daſeyn ein Wendepunkt der ganzen Geſchichte, die Errettung des Geſchlechts, der Sturz der irdiſchen Gewalt in ihrer furchtbarſten Höhe bezeichnet war?

Wenn wir in unſern Tagen die Freiheit des Bauernſtandes fordern, ſo hat dieſe Forderung eine große und tiefe Bedeutung. Sie iſt keinesweges bloß aus Mitleid mit ſeiner Lage, auch nicht bloß durch das Gefühl, daß ihm von Rechts wegen die Freiheit gebühre (obgleich in dieſem Gefühl auch das Höchſte liegt), entſtanden. Die Knechtſchaft der Bauern iſt eine Feſſel des ganzen Staats. Je freier ein menſchliches Organ des Staats iſt, deſto freier, in ſich lebendiger ſind alle. In der alten Welt herrſchte das Erkennen einſeitig, das Gemüth, die Liebe war verſchloſſen, ſie iſt daher unvergleichbar mit unſrer. Im Mittelalter war das ganze Geſchlecht mehr von der Natur ergriffen, das Erkennen wollte ſich aus der erwachten und mächtigen Liebe ſelbſt geſtalten. So lange die Liebe in dieſem Ringen nach dem Erkennen noch mächtig war, konnte die Richtung, die bloß auf die Natur ging, zurückgedrängt erſcheinen, ohne es zu ſeyn. Die Treue der Gehörigen gegen ihre Herren, die Zuneigung dieſer bilden das ſchöne Verhältniß, welches uns jetzt ſo fremd geworden iſt, daß wir an der Wirklichkeit zweifeln. Man vergeſſe nie, daß wir hier nur von der Blüthe der Zeit, von dem geſtaltenden, erzeugenden Keime reden. In unſern Tagen war das Erkennen, im Gegenſatz gegen die Natur, gegen die Unſchuld und die Liebe mächtig geworden, das rohe Erkennen. Aber das in der frühern Geſchichte, in der Natur des edlen germaniſchen Geſchlechts gegründete Gemüth war nicht zu verdrängen, und je mehr wir uns weiſe und klug dünkten in der rohen Welt der leeren Begriffe, deſto mehr erwachte eine tiefe Sehnſucht nach der Natur, nach dem unergründlichen Reichthume in der ſtillen freiwilligen Entſagung und Beſchränkung. Daher iſt ſelbſt die Sentimentalität unſerer Tage nicht ohne großen Sinn. Sie bezeichnet das rohe, ungeſtaltete, in der Trennung ſchwache und armſelige Gefühl, welches ſich dem rohen Erkennen, ſeiner leeren Habſucht und nichtigen Einbildung gegenüber, nothwendig bilden mußte. Aber dieſes kraftloſe Gefühl enthält das Geſtändniß, daß das verirrte Erkennen ſich nur retten kann durch eine Anſchauung, durch ein Daſeyn, welches die Würde der Natur in der Geſchichte, in den geſelligen Verhältniſſen behauptet. Die edelſten Geiſter unſerer Tage ſuchen daher nicht etwa die

Bauern in die einſeitige Richtung des getrennten Erkennens hinüberzuziehen, vielmehr iſt es ihnen klar geworden, daß der in ſich ſichere und feſte Naturſinn, eben wenn er ſich aus ſich ſelbſt entfaltet und unbefangen ausſpricht, ein weſentliches Heilmittel der erkrankten Zeit ſey. Allerdings ſoll die Entwickelung des Geiſtes dem Bauer nicht fremd bleiben; aber ſie ſoll die weſentliche Beſchränkung ſeines Daſeyns nicht aufheben, das Beſtreben, die Bauern im falſchen Sinne aufzuklären, iſt in ſeiner Nichtigkeit erkannt. Die Religion iſt aber in ihrer tiefſten Form, als heiliger Glaube, das innerſte Princip ſeines Lebens; die mannichfaltigen innern Kämpfe, die uns erſchüttern und durch die wir hindurch müſſen, ſollen die bewußtloſe Ruhe ſeines Lebens nicht ſtören. Auf dem ſichern Grunde des Glaubens, wie auf der Natur ſelbſt, gedeiht der einfache, klare Sinn, der eben in ſeiner Reinheit als ein ordnendes Organ des Staats laut werden ſoll. Wenn daher der Bauer einen eigenen Stand bildet, dem es gebührt, auf eine freie Weiſe an den Verhandlungen des Staats Theil zu nehmen, ſo ſoll er uns nicht die eigene ſchwankende Meinung, verzerrt durch eine halbe, in ſich nichtige Bildung, wieder zurückſtrahlen, er ſoll als ein eigenes, eigenthümliches Leben, als ein nothwendiges Element des Staats hervortreten und ſeine Freiheit die unſrige ſteigern. Es wird daher anerkannt, daß die Beſchäftigung der Bauern, als ſolche, ein geiſtiges, freies Element in ſich enthält, welches für den Staat gewonnen werden ſoll. Das iſt die Bedeutung der laut gewordenen Forderung unſerer Tage.

Es gibt wohl keinen, der nicht in ſeinem Leben Bauern gekannt habe, deren ſicheres, feſtes, durch die beſtimmte Beſchäftigung geordnetes Daſeyn einem jeden erfreulich erſchien. In ſeiner Beſchränkung waltet eine Klarheit, in ſeinem Naturinſtincte eine unerſchütterliche Beſtimmtheit, in ſeinem Urtheile eine Sicherheit, die niemals ungeſtraft gering geſchätzt wird. Wenn auch in den Ländern, wo alle Elemente des Staats ſich hemmend und ſtörend in einander verwickelt und verwirrt haben, dieſe tüchtige Erſcheinung ſeltener geworden iſt, ſo findet man ſie deſto entſchiedener da, wo der Ackerbauer, durch Natur und Verhältniſſe begünſtigt, ſich frei und ungehemmt hat bilden können, ſo in mehrern Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands, in der Schweiz, in Tyrol, in Dalekarlien und in Norwegen. Die beſtimmten Umriſſe ihrer geiſtigen Geſtaltung, die Unbeweglichkeit und ſcheinbare Strenge ihrer Aeußerungen, die ſchroff und ſtarr neben einander ſtehen, ſind gerade, was uns fehlt, was wir niemals ganz erhalten können, was aber, wenn es gehört und verſtanden wird, mehr als alles dazu beitragen wird, die Staaten aus der ſchwankenden Lage und aus dem ewigen unſichern, ungründlichen Experimentiren herauszureißen. Daß wir die Bauern geringſchätzen, iſt keinesweges, weil wir höher ſtehen, es iſt etwas eingeſchränktes, etwas bornirtes, was der tüchtige Bauer auch nicht ſelten fühlt. Wir verſtehen ihn nicht, die wirkliche Tiefe ſeines Daſeyns iſt uns verſchloſſen; lernen wir ihn begreifen, dann werden wir auch uns ſelbſt beſſer begreifen lernen. Eine Ständeverſammlung daher, in welcher die Stimme des Bauern nicht eben ſo vernehmlich hervortritt, als die des Bürgers, des Adels, des Gelehrten, iſt ſchon dadurch keine freie, es fehlt ihr, um frei zu ſeyn, ein weſentliches Element.

Der Bürger.

Wenn es gewiß iſt, daß der Ackerbau die eigentliche Grundlage aller geſchichtlichen und geſelligen Ausbildung des Geſchlechts iſt, ſo können wir das in unſern Tagen herrſchende Streben, den Bauernſtand zu befreien, als eine Rückkehr zu jenem urſprünglichen Leben anſehen, nicht, indem wir ſeine Armuth, die nur Keime enthielt, theilen und aller geſchichtlichen Entwickelung dadurch ihre Bedeutung rauben, vielmehr mit aller Fülle und allem Reichthume der höchſten Ausbildung begabt, der wir nicht entſagen, ſondern die wir uns ſichern wollen. Es iſt die Belebung jener Zeit durch das Erkennen, die Zukunft durch die tiefſte Vergangenheit ſelbſt befeſtigt und begründet. Der Bürgerſtand dagegen ſtellt die wahre Gegenwart dar, er iſt in unſern Tagen der herrſchende, und wenn wir die mannichfaltigen Bewegungen in der Geſchichte, die Herrlichkeit der Städte in ihrer Blüthezeit, die Richtung, die in der Geſtaltung aller Staaten mächtig iſt, erwägen, ſo erſcheint uns die Macht des Bürgerſtandes durchaus als die verwaltende. Es ſcheint daher die Frage: ob der Bürgerſtand frei ſeyn ſolle, eins zu ſeyn mit der Frage: ob überhaupt der Staat ſelbſt frei ſeyn ſolle; kurz ſie ſcheint in und für ſich ſo thöricht wie unnütz. Aber eben die Einſicht, daß die Freiheit des Bürgerſtandes in der Idee des Staats begründet ſey, iſt es, die wir zu erlangen ſtreben, und dieſe iſt mit der herrſchenden Gewalt keinesweges unmittelbar gegeben. Zu verſchiedenen Zeiten ſind Stände hervorgetreten, die mit einem zeitigen Uebergewicht eine Art Barbarei ſelbſt hervorriefen, welcher wir entgangen zu ſeyn, uns glücklich preiſen. Es wäre wohl möglich, daß das Uebergewicht des Bürgerſtandes in unſern Tagen keinesweges als ein Segen, vielmehr als ein Fluch der Zeit zu betrachten wäre, und es fehlt nicht an Stimmen, die dieſes behaupten, ja wir können nicht leugnen, daß in der ganzen Richtung unſerer Bildung Elemente verborgen ſind, die der höhern Bedeutung des bürgerlichen Lebens feindlich zu ſeyn ſcheinen. Wenn uns die Gewalt der Natur über den Ackerbauer, die Abhängigkeit ſeines Lebens von ihrem Gange, ihren Geſetzen, die ihm kein Product ſeiner Thätigkeit als ein eigenes zu betrachten vergönnt, hemmend erſcheint, ſo iſt ihm doch mit dieſer zugleich alle Fülle eines unendlichen Lebens gegeben. Der arbeitende Bürger iſt zwar in dieſer Rückſicht freier, das Product trägt das Gepräge einer eigenthümlichen Thätigkeit, aber dafür iſt er auch unendlich beſchränkt. Daß eine geringe Beſchäftigung, ein kleines Geſchaft das ganze Daſeyn eines Menſchen in Anſpruch nimmt, daß ſein ganzes Leben beſtimmt iſt, irgend ein geringes Bedürfniß zu befriedigen, ſcheint die theuer erkaufte Freiheit ſelbſt in eine lähmende, traurige Knechtſchaft zu verwandeln, und wie in dieſer der Sitz der Freiheit ſeyn könne, iſt, auch wenn uns eine äußere Erfahrung die Wirklichkeit zeigt, dennoch ſchwer zu begreifen. Vielmehr, ſo ſcheint es, müſſen wir glauben, daß eine ſolche Freiheit ſelbſt nur etwas ſehr Geringes, nur eine Scheinfreiheit ſeyn könne. Erſcheint uns nun aber der Menſch, indem er beſtimmt iſt, ein einzelnes Bedürfniß zu befriedigen, gehemmt und gefeſſelt, ſo wollen viele auch die mannichfaltigen Bedürfniſſe, die in der Entwickelung der Zeit immer mehr zunahmen, keinesweges als etwas für das Geſchlecht Wünſchenswerthes und Großes betrachten. Ihnen ſcheint es vielmehr, als wenn der Menſch, in einer beſchränkten Lage, den vielfältigen Genüſſen eines mehr ausgebildeten Lebens entſagend, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäßer leben würde. Nun iſt aber gewiß, daß die Blüthe des ſtädtiſchen Lebens, die tiefere Bedeutung des arbeitenden Bürgers — und von dieſen ſoll hier zuerſt allein die Rede ſeyn — mit der Steigerung mannichfaltiger Bedürfniſſe und ihrer kunſtreichen Befriedigung in geradem Verhältniſſe ſteigt und fällt. So wie daher derjenige, der die Natur als ein Geringeres und Ungöttliches betrachtet, die Bedeutung des Ackerbaues nicht begreifen kann, ſo muß auch die Bedeutung des Bürgers und ſeiner Hantierung demjenigen ein Räthſel ſeyn, der nicht in der Mannichfaltigkeit ſteigender Bedürfniſſe eine ſich durchwindende Idee zu erblicken fähig iſt.

Wenn wir uns den Staatskörper als eine lebendige Organiſation vorſtellen, und in der That, vorbildlich hat uns das äußere Leben dargeſtellt, was ſich hier geiſtig geſtalten will, ſo bezeichnet der Bauernſtand die erſte allgemeine, rohere Verdauung, der Bürgerſtand die innigere, tiefere Aſſimilation, die ein jedes beſondere Organ auf ſeine Weiſe ernährt; aber je höher die Organiſation, deſto zarter die Ausſcheidung, und deſto kunſtreicher, aus innerer unendlicher Fülle, die Bildung in jeder Form. — Ja wenn wir die gegenwärtige lebendige Epoche der Erde betrachten, dann iſt es nicht bloß das erſcheinende Leben, welches Theil nimmt an jenem, aus jedem Punkte unendlich hervorquellenden Reichthum; es iſt eben ſo gewiß, daß alle Elemente in den frühern Perioden des Lebens der Erde, als das Leben noch nicht in aller ſeiner Herrlichkeit ſiegreich hervorgetreten war, ſtarrer, einſeitiger in ihrer Form, einander gegenüber traten, die Erde war härter verſchloſſen, das Waſſer und die Luft waren keimloſer; — jetzt ſtellen auch dieſe Elemente die Fülle des Lebens dar, die Luft iſt voll unendlicher Keime, das Meer eine unverſiegbare Quelle des wunderſamſten Lebens, die Dammerde eine allgemeine Pflanze. So iſt auch eine jede Beſchäftigung, die irgend ein Product der Natur für die lebendigen geſelligen Verhältniſſe zu gewinnen ſtrebt, ein belebendes Element, welches nie als ein ſolches hervorzutreten vermöchte, wenn es nicht ſelbſt ein in ſich Lebendiges wäre. Einer übt die Kraft, indem er den widerſpenſtigen Stoff zu bezwingen ſtrebt, ein anderer, wie im übermüthigen Spiele, ſucht die verwickeltſten Verhältniſſe hervorzurufen, ſo daß von allen Seiten eine immer tiefere, immer mannichfaltigere, im Einzelnen betrachtet, unbedeutende, für das Ganze aber höchſt bedeutende Articulation entſteht; ja aus der freien Bewegung dieſer mannichfaltigen Glieder entſpringt die Anmuth des allgemeinen Lebens. Ein jedes Bedürfniß, welches zu ſeiner Befriedigung ein beſtimmtes Product erfordert, ſelbſt durch dieſes erzeugt, ſtellt eine eigene Welt dar, in welches, wie in einen unverſiegbaren Strom, ein immer erneuertes menſchliches Daſeyn ſich verliert. Aber kaum gibt es ein Product, welches nicht auf irgend eine Weiſe ein Unendliches, Unbedingtes darzuſtellen ſtrebt oder andeutet, ja das Bedürfniß erzeugt aus ſich ſelbſt ein Unendliches, welches nicht bloß als Selbſtſucht, als leere hohle Begierde ſich darſtellt, ſondern auch eine innere, heitere, ja göttliche Seite hat. Wohin aber alles äußere Leben ſtrebt, iſt, daß es die Schönheit darſtellen will, dieſe, die durchaus göttlicher Art iſt, will ſich aus Allem herausbilden. Je geringer das Werk ſcheint, je enger von einem kleinlichen Bedürfniſſe ergriffen, je widerſpenſtiger der Stoff, deſto rührender iſt jenes nie ganz verſchwindende Beſtreben, welches, wie ein zarter geiſtiger Hauch, das Geringſte adelt und die durchbrechende höhere Freiheit erkennen läßt. Ein jedes Haus will ſich anmuthig geſtalten, ein jedes Geräth, ein jedes Gefäß will ſich in ſchönen Formen runden, die Bekleidung will die Geſtalt veredeln; alle Genüſſe wollen eine verborgene Welt enthüllen und verſteckte Verhältniſſe zwingen, ſich zu offenbaren. Es iſt freilich ſchwer zu beſtimmen, wo die Grenze der Scheidung iſt, da, wo äußere Geſchäfte erſcheinen, von ſo unglücklicher Art, daß ſie ſelbſt die Möglichkeit der Schönheit ausſchließen. Wo ſie ſind, wird ein tiefes Gefühl, wenn es nicht irre geleitet wird, ſie richtig zu ſchätzen wiſſen, und wo die Möglichkeit, an der anmuthigen und freien Bewegung des Lebens Theil zu nehmen, von einem Geſchäfte ausgeſchloſſen iſt, wird auch die Möglichkeit der Freiheit geleugnet.

Die Blüthe aller bürgerlichen Hantierung, die reinſte Offenbarung ihrer geiſtigen Freiheit iſt die Kunſt. Sie iſt die unſichtbare Hand, die durch zarte Berührung den zudeckenden, verhüllenden Unrath des erſcheinenden Daſeyns abwiſcht und die wahre Geſtalt des göttlichen Lebens enthüllt. Nie erſchien die wahre Kunſt in einem unfreien Staate. Sie verhält ſich zu den Hantierungen, wie die menſchliche Geſtalt zu der gegenwärtigen organiſchen Epoche der Erde. Früher dienten alle Elemente der Maſſe, wie die Hantierung dem Bedürfniſſe, aber mit der menſchlichen Geſtalt erſchien die Erlöſung aller Verhältniſſe, die Elemente wandten ſich von der bloßen äußern Maſſe ab, dem Leben dienend, ſo wird auch, wo die Kunſt blüht, alle Hantierung eine höhere Bedeutung erhalten, ja ſie iſt ſelbſt nur die verhüllte Kunſt. Das Bedürfniß wird nicht aufgehoben, ſo wenig wie die Maſſe durch das Leben, aber es geht unter in einem göttlichen Daſeyn. Nie gab es eine Kunſt ohne Religion. Wo die Kunſt in einem Staate ſo verſchwände, daß auch das Streben nach ihr erſtürbe, da diente alle äußere Beſchäftigung nur dem Bedürfniſſe, und der Bürger wäre nothwendig ein Knecht. Wo ſie aber ſich zu geſtalten ſucht, da iſt die hohe, ja die alleinige Würde des Göttlichen unmittelbar zugleich ausgeſprochen, deutlicher oder undeutlicher muß jedes bürgerliche Geſchäft die nichtige Seite des Scheins von der tiefern der göttlichen Wirklichkeit ſcheiden, und es muß immer klarer werden, daß jedes Product, indem es einem Bedürfniſſe zu dienen ſcheint, zugleich ein höheres Daſeyn, wenn auch dunkel ſtrebend, enthüllen will, wenn es als Product einer freien That erſcheinen ſoll. Dieſes über alle irdiſche Perſönlichkeit Erhabene der Kunſt und Schönheit äußert ſich durch ein tiefes Gefühl unſerer Tage. Wenn irgend eine vorzüglich ſchöne Anlage gelingt, wenn ein Gebäude im ſchönſten Sinne ausgebauet iſt, wenn irgend wo ſeltene Kunſtſchätze verſammelt ſind, ſo ſpricht die öffentliche Stimme es vernehmlich genug aus, daß ſolche Schätze dem Geſchlechte gehören und keinesweges als Eigenthum des Einzelnen betrachtet werden können. Wenn ein reicher Mann auf ſeinem einſamen Landſitze für ſeinen alleinigen Genuß große Sammlungen trefflicher Kunſtwerke verſchließt, ſo äußert ſich der allgemeine Unwille völlig rückſichtslos. Wie ſonderbar! in einer Zeit, in welcher man das Eigenthum als das Höchſte anſieht, ja behaupten möchte, dieſes zu ſichern, ſey der Hauptzweck der Staaten, nimmt man eben das höchſte, das herrlichſte Eigenthum unbefangen in Anſpruch. Wir erkennen in dieſer Stimmung der Gemüther die Keime einer Zeit, in welcher — wenn wir uns nicht bloß an den Reſten vergangener Kunſt halten, wenn ſie vielmehr unter uns ſelbſt aufblühen, ſich aus unſerm eigenen Leben entwickeln wird — jedes äußere Geſchäft, als ſein höchſtes Ziel, die Darſtellung des Göttlichen betrachten ſoll, wo Tempel und Altäre erſtehen werden, und alle That, von dem bloß Irdiſchen befreiet, ſich in wahrer Freiheit erblicken wird.

Selbſt in der Seele der Bürger äußert ſich jenes Streben nach einer höhern Bedeutung der Hantierung, als die äußerlich dienende, in ſich knechtiſche. Daher bei den Zünften in ihrer Blüthe die Forderung eines Meiſterwerks, welches durch vorzügliche Künſtlichkeit und Schönheit über das bloße Bedürfniß hinausreicht — dadurch, durch den Beweis, daß er einem Höheren nachſtrebe, ward der Geſelle erſt Bürger und frei. Daher die Freude des tüchtigen Handwerkers an ſeinem Werke. Dieſe Freude an dem eigenen Producte iſt ein ſo tiefes, das ganze Weſen des Menſchen auf eine heitere Weiſe ergreifendes Gefühl, daß ſie weit über den etwa erlangten Vortheil, über den Erwerb hinüberragt. Wer Gelegenheit gehabt hat, oft die

Werkſtätte der beſſern Handwerker zu beſuchen, dem wird dieſe andächtige, rührende Freude, die freilich nur da hervorbrechen kann, wo ein edles Gemüth das auch ſcheinbar geringe Geſchäft heiligt, nicht ſelten entgegengetreten ſeyn, durch ſie wird das Unbedingte, das Freie, das Göttliche auch in der beſchränkteſten Geſtalt dem Thätigen unmittelbar deutlich — denn wahre Freude iſt inniges Gefühl der unbedingten Freiheit. Wenn ein unerwartetes Ereigniß die hemmenden Feſſeln, die Verhängniß und Schuld um uns ſchlangen, zu zerreißen verſpricht, dann erweitert ſich die gepreßte Bruſt, die unendliche Freiheit ſcheint uns ganz nahe zu treten, und ihr Ausdruck iſt die Freude; aber eben daher bricht Wehmuth und trüber Schmerz zugleich hervor, denn alle Freude iſt nur der ſchnell vorüberrauſchende Moment einer Entfeſſelung, die das irdiſche Leben nicht kennt, daher vermag die Wirklichkeit nie zu geben, was die Freude verſpricht. Am heiligſten aber iſt diejenige Freude, die ſich unmittelbar, ſtille, und aus der verborgenſten Tiefe des Gemüths entſprungen, aus der eigenen That gebiert. Wie unglücklich iſt derjenige, der ſie nicht kennt! Wie ganz verſchieden iſt ſie von jener lauten Eitelkeit, die die Nichtigkeit der eigenen That vor ſich ſelbſt, wie vor andern, verbergen möchte, die immer hohl klingt, während jene aus den verſchloſſenſten Gründen des ſonſt verhüllten höhern Daſeyns hinauftönt, wie ein Echo aus einer herrlichern Welt. Dieſe Heiligung der Hände Werke durch die ſtille Freude iſt die Beſtätigung der Freiheit in dem Menſchen, die Gewährleiſtung ſeiner höhern Natur, und innerlich, in einer jeden Seele ſtellt ſie das nehmliche dar, was als Schönheit oder als Theilnahme an einem öffentlichen anmuthigen Daſeyn aus einem jeden Producte ſich äußerlich zu geſtalten ſucht.

Daß aber das Volk ſelbſt jene über alle Erſcheinung hinausreichende Bedeutung der ſcheinbar nur dem Leben und ſeinen Bedürfniſſen dienenden Producte der arbeitenden Bürger als das eigentlich und in der That freie und weſentliche anerkennt, das ſpricht ſich durch die Volksfeſte am vernehmlichſten aus. Dieſe ſind keinesweges als etwas Aeußeres, Zufälliges zu betrachten, ſie bilden vielmehr ein ſehr weſentliches Element des Staats, ſo daß wir behaupten müſſen, es könne ſich nie ein Staat auf eine freie Weiſe bilden ohne Feſte; denn wenn der Bürger nur als ſolcher erſcheint — repräſentirt — in ſo fern ſeine äußerlich bedingte Stellung, ſeine eigenthümliche, beſchränkte Thätigkeit, doch zugleich innerlich eine unbedingte iſt, in ſo fern er frei iſt, ſo ſtellen die Volksfeſte die Freiheit ſelbſt dar., — Freiheit des Products iſt Schönheit, die Kunſt will das Bedingte der beſondern Geſtalt keinesweges aufheben, vielmehr beſtätigen, in ſich ſelbſt begründen, indem ſie in der Bedingtheit ſelbſt ein Unbedingtes darſtellt. Feſte ſind Steigerungen des gemeinſamen Daſeyns in aller Eigenthümlichkeit zur Kunſt. Die Volksfeſte ſind für das gemeinſame Daſeyn, was jene ſtille Freude für den einzelnen Bürger iſt. Je eigenthümlicher und in jeder Richtung freier ein Staat iſt, deſto tiefer und bedeutſamer ſind ſeine Feſte. Er will keinesweges das Beſondere und ſcheinbar Geringe des Daſeyns ausſchließen aus der feſtlichen Veredlung, vielmehr das ganze Daſeyn, in ſeinen verſchiedenartigſten Richtungen, in ſeiner bunten Fülle und Mannichfaltigkeit, ſoll in anmuthiger Verklärung ſeine Würde über alle Erſcheinung heraus unmittelbar offenbaren. Die ſchönſte Blüthezeit der Städte zeigte für jede Zunft eigene Feſte, ſo erkannte der ganze Staat ſeine höhere Würde in einer jeden Beſchäftigung, ein Anerkennen, welches nothwendig iſt, wo die Freiheit gedeihen ſoll. Die Feſte enthalten das Geſtändniß, daß der Kern, das Weſen des Staats durch ſeine äußere Erſcheinung nicht ausgedrückt werden kann, daß ein Höheres, dem man ſich vorübergehend zu nähern wagt, das einzig Wahrhafte des Daſeyns in ſeinen ſeltſamen Verſchlingungen enthalt, und die feſtliche Freude iſt das unmittelbare Gefühl dieſer Wahrheit, in welcher allein alle Zuverſicht und aller beſtändige Genuß gegründet iſt. Sie enthalten aber zu gleicher Zeit das Geſtändniß, daß jenes Höhere und Heiligere, obgleich das einzig Würdige im Staate, dennoch nie fortdauernd erſcheinen kann, nur vorübergehend uns zu begrüßen vermag. Ein Staat ohne Feſte iſt in ſich knechtiſch, wäre das Bedürfniß darnach in ſich gelähmt, ſo müßte man dieſes als einen furchtbaren Beweis der allgemeinen Erſchlaffung aller elaſtiſchen Federn des Staats anſehen. Aber indem alle Feſte über die Zeit und ihre Erſcheinung reichen, liegen ſie höher, als der erſcheinende Staat. Alle Feſte ſind religiös, es gibt kein anderes, wie es auch keine andere Kunſt gibt. Glücklich iſt der Staat zu preiſen, wo ein jeder Bürger nicht bloß mit leerer Begeiſterung einem hohlen Begriffe von Nationalität huldigt, wo ſeine Beſchäftigung, ſein ſcheinbar enges Daſeyn erheitert wird durch den Sonnenblick eines höhern Lebens, wo in der ſtillen Werkſtatt, in der reinlichen engen Stube Andacht das beſchränkte Thun veredelt, wo dann, mit frommer Luſt und heiliger Freude, die Männer des ähnlichen Treibens ſich verſammeln, um in einfachem Schmuck, von den Mitbürgern anerkannt, das Geſchäft durch den Sonnenſchein der allgemeinen Bürgerliebe heiter beleuchtet, in ſeiner ſchönen Würde zu erkennen und ſo dem Staate zu weihen. Ein ſolcher Bürger iſt frei, er braucht nicht frei erklärt zu werden. Nichts Unwürdiges darf man dem zumuthen, der ſein eigenes Daſeyn in ſeiner Veredlung erkannt hat. Ganz etwas anderes wahrlich enthält dieſes Gefühl, das wahre Bürgergefühl, als was aus der bloßen äußern Nützlichkeit für ſich und andere herausgeklaubt werden mag.

Doch wozu hilft es uns, daß wir mit Vorliebe jene poetiſche Seite des bürgerlichen Daſeyns hervorgehoben haben, daß wir der verborgenen Anmuth in dem beſchränkteſten Treiben nachzuſpüren ſuchen? ein Beſtreben, welches, angewandt auf ganz geringe Gewerbe, oft lächerlich genug erſcheinen würde, Das Product haben wir, um doch etwas zu haben, von einer Lichtſeite betrachtet, die faſt nie hervortritt oder hervortreten kann, wir haben es vornehmer gemacht als den Erwerb, ja etwas Göttliches in jenem Streben, was über den Erwerb hinaus liegt, geſucht. Aber ſind denn nicht eine große Menge der Geſchicklichkeiten und Fertigkeiten von der Art, daß ſie alle Begriffe von großer Künſtlichkeit und Anmuth ausſchließen und gar keine andere Bedeutung haben, als diejenige, die ſich auf den Erwerb bezieht? Ja iſt der Erwerb nicht ganz allein und ohne irgend ein Product, welches der Anmuth und der überſchwenglichen Würde theilhaftig werden kann, ein weſentliches, wichtiges, lebendiges Element des Staats? Was iſt der Handel? Indem dieſer für die Befriedigung irdiſcher Bedürfniſſe anderer ſorgt, will er eigene befriedigen. Von allen deinen überſinnlichen Ideen findeſt du bei den handelnden Bürgern nichts. Er ſucht unglücklicher Weiſe nichts, als den äußern Wohlſtand, den du, von einer träumeriſchen Welt heraus, geringſchätzen und für etwas Nichtiges erklären möchteſt. Alles, was bloß für irdiſche Bedürfniſſe ſorgt, iſt knechtiſch — in dem Erwerb alſo iſt keine Spur von Freiheit. Wagſt du es, dieſe Behauptung klar und unumwunden auszuſprechen? Doch — was wagt man nicht in unſern Tagen! Nur mußt du doch bekennen, daß von keinem beſtehenden Staat die Rede ſeyn kann, nicht von Staaten, wie ſie ſich in der Geſchichte entwickelt haben, nicht von unſerm vaterländiſchen Staate, wie er ſich eben darſtellen und bilden will. — In dieſem herrſcht nun, ſey es auch, nach deiner Behauptung, zum Unglück des Geſchlechts, die irdiſche und geringe Anſicht, daß der Erwerb eine Hauptſtütze, ein Grundpfeiler aller Staaten ſey. Ja der reiche Bürger iſt eben durch ſeinen Reichthum im Staate mächtig, und wo eine freie Verfaſſung ſchon herrſcht oder ſich bilden will, wirſt du doch wohl nicht hoffen, ſeine Anſprüche auf bürgerliche Freiheit durch deine Ueberſinnlichkeiten zu verdrängen. Hier erſcheint nun deine ganze Anſicht in ihrer Leere, es wird klar, daß was du uns darſtellen möchteſt, als die Idee des Staats, nicht eine ſolche ſeyn kann; in völligem Widerſpruch mit dem Leben, ſuchſt du für Engel, aber nicht für Menſchen Staaten zu conſtruiren.

So hören wir viele reden, die ohne allen Zweifel glauben, geſprochen zu haben, was ſich auf keine Weiſe widerlegen läßt. Wir nun denken keinesweges, uns zurückzuziehen. Es bleibt dabei, alles, was nur auf Befriedigung irdiſcher Bedürfniſſe geht, gehört nicht zum Weſen des Staats, es drückt auf alle Weiſe nur das Nichtige aus, was nie für ſich ſelbſt, ſondern nur in und durch einen höhern Sinn Bedeutung und Werth erhält, Eine jede menſchliche Thätigkeit, die nur als Mittel dient für äußere Zwecke, ſetzt eine Perſon voraus, die ſelbſt nur als Mittel dient, d. h. einen Knecht. Die inwohnende Seele des Staats, die ganz in einem Jeden ſich als Freiheit ausſpricht, iſt nur auf das Göttliche gerichtet. Würde daher durch den bloſſen Erwerb, als ſolchen, nichts Höheres dargeſtellt, ſo wäre er als ein Geringeres nothwendig zu betrachten. Noch mehr, wir behaupten, daß dieſes von jeher in allen Staaten innerlich anerkannt ward. Daß in der Erſcheinung dieſes Geſtändniß ſelten oder nie hervortritt, daß da der äußere Reichthum, das Geſchick, welches der Selbſtſucht dient, herrſcht und mächtig iſt, das iſt freilich ſo gewiß, als es gewiß iſt, daß das Böſe und Nichtige auch bei den einzelnen Menſchen vorherrſcht. Aber wie hier doch keiner zu leugnen ſucht, daß deßwegen ſein Weſen und ſeine Beſtimmung eine höhere und edlere iſt, die er nicht ungeſtraft vernachläſſigen darf, ſo erkennen es auch die Staaten an. — Man verſuche es, den Erwerb von ſeiner irdiſchen, bloß auf die erſcheinende Perſönlichkeit gehende, alſo ſelbſtſüchtigen Seite, als ein Element des Staats mit völliger Conſequenz darzuſtellen, und man wird bald genug fühlen, in welche tiefe Widerſprüche man ſich nothwendig verwickelt. Doch dieſes ſoll Gegenſtand einer andern Betrachtung werden! Hier wollen wir vielmehr die Idee des reinen Erwerbs, als ſolchen, durch welchen allein der Gewerbtreibende als freier Bürger betrachtet werden kann, darzuſtellen ſuchen.

Erſtlich noch folgende Unterſcheidung: Erwerb und Beſitz ſind weſentlich in und mit einander; aber Beſitz iſt der Erwerb, als Product, das ſchon Erworbene, nicht eigentlich ein Geſchäft, ſondern Grund und Boden einer Thätigkeit, die nun theils auf Erweiterung des Beſitzes gehen, wodurch dieſes wieder Erwerb wird, theils aber auch eine andere Richtung nehmen kann. Der Erwerb ſelbſt iſt aber der Beſitz in ſeinem Werden gedacht, alſo als eigenthümliche Thätigkeit, als Geſchäft. Von dieſem iſt hier die Rede, denn es iſt rein bürgerlich wie die übrigen Handlungen, und muß als ſolches betrachtet werden.

Schon daß der Erwerb im Großen und für ſich ein eigenthümliches Talent erfordert, ſpricht unmittelbar für ſeine höhere Bedeutung, denn wer es eingeſehen hat, daß das Talent das eigentliche Weſen der Perſönlichkeit iſt, die urſprüngliche, über und vor aller Erſcheinung inwohnende Gabe, dem wird es klar ſeyn, daß ſeine eigenthümliche Aeußerung in der Erſcheinung, in ſo fern ſie rein hervortritt, das Gepräge des Ewigen und Höchſten tragen muß.

Und eine genauere Betrachtung läßt uns den hohen Werth des Erwerbs keinesweges verkennen. Wie die Kunſt, die durchaus freie in ſich begründete Offenbarung der ewigen Schönheit, die Idee der Hantierung iſt, die in einer jeden, wenn auch verhüllt, ſeine Freiheit begründet, ſo iſt der Handel in ſeiner großartigen und freieſten Ausbildung die Idee des Erwerbes, die eben ſo, wenn auch verhüllt, in jedem ſich erkennen läßt. Es gibt kein Gewerbe, welches nicht, wie es auf der einen Seite das Unbedingte durch das Product, ſo auf der andern Seite durch den Erwerb darzuſtellen ſuchte. Das Product iſt ſeine feſte, der Erwerb ſeine bewegliche Seite, das Product will das Unendliche in die beſtimmte Form, der Erwerb die beſtimmte Form in die Unendlichkeit des Daſeyns hineinbilden, jenes Streben findet ſeine Darſtellung in der Kunſt, die beide Factoren in der höchſten Einheit, in der klarſten Durchſichtigkeit der Form, dieſes aber in dem Handel, der beide Factoren in der höchſten Einheit des Weſens, nehmlich in der Totalität des Lebens, offenbart. Die Arbeit des Bürgers, ſein Werk, enthält, ſelbſt wenn es das kunſtreichſte und herrlichſte iſt, in ſo fern es einem Bedürfniſſe dient, keinesweges einzeln betrachtet das Freie, es vermag die Schönheit nicht rein und klar zu enthüllen, es iſt, wie jener ſelbſt, beſchränkt und bedingt, ergriffen von den vielfachen Bedingungen des Lebens, die in endloſer Verkettung eine unendliche Abhängigkeit gebären. Daß dieſe frei werde, daß alle Producte das Gemeinſame eines menſchlichen Daſeyns darſtellen, iſt die Bedeutung des Erwerbs. Die Verarbeitung der Producte ſtellt die erſten rohen Elemente der Aſſimilation dar, die geſteigert werden muß, damit ein wirkliches inneres Leben gedeihe. Nur die Kunſt ſtellt das Werk in den eigenen Aether, ſchließt eine eigene Welt auf, die ganz in ſich ſelbſt gerundet und gegründet, eben indem ſie von einer jeden erdlichen Beziehung auf die irdiſche Perſon ſich losreißt, unendlich auf ihr bezogen wird. Was dem Bedürfniß dient, muß in der Unendlichkeit aller Bedürfniſſe, in der ſcheinbar knechtiſchen Verkettung ſelbſt die Freiheit ſuchen. Und es gelingt durch den Handel. Der Handel iſt die circulirende lebendige Flüſſigkeit des Staatslebens. Ohne die Mannichfaltigkeit der Producte aufzuheben, ſetzt er die Einheit aller, und die unendliche Verkettung aller irdiſchen Bedürfniſſe wird organiſch geründet, erhalten die lebendige Anmuth und Beweglichkeit nur durch ihn. Der allgemeinſte Ausdruck dieſer organiſchen Lebendigkeit iſt das Geld. Das Kümmerliche und Beſchränkte im rohen Umtauſch liegt darin, daß er ſelbſt in der todten, anorganiſchen Verkettung, in der endlichen Relativität der Producte befangen iſt, ſich nicht über dieſe erheben kann. Das Geld, ſeiner Idee nach, iſt ein durchaus heiterer, lichter Ausdruck des innerlich bewegten Staatslebens. Das Licht iſt ſelbſt keine Geſtalt, aber es iſt die Beziehung jeder Geſtalt auf alle und aller auf ein jedes ſchauende Leben, eine wahrhaft unendliche Beziehung, die aus der Relativität des bloß Endlichen und Bedingten in großer Freiheit heraustritt. Alle erleuchtete Körper ſenden ſich Strahlen zu, ſich wechſelſeitig zu erleuchten, und gemeinſchaftlich eben ſo jedem ſchauenden Auge, die dann, ohne ſich zu verwirren, die ganze Fülle der Welt für einen jeden, als ſeinen innern Beſitz, entfalten. Der Erwerb will eben ſo die verworrenen Verhältniſſe aller Producte durchbrechen, ihnen eine lebendige Beziehung unter einander, und, was daſſelbe iſt, eine gemeinſchaftliche in den Mittelpunct eines menſchlichen Daſeyns ertheilen. Der Erwerb daher, in ſeiner höchſten Darſtellung als Handel, will, was ſich hemmt, beſchränkt und ausſchließt, in und mit einander als ein Leben ſetzen, will der verworrenen Fülle irdiſcher Verhältniſſe eine reine menſchliche Bedeutung geben. Dadurch verbindet er, äuſerlich ſondernd, alles, — Einem jeden ſoll es möglich werden, alles zu beſitzen, ohne daß er den beſtimmten Punkt eigener Beſchäftigung, der ihm theuer und als Ausdruck der innern Perſönlichkeit das Heiligſte iſt, aufzugeben braucht. Durch den Handel erſt kann äußerlich für die Erſcheinung frei werden, was unvermeidlich in Knechtſchaft befangen iſt; daher, weil er eben in der nothwendigen Verkettung die Freiheit ſucht, kennt er keine Grenzen. Er verbindet die Bürger unter ſich, und ſucht die Schätze des Ganzen einem Jedem zuzuleiten, aber durch dieſe Verbindung iſt der Bürger frei, der nun erſt in einer ungehemmten, heitern Umgebung, die ihn innerlich fördert und belebt, auf die eigene Weiſe in fröhlicher Rückſichtsloſigkeit ſeine Natur entwickeln kann. Der Handel verbindet die Staaten unter ſich, ja alle mit der Natur, und es wird durch ihn erſt klar, daß die ſinnliche Welt nichts enthält, was nicht ſeine innere Bedeutung ſucht in einem eigenthümlichen menſchlichen Daſeyn. Dieſe iſt die anmuthige und heitere Seite des Reichthums, der von denjenigen mit ängſtlicher Sorge am emſigſten geſucht zu werden pflegt, die ihn als ein Nichtiges, ja Unwürdiges darzuſtellen ſuchen. Der Erwerb ſtellt den Verſtand der äußern Verhältniſſe dar, und wo er durch ein eigenes Talent begründet iſt, erſcheint dieſes unergründlich, ſo wenig aus bloßer äußerer Beziehung erklärbar, wie irgend ein anderes tiefes Talent, deſſen Urſprünglichkeit anerkannt iſt. Denn die klare Beſonnenheit, welche die mannichfaltigen Verwickelungen der ſich durchkreuzenden Bedürfniſſe zu entwirren und alles nach einem feſten Punkte hinzuleiten vermag, der in dem ſcheinbar loſen Wechſel das Beharrende darſtellt, dieſe klare Beſonnenheit alſo iſt keinesweges durch bloßes Erlernen zu erlangen; das Talent für den Erwerb im edelſten Sinne läßt ſich nicht auch erwerben. Auch iſt die bloß perſönliche Beziehung, die Reichthum zuſammenhäuft, um perſönliche

Bedürfniſſe bis ins Unendliche zu ſteigern und für ihre Befriedigung mit raſtloſer Sorge zu leben, eben ſo wenig das eigentlich Weſentliche des Erwerbs. Vielmehr iſt dieſe Habſucht etwas Störendes, den Erwerb in ſich Vernichtendes, wie die Erfahrung aller Zeiten, im Größten wie im Kleinſten, bewieſen hat. Dennoch aber müſſen alle die verworrenen Verhältniſſe einen feſten Haltpunkt für eine organiſche Gliederung haben, der ſich nur in einem perſönlichen Daſeyn darſtellt; ja, je reicher die Fülle und Mannichfaltigkeit des Lebens, ſelbſt des fröhlichen Genuſſes iſt, die ſich hier aufthut, deſto bedeutender iſt die Perſönlichkeit ſelbſt, die als ein heller, leuchtender Punkt nach allen Seiten wohlthätig und erquickend wirkt und die eigne Anmuth in weite Kreiſe verbreitet. Die klare Beſonnenheit, die dasjenige, was die übrigen Menſchen in verworrenem Trübſinn ängſtigt und quält, und was ſie einer traurigen Abhängigkeit Preis gibt, mit innerer Sicherheit ergreift und nach dem Mittelpunkte einer freien Perſönlichkeit hinleitet, eine ſolche erhellt von ſich aus alle Verhältniſſe, und wir haben wohl in der Geſchichte ſolche Geſtalten wahrgenommen, deren wohlthätiges Daſeyn der ſichere Grund für die edelſten Bemühungen wurde. Sie wußten es, für ſolche Geiſter, die nur, auf das Innere gerichtet, den äußern Verkettungen nicht zu gebieten wußten, die organiſche lebendige Stätte, den claſſiſchen Boden zu bereiten, der ſie tragen mußte. Aber wenn auch dieſes ſchöne Talent am großartigſten und in den weiteſten Kreiſen durch den Handel wirkt, ſo iſt es doch daſſelbe, welches in einem jeden auch noch ſo beſchränkten Kreiſe die Klarheit und Reinlichkeit des Daſeyns, die innere Beſonnenheit im Leben und Handeln hervorbringt, ohne welche ſelbſt das höchſte Streben in ſich verwirrt, ſich nicht zu entfalten vermag. Dieſer Verſtand iſt aber ſelbſt das Ordnende und Geſtaltende im Staate, und wie ſollte, was höchſte Bedingung der Freiheit iſt, nicht ſelbſt frei, alſo nicht ewiger und göttlicher Art ſeyn?

Wer kennt nicht die Gefahren, die auf dieſem Wege lauern? Der Irrthum, der die irdiſche Perſon mit der lebendigen, wohlthätigen Perſönlichkeit, die wie eine belebende Sonne nach allen Richtungen ihre Strahlen ergießen ſoll, verwechſelt, liegt gar zu nahe. Aber eben in unſern Tagen müſſen wir es für das Wichtigſte halten, daß der Erwerb ſelbſt in ſeiner Heiligkeit und ſeiner religiöſen Tiefe erkannt werde, ja daß eine Begeiſterung für den Erwerb, wie für Kunſt und Wiſſenſchaft entſtehe. Nur was der innern Begeiſterung fähig iſt, darf im Staate frei ſeyn. Ja, wo der Erwerb wirklich im großen Sinne getrieben wird, da iſt er die überwundene Natur ſelbſt, die ewige lebendige Selbſtproduction des organiſchen Leibes aus der innern Fülle der reichen Form. Der blühende Wohlſtand eines Staates iſt dem fröhlichen, heitern, geiſtreichen Blick des Menſchen zu vergleichen, es iſt die Phyſiognomie, welche äußerlich das geiſtige in der Geſtalt abprägt und zugleich die Einheit des Leibes und der Seele unmittelbar darthut. Nichts iſt für den Staat gefährlicher, als die ſittlichen Gefahren des großartigen Erwerbs als unüberwindlich zu betrachten. Daraus entſpringt einerſeits die frömmelnde Thatenloſigkeit, die ſich groß dünkt, wenn ſie lebendiges Wirken und Schaffen von ſich abweiſ't, während auf der andern Seite derjenige, der ſich dem Erwerbe ergeben muß, das Geringe, Habſüchtige, Perſönliche als zum Irdiſchen weſentlich gehörig betrachtet, und einem unvermeidlichen Schickſale nachzugeben glaubt, indem er ſich ſpießbürgerlich dem Schlechten auf die ſchlechteſte Weiſe opfert. Ein Staat aber, der den Erwerb ſelbſt nicht auf jene höchſte Weiſe zu begreifen ſucht, ſich ſelbſt in das Gedränge drückender Verhältniſſe verflechtend, nie als ein freies, fröhliches Leben darzuſtellen vermag, kann in ſeiner knechtiſchen Art ſelbſt nur aus Knechten beſtehen, die Freiheit kann in den Bürgern nicht gedeihen, wenn ihre göttliche Glorie nicht das Ganze umſtrahlt.

Der Adel.

Der Bauer und Bürger ſind, einzeln betrachtet, keinesweges frei; denn obgleich wir uns die Spuren der Freiheit in dem eigenthümlichen Geſchäfte ſelbſt nachzuweiſen bemühten, ſo vermag dennoch dieſe ſich nicht in der einzelnen Perſon der Bauern oder des Bürgers darzuſtellen. Es iſt ein Daſeyn, welches, ſeiner irdiſchen Bedeutung nach, immer von neuem errungen werden muß, die hervortretende Gewalt des Werdens, der Beweglichkeit. Es muß in dieſem Wechſel, in dieſem Schwanken, in dieſer Unſicherheit des Einzelnen ein Beharrendes, Bleibendes ſich darſtellen, und zwar ſo, daß dieſes Bleibende dennoch eins iſt mit dem Wechſelnden. Das iſt die Idee der Corporation. Eine jede Corporation iſt eine lebendige, eigenthümliche Einheit, die ſich zu den einzelnen Gliedern verhält, wie die unveränderliche Geſtalt zu dem unaufhörlichen Wechſel der Erzeugung im leiblichen Daſeyn. Durch die Corporation iſt ein jedes Mitglied erſt wahrhaft frei. Sie bildet ein unveränderliches, lebendiges Element in dem größern Kreiſe des Staats, und durch ſie ein jedes Mitglied, denn das Weſen der Corporation ſtellt ſich, nicht theilweiſe, ſondern ganz, in einem jeden, den ſie in ſich ſchließt, dar, und das Weſen des Staats eben ſo in der Corporation. Man braucht nur nachzudenken, um zu finden, daß dieſes die wirkliche Bedeutung der Corporation iſt. Denn eine allgemeine Freiheit iſt gar keine, frei können wir nur genannt werden, wenn die Unendlichkeit des

Staats als eins mit unſerm eigenthümlichen Daſeyn betrachtet wird, wenn dieſe ſich alſo wieder aus einem ſolchen entwickelt. Soll der Bürger nicht in und mit ſeinem eigenthümlichen Leben, alſo nicht ganz, ſondern theilweiſe dem Staate verbündet ſeyn, ſo iſt er nothwendig ein Knecht; denn alles Zerreißen des Menſchen macht ihn unfrei. Viel ward von jeher über die Verwirrung geſprochen, die daraus entſteht, wenn ſich, wie man ſagt, Staaten im Staate bildeten. Es iſt Maxime geworden, dieſes zu verhindern, und die Regierungen wünſchen ſich Glück, wenn es ihnen gelingt, irgend eine ſich ſelbſt geſtaltende Corporation zu beſchränken oder aufzuheben. Iſt aber die Natur das ewige Vorbild aller lebendigen Bildung, was lehrt ſie uns denn deutlicher und unzweifelbarer, als daß alle innere Einheit eins iſt mit der Vollendung eigenthümlicher Sonderung? Die unendliche Tiefe der Natur vermag der Menſch mit ſeinem endlichen, beſchränkten Daſeyn nicht zu erreichen. Aber iſt hier etwa davon die Rede, daß ihr etwas bilden, geſtalten, aus äußerer Reflexion einrichten ſollt? Keinesweges. Eine jede Corporation geſtaltet ſich eben ſo nothwendig aus einem innern bildenden Triebe, wie der einzelne Menſch; denn die erzeugende Kraft iſt der Trieb der Selbſterhaltung, der mächtigſte und gewaltigſte, den es gibt. Hemmen, verwirren können wir dieſe Kraft, und dadurch alle geſelligen Verhältniſſe, aber zerſtören können wir ſie nie, ſie iſt unſterblich und wirkt tödtend, verwirrend und vernichtend da, wo ſie nicht, ſich ſelbſt überlaſſen, bildend und erhaltend wirken kann. Wir müſſen es, und nicht etwa als eine metaphyſiſche Hypotheſe, vielmehr als ein ewiges Axiom aller geſelligen Verhältniſſe behaupten, daß wo die mannichfaltigen, individuellen Functionen des Lebens nicht jede in ihrer Art ſich aus ſich ſelbſt bilden, und durch dieſe Bildung als lebendige Organe des Staats hervortreten können, daß da gar keine

Freiheit ſey. Die Caricaturen ſolcher Corporationen in ihrer unerquicklichen Trennung und engherzigen Vereinzelung werden wir in der Folge ſelbſt darſtellen, ſo wie die ihr entgegenſtehenden.

Aber die Freiheit des Staats, das innere unveräußerliche Eigenthum eines Jeden, will er äußerlich, perſönlich ſchauen, damit ſie wahrhaft, auch für die Erſcheinung da ſey. Das iſt die Idee des Adels, der Vornehmen. Jene anmuthige Kraft und Klarheit, jene innere Tüchtigkeit einer in ſich ſichern Natur, die, begünſtigt durch das Geſchick, urſprünglich ſchon beſitzt, was wir ſtrebend erreichen müſſen, iſt für denjenigen, der ſelbſt innerlich die Freiheit des Staats als ſein belebendes Princip anerkennt, auf keine Weiſe etwas Hemmendes, Störendes, was Neid oder Widerſtreben erregen könnte, vielmehr etwas wahrhaft Erfreuliches, Erheiterndes, welches, fehlte es, einen tiefen Schatten über unſer eigenes Daſeyn werfen würde. Die Bedingungen des äußern Daſeyns muß der Adliche nicht erſt erwerben, er beſitzt ſie ſchon. Geboren in einer äußerlich wie innerlich freien Umgebung, entwickelt ſich die heitere Zuverſicht, die lebendige Gewandtheit, die anmuthige Fülle, die alles Aengſtliche, Sorgenvolle verdrängt. Wenn der Bauer mit großer Entſagung, an die Natur gekettet, in mühevoller Anſtrengung die Bedingungen ſeines Daſeyns immer von neuem erwerben muß; wenn der Bürger, in einſeitiger Richtung gefeſſelt, unter ſteter Sorge ein ſchwankendes Leben zu erhalten ſucht; wenn der Gelehrte die unendliche Aufgabe ſeiner Thätigkeit nie, ſich ſelbſt genügend zu ergreifen und darzuſtellen vermag: ſo hat der Adliche mehr als alle ein in ſich gerundetes Daſeyn. Was unter Arbeit und Anſtrengung dem Bauer gedeiht, alles Schöne und Kunſtreiche, was dem Bürger gelingt, alle Mannichfaltigkeit der Producte, die durch den Handel nicht ohne Gefahr und bedenkliches Schwanken in flüſſige Bewegung geſetzt wird, findet hier einen freien Vereinigungspunkt, ja was der Gelehrte durch mühſames Forſchen erringt, dient hier dazu, einem urſprünglich freien Daſeyn eine geiſtige Bedeutung zu geben. Ein Punkt muß im Leben da ſeyn, wo die Anſtrengung, die Mühe, die Sorge zurücktritt. Die wahre, ſchöne, fromme Geſinnung ſorgt mit liebevoller Theilnahme dafür, daß dieſer heitere Mittelpunkt des ſcheinbar verworrenen Lebens, mit ſeiner ganzen Bedeutſamkeit, in ſich ſicher, in großer Reinheit ſich bilden kann. Den Bauer läßt man ſagen: Soll ich arbeiten, damit Andere genießen können? Allerdings, behaupten wir, denn Arbeit iſt dein Genuß. — Den Bürger läßt man klagen: ſollen wir geſtalten, damit Andere beſitzen, wir mit Gefahr erwerben, damit ein Anderer mit Sicherheit erhalten kann? Allerdings, denn das Geſtalten, das Erwerben iſt dein Beſitz. Den Gelehrten läßt man bedauern, daß er denken ſoll, damit ein Anderer freier, bedeutender handeln kann. Allerdings, denn das Denken iſt deine innere That. Aber daß das Arbeiten in freien Genuß, das Geſtaltete in ſchönen Beſitz, das Erworbene in ſichere Erhaltung, das Gedachte in großartige That aufblühe, was nur durch ein perſönliches Daſeyn möglich iſt, das muß der Bauer, der arbeitende, der erwerbende Bürger, der Gelehrte ſelbſt wünſchen; denn der höhere, herrlichere Sinn ſeines eigenen Lebens tritt ihm erſt aus einem ſolchen Daſeyn in friſcher und geſunder Geſtalt entgegen. Ein jeder Staat, der ohne Adel iſt, wird immer etwas Kleinliches, Spießbürgerliches behalten; es fehlt ihm der edle, vornehme Mittelpunkt, in welchem ſein mannichfaches Streben ſich vereinigt; es entgeht ihm das großartige Gepräge, die innere Kühnheit, die nur da ſich zu zeigen vermag, wo alle Richtungen ſich durchdringen. Aber eben weil der Adliche das Element der reinſten Perſönlichkeit darſtellt, muß er ſich ganz opfern. Wie alle für ihn, muß er für alle ſorgen. Die Idee des Adels iſt keinesweges eine irdiſche Perſon. Er ſoll ganz in und für die großen und allgemeinen Verhältniſſe des Staats leben, alle Stände ſollen in, mit, durch ihn ihre Freiheit erkennen. Nur durch willige Selbſtopferung erlangt der Adliche ſeine Bedeutung. Mag man in der Geſchichte der Entſtehung des Adels für frühere Zeiten dieſe Art ſeines Daſeyns nicht finden, mag es wahr ſeyn, daß das Feudalſyſtem keinesweges die Freiheit förderte, vielmehr hemmte, und daß der Adel faſt durchaus eine kriegeriſche Bedeutung hatte; die Idee des Adels in unſern Tagen, wie ſie ſich in verſchiedenen Ländern mehr oder weniger deutlich zu entwickeln ſtrebt, indem ein rein bürgerlicher Adel entſtand — die Pairſchaft — iſt offenbar die oben bezeichnete, ſie kann keine andere ſeyn. Der Erwerb iſt nothwendig bei dem Adel, wenn auch nicht verdrängt, doch untergeordnet, denn ſeine Bedeutung iſt in der Sicherheit eines in ſeinen Bedingungen feſten irdiſchen Daſeyns, welches ſich nach allen Richtungen frei und ſorgenlos bewegen kann. Daher iſt der Grundbeſitz eine unerläßliche Bedingung, denn jeder andere Beſitz theilt das Schwankende und Unſichere des Erwerbes. Das Land, welches vom Volke bewohnt wird, iſt allerdings mit der Fülle ſeines Naturreichthums nicht bloß der äußere, ſondern auch der innere Grund ſeines Daſeyns. Ein jeder Grundbeſitz kann aber nicht einen Adel erzeugen. Der Beſitz muß ſo bedeutend ſeyn, daß er für alle innere wie äußere Erzeugniſſe und Elemente des geſelligen Lebens einen bedeutenden Mittelpunkt bildet, dann erſt kann die allgemeine Freiheit ſich in ihm geſtalten. Eben ſo nothwendig iſt der Adel erblich. Sollte der Adel zu jeder Zeit von neuem aus dem Erwerb entſpringen, ſo wäre ſein Daſeyn nie geſichert, es könnte ſich die freimüthige Zuverſicht, die feſte Kühnheit der Geſinnung nie ausbilden. Es tief das veraltete Inſtitut des Adels auch in unſern Tagen verſunken ſeyn mag, ſo widerwärtig, ja verächtlich der Adliche erſcheint, wenn er in leerem Hochmuthe der irdiſchen Perſon irgend einen nichtigen Werth beilegt, ſo gibt es doch wohl kaum unter uns irgend einen, wenn er nicht ein ganz beſchränktes Leben geführt hat, dem nicht irgendwo eine hohe Geſtalt entgegentrat, deſſen feſte Kühnheit, ſichere Klarheit und furchtloſe Anmuth den ererbten Vorzug unmittelbar darthat. Aller Erwerb hat nothwendig etwas Aengſtliches, der Sorge für das eigene Daſeyn ſteht die Furcht immer nahe, und ſelbſt die herrlichſte Natur vermag ſie ſchwer zu bändigen. Dennoch wäre es höchſt thöricht, wenn man behaupten wollte, daß die Zahl der Geſchlechter abgeſchloſſen wäre. Wo jene äußere Sicherheit einmal erworben iſt, wo ein großer Beſitz den großartigen Sinn erzeugt, da iſt der Adel, ja in einem wahrhaft in allen Elementen lebendigen Staate muß derjenige, dem ein großer Beſitz geworden, ſey es durch Fleiß oder durch Glück, wenn ihm der Sinn beiwohnt, ſein irdiſch erweitertes Daſeyn dem Staate zu widmen, nothwendig ein Adlicher werden wollen, er muß wünſchen, dieſen Vorzug auf ſeine Nachkommen zu vererben, nicht aus kläglicher Eitelkeit, ſondern eben aus echt bürgerlichem Sinne.

Was nun aber den ſcheinbaren Vorzug des Adels betrifft, ſo iſt dieſer in jener eben angedeuteten myſtiſchen Tiefe aller irdiſchen Geburt gegründet, die innerlich das Talent, äußerlich die Glücksgüter beſtimmt, ohne die Freiheit zu gefährden, ſo daß ein Jeder in ſeiner Art das Gepräge des Ewigen trägt und in ſich zu geſtalten vermag, und was als Gunſt und Mißgunſt des Geſchicks erſcheint, iſt dennoch in einer urſprünglichen Selbſtthat gegründet und Grund aller Eigenthümlichkeit der Stände. Nicht nur die verſchiedenen Verhältniſſe derſelben Zeit, auch die günſtigern und ungünſtigern verſchiedener Zeiten ſind durch jene Tiefe beſtimmt, und wer ſie mit den elenden Anſichten einer allgemeinen Glückſeligkeit, die aus einer Gleichartigkeit aller äußern Glücksgüter entſpringen ſollte, zuzudecken glaubt, beweiſ't nur die unendliche Seichtigkeit und Oberflächlichkeit ſeiner Lebensanſicht; denn mit jener Verſchiedenheit würde aller lebendige Reiz und alle großartige organiſche Ausbildung, die eben in der Entwickelung des Vielfältigſten in einer durchdringenden Einheit ſich bewährt, durchaus verſchwinden. Wer ſich durch die Vorzüge des Adels, der Idee nach, eingeengt fühlt, offenbart nur ſeine eigene Knechtſchaft. Ein jedes Daſeyn in einem freien Staate iſt gleich unendlich, hat ſeinen Werth nicht in der Erſcheinung, ſondern in einem geiſtigen Daſeyn, welches über aller Erſcheinung liegt. Wer ſich ſelbſt in dieſer Freiheit ergriffen hat, wer in dem Staat, den wir als einen ſolchen, der in allen Richtungen die höhere Freiheit pflegt und entwickelt, vorgeſtellt haben, ſeine Eigenthümlichkeit ergreifen und darſtellen kann, der iſt in ſich abſolut vornehm, und beſitzt die innere Zuverſicht einer ewigen Natur. Wer ſich gehemmt, beſchränkt fühlt durch den Adel, muß ſich äußerlich mit ihm verglichen, ſich dann unter ihn geſetzt haben, und da iſt es ganz recht und billig, daß er die Ketten trägt, die er ſich ſelbſt angelegt hat.

Wenn wir aber dann den Adel als Element eines freien Staats betrachten, ſo iſt es auch wieder der größte Vorzug eines Staats, einen Adel zu beſitzen. Der wahre Bürger aber gehört dem Staate nicht theilweiſe zu, ſondern ganz, der Vorzug des Staats iſt ſein eigener innerer, und hier alſo wie dort wird es nur ein Scheinvorzug, ſo daß in dem Maße, als der Staat ſich freier ausbildet, das Verhältniß der Stände unter einander ſich immer heiterer ausbilden, keiner den andern verdrängen, ein jeder vielmehr die freie Entwickelung der übrigen befördern wird.

Dieſe ſind nun die ewigen Elemente des Staats in der Richtung des Seyns. Die größere Allgemeinheit der Natur in einer mit ihr innig verwebten That, die daher mit geringerer äußerer Freiheit hervortritt, bildet ſich bei dem Bauernſtande, eine größere Freiheit der beſondern That, aber mit Beſchränkung der Natur, entwickelt ſich in dem Bürgerſtande, die größere Allgemeinheit der Freiheit in einer perſönlichen und beſondern Natur erſcheint, beide verbindend, durch den Adel. Wenn die Geſchichte unſerer Staaten das Element des Adels zuerſt, und in herber und ſtrenger Form entwickelte, ſo iſt es die Bedeutung der geſchichtlichen Geſtaltung derſelben geweſen, daß im Verlaufe der Zeiten die mannichfaltige, bis ins Unendliche gehende Sonderung der Production ein eigenes freies Daſeyn ſuchte. So iſt der Bürgerſtand mächtig geworden, er ſtellt die innere organiſche Unendlichkeit dar, mit welcher allein das Leben einen höhern Sinn erhält, und indem die Staaten auch den Bauernſtand in den freien Verein als ſelbſtſtändiges Element aufzunehmen ſtreben, ſoll der Grund des Daſeyns nicht nur ſeine äußere, ſondern auch ſeine innere Bedeutung erhalten. So ſuchen die Staaten das rechte Maß der wechſelſeitigen Bildung, und Adel, Bürger und Bauer verhalten ſich zu einander, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Frei aber iſt ein jeder nur in ſeiner Eigenthümlichkeit, nur in ſeiner Stellung, nur von dieſer aus ſoll er wirken und handeln. Eine Begriffsfreiheit, die jene Eigenthümlichkeit aufhebt, oder auch nur ſich über dieſe hinausbilden will, iſt ein Widerſpruch in ſich.

Der Gelehrte.

Es iſt leicht, zur allgemeinen Erbauung zu beweiſen, wie nützlich die Seele dem Leibe ſey, der freilich ohne Seele weder Hand noch Fuß rühren könnte, daß aber, wenn wir ihre Bedeutung darſtellen wollen, jene Betrachtungsweiſe kümmerlich, ja unwürdig erſcheinen würde, wird einem Jeden einleuchten. Es ſoll hier nicht die Rede ſeyn von der Bedeutung der Wiſſenſchaften an ſich, denn die unbeſchränkte Entwickelung derſelben, die geiſtige Freiheit in jeder Richtung des Forſchens und Bildens, hat eine Betrachtung der Art überflüſſig gemacht. Der eigentliche Gelehrte mit dem Bauer, der Talentvolle mit dem kunſtreichen Arbeiter, das Genie mit dem Adel vergleichbar, nehmen wie von ſelbſt ihre Stelle ein, der geringere Schein gilt nur für kurze Zeit, und keiner, der nur für den vorübergehenden Augenblick thätig iſt, hat ein wahres Daſeyn in jenem innern, nur auf das Ewige gerichteten Verein. Während auf den Märkten und Plätzen das geringe Volk ſich ſchreiend drängt, um auf die flachſte Weiſe das Oberflächliche zu beſprechen, während dort aus der Verwirrung ſich Neues, immer ſteigend, erzeugt, hält in den ewigen Tempeln der unvergänglichen Geſchichte, wo das göttliche Feuer der Altare nie erlöſcht, umgeben von dem Großen und Herrlichen aller Zeiten, die wahre Bundesverſammlung ihre ununterbrochene Sitzung, fortdauernd handelnd und richtend zugleich, und wenn die Zeiten Völker und Fürſten verblenden, geht ſie nie aus einander, verwandelt ſich aber in ein heimliches Gericht, und die Strafe der geſchichtlichen Unthat trifft um ſo gewiſſer. Wo das Streben ungehemmt auf eine Entwickelung der Idee des Staates geht, da entſpringt jede geiſtige Richtung lebendig aus ihm ſelbſt, als ſeine höchſte Blüthe, und Praxis im größten und freieſten

Sinn iſt der lebendige Blick, der das Ganze in ſeiner innern Tiefe ſowohl, als in ſeiner äußern Beweglichkeit zu überſchauen vermag.

Der Staat bildet aus ſich ſelbſt Inſtitute, die dem Erkennen gewidmet ſind. Sie ſind nicht als eine Gabe zu betrachten, nicht als ein Opfer, welches der Staat einem Fremden bringt, welches er dulden muß und aus Mitleid pflegt. Wo der Gelehrte ein Knecht iſt, kann keiner frei ſeyn. Zwar muß ein jeder aus ſich ſelbſt die Freiheit erzeugen, aber ſie waltet nur da, wo ſie in jeder Geſtalt gedeiht, am ſicherſten aber vermag ſie ſich in jeder Form darzuſtellen, wenn ſie in ihrer freieſten ſich in allen unendlichen Richtungen unbefangen ausſprechen kann. Der Bürger und Bauer müſſen die Bedingungen ihres äußern Daſeyns erwerben, der Adliche verdankt ſie der Natur, dem Glück, der Gelehrte dem nationalen Sinn, und wir nennen diejenigen Völker barbariſch, die, von den bloß irdiſchen Bedürfniſſen ergriffen, keine freie, geiſtige Blüthe zu entfalten vermögen.

Auf eine doppelte Weiſe tritt die eigenthümliche Thätigkeit der Gelehrten im Staate hervor, als eine Hineinbildung des Seyns in das Erkennen — Erziehung im weiteſten Sinne des Worts, und als eine Hineinbildung des Erkennens in das Seyn — Geſetzgebung. Die Erziehung wird für die eigenthümliche Entwickelung ſorgen, und iſt ihrem Werthe nach dieſelbe, wenn ſie ſich mit den erſten Keimen in der Seele des Kindes und mit den größten Verhältniſſen des ganzen Staats beſchäftigt. Es gibt eine dreifache Stufe der Erziehung. Sie leitet das Kind — in der Schule, ſie erregt den Jüngling zur geiſtigen Selbſtthat — durch die Geſellſchaft, ſie unterhält die thätigen Elemente geiſtiger Entwickelung für den ganzen Staat —

durch die Meiſterſchaft. Dieſe Stufen ſind keinesweges ſcharf zu ſondern, eine jede vermag, ſich mit gleicher Unendlichkeit getrennt und vereinigt darzuſtellen, ſo daß Schule, Geſellen- und Meiſterſchaft in dieſem vereinigt, in jenem getrennt erſcheinen mag, ja ſoll. — Die Geſetzgebung im weiteſten Sinne, wie wir ſie hier nehmen, iſt die geiſtige Gegenwart, die gerundete, im ganzen und auf einer jeden Stelle, bis ins Unendliche, lebendige Form des Erkennens, in ſo fern ſie ſich in der Erſcheinung darſtellt. Da beide Richtungen, ihrer Idee nach, Gegenſtände eigener Betrachtung ſeyn ſollen, ſo wollen wir hier nur die den Gelehrten gebührende Freiheit erwägen. Erſtens iſt es klar, daß der gelehrte Stand ſich aus ſich ſelbſt geiſtig erzeugen muß, daß keine fremde Gewalt beſtimmend in ihn eingreifen darf, ohne ſein Weſen zu zerſtören. Ein jeder iſt, was er iſt, lediglich durch Selbſtthat, die Stelle aber, die er einnehmen ſoll, iſt durch die Wiſſenſchaft ſelbſt, durch die Kundigen beſtimmt. Daß dieſes in einem jeden Staate Statt finden muß, und nur etwa durch (ohne alle Zweifel von manchen zu freigebig) zugeſtandene Unvollkommenheiten verhindert wird, iſt die allgemeine Stimme, und was man dagegen vorbringt, kann hier, wo keine Einwendung uns trifft, nicht widerlegt werden. Dann aber muß auch das äußere Leben, der äußere Beſitz des Gelehrten ganz in ſich gegründet ſeyn. Was man auch gegen die Klöſter einwenden mag, dieſes wenigſtens war etwas Treffliches, daß eine jede geiſtige Beſchäftigung, völlig rückſichtslos, ganz unabhängig von dem ſogenannten Nutzen, eine jede eigenthümliche Natur, berufen zu dem ſcheinbar eingeſchränkteſten Streben, eine Freiſtätte, eine Stelle für ihren Trieb fand. Kein Menſch vermag die grundloſe Tiefe der Forſchung, die unendlich mannichfaltigen Punkte, von welchen aus ſich ein wunderſames Leben zu entfalten vermag, zu überſchauen oder die Bedeutung zu beſtimmen. Verlaſſen wir den einzig feſten Boden aller Beurtheilung, den der eigenthümlichen Natur, des Talents, ſo ſind wir durchaus rathlos. Es muß ſtrenge behauptet werden, daß ein jedes eigenthümliche geiſtige Streben, ohne irgend eine Rückſicht, wenn es auf eine geſunde Weiſe hervortritt, einen unbedingten Werth hat. Dieſes Urtheil aber gehört der Wiſſenſchaft, und alles, was in ihr eine Würde hat, muß eine entſprechende Stelle im Staate, und eine völlig unabhängige finden; denn eine bedingte Verehrung der Wiſſenſchaft im Ganzen iſt gar keine. Dieſes freie äußere Daſeyn fordert eine eben ſo unbeſchränkte innere — die Preßfreiheit. Die wunderbar große Entdeckung der Buchdruckerkunſt hat tief eingegriffen in das geſammte Leben aller Staaten. Seitdem die Preſſe erfunden ward, denkt der Staat durch die Preſſe. Sie iſt das lebendige Organ aller geiſtigen Mittheilung. Es gibt in unſern Tagen in keinem Staate Gedankenfreiheit, wenigſtens für den Staat nicht, wo es keine Preßfreiheit gibt, und, da vernünftiges Handeln nur aus den freien Gedanken entſpringt, fehlt dieſes, alle freie Entwickelung iſt gehemmt, die Geſetzgebung ohne Sinn und Bedeutung und von dieſem gehemmten Punkte aus vibrirt die Hemmung in allen Richtungen nach allen Punkten des Lebens hin, allenthalben Keime erſtickend und zerſtörend.

Damit der gelehrte Stand frei ſey, muß er daher ſich lebendig aus ſich ſelbſt erzeugen, ſich unabhängig durch ſich ſelbſt erhalten und unbeſchränkt ſich über alle Gegenſtände geiſtiger Thätigkeit äußern und laut werden. Iſt die Wiſſenſchaft die Seele des Staats, ſo iſt ein Staat, der die freie Aeußerung des Geiſtigen fürchtet, einem Kranken zu vergleichen, dem der Arzt wohl auch das Denken verbieten zu müſſen glaubt. Aber was ſich für einen ſolchen Staat ziemte, wäre, daß er auch, als ein Kranker, auf alles Handeln verzichtete. In einem Staate, wo das Geiſtige gehemmt werden muß, iſt keiner geſund.

Erziehung, Unterricht.

Das Weſen der Erziehung iſt von dem Weſen des Staats nicht verſchieden, beide wollen daſſelbe, die aus dem Göttlichen geborne Eigenthümlichkeit in dem räthſelhaften Streite des irdiſchen Lebens, im Ganzen und Einzelnen, retten und befördern. Die Erziehung iſt der Staat ſelbſt in ſeiner Entwickelung begriffen. Wir erziehen uns alle unter einander, in ſo fern wir zu derſelben Zeit leben und die vorhergehende Generation erzieht die nachfolgende, ohne daß wir im Stande ſind, zu beſtimmen, wo jene wechſelſeitige Erziehung aufhört, wo dieſe einſeitige anfängt.

Mit der Geburt des Kindes iſt das Räthſel ſeines ganzen Daſeyns gegeben. Waffenlos und thatenlos erſcheint das Kind fremden Mächten, ſo innerlich, wie äußerlich Preis gegeben. Ohne ſein Zuthun werden Neigungen erregt, andere unterdrückt, Begierden erzeugt, andere erſtickt; aus dieſer Wurzel der augenſcheinlichſten Knechtſchaft entwickelt ſich die Freiheit, und erkennt man ſie hier nicht, wenn auch verhüllt, ſo iſt ſie in keiner Erſcheinung zu retten, in der bürgerlichen Geſellſchaft ein Unſinn. Daher ſollen chriſtliche Staaten in ihrer Verfaſſung den Erlöſer verehren. Das Streben alles geſelligen Vereins iſt, der Idee nach, die fortdauernde Erlöſung, und was die fromme Seele als das einzige Heil für die Perſon erkennt, erhält nur einen groſſen und wahrhaft beſeligenden Sinn, wenn es auch vom Staate behauptet wird. Ein Reich, nur von dieſer Welt, iſt auch für dieſe Welt zu ſchlecht.

Mit der Geburt tritt beides hervor, ein urſprünglich Gutes, Göttliches, die innere, unzerſtörbare, ewige Natur in uns, und ein urſprünglich Böſes, durch welches das Göttliche ſchon vor aller Erſcheinung durch eine Unthat verfinſtert ward. Schon die irdiſche, erſte Erſcheinung des Menſchen offenbart uns die Selbſtſucht der Natur in ihm, ſein erſtes Erwachen iſt ein Widerſtreben. Wo dieſe Selbſtſucht herrſchend wird, da wird die Natur, die Umgebung immer feindſeliger gegen ſie treten, ſie ſelbſt ſich immer mehr in die eigene Leere zurückziehen (der rohe Naturzuſtand), das Leben wird die Vereinzelung in ſeiner tiefen Verzerrung immer deutlicher entwickeln, und in dem ungleichen Kampfe kann der in ſich Zerſtörte nur ſeine eigene Nichtigkeit darſtellen. Seit der Erlöſer als Erretter des Geſchlechts erſchien, iſt alles eigentliche Leben nur in ihm, und wenn das Kind erſcheint, ſoll es mit zwei bedeutungsvollen Symbolen empfangen werden, die, indem ſie die Vorbilder des verhängnißvollen Lebens eines jeden Menſchen ſind, zugleich die myſtiſche Tiefe jeder Geburt und was der Erlöſer von uns fordert, da wir nur durch gemeinſchaftliche That errettet werden, vernehmlich ausſprechen. Taufe und Exorcismus gehören weſentlich zuſammen. Die Taufe iſt keineswegs eine bloß äußerliche Handlung, ihre Bedeutung iſt unendlich tief. Die Thränen, die aus den Augen der Herumſtehenden hervorquellen, ja jede Thräne, die das dunkle Leben aus heiligem Gefühle erpreßt, iſt ein Urbild der Taufe ſelbſt. Es iſt die gläubige Sehnſucht, die den ewigen Erlöſer in jeder Erſcheinung, in den Stunden trüber Verirrung, erwartet und in der Umgebung fühlt. Am innigſten bei der Geburt eines Kindes, da tritt uns, aus dem Glauben erzeugt, die Hoffnung entgegen, und daß in der Liebe, die in uns wirkt, der Erlöſer thätig ſey, das erkennen wir, indem wir geſtehen, daß das Schickſal des Kindes mit unſerer Geſinnung auf eine wunderbare

Weiſe verbündet iſt, indem wir, in ſcheinbarem Widerſpruche, die Bewahrer ſeiner Freiheit ſind. Aber neben dieſer unendlichen Hoffnung, und eben je lebendiger und tiefer ſie in uns wirkt, deſto gewiſſer regt ſich grauenhafte Furcht. Die hölliſche Gewalt hat ihre Ketten um das Kind geſchlungen und lockt die kindliche Seele nicht nur in ihr ſelbſt, ſondern auch durch uns. Wer die Macht der Gewohnheit, die Gewalt der erſten Eindrücke, den Einfluß der Umgebung auf die Entwickelung, die furchtbare Verantwortung, die auf uns ruht, jemals gefühlt hat, und wer dann nicht, wenn das Kind dem Erlöſer geweiht wird, unwillkürlich das Kreuz ſchlägt und, ergriffen von grauenhafter Furcht, den Satanas von ſich und von dem Kinde abweiſ't, der hat, vielleicht in unbeſtimmter Rührung, manches Schöne gefühlt, aber klar, deutlich, in ſeiner unergründlichen Tiefe ſtand die Handlung keinesweges vor ihm. Aller Unterricht ſoll eine fortgeſetzte Taufe, alle Erziehung, im engern Sinne, ein fortgeſetzter Exorcismus ſeyn.

Die Familie iſt, ſelbſt Blüthe und lebendiges Organ, Keimhülle, und je geſunder der Staat, deſto freier und eigenthümlicher vermag ſich die Familie zu bilden, ſo daß nichts Einzelnes, nichts Trennendes in ihr erſcheint, daß vielmehr der Sinn des Staats mit dem Familienſinne durchaus zuſammenfällt. Und je reiner auf dieſe Weiſe die Familie das Ganze in der beſtimmten Form darſtellt, deſto fröhlicher und friſcher werden ſich auch die Keime des neuen Lebens aus ihrer Mitte entfalten. So iſt die wahre Erziehung eines jeden Kindes mit der Entwickelung und Bildung des Staats im Ganzen auf das innigſte verknüpft, ſo wie auch kein Staat ohne geordnete Erziehung gedeihen kann.

In der Familie iſt die Mutter die gegen das Göttliche gerichtete Natur, die ſtrenge Liebe, die nur das Göttliche liebt, der Vater die liebende Strenge, die alles Ungöttliche abweiſ't, beide Gemüth und Verſtand, Herz und Kopf. Die Selbſtſucht verwandelt die Freiheit in Willkür, die Nothwendigkeit in Zwang. Erſcheint bei der Erziehung die Willkür äußerlich, ſo wird ſie vom Kinde als Zwang empfunden und erregt auch innerlich die Willkür, und ſo iſt der Keim der innerſten Zerſtörung ſchon frühzeitig in der kindlichen Seele gepflanzt. Glücklich iſt das Kind, deſſen früheſte Erziehung ihm ſchon jedes Gebot als ein nothwendiges Naturerzeugniß erſcheinen läßt; dadurch allein wird die Selbſtſucht in ſich zurückgewieſen. Nur wenn das Kind ſtrenge gehorchen lernt, kann es lieben lernen, der Nothwendigkeit ergibt, gegen den Zwang ſträubt man ſich. In jener, ſelbſt bewußtlos, ahnden wir die Sicherheit der in ſich begründeten, d. h. der eigenen Natur, wenn dieſer uns ewig fremd dünkt. Langſam und vorſichtig muß die Decke des ſtillen ergebenen Gehorſams gelüftet werden, damit man der freien Liebe Zeit laſſe zu reifen.

„Iſt Gehorſam im Gemüthe,
„Wird nicht fern die Liebe ſeyn.“

Dieſer Theil der Erziehung wurzelt in der Familie und entſpringt auf geſunde und freudige Weiſe nur aus ihr; er iſt die Grundlage aller fernern Entwickelung, und je früher der ſchöne Sinn in den Eltern ſtrengen Gehorſam bei den Kindern erzeugt, deſto ſicherer und feſter iſt dieſer Grund gelegt. Aber dann eröffnet ſich der geſchloſſene Kreis des Familienlebens, um die erzeugenden Principien des allgemeinen Lebens in ſich aufzunehmen. Die Liebe tritt aus dem ſtillen Grunde der Natur in den weiten Umkreis der Geſchichte, und wird auch hier durch Gehorſam genährt. Alles Leben ſoll ein Eigenthümliches in göttlicher

Art entwickeln, ſoll die Spuren der angebornen Sünde vernichten. Aber das Eigenthümliche iſt nur als eine beſtimmte Form des Ganzen, ohne dieſes hat es keinen Sinn. Ein jeder Menſch iſt ſeine eigene Bedingung, findet die Gründe der Selbſtbeſtimmung in ſich ſelbſt; aber nur in ſo fern er als das Beſtimmende, Unbedingte, das Ganze anerkennt. Ein Jeder wird bedingt durch das Ganze, aber nur in ſo fern er in ſich das Unbedingte erkennt.

Unter den Völkern, wie unter den einzelnen Menſchen, vermögen nur wenige und nur auf kurze Zeit das Höchſte darzuſtellen, aber wenn wir dieſe ſchnell vorübergehenden lichten Punkte in der Geſchichte betrachten, dann ſehen wir, wie ſie immer mit der großartigen bürgerlichen Geſinnung der Familien zuſammenfielen. Die Mütter, im großen Sinne, die einzig wahren Mütter, lieben in den Söhnen ganz und durchaus den zukünftigen Bürger, in den Töchtern die zukünftigen Mütter, die Väter wollen ſie bilden. Man wende uns nicht ein, daß auch das am meiſten verwahrloſ'te, urſprünglich verkrüppelte Daſeyn die elterliche Liebe in Anſpruch nehme. Allerdings; aber was wir hier lieben, iſt nicht die Erſcheinung, was in das erſcheinende Leben thätig eingreifen kann, das ſoll dem Staate dienen, nur für dieſen da ſeyn, und nur durch eine ſolche Geſinnung hat die Liebe der Eltern Sinn. Wenn man dagegen behaupten will, daß die ſittliche Erziehung höher ſey, als die bürgerliche, weil ſie auf das ganze Geſchlecht und nicht bloß auf ein Volk gerichtet ſey, ſo darf man nicht vergeſſen, daß der nationale Haß aus nationaler Schwäche entſpringt und daß die Idee des Staats, rein gefaßt, die Eigenthümlichkeit anderer Staaten eben ſo ſehr fördert und erhalt, wie die Eigenthümlichkeit eines jeden menſchlichen Daſeyns in ſich ſelbſt. Faſſen wir die Staaten in ihrer höchſten, d. h. religiöſen, Bedeutung, die einzig haltbare, ſo leidet es keinen Zweifel, daß die bürgerliche Erziehung ganz mit der religiöſen zuſammenfallen müſſe. Religion, Sittlichkeit und Bürgerſinn nehmen, jedes für ſich, den ganzen Menſchen in Anſpruch, und müſſen ſich wechſelſeitig vernichten, wenn ſie nicht eins ſind. Die Familienerziehung entſpringt aus der perſönlichen Liebe, und richtet ſich, jede irdiſche Verſchrumpfung abwehrend, gegen das Allgemeine, ſie beſteht in einer beſtändig fortgeſetzten Beſchwörung der Selbſtſucht — der fortdauernde Exorcismus. Durch die geiſtige Erziehung, durch den Unterricht will der Staat ſelbſt ſich mit aller Fülle ſeiner Entwickelung in eine jede Perſon verſenken. Die Wiſſenſchaft, ihrer Idee nach, iſt nichts von dem Staate Verſchiedenes, ſie iſt der Staat ſelbſt, in ſeiner Entwickelung betrachtet. Man ſage nicht: die Wiſſenſchaft gehöre dem Geſchlechte, nicht einem einzelnen Volke. Das iſt ſo gewiß, wie es gewiß iſt, daß der Prozeß der Verdauung derſelbe iſt für alle Menſchen; aber doch zugleich das allerperſönlichſte. Wir wiſſen, daß, wenn man ſich das Nervenſyſtem der Menſchen allein denkt, es ſo abgeſondert, dennoch die ganze Geſtalt darſtellt. In noch viel höherm und lebendigerm Sinne muß dieſes von der Wiſſenſchaft gelten, wenn wir ſie als das belebende Princip der Staaten betrachten; denn hier ſoll die geiſtige Freiheit, die vollendete Bildung aus der eignen Natur heraus, auf einem jeden Punkte erſcheinen. Zwar tritt die Gewalt des Nervenſyſtems für die Erſcheinung am ſtärkſten im Gehirn hervor, aber dennoch wirkt es ganz auch in den äußerſten zarteſten Nervenfaſern des entfernteſten Organs. So ſoll die einige Wiſſenſchaft aus ihrem erſcheinenden Mittelpunkte nach allen Richtungen wirken, auf einem jeden Punkte ganz ſeyn. So tritt, als der Repräſentant des ſich entwickelnden Staats, der Lehrer in den durch die Liebe eröffneten Familienkreis. Der Lehrer iſt, der Idee nach, nothwendig religiös. Er bringt den Segen der Erlöſung, wie ihn die göttliche Gnade im Staate hat gedeihen laſſen, dem Kinde entgegen, er beſtätigt die ewige Perſönlichkeit, die eigenthümliche Natur, welche die Eltern dem Staate geopfert hat. Alles, was der Staat als ſein geiſtiges Eigenthum betrachten kann, ſoll, einem lebendigen Syſtem gleich, auf einem jeden Punkte, zwar nicht der Erſcheinung nach (actu), wohl aber dem Weſen nach (potentia), ganz ſeyn, und der erſte Unterricht muß nothwendig, ſelbſt in ſeiner ſcheinbar eingeſchränkteſten Form, der Stufe der herrſchenden Wiſſenſchaftlichkeit angemeſſen ſeyn, darf, ſeinem Weſen nach, durchaus nicht als etwas Vereinzeltes betrachtet werden. Daher die geiſtige Verknüpfung aller Wiſſenſchaften, die, auch wo ein entſchiedenes Talent die beſtimmteſte Richtung nimmt, niemals ganz verſchwinden kann, ſo daß ſelbſt die wirkliche Virtuoſität, wenn ſie in der Vereinzelung erſcheint, ein widerwärtiges Gefühl erregt und erregen muß. Der Staat will die Freiheit ſeiner Bürger, ſie iſt das Einzige, was er wollen kann; frei iſt der Bürger nur, wenn er die innere Unendlichkeit ſeiner Natur darzuſtellen vermag, und dieſe iſt nur, in ſo fern die unendliche geiſtige Richtung des Staats ſich in ihm darſtellt, ſo daß dieſer in ſeiner Erſcheinung nichts äußerlich Hemmendes für ihn enthält. Der Staat, der es nicht als das größte Unglück betrachtet, wenn irgend ein geiſtiger Keim unentwickelt bleibt, deſſen Sinnen und Trachten nicht ganz und durchaus darauf gerichtet iſt, die Geiſter zu befreien, ſo daß alles Uebrige, äußere Einrichtung, äußerer Wohlſtand, nur in und mit und durch dieſes Hauptziel aller Staaten einen Werth erhält, iſt barbariſch, hat ſich ſelbſt gar nicht begriffen. Ich höre ſchon, wie man mir einwirft: für die geiſtige Entwickelung ſorge die Vorſehung, das rechte Talent bahne ſich allenthalben den Weg, wo die freie Natur erſcheine, da habe ſie ſich ſchon in ihrer Freiheit entwickelt, und wo ſie nicht erſcheine; wer kann da ſagen, daß ſie auch nur als Keim geweſen ſey u. ſ. w., wie man dergleichen flachere und bedeutendere Einwürfe hört. Wer es aber recht innig, recht tief begriffen hat, wie wir hier leben und ſind, lediglich zur wechſelſeitigen Errettung, wer den echten Sinn des chriſtlichen Idealiſmus der Liebe gefaßt hat, wer das Schickſal aller Menſchen als das innere eines jeden ſetzt, wer es fühlt, wie wir Rechenſchaft ablegen ſollen für eine jede Seele, die das Geſchick, ſey es durch die perſönlich nähern Verhältniſſe, ſey es durch die größern, organiſchen des Staats, mit uns in Berührung bringt: der wird die Hände nicht in den Schooß legen, nicht in müßiger Selbſtbeſchauung ſich immer tiefer verſtricken, er wird nicht ruhen, und gegen jedes Hinderniß unabläſſig kämpfen, damit dasjenige, was ſich von göttlicher Art im Ganzen darſtellt, einem jeden zugeleitet werden kann und ſo ſeine Befreiung fördere. Zwar bilden unſere Thaten und Beſtrebungen in dieſem Leben keinesweges den eigentlichen religiöſen Grund des Daſeyns, aber ſie ſind die Früchte deſſelben, und wie die Güte des Baums nur aus den Früchten erkannt werden kann, ſo mögen auch wir nur aus der Natur unſerer Beſtrebungen erkennen können, wie es mit uns beſchaffen ſey. Nun gibt es aber, eben in unſern Tagen und bezeichnend für ſie, eine allgemein ausgeſprochene Stimme, die auf das innigſte mit der ganzen Eigenthümlichkeit unſers Lebens verſchmolzen iſt, und die, bis auf ihren Grund betrachtet, nichts anders ausſpricht, als jene allgemeine Behauptung. Es wird nehmlich gefordert, daß es einem jeden Bürger möglich ſeyn müſſe, eine jede Stelle im Staate zu bekleiden; eine Forderung, die ſo ganz unſerer Zeit zugehört, daß ſie nie mehr abgewieſen werden kann, und die gar keinen Sinn hat, wenn nicht ein jedes Kind in die Lage geſetzt wird, freiwillig ſeine Stellung für die Zukunft zu wählen. Alſo muß der erſte Unterricht offenbar von der

Art ſeyn, daß er erſtens keine ſolche beſtimmte Richtung in ſich ſchließt, daß das Kind ſchon durch dieſe eine Beſtimmung erhalte, die keineswegeſ freiwillig genannt werden kann, dann aber muß er auch einen freien Ueberblick über die verſchiedenen Richtungen der Bildung geben, ſo daß ein jedes Talent ſeinen Gegenſtand, eine jede Neigung ihre Welt findet, in welcher ſie ſich zu regen und zu bilden vermag. Ja, die Eltern ſollten ſolche Neigung, ſolches Talent anerkennen, ſelbſt wenn der Staat, in einer unglücklichen Verblendung, jene erlöſende Richtung gegen die Perſon nicht entwickelt hat; denn nicht für den erſcheinenden Staat, ſondern für den Staat im Staate leben wir, wenn wir ihn erſt erkannt haben. In einem Staate aber, deſſen Beſtrebungen auf das Höchſte, wenn auch nicht immer mit dem klarſten Bewußtſeyn, gerichtet ſind, iſt die Bedeutung des Erziehers keine andere, als daß er dafür Sorge tragen ſoll, daß ein jedes Kind in ſeiner Art gedeihe, und wo dem entſchiedenen Talente die äußern Bedingungen ſeiner Entfaltung fehlen, da muß der Staat ſie herbeiſchaffen. Iſt dieſe Anſicht die richtige, ſo iſt die erſte Erziehung der Kinder für den Staat das Allerwichtigſte, ja ein tief religiöſes Geſchäft, auf dem Gelingen der Erziehung beruht das eigentliche, innerſte, tiefſte Wohl des ganzen Staats, auf dem Ernſt, mit welchem der Staat ſich beſtrebt, ſie in ihrer Vollkommenheit darzuſtellen, ihre ganze Bedeutung. Hier, nur hier allein iſt die ſtille Werkſtätte der wahrhaften Freiheit, und wenn der Staat nicht mit ſteter, frommer Andacht in dieſer Richtung thätig iſt, ſo ſind alle Einrichtungen ohne Sinn; denn nur der im höchſten Sinne Freiwillige, der auch in der Kindheit nie Ketten der Verhältniſſe trug, die ihn innerlich lähmten, kann bürgerlich frei ſeyn. Es folgt aus dieſer Anſicht mit ſtrenger Nothwendigkeit von ſelbſt, daß der erſte Unterricht für alle Kinder des Staats gleich ſeyn müſſe. Man hat in thörichtem Wahnſinne die Gleichheit aller Menſchen gefordert; aber wie in der Idee des Staats die Verſchiedenheit der Stände gegründet ſey, haben wir aus dem Vorhergehenden geſehen. Die völlige Gleichheit der Kinder müſſen wir aber ſtrenge behaupten; ja erſt wenn dieſe nicht bloß anerkannt, ſondern eingeführt wird, kann man ein fröhliches und geſundes Gedeihen der wahren bürgerlichen Freiheit erwarten. Auch haben die Herrlichſten und Beſten unſerer Zeit dieſes wohl gefühlt. Daher das vertrauliche „Du,“ welches von Kindern gegen alle und von Jedem gegen das Kind gebraucht wird, und alle äußere ſcheidende und ſchneidende Verhältniſſe der Welt zudecken ſoll. Dieſe freiere Richtung hat ſo ſehr überhand genommen, daß, wo ſie nicht ganz durchdringt, ſie nur durch die Eitelkeit der Eltern gehemmt wird. Wird ſie herrſchend, dann wird keinesweges, wie man uns vielleicht glauben machen wird, der Vortheil bloß auf der Seite der geringern Claſſe, und die großmüthige Selbſtopferung auf der Seite der ſogenannten Vornehmen ſeyn, vielmehr iſt es in der That ſehr zweifelhaft, wer am meiſten zu opfern hat. Doch davon ſpäter. Wie das Geſchlecht zwar äußerlich angedeutet iſt, aber erſt ſpäter ſich entwickeln ſoll, ſo iſt umgekehrt der zukünftige Stand zwar innerlich angedeutet durch die urſprüngliche, eigenthümliche Natur, aber äußerlich ſoll er durch gar nichts angedeutet werden, ſondern in der bewußtloſen Stille, in der eignen Seele gedeihen und ſich in ſich ſelbſt verſtändigen, ja, wie die körperliche Geſundheit mit der ſpäten und langſamen Entwickelung des Geſchlechts in genauem Verhältniſſe ſteht, ſo iſt die geiſtige Geſundheit auf das innigſte verknüpft mit jener Bewußtloſigkeit, die, bloß auf die innere Stimme horchend, keine äußern Verhältniſſe kennt. Dieſe Gleichheit, wenn ſie lebendige Bedeutung erhalten ſoll, ſetzt als nothwendige Bedingung eine allgemeine Schule voraus, die auf dem Lande, wie in den Städten, für den Hohen, wie für den Niedern ganz für den nehmlichen Typus des Unterrichts ausgebildet wird. Ein Unterricht, der freilich, da er ohne Rückſicht auf alle Verſchiedenheit der Stände Statt finden ſollte, nichts enthalten dürfte, was die Eigenthümlichkeit irgend eines Standes zu hemmen im Stande wäre, nichts nehmlich, als die rein menſchlichen Elemente des Daſeyns, ſo wie ſie ſich eben geſchichtlich geſtalten wollen, und die Keime einer jeden Entwickelung nothwendig in ſich enthalten. Durch einen ſolchen Unterricht würde der Staat, wie das Licht in einem jeden Auge, mit ſeiner ganzen Bedeutung ſich wahrhaft befreiend verſenken in eine jede Seele, und indem die Selbſtbeſtimmung der eignen Natur den Grund legte zu der Zukunft des Kindes, würde der Staat die eigentliche Quelle der Freiheit eröffnet haben.

Es iſt in der That merkwürdig, wie ſehr dieſe Gleichheit der Kinder — daß ich hier nur von den Knaben rede, verſteht ſich von ſelbſt — von allen denen, in welchen die Ideen der Zeit lebendig und thätig ſind, gefordert wird. Selbſt bis auf die Kleidung iſt ſie, wie es ſeyn muß, ohne Reflexion aus Allem recht eigentlich hervorgewachſen. Der herrſchende Knabenanzug, der ſich, ohne Ziererei und gemachtes Weſen, mit großer Leichtigkeit in einen vollkommen allgemeinen verwandeln ließe, hat, eben weil er wie bewußtlos geworden iſt, eine große Bedeutung. Die Reflexion wird, eben durch die Abweichung, ſichtbar, und dieſe erſcheint für den frei Geſinnten keinesweges als etwas Erfreuliches. Wenn die Eltern das Bewußtſeyn eines nicht verdienten, nicht erworbenen Vorzuges durch eitle Unterſcheidungszeichen frühzeitig ſchon erwecken, dann bedauern wir die ſo in einer kümmerlichen Einſeitigkeit gefeſſelten Kinder eben ſo ſehr, als wir die Kinder der geringern Claſſen bejammern, wenn die verborgene Neigung in der äußern Welt keinen Haltpunkt freier Entwickelung finden kann. Die Gleichheit der Kinder iſt eben ſowohl ein wirkliches Hauptthema der Zeit, als die eigenthümliche Freiheit der Stände, ja das Eine kann ohne das Andere nicht ſeyn. Die Stände ſind nur dann frei, wenn die Mitglieder frei ſind, dieſe nur, wenn ſie durch Selbſtbeſtimmung ihre Stelle einnehmen. Die vollkommene Gleichheit der Kinder hängt auch mit dem fröhlichen und friſchen Leben derſelben genau zuſammen. Hier ſtellt ſich, rückſichtslos und aus ſeiner eignen Natur heraus, ein jeder auf die Stelle, die ihm gebührt, die gleichen Kräfte üben ſich, die Neigungen, ungezwungen, entwickeln ſich, und es bilden ſich in der früheſten Kindheit ſchon die tiefſten wahren Naturbündniſſe, für welche alle ſpätere Trennungen, ſo nothwendig ſie ſind, dennoch als etwas Formelles erſcheinen, deſſen eigentliches Weſen die tief begründete Einheit der Geſinnung iſt. Hier lernt ein jeder den Kern, die Unendlichkeit einer jeden Neigung, eines jeden Standes, ſeine innere Vornehmheit kennen, von dieſem Punkte aus allein wird der Vornehme eine Anſicht der geringern Stände gewinnen, die Geringſchätzung, als Hochmuth oder Mitleid gleich nichtswürdig, nie aufkommen laſſen, und der Geringe wird neidlos den Vornehmen ihre äußern Vorzüge gönnen. Ja die Staaten ſelbſt ſind in unſern Tagen in eine Lage gekommen, in welcher ſie das Relative der Ständeverſchiedenheit ausſprechen. Die Vertheidigung des Landes z. B. fordert eine völlige Gleichſtellung der waffenfähigen Jugend, die in der That, ſo lange die Elemente der Bildung der höhern und geringern Claſſen in rohem Gegenſatze und getrennt erſcheinen, hart genannt werden muß. Deßwegen behaupte ich auch ſtrenge, daß alle Knaben, ohne Ausnahme, vornehme und geringe, Schulen beſuchen müſſen, und daß in den Schulen das eigentliche Fundament aller Freiheit der Staaten zu ſuchen ſey — dann nehmlich, aber auch dann nur, wenn ſie vollkommen allgemein und eben dadurch abſolut perſönlich ſind. Wir wiſſen recht wohl, daß bei der gegenwärtigen Art des Unterrichts die Einrichtungen ſolcher Schulen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hätten, aber es würde doch nicht ſchwer ſeyn, auch in den ſchwankenden Methoden derſelben, in ihrem Streben, bald den Unterricht der geringern Claſſen zu erweitern und tiefer zu begründen, bald den der höhern den allgemeinen Elementen des Lebens einzubilden, die Richtung gegen dieſen Punkt nachzuweiſen. Es iſt aber gewiß, daß hier der Hauptpunkt die eigentliche unverſiegbare Quelle der bürgerlichen Freiheit iſt, die nie durch Conſtitutionen, durch Einrichtungen von außen erweckt werden kann, die ewig nur erſcheint, wo ſie ſchon iſt, nur aus ſich ſelbſt geboren wird. So ſoll alſo die Schule, indem ſie von dem Allgemeinſten ausgeht, eben das Perſönlichſte darſtellen, die Beſtätigung der ewigen Perſon, die Rettung derſelben, die fortgeſetzte Taufe, ſo wie die Erziehung, indem ſie von dem Perſönlichſten ausgeht, eben das Allgemeinſte darſtellen will. Aber Erziehung und Unterricht, obgleich durch die Richtung, durch die Form getrennt, ſind urſprünglich daſſelbe, und es muß offenbar werden, daß ſie eins ſind, es muß einen Punkt geben, in welchem ſie in ihrer Einheit hervortreten. Ich bezeichne dieſen Punkt ganz im Allgemeinen mit Gymnaſtik. Ein Ausdruck, der zwar uneigentlich iſt, der allgemeine Sprachgebrauch berechtigt mich aber, wie mich dünkt, dieſen Ausdruck in dem allgemeinen, näher zu bezeichnenden Sinne zu gebrauchen. Ich verſtehe nehmlich unter Gymnaſtik die Uebung, die uns lehrt, unſer ganzes Daſeyn auf einen Punkt zuſammenzudrängen, ſo daß ein jeder Gedanke in jedem Augenblicke, ſcharf ergriffen, ſeine rechte Darſtellung, ein jeder Entſchluß, rein gefaßt, ſeine erſchöpfende That hervorruft.

Der Leib iſt zwar nur ein Vergängliches, irdiſch Gebornes, aber er iſt zugleich nicht etwa eine Hülle, ein Aeußeres, ſondern ſeinem Weſen nach die Darſtellung des Innern. Wenn man behauptet, daß zwar der Wille rein ſey, daß aber das leibliche Daſeyn und ſeine Schwäche dem Willen widerſtrebe, dann hat dieſes, irdiſch angeſehen, zwar ſeine Richtigkeit, im Grunde aber iſt es ſehr meisgentlich und nur dem Scheine nach geurtheilt; denn der Leib ſelbſt iſt der verkörperte Wille, der erſcheinende Geiſt, in ſeiner Totalität. — Der Zwieſpalt liegt in dem Willen ſelbſt, nicht in einem Fremden, welches ihm widerſtrebt. Iſt nun die Erziehung das Streben nach Erlöſung, ſo will ſie die leibliche Erſcheinung zu einer reinen Darſtellung des Heiligſten zu bilden ſtreben, ſie will die Durchſichtigkeit des Leibes für die Seele. Die Natur hat alle Kraft und Fülle ihres Daſeyns in die menſchliche Geſtalt zuſammengedrängt, die, im Bilde Gottes erſchaffen, alles dem Höchſten opfern ſoll. Für einen jeden Menſchen ſoll die Geſtalt in jedem Augenblicke ſeine Natur darſtellen, nicht im Einzelnen, nicht im Widerſtreit, ſondern ganz; Kraft iſt nun zwar nicht das ganze Leben, wohl aber der unendliche Grund des Lebens, in welchem es ſich fühlt und anſchauet. Will die Kraft hervortreten, als einzige Bedeutung des Lebens, dann erſcheint ſie als der höchſte Grad der Selbſtſucht, alle Kraft aber zu beſitzen und der ewigen Eigenthümlichkeit, die nur durch Geiſt und Liebe iſt, zu weihen, iſt Sittlichkeit. Was wir Unkraft, Erſchlaffung, Trägheit nennen, iſt eigentlich die Kraft ſelbſt, in ſo fern ſie dem reinen Willen widerſtrebt, die übermüthige Kraft aber iſt die, die den Willen überwältigt hat und ihn zwingt, ihr zu dienen. Die Unkraft vernichtet uns im Innern, und der Zwieſpalt in uns wirkt verwirrend in der Umgebung, die übermüthige Kraft, das Böſe in ſeinem Glanze, übertritt alle Ufer und will den Willen in allen überwältigen, wie bei ſich. Man ſoll ſich daher zwar der Kraft bewußt ſeyn; aber als ſolcher, als eines Bewußtloſen, als Grund des Daſeyns. Die Kraft, in ſo fern ſie dem Guten dient, iſt die Liebe ſelbſt, ja erſt durch die Kraft wird die Liebe — denn dieſe iſt der Wille ſelbſt in ſeiner höchſten Reinheit, der weder ohne Kraft und Natur in hohler Leerheit ſeyn kann, noch überwältigt ſeyn darf, wie da, wo die Kraft regiert, noch endlich mit ſich im Widerſtreit, wie da, wo die Kraft hemmend wirkt. Sie ſoll alſo in jedem Augenblicke in dem reinen Willen ganz aufgehen, und dieſes iſt die Bedeutung der phyſiſchen Erziehung. Man darf die lebendige Kraft, die dem Willen fortdauernd zu Gebote ſtehen ſoll, nicht mit der Gewandtheit, mit einer oder mehrern Fertigkeiten verwechſeln, die oft, anſtatt die, welche ſie haben, in ihrer rein geiſtigen Bedeutung zu fördern, ſie vielmehr beſchränken können. Was wir hier Kraft nennen, hat eine durchaus ſittliche Bedeutung, die Geſinnung ſoll nicht bloß das gebietende, ſondern auch das erzeugende Princip der Kraft ſeyn, dieſe die objectiv gewordene Geſinnung ſelbſt. Wenn wir im Vorhergehenden gezeigt haben, daß die Menge der Bedürfniſſe und ihre kunſtreiche Befriedigung eine große, geſchichtliche Bedeutung haben, ſo ſoll damit nicht geleugnet werden, daß ſie ihre allgemein anerkannte, für die höchſte ſittliche Freiheit gefährliche Seite haben. Wenn wir Sklaven ſolcher Bedürfniſſe werden, verlieren dieſe ſelbſt ihren Sinn; denn ſie [illegible] die Kraft ſteigern, nicht unterdrücken, ja die Anmuth, die Schönheit, die eben aus den mannichfaltigen Verhältniſſen des Lebens hervorbrechen will, das Bild der Freiheit, erſcheint ſelbſt nur da, wo die Kraft ihr Maß zwar gefunden hat, aber ohne ihre Unendlichkeit eingebüßt zu haben. So gewiß aber, als wir jene organiſch geſellige Bildung und ihre Vorzüge anerkennen, ja uns aneignen ſollen, ſo gewiß iſt es, daß wir ſie nur beſitzen, in ſo fern wir ſie entbehren können, in ſo fern wir uns der eigenthümlichen Kraft in ihrer reinen Unabhängigkeit und Unendlichkeit bewußt werden. Straubt ſich die Kraft gegen die geſellige Bildung, will ſie die Anmuth des Lebens von ſich ſtoßen, dann erſcheint ſie äußerlich als leerer und doch in ſich dürftiger Uebermuth, innerlich als geiſtloſe Rohheit. Wo die geſellige Bildung ohne jene urſprüngliche Kraft herrſcht, da erſcheint keinesweges der Staat, der Bürger in ſeiner wahren Bedeutung, denn dieſe ſind in ſteter lebendiger Entwickelung, ſondern das kraftloſe Daſeyn ſtellt die Verſumpfung des Lebens dar. Aeußerlich erſcheint ſolch ein elendes Leben als Erſchlaffung, die den Willen tödtet, weil er ſich nie auf eine fröhliche Weiſe in That und Handlung zu faſſen und zu geſtalten, innerlich aber als Zerſtreuung, die den ſcharfen Gedanken zerſtört, weil er ſich nie in einer klaren und genügenden Darſtellung zu ſpiegeln vermag. Das Weſen aller Erziehung iſt Strenge. Iſt der Menſch von Natur träge, ſchwach, ſo will er ſich ohne That hingeben, tragen laſſen von dem allgemeinen Leben in eigner Nichtigkeit. Iſt er von Natur ein Gewaltiger, dann will er das Leben beherrſchen, daß alles ihm dienen ſolle, wie er ſich ſelbſt in ſeiner leeren Erſcheinung dient. Den höhern Sinn des Lebens erhalten wir aber nur, indem wir ihn fortdauernd erringen. Das Kind ſoll frühzeitig auf dieſen Punkt geführt werden, ſtrenge gehorchend, in Entſagung geübt, ſoll es äußerlich gegen die Erſchlaffung in beſtändiger körperlicher, innerlich gegen die Zerſtreuung in fortdauernder geiſtiger Uebung ringen in ununterbrochener Anſtrengung. Es ſoll lernen ſich zu faſſen, ſich zu begreifen, etwas aus ganzer Seele zu wollen. Der reine Wille, der in ſich voll ſchöpferiſcher Kraft iſt, hat die Welt geordnet, in ſeinem Bilde ſind wir geworden, und auch in uns kann er Wunder verrichten. Wer das Gute will, muß es darſtellen können; denn das wahrhaft

Gute, was man will, iſt auch das wahrhaft Verſtändige, eben das, was ſich auch nach göttlicher Ordnung in der Welt geſtalten ſoll. — Es iſt gewiß, daß das Mißlingen menſchlicher Unternehmungen immer aus dem halben, matten, untüchtigen Willen entſpringt; denn was wir Schwierigkeiten, Widerſtand nennen, iſt, ſtrenge genommen, nichts Aeußeres, es iſt die innere Unklarheit des Willens, die die Welt nicht begreift, weil ſie ſich ſelbſt unverſtändlich iſt. Der wahrhaft göttliche Wille entſpringt aus der Zeit ſelbſt und allen ihren Verhältniſſen, als die lebendigſte That, die indem ſie ſich perſönlich kund thut, dennoch das allgemeine, das Ganze ergreifende Element zugleich entwickelt. Daher das Helle, Klare, Tröſtliche in dem, was wir im edlern Sinne Glück nennen und welches mit Genie offenbar zuſammenfällt, jene präſtabilirte Harmonie, jene geheime Uebereinkunft zwiſchen Natur und Geiſt, die ſich wechſelſeitig unterſtützen und dienen. Was-wir hier Glück nennen, iſt freilich nicht jenes äußere, mattherzige, kümmerliche Glück, welches Beſitz oder Glanz oder Stand, das Aeußere alſo als ein Reelles anſieht. Jenes unglückliche Unglück, welches den Menſchen ergreift, einſchränkt und erſtickt, erregt bei den tüchtigen Menſchen nothwendig Mitleiden, nie Neid. Aber diejenigen mögen wir beneiden, denen es vergönnt ward, das Große zu wollen und den Willen zu offenbaren durch tüchtige That. Wenige kennen die wahre Zauberkraft des Willens, der nur das Göttliche will; Glaube, ewige Zuverſicht, Feſtigkeit, Muth und alle Tugend iſt mit ihm, und die Klarheit des Verſtandes zeigt eben, daß das, was wir äußere Bedingungen des Gelingens nennen, ihm nichts Aeußeres, vielmehr ein Inneres, ein innerer Beſtandtheil der That ſey. Die Idee der Erziehung iſt, dieſes Glück für das Kind zu gewinnen. Die nothwendige Bedingung iſt aber, daß wir uns ganz beſitzen in jeder That, daß der Fuß nicht erlahme, wenn wir etwas erreichen, der Arm nicht ermatte, wenn wir etwas faſſen, die Seele nicht dunkel werde, wenn wir etwas begreifen, das Daſeyn nicht in ſich zuſammenſinke, wenn wir es opfern wollen, daß wir in jedem Augenblicke äußerlich ſtark und innerlich klar ſind zugleich. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Glück nicht allein in jedem Stande, ſondern auch in jeder Form des äußern Schickſals zu erringen iſt. Es iſt einem vergönnt, in einem langen, ruhigen Leben Schönheit, Ordnung, Wohlſtand und Klarheit um ſich zu verſammeln, und das Beſte und Heiligſte erſcheint auf eine irdiſch heitere Weiſe. Aber ein anderer, der in ſcheinbarem Kampfe mit den widerſtrebenden Elementen des Lebens nicht unterliegt, der vielmehr aus einem unſcheinbaren äußern Daſeyn ſiegreich das Höchſte zu entwickeln vermag, iſt nicht weniger zu preiſen. Ja müſſen wir denjenigen, deſſen gewaltiger Geiſt den Körper verzehrt, nicht eben ſo hoch ſtellen, als den, deſſen mächtige That durch körperliche Kraft, Ausdauer, leibliches Geſchick und Gewandtheit bedingt iſt? Das Weſentliche, worauf es allein ankommt, iſt, daß ſeine eigenthümliche Natur unbehindert, indem ſie ſich ſelbſt zu faſſen ſucht, befreiend auf den Staat wirkt.

Die Gymnaſtik iſt deutlich genug die Einheit des Unterrichts und der Erziehung, ſie will die Stärke, aber nur in und mit der Klarheit, das Innere in und mit dem Aeußern. Ohne jene Gymnaſtik hat weder der Unterricht, noch die Erziehung einen Sinn. Daß jene wahrhafte, eigentlich perſönliche Befreiung ſich geſtalten will in unſern Tagen, iſt gewiß. Die ſtrenge Methode des Unterrichts ſoll der Zerſtreuung, das Turnen der Erſchlaffung entgegen arbeiten, jene die Klarheit, dieſes die Stärke befördern.

Die Schule und die Familienerziehung gehören nothwendig zuſammen, durch beide regt ſich die menſchliche

Eigenthümlichkeit; aber in der Gewalt der Natur, als ein Bewußtloſes, urſprünglich Gegebenes, als Neigung. Diejenigen ſind vorzüglich glücklich zu preiſen, denen frühzeitig und entſchieden das Problem des Lebens vorſchwebte, und allerdings ſoll Unterricht und Erziehung dahin ſtreben, daß die eigenthümliche Neigung unbefangen und in ſich ſicher hervorbreche; aber nur als ſolche, als unbefangene, unſchuldige Natur, die ſich in ſich ſelbſt und aus ſich ſelbſt ohne irgend eine äußere Rückſicht, entwickeln will. Eine jede Beziehung auf den zukünftigen Stand, auf Erwerb oder Beſitz oder äußere Bedeutung überhaupt, iſt durchaus für die Geſinnung, alſo auch für die bürgerliche Freiheit tödtend. — Es bildet ſich daher nothwendig ein höherer Zuſtand der Entwickelung, in welchem das Kind, bis dahin erzogen durch andere, ſich ſelbſt erziehen, in welchem es ſich der Neigung als Selbſtbeſtimmung bewußt werden ſoll — die Geſellenſchaft überhaupt. Dieſer Zuſtand iſt zu vergleichen mit dem, in welchem das Kind ſich phyſiſch von der Mutter losreißt, um in ſich ſelbſt zu ſeyn, um durch die Natur, durch das allgemeine Daſeyn, ohne alle Vermittelung zu leben. In dieſer Zeit iſt der Menſch lediglich an ſich ſelbſt gewieſen. Vor ihm liegt die Natur, die Zeit, der Staat, als ein unentwickeltes Räthſel. Er kann, er ſoll dieſes Räthſel löſen, aber gelöſ't wird es nicht durch allgemeine Begriffe, ſondern durch ein Leben und ein jedes Leben iſt ein beſtimmtes, hat ſein eigenthümliches Maß, ſeine Geſtalt. Nur wenn es uns gelingt, in einer beſtimmten Geſtalt uns zu offenbaren, ſind wir uns ſelbſt und andern klar. Dieſe Klarheit, unbeengt, ohne alle Rückſicht aus der unendlichen Fülle eigner That zu erringen, iſt die Aufgabe deſſen, was wir die Geſellenſchaft nennen. Zwar hat die Neigung ſchon die Richtung des Lebens beſtimmt, ja je frühzeitiger, je klarer ſie ſich ausgeſprochen hat, deſto edler erſcheint uns der Geſelle, aber dieſe Neigung ſoll Selbſtthat, das Geſchenkte ein Errungenes werden, es ſoll ihm klar werden, daß er war, ehe er wurde, eine innere Selbſtbeſtimmung ſoll die Ketten der Zeit und die Reihe von Urſache und Wirkung in ihm zerreißen durch eine anfangsloſe Geburt. Die Neigung, die früher perſönlich war, geht jetzt auf den Staat über, er nimmt in dieſem mit unendlicher Liebe die eigene Natur wahr, er iſt ihm ein Ganzes, ein Ungetheiltes, die ahndungsvolle Knospe ſeiner ganzen Zukunft. Die Welt liegt vor ihm, aber vor allem gehört er urſprünglich, wie ſich ſelbſt, ſeinem Volke zu, nur in und mit dieſem iſt er ſich ſelbſt bewußt, wie für ſeine Geliebte hat er die Sehnſucht zu bluten für ſein Volk, das innige gemeinſame Leben erkennt er erſt in der gemeinſamen Gefahr, und der blutige Kampf iſt der wahre, tiefe, lebendige Pulsſchlag, der ihn in ſein Volk, ſein Volk in ihn ganz verſenkt mit unendlicher Liebe. Aber iſt er ſo in einem unendlichen Gefühle mit dem Staate verſchmolzen, dann ſoll dieſes Ganze in klarem Bewußtſeyn ein Leben, ein ſich ſelbſt begreifendes, beſtimmtes Leben werden. So iſt die Natur des Jünglings, des Geſellen. — Es iſt etwas ſehr Erfreuliches, daß dieſe Bedeutung der Geſellenſchaft nirgends ſchöner und freier ſich erhalten hat, als unter uns. Unter den Handwerkern, wo das Wandern nicht bloß das Geſchick ausbildet, ſondern auch dadurch bedeutend wird, daß es die engen Feſſeln der Gewohnheit, der Familie durchbricht und mit freiem Blicke für die Zukunft die eigne Heimath ſuchen läßt. Das Univerſitätsleben, ſelbſt das Reiſen der höhern Claſſen, alles deutet darauf, daß das menſchliche Leben als ein Ganzes in ſeiner Mannichfaltigkeit vor uns ſich entfalten ſoll, damit die engen Schranken eines einſeitigen Daſeyns uns nicht mit geiſtigen Feſſeln feſthalten, damit wir für den Staat mit ſelbſt errungener Eigenthümlichkeit uns beſtimmen mögen. Wer nun die Stelle weiß, die ihm gebührt, und indem er dem Rufe des Staats folgt, dieſen, als eins mit dem Rufe Gottes erkannt hat, der iſt Meiſter, oder was daſſelbe iſt, der iſt Bürger. Denn ohne Meiſterſchaft iſt, kann keiner Bürger eines wahren Staats ſeyn. Der Geſelle verdrängt die urſprüngliche Neigung, damit die ungemeſſene Kraft in die Weite ſtreben, in allen Richtungen ſich verſuchen kann; aber ſtill bewahrt jene das Maß und bricht, durch die Freiheit wiederhergeſtellt, aus den ſchwankenden Richtungen hervor. Bei dem Meiſter hat die Selbſtbeſtimmung die innere Sicherheit der urſprünglichen Natur erreicht und erſcheint wieder als Neigung, als Grund eines feſten Daſeyns, wie es in der Kindheit die Blüthe war. Die Neigung des Jünglings aber, der Staat, iſt für den Bürger Selbſtthat. Nur von einem beſtimmten, feſten Punkte aus gibt es für einen jeden Bürger einen Staat, nur der geſunde Bürger kann Organ des Staats ſeyn. Geſundheit aber iſt Friſche des eigenthümlichen Daſeyns, iſt Meiſterſchaft. Wer die wahre ihm gebührende Stelle in dem Staat einnimmt und ſie, wie er ſoll, zu vertreten weiß, der iſt nicht zu verdrängen, er iſt wie in einer unüberwindlichen Feſte, man kann die Bedeutung ſeines Daſeyns nie, durch keine irdiſche Gewalt überwältigen, denn die Kraft des ganzen Staats iſt in ihm. Ohne Meiſterſchaft gibt es alſo gar keine Freiheit, auch keinen Begriff der Freiheit.

Das Kind wird erzogen, der Jüngling erzieht ſich ſelbſt, die Idee des Staats, als einer Gemeinſchaft der Meiſter, iſt die einer wechſelſeitigen Erziehung, oder was daſſelbe iſt, einer lebendigen Entwickelung.

Dieſe Anſicht iſt verſtändig und religiös zugleich. Verſtändig, denn ſie weiß, was ſie will, ihr ganzes Beſtreben geht auf wechſelſeitige Befreiung, und je genauer wir nachforſchen über das Weſen des geſelligen Vereins, deſto klarer wird es uns, daß alle unſere Wünſche, alles, was wir wollen und zu erlangen ſuchen, hier, in dieſer Anſicht, den einzigen Mittelpunkt eines allgemeinen Verſtändniſſes findet. Religiös iſt ſie, weil ſie den feſten Glauben hat, daß wo ein Jeder ſich in urſprünglicher Freiheit geſtalten kann, da iſt auch für das Ganze die größte Harmonie, die ſchönſte Vollendung. Dieſe Anſicht wird uns nie erlauben, einen Menſchen als Mittel zu brauchen für irgend einen erträumten Staatszweck; denn wir wiſſen, daß wir den Staat ermorden in einem jeden Bürger, und daß, wo auch der Geringſte nicht durch die Verworfenheit der eignen geringen Natur, ſondern durch den Staat als Knecht erſcheint, da trägt er ſelbſt Feſſeln, ſo wie er nur frei iſt durch die Freiheit der Bürger.

Verfaſſung — Geſetz.

Die Erziehung im weiteſten Sinne iſt uns der Staat, in ſeiner Entwickelung gedacht. Alle Entwickelung iſt Erzeugung und alle Erzeugung verbirgt ſich im Dunkeln, iſt, obgleich von einem jeden Punkte aus thätig, dennoch unſcheinbar. Aber dieſes erzeugende Princip des Staats, wie es thätig iſt in einem jeden Bürger, iſt die geſetzgebende Gewalt in ihm. Es iſt ſo thöricht, daran zu zweifeln, daß die geſetzgebende Gewalt im Volke liege und der Ausdruck ſeines Lebens iſt, daß das durch eine äußere höhere Gewalt ausgeſprochene Geſetz irgend etwas anderes ſey, als die Beſtätigung eines ſchon gegebenen, daß wir dieſes — wie ein Jeder, der uns mit Aufmerkſamkeit bis hierher begleitet hat, von ſelbſt finden muß — auch von dem durch einen willkürlichen Tyrannen beherrſchten Staate behaupten müſſen. Selbſt Knecht iſt der Menſch durch ſich ſelber, oder er hört auf Menſch zu ſeyn. Aber der Menſch kann nicht Knecht ſeyn und frei zugleich. Das Geſetz, welches ihn drückt und hemmt, iſt freilich ſein eignes, aber es erſcheint als ein fremdes, weil jede Spur von Freiheit und eigner That aus dem gelähmten Willen entwichen iſt. Iſt nun die Idee des Staats die der wechſelſeitigen Befreiung, ſo folgt, daß er dahin zu ſtreben habe, daß ein jeder Bürger — als Meiſter — nicht bloß Geſetzgeber ſey, ſondern auch als Geſetzgeber *erſcheine*; denn frei ſind wir nur, in ſo fern wir eignen Geſetzen gehorchen.

Die Erziehung nennen wir Entwickelung, aber eine jede lebendige Entwickelung iſt zugleich Organ einer beſtimmten Geſtalt. Leben iſt ſtete Reproduction derſelben Form im Ganzen, und wenn dieſe ganze Geſtalt ſelbſt in Entwickelung begriffen iſt, ſo iſt es, weil ſie wiederum Organ eines größern Lebens iſt. In Beziehung aber auf die Entwickelung innerhalb der Grenzen der Geſtalt muß dieſe als ein Bleibendes, Beharrliches betrachtet werden können. Der Staat nun, als ein in der Entwickelung Beharrliches angeſehen, bietet uns wieder zwei Richtungen der Betrachtung dar, wie wir ſie fanden, als wir den Staat in ſeiner Entwickelung darſtellten; wie dort Erziehung und Unterricht, müſſen wir hier Verfaſſung und Geſetze unterſcheiden. Die Form des Ganzen, in ſo fern ſie erzeugt wird aus einem jeden Bürger, iſt die Verfaſſung; die Form des Ganzen, in ſo fern ſie die eigenthümliche Natur eines jeden Bürgers erhält und beſtätigt, iſt Geſetz. Durch die Verfaſſung erſcheint die Freiheit als das Erſte, der Staat iſt die ſtets erneuerte Selbſtthat des Bürgers, er gehorcht nur, weil er frei iſt; durch das Geſetz erſcheint der Gehorſam als das Erſte, die Freiheit erſcheint nicht mehr in der einzelnen Perſon, ſie ſelbſt iſt in dem Ganzen, durch das Ganze, der Bürger iſt nur frei, weil er gehorcht.

Verfaſſung und Geſetz ſetzen ſich wechſelſeitig voraus. Es gibt keine Verfaſſung ohne Geſetz, ſo wenig als Geſetz ohne Verfaſſung.

Zuerſt von der Verfaſſung. Sie entſpringt aus den bleibenden, beharrlichen Elementen des Staats. Der Bauer, der Bürger, der Gelehrte, in ſo fern ſie einzeln ein Daſeyn erwerben, erringen müſſen, ſtellen keineswegs dieſes Bleibende dar, als Bürger werden ſie, und das Schwankende und Ungewiſſe ihrer Erſcheinung kann nur durch ein größeres Ganze aufgehoben werden. In größern Corporationen treten daher die Einzelnen zuſammen, die ſo bedeutend ſeyn müſſen, daß das Schwanken in Einzelnen keinen Einfluß auf den Beſtand des Ganzen haben kann. Durch ſolche Corporationen wird das Bleibende in einem Jeden dargeſtellt, und wie ſie, nach innen, innerhalb ihres eignen Kreiſes, die Freiheit eines jeden Bürgers begründen, ſo treten ſie nach außen — in den Staat als vollkommen frei hervor, als Schöpfer der Verfaſſung. Unter den Bürgern, unter den Gelehrten ſind dieſe Corporationen nicht bloß Gemeinden, die den Beſitz garantiren, wie bei den Bauern, deren Geſchäft ein gleichförmiges iſt. Die Geſchäfte der Bürger, der Gelehrten ſind ſelbſt mannichfaltig, und frei iſt der Bürger, der Gelehrte nur in und mit der Richtung ſeiner eigenthümlichen Thätigkeit. Iſt es wahr, daß der Staat in ſeiner vollendetſten Form alles Eigenthümliche begründen ſoll, will man das Eigenthümliche ſelbſt nicht einem leeren abgezogenen Begriffe, wie der vom Bürgerſtande überhaupt, der ohne die freie Würde eines jeden Geſchäfts gar keine lebendige Bedeutung hat, opfern, ſo muß man geſtehen, daß die Innungen keineswegs als bloß veraltete Inſtitute einer erſtorbenen, vielmehr als die lebendigſten Organe einer vollendeten Staatsform angeſehen werden müſſen. Das endloſe Gerede über ihre Nachtheile oder Vortheile kann bei dem Standpunkte, den wir hier gewählt haben, gar nicht in Betrachtung kommen, ſo wie es denn auch unbeſtimmt bleibt, ob die Innungen unmittelbar oder mittelbar durch eine allgemeinere ſtädtiſche Corporation vertreten werden. Nur dieſes fordert die Idee des Staats, daß ein jedes Geſchäft der Bürger im Staate ſelbſt als ein lebendiges Organ hineintrete, ſo unſterblich und auf die eigne Weiſe thätig, wie er ſelbſt. Wie der Adel das Bleibende und Beharrliche der Perſon im Staate darſtellt, haben wir ſchon oben entwickelt. Aber indem wir auf dieſe Weiſe die Elemente der Verfaſſung als Bauer, Bürger, Gelehrten und Adel bezeichnen, müſſen wir auf ein werdendes Element, welches ſich zu entwickeln ſtrebt, aufmerkſam machen, ſo wie wir in den Innungen ein zurückgedrängtes erkannten, welches zu retten iſt. Wenn nehmlich das Geiſtige, das Erkennen ſich vollkommen als die Seele des Staats gebildet haben wird, wenn das äußere Verhältniß der Wiſſenſchaften zum Staate ſo verſchwunden iſt, daß ſie ganz das inwohnende Princip bilden; dann muß ſich aus der Idee des Staats heraus ein wiſſenſchaftlicher Adel bilden. Einen ſolchen gab es in der öffentlichen Meinung freilich zu jeder Zeit, aber er ward nicht als wirkliches Inſtitut des Staats anerkannt. Vereinzelte Spuren ſehen wir in den bürgerlichen, vornehmen und geltenden Autoritäten in den verſchiedenen Fächern, wie ſie in der Theologie, Jurisprudenz und Medicin hier und da hervortreten, in der Anerkennung reiner Genialität, die auch äußerlich mit großem Anſehen hervortritt, ja die Akademie könnte als eine, freilich ſehr unreife Anlage, als ein Prototypen eines ſolchen Inſtituts angeſehen werden.

Dieſe Elemente des Staats ſind nun nothwendig in und mit einander. Iſt das Ganze nicht, ſo iſt auch das Einzelne nicht, kein Stand hat für ſich eine Bedeutung, nur der Stand aller Stände und die Einheit aller iſt die Verfaſſung. Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß es gar keine Verfaſſung als eine äußere Form gibt, die von außen her das Leben der Stände zu ordnen im Stande wäre. Wir behaupten noch mehr: es hat nie eine ſolche äußere Form gegeben, die anders als hemmend wirkte; alles, was wirkliches Leben in den Staaten genannt werden kann, iſt durch Volksbeſchlüſſe geſchehen, und die Einbildung, ſich dem Volke gegenüber als Geſetzgeber zu ſtellen, iſt in jeder Rückſicht leer; denn entweder ſind die Einrichtungen trefflich, dann finden dieſe nur Statt, in ſo fern ſie — wahrhaft organiſch — aus dem Leben ſelbſt entſprungen ſind, und dann ſind ſie nicht meine, ich mache nur bekannt, was das Volk beſchloſſen hat, oder ſie gehören wirklich mir, dann aber ſind ſie ſchon dadurch ſchlecht. Ich weiß wohl, daß ich hier einen Punkt berühre, der, zumal in unſern Tagen, vielen Mißverſtändniſſen ausgeſetzt iſt, die freilich hier nicht gehoben werden können. Wenn aber von der Idee des Staats die Rede iſt, dann iſt es in und für ſich klar, daß die Verfaſſung nie eine äußere Form ſeyn kann, die dem Volke angepaßt wird, denn ſie ſoll kein Kleid, ſondern ein Leben ſeyn. Daß Verfaſſungsentwürfe von mächtiger Hand ganz zu verwerfen wären, ſoll damit gar nicht geſagt werden. Bewußtlos, als eigentliche Anlage ſchlummert die eigenthümliche Verfaſſung in einem jeden Volke, ja dieſe Anlage bildet ſein Weſen. Wie der Talentvolle die eigne Natur auf die freieſte Weiſe entwickelt aus der Strenge des allgemeinen Unterrichts, ſo können für eine ſchlummernde Nation dergleichen Verſuche als Reizmittel für die eigenthümliche Bildung gelten, ja müſſen beſonders dazu dienen, daß alle Elemente des menſchlichen Daſeyns ungezwungen und mit großer Freiheit ſich in und mit dem Staate geſtalten können, ſie müſſen jede gefährliche Einſeitigkeit verhindern. Aber eine freie Verfaſſung hat der Staat durch ſolchen nationalen Schulunterricht, für welchen die mannichfaltigſte Ueberlegung der Lehrer ſich ziemt, keinesweges. Dieſe iſt erſt geboren, wenn alle Elemente des Staats in lebendiger Einheit ſich aus ſich ſelbſt entwickeln. Es gibt kluge Staatskünſtler, die ſo reden: Man ſolle dies nicht ſo offen und unverhohlen ausſprechen. Es ſey jetzt eine Zeit gekommen, wo die Fürſten, die Mächtigen ſelbſt, ob willig oder unwillig, den Völkern Verfaſſung verſprochen haben, der 13te Bundesartikel garantire Europa die Freiheit, nicht durch ein anarchiſches Geſchrei des blinden Haaſens, nicht durch ein Hin- und Herreden der Schriftſteller, vielmehr durch den feſten Entſchluß der Regenten ſelbſt. Aber daß ſie mehr als berathende Stände zuſammberufen werden, daran iſt nicht zu denken, die Macht, die ſie in den Händen haben, werden ſie dem Volke nicht abtreten. Nun ſolle man vernünftig ſeyn, und ſich auch mit nichts mehr merken laſſen. Wenn die Stände zur Berathung ſich verſammeln, dann werden ſie ſchon wiſſen, ſich die ihnen gebührende Gewalt zu verſchaffen. So denken wir keinesweges. Wer die Freiheit erſchleichen will, iſt ſchon dadurch ein Knecht. Die wahren Stände ſind die Geſetzgeber, und es wird nie einem König einfallen, ſie in ihrer Wirkſamkeit zu hemmen. Daß es unſer Ziel und unſer heiligſtes Streben iſt, uns wechſelſeitig zur allſeitigen Freiheit ſtill und ſicher, aber unabläſſig zu bilden, das wollen wir laut verkünden. Und wenn ihr uns ſagt, das Volk meine es nicht ſo, dann antworten wir: wir aber meinen es ſo, und nicht in unſerm, ſondern in Gottes Namen, und wenn ihr uns droht und ſagt, die Könige wollen es nicht ſo, dann ſagen wir,, wir aber wollen es ſo, nicht in des Königs, ſondern in Gottes Namen. Denn die Freiheit, die wir meinen, ſoll das Volk erſtreben, ſoll der König pflegen, es iſt, was wir von Gott haben, was ihm gehört und gebührt. So wollen wir Gott geben, was Gottes iſt, ob wir dem König geben, was des Königs iſt, wird die Folge dieſer Darſtellung zeigen.

Die Verfaſſung entſteht aus der Freiheit eines jeden Bürgers, ja ſie iſt der allgemeinſte Ausdruck dieſer Freiheit ſelbſt. Aber eben daraus folgt, daß er, um ſich als Bürger zu erkennen, eine Anſchauung der Freiheit, durch welche ſie ſelbſt, als das Allgemeine, dem Staate Inwohnende hervortritt, ſuchen muß. Was den vereinzelten Menſchen zum Bürger bildet, iſt keinesweges Zwang, ſondern eben die wahre Freiheit, deren ſittliche Tiefe nur dadurch ſich aufzuſchließen vermag, daß der Menſch ſich ganz verſenkt in das Leben des Geſchlechts, und nur durch ein gemeinſames Daſeyn ſein eignes zu faſſen vermag. Dieſe Anſchauung der Freiheit im Ganzen ſetzt die Nothwendigkeit in ihn, in der Form des unbedingten Gehorchens. Der Gehorſam iſt alſo, anſtatt Beſchränkung der Freiheit zu ſeyn, vielmehr durchaus nothwendig, damit die Freiheit ſich als eine ſolche in ihrer tiefſten ſittlichen Bedeutung faſſen kann. Durch den freiwilligen Gehorſam, der allen Begriff von Zwang ausſchließt, veredelt ſich die Freiheit zur Liebe, wird es uns unmittelbar klar, daß wir ohne den Staat durchaus nicht ſeyn, nicht leben können. Der Staat nun, in ſo fern er auf dieſe Weiſe die Freiheit im Ganzen und die Nothwendigkeit in einem jeden Bürger ſetzt, opfert ſich ganz der Perſon des Bürgers, wie dieſer nur thätig ſeyn kann in der Verfaſſung, in ſo fern er ſich dem Staate ganz opfert. Dieſes Verſenktſeyn des Staats in einen jeden Bürger nennen wir Geſetz. Die Idee des Geſetzes iſt die reine, abſolute Unverletzbarkeit eines jeden Bürgers.

Das Geſetz hat keinesweges einen bloßen negativen Werth, wie man oft verſichert, etwa um dem Böſen zu ſteuern. Selbſt wenn wir uns die Idee des Staats in ihrer völligen Reinheit denken, ohne irgend eine hemmende Störung durch das Böſe, würde dennoch das Geſetz als jene Richtung, durch welche das Ganze ſich der Perſon widmet, hervortreten müſſen, nur daß vom Staate aus das Gebieten, von einem jeden Bürger aus der Gehorſam, ganz als reine wechſelſeitige Liebe ſich darſtellen würde. Man hat, den Schein mit dem Weſen verwechſelnd, es als das höchſte Ziel des Geſetzes betrachtet, das Eigenthum zu ſchützen und aufrecht zu halten. Hätte man ſtatt Eigenthum das Eigenthümliche genannt, dann würde man völlig Recht haben. Daß wir dem Staate manches opfern müſſen, daß es nichts Erſcheinendes gibt, welches nicht unter beſtimmten Bedingungen von dem Staate in Anſpruch genommen werden könnte, wird allgemein anerkannt, irdiſche Liebe, Beſitz, Glück, irdiſches Leben wird, unter Umſtänden von dem Staate gefordert, und wenn es auch wahr iſt, daß er für alle dieſe Güter mit großer Aufmerkſamkeit Sorge trägt, ſo kann es doch nicht zu ſeinem Weſen gehören, ſie zu beſchützen, weil er ſie ſonſt unter keiner Bedingung fordern könnte. Aber die Eigenthümlichkeit der Bürger, das innere geiſtige, ſittliche Weſen derſelben darf er niemals in Anſpruch nehmen. Nun iſt die Aufgabe der Staaten die der wechſelſeitigen Befreiung, das irdiſche Leben engt uns ein, die äußere Natur hat ihre Ketten um uns geſchlungen. Daß ein Jeder zu jeder Zeit im Gefühle ſeiner ſittlichen Freiheit, die mit ſeiner Eigenthümlichkeit auf das innigſte zuſammenfällt, lebe und ſey, das iſt es, was der Staat will; aber wir haben im Vorhergehenden gezeigt, wie dieſes eigenthümliche Weſen des Menſchen ſich in ſeinem Geſchäfte, in ſeinem Erwerbe, in ſeinem Beſitze offenbare. Damit alſo die Eigenthümlichkeit gedeihe, ſoll auch das Eigenthum im weiteſten Sinne, die äußere Erſcheinung des Eigenthümlichen — von dem Staate geſchützt ſeyn, mag es ſich als Beſitz oder als Erwerb, oder geiſich ſelbſt als eigene, freie Anſicht des Lebens und der Verhältniſſe deſſelben darſtellen. Ein Staat z. B., der den irdiſchen Beſitz beſchützt, aber keine Preßfreiheit duldet, beweiſ't deutlich, daß er die Idee des Eigenthums nur auf der niedrigſten Stufe des äußern Scheins begriffen hat. Was nun die Opfer betrifft, die der Staat von uns fordert, ſo finden dieſe nur für das Ganze, d. h. durch das Myſterium der Liebe, für uns ſelbſt Statt. Hat der perſönliche Beſitz als ſolcher irgend einen weſentlichen Werth für den Staat, ſo müßte es unſere Pflicht ſeyn, ihn unter jeder Bedingung zu retten. Daß dieſes nicht der Fall iſt, weiß ein Jeder. Was hülfe es uns, wenn wir den Beſitz, das Leben, auf Unkoſten des Ganzen retteten? Der vereinzelte Beſitz iſt in ſich hohl und leer und wird recht eigentlich von keinem beſeſſen; denn der Eigenthümer iſt ja ſelbſt Sclave ſeines Beſitzes, nicht Herr deſſelben. Der Herr des Beſitzes kann nur der Bürger ſeyn. Dieſer aber lebt und ſtirbt mit dem Staate. Ja in und mit ſeinem Tode lebt der Staat und er mit ihm. Nach dieſer unſrer Anſicht folgt der vollkommnere Schutz eines jeden — innern und äußern Eigenthums allerdings aus der Idee des Staats, als Ziel des Geſetzes. Da das echte Geſetz aber niemals eine Vereinzelung will oder wollen kann, weil es durch eine ſolche in einen unauflöslichen Widerſpruch mit ſich ſelbſt verflochten und vernichtet würde, ſo erkennt es die Relativität alles innern wie äußern Eigenthums, und wie es in unruhigen Zeiten allgemeiner Verwirrung die geiſtigen Aeußerungen beſchränkt, ſo fordert es auch in Zeiten allgemeiner Noth das Eigenthum. Was von dem Eigenthume eines jeden zur Erhaltung des Geſammten erfordert wird — die regelmäßigen Abgaben — kann man aber nicht als ein Opfer betrachten, da, im reinſten Sinne, ſelbſt das Leben kein Opfer genannt werden kann. — Wir betrachten hier den Staat, wie er ſich ſeiner Idee, belebt durch den herrſchenden guten Sinn der Bürger, immer mehr und mehr zu nähern ſucht. Da er ſelbſt die gemeinſchaftliche That der Bürger iſt, dieſe aber, ſo lange ſie leben, mit dem Böſen zu kämpfen haben, da das Leben ſelbſt die Erſcheinung dieſes unabläſſigen Kampfes iſt, ſo wird natürlicher Weiſe der Staat gehemmt durch dasjenige, was einen jeden Bürger beſchränkt, und dieſe Beſchränkung gehört, in ſo fern der Staat ein bewegtes Leben, eine Erſcheinung iſt, zu ſeinem Weſen. Der Staat in ſeinem völligen, vollendeten Seyn wäre die Gemeinſchaft der Heiligen, alſo kein Staat. Wie wir ihn hier betrachten, erſcheint er in ſeinem Streben zwar rein, aber ein Streben als ſolches ſetzt eine Hemmung, eine Grenze voraus. Das Geſetz eines ſo im reinen Streben ſich bildenden Staats ſetzt alſo allerdings das Böſe voraus, aber ſo, daß es, als Hemmung allgemein anerkannt, abgewieſen wird, daß der Kampf gegen das Böſe nie aufhört — aber damit der Kampf ſey, muß das Böſe ſeyn, muß als ein ſolches ſich äußern, wenn es auch fortdauernd beſiegt wird. Daher iſt auch der Begriff der Strafe keinesweges der Idee des Staats fremd, ſo wenig wie der des Verbrechens, nur daß, ſo wie wir den Staat betrachten, dieſes niemals einen wahren Schatten in das geordnete Leben deſſelben zu werfen vermag — Verbrechen iſt Vereinzelung, Selbſtſucht, das iſt das allgemeine Gepräge aller Verbrechen. Da nun der Bürger ſein Daſeyn nur hat in und mit dem Ganzen, ſo ſtirbt in einem jeden Verbrechen der Bürger. So lange der Menſch lebt, iſt er in einem unabläſſigen Kampfe mit dem Böſen. Wie er nie ganz ſiegt, unterliegt er auch nie ganz. Der Staat daher, der die Befreiung aller Bürger von dem Böſen und freie, fröhliche Entwickelung ihrer göttlichen, unſterblichen Natur befördern will, kann nicht ſeinen Tod als Bürger wollen, vielmehr ſeine Verſöhnung — und die Idee dieſer Verſöhnung iſt die Strafe, die die Nichtigkeit des

Richtigen anerkennt, aber eben dadurch die reine Unverletzbarkeit der Bürger. Man vergeſſe bei dieſer Anſicht der Strafe nicht den Standpunkt der Betrachtung.

König — Beamte — Krieger.

In der Geſchichte erblicken wir zu allen Zeiten Verwirrung, und die heitern Momente der Blüthe einzelner Völker ſchnell vorübergehend. Nächſt dem verworrenen Verhältniſſe der Völker zu einander, erſcheint kein Verhältniß trauriger und unglücklicher, als das zwiſchen den Völkern und ihren Fürſten — Widerſetzlichkeit und rohe Gewalt rangen fortdauernd mit einander, alle Künſte der Tyrannei wurden in Bewegung geſetzt, die Völker zu unterjochen, und der Tyrann ſpiegelte ſich in dem eignen leeren Daſeyn. Die Völker rächten ſich zwar, aber immer wurden ſie ſelbſt die Opfer der thörichten Rache. Selten trat das Verhältniß der Völker zu ihren Fürſten auf eine recht klare, zugleich tüchtige und heitere Weiſe hervor. Die ſtumpfe Hingebung und Ruhe eines ohnmächtigen Volks, welches weder Willen noch Kraft hatte, und geboren zu ſeyn ſchien, ſich regieren zu laſſen, kennen wir ſehr wohl, wir ſind in dieſer Nichtigkeit erzogen. Eins aber zeichnet unſre Zeit vor allen übrigen aus, dieſes, daß die Völker einen Monarchen und die Monarchen freie Völker wollen. So wie dieſe Erſcheinung in unſern Tagen hervortrat, iſt ſie einzig in der Geſchichte, ja bei den allgemeinen Verhältniſſen der Völker bildet ſie das eigentliche Hauptzeichen der Zeit, deutet ſie vor Allem auf das Wort des Räthſels, und es ſcheint uns daher wichtig, dieſe Erſcheinung als ſolche genauer zu betrachten.

Wenn die Völker einen König als den heitern Mittelpunkt des gemeinſchaftlichen Daſeyns betrachten und verehren, ſo erkennen wir in unſern Tagen eine doppelte Richtung dieſer Anſicht. Die eine iſt die natürliche, die urſprüngliche, allerdings die tiefſte und heiligſte, die des Gefühls, ſie iſt für unſere Tage nichts eigenes, ſie war zu allen Zeiten mächtig. Es iſt der tiefe, wundervolle Trieb der Menſchen, einen Gegenſtand gemeinſamer Verehrung zu ſuchen, auf dieſen das liebevolle Gefühl des gemeinſamen Daſeyns zu übertragen, in ihm es zu faſſen. Dieſer unergründliche Trieb, die nationale Frömmigkeit (Pietät), hängt mit der eigentlichen Religioſität ſo genau zuſammen, iſt der eigentlichen Andacht, zumal in ſtillen, unſchuldigen Naturen, ſo nahe verwandt, daß dieſe ohne jenes kaum auf eine recht freudige Weiſe gedeihen mag. Wenigſtens iſt dieſes Gefühl das bewußtloſe und eben daher mit der räthſelhaften Naturtiefe hervortretende Anerkennen der religiöſen Bedeutung des Staats. Hier wird man wenig von der Reflexion über die äußern Zwecke oder den Nutzen des Staats finden, es iſt, wie alles, was Liebe und Zuneigung enthüllt, etwas unendlich Tieferes. Mögen in den Republiken große Thaten hervortreten, mächtige Naturen ſich hier und da entfalten, das behaupten wir dennoch, die Liebe findet in ihnen keinen gemeinſamen Ruhepunkt, die Hingebung hat kein gemeinſchaftliches Ziel, die Treue kann ſich, in den einfachſten Gemüthern wenigſtens, nicht ſo rein menſchlich und fromm geſtalten. Dieſes Gefühl nimmt keinen Theil an der Verwirrung der Zeiten, es iſt der reinſte Ausdruck der nationalen Unſchuld, als ſolche der eigentliche Grund und Boden, das unerſchütterliche Fundament der Königswürde in einem jeden der Idee ſeiner Geſtaltung nachſtrebenden Staate.

Doch dieſe natürliche Verehrung iſt ſo wenig etwas

Eigenthümliches unſrer Tage, daß man vielmehr behaupten muß, ſie habe einen ſtarken Stoß gelitten, die herrſchende Verwirrung hat dieſen Grund in vielen Gemüthern auf eine bedenkliche Weiſe erſchüttert. — Das Bezeichnende unſrer Tage iſt aber dieſes, daß die geiſtige Freiheit, in ihrer größten Tiefe, das Erkennen, ohne irgend eine äußere Rückſicht, einen ſolchen unwandelbaren, nie wankenden Mittelpunkt aller geſelligen Verhältniſſe fordert. Es gilt nicht bloß für einen Mangel an Gefühl, wenn man die Nothwendigkeit eines Königs, als gemeinſamer Gegenſtand der allgemeinen Verehrung, es gilt auch für Mangel an Verſtand, wenn man die Nothwendigkeit des Königs, als inneres Centrum der allgemeinen Freiheit leugnet. Aus dem Freiheitsſinne ſelbſt iſt die königliche Geſtalt wiedergeboren, da ſonſt zu allen Zeiten König und Freiheit als widerſtrebende Elemente angeſehen wurden, ſo daß die einzige tiefe Vereinigung des Volks mit den Fürſten durch jenes ſchöne Gefühl vermittelt war, welches aber, je mehr der Verſtand in den geſelligen Verhältniſſen laut ward, deſto unſicherer in ſich zu werden anfing. — Zwar kann man uns Schriften, Syſteme und Anſichten genug aus frühern Zeiten vorlegen, deren einzige Abſicht es iſt, die Nothwendigkeit der Könige zu beweiſen. Kriecher, knechtiſche, unterwürfige Menſchen haben dem kümmerlichen Daſeyn durch Sophiſtereien mancherlei Art den Schein einer Begründung zu geben geſtrebt, man hat, nicht aus der Idee der geſelligen Vereine, wohl aber aus ihrer wandelbaren Erſcheinung geſchloſſen und gefolgert. Der König erſchien, als ein Nothbehelf der Schlechtigkeit, als eine Stütze der Erbärmlichkeit, nicht als Mittelpunkt der eignen Kraft. Ja die Könige ſelbſt hatten dieſe Anſicht; daher die ſchiefe Vorſtellung, als wenn dieſe irdiſche, erſcheinende Perſon die alleinige Einſicht von dem, was dem Volke dienlich ſey, beſäße, als wenn ſie, durch einſeitige Ueberlegung mit

Menſchen, die ſie willkürlich auswählten und um ſich verſammelten, das Glück der Völker begründen könnte. Dieſe Anſichten waren aber in einem natürlichen und nothwendigen Widerſtreite mit den entgegengeſetzten, ſie vermehrten den Zwieſpalt zwiſchen Volk und Regenten, einer Verzerrung gegenüber mußte eine andere ſich bilden. — In unſern Tagen aber bricht aus der ſchönſten, friſcheſten Mitte der heiterſten Geiſter jener Genius der Verſöhnung hervor, welcher Freiheit und Gehorſam, Selbſtſtändigkeit und Treue, eigne Kraft und willige Hingebung zu vereinigen weiß, den Königen durch die Freiheit der Völker ihre eigentlichſte höchſte Würde, den Völkern durch die Würde der Könige die feſteſte Stütze ihrer Freiheit zu ſichern. Dieſe freie Unterwerfung war auf eine ſolche Weiſe wie jetzt nie ein Hauptthema irgend einer Zeit.

Auf der andern Seite ſah unſere Zeit eine Verbindung der mächtigſten Fürſten, die, um nach einem großen Kampfe über die zukünftigen Schickſale der Völker ſich zu berathen, verſammelt waren, und in welcher nach einer verworrenen, verhängnißvollen Zeit, die freilich manches Gute verdrängt, in welcher aber auch manches Schlechte und Hemmende ſeine Bedeutung verloren hatte, die gute Geſinnung ein freieres Feld für heilbringende Entwürfe fand. Die mächtige Verſammlung bereitete eine Erſcheinung vor, die in dieſer Art in der Geſchichte völlig neu und von der tiefſten Bedeutung iſt. Sonſt ſah man die Völker wohl mit ihren Regenten eine Uebereinkunft treffen. Die Fürſten mußten, ehe man ihnen die Gewalt einräumte, dem Volke mancherlei Rechte zugeſtehen, und Unterhandlungen der Art machten nothwendig einen widerwärtigen Eindruck, indem ſie einerſeits das Mißtrauen des Volks und andrerſeits das krankhafte, äußere, eitle Verlangen der Fürſten, für jeden Preis die Herrſcherſtelle anzunehmen, auf eine auffallende Weiſe darthaten. Hier aber waren die mächtigſten Fürſten von ganz Europa verſammelt, eben nachdem ſie die glänzendſten Siege erkämpft hatten, und unter dieſen Umſtänden beſchloſſen ſie die Freiheit der Völker. Indem ich nun die wirklich große Bedeutung dieſer Erſcheinung, durch welche die Geſinnung der vornehmſten Geiſter, indem ſie für die Freiheit Könige fordern, ihre eigentliche Ergänzung erhellt, darſtelle, wünſche ich, daß man ſie rein geſchichtlich betrachten möge. Auf dem Standpunkte, den wir hier für unſere Betrachtung gewählt haben, würde es gleich unſchicklich ſeyn, die Fürſten zu tadeln oder zu loben. Es liegt etwas Gehäſſiges in der Behauptung, daß dieſer Entſchluß durch die Umſtände mehr abgedrungen als freiwillig gefaßt war," ſolche Aeußerungen, die wir zu oft hören, ſind wahrlich nicht im geſchichtlichen Sinne der großen Erſcheinung ſelbſt. Zugeſtanden, daß die überraſchende Größe der Begebenheiten, die Kraft der Völker, der vorübergehende Sonnenblick der Geſchichte, der ein muthiges, herrliches, rettendes Volk, in allem Glanze der Siege, der errungenen Selbſtſtändigkeit den erſtaunten Fürſten, die ſonſt meiſt nur diejenigen zu ſehen gewohnt waren, die knechtiſch für äußern Lohn um den Thron kriechen, darſtellte, ſie zum erſtenmal in die lebendige Mitte aller ringenden Kräfte ſtellte, ſie über das gewöhnliche, enge, einſeitige Fürſtenleben erhoben hatte, ſo daß ſie, ihre Räthe und ihre Umgebung die Stimme der Zeit hörten und begeiſtert mit einſtimmten — dies alles zugeſtanden, iſt denn der 13te Bundesartikel als ein Product der gemeinſamen Begeiſterung der Völker und Fürſten, als eine Inſpiration, in welcher das überraſchte, deßwegen nicht weniger heilige Gefühl eine Verbindung begründete, die, einmal geknüpft, nie aufhören kann, nicht dennoch eine wunderbare That Gottes — ſein Finger? Klar iſt es jetzt, ausgeſprochen von ganz Europa, nicht durch das ſchreiende Volk, ſondern durch die verbündeten Fürſten ſelbſt, daß eine jede Regierung ohne repräſentative Verfaſſung ein Surrogat, ein interimiſtiſcher Nothbehelf iſt; ſie, die Fürſten, haben vor Mit- und Nachwelt das Geſtändniß abgelegt, daß ihre Würde, ihre echte Gewalt mit der Freiheit der Völker ſtehe und falle. Wer wagt es, mit der Behauptung aufzutreten, daß die Fürſten nur täuſchen wollten? Dieſe Behauptung iſt eben ſo unſinnig als beleidigend. Wenn man jemand feſſeln will, gibt man ihm nicht Waffen in die Hände.

Nach dem, was wir im Vorhergehenden von der Freiheit des Staats geſprochen, könnte es ſcheinen, als wenn der Staat, wenn er ſeiner Vollendung ſich nähert, die Gewalt des Königs immer mehr einſchranken und endlich gar aufheben müßte. Denn da die wechſelſeitige Freiheit das Endziel aller Staaten iſt, da dieſe nothwendig aus ſich ſelbſt ſich bilden muß, da alle fremde gebietende Gewalt die Freiheit in der Wurzel tödtet; ſo muß, wie es ſcheint, die königliche als eine hemmende, mit fortdauernd zunehmender Energie, abgewieſen werden. Nun iſt aber auch das ſcheinbar beſchränkteſte Daſeyn, wenn es ſich ohne Störung ſeiner Natur nach zu entwickeln vermag, frei, alſo glücklich, ein Daſeyn hingegen, wenn es auch mit großem Glanze und Anſehen erſcheint, iſt knechtiſch, wenn es nach außen hemmend wirkt und von außen gehemmt wird; es ſcheint daher, daß, je freier ſich der Staat bildet, deſto eingeengter und dürftiger müſſe die königliche Gewalt werden, woraus nothwendig folgt, daß das gänzliche Verſchwinden mit der vollendeten Entwickelung zuſammenfalle. Auch fehlt es in der That nicht an Völkern, die durch die vollkommenſte Beſchränkung der Könige es deutlich genug ausgeſprochen haben, daß ſie zwar einen ſolchen Mittelpunkt des gemeinſamen Daſeyns nothwendig funden, daß man aber nicht mißtrauiſch genug auf jeden Schritt des Herrſchers wachen, nach allen Seiten ihn beſchränken müſſe. Eine Vorſicht, die, fragen wir die Erfahrung aller Zeiten, vollkommen gegründet genannt werden muß, weßwegen ſie auch von den Freigeſinnten von jeher geprieſen wurde. Die Anſicht des Königthums aber, die auf eine ſo merkwürdige Weiſe, wenigſtens unter den Deutſchen, ſich ausbildete, hat mit ſo dürftigen Begriffen nichts zu thun, und daß ſie aus der Idee des Staats, die bei dieſen Betrachtungen überall zum Grunde gelegt iſt, keinesweges gefolgert werden können, wird die Folge zeigen. Unſere Behauptung iſt nehmlich, daß die königliche Gewalt eben je freudiger und freier der Staat ſich bildet, deſto mächtiger, großartiger und in jeder Rückſicht reiner hervortritt. Das Weſen der königlichen Gewalt entſpringt ganz und durchaus aus der Freiheit der Bürger, eine jede wahre Republik iſt nothwendig eine Monarchie und was die Freiheit der Bürger hemmt, das greift die königliche Gewalt zugleich auf eine gefährliche Weiſe an, jenes Mißtrauen aber hat, wo ſie in ihrer wahren Geſtalt erſcheint, gar keinen Sinn.

Wir haben, indem wir die äußern Bedingungen des Lebens, die mannichfaltigen Bedürfniſſe und ihre wechſelſeitige Bedeutung betrachteten, wahrgenommen, daß dieſe ſelbſt, um ein Leben zu begründen, eine gemeinſame Darſtellung forderten, in welcher ihre Relativität aufgehoben und ihre Einheit geſetzt würde. Der rohe Umtauſch iſt deßwegen mit der Rohheit der geſelligen Verhältniſſe nothwendig verbunden, weil die Producte von ihren äußern, vereinzelten Beziehungen ergriffen ſind und von dieſen ſich nicht losreißen können. Durch das Geld erſcheint ein jedes Product, alſo ein jedes Geſchäft, in ſeiner Unendlichkeit, ſchließt alle andere in ſich, und die Einheit und Gleichheit iſt nicht allein im Ganzen, ſondern auch im Einzelnen ausgeſprochen, ohne daß die Verſchiedenartigkeit aufgehoben wäre. Selbſt die Maſſe des Geldes hat ſeine Bedeutung. Alle äußere Bedürfniſſe des menſchlichen Daſeyns haben ihre gemeinſchaftliche Wurzel in der Erde, dieſe aber iſt in ihren unendlich beweglichen mannichfaltigen Erſcheinungen ein verhülltes Metall. Die reinſte Darſtellung ihres Kerns, das Unveränderlichſte, irdiſch Unſterbliche, das königliche Gold bildet den ſichern Mittelpunkt und den unveränderlichen Grund, in welchen alle wechſelnde Bedürfniſſe ihre gemeinſame Bedeutung erhalten. Die Edelgeſteine, in der Natur wie in der Geſchichte, ſtellen zwar die unveränderlichſte, die reinſte Perſönlichkeit beſtimmter Qualitäten, aber mehr im relativen Verhältniſſe dar, ſie dienen der erſcheinenden Schönheit, dem Glanze, aber ſie vermögen nicht, jene höhere Einheit aller Verhältniſſe, jene Verſchmelzung und durchgängige Gleichheit darzuſtellen. Das Gold vermag keinesweges beſtimmend auf die Natur der wechſelnden Bedürfniſſe zu wirken; es kann der Eigenthümlichkeit der Production keinen Eintrag thun, ja es leidet keinen Zweifel, daß es, als die Erſcheinung des Reichthums, eine ſchöne tiefe Bedeutung in den geſelligen Verhältniſſen erſt dann erhält, wenn die Producte ſelbſt ihre höchſte Freiheit durch innere Anmuth zu enthüllen im Stande ſind, und dennoch hat das Gold alle Gewalt und iſt mächtig in jeder Richtung, und wird durch die eigenthümliche Freiheit der Production keinesweges gehemmt. Was wir nun innerhalb der Grenze der bloß äußern Bedürfniſſe vorbildlich auf dieſe Weiſe wahrnehmen, das ſoll ſich in den höchſten, innern Elementen des Daſeyns entfalten, und der König ſoll ſich zu den Ständen verhalten, wie das Gold zu allen Bedürfniſſen, aus allen äußern Beziehungen heraustretend, ſoll er der Mittelpunkt der Freiheit ſelbſt ſeyn.

Es ſoll nicht als ein Tadel der frühern republikaniſchen Staaten gelten, die in ihrer Art zu verſchiedenen Zeiten mit groſſem Glanze hervortraten, und deren Daſeyn uns, von der monſtröſen Mannichfaltigkeit roher, unentwickelter Keime umſchlungen, als das Wünſchenswertheſte erſcheinen muß, wenn wir behaupten, daß außer der Monarchie nothwendig Einſeitigkeit herrſchend ſey. Jeder Menſch im Staate ſoll ſeine Natur ohne Hemmung entwickeln. Sein Geſchäft theilt er mit mehrern, und das gemeinſchaftliche Geſchäft, indem er einen ſichern, unerſchütterlichen, feſten Punkt im Staate durch die Corporationen erhält, ſichert einem jeden ſein freies Daſeyn, die Corporationen bilden die Stande, dieſe den Staat. Aber ſo wie ſie erſcheinen, ſind ſie nothwendig in einem äußern Verhältniſſe gegen einander, hemmen und beſchränken ſich. In den neuern Staaten, von welchen hier allein die Rede iſt und die ſich nur auf eine entfernte Weiſe mit denen des Alterthums vergleichen laſſen, würde die wechſelſeitige Beſchränkung entweder von der Art ſeyn, daß alle Stände ſich das Gleichgewicht hielten; aber theils würde, damit dieſes nicht verſchwände, ein äußerer Hebel nothwendig ſeyn, der alles trüge, theils würden ſelbſt in dieſem Falle die Stände gegen einander in eine zwangvolle, verſchobene Stellung gerathen, ſo daß ihre Verbindung, als etwas Widerwärtiges, keinesweges als ein friſches, lebendiges Gewächs erſcheinen müßte, ja Haß und wechſelſeitiges Widerſtreben würde ſelbſt zum Weſen eines ſolchen Staates gehören, oder ein Stand erhielt in dem relativen Verhältniſſe die Oberhand, wie in den ariſtokratiſchen Staaten; aber dieſes Hinzerren nach einem relativ verſchobenen Punkte hat ſich zu jeder Zeit als tödtend für die Freiheit aller übrigen Richtungen bewieſen, wie denn auch nothwendig aus Allem folgt, oder ein Stand bildet ſich, wie in den freien Handelsſtädten, in der Trennung von den übrigen, einſeitig aus; aber dieſe erſchöpfen, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Idee eines Staats keineswegs und müſſen, damit ſie überhaupt nur ihre Form behalten, mittelbar oder unmittelbar, als Theile eines größern Ganzen erſcheinen. Ein jeder Bürger, indem er den Geſetzen des eigenthümlichen Wachsthums folgen ſoll, wird einem größern Ganzen lebendig eingebildet, dieſer einem größern u. ſ. w.; wir würden aber niemals zum Gefühl der Freiheit gelangen, die nicht in einem vereinzelten Daſeyn, ſondern nur in dem gemeinſchaftlichen gefühlt wird, wenn die unendliche Linie ſich nicht rundete um einen Mittelpunkt, der, eben weil er außer aller endlichen Beziehung auf die Elemente des Staats iſt, allen gleichmäßig beiwohnt, durch die vollkommene Trennung von einem jeden dem Ganzen verbündet iſt. Es iſt ganz klar, daß der König, dieſer Anſicht nach, als der Centralpunkt einer vollkommen freien Verfaſſung erſcheint, daß eine jede Willkür von der Seite des Königs, indem ſie als Zwang von den Bürgern gefühlt wird, auch hier die Willkür hervorruft, die nothwendig hemmend auf den Mittelpunkt zurückwirkt. Ein jeder Herrſcher über Knechte iſt ſelbſt ein Knecht. Das Daſeyn eines Königs iſt eben ſo wenig, als das der übrigen Menſchen, durch ſeine vereinzelte Erſcheinung vollendet, ja, eben weil ſein Daſeyn auf die ganze Nation bezogen iſt, trägt er ihre Ketten ſelbſt, als ſelbſtverſchuldete, und von keinem kann man in ſo hohem und eigentlichem Sinne ſagen, daß er nur frei iſt durch die Freiheit des Staats. Daher iſt auch der König keinesweges der erſte Bürger, wie ſich einige nennen, vermeinend, dadurch dem Volke zu ſchmeicheln; aber, wie es mit ſolchen Ausdrücken, die gewöhnlich nur zur Täuſchung erſonnen ſind, zu geſchehen pflegt, die erlogene Höflichkeit iſt, genau betrachtet, eine Grobheit, und das gilt nun von jener Benennung im höchſten Grade. Der erſte Bürger hat gar kein Recht, Gehorſam und unbedingte Verehrung zu fordern, er unterliegt ſelbſt dem Verhältniſſe und kann nur herrſchen durch relative Unterwerfung, keineswegeſ durch Freiheit und Liebe. Daher iſt auch vieles in der geſuchten Popularität der Könige durchaus verwerflich. Es iſt vielmehr ein ſehr tiefes, naturgemäßes und richtiges Gefühl beim Volke, welches die Lage eines Königs, durch welche er als ein Einzelner dem Einzelnen gegenüber ſteht, wenn ſie oft wiederkehrt, als ſtörend für Verehrung und Gehorſam erkennen läßt. Der im obigen Sinne freie König aber, der erhabene Repräſentant, der in allen Richtungen laut ſich äußernden Freiheit ſeines Volks, iſt eben dadurch das ſich offenbarende Geſetz. — Mit ihm entwickelt ſich jenes Myſterium der Einheit, in welcher Freiheit und Gehorſam als verſchiedene Formen verſchwinden, jenes unergründliche Gefühl, aus welchem das herrlichſte Leben aller Völker zu allen Zeiten hervorquoll, jene Vereinigung von Stolz und Demuth, Selbſtſtändigkeit und Hingebung, Kraft und Liebe, die, wo ſie in einem Staate herrſchend wird, alle Gaben in ſich ſchließt.

Die Erbfolge der Könige hat ſelbſt eine groſſe Bedeutung, ja die heiligſte. Es könnte ſcheinen, als wenn ſie keineswegeſ aus der klar gefaßten Idee des Staats gefolgert werden könnte. Es iſt etwas Paſſives, bloß Duldendes, dem Anſcheine nach Geringes in jener Hingebung, die es lediglich dem Zufall überläßt, ob eine gewaltige Natur von dem erhellten Mittelpunkte aus alle Kräfte erhöhen, alle Richtungen des Lebens in ungehemmte Thätigkeit ſetzen ſoll, oder ob eine kleinliche, beſchränkte, ja vielleicht bösartige Natur eigenſinnig, launenhaft, hemmend, ja vielleicht vernichtend wirken ſoll. Es gibt außer der Erbfolge nur zwei Wege, wie die Könige entſtehen können: durch eigne That oder durch Wahl der Nation. Wer ſich die höchſte Stelle zu erringen weiß, der hat ſie verdient, könnte man ſagen; ja nur er; denn alles iſt ihm entgegen, mit allen Elementen muß er kämpfen, und im Kampfe lernt er ſie kennen. Er gehört recht innerlich der Nation zu, aus welcher er erzeugt wurde, und jene Kraft, ohne welche die Herrſchaft ein täuſchender Schein iſt, hat er erprobt. Aber der König ſoll keinesweges die concentrirte Kraft der Nation ſeyn, ſondern die Darſtellung ihrer reinſten, heiligſten Geſinnung. Die Kraft gehört lediglich der Nation, ja wenn er, unter günſtigen Sternen geboren, ein wahrhaft königliches Gemüth iſt, dann ſchauet er eben in der ungehemmten Kraft der Nation ſeine eigne Würde; allerdings gehört ihm alle Kraft, aber keinesweges als etwas Perſönliches, als Eigenwille. Es iſt ſchon etwas Furchtbares darin, daß irgend jemand glaubt, er könne wohl der König ſeyn. Eine jede andere Stelle im Staate iſt in ihrer Unendlichkeit beſchränkt, die Demuth iſt das Geſtaltende der Kraft, und wenn dieſe nach außen in allen Richtungen ſtrebt, ſo iſt jene die ſtille Hüterin im Innern, aus welcher die reine Geſinnung nach innen, die Anmuth nach außen erwächſt. Aber ſich ſelbſt als zum Herrſcher geboren zu betrachten, heißt in und für ſich ein Frevel; daher wurden die Könige, die ſich ſelbſt dazu beſtellten in irdiſchem, wahnwitzigem Hochmuthe, von jeher als die Ruthen der Völker betrachtet, und ſelbſt die Fülle der Kraft, die wir bewundern, ja bewundern müſſen, weil ſie die grundloſe Herrlichkeit der Natur des Menſchen enthüllt, erſcheint als ein Fluch, nicht als ein Segen. — Die Wahl der Nation ſcheint dagegen, ſo könnte man ſagen, die der Idee des Staats am meiſten entſprechende Entſtehungsart der Könige zu ſeyn; denn offenbar erſcheint durch die Wahl der geſammte Wille des Staats in ſeiner größten Klarheit; ja wenn wir unſerm Standpunkte getreu blieben, indem wir im Staate das Streben, die Idee darzuſtellen, als das herrſchende betrachten, ſo gälten auch alle Einwendungen, die von der Gewalt gehäſſiger Leidenſchaften, der Laſter, der Cabale hergenommen ſind, nichts. Was die Wahl jetzt gefährlich mache, das gälte nur von der gegenwärtigen niedrigen Stufe der Staaten, die herrſchende Form der Erbfolge müſſe alſo jener weichen, wenn die Staaten größere Vollendung erhalten. Auch iſt es klar, daß ſie einerſeits jene unwürdige Paſſivität verdrängt, die alles einem blinden Zufall überläßt, daß andrerſeits die mächtige Natur durch innere Selbſtthat, durch reifendes Geſchick, durch fortdauernd ſich entwickelnde Geſinnung, durch Glück, im höchſten Sinne, wobei die äußere That als eine ſolche ſich demüthig und bewußtlos in dem allgemein ausgeſprochenen Willen verbirgt, die Stelle einnehmen kann, die ihm gebührt. Aus den vielen Trefflichen würde die herrſchende Geſinnung eben den Würdigſten nach jenem Mittelpunkte hindrängen, da jetzt, wenn der Zufall, dem wir mit verſtandloſer Frömmelei die wichtigſte Angelegenheit überlaſſen, uns einen ſchlechten oder auch nur beſchränkten König gibt, die hoffnungsvollſte Entwickelung auf eine für lange Zeiten tödtende Weiſe gehemmt werden kann. Aber dieſe aus der Reflexion entſtandene Anſicht beruht lediglich auf dem Scheine. Entweder iſt der König eine äußere Gewalt, die von außen her als eine fremde die Verhältniſſe ordnet und die Elemente des Staats gleichſtellt, dann wirkt er von ſelbſt hemmend, iſt ein Tyrann; oder er herrſcht als ein inneres, einwohnendes Princip des Staats, dann verſchwindet unmittelbar mit ihm alle Ordnung. Ein jeder Staat iſt ohne König aufgelöſ't, oder er iſt mit dem König kein organiſch lebendiges Ganze. In der Idee des Staats iſt der König unſterblich, ja auf ſeiner Unſterblichkeit beruht alle Entwickelung im Staate. Wie wir den Staat darſtellten, in welchem der König der Mittelpunkt der Freiheit ſelbſt iſt, kann wohl ein Schwanken und Wogen, eine lebendige Bewegung Statt finden, durch welche bald die Herrlichkeit des Volks die Schwäche des Königs zudeckt, bald die Trefflichkeit des Königs das ermattete Volk von neuem belebt; aber gegen die Freiheit, alſo gegen die wahre Entwickelung des Volks könnte der König, der als Schlußpunkt der Verfaſſung ſeine alleinige Würde hat, nur hervortreten, wenn das Volk, erſchlafft in ſich, vergäße, daß die Verfaſſung ſeine Selbſtthat ſeyn ſoll, und daß dieſe, in einem lebendigen Staat nicht etwa, als etwas Fertiges, welches, wie es nun einmal da iſt, zur Beruhigung dienen ſoll, vielmehr nur Bedeutung hat, in ſo fern ſie durch die immer thätige Geſinnung fortdauernd von neuem erzeugt würde. Die Völker bilden alſo aus ſich ſelbſt ihre Tyrannen wie ihre Könige, und äußere Einrichtungen, Vorſichtsmaßregeln, aus der äußern Erfahrung und aus der Reflexion entſprungen, können, wie die Geſchichte oft genug bewies, das ſelbſt verſchuldete Geſchick keinesweges abwehren. Indem die Völker die Erbfolge der Könige als einen ſichern Punkt des gemeinſamen Lebens betrachten, bekennen ſie unmittelbar die religiöſe Bedeutung des Staats; denn nur durch den Glauben verſchwindet das Verſtandloſe des Zufalls. Die Folge der Geſchlechter iſt der innere unſterbliche Kern, der in tauſendfach wechſelnder Form das Heiligthum der Geſchichte bewahrt. So werden die Menſchen durch den Mittelpunkt ihres geſammten Daſeyns in den größten Kreiſen nach derſelben myſtiſchen Tiefe gewieſen, die ein Jeder in ſeinem Innern entdeckt; ja das Gleiche, das Aehnliche findet er hier wie dort, und eben daher das Ganze in ſich ſelbſt und ſich ſelbſt in dem Ganzen. Wenn die Menſchen ſich nur an das irdiſch Mächtige und Große anſchließen, dann erweckt dieſes, wie es ein Leeres und Nichtiges in ſich iſt, auch ein leeres Vertrauen; es hat nicht bloß eine hemmende, auch eine lähmende Kraft; das Anſchließen an Gott, das lebendige, verſtändige Vertrauen auf ihn erweckt dagegen die höchſte Kraft, und wer redlich in ſich forſcht, der hat wohl erfahren, daß Gottes Gnade zuſammenfällt mit der eignen That. Daſſelbe gilt von den Völkern im Großen. Der König, der uns unterjocht hat, dem dienen wir wie Knechte mit leerem, alle Kräfte lähmendem Vertrauen; der König, den wir erwählt haben, dem übergeben wir nur zu leicht, was wir behalten müſſen, und er nimmt nur zu leicht, was ihm nicht gebührt. Denn von beiden Seiten fehlt nothwendig die innere Sicherheit. Ein tüchtiges Volk mit einem angeſtammten alten Königshauſe iſt wie ein edlerer Stamm, der aus innerer Sicherheit ſich nach jeder Verirrung wieder zurecht findet, und nie etwas ganz Unwürdiges beginnt, ſo lange jener Kern ſich erhält. Was aber in unſern Tagen laut wird, geht offenbar dahin, die Kraft im Volke, durch welche der Staat als Träger der Freiheit aller ſich bildet, zu erwecken. Hat ein ſolches Volk einen guten König, dann wird es nicht erlahmen; denn das Vertrauen auf den König ſoll die ſchöne Selbſtthat nicht verdrängen; ein Jeder weiß ja auch, daß der Staat ein Aeußerliches iſt, der nächſte Augenblick aber uns den erſcheinenden König rauben kann, und wie der gute Chriſt an den eignen, denkt auch der gute Bürger an den Tod des großen Königs. Herrſcht aber ein ſchlechter oder beſchränkter König, dann wird die Verfaſſung in ihm zwar den bleibenden Mittelpunkt, und in ſo fern den Gegenſtand der Verehrung und des Gehorſams erkennen, aber die nie ruhende Selbſtthat, aus welcher ſie entſprungen iſt, wird ſie in lebendiger Bedeutung erhalten. Wo die Gewalt des Königs auf eine ſolche Weiſe beſchränkt iſt, daß nie und unter keiner Bedingung die Perſon erſcheinen kann, wo alſo der König durchaus ein Sklave iſt, ein Schlußbegriff einer dürren, aus der Reflexion entſtandenen Verfaſſung, da herrſcht mehr die Furcht vor der Knechtſchaft, als die innere edle Sicherheit eines wahrhaft freien Gemüths. Der König ſoll ein Leben ſeyn, nicht ein Begriff, und die Idee des Staats, wie wir ſie uns darzuſtellen bemühen, will die Freiheit aller, wie ſollte ſie die Knechtſchaft des Königs wollen? Wenn er aber frei ſeyn ſoll als König, muß auch ſeine Perſon hervortreten können, ja er muß das Böſe ausüben können, damit das Gute einen Werth habe. Entſteht aus der böſen That das Böſe ſelbſt, dann erkennen wir die verdiente Strafe. Eben ſo wenig aber, als der König ein bloßer Begriff, darf er eine bloße erſcheinende Perſon ſeyn. Jede Vereinzelung iſt tödtend, hier in den weiten Räumen des ganzen Reichs. Aber die Erbfolge zeigt auch die eigentliche Bedeutung der Könige, und wie ſie und mit ihnen der Staat nur durch Gottes Gnade iſt. Empörender mag nichts erdacht werden, als wenn man etwas Verdienſtliches, vorzugsweiſe zu rühmendes darin findet, daß die Könige ſich vor Gott beugen. Wer biſt du, durch die Geburt nichtiger, in der Erſcheinung ſchwächlicher, der du kommſt, um zu verſchwinden, daß dir die Gewalt gegeben wurde über das Volk, daß du berufen biſt, die tauſend verworrenen Fäden des Lebens ſo zu lenken, daß Jeder ſich ſelbſt finde in der ſcheinbaren Verwirrung, daß das Leben, im Guten oder Böſen, eigne That würde? Haſt du mehr als menſchliche Kraft, blickt dein Auge, reicht dein Verſtand weiter? Kannſt du die Verwirrung in ihren unermeßlichen Tiefen durchſchauen, die du heben ſollſt? Die öffentliche Stimme ſpricht, aber du ſollſt ihr nicht bloß folgen, ſondern ſie deuten, deine Diener rathen, aber du ſollſt nicht bloß dem Rathe gehorchen, ſondern ihn auch lenken. — Wer kann dich erleuchten? Eine jede eigenwillige Selbſtthat wirkt vernichtend auf dein Volk, du ſollſt du ſelbſt ſeyn und ein Höherer zugleich. Wenn du begreifſt, was dir anvertraut ward, dann mußt du, du vor allen, verſinken in unendliche Demuth, Erleuchtung ſuchen durch ewiges Gebet, in ſteter ſtiller Entſagung nur leben in dem Herrn, durch welchen du allein Herr biſt, und durch welchen allein dein Volk durch Beherrſchen frei ſeyn kann. Alle königliche Gewalt iſt ein göttliches Myſterium; denn nur indem wir dem Göttlichen gehorchen, ſind wir zugleich frei.

Ein jeder Bürger des Staats, indem er durch ein eigenthümliches Daſeyn einer Corporation, einer Gemeinde oder in größern Verhältniſſen einem Stande, in den größten dem ganzen Staate zugehört, muß in doppelter Richtung thätig ſeyn — einerſeits, indem er ſich dem eigenthümlichen Geſchäfte ergibt, andrerſeits indem er für die Verbindung lebt, indem das gemeinſame Daſeyn in ihm und durch ihn gefördert wird. Keine Richtung hat ohne die andere irgend einen Sinn, ja in jedem Augenblicke ſeines Lebens muß in der Einheit beider die einzige Realität ſeines Daſeyns geſucht werden. Eine Menge Beſchäftigungen, die nur die Erhaltung der Gemeinſchaft zum Zwecke haben bis in die größten Kreiſe, müſſen daher in einem wahrhaft lebendigen Staate nur durch Bürger verrichtet werden; je weiter in dieſer Rückſicht die freiwillige und tüchtige Thätigkeit der Bürger reicht, deſto lebendiger und freier iſt der Staat. Ein jeder Meiſter iſt zugleich Bürger, die Verfaſſung iſt ſein Werk, ja ohne ihn darf auch das Geſetz nicht walten; je mehr er an dem Geſammtleben Theil nimmt, deſto mehr gedeiht in ihm der Staat, und er in dieſem. Daher muß er nicht allein Theil haben an der Verfaſſung, ſondern auch an der Ausübung des Geſetzes. Indem aber auf dieſe Weiſe ein jeder Bürger für den Staat in Anſpruch genommen wird, verſchwindet zugleich die Nothwendigkeit, ein ganzes menſchliches Daſeyn für Geſchäfte in Anſpruch zu nehmen, die ein ſolches keinesweges erfordern. Werden die Beſchäftigungen, die weder ein eigenthümliches Talent, noch ein ganzes Leben, die nur kurze Zeit, wenig Anſtrengung, einiges Geſchick und reine Geſinnung erfordern, Menſchen übertragen, die ſich dieſen ganz ergeben müſſen; ſo entſteht daraus der doppelte Nachtheil, daß der Bürger, der ſich der bequemen Vereinzelung hingibt, allen Bürgerſinn verliert und in ſich zuſammenſchrumpft, während ein anderer, ſich einem kümmerlichen Geſchäfte widmend, kein eigenthümliches Daſeyn, alſo kein höheres Leben erringt, und für einen freien Bürger erhalten wir zwei Knechte. Es iſt daher gar keinem Zweifel unterworfen, daß je reichhaltiger, je tiefer und mannichfaltiger die Thätigkeit einer jeden Corporation eines jeden Standes, aus der Wurzel der eignen Natur heraus, nicht allein für die eigne Erhaltung, ſondern auch für die gemeinſchaftliche, alſo für die des Staats iſt, deſto mehr nähert ſich der Staat ſeiner Idee. Es ſoll ja eben der ganze Staat lebendig ſeyn in einem jeden Bürger. Daher nicht allein die Ständeverſammlung, ſondern auch ſtändiſche Einrichtungen, die die Thätigkeit des Standes für das Ganze aus dieſer ſelbſt geſtalten und in Bewegung halten.

Aber dennoch iſt es unleugbar, daß dieſes Verhältniß der Stände unter einander die Organiſation des Staats nicht vollendet. Es müſſen aus dieſen Verhältniſſen ſelbſt ſich Richtungen der gemeinſchaftlichen Thätigkeit bilden, in welchen das Eigenthümliche immer mehr und mehr verdrängt wird.

Bleibt nun dieſes die Wurzel der Richtung, ſo wird ſie, auf eine zwangvolle Weiſe verſchoben, die Spuren der urſprünglichen Einſeitigkeit nicht verleugnen können; verſchwindet die Eigenthümlichkeit, ſo iſt die beſtimmte Thätigkeit ohne Grund, ohne ſicheres Fundament. Dieſes iſt aber, wie wir wiſſen, der König, durch welchen die Stände ſich gleich ſind, ſo daß ein jeder in und mit dem andern auf die eigne Weiſe ohne Zwang ſich entwickelt und bildet. Aus den Ständen ſelbſt bilden ſich alſo, und zwar nothwendig, Naturen, die ſich von ihnen losreißen, ſo daß, als das Fundament ihres Daſeyns, der König erſcheint. Es ſind die Beamten. Ein jeder Beamte iſt der Idee nach ein Gelehrter; denn ſo nennen wir denjenigen, der den Sinn des Lebens im Ganzen zu faſſen, die Entwickelung des Geſchlechts und Staats, die geiſtigen Momente deſſelben zu erkennen ſtrebt. Aber ohne ein ſolches Erkennen iſt der Beamte ein Unfreier, ein Knecht, ein wahrer bloßer Diener, nicht im edlen Sinne, wie ein jeder es ſeyn ſoll, ſondern im ſchlechteſten. Wenn jemand ſagt: er opfere dem Staate ſein ganzes Daſeyn, ohne ein eignes inneres eben dadurch auszubilden, der lügt; denn was doch kann der opfern, der nichts iſt. Der Beamte alſo iſt ein Gelehrter, aber für das Seyn, für die Gegenwart des Staats, wie es Gelehrte für die Zukunft deſſelben gibt. Durch den Beamten wird die Thätigkeit des Königs als die erhaltende und alle Verhältniſſe gleichſtellende offenbar, ſie ſtellt die Richtung des Königs nach dem Innern dar. Wäre der König eine äußere Gewalt, dann wäre der Beamte nothwendig ein Knecht; iſt aber der König das inwohnende Centrale des Staats, dann iſt der Beamte, wie durch eine unendliche Aufgabe, deren Löſung ein eignes Daſeyn, ein eignes Talent erfordert, innerlich, ſo auch durch ſeine Lage im Staate äußerlich frei, und keine Anſicht iſt thörichter, als die, daß er als Erſatz für eine innere Entſagung den äußern Glanz erhielte, als wenn etwas ſo Nichtiges die innere Leere ausfüllen könnte? Da der Beamte ein ſolcher iſt, der ſich, durch einen eigenthümlichen Trieb geleitet, von der Wurzel des eigenthümlichen ſtändiſchen Lebens losgewunden hat, ſo darf auch, wie aus der Anſicht ſelbſt folgt, keine Spur der Standesverſchiedenheit in ihm übrig bleiben. Wenn er, indem er Beamter iſt, zugleich den eigenthümlichen Vorzug irgend eines Standes fordern wollte, ſo geſteht er dadurch ein, daß er die eigentliche Würde ſeines Daſeyns nicht begriffen hat, die, wie alle wahre Würde, nur aus der eignen Weiſe entſpringen kann; er iſt alſo nicht frei als Beamter, und da er ſich von dem urſprünglichen Stande getrennt hat, auch hier nicht, alſo überall nicht.

Die Richtung des Staats nach außen iſt durch den Wehrſtand bezeichnet, der, da dieſe Richtung nothwendig alle Elemente des Staats zugleich und auf gleiche Weiſe in Bewegung ſetzt, an den König geknüpft iſt, und, wie der Beamte, in ihm das Fundament ſeines Daſeyns hat. Aber, wird man ſagen, wie kannſt du den Wehrſtand auf deinem gegenwärtigen Standpunkte als ein nothwendiges Element des Staats betrachten? Zu der Idee des Staats gehört er doch hoffentlich nicht. — Alle jene ſo gewöhnliche Sentenzen, die den Krieg als das Hauptübel des Geſchlechts ſchildern, treten mir hier entgegen. Wäre es möglich, daß jemals die Beſtrebungen der Beſſern gelängen, daß die Staaten, die Freiheit aller Bürger ſchützend und pflegend, zugleich die größte Harmonie im Ganzen darſtellten; dann müßten dieſe Greuel nothwendig verſchwinden. Ja, nach deiner eignen Anſicht; denn da du die Staaten in einer ſo innigen lebendigen Wechſelwirkung erblickſt, wie die Bürger in einem jeden Staate, ſo kann die Idee ſich nicht lebendig auf einer Stelle regen, ohne allenthalben belebend zu wirken, wie ja in der gegenwärtigen organiſchen Epoche der Erde, durch die menſchliche Organiſation, nicht bloß der ganze Kreis des Lebens überhaupt, ſondern ſelbſt die Elemente befreiet ſind. Der innere Friede eines Staats, wenn er ſich wahrhaft ausgebildet, muß alſo den äußern Frieden aller Staaten nothwendig nach ſich ziehen, jenes unnatürliche Ermorden wird aufhören, und es iſt klar, daß wenn dir auch gelungen iſt, den ſpießbürgerlichen Erwerb, die Beſchäftigung mit den geringfügigſten Dingen, die geiſttödtende Anſtrengung der Bauern, ja die Tyrannei der Fürſten zur Idee zu ſteigern, es dir doch nimmermehr mit einem Stande gelingen ſoll, der unbefangen geſteht, er ſey nur da, um, wenn die Gelegenheit kommt, Menſchen zu morden; dieſer Stand wird doch wohl hoffentlich immer mehr, je weiter die ſchöne menſchliche Geſinnung und die aufgeklärte Anſicht des Lebens ſich entwickelt, mit Widerwillen betrachtet werden und am Ende verſchwinden. Oder ſollen die Kriege, die furchtbaren Verheerungen, der geſetzloſe Zuſtand der Völker nie aufhören? Gehören ſie vielleicht auch mit zu dem, was du die Idee nennſt, und uns als eins mit dem Heiligſten in uns, mit der Sittlichkeit, mit der freien Eigenthümlichkeit eines jeden Geiſtes, oder was nach dir daſſelbe iſt, mit ſeiner Unſterblichkeit, alſo auch mit der Religion darſtellen möchteſt?

Allerdings iſt dieſes meine Behauptung. Wir fürchten den Krieg ſo wenig, daß wir ihn vielmehr durchaus fordern. Alle jene Declamationen und Tiraden, die immer auf die nehmliche Weiſe uns erſchüttern wollen, rühren lediglich von dem Grundübel der herrſchenden Anſicht her, welches, wenn es auch vernichtet ſcheint, ſich nur ins Verborgene zurückgezogen hat und immer von neuem zum Vorſchein kommt, der Anſicht nehmlich, daß die Erſcheinungen des äußern, ſinnlichen Daſeyns einen Werth an ſich haben; aber dieſes leugnen wir ja durchaus. Man vergeſſe nicht, daß wir die erſcheinenden Staaten in ihrer Beſtrebung, das, was in ihnen das Wahre und Unſterbliche iſt, darzuſtellen, betrachten. Damit dieſes Streben als ein ſolches hervortrete, gefühlt und begriffen werde, muß die Erſcheinung ſeyn. Die Idee ſelbſt iſt freilich ewiger Friede, innerlich und äußerlich, abſolut ſeliges Seyn eines Jeden in ſich und in dem Ganzen unſäglicher Genuß ohne Genießen, Seyn ohne Leben — alſo keine Geſchichte, und da alle äußere Verhältniſſe verſchwinden, auch keine Sinnlichkeit, keine Natur. Wo Leben iſt, iſt Krieg. Wo die Staaten ſich beſtreben, die Idee darzuſtellen, da iſt ſie doch nicht dargeſtellt; ſie können ſie nicht darſtellen, denn durch das Streben ſind ſie Staaten. Sie ſind alſo äußerlich auf einander bezogen, durch dieſe Beziehung beſchränken, hemmen ſie ſich wechſelſeitig, und dieſe Hemmung ſollen ſie abweiſen; die innere Kraft und Stärke, mit welcher ſie dieſe Hemmungen zurückweiſen, um völlig fröhlich und eigenthümlich ſich in ſich ſelbſt zu bilden, beſtimmt ja eben ihren Werth. Man faſſe, wenn man es vermag, in lebendiger Anſchauung ein irdiſches Daſeyn mit einem ewigen Frieden verbunden. Es iſt ein Unſinn, ein Widerſpruch in ſich; denn wäre es möglich, dann wäre ja die Erſcheinung ſelbſt etwas an ſich, hätte für ſich einen Werth, aber ſie iſt ja nur Erſcheinung, nur vergänglicher Durchgangspunkt für das Höhere, und es iſt ja alle unſer Troſt und Freude, daß es ſo iſt. Ihr ſprecht von dem Blutvergießen, Ermorden, Verheeren, aber iſt das der Krieg? Iſt er nicht die Freiſtätte des Schönſten, Heiligſten, Großartigſten? Kann das Leben ſich anders erproben, als durch den Tod, dieſer muß an unſerer Seite gehen, damit wir wiſſen, was das Leben ſey. Ja wer nicht dem Tode unter die Augen ſieht, iſt niemals frei. Freie Bürger wollt ihr haben, wie erfahrt ihr, daß ſie frei ſind? In dem Staate ſoll ein Jeder nur in und mit dem Ganzen ſeyn, er iſt nur frei, in ſo fern er ſich ganz opfert; aber wir alle tragen die Ketten der Natur, wer nicht in ſich ein Daſeyn fühlt, welches über das Leben reicht und dem er das Leben mit Freude opfert, iſt er nicht ein Knecht der erſcheinenden Natur, wie kann er aber dann im Staate frei ſeyn?

Der Krieg iſt das friſche Leben der Staaten unter einander, das wechſelsweiſe jede Hemmung abweiſt, er iſt freilich, wie alles im Leben, das, wozu man ihn macht, für dieſen ein Weg zur Verdammung, für jenen zur Seligkeit, aber ſeiner Idee nach iſt er ſelbſt etwas Heiliges und Großes, und ſchließt keinesweges Haß, Uebermuth, Herrſchſucht in ſich. Zwei Völker können durch die vielfältigen Verwickelungen des geſchichtlichen Daſeyns in eine Stellung gegen einander gerathen, die von beiden Seiten eben den Krieg nothwendig macht. Freilich wird die Art, wie ſie den Krieg führen, auch in dieſem Falle den beſſern oder ſchlechtern Sinn der Staaten zeigen. Eine ritterliche Geſinnung kann, ja muß ſich geſchichtlich zwiſchen den Staaten, wie perſönlich unter den Bürgern bilden und das Schauſpiel eines ſolchen Krieges muß die innerſte Tiefe des nationalen Gemüths und alle Herrlichkeit der Volksgeſinnung enthüllen. Aber daß das Edelſte und Gröſte in den Menſchen hervortrete, iſt ja Ziel aller Staaten. Ein Staat, der den Krieg ſucht, der ihm nicht auf alle Weiſe zu entgehen ſtrebt, der nicht mit kriegeriſchem Sinne ein friedliches Streben verbindet, hat in den Krieg ſelbſt das ſchlechte Princip eingepflanzt. Denn die Idee des Krieges iſt das Streben, äußere Beſchränkung, welche die reine Ausbildung volksmäßiger Eigenthümlichkeit in allen Richtungen des Daſeyns hemmt, abzuwehren, und die kriegeriſche Geſinnung der Bürger iſt da herrſchend, wo dieſer entſchloſſen ſein äußeres Leben opfert, um das Höhere im Staate, wie in ſich ſelbſt, zu erhalten.

Je herrlicher und tüchtiger ein Volk in ſich gebildet iſt, deſto lebendiger iſt nothwendig der kriegeriſche Sinn. Es kann keiner wahrer Bürger ſeyn, der nicht zugleich Krieger iſt. Wer ſich vertheidigen, vertreten läßt, iſt ein Knecht, und es iſt billig, daß er als ein ſolcher betrachtet werde. Wehrhaft zu ſeyn iſt das heiligſte Recht der Freien. Daß dieſes aber nur einen Sinn hat in einem freien Staate, wird einem Jeden einleuchten. Wie der Bürger durch die thätige Theilnahme an der lebendigen Verfaſſung, an der Verwaltung und Geſetzgebung beweiſ't, wie er nur iſt und lebt in der innigſten Einheit mit dem innern Daſeyn des Staats, ſo ſoll er durch Geſchick und Geſinnung eben ſo bereit ſeyn, eine jede äußere Störung abzuweiſen. Bei der organiſchen Einheit aller Verhältniſſe und des ganzen Lebens im Staate, welche dieſer Betrachtung durchgängig zum Grunde liegt, iſt es in und für ſich klar, daß ein Bürger, der ſich völlig von der nationalen Bewaffnung ausſchloß, wenn nicht phyſiſche Schwächen, die als ein Unglück zu betrachten ſind, ihn verhinderten, eben dadurch eine fremdartige Geſinnung verräth. Alle geſunde Glieder und die geſammte Jugend des Staats bilden ſeinen eigentlichen Wehrſtand. Das ſtehende Heer der Krieger iſt, wie das ſtehende Heer der Beamten, deßwegen ſo tödtend, weil es einerſeits den großartigen Sinn, der die Gefahr des Volks als eine gemeinſchaftliche betrachtet, lähmt, andrerſeits ſo viele Menſchen einer Beſchäftigung opfert, die indem ſie kein ganzes Daſeyn fordert, die innere Würde vernichtet.

Aber dennoch iſt ein abgeſonderter Wehrſtand eben ſo ſehr in der Idee des Staats gegründet, als der Stand der Beamten. Es gibt ein eignes Talent für den Krieg, welches, wo es für das Beſte kämpfend hervortrat, von jeher die allgemeine Verehrung, die größte Bewunderung erregte; ein Talent, welches um ſo bedeutender erſcheint, weil es unmittelbar in und mit einer großartigen Kraft die höchſte Blüthe einer erhabenen Perſönlichkeit und einer in ſich ſicheren Natur darſtellt. Wir können zwei ſehr verſchiedene Arten von Muth unterſcheiden. Wir nennen den einen den geſchichtlichen, den zweiten den perſönlichen. Dieſe beiden Arten ſchließen ſich nicht aus, keine iſt ohne die andere, aber das Ueberwiegen beſtimmt auf eine deutliche Weiſe die Verſchiedenheit. Wir finden Naturen, die völlig entſchloſſen ſind, für eine Meinung zu ſterben, die berufen ſind, das Heilige und Wahre gegen jede irdiſche Hemmung und Beſchränkung zu ſchützen, die in dieſem Kampfe für die Zukunft den größten, bewunderungswürdigſten Muth beweiſen, jene erhabenen Märtyrer, deren glänzendes Daſeyn das Heiligſte für das Geſchlecht bewahrt hat. Solche edle Naturen werden zwar nie feig erſcheinen, aber mit der innern Thätigkeit iſt oft eine äußere Paſſivität verbunden, die ſich mehr im Dulden, als im Handeln groß zeigt. Sie werden, wo ſie äußerlich hervortreten, nach außen handeln ſollen, ſich jener Sicherheit nicht bewußt ſeyn, ein ängſtliches, unbeſtimmtes Wählen zwiſchen entgegengeſetzten Mitteln wird die Ungeſchicklichkeit und Schüchternheit einer unſichern Natur verrathen. Andere dagegen mögen, wenn es auf das unerſchrockene Verfechten einer für heilig anerkannten Anſicht ankommt, zwar nie die Meinung verleugnen, aber ſie fühlen ſich nicht gedrungen, ſie unmittelbar zu vertreten, ja wo die Umſtände es erheiſchen, wird man an dieſen dieſelbe Aengſtlichkeit wahrnehmen, die wir im äußern Handeln an jenen tadeln möchten; aber ſetzt eben dieſen in den Stand, das für heilig Anerkannte durch äußern Kampf zu bewähren, dann werdet ihr das eigentliche herrliche Talent ſich in ſeiner ſchönſten Blüthe entwickeln ſehen. Die bedenklichſte Lage, die größte Gefahr, die ſcheinbar furchtbarſten Schwierigkeiten ſind für ſie das rechte, urſprüngliche, ihrer Natur entſprechende Reizmittel. Sie ſpielen mit dem Leben, und erſt wenn der Tod drohend an der Seite ſteht, ſcheinen ſie das Leben in ſeiner tiefſten Bedeutung zu fühlen. Und iſt es denn nicht ſo? Enthält der Tod nicht das höchſte Räthſel des Lebens? Solche edle Natur iſt ein geborner Krieger. Er gehört dem Staate zu, keinem eignen Stande, um ſo mehr, da der Krieg, je verwickelter, je mannichfaltiger und organiſch lebendiger der Staat in ſich ausgebildet iſt, ſelbſt deſto kunſtreicher wird, ja werden muß, wie das Muskelſpiel der höhern Organiſationen. Wenn aber auch nur der Staat den Krieg beſchließen kann, und zwar durch den König, ſo iſt der Krieger doch keinesweges ein ſolcher, der nicht den eignen Krieg führt, ſondern nur einen fremden, befohlnen. Der begeiſterte Muth entſpringt aus der klaren Einſicht, die geſchichtliche Entwickelung, das Leben des Volks und ſein Verhältniß zu den übrigen Völkern muß ihm klar ſeyn, damit ſeine That eine wahre im großen Sinne freie ſey. Eine jede abwehrende Thätigkeit erhält durch den Krieger im eminenteſten Sinne eine organiſche Bedeutung, in ihm vereinigen ſich die zerſtreuten Kräfte in einen beſonnen ordnenden Mittelpunkt, ſo daß der Staat, wie er nach innen lebendig und harmoniſch geordnet iſt, auch in ſchöner Uebereinſtimmung und organiſch lebendig nach außen das Störende abweiſ't, jene heitere Kriegskunſt, deren claſſiſche Darſtellungen die größte Bewunderung erregten, ſelbſt da, wo nur der Feldherr durch ſeine Perſönlichkeit alles belebte, die aber vorzüglich herrlich und groß erſcheint, wo ein friedfertiges Volk, kriegeriſch geſinnt, nicht bloß durch die Kraft der Maſſe, ſondern auch durch den beſonnenen, muthvollen Verſtand der ſichern Natur geleitet, den verdienten Sieg erringt. Dieſer ſo geſchilderte Krieger verhält ſich zu dem geſammten Wehrſtande wie der wahre Künſtler zu dem Gewerbtreibenden. Allerdings muß nehmlich ſich auch ein Mittelpunkt des Geſchicks der nie untergehenden Gewandtheit in der Nation bilden, und wer ſich dem widmet, iſt nothwendig ein freier Bürger in einem freien Staate, wenn auch eine ſtrengere Form äußern Gehorſams mit ſeiner Lage verbunden iſt. Um dieſe zu mildern, tritt auch die Form der innern Freiheit als unverletzbare Ehre ſtrenge hervor. Wenn in der nächſten Vergangenheit dasjenige, was in dem Wehrſtande der Kern, das Wahre iſt, vorzugsweiſe an den Adelſtand geknüpft war, ſo hatte dieſes einen geſchichtlichen Grund, es iſt aber unleugbar, daß ein Element, welches, da es aus der allgemeinen und nicht aus einer beſondern Form des Staats entſpringt, auch ohne irgend eine ſolche Relativität ſich geſtalten muß, dadurch unnatürlich verſchoben ward, ſo daß die freie Ausbildung aus allen Punkten nicht allein gehemmt, ſondern die einſeitige ſelbſt immer bedeutungsloſer erſcheinen müßte. Indem alſo die Zeit die Ertheilung der höhern kriegeriſchen Würden, wie die der höhern bürgerlichen, ohne einen Unterſchied des Standes fordert, ſpricht ſie auch dadurch die Neigung zur Entwickelung der höhern allſeitigen Freiheit aus.

Aber der Wehrſtand ſoll keinesweges den kriegeriſchen Sinn bei den Bürgern lähmen, ſo wenig in der That, wie der Beamte den Sinn für bürgerliche Verwaltung. Die einſeitige Ausbildung einer kriegeriſchen Kaſte iſt tödtend, wie die einſeitige Ausbildung der Beamten-Virtuoſität. Wird nicht durch den Krieger wie durch den Beamten die allgemeine Seite deſſen dargeſtellt, was in gleicher Stärke ſich aus den Bürgern eigenthümlich entwickelt, ſo iſt der Bürger nothwendig in knechtiſcher Abhängigkeit, und indem der Krieger ein von Unfreien beſoldeter Diener iſt, kann er ſelbſt doch nur den leeren Schein einer hohlen Würde erlangen. Damit der Bürger erfahren kann, ob er wirklich Bürger ſey, das heißt, ob ſeine unſterbliche Eigenthümlichkeit auf eine ewige Weiſe mit dem innerſten und heiligſten Leben des Staats eins ſey, muß es eine Richtung geben, in welcher er dieſe, allen äußern Bedingungen, die zu ihrer Erſcheinung erfordert werden, entſagend, in ihrer Reinheit faſſen kann. Dieſe Anſchauung erlangt er durch den Entſchluß zu ſterben. So lange wir nur in und mit der Erſcheinung das Höhere darſtellen, können wir uns zu leicht täuſchen, wahrhaft wiſſen wir nicht, ob wir bewegt werden durch eine Liebe, die über den Tod reicht. Wir müſſen aller irdiſchen Liebe, Habe und Gut und dem Leben entſagen, und müſſen wiſſen, daß wir es können, um zu wiſſen, ob jene unendliche, erzeugende Quelle des Lebens in uns und in dem Staate ſey, aus welcher alles eigentlich Wahre hervorquillt. Das iſt die Bedeutung des Krieges, der zwar ſeinen Sinn verliert, wenn er geſucht wird, der aber dennoch, wenn die höhere Fügung ihn herbeiführt, demjenigen als ein Segen erſcheinen muß, der die Blüthe der Liebe, der wechſelſeitigen Hülfe, des gemeinſchaftlichen Daſeyns über das erſcheinende Leben hinaus, der die höchſte Kraft in ihrer völligen Stärke und ſittlichen Reinheit höher zu ſchätzen weiß, als irdiſche Sicherheit. Daher wird keiner einen langen, erlahmenden Frieden als ein Glück betrachten.

So tritt uns hier das unſterbliche Weſen des Staats, von welchem wir ausgingen, am Schluſſe entgegen, und was dem Staate mit Untergang und Zerſtörung zu drohen ſcheint, iſt eben eine Fügung, durch welche das Heiligſte ſich geſtalten kann und in allgemeiner Begeiſterung alle Kräfte aus ihren verborgenſten Gründen und die Liebe aus ihrer heiligſten Tiefe hervortreten und kund werden.

Uebergang.

Das Böſe iſt nicht bloß negativ, nicht eine bloße Schranke — denn es entſpringt wie das Gute aus der innern Quelle der Freiheit, und nur dadurch iſt es böſe. Dieſe poſitive Seite des Böſen, auf welcher das Myſterium der Religion beruht, iſt es eben, die uns zwingt, ein urſprünglich böſes Princip, ein urſprünglich gefallenes Weſen anzunehmen. Aber dennoch müſſen wir behaupten, daß das Böſe ganz und durchaus negativ ſey. Als Wille iſt es poſitiv, in der Ausführung negativ, Handlung ohne wahrhaftes, bleibendes Product, Thun ohne That. Aus dem Böſen entſpringt die Erſcheinung, dieſes iſt ihre Wurzel. Die Selbſtſucht will die Vereinzelung, die Trennung deſſen, was nur in der Einheit wahrhaft iſt; mit dieſer Scheidung fängt das erſcheinende Leben an, welches eben in dem unentſchiedenen Kampfe beider Principien beſteht. Das Böſe — die Selbſtſucht ſucht alle Realität in der Trennung, das Gute — die Liebe — in der Einheit. Aber nur die Einheit, nur die Liebe iſt wahrhaft; ja wenn das liebende einigende Band verſchwände, würde ſelbſt das Böſe nicht erſcheinen können. Das einzig Reale in dem Böſen iſt das Widerſtreben, der Haß, die Erſcheinung des Böſen, die Geſtaltung, das Product iſt lediglich Verzerrung — Carricatur — Heraustreten einer Richtung, die in ihrer Vereinzelung ihr ſelbſtſüchtiges Streben, aber auch ihre eigne Nichtigkeit offenbart. Aber eben dadurch erhält das Böſe für die Betrachtung eine poſitive, ja höchſt lehrreiche Seite. Alle Verzerrungen einer Zeit ſtellen die aus einander gelegte Idee derſelben dar, und gegen ſeinen Willen muß die Trennung eben in allen ihren Richtungen dazu dienen, die innere Wahrheit des Ewigen und Einen zu beſtätigen. Die Philoſophie ſoll nicht anordnen, nicht einrichten. Denn alle Anordnung und Einrichtung findet in der Welt der Erſcheinung Statt, die Endliches auf Endliches in endloſem Verhältniſſe bezieht. Sie ſoll nur darthun, daß in allen Beziehungen ein Beziehungsloſes, die Geſinnung, das einzig Wahre ſey; nach außen iſt daher ihre Wirkung allerdings nur negativ, gegen die Verzerrung, gegen die ſcheinbare Realität des Endlichen. Es gibt eine philoſophiſche Dialectik des Lebens, wie es eine Dialectik der Schule gibt. Ja dieſe iſt die eigentliche Philoſophie; denn das Poſitive der Philoſophie iſt das Göttliche, die Religion, auf welche ſie wohl, wo ſie iſt, hinzudeuten, die ſie aber nie darzuſtellen vermag. — Daher iſt ſie die Warnerin; denn mit allem Schönen, Wahren und Guten, was die Zeit entwickelt, verbindet ſich, und zwar nothwendig, jenes böſe, verzerrende Princip, es iſt thätig in allem und Erzeuger jener falſchen Begeiſterung, die von jeher ſchädlicher war, als das im geringern Sinne und unverſtellte Böſe. —

Indem wir nun die Carricaturen der gegenwärtigen Zeit zu bezeichnen unternehmen, erſchreckt uns zuerſt die Menge derſelben. Und dennoch möchte eben dieſe Menge keineswegs auf etwas Geringeres hindeuten, vielmehr möchten wir behaupten, daß eben darin eine Hoffnung liege, wie ja auch die Krankheiten der Thiere viel einfacher ſind, als die der Menſchen. Die Carricatur ſelbſt gehört zum Leben, zur Erſcheinung, wo dieſe in ihrer Richtung ſich nicht nach allen Seiten zu geſtalten vermag, da beweiſ't dieſe Einſeitigkeit eine herrſchende Carricatur. Die Mannichfaltigkeit hingegen deutet eben auf eine große geiſtige Freiheit der Zeit. Da hier nicht von den Irrthümern der Gedanken, vielmehr von denen des Lebens die Rede iſt, ſo ſehen wir eben in einer gewiſſen Vollſtändigkeit etwas Tröſtliches. Eine jede Verzerrung nehmlich iſt eine Trennung des urſprünglich Vereinigten. Daher muß einer Verzerrung gegenüber ſich eine andere bilden, und ſind ſie in ihrem leeren Gegenſatz gleich mächtig, ſo werden ſie, indem ſie ſich wechſelſeitig vernichten, die Realität der Wahrheit darſtellen. Wo eine Verzerrung daher herrſchend zu werden droht, muß man erſt die andere gegenüber ſtellen, um ſo das äußere Gleichgewicht wiederherzuſtellen. Aber ein äußeres Gleichgewicht reducirt ſich auf Null und aus dieſer Richtigkeit geſtaltet ſich das Weſen. — Wo aber, wie in unſern Tagen, eine unzählige Maſſe mannichfaltiger Thorheiten zugleich laut werden, wo eine reiche Zeit ſelbſt Satz und Gegenſatz in gleicher Stärke entwickelt, da iſt zwar die Ruhe der Betrachtung vor allem nothwendig, damit man einer Verzerrung entweichend nicht in eine neue ſelbſt falle; aber man darf dennoch mit Beſtimmmtheit behaupten, daß ein inneres Leben voll unendlicher Fülle eine ſolche Zeit durchdringen muß; denn die Abweichung kann nur hervortreten, wo das Gleichmaß iſt, und ſo viele getrennte Factoren, als wir erkennen, ſo viele lebendige Punkte ihrer Einheit, als wahrhafte Samenkörner für die troſtreiche Zukunft müſſen wir ebenfalls annehmen. Dieſe Lichtſeite der Schattenſeite ſelbſt iſt es, die mich von jeher mit großer Hoffnung erfüllt hat, ja die mich niemals, indem ich ſie hervorzuheben ſuchte, in troſtloſes Verzweifeln verſinken ließ. —

Wir wollen hier die Carricaturen unſerer Zeit in ihrem Verhältniſſe zur Idee derſelben darſtellen. Es iſt alſo hier von herrſchenden Anſichten die Rede, in ſo fern dieſe beſtimmend auf die Geſtaltung des Staats wirken oder zu wirken ſtreben. Solche Anſichten nun, indem ſie in ihrer Verzerrung hervortreten, laſſen ſich auf eine doppelte Weiſe in ihrer Richtigkeit darſtellen. Einmal indem man irgend eine Perſon als Repräſentant der herrſchenden Carricatur hervorhebt — eine Darſtellungsart, die keinesweges zu verwerfen iſt, vielmehr, wie Jeder geſtehen muß, ihre eigenthümlichen Vorzüge hat. Ich ſetze natürlicher Weiſe voraus, daß ſie mit Kraft, Gründlichkeit und Würde angewandt wird. Sie erſcheint zwar, eben je tiefer und nach allen Richtungen ſchlagender ſie hervortritt, deſto eher grauſam, und erregt einen großen Widerwillen. Da aber, wenn die Waffen im göttlichen Sinne gebraucht werden, nur das Nichtige vernichtet wird, ſo iſt es die Kraft und Stärke des Gewaltigen, die einen innern Schauder in den Schwachen erregt, das Gefühl einer innern mit Liebe gepflegten Nichtswürdigkeit, die wir auf eine ähnliche erbarmungsloſe Weiſe angegriffen fühlen, und dieſer Widerwille erſchien mir immer als ein Lobſpruch, beſonders dann, wenn er ſich bei ſolchen äußerte, die doch auch ſonſt wohl zu den Starken und Kräftigen gerechnet ſeyn wollten. Es fragt ſich nur, iſt die beſtrafte Nichtigkeit wirklich durch jene Perſon dargeſtellt, und iſt ſie gründlich als eine ſolche vernichtet. Viele vermeinen, man müſſe durch einen Gnadenſtoß die Verzerrung auf einmal vernichten, aber nicht jenes grauſame Rädern anwenden. Das iſt aber durchaus falſch. Wie die niedrigen Thiere, hat jede Verzerrung eine grundloſe Reproduction und bildet ſich aus einem jeden Punkte wieder lebendig heraus. Das Hintertheil gebiert den Kopf, der Kopf das Hintertheil wieder, die ekelhaften Krallen wachſen abgeſchnitten wieder hervor, man kann die Beſtie wie einen Handſchuh umkehren, und ſie verdauet mit der Oberhaut und dünſtet aus mit dem Magen. Daher muß man ſie in jeder Form, in jedem Schlupfwinkel des Daſeyns, in jedes Wort verfolgen. Es verſteht ſich aber, daß es nur jene Nichtigkeit iſt, nicht die Perſon, welche angegriffen wird. Geſetzt aber, es bliebe nichts übrig, die Perſönlichkeit wäre wirklich ganz und durchaus in ihr verſunken, dann ſoll ſie vernichtet werden. Eine ſolche ſcheinbare Härte hat auch das Edle und Schöne, daß ſie zu einer ähnlichen keck und kühn auffordert, ſie kann ſich nicht zeigen, wo ſie nicht auf ein gutes Gewiſſen, auf ein fröhliches Bewußtſeyn gegründet iſt. Ihr Weſen aber iſt Gründlichkeit, denn Gründlichkeit iſt Liebe in ſeiner Einheit mit der Kraft. Bei der Beurtheilung und Schätzung der Nichtigkeit gibt es eine allgemeine practiſche Regel, die ſelbſt vor aller Unterſuchung ihre Gültigkeit hat, dieſe nehmlich: Was der Träge, Stumpfſinnige, Unkundige beurtheilen kann, iſt nicht die Weisheit, nicht das Wahre, und was der Schlechte mit Leichtigkeit mitmacht, iſt nicht das Gute. Es iſt eine Regel, die man trivial nennen muß, und die dennoch, wenn ſie anerkannt würde, die Aufmerkſamkeit von allen Beſtrebungen des Pöbels ablenken, die Gewalt des Beſſern zur größern Einheit bringen und jene echte Ariſtokratie befördern würde, die allein eine ſo verworrene Zeit zu ordnen im Stande iſt.

Die zweite Art, die Verzerrungen der Zeit darzuſtellen, iſt die allgemeine. Sie ſucht die Carricatur in allgemeinen Zügen zu faſſen, wie ſie das Zeitalter ergriffen hat. Dieſe darf durchaus nichts Perſönliches haben, nicht etwa aus Schonung, weil ſie keinen Unwillen erregen will, ſondern weil die Perſönlichkeit die Art der Darſtellung ſelbſt verunſtalten würde. Sie entſagt vieler Vortheile: der perſönliche Angriff kann lebendiger, ja beſtimmter ſeyn. Die Anſicht der beſtimmten Perſon liegt in entſchiedenen Zügen vor uns. Bei dem allgemeinen Angriff müſſen wir die Carricatur erſt ſelbſt darlegen, man kann leugnen, daß ſie überhaupt in dieſer Art da ſey; aber er hat, iſt dieſe wirklich aus dem Leben ergriffen, den Vortheil, daß er in großem Umfange darſtellen und vernichten kann. Nehmlich eben deßwegen darf er nicht perſönlich ſeyn. Man kann behaupten, daß alle Carricaturen der Zeit in geringerem oder größerem Maße einem jeden geſchichtlich gebildeten Menſchen mehr oder weniger anhängen, keiner aber ſtellt ſie rein dar.

Indem ich nun die herrſchenden Carricaturen der Zeit darzuſtellen ſuche, hebe ich, wie ſich von ſelbſt verſteht, diejenigen heraus, die mehr allgemeine Anſichten des Lebens verſchieben und verzerren; ſie ſollen dazu dienen, die zum Grunde gelegte Darſtellung der Idee ſelbſt in helleres Licht zu ſetzen. Wir wiſſen wohl, daß es ganz unmöglich iſt, alle jene Verzerrungen hervorzuheben, die in allen Richtungen des öffentlichen Lebens ſich bilden; denn alle Einrichtungen, jede Anordnung, darf man kühn behaupten, kann erſt die rechte Mitte treffen, wenn man vorher alle herrſchende Abweichungen einander gegenüber geſtellt. Wie es eine Dialectik der Schule, eine Dialectik des Lebens, gibt es in der That für ein jedes Geſchäft eine Dialectik, die lange nicht gehörig ausgebildet iſt, obgleich die Zeit die Materialien dazu in hinlänglicher Menge darbietet. Wir ſind nehmlich der feſten Ueberzeugung, daß, wenn irgend ein Fortſchreiten Statt finden ſoll, man vor allen Dingen die Factoren, wie ſie in der Trennung erſcheinen, ſorgfältig einander gegenüber ſtellen muß — nun muß man freilich keinesweges glauben, daß die lebendige Mitte eine Zuſammenſetzung aus zwei Verzerrungen wäre, daß die Idee entſtände, indem man ſich rechts und links gegen jede Fratze wendet und eine freundſchaftliche Uebereinkunft zu vermitteln ſucht. Vielmehr muß die Abweichung als eine ſolche zuerſt und vor allem vernichtet werden; an eine Uebereinkunft iſt nicht zu denken. Nun iſt zwar unleugbar, daß die Abweichungen im Leben nie verſchwinden werden, daß ſie in und mit der Erſcheinung nothwendig gegeben ſind; die Zeiten nennen wir aber vorzugsweiſe die glücklichen, in welchen ſie, in ihrer Dürftigkeit anerkannt, uns nicht beherrſchen. Wie die Philoſophie beweiſ't, daß die Idee, für den bloß reflectirenden endlichen Verſtand, nothwendig einen Widerſpruch in ſich ſchließe, daß ſie die Einheit entgegengeſetzter Begriffe ſey, die alſo als ſolche für die Idee gar keine Realität haben; denn würde ihnen Realität zugeſtanden, ſo wäre das Product nicht das Lebendige, einzig

Poſitive, nicht die Einheit, in welcher die Differenz verſchwindet, ſondern das Null, das rein Negative, die Indifferenz — ſo treten auch im Leben jene Verzerrungen hervor, deren gemeinſchaftlicher Grund und Boden die behauptete Realität des Endlichen ſey. Darauf beruht aller Streit und aller Widerſpruch im Leben, daß man an eine irdiſche Glückſeligkeit glaubt, die ein Jeder auf ſeine Weiſe und in egoiſtiſcher Trennung zu erringen und zu erhalten ſucht. Der Menſch, wie er ſich in der Trennung findet, mit ſeiner Selbſtſucht und Abweichung, fühlt wohl, daß er einzeln nicht da ſeyn kann, er ſucht daher ſein Daſeyn durch Verbindung zu ſichern; aber keineswegs indem er die Selbſtſucht aufgibt, vielmehr will er ſie durch eine Uebereinkunft erhalten. Ein ſolcher Vertrag aber iſt aus der Lüge entſprungen, bleibt in allem lügenhaft, ja ſein Daſeyn iſt ein Widerſpruch in ſich, hebt ſich ſelbſt auf. Wer an Gott wahrhaft glaubt und an die Thätigkeit, an die erzeugende Kraft der Liebe, für den iſt der Staat die Erſcheinung des Göttlichen, eine göttliche Fügung, die mit der Selbſtthat eines Jeden zuſammenfällt und eins iſt; wer an die Erde und ihr trügeriſches Leben glaubt, für den hat die Erſcheinung auf keine Weiſe und nirgends etwas Poſitives, ſie löſ't ſich ganz und gar in einen Schein auf.

Wie alle Abweichungen Zerrbilder einer urſprünglichen Idee, alſo in ihrem Urſprunge rein ſind, wie aber der trügeriſche Schein der Selbſtſucht ſich immer ſteigend hineinbildet, die Trennung fixirt und als Fundament des Daſeins feſthält, ſo daß eine jede Verbindung nur eine äußere, alſo nur eine Scheinverbindung wird, ſoll durch die folgenden Darſtellungen klar werden. Wir erſuchen den Leſer dabei, die verſchiedenen Aufſätze mit dem Vorhergehenden zu vergleichen. Den Anfang machen die verzerrten Anſichten, die vom Staate überhaupt herrſchen und ſich geltend zu machen ſuchen.

Erſte Carricatur.

Der Bequeme

oder

Glückſeligkeit und Ruhe.

Die Geſchichte iſt in ſteter ruhiger Entwickelung begriffen; alles iſt in und mit einander, kein Glied des Ganzen kann in der Entwickelung voreilen oder zurückbleiben, es gibt ein gleichmäßiges Niveau alles Gleichzeitigen, ein ruhiger Waſſerſpiegel, deſſen ebne Fläche zwar äußerſt ſelten und nur vorübergehend ſich zeigt; aber ſie bildet den Grund, von welchem alle Bewegungen, ſelbſt die gewaltſamſten, ausgehen, auf welchen ſie nach langen unruhigen Zeiten wieder zurückkommen. Wie oft ſah man Zeiten und Völker auf eine rathſelhafte Weiſe in raſtloſem Streben begriffen. Wußten ſie, was ſie wollten? Seht die Zeit der Kreuzzüge, die Europa und Aſien in allen Punkten, ſo viele Völker und Länder im Innerſten aufregte, und alles hindrängte nach dem einen wunderſamen Punkte, der recht eigentlich als der Mittelpunkt der ganzen Geſchichte erſchien. Anderthalb Jahrhunderte dauerte dieſe Bewegung, zwar zuletzt immer matter, immer träger, und die ermatteten Geſchlechter mußten mit unendlicher Mühſeligkeit ſich aus einer Unordnung herausarbeiten, in welche ein überſchwengliches Gefühl ſie hineingeſtürzt hatte. Was haben die Tſchechen von der deutſchen Begeiſterung behalten, die ſie auf kurze Zeit ergriff? Wie endigte die proteſtantiſche

Begeiſterung nach den furchtbarſten Verirrungen und Zerrüttungen? Es bildete ſich, zwar nach manchem Schwanken, eine ruhige Zeit, die durch die Revolution zuerſt unterbrochen ward. Und unſere Tage? Ja, ich weiß wohl, daß ihr glaubt, ſie wären vorzugsweiſe innerlich bewegt. Wir können das keineswegs ſo anſehen. Ihr habt eingeſehen, daß die franzöſiſche Revolution, obgleich ſie in Frankreich ausbrach, eine allgemeine europäiſche Erſcheinung genannt werden muß. — Was wir jetzt ſpüren, ſind die Nachwehen jener allerdings bewegten und aufgeregten Zeit. Habt ihr jemals das Meer geſehen nach einem Sturm? So lange der Sturm dauert, bewegen ſich die Wellen in großem Zuſammenhange, der langgedehnte Gipfel zerſplittert ſich in den feinſten Schaum, der aus dem zarteſten Weiß in tauſend bunte Farben ſpielt und hoch in die Luft ſpritzt; in furchtbarer Eile drängt eine Welle die andere, aber in geordneter Folge — die unruhigen Wolken jagen ſich, die Sonne, der Mond, die Wolken ſelbſt werfen einen räthſelhaften Glanz, nun heller, dann dunkler auf das tiefbewegte Meer. Der Sturm ſchweigt, ein mattes Grau überzieht den Himmel und ſpiegelt ſich trübe in dem Meere, das allen Glanz verloren hat, die Wellen ſind wie in ſich zerbrochen, ein jeder Theil, getrennt von den übrigen, erhebt ſich in eine unförmliche Spitze, die auf eine widerwärtige Weiſe in zerſtreute Tropfen zerrinnt, und dieſe einzelnen formloſen Maſſen, ohne Glanz, kraftlos in ſich, ſtoßen, drängen, hemmen ſich auf jede Weiſe. Das Schiff im Sturme iſt von der Begeiſterung des Meeres ergriffen, die Wimpel fliegen, die Segel ſchwellen, leicht ſchwebend jagt es vorwärts in ſauſendem Galopp, und wie durch einen Zauber wird es in eine andere Welt verſetzt oder geht in dem Rauſche des aufgeregten Lebens zu Grunde. Nach dem Sturm bewegt ſich das Schiff, wie das Meer, unſicher, ſchwankend hin und her, die von einem Schwindel ergriffen, in halbſinnloſem Taumel, es ruht zwar nie, aber die Bewegung zeigt keine entſchiedene Richtung, eben weil alle mögliche mit gleicher Gewalt hervortreten. Höchſt widerwärtig erſcheint dieſes Schwanken, ja kaum zu ertragen, wenn wir nicht wüßten, daß es der Uebergang zur Ruhe iſt, daß jene matte Bewegung nur der Reſt der in ſich erlähmten Kraft ſey, der letzte Krampf — und ſo erſcheint mir dieſe Zeit. Was wir die große innere Bewegung nennen, iſt nur der übrig gebliebene Krampf, das unſtäte Schwanken iſt der Uebergang zur Ruhe, zu jenem Gleichmaße, welches ſich nach unruhigen Zeiten immer von neuem bildet.

Ich habe ſeit jener freilich großen Zeit, da das Uebermaß der Tyrannei den göttlichen Zorn erregte und die Völker gegen den unerträglichen Druck mit großer Kraft bewaffnete, nichts wahrgenommen, was auf eine neue kräftige Zeit deutete. Was iſt denn geſchehen? Von Freiheit höre ich reden da und dort, ja ſcheinbar von allen Seiten. Aber wenige Stimmen ſind allenthalben vertheilt, und die hört man, weil die übrigen ſchweigen. Das Grundthema, was in allen Gemüthern mächtig iſt, iſt, nach langer Zeit furchtbarer Unruhe, Sehnſucht nach Ruhe. Ja ſo überwiegend iſt dieſes Streben, daß eben daher das laute Geſchrei nicht geſtört wird. Eure Stimmen werden allenthalben vernommen, wie das entfernte Getöſe in der Nacht, wenn eine große, lebendige Bewegung die Zeit ergriffen hätte, würde man euch kaum vernehmen. Und was iſt das für eine Freiheit, die ihr erlangen wollt? Die Redner unſerer Zeit ſcheinen zu glauben, daß die Völker nur durch den Druck, durch den Mangel an Verfaſſung ſo gelähmt waren. „Hier ſtehen wir," laſſen ſie die Bürger den Regierenden ſagen, „wir taugten zwar bis jetzt nicht viel, „ein Jeder von uns wollte ſo viel nehmen, als er erhalten

„könnte und ſo wenig geben, als möglich, aber jetzt haben wir nun eine große Sehnſucht, überaus herrlich und vortrefflich zu werden, bildet nur an uns, wir warten darauf, ihr werdet eure Freude haben, beſonders bitten wir euch, laßt uns einmal zum Worte kommen, da wir ſo lange haben ſchweigen müſſen. Ihr werdet über unſere Weisheit in Erſtaunen gerathen. Ihr wißt euch doch nicht zu rathen. Bis jetzt habt ihr euch angeſtrengt, habt euch mit den Verhältniſſen des öffentlichen Lebens bekannt zu machen geſucht, aber ihr ſeyd immer verworrener, immer confuſer geworden. Wir wiſſen zwar von nichts, aber deſto unſchuldiger ſind wir.“ Eure Schriften, eure Forderungen, eine Verfaſſung einzurichten, verhalten ſich, meines Bedünkens, in unſern Tagen zu dem, wenn auch ſinnloſen, doch kräftigen Streben der Revolution, wie die aſcetiſchen Schriften nach dem dreißigjährigen Kriege zu der kraftvollen Begeiſterung der erſten Proteſtanten. Wo iſt denn irgend eine große bürgerliche That laut geworden, die uns berechtigen könnte, etwas Bedeutendes zu erwarten? Und haben wir auch nur im Geringſten einige verſtändige Ausſicht, irgend eine große Umwälzung der Dinge zu erwarten? Wir reden erſt von den Schriftſtellern. Wir wollen euch freigebig zugeſtehen, daß unter euch die herrlichſten Geiſter der Zeit ſind, daß ihr die wahren innerſten Schätze der Geſchichte beſitzt und uns ſpenden wollt; nur könnt ihr nicht leugnen, daß die Mittheilung ſchwer iſt. In Frankreich, zur Zeit der Revolution, war es möglich, die Nation hatte in der Hauptſtadt einen Centralpunkt, ein jedes bedeutende Wort, zur rechten Zeit geſprochen, in dem glücklichſten Moment gehört, konnte plötzlich eine ganze aufgeregte Maſſe ergreifen und zum Guten wie zum Böſen in Bewegung ſetzen: ihr aber, arme Schriftſteller, ihr ſeyd in der That zu bedauern. Eure Manuſcripte werden in der Ferne gedruckt, häufen ſich langſam auf der Meſſe, träge ſchieben ſich die ſchwereren Ballen fort,' in welchen hundert Schriften, indem ſie gleiche Aufmerkſamkeit fordern, gar keine auf einen Punkt hinlenken können. Irgend eine Begebenheit regte euch auf — aber ehe eure Schrift erſcheint, iſt der glückliche Moment längſt verſchwunden. Seyd ihr beſonnen und ruhig, dann legt man euch weg und gähnt, ſeyd ihr ergriffen, dann kommt es dem ruhigen Leſer, der längſt aus aller Begeiſterung heraus iſt, ganz wunderbar, ja lächerlich vor. Ihr wollt das Volk ergreifen, aber nur ein lähmender Dämon, als Kritik, tritt euch entgegen, beſchränkt, verändert, berichtigt, was euch ganz durchdrang, von ſo vielen Seiten, daß, was übrig bleibt, euch am Ende ſelbſt gleichgültig läßt, ja anekelt, daß ihr Gott dankt, wenn nicht mehr davon die Rede iſt. In der That, ein Schriftſteller, der in unſern Tagen einen allgemeinen, tiefgreifenden Einfluß auf die Zeit, auf das Volk zu erlangen vermeint, mag ein vortrefflicher Gelehrter ſeyn; aber er lebt in einer unſchuldigen Unwiſſenheit, die, aus ſeiner beſchränkten Lage erklärbar, mir oft rührend vorkommt. — Und nun das Volk. Wo iſt irgend etwas geſchehen, was uns berechtigte, zu glauben, daß ein wirklich lebendiger Wunſch nach größerer Freiheit das Volk bewege? In der That nirgends.

In Würtemberg waren die Stände hartnäckig, aber in dem Sinne, wie ſie es immer geweſen ſind, und was ſie verfechten wollten, war keinesweges etwas Neues, vielmehr das alte Recht. Eine tiefſinnige Unterſuchung hat bewieſen, daß dieſes alte Recht mit den ſchreiendſten Ungerechtigkeiten verknüpft war: aber eine Repräſentation, dem unter den Schriftſtellern herrſchenden, von euch geprieſenen Sinne angemeſſen, war von dem Könige angeboten und ward verſchmäht. Einige kleine Fürſten haben eine freie Verfaſſung eingeführt; ihnen war das leicht, und ſie ſelbſt hatten wohl unleugbare Vortheile dabei; wir haben aber nicht vernommen, daß unter dem Volke ein großer Jubel ſich gezeigt, ein Gefühl, wie es bei denen unwillkürlich hervorbrechen müßte, die ſich von einem großen Druck plötzlich befreit fühlen. Sie haben ſich es gefallen laſſen, das iſt alles. Man führe uns die Reden, die Zeitungsartikel u. dgl. nicht an. Wie dieſe entſtehen, wiſſen wir, und wenn die Regenten oder höhern Behörden das Glück der Völker preiſen, dann pflegt ihr auch nicht ſonderlich darauf zu achten. Man dämpfe einmal das Geſchrei der Schriftſteller, man verhindre die geheimen Umtriebe, man erleichtere dem Volke ſeine Lage, wie es bei der beſtehenden Verfaſſung ſehr wohl möglich iſt und gewiß, ſind nur die Folgen der zerſtörenden Zeit verſchwunden, geſchehen wird, und dann frage man, ob es eine freiere Verfaſſung wünſche. Ich behaupte nein. An der Unruhe der Staatsverwaltung wünſcht das Volk keineswegs Theil zu nehmen. Ein jeder wünſcht, das Wohlerworbene mit Ruhe und Sicherheit zu genießen; wer darf leugnen, daß dieſes auf dem alten Wege, in einer wohleingerichteten Monarchie, wie ſie bis jetzt waren, Statt finden kann? Das unſelige Geſchrei nach Freiheit, nach Verfaſſung, welches erſt ſeit der Revolution in Europa laut ward, in welchen Jammer, in welche Unruhe hat es uns geſtürzt? und haben wir die Hoffnung, daß die Verwirrung je auf dieſem Wege aufhören werde? — Selbſt die Thätigſten, die Freigeſinnteſten müſſen geſtehen, daß wir auf einem gefährlichen Wege waren; jenes ewige Bilden und Geſtalten, jenes raſtloſe Thun und Treiben, welches mit unerhörtem Leichtſinn alles, was gemißbraucht werden kann, gleich zertrümmerte, müßte uns in eine Lage bringen, die nicht länger zu ertragen wäre. Da es leider im Leben nichts gibt, was nicht gemißbraucht werden kann, ſo hatten die Reformatoren nach allen Richtungen freies Spiel. Gegen dieſe furchtbare Zerſtörungswuth ſuchte man eine Rettung, und, wie die Menſchen ſind, die Gott danken, wenn ſie nur ein Wort haben, verſteckten ſich die Gelehrten hinter der geſchichtlichen Anſicht, und die Politiker ſchützten ſich durch die jetzt ſo hoch geprieſene Legitimität. Beide ſollen dazu dienen, den Schwindel, der in den letzten Jahren Europa ergriffen hat, zu mäßigen. So ſucht man nun, ſtill und leiſe, die alten Fäden wieder anzuknüpfen, man hofft, daß der Rauſch allmählig verfliegen ſoll, durch welchen die Geſchichte gleichſam aus ſich ſelbſt herausgetrieben werden ſollte. Es gibt in unſern Tagen mehrere, die noch weiter zurückgehen. Sie glauben darthun zu können, daß die Verauſchung ſchon vor 300 Jahren mit der Reformation anfing, und daß für das ganze Geſchlecht kein Heil und Segen iſt, wenn wir nicht in Europa wieder den Papſt allgemein anerkennen. An eine ſolche Schwärmerei denken wir gar nicht. Wir ſchenken eine ganze Null und fordern ſtatt 300 nur 30 Jahre, und wollen ſtatt der päpſtlichen nur die königlichen Rechte allgemein gehuldigt wiſſen. — Was will der Menſch? — Die Gegenwart will er genießen, will glücklich ſeyn nach ſeiner Weiſe. Gelingt ihm dieſes, ohne daß er andern Schaden zufügt, bleibt er dabei gut, fromm, theilnehmend, verſäumt er die Pflichten nicht, die er Gott und ſeinen Mitmenſchen ſchuldig iſt, ſo kann man ihm nicht allein keinen Vorwurf machen, — man muß ihn loben. Und nun vergleichen wir jene verfloſſene Zeit vor der Revolution mit der gegenwärtigen. Wer kann leugnen daß jene die glücklichere war? Ein jeder Stand hatte, bei uns wenigſtens, und bis aus dem unglücklichen Frankreich die ungefeſſelte Begierde unſere Ruhe ſtörte, ſich in ſeine Lage gefügt, keine Regierung konnte für tyranniſch gelten, ein milder, duldender, wohlthätiger Sinn herrſchte allenthalben, die Vornehmen, wenn ſie auch nicht den langen Beſitz ererbter Vortheile aufgeben wollten, wurden immer liberaler, herablaſſender, der Gelehrte genoß jede Achtung, die ihm gebührte, der Bauer ward immer wohlhabender, in den Städten herrſchte Ruhe, Ordnung, Sicherheit. Auch die Regierungen theilten im Ganzen den milden Sinn der Völker. Es iſt freilich leicht, uns eine große Menge Beiſpiele anzuführen, wie hier einer verfolgt, dort jemand unterdrückt wurde, wie eine furchtbare Leibeigenſchaft in einer Gegend den Bauer in das größte Elend ſtürzte, in einer andern die kleinen Städte verarmten, die Finanzen zerrüttet waren, die Heere unmäßig groß u. ſ. w. Aber wer unparteiiſch auf jene Zeit zurückblickt und an das ſtille, ruhige Wohlbehagen denkt, mit welchem jeder Bürger, jeder Hausvater ſein Leben genoß, mit welcher Sicherheit er die Plane für das Fortkommen ſeiner Kinder entwarf, wie er auf die Zukunft rechnen zu können vermeinte, wie in den heitern Landſtädten, in den fröhlichen kleinen Reſidenzſtädten, auf den Edelhöfen ein ſchöner, freundlicher heiterer Sinn herrſchte, die kleinen Feſte veredelte, das geſellige Leben verklärte, der wird, hat er ſie gekannt, den Verluſt einer Zeit bedauern, die wir, in der Noth der Länder verſtrickt, von tauſend allgemeinen Sorgen, wie von den nächſten bedrängt, niemals wieder erlangen. Und lagen die Keime zur Abſchaffung herrſchender Mängel und Mißbräuche nicht in der Zeit ſelbſt? Die vernünftige Preßfreiheit, freilich nicht von der Art, daß es jedem erlaubt war, Worte, die einmal ausgeſprochen, nie zurückgenommen werden können, ſinnlos in die Welt hineinzuſchreien, war dennoch hinreichend, die Köpfe zu erhellen und die ſchreiendſten Mißbräuche zu dämpfen. Ich weiß nicht, ob es jetzt noch viel nützen wird, wenn man die Preßfreiheit einſchränkt; aber gewiß glücklich wären wir geweſen, wenn wir ſie nie gekannt hätten. Sie hat die Pechfackel unter die aufgeregten Völker geworfen, die Könige getödtet, die Völker unter ſich empört, die Geiſter in einen furchtbaren Taumel verſetzt, aus welchem wir uns jetzt — ach! vielleicht vergebens, herauswünſchen. Das Verbrechen, welches durch die Preßfreiheit möglich wird, iſt nicht mit andern Verbrechen zu vergleichen. Wie gräßlich ſie auch ſeyn mögen, ſie wirken in einem engen Kreiſe, jenes aber kann ein ganzes Geſchlecht ergreifen, kann Ruhe und Zufriedenheit für eine lange Reihe von Jahren zerſtören, und keiner vermag die Wirkung des ausgeſprochenen Worts zu hemmen oder aufzuhalten. Wie glücklich war jene Zeit, deren geiſtige Bedürfniſſe, keinesweges in engen Schranken eingeſchloſſen, dennoch ein Maß kannten! Eine freundliche Klarheit, die nicht in das Ueberſchwengliche ſich verlor, eine practiſche Milde, die das Herz bildete, war vorzüglich ausgezeichnet für jene Zeit, ehe die Freiheits-Furie uns ſinnlos ergriff.

Und was haben die Wiſſenſchaften, was die Künſte in unſerm zerrütteten Vaterlande gewonnen ſeit jener Zeit? Kant hatte den Grund gelegt zu einer philoſophiſchen Anſicht, die man nur verlaſſen hat, um ſich in einen unermeßlichen Abgrund von myſtiſcher Thorheit und Wahnſinn hineinzuwerfen, Göthe hatte ſeine ſchönſte Zeit erlebt, ſeine größten Werke geliefert. Beſitzen wir Kenner der Kunſt, die ſich mit Winckelmann meſſen können? und der ſtarke herrliche Leſſing, der noch immer unübertreffbar genannt werden muß? Alles ſchloß ſich hier oder da mit ſchöner, feſter Anhänglichkeit an bekannte Namen, die Sprache war gebildet, das Leben geordnet, ja ſelbſt die Schauſpielkunſt, die ſo viel dazu beiträgt, das Leben zu erheitern, war, wie die größten Kenner geſtehen müſſen, in jener ruhig glücklichen Zeit in ihrer Blüthe. Alles iſt jetzt wie aus einander geriſſen, in das Unendliche, Unmäßige hineingerathen, die Wünſche kennen kein Ziel, die Begierden kein Maß, das Leben hat ſeinen friedlichen Anhaltspunkt verloren. Dieſes gilt von dem Erkennen, von dem Wiſſen, wie von dem Leben, und da meint denn mancher, wenn man freier würde, thätig in das große Leben des Staats eingreifen könnte, dann würde die Unruhe gedämpft, die ihn innerlich ergriffen hat, und die doch nichts Aeußeres jemals zu dämpfen vermag. Ach! das Leben iſt ſo kurz, jeder Genuß rauſcht ſo ſchnell vorüber; ſollen wir die kurze Freude, die ein ſtilles, ruhiges Leben uns gewährt, mit tollkühnen Wünſchen, mit unruhigem Streben nach einer mißverſtandenen Freiheit zerſtören?

Es iſt unleugbar, daß die größte Anzahl ruhiger Bürger die Zeit ſo anſehen, jenes unruhige Treiben hat nur wenige ergriffen, und ſelbſt von dieſen würde die bedeutendere Menge unzweifelbar meiner Meinung ſeyn, wenn ſie die Folgen, den ungewiſſen Zuſtand, das Unſichere und Schwankende in den laut gewordenen Anſichten mit Klarheit und ruhiger Beſonnenheit überdächte. Die Unverbeſſerlichen, die wahren Enthuſiaſten ſind diejenigen, die nichts zu verlieren haben, die, weil ſie niemals ihren eignen Zuſtand mit Klarheit zu überſchauen, weil ſie ihre Verhältniſſe zur Welt nicht mit Beſtimmtheit zu ordnen und zu beherrſchen vermögen, in der äußern Welt das Abbild der innern Verwirrung wahrnehmen, und weil ſie als Rettung für ihre eigne Lage nur eine träumeriſche Zukunft betrachten, ſtatt einer beſonnenen, ſichern Gegenwart, auf eine ähnliche Weiſe das öffentliche Wohl durch gewagte Verſuche retten möchten, oder es ſind Ehrgeizige, die, weil ſie keine Unterwerfung und Gehorſam dulden, daſſelbe von allen vorausſetzen.

Die mannichfaltige Verſchiedenheit menſchlicher Anlagen müßt ihr zugeben. Aber wenige ſind zum Herrſchen geboren, bei weitem die meiſten werden durch die großen Verhältniſſe nur verwirrt. Wer will leugnen, daß mancherlei Mißbräuche unter uns herrſchen, daß oft die Abgaben uns drücken, die Geſetzgebung in mancher Rückſicht verbeſſert werden kann, die Laſten gleichmäßiger vertheilt? Aber wird nicht für die Verbeſſerung auf die thätigſte Weiſe geſorgt? Ich will euch zugeben, daß euer unmäßiges Geſchrei dazu beigetragen hat; aber nun, da es ſo weit gekommen iſt, ſollt ihr ſchweigen, was gut war, iſt euch gelungen, was darüber geht, führt nur zur Zerrüttung. Von den Königen kann man mit Grund vorausſetzen, daß ſie, ſo weit ihre Einſicht reicht, das Beſte wollen; dieſes Zutrauen zu zerſtören, heißt die Grundfeſte der Staaten antaſten. Wenn auch ein Mächtiger durch unverdientes Vertrauen das Volk drückt, dann fühlen wir es wohl, wir beklagen es, aber ein ſolches Unglück iſt an das Leben eines Menſchen geknüpft, beſcheidene Klagen werden von unſern Fürſten gehört, und es iſt doch nicht ſo ſelten, daß ſolche Mächtige ihre gerechte Strafe litten. Wie oft aber werden die unvermeidlichen Uebel einer verworrenen Zeit den Mächtigen zugeſchrieben? Sollten wir aber, um ſolchen Uebeln zu entgehen, die ſichere Form zerſtören? Wenn ein aufgeregtes Volk ſeine verwirrende Stimme hören läßt, dann ſchwanken die Verhältniſſe, nicht bloß hier und da, in allen Richtungen ſtürzt zuſammen, was uns theuer war. — Doch wozu viele Worte, wo die furchtbarſte Zeit uns eine ſo ſtrafende Lehre gegeben hat? Ihr meint zwar, das habe keine Noth, eben jene grauenhafte Zeit ſtehe uns warnend zur Seite, wir lieben unſere Fürſten, wir lieben die geſetzmäßige Ordnung. — Aber wo habt ihr die Sicherheit her? Soll ich euch an die Zuneigung der Franzoſen zu ihrem König erinnern? an die legitime Geſinnung der erſten Verſammlung? Was ihr Freiheit nennt, iſt der lockende Dämon unſerer Zeit, wie das Erkennen im Paradieſe. Ich verlange nur die Freiheit, Gutes zu thun, daran hindert mich keine Staatsverfaſſung. Ein doppeltes Uebel gibt es in einem jeden Staate. Einige ſind zu einfältig, ſind zu wenig von den Verhältniſſen des Lebens unterrichtet, andere aber überfliegen die Zeit mit unmäßigem Streben. — Jene bedauern wir als Dumme, dieſe bewundern wir nur gar zu oft als Genien, und doch iſt es in der That ungewiß, ob dieſe oder jene dem öffentlichen Wohl am ſchädlichſten ſind. Klagte man früher, vielleicht nicht mit Unrecht, über die präcipitirende Gewalt der vergangenen Zeit, ſo könnte man jetzt wohl über die ſublimirende ſich beklagen. Durch Erziehung, durch Unterricht, durch löbliche Anſtalten mancherlei Art ſucht man jene zu heben, und es wäre, glaube ich, Zeit, ſelbſt da nicht zu weit zu gehen. Aber entſchieden ſcheint es mir das höchſte Bedürfniß, eine kühlende Arznei für jene fliegende Hitze zu verſchreiben. Vergleicht doch die ältern Zeiten in der Geſchichte mit unſern Tagen! Die ſchauderhafte Grauſamkeit, die entſetzliche Ungerechtigkeit, die ungeſcheuet hervortrat, hat einer mildern Sitte weichen müſſen. Schon in der früheſten Kindheit wird uns die Menſchenliebe, das Mitleid, die Wohlthätigkeit gelobt. Das ruhige Familienglück wird geprieſen und geſucht. Wenn ich in ſtiller Ruhe die Pflichten erfülle, die meine Stelle im Staate von mir fordert, wenn ich die unvermeidlichen Laſten ohne Sträuben trage, wenn ich meinen König liebe, den Geſetzen gehorche, die Armuth unterſtütze, wo ich kann, gute Kinder erziehe, für ihr anſtändiges und ſicheres Fortkommen in der Welt Sorge trage, damit ihr Daſeyn, ſicher gegründet, ſich nie in ein unruhiges Treiben verliere, wenn ich Gott und Menſchen liebe; dann habe ich das Meinige gethan, um dem Vaterlande nützlich zu ſeyn. Ich bin in euern Augen vielleicht kein großartiger freier Bürger; aber ein deſto beſſerer Unterthan. Lebe ein Jeder wie ich, dann ſteht es gut mit dem Staate, und mit Allen. Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.

Die geſchilderte Carricatur iſt die geringſte, gemeinſte, gewöhnlichſte unter allen. Sie iſt in ihrer Wurzel wahr, und wir glauben die Hauptzüge, mit welchen ſie ſich immer verzerrter darſtellt, nicht unrichtig aufgefaßt zu haben. Wir haben, wie wir überhaupt auch in der Folge thun werden, dasjenige herausgehoben, was die ſo Geſinnten ihre Tugend nennen. Hier vor allem, weil eben ihre ſogenannte tugendhafte Seite die leerſte nicht allein, ſondern auch die verächtlichſte iſt. Geduld, Wohlthätigkeit, Gehorſam, die ſchönſten Tugenden des Himmels, haben ſie aus der Hölle herausgehoben und zur ſchlechteſten Fratze verunſtaltet. Das Grundübel dieſer Menſchen und ihrer ganzen Anſicht iſt die Verwechſelung des Eigenthums mit der Eigenthümlichkeit. Der Bürger iſt nur derjenige, der auf irgend eine Weiſe eine geiſtige Eigenthümlichkeit zu entwickeln hat, das iſt der Kern des Bürgerlichen; vergebens ſuchen wir irgend einen andern Punkt, der uns nicht in unauflösliche Widerſprüche verflicht.

Man wird uns nach dem, war wir früher entwickelt haben, nicht mißverſtehen. Jene Eigenthümlichkeit äußert ſich in jeder Richtung, nicht etwa nur hier oder da, oder in irgend einem Stande oder Geſchäfte mehr, als in einem andern. „Ihr habt nichts zu verlieren," rufen jene dem Irdiſchen hingegebene denen zu, die für ein höheres inneres Daſeyn leben und ſterben. Aber dieſe allein haben das Recht, ſo zu ſprechen, ſie allein haben etwas zu verlieren — nehmlich nicht die innere ewige Perſon, die, iſt ſie ergriffen und als das Höchſte erkannt, nie verloren geht; aber die Zeit, die Erlöſung in der Zeit, nach welcher ſie ſich ſehnen, und die ſie nur in der Gemeinſchaft mit dem ganzen Geſchlechte niemals allein, nie in der Trennung hier erreichen können. Jene, die nur für die irdiſche Glückſeligkeit leben, haben zwar nichts gegen die Unſterblichkeit einzuwenden, die man doch nun einmal nicht leugnen kann, ſei: ſie in neuern Zeiten durch allgemein verſtändliche Schriften auf das deutlichſte bewieſen iſt, ja ſelbſt die Seligkeit laſſen ſie ſich gefallen, nur darf ſie ihnen ihre irdiſche Ruhe und ihren gegenwärtigen Genuß nicht ſtören. Daher haben ſie einige Tugenden erſonnen, die ihnen den Himmel verſchaffen ſollen. Dahin rechnen wir vor allen Dingen die in neuern Zeiten ſo geprieſene Wohlthätigkeit, in der Art, wie ſie erſcheint. Sie ſtellt den wahren Ablaßkram unſerer Tage dar, unter allen Werken, durch welche man jemals den Himmel zu erwerben trachtete, das allerverderblichſte, doppelt verderblich, weil man es für etwas geiſtiges, etwas inneres anſieht und, von ſolcher nichtigen That auf die Geſinnung ſchließend, in gefährliche Sicherheit verfällt. In Schulen wird dieſe nichtige Tugend gepredigt, auf den Kanzeln iſt ſie an die Stelle der Erlöſung getreten, die Staaten haben das ihrige dazu gethan, ſie zu heben und zu preiſen. Es iſt eine Art freiwilliger Anleihe, für welche man ſich von Gott die Seligkeit verpfänden und hier im Leben ſich eine weichliche, ungeſunde Rührung, eitles Rühmen und noch mancherlei Anſprüche als wucheriſchen Zins bezahlen läßt. Dieſe unſittliche Sittlichkeit herrſcht nicht nur im Kleinen, nicht hier und da, ſie hat das öffentliche Leben angeſteckt. Ja warum ſollen wir es leugnen, warum nicht rein ausſprechen und laut, die ſchönſten Tage der heiligſten Begeiſterung ſind durch dieſes tugendhafte Laſter auf eine furchtbare Weiſe verunſtaltet. Wir, die wir das Höchſte allein achten, waren oft in Zweifel, ob wir das Glück, welches einem Verwundeten ein Labſal verſchaffte, das irdiſche Leben rettete, oder das Unglück, welches die furchtbare Fratze jener eitlen Wohlthätigkeit hervorzog, höher achten ſollten. Oder vielmehr, es ſoll nicht verhehlt werden, wir waren keinesweges in Zweifel; denn ſo furchtbar erſchien uns jenes

Laſter der meiſten wohlthätigen Vereine, ſo tief zeigte ſich die Anſteckung der Zeit, ſo allgemein verbreitet, ſo herrſchend die irreligiöſe Verblendung, daß wir oft von einem tiefen Grauen unwillkürlich ergriffen wurden. Man ſage nicht: zu jeder Zeit würde, wenn ſie zu einer ſo ungewöhnlichen Anſtrengung begeiſtert wäre, die größere Menge ein jedes Opfer ſo hoch anſchlagen; das ſey keine Eigenthümlichkeit der Zeit, über die wir ſo ungebührlich zu jammern haben, vielmehr eine allgemeine Eigenſchaft des Geſchlechts. Denn das Eigenthümliche liegt darin, daß man allgemein dieſes als etwas ſo unbeſchreiblich Großes anſieht, daß dieſe Wohlthuerei von höhern Behörden in Kirchen und Schriften als etwas Göttliches geprieſen, auf eine Weiſe, die mir wenigſtens nie ſo erſchienen iſt in der Geſchichte. Ja, indem wir ſo reden über das herrſchende Gepräge der Wohlthätigkeit jener Zeit, die auch noch auf die nehmliche Weiſe Statt findet, wiſſen wir ſehr wohl, daß wir dem ſogenannten ſittlichen Gefühl vieler Menſchen ein großes Aergerniß verurſachen; denn den meiſten werden wir als Verfolger jener trefflichen, tugendhaften Männer und Frauen erſcheinen, während der Politiker tadelt, daß wir auf dieſe Weiſe die nützlichſte Triebfeder für das allgemeine Wohl lähmen. Wir aber behaupten vielmehr, daß dieſe Triebfeder den Staat lähmen, und zwar in ſeiner innerſten tiefſten Wurzel — damit wir darüber nicht mißverſtanden werden. Die Wohlthätigkeit iſt einem jeden ſchönen Gemüthe eigen, wohl dem, der, auch wo die gemeine Noth herrſcht, nie allein lebt, allein genießt! — aber die Wohlthätigkeit iſt keine Tugend, wenn ſie ſo genannt wird, nur als Geſinnung. Keine Handlung iſt an ſich tugendhaft; denn die Handlung iſt nur die Erſcheinung der Tugend, die wandelbar, nichtig, und nur als Offenbarung der Geſinnung einen Werth hat. Die Wohlthätigkeit in unſern Tagen verhält ſich eben wie die Werke zu dem Glauben, ſo zu wahren höhern ſittlichen Geſinnung, die nothwendig religiös iſt; aber wer Chriſtum liebt, der liebt die Welt, der ſucht ſeine Seligkeit in der Seligkeit des Geſchlechts, der opfert ſich ſelbſt wie er, er behalt nichts für ſich, ſein ganzes Weſen und jede Sehnſucht und jede Begier und alle That gehört dem Staate, den er als eine göttliche Fügung zur gemeinſchaftlichen Rettung betrachtet. Die Wohlthätigkeit aber, die ſo äußerlich ſich abkaufen will, opfert dem Himmel, um ſich ſelbſt für die Hölle zu erhalten, iſt ſchauderhafte Lüge und Nichtigkeit durch und durch. Wir haben dieſes Laſter hier gefliſſentlich geſchildert; denn es ſtellt das allgemeinſte Gepräge derjenigen Verzerrung dar, die wir in verſchiedenen Formen in der Folge immer von neuem werden hervortreten ſehen. Hier wollen wir das Verhältniß dieſer wirklichen Geſinnung, in ſo fern ſie in der dargeſtellten Carricatur thätig iſt, entwickeln. — Der Staat iſt ein organiſches Ganzes, hat eine tiefe, wahrhaft lebendige Bedeutung. Unmöglich wäre dieſes, wenn er nur für irdiſches Wohlſeyn Sorge trug, er wäre dann ſo nichtig, als ſeine Sorge. Ein ſolcher Staat verdient es keinesweges, daß man ihn mit ganzer Seele liebe, daß man ſich ihm hingebe und ſich entſchließe, mit ihm zu leben und zu ſterben. Vielmehr iſt es göttliche Pflicht, ſich von ihm zu trennen, in eine Wüſte zu gehen, wo man dennoch die Seligkeit nicht findet, die man ſucht, und welche die thätige, befreiende, ſich opfernde Liebe nur in der innigſten Gemeinſchaft erringen kann. Eurer Anſicht gegenüber bildet ſich jene Verzweiflung, eurem leeren Glücke gegenüber jene leere Entſagung, die eben ſo nichtig iſt. Damit unſere Anſicht des Staats im Verhältniß gegen die dargeſtellte klar werde, ſey hier erwähnt, was weiter unten erſt ausgeführt werden kann, das Verhältniß des Staats zur Kirche. Die chriſtliche Gemeinde feiert die ewige, unergründliche Wirklichkeit der Erlöſung, nicht im irdiſchen, ſondern im ewigen Sinne. Daß ſie da ſey, daß ſie wirke Alles in Allem, daß in dieſer Offenbarung der ewigen Liebe allein Heil und Segen ſey, das iſt die Bedeutung des Chriſtenthums, aber zu gleicher Zeit erkennen wir, daß die Hölle im irdiſchen Daſeyn der Liebe widerſtrebe, und wir flehen um Kraft, ganz rein und geheiligt im Sinne der ewigen Liebe zu wirken und zu leben. Alle Kraft, alles Erzeugende, Geſtaltende, Belebende in uns iſt nur aus jenem ewigen Reiche, und eben daher erkennen wir die völlige Unzulänglichkeit jeder irdiſchen Kraft. Aber damit wir ſchauen mögen, in wie fern das Werk Gottes und der Liebe unter uns gedeihe, iſt der Staat, das Volk als eine göttliche Fügung da. Je freudiger die göttliche Natur in uns gedeiht, das, was wir das Eigenthümliche nennen, deſto thätiger iſt die Liebe, aber reine, ungehemmte Geſtaltung der eigenthümlichen Natur iſt Freiheit. Das Eigenthum iſt egoiſtiſch ſeinem Weſen nach, es will nur ſich und betrachtet alles in Beziehung auf ſich, das Eigenthümliche iſt liebend, es will ſich opfern und hat nur Bedeutung, in ſo fern es für das Ganze iſt. Nun nennen wir die größte, freieſte Geſtaltung alles Eigenthümlichen, alſo die freieſte Aeußerung der wahren Liebe, den Staat. Jenes ſchöne Gefühl, welches uns bewegt und durchdringt, wenn wir Spuren der Liebe in uns wahrnehmen, die innige, herrliche Freude, die mit der Wohlthat verknüpft iſt, zeigt eben nach der unergründlichen Seligkeit der Liebe hin.

Indem wir oben die Verzerrung der Wohlthätigkeit ſchilderten, iſt es keinesweges unſere Abſicht geweſen, dieſes Gefühl zu ſchmähen; es erſcheint nur dann für den höhern religiös ſittlichen Sinn vernichtend, wenn es als unmittelbare Darſtellung des Höchſten erſcheinen will, da es nur eine ſchwache Andeutung iſt, ja die Rührung, die mit dieſem Gefühl verbunden iſt, deutet eben auf das Un=

zulängliche des Opfers. Wenn wir jenes wundervolle Gefühl, welches in unſern Tagen eine ſo große Rolle ſpielt, daß es ſogar als Hauptmotiv in den meiſten dichteriſchen Darſtellungen, daß es als ein vorzüglich herrliches Mittel, um die ſittliche Geſinnung, auch ohne Religion, zu ſtärken, betrachtet wird, genauer unterſuchen, ſo finden wir uns zwar thätig im Sinne der Liebe, aber wir fühlen zugleich, daß die Liebe ein ganzes Daſeyn fordert; was wir nur für uns behält bei einer ſolchen That, das wollen wir zwar nicht opfern, aber damit die Liebe uns als ſolche entgegentrete, vergeſſen wir das eigne Daſeyn, indem wir uns nicht durch Opfer, welches thätig iſt, ſondern auf eine leidende Weiſe ganz in das Mitgefühl für einen Andern verſenken. Eine Täuſchung, die, wenn ſie oft wiederholt oder als etwas Göttliches betrachtet wird, alle ſittliche Kraft lähmen muß. Die Liebe iſt wahrhaft nur durch That. Als wir in dem Vorhergehenden die Idee der Gewerbe darſtellten, bemerkten wir, daß auch bei dem geringſten Producte ſich, wenn es gelungen iſt, eine Freude zeige, die, über den bloßen Nutzen reichend, auf die hervorſtrebende Schönheit deute. Aber wenn nun dieſes Gefühl, welches eben ſo das Fehlende der That, durch ein leidendes Verſunkenſeyn in das Product zu erſetzen ſucht, ſich ſo täuſchte, daß es in dem geringſten Geräthe die Darſtellung der ewigen Schönheit zu finden vermeinte, welche furchtbare Verzerrung würde daraus entſtehen? Wenn jene dürftige Freude, die eben deßwegen etwas Rührendes hat, hervorgehoben, geprieſen würde, müßte nicht jeder erhabene-Schönheitsſinn in ſich gelähmt werden?

So verhält ſich der bürgerliche Sinn zu jener Wohlthuerei. Der echte Bürger opfert ſein ganzes Daſeyn, liebt mit ſeinem ganzen Leben, und liebt das Ganze, aber die Liebe iſt thätig, und dieſe Thätigkeit iſt Freiheit. Wir wiſſen ſehr wohl, daß die Maſſe der Menſchen, in dieſem Sinne, gar nicht frei zu ſeyn begehrt, wie ihr, da ihr zu den Trägen gehört, um in Ruhe das Irdiſche genießen zu können, als wenn es einen Werth an ſich hätte. Aber der Staat iſt keinesweges entſtanden, indem die Maſſe, die Mehrzahl der Menſchen zuſammentraten, die irdiſchen Güter unter ſich vertheilten und ſich nun den Beſitz wechſelſeitig durch allerlei Einrichtungen ſicherten, vielmehr iſt der Staat für die wechſelſeitige Befreiung da. Das Schlechte iſt die Maſſe in der Welt. Betrachten wir die Natur im Ganzen, dann ſehen wir die Maſſe, die Kraft der Trägheit ſo vorwalten, daß es eben daher Menſchen gibt, die nur in ihr die unermeßliche Kraft ſelbſt ſchauen wollen, und alles Geiſtige als ein Geringeres darſtellen. Der Menſch kommt ihnen ganz kümmerlich vor, weil er der Maſſe nach ſo klein iſt, und der Erlöſer ſelbſt muß ihnen als bedeutungslos erſcheinen, weil er ſo wenig Raum einnahm. Sehen wir in uns ſelbſt hinein, ſo iſt die Maſſe das Schlechte, das Irdiſche, das Schwache und Träge, und das Göttliche, in ſich Starke blickt nur in vorübergehenden Momenten durch. Aber dieſes in der Erſcheinung zurückgedrängte iſt dennoch das Ordnende, das einzig Gewaltige und ſoll es ſeyn. Es hat in der Natur die Planeten geordnet, die Elemente gebändigt, es iſt das Beſeligende im Leben eines Jeden. So iſt auch der Staat keinesweges der Maſſe wegen da, das heißt, der Staat iſt nicht da, um das darzuſtellen, was etwa als ein mittleres Maß herauskäme, wenn wir den Willen Aller vergleichen wollten.

Denn erſtens iſt ein ſolches mittleres Maß unmöglich, weil Gutes und Schlechtes, Freies und Knechtiſches ein Streben, welches auf das Ewige, und ein Streben, welches auf das bloß Zeitliche geht, ſich nie vereinigen laſſen; dann aber widerſpricht ſich auch das Schlechte in ſich, eben ſo wie es mit dem Guten im Widerſpruch ſteht, und euch, die ihr die Bequemen ſeyd, gegenüber ſtehen die Unruhigen, die ganz anders reden, endlich aber würde fortdauernd das Schlechte ſiegen, wie in der Natur, wie in jedem Menſchen, ſo auch im Staate, und da das Schlechte, wo es ſich ungeſcheuet äußern kann, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, in ſteter Selbſtvernichtung begriffen iſt, ſo würde der Staat gar nicht erſcheinen. Alſo iſt der Staat keinesweges der Mehrzahl der Landeseinwohner wegen da, vielmehr die größte Zahl bildet die Knechte. Wie! ſagt ihr, auf wechſelſeitige Befreiung und Rettung geben die Staaten, und mit Freiheit nicht allein, ſondern auch mit Liebe, mit Erlöſung, mit dem, was Alle als das Höchſte und Heiligſte verehren, ſucht ihr uns zu locken, und nun gebt ihr dennoch die größere Menge Preis, und wollt den Staat, der nur Realität hat, wenn ein Jeder ſich dem Ganzen opfert, als eine Anſtalt für wenig Privilegirte betrachten? Erſt behauptet ihr, wir können nur in Gemeinſchaft frei werden, und nun, da wir genauer zuſehen, ſcheidet ihr ohne Scheu die Geringern aus, um für die Vornehmern die Seligkeit der Liebe zuzubereiten? — Wir antworten — freilich iſt die höchſte Wonne und Seligkeit die vollkommne wechſelſeitige Freiheit in Gott und dem Erlöſer, aber das iſt die Gemeinſchaft der Heiligen, der Staat aber eine Erſcheinung. Hier herrſcht der Streit zwiſchen Gut und Böſe, und ſie ſollen ſich ſcheiden. Alle knechtiſche Geſinnung, als unfreie, iſt ſchlecht, ja unchriſtlich; denn wir ſollen dienen mit freier Liebe und ſind frei durch Chriſtum. Iſt nun der Staat ſo eingerichtet, daß der Freie in Knechtsgeſtalt und der Knecht mit dem Schein der Freiheit erſcheinen kann, dann enthalt er einen vernichtenden Widerſpruch in ſich ſelbſt. Der Staat aber iſt wohl geordnet, in welchem es von der Wahl eines Jeden abhängt, ob er Knecht ſeyn will oder Freier. Wir behaupten noch mehr; allerdings bedarf der Staat Knechte, wie im Leben überhaupt das Gute durch das Böſe kund wird, der Staat ſoll nicht die Vernichtung der Knechtſchaft — dieſe wäre die Vernichtung der Erſcheinung — ſondern den Sieg der Freiheit erringen wollen. Daher ſoll die Freiheit nicht dieſen oder jenen, nicht einzelne Stände wirken, ſondern alle; ſie iſt der freudige Gottesruf an einen Jeden, daß er ſich in ſich faſſen ſolle und mit allen Kräften thätig ſeyn für das Geſchlecht, auf ſeine Weiſe; aber von ihm hängt es ab, ob er ein Freier ſeyn will oder ein Knecht. Daher muß eben ſo wie die Freiheit auf einem jeden Punkte die Knechtſchaft erſcheinen können, dieſe nehmlich ſoll nicht als ein Schickſal, als etwas unvermeidlich an irgend einen Stand, an irgend eine Lage Geknüpftes erſcheinen, vielmehr als entſprungen aus eigner Wahl. So ſoll der Staat nicht den Bauer, den Bürger, den Edelmann, den Gelehrten, den Beamten, den Krieger, den König, dieſen oder jenen, als einen Freien oder als einen Knecht ſetzen, was er ſeyn will, ſoll von ihm abhängen, das organiſche Leben des Staats tritt ihm auf jedem Punkte entgegen; ob er ſich ganz als eins mit ihm ſetzt, in lebendiger Verbindung, als ein Freier, oder ob er ſich auf irgend eine Weiſe trennt von ihm, und einzelne Tugenden, einzelne Opfer darbietet, um das getrennte Daſeyn zu erhalten, als ein bloß dienender Knecht, hängt lediglich von ihm ab; im erſten Falle iſt der Bauer ein Freier, und ſoll als ein ſolcher anerkannt werden, im zweiten Falle iſt der König ein Knecht. —

Ihr wollt lieber fremden Geſetzen gehorchen, als den eignen — wohl dann, gehorcht unſern, aber verlangt nicht, daß wir die Knechtſchaft wählen ſollen, weil für euch die Freiheit kein Bedürfniß iſt. Ueberhaupt iſt davon gar nicht die Rede, ob ihr frei ſeyn wollt oder nicht. Wo der Sinn der Freiheit und der Liebe mächtig geworden, da wirkt er nach allen Seiten, und ihr könnt den Troſt nicht einmal haben, durch Mißgeſchick, oder indem ihr euch äußern zwingenden Verhältniſſen ergebt, Knechte zu ſeyn. Aus den Händen der waltenden Freiheit ſelbſt müßt ihr die Knechtſchaft empfangen. Ihr ſeyd genöthigt, laut und öffentlich zu bekennen, wir wollen die Freiheit nicht, und ſo iſt dennoch die Freiheit, nehmlich euer Wille, der Urſprung der Knechtſchaft; aber warum der Wille, der die Knechtſchaft wählt, mehr vermögen ſoll, als der Wille, der die Freiheit wählt und dadurch Wille bleibt, da bei euch der Wille aufhört, das iſt ſchwer einzuſehen.

Es wird dem Staate nie an Heloten fehlen, und wenn wir die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur betrachten, können wir nicht zweifeln, daß ſie die größere Menge ſeyn werden. Ja ſelbſt die Herrlichſten, die Gewaltigſten durch Sinn und Gemüth werden nie ganz frei ſeyn, die knechtiſche Geſinnung, indem ſie die größte Menge beherrſcht, wird auch das Leben der Beſten verdunkeln. Der Staat aber ſoll dahin trachten, daß die Freiheit auf jedem Punkte gedeihe, daß derjenige, der durch Geſinnung ſich an die Erſcheinung und ihre Nichtigkeit verkauft hat, nie als ein Freier erſcheine, der wahrhaft Freie aber nie als Knecht. Zwar wiſſen wir, daß auch dieſes den Staaten nie ganz gelingen wird, wenn aber nicht eine durchaus freie Vereinigung der Freien die Seele des Staats, die immer klar vorſchwebende leitende Idee jeder Verfaſſung iſt, dann hat er ſeine eigentliche Bedeutung aufgegeben, hat ſich mit den Knechten gegen die Freiheit, mit den Heloten, die in jeder Geſtalt, auch als Mächtige und Große, ja als Könige erſcheinen können, gegen die Bürger verſchworen; eine ſolche Verfaſſung, wenn ſie ſich in bleibender Geſtalt fixirt, iſt ein fortdauernder Verrath, ein conſtituirter Aufſtand der Knechte, der freilich nur da möglich iſt, wo die innere Kraft der Freiheit in ſich erlahmt iſt.

Der Einfluß der im Vorhergehenden dargeſtellten Geſinnung äußert ſich, wenn auch mehr verſteckt und nicht ſo ganz in ſeiner Blöße hervortretend, in jeder Richtung des Lebens, und wir werden bei mehrern nachfolgenden Betrachtungen Veranlaſſung finden, ſie abzuweiſen. Jetzt wenden wir uns zu der entgegengeſetzten Verzerrung, und wie diejenigen, die eine ruhige, von dem allgemeinen Daſeyn des Staats getrennte irdiſche Glückſeligkeit für das Höchſte achten, und ſo an die Stelle des Beſondern der wahren Perſönlichkeit das Abgeſonderte, an die Stelle des Eigenthümlichen das Eigenthum als ein Vereinzeltes ſetzen, dennoch von einer wahren, in ihrer Wurzel wichtigen Idee ausgingen, die in der Verzerrung nach der einſeitigen Richtung hingeſchoben zu Grunde ging, ſo ſoll auch die Darſtellung der entgegengeſetzten Verirrung mit einer richtigen Anſicht anfangen.

Zweite Carricatur.

Die Unruhigen
oder
Freiheit und Deutſchheit.

Die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts darf nicht mit der Geſchichte der Natur verwechſelt werden. Dieſe iſt bewußtlos, das intelligente Princip, durch welches die Natur in ihren Entwickelungen erſt ein geſchichtliches Gepräge erhält, iſt ein allgemeines, tritt nie als ein frei erzeugendes hervor, verbirgt ſich vielmehr in dem Producte. In der Geſchichte der Entwickelung menſchlicher Verhältniſſe hingegen dürfen Freiheit und Selbſtthat nie ganz verſchwinden. Was ſich entwickeln ſoll, iſt ja eben das intelligente Princip ſelbſt, und die Staaten ſind nur geſchichtlich, indem ſie in jedem Augenblick von neuem entſtehen. Man wird dieſes zugeben, aber zugleich behaupten, daß die neue entſtehende Form des Staats von der vergangenen nie auf eine auffallende Weiſe verſchieden ſeyn dürfe, daß eine jede Veränderung vielmehr allmählig durch in jedem Augenblick unmerkbare Zwiſchenſtufen vorbereitet werden muß. Dieſes ſey, behauptet man, der Gang der Natur in ihrer Entwickelung, welchen Gang die Geſchichte nie ohne große Gefahr verlaſſen darf. Alles, was plötzlich mit unvorbereiteter Heftigkeit eine große Umwälzung veranlaſſe, das ſey ungeſchichtlich, und indem dadurch die Ruhe, das Glück der Völker für die Gegenwart geſtört werde, ſey auch kein großer und begründeter Erfolg für die Zukunft zu erwarten. Es iſt der Streit, der in größerm geſchichtlichen und religiöſen Umfange ſeit der Reformation nie geruht hat, der in kleinerm politiſchen Sinne ſeit der Revolution wieder mit erneuerter Kraft hervortrat. Tradition nannte die Kirche in religiöſer Beziehung, was die Politiker Legitimität nennen, und wie einige in der Revolution nur eine Reformation, ſo wollen andere in der Reformation eine Revolution wahrnehmen. Die Proteſtanten ſind aber mit der behaupteten Legitimität in einer eignen Lage; denn wie dieſe in der politiſchen Welt als feſte, unwandelbare Grundregel ſoll gelten können, wenn ſie in der Religion nur einen relativen Werth hat, iſt ſchwer einzuſehen. Alle Proteſtanten ſind von der Gerechtigkeit der Trennung von der katholiſchen Kirche überzeugt, es iſt eine eigne Pflicht, die Richtigkeit des Papſtthums, der Hierarchie zu beweiſen; dieſen Beweis ſo gründlich zu führen, daß die Gerechtigkeit der Trennung als eine entſchiedene, über allen Streit erhabene Sache erſcheint, iſt keinesweges ſo leicht, wie die Erfahrung deutlich beweiſ't. Aber wie werden eure eignen Waffen gelähmt, wenn ihr, das Geſchichtliche in der Entwickelung der Kirche verſchmähend und zurückſtoßend, eben dieſes als Grund und unerſchütterliches Fundament für die Entwickelung der Staaten betrachtet! Bei eurer Anſicht von Legitimität war die Reformation offenbar revolutionär, man ſoll das nicht leugnen, weil es ſich nicht leugnen läßt; ja wir ſagen noch mehr, ohne eine Reformation, welche die Kraft der Tradition zerſtörte, wäre eine Revolution, wie die franzöſiſche, gar nicht möglich. Geſchichtliche und religiöſe Entwickelung der Staaten gehen Hand in Hand, ja beide ſind nur verſchiedene Seiten derſelben. Aber man ſoll ſich nicht mit thörichten, allgemeinen Diſtinctionen begnügen, die ohne Sinn und Bedeutung ſind. Es iſt etwas Wunderbares, ja Lächerliches, wenn man in unſern Tagen erleben muß, daß, nachdem der Staatsmann ſich faſt ungebührlich gegen alles wiſſenſchaftliche Nachdenken über öffentliche Angelegenheiten ſträubte, als gegen eine unpractiſche und erbärmliche Pedanterie, er nur ſelbſt ſich bewaffnen muß mit einem Begriff, der doch nur einen allgemeinen, alſo wiſſenſchaftlichen Sinn haben kann, und der leider wiſſenſchaftlich eben ſo ungenügend iſt, wie er in der Anwendung unhaltbar erſcheint. Daß der Begriff der Legitimität, wie er in unſern Tagen hervortritt, offenbar aus der Schule iſt, erhellt eben daraus, daß er gebraucht wird, das allgemeine Leben zu ordnen, nachdem dieſes in eine Unordnung gerathen war, die in ihren verworrenen Elementen kein ordnendes Maß erkennen ließ.

Nun ſtellte man den Grundſatz auf, daß alles Gewaltſame, was die Zeit herbeigeführt hatte, ungeſchichtlich wäre, daß man die Wurzel der Geſchichte abgehauen hätte, und man ſuchte die Faden in der verworrenen Gegenwart, die auf die Vergangenheit deuteten, ſorgfältig und ſauber zu entwirren, an ihre abgeriſſene Stelle wieder zu befeſtigen, und hoffte von der übriggebliebenen Reproductionskraft, daß ſie von ſelbſt im Stande ſeyn würde, die unterbrochene, geſunde Continuität wieder herzuſtellen.

Daß aber jene Anſicht, wie ſie aus der Schule entſprang, dennoch keinesweges wiſſenſchaftlich haltbar genannt werden kann, iſt leicht zu beweiſen. Alles, ſagt ihr, was plötzlich, durch Trennung, durch Widerſtand gegen das Beſtehende geſchehe, das ſey wider den ruhigen Gang der Natur, deren Geſetze auch in der Geſchichte nicht verleugnet werden dürfen. Aber wenn die ſchwellende Knoſpe ſich eröffnet und auf einmal die verborgenen Theile enthüllt, iſt die Enthüllung für die Erſcheinung nicht eine plötzliche? Jede Geburt zehrt an der Mutter, ein Punkt muß erſcheinen, wo die Frucht ſich von dem Baume, das Kind ſich von der Mutter, und zwar ſchmerzhaft, krampfhaft unter Wehen, trennen. Daß wir das Wort ungeſchichtlich nicht mehr hören dürften! Es iſt ohne allen Sinn. Was nennt ihr ſo? Das, was den ruhigen Gang geſchichtlicher Entwickelung der Völker ſtört. Woher habt ihr denn erfahren, daß die geſchichtliche Entwickelung nicht ein ſehr heftiges, unruhiges Gepräge annehmen kann? Aus der Geſchichte ſelbſt doch nimmermehr; denn ſie würde euch ganz anders belehren. Ungeſchichtlich! Kann denn die Geſchichte auf irgend eine Weiſe aus ſich ſelbſt heraus? Was gut oder ſchlecht, nützlich oder ſchädlich, wahr oder falſch ſey, das läßt ſich unterſuchen und erforſchen, was geſchichtlich und ungeſchichtlich iſt, wäre eine Thorheit ergründen zu wollen. Denn ungeſchichtlich wäre offenbar nur das, was gar nicht geſchehen kann, und dagegen braucht ihr nicht kämpfend hervorzutreten. Alles, was das Geſchlecht ergreift und in Bewegung ſetzt, iſt geſchichtlich. Man ſagt, in unſern Tagen herrſchen die Begriffe zu ſehr vor, man will alles aus Begriffen conſtruiren und einrichten, anſtatt die Geſchichte zu fragen. Entweder iſt dieſes Beſtreben ein Vereinzeltes, eine Beſchäftigung der vom Leben getrennten Schule, die ohne Eindruck bleibt und die eigne Nichtigkeit darthut, dann iſt es allerdings ungeſchichtlich, aber auch höchſt ſchadlos und unbedeutend, oder dieſer Schwindel, wie ihr ihn nennt, hat die Zeit ergriffen. Wo rührt er denn her? Sind denn dieſe Begriffe, die uns ſo wichtig dünken, nicht ſelbſt geſchichtlich entſtanden, kann man nicht zeigen, wie ſie ſich gebildet, befeſtigt haben, endlich ihre wunderſame Gewalt erlangten? Iſt nicht das Innere der

Geſchichte eben ſo reell wie das Aeußere, ein durch die Geſchichte entwickelter Begriff eben ſo gewaltig als ein beſtehendes Staatsinſtitut? Seine geſchichtliche Bedeutung beweiſ't er ja eben durch ſeine Gewalt in der Zeit. Denn, iſt das, was die Zeit beherrſcht, nicht ihre Geſchichte, ſo weiß ich wenigſtens nicht, was man ſo nennen ſoll. Man vergeſſe nicht, daß wir hier nicht von Gut und Böſe reden. Das Böſe, das Falſche kann wohl in der Geſchichte herrſchen, und dann ſoll man es als das Böſe, als das Falſche verdrängen, nicht als das Ungeſchichtliche.

Man ſage nicht, daß es gleichgültig ſey, ob man ſich ſo oder ſo ausdrücke. Der Menſch hängt nur zu ſehr am Worte, und jene Ausdrücke werden oft genug gebraucht, um darzuthun, daß das Vergangene, alles in einer fernen Vorzeit Gewordene, als ein ſolches, ſchon einen abſoluten Werth habe. Man ſpricht von ehrwürdigen Inſtituten, die durch Jahrhunderte erprobt ſind. Aber wir dürfen wohl fragen, wo dasjenige menſchliche Werk ſey, welches ſich durch Jahrhunderte erprobt hätte?

Was lange beſtand, verlor immer mehr die urſprünglich lebendige Bedeutung und blieb zuletzt nur als ein leeres, hohles, nichtiges Weſen übrig, welches man mehr aus ſtumpfer Gewohnheit, als aus Gründen ſchätzte. Ja ſelbſt die äußere Form des Heiligſten, der Religion, ſtürzte in ſich zuſammen, nachdem ſie Jahrhunderte hindurch die Völker beherrſcht hatte. Man will die Zeit vor der Revolution ſo ſehr preiſen; hat ſie denn nicht die gegenwärtige aus ihrer Mitte geboren? Die großen Männer der damaligen ruhigen Zeit werden gelobt; aber was ihnen eine ſo große Verehrung verſchaffte, war das nicht eben die größere geiſtige und freie Lebendigkeit, die jetzt alle Edlen und Beſſern der Nation ergriffen hat? Nehmt aus jeder geprieſenen Zeit das Streben, eine Zeit, wie die unſrige zu bilden, zu entwickeln, hinweg, und fragt euch dann ſelbſt, ob das ſtumpfſinnige Daſeyn, welches übrig bleibt, ſo ſehr lobenswürdig erſcheint?

Was ſich aber in unſern Tagen als das wahrhaft Bezeichnende derſelben geſtaltet hat, iſt der Begriff der Freiheit. Er herrſcht nicht hier oder da, ſondern allenthalben. Die ſtumpfſinnige Geduld, mit welcher der geringe Mann das Unerträglichſte ertrug, iſt längſt verſchwunden, in allen Ständen ſind die Anſprüche auf menſchliche Achtung, auf gleiche Rechte laut geworden, ſie machen das Weſentliche der geiſtigen Erziehung aus, ſie bilden den eigentlichen Kern der Zeit. Wir ſchenken euch alle jene tiefſinnig ſcheinende Unterſuchungen über das Weſen der Freiheit, die uns von dem Leben, von dem eigentlichen Kampfplatze drückender Verhältniſſe abwärts führen. Zu ſehr ſind wir hier gedrängt, zu dringend iſt noch jetzt die Gefahr, die alle erlähmende Mittel benutzt, um uns zu entwaffnen. Wenn jemand zu erſticken droht, dann ſagt uns nur ſchnell die Mittel, damit wir ihn retten, ob ſie die beſten ſind, ob ſie mit den geläuterten Anſichten der organiſchen Naturkunde übereinſtimmen, wollen wir unterſuchen, wenn wir Muße haben. Jetzt können wir die Mittel nicht verbeſſern, nur diejenigen, die da ſind, gebrauchen. Daß aber die Freiheit erwacht iſt in unſern Tagen, daß ſie alle Gemüther ſo ganz, ſo durchaus ergriffen hat, daß derjenige für einen Stumpfſinnigen gelten muß, der nicht für ſie lebt, iſt eben ſo gewiß, wie es gewiß iſt, daß die Vorzeit mit ihren abgeſtorbenen Formen ſich ihrem fröhlichen Gedeihen widerſetzt. Was nun dieſe Freiheit ſey, was wir begehren, indem wir ſie, nur ſie in allen Verhältniſſen fordern? Ich dächte, das wäre eben nicht ſchwer zu beſtimmen. Der Menſch weiß eben ſowohl, was er zu fordern, als was er zu thun hat; ja er kann das Letzte nicht einmal wiſſen, wenn er das Erſte nicht weiß. Ihr gebt zu, daß der Menſch nicht ſittlich ſeyn kann, wenn er nicht frei iſt, wenn alſo ſein Gewiſſen ihn über ſeine Handlungen belehrt, ſo muß es auch über ſeine Anſprüche ihn belehren. Die Freiheit will aber nichts anders, als das Recht für einen Jeden retten, alles zu thun, wodurch er andern nicht ſchadet. Ein jeder Menſch iſt ſelbſtſüchtig, dieſe Selbſtſucht ergreift auch die Verbindungen der Menſchen, in größern und geringern Kreiſen. Die Gleichartigen haben ſich verbunden, damit, was ſie wollen, ein Jeder für ſich, durchgeſetzt werde. In der Geſchichte herrſchte ſeit Jahrhunderten nur die Gewalt, das Recht der Stärkern. Der Anfang der Staaten war keineswegs ein Vertrag, der wechſelſeitige, allgemeine Rettung für einen Jeden gegen die Gewaltthaten der Uebrigen wollte, oder wenn ein ſolcher vielleicht Statt gefunden hat, ſo iſt er in der Geburt erſtickt, in ſeiner erſten Ausführung zu Grunde gegangen. Die erſte Erſcheinung der Staaten war Unterwerfung, ihre Folge Unterdrückung. Aus dem rohen Zuſtande der Völker, wo ein Jeder alles wollte und keiner ſeinen Willen zu bändigen, aber auch nicht auszuführen vermochte, trat man vernünftiger Weiſe nur durch wechſelſeitige Entſagung heraus. Aber die Herrſcher wußten von einer ſolchen Entſagung gar nichts, vielmehr, wie vorhin, war auch noch ihr Wille das Geſetz, ihr Vortheil der Zweck ihrer Handlungen, nur mit dem Unterſchiede, daß von nun an der Staat zur Ausführung diente. Nun entſtand aber nicht ein Mächtiger, ſondern mehrere, und die Schwäche, obgleich bei der Maſſe herrſchend, trat durch vielfältige Grade hervor. Der Mächtigſte duldete nur, was er mußte, die weniger Mächtigen ſuchten durch Druck nach unten ſich für die Unterwerfung zu entſchädigen, und ſo entſtand jene Verzerrung, die durch die Geſchichte aller Staaten der neuern Zeit geht, durch welche Despotismus und Feudalſyſtem herrſchend wurden, ſo daß ſtatt einer gleichmäßigen Vertheilung von Genuß und Entſagung aller Genuß ſich nach einer, alle Entſagung ſich nach einer andern Seite hinſchob. Ja damit dieſer Zuſtand dauernd würde, ſuchte man die errungenen Vortheile erblich zu machen, für das Geſchlecht zu erhalten. So geſchah es, daß die Staaten ihren urſprünglichen Zweck, die Bürger ihre urſprünglichen Rechte aus den Augen verloren. Doch — was eine ſo gefährliche Veranſtaltung zur gänzlichen Vernichtung aller Freiheit ſchien, diente eben dazu, freilich nach Jahrhunderten der frechſten Unterdrückung, ſie zu retten. Die Sicherheit des Beſitzes erzeugte Erſchlaffung, man vergaß zum Glück, daß eine ſo unnatürliche Stellung ſich nicht durch Erbſchaft erhalten, nicht überliefern läßt, daß ſie mit nie erlahmter Kraft immer von neuem erworben werden muß. Die ruhende Kraft von der einen Seite erzeugte Beſinnung, Nachdenken von der andern. Der Druck von Jahrhunderten vermochte es nicht, die elaſtiſchen Federn eines edlen Stammes zu vernichten, ſtill keimte die urſprüngliche Kraft hier, während ſie dort ſchlummerte, und man fragte nach dem Rechte jenes Beſitzes. Es ward dem Menſchen klar, daß es unveräußerliche Menſchenrechte gebe, daß jene ungleichmäßige Vertheilung ein Product der Gewalt, nicht des Rechts ſey. Aber die Staaten hatten ſich indeſſen immer tiefer und feſter in ſich ausgebildet. Die Ausbildung hat ſich nach dem jedesmaligen Zuſtande des Staats gerichtet. Nun herrſchte zwar jene unrechtmäßige Vertheilung vor; aber dennoch hatte die Erſchlaffung bei den Mächtigen, die keimende geiſtige und freie Entwickelung bei den geringern Ständen ſo viel bewirkt, daß die Geſetze ſcheinbar als das Product einer Uebereinkunft hervortraten, und dadurch erhielten auch jene erſchlichenen Vortheile die Sanction der Geſetzmäßigkeit. Ob jene Mächtigen ihre in früher Zeit uſurpirten Vortheile behalten ſollen, davon iſt jetzt gar nicht mehr die Rede; man iſt von ihrer Unrechtmäßigkeit überzeugt, die Zeit hat ſie vernichtet und will ſie ferner vernichten; nur das iſt die Frage, wie ſie verdrängt werden können, ohne Eingriffe in die allgemein geſetzmäßige Form des Staats, kurz ohne revolutionäre Maßregeln, die man, ſeit man ſo furchtbare Erfahrungen gemacht hat, allgemein ſcheuet. Das Recht der Adlichen, ihre Lehne als Beſitz zu betrachten, iſt nicht heiliger, als das Recht der Klöſter, der geiſtlichen Beſitzthümer war. Bei der veränderten Stellung der Kirche gegen den Staat hörte jener Beſitz, wie wir geſtehen, von Rechtswegen, auf. Der Staat benutzte ihre Beſitzthümer, als der Kirche zum zeitigen Gebrauch überlieferte, nun für ſich. — Daſſelbe Recht hat er auf den Lehnbeſitz der Adlichen. Den juriſtiſchen Begriff der Verjährung auf ſolche allgemeine Staatsverhältniſſe anzuwenden, iſt ſo ſeicht als ungegründet, und würde alle lebendige Entwickelung des Staats ausſchließen. Auch kann, was ein Stand dabei an Gütern oder Glücksſtande verliert, gar nicht in Betracht kommen. So viele herrliche Menſchen haben Jahrhunderte hindurch in unſeligem Druck gelebt, die höchſten Talente ſind dem Moloch des tyranniſchen Feudalſyſtems geopfert, die ſchönſten Tugenden ſind verſchmäht, ja ihr ſeyd frech genug geweſen, von allgemeiner Glückſeligkeit zu ſprechen, weil ihr es künſtlich dahin zu bringen wußtet, daß die Seufzer der Unglücklichen nicht gehört werden konnten. Jetzt iſt die Reihe an euch gekommen. Allgemeines Glück ſetzt Gleichheit voraus. Wohl ſind Talente und Fähigkeiten verſchieden in der Welt, aber das iſt nur etwas Aeußeres, etwas Zufälliges, und muß als ein ſolches betrachtet werden, das Innere, das Weſentliche iſt, wie ihr ſelbſt bekennen müßt, die Geſinnung. Der Tugendhafte, und dieſer allein, iſt der Vornehme, der Laſterhafte der Geringe. Ein

Staat, der äußere Vorzüge für irgend etwas gelten läßt, iſt ſchon dadurch etwas durchaus Geringes und Schlechtes. Vermöchtet ihr es ſo einzurichten, daß die Tugend ſich ganz ausſchließend in einen Stand concentrirte, dann mag er der Vornehmere ſeyn, er verdient es, ſo wie die übrigen verdienen Knechte zu ſeyn, wenn ſie euch die Tugend überlaſſen haben. Aber ein Staat, der das mächtige Laſter durch eigne Vorzüge ſchützt, verdient dieſen Namen nicht. Das iſt das wahre Gefühl der Freiheit, daß man Laſter und Irrthum in jeder Lage ergreifen kann, daß die Tugend in dem Kittel, in Armuth, ohne äußere Gewalt, wo ſie erſcheint, bekleidet iſt mit der Gewalt des Staats. Die Verſchiedenheit der Stände gehört daher durchaus nicht zum Weſen des Staats, und es iſt die ſchönſte Bedeutung der Zeit, daß ſie als etwas Zufälliges betrachtet werden. Daher ſtürzten, indem der Adel ſeine Gewalt verlor, die Zünfte zuſammen, der Unterſchied zwiſchen Bauer und Bürger wird aufgehoben, eine gemeinſchaftliche Berathſchlagung vereinigt alle in einer Corporation und jene unſeligen Erfindungen, jene Abſonderungen, die Staaten im Staate bildend, das Intereſſe theilen und den Egoismus auf jedem Punkte nähren, indem ſie ihm gefährliche Stützpunkte bieten, wird und muß aufhören. Ihr erſchreckt euch und glaubt ſchon Ermordungen und Geſetzloſigkeit jeder Art erleben zu müſſen, wenn ihr jene gefährlichen Worte, Freiheit und Gleichheit, vernehmt. Aber ſie drücken auf die beſtimmteſte Weiſe die Forderungen der Zeit aus, ohne Gleichheit keine Freiheit. Gleichheit ſchließt nicht Verſchiedenheit aus, aber ſie behauptet Strenge, nur die Tugend, der vaterländiſche Sinn, die bürgerliche Geſinnung adelt und ſoll adeln, und alle Staaten ſollen dahin ſtreben, daß dieſes auch in den öffentlichen Verhältniſſen äußerlich anerkannt werde. Iſt dieſes eine revolutionäre Geſinnung, ſo iſt ſie es nur, weil das Laſter mächtig iſt in der Welt, und die Lüge. Die tüchtige Geſinnung iſt in unſern Tagen aus einer tüchtigen That entſprungen, und der Freiwillige fand ſein Vaterland unter dem unausſtehlichſten Drucke. Die beſtehende Einrichtung vermochte es nicht zu retten. Der Adel nicht, eben ſo wenig das ſtehende Heer. Was damals die Jugend waffnete, Männer aus dem Kreiſe der Familie in den Tod führte, die trefflichſten Einwohner des Landes in die größten Gefahren ſtürzte, war das Gefühl, daß die Zeit gekommen war, wo ein Jeder durch eine kühne That feſten, freien Fuß faſſen könnte, daß der Staat, von nun an ein neuer, ſeine That wäre, von neuem geboren aus dem wichtigen Kampfe der Freien, und ſeine innerſte Wurzel habe in ihm. Das weiß die Jugend, das ſpricht ſich allgemein laut und vernehmlich aus. — Hätte der Adel in dieſem Augenblicke mehr als alle übrigen ſich hervorgedrängt, hätte er alle ſeine Schätze dargeboten, wäre ſeine Jugend im Kriege ausſchließlich an der Spitze in dem gefahrvollſten Gedränge erſchienen, hätte der Bürger ſich mehr beſonnen, ehe er etwas hingab, wäre er furchtſam zurückgeblieben; ja dann hätten jene das Recht und wir müßten jetzt beſcheiden ſchweigen, wenn wir uns damals nicht muthig gewagt hätten.

Vor den Gräueln der Revolution haben wir keine Furcht, gegen dieſe ſind wir durch Tugenden geſchützt, die unſerm Volke eigenthümlich ſind, durch deutſche Liebe, tiefe Treue und Beſcheidenheit. Wie ganz anders ſtehen wir, als die leichtſinnigen Nachbarn. Aus Unthaten, Frevel und Frechheit entſprang das wilde verzehrende Feuer der Revolution, welches eben daher, wo es hinkam, Verwüſtung, Haß und alle gehäſſigen Leidenſchaften der Hölle in Bewegung ſetzte. Das Licht, welches in Deutſchland leuchten will, iſt durch eine großartige nationale That angezündet, die rein, heiter, friſch, voll Liebe und Hingebung, ewig in der Geſchichte glänzen wird. Wie — aus ſo ungleichen Quellen ſollte daſſelbe entſpringen? Wahrlich ſo wenig, als wir dort das Gute hoffen, dürfen wir hier das Schlechte fürchten. Aber gereizt will der beſcheidene Deutſche ſeyn, in ſeiner ſtillen Kraft, damit er nicht ſich ſelbſt vergeſſe und alles über ſich ergehen laſſe, was fremde Künſte ihm Lähmendes, ja Tödtendes bereiten möchten. Eine ernſte Zeit iſt endlich als Mahnerin erſchienen, der Deutſche fängt an ſich zu fühlen, ſich ſelbſt, die große Aufgabe ſeines Daſeyns zu begreifen. Langſam iſt er erwacht, aber er wird ſtark, muthig, vertrauungsvoll durchfechten, was er, iſt es erkannt, niemals aufgeben darf.

Wie ſind ſo viele herrliche, von der Natur hochbegabte germaniſche Stämme mit ihrer Eigenthümlichkeit aus der Geſchichte verſchwunden. Der treffliche Gothe, der tüchtige Longobarde, der edle Burgunder, der muthig feurige Normann — alle ſind wie leuchtende Erſcheinungen in der Geſchichte hervorgetreten, haben herabgeſunkene Völker veredelt und ſind ſelbſt verſchwunden; ſie ſind von den Beſiegten überwältigt, romaniſche Künſte haben erſt die innere Klarheit des Gemüths verfinſtert, Zwieſpalt und Verwirrung erzeugt, da kannten ſie die urſprünglichen einfachen Gedanken der eignen Seele nicht mehr, die Worte verkehrten ſich in der eignen Rede, die Einfalt der tüchtigen Natur verſchwand, daß man den Urſprung kaum mehr erkennt. Und welche gefährliche Veranſtaltungen waren getroffen, damit ein ähnliches Schickſal uns, die wir doch noch die urſprüngliche germaniſche Art am treueſten im Herzen von Europa bewahrten, treffen ſollte. War nicht der Deutſche unter uns verſchmäht? die Sprache verachtet? Waren es nicht die Vornehmen und Mächtigen, welche die vaterländiſche Weiſe, die Sitten der Väter verſchmähten? Ja hatte die Sprache ſelbſt nicht in einer traurigen, Gott Lob ſeit einem halben Jahrhundert verdrängten Zeit, den reinen Klang und die einfache Art verloren? Die Welſchen hatten ein künſtliches Netz über uns geworfen, die heimiſche Kraft war in ſich gebrochen, Deutſchland getrennt und zerſplittert und endlich der höchſten Demüthigung Preis gegeben, damit es ſich in ſich ſelbſt beſinne.

Aus dieſer Einſicht, die uns durch harte Erfahrungen geworden iſt, hat ſich eine Verbrüderung, ein Bündniß gebildet, welches, was deutſch und urſprünglich in uns iſt, retten und pflegen will, damit es, gegen jeden fremden Einfluß geſchützt, aus ſeiner eignen Natur heraus ſich geſtalte. Dieſes Bündniß iſt nicht geheim, es iſt offen und klar, es will ſich rein trennen von allen jenen einſchmeichelnden Künſten der Ausländerei, es will durch die Rückkehr zur alten einfachen Sitte Freiheit, Tugend und Wahrheit unter uns retten und in ihrem ewigen Rechte erhalten.

Die weichen Töne der Sprache, die abgeſchliffene Glätte einer falſchen Geſelligkeit werfen wir von uns ab, und weil wir hinlänglich erfahren haben, wie die äußern Künſte das Herz verderben, der bloße Schein die innere Wahrheit zu überwältigen droht, ſo verſchmähen wir jene erlogene Anmuth, ja wir wollen, nicht ohne Ueberlegung, jede Gemeinſchaft mit ihr abweiſen, äußerlich rauh erſcheinend, bewahren wir die innere Milde, durch äußere Härte ſoll die verborgene Güte hindurchblicken und durch ſcheinbaren Stolz die ſtill verſchloſſene Demuth. Voll Andacht und frommen Sinnes beugen wir uns vor Gott, aber der wahre Deutſche tritt unter Menſchen feſt auf. So erſcheint er unbefangen, und blickt mit kindlich klaren Augen und mildem Heldenſinn um ſich, und will gern rauh, ungeſchickt, hart, ſtrenge genannt werden, wenn man in ihm nur die deutſche Treue und im Innern die deutſche Liebe anerkennt. Deutſch nennen wir dieſen Sinn; denn wie unveräußerliche Menſchenrechte alle Menſchen gleich machen ſollen im Staate, ſo ſoll ein unvergängliches Gefühl alle Deutſche in allen Gauen des herrlichen Landes verbinden, und das iſt das zweite Zeichen der Zeit. Jene heilige Deutſchheit, die lebendig geworden in Millionen Seelen, die in einer ſchweren Zeit keimte, die alle die Beſſern durchdrang, durch jene bewundrungswürdigen Thaten der Befreiung durchbrach und jetzt ihre Blüthen entfalten will. Wie in dem Verlaufe der Zeit aus Selbſtſucht ſich jene ungleiche Vertheilung von Genuß und Entſagung mit der Ungleichheit der Stände bildete und dort Uebermuth, hier Neid, überall Zwieſpalt erzeugte, ſo ſahen wir auch das theure Vaterland in ſich zerriſſen und zerſplittert. Mächtige Fürſten kannten kein Maß ihrer Anſprüche, nicht aus der Natur, nur aus ſolchen die Freiheit tödtenden Verhältniſſen entſprang der provinzielle Sinn, der Deutſchland zerrüttete und der hämiſchen Politik lauernder Nachbarn Preis gab. Es iſt wieder in ſich erwacht, die Augen ſind eröffnet, heilige Bande ſollen alle Deutſche in allen Gegenden verbinden, jene äußere Trennung ſoll aufhören, gleiche Rechte allen Theilen des Reichs zu Theil werden, unter einem Haupt vereinigt, ſoll die ganze Kraft des großen Reichs ſich zuſammendrängen und ſo erſt in ſich feſt nach außen unüberwindlich ſeyn.

Kein anderes Vaterland wollen wir nennen, als jenes eine. Und iſt jenes heilige Gefühl, welches uns alle durchdringt, welches Deutſchlands Einheit fordert, nicht wahrhaft geſchichtlich, ja durch göttliche Fügung iſt es entſtanden, wer auf irgend eine Weiſe ein höheres Daſeyn erringen will, wer für Vaterland und Volk lebendigen Sinn behielt, oder, erwacht durch die bedeutungsvolle Zeit, ſich erwarb, der iſt von dieſem Gefühle mächtig ergriffen. Es iſt von ſo erhabener Gewalt, daß, wer es zu ſchmähen wagt, nur ſeine eigne Schande bezeichnet.

Ich bin auf den gefährlichſten Punkt gekommen, und von allen Seiten vernehme ich einen lebhaften Widerſpruch, ja ſelbſt viele der Beſſern werden mit einer Darſtellung der Art ſehr unzufrieden ſeyn. „Wie! das Heiligſte, das Höchſte der Zeit, welches die freieſten Gemüther, die ſtärkſten und edelſten in Bewegung ſetzt, wagſt du, in der Blüthe der ſchönſten Begeiſterung ſelbſt, als eine Verzerrung darzuſtellen? Und nicht etwa das Fratzenhafte haſt du herausgehoben, ſondern unſere beſten Worte gebraucht oder vielmehr gemißbraucht. Willſt du — wahrlich wir haben etwas Anderes von dir erwartet — dich mit den Elenden verbinden, die den Mächtigen ſchmeicheln, willſt du die Kluft zwiſchen Volk und Fürſten, anſtatt ſie zu vernichten, noch erweitern, den ſchändlichſten Verdacht erregen? Künſtlich haſt du es angefangen, wenn dieſes deine Abſicht wäre; denn wie haſt du Wahres und Falſches, Teufliſches und Göttliches unter einander gemengt, Deutſchheit und Jacobinismus. Willſt du dazu beitragen, daß deutſche Geſinnung verachtet werden ſoll, und wie vormals der Jacobinismus dazu dienen, jede Verfolgung gegen freigeſinnte und tüchtige Männer zu rechtfertigen? Was hat die heitere, treue, gemüthvolle Deutſchheit mit jener Aftergeburt des frechen Franzthums gemein?"

Wir fragen: gibt es ein verzerrtes Deutſchthum und Deutſch-thum, Ultra-Deutſche oder nicht? Wenn es ſolche gibt, iſt es nicht Pflicht, ſie als ſolche zu bezeichnen? und wenn man ſie bezeichnen will, ſoll man etwa bloß die gemeinſte, äußere, fratzenhafte Seite berühren, die in ſich ſelbſt nichtig, bei dem Geringſten Hohn und Gelächter erregt oder den innerſten Kern, das Princip ſelbſt herausheben? — Es ſoll nie gegen leere Masken gekämpft werden, der rechte Kampf fängt nur an, nachdem man die centrale Kraft des Feindes hat kennen gelernt, und dieſer muß nach allen Seiten verfolgt und dargeſtellt werden. Dadurch eben wird der Kampf gründlich und unperſönlich zugleich, wenn Perſonen getroffen werden, ſo iſt dieſes gleichſam nur zufällig, der Kampf ſelbſt trifft lediglich das Princip, dieſes hängt aber, wie von der Perſönlichkeit nicht, ſo auch nicht von der zufälligen Form der äußern Erſcheinung ab, die ſich in verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern anders geſtalten kann. Ließe ſich alſo darthun, daß die Verzerrung des Deutſchthums mit dem verhaßten Franzthum eine größere Aehnlichkeit hat, als man meint, ja daß jener unverſöhnliche und grelle Haß eben aus der Aehnlichkeit entſpringt, wie ſich gleichnamige Pole zurückſtoßen; ſo iſt nicht einzuſehen, warum wir mit einer Darſtellung der Art zurückhalten ſollten. Der geringſte Einwurf ſey zuerſt erwähnt. Ich werde es daher nicht verhehlen, daß mich Freunde gewarnt haben, auch ſolche, die meiner Meinung ſind. Es ſey jetzt, ſagt man, dieſe Anſicht eben die herrſchende, ſie hat nicht allein die allgemeine Stimme für ſich, ſie ſey auch ſo genau mit dem Edelſten und Beſten im Volke verbunden, daß derjenige, der ſie angreift, auch gegen dieſes zu kämpfen ſcheine. Diejenigen, ſagen ſie, daher, die du eigentlich treffen willſt, und zwar je ſicherer ſie ſich getroffen fühlen, haben die gefährlichſten Waffen in den Händen, und werden, unterſtützt von der Stimmung des Volks, ſie zu gebrauchen wiſſen. Was ich dieſen für mich ſo beſorgten Freunden antwortete, war folgendes: Ich glaube keineswegs, daß jene in ſich leere Verzerrung ſo mächtig ſey, daß ſie, in ihrer Nichtigkeit dargeſtellt, nicht in ſich kraftlos verſinken müſſe; aber geſetzt, es verhielte ſich ſo, dann wahrlich iſt ja die höchſte Zeit, ſie ſchonungslos anzugreifen; denn nicht angegriffen, wird ſie ja, immer mächtiger, das größte Unheil anrichten. Wie verhaßt iſt mir jene feigherzige Kühnheit, die hinter dem geſchlagenen Feind herruft, und nicht müde wird mit Schimpfen; jene Freimüthigkeit, die den auf der einſamen Inſel verbannten Helden, der ſie Jahre lang zittern machte, immer von neuem ſchmäht, niemals aber einer herrſchenden Tyrannei, es ſey die der äußern Gewalt oder die der leeren irrenden Meinung, rückſichtslos unter die Augen zu treten wagt. — Dieſes iſt nicht geſagt, um darauf hinzudeuten, daß jetzt, wie meine Freunde meinen, vieles zu wagen ſey. Das glaube ich keineswegs, vielmehr ſcheint mir das Drohen und unnütze Schmähen eben aus dem Gefühle der innern Schwäche herzurühren. Der wahrhaft Starke ſteht mir nicht entgegen, und ſich der Kühnheit zu rühmen, wenn man die reine Schwäche und innere Waffenloſigkeit des Feindes aufdeckt, wäre ein wunderbarer Widerſpruch. —

Ein anderer Einwurf iſt freilich ſchon oben (S. 15.) widerlegt, wir glauben ihn aber hier wieder berühren zu müſſen, dieſer nehmlich: Es ſey jetzt nicht an der Zeit, jene Verzerrung anzugreifen; denn ſie diene als Schutz gegen die noch immer herrſchende Gewalt der Mächtigen. Du biſt im Begriff, die Deiche zu durchſtechen, und ſiehſt nicht ein, daß die noch mächtigen Fluthen der Tyrannei, von allen Seiten losbrechend, dich ſelbſt ergreifen und deine Rede erſticken werden. Die Prüfung der hier beurtheilten Anſicht ſelbſt wird jenem Einwurfe am beſten begegnen.

Und ſo behaupten wir denn, daß das im Princip Falſche jener Anſicht die bloße Negativität und leere Unendlichkeit ſey, die ſich in ihr ausſpricht und geltend machen will — wenn die Bequemen das ewig Eigenthümliche in bloßes Eigenthum und irdiſchen Beſitz verkehren, ſo wollt ihr das Eigenthümliche rein vernichten; wenn jene die erſcheinende Schranke, ohne jene unendliche Fülle, die ihr erſt Bedeutung und Werth gibt, als das Wahre betrachten, ſo wollt ihr jede Schranke durchbrechen. Und dieſes unmäßige Verlangen iſt allerdings geſchichtlich, es hat ſich allmählig entwickelt und uns alle mehr oder weniger ergriffen. Aber eben weil ein ſolches Princip ſich in dem Verlaufe der Zeiten erzeugt hat, weil es nicht etwa hier oder da, ſondern allenthalben ſich hervordrängt und, wir dürfen es behaupten, in eine jede Seele einen Schatten wirft, wenn es auch in einer Perſon eine größere Gewalt ausübt, als in einer andern, iſt es vorzüglich nothwendig, mit rückſichtsloſer und offener Redlichkeit das Extrem herauszuheben und ſeiner Natur nach zu ergründen. Man hat ein Sprichwort, daß jemand den Wald vor lauter Bäumen nicht ſehe, aber in unſern Tagen ſcheinen uns die beſondern Baume in der That über die Allgemeinheit des Waldes abhanden gekommen zu ſeyn, und auf eine widerſprechende und ſinnloſe Weiſe wollen wir den Schatten ohne Zweige und das allgemeine Rauſchen ohne Blätter, ſo hat man die Menſchen beſinnungslos der Menſchheit geopfert, und, würde die Verzerrung, die hier und da unter uns laut wird, herrſchend, würde man ſich eben ſo wenig bedenken, die Deutſchen der Deutſchheit zu opfern. Freiheit, Gleichheit, Menſchenrechte, Volkswille u. ſ. w. waren zur Zeit der Revolution deßwegen ſo ſinnverwirrend, weil ſie ohne allen poſitiven Gehalt, ohne alle beſtimmte lebendige Bedeutung waren, und daſſelbe müſſen wir von dem, was in unſern Tagen von deutſcher Treue, Tiefe, Liebe, Andacht u. ſ. w. geſagt wird, behaupten; Worte, die meiſt gebraucht werden, um unbeſtimmte Vorzüge zu bezeichnen, und die in ihrer ſchwankenden Bedeutung dem leerſten Schein eben ſo wohl dienen, als dem wahren Verdienſt. Alles Schrankenloſe und Unbegrenzte iſt eitel und äußert ſich in leerem Pomp, in hohlen Worten, deren Klang den Mangel an Gehalt ſchon darthut. Während der franzöſiſchen Revolution blähete ſich das verblendete Volk auf, ſich ſelbſt als das erſte der Welt ſehend, auch zweifelte es keinesweges, daß es allgemein als ein ſolches anerkannt würde; dieſe innere Sicherheit gab der Aeußerung einen gewiſſen ſcheinbaren Gehalt, und wenn wir die Lage und herrſchende Geſinnung erwägen, hatte das Volk nicht Unrecht. Wir Deutſche haben in der letzten Zeit für die Eitelkeit, die ſich in dem Deutſch-thun aufbläht, einen eignen Weg eingeſchlagen, indem wir nehmlich unſer bisheriges nationales Ungeſchick und Mangel an Selbſtvertrauen durch den höchſt zweideutigen Vorzug der Beſcheidenheit zu bemänteln ſuchen. Aber unter allen Tugenden, welche die Nationen ſich, wenn ſie durch glückliche Ereigniſſe gehoben würden, freigebig beizulegen pflegten, iſt keinesweges jemals eine lächerlicher erſchienen, als dieſe; denn die bis zum fratzenhafteſten Extrem gehende unbeſcheidene Berufung auf die Beſcheidenheit gehört zu den lächerlichſten Attributen des altdeutſchen John Bull, der, wie ein Hans an allen Ecken, die ſtillſte Tugend marktſchreieriſch auspoſaunt.

Alles eitle und nichtige Streben des Menſchen entſteht, wenn er ſich ſelbſt, ſeinem Weſen nach, in äußern Gegenſatz ſetzt gegen andere, ihre Vorzüge für ſich erringen will, ja dieſe als unerläßliche Bedingungen ſeines freien Daſeyns ſetzt. Nichtig iſt ein ſolches Streben, weil es ſich ſelbſt widerſpricht. Denn frei können wir nur durch uns ſelbſt werden, nur indem wir uns mit uns ſelbſt vergleichen und die Einheit des Strebens und des urſprünglichen Daſeyns in uns wahrnehmen. Dieſe Einheit iſt die Wurzel der Freiheit, ihre Urquelle; wer ſich aber nur in dem äußern Gegenſatz erkennt, der iſt ja nur durch dieſen, nicht in und für ſich, die Abhängigkeit, die Knechtſchaft gehört zu ſeinem Weſen. Der Staat beſteht aus Bürgern, die Freiheit iſt nichts Aeußeres, welches man erlangen kann als ein Fremdes, wenn man beſtehende Formen zerbricht, ſie iſt das innere ſelbſterworbene Gut, welches der Staat ſchützen, pflegen, nie durch Verfaſſungen oder Veranſtaltungen irgend einer Art erzeugen kann, wo ſie nicht iſt. Nur der Bürger bildet den Staat, und der Staat verſteht nur ſich ſelbſt, ſein Weſen vermag kein Heimathsloſer je zu faſſen. Der Bürger aber iſt der, der ſich ſelbſt begriffen hat, ſo daß er ſeine Stelle, ſein Streben in der Welt faßt und einſieht, nicht was er beſitzt, in ſo fern der Beſitz nur etwas Aeußerliches iſt, ſondern was er iſt, macht ihn zum Bürger. Dieſes Seyn iſt ſein göttlicher Ruf und das, was der Staat ehren ſoll. Der Wald iſt aus niedrigen und geringen Blüthen und Sträuchern, und aus hohen und gewaltigen Bäumen zuſammengeſetzt. Die geringſte Blüthe verliert nicht durch die gewaltige Größe des ungeheuerſten Baums. Die Adanſonie erreicht eine Höhe von mehr als 100, der Stamm hat einen Umfang von 104, die ſchattenreichen Aeſte reichen über 51 Fuß, eine Menge kleiner Blumen und Blüthen gedeihen unter dem Schatten, nicht weniger frei durch die umhüllende Nähe des Gewaltigen. Es frage ein Jeder ſich ſelbſt, ob er eine wirkliche, geiſtige, innerlich wahre Heimath im Staate habe, von dieſer aus mag es ihm vergönnt ſeyn, das Weſen des Staats zu erkennen. Daß jenes Streben, das eigne höhere Daſeyn zu erkennen und in der Erſcheinung zu entwickeln, ſelbſt in dem ſcheinbar engſten Kreiſe gedeihen kann, daß es nicht Egoismus erzeugt, ſondern Liebe, nicht die irdiſche Perſönlichkeit erhalten will, ſondern hingeben, iſt einem Jeden, der uns bis hierher gefolgt, wohl klar.

So innig aber ſind alle Organe des Staats mit einander verwebt, daß, wenn ein Bürger ſein unſterbliches, freies Weſen entfalten kann ohne Hemmung, dieſes ein Zeichen der allgemeinen Geſundheit genannt werden muß. Wer ſo eine Heimath im Staate hat, der ſoll ſich aber mit ſich ſelbſt vergleichen, denn nur mit ſich ſelbſt verglichen iſt er frei, er ſoll nur ſich ſelbſt in ſeiner Eigenthümlichkeit darſtellen wollen, und wenn der Staat dieſe pflegt, iſt er für ihn der herrlichſte; genügt, um dieſe darzuſtellen, ein enges, ſtilles, eingeſchränktes Daſeyn, da ſoll er kein anderes fordern, ja eine jede erweiterte Stellung, als ſeiner innern Natur fremd, ſtandhaft abweiſen; iſt er berufen ein Gewaltiger zu ſeyn, ſo ſoll ihm dieſes von keinem gewehrt werden. Wer aber keiner ſolchen Eigenthümlichkeit ſich bewußt iſt, wer nur aus den allgemeinen Begriffen eine leere Nahrung genießt, der iſt im Staate ein Heuerling, ohne Rechte, ein Miethling, geboren zum Gehorchen, am allerwenigſten zum Geſtalten des Staats geeignet. Selbſt diejenigen, die ſich der Betrachtung widmend, die allgemeinen Verhältniſſe des Staats zum Gegenſtande der Forſchung machen, haben in dieſer allgemeinern Form dennoch ein beſonderes Daſeyn, eben das der ſtillen Betrachtung. Alles Handeln aber iſt beſtimmt. Es ſoll das Verhältniß der Betrachtung zum Handeln der Gegenſtand einer eignen Darſtellung ſeyn; hier ſey es hinlänglich, zu bemerken, daß auch ſie, die Betrachtung, als ein Eigenthümliches hervortretend, die mit der Erſcheinung gegebenen Schranken des Eigenthümlichen nie durchbrechen darf, daß ſie vielmehr, in ſo fern ſie erſcheint, in einer eignen Natur, in ſo fern ſie iſt, in ſich ſelbſt gegründet ſeyn muß und eben ſo wenig, wie die übrigen Elemente des Daſeyns, als aus bloßen Verhältniſſen und Relationen erzeugt hervortreten darf.

Nun findet man aber Menſchen, die ſich allerdings einem eigenthümlichen Streben, einer eignen Kunde, beſtimmter Einſicht bewußt ſind; aber dieſes Streben erſcheint ihnen in keinem lebendigen Zuſammenhange mit dem Staate, getrennt von dem allgemeinen Leben fühlen ſie ſich mit ihrem innern Treiben mehr oder weniger iſolirt, wenigſtens vermag ihr Wirkungskreis nicht, das Daſeyn zu erfullen, und ſie ſuchen durch Wort und That einen Einfluß auf das größere Leben des Staats, der ſich doch nur als ein Fremdes, Ungehöriges an das eigentliche innere Leben anſchließt. Dieſe haben eine Heimath, aber nicht im Staate, ihr Eingreifen in das allgemeine Leben, durch Wort oder That, iſt das eines Fremden und ſchlechthin abzuweiſen. So iſt die einzige Quelle der Freiheit im Staate die innere Freiheit des wahren Bürgers, die eins iſt mit ſeiner eigenthümlichen Natur, alles, was dieſe Freiheit zerſtört, vernichtet den Staat und vor allem, wenn wir das Glück haben, in einer Zeit zu leben, in welcher die Staaten, tiefer und mit klarerem Bewußtſeyn als jemals, ihr inneres Weſen begreifen wollen, iſt es wichtig, dieſes einzuſehen. Nichtig iſt daher eine jede Anſicht, die, aus allgemeinen Begriffen entſpringend, in keiner Eigenthümlichkeit gegründet iſt. So iſt jene äußere Gleichheit, die in der Revolution vorherrſchte, und die, als ein Wünſchenswerthes, wenn auch nicht deutlich ausgeſprochen, dennoch im Hintergrunde noch immer öfter erſcheint, als man vermuthet, ein deutliches Erzeugniß der Fremdlinge, der Heuerlinge, derer, die kein inneres Eigenthum haben; denn es will die wohlthätigen Schranken einer in der Erſcheinung beſchränktern Natur einreißen, d. h. die wahre Freiheit vernichten. Daß dieſer Wunſch lediglich von den Heimathloſen herrühren kann, iſt an und für ſich klar; denn die Schranken der Stände, die Ungleichheit daher, im Allgemeinen, abgeſehen allerdings von den Mißbräuchen, von dem Falſchen und Thörichten, welches wir ſelbſt mit den ſchärfſten Farben zu bezeichnen uns nicht ſcheuen, iſt demjenigen, der in ihr ſeine wahre Heimath findet, das ſchöne Maß einer nach innen unendlichen Geſtaltung, keinesweges eine Hemmung, es iſt ſein Leib, ſein Leben, und wie der Kleine, ja der Verwachſene nicht tauſchen will mit dem Großen und Schönen, weil ſein Daſeyn mit ſeiner Erſcheinung verwachſen, ſich nicht davon trennen läßt, ſo will auch der Bauer im wahren Sinne kein Edelmann ſeyn. Das unruhige Streben deutet daher durchaus auf ein unſtetes Weſen, welches kein Daſeyn, wenigſtens kein genügendes, in ſich ſelbſt fand, und eben daher in keinem Staate heimiſch iſt. Auch iſt es eine Thorheit, wenn wir meinen, daß die Verſchiedenheit der Stände ſich durch Unterdrückungsſucht und Schlechtigkeit der Menſchen gebildet. In dieſen zwar, wie in jeder menſchlichen Form, offenbart ſich das Schlechte, ja das Schlechteſte, wie das Beſte; aber die Hölle hat keine erzeugende Kraft, und das Daſeyn, die echte Wirklichkeit in jeder Form, iſt etwas Göttliches, welches niemals ungeſtraft angetaſtet werden kann. So iſt die äußere Ungleichheit der Stände eben die wahre Gleichheit, nehmlich dieſelbe urſprüngliche, ewige, unantaſtbare Freiheit, die hier enger, dort in größern Kreiſe, hier ſtiller, dort lauter, in mannichfaltig wechſelnden Formen ſich, der eignen Natur gemäß, zu offenbaren vermag.

Iſt es nun unzweifelbar, daß die einzige Quelle der Freiheit des Staats in jener Freiheit der eignen Natur zu ſuchen ſey, ſo iſt es zugleich klar, daß ſie niemals in der Maſſe gefunden werden oder durch dieſe ſich offenbaren kann. Zu den furchtbarſten Irrthümern der Zeit gehört die Anſicht, die den Staat durch das Volk entſtehen läßt und unter Volk die Maſſe verſteht. Die Maſſe der Menſchen iſt wie die Maſſe der Natur, das ſcheinbar Todte, dasjenige, in welchem das Lebendige keinesweges auf jedem Punkt, ſondern nur im Ganzen wahrgenommen wird. Da aber der Ausdruck Volk auch eine edlere Bedeutung annehmen kann und muß, ſo verſtehen wir unter Volk das ordnende, bildende Princip einer Menſchenmaſſe, in und mit welchem der Staat erſcheint, dieſes Volk im Volke, die Edlen — nicht etwa der Adel — ſind die Bürger, durch dieſe iſt der Staat frei. Es mag ſchwer, ja unmöglich ſeyn, dieſe Geſtalten aus der Maſſe rein zu ſondern, ja in der undeutlichen, nie völlig aufzuhebenden Miſchung beider, in dem äußern Uebergewicht der letztern liegt der tragiſche Moment des erſcheinenden Lebens, nicht bloß für das Geſchlecht im Allgemeinen, für die Völker, ſondern auch für jeden einzelnen Menſchen. Ich habe in einer andern Schrift (die gegenwärtige Zeit u. ſ. w.) darzuthun geſucht, daß jener Sinn für das Eigenthümliche, das Bezeichnende, die urſprüngliche, reine Natur der germaniſchen Stämme wäre, daß ſie dadurch die Pfleger des Chriſtenthums und Begründer der ganzen neuern Geſchichte geworden ſind, ja dieſes darzuthun, war das eigentliche Hauptthema jener Schrift. Dieſer Sinn aber iſt religiös, denn er erzeugt die wahre Demuth, welche die urſprünglichen Schranken erkennt; er iſt bürgerlich, denn er begründet den innern Stolz, der in der unerſchütterlichen Feſtigkeit der eignen Natur als Ehre hervortritt; er iſt verſtändig, denn mit ihm iſt jene klare Sicherheit der Anſichten des Lebens und Handelns allein gegeben; er iſt wiſſenſchaftlich, denn alle Wahrheit des Daſeyns hat in ihm ihren alleinigen und tiefſten Grund. Daß dieſer Sinn unter uns lebe und ſich geſtalten will, iſt unſere heiligſte Hoffnung, die wir in jener Schrift zu deuten geſucht haben; daß er ſich im

Deutſchland, trotz allen Verirrungen und Irrthümern, am reinſten erhalten hat, iſt unſere Ueberzeugung; er iſt zwar aus keiner gebildeten Nation verſchwunden, aber er wird am klarſten erkannt in Deutſchland, er bildet den eigenthümlichen Vorzug des Volksthümlichen und das Myſterium deutſcher Wiſſenſchaft. Dieſer Sinn, im Staate herrſchend, erzeugt die wahre Ariſtokratie, wie ſie von jeher von allen tiefern und edlern, wahrhaft freien Menſchen erſtrebt wurde, die zugleich demokratiſch iſt, weil die Freiheit auf jedem Punkte gedeihen kann nach ihrer Art, nicht allenthalben getödtet wird, indem man ſie widerſinnig in irgend einer verſchobenen Richtung pflegen will, und monarchiſch, weil ſie den Punkt der Vereinigung in der größten Reinheit, Sonderung und Eigenthümlichkeit geſtalten muß. In der Maſſe widerſtreben ſich alle Elemente und hemmen ſich wechſelſeitig, das einigende Princip iſt nicht mit dem Beſondern eins, es kann nur durch eine Abſtraction von dem Beſondern gefunden werden, und geſtaltet ſich daher nothwendig als Begriff. Die Geſchichte hat gelehrt, daß die meiſten Republiken der neuern Zeit — von dieſer reden wir überhaupt allein, weil mit dem Chriſtenthume zuerſt die tiefere Bedeutung menſchlicher Natur und Eigenthümlichkeit als einer göttlichen in der Geſchichte hervortrat — entweder mit Tyrannei, oder mit Erſchlaffung endigten, es war dann der Fall, wenn das erzeugende Princip ein Begriff war, dieſer iſt ſchon der Tyrann — entweder man hat nicht Kraft genug, den Begriff feſtzuhalten, und dann verſinkt der Staat in ſpießbürgerliche Erſchlaffung, oder er gedeiht, concentrirt ſich, nimmt, wie durch eine Transſubſtantiation, eine lebendige Geſtalt an, dann erſcheint er, und zwar nothwendig, als ein Tyrann. Alles daher, was von der Maſſe kommt als anmaßlich geſtaltendes Princip, iſt ſchlecht, zerſtörend, falſch. Daß ein jeder zur Maſſe gehört, der noch nicht reif, oder überhaupt zu eingeſchränkt oder zu ſchlecht iſt, um irgend eine eigenthümliche Stellung im Staate zu erlangen, von welcher aus er in dieſem und dieſer in ihm lebt, daß alſo der äußerlich Vornehmſte ſowohl als der Geringſte zur Maſſe gehören kann, wiederhole ich hier, lediglich um Mißverſtändniſſe zu verhüten. Die Maſſe iſt keineswegs an ſich ſchlecht, ſondern nur der Egoiſmus der Maſſe, oder das Vorherrſchen. Als Grund des Daſeyns iſt ſie vielmehr das Gute. Wer ſich aber an die Maſſe wendet, der handelt vollkommen eben ſo, wie derjenige, der bei den einzelnen Menſchen den irdiſchen Lüſten ſchmeichelt, und tödtet die Freiheit. Ein jeder wendet ſich aber an die Maſſe, der den Schein zu erzeugen ſucht, als wenn man durch irgend eine leere Allgemeinheit, durch irgend etwas anderes, als durch eigenthümliche Tüchtigkeit, die einen feſten Standpunkt in dem Staate begründet, Organ des Staats ſeyn könnte, dahin gehörten zur Zeit der Revolution jene Begriffe der Freiheit, Gleichheit u. ſ. w., dahin gehören dieſelben Begriffe jetzt, die keineswegs ganz verſchollen ſind, aber eben ſo gewiß das Deutſchthum in ſeiner Leerheit, die rohe Biederherzigkeit; denn der Albernſte meint am Ende doch, daß er ein Deutſcher ſeyn kann, und die äußere Biederherzigkeit und plumpe Ehrlichkeit liegt dem Schlechteſten am nächſten und iſt ſelbſt für den Betrüger die bequemſte Maske, und wenn man ſo wohlfeilen Kaufs und indem man der eignen Neigung zur Rohheit freien Lauf läßt, noch die deutſche Liebe, Tiefe, Gemüthlichkeit, ja ſogar Andacht zugleich erhält, ſo iſt es kein Wunder, daß die Menge ſich drängt um dieſen Ablaßkram, wie um jenen andern. Das iſt aber das verhaßte Welſchthum in einem andern Kleide und nichts anderes, und wenn die Beſſern ſich darüber täuſchen, dann können wir ſie nur beklagen, aber keineswegs uns entſchließen, mit mehr Schonung dasjenige zu behandeln, was uns ſchlecht und ſchädlich dünkt. Ein wahrhaft freies Volk kennt nichts Heiligeres, als Bürgertugend, in die Reihe der Bürger treten iſt das höchſte Loos des Jünglings, durch ſtrengen Gehorſam wird er dazu gebildet, und das Geheimniß des Staatslebens, wie es einem jeden von ſeinem Punkte aus entgegentreten ſoll, wird dann erſt eröffnet; es iſt nur für den Bürger da, es fordert Geſchick, Einſicht, lebendige Eingliederung in das lebendige Ganze. Das aber war die Frechheit der Nachbarn, die auch uns angeſteckt, daß das, was nie beſonnen, nie ruhig, nie von jedem Punkte aus gründlich genug erwogen werden kann, zum Gegenſtande der allgemeinen Plauderei gemacht ward; daß ſie dem wirklichen Pöbel die Geheimniſſe des Staats anvertrauen wollten, nicht begreifend, daß ſie ihren Sinn verloren hatten, indem ſie verrathen wurden; daß ſie Weiber, unreife Jünglinge, ja Kinder auf den Märkten verſammelten und was Jahrhunderte zu entwickeln geſucht hatten, in leichte, oberflächliche Begriffe überſetzten, die auch den Unwürdigſten klar wurden — und das iſt es, was auch das Princip des verzerrten Deutſchthums iſt. — Wir wollen es nicht ein Fremdes nennen, es liegt eine Anmaßung in dieſer Behauptung, und eine Albernheit zugleich, die ſich zu der Oberflächlichkeit des herrſchenden Geſchreies wohl paßt. Die Schlechtigkeit, wie das Gute, haben wir aus uns ſelbſt, und wenn wir behaupten, das Schlechte von anders wo her zu haben, ſo iſt das Gute, was ſich ſo anſtecken ließ, wo möglich noch ſchlechter, als das Schlechte ſelbſt.

Als zu derjenigen einſeitigen Anſicht, deren falſche Richtung wir hier beſtreiten, gehörig, rechnen wir nur diejenige, die Deutſchlands Einheit, im oben angedeuteten Sinne, fordert. Wir wiſſen es ſehr wohl, daß, was wir in einem Bilde vereinigt haben, keinesweges, wenigſtens nicht immer in den Anſichten derſelben Perſon auf dieſe

Weiſe vereinigt ſey; die Verzerrungen in einer ſo reichen Zeit, wie die unſrige, bilden ſich bei den verſchiedenen Menſchen, je nachdem Verſtand, Stellung, Redlichkeit oder Unredlichkeit, Kenntniſſe oder Unwiſſenheit anders einwirken, in tauſend wechſelnden Formen, bald wird ein Moment, bald ein anderer vorherrſchen, ja es wird nicht an Verknüpfungen fehlen, die man niemals vermuthen ſollte. Indem wir aber von aller Perſönlichkeit abſehen, iſt es hinlänglich, wenn man nicht abzuleugnen vermag, daß dieſe dargelegten Elemente wirklich da ſind, und wenn wir zu zeigen vermögen, daß ſie ihrem Weſen nach zuſammengehören. Eben ſo wird man behaupten, daß keiner auf eine ſo beſtimmte Weiſe wie wir auf eine Einheit Deutſchlands, welche die Mannichfaltigkeit der deutſchen Staaten aufhöbe und das ganze Reich unter einem Haupte verbände, als etwas Wünſchenswerthes und durch die öffentliche Stimme Gefordertes gedeutet habe. Daß man ſich ſcheuet, eine ſolche Meinung zu äußern, kann viele Gründe haben, und die politiſche Gefährlichkeit derſelben iſt ſo groß, daß dieſe allein den Muth ſelbſt der lauteſten Zeitſchriftſteller zu lähmen im Stande wäre. Auch hier ſind wir gerechtfertigt, wenn unter den Anſichten, die ſich laut äußern, ſolche ſind, die, conſequent durchgeführt, auf jenes Extrem führen müſſen. Die verhaßte Conſequenzmacherei hat nur dann etwas Gehäſſiges, wenn die Conſequenz aus irgend einer beſtimmten, eignen, auf keine Weiſe verunſtalteten Aeußerung nicht folgerecht hergeleitet wird, und ſelbſt dann freilich auch, wenn vorausgeſetzt wird, daß derjenige, der in irgend einem Irrthume befangen iſt, auch den ganzen Umfang ſeiner Einſeitigkeit überblickte, was ſchon unmöglich iſt, weil er ihn ſonſt als Irrthum erkennen würde.

Jene provinzielle Mannichfaltigkeit, die für Deutſchland ſo bezeichnend iſt, hat einen tiefgeſchichtlichen Grund, iſt keinesweges etwas Zufälliges, was wir, als wenn es uns aus Irrthum anklebte, abzulegen vermöchten, etwa wenn wir überlegten, daß es uns ſchädlich ſey. Vielmehr haben wir von jeher eben dieſe Mannichfaltigkeit für einen großen eigenthümlichen Vorzug gehalten. Es iſt uns nie zweifelhaft geweſen, daß in Deutſchland, ſelbſt damals, als die politiſche Schwäche und Trennung das Reich in die demüthigendſte Lage brachte, die Hauptſtätte rein menſchlicher Freiheit wäre, daß hier mehr als irgendwo der eigentliche Sinn für Freiheit herrſche, und es ſchien uns ausgemacht, daß dieſer Vorzug, der ſich in allen wiſſenſchaftlichen, in jeder geiſtigen Richtung auf eine unzweifelbare Weiſe äußerte, in der Mannichfaltigkeit der äußerlich getrennten Länder liege. So traten von jeher die kühnſten und freimüthigſten Aeußerungen eben in dieſem Lande hervor, das Streben, ſie zurückzudrängen, ſcheiterte an der beſchränkten Gewalt der Machthaber, gelang wenigſtens nur in vorübergehenden Momenten, und wir wüßten keine geiſtige Richtung, falſche wie wahre, die uns nicht in Bewegung geſetzt hätte, wie in den durch äußere Verfaſſung freieſten Ländern. Wer nun die freie, geiſtige Beweglichkeit, die genau zuſammenfällt mit der tiefern Natur, wie wir, höher ſchätzt, als das irdiſche Wohlbehagen, wer die Urquelle aller Freiheit heiliger hält, als ihre Erſcheinung, in welcher, wie in einem hohlen Geſpenſt, der innere Kern nicht ſelten vertrocknet iſt, der ſieht in der Eigenthümlichkeit der deutſchen Nationalität, die jene einſeitige Verbindung aller Glieder unter derſelben Form ausgeſchloſſen hat, eher ein Glück als ein Unglück. Deutſchland hat die größte, die ſchwierigſte aller geſchichtlichen Aufgaben zu löſen, wie Griechenland in der alten Welt. Gelingt es uns, auf unſere Weiſe, d. h. chriſtlich ſie ſo zu löſen, wie Griechenland, könnten wir eine Zeit erwarten, in welcher alle Keime, die in den vielen zerſtreuten Gemüthern ruhen, einen Brennpunkt fänden, in welchem die Ahndung in Erfüllung ginge, die wir eine nationale nennen dürfen, weil ſie in Wiſſenſchaft und Religion, in Poeſie und Sprache herrſcht, ja in derjenigen Geſinnung, die unter uns für die tiefſte gilt; ſo wäre das Höchſte und Bedeutendſte errungen, was irgend eine Nation erwarten kann, und ſelbſt wenn dieſe geſchichtliche Größe den Keim des Unterganges in ſeiner Entfaltung, wie alles Irdiſche, enthielte, würde ſie dennoch als Hoffnung das heiterſte Ziel, als Erfüllung das höchſte Glück, als abgeſtorben der heiligſte Schatz der Geſchichte ſeyn und bleiben. Aber wie in einem jeden Staate die Entwickelung der perſönlichen Eigenthümlichkeit die größte Pflicht iſt, in deren Erfüllung ſich die Perſon und der Staat begegnen, ſo ruht auf uns ganz entſchieden die heilige Verpflichtung, eine jede nationale, geſchichtlich entwickelte Eigenthümlichkeit zu ehren, als ein unveräußerliches Grundelement des Staats, und weder dem Ehrgeize habſüchtiger Fürſten, noch dem Irrthume dürftiger Begriffe zu opfern. Dieſes Streben, die Mannichfaltigkeit mit der Einheit zu verbinden, war in Deutſchland nie untergegangen, und wenn bald die eine Richtung, bald die andere in dem Schwanken der Zeit hervortrat, ſo war ſie dennoch bis zur Zeit der Reformation niemals erloſchen. Wer bloß das Aeußere der Reformation kennt, der muß geſtehen, daß mit ihr der Zwieſpalt, der die Deutſchen auf eine tiefe Weiſe trennte, erſt anfing, daß jetzt jene Zeit anhub, in welcher Deutſchland, mehr als je in ſich zerſplittert, der Politik der Nachbarn preisgegeben war. Oeſterreich und Preußen bildeten ſich ſpäter als feindliche Staaten, diplomatiſche Verbindungen vereinigten mit fremden Ländern, was innerlich getrennt war, Bayern war von deutſchem Sinn und That getrennt, Sachſen nach Polen, Hannover nach England, andere Länder nach Scandinavien hingezogen und ſelbſt religiöſe Geſinnung verband die Proteſtanten mit den Engländern, Holländern, Dänen und Schweden, während die Katholiken ſich mit Frankreich und Italien näher als mit Norddeutſchland verbunden fühlten. So ward die Einheit in Deutſchland vernichtet, und nur das gemeinſame Elend konnte uns überzeugen, daß wir ein Land, ein Volk bildeten. Es iſt unleugbar, daß deutſche Geſinnung niemals ſo ganz erſtorben geweſen, daß Deutſchland mehr eine Vereinzelung des Zerfallenen, als eine Mannichfaltigkeit des Verbundenen und Einen darſtellte. Wie natürlich, daß zu einer ſolchen Zeit, in welcher die gemeinſchaftliche Noth alle verband und die in ſchönem Vereine errungene Befreiung die erwachte Verbindung befeſtigte, jenes nur zurückgedrängte, nie völlig erloſchene, tief nationale Gefühl wieder erwachte. Die religiöſe Toleranz, die freilich meiſt Indifferenz war, hatte die tiefſte Spaltung, wenn auch nicht gehoben, doch gemildert, und der Umſturz aller politiſchen, ſeit Jahrhunderten gegründeten Verhältniſſe, der die Gründung neuer nothwendig machte, ließ eine nationale Vereinigung unter ſo günſtigen Umſtänden, wie ſie nie Statt fanden, hoffen, mit Billigkeit erwarten, ja mit ſtrengem Rechte fordern. Aber das Bündniß der Fürſten ſchien nur eine ſchwankende, unſichere Grundlage zu gewähren. Man müßte aller geſchichtlichen Erfahrung Hohn ſprechen, wenn man leugnen wollte, daß Bündniſſe der Art theils nur kurze Zeit dauern, theils ſo lange ſie dauern, oft nur Scheinbündniſſe ſind.

Die lebendigbewegte, in allen Theilen aufgeregte Nation konnte ſich, ſo ſchien es, mit ſo lockern Verſicherungen nicht begnügen, ja ſo tief iſt die Diplomatik der Zeit verdorben, ſo verſteckt und verſtellt die Geſinnung der Regierungen in ganz Europa geweſen, daß der Bürger nie mit Sicherheit wiſſen kann, ob nicht das äußerlich erheuchelte Bündniß zwiſchen den vaterländiſchen Fürſten nur eine geheime Feindſchaft zudeckt, während ein anderes verſtecktes Bündniß mit irgend einer auswärtigen Macht die nationale Vereinigung untergräbt, die man als das höchſte Gut betrachtet. Nicht von dem gegenwärtigen Augenblick, behaupten ſie, iſt die Rede, aber ein ſo wichtiges, heiliges Gut muß in dem Laufe der Zeiten nicht der wankenden Geſinnung der Cabinetter preisgegeben ſeyn. Daraus muß eine Anſicht entſtehen, die alle Gewalt zu brechen wünſcht, welche der ſchwer und theuer erkämpften Einheit gefährlich werden könnte. Mußte, behaupten wir, denn in der That, wer mit redlichem Eifer für Deutſchland gelebt und gekämpft hat, muß die ſchwierige Lage derſelben wohl empfinden, und wenn eine Anſicht, wie die dargeſtellte, ſich nicht unter den Millionen, die an dem Schickſal des Landes lebhaften Antheil nehmen, erzeugt hatte, dann müßten wir dieſes vielmehr als ein Zeichen der äußerſten Gleichgültigkeit anſehen, ja ſelbſt jenes Extrem, welches auf die Vernichtung aller provinziellen Eigenthümlichkeit dringt, damit ein Deutſchland, eine Form des Daſeyns, des Lebens, alles verbinde, mußte in ſo gewaltſamen Zeiten durch ſtarken Umſchwung aus einem Extrem in das andere ſich nothwendig bilden. Wir ſehen alſo dieſe Anſicht, in ſo fern ſie ſich gebildet hat, keinesweges für ein unglückliches, vielmehr für ein glückliches Zeichen der allſeitigen Regung an.

Geſtehen wir aber auch, daß dieſe Anſicht einen in der Art der geſchichtlichen Entwickelung in der Mannichfaltigkeit der geiſtigen Richtungen gegründeten Urſprung hat, ſo wird dadurch doch keinesweges die Nothwendigkeit aufgehoben, dasjenige, was man unter Deutſchlands Einheit verſteht, zu prüfen und jede falſche Anſicht derſelben ſchonungslos aufzudecken. Hier alſo iſt der Ort, auf die Wurzel der Trennung aufmerkſam zu machen, die den Zwieſpalt veranlaßte und fortdauernd unterhalten hat, ſo daß, bis dieſer aufgehoben wird, die wahre nationale Einheit, als ſolche, gar nicht hervortreten kann. Und das iſt die religiöſe Trennung. Alle Staaten haben ein religiöſes Fundament, bilden ſich aus dieſem, werden in ihm erhalten. Nun kann man einen über die bloße Form religiöſer Erſcheinung ſtehenden tiefen Sinn ſich allerdings denken, welcher die wahre Einheit der ſcheinbar entgegenſtehenden Formen ſelbſt wäre, in welchem und durch welchen dem Weſen nach verbunden wäre, was ſich für die Erſcheinung trennt. Geſetzt, ein ſolcher Sinn keimte bei den tiefſten und bedeutendſten Geiſtern der Zeit und des Volks, geſetzt, er finge an, ſich nicht hier und da, ſondern in mehrern Richtungen der Wiſſenſchaft und des Lebens zu äußern und zu entwickeln, dann würde er, und er allein, die wahre Hoffnung einer zukünftigen Vereinigung enthalten. In wie fern ein ſolcher Sinn ſich unter uns zu entwickeln verſpricht, haben wir theils in einer frühern Schrift uns zu zeigen bemüht, theils werden wir von dem hier gewählten feſtern Standpunkte verſuchen, dieſe Hoffnung tiefer zu begründen. Daß aber ein ſolcher Sinn, wenn er wirklich da iſt, ſtill vorbereitet, durch Erziehung, durch wiſſenſchaftliche Bildung, durch ſtrenge, entſagende Forſchung erſt herangereift, mehr als Weiſſagung von den Trefflichſten verſtanden, als von der Maſſe ergriffen wird, ja daß er, in unreifer Entwickelung dem Pöbel preisgegeben, nur ausarten würde, iſt zu einleuchtend, als daß es weitläuftig entwickelt und bewieſen zu werden brauchte. Man ſage nicht, daß die herrſchende Bildung jene Verſchiedenheit, wenn auch nicht aufgehoben, doch zugedeckt daß die Toleranz, dieſe herrliche Tugend der Zeit, alles geebnet habe, und uns gelehrt, wie wir nicht mit zwei Formen der chriſtlichen Religion allein, ſondern, will's Gott, mit allen möglichen Religionen, einen Staat bilden können; denn dieſe Aufklärung hebt zwar die Verſchiedenheit, aber dadurch, daß ſie auf Null reducirt wird, nicht durch Einheit, ſondern durch Gleichgültigkeit (nicht durch Identität, ſondern durch Indifferenz). — Jene Einheit, die wir darſtellen, würde die Differenz nicht heben, vielmehr immer beſtimmter ausſprechen, und obgleich eine weiſſagende Anſchauung uns jene ferne Zukunft einer heiligenden Einheit tröſtend aufgedeckt hat, obgleich unſer ſämmtliches, höchſtes, ja einzig und wahrhaft Gott geweihtes Streben lediglich darauf geht, in allen Richtungen dieſe Zukunft des Herrn vorzubereiten; ſo liegt ſie für die wirkliche Darſtellung dennoch fern, und ein jeder Verſuch, ſie vor der Zeit herbeizuführen, in irgend einer unreifen Form entweder der Gleichgültigkeit oder dem Egoismus dieſer oder jener Form zu opfern, würde frevelhaft und vernichtend ſeyn.

Hier alſo iſt die Quelle der eigentlichen Einheit zu ſuchen, ſo daß die politiſche Vereinigung nur als eine äußere, vorbereitende zu betrachten iſt, das Reelle in ihr, in ſo fern ſie möglich iſt, kann nur jene keimende, weiſſagende Verbrüderung ſeyn, die ſelbſt, ehe ſie reif geworden und zur vollendeten Erſcheinung gediehen, durch den unter göttlicher Lenkung ſegensvollen Einfluß der herrlichſten Geiſter auf mannichfaltige Weiſe zu wirken vermag. Aber wenn wir nun jene beabſichtigte politiſche Einheit für ſich betrachten, ſo kann dieſer nur in einer dreifachen Richtung nachgeſtrebt werden. Nehmlich ſo, daß entweder in der Einheit die provinzielle Eigenthümlichkeit nicht allein beibehalten, ſondern auch durch die Einheit in ihrer beſondern Form beſtätigt und gepflegt, oder ſo, daß die Mannichfaltigkeit der nationalen Form dem Egoismus irgend einer beſondern, vorzugsweiſe herrſchenden geopfert wird, oder endlich ſo, daß alle eigenthümlichen und provinziellen Formen von allen aufgegeben werden, indem wir einem neuen Deutſchlande, einem Deutſchthume nachſtreben, in welchem alle beſtehende Eigenthümlichkeit auf Null zurückgebracht wird. Die zweite Art erſcheint zwar einem Jeden als verhaßt, hat aber eine natürliche Stütze in der egoiſtiſchen Geſinnung des menſchlichen Geſchlechts, eine Geſinnung, die eben ſo herrſchend iſt bei Völkern, wie bei einzelnen Menſchen, und zwar ſo, daß wir die ſogenannte Eroberungsſucht der Groſſen, zwar wenn wir es perſönlich betrachten, dem Eroberer, geſchichtlich angeſehen aber dem Volke zuſchreiben müſſen, deſſen herrſchende Richtung durch ihn dargeſtellt wird.

Daß alſo dieſe Einheit als zurückgedrängter, aber zugleich tief verborgener Wunſch hier oder da ſchlummern kann, wollen wir nicht leugnen, ja wenn wir die Erfahrung fragen, ſind wir faſt gezwungen, es anzunehmen, aber er findet keinen Anhalt in der Zeit, wenn er nicht die Form der dritten Art vorſchiebt, die, eben weil ſie mehr als eine Stütze in der Gegenwart hat, unter allen uns die gefährlichſte und haſſenswertheſte ſcheint. Die flache, nichtige Behauptung nehmlich, daß man aufhören ſoll, dieſer und jener Beſtimmte zu ſeyn, der man bisher war, um irgend etwas Allgemeines zu werden, iſt nichts anderes, als der beliebte, aufgeklärte, franzöſiſche Cosmopolitismus, der die Menſchheit an ſeine Bruſt drückt, um nicht nöthig zu haben, dem Nachbar, wenn er in Noth iſt, zu helfen, ja ſie iſt ſchlechter in der That, als dieſer; denn in dem Cosmopolitismus iſt doch etwas Wahres, in gewiſſem Sinne muß ein jeder Menſch ein Cosmopolit ſeyn; aber jene Beſchränkung auf eine Nationalität, aus welcher der echte Kern herausgezogen und vernichtet iſt, hat das Gehäſſige der leeren Allgemeinheit und der bedeutungsloſen Beſonderheit zugleich, es iſt ein widerwärtiges Prahlen mit der kläglichſten Armuth, und unter allen Fratzen, die die Zeit hervorbrachte, die albernſte. Man ſagt: für die Eigenthümlichkeit des provinziellen Daſeyns brauche keiner zu ſorgen, für dieſe ſorge die Natur. Was iſt denn das für eine Natur, die, von der entwickelnden Richtung der Geſchichte getrennt, das Eigenthümliche ſtützte und pflegte, und was iſt das für eine Eigenthümlichkeit, die auf ſolche Weiſe wie durch ein thieriſches Inſtrument gedeihen kann? Eine zweite Verzerrung habt ihr euch gebildet, damit die einzige in der Welt der Schatten eine ſcheinbare, erlogene Realität zu erheucheln im Stande ſey. Ein jedes Streben, welches ſich von dem Eigenthümlichen abwendet, iſt todt, unlebendig, der nichtigen Einheit zugewandt. Dieſe Richtung zerſtört die Wurzel des ſchönſten Daſeyns, unter ihrem verpeſtenden Hauche verbleichen die Blüthen des einfachen freudenvollen Lebens, die in engen Kreiſen genährt werden, durch Land und Gegend, durch Verwandtſchaft und heimathliche Liebe, durch Erinnerung an die Vorväter, durch gemeinſame Leiden und Freuden, Genüſſe und Bedürfniſſe, der ſtille Keim urſprünglicher Geſtaltung, aus welchem allein das ruhige Maß und die Anmuth des Lebens hervorſprießt; das herrlichſte Verdienſt, gedrungen, die nächſte Noth ſorgfältig zu ergründen und zu heben, die gründliche Kunde, die aus feſtem Grunde in ſichere Schranken geſchloſſen, fruchtbringend und ſegensvoll für die Umgebung erſcheint, wird als beſchränkt und engherzig dargeſtellt und alles dem vernichtenden Strome einer alles verſchlingenden, raſtlos forttobenden, wilden und leeren Nationalität geopfert. Man ſage nicht, der Menſch hafte zu ſehr an das Heimathliche, er werde nie preisgeben, was ihm ja alles iſt, vielmehr haben in Deutſchland ſelbſt die unglücklichen Zerreißungen, die nothwendig ſchienen, nicht die Gleichgültigkeit, ſondern die tiefſte Anhänglichkeit klar genug aufgedeckt. Wir ſind, es läßt ſich nicht leugnen, mannichfaltig aufgeregt, ein unbeſtimmtes Verlangen hat uns, mehr oder weniger, alle ergriffen. — Unter ſolchen Verhältniſſen wird die leicht bewegliche Maſſe, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, auch gegen ſich ſelbſt aufgeregt. Es wäre völlig grundlos, wenn man behaupten wollte, daß der irreligiöſe Wahnſinn zur Zeit der Revolution in den Gemüthern jeden Grund des Chriſtenthums untergraben hätte, aber dennoch ſah man die Altäre zerſtört, die Prieſter verjagt und die Tempel der Vernunft geweiht. Jene leere Einheit, die, als Deutſchthum, für die Freiheit zu kämpfen vorgibt, bildet in den Händen der Regenten die Glückſeligkeits-Präparate, jene Anmaßung, die Völker nach gewiſſen Regierungsmaximen glücklich zu machen; ſie iſt hier, dem Princip nach, durchaus dieſelbe, ſo wie überhaupt tyranniſirende Begriffe nicht aufhören, dieſelben zu ſeyn, weil ſie den Ausdruck wechſeln, hier ein franzöſiſches, dort ein deutſches Kleid umhängen, hier despotiſch, dort demagogiſch ſind. Fragen wir nun, wie die Einheit von Deutſchland auf die hier dargeſtellte Weiſe ſich darſtellen ließe, ſo iſt es klar, daß ſie nie vom Volke ſelbſt ausgehen könnte, da dieſes eben als getrennt und zerſplittert vorausgeſetzt wird, wenn ſie nicht einen endlichen, äußern Concentrationspunkt in irgend einer Perſönlichkeit fände. Danken wir Gott, daß in unſerm Vaterlande keine jener hochbegabten gewaltſamen Naturen hervorgetreten iſt, die dazu geboren ſcheinen, was die Zeit Schlechtes und Falſches erzeugt hat, auf einen Punkt zur Strafe zu vereinigen. Ein ſtarker mächtiger Tyrann würde in der herrſchenden Verwirrung der Anſichten, in der Leerheit der Begriffe die gefährlichſten Stützpunkte finden. Iſt es jedem Elenden, ja dem Nichtswürdigen, der, ſo lange der Druck dauerte, der herrſchenden Schlechtigkeit unbefangen diente, leicht geworden, jetzt mit der Maske der Altdeutſchheit zu täuſchen; wie viel leichter würde eine tüchtige Natur, der alle Mittel zu Gebote ſtänden, im Stande ſeyn, die Schriftſteller zu gewinnen, eine Popularität zu erſchleichen, indem er nicht jene erhabene, großartige Eigenthümlichkeit, die niemals in der Vereinzelung zu ſeyn begehrt, vielmehr den ſchlechten Eigennutz der Provinzen einerſeits, und jenen Wunſch nach äußerer Vereinigung andrerſeits unterſtützte. Ein ſolcher würde verſtehen, den Neid der geringern Staaten gegen die größern, gegen ſeinen Nebenbuhler zu nähren, er würde, damit die Begierde nach Einheit immer höher geſteigert würde, den Zwieſpalt vergrößern, es würde ihm nicht ſchwer werden, bei einer ſo wenig feſt gegründeten Stellung der Staaten gegen einander, drohende Gewitterwolken von fern herbeizuziehen, und ſo würde er das getäuſchte, von falſchen Begriffen und leeren Anſichten umſtrickte, in ſich zerrüttete Volk unwiderſtehlich an ſich ziehen, die Mannichfaltigkeit und mit dieſer die Freiheit auf ewig begraben. Eine prächtige Reſidenz, leerer Glanz und äußere Pracht, Einförmigkeit im Leben, Thun, Handeln würde jeden höhern Sinn verdrängen.

Weit entfernt alſo, daß die Bekämpfung jener verzerrten Anſicht der Freiheit ſchädlich werden kann, iſt es vielmehr eben die Sorge für die Freiheit, die uns dieſer Anſicht auf eine entſchiedene Weiſe feindlich gegenüber ſtellt. Wie ſehr würden diejenigen ſich irren, die etwa behaupten möchten, daß das Beſtreben, die lockende Anmuth fern zu halten und in der einfachen Strenge beharrend, lieber roh zu erſcheinen, als äußerlich geglättet und fein, alle Verweichlichung und mit dieſer die Unterwerfung entfernen würde. Die Extreme liegen ſich nahe, die rohe Kraft würde entweder in ſtarre Barbarei ausarten, oder ſie ſchlägt in das Entgegengeſetzte um; denn nur die Einheit der Kraft und der Anmuth oder die Schönheit hat wahre lebendige Bedeutung.

Glaubt man nun aber, daß wir uns eine mildere Form der Vereinigung, wie das Kaiſerthum war, denken können, ſo iſt, wenn wir die gegenwärtige Lage rückſichtslos betrachten, dieſe auf eine ſolche Weiſe, daß das Eigenthümliche geſchont werde, offenbar nicht zu erreichen. Jene Form iſt allmählig und durch Jahrhunderte hindurch erſtorben, indem verſchiedene Staaten durch eine geſchichtliche Entwickelung ein innerlich ſowohl als äußerlich eigenthümliches Daſeyn erwarben. Es iſt eine Thorheit, zu glauben, daß dieſe Staaten jemals ihre Selbſtſtändigkeit freiwillig aufgeben werden, ja dieſes wäre ſelbſt nichts Lobenswerthes, vielmehr offenbar etwas Schwächliches; denn die Selbſtſtändigkeit gehört weſentlich zum Eigenthümlichen der Staaten ſelbſt. Iſt das gewählte Oberhaupt nicht wirklich ein ſolches, iſt ihm nicht wahre Gewalt anvertraut, ſo daß es in entſcheidenden Fallen Gehorſam und Unterwerfung fordern kann; dann iſt das Ganze nur eine nutzloſe Farce, wie das Kaiſerthum, als es von Rechtswegen durch einen freiwilligen Entſchluß vernichtet ward, und dennoch würde ſelbſt dieſe leere Form eine Demüthigung in ſich enthalten, gegen welche mächtige Staaten ſich fortdauernd ſträuben würden, ſo daß eine ſolche Form, ohne irgend einen erſprießlichen Vortheil, nur ewige Streitigkeiten erzeugen würde. Oder das Oberhaupt erhielte diejenige Gewalt, die ihm gebührte, wenn ſeine Würde nicht ein bloßer Schein ſeyn ſollte — und nun denke man ſich Oeſterreich und Preußen, ſo wie ſie in und mit allen den innerſten Elementen der national geſchichtlichen Entwickelung ihre gegenwärtige Selbſtſtändigkeit erhielten, und man frage ſich ſelbſt unparteiiſch und ruhig, ob der eine ohne Selbſtvernichtung, ohne den eigenthümlichen, erzeugenden Prozeß der Entwickelung im Innerſten zu zerſtören, dem andern eine gebietende Gewalt über ſich einräumen würde? Freiwillig kann es nie geſchehen. Man denke ſich alſo, daß es durch Zwang geſchehe, daß die ſelbſtſtändigen Staaten gezwungen würden, ſich einem Oberhaupte zu unterwerfen, welches freilich die eigenthümliche Art ſoll gelten laſſen, aber dennoch auf irgend eine Weiſe Gehorſam fordern und die Gewalt beſitzen muß, die nothwendig iſt, ſie zu erzwingen; dann iſt es an und für ſich klar, daß eine erzwungene Verbindung keine freie genannt werden kann, und daß die nationale Eigenthümlichkeit eben in ihrer kraftvollſten Entwickelung gelähmt ſeyn würde. Verſucht doch, uns eine klare Anſchauung von dem Deutſchland zu verſchaffen, was auf dieſe Weiſe entſtehen würde. Ein Eigenes, Beſtimmtes ſoll es doch ſeyn; aber ein Beſtimmtes, welches erſt entſteht, nachdem alle Beſtimmtheit, wie ſie ſich geſchichtlich entwickelt hat, zerknickt iſt, was weder in der Vergangenheit einen Grund, noch in der Gegenwart eine Bedeutung hat; denn hat der Oeſterreicher, der Preuße, der Bayer, der Würtemberger, der Sachſe, der Heſſe, der Hannoveraner u. ſ. w., jeder in ſeiner Art, irgend etwas Weſentliches, was ihn von den übrigen ſondert, gehören dieſe Elemente des Eigenthümlichen in ihrer Mannichfaltigkeit zum Weſen Deutſchlands, ſo beruht auch Deutſchlands Volksthümlichkeit auf dem Gedeihen derſelben, und je freier und ſelbſtſtändiger ein jeder Staat, als ein Organ des Ganzen, ſich geſtaltet, deſto freier und in ſich lebendiger und bedeutender wird auch das Ganze ſeyn. Sind aber jene Staatsformen in und für ſich nichtig und ohne urſprünglichen Werth, ſo daß man es als ein Glück anſehen müßte, wenn ſie, wenn auch geduldet, dennoch in ihrer Kraft gelähmt würden, ſo fordern wir euch auf, das Deutſchland deutlich und als ein wirklich Lebendiges zu bezeichnen, was dann noch übrig bliebe, wenn alles, auf dieſe oder jene Weiſe beſtimmte, Deutſche verſchwände. Sagt ihr, es ſoll nicht verſchwinden, ſondern ein gemeinſchaftliches Maß erhalten, ſo iſt es ja eben die Schwierigkeit, daß dieſes von ſelbſtſtändigen Staaten nur durch Uebereinkunft, durch Bündniß, aber nie durch Unterwerfung gefunden werden kann, ohne daß das Princip der Eigenthümlichkeit angegriffen werde. Wendet man uns ein, daß ja dieſe Staaten, und eben die gewaltigſten aus den ungleichartigſten Elementen zuſammengeſetzt ſind, daß Provinzen eigenthümlicher Art, nicht etwa durch eignen Entſchluß, vielmehr durch geſchichtliche Entwickelungen, Bündniſſe der Fürſten, Kriege, von größern Staaten verſchlungen ſind; ſo iſt keinesweges unſere Abſicht, dieſes eben als ein Glück oder ähnliche Ereigniſſe in der Zukunft als etwas Wünſchenswerthes darzuſtellen. Aber dieſe Lage iſt die Gegebene, die Natur, das höchſte Intereſſe der Zukunft iſt, daß die provinzielle Eigenthümlichkeit gerettet werden ſoll. Nun denke man, als das Ideal des Kaiſerthums, Oeſterreich von ſeinen mächtigen verbundenen Ländern getrennt, Bayern auf die urſprüngliche Provinz beſchränkt, Preußen ſey hinführo nur die Benennung des kleinen Königreichs, Brandenburg aber, Schleſien, Weſtphalen, Rhein, mögen für ſich beſtehende Länder ſeyn, und ſo überall in Deutſchland ſey jede eigenthümliche Provinz ſelbſtſtändig und nur durch gemeinſame Uebereinkunft dem Ganzen unterworfen. Das Oberhaupt aber ſey ein Kaiſer, aus der Mitte der Gleichmächtigen herausgehoben. Entweder wird nun ein ſolcher Kaiſer jedesmal von neuem gewählt, dann tritt alles ein, was wir oben gegen die Wahlkönige erinnerten, oder ſeine Würde iſt erblich, dann zeigen ſich andere Schwierigkeiten, die unüberwindlich ſind. Denn Staaten ſtehen in ganz andern Verhältniſſen gegen einander, als Menſchen an und für ſich. Aus der Mitte der Menſchen kann ein König hervortreten, der allen bloß perſönlichen und relativen Verhältniſſen gegen die einzelnen entſagt, ein jeder Staat aber bleibt nothwendig in relativen Verhältniſſen gegen jeden einzelnen der übrigen, eine Conföderation kann keinem Staate einen Glanz leihen, dem der königlichen Würde ähnlich, der wahre Fürſt aber iſt die Seele ſeines Landes und nie von dieſem zu trennen. Ein ſolcher Staat alſo, deſſen Regent der Kaiſer iſt, könnte nur der erſte unter den Gleichen ſeyn, in demſelben falſchen Sinne, wie man wohl den König den erſten Bürger nennt. Erwähnt ſoll es nur werden, wie in einer ſolchen Conföderation nie ein großartiger Sinn, nie die edle, vornehme und tief geſchichtliche Entwickelung des Schönen und Mächtigen, nie jene erhabene Durchdringung mannichfaltiger Verhältniſſe, die, nachdem das Ringen mit der Natur in großem Style angefangen hat, Macht und vielfältige Kraft erfordern, wenn ſie ſich entwickeln ſoll, gedeihen kann, wie ein enger ſpießbürgerlicher Sinn faſt unvermeidlich aus einem Leben hervorgeht, das auf keinen Punkt die Kräfte zuſammenzudrängen vermag, damit es um den höchſten Preis in der Geſchichte kämpfen könnte. Und dennoch ſoll es nicht geleugnet werden, daß dieſe Form wünſchenswerth erſcheinen möchte, wenn alle innern Elemente des Daſeyns einigermaßen gleichförmig vertheilt wären. In jeder Rückſicht iſt dieſe Form derjenigen vorzuziehen, wo ein durch Beſitz mächtiger Kaiſer eine bleibende Gewalt über weniger mächtige Länder erhielte. Denn wäre eine ſolche Gewalt nicht in friſcher, lebendiger Entwickelung, dann würde ſie hemmend auf die untergeordneten Staaten wirken, wenn aber, dann doch auf jeden Fall beſchränkend durch das Uebergewicht einer einſeitigen Richtung. Betrachten wir aber Deutſchlands gegenwärtige Lage, ihrem Weſen nach, ſo iſt es klar, daß jede äußere Einheit, wenn ſie eine innere Scheidung bloß zudeckt, nicht in der Wurzel aufhebt, entweder in Indifferenz oder Einſeitigkeit ſich verlieren muß. Eine ſolche innere Scheidung iſt aber Deutſchlands wahre Eigenthümlichkeit, ja ſein Vorzug. Der tiefſte Grund dieſer Scheidung iſt die ſchon genannte religiöſe, die von hier aus in allen Richtungen der Wiſſenſchaft und des Lebens wirkt. Wir behaupten, daß ſie ein Vorzug unſerer Nation ſey, denn wenn ſie in ihrer ſchönſten Bedeutung gefaßt wird, enthält ſie eben die Momente, deren Hineinbildung für die Zukunft ſelbſt die höchſte Idee darſtellt. Das Weſen des Katholicismus iſt die Offenbarung des Chriſtenthums, als in allen Momenten des Lebens ordnendes Princip, die Erlöſung, als Staat eine Idee, welcher wir uns ewig nähern ſollen, ohne ſie je völlig erreichen zu können; das Weſen des Proteſtantismus iſt die Würde der Freiheit in der Hingebung, das Erkennen. Die Sonderung ſolcher Principien, die der Idee nach eins ſind, können zwar Verzerrungen hervorrufen, wenn ſie ein vereinzeltes Daſeyn behaupten wollen, aber als bloß überwiegendes Hervortreten irgend einer Richtung, in welcher die entgegengeſetzte keinesweges verdrängt, ja ſelbſt nur für die Erſcheinung, nicht an ſich zurückgedrängt iſt, wird die Sonderung die Quelle aller lebendigen Eigenthümlichkeit. Wenn wir Deutſchland als Idee faſſen, ſo iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß es dargeſtellt werden ſoll, nicht durch die Indifferenz, ſondern die Einheit der katholiſchen und proteſtantiſchen Elemente. Es iſt nicht unſere Abſicht, dieſe hier in ihrer religiöſen Bedeutung zu verfolgen, aber man würde ſich ſehr irren, wenn man nicht ihren Einfluß in allen Richtungen des Lebens und in allen Verhältniſſen des Staats erkennte. Die Religion iſt immer das herrſchende Princip und jeder Staat iſt theokratiſch, er mag ſich dagegen ſträuben oder nicht. So ſind proteſtantiſche und katholiſche Staaten weſentlich verſchieden, und wäre keine Einheit beider Kirchen denkbar, ſo wäre die Einheit Deutſchlands ein Phantom. Dieſe beiden Elemente aber bilden Deutſchlands wahrhaft eigenthümlichen Schatz, und eben daher ſind ſie nicht bloß durch Staaten dargeſtellt, ſie herrſchen in jedem Gemüthe, welches Deutſchland begriffen hat. Ja nur derjenige hat ein Recht erworben, über Probleme von ſo großer Bedeutung ein Urtheil zu fällen, dem Deutſchlands

Schickſal als das eigne innere erſcheint. Ein ſolcher aber weiß die Wichtigkeit beider religiöſen Formen wohl zu ſchätzen. Sey er Proteſtant oder Katholik — und das eine oder das andere kann er mit der vollſten Ueberzeugung und der heiligſten-Andacht ſeyn — nie wird er irgend eine Form zurückdrängen wollen, ſo daß es eine Art der Toleranz gibt, von der herrſchenden der Indifferenz ſehr verſchieden, die auf die urſprüngliche Einheit beider Richtungen deutet: und — wie einen Geſichtspunkt, aus welchem der Streit zwiſchen Aufklärung und Religion, Vernunft und Glauben allen Sinn verliert, gibt es einen ähnlichen, ja eigentlich denſelben, aus welchem auch der zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus als verſchwunden betrachtet werden kann, aber wie dennoch nicht der Glaube begründet werden ſoll durch die Vernunft, dieſe eben ſo wenig auf irgend eine Weiſe gehemmt durch den Glauben, ſo müſſen wir auch jene Formen der Religion aus einander halten, und wer alle Momente des geiſtigen Kampfes unſerer Tage kennt und innerlich, redlich und ernſthaft durchgefochten hat, der wird nie in einer der einſeitigen Richtungen erſtarren können, er wird in irgend einer Form ſeine Beruhigung ſuchen und finden, weil es ohne eine ſolche keine Eigenthümlichkeit, ja kein Leben und Daſeyn gibt, aber dieſe Form wird eine jede andere wahrhaft lebendige beſtätigen, nicht zurückdrängen und erdrücken.

Es iſt nicht unſere Abſicht, dieſe religiöſe Seite, die anderswo entwickelt werden ſoll, hier weiter darzuſtellen, aber wer dieſe innere Erfahrung hat, ohne welche es keine äußere gibt, der weiß auch, daß alle Verhältniſſe des Lebens und der Geſelligkeit aus dieſem Grunde, bei aller äußern Aehnlichkeit, eine eigenthümliche Modification der Geſtaltung erleiden, er wünſcht, daß, was geiſtig in doppelter Richtung und für das Leben unentſchieden ſich regt, auch äußerlich ſich mit Macht und Kraft darſtellen möge. Geſtehen doch die eifrigſten Katholiken, daß der Proteſtantismus, als eine Art Zuchtruthe Gottes, nothwendig war, um die Kirche aus dem gefährlichſten Schlummer zu wecken; aber dieſes einmal zugeſtanden, entſteht unvermeidlich die Frage, ob denn dieſe Strafe hinlänglich gewirkt habe, alles Schlummernde und Träge, alles Nichtige und Falſche zu verdrängen? Es iſt klar, daß dieſes nicht durch die Kirche beantwortet werden kann; denn wenn erſt zugeſtanden iſt, daß ein äußeres Reizmittel nöthig war, um ihre Kräfte zu ſtählen, eine äußere Arznei, ſo iſt auch eine innere Krankheit zugeſtanden, über deren Beſchaffenheit dem Kranken, der ſich leicht täuſcht, kein Urtheil gebührt. Es iſt aber eben ſo gewiß, daß der eifrigſte Proteſtant, wenn er ſich die Religion als das Ordnende des Lebens denkt, aufblühend, wie die höhere und tiefere Seele der Welt in der menſchlichen Geſtalt, ſo in Wiſſenſchaft und Kunſt und Staat, dem Weſen nach ein Katholik iſt. Beide religiöſe Formen haben Freiheit und Nothwendigkeit, innere Selbſtbeſtimmung und gänzliche Hingebung, die tiefſten Probleme des Lebens, die für die Betrachtung zwar, aber für die Erſcheinung nie in ihrer völligen ruhigen Einheit hervortreten, bedeutungsvoll und im höchſten Sinne gefaßt, ja als den Brennpunkt der Staatsbildung, hier das eine, dort das andere Princip überwiegend hingeſtellt, und ſo einen innern Reichthum mannichfaltiger Entwickelungen für die Zukunft hoffnungsvoll aufgeſchloſſen. Indem auf dieſe Weiſe, was uns innerlich bewegt und erfüllt, eine äußere kräftige Geſtaltung für das ganze Geſchlecht gefunden hat, haben wir ein wahres Vaterland, eine wahre tief bedeutende *Heimath*, nicht durch Zufall, ſondern durch jene hohe, herrliche, göttliche Fügung, die mit der Selbſtthat zuſammenfällt, ein Abbild des räthſelhaften innern Geſchicks, das heilige löſende Wort für das geheimnißvollſte

Daſeyn. Etwas anderes wahrlich iſt dieſes, als jene dürftige, zuſammenſchrumpfende, oberflächliche Einheit, die, wenn ſie äußerlich hervorträte, auch innerlich die freie geiſtige, allſeitige Richtung lähmen würde. Ja, ſelbſt äußerlich betrachtet, iſt es klar, daß bei einem Volke, wo ſo tiefe Momente des Daſeyns zugleich trennend und vereinigend wirken, wo dieſe ſich nicht etwa rein geſondert und getrennt haben, ſo daß ſie, wie todte Maſſen aus einander fallen, vielmehr faſt allenthalben, in jedem großen Reiche, wie in jedem bedeutenden Gemüthe, in und mit einander ſind, eine friſche, innere, nie ſtagnirende Bewegung, ſelbſt bei ſcheinbarer Ruhe, das nationale Leben in ſeinen bedeutungsvollſten Tiefen erhalten muß, während die ſcheinbare Bewegung der Oberfläche, wo der tiefe Grund ſtagnirt, auf ein oberflächliches Daſeyn zeigt. Wir haben dieſes Problem unſerer Tage von Deutſchlands Einheit hier von mehreren Seiten deßwegen berühren wollen, weil ſolche Ausdrücke, die entweder gar keinen Sinn haben, oder den tiefſten, aus dem Felde der gründlichſten Betrachtung herausgeriſſen und dem Pöbel preisgegeben, Anlaß geben zu den leeren Declamationen, die immer auf irgend eine Weiſe irgend eine manierirte Maske der Zeit vorhängen, um die Leere der natürlichen Phyſiognomie zu verbergen; weil ſolche hohle Klänge, in welchen, wie ein fernes Geſumſe, die eigentliche Muſik zwar vernommen, aber nicht eigentlich gehört wird, wie eine Art Sturmglocke der Zeit eine falſche, leere Begeiſterung erwecken, auch den Ruhigen von ſeiner beſonnenen Beſchäftigung ablenken und wie unwillkührlich in den Strudel unbeſtimmter und ungeſtümer Wünſche und Begierden hineinſtürzen. Ueberhaupt gibt es nichts gefährlicheres, als die Behauptung, daß alles, was den Menſchen begeiſtert, auch etwas in ſich Göttliches ſey. Wir geben zu, daß eine jede Begeiſterung, ihrem Urſprunge nach, aus dem Herrlichſten nur erzeugt wird, aber die aufgeregte Maſſe hat das Maaß nicht, und Selbſtbetrug, ja überlegte Schlechtigkeit, findet bei dieſer das offenſte Feld für die zerrüttendſten Täuſchungen.

Noch müſſen wir diejenigen vernehmen, die mit der Behauptung hervortreten, daß man, indem man Deutſchlands Einheit verkündige, keinesweges auf eine beſtimmte Form des Staats deute, daß man vielmehr nur jene Feindſeligkeit abwehren wolle, die dem Vaterlande zur ewigen Schmach, die deutſchen Brüder, die in Liebe und unzertrennlicher Zuneigung verbunden ſeyn ſollen, in Hader und Zwietracht von einander trenne. Wenn die Geſinnung, die ſo zerſtörend gewirkt hat, erſt aus dem im Grunde braven und biedern deutſchen Bruderherzen verſchwunden ſey, dann werde die ſchöne Einheit, meint man, von ſelbſt hervorblühen. Aber dergleichen eigentlich ſentimentale Ausrufungen ſind ohne allen Gehalt und kränklicher und ſchwächlicher Art, ſie können nur dazu dienen, eine ſchnell vorbeirauſchende Begeiſterung bei Jünglingen zu erwecken, die aber ſelbſt mehr erſchlaffend als ſtärkend iſt; auch wird die fehlende Tüchtigkeit keinesweges durch ſtarke, biedere, altdeutſche Worte und Aſſonanzen erſetzt. Die Liebe iſt poſitiv, ja das einzig Poſitive, ſie iſt erzeugend und wird an ihrer erzeugenden Kraft erkannt. So iſt in der Religion Chriſtus der poſitive Kern aller Liebe, ein Vaterland aber, welches ich lieben ſoll, muß in mir leben in beſtimmter That, und herrſcht wirklich ein gefährlicher Zwieſpalt, welcher die Deutſchen unter ſich und dieſe von dem eigentlichen Deutſchland trennt, ſo ſind ſolche Vermittler, die weder aus der Göttlichkeit des Deutſchthums erzeugt ſind, weil ſie ſie ſonſt offenbaren würden, noch aus der Menſchlichkeit der Einzelnen, weil ſie ſonſt auf eine beſtimmte Weiſe als Erdgeborne erſcheinen würden, keinesweges zu wünſchen. Ja eben, weil ſolche Ausrufer die ſentimentale

Leerheit ihrer Ermahnungen wohl ſpüren, ſuchen ſie dieſen einen poſitiven Gehalt durch die Feindſchaft gegen die Ausländer zu geben, die Principien auf eine frevelhafte Weiſe umkehrend; denn was poſitiv ſeyn ſoll, lebendig und thätig, die Liebe, verkehren ſie in ein Negatives; was aber ſeiner Bedeutung nach nur negativ und abwehrend ſeyn darf, die Feindſchaft, wird poſitiv. Deutſchland iſt nicht in der Luft hingeſtellt, damit wir mit leerer Sehnſucht und in matte Gefühle verſunken, danach trachten ſollen, es iſt nur, in ſo fern es dargeſtellt wird von einem Jeden auf ſeine Weiſe. Wer ein tüchtiges Daſeyn in ſich fühlt, der ſtelle es dar, er wird ein größeres Ganze finden, dem er eben dadurch zugehört. Was ſeinem, in der Religion gegründeten, durch eigenthümliches Talent bezeichneten Daſeyn in der Corporation widerſtrebt, das weiſe er ab — es gebührt ſich — widerſtrebt ihm das Ganze, ſo ſterbe er — erlöſ't durch dieſen ſchönen Märtyrertod — lebt die Corporation in und außer ihm, ſo iſt ſie ihm eine Gemeinde, eine heilige Stätte, die er ehren ſoll mit ſeinem ganzen Leben, dem er ſich hingeben ſoll mit ſeiner vollen Seele. Auch dieſe kann kämpfend fallen und ſoll es, und du ſollſt den ſchönen Tod theilen — das iſt der rechte Kampf pro aris et focis. — Lebt die Gemeinde, wie wir ſie nennen wollen, liebend einverleibt in einem Staate, dann iſt dieſer deine Heimath. — Seht — in der verworrenen Zeit gibt es tauſend, und ſie ſchreien auf den Märkten und haben Buden errichtet und kommen dann mit dieſen, dann mit jenen Künſten und fordern euch auf, daß ihr euch üben ſollt, euch ſtrecken und dehnen, anders kleiden und anders ſprechen, den Mund auf eine andere Weiſe ſetzen und die Füße. — Wir aber ſagen, es lerne ein Jeder ſich ſelbſt kennen, er wird dann den göttlichen Ruf verſtehen, ſeine Natur wird ſich nicht als eine ſelbſtiſche, für ſich ſeyende, vielmehr als eine erlöſende offenbaren, und iſt er ein Hochbegabter und

Erwählter, wird er, von dem beſtimmten Punkte aus das Leben ergreifend, dieſes in fröhlicher Entwickelung theilen, Gott preiſend, oder als Märtyrer ſterben, alle Täuſchung verſchmähend, um demjenigen allein zu dienen, der ihn allein zu berufen die Macht hat. Dann findet er Deutſchland in Deutſchland, wie ein Jeder die Stätte, wo er geboren ward, als eine heilige.

Der Bauer.

Wenn wir die nachfolgenden Carricaturen, die ſich in den Anſichten des Bauer- und Bürgerſtandes und der Gewerbe äußern, nicht in der erſchöpfenden und lehrreichen Ausdehnung darſtellen, der einige andere, wie wir glauben, nicht ermangeln; ſo iſt dieſes durch unſere Stellung veranlaßt, die uns nicht erlaubte, jene Stände in ihren innern genauern Verhältniſſen zu beobachten. Wir beſtreben uns indeſſen, die Züge, wenn auch in groſſer Allgemeinheit, doch mit ſo groſſer Sicherheit und Beſtimmtheit, als die verworrene Zeit und unſere Kunde erlaubt, zu entwerfen. Was nun den Bauernſtand betrifft, ſo müſſen wir, wie mir dünkt, diejenigen unterſcheiden, die als bloß arbeitende, ohne Beſitz erſcheinen, von denjenigen, bei welchen Beſitz und Arbeit zuſammenfallen, ſo wie dieſe von denjenigen, bei welchen der Beſitz die Arbeit ausſchließt. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß die Grenzen ſchwer zu ziehen ſind, ſo daß Arbeit ohne Beſitz mit Arbeit mit Beſitze verbunden ſeyn kann, daß ferner die Thätigkeit, die äußere Anſtrengung, die von dem eigentlichen Ackerbauer erfordert wird, ſelbſt bei bedeutendem Beſitze, und wo dieſer als ſolcher, abgeſehen von der Arbeit, eine öffentliche Bedeutung erhält, öfters noch da iſt; aber dennoch iſt die Unterſcheidung für die Betrachtung nothwendig; denn die mittlere Claſſe bildet offenbar den eigentlichen Bauernſtand, und das Verhältniß deſſelben zum Staate läßt ſich nur begründen, wenn zugleich ſein Verhältniß zu der erſten und dritten Claſſe ergründet iſt. Unſere Darſtellung fängt mit dem Stande an, den wir den eigentlichen Bauernſtand nennen, indem wir diejenigen Carricaturen herausheben, die theils wirklich laut werden, theils aber als Keime in den verſchiedenen Richtungen hier und da herrſchender Anſichten liegen.

Erſte Carricatur.

Als der Menſch durch die erſte Sünde das Paradies verlor, da ward der göttliche Fluch über das Geſchlecht ausgeſprochen: die Erde ſoll Dornen und Diſteln tragen und im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen. Doch kaum ausgeſprochen zeigte ſich in der Ferne tröſtend die Erlöſung, ſie hob die Mühſeligkeit des irdiſchen Lebens nicht auf, verwandelte dieſe vielmehr ſelbſt in einen Segen. Wir ſollen jenem unendlichen, unerſättlichen Streben entſagen, die Gedanken, die raſtlos herumſchweifen, der Genuß, der keine Grenzen kennt, ſoll eine enge Grenze haben und an dieſer wurzeln; eine ſtille, feſte, durch die Natur gegründete, irdiſche Heimath, die uns eine beſtimmte Stelle der Arbeit und Mühe anweiſ't, ſoll die Pflegerin, die ruhige Vorbereitung der himmliſchen werden. Durch die Macht der Natur wurzelt die Pflanze, der Eigenwille in ihrer Bildung hat das Thier losgeriſſen und immer tiefer gegen das eigne Weſen gerichtet, ſcheint es durch alle Stufen der Entwickelung die Selbſtheit zehrender, begieriger zu entfalten, bis dieſe durch die menſchliche Geſtalt die höchſte Stufe erreichte, alle Macht, durch das Böſe gelockt, an ſich riß, und die göttliche Unendlichkeit frevelnd darſtellen wollte. Aber aus dieſem Punkte des völligen Losreißens ſollte die höchſte Entſagung hervordringen, das vollendetſte Thier ſollte wieder Pflanze werden, nicht durch die Gewalt der Natur, ſondern durch eigenen Beſchluß; als Zwang war dieſe Entſagung ein Fluch, als die freie That der Liebe war ſie Erlöſung. Daher erſcheint auf eine religiöſe Weiſe in allen Mythen der Ackerbau als ein Segen. Aber das Geſchlecht hat in dem wilden Laufe der Zeiten ſich immer weiter von jener ſegnenden Strafe entfernt, immer wüſter ſich in eine leere Begehrlichkeit hineingearbeitet. — Da ſtrebte man nach mannichfaltigem Beſitze, indem man jeder Arbeit entging. Alle wahre Heimath der Menſchen iſt nur durch die Arbeit, durch die Mühe; denn dieſe wendet den Sinn in innerer ſtiller Beſchäftigung von der Grenze nach innen, wie ja auch das Maaß der Geſtalt und ſeiner Schönheit durch unaufhörliche, nie ruhende, unergründliche innere That erworben wird. Daher iſt der bloße Beſitz gar kein Beſitz, unbefriedigt ſtrebt der Sinn in das Unendliche, Begierden entflammen ſich immer brennender, Haß und Neid geſtalten ſich, künſtliche Geſetze können die innere Feindſchaft nur zudecken, nie aufheben, und, ſeit wir alle heimathlos wurden, iſt der Ausdruck Vaterland nur ein äußerer Schall, ohne Bedeutung, ohne innern lebendigen Sinn. Alle heimathlos, ſage ich, denn nur wo Arbeit und Beſitz, wie Seyn und Werden in der lebendigen Geſtalt, ſich wechſelſeitig durchdringen, haben beide eine Bedeutung, aber wir haben nur Arbeiter, die nie des Beſitzes froh werden, nur Beſitzer, die aller Arbeit entſagen wollen, Wurzel und Blätter und Blüthe haben wir wahnſinnig getrennt, und während die Wurzel, die keinen Stamm, keine Blätter und Blüthen treibt, gar nicht Wurzel genannt werden kann, haben auch dieſe nur ein Scheindaſeyn. Eine ſchwache Sehnſucht, als idylliſche Sentimentalität, iſt, wie der nie ganz unterdrückte Ruf des böſen Gewiſſens, übrig geblieben, fortdauernd nach dem einzig natürlichen Verhältniß hinweiſend. Der eigentliche Staat iſt, eben weil er eine äußere Erſcheinung iſt, nur da, wo jeder einen feſten Punkt des Daſeyns hat, dieſen aber als natürlichen, feſten Beſitz. Der allgemeine Körper des Staats iſt das Land, wer in dieſem Lande Organ heißen will, muß das Körperliche eben ſo gewiß theilen, wie in der leiblichen Organiſation ein jedes Organ Maſſe iſt. Aber er muß nicht bloß dieſes Land beſitzen, ſondern auch erwerben, wie die ewige Wiedererzeugung, das Vorbild des Erwerbes, in den edelſten Organen nie aufhört. Aller übrige Erwerb iſt es nur aus der zweiten Hand, und braucht keinesweges einen eignen Repräſentanten. Wenn ein Jeder einen eignen Beſitz hätte, und zwar nur von ſolchem Umfange, daß diejenigen Bedürfniſſe, die das Land durch eigne Anſtrengung gäbe, für ihn und die Seinigen hinreichten, dann könnte jede Fertigkeit und Fähigkeit eigenthümlicher Art aus dieſer Wurzel hervorgehen, wie alle Pflanzenwurzeln faſt ſich ähnlich ſehen, nur aus Zellgeweben beſtehen; indem die mannichfaltigen Faſern, Gefäße, Organe, Blätter und Blüthen in tauſendfacher Richtung aus dieſem einförmigen Grunde ſich herausgeſtalten. Daher ſind alle Staaten nichtig, die nicht auf dieſem wahren Grund und Boden ruhen, aus dieſem aufgebauet werden. Wenn das wilde Streben nach außen dieſes einzige Fundament der eigenthümlichen Erſcheinung vergaß, dann entſtanden Verwirrungen, die immer wieder darauf hindeuteten: ſo die Forderung einer Ackervertheilung in Rom, ſo die nehmliche in den Tagen der Revolution. In Nordamerika wird man für die Zukunft die Hoffnung haben, einen wahren, in ſeinen einfachſten Elementen gegründeten Staat zu geſtalten, nur dann, wenn man von dieſem Grundſatze nicht zu ſehr abweicht. Alle übrigen Künſte ſind Thorheit, ſie führen auf lauter Abſtracta, Geld oder Begriffe, ländlicher Beſitz iſt leibliches Staats-Daſeyn, aber keinesweges bloßer

Beſitz. Jeder wirkliche Bürger iſt Bauer, und nur Bauern können Bürger ſeyn. Die Idee des Staats alſo iſt eine Bauernrepublik, und in dieſer allein wahre Freiheit und Gleichheit möglich.

Wir wiſſen wohl, daß die Carricatur in der Art, wie wir ſie hier darzuſtellen geſucht haben, keinesweges rein und unbefangen in unſern Tagen hervortritt, daß ſelbſt die Idee einer Ackervertheilung nur als ein nichtiger Traum betrachtet wird, als etwas in obigem richtigen Sinne Ungeſchichtliches daſteht, worauf man gar nicht zu achten braucht, und welches zu widerlegen ſehr überflüſſig wäre. Aber dennoch iſt das Herausheben und Bezeichnen einer ſolchen Carricatur keinesweges unnütz, vielmehr zeitgemäß und im eigentlichen Sinne practiſch. Denn oft werden Anſichten gefliſſentlich im Hintergrunde gehalten, es wird auf ſolche gedeutet, und dasjenige, was in ihnen wahr iſt, erſcheint aus groſſer Ferne irreführend. Doch behaupten wir keinesweges, daß dieſes etwa aus Abſicht und mit Ueberlegung geſchieht, oft auch bloß aus Inſtinct. So ſind diejenigen, die in unſern Tagen auf eine einſeitige Weiſe die Würde des Ackerbaues behaupten, keinesweges die Bauern, vielmehr diejenigen, die wir die Beſitzer im eigentlichern Sinne nennen, die auch da, wo ſie ſich mit dem Ackerbau beſchäftigen, in einem Verhältniſſe ſtehen zu den arbeitenden Bauern, wie der Fabrikherr zu den Fabrikanten. Der letztere muß eben ſowohl das, was fabricirt wird, kennen und leiten können, als der Gutsbeſitzer, ja, wie wiſſenſchaftliche Anſichten auf die Fabriken, können ſie auch auf den Ackerbau Einfluß haben, ohne daß derjenige, der ſie anwendet, ſelbſt Fabrikant im erſtern, oder Bauer im letztern Falle wäre. Unter Bauer verſtehen wir hier ſtrenge nur denjenigen, der ſich zum Ackerbau verhält, wie der Handwerker zu ſeinem Gewerbe, der alſo ſelbſt pflügt und ſäet und erntet und ſein Vieh hütet mit Hülfe der Knechte. — Wer ſeinen Acker bauen läßt und ſich ſelbſt auf andere Weiſe beſchäftigt, ſelbſt wenn es Verbeſſerung der Landwirthſchaft oder Bereicherung durch den Umſatz der gewonnenen Producte wäre, iſt kein Bauer. Sollte nun die eben dargeſtellte Anſicht wirklich und conſequent ſich ausſprechen, ſo müßte es ein durch ſein Geſchäft ſelbſt begeiſterter Bauer ſeyn, der von ſeiner Arbeit aus als ſolcher ſpräche, wie wir wohl den kunſtreichen Handwerker, oder den Künſtler, oder den Gelehrten reden hören. Wenn der Beſitzer ſpricht, dann kann die Anſicht ſchon deßwegen ſich nicht conſequent ausſprechen, weil nur die Arbeiter, und zwar als ſolche, als Untergeordnete, nicht die Arbeit idealiſirt wird, ja wir werden unten ſehen, wie diejenigen, die in unſern Tagen den Ackerbau, ſelbſt auf Unkoſten der Gewerbe, zu heben trachten, keinesweges die Unabhängigkeit der Bauern behaupten, vielmehr zu beweiſen ſuchen, daß eine gewiſſe Unterordnung zum Weſen des Bauernſtandes gehöre.

Wir wenden uns jetzt zu der entgegengeſetzten Carricatur, welche, obgleich eben ſo wenig in unſern Tagen rein ausgeſprochen, dennoch dargeſtellt zu werden verlangt.

Zweite Carricatur.

Der Menſch lebt in beſtändigem Kampfe mit der Natur, ſie will ihn zu ihrem Geſellen, ja zu ihrem Knechte machen, aber er ſoll ihr Meiſter ſeyn. Die Freiheit der Menſchen bildet ſich aus in dem Grade, als er die Natur überwindet; der Zuſtand der Wildheit iſt derjenige, in welchem die Natur herrſcht, und die Geſchichte in ihrer Entwickelung feiert den Sieg des Geſchlechtes, ja die Staaten ſind nichts anders, als ein Bündniß gegen dieſen gemeinſchaftlichen Feind. Er iſt es, der die Gemüther trennt, und indem er alſo Uebereinkunft und Vereinigung in Mißverſtändniß und Sonderung verkehrt, lockt er uns in ſeine wilde, wüſte Einſamkeit, wo die ſtummen Geiſter der Gebirge die lauernden düſtern Wälder, die Thiere, die wie Erſcheinungen hervortreten und wieder verſchwinden, uns immer tiefer in das verſchloſſene Dunkel hineinziehen und das Herz verſteinern. Aber, wenn der Menſch ſich losreißt von der Natur, dann treten jene Geiſter zurück, die Gegend wird milder, die Menſchen nähern ſich freundlich, der Haß, das Entfremdende, was die Natur tückiſch unterhielt, verſchwindet allmählig und der Menſch, indem er fühlt, daß er den gefährlichen Feind, der ihn auch innerlich durch Lüſte und Neigungen feſſelt und irre führt, nur durch Uebereinkunft, durch gemeinſchaftliche That zu bändigen im Stande ſey, wird freundlich, heiter, ſo bilden ſich Staaten. Ja, die Sittlichkeit iſt nichts anderes, als eine Regel, ein Geſetz, welches die Natur bändigen und die Menſchen vereinigen ſoll. Mit Vergnügen nehmen wir wahr, wie durch das Netz, welches das Geſchlecht über die Natur geworfen hat, immer mehr irre und wüſte Naturgeiſter gefangen und gefeſſelt eingeführt werden, die nun dienend innerlich wie äußerlich, geiſtig wie leiblich unſere Bedürfniſſe befriedigen müſſen. Die Gedanken werden heller und das Leben leichter, ſeitdem wir die unterjochte Natur in der Nähe betrachten, da ſie aus der drohenden und lockenden Ferne uns in großer Dürftigkeit leben ließ und die Seele mit nächtlicher Schreckniß einnahm. Es iſt daher erfreulich zu ſehen, wie die Erfindungen immer mehr zunehmen, wie jede Arbeit erleichtert wird, wie kunſtreiche Maſchinen immer mehr Hände befreien. Nein, der Menſch iſt nicht dazu geboren, daß er das trübe Auge gegen die enge Erde und ihre nichtigen Bedürfniſſe kehre, er ſoll aufwärts blicken zu den ewigen Sternen, hineinblicken in die klare Unendlichkeit der eignen Seele, und das kümmerliche Leben, voll nichtiger Sorgen und Qualen, ſoll in ein heiteres geiſtiges Spiel verwandelt werden. Das iſt die eigentliche Bedeutung der Geſchichte, in welcher die geiſtigen Momente des Daſeyns immer mehr Ueberhand gewinnen, die Menſchen zu befreien. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, müſſen wir behaupten, daß der Bauerſtand nie einen eignen Stand bilden, am wenigſten als ein eignes bleibendes Element im Staate angeſehen werden kann. Wie? der geiſtig freie Menſch, geboren, um in ſtolzem Selbſtbewußtſeyn die innere Würde ſeines Daſeyns zu erkennen und zu genießen, ſoll der blinden Naturnothwendigkeit preisgegeben ſeyn, ſoll alle Stunden des Tages einem gedankenloſen Geſchäft widmen, deſſen Früchte er nicht einmal zu ernten mit Sicherheit erwarten darf, von den Launen der Elemente fortdauernd abhängig! Was für einen möglichen Sinn hat die fortdauernde Befreiung der Menſchen durch Wiſſenſchaft, Kunſt und Geſchick jeder Art, wenn wir dieſe unwürdige Sclaverei auf ewig ſanctioniren? Erfordern die Arbeiten des Bauers etwa ein eignes Talent? Keinesweges. Man verwechſele nur nicht die wiſſenſchaftliche Ausbildung des Ackerbaues mit der gedankenloſen Ausführung, die den freien Menſchen mit dem Blick, der den Himmel ſucht, in eine bloße Maſchine verwandelt. So ſoll, ſo kann es nicht bleiben; denn der Menſch ſoll ſich ſelbſt faſſen, ſeyn für ſich ſelbſt, aus ſich ſelbſt, durch eigne That, und wenn noch ein ſo unſeliger Zuſtand geduldet werden muß, dann ſoll er in ſeiner Geringfügigkeit anerkannt werden. Wie thöricht, wenn man, was ſeinem Weſen nach ſchlecht und unwürdig iſt, durch falſche Anſichten und blendende Sophismen in einem ſchönen Lichte zu zeigen, zu einer idealiſchen Höhe künſtlich hinaufzuſchrauben ſucht! Vielmehr müſſen wir dahin arbeiten, daß nur das innere Geſchick, das wahrhaft ſchaffende, geiſtige, Schönheit oder Erkennen erzeugende Princip in dem Menſchen, als etwas Würdiges, was ein jeder Menſch zu erringen habe, betrachtet wird. Das wiſſen wir ſehr wohl, daß wir, ſo lange wir leben, abhängig ſeyn müſſen von der Erde, und daß die Natur uns nie völlig losläßt; aber je einmüthiger wir ſie bekämpfen, deſto leichter, deſto ſicherer wird der Sieg ſeyn. Der Menſch entſage den letzten Banden, die ihn äußerlich an die Natur ketten, er durchbreche das letzte Hinderniß. Der Beſitz von Grund und Boden hat offenbar nichts Eigenthümliches, iſt in nichts Geiſtigem gegründet, dieſer höre auf zu ſeyn, was er niemals im eigentlichen Sinne war, etwas Eigenthümliches; das Land ſey gemeinſchaftliches Eigenthum des Staats. Wie ein Jeder verpflichtet iſt, eine gewiſſe Zeit hindurch als Krieger zu dienen, ſo ſey er auch verpflichtet, Bauer zu ſeyn. In feſtlichem Aufzuge mögen alle herausziehen, der Erde ihren Tribut reichen, als eine gemeinſchaftliche Sache werde es getrieben, und wie wir, ſelbſt Meiſter in einer andern Richtung, uns nicht ſchämen, den Befehlshabern bei den Kriegsübungen unbedingt zu gehorchen, ſo ſollen diejenigen, die durch gründliche Forſchung die Methode des Ackerbaues zu verbeſſern ſinnen, deren wiſſenſchaftliche Unterſuchungen den Ertrag ſteigern, durch Maſchinen die Arbeit erleichtern, auch hier die Befehlshaber ſeyn, damit allenthalben geiſtiges Geſchick herrſche. Ja es würde wohl dahin kommen, daß ein Jeder ohne Ausnahme in irgend einer Richtung Herrſcher und Befehlender, im höhern oder niedern Kreiſe würde, während er im Uebrigen unterwürfig ſeyn müßte, eine Miſchung von Gehorſam und eigner Gewalt, die offenbar nur Statt finden kann, wo die innere Eigenthümlichkeit alles iſt, und die auch allein eine wahre Gleichheit unter den Bürgern des Staats hervorzurufen im Stande wäre. Wir zweifeln freilich keineswegs, daß auch dann noch Schlechtigkeit genug unter den Menſchen herrſchen würde; aber die Hauptwurzel der Selbſtheit, die den Menſchen mit einem Eigenthum betrügt, wo nur der Schein iſt, wäre ausgerottet. Ja dann allein würde der Ackerbau wahrhaft national werden. Wenn er der Nation diente, würde auch der Geiſt der Nation ihn veredeln, erhöhen, da er jetzt, gebrochen in dem kümmerlichen Egoismus, der hier in roher Bequemlichkeit das Veraltete fortſchleppt, dort in unreifer Betriebſamkeit einen übertriebenen Ertrag gewaltſam hervorlocken will, nie im großen Styl gedeihen kann. Ohne allen Zweifel würde der Ackerbau, befreiet von dem Egoismus des Beſitzes, Wunder thun; denn wie weit die Gewalt der Menſchen über die Natur reichen kann, vermag keiner zu beſtimmen, nur die Zeiten betrachtend, iſt er berechtigt, ſeinen Hoffnungen und Wünſchen den kühnſten Schwung zu erlauben. Wohl wiſſen wir, daß dieſe Anſicht ſich in der nächſten Zeit nicht verwirklichen läßt; aber man ſoll ihre Bedeutung nicht ableugnen, man ſoll erkennen, daß ſie eine hohe Idee ausſpricht, die, wenn ſie auch nur in der fernſten Zukunft annähernd dargeſtellt wird, eine jede andere Anſicht, die den Bauernſtand, als freies, d. h. ewiges, unveränderliches, nothwendiges Element des Staats betrachtet, durchaus vernichtet. Daher iſt es vollkommen richtig, wenn die Aufklärung den Bauer über ſeinen Stand zu erheben ſucht. Ja, indem du dieſen Ausdruck brauchſt, haſt du deine Pflicht zugleich ausgeſprochen; denn entweder vermagſt du nicht, ihn zu erheben, dann ſind deine Verſuche nichtig und ohne Bedeutung, oder du verſtehſt es in der That, dann geſtehſt du ſelbſt, daß du ihn in einer niedrigen Lage beharren läßt, aus welcher du ihn zu befreien im Stande biſt, welches ohne allen Zweifel unrecht und tadelnswürdig iſt. Behaupteſt du, daß er in einem niedrigen Stande bleiben muß, damit der Staat beſtehe, dann nenne nur nie das heilige Wort Freiheit; denn hätteſt du nur eine leiſe Ahndung von ſeiner Bedeutung, würdeſt du nicht ſo thöricht reden. Der Menſch ſoll werden, was er werden kann — ein Jeder aber vermag eine Unendlichkeit darzuſtellen — und wenn alle Formen, die ihn feſſeln, darüber zu Grunde gingen. Ja, wenn alle ſich abwendeten von den niedern Geſchäften des Lebens, alle ſich dem Höchſten, Tiefſten und Schönſten in Wort und That weiheten, ſo würde der Staat dadurch nicht zu Grunde gehen, die nothwendigen irdiſchen Bedürfniſſe würden mit Leichtigkeit befriedigt, indem das Gottliche gedeihen würde.

Dieſe dargeſtellte Anſicht iſt eine folgerechte Ausführung ſolcher Philoſopheme, die in unſern Tagen nicht ohne Anhänger ſind; die nachfolgende hat mit den beiden vorhergehenden etwas gemein.

Dritte Carricatur.

Zu den Irrthümern der Zeit gehört vorzüglich das Beſtreben, den Gegenſtand der Unterſuchung bald zu hoch zu ſtellen, bald zu niedrig, in einen unnützen Streit über die Würde des Gegenſtandes zu gerathen, aber dasjenige, was allein Noth thut, die Natur deſſelben zu ergründen, zu vernachläſſigen. Das gilt nun vorzüglich von dem Bauernſtande: in der That, diejenigen haben ihn ſeinem Weſen nach eben ſo wenig erkannt, die ihn durch völlig fremde Zuthaten, ihrer Meinung nach, veredeln wollen, und dadurch, gelingt es ihnen, innerlich vernichten, wie diejenigen, die äußerlich ſeine Aufhebung fordern. Und welche gefährliche Anſtalten ſind nicht in unſern Tagen getroffen, um die Bauern auf alle Weiſe zu verzerren und in eine fremde, wie man glaubt, edlere Form hineinzuzwingen. Der wiſſenſchaftliche, rationale Ackerbau, jenes Browniſche Syſtem, welches durch immer geſteigerte künſtliche Incitamente, die ſeit Jahrhunderten feſtſtehende, durch, man darf es ſagen, geheiligte Tradition, durch die Natur ſelbſt gegründete Ordnung aufheben will, welches durch eine unnatürlich geſteigerte Viehzucht den Menſchen der Dienſtbarkeit des Viehes preisgibt, hängt genau zuſammen mit dem eitlen Beſtreben, die Bauern aufzuklären, die ſtille, religiöſe Wurzel ihres Daſeyns zu untergraben, durch eine blendend und irre führend ihnen vorgeſpiegelte Freiheit, ihnen die anſpruchsloſe, aber ſichere und gemüthliche Heimath zu rauben. Rationaler Ackerbau, rationale Politik, die eine mißverſtandene Freiheit ſucht, und jener theologiſche Rationalismus, der die heilige Stätte der urſprünglichen Heimath vernichtet, ſind aus derſelben Quelle entſprungen, ſind beſonders für die ſchönen, mit ſtiller Heimath, mit innerem Frieden, mit feſtem, ruhigem Gange geheiligter Gewöhnung verknüpften Verhältniſſe des Bauern tödtend. Ihr behauptet die Freiheit der Bauern. Es ſoll hier von den vielen rechtlichen Schwierigkeiten nicht die Rede ſeyn, obgleich es wohl in und für ſich klar iſt, daß es in vielen Fällen nur durch die höchſte Unrechtmäßigkeit möglich wird, dasjenige, was Eigenthum des Herrn war, ihm zum Vortheil eines Andern zu rauben; aber daß der Bauer viel ſicherer, ruhiger lebt, wenn er durch einen Herrn geſchützt wird, deſſen eigner Vortheil ihn auffordert, für ihn zu ſorgen, als jetzt, da ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden nur wenige ein feſtgegründetes und hinreichendes Eigenthum erhalten, während die übrigen als Tagelöhner dem ſittlichen Verderb auf die furchtbarſte Weiſe preisgegeben ſind, iſt eine anerkannte Sache. Doch ſelbſt dieſes iſt nur ein äußerer Nachtheil. Es muß aber behauptet werden, daß die Dienſtbarkeit, in jenem mildern Sinne genommen, der von den Beſſern in unſern Tagen mit Recht gefordert wird, zur Natur des Bauernſtandes gehört. Daß ein völlig durch die Natur geheiligtes Verhältniß eine ſeinem Weſen nach edle, ja vornehme und anmuthige Unterordnung fordern kann, davon überzeugen uns die Frauen, deren politiſch untergeordnete Stellung offenbar mit der Natur ihres Daſeyns ſo innig verknüpft iſt, daß wir es eine widerwärtige, ja unnatürliche Verzerrung nennen würden, wenn ſie je eine Veränderung forderten. Die Dienſtbarkeit der Bauern iſt eben ſo naturgemäß in der Einfachheit ihres Geſchäfts gegründet, als in dem Wurzeln an das enge, nur durch die Beſchränkung feſtgegründete Daſeyn. Eine jede unmittelbare Verknüpfung mit dem größern Staatenleben, jede Repräſentation des Bauernſtandes, in dem Sinne, in welchem die übrigen Stände repräſentirt werden, würde ein fremdes, ſtörendes Element in das Daſeyn hineinbringen. Dieſe Unterordnung ſoll keinesweges eine eigentliche Knechtſchaft ſeyn, vielmehr gegründet auf Privatverträge zwiſchen Herrn und Diener, welche den natürlichen Zuſtand beider ſicher zu ſtellen geeignet ſind, durch welche die Stellung der letztern eine, wenn auch äußerlich ſcheinbar untergeordnete, doch innerlich und dem Weſen nach freie Form erhalte, und über deren Aufrechthaltung der Staat wachen muß. Wenn der Bauer als Repräſentant erſcheint, dann iſt er entweder ein guter Repräſentant, aber dann gewiß ein ſchlechter Bauer, weil jene Einſichten in das verworrene allgemeine Staatsleben nur auf Unkoſten der ſchönen, naturgemäßen Selbſtbeſchränkung zu erringen ſind, und dann dennoch auch nur dem Scheine nach ein guter Repräſentant, weil er in der That eben die reine Eigenthümlichkeit deſſen, was er repräſentiren ſoll, verloren hat; oder er iſt ein guter Bauer und dann eben ſo gewiß ein ſchlechter Repräſentant, weil bei den Bauern jenes Gleichmaaß der univerſellen und beſondern Elemente nicht Statt finden kann, ja nicht Statt finden ſoll. Die Herrſchaft ſoll wie eine ſchützende Decke die Stürme des bürgerlichen Lebens, der innern und äußern Verwirrungen von einem Stande abhalten, der nur in dem engern und ruhigern Kreiſe der Natur gedeiht. Dafür ſoll man ihnen die Freiheit, innerhalb ihres Kreiſes ſich zu berathen, nicht verkümmern, die Gemeinden mit ihren Schulzen, welche die eigenthümlichen, bäuerlichen Angelegenheiten unter ſich ordnen, ſtellen das rechte Maaß einer naturgemäßen Freiheit dar.

Wir haben hier nur jene Behauptung, daß die Dienſtbarkeit zum Weſen des Bauernſtandes gehöre, zu prüfen, da wir im Uebrigen mit denen, die jene Behauptung aufſtellen, völlig einverſtanden ſind. Um hierüber mit Beſtimmtheit uns äußern zu können, benutzen wir eben jene Vergleichung der Stellung der Frauen mit der der untergeordneten Bauern; denn jener Stellung iſt von der dieſer nicht etwa äußerlich und zufällig, ſondern diametral verſchieden. Die Frauen nehmlich, in chriſtlichen Staaten, ſind keinesweges untergeordnet, ſondern, wie die Bürger, völlig frei. In einem jeden Staate, der ſich beſtrebt, die wechſelſeitige Freiheit und mit dieſer das Gedeihen der Eigenthümlichkeit eines jeden Staatsbürgers zu befördern, wird vorzüglich das eheliche Verhältniß, der Familienkreis völlig gerundet, in ſich geſchloſſen, ein organiſches Abbild des Ganzen, deſſen Natur-Centrum eben die Frau iſt. Durch die Ehe ſind die Frauen frei, in der Ehe nie untergeordnet. Wie die Natur der Geſchichte keinesweges unterworfen iſt, ſo auch die Frauen nicht den Staaten. Die Frauen nehmlich ſind nicht Theile des Staats, vielmehr der Staat ſteht den Frauen ihrem Weſen nach gegenüber, ſie ſind nicht durch äußere Relationen getrennt und verbunden, ſondern ganz getrennt und ganz verbunden, auf eine rein geiſtige, unendliche Weiſe, ein Widerſpruch, der nur durch die Geſchlechtsliebe von einem jeden Punkte aus gelöſ't werden kann. Wenn die Frauen jemals einen Antheil an den äußern Angelegenheiten des Staatslebens forderten, dann wären ſie nicht allein abzuweiſen, ſondern von Rechtswegen knechtiſch untergeordnet, daß ſie das nicht thun, iſt keinesweges eine Entſagung, ſondern vielmehr die Offenbarung ihrer unendlichen Natur, nicht etwa in einer innern Trennung vom Staate, auch nicht in einer äußern Verbindung, vielmehr in einer völligen Einheit mit ihm, wie die heroiſchen Mütter, die den Mann, das Kind, als dem Staate gänzlich geweiht, den Staat, als durch dieſe völlig repräſentirt, innerlich ſtolz, aber wahrlich nicht knechtiſch, wahrhaft frei und herrlich faſſen. Ganz anders iſt die Beziehung, in welcher der Bauer gegen den Staat ſteht, wenn man ihn auf irgend eine Weiſe als untergeordnet betrachtet. Geſetzt, wir nehmen an, daß in der Natur des Bauern eine Ausſchließung von der unmittelbaren Theilnahme an dem großen Staatsleben gegründet wäre, ſo wäre eine ſolche Ausſchließung mit wahrer äußerer Abhängigkeit verbunden, weil ſie nicht, wie bei den Frauen, vollſtändig entſchieden, ohne irgend einen relativen Uebergang in das entgegengeſetzte Verhältniß, Statt finden kann. Dadurch iſt die relative, d. h. abhängige Beziehung nothwendig gegeben. Der Ackerbau dient dann dem Staate, er iſt lediglich Mittel, nicht Zweck an ſich; denn wäre er Zweck an ſich, vermöchte er ein eigenthümliches Leben darzuſtellen, dann müßte er entweder in völliger Trennung dem Leben des Staats gegenüber ſich ſtellen, ſo daß der ganze Staat, nicht auf eine endliche, ſondern auf eine unendliche Weiſe, auf ihn bezogen würde, wie dieſes mit den Frauen der Fall iſt, oder er müßte ſelbſt ein lebendiges Organ des

Staats ſeyn, ſo daß der ganze Staat ſich in ihm, obgleich in einer beſondern Form, abſpiegelte, welches eben die Freiheit der Bauern iſt. Ein Drittes gibt es nicht, welches nicht alle lebendige Bedeutung des Geſchäfts und Standes vollkommen aufhöbe. Der Bauer wird nicht durch den ganzen Staat repräſentirt, wie die Frauen, (deren Geſammtheit ausgeſprochen iſt durch die Geſammtheit des Staats, als unendlicher Grund aller Sittlichkeit und Hingebung in ihm, wie jede für ſich abermals dargeſtellt wird durch einen jeden Bürger, durch die Ehe, aber wie das Bewußtſeyn das Daſeyn ausſpricht, als zwei Contrapunkte von gleicher Unendlichkeit, die ſich wechſelſeitig darſtellen) — vielmehr durch einen andern Stand, durch die Beſitzer, die in ihrer Relativität nur abſolut ſind, d. h. frei, in ſo fern ſie ſich ſelbſt darſtellen, aber es für andere nie ſeyn können. Der Staat nimmt das ganze Daſeyn der Bauern in Anſpruch, wie das der übrigen Bürger, ſie müſſen im Frieden die ſtärkſten Abgaben tragen, ſie müſſen im Kriege fechten, ja ſie bilden den eigentlichen Kern der Heere. Wohl kenne ich die Behauptung, daß dieſes durch Privatverträge alſo geworden, daß hierbei der Bauer eben ſey was er ſey, wie der Bürger, der Edelmann, der König, jeder auf ſeine Weiſe, daß ein jeder ſeine Sache, ſeine Stellung behaupte, auch der Bauer, indem er den Königen ihre Kriege führen hilft. Obgleich es mehrern vielleicht eben am nothwendigſten ſcheinen möchte, dieſe Anſicht zu widerlegen, ſo müſſen wir es hier dennoch ablehnen und bis dahin verſparen, wo wir das Syſtem, aus welchem ſie entſpringt und deſſen in unſern Tagen zuerſt hervorgetretene unverhüllte Conſequenz unten darſtellen und prüfen werden. Dann erſt kann auch die Behauptung, daß die Freiheit der Bauern nur durch Raub, durch ſchreiende Ungerechtigkeit erlangt werden kann, hinlänglich und gründlich beantwortet werden. Hier ſey es uns vielmehr vergönnt, uns Leſer zu denken, die nicht glauben, daß in den letzten Jahrhunderten Gott ſeine ſegnende Hand von der Geſchichte zurückgenommen habe, daß ein böſer Dämon ſein verruchtes Spiel mit dem Geſchlechte getrieben und einige von Pedanten mißverſtandene römiſche Worte als Zauberformel gebraucht hat, um alle Menſchen, Hohe und Niedrige, in eine ſinnverwirrende Verblendung hineinzutreiben. Wir wagen es alſo, als Factum anzunehmen, daß jene tiefen, den Menſchen im Innerſten ergreifenden Ideen von Vaterland, Nation, von einem gemeinſamen Heile, — welches nur als ein ſolches Bedeutung habe, — eine Fügung Gottes ſey, daß Gott die Herzen der Menſchen bewegt habe, damit ſie dieſes Heil durch wechſelſeitige Hingebung ſich erringen mögen, daß der Staat nicht ein unſinniges Aggregat von veralteten Privatinſtituten ſey, die, damit die ſcharfen Ecken ſich nicht abſtoßen, wie weiche Kiſſen, Liebeswerke und Religion zwiſchen ſich ſtecken, — daß vielmehr Staat und Leben und Daſeyn alleinige Realität haben, in ſo fern ſie aus der einzig erzeugenden Quelle der ewigen Liebe entſprungen ſind und in dieſer bleiben, ſo daß, was außer der Liebe iſt, zwar das Leben verzerren und verunſtalten, aber niemals den innern Kern vernichten kann, der in allen Verunſtaltungen ſich nicht bloß erhält, ſondern auch das einzig Erhaltende iſt, weil er von Gott herſtammt. Wer nun einen ſolchen Glauben hegt, dem iſt das Verhältniß eines Standes, der die größere Hälfte aller Menſchen in den cultivirten Staaten einſchließt, als ſeiner Natur nach der Knechtſchaft geopfert, das unerträglichſte, ja fluchwürdigſte in der Welt. Nicht von einem vergangenen Zuſtande, der zu ſeiner Zeit ſeine große eigenthümliche Bedeutung hatte, ſondern von dem gegenwärtigen reden wir. So wie aber alle Momente des Daſeyns ſich jetzt geſtaltet haben, gibt es Freie und Knechte auf folgende Weiſe: Freiheit iſt ein inneres Gut, und ſie iſt nur da, wo wir uns nicht, als durch ein Fremdes, ſondern als durch die eigne Natur beſtimmt fühlen, um uns daher frei zu fühlen im Staate, muß der Staat innerlich mit uns eins ſeyn und wir mit ihm. Knecht iſt, wer ſich im Staate als ein Fremder fühlt; nicht das Dienen macht den Knecht, denn ein Jeder ſoll dienen; aber aus freiem Entſchluß dienen iſt frei, zu etwas dienen iſt knechtiſch, iſt das ſchrecklichſte Loos. Wer aber nicht als ein lebendiges Element dem Staate organiſch einverleibt iſt, der dient dem Staate zu dieſem oder jenem, er dient nicht ſchlechthin. Jene Paſſivität iſt Dienſtbarkeit. Sie iſt, wie wir gezeigt haben, nothwendig, ja die Maſſe, die größte Menge der Menſchen dient in der That nur zu etwas; aber daß alle berufen werden — und der innere Ruf kennt keine Grade, iſt vielmehr immer der höchſte — obgleich wenige auserwählt ſind, iſt die Bedeutung aller Entwickelung der Staaten. Und nun betrachte man die Lage der abhängigen Bauern. Während die lebendige Bewegung in den Städten Worte, Geſinnungen und Anſichten unter der Menge flüſſig erhält, daß ſie auch da hindringen, wo Veranſtaltungen ſie ſogar abzuwehren ſuchen, erſchallen dieſe nur wie aus der Ferne nach dem einſamen, ſtillen Sitz des Landmanns. Nicht Einzelne, nein, Familien ſind auf dieſe Weiſe iſolirt, nur mittelbar durch den Beſitzer mit dem größern Staatsleben verbunden. Dieſe, an deren Geſinnung und Denkweiſe das innere Schickſal der Bauern geknüpft iſt, gehören ſelbſt zur Maſſe, jetzt zum großen Theile Edelleute, die zu einfältig oder träge ſind, um dem Staate zu dienen, Kaufleute, die aus Eitelkeit ſich den Edelleuten gleichſtellen wollen, Juden ſogar. Die Landprediger, der Maſſe nach, ſchnell auf den Univerſitäten vorbereitet, zum Erbarmen unwiſſend, oder albern aufgeklärt, die Schulmeiſter in einigen Staaten durch moderne Künſteleien in eine unreife Gährung verſetzt, in welcher Andacht und Aufklärung, Deutſchheit, Turnen, Lehrmethoden, mancherlei Brocken eines unverdauten Wiſſens, unordentlich unter einander geworfen ſind, ſo daß der unbedeutende, ſchnell vorübergehende Rauſch des weinigen Stadii in das eſſigte bald übergehend, nach kurzer Zeit von dem faulichten ergriffen wird; — in andern der furchtbar dürftige Aberglaube, der mit ſinnlos gewordenen Ueberlieferungen ein mehr als viehiſches Spiel treibt. Das ſind die Anknüpfungspunkte der Bauern an das allgemeine Leben, und eine ſolche Lage will man uns mit Religioſität und nichtswürdiger Sophiſtik als eine naturgemäße darſtellen, als wenn es eine Sünde wäre, ſie anzurühren. Wenn man in den innerlich mehr von der Zeit bewegten Staaten glaubt, daß dieſes Unheil durch verbeſſerte Lehrmethoden, durch Seminarien, durch Anordnungen und ſtrenge Prüfungen abgewehrt werden könne, ſo iſt dieſes ein großer Irrthum, das Unglück iſt in der gegenwärtigen Lage der Dinge ſelbſt gegründet, es entſpringt daraus, daß eine ganze Maſſe Lehrer ſeyn ſoll. Wir reden hier ſowohl von den Landpredigern, als von den Schullehrern. Es gibt keine Methode, um die Dummen klug oder die Schlechten gut zu machen. Die Maſſe aber iſt dumm und ſchlecht. Alles Edle und Herrliche der Zeit iſt nur für den Edlen. Wenn ein trefflicher Geiſt uns etwas Großes übergibt, welches wir dem Geſchlechte mittheilen möchten, dann glauben wir immer von Neuem, obgleich ſo oft betrogen, daß, wenn wir es nun, ſauber und genau begrenzt, denen übertragen, die es dem Volke mittheilen ſollen, es auch eben ſo reinlich überliefert wird, aber es verliert nicht den Glanz allein, ſondern auch den innern Werth, ſchon durch die erſte Ueberlieferung, und die veränderten Worte vermögen nur den Thoren zu täuſchen. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß dieſes Unglück — und es iſt das größte, was das Geſchlecht treffen kann — nur dann überwunden wird, wenn eine lebendige kirchliche Gemeinſchaft, eine tiefe, in ſeinem Haupttypus bleibende Form der Kirche ſo allgemein alle ergriffen hat, daß ſie, über die Richtigkeit der Perſon wegſehend, nur die ewigen Symbole der heiligſten Religion erblicken. Man hat darüber genugſam geſprochen, wie unſinnig es ſey, wenn der Prieſter, ſelbſt ein Sünder, binde und löſe und das Himmelreich zeige. Aber da, wo ein wahrhaft lebendiger Glaube herrſcht, kann der Schlechteſte Prieſter ſeyn, weil er nur Organ iſt, Lehrer können nur die Weiſeſten und Beſten ſeyn; denn die Lehre fällt mit der Perſon auf die innigſte Weiſe zuſammen, und in den Worten der Lehre verkriecht ſich der Teufel, der den Redenden gefangen hält, auch ohne ſein Wiſſen und gegen ſeinen Willen. Wir müßten uns aber gefliſſentlich etwas vorlügen, wenn wir behaupten wollten, daß in den Bauerdörfern der Katholiken, durch die abgeblichenen Ceremonien einer erſtorbenen kirchlichen Form eine ſolche Gemeinſchaft unterhalten würde. Nun iſt es aber dennoch unſere innigſte und tiefſte Ueberzeugung, daß der Staat zur Kirche zurückkehren will, daß in dieſer Rückkehr allein die gemeinſchaftliche Löſung der mannichfaltigen, ſcheinbar ſich widerſtreitenden Probleme, die uns beſchäftigen und die wir nicht abzuweiſen vermögen, gegeben iſt. Wer daher von der gemeinſchaftlichen, lebendigen Theilnahme an dem Staat ausgeſchloſſen iſt, der iſt von jenem höhern Heil, von welchem allein die Rede iſt, ebenfalls ausgeſchloſſen. Man nenne uns alſo gar nicht das äußere Glück. Geſetzt, man könnte uns Gegenden zeigen, wo die Bauern frei, aber in Armuth und Elend, vielleicht ſogar ſittlich vernachläſſigt wären, und man zeigte uns dann andere, wo die leibeigenen Bauern ein äußerlich und innerlich reinliches Daſeyn mit ſicherm Wohlſtand verbinden, ſo wird dadurch nichts bewieſen. Was wir behaupten, iſt, daß ein lebendiger Staat in unſern Tagen den Bauernſtand als ein lebendiges, in ſich ſelbſt gegründetes Element des Staats anerkennen muß. Es iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, hier nur von dem Princip die Rede — nicht von der Ausführung. Wo ein ſolches Princip ſo anerkannt iſt, daß es über allen Zweifel erhaben erſcheint, da wird man am allerwenigſten voreilig es einzuführen ſuchen, denn um es ſeiner Würde nach anzuerkennen, wird erfordert, daß man es nicht vereinzelt, ſondern eben in ſeiner lebendigen Einheit mit allen übrigen Elementen betrachte; ein ſolches organiſches Erkennen fordert aber ein gleichmäßiges Entwickeln aller Glieder des Staats, welches alle Voreiligkeit nothwendig ausſchließt. Daß aber der Bauerſtand keinesweges, ſeiner Natur nach, von jener größern Bildung ausgeſchloſſen iſt, das beweiſen mehrere Schweizer und Tyroler Bauern, vor allen die Schwediſchen in Dalecarlien und die Norwegiſchen. Man wende uns nicht die gegenwärtige Unfähigkeit der Bauern ein, die, wenn ſie in größern öffentlichen Angelegenheiten reden ſollen, nichts als das Ungeſchickteſte hervorbringen; denn die iſt ja nur Folge eines Zuſtandes, der aufhören ſoll. Man müßte beweiſen, daß dieſe Unfähigkeit durchaus an dem Stande hafte, ſo daß der Beſitzer z. B. von der Natur Fähigkeiten hätte als ſolcher, die dem Bauer verſagt wären. Eine Behauptung, deren Lächerlichkeit einleuchtet.

Anhang.

Perſönliche Treue,
als ein nothwendiges Element des Staats,
oder
die Hörigkeit.

Daß der Bauernſtand, ſeiner Natur nach, eben ſowohl ein freier, unmittelbar in Beziehung auf den ganzen Staat ſtehender Stand, als irgend ein anderer ſey, iſt einleuchtend. Nicht der Beſitz allein, nicht die Benutzung, nein, auch das Handwerk, die Arbeit, als ſolche, muß repräſentirt werden. Arbeit begründet keinesweges an und für ſich Abhängigkeit. Auch gibt es keine geſchichtlichen Gründe, die eine bleibende Abhängigkeit des Bauernſtandes erforderten. Nicht allein in Republiken, ſondern auch in Monarchien hat ein freier Bauernſtand ſeit alten Zeiten ſich gebildet, ſo in Norwegen und Schweden, ſo in der Mitte des herrſchenden Feudalſyſtems in den Marſchländern. Das Lehnsſyſtem, wie es in alten Zeiten herrſchte, fing in den geringſten Gliedern an und ſtieg durch mehrere Stufen bis zu den höchſten. Indem es aber in einem Gliede locker zu werden anfing, mußte es in allen gelöſ't werden. Wenn die Abhängigkeit in den höhern Stufen aufhörte, konnte ſie in den niedern nicht ohne läſtigen Zwang und Unterdrückung beſtehen. Daher konnte die Hörigkeit in jenen Zeiten, wo ſie in der organiſchen Richtung der ganzen Zeit lag, weniger drückend erſcheinen. Das ſcheinbare Zerfallen der an einander geketteten Glieder des Feudalſyſtems hat allmählig und durch Jahrhunderte Statt gefunden, es iſt keinesweges durch Schriftſteller eingeleitet, oder durch falſche Grundſätze bewirkt, vielmehr aus allen Elementen geſchichtlicher Entwickelung zugleich auf eine naturgemäße Weiſe entſtanden; es hat jene Geſinnung, die herrſchenden Grundſätze der Zeit, auch ihre widerwärtige Verzerrung erzeugt, wie ſich überall im irdiſchen Leben Böſes mit dem Guten entwickelt. Dieſes Zerfallen, dieſe Lostrennung, wie es in mancherlei Rückſicht zerſtörend erſcheint, iſt auch bildend. Der Bauernſtand will ſich herausbilden, wie der Bürgerſtand, der ſich in ſeiner Blüthe eben ſo allmählig aus einer frühern Abhängigkeit heraus zur Freiheit geſtaltet hat.

Wenn aber ſcheinbare Gründe für die Abhängigkeit des Bauernſtandes ſich anführen laſſen, ſo iſt dieſer Schein vorzüglich darin zu ſuchen, daß allerdings der Ackerbau eine große Menge Menſchen in beſtändiger Dienſtbarkeit hält, und ſeiner Natur nach halten muß. Wir werden über dieſes beſondere Verhältniß der Bauern reden, wenn wir erſt über die Dienſtbarkeit überhaupt geſprochen haben. Allerdings gehört das Verhältniß vom Diener zum Herrn zu den weſentlichſten und unveränderlichſten Elementen des geſelligen Vereins der Menſchen, und die Sünde der Zeit hat ſich in dem Beſtreben, dieſes Verhältniß zu verwirren und zu vernichten, auf die zerſtörendſte Weiſe gezeigt. In frühern Zeiten, in jener Epoche, die wir ſo hoch preiſen, die von ſo wenigen verſtanden wird, in der blühenden Zeit des Mittelalters, war, kann man ſagen, der Idee nach, keiner Diener, weil ein Jeder es war. Ein Band treuer, perſönlicher Anhänglichkeit reichte von den Höchſten bis zu den Niedrigſten. Die Zeiten haben dieſe Verhältniſſe freier gemacht, aber keinesweges ganz gelöſ't. Das iſt der Vorzug alles Geiſtigen, daß es verſchiedene Richtungen, die ſich ſcheinbar widerſprechen, zugleich zu verfolgen weiß, und wie in jenen Zeiten die eigenthümliche Freiheit in den ſcheinbaren Banden der Abhängigkeit ſich erhielt, ſo erhält ſich auch noch die treue Anhänglichkeit in den beſſern Gemüthern. Wir behaupten, es gibt keinen, der überhaupt einen lebendigen, ſchönen Sinn für das Geſchlecht bewahrt, der nicht mit großer Hingebung irgend einen herrlichen Mann verehrte, ſich, ſelbſt mit Aufopferung, an ihn anſchlöſſe, den man nicht gern als ſeinen Repräſentanten gelten ließe, für deſſen Anſehen, Anſichten, Thaten man nicht ein günſtiges Vorurtheil hegte, den man nicht über ſich ſetzte. Ja, wir behaupten, eben die freieſten Gemüther ſind dazu am meiſten geneigt, ſo daß wir überzeugt ſind, daß wem dieſes Gefühl ſtiller Unterwerfung fremd iſt, der eben dadurch ſeine innere Leere, die nichtige Vereinzelung ſeines Daſeyns kund gibt. So erhalten in engern Kreiſen Vater, väterliche Verwandte, Lehrer und religiöſe Menſchen ihr tief begründetes Anſehen, ſo werden in den größern Kreiſen des öffentlichen Lebens Fürſten, Große, Feldherren, vornehme Geiſter, die gehuldigten Heroen der Zeit, nicht durch eine Maſſe von Knechten, die ſich um ſie verſammeln, vielmehr durch die freiwillige Unterwerfung der Freieſten im Volke. Ja, ſo innig iſt dieſe Anhänglichkeit, die Neigung, das Höchſte des Daſeyns in einer erſcheinenden Perſon zu verehren, daß keiner ſich wahrhaft frei nennen darf, der nicht einmal, und zwar mit ſeinem ganzen Daſeyn, nicht bloß äußerlich, ſondern auch innerlich, im ſtrengſten Sinne gedient hat. Und ein ſo tiefes Element des Daſeyns ſollte nicht dargeſtellt werden durch ein eignes Leben, und was ſo ganz als der Keim alles Herrlichen und Großen erſcheint, daß es ohne daſſelbe nie gedeihen könnte, das ſollte, wenn es rein hervorträte, nicht ſelbſt in der edelſten Geſtalt erſcheinen? Wenn wir nun im Vorhergehenden und als wir die Idee des Staats uns zu entwickeln beſtrebten, dieſe Seite nicht berührten, ſo liegt das lediglich an dem mittelbaren Verhältniß der Dienſtbarkeit, ſo daß wer Diener iſt, in das Daſeyn irgend eines Freien ſich verliert und in und durch dieſen für den Staat iſt, ja, auch da tritt er nicht hervor, wo er Gegenſtand der Fürſorge des Staats wird.

Die ſtille Treue in dem eignen Geſchäft, die völlige Hingebung, mit welcher wir alle Kräfte dem Staate, dem Geſchlechte weihen, ſind zwar herrliche Tugenden, aber nicht weniger lobenswerth, ja herrlich in ſeiner Art erſcheint jene perſönliche Treue, jenes anſpruchloſe Aufgehen in einer fremden, freien Natur. Es gibt ein Talent für dieſe Treue, eine tiefe Neigung, die in irgend einer fremden Natur den Befreier erblicken läßt, alle That ſoll ihm dienen, jede Arbeit ihn fördern — verſchwände für dieſe Naturen ein ſolch äußerer Haltpunkt des Lebens, dann ſtünden ſie, ohne Stütze, durch das allgemeine Leben nur verwirrt und irre geführt, und was die tiefſte Liebe und das herrlichſte Gemüth zu entwickeln vermöchten, würde in der wüſten und trockenen Leere ſich ſelbſt verzehren. Es iſt nicht das geringſte Unglück unſerer Tage, daß dieſe Naturen, indem man ihnen eine widernatürliche Freiheit aufzudringen ſtrebte, von der Geſellſchaft verlaſſen, in der Irre herumwanken und nirgends eine Stätte, nirgends einen feſten Boden finden können. Dienſtbarkeit gehört ſo ganz zum Weſen des geſelligen Vereins, alſo des Staats, daß wir uns kaum irgend ein Verhältniß denken können, in welchem ſie nicht als nothwendig erſchiene. In der Adminiſtration, in der Gerichtsverwaltung, in jeder Richtung der Regierung finden wir eine Menge Geſchäfte, die nur Treue, unbedingten Gehorſam und Gewiſſenhaftigkeit erfordern, ja in der Gelehrſamkeit ſelbſt, obgleich hier der äußere Zwang des Gehorſams fehlt, finden wir Naturen, die ſich von ſelbſt zu einem untergeordneten Geſchäft mit großer Entſagung, dem Sinne nach dienend, beſtimmen. Kein Daſeyn, welches ſich auf eine bedeutende Weiſe im größern Kreiſe frei und unbefangen bewegen ſoll, kann der perſönlichen Bedienung entbehren. Wenn wir ſelbſt die innern, edeln Organe vorſtellen, ſcheinen jene die beweglichen Extreme, und je reiner die Hingebung der dienenden Claſſe, je vollkommner das Daſeyn ſich in dem der Herren verliert, deſto herrlicher und edler erſcheint der Dienende ſelbſt; ein Beweis, daß jene Richtung in und für ſich keineswegs etwas Geringeres und Schlechteres an ſich habe; denn ſonſt müßte man unter allen Umſtänden im Abweiſen edler erſcheinen. Selbſt die Gewerbe, nachdem ſie für die kräftigſten Jahre Dienſtbarkeit fordern, verſprechen keineswegs ausſchließend für die Zukunft bürgerliche Freiheit. Oft muß der Handwerker, beſonders wer ſich irgend einem Zweige der Handlung widmet, wenn ihm das nothwendige Vermögen fehlt, ſein Lebenlang ſich einem andern Daſeyn anſchließen, dieſem dienend. Aber dennoch iſt dieſes, mehr als in irgend einem andern Stande, bei den Bauern der Fall. Wer ſich irgend ein Geſchick erworben, wer es zur wahren Meiſterſchaft gebracht hat, der hat ein inneres Eigenthum, einen eigenen Beſitz, iſt er nicht ſo glücklich, im eminenten Sinne Meiſter zu ſeyn, ſo hat er ſich mehr über die Natur, d. h. über ſich ſelbſt, als über die geſelligen Verhältniſſe zu beklagen. Bei den Bauern wird dagegen äußeres Eigenthum nothwendig erfordert, die Grenzen des Länderbeſitzes laſſen ſich aber nicht wie die einer innern aus einer intenſiven Productivität heraus erweitern, ſie ſind für den Staat, für die Provinz, für die einzelnen Diſtricte beſtimmt und unabänderlich gegeben, während die Menſchen ſich vermehren. Der einzelne Beſitz läßt ſich aber eben ſo wenig zerſplittern, wenn er nicht alle bürgerliche Bedeutung, die ein feſtgegründetes, ſicheres, äußeres Daſeyn fordert, verlieren ſoll, und die Künſte, durch welche man von jedem Punkte aus die Production bis ins Unermeßliche zu ſteigern geſonnen war, ſind nicht allein geſcheitert, man erkennt ihre Nichtigkeit immer deutlicher. So folgt von ſelbſt, daß der größte Theil der Bauern nicht Eigenthümer ſeyn können. Von der Arbeit, von dem auch noch ſo tüchtig erworbenen Geſchick bis zum Beſitz gibt es einen Sprung, der nicht auszufüllen iſt. Ja, ein jedes Eigenthum fordert hier nothwendig viele Hände, während doch nur einer Eigenthümer ſeyn kann. Die Menge der auf dieſe Weiſe Abhängigen wächſt mit der Größe des Beſitzes, und iſt es gewiß, daß große und mächtige Gutsbeſitzer ein weſentliches Element der Staaten bilden, ſo iſt die Dienſtbarkeit einer großen Maſſe von Menſchen nothwendig zugleich gefordert.

Die Anſichten, die über die Nothwendigkeit und unvermeidliche Härte der Dienſtbarkeit verbreitet ſind, haben den Sophiſten unſerer Tage die gefährlichſten Waffen geliehen. Wer ſich an die Knechtſchaft verkauft hatte, berief ſich auf die Nothwendigkeit der Unterwerfung, als in der Natur begründet, und wer von dem wilden Freiheitstaumel, der nur mit allgemeinen Begriffen ein zerſtörendes Spiel treibt, angegriffen war, der hob die hier ſcheinbare, dort wirkliche, Härte derſelben ſiegreich hervor, um ſie zu vertilgen. Aber was, der Verzerrung dienend, nur Verwirrung erzeugt, das vermag, ſeiner Natur nach, eben am deutlichſten die Wahrheit der Idee darzuſtellen, und wir glauben, daß eben die Dienſtbarkeit am meiſten, am deutlichſten im Stande ſey, uns das Weſen der bürgerlichen Freiheit zu enthüllen. Aus dieſem Grunde und weil wir hier den ſchiefen Behauptungen am beſten begegnen können, werden wir verſuchen, die Idee der Dienſtbarkeit in ihrem Verhältniſſe zur Idee des Staats zu entwickeln, indem wir vorzüglich auf den Bauernſtand Rückſicht nehmen; denn iſt der ſcheinbare Widerſpruch, der dadurch entſteht, daß der Staat Freiheit befördern und dennoch Dienſtbarkeit dulden muß, hier, wo er am ſtärkſten hervortritt und in der Natur ſelbſt gegründet ſcheint, wirklich gehoben: dann können wir hoffen, ihn allenthalben, wo er uns begegnen mag, und auf immer abgewieſen zu haben.

Es wird alſo zugeſtanden, daß die Form der äußern Dienſtbarkeit für das Daſeyn der Staaten durchaus nothwendig ſey, ſo daß ſie ohne jene Form gar nicht ſeyn könnten. Gäbe es nun keine innere menſchliche Eigenthümlichkeit, welche dieſe Form des Daſeyns ihrer Natur nach forderte, dann wäre der Staat allerdings in einem nie zu löſenden Widerſpruche, der für ſein Weſen ſelbſt tödtend ſeyn müßte, befangen, denn er müßte das Streben nach wechſelſeitiger Erlöſung, die Aeußerung allſeitiger Liebe aufgeben, um ſein äußeres Daſeyn zu retten; da aber dieſes nur durch jene eine Bedeutung hat, ja ohne jene gar keine wahre Wirklichkeit, würde es ſich ſelbſt vernichten, oder er opfert ſeine erſcheinende Form auf, aber dann wäre für ihn auch nicht das Weſen. In dieſem Falle müßte man alſo allerdings die hier aufgeſtellte Anſicht verlaſſen, und verſuchen, ob in irgend einer andern ein größeres Heil wäre. Aus dieſem Grunde haben wir im Vorhergehenden dargethan, daß allerdings eine innere Eigenthümlichkeit der Menſchen zur Befriedigung des eigenſten Daſeyns die Form der Dienſtbarkeit fordere. Dieſe ſind keineswegs durch dieſe Form gefeſſelt, die Unendlichkeit der Treue iſt die naturgemäße Aeußerung ihres Daſeyns, ſie ſind durch Dienen frei. Dieſe Anſicht, richtig gefaßt, beantwortet alles, hebt jede Schwierigkeit und beſtimmt das Verhältniß der

Dienenden zu den eigentlich freien Bürgern des Staats auf die klarſte Weiſe, wie wir in der Folge zeigen werden.

Falſch gefaßt hat ſie aber eine Verzerrung veranlaßt, die ſich auf folgende Schlußfolge gründet. Das Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener iſt nicht willkürlich, ſondern naturgemäß entſtanden, der Schwächere hat ſich dem Stärkern, der Einfältigere dem Geiſtreichern unterworfen. Privatverträge haben die genauern Beziehungen beſtimmt. Ein ſolcher Urſtand, der aus der Natur, alſo durch göttliche Verfügung entſtanden iſt, muß fortdauernd ſeinen Werth behalten. Ich bin, in der dienenden Claſſe geboren, durch die Unterwerfung meiner Vorväter allerdings gebunden. Denn wäre es einem Jeden erlaubt zu wählen, ob er Herr oder Diener ſeyn wollte, dann iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß man lieber das erſte wählen würde, der Staat würde immer von neuem entſtehen; denn auch im Entſtehen des Staats war es doch nur die Erfahrung, die uns dazu brachte, uns dem Mächtigen zu unterwerfen, nachdem wir vergebens uns beſtrebt hatten, ein eignes freies Daſeyn zu erhalten. Sollte es nun einem Jeden erlaubt ſeyn, ſolche Verſuche zu machen, dann iſt es klar, daß der Staat nie zu einer ruhigen bleibenden Form gelangen würde. Iſt dieſe Unterwerfung nicht willkürlich, ſondern durch die Natur entſtanden, als eine göttliche Fügung, dann iſt ſie nicht härter, als der Unterſchied, der den einen arm und den andern reich, oder noch entſchiedener, den einen ſchwach und den andern ſtark, den einen geiſtreich und den andern einfältig macht. Daher ſollen ſolche Einrichtungen, ſolche Verhältniſſe, einmal entſtanden, verehrt werden, weil, wenn ſie angetaſtet werden, wir die tiefſte Wurzel des geſellſchaftlichen Vereins auf eine tödtende Weiſe zu verletzen wagen.

Der Irrthum in dieſer Schlußfolge liegt in der Vorausſetzung. Wie bei einer jeden falſchen Anſicht, hat man auch hier den Schein mit dem Weſen thörichter Weiſe verwechſelt. Die Unterwerfung iſt nehmlich keinesweges das Weſentliche in dem Verhältniß des Herrn zum Diener, das Weſentliche iſt jene Treue, die in der perſönlichen Hingebung der tiefſten und heiligſten Aufforderung der eignen Natur Genüge leiſten will. Aber dieſe iſt keine Schwäche, vielmehr eine unüberwindliche Stärke, und tritt auch als ſolche, in den erhabenſten Handlungen, in Leben und Tod, in Verfolgung und Unglück hervor, oft als der einzig leuchtende Stern in der trübſten und finſterſten Nacht der Geſchichte. Dieſes Göttliche, wie es das Leben zu verſchmähen vermag, iſt das Vornehmſte, das Adlichſte, innerlich nie knechtiſch, ſondern frei — die Freiheit ſelbſt. Wo die Unterwerfung, die erkannte Schwäche von Seiten der Diener, und die benutzte von Seiten des Herren, das Urſprüngliche wäre, da iſt es, ſchon in dieſem Urſprunge von beiden Seiten, das Allernichtswürdigſte, Verächtlichſte und Schlechteſte, was der Menſch denken kann, und die Behauptung, daß ein ſolches Verhältniß, aus der Schlechtigkeit entſprungen, verehrt werden ſolle durch Jahrhunderte, die verworfenſte, die jemals eine knechtiſche Seele laut werden ließ. Geſetzt ein Schwacher unterwarf ſich dem Starken, was könnte ihn vermögen, in der Unterwerfung zu bleiben, wenn er etwa in der Zukunft ſich nicht mehr ſchwach fühlte? Die Treue. — Wenn aber dieſe das Verhältniß begründet hat, dann iſt es nicht aus der Schwäche entſprungen, ſondern aus der urſprünglichen Stärke einer eigenthümlichen Natur — Dankbarkeit — wie aber ohne Treue? Und nun von Seiten des Herrn — was kann ihn bewegen, die Unterwerfung anzunehmen? War es Selbſtſucht, der Vortheil, den er aus der Unterwerfung erhalt; wie ſchauderhaft dann, wenn man ſich denkt, daß, was ſo aus der Schlechtigkeit entſprang, das Gepräge des Ewigen tragen ſoll. Dann wären die Staaten aus der Hölle, nicht aus dem Himmel entſprungen. Hat aber die Liebe, die, wo ſie herrſcht, alles iſt oder nichts, auch hier ſich thätig bewieſen, dann duldet dieſe keine Knechtſchaft, ſie erkennt in der Treue, die den Untergebenen an unſer Daſeyn knüpft, die göttliche Gabe, die ſie gewähren läßt, oder ſie wird den Schwachen ſtark machen, damit die Unterwerfung in freiwillige Hingebung verwandelt werde. Iſt nun aber Treue das eigentliche Weſen der ſcheinbaren Unterwerfung, wie kann man denn behaupten, daß dieſe zu irgend einer Zeit thätiger in der Begründung des geſelligen Vereins ſich gezeigt hätte als jetzt? In der Welt, wo das Böſe mit dem Guten ringend einen nie entſchiedenen Kampf darſtellt, wird die Unterwerfung als ſolche immer herrſchen, aber das Weſen des Staats, das ihn, als göttliche Fügung, nicht als menſchliche Verfügung nur, erkennen läßt, muß zu jeder Zeit erzeugend und geſtaltend in den Staaten gefunden werden, wenn ſie dieſen Namen verdienen ſollen, ſo gewiß, als das Lebensprincip in einem jeden, auch noch ſo kranken, thätig ſeyn muß, ſo lange er nur noch lebt. So iſt das Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener zwar ein urſprüngliches, aber zugleich ein in jedem Augenblicke ſich frei erzeugendes, beides auf gleiche Weiſe, durch die ewige und geiſtige Natur der Treue. Es gibt nichts Empörenderes, als die Behauptung, daß ich durch Privatverträge meiner Vorväter zur Dienſtbarkeit verdammt ſey, wenn ich gleich durch einen göttlichen Ruf frei bin. Man vergeſſe nicht den Sinn unſerer Anſicht. Die Neigung, ſein ganzes Daſeyn durch perſönliche Anhänglichkeit, wie an einem innern Haltpunkte, rankend zu entfalten, iſt eine eigenthümliche, und da ungehinderte Entwickelung der eignen Natur Freiheit iſt, ſo iſt der Dienende durch Treue frei. Aber iſt denn dieſe Eigenthümlichkeit an irgend einen Stand, an irgend eine Folge der Geſchlechter gebunden? Wie nichtswürdig iſt jene haſſenswerthe Sophiſtik, die den klaren göttlichen Ausſpruch durch die ewige Natur mit den vergänglichen Einrichtungen der Menſchen vergleichen will! Ob ich einfältig oder geiſtreich bin, das hängt nicht von mir ab, überhaupt die natürlichen Bedingungen meiner Erſcheinung nicht, ferner nicht, ob ich reich oder arm ſeyn ſoll, denn was wir Zufall nennen, iſt wahrhaft göttliche Fügung: Zufall dürfen wir aber nur da erkennen, wo der Natur der Sache nach die menſchliche, gemeinſchaftliche That als nichtig erſcheint. Wenn wir aber das, was, göttlicher Anordnung gemäß, das Product gemeinſchaftlicher That ſeyn ſoll, Zufall, was nur durch menſchliche Verfügung wird, göttliche Fügung nennen, und darauf bleibende Knechtſchaft gründen wollen; dann kann man ſich gegen eine ſo verderbliche Lehre nicht laut genug äußern. Zwar ſagt man: Es wäre nie ein Stand auf ſolche Weiſe dienend geweſen, daß nicht eine vorzügliche Natur, ein tüchtiger Geiſt die Feſſeln des Standes durchbrechen und ſelbſt die höchſten Stufen der Würde im Staate erlangen könnte. Aber dieſe Behauptung iſt gegen diejenigen, die ſie aufſtellen; denn ſie eben zeigt das Empörende in einer Verfügung, die allen deutlichen göttlichen Geboten Hohn ſpricht. Iſt wirklich die wechſelſeitige Erlöſung die Idee des Staats, iſt der Staat aus Gott, aus der Liebe geboren, nicht aus einem leeren, phantaſie- wie geiſt- und herzloſen Rechtsbegriff; ſo muß ein jeder Bürger, in welchem das Schickſal des Staats ſich lebendig und thätig regt, nichts eifriger erſtreben, als daß allenthalben das Eigenthümliche frei gedeihen möge. Aber durch eine wahrhaft göttliche Fügung finden wir ſolche Naturen, die nur durch treue Anhänglichkeit ihrem Leben eine Bedeutung zu geben wiſſen, in den höchſten wie in den niedrigſten Ständen, und ſolche, welche die kühnſte, freieſte

Eigenthümlichkeit entwickeln in beiden. Daraus folgt nur, daß alle Stände aus einem jeden ſich immer von neuem erzeugen ſollen, daß kein Stand abgeſchloſſen und für ſich dem Menſchen nichtige Schranken ſetzen darf; die Dienenden, dem Weſen nach, werden von den Freien, die Freien, ihrer Natur nach, von den Dienenden geboren. Dieſes iſt Gottes Stimme und wirkliche göttliche Fügung, die wir nie verkennen dürfen. Wenn man ſagt: wer nicht mit ſeiner Lage zufrieden iſt, dem iſt es vergönnt, ſich von dem Staate zu trennen, ſo iſt dieſer Spruch zwar dem Rechte nach gültig, aber für die Liebe durchaus nichtig. Es kann freilich Menſchen geben, die durch eine unglückſelige Natur von der Geſellſchaft getrennt ſind; wenn aber der Staat geſtehen muß, daß es irgend eine geiſtige, geſunde Richtung menſchlicher Eigenthümlichkeit gebe, für welche in ihm der fruchtbare Boden fehlt, ſo iſt das ein ſehr demüthigendes Geſtändniß. Wo die Neigung zur Auswanderung ſehr überhand nimmt, da leidet der Staat an einer gefährlichen Krankheit, ſie iſt mit dem nächtlichen kritiſchen Schweiß der Schwindſüchtigen zu vergleichen, der alle nährende Säfte, die dem Leibe dienen ſollen, den Elementen preisgibt, weil der göttliche friſche Athem — das heitere Bild der Freiheit — beengt und gehemmt iſt. Die Auswanderung zu hemmen, wo ſie zu ſtark wird, iſt dem Verfahren der Pfuſcher ähnlich, wenn ſie jenen Schweiß zu vertreiben ſuchen und den Kranken tödten, wie denn der irregeführte Menſch immer geneigter iſt, die Symptome ſelbſt auf die gefährlichſte Weiſe zu vertreiben, um ſich nur zu täuſchen, als die Krankheit zu heben.

Daß alſo keinesweges die formelle Negativität der Verträge, vielmehr die poſitive, lebendige Treue das Begründende des Verhältniſſes zwiſchen Herrn und Diener ſey, iſt aus dem Vorhergehenden einleuchtend. Aber eben weil die Treue lebendig iſt, hat ſie nur Bedeutung, in ſo fern ſie immer von neuem erzeugt wird. So unzweifelbar nun dieſes iſt, ſo hat dennoch der mißverſtandene Trieb, der ſich gegen die unfreie perſönliche Unterwerfung ſträubte, eine Verzerrung hervorgerufen, die in unſern Tagen immer mehr überhand nahm. Indem nehmlich die arbeitende Claſſe ſich von der perſönlichen Abhängigkeit loszuwinden ſuchte, entſtand die immer wachſende Menge ſolcher Menſchen, die wechſelnden Herren für Lohn dienen. Durch dieſen Wechſel ſcheint der Arbeitende der Willkür des Herrn zu entgehen, er wird ſich bei jedem Wechſel ſeiner Freiheit unmittelbar bewußt, und der Herr ſelbſt wird von dem Dienenden, zumal wenn dieſer ſich ein großes Geſchick erworben hat, faſt noch mehr abhängig, als dieſer von ihm. So iſt das drückende Verhältniß, wie es ſcheint, aufgehoben und ein Gleichgewicht eben da hervorgerufen, wo das ſchädlichſte Uebergewicht alle Freiheit zu vernichten drohte.

Aber dieſe Vortheile ſind in der That nur ſcheinbar. Die Claſſe der Tagelöhner iſt die unglücklichſte in einem jeden Staate, und ihre wachſende Menge ein Zeichen tiefer innerer Schwäche. Durch keinen Herrn repräſentirt, weil ſie einen ſolchen nur vorübergehend anerkennen, nicht durch ſich ſelbſt, weil ſie in keiner beſtimmten Form erſcheinen, als Diener nicht, weil ſie ſich dagegen ſträuben, als Herren nicht, weil ſie dennoch dienen müſſen, nicht durch den Staat, weil der Staat im wahren Sinne nur denjenigen repräſentiren kann, der ſich ſelbſt repräſentirt, ſchwanken ſie ohne Haltpunkt hin und her, jedem Zufall preisgegeben, der ihre innere Geſinnung wie ihr äußeres Daſeyn zu zerrütten, ja zu vernichten droht. Es iſt lehrreich und für die Einſicht in das wahre Weſen des Staats wichtig, den eigentlichen Grund des unglückſeligen Schwankens zu erkennen. Wir haben bewieſen, daß der Staat die lebendige

Einheit einer großen Mannichfaltigkeit des geiſtig und frei ſich entwickelnden Eigenthümlichen ſey. Die Aeußerung des Eigenthümlichen im Staate iſt aber das Geſchäft, und damit die Perſon frei ſey, müſſen Perſon und Geſchäft ganz in einander aufgehen, als eine wahre Einheit erſcheinen. Alle wahre bürgerliche Freiheit iſt an dieſes Maaß der äußern Form, wie alles geſunde organiſche Leben an die beſtimmte Geſtaltung, gebunden. Aber bei den Tagelöhnern zeigt ſich eine widerwärtige, unnatürliche Trennung, die Geſchäft und Natur aus einander halten. Das Geſchäft dient dem Herrn, die Perſon aber wendet ſich von dem Geſchäft ab, um eine leere Scheinfreiheit, unabhängig von dieſem, zu erhalten. Dieſe ſo erſcheinende Perſon kann aber der Staat nicht als Bürger erkennen, und eine Corporation von Tagelöhnern wäre ein Unſinn. Iſt das Geſchäft dienend, dann iſt auch der Menſch nur durch die gänzliche Hingebung an den Herrn, durch die unwandelbare Treue, die einen innern Trieb zu befriedigen ſucht, frei, und jedes Beſtreben nach der leeren Scheinfreiheit verwandelt ihn nothwendig in einen Knecht. Als ein ſolcher wird er daher, ſowohl von dem Staate, als von den wechſelnden Herren betrachtet, der ſogenannte Schutz des Staats, ja ſelbſt die vielgeprieſene Gleichheit vor dem Geſetz, vermag nicht den innern Widerſpruch ſeines Daſeyns zu heben. Denn die wahre bürgerliche Freiheit kann wohl gepflegt werden, wo ſie iſt, aber niemals erzeugt werden durch äußere Vorkehrungen. Sie entſpringt nur aus dem Gefühl eigenthümlicher Tüchtigkeit, ſo wie dieſe aus der durchgängigen Einheit des äußern und innern Lebens. Indem es nun zugeſtanden wird, daß jenes Verhältniß, wie es ſich in unſern Tagen geſtaltet hat und in immer größern Kreiſen ſich ferner zu geſtalten droht, das wahre zwiſchen Herrn und Diener in einer widerwärtigen und verzerrten Form darſtellt, muß man zugleich bekennen, daß das ächte und urſprüngliche Verhältniß nicht durch äußere Mittel ſich wiederherſtellen läßt, und eine tiefe Krankheit aller Staaten unſerer Tage, deren zerſtörende Kraft allgemein empfunden wird, kann nur von innen heraus, nur durch Belebung der nationalen Geſinnung gehoben werden. Das innere religiöſe Band der Treue und der wechſelſeitigen Hingebung, welches Herrn und Diener verknüpfen ſoll, kann nur aus einem großartigen Familienſinn entſpringen. Die wahre Familie iſt diejenige, deren Oberhaupt die ganze Kraft des Staats in der eigenthümlichen Form ſeines Daſeyns zuſammendrängt; an ein ſolches Leben ſich anzuſchließen, in und mit ihm durch Treue veredelt, zu leben, iſt keine knechtiſche Unterwerfung, ja dieſe Freiheit des Staats ſpiegelt ſich in der innern Freiheit aller Glieder der Familie, durch welche die Strenge des Gehorſams geſteigert, nie erſchlafft wird. Einfache Sitte, gemeinſame Andacht und Frömmigkeit verbinden Frau, Kinder und Geſinde, und aus der nehmlichen Wurzel, (der der gemeinſamen Erlöſung) aus welcher der Staat ſein einziges Heil erwartet, blüht auch das urſprüngliche Leben der nur ſcheinbar Unterworfenen in ſeiner eigenſten Schönheit hervor.

Betrachten wir nun die dienende Claſſe des Bauernſtandes, ſo iſt es klar, daß je heller der Herr wie der Diener das Weſen ihres wechſelſeitigen Verhältniſſes erkennen, deſto gewiſſer eine Form, der durch die einſeitige Richtung der geſchichtlichen Entwickelung verdrängten ähnlich, hervortreten wird. Denn ſowohl die Zuneigung des Herrn, als die Treue des Dieners, werden ein bleibendes Verhältniß fordern, und es muß aus der Natur des Geſchäfts ſelbſt ein kleinerer, untergeordneter, mit Dienſtbarkeit behafteter Beſitz entſtehen, oder, wo er noch iſt, erhalten werden. Indem ein freier Bauernſtand ſich zugleich bildet, wird der tüchtige Diener, durch Treue veredelt, durch das gleiche Geſchäft mit dem Bauer verbunden, durch feſte Geſetze geſichert, dieſem gleich erſcheinen, und jedes drückende Verhältniß kann nur aus der Schlechtigkeit entſpringen, die in jeder Lage, ſelbſt in der günſtigſten, eine zerſtörende Thätigkeit äußern wird. Aber jede Spur von Knechtſchaft wird vorzüglich dann verſchwinden, wenn alle Stände des Staats in lebhafter, ſelbſtthätiger Berührung ſich wechſelſeitig begreifen, wenn eine wahrhaft freie Erziehung das rein Menſchliche in den Kindern der verſchiedenſten Stände hervorlockt, die Keime des Eigenthümlichen nährt, ſo daß jedes Verhältniß, auch das der Dienenden, aus jedem Punkte von neuem erzeugt wird, ein Stand aber nicht durch die Entfernung von dem allgemeinen Leben in ſich auf eine ſolche Weiſe wie geſchloſſen iſt, daß es nur der ſelten hervortretenden, gewaltigen Natur gelingt, die Ketten zu zerreißen, die durch eine ſchlechte Verfaſſung ganze Geſchlechter feſſeln.

Der Bürger.

Erſte Carricatur.

Das Leben will die zerſtreueten Elemente auf einen Punkt des Daſeyns, des Genuſſes zuſammendrängen. Mühſam arbeitet es ſich aus den widerſtrebenden Kräften der Elemente hervor, es blickt trübe durch in den erſten anfangenden Anlagen, und vermag es kaum, durch Bewegung ſich bemerkbar zu machen. Aber auf höhern Stufen gelingt es dem hervorſtrebenden Leben ſchon, ſich ein mehr zuſammengeſetztes Organ anzueignen, die mannichfaltigen Glieder ſtreben, von dem errungenen Mittelpunkte aus, die Umgebung für ſich zu gewinnen, ein tief bedeutender Kampf mit den Elementen fängt an, und je größer, je ausgebreiteter der Kampfplatz, je mannichfaltiger die muthig herausgeforderten Feinde, der Menge und der Art nach ſind, deſto großartiger, in ſich trefflicher erſcheint das Leben. Bei den Menſchen finden wir noch Spuren einer faſt thieriſchen Beſchränkung. Ganze Völker ſind faſt ausſchließend an einzelne Gegenſtände gewieſen, an den Cocosbaum, an Seehunde, Rennthiere, Pferde. Aber je beſchränkter äußerlich, deſto roher iſt der Menſch geiſtig, deſto unvollkommner der geſellige Zuſtand. Die erſten Spuren des erſcheinenden Lebens überhaupt, in ſeiner unvollkommenſten, eingeſchränkteſten Form, ſind an gewiſſe, beſtimmte Bedingungen geknüpft. Daſſelbe wiederholt ſich bei den erſten Aeußerungen des geiſtig geſelligen Lebens der Menſchen, und wie die ganze Natur ſich und alle ihre Verhältniſſe immer mannichfaltiger in den aufgeſchloſſenen Kreis des Lebens überhaupt verſenkt, ſo auch in dem geſelligen Leben, welches tiefer, geiſtig bedeutender wird, je mehr die Bedürfniſſe geſteigert werden, je kunſtreicher die Befriedigung derſelben erſcheint. Die Natur liefert nur das rohe Material, aber die vielfältig verſchlungene Gliederung, durch die mannichfaltigſte Kunſt erzeugt, bildet den wahren Leib einer ihr inwohnenden Seele, die ſich immer freier und fröhlicher ausſpricht, je beweglicher in jeder Richtung die Organe ſich entwickeln. Das rohe Material wird immer inniger aſſimilirt, der eigenthümlichen Natur der großen geſelligen Verhältniſſe immer genauer angepaßt, das Ganze entwickelt aus ſich ſelbſt eine erzeugende Kraft, die nicht bloß das Vorhandene fortdauernd in vielſeitige und fruchtbringende Berührung bringt, ſondern auch die thätige Neigung, neues Material, nie ruhend, aus der ewigen Fülle der Natur hervorzuſuchen, erregt und in Bewegung ſetzt. Es iſt, als wenn ein jeder neu entdeckte Stoff den Keim zu neuen Bedürfniſſen in ſich enthielt, deren Befriedigung in den geſelligen Verhältniſſen vielfältigere Verſchlingungen, in einem jeden Menſchen aber ein geſteigertes Daſeyn überhaupt hervorruft. Eine jede Erfindung, eine jede Verbeſſerung der Gewerbe erhöht die innere friſche, lebendige Thätigkeit des bürgerlichen Daſeyns, ja ſelbſt der Luxus, indem er zur fortdauernden, fruchtbringenden Anſtrengung auffordert, iſt heilſam und wohlthätig. So gewiß, als ein vielſeitig gebildeter, geiſtreicher Mann, auch äußerlich anmuthig gebildet, beweglich erſcheint, auch leiblich die geiſtigen Vorzüge entdecken läßt, ſo gewiß gilt daſſelbe von dem Staate. Aber damit dieſe Entwickelung in aller Richtung ungehemmt gedeihen könne, muß eine jede Beſchränkung in den größten, wie in den kleinſten Kreiſen verſchwinden. Wie das höchſte und bedeutendſte Leben nach allen Richtungen beweglich iſt, in jedem Clima gedeiht, muß auch jenes geſtaltende Leben über jede Schranke hinaus ſich entfalten können. Nationale Beſchränkung, Monopole, Privilegien, Zünfte ſind anerkannte geringere Stufen, ſind Anknüpfungspunkte an einzelne Verhältniſſe, die, wie in der Natur, ſo auch hier, innerlich wie äußerlich, beſchränkend wirken müſſen. Die bedeutendſte Form in jeder Richtung entwickelt ſich nur aus der allſeitigſten Berührung. Aber auch in Rückſicht auf das freie bürgerliche Leben hat eine jede Beſchränkung etwas unangenehm Knechtiſches. Mir vorzuſchreiben, wie ich meine Bedürfniſſe befriedigen ſoll, wer für mich arbeiten ſoll, hat etwas Gehäſſiges, welches von keiner bloß oberflächlichen Bedeutung iſt. Das widerwärtige Gefühl, welches immer ſtärker und ſtörender wirkt, je vielſeitiger die geiſtige Ausbildung iſt, immer, wo es kaum laut wird, auf ein gedankenloſes, ſtumpfes Daſeyn hindeutet, entſpringt eben aus der klarern oder dunklern Einſicht von dem geiſtig Hemmenden in ſolchen Einrichtungen. Es iſt für denjenigen, der eine nicht ganz oberflächliche Kenntniß von den Gewerben und ihrer vielfältigen Beziehung gegen die naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungen unſerer Tage hat, leicht darzuthun, daß die bedeutendſte Ausbildung mancher Gewerbe von vielen Punkten aus Statt finden kann, die von dem bloß gedankenloſen Handwerker, der an den Schlendrian der Corporation gewöhnt, in dieſem erzogen iſt, gar nicht geahndet werden. Das Geſchick aber, welches nothwendig iſt, um irgend ein Product, deſſen erzeugende Bedingungen wir von einem höhern und wiſſenſchaftlichern Standpunkte aus kennen, zu formen, iſt gewöhnlich ſo gering, daß es von dem vielſeitig Gebildeten mit Leichtigkeit erworben wird. Die Zünfte ſind nichts, als ein barbariſcher Reſt, eine unbequeme Ruine aus einer Zeit, die auf eine rohe und ungefügige Weiſe eine Gliederung der verſchiedenen Beſtandtheile des Staats verſuchte. Sie ſind Ueberlieferungen, die ihren Sinn, ihre Bedeutung verloren haben, und ſie fühlen es. Daher iſt auch alles, was ſich in und durch die Zünfte geſtaltet, nur überliefert. Indem ſie, als Corporationen, ſich ſchließen, ſtoßen ſie auch eine jede lebendige und allſeitige Berührung ab. Das mannichfaltige Streben des Geſchlechts erzeugt tauſend Erfindungen, die erſt wahrhaft fruchtbringend werden, wenn ſie lebendig in einander eingreifen; aber alles, was die Ausübung der Gewerbe von einem jeden frei und rückſichtslos gewählten Punkte beſchränkt, hindert auch die allſeitige Durchdringung. Aus dem geſteigerten Geſchick, durch die Corporation gehemmt, erzeugt ſich eine Ahnung, ein Streben, welches aber in dieſem engen Kreiſe die Befriedigung nicht findet. Aus einem allgemeinern Standpunkte erzeugt ſich eine Erfindung, die aber erſt in dem beſtimmten Geſchick einen feſten Boden findet. Die Elemente der vielſeitigſten Entwickelung liegen als zerſtreuete Keime hier und da in großer Entfernung, die Zeit fordert das Zuſammentreffen, die erzeugende Umarmung, die nur Statt finden kann, wenn alle jene

Schranken durchbrochen ſind, die für den Genießenden wie für den Strebenden gleich läſtig ſind und nur dazu dienen, der Trägheit ein ſicheres Daſeyn zu verſchaffen. Wenn alles, was Kenntniß und Geſchick in der ganzen Welt iſt, ſich ungehemmt in jeder Richtung bewegen, ſich frei und willkürlich auf einem jeden Punkte zuſammendrängen kann, wenn dem Käufer freiſteht, hier oder dort aus der Geſammtmaſſe aller auf dieſe Weiſe Arbeitenden ſich das Product liefern zu laſſen, wenn auf ſolche Weiſe die allgemeine Concurrenz den Preis beſtimmt; wer kann zweifeln, daß dann die größte Fertigkeit und das trefflichſte Talent allenthalben ſich durcharbeiten muß, daß Kunſt und Geſchick eine kaum zu ahnende Höhe erreichen werden. Eine nothwendige Folge dieſer großartigen, jede Schranke durchbrechenden Entwickelung aller Gewerbe in lebendiger Wechſelberührung iſt die größere Leichtigkeit aller Productionen durch Fabriken. Indem einer dieſen, ein anderer jenen Theil eines zuſammengeſetzten Products bearbeitet, erhalten ſie ein größeres Geſchick, wenige Handgriffe ſind nothwendig, das Einfache in ſicherer, nie fehlender Vollkommenheit zu liefern, einer arbeitet dem andern in die Hände, die Zuſammenſetzung iſt leicht, wenn die Beſtandtheile mit inſtinktartiger Beſtimmtheit und Feſtigkeit geliefert werden, und was der Einzelne mit großer Anſtrengung, dennoch unter Gefahr des öftern Mißlingens, nicht ohne Sorge und nur in geringer Menge zu liefern vermochte, das entſpringt mit geringer Mühe, mit großer Sicherheit, in großer Menge und in kurzer Zeit wie durch einen Zauber. Ja, indem man auf dieſe Weiſe das Product zerlegt, einen jeden Theil für ſich betrachtend, muß es bald einleuchten, daß die, unter den nehmlichen Umſtänden immer wiederkehrenden Bedingungen ſeiner Entſtehung ſich wohl durch Maſchinen erzeugen laſſen. So entſtanden, indem die Zünfte aufhörten, mit der wachſenden Gewerbefreiheit die Fabriken, aus dieſen die Erfindung der Maſchinen. Man klagt, daß die Maſchinen ſo viele thätige Menſchen in Unthätigkeit verſetzen, Armuth und drückenden Mangel unter ganze arbeitende Volksclaſſen verbreiten. Als wenn für die fröhliche Entwickelung, die allenthalben ſich zeigt, ſich immer herrlicher zeigen wird, wenn jede Beſchränkung wegfällt, zu viele Hände da wären! Weniger in der That ſind da, als die Zeit fordert, die deßwegen manche Hände von einer gedankenloſen Beſchäftigung befreit, um ſie in bedeutendere Thätigkeit zu verſetzen. Müßige Hände duldet eine Zeit wie die unſere nicht, und wenn ſcheinbar hier oder da Mangel entſteht und Klagen gehört werden, ſo entſpringen ſie aus jenen Beſchränkungen ſelbſt und werden verſchwinden, je freier und fröhlicher alle Elemente des Daſeyns ſich in und unter einander bewegen.

Zweite Carricatur.

Ergreift euch nicht eine innere Angſt, bei jenem unruhigen, unſtäten Streben? Jede Begierde jagt dem Genuſſe nach, und der ungeſättigte Genuß erzeugt neue Begierde ohne Ruhe und Raſt, ohne Ende und Ziel. Wie einfach ſind die urſprünglichen Bedingungen des Lebens? Dieſe in beweglicher Leichtigkeit zu ergreifen, zur ſtillen, anſpruchsloſen Anmuth zu bilden, iſt die wahre Aufgabe. Der Menſch aber, ergriffen von immer wachſenden Bedürfniſſen, hat die Bedingungen des Daſeyns ſelbſt vervielfältigt. Kaum den Ketten der Natur entronnen, haben wir neue erfunden, und eine zweite Natur, wilder, ſtrenger, zerſtörender, als die urſprüngliche, hat das ganze Daſeyn in Anſpruch genommen. Bedürfniſſe, die unſere Vorväter nicht kannten, ſind uns ſchon zur Selbſterhaltung nothwendig. Aber das wahre Unglück, der tiefſte Widerſpruch entſteht unvermeidlich daraus. Der eigentliche Reichthum iſt das einfache Product. Die Bearbeitung darf ein gewiſſes Maaß nicht überſteigen; denn der Zweck aller Bearbeitung iſt die leichte, anmuthige Anwendung der Producte zur Entwickelung eines geiſtigen Daſeyns. Sie ſoll keineswegs die Bedingungen der Selbſterhaltung vermehren, vielmehr die Erfüllung derſelben erleichtern. So ſoll, was Bedürfniß, was Leben, was Arbeit war, ein Spiel werden. Ueberſteigen wir aber dieſes Maaß, dieſe Grenze, erzeugt die Bearbeitung der Producte neue Bedingungen der Selbſterhaltung; dann entſteht ein Scheinreichthum, der mit erlogener Befriedigung uns ängſtigt, aber in wahrer unſäglicher allſeitiger Armuth endigt, endigen muß. Wie haben wir dieſen furchtbaren Erfolg der ſogenannten Induſtrie in unſern Tagen erkennen müſſen! Fabriken und Manufacturen, rief man, bilden den wahren Reichthum eines Landes. Es iſt anerkannt, daß die ſpirituöſen Getränke die Sittlichkeit, den Fleiß, die Geſundheit, das ganze Leben der geringern Claſſen in der Wurzel und auf die gefährlichſte Weiſe anſtecken. So wie dieſe unſeligen Getränke aber ein allgemeines Bedürfniß geworden ſind, gilt alles, was die Production erleichtert, die Bearbeitung verbeſſern kann, für ein großes allgemeines Verdienſt. Hat man nicht ungeſcheut geſtanden, daß, wer eine beſſere Deſtillationsmethode erſann, nützlicher wäre, als ein Dichter? Haben die Staaten, hat die öffentliche Meinung nicht dieſen Ausſpruch gethan? Daß die Menſchen geboren ſind, um das Göttliche, jeder auf ſeine Weiſe, zu entwickeln, wagt keiner zu leugnen. Aber wir haben keine Zeit, wir haben zu viel einzurichten, zu viel zu verbeſſern. Der eine muß die Gerberkunſt rational machen, der andere Zucker fabriciren, der dritte die Wolle veredeln. Und wenn nun alles Leder vortrefflich und alle Speiſen ſüß und alle Tücher fein ſind, was iſt dann geſchehen? Das iſt das

Furchtbare, daß, wenn wir uns nun auch das Höchſte, was auf dieſe Weiſe erſtrebt wird, als vollkommen erreicht denken, dieſes ſelbſt etwas ſo Dürftiges, ſo Nichtiges, Geringes und Schlechtes iſt, daß wir es verſchmähen, ja verachten müſſen, wenn wir es auf Unkoſten des Höchſten und Heiligſten erlangt haben. Was ſind die Früchte dieſer unſeligen Induſtrie? Gab es je eine armſeligere Zeit als unſere? So weit haben wir es endlich gebracht, daß der Tüchtigſte, der Hochbegabte eben ſo unſicher und ſchwankend, eben ſo ſchwach und ärmlich erſcheint, wie der Geringſte. Wir kommen nur zum Bewußtſeyn unſerer Lage, um einzuſehen, daß wir furchtſam umherblicken, hier und da und dort lauſchen müſſen, damit die nothwendigſten Bedürfniſſe des Daſeyns, die eine unſinnige Willkür erſann, in das chaotiſche, ſchwebende, ſchwankende Gebäude der neuerſchaffenen Natur, die uns umgibt, nicht zerrinnen und uns entblößt verlaſſen ſollen. Eine neue Atmoſphäre haben wir uns erſchaffen, fehlt ſie uns, dann erſticken wir, und ein jeder Athemzug koſtet die krampfhafteſte Anſtrengung. Man vergleiche unſere Zeit mit den frühern unſers Volkes, die wir gering ſchätzen. Niemals herrſchte die Armuth ſo allgemein wie jetzt. Das unſelige Geld wirkt wie ein Zauber, ſelbſt beweglich häuft es ſich hier zuſammen, aber wie die beweglichen Hügel in den wüſten Sandſteppen, um ſchnell zu zerſtieben. Von dem furchtbaren Wechſel, von dem unſtäten Treiben ergriffen, iſt kein Beſitz mehr ſicher, Angſt und Sorge für die Zukunft hat alle Gemüther ergriffen, das Vertrauen zu den Menſchen, zum eignen Glück iſt verſchwunden, und der heißt ein leichtſinniger Thor, der nicht mit trübſeliger Anſtrengung für die Zukunft ſorgt. In gleichem Verhältniſſe mit der Bildung wachſen die Bedürfniſſe, und verwirrt und in ſeiner ſchwankenden Lage nie klar zu überſehen iſt die äußere Welt mit ihren mannichfaltigen Bedingungen, wie die innere der

Gedanken. Denn ſo unſicher, wie das Daſeyn eines jeden Bürgers, iſt das der Staaten. Hier wie da Bedürfniſſe, die keiner befriedigen kann, Mittel, welche die Verwirrung ſteigern, indem ſie ſie zudecken. Bedenken wir, mit welcher Leichtigkeit unſere Vorväter das Kühnſte oft ausführten. Große Gebäude wurden aufgeführt, die wir nur, im Bewußtſeyn unſerer innern wie äußern Armſeligkeit, anſtaunen können. Feſte wurden, nicht von Fürſten und Großen allein, nein, auch von Bürgern gefeiert, die uns, wenn wir an die Ausgaben denken, mit Schwindel ergreifen. Wir ſind immer ärmer geworden, je mehr wir einem künſtlichen Reichthum nachjagten. Und wie können wir von Freiheit reden in dieſer armſeligen Lage? Nur der Reiche iſt frei; denn, in der That, reich können wir nur denjenigen nennen, deſſen erſcheinendes Leben fertig, gerundet, in beſtimmter, ſicherer Anmuth und Fülle aus ſeinem eignen Weſen entſpringt. Wer irgend etwas thun und treiben muß, bloß um ein Bedürfniß zu befriedigen, um Geld zu erwerben, der hat ſich verkauft, er iſt ein Knecht, und keine Verfaſſung in der Welt kann ihm die Freiheit ſchenken, die er durch die eigne That verwirkt hat. Man wird behaupten, daß auf dieſe Weiſe höchſtens nur der Eremit frei ſeyn kann, der, indem er ſich von den Bedürfniſſen trennt, auch alle geſellige Verbindung von ſich abweiſ't. Aber je größer die wechſelſeitige bloß äußere Abhängigkeit iſt, die aus der Maſſe der Bedürfniſſe entſpringt, deſto geringer iſt doch ohne allen Zweifel die Freiheit. Wenn der Beamte den ganzen Tag hindurch unwillig ſein beſſeres Daſeyn vernichtet hat, um durch ein Geſchäft, welches er ſelbſt verachtet und geringſchätzt, ſeine Familie zu erhalten, ſo iſt er ein Knecht, und wenn die Claſſe derer, die ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt verkaufen, mit dem Jagen nach einem äußerlich glanzvollen Daſeyn immer zunimmt, wenn ſelbſt die allgemeine Stimme des Anſtandes wegen ein ſolches fordert, ſo ſinkt mit der wachſenden Abhängigkeit die Kraft der Freiheit in allen Gliedern des Staats.

Man ſollte glauben, daß diejenigen, die das Geſchick beſitzen, ſolche Bedürfniſſe zu befriedigen, ja neue zu erfinden, deren Befriedigung eine immer kunſtmäßigere Bearbeitung erfordert, jener Knechtſchaft entgehen würden; aber das iſt keinesweges der Fall. Nur an eine Arbeit gekettet, die eben ſo unfrei an die übrigen gefeſſelt iſt, arbeiten ſie ſich ſelbſt immer tiefer in die allgemeine Abhängigkeit hinein, werden ſie eben ſo ergriffen von angſtvoller Sorge, die mit dem wachſenden Kreiſe des Geſchäfts immer ängſtlicher hervortritt, ſo daß nirgends die ruhige Sicherheit und Zuverſicht, der eigentliche Boden aller bürgerlichen Freiheit, gedeihen kann. Ja, weil die Bedingungen des Lebens immer verwickelter und verworrener werden, weil ſie, durch Gewohnheit unentbehrlich, ihre Gewalt auf die bedenklichſte und zerrüttendſte Weiſe immer über einen größern Kreis der Menſchen verbreiten, mußte man darauf ſinnen, die Producte, die zur Erhaltung des Lebens faſt ſo nothwendig erſcheinen, als die der Natur, in großer Menge, mit Leichtigkeit und in kurzer Zeit zu liefern, und ſo entſtanden jene furchtbaren Menſchenmaſchinen, — die Manufacturen und Fabriken, deren blühenden Zuſtand man als das größte Unglück eines Staats anſehen möchte. Man muß den leibeigenen Bauer ſelig preiſen, wenn er verglichen wird mit dem unglücklichen Fabrikarbeiter; denn ſein Geſchäft hat etwas viel Höheres und eine lebendigere Bedeutung, ſein Daſeyn aber iſt an ein anderes, an ein freies Familienleben angeſchloſſen, deſſen Fülle und Segen er, wenn auch untergeordnet, ja gedrückt, doch einigermaßen theilt. Selbſt den Heloten der Alten müſſen wir in dieſer Rückſicht den Vorzug geben. Billig ergreift uns ein innerlicher

Schauder bei der Hörnermuſik der Ruſſen, wenn wir eine Reihe lebendiger Menſchen in Orgelpfeifen verwandelt ſehen, und wer, wo er eine menſchliche Geſtalt erblickt, ein menſchliches Daſeyn erwartet, ja fordert, wird, auch wenn der Totaleindruck einer ſolchen Muſik noch ſo überraſchend iſt, dennoch nie mit dem verſöhnt, was durch ein ſolches Opfer erkauft wird. Aber das Product kann doch herrlich und voll erhabener Kunſt erſcheinen, und die Ausübung nimmt kein ganzes Leben in Anſpruch. Die Fabriken und Manufacturen ſind bei weitem für das rein menſchliche Daſeyn, für die Freiheit tödtender. In großen Häuſern leben viele Hunderte, Männer, Weiber und Kinder, beſtimmt, den ungeſchickten Nothbehelf für fehlende Maſchinen abzugeben, oder ſie ſind in unfruchtbare Gegenden, in elende Hütten zuſammengedrängt, immer an ein enges, trübſeliges mechaniſch wiederkehrendes Geſchäft gekettet. Ein Handwerker, der irgend ein Product in allen ſeinen Theilen zuſammenſetzt und verfertigt, hat die Freude des Gelingens, ja lebt eine Spur von geiſtiger Freiheit in ihm, ſo zeigt ſie ſich als erzeugendes, entfaltendes Princip, und das veredelte Product offenbart die Thätigkeit einer ſtrebenden Natur. Dieſe Freude kennt der unglückliche Fabrikarbeiter nicht. An die furchtbar einförmige Bearbeitung eines einzelnen Beſtandtheils, der für ſich gar keine Bedeutung hat, gekettet, iſt ihm kein Ueberblick vergönnt. Immer ſtumpfer, immer thieriſcher wird ſo Begierde, wie Daſeyn, die äußere Armuth und Dürftigkeit iſt als die Erſcheinung der viel gräßlichern innern zu betrachten. In England, wo jene Richtung am vollendetſten hervortrat, iſt dieſes Elend endlich laut geworden. Tauſende können nicht einmal leſen oder ſchreiben. Die Stimme der geiſtigen Freiheit, die Sehnſucht nach Ausbildung, nach klarer Einſicht, hat das ganze Geſchlecht ergriffen, hier nur kann ſie nicht hineindringen. Nichts, keine Theilnahme, kein höheres oder geringeres Intereſſe, keine Ahnung von einem allgemeinen Leben, knüpft dieſe unglücklichen Menſchen an das Vaterland, kaum an die Kirche, deren tröſtende Lehre in das ſtumpfe Daſeyn kaum auf eine belebende Weiſe hineinſtrahlen kann, nichts — als der kalt calculirende Eigennutz der Fabrikherren. Wenn nun geſchicktere Räder die ungeſchicktern Hände frei laſſen, oder wenn ein anderes Bedürfniß ein bis dahin herrſchendes verdrängt, oder wenn der Abſatz eine andere Richtung nimmt — da verſiegen auch die dürftigen Quellen des elenden Lebens und Hunger und Kummer zerſtören das genußloſe Daſeyn. Vergebens werdet ihr verſuchen, dieſen Menſchen eine andere Nahrungsquelle zu eröffnen. Wir hören euch ſchelten, wenn ſie lieber in der gewohnten Lage verhungern, als daß ſie irgend ein anderes Geſchäft ergreifen ſollen. Ach, eben dieſer Stumpfſinn, dieſe enge, beſchränkte, unbeholfene Art iſt das Furchtbare! Erſt habt ihr Jahrhunderte lang mehrere Generationen gemißbraucht, geopfert, habt jede lebendige Unſicht, wo ſie keimen wollte, erdrückt, das ganze Daſeyn auf einen feſten, fruchtloſen Punkt gebannt — und nun fordert ihr das Leben — die Beweglichkeit, die ihr ſelbſt getödtet habt. Die Blüthen eines freien Lebens, der Einſicht, der geiſtigen Bildung, des mannichfaltigen Genuſſes haben ſich rund herum entwickelt. Ihnen iſt alles verborgen geblieben — keine Stimme der Zeit wird von ihnen vernommen, kein Duft des blühenden Lebens dringt in ihr Leben hinein. — Ein Grönland habt ihr künſtlich erzeugt mitten in dem Garten der Geſchichte, und Grönländer habt ihr künſtlich gebildet, die in der elenden Natur, an dieſer angeſchloſſen, ſelbſt den Sinn für das Lebendigere verloren haben.

Eine jede Erfindung, die das Erkennen zu erweitern und dadurch freier zu machen verſpricht, verwandelt ſich in einen Fluch; denn man ruht nicht, bis ſie ein neues Bedürfniß erzeugt, und das nennt man ihre Nützlichkeit. So iſt das ganze Geſchlecht von einem böſen Zauber irregeleitet, die ſcheinbare Freiheit hat uns in Knechte verwandelt, und erlogene Reichthümer bringen uns immer tiefer in eine Armuth hinein, der wir niemals mehr entrinnen können. Beweiſ't nicht die ganze Geſchichte, daß Völker zu Grunde gingen, wenn durch die Mannichfaltigkeit der Genüſſe, Luxus und Verweichlichung einriß? Wie die Griechen einſt denjenigen verbannten, der die Lyra mit einer neuen Saite vermehrte, ſo müßte ein beſtimmtes Geſetz jedem unmäßigen Streben ein Ziel ſetzen. Nur die Rückkehr zu einfachern Sitten, nur die Verminderung der Bedürfniſſe oder, was daſſelbe iſt, die Abnahme der Städte, das Vorherrſchen des Bauernſtandes, des Ackerbaues, kann uns retten. Das Induſtrie- und Geldſyſtem hat die Verhältniſſe der Staaten, wie diejenigen der einzelnen Menſchen verwirrt, es hat Begierden erzeugt, iſt die Quelle der gehäſſigſten Leidenſchaften geworden, hat die Wiſſenſchaft verfinſtert und in eine Dienerin elender Bedürfniſſe verwandelt, hat wechſelſeitiges Zutrauen, Liebe, Glauben und Religion zerſtört. Es gibt nur eine Rettung, das iſt ein großer europäiſcher Banquerot, ein Zuſammenſtürzen der bis auf die unſinnigſte Spitze getriebenen chaotiſchen Verhältniſſe in ſich ſelbſt. Geordnet kann das nie werden, was das Princip der zerſtörendſten Unordnung in ſich ſelbſt enthält, und immer entſchiedener entwickelt.

Wenn wir die beiden dargeſtellten Anſichten mit einander vergleichen, ſo ſcheint freilich die erſte, in ſo fern ſie bei der Maſſe des Volks die herrſchende iſt, die ſchädlichſte und gefährlichſte, da die zweite hingegen, indem ſie ſich den herrſchenden Begierden und Neigungen und dem fortrauſchenden Strome wachſender Bedürfniſſe entgegenſtellt, ohne Einfluß zu ſeyn ſcheint, ihre Stimme ſcheint ungehört zu verhallen, ja wo ſie gehört wird, müßte ſie dem Anſcheine nach eher nützlich ſeyn, indem ſie das endloſe und unmäßige Treiben hemmt und beſchränkt. In wie fern dieſes wirklich der Fall iſt, wird aus einer Prüfung beider Anſichten erhellen.

Die erſte bewegt ſich vorzüglich um dasjenige, was wir gemeiniglich die Nützlichkeit nennen. Nun iſt es bekannt, daß einige Menſchen den Werth eines jeden Bürgers nach ſeiner ſogenannten Nützlichkeit, d. h. nach der unmittelbaren, handgreiflichen Anwendbarkeit ſeiner Thätigkeit, um irgend ein erſcheinendes Bedürfniß zu befriedigen, beſtimmen, während andere die Nützlichkeit aus einem vermeintlich höhern Geſichtspunkte durchaus geringſchätzen. Uns aber ſcheint es, mit Beziehung auf alles, was unſere Zeit in lebendige Bewegung ſetzt, höchſt wichtig, dieſen Streit in ſeiner wahren Wurzel zu faſſen und dasjenige, worin beide Theile Recht und Unrecht haben, zu entwickeln. Denn wir glauben nicht, daß es möglich iſt, über die wechſelſeitigen Verhältniſſe der Elemente des Staats zur klaren Einſicht zu gelangen, wenn nicht dieſer Streit gründlich geſchlichtet iſt.

Man ſtelle ſich ein Volk im Beſitz eines Landes vor, welches, fruchtbar an Naturproducten mancherlei Art, die urſprünglichſten Bedürfniſſe des Lebens hinlänglich zu befriedigen im Stande iſt. Aber dieſe Producte ſind nicht gleichmäßig unter die Einwohner vertheilt, ja man iſt darin einig, daß es für die vielſeitige Entwickelung des Volkes höchſt ſchädlich wäre, wenn eine ſolche gleichmäßige Vertheilung Statt fande. Man kann ſich aber eben ſo wenig denken, daß die Beſitzer den Genuß der Producte, die ihr Eigenthum ſind, den Nichtbeſitzern etwa aus Liebe oder Zuneigung überließen. Es müſſen Verhältniſſe entſtehen, die jene Beſitzer in die Nothwendigkeit verſetzen, mit den Nichtbeſitzern ihre Güter zu theilen. Dieſes geſchieht, indem Verhältniſſe erfunden werden, welche das Daſeyn der Beſitzer bequemer, genußvoller, gehaltreicher in jeder Rückſicht machen. Solche Erfindungen, durch das Geſchick veredelt, werden anerkannt, ſie erzeugen Bedürfniſſe, die durch die Gewohnheit unentbehrlich werden, und jetzt iſt derjenige, der dieſe zu befriedrigen weiß, eben ſo gewiß, eben ſo wirklich und in der That ein Beſitzer, wie der urſprüngliche, es findet ein Austauſch Statt, und die Abhängigkeit verliert dadurch, daß ſie wechſelſeitig wird, auch ihr erſtes hartes Gepräge. Je mannichfaltiger jene Bedürfniſſe werden, deſto gröſſer iſt die Maſſe derjenigen, die ein unabhängiges Leben erlangen können, deſto lebendiger und freier bewegen ſich die Glieder des Staats. Ja dieſer ſelbſt, da das Land auf beſtimmte Producte beſchränkt iſt, erzeugt aus ſich ſelbſt das Streben, an allen Gütern der Erde Theil zu nehmen, welches wiederum nur möglich wird, indem es Bedürfniſſe zu erfinden weiß, deren Befriedigung auch andere Staaten und Völker zum wechſelſeitigen Austauſch vermögen kann. Eine jede ſolche Erfindung bildet nun eine neue Nahrungsquelle für eine Menge Menſchen, und je reichhaltiger und mannichfaltiger dieſe den lebendigen Verkehr des Volks in ſich und mit andern Völkern begünſtigt und pflegt, deſto vorzüglicher und bedeutender erſcheint das Volk. Aber iſt dieſer Geſichtspunkt auch wirklich der wahre, der höchſte? Kann es die Abſicht der Staaten ſeyn, neue Nahrungsquellen zu eröffnen und immer geſteigerte Vermehrung der Bedürfniſſe? Iſt es hinlänglich, wenn dieſe Quellen der Ernährung erzeugen, aus welchen wieder neue Bedürfniſſe entſpringen, und ſo weiter ins Unendliche? Vor wenigen Jahrhunderten war der Branntwein noch unbekannt, bei ſeiner erſten Erfindung eine ſeltene, kräftige Arznei, jetzt iſt er ein allgemeines Bedürfniß und in den chriſtlichen, beſonders nördlichen Staaten daſſelbe, was für den Mahomedaner das Opium. Die Erfindung iſt nun nicht allein eine Nahrungsquelle für eine bedeutende Anzahl Menſchen geworden, ſo daß man demjenigen, der eine beſſere Deſtillationsmethode erfindet und dieſes Geſchäft verbeſſert, unbedenklich die Bürgerkrone der Nützlichkeit ertheilt, ſondern die Fürſten haben auch die ſchädliche Gewohnheit des gemeinen Mannes, ſich zu berauſchen, als eine Quelle der Einkünfte des Staats zu benutzen gewußt, und die engliſche Nation, wie die ruſſiſche Krone, indem ſie die Entdeckung machten, welch ein gefährlicher Reiz dieſes ſchädliche Getränk für wilde Völker war, haben durch Branntwein ſo viele rohe Stämme unterjocht, ſo viele Menſchen gelähmt, ſo viele Gegenden entvölkert, wie die Spanier und Portugieſen vor Zeiten durch das Pulver. Was aber die Menſchen unter einander verknüpft und die Bedingungen des Daſeyns vervielfältigt, ſoll ſeinem Weſen nach in etwas Höherem gegründet ſeyn. Man darf es nicht als willkürlich erzeugt betrachten, oder als wenn es ſeine hinlängliche Bedeutung in der bloßen irdiſchen Ernährung hätte, als wenn der Menſch, wie das Thier, für dieſe beſtimmt wäre. Eine jede neue Erfindung, in ihrer Anwendung, muß erſcheinen als ein Product der lebendigen, organiſchen Entwickelung der Geſammtmaſſe, die ſpätere Erſcheinung iſt lediglich in der mehr vollendeten Entwickelung gegründet, dem Weſen nach iſt ein ſolches Bedürfniß eben ſo urſprünglich, als das einfachſte des ungekünſtelten Naturlebens. So entſpringt das deutliche Denken, die klare Einſicht mit der Entwickelung des Geiſtes von innen heraus, nicht durch bloß zufällige Veranlaſſung von außen. Was aber auf ſolche Weiſe ſich entwickelt, das hat ſeine volle Bedeutung auf einem jeden Punkte, die Erzeugung des Products, welches irgend ein Bedürfniß ſchafft und befriedigt, muß ſelbſt eine Befriedigung ſeyn, die Enthüllung einer eigenthümlichen Natur in ſeinem Streben. Dadurch, daß der Menſch in ſeiner Thätigkeit ſeiner eignen Natur genügt, iſt er erſt frei und die ſcheinbare Abhängigkeit, die ſich als Nützlichkeit ausſpricht, ſteigert ſich zur wahren innern Unabhängigkeit, er wird Organ eines höhern Lebens im Staate, Bürger.

Aber wie in der äußern Natur, finden wir auch in den geſelligen Verhältniſſen der Menſchen anorganiſche Elemente, die, je ſtrenger geordnet, je unerbittlicher und härter beſtimmt, deſto ſicherer als der Grund und Boden des Lebens erſcheinen. Wir nennen dieſe die mechaniſchen Elemente des Daſeyns. Das erſcheinende Leben in der Natur will keinesweges die Maſſe, als eine ſolche, erzeugen. Nur vermag es dieſer nicht zu entrinnen, ſie dringt in ſein Innerſtes hinein, als die unerläßliche Bedingung ſeiner Erſcheinung, als ſeinen nothwendigen Grund und Boden. Aber dennoch wirkt das Leben gebietend auf die Maſſe, und indem ein Theil derſelben, von ihm ergriffen, ſeine innerſte Natur enthüllen muß, ſcheiden ſich die äußern Elemente immer beſtimmter, und die entgegengeſetzte Richtung wird ſelbſt in der genaueſten Verbindung immer deutlicher. Das Lebendige des Lebens, das Unſterbliche iſt dasjenige, was ſich von der bloßen Maſſe abwendet und dieſe ſelbſt zwingt, in eine höhere, freiere Region hineinzugehen, die Maſſe im Leben iſt dasjenige, was ſeine Erſcheinung bedingt, ſein zeitliches Daſeyn, ſeine Entwickelung und ſeinen Tod.

So erkennen wir auch mechaniſche Bedingungen des geſelligen Lebens. Je reiner und höher dieſes ſich darſtellt, deſto inniger verbinden ſich einige Theile jener Bedingungen mit dem größern Leben, während andere, als die allgemeinen Elemente, ſich in ſich ſondern und das freiere Daſeyn loslaſſen. In der Geſchichte der Erde ſehen wir, wie in frühern Epochen ein geringeres Daſeyn ſich freudig entwickelte; aber die Abhängigkeit von der Maſſe enthielt den Keim des nothwendigen Unterganges. Eine Zeit kam, in welcher die Maſſe wieder mächtig wurde, das ganze Leben erloſch und ſchien von der Erde verſchwunden. Und dennoch war dieſe ſcheinbare Zerſtörung ein Durchgangspunkt für ein höheres Leben. Es war der Sonderungsprozeß, der dasjenige, was ſtörend und ohne daß es völlig aſſimilirt werden konnte, ausſchied, damit in dem folgenden großen Frühling der Erde alles Leben ſich bedeutungsvoller und mächtiger aus ſich ſelbſt entfalten könnte. Irren wir nicht, ſo hat die Geſchichte des Geſchlechts uns eine ähnliche Epoche erleben laſſen. Die gewaltig gewordene Reflexion, die Jahrhunderte lang die Völker beherrſchte, hatte ſcheinbar das Göttliche, das frühere Leben zerknickt, das fröhliche Daſeyn zertrat ſie ſchonungslos, Glaube, Liebe und Religion wurden unſicher in ſich, Kunſt und Poeſie erblichen, und Induſtrie, irdiſche Bedürfniſſe, Künſte, die ſich kümmerlich auf ein perſönliches, vergängliches Daſeyn bezogen, nahmen immer mehr und mehr überhand. Aber auch dieſe Zeit bildete einen Durchgangspunkt, im Oſten fängt der kommende Tag an dämmernd und mit heiliger Gluth ſich zu zeigen, und die mechaniſchen Elemente des Lebens wollen ſich, in großer Sicherheit geordnet, von dem Leben ſelbſt ſcheiden, damit die mehr gereinigte Maſſe als heilige Nahrung für ein ſchöneres Daſeyn diene. Zwar erſcheint jene finſtere Zeit, in welcher ſo viele Geſchlechter von den zerſtörenden Elementen ergriffen wurden, furchtbar tragiſch; aber der Glaube ahnet eine heitere Löſung in den geheimen Rathſchlüſſen des verborgenen Gottes.

Wir aber ſind berufen, die hoffnungsvolle Zeit zu benutzen, die eine gnädige Fügung uns ſchenkte. Wir behaupten, daß jene Scheidung, die ſich in Wiſſenſchaft, Staat und Leben zeigt, eine große Bedeutung habe, und die vollendete und ſtrenge Ausbildung der mechaniſchen Elemente wird ſich in ihrem wohlthätigen Erfolge zeigen, je lebendiger die höhere Richtung hervortritt. Selbſt in den größern Verhältniſſen des Staats, in der Adminiſtration und in den Finanzen müſſen wir die mechaniſche Vollendung, die geſucht wird, in aller Rückſicht für wohlthätig anſehen. Nur ſo lange die reine Scheidung noch nicht gelungen iſt, ſcheinen ſich die ſtreitenden Elemente wechſelſeitig zu hemmen und zu zerſtören. Die vollendete Scheidung wird hier wie überall zeigen, daß das ſich Widerſtrebende in der Wurzel daſſelbe iſt. Hier iſt es nun unſere Abſicht, dieſe Sonderung in Beziehung auf die Gewerbe überhaupt zu betrachten. Das herrſchende Uebergewicht des Mechaniſchen zeigte ſich freilich in vieler Rückſicht feindſelig gegen jede lebendige Richtung, es nahm, wie in den Fabriken, das Leben ſelbſt in Anſpruch, und ein jeder, dem das Lebendige noch für ein Heiliges galt, mußte ein ſo zerſtörendes Princip deſto mehr haſſen, je weniger er ihm zu widerſtreben vermochte. Aber jener Anfang bildete den Uebergang zu einer Sonderung, die immer wohlthätiger hervortreten will. Die Mechanik wird in ſich eben ſo ſehr durch das eingemiſchte Leben, wie dieſes durch jene gehemmt, und ſie ruht daher nicht, bis es ihr gelingt, ſich wie in einer eignen Welt zu geſtalten. Dieſes iſt die Bedeutung der Maſchinen. Was durch Maſchinen verfertigt werden kann, ſoll nie ein Leben in Anſpruch nehmen, und wir nehmen keinen Anſtand, zu behaupten, daß dieſe Sonderung, wie ſie jetzt erſcheint, nur eine leiſe anfangende genannt werden muß, die ohne allen Zweifel noch viel weiter gedeihen wird. Je reiner ſie erſcheint, deſto mehr wird das Leben ſich mit dem Mechaniſchen, als ihrem feſten Grund und Boden, verſöhnen, ja die Vereinigung allenthalben deſto inniger hervortreten, je vollendeter die Trennung war. Auch iſt die Erzeugung jener Sonderung durch ein eigenthümliches Talent ſelbſt etwas im höchſten Sinne Lebendiges, wie jede Zeugung. Alle im engern Sinne ſogenannten bürgerlichen Geſchäfte beziehen ſich auf Erwerb und Gewerbe, deren reinſte Darſtellung — in der größten unendlichen Beweglichkeit — der Handel, im unendlich ruhenden Seyn — die Kunſt, wie wir oben gezeigt haben. Es bilden ſich mannichfaltige Zwiſchenſtufen, eine jede als eine eigenthümliche, in ſich gerundete Form, und eine jede hat ihr eignes Verhältniß zu den mechaniſchen Elementen und zum eignen Leben. Eine ſolche Form zur Gattung geſteigert, iſt die Idee des Zunftweſens.

Man hat in unſern Tagen vielfältig für und wider die Zünfte geſprochen, daß man aber kein reines Reſultat erhielt, rührt lediglich daher, daß man nur das Zufällige, das Aeußere der beſtehenden Form und ihre Beziehung zu den eben herrſchenden Bedürfniſſen betrachtete, nicht dasjenige, was man eigentlich ihr Weſen nennen muß. Die Zünfte *waren* lebendige Organe eines lebendigen Staatslebens, indem dieſes in allen ſeinen Theilen zerfiel, verlor auch die Form der Zünfte ihre Bedeutung, ſo bildete ſich aus der zuſammengeſchrumpften, in der Vereinzelung verzerrten Form eine entgegenſtehende Verzerrung, die Gewerbfreiheit, und man fragt nun thörichter Weiſe, welche von dieſen Verzerrungen die beſte ſey. Sie taugen beide nichts, muß man nothwendig antworten. So bildete ſich aus der zuſammenſinkenden Staatsform das Princip der Revolution, ja aus dem Aberglauben der Unglaube. So thöricht, wie es nun iſt, wenn man behaupten wollte, die Religion wäre entweder Aberglaube oder Unglaube, oder eine widerwärtige Zuſammenſetzung aus beiden, oder der Staat entſiehe entweder aus einer gedankenloſen Unterwerfung oder aus einem wilden Freiheitstaumel oder aus einer Zuſammenſetzung aus beiden; eben ſo thöricht iſt es, wenn die erſtarrte, vergangene Form der Zünfte oder die unbedingte ſogenannte Gewerbſreiheit oder ein Drittes aus beiden Zuſammengeſetztes für das Gute und Richtige ausgegeben wird. Die Verzerrungen entſprangen erſt durch die Trennung derjenigen Principien, die in ihrer Vereinigung das Wahre bildeten. Das Weſen der Zünfte iſt die Steigerung eines bürgerlichen Geſchäfts zur lebendigen Gattung. Dadurch wird das Geſchäft etwas an ſich, es wird ein freies Gewerbe im eigentlichſten wahrhafteſten Sinne, und eine Quelle wirklicher bürgerlicher Freiheit. Es bildet ſich ein feſter, in ſich gegründeter, unwandelbarer Punkt eigenthümlicher Fortbildung, die wahre Gründlichkeit, dasjenige, was man in Wiſſenſchaft und Kunſt im edlern Sinne eine Schule nennt, und was zu jeder Zeit die Epoche der freudigſten und bedeutendſten Blüthe bezeichnete. Wie man behauptet, daß keinesweges der Schriftſteller ſich nach ſeinem Publico, lediglich nach dem, was dieſes fordert, richten ſoll, wie vielmehr die geiſtige Freiheit eben für das Publicum eine bildende Kraft, als den poſitiven Kern in ihr, enthält, muß man daſſelbe auch von den bürgerlichen Gewerben behaupten, die daher nicht dazu da ſind, daß ſie falſche, thörichte Bedürfniſſe befriedigen ſollen, die vielmehr von einem jeden Punkte aus auf eine eigenthümliche Weiſe das Leben veredeln, den tiefern Sinn des geſelligen Vereins enthüllen ſollen. Ein jedes im engern Sinne ſogenannte bürgerliche Geſchäft hat ſeine lebendige Bedeutung entweder durch die unendliche Beweglichkeit des Handels, oder durch die innere, beharrende Unendlichkeit der Schönheit. Eine Menge Hantierungen ſind von der Art, daß der Umſatz einen weſentlichern Moment in ihnen bildet, als in andern. Es ſind diejenigen, die ſich mit der Bearbeitung der rohen Producte zur unmittelbaren Ernährung, oder als einleitende Vorbereitung zur fernern kunſtmäßigern Behandlung beſchäftigen. In dieſen herrſchen die mechaniſchen Elemente vor, und die lebendige Bedeutung erhalten ſie durch den Umſatz der Producte von vorzüglicher Güte. Je ſicherer und einfacher der Mechanismus dieſer Bearbeitung wird, deſto beſſer. Aber eben hier haben ſich in vielen Gewerben die Elemente getrennt, die, lebendig vereinigt, erſt eine wahre Zunft bilden würden, und die größten Nachtheile ſind eben daraus entſprungen. Der Umſatz wird von dem Kaufmann beſorgt, der ſich bloß nach der Nachfrage richtet, und kein Intereſſe für das Product an ſich hat, außer in ſo fern es dem Erwerbe dient, die Verbeſſerung des Gewerbes geht von der Wiſſenſchaft aus, und das eigentliche Gewerbe iſt dem dem Weſen nach Unfreien überlaſſen, der ſich, was der Nachdenkende ausſinnt, gedankenlos mittheilen läßt, und das verfertigte Product nur ſo zu liefern ſtrebt, wie der Kaufmann es wünſcht. So entſtanden die Fabriken, deren furchtbare Nachtheile oben keinesweges mit zu grellen Farben geſchildert ſind. Eine wahre Zunft mußte für den erweiterten Unterricht der Lehrlinge ſorgen, ſo daß von dem lebendigen Mittelpunkte des Gewerbes aus eine aſſimilirende Kraft entſtänd, die, was Wiſſenſchaft und Erfindung lieferte, als nährenden Stoff von innen heraus in ſich aufnähm, nicht als ein fremdes Präparat von außen erhielt. Was durch eigne That gedieh, müßte aus dem Mittelpunkte der Zunft ſelbſt den Werkſtätten zufließen, und wir könnten überzeugt ſeyn, daß die Producte, wenn ſie auf dieſe Weiſe ein ganzes Daſeyn in Anſpruch nähmen, der innern geiſtigen, eigenthümlichen Freiheit eines Talents Genüge leiſteten, eine Würde erhalten müßten, die nach außen zu veredelnd wirkte, bildend, geſtaltend, einen größern Sinn erzeugend, nicht bloß dienend.

Betrachten wir nun diejenigen Gewerbe, die zwar auch ein mechaniſches Element als Grundlage erkennen, deſſen ſichere und beſtimmte Begründung durch einen ſtrengen überliefernden Unterricht durchaus nothwendig iſt, damit er gedeihe, doch ſo, daß die Schönheit, wenn auch nur leiſe angedeutet, aus dieſem Elemente hervorſtrebt; dann iſt es einleuchtend, wie auch hier die Schule, die nur in einer Zunft ſich bilden kann, die eigentliche Quelle bürgerlicher Freiheit wird. Wer wird es leugnen, daß die blendenden Bedürfniſſe des Luxus und der ſogenannten Eleganz eben ſo leicht, ja vielleicht leichter, durch die Gewerbfreiheit, als durch die Zünfte befriedigt werden können? Aber welchen Werth hat denn dieſes tändelnde, bunte, oberflächliche und leere Weſen? Wohnung, Hausgeräthe, Anzug, nur für den leeren Schein gearbeitet, ekeln uns ſelbſt an, wenn wir ſie beſitzen. Jede ruhige Stunde, ja die Grundlage eines geſicherten Daſeyns wagen wir, von unſerer Thorheit verblendet, um zu erlangen, was wir ſelbſt als etwas Ungeſchicktes, Unwürdiges verachten, wenn wir es eine kurze Zeit beſitzen. Iſt nicht die Wandelbarkeit der Mode das offenherzige Geſtändniß, daß alles, was die nächſte Umgebung erheitern und veredeln ſoll, durchaus ein Nichtiges, in ſich Leeres iſt? Edle Hölzer werden verſchwendet, leerer Glanz, Bronzen, Vergoldungen, fratzenhafte Geſtalten, kümmerliche Nachahmungen des Antiken für unſere Hausgeräthe, nichts Beſtehendes, keine gediegene Form bildet ſich für unſere Wohnungen, die ſich bald gothiſch, bald griechiſch auf jede Weiſe zieren. Glaubt ihr, es ſey gleichgültig, wie die nächſte Umgebung ſich zeige? Iſt ſie nicht der Abglanz der Geſinnung, die erweiterte Phyſiognomie des Menſchen? Die leichtſinnige Arbeit, die eitle Umgebung wirkt auf die Geſinnung zurück, wie ſie aus dieſer entſtand, und der oberflächliche, dem leeren Glanze dienende Handwerker verdirbt uns durch ſeine Werke, wie die Journale und Romane. Wir nennen die alten überlieferten Hausgeräthe aus einer ſchönen vergangenen Zeit geſchmacklos; aber wer kann ohne Rührung an die ſtille, ja andächtige Anhänglichkeit denken, die die anſpruchsloſe Wohnung der Vorväter heiligte, wie die mühſam fleißig und gründlich bearbeiteten Werke weſentlich zur Familie gehörten, mit einer wunderſamen Liebe Väter, Mütter und Kinder verbanden, und von Geſchlecht zu Geſchlecht erbten? Es war der ſtille, fromme Fleiß der Arbeiter, der beruhigend, ja, wenn auch unmerklich durch die Gewöhnung, doch unabläſſig, wie eine ſchöne, ruhige Gegend auf den Beſitzer, zurückwirkte. Wir geben es zu, daß der freiere Blick, das größere mechaniſche Geſchick, wenn das verworrene und vereinzelte Streben in die Schranken der lebendigen Schule der Zünfte zurückgeleitet wird, der anmuthigen Schönheit, die nur trübe aus jenen alterthümlichen Arbeiten hindurchblickte, gedeihlich ſeyn kann. Aber nur dann, wenn die tödtende Vereinzelung aufhört, können wir hoffen, daß ſie ſich wirklich geſtalten werde. Wenn der Lehrling, in dieſer Schule ſtreng erzogen, zum Geſellen heranreift, den eine ſtille Begeiſterung, entſprungen aus der eigenthümlichen Würde ſeiner Hantierung, durchdringt, wenn den Meiſtern das Geſchäft als eine gemeinſchaftliche That erſcheint, wenn ſie fühlen, daß ſie nur durch das Gewerbe ſelbſt und deſſen innere Trefflichkeit wahrhaft bürgerlich frei ſind, werden ſie uns ſelbſt bilden, nicht leeren Bedürfniſſen knechtiſch dienen, vielmehr einen ſchönen Sinn frei erzeugen, die Schönheit, die, wenn auch nur leiſe angedeutet, aus ihren Werken ſpricht, wird unſerer Umgebung einen heitern, anmuthigen Anſtrich geben, ja dieſes ſtille, in engen, unſcheinbaren Theilen hervorſtrebende Bemühen wird die Kunſt in aller Herrlichkeit wieder unter uns beleben, großartige Gebäude werden entſtehen, Gemälde und Statuen unſere Städte verherrlichen, Tempel und Altäre wieder gebauet werden — denn der ſtille, fleißig ſtrebende Sinn hat die größte Verheißung. „Du biſt treu geweſen über „das Kleine, dir ſoll das Größere anvertrauet und die „Herrlichkeit des Herrn zu Theil werden.“ Wer nicht begreiſt, daß auf einem jeden Punkte ſowohl, wie im Ganzen, die Vereinzelung den höhern Sinn des Daſeyns tödtet und uns nothwendig zu Knechten macht, daß wir nur durch die Vereinigung wahrhaft frei ſind, der hat die eigentliche Bedeutung des geſelligen Vereins nie begriffen.

Man glaube nicht, daß dieſes Streben nach einer innern Tüchtigkeit, die dem Gewerbe, unabhängig von der ſklaviſchen Beziehung auf herrſchende, gemeine Bedürfniſſe, einen eigenthümlichen Werth leiht, unter den Handwerkern erloſchen ſey, ſeit die Zünfte zerfielen. Aber leider erſcheint es, weil es in der Vereinzelung keinen Haltpunkt findet, auf eine höchſt trübſelige, ja wahrhaft tragiſche Weiſe. Ein jeder, der ſich jemals um das Leben der Handwerker bekümmerte, kennt ſolche, bei welchen der bildende Trieb ſich in wunderbare, oft kunſtreiche, oft auf eine bizarre Weiſe mißverſtandene Producte ergießt, und die in der Vereinzelung, die alle Bande löſ'te, die traurigen Opfer ihres Talents wurden. Mit einer krampfhaften Einſeitigkeit heftet ſich das ganze Streben unwiderſtehlich an einen fixen Punkt, der Unglückliche glaubt, einen bedeutenden Gedanken ergriffen zu haben, alle Kräfte werden dem theuren Werke gewidmet, jeder Sorge für die Erhaltung der Familie, jedem äußern Genuß wird entſagt, die ſorgenvolle Hausfrau kann die Freude des Verblendeten nicht theilen, und ein heimtückiſches Geſchick verſpricht ihm täuſchend den ſchönſten Lohn, während er ſelbſt, halb wahnſinnig, ſich und den Seinigen den ſichern Untergang bereitet. Das Werk iſt, nach mancher Entſagung, nach manchem Opfer, endlich gelungen, in einem ſchönen Augenblick gönnt ihm das Geſchick noch die heiligſte Freude der Erfindung, ſie ergreift die ſorgenvolle Frau — und verfliegt nur zu ſchnell. Da verkehrt ſich, was ein Segen ſeyn ſollte, in einen Fluch; in einem entfernten Winkel vermodert unbeachtet das Werk Jahre langen Fleißes, nicht ſelten wahrlich der Bewunderung werth, der Unglückliche fühlt es, daß er ſein ganzes Daſeyn an eine vergebliche That hingab, der verworrene, gelähmte Sinn hängt noch an dem Werke ſeiner Hände, ſeiner Seele, und vermodert wie dieſes, und die furchtbarſte Armuth, der Spott der Mitbürger iſt ſein ſpäter Lohn. Und dennoch iſt es eben dieſer Trieb, der, irregeleitet, oft monſtrös, alle wahrhaft fruchtbaren Keime in ſich enthält und entfalten würde, wenn er in einer großartigen, lebendigen Vereinigung den Boden geſunden und gewurzelt hätte. Aus dieſem ſtill ſinnenden Trieb entſprang die kunſtreiche Behandlung, die jedem Gegenſtande eine tiefe, ja geheimnißvolle Bedeutung gab. Die disjecta membra magni poetae. Die widerſtrebende Maſſe wird von den fleißigen Händen überwunden, immer leichter, immer anmuthiger windet ſich die lebendige Gewalt hervor, von einem ſichern Geſchicke geleitet, das Zerſtreute, ja das Unbedeutende ahnet eine geheime Verbindung — und wenn dieſe hervortritt, da ſtürzt das Nichtige und Eitle, zertrümmert von der hohen Gewalt des Lebendigen, in ſich zuſammen, und das Verbundene wölbt und rundet ſich in erhabener Pracht. Unſere Nachahmungen und Theorien, unſer Suchen und leeres Streben, welches das Höchſte gleich, ohne Stufenfolge und Entſagung aus hohler Allgemeinheit heraus, ergreifen und die innere Leere des Daſeyns in allen ſeinen Theilen mit einem göttlichen Ueberzug verbergen möchte, wird nie eine eigenthümliche Kunſt erzeugen. Denn das Göttliche iſt gediegenes Gold und keine Vergoldung, es muß die Maſſe durchdringen, und der ſtille Fleiß, der ſich zu beſchränken weiß, hat etwas wahrhaft

Lebendiges, ſelbſt in der unſcheinbarſten Form hervorgebracht, während jene gaukelnde, ſcheinende Leerheit ſich ſelbſt vernichtet. Daß jene ruhig ſtrebenden Naturen in der Vereinzelung ihren Untergang finden, iſt ein ſo ſchauderhaftes, tief in das innerſte Weſen des Staats eingreifendes Uebel, daß wir behaupten müſſen, es habe der Staat ſich nie begriffen, wenn nicht ſeine heiligſte Sorge darauf geht, dieſe gefeſſelten Geiſter zu löſen. Aber nur dadurch, daß jedes Gewerbe in einer heitern, freien Vereinigung ſich als lebendige Gattung geſtalten kann, ſind ſie zu retten. Wenn das Gefühl uns alle durchdringt, daß geiſtige Eigenthümlichkeit, wo ſie hervortritt, der höchſte, ja der einzige Schatz der Staaten ſey, dann ſind wir frei; denn die Freiheit iſt nur für Geiſter. Wir wiederholen es, wie es keinesweges unſere Meinung ſey, daß die alten Zunftherren mit ihren Vorurtheilen, monſtröſen Meiſterſtücken, hemmenden Einrichtungen wieder zuſammentreten ſollen. Es wäre als wenn man das vermoderte Reichskammergericht mit ſeinen unnützen Papierhaufen, ſeiner barbariſchen Sprache, ſeinen Cautelen und Weitläuftigkeiten ängſtlich zuſammenleſen wollte, um ſo „das alte gute Recht“ zu retten. Eine thörichte Unternehmung. Lebendig müſſen wir das Lebendige faſſen und jene Emigranten wollen wir keinesweges zurückberufen. Aber ſo gewiß, als ſich auf dieſe Weiſe in einem jeden Gewerbe eine von innen heraus hervorwachſende Schule bilden muß, die das innere Streben durch einen größern Sinn leitet und belebt, die äußern Mittel, wo ſie fehlen, durch gemeinſamen Rath und That darbietet, auf jedem Punkte pflegend, unterſtützend, nie hemmend, ſo gewiß gibt es keinen wahrhaft freien Bürgerſtand ohne Zünfte. Eine allgemeine Bürgerſchaft iſt ein Unſinn, es weiß keiner, was er ſagt, wenn er davon ſpricht. Daher ſind alle unſere Communal-Verfaſſungen ſo lahm, ſo kümmerlich. Lebendig iſt organiſch, und organiſch nur, was eine Einheit in ſich geſchloſſener, ſelbſtſtändiger Organe iſt. Die Gewerbe müſſen repräſentirt werden, wo der Bürgerſtand repräſentirt werden ſoll, und wo dieſe ſich nicht ſelbſtſtändig, in ſich geſchloſſen gebildet haben, iſt jede Repräſentation ein leerer Schein.

Wir haben, indem wir auf dieſe Weiſe die Bedeutung der vielfältigen Regungen im Gewerbe und Erwerb darſtellten und auf ihren wahren Mittelpunkt hinwieſen, auch die zweite Anſicht geprüft und worin ſie Recht hat, worin Unrecht, gezeigt. Wenn man aber meint, es ſey jene Anſicht deßwegen nicht ſchädlich, weil ſie ſich dem rauſchenden Strome wachſender Bedürfniſſe und geſteigerter Betriebſamkeit entgegenſtellt, ſo iſt dieſes durchaus falſch. Wir fühlen es wohl, daß wir von Schein und Eitelkeit auf jedem Punkte irregeleitet ſind, und ſelbſt in der tiefſten Schuld verſtrickt, ſchweigt das nationale Gewiſſen keineswegs. Da ſcheint es nun, als wenn diejenigen, die uns zur alten Einfachheit zurückführen möchten, die unſchuldigern, die reinern wären, und es dünkt wohl manchem, wenn auch unthunlich, dennoch trefflich, die Aufgaben der Geſchichte, die uns irregeleitet haben, lieber abzuweiſen, als zu löſen. Wenn auf dieſe Weiſe manches ſchöne Talent unwirkſam wird, weil es nichts auszurichten glaubt, ſo tröſten ſich dagegen diejenigen, die von der Zeit ergriffen ſind, wie der von Lüſten und Begierden beherrſchte Menſch, mit der Behauptung, es ſey zwar etwas Geringes, aber es ſey dennoch nun einmal ſo. Dieſe Bedürfniſſe, dieſe Manufacturen und Fabriken, dieſe Nützlichkeit und Luxus und Eleganz bilden das Leben, die Wirklichkeit, ein jeder müſſe ſich fügen. So ſchreiet ein Jeder nach Freiheit und keiner kennt ſie, keiner ihren Urſprung, ihre einzige Stätte, und das großartige Bewußtſeyn findet keinen Haltpunkt, der ihn zur ruhigen Beſinnung bringen kann.

Der Adel.

Erſte Carricatur.

Gegen nichts ſträubt ſich der Menſch mehr, als gegen ſolche Vorzüge, die ganzen Geſchlechtern vorzugsweiſe zugeſtanden ſind, indem andere ausgeſchloſſen werden. Der ſtolze Sinn der Menſchen fordert hier allen Lohn, und eine jede Entſagung iſt ihm drückend. Es iſt daher, beſonders in einer Zeit, in welcher von allen Ständen die höchſten Anſprüche gemacht werden, in welcher man ſogar die allgemeine Gleichheit als Grundlage aller Staaten darzuſtellen ſuchte, kaum zu erwarten, daß eine Unterſuchung, welche die Vorzüge des Adels zum Gegenſtande hat, mit derjenigen Ruhe und Unparteilichkeit geprüft werden wird, die ſie unter andern Umſtänden fordern dürfte. Die Adlichen ſelbſt haben dadurch, daß ſie mit großer Inconſequenz ſchädliche Grundſätze nicht nur gelten ließen, ſondern auch vertheidigten, zur Untergrabung des eignen Daſeyns ſehr viel, ja vielleicht das meiſte beigetragen. In dem, was wir heutzutage vornehm nennen, finden wir eine ſo unverträgliche Miſchung von den alten ſtrengen Grundſätzen und ſogenannten liberalen Geſinnungen, daß in der That nirgends eine durchdringende Einheit ſich nachweiſen läßt. Die in der Natur und Geſchichte gegründeten Vorzüge der Geſchlechter bilden das unerſchütterliche Fundament des Adels. Gehen wir in die älteſten Zeiten zurück, unterſuchen wir den Urſprung aller Völker, ja ſelbſt den Zuſtand der rohen, der wilden, ſo finden wir allenthalben edlere Geſchlechter, die, von den geringeren geſondert, ſich eigner, bedeutender Vorzüge zu erfreuen haben. Aller Adel hat ſeinen erſten Urſprung dem Beſitz zu verdanken; aber dieſer ſelbſt, mag er durch Kühnheit in dem Erwerb, oder durch Muth und

Tüchtigkeit in der Erhaltung, ſeinen Grund gehabt haben, entſprang aus höhern Eigenſchaften. Die Herrſcher, ſelbſt aus den adelichen Geſchlechtern entſprungen, ſammelten die Mächtigſten und dadurch Freieſten um den Thron, und glänzende Aemter im Frieden, im Kriege, in der Kirche, gaben dem urſprünglich durch ſichern und bedeutenden Beſitz gegründeten Daſeyn eine höhere und lebendigere Bedeutung. Wir wollen keinesweges ſo thöricht ſeyn, zu behaupten, daß in den adlichen Familien ausſchließlich die Vorzüglichern geboren werden, keinesweges leugnen, daß auch in den geringern, ja geringſten Claſſen die herrlichſten Naturen erſcheinen können. Betrachten wir aber kaltblütig und ohne Vorurtheile die Lage und Erziehung ſolcher Menſchen, die nicht urſprünglich eine Stellung im Staate haben, ſondern erſt ſich eine ſolche ſchaffen müſſen. Es ſey ein ausgezeichneter Geiſt, — denn von den gewöhnlichen Menſchen, die ſowohl durch Geiſtesgaben, als durch äußeres Schickſal zur Maſſe gehören, kann nicht die Rede ſeyn. Entweder dieſe Naturgaben ſind ganz auf das Innere gerichtet, ſie gehören einer andern Welt zu, wo dann das Streben nach äußerer Würde auf jeden Fall nur ſtörend wirkt, ein falſches, irreleitendes iſt; oder es wird jemand eben mit demjenigen äußern Geſchick geboren, welches zum Ordnen im Großen, zum Herrſchen nothwendig iſt. Iſt es denn jenes Geſchick allein, welches gefordert wird? iſt es nicht eine großartige, freie, in ſich feſte Geſinnung, ein Sinn, der, gewohnt das Perſönliche, Enge mit Leichtigkeit und ſorgenloſer Sicherheit zu betreiben, welcher vor allem inſtinctartig das eigentlich Vornehme bildet, dagegen jenes erworbene Geſchick, wie alles mit Mühe Errungene, niemals die innere Sicherheit der Natur erringt? Diejenigen Familien, deren Exiſtenz nicht durch mächtigen Beſitz, durch feſtbegründetes Anſehen, ſeit langer Zeit geſichert iſt, müſſen den größten Theil ihrer Kraft der bloßen Erhaltung des

Daſeyns widmen. Wer mit großen Gaben und großen Vorzügen ein kühnes Streben verbindet, der muß, geboren in einer ſchwankenden Lage, alles gegen ſich bewaffnet finden; er muß die Menſchen ausforſchen, gewinnen, hier ſchmeicheln, dort trotzen, mancherlei Mittel muß er gebrauchen, welche diejenige Geſinnung zu untergraben drohen, auf deren Reinheit eben ſein Vorzug beruht. Gewohnt, ſein Daſeyn als ein unſicheres zu betrachten, wird er es auch dann ſchwanken ſehen, wenn ihm das Höchſte gelungen iſt, und die enge Geſinnung, aus welcher ſein Anſehen entſprang, kann er keinesweges ſo leicht ablegen, nachdem ſie, ſein Angeerbtes, durch den ſchlauen und verſteckten Gebrauch ſeiner innerſten, geheimſten Natur einverleibt ward. Betrachten wir hingegen einen Menſchen mit eben ſolchen Vorzügen, geboren in einer großen Umgebung, dem die Sorge für das bloße Daſeyn fremd blieb, der durch die glorreichen Thaten der Vorväter ermuntert wird. Wer kennt nicht ſolche Geſchlechter, deren bloßer Name allgemeines Vertrauen erregt? Der junge Mann theilt den Glanz, den Reichthum ſeiner angeſehenen Aeltern und Verwandten; für ſich braucht er nicht zu ſorgen, aber viele Menſchen hoffen auf ihn, erwarten von ihm Hülfe, Unterſtützung, ſorgenloſes Daſeyn; ſo wird er früh gewohnt, weniger an ſich, mehr an Andere zu denken. Die Geſinnung richtet ſich unbefangen und kühn nach außen, nach der Umgebung. Die Welt liegt als ein heiteres Eigenthum vor ihm, und mit Anmuth und Leichtigkeit, ja wohlwollend und ermunternd, wirkt die freie, durch eigne Sorge nie getrübte Kraft in immer größeren Kreiſen. Die Geſchichte ſeines Landes iſt ihm nicht eine erlernte, nein, eine erlebte; denn das Andenken ſeiner Vorväter hängt mit den größten Erinnerungen, mit den glänzendſten Thaten des Volks auf das innigſte zuſammen. Und wenn nun der edle Roſt den urſprünglichen Glanz des unverwüſtlichen

Metalls bei ſolchen Geſchlechtern überzogen hat, ſoll man es wegwerfen und aus Blei und Zinn eine unſichere Compoſition wagen, die mit einem vorübergehenden Glanze täuſcht? Und wie oft täuſcht man ſich? Hier weiß ein kleines Talent ſich prahleriſch vorzudrängen, dort iſt ein wirklich bedeutendes Geſchick mit der kleinlichſten Geſinnung verbunden. Ja, ſehen wir es nicht allgemein, wie die Menſchen lieber demjenigen dienen, ſich dem unterwerfen, den man ſeiner angebornen Vorzüge wegen hochhält, als demjenigen, der ſich aus ihrer Mitte emporſchwang? So hat er einen doppelten bedenklichen Kampf zu beſtehen, den derjenige, den ein günſtiges Geſchick, wie eine anerkannte Fügung, hochſtellte, gar nicht kennt, den mit der eignen, kleinlichen Sorge, die ihm angeboren, und den mit dem Neid und der unwilligen Unterwerfung ſeiner Untergebenen. Wir wollen keinesweges leugnen, daß, eben ſo wie es Nichtswürdige unter den Adlichen gibt, die alle Hoffnungen täuſchen, ſo auch treffliche Männer aus den geringern Ständen hervortreten können, deren großartige Thaten ſie den Mächtigen gleichſtellen. Aber gewiß, das unruhige Streben nach Macht und Anſehen, über die angewieſene Grenze der Geburt hinaus, iſt ſelten das Erfreulichſte bei den Menſchen, wirkt faſt immer zerſtörend, während eben in der ſtillen Entſagung die größte und wohlthätigſte bürgerliche Tugend gedeiht. Jene ſeltnen Naturen, denen, auch mehr durch Zufall, als durch eignen Entſchluß, eine wichtige, folgenreiche That gelingt, bilden, durch das Geſchick dazu berufen, den Urſprung eines neuen Adels. Es liegt aber in der Natur der Sache ſelbſt, daß zwar die That und die perſönlichen Verdienſte dieſer gemäß gewürdigt werden, das Geſchlecht aber wird nothwendig als ſolches denen nachſtehen müſſen, die durch eine Reihe von Generationen in Anſehen lebend, jene innere Sicherheit bis zum wahren bewußtloſen Inſtinct geſteigert erlangten. Das iſt die eigentliche Bedeutung der Ahnenfolge. Solche feſte, unerſchütterliche Mittelpunkte der nationalen Geſinnung erhalten die wahre Freiheit, die eben in der Anerkennung der natürlichen Schranken am ſicherſten gedeiht. Wenn eine Menge Familien als Clienten in irgend einem edlen Geſchlechte den Patron erkennt, ſo entſteht ein väterliches, keineswegs drückendes, vielmehr heiteres Verhältniß. In dem engern Kreiſe kann jedes Verdienſt leichter erkannt, jedes Geſchick und Talent leichter gefördert werden. Wo der in ſeiner Lage unſichere Jüngling ſich in den fortrauſchenden Strom der allgemeinen Verhältniſſe blindlings und ungewiß hineinſtürzen und es dem Zufall überlaſſen muß, ob er erkannt wird, wo er ſich erſt Gönner, die ihn nicht kennen, erwerben muß, da läuft er nicht allein Gefahr, nie bemerkt zu werden, er kann auch in der Wahl der Mittel nicht ſo gewiſſenhaft ſeyn, und indem er das Höchſte äußerlich zu erringen ſtrebt, geht der innere Schatz, die Reinheit der Seele, verloren. Ja, wenn wir bedenken, mit welchen Gefahren der Erwerb überhaupt verbunden iſt, wie die gemeine, an dem Geringen klebende, ſpießbürgerliche Geſinnung faſt unvermeidlich aus ihm entſteht, wo bliebe ein Haltpunkt für jenes Ehrgefühl, welches nur dann den Namen verdient, wenn es mit der innern Sicherheit einer edeln Natur hervortritt, nicht erſt durch erlernte Principien oder erworbene Grundſätze aus einer urſprünglich armſeligen und kümmerlichen Natur entſteht? Iſt es zu bezweifeln, daß die Induſtrie, der Krämergeiſt, das Fabrikweſen, die ſpießbürgerliche Nützlichkeitslehre, die leider ohnehin nur zu mächtig geworden iſt in der Adminiſtration, in dem Finanzweſen, in dem ganzen öffentlichen Leben, die von da tödtend auf eine jede Perſon zurückwirkt, — jeden größern und edlern nationalen Sinn vernichtet hätte, wenn nicht Geſchlechter, denen das Geringe und Gemeine ſchon durch die freiere Natur fremd iſt, den theuerſten Schatz des Volks rein bewahrt und für die geſunkenen Nachkommen erhalten hätten?

Man berufe ſich nicht darauf, daß dieſe in ſich feſte und unerſchütterliche adeliche Geſinnung alter Geſchlechter in unſern Tagen ſelbſt einen Stoß erlitten, daß ein mächtiges Ehrgefühl die Völker durchdrungen habe; denn, wenn wir auch zugeben, daß die alten Geſchlechter nicht mehr in jenem erhabenen Glanze früherer und glücklicherer Zeiten erſcheinen, iſt nicht jener Verfall des Adel-Inſtituts als ein allgemeines Unglück zu betrachten? Entſtand es nicht, indem diejenige Anordnung der Staatselemente, die, in der Natur gegründet, den Staaten Dauer verſpricht, in ſich zerfiel? Stolzer, unerſchütterlich feſter kriegeriſcher Sinn herrſcht nur bei Völkern, die einen mächtigen Adel haben. Der Erwerb ringt nach einem Daſeyn, ohne es zu haben, und jenes Ringen erzeugt die Unſicherheit, das Schwanken, welches durch Grundſätze und erlernte Begriffe niemals das zu erſetzen vermag, was ein günſtiges Geſchick den edlen Geſchlechtern urſprünglich gab. Daher der Mangel an Kühnheit, daher die kleinliche Berückſichtigung der engſten Umgebung. Haben ſich nicht in den mächtigſten freien Städten, aus der Mitte der bürgerlichen Freiheit ſelbſt, die edlen Familien der Patrizier gebildet? Die Bürger fühlten es, daß ſolche feſte Punkte in dem Gewühl der ſchwankenden Verhältniſſe allein im Stande wären, die Würde, den Glanz, die innere gediegene Tüchtigkeit des Vereins zu begründen, ſie fühlten ſich nicht gedrückt, ſondern gehoben, durch einen ſolchen Adel. In den größern monarchiſchen Staaten aber bildet der Adel die einzige ſichere Gewähr für die wahre Freiheit des Volks, indem er zugleich die eigentliche Stütze des Throns iſt. Ein großer bedeutender Beſitz, deſſen Unveräußerlichkeit durch weiſe Geſetze ſo feſt begründet iſt, daß auch der unbeſonnene

Leichtſinn ihn nicht zu erſchüttern vermag; iſt der Kern, der wahre Leib des Staats ſelbſt, und ein ſolches Daſeyn erregt das feſteſte Vertrauen, die Erinnerung an große Vorväter zeigt die Entwickelung des Staats in ſeinem ſtolzeſten Glanze, in ſeiner innerſten Stärke, und ſo tritt die Vergangenheit in einer feſt begründeten Gegenwart rein und ungetrübt hervor, alle Verhältniſſe des Staats bewegen ſich in leichten, kühnen, auf die großartige Zukunft deutenden Umriſſen, und ein Leben, welches, befreiet von der dürftigen Sorge, genährt durch eine tiefe geſchichtliche Erinnerung, mit rückſichtsloſer Klarheit da hineinſchauen kann, wo tauſend verworrene Schatten den von der engen Nothdurft Gefeſſelten irreleiten und täuſchen müſſen. Aus der Mitte der edeln Geſchlechter entſprangen die Regenten, und ſie dürfen nie vergeſſen, daß ihr erhabenes Daſeyn fortdauernd von ihnen ſeinen Glanz leiht. In ihnen allein lebt der königliche Sinn, der, was der Regent ſinnt und ausführen will, rein und klar zu deuten vermag. Daher haben die adelichen Geſchlechter einen naturgemäßen Anſpruch auf die erſten Stellen im Staate, die nur durch ſie jene innere Würde erhalten, die von einem jeden Punkte aus die innerſte, ſichere, unwandelbare Tiefe des Staats erblicken läßt. Wenn aus der wechſelnden Menge des Volks irgend ein großes Talent, ein Hochbegabter hervortritt, ſo hat dennoch das Vertrauen keinen Haltpunkt, das Urtheil kein ſicheres Maaß, in der Wahl herrſcht die Willkür, der bloße reflectirende Verſtand, der ohne einen feſten Naturgrund niemals in ſich ſicher erſcheint. Nur dann, wenn ein günſtiges Schickſal, eine Fügung, wie diejenige, die vom Anfange an alle edle Geſchlechter erzeugte, dem Beglückten vergönnt, durch große Thaten an dem höhern Leben des Staats Theil zu nehmen, iſt er adelich, der Staat muß ihn als einen ſolchen anerkennen, und wenn nach Verlauf vieler Jahre, die adeliche Geſinnung in den nachfolgenden Generationen zum Inſtinct geſteigert, ſich bewährt hat, tritt das Geſchlecht, wie früher durch Verdienſt, ſo jetzt durch die fortgehende Geſchichte geadelt, in die Reihe derer, die die unwandelbaren Centralpunkte des nie ſterbenden Vereins bilden.

Aber wie die Adelichen die natürlichſten Anſprüche auf die erſten Stellen im Staate haben, in welchen Dienen und Herrſchen ſo vereinigt ſind, daß ſie ſich wechſelſeitig Bedeutung leihen müſſen, ſo ſind ſie auch die wahren naturgemäßeſten Stellvertreter des Volks, ja die einzigen. Denn der bedeutende Beſitz, als lebendiger, unveräußerlicher Centralpunkt des bürgerlichen Vereins, iſt keinesweges durch den bloſſen Grund und Boden beſtimmt, in ihm drängt ſich alles zuſammen, was im Staate auf eine lebendige Weiſe ſich regt, jede Hantierung, Erwerb, ja Wiſſenſchaft und Kunſt, finden hier eine Vereinigung. Sie ſind durch das Daſeyn mächtiger Geſchlechter äußerlich repräſentirt, und der Edle iſt der natürliche Gönner der Gelehrten, Unterſtützer der Künſtler, Pfleger eines jeden Gewerbes. Indem der Erwerbende einer Scheinfreiheit nachjagt, verliert er den feſten heitern Grund ſeines Daſeyns, und die ſcheinbare Entſagung, die ihn an den Adelichen, als ſeinen Patron und Stellvertreter, knüpft, macht ihn erſt wahrhaft frei. Ja, indem die Staaten jene heitern Vereinigungspunkte des Allgemeinen und Beſondern verließen, bildeten ſich die Verzerrungen, in welchen wir den Grund aller Verwirrungen erkennen müſſen. Das Volk, von Erwerb und kleinlicher Sorge ergriffen, wollte ein freies Daſeyn erringen, da es doch ohne jene ſichern Haltpunkte nur ein Streben darſtellen kann, keinesweges ein Daſeyn. Die Selbſtſucht der Regenten unterſtützte die ſinnloſe Thorheit der verblendeten Menge, und wie das Volk das nur in der Einheit mit dem Allgemeinen lebendige Beſondere in einer nichtigen Vereinzelung, ſo wollten die Regenten das Allgemeine für ſich in ſeiner Leerheit darſtellen. Was aber nichtig in ſich ſelbſt iſt, widerſpricht auch dem Entgegengeſetzten, und daher bildete ſich jenes unglückliche Schwanken zwiſchen Tyrannei und Anarchie, in welchem Regent und Volk, der naturgemaßen Vereinigung durch die edlen Geſchlechter entſagend, die Wurzel der Vergangenheit, die Größe der geſchichtlichen Erinnerung, die feſten Mittelpunkte eines ſichern vermittelnden Daſeyns zerſtörten, ſo daß bald die Regenten die Opfer des empörten, ungebändigten Volks wurden, bald die Völker dem furchtbaren Druck der Tyrannei unterlagen. Der Adel aber, kämpfend nun gegen die Selbſtſucht der Großen, nun gegen die Anmaßung des Volks, erſchien beiden verhaßt, und in dem unſinnigen Streite müßte nothwendig dasjenige bedeutungslos, ja ſchädlich und hemmend erſcheinen, was nur durch eine freiwillige Anerkennung ſeinen Werth erhält.

Daher behaupten wir, daß die Staaten, nur indem ſie die edlen Geſchlechter in ihre urſprüngliche Würde wieder einſetzen, das Volk freiwillig in ihnen ſeine wahren Repräſentanten, die Regenten ihre eigentlichen herrſchenden Diener anerkennen, aus der Verwirrung ſich herausarbeiten können, deren eigentlichſten, innerſten Sitz wir nachgewieſen haben. Ja ſelbſt die Befreiung des adlichen Beſitzes von bürgerlichen Laſten würde dem wahren Bürger, wenn er hier den unverletzbaren Mittelpunkt aller Sicherheit des großen Vereins erkennt, wenn er, indem er der bloßen engen Perſönlichkeit entſagt, ſich zu einem höhern Geſichtspunkte, der ihm allein das Recht gibt, eine Meinung zu haben, erhebt, ganz anders erſcheinen, und er würde billigen, was er engherzig tadelt, weil ihm der große Sinn fehlt, der das Ganze überſchauet.

Zweite Carricatur.

Diejenigen, die einſeitig den Adel vertheidigen, möchten es nur gar zu gern dahin bringen, daß ein jeder, der nicht ihrer Meinung iſt, als ein ſolcher erſchiene, der das Edle nicht anerkennen will, als wenn edel und adelich urſprünglich daſſelbe wären. Und da ein berühmter, vielbeſprochener Schriftſteller (Haller) eben dieſen Fehler begeht, ſo finden wir es nothwendig, dieſen Unterſchied erſt zu entwickeln. Für Naturproducte brauchen wir den Ausdruck edel eben ſowohl als für Menſchen. So ſagen wir, das edle Metall, das edle Pferd, der edle Löwe, nie das adeliche Gold u. ſ. w. Der Grund iſt, weil wir bei Naturproducten keinen Unterſchied zwiſchen Gattung und Individuum in der Art machen, daß etwa einiges Gold, irgend ein Thier weniger edel wäre, als ein anderes derſelben Gattung. Das elendeſte Pferd hat dennoch ganz die edle Natur des Pferdes. Wenn wir aber einen edlen Menſchen nennen, ſo wiſſen wir nur gar zu gut, daß dadurch keine nothwendige Eigenthümlichkeit des Geſchlechts ausgedrückt iſt, wenn wir nicht etwa die edle Menſchennatur überhaupt mit der thieriſchen vergleichen, in welchem Sinne aber das Wort edel ganz gebraucht wird, wie von Naturproducten, und den engern ethiſchen Sinn entbehrt. Wenn wir daher von einem edlen Menſchen reden, ſo iſt dieſer Ausdruck der allerperſönlichſte und hat nur als ein ſolcher Bedeutung. Adel aber iſt das Edle zur Gattung geſteigert. Wie das Wort — „edel" — wenn wir von Naturproducten reden, deßwegen unverändert gebraucht wird, weil die ganze Gattung eine unveränderliche Eigenthümlichkeit ausdrückt, ſo bezeichnet das Wort — „adelich" — die Steigerung des ethiſch und perſönlich Edlen zur Gattung. Man kann, ſtreng genommen, gar nicht von einer Erblichkeit des Adels reden, als wenn dieſe eine ihm zukommende Eigenſchaft wäre, etwa wie Macht, Anſehen, Reichthum, vielmehr iſt eben die Erblichkeit dieſer Vorzüge der Adel. Wenn wir von einem Manne ausſagen, er ſey von adelichen Sitten, ſo iſt dieſes etwas ganz anderes, als wenn wir ihn einen edlen Mann nennen. Dieſes letzte iſt ſein perſönlichſter, ethiſcher Vorzug, durch das erſte hingegen wollen wir ihn als einen ſolchen bezeichnen, deſſen Betragen und äußere Erſcheinung auf ein höheres Geſchlecht, auf ererbte, ihm zur Natur gewordene Vorzüge deuten. Adel iſt alſo keinesweges ein Subſtantiv von edel, welches gar kein eigentliches Subſtantiv hat, weil es nur als Prädicat irgend einer Perſon, nie als ſelbſtſtändiges Subject gedacht wird. Adel aber iſt eine reelle Erſcheinung, eine eigne Art der Menſchen, die ſich ſelbſt durch dasjenige, was in der Natur die Arten ſondert, durch das Geſchlecht nehmlich, von den übrigen trennt und in ſich zu ſchließen ſucht. Dieſe in ſich geſchloſſene Art hat eigne Vorzüge, die von dem Staat anerkannt werden, und die die übrigen nicht genießen. Sie bildet alſo allerdings eine Kaſte, wie ſie im Orient Statt fanden und noch da ſind, und wenn die Fortpflanzung innerhalb der Grenzen der edlern Art nicht fortdauernd und ſtreng Statt findet, ſo beweiſ't dieſes nur, daß die Natur eine ſolche Trennung nicht billigt, keinesweges daß ſie nicht da iſt. Man denke ſich die herrſchenden Anſichten von Mißheirathen ſo ganz vernichtet, daß immer und ohne Unterſchied Bürgerliche und Adeliche ſich verbinden, ſo daß es, da die Menge der Bürgerlichen ohne Vergleich größer iſt, nur als ein Zufall zu betrachten wäre, wenn Adeliche ſich unter ſich verbänden, und frage ſich ſelbſt, ob dann noch der Adel als ein ſolcher völlig conſequent ſich erhalten kann. Der Einwurf, daß auch ſonſt Gleiche mit Gleichen ſich zu verheirathen ſtreben, Reiche, Gebildete unter ſich, gilt nicht, weil die Erblichkeit der Vorzüge, innerhalb der geſchloſſenen Grenze der Geſchlechter, die ganze Sache dem Weſen nach ändert. Indem wir alſo den Adel betrachten, als das, was er iſt, als ein Geſchlecht von Menſchen, die ſich in ſich zu ſchließen ſuchen, auch wenn es nicht immer gelingen ſollte, die in dieſen geſchloſſenen Kreis eigne Vorzüge mit einſchließen, ſo daß dieſes Streben von dem Staate anerkannt und geſchützt wird, entſteht erſt die Frage, ob die Vorzüge des Adels wirklich auf das Edle deuten, oder ob ſie von ſo geringer Art ſind, daß man ſie ihm wohl ohne Neid gönnen kann. Die Vorzüge aber ſind folgende: Erſtlich ein bedeutender Beſitz, als der eigentliche Grund und Boden der Familie. Dieſer iſt nun keinesweges ein ſimpler Beſitz im gewöhnlichen Sinne, er iſt mit Gerechtſamen verbunden, die ihm eine höhere Würde ertheilen, er iſt von Laſten befreiet, wodurch er einen größern Werth erhält, ja für dieſe Sicherheit ſorgt wohl gar, wie bei den Majoraten, der Staat, und wenn dieſes auch deßwegen Statt findet, weil der Staat dieſen Beſitz als einen bloß übertragenen (als Lehn) betrachtet, ſo dient es doch, da die Lehne an das Geſchlecht geknüpft ſind, eben dazu, dieſes als ein mächtiges zu begründen. Aber dann iſt es auch keinesweges der unmittelbare Beſitzer allein, welcher eigenthümliche Vorzüge hat, vielmehr alle Glieder der Familie. Im Heere, in der bürgerlichen Verwaltung erhalten ſie die bedeutendſten Stellen, und wo die Nation ſich berathend und entſcheidend verſammelt, haben ſie die wichtigſten, ja wohl die alleinigen Stimmen. Dieſe Vorzüge ſind freilich nur äußere, aber ſie gründen ſich offenbar auf die Vorausſetzung, daß ſolche Geſchlechter in ſich das Edle, den größern Muth, die tüchtigere Geſinnung, die größere Fähigkeit reiner erhalten werden. Denn wer kann zweifeln, daß der Staat, daß der Regent die wichtigſten Stellen im Staate den Fähigſten übertragen würde? Wenn man behauptet, es ſey die Dankbarkeit für weſentlich geleiſtete Dienſte ein natürliches Gefühl, der ſchönſte Lohn ſey der dauernde, der uns auch über das künftige Schickſal der Nachkommen beruhigt, ſo artet dieſe Dankbarkeit ſelbſt doch offenbar in wahren Unſinn aus, wenn ſie verſpricht, den Feigen als einen Tapfern zu betrachten und ihm, ſeiner Feigheit ungeachtet, das Heer anzuvertrauen, den Einfältigen und Unwiſſenden als einen Weiſen und Kundigen, und ihm, ſeiner Unfähigkeit ungeachtet, die wichtigſten Stellen in der Verwaltung zu überlaſſen. Es entſteht alſo nothwendig die Frage: ob die Erfahrung uns denn in der That belehrt hat, daß ſich das Edle im Staate, wenn es auf dieſe Weiſe ſich in beſtimmte Geſchlechter zuſammendrängt, reiner erhalte? Und das müſſen wir durchaus leugnen. Vielmehr zeigt die Erfahrung, ja die Natur der Menſchen belehrt uns, daß das Edle immer von neuem errungen ſeyn will, daß die Kraft, die mit den widerſtrebenden Elementen des Lebens kämpfen muß, in ſich ſtärker wird, daß die äußere Gewißheit, eine bedeutende Rolle zu ſpielen, die innere Kraft abſtumpfe und lähme. So entſtanden die widerwärtigen, ja drückenden Vorurtheile des Adels, der leere Hochmuth, das alberne Prahlen mit unverdienten Vorzügen. Ja, wie kann man nur erfahren, ob wirklich der Adel jene Vorzüge verdient, wenn man die übrigen Bürger des Staats verhindert, ſich in einer völlig freien Concurrenz mit ihm zu meſſen? Wer kann aber, wo dieſes Statt fand, jemals behaupten, daß der Adel einen Vorzug verdiente? Zeichnete er ſich mehr aus in den Heeren, wenn er dem bürgerlichen Stande völlig gleichgeſtellt ward? Sahen wir nicht in unſern Tagen die größten Feldherren ſich eben ſowohl aus den bürgerlichen, wie aus den adelichen Geſchlechtern bilden? Ja würde dieſes nicht noch vielmehr der Fall ſeyn, wenn nicht das alte Vorurtheil in den meiſten Staaten noch fortdauernd die völlige Gleichſtellung verhinderte? Haben ſie die größere Gewandtheit, das größere Geſchick in der

Verwaltung, die gründlichere Kenntniß in der Geſetzgebung, die geiſtigere Tiefe in der Wiſſenſchaft gezeigt? Keinesweges. Es mag wahr ſeyn, daß in frühern Zeiten der Adel ſchwächere Geſchlechter zum Dienen gezwungen, daß ſie die urſprünglichen Herren, die den Regenten näher Stehende waren, daß durch Privatverträge ihnen mannichfaltige Rechte zugeſtanden waren. Aber können ſie Jahrhunderte lang fortdauern? Iſt denn die Entwickelung, die das Ehrgefühl in den Gemüthern aller Stände keimen ließ, die innere Tüchtigkeit allenthalben entfaltete, Muth und Kunde in der ſchönſten Blüthe, nicht an privilegirten Claſſen haftend, nein allenthalben hervorrief, nicht ſelbſt eine göttliche Fügung, die wir verehren, die wir anerkennen ſollen? Das Adelsinſtitut war ein völlig conſequent in ſich geſchloſſenes Ganze, ein lebendiges Syſtem geſchichtlicher Tradition, ein Aberglaube an erbliche Vorzüge. Der Adel hatte eine Bedeutung, nehmlich ſo lange das Feudalſyſtem in ſeiner völligen Conſequenz herrſchte, ſo lange man den Adelichen als den Vorzüglichern anerkannte; denn dieſes Anerkennen war ja eben das Zeichen der herrſchenden Schwäche, die einen ſolchen Schutz, der herrſchenden Unmündigkeit, die eine ſolche Fürſorge nöthig machte. Aber ſobald die Frage nach euern Vorzügen entſteht, ſeyd ihr verloren. So wie der Bürgerliche fragt, ob euch denn die Vorzüge gebühren, vergleicht er; wenn er vergleicht, ſtellt er ſich als ein Selbſtſtändiger euch gegenüber. Dieſe innere That hat ihn ſchon frei gemacht, eure Rechte, die in der blinden Unterwerfung ihren alleinigen Grund haben, waren nur zu retten, wenn ihr die Fragen darnach zu verhindern gewußt hättet. Aber eben auf dieſe Rechte beruft ſich der Adel, ſeitdem ſein Daſeyn alle Bedeutung verloren hat. Die Frage nach der Begründung des Rechts iſt nun entſtanden und läßt ſich nicht abweiſen; daß ſie da iſt, beweiſ't, daß wir eine andere Zeit haben, und wie nun in dieſer andern Zeit, von der man durchaus nicht ſagen kann, daß jemand ſie gemacht hätte, als wenn ſie ſich willkürlich entwickelt hätte, die vielmehr ſo gewiß echt geſchichtlich geworden iſt, wie in frühern Zeiten eure Rechte, wie in dieſer andern Zeit, eure Rechte ſich behaupten können, iſt keinesweges an und für ſich klar. Worauf gründen ſich eure Rechte? Auf Verträge, und auf der Heiligkeit der Verträge beruht die Sicherheit des Staats. Gut — aber worauf gründen ſich dieſe Verträge? Offenbar auf die urſprüngliche Macht des Adels und die urſprüngliche Schwäche der übrigen Stände; denn dieſe allein konnte ſie dazu bringen, in den adelichen Geſchlechtern, die vorzüglichern anzuerkennen. Da nun die Vorzüge des Adels ſich auf die Macht, auf das wirkliche, reelle, innere Anſehen deſſelben gründen, ſo iſt es an und für ſich klar, daß die Verträge nur gelten, in ſo fern der Adel das vorzüglichere Verhältniß zu erhalten vermochte. Indem die Adlichen die wichtigern Stellen im Staate erlangen, im Beſitz begünſtigt, im Berathen herrſchend ſeyn wollen, haben ſie die Verpflichtung auf ſich genommen, fortdauernd auch innerlich die Vorzüglichern zu bleiben. Dieſes könnte nun auf eine zwiefache Weiſe geſchehen, nehmlich entweder dadurch, daß ſie die freie Ausbildung der Beherrſchten verhinderten, oder indem ſie bei der geſtatteten freien Ausbildung immer neue Vorzüge erwarben, ſo daß das Verhältniß gegen das veredelte Volk dennoch daſſelbe blieb. In beiden Fällen wäre es lächerlich, von einem Recht zu reden, die äußere Stärke, die äußere Macht würde noch, wie im Anfange, der Ausdruck der innern ſeyn. Aber nichts von beiden iſt geſchehen. Wir ſind vielmehr die Stärkern, ja die allein Starken; denn indem wir in Ehrgefühl, Kunde, tüchtiger Geſinnung dem Adel gleich ſind, hat er ſchon ganz und gar und durchaus zu ſeyn aufgehört (nehmlich als eine beſondere, als eine edlere Gattung), und nun will er ein

Recht, und zwar ein geſchichtliches Recht haben, ſeine Richtigkeit zu behaupten!

Als wir Kinder waren, wählten wir einen rüſtigen Mann, daß er uns ſchützen ſollte, nun ſind wir jung und rüſtig geworden, er aber ein Greis. Soll er noch unſer Schützer ſeyn, da er vielmehr unſerer Hülfe bedarf? Welch eine Thorheit, wenn wir in den wandelbaren Verhältniſſen der Menſchen die Unveränderlichkeit der Natur hineinlügen wollen? Wie wir ein Recht erwerben können auf todte Dinge, das begreifen wir, aber der gründlichſte geſchichtliche Apparat und alle Chroniken der Welt vermögen nicht, es dahin zu bringen, daß ich, der ich der Starke bin, mich als den Unterwürfigen erkennen, dich aber, den Schwachen, für den Herrſcher halten ſoll, weil es einmal ſo geweſen iſt. Iſt das eure Tugend, daß ihr von engherzigen Vorurtheilen immer mehr ergriffen ſeyd, iſt das unſer Verbrechen, daß wir euch gleich geworden ſind, an Muth, Geſinnung und Geſchick? Aber nicht durch willkürliches Fordern, nicht durch ungerechte That haben wir die Verträge aufgehoben — dadurch vielmehr, daß wir euch gleich wurden, haben ſie ihren Sinn verloren. Das Verdienſt ſoll adeln, behauptet ihr, und wir ſollen uns damit tröſten, daß wenn wir ſo trefflich werden, wie ihr ſchon ſeyd, es dann — wenigſtens unſern Ur-Urenkeln vergönnt ſeyn ſoll, eure Herrlichkeit zu theilen. Aber wie entſtand der Adel? offenbar durch das Uebergewicht der rohen Kraft. Dieſe iſt äußerlich, ſie iſt phyſiſch, ſie verbindet Geſchlechter und muß, wo ſie herrſchen ſoll, unterwerfen. Jetzt aber herrſcht das Geiſtige, welches mächtig iſt durch die Liebe, nicht durch den Druck. Die verehrteſten Namen unſerer Tage verlieren dadurch nichts, daß ſie für ſich ſtehen, gewinnen nichts durch den adlichen Prunk. — Iſt es möglich, Kepler, Newton, Leibnitz, Göthe durch das Adeln zu ehren? und wenn ſie ſelbſt ſchwach genug wären, ſolches zu wünſchen, ertheilt die öffentliche Stimme nicht mit entſchiedener Sicherheit über die Richtigkeit ſolcher Auszeichnungen? Der veraltete Adel erſcheint mit ſeinen Forderungen lächerlich, außer höchſtens bei den Höfen, der neue allenthalben, und die Diplome ſind den Amuleten ähnlich, die nichts helfen, weil der Glaube fehlt. Wir entſagen daher Vorzügen, die wir nicht achten können, unſer Lohn ſoll lebendig ſeyn, wie unſer Verdienſt, und nicht Ketten bilden für die Nachkommen. Unter allen Einrichtungen der Geſellſchaft ſind keine heiliger, nehmen keine die Verehrung der Nachkommen mehr in Anſpruch, als ſolche, die durch Verſtorbene, in der vollkommenſten Uebereinſtimmung mit den Geſetzen des Landes entſtanden ſind. Sie ſind gegründet auf die unverletzbarſten Rechte des Eigenthums, ſie ſind geſchützt durch die unveränderliche Gewalt des Staats, ſie fordern von Rechtswegen ſtrenge Erfüllung aller vorgeſchriebenen Bedingungen. Denn durch jedes ganz freie, nicht durch Geſetze bedingte Vermächtniß wird der Genuß eines Vermögens verſchenkt. Der Teſtator hat das alleinige Recht, der Empfänger der Gabe gar keine. Die Bedingungen, unter welchen der Genuß angeboten wird, ſind dem Empfänger bekannt, er muß wiſſen, ob die Vortheile des Beſitzes den Zwang der Bedingungen überwiegen oder nicht; daß aber der Genuß des Vermögens unabänderlich, wie durch ein Naturgeſetz, an die beſtimmten Bedingungen geknüpft iſt, darüber herrſcht durchaus kein Zweifel. Aber nun denke man ſich, daß ein ſolches Vermächtniß, ein ſolches Geſchenk dem Staate dargeboten wird, wie heilig muß ihm jede Verpflichtung erſcheinen! Denn er hat nicht allein die allgemeine Pflicht, die jedem andern Empfänger obliegt, er iſt auch der Bewahrer und Schützer aller ſolcher Verträge überhaupt, die, werden ſie von ihm nicht hochgehalten, auf allen Punkten zuſammenſtürzen, ihn ſelbſt und alle geſellige Verhältniſſe zerſtören. Reiner ſind keine Einrichtungen, keine Verpflichtungen der menſchlichen Geſellſchaft entſtanden, der Wille, aus welchem ſie entſpringen, wird noch immer als der reinſte, ja wohlthätigſte, verehrt, ein jeder Verſuch, ſich den vorgeſchriebenen Bedingungen zu entziehen, als ein Greuel verabſcheuet, ja ſolche Inſtitute, die durch Privatverträge noch täglich entſtehen, enthalten, wie einige meinen, das Princip der eigentlichen Entſtehung aller Staaten in ſich, welches uns hier recht nahe gerückt wird; alle Zweifel, die wir über den Urſprung uralter Rechte haben, verſchwinden hier, bei dieſen kann man nicht behaupten, daß ſie durch rohe Gewalt entſtanden ſind, die Liebe hat ſie erzeuget, der Staat hat ſie als Wohlthat dankbar empfangen und die Pietät des Volks hat ſie geheiligt. — Und dennoch — wer kennt nicht ſolche Inſtitute, die wie ein fortdauernd Läſtiges, Fremdartiges, auf jede Weiſe Hemmendes erſcheinen? Man kann behaupten, daß der Staat in dem Augenblicke, wenn der Zwang der Bedingungen die Vortheile des Genuſſes überwiegt, das Inſtitut zwar aufheben kann, aber auch dem Vermögen entſagen muß. Aber es hatte bei ſeiner Entſtehung allerdings eine lebendige Bedeutung, es griff von ſeinem vielleicht unſcheinbaren Mittelpunkte thätig in mannichfaltige Verhältniſſe ein — und nun ändert ſich nach und nach alles. — Eben die Hartnäckigkeit, mit welcher man die urſprünglichen Bedingungen feſthält, macht den zerſtörenden Gegenſatz ſchneidender, ſtrenger, der reine Stand der Entſtehung iſt in den mannichfaltigen Verwickelungen gar nicht mehr zu erkennen, und der Staat hat ſich hier, wo alles einen ſo heitern, klaren, reinen Anſtrich hatte, in Widerſprüche verwickelt, die deutlich genug zeigen, daß etwas Höheres da ſeyn muß, für welches ſie nicht gelten. Man denke ſich, um alles Aergerniß zu vermeiden, einen mohammedaniſchen Staat im vollen Glanze des blühenden

Caliphats entwickelt, alle geſellige Einrichtungen, alle Geſetze durch den heiterſten Geiſt des klarſten Verſtandes geordnet. In ſolcher Zeit, ergriffen von der vermeintlichen Göttlichkeit ihrer Religion, entſtehen die bedeutendſten Stiftungen. Die Reichſten und Mächtigſten widmen Moſcheen und Schulen das bedeutendſte Vermögen; in den ſchönſten, fruchtbarſten Gegenden erheben ſich Gebäude, der Religion gewidmet, ein großer Theil der Einkünfte des Landes iſt ihrer Befeſtigung, ihrer Ausbreitung beſtimmt. Ohne allen Zweifel iſt der Urſprung ſolcher Vermächtniſſe rein und heilig. Aber das bis dahin mohammedaniſche Volk wird von der Wahrheit des Chriſtenthums ergriffen, der lügenhafte Prophet und alle Gaukeleien des in ſeiner Unwahrheit erkannten Aberglaubens iſt ihm ein Greuel, aus der Hölle entſtanden, ein Gegenſtand des Abſcheues und der Verachtung. Wie lächerlich und thöricht, wenn man nun behaupten wollte, daß alle jene Einrichtungen und Inſtitute bei dem ſo verwandelten Volke beharren ſollten! Die Verträge ſind vernichtet. Behauptet man, daß wenigſtens ein ſolches Vermögen die urſprüngliche Beſtimmung für die Religion behalten müßte, ſo enthält dieſe Behauptung einen harten Widerſpruch. Denn das urſprünglich Beſtimmende, was allein als heilig verehrt werden ſoll, iſt der deutlich erkannte Wille des Teſtators, und daß dieſer unter den angeführten Umſtänden eine jede auch noch ſo willkürliche Anwendung des Vermögens lieber ſehen würde, als die religiöſe, iſt an und für ſich klar. Es iſt alſo gar kein Zweifel, daß es geſchichtliche Verhältniſſe gibt, Ereigniſſe, welche die Zeit herbeiführt, die, eben weil ſie allgemein ſind, keinesweges als willkürlich entſtanden betrachtet werden können, und die nicht allein ein Zerfallen, ſondern auch ein gewaltſames Zerſtören beſtehender Verträge nothwendig machen, ſelbſt, wenn dieſe auf die rechtlichſte Weiſe ſich bildeten, in ihrem Urſprunge das wohlthätigſte, ja heiligſte Gepräge trugen. Die Anwendung auf den Adel ſpringt in die Augen; nur, daß ſein Urſprung keinesweges ſo rein iſt, daß er in der rohen Zeit entſtand, daß der gewaltſame Mißbrauch der rauhen Stärke über die verlaſſene ihm preisgegebene Schwäche deutlich und unwiderſprechlich iſt. Wie eine furchtbare, ungeſchickte Maſchine müſſen wir den Staat mit jenem veralteten Inſtitut betrachten, der fortrauſchende Strom der Zeit ſetzt die unbehülflichen Räder unabläſſig in Bewegung, aber der Roſt hat ſie faſt zerſtört, in den Speichen entſteht die gewaltſamſte Reibung, die Räder greifen unter einem widerwärtigen Ton immer knarrender in einander, die Gegenwart hat kein Mittel der Wiederherſtellung, kein milderndes Oel, um Reibungen zu verhindern. Iſt es zu verwundern, wenn die Maſchine ſich in ſich ſelbſt entzündet? Es iſt gar nicht mehr die Rede von einer Zerſtörung des Adels. Er iſt ſeinem Weſen nach längſt zerſtört, ſeine Bedeutung verſchwunden in dem fröhlichen Streben allſeitiger Entwickelung eigenthümlicher Freiheit. Was übrig geblieben, iſt eine thörichte Verzerrung, wie der überlieferte Aberglaube vergangener Zeiten bei dem ungebildeten Haufen, ein Geſpenſt, welches ſeine Leerheit nur durch eine Anmaßung behaupten kann, die von der friſchen und tüchtigen Kraft vergangener Zeiten ſehr verſchieden iſt und allenthalben ſpottend abgewieſen wird.

Der Streit über den Adel, der in unſern Tagen die Gemüther in ſo heftige Bewegung geſetzt, in welchen veraltete Vorurtheile einerſeits und blinde Willkür und Geſetzloſigkeit andrerſeits ſich auf eine ſo zerſtörende Weiſe hineingemiſcht hat, in ſeinen beiden verzerrten Extremen, zeigt auf eine lehrreiche Weiſe die Richtigkeit getrennter Gegenſätze, die ſich als ſolche gegen einander behaupten wollen. Denn die eine Partei geht von der richtigen Behauptung aus: daß, was von dem Urſprunge aller geſelligen Verbindung der Menſchen und Völker an als ein nothwendiges Element ſich gezeigt hat, beſonders dann, wenn es, wie bei den germaniſchen Stammen, tief in der Eigenthümlichkeit des Volks gegründet iſt, niemals ungeſtraft angetaſtet werden kann. Aber die Verzerrung entſteht, indem die Unwandelbarkeit irdiſcher Formen behauptet wird; dieſe Neigung, in dem Wechſel der Erſcheinungen und Verhältniſſe irgend ein Glied unverändert zu erhalten, verwandelt dieſes nothwendig in ein Fremdartiges, welches hemmend und widerwärtig in eine lebendige Entwickelung eingreift, indem es ſelbſt nur eine trübſelige Geſtalt annehmen kann. Die zweite Partei geht von der richtigen Behauptung aus, daß die lebendige Entwickelung in jedem unendlichen Punkte gleichmäßig Statt findet, daß alles, was von dieſer ſich ausſchließt, keinen Theil hat an dem allgemeinen Leben, vielmehr als ein Todtes ausgeſchieden wird; aber ſie irrt, indem ſie in dieſer Wandelbarkeit der Form eine völlige Ausſcheidung eines weſentlichen Elements wahrzunehmen glaubt, die ohne die gefährlichſten Symptome nicht Statt finden kann, ja die nothwendig eine völlige Auflöſung aller geſelligen Verhältniſſe zur Folge haben würde. Seit Jahrhunderten, ſtill und allmählig, hat ſich das Verhältniß durch das Aufleben, durch die allmählige Macht der Städte verändert. Der eigentliche weſentliche Mittelpunkt des Adels und der einzige übrig gebliebene iſt die Pairſchaft, in dem Sinne, wie wir ſie oben zu entwickeln ſtrebten. Ein jeder Bürger iſt turnierfähig, und keiner darf von dem allgemeinen Kampfplatze des allſeitigen Ringens ausgeſchloſſen werden. Aber ſelbſt indem wir dieſes behaupten, ſchränken wir dennoch keinesweges die Bedeutung des Adels auf den Pair allein, auf den reichen, adlichen Beſitzer ein, deſſen Macht und innere Vornehmheit ihn zum perſönlichen Repräſentanten emporhebt. Der Adel ſoll eine Pflanzſchule des zarteſten Ehrgefühls, der großartigen nationalen Geſinnung, der kecken und zugleich anmuthigen adelichen Sitten ſeyn, der zwar in einer jeden Seele gedeihen kann, aber in Gefahr geräth durch den engen Sinn zu Grunde zu gehen, wenn er nicht eine bleibende auf immer geſicherte Stätte findet. In dieſem Sinne ſoll der Adel ſtets in Ehren gehalten werden und der Adeliche, der dieſen, ihm durch die Vorſehung gebotenen Vorzug, den wir erſt erringen müſſen, aufgibt; verdient eben deßwegen die allgemeine Verachtung. Der Streit zwiſchen den kümmerlich Adelichen, die eine leere hohle Form mit eitlem Prunk vorhalten, während die übrigen den Trotz der befreieten Knechte entgegenſtellen, iſt ein Pöbelkampf, der mit jenem heitern Verhältniß zwiſchen dem wahren Adelichen und dem wahren Bürger nichts gemein hat. Ein ſchöner Wetteifer entſpringt aus dieſem, und das Gefühl, daß es ſo ſey, hat alle Edlen, die bürgerlichen wie die adelichen, durchdrungen. Der wahre Bürgerliche wird ſich daher nie nach jenem Prunk ſehnen, ja er wird einen Titular-Adel verſchmähen, er wird ſtolz auf ſeinen Urſprung, auf ſeinen Standpunkt ſeyn, welchen zu erringen Talent, Fleiß und ſchöne Geſinnung ihm gönnte, indem er dennoch den Adelichen, der den Schatz hoher und würdiger Vorväter zu bewahren oder nach langer Zeit der Erlöſchung wieder zu erneuern weiß, ehrt und hochhält. Wenn hingegen ein günſtiges Geſchick einen ſolchen Bürger in den Stand ſetzt, ein wirkliches adliches Geſchlecht zu gründen, wenn in einem freien Staate ein mächtiger Beſitz mit einer Geſinnung, die ſich dem Staate opfernd hingibt, ihn zur perſönlichen Repräſentation hervorruft, dann iſt er adelich, der Staat macht ihn nicht dazu, erkennt vielmehr nur an, daß durch ihn ſich ein feſter Mittelpunkt eines neuen Geſchlechtes gebildet habe. Der Staat, die Regierung, der König ſoll, ſtreng genommen und der Idee nach, keinen zu irgend etwas machen oder machen wollen; er ſoll nur, was er iſt, anerkennen und, was er werden kann, befördern, auch ſoll ein jeder Bürger nie fordern, daß er zu irgend etwas gemacht werde, denn das alſo äußerlich Gewordene iſt nothwendig innerlich hohl, ſondern ſeine Stelle im Staate ſoll ein Jeder ſelbſt erringen. Entſchiedene Verdienſte um den Staat, erhabene Tugenden, große Thaten und ſeltenes Geſchick mag den Adel erwerben, aber durch mächtigen Beſitz, durch Erhebung zur Pairſchaft. Briefadel iſt ſchlechthin nichtig, ſo bedeutungslos für den Staat, der ihn ertheilt, als leer für den, der ihn erwirbt. Ja es iſt ein trauriges Zeugniß, daß die Verzerrung des Adels noch nicht verſchwunden iſt, und unterhält die ſchädlichen Vorurtheile einerſeits, weil der Adel dasjenige, was, mitgetheilt, für einen Vorzug gilt, als urſprünglichen Beſitz noch höher halten muß, und das Widerſtreben andrerſeits, weil man ſich gedrungen fühlt, ſich den leeren Anſprüchen entgegenzuſtellen.

Wir dürfen dieſen Gegenſtand nicht verlaſſen, ohne eine dritte Verzerrung darzuſtellen, die ſich aus dem ſogenannten phyſiokratiſchen Syſtem gebildet hat und die offenbar hierher gehört, obgleich ſie nicht eigentlich an den Adel ſich anſchließt. Sie hat in ihrem neulich ausgebildeten Extrem etwas Lehrreiches, wie alle Extreme.

Dritte Carricatur.

Das Land, welches ein Volk bewohnt, macht den Staat aus, ſeine Naturproducte bilden den einzigen wahren Reichthum, die urſprüngliche Gabe. Alles, was Geſchick und Kunſt aus dieſen Producten verfertigt, kann dieſen einzigen Grundreichthum weder vermehren noch vermindern, er iſt das wahre, unveräußerliche Grundkapital, und alles andere hat nur ſeinen Werth in Beziehung auf dieſes. Selbſt die Schätze anderer Reiche und Völker, die Producte der ganzen Erde ſtrömen nur als Tauſch in ein jedes Land hinein, und beziehen ſich wiederum auf die urſprünglichen Landesproducte entweder unmittelbar, oder mittelbar durch die Kunſtproducte, die doch wieder aus jenen entſtanden ſind, oder aus ſolchen, die durch ſie für das Land gewonnen wurden. Daß man dieſe einfache Grundanſchauung verließ, hat die Völker und Staaten in große Verwirrung geſtürzt. Man nahm einen Scheinreichthum für einen wirklichen und glaubte da zu beſitzen, wo man in der That nichts beſaß. So bezahlt der Staat alle übrigen Staaten, ſtreng genommen, nur mit ſeinen Naturproducten, alle Kunſt iſt nur das aufgedrückte Gepräge, was, wenn wir die einzelnen Fälle einſeitig betrachten, allerdings zu bezahlen ſcheint, aber für den allgemeinern, das Weſen ergreifenden Blick in der That keinen ſoliden Werth hat. Eine ſolche Scheinbezahlung findet z. B. bei einer zu einem beſtimmten, ſelbſt übertriebenen Werth geprägten Landesmünze Statt. Aber jedermann weiß, daß die wahre Bezahlung, die eigentlich geltende, die nicht allein die Form der Zahlung, ſondern auch den Preis beſtimmt, nach Gold- und Silberbarren in ihrer größten Reinheit, ohne Rückſicht auf die künſtliche Zuthat oder auf das Gepräge, geſchätzt werden muß. Aber Gold und Silber ſind nur Repräſentanten der Zahlung, der Reichthum ſelbſt ſind die Producte. So bezahlt auch ein jeder Staat ſich ſelbſt, nur durch ſeine urſprünglichen Producte, und alle Abgaben muß das Land tragen. Sie werden auch wirklich und der Wahrheit nach immer von dem Landbeſitzer getragen, und nur eine leere Form täuſcht uns über das wahre Verhältniß; denn, ob er von dem höhern Preiſe, den er ſetzen muß, etwas abgibt, oder den Preis ſo herunterſetzt, daß dieſer dem höhern nach dem Abzug gleich wird, iſt offenbar daſſelbe dem Weſen nach. Aber welche Form der Abgaben vom Staate gewahlt wird, iſt keinesweges gleichgültig. Die Staaten haben, indem ſie den urſprünglich einfachen von der Natur angedeuteten Weg verließen, die klare Aufgabe auf eine unſinnige Weiſe verwickelt und die Finanzverwirrung unſerer Tage iſt vorzüglich daraus entſprungen. Iſt es aber gewiß, daß der eigenthümliche Reichthum des Staats in ſeinem Beſitz liegt, ſo iſt auch in dieſem ſeine einzige Stärke gegründet; denn nichts Geiſtiges in der Welt vermag ſich auf andere Weiſe, als durch eine leibliche Erſcheinung vermittelt, kund zu thun. Was alſo in den Staaten ſich ohne Länderbeſitz bildet, ſelbſt das Herrlichſte und Größte, das mag wohl an und für ſich einen groſſen, ja den größten Werth haben, aber für den Staat, als irdiſche Erſcheinung, iſt dieſer Werth nur ein mittelbarer, der erſt durch und für den Beſitz einen feſten Grund und Boden erhält. Die Wiſſenſchaften z. B. haben eine hohe Würde, die ihnen nicht genommen werden ſoll, aber daß ſie die Erſcheinung des Staats, als eine ſolche, nicht begründen, erhellt ſchon daraus, daß ſie ja dem Staate voreilen, dieſen bilden ſie erſt, nachdem ſie, von ihm aſſimilirt, in ihm wie verkörpert ſind. Dieſes leibliche Daſeyn des Staats iſt der Beſitz, denn auf dieſen bezieht ſich alle Thätigkeit und alſo iſt der Länderbeſitzer der einzige wahre Bürger. Auch wurzelt dieſer allein im Lande, hat allein eine wahre Heimath. Kunſt, Geſchick, Wiſſenſchaft gehören allenthalben zu Hauſe, können aus einem Lande in das andere ziehen, haben keinen bleibenden Haltpunkt, ja je mehr ſie ſich, ohne Rückſicht auf einen ſolchen fixen Punkt, ausbilden, deſto höher müſſen wir ſie ſchätzen. Die geiſtige Freiheit, die in den Künſten, wie im Wiſſen, ſich darzuſtellen ſucht, eilt alſo nicht allein dem Staate vor, ſondern ſchreitet auch über ihre Grenzen hinaus. Nur der Beſitzer iſt, dem Weſen nach, wahrer Einwohner des Landes, ſein Intereſſe, ſeine Eigenthümlichkeit fällt ganz und durchaus mit dem Lande zuſammen und kann offenbar nie und auf keine Weiſe von dieſem getrennt gedacht werden. Das iſt mit den übrigen nicht der Fall, ihre ganze Seele, ihr Bemühen und Streben gehört der Welt. Alſo theilen ſich die Einwohner des Landes nothwendig und der Natur gemäß in zwei Theile: in ſolche nehmlich, die recht eigentlich Einwohner des Landes ſind, deren ganzes Bemühen darauf geht, alles, was ſich darſtellt und bildet, in den Beſitz aufzunehmen und zu verkörpern, und ſolche, die dieſes Verkörperte ſelbſt für ein größeres Ganze, für eine unbeſtimmbare Zukunft gewinnen wollen. Die Wege, die dieſe zwei Haufen gehen, ſind ſich entgegengeſetzt, vereinigen können ſie ſich nicht. Es ſind zwei Geſellſchaften in der Geſellſchaft, und es entſteht die Frage: welche von beiden bildet den Staat, in welcher finden wir den wahren Bürger? Eine Frage, die beantwortet iſt, ſo wie ſie aufgeworfen wird. Denn da die Beſitzer und die Fremdlinge nicht einerlei Intereſſe haben, ſo iſt es klar, daß ſie ſich nie vereinigen können, wenigſtens kann nichts Geſchloſſenes, in ſich Lebendiges und Organiſches durch eine ſolche Vereinigung entſtehen. Machten alſo beide Parteien gleiche Anſprüche, ſo müßte man ſich entweder mit einer ſcheinbaren Vereinigung begnügen, wie ſie in unſern gegenwärtigen Staaten Statt findet. Aber dann muß auch der innere Widerſpruch ſich immer deutlicher entwickeln, eine Kataſtrophe, die uns immer drohender nahe tritt und auf welche alle Zeichen der Zeit deuten. Oder die eine Partei müßte die andere verdrängen. Nun iſt die einzige Partei, die ſich durchaus nicht verdrängen läßt, die der Landbeſitzer; denn geſetzt auch die entgegengeſetzte wäre die bei weitem ſtärkere, ſo würde ſie doch den Sieg nur dadurch erringen, daß ſie in den Beſitz des Landes geriethe, und ſie würde entweder dieſes gleichmäßig vertheilen, wodurch alle Landbeſitzer werden müßten, oder es bildeten ſich wieder beide Parteien, dann wäre der Keim zu den alten Zwiſtigkeiten wieder da, die über kurz oder lang wieder ausbrechen und auf eine dem erſten Streit ähnliche Weiſe endigen müßten. Die Landbeſitzer bilden alſo, da ſie ein gleiches Intereſſe haben, eine naturgemäße Verbrüderung, und die repräſentativen Verſammlungen können ſich über die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten leicht einigen, da das Ziel daſſelbe iſt. Daß aber die übrigen Einwohner repräſentirt werden und über die Einrichtungen des Staats irgend etwas beſtimmen, dürfen die wahren Bürger keinesweges dulden; denn es iſt einleuchtend, daß alle ihre Beſchlüſſe wirklich Verrath gegen die Länderbeſitzer enthalten müßten, indem ſie darauf ausgehen würden, dem beſchränkenden Streben eine zerſtörende Ausdehnung zu geben. Aus dieſem Grunde ſind alle Einwohner des Staats, ohne Landbeſitz, als Miethlinge zu betrachten, die nur Sicherheit und ungeſtörten Genuß des Erworbenen, aber kein Stimmrecht erwerben können.

Wir würden dieſe ausſchweifende Vorſtellung, die neulich laut geworden, kaum erwähnt haben, um ſo weniger, da, irren wir nicht, doch eine verſteckte Ironie ſich in allen Behauptungen verbirgt, wenigſtens geſtehen wir, daß wir keine glücklichere Parodie des phyſiokratiſchen Syſtems kennen — wenn dieſe Darſtellung uns nicht Gelegenheit gegeben hätte, die Behauptungen von der Würde des Beſitzes von Grund und Boden einer Prüfung zu unterwerfen.

Das Land iſt, im höhern Sinne, ſo wenig der eigentliche Kern des Staats, als es der Kern oder das Leben der Pflanze iſt. Denn wenn das Land auch die nothwendigen Bedingungen des Daſeyns enthält, ſo enthält es auch Hemmungen, ja es gibt Länder, die eben durch ihren mächtigen Reichthum, durch ihre Kraft und Naturgewalt die Landbeſitzer in ewiger Unmündigkeit feſthalten. Der eigentliche Landbeſitzer in jenem Sinne, der dieſen Beſitz als die einzig reale Form des bürgerlichen Daſeyns betrachtet, iſt ein Wilder. Er müßte ſich von den Früchten des Feldes nähren, in die Felle der Thiere kleiden; denn dadurch allein gelingt ihm die Beſchränkung des Daſeyns auf den Beſitz ſeines Landes ganz gewiß. Es gab im Alterthum Staaten, die, ſchwebend zwiſchen Cultur und Wildheit, dieſes fühlten, wie in unſern die Sehnſucht nach einem idylliſchen Schäferleben die Spuren eines ähnlichen Gefühls enthalten. Wird aber ein ſolches Volk von dem Streben nach Kunſt und Wiſſenſchaft ergriffen, ſo iſt es verloren; denn da der Zwieſpalt in dem Gegenſatz zwiſchen der beſchränkenden Neigung des Beſitzes einerſeits und der erweiternden der Kunſt und des Wiſſens andrerſeits gegründet iſt, ſo wäre es ſchon ganz einerlei, ob die Beſitzer ſelbſt Künſtler und Gelehrte wurden, oder ob ſolche ſich unter ihnen bildeten, einerlei, ob der Zwieſpalt einen jeden Bürger in ſich zerſtörte, oder die Bürger unter einander feindſelig trennte; der Zerſtörung würde ein ſolches Volk auf keine Weiſe entgehen. Glaubt man aber, daß ſie, indem ſie die Einfachheit ihrer Beſchäftigung beibehielten, von außenher die Producte der Künſte, des Wiſſens erhalten könnten, oder ſie, wie ſie meinen, durch Miethlinge könnten zubereiten laſſen, ſo iſt dieſes eine arge Täuſchung; denn der wahre Genuß iſt nur durch innere Theilnahme möglich. Nun wird man zwar behaupten, daß der Beſitzer allerdings an Kunſt und Wiſſenſchaft auch innerlich Theil nehmen könne, daß aber der Beſitz eben dieſem Streben jenes Maaß, jene Schranke geben würde, die für die Erhaltung des Staats nothwendig iſt, daß, da nicht alle Einwohner Beſitzer ſeyn können, ein ſolcher Staat aus ſich ſelbſt Miethlinge erzeugen würde, die Kunſt und Wiſſenſchaft ausbildeten, und den Bürgern zum beſtimmten Gebrauch mittheilten. Jeder wird einſehen, welche kümmerliche Richtung alles geiſtige Streben in einem ſolchen Staate nehmen müßte. Iſt doch die ſpießbürgerliche Geſinnung in unſern Staaten noch immer ſo mächtig, daß der Hochbegabte kaum gegen ſie anzukämpfen vermag, wie durchaus würde hier alles Studium im allereingeſchränkteſten Sinne Brotſtudium werden? Ein Staat entſtand ſo, in welchem jedes Genie, deſſen ganzes Daſeyn ſich dem Höchſten opferte, jeder Hochbegabte, der für einen würdigern Beſitz, als den äußern, durchaus lebte, als ein bloß geduldeter Fremdling behandelt würde. Wer keinen geiſtigen und dennoch ganz eigenthümlichen Grund und Boden kennt, wem ein durchaus volksmäßiger Beſitz von Kunſt und Wiſſenſchaft fremd iſt, wer nicht weiß, wie eben dieſer Beſitz alle innere, lebendige Elemente des Staats in ſich enthält, daß aus dieſen allein die wahre Hingebung, die hohe Geſinnung, die Freiheit entſpringt, dem kann man es freilich nicht beweiſen, dem kann man es nicht verargen, daß er für den einzigen Beſitz lebt, den er kennt; aber ſolche, die Knechte der äußern Natur ſind, wie können ſie frei ſeyn? Nur derjenige iſt frei, der ſeinen Aufenthalt wählt, weil er ihn als den Grund und Boden einer höhern Blüthe anerkennt. Der Widerſpruch, welcher zwiſchen Landbeſitzer und dem Hochbegabten des Landes Statt findet, der das Intereſſe beider trennt, iſt gehoben, wenn jene den äußern Beſitz als eine bloße äußere Bedingung für ein höheres Daſeyn betrachten, denn dann ſind ſie ja einig; wo aber dann die wahre Kraft der Berathung liegt, iſt an und für ſich klar. Der äußere Beſitz aber, getrennt von jenem höhern Leben, im Gegenſatz gegen ihn, iſt ein durchaus Nichtiges, iſt, wo er von Natur reich iſt, ein einſchläfernder Dämon, der das Geſchlecht durch narkotiſche Dünſte in dämmernden Träumen feſthält, iſt, wo eine höhere, verſtändige Hand die Bedingungen leitet, das fruchtbare Miſtbeet, dem es aber keinesweges gebührt, der Blüthe zu gebieten, obgleich dieſe ihm allerdings als ein Fremdling erſcheinen muß. — Aber ſelbſt die Behauptung der Phyſiokraten, daß alle Abgaben des Staats auf den Landbeſitzern laſten müſſen, aus welcher jene Verzerrung doch im Grunde entſprang, iſt, wenn wir die lebendige Idee des Staats feſthalten, durchaus falſch. Es iſt gar nicht unſere Abſicht, uns hier in eine weitläufige Unterſuchung einzulaſſen über die bequemſte Weiſe, die Abgaben einzurichten, welche Kenntniſſe vorausſetzt, die wir nicht beſitzen, ja nicht erwerben wollen; aber es gibt einen entſcheidenden Standpunkt, von welchem aus dieſer Gegenſtand betrachtet werden kann, ein Standpunkt, der die leitenden Principien für dieſen Gegenſtand offenbar enthalten muß. Wir wiſſen es wohl, daß die meiſten Bürger die Abgaben ſehr ungern geben, daß es das herrſchende Streben iſt, ſo wenig an die Geſellſchaft zu geben als möglich, indem man ſie als ein Mittel betrachtet, ſo viel als möglich zu erwerben. Daß aber dieſe Geſinnung, wenn ſie durchaus herrſchend wäre, den Staat ganz zerſtören, daß ſie, wenn ſie ohne Scheu hervorträt', alle Controlle und jede auch noch ſo künſtliche Einrichtung vernichten würde, ihren Spott treiben mit jedem inquiſitoriſchen Verfahren, iſt an und für ſich klar. Dieſe Scheu iſt aber die Gewalt der ordnenden Idee, das poſitive Leben des Staats, welches im Ganzen mächtig iſt, wie ſchwach es auch im Einzelnen erſcheinen mag, und was in ihr verborgen liegt, immer kräftiger hervorzuheben und zu beleben, ſoll die eigentliche Abſicht aller Staaten ſeyn. Als das Daſeyn Deutſchlands in der größten Gefahr ſchwebte, als ein übermächtiger Tyrann jede nationale Eigenthümlichkeit zu vernichten drohte, und mit dieſer den Staat; als eine große Begeiſterung das ganze Volk waffnete, da ward der Eigennutz ſchwach, ein Jeder brachte willig die größten Opfer, und die Zeit erſchien, die uns alle rettete, und nur eine ähnliche Geſinnung, wenn auch nicht in der convulſiviſchen Form, kann uns den Erfolg der Siege ſichern. Der Bürger verdient dieſen Namen nur, in ſo fern er ſein Daſeyn erhält, um es hinzugeben, alle Momente ſeines Daſeyns müſſen eine allgemeine Richtung gegen den Staat, wie eine beſondere gegen die Perſon haben; mit allem Erwerb ſoll, ſo fordert es jene Geſinnung, Abgabe verbunden ſeyn, und der wahre Bürger will, was ihm zufließt, mit dem Staate theilen. Er fühlt es, daß er nur dadurch das Recht erhält, beſtimmend, nach ſeiner Lage poſitiv geſetzgebend zu erſcheinen; das Recht, Bürger zu ſeyn, will er nicht ohne Opfer kaufen. Man ſage nicht, er müſſe allerdings opfern; denn wenn er die Abgaben beſtimmen hilft, die der Landbeſitzer geben ſoll, dann beſtimmt er dadurch die Preiſe, die auch ihm beſchwerlich fallen. Solche Beſtimmungen, die ohnehin durch Repräſentanten der Corporation und nicht durch die Perſon getroffen werden, entfernen das ſtille, ſtärkende Bewußtſeyn ſeiner Hingebung für den Staat, lähmen die Kraft des öffentlichen Lebens an ſich. Was wir aus dem eignen Erwerb nicht ohne Anſtrengung, uns der That bewußt, dem Staate weihen, das knüpft uns in jedem Augenblicke an ſein Daſeyn, und in jener glücklichen Zeit der Begeiſterung, die, wie wir hoffen, ſtille Keime in tauſend Gemüther geſäet hat, ward die allgemeine lebendige Theilnahme durch die Opfer geſteigert, die wir freywillig brachten. Wenn jene Anſicht herrſchend wurde, wenn die Landbeſitzer Jahrhunderte lang allein die

Abgaben trügen, dann würde das Gefühl, daß dieſes nur dem Scheine nach der Fall war, nothwendig nach und nach erlöſchen, und ſie würden Anſprüche begründen, die der gleichen Freiheit aller Bürger höchſt ſchädlich werden müßten. Dieſer Standpunkt der Betrachtung iſt der wahre. Jeder andere iſt ein untergeordneter und führt zu einem endloſen Gerede, wobei eben die tauſend Fälle, die keine Entſcheidung herbeiführen, mit den leeren Anſprüchen einer Erfahrung hervortreten, die eine nichtige Gründlichkeit lügt und uns irre führt, ſtatt uns aufzuklären.

Der Gelehrte.

Wir hätten hier Gelegenheit, die Verzerrungen der Theorie und Praxis in ihren einſeitigen und nichtigen Extremen darzuſtellen, und es ſoll nicht geleugnet werden, daß es von großer Wichtigkeit iſt, dieſe kennen und würdigen zu lernen. Aber unſere ganze Schrift behauptet gegen dieſe falſchen Anſichten ein beſtimmtes Verhältniß; die einſeitigen Richtungen der Theorie und Praxis, ihre leeren Anmaßungen, ihr thörichtes Spiel mit Begriffen und Erfahrungen, als-wenn es Begriffe gäb, die nicht zugleich Erfahrungen, Erfahrungen, die nicht zugleich Begriffe wären, liegen außerhalb ihrer Gränzen in dem allgemeinen Leben, und wir müſſen es dem nachdenkenden Leſer überlaſſen, aus der Schrift ſelbſt ihr Verhältniß zu dieſen Verzerrungen zu beſtimmen. Wenn die einzelnen Abtheilungen des Werks Carricaturen als Antinomien des Lebens herausheben, und die Idee nachzuweiſen ſtreben, aus welchen ſie in ihrer Einſeitigkeit entſprungen ſind, ſo mag das ganze Werk, als eine allgemeine Idee, ſich jenen Carricaturen, zwiſchen welchen das Geſchick unſerer Zeit eine jede wiſſenſchaftliche Unternehmung, die nach lebendiger Bedeutung ſtrebt, hineingedrängt hat, getroſt entgegenſtellen, und die Schrift will es wagen, den nehmlichen Platz in dem widerſtrebenden Kampfe zwiſchen äußerem Scheinleben und innerem Scheinwiſſen der Zeit im Großen zu behaupten, den die Löſung der Antinomien in einem jeden Abſchnitt einzunehmen ſtrebt. Auch hat dieſer Streit, nachdem er eine lange Zeit gedauert hat, und zwar ſo, daß, wie es ſchien, der Gelehrte und der Weltmann ſich immer mehr und mehr zu trennen ſchienen, in unſern Tagen eine aus der höchſten Spannung naturgemäß erfolgende entgegengeſetzte Richtung genommen, ſo daß der Gelehrte, ſeinen Standpunkt verlaſſend, ſich in der Vereinzelung der ſogenannten Erfahrung auf eine falſche Weiſe verliert, die Maſſe einzelner Thatſachen mit ſcheinbarer Gründlichkeit zuſammenhäuft und die Löſung der Probleme, indem er ſie durch eine Unendlichkeit der Fülle verwirrt und trübt, immer unmöglicher macht, während der Practiker ſelbſt die große Aufgabe der Staatsverwaltung nicht etwa durch Philoſophie, die niemals erkannt, ja nicht einmal geſucht werden kann, es ſey denn auf ihrem wahren Standpunkte, deſſen Bedeutung im Leben mit ihrem Erkennen zuſammenfällt, ſondern durch leere, vereinzelte, weder in ſich, noch durch einen großartigen und ſichern Zuſammenhang begründete Philoſopheme zu löſen ſucht. Wir haben an mehrern Orten Gelegenheit gehabt, auf dieſe Verwirrung zu deuten, und im Verfolg dieſer Schrift wird es nicht an neuen fehlen. Anſtatt alſo hier die Betrachtung in eine Allgemeinheit hineinzuführen, die alles Beſondere und Beſtimmte verdrängen würde, wenden wir uns zu einem Gegenſtande, der über die Stellung des Gelehrten im allgemeinſten Sinne zum Staate die wichtigſten Aufſchlüſſe gibt, einem Gegenſtande, der auf das lebhafteſte alle Gemüther bewegt, und deſſen Unterſuchung um ſo nothwendiger iſt, da er ein Thema nicht bloß der Völker, ſondern auch der Regierungen geworden iſt, indem das Urtheil doch noch immer unſicher hin und her ſchwankt.

Preßfreiheit

als ein nothwendiges Element des Staats.

Man erlaube uns hier von der bis jetzt in dieſer Schrift durchaus herrſchenden Darſtellungsweiſe abzuweichen. Zwar vermöchten wir leicht auch bei dieſem Gegenſtande zwei entgegengeſetzte Carricaturen herauszuheben, und die Zeit würde uns die nothwendigen Züge der Schilderung nicht verſagen; aber diejenigen, die eine geduldete Zügelloſigkeit der Preſſe wünſchen, wagen dennoch keinesweges ſie zu fordern. Ihre Forderung, wenn auch nicht hinlänglich begründet, ſtimmt vielmehr, der Hauptſache nach, mit derjenigen überein, die auch wir als eine gerechte anerkennen und in Anſpruch nehmen. Eine verborgene verbrecheriſche Abſicht aber läßt ſich keinesweges in eine Reihe ſtellen mit irrenden Anſichten, die auch die Beſten verleiten können, und die allein die Gegenſtände unſerer Betrachtung waren. Die einſeitigen Gründe derer aber, die keine Preßfreiheit wollen, laſſen ſich durch die Darſtellung des wahren Verhältniſſes am leichteſten widerlegen.

Die Frage nach der Preßfreiheit, was ſie ſey, was mit ihr gefordert werde und in welchem Umfange, iſt eine der wichtigſten, die in Beziehung auf den Staat aufgeworfen werden können, und erfordert vor allem in unſern Tagen eine erſchöpfende Beantwortung. Es iſt hier keines, weges von einem vermeintlichen Recht der Bürger, alles drucken laſſen zu können, was ihnen beliebt, und davon, ob die Staaten ihnen ſolches verwehren dürfen, die Rede; vielmehr iſt es unſere Abſicht, zu zeigen, daß die Preßfreiheit zum Weſen eines lebendigen Staats gehört und insbeſondere ein nothwendiges Element des deutſchen Staats iſt. Wir ſcheuen uns nicht, eine ſo wichtige Unterſuchung an den tiefſten Punkt, von welchem aus ſie allein begründet werden kann, anzuknüpfen.

Der Staat iſt nichts Gemachtes, er iſt eine göttliche Fügung zu wechſelſeitiger Erlöſung der Menſchen, aber nicht etwa ſo, daß wir der Fügung leidend und unthätig zuſehen dürfen. Wir ſollen ſie anerkennen, verſtehen, benutzen, ſie iſt an unſere That geknüpft; jeder ſoll thätig ſeyn auf ſeine Weiſe, denn jeder theilt die allgemeine Schuld, und keiner kann ſich retten, wenn nicht durch die Liebe, die aber jeden nur durch die allgemeine Befreiung befreiet. Dieſes Ziel der Staaten wär errungen, wenn jeder ſeine göttliche Natur, d. h. ſeine reine Eigenthümlichkeit, von der äußern Natur, von Beſitz und geſelligen Verhältniſſen unterſtützt, ungehindert entfalten könnte. Das iſt unmöglich, aber der Staat hat allein eine lebendige Bedeutung, der ſich dieſem Ziele immer mehr zu nähern ſucht. Wenn dieß aber auch nach irdiſcher Weiſe völlig erreicht wär, ſo würde der Streit, der mit irdiſchem Leben verbunden iſt, doch keineswegs aufhören, und der Traum von einem hieſigen Daſeyn, in welchem fortdauernder Friede, Freude und Selbſtgenügſamkeit herrſchte, iſt nicht allein leer, ſondern auch ruchlos, weil er in der Nichtigkeit des vergänglichen Lebens und Genuſſes ſuchen will, was nur im Unvergänglichen und Ewigen gedeihen kann. Vielmehr iſt es unzweifelbar, daß der Streit zwiſchen dem Guten und Böſen ſich dann nur feuriger entzünden würde, dieſelbe allgemeine Fügung, die die göttliche Natur befreiete in dem Guten, würde die Hölle entdecken in dem Böſen, der Mittelpunkt des befreieten Daſeyns würde, wie dort einen Himmel eröffnen, ſo hier einen Brennpunkt ſataniſcher Kräfte darſtellen, die von ihrer finſtern Heimath aus zerſtörend und vernichtend hervortreten würden. Iſt die verſöhnende Liebe das wahrhaft Poſitive der Staaten, die alles beſtätigt in ihrer Art, ſo muß gleichmäßig mit dieſer die Strenge hervortreten, die erbarmungslos das Nichtige in ſeiner Nichtigkeit zeigt und abweiſ't. Dieſes iſt das Recht, das Geſetz, die beſtehende äuſſere Ordnung, deſſen inneres Weſen die Liebe ſelbſt iſt, aus welcher es entſprang. Ein jedes Maaß der Liebe, wie es die Fügung Gottes gedeihen ließ, hat ſeine beſtimmte Form, nach der Eigenthümlichkeit des Volks. Die glücklichſten Zeiten ſind diejenigen, in welchen das gegebene Maaß der Liebe die ihr völlig entſprechende Anordnung gefunden hat, ſo daß die Geſetze des Staats als die lebendige, nirgends hemmende und einſchränkende Articulation ſeines innern Lebens erſcheinen. Ein Gleichgewicht, welches die ſchönſte, friſche Jugend, die frohen Zeiten heiliger Begeiſterung bezeichnet, und von jeher nur vorübergehend hervortrat, um wieder zu verſchwinden. Denn die Liebe, wie das Lebendige, iſt auch das erzeugende Princip der Staaten, die heitere Erſcheinung war keinesweges die höchſte, ſie deutet auf eine höhere, und das ſteigende Maaß fordert eine veränderte Form. Ein tiefes Gefühl, daß es ſo ſey, durchdringt alle Staaten. Aber hier, neben dem heiterſten Glück, liegt die trübe Verwirrung, das tragiſche Princip. Denn die Liebe gebiert aus ſich ſelbſt die Furcht. Das Geſetz enthält die Sicherheit des Staats, was fortſchreitend über dem Geſetz hervorragt, kann die Liebe ſeyn, die, wo ſie erſcheint, ein neues lebendiges Geſetz aus ſich gebiert, aber ob es ſo ſey, wiſſen wir nicht, wir haben mit dem beſtehenden Geſetz das richtende Maaß verloren.

Verliert das Geſetz ſeine Gewalt, dann iſt der Staat der Willkür nicht allein preisgegeben; was das Beſtehende zertrümmerte, war nothwendig ein Schlechtes, und die Vernichtung iſt nicht mehr zweifelhaft. Dieſe Furcht nun erzeugt das Beſtreben des Geſetzes, ſeine Gewalt zu üben und zu wachen über ein jedes Streben, daß nichts, was über das Maaß der beſtehenden Ordnung hinausſtrebt, laut werde und irre leite. Man darf es nicht laut werden laſſen, denn wie es unendlich iſt in ſeinem Streben, iſt es auch unendlich in ſeinem Erfolg, und einmal ausgeſprochen geht es ſchrankenlos fort, Gutes erzeugend, wenn es gut iſt, aber auch Böſes, wenn es böſe iſt. Das Geſetz will damit nicht ſeine Unwandelbarkeit und Unfehlbarkeit behaupten, oder ſich als eine beſtehende unveränderliche Form für alle Zeiten geſtalten. Das Geſetz verwandelt ſich ſtill fortſchreitend aus ſich ſelbſt, mancherlei Anordnungen geſtalten ſich in der Ausübung anders; ſo findet eine fortdauernde Fortbildung Statt, indem das Geſetz im Ganzen für eine jede wahrnehmbare Zeit unverändert zu bleiben ſcheint, obgleich es ſich in der That verändert. So bildet ſich der Mann aus dem Kinde, eine jede Veränderung, die über die Form hinaus oder gegen ſie anſtrebt, wird eine Krankheit genannt, geſund iſt der Körper nur, wenn die allgemeine Harmonie aller lebendigen Kräfte nichts laut werden läßt, was ihr widerſpricht. Auch aus einem jeden bedeutenden Menſchen tritt eine geiſtige Kraft hervor, die ohne über das Geſetz hinauszuſtreben zu ſeiner Fortbildung thätig iſt. Ein Gedanke ergreift uns, keiner ahnet, was mit ihm gegeben iſt, aus der ſtillen Forſchung, in der verborgenen Einſamkeit wird er geboren, und wir ſelbſt wiſſen wohl kaum, daß eine ganze Welt in ihm ſchlummert. Einmal in ſeiner Gewalt, vermögen wir es nicht, ihm zu entrinnen, auch ſeiner Conſequenz nicht, die uns immer weiter führt, und was ſo, unbemerkt und kaum vernehmlich, in der Seele des Einzelnen keimte, das wirkt in immer größern Kreiſen immer gewaltſamer, verändert herrſchende Anſichten, erzeugt Wünſche und Begierden, und allmählig hat, von ſolchen einzelnen Anklängen ergriffen, die auf mehrern Punkten ſich erzeugten, ſich in einem großen Umfange ausbildeten, ſich begegneten, widerſprachen, vereinigten, das ganze Geſchlecht ſich verändert und das Geſetz mit ihm. — So reden diejenigen, die jene Furcht der Staaten rechtfertigen wollen. Aber ſo iſt es nicht. Das Geſetz hat jene lebendige Bildſamkeit keinesweges, und kann ſie nicht haben. Wir haben bei dieſer Unterſuchung nur vom Geſetz geſprochen, nicht von der Verfaſſung. Dieß nehmlich ſtellt das Maaß des eigenthümlichen Lebens dar, das Geſetz aber die Erhaltung derſelben. Nun gebiert zwar die Liebe das Recht und das Geſetz, aber auf irdiſche Weiſe, als ein Beſchränkendes. Die erzeugende Kraft iſt aber allein in der Liebe ſelbſt, durch welche Gott zu uns ſpricht. So erzeugt das Erkennen ein Syſtem, als geſetzmäßige Schranke, damit die Gedanken nicht unſtät und wild ſich verwirren, und einen Mittelpunkt gemeinſamer Verſtändigung finden. Aber das Syſtem hat keine erzeugende Kraft, während das Erkennen immer vorwärts ſchreitet. Daher geſchieht es denn, daß in den Staaten, wie in der Wiſſenſchaft, das Gleichgewicht, dort zwiſchen Liebe und Geſetz, hier zwiſchen Erkennen und Syſtem aufgehoben wird, und ein Widerſpruch ſich bildet, der ſich immer deutlicher ausſpricht, je ſtarrer und eigenwilliger ſich die todte Form gegen die lebendige Entwickelung zu behaupten ſtrebt. Erſt wird das Geſetz ſich mit dem keimenden Leben zu verbinden ſuchen, es wird hier erweitern, dort einſchränken, indem es dennoch das Princip der beſtehenden Form feſthält, und ſo ſich allenthalben fügen. Aber indem das Gleichgewicht immer ſchwankender, der Widerſpruch immer härter wird, nachdem die Verſuche das Beſtehende mit dem Werdenden zu verbinden, zu immer verwickeltern Aufgaben geführt hat, entſteht die Furcht; der Kampf beginnt, der entweder mit einer tödtenden Erlähmung, wenn das Geſetz ſiegt, oder mit einer krampfhaften Convulſion endigt, wenn es überwunden wird. Das Erkennen hat einen ruhigern Fortgang als das Leben, die Irrthümer dort wirken nicht ſo zerſtörend und verwirrend, wie die Bosheit hier, aber dennoch zeigt die Geſchichte der Wiſſenſchaften für das Syſtem die nehmlichen Stadien des Kampfs, die wir für den Staat bezeichnet haben. Und damit wir uns nicht bei ſolchen Fällen aufhalten, wo herrſchende Anſichten noch einen Zweifel übrig laſſen könnten, wählen wir eine Epoche in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, die den Streit des alten Syſtems, den Sieg eines neuern, die Künſte des verdrängten, das ſcheinbar Willkürliche (Hypothetiſche) des ſiegenden auf eine höchſt lehrreiche Weiſe darſtellt, den Kampf nehmlich zwiſchen dem Ptolemäiſchen und Copernikaniſchen Syſtem. Wer es recht begreift, wie Erkennen und Leben, herrſchendes Syſtem und Geſetz daſſelbe Verhältniß darſtellen, der wird in dem Schickſal einer Lehre das Schickſal eines Staats und die nehmlichen Formen der Fortbildung in beiden wohl erkennen. Wir haben hier nur von einer Furcht des Geſetzes, die, wenn gleich auf irrige Weiſe, aus der Liebe entſpringen kann, geſprochen, indem wir, wie billig, aus dieſer Unterſuchung den Einfluß der Bosheit, die Tücke der Tyrannen, die Künſte der Schlechtigkeit ausſchließen. Denn läßt es ſich darthun, daß jene Furcht thöricht ſey, ja ſchädlich und gefährlich, ſo ſind ja alle Künſte, die ſich an dieſe anſchließen und hinter ihr verſtecken möchten, zugleich abgewieſen.

Iſt es nun aber ſo, kann das Gleichgewicht zwiſchen dem innern Leben des Staats und der beſtehenden Form nur in vorübergehenden Epochen Statt finden, iſt es ein nothwendiger Naturgang, daß der Widerſpruch zwiſchen dem Geſetz, wenn dieſes ſeine äußere Form behaupten will, und der fortſchreitenden Entwickelung immer härter und bis zur Vernichtung beider, oder bis zu einem einſeitigen immer ſchädlichen Sieg ſich ausbilden muß, ſo entſteht die Frage, ob nicht das Geſetz ſelbſt gleichſam eine offene Seite, die freilich weder Geſetz im ſtrengern Sinne, noch reine Willkür ſeyn darf, anerkennen, ob es eine lebendige Mitte geben kann, durch welche das Geſetz ſelbſt für die fortſchreitende Entwickelung gewonnen wird, oder ob das Geſetz fortdauernd das Recht behalten muß, allein und in ſeinem Sinne laut zu werden. Soll das Geſetz und die beſtehende Ordnung das richtende Maaß für eine jede Aeußerung ſeyn, dann muß ſie dieſe verhindern; denn ausgeſprochen iſt ſie nicht mehr in ihrer Gewalt. Alle Strafen treffen nur die Perſon, nicht die Aeußerung, die nicht ſelten durch die Verfolgungen, die die Perſon erleidet, nur noch thätiger und eingreifender wirkt. Ferner wird hierbei vorausgeſetzt, daß die geſetzmäßige Ordnung des Staats, wie ſie einmal iſt, eine unwandelbare ſey, dem alles, was ſich gegen ihn äußert, durchaus geopfert werden muß. Es gibt Völker, die auf dieſe Weiſe von dem Geſetz gefangen ſind, ja die, als wären ſie durch die Natur ſelbſt dazu beſtimmt, in einer feſten Ordnung ſeit Jahrtauſenden erſtarrt ſind. Eben das Sichere, Unwandelbare, einem Naturproduct Aehnliche, welches dieſe Völker — die Chineſer und Japaneſer — bezeichnet, macht das Studium ihres öffentlichen Lebens und ihrer Staatsform höchſt lehrreich. Ja wir dürfen behaupten, daß alle europäiſchen Staatsverfaſſungen nur durch ein vergleichendes Studium dieſes grellen Gegenſatzes völlig begriffen werden. Ihre eigentliche Sprache iſt höchſt dürftig, einſylbige Worte mit kaum vernehmbaren Biegungen berühren nur die geringern Beziehungen des Daſeyns, kaum den ſechſten Theil der Region ihres innern Lebens, alle höhere Gegenſtände des Lebens und Wiſſens ſind in Zeichen erſtarrt, kein Ton der wahren Begeiſterung kann in dieſen Ländern laut werden, das Höchſte hat keine Zunge, keine Lippen in Bewegung geſetzt, nie die Züge des Geſichtes veredelt, kein Ohr hat das Höchſte vernommen. Was uns innig rührt und ergreift, das löſ't ſich für dieſe Völker in ein bloßes ſcharfſinniges, gemüthloſes Spiel auf. Was dieſe Sprache iſt, das iſt auch das Land, die ungeheuern Brücken und Canäle, die bekannte Mauer, und die der Städte und Straßen, dieſe ſelbſt, allenthalben nach der nehmlichen Form, ſind erſtarrte Zeichen eines unbeweglichen Daſeyns, welches auch die Verhältniſſe der Einwohner gegen einander, von dem Kaiſer bis zu dem geringſten, unabänderlich bedingt. Beide Staaten ſind recht eigentlich große Zuchthäuſer, vollkommen conſequent durchgreifende Polizeianſtalten, ein Jeder bewacht, belauſcht den Andern, und Alle ſind gleich vor dem Geſetz, nemlich gleiche Opfer dieſes glühenden Molochs. Und wie wunderbar muß es uns ergreifen, wenn wir erfahren, daß ſo Manches, was wir unſere Vorzüge nennen, dieſem Volke ſeit Jahrhunderten eigen war. Pulver, Buchdruckerkunſt und Compaß, die feinſte Diplomatik, die ſtrengſte Titulatur, die raffinirte Etikette und Hofzeitungen, ausgebildeter Ackerbau, vollendetes Fabrikweſen, ungeheure Volksvermehrung, Humanität, milde Criminalgeſetze, Toleranz, ja die Thorheit des Papiergeldes kannten ſie ſeit mehr als ſechshundert Jahren, und ſcheinen dieſen krankhaften Paroxismus des Staatslebens überſtanden zu haben. So feſt ſind die Theile dieſes Staats in einander gefügt, daß Jahrhunderte nichts über ſie vermochten, fremde, freie Völker unterjochten ſie mit Leichtigkeit; denn, wo iſt Muth ohne Freiheit? Aber die Sieger wurden ſelbſt von der furchtbaren cryſtalliſirenden Kraft ergriffen. Alle Religionen duldeten ſie, wenn dieſe dem Geſetz ſich unterwarfen, die uralte Landesreligion lebt fort neben der Lehre des Confucius, hat ſich verbunden mit dem Lamadienſt der Buhdiſten, ja Mahommedaner, Juden und Chriſten durften ungehindert ihre Lehren ausbreiten. Nur als ſie die Ahnung ergriff von dem eigentlichen Sinne des Chriſtenthums, und wie dieſes der Sieg der Liebe über das Geſetz ſey, da erwachte jene räthſelhafte Furcht, der ſichere Inſtinct erkannte die Gefahr, das lang erſtarrte Daſeyn erbebte in ſeinen innerſten Tiefen. Man leſe den trefflichen, klaren, unbefangenen Kämpfer, um die Bedeutung dieſer wunderbaren Furcht einzuſehen; denn daß die unklugen Umtriebe einiger waffenloſen Miſſionaire eine ſolche Angſt erzeugen könnten, iſt keineswegs wahrſcheinlich. Man wende uns nicht ein, daß in Peking Druckfreiheit herrſche. — Die Keime zu einem chineſiſchen und japaniſchen Reiche ruhen wirklich in den europäiſchen Staaten, und fingen hier und da an, auf eine bedenkliche Weiſe ſich zu entwickeln; wenn es denen, die alles Leben des Volks und jede Regung der erlöſenden Liebe dem Geſetz opfern wollten, gelungen wär', den Gipfel der entſetzlichen Conſequenz, die in jenen Ländern herrſcht, zu erreichen, da wär' die Rede von einer Preßfreiheit, ob ſie ſeyn ſollte oder nicht, ohne alle Bedeutung. Denn wie könnte die Freiheit, die allenthalben erſtickt war, durch die Preſſe laut werden?

Die Sprachen enthalten die urſprünglichſte, der Natur entſprechendſte Aeußerung der eigenthümlichſten Lebenselemente der Menſchen. Die europäiſchen Sprachen ſind nur Ton; die Buchſtaben, die Sylben, die Worte haben nur Bedeutung für das Ohr, der Klang ſchließt ſich an das innerſte, lebendigſte, beweglichſte Daſeyn an, und diejenige Sprache vor allen, die den Ausdruck betont, wo die Töne ſich, ſteigend und fallend, hervorgehoben oder zurückgedrängt, an die innere Bedeutung, an jede Gemüthsbewegung eng und leicht anſchmiegen, kann recht eigentlich eine chriſtliche Sprache genannt werden, und deutet auf den Sieg der Liebe über das Geſetz. Betrachten wir die geiſtige Freiheit unſerer Tage, die ſo ganz eins geworden iſt mit der Art unſers Lebens und Wirkens, ihrem Urſprung nach, ſo ſehen wir, wie ſie erzeugt iſt aus einer That, die das Geſetz durchbrach. Das Chriſtenthum hatte alle europäiſche Völker ergriffen, es erhielt allmählig eine Form, erſchien einem Geſetz der Geſtaltung und Ordnung unterworfen, welches, weil es lebendig entſprungen war aus dem gläubigen Leben der Zeit, und dieſem als einem geſunden Leibe diente, nicht Feſſeln enthielt, wohl aber das ſchöne, anmuthige Maaß der Bildung; aber dieſes Gleichgewicht war nur vorübergehend, die fortſchreitende, erzeugende freie Liebe forderte ein anderes Geſetz, die herrſchende Form wollte das Zufällige und Wandelbare ſtarrſinnig behaupten, da entſtanden die härteſten Widerſprüche. Wer will bezweifeln, daß die Concilien, durchdrungen von der unchriſtlichen Furcht vor dem keimenden Geiſt, dennoch das Beſte auf die redlichſte Weiſe wollten? daß, beſonders in den deutſchen Concilien, ein ſchöner Sinn herrſchte? Aber der Standpunkt war falſch, die beſtehende Form hatte das richtende Maaß nicht für dasjenige, was die erlöſende Zukunft auf eine lebendigere Weiſe bilden wollte. Die Rettung der Kirche konnte nur Statt finden durch die Befreiung von dem widerſtrebenden Geſetz, entſprang nur aus der ſchönen, allein erlöſenden Geſinnung der freien Liebe. Geſetzt, es wäre den Concilien gelungen, was durch Luther laut ward, in der Geburt zu erſticken — welch ein denkender Chriſt, ja ſelbſt, welch ein redlicher Katholik, der die ungeheuern Widerſprüche der Zeit erwägt, ſchaudert nicht vor einem Schickſale zurück, welches die göttliche Gnade huldreich von uns abgewandt hat? —

Ja, damit wir das Höchſte nennen, ſtarb der Erlöſer ſelbſt nicht als ein Opfer des Geſetzes, damit wir frei ſeyn ſollen! Daher ziemt es ſich für die chriſtlichen Staaten, daß ſie ſtreng wachen über das Geſetz, aber zutrauungsvoll, und in ſtiller Demuth lauſchen auf die Offenbarung der freien Liebe, daß das äußere Geſetz, in ſeinem bloß formellen Daſeyn und ſeiner negativen Form, niemals glaube, es beſitze das richtende Maaß für das, was ſich lebendig geſtalten will, da es nicht wiſſen, ja nicht ahnen kann, was die erlöſende Liebe dem Geſchlecht ſchenken will, noch von woher die wahre Rettung komme. Zwar entſtehen auf dieſem Wege freier Entwickelung mächtige Kämpfe, alle Kräfte des Geſchlechts treten der Hölle wie dem Himmel dienend hervor. — Aber in Gottes Namen ſollen wir dieſen Kampf wagen, nicht blödſinnig unſere alleinige Hoffnung ſetzen auf menſchliche Klugheit und ihre abwehrende Kraft. Die Furcht, die an dem Sieg zweifelt, iſt ſelbſt heidniſch und ruchlos, und hat der Staat den feſten Muth, das Böſe und Geſetzloſe kühn und ſtreng zu bekämpfen, dann kann er ſich auch dem Guten unbedingt hingeben, das zwar von den Feſſeln des Geſetzes befreiet, dieß aber dennoch nicht aufhebt, ſondern beſtätigt.

Wir treten unſerm Gegenſtande näher, indem wir zeigen, daß dieſe lebendig fortſchreitende Entwickelung des Staats, von den innerſten Punkten alles wahren Lebens aus, ohne Preßfreiheit unmöglich ſey. Wir werden, um dieſes darzuthun, erſt den Einfluß der Preſſe auf den Staat unterſuchen, dann zu beſtimmen ſuchen, was Preßfreiheit ſey, und wie ohne eine ſolche es überhaupt keine Freiheit gebe. Zuerſt nehmen wir hierbei nur auf das Gute und Große Rückſicht, welches durch Preßzwang verhindert wird, wir werden dann keinesweges zu verbergen ſuchen, wie auch durch die Preßfreiheit das Schlechte, ja Gefährliche, ſcheinbar genährt wird. — Es iſt in den neueſten Jahrbüchern der Literatur aus Wien ein Aufſatz erſchienen, der nicht ohne Gewandtheit, mit vieler ſcheinbaren Liberalität und ſophiſtiſchen Künſten von mancherlei Art ausgearbeitet, große Anſprüche auf Gründlichkeit und Schärfe macht. Dieſer ſoll uns die hauptſächlichſten Einwürfe gegen die Preßfreiheit geben, ja wir wollen nicht leugnen, daß, eben weil wir auf ihn verweiſen konnten, es uns um deſto überflüſſiger erſchien, eine ſolche Carricatur hier für ſich darzuſtellen.

Unſere Staaten regieren durch die Preſſe. Sie iſt das wichtigſte, gefügigſte äußere Mittel ihrer Macht. Nicht bloß dadurch, daß ſie Verordnungen und Geſetze bekannt macht, Declarationen publicirt, Ermahnungen und Warnungen ergehen läßt, die Gewalt der Preſſe, in ſo fern ſie dem Staate dient, geht viel weiter, ja der unſcheinbare Einfluß derſelben auf die Bildung des Volks nach dem Sinne der herrſchenden Form, iſt viel gröſter als jener handgreifliche. Die europäiſchen Regenten unſerer Zeit herrſchen nicht bloß durch Gebote, etwa wie orientaliſche Tyrannen, ſie ſuchen nicht bloß Gehorſam, ſondern auch Beiſtimmung, wir ſollen nicht bloß die Geſetze befolgen, ſondern auch einſehen, daß ſie den Umſtänden nach die beſten ſind. Daher ſuchen die Behörden vor einer jeden bedeutenden Verfügung das Volk zu ſtimmen; werden Aufopferungen gefordert, dann erſcheint nicht ein categoriſches Gebot, welches ohne Gründe Habe und Gut in Anſpruch nimmt, die Regierung bedauert die Nothwendigkeit, ſie ſucht zu beweiſen, daß das allgemeine Wohl die harten Opfer heiſcht, die man nur ungern verlangt. Es ſtehen den Behörden mancherlei directe und indirecte Mittel zu Gebote. Ja die indirecten ſind oft die wichtigſten. Zeitungen waren auf ſolche Weiſe vorzüglich wirkſam und ſind es noch. Aber noch mehr wirkt das herrſchende Syſtem beſtimmend auf alle Anſichten des Lebens über die beachſichtigte Grenze hinaus. Was man vorbereitet hat, ehe es ausgeführt ward, wofür man die Stimmung zu gewinnen ſuchte, wird nach der Ausführung laut geprieſen, wie man alle Mittel früher benutzte, um das Urtheil der Einwohner zu beſtimmen, ſo wird jetzt, was geſchehen iſt, als das Allervorzüglichſte geſchildert, als ein unzweifelbarer Beweis der väterlichen Fürſorge des Regenten. Dennoch wollen die Behörden keinesweges betrachtet werden, als handelten ſie durch Inſpiration, ſie behaupten keine vollkommene Unfehlbarkeit, ſie würden ſich ſonſt an unſern Glauben wenden, der unbedingt annimmt, was gegeben wird; ſie erkennen nicht allein Bedingungen, ſie nehmen ſie förmlich in Anſpruch, indem ſie ſich an unſer Urtheil wenden, welches, wenn es nicht zwiſchen entgegengeſetzten Prädicaten zu wählen hat und dem Gegebenen aus innern Gründen den Vorzug zu geben ſich gedrungen fühlt, gar kein Urtheil genannt werden kann. Indem die Behörden ſich auf Gründe berufen, haben *ſie*, ſie ſelbſt, eine förmliche Oppoſition anerkannt, ja conſtituirt; wird ſie nicht als daſeyend, als nothwendig angenommen, ſo wär das ganze Verfahren ungereimt und vernunftwidrig. Ferner dieſe Gründe, die zu irgend einem beſtimmten Behuf benutzt werden, beruhen auf andern, alle aber auf einem Syſtem, deſſen Richtigkeit vorausgeſetzt wird, einem Syſtem, deſſen reinſter Ausdruck die herrſchende Form des Staats iſt. Daß dieſes das beſte, das wohlthätigſte ſey, daß an ſeiner Erhaltung alles liege, iſt das Fundament, welches, wenn es jemals erſchüttert werden ſollte, auch allen jenen Gründen ihren eigentlichen Nerv, ihre Stärke und Wichtigkeit benehmen würde. Aber dieſe Gründe erſcheinen nicht *bloß* auf ſich ſelbſt geſtützt; indem ſie mit der beſtehenden Ordnung zuſammenhängen, ſind ſie von aller äußern Gewalt, von Macht, Anſehen und allem, was Ehrfurcht und Gehorſam gebietet, umgeben, auch iſt es keinesweges unſerer

Wahl überlaſſen, ob wir das mit Gründen Befohlne, was durchaus nicht ein bloß Anbefohlnes iſt, befolgen wollen oder nicht. Gehorchen ſollen wir, auch wenn unſer Urtheil von der Schädlichkeit der Verfügung überzeugt zu ſeyn glaubt. Wenn wir bedenken, wie ſelten die Menſchen ſind, die Gründe zu prüfen im Stande ſind, wie die äußere Gewalt und das herrſchende Anſehen das Urtheil beſticht, wie die meiſten Ehre, Glück, Fortkommen ſuchen in der Uebereinſtimmung mit dem Staate, der alles geben und nehmen kann, was den Menſchen wünſchenswerth dünkt, ſo leidet es keinen Zweifel, daß Gewohnheit, bewußtloſe Ergebung hier, bewußte, berechnete dort, auch den Gründen der Behörden ein großes Uebergewicht geben müſſen. Eine Menge Schriftſteller wird es als ihre heiligſte Pflicht betrachten, nicht bloß das Befohlne zu thun, was freilich ein Jeder ſoll, ſondern auch als das Zweckmäßigſte und Vortrefflichſte zu preiſen, eine eben ſo große Menge wird einſehen, daß dem Beiſtimmenden Lohn und mancherlei Vortheile nicht entgehen werden. Dieſe Geſinnung wird wirken, auch wo ſie nicht zu wirken ſcheint, ſie wird auf alle geiſtige Anſichten, in allen Richtungen des Lebens, in der Erziehung, in der Wiſſenſchaft ſelbſt ihren ſtillen, ſichern Einfluß üben: ſie wird, herrſcht ſie allein, die Oppoſition, die das ſelbſt von der Regierung vorausgeſetzte freie Urtheil anerkennt, immer mehr verdrängen, und eine ſolche Nation muß ſich immer tiefer in eine einſeitige Form hineindenken, hineinarbeiten, die, da ſie keine erzeugende Kraft beſitzt, alle großartige Geſinnung lähmt, jede höhere Anſicht tödtet, ſo daß der Gehorſam ſelbſt, von allem Urtheil entblößt, ſeine vernünftige Würde, das Staatsſyſtem in ſeiner ſtarren Form alle verſtändige, lebendige Bedeutung verliert und das todte Factum, ohne alle Reproduction, als ein trauriges Caput mortuum übrig bleibt. Dieſes wird um deſto gewiſſer erfolgen, da Volk und Regierung ſich wechſelſeitig einſchläfern. Eine jede lebendige freie Oppoſition im Volke zwingt die Behörden bei jeder Verfügung zu einer ernſthaften Prüfung, das bekannte widerſtrebende Urtheil nimmt die beſonnene Ueberlegung in Anſpruch, die ohne dieſes in ein einſeitiges, in ſeiner Armſeligkeit ſicheres Befehlen ausarten muß. Die Preſſe, die jeden Verſuch, die Beiſtimmung des Volks für irgend eine Verfügung zu gewinnen, unterſtützt, die dem großen bewußtloſen und bewußten Bündniß der Schriftſteller eine nicht zu berechnende Stärke gibt, iſt auf dieſe Weiſe, wenn ſie *allein* in der Gewalt der Regierung iſt, das gefährlichſte Netz, welches mit großer Leichtigkeit auf einem jeden Punkte ſeine zuſammenſchnürende, erſtickende Gewalt ausüben kann, ſo aber, daß auch die Gewalt, die es braucht, von den mannichfaltigen Fäden deſſelben umſchlungen, ſich ſelbſt fangen muß, wo ſie das Volk zu fangen dachte. Aber die Preſſe iſt in der Gewalt der Regierung, wo die Cenſur herrſcht, wo man thöricht glaubt, die Aeußerungen der Schriftſteller bewachen zu müſſen, ehe ſie laut werden. Wir behaupten, daß, wo keine Cenſur iſt, da iſt Preßfreiheit, ſelbſt wenn die Strafen auf Preßvergehungen noch ſo ſchwankend in ihren Beſtimmungen, wenn ſie von der ungereimteſten Strenge ſind; wo aber Cenſur herrſcht, da iſt keine Spur von Preßfreiheit, ſelbſt wenn dieſe von den mildeſten Grundſätzen ausgeht, die liberaleſte Geſinnung äußert. Wir wollen das Letzte erſt darzuthun ſuchen. Man meint, es ſey gar nicht nothwendig, daß eine Regierung jede freie Aeußerung hemme; der ſchöne Sinn, das Beſtreben einer wohlmeinenden Regierung wird die freimüthige Prüfung nicht bloß dulden, ſondern auch ehren und ermuntern. Wir ſetzen ſogar voraus, daß es ſich ſo verhalte, und da wir hier von der Oppoſition in ihrer reinſten Geſtalt reden, wie ſie ſich in den trefflichſten Menſchen mit erhabener Kraft äußert, ſo ſoll auch die Rede ſeyn von der Cenſur in ihrer möglichſt wohlthätigen Form. Die Geſinnung der Regierung ſey alſo die reinſte, der gewählte Cenſor ſey unter allen Bürgern der vorzüglichſte, keine Willkür ſoll ihn leiten, er ſoll ſeine Zeit kennen, was ſie will, begreifen, alles Große, Kühne und Herrliche verehren. Unter dieſen Umſtänden nun, behaupten wir, iſt dennoch keine Spur von geiſtiger Freiheit, wo eine Cenſur iſt. Die beſtehende Form des Staats hat, wie wir gezeigt haben, in ſo fern ſie eine äußere, erſcheinende iſt, keine erzeugende Kraft in ſich ſelbſt, ſie hat aber ein nothwendiges Beſtreben, ſich zu erhalten, ja wenn dieſes jemals aufhörte oder erlahmte, würde der Staat zu Grunde gehen. Was mit ihrer Genehmigung geſchieht, ſoll der beſtehenden Form entſprechen, ſie hat die heilige Verpflichtung, für ihre eigne Erhaltung Sorge zu tragen. Was nun unter ihrer Aufſicht laut wird, hat ihre Genehmigung, es darf alſo, wenn ſie alle Aeußerungen prüft, ehe ſie laut werden, nichts ausgeſprochen werden, was irgend eine weſentliche Veränderung in der beſtehenden Form veranlaſſen könnte. Ein Cenſor, deſſen heiligſte Pflicht es iſt, über dieſe zu wachen, darf alſo nie etwas dulden, was ihr entgegen wirken will, ſelbſt dann nicht, wenn er ſehr wohl weiß und einſieht, daß die Form dem Weſen des Staats, das äußere dem innern Leben widerſpricht. Das Geſetz iſt mit ſich ſelbſt in einem nothwendigen Widerſpruch; denn es fordert das Urtheil heraus, indem es die Beiſtimmung für ſeine Verfügungen ſucht, und dennoch darf es eine freie Prüfung des Syſtems, in welchem alles Urtheil begründet ſeyn ſoll, keineswegs genehmigen; denn wenn eine ſolche Prüfung ſanctionirt würde, ſo entſtänd eine innere Unſicherheit, ein Schwanken, welches das Syſtem ſelbſt in den innerſten Tiefen untergraben würde. Unter der Aufſicht eines Cenſors kann wohl hier und da manches Einzelne getadelt werden, man darf ſich mit Freiheit über dieſe oder jene Verfügung, über einzelne Vergehungen und Irrthümer äußern, aber nur in ſo fern ihre Berichtigung dazu dient, das herrſchende Syſtem zu befeſtigen. Daß ein wirkliches Grundübel des Syſtems, und wenn es von der ſchreiendſten Art wär, rückſichtslos aufgedeckt werde, darf auch der redlichſte Cenſor und die beſte Regierung mit ihrer Genehmigung niemals geſchehen laſſen; denn indem ſie eine ſolche Aeußerung genehmigt, hat ſie ihre Richtigkeit verbürgt und müßte handeln, wo ſie nicht darf. Die Cenſur kann die Preßfreiheit nur dulden, wie man in China und Japan das Chriſtenthum duldete, nur ſo lange ſie dem Geſetz dient d. h. ſtreng genommen nur in ſo fern ſie keine Freiheit iſt. In unſern Tagen iſt es eine herrſchende Ueberzeugung aller europäiſchen Völker, daß eine gemäßigte Monarchie mit einer Repräſentation aller Stände die zweckmäßigſte Verfaſſung ſey. Die Regenten theilen dieſe Ueberzeugung, und haben ſich nicht geſcheuet, es öffentlich auszuſprechen. Es wär ein wahrer Frevel, wenn man glauben wollte, daß die Regenten nur den Wünſchen des Volks gleichſam nachgaben, nicht von der Einſicht durchdrungen wären, daß eine ſolche freiere Verfaſſung für das Wohl des Ganzen durchaus nothwendig ſey. Aber man verſetze ſich rückwärts in eine Zeit, wie ſie vor vierzig bis funfzig Jahren war. Damals hatte das Beſtreben der Dynaſtien, die alte ſtändiſche Verfaſſung zu verdrängen, faſt in allen Ländern den höchſten Gipfel erreicht, die Regenten und Mächtigen im Lande waren überzeugt, daß von den Höfen aus allein alles Glück der Völker bereitet werden könnte, das erſchlaffte Volk hatte den gemietheten Heeren alle Waffen ausgeliefert und ließ ſich vertheidigen, hatte den beſoldeten Beamten alle Verwaltung übergeben und ließ ſich regieren, und die Mächtigen glaubten ſich glücklich und geehrt im Beſitz einer Macht, die keine war, weil ſie von ihrer rechten lebendigen Stätte verſchoben, alle Bedeutung verloren hatte.

Wenn nun in jener Zeit ein Schriftſteller durchaus frei und rückſichtslos dasjenige darzuſtellen geſucht hätte, was jetzt die allgemeine Geſinnung ſelbſt der Regenten geworden iſt, durfte auch der redlichſte Cenſor, von der Regierung beſtellt, ſolche Aeußerungen laut werden laſſen? Wir kennen die furchtbaren convulſiviſchen Bewegungen, die jener Anſicht allgemeinen Eingang verſchafft haben; denn jeder muß geſtehen, daß ſie ohne die Erfahrungen der franzöſiſchen Revolution ihre herrſchende Gewalt niemals erlangt hätten. Es iſt freilich nicht leicht, unter der Menge der Triebfedern, die aus allen Theilen einer in ſich erſtorbenen Verfaſſung hervorſpringend ein ſo gewaltſames Ereigniß erzeugten, einige als die hauptſächlichſten zu bezeichnen; aber gewiß wird der Unbefangene zugeben, daß die zerſtörende Wuth der Revolution nur aus einem ſtagnirten Geſetz entſpringen konnte, daß, wenn die Elemente, die ſie erzeugten, ſich nicht in einem vernichtenden Gegenſatz gegen die frühere Form, die ſie nicht zu dulden fähig war, gebildet hätten, dasjenige als eine ruhige organiſche Entwickelung erſchienen wär, was jetzt ſich als eine furchtbare, alles Maaß überſchreitende Gährung darſtellte. Man wird behaupten, daß, wenn erſt eine freie Verfaſſung, eine Repräſentation eingeführt iſt, dieſe die lebendige Oppoſition in ſich ſelbſt, und zwar auf geſetzmäßige Weiſe enthalte, und daß dann, nachdem die Freiheit geſichert iſt, eine Aufſicht über die Aeußerungen der Schriftſteller nöthig und nützlich ſey und ohne Schaden eingeführt werden könnte. Das Leben der Menſchen, des Geſchlechts, des Staats ſchwankt fortdauernd zwiſchen entgegengeſetzten Extremen, aus dem Kampf gegen veraltete Vorurtheile entſteht eine fröhliche Begeiſterung, die leider nur für einen kurzen, vorübergehenden Augenblick die lebendige Mitte der Idee berührt, nur zu ſchnell verkehrt ſich die Begeiſterung ſelbſt in eine falſche, die Völker ergreift, wie einzelne Menſchen. Die entſtandene Verfaſſung trägt nicht ſelten die gefährlichſten Spuren ſolcher Verirrungen, und ſelbſt die beſonnenſte Einführung, indem ſie von dem Halbverdrängten manches behält, ſtellt oft eine unverträgliche Miſchung widerſtrebender Principien dar. Eine jede Oppoſition in den Kammern der Repräſentanten findet innerhalb der Grenzen der Verfaſſung Statt, ſie ſelbſt kann nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch erſcheinen, ja darf es nicht. Der großartigſte öffentliche Charakter muß die Verfaſſung als den elaſtiſchen Boden ſeiner Thätigkeit betrachten, und wenn auch Einzelnes ein Gegenſtand der prüfenden, ja tadelnden Unterſuchung ſeyn kann, ſo muß doch ſelbſt der Standpunkt ſeiner Wirkſamkeit ihn verhindern, das Ganze ins Auge zu faſſen. Was Fundament ſeiner Kraft iſt, kann nicht zugleich in voller Energie Gegenſtand ſeiner Betrachtung ſeyn, und ſoll es nicht. Der Repräſentant iſt von der Nation berufen, iſt in die Mitte ihres gegenwärtigen Lebens geſtellt, ſoll für dieſe da ſeyn und leben. Aber in den Staaten, und zwar je bedeutender ihr tiefes, geſchichtliches Daſeyn ſich entwickelt, deſto gewiſſer erzeugt die Vorſehung Naturen, die keinen andern Ruf erkennen, als den göttlichen. Zurückgedrängt aus dem Gewühl der Erſcheinungen iſt das erſcheinende Leben mit ſeiner Gewalt ihnen ſelbſt ein Gegenſtand. In ſtiller Betrachtung geht ihnen Vergangenheit und Gegenwart in großen Maſſen vorüber, nicht gedrängt durch die Noth des Moments, nicht irregeführt durch die nächſten Bedürfniſſe, die ihnen keine ſind, mag es ihnen vergönnt ſeyn, in dem Schwanken der Erſcheinungen den unverrückten lebendigen Mittelpunkt rein zu erhalten. Der Staat iſt glücklich zu preiſen, der ſie beachtet; es iſt aber nicht zu hoffen. Die Zeit iſt in jeder Epoche von irgend einer Thorheit ergriffen, und die mächtigſte gilt für ein Geſetz. Daß ſie ihre Gewalt nicht mißbraucht, um jeden Widerſpruch mit der herrſchenden Form zu tödten, daß ſie ihn vernimmt, laut werden läßt, auch wenn ſie ihn nicht genehmigen, ja nicht einmal dulden kann, wenn ſie ſelbſt glaubt, ihn beſtrafen zu müſſen, das iſt alles, was wir hoffen dürfen. Weh uns aber, wenn die Selbſtklugheit des irdiſchen Verſtandes den wahnſinnigen Gipfel erreicht hat, daß ſie ihre ganze äußere Gewalt braucht, um alle Keime der erlöſenden Kraft, die ſich durch ſolche Naturen offenbaren will, in der Geburt zu erſticken. Die göttliche Fügung, die wir billig verehren und anbeten müſſen, hat uns für ſolche Aeußerungen jene wunderſame Mittheilung durch die Schrift geſchenkt. Als dieſe langſam und träg in engen Kreiſen ſich ungeſchickt bewegte, mußte der Hochbegabte perſönlich hervortreten, lärmende Verſammlung, gehäſſige Künſte, die er gegen ſich waffnete, verfinſterten ſein eignes Daſeyn; ja ergriffen von dem Leben, welchem er urſprünglich zu entrinnen ſtrebt, erſcheint er in einer Lage, die der Staat nicht dulden darf. Die Preſſe knüpft die ſtille, einſame, ruhige Betrachtung an die allgemeinſte, an die ausgedehnteſte Wirkſamkeit, das ſtumme Wort verſenkt ſich ruhig in die Seele der einſamen Leſer, und die betäubende Kraft der lärmenden Rede, die mehr Leidenſchaft als Ueberzeugung hervorbringt, vermag weniger. Hier iſt die Kammer der von Gott berufenen Seher, derer, die die heilige Zukunft zu deuten haben, hier die Oppoſition gegen die Verfaſſung ſelbſt, die erhabene Stelle des tiefſten, bedeutungsvollſten Kampfes. Man vergeſſe nicht, daß wir hier lediglich von den Trefflichſten reden, daß wir die Cenſur in ihrer reinſten, gewiſſenhafteſten Ausübung dem fortſtrebenden, tiefforſchenden, kühn hervortretenden Genius gegenüberſtellen. Durchdringt jemals ein wahres höheres Leben, auf tief religiöſe Weiſe das Volk und die Fürſten, daß ſie nicht verblendet, das, was eben herrſcht in der Welt, für das Höchſte halten, erkennt der Staat, daß er nicht weniger, als der Einzelne, ſelbſt in der Blüthe ſeines Daſeyns, demuthsvoll auf eine höhere Offenbarung lauſchen muß, dann würde kein Regent einen Cenſor finden, wenn dieſer redlich erwög, was ihm obliegt; er würde zurückſchaudern vor der heiligen Stätte, die er verletzend berühren ſoll, es würde ihm klar ſeyn, daß eben dasjenige, was er zurückdrängen ſoll und muß, das Heiligſte und Theuerſte in ſich enthalten kann. Wir leugnen nicht, daß ſolche erlöſende Naturen Jahrhunderte hindurch vielleicht gar nicht erſcheinen. Aber einzelne Töne werden hier und da laut, 'einzelne Klänge verbinden ſich, die alle vereinigt auf eine Zukunft deuten, die ſich, befreit von dem Geſetz, in der Region freier rückſichtsloſer Unterſuchung bilden will. Das Geſetz mag ſtrafen, aber hindern ſoll es nie. Hier allein iſt nicht die Zeit in ihrem irrigen Streben, ſondern die Geſchichte der Richter, das ausgeſprochene Wort kann keine Macht vernichten, das iſt ſein unſterbliches Recht, vor dem die Mächtigen ſich beugen mögen. Ihr mögt in eurer Verblendung den Hochbegabten kreuzigen, aber das Kind ſollt ihr nicht morden. Die Cenſur iſt ein fortdauernder bethlehemitiſcher Kindermord, um den Erlöſer zu tödten.

Dieſe Wendung der Betrachtung führt uns zu dem zweiten Hauptpunkte derſelben. Man fragt nehmlich billig, ob ſolche Lehren, ſolche Aeußerungen nicht in einer beſtimmten Beziehung gegen das Geſetz ſtehen? Allerdings, ſagen wir. Die Gegner der Preßfreiheit wenden ſich nun gegen die Schriftſteller ſelbſt, freilich nur gegen den Haufen, gegen den Pöbel, der ſich allenthalben einmiſcht, wo etwas Großes und Freies ſich erzeugen will. Sie ſuchen erſt zu zeigen, daß, wo Preßfreiheit iſt, auch Strafen für Preßvergehungen Statt finden müſſen. Nun, meinen ſie, ſey es doch im Grunde einerlei, ob die Preßfreiheit durch Cenſur vor der Bekanntmachung oder durch Strafen nach derſelben beſchränkt ſey, in beiden Fällen ſey doch eigentlich von keiner Freiheit die Rede. Wie erbärmlich und ſeicht dieſe Rede ſey, iſt wohl jedem einleuchtend. Wir reden hier, wie bis jetzt immer, nur von den Beſten, von den Reinſten, und wir fragen: können nicht Verhältniſſe hervortreten, ja treten ſie nicht, möchten wir behaupten, zu jeder Zeit hervor, ſind ſie nicht nothwendige Folgen der Gebrechlichkeit aller menſchlichen Einrichtungen, die den redlichſten Mann berufen, gegen die herrſchende Gewalt hervorzutreten, und eben da hervorzutreten, wo der Einfluß, das Anſehen eine jede Aeußerung verhindern, die laut gewordene beſtrafen wird? Daß viele ſchlechte, unruhige Menſchen durchzuſchlüpfen hoffen, das Geſetz umgehen, täuſchen, ſich hinter zweideutige Worte verkriechen, um der wohl verdienten Züchtigung zu entgehen. kann das auf denjenigen angewandt werden, von dem allein hier die Rede, der wohl bekannt iſt mit der Gefahr, der er ſich unterwirft? Vor ihm liegt der Staat in ſeiner gegenwärtigen Lage; die Geſinnung der herrſchenden Gewalt, die Meinungen, die eben ſiegend die Menge leiten, ſind ihm keinesweges unbekannt. Aber was ihn bewegt, iſt etwas viel Größeres und Heiligeres, als das äußere Glück, als die Gunſt der Großen, als der Beifall der Menge. Es wählt die Verfolgung, die Strafe, vielleicht den Tod. Und ein ſolcher Entſchluß, der größte, den ein Menſch zu faſſen vermag, wäre kein freier? Hier, wo die Freiheit im ihrem erhabenſten Glanze erſcheint, wo eine groſſartige Natur die Strafe wählt, die der Zeit gebührt, um ihre Schuld nicht zu theilen, will man ihr Daſeyn nicht erkennen? Man behauptet ferner, daß niemals durch Geſetze für die Sicherheit der Schriftſteller, die es wagen, den bedenklichen Kampf mit irgend einer herrſchenden Gewalt zu beſtehen, geſorgt werden könne. Hier ſey alles Willkür, weder was Preßvergehung eigentlich ſey, noch die Art der

Anklage, noch die Verhandlungen des Prozeſſes laſſen ſich auf eine beſtimmte und klare Weiſe fixiren. Es iſt leicht dieſes durch Beiſpiele von mancherlei Art darzuthun. Der oben genannte Verfaſſer hat es durch eine gründliche Auseinanderſetzung der Prozeſſe gegen Schriftſteller in England bewieſen. Was Libell und Schmähſchrift ſey, zeigt er, wiſſen die Behörden ſelbſt nicht, und folgen den willkürlichſten Beſtimmungen; in der Art der Anklage, in der Form des Prozeſſes herrſcht die nehmliche Willkür. Bei bürgerlichen Vergehungen läßt ſich das Factum entſchieden ſeiner Natur nach als Vergehen bezeichnen. Nicht darüber herrſcht irgend ein Zweifel, ſondern nur darüber, ob die beſtimmte That, deren verbrecheriſche Natur unzweifelbar iſt, wirklich Statt gefunden habe; iſt dieſes ausgemacht, dann ſprechen die klaren Geſetze das Urtheil. Dieſes findet aber bei den Preßvergehungen nicht Statt. Gewöhnlich iſt die Perſon, die ſich die präſumtive Vergehung zu Schulden kommen ließ, hinlänglich bekannt; oft ſelbſt tritt ſie, ſich nennend, eben ſo öffentlich hervor, wie ihre That. Aber ob dieſe That eine Vergehung ſey, und wenn auch darüber kein Zweifel herrſcht, in welchem Grad das Vergehen Statt findet, muß, und zwar von den Richtern, beſtimmt werden, und dieſe Beſtimmung, ohne Richtſchnur, muß immer willkürlich ausfallen. Ja noch mehr, die Preßvergehungen ſind es keinesweges an ſich; denn weder die Anſicht, in ſo fern ſie gedacht iſt, noch die Bekanntmachung der Anſicht durch den Druck, können, wenn beide Handlungen für ſich, iſolirt, ohne irgend eine äußere Beziehung betrachtet werden, ein Vergehen begründen. Vergehungen werden ſie nur durch das ſchwankende Verhältniß zu der gegenwärtigen Lage zu der für den Augenblick herrſchenden Stimmung. So kann die unſchuldigſte, reinſte, wohlmeinendſte Aeußerung durch vielleicht ſogar dem Schriftſteller nicht hinlänglich bekannte Umſtände das Gepräge einer bedeutenden Vergehung annehmen, eine das äußere Glück des redlichſten Mannes vernichtende Strafe herbeiziehen, während der größte Böſewicht ungeſtraft bleibt. Dieſes alles wird zugeſtanden. Ich habe ſelbſt in einem Staate gelebt, der, obgleich ſeiner Verfaſſung nach einſeitig monarchiſch, ſeit mehr als vierzig Jahren keine Cenſur kennt, und in den letzten Jahren nur für kleinere fliegende Schriften und Blätter. Mehrere Schriftſteller meiner nächſten Umgebung, Freunde ſelbſt wurden in Anſpruch genommen, einige beſtraft, andere freigeſprochen. Ich habe es erlebt, daß ein unſchuldiger Mann, der in einer ſtreng philoſophiſchen Recenſion, dem ehrlichen Kant nachſprechend, behauptete, daß die Tugend ſich bei einem tugendhaften Atheiſten in ihrer größten Energie zeige, ohne irgend eine Unterſuchung durch einen Cabinetsbefehl ſeines Amtes entſetzt wurde. Jene Behauptung hatte aber offenbar nur die Abſicht, mit großer Strenge den in ſich geſchloſſenen Formalismus des ſittlichen Geſetzes als etwas Weſentliches darzuſtellen, die, wenn auch unſerer Ueberzeugung nach falſch, doch weder Atheismus, noch die Unentbehrlichkeit des Glaubens an Gott für die Erſcheinung menſchlicher Sittlichkeit in ſich ſchloß. Und während auf dieſe Weiſe mit einer ſolchen empörenden Willkür verfahren wurde, ſah man die Anklage des engliſchen Geſandten, der ſich gröblich beleidigt glaubte, eine öffentlich, vor dem ganzen zuſtrömenden Publicum ſich entwickelnde Unterſuchung veranlaſſen, die mit der völligen Freiſprechung des Angeklagten endigte. Erſt in dieſem Jahrhundert verſuchte man die Preßvergehungen durch Geſetze zu beſtimmen, die freilich in ihren Beſtimmungen ſo fehlerhaft waren, wie es ſich zum Voraus erwarten ließ. Eine Note jenes Verfaſſers überzeugt uns, daß ihm die überraſchende Erſcheinung einer ausgedehnten Preßfreiheit in einer unbeſchränkten Monarchie, während die wildeſten Stürme der franzöſiſchen Revolution.

in allen Ländern Europa's die Gemüther in Bewegung ſetzte, völlig unbekannt geblieben iſt, und dennoch würde, eben des ſonderbaren Contraſtes wegen, von ſeinem Standpunkte aus, eine Vergleichung der Geſchichte der Preßfreiheit in England und Dänemark zu den lehrreichſten Reſultaten führen. Oder erſchien ihm das kleine Reich in ſeiner diplomatiſchen Unbedeutſamkeit zu gering, um ſeine Erſahrungen zu benutzen?

Wir aber können nur den Mann bedauern, der Jahre lang einen ſo einfachen Gegenſtand betrachten und eine Maſſe kleinlicher Ereigniſſe zuſammenſtellen muſt, um dasjenige nach vieler Mühe einzuſehen, was die klare Einſicht in das Weſen des Gegenſtandes ihm von ſelbſt gelehrt haben müßte. Man darf ſich nicht wundern, daß derjenige, der einen ſo mühſamen Weg gehen muß, um zu begreiſen, was ihm urſprünglich deutlich ſeyn ſollte, glaubt mit dieſem Verſtändniß das Ziel der Unterſuchung erreicht zu haben, daß er ſchließt, wo er erſt anfangen ſollte. Denn, in der That, die Unterſuchung über das Weſen der Preßfreiheit fängt erſt mit dem Problem an, wie das Verhältniß des freien Geiſtes zum Geſetz zu faſſen ſey. Das Geſetz, welches hier Partei iſt, ſoll zugleich Richter ſeyn, und daß das Verhältniß ein ganz anderes ſey, als wo dieſes ſelbſt den Gegenſatz von That und Strafe in ſich faßt, müßte, ſollte man glauben, dem eingeſchränkteſten Verſtand ſogleich klar ſeyn.

Um nun dieſes Verhältniß ſeiner Natur nach zu begreifen, wird es nützlich ſeyn, daſſelbe in einer andern Region kennen zu lernen, die Aehnlichkeit und die Verſchiedenheit, die hier Statt finden, werden ohne allen Zweifel dazu beitragen, die Unterſuchung in ein helleres Licht zu ſtellen. In irgend einer Wiſſenſchaft herrſcht ein Syſtem, es hat ſich vor langer Zeit entwickelt, die Bemühungen der ausgezeichnetſten Geiſter haben von Anfange an dazu beigetragen, es zu befeſtigen, es hat das Vorurtheil aller Gelehrten für ſich gewonnen, alle Unterſuchungen, jedes Nachforſchen finden innerhalb der Grenzen des Syſtems Statt, ja dieſer Standpunkt wird ſo allgemein, daß eben dadurch jeder andere ausgeſchloſſen wird. So erſchien ſeit zwei bis drei Jahrhunderten die auf Mathematik begründete Naturwiſſenſchaft. Kaum gibt es einen Staat, deſſen geſetzmäßige Form ſo feſt in ſich gegründet war, kaum wagt jemand zu behaupten, der Erfolg irgend einer Verfaſſung ſey ſo glänzend für die Begründung der geſelligen Verhältniſſe, wie der des mathematiſch-dynamiſchen Syſtems für das geſetzmäßige Wiſſen, in denjenigen Feldern, in welchen es ſich bewegte. Wenn nun ein Bemühen laut wird, welches nicht etwa Dieſes oder Jenes innerhalb der Grenzen des Syſtems berichtigen will (alſo das Syſtem ſelbſt als richtendes Maaß anerkennt), das vielmehr dem ganzen Syſtem ſich gegenüber ſtellt, um dieſes in engere Schranken der Wirkſamkeit einzuſchließen, indem es die Stützen ſeiner Gewalt angreift, ſo iſt ein ſolches Bemühen entweder völlig grundlos, aus Unkunde, Mißverſtändniß, Beſchränktheit entſprungen. Dann wird es gar keinen Eindruck machen. Man wird ein ſolches Bemühen nur belächeln, ſelbſt dann, wenn derjenige, der einen ſolchen Kampf wagt, ſonſt nicht ohne Verdienſt wär. Wir erinnern an Merciers lächerliche Angriffe auf Copernicus, Kepler und Newton. Aber auch eine tiefer gehende Aufforderung kann einen ähnlichen Erfolg haben, wenn nehmlich der Sinn allgemein verſchloſſen iſt. So kann der Verſuch eine lebendigere Anſicht in die Naturwiſſenſchaft einzuführen, ſelbſt wenn er mit der größten Tiefe ausgeſprochen wird, bloßes Mitleid erregen, und obgleich hier die Beſchränktheit auf der Seite des herrſchenden Syſtems iſt, ſo iſt der

Erfolg für die Erſcheinung dennoch der nehmliche. So iſt die lebendige Anſicht der Natur in Frankreich erſchienen, ohne den geringſten Eindruck zu machen. Geſetzt aber, die Oppoſition gegen das herrſchende Syſtem trät in Verbindung mit Kenntniſſen, Genie und Kraft hervor, wie die ſpeculativ-dynamiſche Naturwiſſenſchaft in unſern Tagen gegen die mathematiſch-dynamiſche; dann erzeugt ſie zuerſt Furcht, man ahnet eine unbekannte Gewalt, deren Einfluß ſich nicht berechnen läßt. Dieſe Furcht regt nothwendig die Selbſtſucht des Syſtems auf. Zwar ſehen wir oft, wie die geringere Kunde innerhalb der Grenze des Syſtems eine Furcht hat vor der größern, aber dieſe iſt weſentlich von derjenigen verſchieden, die wir hier meinen. Jene erkennt das Syſtem als Richter, und fürchtet die Zurechtweiſung wie die rechtmäßige Strafe. Die Furcht des Syſtems ſelbſt iſt eine unendlich tiefe vor einer Gewalt, die ſie keineswegs anzuerkennen geneigt iſt, und die als eine unbekannte Größe nicht einmal durch das Syſtem angetaſtet werden kann. Es hilft nicht, daß ich mit Zufriedenheit unterſuche, wie feſt die Mauern ſind, wie genau das Gewölbe ſchließt, wie ſicher alle Theile zuſammengefügt ſind, wenn der Grund zu zittern anfängt. Es iſt das Gefühl, wie in einem Erdbeben, welches den Fürchtenden mit unbeſtimmtem Grauen ergreift. Man vergeſſe nicht, daß wir hier nicht von der reinen Mathematik reden, die wie ein feſtes Urgebirge unerſchüttert bleibt, während die mathematiſche Naturwiſſenſchaft ein bewegliches, unergründliches Fundament zu überbauen ſucht, wie jene, die immer von Neuem den fruchtbaren vulkaniſchen Boden anzubauen ſuchen. Der erſte Widerſtand geht darauf, das ſich regende Beſtreben in der Geburt zu erſticken. Man ſucht alle Bemühungen zu hemmen, man verſchmäht ſogar nicht die Unterſtützung ſolcher, die den Gefährlichen von ſeiner Unternehmung abzulenken im Stande ſind, man ignorirt ſeine Aeußerungen.

Wir nennen dieſes erſte Stadium des Widerſtandes das der Cenſur. Es iſt offenbar daſſelbe, welches auf dieſe Weiſe in den Staaten erſcheint. Aber es gelingt nicht. Die entgegenkämpfenden Stimmen dringen durch, ſie erregen Aufmerkſamkeit, die Furcht ſteigert ſich, und man ſieht wohl ein, daß man kämpfen muß. Man ſucht jetzt den Gegner als einen unter dem Geſetz ſtehenden zu behandeln, man behandelt den Kampf, als wenn er innerhalb der Grenze des Geſetzes Statt fänd, und ſucht ihn zu zwingen, daß er den Feind, gegen welchen er ſich gewaffnet hat, als den rechtmäßigen Richter anerkennen ſoll. Es iſt die Epoche des herrſchenden Geſetzes. Das zweite Stadium. Aber auch dieſes gelingt nicht. Dieſes Mißlingen zwingt das Syſtem, ſich mit dem Gegner bekannt zu machen, ihn mit ſeinen eignen Waffen zu bekämpfen, wodurch es ihn eigentlich erſt als Feind anerkennt; es wird aber ſelbſt nur daraus erklärbar, daß die fremde Anſicht, dem Syſtem unbewußt, in dieſem heimiſch geworden, ſo wie auch der Einfluß des Syſtems auf dieſe nicht geleugnet werden kann. Jetzt erſt fängt, auf gemeinſamem Boden, nur mit hervortretendem Uebergewicht des Alten und Neuen, der wahre Kampf an, der, weil er die Geſtalt einer organiſchen Entwickelung annimmt, vielen, wo er anfängt, geſchloſſen ſcheint. Dieſe Epoche hat der Streit der mathematiſch- und ſpeculativ-dynamiſchen Naturwiſſenſchaft in Deutſchland erreicht. Wir nennen ſie die der Jury. Es wäre überflüſſig, die Gründe der Benennungen weitläuftig zu erörtern, ſie werden von ſelbſt einem Jeden klar ſeyn, und auch indem wir, was hier in der Geſchichte einer Wiſſenſchaft ſich erzeugte, auf die Geſchichte der geiſtigen Entwickelung des Staats übertragen, können wir uns kurz faſſen.

Daß Aeußerungen ſich hervorthun können, die aus einer gänzlichen Unkunde der Zeit erzeugt, dieſe gar nicht berühren, weiß ein Jeder. Nicht allein viele Träume der ſogenannten Philoſophen gehören hierher, ſondern auch manche fixe Ideen der Weltleute. Geſetzt jemand wollte behaupten, daß Deutſchland nur zu retten wäre, wenn wir Napoleon von St. Helena herbeiriefen und ihm die Anordnung des Ganzen übertrügen. Die Cenſur würde freilich nicht dulden, daß eine ſolche Behauptung öffentlich würde, aber das liegt nur darin, daß ſie der Form nach beſtimmter iſt, als jene oben genannte wiſſenſchaftliche, und daher, was ſie genehmigt, in Beziehung auf den Staat vertreten muß, ein unglückliches Verhältniß, welches die unſchädliche Thorheit eben ſowohl als die großartige Kühnheit vernichtet. Würde ſie aber öffentlich, dann würde keine Gewalt ſich um ſie bekümmern. Aber eben ſo duldete, vor Jahren, die Regierung den freiern Sinn der Gelehrten, die nicht allein ſelbſt ſich an der tüchtigen republikaniſchen Geſinnung der alten Welt erquickten, ſondern auch dieſe als etwas Großes und Bewundernswerthes der Jugend darſtellten, weil ſie, getäuſcht durch das fortſchreitende Gelingen aller ihrer Unternehmungen, überzeugt waren, daß das Volk, welches freiwillig die Waffen den Armeen, die Verwaltung den Beamten und die Zubereitung der Glückſeligkeit den Höfen übertragen hatte, nie gereizt werden könnte durch Thaten, die eine Geſinnung vorausſetzten, die, wie ſie wähnten, längſt verſchwunden war.

Die Epoche der Cenſur iſt unter allen die am tiefſten ſtehende, und wie ſie abſolut hemmend iſt, haben wir ſchon gezeigt. Wo ſie aufhört, bildet ſich diejenige, die von uns die des Geſetzes genannt wird, bezeichnet durch die einſeitige Strenge. Sie iſt, dem Princip nach, nicht von der erſten verſchieden, ſie weicht nur unwillig einer fremden Gewalt, und es leidet keinen Zweifel, daß ſie ſich beſtreben wird, die Cenſur zu Hülfe zu rufen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt durch eine unbedingte Verfügung dagegen ſichert. Der Staat kann nie gegen die Rückkehr der vernichtenden Cenſur geſichert ſeyn, wenn nicht auf eine unerſchütterliche Weiſe ausgeſprochen iſt, daß ſie zu keiner Zeit und unter keinen Verhältniſſen *geſetzmäßig* werden kann. Wie und unter welchen Schranken ſie vorübergehend geduldet werden kann, wird aus der Folge erhellen. Der Grund aber, warum dieſe Scheu gegen die Cenſur ſtets lebendig ſich erhalten muß, liegt vorzüglich darin, daß, wie wir zeigen werden, das Stadium des einſeitig richtenden Geſetzes niemals aus irgend einem Staate verſchwinden kann. Die dritte Epoche, die der Jury, bezeichnet die lebendige Entwickelung, eine Zeit, in welcher die Liebe erzeugend aus dem Geſetz ſelbſt hervorbricht. Wo die Cenſur herrſcht, da ſind nur zwei Verhältniſſe möglich, entweder ſie erreicht ihre Abſicht, dann erfolgt früher oder ſpäter eine allgemeine Erlähmung, oder ſie erreicht ſie nicht, dann häuft ſich die widerſtrebende Maſſe, durch das Widerſtreben ſelbſt verzerrt, immer mehr an, bis ſie die Decke ſprengt. Der naturgemäße Gang, der die Epoche des Geſetzes als einen Durchgangspunkt fordert, iſt unterbrochen, und plötzlich bildet ſich durch eine Exploſion eine wilde Zeit, die ſelbſt das Stadium der Jury in ſeiner reinen Entwickelung nicht gedeihen läßt, weil dieſes ein Gleichmaaß des Geſetzes und der erzeugenden Liebe fordert. Hier aber verkehrt ſich, was urſprünglich Liebe war, in Haß gegen das widerſtrebende Geſetz, und aus einer furchtbaren Gährung, die alle Elemente des Staats chaotiſch unter einander wirft, muß erſt die Erſchöpfung die Reue erzeugen, damit Geſetz und Liebe ſich nur wieder erkennen mögen. Wenn wir das Stadium der Jury als dasjenige der fröhlichen Entwickelung bezeichnen, ſo wird man vielleicht England nennen, das einzige Land, in welchem es ſich wirklich ausgebildet hat, und uns einwerfen, daß eben hier eine einſeitige Anhänglichkeit an der beſtehenden Form, ſelbſt wo man die völlige Unzweckmäßigkeit derſelben deutlich kennt, auf eine auffallende Weiſe vorherrſcht. Wir nun können eben dieſe merkwürdige Erſcheinung benutzen, als Beweis, daß die unbedingteſte Freiheit der Unterſuchung keineswegs eine Abneigung, vielmehr eine tiefe, feſtgegründete Liebe gegen das Geſetz erzeuge. Und ſo iſt es allerdings. Aber dennoch iſt es den Kundigen nicht unbekannt, daß jene zu einſeitige Anhänglichkeit eine nationale Eigenthümlichkeit iſt, die ſich auf eine beſtimmte Weiſe aus den Schickſalen des Volks gebildet hat. In Deutſchland, dem eigentlichen Sitz der tiefſten geiſtigen Freiheit und der wahrhaft geſchichtlichen Pietät zu gleicher Zeit, wird die erzeugende Liebe und das Geſetz ohne allen Zweifel ein fröhlicheres und lebendigeres Verhältniß hervorrufen. Bei uns finden wir nur die Stadien der Cenſur und des Geſetzes; die der Jury, könnte man behaupten, ſey, wenn auch nicht der Form nach, doch dem Weſen nach in einigen durch das Geſchick begünſtigten Gegenden ſchon da. Wir hoffen alle, daß die Cenſur aufhören ſoll, daß aber das Stadium des Geſetzes jemals aufhören ſollte, iſt eine thörichte Hoffnung, ſelbſt in der Form der Jury wird es ſich immer wieder von neuem bilden; denn es iſt ein nothwendiger Moment der irdiſchen Erſcheinung aller Staaten, wenn es auch in einigen Zeiten mit ſcheinbar geringerer Härte hervortritt. Indem wir nun dieſes darzuthun ſuchen, werden wir zur Unterſuchung zweier Schwierigkeiten eingeladen, die man bei der Einführung der Preßfreiheit und der Aufhebung der Cenſur, wie man glaubt ſiegreich, hervorzuheben pflegt. Die erſte wird hergenommen von dem Mangel an Reife beim Volke, die zweite von der ſchon oben erwähnten Gefahr der Schriftſteller, indem ſie willkürlichen Beſchlüſſen unterworfen ſind. Beide verdienen eine genauere Prüfung.

Wenn wir von Preßfreiheit reden, ſo geſchieht es immer in der Vorausſetzung, daß die Staaten aus ſich ſelbſt eine Region freier geiſtiger Thätigkeit erzeugen, die keine andere Geſetze erkennt, als die des göttlichen Verſtandes. Zwar in keinem einzelnen Menſchen, und eben ſo wenig in der Verbindung mehrerer, in irgend einer endlichen Zeit, kann der göttliche Verſtand in ſeiner völligen Reinheit und Vollkommenheit erſcheinen. Aber dennoch iſt dieſer und dieſer allein, das, wenn auch nie erſcheinende, doch allein waltende Geſetz in jener wahrhaft freien Region. Alles, was Menſchen auf verſtändige Weiſe verbindet, iſt aus dieſer freien Welt entſprungen, und die erlöſende Kraft des Staats ruht in ihr. Nun erſcheint zu einer jeden Zeit der Staat ſo, daß der göttliche Verſtand in ihm die Form ſchon beſtimmt hat; wir nennen dieſes das überlieferte Geſetz. Da aber in einer jeden erſcheinenden Form ein beſtimmtes endliches Maaß herrſcht, ſo erzeugt ſich eine fortbildende Thätigkeit, die das Leben des Staats iſt. Iſt das überlieferte Geſetz ſeine Vergangenheit, ſo ſpricht dieſes uns als ſeine Gegenwart an. Aus den beweglichen Elementen der Gegenwart erzeugt ſich zwar Kampf, aber wer in ihrem Sinne lebt, iſt der Zeit nie ganz fremd. Die tiefſten Keime der Zukunft treten dagegen nothwendig als fremde hervor. Dieſe dreifachen Momente können nun allerdings in verſchiedenen wechſelnden Verhältniſſen ſich bilden, ſo daß bald die ſtarre Vergangenheit, alſo das Geſetz, bald die bewegliche Gegenwart, das Leben, bald die unbeſtimmte Zukunft ein relatives Uebergewicht erhält; aber alle Momente ſind dennoch nothwendig zugleich da. Diejenigen nun, die am bedeutungsvollſten auf eine ferne Zukunft deuten, werden der Gegenwart nothwendig fremd, rathſelhaft, ja feindſelig erſcheinen. Wenn in einer Zeit veraltete Geſetze ihren tödtenden Einfluß behaupten, dann iſt es freilich klar, daß ſie gegen jede freie Regung, die auf das Leben zurückzuwirken ſtrebt, auftreten werden; aber wenn der Kampf gegen die bedeutungslos gewordenen Formen einer frühern Zeit gelungen iſt, glaubt der Menſch, indem er ſich befreiet fühlt, durch eine natürliche Täuſchung ſich wirklich frei. Das Neuerzeugte, ſo wie es eine äußere Form erhalten hat, iſt nothwendig beſchränkt, und der Menſch iſt nur zu geneigt, nicht die freie Liebe, aus der er geboren ward, vielmehr die äußere Form, das Wort, die einſeitige Richtung, in welcher es ſich geſtaltet, für das Herrliche zu halten. Nicht mit dem Starrſinn des veralteten Geſetzes erſcheint dieſe angebetete Form, wohl aber mit dem blinden Eifer der falſchen Begeiſterung, die eben ſo gefährlich, ja nicht ſelten gefährlicher iſt, als jenes. Man weiß dieſes ſehr gut, und diejenigen, die Gefahr und Sicherheit mit furchtſamer Beſonnenheit gegen einander abzuwägen wiſſen, finden es bedenklicher, die jugendliche Heftigkeit eben entwickelter Thorheit, als den zähen Widerſtand der alten Formen zum Kampf zu reizen. Wo nun eine ſolche neuerzeugte Form die Gewalt des Geſetzes erhalten hat, da verbirgt ſich unter dem Schein eben errungener Freiheit das heftigſte Widerſtreben. Und auf dieſe Weiſe iſt es gewiß, daß diejenigen, die ſelbſt eben den Verfolgungen einer Zeit, die ſie beſiegten, entgangen ſind, nur gar zu geneigt ſind, was ſie errungen haben, für ein theures Gut anzuſehen, welches gegen jeden Angriff zu ſchützen, alle Mittel gerecht ſind. So herrſcht fortdauernd die Epoche des Geſetzes, und wo ſie zurückgedrängt iſt, erzeugt ſich immer von neuem eine Gewalt, die, in der Selbſtſucht der eignen Geſtaltung verſtrickt, keinesweges geneigt iſt, ihr Beſtehen einer bedenklichen Prüfung zu unterwerfen.

Wir haben behauptet, daß wo die Epoche des Geſetzes herrſche, da ſey auch die Neigung, die Cenſur herbeizuführen, noch immer vorhanden. Diejenigen nehmlich, die mit Starrſinn herkömmliche Formen der Knechtſchaft erhalten wollen, behaupten, es habe das Volk die Reife, die Mündigkeit nicht, die erforderlich ſey, um an einer freien Unterſuchung Theil zu nehmen, als wenn dieſe Reife auf irgend eine andere Weiſe als eben durch die freie Unterſuchung ſelbſt herbeigeführt werden könnte. Diejenigen aber, die von einer falſchen Begeiſterung für das eben Gewordene ergriffen ſind, werden behaupten, dieſes ſey noch nicht feſt genug begründet, das Alte und Herkömmliche zeige noch ein bedenkliches Widerſtreben, als wenn es nicht eben eine lobenswerthe That wäre, das Werdende von jeder Einſeitigkeit ſo viel als möglich zu befreien, ehe dieſe ſich feſter geſtalte, ehe ſie die Gewalt der Gewohnheit erlangt habe; als wenn das Beſtreben, das Neuerzeugte für eine lebendigere Zukunft zu gewinnen, es zu gleicher Zeit an die erſtarrte Vergangenheit verrathen müßte. Ueberhaupt aber iſt jenes Ableugnen der Reife, die entweder immer da iſt oder niemals, weil jeder Staat eine ſelbſtſüchtig ſich ſchließende Seite gegen die Zukunft hat, nicht allein ohne Sinn, es enthält auch einen irreligiöſen Frevel. Wenn irgend einer mit aller Bildung, die Deutſchland eigenthümlich iſt, nach Afrika wandern wollte, um dort irgend ein rohes Volk mit Repräſentation, Göthe's Poeſie, Schellings Philoſophie, Peſtalozzi's Methode u. ſ. w. zu beglücken: ſo wäre das freilich ein Wahnſinn und das Volk wäre für ſolche Mittheilungen nicht reif; aber was ſich aus der Mitte des Volks ſelbſt vielſeitig entwickelt hat, gehört ihm zu. Daß es ſolche Männer aus ſich zu erzeugen vermöchte, iſt ſeine Reife. Keiner bildet ſich iſolirt, jeder Hochbegabte iſt ein Träger volksthümlicher Herrlichkeit, ein geiſtiger Nationalrepräſentant, der die heiligſten Rechte in Anſpruch nimmt, zwar nicht durch das Volk gewählt, aber durch Gott berufen.

In ſolchen Geiſtern, und eben je freier und rückſichtsloſer ihr ganzes Daſeyn für den Staat in Thätigkeit geſetzt wird, offenbart ſich die erlöſende Gnade, die wir erkennen ſollen. Selbſt dann, wenn ihr Beſtreben einen allgemeinen Widerſtand erzeugt, wenn ſie zu Grunde gehen, bleibt das ausgeſprochene Wort, als eine Geburt der Zeit, befeſtigt, ja erhöht, und in ſich mächtiger durch die Verfolgung, eine Gabe für die Zukunft. Das größte Heil, welches dem Geſchlecht widerfuhr, iſt ihm auf dieſe Weiſe widerfahren, zu verſchiedenen Zeiten erſchien die Offenbarung großer Geiſter, als eine ſolche blendende Erleuchtung in der finſtern Nacht, welche, wo ſie hervortrat, Widerſtreben erzeugte, aber, indem ſie nie mehr unterging, die Erhellung der Zukunft beförderte, und die Preſſe iſt das wunderbare Schutzmittel gegen alles nächtliche Streben, das uns von einer großen Abſicht des göttlichen Verſtandes überzeugen muß.

Haben wir nun bis jetzt das Geſetz und die freie Liebe, wie ſie in ihrer wechſelſeitig erſcheinenden Thätigkeit gegen einander ſich verhalten, ohne irgend eine Einmiſchung des Schlechten, unterſucht, iſt es uns gelungen, zu beweiſen, daß das Geſetz, wenn es die Gewalt, die es erlangt hat und beſitzen muß, anwendet, um jede Aeußerung der freien Liebe, die nicht das Maaß ſeiner endlichen Form als eine abſolute erkennt, in der Geburt zu erſticken, alle Keime der wahren Entwickelung vernichten, oder indem es dieſe durch ein unnatürliches Widerſtreben zu einer einſeitigen Bildung verzerrt, eine zerſtörende Exploſion vorbereiten muß: ſo wollen wir jetzt das Verhältniß betrachten, wie es erſcheinen muß, wenn auf irgend einer Seite der Irrthum und das Böſe ſich einmiſcht. Zuerſt wie das Irrende und Böſe, wenn es von der Gewalt des Staats unterſtützt wird, gegen den trefflichen Geiſt ſich äußert, weil es hier, durch keine beſtimmte Geſetze gebunden, ſeine zerſtörende Natur freier walten laſſen darf. Den Staat ſelbſt, in ſeiner erſcheinenden Totalität zu irgend einer Zeit müſſen wir freilich als ein wahres Naturproduct der Geſchichte betrachten, welches wir ohne unſer Zuthun ſo vorfinden, wie es iſt, und eine entſcheidende Wirkung irgend eines Menſchen, wie er ſie wünſchen möchte, findet nie Statt. Was er will, vermiſcht ſich mit den mannichfaltigen hemmenden und ſtrebenden Elementen, und aus dem Ganzen bildet ſich eine Entwickelung, in welcher der Trefflichſte und Gewaltigſte ſeine eigne That kaum mehr kennt. Aber dennoch kann in dieſem Ganzen für die Perſon das Böſe wie das Gute zerſtörend oder fördernd hervortreten, und aus der Willkür entſpringt die größte Gefahr. Es hat daher nicht an Schriftſtellern gefehlt, die es dahin zu bringen ſuchten, daß jede Aeußerung durch die Preſſe, die nicht unmittelbar zur geſetzloſen That auffordert, für ſtraflos erklärt würde, um ſo in gefahrloſer Sicherheit eine Freimüthigkeit zeigen zu können, die doch ſtreng genommen erſt durch die Gefahr das wird, wofür ſie ſich ausgeben möchte. Dieſes Streben der Schriftſteller wird ſchicklicher geprüft, wenn wir den Staat betrachten in ſeiner Bemühung, ſich gegen die Schlechtigkeit der Schriftſteller zu ſchützen. Hier bemerken wir nur, daß es den Schriftſtellern ſelbſt in den freieſten Staaten nie gelingen wird, eine ſolche Sicherheit zu erlangen, ja daß die Gefahr, eben für die Herrlichſten, immer da ſeyn wird, daß das Geſetz zu jeder Zeit irgend einen zarten, krankhaften Punkt hat, bei deſſen Berührung er ſich ſchmerzhaft ſträubt, mag es nun ein altes chroniſches Uebel oder eine acute Krankheit ſeyn, die plötzlich entſtanden, ſchnell einen gefährlichen Gipfel erreicht. Es gibt eine Freimüthigkeit, die oft bewundert wird, ja die dieſe Benennung oft allein erhält, und die doch keineswegs dieſen Namen verdient; ſie iſt ſo wenig rückſichtslos aus einer großartigen Geſinnung entſprungen, daß ſie vielmehr rechts und links auf alle Meinungen horcht und lauſcht, hier ſich verbindet mit einer Partei, ohne ſich ganz zu trennen von einer andern, den Großen ſchmeichelt, wo ſie ſie fürchtet und ſie angreift, wo es ihr nützlich und gefahrlos däucht, den Pöbel gewinnt, die Geſetze umgeht, die Leidenſchaften unterſtützt, in jede Biegung ſich fügt, indem ſie gegen einige zu kämpfen ſcheint. Ob dieſe Schlechtigkeit erkannt und vernichtet wird, iſt uns, da wir nur den Keim des Göttlichen für den Staat als ein Heimiſches ihm innerlich Angehöriges retten wollen, ganz gleichgültig. Wenn wir aber das wahrhaft Große, das rückſichtslos Freie, in ſeiner Offenbarung, dem hemmenden Geſetz gegenüber betrachten, ſo fragen wir billig: zugegeben, daß die irdiſche Sicherheit für dieſes einen Werth hat, ob und in wie fern vermag die Cenſur es zu ſchützen? Ganz ſicher wird jeder Freigeſinnte nur ſeyn, wenn er ſich beſtrebt, ſein ganzes Denkſyſtem nach den Geſetzen einzurichten, wenn er alſo entweder ſich überzeugt, die Art, wie das Geſchlecht ſich in der Form des erſcheinenden Geſetzes geſtaltet, ſey ſo lebendig, daß ſie alle Keime der Entwickelung in ſich enthalte; was als freies Urtheil gegen die Form des Geſetzes hervortrete, das widerſpräche auch der Vernunft: dann darf man das Geſetz im Ganzen keiner Prüfung unterwerfen; es iſt eine göttliche Offenbarung, an welche wir unbedingt glauben ſollen. Es iſt in dieſem Falle auch klar, daß die Cenſur nicht relativ, ſondern abſolut Recht hat; was ſie verbietet, rettet nicht bloß das Geſetz, ſondern auch die Vernunft; es darf nie und unter keiner Bedingung laut werden. Wenn man nun aber die Behauptung nicht ſo weit ausdehnt, ſondern nur dabei ſtehen bleibt, daß, was zu einer gewiſſen Zeit, unter gewiſſen durch die Fügung Gottes gegebenen Verhältniſſen des Geſchlechts laut werden dürfe, allein durch die Cenſur beſtimmt werden könne, ſo liegt in dieſer Behauptung dennoch, daß die Cenſur im Beſitz des göttlichen Maaßes aller Erſcheinung ſey; und wir müſſen in unſerm Denken zurückſchaudern, wie vor einer Lockung der Hölle, vor jeder Anſicht, die uns über dieſes Maaß herausführen wollte; ja vernunftwidrig müßte ſie dennoch genannt werden, weil eine jede Aeußerung der Vernunft, die das für das Geſchlecht einer beſtimmten Zeit beſtimmte Maaß überſchreitet, gar keins hat, und alſo als Vernunft nicht erkannt werden kann. Denn nimmt man ein für alle Zeiten geltendes Maaß an, welches dennoch für eine jede als eine in ſich gegründete Richtſchnur dienen kann, ſo iſt jenes Maaß der beſtehenden Geſetze, die offenbar an die Zeit gebunden ſind, abſolut überſchritten, und wir können nie ſicher ſeyn, daß nicht eine rückſichtsloſe Unterſuchung uns zu der Ueberzeugung bringen wird, daß die Form des Staats mit ſeinem Weſen die beſtehenden und überlieferten Geſetze mit ſeinem fortſchreitenden Leben in irgend einem tödtenden Widerſpruche ſtehe. Wer nun eine ſolche Ueberzeugung erlangt hat, der könnte ſich vielleicht entſchließen, ſie zu verheimlichen, und dann wäre er freilich ſicher. Aber wir zweifeln an der Möglichkeit; denn eine ſolche Ueberzeugung erlangt man nicht als etwas Aeußeres, welches man willkürlich verdrängen kann. Iſt ſie wirklich da, iſt ſie aus tiefer Forſchung entſprungen, dann iſt der Menſch in ihrer Gewalt, und es iſt ſeine höchſte Würde, ja die göttliche Freiheit, die ihn zwingt. Er muß alſo dieſe ſeine Ueberzeugung laut werden laſſen. Die Cenſur verbietet die Bekanntmachung, und er gehorcht, weil er nie ungehorſam ſeyn wird. So iſt es der Cenſur allerdings gelungen, für die Sicherheit, wenn auch nicht des Staats, was wir auf das allerbeſtimmteſte leugnen, doch für die des Geſetzes zu ſorgen, wie ſie ihrer Beſtimmung nach ſoll. Aber iſt nun wohl für die Sicherheit des Schriftſtellers geſorgt? Keinesweges. Der Staat im Ganzen, in deſſen tiefſtem Sinn er wohlthätig wirken wollte, erfährt von ſeiner Unterſuchung nichts, aber das feindſelige Geſetz kennt ſeine Denkweiſe. Kann man glauben, daß es dem Gegner verzeihen wird? Ja, iſt es nur möglich? So blind iſt der Erfahrne nicht, daß ihm die hohe Kraft der Ueberzeugung verborgen bliebe, daß er kurzſichtig wähnte, ein Verbot, welches doch nur auf das Aeuſſere der Bekanntmachung geht, ſollte ſie entkräften. Was die Cenſur, wenn es gedruckt wird, für ſchädlich hält, ſollte ſie dieſes in irgend einer andern Form dulden? Wird ſie nicht dafür ſorgen, daß ein ſo Denkender nirgends ſchädlich einwirke und ihn ſtets belauſchen, wenn er einen bedeutenden Wirkungskreis hat, ihm dieſen verſchlieſſen, ihn aus einer jeden bedeutenden Stellung verdrängen; wenn er arm und verlaſſen iſt, ihm eine jede Ausſicht ſperren? Ja, wie kann, wie wird hier Haß, Neid, jede Schlechtigkeit im Finſtern wirken! Der Nichtswürdige wird durch Verläumdung den Gefährlichen als einen Verworfenen darzuſtellen ſuchen. Kann eine mächtige, ja die mächtigſte Stellung gegen das Loos der Menſchen ſchützen, die, beſonders wo das Kühnſte und Gewaltigſte ſchweigen muß, nur zu ſehr geneigt ſind, in jedem Widerſtreben Bosheit zu ſehen? So geſchieht es denn, daß die herrlichſte Natur, die Gott berufen hatte zur rettenden Fortbildung des Geſchlechts, unter den Fußtritten der Nichtswürdigkeit zertreten wird. Ja doppelt zertreten und zerrüttet; denn das Wort, welches ihm Gott auftrug, zu verkündigen, vermag die Hölle, in die Form des Geſetzes gekleidet, zu zerſtören, ehe es laut wird. Einſeitig verurtheilt, der Armuth, der Verachtung, der gemeinen Geſinnung des Geringſten preisgegeben, lebt und vergeht er ſtumm, in der innerſten Tiefe ſeines heiligſten Daſeyns zertrümmert und vernichtet. O! führt das Beil wieder ein, laßt den Holzſtoß frech und fröhlich lodern, heftet die Haken an den tarpejiſchen Fels, aber laßt das Volk die letzte freie Stimme des Märtyrers vernehmen. Nie hat die Hölle einen gräßlichern Triumph errungen, als da es ihr gelang, das Märtyrerthum durch Polizeigeſetze unmöglich zu machen.

Damit wir nun die Stellung des freien Schriftſtellers zum Staate in ihrer Wurzel ergreifen, wollen wir die Unterſuchung an das eigentliche Princip unſerer Anſicht anknüpfen. Wir haben bewieſen, daß der Staat keinesweges zunächſt da ſey, um äußere Sicherheit, Eigenthum, irdiſche Güter zu ſchützen, daß vielmehr die Idee des Staats die freie Aeußerung der göttlichen Eigenthümlichkeit ſey. Wie kann, wenn es ſo iſt, ein Staat als Grundgeſetz irgend etwas dulden, welches dieſe einem irdiſchen erſcheinenden Maaß unterwirft? In der Erſcheinung kann Seyn und Werden, das Beſtehende und die Entwickelung niemals in völligem Gleichmaaß ſich bilden; denn es wäre dann die ewige Geſtaltung, die über aller Zeit liegt. Die Entwickelung erzeugt ein Widerſtreben des Beſtehenden, und obgleich wir die Zeiten vor allen glücklich preiſen müſſen, in welchen in dem Widerſtreben eine Gemeinſchaft mit dem Fortſchreitenden ſich wahrnehmen läßt, die Epoche der Jury, wie wir ſie nennen, ſo dürfen wir doch nicht vergeſſen, daß die Form des Staats in jedem Augenblick eine Fügung iſt, die wir als ſolche erkennen müſſen, ſelbſt wenn ſie unſerer innern Eigenthümlichkeit feindſelig widerſpricht. Da aber die göttliche Eigenthümlichkeit dasjenige iſt, was uns allein eine wahre freie Stelle im Staate erwirbt, da es unſere heiligſte Pflicht iſt, dieſe auszubilden, und da ſie, wo ſie ſich frei ausgebildet hat, ihrer Natur nach ſich dem Staate opfern muß, da das Geſetz nur die eine Seite des Staats iſt, die ohne die erzeugende Liebe keine Bedeutung hat, ſo hat der dazu Berufene die Verpflichtung, ſich dem ſtrafenden Geſetz als freiwilliges Opfer darzubieten; er geht, obgleich durch das Geſetz, dennoch für den Staat zu Grunde, der, wie es ſeine eigentliche Bedeutung iſt, die Eigenthümlichkeit eines Jeden zu fördern, auch aus dieſer zu jeder Zeit von neuem erzeugt wird. Man hat aufgehört, von einem ewigen Frieden unter den Völkern, als von etwas Wünſchenswerthem zu reden, aber in der That, ein innerer Krieg iſt eben ſo nothwendig, ja, wo er ganz aufhört, entweder weil die elaſtiſche Kraft der fortſchreitenden Eigenthümlichkeit in einem geſunkenen Volk gelähmt iſt, oder weil das Geſetz mit hemmendem Druck jede Aeußerung erſtickt, da iſt die Verſumpfung des öffentlichen Lebens eine unausbleibliche Folge. Aber im Kriege iſt keine Sicherheit. Wie lächerlich, wenn wir für den großen Feldherrn perſönliche Sicherheit fordern wollten, da ſein ganzes Talent nur in der Gefahr glänzen kann. So iſt dieſe Gefahr auch in dem geſelligen Leben die Pflegerin der großartigſten bürgerlichen Geſinnung; durch das Geſetz zu fallen, unter ſolchen Umſtänden, ſo ehrenvoll wie auf dem Schlachtfelde, die Richtſtätte, der erhabene Punkt, der eben durch die Nähe der ſchwärzeſten Verbrechen die göttliche Natur in ihrer reinſten Glorie ſtrahlen läßt. Wir können uns ſehr wohl denken, wie eine herrliche Natur in ihren freien Aeußerungen das lebendigſte und gerechteſte Geſetz zum Widerſtande reizen kann, ja wie ein äußeres Unrecht mit der innern heiligſten Gerechtigkeit verbunden iſt. Hier iſt die Stelle, wo das, was bei den alten Griechen Oſtracismus war, auf eine eigenthümliche Weiſe wieder unter uns hervortreten kann. Nicht ſtrafen will das Geſetz, es ſträubt ſich gegen die Wirkungen eines fremdartigen Geiſtes, deſſen für eine fernere Zukunft wohlthätiges Daſeyn es mehr ahnen als begreifen kann. Ja das müſſen wir die wahrhaft lebendige und bedeutende Zeit nennen, wo ein ſolches Widerſtreben, ein ſolches ſelbſt hartes Abweiſen der hohen Achtung und Verehrung keinen Abbruch thut. Derjenige aber, der, ehe er kämpfend hervortritt, für ſeine perſönliche Sicherheit auf eine kümmerliche Weiſe Sorge trägt, der nicht felſenfeſt ruht auf der innern Sicherheit ſeiner edlen Natur, iſt ſelbſt von einer ſo geringen Art, daß wir von Rechtswegen in ihm einen ſolchen erkennen, der ſich unbefugt hineindrängt, wo nur der geiſtig Vornehme ſich zeigen darf und deſſen Fall eine gerechte Strafe iſt. Aber ſelbſt wo das Geſetz in dem Trefflichſten einen Verbrecher ſieht, wo das verblendete Volk in Erbitterung ſeinen Tod fordert, ſelbſt da wird es ein Segen für das irrende Geſetz, zeigt den plötzlichen Glanz des verfinſterten Staats, und was die Liebe ſäete, wird in der ſtillen Reue des Geſchlechts keimen und Früchte tragen. Die erhabenſte Tugend trennt ſich wie das Laſter von dem Geſetz, das Heiligſte wird in dieſer Trennung von dem durch Schein Getäuſchten mit der Unthat verwechſelt, und ſelbſt der Erlöſer ward zwiſchen Verbrechern gekreuzigt.

Bei den bürgerlichen Einrichtungen fragt ihr die Geſchichte und geſteht ihr das Recht zu, zu entſcheiden, iſt es euch denn verborgen geblieben, daß das Geſchlecht durch Märtyrer ſeine heiligſten Güter erlangte? Habt ihr die vielen Heroen der Völker vergeſſen, über deren Kopf das Schwert der geſetzmäßigen Verfolgung ſchwebte, und die unerſchüttert darunter lebten, als hätte es für ſie keine tödtende Schärfe? Tragt keine Sorge für die Sicherheit ſolcher Naturen, die, in ſich ſicher, eurer Sorge nicht bedürfen; ſeyd nicht die unbefugten und unverſtändigen Vormünder derer, die berufen ſind, eure Lehrer zu ſeyn. Und nun, nennt uns doch die Opfer der Preßfreiheit, die als ſolche gefallen ſind! Es iſt faſt lächerlich, wenn man davon reden will; denn wenn wir die geſetzloſe Zeit der Revolution ausnehmen, in welcher Meinungen und Thaten ſo verworren in einander hineingriffen, daß man gar nicht von einer eigentlichen Preßvergehung als ſolcher ſprechen kann, wenn man den unglücklichen Palm ausnimmt, der doch durchaus nicht mit den Opfern der Preßfreiheit in einem geordneten Staate verglichen werden kann, wenn wir, wie billig, dieſe Ausnahmen gelten laſſen, weiß man nichts vorzubringen, als wie dieſer im Gefängniß ſaß, jener eine Summe Geldes bezahlen mußte u. ſ. w., Strafen, die, wenn der Leidende auf irgend eine Weiſe, mit Recht oder Unrecht, als ein Opfer edler Freimüthigkeit betrachtet ward, ſo viel Milderndes in ſich enthielten, ja faſt immer zum irdiſchen Vortheil des Verfolgten ausſchlugen. Man vergleiche dieſe unbedeutenden Ereigniſſe mit den furchtbaren Greueln der Juſtiz, die das ganze Daſeyn des Menſchen mit erbarmungsloſer Grauſamkeit innerlich und äußerlich vernichten und die ſelbſt die gerechteſten und beſtimmteſten Geſetze nicht zu verhindern vermochten. Wir finden nicht, daß dieſes eben etwas Wünſchenswerthes ſey. Wahrlich nur darin liegt es, daß das wahrhaft Kühne ſeit Luther noch gar nicht laut ward, wenn die gewaltigen Worte ertönen, wird die Ungerechtigkeit ſich ganz anders entgegenſtellen, das leidet keinen Zweifel, ob der Mann Gottes einen Schutz finden wird, wie Luther, das ſteht in Gottes Hand, wir können es nur wünſchen.

Eins wäre furchtbar, wenn das Streben der vornehmen Natur auf ewig dem Geſchlecht verſchloſſen bliebe, wenn man ſie nur aus der Verzerrung der feindſeligen Darſtellung erkennte, wenn es ihr nie gelänge, was ſie wollte, als ein ewiges Monument der eignen That hinzuſtellen. Dieſes iſt nur durch die Cenſur möglich. Iſt es jener Natur gelungen, was ſie will, in jener freien Welt der öffentlichen Mittheilung, die durch die Preſſe dem Geſchlecht geſchenkt ward, hinzuſtellen; denn *hat* ſie geſiegt. Die Geſchichte, das Geſchlecht im Ganzen iſt gerecht, wie ſchlecht die Maſſe der Individuen ſeyn mag. Und wenn auch der Edle fällt, während der Schlechte ſich mit ſchlauen Wendungen rettet, dennoch wird die allgemeine Meinung nicht getäuſcht, Egmont nicht mit Vanſen verglichen, wie ein Freund ſich treffend ausdrückt. Wir kennen nichts Erhebenderes, als die ewige, unerſchütterliche Gerechtigkeit der Geſchichte, die uns ſo völlig überzeugt, daß die Bosheit, obgleich ihr der Kleinhandel des erſcheinenden Lebens faſt allein überlaſſen bleibt, auf jenes Grundcapital des wahrhaft Reichen keinen Einfluß hat. Erlaube man uns ein Beiſpiel hier anzuführen, welches uns nahe genug liegt, um uns innerlich anzuſprechen, und welches, wenn auch nicht politiſch, dennoch recht eigentlich hierher gehört. Von einem Manne wollen wir reden, der völlig einſam, nicht allein in ſeiner Zeit, ſondern gewiſſermaßen in der Geſchichte ſteht, und deſſen reines Daſeyn weder die Verfolgung derer, die mit ihm lebten, noch die Verläumdung und der Unverſtand der nachfolgenden Zeiten zu truben vermöchten. Spinoza war erzeugt aus einem Volke, welches das allgemeine Vorurtheil gegen ſich hatte, verloren in ſtille Forſchungen, deren Tiefe keiner begriff. wenige ahneten, von den bedeutendſten Geiſtesverwandten ſeiner Zeit gefliſſentlich vernachläſſigt, von der Menge verſchrien. Das Tiefſte, was der ſinnende Geiſt, redlich forſchend, errungen hatte, ward als Gottesleugnung bezeichnet und dem Abſcheu der Frommen preisgegeben. Die Klugen nannten ihn wahnſinnig, die Frommen gottlos. Und innerlich war es ihm nicht vergönnt, was ihn liebevoll erfüllte, lebendig zu begreifen, was das tiefſte Gemüth erzeugte, erſtarrte in dem Satz; ein umgekehrter Pygmalion verſteinerte die lebendige Geburt unter ſeinen Händen, kein Herz ſchlug in der verſchloſſenen Bruſt; aber aus den ſteinernen Zügen des edelſten Antlitzes ſprach die verſchloſſene Wehmuth, die verhüllte Liebe. Noch immer ſteht die wunderbare Geſtalt in erhabener Ruhe unter uns; nur der Blödſinn, die albernſte Oberflächlichkeit glaubt an das Mährchen, daß es ein Geſpenſt ſey aus der Hölle, während die edlern Geiſter ſeinen göttlichen Urſprung verehren. In ſeiner claſſiſchen Vollendung iſt er ein bleibender Lehrer, an der Strenge ſeiner Form findet alles Erkennen in ſeiner Ausbildung einen Stützpunkt, und ſo erhält ihn die Geſchichte als einen ſprechenden Beweis, daß alles, was der Geiſt aus ſich ſelbſt erzeugt, über alle Bedingungen der Zeit erhaben, ſein Daſeyn in ſich ſelbſt habe, indem es zugleich einmal ausgeſprochen, durch die eigne Freiheit, befreiend auf das Geſchlecht wirke. Die neuere Geſchichte kennt kein Beiſpiel einer edlern Natur, die ſo ganz in ſich gegründet, ſich gegen die widerſtrebende Welt lediglich durch die innere Tüchtigkeit erhielt. Nicht bloß ſeine Lehre, auch ſein reines Leben blieb unangetaſtet, und wer kennt nicht die Aeußerung der damaligen Pfaffen, die ſelbſt durch die naive Strenge ein claſſiſches Gepräge trägt: „Die Hölle habe, ſagten ſie, den Mann mit ſo vielen Tugenden ausgerüſtet, damit er deſto leichter die Frommen verlocken könne." Wollte man uns einwenden, daß dieſes Beiſpiel hier nicht paſſend ſey, weil Spinoza nie das Geſetz des Landes gegen ſich reizte, wenigſtens nie auf eine auffallende Weiſe, ſo vergißt man, daß die Verläumdung viel tödtender wirkt, als das Geſetz, daß dieſes, welches durch eine äußere Nothwendigkeit in ſeinem Verfahren bedingt iſt, über die eigentliche Würde der Menſchen keinen Ausſpruch thut, und daß derjenige, der die Verfolgungen des Unverſtandes und des Haſſes ſo zu beſiegen vermochte, wie Spinoza, durch die Verfolgungen des Geſetzes nur gewinnen könnte.

So gewiß iſt es, daß diejenigen, die den Schutz der Welt verdienen, ihn entbehren können, und daß die gelindeſte Cenſur, eben gegen die trefflichſten Menſchen — man denke ſich Luthers Schriften der Cenſur der wohlmeinendſten Concilien unterwerfen — weit grauſamer verfahren muß, als die grauſamſten Geſetze es vermögen. Fürchtet nicht, wer den Leib verderben kann; wohl aber, wer den Leib und die Seele verdirbt in Gehennah.

Doch es wird Zeit ſeyn, daß wir diejenigen vernehmen, die eine Cenſur nothwendig finden, um den ſchädlichen Einfluß ſelbſt wohlmeinender Schriftſteller auf die ſchlechtdenkende Maſſe und den noch weit ſchädlichern der ſchlechten zu hemmen.

Wir haben, um uns das Verhältniß der Schriftſteller zum Staate klar zu machen, das wiſſenſchaftliche Verhältniß der Gelehrten zum herrſchenden Syſteme dargeſtellt, ja dieſe Darſtellung liegt der ganzen bisherigen Unterſuchung zum Grunde. Nun müſſen wir aber geſtehen, daß ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen beiden Statt findet. Denn, wenn es dem Gelehrten vergönnt iſt, durch eine erweiternde Anſicht das in ſich einſeitig geſchloſſene Syſtem aus dieſer Einſeitigkeit herauszutreiben, ſo iſt er durch dieſe Anſicht völlig von den Feſſeln des Syſtems befreiet, ja dieſes wird beſchränkt, verändert, aufgehoben, ſo weit die Gewalt ſeiner Anſicht lebendig einwirkt. Anders verhält es ſich mit der Stellung des frei unterſuchenden Schriftſtellers zum Staate. Die ganze Sicherheit des Staats beruht darauf, daß dem herrſchenden Geſetze unbedingt und ohne Klügeln gehorcht wird. Wenn die freie Unterſuchung uns von der Unzweckmäßigkeit des Geſetzes überzeugt hat, wenn wir deutlich einſehen, daß ein Widerſpruch zwiſchen der überlieferten Form und dem fortſchreitenden Weſen des Staats Statt findet, ſo muß dieſe geſetzmäßige Form, ſo lange ſie beſteht, dennoch ſtrenge und unbedingte Unterwerfung fordern, und der Widerſpruch, den wir in dem

Staate zu finden vermeinen, wird mit ſeiner ganzen Härte ein innerer des forſchenden Menſchen. Er ſoll Richter und Unterworfener des Geſetzes zugleich ſeyn, und zwar beides gleich unbedingt. Denn im Felde der freien Unterſuchung gilt die Form des Geſetzes gar nichts, im äußern Leben alles. Wo die Unterſuchung und das Geſetz ſich hemmen, da vernichten ſie ſich. Wenn die Unterſuchung das Geſetz als Schranke anerkennen muß, hat ſie ihre ganze Bedeutung verloren; wenn das Geſetz, ſo lange es beſteht, in ſeiner Anwendung unſicher in ſich, nach den Reſultaten der Unterſuchung hinblicken muß, iſt es ohne alle Kraft. Derſelbe Widerſpruch wird daher auch mit derſelben Härte ein innerlicher des Geſetzes. Denn es ſoll unbedingt richten, in ſo fern es da iſt, und ſich unbedingt richten laſſen, in ſo fern es Gegenſtand der freien Unterſuchung iſt. Zwar erkennen wir hier den Widerſpruch, der überhaupt bei einer jeden Idee ſich zeigt, und der, eben in ſeiner Unbedingtheit, durch die Idee, durch die betrachtende Anſchauung gehoben und nur für den Schein da iſt. Denn wenn der Schriftſteller von dem Standpunkte der erzeugenden Liebe aus, den Staat betrachtet, ſo wird es ihm nicht verborgen bleiben, daß er nie ohne gebietende Form ſeyn darf, daß dieſe aber nothwendig beſchränkend iſt, daß die Reſultate einer ſtrengen Unterſuchung zwar auf eine beſtimmte Zukunft deuten, die ſich aber langſam und naturgemäß entwickeln muß, während der forſchende Gedanke voreilt. Dieſe langſame Entwickelung fordert er aber ſelbſt, und die Unterwerfung iſt das Anerkennen jener natürlichen Schranken, die in einer höhern Ordnung eine tiefe Bedeutung haben. Seine fortſchreitende Anſicht und die beſtehende Form treten keinesweges an und für ſich in ein feindſeliges Verhältniß; denn er iſt nicht berufen, das Geſetz aufzuheben, vielmehr es durch die Liebe zu beſtätigen. Es wäre unnöthig, darzuthun, wie von dem Standpunkte des Geſetzes, mit der ſtrengen und unerſchütterlichen Handhabung der Form jene lebendige Anſicht ebenfalls beſtehen kann. Ja es wird aus der Folge erhellen, daß die unbedingte Strenge der Form jene freiere Entwickelung begünſtigt, keinesweges hemmt. Wenn wir nun aber auch keine Rückſicht darauf nehmen, daß dieſes reine, in der Idee allerdings gegründete Verhältniß nie in der Erſcheinung hervortreten kann, daß der Widerſpruch vielmehr, in dem der freie Gedanke, ein ungeduldiges Streben erzeugend, ſelbſt verzerrt wird, zugleich eine unwillige Unterwerfung hervorruft bei dem Schriftſteller, das zähe Behaupten der Form einen Widerwillen erzeugt gegen alles, was mit einer lebendigen Metamorphoſe droht, beim Geſetz; daß dieſer Widerſpruch in dem Schriftſteller und im Geſetz nothwendig einen Widerſpruch zwiſchen beiden entwickelt, wie wir im Vorhergehenden dargeſtellt haben; wenn wir, hiervon abgeſehen, das Unmögliche, eine völlige Uebereinſtimmung und innere Einheit beider Richtungen vorausſetzen, wird nicht die freie Unterſuchung des redlichſten, beſonnenſten Schriftſtellers eine unvermeidlich ſchädliche Wirkung auf die Maſſe äußern, die niemals im Stande iſt, Ideen zu faſſen? Die freie Prüfung in ihrer völligen Reinheit beſtätigt den Gehorſam, ſelbſt wo ſie eine Veränderung der beſtehenden Form ſtreng fordert. Aber der Ungehorſam, jener Trieb, das Verbotene zu thun, jene Neigung, ein jedes Gebot zu übertreten, jener Widerwille der Selbſtſucht, für den Staat zu leben, den eigenmächtigen Willen zu bändigen, Opfer von mancherlei Art dem allgemeinen Wohl zu bringen, jener verborgene Wurm, der von einem Jeden, ſelbſt dem Beſſern, genährt wird, der die Menge ganz in ſeiner Gewalt hat, der fortdauernd an der Wurzel des geſelligen Vereins nagt, wird er nicht ſelbſt durch die gerechteſte Unterſuchung, die die Fehler der gebieteriſchen Form aufdeckt, auf eine gefährliche Weiſe genährt? Vermag ſelbſt der trefflichſte, tiefſte

Forſcher kaum jene Einſeitigkeit abzuwehren, die ein ungeduldiges Streben und eine unwillige Unterwerfung erzeugt, wie dürfen wir hoffen, daß ſie unſchädlich wirken ſollte, wo die Maſſe nur einen Deckmantel ſucht, um den urſprünglichen Ungehorſam zu verbergen, nur einen Schein, um die Welt, und was noch gefährlicher iſt, ſich ſelbſt zu täuſchen? Iſt das Geſetz ohne unbedingten Gehorſam bedeutungslos, wie darf es die Keime des Ungehorſams nähren, die es zu vernichten droht? Das iſt die unvermeidliche Wirkung der reinſten, wohlmeinendſten Prüfung; aber wie furchtbar wird ſie durch die Maſſe der Schlechtdenkenden geſteigert? Steht die Fähigkeit, öffentlich ſeine Gedanken äußern zu können, mit der guten Geſinnung in irgend einer nothwendigen Verbindung? Entwickelt ſich nicht ſelbſt aus dem größten Talent das Böſe mit vernichtender Gewalt? Die Preßfreiheit iſt die offene Seite des Staats, in ihrer Region erſcheint das Einzige, was der Willkür der Bosheit Schranken ſetzt, als Partei, nicht mehr als Richter, welch ein klarer Gewinn für dieſe? Hier nach dieſer Oeffnung ſtürzt in hellen Haufen die unüberſehbare Maſſe derer, die den Staat verwirren, mit dem beſchränkenden Geſetz ihren Spott treiben wollen. Jenſeits der Oeffnung herrſcht nur der Verſtand, Gründe, innere Ueberzeugung. Wo iſt er zu finden dieſer Verſtand, kannſt du ihn faſſen, retten aus dem Chaos des endloſen Geredes, und hinſtellen, klar, abgeſondert, daß jeder ihn erkennt und ihn von den tauſendfach ſich durchkreuzenden Irrthümern, künſtlichen Sophiſmen, Gaukeleien der Selbſtſucht, gleich, ſicher, ohne Täuſchung unterſcheiden kann? Der redlichſte Schriftſteller ſteht in irgend einer perſönlichen Beziehung gegen den Staat, ganz zufrieden iſt keiner, kann keiner ſeyn. Die verletzte Perſönlichkeit ſpielt unbewußt in die Unterſuchung hinüber, hier begegnet ſie einer urſprünglichen Täuſchung, der keiner entgeht, an dieſe heftet ſie ſich und unwillkürlich tritt das irdiſch Perſönliche in der Form ewiger Wahrheit auf. Die falſche Begeiſterung ſteigert den Irrthum. Was uns heilig dünkt, ſoll wirklich werden, gegen die irdiſche Gewalt müſſen wir irdiſche Waffen brauchen. Freunde verbinden ſich noch immer, das iſt ihre Ueberzeugung, in der reinſten, in der ſchönſten, ja in der heiligſten Abſicht. Könnte der Gedanke, der ſtill erzeugt in einſamer Betrachtung hervortrat, den bewußtloſen Einfluß der Perſönlichkeit nicht abwehren, wie viel weniger vermag er es, wenn er, angeſteckt von vielfältiger Selbſtſucht, getäuſcht durch flammende Begeiſterung, mehrere zu einem gefährlichen Bunde vereinigt? Da muß man die Freunde ſchonen, damit ſie treu bleiben; ihre Fehler muß man dulden; ſind ſie doch geheiligt durch den ſchönen Sinn für das Gute und Treffliche, was eben Noth thut. Aber dieſer Fehler der Anhänger wirkt wie eine furchtbare Anſteckung auf die heilige Sache, die man vertheidigen will. Die Beſſern ahnen es, aber auch hier ſoll man ſchonen. In der Mitte des Heiligen wird nun das Schlechte geduldet, welches zuerſt bewußtlos ſich einſchlich. Und während nun auf dieſe Weiſe wohlmeinende Freunde ſich in eigne Täuſchung immer enger verſtricken, während der Widerſtand von außen die einſeitige Begeiſterung immer lebhafter anfacht, lauert der liſtige Böſewicht im Verborgenen voller Freude, um, was für ihn keimt, unbemerkt zu pflegen. Wer wagt es zu leugnen, daß ſelbſt wohlgemeinte öffentliche Irrthümer, wenn auch nicht eigne, doch fremde Bosheit unvermeidlich erzeugen müſſen. Gleich fähig für die Republik, für Napoleon und für die Bourbons thätig zu ſeyn, Deutſchlands Errettung nach der Schlacht von Lützen und durch einheimiſche Stellvertreter zu beweiſen, iſt es die alleinige Abſicht eines ſolchen, jede bedenkliche Lage des Staats zu benutzen, damit er eine Beute ſeiner Selbſtſucht werde. Hier lobt er das wahrhaft Gute mit vieler Wärme, dort greift er das Tadelnswürdige mit liebevoller Schonung an, um nur das Recht zu erhalten, das Gute, was er verdrängen will, deſto täuſchender zu verzerren, das Schlechte, was er retten will, deſto ſicherer einzuſchwärzen. Herrſchende, aus gutem aber beſchränktem Willen entſprungene Irrthümer ſind ſeine liebſten Waffen, und mit äußerer Ruhe weiß er auf ſolche ſtille, unbemerkte Weiſe die größte Unruhe, mit großer Kaltblütigkeit die gehäſſigſten Leidenſchaften zu entzünden. In dieſer Verwirrung drängen ſich diejenigen herbei, die mit großem Talent ausgerüſtet den gefährlichſten Meinungen durch mancherlei Sophismen einen glänzenden Schein zu geben vermögen, diejenigen, die ſich an einem Mächtigen rächen, die einen Verhaßten der allgemeinen Verachtung preisgeben wollen. Allmählig gewöhnt man ſich, einem Jeden Recht zu geben, der das gebietende Geſetz herabwürdigt, Obrigkeit und Regent ſchmähet; die ſtrafwürdigſten Verbrecher haben einen ſichern Schutz, wenn ſie das Geſchick haben, ſich einem verblendeten Haufen als Verfolgte darzuſtellen. Vergebens ſucht man die äußere Wunde abzubrennen, wenn die ganze Organiſation angeſteckt iſt, ja wer kann in das Chaos von Gutem und Schlechtem, von Wahrem und Falſchem, von Verirrungen und Verbrechen den Schuldigen herausfinden? Wer ergriffen wird, iſt der Unbeſonnenſte, keinesweges der Schuldigſte, und die härteſten Strafen dienen nie zur Warnung, weil der größte Verbrecher ſich am ſicherſten fühlt. So wagt es die furchtbarſte Bosheit zuletzt ungeſcheut hervorzutreten, die frechſte That bringt, indem ſie ausgeübt wird, ihre vollkommene Rechtfertigung mit ſich und legt ſie der Vernunft vor, die Jeder als alleiniger Richter zu beſitzen glaubt, keiner aber anerkennt, außer in ſo fern ſie ihn freiſpricht. Und wenn das wüſte Chaos nun immer gährender anſchwillt, wenn das Geſetz, als Partei, immer weiter zurückgedrängt wird, wenn der Boden der geſelligen Verhältniſſe allenthalben untergraben iſt, entzündliche Stoffe von allen Seiten zuſammengehäuft ſind, dann ſtürzen die Raſenden mit der Pechfackel des Aufruhrs herbei, damit unter einer Maſſe von Gräueln der Gute wie der Böſe von dem rächenden Arm des ſtrafenden Engels erreicht werde.

Haben wir es nicht erlebt in unſerer an theuern Erfahrungen ſo reichen Zeit? Der gefährlich anſchwellende Fluß ſtürzt uns drohend entgegen, aus der Ferne vernehmen wir das furchtbare Brauſen, und der Staat ſollte zu tadeln ſeyn, der mit ruhiger Beſonnenheit Dämme errichtete, der mit Sorgfalt Schleuſen eröffnete, um die Fluth gelinde in fruchtbringenden Canälen durch Wieſen und Felder zu leiten, die, wenn ſie ungehemmt ſich ergießen könnte, Städte, Wälder und Fluren in ihren wilden tobenden Wirbel hineinziehen und vernichten würde?

Das Verhältniß des Staats zu den öffentlichen Aeußerungen der Bürger über den jedesmaligen Werth ſeiner beſtehenden Form, iſt unzweifelbar für einen jeden und zu jeder Zeit ein ganz beſtimmtes. Denn eben jene innere geiſtige Verhandlung des Staats mit ſich ſelbſt über ſein theuerſtes Intereſſe bezeichnet ſeine tiefſte Eigenthümlichkeit, hängt mit ſeiner Geſchichte und mit der Stufe und Art ſeiner Entwickelung auf das innigſte zuſammen. Aber wenn man daraus ſchließen wollte, daß die Preßfreiheit ſelbſt für einige Staaten, wenn dieſe nicht allen Anſprüchen auf bürgerliche Freiheit überhaupt zu entſagen entſchloſſen ſind, nicht geeignet wäre, ſo iſt eine ſolche Behauptung ohne allen Grund. Wir haben, wie wir glauben, bisher bei der Unterſuchung den allgemeinen Standpunkt feſtgehalten, der jede nationale und zeitgemäße Eigenthümlichkeit in ſich ſchließt, und wollen dieſes ferner, obſchon wir dennoch ſpeciellere Fälle unterſuchen und die Frage zu beantworten ſtreben, ob die Cenſur jene Greuel, deren Darſtellung wir keinesweges widerſprechen, zu hemmen, ob ſie wirklich einen haltbaren Damm gegen die hineinſtürzenden Fluthen allgemein drohender Verwirrung zu bilden im Stande iſt?

Denken wir uns einen Staat, in welchem Denken und beſtehendes Geſetz nicht allein ganz zuſammenfallen, wo auch das ausgebildete Denken den Bürger immer feſter in die Gewalt des Geſetzes bringt. Der Staat liegt wie ein unergründliches Naturfactum, wie ein nie zu erforſchendes Geheimniß vor den Bürgern da. Selbſt die tiefſte Bedeutung der Sprache ſchließt ſich nur für diejenigen auf, die, indem ſie die Gewalt des Geſetzes ausüben, am feſteſten und nothwendigſten von dieſem ergriffen ſind; dieſe wenigen, deren ganzes Leben ſich verzehrt in dem Streben, den Gipfel des Geſetzes zu erreichen, können ſich nie darüber ſtellen. Die übrigen aber bewegen ſich in den geringern Regionen des täglichen Lebens, der engern Bedürfniſſe. China und Japan haben wir als ſolche Staaten bezeichnet, und obgleich ſie die Preſſe beſitzen, ſo wäre dennoch eine Cenſur hier durchaus überflüſſig; denn eigentlich freie Unterſuchungen, die die Wurzel des Staats träfen, ſind durch die Natur dieſer Völker unmöglich geworden, und der Preßfrevel, der allerdings Statt finden kann, wird durch das inſtinctmäßig in ſich ſichere Geſetz beſtimmt abgewieſen und beſtraft, und iſt ohne irgend einen bedeutenden Erfolg. Daher kennen dieſe Länder keine Cenſur.

Ein Staat dieſer Art iſt in Europa undenkbar. Hingegen können wir uns wohl Staaten denken, die in einer gewiſſen politiſchen Unſchuld beharren, während rund um ſie die Stürme der Meinungen die Völker in Bewegung ſetzen. Wer wird leugnen, daß Spanien, Portugal, ja unter uns, obgleich nicht ſo auffallend, die öſterreichiſchen

Staaten, ſich ganz anders verhalten, als Frankreich, England und unter uns Preußen? Aber ſtreng müſſen wir behaupten, was das alleinige ſichere Princip in der herrſchenden Verwirrung der Meinungen iſt, daß das Böſe keine erzeugende Kraft habe, daß alles, was laut wird in der Geſchichte urſprünglich eine göttliche Offenbarung iſt. Freilich jede göttliche Geburt wird von den Netzen des Böſen umſponnen und verzerrt. Dem Reinen aber iſt alles rein, und dieſes gilt auch für die beſtehende Form des Staats, für das Geſetz. In jenen Staaten würde die Preßfreiheit freilich in einer herben Form erſcheinen; was geduldet werden darf, hat in jedem Staate ein eignes Maaß, aber wem würde es nicht eine erfreuliche Erſcheinung ſeyn, wenn Völker aus dem langen Schlummer erwachten, und zutrauungsvoll den Kampf wagten, der nach allen Verirrungen doch allein eine wahre Blüthe hervorrufen wird? Wir beſchränken unſere Unterſuchungen auf das Vaterland, wir betrachten hier die zwei mächtigſten Staaten, Oeſterreich und Preußen. Was die Cenſur in einem von dieſen beiden Ländern verbieten muß, wird ſie in dem andern nicht allein dulden, ſondern auch ermuntern. Oeſterreich will eine überlieferte Form erhalten, Preußen iſt in ſtetem Werden begriffen. Wie die freie Unterſuchung von der zähen Anhänglichkeit dort, ſo wird ſie von den überlegenden und nachſinnenden Verſuchen hier als etwas Störendes abgewieſen. Das Dilemma der Geſchichte, meinen einige, ſey, ob wir uns einer unſichern Zukunft ergeben, das nie Verſuchte und Erprobte wagen, oder ob wir nach Jahre langen Irrthümern nicht zu dem Alten, deſſen Werth wir erkannt und erprobt haben, reumüthig zurückkehren ſollen. Ein unſeliges Dilemma, wenn es wirklich die Geſchichte des Volks ergriffen hätte. Ob nicht ein mittleres Maaß der veralteten Form hier eine lebendige Bedeutung, dem ſchwankenden Wechſel dort einen ruhigen

Beſtand geben könnte, iſt doch wohl eine natürliche Frage, die in der Folge näher erörtert werden ſoll. Hier iſt es uns hinlänglich zu bemerken, daß, wo Cenſur herrſcht, alles öffentlich über den Staat Geſprochene nothwendig Parteiſchrift iſt, als ſolche beurtheilt wird und kein Zutrauen erregt. Die geiſtreichſten Schriftſteller haben theils das wirklich Vorzügliche, theils das Verwerfliche der alten, halbverdrängten Formen herausgehoben; aber wir kennen das Thema ſchon, welches ſie behandeln werden. Beſtändig das Nehmliche. Daß die kühne Eigenthümlichkeit einer urſprünglichen Natur ſich unbefangen ausſprechen, daß jener wahrhaft göttliche Keim, das Heiligſte im Staate, ſich entfalten ſollte, dürfen wir nicht erwarten. Auch will man keineswegs, was in einem Lande noch da iſt und in ſeiner langſamern Entwickelung freilich nicht geſtört werden darf, auf dieſes beſchränken, vielmehr möchte man uns gern bereden, daß es auch für uns das Rathſamſte ſey, zu den alten Formen zurückzukehren. Seit dreihundert Jahren bewegen wir uns in einer andern Richtung; Wiſſenſchaft, Religion, Sitte, Denkweiſe haben ſich geändert, ſelbſt wenn wir uns rückwärts verändern wollten, ſo würde dieſe Veränderung aus einer bedenklichen Reflexion entſtehen; was wir von den zurückgedrängten Formen uns aneignen, findet nicht den alten Menſchen, dieſer iſt nirgends, kann nirgends ſeyn; und wir ſollten hoffen, daß die Form, die ſich damals organiſch entwickelte in einer Reihe von Jahrhunderten, der reine Ausdruck eines Lebens, welches für uns ſeiner Eigenthümlichkeit nach auf ewig verſchwunden iſt, hereinwachſen ſollte in das entfremdete Daſeyn? Und ein ſo unſinniges Unternehmen wäre weniger bedenklich, als wenn wir, reines Herzens, redlich forſchend, den Sinn des Räthſels ſuchen und vertrauungsvoll den Glauben feſthalten, daß in allem, was uns ſcheinbar verwirrt, eine Offenbarung verborgen ſey, die ſich immer klarer enthüllen wird, wenn wir das Wort des Räthſels in demjenigen erforſchen, was eigenthümliche Geiſter, der eignen göttlichen Natur folgend, vom Geſetze befreiet, verkündigen? Iſt in Oeſterreich jene Anhänglichkeit das Herrſchende, ſo daß ſie ein poſitives Gepräge hat, und mit einer gewiſſen offenherzigen Parteilichkeit hervortritt, ſo hat in Preußen, durch die ganz verſchiedene Stellung des Staats das Verhältniß zur Preßfreiheit ein ſonderbar negatives Anſehen erhalten. Sie iſt da, und nicht da zugleich. Sie iſt da, weil der Staat unbedenklich duldet, daß ſelbſt der einheimiſche Schriftſteller ſich der im Lande herrſchenden Cenſur entzieht und faſt nie eine Schrift verbietet, und der Form nach iſt ſie dennoch nicht da. Wir dürfen vorausſetzen, daß nur zufällige Umſtände dieſes Verhältniß, welches mit ſo großer und unbeſchränkter Freiheit auf eine ſo auffallende Weiſe nirgends hervortrat, noch immer beſtehen laſſen, und daß die Einführung der Preßfreiheit auch der Form nach nahe ſeyn wird. In einem Staate, in welchem die lebendige Entwickelung das Hauptproblem genannt werden muß, liegt die Einſicht von dem eigentlichen Urſprung aller bürgerlichen Verwirrung zu nahe. Im Weſen der Preßfreiheit, die eins iſt mit dem Weſen des frei erzeugenden göttlichen Verſtandes, liegt ſie keinesweges, ſie liegt vielmehr in dem Verhältniſſe der geiſtigen Freiheit zum beſtehenden Geſetz. Wo die chaotiſche Verwirrung einer Revolution zerſtörend hervorbricht, da muß man ſie als ein Naturfactum betrachten, als eine Ruthe Gottes, die keiner abzuwehren vermag. Der erſte Urſprung iſt da, wo der Staat ſich irgend einer Offenbarung der fortſchreitenden Bildung in Verblendung widerſetzt, wenn er hemmen will, wo er nicht darf, verliert er unmittelbar die Kraft zu ſtrafen, wo er ſoll; der halb frechen, halb furchtſamen Willkür des Geſetzes gegenüber bildet ſich in zügelloſem Uebermuth die Willkür des irdiſchen Verſtandes;

die erzeugende Liebe, die nur in der Einheit gedeiht, hat ſich zurückgezogen, mit ihr das Maaß aller Beurtheilung, und der Kampf zwiſchen der weſentlichen Form und dem formloſen Weſen entzündet ſich immer brennender. Wir behaupten feſt und ohne Ausnahme, daß die Cenſur, wo ſie iſt, auf eine zugeſtandene Schwäche des Geſetzes deutet, welches, wo es ein wahrhaft gutes Gewiſſen hat, auch die Kraft hat, die Frechheit abzuweiſen. In einem Lande, wie unſers, wo die mannichfaltigen Töne der Zeit mehr oder weniger alle Gemüther berührt haben, herrſcht dieſes Gefühl auf eine unvertilgbare Weiſe, ſo daß die Preßfreiheit, mit aller ſcheinbaren Verwirrung, die größte und feſteſte Stütze des Vertrauens wird. Die Preßfreiheit erzeugt ſich freilich nothwendig, auch entſpringt aus ihr allerlei Unheil; aber nur wie ein anderes Verbrechen, welches man doch nie auf Unkoſten der Freiheit zu hindern ſucht. Wir würden denjenigen wahnſinnig nennen, der vorſchlüge, das ganze Hundegeſchlecht zu vernichten, obgleich die furchtbare Hundewuth ſich aus ihm erzeugt; und es ſollte erlaubt ſeyn, das Heiligſte mit plumper Hand anzutaſten, um den Mißbrauch zu verhüten? Wir wiſſen es wohl, daß der tolle Haufen das Recht haben möchte, das Frechſte laut auszuſchreien, daß er König und Behörde und jeden würdigen Geiſt mit ſeinen ſchmutzigen Ausdrücken bewerfen möchte: Dieſe ſtinkende Gemeinheit beruft ſich auf England. Aber wir ſind keine Engländer, wir kennen noch Scheu und ſtille Schüchternheit, und einer Ruſen bringt uns nicht dazu, den ohne tiefe Verachtung anzuſehen, der wie Noahs ruchloſer Sohn ſeines Vaters Scham aufdeckt. Wir halten es nicht für einen Vorzug, wenn die häuslichen Angelegenheiten des königlichen Hauſes einer rohen Unterſuchung preisgegeben, wenn die ſtillen Geheimniſſe des häuslichen Lebens ſchamlos hervorgeſucht werden, wenn die ruchloſeſte Beſtechung ſich bei den lärmenden Wahlen hervorwagt. Auch bei uns möchtet ihr die zarte perſönliche Ehre wie eine entkleidete Jungfrau auf den öffentlichen Markt hinſtellen und mit Neſſeln peitſchen. Und wenn ſie ſich unter euren barbariſchen Händen windet, dann ruft ihr: nun, was macht ihr da ein ſo großes Geſchrei? Habt ihr erſt, wie die da, eine Zeit lang den nackten Leib der Sonne preisgegeben und unſere Schläge geduldet, dann werdet ihr es erleben, wie die wohlthätigen Schwielen euch ganz gefühllos machen werden. Wie ſchonungslos wir auch öffentliche That und öffentliche Lehre prüfen mögen, dennoch ſollen unter uns die ſtillen Geheimniſſe des irrenden Gemüths nie lieblos enthüllt werden, die Ehre ſoll ihre geheiligte Stätte unverletzt behalten, beſonders aber der Glanz der Majeſtät nie ungeſtraft verdunkelt werden. Daß in einer freien Verfaſſung ſich alle freie Unterſuchung mit heiliger Scheu um den Thron bewegt, iſt nichts irgend einer Nation Eigenthümliches, erfolgt vielmehr mit Nothwendigkeit aus dem Weſen derſelben. Und wenn man nun auch dieſes geringe Volk rudelweiſe einkerkert, die allgemeine Verachtung wird dem ſcheinbar willkürlichen Urtheil die heiligſte Sanction geben, es hat mit der wahren geiſtigen Freiheit nichts zu theilen. Sollte aber der Würdigſte durch eine Täuſchung, oder der bloß Verirrte durch eine Nothwendigkeit, die man bedauert, von dem Geſetz ergriffen werden, dann erliegt dieſer dem Irrthum, wie tauſende, und ſein Schickſal kann man bedauern, nicht abändern, jener aber wird, von dem Volke freigeſprochen, nur dasjene dulden, was er ſelbſt gewählt. Und wenn endlich im härteſten Falle Volk und Geſetz den Edelſten verfolgten, dann freilich geſchähe, was der Staat wahrhaft ein Unglück nennen müßte; aber dennoch würde dieſer Staat, indem er wagte, das vermeintlich Gefährliche zu hören, und dem Verfolgten erlaubte, das offene Zeugniß zwiſchen ſich und ſeiner Zeit vor allen Zeiten hinzuſtellen, ein hohes

Verdienſt haben, verglichen mit denen, die aus feiger und vertrauungsloſer Furcht, gedrängt durch das böſe Gewiſſen, den keimenden Geiſt lebendig einmauern, damit er ſtumm ſey.

Ehe wir nun dieſe Unterſuchung ſchlieſſen, wird es nöthig ſeyn, einige Vorkehrungen zu betrachten, die theils wirklich Statt finden, theils vorgeſchlagen ſind, und die dahin gehen, die gefürchteten Uebel der Preßfreiheit wenigſtens zu mindern. Hierher gehört der thörichte Vorſchlag, daß die Cenſurfreiheit mit einigen Würden des Staats verbunden ſeyn ſollte, ſo daß es Räthen und Profeſſoren und wen man ſonſt würdig nennen möchte, — ſolche nehmlich, die man, ſollten ſie mehr äußern, als man eben wünſchte und unbequem werden, entfernen und ohne viel Lärmen empfindlich beſtrafen könnte — erlaubt ſeyn ſollte, einige beſcheidene Bedenklichkeiten laut werden zu laſſen. Thöricht nennen wir dieſen Vorſchlag in jeder Rückſicht; denn erſtens würde es den Anſchein haben, als glaube man ſich bei dieſen ſicherer, weil ſie gekauft ſind; dann aber würde die beſtehende Form, wenn ſie im Sinken begriffen wäre, alſo eben wenn die freimüthige Prüfung am nothwendigſten wäre, ſich zu ſichern wiſſen und Sorge tragen, daß dieſe Freiheit nur ſolchen Männern zu Theil würde, von deren zahmer Beſchaffenheit man nichts zu furchten hatte, woraus das doppelte Uebel entſtünde, daß der Tüchtige nie laut werden dürfte und daß die bedeutendſten Stellen mit den Schlechteſten beſetzt würden; endlich aber vor allem weil keiner weiß, aus welcher Gegend die bedeutende Stimme erſchallen wird, weil jede äußere Form, die einer innern Eigenthümlichkeit hemmend entgegentritt, das innerſte Weſen des Staats verletzen muß. Erinnern wir uns Leſſings, der großartigen polemiſchen Natur. Mußte er nicht ſeine Heimath verlaſſen; hielt man ihn auch nur der geringſten Stelle werth in Berlin? mußte er nicht Gott danken, als er unter den Bücherſchränken in Wolfenbüttel ein kärgliches Auskommen fand? Und kann man zweifeln, daß ein Heros wie er, dem kein Kampf zu ſchwer und kein Gegner zu furchtbar war, ſeines Sieges gewiß, wenn er unter uns lebte, an der bedeutenden Bewegung des Tages Theil genommen hätte?

Bei allen von den Regierungen ausgehenden Verhandlungen über die Preßfreiheit in unſern Tagen ſcheint man es als einen mildernden Mittelweg zu betrachten, der die Gefahren der tumultuariſchen Berathſchlagungen und der ungeſtümen Aeußerungen widerſtrebender Meinungen abwehren kann, wenn man auch da, wo die Preßfreiheit eingeführt iſt, die Cenſur für die Zeitungen und Tagesblätter beibehält. Wo aber nach dieſer Maxime alle Blätter für das Volk auf eine widerwärtige Weiſe das Echo der herrſchenden Form, das ſchmeichelnde und einſeitig lobpreiſende Organ aller Einrichtungen ſind, da herrſcht in der That nur dem Scheine nach die Preßfreiheit. Die Preſſe ladet Jeden, der Fähigkeit beſitzt oder ſich zutraut, ein, die Angelegenheiten des Staats als die eignen zu betrachten, die Mißbräuche, die daraus entſtehen, ſoll der in ſich kräftige Staat abzuwehren wiſſen, wo der es nicht vermag, offenbart ſich eine innere Schwäche von ſo bedenklicher Art, daß alles Beſtreben darauf gerichtet ſeyn muß, dieſe zu heben. Es ſcheint als wollte man, indem man die Cenſur aufhebt, ſich nach dem allgemeinen Geſchrei ungeduldiger Schriftſteller richten, höchſtens ſieht man ſie als ein Mittel für die höhern Behörden an, manches, vielleicht Beachtungswerthes zu erfahren. Aber dieſer halbe Mittelweg iſt wie alles Halbe durchaus verwerflich. Die Preßfreiheit iſt etwas an ſich, ein nothwendiges Element des ganzen Staats, die univerſelle Repräſentation der Entwickelung überhaupt, die, wie das Sonnenlicht, alles beleuchten muß. Was ſich eben entwickeln will, jede keimende Einrichtung, jede werdende Form hat die doppelte Neigung gegen die ſtagnirende Form und gegen das ſchrankenlos bewegliche Weſen; beide müſſen mit einander kämpfend in der Erſcheinung das rechte Maaß erringen, und der Schriftſteller will eben an dieſem ſich Geſtaltenden ſeine Eigenthümlichkeit offenbaren. Wenn bloß in großen Schriften freie und kühne Aeußerungen laut werden dürfen, dann hat das Geſetz dennoch die Oberhand, die wachſame Polizei vermag es mit Leichtigkeit die Verbreitung ſolcher Schriften zu verhindern, und die Furchtſamkeit, die in der Hemmung der öffentlichen Meinung ſich äußert, führt nur eine doppelte Cenſur ein, die gewöhnliche für die Tageblätter und eine andere Cenſur nach dem Druck für jede größere Schrift. Jene Beſchränkung hängt ganz genau zuſammen mit den geheimen Verhandlungen der Repräſentation, deren Verheimlichung dieſe in ihrem innerſten Weſen zerſtört. Die allgemeine, offene und unbeſchränkte Theilnahme an der Verfaſſung durch die Publicität der Verhandlungen, die ganz allein einen öffentlichen großartigen politiſchen Charakter und durch dieſen erregend eine allgemeine freie nationale Geſinnung bilden kann, verbunden mit der Theilnahme an Verhandlungen der Preſſe ſind nothwendige Elemente eines jeden Staats, der ſein Ziel erkennt, ſeine Bedeutung ergriffen hat. Betrachten wir England. Ein Staat, deſſen äußeres Verhältniß zu den übrigen auf eine abſchreckende Weiſe ſich äußert, der in Indien die empörendſte Eroberungsſucht unbefangen zeigt, deſſen ſelbſtſüchtiges Streben hemmend auf alle Staaten wirkt, die mit ihm in irgend einer Verbindung ſtehen, der Verbündete der barbariſchen Seeräuber, der ſie duldet, weil er ſie braucht, der Tyrann ſeiner Colonien, der Staat, der dem empörendſten politiſchen Syſteme mit unbefangenem Uebermuthe folgt, deſſen innerſter Kern der bloße irdiſche Erwerb iſt, rein merkantiliſch, aus welchem das herrſchende Fabrikſyſtem alle wahre innere Freiheit der Gewerbe, die einſeitige Richtung des Geiſtes, alle höhere wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Beweglichkeit verdrängt hat, in welchem der übermüthigſte Reichthum neben der furchtbarſten Armuth einen ſchauderhaften Contraſt bildet; und dennoch finden wir in dieſem Staate die Spuren des lebendigſten Gemeingeiſtes, gegen welchen ſich alles verſchworen zu haben ſcheint. Wir können keinen Augenblick über die Quelle einer ſo überraſchenden Erſcheinung zweifelhaft ſeyn. Sie iſt lediglich in der Publicität aller Verhandlungen gegründet. So wenig können wir dieſes für etwas England Eigenthümliches anſehen, daß wir vielmehr mit Beſtimmtheit vorausſetzen dürfen, daß dieſe Freiheit bei einem Volke, in welchem die nationale Geſinnung tiefer begründet iſt, wenn auch anfänglich ungeſchickter in ihren Aeußerungen, dennoch viel erfreulichere Reſultate herbeiführen wird. Die Furcht vor den Mißbräuchen der Preßfreiheit iſt, wir dürfen es behaupten, übertrieben, ja dieſe werden durch jene genährt.

Nichts erzeugt den Uebermuth und das wilde thörichte Geſchrei ſo ſehr, als das unbeſtimmte Schwanken zwiſchen Tyrannei und Freiheit. Dieſe beſtraft die leere Frechheit mit allgemeiner Verachtung, wie jene mit geheimer Verfolgung. Es gibt eine Vergleichung, die gering ſcheint, aber paſſend iſt. Wer erinnert ſich nicht der Einwendungen, die man allgemein hört, wo zuerſt öffentliche Gartenanlagen eingerichtet werden ſollen. Es iſt unmöglich, ſagt man, die Bäume, die Flur gegen die Verwüſtungen des Pöbels zu retten. Daß aber dieſe Vernichtungsſucht nur daraus entſprang, daß man dem Volk einen ſolchen Genuß nicht gönnte, wollte keiner geſtehen. Auch iſt es nicht zu leugnen, daß, wo ſolche Anlagen zuerſt eröffnet werden, der Frevel ſich anfänglich noch zeigt und ſtreng abgewieſen werden muß. Aber eben ſo allgemein iſt die Erfahrung, daß, wo der Genuß zur Gewohnheit geworden, die Spuren jener Barbarei faſt ganz verſchwinden, ſo daß man, wenn Bäume beſchädigt, Fluren vernichtet werden, mit Gewißheit auf eine unnatürliche Beſchränkung ſchließen kann. War man nicht völlig überzeugt, daß, wenn der Stock bei den Kriegern ruhte, mit ihm der Gehorſam verſchwinden müßte, und ward nicht die Behauptung, daß eine würdige, dem freien Mann ziemende Behandlung den Krieger veredeln würde, ohne dem Gehorſam zu ſchaden, eine Behauptung, die ſich ſo glänzend bewährt hat, als ein ſanguiniſcher Traum unkundiger Schwärmer betrachtet, und beſonders von denjenigen beſtritten, die ſich die Erfahrnen nannten und allein das Recht hier zu reden zu haben vermeinten?

Es gibt ein ſicheres Mittel, um der herumſchwankenden öffentlichen Meinung in ihren Aeußerungen eine würdigere und bedeutungsvollere Richtung zu geben, dieſes nehmlich, daß öffentliche Repräſentanten des Geſetzes und der Entwickelung ſich einander gegenüber bilden; kurz miniſterielle und Oppoſitionsblätter. Von allen Seiten höre ich den Einwurf, daß dieſer Gegenſatz durchaus nur in und mit der engliſchen Verfaſſung in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit beſtehen könne. Ich leugne es durchaus. Er gehört zum Weſen der Preßfreiheit und dieſe zum Weſen des Staats; er würde gerade in Deutſchland, ein vielſeitiges, ein bedeutenderes Anſehen gewinnen, als ſelbſt in England. Und damit dieſes klar werde, wollen wir auf die Aeußerungen der Preſſe in Deutſchland aufmerkſam machen, und wie ſich hier der Gegenſatz von miniſteriellen und Oppoſitionsblättern, ohne Verabredung wie von ſelbſt, andeutend zu bilden angefangen. Wir kommen auf jene obenerwähnte Vergleichung zwiſchen Oeſterreich und Preußen zurück. In Wien hat ſich ein wahres miniſterielles Blatt gebildet, es iſt entſtanden aus dem poſitiven Streben, eine überlieferte Form feſtzuhalten und gegen alle Angriffe zu ſchützen. Dieſer poſitive Charakter gibt jenem Blatte ein liberales Anſehen; denn es erkennt dadurch eine Oppoſition an. Freilich, wie der Moniteur unter Napoleon. Die Oppoſition darf nur durch die geſchliffenen Gläſer der Widerlegung betrachtet werden, an und für ſich als ein Eigenthümliches wird ſie nicht geduldet. Aber dennoch erſcheinen die öſterreichiſchen Blätter ſo wie alle öſterreichiſche Partei-Schriftſteller, in einem vortheilhaften Lichte, verglichen mit den preußiſchen. Die negative Stellung der preußiſchen Regierung gegen alle Aeußerungen der Preſſe, die ſie duldet, ohne ſie zu dulden, hat die politiſche Imbecillicität der Zeitungen im ganzen Lande erzeugt, die, verglichen mit der allgemein herrſchenden freien Stimmung, einen wunderſamen, ja erbarmenswürdigen Contraſt bildet. Daher iſt hier, freilich von außen her, aber dennoch faſt allein, die Oppoſition die Leiterin der öffentlichen Stimme. Wahres und Falſches, Neid und gerechtes Widerſtreben, das verletzte Gefühl, welches nicht ableugnen kann, daß hier die heiligſte Begeiſterung in dem bedenklichſten Moment ſich erzeugte und eben ſo wenig im Stande iſt, den Glanz der Thaten, die für alle Zeiten verzeichnet ſind, zu verdunkeln, und die gekränkte Geſinnung, die auch das Beſte als Opfer unglücklicher Verhältniſſe unwillig darreichen mußte, fallen vereinigt dieſen Staat an, und das Urtheil wird nicht allein im Auslande einſeitig verzerrt, ſondern ſelbſt im Lande, in der Seele der eignen Einwohner in ſich unſicher und ſchwankend, ſo daß der Staat, der die größte Kraft aus ſich erzeugt und die größte Hoffnung billig erregt, in der öffentlichen Meinung keinen Vertreter findet; die Schriftſteller aber, die die Stimme für Preußen erheben, ſind mit jenen, die in Wien laut werden, gar nicht zu vergleichen; der Tüchtige zieht ſich zurück, weil er nicht weiß, was er zu vertheidigen hat, ja nicht einmal was er vertheidigen oder angreifen darf; und ſo ſind jene ſchwachen Stimmen allgemein ein Spott der Oppoſition, die in Beziehung auf Preußen eben ſo einſeitig vorherrſcht, wie die miniſterielle Seite in Beziehung auf Oeſterreich. Dieſes Verhältniß in ſeiner unerfreulichen Halbheit würde aufhören, wenn Oeſterreich den Muth hätte, die Oppoſition in ſeiner Mitte zu dulden, die es ja doch anerkennt, und widerlegen zu können glaubt und behauptet; wenn Preußen aber die allenthalben und in wüſter Unordnung herumſchweifende Oppoſition auch auf eine poſitive Weiſe anerkennte und dieſe zugleich zwänge, ihre Angriffe, die in der ungehemmten Zerſtreuung gefährlicher erſcheinen, als ſie ſind, durch ein miniſterielles Blatt auf einen Punkt zu concentriren. Jene ſtarre Form einer Oppoſition, die alles ohne Unterſchied tadelt, nur weil das Tadeln ihr Geſchäft iſt, und einer miniſteriellen Partei, die alles unter einander lobt, weil ſie dazu da iſt, hat ſich wirklich auf eine eigenthümliche Weiſe aus England erzeugt, und wird hoffentlich unſerer Preſſe, wie unſerer Repräſentation, fremd bleiben. Der Standpunkt der Betrachtung, der frei erwählt iſt, hat in ſich einen Sinn und bezeichnet den Unterſchied. Wo die beſtehende Form das Weſen der Entwickelung anerkennt, muß die Oppoſition loben, wo ſie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch erſcheint, muß die miniſterielle Partei, die freilich eben daher bei uns nur uneigentlich ſo heißen kann, tadeln, ja ohne als inconſequent zu erſcheinen kann dieſelbe tüchtige politiſche Natur Mitarbeiter beider Blätter ſeyn. Was aber beiden ein freieres und lebendiges Gepräge ertheilen müßte, iſt eben das vielfältige Verhältniß der Staaten gegen einander, welches, wie in einer Rückſicht ein äußeres, in einer andern, für die Geſammtheit nehmlich, zugleich ein inneres ſeyn würde.

Aber eben dieſe mannichfaltige Richtung verhindert das ſchädliche Zuſammendrängen eines entzündlichen Stoffs nach einem Punkte, aus welchem allein eine wahre Beſorgniß entſtehen könnte. Denn ſollte in ganz Deutſchland eine Unruhe ausbrechen, die einen Aufruhr auf allen Punkten beſorgen ließe, dann ſetzte dieſes offenbar einen ſo tiefen Verfall des Staats voraus, daß er auch ohne Aufruhr nicht zu retten wäre; die mächtigern Staaten aber ſind aus ſo verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, daß dieſe ſich kaum zum Beſten, aber ganz gewiß nie zum Schlechten und Irrenden vereinigen würden.

Nun haben aber die unbeſchränkten Aeußerungen der Tageblätter eine andere bedenkliche Seite; wenn ſie nehmlich fremde Fürſten und Regenten angreifen und Verhältniſſe verletzen, die der Staat ſchonen muß. Es iſt anerkannt, daß in dem Verhältniſſe der Völker gegen einander der bedenklichſte Grund alles Unheils der Staaten geſucht werden muß. Die Selbſtſucht der Cabinette wirkt, wie ein furchtbares Gift, anſteckend auf alle Verhältniſſe, und die Friedenstractate ſind nicht ſelten mehr zu fürchten, als die wildeſten Kriege. Wir wiſſen es wohl, daß nichts zu hoffen iſt, wenn nicht ein allgemeines religiöſes Band ſich erzeugt, welches die Einheit eines jeden Staats in ſich und das richtende Maaß für alle Staaten bildet, aber bis die Zeiten reif werden für eine Geſtaltung, die in einer überlieferten und abgeſtorbenen Form nicht wieder erſcheinen kann, muß eben hier die ſtrafende Gerechtigkeit eine Stätte haben, wo ſie laut ihr Urtheil ſpricht. Wenn der furchtbarſte Frevel über das Schickſal ganzer Länder ungeſtraft entſcheiden darf; wenn es erlaubt iſt, das ſogenannte Glück der Völker, ja Freiheit, aufgedrungene Verfaſſung, Religion, als Deckmantel der Selbſtſucht ungeſcheut zu mißbrauchen; wenn die diplomatiſche Lüge niemals aufgedeckt werden darf: dann iſt es thöricht, von Freiheit zu reden, die nie gedeiht, wo man ſich der frechen Herrſchſucht urtheilslos unterwerfen muß. Das Urtheil über fremde Regenten hat ja nie ein beſtimmtes Maaß, dieſe erſcheinen nicht, wie die eignen, unter allen Umſtänden tadellos; in einer feindlichen Stellung geben ſich die Cabinette ohne Scheu wechſelſeitig Preis, Jeder darf den feindlichen Regenten tadeln und die Möglichkeit einer Ungerechtigkeit iſt von den Cabinetten ſelbſt zugeſtanden. Die Geſchichte hat hinlänglich bewieſen, wie unzureichend das Urtheil der folgenden Geſchlechter iſt, nur die Furcht vor einer allgemeinen lebendigen Stimme, die ſich dem willkürlichen Frevel widerſetzt und alle Künſte der trügeriſchen Politik ungeſcheut zu entlarven wagt, vermag dieſen böſen Geiſt zu bändigen. Daß Unwiſſenheit, Thorheit, die Neigung ſich über die Regenten zu erheben, hier mehr, ſelbſt als in jeder andern Richtung laut wird, ſoll nicht geleugnet werden; aber die Frechheit iſt hier nicht ſo ſchädlich, höchſtens für die Perſon. Denn wenn man eine Stimmung unterſtützt, die die Regierung, vielleicht noch ohne daß ſie es laut zu bekennen wagt, nähren will, kann auch das ſchiefſte, ungerechteſte Urtheil ſich ſtraflos äußern; werden aber Verhältniſſe berührt, die der Staat ſchonen will, dann wird auch der Gerechteſte als Opfer fallen. Bedenklich können ſolche Aeußerungen für den Staat nur dann werden, wenn ein Kundiger, ein Eingeweihter vielleicht einen keimenden politiſchen Frevel ſo aufdeckte, daß die Wahrheit keinen Zweifel litt und das Gefühl des Volks ſich allgemein dagegen empörte. Kaum wird auch der eifrigſte Diplomat es wagen, einen ſolchen Fall, der ſelten hervortreten wird, öffentlich als ein Unglück für den Staat zu bezeichnen. Ein ſolcher Mann iſt aber von der Gefahr der Bekanntmachung ſo wohl unterrichtet, daß er ſich in eine ſo entſchieden gefährliche Lage nicht leicht ſtürzen wird. Ueberhaupt iſt die politiſche Gewalt aller Regenten ſo entſchieden, daß auch der Kühnſte, der Gerechtigkeit ſeiner Sache gewiß, ſich kaum hervorwagen wird, der Unbeſonnene aber von den Folgen ſeiner That ſchnell und ſicher genug ereilt wird. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es dem Regenten allein gebührt, Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen. Die freien Unterſuchungen der äußern Verhältniſſe bieten das einzige Mittel für den Regenten dar, zu erfahren, ob ein Krieg iſt, was er immer ſeyn ſoll, ein volksthümlicher, und eine ſolche nationale Stimme iſt ermunternd für den trefflichen, hemmend für den ſchlechten, in jedem Falle ein nothwendiges Gegengewicht gegen die Willkür der Cabinette.

Wir ſchließen mit einer kurzen Betrachtung über die Bedeutung einer Jury, als Richter über die Preßvergehungen. Sie iſt keinesweges eine eigenthümliche Form, vielmehr eine allgemeine, die ſelbſt in den verſchiedenen Staaten und in einem jeden Staat in verſchiedenen Epochen ſich anders geſtalten wird. In einem wirklich freien Staat iſt die Jury durchaus nothwendig. Sie beſteht aus Repräſentanten des Geſetzes und der Entwickelung, ſie entſteht nothwendig aus der Anerkennung einer Oppoſition, ohne welche der Staat ein Knecht ſeiner eignen Form iſt. Wo die Jury eingerichtet iſt, ſind dreierlei falſche Richtungen möglich. Entweder die feſte und einſeitige Anhänglichkeit waltet vor, welches immer ein Zeichen einer innern Erſchlaffung der Volksgeſinnung wäre, gegen welche ſelten irgend eine äußere Einrichtung etwas vermag, und die bei einem freien Volke auf ein Hinſterben der Nation deutet; oder die falſche Begeiſterung einer einſeitigen unreifen Entwickelung hat auf eine ſo zerſtörende Weiſe um ſich gegriffen, daß ſie ſelbſt in der Jury die Herrſchaft führte. Daß dieſer Fall bei den tüchtigſten Völkern Statt finden kann, iſt unleugbar. Der Staat kann auf dieſe Weiſe ſeinem Untergange nahe kommen, und hier iſt der eigentliche Punkt, wo das Gefährliche der Preßfreiheit ſich am beſtimmteſten nachweiſen läßt, wie jedes Element des Staats, einſeitig ausgebildet, den Staat verſchlingt und ſich ſelbſt verzehrt. Aber ein freies tüchtiges Volk wird nie dahin gerathen, daß nicht dem Regenten und der Repräſentation in ſolchen Fällen große Gewalt übrig bliebe. Unter ſolchen Umſtänden müßte es erlaubt ſeyn, die Preßfreiheit, doch nur für Tageblätter, zu ſuspendiren, wie man in England die Habeascorpusacte ſuspendirt, ein Verhältniß, welches, wo die Freiheit zu herrſchen verdient, nur vorübergehend ſeyn kann. Drittens iſt es ſehr wohl möglich, ja vielleicht zu jeder Zeit unvermeidlich, daß beide Beſtandtheile der Jury, von gleicher Verblendung, wenn auch von verſchiedenen Standpunkten aus, ergriffen, mit gleicher Feindſeligkeit der rückſichtsloſen Prüfung entgegentreten werden, und dann tritt die Epoche, die wir oben als die des Geſetzes bezeichneten, ſelbſt bei der Form der Jury hervor, die, nothwendig wechſelnd, nur dem Coder der herrſchenden Geſinnung folgt und ihrer Natur nach als Kläger erſcheint, beurtheilt, ob ein Vergehen Statt findet, und das Urtheil ſpricht zu gleicher Zeit.

Erziehung. Unterricht.

Wir haben die hierher gehörigen Carricaturen in eine allgemeine Betrachtung hineingezogen, theils weil eine beſondere Darſtellung uns zu weit in eine uns hier fremde Gegend geführt hätte, theils um durch eine mehrere Anſichten zuſammenfaſſende Betrachtung dem Ganzen diejenige Richtung zu geben, die uns jetzt und hier die wichtigſte zu ſeyn ſchien.

Die Turnplätze.

Man kann die Erziehung, wie ſie ſich ſeit langer Zeit zu bilden anfängt, mit der Arzneikunde gewiß nicht mit Unrecht vergleichen. Nachdem der ſichere Inſtinct der Vorväter verſchwunden war, ergriffen diejenigen, die mit der Erziehung ſich beſchäftigten, wie die Aerzte allerlei Theoreme, die aus eben herrſchenden Begriffen entſprangen, und erwarteten bald von dieſem, bald von jenem das Außerordentlichſte; und von Rouſſeau bis auf unſere Tage wechſelten Baſedowſche gemäßigte, philanthropiſche, Peſtalozziſche Anſichten, und das Turnen, wie Humoral- und Corpuscular-, electriſche, Brownſche und Galvaniſche Hypotheſen in der Arzneikunde. Mit jeder neuen Hypotheſe glaubte man das Ziel erreicht zu haben, mit jeder glaubte man das Höchſte erlangen zu können. Diejenige Richtung der Erziehung, die gegenwärtig die herrſchende zu werden droht, hat durch die Lage des Vaterlandes das Eigenthümliche, daß ſie mehr als bisher die Kinder und Jünglinge für ein freieres der Natur gemäßeres Leben und durch dieſes für den Staat zu gewinnen ſtrebt. Ein Streben, welches an und für ſich ſo lobenswerth iſt, daß es thöricht wäre, es tadeln zu wollen. Ja es hat, was ſich nicht leugnen läßt, indem es aus einem allgemein gefühlten Bedürfniß entſprang und daher allenthalben eine große Theilnahme und einen lebendigen Widerſpruch fand, ein wahrhaft geſchichtliches Gepräge. Aber ein ſolches Streben, wenn es auch im hohen Grade lebendig wäre, ja wenn es einem tief gefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen ſuchte, iſt keinesweges hinlänglich. Alles hängt von der Art ab, wie es ſich zu geſtalten ſucht, und je empfänglicher die Zeit, je eingreifender die Verſuche ſind, deſto nothwendiger iſt es, daß alles reiflich erwogen, beſonnen und kaltblütig geprüft wird. Es gibt Epochen in der Geſchichte der Völker, die dieſe in eine geſpannte Lage verſetzen, wenn das Alte, Herkömmliche, durch Gewohnheit Geheiligte einzuſtürzen droht, wenn mannichfaltige keimende Gedanken uns ergreifen, die keinen innern Ruhepunkt, keine zuverſichtliche Feſtigkeit erhalten haben, wenn Religion; Wiſſenſchaft, bürgerliche Verhältniſſe in einer wunderbaren Gährung ſind, wenn, was in ſolchen Zeiten eine nothwendige Folge iſt, außerordentliche Ereigniſſe die Völker in Bewegung ſetzen, dann ſind die Gemüther für Vieles empfänglich, was in ruhigern Zeiten keinen Eindruck macht oder beſtimmt abgewieſen wird; mitten in der Verwirrung gährender Verhältniſſe ſehnt man ſich nach dem Sichern, Beſtändigen, dem man ſich mit Zuverſicht hingeben kann. Dieſes Sehnen erregt den Wunſch, ein jedes Streben die lebendige Hoffnung, und dieſe pflegt Völker wie Menſchen auf mancherlei Weiſe zu täuſchen. Die Begeiſterung, die in ſolchen Zeiten beſonders jugendliche Gemüther zu ergreifen pflegt, hat wie eine erfreuliche ſo auch eine höchſt gefährliche Seite. Sie iſt durchaus verſchieden von derjenigen Begeiſterung, die eine eigenthümliche tiefe Natur ſtill ergreift und die immer mehr heranwachſend den urſprünglichen göttlichen Ruf, die wahre innere Beſtimmung entwickelt und gewaltſam auf die Zeit wirkt. Dieſe darf man nicht ſtören, je rückſichtsloſer und reiner ſie ſich entfaltet, je genauer ſie ſich an das innerſte Heiligthum einer eignen Natur anſchmiegt, deſto herrlicher wird ſie ſich darſtellen. Jene allgemeine Begeiſterung hingegen, wie ſie zu allen Zeiten das Größte gebar, hat auch nicht ſelten das Thörichtſte, das Zerſtörendſte, ja das Wahnſinnigſte erzeugt, um deſto furchtbarer, als eben dieſes die blinde Menge am gewiſſeſten hinreißt. Die heiligſte Pflicht der Wiſſenſchaft, die höchſte, die ihre tiefſte innere Würde beſtimmt, iſt, daß ſie in ſolchen Zeiten die ſtille ruhige Beſonnenheit nicht verſiert, daß ſie unbewegt durch die herrſchende Stimme, unbekümmert um den ſchnell verfliegenden Beifall einer irregeleiteten Menge, unabläſſig der Natur der Verhältniſſe und ihrem Urſprunge, ihrem Gange, ihrer Bedeutung nachſpürt. Das beſonnene Wort mag Widerſpruch erzeugen, es wird nie plötzlich wirken, aber es ergreift mit ſicherer Gewalt und hat ſelbſt da den Sieg errungen, wo es zu unterliegen ſcheint. Wenn wir nun diejenige Anſicht der Erziehung, die ſich auf unſern Turnplätzen immer mehr zu bilden ſucht und die ſelbſt in Schriften und Tageblättern geprieſen, bis jetzt nur von den Seichteſten angegriffen ward, beſtreiten wollen: ſo befinden wir uns deßwegen in einer eignen bedenklichen Lage, weil nichts durchgeführt Wiſſenſchaftliches und eigentlich Begründetes uns entgegenſteht. Eine Unterſuchung, die das Weſen des Staats ergründet hätte, ſeine Beziehung gegen die Erziehung in den mannichfaltigen Richtungen erwogen, alles auf eine gründliche Weiſe mit der geſchichtlichen Bedeutung der Gegenwart verglichen, iſt uns unbekannt, und der Streit kann daher nur eine wiſſenſchaftliche Wendung erhalten, indem wir ſelbſt uns auf die ſchon gegebene Darſtellung der Idee des Unterrichts und der Erziehung berufen, die hier auf den beſtimmten Fall angewandt werden ſoll.

Wir finden es nicht überflüſſig, hier zu bemerken, daß wir nicht etwa in Dieſem und Jenem, vielmehr durchaus und im Princip von der auf den Turnplätzen herrſchenden Anſicht abweichen, daß wir dieſe als aus verworrenen und nicht hinlänglich erwogenen Betrachtungen der Zeit und ihrer Bedürfniſſe entſprungen und als irreführend betrachten, und daß es uns lieb ſeyn würde, wenn es uns gelänge, bei denjenigen, die ſich davon haben hinreißen laſſen, dieſelbe Ueberzeugung hervorzurufen, beſonders aber hoffen wir, und nicht ohne Grund, auf die bedeutendern und tiefern Gemüther der Jugend auf den Univerſitäten, indem wir ihnen das Streben vorhalten, das hoffnungsvoll zu blühen anfing und durch die lauten aber dürftigen Aeuſſerungen einer leeren Nationalität verdrängt worden iſt, erregend zu wirken. Indem wir nun dieſe Unterſuchung anfangen, müſſen wir die Gegner, die uns bis jetzt gegenüber ſtehen, mehr dazu aufgefordert durch ein unbeſtimmtes Gefühl der Zeit und ihrer Bedürfniſſe, als durch eine erſchöpfende Unterſuchung und die aus dieſer hergeleiteten Gründe, erſuchen, daß ſie wie wir allen Vortheilen entſagen, die etwa aus irgend einer Einmiſchung fremdartiger Verhältniſſe herrühren können, daß ſie ſich nicht auf das berufen, was wir widerlegt zu haben glauben. Es wäre möglich, daß man behaupten wollte, wir kämpften gegen ein ſelbſt erſchaffenes Geſpenſt, und damit es klar werde, ob dieſes ſich ſo verhalte, wollen wir zuerſt diejenige Behauptung herausheben, die wir, wenn auch nicht allein, doch hauptſächlich zu beſtreiten ſuchen. Es iſt dieß, daß an die Turnübungen, indem Kinder, Jünglinge und Männer gemeinſchaftlich an ihnen Theil nehmen, ſich eine Bildung anknüpfen laſſe, die ein erneuertes, lebendiges bürgerliches Leben erzeugen müſſe, daß von den Turnplätzen aus der Staat eine bürgerlich tüchtigere Generation zu erwarten habe. Indem wir nun dieſe Hoffnung als eine durchaus leere und grundloſe darſtellen, wollen wir zugleich auf das deutlichſte und klarſte beweiſen, daß durch die Turnplätze den Uebeln in der unſicher gewordenen Erziehung ſo wenig entgegengekämpft wird, daß wir vielmehr behaupten müſſen, das Turnen, in dem oben erwähnten Sinn genommen, ſey ſelbſt nur ein Extrem jener falſchen Richtung der ſchwankenden Erziehung, ein Extrem, deſſen Keime ſich allmählig entwickelt haben, bis die convulſiviſchen Erſchütterungen unſerer Tage ſie zur Reife brachten. Es iſt uns nicht möglich, das Turnen iſolirt zu betrachten; es hat eben ſeine Bedeutung und ſeinen tiefgreifenden Einfluß ſeiner geſchichtlichen Entwickelung aus vielen Punkten des Familien-, Schul- und Staatslebens zu verdanken, und es kann nur begriffen werden, wenn es ſo in ſeinem Werden dargeſtellt wird. Dieſe Darſtellung ſchließt ſich nicht an irgend eine Perſon, und kann es nicht. Denn damit ſie ſich an eine Perſon anſchlöſſe, müßte dieſe mit großartiger, geiſtiger Eigenthümlichkeit erſcheinen, ihr Produkt müßte ein feſt in ſich geſchloſſenes Gebäude ſeyn, welches in ſich ſelbſt begründet als ein Ganzes ſtünde oder zu Grunde ging. Das iſt mit dem Turnen nicht der Fall. Die Zeit hat es erzeugt; die Lage des Staats, ſeichte Einwürfe der Gegner, Begeiſterung der aus dem Kriege zurückkehrenden Jugend haben ihm ſeine Bedeutung gegeben. Und ſo gehört es vorzugsweiſe der Jugend zu, muß als ein Irrthum der Jugend und ſolcher, die von einer ſolchen jugendlichen Begeiſterung etwas Bedeutendes erwarten, behandelt und widerlegt werden. Was nun unſere Behandlung des Gegenſtandes betrifft, ſo iſt ſie ſo, wie ſie der redliche Gegner fordern muß, wir bleiben ſtreng bei der Unterſuchung und rückſichtsloſen, ja harten Prüfung. Hier auf unſerm Felde erwarten wir den Gegner, hier kennen wir keine Schonung, die wir eine Beleidigung gegen ihn nennen würden, wir erwarten aber auch keine.

Einiges muß noch über unſere Befugniß, dieſen Streit zu führen, geſprochen werden. Erſtens glauben wir die Kindheit und die Jugend zu kennen. Wem die lebendige Erinnerung ſeiner eignen Kindheit nicht geblieben iſt, ja wer nicht in gewiſſer Rückſicht immer ein Kind blieb, ſo daß er noch immer jene frühen Neigungen und Genüſſe auf ächt kindiſche Weiſe in ſich findet, der ſollte doch nie von ſeinen Erfahrungen reden, er hat die Möglichkeit, ſie zu erlangen, verloren. Ich habe, und nicht bloß weil ich aus den Kindern etwas machen wollte, ſondern weil ich ſie liebe, weil ich unter den Kindern ſelbſt Kind bin, mit ihnen, unter ihnen gelebt; auch die Jugend iſt mir nicht fremd, ſie blieb mir innerlich treu, und eine bedeutungsvolle Schaar von Jünglingen hat ſich ſeit einer langen Reihe von Jahren an mich angeſchloſſen. Meine urſprüngliche Natur trieb mich von früher Kindheit zur ſtets betrachtenden Theilnahme an dem äußern Leben, welches ich nicht hinter den Büchern allein, ſondern im Kriege und Gewerbe, auf dem Meere wie unter der Erde, von mannichfaltig wechſelnden Ereigniſſen ergriffen, kennen lernte. Ich gehöre Deutſchland zu, und daß eine fröhliche und mannhafte Jugend Deutſchlands Freiheit begründen werde, iſt meine ſo laut geäußerte Hoffnung, daß ein vorzüglicher Theil des Volks es weiß und erkennt. Dieſe meine äußere Befugniß; meine innere iſt eben durch den beſtimmteſten Widerſtand begründet. Dieſer gehört nehmlich keiner Partey zu, iſt nicht aus Laune oder Rückſicht irgend einer Art, ſondern lediglich aus der eigenthümlichen Richtung meines ganzen Daſeyns entſprungen. Wer auf irgend eine Weiſe meine wiſſenſchaftlichen Bemühungen kennt, von den früheſten an bis auf dieſe Schrift, der mußte erwarten, daß ich als Gegner aufträte. Was nur der Sinn des Daſeyns, die Bedeutung des Lebens, die Beſtimmung der Menſchen im Staate, wie in der Welt überhaupt ſchien, das Centrum meiner Anſicht, wird angegriffen; und nicht etwa wie ich es erwarten kann, ja auf das lebhafteſte wünſche, durch eine beſonnene Prüfung, vielmehr, indem man den bildſamen Sinn der Kindheit, die leicht bewegliche Seele der Jünglinge zum Gegenſtande eines gefährlichen Experiments macht, einer blinden, leeren Begeiſterung preisgibt. Sprecht nicht von dem großen Beifall, von den vielen Turnplätzen, von der Sprache der Stimme, die allenthalben auf Schulen und Univerſitäten laut zu werden anfängt; je größer der Einfluß, deſto ernſthafter wird mein Kampf ſeyn. — Keiner kann mich verwechſeln mit den Nichtswürdigen, die die Freiheit ſchmähen. Meine Feder iſt rein vor Gott, ſie hat noch nie einem Könige geſchmeichelt, noch nie war ſie an den Mächtigen verkauft, aber auch an den blinden Haufen hat ſie ſich nie gewandt. Meine Waffen ſind Gründe, die aus meiner ganzen Anſicht entſprungen ſind. Nicht was hier einzeln hervortritt, meine ganze Philoſophie kämpft gegen euch. Was ihr einzeln gegen das Einzelne vorbringen werdet, trifft nicht; denn was ich ſage iſt nichts Einzelnes. Hier in der lebendigen Mitte einer Anſicht, die ſeit zwanzig Jahren keimte und reif ward, erwarte ich euch. Ich habe die Elemente gefragt, auf den Bau der Gebirge gemerkt, in den mannichfaltig wechſelnden Formen des Lebens geforſcht, wie in dem Gange der Geſchichte und in den Tiefen des Gemüths; allenthalben erhielt ich die nehmliche Antwort, und werde ſie verkündigen. Keiner behaupte, ich ſey dazu da, meine Gedanken mit Steinen zu belegen, durch Säuren und Alkalien darzuſtellen, dürfe über keinen zündenden Funken reden als über den galvaniſchen. Das lebendige Wort widerſpricht euch, das Streben des Lebens, das mir, zugehört, die Anſicht, die meine iſt, innerlich entſprungen aus der eignen Natur, auch da, wo ſie ein gemeinſames Eigenthum verwandter Geiſter iſt. Nicht alle einzelne Kunde iſt mir gegeben, keiner fühlt die notwendigen Lücken eines ſo vielſeitigen Strebens, wie ich. Aber ihr irrt euch; ich gab mich nie für einen Geſchichtsforſcher aus, ich will nicht die Steuern einrichten, nicht die Geſetze entwerfen; aber das Leben zu deuten, und was Recht und Unrecht iſt in der innern Mitte des geiſtigen Daſeyns, und wo der Irrthum liegt, wenn man die erzeugende Geſinnung im Denken wie im Handeln ablenken will, iſt ein eignes Studium, erfordert Jahre lange Nachforſchung, ſtrenges Nachdenken, urſprünglichen Ruf. Dieſe Gabe hat eine gütige Gottheit mir verliehen. Zeigt, daß ich mich täuſche. Ich will, daß alles, was ich vornehme, ſtreng bekämpft wird. Ich weiß, daß bei jedem Kampfe, was ich will, gewinnen muß; denn der Kampf kann nur das Dürftige meiner Darſtellung treffen. — So erſcheint mir jeder Angriff erwünſcht, obgleich ich wohl eigentlich pro aris et focis kämpfe.

Wir ſuchen die Idee der Schule, nicht die des Unterrichts überhaupt, wie wir ſie ſchon früher darſtellten, nicht im Allgemeinen, ſondern wie ſie ſich aus dem ſichern Inſtinct der Vorväter gebildet hat, wie ſie uns überliefert ward; wenn ſie ſich auch nie in gänzlicher Reinheit zu geſtalten vermöchte. Man wird ſagen, daß die frühern Generationen nie dasjenige dachten, was wir hier als das Weſen ihrer Schuleinrichtung bezeichnen; und das ſoll gar nicht geleugnet werden. Das iſt eben der Vortheil der neuern falſchen Richtungen der Erziehung, daß ſie uns zu dem Alten betrachtend zurückführen, wie es die Bedeutung der ganzen Zeit und ihrer Gährung iſt, daß das, was ſich früher entfaltete, nicht ſeiner äußern vergänglichen Form, vielmehr ſeinem Weſen nach, ſich mit Bewußtſeyn in erneuerter Form wieder erzeugen ſoll.

Jede Erzeugung, alle keimende Entwickelung iſt mit ſtrenger Beſchränkung verbunden. Der Same wird einſam und einfach in die ſtrenge Hülle verſchloſſen, abgetrennt von der bunten Blumenpracht, abgeſondert von den ſtürmenden Elementen, verbirgt ihn die finſtere Erde. Wie thöricht, wenn jemand uns beweiſen wollte, daß die Bauchreſpiration durch die Arteria umbilicalis etwas Aengſtliches, Enges, Unfreundliches hatte, und die freie, ſelbſtſtandige Lungenreſpiration als etwas Herrliches für das

Embryo preiſen wollte! wie wahnſinnig, wenn er verſuchen wollte ſie anzubringen! Wie die Intenſität des innern Lebens, ſo die äußere Form; nichts bleibt zurück, nichts eilt vor, alles iſt in und mit einander. Aber man kann das Leben als den beſonnenen Punkt in der Natur betrachten, die Elemente widerſtreben ihm; je bedeutender, ſtrenger in ſeiner Form er iſt, deſto mächtiger das Leben. Die Natur iſt das Vorbild des Geiſtigen.

Wie die rohen Elemente in der Natur, ſo bilden herumwankende Gedanken, Neigungen und Begierden den elementariſchen Stoff, die Maſſe, die anorganiſche Natur in der Geſchichte, die ſich fortdauernd behaupten wird. Geiſtige Erzeugung iſt ſtrenge Beſchränkung, ſichere Form, Methode. Daher in den Schulen ſtrenge Sonderung der Claſſen und unveränderter Mittelpunkt einer jeden Claſſe durch einen Lehrer. Es kommt gar nicht darauf an, daß das Kind mancherlei lerne, ſondern auf die Form des Unterrichts; dieſe Form iſt nur eine ſolche durch ihre Einheit. Eine dürftige aber unveränderliche Methode iſt unbedenklich der vielſeitigſten, die irgend eine Unſicherheit, irgend ein Schwanken zulaßt, vorzuziehen. Dieſe Einheit der Methode iſt nur durch einen Lehrer zu erhalten; daher iſt es ein eignes Studium, Lehrer zu ſeyn, es iſt das Studium der leitenden Methode. Dieſer Lehrer iſt nun dem Kinde alles für die äußere Welt des Erkennens, die in ihn hineingebildet werden ſoll, wie die Familie alles für die innere Welt des Gemüths; es ſind die zwei ſichern Haltpunkte des Daſeyns, der Staat wird für ihn gewonnen durch den Lehrer, er wird dem Staate geopfert durch die Familie. Wie des Kindes Erkennen ſo ſeine Welt in der Schule, wie der Kinder Glaube ſo ihre Liebe in der Familie. Wer noch ein Kind blieb und noch nicht vergaß, was ihm die Kindheit gab, der wird wiſſen, wie heiter, genügſam, fröhlich das Kind in ſeiner engen Welt iſt, wie ſelbſt die nächſte Claſſe in der Schule als ein verſchloſſenes Myſterium vor ihm liegt, wie in dieſer dämmernden Beſchränkung alle Fülle kindiſcher Poeſie keimt und wuchert. Die nächſte Claſſe erweitert ſeine Welt, enthält aber auch das Maaß unmittelbar in ſich. Zum zweiten Lehrer ſah das Kind wie zu einem Höhern ſchon von außen hinauf, und vor allem wird es denjenigen, der das Glück hatte, in ſolchen Schulen gebildet zu ſeyn, unvergeßlich ſeyn, welchen bedeutenden, tiefen, edlen Eindruck der entfernte Rector, der immer nur in der erſten Claſſe, immer aus der Ferne erſchien und nur bei den feierlichſten Gelegenheiten näher trat, auf das kindliche Gemüth macht, einen Eindruck, der vielleicht nie verſchwindet. Man fürchte nicht, daß das Nachdenken bei ſolcher ſtrengen Form, zu welcher das Auswendiglernen allerdings mit gehört, verlieren ſoll; es bildet ſich ſo, an die Strenge gewöhnt, von ſelbſt am ſicherſten aus. Eine gute Schule iſt in einem ſchlechten Staate unmöglich. So lächerlich, ja erbärmlich und ſeicht es iſt, zu behaupten, daß die Perſon nicht in jeder Lage des Staats vortrefflich ſeyn könnte, wie wenn man die von den Pariſer Jacobinern bis zum höchſten Ekel wiedergekäueten Sentenzen von der Schlechtigkeit aller Königsdiener wiederholen hört, ſo iſt das doch gewiß, daß des organiſchen Verhältniſſes wegen keine Staatseinrichtung in größerer Vollkommenheit gedeihen kann, als welche dem Ganzen zu Theil ward; und wie die erſte Behauptung ungeeignet iſt, das Herrlichſte, welches nicht ſelten unter den ungünſtigſten Umſtänden am hellſten leuchtet, zu ſchmähen, ſo iſt es nothwendig, die zweite immer vor Augen zu haben, damit man nie verſucht werde, die Vortrefflichkeit in irgend einer einſeitigen Richtung zu ſuchen. Die Schule, ſtreng gebildet, die wahre Schule in der Schule, ſetzt die wahre Familie voraus, wie dieſe den lebendigen Staat.

Hier in der Familie erſcheint dem Kinde das Volk, hier der Vater auf irgend eine Weiſe thätig, einem Stande, der in das Leben des Staats eingreift, angehörig; hier und hier allein iſt die Stätte der echten Vaterlandsliebe, wie ſie auf eine organiſche Weiſe lebendig ſich geſtalten ſoll. Wie das Herz des Kindes im Mutterleibe keimen die Gefühle des wahren Volksthums in der Familie — und hier allein. Iſt das Familienleben todt, ſo ſtirbt die echte Vaterlandsliebe. Ein Surrogat iſt nie zu erfinden. Den Embryo der todten Mütter könnt ihr eben ſo gut in warmem Miſt weiter entwickeln, wie die Vaterlandsliebe durch Sentenzen. Auch iſt das bedeutende Staatsleben ein ſtarkes Leben, rüſtig in ſich ſelbſt ſo äußerlich wie innerlich. Die Spiele der Knaben nehmen eine bedeutende Wendung, die Kraft, die ſich im Ganzen äußert, ſpielt in die geringſten Beſchäftigungen hinein. — Man braucht da nicht zu ſpornen, nur zu leiten. Daß in einem ſolchen Staate der kriegeriſche Sinn allgemein genährt wird, iſt natürlich, daß kriegeriſche Uebungen erſt unwillkürlich als Spiel, dann geleitet wie die elaſtiſchen Federn des Lebens ſich herausbilden werden, den Zeiten und der Art der Vertheidigung gemäß, iſt nothwendig. Aber nicht nothwendig bei allen, wenn auch entſchieden bei den meiſten. Das ſtille Gemüth ſucht den Frieden in gottſeliger Betrachtung als wahrer Bürger, weil die Religion die Wurzel des Staats iſt; in ſtrenge Forſchungen verliert ſich ein anderer, und ſeine Stärke, ſeine Kraft iſt die des unabläſſigen Nachſinnens, und damals war Deutſchland kriegeriſch und tüchtig, als ein ganzer Stand ſich der Religion ganz weihete, als der Gelehrte aller äußern Störung, ja jeder körperlichen Beſchäftigung zu entſagen wagte, um unermüdlich ſein Geſchäft zu treiben. Seit die allgemeine Zerſtreuung das Volk ergriff, haben wir kaum eine Idee von Menſchen, die Monate lang faſt ohne äußere Bewegung die

Seele unabläſſig mit einem Gegenſtande beſchäftigten; aber dieſer war dann auch für alle Zeiten begründet, und wenn der Gelehrte ein Opfer ward, ſo ſtarb er wahrhaft tapfer auf ſeinem eigentlichen Schlachtfelde. Alle Richtungen des Staats gedeihen nur da, wo eine jede in ihrer Eigenthümlichkeit ganz geſchätzt wird.

Ob jemals die Schule völlig war was ſie ſeyn ſollte? Wir zweifeln; — ſo wenig als der Staat. Aber wie die Idee der Schule, wie die des Staats erſt in der Erſcheinung ſchwankend, dann bedeutungslos, endlich ſo verkannt ward, daß man dem ganz Entgegengeſetzten mit thörichtem wahnſinnigem Eifer nachjagte, wollen wir jetzt darzuſtellen ſuchen. In und mit dem Staate ſank die Schule. Die Könige und ihre Diener gebaren ſich einſeitig aus den zerfallenen Elementen. Nicht ihre That war die einſeitige Richtung, ſie war das Erzeugniß der allgemeinen Schwache, die ſich in Sentenzen ergoß, als das Leben abnahm. Getrennt von dem Staate ſtanden die Familien, die in ſich eine erbärmliche Sorte ſogenannter häuslicher Glückſeligkeit ſuchten, die, wenn man ſich nicht täuſchen ließ durch Worte, darin beſtand, daß man für das ſogenannte Fortkommen ſorgend den Staat als Mittel des Daſeyns betrachtete, da er vielmehr Ende und Ziel deſſelben ſeyn ſollte. Die Regierung, das von dem getrennten Familien eben geſonderte Allgemeine, da ſie das lebendige Band mit den Familien verloren hatte, ſuchte in den Schulen einen neuen unnatürlichen Anknüpfungspunkt, und nun ſollten die Kinder für fremde Zwecke des Staats gebildet werden. Familien und Schulen kamen nur auf eine völlig verkehrte Weiſe überein, ſie wollten beide nützliche Bürger bilden, d. h. ſolche, die nichts an ſich waren, ſondern nur als Mittel. Der Staat wollte die Kinder brauchen, die Familien den Staat für die Kinder. An eine bloße Methode, die ſtreng einem rein eigenthümlichen Daſeyn zur Stütze diente, an welches die freie Seele emporrankte, an einen Glauben, der in jeder tüchtigen Natur einen tüchtigen Bürger erwartete, ja den Staat ſelbſt als die organiſche Einheit ſolcher Naturen betrachtete, war nicht zu denken. Es bildete ſich an der Stelle der gläubigen Betrachtung ein flaches Raiſonniren über das, was nöthig wäre, damit das Kind ſo und ſo, zu dieſem und jenem zu gebrauchen ſey, zum Soldaten oder Schneider, Brauer oder Miniſter, Herrn oder Knecht, Gelehrten oder Regierungsrath. Eine Folge dieſer ſcharfſinnigen Anſicht, die ſich immer breiter ins Unendliche ausbildete, war die Einſicht, daß die Knaben eigentlich in der Schule waren, um recht Vieles zu lernen, denn dazu ſaßen ſie im Grunde ganz allein ſo ſtill da. Und nun entdeckte man, daß die Kinder eigentlich viel zu viel ſtill ſaßen und im Grunde doch ſo gut wie gar nichts lernten. Man ſann darauf, wie die Knaben mehr lernen und ſich mehr bewegen könnten. Da alles und zwar in dem getrennten Chaos, ein jeder auf ſeinem lockern Sandhaufen, den er ſeinen Standpunkt nannte, raiſonnirte, fand man es empörend, daß nicht auch die Kinder raiſonnirten, ſo gut wie wir. Es ſey ein Jammer zu ſehen, meinte man, wie die armen Würmer in der dunkeln Schulſtube ſaßen, während der friſche Sonnenſchein draußen zum Herumlaufen lockte, die Kinder müßten mehr im Freien leben, ſich bewegen. Laufen und Raiſonniren ſind die beiden Haupt- und Wendepunkte der modernen Erziehung. Wie das einfache Mährchen, die anſpruchsloſe Erzählung merkwürdiger Ereigniſſe in der ſtillen aber an ſtrenge Ordnung gewöhnten Seele des Kindes ruhig ſich fortbildet, wie die eigne Welt kindlicher Betrachtung ſich immer bedeutungsvoller geſtaltet, wie die eigne geiſtige That in ſcheinbarer Verwirrung ſich allmählig ausbildet, deſto reiner, je weniger ſie durch freches Hineingreifen gebemerkt wird; das ahnete keiner mehr. Da ſollten Anſichten mitgetheilt, das Nachdenken mit thörichter Gewalt in Thätigkeit geſetzt werden. Wie dieſe Begriffe zu herrſchen anfingen, mußte der alte Lehrer in ſich irre werden, ſein ganzes Daſeyn erſchien als etwas Geſpenſterhaftes, er ſelbſt kannte ſich in der verwandelten Welt nicht mehr, die alberne Eitelkeit der Aeltern hatte ſchon die ſtrafende Ruthe aus ſeinen Händen gewunden. Am Ende ward die ganze ernſthafte Geſtalt verſcheucht, und ſie wird nur noch als eine abergläubiſche Fratze der Vergangenheit von fern beſpöttelt. Nun trat an der Stelle weniger Lehrer eine ganze Heerde junger Profeſſoren hervor, der eine hatte ſich der Geſchichte, der andere den Sprachen gewidmet, der dritte hatte eine große Liebe zu bunten Bilderbüchern mit Affen, Elephanten, Kanguruhs, Miſtkäfern, Schmetterlingen und Auſtern, der vierte war von der Poeſie entzückt, und der fünfte hatte wohl gar die ganz pure, blanke, kindliche Begeiſterung zu ſeinem Lieblingsfach erwählt. An die Stelle der ernſthaften Lehre trat nun das Lernen von allerlei, an die Stelle des feſten Mittelpunkts der Achtung, der Liebe und der ſtrengen Beſchränkung durch den Lehrer trat das Stundengeben. Derſelbe Junge ſtand mit einem Beine in Prima und mit dem zweiten noch in Quarta, die Schranken waren durchweg niedergeriſſen, ein Director leitete das lockere Ganze, und das revolutionäre Gleichheitsprincip hatte ſchon längſt die Schulen verdorben, als es die Welt in Bewegung ſetzte. In den Familien ging es indeſſen nicht beſſer. In einem lebendigen Staate hat der Vater eine eigne ernſthafte Beſchäftigung, das Hausweſen theilt den ſtillen Ernſt, der die Mutter der wahren kindlichen Freude iſt. Wenn der Junge ruhig iſt, ordentlich, fleißig in der Schule, ſo läßt man ihn ſeinen ſtillen Gang gehen. Die geordnete Welt, die ihn in der Schule wie zu Hauſe umgibt, ergreift ihn wie eine liebliche höhere Heimath, eine tiefe Neigung ſprießt wie aus einem fruchtbaren Boden ſegenreich hervor, die eigentliche Grundlage der wahren Vaterlandsliebe, dämmernde Träume, keimende Gedanken geſtalten ſich unvermerkt; der ſich ſelbſt überlaſſene Trieb hat an der ſichern Methode einen feſten Haltpunkt, und was in der räthſelhaft allmählig ſich aufſchließenden Welt ihm nun weiter begegnen werde, wie ſie ihm erſcheinen werde auf einer jeden höhern Stufe, beſchäftigt naturgemäß die kindliche Seele. Aber als der Staat ſeine lebendige Bedeutung in der Seele der Bürger verlor, ſpiegelten ſich die Familien in der eignen Eitelkeit. Die Mutter verzärtelte, der Vater bewunderte. Ein allerliebſter Junge, ſagte die Mutter, wenn er in nichtiger Eitelkeit ein modernes Kleid trug — ein Teufelskerl, rief der Vater, wenn er in der Schule über den Einfluß der Reformation oder über die Nothwendigkeit der ſchönen Künſte zur Bildung des Staats das ungewaſchenſte Zeug zuſammengeſchmiert hatte. Für die Geſundheit fing man an eine eben ſo unnütze Sorge zu tragen wie für die Seele. Daß die Seele immer kränklicher würde, die tiefe Poeſie der kindlichen Seele, der eigentliche Boden aller Eigenthümlichkeit, das merkte man nicht, aber die blaſſen Wangen fielen auf. Alles Raiſonniren erweckt ein unreifes Nachdenken, und dieſes ward auch auf die furchtbarſte Weiſe zerſtörend hervorgerufen, wo es Seele und Leib in gleichem Grade vernichtet. Da dachte man an Vorbeugungsmittel, und die gymnaſtiſchen Uebungen fingen an. Auf dem Schiff klettert der Seemann auf Maſten und Tauen, während die Wellen mit dem Schiff ſpielen, und bildet ſich tüchtig und gewandt, während er den Kampf wagt mit einem furchtbaren Element; er weiß was er will und was er wagt, und dieſes Turnen iſt ein wahres Leben. Auf dem lebhaften Pferde reitet der Ritter in ſauſendem Galopp durch Wälder und Felder und ſucht den Kampf mit Menſchen und Thieren;

er und ſein Pferd ſind eins, er weiß was er will und wagt; und dieſes Turnen iſt ein wahres Leben. Der junge Seemann kommt früh auf das Schiff, der junge Bergmann ſteigt frühzeitig in die Grube. Aber man wollte ein allgemeines Heilmittel gegen ein allgemeines Uebel. Große Wälder gab es nicht mehr, der Soldat zog ins Feld, der Bürger blieb ruhig zu Hauſe; auf Reiſen ſetzte man ſich in einen Wagen und fuhr von einem Acker zum andern; unſere Polizei war ſo gut, daß Räuber eine Seltenheit waren, und auf den Landſtraßen ſchreckten uns höchſtens die kalkutiſchen Hühner und die Dorfhunde. Da richtete man Maſten und Takelage auf, nicht auf dem Schiffe, ſchwimmend auf dem beweglichen Meere, ſondern auf dem trockenen Sande, und hölzerne Pferde rund umher ſollten die lebendigen erſetzen, „damit man ſich nicht mit dem Vieh gemein machte." Wer will es tadeln? Aber dieſes Turnen iſt kein Leben, es entſtand vielmehr aus einem Mangel an Leben. Die recht lebendige Zeit, wo der Ernſt der Methode in der Schule, der Ernſt der Geſinnung in der Familie vorherrſcht, erzeugt eine rüſtige Kindheit, ſo gewiß als die Seele den Leib bildet. Da entſtehen Kämpfe und Spiele, die innerhalb der Grenze der nothwendigen Beſchränkung die ſchönſten Uebungen ſind und die naturgemäßeſten zugleich. Da reibt ſich Kraft an Kraft und Widerſtand an Widerſtand, ja ſelbſt die Gefahr wird freudig aufgeſucht. Aber der Boden geht dem Kinde nicht unter den Füßen weg, ehrwürdig ſteht der warnende Vater, ernſthaft der ſtrafende Lehrer, und die kindiſche Leidenſchaft und Neigung und mit ihr wahre Freude ſpielt, oft gefährlich, aber umzäunt von der ſteten Furcht nicht vor der nahen Gefahr, die das Kind nicht ſcheuet, ſondern vor der feſten unveränderten Grenze ſeiner ganzen Welt, die keine Sentenzen niedergeriſſen haben. Was wir hier geſagt haben, gilt zwar vorzüglich der Gymnaſtik der Philanthropine, aber ganz ohne Beziehung auf die Turnanſtalten, die aus dieſen entſprungen ſind, wenn ſie gleich eine andere Richtung haben, iſt dieſes nicht geſagt. Doch davon unten ein Mehreres.

Das Raiſonniren griff in allen Richtungen des Lebens um ſich, es erzeugte die Revolution, es verwirrte die Staaten, wie die Menſchen, und rief Kataſtrophen hervor, die uns ſo lebendig ergriffen haben, daß es überflüſſig wäre, ſie näher bezeichnen zu wollen. Aber wie dieſe Richtung, die den reflectirenden Gedanken an die Stelle der lebendigen, anſchaulichen Betrachtung ſetzte, in Deutſchland bis zu einem innern, tiefſinnigen Extrem gebracht wurde, iſt es nöthig der Folge wegen anzudeuten. Ein merkwürdig ſcharfſinniger Geiſt nehmlich wandte ſich von der verworrenen Menge herumſchweifender Gedanken ab, die unter ſich ſich hemmten und ſtörten, wo ein jeder auf einen andern deutete, und keiner einen Grund in ſich habend, irgend etwas zu begründen vermochte, um den Urgedanken zu faſſen, durch welchen alles gedacht, und da dieſer zugleich eine Urthat — ein rein aus ſich ſelbſt Erzeugtes — iſt, um die Urthat, durch welche Alles gethan werden ſollte, zu finden. Nicht, daß er dieſen Gipfel entdeckte, war das Merkwürdige, wohl aber die Kraft, mit welcher er ſich da erhielt, die tüchtige Geſinnung, die das Richtige in der ſchwankenden Erſcheinung aufhob, um ſich irgendwo mit aller Energie ſeines Daſeyns feſtzuhalten. Dieſer Mann — Fichte — iſt unſterblich und hat das Glück gehabt, einen Wendepunkt in der Geſchichte von der größten Bedeutung zu bezeichnen. Es war natürlich, daß er, wie er den Urgedanken der Seele fand, auch an dieſen das Bleibende in den größern Verhältniſſen anknüpfen mußte. Wie das Ich ſich von der Welt, ſollte der Staat ſich von der Geſchichte und die Erziehung ſich von den

Schulen und Familien trennen, damit der bürgerliche Sinn dort, die ſichere Entwickelung hier, ganz von neuem erzeugt, ſich in völliger Reinheit darſtellen könnte. Bei ihm war daher die Erziehung, die die Kinder von dem verworrenen, nie in ſich begründeten Leben der Familien rein trennte, folgerecht und nothwendig. Fichte iſt todt, ſein Syſtem iſt unvergeßlich, aber es iſt ohne einen Einfluß auf irgend eine Wiſſenſchaft geblieben, dem Staate, dem Leben, jeder Entwickelung fremd. Der Menſch findet allenthalben ein Gegebenes, lebendige Formen, die ſich fortbilden, beſtimmte Verhältniſſe, die ſich ordnen wollen. Was ſich vom Leben einmal abgewandt hat, findet es nie wieder, und ohne Vergangenheit gibt es keine Zukunft. Nur leider bei einigen Pädagogen blieb ein ſchwacher Spuk der Fichtiſchen Lehre übrig. Denn unter allem Lebendigen in der Welt ſchien die Kinderwelt vorzüglich dazu geeignet, ſie recht eigentlich a priori zu conſtruiren, und eigentlich hatte man das Weſen, wenn auch nicht mit ſonderlichem Glück, doch ohne großen Widerſtand, ſeit Jahren getrieben. Ja die Staaten, die keineswegs ſich nach den Grübeleien der Gelehrten richteten bei ihren übrigen Inſtituten, erlaubten Jedermann, mit den Kindern zu experimentiren, wie es ihm gut dünkte. Daß dieſe Anſicht auf die Einrichtung der Turnplätze gewirkt hat, iſt gewiß und ſoll unten klarer dargethan werden. Man glaube aber nicht, daß wir etwa behaupten wollen, die Turnplätze ſeyen aus einer tiefen Idee im Fichtiſchen Sinne entſprungen. Keineswegs. Es kann nur einen Fichte geben, die Natur ſeines Syſtems hat ihn abſolut iſolirt, bis auf dieſen ſchmalen Gipfel konnte nur er gedrängt werden, nur er konnte ſich da erhalten. Wer Fichte verſtand, wird ihn bewundern, aber er muß ſeiner Lehre entſagen; wer ſich Fichtianer nennt, hat ihn nie verſtanden. Das flache Volk beruft ſich auf ihn, wie die weiland Nicolaiten auf Leſſing, und er hat ſelbſt erleben müſſen, was er als ein hartes Schickſal erkannte und als einen Frevel rügte. Was in der Erziehung übrig blieb, war die leicht zu faſſende Einſicht, daß die Kinder die empfänglichſten ſind für allerlei Gedanken, die uns eben bewegen, und daß bei ihnen ſich innerlich und für zukünftige Generationen geſtalten kann, was in der gegenwärtigen Zeit zu viele widerſtrebende Elemente findet. Früher hing ſich dieſer Gedanke an mancherlei einzelne Wünſche. Die Kinder ſollen geſunder werden als die Aeltern, wo möglich beſſer, klüger, vor allem mehr lernen und aufgeklärter werden. In der neuern Zeit hat dieſer Gedanke eine unmittelbarere Beziehung auf das Volk, auf den Staat erhalten. Jetzt ſollen die Kinder alle vortreffliche Deutſche, vorzügliche Staatsbürger werden. Dazu will man ſie durch allerlei Mittel zu bilden ſuchen, und durch dieſe Kinder ſoll in der Zukunft der vortrefflichſte Staat, beſonders der deutſcheſte zu Stande kommen. Es leidet keinen Zweifel, daß dieſer Gedanke der leitende war für die Turnplätze. Wir wollen ſehen, wie man ihn zu verwirklichen ſuchte.

Die Umſtände gaben der erſten Einrichtung eines Turnplatzes in Berlin ein ungemeines Intereſſe. Der furchtbare Druck, der auf dem Staate laſtete, die geringe Hoffnung, die nur in dem Starkgeſinnten, deſſen ruhige Betrachtung des Ganzen nicht durch die Gewalt einer unglücklichen Gegenwart gelähmt war, ſich noch lebendig zu erhalten vermochte, die Spannung in allen jugendlichen Gemüthern, die ſicherer geleitet durch ein tüchtiges Gefühl als ſogenannte Erfahrne durch eine wenig tröſtliche Reflexion auf jedes Ereigniß lauerten, um es kühn zu benutzen, mußten eine wunderſame Empfänglichkeit erzeugen. Damals war die Ueberzeugung und von Rechtswegen die herrſchende, daß man vor allem jene Fremden entfernen, daß ein großer nothwendiger Kampf alle Kräfte der Nation in Anſpruch nehmen müßte. In einer ſolchen Zeit trat Fichte mit großer

Kühnheit in der vom Feinde beſetzten Hauptſtadt hervor, Schleiermacher entflammte die Edlen furchtlos zu einem Kampfe, der wahrhaft religiös war. Jahn hatte den glühenden Haß durch eine tüchtige Schrift genährt. Nun wandte er ſich, ein Meiſter in körperlichen Uebungen, an die Jugend, und Reiche und Arme, Vornehme und Geringe ſtrömten ihm zu. Es war herrlich zu ſehen, wie die Jugend dieſe Gelegenheit mit Begeiſterung ergriff, es war rührend, wenn die Aeltern alle entfernte Hoffnung auf eine keimende Generation zu gründen ſchienen. Es ſoll keiner das ſchöne Verdienſt ſchmähen, welches Jahn in ſo bedenklicher Zeit eben durch die Eigenthümlichkeit ſeines Daſeyns erwarb. Er hat dadurch eine geſchichtlich nationale Bedeutung erworben und ſoll ſie behalten. Wie der einzelne Menſch den Freund, ſoll auch das Volk ſeinen wahrhaft Treuen in der Noth erkennen und niemals vergeſſen. Der Krieg brach aus. Da ward es klar, daß diejenige Geſinnung, die auf dem Turnplatz genährt ward, das ganze Volk durchdrang, und die Fluth der Begeiſterung, die brauſend jede Provinz, jeden Stand, jedes Alter ergriff, hat die ſchönſte Hingebung in den Schlechteſten und den Muth in den Feigſten entflammt. Keiner ſage, hier oder da oder dort, in einem Tugendbunde oder auf den Turnplätzen, oder wills Gott ſogar in der Freimaurerei ſey die Flamme erzeugt, durch welche Gott alle Gemüther entzündete. Mag ein Jeder das ſtille Bewußtſeyn nähren, daß er that, was ihm gebührte in ſo gefährlicher Zeit. Daß die Turner im Kriege brav waren, wer zweifelt daran? wer darf daran zweifeln? es war ja eben die ſchöne Kampfluſt der beſten Jugend der Hauptſtadt, die ſie nach dem Turnplatze hintrieb, derſelbe Sinn, der tauſend Jünglinge, die keinen Platz fanden auf der Haſenheide, auf die nehmliche Weiſe begeiſterte. Der Krieg ging in der kurzen Zeit von drei Jahren zu Ende, alle Gefahr war vorüber; nicht von einem unruhigen Gefühl von Haß und Kampf und geſpannter jugendlicher Begeiſterung ſollte jetzt die Rede ſeyn. Der Geſelle ſoll kämpfen, wenn der Staat es fordert, und ſtill ſeyn, wenn es vorüber iſt. Das Recht, mit zu ſprechen, wo er nicht hingehört, kann er nicht erlangen, weil er ſeine Pflicht that. Selbſt der Muthigſte hat ſein Verdienſt geſchändet, wenn er irgend einen Anſpruch darauf gründet. Jetzt ſollten die Meiſter ſich ruhig berathen, die Jugend ſchweigen und ſich ausbilden, jeder auf ſeine Weiſe. So forderte es die Zeit.

Es hatte ſich in Deutſchland ſeit Jahren eine Anſicht gebildet, die wahrhaft lebendig mehr oder weniger alle Geiſter ergriff. Wir haben ſie eine ſpeculative genannt und das war ſie; denn die geiſtige Anſicht eines Volks, der innere Kern einer tiefen Literatur iſt nothwendig ſpeculativ. Sie hatte ſich von allem bloßen Raiſonniren ab- und der ruhigen betrachtenden Theilnahme an dem Leben und ſeiner Bedeutung zugewandt. Man denke nicht an das Syſtem irgend eines einzelnen Philoſophen, nicht an Hefte, Conſtructionen und Paragraphen von dieſen oder jenen. Was dieſe ſpeculative Anſicht auszeichnet, war ihre Richtung gegen das Leben; ſie hat ſich nicht mit Begriffen bewaffnet, um die heilige Naturnothwendigkeit zu bekämpfen, ſie hat ſich in den Abgrund der Nothwendigkeit ſelbſt hineingeſtürzt, um in ihr, mit ihr die Freiheit zu finden. Ihr eigentlicher Ausdruck iſt Sinn für das Eigenthümliche. Sie hat die Sprache veredelt, die Poeſie für das Volk gewonnen, ſie hat Graber eröffnet, die Augen für die Denkmaler vergangener Zeit, die Ohren für ihre Töne, ſie hat für die Geſchichte wie für die Natur einen eignen Sinn erweckt, für alle Verhältniſſe des Lebens ein lebendiges Streben. Sie iſt wahrhaft practiſch, auf eine organiſche Weiſe von innen heraus, ſie iſt ein reines Product des Landes, ja ſcheidet uns beſtimmt und entſchieden von allen übrigen Völkern Europa's, ſie hängt mit den innerſten Wurzeln des Volksthümlichen zuſammen, iſt nicht wie die alexandriniſche oder conſtantinopolitaniſche Philoſophie die matte Geburt einer erſchlafften, vielmehr die tüchtige einer neuerzeugten Zeit, die mit aller Energie der jugendlichen Kraft, früh wie ſie aus dem Göttlichen erzeugt ward, auf jedem Punkte lebendig eingreift. Es gibt keinen wahrhaft geiſtreichen Mann, der nicht in irgend einer Form dieſer Anſicht huldigte. Ja ſelbſt die Religion fand eine Stütze an ihr.

Aus den Univerſitäten war ſie hervorgetreten, und in kurzer Zeit hatte ſie, wo ſie herrſchte, den Sinn veredelt, dem freien Streben der Jugend eine bedeutungsvolle Richtung gegeben, eine ſtille Begeiſterung knüpfte ſich heiter erzeugend an jedes Bemühen. Als der Krieg zu Ende war, als die kämpfende Jugend aus dem Felde zurückkam, da hoffte ich, daß ſie nun mit erneuerter Begierde dasjenige ergreifen würde, was recht eigentlich Deutſchlands edelſter Beſitz iſt, die vornehmen Geiſter des Landes, hoffte ich, würde man jetzt laut preiſen, der freie fröhliche Geſelle ſich an ſeinen wahren Meiſter anſchließen. Ich höre ſchon, wie irgend ein Thor hervortreten wird und ſo reden: Du der Schellingianer, wie man mich wohl genannt hat, möchteſt uns den großen Kampf der Zeit als einen Sieg über Fichte bezeichnen. Wer, was in vielſeitiger Richtung ſich regt, in ſo enge Formen einſchnüren mag, der thue es; ich werde mich nicht abhalten laſſen, was mir das Heiligſte iſt, als ſolches zu bezeichnen, weil es mir vergönnt war, es zu faſſen.

Aber was ich hoffte, geſchah leider nicht. Umſtände trugen viel dazu bei. Die Heroen der neuerzeugten Zeit waren hier und da zerſtreut, ſelbſt in Streitigkeiten verflochten, auf den Univerſitäten nur einzelne. Die kriegeriſche Zerſtreuung, das plötzliche ungewöhnliche Heraustreten aus den gewohnten ruhigen Verhältniſſen, die Gefahren, die man eben überſtanden hatte, die Eitelkeit der Aeltern, die in jedem zurückkehrenden Sohn einen Helden zu umarmen glaubten, mußten naturgemäß eine Einbildung erzeugen, die ſich gern in den vergangenen Thaten beſpiegelte. Die öffentliche Meinung unterſtützte leider dieſe eitle Richtung. Auf eine gehäſſige, ja höchſt tadelnswürdige Art fing man an, die Verdienſte des übrigen tapfern Heeres mit denen der Freiwilligen zu vergleichen. Dieſe wurden ſo oft, ſo anhaltend die Erretter des Vaterlandes, die einzige Hoffnung der Zukunft genannt, bis ſie es wohl glauben mußten. Die heranwachſende Jugend ſchloß ſich an. Die Freiheit des Vaterlandes ſollte, meinten ſie, in ihnen eine ſichere Stütze finden; wenige dürftige Begriffe, Deutſchlands Einheit, die Sprache in eine enge Manier eingeſchnürt; einige Worte, wie tief gemüthlich, kindlich fromm, voll ſinniger Tiefe, ſtarkmüthig u. ſ. w. wurden von den Schriftſtellern des Tages der Jugend zum leichten, oberflächlichen Spiel mitgetheilt, und ſo ſprach man ſich immer tiefer in eine leere Begeiſterung ohne allen Gehalt ein. Die Jugend der geiſtigen Bildung gewidmet ſoll nur von dem Edelſten und Höchſten umgeben ſeyn, wie in einem hellen Aether der tiefſten Begeiſterung ſollen Religion, Wahrheit und Schönheit ihre ſteten Begleiter ſeyn. Das Heiligſte der Vergangenheit, das Bedeutendſte der Gegenwart ſoll die unſichere Geſinnung ſtärken, das Gemüth heben, und innig verbunden mit der eigenthümlichen Beſchäftigung dieſe beleben und veredeln. Jetzt ſah man die Jugend ergriffen von einer engherzigen Theilnahme an den Zänkereien unbedeutender Tagsſchriftſteller; eine Parteiſucht, die der freie Geiſt des mit dem Höchſten beſchäftigten Jünglings verſchmähen ſoll.

Aller Anfang iſt bedenklich; die zukünftigen Ereigniſſe, die verhängnißvollen Verhältniſſe des Lebens zerſtören viele hoffnungsvolle Keime; die höchſte Kraft, ja die feſte Zuver-

That iſt von einer geheimen Furcht — der wahren Gottesfurcht, begleitet. Daher iſt aller Anfang ſtill, und wie man erzählt, daß bei geheimem Zauber das laute Wort die gebannten Geiſter verſcheucht, ſo bei einer jeden That, die ſich keimend geſtaltet und in dem verworrenen Leben die Uebereinſtimmung, die Unterſtützung fremder Verhältniſſe in Anſpruch nimmt. Aber jede Begeiſterung, die nicht ein beſtimmtes Ziel hat, iſt irreleitend und gefährlich, ſie vergeudet die edelſten Kräfte vor der That, ſie erzeugt wilde Wünſche und Verzerrungen von mancherlei Art. Der Zimmermann verkündigt ſeinen Jubel erſt von dem fertigen Gerüſte. Wenn ein übermüthiger Feind die Jugend zum Kampfe reizt, dann ſteht ſie bewaffnet da und weiß was ſie will, wenn die Glaubenshelden den ſchönſten Märtyrertod wählen, da wußten ſie, wofür ſie lebten und ſtarben. Aber ihr, wenn ihr euch ſelbſt die Hoffnung des Vaterlands nennt, wenn ihr in pomphaften Worten verkündigt, was man von euch zu erwarten hat, könnt ihr uns klar machen, was ihr wollt; kennt ihr den Staat, ſeine Bedürfniſſe, ſeine Hülfe, wißt ihr, wie eure Kunde, euer Talent, eure beſtimmte Kraft von jedem Punkte aus für das Ganze wirken ſollen? Wohl gibt es eine innere heilige Begeiſterung der Jugend. Sie entſpringt aus dem ſtillen Bewußtſeyn eines urſprünglichen Berufs, ſie wird durch den Fleiß genährt und keimt in dieſem, mit dieſem, wie eine ſchwellende Knospe. Ihr habt das Feſt des erneuerten Glaubens begangen, das Feſt der Erinnerung an Luther. Ja, wählt ihn zum Muſter, aber vergleicht eine inhaltsloſe Begeiſterung nicht mit der ſeinen. Dieſer gewaltige Menſch war berufen, einen geſchichtlichen Knoten zu zerhauen, der nicht mehr zu löſen war, auf ſeine ſtarke Bruſt hatte Gott die ſchwerſte Aufgabe gewälzt. Aber er mußte auch ſeine einſame Jugend ſtill kämpfend mit den furchtbarſten Zweifeln verleben, nie war ein Wort ohne That, nie leitete ihn ein unbeſtimmtes Verlangen.

Wir haben dieſe ſchiefe Richtung der Jugend erwähnt, weil ſie ſich bildete in und mit der Geſinnung, die auch auf den Turnplätzen die Kindheit ergriff und die wir im höchſten Grade als gefährlich bezeichnet haben. Denn von der Jugend an bis zu den kleinſten Kindern wirkte das unreife, verworrene Streben. Allerdings ſind die Turnplätze ſehr verſchieden von der frühern pädagogiſchen Gymnaſtik, dieſe war an eine wenn auch noch ſo bedeutungsloſe Schule geknüpft, und wollte nichts als Geſundheit und Gewandtheit ausbilden. Es iſt möglich, daß die eigentlichen Turnübungen jetzt viel zweckmäßiger und gründlicher ausgebildet ſind, in einer naturgemäßern Ordnung und Folge. Doch davon iſt hier nicht die Rede. Die Turnplätze ſind aber ſelbſtſtändig geſchloſſene, von allen übrigen Inſtituten des Unterrichts geſonderte Einrichtungen geworden, und dieſe behaupten nicht bloß Stätte körperlicher Uebungen zu ſeyn, ſondern in und mit dieſen ſoll ein bürgerliches Leben durch die Kinder erweckt werden. Die unbeſtimmten Wünſche, die nichtigen Begierden, die ſich in keiner beſtimmten Form kennen, haben hier eine Stätte gefunden, und über Volksthum, Franzoſenhaß, Freiheit, Deutſchthum wird von den altdeutſchen Hügeln, neben der jung gepflanzten Eiche mit den Unmündigen eine ſinnreiche Unterhaltung angeknüpft. In den bizarreſten Ausdrücken wälzen ſich die deutſchen Zierwörter über einander, und das ewig Wiederholte hört man immer von neuem mit knarrender Redſeligkeit vortragen. So werden die Fluthen des flachſten Raiſonnirens den Kindern zugeleitet, und wir nennen es das Extrem der falſchen Richtung in der Erziehung, die ſeit mehr als einem halben Jahrhundert unter uns keimte, weil es nun gelungen iſt, Schule und Familie zu verdrängen und einen rein geſonderten Platz zu errichten, wo die pure blanke Deutſchheit herrſcht und die Jungen ohne irgend eine Störung zu ganz vortrefflichen, tüchtigen, ſtarkſinnigen, edlen, ſich liebenden Bürgern ausgebildet werden. Der Krieg gegen

Frankreich wird hier noch immer von den Unmündigen ſymboliſch fortgeſetzt, nachdem der räthſelhafte Mann, deſſen kräftiges Daſeyn uns zittern machte, längſt verdrängt iſt, und je mehr er auf ſeiner entfernten Inſel von Allen verlaſſen dem Tode entgegengeht, ein furchtbares Bild der rächenden Nemeſis, deſto kühner und freimüthiger ertönt von den altdeutſchen neu aufgeworfenen Hügeln das Anathema, welches Jünglinge und Kinder in Erſtaunen ſetzt. Es iſt ſo weit gekommen, daß in Quinta ſich politiſche Parteien bilden, die bedeutenden Anhang haben. Wer kann nun länger an dem Gedeihen der Freiheit in Deutſchland zweifeln?

Sonſt, wenn über die Methode im Unterricht oder in der Erziehung ein Streit entſtand, ward dieſer unter den Lehrern abgethan, und wenn der Streit auch die heftigſte Wendung nahm, fiel es doch keinem ein, die Kinder hinein zu miſchen. Jetzt ward dieſes nicht etwa durch die unüberlegte Leidenſchaftlichkeit eines einzelnen Mannes veranlaßt, es war vielmehr die nothwendige Folge der einſeitigen Richtung ſelbſt. Denn es war vorauszuſehen, daß ſolche Verſuche, theils mit Recht, theils mit Unrecht, von den Beſonnenen ſowohl als von den Furchtſamen, ja auch von den Schlechten bekämpft werden mußten. Aber dieſer Kampf gegen das Weſen der Turnplätze mußte als Warnung erſcheinen von Seiten der Schullehrer und Aeltern, und gegen dieſe mußte man auftreten. So ward die fröhliche Unbefangenheit des kindlichen Gemüths in einen verworrenen Streit hineingezogen. Allerdings war es zu erwarten, daß eben die tüchtigſten Knaben von den Turnplätzen angezogen würden, und beſonnene Aeltern mußten ſelbſt ihre Kinder dem gefährlichen Experiment preisgeben, weil die Sonderung von einer aufgeregten Welt lähmend wirken könnte. Da alles, was man hier mittheilte, nur Gefühl, ſchwankender Begriff, immer ein Ueberſchwengliches, Formloſes und Allgemeines war, ſo war es natürlich, daß für das überall Unreiſe jedes Alter gleich reif erſchien; die wohlthätigen Schranken, die den kindlichen Sinn wie eine ſchützende Umzäunung umgeben, wurden niedergeriſſen, damit Lehrer, Geſellen und Schüler ein gemeinſchaftliches Spiel trieben, aus welchem auf die verworrenſte Weiſe das Unſinnigſte hervorblühen ſollte.

Eure Turnplätze, wenn gleich geſondert, ſtehen doch nicht iſolirt. Sie haben ein beſtimmtes Verhältniß zur Kirche, zum Staate, im Allgemeinen, zur Univerſität, zur Schule, zur Familie. Habt ihr jemals deutlich und klar über dieſes Verhältniß nachgedacht? Was, wie ihr meint, nirgends Platz hat in den geſunkenen Staaten, das ſoll ſich hier durch gemeinſchaftliches Springen und Klettern zuſammenfinden. Aber bezeichnet uns doch, wie dieſe Tugenden hier genährt werden ſollen, damit wir es wiſſen. Entweder ſind jene Inſtitute wirklich ſo ſchlecht, daß die bürgerliche Geſinnung nicht in ihnen im tüchtigſten Sinne zu retten iſt, oder ſie enthalten noch Keime, die, ſorgfältig gepflegt, gedeihen können. Im letzten Falle, iſt es nicht eine Thorheit, die Aufmerkſamkeit von den Punkten abzulenken, wo noch ſichere Hülfe in gegebener, von der Geſchichte überlieferter Form zu erwarten iſt, wenn ſie auch ſchwieriger und langſamer keimt, indem wir uns bemühen, eine Wucherpflanze in leicht beweglichem Sande anzubauen, die ſchnell emporſchießt, aber auch ſchnell verwelkt? Geht nicht die theure Zeit, die günſtigſten Augenblicke, in deren Beſitz wir eben ſind, darüber verloren? Und damit wir von demjenigen reden, was uns hier am nächſten liegt, von Schule und Familie; ſie verhalten ſich wie Gehirn und Herz der nehmlichen Organiſation, alles in allem in einer jeglichen beſtimmten Form, ſie ſind den Kindern alles oder nichts, alle Empfänglichkeit in der einen, alle zur That keimenden Geſinnungen in der andern Form, und die Geſinnung beſonders in den Familien. Der bürgerliche Geiſt kann nur von dieſen aus genährt werden; denn nur hier erſcheint ein beſtimmtes wirklich bürgerliches Daſeyn in einer eigenthümlichen Form, die enge Welt, mit ihrer ſchönen geheimnißvollen Grenze, läßt das Kind von einem beſtimmten ſichern Punkte wie von einer ruhigen Heimath in die ahndungsvolle Zukunft hineinſchauen. Hier ſoll daher der bürgerliche Sinn geſtärkt und genährt werden. Alles, was das Kind in das Unermeßliche hineinlockt, zerſtört, verwüſtet ſeine ſtille Welt, zerſplittert und vergeudet die Kraft, die in der ſichern Grenze gehalten, langſam, aber gewiß gedeihen kann. Und wenn die Schulen noch ſo verwahrloſ't, die Familien noch ſo tief geſunken wären, an dieſe Elemente, die in dem Innerſten unſers Daſeyns wurzeln, ſollen wir uns halten und allein halten. Wenn das Capital bis auf das Geringſte verſchwunden wäre, ſollen wir das Letzte, woran ſich Fleiß und Entſagung noch halten kann, verſchleudern und wie wild und wahnſinnig in die Welt hineinſtürzen? Wir hören hier und da Einige, die da meinen, die Deutſchheit, die mit den Turnplätzen ſich verbunden habe, könnte dazu dienen, manche Mächtige zu ſchrecken. Aber wahrlich, leben wirklich ſolche auf dem Thron oder unter den höchſten Behörden, welche die zeitgemäße Bildung zu hemmen ſtreben, ſie werden euch euer eitles Streben wohl gönnen, welches die Aufmerkſamkeit von den gefährlichſten Punkten des tüchtigſten Widerſtandes ablenkt, und jede Kraft an einem nichtigen Traum vergeudet.

Aber nun der erſte Fall. Es ſey der Staat, die Schule, die Erziehung ſo tief geſunken, daß dieſe Inſtitute in ſich ſelbſt den Keim der Verbeſſerung nicht mehr enthalten, es ſey ſo ſchlecht mit uns beſtellt, daß wir, wie man das wohl hier und da hört, bei den Kindern in die Schule gehen müſſen. Was habt ihr denn Neues und Außerordentliches von ihnen gelernt, was eine Erneuerung des Staats in ſeinen bedeutendſten Theilen erwarten ließe? Nennt es uns doch, damit wir es ſchätzen können! Wir reden noch mit denen, die die Deutſchheit, nachdem ſie zu Grunde gegangen iſt, gleichſam als ein neues, friſches Product aus der kindlichen Seele empfangen wollen und dieſe gleichſam hervorwachſen ſehen. Entweder habt ihr ſchon jetzt eine deutliche und umfaſſende Anſchauung von dieſer reinkindlichen Deutſchheit, nun, wir ſind begierig, ſie kennen zu lernen, oder ihr kennt ſie nicht, ſondern erwartet in blinder nicht begründeter Zuverſicht die Wunderdinge, die ſich darſtellen werden; aber wie könnt ihr dann erwarten, daß wir unſere Kinder einem ſolchen träumeriſchen Verſuch preisgeben werden.

Doch es iſt Zeit, daß wir uns an diejenigen wenden, welche behaupten, daß ſolche thörichte Anſichten den Turnplätzen nicht weſentlich zugehören, daß ſie auch ohne ſolche Ausgeburten, die die Zeitverhältniſſe hervorrufen, nicht allein fortbeſtehen müſſen, ſondern auch den ſchönſten Sinn wechſelſeitiger Liebe und Theilnahme erwecken und eine Statte bilden für das öffentliche Leben, welches aus allen bürgerlichen Verhältniſſen herausgedrängt iſt; daß ſie ferner dadurch, ohne Theil zu nehmen an dem herrſchenden Geſchrei, mittelbar wenigſtens Erzeuger der wohlthätigſten bürgerlichen Geſinnung werden können, indem dieſe durch die engherzige, ſpießbürgerliche Selbſtſucht ganz erſtickt zu werden droht. Erſtens haben wir mit euch, und eben mit euch, an deren redlicher Geſinnung wir keinesweges zweifeln, ein ernſthaftes Wort zu reden. Ihr habt euch mit den Turnplätzen verbunden, ja ihre Sache zu der euren gemacht. Warum, da ihr die Verzerrung erkennt, habt ihr euch nicht laut und öffentlich dagegen erklärt? Wo iſt die öffentliche Aeußerung, die jene Mißgeburten, deren ſchädlicher Einfluß auf die Kindheit euch klar iſt, mit gebührender Strenge abweiſ't und beſtraft? Warum überlaßt ihr uns die laute Rüge? Ihr wißt dieſes wohl kaum ſelbſt, die nachfolgende Unterſuchung ſoll euch den unbewußten Grund eures Stillſchweigens entdecken.

Habt ihr jemals über das Weſen der Liebe nachgedacht, und wie die tiefſte Zuneigung ſich erzeugt? Sie iſt unter Menſchen immer geiſtiger Art, ſie herrſcht nur durch ein beſtimmtes geiſtiges Band, ſtill, erſt in engen Kreiſen, und an dieſen geſtützt in immer weitern. Die allgemeine Menſchenliebe entſpringt nur aus der tiefſten geiſtigen, ewigen Gemeinſchaft aller Menſchen, aus der Religion. Ihr beruft euch auf die Erfahrung und fordert uns auf, die Turnplätze zu beſuchen, damit wir mit eignen Augen ſehen können, wie fröhlich und unbefangen und liebreich die Kinder unter einander ſind. Glaubt ihr, daß uns die Kinder ſo unbekannt ſind, daß wir das nicht begreifen? Wenn die Kinder herumlaufen, ſich ergötzen dürfen, dann freuen ſie ſich, und wenn ihnen dieß noch zur Pflicht gemacht wird, da ſind ſie höchſt willig, eine mit ihren Begierden ſowohl übereinſtimmende Pflicht zu erfüllen. Ihr ſeyd dabei und leitet die Spiele, daß keine Balgereien entſtehen; da ſind die Kinder freilich allerliebſt, und zeigen die ſchönſte Theilnahme und jubeln unter einander unter Gottes freiem Himmel auf die luſtigſte Weiſe, ſind überaus glücklich und artig dazu; wer zweifelt daran? Wahrlich, wer dieſes alles als etwas Unerwartetes, gleichſam Neuentdecktes anſieht, von dem muß man glauben, daß ihm die Kinderwelt völlig unbekannt geblieben iſt.

Doch — es iſt unleugbar; wenigſtens in den groſſen Städten muß es durch die unglückliche pädagogiſche Künſtelei und durch das ungeſunde und tödtende Aufpaſſen und Belauern der Kinder wirklich ſo weit gekommen ſeyn, daß die eigentlichen Geheimniſſe der Kindheit verſchwunden ſind. Eine tüchtige Kinderwelt würde niemals ſolche Eingriffe dulden, ſie würde nicht erlaubt haben, daß man das innerſte Myſterium des ſelbſtſtändigen Daſeyns entweihe. Der wundervolle, ganz eigenthümliche Spielkreis der Kinder, wenn er ganz unangerührt ſich ſelbſt ausbilden kann, hat etwas ungemein Tiefes. Sein Herrlichſtes aber iſt, daß er ſich unmittelbar eine lebendige Gegenwart ſchafft und bildet, dieſe hat ihre Liebe und ihren Haß, ihre Freuden und ihre Qualen — ja Sieg und Niederlage und Furcht und Hoffnung bewegt hier in dieſer für das Alter verborgenen Welt die Gemüther, wie in der großen. Hier kämpft Schlauheit mit redlichem Muth, die Talente treten gebietend in ihren Kreiſen hervor, hier ſchließen ſich, und eben in den Schülern, deren Methode am ſicherſten iſt, wahre Bündniſſe, die für das Leben gelten. Der Lehrer, die Eltern wiſſen freilich, daß die Kinder mit einander ſpielen, auch von ihren Freundſchaften und Uneinigkeiten werden ſie manches gewahr; aber wo ein tüchtiger Kinderkreis ſich gebildet hat, bleiben ihnen die eigentlichern Geheimniſſe der kleinen Republik nothwendig verborgen. Man wird ſagen, das ſey eben das Gefährliche; was könne ſich auf dieſe Weiſe im Verborgenen unter die Kinder nicht Schädliches einſchleichen. Ich ſage euch, das Schädlichſte und Gefährlichſte bringt ihr ſelbſt unter die Kinder, die allgemeine Liebe, die alberne Begeiſterung für entfernte Begriffe erzeugt die Lüge, die Affectation, die nicht bloß im zierlichen, geglätteten, auch im rauhen, altdeutſchen Betragen zum Vorſchein kommt. Doch wird jenes Verborgene nicht gefliſſentlich verheimlicht, das Aeußere daran kann ein aufmerkſamer Lehrer ſehr wohl durchſchauen, und das Innere iſt dem Kinde ſelbſt nicht klar genug, obgleich es von ihm mit inſtinctartiger Sicherheit geleitet wird. Wer eine ſolche Kindheit ſelbſt durchlebte, wer in ſie ſelbſt thätig einzugreifen vermochte, wem ſie ſo theuer blieb, daß er ſie behalten hat, dem wird erſt ſpäter manches, was ihn damals bewußtlos bewegte, deutlich; er allein hat aber auch eine Erfahrung, die kein anderer erlangen kann. Dieſe Welt hängt freilich mit dem Staate ſo innig, ſo organiſch und lebendig zuſammen, daß ſie ihre ganze Bedeutung von ihm erhält, daß ſelbſt die herrlichſte Natur, die in den Kreiſen der Kinderwelt das Höchſte verſprach, von einer ſpätern engen, kümmerlichen Gegenwart befangen, vernichtet wird; aber das iſt immer der Fall. Wenn ihr daher von einem öffentlichen Leben ſprecht, welches ſich unter den Kindern bilden ſoll, ohne auf eine lebendige Weiſe aus dem Staate im Ganzen erzeugt zu ſeyn, da ich meine Hoffnung vielmehr aus dem geheimen Leben, welches ſich vor allen euern Künſten und Abſichten zu verbergen weiß, ſchöpfen möchte, ſo ſind mir ſolche öffentliche Spiele der Kinder, die ſich von Begriffen und Magiſtern in die Rippen müſſen ſtoßen laſſen, um nur ſich lebendig zu bewegen, ſo widerwärtig, daß mir die niedrig komiſche Seite kein Ergötzen gewährt. Wenn ihr glaubt, den Staat bei irgend einem ſeiner einzelnen Elemente greifen zu können, um ihn fortzubringen, dann ſeyd ihr dem Thoren ähnlich, der auf dem Verdeck ſtehend ſich an den Maſt binden ließ und wähnte, er könne ſo das Schiff fortſchleppen. Wahrlich, wenn das lebendige Spiel der beweglichen Luft, in welche es eingetaucht iſt, nicht die Segel ſchwellt, dann rührt er ſich nicht aus der Stelle. —

Die Bedürfniſſe, aus welchen die Turnplätze entſprungen ſind, muß man anerkennen. Sie ſind da und müſſen befriedigt werden. Man muß für die Geſundheit durch ein freieres Leben, für die Gewandtheit durch Uebungen Sorge tragen, der Gemeinſinn ſoll, wie unter den Bürgern ſo unter den Kindern erweckt und belebt werden. Aber welch ein Irrthum, wenn man glaubt, daß dieſer Gemeinſinn, der kaum durch das Herrlichſte und Edelſte, was die Geſchichte hervorzurufen im Stande war, vorübergehend in den trefflichſten Nationen ſich erhielt, unter den Kindern, in einem wie ihr zugeſteht geſunkenen Staate, angeknüpft an bloße körperliche Uebungen, ſich ſollte erzeugen können! Die wahre Liebe iſt Leben, iſt That, iſt beſtimmte Form, die bloße nackte, liebe Liebe iſt wie die Sentimentalität; die wir jetzt verſchmähen, wo ſie auf irgend eine Weiſe formlos erſcheint, lähmend, nie erzeugend. Die Zuneigung, die ſich auf den Turnplätzen erzeugen könnte aus den bloßen gemeinſchaftlichen Spielen, würde flüchtig ſeyn wie dieſe Spiele ſelbſt, wenn ſie nicht ernährt wird durch irgend etwas Bindendes, Bleibendes, durch einen turneriſchen Gemeingeiſt. Dieſer aber iſt nothwendig eine Fratze, weil er aus keiner ſtrengen, ſichern, allmähligen Entwickelung entſpringt. Solche Verzerrungen erzeugen ſich allenthalben, aus allen Corporationen, und ſelbſt die ernſthafteſte Beſchäftigung war nicht im Stande, ſie von den Univerſitäten zu verbannen.

Aber nun denke man ſich Turnfreunde, eine Verbrüderung bloß für die Liebe! Der Gedanke iſt ſchon ein ungeheurer Irrthum. Was jetzt die Turnplätze zuſammenhält, iſt eben jene lächerliche Deutſchheit, iſt eben was ihr tadelt. Wagt es nur, dieſe Thorheit ganz abzuſtreiten, ſagt es laut, daß dasjenige, worauf ſie ſich etwas einbilden, nur einfältiges Zeug ſey — und ihr werdet es erleben, daß der ganze Zauber verſchwindet, die Turnplätze werden von dem Augenblick an, wie die Fecht- und Reitſchulen beſucht und wo eine tüchtige Kindheit lebt, wird ſie die eignen Spiele wieder aufſuchen. Was jetzt anzieht, iſt eben die Thorheit, jene pomphaften Einladungen, wo die mannhaften, tugendſamen Knaben verſchiedener Städte mit lächerlicher Feierlichkeit ſich den Gruß entbieten, jene Auswanderungen zu Hunderten, wo die Bürger ſie einquartiren und ihnen huldigen, als wären ſie eben aus einem gefährlichen Kampfe gekommen. Die Verfechter der Turnplätze fordern uns auf, die Herrlichkeit der Jugend dort zu beobachten. Wir aber fordern, daß ſie einen Blick in die Schulen, in die Familien thun, daß ſie da die Kinder betrachten. Alle unbefangenen Spiele ſind verſchwunden, mit einem bejammernswerthen Ernſt bildet ſich Jeder zu einem vortrefflichen deutſchen Bürger. Habt ihr die Catoniſchen Geſichter der altdeutſchen Primaner wahrgenommen? Ich kenne ſie ſchon aus der Ferne. Bedauernswürdige Knaben! wie ſeyd ihr um eure wahren Freuden betrogen, wie werde ich mich freuen, wenn ihr gar nicht mehr an die Deutſchheit denkt, wenn der ganze Staat in die ferne Region dämmernder Träume zurücktritt, ihr aber unter euch ein eignes Leben in Abneigung und Zuneigung bildet, wenn der Frühling euch zum Ballſchlagen auf der Wieſe und nicht auf den Turnplätzen verſammelt.

Wenn aber dieſe Carricatur verſchwindet, dann erzeugt ſich und zwar nothwendig eine andere, oder alles fällt aus einander. Alles, was eine Maſſe von Menſchen auf eine unbeſtimmte Weiſe begeiſtert, erzeugt Fanatismus. Die Keime liegen allenthalben, daß ſie aber nirgends ſich in geſelliger Form geſtalten, muß ſtets eine Hauptſorge der Staaten ſeyn. Am allergefährlichſten aber erſcheint der Fanatismus, wenn er kindliche Gemüther bewegt. Man berufe ſich nicht auf die Alten, denn bei dieſen entſprang das Leben der Kindheit aus einem auf eine beſtimmte Weiſe lebendigen Staate, und Lykurg fing nicht mit den Jungen, ſondern mit den Bürgern an. Der Staat ſoll, wenn er ſich bekehren will, heute in ſich gehen, wie der einzelne Menſch, und nicht morgen. Wenn wir die Belebung des Staats bis auf folgende Generationen aufſchieben, iſt ſie nicht da. Alles, was wir Vortreffliches, ohne den lebendigen Keim der Entwickelung in uns ſelbſt zu finden, in einer fernen Zukunft in künftigen Geſchlechtern ſuchen, iſt leer und nichtig. Wollt ihr tüchtige Söhne hinterlaſſen, werdet ſelbſt tüchtig, eure Schlechtigkeit gebiert nie etwas Gutes. Das öffentliche Leben iſt die Blüthe der ganzen Nation, wenn aber die Knechtſchaft in dieſer herrſcht, dann iſt ſie einer zähen Maſſe ähnlich. Man kann zwar hier und da die Oberfläche fadenartig in die Höhe ziehen, aber ſie verſinkt in den gemeinſchaftlichen Brei, wenn man die Hand zurückzieht. Daher ſoll man die Aufmerkſamkeit in unſern Tagen nie von dem Ganzen ablenken. Erſt wenn die lebendigen Elemente des Staats ſich ſelbſtſtändig geſtalten, wenn eine repräſentative Verfaſſung die Freiheit in allen Formen des Lebens anerkennt und lebendig erhält, kann vom Kinderleben im volksthümlichen Sinne, kann überhaupt vom Staatsleben die Rede ſeyn. Darauf, auf dieſe einzig mögliche Rettung müſſen wir immer und immer von neuem zurückkommen.

Aber die Verſuche, auf irgend eine Weiſe aus den Kindern ein zukünftiges Volk zu kneten und dazu eigne Verbrüderungen zu errichten, haben eine höchſt gefährliche Seite, die wir bis jetzt nicht berührten, und die in der That nur angedeutet zu werden braucht. Da aus ſolchen Verbrüderungen, wie wir bewieſen haben, ſich nothwendig Fanatismus erzeugt, ſo ſind ſie den Fallſtricken der politiſch calculirenden Schlechtigkeit zu jeder Zeit preisgegeben. Man berufe ſich nicht auf die ſogenannte Publicität der Turnplätze. Unvermerkt wächſt der Schwindel, und iſt es nicht ſo weit gekommen, daß freigeſinnte Männer, die ohne Bedenken die Mächtigen angreifen, dieſe Knabenthorheit kaum zu züchtigen wagen, ja viele mögen jetzt ſchon äußerer Rückſichten wegen unwillige Anhänger ſeyn.

Der wahrhaft bürgerliche Sinn hat in unſern Staaten ſeine univerſelle, aus dem Allgemeinen entſpringende Richtung lediglich aus den Familien. Wer auf die Alten ſich beruft, hat nie über die Aufgabe der Gegenwart nachgedacht; denn es iſt nicht genug, daß man die Kinder nun wirklich in der Trennung von den Familien erzieht, man muß auch bedenken, wie die Familien, wenn ſie die Erziehung aufgeben, ſie bilden werden. Die Inſtitute, in welchen Kinder von den Familien getrennt erzogen wurden, mögen ſie ſich als Penſionen oder Gymnaſien bilden, ſind daher von jeher die Werkſtätte alles pädagogiſchen Experimentirens geweſen, entweder in einer erſtarrenden Form einſeitig feſtgerannt, oder allen Moden der wechſelnden Zeit hingegeben, gleich ſchädlich für die Lehrer, die Familien und die Kinder. Das Kind gehört in die Familie und bleibt in dieſer, ſelbſt während der Trennung, ſo wie auch unſere Familienverbindungen nie aufhören. Eine conſequente öffentliche Erziehung muß wie die Lykurgiſche den Einfluß der Familien ganz vernichten. Will man aber durch ſolche Werkzeuge einen neuen Staat verfertigen, dann rede man nicht von einem deutſchen, nicht von einem chriſtlichen Staate, nicht von uns. Sucht euch zu ſolchen Verſuchen Theilnehmer, und laßt uns ſehen, wie viele ihr gewinnen werdet. So lebendig wie der bürgerliche Sinn in den Familien, ſo fruchtbar der Boden der Kinderwelt. Selten ſind diejenigen, die durch eine urſprünglich vornehme Natur die Unfruchtbarkeit des fehlenden Familienſinnes zu erſetzen vermögen. In der Geſinnung der Familien im Ganzen entdeckt ſich das Schickſal, die göttliche Fügung, die Naturſeite des Staats, wenn die Schule die geſchichtliche darſtellt. Ohne bürgerlichen Sinn in der Familie mögen die Schulen Fertigkeiten und Fähigkeiten von mancherlei Art ausbilden, niemals aber wahre Bürger. Beide Formen haben nur ihre Bedeutung in einem freien Staate, in welchem *irgend ein* lebendiges Element ſelbſtſtändig und thätig ſich kund thut durch die Familie, *ein eignes*, beſtimmtes durch die Schule. Es iſt daher nur von Staaten mit einer freien Verfaſſung die Rede, in allen andern nimmt jedes einzelne Staatsorgan Theil an der Verzerrung des Ganzen.

In unſern Tagen muß in dem befreieten Staate eine Schule ſich bilden, deren Richtung darauf geht, allen Unterſchied der Stände ſo viel als möglich bei dem erſten Unterricht zu vernichten. Wie zum Theil ſchon ſeit langer Zeit bürgerliche und adliche Kinder dieſelben Schulen beſuchen, ſo müßte dieſe Gemeinſchaft aller Kinder in noch viel höherm Grade Statt finden; Kinder müſſen durchaus nicht von der früheſten Zeit an für die gelehrte Bildung beſtimmt oder von dieſer ausgeſchloſſen ſeyn. Die Aeußerung, daß ein jeder Stand auf alle Würden des Staats gleichen Anſpruch habe, muß nicht als ein müßiger Gedanke im Staate laut werden. Ein ſolcher iſt ſie aber, wenn eine gleiche frühere Bildung nicht alle Kinder einladet, ſo daß recht eigentlich der urſprüngliche, göttliche Ruf die Stellen im Staate beſetzt, indem dieſer anerkannt wird. Dieſe Schulen daher müſſen die Kinder der Bauern, der Bürger, der Adelichen und der Gelehrten durch die nehmliche Methode und ſo viel als möglich auch durch geſellige Gemeinſchaft verbinden. – Die Bauernſchulen, als ſolche, einerſeits und die vornehmen Knabenhofmeiſter andrerſeits ſollen verſchwinden. Das Problem dieſer Schulen iſt beſtimmt dieſes: eine ſtrenge und allgemeine Methode zu erfinden und zugleich bei den Lehrern den Sinn für eigenthümliche Natur zu bilden. Aus der allgemeinen Schule bildet ſich der Uebergang in die beſondere, wie Umſtände, Neigung und Talent es beſtimmen mögen. Der Lehrer ſoll zwar nie ſich in die zukünftige Beſtimmung der Kinder auf eine poſitive Weiſe miſchen, aber das Recht ſoll er haben, wo eine beſtimmte Neigung, ein ausgezeichnetes Talent mit Mangel oder Vorurtheilen kämpft, die Unterſtützung des Staats in Anſpruch zu nehmen. Man glaube nicht, daß es unſere Meinung ſey, jetzt gleich ſolche Schulen einzuführen. Es iſt hier lediglich von der einzig heilſamen Richtung die Rede, damit es klar werde, daß alles, was von dieſem Ziel abführt, wie ſpät wir es auch erreichen mögen, falſch ſey. Auch wiſſen wir ſehr wohl, daß bei einer ſolchen Einrichtung viele Talente, die ſich erſt ſpäter entwickeln, unbemerkt bleiben, viele Mißgriffe geſchehen werden, aber die vom Staate öffentlich ausgeſprochene Geſinnung wirkt in ſolchen Fällen viel weiter und viel eingreifender, als die Einrichtung ſelbſt.

Die beſondern Schulen müſſen mit der allgemeinern in einer wenn auch entferntern Verbindung bleiben, ſo daß der Uebertritt von einer in eine andere nicht bloß erleichtert, ſondern auch befördert wird. Die Würde eines jeden Standes in einem freien Staate wird dazu beitragen, auch bei der beſtimmten Richtung, die heilſame Gleichheit im Umgange zu unterhalten. In den gelehrten Schulen muß vorzüglich die alte verdrängte Form neubelebt wieder hervortreten, die Trennung der Claſſen, die Einheit der Lehre, die Strenge der Methode, das Ausſchließen alles Raiſonnirens. Selbſt in den höhern Claſſen müſſen alle Ausarbeitungen beſtimmte Aufgaben löſen, deren bekannte Verhältniſſe ſcharf gefaßt und mit Klarheit und in ſichern Umriſſen hingeſtellt ſind. Alle ſolche Aufgaben, die zu einem ſchwankenden und unbeſtimmten Meinen und Behaupten Anlaß geben und berechtigen, müſſen nie Statt finden. In dieſen Claſſen wird nun zwar Geſchichte und Naturwiſſenſchaft von Rechtswegen vorgetragen, aber die Lehrer, wenn auch mehrere, ſtehen unter der unmittelbaren Aufſicht deſſen, dem die leitende Methode übertragen iſt, und ſind keine Profeſſoren. Vorleſungen gehören lediglich der Univerſität. Es iſt nicht unſere Abſicht, hier die

Gegenſtände des Unterrichts weiter zu erörtern, wo Alles ſeine Beziehung auf die Geſinnung nicht aus den Augen verlieren darf. Aber einiges über die phyſiſche Erziehung nach innen durch die Bildung der Sinne, nach außen durch das freie Leben, muß hier nothwendig geſagt werden. Es iſt unleugbar, daß die Ausbildung der ſinnlichen Wahrnehmung in unſern Schulen zu ſehr vernachläſſigt iſt. Ein Freund hat geglaubt, daß dieſe ſich an das Turnen anknüpfen und dieſes ſich dadurch veredeln ließe. Wir halten dieſe Hoffnung für einen großen Irrthum. Die ſinnliche Wahrnehmung hat ihren feſten Grund, von welchem aus ſie ſich mit Sicherheit bilden kann, durchaus in einem zwieſachen Unterricht, der die Regeln gibt. Die ſinnliche Wahrnehmung faßt entweder ein Ganzes, ein Lebendiges, in ſeiner geſchloſſenen Form als Schönheit auf, oder eine Unendlichkeit von Verhältniſſen, die aber dennoch unter ſich ſtreng zuſammenhangen. Im erſten Fall wird dieſe Wahrnehmung gebildet, indem die Fähigkeit die Verhältniſſe der lebendigen Form mit einem Blick zu überſchauen und wie inſtinctmäßig beiwohnt, welches nur durch frühes und ſtrenges Produciren, durch Unterricht im Zeichnen möglich iſt. Dieſer Unterricht, der allgemein ſeyn muß, erfordert allerdings eigne Lehrer, die aber keinesweges der Einheit der Methode gefährlich werden können und die ohnehin unmittelbar unter Aufſicht lehren. Die ſinnliche Wahrnehmung aber, die an größere Verhältniſſe geknüpft iſt, wird am ſchicklichſten und ſicherſten mit dem mathematiſchen Unterricht verbunden. Durch das practiſche Feldmeſſen z. B., welches in dieſer Rückſicht ſehr zweckmäßig ſeyn würde, kann ſich der äußere Sinn mannichfaltig ausbilden. Man lernt Entfernungen ſchätzen, Höhen beurtheilen, die verſchiedenen Verhältniſſe entfernter Gegenſtände gegen einander bei veränderten Standpunkten kennen, man lernt auf die Strömung der Waſſer achten, Flußgebiete zu ſondern, zu unterſcheiden u. ſ. w. In beiden Fallen iſt ſtrenge Methode die Grundlage. Lehrer zwar müſſen zu ſolchen Schulen gebildet werden; aber iſt dieſes nicht der ewige Zirkel in der Geſchichte? Aus den Turnplätzen werden ſie doch nicht hervorwachſen.

Was nun das Turnen betrifft, ſo ſoll dieſes allerdings Statt finden; nur allgemeine Turnplätze, die durch das Springen irgend etwas Ueberſchwengliches, es ſey Deutſchheit oder Liebe, nähren wollen, ſollen nicht geduldet werden. Wir reden von einem freien Staate; in dieſem wird ein Jeder, der nicht durch urſprüngliches Talent für die ruhige Betrachtung beſtimmt iſt, es nicht als eine Laſt anſehen, das Vaterland zu vertheidigen, er wird es als ein Recht fordern. Dieſe Vertheidigung findet nicht Statt, indem ein biederer Altdeutſcher den erſten den beſten Feind mit Knüppeln todt ſchlägt; die Kriegskunſt iſt leider eine geſchichtliche Kunſt; und wenn wir ſie aufgeben wollten, ſo würde der Feind ſie deſto gewiſſer ausbilden. Als eine Vorbereitung zu dieſer militäriſchen Bildung ſey das Turnen für die ſchon reife Jugend angeordnet, unter der unmittelbaren Aufſicht des Staats. Der Vorturner ſoll nur Turner ſeyn, nicht etwa ſonſt Lehrer, nicht nebenbei die Deutſchheit oder die Liebe als Fach treiben. Den Kindern aber gönne man ihre Spiele, erlaube ihnen unter Aufſicht der Lehrer Wanderungen. Wie das Leben im Großen geſtaltet ſich das Kinderleben im Kleinen. Bei den Mädchen hat die alberne Reflexion die naturgemäße Bildung weniger verdorben. Und wie reich iſt das Puppenleben der Mädchen — mit welcher inſtinctartigen, wahrhaft bewunderungswürdigen Zweckmäßigkeit bildet ſich in einem ordentlichen Hausweſen das Ganze in der Puppenwelt nach, wie wenige Worte, wie wenige Künſte braucht die Mutter! — So wird, iſt das Leben im

Staate tüchtig und geſund, alles ſich von ſelbſt in der Kinderwelt nachbilden, und ſollte es wahr ſeyn, daß die Kinderſpiele in den traurigen Jahren der pädagogiſchen Künſtelei faſt alle verſchwunden ſind, dann leidet es keinen Zweifel, daß die angeordneten Turnübungen auch die Kinderwelt bereichern werden, wie ſie ja von ſelbſt die kriegeriſchen nachbilden.

Das Reſultat dieſer Unterſuchung iſt allerdings, daß die Turnplätze, als eigne von Schule und Familie geſonderte Inſtitute, ſchädlich ſind; unſere Abſicht iſt, ſo viel wir vermögen zu ihrer Vernichtung beizutragen; denn hier iſt nicht von einer Meinung, ſondern von einem Experimente, über deſſen carricaturartige Ausbildung die Zeit ſchon entſchieden hat, die Rede. Es iſt merkwürdig, daß das ſüdliche Deutſchland an dieſer Verirrung wenig Theil genommen hat; aber keinesweges unbegreiflich. Der kindliche Sinn hat ſich dort reiner erhalten, eine bedeutende Natur, die Gebirge mit ihren Thälern, Schluchten und ſchroffen Felſenwänden fordern die Kinder zur Anſtrengung auf, und das Geheimnißreiche der Gegend hält auch die Träume der Kindheit in engern, tiefern Schranken. Nur in den norddeutſchen Wüſten, wo man ohne Gefahr Ellen hoch in den weichen Sand fallen kann, wo die dürren Begriffe, einmal erwacht, keinen Haltpunkt finden können, war es einer ausgetrockneten Phantaſie möglich, die Genien der Nation in eine dürre Heide zu bannen, wo ſie verdammt waren, um Strickleitern, ausgetrocknete Stangen, Galgen und hölzerne Pferde zu ſchweben, ſo daß die bekannten Zeilen von Göthe die richtigſte Aufſchrift am Eingange zur Haſenheide bilden würden:

„Denn bei uns, was vegetiret,
„Alles keimt getrocknet auf.“

l. g. 9:c t

Steffens
Caricaturen des Heiligſten.

Zweiter Theil.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Caricaturen

des

Heiligſten

von

Henrich Steffens.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1821.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Nur wenige Worte. Man hat über die Unverſtändlichkeit und Dunkelheit, die oft in dem erſten Theile Statt fände, geklagt. — Da man mir aber zugleich die Fähigkeit zugeſtanden hat, mehrere Gegenſtände mit Klarheit zu behandeln, ſo liegt die Vermuthung, daß der Gegenſtand mehr als ich die Schuld trägt, ſehr nahe. Daß Viele mich nicht verſtanden haben, iſt freilich eine Thatſache, es wird durch faſt alle bis jetzt erſchienenen Beurtheilungen bewieſen. Man erlaube mir aber die Behauptung, daß dieſes Nicht-Verſtehen mehr in der Perſönlichkeit der Beurtheiler, als in meinen Darſtellungen gegründet iſt. — Denn dieſes auffallende Nicht-Verſtehen ward von Vielen, ſelbſt von Schülern verſtanden. Es iſt aber natürlich, und entſpringt keinesweges aus Unfähigkeit. Meine Schrift wird zu den politiſchen gerechnet, und leider ſie gehört gewiſſermaßen zu dieſer Claſſe. Aber dieſe werden als Reden in Ständeverſammlungen betrachtet. Behauptung und Einwurf drängen ſich. — Wer hat in der Politik Zeit zu überlegen? Daher darf man nur ſchreiben, was ſich gleich, ohne Ueberlegung faſſen läßt. Die Verwirrung des Staatslebens wühlt in dem innerſten Gemüthe aller Menſchen, die Quellen der Verwirrung dort aufzuſuchen, iſt aber nicht erlaubt. Iſt das Zeitalter etwa genialiſch zu nennen, weil es die ſchwere Sache ſo leicht nimmt? Bei allem Leichtſinn der beſtellten Kritiker unſerer Tage darf ich doch behaupten, daß meine Schrift gründlicher wäre geprüft worden, wenn ſie nicht in die Hände eiliger Politiker gefallen wäre. Es wird dem zweiten Theile nicht beſſer gehen.

Nicht blos ſolchen Kritikern, auch vielen freundlich geſinnten Leſern bin ich eine Erklärung ſchuldig. Ich habe es nöthig befunden, meine ſpeculative Anſicht des Staats auf jede mir mögliche Weiſe zu begründen, zu zeigen, wie ſie ſich bei mir entwickelt hat. Dazu die Einleitung. Wer an dieſer Begründung weniger Theil nimmt, mag mit S. 131 anfangen. Wenn er zugleich die Stelle von S. 350 bis 373 überſchlägt, ſo wird er, wie ich glaube, ohne große Anſtrengung das Uebrige verſtehen.

Meinem Rec. in der Leipz. Lit. Zeit. bin ich Dank ſchuldig. — Es iſt der einzige, mir bekannt gewordene, der wirklich geglaubt hat, man müßte doch wiſſen, was der Verfaſſer eigentlich will, um ihn zu beurtheilen, er hat zu gleicher Zeit bewieſen, daß ich allerdings verſtanden werden kann, wenn man ſich nur Zeit nimmt.

Der erſte Theil iſt hart angegriffen. Ich finde es freilich nicht nöthig, mich gegen ſolche Angriffe zu vertheidigen, aber ich muß bedauern, daß es nicht möglich iſt. Wer meine Anſicht überhaupt nicht verſtanden hat, oder nicht billigt — wie könnte ich mit ihm ſtreiten? — wer Hoffnung und Wunſch mit mir im Innerſten theilt — der tadle, auch hart — es iſt mir wahrlich nicht um meine Darſtellung zu thun.

Man hat an meiner Sprache den Ausländer getadelt. Ich bin einer, der Geburt nach, und der mächtige deutſche Geiſt hat mich ergriffen, an die Worte, die ich brauchte, als ſolche, habe ich ſo wenig gedacht, daß mich das Lob, welches ich dennoch zuweilen erhielt, faſt überraſcht hat. Natürlicher ſchien mir der Tadel, der mich noch härter getroffen, wenn nicht Freunde manche Sprachfehler verbeſſert hätten. Dazu kommen die Druckfehler, die leider, beſonders in dieſem zweiten Theile nur gar zu häufig ſind. Ich erſuche den Leſer, die auffallendſten, hier angezeigten, vor dem Leſen zu berichtigen.

In einem Streite, den ich hier keinesweges zu erneuern wünſche, hat der geiſtreiche, brave Pauli bewieſen, daß ich ihm Unrecht that, daß er, was ich angriff, mit den nehmlichen Waffen ſchon bekämpft hatte. Er hat es bewieſen, und die Art, wie es geſchah, hat mich einem Manne nahe gebracht, den ich hoch ſchätze. —

Breslau, den 26. Julii 1820.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Einleitung.

Ein halbes Jahr iſt faſt verfloſſen, ſeit ich den erſten Theil dieſer Schrift ſchloß, die gleich bei ihrer erſten Erſcheinung, wie es freilich kaum anders zu erwarten war, vielen Widerſpruch erleiden mußte, und von vielen Seiten Widerſtand und Mißvergnügen erregte. Wenn ich dagegen auch das Glück hatte, von herrlichen Männern der größten Aufmerkſamkeit gewürdigt zu werden, wenn unbefangene Gemüther in meiner Beſtrebung einen Faden erblickten, der uns in dem viel verſchlungenen Labyrinthe verworrener Vorſtellungen nicht ohne Sicherheit zu leiten geeignet wäre, konnte dennoch dieſer Beifall mich keineswegs vollkommen beruhigen. Denn, obgleich ich viele Gegner erwartete, obgleich, was mir bis jetzt als öffentliche Aeußerung bekannt geworden iſt, jene flüchtigen Beurtheilungen, die in öffentlichen Blättern ſich oberflächlich und leidenſchaftlich vernehmen ließen, entweder ein völliges Nicht-Verſtändniß verriethen, wogegen es keine Mittel gibt, oder ein gefliſſentliches Mißverſtehen, welches eben ſo wenig abzuwehren iſt: ſo habe ich doch, wenn auch nicht öffentlich, manches erfahren, was mich beſorgen ließ, daß ich ſelbſt manches veranlaßt haben mag; eine Sorge, die mich jetzt um ſo mehr ängſtigt, da ich das, was ich über die Idee des Staats geſagt habe, in dem folgenden Aufſatze zu ſchließen gedenke, da in dieſem Schluſſe die Anſichten von Verfaſſung und ihrem Verhältniſſe zur höchſten Obrigkeit, das Hauptthema der Zeit, den zeitigen Anſichten gemäß, geprüft werden ſollen. Was ich in der Darſtellung der Idee des Staats in größter Allgemeinheit ausſprach, ſoll hier genauer erwogen, ja als das eigentlich Weſentliche und Genügende in den mehr oder weniger herrſchenden allgemeinen Vorſtellungen hervortreten, und ich fühle die Verpflichtung, hier beſonders den Standpunkt der Betrachtung, ſeine innere Sicherheit, den Umfang ſeines Geſichtskreiſes ſo feſt wie möglich zu begründen, ſo klar und anſchaulich, wie ich es vermag, darzulegen. Möchte es mir gelingen, wie ich es redlich zu erreichen ſtrebe!

Man hat mir die Art meiner Darſtellung, und daß dieſe ſich an die Verzerrungen der Zeit hielte, um durch dieſe und in dieſen und ihren Widerſprüchen die Einheit und Wahrheit zu enthüllen, vorgeworfen, und zwar habe ich dieſen Vorwurf auch von den Beſſern gehört. Es ſey mir erlaubt, mich darüber zu erklären, indem ich den Standpunkt, von welchem aus ich das Leben überhaupt betrachte, ſeiner Eigenthümlichkeit nach, bezeichne. Man ſehe in dieſem Verſuche nichts ſogenannt Subjectives, worunter man gewöhnlich das Kränkliche irdiſcher Perſönlichkeit und Eitelkeit verſteht. Denn Eigenthümlichkeit und Subjectivität in obigem Sinne ſind keineswegs einerlei. Selbſt bei dem Objectivſten, was es gibt, bei der mechaniſchen Phyſik, ſcheuen wir uns nicht, den Gründer ihrer heutigen Form bis in ſeine ſtille Einſamkeit zu verfolgen, wo er, vertrieben durch die Peſt, unter dem Baume ruhend, über den fallenden Apfel grübelte. Das Streben nach einem rein allgemeinen Erkennen iſt ſelbſt etwas Eigenthümliches, kann nicht wieder etwas Allgemeines ſeyn, weil es ſonſt nie in der Welt laut werden könnte. Dieſe Wurzel des Strebens gibt jedem Erzeugniſſe des Geiſtes den eigentlichen Reiz, es tritt als ein rein menſchliches, unter uns erzeugt, hervor, und wer wollte Spinoza's herrlichen Aufſatz de emendatione intellectus entbehren?

Ohne mich mit jenen Männern zu vergleichen, wohl aber des Natürlichen und Urſprünglichen, nicht Aeußern und Zufälligen meiner Bildung mir bewußt, will ich daher verſuchen, es den Leſern klar zu machen, wie ſich das Problem, welches ich in dieſer Schrift zu löſen ſuche, eben mir ein ſolches geworden iſt, wie es ſich allmählig erzeugt hat, ſo daß ich es nicht abzuweiſen vermochte. Es ſcheint mir ſogar eine Pflicht zu ſeyn, wenn man nicht bloß mit Begriffen und Gedanken umgeht, nicht bloß ſich den Ahndungen und Gefühlen hingibt, ſondern als ein Lebendiger unter die Lebendigen ſich wagt. Vielfach drängt ſich die Frage den Gegnern auf: wer hat dir den Auftrag gegeben, warum bleibſt du, der uns ſo Beſchwerliche, nicht ruhig, da nichts Aeußeres dich zwang zu reden, weder deine Stellung, dein Amt, noch deine Wiſſenſchaft? Die Art der Darſtellung wird ja am deutlichſten zeigen, ob eine kränkliche Subjectivität oder eine urſprüngliche Eigenthümlichkeit ſich äußert, ob ſie überflüſſig oder, und zwar in dieſer Form, zum innern Verſtändniß nothwendig war oder nicht. Zwar hat ein Mann, der in der That den Gang meiner Bildung, wie er ſich durch Schriften verfolgen läßt, mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgt hat, öffentlich die mich überraſchende Behauptung aufgeſtellt, daß ich, und ſogar mehreremale, meine Anſichten gewechſelt habe, während mir ein anderer mündlich den Vorwurf machte, daß meine Darſtellung nichts enthielte, als die jetzt veraltete Identitätslehre. Jener aber würde meinen lebhafteſten Dank verdienen, wenn er jene bloße Behauptung, die mich freilich nicht belehren kann, begründen wollte; er würde mich zu Entdeckungen über mich ſelbſt führen, die es mir jetzt noch nicht zu machen gelang und Seiten meines innern Daſeyns aufſchließen, die mir bis jetzt verborgen blieben. Wahrlich, eine Wohlthat, die zu der größten Dankbarkeit verpflichtete!

Das Hauptreſultat der erſten meiner Schriften, die einige Aufmerkſamkeit erregte (innere Naturgeſchichte der Erde 1801), war dieſes: daß die Entwickelung der Natur eine Entfaltung immer individuellerer Bildung ſey, ſo daß ſie ihren Schlußpunkt in der Erzeugung ewiger Individualität, wahrer unſterblicher Perſönlichkeit in dem Menſchen fand. In ſpätern Schriften ſuchte ich — wenn gleich das vollſtändige Gebäude meiner Lehre noch nicht öffentlich dargelegt iſt — zu zeigen, wie die menſchliche Geſtalt, in ſich und durch ihr Daſeyn, das Ordnende der Elemente, ja der Welt im Ganzen, daß die Sittlichkeit keinesweges der Natur fremde ſey, daß vielmehr das keimende Leben, in immer bedeutenderen Formen, das lebendige Geſetz der Ordnung, das Maaß des Göttlichen in jeder Form auf eine beſtimmte Weiſe zu enthüllen ſtrebe, und daß die gegenwärtige Epoche der Erde durch jene innere Ordnung, deren höchſte Aeußerung Religioſität iſt, die Elemente bändigt, ja die cosmiſchen Verhältniſſe in dem geregelten Gange des Planeten, in der Folge der Jahreszeiten, beſtimme und bedingt. In einem Aufſatze (in Reils Beiträgen zur pſychiſchen Heilkunde 1808), der weniger beachtet iſt, ſuchte ich jene Ewigkeit der Perſon in ihrer Bedeutung beſtimmter zu entwickeln, als die Urgeſtalt eines jeden Menſchen, als ſein verlornes Paradies. Man erlaube mir, die Stelle, wo ich dieſes ausſpreche, die ſeit der Zeit die Grundlage meiner Anſicht des Lebens und ſeiner Bedeutung geworden, hier zu wiederholen, weil ſie für Gegner und Freunde dazu dienen kann, den Kern meiner Lehre anzugreifen oder zu vertheidigen. „Nachdem wir,“ ſage ich (S. 460), „die „Temperamente betrachtet haben, werden wir einen „tiefern Blick in die innere Eigenthümlichkeit der Seele werfen, um dort das eigentlich Organiſirende und „Temperirende der Temperamente zu erkennen. In „und mit dieſem Prinzipe ſteigern ſich die Elemente „erſt zum Temperamente, ſo wie es ſelbſt ohne Temperament keine Bedeutung hat, indem es als das „innere Band derſelben hervortritt. Mit dieſem

„Bande iſt erſt die Naturgeſtalt vollendet und in „ihr pſychiſch nachgewieſen, was in der leiblichen „Geſtalt als Herz und Gehirn ſich zeigt.“ (Ich hatte früher gezeigt, wie die Entwickelung der Erde eins ſey mit der Entwickelung der Organiſation, wie die geringern Thiere mit den chaotiſchen, wilden Bewegungen der Planeten unter einander und der Erde in ſich zuſammenfielen, wie bei dieſer Entwickelung der Thiere ſich ſtufenweiſe Herz und Gehirn bildeten, beide als immer mehr ſelbſtſtändige Syſteme aus einander gingen und bei den Menſchen die Brennpunkte der elliptiſchen Bahn ſeines Lebens wurden, das concentrirte Bild der größern geordneten planetariſchen, die in und mit ihm hervortritt.) „Dieſes innere Band iſt alſo „der ruhende Mittelpunkt der Seele, wie das Gehirn der Mittelpunkt des Leibes, und kann eben „ſo wenig in eine äußere Beziehung gegen das „Temperament treten, wie das Gehirn gegen das „Herz. Das Band iſt vielmehr in der unendlichen Verknüpfung durchaus unabhängig. Es iſt „das wahrhaft Centrale, dasjenige, wodurch die „Functionen der Seele, als in ſich organiſirt, und „alle Seelen unter einander in einer großen Organiſation begriffen erſcheinen. Es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt ein Geiſt. Wie Luft „und Erde, Inſekt und Pflanze, Sehnſucht und „Begierde ſich durchdringen in den ſenſibeln Thieren, wo das Gehirn als ruhender Mittelpunkt ſich „geſtaltet; ſo alles Beſtreben der Seele in der

„Einheit des rein Eigenthümlichen, wo die freudige Gabe innerlich gedeiht. Denn keine Gabe ſchließt die übrigen aus, weder in ſich, noch außer ſich, wie das Wort, die Liebe, das Leben beſtätigt, bejaht ſie alles, in ſich und außer ſich."

„Die Naturgabe (ſo genannt, weil ſie nimmer erworben werden kann, da alles Erworbene äußerlich ergriffen wird und auf endliche, beſchränkte Weiſe entſpringt, des Geiſtes Gabe aber auf eine ewige, wahrhaft unzeitliche Weiſe iſt, daß keiner weiß, wo ſie herrührt und von wannen ſie kommt,) iſt das wahrhaft Centrale, das Weſen der Dinge, in welchem ſich jegliches Ding auf ſeine Weiſe zu ſchauen vermag. Denn, das lehrt uns die Forſchung, daß in einem jeden Dinge alle Dinge ſind, und daß die ganze Welt und ihre Unendlichkeit allenthalben kaum geſchauet werden. Nur iſt das Ding von allen Dingen äußerlich ergriffen und gefeſſelt und die Unendlichkeit der innern Freiheit iſt außer es geworfen in das Ganze des Univerſums, es ſelbſt aber wird nur in den Feſſeln dieſes Bandes geſchauet. Die Freiheit des Dinges iſt aber ſein Erkennen, und dieſes blüht auf in der Seele. So vielfältig nun als die Dinge und ihre Verhältniſſe, ſo vielfältig iſt auch die Geſtaltung der Seelen, in welcher das Band, das in der äußern Natur nach außen geworfen iſt, ſich nach innen wirft und das Selbſtgeſetz einer eigenthümlichen Natur wird. Dieſe Gabe kann zu-

„rückgedrängt, verſchlungen ſeyn von den mannichfaltigen Bedürfniſſen des Lebens, immer aber iſt ſie da, als das Bezeichnende eines eigenen Daſeyns. Je reiner ſie hervortritt, deſto freudiger gebiert ſich das Ordnende, jedwede Richtung Verklärende; denn dieſes, ſey es in Wiſſenſchaft, Kunſt oder That, offenbart ſich am herrlichſten, wo ſich das Eigenthümliche in ſeiner urſprünglichen Geſtaltung am reinſten ergriffen hat, wo es am innigſten, von allem äußerlich abhängig iſt, und wo auf eine beſtimmte Weiſe die äußere Trennung, die ſtille Verſenkung des Gemüths in ſich ſelbſt, und die, wie aus einem innern Abgrund, ſich ſelbſt ſuchende und findende Natur darſtellt: wie auch die niedern Thiere am meiſten von der äußern Gewalt der Elemente ergriffen ſind, die höhern aber, indem der innere ſinnende Geiſt der Natur in ihnen erwacht, am deutlichſten von allen äußern Verhältniſſen getrennt erſcheinen. Und wie die Geburt des Menſchen den Sieg des Lebens in der Erdgeſchichte darſtellt, ſo ſind in der Geſchichte der Menſchen diejenigen Zeiten von allen zu ſchätzen, als die herrlichſten und am meiſten organiſchen, in welchen alle Gabe, alſo die freie Geſtaltung der Seele ſich unbehindert regen kann, wie die freiere Form höherer Gattungen in der organiſchen Epoche der Erde.“

„Die Naturgabe (das Talent) verhält ſich

„zum Temperament, wie das Centrum zur Peripherie, wie das Gehirn zum Herzen; aber wie die höhere Animaliſation eben das Gleichſetzen des Gehirns und Herzens iſt, ſo iſt das Leben der Seele (ihre reine Eigenthümlichkeit) nur aus der Einheit des Temperaments und Talents zu begreifen. Aeußerlich zwar ſcheinen ſie verſchieden und durchaus getrennt, ſelbſt die Prinzipien ihrer Geſtaltung ſcheinen aus unendlich entfernten Welten zu entſpringen. Das Elementariſche iſt, wie in der Vegetation, vorwaltend in den Temperamenten, es iſt das Aeußerliche, die Offenbarung des Talents, und da ein jedes Talent das Unendliche der ganzen Natur in ſich begreift, ſo geſtalten ſich auch in einem jeden alle mögliche Temperamente, als eben ſo viele Modificationen der temperirten Elemente. Daher die Beobachtung, daß die verſchiedenſten Temperamente bei den nehmlichen Talenten, die verſchiedenſten Talente bei den nehmlichen Temperamenten Statt finden. Aber die wahre Eigenthümlichkeit, die reine Naturgeſtalt der Seele, die pſychiſche Phyſiognomie derſelben, die äußerlich wird in der eigenen Geſtalt des Leibes und eins iſt mit dieſer, zeigt ſich in der Einheit beider Prinzipien, deren Ausdruck das Leben ſelbſt iſt. Das Talent, getrennt von jener Harmonie des äußern Lebens, die als das Ordnende des Temperaments erſcheint (die Sittlichkeit), hebt ſich ſelbſt auf, widerſpricht ſich, tritt hervor als innere, ſich ſelbſt

„verzehrende Lüge, als zerſtörende Verneinung, die fruchtlos ſich ſelbſt in der innern Leere der Vereinzelung ſucht. Das Temperament (äußerlich durch das Aeußerliche bewegt), getrennt von jenem inneren Sinnen einer eigenen Gabe, wird von dem Elementariſchen ergriffen, daß die Sehnſucht ſich in Verzweiflung und unheilbringendes Brüten, der Genuß ſich in zehrende Begier, die That ſich in feurige Vernichtung, der Gleichmuth in leeren Stumpfſinn verkehre." (Sehnſucht iſt aber die hervortretende Bezeichnung des melancholiſchen, Genuß die des ſanguiniſchen, That die des choleriſchen, Gleichmuth die des phlegmatiſchen Temperaments, wenn dieſe in der Einheit der Naturgabe hervortreten.)

„Je reiner der Menſch ſeine Naturgabe ergreift, je vollkommner er das Maaß, die Grenze derſelben erkennt und achtet, deſto milder und freudiger keimt das Leben und Daſeyn hervor. In ſeinem Innern treten aus dem Chaos trüber Gedanken und Empfindungen, wie in der geſchichtlichen Entwickelung der Erde, aus der rohen Maſſe und den ſich widerſtrebenden Elementen, eine heitere Welt, äußerlich beſtimmt geſonderter, innerlich geiſtig verbrüderter Geſtalten hervor. Seine Nähe, ſein Leben iſt ein Segen für ſeine Zeit; denn freier bewegt ſich, in der Sonne des Freien, jegliches Gemüth, und das Elementariſche und Widerſtrebende (die Maſſe) flieht

„in den finſtern Grund, dem höhern Leben dienend, „wie in der organiſchen Epoche der Erde. Ja „dieſe reine Naturgeſtalt wäre, wo ſie erſchiene, „das wahrhaft Göttliche, das Ordnende der Elemente, das Bändigende der Zeit, durch deſſen „Gewalt gezwungen, die Bahn der Erde und der „Geſtirne beſtimmt wird, verſtändige Regel und „Geſetz in allem Leben waltet; der heilige ſchaffende Wille in ſeiner höchſten Reinheit und vollendeten Glorie geſchauet."

„Der Menſch iſt alſo in einer ſeligen Einheit „mit der Natur geboren und dieſe ſoll er nie „aufheben. Alle Sagen der uralten Vorwelt haben dieſes bezeichnen wollen. Mit der Natur, „mit dem Göttlichen verbunden, erſcheint er in „dem goldnen Zeitalter, das aller Geſchichte voran geht. Mens sana in corpore sano. „Krankheit und Verwirrung, Widerſtreit und Vernichtung durch die Elemente entſpringen aus der „Trennung von der Natur: Heiterkeit und Friede aus der tiefen ſchuldloſen Verknüpfung mit „ihr."

„Was wir, wenn gleich etwas uneigentlich, „die Naturgeſtalt der Seele genannt haben, um „ſie in ihrer unendlichen Beſtimmtheit, als Gegenſtand der innern Anſchauung, feſtzuhalten, können wir auch die urſprüngliche Natur der Seele „überhaupt nennen, wie ſie aus Gott geboren iſt. „Den Himmel, das Paradies der Seele, nennt „es die Religion, das, worin bei allem Wechſel

„ewig die höchſte Einheit und das Unveränderliche „durchblickt. Es iſt die wahre Natur der Seele; denn „es iſt das innerſte, heiligſte Eigenthum, die eigentliche Welt einer jeden Seele, in welcher ſie „und der Gott in ihr gebietet und regiert. Es „iſt die gemeinſame Welt aller Seelen, das eigentliche Weſen und die Herrlichkeit Gottes auf „eigenthümliche Weiſe beſtätigt in einer jeden. „Wir haben ihren Urſprung verfolgt aus dem tiefſten Grunde der Natur, haben geſehen, wie ſie „geboren ward, indem der Widerſtreit und der äußere Kampf der Elemente zurückgedrängt ward, „wie die Nacht und die Finſterniß vor ihr flieht, „und wie ſie ſich geſtaltet in den heiterſten Tag „des ſiegenden Lichts. Daher iſt die Nacht nicht „aus der Seele verſchwunden, wie ſie auch in der „Natur waltet, aber ſie iſt durchſichtig geworden, „gebändigt, wie auch, nach Schellings trefflichem „Ausdruck, in Gott ein Quell der Traurigkeit „iſt, die aber nie zur Wirklichkeit kommt, ſondern „zur ewigen Freude der Ueberwindung dient.“

„Wie verworren auch das Leben iſt, von welchem wir ergriffen ſind, wie trübe und verſchleiert, „verzerrt und krankhaft wir uns wechſelſeitig in „einander und im Innern des entzweiten Gemüths „ſpiegeln; ſo iſt doch nie die Urgeſtalt aus der „Seele verſchwunden. Wie ſie in der urſprünglichen Reinheit milde und lichtvoll, gelinde und „freudenreich, ſo iſt ſie mahnend und ſtrenge, herbe und finſter, grimmig und trübe in der ver-

„finſterten Abweichung; die Spuren verlorner Ruhe verkehren ſich in ewige Qual (des Gewiſſens) und ſelbſt der Ruchloſeſte verliert nie die Erinnerung eines verlornen Paradieſes, deſſen Bild in einem jeden Gemüthe, wie in der Geſchichte, dem verworrenen Leben mit ſeinem erloſchenen Glanze vorangeht.“

Wie ich mir nun, Schelling vorzüglich hierin folgend, den Urſprung des Böſen denke, wie dieſes das Leben verwirrt und die Reinheit und Einheit der göttlichen Seele trübt, habe ich in dem erſten Theil dieſer Schrift zu entwickeln geſucht, und erſuche die Leſer, die Stelle S. 30—66 darüber nachzuleſen. Hier iſt es vorzüglich unſere Abſicht, die Art nachzuweiſen, wie der Menſch, wenn auch nie völlig rein, doch mit der Annäherung zur urſprünglichen Reinheit, in der Erſcheinung hervortritt. Wir wollen für die Darſtellung erſtens trennen, was ſich freilich für die vollendete Betrachtung nicht trennen läßt, vielmehr in der Einheit des Weſens verſchwindet, das phyſiſche und das geſchichtliche Leben. Jenes ſtellt ſich durch die lebendige Ordnung, durch die ſichere Mäßigkeit dar. Beide ſind keinesweges etwa durch die Reflexion, aus Erfahrungen abſtrahirt, ergriffen, dann würde Mäßigkeit und Ordnung, mit der erlangten Kenntniß von dem, was der Organiſation dienlich oder ſchädlich iſt, zuſammenfallen. So iſt es keinesweges, ja jene Kenntniſſe, wenn ſie auf irgend eine Weiſe nützlich werden ſollen, ſetzen vielmehr die genannten Tugenden voraus, die aus dieſen nie entſpringen. Wir unterſcheiden daher die innere Sicherheit einer edeln Natur, die in nichts die Ordnung, das Maaß überſchreitet, vielmehr das lebendige, vor aller Kunde geſtaltete, aſſimilirende Prinzip iſt, ſehr wohl von der Unſicherheit, von dem Schwanken der Begriffe, die, dürftig durch die Erfahrung geſammelt, ein innerlich nicht geregeltes Gemüth leiten und erhalten ſollen; denn dieſe erſterben entweder in ewig erneuerten Vorſätzen, die niemals zur Ausführung kommen, oder die herbe Art, der todte, hohle Formalismus eines äußern Geſetzes erſcheint, das Leben feſſelnd und knechtiſch feſthaltend, auf eine ſtrenge, ja widerwärtige, nie auf eine freundliche Weiſe. Dieſe Tugenden ſind vielmehr das Ordnende und Geſtaltende der Natur ſelbſt, wie es ſich durch alle Epochen der Erde zeigt und das Widerſtrebende überwindet, welches eine eigenthümliche Stätte gefunden hat in der edeln Natur. So iſt die Geburt eines ſolchen Menſchen ein freudiges Erzeugniß der allgebärenden Natur in ihrem lichtvollen Leben, ſeine rein erhaltene Entwickelung, eine heitere Offenbarung der innern Eintracht aller Naturelemente, ja ſein Tod ſelbſt ein ſtilles Verſinken der Natur in ſich ſelbſt, und ein ſolcher Menſch erſcheint als ein Endpunkt einer unendlichen Entwickelung der Natur, als ein Mittelpunkt ihrer unendlichen Gegenwart und als Anfangspunkt ihrer unendlichen Zukunft zugleich.

Betrachten wir ferner einen ſolchen edeln Menſchen in ſeinem geſchichtlichen Leben, dann hängt ſeine Würde keinesweges ab von der Stelle, die er in der Geſellſchaft einnimmt, ob dieſe, irdiſch betrachtet, groß und herrlich iſt oder nicht, vielmehr, wie gering ſie auch ſeyn mag, er ſcheint ſie ſelbſt gewählt zu haben; denn er wünſcht keine andere, er ſtrebt nur nach Einheit mit ſich ſelbſt, und das unſcheinbarſte Geſchäft, ja Dienen und äußere Unterwürfigkeit erſcheint veredelt durch ihn. Eine doppelte Richtung nehmen wir in ihm wahr: die eine, nach dem Innern der eigenen Natur gewandt, offenbart uns die Freiheit, die einzige Stätte derſelben; die zweite, nach dem Ganzen des Geſchlechts, oder nach dem Kreiſe, der ihm, von ſeiner innern ſichern Stätte aus, zu überſchauen vergönnt iſt, offenbart die Liebe, oder die Befreiung einer jeden ihm nahenden Natur in ihrer Art. Fragen wir, wo kommt dieſem Menſchen die Zuverſicht und innere Freudigkeit, ſo können wir dieſe niemals und auf keine Weiſe aus einer irdiſch erlangten Kunde herleiten; denn dieſe, wie ſie aus den irdiſchen Verhältniſſen entſprungen iſt, müßte auch dem irdiſch Großen und Herrlichen, Ruf, Wiſſenſchaft, Kunſt, Gewalt, den größern Werth beilegen, auch iſt die vielfache Vergleichung deſſen, was aus äußern Verhältniſſen entſprungen iſt, mehr geeignet, den innern Frieden des ſtillen in ſich ſichern Gemüths zu ſtören, und was aus der äußern Erfahrung entſpringt, mag jener Ruhe nachſtreben, findet ſie aber nie, und wo ſie aus ſogenannten Grundſätzen zu entſpringen ſcheint, da nimmt man deutlich genug das Erzwungene, Künſtliche, Herbe, Knechtiſche, dem fremden Geſetz ſich unwillig unterwerfende wahr, worin weder die Freiheit noch die Liebe gedeiht und ſich zu offenbaren vermag. Da die beſtimmte Art, wie ein Menſch in der Welt erſcheint, die Verhältniſſe, von welchen er ergriffen wird, die Art, wie er ſich ausſpricht, ihrer Eigenthümlichkeit nach, bedingt ſind durch die Schickſale der Nation, welcher er zugehört, dieſe durch die Entwickelung der ganzen Geſchichte; ſo muß, was die ganze Geſchichte leitet und regiert, innerlich als ſeiner Natur zugehörig, ihm innewohnen. Daher die Zuverſicht, durch keine Ereigniſſe zu erſchüttern, daher die feſte Hoffnung, wo alle verzweifeln, und ſo erſcheint ein ſolcher Menſch, als Endpunkt einer unendlichen Vergangenheit der Geſchichte, als ein Mittelpunkt ihrer unendlichen Gegenwart, als ein Anfangspunkt ihrer unendlichen Zukunft zugleich.

Aber nur willkührlich haben wir jene beiden Formen ſeines Daſeyns getrennt, in ihm, durch ihn ſind ſie eins, die Ordnung der Natur und die Bedeutung der Geſchichte haben einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt gefunden, er ſtellt die Geſchichte in der Natur und die Natur in der Geſchichte zugleich dar. Aus dieſem Grunde hat man einen Ausdruck für dieſe felſenfeſte Zuverſicht, die jene beide Formen umfaßt und den unvergänglichen Standpunkt der edelſten Seele bezeichnet, — es iſt der Glaube.

Wie nun dieſer Glaube der chriſtliche ſey, ſich nur als ein Glaube an einen perſönlichen Gott und Erlöſer offenbaren könne, ja zu jeder Zeit, auch wo das Wort fehlte, ſich ſo geſtaltet hat, ſoll Gegenſtand einer eigenen ſorgfältigen Unterſuchung ſeyn. Auch das Weſen des Erkennens, und wie es, ausgeſprochen in der erſcheinenden Welt, ſich zum Glauben verhält, ſoll ſpäter geprüft werden. Hier aber wollen wir uns dieſes Verhältniß mehr im Allgemeinen klar zu machen ſuchen. So wie nehmlich die erſcheinende Welt Gegenſtand des Verſtandes, ſo iſt die Welt des Glaubens Gegenſtand der Speculation. Dieſes auf jede Weiſe einleuchtend zu machen, ſo daß es einem jeden redlich Forſchenden anſchaulich wird, ſcheint uns ſo wichtig, daß wir es durch jedes Mittel zu erläutern uns beſtreben werden.

Wir wählen die Natur, die, in ihre Geſtaltung den geheimen Sinn des Höchſten einſchließt, als eine ewige Hieroglyphe, die das dem irdiſchen Verſtändniß Verſchloſſenſte enthält. Todt nennen wir für die Erſcheinung alles, was nur in äußern Verhältniſſen, nie in ſich ſelbſt iſt. Ein Streben nach eigener Thätigkeit tritt durch den chemiſchen Prozeß hervor, verliert ſich aber augenblicklich wieder in den Relationen. Wo eine Form erſcheint, die ſich aus ſich ſelbſt wieder erzeugt, da ſehen wir Leben. Das Scheinleben der Chemie erzeugt Formen, denen des geringſten Lebens ſehr ähnlich. So iſt das Zerfallen des Metalls in Körner, das Anſchießen deſſelben Metalls in vegetative Geſtalt, bei der galvaniſchen Säule, der Bildung der einfachſten Infuſionsthiere und Conferven aus der nehmlichen faulenden thieriſchen oder vegetativen Flüſſigkeit täuſchend ähnlich; ja es iſt unmöglich, bei der genauen Forſchung den nehmlichen Typus in beiden Bildungen zu verkennen. Aber dennoch würde man ſich ſehr irren, wenn man in dieſer Annäherung irgend einen Uebergang von dem Todten zum Lebendigen erblicken wollte. Jene Bildungen ſind nicht bloß gradweiſe, ſie ſind abſolut getrennt. Das Leben iſt in ſich geſchloſſen, ſetzt ſich ſelbſt voraus, und wenn wir auch wahrnehmen, daß das Leben in irgend einer Epoche zuerſt erſchien, ſo können wir doch keinesweges annehmen, daß es etwa zu dieſer Zeit geworden wäre, weil ein ſolches endliches Werden des Lebens, die Anſchauung, den lebendigen Begriff ſelbſt vernichtet. So ſind wir durch das Leben in eine eigene Welt verſetzt, die den bloßen Verhältniſſen verſchloſſen bleibt, und erſt nachdem die erſte Form des Lebens, wenn auch auf einer niedrigern Stufe, gefunden war, entfalteten ſich aus dieſem Keim immer höhere Formen, bis zu den Menſchen hinauf. Hier nun, auf der Grenze zwiſchen Thier und Menſch, finden wir abermals beſtimmte Annäherungen, räthſelhafte Entwickelungen eines dämmernden Bewußtſeyns, Aehnlichkeiten der äußern Form, ſo daß manche Affen den Racen in ihrer höchſten Depravation ſehr nahe ſtehen. Aber dennoch iſt dieſe Annäherung nur ſcheinbar, und es bildet ſich keinesweges, und nie ein Uebergang von den Thieren zum Menſchen, vielmehr ſind beide abſolut getrennt, und wir ſind, in und mit der menſchlichen Geſtalt, in eine ganz neue Welt verſetzt, die der Thierwelt völlig verſchloſſen war. Ja ſcheinbare Vorzüge der Thiere ſind, genauer betrachtet, dennoch keine. So haben viele Thiere ein ſchärferes Geſicht als der Menſch, und der Adler erkennt den unſcheinbarſten Wurm in bedeutender Entfernung; aber dieſes Geſicht iſt mit dem Sehen ſelbſt des kurzſichtigſten Menſchen auf keine Weiſe zu vergleichen; denn das Thier erblickt nur einzelne Gegenſtände, gegen welche es in irgend einer Beziehung ſteht, die anziehend oder zurückſtoßend wirken, der Menſch aber erblickt das Univerſum. Leibnitz hat daher ſcharfſinnig bemerkt, daß das Licht, jene allgemeine Erhellung, nur für den Menſchen da ſey. Erſt nachdem mit der menſchlichen Geſtalt das Ewige der Perſönlichkeit hervortrat, wie in der Thierwelt das Ewige der Gattung, fängt eine neue Zeugung, eine neue Offenbarung an, deren innere Mannichfaltigkeit das Räthſel der Geſchichte zu enthüllen ſtrebt. Aber in aller Annäherung bleibt es dennoch ewig verborgen, und wie das Todte auf das Lebendige deutet, es aber nie findet, wie das Thieriſche auf das Menſchliche deutet, es aber eben ſo wenig darzuſtellen vermag; ſo deutet das irdiſch Menſchliche hier wieder auf ein Höheres, auf eine neue Welt.

Um nun jenes Höhere, was dem irdiſchen Sinne verſchloſſen iſt, dem in Begierden und Leidenſchaften befangenen Menſchen ein Räthſel, in ſeinen wunderſamen Andeutungen zu verfolgen, lade ich euch feierlich ein, ja ich beſchwöre euch, ihr, die ihr mich hart beurtheilt und vor der Menge als einen Irreführenden darſtellen möchtet, begleitet mich in die Stätte ſtiller Betrachtung, in welcher das mannichfache Leben der Natur mich, ein nur ſcheinbar verſchloſſenes Buch, als ein weiſſagender Geiſt der Verheißung anſpricht und die verworrenen Töne des irdiſchen Lebens in einen Lobgeſang des Höchſten verwandelt. Seht! der Frühling hat die Erde aufgeſchloſſen, hinter ſcheint die Sonne in das regſame Leben hinein, das Grün der Bäume, die ſtille Gluth der Blumen, die bewegliche Luft, die Wellen des ewig quellenden Waſſers, die Luſt und Freude in jedem Thiere, das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen den Gräſern, der laute Geſang der Vögel, das unaufhörlich ſich erneuende Leben drängt ſich an unſer Herz, und, wenn der Glaube, vom Verſtändniſſe der irdiſchen Welt gefangen und gefeſſelt, wenn die ſtille Zuverſicht, von Leidenſchaft und thörichten Wünſchen bewegt, zerſtört iſt, wenn Neid und Haß und Widerſtreben uns verwirrt, dennoch werden wir von jener unermeßlichen Herrlichkeit der ewigen Natur ergriffen, das verhärtete Gemüth zerſchmilzt, und wer ſo unglücklich iſt, das ihm das ewige Wort des Himmels keinen Troſt und keine Seligkeit gewährt, dem bleibt, als eine ſtille

Mahnerin die Natur mit ihrem verſchloſſenen Geheimniſſe noch übrig, und Alt und Jung, Vornehm und Gering vereinigt ſich in eine große Prozeſſion; umfangen von der göttlichen Kraft, feiern ſie die Erlöſung der Natur, empfänglich für das ſtumme Wort, das ewig ſpricht, wenn auch verſchloſſen gegen das laute. Wenn du an einem heitern Frühlingstage ruhend an der rieſelnden Quelle gelagert biſt, wenn Wälder und Felder und das ewig quellende Leben dein Gemüth aufſchließen,

„erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt,
„und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,“

dann halte die ſchnell enteilende Empfindung feſt und wag' es ſie mit mir zu deuten, begleite die Betrachtung, und ſiehe, wo ſie uns hinführt, achte auf die Kunde, die ſie dir gibt, es iſt der Wink der Liebe, der zum wahren Erlöſer, zum Heilande der Welt führt.

Die Entwickelung der Erde, ihre ganze Geſchichte, iſt die Geſchichte der fortdauernd klarer enthüllten Sinnlichkeit, und wie dieſe, wo ſie am vollendetſten hervortritt, ſelbſt auf ein Höheres deutet, was ſie nicht darzuſtellen vermag, werden wir verſuchen, wie wir es vermögen, zu entwickeln. Die ſtumme Sprache der Natur ſoll als vorbereitende Einleitung zu der höhern Betrachtung dienen, der wir dieſen Theil unſerer Schrift vorzugsweiſe zu widmen gedenken.

Eine jede frühere Epoche der ſich entwickelnden Erde ſtellt eine eigene Ordnung dar, deren innere Bedeutung durch die in den früheſten mehr abweichende, in den neuern das eigentliche Maaß mehr erreichende Form, deren äußere Bedeutung die mehr excentriſche Bahn der ältern, die mehr concentriſche Bahn der neuern Zeiten kund gibt, und zwar ſo, daß jene innere, dieſe äußere Ordnung ſich wechſelſeitig bedingen, daſſelbe von zwei verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet, bezeichnen. Luft, Erde und Waſſer dienen der Organiſation in der gegenwärtigen Epoche des ſiegenden Lebens; aber aus den äußern Verhältniſſen, in welchen dieſe Elemente befangen ſind, entſprang das Leben keinesweges. Es iſt vielmehr, nach der Stufe der Bildung, welches es in jeder Epoche erreicht hat, eine *unmittelbare Offenbarung*, und nur als eine ſolche enthält es das ordnende Maaß.

Ein jedes eigenthümliche Leben, ſelbſt das geringſte, bildet theils einen eigenen Mittelpunkt für eine beſtimmte Ordnung der Elemente, die große Organiſation des geſammten Lebens, theils einen gemeinſamen, für die Ordnung derſelben im Ganzen. Für ſich betrachtet, wie in der bloß äußerlich experimentirenden Phyſik, werden die Elemente nur durch äußere Verhältniſſe auf einander bezogen; lebendig betrachtet, in und mit dem Leben, haben ſie ſelbſt ein eigenthümliches Leben, in Beziehung auf eine jede, ſelbſt die geringſte Gattung der Thiere und Pflanzen; ein gemeinſames, in Beziehung auf das organiſche Geſammtleben aller Gattungen. Die Elemente bilden die gemeinſchaftliche lebendige Umhüllung alles Lebens, und zugleich die eigenthümliche eines jeden Lebens, die ſich in ihrer innern Bedeutung, in ihrer räthſelhaften geheimnißvollen Tiefe nur dafür die Erſcheinung aufſchließt, ohne durchſchauet zu werden, wo die ruhige Ordnung geſtört iſt, wie beſonders bei den Krankheiten der höhern Thiere.

Die Dammerde, die gegenwärtig lebendige Erdſchicht, das Meer, welches alles Land umſchließt, die bewegliche Luft, ſind daher in der jetzigen Epoche der Erde mannichfaltiger, innerlich lebendiger, weil ſie ſich auf ein mannichfaltigeres Leben beziehen. Das Waſſer aber iſt das vermittelnde Glied, gleichgültig ſchwebend zwiſchen der Ruhe der Erde und der nie ruhenden Beweglichkeit der Luft, beide entſpringen aus dieſer ſchwebenden Mitte und verlieren ſich in ihr. Wir erkennen ein gleichgültiges Waſſerleben und ein einſeitiges Erdleben und ein dieſem gegenüberſtehendes einſeitiges Luftleben, endlich ein höheres, dieſen Gegenſatz nicht äußerlich, ſondern innerlich aufhebendes, in der tiefern Einheit des ſich ausbildenden Lebens.

Das Waſſerleben iſt der gemeinſchaftliche Urſprung aller lebendigen Bildung, der gemeinſame Stamm aller thieriſchen und vegetativen Formen mit gehemmter Entwickelung. Die drei verſchiedenen Welten, die des Erdlebens, die des Luftlebens und die des höhern, verlieren ſich in dieſem, wie in ihrer geſammten Mutter, in welchem alle Formen, von einem Mittelpunkte ausgehend, embryoniſch vorgebildet ſind. Wir wollen dieſe drei Richtungen, wie ſie ſich herausbilden aus der gemeinſchaftlichen Wurzel, ſtets nur auf ihre höchſte Bedeutung deutend, geduldig verfolgen.

Wie die Geſammtpflanze der Erde (die organiſche Einheit aller Pflanzen) in dem älteſten Gebirge wurzelt, und die Maſſe überwindend, ſich durch alle Epochen der Bildungsgeſchichte der Erde hindurch immer freudiger, bedeutender, mannichfaltiger entwickelt; ſo läßt ſich für einen jeden Zeitraum der Typus der Bildung bis zu ſeinen erſten Anfängen verfolgen. Sie ſind da, wo thieriſche und Pflanzenbildung in unentſchiedener Form ſchweben, in den geringſten Gebilden im Waſſer. Herausſtrebend aus jenem hemmenden Waſſerleben bemächtigt die Pflanze ſich des Thiers und bildet ſich immer herrlicher aus. Es iſt die aufgeſchloſſene Erde, die Verſöhnung des Lebens und der Maſſe, der ſtille, ſtumme Blick der Liebe, der ewigen, nicht zeitlichen Erzeugerin, die die irdiſche Verhärtung des Stoffs überwand, und ewig fortquillt in ſtets erneuerter Zeugung. Wo ſie hervortritt, ergießt ſie ihr ganzes Weſen in eine unendliche Mannichfaltigkeit lebendiger Formen, alle beſtätigend, ihre Unendlichkeit in der Beſtimmtheit einer jeden enthüllend. Das Weſen der Vegetation iſt, daß ſie einen ſtillen Mittelpunkt der wechſelnden Stoffe bildet, die, von ihrem Leben entblößt, den bloßen äußern Verhältniſſen Preis gegeben ſind. Daher lebt ſie mit den Elementen in inniger Verbindung. Das wilde Luftleben iſt durch die Pflanzen gebändigt, die Vegetation die eigentliche Organiſation deſſelben. Sie ſtellt den eigentlichen Verdauungsprozeß des Geſammtlebens dar, ſo daß die Verdauung der Thiere eigentlich ein Wiederkauen genannt werden kann. Ihr Weſen iſt fortdauerndes Gleichſetzen (Aſſimilation) der Elemente, fortwährende Reproduction. Wie ſelbſt das höchſte irdiſche Leben niemals der Schwere zu entrinnen vermag, die es an die Maſſe bindet, ſo vermag es auch nie der Vegetation zu entrinnen, die eine ſtete Wiedererzeugung der Maſſe iſt, die, als eine neue Welt alles Lebendige unentweichbar einſchließt. Die Pflanze iſt nicht geringer als das Thier, ſonſt müßte die höchſte Pflanze ſich an das geringſte Thier anſchließen, aber beide fangen von dem nehmlichen gemeinſchaftlichen Punkte an und enthüllen in entgegengeſetzten Richtungen die eigenthümliche Herrlichkeit. Die Pflanze iſt die aufgeſchloſſene Sehnſucht der Erde, mit der Maſſe vertraut, wendet ſie ſich gegen das Licht, als ihre Außenwelt, ſie ſchließt in ſich ein verborgenes Thier, welches immer mehr überwältigt wird, je herrlicher die Sehnſucht gedeiht. Alle Entwickelung der Pflanze iſt die Steigerung des thieriſchen und vegetativen Lebens, der Sieg des letztern. Daher ſind die Wurzeln, die Stämme, die Stengel ſich ſo ähnlich, deuten nur leiſe auf die innere Eigenthümlichkeit der Pflanze, die ſich erſt in der Blume aufſchließt. Alle Entwickelung iſt ihrem Weſen nach vegetativ, ſo die allgemeine der Erde, von der Urzeit der ſiegenden Maſſe an, bis zum höchſten Gipfel der Entwickelung in der gegenwärtigen Blüthenepoche des Lebens, wie die innere ſtille Entfaltung des Gemüths; ſie wendet ſich von der Maſſe gegen das Licht und die Zeit iſt ihre Form. Die Wurzel der Pflanze iſt ihre chaotiſche Zeit, verborgen in dem Schooße der Erde, wie die Erde in der Urzeit in dem Schooße des Univerſums verborgen war; die grünen Theile der Pflanze ſind eine neue gemeinſame Welt, in welcher die höhere Eigenthümlichkeit gedeiht, die erſte Stufe der Entwickelung verflochten mit allen Elementen, wie die Ausdünſtung, das ſogenannte Athmen der Pflanze, durch welche alle Pflanzen unter ſich, und alle mit den Elementen ein gemeinſchaftliches Leben führen. Die Blume enthüllt das innere Leben der Pflanze, und der tiefere Sinn offenbart ſich für die Welt durch die feurige Pracht der Farbe, das gefeſſelte Licht, oder, wo dieſe dämmernd ſich verbirgt, in der aufgeſchloſſenen Unendlichkeit des Blumendufts, der eigenthümlich wiedergibt, was ſie ſtille empfing, und in den verborgenen Tiefen des innern Weſens zubereitete. Sie ſelbſt aber, die Gattung, das über die Zeit Herausliegende, das Thier in der Pflanze, zieht ſich in ſich ſelbſt hinein in den unſcheinbaren Keim, und entſagt der äußern Offenbarung, um die innere feſtzuhalten, in ſcheinbarem Tode das höchſte Leben der Gattung ergreifend.

So keimt in der noch unentwickelten Seele die Blätterwelt der bloß äußern Gemeinſchaft, aber ſie ſucht die verborgene Stätte der heiligern innern Heimath, die, je fröhlicher ſie gedeiht, deſto bedeutender das Geheimniß der Opferung verſteht, und offenbart ſie in der Farbenpracht der äußern That oder in dem unendlichen Blüthendufte des ſinnenden Gemüths, in welchem die Farben ſich verwiſchen, aber je vollkommner ihr dieſes gelingt, deſto inniger zieht ſich die Seele in ſich zurück, den unſichtbaren Keim entwickelnd, der über alle Zeit heraus liegt, und findet, wie die Pflanze, das wahre Leben in dem Tode.

Wie das Inſekt überhaupt (die Geſammt-Organiſation aller Inſekten) in den früheſten Epochen der Erde entſtand, wie ſich die erſten Vorbilder ihrer Geſtaltung bis in die älteſte Urzeit verfolgen laſſen, in welcher ſich die einfachſten Formen kaum von den Pflanzen unterſcheidbar, dämmernd zu entwickeln ſtrebten; ſo läßt ſich die Geſtaltung auch in der gegenwärtigen Zeit verfolgen, bis zu dem urſprünglich gemeinſamen Punkte, wo in das gehemmte Waſſerleben, wie aus einem Stamme die großen Verzweigungen des mannichfaltigen Lebens ſich ausbreiteten. Auch hier iſt die unendliche Mannichfaltigkeit beſtimmter Formen, die, jede auf ihre Weiſe, eine eigene Welt einſchließen, eins mit der Darſtellung der höhern Entwickelung. Das Inſekt ſtellt das Luftleben dar, welches einen feſten Punkt der ſichern Offenbarung gefunden hat. Die Luft ſchließt die Möglichkeit aller Keime ein, aber nicht ihre Wirklichkeit, ſie ſind nur da, wo ſie, als geſonderte Monaden, eine eigene Stätte gefunden haben, von welcher aus ſich ein beſtimmtes Leben aufzuſchließen vermag. Daher die völlige Willkühr, das Geſetzloſe in der nie ruhenden Beweglichkeit der Luft. Die Zeiten ſind in ihr nicht geſondert, weil die Formen nicht geſondert ſind, alle Zeiten ſpielen verworren in einander hinein, größere und kleinere Epochen, die ſich (geſetzlich von einander unterſchieden) einſchließen, wo das Leben waltet, verwirren ſich in einander. Nur wo eine Unendlichkeit geſonderter Formen ſich bildet, da treten, für eine jede erſcheinende Form, für mehrere derſelben Art und für alle größere und kleinere, die Zeiten geordnet hervor in geſetzmäßiger Gliederung.

Mit dem Inſekt, wie ſein Leben vorbildlich angedeutet wird in den geringſten Thierpflanzen, fängt eine neue Welt an, von welcher alles thieriſche Leben umſchloſſen wird, wie alles Leben überhaupt von der Vegetation und alles irdiſche Daſeyn von der Schwere der Maſſe; es iſt die Welt des Gefühls. Wir verſtehen hierunter nicht das menſchliche Gefühl, welches nur in Beziehung auf ein Bewußtſeyn, d. h. auf ewige Perſönlichkeit zu faſſen iſt, ſondern jene allgemeine Beziehung auf den Urſprung aus einer innern Unendlichkeit, die auch als Willkühr hervortritt. Das Inſekt iſt keinesweges geringer, als die höhern Thiere, ſonſt müßte das vollendetſte Inſekt an die geringſten Formen der niedern Thiere ſich anſchließen, was keineswegeſ der Fall iſt, es iſt vielmehr eine eigene Richtung, die in eigenthümlicher Bedeutung ſich immer bedeutender entfaltet. Die innere Unendlichkeit der Luft iſt nicht zur Ruhe gekommen in dem Inſekte, ſie muß, indem ſie an der nie ruhenden Beweglichkeit der Maſſe gebunden iſt, die Ruhe ſuchen in der erſtarrten. Sie kann ſich nur in dieſer offenbaren, nicht an ihr. Daher iſt des Inſekts inneres Leben ein Luftleben, welches in ein erſtarrtes, wenn gleich gegliedertes Knochengerüſte nach außen ſich verliert, daher hat die Form nicht die innere Einheit des Unendlichen gefunden, ein jeder Einſchnitt des Inſekts iſt wie ein eigenes Thier, mit einem eigenen Gehirne (die Ganglien des Rückenmarkes) mit eigenen Nerven, Muskeln und Gliedern, die zwar innerlich, aber mit deutlichen Spuren des Aeußerlichen, verbunden ſind durch den, ganz in das allgemeine Gefühl verſunkenen Kopf, in welchen die höheren Sinne, von dem allgemeinen Sinne gefeſſelt ſind, wie in der Blüthe das Thier von der Vegetation. Daher iſt alle Veränderung des Lebens nicht eine innere, ſeelenartige, vielmehr eine leibliche Verwandlung, daher endlich verliert ſich alle That in der Maſſe, in einer Production, die einerſeits durch die Willkühr vermittelt, andererſeits doch an die Reproduction der Maſſe gebunden iſt, von welcher ſie ſich nicht loszureißen vermag. Die Bienen z. B. erſcheinen als zuſammengeſetzte Blumen, die in die Kelche hineinwachſen, da vielmehr die Blüthen der Pflanzen aus den Kelchen herauswachſen. Die Blumen der Pflanzen, eben weil ſie höhere Entwickelungen des Eigenthümlichen ſind, haben die Zeit, obgleich in der Entfaltung an ſie gebunden, dennoch überwunden, die äußere That die Farbenpracht, der Duft erſcheint mit dem innern religiöſen Keim der Opferung zugleich, alles zumal in der ſchwellenden Knoſpe ſchon angedeutet. Das Inſekt iſt die losgeriſſene Blume, die für ſich lebt und die ganze Unendlichkeit der Form in einer jeden einſchließt, die Pflanze, das gefeſſelte Inſekt, welches die Form der Entwickelung, mit dieſer die Zeit, außer ſich hat in ſteter Entfaltung. Die Wurzel kann Stengel und Blatt, dieſe wieder die Knoſpe, und dieſe endlich die Blume nur außer ſich darſtellen, daher müſſen ſie ſich tragen. Das Ei, die Raupe, die Larve, endlich das Inſekt, hat jedes für ſich das Ganze des Lebens errungen, daher muß die frühere Geſtalt geopfert werden, damit die ſpätere ſich in größere Freiheit darſtellen könne. Hat durch die Pflanze ſich die Sehnſucht der Erde aufgeſchloſſen, ſo ſtellt das Inſekt die Begierde dar. Die Flügel ſind die Blumenblätter der thieriſchen Blüthe, von dieſer gefangen, daher kann das gefeſſelte Licht in ſpiegelnder Farbenpracht ſich noch zeigen, aber der Duft, das Heiligſte der Pflanze, dem Herrn ein Wohlgeruch, das geheiligte Symbol aller Hingebung, das Aushauchen des Lebens, welches in ſtillem Verſunkenſeyn ſich hingibt, wird bei den Inſekten von der zehrenden Begierde innerlich verſchlungen. So ſtehen Inſekt und Pflanze ſich gegenüber wie Licht und Erde, die ſich verſtändigen wollen, und das Geheimniß ihres gemeinſchaftlichen Lebens iſt in eine eigene Welt verſchloſſen, in welcher die ſtete Beweglichkeit der That einerſeits aus dem allgemeinen Gefühle, eigenthümlich ausgebildet; — die ſtille Ruhe der Wiedererzeugung aus der allgemeinen Ernährung andererſeits ihren tiefen Urſprung hat. Bruſt und Bauchhöhle, Athmen und Verdauung als eigene Welten in eigenthümlicher Sonderung, getrennt und unendlich auf einander bezogen.

Wie die Sehnſucht, tritt die Begierde, ſo in der Entwickelung der Erde, wie in der geheimen Stätte des Gemüths hervor. Sie iſt, in ihrer Reinheit, das Streben ſich ganz zu offenbaren, ſich für die Welt völlig zu enthüllen in eigenthümlicher That, und wo ſie durch mancherlei Verwandlungen gereinigt erſcheint, da fällt ſie mit der Sehnſucht zuſammen, wie ſie ſich mit ihr aus einem tief verborgenen Quell erzeugte. Sie opfert ſich dann, aus der gereinigten Stätte eines eigenen Daſeyns ganz dem Geſchlechte, wie der Schmetterling, das herrlichſte Inſekt, aller Unruhe der zehrenden Begierde entſagend, ſich der Zeugung opfert und für das Geſchlecht vergeht.

Wenn wir von Sehnſucht und Begierde reden, dann wiſſen wir wohl, daß beide nur in Beziehung auf ein Bewußtſeyn eine Bedeutung haben, daß alſo beide Ausdrücke, wenn ſie von Pflanzen und Inſekten gebraucht werden, nur uneigentlich ſind. Dennoch muß man nicht etwa glauben, daß wir dieſe Ausdrücke im gewöhnlichen Sinne bildlich wollen verſtanden wiſſen. Es wird vielmehr in der That daſſelbe, was ſich im Gemüth zur Sehnſucht und Begierde verklärt, durch das innere Leben der Pflanzen und Inſekten angedeutet, auf die nehmliche Weiſe, wie wir alle, in dem Geſchlechtsverhältniſſe der Pflanzen und geringern Thiere, dasjenige angedeutet finden, was bei den Menſchen ſich zur Liebe ſteigert. In unſeren Sprachen finden wir keine eigenen Ausdrücke für jene Andeutungen und wir ſind gezwungen ſie zu bezeichnen, als wären ſie ſchon, was ſie erſt, lebendig geſtaltet, in der ewigen Perſönlichkeit wahrhaft ſind. Die innere Kraft einer Anſchauung aber, die jene ethiſchen Aeußerungen in der Natur durch das allgemeine Leben angedeutet findet, iſt das ſichere Fundament unſerer ganzen Anſicht, ſo daß nur derjenige, der uns hier völlig begriffen hat, den eigentlichen Sinn der Anſicht zu faſſen vermag.

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung derjenigen Thierreihe, die ſich in der ordnenden Mitte zwiſchen Pflanze und Inſekt bildet, die eben ſo in der Urzeit der Entwickelung der Erde aus einem gemeinſchaftlichen Punkte entſpringt, in welchem alle drei Richtungen, kaum unterſcheidbar, ſich nähern, ſich eben ſo in einer jeden folgenden Epoche mehr von den übrigen und ſich ſelbſt ſondert und in einer unendlichen Mannichfaltigkeit eigenthümlicher Formen geſtaltet, eben ſo in einer jeden Epoche, in der gegenwärtigen am vollkommenſten dargeſtellt wird durch eine Menge von Gattungen und Claſſen, von welchen einige, die in der Erſcheinung geringern, ſich dem gemeinſchaftlichen Punkte des weniger Geſonderten mehr nähern, während andere, in immer deutlicher enthüllter Eigenthümlichkeit, ein ganz in ſich geſchloſſenes Leben darſtellen. Was in dieſer ganzen Thierreihe in den geringern Thieren leiſe angedeutet iſt, das iſt in den höhern deutlicher entwickelt und offenbar geworden, und dieſes gilt von einer jeden Form des Lebens bis ins Unendliche, wie von dem Ganzen, es gilt, in völlig gleichem Maaße, von dem innern Leben wie von der äußern Erſcheinung deſſelben. Hierbei nehmen wir nun eine dreifache Richtung wahr, von welcher zwei in der Form der Entwickelung in der Zeit ſich offenbaren, während eine mittlere gleichſam als eine beharrende Geſammtorganiſation im Raume hervortritt. Die erſte Richtung der Entwickelung iſt diejenige, die mit der Bildung der Erde zuſammenfällt, und zwar ſo, daß in der älteſten Bildungsepoche nur die geringſte Form gelingt mit der größten fremdartigen Abweichung von der gegenwärtigen. Ja wir müſſen annehmen, daß ſelbſt die Urmaſſen der Gebirge, in welchen wir keine Verſteinerungen finden, dennoch als Reſte eines Lebens anzuſehen ſind, deſſen Form, weniger beharrlich, in der ſiegenden Maſſe verſchwand. In den folgenden Epochen bildete ſich das Leben in einer mehr beſtehenden Form, und je höher die Stufe der Bildung, die es errang, deſto mehr verſchwand die fremdartige Abweichung, die wir als eine leiſe Spur der Hemmung auf einer niedern Stufe betrachten können, bis dieſe mit der höchſten Bildung des Menſchen ganz überwunden war. Die beharrende, in derſelben Zeit beſtehende Organiſation zeigt alſo ein Geſammtleben von den niederſten Thieren an bis auf eine beſtimmte Stufe, deſſen höchſte Darſtellung in der letzten Epoche nicht allein in der Ausbildung bis zu dem Menſchen hinauf ſich zeigt, ſondern auch durch die größere, freiere Ausbildung der Formen der frühern, ja früheſten Urepochen, die ſich jetzt erſt, als Organe einer vollendeten Organiſation, in reiner Eigenthümlichkeit zu geſtalten vermochten. Daher iſt uns eine jede Epoche eine göttliche Fügung zur wechſelſeitigen Erlöſung des Lebens, und die menſchliche Geſtalt die erlöſende Mittlerin zwiſchen Gott und der Natur, die Erde ſelbſt geſtaltet im Bilde Gottes, die einen vermittelnden Mittelpunkt in den Menſchen fand, daher hat für uns die Vorzeit der Erde eine altteſtamentariſche Bedeutung und alle Verſteinerungen ſind Weiſſagungen des kommenden Erlöſers, der in ſich die Ordnung des Univerſums und das Aufblühen der Liebe verkündigte, der alle Schatten eines räthſelhaften Kampfes verſcheuchte und von dem hemmenden herben äußern Geſetz alles Lebens befreiete. Wie nun aber jene Entwickelung in der Geſchichte der Erde unter die Bande des hemmenden Geſetzes, in ihrer Härte, erſchien, ſo tritt ſie in einer jeden Form des Lebens wieder hervor, ſo daß ein jedes Thier alle Stufen der Entwickelung der ganzen Reihe durchlaufen muß, nur getragen von der verſöhnenden Liebe, die ſich in der freieren Form offenbart, wie früher von dem Geſetze. Aber dieſelbe Liebe, die ſich verſöhnend für das Ganze opfert, tritt immer ſiegreicher und herrlicher hervor, je höher die Stufe der Bildung iſt, die ſich enthüllt, und daher erſcheint auch die erſte Spur der Geſtaltung, die den gemeinſamen Punkt alles thieriſchen und Pflanzenlebens am nächſten liegt, immer bedeutender, je höher die Gattung entwickelt iſt, und wie jene erſte Geſtalt des Lebens, in welcher die Richtung nach der Pflanze, nach dem Inſekte oder nach dem höhern Thiere noch nicht entſchieden iſt, in der Urzeit am meiſten gebunden war, in jeder Epoche immer mehr befreiet ward, in der gegenwärtigen ſich in der größten Eigenthümlichkeit darſtellen durfte, ſo wiederholt ſich die nehmliche Befreiung in noch größerm Sinne in einer jeden Gattung der Thiere, bis auch das Pflanzenthier, die geringſte Geſtaltung, ihre höchſte Bedeutung und wahre völlige Befreiung in den Menſchen findet. Die erſte Spur des menſchlichen Embryo alſo enthüllt nicht allein die Keime der menſchlichen Geſtalt, ſie ſtellt zugleich die höchſte Bedeutung der geringern Thiere dar. Hier in dem ſtillen, verborgenen Schooße geheimer Zeugung feiert die ewige Liebe ihren letzten entſchiedenen Sieg, hier hat ſie gefunden, was ſie unter räthſelhaften Kämpfen in allen Epochen der Erdentwickelung, in tauſend wechſelnden Formen, durch das bunte Gewimmel der Thiere und Pflanzen ſuchte, und der Menſch mag ahnen, was die Zeugung in keuſcher, heiliger Liebe bedeute.

Wenn wir nun die Geſtaltung dieſer Thierreihe bis zum Menſchen hinauf, die Enthüllung immer bedeutenderer Formen verfolgen, ſcheuen wir uns nicht, dieſes mit derjenigen Ausdehnung zu verſuchen, die allein ein klares Bild des tiefen Verſtändniſſes zu geben vermag. Obgleich, was wir vortragen, ein Reſultat genauer, in vielſeitiger Richtung angeſtellter Forſchung der trefflichſten Männer iſt, werden wir dennoch keine, nur von den Naturforſchern zu erwartende Kenntniſſe vorausſetzen. Das iſt eben das Herrliche unſerer Tage, was uns alle mit den tiefſten Hoffnungen erfüllen mag, daß die lebendige Naturforſchung anfängt eine heiligere, für jedes empfängliche Gemüth verſtändliche Bedeutung anzunehmen, daß die bis jetzt verſchloſſene Hieroglyphe, die in erſtarrter Form nur äußere Verhältniſſe angab, deren ſpielende Beziehungen auf einander in einer endloſen und fruchtloſen Beſchäftigung ſich ausdehnten, zum lebendigen Wort heranwuchs und redend unter uns treten will. Dadurch, daß die Natur uns das Verborgenſte ihres Lebens enthüllt, erhalten die ſchwebenden Begriffe einen lebendigen Sinn, und was nur vernommen ward durch das Gehör in ſchwankender, unſicherer Form, erhält, geſchauet durch das höhere Auge, einen ſichern, bleibenden Werth. Denn ſchauen muß der Menſch, was er in reinen, beſtimmten Umriſſen faſſen will; in der Unruhe der Beziehungen verwiſchen ſich alle Formen, daß keine in ihrer Art von den übrigen geſondert rein hervorzutreten vermag.

Indem wir nur alſo in mehrern Richtungen den vorliegenden Gegenſtand ſorgfältig zu verfolgen ſuchen, erſuchen wir den Leſer vor allem, daß er nicht glaube, wir haben das Hauptthema, von einer fremdartigen Unterſuchung unwillkührlich ergriffen, aus den Augen verloren. Wir bitten ihn, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die nachfolgende Darſtellung zu verwenden, damit das reine Bild in allen Gliedern nach und nach klar und deutlich vor ſeine Seele treten mag. Es wird ihm dann deutlich werden, daß wir keinesweges etwas Ueberflüſſiges unternahmen. Ja, ſelbſt von unſern Gegnern können wir mit Recht fordern, daß ſie uns hier entgegentreten, wo aus einem ſichern Fundament unſere Anſicht ſich aufbauet. Was hilft es euch, daß ihr, leidenſchaftlich und übereilt, einzelne Zweige von dem Baume abreißt, da der lebensſchwangre Stamm immer neue aus ſich ſelbſt zu entwickeln vermag? Wir können dabei nur diejenigen, die uns hier, wo es ihnen klar werden mag, warum wir die Elemente zu fragen in den Steinen, in dem verhüllten Leben der Natur zu forſchen, für nöthig erachteten, zu begegnen wagen, für unſere wahren eigentlichen Gegner anſehen, die übrigen aber, die bald hier, bald da, nur mit dieſem, dann mit jenem von der ſeichteſten Oberfläche abgeſchöpften Einwurf erſcheinen, höchſtens als läſtige abzuweiſen ſuchen.

Nachdem wir uns alſo auf dieſe Weiſe mit Freunden und Gegnern verſtändigt haben, laden wir den Theil nehmenden Leſer getroſt zu der nachfolgenden Unterſuchung ein.

Vor Allem wird es nöthig ſeyn, die verſchiedenen Glieder der Betrachtung gehörig von einander zu ſondern, damit das vielfältig verſchlungene Bild nicht auf eine verworrene Weiſe hervortrete, damit die verſchiedenen Richtungen der Betrachtung ſich nicht trübend und ſtörend durchkreuzen.

Wir betrachten daher zuerſt das Gewebe der verſchiedenen Organe, als die erſten Elemente des thieriſchen Baues, und nachdem wir von dieſen, und wie ſie ſich allmählig enthüllen, durch einen, freilich nur auf das Allgemeinſte gehenden, Ueberblick eine klare Anſicht erlangt haben, werden wir, weiter gehend, der immer tieferen Bedeutung näher treten können. Daß wir in den Stand geſetzt ſind, eine ſolche Darſtellung zu liefern, verdanken wir den tiefforſchenden Phyſiologen unſerer Tage, deren unſterbliche Verdienſte um das tiefere, auf das umhüllte Geiſtige der Natur deutende Forſchen noch lange nicht hinreichend erkannt ſind, und mehr als billig, in der Schule der Forſcher verſchloſſen bleiben. Angenehm würde es mir ſeyn, wenn die nachfolgende Darſtellung dazu beitragen ſollte, das allgemeine Intereſſe für Forſchungen zu erregen, die für die Zukunft, und für die keimenden Anſichten künftiger Geſchlechter von groſer Bedeutung ſeyn werden, ja in allen Verhältniſſen des Lebens beſtimmend einzugreifen vermögen.

Das Gewebe der niedern Thiere, deren Organe nur angedeutet ſind, beſteht aus einer faſt gleichförmigen Gallerte, und dieſe Gallerte iſt an ein kalkichtes Gehäuſe gebunden, ſo daß das Thier einer verdichteten Flüſſigkeit, das Gehäuſe (das abgeſonderte Knochengerüſte) einer durch das Leben geformten Maſſe ähnlich ſieht, die Trennung aber des Feſten von dem Flüſſigen, die unter den todten Dingen herrſcht, noch immer in dieſem Leben nicht ganz verdrängt zu ſeyn ſcheint. Indem nun Feſtes und Flüſſiges ſich bei der höhern Entwickelung in einander hineinbilden, erzeugen ſich allmählig aus der gleichförmigen Gallerte, in entgegengeſetzter Richtung, die verſchiedenen Gewebe, aus welchen alle Organe des Leibes gebildet ſind, ſo daß dieſe Gewebe in den verſchiedenſten Organen die nehmlichen ſind. Die Haut z. B., die das Innere der groſen Höhlen und das Aeußere der in ihnen enthaltenen Organe umgibt, iſt im Kopf, in der Bruſt- und Bauchhöhle von der nehmlichen Beſchaffenheit, die innere Haut der Gedärme, des Magens, der Lungen, der Augen u.

ſ. w. von derſelben Art, die ausgebildeten Muskeln in allen Theilen dieſelben in ihren Eigenſchaften, und die Organe unterſcheiden ſich nicht durch eigenthümliche Gewebe, wohl aber durch das verſchiedene Maaß derſelben Gewebe, durch die eigenthümliche Form und durch eigene Verhältniſſe zu höhern Darſtellungen des Lebens. Deßwegen können wir jene Gewebe die eigentlichen Elemente der leiblichen Organiſation nennen, in welchen das Thier gedeiht, und die in der That von den höhern Syſtemen eben ſo aſſimilirt werden, wie die äußern Elemente von dem ganzen Thiere. Dieſe Gewebe nun erſcheinen, indem die vollendete umſchließende Fläche ſich rein ausbildet, nach außen als Oberhaut, die Dimenſion der Länge aber immer entſchiedener in den faſerigen Organen, bis ſie ſich zum innern Knochengerüſte entwickelt. Bei den Fiſchen z. B. zeigen ſich die Schuppen nach außen, weiche Gräten nach innen, die Umkehrung, das Zurückdrängen der Maſſe nach innen, um der Organiſation zu dienen, iſt nicht entſchieden; und in demſelben Maaße, als dieſe Umkehrung gelungen iſt, haben ſich Haut und faſerige Gewebe aus einer gemeinſchaftlichen Mitte des gleichgültigen Zellgewebes entwickelt. Auch bei den Amphibien iſt die Umkehrung nicht entſchieden, die Schuppen und Schilder und mancherlei Verhärtungen zeigen ſich noch nach außen, mürbe Knochen nach innen, das Gallertartige tritt noch, wenn auch zurückgedrängt, in den Geweben hervor. Erſt bei den höhern Thieren gelingt die Umkehrung, das Zellgewebe tritt in der rein eigenthümlichen Form als die geſonderte Mitte hervor, das Hautgewebe bildet ſich klar in ſeinen verſchiedenen Gliedern, von dem Zellgewebe aus bis zur Oberhaut, zu Hörnern, Federn, Haaren, das faſrige Gewebe von demſelben Mittelpunkte in ſeinen Gliedern, den muskulöſen Häuten, Muskeln, Flechſen, Knorpeln, Knochen nach innen aus, und in demſelben Maaße, als dieſe Ausbildung gelingt, treten auch die Organe, die aus den Geweben, wie aus ihrem Elemente, zuſammengeſetzt ſind, in ihrem eigenthümlichen Leben freier hervor. Was wir hier wahrnehmen, müſſen wir in der That auch von der Entwickelungsgeſchichte der Elemente der Erde behaupten. Denn wie Haut, Zellgewebe und Knochen zu den Organen, verhalten ſich Luft, Waſſer und Gebirge zur Erde, und es iſt unzweifelbar, daß jene Elemente, in ihrer reinen Sonderung, erſt nach und nach in den verſchiedenen Epochen ſich entwickelt haben, ſo daß diejenigen Naturforſcher ſich ſehr irren, die, in der Vorausſetzung, daß die Elemente in der nehmlichen ausgebildeten Form geweſen, die unſere Epoche bezeichnet, die Erſcheinungen der Urzeit der Erde zu begreifen ſtreben. Aber auf die nehmliche Weiſe ſind die Gedanken die Elemente des Geiſtes, das gemeinſchaftliche Gut des Geſchlechtes, die, wie aus einem Chaos ſich entwickelnd, aus dem gemeinſchaftlichen, ſelbſt aber in ſich klarer gefaßten geiſtigen Gefühle ſich der ſichern Gliederung feſtgewordener Begriffe und der Klarheit höherer Anſchauungen entgegen bilden.

Indem nun dieſe Gewebe ſich alſo ſondern, erſcheint das höhere Thier, ein Fels nach innen und eine Pflanze nach außen, wie die Erde im Ganzen. Aber das Hautgewebe hat unter ſeinen Gliedern ein ſolches, welches als der eigentliche Blüthepunkt aller Glieder in der lebendig thieriſchen Mitte erſcheint, wo es ſich aus der Unentſchiedenheit des Zellgewebes völlig herausgebildet, aber noch nicht in der Unendlichkeit der äußern Vegetation verloren hat. Dieſe Mitte wird durch die Schleimhaut, die das Innere der Organe überzieht, und durch Oeffnungen der innern Höhlen, der Gedärme, der Geſchlechtstheile, der Mundhöhle, nach außen ſich in die einſeitig vegetative Oberhaut mit ihren pflanzenartigen Productionen, als Nägeln, Haaren, Federn, verliert, auf das Beſtimmteſte angedeutet. Hier keimen aus dieſer thieriſch am meiſten lebendigen Haut die mannichfaltigen Werkſtätte der thieriſchen Ernährung, die Drüſen, die Leber u. ſ. w. Eben ſo hat das ſaſerige Gewebe eine lebendige Mitte, wenn es ſich aus dem Zellgewebe entſchieden ausgebildet, aber noch nicht in die einſeitige Erſtarrung der Knorpel, der Knochen verloren hat. Dieſe ſtellt ſich durch die Muskeln dar, die Werkſtätte aller thieriſchen Bewegung. Man kann die äußere Vegetation der Bedeckung die Blättervegetation nennen, die ſich nach außen wirft, und das Thier in der innern

Gemeinſchaft mit den Elementen feſthält, die Drüſen ſind die Blumen dieſer thieriſchen Vegetation, die ſich nicht nach außen, ſondern nach innen, nach dem tiefen Abgrunde eines höhern Lebens eröffnen, und eben daher nicht, wie die eigentlichen Blumen, für ſich und der äußern Erſcheinung zugewandt, eine vollendete Form als Schönheit zu offenbaren vermögen, vielmehr, von der eigenthümlichen Stätte losgeriſſen und äußerlich betrachtet, als ein Ungenügendes, welches, da es dennoch in ſeiner Form ein Unendliches als erloſchen einſchließt, uns mit Grauen ergreift und leiblich widerwärtig wird, ja Abſcheu erregt. Man kann die Muskeln als das in ſteter Bewegung ſich äußernde Inſekt betrachten, welches einerſeits ſie in die ſtille vegetative Wiedererzeugung verliert (durch unwillkührliche), andererſeits ſich als That gegen die Maſſe wendet (durch willkührliche Bewegung). Unwillkührlich iſt nehmlich die Bewegung, wo das unendlich Bedingende des Lebens unmittelbar an die Maſſe gebunden iſt und aus dieſer ſich zu erzeugen ſcheint, wie die Blume aus dem Kelche ſich entwickelt, willkührlich aber, wo das Bedingende des Lebens ſich in die Maſſe hineinbildet, wie bei den Bienen die Blume in den Kelch.

Dieſe ganze Welt der thieriſch-elementariſchen Gewebe bezieht ſich nun auf zwei große Syſteme. So haben ſie die Phyſiologen genannt, weil ſie, von einem Mittelpunkte ausgehend, das ganze Leben umkreiſen, und immer inniger, je höher die thieriſche Bildung iſt, zu ergreifen ſtreben, dann aber ſich wieder in dem Mittelpunkte ſchließen. Das Nervenſyſtem und das Blutgefäßſyſtem bilden ſich einander gegenüber. Beide, wenn man ſie ganz für ſich betrachtet, ſtellen die ganze Geſtalt des Thieres dar, und zwar immer vollſtändiger, je höher das Thier iſt; das letzte bezieht ſich, wie das Planetenſyſtem, auf die Sonne, auf ein ſichtbares Centrum, das letzte kreiſ't, wie das Univerſum, um eine unſichtbare Sonne, die thieriſche Seele. Beide entwickeln ſich in und mit einander, als die beiden Brennpunkte des Lebens. Das Blutgefäßſyſtem ſtellt das Pflanzenthier (Zoophyton), das Nervenſyſtem die Thierpflanze (Phytozoon) in der größten Reinheit dar. Dieſe beiden Syſteme verhalten ſich zu den Geweben, wie das ganze Thier zu den Elementen. Je geringer das Thier iſt, deſto weniger durchdringen ſich die Elemente in der innern Unendlichkeit ſeines Daſeyns, und jemehr die Gewebe ſich in die Gallerte verlieren, deſto mehr ſcheinen die mehr angedeuteten, als völlig entwickelten Syſteme ſich von dem Elementariſchen der Organe zurückgezogen zu haben, in einem mehr äußern Verhältniſſe gegen dieſe zu treten, daher vermag ſelbſt noch bei den Fiſchen das Blut die Gewebe nicht zu färben, bei den Amphibien nur unvollſtändig, daher die Unempfindlichkeit der Gewebe bei dieſen Thieren. Erſt bei den höhern Thieren gelingt den Syſtemen, die elementariſchen Gewebe völlig zu aſſimiliren und das lebendige innere

Zuſammenbrennen aller Kräfte des äußern und innern Lebens tritt als höhere Temperatur, als Wärme hervor, äußerlich, was innerlich die Seele iſt. Indem beide Syſteme ſich gegenüber immer deutlicher bilden, entwickelt ſich in ihnen ein Gegenſatz, der des arteriellen und venöſen Bluts im Blutgefäßſyſtem, der des Gehirns und der Ganglien und Nervengeflechte im Nervenſyſtem. Die Arterien und das Gehirn, indem ſie ſich erregend gegen die Muskeln wenden, eröffnen zugleich die höhere Welt der Sinne, die Venen und Ganglien, indem ſie ſich aſſimilirend gegen die Ernährung wenden, ziehen die Vegetation in den innern Abgrund des thieriſchen Lebens hinein. In den niedern Thieren, wo weder Gehirn noch Herz ſich ausgebildet haben, kann man, ſtrenge genommen, von jenen Gegenſätzen nicht reden, ſo wenig wie bei dem Embryo der höhern Thiere. Die Vereinigungspunkte der Nerven ſind hier weder Gehirn noch Ganglien, das Blut weder arterielles noch venöſes, der Gegenſatz bildet ſich allmählig aus in und mit der allgemeinen Entwickelung. Durch Herz und Gehirn ſind die beiden Formen alles Lebens, Pflanze und Inſekt, Athmen und Verdauung, völlig eins geworden.

Die Luft bewegt ſich ruhelos und raſtlos, während die Erde in verſchloſſener Verhärtung ruht, das Waſſer ſucht die Vermittelung auf unendlich vielen Punkten, aber was ſich zu bilden vermag, begrüßt nur dämmernd das Leben und erſtarrt oder verfliegt. Die Pflanze ſchließt ſehnſüchtig den verſchloſſenen Schooß der Erde auf, daß die Verhärtung ſich löſe, ihr gegenüber bildet ſich das bewegliche Inſekt; Erde und Luft begrüßen ſich in einem großen mannichfaltig aufgeſchloſſenen Leben; aber die zeugende Liebe ſucht eine innigere Durchdringung. In den höhern Thieren bemächtigt ſich die Luft der Erde, der Pflanze ganz, und dieſe ſich wieder jener, am reinſten geſondert in der völligen Durchdringung. Die höchſten Gipfel des Lebens, die als Blüthen erſchienen, wo die Pflanze in der Erde wurzelt, neigen ſich hier nach innen einem gemeinſamen Mittelpunkte entgegen und verwandeln ſich, als Organe einer innern Aſſimilation, anſtatt ſich in Saamen zu verhärten, in Wurzel für ein höheres Daſeyn. Was aber Blättervegetation bei der gefeſſelten Pflanze war, verliert die Verzweigung, die, aus einander gehend, in das Unendliche ſtrebte, alle Blätter verſchmelzen in einem gemeinſamen Blatte allgemeiner Umhüllung, und das iſt die Bedeutung der Haut. Daher erſcheint dieſe Vegetation von der herrſchenden Neigung der Blüthe, die ſich einer höhern Offenbarung weiht, überwunden und beſiegt, als wahrer Umkreis des innern Mittelpunkts. Und da dieſes vegetative Leben in der innigſten, ununterſcheidbaren Einheit mit allen Elementen lebt und gedeiht, ſo treten auch die Elemente ſelbſt als größere Umhüllungen, größere Umkreiſe hervor, als Atmoſphären eines jeden Daſeyns. Wie in dem allgemeinen Aether der Himmelskörper, indem jeder ſich ſonderte und ein eigenes Daſeyn erhielt, die Atmoſphären ſich ſonderten und auf den eigenen Mittelpunkt der Schwere in einem jeden ſich bezog; ſo ſonderten ſich die Atmoſphären des Lebens in der allgemeinen der Erde, und dieſe erhält erſt dadurch die höchſte Bedeutung. Eine Anſchauung, die uns einſehen lehrt, wie die Befreiung des Lebens auch die innere Befreiung der Elemente war, die durch dieſes ihren wahren Mittelpunkt fanden. Jetzt erſt konnte, ſowohl die belebte Maſſe, als die geordnete Luft, Mittelpunkt und Umkreis in völliger Klarheit von einander geſondert und unendlich auf einander bezogen, in der Trennung eins ſich finden und darſtellen.

Die belebte Maſſe fand ihren Mittelpunkt in der thieriſchen Ernährung der innern Organe, ihren Umkreis in der vegetativen Ernährung der allgemeinen Umhüllung, die geordnete Luft fand ihren Mittelpunkt durch das thieriſche Athmen der Lungen, ihren Umkreis durch das vegetative Athmen der Umhüllung. In dem Umkreiſe gedeiht nur die äußere Einheit, im Innern aber erſcheint ein neuer engerer Umkreis, der ſich auf einen tiefern Mittelpunkt bezieht.

Die Umhüllung, das vegetative Leben der äußern Haut, iſt durch keine erſcheinenden Functionen von dem Leben der größern Umhüllung, der eigenthümlichen Atmoſphäre geſondert. Unmerkbar, durch verborgene, in den Abgrund des Geſammtlebens verſchloſſene Prozeſſe, gibt und empfängt das geſtaltete Leben von dem formloſen, hier iſt die ſtille Werkſtätte der ewigen Verwandlung, durch welche die erſcheinende Geſtalt in jedem Augenblicke ſich in das allgemeine Leben verliert und aus dieſem ſich wieder erzeugt, in welcher die Elemente und das erſcheinende Leben abwechſelnd und wechſelſeitig als Nahrung dienen und ſich nähren. Daher kann man auch hier Athmen und Ernährung, die ſich im Innern trennen, nicht von einander unterſcheiden.

Indem das Herz ſich bildet, finden beide Richtungen ihre eigene Stätte. Die Ernährung, ſelbſt Mittelpunkt, iſt der innere Umkreis, der ſich auf einen tiefern Mittelpunkt bezieht. Ihre höchſte Bedeutung findet ſie da, wo die aſſimilirenden Organe, die innerlich gewordenen Blüthen, ſelbſt als Wurzel, für ein höheres Daſeyn erſcheinen. Das venöſe Syſtem iſt eine Pflanze, die von dem zerſtreuten Gipfel anfängt und dem Mittelpunkte zueilt. Alles was eine jede Pflanze durch die Zerſtreuung der Verzweigungen ſucht, alles was die mannichfaltig aufgeſchloſſene Pflanzenwelt in unendliche Formen findet, concentrirt ſich hier, wo die höchſte Pflanze, das mit der innern Unendlichkeit ſchwangere, in ſeinem tiefſten Weſen enthüllte Element der Erde, mit der Blüthe anfangend, empfängt und der Stätte des Athmens, dem Mittelpunkte der beruhigten Luft übergibt. Dieſe aber, in der die innigſte Einheit mit der Pflanze ihre höchſte Bedeutung fand, empfängt ſie nicht, um ſie als Duft der ruheloſen Bewegung zu überliefern, vielmehr um ſie wieder zurückzugeben, und das arterielle Syſtem iſt die wahre umgekehrte Pflanze, die in der Luft wurzelt, von ihr zum höhern Leben erregt, und, wellenſchlagend, lebensſchwanger, durch tauſend Röhren in die Heimath zurückkehrt, ewig erſterbend für die höhere Pflanze und ewig aus dieſer von neuem erzeugt. So iſt der Pulsſchlag das Aufjauchzen der völlig befriedigten Pflanze. Aber indem jene umgekehrte, flüſſig gewordene, in der Luft wurzelnde pulſirende Pflanze ſich ganz hingibt, beſtätigt ſie ſich in ihrer Form, und es gelingt ihr, als vermittelndes Prinzip, das Höchſte zu enthüllen. Die in der Erde wurzelnde Pflanze muß, um ſich in völlig eigenthümlicher Form darzuſtellen, das Thier beſiegen, daher geſtaltet es ſich ſelbſt raſtlos und verliert ſich äußerlich, als Inſekt, in der Maſſe, die es innerlich nicht gewinnen konnte. Das pulſirende Blut aber erſcheint als Vermittler zwiſchen Pflanze und Thier, beide in ihrer höchſten Darſtellung enthüllend, je fröhlicher es in ſeiner eigenen Form gedeiht, das lebensſchwangre Meer, welches Erde und Luft wahrhaft verſöhnt. Denn indem die Luft aller Unruhe und Beweglichkeit entſagt und der befreieten, befriedigten Pflanze überläßt, quillt aus allen Brunnen des Lebens das äußerlich völlig beruhigte Element der Luft hervor und bildet ſich durch das Nervenſyſtem, der bewegten Pflanze gegenüber, in ſtillem Sinnen, das erſt durch dämmernde Träume in mancherlei Geſtalt eine unſichtbare Welt aufſchließt, und den Mittelpunkt in den Menſchen findet. Jene beiden großen Syſteme bilden ſich jetzt in ihrem Mittelpunkte, der immer heller hervortritt, — getrennt, um in dem Ganzen des Lebens auf das innigſte vereinigt zu ſeyn, in dem Umkreiſe auf einer jeden Stelle, bis ins Unendliche vereinigt, ohne je aufzuhören, getrennt zu ſeyn. Es gibt kein Organ, keine Muskel, Faſer oder Haut, die nicht von Nerven und Blutgefäß zugleich durchzogen wären. Nur aus den Extremen der Bildung, aus den ſtillen Knochen nach innen, aus der vegetativen Oberhaut und ihren Gebilden nach außen haben beide Syſteme ſich zurückgezogen, um in der Ferne die Gewalt der beſiegten Maſſe und der geordneten Atmoſphäre zu leiten.

Die Nerven ſind Arterien und Venen in ſich durchdringender Einheit. In dieſen unterſcheiden wir noch in der äußern Form diejenigen Organe, die alles von dem Umkreiſe dem Mittelpunkte zu, von denjenigen, die alles von dem Mittelpunkte dem Umkreiſe zu führen. In jenen iſt dieſer Unterſchied verſchwunden. Derſelbe Nerv leitet die Empfindung von außen einem unſichtbaren Mittelpunkte zu, und wird von dieſem in Bewegung geſetzt. Alle Mannichfaltigkeit der Richtungen keimt in einer höhern Welt, die ſich zu entwickeln ſtrebt, und die Ruhe des Nervenſyſtems eröffnet den Wellenſchlag einer unſichtbaren Region.

Wir nähern uns dieſer Region, indem wir verſuchen, die Bedeutung der Sinne zu enthüllen, durch welche aus der Einheit des überwundenen, ruhenden, dem Unſichtbaren dienenden Productes ſich die Mannichfaltigkeit der Functionen entwickelt, ſo wie in der Mannichfaltigkeit der Producte, in der Pflanzenwelt eine Einheit der Functionen ſich kund that. Um uns nun dieſe Bedeutung der Sinne klar zu machen, wird es vor allem nöthig ſeyn, vorläufig eine dreifache Richtung in den Lebensäußerungen der Thiere ſorgfältig zu unterſcheiden. Die eine iſt die äußere des Geſchlechts, die ſich erhaltend, durch die Thätigkeit des Thieres nach außen offenbart, die zweite, die innere der Natur, die ſich durch die Wiedererzeugung äußert, die dritte, die dämmernde Perſönlichkeit, die ſich durch lautwerdende Luſt und Unluſt darſtellt.

Die äußere Thätigkeit zur Erhaltung entſpringt aus der innern Unendlichkeit des thieriſchen Lebens, erſcheint daher als Willkühr, von dem Mittelpunkte aus betrachtet nach dem Umkreiſe zu, als Gefühl hingegen in der umgekehrten Richtung. Durch Willkühr bezeichnen wir lediglich eine Erſcheinung, nicht etwas Weſentliches. Wenn wir von Willkühr thieriſcher Lebensäußerungen reden, kann der Begriff ſelbſt nicht in dem Sinne genommen werden, wie wir ihn bei den Menſchen brauchen, nehmlich als freie Wahl zwiſchen entgegengeſetzten Handlungen. Denn, das wiſſen wir ſehr wohl, daß das Thier durch ſeinen Inſtinkt völlig ſicher und unwillkührlich geleitet wird. Nur weil die Handlungen der Thiere aus dem nicht erſcheinenden, wenn gleich höchſt beſtimmten, innern, in ſeinem

Kreiſe unendlichen Mittelpunkte des Daſeyns entſpringen, vermögen wir nicht eine jede einzelne Handlung des Thieres mit ſeiner Bedingung zu verknüpfen, ſie ſcheint uns daher, einzeln betrachtet, frei, ohne daß ſie es iſt, wie wir ſehr wohl wiſſen, wenn wir das Thier als einem beſtimmten Geſchlechte gehörig betrachten, innerhalb deſſen eigenthümliche Grenzen alle ſeine Handlungen fallen, ſo daß keine einzige dieſe Grenze überſchreiten kann. Nun wird man freilich behaupten, daß dieſes nehmliche mit dem Menſchen, wenn auch in einem mehr erweiterten Kreiſe, der Fall ſey, daß auch ſeine Handlungen ſogar innerhalb der Grenzen eigenthümlicher Perſönlichkeit fallen, daß alſo auch der Menſch nur ſcheinbar frei wäre. Wie aber hier ein ganz anderes Verhältniß eintritt, haben wir ſchon in dem erſten Theile dieſer Schrift, als wir von dem Urſprunge des Böſen handelten, aus einander geſetzt, und welcher Unterſchied in dieſer Rückſicht zwiſchen Thieren und Menſchen Statt findet, wird hoffentlich auch aus der Folge dieſer Unterſuchung völlig klar werden.

Wenn man von dem Gefühle der Thiere ſpricht, ſo ſcheint dieſes freilich, da es in ſeiner Richtung von außen nach innen ſich darſtelle, uns deutlicher durch äußere Bedingungen erregt, obgleich es doch erſt in dem innern unſichtbaren Mittelpunkte ſeine wahre Bedeutung erhält. Der Unterſchied nun zwiſchen dem Gefühle der Inſekten und dem der höhern Thiere iſt es vorzüglich, der uns hier zu unterſuchen obliegt. Das Gefühl iſt, wie wir im Vorhergehenden darthaten, der allgemeine Grund und Boden alles thieriſchen Lebens, wie die Reproduction der Grund alles Lebens überhaupt. Nun hat ſich die Reproduction in ihrer Eigenthümlichkeit rein ausgebildet in der Pflanzenwelt, das Gefühl aber auf die nehmliche Weiſe in der Inſektenwelt, und ſchon hieraus folgt, daß dieſes ſich zu dem Gefühl der höhern Thiere verhalten wird, wie die Reproduction der Pflanzen zu derjenigen der Thiere überhaupt. Indem nehmlich das Thier mächtig wird, welches in der Pflanze von der Reproduction beſiegt iſt, modificirt ſich dieſe, wie wir bei der Bildung des Herzens darthaten; eben ſo wird ſich, indem die Sinne, die bei den Inſekten von dem Gefühle bezwungen ſind, bei den höhern Thieren mächtig werden, dieſes ſich anders ausbilden und eine andere Richtung nehmen. Allerdings iſt das Gefühl der Inſekten verſchieden von dem Gefühle höherer Thiere, wie dieſes, was die Folge der Unterſuchung zeigen wird, von dem der Menſchen. Nehmlich ſo. Das Leben der Inſekten iſt noch von der Maſſe ergriffen; daher die Gliederung des Thiers, als beſtünde es aus mehreren verſchiedenen Thieren, daher das Herauslaufen aller Nerven in nach außen verlängerte Organe (mehrere Füße, Freßſpitzen, Fühlhörner); daher das Hineinbilden des Lebens in Maſſen, die durch organiſche Prozeſſe zubereitet ſind. Die ſcheinbare Willkühr verliert ſich in dieſen Producten, von welchen ſie nicht unterſchieden werden kann. In den höhern Thieren, und zwar je vollſtändiger in ihnen das Nervenſyſtem ſich entwickelt, je vollkommner der Gegenſatz von Gehirn und Nervenknoten hervortritt, deren mittlere Bildung das Rückenmark, welches an der Stelle des Mittelpunktes die verbindende Linie ſetzend, bei den Inſekten vorwaltet; deſto mehr zieht ſich das Thier in ſich ſelbſt hinein, getrennt von der äußern Maſſe, mit Gewalt über dieſe verſehen. Daher ſind die Producte des Inſtinkts der höhern Thiere von denen der Kunſttriebe dem Weſen nach verſchieden. Für dieſen tritt nehmlich erſt die Maſſe wirklich als eine ſolche hervor, und wird, als eine ſolche, als ein Aeußeres, innerlich. Indem ſie aber als ein Aeußeres dem Thiere ſich gegenüberſtellt, werden die Relationen der Maſſe, als ſolche, die Eigenſchaften derſelben innerlich, zwar noch nicht als ſolche erkannt durch das Thier, was nur durch ein Bewußtſeyn möglich, aber es iſt das dämmernde Bewußtſeyn der Natur, welches im Ganzen ſelbſt in den todten Producten waltet, und welches als leitendes Prinzip bei den Thieren hervorbricht. Daher die Zweckmäßigkeit der ſcheinbaren Wahl unter den Producten, die ſie zu ihrem Bau benutzen. Aber dennoch ſind die Eigenſchaften der Maſſe nicht auf die Weiſe bei den Thieren innerlich, wie bei den Menſchen. Bei dieſen nehmlich, auch bei den ſtumpfeſten entſpringt die Kunde der Eigenſchaften, die hier allein eine ſolche genannt werden kann, aus der Vergleichung mehrerer, aus einer Ueberſicht aller, die Thiere aber ſind an beſtimmte Maſſen mit beſtimmten Verhältniſſen hingewieſen, die ſich, wie die beſondere Außenwelt, für ſie aufſchließt, während die ganze übrige ihnen verborgen bleibt, und dieſe iſt eben daher nicht eine Welt für die Perſon, ſondern für das Geſchlecht. So erkennt das Geſchlecht der Thiere allerdings, aber dieſes erſcheint nie, ſondern nur die Folge der Generationen, und daher erſcheint auch das Erkennen nicht, und ferner iſt dieſes nie als ein ſolches erſcheinende Erkennen, nicht das der Welt überhaupt, ſondern einer beſtimmten, in engern oder größern Kreiſen eingeſchloſſenen Welt. Aber in jenem außerzeitlichen Seyn der Geſchlechter treten ſie auch als Glieder einer Geſammtorganiſation hervor, und alle Eigenſchaften haben für dieſe Anſchauung eine Verbindung in einer göttlichen Intelligenz, die höher liegt, als die menſchliche; daher die Sicherheit und Unfehlbarkeit des thieriſchen Inſtinkts.

Das Gefühl der Inſekten wurzelt alſo in der Maſſe, wie die Reproduction der Pflanzen in der Erde, und die höhern Thiere haben das Gefühl von der Maſſe losgeriſſen und nach dem Umkreiſe des eigenen Daſeyns, von der Maſſe geſondert, hingezogen, wie die Thiere überhaupt die Pflanze. Das Gefühl alſo iſt der allgemeinſte Sinn, am wenigſten geſondert, durch welchen die Verhältniſſe der äußerlich gewordenen Maſſe, als ſolche, innerlich werden. Es iſt an die Muskeln gebunden, und dieſe können wir als die belebten Pflanzenfaſern betrachten. Die Muskeln des hervortretenden Gefühls lagern ſich bei den Inſekten zwiſchen die noch nicht zurückgedrängte Maſſe nach außen, und die noch nicht überwundene Luft nach innen, bei den höhern Thieren aber zwiſchen die nach außen gedrängte Pflanze, und die beſiegte, nach innen gedrängte Maſſe. Selbſt bei dieſen ſind auch die Prozeſſe der centralen Ernährung an die Thätigkeit der Muskeln geknüpft, weil das Thieriſche alles durchdringt, und hier ſind die Muskeln gelagert zwiſchen der innern Haut (der Schleimhaut), aus welcher die aſſimilirenden Organe als Blüthen ſich herausbilden, und der äußern Haut, die, das Aeußere der innern Organe und das Innere der Höhlen überziehend, dieſelbe atmoſphäriſche Bedeutung für die Eingeweide hat, wie die Oberhaut für den ganzen Körper. In dieſen Organen iſt nun das Gefühl, wie bei den Inſekten, in der Maſſe verſunken, allerdings da, aber nicht für die Erſcheinung, und tritt hervor, wenn, in der Krankheit, die Organe ein eigenes Leben führen wollen, einen eigenen Mittelpunkt des Daſeyns ſuchen, der alſo da ſeyn muß, wenn auch von der Totalität des Lebens überwältigt, wenn er ſich in lange anhaltenden Krankheiten auf eine gewaltige, dauernde Weiſe zeigen kann. Das Leben der Muskeln entſteht durch das Wechſelſpiel zwiſchen Flexoren (zuſammenziehende) und Extenſoren (ausdehnende Muskeln); jene zeigen die Gewalt des belebenden Mittelpunktes, dieſe die des vegetativen Umkreiſes. Die

Thätigkeit der Flexoren iſt mehr an das arterielle, die der Extenſoren mehr an das venöſe Syſtem gebunden. Bei jeder eigenen (willkührlichen) Thätigkeit walten die Flexoren vor, ſelbſt bei den reproductiven Organen während einer Krankheit, bei der Ermüdung, dagegen, während des Schlafs, im Tode herrſchen die Extenſoren, wir dehnen uns, wenn wir ermüden, wenn wir ſchlafen, und im Tode während noch, vor der Auflöſung, vorübergehend mancher vegetative Prozeß thätig iſt ohne Mittelpunkt, artet dieſes Dehnen der Extenſoren in Erſtarrung aus. So können wir in den ſtarren, unbeweglichen Pflanzenfaſern, in der unbiegſamen, in das Unendliche ſtrebenden Verzweigung die einſeitige Gewalt der Extenſoren erkennen und das tief ſchlummernde Thier. Erſt im Tode der Pflanze, durch die Infuſion, werden die Contractoren als eigene Thiere eben ſo einſeitig wieder frei, wie früher die Extenſoren, und ziehen ſich als lebendige Infuſionsthiere (Monaden) kugelförmig zuſammen.

Ehe wir nun zur Betrachtung der höhern Sinne fortſchreiten, zieht eine Erſcheinung unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Es iſt die Symmetrie der Organe, die mit den Sinnen zuerſt hervortritt. Der Gegenſatz, der in der ganzen Natur waltet und ſie belebt, zeigt ſich auf der tiefſten Stufe der Maſſe völlig unaufgelöſ't, in derſelben einer Maſſe, bei den Magneten nehmlich. Beweglicher erſcheint jede Maſſe, nachdem der ſtarr in einer gleichförmigen Maſſe feſtgehaltene Gegenſatz an mehreren Punkten vertheilt iſt, die ſich ſuchen, den Gegenſatz auslöſchend. Im Leben wird er beſtändig unterhalten, hebt ſich auf und erneuert ſich in unaufhörlichem Wechſel. Aber in dieſem Wechſelſpiel ſucht er ſeine höhere Einheit, und dieſe iſt durch die Symmetrie der Sinne dargeſtellt, die vollkommne Umkehrung deſſen, was wir bei den Magneten wahrnehmen. Hier iſt der Gegenſatz innerlich, die Einheit in der Erſcheinung der Maſſe. Bei den Sinnen dagegen iſt der Gegenſatz äußerlich in zwei Organen, die Functionen aber heben ihn auf und ſetzen die höhere Einheit. Einheit der Maſſe iſt Tod, in welcher der Gegenſatz nur keimt, Verſchiedenheit der Maſſe iſt bloß äußere Bewegung, dämmerndes Leben, in welcher der Gegenſatz waltet, Einheit der Function in der Verſchiedenheit der Maſſe iſt äußeres Leben, Einheit der Function, die den Gegenſatz der Maſſe ganz in ſich auflöſ't, iſt Offenbarung des innern Lebens, Quell des Lebens, der als ſolcher hervortritt und Bedeutung der Symmetrie aller Sinnesorgane. Es iſt wohl gewiß, daß das Gedoppelte der Sinnesorgane auch auf eine leiſe Verſchiedenheit ihrer Functionen deutet, die freilich in der großen Aehnlichkeit der Bildung faſt verſchwindet, aber dennoch da ſeyn muß, weil alles was auch nur im Raume als ein Verſchiedenes erſcheint, auch innerlich ein ſolches ſeyn muß. Bei dem Gefühle tritt jene Symmetrie nur leiſe angedeutet hervor, bei den Menſchen wie bei den Thieren.

Auch eine doppelte Richtung des Gefühls läßt ſich deutlich wahrnehmen; aber die Beziehung dieſer zweifachen innern Richtung auf die zweifache äußere Form läßt ſich durchaus nicht wahrnehmen. Wir müſſen nehmlich ein durchaus allgemeines Gefühl unterſcheiden, durch welches nicht irgend eine beſondere Eigenſchaft der Maſſe innerlich wird, wohl aber das wechſelſeitige Verhältniß aller Maſſen unter einander, der allgemeine Zuſtand, der aus dieſen entſpringt: es iſt das Gefühl für Wärme und Kälte. Dieſes iſt verſchieden von dem, was uns die beſtimmten Eigenſchaften offenbart. Wohl aber vermögen wir in dieſem Gefühl, bei den Menſchen wenigſtens, eine Verſchiedenheit angedeutet zu finden. Dieſe zeigt ſich durch die allgemeine geringere Kraft der linken Seite, wir müſſen nehmlich annehmen, daß auf dieſer Seite das eigentliche Gefühl, die Richtung von außen nach innen, bei der rechten aber mehr die Thätigkeit, die Richtung von innen nach außen hervortritt. Eine intereſſante Beobachtung von Gall gehört hierher. Man ſtelle nehmlich einen dünnen Stab zwiſchen ein Licht und die Augen und bemerke genau, wenn man es in der Mitte auf die Naſenſpitze zu ſehen glaubt. Ein zweiter nun, der den Schatten des Stabes beobachtet, findet immer, daß dieſer keinesweges genau in der Mitte, ſondern immer nach einer oder der andern Seite fällt. Was folgt hieraus? Nothwendig folgendes: wir ſehen den Stab in der Mitte, wenn wir ihn mit gleicher Deutlichkeit durch beide Augen erblicken; aber damit dieſes möglich ſey, müſſen wir den Stab dem einen Auge nähern, von dem andern entfernen; wir ſind alſo in der That kurzſichtiger auf dem einen Auge, weitſichtiger auf dem andern; aber eben um ſo viel, als das eine Auge kurzſichtig iſt, gerade ſo viel iſt das andere Auge weitſichtig. Aeußerlich für denjenigen, für welchen unſer Sehen nur eine äußere Erſcheinung iſt, gilt dieſer Gegenſatz, für ihn iſt er da, für uns, die wir ſelbſt ſehen, iſt er aufgehoben, er gilt nur für die Erſcheinung. Eine Beobachtung, deſſen ſpeculative Bedeutung höchſt wichtig iſt. In dem einen Auge iſt alſo der Mittelpunkt, in dem andern der Umkreis, in dem kurzſichtigen mehr die univerſelle Richtung des allgemeinen Gefühls, in dem weitſichtigen mehr die innere Thätigkeit wirkſam. Dieſes iſt keinesweges eine größere Schwäche des einen Auges, wie Gall meint, vielmehr eine innere Eigenthümlichkeit. Der Kurzſichtige ſieht in der Nähe klar, was der Weitſichtige nur dunkel wahrnimmt, und die Vergrößerungsgläſer ſteigern die Kraft der einen Richtung eben ſowohl, als die Ferngläſer die des andern. Aber empfindlicher iſt allerdings das kurzſichtige Auge, wie alle Menſchen an einem Auge leichter, als an einem andern erkranken, weil es ſich leidender verhält, und die ähnliche Erſcheinung einer größern Empfindlichkeit des einen Ohrs läßt auf ein ähnliches Verhältniß zwiſchen beiden ſchließen, obgleich die dunkeln Aeußerungen dieſes nach innen gehenden Sinnes es nicht wahrnehmen laſſen.

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung der zweiten Richtung, in welcher das Innere der zeugenden Natur ſich aufſchließt, und handeln zuerſt von der Ernährung. Wenn wir erwägen, wie die Vegetation das eigentliche Verdauungsorgan des geſammten Lebens, die Aſſimilation der Elemente darſtellt, wie in und mit dieſer Verdauung das Innerſte der Natur in ſeiner Totalität, wenn auch zerſtreuet in den mannichfaltigſten Richtungen, ſich offenbart, dann kann uns die Bedeutung der thieriſchen Ernährung nicht verborgen bleiben. Wie das venöſe Syſtem aus unendlichen Punkten die dargereichten Producte der aſſimilirenden thieriſchen Blüthen empfängt und dem Mittelpunkte des Lebens überliefert, ſo iſt die Ernährung, durch alle Stufen der Thiere jenes Hinſtrömen der mannichfaltigen Formen von einem unendlichen Umkreiſe, um durch das thieriſche Leben die höchſte Enthüllung der geheimnißreichen Tiefe der lebensſchwangern Maſſe zu finden; ſie iſt die ſtufenweiſe Veredlung der Maſſe, die durch das immer höhere Gleichſetzen dasjenige aufſchließt, was in mancherlei Formen verſchloſſen liegt. Daher ſind die Thiere, wie durch das Gefühl, an eine eigene beſondere Welt der Maſſe, ſo an eine eigene beſondere Welt der Ernährung gebunden, und zwar deſto enger, je verſchloſſener ihr Daſeyn überhaupt iſt, und erſt für den Menſchen ſchließen ſich auch in dieſer Rückſicht alle Schätze der Welt auf, und das concentriſche Hinſtrömen, welches in den verſchiedenen Thieren eben ſo viele, hier engere, dort mehr erweiterte Kreiſe bildet, findet in ihm ein allgemeines Centrum der höchſten Veredlung der belebten Maſſen, in der vollendeten Form der beiden großen Syſteme, die ſich durch das Herz und das Gehirn ausbilden. So iſt die Ernährung das Vorbild des Begreifens, wie die Zeugung das Vorbild des Erkennens, und je mannichfaltiger die geſelligen Verhältniſſe ſich ausbilden, deſto größer wird der Kreis der aſſimilirenden Thätigkeit, wie die Veredlung der Geſtalt, obgleich auch hier, wie allenthalben, neben dem Herrlichſten das Furchtbarſte liegt und ſich zerſtörend entwickelt.

Das höhere thieriſche Gefühl iſt freilich an die Maſſe gewieſen und wirkt, als der allgemeinſte Sinn, nur in unmittelbarer Berührung, welches eben auf die Verwandtſchaft mit jenem ganz in der Maſſe verſunkenen Gefühl der Inſekten deutet; ſelbſt wenn die thieriſche Kraft zerreißend und zerſtörend hervortritt, iſt ihre Wirkung mehr der Maſſe ähnlich, ſo daß auch da, wo dieſe in dem größten Umkreiſe ſich entwickelt, bei dem Menſchen nehmlich, zerſtörende Maſſen unmittelbar durch die thieriſchen Bewegungsorgane an die Stelle des unmittelbaren Gebrauchs dieſer Organe treten. Aber dennoch hat das Gefühl auch einen engern Kreis innerhalb der Grenzen der Organiſation. Dieſer eröffnet ſich da, wo das Innere der Materie als Verführung erſcheint; indem es die Selbſtſucht der Organe erregt, durch die räthſelhafte Wirkung der Gifte. Dieſe ſind bei den höhern Thieren an den zornigen Biß geknüpft, und immer deutlicher wird es, daß ſie in der leiblichen Welt Vorbilder der zerſtörenden Leidenſchaften, des Haſſes, der vernichtenden Wuth ſind. Wie nun aber das Gefühl bei dem geordneten Leben an der Maſſe ſich offenbart, und nur, wo die Zerſtörung ſich drohend zeigt, die Welt friedlich ſchlummernder Kräfte erweckt, ſo iſt die thieriſche Ernährung dagegen nur wirkſam innerhalb der Grenzen des Lebens, und für dieſe ſchließen ſich die innern Qualitäten der Maſſe auf, werden durch den Geſchmack innerlich, wie die äußern Eigenſchaften für das Gefühl. Das Aufſchließen der Qualitäten iſt durch die flüſſige Auflöſung vermittelt. Corpora non agunt nisi soluta. Denn das Flüſſige iſt die unentſchiedene Richtung gegen die einſeitige endliche Erſtarrung, oder gegen die unendliche bewegliche Zerſtreuung. In dem chemiſchen Prozeſſe endigt das vorübergehende Wechſelſpiel der aufgeſchloſſenen Qualitäten in dieſen Extremen, bei der Ernährung in den Abgrund der Einheit beider Richtungen, die immer vollendeter hervortritt, je höher das Thier ausgebildet iſt. Aber der Durchgangspunkt iſt, wie für den chemiſchen Prozeß, ſo für die Ernährung der nehmliche, und daher wird jener durch den Geſchmack innerlich, und wirkt der nicht durch unmittelbare Berührung, ſondern durch eine Flüſſigkeit vermittelt. Der Geſchmack tritt erſt deutlich hervor, wo das Gefühl ſich einem höhern Sinne völlig entwickelt hat, und die höhere Stufe der Sonderung ſich durch die Gewalt über die Maſſe offenbart, bei den Säugthieren nehmlich und Vögeln, nothwendig aber innerlich an die beſondere Welt des Thieres gebunden, wie das Gefühl an die äußere. Indem dieſer letztere Sinn, losgeriſſen von der Maſſe, eine geſonderte Beziehung auf den innern Mittelpunkt eines ſelbſtſtändigern Lebens erhält, offenbart ſich die innere unendliche Kraft in einer Thätigkeit, die zur Erhaltung des Geſchlechts wirkſam iſt, und eine eigene Welt dämmernder Kunſt vorbereitet. So iſt der Geſchmack, der von der Maſſe losgeriſſene Ernährungsprozeß ſelbſt, der dadurch eine innere Beziehung auf den Mittelpunkt des Lebens erhält; die Kraft aber, die in der Ernährung ſich kund gibt, wirkt nicht bloß innerhalb der Schranken des einzelnen Thiers, ſondern über dieſes heraus, und die Zeugung iſt ſelbſt nur eine Ernährung in den größern Kreiſen des Geſchlechts, eine Wiedererzeugung des Individuums. So iſt die Zeugung hier, was dort die dämmernde Kunſt war, und die Begattung verhält ſich zum Geſchmacke, wie jene Thätigkeit zum Gefühl überhaupt. Daher die vollendete innere Form derſelben, die erſt bei den höhern Thieren hervorbricht. Zwar zeigt ſich die Begattung durch die ganze Reihe der Thiere, aber in ihrer bedeutungsvollſten Form konnte ſie nur da erſt hervortreten, wo Herz und Gehirn in ihrer vollendeten Sonderung zugleich die Einheit darſtellen, hier, beide in der Richtung des Herzens, als weibliche, dort, beide in der Richtung des Gehirns, als männliche Geſtalt ſich ausbildeten. Denn jetzt erſt iſt das Thier, als das zeugende, erregende Prinzip, in ſeiner völligen Einheit mit der Pflanze, die Pflanze, als das empfangende, ausbildende Prinzip, in ihrer völligen Einheit mit dem Thiere hervorgetreten, und die ganze zerſtreute Welt, das Licht und die Schwere, haben ſich durchſchauet und erkannt, im höchſten Sinne, bei dem Menſchen, wo der Geſchlechtstrieb ſich zur Liebe verklärt. Das Reifwerden der Thiere iſt dieſe unendliche Hineinbildung, für welche die Unendlichkeit des Geſchlechts ſich aufſchließt.

Wir betrachten die dritte Richtung der dämmernden Perſönlichkeit. Wo tritt ſie zuerſt hervor? Durch bloße thieriſche Geſtalt, die, wenn auch geſchloſſen in ſich, die nehmliche iſt in allen, tritt ſie keinesweges hervor; denn dieſe offenbart nur das vermittelnde Organ der Darſtellung der Gattung. Zuerſt zeigt ſich die Perſönlichkeit, wo Luſt und Unluſt, Freude und Schmerz laut werden, durch die Stimme. Als das männliche, erzeugende Prinzip dehnt ſich die Luft aus und zieht ſich zuſammen, in thatenloſem Thun, aber die verhärtete Erde will ſich nicht befruchten. Erſt nachdem der höchſte Punkt wechſelſeitiger Einigung gefunden iſt, nachdem das Gehirn, in ſeiner vollendeten Beruhigung, dem bewegten Herzen gegenüberſieht, bricht die Unendlichkeit des Daſeyns als ſolche hervor, eine Unendlichkeit, die das Ganze des Geſchlechts in einer jeden Geſtalt ſetzt, die aufgeſchloſſene Gattung in das Individuum, welches vernommen, aber nicht geſchauet werden kann. Daher das geheime Bündniß zwiſchen Stimme und Geſchlechtstrieb, es iſt die nehmliche innere Unendlichkeit, die hier durch lautgeworden-Luſt für eine unſichtbare, dort durch Zeugung für eine ſichtbare Welt ſich aufſchließt. Durch die Stimme, durch die dämmernde Perſönlichkeit werden wir auf eine vierte Stufe verſetzt, in eine neue Welt, und wenn alles Daſeyn von der Schwere, alles Leben überhaupt von der Reproduction, alles thieriſche Leben von dem Gefühle umſchloſſen iſt, ſo keimt von jetzt an die Perſönlichkeit unter den Thieren zuerſt auf die nehmliche Weiſe wie das Gefühl bei den Inſekten. Es die hervortretende Seele, die, von dem Leiblichen gefangen, in das Geiſtige hineinſchauet, wie die Pflanze, durch die ſtille Maſſe der Schwere befangen, in die durch das Licht bewegte Luft. Daher bricht die Stimme hervor, als die Blüthe des Athmungsprozeſſes. Die Unendlichkeit des Athmens von innen heraus, das gegliederte Athmen in keimender Organiſation, wie derſelbe Prozeß die höchſte Blüthe der Ernährung iſt durch die Belebung des Bluts, und zwar von außen nach innen, ſo daß die höchſte Bedeutung ſich in der Zeugung zeigt, durch welche die Perſon der Gattung geopfert wird. Eine doppelte Richtung der Bildungen nehmen wir auch hier wahr. Die in den Inſekten mit ſteter Unruhe gefeſſelte Begierde erhebt ſich durch das Leben der Vögel zur höhern Sehnſucht, und dieſem gegenüber bildet ſich eine eigene Welt der höhern Begierde durch die Säugthiere. Die Stimme der Vögel erzeugt ſich in der Bruſt und wird durch die Luftröhre ausgebildet, die Stimme der Säugthiere erzeugt ſich in der Kehle, der obern Mündung der Luftröhre, und wird in der Mundhöhle ausgebildet. Jene iſt eine Bruſt-, dieſe eine Kehlſtimme. Das Luftleben der Inſekten daher, welches ſich bei dieſen in den äußern Gliedern verliert, hat ſich bei den Vögeln von der Maſſe losgeriſſen und bricht in Tönen hervor, die als der lebendig gewordene Blumenduft laut werden, daher verſtehen ſich die Vögel und die ſtillen Pflanzen, daher iſt der Geſang der Vögel, was auf eine ſtumme Weiſe der Wohlgeruch der Blumen, die Sehnſucht, die aus der gefeſſelten Seele hervorquillt, um von dem unruhig bewegten Geiſte vernommen zu werden. Daher wiederholt ſich der Contraſt von dem Farbenglanze der nicht duftenden Tulpen und dem verſchwimmenden Grau der Nachtviolen durch Papageien und Nachtigallen, und die Stimme wie der Duft verliert ſich in die blendende Farbenpracht. Daher aber auch die Aehnlichkeit der Vögel mit den Inſekten in mancherlei Rückſicht. Die Säugthiere aber ſind die Inſekten der Vögel, jedes von beſtimmten Begierden, die als einzelne ſtrenge Töne laut werden, gefeſſelt. Wie die Ernährung ſich zur Zeugung, wie die Thätigkeit des Thieres ſich zum Kunſttriebe, ſo verhält ſich die Stimme zur thieriſchen Perſönlichkeit, und hat ſeinen eigenen Sinn, nehmlich den Geruch. Dieſer Sinn iſt der herrſchende bei den Säugthieren, er iſt zurückgedrängt bei den Vögeln, wo er ſich in der Sehnſucht verliert, während er in der beſtimmten Begierde entſchieden hervortritt bei den Säugthieren. Von den Amphibien und Fiſchen kann man eigentlich nicht behaupten, daß ſie Geruch und Geſchmack beſitzen, ſo wenig, wie man das Blut der geringern Thiere ein arterielles oder venöſes nennen kann, beide Sinne bilden ſich wechſelſeitig aus in der vollendeten Trennung, in dem ausgebildeten Gegenſatz. Der Geruch iſt der Sinn nicht für die Atmoſphäre überhaupt, vielmehr für die eigenthümliche Atmoſphäre, die als der Hauch einer unſichtbaren Umhüllung jedes Leben umgibt, die in der Atmoſphäre lebendige Sphären bildet, die, auf den belebten Mittelpunkt bezogen, in der gegenwärtigen Epoche der Erde immer geſonderter, mannichfaltiger, innerlich bedeutender hervortritt.

Wenn nun in der ſichtbaren Umhüllung des Leibes die verſchiedenen Functionen, die des Athmens und der Ernährung in einander ununterſcheidbar verſchmolzen ſind und als ſolche in der Sonderung ſich nicht erkennen laſſen; ſo iſt dieſes in jener unſichtbaren Umhüllung noch viel mehr der Fall. Das Eigenthümliche, Innere ſchließt ſich nur für den Sinn des Geruchs auf, durch keinen andern wahrnehmbar. Die äußern Eigenſchaften der Maſſe, die durch das Gefühl innerlich werden, laſſen ſich nicht nur aus dem unendlichen Verhältniſſe zum Gefühl, ſondern auch aus den Verhältniſſen der Dinge unter einander erkennen, ja die ganze mechaniſche Phyſik iſt auf die Kunde dieſer Verhältniſſe und ihrer ſtrengen mathematiſchen Geſetzmäßigkeit gegründet. Die innern Eigenſchaften der Maſſe, die durch den Geſchmack ſich kund thun, ſind ſchon verſchloſſener, aber dennoch laſſen ſie ſich, an qualitative Subſtanzen geknüpft, in ihren Verhältniſſen erkennen, und die ganze Chemie iſt auf ſolche Kunde gegründet. Aber völlig geheimnißvoll iſt die Welt des Geruchs für jede andere ſinnliche Wahrnehmung. Zwar das Geheimniß der Anziehung und Zurückſtoßung, wie beide Kräfte aus der Ferne wirken, und durch die Electricität ſich darſtellen, gehört hierher. Denn hier wirken in der That nicht die qualitativen Maſſen als ſolche, vielmehr ihre unſichtbaren Atmoſphären, und der Gegenſatz iſt durch keine Maſſe dargeſtellt. Aber die Electricität entdeckt uns nur das allgemeine Schema des Gegenſatzes in ſeinen mancherlei Modificationen, nicht die unendliche Fülle der Eigenthümlichkeit, die ſchon in den riechenden Subſtanzen, die der Schwere unterliegen, ſich offenbart, die durch den Blumenduft und die vielen ätheriſchen Producte des Pflanzenreichs (Oele, Weine,) ſich aufſchließt, und die für die höhern Thiere, auf eine für den Menſchen völlig verborgene Weiſe, bis zum lebendigen Anziehen und Zurückſtoßen, zur Sympathie und Antipathie ſich ſteigert.

Wenn wir die drei Sinne, die uns bis jetzt beſchäftigten, mit einem Blicke betrachten, dann ſehen wir, wie das Gefühl vorzugsweiſe die mechaniſchen Eigenſchaften der feſten Körper enthüllt, und, wie in den Verhältniſſen dieſer Körper unter einander, durch unmittelbare Berührung wirkt, wie ferner der Geſchmack, die Eigenſchaften der flüſſigen Körper, der aufgeſchloſſenen Qualitäten aufſchließt, und, wie in den äußern Verhältniſſen, durch die Vermittelung einer auflöſenden Flüſſigkeit, wie endlich der Geruch die Eigenſchaften eigenthümlicher Atmoſphären enthüllt, und, wie in den äußern Verhältniſſen, in der Ferne wirkt. So iſt jene große Trennung von Feſtem, Flüſſigem und Gasförmigem, von Mechaniſchem, Chemiſchem und Electriſchem innerlich geworden; aber je tiefer in ſeiner innern Bedeutung das Leben ſich darſtellt, deſto unendlicher quillt die Selbſtſtändigkeit eigenthümlicher Art auf jeder Stelle hervor, da in dem bloß Aeußern des Daſeyns (wie im Denken die Begriffe) nur ein allgemeines Schema erſcheint, deſſen Bedeutung immer geringer wird, je tiefer das Leben aus ſeinem Urgrunde ſich hervorhebt. Jene drei Sinne, wie ſie immer höhere Stufen des Lebens darſtellen, ſondern ſich auch immer mehr (wie Thiere in den Thieren) von den mancherlei Organen des Leibes. Wie die niedern Thiere den Elementen, iſt das Gefühl dem ganzen Leibe eigen, und wenn gleich verborgen in den vegetativen Organen, kann es ſich dennoch aus dieſen nur in Krankheiten entwickeln, und nur eine dämmernde Sonderung zeigt ſich aus der Allgemeinheit der Verbreitung, in den Lippen, in nervenreichen Häuten, in Organen, durch welche das Gefühl herausſtrebt aus der Allgemeinheit, aber keine reine Sonderung finden kann. Die höhern Sinne, Geſchmack und Geruch, ſind dagegen an eigene Organe gewieſen, und auch in der Abſonderung der Nerven laſſen ſich diejenigen, die dieſen Sinnen vorzugsweiſe dienen, von den übrigen ſcheiden. Auch eigene Abſonderungen ſind mit ihnen verbunden, wie der Speichel und Naſenſchleim. Aber dennoch iſt dieſe Sonderung nicht vollendet. Dem Geſchmack wie dem Geruch dienen mehrere Nerven, und die Abſonderungen der Verdauung. Daß aber der Geruch eine größere, höhere Sonderung der innern Eigenthümlichkeit des Lebens darſtelle, beweiſ't theils das beſtimmtere Hervortreten eines eigenen Nervenpaares, theils die beſtimmtere Trennung der Abſonderung von dem allgemeinen Ernährungsprozeſſe, ſo daß ſie dem Geruche mehr, wenn auch nicht ganz, ausſchließlich dient. Dieſe drei Sinne enthüllen die höchſte Bedeutung des Leiblichen und Elementariſchen, ſie ſind die geſteigerten Elemente ſelbſt, die innerlich ergriffen, als Grund und Boden eines höhern Daſeyns ſich entwickeln ſollen. Die Nerven des Gefühls ſind in dem ganzen Körper verbreitet, die Nerven des Geſchmacks entſpringen aus den Markverlängerungen des kleinen Gehirns, deſſen centrale Bedeutung das Gehör, ehe dieſes ſich ausgebreitet hat, der höchſte Punkt des leiblich endlichen Sinnes. Die Nerven des Geruchs entwickeln ſich aus dem Umkreiſe des großen Gehirns, deſſen centrale Bedeutung das Geſicht. Wie das unendliche, werdende Vernehmen im Gehör ſich entwickelt, nachdem die Ernährung, der vegetative Prozeß ſeine höchſte Bedeutung erlangt hat, ſo verliert ſich das endliche, ſeyende Wahrnehmen, in der Unendlichkeit des Geruchs, bei den Thieren. Der Geruchsnerv iſt in dem Nervenſyſtem, wie die Schnautze in der Bildung des thieriſchen Antlitzes das Voreilende, in die eigene Welt ſich Hineinbildende bei den Säugthieren.

Man hat lange nicht genug über die tiefe Bedeutung des Geruchs bei den Säugthieren nachgedacht. Die Schnautze der Säugthiere iſt, im höhern Sinne, was die Antennen bei den Inſekten, daß innere ſich Verlieren der höchſten Sinne in ein inneres Gefühl, wie bei den Inſekten Geſchmack und Geruch ſich verlieren in das allgemeine Gefühl. Daß der Geruch mit dem Geſchmacke in der genaueſten Verbindung ſteht, iſt allgemein bekannt, eben ſo nehmlich, wie electriſche und chemiſche Prozeſſe. Ja jene ſind immer die Vorläufer von dieſen, wie der Geruch den Geſchmack begleitet. In den chemiſchen Prozeſſen wird der Gegenſatz des Unendlichen und Endlichen feſtgehalten im Endlichen, und offenbart ſich durch Maſſen, und daher iſt die Form des Endlichen und Negativen hier gleichſam das Poſitive, und der Sauerſtoff vorwaltend, wie auch beim Geſchmack, in den electriſchen Prozeſſen iſt derſelbe Gegenſatz für das Unendliche aufgeſchloſſen, und das Poſitive kann ſeine urſprüngliche Bedeutung enthüllen, und daher iſt der Waſſerſtoff, von der Maſſe losgebunden, als poſitive Electricität vorwaltend hier, wie beim Geruche. Dieſes iſt das Verhältniß dieſer Sinne zu einander nach außen. Aber ihre Bedeutung nach innen wollen wir noch verfolgen, beſonders die des Geruchs, die uns vorzüglich wichtig iſt. Der Geruch iſt der Hauptſinn der höhern Thiere, er ſchließt die innere eigene Welt für ſie auf, von welcher befangen, ſich ihr Daſeyn enthüllt. Auf den Geruch, in welchem die Sympathie und Antipathie ſich darſtellt, gründet ſich die ganze Sicherheit des höhern thieriſchen Inſtinktes; denn die eigenthümliche Begierde findet und ergreift ſich in dieſem Sinne. Die großmüthige Kraft des Löwen, der erhabene Sinn des Tigers, ja die unendliche Mannichfaltigkeit in der Geſtaltung der Begierden, durch eigene Geſchlechter feſtgehalten, iſt durch die völlige Ausbildung dieſes Sinnes erſt möglich geworden. Iſt die wunderſame Treue des Hundes nicht ganz an den Geruch gebunden? Welche herrliche Erſcheinung iſt der Elephant, indem in einem ſonderbaren Organe die Natur, den übrigen monſtröſen Körper vernachläſſigend, die keimende Individualität des äußern Gefühls, in der Einheit mit jenem innern, dieſem es unterwerfend, ausbildete, und Naſe und Hand zu verbinden wagte? So iſt durch den Geruch der Rapport der Thiere zu ihrer engen beſtimmten Welt ausgedrückt. Dieſes Seyn in einer äußern Welt dämmernder Perſönlichkeit hat ſich, behaupten wir, bei den Vögeln in Sehnſucht aufgelöſ't. Nun iſt es uns zwar bekannt, daß einige Vögel, doch nur die fleiſchfreſſenden, den Geruch in hohem Grade beſitzen. Aber man darf nicht vergeſſen, daß, jemehr die Natur ſich der Stätte befreieter Perſönlichkeit nähert, deſto mehr vermag ſich alles allenthalben zu entwickeln, und daß die Extreme der Bildung ohne innere Vereinigung immer ſtärker hervortreten, je entfernter ſie von jenem Mittelpunkte ſind. Auch verliert ſich der Geſang, wo der Geruch ſich ſtark ausbildet, in ein bloßes Geſchrei, und keine fleiſchfreſſenden Vögel ſind Singvögel.

Verfolgen wir nun dieſen Sinn in einer andern Richtung, dann entdecken wir auch hier ſeine große Bedeutung für das thieriſche Daſeyn, und wie er an die dämmernde Perſönlichkeit geknüpft iſt, oder vielmehr dieſe in ihm gefangen. Der Geſchmack ſteht durch die bewußtloſe Ernährung mit der Zeugung, alſo mit dem Geſchlechtstriebe in genauer Verbindung. Der Geruch aber, indem er Luſt und Unluſt, Sympathie und Antipathie erregt, ruft die Perſönlichkeit hervor und wirkt auf die Stimme. In welcher genauen, wenn gleich geheimnißvollen und äußerlich nicht wahrzunehmenden Beziehung die Stimme auf den Geſchlechtstrieb ſteht, iſt allgemein bekannt. Durch dieſe offenbart ſich der bloße Naturtrieb erſt als Inſtinkt, in welchem wir nothwendig eine, wenn gleich leiblich gefeſſelte, Perſönlichkeit uns denken müſſen. Ja, in der Begattung verſchmilzt ſich das innere Gefühl, welches durch den Geruch ſich entwickelt, mit dem äußern ganz, und aus der Einheit beider entſpringt die tiefe Luſt, in welcher die Unergründlichkeit der zeugenden Kraft und die ganze Gewalt des Geſchlechts ſich verliert. Hiermit hängt ſelbſt die Art der Begattung zuſammen, die erſt entſchieden jene innigere Verbindung, mit welcher ſich auch die Verwandlung des Embryo in dem mütterlichen Schooße verbirgt, bei den höhern Thieren fordert.

Wie nun das Thier in der Pflanze ſich verliert, wie das innere Gefühl, welches ſich in der Unendlichkeit des Geruchs entwickelt, in dem allgemeinen nicht geſonderten Gefühle bei den Inſekten ſich verſenkt, ſo ſchlummern die höchſten Sinne, Geſicht und Gehör, in dem eigentlich leiblichen bei den Säugthieren und Vögeln, und die Perſönlichkeit iſt von dieſen Sinnen auf die nehmliche Weiſe in eine eigene Richtung hingezogen, wie das verborgene Thier in der Pflanze durch die Reproduction, die höhern Sinne von dem Gefühle bei den Inſekten. Wie die Reproduction aus einander gegangen iſt in eine zweifache Bildung durch die Inſekten und die höhern Thiere, und ſelbſt dadurch (losgeriſſen von der Erde) eine Beziehung auf den innern Mittelpunkt des Lebens erhält; wie die niedern aus einander gehen in der beſtimmten zweifachen Sonderung der Säugthiere und Vögel, ja, wie in den Thieren aus einem gemeinſamen Anfangspunkte ſich arterielles und venöſes, Gehirn- und Ganglienſyſtem ſondern: ſo hat ſich auch das allgemeine Gefühl getheilt in zwei höhere Sinne, Geſchmack und Geruch, und ſich dadurch ſelbſt nicht aufgehoben, vielmehr in einem höhern Sinne beſtätigt.

Werfen wir nun einen Blick auf die ganze Reihe der Betrachtungen, die wir bis jetzt darſtellten, ſo entdecken wir einen dreifachen Gegenſatz, der, wie er in der Urzeit in einem gemeinſchaftlichen Grunde ſchlummerte, ſich auch jetzt noch fortdauernd aus dieſem entwickelt, und wie das qualitative Leben der Maſſe in dem chemiſchen Prozeſſe ſich aus dem Waſſer herausbildet und mit Erſtarrung oder Verflüchtigung endet, in die abgeſtorbene Ruhe einer todten Vergangenheit, oder in die ſtets bewegliche, raſtloſe Form einer unbeſtimmten Zukunft ſich verſenkt, ſo tritt, aus einem reichern Waſſerleben, mit den Keimen des Lebens geſchwängert, die ruhige Pflanzenwelt und die bewegliche Inſektenwelt hervor, und abermals aus dieſem Elemente erhebt ſich das mittlere Maaß einer höhern Bildung, die beſtimmt iſt zu vereinigen, was in jenen Welten getrennt war, um aus der Blüthe der tiefern Vereinigung den höhern Gegenſatz zwiſchen Säugthieren und Vögeln zu erzeugen. So tritt die bildende Natur, in immer engern Kreiſen, dem Mittelpunkte ihres Lebens, der Enthüllung ewiger Perſönlichkeit immer näher, und die ſechsfache Welt eröffnet die ſiebente, heilige der Geſchichte. Nicht bloß die Form des Geſchlechts, auch die einer jeden Geſtalt, und nicht dieſe allein, auch die eines jeden Organs, eines jeden lebendigen Theils des Leibes bis ins Unendliche, ſo unſcheinbar und vergänglich er der Erſcheinung nach ſeyn mag, hat ſeinen tiefen Grund in einer unendlichen Vergangenheit, und iſt zu gleicher Zeit, ſeiner beſtimmten Bildung nach, angedeutet in jener gemeinſamen Welt alles Lebens und alles Daſeyns; ſo daß jede Geſtalt, und jede Form der lebendigen Geſtalt, eine eigene und doch zugleich gemeinſame Geſchichte hat, nach welcher ſie ſich ſtetig in ihrer Form immer klarer entwickelten, und für eine jede Epoche der Bildungsgeſchichte der Erde, für die gegenwärtige am offenbarſten, eine eigene Organiſation bilden, deſſen Blüthe und Gipfel in den geringſten Thieren anfangend, ein jeder Theil zugleich das Ganze gibt. Aber nicht bloß die Keime der mannichfaltigen Bildungen, ſo wie ſie ſich in den Abgrund jenes vermittelnden Lebens verlieren, um ein höheres, inneres zu enthüllen, auch dieſe Bildungen ſelbſt, wie ſie ſich in dem dreifachen Gegenſatze eigenthümlich aufſchließen, gedeihen immer vollkommner und herrlicher, je mehr das bedeutende Leben ſiegt: denn wo es hervortritt, erſcheint es nicht als Kampf, ſondern als Verſöhnung, und alles hat ſein geordnetes Maaß der Bildung gefunden, indem daß höchſte Daſeyn das ſeinige ſuchte und fand. Wäre es möglich, daß jene verſöhnende, alles als eine innere Sonne erleuchtende Geſtalt ſich in niedere Bildungen zurückzöge, dann würde gleichmäßig die heitere Entwickelung des dreifachen Gegenſatzes ſich nach dem gemeinſchaftlichen Grunde zurückziehen, ja, wo dieſer allein waltet, iſt er ſelbſt keimloſer; denn in dem gemeinſamen gleichgültigen Elemente entbehrten die Keime, die Andeutungen, des Reizes, der, indem jenes als Grund erſcheint, einen ſteten Boden vorbildlicher Formen erzeugt. So erzeugt ſich, dem Weſen nach, in der Natur nichts, und nichts geht zu Grunde, alles iſt in einer unendlichen Vergangenheit geboren, ſetzt ſich ſelbſt voraus, iſt nur dem Sinne nach vergänglich; alles war da, wenn auch nur potentia, und wie die Gedanken aus der Seele, in welcher ſie verhüllt lagen, quellen die Bildungen aus dem verſchloſſenen Schooße der Erde hervor, alles iſt Enthüllung, Offenbarung einer ſchon daſeyenden Entwickelung.

Zwar treten zerſtörende Zeiten auch in der

Entwickelungsgeſchichte der Erde hervor, Epochen, in welchen die irdiſche Zeit ſich ſelbſtſüchtig in jener ewigen bilden und für ſich ſeyn will. Aber wenn die Zerſtörung mächtig wird, iſt ſie vernichtet. Sie zeigt den innern zehrenden Würm alles irdiſchen Daſeyns, das Hemmende in allem Leben, welches, nachdem es, verborgen in dem Innern, als ein anſteckendes Gift alle Bildung ablenkte, ſcheinbar ſiegreich ſich hervorwagt. Indem nun das heilige Leben flieht, ſich in ſeine innere Tiefe zurückzieht, verzehrt ſich die Selbſtſucht der wilden Elemente in ſich ſelbſt, eine Zeit des Gerichts tritt hervor, eine Scheidung von Böſem und Gutem. Dann aber iſt die tragiſche Zeit des ſcheinbaren Unterganges eine Zeit der Reinigung und Reue, die ewige Zeit heiliger Offenbarung zeigt ſich wieder, die zurückgedrängten Keime wagen ſich hervor, und die Stetigkeit der Entwickelung iſt wieder hergeſtellt. Daher haben in den Gebirgen die umwälzenden Zwiſchenzeiten nie die ſtetige Folge der Bildungen unterbrechen können, und nur wo dieſe ſiegt, wo dem Hochmuthe eines in der endlichen Zeit erzeugten Anfanges entſagt iſt, wo der Glaube herrſcht an eine ewige Ueberlieferung, die keine neue Formen ſchafft, aber in jeder ein Heiligeres und Tieferes darzuſtellen vermag, da erſcheint die ewige Liebe, die aus dem Vater geboren iſt vom Anfange an, und zeigt uns den Geiſt der Zukunft als blühende Hoffnung. Denn wo die Ueberlieferung ſtille ſteht, gehemmt iſt, da hat ſich die Liebe zurückgezogen und die Verhärtung iſt die Geburt der Selbſtſucht ſelbſt.

Indem wir nun den Mittelpunkt der Natur betrachten, in welcher die ewige Perſönlichkeit als ſolche ſich darzuſtellen ſtrebt, bemerken wir zuerſt, daß keinesweges die Säugthiere, ihrem Leben nach, geringer ſind als die Menſchen, nur daß die Perſon, als ſolche, die Bedeutung nicht hat, die erſt, wie eine neue Welt, ſich aufthut mit der menſchlichen Geſtalt. Sonſt müßte das vollendetſte Thier ſich an die geringſte menſchliche Form anſchließen, welches keinesweges der Fall iſt. Verſetzen wir uns in jene Gegenden, wo in der wilden ſumpfigen Vegetation an den Ufern der Flüſſe das Flußpferd, in den Wäldern die Elephanten, Löwen und Tiger leben, auf den fruchtbaren offenen Feldern die Zebras, Antilopen und Gazellen in großen Heerden verſammelt ſich leicht und zierlich bewegen, wo in größerer Ferne der bunte Gieraffe wie ein wandelnder Thurm erſcheint, während in den wüſten Ebenen der Strauß wie der Sturmwind über die ſandige Fläche wegſauſt, wie Kraft, Gewalt, Schnelligkeit, Anmuth in einem ſo blühenden Lande ſich darſtellen, während der Buſchhottentotte, von jeder menſchlichen Erinnerung verlaſſen, in einſamer Höhle die kümmerlichſte, ja widerwärtigſte Mißgeſtalt verbirgt; dann wird uns jener bekannte Ausſpruch, daß der Menſch nur über oder unter dem Thiere ſtehe, von ſelbſt einleuchten, und wir werden, den freien Blick auf das Ganze der zeugenden Natur werfend, auch hier den Sinn für das Eigenthümliche feſtzuhalten wiſſen, wo ſich die thörichte Frage nach einer bloßen Unterordnung, der wir bei dem Unterſchiede zwiſchen Pflanzen und Thieren zuerſt begegneten, uns von neuem und in bedeutſamer Nähe aufdringt. Wie nun die Menſchen, die den Thieren am nächſten zu ſtehen ſcheinen, ſich keinesweges ihrer Bedeutung nach mit den im höhern Sinne entwickelten Thieren vergleichen laſſen, ſo ſind auch die Thiere, die den Menſchen näher zu treten ſcheinen, eben ſo wenig die höhern, vielmehr haben die Affen für den unverdorbenen Sinn etwas höchſt Widerwärtiges, das Unbeſtimmte, Unſichere, etwas Zurückſtoßendes; und Menſchen und Thiere treffen, wie Säugthiere und Vögel, wie Inſekt und Pflanze, in einem gemeinſamen Punkte geringerer Bildungen zuſammen, von welchem aus, in entgegengeſetzter Richtung, hier das Myſterium der Sinnlichkeit des Geſchlechts, dort das der Freiheit der Perſönlichkeit ſich immer eigenthümlicher und tiefer offenbart.

Wären jene Formen des Daſeyns, die ſich nach außen werfen in den belebten Elementen, und wie ein Umkreis alles Leben umgeben, indem ſie durch dieſes eine tiefere Bedeutung erhalten, die ſich ferner nach außen werfen in Inſekt und Pflanze, und wie ein Umkreis das höhere Leben umgeben, indem ſie durch dieſes auf einen tiefen Mittelpunkt bezogen werden, die endlich ſich nach außen werfen in Säugthier und Vogel und die enthüllte Perſönlichkeit der menſchlichen Geſtalt umgeben, indem ſie, durch dieſe ſich nach innen kehrend, als die höchſte Offenbarung erſcheinen; wären dieſe Formen dem Weſen nach geringer: dann müßten ſie durch das höhere Leben zurückgedrängt werden. Was durch das Höchſte immer freudiger gedeiht, in ſeiner Nähe, in ſeiner Mitte ſein eigenes Weſen findet und entwickelt, muß an dem Höchſten Theil nehmen, und da das Göttliche nicht theilbar iſt, wie das Endliche, dieſes ganz in ſeiner Form enthalten.

Jn der neuen Welt der ewigen Perſönlichkeit nun, in welche wir jetzt eintreten, iſt der Grund die Sprache, die freigewordenen, ja die überſinnlichen Sinne aber Gehör und Geſicht, welches wir durch eine genauere Unterſuchung darzuſtellen uns bemühen werden. Wir haben geſehen, wie die dämmernde Perſönlichkeit nicht als eine ſolche hervortreten kann, weil ſie, von der leiblichen Sinnlichkeit ergriffen, in dieſer verborgen, eben beſtimmt iſt, ihre Herrlichkeit durch die Sicherheit des Jnſtinkts zu enthüllen, verſchlungen wird, wie das Thier von der Pflanze, wie bei den Jnſekten die höhern Sinne von dem allgemeinen Gefühle. Daher können wir freilich einen Typus finden in der Stimme der Thiere, der auf die Sprache deutet, wie wir in den Körnern der Oxydation den Typus der lebendigen Monade, in der Metallvegetation den Typus der Pflanze erkennen; aber es bildet ſich kein Uebergang durch die thieriſche

Stimme zur menſchlichen Sprache, denn wie da, wo in der Erſcheinung die Formen des Lebens und des Todes ſich nahe zu treten ſcheinen, dennoch eine unergründliche Tiefe ſie ſondert, weil die innere Unendlichkeit, die anfangsloſe Geburt ſich eröffnet, ſo auch hier. Die höheren Thiere vereinigen, als geſonderte Functionen, Ernährung und Athmen, Bauch- und Bruſthöhle, die einſeitig aus einander gehalten ſind durch Pflanze und Inſekt, und die unendliche Hineinbildung beider wird durch die Stimme angedeutet, wie die endliche durch die Zeugung, daher iſt die Stimme der Grund jenes höhern Daſeyns, welches ſich durch das Antlitz enthüllt; zuerſt aber in der elementariſchen Trennung. Der Gegenſatz von Rede und Geſang, ja in der mehr in ſich geſonderten Rede ſelbſt, der von Conſonant und Vocal, der bei den Menſchen ſelbſt eine innere Gliederung, eine wahrhaft entwickelte, nicht bloß angedeutete, unendliche Einheit darſtellt, iſt aus einander geworfen in der Stimme der Säugthiere und der Vögel, und wie erſt aus der Einheit der Elemente alle Gegenſätze des Lebens, ſo entwickelt ſich erſt aus der Einheit des in der thieriſchen Stimme Getrennten alle Sprache. Die Behauptung daher, als wenn die menſchliche Sprache ſich gebildet hätte aus der äußern Wahrnehmung, aus einer Nachahmung deſſen, was in der Natur laut wird auf irgend eine Weiſe, denkt ſich eine Generatio aequivoca, die das Leben aus dem Tode auf eine furchtbar widerſinnige Weiſe erklären will, verkennt die Stätte einer göttlichen Offenbarung, unterwirft das Höchſte der niedrigſten Bedingung, und erſcheint hier, wo wir dem Räthſel der enthüllten göttlichen Freiheit nahe treten, widerwärtiger noch als da, wo man ſich die Entſtehung des erſcheinenden leiblichen Lebens begreiflich zu machen ſucht. Allerdings war die Sprache ſchon da, ehe ſie laut ward, die ſtumme Natur wollte ſie enthüllen, die Pflanzen und alle lebendige Geſtalten das Wort ausſprechen, die rieſelnde Quelle, der Sturm und der Donner ſuchten es, es ſchlummerte in den Metallen, in den Saiten, aber es ward aus der andächtigen Begeiſterung geboren, als die Tiefe des perſönlichen Daſeyns in der menſchlichen Geſtalt hervortrat. So ruht, ſtumm und gefeſſelt, eine heilige Sprache in der äußerlich laut werdenden noch, und einzelne Töne aus ihr, die, leiſe und zerſtreuet, wie die herumſchweifenden Naturtöne vernommen werden, ſagen nichts neues, ſie entſchleiern vielmehr ein tief verhülltes Geheimniß und eröffnen den Blick in eine neue Welt, von welcher die Erſcheinung in ihrer Vergänglichkeit nichts weiß.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Perſönlichkeit von den bloß leiblichen Sinnen befreiet und laut geworden iſt, bildet ſich die eigene Welt aller Sprachen, wie die Welt der höhern Thiere. Und es dringt ſich uns eine Aufgabe auf, vielleicht für die wahre Wiſſenſchaft die höchſte, wenn ſie lebendig ergriffen und gelöſ't wird; eine Aufgabe, die die Zeit zu ahnen ſcheint, obgleich ſie kaum reif für ſie iſt, die nehmlich, alle Sprachen in eine große Sprachorganiſation vereinigt zu ſehen, wie alle Thiere in eine Geſammtorganiſation; in den rohen Sprachen die Prototypen der höhern, wie in den geringern Thieren die Andeutungen der höhern zu finden. Eine ſolche Forſchung, die uns zuerſt die wahren Uranfänge der Sprache zeigen wird, in welchen die Elemente noch kaum unterſcheidbar ruhen, ſetzt eine Vorbereitung voraus, wie in der comparativen Phyſiologie, und erſt durch dieſe würden wir wahrnehmen, wie in und mit den Sprachen ſich in verſchiedene Richtungen bald dieſe, bald jene Seite des menſchlichen Daſeyns aufſchließt, bald in höherer Einigung eine höhere Offenbarung ſich enthüllt. Ja, eine ſolche Betrachtung, die in und mit der Form der Sprachen ihr inneres Weſen aufſchließt, würde ſich zur gegenwärtigen Sprachforſchung, wie die wiſſenſchaftliche Phyſiologie zur Anatomie verhalten, würde zu gleicher Zeit alle geiſtige Erzeugniſſe und ihre Eigenthümlichkeit, die ſich nie von den Sprachen trennen laſſen, auffaſſen, und das innerſte Weſen der Völker und ihrer Schickſale in dem Gange ihrer Bildung, in ihren Verhältniſſen zu einander ergreifen. Da wir geſtehen müſſen, daß eine ſolche Sprachwiſſenſchaft, deren Bedeutung wir zwar von der ſichern Stätte der Natur aus ahnen können, uns in ihrer Ausführung fremde iſt;

da ſie eine Kunde vorausſetzt, die wir nicht beſitzen, eine Aufgabe enthält, die andere Geiſter, für die uns verſchloſſene Welt glücklicher geboren, ihrem Weſen nach, deutlicher als wir faſſen mögen: ſo beſchränken wir uns auf den bloß phyſiſchen Punkt, wie die Sprache, über die bloße leibliche Erſcheinung herausragend, obgleich an ſie gebunden, das Antlitz bildet. Die Stimme der Thiere theilt ſich in die Bruſtſtimme der Vögel, die in der Bruſt entſteht und in der Luftröhre gebildet und geſtaltet wird, und in die Kehlſtimme der Säugthiere, die in dem Kehlkopfe erzeugt wird, und einfach feſtgehalten, an dieſem haften bleibt. Zwar ſind bei den höhern Thieren Bruſt- und Bauchhöhle, Athmen und Verdauen vereinigt, und die Stimme entſpringt erſt aus dieſer Vereinigung; aber dennoch iſt in der Stimme die Differenz noch wahrzunehmen, und die Bruſtſtimme der Vögel iſt mehr in der Richtung des Athmens, die Bauchſtimme des Kehlkopfs bei den Säugthieren mehr in der Richtung der Verdauung feſtgehalten. Bei den Menſchen findet die vollkommenſte Einheit beider Richtungen Statt und mit dieſer fängt erſt die höhere Organiſation an; etwas vom Geſange hat immer die menſchliche Rede, wie dieſer auch nie von der Rede losläßt. Dieſe Sprache entſteht alſo aus der Bruſt, wie aus dem Kehlkopfe, und bildet ſich aus in der Mundhöhle. Aber wir nehmen dabei eine merkwürdige Verſchiedenheit wahr. Bei den rohern

Völkern haftet nehmlich die Stimme noch, wie bei den Thieren, an der Kehle, der Geſang bildet ſich, auch an jenen Hintergrund gekettet, mehr in der Tiefe aus. Der Geſang der rohen Völker hat etwas unbeſchreiblich trübes, die hohlen Molltöne klingen wie ein verborgenes Weh, die Freude ſelbſt wie eine geheime Klage, wird unwillkührlich ein Verräther des verſchloſſenen Schmerzes, ſie kann kein bewegliches Organ finden. Die Rede aber klingt rauh, hart, ungelenk, die ſchnatternden, ſchwalzenden Töne können ſich nicht von dem Gaumen losreißen. Dieſer Geſang, dieſe Rede, an den Hintergrund gebunden, vermögen die Züge des Geſichts nicht zu beleben. In ſtummer, bedeutungsloſer Stille ruhen die Muskeln des Geſichts wie verſteinert neben einander, das Auge blickt ſtarr aus den unbeweglichen Zügen heraus, und in den Zügen des Geſichtes ſind auch hier die Gefühle, ſind Freude und Schmerz, Luſt und Unluſt wie gebunden. Mit der Bildung reißt ſich ſo Geſang wie Rede von dieſem Hintergrunde los, bewegt die ganze Mundhöhle, die Zunge, die Lippe, die höhere Atmoſphäre des Lebens ſchließt ſich auf, und die gelöſ'ten Genien, beflügelt, bewegen ſich leicht, anmuthig und heiter in die aufgeſchloſſene Welt. Dann ſpielt Freude und Schmerz, Entzücken und Entſetzen, Ahndung und Erkennen mit den beweglichen Muskeln, ſie ſchweben um die Lippen, und aus dem geiſtig belebten Antlitze ſpricht ſich, wenn gleich an die Formen leiblicher Erſcheinung gebunden, eine höhere unſichtbare Welt in ihrer ganzen Fülle aus.

Den Sinn, welcher am genaueſten an die Stimme bei den Thieren, an die Sprache bei den Menſchen gebunden iſt, wollen wir jetzt ſeiner Bedeutung nach betrachten. Es iſt das Gehör. Der innere Urſprung des Gehörs iſt das Centrum des kleinen Gehirns. Alle neueren Unterſuchungen deuten darauf hin, und wenn dieſer Urſprung ſich nicht äußerlich nachweiſen läßt, ſo rührt es nur daher, daß das Innere des kleinen Gehirns mehr in der Einförmigkeit der Maſſe ſich verliert, ja mehr wie aus einem Stamme ſich verbreitet und vielfältig zuſammengefaltet nach dem Umkreiſe zu ſich endet. Dieſe merkwürdigen Falten des kleinen Gehirns (von tiefſinnigen Phyſiologen mit den Platten der galvaniſchen Säule verglichen) ſtellen eine Verzweigung dar, die ſich nicht, wie bei den Pflanzen, ja ſelbſt bei der Anaſtomoſe der Blutgefäße in den Thieren, nach allen Richtungen in eine unbeſtimmte Unendlichkeit verliert, die vielmehr eine beſtimmte Richtung, eine gemeinſchaftliche Dimenſion der Verbreitung errungen hat, wodurch die Verzweigungen ſelbſt in eine lebendige innere Wechſelbeziehung gegen einander treten, und wie innig dieſe Bildung mit dem höhern geiſtigen Daſeyn, mit der perſönlichen Freiheit der Erſcheinung verknüpft iſt, erhellt ſchon daraus, daß dieſe Falten bei den geringern Thieren ganz fehlen, bei den höhern erſt angedeutet, bei den

Menſchen zwar vollſtändiger ausgebildet ſind, doch ſo, daß uns merkwürdige Beobachtungen überzeugen, daß ſelbſt hier die vollſtändigere Ausbildung mit der vollkommner aufgeſchloſſenen geiſtigen Welt zuſammenfällt. Hier nun tritt, in der vollendeten Sonderung die Symmetrie, die Trennung des innern Gegenſatzes, um eine tiefere Einheit zu finden, entſchieden hervor, indem auch das Organ in ſeiner ganzen Bildung, ein Thier im Thiere ſich geſondert hat, und geſchloſſen in ſich, durch einen eigenen Nerv an den eigenen innern Mittelpunkt geknüpft, von den Elementen des thieriſchen Daſeyns umfluthet wird, wie die ganze Geſtalt von den äußern. Den bloß leiblichen Sinnen, Gefühl, Geſchmack und Geruch, iſt es nicht gelungen, ſich auf dieſe Weiſe aus der Verflechtung mit den allgemeinen Elementen des leiblichen Daſeyns loszureißen; mehrere Nerven dienen zur Erregung der beſtimmten Empfindungen, und der ſymmetriſche Gegenſatz der Sinnesorgane ſelbſt vermag ſich eben ſo wenig deutlich auszubilden. Auch die Abſonderung des Gehörorgans iſt ein völliges Excrement, welches nur dem Sinne, nicht andern thieriſchen Prozeſſen dient, während die Abſonderungen des Geſchmacks und Geruchs noch, mehr oder weniger, von den allgemeinen Prozeſſen verſchlungen werden. Es iſt den Naturforſchern nicht gelungen, die räthſelhafte innere Structur des Ohrs in ſo klare Beziehung zu den äußern, auch wenig vollſtändig bekannten Geſetzen der Akuſtik zu bringen, als wie der Bau des Auges zu den ſtrenger und ſicherer gefaßten Geſetzen der Optik erkannt wird; denn das Gehör, in ſeiner verborgenen Richtung nach innen, iſt überhaupt der verſchloſſenſte Sinn. Ja immer tiefer gräbt er ſich in ſeine ſtille Stätte hinein, der Einſiedler der Organiſation. Bei den geringern Thieren iſt das angedeutete Organ weniger ſorgfältig verſchloſſen, aber je höher in der Reihe der Thiere das Ohr ausgebildet wird, je mehr die wunderbar geſtalteten, ſelbſt aus der ſtarreſten Materie gebildeten, Organe ſich in ihrer Anmuth und Beweglichkeit darſtellen, deſto mehr verhärtet ſich die Umhüllung, und was wir in der Reihe der Thiere bis zu den Menſchen hinauf wahrnehmen, das zeigt ſich uns wieder bei den Menſchen in ſeiner fortſchreitenden Entwickelung vom Embryo an. Die Umſchließung von den harten Felſenknochen wird enger. Hier hat der Sinn ſich ſinnend in unendliche Tiefe, aus dem Gewühle der mancherlei Functionen zurückgezogen, die ſtillſte Stätte geſucht und gefunden, das ſich ſelbſt in heiliger Einſamkeit belauſchende Leben. Fragt man nun, wo das Gehör, als ſolches, zuerſt hervortritt, dann antworten wir unbedenklich, wo die Stimme laut wird, ohne uns durch die Andeutungen des äußern Gehörorgans bei den niedern Thieren irre machen zu laſſen. Eine Bildung zeigt ſich auch zuerſt mit der Stimme. Das iſt der Canal, (die Euſtachiſche Röhre,) der von dem Ohre nach der

Mundhöhle führt, und durch welchen, wie neuere Beobachtungen unbezweifelt lehren, die Thiere ſich ſelbſt vernehmen. Aber nur wenn und in ſo fern das Thier ſich ſelbſt vernimmt, vernimmt es die Welt. Das Gehör der ſtummen Thiere dämmert nur in dem allgemeinen Gefühle, wie auch Geſchmack und Geruch ſich nicht ſondern.

Je höher die Thierwelt ſich aufſchließt für ein perſönliches Daſeyn, deſto mehr wird das kleine Gehirn dem großen untergeordnet, und wir werden ſehen, wie ſelbſt die räthſelhaften Windungen des großen Gehirns in ihrem Verhältniſſe zu den Falten des kleinen in dieſer Beziehung eine eigenthümliche Bedeutung haben. Was ſich mit jener Unterordnung ausſpricht, iſt die Gewalt eines höheren Daſeyns über alle Entwickelung, eines beſtimmten Lebens über die aufgeſchloſſene Unendlichkeit, die jezt erſt, in der ewigen Perſönlichkeit, als Denken, als eine Hineinbildung des Uranfänglichen in das hervortretende Leben, eine wahre innere geworden iſt, und als eine ſolche erſcheint. Kant hat ſchon die Bemerkung gemacht, daß die Schwierigkeit, ſich die Zeit als eine gegebene Form der Anſchauung zu denken, bei vielen von uns daher entſpringe, daß wir die Zeit nicht von dem denkenden Ich zu trennen vermögen, daß alle Veränderung in der Zeit als eine Veränderung des Ichs hervortritt, und daß daher die Zeit, auch für diejenigen, die den Raum in ſeiner klaren Objectivität, als eine Form der äußern Anſchauung, wohl erkennen, eine unüberwindliche Schwierigkeit ſich zeigt, wenn ſie daſſelbe mit der Zeit verſuchen wollen. Aber das Gehör, in ſeiner wahren, innern Bedeutung, iſt die Enthüllung der Zeit, nicht als ein Abſtractum, als eine bloße durch das Denken für die Reflexion gewonnene Form, vielmehr als lebendige Zeit, als wahrhafte Entwickelung. Das Organ ſelbſt hat den ſtarreſten Stoff überwunden, dasjenige, was ins Innere der Organiſation als Maſſe zurückgedrängt iſt, was aus dem Wechſelſpiele der lebendigen Kräfte ſich wieder an die zurückgedrängte Vergangenheit aller Entwickelung anſchließt, den Knochen nehmlich, dieſen hat es in Bewegung geſetzt, und ſo die Maſſe, die Schwere wahrhaft beſiegt, wie die Vegetation beſiegt iſt durch die Ernährung und die bewegliche Luft durch das Athmen. Mit dieſem Siege über, das Verſchloſſenſte der Organiſation verbirgt der Sinn ſich lauſchend in den felſenharten Knochen, und die Entwickelung hat ihre uranfängliche Stätte gefunden, die Zeit ſelbſt iſt, aus den bindenden Verhältniſſen losgewunden, eine urſprüngliche geworden. Die Zeit iſt eine äußere, erſcheinende nur dadurch, daß das Folgende mit dem Vorhergehenden, Zukunft mit Vergangenheit in nothwendigem Zuſammenhange ſteht. Die Gegenwart tritt, ſtrenge genommen, gar nicht hervor; denn nur wo Anfang und Ende zuſammenfallen, iſt die wahre Gegenwart. In der Entwickelung der äußern Natur erkennen wir wohl die Spuren eines großen Kampfes, aber die finſter waltenden Kräfte ſind gebunden, das Grauen vernichtet, und die ſiegreiche Liebe hat, in fortſchreitender Entwickelung, die Selbſtſucht überwunden. Daher iſt die Schuld getilgt, und mit der menſchlichen Geſtalt das äußere Leben in ſich verſöhnt, daher kann die bloße Naturbetrachtung das Böſe als ſolches nicht erkennen, daher iſt die Natur nicht bloß in der Nothwendigkeit der klaren Entwickelung feſtgehalten, ſondern wird auch ſo erkannt. Aber der Kampf, den die Natur ſiegreich beſtand, hat ſich mit ſeiner ganzen Unendlichkeit in die Geſchichte geworfen. Der Menſch iſt nicht bloß in der Zeit, dieſe wird zu leicht immer von neuem in ihm erzeugt, ſo tritt das Bewußtſeyn, die menſchliche Freiheit, das Denken, als das uranfänglich Erzeugende hervor, und das Geheimniß aller Bildung und Erzeugung in ſeiner innerſten Tiefe hat ſich offenbart. Als wir die Entwickelung der Natur durch alle Formen des Lebens verfolgten, ſahen wir, daß Ordnung, Maaß, Geſetz der alles beſtätigenden Liebe ihren Mittelpunkt erſt fanden in und mit den Menſchen. Auch in der Natur walteten finſtere, zerſtörende Kräfte, und die Nacht der Selbſtſucht rang mit der ſtrebenden Liebe, aber durch die menſchliche Geſtalt iſt die Nacht entflohen und die ſtörenden Elemente gebunden in den Mittelpunkt der Erde, daher iſt in der Natur eine jede Form gerettet, die Spuren der Selbſtſucht aus allen herausgetrieben, und was ſtreitender Gegenſatz war, iſt Symmetrie, Einheit des Entgegengeſetzten, völliger Friede und Heiterkeit geworden. In der Geſchichte iſt dieſer Friede nicht da, in ihr iſt alles unentſchiedener Kampf, und glückliche Zeiten ſtellen ſelbſt nur das vorübergehende Jauchzen eines zweifelhaften Sieges dar, während der Krieg noch immer fortdauert. In dem ganzen Geſchlechte, wie in einem jeden Menſchen, fängt dieſer Kampf immer von neuem an. Denn der Menſch ſoll hier ſein inneres Daſeyn ſuchen, er ſoll werden, was er ſchon iſt; dieſes iſt nur möglich, indem er zugleich werden kann, wozu ihn die bloße eigne Kraft ſelbſtſüchtig zu bilden vermag. Wird der Menſch, was er urſprünglich war, dann entwickelt er ſich in ſtillem Bunde mit der ganzen friedlichen Natur, und erſcheint als eine Fortſetzung jener ſiegreichen Liebe, die in der Natur die Nacht zurückdrängte. Wird er aber ſelbſtſüchtig, was er bloß durch irdiſche Kraft werden kann, dann tritt der Widerſpruch ein, und ſein Daſeyn iſt eine innere Lüge. Was in der Welt als Schranke der Perſönlichkeit erſcheint, iſt keinesweges urſprünglich eine ſolche. Sie iſt vielmehr das ſchöne, geordnete Maaß ewiger eigenthümlicher Perſönlichkeit, erſt wenn der Menſch das innerlich in dem eigenen Weſen verborgene Unendliche nach außen wirft, eine von der geordneten Welt getrennte eigene Welt zu erzeugen ſtrebt, verwandelt ſich das Maaß der Bildung in eine Schranke, die er niederreiſen möchte, die jeßt als kämpfend gegen die Selbſtſucht den innern Krieg entzündet. So entſteht in einem jeden Menſchen eine doppelte Welt, und immer heftiger bricht der Streit hervor, je mannichfaltiger die Kräfte der bildenden Natur ſind, die ſich in ihm vereinigt haben, um einen Mittelpunkt heiterer Vereinigung zu finden, aber den Widerſpruch vernichtend, aus ſich entwickelten. So entſteht die Bezauberung, die Magie des urſprünglich reichen Gefühls in dem Aberglauben, des mit Klarheit begabten Verſtandes durch die einſeitige Reflexion. Ja, in das höchſte Erkennen drängt ſie ſich um ſo zerſtörender ein, je mannichfaltiger das urſprüngliche Daſeyn mit Gaben tiefer Art ausgerüſtet war. Aber auch hier müſſen wir unterſcheiden, was der verführende Dämon durch den verblendeten ausrichten will, von dem, was durch ihn wird. Nehmlich über den in der Erſcheinung waltenden unentſchiedenen Kampf waltet die ewige Liebe und beſtätigt das Gewordene als ein Seyendes in ſeiner Art, indem das ſelbſtſüchtige Wollen hier wie in der Natur bekämpft wird. Daher wird die Welt, die in dem irdiſchen Thun und Treiben, aus der Selbſtſucht erzeugt, ſich aufſchließt, dennoch das Höchſte in ſich einſchließen und für die gereinigte Perſönlichkeit offenbaren, wie in der Natur alle Geſtalt durch das Gemüth verſöhnt iſt, daher ſchließt die Sprache in ihrer irdiſchen Herrlichkeit das höhere Wort ein, wie die Pflanze das Thier, wie die niedern Thiere die höhern, wie die leibli- Sinne die höhern. Nun vernimmt die befreiete Perſönlichkeit das Maaß und die Ordnung in der Geſchichte und in allem Gewordenen, ein jedes in ſeinem wahren Weſen beſtätigt, wie der erſcheinende Menſch die geordnete Natur. Und dieſes höhere Vernehmen iſt das tiefſte Gehör, die Stätte der innern heiligen Erfahrung, die in dem eigenen Maaße das Maaß alles Eigenthümlichen wahrnimmt. Da aber in der Welt dieſe Befreiung der Perſönlichkeit nie rein hervortritt, ſo keimt mit dem Gefühle der erwachten Befreiung ein tiefes Entſetzen, ein verborgenes Grauen, als Vorbote der Seligkeit, welches im Leben nie ganz aufhören kann (die Gottesfurcht), als vollkommenſter Gegenſatz der entſchiedenen Selbſtſucht, die in irdiſcher Sicherheit verhärtet. Dieſes Grauen theilt ſich allem mit, es ſpricht aus dem Herrlichſten wie aus dem Geringſten ſich aus.

Dieſe beiden Welten ſind ſich nicht untergeordnet, ſie bilden ſich von einem gemeinſchaftlichen Punkte aus, wie alles Leben, und treffen in dem Unſcheinbarſten zuſammen. Die irdiſche Welt, die in ſelbſtſüchtigem Streben allen Glanz der Erſcheinung feſthält, hat in ſich keine Bedeutung, ſie erhält ſie vielmehr durch die verborgene Liebe, die ſich nie aus ihr völlig zurückzieht, wie die Pflanze durch das verborgene Thier zuſammengehalten wird, ohne welches die Sehnſucht ſich in wildem Streben in das Unendliche verlieren würde. Aber die Selbſtſucht, wenn auch herrſchend in der erzeugenden Perſon, wird gebändigt in dem, was in der Geſchichte wahre Entwickelung iſt, dient als Reiz der Entfaltung ſchlummernder Kräfte, und die Wiſſenſchaft, das irdiſche Wort, ſteht, ſo in den Grenzen gehalten, der Pflanze ähnlich, in welcher die Sehnſucht ſich gebiert, dem höhern, dem höchſten Daſeyn gegenüber. Kein Uebergang bildet ſich von der einen Welt in die andere. Eine jede gedeiht auf ihre Weiſe, aber dennoch in ihrer Trennung völlig vereinigt. Dieſe Welten geſtalten ſich nur in entgegengeſetzter Richtung, von dem ſtillen Entſchluſſe in dem Gemüthe verborgen, von der ſtillen Geſtaltung in dem unſcheinbarſten menſchlichen Daſeyn an. Sie fängt in irdiſcher Richtung an mit der eigenthümlichen Gabe, die herausſtrebt in die Welt, eine eigne zu ſchaffen,

„denn alle Kraft, die ſtrebet in die Weite,
„zu wirken und zu ſchaffen hier und dort,“

die, je reicher ſie iſt, deſto mächtiger ſich ergießt, von den unſcheinbarſten Keimen, bis zu den erhabenen Kräften mächtiger Geiſter. In ihr waltet die Selbſtſucht, die alles Daſeyn in eines gewaltig verſchlingen möchte, der Feind alles eigenthümlichen Lebens, aller Liebe, die in engen Kreiſen, wie in den größten der nehmlichen Geſinnung huldigt. In einer andern Richtung keimt der ſtille Sinn, mit der Natur verbunden, die ordnen will, aber nicht ſchaffen, und verſenkt ſich in ſich ſelbſt, von den unſcheinbarſten Keimen in dem äußerlich verſchloſſenen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

frommen Gemüthe bis zu den gottbegabten Propheten, die zur Erlöſung des Geſchlechts berufen ſind. Beide Richtungen, obgleich nach verſchiedenen Welten gerichtet, ſind in allen Menſchen mächtig, aber in dieſen ſiegt die göttliche, in jenen die irdiſche, wenn auch nie entſchieden. In einer glücklichen Zeit der Geſchichte tritt die eine ordnend, in einer andern unglücklichen die zweite zerſtörend hervor. Da wir nun aber hier jene Stätte des Kampfes erreicht haben, wo die Gegenſätze nicht, wie in der Natur, in völliger Gleichheit durch die ſiegende Liebe beſtätigt ſind; da die wahre innere Unendlichkeit, die alles in ſeiner Art beſtätigt, nur in der Frömmigkeit iſt, durch welche die ewige Perſönlichkeit, die, aus der Ewigkeit aller Entwickelung geboren, in der Einheit mit der göttlichen Natur erzeugte Urgeſtalt ſich ſelbſt findet: ſo iſt, in dieſer Richtung und mit ihr, erſt die Beſtätigung deſſen gefunden, was durch die irdiſche wahrhaft geworden iſt. Der Geringſte iſt daher größer, vornehmer, ja die wahre Vornehmheit und Größe iſt, ohne alle Vergleichung in ihm, in dem Maaße, als es ihm gelingt, ſich in ſeinem wahren urſprünglichen Seyn zu entwickeln.

Und dieſe Betrachtung ſchließt uns die Bedeutung des Gehörs in ſeiner innerſten Tiefe auf. Es iſt das aufgeſchloſſene innerſte Daſeyn, welches ſich, ſtill ſinnend, ergreift, das Vernehmen dem Daſeyn untergeordnet, die innere Unendlichkeit. Das Thier vernimmt nur die Welt, in welcher der Urtypus des Geſchlechts es verſchloſſen hat, alles Vernehmen hat eine Beziehung auf die Begierde, die als Ausdruck des in ſich geſchloſſenen Geſchlechts eine innere Bedeutung hat, der irdiſche Menſch vernimmt nur den Widerſpruch, in welchem er befangen iſt, dem Andächtigen, auch in den engſten Schranken des irdiſchen Daſeyns, ſchließt ſich die heilige Welt, in welcher und durch welche alles beſtätigt iſt in ſeiner Art, auf eine ewige Weiſe auf. Jener Friede iſt der irdiſchen Herrlichkeit verborgen, ja in dem bunten Glanze des verworrenen Lebens verhallen die Töne, die auf das Höchſte hinweiſen. Daher ſagte der Erlöſer, ſelig ſind die Armen im Geiſte, daher iſt den Einfältigen gegeben, was dem Weiſen eine Thorheit iſt, dasjenige nehmlich zu ſchauen, wofür die Sprache keine Worte, die Wiſſenſchaft keine Grundſätze, ja das höchſte Erkennen keine Darſtellung hat, und was dennoch in allen Worten der bleibende Sinn, in aller Wiſſenſchaft der innere Kern, in allem höhern Erkennen die wahre erzeugende Welt iſt.

Die Rede verhält ſich zum Geſange, wie die Ernährung zum Athmen. Die Rede bietet die Nahrung für eine höhere Aſſimilation, das Denken iſt eine innere Rede. Aber dieſe Aſſimilation ſetzt, wie alle, ein beſtimmtes geordnetes Daſeyn voraus, nicht die Nahrung, vielmehr die gegebene Form des Lebens beſtimmt die Aſſimilation. Daher, wie der Menſch, ſo iſt das, was er innerlich vernimmt. Wer Ohren hat zu hören, der hört. Die Rede bleibt ein Räthſel, wo der innere Sinn nicht aufgeſchloſſen iſt. Daher iſt das Gehör im höchſten Sinne ein Gleichſetzen, die urſprüngliche Form alles Denkens, und was das „Iſt“ in einem jeden Urtheile, welches Subject und Prädicat gleichſetzt, das iſt für den Menſchen die vernommene Rede, die ihn und ſeine Welt gleichſetzt, die Copula im höchſten Sinne. Daher iſt alle Erfahrung eine Kunde der eigenen innern Welt, und ein jeder erfährt nur, wie er iſt. Zwar kann auch dieſes Seyn, welches für ein höheres Verſtändniß ausgeſetzt wird, ſelbſt hervortreten, das der ſonſt Verſchloſſene vernimmt, was ihm bis daher verborgen war. Aber dieſes Seyn entſpringt nicht auf eine endliche, ſondern auf eine ewige Weiſe, es erzeugt ſich durch Erleuchtung, die plötzlich, wenn die im Innern verborgene Stunde einer höhern Geburt kommt, ein Licht anzündet. Das Begreifen ſelbſt kann nicht wieder aus den Begriffen erzeugt ſeyn. Der Geſang aber iſt das Athmen in einer höhern, rein geiſtigen Atmoſphäre, und eben, weil ſie die wahre Sprache des Gefühls iſt, durch welches wir nicht gleichgeſetzt werden mit unſerer Welt, ſondern Eins ſind mit ihr, dehnt ſie ſich aus zur allgemeinen Muſik, die nicht bloß die menſchliche Sprache, ſondern auch das Verſchloſſene, Stumme der Welt aufſchließt und ertönen läßt. Die Muſik iſt die völlig geordnete Atmoſphäre, als ſolche, die organiſche Geſtalt in reinem Werden ſeyend ergriffen, das hörende Gefühl. Das Gefühl mit Bewußtſeyn iſt Empfindung, aber in dem Gefühle entſteht die Empfindung als das Innerlichwerden einer äußern Welt, das Erkennen ſteigert ſie zu einem Aeußerlichwerden einer innern Welt, beide Richtungen in völliger Einheit ſtellt die Muſik dar, und eben daher tönt ſie von der verſchloſſenen Maſſe hinein und von der aufgeſchloſſenen Sprache hinaus, wie aus derſelben Welt. Wie das Leben der Blätter eins iſt mit dem Leben der Atmoſphäre, wie die eigenthümliche Umhüllung der Thiere ſie verſenkt in das allgemeine Leben; ſo iſt die Muſik jene allgemeine Welt eines jeden Menſchen, die völlig innerlich laut wird, daß das ganze Daſeyn ſich in ſeine Wellen verſenkt. Alles, was die leibliche Geſtalt bildet und verhüllt, alles, was die Sprache feſſelt und feſthält, das löſt ſich in der Muſik. Wie das Gefühl erſt da hervortritt, wo (in den Nerven) die Richtungen von außen nach innen, und von innen nach außen, nicht (wie in Venen und Arterien) von einander leiblich unterſchieden werden, ſo tritt der Ton auch da erſt hervor, wo die äußern Bebungen unſcheinbar werden. Die Muſik iſt die innerſte unſichtbare Enthüllung des Innern ſelbſt, ſie ertönt aus dem Verſchloſſenſten, aus den Knorpeln der Luftröhre und der Kehle, aus der erſtarrten Faſer der Thiere, aus den Metallen, der erlöſte, ſtarre, magnetiſche Gegenſatz, der, mit dem beweglichſten Eins, alle herumſchweifende Richtungen als eins mit der einen ſonſt unüberwindlichen ſetzt. Wie die Verhärtung der Erde, die ſie feſthält für die Erſcheinung, zerſchmilzt die Verhärtung des Gefühls, daß alles ſich in allem darſtellt und findet. Die Muſik iſt daher die Befriedigung des Gehörs, das unmittelbare Hervortreten der uranfänglichen Erzeugung des Menſchen und ſeiner Welt aus einem gemeinſamen Punkte, welches eben deßwegen das Ende aller Dinge und die Vollendung in ſich trägt. Sie iſt die Sehnſucht, die ſich ganz in ſich ſelbſt verſenkt und alles findet, ein immerwährendes Finden im Suchen als ſolches.

Es gibt eine äußere, eine bloß quantitative Muſik, die bloß in und mit den Verhältniſſen iſt, und die Harmonie in ihrer äußern Bedeutung enthält. Sie iſt die Bedingung ihrer Erſcheinung, die Kunde der Muſik, die Kunſt, wie ſie ſich durch das Talent offenbart. Das Hören der innern, heiligen Muſik, der Muſik in der Muſik, iſt zwar nur in und mit der äußern Kunſt gegeben, aber keinesweges nothwendig. Hier vor allem, wo Täuſchungen der Selbſtthat in einem unwillkührlichen Gefühle verſchwinden, wird es klar, wie der Menſch nur vernimmt, was er ſchon iſt. Die äußere Kunſt verhält ſich zur innern Muſik, die ſie offenbaren ſoll, wie Wiſſenſchaft und jedwede menſchliche Kunde zum höhern Erkennen. Es gibt eine Wolluſt der Töne, einen geiſtigen Luxus, in welchem die Kunſt ſich nur gar zu leicht verliert, ja die Kunſt, die mit Schwierigkeiten ſpielt, läuft immer Gefahr, ſich dieſem eitlen Sinne ganz hinzugeben, und reißt den Hörenden in die Selbſtſucht der wildbewegten Töne mit ſich fort, wie die Wiſſenſchaft, wenn ihr die Frömmigkeit fremd iſt, den Lehrling für ihr endloſes Bemühen gewinnt. Der Sinn aber für die höhere Muſik iſt von der Kunde völlig unabhängig, es ergreift den Unkundigen, was dem kunſtvollen Erzeuger ſelbſt nicht ſelten verborgen blieb. Dieſes nennen wir das Qualitative in der Muſik, und es hängt nicht ab von dem Verhältniſſe der höhern und tiefern Töne, ſondern von der eigenthümlichen Art der Berührung. Dieſe Betrachtung führt uns zu einer andern, die über das innere Weſen der Muſik die herrlichſten Aufſchlüſſe verbirgt. Wem ſind die Klangfiguren unbekannt, jene regelmäßigen Geſtalten, die ſich in und mit dem Klange innerlich erzitternder Scheiben erzeugen? Wir können wohl annehmen, daß hier ſich das innere Myſterium aller Regelmäßigkeit der Bildung überhaupt aufſchließt. Polariſche Gegenſätze, die ſich in mehrern Richtungen zugleich erzeugen und deren geſetzmäßiges Verhältniß zu einander die Geſtalt bedingen. Hier iſt die Stelle, wo man das eigentliche innere Weſen der Kryſtalliſation faſſen kann, deren Bildung ſich ſtumm in den innerlich erregten eigenthümlichen Maſſen verbirgt. Wir dürfen hierbei nicht vergeſſen, daß uns die Klangfiguren nur Durchſchnitte zeigen, nur polariſche Gegenſätze und ihre geſetzmäßigen Verhältniſſe unter einander Beziehung auf Flächen, daß mehrere in vielfältiger Richtung ſich erzeugen müſſen, wenn wir die zitternden Körper in ihren regelmäßigen Schwingungen in Beziehung auf den ganzen körperlichen Inhalt wahrnehmen könnten. Dieſe Figuren werden nicht bedingt durch den quantitativen Unterſchied der höhern oder tiefern Töne, vielmehr lediglich durch eigenthümliche Berührung und ihr Verhältniß zu der gegebenen Geſtalt.

Wenn wir nun aber erwägen, daß der einzelne Klang ſich verhält zur Melodie, noch mehr zu der vollendeten Harmonie einer vollen Muſik, wie der anorgiſche, einzelne Stoff, das Element, zur organiſchen Geſtalt, daß ſich in der Muſik durchdringt, was in dem Klange, in der Trennung hervortritt, ſollte dann die Behauptung zu kühn ſeyn, daß dieſe eine unſichtbare organiſche Geſtalt erzeugt? Iſt die Verwandlung, die bei der Durchdringung aller Elemente die Härte des polariſchen Gegenſatzes überwindet und beugt, und alles in lebendige Formen zuſammenſchmiegt, eine zufällige? Iſt die Form der Erzeugung und Bildung, der Urtypus derſelben, eine andere, weil ſie, vergeiſtiget, ſich einem höhern Sinne offenbart? Haben wir nicht allenthalben, im Geiſtigen wie im Leiblichen, daſſelbe Geſetz aller Offenbarung erkannt? Und quellen nicht Töne, wie Geſtalten aus dem nehmlichen erzeugenden Schooße derſelben ewig ſich gleichbleibenden Natur hervor?

Aber alles hängt von der Art der Berührung ab, zugleich von der gegebenen Geſtalt, hier des Todten, dort des Lebendigen. Noch wagen wir einen Schritt, er liegt ſo nahe und führt uns in eine kaum geahndete Ferne. Es iſt bekannt, daß das Gehör durch die zitternden Schwingungen künſtlich geförmter Knochen bedingt iſt, wir haben geſehen, daß das Ohr ſich ſtille, einſiedleriſch vergräbt in den felſenharten Knochen, wir wiſſen, daß alle Erzeugung der Töne an das Erſtarrte gebunden iſt, durch dieſes erſt offenbar wird, daß die feſteſten Körper die beſten Leiter der Töne ſind, daß auch Taube hören durch die Fortleitung der Knochen, wenn auch die lebendigere Schwingung der zartern Knochen, die in dem Ohre, in der Ferne berührt, ertönen, nicht in Thätigkeit ſind. Können wir zweifeln, daß die organiſche Berührung der heiligen Muſik das Innere, das ſcheinbar Todte, das Knochengerüſte erbeben läßt, und ſo das Siegel des ſcheinbaren Todes in ſeiner verborgenſten Stätte löſ't; daß das heilige glühende Leben, wie es uranfänglich aus den Gebirgen quoll, ſo aus dem Gebirge in uns urplötzlich heraustritt, recht eigentlich das Gefühl im Tiefſten läßt? Und was iſt es nun, das uns mit tiefer Wehmuth an einzelne Melodien feſſelt, daß das innerſte Daſeyn ſich aufgelöſ't fühlt, verſchwommen in ein bewegtes Meer von Wonne und Geligkeit? Iſt es nicht die Erzeugung einer unſichtbaren Geſtalt, die, unſerer ähnlich, alle Verhärtung überwindet; iſt es nicht unſer Engel, der uns begrüßt, das Vorgefühl der Auferſtehung, die alle Bande löſ't? Aber wir hören nur die heilige Muſik, in ſo fern wir die Urgeſtalt, die Geburt aus Gott und der Natur rein in uns erhalten, alles irdiſche Streben verhüllt ihre verklärende Kraft, und ſo herrſcht das heilige Leben über den ſcheinbaren Tod in uns, und könnte die Urgeſtalt in ihrer völligen Reinheit durch die heiligſte Muſik erweckt werden: dann müßten wir ſterben, vergehen in der Herrlichkeit des Gefühls, und Tod und unendliche Wonne wären eins. So wird die Poſaune des jüngſten Tages die Erde im Innern löſen, alle Verhärtung durch Scheidung des Böſen und Guten überwinden, und wer dieſe Stunde erlebt, ſieht den Tod nicht, er wird verklärt.

Um nun die Bedeutung der beiden höchſten Sinne klarer einzuſehen, wollen wir mit einem Blicke das Verhältniß des Gehörs zum ſinnlichen Daſeyn überhaupt überſchauen. Die von uns in engerer Bedeutung ſogenannten leiblichen Sinne entſpringen aus dem äußern leiblichen Daſeyn, wie die Blume aus dem Kelche, die höhern Sinne aber bilden ſich in das leibliche Daſeyn hinein, wie wir bei den Inſekten jene Hineinbildung wahrnahmen. Das Gehör, die nach innen geworfene Unendlichkeit des Daſeyns, ſteht dem lautgewordenen ſinnlichen Daſeyn lauſchend gegenüber. Bei den Thieren fällt das Vernehmen mit der Begierde unmittelbar zuſammen, die Trennung iſt nur leiſe angedeutet, wie die Organe bei den niedern Organiſationen. Der Menſch nimmt ſich wahr und ſeine Welt, die aufgeſchloſſene Unendlichkeit des ſinnlichen Daſeyns, begegnet der innern unendlichen vernehmenden Weltſeele, das Thieriſche und der Geiſt wollen ſich wechſelſeitig verſtehen. Der Geiſt, unmittelbar ein Höheres, die reine Perſönlichkeit, neigt ſich innerlich gegen das Leben, und ſo bildet ſich, indem die irdiſche Perſon laut wird, ihr gegenüber der vernehmende Geiſt — Stimme und Gehör. So iſt der ganze urſprüngliche Gegenſatz zwiſchen Natur und Geiſt nach innen geworfen, jene ſich entfaltend, dieſes ſich hineinbildend, und es entſteht jene räthſelhafte Verwandtſchaft beider Welten in beiden Richtungen, und ſelbſt im Leiblichen der Zuſammenhang des kleinen Gehirns, wie der Stimmorgane mit dem Geſchlechtstriebe einerſeits, und mit der höhern geiſtigen Entwickelung andererſeits. Die unwillkührliche Bewegung, die Lebensäuſſerungen in völligem Einverſtändniſſe mit dem allgemeinen Leben der Natur, unterſcheiden wir von der unwillkührlichen Bewegung, der ſelbſtſüchtigen des thieriſchen Lebens. Jene ſcheint uns eben, der innern Einheit wegen, mit der allgemeinen Geſetzmäßigkeit aller Bildung zuſammenzufallen, dieſe hingegen deutet, in der dämmernden Perſönlichkeit, auf einen Mittelpunkt, der noch nicht offenbar geworden, daher die Unruhe, das Unſtete, das zwiſchen Luſt und Unluſt Hin- und Hergetriebene des einzelnen thieriſchen Lebens, welches nur durch das nie in der Zeit ganz hervortretende Geſchlecht begründet iſt, und alle Sicherheit aus einem eigenthümlichen Mittelpunkte der eigenen Welt erhält, der zwar, wie in der Untrüglichkeit des Inſtinkts, immer da iſt, aber nie erſcheint. Wie die in der Maſſe ganz verſunkene Thätigkeit bei den Thieren die ruhige, friedliche, ſo iſt die in das höchſte Licht ganz verſunkene Thätigkeit erſt zur Ruhe gekommen bei den Menſchen. Das Thier entzog ſich der Ruhe der Wiedererzeugung, aber die Willkühr iſt ſelbſt Unſchuld, weil ſie ſich als ſolche vernichtet, ſich dem höhern Geſetz des Geſchlechts unterwirft, wie ſchon die Begattung der Blüthen eine ſolche dämmernde thieriſche That iſt, die ſich aber unmittelbar, als wollte ſie den frevelhaften Verſuch büßen, in die Fluthen der allgemeinen Entwickelung hineintaucht. Aber die Willkühr der Menſchen iſt Sünde, weil dieſe nur in der ewigen Perſönlichkeit, als ſolcher, offenbar werden kann, ja der böſe Geiſt hat ſich zwar kund gethan in frühern Zerſtörungen, aber in ſeiner eigentlichen Geſtalt hervortreten konnte er nur mit dem Guten, deſſen Afterbild er iſt, wie es gewiß iſt, und ſich von allen Seiten darthun läßt, daß das wilde verzehrende elementariſche Feuer, außer dem Mittelpunkte ſich erſt anzündete, indem das milde Lebenslicht der Organiſation ordnend hervortrat, daß in den früheſten Zeiten der Erdbildung, wie die Entwickelungsprozeſſe des Lebens, ſo die Verzehrungsprozeſſe der Verbrennung nur in geringen Aeußerungen wahrgenommen werden konnten, beide aber ihre Energie, wie zwei ſich gegenüberſtehende feindliche Mächte, immer mehr enthüllen, je großartiger und bedeutender der wechſelſeitige Kampf ward. Was nun das elementariſche Feuer im Gegenſatze gegen das wildordnende Lebensliche, das iſt die in der Sinnlichkeit verſunkene, durch die Sprache laut gewordene Perſon, im Gegenſatz gegen die wahrhaft befreiete. Indem ſie nehmlich, was Geſetz ihres Daſenns iſt, zum Allgemeinen des Geſchlechts ſich zum Gotte machen will, wirkt ſie verzehrend, und da das in ihr Wirkende ein Ewiges iſt, ſo kann ſie durch die Thätigkeit ſich nicht, wie das Thier, opfern, vielmehr entflammt ſich die Selbſtſucht an ſich ſelbſt, immer neuen Widerſpruch, neue Zerſtörung erzeugend ins Unendliche. Da aber das waltende Geſetz in jenem Widerſpruche nur für die Erſcheinung zu Grunde geht; da in dem ewigen Rathſchluſſe des verborgenen Gottes dem guten Geiſte der Sieg geſichert iſt: ſo wirft ſich das Geſetz, welches in der Perſon ſich offenbaren ſoll, als beſtätigende Liebe außerhalb der Perſon; und da der Entſchluß zur That (ihr innerer Urſprung) aus der Perſon erzeugt iſt, ihre Bedeutung aber außer der Perſon geſucht werden muß: ſo entſteht die Willkühr, die in ſich ſelbſt etwas Vernichtendes, Widerſprechendes hat, die nur bei den Menſchen Statt finden kann, und nur dem Scheine nach bei den Thieren ſich findet. Das Thieriſche iſt Darſtellung des Geſchlechts mit Aufopferung der Perſon, dieſe iſt lediglich Durchgangspunkt für das Leben des Geſchlechts, ſie enthält daher keinen Widerſpruch, oder er wird gelöſ't, indem er, nur dem Scheine nach, entſteht. Der Menſch hingegen iſt ewige außerzeitliche Perſönlichkeit; faßt und ergreift ſich dieſe in ihrer urſprünglichen Geſtalt, dann iſt ſie die Ordnerin alles Sinnlichen, welches, um ihr kreiſend, das Göttlichſte enthüllt, die Sinnlichkeit ſelbſt iſt Trägerin des Höchſten; will dieſe aber das Geſchlecht darſtellen, dann überſchreitet ſie alles Maaß im Genuſſe, in der That, im Denken, und erzeugt den nie aufhörenden Widerſpruch. Die Sprache tönt aus der Sinnlichkeit hervor, und was in ihr geſäet iſt, das entwickelt ſich und wird vernommen. Jene Stätte des höchſten Daſeyns und innern Lebens wollen wir jetzt genauer unterſuchen. Es iſt nehmlich das Geſicht.

Je tiefer das Thier lauſcht, bis zu den Menſchen hinauf, der in und außer ſich das Unendliche vernehmen ſoll, deſto mehr wird der Urſprung des Gehörs, das kleine Gehirn, von dem größern zurückgedrängt, nach dem Innern hineingewieſen, wie auch das Ohr ſich immer tiefer in den ſtillen Knochen hineingräbt. Das große Gehirn aber entwickelt ſich immer gewaltiger, dehnt ſich in ſeine beiden Flügel aus, und es bildet ſich das Hauptcentrum als Urſprung des Geſichts. Die geringern Thiere haben nur die Andeutungen des großen Gehirns, ſelbſt bei den Vögeln vermag es nicht das kleine zu decken, auch bei den Säugthieren iſt es noch zurück, ja die innere Oberfläche des großen Gehirns iſt das einzige, was noch immer bei den verſchiedenen Menſchen die verſchiedenen Anlagen angibt, zwar nur auf eine leiſe, kaum wahrzunehmende Weiſe, aber deſto bedeutender. Das Verhältniß der Windungen des großen Gehirns zu den Falten des kleinen iſt höchſt merkwürdig. Die Falten bei dieſem ſind die letzten Spuren einer Verzweigung, die ins Unendliche herausſtrebt, das thieriſche Leben unterliegt noch dem vegetativen und ſeinem Streben in das Unendliche, aber dennoch ſcheint die Grenze dieſes Strebens nahe zu ſeyn, denn die Verzweigungen treten in eine innere Beziehung gegen einander. Bei den Windungen des großen Gehirns iſt alles anders. Das Streben in das Unendliche hat ſelbſt ſeine Grenze gefunden, um hervorzutreten als perſönliche Eigenthümlichkeit. Was als Maſſe überwunden ward und zurückgedrängt, das tritt hervor, um das Gehirn zu umhüllen, eine harte Haut erzeugt ſich als zweite Umhüllung, ja die zarte Gefäßhaut, durchzogen von Arterien, dringt von allen Seiten in die ſchwellende Maſſe ein, und was Knochen und harte Haut mit der Kraft der Maſſe zurückweiſ't, das wird auf eine thätige Weiſe nach dem Mittelpunkte zurückgedrängt, aus welchem es ſich ſtrahlenförmig verbreitet, indem es unwillig zu weichen ſcheint, und ſo entſtanden die räthſelhaften Windungen, deren, wie es ſcheint, völlig regelloſe und willkührliche Biegungen und Geſtalten, dennoch bei allen Menſchen auf die nehmliche Weiſe vorkommen, und auf ein geheimes Geſetz deuten, welches ſich in den innerſten Tiefen der eigenthümlichen Bildung verbirgt. Was man auch von der Ausführung der Galliſchen Schädellehre halten mag, und ſo gewiß es iſt, daß ſie in ihrer Darſtellung an vielen Gebrechen leidet; ſo iſt ihre Hauptanſicht dennoch ſicher, unzweifelbar, und ſo ſehr auf unläugbare Thatſachen gegründet, als irgend ein Theil der Phyſik des Menſchen überhaupt. Nun erwäge man aber, daß eine jede geringe, kaum wahrzunehmende Erhöhung, daß das geringſte Feld, welches das ſchwellende, der Einſchränkung nur mit Widerſtreben weichende Gehirn gewinnt, eine neue eigenthümliche Welt, verborgene Fähigkeiten eröffnet, die in und mit jener edelſten aller Maſſen für die Erſcheinung gegeben ſind. Und aus dem Centrum dieſer mächtigen, verhüllten Welt, die eben, indem ſie zurückgedrängt war, genöthigt ward, ſich zu offenbaren, hat das Geſicht ſeinen innerſten Urſprung. Betrachten wir aber das Auge näher. Es iſt in der That das aufgeſchloſſene große Gehirn. Die Augenhöhle iſt der nach außen eröffnete Schädel, die harte Hornhaut iſt die harte Haut des Gehirns, die Arterien in der Gefäßhaut, die die ſchwellende Maſſe zurückdrängt, müſſen dem mächtigen Zuge des hervordringenden, ſich offenbarenden Gehirns folgen, ein eigenes Herz ſchlägt in den Geſichtsnerven, und verbreitet ſich in der nach außen eröffneten Höhle mit den Nerven ſelbſt, und ſo iſt die Netzhaut das offenbar gewordene Innerſte, Heiligſte des ganzen irdiſchen Lebens überhaupt. Dieſer höchſten Enthüllung ſehen wir aus dem vegetativen Leben des Leibes das Höchſte und Reinſte entgegentreten. Ein eigenes venöſes Syſtem bietet die reinſte Ausſonderung des vegetativen Elements, als ein ſchwarzes Pigment, dem Lichte zum Opfer. In dem erſten Urſprunge des Lebens zieht ſich das Waſſer in eine unbeſtimmte Gallerte zuſammen, in welchem, unrein und unſicher, die Organe ſich vergebens zu geſtalten ſuchen, hier zeigt ſich die Gallerte wieder, aber als eine Ausſonderung, als durchſichtiges Gewölk, um die enthüllte Lebensflamme zu mäßigen und die Strahlen des äußern Lichts zu lenken, und wenn das Innerſte des Daſeyns bebend berührt wird, dann bricht das Urwaſſer der Erde, ihre Thräne, in reiner Geſtalt aus dem gerundeten Planeten hervor, der in der Mitte des Lebens, ſelbſt im Innerſten lebendig, Sonn und Planet zugleich genannt werden muß.

Geſondert iſt das Auge im menſchlichen Leibe am meiſten, wie der Menſch am meiſten auf der Erde. Eigene Muskeln dienen ſeiner Bewegung, es hat einen eigenen Inſtinkt, wie ein verborgenes Bewußtſeyn, und wie alle Elemente gehalten werden in der geordneten Thätigkeit durch die menſchliche Geſtalt, ſo hängt alle freie Thätigkeit mit ſeiner zuſammen, und alle Muskeln erſchlaffen, alle willkührliche Bewegung hört auf, wenn das Auge ermüdet.

Wer unſere Unterſuchung bis hierher mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgt hat, dem wird es nicht verborgen geblieben ſeyn, daß alles, was wir vom Anfange an, als äußere Structur und erſcheinende Form des Lebens ſich entwickeln ſahen, im Auge einen Vereinigungspunkt gefunden. Daß alles ſich in dieſem Organe wiederholt und in dieſer Wiederholung der Schlußſtein des Gewölbes erſcheint. Denn Pflanze und Inſekt bildeten ſich einander gegenüber, als das Bewegliche und Ruhende. Der Gegenſatz ward ein innerlicher, indem Herz und Gehirn einander gegenüber traten, aber eben deswegen erſchien als ein ſolcher die Pflanze als venöſes Syſtem, in welchem das verborgene Thieriſche, als gangliöſes, zwar untergeordnet, aber dennoch in eigenthümlicher Form hervortrat. Dieſe Trennung aber eben feſtgehalten, damit ihre Einheit in einem höhern Daſeyn deſto deutlicher ſich kund thäte, das Thier als Gehirnſyſtem, in welchem die verborgene Pflanze als arterielles, eben ſo hervorträte. Aber die höchſte Form des Daſeyns iſt da, wo die Pflanze, das formende Prinzip, nicht in das Unendliche ſtrebt, wohl aber ein Unendliches einſchließt, welches aus dem wahren Centrum, als der innern Sonne eines Eigenthümlichen in der Welt herausſtrahlt.

Stimme und Gehör begegnen ſich wechſelſeitig; wo die Begierde des Leiblichen das Gehör erfüllt, da iſt Willkühr und Unruhe, wo das, was innerlich vernommen wird, das ewige Daſeyn, die Sprache und die Töne veredelt, da offenbart ſich das höhere Prinzip des Geiſtigen. Aber wie hier Hineinbildung, wechſelſeitige Erregung, lebendige Zeit, Werden, ſo zeigt ſich mit dem Geſichte der ruhende Mittelpunkt dem Umkreiſe gegenüber, und wie Licht und Schwere in den großen Kreiſen der Natur, ſtehen Geſicht und Gefühl, als Mittelpunkt und Umkreis, einander gegenüber. Wie in der geordneten Epoche der Erde die Sonne als unveränderliche Erzeugerin alles Lebens erſcheint, durch die vollkommenſte Trennung am innerlichſten mit allem verbunden, ſo das Auge des Menſchen, wenn es aus dem wirklichen Centro des menſchlichen höhern Daſeyns hinausſchauet. Dieſe Bedeutung des Sehens, als das höchſte Centrale, als die hervorblickende Sonne der ewigen Perſönlichkeit näher zu entwickeln, mag nachfolgende Betrachtung dienen.

Wie bei den entferntern Himmelskörpern Licht und Schwere zuſammenfallen, der leuchtende Punkt zugleich der ſchwere iſt, ſo verlieren ſich aus Sehen und Gefühl in einander bei denjenigen Thieren, die von uns und unſerm Daſeyn am entfernteſten liegen. Bei den geringern Thieren zeigen ſich die Augen an den Spitzen der Fühlfaden, und man kann das Sehen ein Gefühl in geringer Entfernung, das Gefühl ein Sehen in faſt unmittelbarer Nähe nennen. Bei Inſekten ſind Gefühl und Geſicht zwar getrennt, aber es iſt ein polariſcher Gegenſatz, wie derjenige von Blatt zur Blume, wo das Gefühl das herrſchende bleibt, und wie wenig jene innere Ruhe und erhabene Rundung des Sinnes errungen iſt, entdeckt auch die pinſelförmige Verbreitung der Sehenerven und das vieleckige des Auges, der verſuchten organiſchen Rundung in den Cryſtallen des Diamanten nicht unähnlich, ſo daß hier in der Richtung gegen das Höchſte, die Cryſtalliſation, das Erſterben des Lichts in der Maſſe, eben ſo hervorbricht, wie bei den Producten der Kunſttriebe, die in regelmäßigen Säulen anſchießen. Bei den höhern Thieren entwickelt ſich zwar nach und nach das Geſicht, als das Centrale, dem Gefühle gegenüber; aber die feſtgehaltene beſondere Richtung des Geſchlechts innerhalb eines engen, beſtimmten Kreiſes, der in einem zwingenden, qualitativen Verhältniſſe gegen andere äußere Kreiſe des Lebens ſieht, fixirt die Spuren eines ſolchen Verhältniſſes auch für Geſicht und Gefühl unter einander, ſo daß jenes nie, als das Schauende, dieſem gegenüber treten kann. Die Sinne ſind bei den Thieren, wie die Eingeweide bei den Pflanzen, nach außen geworfen. Erſt bei dem Menſchen, und indem der begrenzende Umkreis in die Unendlichkeit geworfen iſt, kann das Centrum allenthalben hervortreten, und dieſes iſt die Bedeutung des menſchlichen Geſichts, welches offenbar nicht blos ſinnlicher Art, oder leiblich und endlich zu begreifen iſt; denn es enthält ja eine Unendlichkeit unmittelbar in ſich, indem auch der eingeſchränkteſte Menſch das Univerſum anblickt. Es iſt der Raum, nicht als unendliche Form einer Reflexion, vielmehr als unendlich offenbartes Leben und Seyn, und wie die Sonne Mittelpunkt der Schwere und Ausfluß des Lichts zugleich, ſo iſt das Auge Vollendung der leiblichen Geſtaltung, höchſte Bedeutung alles deſſen, was leibliche Formen ſuchen und nachſtreben, und Ausfluß des geiſtigen Lebens zugleich. Daher durchdringen ſich, in der höchſten Ausbildung, alle Sinne in einem jeden, ein jeder Sinn iſt in einem jeden, wenn auch nicht der Wirklichkeit, doch der Möglichkeit, oder, was daſſelbe iſt, einer außerzeitlichen Wirklichkeit nach enthalten. So entfaltet ſich, was nur für das Geſicht iſt, bei dem Blinden oft auf eine überraſchende Weiſe, aus dem Gefühle; was für das Ohr beſtimmt iſt, bis zum Erſtaunen, bei dem Tauben aus dem Geſichte. Und darin liegt die große Schwierigkeit, wenn man in einzelnen erſcheinenden Fällen unterſuchen will, was dem Gefühle oder Geſichte gehört, dieſes auf eine klare Weiſe darzuthun; denn bis in das Unendliche haben ſie ſich verſtändigt, ſo daß in der That nichts, ſelbſt nicht in unendlicher Ferne, geſehen werden mag, was nicht zugleich gefühlt, nichts gefühlt, was nicht zugleich geſehen würde, jenes gefühlt im Sehen, dieſes geſehen im Gefühl. Was aber die verſchiedenen Welten beider Sinne betrifft, ſo ſind ſie aus dem Vorhergehenden klar. Denn das Gefühl enthüllt nur die Empfindung der widerſtrebenden, verſchloſſenen Maſſe, entweder ihren Zug nach dem ruhenden Mittelpunkte der Erde durch die Schwere — die allgemeine — oder ihr ſtarres Zuſammenhalten in ſich durch die Cohärenz — die eigenthümliche Verſchloſſenheit, das Geſicht aber entdeckt die Formen, d. h. dasjenige in der Einheit, was das Gefühl nur in der Trennung zu faſſen vermag; denn eine jede Form deutet auf alle, und die Geſammtheit der Formen auf ein lebendiges Univerſum, in welchem eine jede Form durch alle beſtätiget und erhalten wird. Eben dadurch treten die Formen ſelbſt in die Ferne und führen ein eigenthümliches Leben in dem Umkreiſe, wie die Planeten in ihrer völlig lebendigen Entwickelung der Sonne gegenübertreten; ja wir haben ſchon geſehen, wie jenes Umkreiſen der Dinge in der Ferne um ein lebendiges Auge, mit jenen Umkreiſen der Planeten um die Sonne, daſſelbe ſey, jenes innerlich für eine unſichtbare Welt daſſelbe enthüllt, was dieſes in und mit dem geiſtigen Blicke zugleich leiblich offenbart.

Wir haben einen Standpunkt der Betrachtung erreicht, den wir feſthalten wollen, er verſpricht uns zum Ziele zu führen. Indem die Elemente einen höhern gemeinſchaftlichen Mittelpunkt ſuchten, fanden ſie das organiſche Leben, ein verhülltes Unendliches, welches ſich durch ewige Wiedererzeugung kund thut. Indem die Reproduction einen höheren Mittelpunkt ſuchte, geſtalteten ſich innere Organe, und ein Unendliches als ſolches trat hervor als Gefühl. Indem das Gefühl ſich nach innen warf (organiſirte), entwickelten ſich die Sinne, und die dämmernde Perſönlichkeit ward laut durch die Stimme. Indem die Stimme ſich nach Innen warf (organiſirte), entwickelte ſich die höhere Sinnlichkeit mit ihr die Erſcheinung ewiger Perſönlichkeit. Wie die Elemente der gemeinſchaftliche Grund des vegetativen Lebens, ward dieſes der Grund des Gefühls, dieſer wieder der Grund der leiblichen Sinne, der Stimme. Alles aber, (die Elemente in ihrer Wiedererzeugung, das Gefühl in ſeiner Entwickelung, die Stimme als das erſte Keimen der Perſönlichkeit), ward in wechſelſeitiger Durchdringung gemeinſchaftlicher Grund der höhern Sinnlichkeit. Durch die Sprache wird ein Unendliches unmittelbar laut, durch das menſchliche Ohr ein Unendliches unmittelbar vernommen, durch das menſchliche Auge ein Unendliches unmittelbar wahrgenommen. Wie die menſchliche Sprache das über alle Erſcheinung Herausreichende des Gemüths enthüllt für das Gehör, ſo das menſchliche Antlitz für das Geſicht. Das Ohr vernimmt, was kein Ton, keine Sprache als ſolche: das Auge ſieht, was keine Form als ſolche, auszudrücken vermag, und wer alles das

Göttliche, was durch die menſchliche Sprache, und durch die Muſik ſich demjenigen kund thut, der Ohr hat es zu hören; alles das Herrliche, was durch das menſchliche Antlitz ſich offenbart demjenigen, der Auge hat es zu ſehen; der Blick durch die Erſcheinung ſelber in eine höhere Welt hinein.

Wer uns nun betrachtend verfolgt hat bis hierher, dem wird es klar ſeyn, daß mit der menſchlichen Geſtalt alles Ordnende und Erlöſende gegeben iſt, daß aber auch in der menſchlichen Geſtalt, und wie die Blüthe derſelben, in dem menſchlichen Antlitz das Ordnende und Erlöſende der ganzen Natur in ihrer göttlichen Tiefe ſich ausſpricht. Wie dieſes Höhere, als ein Solches in ſtummen Zügen, wie in heiligen Hieroglyphen, ſich darſtelle, wollen wir jetzt unterſuchen, vor dem Bilde Gottes in dem Menſchen betrachtend verweilen. Es ſoll uns die eigentliche, höchſte Bedeutung des Auges enthüllen, welches, als eine innere Sonne durch alle verſchleiernde Wolken der ſinnlichen Erſcheinung durchzublicken vermag; es ſoll uns klar werden, daß, wie das Thier in der Pflanze, wie die dämmernde Perſönlichkeit leiblich gefeſſelt in den Thieren, ſo eine ewige Perſönlichkeit verhüllt liegt in der menſchlichen Sinnlichkeit. Was der Menſch vernimmt, was die Sprache, die Wiſſenſchaft zu enthüllen ſucht, iſt Gegenſtand dieſer ganzen Schrift; hier treten wir betrachtend dem menſchlichen Antlitz gegenüber, das

Göttliche wahrzunehmen, was ſich in dieſem zu verbergen ſucht.

Wie entdecken wir nun in der ſcheinbaren Verwirrung der Erſcheinung, in dem vergänglichen Reize ſinnlicher Herrlichkeit, den Keim des wahrhaft Ewigen, den dämmernden Glanz des Unvergänglichen und Göttlichen?

Wir müſſen hier vor Allem den Leſer erſuchen, dasjenige, was wir in dem erſten Theile dieſer Schrift über das Geheimniß des Böſen, über das außerzeitliche Daſeyn des Menſchen geſchrieben haben, vor den Augen zu haben; wir erinnern daran, wie das Leben des Menſchen eine Prüfung ſey, und wie ſein Daſeyn, blos auf die ſinnliche Erſcheinung bezogen, alle Bedeutung entbehren muß. Der räthſelhafte Kampf, welchen die Natur ſiegreich beſtanden hat, dauert in der Geſchichte für die Erſcheinung fort, ja das Böſe, das zerſtörende Princip der Selbſtſucht erſcheint perſönlich, als der irreleitende Geiſt, dem guten gegenüber, und dennoch iſt der Sieg, für eine höhere Betrachtung ſchon errungen und keinesweges zweifelhaft. Dieſer doppelte Standpunkt der Betrachtung erzeugt für die Erſcheinung einen nothwendigen Widerſpruch, wie für die Reflexion auch die Idee ſich aus einem nothwendigen Widerſpruche der Begriffe erzeugt.

Der Menſch erſcheint in der Zeit auf eine beſtimmte Weiſe, und über dieſe Beſtimmtheit zu gebiethen ſteht nicht in ſeiner Gewalt. Kränklich wird er geboren oder geſund, häßlich oder ſchön, und wir können nicht leugnen, daß Geſundheit und Schönheit, obgleich unwillkührliche Gaben der Natur, Vorzüge begründen, die mit der Perſönlichkeit innig verſchmolzen ſind. Innere Vorzüge, große Talente zeichnen den einen aus, während der andere nur mit eingeſchränkten Fähigkeiten erſcheint, und wer kann leugnen, daß dieſe Talente an ſich etwas Herrliches und Erfreuliches ſind? Ja ſelbſt das Volk, in deſſen Mitte er geboren iſt, die Zeit in welcher er lebt, die Umgebung, in welcher er erzogen wird, die Anſichten des Geſchlechts, die ihm entgegentreten, die Glücksgüter die er beſitzt, hemmen oder befördern ſeine irdiſche Entwickelung. Und dennoch müſſen wir geſtehen, daß dieſes Alles, was wir ein Vorzügliches und Herrliches nennen, ſelbſt wenn es ſich in einer Perſon vereinigt, keinesweges das Ewige der Perſon ſey, keinesweges dasjenige in der menſchlichen Geſtalt, was wir als das Ordnende des Univerſums erkennen, welches alſo wohl der Möglichkeit, aber nicht der Wirklichkeit nach mit der menſchlichen Geſtalt gegeben iſt. So iſt alles, was erſcheint, ein Nichtiges und Hohes, ein Eitles und Unvergängliches, ja ein Böſes und Gutes zugleich. Der Grund iſt, weil in der Geſchichte alles, auf einem jeden Punkte bis in das Unendliche für alle Zeiten und für jeden Augenblick, für das ganze Geſchlecht und für jedes Volk, ja für jeden Menſchen ein unendlich Werdendes, und ein unendlich Seyendes zugleich iſt. Dieſes Werdende iſt das Geheimniß der menſchlichen, erſcheinenden Freiheit und die Möglichkeit des Guten, wie des Böſen. Denken wir uns die Pflanze, als ein in der Freiheit ſich Bildendes, dann geht ihr ſelbſtſüchtiges Streben dahin, das Thieriſche zu verſchlingen, und ſelbſt jetzt äußert die Vegetation in ihrer heißeſten Gluth die Gewalt über die Menſchen, und wirkt, wie ein narkotiſches Gift, das jede Kraft lähmt, und die ſelbſtſtändige Thätigkeit in ſchlummernde Kraftloſigkeit verſenkt. Aber die Natur hat jenem ſelbſtſüchtigen Streben eine Grenze geſetzt. Geordnet durch einen höhern gemeinſamen Geiſt der ganzen Natur, kann die Selbſtſucht ſich nicht finden, und die ſtille Form, in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, entfaltet eine unendliche Herrlichkeit, für den Menſchen aber verſchwindet ſie unvermeidlich, wenn er ſich den Lockungen hingiebt: nur für den Menſchen, der ganz Menſch iſt, in der heiligſten Bedeutung, enthüllt ſich die Pflanzenwelt in ihrer wahren Schönheit. Denken wir uns das Thier als ein frei Werdendes, dann ſtrebt es, in wilder Begier, die ſtille Ruhe der Pflanzenwelt zu vernichten, und ſelbſt jetzt gebiert ſich aus dem Thieriſchen im Menſchen jene zehrende Wolluſt, die alle Ruhe der erzeugenden Natur in ungezähmter ſelbſtſüchtiger That vernichten möchte. Doch die Natur hat jenem wilden Streben eine Grenze geſetzt, innerhalb welcher jedes Thier ſeine eigene Welt entwickelt. Aber für die Menſchen, indem ſie von der Begierde gefeſſelt ſind, verbirgt ſich die Ordnung der Geſchlechter, und erſt, wenn er ſich ſelbſt zügelt, verwandelt ſich die Wolluſt in jene hohe Freude und Luſt, die auch aus der Natur einen ewigen Genuß erzeugt.

Dieſes wilde Streben nur waltet in der Geſchichte, wirft von hier einen finſtern Schatten in die ewige Ordnung der Natur, hat aber ſeine eigene Stätte in dem menſchlichen Gemüthe. Daher iſt nirgends Ruhe, nirgends wahrer Friede, nirgends völlige Ordnung, und wie der böſe Geiſt, der in uns waltet, von innen heraus uns durch Naturtöne lockt, die doch nur der verworrene Wiederhall der innern Zerrüttung ſind, ſo drängt er ſich in alles Menſchliche hinein, daß alle Schönheit einen Wurm verbirgt, jedes Talent, ja ſelbſt das höchſte Erkennen, und dieſes am meiſten, ein tief vernichtendes Princip, jede irdiſche Herrlichkeit eine Hülle in ſich einſchließt. Nur wenn das Gemüth die ſtille Grenze der eigenen Natur findet, von der ſichern heimathlichen Stätte der innern Gabe die ſchöne Form, (die nur dann Beſchränkung iſt, wenn wir frech und ſelbſtſüchtig über ſie herausſtreben,) hinüber gegen das Ewige hinſchaut, fliehen die böſen Geiſter, die Verwirrung verſchwindet, und die Geſchichte erſcheint geordnet wie die Natur, die Schönheit in ihrer hohen Bedeutung, das Talent in ſeinem tiefen Sinn, die Glücksgüter in ihrem wahren Werth. Für den Reinen iſt alles rein. Zwar dieſer Sinn, der Sinn aller Sinne, durch welchen das Gehör veredelt, das Höchſte vernimmt, das Geſicht, gereinigt, das Göttliche ſchauet, iſt nur einmal in menſchlicher Geſtalt erſchienen, und von dieſer Zeit an der Mittelpunkt der ganzen Geſchichte, das enthüllte Räthſel aller Zeiten; aber er dämmert unter den Menſchen, wie die Perſönlichkeit unter den höhern Thieren und eröffnet eine neue Welt, die aller menſchlichen Herrlichkeit ihren Werth, aller Wiſſenſchaft und Kunſt, Staat und Leben in jedweder Form ihre eigentliche Bedeutung giebt. Wir dürfen von keinem Menſchen behaupten, daß er in ihm ganz erloſchen wäre, wir wagen von keinen unter uns zu ſagen, daß er rein gediehe in ihm, aber wo er her vorbrechen will, iſt Ruhe und Friede, und eigenes Maaß und tiefes Verſtändniß in jeder Form.

Pflanzen und Thiere, höhere und niedere Thiere, ja Thiere und Menſchen vereinigen ſich nicht in ihre vollendeten Formen: von den unſcheinbarſten Punkten entfalten ſie ſich in entgegengeſetzter Richtung. Und daſſelbe iſt hier, unter den Menſchen der Fall: das Himmliſche und das Irdiſche begegnen ſich in dem ſcheinbar Geringſten und ſuchen ſich in entgegengeſetzter Richtung in ihrer Herrlichkeit zu entwickeln. Aber in der Natur iſt das Böſe vernichtet in jeder Form, und jede Richtung iſt vereinigt in einen allgemeinen

Frieden und in eine allgemeine Eintracht Aller. In dem Menſchen dahingegen iſt der Zwieſpalt, ein wahrer Gegenſatz in einem Jeden, von dem für die Erſcheinung Geringſten bis zu dem Größten. Was aber in dem Unſcheinbarſten ſich gegen das Himmliſche wendet, iſt das Ordnende, Beſtätigende, Erlöſende ſelbſt für den Mächtigſten, was in ihm keimt, hat einen ewigen Werth. Doch ungewiß iſt im Leben der Kampf, unentſchieden für uns alle der Sieg, den wir, ſo lange wir leben, immer von neuem erringen müſſen. Daher entſteht neben der Freude die Furcht, die nie erſterben darf, die wahre Gottesfurcht: die am tiefſten mit Angſt und Beben die Seligkeit ſucht, wo ſie am gnadenvollſten gedeiht: die wahre tragiſche Trauer, die alles Leben umhüllt. Wo dieſe Furcht verſchwindet, hat das Irdiſche gewonnen, und eine unſelige Sicherheit den Menſchen gefeſſelt. So haben wir die Stätte der höchſten Betrachtung, den wahren Gegenſtand der tiefſten Unterſuchung gefunden, den Punkt, wo in dem Menſchen die ewige Perſönlichkeit unter Kampf und Streit mit einem innern Feind ſich zu retten ſucht. Und wie ein ſolcher Menſch uns erſcheint, wollen wir darzuſtellen ſuchen.

Wir haben oben ſchon jene ſichere feſte Geſtalt mit Freude betrachtet, und in ihrer innern Sicherheit und Zuverſicht das Ordnende und Erzeugende nicht der erſcheinenden, ſondern der ewigen Natur erkannt, und was in dieſer gefeſſelt iſt in völlig bewußtloſer Form, das entfaltet ſich in dem andächtigen Gemüth zum Glauben, der dem Bewußtſeyn vorliegt, als die wahre Natur in der Natur, in welche der befreiete Menſch ſelig hineinſchaut, und ihre Töne vernimmt. Wir nennen dieſen Glauben einen chriſtlichen, aber noch wollen wir ihn nicht als einen ſolchen bezeichnen.

Mit ehrfurchtsvoller Scheu halten wir dieſe heilige Stätte, die Gott uns gönnen wird näher zu treten, in der Ferne, um das Räthſel in ſeiner ganzen Tiefe zu faſſen, ehe wir, ſo weit es uns vergönnt ſeyn mag, es wagen, den Schleier ewiger Geheimniſſe zu lüften, und die Löſung des Räthſels wenigſtens anzudeuten.

Es mag ein ſolcher Menſch, wie er hier Gegenſtand unſerer Betrachtung ſeyn ſoll, alle jene Vorzüge entbehren, die wir oben erwähnten, und mit welchen, wie wir ſahen, das Ordnende der ewigen Natur keinesweges gegeben iſt, er mag die Schönheit entbehren, er ſey arm, ſeine Stellung in der Welt gering und verachtet, ja der Kreis ſeines geiſtigen Schauens ſey der engſte. Was das letzte betrifft, müſſen wir ausdrücklich bemerken, daß die Sprache nicht umſonſt Einfalt und Dummheit verſchieden benannt hat. Einfalt iſt heilig, Dummheit iſt ein Laſter, iſt Schlechtigkeit. Sie erſcheint bei einem jeden Heraustreten aus der von der Natur bezeichneten Grenze, die, urſprünglich das ſchöne Maaß einer eigenthümlichen Natur, erſt dann Grenze, etwas Hemmendes wird, wenn man über ſie hinausſtrebt. Wir erkennen zwar die Dummheit am leichteſten, je enger die urſprüngliche Grenze iſt, ſie iſt aber in der That nicht ſelten mit den größten Talenten verbunden. Ein ſolcher Menſch nun, in ſeiner von der erſcheinenden Natur verwahrloſten Geſtalt, in ſeiner Einfalt und Armuth kann eben ſo wohl die Richtung gegen das Ewige feſthalten in bleibender Geſinnung, wie der in jeder Rückſicht Begünſtigte und Hochbegabte.

Es iſt für das Studium der menſchlichen Eigenthümlichkeit ſehr lehrreich, wenn man ſich daran gewöhnt, das Auge abgeſondert von allen übrigen Zügen des Geſichts zu betrachten. Denn, wie tief der Menſch auch geſunken ſeyn mag, ſein Auge kann nicht lügen. Da wir alle an dem Scheine in der Welt haften, und mehr oder weniger der innern Lüge huldigen, die nackte Wahrheit unſeres Daſeyns ſelten vor uns ſelber zu enthüllen wagen, ſo fehlt uns faſt immer der Muth in ein andres Daſeyn keck hineinzublicken. Ja wir dürfen behaupten, daß die Schärfe des Blickes mit welcher wir uns ſelbſt faſſen, uns die mit welcher wir andere ſchauen, beſtimmt; beide mit gleicher Kraft und Wahrheit, aber auch beide mit gleicher Milde und Verträglichkeit hervortreten. Das ſtumpfe Auge beraubt der ſchönſten Geſtalt alle Bedeutung, das unſtete Auge des Talentes zeigt die innere Unruhe eines raſtloſen Strebens. Härte und Unklarheit, jede ungeregelte Begierde prägt ſich im Auge ab, der freche Heuchler muß es verdrehen, und der weniger geübte wagt nicht es aufzuſchlagen, damit es ihn nicht verrathe. Aber, wie die ſtille Sonne leuchtet es im Hintergrunde einer edeln Natur, die Klarheit des eigenthümlichen Daſeyns ſpricht ſchweigend aus dem Auge, wie aus der verſtändigen Sprache; die Güte ſtrahlt wie ein mildes Himmelslicht aus ihm, wie aus der wohlthätigen That, und verbreitet ſelbſt über die entſtellteſten Zügen eine unendliche Anmuth; die feſte Zuverſicht liegt, wie ein unerſchütterlicher Fels in dem ruhigen Auge, während die ſtille Sorge, die mit geheimem Grauen den böſen Geiſt im Innern bewacht, aus dem tiefſten Grunde hervordämmert. So iſt das Auge das herrlichſte, wunderbarſte, es überwindet alles Widerſtrebende der Geſtalt, es kann Wunder thun, und übt eine ſtille Gewalt, wie der Glaube. Ja dieſer verhält ſich, in ſeinem unendlichen, nie völlig zu enträthſelnden Seyn zum Erkennen, wie das offene Geſicht, zum einſiedleriſch verſchloſſenen, lauſchenden Gehör.

Eine ſolche Geſtalt, die auf die unſcheinbarſte Weiſe in der Welt hervortritt, in der ſtillen Einfalt nicht ſelten am herrlichſten gedeiht, iſt nun wahrhaft ein Gegenſtand der Spekulation, ſie zeigt die reinſte Form des eigentlichen Menſchen und enthüllt, wenn auch unvollſtändig, wie die Erſcheinung es vermag, das ordnende Prinzip, welches ſich in allen wechſelnden Formen der

Natur verbirgt, und in ihr einen Mittelpunkt findet. Wenn wir einem ſolchen Menſchen gegenüberſtehen, ihn in ſeinem Leben und Wirken betrachtend, ſollen wir ihn erklären, ſollen wir ihn begründen wollen? Die Elemente der Erde werden durch die Organiſation erſt eigenthümlich, aber ſie verbergen ſich auch in der verſchloſſenen Tiefe des innern Lebens, und keine Erklärung vermag das Siegel des Geheimniſſes zu löſen; aber eine viel tiefere Vereinigung finden in einer ſolchen Natur die räthſelhaftern Elementen der Geſchichte. Nicht für die Erklärung iſt ſie da, wohl aber für die erkennende Betrachtung, für die wahre Spekulation, deren eigentliches Bemühen es iſt die ganze Natur in dem Menſchen zuſammenzudrängen, und von dieſem Punkt der höchſten Concentration als Vorboten einer höhern Welt zu betrachten.

Aber nicht blos die Geſtalt eines ſolchen Menſchen ſoll uns beſchäftigen, auch, und vorzüglich ſeine Eigenthümlichkeit, und da wir hier einen Punkt erreicht haben, der vor allen wenig begriffen wird, ja für welchen, als den Hauptpunkt der ganzen Unterſuchung, alles Vorhergehende geſchrieben iſt. Die innere Mitte unſerer Anſicht, die von vielen Seiten angegriffen wird, erlaube man uns mit derjenigen ſorgfältigen Ausführlichkeit das Ganze zu behandeln, die nothwendig wird, wenn wir völlig klar ſehen, und alle Mißverſtändniſſe heben wollen.

Wir behaupten alſo: daß die ewige und urſprüngliche Eigenthümlichkeit des Menſchen nicht allein eine innere und unſichtbare ſey, daß ſie vielmehr auch ſich zu offenbaren ſtrebt in der äußern Thätigkeit des Menſchen, ja daß dieſe erſt durch jene ihre Bedeutung erhält, daß je vollkommner dieſe äußere Thätigkeit die urſprüngliche Eigenthümlichkeit enthüllt, deſto reiner und vollkommner erkennt der Menſch in ihr ſeine ewige Freiheit, die nur in und mit ihr gegeben iſt, daß, wie die Natur die Eigenthümlichkeit der Geſchlechter immer reiner entwickelt, je mehr ſie die Maſſe überwindet, ſo die Geſchichte die Eigenthümlichkeit der Perſon, je mehr das, was in ihr die Maſſe genannt werden kann, nehmlich das Böſe, überwunden wird.

Dieſe Bedeutung der äußern Thätigkeit der Menſchen in ihrer Eigenthümlichkeit klar zu machen, und gegen alle ſcheinbare Einwendungen zu vertheidigen, iſt hier unſere Abſicht.

Bei den Pflanzen wird dasjenige, was bei den Thieren zur That heranreift durch Farbenglanz und Duft angedeutet, bei den Inſekten ſtellen die Kunſttriebe die noch pflanzenartig gefeſſelte That dar, bei den höhern Thieren erſcheint ſie als eine ſolche. Von allen dieſen Aeußerungen der Natur muß es zugeſtanden werden, daß ſie ihre Bedeutung erhalten von der Eigenthümlichkeit der Geſchlechter, daß ſie in der Erſcheinung dasjenige Innere enthüllen, was in der

Form feſtgehalten wird und ſich verbirgt. Aber auch von den Menſchen iſt dieſes eben ſo entſchieden, und zwar eben dann, wenn der Menſch in der Erſcheinung am Bedeutendſten hervortritt.

Bei den Thieren unterſcheiden wir ſehr wohl die Thätigkeit der allgemeinen erzeugenden Natur, die ſich in der Bildung des Leibes offenbart, von der beſchränktern Thätigkeit, die wir dem Thiere zuſchreiben; aber beide entſpringen offenbar aus einer Quelle, und es fällt keinem, der nur einigermaßen, was er angeſchauet, geiſtig ſcharf zu faſſen vermag, im Geringſten ein, dieſe deutlich geſonderten Richtungen, in ihrem Urſprung von einander zu trennen. So entſtehen eigenthümliche Wirkungskreiſe der Thiere in und mit den eigenthümlichen Geſtalten, und beide ſind auf immer mit einander verbunden. Wenn wir von Dichtern, Denkern, Künſtlern, Feldherrn, Regenten, die auf eine großartige Weiſe erſcheinen, behaupten, daß ſie geboren werden müſſen, dann ſagen wir offenbar daſſelbe. Der Urſprung ihres Wirkungskreiſes fällt mit dem Urſprunge der bildenden Natur in ihnen ſo zuſammen, daß wir ſie nicht zu trennen vermögen. Wäre nun dieſe Einheit etwas Geringes, dann müßten wir es, etwa durch ein tiefes, ſtrenges, die Würde aller urſprünglichen Eigenthümlichkeit angreifendes Syſtem dahin bringen, daß es uns klar würde, es wäre dieſes, was uns ein Vorzug ſcheint, nur eine Täuſchung, die wir bekämpfen müßten, lediglich etwas an dem

Menſchen Oberflächliches, deſſen ganzer Werth verſchwände, wenn man es aufmerkſamer und ſeinem Weſen nach betrachtet. Was daraus folgte, wäre dann auch, nicht eben, daß ein Jeder, der ohne Eigenthümlichkeit erſchiene, auch groß und vortrefflich wäre, weil es außer jener Hemmung durch Eigenthümlichkeit noch mehrere andere geben könnte, aber dieſes doch gewiß, daß der Dichter, Denker, Künſtler, Feldherr, um trefflich und bewundernswerth zu werden, aller Eigenthümlichkeit entſagen müßten. Das iſt nun aber ſo wenig der Fall, daß wir vielmehr alles Große, was wir in der Welt bewundern, eben nur nach der Intenſität der Eigenthümlichkeit zu ſchätzen vermögen, ja ſelbſt wenn ein ſtrenger Denker gegen den Werth der Eigenthümlichkeit hervortritt, ſo wird ihm ſein Kampf nur gelingen, in ſo fern er ſelbſt eine recht entſchiedene, beſtimmte entwickelt, und ſo durch ſein Daſeyn vernichtet, was er durch ſein Syſtem begründen möchte.

Die Mathematik iſt die reine Wiſſenſchaft der Verhältniſſe der Zeit und des Raumes. In ſo fern ſie dieſes iſt, erkennt ſie nichts Eigenthümliches, aber dennoch iſt ſie ſelbſt ein ſolches, ſie iſt mit der Unendlichkeit der Größen und Figuren gegeben. Ohne die Anſchauung der Zeit und des Raumes wäre ſie nicht möglich, und die reine Phoronomie geht, wie die Algebra, von entgegengeſetzten Bewegungen, als reinen Größen aus. Dieſe Eigenthümlichkeit der Mathematik iſt es, die Kant ihre empiriſche Realität nennen muß, weil er den Raum und die Zeit, nur als eine empiriſch, für die menſchliche Anſchauung gegebene, unüberwindliche Form betrachtete. Sind aber Raum und Zeit nur empiriſche Formen, dann würde die ganze Mathematik auch nur eine empiriſche Realität haben, und wenn dieſe auch für uns unumſtößliche Gewißheit hätte, dennoch eine bloße Erſcheinung genannt werden können, ſie würde ſo wenig, wie irgend eine Erfahrung ein Anſich ausſprechen. Aber Raum und Zeit ſind nur für den reflectirenden Verſtand Formen der Sinnlichkeit. Dieſelbe Reflexion, die Raum und Zeit von dem Leben trennt, trennt ſie auch von einander; im Leben ſind ſie, in ihrer ganzen Unendlichkeit eins, und die Einheit iſt die Ewigkeit, die innere Wurzel aller Sinnlichkeit, und ſo iſt die Mathematik nicht blos das Geſetz eines reflectirenden Verſtandes, ſondern auch Geſetz des allgemeinen Lebens, ſie enthält für den Verſtand, wie für die Dinge die Strenge und unveränderliche Härte der Beziehungen, die allenthalben da erſcheint, wo die Seele, wie die Dinge, das Unendliche außer ſich geworfen hat, und die Freude aus der Ergründung dieſer Strenge entſteht eben, weil ihre Unveränderlichkeit das Unendliche, welches dem Einzelnen fremd zu ſeyn ſcheint, in ihn hineinbildet, in der Geometrie die Unendlichkeit der Zeit, in der Phoronomie, (der anſchauenden Arithmetik), die Unendlichkeit des Raumes. Jene bewundernswürdige Mathematik der Natur, die nicht für die Sinne, ſondern mit den Sinnen, ja vor der Bildung aller Sinnlichkeit, thätig war, läßt uns in ihr eine unendlich tiefe, wahrhaft eigenthümliche Richtung ihrer zeugenden Kräfte wahrnehmen. Aber nicht blos die Mathematik ſelber iſt als Naturthat, etwas tief Eigenthümliches, ſondern auch als menſchliche That, und die Productivität der mathematiſchen Geſetze erſcheint in der Geſchichte eben ſo wohl als in der Natur, als Erzeugniß einer eigenthümlichen Thätigkeit der bildenden Natur. Die Mathematik läßt ſich erlernen; und bis zu welcher Fertigkeit ein jeder Menſch es in dieſer Rückſicht durch Unterricht vielleicht bringen kann, wollen wir nicht zu beſtimmen wagen; aber mathematiſche Erfinder, die eigentlichen Genien der Wiſſenſchaft, Newton, la Place, Gauß, ſind Naturerzeugniſſe, wie die Dichter oder Künſtler.

Wir wollen nicht hier unterſuchen, ob ein allgemein philoſophiſches Syſtem in dem Sinne möglich iſt, daß es, wie des Euclides Elemente, als allgemeine Grundlage für alles Wiſſen gelten könne, auch wollen wir hier nicht ausmachen, ob eine Lehre, die die Ewigkeit des Eigenthümlichen lehrt, und die ſtrenge Behauptung aufſtellt, daß alles Allgemeine, was laut wird in der Welt, und zwar je allgemeiner es iſt, eben dann deſto eigenthümlicher wird, auch Philoſophie heißen darf; aber dieſes behaupten wir, und ſehen nicht ein, wie man es leugnen kann, daß eine ſolche Lehre, die, wiewohl ſie jede andere, als blos erſcheinende Realität des Eigenthümlichen ableugne, doch den Urſprung ihrer Erſcheinung aus dem ableiten muß, was ſie ableugnet. Nun könnte ein ſolcher Philoſoph zwar behaupten, daß dieſes nur das Zufällige der Erſcheinung träfe und großartig ausſagen, in und mit ſeinem Syſtem trete eben die Nichtigkeit, wie jeder Perſönlichkeit ſo auch der ſeinigen hervor. Da aber zwar die Erſcheinung als eine ſolche, nicht aber das Erzeugende der Erſcheinung, welches ja nicht ſelbſt wieder erſcheint, eine Nichtigkeit ſeyn kann, ſo iſt die Schwierigkeit mit jener großmüthigen Aufopferung der Perſönlichkeit keinesweges gehoben, vielmehr was von ſeiner Erſcheinung an unveränderliches Geſetz alles Denkens, und mit dieſer Ordnendes und für die Vernunft Bedingendes aller Erſcheinung ſeyn ſollte, würde ſelbſt, ſeinem Urſprung nach, geſetzlos ſeyn. Sollte nehmlich das erſcheinende Geſetz wirklich Bedingung ſeiner eigenen Erſcheinung ſeyn, dann müßte es vor der Erſcheinung, wenn auch nicht actu, doch potentia, da ſeyn, und zwar nicht im Allgemeinen, welches die Beſtimmtheit ſeiner Erſcheinung durch eine Perſon nicht begreiflich macht, ſondern es müßte eben mit dieſer Perſon gegeben ſeyn, ehe es da war, welches, da hier eben von einem Ewigen, Unveränderlichen die Rede iſt, die Tiefe des Eigenthümlichen auf die klarſte Weiſe ausſpricht.

Man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß dieſes Eigenthümliche nur ein empiriſches, zufälliges Element enthielte, eine äußere Erfahrung, die man um die Reinheit der Unterſuchung feſtzuhalten, abweiſen müßte, und gegen welche man alle jene hinlänglich bekannte Einwürfe des Idealismus vorbringen könnte. Dieſe treffen hier die ſchlechthin innere, unendliche Erfahrung keinesweges. Selbſt der berühmte Akt des Bewußtſeyns, wenn er als ein Selbſtſetzen hervortreten will, findet kein Ich überhaupt, und das Selbſt, welches ſich ergreift, iſt auch kein etwa durch äußere Bedingungen, die man als dem Gefühl zugehörig abweiſen könnte, beſtimmtes, vielmehr ein innerlich geſondertes, bis auf Sprache, Darſtellung, Art und Weiſe ſich zu äußern, eigenthümliches Selbſt; ja jeder Verſuch dieſes Eigenthümliche abzuweiſen offenbart es, wenn es durch eine täuſchende Verblendung dem Reflektirenden verborgen bleiben ſollte, einem Jeden andern ſogar als ein krankhaftes Streben. In der Mathematik enthüllt ſich das allgemeine, alles Leben umſchließende Geſetz mit ſeinem verborgenen Grund, ja eben weil dieſer verborgen bleibt, weil der Mathematiker eine jede Unterſuchung, dieſen zum Bewußtſeyn zu bringen, ſtandhaft abweiſt, erhält ſie die abſolute Sicherheit, die ihr reines Weſen ausſpricht. Wer aber über die Reflexion ſelber reflektirt, den Urgrund des Daſeyns für das Bewußtſeyn zu enthüllen ſtrebt, nicht für die Anſchauung feſthält, als das, was ſie iſt, der hat nur die Form des Geſetzſeyns, und ſo wenig eine wahre innere That, daß wenn ſie wirklich ſich zu einer ſolchen veredelte, alle jene Räthſel, die ſie durch ein ideelles und formelles Denken äußerlich abweiſen zu können vermeint, ſich nach Innen werfen würden. Iſt dieſes da der Fall, wo wir, wie in der Mathematik, den bewußtloſen Grund vorausſetzend durch die Anſchauung, wo wir dieſen Grund ſelbſt für das Bewußtſeyn zu enthüllen ſtrebend, in der Reflexionsphiloſophie, das Unendliche außer uns, in ſeinen innern Bedingungen ſuchen, ſo iſt es noch mehr der Fall, wo ein Daſeyn das Unendliche unmittelbar offenbart, wie in der Poeſie, in der Kunſt, in einer jeden Erfindung, ja in allem Herrlichen und Großen, welches durch die Trefflichſten des Geſchlechts für Völker und Zeiten gewonnen wird. In dieſen iſt die Natur offenbar mächtig, und ſie ſind mit ihr vereinigt, nicht als Knechte, die ihr unterworfen wären, und die mit den Feſſeln des leeren Denkens ſpielend, durch einen hohlen Formalismus eine Scheinfreiheit wie durch magiſche Künſte ſich ſelber täuſchend, ſuchen, ſondern als Freie, mit ihr Verwandte, als urſprünglich Verbündete, die die Natur nicht blos in den Ketten der erſcheinenden Verhältniſſe feſthält, vielmehr ihre innerſte, verborgenſte Schätze anvertraute. Das Bewußtſeyn, die Selbſtthat, iſt ſo wenig durch jene Gabe einer reichen Natur verdrängt, daß ſie vielmehr in der innerſten Einheit mit ihr am freieſten und heiterſten erſcheint. Will man aber, was das getrennte Bewußtſeyn zu geben vermag, geſondert, als ein für ſich Beſtehendes ergreifen, dann entſteht jener leere Formalismus, der ſich zu den Produkten des Genie's eben ſo verhält, wie der Formalismus des Denkens zu der unergründlichen, nur für die Anſchauung aufgeſchloſſenen Tiefe des Eigenthümlichen im Leben überhaupt.

So offenbart ſich das Ewige, Außerzeitliche, durch keine Form der Erſcheinung, ſeinem Weſen nach bedingt, in der heiteren Perſönlichkeit edler Naturen hier, wie wir es in der Bildung der Gattungen als ſolcher in der Natur finden; und die Thaten der zeugenden Natur durch die perſönliche Geſtalt, fallen mit den Thaten der Perſon ſo zuſammen, daß ihr gemeinſchaftlicher Urſprung aus derſelben, ihre nie aufgehobene Einheit einem Jeden klar wird. Nun entſteht aber die Frage, wie jene innere Eigenthümlichkeit für diejenigen zu retten ſey, die mehr beſtimmt ſcheinen, blos die irdiſchen Bedürfniſſe zu befriedigen, deren geringes Geſchäft keine Spuren eines Höhern trägt, ſo daß man, eben um die Würde des höhern Menſchen in dieſen zu retten, ein von aller Erſcheinung unabhängiges Daſeyn, wie es ſcheint, annehmen muß, und wir ſind in einem gefährlichen Dilemma, indem wir entweder die nicht blos für die Erſcheinung, ſondern an ſich, auf eine ewige Weiſe geltenden Werth und Würde der freien Eigenthümlichkeit gelten laſſen, eine Annahme, die uns zu zwingen ſcheint, dieſe, dem Scheine nach, geringern Naturen, als Verwahrloſte, zum untergeordneten Seyn Verdammte zu betrachten, wogegen das Heiligſte in dem Menſchen ſich empört, oder wir müſſen etwas Höheres über der Eigenthümlichkeit Stehendes annehmen, welches allen Menſchen eine gleiche Würde ertheilt, und gegen welches ſich das Eigenthümliche, als ein Untergeordnetes, alſo als ein Geringeres verhülle, was an ſich keinen anderen, als einen geliehenen Werth hat, welches mit der unbedingten Bewunderung, die uns die hohe Naturgabe abzwingt, im Widerſpruch ſteht. Es ſey dieſes Höhere die Sittlichkeit, die man auch gewöhnlich als ein ſolches betrachtet, ſo entſteht die Frage, ob dann dieſe von der Eigenthümlichkeit getrennt gedacht werden kann, ſchärfer, ob es ohne reine Eigenthümlichkeit, eine Sittlichkeit, dieſe ohne jene geben kann? Wir läugnen es auf das Allerbeſtimmteſte, und hoffen alles ſcheinbar Harte in dieſer Behauptung für einen Jeden, der uns unbefangen zu folgen ſich entſchließt, vollſtändig aufheben zu können.

Wir fragen erſt: wenn ihr die Macht und anerkannte Herrlichkeit einer edeln Natur in den Trefflichſten anerkennt, ſo daß dieſe in ihren Thaten nicht blos bedingt werden durch die Verhältniſſe der Erſcheinungen, auch nicht geleitet ſind durch ein Inneres, allen Menſchen auf völlig gleiche Weiſe umwohnendes Bedingendes nicht durch ein Prinzip der Sittlichkeit überhaupt, ſondern durch ein ſolches, das auf eine eigenthümliche Weiſe ein eigenes Daſeyn enthüllt, wo iſt die Grenze, wo dieſes für den Menſchen verſchwindet, ſo daß ihm äußerlich nur die Verhältniſſe, innerlich nur die allgemeine Sittlichkeit ohne irgend einen eigenthümlichen Reiz, der in und mit ihr iſt, dem Menſchen übrig bleibt? Etwas von jenen höhern Gaben muß in einem Jeden liegen, weil ſonſt die Hochbegabten nur für ſich ſelber, ja ein Jeder in ſeiner Eigenthümlichkeit nur für ſich da wäre, vollkommen einſiedleriſch, denn nicht äußerlich werden jene Aeußerungen aufgenommen, vielmehr durch ein innerlich verwandtes Element, welches als das aſſimilirende Prinzip für das Verſtändniß vorausgeſetzt werden muß. Und denke man ſich einen Menſchen der völlig für alles das Hohe und Schöne, was durch die eigenthümlich Begabten laut wird, ſo verſchloſſen wäre, daß ihn nie irgend einen Funken der Kunſt, der Poeſie, der kühn erhabenen That, wie ſie auf das Geſchlecht wirkt, des durchdringenden Worts, in irgend einer Form berührt hätte: wir fragen, ob nicht ein Jeder geſtehen muß, daß ſo ein Verſchloſſener wirklich, auch innerlich, als ein Verwahrloſter, als ein Geringerer, als ein Knecht der Erſcheinung ohne alle Härte betrachtet werden muß, ja ob wir nicht laut und unumwunden bekennen, das das ſittliche Gefühl ſelbſt in ſolchen Menſchen auf eine gefährliche Weiſe gefeſſelt iſt? Und ſo erſcheint uns die Sittlichkeit ſchon hier, bei dem erſten Anfang der Unterſuchung wenigſtens mit dem Sinne für dasjenige, was durch die Eigenthümlichkeit ſich ausſchließt; auf eine merkwürdige Weiſe verknüpft, und da dieſer Sinn, ohne eine innere Eigenthümlichkeit nicht gedacht werden kann, in der Einheit mit dieſer, wenn ſie ſich auch nie in eigenen Produkten zu offenbaren vermag.

Ferner: bei den Thieren fanden wir eine eigene Geſtalt der zeugenden Natur mit einem eigenen Wirkungskreiſe der That des Geſchlechts zuſammenfallen, bei den Trefflichſten der Menſchen daſſelbe auf dieſelbe Weiſe für die Perſon. Iſt denn nun die eigenthümliche perſönliche Geſtalt bei den übrigen Menſchen verſchwunden? Keinesweges, als eine eigene, nicht in das Geſchlecht verſunkene, vielmehr in ſich geſchloſſene Geſtalt, erſcheint ein jeder Menſch. Iſt denn vielleicht der eigenthümliche Wirkungskreis verſchwunden? Eben ſo wenig, vielmehr die Wirkungskreiſe theilen ſich in Gattungen und Arten, die eigene Menſchen fordern, und keiner treibt ein Geſchäft überhaupt, ſondern ein beſtimmtes Geſchäft. Was zwingt nun hier die Perſon von dem Geſchäfte zu trennen, beide nur äußerlich auf einander zu beziehen, die Verbindung nur als eine zufällige zu betrachten, die aus den Verhältniſſen der Erſcheinung entſprungen iſt, ohne bedingt zu ſeyn durch irgend einen innern Trieb, ſo daß das Ordnende des Geſchäfts keine innere Eigenthümlichkeit, ſondern lediglich Gebot einer allgemeinen, alle Perſönlichkeit vernichtenden Sittlichkeit iſt? Dieſes offenbar, daß wir in dem Geſchäfte ſelbſt Nichts entdecken, als eine Thätigkeit, die auf die Befriedigung äußerer Bedürfniſſe hinzielt, höchſtens das Angenehme, was aus dem Gefühl der Leichtigkeit dieſer Befriedigung entſpringt, nie das Wahre oder Schöne, das eine Unendlichkeit unmittelbar in ſich einſchließt. Eine Thätigkeit, die auf eine ſolche Weiſe lediglich in der Erſcheinung gefeſſelt iſt, kann auch nur der Erſcheinung ſeinen Urſprung verdanken. Vermöchten wir in ihr Spuren einer innern Unendlichkeit zu entdecken, dann würden wir auch ihre Einheit mit einer über die Zeit hinausliegenden Perſönlichkeit und das Begründende der erſcheinenden Perſon und ihre That in derſelben urſprünglichen Einheit ſuchen. Und das war es, was ich durch meine Darſtellung der Idee des Staats ſuchte, in einem jeden Geſchäft, in einer jeden Thätigkeit ſuchte ich die Spuren der innern, nicht blos den äußerlichen Verhältniſſen dienenden, vielmehr einer eigenen Natur genügenden Unendlichkeit, ich fand ſie in dem Ackerbau, in jedem Gewerbe, in der Klarheit des Erwerbes, in der Sicherheit des Beſitzes, ja in der Treue, die ſcheinbar dienend in ſich frei iſt, die ſich nicht anſchließt an das Aeußere, ſondern an das Innerſte und Tiefſte eines andern Daſeyns. Ich erſuche denjenigen, der mich mißverſtehend bekämpft, wenn er nicht in die Zahl derer gehört, die mich mißverſtehen wollen, die ganze Darſtellung ſorgfältig zu verfolgen, ob irgend ein Wort, irgend eine Aeußerung vorkömmt, die nicht jene tiefe Liebe für ein jedes menſchliche Daſeyn in ſeiner Art ausſpricht, die, ich bin es mir bewußt, mich allein leitet. In dieſer Einheit der Natur und der eigenen That ſuche ich die Quelle aller wahren Freiheit, in dieſer innern Genügſamkeit das Ewige des Menſchen, den Kern aller Sittlichkeit, die durch ihn erſt eine lebendige Bedeutung erhält, ja durch ihn erſt zur Religioſität geſteigert wird. Denn Religion und wahre Liebe iſt ohne Ewigkeit der Perſon nicht denkbar. Doch es wird Zeit ſeyn, daß wir die Einwürfe der Gegner hören, und ihnen zu begegnen ſuchen.

Der erſte Einwurf, den ich anführe, den ich oft habe vernehmen müſſen iſt folgender: Aus meiner Anſicht entwickle ſich, und zwar nothwendig, ein geiſtiger Hochmuth, ein Pochen auf vornehme Natur, es ſey eine unvermeidliche Folge dieſer Anſicht, daß der Begabte nicht blos auf eine endliche, aus den Verhältniſſen entſprungene, ſondern auf eine ewige, ſchlechthin unveränderliche Weiſe von dem Geringern, als ſolchem geſondert ſey, ſo daß dieſer durch ein hartes Schickſal auf die niedrige Stufe feſtgebannt iſt, daß alles erworbene Verdienſt ſeine Bedeutung verliert, und dem Geringern nichts übrig bleibe als ewige Unterwürfigkeit, dem geiſtig Vornehmen aber, in welchem ſich das Bedeutendere der ewigen Natur offenbart, allein die Herrſchaft gebühre. Eine ſo harte, ja widerwärtige und verabſcheuungswürdige Behauptung, daß ſich das ſittliche Gefühl billiger Weiſe mit Entſetzen davon wegwendet, und ſich nie wird überreden laſſen, daß die Befreiung der Geiſter da geſucht werden könne, wo dieſe gleich von vorn herein durch unerträgliche Feſſeln gebunden erſcheinen, wo das Syſtem der furchtbarſten Ungleichheit, der ſchmählichſten Tyrannei uns eiſern entgegentritt. Eine Tyrannei, die jede irdiſche, von welcher theils der Tod, theils veränderte Verhältniſſe der wandelbaren Geſchichte Befreiung hoffen läßt, übertrifft, die alle Moralität untergräbt und mit den heiligſten Ausdrücken, mit Erlöſung und Liebe, aus der Fülle der eigenen ſich vornehm dünkenden Natur heraus, ein freches, ja frevelhaftes Spiel treibt.

Wir wollen den Schein, der dieſen Einwurf hervorruft, etwas tiefer verfolgen, als gewöhnlich geſchieht, welches uns um deſto wichtiger dünkt, da die tiefer gehende Unterſuchung uns Gelegenheit gibt, Gegenden unſerer Anſicht zu beleuchten, die bis jetzt unberührt blieben. Allerdings behaupten wir, daß dieſelbe unendliche Mannichfaltigkeit, die ſich durch die Qualitäten in dem chemiſchen Prozeſſe zu entfalten ſtrebt, ohne daß dieſe ein eigenthümliches Daſeyn erhalten können, ſich wiederholt in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Pflanzenwelt, ſich dieſer gegenüber geſtaltet in der Welt der Inſekten, eine höhere Bedeutung erhält durch die höhern Thiergeſchlechter, und ſich zuletzt in die unendliche Tiefe der mannichfaltig aufgeſchloſſenen Perſönlichkeit der Menſchen verſenkt, ſo daß die Eigenthümlichkeit der Menſchen die der Natur ſelbſt iſt, daß die Entwickelung der Geſchichte eine Enthüllung der Natur iſt, die ſich in ihr und durch ſie, in ihrem innerſten, heiligſten Leben immer tiefer ergreift. Daher herrſcht allenthalben, in allen Formen des Daſeyns der nehmliche Typus, der freilich auf jeder Stelle eine andere Bedeutung annimmt, aber dennoch immer derſelbe bleibt, der in dem Menſchen durch das immer mehr aufgeſchloſſene Erkennen, und zwar in ſeinem höchſten, gemeinſamen Ausdruck ſich wieder kund thut. Aber dieſes Hervortreten einer innern höhern Entwickelungsſtufe dürfen wir nicht ſo anſehen, als wäre die höhere aus der niedern auf eine irdiſche Weiſe in der Zeit entſprungen, vielmehr ſetzt ſich eine jede ſelbſt voraus, wie ein jeder Kreis innerhalb der gegebenen Stufe, der Kreis der Geſchlechter ſich ſelbſt vorausſetzt, und wenn in der Entwickelungsgeſchichte der Erde der Schein entſteht, als wenn es ſo wäre, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß dieſe ein lebendiges, allumfaſſendes Wachsthum im größten Sinne iſt, durch welches, wie in den kleinſten Kreiſen alles Wachsthums, zwar in der Zeit eins nach dem andern erſcheint, das Vorhergehende aber das Nachfolgende enthüllt, gebiert, keineswegs, wie die Urſache, auf endliche Weiſe ihre Wirkung erzeugt, daß alſo alles, was ſich für die Erſcheinung entwickelt, ſchon, wenn gleich verhüllt, da war, für eine göttliche Anſchauung. Ein ewig organiſches Zuſammenſeyn, welches vorbildlich, indem das Leben die progreſſive Linie der Zeit beugend, in ſeiner Kreisform hervortritt, durch das Zuſammenſeyn der höhern und niedern Organe in der durchdringenden Einheit angedeutet wird. Dadurch iſt nun freilich die Unabhängigkeit einer jeden Form in ihrer Art beſtimmt und feſtgeſetzt, die Entwickelung iſt ſelbſt Offenbarung eines ewigen Lebens, aber die Art der Form iſt eben ſo auf eine ewige und außerzeitliche Weiſe beſtimmt. Nun iſt bei den chemiſchen Qualitäten die Unendlichkeit völlig außer denſelben, ſo daß ſie nichts als die Verhältniſſe des Endlichen zu offenbaren vermögen, die Pflanzen können die äußere Unendlichkeit nur als eine innere gewinnen, indem ſie ſich jener ganz hingeben, die innere Unendlichkeit der Natur enthüllt ſich aus einer jeden thieriſchen Form immer mehr, je näher ſie den Menſchen tritt, und daß auf dieſe Weiſe die Pflanze, in ihrer Eigenthümlichkeit eine höhere Bedeutung hat als die Qualitäten, die Thiere eine höhere als die Pflanzen, ja die den Menſchen näherſtehenden Thiere eine höhere, als die entferntern, iſt gewiß, auch daß dieſer Unterſchied für die Erſcheinung unüberwindlich iſt, ſo daß, wenn wir die Thiere von oben unterwärts verfolgen, die innere Bedeutung in freiere Sonderung eines jeden Organs, in der freiern Sonderung der Geſtalten der Geſchlechter, unter ſich und von den Qualitäten des elementariſchen Lebens, nicht allein abnimmt, indem die Organe ſich in kaum geſonderte Andeutungen immer mehr verlieren, die Geſtalten der Geſchlechter ſich in einander immer mehr verlaufen, dieſe ſelbſt von dem elementariſchen Leben immer abhängiger erſcheinen, ſondern auch der erweiterte Wirkungskreis des Thiers immer enger, beſchränkter wird, bis er völlig in das leibliche Daſeyn ſich hineinzieht, und ſich blos auf dieſe, auf die Wiedererzeugung der Maſſe bezieht. Nun wiederholt ſich was in der Natur als eine ſtufenweiſe Entwickelung vegetativer und thieriſcher Formen erſcheint, in der Geſchichte mit perſönlicher Bedeutung, ſo, daß die mächtigern Naturen mit einem größern, die geringern mit einem engern Wirkungskreiſe hervortreten, das Syſtem, welches die Ewigkeit der Perſon an die Ewigkeit eines eigenthümlichen Daſeyns knüpft, muß, wie in der Natur, ſo in der Geſchichte, das abſolut Unüberwindliche der geringern Naturen behaupten, und der harte Vorwurf trifft uns von Rechtswegen, ja er iſt durch die innerſte Bedeutung der ganzen Lehre auf eine unwiderlegbare Weiſe begründet.

Ich antworte, erſtens, daß jener Geſichtspunkt, aus welchem Pflanzen und geringere Thiere, als in einem engern, beſchränktern Kreis eingeſchloſſen erſcheinen, ſelbſt nur ein einſeitiger genannt werden darf, die höchſte Anſchauung iſt keinesweges jene blos menſchliche der Erſcheinung und ſelbſt für ſie entfaltet die Vegetation, z. B. eine eigenthümliche Unendlichkeit, die nur durch ihre beſtimmte Form möglich war, ja das Pflanzenleben, welches dem thieriſchen Leben untergeordnet iſt, erſcheint ſelbſt als ein Geringes, ſogar Widerwärtiges, und zwar in deſto größerm Grade je mehr das animaliſche Leben die eigenthümliche Herrlichkeit der Vegetation überwältigt hat, in ihrer eigenen Welt aber entwickelt ſie eine mannichfaltige Schönheit und Trefflichkeit. Dann aber gilt auch das, was von der größern Abhängigkeit des ſcheinbar geringern Lebens in der Natur geſagt wird, auch nur für die Erſcheinung und die Trennung von innerer und äußerer Unendlichkeit hat an ſich keine Realität, ſo daß ſelbſt die Richtung der Vegetation gegen dieſe, der Thierwelt gegen jene keinesweges, als größere oder geringere Abhängigkeit, ſondern der ewigen Wahrheit nach, als ein eigenthümliches Seyn in und mit dem Ganzen, als ein durchaus nicht mit dem Uebrigen Meßbares, als ein lediglich mit ſich ſelbſt Vergleichbares betrachtet werden muß. Endlich wenn auch in der Fülle der Zeiten das ganze Leben der Erde, in ſeiner unendlichen, bunten Mannichfaltigkeit, wie es einſt aus der Finſterniß und der Nacht der Maſſe hervortrat, ſich wieder verhüllen ſollte, ſo iſt dennoch die ewige Perſönlichkeit, die ſich zwar in der Erſcheinung, aber nicht als ihr unterworfen erkannt hat, nachdem ſie ihr außerzeitliches Daſeyn fand, als ſolche unvergänglich. Die verborgene freie Eigenthümlichkeit des irdiſchen Lebens iſt in ihrer Erſcheinung gefeſſelt, und als ſolche, als Leben und Gedanke zugleich vollſtändig nur offenbar in der ewigen Anſchauung Gottes: wie in einem Spiegel vermögen wir es nur zu ſchauen, aber nicht in ſeiner unendlich herrlichen Fülle. Daher, weil das Ewige ganz in der Erſcheinung gebunden iſt, treten die Thiere und Pflanzen nur als ſelbſtſtändige Weſen in dem Ganzen der Gattung hervor, die ſelbſt nie erſcheint. Durch die Perſönlichkeit aber hat der Menſch das Innerſte der ganzen Natur, als ſein Eigenthum, als den eigenen Kern eines eigenen Daſeyns erworben, und vermöchte dieſe Perſönlichkeit ſich in der völligen Reinheit, ſpiegelhell, faltenlos und in durchſichtiger Klarheit zu erhalten; dann wäre er ganz in dem Ganzen verſchmolzen, (welche Einheit mit dem Ganzen, da ſie nur iſt, in ſo fern ſie wird, eine ewige wiederbeſchloſſene Hingebung iſt), und durchaus von dem Ganzen geſondert, nur mit ſich ſelbſt vergleichbar, (welche Sonderung von dem Ganzen, da ſie nur iſt, inſofern ſie wird, eine ewig erneuerte Selbſterzeugung iſt), durchaus Liebe, und durchaus Freiheit. Nun iſt es dem Menſchen nicht möglich, in dieſer reinen Klarheit zu erſcheinen, vielmehr in einem unentſchiedenen Kampfe verflochten, der ihn bald hierhin, bald dorthin wirft und dem dieſer mehr, jener weniger unterliegt, treten einige mehr als centrale Naturen in der Geſchichte, was die Thiere in der erſcheinenden Natur ſind, andere mehr als peripheriſche in der Geſchichte, was die Pflanzen in der erſcheinenden Natur ſind, jene als die in der äußern Welt thätigern, dieſe als die mehr leidenden, hervor, aber dieſe Verſchiedenheit, inſofern ſie eine Unterordnung andeutet, wird nur von dem einſeitigen Standpunkte irdiſcher Thätigkeit aus betrachtet, wie die ſcheinbar größere Würde des Thieriſchen von dem einſeitigen Standpunkte der Sinnlichkeit aus. In und für ſich gilt dieſer Unterſchied nicht, wohl aber kann er in größerm oder geringerm Grade erſcheinen. Gewaltiger erſcheint nehmlich der Unterſchied in ſolchen unglücklichen Zeiten, in welchen die bloß irdiſche Anſicht der Dinge und des Lebens herrſcht, geringer wird er hingegen in ſolchen Zeiten, in welchen das Höchſte und Freieſte in jeder Form gedeiht, Zeiten die wir deßwegen als die glücklichſten preiſen, und in dem möglichſt vollendeten Staate ſchauen.

Wir haben hier einen Standpunkt erreicht, auf welchem es uns möglich wird zu zeigen, daß der Vorwurf, den man uns machen möchte, eben unſern Gegner trifft, uns aber, da wir die gleiche, mit einer jeden andern Eigenthümlichkeit unvergleichbare Würde einer jeden Perſönlichkeit, je nachdem es ihr gelingt, ſich in ihrer urſprünglichen Reinheit darzuſtellen, behaupten, keinesweges treffen kann. In den geſelligen Verhältniſſen des Staats und der Menſchen unter einander und zwar, eben weil ſie nie völlig in gereinigter Form hervortreten, in welcher ſie das ewige Verhältniß darſtellen würden, welches ſelbſt keinen Verhältniſſen unterliegt, kann nichts an ſich groß oder klein, mächtig oder ſchwach, vornehm oder gering genannt werden, der Maaßſtab, der dieſe Unterſchiede beſtimmt, hängt von den herrſchenden, hervortretenden Elementen ab, die ſich zum Abſoluten zu ſteigern ſuchen.

Es gibt Staaten, in welchem das Geiſtige dem Irdiſchen ſo untergeordnet iſt, daß es nur in knechtiſcher Geſtalt erſcheint, hier waltet das Kriegeriſche, als das in der Erſcheinung Vornehmſte, dort die Induſtrie, in einem andern Staate der Handel, wieder in einem andern der Ackerbau vor, ja die Unterwerfung und Dienſtbarkeit iſt nicht ſelten, ſogar leider am häufigſten, als das Vornehmſte erſchienen, kurz ein jedes Element des Staats kann, in der ſchwankenden Stellung irdiſcher Verhältniſſe hervortretend, die übrigen überwiegen und dieſe werden dann immer als ein Geringeres ſich darſtellen, ja geringer ſeyn. So finden wir die vegetative Thätigkeit in dem Thieriſchen geringer und ſelbſt die weiblich menſchliche Geſtalt zeigt Spuren des Männlichen, die alle thätige und höhere Bedeutung verloren haben, wie die männliche eben ſolche bedeutungsloſe und zurückgedrängte Spuren des Weiblichen. In der Natur ſind die Differenzen ausgeglichen, einer jeden Geſtalt iſt das Maaß ihrer unveränderlichen Eigenthümlichkeit angewieſen, und jene Spuren ſind die übrig gebliebenen gebändigten Reſte des unendlichen, gefeſſelten Triebes, in der Geſchichte aber herrſcht der Streit aller Elemente, die ſich wechſelſeitig ordnen ſollen, indem ſie ſich jedes in ſeiner Art und Würde auf gleiche Weiſe anerkennen, eine Ordnung, die mit der gleichen Vornehmheit eines jeden eigenthümlichen Daſeyns nothwendig zuſammenfällt.

In dem unaufhörlichen Streite der Menſchen unter einander beſchränken ſie ſich wechſelſeitig. Iſt dieſer Streit nicht geordnet, wird er nicht gebändigt, dann entſteht überhaupt kein geſelliger Zuſtand. Dieſer verhält ſich zu dem ungeſelligen Zuſtande des beſchränkenden Streits, wie die unorganiſchen Elemente der Natur zum organiſchen Leben. Ein tieferes und unerklärbares Mißverſtändniß iſt nicht denkbar, als wenn man uns, um die Richtigkeit des Eigenthümlichen darzuthun, auf die Vernichtung der chemiſchen Qualitäten als ſolcher durch die Organiſation hinweiſt. Denn dieſe ſind in und für ſich keinesweges eigenthümlich, ſie haben kein inneres, in ſich unveränderliches Daſeyn, ſie ſtellen in der Erſcheinung Nichts dar, was ſich, auch der Form nach, ſelbſt vorausſetzt und eben deswegen auf ein Außerzeitliches hindeutet, ſie ſind vielmehr durchaus nur Erzeugniſſe der endlichen Verhältniſſe, ganz und gar relativer Art, und daß es ſich ſo verhalte, iſt endlich ſelbſt in der Chemie eingeſehen worden, denn das electriſch-chemiſche Syſtem iſt auf dieſer Anſicht lediglich begründet. Auch gehen die chemiſchen Stoffe keinesweges unter in dem organiſchen Prozeß, vielmehr iſt dieſer die fortdaurende Quelle der Erzeugung aller chemiſchen Qualität, die, wo das Centrale des Lebens zurückgedrängt wird, anſtatt die gemeinſchaftliche Bedeutung in dem immer eigenthümlichen Mittelpunkte zu finden, den Relationen unterliegt. So geht der in bloßen Relationen befangene Verſtand, als ſolcher, in der höhern anſchauenden Vernunft keinesweges unter, er entſpringt vielmehr aus ihr, die ſelbſt in ihrer größten Allgemeinheit, wie der Menſch, als Gattung mit den Thieren verglichen, ein rein Eigenthümliches ſeyn muß, wenn ſie ein Lebendiges iſt, und er wird den Relationen nur dann unterworfen, wenn das eigenthümliche Centrum zurückgedrängt iſt. Man erſtaunt billig über die räthſelhafte Verirrung des befangenen Denkens, wenn man hört, daß die Organiſation, die ewige Erzeugerin des Eigenthümlichen, als Zeuge gegen ihre Realität aufgerufen wird.

Es ſey vors erſte angenommen, daß das Eigenthümliche der Menſchen keinesweges, wie wir behaupten, einen abſoluten Werth habe. Vielmehr ſey es etwas lediglich Untergeordnetes, welches man, je mehr der geſellige Zuſtand ſich ausgebildet, je mehr der Staat ſich ſeiner Idee nähert, deſto mehr überwinden müſſe. Wie wird der Staat in ſeiner vollendeten Form unter dieſer Vorausſetzung erſcheinen? Da die Eigenthümlichkeit das Sondernde iſt unter den Menſchen, müßte das Ordnende des Staates das Verbindende gegen jene als das Beſondere, müßte irgend ein Geſetz als das Allgemeine hervortreten, und als das allein Mächtige walten. Das Geſetz, obgleich ein Allgemeines, dürfte indeſſen nicht eine leere Einheit ſeyn, es würde ein Mannichfaltiges enthalten, nur daß dieſes Mannichfaltige durch den Begriff des Geſetzes ſchlechthin bedingt wäre. Außer dem Begriff des Geſetzes ein Leben anzunehmen, welches an ſich einen Werth hätte, wäre durchaus unzuläſſig. Aber dieſes Geſetz, im Gegenſatz geſetzt gegen alles Eigenthümliche, wäre, wenn es ausgeſprochen würde, ſelbſt ein Eigenthümliches, denn es wäre ein Beſonderes, indem es ſich dem Beſondern insgeſammt entgegenſtellte, und anders kann es, in der Erſcheinung, gar nicht gedacht werden. Nun wollen wir hier nicht von dem Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe reden, weil die Nichtigkeit des Böſen, ſo wie irgend eine Erſcheinung ſo genannt wird, eingeſtanden wird, man mag die abſolute Würde der Perſönlichkeit annehmen oder nicht. Aber es gibt doch noch einen andern Unterſchied, den nehmlich des hellern und dunkelern, umfaſſendern oder eingeſchränktern

Erkennens; ein Unterſchied, der hier, wo das reelle Erkennen lediglich auf den klaren und umfaſſenden Begriff des Staats geht, größer, ja von weſentlicher Bedeutung iſt. Dieſer Unterſchied darf nehmlich nicht ſpecifiſcher Art ſeyn, kann nur eine quantitative Bedeutung haben. Fände nehmlich das erſte Statt, dann wäre man genöthigt einen abſoluten Werth des eigenthümlichen Lebens anzunehmen; wird aber das letzte angenommen, dann iſt es klar, daß es eine doppelte Richtung des weſentlich Geringern im Staate gäbe, daß ſowohl diejenigen, die den Begriff des Staats nicht klar einſehen, und in ſeinem ganzen Umfange als die Böſen zu dieſen Geringern gehörten. Ja da, bei dem angenommenen quantitativen Unterſchiede Einer ſeyn müßte, der dieſen Begriff in der, irgend einer Zeit angemeſſenen größten Klarheit und Umfang beſäße, ſo wäre dieſer nothwendig der Darſteller des Staats in ſeiner größten Reinheit und Würde, alle die übrigen aber könnten nur, inſofern ſie ſich ihm ganz hingäben, Bürger genannt werden.

Es ſey uns jetzt vergönnt, das geſellige Leben, den Staat, in ſeiner unendlichen Beziehung zu der ewigen Perſönlichkeit zu betrachten, mit welcher ihre ganze Bedeutung, wie wir behaupten, ſteht und fällt. In der erſcheinenden Natur, als ſolcher, inſofern in ihr der über die Grenze des Eigenthümlichen herausgehende Trieb gebändigt iſt, kann von Recht und Sittlichkeit gar nicht die Rede ſeyn. Aber ſie iſt auch in ſich nicht geſchloſſen; was durch alle Epochen der Bildung, durch alle Geſtalten geſucht ward, die unmittelbare Offenbarung des Unendlichen und daher Freien, vermochte ſie nicht zu finden. Die Geſtalt, die das Maaß des Eigenthümlichen in ſich ſchließt, iſt ſelbſt nichts Eigenthümliches, ſie iſt daher ein Sterbliches, Vergängliches, den Verhältniſſen des nie aufhörenden Kampfs Unterworfenes, und daß dieſer Kampf ein fortdauernder Sieg ſey, jene innere Gewißheit, die uns das Heilige in der Natur offenbart, die Liebe, die in ihr waltet, wahrnehmen läßt, entdeckt nie das ſterbliche, blos in der Sinnlichkeit befangene Auge, für dieſes enthält vielmehr die Natur, wie die dämoniſche Religioſität aller von der Natur ergriffenen Völker beweiſen, ein geheimes Grauen, als waltete in ihr ein böſer Geiſt, den ſie immer zu beſchwichtigen, zu beſänftigen ſuchen müſſen. Denn die beharrliche Ordnung, der wahre Sieg des Unendlichen, welcher nur mit der Gattung nicht mit ihrer Erſcheinung in der einzelnen Geſtalt gegeben iſt, tritt nie in ſich geſchloſſen hervor, ſie liegt ſelbſt in dem Unendlichen und iſt nur für eine Anſchauung möglich, die das Unendliche unmittelbar in der befreiten Perſönlichkeit ergreift.

Aber die menſchliche Perſönlichkeit kann nie in ihrer völligen Reinheit erſcheinen, denn ſie iſt nicht eine bloße Geſtalt, deren Unendlichkeit in dem außerhalb ihr ſelbſt liegenden Unendlichen geſucht werden kann, vielmehr eine That, ſie iſt nur, inſofern ſie durch ſich ſelbſt wird und dieſe Selbſterzeugung iſt Bedingung ihrer Erſcheinung, Bewußtſeyn. Das Bewußtſeyn iſt daher die Erſcheinung der Urthat der ewigen Natur, und als ſolche unbedingt; denn wäre ſie bedingt auf irgend eine Weiſe, dann wäre es keine Urthat, ſondern die Bedingung müßte zu einer andern und ſo weiter bis zur Urthat hinaufführen. Dieſes Unbedingte nun, inſofern es erſcheint, iſt die ſinnliche Freiheit, das Wählen zwiſchen dem Entgegengeſetzten, die Möglichkeit des Böſen, die vorausgeſetzt werden muß, damit wir die Wirklichkeit des Guten begreifen. Aber ſelbſt die Wirklichkeit des Böſen müſſen wir annehmen, damit die Möglichkeit des Guten uns klar werde. Wir berufen uns hier, wie früher, auf die in dem erſten Theile dieſer Schrift enthaltene Unterſuchung. Es iſt das Myſterium des Böſen, die innerſte, trübe Heimlichkeit eines Jeden und des ganzen Geſchlechts. Die erſcheinende Freiheit, oder die Fähigkeit zu wählen zwiſchen Gut und Böſe, muß daher ſorgfältig unterſchieden werden von der wahren, ewigen, göttlichen Freiheit, ſie iſt nicht dieſe ſelbſt, wohl aber die nothwendige Bedingung ihrer Offenbarung. Nun iſt zwar alles, was durch das Böſe entſteht nur für die Erſcheinung und in und für ſich ein Nichtiges und Negatives, in ſeinem Urſprung aber, als unbedingte That der Freiheit, iſt es poſitiv, ja außerzeitlich, wie wir am angeführten Orte gezeigt haben. So iſt der Tod, wenn wir ihn, als ein Seyendes faſſen wollen, lediglich etwas Negatives, und ſelbſt nur ein Leben in einem größern Umfang, aber das Sterben iſt ein Act des Lebens ſelbſt, entſpringt mit ihm aus der nehmlichen Quelle und muß als ein Poſitives betrachtet werden. Ja, damit das Sterben nur begreiflich werde, muß dieſer poſitive Act, deſſen Product ein Negatives iſt, als fortdauernd in das Leben ſelbſt, ſelbſt in der vollkommenſten erſcheinenden Geſundheit da ſeyn, eine geheime Krankheit in jeder irdiſchen Geſtalt verborgen liegen, die, mit dem Leben aus der nehmlichen außerzeitlichen Quelle entſprungen, der Urſprung des Vergänglichen und Sterblichen iſt. Läge die Unendlichkeit, wie bei der Geſtalt, ſo bei der menſchlichen Perſon, außerhalb derſelben, in der Unendlichkeit der Gattung, dann würde dieſe eine lediglich vergängliche und nicht reelle ſeyn, wie die Geſtalt, aber dieſes Unendliche iſt mit der Perſönlichkeit ſelbſt gegeben — ein infinitum vi naturae suae — und daher kann die Perſon ſelbſt der an innerer Krankheit des Böſen leidenden nie ſterben, vielmehr entwickelt das Böſe innerlich einen innern furchtbarern Widerſpruch — ihre Qual endet, ihr Wurm ſtirbt nicht.

Die erſcheinende Freiheit, als menſchliches Bewußtſeyn, trägt zwar das Gepräge der Urthat der ewigen Selbſterzeugung, iſt aber nicht dieſe ſelbſt, in ihrer urſprünglichen Herrlichkeit und Ewigkeit. Denn ſie ſelbſt iſt Anfang und Ende, das verborgene, nie zu begreifende Leben Gottes, die Erzeugung des ſelbſtſüchtigen Grundes, nicht als ein ſolches aus ſich, denn die Selbſtſucht iſt vielmehr die geheimnißvolle Trennung von dem göttlichen Willen, von der göttlichen That, die, indem ſie ſich ſelbſt will, das Göttliche der Freiheit unwillig zu offenbaren gezwungen wird, nicht als ein ſolches, für ſie, denn das Hervortreten der Selbſtſucht und ihre Ueberwindung fällt in dem göttlichen Leben zuſammen. Die erſcheinende Freiheit aber iſt die Erſcheinung jener urſprünglichen Selbſtſucht in einem ſchon angeſteckten Daſeyn, iſt die Offenbarung des innern Kampfes um eine urſprüngliche Reinheit zu erringen, die wir verloren haben. Dieſes Verlorne aber, obgleich es nie erſcheinen kann, weil es das Bewußtſeyn, in ſeiner irdiſchen Form, als Bedingung der Erſcheinung aufheben würde, muß dennoch, als das einzig Reale, Bleibende und Ewige, für eine außerzeitliche Anſchauung feſtgehalten werden, und iſt das einzig Ordnende, das, Leben in allem Lebendigen der Geſchichte, das was wir die Urgeſtalt des Menſchen zu nennen wagten, und in ſeinem Gewiſſen hat ein jeder Menſch die nie erloſchene Erinnerung derſelben. In wie fern dieſe ſich darſtellt, offenbart ſich die göttliche Freiheit, der Friede Gottes, die Genügſamkeit der eigenthümlichen Natur, und die Liebe, die Einheit des rein

Geſonderten, des in ſeinem Maaß Unendlichen zugleich. Aber der irdiſch Geborne kann ſie nie rein darſtellen. Getrennt von den übrigen des Geſchlechts nicht, denn wäre eine ſolche Darſtellung in der Trennung möglich, dann wäre die göttliche Freiheit ohne die Liebe möglich, was ein Widerſpruch iſt, ja da der Menſch immer nur in und mit dem ganzen Geſchlecht iſt, ſo daß er freilich es verſuchen kann, ſich ſelbſtſüchtig loszutrennen, aber durch dieſen Verſuch nur eine Unendlichkeit der Verhältniſſe, einen Kampf und Streit außer ſich erzeugt, deſſen Nichtigkeit in dem verborgenen Leben Gottes beſtimmt iſt und uns als Leitung der Vorſehung entgegenſtrahlt, ſo würde die wahre Befreiung eines Menſchen in der Erſcheinung auch die Befreiung aller ſeyn, denn ſie ſetzte voraus, daß die Kette irdiſcher Verhältniſſe, in allen ihren unendlichen Verflechtungen losließe und jedem Menſchen die göttliche Freiheit gönnte, indem ſie einem zu Theil würde; aber dieſes wäre abermals nicht denkbar, denn dann würde das Ewige als Seyn, aber nicht als ein Werden, als bloße Natur, aber nicht als Freiheit offenbar. Aber auch in der Geſtalt des Menſchen tritt die Erſcheinung jener ewigen Natur nur ſchwankend und unſicher hervor. Denn der Urtypus der Bildung, inſofern ſie durch die erſcheinende Natur bedingt iſt, offenbart, wie bei den Thieren, lediglich das Poſitive der Gattung, die Veredlung der Geſtalt, des Antlitzes, die Offenbarung von dem, was laut wird durch die Göttlichkeit der Sprache, vernommen wird durch das höhere Ohr, geſchauet wird durch das höhere Auge und ſo aus den Zügen uns entgegenſtrahlt, hat keinen feſten Naturgrund, iſt vielmehr an das Schwankende der Geſinnung gebunden, wird, ſelbſt wo er ſcheinbar am Sicherſten hervortritt, verfinſtert durch die Selbſtſucht, und taucht nicht ſelten, wie es ſcheint, rettungslos unter in den irdiſchen Abgrund. Daher das Rührende, Wehmüthige in der ſonſt heitern Erſcheinung, daher das Trübe, was ſich innerlich in allem menſchlichen Daſeyn verbirgt, auch aus der Geſtalt nie völlig verſchwindet.

Wenn wir nun dieſes Schwanken in der Erſcheinung in allen menſchlichen Verhältniſſen wahrnehmen, ſo iſt es erſtens klar, daß, wie bei den einzelnen Menſchen, ſo auch bei den Völkern, lichte Momente, in welchen die ewige Freiheit in dem Kampf herrlicher hervortritt, und alles auf jedem Punkte in ſeiner Art erhellt und erleuchtet, wechſeln müſſen mit finſtern, in welchen die äußern Verhältniſſe mit ihren Feſſeln herrſchen, und durch wechſelſeitige Abhängigkeit und Zwang den Untergang des Höchſten abwehren. Zweitens, daß niemals das Göttliche in dem menſchlichen Leben rein hervortreten, aber auch niemals völlig aus ihm verſchwinden kann; drittens endlich, daß dennoch das Göttliche das einzig Reale iſt, das Ordnende und eins mit der ewigen Perſönlichkeit eines jeden Menſchen, die, je reiner ſie hervortritt, deſto vollkommner eine jede andere auf ihre Weiſe beſtätigt.

Betrachten wir nun die Menſchen in dieſem ſchwankenden Zuſtande, wie dasjenige, was wir die Urgeſtalt nennen, nicht iſt, ſondern wird, wie der Menſch keinesweges, als ein Menſch im Allgemeinen, vielmehr als ein beſtimmter erſcheint, und wie mit dieſer Bedingung ſeiner beſtimmten Geſtalt dennoch ein Unbedingtes zugleich gegeben iſt, welches als erſcheinende Freiheit, entweder mit der Urgeſtalt in Einheit erſcheint, oder dieſer widerſtrebt, daß aber jene Unſicherheit der erſcheinenden Freiheit nie völlig verſchwindet, ſo daß der Menſch, ſo lange er lebt, zwiſchen Gut und Böſe ſchwebt, bald das an ſich, dann das von den Verhältniſſen Gefeſſelte wählt, erwägen wir, daß dieſe ſich wechſelſeitig hemmende Verhältniſſe entſtehen, indem das Unbedingte in dem Menſchen das Maaß der urſprünglichen Beſtimmung überſchreitet, ſo iſt es uns einleuchtend, daß dieſes Maaß, welches nach Innen gewandt, Friede, Einigkeit und Liebe erzeugt, nach außen zu als Grenze erſcheinen muß, über welche die Menſchen hinausſtreben. Jenſeit liegt aber das bodenloſe Unendliche in ſeiner abſoluten Armuth, welches durch Täuſchungen allerlei Art einen Inhalt ſuchen muß, den es urſprünglich entbehrt. Aus dieſer Verwickelung der Grenzen, aus dieſem Ineinandergreifen entgegengeſetzter Thätigkeit entſteht aller Streit, der die Menſchen äußerlich in wechſelſeitiger Abhängigkeit und Verwirrung feſthält, innerlich trennt. Da aber das Göttliche, welches an ſich, und nicht in den Verwickelungen der Verhältniſſe iſt, unter den Menſchen nie verſchwindet, vielmehr, als das Bleibende und Ordnende in der beſondern Form eines Jeden, alle auf gleiche Weiſe bewegt, ſo entſteht ein wechſelſeitiges Streben, das urſprüngliche Maaß der Urgeſtalt aus den Verhältniſſen zu retten, und als Grenze der eigenthümlichen Natur zu beſtimmen. Dieſes Beſtreben, welches nie mit völliger Sicherheit und Klarheit hervortreten kann, weil die Grenzbeſtimmung von den Verhältniſſen ergriffen, das urſprüngliche Maaß verloren hat, erzeugt das Recht. Dieſes ſetzt alſo die Verwirrungen der Verhältniſſe voraus, und iſt die Wiedererzeugung der Urgeſtalt durch wechſelſeitige Beſchränkung. Das Gemeinſame jener Beſchränkung, welches die Ordnung der eigenthümlichen Grenzen beſtimmt, tritt hervor als ein Syſtem und wir nennen ein ſolches Syſtem wechſelſeitiger Rechte das Geſetz. Das Recht hat in der Natur keine Bedeutung, weil das Maaß der Gattungen mit der innern Unendlichkeit zuſammenfällt, nie als Grenze erſcheint, aber es verliert auch ſeine Bedeutung, wo eine mächtige Natur in der Geſchichte die Gewalt einer reinen Eigenthümlichkeit entwickelt, und es hieße ſich ſehr uneigentlich ausdrücken, wenn man ſagen wollte, daß ein Weiſer, ein großer Dichter, ein Künſtler das

Recht beſitze anerkannt zu werden, vielmehr, wer ihn anerkennt, der erkennt die unbedingte Liebe, die in und mit der Beſtimmtheit einer eigenen Natur, zugleich eine jede beſtätigt, daß wir nicht ihn, ſondern uns ſelbſt durch ihn erkennen, nicht überwältigt, ſondern befreiet ſind. Dieſes gilt aber nur dann, wenn eine ſolche Natur ſich wirklich hat in ihrer Eigenthümlichkeit äußern können, es gilt nur für dieſe Aeußerung, inſofern ſie ſich als Product einer höhern Natur von den wechſelſeitigen Verhältniſſen losgeriſſen hat, nicht für das ganze Leben. Dieſes kann ſich nie von den Verhältniſſen völlig losreißen, nie dem ſchwankenden Zuſtand des ganzen Geſchlechts entrinnen.

Der Gegenſtand des Rechts, des Geſetzes iſt das Eigenthum, wenn wir dieſes im weiteſten Umfang nehmen, und das Recht hat keinen andern Gegenſtand. Denn Eigenthum nennen wir jede Bedingung zur Entwickelung einer eigenthümlichen Natur, und, wo in den geſelligen Verhältniſſen dieſe für eine jede Eigenthümlichkeit rein gegeben ſind, da herrſcht bürgerliche Freiheit. Unter Eigenthum verſtehen wir daher nicht blos den Beſitz und rechtmäßigen Gebrauch irdiſcher Güter, ſondern auch die innern, geiſtigen. Durch das wechſelſeitige, über die innere Grenze hinausgehende, daher grenzenloſe Streben, können dieſe in ihrer Entwickelung und Aeußerung gehemmt werden, wie jene, uns geraubt werden, und der todte Beſitz wird erſt dadurch zum lebendigen Eigenthum, daß er als aſſimilirte Nahrung das innere Gepräge einer eigenthümlichen Natur annimmt. Nun iſt aber das Geſchlecht keinesweges ein äußerlich Zuſammengeſetztes aus einer unendlichen Menge Beſonderheiten als abſolut getrennter Stoffe, vielmehr eine organiſche Einheit des Mannichfaltigen. Daraus folgt, daß, ſo wie die Vegetation in und mit der Animaliſation gegeben iſt, dieſe mit jener, eine jede Form der Bildung in allen, ſo auch unter den Menſchen, keinesweges die ihnen gemeinſchaftliche Welt eine völlig aus einander geriſſene iſt, die ſtückweiſe vertheilt, und durch ein Flickwerk menſchlicher Geſetze nothdürftig vereinigt wird. In dieſem Sinne hat freilich ein jeder Menſch gleiche Anſprüche auf die irdiſchen Güter und es iſt nicht zu läugnen, daß ein vollendeter geſelliger Zuſtand in einem jeden Leben das Ganze ſetzen würde; aber wenn man glaubt, daß eine gleichmäßige Vertheilung der irdiſchen Güter, ſo, daß ein Jeder daſſelbe auf die nehmliche Weiſe, in demſelben Maaße beſäße, auch nur als Traum, als ein in unendlicher Annäherung vorgeſtecktes Ziel auf irgend eine Weiſe etwas Wünſchenswerthes wäre, dann iſt dieſes ein großer, ja höchſt gefährlicher Irrthum, der die allerinnerſte Wurzel des Rechts verletzt, und jedes organiſche Geſetz aufhebt und vernichtet. Der Irrthum entſteht, indem das Geſetz, welches in den Verhältniſſen das Ordnende erkennen ſoll, als dieſe zu ordnen, durch ſie ordnen will. Dieſe aber ſind aus der grenzenloſen Selbſtſucht erzeugt, die, indem ſie jede Grenze durchbricht, die eigene irdiſche Natur, auf einem jeden Punkte, als eine ſchlechthin allgemeine zu ſetzen ſucht, die alſo, indem ſie keine fremde Eigenthümlichkeit anerkennt, die Bedeutung der eigenen verliert. Dieſer Streit der Selbſtſucht ſcheint nur durch ein äußeres Gleichgewicht, welches aller Eigenthümlichkeit entſagt, geſchlichtet werden zu können; da aber die innerſte Mitte des heiligſten Lebens verſchwunden iſt, ſo erzeugt ſich nur ein hohler Schein, der jene lebendige Einheit in der Sonderung niemals erſetzen kann.

Was der Widerſpruch, (aus welchem das Recht ſich entwickelt, ohne durch ihn erzeugt zu ſeyn, weil es vielmehr, als aus einer fremden Welt entſprungen, dieſen in ſeiner Nichtigkeit darzuſtellen ſtrebt), im Leben, das iſt der blos irdiſche Verſtand ohne einen innern ordnenden Mittelpunkt für das Erkennen. Indem nehmlich die eigenthümliche Perſönlichkeit ihre ewige Bedeutung verliert, erzeugen ſich allgemeine, grenzenloſe Begriffe, die eine Unendlichkeit außer ſich darzuſtellen ſuchen, indem ſie als beſtimmende Grundſätze hervortreten, für das Erkennen dasjenige, was die Selbſtſucht für das Leben iſt. So der Begriff des Eigenthums ohne die innere Mitte, die dieſem eine Bedeutung gibt, ohne die Eigenthümlichkeit. Wie aber in dieſem das Maaß, die Unendlichkeit und dadurch in der unendlich mannichfaltigen Verſchiedenheit der Naturen die Einheit und wahre lebendige Gleichheit ſey, werden wir durch ein Beiſpiel, hoffentlich für einen Jeden, der uns aufmerkſam gefolgt iſt, völlig verſtändlich zu erläutern ſuchen. Es ſey ein Künſtler von hohen Gaben, der ganz ſeiner Kunſt lebt, und dem es vergönnt iſt, das Herrlichſte darzuſtellen. Was ein ſolcher Hochbegabter erzeugt, iſt ſein Eigenthum durch die Erzeugung ſelbſt, und dieſer innere Beſitz, der nie aufhört, in welche Hände das Product auch gerathen mag, iſt ihm nie zu rauben, ja ſelbſt, wenn das Erzeugniß zerſtört würde, blieb ihm dieſer Beſitz, der von allen äußern Zufällen völlig unabhängig iſt. Sein Recht nun iſt, daß die mannichfaltigen Verwickelungen und hemmenden Verhältniſſe ſich auf ſolche Weiſe um ihn herum ordnen, daß Nichts ſeine fröhliche Entwickelung hemmt, alles ſich vielmehr ſo fügt und ſtellt, daß dieſe in jeder Richtung gefördert wird. Der freudige Genuß, die allgemeine Achtung ſey ihm gegönnt, durch welche ſein Talent gedeiht. Er ſelbſt wird aber, hat er ſeinen Beruf erkannt, keine Gewalt, keinen Beſitz fordern, der nicht eben dazu dient ſeine innere Gabe ungeſtört zu entwickeln, er wird nie ſeine Lage vergleichen mit einer andern, um ſie über oder unter dieſe zu ſtellen, der innern Unendlichkeit ſich bewußt.

Ein anderer, es ſey ein Reicher, deſſen eigenthümliches Daſeyn auf dem Grunde eines ſicheren, großartigen Eigenthums gedeiht, mag das Product des Künſtlers beſitzen. Wodurch wird aber dieſer bloße Beſitz ein wahres Eigenthum? Offenbar nur durch eine Wiedererzeugung des Products, dadurch, daß er die Eigenthümlichkeit, alſo die Freiheit, alſo die innere, abſolute Vornehmheit des Künſtlers erkennt, dadurch, daß er in ſeiner Beſonderheit, innerlich, auf eine wahrhaft unendliche Weiſe *eins* iſt mit dem Künſtler. Dieſes Gefühl, welches ganz etwas anderes iſt, als die Eitelkeit des Beſitzes, die ſich mit dem leeren Schein begnügt, erzeugt die tiefe Verehrung, durch welche die ewige Perſönlichkeit des Künſtlers beſtätigt, ſeine Entwickelung gefördert, keinesweges gehemmt wird. Aber was wir auf dieſe Weiſe allgemein anerkennen, wenn von ſolchen Producten die Rede iſt, deren Herrlichkeit einem Jeden einleuchtet, das gilt in der That von allem Beſitz des wahrhaft Reichen, und iſt das eigentliche innere Glück. Ein jeder Beſitz wird erſt durch die erkannte, richtig geſchätzte Eigenthümlichkeit der Erzeugung zum wahren Eigenthum, ja ſelbſt von der Treue des Dienenden und ſcheinbar Unterworfenen gilt dieſes, und dadurch wird das großartige Daſeyn des Reichen, deſſen eigenthümliches Leben in der Erſcheinung auf ſichern, bedeutenden Beſitz gegründet iſt, ein gemeinſamer Vereinigungspunkt der freien Eigenthümlichkeiten, die, jede auf ihre Weiſe, unvergleichbar, außer mit ſich ſelbſt, in ihre Einheit geſetzt, alſo als das, was ſie ſind, beſtätigt, nicht aufgehoben werden. Iſt nun die völlige ungehemmte Freiheit einer jeden eigenthümlichen Natur das einzige, wodurch der todte Beſitz Eigenthum wird, ſo muß erſtens, dem Hervorbringenden, Erzeugenden, jedem in ſeinem Kreiſe, ein ſolcher Vereinigungspunkt, als ein wünſchenswerthes, ja nothwendiges Gut erſcheinen, zweitens aber iſt ein ſolcher Reicher, den wir vorzugsweiſe den Edlen nennen, ein lebendiger Repräſentant derer, in und mit welchen ſein Daſeyn die höchſte Bedeutung erhält, aber nicht ſo, daß ſie etwa durch ihn allein repräſentirt würden, vielmehr muß er ſelbſt die von ihm völlig unabhängige Repräſentation eines Jeden auf ſeine Weiſe eben ſo nothwendig fordern; denn eine jede wirkliche Unterwerfung zerſtört ſein wahres Eigenthum in ſeinen innerſten Tiefen. Auch gilt dieſes nicht bloß von dem äußern, auch von dem innern Leben. Denn das wahre Genie iſt dasjenige, in und mit welchem ein jedes eigenthümliche Talent ſich wirklich befreit fühlt, in ſeinem eigenen Maaß die innere Unendlichkeit erkennt. Glückliche Zeiten nennen wir nun ſolche, in welchen dieſer heitere Sinn alle Bürger durchdringt. Unglücklich dünken uns aber diejenigen Zeiten, in welchen der Schein die Wahrheit überwindet, in welchen der bloße, äußere Beſitz mehr gilt, als das wahre Eigenthum. Denn da der bloße Beſitz die zerſtörende Selbſtſucht iſt, die ſich in dem ſchönen Maaß des höhern Eigenthums, in dem ſchwankenden Daſeyn des menſchlichen Lebens erzeugt, ſo will er die Eigenthümlichkeit der Erzeugung ſich unterwerfen, daß ſie ihm diene. Dadurch aber wird dieſe in ihrer innerſten Mitte gelähmt, und verliert ihre urſprüngliche, lebendige Bedeutung, das Product ſinkt alſo zu immer tieferer Bedeutungsloſigkeit herab, und was an höherm Sinne verloren geht, muß durch äußeren blendenden Glanz, Luxus, leere Eleganz erſetzt werden. Wer ſich aber der Erzeugung eines ſolchen Scheins opfert, der erkennt ſeine eigene Knechtſchaft und da kein Menſch dieſe erkennen kann, ohne das Streben ſie abzuwerfen, ſo erzeugt ſich nothwendig eine Sehnſucht nach äußerm Beſitze, ſo daß ein jeder den andern zum Dienenden, ſich zum Herrſcher zu machen ſucht, ein unſeliger Irrthum, deſſen Verwirrung nie gehoben werden kann. Denn, wenn es auch eine lange Zeit hindurch Einigen gelungen iſt, auf dieſe Weiſe für ſich die Herrſchaft zu erwerben, ſo wird nothwendig das zurückgedrängte Gefühl der Unterworfenen, welches niemals verſchwinden kann, zu irgend einer Zeit mächtig hervortreten, und da es einem Kampfe nicht um wahres Eigenthum gilt, welches, wo es heilig gehalten wird, allen Kampf aufhebt, ſondern um einen trügeriſchen Schein, ſo entſteht jenes leere Streben nach einem äußern Gleichgewicht der ſich hemmenden Kräfte, welcher die innere lebendige Einheit erſetzen ſoll.

Jene Irthümer entſtanden, indem das Geſetz, welches ſich als Erzeugniß der allgemeinen lebendigen Geſinnung, der Liebe, bilden ſoll, ſich ſelber aus Begriffen zu erzeugen ſtrebt. Die Liebe hebt keinesweges das Geſetz auf. „Ich bin gekommen, nicht das Geſetz aufzuheben, ſondern es zu erfüllen,“ ſagt der Erlöſer, indem er uns zugleich die Befreiung von dem Geſetz verkündigt. Das Geſetz verhält ſich zur Liebe, wie der Verſtand zur höhern Vernunft. Wo nun das Lebendige der Liebe alle Rechte durch das Geſetz ordnet, da iſt jene Gleichheit aller Bürger, die billig gefordert wird, und ohne welche die Freiheit allerdings ein Nichtiges genannt werden muß. Um nun die Natur dieſer Gleichheit, ſo klar wie wir es vermögen, darzuſtellen, ſey es uns vergönnt den Punkt wieder zu berühren, der vorzüglich beſtritten wird, indem wir unterſuchen, in wie fern der Adel in einem Staate als ein nothwendiges Element anerkannt ſeyn kann, ohne daß jene Gleichheit der Bürger, die wir niemals aufgeben dürfen, dadurch aufgehoben wird, kurz wie bleibende äußere Vorzüge, alſo äußere Ungleichheit mit der unantaſtbaren Gleichheit beſtehen kann. Es iſt hier *nicht* von der wirklichen, vielmehr nur von einer möglichen Eigenthümlichkeit des Adels die Rede. Wir haben in dem erſten Theil jene zu entwickeln geſucht, und Einwendungen, die uns gemacht worden ſind, ſollen in der Folge widerlegt werden.

Um dieſe Unterſuchung auf eine erſchöpfende Weiſe anzuſtellen, wird es nothwendig ſeyn, eine andere vorzunehmen, die nicht blos für dieſen Gegenſtand, vielmehr für unſere ganze Anſicht von entſchiedener Wichtigkeit iſt. Der Adel kann man ſagen, iſt eine Verirrung in der organiſchen Entwickelung des Volks. Was nennen wir eine Verirrung und wie verhält ſich dieſe zum Irrthum? Jeder Irrthum entſpringt aus dem Böſen, ja er iſt ein Böſes, wie die Krankheit, aber keine Bosheit, er iſt wie dieſe ein Böſes, deſſen Urſprung als ſolches, nicht erkannt wird. Das tiefe Geheimniß der Erzeugung der Krankheiten, könnte es jemals enthüllt werden, würde uns auf einen Punkt führen, wo wir ihren verborgenen Urſprung aus einem in der Körperlichkeit untergegangenen Willensacte wohl erkennen würden. Ererbte Krankheiten, als ſolche, führen auf das Geheimniß des außerzeitlichen Daſeyns, wie die Erbſünde. So gibt es ererbte und in der Zeit verſchuldete Irrthümer. Irrthum verhält ſich aber zur Verirrung wie Krankheit zur Monſtroſität. Eine jede Krankheit, ſelbſt die unheilbarſte, iſt etwas Unentſchiedenes, es gehört zu ihrem Weſen, daß das Streben der Organiſation, den geſunden Zuſtand wiederherzuſtellen, nie aufhöre, und wo dieſes Streben verſchwindet, erlöſcht das Leben. Die Krankheit kann in ihrer Entwickelung gehemmt werden durch die heilenden Kräfte der Natur allein, oder wenn dieſe unterſtützt werden, ſie kann, in dem Gange ihrer Entwickelung eine Kriſe herbeirufen, die mit der Geſundheit oder mit dem Tode endigt. Daſſelbe iſt mit dem Irrthume der Fall, er iſt nur ein ſolcher, in ſo fern er mit dem nicht ganz überwundenen geſunden Erkennen in einem deutlichen Widerſpruche ſteht. Bei einzelnen Menſchen, wie bei ganzen Völkern und Geſchlechtern kann er in ſeiner Entwickelung gehemmt werden, durch die heilenden Kräfte des allgemeinen Erkennens aus ſich ſelbſt oder durch Schickſale und Ereigniſſe, die dieſe unterſtützen, aber ſo kann er eine Kriſe herbeiführen, die mit Wahnſinn oder Geſundheit endigt. Daß der Irrthum ſich bis zum Wahnſinn ſteigern kann, der das Leben des Erkennens tödtet, nicht allein bei einzelnen Menſchen, ſondern auch bei größern und kleinern Theilen des Geſchlechts, haben die religiöſen ſowohl, als bürgerlichen Irrthümer nur zu häufig bewieſen. Daß aber jemals der Wahnſinn ein ganzes Volk ergreifen könnte, wäre eine Behauptung, die die lenkende Vorſehung frevelnd antaſten, und die Unſterblichkeit der Geſchichte abläugnen würde. Wohl aber können die Irrthümer bei den Völkern gefährliche Kriſen herbeiführen. Gegen dieſes Unentſchiedene des Irrthums beweiſt die Hartnäckigkeit des Irrenden nichts. So werden auch die Krankheiten, und zwar häufiger als man meint, gepflegt — eine Fortſetzung des angeſteckten Willens, der, in der Körperlichkeit verborgen, ſie erzeugte. Eine Verirrung iſt aber ein wirklich organiſcher Theil des Daſeyns, der ſich von dem erſten Anfange an mit dieſem entwickelt, zwar ſein Gedeihen hemmt, aber allen Kampf ausſchließt. Vor dem Irrthume iſt die Wahrheit da, ja man erkennt ihn aus dem Widerſpruche in welchem er ſich gegen die Wahrheit zu behaupten ſucht, wie die Krankheit ſich aus der Geſundheit entwickelt; eine Monſtroſität aber — eine Verirrung der Natur — iſt eine der eigenthümlichen Gattung widerwärtige Bildung, die ſich in und mit dieſer urſprünglich entfaltet hat, und gegen welche gar kein Kampf Statt findet.

Eine ſolche Bildung hemmt die naturgemäße Entwickelung, ja faſt immer iſt der Tod die Folge der monſtröſen Organiſation, aber dennoch müſſen wir ſie als ein räthſelhaftes eigenthümliches Gebilde betrachten, und das monſtröſe Organ, als ein nothwendiges, ſo daß die Vertilgung dieſes Organs eben ſowohl den Tod herbeiführt, als die Ausbildung. Das Adelsinſtitut kann nun keinesweges ein Irrthum der vergangenen Zeiten unſers Volks genannt werden, weil es jene bewegliche Unentſchiedenheit, die zum Weſen des Irrthums gehört, gar nicht zeigt, es war ein wirkliches der Totalorganiſation vom Urſprung an eingebildetes Organ, und es hieße der ganzen Geſchichte Hohn ſprechen wollen, wenn man es läugnen wollte. So tief wurzelte das Adelsinſtitut in dem ganzen eigenthümlichen Leben vergangener Zeiten, daß man es ohne dieſes gar nicht in ſeiner Art und Weiſe zu faſſen vermag. Es muß alſo, darf man es auf keine Weiſe und von keinem Standpunkte einer eigenthümlichen Bildung aus als ein nothwendiges Element des geſunden Staatslebens anſehen, als eine Verirrung der Bildung, als eine wahre Monſtroſität betrachtet werden. Iſt aber dieſes der Fall, dann iſt freilich die Hoffnung, durch Vertilgung wie durch Erhaltung des Adels den Staat zu heilen, gleich thöricht. Er würde durch die fehlerhafte Organiſation ohne irgend eine mögliche Hoffnung zu Grunde gehen.

Aber auch hier zeigt uns der Urtypus der Natur eine andere Anſicht, die geſchichtlich betrachtet, uns hoffnungsvoll entgegenzukommen ſcheint. Die Monſtroſitäten ſind es nehmlich nicht an ſich; es ſind Bildungen, die in einer andern Richtung der Geſtaltung das Leben fördern. In aller Eigenthümlichkeit der Erzeugungen walten die nehmlichen Potenzen, die Eigenthümlichkeit aller Bildungsſtufen ruht in einer jeden, in den monſtröſen Bildungen ſcheint die Natur ſich vergeſſen zu haben, ſcheint unbedachtſam das Geheimniß zu verrathen, welches ſie ſonſt ſorgfältig verbirgt. So iſt die Mißgeſtaltung eine geſetzwidrigen Ausbildung eines Organs, welches in andern Lebensformen, indem es ſich ſelbſt völlig entwickelt, zugleich die Entwickelung des Ganzen befördert, hier aber, indem es ſelbſt gehemmt wird, die Ausbildung des Ganzen auf eine vernichtende Weiſe hemmt. Nun ſind aber in der Natur die

Formen des Lebens ſo geordnet, daß diejenigen, die in der geſchichtlichen Entwickelung der Erde als Stufen der fortſchreitenden Bildung erſchienen, auf einer jeden Stufe mit den höhern zugleich, in der gegenwärtigen Epoche der Erdbildung alle zumal mit und neben einander jegliche in ihrer Schranke feſtgehalten wird. Monſtroſitäten nennen wir jene abweichenden Bildungen eben deßwegen, weil die Natur jenes im Ganzen feſtgehaltene Geſetz in ſeltenen Fällen zu vernachläſſigen ſcheint, eine Vernachläſſigung, die, würde ſie allgemein, ihre ganze Ordnung vernichten würde. In der Geſchichte verhält es ſich nicht ſo.

Es iſt freilich unläugbar, daß die Völker nicht blos in den Zeiten erzeugte, aus den endlichen Verhältniſſen und Schickſalen begründete, ſondern auch urſprüngliche Eigenthümlichkeiten beſitzen, die, wie das eigenthümliche Talent für die einzelnen Menſchen, ſo für die Völker den Gang und die Art der Entwickelung bei allen ſcheinbar zufälligen Ereigniſſen beſtimmen; es iſt gewiß, daß die geſelligen Inſtitutionen keinesweges aus bloß irdiſchen Bedürfniſſen entſprungen ſind, ſich nicht aus Reflexion erzeugt haben, daß ſie eben daher ſich nicht in bloße Reflexion wieder auflöſen können. Doch, wenn man uns dieſes auch zugibt, bewogen dazu durch die Maſſe von Ungereimtheiten und Abweichungen von aller Geſchichte, zu welchen uns die entgegengeſetzte Annahme nothwendig hinführt, ſo wird man doch niemals zugeben, daß die Stände eben ſo unveränderlich in den verſchiedenen Staaten ſich erhalten, wie die Organe in der leiblichen Organiſation, oder, daß die Modificationen des allgemeinen Urtypus der organiſchen Elemente bei den verſchiedenen Völkern ſich auf die nehmliche Weiſe unabänderlich feſthalten, wie bei den verſchiedenen Gattungen der Thiere.

In der Geſchichte iſt alles beweglich, in der Unveränderlichkeit der Weſen zeigt ſich eine beſtändige Veränderung der Form, dieſe iſt, im Ganzen wie im Einzelnen, im Größten wie im Kleinſten, in ſteter Entwickelung begriffen. So lange beſondere Völker als ſolche beharren, mögen ſie eine Eigenthümlichkeit behaupten, die, wie ſie auch entſprungen ſeyn mag, nicht überſchritten wird, ja die eben das Sondernde des Volks iſt. Das Heraustreten aus dieſer Eigenthümlichkeit mag ein Zeichen des nahen Unterganges ſeyn; aber ſie ſchließt, ſelbſt in der höchſten Blüthe und Kraft ihrer geſchichtlichen Darſtellung doch keinesweges das ſtete Fortſchreiten einer veränderlichen Form aus, vielmehr wird dieſes gefordert. Und indem ſie ſich auf ſolche Weiſe immer von neuem geſtaltet, treten bald verdrängte Bildungen kraftvoll hervor, werden bald bisher herrſchende zurückgedrängt. Mächtige Völker ſind mit ihrer vergangenen Herrlichkeit von der vernichtenden Zeit verſchlungen, wie viel leichter können, auf eine völlig naturgemäße Weiſe, Formen, die in frühern

Zeiten auf beſtimmten Stufen der Entwickelung beſtimmte Bedeutung hatten, verdrängt werden. Verirrungen im obigen Sinne, wird man behaupten, gibt es nicht, wo die Geſchichte lebendig in einem Volke waltet; denn diejenige Beweglichkeit, die wir als das Bezeichnende für den Irrthum darſtellten, kann nie verſchwinden. So wäre es z. B. ein Irrthum, wenn wir den Adel, der in frühern Zeiten ein lebendiger Theil des organiſchen Lebens unſeres Volks war, noch erhalten wollten, eine Verirrung könnte nur dann entſtehen, wenn das Streben, das Bedeutungsloſe zu entfernen, ganz verſchwände; aber dann wären auch die innerſten lebendigſten Kräfte des Volks gelähmt und die Vernichtung nahte. Die mehr Beſonnenen unter denen, die eine wahre innere Bedeutung des Adels für die gegenwärtige Zeit läugnen, werden ſie deswegen nicht für die Vergangenheit läugnen, nur werden ſie aus unſerer Anſicht ſelber, weil wir die Beweglichkeit der Geſchichte zugeſtanden, behaupten, daß wie mit unveränderlicher Form in den Gattungen der Natur das Eigenthümliche neben einander beſteht, ſo ſey in der Geſchichte alles in der Entwickelung begriffen, ſo daß die verſchiedenen Zeiten eine verſchiedene Eigenthümlichkeit darſtellen, und wie die Embryonen Organe haben, die mit der Entwickelung zu einem höhern Leben verſchwinden, die aber, wenn ſie blieben, eine wahre Monſtroſität bildeten, ſo ſey auch der Adel ein ſolches Organ einer niedern

Stufe der Bildung, welches mit der höhern Entwickelung verſchwinden müſſe, wenn es aber bliebe, eine wahre Monſtroſität bilden, aber zugleich alle Entwickelung hemmen würde.

Wir antworten: Es iſt freilich nicht leicht zu beſtimmen, was in der Geſchichte Verirrung, im obigen Sinne, genannt werden kann. Die Hemmungen der Völker von andern Racen, in andern Weltheilen, der orientaliſchen z. B., müſſen, zum Theil wenigſtens, als einen embryoniſcher Zuſtand betrachtet werden, der im Phyſiſchen, wie im Ethiſchen auf eine zukünftige Befreiung, auf eine Geburt aus der Mutterhülle wartet. Die Verirrungen in der Geſchichte, eben weil ſie in beſtändiger vegetativer Entwickelung begriffen iſt, ſcheinen, wie bei den Pflanzen, mehr luxuriöſe Auswüchſe, die aber dennoch einen bleibenden Charakter annehmen, und wahre Monſtroſitäten genannt werden können. Rom ward ein ſolches Monſtrum, da die Demagogen die Oberhand erhielten, da es dieſen gelang, das adliche, uralte Element der Patricier zu verdrängen. Der Despotismus, der ſich aus der Demagogie, wie immer, erzeugte, rief eine monſtröſe Bildung hervor, deren Dauer diejenige der lebendigen Geſinnung faſt um das dreifache übertraf, wenn wir, wie billig, von Auguſt an bis zur Zerſtörung des orientaliſchen Kaiſerthums rechnen. Eine wahre tiefe Verirrung, die nur durch eine Erneuerung der Geſchichte aus ihren innerſten, geheimnißvollſten Tiefen, durch das Chriſtenthum, nur durch eine neue, wahrhaft außerzeitliche Geburt, langſam durch Jahrhunderte zu verdrängen war. Zwar gehen Völker zu Grunde, oder vielmehr ſie werden von mächtigern aſſimilirt, aber das edelſte Volk müſſen wir dasjenige nennen, welches in ſeiner myſtiſchen Urzeit ſchon alle Elemente des höchſten, freieſten Staatslebens verhüllt in ſich verſchloß. Mag es in ſeiner beweglichen Entwickelung Kampf erzeugen, mag ein Element ſich hier, ein anderes dort einſeitig ausbilden, aus dieſem Kampfe, der nie ganz aufhören darf, entſpringt, nicht der Tod und die Vernichtung, ſondern das Leben und die ewig friſche Erneuerung aller Elemente. Ein ſolches Volk im Großen iſt uns das germaniſche, wie wir es früher zu beweiſen geſucht haben. Wir rechnen zu dem germaniſchen Volke im weiteſten Sinne auch die Scandinavier. Sollte nun ein ſolches Volk jemals in dem Gange ſeiner Entwickelung zu dem unglücklichen Gipfel der Verirrung gelangen, daß es irgend ein weſentliches Element der Vergangenheit, welches von der Urzeit an, ſeiner innerſten Organiſation einverleibt war, zu zerſtören trachtete; dann hörte es auf, dieſes Volk zu ſeyn, es würde ſeinen eigentlichen, innern Adel, jede heilige Erinnerung zerſtören. Nicht der irdiſche Menſch in ſeiner vergänglichen Erſcheinung vermag die Geſchichte durch Gedanken und Begriffe zu entwickeln, es iſt die uralte Wurzel der göttlichen Natur, die den Stamm bildet, die Blätter, die Blüthen, die Frucht entwickelt. Was von dem Adel in dieſer Rückſicht, gilt auch von dem Könige. Man kann uns einwenden, daß es ſelbſt germaniſche Republiken gegeben hat, die ohne König, andere, die auch ohne Adel waren, man wird uns erinnern an den Glanz der italieniſchen Städte, die man zum Theil auch als germaniſche betrachten kann, an die Schweiz, an die Niederländer, an die ſchöne vaterländiſche Geſinnung der Reichsſtädte, und wird fragen: ob denn dieſe Republiken geringer wären? Ein Kritiker hat uns auch wirklich vorgeworfen, daß wir dieſe Republiken gering ſchätzen, weil wir (1ſten Th. S. 141.) ſagen: „Es gilt nicht blos für einen Mangel an Gefühl, wenn man die Nothwendigkeit eines Königs, als gemeinſamen Gegenſtandes der allgemeinen Verehrung, es gilt auch für Mangel an Verſtand, wenn man die Nothwendigkeit des Königs, als inneren Centrums der allgemeinen Freiheit läugnet.“ Wird aber hier irgend etwas anderes behauptet, als dieſes: daß die eigenthümliche Entwickelung der Völker dahin gekommen iſt, daß Gefühl und Verſtand einen König fordern? Es wäre doch traurig, wenn beide dieſe Einſicht von der Nothwendigkeit eines Königs aufgeben, oder den ſchönen Sinn für die Größe der Völker in andern Formen, bei einer andern Richtung geſchichtlicher Entwickelung entſagen müßten. Das iſt der Hauptirrthum der Zeit, daß ſie Nichts im eigenthümlichen Sinne nimmt, alles in allgemeine Begriffe auflößt oder äußerlich begrenzt, nicht begreift, wie das Unendliche, Freie, Vernünftige, nothwendig zugleich ein Beſtimmtes iſt, daß die beſtimmte Form ihrem Weſen nach aus der innern Unendlichkeit der eigenen Natur, nur mit ſich ſelbſt vergleichbar, entſpringt und nur dem Scheine nach äußerlich bedingt iſt. Was ſich frei entwickeln kann, hat daher einen eigenen Werth; und dieſes gilt von den verſchiedenen Völkern, und von den nehmlichen in verſchiedenen Zeiten. In einer Republik im engern Sinne — denn eigentlich iſt eine jede lebendige Staatsform eine Republik, und jede andere Form iſt eine Abweichung, eine Caricatur — muß Gefühl und Verſtand die Nothwendigkeit der beſtehenden Verfaſſung eben ſo gewiß anerkennen, wie in der conſtitutionellen Monarchie.

Betrachten wir dieſe ſogenannten Republiken unſerer Tage, dann geben ſie uns keinesweges ein Bild nationaler Größe, ſelbſtſtändiger Kraft, großartiger Entwickelung. Man muß unter dieſen Republiken diejenigen, die als ein organiſcher lebendiger Theil eines größern Ganzen allein Bedeutung haben von den übrigen unterſcheiden, die als abgeſonderte Staaten da ſind. Jene finden wir in unſern Tagen nur in Deutſchland, und leider hat ſich ihre Anzahl nur gar zu ſehr vermindert, ich meine die Reichsſtädte. Aber dieſe, deren tüchtiges, bürgerliches Leben eine Zierde des deutſchen Volks iſt, widerſprechen der Nothwendigkeit des Adels keinesweges. Deutſchland iſt, ſeinem Weſen nach, eins, das Streben nach Einheit iſt ſo lebendig erwacht in allen Gemüthern, daß es nie mehr abzuweiſen iſt; wir haben die thörichten Abweichungen dieſes Strebens ohne Scheu dargeſtellt und bereuen es keinesweges; wie aber Deutſchlands Einheit ſich naturgemäß entwickeln wird, werden wir, wie wir es vermögen, in der Folge darſtellen. Innerhalb dieſer großen Einheit mögen die einzelnen Elemente des Staats, deren Gleichgewicht das Weſen der größern Staaten ausmacht, ſich ſondern und mehr in freier Beziehung gegen das Ganze des mächtigen Reichs treten. In den Städten hört die Bedeutung des Adels im ſtrengſten Sinne auf. Sie ſind dort nur Bürger und tragen billig die Geſammtlaſten der Stadt. Das bürgerliche Element iſt in den Städten, als freien Communen, vorwaltend. Einzelne durch Handel, und bürgerliche Gewerbe mächtige Städte treten, als Repräſentanten der übrigen, aus dem engern Kreiſe des einzelnen Staatenvereins heraus, in einer höhern Beziehung gegen das Reich — eine herrliche Bildung, die eine großartige, freie Beweglichkeit der Entwickelung kund thut — Reichsbürger. So können wir die kleinern Fürſten, deren Daſeyn doch auch nur geſichert iſt durch die Einheit des Reichs, die Repräſentanten des Reichsadels nennen und, wenn wirklich die eigenthümliche Freiheit des Bauernſtandes im hohen Styl gedeihen ſollte, können wir uns ſehr wohl Gegenden, von lauter tüchtigen Bauern bewohnt, denken, die einen eigenen Staat bildend, in einer unmittelbaren Beziehung gegen das Reich ſtänden — Reichsbauern. Endlich wird man vielleicht, wenn man die kleinliche Aengſtlichkeit der gegenwärtigen Zeit, die bedeutungsloſe Furchtſamkeit überwunden hat, den Muth haben, auch völlig unabhängige Reichsuniverſitäten zu gründen. Durch ſolche Sonderungen wird kein Element des Staats zurückgedrängt, alle vielmehr in ihrer ächten Vornehmheit gegründet.

Wenn wir aber die vollkommen geſonderten, keinem größern Ganzen einverleibten Republiken der neuern Zeit betrachten, ſo zeigen uns dieſe allerdings auf eine auffallende Weiſe, wie wenig dieſe Form, ein höheres, alle Elemente des Staatslebens lebendig umfaſſendes Daſeyn darzuſtellen vermag. Wir reden nicht von der franzöſiſchen Republik, und von denjenigen, die ſich aus und mit ihr bildeten, weil es genug iſt, dieſe zu nennen. Aber auch Holland, die Schweiz, zu welcher Unbedeutſamkeit verſanken dieſe Republiken nach dem ehrenvollſten Kampfe! Man beruft ſich auf Nordamerika, aber wir bekennen ohne Scheu, daß wir denjenigen, der wünſchen könnte in einem Staate, wie Nordamerika, zu leben, ſchon deswegen nicht zu widerlegen vermögen, weil unſere Anſicht von der Trefflichkeit der Staaten von ſeiner ganz und durchaus verſchieden iſt. Die Colonien der neuern Zeit ſind von denen der alten Welt, den griechiſchen z. B., ſehr verſchieden. Dieſe bildeten ſich urſprünglich ſchon, durch eine überſchwellende Kraft, mächtige Theile, die ſchon in ſich ſelber ein eigenes Leben führten, trennten ſich von dem Ganzen des Staats einer organiſchen Ablöſung ähnlich, Heroen ſtunden an der Spitze und kämpfend mußten ſie ein neues Vaterland erringen. Anders iſt es in unſern Tagen geweſen. Abentheurer die ihr Glück ſuchen, Arme, die ihr Daſeyn ſichern wollten, Unzufriedene, deren kraftloſe Klagen keinen Widerſtand begründen konnten, ja wohl geringe Verbrecher, die verwieſen wurden, bildeten, zumal in Nordamerika, die erſten europäiſchen Einwohner. Dort fanden ſie keinen Widerſtand. Ein kleinlicher, ſpießbürgerlicher Sinn bildete ſich, vom Anfange an, und das oberflächliche Gerede von Freiheit, Toleranz, Menſchenrechte fand unter dieſem Haufen eine ſichere Stätte. Mehr als irgend ein anderer Staat beweiſt eben Nordamerika, wie unfähig ſolche leere Begriffe ſind, den großartigen nationalen Sinn zu erſetzen, der ſich aus einer uralten geſchichtlichen Wurzel entfaltet. Es iſt allgemein bekannt, daß, obgleich kein anerkannter Adel in Nordamerika Statt findet, dennoch in Philadelphia ein Familienſtolz, ein abgeſchloſſenes Kaſtenweſen einzelner reicher Geſchlechter ſich jetzt ſchon gegründet hat, deſſen widerwärtige Art in das geſellige Leben, ja ſelbſt in das Staatsleben, drückend eingreift. Ja nur in Nordamerika konnte der monſtröſe Gedanke entſtehen, eine Stadt (Waſhington) zu bauen, die lauter vornehme Einwohner hätte, ſo daß alles Gewerbe aus ihr ausgeſchloſſen wäre. Man leſe Bradſhow Fearons Skizze von dieſem Lande. Wenn jemals dieſe geringe Miſchung von Religionen, Staatsverfaſſungen, kümmerlichen Glückſeligkeitsbegriffen einen tüchtigen, Wiſſenſchaft, Kunſt und alles Größere und Edlere unter den Menſchen nährenden Charakter annehmen ſoll, muß erſt ein fremdes mächtiges Element eine totale Reformation der Geſinnung bewirken. Wer mit unbefangenem Blick die Geſchichte unſerer Tage überſchaut, der überzeugt ſich leicht, daß eine conſtitutionelle Monarchie mit einem Adel, der ſeine Schranken kennt und ehrt, aber auch ſeinen eigenthümlichen Standpunkt hoch hält, mit ſelbſtſtändigen Ständen, die ſich aus der eigenen Natur entwickeln und geſtalten können, die wahre zeitgemäße Verfaſſung iſt, daß eine ſolche allein jenes heitere, lebendige Gleichgewicht aller geſchichtlich begründeten Elemente des Staats, ſelbſt im Kampfe, der niemals aufhören kann, wechſelſeitig erhalten und begründen, keinesweges vernichten wird.

Einige meinen, man müſſe den Adel, wo er iſt, freilich dulden, aus Klugheit, weil das Verdrängen des Adels, wie in Frankreich, nur Unheil ſtiften würde. Unter allen Anſichten iſt dieſe die kümmerlichſte, ſo daß ich denjenigen, die, indem ſie von der Bedeutungsloſigkeit des Adels überzeugt ſind, unbekümmert um die Folgen, auf ſeine Vernichtung dringen, unbedenklich den Vorzug gebe. Denn jene, die den Adel blos dulden möchten, verflechten ſich in einen harten Widerſpruch. Ein blos geduldeter Adel iſt keiner und wenn man erſt von ſeiner innern Nichtigkeit überzeugt iſt, hat er ſchon aufgehört zu ſeyn. Der Adel hat als Stand ein eigenthümliches Daſeyn, er hat eigene Vorrechte — denn Recht iſt die innere Macht, mit welcher ein eigenthümliches Leben ſich in der Geſchichte erhält, und nun ſollten Rechte geduldet werden, die eine innere Nichtigkeit erhalten? Es iſt unmöglich, es iſt undenkbar. Der ärmſte Handwerker, geſtützt durch ſeine Corporation, bildet ein weſentliches Element des Staats und iſt dadurch, durchdringt ihn der wahre bürgerliche Sinn, abſolut vornehm und er ſoll dulden, daß ein hohles Weſen mit bedeutenden, äußern Vorzügen, ſich über ihn erhebt? Ueber ihn ſagen wir, und zwar nothwendig drückend und lähmend, denn was keine innere Eigenthümlichkeit beſitzt, was keine Unendlichkeit innerhalb der beſtimmten Form auf eine geſunde Weiſe entwickeln kann, vermag nur hemmend, als Krankheit, zu wirken. Der Staat iſt eine lebendige Organiſation und kann eben ſo wenig als die leibliche, an bloßer localer Krankheit leiden, eine jede krankhafte Ausbildung greift das ganze Syſtem des Lebens an, eine Organiſation aber, die die Krankheit pflegt, geht ſeiner Auflöſung unvermeidlich entgegen. Der obenerwähnte Kritiker behauptet, er für ſeinen Theil finde ſich durch den Adel keinesweges gehemmt, deſſen Richtigkeit er dennoch behauptet. Wer dieſes ſagen kann, hat offenbar jenes allgemeine, tiefe Gefühl nicht ausgebildet, welches ihn auf eine wahrhaft organiſche Weiſe dem Staate einverleibt; denn wäre dieſes Gefühl lebendig in ihm, ſo müßte er ſich durch den Adel gehemmt fühlen, oder geſtehen, daß er ein geſundes Organ des Staatskörpers wäre.

Und ſo ſind wir auf den Standpunkt gekommen, wo wir die Möglichkeit des Adels, ohne daß er die nothwendige Gleichheit aller Mitbürger aufhebt, nachweiſen können. Möglich nehmlich iſt die Gleichheit unter allen Staatsbürgern, auch wenn ein Adel im Staate anerkannt wird, wenn dieſer eine eigenthümliche Bedeutung hat, die nur ſo und nicht anders dargeſtellt werden kann. Denn wenn er dieſe hat, iſt mit ihr auch die Form, nach außen die Grenze beſtimmt. Lebt und wirkt der Adel innerhalb dieſer Grenze, ſo iſt das Weſen in ihm nicht im Widerſpruch mit den übrigen Formen, ſondern eins mit dieſen, wie das Leben in allen Organen, ſo verſchieden ſie ſeyn mögen, eins iſt. Die äußern Vorzüge ſind nur ſcheinbar, ſind nur für denjenigen da, der ſeine eigenthümliche Schranke übertreten, etwas fördern will, was ſeiner Natur nicht gebührt.

Kann man darthun, daß der Bürger nicht ganz Bürger, der Bauer nicht ganz Bauer, der Gelehrte nicht ganz Gelehrter, jeder in ſeiner Art ſeine innere, wahre Natur, Tüchtigkeit und Vornehmheit nicht entwickeln kann neben dem Adel, dann muß er verſchwinden. Aber gehört es zum Weſen des Adels, daß er auf dieſe Weiſe drückend erſcheinen muß? Man frage den ſtolzen engliſchen Bürger, ob er ſich durch das Daſeyn eines Lords gedemüthigt, gedrückt, gehemmt auf irgend eine Weiſe fühlt. Er wird die Frage ſelbſt, und von Rechtswegen, als eine Beleidigung anſehen. Das Adelsinſtitut iſt, wie alle Staatsinſtitute, in der Folge der Zeiten geſunken, was in frühern Zeiten eine Bedeutung hatte, hat ſie verloren; aber billig fragen wir doch, ob denn nichts übrig geblieben, was, das eigentliche Weſen des Adels bildend, ſich erhält, ſo daß dieſes uralte Element des Staats, wie alle die übrigen, ſich zwar anders geſtalten, aber doch nicht abſterben muß.

Fragen wir, was eigentlich den Widerwillen gegen den Adel erregt hat, dann finden wir erſtens, die Reſte des Feudalſyſtems, die empörende Leibeigenſchaft (der Schriftſtellerpöbel hat die verleumderiſche Frechheit ſo weit getrieben, daß er zu behaupten wagt, ich habe die Nothwendigkeit der Leibeigenſchaft gelehrt), und die Vorrechte, die alle Laſten des Staats auf die Bürger wälzte, dann die Beſetzung aller höhern Stellen im Staate ausſchließlich durch den Adel, endlich, was daraus faſt nothwendig entſprang, das kümmerliche Kaſtenweſen, welches im geſelligen Leben die Dummheit und Unwiſſenheit, ja Schlechtigkeit adelte und allen Sinn für wahrhafte Größe und Tugend, die in jedem Stande auf eigene Weiſe gedeiht, tödtete. Kann die Rede davon ſeyn, daß dieſe Ueberreſte einer wahren Barbarei, die ſich aus der bedauernswürdigen Verſumpfung des Adelsinſtituts erzeugte, durch das friſche Leben eines Reichs, das ſich aus ſich ſelber wiedergeſtalten will, verdrängt werden müſſen. Die Leibeigenſchaft wird mit verdientem Abſcheu betrachtet und kann ſich nicht erhalten, die ungerechten Vorrechte des Adels ſind allgemein aufgehoben, daß die Beamten des Staats, die höchſten ſowohl als die geringern, gleichförmig aus allen Ständen gewählt werden müſſen, wird wenigſtens anerkannt und von mir ausdrücklich behauptet.

Nun entſteht aber die Frage, ob denn nun, wenn alles, was die Zeit fordert, wirklich geſchehen iſt, auch nothwendig der Adel verſchwinden muß, ob nichts, rein Eigenthümliches übrig bleibe? Was hilft es, daß man aus der Geſchichte alle empörenden Beiſpiele von Adelstyrannei zuſammenhäuft — mögen ſie nicht zu überſehen ſeyn, ſie beweiſen nichts, wenn dieſe Frage — die Hauptfrage, unbeantwortet bleibt. Königstyrannei hat eben ſo vernichtend gewirkt, hat ganze, wüſte Zeiten, wie traurige Einöden, mit

Unterdrückung und Blut gedüngt, die nur fratzenhafte Ungethüme erzeugten. So lange ſchleppte man die Beweiſe zuſammen, bis ein furchtbarer Königsmord den Fluch über eine unglückliche Nation brachte. Ueber Pfaffentrug ſprach man ſo lange, bis die Kirchen leer ſtanden und alle Frömmigkeit als Aberglaube verlacht ward. Sollte aber der Adel, gereinigt von allen zufälligen, in der Zeit erzeugten Irrthümern, lebendig aus ſeinem innerſten Weſen erſtehend, in eigenthümlichem Glanze wieder hervortreten; dann würde auch von jener widerwärtigen geſelligen Sonderung, die ja eben beweiſt, daß der Adel kein lebendiger Theil des geſunden Staatslebens iſt, gar nicht die Rede ſeyn. Dieſer Adelſtolz, wie er ſich in geſelligen Verhältniſſen äußert, iſt keinesweges gleichgültig, er iſt das Zeichen eines Strebens, welches über die Grenze der Eigenthümlichkeit herausgehen will, und iſt auf jede Weiſe abzuweiſen; er iſt, wo er wirklich mächtig wird, zu gleicher Zeit ein Zeichen einer Erſchlaffung in den übrigen Gliedern des Staats, denn wo alle Richtungen in urſprünglicher Kraft ſich regen, würde jener Stolz, durch die Schnellkraft des Ganzen abgewieſen, in ſich vergehen. Man kennt aber Bauern-, Kaufmanns-, Beamten-, Soldaten-, Gelehrtenſtolz eben ſowohl als Adelſtolz, er hat in jedem Stande die nehmliche Bedeutung, und kann, unter Umſtänden hemmend und drückend hervortreten, doch ſo, daß die tadelhafte Richtung des einen Standes ohne Ausnahme zugleich eine krankhafte Paſſivität der übrigen vorausſetzt.

Wodurch unterſcheidet ſich aber der edle Stolz von dem laſterhaften? Dadurch, daß er die völlig bewußtloſe Sicherheit einer reinen urſprünglichen Natur iſt. Dieſe Betrachtung iſt, unſers Bedünkens, vorzüglich geeignet, denjenigen, der überhaupt unſere Anſicht zu faſſen wünſcht, über das Weſen derſelben aufzuklären. Daß Stolz, als Tugend, in großartigem Sinne, eben die Bewußtloſigkeit vorausſetzt, muß ein Jeder bei einigem Nachdenken geſtehen. Man glaube nicht, daß dieſes ein Pochen auf eine urſprüngliche, vornehme Natur ſey; keinesweges. Eben ſo wenig kann ſich der Stolz auf edle Weiſe offenbaren, wo die ſogenannte Genialität ſich, ohne ordnungsmäßige Anſtrengung, ohne Mühe und Fleiß, ſich ſelber überläßt, denn alles wahrhaft und urſprünglich Eigenthümliche tritt nothwendig mit dem Streben, ſich organiſch einem Ganzen einzubilden, hervor. Eine jede menſchliche Urgeſtalt, wie ſie in der Geſchichte erſcheint, hat eine ewige Grundlage, innerhalb dieſer offenbart ſie ſich in der Zeit, ſo daß ihre Bildung an die eigene freie That geknüpft iſt, und Maaß, Ordnung, Fleiß, indem ſie die geordnete Gliederung des geſunden eigenthümlichen Lebens darſtellen, entwickeln zugleich jenes tiefe Gefühl für allgemeines Wohl, die ſtille Aufforderung zu jedem Opfer; eine Aufopferung die, ſelbſt wo ſie den Tod fordert, die wahre Eigenthümlichkeit nie aufhebt, ſondern beſtätigt. Daher gibt es gar keine wahre Eigenthümlichkeit, alſo keine in ſich ſichere, tüchtige Natur, alſo keinen edlen Stolz ohne Fleiß und Mühe, und wenn, wie jener öfters erwähnte Kritiker meint, der Adel, ohne Mühe und Fleiß und Anſtrengung ſeine Eigenthümlichkeit darzuſtellen vermöchte, dann wäre ſie freilich völlig als ein Nichtiges zu betrachten. Der Fleiß aber, die Anſtrengung der in ſich klaren Natur iſt fruchtbar und ſegenreich in jeder Richtung; je reiner das Bemühen aus der innern Tiefe der Naturgeſtalt hervorquillt, deſto vollkommner gedeiht es, deſto geordneter wird es ſich geſtalten und deſto gewiſſer eine jede andere Natur in ihrer Art erlöſen. Dieſes Gefühl, welches die uralte, ja außerzeitliche Wurzel, in einem jeden Menſchen, wie in einem jeden Stande, wie in einem jeden Volke erhält, erzeugt den edlen Stolz. Aber eben, weil die Bewußtloſigkeit zum Weſen des Stolzes gehört, iſt er, zum Bewußtſeyn erhoben, eins mit der Demuth, denn das urſprünglich und ſeiner Natur nach Unendliche iſt nicht für die Reflexion da, für dieſe iſt es, als ein progreſſiv Unendliches, als ein Unendliches der Zeit nach. Wenn die unendliche Tiefe der innern Gaben der unvollendeten Darſtellung, wenn die ewige Perſönlichkeit der vergänglichen in der Zeit ſich entwickelnden, gegenüber tritt, erzeugt ſich nothwendig die Demuth, ja ſie iſt nichts als der reflectirte Stolz ſelbſt.

Wollte man ſagen, es ſey die ganze Anſicht etwas Triviales und nie Beſtrittenes, ſie behaupte nur, daß nicht getrennt werden ſoll, was zuſammengehöre, nicht zuſammengemiſcht, was die Natur, was Gott getrennt hat; man ſolle das Unſterbliche nicht todtſchlagen wollen, denn das wird nimmer gelingen, und dem, was nichts iſt, nicht eine Form geben wollen, weil es unmöglich iſt — dann antworten wir, es iſt wirklich ſo, und das Wahre iſt ſo wenig ein Product metaphyſiſcher Grillen, daß es vielmehr überall, auch dem reinen, geſunden Verſtande am nächſten liegt. Aber alles Wahre muß ſich wehren gegen das Falſche, wie die Geſundheit fortdauernd von der Krankheit bedrohet wird. Die Geſundheit iſt in der That der einfachſte Zuſtand des Menſchen, aber die Kunſt ſie zu erhalten und von den drohenden Krankheiten zu befreien, iſt ſehr verwickelt und ſchwierig. So iſt die Wiſſenſchaft, beſonders diejenige, die aus den geſelligen Verhältniſſen ſtörende Irrthümer zu entfernen ſtrebt, auch eine keinesweges leichte, vielmehr höchſt ſchwierige geiſtige That. Wir werden in der Folge zu beweiſen ſuchen, daß die Wege, die bis jetzt eingeſchlagen wurden, um eine Staatswiſſenſchaft zu begründen, irrig waren und nothwendig zu Irrthümern führen mußten. Man wird ſagen, es ſey völlig gleichgültig, welche wiſſenſchaftliche Anſicht man von dem Staate habe, er bilde ſich aus der allgemeinen herrſchenden Geſinnung und die Grübeleien der Gelehrten haben wenig oder gar keinen Einfluß. Aber dieſes iſt keinesweges der Fall, vielmehr haben die wiſſenſchaftlichen Anſichten vom Staate, ſeit der engliſchen Revolution unter Cromwell, den allerentſchiedenſten Einfluß auf die Geſtaltung der Staaten gehabt, ja das Streben, das Staatsleben auf irgend eine Weiſe, flächer oder tiefer, wiſſenſchaftlich zu begründen, iſt ein allgemeines Zeichen der Zeit. Es wird hiermit nicht behauptet, daß ſolche Anſichten etwa Staaten umbildeten oder als Muſterbilder da lägen, aber ſie ſtimmen die Geſinnung und wirken von unendlich vielen Punkten, gebrochen in den mannichfaltigen Naturen, um deſto ſicherer. Ob nun ein Bemühen, den Staat ſeinem Weſen nach zu faſſen, dem meinigen ähnlich, ſchon da war, iſt mir wenigſtens nicht bekannt. Iſt jemand ſchon da geweſen, der verſucht hat, in dem Eigenthümlichen das Weſen des Staats zu erkennen, dann würde ich mich unendlich freuen, ſo wie ich überzeugt bin, daß ein Nachfolger, was ich hier entworfen habe, gründlicher und in ſich feſter begründen werde. Wie wenig aber ſelbſt ſolche Männer, deren Studien und Stellung einigen Scharfſinn, und vor allem ruhige Ueberlegung erwarten laſſen, ſelbſt die erſten Elemente meiner Anſicht begriffen haben, mit welcher Ruhe und Unbefangenheit ſie annehmen, daß ich das Allerflachſte und Seichteſte behauptet habe, davon mögen hier ein Paar Beiſpiele ſtehen.

Ein genannter, und nicht ganz unbekannter Beurtheiler hat die Gewohnheit eines berühmten verſtorbenen Philoſophen, durch kleine, große, größere und größte Buchſtaben die Aufmerkſamkeit der Leſer zu erregen, angenommen. Dieſer bringt gegen meine Lehre, daß das Eigenthümliche das Weſen des Staats ausmache, den Einwurf hervor, daß es Diebe gäbe, die von der Natur dazu beſtimmt, das Stehlen nicht laſſen könnten. Nun fragt er: „ob durch reine Darſtellung ſolcher urſprünglichen Eigenthümlichkeiten auch vollkommne Einheit eines jeden Bürgers mit dem Ganzen des Staats offenbart werde?“ Dieſe Stelle iſt mit den größten Lettern in der ganzen Beurtheilung gedruckt, es war alſo ein heller Aufruf, ein fröhliches Aufjauchzen, ein ἑυρηκα dem pythagoriſchen ähnlich, als es ihm gelang, dieſen urſprünglichen (alſo aus meiner Anſicht geſprochen: ewigen) Dieb in flagranti zu ertappen. Derſelbe Kritiker drückt ſich folgendermaßen aus. „In ſeinem (meinem) Staate ſollen ſich die Geiſter befreien und wechſelſeitig erlöſen, indem ſie keinesweges irgend eine heroiſche Anſtrengung für einander aufbieten, nichts für einander thun oder leiden, keine Art von Opfer bringen, ſondern, auf die bequemſte Weiſe von der Welt, das erhabene Werk der Erlöſung vollführen, wozu weiter nichts erfordert wird, als freie Ausbildung jeder Eigenthümlichkeit u. ſ. w. — Wie es dem Baume keine Mühe koſtet zu wachſen; ſo koſtet es vermuthlich (alſo ſchien es dem Kritiker doch nicht ausgemacht) auch dem Menſchengeſchlechte keinen Kampf, ſich zum vollkommnen Staate zu erheben und falls dieſer einmal erreicht wäre, ſich in demſelben zu erhalten! — Welche fürchterliche Abſpannung u. ſ. w." Ja freilich, wenn phyſiſche, ſelbſt in der Erſcheinung unüberwindliche, alſo krankhafte Neigung — und ewige Eigenthümlichkeit einerlei wären. Wie dieſe Verwechſelung jemals möglich wäre, iſt uns, wir geſtehen es, völlig unbegreiflich. Indeſſen findet ſie allgemein Statt, nichts iſt uns ſo oft von Freunden und Feinden vorgeworfen, als daß wir den furchtbarſten Egoismus predigten. Hat doch ſogar ein ebenfalls genannter Philoſoph ganz unumwunden die Behauptung aufgeſtellt, es gehe die Philoſophie von jeher darauf aus, das Vergängliche, alſo Sterbliche und Nichtige aller Perſönlichkeit darzuthun, ſo daß nur eine Gottheit an der Stelle eines perſönlichen Gottes, eine Menſchheit ohne Menſchen, eine Freiheit ohne Freies und eine Unſterblichkeit ohne Unſterbliches übrig bliebe; kurz, Begriffe ſtatt Leben, ja er behauptet ſogar, dieſes Streben, alle Perſönlichkeit zu vernichten, ſey ſelbſt den Freunden eigen, mit welchen ich Jahre lang durch gemeinſchaftliche, wiſſenſchaftliche Thätigkeit verknüpft war, ſo daß ich, in der furchtbarſten Verblendung befangen, mit Menſchen in Verbindung getreten wäre, die dasjenige vernichten wollten, was mir freilich das Heiligſte zu ſeyn ſchien. Denn, wenn die Ewigkeit der Perſon verſchwände, würde weder Freiheit noch Unſterblichkeit, weder Leben noch Tod, weder Tugend noch Religion irgend eine Bedeutung für mich haben. Am allerwenigſten verſtehe ich, ohne die Realität ewiger Perſönlichkeit irgend etwas von Liebe und Aufopferung. Der Widerſpruch für den bloßen Verſtand, der allen Ideen zu Grunde liegt, der Freiheit und Nothwendigkeit, Allgemeines und Beſonderes, als eins ſetzt, der hat eben in jener unendlichen Tiefe der Einheit der völligen Selbſtaufopferung und Selbſterhaltung ſeine lebendigſte Bedeutung. Zu fordern, daß jemand Leben, Eigenthum, jede irdiſche und vergängliche Neigung opfern ſoll, iſt billig und recht; fordern wir aber, daß jemand ſeine Eigenthümlichkeit opfern ſoll, dann reden wir Unſinn und noch nie hat jemand begreifen können, was er damit ſagt. Die Eigenthümlichkeit iſt die göttliche Gabe, und der Staat und alles Leben des Menſchen hat einen göttlichen Grund, daher iſt alle Obrigkeit von Gott, religiöſen Urſprungs und kein menſchliches Machwerk. Die Eigenthümlichkeit iſt, behaupten wir, das Allerheiligſte des Menſchen, ja das Menſchliche ſelber. Es iſt keinesweges leicht und bequem, ſie in ihrer Reinheit zu erhalten — eine furchtbar ſeichte und kümmerliche Aeußerung, die über alles Edle und Große, welches mit eigenthümlicher Sicherheit erſcheint, aus der leerſten Oberfläche der Begriffe heraus, den Stab bricht. Vielmehr fordert ſie die größte Anſtrengung und die größten Opfer, die für den ſinnlichen, der Eitelkeit hingegebenen Menſchen die härteſten ſind. Die Eigenthümlichkeit, die Urgeſtalt iſt aus Gott, im Bilde Gottes iſt der Menſch, nicht die Menſchheit, geſchaffen. Aber was aus Gott iſt, iſt in der Beſonderheit ein Allgemeines. Da alſo würde die Eigenthümlichkeit völlig rein erſcheinen, wo ſie mit dem Allgemeinen völlig eins, und dennoch geſondert wäre. Dieſem Punkte der höchſten Reinheit nachzuſtreben, iſt Religion, und wie dieſe die chriſtliche ſey, und wie das Streben nach wechſelſeitiger Erlöſung, wechſelſeitiger Heiligung nur einen Sinn erhält durch den Tod des Heilandes und Erlöſers, werden wir in der Folge uns zu zeigen bemühen. Keiner kann dieſe Einheit ſeiner Thätigkeit, ſeines beſtimmten Lebens mit dem Ganzen durchſchauen, keiner, auch der Mächtigſte, auch der König nicht. Vermöchte er es, ſich mit völliger, bewußter Klarheit, auf den Standpunkt zu erheben, von wo aus er die Einheit ſeines beſtimmten Daſeyns und des Ganzen des Staats überblicken könnte, dann wäre von dieſem Augenblicke die Geſchichte in ſeine Hände gegeben, oder vielmehr es gäbe keine Geſchichte, denn die Form der Zeit wäre in einer ſolchen Anſchauung durchaus vernichtet, ein Jeder müßte ſich in ihm, wie er ſich in einem Jeden, durchſchauen. Dieſer Punkt iſt daher das wahre Myſterium eines jeden Menſchen, ſeine tiefſte verborgenſte Natur und die eigentliche Quelle aller Freude, aller Seligkeit und alles Heils. Eben daß er verborgen iſt, gibt dem Leben ſeinen wunderbaren Reiz. Betrachten wir doch den ſcheinbar geringſten Menſchen, ergriffen von einer beſtimmten Thätigkeit. Was iſt die Quelle jener heiligen, mit Andacht und Frömmigkeit innig verbundenen Freude, die aus dem Fleiße, der Anſtrengung, entſpringt, und dann vorzüglich, wenn das Werk gelingt, und recht eigentlich, als das Wuchern mit einem anvertrauten Pfunde, erſcheint? Möchtet ihr doch der Natur dieſer ſtillen Freude, recht ernſthaft, recht deutlich nachforſchen! Antwortet nun, ob irgend etwas in ihr iſt, was ihr zu tadeln wagt, ob die ſtille Beſchränkung wohl mit der feindſeligen Sonderung der blos irdiſchen Perſon irgend etwas gemein hat, ob die Quelle dieſer Freude nicht das reinſte, ungetrübteſte Gefühl einer heitern Entwickelung der eigenthümlichen Natur ſey, ob nicht aller Segen menſchlicher That, alles Schöne, Liebenswürdige und Gute aus der innern Unendlichkeit, die ſich in einer ſolchen Beſchränkung verbirgt, fortdauernd entſpringt? Iſt es denn bloße leere Sentimentalität, empfindſame Lüge und Ziererei, wenn ein fleißiger Hausvater, dem ſeine Stellung, ſeine That innerlich klar iſt, dem ſeiner Hände Werk Segen bringt und Freude, der in Ordnung und Mäßigkeit ſtille lebt, und deſſen auf den tiefen, verborgenen Glauben gegründeter Verſtand, durch einfache Klarheit, als ein leitender Stern für die Umgebung, als eine feſte Stütze für ſchwankende, unſichere Wünſche und Beſtrebungen um ihn herum erſcheint, wenn er in der Eigenthümlichkeit ſeiner Beſchränkung ſich ſelig fühlt und nicht tauſchen mag mit den Größten und Mächtigſten? Sollte es wirklich Fälle geben, die die Aufopferung dieſer Eigenthümlichkeit forderten? Das Land mag in Gefahr gerathen und dieſer Bürger, gewiß der eifrigſte, waffnet ſich mit den übrigen, oder die Gefahren der Tyrannei fordern ihn zu einem größern, noch ernſthaftern Kampf auf. Die gewohnte Thätigkeit ruht, die Werkſtatt, in welcher ſonſt alles in zweckmäßiger Bewegung war, iſt verſchloſſen, der Mann entſagt allen Gütern der Welt und wählt Armuth, Sorge, vielleicht den Tod. Hat er nun ſeiner Eigenthümlichkeit entſagt? eben da, wo ſie ſich am ſchönſten, am herrlichſten entwickelt? Wofür kämpft er? Eben für ſeine Werkſtatt, in ſo fern dieſe ein lebendiger Theil des Staats iſt, eben aus dem tiefen Gefühl, daß die Einheit aller beſondern Richtungen zum Weſen des Staats gehöre, und iſt der Feind verdrängt, iſt die Tyrannei vernichtet, dann kehrt er zu ſeiner ſtillen That wieder zurück, für dieſe Freiheit hat er gekämpft und weiß warum. Dieſes gilt von den Geringſten; aber wenn nun von jenen mächtigen Geiſtern die Rede iſt, die von Gott berufen ſind, zum Heil des Geſchlechts. — Welcher Unſinn, wenn wir von dieſen ſagen wollten, ſie ſollten eben die zum Heil des Geſchlechts ihnen anvertrauten Gaben unterordnen, ihnen entſagen? Sie ſollten, um dem Staate zu nützen, in irgend einer andern Richtung Stümper werden, da ſie Meiſter ſeyn könnten in der urſprünglichen, albern ſeyn aus Aufopferung, da ſie weiſe ſeyn könnten, wenn ſie der eigenen Natur folgten? Wenn es unſere Pflicht wäre, die Eigenthümlichkeit, die ewige Perſönlichkeit, die wahre Natur in uns unterzuordnen, ſo müßten wir doch in irgend einer andern, ſelbſterwählten Richtung etwas Großes ausrichten können. Es iſt hier nicht von einer einzelnen That, die freilich die Aufopferung der erſcheinenden Eigenthümlichkeit fordern kann, um die wahre zu retten, hier iſt von einem Leben die Rede. Soll nun der große Künſtler, etwa aus der vortrefflichen Einſicht, daß das Vaterland jetzt mit ganz andern und wichtigern Dingen beſchäftigt iſt, und daß es eigentlich eine Verirrung der Natur war, die ein großes Künſtlergenie eben jetzt erſcheinen ließ, ſein Talent gewaltſam unterdrücken, um an den herrſchenden Thorheiten des Tages Theil zu nehmen? oder ſoll er, einfach, voll Glauben und ohne vieles Gerede annehmen, daß der Gott, der ihm die Gabe verliehen hat, ihm auch die Pflicht auflegte, ſie auszubilden? Iſt die Freude, die ein ſolcher Künſtler empfindet, wenn das äußere Leben ſich ſo für ihn ordnet, daß ſeine Kunſt gedeiht, eine ſelbſtſüchtige, alſo laſterhafte? Ja gibt es etwas Eigenthümlicheres in der Welt, als das Entzücken der geiſtigen Production? und was ſind alle eure Begriffe und Maximen und gemachten Tugenden und Verfaſſungsentwürfe und Freiheitsgeſchrei gegen die ewige Bedeutung einer ſolchen Production? —

„Kein Menſch kann einen göttlichen Ruf beſtimmt nachweiſen.“

So ſpricht ebenfalls der öfters genannte, namhafte Kritiker, und in der That er hat darin ſo vollkommen Recht, daß es uns nie einfallen wird, ihm zu widerſprechen. Wir nehmlich behaupten nur, ein jeder Menſch hat einen göttlichen Ruf, dieſer iſt ſeine urſprüngliche Gabe, beſtimmt ſeine Heimath, gründet ſein Recht. Aber vollkommen kann er nicht erſcheinen, dann könnte in der Erſcheinung alle Eigenthümlichkeit ſo rein hervortreten, daß die Grenze eines Jeden beſtimmt wäre, daß nirgends eine Verwickelung und Verwirrung Statt fände, jede Perſönlichkeit vielmehr rein in ſich geſondert, eben ſo in den ſichern Umriſſen ſeiner eigenen Natur eingeſchloſſen wäre, wie die Gattungen in der organiſchen Welt, dann wäre die Geſchichte ſelber zur höhern Natur gereift, und die Idee der Geſchichte würde wie die Idee des Lebens in der Natur, ſich unmittelbar offenbaren, was unmöglich iſt. Kann aber der Menſch auch ſeinen Ruf nicht nachweiſen, ſo kann er doch der leitende Grund ſeiner Beſtrebungen in der Welt ſeyn, und es iſt wahrlich nicht ſelten; und ganz entſchieden nennen wir diejenigen die edelſten Naturen, die ihre Beſtimmung frühzeitig erkannten, und allen äußern Lockungen, Glanz, Ehre und Beifall entſagten, um ſie zu erfüllen. Dieſer Ruf, wird man behaupten, erſcheint doch nur in ſeltenen Fällen, die Mehrheit der Bürger erkennt einen ſolchen urſprünglichen Ruf keinesweges, und einen außerzeitlichen, einen in der ewigen Perſönlichkeit verborgenen Grund aufzuſuchen, warum ein Menſch dieſes und nicht jenes geringe Gewerbe wählt, erſcheint lächerlich und thöricht und dennoch ſoll dieſes Wunderliche, zwar nicht für den jetzt erſcheinenden Staat angenommen, aber doch als das Nachzuſtrebende angeſehen werden, ſo daß, je mehr der Staat ſich in der Darſtellung ſeiner Idee nähert, deſto mehr geborne, durch ihren urſprünglichen Ruf dazu beſtimmte, Schneider, Schuſter, Bürſtenbinder und was auch ſonſt für geringe Handarbeiter wir nennen mögen, erſcheinen werden, eben ſo, wie zu allen Zeiten erkannt wurde, daß Feldherrn, Dichter und Weiſe ohne urſprünglichen Ruf nie mächtig und herrlich hervortreten können. Es iſt nicht zu läugnen, daß der komiſche Schein, der in dieſer Behauptung liegt, ſich nicht heben läßt. Wie eine jede durchgeführte und lebendige Anſicht eine Seite hat, die herausgehoben lächerlich erſcheint, möchte dieſe auch für eine ſolche gelten und wir haben uns gewundert, daß unter den vielen Gegnern, die in kurzer Zeit gegen uns auftraten, keiner dieſe Seite berührt hat.

Es ſey uns vergönnt über dieſen Gegenſtand ausführlicher zu reden. — Was lediglich für die Erſcheinung, der Erſcheinung zu Grunde liegt, nennen wir die Maſſe. Sie iſt ein Mannichfaltiges, aber ein ſolches, welches nur durch äußere Beziehungen und wechſelſeitige Hemmungen bedingt wird, daher wird in den verſchiedenen Richtungen, noch im Ganzen etwas Wahres, an ſich Seyendes.

Sie iſt das Chaos, der finſtere Grund, aus welchem alles geboren wird. Das Elementariſche nennen wir das urſprünglich Verſchiedenartige, in ſo fern es der Maſſe unterworfen iſt. Die Entwickelung des Lebens zeigt ſich, wie wir darzuſtellen ſuchten, indem dieſe elementariſchen Richtungen, eine jede auf ihre Weiſe, in beſtimmter Form das Unendliche der ganzen Natur in ſich aufnehmen. Aber in der Geſchichte dieſer Entwickelung ſehen wir das Elementariſche aus dem Leben ſelbſt wieder hervorbrechen, die Luft in den Inſekten, die Erde in den Pflanzen mächtig ſeyn. Je mehr dieſes Elementare überhand nimmt, deſto mehr wird das Leben den äußern Verhältniſſen unterworfen, erſcheint in einem engen Kreiſe, geknüpft an eine beſtimmte Umgebung und allenthalben von den Elementen ergriffen, die, jemehr ſie aus dem Leben hervorbrechen, auch deſto tiefer in den allgemeinen Streit wechſelſeitiger Beſchränkung hineingezogen werden. Aber die Natur ruht nicht, bis ſie ein Gleichmaaß aller elementariſchen Richtungen gefunden hat, in welchem das Unendliche in ſeiner Art allenthalben in jeder Form erſcheint, das Unſichtbare ſelbſt, als Schönheit, Anmuth, Größe, ſich in der Geſtalt ausſpricht, und den Sieg über das Elementariſche entſcheidet. Es gibt in der That einen Geſichtspunkt, von welchem aus man ſelbſt in dem höchſten Lebendigſten noch die Richtung des Nichtigen, blos und einſeitig Elementariſchen erkennen kann, denn ganz kann dieſes in der Erſcheinung nie verſchwinden, aber die Natur hat es, das Chemiſche z. B., im Leben ſo verdrängt, daß es nur durch Abſtraction gefunden werden kann.

Nun iſt, was wir ſo das Elementariſche in der Natur nennen, in der Geſchichte, in den geſelligen Verhältniſſen der Menſchen, alles und jedes, was blos darauf gerichtet iſt, äußere Bedürfniſſe zu befriedigen. Eine jede ſolche Richtung iſt als eine lediglich relative, in ſich nichtige zu betrachten, wir aber lehren nicht, daß dieſe Bedürfniſſe aufhören ſollen; eben ſo wenig in der That, wie irgend eine elementariſche Richtung in der Natur zu Grunde geht, vielmehr, daß durch die organiſche Bedeutung der Staaten, deren immer tiefere Bildung die geſchichtliche Entwickelung des Geſchlechts ſucht, jene Bedürfniſſe, die an ſich keine Wahrheit haben, auf einem jeden Punkte eine höhere Eigenthümlichkeit darſtellen ſollen. Dieſe iſt uns, was den Phyſiologen die vita propria der verſchiedenen Organe, welche immer entſchiedener hervortritt, je vollendeter die Organiſation iſt. So wird, was blos ein äuſſeres Geſchäft iſt, eine Zunft, eine Innung, ein eigenthümliches Zuſammenleben im höhern bürgerlichen Sinne. Ja wir haben uns zu zeigen bemüht, wie durch die unſcheinbarſten Gewerbe das Höchſte und Herrlichſte im Stillen zubereitet wird, wie durch die verborgene Aſſimilation der verſteckteſten Organe die ſchöne Geſtalt gedeiht, ſo daß, wie wir behaupten, durch das Gerede über Kunſt, ja durch die Nachahmung der Alten, niemals eine wahre lebendige Kunſt im nationalen Sinne entſpringen kann, ſondern nur, wenn alles, was äuſſerlich und elementariſch angeſehen, blos dem Bedürfniſſe dient, durch den innern und tiefern Sinn wahrer Innungen ſelbſt eine kunſtmäßige Bedeutung annimmt, und ſo das innere Größere und Herrlichere aus ſich entwickelt.

So haben wir bis jetzt die Grundlage unſerer Anſicht deutlich zu machen geſucht, und für den Wohlwollenden die Art, wie ſie ſich entwickelt hat, unbefangen dargelegt. Eine Naturbetrachtung der Geſchichte hat ſich, wie nothwendig und von ſelbſt, der geſchichtlichen Betrachtung der Natur gegenüber gebildet. Wenn in der Natur das Eigenthümliche in den geſonderten Gattungen, das Mannichfaltige vorherrſcht, ſo iſt es Zweck der wahren Betrachtung, in ihr das Bindende, das Allgemeine und Eine, welches ſich den Blicken entzieht, hervorzuheben. In der Geſchichte drängt ſich dem Nachdenkenden das Allgemeine vorzüglich auf, wer daher einen tiefern Blick in ihr Weſen werfen will, der muß eben das Eigenthümliche, welches ſich zu verbergen ſcheint, hervorheben und klar zu machen ſuchen. Unſere Naturwiſſenſchaft war ein bloßes Aggregat mannichfaltiger Formen ohne lebendige Bedeutung, die nur durch die Einheit der Betrachtung entſtehen könnte; unſere Staatswiſſenſchaft ſtellt den Menſchen als bloßes Schema allgemeiner Begriffe dar, ohne alles eigenthümliche Leben.

So bin ich zu dem Standpunkte gelangt, aus welchem ich die geſelligen Verhältniſſe betrachte und ich habe den Gang der Entwickelung endlich dargelegt. Von den mir bekannt gewordenen Einwürfen der Gegner habe ich nur beiläufig diejenigen erwähnt, die gegen die eben entwickelte Grundlage der Anſicht gerichtet ſind, indem ich ſorgfältig ſolche vermieden habe, welche die Speculation überhaupt zu treffen ſuchen. Aber auch von den genannten Einwürfen habe ich nur ſolche geprüft, deren Prüfung mir Veranlaſſung gab, Mißverſtändniſſe zu heben oder nützliche Erläuterungen beizubringen. Wir behaupten nicht allein die Richtigkeit der hier dargeſtellten Anſicht, die vielleicht von vielen zugeſtanden wird, die wohl ſogar ſagen möchten, es ſey etwas Triviales, woran keiner gezweifelt hat, wir behaupten vielmehr, daß ſie, ihrem Weſen nach gefaßt, abgeſehen von den Mängeln einer unvollſtändigen Darſtellung, allein geeignet iſt, eine Grundlage der Staatswiſſenſchaft abzugeben, wenn man darunter die ſpeculative Betrachtung des organiſirenden Princips aller geſelligen Verhältniſſe des menſchlichen Geſchlechts verſteht.

Obgleich wir in der Folge ausführlicher dasjenige entwickeln werden, wodurch unſere Behandlung der Staatswiſſenſchaft ſich ſondert von der gewöhnlichen, ſo wird es dennoch nothwendig ſeyn, hier die Hauptpunkte der Differenz zu berühren, in ſo fern dieſe nehmlich auf die Art der Darſtellung einen entſchiedenen Einfluß haben. Diejenigen, die bisher von dem Weſen des Staats handelten, wollten erſt die Entſtehung der Staaten zu erklären ſuchen und zwar für die Erſcheinung, indem ſie den Erklärungsgrund entweder geſchichtlich oder aus Begriffen herzuleiten ſuchten. Wir hingegen behaupten: die außerzeitliche, myſtiſche Entſtehung der Staaten, wie der Sprache; und alle unſere Betrachtung geht auf Entwickelung eines ſchon vorhandenen, ſo daß wir zwar die Bedeutung des Seyns in ſeinen verſchiedenen Formen darzuſtellen ſuchen, ſo aber, daß von einer eigentlichen Entſtehung, die den Staat als nicht da ſeyend vorausſetzt, und ihn nun aus gegebenen Bedingungen entſpringen läßt, bei uns gar nicht die Rede ſeyn kann. Sie müſſen auf irgend eine Weiſe zu allgemeinen Begriffen geführt werden, die ſie bis in die erſten Elemente ſondern und zerlegen; Begriffe, die jenen einfachen Stoffen und ſo oder ſo figurirten Atomen der empiriſchen Phyſiker entſprechen, aus welchen auch dieſe die Verhältniſſe der Natur zu ergründen und zu erklären ſuchen. Da die zerſpaltenen Begriffe wieder verbunden werden müſſen, da das Beſondere nur dem Allgemeinen untergeordnet erſcheint, ſo entſteht eine eigene Methode der Behandlung, die für dieſe Anſicht nothwendig iſt.

Mit unſerer Anſicht verhält es ſich ganz anders. Wir ſuchen nichts aus Begriffen herzuleiten, die etwa vor allem Daſeyn oder ohne irgend ein Daſeyn eine Realität hätten, ja aus welchen erſt die Realität des Daſeyns begriffen werden ſoll, für uns iſt das Beſondere keinesweges dem Allgemeinen untergeordnet, vielmehr eben ſo urſprünglich, wie dieſes und auf völlig gleiche Weiſe iſt das Beſondere zugleich ein Allgemeines, dieſes jenes — Nichts, was Gegenſtand unſerer Betrachtung wird, und für dieſe einen Werth hat, iſt entſtanden. So ſind die Stände eben ſo wenig entſtanden, wie die urſprünglich eigenthümlichen Völker, wie die Menſchen entſtanden ſind. Alles iſt Entwickelung, deren Anfangspunkt, wollten wir ihn durch die Reflexion zu erreichen ſtreben, ins Unendliche, alſo nirgends, für die Betrachtung, eben daher unmittelbar und allenthalben liegt. Die getrennten Begriffe derer, die alles aus Begriffen erklären, müſſen geordnet, ihre äußern Verhältniſſe ſtrenge beſtimmt werden, daher die Strenge nach außen, wie in der Kryſtalliſation; eine lebendige Anſicht hingegen iſt articulirt, und zwar auf eine beſtimmte Weiſe, aber die Bewegungen ſind frei, weil das Knochengerüſte nach innen gedrängt iſt. Man hat mich beſchuldigt, daß meine Darſtellung nicht ſtrenge genug geordnet, nicht ſcharf und beſtimmt genug gehalten ſey, ja man hat mir wohl ſogar vorgeworfen, daß ich die Gegenſtände in dem erſten Theile dieſer Schrift, wie es ſich eben fügen wollte, willkürlich und ohne innern Zuſammenhang neben einander geſtellt habe. Es würde mir ein Leichtes ſeyn, das Schema, welches zu Grunde liegt, dem Leſer mitzutheilen. Ich traue aber dem Scharfſinne meiner Leſer ſo viel zu, daß es ihnen nicht ſchwer fallen wird, es ſelbſt herausheben, wenn es auch einem Kritiker verborgen bleiben ſollte. Aber ferner folgt unmittelbar und entſchieden aus unſerer Anſicht ſelbſt, daß auch dieſe, iſt ſie nicht eine innere Lüge, enthält ſie in ſich ſelbſt Wahrheit, indem ſie auf eigenthümliche Weiſe ſich aus einer eigenen Natur erzeugte, ſelbſt als eine lebendige Entwickelung der Zeit betrachtet werden muß. Als eine ſolche darf ſie den Kreis des Lebens in ihrer Betrachtung nie überſchreiten. Die Begriffe ſind freilich nothwendige Elemente des Erkennens, wie die Stoffe Elemente der Natur ſind. Die innere Trennung und der damit nothwendig verbundene äußere Zuſammenhang iſt ſelbſt eine Offenbarung des Höchſten, dann nehmlich, wenn die Begriffe eben ſo um das centrale Leben der Ideen geordnet ſind, wie die chemiſchen Elemente in der gegenwärtigen Epoche der Erde um das centrale Leben der herrſchenden Organiſation. Sie beſtimmen das Einzelne und ſein äußeres Verhältniß zum Ganzen, aber niemals dürfen ſie gebraucht werden, um das Weſen des Staats, des höchſten geſchichtlichen Lebens zu verſtehen. Wie man in der Phyſiologie aus einem ähnlichen Irrthum mechaniſche, chemiſche, electriſche, galvaniſche Anſichten hat, durch welche was an ſich iſt und unabhängig, durch einen ungeheuern Widerſpruch erklärt wird aus demjenigen, was durch ein Anderes iſt, welches ebenfalls ſeinen Grund ſuchen muß in einem andern und ſofort ins Unendliche, ſo hat man auch in der Staatswiſſenſchaft das Lebendige der Entwickelung durch den Tod des Begriffs enträthſeln wollen. So wenig nun dieſes möglich, ſo kann dennoch die vollendete Idee des Staats, als eine ſolche, rein aus ſich ſelbſt heraus, eben ſo wenig dargeſtellt werden, wie die reinſte Geſundheit in der Phyſiologie. Der Leib, hat man richtig geſagt, ſey in völliger Geſundheit durchſichtig für die Seele, und man kann mit Recht behaupten, daß ohne Krankheit das Gefühl der Geſundheit als ſolches, unmöglich ſey. Was hier von dem leiblichen Daſeyn, in ſo fern dieſes ſich durch Gefühl offenbart, läßt ſich auch für das Erkennen behaupten. In der wahren vollendeten Geſundheit verliert ſich das Eigenthümliche in dem Ganzen, und findet die Beſtätigung ſeines eigenen Weſens ſo in dem Ganzen, daß die relative Differenz, die für das Erkennen nothwendig iſt, verſchwindet. Wir haben einen Ausdruck für jene völlige Bewußtloſigkeit der geiſtigen und geſchichtlichen Geſundheit, für jene völlige Durchſichtigkeit aller irdiſchen Verhältniſſe für den Geiſt: es iſt die Unſchuld. Das menſchliche Erkennen aber iſt mit einer urſprünglichen Sünde behaftet. Dieſe will aus dem Gleichmaaß und der innern Einheit des Lebens das Elementare, das Vereinzelte, das Chaos ohne organiſchen Mittelpunkt erzeugen, und ſo entſtehen Oscillationen des Eigenthümlichen, die ſeine urſprüngliche Natur, durch das Beſtreben nach Vereinzelung und Trennung verrathen, welche ſonſt für das Erkennen in den Abgrund der Einheit der Organiſation verſunken wäre. Die unermeßliche Kraft und Energie eines jeden Organs entwickelt ſich in der Krankheit und daher gibt es ohne Pathologie gar keine Phyſiologie. Von der Geſchichte gilt dieſes noch vielmehr. Die Staatswiſſenſchaft, will ſie auf eine lebendige Weiſe ſich entwickeln, muß nothwendig eine Krankheitslehre werden, die durch die mannichfaltigen Aeußerungen der vielfältigen Abweichungen auf die geſunde Geſtalt, die ſich nie völlig darzuſtellen vermag, hindeutet. Das war es, was mich vermochte, die Art der Darſtellung zu wählen, die meines Bedünkens nothwendig erfordert wird. Daß ich dieſe Krankheiten Caricaturen nannte, iſt vielleicht zu tadeln. Ich gebe einem Jeden dieſen Ausdruck Preis, ich wußte eben keinen beſſern und treffendern zu finden. Die verſchiedenen Elemente des Lebens ſuchen ſich wechſelſeitig zu verdrängen, dadurch verrathen ſie für das Erkennen, ihre eigenthümliche Natur und was an ihnen weſentlich, ewig iſt, wird eben offenbar im Gegenſatz gegen das eitle und nichtige Streben, welches, über die beſtimmte Form herausgehend, eine äußere Allgemeinheit durch innere Sonderung (Sünde) ſucht an der Stelle der äußern Forderung (Freiheit des Eigenthümlichen), die eins iſt mit der innern Allgemeinheit und Einheit der Geſinnung (Liebe).

Wir knüpfen die Darſtellung da an, wo ſie in dem vorigen Theile abbrach, und beſchließen die Unterſuchung über das Weſen und die Idee des Staats, indem wir die Caricaturen entwickeln, die ſich, das tiefere und allgemeinere Weſen deſſelben umfaſſend, vorzüglich in unſern Tagen ausgebildet haben. Bei der Entwickelung dieſer Caricaturen werden wir diejenigen Formen des Staats, die wir bei der Darſtellung der Idee deſſelben geſondert betrachteten — Verfaſſung und Geſetz – König, Beamte und Krieger — hier zuſammenfaſſen. Es wird ſich nehmlich zeigen, daß dieſe Formen ſich zu den eigentlichen Elementen, den individuellen Gebilden, aus welchen die Stände entſtehen, verhalten, wie die beiden großen Syſteme, das Blutgefäß- und Nervenſyſtem des organiſchen Körpers zu den Elementen deſſelben, und ſo wird die Darſtellung dieſer einſeitigen Verſuche und ihrer Ausgleichung in der Idee zuerſt der ganzen Unterſuchung ihre Mündung geben. Wir wählen hierzu nicht jene drei bekannten Staatsformen, Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie, und daß wir dieſe Formen nicht benutzen, rührt keinesweges daher, weil man ſie, wie Schleiermacher gezeigt hat, als wechſelnde Zuſtände deſſelben Staats, nicht als bleibende Gattungen betrachten darf, (denn dieſe Beweglichkeit würde eben beweiſen, daß eine jede dieſer Formen etwas Einſeitiges in ſich enthalte, welches, indem es aus dem tiefern organiſchen Erhaltungstriebe des Staats einen Widerſtand hervorruft, ſeine Neigung zeigt, ſich als Caricatur auszubilden), vielmehr deswegen, weil dieſe Staatsformen keinesweges, was man in unſern Tagen als Caricaturen der Staatsbildung erkennen muß, auf eigenthümliche Weiſe dargeſtellt haben; auch wäre es unbillig und durchaus verwerflich, weil Staatsbildungen in dieſen Formen, obgleich, wie alles in der Geſchichte, vergänglich, dennoch ein ſo herrliches Leben entwickelt haben, eine ſo treffliche Eigenthümlichkeit edler Völker, daß ſie dadurch, nicht als Begriffe von wechſelnden Staatsformen, ſondern als tiefe und lebendige Bezeichnungen eines großartigen, eigenen Lebens wohl mit Recht als Gattungen betrachtet werden können; und die athenienſiſche Demokratie, durch welche die Volkskraft die ſchönſten Blüthen der Geſchichte trug und pflegte, die venetianiſche Ariſtokratie, deren verkannter Werth in der tiefen Weisheit des Adels, und dem unbegrenzten Zutrauen des dennoch freien Volks beſtand, die franzöſiſche Monarchie unter Heinrich dem Vierten, in welcher perſönliche Zuneigung eine wahrhaft nationale Bedeutung annahm, ſind, wenn gleich vergangen, in ihren vorübergehenden Blüthen dennoch als Darſtellungen der innerſten Eigenthümlichkeit der Völker wahrhafte Gattungen nur, daß allerdings dasjenige, wodurch ſie einen bleibenden Werth erhalten, keinesweges in irgend einer der gegebenen Formen als ſolchen, ſondern eben in der nationalen Eigenthümlichkeit, durch welche ſie einen Sinn und Werth erhalten, beſteht. Eben ſo wenig können wir die Caricaturen durch Oligarchie, Demagogie und Despotie bezeichnen. Dieſe Ausdrücke bezeichnen freilich Caricaturen der Ariſtokratie, Demokratie und Monarchie, aber ſo, daß ſie nichts irgend einer Zeit Eigenthümliches enthalten. Die Art unſerer Darſtellung fordert aber, daß wir eben dieſes feſthalten, und uns ſo viel als möglich von einer blos abſtrahirten unlebendigen Betrachtung ferne halten. Eine jede lebendige Caricatur hat nehmlich irgend etwas Eigenthümliches, welches zwar verzerrt, dennoch die lebendige Kraft in ihr genannt werden muß, ja dieſes Eigenthümliche iſt nach der Conſtitution der Zeiten und der Völker ſehr verſchieden, wie die Krankheiten in ihrem allgemeinen Gepräge nach der Verſchiedenheit der erkrankten Perſonen mancherlei verſchiedne, höchſt weſentliche Modificationen erleiden. Oligarchie, Demagogie und Deſpotie bezeichnen eigentlich den Tod, die Fäulniß, die Auflöſung, und eben daher verwiſchen ſich in ihnen die Spuren des Eigenthümlichen; ſie bezeichnen mehr die verſchiedenen Stufen der Gährung, als die Studien einer Krankheit. Dennoch enthalten dieſe Ausdrücke den Haupttypus der Formen, die dem Lebendigen, wie dem Todten, gemeinſchaftlich zukommen, und man wird ſie in den nachfolgenden, dargeſtellten Caricaturen allerdings wieder erkennen können. Bevor ich aber dieſe ſelbſt darſtelle, werden dennoch einige vorläufige Bemerkungen ſehr nothwendig ſeyn. Die Ueberſchriften ſind 1) Haller; 2) die franzöſiſche Revolution, und 3) die Herrſchaft der Beamten und der ſtehenden Heere. Was die erſte Caricatur betrifft, ſo könnte man behaupten, daß der genannte Schriftſteller keinesweges, weder durch Talente, noch durch gründliche Behandlung ſeines Gegenſtandes von ſo großer Bedeutung ſey, daß er verdiene, neben jenen Ausſchweifungen der Zeit aufzutreten, die ſich, wie die franzöſiſche Revolution mit großer nationaler Energie, oder wie die herrſchende Regierungsart, die ſich durch die langſame Gewalt der Gewohnheit wahrhaft geſchichtlich ausgebildet haben. Aber dennoch iſt mir dieſer Schriftſteller keinesweges ſo unbedeutend erſchienen. Sowohl die franzöſiſche Revolution, als die Herrſchaft der Beamten und der ſtehenden Heere haben ſich entwickelt, indem ſie die Formen der Vergangenheit zu verdrängen ſuchten, ſie ſind beide wahrhaft proteſtantiſch, indem ſie ſich gegen die Macht der Tradition in den geſelligen Verhältniſſen auflehnten; ſie ſuchen beide den Adel, die Zünfte und jede eigenthümliche Corporation zu verdrängen. Die Oppoſition der geſchichtlichen Ueberlieferung, in ſo fern ſie das Beſtehen einmal erworbener Rechte behauptet, hat indeſſen nie aufgehört, und iſt noch immer ein weſentliches Element der Zeit, ſie widerſtrebt mit zäher Gewalt, aber die große Kraft der bildenden Zeit hatte den Mittelpunkt der zurückgedrängten Anſicht zerſtört, ihre Anſprüche erſchienen neben denen des erwachten Geiſtes mehr als blos perſönliche, mehr als ſolche, die, der Klugheit gemäß, nicht immer abzuweiſen wären; es iſt daher ſehr lehrreich, die Ausbildung eines Syſtems zu betrachten, welches, als die Kehrſeite der franzöſiſchen Revolution, dasjenige als das Weſen des Staats, wenigſtens mit großer Unbefangenheit, aufſtellt, was dieſe als das durchaus zu Verwerfende und Nichtige betrachtet, was aber unter der Herrſchaft der Beamten und der ſtehenden Heere zwar zum Theil erhalten und geduldet wird, aber dennoch allmählig zurückweichen, und manchem Weſentlichen entſagen muß. Auch iſt Haller, wo er gegen die franzöſiſche Revolution polemiſirt, unläugbar ſiegreich, und ich wüßte nichts, was ich gegen ihn einzuwenden hätte, als die unendliche Breite, das ſeichte Mißverſtehen philoſophiſcher Ideen und widrige Aufwärmen perſönlicher Denunciationen und Klatſchereien, die, wie man hoffen müßte, auf immer vergeſſen waren; dann freilich auch das thörichte Beſtreben, alles was die Zeit entwickelte mit dem Mißverſtändniſſe einiger Naturrechtslehrer in ein Cauſalitätsverhältniß zu ſetzen; und die Unfähigkeit zu begreifen, wie eine Menge Gedanken, Verhältniſſe, geſellige Formen ſich in und mit einander entwickeln, wechſelſeitig auf einander einwirken, ohne daß man das Recht hat zu behaupten, daß dieſe herrſchenden Begriffe, die ſich aus der Zeit geſtalteten, eben das einzig Geſtaltende der Zeit waren. In der Entwickelung der Caricatur, die Hallers Namen trägt, wird Einiges vorkommen, was vielleicht Haller nicht behauptet, was aber in der That in der Conſequenz ſeines Syſtems liegt. So wiſſen wir nicht, ob er die Nothwendigkeit der Hierarchie ausdrücklich annimmt, aber wir werden uns zu zeigen bemühen, daß ſie aus ſeinem Syſtem gefolgert werden muß, daher haben ſich auch mehrere moderne Katholiken verzüglich an ihn angeſchloſſen.

Die Caricatur iſt überhaupt nichts anders als die Conſequenz, des Egoismus einer einſeitigen Anſicht, und in der That, es ſcheint das Schickſal des menſchlichen Geſchlechts zu ſeyn, bald in die Gewalt des einen, dann eines andern Gedanken zu gerathen, deſſen unendliche Kraft alle Beweglichkeit des Geiſtes, allen Sinn für Eigenthümlichkeit verdrängt, beſonders dann, wenn ihre jugendliche Ausbildung einem gefühlten, nicht befriedigten Bedürfniſſe auf eine ſiegreiche Weiſe abzuhelfen verſpricht. Nichts erſchien glänzender und in ſich begründeter, als das Streben der Mathematik, die Ordnung der Himmelskörper in ihren regelmäßigen Bewegungen zu enträthſeln; die Anwendung einfacher Geſetze auf die Erklärung der mechaniſchen Erſcheinungen war eben ſo glücklich, aber ergriffen von der einſeitigen Anſicht, verflochten in Conſequenzen, die man nicht mehr abzuweiſen vermochte, ruhte der Geiſt nicht, bis er das Leben ſelbſt dem mathematiſchen Calcul unterworfen hatte. Daſſelbe iſt mit denjenigen Begriffen von der Bildung des Staats, von Freiheit und Gleichheit der Fall, die ſich in den neuern europäiſchen Republiken entwickelt haben. Sie laſſen ſich, ihrem Weſen nach, ſchon ganz nachweiſen in der engliſchen Revolution unter Cromwell, ſie traten wieder hervor, oder vielmehr ſie flüchteten ſich nach Nordamerika, wo ſie als Grundlagen der Staatsbildung ſich zeigten. Die franzöſiſche Revolution entwickelte die höchſte Kraft dieſer Begriffe, aber in der That im Weſentlichen nichts Neues; alle Declamationen der Jacobiner hatten ſich auf die nehmliche Weiſe zu Cromwells Zeiten hören laſſen, und der doppelte unglückliche Verſuch hat noch immer nicht dieſen Begriffen ihre Gewalt genommen. Nicht allein in Schriften ſind ſie in unſern Tagen laut geworden, ſelbſt in den repräſentativen Verſammlungen der deutſchen Staaten ſind ſie wieder erſchienen, und da in der revolutionären Anſicht alles genau zuſammenhängt, da ſie nicht als eine bloße Träumerei eines unbedachtſamen, übereilten Gelehrten, vielmehr als eine einſeitige geſchichtliche Richtung, die, wo ſie keimt, nicht aufhört, bis ſie ihren Gipfel erreicht hat, ſo halten wir es für unſere Pflicht, dieſe nothwendige Conſequenz ihrer Bildung nachzuweiſen, unbekümmert um die Nachtheile, die für uns daraus entſtehen können. Kurz werden wir bei dieſer Darſtellung verfahren, weil nicht Haller allein, ſondern auch noch tiefer und gründlicher Burke, ja, wenn man ihn verſtanden hätte, auch vorahnend Juſtus Moſer dieſe Anſicht in ihrer Blöße dargeſtellt hat. Wenn irgend eine irrende Anſicht des Staats erſt geſchichtlich geworden, wenn ſie ſich aus allen Elementen des Lebens entwickelt hat, dann nimmt ſie ein völlig phyſiſches Gepräge an, ſie verfolgt, ſelbſt in der krankhaften Richtung, beſtimmte geſetzmäßige Stadien, und wenn einige Symptome ſich zeigen, kann man mit Gewißheit die übrigen erwarten. Wer den Muth gehabt hat, die krankhaften Symptome einer beſtimmten Zeit ins Auge zu faſſen, deſſen heiligſte Pflicht iſt es, ſie mit völliger Redlichkeit anzudeuten, den Grund der Krankheit, ihren Urſprung, ihre mögliche Heilung. Aber eine geſchichtliche Krankheit iſt, ſo wenig, wie eine phyſiſche, eine blos locale. Eine jede Entzündung, einſeitige Energie irgend eines Organs, entſteht aus allgemeiner Erſchlaffung und erregt eine krankhafte Oppoſition, einen reizenden Widerſtand, der die Krankheit nährt und ſchnell bis zu dem höchſten Gipfel treibt. Ja dieſer Widerſtand iſt ſelbſt, obgleich gegen die krankhafte Vereinzelung gerichtet, die eine Seite derſelben, ohne welche ſie blos eine locale, das heißt, gar keine Krankheit ſeyn würde. Daſſelbe gilt von der Geſchichte. Die Furcht, die insgeheim zu den verwerflichſten Mitteln greifen muß, iſt ſelbſt eine Seite der Krankheit. Die Symptome ſind nur ihre äußere Erſcheinung, ja ſie ſind ſelbſt ein gemeinſchaftliches Product der Vereinzelung und des krankhaften Widerſtandes. In der Geſchichte gibt es nicht, wie in der Natur, äußere Heilmittel. Erkrankte Völker müſſen ſich aus ſich ſelber heilen, und dieſes einzige Heilmittel iſt die völlig rückſichtsloſe Wahrheit. Wo ſie ſchweigen muß, iſt das Volk ſeiner Verwirrung hingegeben, und jede Hoffnung eine Thorheit. Dieſe Behauptung ſelbſt iſt aber für denjenigen, der das Heilmittel nach redlichem Forſchen zu erkennen glaubt, ein furchtbarer Frevel, eine Verläugnung aller wahren Frömmigkeit. Die lebendige Hoffnung gründet ſich auf die Gewißheit, daß die Wahrheit, als eine ſolche, gehört und geſchätzt wird. Da nun aber die Wahrheit freilich in einem Gegenſatze gegen den Irrthum ſteht, dieſem widerſtrebt, ſo entſteht die wohl zu erwägende Frage: wodurch dieſer Widerſtand ſich von dem krankhaften unterſcheidet, und was Statt finden muß, damit ſie ihre heilende Kraft in der allgemeinen Verwirrung äußern kann? Wir antworten, ſie iſt ohne ungehemmte, freie Aeußerung der Meinungen unmöglich. Alle Verwirrung in der Geſchichte entſteht geiſtig, und kann ſich nur geiſtig ausgleichen. Zwar ein jeder Staat hat zu jeder Zeit eine beſtimmte geſetzmäßige Form, die, ſelbſt wenn er in einer lebendigen Entwickelung, ja wie unſerer, in einem anerkannten Uebergange zu einer andern Form begriffen iſt, erhalten werden muß, damit die Entwickelung ſelbſt einen naturgemäßen, geordneten Gang behält; und ein jeder Verſuch, dieſe Ordnung zu ſtören, iſt beſtimmt abzuweiſen, iſt als ein Verbrechen zu betrachten. Aber eine Meinung iſt nur dann ein Verbrechen, wenn ſie mit der förmlich ausgeſprochenen Abſicht, äußere Gewalt zu benutzen, um die beſtehende zu überwältigen, verbunden iſt: eine Thatſache, — die, damit die Sicherheit der Bürger nicht gefährdet, er nicht in dem Gebrauche ſeiner heiligſten Rechte geſchmälert werde, und das Opfer eines bloßen Verdachts ſey, jedesmal nur auf dem im Staate angeordneten geſetzmäßigen Wege ausgemacht werden muß. Geſetzt: jemand ſuchte zu beweiſen, daß Deutſchlands Wohl am beſten dann befördert würde, wenn das ganze Reich eine Geſammtrepublik wäre, geſetzt, er ließe einen Entwurf einer ſolchen Republik öffentlich drucken, dann wäre dieſes keinesweges ein Verbrechen. Die Meinung iſt ein Irrthum, und ein jeder Irrthum iſt in ſeiner innerſten Tiefe ſelbſt verſchuldet, wie die Krankheit; denn die urſprüngliche, eigenſte Natur iſt, wie wir uns zu zeigen bemüht haben, wahr wie geſund. Wir irren daher alle, wie wir alle der Krankheit unterworfen ſind. Aber dieſe Selbſtverſchuldung kann in das innere, wahrhaft myſtiſche Schickſal des Menſchen ſo verflochten ſeyn, daß ſie dem Bewußtſeyn nicht als eine ſolche erſcheint, ſo wie wir auch ſelten uns bei der Krankheit einer Selbſtverſchuldung deutlich bewußt ſind. Wenn nun äußere Gewalt gegen einen ſolchen Irrthum ſich ſtemmt, dann tritt eine erſcheinende, alſo begrenzte, endliche Kraft, gegen eine innere unendliche Thätigkeit, die ſelbſt in ihrer Verirrung, grenzenlos und abſolut mächtig iſt. Der Irrthum erhält alſo dadurch eine Kraft, die er urſprünglich durchaus nicht beſitzt, denn urſprünglich iſt er, wenn gleich dem Weſen des Menſchen täuſchend eingebildet, dennoch nur Schein. Aber mit der Wahrheit, die allein den Irrthum zu beſiegen vermag, kann er ſich nicht meſſen, er wird von dieſer abgelenkt, hingezogen gegen die äußere Gewalt, die ihn ſtärkt und nährt. Die Wahrheit nehmlich kann nur in der ungehemmten Aeußerung aller Meinungen erkannt werden; denn dadurch, daß das äußere Widerſtreben verſchwindet, vergeht auch die ſcheinbare Kraft, die ſich nur in dieſem thätig zeigen kann, und ſo gewiß, wie unbehinderter Umtauſch aller Lebensmittel auf der ganzen Erde die Bedürfniſſe auf einem jeden Punkte befriedigen würden, ſo gewiß würde freie Mittheilung aller Meinungen die Wahrheit auf einem jeden Punkte gedeihen laſſen. Daß dieſes nie völlig zu erreichen iſt, geben wir zu, aber troſtlos iſt die Zeit, wo die Wahrheit ganz verſtummen muß, um nicht dem Irrthume oder der Verfolgung, die ja ſelbſt einer iſt, zu dienen, doppelt furchtbar, wenn es dahin kommt, daß man Meinungen, deren Irrthum man nicht einmal klar einſehen kann, weil er nur erkannt wird gemeſſen mit der Wahrheit, das heißt, in ſeiner ungehemmten Entwickelung, wenn man dieſe in ihren geheimſten Stätten aufzuſpüren und zu hemmen ſucht, wenn man ſtille Mittheilungen unter Freunden erlauſcht, wenn man das heilige Siegel des Vertrauens löſ't, wenn der Verdacht erſt die Erbitterung der in ſich zurückgedrängten Meinung ſteigert, und nun der ſelbſt erregten heimlichen Erbitterung durch verwerfliche Mittel nachſpürt, und ſie mißbraucht, um einen noch ſtärkern Verdacht zu rechtfertigen. Weh uns, wenn ein ſolcher Zuſtand mehr als ein vorübergehender wäre, deſſen unermeßlich traurige Folgen der Gebrauch ſelbſt unmittelbar erkennen läßt. Der Verdacht würde dem Irrthume ſelbſt unüberwindliche Kraft geben, und die Wahrheit würde, mit jenem krankhaften Widerſtreben verwechſelt, ſeiner reinen Gewalt beraubt, die äußere, wie ſie muß, verſchmähend, der Verleumdung, der Nichtswürdigkeit preisgegeben werden, ja als ein Verbrechen gegen den lebendigen Geiſt der Zeit unterliegen.

Ob ich die Wahrheit habe, die reine unverfälſchte? Wer darf es behaupten, aber ich habe ſie geſucht mein ganzes Leben hindurch und weiß, daß ſie nur zu finden iſt durch rückſichtsloſe Darſtellung deſſen, was uns wahr ſcheint, in ſeinem ganzen Umfange. Eine jede gefliſſentliche Zurückhaltung iſt ein Verrath, ein jedes äußere Geheimniß eine verborgene Tücke. Daher liegt alles, was ich weiß, und wie es mir erſchienen iſt, offen da, und ich verberge nichts, am wenigſten mich ſelbſt. So namhaft meine Schwäche, wie meine Stärke, offenbarend ſtehe ich allein dem feindſeligen Bemühen gegenüber und ſuche keine Hülfe. Wohlwollenden, wie Uebelwollenden, die ſich mit mir verbinden möchten, ſey es hiermit öffentlich kund gethan, daß ich in kein äußeres Bündniß mit irgend einem trete. Es iſt kein Hochmuth, der mich dazu bewegt. Aber nothwendig ſcheint es mir, damit die Lehre, die ich vortrage, in ihrer eigenen Stärke oder Schwäche erſcheine; ein jedes äußere Bündniß könnte zu leicht fremde Leidenſchaft in mein Streben hineinziehen, während ich in einer verworrenen Zeit ſuchen muß, die eigene zu überwältigen; auch wäre bei einer Unterſuchung, deren ganzer Werth auf einem redlichen Berathen mit ſich ſelbſt gegründet iſt, ein jedes äußere Bündniß eine Störung. Ein inneres Bündniß iſt aber mein heiligſter Wunſch. Innerlich verbündet bin ich nehmlich mit demjenigen, der ſich die Mühe gibt, den Quellen meiner Lehre nachzuſpüren, um zu zeigen, daß dieſe eine falſche Richtung nehmen, oder wo in dem Verfolge der Richtung der Irrthum ſich zeigt. Ich kenne keine ſolche Unterſuchung. Diejenigen, die nach fremdem, feindſeligem Berichte über mich richten, ſind mir, wie ſich von ſelbſt verſteht, völlig gleichgültig, denn ſie können mich nicht belehren. Auch dasjenige, was durch andere äußere, von mir nie gebilligte Mittel geſchah, beweiſt gegen mich nichts. Wer, was ich angriff, ganz getrennt von allem blos Aeußerlichen, und von dem zufälligen Erfolge, unbefangen betrachtet, dann meine Schriften unparteiiſch prüfen mag, und die Gründe die mich leiteten, der ſoll mein Richter ſeyn, ich will ihn anerkennen. Aber ich, der namhaft, ohne irgend einen irdiſchen Vortheil, wohl wiſſend, daß ich mir Haß und Widerwillen zuziehen würde, lediglich die Sache, in keiner Zeile eine Perſon angegriffen und meinen Angriff begründet habe, ich ſollte mich dem Heer namenloſer und genannter Verleumder gegenüber ſtellen, die meinem offenen Kampfe mit den ſchlechteſten Waffen, nur gegen die Perſon gerichtet, begegnen. Ja eben dieſes lärmende Geſchrei von allen Seiten iſt es nicht ſelbſt ein Beweis, daß ich einer innern Nichtswürdigkeit eine tiefe Wunde verſetzt habe? Geberdet ſich die gerechte Sache, ihrer innern Stärke ſich bewußt, jemals ſo? Ich weiß aber, daß in Deutſchland in allen Gegenden ruhige und beſonnene, geiſtig ſtarke Männer leben, die wahre Stärke des Staats, die das Afterbild der Freiheit von ihrer eigenen Geſtalt zu unterſcheiden wiſſen. Dieſe, gleich weit von Erbitterung wie von thörichtem Verdachte, den ruhig Prüfenden von dem Verfolger unterſcheidend, ſchließen in ſich die Hoffnung des Landes, ſie ſind die Mächtigen, ihre Kraft im Stillen wachſend, wird gedeihen, ſie werden gewaltig hervortretend die Ordnung feſthalten, die Wahrheit und Freiheit retten, wenn ihre thörichten Freunde und Feinde ſich wechſelſeitig gehemmt, gedrängt und vernichtet haben. Für dieſe ſtille Gemeinde habe ich geſchrieben und ſchreibe ich noch und werde auch in der folgenden Unterſuchung meinen einmal gewählten Weg gehen, unbekümmert um den Erfolg, nicht darauf achtend, ob, was ich lehre, von der äußern Gewalt gemißbraucht, oder von Fanatikern verdreht wird. Denn niemals kann rückſichtsloſe Forſchung, die in die Zeit lebendig eingreift, dem Mißbrauche entgehen. Selbſt das Heiligſte wird von einer thörichten Zeit verunſtaltet, aber eine geheime Kraft bewahrt den geſunden Kern für ein ruhigeres Geſchlecht und für eine glücklichere Zukunft.

Gegen die dritte Caricatur, die das einſeitige Regiment der Beamten und der ſtehenden Heere ſchildert, ſtehe ich in einem andern, dem Anſcheine nach nicht weniger bedenklichen Verhältniſſe. Wie, wird man ſagen, iſt nicht das Uebergewicht der Beamten, und der ſtehenden Heere herrſchend in den bedeutendſten Staaten, ja zum Theil wenigſtens noch in demjenigen, in welchem du lebſt? Und wenn du es auch wagſt, das Streben der Zeit in vielerlei Richtungen, deinem eigenen Urtheile zu viel trauend, in verzerrter Geſtalt darzuſtellen, wie darfſt du wagen, die herrſchende Staatsform, der du, ſo lange ſie beſteht, Achtung und Ehrfurcht ſchuldig biſt, unter deinen Caricaturen mit frechem Hohne aufzuſtellen? Läßt ſich dieſes Benehmen mit der Ruhe und Beſonnenheit, die du, wenigſtens dem Scheine nach, behaupten willſt, auf irgend eine Weiſe vereinigen?

Wir werden dieſe Vorwürfe mit der Aufrichtigkeit und Unbefangenheit beantworten, die wir uns zur Pflicht gemacht haben, nie zu verläugnen. Es iſt keinesweges unſere Meinung, daß ein jeder Anfall auf Regierung und höhere Behörden in den heftigſten, leidenſchaftlichſten Ausdrücken zu billigen ſey, und die Celebrität eines John Cade, Banſen oder Hunt hat für uns nichts Lockendes.

Wenn ich den Staat glücklich preiſe, der auch unbillige Vorwürfe dulden kann und überſieht, und der gerechten Anklage und dem verletzten Gefühl die ſtärkſten Ausdrücke erlaubt, ſo halte ich es dennoch für die Pflicht eines jeden Staatsbürgers, ſelbſt bei ſolchen Anklagen, ſo gegründet ſie auch ſeyn mögen, die Ehrfurcht nie zu verletzen, die eben am Deutlichſten zeigt, daß er Bürger im edelſten Sinne iſt.

Was anderes iſt eine freie Unterſuchung der verſchiedenen Staatsformen. Ein nicht conſtitutioneller monarchiſcher Staat, der dieſe Form auf jede Weiſe und für immer zu erhalten ſucht, kann eine ſolche Unterſuchung in unſern Tagen gar nicht dulden. Denn das Streben nach einer repräſentativen Form iſt in allen europäiſchen Staaten, in welchen nur noch ein lebendiger Sinn herrſcht, allgemein, in vielen iſt ſie ſelbſt ſchon da. Nicht allein alle Stände fordern eine Repräſentation, auch die mächtigſten Regenten haben ihre Nothwendigkeit anerkannt. Schon lange betrachteten die europäiſchen Völker England mit Neid, Frankreich bei ſeiner Wiederherſtellung, Schweden, Norwegen, in Deutſchland Baiern, Würtemberg, Sachſen, Baden, Weimar und Naſſau haben ſchon ihre Verfaſſungen, und der allgemeine Jubel des Volks hat das lange zurückgedrängte Gefühl in ſeiner Stärke gezeigt. Preußen erwartet eine Repräſentation, und ſo iſt die allgemeine Stimmung, durch die Entwickelung aller Elemente des Lebens in unſeren Tagen vorbereitet, ſo laut geworden, daß man das Reſultat einer freien Unterſuchung mit Gewißheit vorausſetzen kann. Unter ſolchen Umſtänden kann nur die Gewalt den Erfolg hemmen. Ganz anders verhält es ſich mit Preußen. Das Verſprechen einer Conſtitution hat ſie, dem Weſen nach, ſchon erfüllt, und der ganzen Richtung des Volkslebens nothwendig eine andere Wendung gegeben. Denn eine Repräſentation, wenn ihre Einführung auch, wie billig, von der Regierung ausgeht, kann doch niemals durch eine einſeitige That der Regierung entſtehen; ja eine ſolche Entſtehung ſich nur zu denken, wäre ein klarer Widerſpruch, weil der Sinn der Repräſentation ja eben die gemeinſchaftliche Thätigkeit des Volks und der Regierung in ſich ſchließt. Von dem Augenblicke an alſo, daß wir eine Repräſentation erwarten, muß dieſe eben ſowohl durch die Geſinnung des Volks, als durch die beſtehenden Inſtitutionen der Regierung vorbereitet werden. Der König will eine Repräſentation, alſo will er auch den Sinn bei den Bürgern ausgebildet wiſſen, in und mit welcher ſie allein Bedeutung erhält. Die Regierung hat es ausgeſprochen, daß eine freiere Form des Staats der ungehemmten Eigenthümlichkeit des Volks angemeſſener ſey; die bis jetzt noch fortdauernde, interimiſtiſche Form wird alſo als eine beſtehende, für nicht angemeſſen anerkannt. Nun iſt aber doch nicht zu läugnen, daß unter den Anſichten, die in unſeren Tagen herrſchen, auch die ſich vorfindet, nach welcher die Herrſchaft der Beamten und ſtehender Heere als die einzig glückliche geprieſen wird; eine Anſicht, deren Irrthum die Regierung anerkennt, ja behauptet, und daß ſie nicht ſelten mit verzerrter Conſequenz ſich ausſpricht, iſt eben ſo gewiß. Dieſe Caricatur darzuſtellen, heißt alſo ſo wenig der Achtung, die man dem Staate ſchuldig iſt, nahe treten, daß eine ſolche Darſtellung vielmehr ganz in ihrem Sinne entworfen werden kann.

Staatsverfaſſung.

Erſte Caricatur.

Haller oder die Legitimität.

Der Urſprung aller Verwirrung in der Staatswiſſenſchaft iſt in dem Beſtreben zu ſuchen, den Staat erſt in Gedanken aufzuheben, und dann aus einem Gedanken wieder entſtehen zu laſſen. Dieſer Gedanke, ein blos fingirter allgemeiner Vertrag, enthält einen vollkommenen Widerſpruch in ſich. Denn der Staat iſt ein von niemand außer ihm abhängiger (ſouverainer) geſelliger Verein, aber die Vereinigung zu einem gemeinſchaftlichen Beſchluß, wie ihn jener Vertrag fordert, ſetzt den Staat, deſſen Entſtehung man eben erklären wollte, offenbar voraus. Eine ſolche angenommene Hypotheſe, die ſich nie aus dem urſprünglichen Kreiſe herausreißen kann, in welchem ſie ſich bewegen muß, iſt auch höchſt überflüſſig, Das Princip der Entſtehung der Staaten, war nicht blos einmal thätig, um es dann nicht mehr zu ſeyn, oder ſeine Thätigkeit mit krankhafter Anſtrengung in gewiſſen Epochen der Geſchichte zu erneuern, und dann zu erlahmen, wie diejenigen annehmen müſſen, die einen allgemeinen Vertrag, als den Entſtehungsgrund der Staaten behaupten; denn die Wandelbarkeit menſchlicher Verhältniſſe erlaubt nicht, daß ein ſolcher urſprünglicher Vertrag, wenn er auch möglich wäre, in ſeiner erſten Geſtalt fortdauere; arme Geſchlechter werden reich, Reiche arm, die Mächtigen ſchwach, die Schwachen mächtig, Rechte werden ſich hier zuſammenhäufen, dort erlöſchen. Eine Wiederherſtellung der urſprünglichen Ordnung wäre alſo nothwendig. Dieſe konnte aber nie ohne convulſiviſche Erſchütterung Staat finden, deren Reſultat, wenn der urſprüngliche Vertrag ſich wirklich wiederherſtellen ließe, eine lähmende Ruhe, die über lang oder kurz abermals eine Umwälzung, dieſe wieder eine Erlahmung erzeugen würde, und ſofort in das Unendliche. Aber das wahre Princip der Erzeugung iſt immer, iſt fortdauernd thätig, und wie die Staaten urſprünglich entſtanden, entſtehen ſie noch, denn ſie ſtellen den geſchichtlichen Bildungstrieb dar, deſſen Form in den kleinern, wie in den größern geſelligen Vereinen dieſelbe iſt, ſo daß in Rückſicht auf die Entſtehung eine jede Vereinigung der Menſchen von derjenigen, durch welche die Staaten entſtehen, keinesweges verſchieden iſt. Was die Menſchen vereinigt, iſt das Bedürfniß, die Nothwendigkeit, durch wechſelſeitige Hülfe ihre Exiſtenz zu ſichern. Wo in dieſem Gedränge der ſich hemmenden Bedürfniſſe irgend ein vereinigender Punkt die Befriedigung der wichtigſten und dringendſten verſpricht, da iſt eine Herrſchaft entſtanden; Freilich iſt die völlige Unabhängigkeit ein wünſchenswerthes Gut, aber es iſt unmöglich, ſie zu erhalten. Einen Theil der Unabhängigkeit gibt man auf, um die dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen, indem man dennoch, ſo viel man kann, zu ſichern ſucht. Zum Glück iſt die Abhängigkeit, wenn auch auf der einen Seite größer, dennoch immer wechſelſeitig, denn ein Jeder, mit dem ich mich vereinige, wird, indem er meine Bedürfniſſe befriedigt, auch von mir eine ähnliche Befriedigung fordern, und ſo gründet ſich eine Uebereinkunſt, durch welche die wechſelſeitigen Rechte beſtimmt werden. Aber nur dann entſteht eine Herrſchaft, wenn eine ſolche erſcheinende Macht, mehrere Menſchen um ſich vereinigend, ihrem Daſeyn als gemeinſchaftlicher Stützpunkt dient. Dieſe Macht iſt unter dieſen Umſtänden der Lebenskraft zu vergleichen, ihre aſſimilirende Kraft überwindet das Hemmende, Zerſtreute der vereinzelten Krafte, ſie hebt die bloßen äußern Beziehungen auf, und unterwirft ſie den höhern Geſetzen, wie das organiſche Leben die chemiſchen Geſetze aufhebt, und ſie kann alſo nicht entſtanden ſeyn aus demjenigen, was ja erſt durch ſie da iſt. Auf dieſe Weiſe entſteht eine ſolche Macht noch, ſelbſt innerhalb der größten Staaten, und eine kurze Betrachtung ſoll uns zeigen, wie weit ihre Wirkſamkeit, ihre Kraft ſich ausdehnen kann. Man denke ſich einen hochbegabten Mann, deſſen tiefe Einſichten, große Talente und vielſeitige Thätigkeit von einem unermeßlichen Vermögen unterſtützt wird. Er liebt den Ackerbau, und ordnet ihn in ſeinen weitlauftigen Beſitzungen, der Handel zieht ihn an, die Induſtrie, ein bedeutender Umtauſch ſetze unter ihn eine Maſſe von Menſchen in Bewegung, hunderte beſchäftigen ſich in ſeinen Fabriken, er liebe die Naturwiſſenſchaften und für ſeine Koſten nach ſeiner Anordnung werden die größten Reiſen, die bedeutendſten Unterſuchungen angeſtellt, wiſſenſchaftliche Forſchungen in andern Richtungen gedeihen durch ihn, Schulen unterſtützen jedes keimende Talent. So mit tauſend Menſchen aus allen den verſchiedenſten Ständen verbunden, iſt er, nicht durch Unterdrückung, nicht durch Uſurpation, vielmehr durch das Edelſte, was einen Menſchen beleben und veredeln kann, ihr gemeinſchaftlicher Herr, alle dieſe Tauſende ſind in dem, was die Geſchäfte des Herrn ſind, ſeine Diener, ſeine Untergebene; was ſie dazu gebracht hat, ſich mit ihm zu verbinden, war die Ueberzeugung, daß er ihre wichtigſten Bedürfniſſe befriedigen könnte, und das Zutrauen zu ſeiner Geſinnung. Durch ihn iſt nun das Ganze entſtanden und die Einheit, das Gemeinſame des mannichfaltigen Strebens, geht lediglich von ihm aus. Wie thöricht, wenn man behaupten wollte, er wäre der Beamte ſeiner Beamten, ſie hätten ſich vereinigt, um ihn als ihren gemeinſchaftlichen Herrn anzuerkennen; da — wäre er nicht — an eine ſolche Vereinigung gar nicht gedacht werden könnte. Daher iſt er auch in ſeiner Sache, ſo groß, ſo ausgebreitet ſie ſeyn, ſo viele Menſchen ſie auch beſchäftigen mag, dennoch der alleinige Geſetzgeber. Keiner kann an der Möglichkeit einer ſolchen Erſcheinung zweifeln, ja Beiſpiele ähnlicher Art ſind keinesweges unerhört, wie die Familie der Medici in Florenz, die eben durch dieſe naturgemäße Stufe die oberſte Gewalt erlangten. Doch Manches ließe ſich gegen das erwählte Beiſpiel einwenden, damit aber die Bildung eines Staats, wie unter unſere Augen, klar werde, denke man ſich den durch Reichthümer und vielfältige Naturgaben ausgerüſteten Mann, mit ſeiner großartigen Unternehmung nach Nordamerika verſetzt, er erlange in den weſtlichſten, noch nicht zu Staaten organiſirten Provinzen, an den Ufern des Miſſuri auf die rechtmäßige Weiſe den mächtigſten Beſitz. Eine Menge ausgewanderte Arbeiter bebauen, gegen Abtretung von einigen Morgen Landes, ſeine Felder, andere arbeiten in ſeinen Fabriken, Gelehrte, hingelockt durch die edelſte Geſinnung des trefflichen Mannes, gereizt durch die fremde Natur, vereinigen ſich mit ihm, Schulen bilden ſich, und alles, was in einem völlig eingerichteten Staate zerſtreuet, vereinzelt, bald mit dieſem, bald jenem Inſtitute verbunden war, iſt hier, auf die naturgemäßeſte Weiſe vereinigt. Wir fragen erſt, kann irgend ein Staat, oder wie in Nordamerika, eine Verbindung von Staaten, die Entſtehung einer ſolchen Vereinigung rechtlicher Weiſe verhindern? Während man den empörenden Handel mit den Weißen, durch welchen verarmte Menſchen der Willkühr der Bürger preisgegeben werden, erlaubt, ſollte man billiger Weiſe eine völlig freiwillige Verbindung freier Menſchen, durch welche dem Ackerbau, den Gewerben, der Kunſt und Wiſſenſchaft eine Stätte in einer entfernten unbebaueten Gegend bereitet wird, verhindern können? Wir glauben das allgemeine Gefühl würde ſich dagegen empören. Doch man bekenne nur, daß die nordamerikaniſchen Staaten, wenn ſie eine ſolche Niederlaſſung geſtatten, keinesweges gegen die allgemein anerkannten, völlig unbeſtreitbaren Grundprincipien des geſelligen Vereins unter den Menſchen handeln; mehr fordern wir nicht, indem wir die natur- und geſetzmäßige Entſtehung größerer Vereine und die Rechte der Herrſchaft, die durch ſie begründet werden, entwickeln wollen. Aber wie ausgedehnt ſind die Vorrechte eines ſolchen Mannes, unter ſolchen Umſtänden lediglich durch die Natur des Verhältniſſes, ſo daß, ohne dieſe, alſo ohne das heiligſte Recht zu verletzen, ſeine Herrſchaft niemals angetaſtet werden kann. Unter den angegebenen Umſtänden werden die mannichfaltigen verſchiedenen Richtungen der Thätigkeit ſo vieler Menſchen ſich nothwendig zu einem organiſchen Ganzen vereinigen, deſſen einziger naturgemäßer Mittelpunkt der alleinige urſprüngliche Beſitzer ſeyn wird. Mehrere von ſeinen Untergebenen werden durch Fleiß und Glück einen eigenen Beſitz erwerben, ohne doch die Verbindung mit dem Ganzen, oder die Dienſtverhältniſſe aufzugeben, freie Handwerker werden einwandern, die nicht beſoldet ſind, ſondern lediglich von ihrem Verdienſt leben, aber ſelbſt dieſe werden von der allgemeinen Gewalt der vereinigenden, organiſirenden Kraft ergriffen, einer gewiſſen Abhängigkeit niemals entgehen. Die ganze, durch einen Mann geleitete Unternehmung gedeiht, und wächſt allmählig, die herumwohnenden wilden Stämme, die Nadoweſſier und Schirokkier, verbinden ſich, und drohen mit feindſeligen Angriffen. Schon von dem erſten Anfange der Anlage an, war es Pflicht des Eigenthümers, für die Fortdauer der Unternehmung, für die Sicherheit der mit ihm Verbündeten zu ſorgen. Die Gelehrten, die Arbeiter, die Handwerker haben, wenn ſie den Aufenthaltsort ändern, wenig zu verlieren, durch ihre Geſchicklichkeit können ſie ſich allenthalben ernähren, und lieber, als ſich beſtändigen Gefahren auszuſetzen, werden ſie ſich von dem Herren trennen. Ihm aber liegt alles daran, die Unternehmung zu erhalten. Sein Eigenthum hat er daran geſetzt, und alle die mannichfaltigen Plane ſeines Lebens hängen von dem Gelingen ab. Er alſo muß die Gefahr abwehren, indem er bewaffnete Krieger beſoldet, die die Grenzen ſeiner Beſitzung vertheidigen. Dieſe Laſt wird am natürlichſten von denjenigen mit getragen, die ſich einen bedeutenden, unbeweglichen Beſitz im Lande erworben haben, ſie haben mit ihm gemeinſchaftliches Intereſſe. Man vereinigt ſich über die Stellung der Mannſchaft, einige ſtellen unmittelbar einen oder mehrere wehrhafte Männer, andere finden es bequemer, eine beſtimmte Abgabe zu entrichten, und die Stellung der Mannſchaft demjenigen, deſſen Hauptſorge es iſt, zu überlaſſen. Daß er unter den angeführten Umſtänden der natürliche Feldherr iſt, verſteht ſich von ſelbſt, er kann das, ihm zukommende Commando über das kleine Heer einem jeden andern übertragen; er kann, wie mit ſeinen übrigen Dienern, ſo auch den Befehlshaber ſeiner Truppen, abſetzen, lediglich weil er ſein Zutrauen nicht beſitzt, denn dieſer vertheidigt durchaus nur ſeine Sache und die Sache derer, die ſich mit ihm verbunden haben, die aber ihm, als dem bei weitem Mächtigſten, natürlicher Weiſe dieſe Gewalt, die in ſchwächeren Händen ganz bedeutungslos ſeyn würde, haben überlaſſen müſſen. Da die Staaten auf einem ſo entfernten

Punkte die Vertheidigung mit der Kraft und Ordnung, die erfordert wird, ohne unnatürliche Anſtrengung nicht übernehmen können, ſo würden ſie dem Eigenthümer es überlaſſen müſſen, ſich ſelbſt zu vertheidigen. Er könnte alſo Krieg erklaren und Frieden ſchlieſſen, er kann, um die Streitigkeiten zu ſchlichten, und die Verbindung zwiſchen ſeinen Dienern und den umwohnenden Stämmen lebendig zu unterhalten, einen bevollmächtigten Geſandten hinſchicken, und mit aller Gewalt bekleiden, die ihm ſelbſt zukommt. Nun entſteht aber ein gefährliches Bündniß der feindlichen Stämme. Die ganze Niederlaſſung geräth in augenſcheinliche Gefahr, vergebens wendet ſich der Eigenthümer an die Staaten, eigene Kriege, Uneinigkeit, mancherlei denkbare Hinderniſſe erlauben keine Unterſtützung, und der bedrohte Verein iſt in dem bedenklichſten Augenblicke ſich ſelbſt überlaſſen. Der Eigenthümer, ein hochbegabter Mann, iſt der natürliche Anführer, ihm vor allem droht die Gefahr, ſeine Pflicht iſt es, ſie abzuwehren, aber ihm fehlen jene kriegeriſchen Talente, die allein in ſolchen Lagen einen Erfolg verſprechen. Der Zufall hat unter ſeinen vielen Dienern auch ſolche ihm verſchafft, deren Tapferkeit und Kriegserfahrung Zutrauen einflößen. Sie erbieten ſich, die Gefahr abzuwenden, aber ſie erwarten, wie natürlich, einen Lohn, ſolchen Dienſten angemeſſen. Der Eigenthümer verſpricht ihnen einen Theil ſeines Eigenthums, wenn ſie das Ganze retten wollen, mit allen den Rechten, die ihm ſelbſt zukommen, zum lebenslänglichen Genuß abzutreten.

Sind die Diener, die dadurch einen fremden Herren erhalten, nicht damit zufrieden, dann können ſie den Dienſt aufkündigen, niemals aber die Abtretung verhindern; aber iſt es wahrſcheinlich, daß dieſe Diener es unter ſo bedenklichen Umſtänden ausſchlagen werden, Männer, die

die ganze, ihnen theuer gewordene Niederlaſſung retten, als ihre Herren, anzuerkennen, da ſonſt in ihrer ganzen Lage, in ihren Rechten und Verhältniſſen nichts geändert wird? Die heldenmäßigen Anführer ſiegen und erhalten ihren Lohn — lebenslänglichen Genuß eines beſtimmten Beſitzes, mit allen Rechten des urſprünglichen Eigenthümers. Sie hören dabei nicht auf, Diener zu ſeyn, und ſo ſehen wir einen Lehnsadel, lediglich als Privatvertrag, in einem ſelbſt durchaus privaten Verein entſtehen. Alſo dieſer Herr des Vereins kann Diener annehmen und abſetzen, die Ordnung ihrer Geſchäfte nach Gutdünken beſtimmen, Pläne, die zur Verbeſſerung der mannichfaltigen Inſtitute entworfen werden, annehmen oder verwerfen, Abgaben heben, ein Heer bilden und beſolden, Krieg erklären, Frieden ſchließen, Geſandte unter fremden Mächten halten, einen Lehnsadel einführen, ohne daß er aufhört, ein Privatmann zu ſeyn, und man kann nicht läugnen, daß wenn irgend eine der angeführten Gerechtſame ihm unter den angeführten Umſtänden nicht zugeſtanden würde, dieſe Verweigerung eine ſchreiende Ungerechtigkeit genannt werden müßte.

Wodurch unterſcheidet ſich nun ein ſolcher Verein von einem Staate? Alle Keime des Staatsvereins haben ſich völlig geſetzmäßig in ihm entwickelt, ſind in ihm enthalten, aber dennoch iſt er nur als ein Privatverein zu betrachten. Was ihm dieſen Charakter gibt, iſt lediglich die Abhängigkeit des Herrn von einer äußern Gewalt. Er iſt nicht der höchſte unabhängige Richter ſeiner Untergebenen, ſie ſind ſeine Diener, aber nicht ſeine Unterthanen. Wenn dieſe Diener Streitigkeiten unter ſich, und gewiß wenn ſie Streitigkeiten mit ihm haben, die dann entſtehen, wenn die Privatverträge, aus deren Vereinigung der ganze Verein in ſeiner Eigenthümlichkeit entſprang, nicht gehalten werden, oder wenn ſie, urſprünglich dunkel und zweideutig abgefaßt, Zweifel erzeugen, dann werden ſie durch fremde Richter geſchlichtet, ſeine und ſeiner Diener gemeinſchaftliche Obrigkeit. Selbſt die Feindſeligkeit, die zwiſchen einer ſolchen Geſellſchaft und den wilden Stämmen entſtehen, müßten einer höhern Controlle unterworfen werden, damit der Privatverein nicht etwa ſeine wachſende Gewalt zur Unterdrückung der wilden Völker mißbrauche. Aber dennoch wird auch dieſe Abhängigkeit ſelbſt kaum fühlbar, und in den meiſten Fällen gar nicht da ſeyn. Es iſt nicht denkbar, daß ein Unternehmen von ſo großem Umfange ohne Gerechtigkeitsliebe gedacht werden kann. Dem klaren Verſtande, der ſo vielfältige Verhältniſſe zu überſchauen und zu leiten verſteht, kann es nicht verborgen bleiben, daß eine jede Ungerechtigkeit die vielfältig verſchlungenen Fäden verwirren, eine Störung tödtender Art hervorrufen, daß das innere belebende Fundament des Vereins das reine Vertrauen aller Diener zu ihrem Herrn ſeyn müßte. Gerechte Klagen gegen ihn ſelbſt würden kaum denkbar ſeyn, ungerechte würden abgewieſen, ſein Anſehen ſtärken und das Vertrauen befeſtigen. Entſtänden aber unter den Dienern Streitigkeiten, dann wäre er nothwendig der nächſte Richter, ſie würden gewiß in den meiſten Fällen ſich ſeiner Entſcheidung unterwerfen und eben ſo wenig ließe es ſich denken, daß ein ſolcher Mann auf irgend eine Weiſe den benachbarten Stämmen einen gegründeten Vorwand zur Klage geben ſollte. Sein Intereſſe forderte ein freundſchaftliches Verhältniß und eine Unterdrückung, wie ſie z. B. in den entfernten Provinzen der Capcolonie durch wüſte Abentheuerer Staat findet, wäre hier unmöglich. Wenn irgend einer ſeiner Untergebenen ſich einer Gewaltthat der Art erlaubte, würden die Stämme ſich gewiß lieber an ihn wenden, als an fremde Behörden, ja es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß er gern eine größere Genugthuung geben würde, als irgend ein fremdes Gericht. Auf dieſe Weiſe können alle Verhältniſſe des Staatslebens ſich aus unſerm gegenwärtigen Leben herausbilden, und wenn ein ſolcher Verein gegründet iſt, hängt es lediglich von Umſtänden, die ſich natürlich ereignen können, ab, ob dieſe Societät zur völligen Unabhängigkeit übergehend, einen eigenen Staat bilden wird oder nicht.

Man laſſe ſolche Umſtände eintreten. Gährungen, wie ſie in der geſchichtlichen Entwickelung verbündeter Staaten nicht allein möglich, ſondern auch, früher oder ſpäter, höchſt wahrſcheinlich ſind, entſtehen zwiſchen den Staaten ſelbſt, erzeugen ſich zugleich aus ihrem Verhältniſſe zu fremden Mächten. Die öſtlichen Staaten, durch eine rauhe Gebirgskette von den weſtlichen geſchieden, können dieſe nicht mehr unterſtützen, Uneinigkeit hebt die alte Verbindung auf, und Streitigkeiten unter den weſtlichen Staaten bringen dieſe ſelbſt in Verwirrung. Während der Zeit hebt ſich der entfernte Verein, ſtark in ſich durch die Handhabe der innern Gerechtigkeit, die alle Verträge heilig hält, und die naturgemäß entſtandenen Verhältniſſe ehrt. Der Nachfolger des Stifters mag ihm ähnlich ſeyn, ja in einer großartigen Umgebung geboren und erzogen, mit den vielen Verhältniſſen und Rechten von Jugend an vertraut, hineintretend in eine Lage, die erſt nach vielen Schwierigkeiten gegründet werden konnte, mag er ihn in feſter Zuverſicht der Handlungsweiſe übertreffen. Der Verein ſey mächtig genug, die Schifffahrt auf dem Miſſuri und Miſſiſippe, ſelbſt in einer gährenden Zeit offen zu halten. Ueber Neu-Orleans bildet ſich eine ſichere Verbindung mit der übrigen Welt, die um deſto bedeutender in ihren Folgen ſeyn würde, je reicher das Land an Producten mancherlei Art, je verworrener die Lage in den öſtlichen Provinzen iſt. Der wachſende Umfang und die Ausbildung des Vereins hat die Wege über das weſtliche Gebirge geebnet, eine Verbindung zwiſchen dem Miſſuri und der Columbia iſt eröffnet, und auf dieſe Weiſe ein zweiter Handelsweg nach dem ſtillen Meere gewonnen. Durch ſchonendes Verfahren hat die Niederlaſſung das Vertrauen der Völker bis im höchſten Norden gewonnen, und der vortheilhafteſte Handelsverkehr hat ſich auch in dieſer Richtung eröffnet. Nun denke man ſich dieſen Verein, der bis dahin ein Privatverein war, in eine ſolche Lage verſetzt, daß er lediglich an ſich ſelbſt und ſeine innere Stärke gewieſen iſt, daß die alte, bis dahin geſetzmäßige Verbindung mit den übrigen Staaten aufgelöſt, die Abhängigkeit von einer fremden Gewalt verſchwunden wäre. Hat er unter dieſen Umſtänden nicht das Recht, ja die heiligſte Verpflichtung, ſich unabhängig zu erklären?

Hat nun der Verein, indem er ſich, um ſich zu erhalten, unabhängig erklärt, das Recht, ſich beliebig ein Oberhaupt zu wählen, ja iſt eine ſolche Wahl nur denkbar, nur möglich? Geſetzt, es entſtünde ein thörichtes Streben nach einer falſchen Freiheit, geſetzt, die Mitglieder der Niederlaſſung erklärten, daß ſie jetzt unter ſich alle Verhältniſſe nach gemeinſchaftlicher freier Uebereinkunft ordnen wollten, könnte es möglicher Weiſe ohne die ſchreiendſte Ungerechtigkeit geſchehen, ja wäre es nicht ein räuberiſcher Eingriff in das Eigenthum eines andern? Einen klaren, vernichtenden Widerſpruch enthielte zugleich eine ſolche That; denn, um ſich zu erhalten in der, durch Geſetz und heilige Verträge ſtark gewordenen Verfaſſung, würde man damit anfangen, alle Verträge aufzuheben, alle Geſetze zu vertilgen und jedes Band zu löſen. Ein jeder würde durch das grenzenloſe Streben aller Uebrigen nach Unabhängigkeit jetzt erſt in die furchtbarſte Abhängigkeit gerathen, und daß der Untergang des Vereins der nothwendige Erfolg eines ſo thörichten Strebens ſeyn würde, iſt zu einleuchtend, als daß wir es weitläuftig zu entwickeln nöthig finden.

Alſo das Oberhaupt iſt, ohne alle Wahl, durch die Lage des Vereins ſelbſt, nothwendig beſtimmt, kein anderer, als der bis jetzt nach innen gebietende Herr und Eigenthümer, kann auch nach außen die Unabhängigkeit des Vereins darſtellen. Was geſchieht nun, indem das natürliche, keinesweges erwählte Oberhaupt einer ſolchen Societät unabhängig wird? Im Innern der geſelligen Verhältniſſe wird, im Weſentlichen, nichts geändert, denn, eben weil man dieſe erhalten wollte, fand man es nothwendig, ſich für unabhängig zu erklären. Ein jeder behält ſeine wohlerworbenen, durch Verträge geheiligten Rechte, wie bisher das freierworbene Eigenthum bleibt frei, wie es war, die Belohnungen früherer Verdienſte behalten ihren Werth. Ja einen höhern Werth, eine innere freiere, dem Weſen nach unabhängigere, Bedeutung erhalten alle Verhältniſſe, weil ſie nicht mehr einer fremden Gewalt unterworfen, ſich ſelbſtſtändig aus ihrer eigenen Natur, deren Mittelpunkt der Stifter des Vereins und ſein rechtmäßiger Erbe war, ungehemmt entwickeln können. Nichts in der That iſt geſchehen, als daß die fremde Gewalt auf ihn übertragen iſt, ſo daß er nun keinen irdiſchen Richter über ſich erkennt, er iſt Souverän, und der Verein iſt ein Staat.

Er ſelbſt hat aber bedeutende Rechte erhalten, ohne Verletzung fremder, die nothwendig daraus fließen, daß ſein vormals abhängiges Eigenthum jetzt ein unabhängiges, völlig freies geworden iſt; Rechte, die, indem ſie ſeiner

Gewalt keine irdiſchen Schranken ſetzen, ihm auch erlauben, was urſprünglich ſeine Schöpfung war, zum Vortheil des Ganzen, alſo allerdings zu ſeinem eigenen Vortheile, gediegener, eigenthümlicher auszubilden. Er iſt der erſte,, oberſte Richter in allen Streitigkeiten, er beſtraft alle Verbrecher, oder begnadigt ſie. Schon früher lag der Keim zum höchſten Richteramte in ſeinem ganzen Verhältniſſe, ward aber durch die fremde Gewalt, der er unterworfen war, gehemmt. Er iſt der oberſte Feldherr ſeiner Truppen. Schon früher gebührte ihm dieſe Stelle, aber über den Gebrauch ſeiner Gewalt war er einer fremden Obrigkeit Rechenſchaft ſchuldig. Jetzt nur Gott. Vorher war er Herr ſeiner Diener, wie keiner läugnen kann, und nun ſollte, durch einen monſtröſen Widerſpruch, die höchſte Gewalt ihm alle Gewalt rauben, ihn abhängig machen von ſeinen Untergebenen, und in einen Beamten ſeiner Unterthanen verwandeln, wie die revolutionären Staatsklügler thörichter Weiſe lehren. Sein Eigenthum bleibt es alſo, wie bisher; aber ſeine Beſitzungen ſind königliche Domänen, und genießen alle Vorrechte derſelben; ſeine Fabriken, die Handelszweige, die ihm gehörten, ſeine Bergwerke und Forſten ſind Regalien, mit welchen er nach Gutdünken verfahren kann, er kann ſie verſchenken, und zwar jetzt, mit allen den Rechten, die er ſelbſt beſitzt, wie er früher thun konnte, als ſeine Rechte noch nicht in ſo großem Umfange ſich gebildet hatten. In allen dieſen Fällen ſorgt er, wie bisher, für ſeine eigenen Sachen, und ſeine Diener, das darf er fordern, ſollen für ſeinen Vortheil, keinesweges für einen fremden, Sorge tragen. Aber ferner fließen aus der Natur des Verhältniſſes manche Vortheile, welche von immer größerer Bedeutung werden, je mehr der Staat ſich erweitert.

Diener haben ſich während der Dienſtzeit ein eigenes Vermögen erworben, welches ihnen auf ihre Weiſe zu benutzen freiſteht, ſie ſind freie Grundbeſitzer geworden, ſie haben Fabriken angelegt, ſie treiben für eigene Rechnung Handel. Andere, Eingewanderte, haben ihr Vermögen mitgebracht, oder ernähren ſich von einem freien Gewerbe. Dieſes Eigenthum iſt heilig, ſie können nicht abhängiger werden durch die neuerworbenen Rechte des Landesherren, als ſie waren. Der Keim des Staats ruht in einem jeden in ſeinen Rechten geſchützten Familienleben, ja aus einem ſolchen haben wir eben unter euren Augen einen Staat auf völlig rechtmäßige Weiſe entſtehen laſſen. Aber ferner, indem der Staat ſich auf ſolche Weiſe gebildet hat, haben ſich in ſeiner Nähe Einwohner angeſiedelt, die von dieſem mächtigen Vereine bis dahin völlig unabhängig waren. Der gewaltige Eigenthümer war, ſo lange der Verein nur den Charakter einer Privatunternehmung hatte, nichts als ihr Mitbürger; in Rückſicht auf den Staat, oder den Staatenbund, dem ſie gemeinſchaftlich unterworfen waren, hatten ſie gleiche Rechte. Jetzt hat ſich das Verhältniß geändert, die Gewalt des Staatenbundes hat aufgehört, ſie haben keine Obrigkeit, aber auch nicht Macht, ſich unabhängig zu erhalten. Gegen jenen mächtigen Staat, der ſich in ihrer Nähe gebildet hat, können ſie ſich nicht erhalten, ohne ihn eben ſo wenig. Keinesweges durch freie Wahl, vielmehr durch ein unvermeidliches Verhängniß ſind ſie gezwungen, ſich mit ihm zu verbinden. Auch der neue Herrſcher kann in ſeiner Nähe eine ſolche geſetzloſe Horde nicht dulden. Soll nun das ſouveraine Oberhaupt des Staats etwa, wie vorher, mit dieſen einzelnen Einwohnern ſich auf einen gleichen Fuß ſtellen, ja kann er es, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, gegen diejenigen, die nur durch ſeine Souveränität, durch ſeine unumſchränkte Gewalt, ſich in ihrer eigenthümlichen Lage frei fühlen und geſichert? Würde er nicht das ganze Verhältniß in der innerſten Wurzel zerſtören, wenn er irgend eine Beſtimmung, irgend eine Anordnung von dem Willen ſolcher abhängen ließe, die großentheils weniger mächtig waren, als ſelbſt ſeine geringern Unterthanen? Die Verbindung kann alſo nur dann Statt finden, wenn dieſe Einwohner ganz in das Verhältniß der freien Eigenthümer ſeines eigenen Landes treten. Sie müſſen aus ſeiner Nähe wegziehen, oder ſein Regiment anerkennen. Ein Drittes iſt unmöglich.

Aber aus dieſem größern Umfange des Staates entſpringen mancherlei für den Geſammtverein wichtige Verhältniſſe, deren Beſorgung man am natürlichſten der höchſten Behörde überläßt. Es wäre möglich, daß dieſe von irgend einem Privatmanne übernommen würde, ſo daß das Oberhaupt über die gewiſſenhafte Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen wachte, aber wahrſcheinlich iſt es nicht, daß ſie in ſolchen Händen ſo ſicher und ſtetig gedeihen würde; auch iſt es klar, daß ein ſolcher Vertrag mit einem Unterthan von dem Oberhaupte ausgehen müßte, er hat alſo das nächſte urſprünglichſte Recht, ſolche Verhältniſſe zu ordnen, und die Vortheile zu genießen, die aus den übernommenen Verpflichtungen entſpringen. So übernimmt er, für die Sicherheit und Ordnung des allgemeinen in- und ausländiſchen Verkehrs zu ſorgen, und hebt dafür vorgeſchriebene Zölle; ſo ſorgt er für Brücken und Landſtraßen, und hebt dafür eine Abgabe; ſo ſtehen die Poſten unter ihm, und er genießt, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Vortheile, die ihm rechtmäßig zukommen. Er allein hat das Recht, die Abgabe zu beſtimmen, für welche er dieſe Verpflichtungen auf ſich nimmt, wie man ja auch keine Privatperſon zwingen könnte, ſie für eine willkürlich feſtgeſetzte, ihm zu gering dünkend

Summe zu übernehmen. Es iſt auch natürlich, daß er alle dieſe Vortheile, die keine fremden Rechte kränken, ſich zu ſichern ſucht; denn je gröſſer und ausgebreiteter ſein Eigenthum iſt, deſto feſter gründet er ſeine Gewalt, und da auf ihrer Unerſchütterlichkeit das Wohl des ganzen Gebäudes beruht, ſo iſt es ſeine Pflicht, als Regent, dafür zu ſorgen. Die Beamten alſo, die die Zölle, die Abgaben heben, für die allgemeinen Einrichtungen und Inſtitutionen ſorgen, ſind keinesweges Beamte des Volks, ſo wenig in der That, wie die Diener, die irgend ein Privatmann annimmt, um ſeine übernommene Lieferung z. B. zu beſorgen, deswegen, weil ſie für einen Staatszweck benützt würden, Diener des Staats genannt werden können. Wie in dem letzten Fall dieſe Diener für das Beſte des Herrn ſorgen ſollen, und ihm allein Rechenſchaft ſchuldig ſind, ſo wie ja auch alle Verantwortlichkeit auf ihm ruht; ſo müſſen auch die Beamten die Sache des Oberhaupts vertreten, der mit der höchſten Gewalt auch die höchſte Verpflichtung hat, nur ſo, daß er keinen andern Richter über ſich erkennt, als Gott.

Da nun die Anordnung ſolcher allgemeinen Verhältniſſe und der damit verknüpften Vortheile dem natürlichen ſouveränen Herrſcher als ein Recht gebührt, ſo kann er auch dieſes Recht an urſprünglich freie (allodial) Grundbeſitzer, und mit dem übertragenen Lehne an die Lehnsträger verſchenken, wenn er glaubt, durch den Gewinn an treuen, ihm verpflichteten Dienern mehr zu gewinnen, als er durch die Schenkung verliert. Nur daß er, der die letzte und höchſte Verpflichtung hat, auch über ihre Erfüllung wacht, und, wo es nöthig ſcheint, ſie mit Gewalt durch Strafen erzwingt. Er iſt ferner der höchſte Richter und Geſetzgeber, und wo die beſtehenden Geſetze andere Beſtimmungen erfordern, können ſie nur von ihm ausgehen, nur durch ihn geſetzliche Kraft erhalten. Die geſetzgebende Gewalt kann nicht im Volke ſeyn, denn die Geſetze, die einen Jeden in ſeinem ihm durch Verträge geſicherten Rechte ſichern ſollen, weiſen ja ſchon von der Zeit des Privatvereins auf ihn, als ihren Urſprung, hin, und würden, von dieſem Mittelpunkte verrückt, den ganzen Staat in ein geſetzloſes Chaos verwandeln.

Die geſetzgebende Gewalt kann der Herrſcher des Staats nie abtreten, nie jemandem erlauben, nach ſeinem Gutdünken irgend ein beſtehendes Geſetz aufzuheben, oder zu beſchränken, denn von der Unabhängigkeit ſeines Willens hängt die ganze Bedeutung ſeiner Souveränität ab, wohl aber hat er das Recht, die Verwaltung des Rechts, wem er will, anzuvertrauen, ja als Belohnung eines verdienten Unterthans das ihm urſprünglich gebührende Vorrecht, die Geſetze durch ſeine Beamten aufrecht zu halten, zu übertragen, nur daß die Appellation an ihn, als die höchſte Inſtanz, offen bleibt. So können Allodialbeſitzungen und Lehne entſtehen, mit den Vorrechten, Zölle und Abgaben zu heben, die richterliche Gewalt ſelbſt in peinlichen Fällen auszuüben, kurz freie Standesherrſchaften, ein Unterſchied zwiſchen höherem und niederem Adel, in ſo fern dieſe Vorrechte an den gewiſſen freien Eigenthümern gehörigen Beſitzungen haften, oder in ſo fern die Lehne erblich erklärt werden, alles, ohne daß die urſprünglichen Privatverträge, oder das wahre Recht der Staatsbürger im Geringſten verletzt wird.

Aber nicht blos einzelne Einwohner umgeben den ſo ſich bildenden Staat, er iſt auch durch andere Staaten begrenzt. Von dieſen werden einige feindlich, andere freundlich geſinnt ſeyn. Benachbarte Staaten ſehen mit Neid, vielleicht mit Beſorgniß, die wachſende Größe des neuen Reichs, ſie ſuchen ihn in ſeinem gefahrdrohenden Fortgange zu hemmen, es entſteht Krieg. Der neue Herrſcher ſiegt, und zieht als Eroberer in das beſiegte Land hinein. Einige Staaten haben mit großer Erbitterung gefochten, ſie haben ſich bis auf das Aeußerſte vertheidigt, und ſind zuletzt, völlig erſchöpft, genöthigt, ſich auf Discretion zu ergeben. Andere, erſchreckt durch die Siege, haben ſich früher gefügt, und indem ſie die Oberherrſchaft des Siegers anerkennen, ſchließen ſie einen gelindern friedlichen Vertrag. Jene unglücklicheren Staaten ſind, und zwar von Rechtswegen, in den Händen des Siegers, bürgerliche Rechte, die ſie behalten, verdanken ſie lediglich ſeiner Gnade. Aber er hat Verpflichtungen, die ihm gebieten, einen ſolchen Sieg zu benutzen. Feldherrn, die ſich ausgezeichnet haben, fordern billiger Weiſe einen angemeſſenen Lohn, gegen treue Diener, die er früher nicht, wie er wünſchte, belohnen konnte, erhält er Gelegenheit, ſich dankbar zu zeigen. Die Erbitterung, mit welcher die Beſiegten gefochten haben, erregen einen natürlichen Verdacht gegen ihre Geſinnung. Treue Diener, mit hinlänglicher Gewalt verſehen, müſſen von den Unwilligen Gehorſam erzwingen. Das Land iſt durch das Recht der Waffen ſein Eigenthum. Die wichtigſte ſeiner Verpflichtungen iſt die der allgemeinen Vertheidigung, ja eben das Bedürfniß aller, ihre Selbſtſtändigkeit zu erhalten, war der natürliche Grund ſeiner Souveränität, an ihn mußte man ſich wenden, weil er unter allen der Mächtigſte war, der am ſicherſten Schutz gewährte. Wie kann er den Unterthanen die Selbſtvertheidigung aufbürden, da ſie eben, um in Ruhe und Sicherheit zu leben, ſich ihm unterwarfen? Dieſe ſeine ſchwerſte Verpflichtung in vollem Maaße zu erfüllen, geben ihm die beſiegten Völker die rechtmäßigſte Gelegenheit. Auf ſie werden die Kriegslaſten vorzüglich gewälzt, ſie müſſen für die Beſoldung der Krieger ſorgen durch ſtärkere Abgaben. Unzufriedene Vaſallen haben ſich vielleicht mit den Feinden verbunden. Ein jeder Unterthan, der gegen ſeinen Regenten Waffen führt, geht aber offenbar ſeiner urſprünglichen Rechte verluſtig, alle Inſurgenten ſind alſo lediglich der Gnade des ſiegenden Fürſten unterworfen, wenn ſie nicht mächtig genug ſind, durch einen Friedensvertrag Alle oder Einige zu ſichern. So entſtehen neue Bedingungen, neue Verträge, die, obgleich ſie für die Unterworfenen hart und drückend ſeyn mögen, doch keinesweges ungerecht genannt werden können, ja die ſogar, wenn man den freien Ueberblick über die Natur des ganzen Verhältniſſes feſthält, durch die Nothwendigkeit geboten ſind. Andere Völker mögen durch den Frieden leidlichere Bedingungen erhalten haben, aber ganz kann der Sieger den Vortheil nicht aus den Händen geben, und immer entſtehen die Vortheile auf Unkoſten des Beſiegten. Endlich, bei der wachſenden Gewalt des Reichs finden andere freundlich geſinnte Staaten es für rathſam, ſich mit ihm zu verbinden. Aber dieſe Staaten ſind anfangs zwar auch durch eine natürliche Zuſammenfügung von Privatvertragen, die einzige Art, auf welche ſich Staaten bilden, entſtanden, aber nicht ſo, daß ein einziges Oberhaupt ſich mächtig als Mittelpunkt des ganzen Vereins hervorhöbe. Sie wollen ihre urſprünglichen Verhältniſſe bewahren, und der Vertrag, auf welchem die Vereinigung ſich gründet, fordert die Sicherſtellung dieſer Verhältniſſe. Mit ſolchen Völkern verhält es ſich ganz anders, als mit den einzelnen Perſonen, die ſich mit dem Staate freiwillig vereinigen. Ohne die Grundveſten des Staats zu erſchüttern, können dieſe nicht aufgenommen werden, wenn ſie ſich nicht der allgemeinen Verfaſſung fügen. Völker aber, die ſich freiwillig durch Verträge, ſey es völlig freundlich, oder nach einem nicht ganz entſchiedenen Kampfe, mit ihm vereinigen, haben das Recht, wie die Gewalt, ſo wie von ihren bisherigen Freiheiten, von ihrer bis dahin beſtehenden Verfaſſung, wie ſie wollen, zu erhalten, oder aufzugeben, ſo wie es ja dem Herrſcher freiſteht, ob er unter den geforderten Bedingungen die Vereinigung verſtatten will oder nicht. Und ſo entſteht, auf eine völlig rechtmäßige Weiſe, ein mächtiger Staat, deſſen verſchiedene Provinzen ganz verſchiedene Gerechtſame, Geſetze, Freiheiten haben können. Urſprüngliche Einwohner haben die urſprünglichen Rechte als beſiegte Inſurgenten, fremde Völker durch Eroberung verloren. Urſprüngliche Einwohner haben die ihrigen durch Verträge, fremde Völker anſehnliche Freiheiten auf die nehmliche Weiſe geſichert. Und daß ſo vielfältige Verhältniſſe in ihrer gegenſeitigen Ordnung, und in ſichern beſtimmten Grenzen erhalten werden, iſt das höchſte Recht, das einzige, wahrhaft natürliche. Es gibt kein anderes.

Unterſuchen wir nun die Rechte der Bürger eines ſolchen Staats, ſo werden wir finden, daß ſie nicht ſo gering ſind, daß man ſie keinesweges Knechte, nur der Willkür preisgegebene nennen darf. Der Herrſcher hat weder über die Perſonen, noch über das Vermögen der Bürger irgend ein Recht. Wir haben, als wir die Keime des Staats in dem Privatvereine darzuſtellen ſuchten, geſehen, wie der reiche Eigenthümer, um ſeinen Acker zu beſtellen, Leute brauchte, die er unter vorgeſchriebenen Bedingungen in ſeine Dienſte nimmt. Ein ſolcher Bauer iſt nothwendig abhängig. Der Beſitzer tritt ihm einiges Land ab, mit der Verpflichtung, daß er ſeine Aecker beſtellen ſoll, und, in dem hier dargeſtellten Falle, natürlicher Weiſe auch mit der Verpflichtung, das Land gegen die herumſtreifenden Horden wilder Völker zu vertheidigen. Ohne dieſe Verpflichtung könnte die Niederlaſſung ſich auf keine Weiſe erhalten. Dieſe ſind ſeine urſprünglichen Soldaten, bilden ſein urſprüngliches Heer und haben die Verbindlichkeit, für die Sicherheit des Landes zu ſorgen. Je mehr ſeine Beſitzungen heranwachſen, deſto größer wird die Anzahl dieſer Leute, und auf die Macht, über die er dadurch disponiren kann, gründet ſich eben das Vertrauen der freien Eigenthümer, mögen ſie durch erworbenes Gut aus ſeinen Einwohnern entſtanden, oder eigenes Vermögen hineingebracht, oder als benachbarte ſich mit ihm verbunden haben. Er hat die Verpflichtung übernommen, mit dieſen Kriegern, oder mit ſolchen, die ihm freiwillig für Sold dienen, für die Sicherheit und Selbſtſtändigkeit zu ſorgen. Dieſe Verpflichtung bleibt, ja ſie wird feſter begründet, indem er unabhängig wird. Nun können unter den freien Eigenthümern ſolche ſeyn, die mit ihm in derſelben urſprünglichen Lage waren, nur daß ihre Macht ſich auf keine Weiſe mit ſeiner vergleichen läßt. Da die Vertheidigung nur von dem Oberherrn geleitet werden kann, ſo treten die Krieger, die urſprünglich den kleinern Beſitz vertheidigten, in das allgemeine Heer. Ihre Verpflichtung iſt dieſelbe, iſt die urſprünglich übernommene, nur daß ſie den Herrn wechſeln. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß daſſelbe von den urſprünglichen Kriegern auf den als Lehn übertragenen Beſitzungen gilt. Auch dieſe müſſen dem allgemeinen Feldherrn dienen. So entſteht das Heer. Vergrößert kann es auf eine rechtmäßige Weiſe werden, durch die vertragsmäßigen Contingente der mit dem Staat vereinigten Provinzen, die ihre, auf ähnliche Weiſe verpflichteten Krieger ſtellen, ferner durch diejenigen Verpflichtungen, die überwundene Inſurgenten und Völker übernehmen müſſen. Aber auf keine Weiſe kann der Herrſcher den freien Eigenthümer oder denjenigen, der ihm ohne eine ſolche urſprüngliche Verpflichtung dient, zwingen, Kriegsdienſte zu nehmen. Er hat das alleinige Recht, Krieg zu erklären, Frieden zu ſchließen, mit fremden Mächten zu unterhandeln, er genießt allein die Vortheile des Sieges, dafür ruht aber auch auf ihm die Verbindlichkeit, für die Selbſtſtändigkeit des Staats zu ſorgen, und den erklärten Krieg mit ſeinen Leuten zu führen, als ſeine Sache zu behandeln. Das Conſcriptionsſyſtem der neuern Zeiten, welches die Selbſtvertheidigung des Landes allen Einwohnern ohne Ausnahme aufbürdet, iſt daher eine empörende Tyrannei, und hat mehr als alles dazu beigetragen, die Anſicht der Staatsverhältniſſe zu verwirren, und in ihrer Grundveſte zu erſchüttern. Mit demſelben Rechte, mit welchem der Fürſt den freien Bürger zwingt, Soldat zu werden, könnte er ihn zwingen, irgend ein anderes öffentliches Amt zu übernehmen, was einem Jeden, als eine ungerechte Gewaltthat, von Rechtswegen erſcheinen würde. Es iſt möglich, daß eine ſolche Gefahr drohen kann, daß das gewöhnliche Heer nicht hinreichen würde, dieſe abzuwenden. In dieſem Falle bleibt dem Regenten, wenn er nicht heilige Rechte verletzen will, nichts übrig, als durch Manifeſte das Volk zu gewinnen, daß es, um den Regenten zu retten, an deſſen Erhaltung ſein Wohl hängt, freiwillig thue, wozu daſſelbe kein Recht zwingen kann, daß es ſich freiwillig mit dem Heer verbinde, um ſeine Sache zu verfechten, die nur mittelbar die ſeinige genannt werden kann.

Eben ſo wenig hat der Herrſcher irgend ein Recht über das Vermögen ſeiner Unterthanen. Das ſelbſterworbene Gut kann ein Jeder nach Gutdünken genießen, vermehren, verſchenken, und auf jede Weiſe benutzen, und ſelbſt der größte ſelbſterworbene Reichthum berechtigt den Staat zu keinen Anſprüchen. Hier kann indeſſen eine Modification Statt finden, die den ausgeſprochenen allgemeinen Grundſatz aber keinesweges aufhebt. Es gibt nehmlich Beſitzungen, deren Genuß zwar dem Beſitzer unbedingt gebührt, die aber von der Art ſind, daß man ſie dennoch, in einer Rückſicht, als ein allgemeines Gut betrachten kann. Das ſind ſolche Producte des Landes, die kunſtmäßig, und nach einer beſtimmten Ordnung benutzt, eine reichſtrömende Quelle ſind, die durch eine eigennützige oder zweckwidrige Benutzung unvermeidlich verſiegt. Solche Producte können im eigentlichſten Sinne keinesweges als das unbedingte Eigenthum irgend eines einzelnen Mannes angeſehen werden, denn richtig benutzt können ſie, in einer unendlichen Reihefolge von Jahren, von einer Hand in die andere gehen, und ſind für dieſe Zeitfolge als ein gemeinſchaftliches Gut zu betrachten, ſo wie die verſchiedenen Beſitzungen verſchiedener Eigenthümer für ein beſtimmte Zeit zugleich im Raume. Da nun der Regent die Verpflichtung hat, für die gemeinſamen Rechte mehrerer Beſitzer zu ſorgen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ihm obliegt, zu verhüten, daß kein ſolcher Eigenthümer zerſtört, was für alle Zeiten und mehrere nach einander folgende Eigenthümer eine bleibende Quelle des Genuſſes ſeyn könnte, ſo wie auch das Verhältniß eines ſolchen Eigenthums zum allgemeinen Staatsleben eine Aufſicht erfordert. Es iſt eine Art Curatel, über das Vermögen zukünftiger Geſchlechter, welches freilich ein auf das Erworbene, aber wohl über gewiſſe Arten des Erwerbes mit Billigkeit ausgedehnt werden kann. So ſtehen Bergwerke und Forſten, ſelbſt wenn ſie Privateigenthum ſind, billiger Weiſe unter öffentlicher Aufſicht. Eigene, von dem Regenten angeſtellte Beamte adminiſtriren beide, damit ein kunſtmäßiges Verfahren das Beſtehen ſichert. Dieſe ſcheinbare Beſchränkung iſt eine wahre Wohlthat, und als eine ſolche anzuerkennen. Indeſſen iſt es einleuchtend, daß hier die Eigenthümer von Rechtswegen die Beamten controlliren können, weil ein einſeitiges Verfahren leicht gefährliche Mißbräuche, und wahre Eingriffe in das Eigenthum herbeiführen könnten.

Dagegen darf der Regent keineswegs willkürlich Steuern ausſchreiben. Wie er verpflichtet iſt, mit ſeinen Leuten Krieg zu führen, iſt er auch verpflichtet, von ſeinem Vermögen zu leben und man hat ſich ihm anvertraut, eben ſowohl, weil er der reichſte war, der nicht fremdes Vermögen in Anſpruch zu nehmen braucht, alſo, weil er der Mächtigſte war. Er war urſprünglich der Reichſte, die Rechte, die er durch die Souveränität erhielt, vergrößern ſein Vermögen auf mannichfaltige Weiſe. Zölle, Abgaben für übernommene Leiſtungen mancherlei Art gewähren ihm anſehnliche Vortheile, was er von überwundenen Völkern fordern darf, was er den beſiegten Inſurgenten von Rechtswegen aufbürdet, vertragsmäßige Leiſtungen verbündeter Völker erhöhen ſeinen Reichthum. So entſteht ſein königlicher Schatz, aus welchem er das Heer, die Beamten beſoldet, und ſeine Hofhaltung beſorgt. Alles iſt ſeine Sache, er muß ſie aus eigenem Vermögen beſorgen. Sollte dieſes nicht reichen, dann kann er denjenigen, die er auf irgend eine Weiſe mit eigenen Gerechtſamen belehnt hat, wenn die Lehnzeit durch den Tod, im Falle das Lehn nicht erblich war, verfloſſen iſt, die Bedingungen vorſchreiben, unter welchen es fortdauern ſoll, wie der Miethmann ſeinen Miether ſteigert, und wird auch dadurch der Bedarf nicht geſichert, ſo können die Steuern nur mit Bewilligung der Unterthanen Statt finden. Am natürlichſten iſt es, daß er, in dieſem Falle, mit denjenigen unterhandelt, die mit ihm in der unmittelbarſten Verbindung ſtehen, mit denen, welchen er bedeutende Rechte zugeſtanden hat. Und ſo entſtehen Stände, die die Steuern bewilligen.

Endlich darf der Regent ſich nie in die Privatangelegenheiten der Unterthanen miſchen. Ein jeder iſt, bedingt durch die allgemeine Staatsgewalt, und innerhalb der Grenzen der Verträge, Herr in ſeinem Kreiſe, er kann Geſetze geben, ſich durch Verträge die Herrſchaft über ſeine Diener ſichern, oder ſich einem fremden Herrn unterwerfen, wie er will. Ja alle Prärogative der Souveränität iſt einem Jeden gegeben, nur auf eine nothwendig bedingte Weiſe.

Wenn nun aber dieſes Alles zugeſtanden wird, wo iſt die Rettung gegen den Mißbrauch der unbedingten Gewalt, die keine höhere über ſich erkennt?

Alles menſchliche Leben iſt ſchwankend und unſicher, ja der größte Theil der Menſchen iſt faſt fortdauernd irgend einer Gewalt preisgegeben, gegen welche der äußere Widerſtand nichts vermag. Von jeher ſuchten Denker und Ergründer der menſchlichen Verhältniſſe irdiſche äußere Mittel gegen den Mißbrauch der Gewalt. Man hat ſich Ephoren erdacht, die die höchſte Gewalt ſelbſt in gewiſſen Fällen zur Rechenſchaft fordern dürften, wie man die Treue der Diener durch Controlle zu ſichern ſuchte. Die Erfahrung hat bewieſen, was in der That aus der Natur ſolcher Einrichtungen folgt, daß ſie nie hinreichten, den Mißbräuchen zu ſteuern, ja daß ſie dieſe vielmehr herbeiführten. Irgendwo iſt die Gewalt, die man den Menſchen anvertraut, von der Art, daß wir lediglich durch das Vertrauen geſichert ſind. Aber das Vertrauen iſt das Unbedingte einer jeden Gewalt. Man hat in neuern Zeiten in allen Verhältniſſen dieſes nur zu wenig beachtet, und eben dadurch Mißbräuche mancherlei Art, Veruntreuungen und Betrug herbeigeführt, indem man ſie abwehren wollte. Das wechſelſeitige Vertrauen iſt der innere wahre

Grundpfeiler aller menſchlichen geſelligen Verbindung. Das bewußtloſe, wahrhaft unendliche Vertrauen knüpft das hülfloſe Kind an die Eltern nicht allein, ſondern, wenn das Kind ihre Fürſorge entbehren muß, an fremde Menſchen, kein Vertrag iſt ohne wechſelſeitiges Vertrauen möglich. Es iſt das heilige Band, welches den Herrn an den Diener knüpft, und umgekehrt. Das Vertrauen erzeugt Zuneigung, Liebe, den Wunſch, nicht nur das eigene, ſondern auch das fremde Wohl fördern zu können; durch die Zuneigung, die ohne Vertrauen unmöglich iſt, wird der Diener frei und der Herr abhängig. Wo es aber verſchwindet, iſt wechſelſeitige Gewaltthat. Der Diener kann eben ſowohl eine Gewalt über ſeinen Herrn, wie dieſer über ihn ausüben, und die Frage: ob der Herr durch ſeine Gewalt mehr dem Diener, oder dieſer durch ſein Widerſtreben ihm ſchaden könne, iſt ſchwerlich jemals auszumachen. Wer aber als ein Betrüger behandelt wird, iſt immer in Gefahr, einer zu werden, wer als ein Despot betrachtet wird, eben ſo. Je größer die geſetzmäßige Gewalt iſt, deſto größer iſt auch das Vertrauen, welches ſie natürlicher Weiſe erregt. Man denke an die Ruhe, mit welcher der Schuldloſe ſeine Sache vor den Gerichten verhandeln läßt, an das Zutrauen, welches man faſt in allen Ländern gegen die Geſetzgebung zeigt. Wie können Eltern mit Ruhe ſterben, wenn ſie nicht das hinterlaſſene Vermögen mit unbegrenztem Vertrauen der Curatel der geſetzmäßigen Behörde überlaſſen dürften? Verbrechen, die das allgemeine Vertrauen mißbrauchen, gehören daher, im Ganzen genommen, immer zu den ſeltnen, und erregen den höchſten Abſcheu, ja dieſer Abſcheu, tief in der menſchlichen Natur gegründet, die innerlich anerkannte Strafe, bildet ſelbſt eine feſte Schutzwehr gegen den gefährlichen Mißbrauch. Die höchſte, unbedingte Gewalt fordert und erregt auch, auf eine völlig natürliche Weiſe, ein unbegrenztes Vertrauen. Muß der Herrſcher es nicht ſelbſt haben? ja er in noch höherem Grade, als irgend einer ſeiner Unterthanen. Wie wir gezeigt haben, gebührt ihm die höchſte Gewalt, ſie iſt ſein Recht, und alles, was er geſetzmäßig durch ſie erwirbt, iſt ſein Eigenthum. Aber worauf beruht *ſeine* Sicherheit? Iſt er, als ein Einzelner, der Mächtige, der Reiche, der Gebietende? Muß er nicht ſein ganzes Vertrauen ſeinen Dienern, ſeinen Unterthanen ſchenken, und wie kann er dieſes erwerben, wenn er nicht die geſetzmäßige Ordnung des Ganzen handhabt, und aufrecht hält? So bieten die Liebe, die Zuneigung, das Vertrauen die einzige, wahre Gewährleiſtung für die Sicherheit aller Staaten, und die Religioſität iſt ſeine innere Wurzel.

Doch in ihrer völligen Reinheit können dieſe Tugenden nie auf der Erde gedeihen. Die Unvollkommenheit aller menſchlichen Einrichtungen erlaubt nicht, daß man annehme, daß die Rechte eines jeden Bürgers in ſo klaren und beſtimmten Umriſſen, ſo ganz von den Rechten der übrigen geſondert, ſich ausbilden können, daß nicht in vielen Fällen die wechſelſeitigen Grenzen derſelben in einander liefen, und nur auf eine zweifelhafte Weiſe geſondert werden könnten. Vorliebe für Günſtlinge, vielleicht urſprünglich ſchuldloſer Zweifel, können einen ungerechten Spruch erzeugen; auch aus Verblendung, ja aus böſem Willen ſolcher Männer, die mit Unrecht das höchſte Vertrauen genießen, kann eine wahre Gewaltthat geſchehen. Daß der Regent, mit deutlichem Bewußtſeyn, in einem Staate, wie er ſich in unſerer Darſtellung entwickelt hat, eine wirkliche Ungerechtigkeit begehen könnte, läßt ſich kaum mit Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen; dieſes Uebel keimt nur allmählig in einem geſetzmäßigen Staate und entſpringt gewiß nicht einſeitig aus der höchſten Gewalt. Gegen ſolche

Irrthümer iſt das geſetzmäßige Mittel das der freimüthigen Vroſtellung bei der richtenden Behörde ſelbſt. Das Recht der Petitionen iſt ein ſo natürliches, ſo nothwendiges, daß ein geſetzmäßiger Staat ohne dieſes gar nicht gedacht werden kann. Solche Petitionen ſetzen ſelbſt das höchſte, ſchönſte Vertrauen voraus, mindern es keineswegs, die höchſte Gewalt wird durch ſie nicht gehemmt, nur belehrt und das Recht der Unfehlbarkeit kann nur ein Deſpot fordern. Herrſcht in ſolchen Petitionen diejenige Ruhe und Mäßigkeit, wird, indem man ſie wagt, die Klugheit und Rückſicht auf die Verhältniſſe beobachtet, die die Lage erfordert, dann werden ſie eine jede klare Ungerechtigkeit gewiß abwehren. Sollte aber irgend ein Bürger in ein Verhältniß kommen, wo die Geſetze des Staats, ſeiner Ueberzeugung nach, mit denjenigen Rechten, die er billig fordern kann, in klarem Widerſpruche ſtehen, dann bleibt ihm noch immer das heiligſte Recht, was nie verletzt werden darf, das nehmlich, mit allem, was er frei, als Eigenthum beſitzt, ungekränkt und ohne Hinderniß ſich von dem Staate zu trennen. Geſetze, die dieſe Trennung auf irgend eine Weiſe hemmen, ſind im höchſten Grade ungerecht, und widerſprechen dem Weſen des Staats. Denn dieſer iſt durch Verträge entſtanden, die aber nur gelten, ſo lange man ſie wechſelſeitig erſprießlich findet. Wie ein jeder Diener ſeinen Dienſt aufkündigen kann, wenn er ſich nicht auf eine beſtimmte Zeit verpflichtet hat, ſo kann ein jeder Unterthan auch mit den Vortheilen, die ihm der Staat gewährt, die Verpflichtungen ablehnen, die er ihm auflegt.

Streitigkeiten können nicht allein unter den einzelnen Einwohnern, oder zwiſchen ihnen und dem Oberherrn über zweifelhafte Rechte entſtehen, ſondern auch unter mächtigen Eigenthümern und Vaſallen, die durch erworbene oder verliehene, wenn gleich durch die höchſte Gewalt bedingte Macht, eine eigene Herrſchaft darſtellen. Dieſe Streitigkeiten können, zumal dann, wenn der Staat mächtige auswärtige Feinde zu bekämpfen hat, ein gefährliches Anſehen gewinnen. Ein ähnlicher Zwieſpalt kann zwiſchen dem Staate und neu einverleibten Provinzen entſtehen, und ſo kann der Staat, indem ſolche Mächtige, ſolche Provinzen, unterſtützt durch eine große Gewalt, den höchſten Richterſpruch nicht anerkennen, in die Gefahr gerathen, bedeutende Beſitzungen zu verlieren. Inſurgenten der Art können billiger Weiſe nicht als Verbrecher, wohl aber als Feinde, mit welchen man Verträge ſchließen kann, behandelt werden, und welche Vortheile der Oberherr aus dem völligen Siege erhält, haben wir ſchon oben gezeigt. Sollte aber das Vertrauen ganz erloſchen, das Gefühl der ungerechten Unterdrückung allgemein ſeyn, dann erzeugt ſich eine allgemeine Inſurrection, als ein unglückliches Naturereigniß, über deſſen Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit eine jede Unterſuchung fruchtlos, ja thöricht genannt werden muß. Aber eine ſolche Empörung, wenn ſie allgemein iſt, und eben daher gelingen muß, iſt doch keineswegs nothwendig mit einer Veränderung der Regierungsform verbunden, ja es kann eben ihre Abſicht ſeyn, der durch Verirrungen mancherlei Art zerrütteten Staatsverfaſſung durch ein neues Oberhaupt eine neue Stärke und Kraft zu verſchaffen. In dieſem Falle wird man das Eigenthumsrecht, wenn auch nicht der Perſon, dennoch des Geſchlechts achten, und die Herrſchaft einem Verwandten des Regentenſtammes anvertrauen. Daß eine Inſurrection, die dieſe Abſicht feſthält, mehr geeignet iſt, den Staat aufrecht zu halten, als eine ſolche, die alle geſetzmäßigen Verhältniſſe des Staats unter einander wirft, und nach allgemeinen Begriffen zu beſtimmen ſucht, iſt an und für ſich klar, denn die ſchwankende menſchliche Meinung, die dann an die Stelle der geſetzmäßigen Gewalt tritt, kann nie ein allgemeines Grundprincip eines Staats werden, weil ſie nie der ganzen Menge auf die nehmliche Weiſe, und eben daher, als eine Tyrannei erſcheint, gegen welche gar keine Hülfe möglich iſt.

Fragen wir nun nach den Maaßregeln, die ein weiſer Regent zu ergreifen hat, um die Fortdauer ſeiner Macht zu ſichern, und die Regierungsform feſt und unerſchütterlich zu begründen, ſo dürften es vorzüglich folgende ſeyn.

Er darf nie über das Eigenthumsrecht ſeiner erworbenen Gewalt Zweifel entſtehen laſſen, und wird daher beſonders für eine feſtgegründete Succeſſionsordnung ſorgen, die, ſo viel als möglich, für alle, ſelbſt die ungünſtigſten Fälle, jeden Zweifel hebt. Eine Maaßregel, die beſonders mit der größten Umſicht und Weisheit ergriffen ward, als in Dänemark der Regent ſich für ſouverän erklärte. Sein urſprünglicher Beſitz, ſein urſprüngliches Vermögen, die Domänen und Regalien, und was er durch Siege oder ſpätere Verträge erworben hat, muß er ſo viel wie möglich zuſammenhalten, denn ſie gründen das Fundament ſeiner ganzen Gewalt, haben das Vertrauen erzeugt, aus welcher ſie entſtand, und ſeine ganze Macht iſt der bloßen Meinung preisgegeben, wenn dieſe feſte Grundlage erſchüttert wird. Er wird daher, wenn er auch durch Abtretung ſeiner Rechte Treue belohnen und Anhänglichkeit erwerben will, doch immer das Bewußtſeyn der Abhängigkeit von ihm lebendig zu erhalten ſuchen. Ein jeder neu Belehnter wird das Lehn mit einer gewiſſen Förmlichkeit, mit ſymboliſchen Zeichen, die das Verhältniß lebendig andeuten, übernehmen, damit nie der Gedanke, daß dieſe Belehnung ſich in unabhängiges, dem ſelbſterworbenen gleich zu achtendes Eigenthum verwandeln könnte, entſtehe, er wird eben daher auch, wo er das Recht hat, öfters Lehne einziehen, und dieſe überhaupt höchſt ſelten auf eine unbedingte Weiſe für erblich erklären. Verſchwände dieſes Gefühl der Abhängigkeit bei den Mächtigen und Begünſtigten, überließe er unbeſonnener Weiſe ſeine Domänen und Einkünfte ſeinen Günſtlingen, dann käme er unvermeidlich in die Gewalt ſeiner eigenen Vaſallen. Der Sinn der Menſchen wechſelt, aber Beſitz und Vermögen, über welches man frei gebieten kann, gewährt eine reelle und bleibende Macht.

Er wird mit demjenigen Glanze erſcheinen, der der höchſten Gewalt gebührt, nie ſich einem Unterthan gleich ſtellen; ein Jeder, der ſich ihm nähert, muß die Herrſchaft anerkennen. Nichts iſt tödtender für das Anſehen des Regenten, als unbeſonnene Popularität, denn um im vollem Sinne unabhängiger, unumſchränkter Herrſcher zu ſeyn, muß er auch, als ein ſolcher, unbedingte Unterwerfung und Ehrfurcht gebietend, erſcheinen, damit durch ihn dasjenige, was wir Majeſtät nennen, weder durch einen Unterthan, noch durch ihn ſelbſt verletzt werde. Ein jeder ſeiner Unterthanen, den er, durch Abtretung großer Rechte, oder indem er ihm große Gewalt anvertraute, geehrt hat, muß ſeiner Stellung gemäß geachtet werden. Der Abglanz der Majeſtät auf ſeine nächſte Umgebung.

Der Regent wird nie den Zügel der Regierung aus ſeinen Händen geben, ſtets eine klare Ueberſicht über den Zuſtand ſeines Beſitzes und ſeines Vermögens behalten, und dieſe, in ſtrenger Ordnung, durch wenige, aber tüchtige und ihm ergebene Diener verwalten laſſen. Die große Menge der Beamten hat viele Nachtheile und es iſt ein großer Irrthum, wenn der Regent glaubt, durch Vermehrung ſeiner Beamten eben ſo viele treue Diener zu erwerden. Die Menge macht nur die Geſchäfte verwickelt, ſtört ihren einfachen Gang und, indem ſie die klare Ueberſicht verhindert, ja zuletzt unmöglich macht, erzeugt ſie die ſchädlichſte Verwirrung. Sie erfordert, um erhalten zu werden, ſo bedeutende Summen, daß das Vermögen des Oberherrn nicht hinreicht, und um dieſe unerſchwinglichen Summen zu erhalten, muß er das Vermögen der Unterthanen in Anſpruch nehmen; und dennoch reichen ſie nicht hin, die Diener in eine ſorgenloſe und anſtändige Lage zu verſetzen. Sie ſind genöthigt, andere Wege zu ſuchen, um ihr Daſeyn zu ſichern, und können ihm nicht allein und ganz ergeben ſeyn. Die wenigen Diener muß er aber reichlich beſolden, ihre Zukunft ſicher ſtellen, ihnen Ausſichten auf Beförderung und Belohnung eröfnen, ihnen mit Vertrauen entgegenkommen, ſie nicht auf alle Weiſe belauern und controlliren. Wenn der Regent den Muth hat, Veruntreuung ſcharf und rückſichtslos zu ſtrafen, darf er den gutgeſinnten Beamten trauen. Das Heer wird er nur aus den verpflichteten, durch Verträge von ihm abhängigen Leuten, und aus ſolchen, die freiwillig für Sold dienen, bilden. Die Lage ſolcher Unterthanen macht ihnen die Kriegsbeſchwerden erträglicher. Der Regent ſelbſt wird oberſter Feldherr ſeyn, und dieſe Gewalt, wie die der innern Verwaltung, keinem fremden anvertrauen. Seine kriegeriſchen Talente, ſein Muth und ſeine Unerſchütterlichkeit in den gefahrvollſten Lagen, ſeine kluge Vertraulichkeit, die eine freiere Annäherung ſolcher Unterthanen, die mit ihm die größten Gefahren theilen, erlaubt, ohne die Majeſtät zu verletzen, die Ordnung, mit welcher ſie nur aus ſeinem Schatze beſoldet werden, die Achtung, die ſie erhalten, wird ſelbſt bei ſolchen, die, wie urſprünglich unterjochte Völker, ihm unwillig dienen, eine unerſchütterliche Anhänglichkeit und Begeiſterung für ſeine Perſon erzeugen. Durch nichts kann ein Regent ſeine hohe

Gewalt feſter als durch ein ihm ganz ergebenes Heer begründen.

Vor allen Dingen wird er durch einen, auf die urſprünglichen Verträge, aus deren Vereinigung der Staat entſtanden iſt, gegründeten Civilcoder, ſo viel wie möglich, die Rechte eines jeden Unterthans, die Grenzen ihrer wechſelſeitigen Anſprüche feſtzuſtellen ſuchen. Wo Umſtände, Anſichten, die die Zeit entwickelt hat, dem Beſtehen der Verträge in der urſprünglichen Form einen unvermeidlichen Anſchein von Härte geben, haben zwar die Unterthanen kein Recht, auf die Vernichtung derſelben zu dringen; ein ſolches Recht würde den innerſten Kern der Verfaſſung angreifen. Auch kann ein ſolches Recht, bei dem genauen Zuſammenhange aller Verträge unter einander, nie ausgeübt werden, ohne Verletzung fremder.) Aber ein kluger und beſonnener Regent wird ſolche keimenden Verhältniſſe, in ihrer allmähligen Entwickelung, mit großer Aufmerkſamkeit verfolgen, wird, wo es möglich iſt, ſie zu hemmen wiſſen, im entgegengeſetzten Falle aber, durch allmähliges, ſtilles, faſt unmerkbares Nachgeben, durch Vorſtellungen bei denen, deren Rechte modificirt und beſchränkt werden müſſen, durch das Beſtreben, die höchſte Billigkeit da walten zu laſſen, wo das ſtrenge Recht in ſeiner Ausübung eine Härte wäre, ſelbſt hier eine erwünſchte Gelegenheit haben, ſich die Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen im hohen Grade zu erwerben.

Weiß er nun die Finanzverwirrung (die Peſt aller Staatsverfaſſungen) zu verhindern, oder, wo ſie eingeriſſen iſt, zu heben, verſteht er ſich, bei den benachbarten Staaten durch ein feſtes und gerechtes Betragen Achtung zu verſchaffen, ſucht er den Krieg zu vermeiden, wenn er kann, führt er aber den unvermeidlichen mit

Muth und Talent, dann kann er ſicher ſeyn, daß ſeine Gewalt unerſchütterlich begründet iſt. Ja die Staatsmaximen, die durch einen ſolchen Regenten einmal herrſchend geworden ſind, können, durch die Gewohnheit begründet, dem Staate eine Feſtigkeit und innere Geſundheit geben, die manche Fehler nachfolgender Regenten weniger ſchädlich macht, ſo daß ſelbſt ein unfähiger Nachfolger, wenn er nur die eingeführten Grundſätze befolgt, unterſtützt durch große, und in einer trefflichen Schule erzogene Staatsdiener, denen unerſchütterliche Treue zur zweiten Natur geworden, dem Staate das erworbene Anſehen, den innern Verhältniſſen die geſetzmäßige Ordnung nicht zu rauben vermag. Und die Erfahrung beſtätigt, was die ruhige Vernunft annehmen muß, daß ein ſolcher Staat, aus Verträgen erwachſen, lange Zeiten hindurch in einer blühenden Lage bleiben kann, wenn diejenigen, die eine thörichte Freiheit, und durch äußere Anſtalten eine Sicherheit ſuchen, die nur durch Vertrauen möglich iſt, nach einem krampfhaften Daſeyn, unter abwechſelnden Erſchütterungen, einer ſchleunigen Vernichtung entgegengehen.

Und ſo haben wir, auf eine völlig naturgemäße Weiſe, einen Staat vor dem Leſer entſtehen laſſen, wir ſahen, wie er ſich aus den urſprünglich einfachſten Familienverhältniſſen, allmählig durch ein Aggregat von Privatverträgen bildet, die, als die heilige, unantaſtbare Grundlage, nie aufgehoben, vielmehr in der fortdauernden Ausbildung feſter begründet wurden. Dieſes iſt der einfache Gang der Natur, der göttlichen Verſehung, die unſere Schickſale an das ruhigere Fortſchreiten geſchichtlicher Entwickelung, nicht an die eigene That, an die eigenen Gedanken geknüpft hat. Keiner kann die Stelle beſtimmen, die er in dem geſelligen Vereine einnehmen will. Er kann in beſchränkten Umſtänden geboren ſeyn, mit beſchränkten oder gewöhnlichen Fähigkeiten. Dieſe Lage hat er nicht gewählt, ſie iſt ihm beſtimmt. Er kann ſich entſchließen, in den dürftigſten Umſtänden zu leben; es ſteht in ſeiner Gewalt, den Vortheilen des geſelligen Vereins zu entſagen. Ja er kann den Entſchluß faſſen, lieber zu verhungern, als jemandem zu dienen. Ein ſolcher Geiſt der abſoluten Unabhängigkeit würde, wäre er allgemein, das Entſtehen aller Staaten, aber auch die Ausbildung jeder höheren menſchlichen Fähigkeit, aller geiſtigen Kräfte, die nur in der geſelligen Vereinigung ſich entwickeln, durchaus verhindern. Wer in der Geſellſchaft, d. h. in einem Vereine, der auf Unterwerfung, durch geſetzmäßige Verträge geordnet, beruht, eine ſolche Geſinnung äußert, der entſagt aber nicht blos der Unterſtützung, ſondern auch dem Schutze des Vereins, und iſt mit Recht jedem Anfalle, jeder Feindſeligkeit hülflos preisgegeben. Wer aber an den Vortheilen der menſchlichen Geſellſchaft Theil nehmen will, der muß ſich unterwerfen. Um beſchützt zu werden, muß er eine größere Gewalt als ſeine anerkennen, die ihm Schutz gewährt. Er wählt ſie nicht, ſie iſt da, und er muß ſie anerkennen. Wer ohne Beſitz und Vermögen ſich die nothwendigen Bedürfniſſe und Annehmlichkeiten des Lebens erwerben will, muß ſie von Andern durch Dienſte erhalten, und dieſe nicht nach eigenem, ſondern nach dem Gutdünken deſſen, dem er dient, leiſten, die Rechte aber, die er ſich vorbehalten will, durch Uebereinkunft, durch Verträge ſichern. Keiner würde Diener ſeyn, wenn alle Herrn ſeyn könnten, und ſchon daraus erhellt die Thorheit der Behauptung, daß der Diener ſeinen Herrn wählt. Er kann unter mehrern Herrn wählen; wenn er aber leben, ſich ernähren, geſchützt ſeyn will, muß er ſich einem Herrn unterwerfen. Es hängt keineswegs von ihm ab, ob er die Vortheile, ohne zu dienen, erhalten will oder nicht, was ſeyn müßte, wenn eine wirkliche, freiwillige Wahl Statt finden ſollte. Was die günſtige oder ungünſtige, eingeſchränkte, oder uneingeſchränkte Stellung eines Menſchen beſtimmt, iſt ſein Glück, d. h. es iſt nicht durch Menſchen, ſondern durch Gott beſtimmt, und es iſt die wahre chriſtliche Demuth, die ächteſte Religioſität, dieſes zu erkennen.

Alle Abhängigkeit in der menſchlichen Geſellſchaft iſt wechſelſeitig. Um Herr zu ſeyn, muß man dienen, denn man muß ſich zu gewiſſen Leiſtungen verpflichten, und kann gezwungen werden, die Verſprechungen zu erfüllen. Dieſer Zwang muß aber irgendwo aufhören; irgendwo muß eine Gewalt erſcheinen, die über alle Verträge wacht, nur durch die eigene Mäßigkeit, durch das innere Gefühl der Gerechtigkeit, d. h. durch den freien Willen geleitet wird; irgendwo muß das herumirrende Vertrauen einen feſten, unwandelbaren Mittelpunkt ſuchen und finden, damit der Verein eine bleibende Geſtalt gewinne und als ein lebendiges Ganze erſcheine. Aus menſchlicher Ueberlegung und aus menſchlichem Denken kann er ſich nicht erzeugen, denn das menſchliche Denken hat keine erzeugende Kraft, es begleitet das Daſeyende, ordnet das Vorhandene, ſchafft es nicht. Nur, was durch ſtrenge Demonſtration bewieſen werden kann, iſt für alle Menſchen daſſelbe, nur mathematiſche Wahrheit iſt ſchlechthin allgemein. Wir wollen uns indeſſen nicht in den Streit der Philoſophen einlaſſen, ob es Wahrheiten gibt, die, durch Speculation gewonnen, eine abſolute Realität haben, ſo daß ſie, verſtanden, auch als unwiderſprechlich anerkannt werden müſſen. Es iſt nicht nothwendig, ſich auf dieſen weitläuftigen Kampfplatz zu begeben; denn wenn es auch zugeſtanden wird, ſo müſſen dieſe Philoſophen uns doch einräumen, daß dieſe Wahrheiten nicht für alle Menſchen zugänglich ſind, daß, um ſie zu faſſen, eine höhere Einſicht, höhere Fähigkeiten, die ſogar äußerſt ſelten ſind, erfordert werden.

Aber Wahrheiten, die einen Staat ordnen ſollen, müſſen ſchlechthin allgemein, müſſen von jedem Bürger, in ihrem ganzen Umfange, und völlig auf die nehmliche Weiſe begriffen werden. Eine ſolche allgemeine Wahrheit, aus welcher eine beſtimmte Staatsform entſpringen könnte, iſt unmöglich, und daher können nie allgemeine Sätze, die etwa einen allgemeinen Vertrag begründeten, als Grundprincipe der Staaten gedacht werden, denn eine ſolche Annahme ſetzt den Schluß aller Geſchichte, die abſolute Einigkeit, die gleiche Einſicht aller Bürger voraus. Dagegen gibt es allerdings eine Wahrheit, keine philoſophiſche, keine eine beſtimmte Form des Staats beſtimmende, wohl aber eine ethiſche, ein tiefes Pflichtgefühl, welches alle Menſchen leitet, und durch welches, ohne daß irgend ein Menſch es ordnet, ohne bewußte Wahl, durch die Lenkung der Vorſehung, die Staaten entſtehen. Das iſt das einfache Gebot: daß ein Jeder haben ſoll, wozu er ſich verpflichtet hat; daß aus ſolchen Verpflichtungen Rechte entſpringen für andere, und Pflichten für uns, das iſt ferner das tiefe, alle Geſelligkeit erzeugende Gefühl des Vertrauens, ohne welches der Entſchluß, andern Rechte einzuräumen, niemals zur Ausführung kommen könnte, das iſt endlich die aus dem Vertrauen erzeugte Liebe, die das bloße Pflichtgebot zu einer freien That und Neigung erhebt. Aber mit dieſen ethiſchen Gefühlen, obgleich aus ihnen ſich alle Staaten erzeugen, iſt dennoch keine beſtimmte Staatsform gegeben, und wenn in der Geſchichte der Staaten ein beſtimmter Grundtypus ihrer Geſtaltung ſich wahrnehmen läßt, ſo zeigt dieſer uns den Bildungstrieb der Entwickelung menſchlicher geſelligen Verbindungen in ihrer ewigen Geſetzmäßigkeit, wie wir auch einen Grundtypus in den Bildungen der Natur wahrnehmen. Aber jener, wie dieſer, iſt weit über alles menſchliche Denken erhaben, noch viel weniger durch dieſes beſtimmbar. Verſucht es, wenn ihr es vermögt, die geſchichtliche Entwickelung irgend eines Staats aus äußern allgemeinen Verträgen, aus euren Menſchenrechten, Freiheit und Gleichheit, heraus zu entwickeln, wie wir es aus Privatverträgen gethan haben. Es iſt nie geſchehen; ja es iſt unmöglich. Das iſt auch das Vorzügliche und Heilſame unſerer Anſicht, daß wir uns nie in leeren Begriffen oder Speculationen herumtreiben, die, ſelbſt oberflächlich oder flach verſtanden, von einem Jeden ergriffen werden, ſo daß der Seichteſte und Unwiſſ[illegible]ſte glaubt, er habe das Recht, über den Staat und ſeine Bildung zu reden. Daraus haben ſich die grenzenloſen, frechen Anſprüche in unſern Tagen erzeugt, die alle geſetzmäßigen Staatsverhältniſſe verwirrt haben, und aufzulöſen drohen. Was ein Jeder zu fordern hat, das weiß er, denn er kennt ſeine Verpflichtungen, er weiß, oder kann erfahren, wie ſie entſtanden ſind, er kann die Eingriffe, die in ſeine Rechte Statt fanden, nachweiſen. Um aber über das geſetzmäßige Verhältniß aller Rechte, aller Verträge, durch welche der Staat entſtand, unter einander zu urtheilen, muß man die gründlichſten geſchichtlichen Kenntniſſe beſitzen, man muß wiſſen, wie ſie entſtanden ſind, wie die Zeit ſie geſetzmäßig modificirt hat, wo irgend ein geſetzwidriger Eingriff, irgend eine Uſurpation Statt fand, ob dieſe durch Jahre langes Dulden, durch Verjährung, geſetzliche Kraft erhalten hat oder nicht. Unterſuchungen, die von ſelbſt alles flache Gerede aus allgemeinen Grundſätzen ausſchließt, und, ſelbſt wo ſie mit vieler Freimüthigkeit Statt finden, wohl dazu dienen können, der Ungerechtigkeit zu wehren, den urſprünglichen Sinn der Verträge in ſeiner Reinheit wieder herzuſtellen, und der Billigkeit Gelegenheit geben, in allmähligem Aufheben ſolcher Verpflichtungen, die durch veränderte Umſtände drückend ſcheinen, ihr ſchönes Amt auszuüben; aber convulſiviſche, bedenkliche und geſetzwidrige Bewegungen nie veranlaſſen wird.

Wir haben, indem wir die Entſtehung des Staats darzuſtellen ſuchten, einen Patrimonialſtaat gewählt, weil dieſe Staaten die natürlichſten, ruhigſten, allgemeinſten ſind, und ſich am einfachſten aus dem bloßen Familienverhältniß entwickeln. Sie ſind nothwendig erſt klein, und in ihrer Kleinheit iſt dieſe Form am reinſten, wahrhaft patriarchaliſch, wie die wirklich fürſtliche Gewalt der Altväter im alten Teſtament, und erſt, wenn ſie heranwachſen, nehmen ſie eine mehr zuſammengeſetzte Geſtalt an, wie wir auch wahrnahmen, daß das kriegeriſche Element, je mehr der Staat an Umfang und Bedeutung wuchs, deſto mächtiger ſich ausbildete, und wie mehrere dadurch erzeugten Rechte und Verpflichtungen, Erweiterung des Heers durch größere Anzahl der Dienſtpflichtigen, Lehnsſyſtem u. ſ. w. entſtanden. Der Patrimonialſtaat ſetzt Ackerbau, ruhigen Beſitz, Betriebſamkeit, die das ſichere Eigenthum nutzt, voraus. Aber in dem Anfange der Geſchichte war der Ackerbau nicht allgemein, häufig finden wir nomadiſche Völker, die in grasreichen Steppen die Viehheerden herumtreiben. Wo der Ackerbau herrſcht, iſt Friede und Ruhe das höchſte Gut, man ſucht die wilden Thiere von den Aeckern entfernt zu halten, wie die Feinde, aber kaum ſucht man dieſe oder jene auch dann auf, wenn ſie die Grenzen nicht überſchreiten. Die nomadiſchen Völker aber erkennen keine ſolchen Grenzen, von einem Ort nach einem andern hinziehend, begegnen ſie ſich nothwendig und es entſteht unvermeidlich Kampf über den vorübergehenden Gebrauch des erwählten Ruheplatzes.

Auch mit den wilden Thieren müſſen ſie die weitläufigen Ebenen theilen. So leben ſie in beſtändiger Gefahr. Der Muthigſte aber, der Stärkſte, derjenige, der das ſeltene Talent beſitzt, in dringender Gefahr den beſten Entſchluß kaltblütig zu wählen, erregt nothwendig das größte Vertrauen. Die Schwächern halten ſich an ihn und werden durch ihn ſtark, aber ſie müſſen ſich unterwerfen, ja unbedingter und härter iſt dieſe Unterwerfung nothwendig, als die in den Patrimonialſtaaten, denn nur in ſo fern ſie unbedingt gehorchen, iſt eine gemeinſame Vertheidigung möglich. Lächerlich wäre es, wenn man behaupten wollte, die Schwächern wählten den Starken und Muthigen aus freiem Entſchluß, da ſie ihn vielmehr als Gegner fürchten müſſen, und den ſicherſten Schutz gegen ihn ſelbſt in der Unterwerfung finden. Ein ſolcher Anführer nomadiſcher Horden iſt nothwendig unbedingter Oberherr, ſeine Gewalt wächſt, indem immer mehrere nur unter ſeiner Herrſchaft Sicherheit zu finden wähnen, und ſo entſteht auf die einfachſte Weiſe ein kriegeriſcher Staat.

Auch jetzt noch kann ein kriegeriſcher Staat entſtehen, wie wir einen Patrimonialſtaat entſtehen ſahen, ja wahrſcheinlicher als dieſer, obgleich auf eine andere Art. Patrimonialſtaaten können ſich nur unter höchſt ſeltenen Umſtänden bilden, in Europa gar nicht, wie ein jeder, der die Bedingung ihrer Entſtehung betrachtet, von ſelbſt einſehen wird. Dieſe Staaten waren aber urſprünglich die natürlichſten und häufigſten, denn in ihnen äußert ſich der bildende und geſellige Trieb des Geſchlechts am ungeſtörteſten. Kriegeriſche Staaten ſetzen in ihrer urſprünglichſten Entſtehung eine Unruhe, ein Schwanken und ein unſtetes Treiben voraus, welches die natürliche Ausbildung der mannichfaltigen Verhältniſſe, aus welchen die Staaten ſich entwickeln, verhindert; und die ſtrengere Form der Unterwerfung, die Härte der Verträge wird man nur gelten laſſen, ſo lange die Gefahr die unbedingtere Herrſchaft des Anführers und ſeiner Heerführer nothwendig macht. Aber in unſern Tagen kann dennoch dieſe ſich aus einer mildern herausbilden, wenn entweder ein kleinerer Staat in die Lage verſetzt wird, ſich gegen größere verbündete mit großer Anſtrengung zu erhalten, oder wenn mißvergnügte Provinzen ſich von dem Staate trennen, wo dann der Inſurgentenchef eine kriegeriſche Macht gründet, oder endlich, wenn eine allgemeine Gährung alle Verhältniſſe eines Staats aufzulöſen droht; ein Zuſtand, der von den umgrenzenden Staaten ohne Ausnahme benutzt wird, in welchem Falle nur ein unumſchränkter und ſtrenggebietender Herrſcher die Verwirrung zu heben vermag.

Aus ſolchen Fällen, und wenn in dem gefahrvollen Kampfe der Anführer zugleich der unumſchränkte Herrſcher iſt, wenn, indem die Gefahr die Kraft erhöht, das Größte und Herrlichſte geſchieht, und alle Thaten ihren Vereinigungspunkt finden in dem Feldherrn, erzeugt ſich ein Gefühl, welches in der Unterwerfung ſelbſt eine Auszeichnung ſucht, und abſoluten Gehorſam und tiefes Ehrgefühl, wie Freiheit und Nothwendigkeit, innig zu verbinden weiß. Aus dieſem Gefühle entſteht die bildende Kraft aller Verhältniſſe in den kriegeriſchen Staaten, und, was dem ruhigern Bürger in den Patrimonialſtaaten unerträglich ſcheint und nie zu dulden, kann ein ſolches Gefühl fordern; die ſcharfe Abſonderung der Stufen im Rang und Anſehen, die unbedingte Unterwerfung einer jeden Stufe unter die andere. Kurz, jener wunderbare Stolz der ſcheinbaren Knechtſchaft, die in begeiſterten Armeen herrſcht, wenn dieſe ſiegreich von einem unumſchränkten Feldherrn angeführt werden, kann in die ganze Staatsform ſich hineindrängen, wenn dauernde Gefahren immer erneuerte Truppen fordern, wenn häufige Siege die Begeiſterung Jahre lang unterhalten und ſteigern.

Eine dritte Gewalt, die eine Herrſchaft unter den Menſchen zu begründen vermag, und wirklich begründet hat, iſt die geiſtige. Wie die patriarchaliſche Gewalt, aus ruhigen Familienverhältniſſen hervorgehend, niemals ein unbedingtes Zutrauen erregen kann, wenn ſie nicht mit derjenigen Kraft hervortritt, die urſprünglich die kriegeriſche bezeichnet, wie auch die kriegeriſche Gewalt erſt dann im eigentlichſten Sinne Staaten bildet, wenn ſie das Element der Patrimonialverfaſſung, wenn auch untergeordnet, in ſich aufnimmt, ſo können dieſe beiden Staaten ſich auch niemals ohne geiſtige Gewalt bilden. Nicht blos der bürgerliche Beſitz, nicht blos die rohe Kraft erregt jenes große Vertrauen, es wird eine klare Einſicht der mannichfaltigen Verhältniſſe und ihrer wechſelſeitigen Einwirkung erfordert, ohne welche die Privatverträge ſich unter einander ſtörend eine vernichtende Verwirrung erzeugen würden, ohne welche die Gerechtigkeit unmöglich iſt, und die Weisheit des Herrſchers iſt eine nothwendige Bedingung der Möglichkeit einer jeden Herrſchaft. Aber dieſe Weisheit iſt menſchlicher Art, alſo dem Irrthume, der Leidenſchaft, dem böſen Willen ſelbſt unterworfen. Der Menſch fühlt ſich allenthalben einem fremden Willen preisgegeben, und, obgleich das Zutrauen wächſt, je größer die Gewalt iſt, die von den niedern Bedürfniſſen, der größern Abhängigkeit, die überall Widerſtand erzeugt, und mit dieſer die Neigung, ſie zu überwältigen, befreit iſt, ſo kann dieſes Vertrauen doch niemals jenes unwandelbare Gepräge, jene unerſchütterliche Feſtigkeit erhalten, die es zum Glauben im tiefſten Sinne ſteigert. Wo Gewalt iſt unter den Menſchen, ſey es Gewalt der Herrſcher oder der Meinungen, da iſt Mißbrauch, ja das Vertrauen ſelbſt hat einen tiefern Grund in einem Glauben, der uns lehrt, daß alle menſchliche Angelegenheiten gelenkt werden von einer höhern unſichtbaren Macht. Das Gefühl, daß eine ſolche höhere Macht über uns herrſcht, iſt zwar allen Menſchen, ſelbſt den roheſten, eingepflanzt, aber tröſtlich erſcheint dieſes bloße Naturgefühl ſich ſelbſt überlaſſen keinesweges, vielmehr ſehen wir die wilden Menſchen in ihr nur einen böſen Dämon erkennen, den man durch Sühnopfer zu gewinnen ſucht. Die Religion aber geht von dem Glauben aus, daß die Gottheit ſich uns wirklich offenbart habe, daß ſie zu jeder Zeit ſich auserwählten Männern kund that, die berufen waren, ihren Willen zu verkündigen, ſo daß, was ſie vorſchrieben, nicht von dem Verſtande, der im Irdiſchen urtheilt und richtet, abhängig war, vielmehr durch den heiligen Glauben, erſt dem Vertrauen, und mit dieſem der Liebe eine tiefere, ewig feſte Grundlage gab. Dieſe, nicht blos geiſtige, ſondern geiſtliche Gewalt, kann mit der Patrimonialverfaſſung verbunden ſeyn, und war es bei mehrern uralten Völkern, ja es ſcheint das Natürlichſte und Urſprünglichſte. Die uralten Völker, mit jenen reinen Gefühlen vertraut, ſahen in denjenigen, denen Macht gegeben war auf der Erde, auch die Begünſtigten der Gottheit, ihre Befehle waren Anordnungen einer höhern als menſchlichen Gewalt, und ſo bildeten ſich die theokratiſchen Monarchien im Orient.

Aber ſie kann auch mit der kriegeriſchen Gewalt verbunden ſeyn, wenn man glaubt, daß die große Kraft, die zwingend, ſtrafend und richtend über die Welt geht, ein Ausfluß der Gottheit ſey, der man dient, wenn man als ihr ſtrafendes Werkzeug erſcheint. So bildete ſich die Herrſchaft der Chalifen, die kriegeriſche Monarchen und Propheten zugleich waren. Endlich kann die theokratiſche

Form der Herrſchaft ſich reiner und geſonderter von den beiden übrigen ausbilden, indem man zu der Einſicht gelangt, daß die irdiſche Gewalt des Beſitzes oder der rohen Kraft einen Grund der Verführung, einen innern Wurm der Selbſtſucht in ſich enthält, die ohne die Auflöſung aller heiligen Bande der Geſellſchaft nicht durch den Eigenwillen, wohl aber durch einen höhern Richter, deſſen unfehlbarem Ausſpruche man ſich unterwirft, gebändigt werden kann. Unter den ältern Völkern war dieſes Gefühl unmittelbar da, und ſo ſehen wir alte, rein theokratiſche Staaten, finden die Spuren der Hierarchie unter den älteſten Völkern, wie der Patrimonialfürſt Abraham, obgleich ſelbſt mit der Gottheit in genauer Verbindung, den Hohenprieſter Melchiſedek ehrte, und ſich ihm unterwarf. Aber auch die ſchriftliche Urkunde der Offenbarung kann dieſe Form nicht erſetzen. Denn eine jede Schrift, ſelbſt die heiligſte, iſt der willkürlichen Deutung preisgegeben, und kann nur Zwieſpalt erzeugen, nie einen wahrhaft lebendigen Vereinigungspunkt unter den Menſchen bilden. So würde die vollendetſte Geſetzgebung, ein Codex, der alle Fälle enthielte, alle Umſtände erwöge, alle Rechte beſtimmte, dennoch, der bloßen Meinung der Menſchen preißgegeben, alle geſelligen Verhältniſſe verwirren, und wie ein furchtbarer Koloß verſteinern.

Sie wird erſt lebendiges Geſetz, indem ſie geknüpft iſt an einen perſönlichen Willen, der ſie deuten, lenken, mildern kann. So iſt alle Offenbarung für die Menſchen nur durch Menſchen möglich. Wo aber eine ſolche reinere Form der Theokratie ſich entwickelt, kann ſie nicht, wie die Herrſchaft in den Patrimonial- oder kriegeriſchen Staaten, an beſtimmte Geſchlechter, oder an die Erblichkeit gebunden ſeyn, vielmehr entſteht nothwendig der Glaube an eine unſichtbare Fortpflanzung der heiligſten Offenbarung durch alle Zeiten (Glaube an Tradition) in denjenigen, welche auſerwählt, gewürdigt werden, in die Myſterien der allen Streit des Lebens verſöhnenden Religion aufgenommen zu werden. Ein ſolcher geiſtlicher Staat muß freilich auch eine äußere Gewalt beſitzen, weil nur durch dieſe die innere und heiligere ſich offenbaren kann in der Welt, aber ſie wendet ſich bei einem jeden Menſchen nicht an das Aeußere der Erſcheinung, ſondern an die Quelle alles Vertrauens, um das Fundament aller Staaten in allen Gliedern zu erfriſchen und zu erneuern. Die innere Gewalt wirkt durch die äußere, als ihr Mittel, ſo wie die übrigen Staaten nur, indem die äußere Gewalt durch die innere wirkt, ſeyn können, was ſie ſind.

Merkwürdig iſt es wohl, daß in denjenigen Gegengen, zu welcher alle geſchichtliche Erinnerung ſich hindrängt als zu ihrer urälteſten Quelle, die drei hier geſchilderten Gewalten in Zeiten, die über alle Erinnerung hinausreichen, ſich rieſenhaft gebildet haben, und durch allen Wechſel der Zeiten ihre urſprüngliche Form in großer Reinheit lange erhielten. Denn ſo war China, bis zu der Unterjochung von den Mongolen, offenbar ein reiner Patrimonialſtaat aus den einfachſten patriarchaliſchen Verhältniſſen gebildet. Kriegeriſche Staaten bildeten ſich, convulſiviſch zur unermeßlichen Größe heranwachſend. unter den nomadiſchen Mongolen, und die Staaten der Lama's und der Braminen entwickelten die theokratiſche Form in großer Reinheit und zwar zeigt der Lamadienſt eine Aehnlichkeit mit der viel ſpäter entſtandenen europäiſchen Hierarchie, die Erſtaunen erregt, und auffallend zum Beweis dienen kann, daß dieſe Form nicht ein Erzeugniß der menſchlichen Willkür, vielmehr tief gegründet iſt in dem Bildungstriebe geſelliger Verhältniſſe, entſprungen iſt aus den innerſten Tiefen der menſchlichen Natur.

Ehe wir nun das Verhältniß dieſer Gewalten gegen einander entwickeln, werden wir noch über die ſogenannten Republiken, die ſcheinbar freieren Formen, und ihre Entſtehung reden.

Keine republikaniſche Verfaſſung iſt urſprünglich entſtanden, es iſt entſchieden, daß alle Staaten in ihrem erſten älteſten Urſprung in irgend einer der drei genannten Formen ſich gebildet haben, und ſchon hieraus leuchtet es ein, daß ein allgemeiner Vertrag keinesweges bei ihrer Bildung Statt gefunden hat. Die freieren Formen bezeichnen mehr die verſuchte Heilung ſchon erkrankter Staaten, als ihre erſte, natürliche Geſundheit. Die Verfaſſungen, die durch weiſe Männer in den griechiſchen Staaten eingeführt wurden, waren alle entſchieden ſolche Heilungsmittel, und die unaufhörlichen Gährungen, unter welchen ſie ſich erhielten, wenn ſie auch große Kräfte entwickelten, beweiſen dennoch, daß ein ſolcher Zuſtand keinesweges ein naturgemäßer genannt werden kann. Dieſe Staaten vermochten in der That nur durch beſtändigen Kampf der Factionen unter einander ſich zu erhalten, ſie ſelbſt waren fortdauernd in einer nie aufhörenden Spannung, die in jedem Augenblicke den Untergang herbeiführen konnte, wenn nicht ein bedenklicher äußerer Kampf die ſich wechſelſeitig vernichtenden Kräfte vereinigte.

Ja die glänzendſten Zeiten, in Athen z. B., waren diejenigen, in welchen irgend eine gewaltige Natur das entſchiedene Uebergewicht hatte, wie Perikles, nur daß eine ſolche Oberherrſchaft, eben weil ſie kein bleibendes Fundament hatte, weil ſie aus Gährungen entſtand, in Zwieſpalt endigte, eine innere Erſchlaffung keimen ließ, die den Untergang vorbereitete. Rom konnte ſeine Freiheit nur auf Unterjochung anderer Völker gründen. In keinem Staate aber wurden die urſprünglichen Privatverträge, ſelbſt in ihrer größten Härte, unerſchütterlicher erhalten, als eben in Rom. Die Patricier, als die urſprünglichen Beſitzer, hatten alle Gewalt, und die Clienten waren unterworfen. Wenn man die claſſiſchen Geſchichtsforſcher der römiſchen ältern Geſchichte und Niebuhr, den tiefſinnigen Kritiker ihrer Erzählungen, lieſ't, dann erfährt man, wie die Plebejer nur durch vertheilte eroberte Länder und durch eroberte Schätze allmählig mächtig wurden. Die unmäßige Begierde, einmal erwacht, ließ ſich nicht mehr unterdrücken und war nur zu befriedigen, entweder durch Angriffe auf die urſprünglichen Verträge, welche unausbleiblich die gefährlichſten Zerrüttungen nach ſich zogen, oder durch neue Eroberungen. Daher konnte Rom ſich nie ohne Krieg erhalten. Aber ein Staat, zu deſſen Weſen die Unterdrückung benachbarter Völker gehört, kann keinesweges ein natürlich geſunder genannt werden, ſein Daſeyn iſt ein Fluch für die Welt; und die große Kraft, die er entwickelt, kann mit der Ungerechtigkeit, mit den Gewaltthaten, die ſeine Erhaltung nothwendig macht, niemals verſöhnen. Die urſprüngliche Form der römiſchen Herrſchaft war die einer zugleich theokratiſchen Patrimonialverfaſſung, die, wenn auch urſprünglich, doch, wie wir zeigen werden, nicht nothwendig beſtändig an ein Oberhaupt gebunden iſt. So lange Rom dieſe Form noch ehrte, blieb es mächtig, als aber der Uebermuth der Plebejer ſie verdrängte, als das demagogiſche Princip Ueberhand gewann, entwickelten ſich, hier wie in Athen, die unſeligen Gährungen, die den Staat zu Grunde richteten, ſo daß eine wahre Despotie, mit den bedeutungslos gewordenen Formen ſpielend, daß Grab der unmäßig geſuchten Freiheit ward. Ueberhaupt dürfen wir aber auf keine Weiſe die alten Staaten mit den chriſtlichen vergleichen. Die Sklaverei der Heloten, die ganz unbedingte

Unterwerfung der ſchlechthin dienenden Claſſe gehörte zu ihrem Weſen, und die Freiheit der Bürger war auf dieſe abſolute Knechtſchaft gegründet. In den chriſtlichen Staaten war ſelbſt die härteſte Leibeigenſchaft mit dieſer Sklaverei nicht zu vergleichen, und eben daher ſind dieſe, die in allen Verhältniſſen Verträge vorausſetzen, mit jenen aus einem gemeinſchaftlichen Standpunkte nicht zu beurtheilen.

Wenn man in unſern Tagen für die Realität einer geſchichtlich freiern Form ein recht auffallendes Beiſpiel herausheben will, pflegt man ſich beſonders mit einer Art von Triumph auf England zu berufen, man glaubt, daß die Entwickelung dieſes Staats, die Einſchränkung der königlichen Gewalt, die dort herrſcht, von allen eine factiſche Widerlegung unſerer ganzen Anſicht enthalte. Mit Unrecht. Erſtens kann eben die geſchichtliche Geſtaltung der engliſchen Regierungsform am deutlichſten beweiſen, daß ſelbſt, wo freiere Formen ſich bilden, dieſe keinesweges aus einem urſprünglich allgemeinen Vertrage entſpringen, und die Zeiten der engliſchen Revolution unter Cromwell beweiſen am deutlichſten, durch die Zerrüttungen, die ſie herbeiführten, und die nur durch eine Rückkehr zu der alten Verfaſſung gehoben werden konnten, in welchem ſchreienden Widerſpruche ſolche Staatsanſichten mit dem ganzen Weſen der urſprünglichen Verfaſſung ſtehen. Es wäre überflüſſig, dieſes mehr als andeuten zu wollen, da es, von dem größten Kenner der Verfaſſung, von dem tiefſinnigſten, klarſten und beredteſten Staatsſchriftſteller, von Burke nehmlich, auf eine ſiegreiche und unwiderlegbare Weiſe dargethan iſt.

Ja, eben ein Verehrer und unerſchütterlicher Anhänger der engliſchen Verfaſſung war derjenige, der zuerſt gründlich dem Geſchrei der neuern Demagogen begegnete, und diejenige Anſicht des Staats zu begründen ſuchte, die auch uns die einzig richtige zu ſeyn dünkt. — Zweitens iſt dieſe freiere Verfaſſung nicht urſprünglich, ſondern erſt entſtanden. Aus unſerer Anſicht folgt aber, daß das Volk ſich allerdings Rechte erwerben kann, wenn durch Schwäche oder Verbrechen der Herrſcher die höchſte Gewalt gelähmt iſt. Denn eine Inſurrection erſcheint uns als ein nothwendiges Naturereigniß. Aber ſelbſt eine ſolche kann niemals alle alten Verhältniſſe und Verträge mit Füßen treten, kann, ohne den Staat völlig zu zerſtören, das eigentliche Fundament deſſelben nie angreifen. Das Volk kann ſich das Recht erwerben, über die Aufrechthaltung deſſen, was ihm durch Verträge urſprünglich geſichert iſt, ſelbſt zu wachen, und die Repräſentation iſt nichts anders, als die Beſtätigung einer urſprünglichen Verfaſſung durch das Volk, ſo wie ſie dem Mächtigen überläßt, ſeine Sache ſelbſt zu regieren, und der König dennoch die höchſte ausübende Gewalt behält, die Macht hat über ſeine Beamten, wie über das Heer. Weder die Magna Charta, noch die Parlamentsacte von 1689 gingen von allgemeinen Verträgen aus, ſie trennten nicht, auf demagogiſche Weiſe, die Gewalten, die zuſammengehören, ſie ſuchten vielmehr die Aufrechthaltung der urſprünglichen Verträge zu ſichern. Ja eben in England beſteht man mit der größten Hartnäckigkeit auf der Unveränderlichkeit dieſer Verträge, ſelbſt da, wo ſie große Unbequemlichkeiten und Mißverhältniſſe hervorrufen. Es iſt bekannt, daß dadurch, daß man die einmal feſtgeſetzte Form der Repräſentation feſtzuhalten ſucht, nachdem die Verhältniſſe ſich mannichfach verändert haben, ein großer, ja vielleicht der größte Theil des Volks nur auf eine ſehr mangelhafte Weiſe repräſentirt iſt, daß die Vertheilung der weſentlichen erworbenen Rechte des Volks keinesweges gleichförmig iſt, daß dieſe vielmehr in dem Verlauf der Zeiten wenigen Einwohnern herabgekommener Städte zugefallen ſind, während die mächtigſten, die ſich in neuern Zeiten gebildet haben, ſie entbehren, oder verhältnißmäßig nur auf eine ſehr beſchränkte Weiſe ausüben können. So wie die höchſte Gewalt aus dem rechten Mittelpunkt, wenn auch nicht ganz, verrückt iſt, entſteht dieſe Ungleichheit nothwendig, aber wie läſtig ſie auch ſeyn mag, ſo ſcheint man dennoch alle Mißbräuche, wie die der Verkäuflichkeit z. B. und dadurch die Lähmung aller wahrhaft nationalen Geſinnung eher zu dulden, als ein unſicheres Schwanken, eine Beweglichkeit, die zu jeder Zeit die gefährlichſten Zerrüttungen herbeiführen kann. Ob nun wirklich eine größere Sicherheit der Perſonen oder des Vermögens in einem ſolchen Staat iſt, als in denjenigen, die die urſprüngliche Patrimonialverfaſſung in ihrer Reinheit zu erhalten gewußt haben, iſt keinesweges ſo ausgemacht, wie es dem oberflächlichen Betrachter ſcheinen möchte. Daß der Staat in England größere Anſprüche auf das Vermögen eines jeden Bürgers macht, als irgendwo, iſt allgemein bekannt, und wenn bei der unumſchränkten Gewalt des Regenten einzelne Gewaltthaten Statt finden, ſo hat die Regierung in England doch immer Macht genug, um in gährenden Zeiten eine Gewalt auszuüben, die der perſönlichen Sicherheit Gefahr droht. Wie völlig unregelmäßig und räthſelhaft tritt das Preſſen für die Marine hervor, ein Angriff auf die Freiheit der Perſon, der in einem geſunden Patrimonialſtaate durchaus undenkbar wäre, und nie geduldet wird. Englands Verfaſſung hat überhaupt ſo viel Anomales, iſt von einer ſo eigenthümlichen Art, daß man nie ein allgemeines Urtheil über ſie fällen kann. So könnten die anſehnlichen Bürger ſich in ihrer Freiheit kaum erhalten, ohne jene rieſenmäßige Ausdehnung des Fabrikweſens, die, ſo viele täuſchend, zu einer geiſtigen Unmündigkeit, zu einer

Abhängigkeit verdammt, die durch keine Vorzüge der Verfaſſung gehoben wird; nicht ohne das Coloniſationsſyſtem mit ſeiner Tyrannei und ungerechten Unterdrückung. Denn, das war von jeher der Fluch des Strebens nach größerer Freiheit, daß ſie nur zu erhalten war, indem man fremde Völker unterjochte, da die geordneten Verträge, die die Verhältniſſe der Diener und Herrn feſt beſtimmen, ſich durch ſich ſelbſt erhalten. Endlich würde man vergebens ſuchen, die wunderbare wechſelſeitige Abhängigkeit des Volks und der Regierung zu begreifen, ohne das Syſtem der monſtröſen Nationalſchulden; denn iſt der Staat, als Schuldner, abhängig von dem bedeutendſten Theil des Volks, ſo iſt wiederum das ganze Vermögen der Gläubiger abhängig von der Lage des Staats. Es iſt hieraus ein höchſt verwickeltes Verhältniß zwiſchen dem Vermögen des Staats und ſeiner bedeutendſten Bürger entſtanden, wie es nur in einem mächtig handelnden Staat möglich iſt, und dieſes Land ſcheint durch die anomale Form ſeiner Verfaſſung uns faſt zur Annahme einer neuen vierten Staatsform zu zwingen, ſo daß, was in den Patrimonialſtaaten der ruhige, feſtbegründete Beſitz, was in den kriegeriſchen die Gewalt, was in den geiſtlichen die gläubige Religioſität, in England das Geld iſt.

Was die übrigen europäiſchen Republiken betrifft, ſo müſſen wir von dieſen ſorgfältig die ſogenannten ariſtokratiſchen ſondern, denn dieſe ſind in der That, dem Weſen nach, von den Patrimonialſtaaten gar nicht verſchieden. Wie ein jeder Beſitz nicht nothwendig einer Perſon gehört, ſondern gemeinſchaftlich von mehreren beſeſſen werden kann, kann auch die unumſchränkte Gewalt mehrern zukommen. Die herrſchenden ſouveränen Familien haben, wie die Könige, die Oberherrſchaft, und verwalten ſie, wie dieſe; ſie ſind die Geſetzgeber, ſie ſetzen die Beamten ein, ſie erkennen keine Gewalt über ſich wie dieſe, und die Rechte der Unterthanen ſind durch Privatverträge beſtimmt in den Ariſtokratien, wie in den Monarchien. Da es aber natürlicher iſt, ſich Einem als Vielen anzuvertrauen, da die große Einheit der Monarchie eine größere Sicherheit gewährt; ſo ſind ſie immer die urſprünglichen Formen, und auch jene Ariſtokratien ſind aus der Auflöſung der monarchiſchen Form entſtanden, wie alle republikaniſche Staatsformen. Die europäiſchen Demokratien ſind aber nur Verbindungen freier Eigenthümer in einer eingeſchränkten Form, die ihre einfachern Verhältniſſe unter ſich ordnen, indem ſie entweder ſich, wie die freien Städte, einer größern Gewalt unterordnen, oder ihr unabhängiges Daſeyn durch Bündniſſe zu ſichern ſuchen. Eine ſolche Demokratie kann ſich aber nur in einem engern Kreis erhalten, und ſchließt alles große und mächtige Ineinandergreifen der Kräfte und vielfachen Richtungen aus. So ſind in der Schweiz alle größeren Staaten ariſtokratiſch, und man duldet das Daſeyn ſolcher kleinen, friedlichen Vereine, die aber für die Bildung der Staaten auf einem andern Wege als durch ein Aggregat von Privatverträgen offenbar nichts beweiſen. Von dem wahnwitzigen Verſuche, einen Staat von 27 Millionen Menſchen durch Zerrüttung aller beſtehenden Verhältniſſe und Vernichtung der ganzen Vergangenheit aus Begriffen neu aufzubauen, enthalten wir uns zu reden; denn alle Greuel der Revolution ſind noch lebendig in der Erinnerung eines Jeden.

Wichtiger dünkt uns die Betrachtung der nordamerikaniſchen Staaten, jener Verſuch im Großen, einem ganzen Welttheile eine demokratiſche Form zu geben, der ſchon als ein gelungener betrachtet wird. Dort, behaupten die Vertheidiger der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, iſt jeder Menſch frei, der ſich nur zu ernähren weiß, keine drückende Adminiſtration, kein ſtehendes Heer zehrt an dem Schweiße der Einwohner, kein Adel prunkt mit erſchlichenen Vortheilen, ein jeder kann an der Regierung Theil nehmen, jeder glauben und denken, wie er will, dort iſt das Paradies der wahren allgemeinen Unabhängigkeit. Anſtatt uns nun in leere Ausrufungen zu verlieren, werden wir unterſuchen, wie dieſe Unabhängigkeit entſtand, unter welchen Bedingungen ſie ſich erhält, ob dieſe wirklich ſo vortheilhaft ſind, daß es heilſam wäre, ſich ihnen zu unterwerfen, um die gewünſchte Unabhängigkeit zu ſichern, endlich unter welchen Umſtänden ſie nothwendig verſchwinden muß, zum Theil ſchon verſchwunden iſt.

Die Colonien in Nordamerika entſtanden bekanntlich aus Ausgewanderten einer ſchon gebildeten Nation, entſtanden zu einer Zeit, in welcher England durch politiſche und religiöſe Verfolgungen in große Gährung verſetzt war. Die Neigung zur Unabhängigkeit iſt einem jeden Menſchen angeboren, und da Zerrüttungen und Unzufriedenheit die Trennung von der gewohnten Heimath weniger ſchmerzhaft machte, ſuchte man wenigſtens als einen Erſatz freies Eigenthum zu erhalten. Dieſes erwarb man nicht durch das Schwert, ſondern durch Kauf, und die unbedeutenden Preiſe, die von ſolchen Völkern, die auf eine ganz abweichende Weiſe die Bedürfniſſe des Lebens ſchätzten, gefordert wurden, erleichterten ſelbſt den Verarmten den Ankauf der Ländereien. Die Eigenthümer wollten ſich freilich in der Entfernung Keinem unterwerfen, der Beſitz gab ihnen, was zum Unterhalt des Lebens nothwendig war, und ſie ſuchten ſo wenig wie möglich mit einander in Berührung zu kommen. Gemeinſchaftlich waren ſie zwar dem Mutterlande unterworfen, aber die weite Entfernung und Freiheitsbriefe, die als Ermunterung, das Land anzubauen ertheilt wurden, machten die Abhängigkeit ſehr unbedeutend. Selbſt die bekannte Schenkung des Königs an Penn, die den Grund legte zu der zukünftigen Verfaſſung der Staaten, änderte in dieſem Verhältniſſe nichts Weſentliches. Denn freilich war Penn Erbeigenthümer; aber, wer ſich an ihn anſchloß, ſuchte, wie die früheren Auswanderer, dennoch Unabhängigkeit. Penn verkaufte eine beſtimmte Zahl Acres für einen beſtimmten Preis, und ſelbſt von der Kleinigkeit, die man zur Anerkennung der Lehnsherrſchaft jährlich bezahlen ſollte, konnte man ſich loskaufen. So lange die Niederlaſſungen dieſen Charakter behielten, konnten auch die Auswanderer, die ohne Grundbeſitz durch Handel oder irgend ein Gewerbe ſich zu ernähren im Stande waren, eben ſo wenig ſich entſchließen, ſich den Grundbeſitzern zu unterwerfen, und ſo blieb das Ganze eine rohe Zuſammenhäufung von freien Eigenthümern.

Dieſes Grundgepräge haben die nordamerikaniſchen Staaten fortdauernd behalten, und darauf beruht der Charakter ihrer Verfaſſung. Die durch den Krieg erworbene Unabhängigkeit konnte ihn nicht aufheben, mußte ihn vielmehr verſtärken. Die einzelnen Bürger des Staats ſind mehr blos äußerlich mit einander verbunden, als wahrhaft auf eine lebendige Weiſe vereinigt. Es findet daſſelbe Verhältniß zwiſchen den Bürgern gegen einander im Kleinen, wie zwiſchen den Staaten Statt, ſo daß man die Art der angefangenen Verbindung mehr ein Bündniß freier Eigenthümer, als einen wahren Staatenverein nennen kann. Zwar mag dieſe Grundlage in den mehr bevölkerten Provinzen mannichfaltig modificirt worden ſeyn; aber verſchwunden iſt ſie nirgends. Der Nordamerikaner entſchließt ſich höchſt ſelten, und nur unter den drückendſten Umſtänden, zu dienen. Wenn eine Familie zu ſehr heranwächſt, daß der gemeinſchaftliche Beſitz zur Ernährung nicht hinreicht, dann entſteht eine Bewegung, derjenigen ähnlich, die die erſten Niederlaſſungen erzeugte. Ein Theil der Familie verläßt den Beſitz, um in entfernten Gegenden, für einen wohlfeilen Preis, einen neuen zu ſuchen, und Ströme von Auswanderern ergießen ſich fortdauernd von den öſtlichen, mehr bevölkerten Provinzen nach den weſtlichen, immer weiter ſich in weitläuftige Gegenden verbreitend, aus welchen ſie, mit geringen Aufopferungen, die urſprünglichen Einwohner zu verdrängen wiſſen. So lange dieſe Auswanderer, und die aus Europa, neuen Beſitz finden, wird das urſprüngliche Grundgepräge, mit dieſem die Verfaſſung ſich erhalten. Aber dennoch erzeugt es, ſelbſt in ſeiner größten Reinheit, wo jeder Eigenthümer ſich ſelbſt ernährt, wo die wechſelſeitige Berührung nur gering iſt, unvermeidliche Nachtheile. Zuerſt entſteht daraus eine gewiſſe Rohheit, die eine nothwendige Folge der dürftigen Abhängigkeit iſt, ein gewiſſer kalter Trotz, eine innere hartnäckige Verſchloſſenheit, die alle ſchönern Gefühle ausſchließt, jede höhere Bildungsſtufe verhindert, und die ſchönſten Blüthen der menſchlichen Vereinigung, die aus der wechſelſeitigen Abhängigkeit, aus Treue, Zutrauen und Liebe erzeugt werden, keinesweges auf eine erfreuliche Weiſe gedeihen laſſen. An deren Stelle tritt eine harte, durch nichts gemilderte Gerechtigkeitsliebe, die wenig geeignet iſt, das fehlende Wohlwollen zu erſetzen. Die Anſtrengung aller menſchlichen Thätigkeit, lediglich der äußern, rohen Unabhängigkeit gewidmet, erzeugt eine eigennützige Denkweiſe, die jede Aufopferung ſcheut, und den kleinſten Vortheil überſchätzt. Es iſt hinlänglich bekannt, auf welche empörende Weiſe die Nordamerikaner ihre verdienteſten Männer, ſelbſt in dem höchſten Alter, dem Mangel preisgaben und Geſinnungen öffentlich ausſprechen, die in jedem andern Lande Abſchen erregen würden. Dann aber ſind eben durch dieſe Geſinnung die Dienenden, die doch niemals ganz entbehrt werden können, völlig preisgegeben, und ihre Lage iſt ſchon durch die allgemeine Geringſchätzung derer, die nur die Unabhängigkeit ſchätzen, ſo drückend, daß eben deswegen ein jeder lieber die gewohnte Heimath verläßt, um in öden Wüſten ein dürftiges Leben zu führen, als daß er ſich zu dienen entſchlöſſe. In den mehr bevölkerten Provinzen, wo der Grundcharakter zwar herrſchend iſt, aber doch mehr oder weniger modificirt, tritt dieſes Mißverhältniß immer ſchreiender hervor, in den ſüdlichen Staaten herrſcht noch die Negerſklaverei, und in den nördlichen der empörende Handel mit den Weißen, der mit einem Schein von Gerechtigkeit die größte Härte verbindet und als eine Annäherung zum wenigſtens vorübergehenden Helotismus des Alterthums, zum Beweiſe dient, daß die ungemeſſene Freiheit nie ohne Knechtſchaft beſtehen kann. Dieſe Ueberſchätzung des freien äußern Eigenthums muß ferner einen Hochmuth der reichen Geſchlechter erzeugen, muß dieſen einen Einfluß auf die öffentliche Angelegenheit, ein drückendes Uebergewicht verſchaffen, welches durch keine edlen Geſinnungen, durch keine großartige Denkweiſe gemildert wird. Es iſt bekannt, wie ſehr dieſes in Nordamerika in den bevölkerten Provinzen ſchon der Fall iſt, und auf welche drückende Weiſe ſich ein Kaſtenweſen, deſſen rohe ſpießbürgerliche Geſinnung es noch widerwärtiger macht, ſchon gebildet hat. Es iſt aus dem Vorhergehenden klar, daß die Demokratie in Nordamerika nur die erſte rohe Anlage zu einem Staatengebäude genannt werden kann, daß die erwähnten Nachtheile, je mehr durch zunehmende Bevölkerung die Bürger mit einander in innigere Berührung kommen, deſto mehr wachſen werden, daß eine harte Ungleichheit, durch keine rechtlichen Verträge geregelt, immer ſchreiender ſich entwickeln muß, bis aus unvermeidlichen Gährungen, indem das Coloniſationsſyſtem verdrängt wird, ſich ein wahres Staatsgebäude bildet, welches aber ſchwerer, und nur nach mächtigen Stürmen entſtehen kann, da es ſonſt aus den einfachen Verhältniſſen der uralten Geſchlechter, aus der urſprünglichen Lage des Menſchen, ſich ſtille und naturgemäß geſtaltet hat.

Nachdem wir über die Republiken, ihre lediglich aus der Zerrüttung urſprünglicher Staaten entſtandene Bildung, ihre Bedeutung uns hinlänglich geäußert haben, werden wir ſchließlich über das Verhältniß der urſprünglichen Formen gegen einander reden. Wir ſahen, wie dieſe drei Formen ſich in und mit einander ausbildeten, und zwar ſo, daß, je einfacher die geſelligen Verhältniſſe waren, je näher ihrem Urſprunge, ſie deſto geſonderter waren; je mehr alle Verhältniſſe ſich ausbildeten, in der Ausbildung eine lebendigere Bedeutung annahmen, je intenſiver eine organiſche Gliederung des geſelligen Vereins ſich geſtaltete, deſto mehr auch die urſprünglich roh getrennten Formen ſich in einander hineinbildeten, ſo daß jede Form in einer jeden, nur überwiegend, ſich zeigt. Da wir bei der Darſtellung eines Patrimonialſtaats in ſeiner Entſtehung und Entwickelung auch die Ausbildung des kriegeriſchen Elements gezeigt haben, da dieſe Darſtellung, ohne Mißverſtändniß, ſich auch mit Leichtigkeit, wenn auch modificirt, auf ſolche Staaten übertragen läßt, die eine entgegengeſetzte Richtung verfolgend von einem kriegeriſchen Urſprung ausgehen, und das Element der Patrimonialſtaaten in ſich aufnehmen, ſo daß die überwiegende kriegeriſche Charakter in ſolchen Staaten bleiben wird ihren Urſprung bezeichnend, wie das überwiegende Gepräge der Patrimonialſtaaten in ſolchen, die einen Urſprung haben dem dargeſtellten ähnlich; ſo werden wir uns hier lediglich mit den geiſtlichen Staaten beſchäftigen, in ſo fern dieſe ſich nicht in einer rohen, ſondern in einer lebendigen Sonderung von den beiden übrigen bilden. Wir werden uns bemühen darzuſtellen, wie ſie entſtanden ſind, die unerläßlichen Bedingungen ihrer ihrer Entſtehung, wie ſie ſich in größern Verhältniſſen ausbilden, und ihr nothwendiges Verhältniß zu den übrigen.

Es kann nicht davon die Rede ſeyn, wie ein geiſtlicher Staat einzurichten ſey, denn, iſt es unmöglich, irgend einen Staat, aus Begriffen, wie diejenigen ſind, die der einzelnen That der Menſchen zu Grunde liegen, einzurichten, entſpringen ſie vielmehr unter einer höhern Leitung aus den mannichfaltig entſtandenen Verhältniſſen, die niemals ganz in der menſchlichen Gewalt ſind, ſobald dieſe die Ruhe der Entwickelung ehrt; (denn menſchliche Anſichten und leidenſchaftliche Neigungen können zwar Staaten ſtören — ein unſeliges Vorrecht, was nur zu oft ausgeübt wird — aber keinesweges bilden): ſo iſt dieſes noch im höhern Sinne mit den geiſtlichen Staaten der Fall. Alle Herrſchaft ſetzt den Glauben voraus, denn ohne Glauben, ohne jenen heiligen Inſtinkt, was über alle Reflexion erhaben, den Menſchen leitet, würde ſich keiner einen andern unterwerfen. Der Glaube aber, der die geiſtliche Gewalt gründet, iſt unter allen der unbedingteſte. Es iſt nicht ein bloßer Glaube an einen göttlichen Willen überhaupt, in ſo fern dieſer ſich dem einzelnen Menſchen offenbart, und den irdiſchen in ihm überwältigt, auch nicht ein bloßer Glaube an das göttliche Wort, welches durch von Gott geſandte Propheten uns verkündigt wird, es iſt vielmehr der Glaube an die wahre fortdauernde Offenbarung Gottes im Fleiſche, an die ewige Transſubſtantiation. Worauf dieſer Glaube ſich gründet, ſey hier nicht unterſucht, es ſoll aus dem Standpunkte, der unſerer Betrachtung hier zu Grunde liegt, in der Folge dargeſtellt werden. Es iſt uns hier genug, die in und für ſich klare Behauptung aufzuſtellen, daß nur ein ſolcher Glaube einen geiſtlichen Staat bilden kann, ja daß alle geiſtliche Staaten, nicht blos der chriſtliche, von einem ſolchen Glauben ausgehen, er läßt ſich, auch ohne alle tiefere Begründung, factiſch nachweiſen in allen und muß wohl tief in der menſchlichen Natur liegen, da er nie ganz aus der Geſchichte des Geſchlechts verdrängt werden kann. Wo ein geiſtlicher Staat entſteht, muß der feſte Glaube herrſchen und die Gemüther durchdringen, daß der göttliche Wille nicht blos die herumirrenden und abſchweifenden Gedanken der einzelnen Menſchen bändige, daß er auch im geſelligen Vereine eine fortdauernde verſöhnende Kraft ausübe, daß er als gewaltig gebietendes, eben dadurch ordnendes und organiſirendes Princip ſich darſtelle, ſichtbar werde in der Welt, daß, wie die unſichtbaren Gedanken nur offenbar werden getragen von beſtimmten Organen, das Wort nur laut wird durch die Zunge, ſo Träger des göttlichen Willens wirklich hervortreten, denen die Herrſchaft gebührt, kurz der Glaube an eine fortdauernde unſterbliche Offenbarung durch eine ſichtbare Kirche. Auf eine rohe Weiſe, mehr durch Furcht, als durch Liebe, mehr durch ſtrenge Unterwerfung, als durch Zutrauen, war dieſes ſelbſt bei den heidniſchen Völkern der Fall. Das Chriſtenthum allein aber konnte jene lebendigere Geſtalt einer reinern kirchlichen Form erzeugen, deren zurückgedrängte Geſtalt, verkannt von den Klugen, dennoch ihre Unſterblichkeit bewährt. Wie ſie von ihrem innerſten Kern aus alle wahre Gewalt hat auf der Erde, ſoll eben ſo Gegenſtand einer künftigen Unterſuchung ſeyn. Hier aber iſt unſere Abſicht, die kirchliche Verfaſſung in ihrer Entſtehung aus den einfachſten Elementen in ihrer rechtlichen Form zu verfolgen.

Man denke ſich einen Eremiten, der der Welt entſagend, in eine entfernte Gegend ſich flüchtet, um ſich ganz der ſtillen Betrachtung zu widmen. Er weiſ't alle Genüſſe der Erde von ſich; in der beſchränkten Stille nur mit dem Höchſten beſchäftigt, führt er ein ſtrenges Leben. Ein rohes Volk in der Nähe wohnend, entdeckt ſeinen verborgenen Zufluchtsort, und der erſte Eindruck, durch ſeine Frömmigkeit, ſeinen heiligen Wandel erweckt, iſt ſcheue Ehrfurcht. Bald aber erzeugt ſich Vertrauen, dem wilden Volke erſcheint er, als ein verſöhnender Geiſt, er wird das Orakel der Gegend. Er muß ihre Zwiſtigkeiten ſchlichten, der Geiſt ſeiner Lehre beugt die Herzen, und dem, was den Einzelnen in innerm Zwieſpalte mit ſich ſelbſt uneinig macht, muß er eben ſowohl begegnen, wie der offenen Uneinigkeit, die die Gemüther trennt. Er kann, ja er darf dieſen ſegensreichen Wirkungskreis nicht abweiſen. Nicht weil er die Welt haßt, hat er ſich von ihr getrennt, die ganze, warme Liebe zu einem verirrten Geſchlechte trägt er, nie erkältet, in der Wüſte mit ſich. Weil das Heilige, was ihm das Höchſte, das einzig Würdige war, verkannt und verſchmäht war, flüchtete er ſich hieher, um durch ſtille Gebete von Gott zu erringen, was ihm durch eigene That zu erlangen nicht vergönnt war. Aber hier trifft er, zwar rohe, zwar ſinnliche Menſchen, aber ſolche, deren einfacher Sinn empfänglich iſt für das Heilige, und, was die mehr verwickelten Verhältniſſe des geſelligen Vereins ihm nicht vergönnten, das tritt ihm hier zur That ermunternd entgegen. Ja er ſuchte vielleicht unter ſolchen Menſchen, was er in der größern verworrenen Welt nicht mehr erwarten dürfte. Aber auf dieſer erſten Stufe ſeiner ſegensreichen Einwirkung iſt er dennoch nur Rathgeber, das

Wort iſt nicht Fleiſch geworden, der bloße Rath iſt nur ermunternd, ſeine Wirkung vorübergehend, der Willkür preisgegeben.

Wenn der Bildungstrieb des geſelligen Vereins eine innigere Verbindung in dieſem Verhältniſſe ſucht, werden wir auf eine naturgemäße Weiſe drei Stufen in jenen zwei Richtungen erkennen. Denn einige, mögen ſie aus den umliegenden Völkern oder aus entferntern Gegenden, dem erſten Eremiten ähnlich, ſich abſondern, werden ſich ganz mit ihm vereinigen, der Welt und ihren Genüſſen entſagend, und ganz der frommen Betrachtung ſich widmend, wie er. Dieſe werden, nach außen gegen die umgebenden Völker gerichtet, das Vertrauen, welches der erſte fromme Mann genießt, theilen; nach innen wird ſich ein Verhältniß ausbilden, welches mit ſtrengem Gehorſam alle dem einen unterwirft, der als das lauterſte Organ des göttlichen Willens betrachtet wird. Die zweite Stufe wird diejenigen bilden, die zwar nicht der Welt entſagen, aber ihre irdiſchen Angelegenheiten am ſicherſten geordnet glauben durch unparteiiſche Herrſcher, die zwar ihre Sorgen theilen, aber denjenigen Genüſſen entſagen, die bei ihnen Selbſtſucht und mit dieſer Streitigkeiten erregen. Sie erkennen nothwendig die Herrſchaft des frommen Vereins an, ja nothwendig müſſen alle die Völker, die durch einen ſolchen Glauben verbunden ſind, der heiligen Vereinigung irdiſche Sicherheit zu verſchaffen wünſchen. Dieſer iſt ohne feſten Beſitz nicht möglich. Denn völlig kann der offenbar gewordene göttliche Wille nicht alle Gemüther lenken, der Eigenwille regt ſich in einem Jeden; um den Widerſtand zu beugen, und das Daſeyn der frommen Geſellſchaft zu ſchützen, iſt eine irdiſche Sicherheit nothwendig. Und ſo bildet ſich ein Kloſter mit einem rechtmäßig erworbenen Beſitz, mit Herrſchergewalt und Unterthanen. Dieſe ſind, als ſolche, in ihren inneren Verhältniſſen dem Kloſter Gehorſam ſchuldig, nach außen ſind ſie die natürlichen Beſchützer, und ihre Rechte beruhen, ja nachdem ſie als an dem Boden haftend überliefert ſind, oder freywillig ſich dem Kloſter unterwerfen, auf Verträgen. Nicht um eine irdiſche Herrſchaft zum eigenen Genuß zu gründen, nimmt die fromme Geſellſchaft jenen Beſitz an, nur weil er die nothwendige Bedingung ihrer ſegensreichen Thätigkeit iſt, ſie bleiben wie bisher in der ſtrengen Entſagung, alles Irdiſche dem Göttlichen unterwerfend. Aber eine dritte Stufe bildet ſich eben ſo nothwendig, ſoweit der göttliche Einfluß des Glaubens reicht, ſie entſteht unter denjenigen Gemeinden, oder Völkern, die ſich die irdiſche Herrſchaft ſelbſt vorbehalten, und alſo im irdiſchen Sinne nicht der Geſellſchaft unterworfen ſind. Aber dennoch, da ſie die Offenbarung eines göttlichen Willens nicht annehmen können, ohne in ihr die höchſte Gewalt anzuerkennen, ſind ſie ihm unterworfen. Der fromme Verein wird ſorgen, daß die bürgerlichen Verträge mit der Religion, mit dem was der Glaube lehrt, in keinem Widerſpruch ſtehe, wird die Feſſeln der unbedingten Unterwerfung, die Härte vieler durch die rohe Gewalt entſtandenen Verhältniſſe mildern und die Religion ſelbſt als den innerſten Kern aller Geſetzgebung geiſtig dem bürgerlichen Vereiz hineinbilden, ſie wird, durch angeordnete Diener das Gewiſſen der Bürger leiten, ſie wird die mit der Religion übereinſtimmende Gewalt des rechtmäßigen Herrſchers zwar nicht ſtören, vielmehr Gehorſam gegen die Obrigkeit predigen, und nicht durch äußere Mittel, wohl aber als Gewiſſensſache, begründen, aber in den Streitigkeiten der Völker unter ſich wird ſie, als Vermittlerin, mit der Gewalt der Religion hervortreten, und Frieden ſtiftend eine höhere Ordnung bilden, die in den größten Verhältniſſen, wie in den kleinſten, dem göttlichen

Willen alles unterwirſt. Wenn nun auf ſolche Weiſe die Leidenſchaften gebändigt, die Neigungen geregelt ſind, wenn ein ſtilles, arbeitſames Leben an die Stelle der blos verwüſtenden Gewalt tritt, wenn der Boden unter fleißigen Händen reichlichen Genuß gewährt; dann erkennt ein dankbares Volk den Segen einer höhern Hand, durch welche geleitet die rohen Kräfte der erſcheinenden Natur im Aeußern, wie im Innern, überwältigt ſind. Dem religiöſen, frommen Sinn iſt die ganze Natur, ihre Geſetze, alle Geſtalten, Symbole verborgener, geheimer, göttlicher Kräfte. Aus dieſem Sinne entſpringt das Beſtreben, eine höhere Natur zu erzeugen, die das Göttliche, was ihnen durch den Glauben geworden iſt, unmittelbarer ausprägt und darſtellt, der fruchtbare Boden der Kunſt; ſo entſteht nothwendig ein ſymboliſcher Gottesdienſt, damit, was durch die That offenbar geworden, auch in einer würdigen bedeutungsvollen Geſtalt erſcheine.

In dieſem Streben erkennen wir die fortdauernde Thätigkeit der erzeugenden Natur ſelbſt, deren bildender Trieb das Höchſte darſtellend in die Geſchichte hineinreicht. So vereinigt ſich alle Pracht und Herrlichkeit, auch äußerlich das Göttliche zu ehren, dem man innerlich unterworfen iſt. So wenig, wie die fromme Geſellſchaft den Beſitz ſuchte, um irdiſcher Genüſſe willen, ſo wenig wird ſie jene Pracht um ihrer Perſon willen ſuchen. Sie bleibt bei allem Reichthume arm, bei allem Glanze einfach, im Beſitze der höchſten Gewalt ſtrengem Gehorſam unterworfen. Ja eben dieſe völlige Entſagung gründete das geiſtliche Reich, dieſe allein kann es erhalten.

Es iſt nicht zu läugnen, daß oft auf eine der hier dargeſtellten ähnliche Weiſe das Chriſtenthum in den entfernteſten heidniſchen Ländern, wo fromme Brüder ſich unter rohen Völkern anſiedelten, die Sitten milderten, den Ackerbau begünſtigten, eingeführt ward. Man wird uns einwenden, daß das Chriſtenthum nur zu häufig durch das Schwert ausgebreitet wurde. Aber über das Verhältniß der chriſtlichen Völker zu ihren heidniſchen Nachbarn, in den älteſten Zeiten, herrſchen die ſchiefſten Anſichten, die das Eigenthümliche der Lage ganz überſehen, und aus nichts bedeutenden Gemeinplätzen urtheilten. Wo der Glaube, in der Art, wie eben dargeſtellt, herrſchend geworden iſt, kann von Toleranz gar nicht die Rede ſeyn, ein ſolches Volk *kann* nicht einen mehrfachen, ſich widerſprechenden göttlichen Willen annehmen. Kriege entſtehen zwiſchen ſolchen chriſtlichen Völkern und den benachbarten heidniſchen. Wie ſie die Genüſſe eines fruchtbaren Landes, die Früchte der mildern Sitten, als eine ſegensreiche Gabe der verehrten, verſöhnenden Gottheit annehmen, ſo betrachten ſie auch den Sieg, als ſeine That, es iſt die göttliche Macht, die wie ein friſcher Lebensſtrom alle Verhältniſſe durchdringend, der Seele den Muth, der Hand die Kraft, den Angriffen den Erfolg verleiht. Sie wollten nicht blos für ſich die Früchte des Sieges, der Herrſchaft erwerben, der Gott, der den Sieg errang, wird auch wirklich als Sieger anerkannt, und ſie wollten, daß die Beſiegten ſich vor dem wahren höchſten Herrſcher beugen ſollten. Auch die feindlichen, heidniſchen Völker waren irgend einer göttlichen Macht unterworfen, der Kampf ward zwiſchen dem Gott der Chriſten und den falſchen Göttern der Heiden geführt. Die Kraft eines fremden Gottes ließ die Ohnmacht der eigenen fühlen, und die Beſiegten unterwarfen nicht blos die irdiſchen Verhältniſſe den irdiſchen Siegern, ſondern auch die Gemüther der ſiegenden Gottheit.

Nach demſelben Typus, nach welchem eine ſolche geiſtliche Gewalt ſich im Kleinen bildet, hat ſich die Hierarchie im Großen geſtaltet. Freilich mit Modificationen, die der ohne allen Vergleich größere Umfang der Herrſchaft nothwendig machte. Rom ward der heilige Mittelpunkt des allgemeinen Glaubens in Europa, und thöricht beruft man ſich auf die urſprünglich demokratiſche Verfaſſung der chriſtlichen Kirche in ihrem erſten Urſprunge. Dieſe konnte nur ſo lange dauern, als die Verfolgungen dauerten. So hört auf einem Schiffe die natürliche Herrſchaft des Schiffers auf, wenn die Wuth der Elemente ihn der Gewalt über die Richtung und Regierung deſſelben beraubt hat. Man denke ſich wenige Seefahrer, die eine gemeinſchaftliche Gefahr theilend, auf dem unermeßlichen Ocean in einem kleinen Boote herumtreiben. Was ſie, der drohenden Gefahr zu entgehen, vornehmen, wird unzweifelbar, nach völlig freier gemeinſchaftlicher Berathung, geſchehen. Die Regierung des Boots iſt ein einfaches Geſchäft, und erfordert keine größere Einſicht, als man einem jeden zutrauen kann, höchſtens in Rückſicht der Richtung der Fahrt wird man willig dem Rathe des Einſichtsvollern folgen, wenn nicht auch dieſe durch die Wuth der Stürme eine völlig unwillkürliche iſt. Man laſſe dieſe wenigen Seefahrer, die ſich durch Einſicht, Erfahrung und Muth auszeichnen, auf ein Schiff ſtoßen, deſſen Mannſchaft, völlig rathlos, den kundigen Schiffer entbehrend, in großer Gefahr herumtreibt. So wie jene Einſichtsvollern das Schiff beſteigen, erweckt ihre Kenntniß das Vertrauen, man übergibt ihnen die Lenkung des Schiffs. Einer erſcheint, als der erſte Befehlende, dem man unbedingten Gehorſam ſchuldig iſt, eine Stufenfolge der Abhängigkeit bildet ſich natürlicher Weiſe, und es wäre thöricht, wenn man ſich auf die urſprüngliche demokratiſche Verfaſſung, die, während man den Elementen preisgegeben, die natürlichſte war, berufen wollte, um ſie auch da zu behaupten, wo die Rettung auf der Einheit der Herrſchaft beruht, ſo thöricht, wie, wenn man gegen die Hierarchie und ihre Rechtmäßigkeit Beweiſe ſammelt aus den Einrichtungen, die unter einem kleinen Haufen verfolgter Chriſten ſich bildeten, und die, als der Glaube die Herzen der Völker bewegte, allen ſegensreichen Einfluß unmöglich gemacht hätten.

Der große Umfang der geiſtlichen Herrſchaft machte Einrichtungen nothwendig, die in jener geſchilderten einfachen Lage freilich nicht nothwendig waren. Dort konnte die fromme Geſellſchaft im Ganzen vereinigt bleiben. Einzelne Mitglieder mögen, als Prieſter unter den Unterthanen und verbündeten Völkern erſcheinen, aber der Mittelpunkt der geiſtlichen Gewalt iſt in der Geſellſchaft vereinigt. Anders verhält es ſich mit der Hierarchie im Großen. Mächtige Staaten mußten in ihrer Mitte Repräſentanten der geiſtlichen Gewalt haben, die mit einer Macht, mit einem Beſitze erſchienen, den größern Verhältniſſen angemeſſen. Dieſe geiſtlichen Fürſten, obgleich durch Beſitz und Anſehen mächtiger, als die Klöſter, die ſich in entfernten Gegenden bildeten, waren dennoch nothwendiger Weiſe abhängiger von dem Mittelpunkte der geiſtlichen Gewalt, der ſie ihr Daſeyn verdankten, ſie erſchienen mit einer übertragenen Herrſchaft, und ſo bildete ſich über ganz Europa ein Verhältniß, welches man wohl mit dem Lehnsſyſtem der Patrimonialſtaaten vergleichen könnte. Die Klöſter waren zwar auch von der Hierarchie abhangig, aber als Stifter und Gründer einer neuen Herrſchaft, als Ausbreiter des Chriſtenthums mußte man ihnen vom Anfange an größere Freiheit geſtatten, ſie erſchienen als urſprüngliche Beſitzer, und in der Kirchengeſchichte finden wir Beiſpiele genug, daß die Klöſter Gerechtſame forderten, und gegen die wachſende Gewalt der Kirche zu behaupten ſuchten, die einen Vergleich zwiſchen ihrem Beſitze und dem Allodium wohl erlauben, während über das Lehnsſyſtem der geiſtlichen Fürſten kein Zweifel obwaltete, ſo daß ſie, indem die Hierarchie ſich ausbildete, zwar ihre Unabhängigkeit von der weltlichen Gewalt, aber keineswegs von der geiſtlichen, zu behaupten ſuchten. So hat ſich die Hierarchie aus der Gewalt des Glaubens, aus dem Zutrauen der Völker durch Verträge gebildet, und alles was geſchah, um ſie feſter zu gründen und unerſchütterlich zu machen, war in dem Naturgange des Verhältniſſes, d. h. in der Leitung der Vorſehung, gegründet, die einen ſolchen Mittelpunkt des Glaubens zum Segen des Geſchlechts gedeihen und ſich ausbilden ließ. Mit Unrecht beklagt man ſich über das Beſtreben der Päpſte, ihre Gewalt auf die größtmögliche Sonderung von der weltlichen zu gründen; der Natur der Herrſchaft gemäß waren die geiſtlichen Fürſten lediglich ihm unterthan, und die in der urſprünglichen Natur der Klöſter gegründete größere Unabhängigkeit konnte keine Unterwerfung unter die weltliche Obrigkeit herbeiziehen; mit Unrecht über die Einführung des Cölibats, denn dieſes war in der einfachen Einrichtung der erſten Kirche freilich nicht nothwendig. In dieſer gehörten Frauen, wie Männer, zu der republikaniſchen Gemeinde, das einfache Verhältniß, die Gefahr forderte eine freiere Verbindung. Als aber die Kirche die wichtigſten Angelegenheiten großer Reiche leitete, war eine reine Sonderung von den irdiſchen, geſelligen Verhältniſſen, war eine große Concentration der reinen geiſtlichen Gewalt, war das Cölibat nothwendig, es hing mit dem ausgebildeten ſymboliſchen Gottesdienſte auf das genaueſte zuſammen, der alles Aeußere, Irdiſche und Störende, ſo weit die menſchliche Gewalt reichte, mit großer Sicherheit abſonderte, damit der Prieſter, lediglich dem göttlichen Wilten dienend, als ein reines Organ ſeiner Offenbarung erſcheinen möchte.

Die ſchönſte Zeit des blühenden Mittelalters bildete ſich aus dem Syſteme der Hierarchie, und für alle Zeiten hat die Geſchichte ihren ſegensreichen Einfluß verzeichnet, wie ſie die Härte der irdiſchen Herrſchaft und ſelbſt gerechter Verträge milderte, das Gleichgewicht aller Stände unterhielt, die Zwiſtigkeiten der Reiche einem höhern Gericht unterwarf, wie, durch den belebenden Strom der ewigen Liebe, zwar nicht das Böſe verſchwand, wohl aber alles Herrliche und Große gedeihen konnte, die Gefühle eine wunderbare Tiefe, die Geſinnung eine großartige Kühnheit, die Wiſſenſchaften und Künſte eine hohe Bedeutung erhielten. Leider ein ſolches Verhältniß kann niemals völlig rein auf der Erde erſcheinen. In den Mittelpunkt, wie in den Umkreis wirft das Böſe ſeinen finſtern, verwirrenden Schatten, der Glaube wankt unter den Völkern und der Mittelpunkt verrückt ſich ſelbſt, indem er durch Zweifel verrückt ſcheint. Auf einmal auf mehrern, ja auf allen Punkten, erzeugen ſich die verwirrenden Störungen, und zu keiner Zeit konnte eine ſolche herrliche Idee in ihrer völligen Reinheit erſcheinen. Daher dämmerte der Keim einer Inſurrection zu allen Zeiten in der Kirche, indem das, was innerlich vereinigt ſeyn ſollte, in der genaueſten äußern Trennung, feindſelig ſich innerlich trennte. Secten entſtanden, die an der Unfehlbarkeit der Kirche zweifelten, irdiſche Kämpfe mit irdiſchen Waffen um irdiſche Gewalt benahm dem Glauben ſeine innerſte Kraft ſelbſt bei den Gläubigen, und Jahrhunderte hindurch häuften ſich die Mißverſtändniſſe, die der Selbſtſucht des irdiſchen Verſtandes ſeinen höchſten Triumph vorbereiten ſollen. Eine groſe Inſurrection, ſo müſſen wir von unſerm Standpunkte aus die Reformation nennen, trennte mächtige Länder von der kirchlichen Gewalt. Wer je tief forſchend die innere Conſequenz und Sicherheit der Kirche durchſchaut, dem iſt es klar, daß die Reformation wahrhaft revolutionär und demagogiſch war.

Die Schrift trat an die Stelle der geiſtlichen Herrſchaft, und ſie ſelbſt, und mit ihr die ordnende, einigende Kraft zog ſich aus der Geſchichte zurück. Seinem Gutdünken war ein Jeder überlaſſen, und alle geſelligen Verhältniſſe waren in ihrer innerſten Wurzel zerrüttet. Indem die Mächtigen den geiſtlichen Beſitz nicht ehrten, gaben ſie jedermann ein gefährliches Beiſpiel. Hätte man die Kirche mit ſicherer Hand gereinigt, ſtatt ſie zu ſtürzen, dann hätten die Verträge ihre Heiligkeit, die beſtehende Ordnung ihre Kraft behalten, und erneuert würde der gereinigte Mittelpunkt den Glauben geſtärkt; die Geſinnung erhöht, den Gehorſam neu belebt haben. War es den Fürſten erlaubt, mit Verträgen, denen Jahrhunderte eine ehrwürdige Gewalt ertheilt hatten, die in dem Innerſten der Gemüther ein heiliges Anſehen hatten, ein frevelhaftes Spiel zu treiben, wo lag die Gewißheit, nachdem ſie hier verſchwunden war? Ein jeder wollte unabhängig ſeyn, nachdem er die verbotene Frucht genoſſen hatte, und die franzöſiſche Revolution iſt der höchſte Gipfel, deren Anfang und wahrer Urſprung die Reformation. Man wende uns nicht ein, daß die Reformatoren Gehorſam gegen die weltliche Gewalt predigten. Sie konnten die Wirkung des gewaltſam fortrollenden Rades nicht aufhalten, nachdem ſie die hemmenden Speichen herausgeriſſen hatten.

Aber mächtige Reiche ſind dem alten Glauben treu geblieben, die Kirche hat ihre Gewalt in bedenklichen Zeiten bewährt, vernichtende Uneinigkeit übt ihre zerſtörende

Kraft unter den Abtrünnigen; die Fürſten, ihrer tiefſten Gewalt beraubt; indem ſie unrechtmäßig nach einer höhern ſtrebten, haben die Gewalt über die Völker verloren, ein dürftiges Völkerrecht vermehrt den geſetzloſen Zuſtand der Länder unter einander, und nach einem furchtbaren Gericht dürfte die verſchmähte Hierarchie das in Reue und Zerknirſchung vergehende Europa zu dem urſprünglichen Schooße der Kirche wieder zurückführen.

Zweite Caricatur.

Die Revolution
oder
der Contrat social.

Du haſt uns künſtlich einen Staat auf Privatverträgen aufgebaut und alle Keime des Staats in den entſtandenen Privatverhältniſſen nachgewieſen. Aber eines haſt du vergeſſen, daß es keinen Uebergang von den relativen Verhältniſſen der Privatverträge bis zur abſoluten Gewalt, von relativer Abhängigkeit zur abſoluten Unterthänigkeit gibt, noch jemals geben kann, daß dieſe Verwandlung nur durch einen unendlichen Sprung geſchieht, und ein Verein, wie derjenige, den du uns darſtellſt, müßte, ſo wie er ſich von der lebendigen Vereinigung mit einem wahren Staate lostrennte, ſich nothwendig in ſich ſelbſt trennen und auflöſen, ſelbſt, wenn das Bild der Gerechtigkeit in makelloſer Reinheit ſich in ihm abprägte und alle Verhältniſſe, auf eine Weiſe, die auf der Welt nicht möglich iſt, durchdränge. Da eben dieſe Betrachtung uns Gelegenheit gibt, die eigentliche Schwäche des Grundprincips in der gegebenen Darſtellung aufzudecken, ſo werden wir uns nicht ſcheuen, ſie mit derjenigen Ausführlichkeit darzuſtellen, die zur Unterſuchung der wichtigen Frage über das Weſen des Staats, und über ſeinen Urſprung, nicht zu irgend einer Zeit, ſondern in jeder Zeit, nothwendig iſt. Denn die Staaten als ſolche, wie ſie zu jeder Zeit in der Geſchichte ſind, entſtehen auch zu jeder Zeit, und dieſe fortdauernde Selbſterzeugung iſt mit ihrem Beſtehen eins.

Der Vertheidiger der einſeitigen Legitimität zeigt uns, wie wechſelſeitige Bedürfniſſe, die man durch wechſelſeitige Hülfe zu befriedigen ſucht, die Menſchen in Berührung bringt, und wie aus dieſer und der, durch die Natur entſtandenen, alſo unüberwindlichen Ungleichheit der Kräfte ſich Verhältniſſe bilden, die hier überwiegende Herrſchaft, dort hervortretende Abhängigkeit begründen. Es iſt ſonderbar, vorauszuſetzen, daß dieſe naheliegende Betrachtung, die ſich dem Seichteſten, Oberflächlichſten aufdringen muß, den Forſchern über das Weſen des Staats entgangen ſeyn ſollte. Das iſt aber keinesweges der Fall. Aber die Abhängigkeit, die auf dieſe Weiſe entſteht, iſt blos eine relative. So lange ſie eine ſolche iſt, ſetzt ſie eine gemeinſchaftliche höhere voraus, in welcher ſie ausgeglichen wird, dieſe wieder eine höhere, und wie es in der Natur der Relativität liegt, ſo fort ins Unendliche. Wie nun dieſe Relativität aufhören könne eine zu ſeyn, wo das Ende des offenbar Unendlichen gefunden werden kann, das iſt die Schwierigkeit, die gelöſ't werden muß, die du nicht gelöſ't haſt, nicht berührſt, ja kaum zu ahnden ſcheinſt. Damit dieſe Schwierigkeit in ihrem ganzen Umfange klar werde, wollen wir ſie durch allgemein verſtändliche Beiſpiele zu erläutern ſuchen. Ein jeder Vertrag wird bedingungsweiſe geſchloſſen, dadurch wird die Abhängigkeit wechſelſeitig, ja es ſetzt eine höhere Verbindung voraus, die für die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen Gewähr leiſtet. Privatverträge laſſen ſich eben ſo wenig ohne einen Staat, wie dieſer ohne jene denken, und daher kann man die Entſtehung der Staaten niemals aus dieſen erklären. Beruft man ſich auf die einfachſte Form der älteſten Staaten, indem dieſe, als Patrimonialſtaaten, als kriegeriſche oder geiſtliche erſcheinen, ſo bildet die Verbindung, ſelbſt in den einfachſten, engſten Verhältniſſen, einen Staat, ſobald ſie in ſich geſchloſſen, von keinem größern Ganzen abhängt, und als ſolcher kann ſie erſt Privatverträge in ſich erzeugen, und für die Sicherheit der Contrahenten ſorgen.

Dieſe Verträge können eine ſcheinbare Unterwerfung auf einer Seite fordern, aber durch die Beweglichkeit, in welcher ſie von dem Staate gehalten werden, durch die Gleichheit vor dem Geſetze, dem der Herr, wie der Diener, dem Weſen nach auf gleiche Weiſe unterthan iſt, wird die Unterwerfung, indem ſie geſetzt iſt, zugleich aufgehoben. Der Diener kann den Herrn abdanken, wie dieſer jenen, ſie können, wie ſie freiwillig verbunden waren, ſich freiwillig trennen, und die wechſelſeitigen Bedingungen aufheben, wenn ſie den wechſelſeitigen Vortheilen entſagen wollen. Ohne weſentliche Entſagungen geſchieht dieſe Trennung, der Diener wie der Herr ſind als lebendige Theile einem größern Ganzen eingebildet, in welchem eben jene Beweglichkeit die Ausbildung der mannichfaltigen Kräfte befördert, ja Herrn in Diener, Diener in Herrn verwandeln kann. Bei dem Wechſel bleibt der ſcheinbar Unterworfene in der väterlichen Heimath, in demſelben Lande, ja vielleicht in derſelben Stadt, Verwandte und Freunde, dieſelbe Sprache, bleiben ihm, wie bisher, „die ſüße Gewohnheit des Daſeyns und des Lebens“ wird nicht gewaltſam zerriſſen, und mit ſeinem ganzen Leben fühlt er ſich wahrhaft einheimiſch, dem Staate völlig ergeben; ja daß er weiß, es ſtehe in ſeiner Gewalt, die relativ geſchloſſene Verbindung aufzuheben, macht ihn, ſelbſt bei großer Abhängigkeit, unabhängig. Man denke ſich aber ein ſolches Verhältniß aus ſeiner Relativität herausgeriſſen, in ein abſolutes verwandelt. Dann erſt wird die Abhängigkeit Unterthänigkeit und das Ganze iſt bis in das innerſte Weſen verwandelt.

Man erzählt von einem Engländer von ſehr mittelmäßigem Vermögen, der auf einmal durch eine Erbſchaft den Beſitz unermeßlicher Reichthümer erhielt. Dieſer Beſitz war mit einer, ſcheinbar geringen, aber unerläßlichen Bedingung verknüpft. Dieſe nehmlich, daß der Erbe ſich verpflichtete, alle Tage, den Sonntag ausgenommen, auf der Londner Börſe zu erſcheinen. Nur das völlig beglaubigte Zeugniß unparteiiſcher Aerzte, die zum Theil von den übrigen nächſten Erben gewählt werden ſollten, daß ſeine Geſundheit ſein Erſcheinen verhinderte, könnte ihm von der Verpflichtung entbinden. Die Bedingung erſchien dem glücklichen Erben ſehr unbedeutend, wenn er die großen Vortheile erwog, die ihm die bedeutende Erbſchaft verſchaffte. Er fehlte ſchon früher nie auf der Börſe, nichts änderte ſich in ſeinem bisherigen Lebenslauf und der Sonntag erlaubte ihm, die Stadt zu verlaſſen und das Landleben zu genießen. Er bezog einen großen Pallaſt, ſchwelgte, umgeben von einer prächtigen Dienerſchaft, in dem genußreichſten Ueberfluſſe, und dünkte ſich ſehr glücklich. Aber allmählig trat die Bedingung, eben weil ſie eine unerläßliche war, mit ihrer ganzen Härte hervor, dieſe eine Feſſel verwandelte ihn in einen Knecht, die nächſten Erben lauerten ob der beſtändigen Erfüllung. Eine trübſelige Empfindung, die abgewieſen, mit größerer Kraft, unwillkürlich wiederkehrte, verbitterte ihm ſein ganzes Daſeyn, und nachdem er einige Jahre ſo gelebt hatte, entſagte er allen Reichthümern, kehrte in ſeine frühere, dürftige Lage zurück und dünkte ſich glücklich, als er, arm wie er war, eine Feſſel zerbrochen hatte, die, ſo unbedeutend ſie ſchien, durch die beſtändige Erneuerung, wie ein geheimes Gift jede Freude tödtete. So ſind die Menſchen, ungleich zwar an Kräften, an Vermögen, an Glück; aber dieſe Ungleichheit, dieſe wechſelſeitige Abhängigkeit ſoll der Staat nicht in ihrer größten Härte feſthalten, und verſteinern laſſen, ſoll das, was, wenn es abgewieſen werden kann, ſelbſt mit Freuden getragen wird, nicht in ein unabänderliches verwandeln, er ſoll jene Ungleichheit ausgleichen, nicht noch härter, ja unerträglich machen. Summum jus, summa injuria.

Und nun denke man ſich, daß in einem Staate, jener unüberſehbaren Verbindung der mannichfaltigſten Verträge alles, was unter beweglichen Verhältniſſen, bedingungsweiſe entſtand, was erträglich wurde durch die Leichtigkeit, die man hatte, bei jeder günſtigen Gelegenheit in eine andere Lage treten zu können, in ſeiner Relativität auf immer fixirt wird, unveränderlich angeknüpft an den abſoluten Schlußpunkt eines unbedingten Herrſchers! Welch eine furchtbare Erſtarrung! Denn nicht blos für eine Generation ſind die Verträge geſchloſſen, was Einer einging, verpflichtet ſeine Nachkommen. Es iſt nicht genug, daß die Natur mit ihren ehernen Geſetzen uns umſchlingt: das Wort des Vaters hat den Kühnen zur Knechtſchaft, den Weiſen zum blinden Gehorſam, den Starken zur Schwäche verdammt, und die Macht des Vaters den Feigen zum Anführer, den Thörichten zum Rathgeber, den Schwachen zum Regenten erhoben. Und dieſes Verhältniß, indem es mit der heiligen Natur einen frevelhaften Spott treibt, wäre ſelbſt natürlich? die künſtliche Erhebung einer krüppelhaften Natur, die zum Dienen geboren war, das freche Zertreten des Edelſten und Höchſten wäre Gottes Wink, ſein Geſetz? Als wenn er vernehmlicher reden könnte, als durch die Gabe, die er den Menſchen anvertraut hat!

Du haſt es gefühlt, welche Härte, welche unnatürliche Grauſamkeit in dieſer Anſicht des Staats liegt, und wie wäre es auch möglich, daß es ſelbſt dem Blödſinnigſten verborgen bliebe. Du haſt auf die Hülfe aufmerkſam gemacht, die dem Menſchen dagegen gegeben iſt. Wir wollen dieſe Hülfsmittel etwas genauer betrachten. Erſtens die Gerechtigkeit des Herrſchers. Die gibt aber gar keine Hülfe, ſie kann, in deinem Staate lediglich für die Aufrechthaltung der Verträge ſorgen. Aber eben indem dieſe Verträge in dem abſoluten Schlußpunkt des Herrſchers erſtaarten, entſtand das unerträgliche Verhältniß; die Verträge ſelbſt, urſprünglich billig und natürlich, ſo lange ſie beweglich waren, erzeugten den Druck.

„Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage,
„Weh dir, daß du ein Enkel biſt.
„Vom Rechte, das mit dir geboren iſt,
„Iſt leider gar nicht mehr die Frage.“

Die Billigkeit des Regenten, die ſelbſt die Klugheit von ihm fordert, wird als ein linderndes Mittel genannt, denn dieſe erzeugt Liebe, Vertrauen, Treue, als die ſicherſten Stützen der Herrſchaft. Aber ſie kann keine Ungerechtigkeit heiligen. Iſt der Staat entſtanden aus einem Aggregat von Privatverträgen, ſo ſind dieſe ſo in einander verſchlungen, daß eine jede verändernde Berührung ſich dem Ganzen mittheilen muß. Gelten die Verträge nur für diejenigen, die ſie geſchloſſen haben, dann muß der Vertrag mit einem jeden heranwachſenden Bürger von neuem geſchloſſen werden, und darf durchaus nicht als fortdauernd ſtillſchweigend angenommen werden. Die wahre Billigkeit könnte alſo nur dadurch entſtehen, daß ein jedes Kind, obgleich in Abhängigkeit geboren, dennoch durch Erziehung und alle Hülfsmittel, die der Staat ihm reichte, in den Stand geſetzt würde, einen andern Standpunkt für ſein Leben zu wählen. Denn wenn die dürftige Lage ihn feſthielt, wäre er offenbar nicht frei. Aber ein ſolches Verhältniß iſt in deinem Staate durchaus nicht möglich, denn es beruht ganz und gar auf der Dauer der Verträge, und ihrer faſt unmerklichen Umänderung durch mehrere Generationen. Man denke an die Leibeigenſchaft. Wir wollen zugeben, daß ſie durch einen rechtmäßigen Vertrag entſtanden; wie darf aber ein ſo empörendes Verhältniß alle Kräfte künftiger Geſchlechter lähmen, und zur nie aufhörenden Knechtſchaft verdammen? Und dennoch wäre dieſe Leibeigenſchaft offenbar ein Privatvertrag, der nur Bedeutung hätte, in ſo fern er durch alle Generationen fortginge. Geſetzt, ein Regent fühlte die Härte in dieſem Vertrage und wollte ihn mildern, wäre es ihr möglich? Wir läugnen es. Es kann rohe, ungebildete Völker geben, die von der höhern Ausbildung eines einwandernden Stammes ſowohl äußerlich als innerlich überwältigt werden. Aber die Nähe des Geiſtes wirkt auf dieſes Volk ein, die Funken der dämmernden Cultur zünden; in den bis jetzt unterjochten Gemüthern, die zu den Eingewanderten wie zu vornehmeren, fremden Geiſtern hinaufblickten, entwickeln ſich mannichfaltige Kräfte, die mit den beſtehenden Verhältniſſen in dem härteſten Widerſpruche ſtehen. Nun entſteht die Frage, darf dein König eine ſolche Richtung der Entwickelung unterſtützen, ja nur dulden? Unterſtützt er ſie, dann untergräbt er offenbar das Fundament ſeines eigenen Daſeyns, er ruft Veränderungen hervor, die gar nicht Statt finden dürfen.

Der Leibeigene, der die Erdſcholle, die er bewohnt, nur bedingungsweiſe beſitzt, muß die Aecker der königlichen Domänen, der Lehnsherrn, der großen Allodialbeſitzer bearbeiten, ſeine Söhne ſind dienſtpflichtig und ohne eigene Leute kann dein König nicht ſeine Kriege führen, nicht ſeinen Beſitz in ſeinem ganzen Umfange, das Fundament ſeiner Souveränität, erhalten. Sorgt er nun für eine völlig rückſichtsloſe Ausbildung aller menſchlichen Kräfte in einer jeden Richtung, ſo zerrüttet er die Grundveſte; denn in einer ſolchen dauernden Unterthänigkeit kann nur der Menſch bei einer äußerſt geringen Bildungsſtufe bleiben; er handelt zugleich treulos gegen ſeine Lehnsträger, denen er den abhängigen Beſitz mit allen den Rechten, die er beſitzt, übertragen hat, während alle ſeine Einrichtungen dahin zielen, dieſe Rechte zu zerſtören. Ein ſolches Streben, das edelſte und höchſte in der Welt, würde ein unbefugtes Hineinmiſchen in fremde Verhältniſſe ſeyn. Geſetzt aber, was höchſt wahrſcheinlich iſt, die allmächtige Zeit in ihrem unaufhaltſamen Fortgange führte ſelbſt herbei, was er nicht hindern könnte; geſetzt, daß die Lichtſtrahlen wohlthätiger Bildung in die Nacht des drückenden Verhältniſſes hineinleuchteten, und ein Elaſticität des Gegendrucks erzeugten, deren Grenzen zu beſtimmen ſchwer iſt; geſetzt, was leider nur gar zu natürlich iſt, daß die größern Beſitzer, an die Unterthänigkeit der Dienenden gewohnt, in der Fülle eines unthätigen, genußreichen Lebens, immer erbärmlicher, immer elender würden, und in albernem Hochmuthe erſtarrt, innerlich keine Kraft, äußerlich kein Anſehen zu behaupten vermöchten: was ſollte bei dieſer Umkehrung des urſprünglichen Verhältniſſes dein König thun, was vermag er zu thun? Offenbar nichts — es muß bleiben wie es war. Seine eigenen Leute und die der großen Beſitzer müſſen nach wie vor ſeine und ihre Aecker bauen, ſeine Kriege führen; und die Unfähigen bleiben nach wie vor ſeinem Throne die Nächſten. Die Gewalt kann ohne dieſen bleibenden Zwang ihre Bedeutung nicht behalten, und werden an einem Orte die Feſſeln gelöſ't, ſo müſſen neue geſchmiedet werden, das Conſcriptionsſyſtem muß an die Stelle der Dienſtpflichtigkeit treten, und deiner eigenen Anſicht nach werden dann alle Verträge mit Füßen getreten. Nichts alſo bleibt deinem Könige übrig, als eine ſolche allſeitige Bildung, die unnatürlich ſeyn muß, wenn deine Staaten natürlich wären, zu verhindern und zu hemmen auf alle Weiſe. Aus hochväterlicher Milde muß er dafür ſorgen, daß die Mitglieder der untern Stände niemals mit ihren Wünſchen, Hoffnungen und Bedürfniſſen über ihre Grenzen herausſchreiten; wenn ſie ruhig, ſo innerlich wie äußerlich, dieſe Grenzen feſthalten, bleiben die Verträge in ihrer urſprünglichen Kraft; einmal überſchritten, gibt es keine Gewißheit mehr, keine Ueberzeugung, daß ſie nicht völlig vernichtet werden. Wer innerlich ein Sklav, wird es ganz natürlich finden, daß man ihn äußerlich ſo behandelt, und es iſt völlig klar, daß das höchſte Ideal deiner Staaten da erreicht iſt, wo keine Widerſprüche zwiſchen dem äußern und innern Leben ſich erzeugen, wo alſo alle Stände wahre Kaſten werden, abgeſondert in ſich, untergeordnet nicht blos durch das Vorübergehende, an den Willen Geknüpfte, Bewegliche der Verträge, ſondern durch die Natur. Du wirſt behaupten, daß der König mit ſeinem Beiſpiele vorangehen kann, die Leibeigenſchaft auf ſeinen Domänen aufheben, jede Veränderung der Lage begünſtigen, und durch Erziehung befördern. Dieſes Beiſpiel wird ermunternd, ja ohne Ungerechtigkeit zwingend auf die übrigen Beſitzer wirken, und diejenigen Veränderungen herbeiführen, die die Fortſchritte der Zeit nothwendig machen. Aber wie die Verhältniſſe des Staats ſich noch erhalten können, wenn die Grundbedingung, eigene Leute, von welchen man zu jeder Zeit die nothwendigen Dienſte fordern kann, aufhört, iſt ſchwer einzuſehen. Ein ſtehendes Heer z. B. welches ſich zu jeder Zeit in hinlänglicher Stärke, freiwillig erzeugte, um eine fremde Sache zu verfechten, würde ſich ſchwerlich bilden und in jedem gefährlichen Augenblick hinge der König lediglich von einer willkürlichen Stimmung ab; eine Abhängigkeit, die alles Vertrauen des Volks vernichten müßte. Dieſer Zwang alſo, eine wahre Leibeigenſchaft, muß der König auch für die Kinder dienſtpflichtiger Eltern feſthalten, muß alſo alle Bildung verhindern, die mit einer ſolchen Unterthänigkeit im Widerſpruche ſteht, und ſelbſt der billigſte König kann in dieſem Verhältniſſe nichts ändern. Die Billigkeit kann alſo eben ſo wenig, wie die Gerechtigkeit, ein Hülfsmittel darbieten, weil ſie an der Relativität, die, als ſolche, in ſeiner Perſon abſolut geworden iſt, nichts weſentliches ändern darf.

Es wäre völlig überflüßig, wenn die Sache ſich ſo verhält, darthun zu wollen, daß alle Petitionen, unmaßgebliche Vorſtellungen und unterthänige Erinnerungen von gar keiner Bedeutung ſind, und das eiſerne Verhältniß niemals erleichtern können. Es blieben daher nur die zwei Hülfsmittel übrig: Auswandern, wenn einzelne Mitglieder des Staats unzufrieden ſind, und Inſurrection, wenn eine hinlängliche Menge Unzufriedener mit einander verbunden iſt, ſo daß ſie ſtark genug werden, das drückende Joch, welches weder königliche Gerechtigkeit, noch königliche Milde abzuwerfen vermag, mit Gewalt zu vernichten. Eben daß du gezwungen biſt, die Trennung der Einzelnen von dem Verein, die Trennung des ganzen Vereins in ſich, als ein natürliches Ereigniß zu betrachten, beweiſ't klar, daß du nur an der Erſcheinung des Staats mit deiner Betrachtung hafteſt, ſein Weſen keineswegeſ gefaßt haſt. Denn was ſeinem Weſen nach durchdringende Vereinigung fordert und nachſtrebt, kann nicht zugleich die Trennung wollen. Das Weſen des Staats ſtellt ihn nothwendig dar als ein Inſtitut, welches, wenn auch auf rechtlichem Grunde gebaut, doch weder der Sittlichkeit, noch der Religion widerſprechen darf, und du ſelbſt mußt den Staat, als ein ſittliches und religiöſes Inſtitut betrachten, in ſo fern du den Grund aller Verträge in wechſelſeitiger Liebe, Zutrauen, Treue und Hingebung ſuchſt. Aber dieſes innere Weſen des Staats, aus deſſen Betrachtung allein eine Staatswiſſenſchaft entſtehen kann, iſt ſo verſchieden von der der bloßen Erſcheinung des Staats, wie die Sittlichkeit von den Sitten der Völker, und deine ganze Reſtauration iſt troß aller geſchichtlichen Nachweiſungen um nichts gründlicher, als wenn du die Ethik aus der Betrachtung der Sitten aller Völker wollteſt entſtehen laſſen und ſo reſtauriren.

Der Einzelne, wenn er ein Unzufriedener iſt, kann alſo auswandern, anderswo ſein Glück verſuchen. Ein herrliches Vorrecht! Es wundert mich nur, daß du nicht großartiger ſagſt, er kann ſich ermorden. Eine Art Auswanderung, die der türkiſche Sultan bekanntlich ſeinen höhern Beamten erlaubt, wenn er mit ihnen unzufrieden iſt. Daß das Auswandern in den meiſten Fällen ſich nur wenig von Selbſtmord unterſcheidet, iſt allgemein bekannt. In einem Staate freilich, in welchem die Selbſtſucht das Grundprincip iſt, in welchem, damit ja alles nur ein Aggregat und nichts Gemeinſames ſey, ein Jeder nur für ſeine Sache ſorgt, ja ſelbſt auch der König nur für ſich lebt, wo allgemeine Liebe nur, als vagirende Heiligkeit erſcheint, und völlige Hingebung in das Wohl des Ganzen, wenn ſie thätig wäre, revolutionär und verbrecheriſch wäre, da würde die Trennung nicht ſchwer fallen. Leider aber bilden ſich in dieſen natürlichen Staaten, wie du ſie nennſt, allerlei unnatürliche Verhältniſſe, die eine Anhänglichkeit erzeugen, die du wohl kaum begreifſt, ein inniges Verſchmolzenſeyn mit dem Ganzen, als wäre ein ſolches auf eine lebendige Weiſe wirklich vorhanden, da alles doch nur ein Aggregat iſt, deſſen Zuſammenhang nur durch die Feſſeln erkannt wird, die immer mehr gefühlt werden, je mehr die Unterthänigkeit wächſt. Es wäre thöricht, wenn wir entwickeln wollten, was in und für ſich klar iſt, daß derjenige, der es als Hülfe für den Gedrückten betrachtet, wenn es ihm erlaubt iſt, ein Landflüchtiger zu werden, den furchtbarſten Hohn mit den heiligſten Gefühlen treibt.

Endlich iſt dein letztes Hülfsmittel gegen die unrechtmäßige Gewalt die Inſurrection. Aber nicht blos, daß du dieſe als ein Hülfsmittel annehmen mußt, kann als Beweis gegen dich gelten, ſondern auch die auffallende Oberflächlichkeit und Seichtigkeit, mit welcher du dieſes, deiner Meinung nach naturgemäße, Ereigniß betrachteſt. Ja eben wenn du das Weſen der Inſurrection in ſeinen vielfachen Modificationen näher ins Auge zu faſſen gewagt hätteſt, würde dir der Irrthum, in welchem du befangen biſt, klar geworden ſeyn. Wir hören dich nur von partiellen Inſurrectionen reden, die ſich einem beſtehenden Staate gegenüberſtellen, die Inſurgenten ſind gegen dieſen Staat in Kriegszuſtand verſetzt, und weitläuftig ſuchſt du darzuſtellen, wie man ſie als Feinde die wie andere ein natürliches Hülfsmittel ſich zu wehren, benutzen, nicht als Verbrecher behandeln darf, was allerdings aus deiner Anſicht folgt. Wenn wir aber einmal annehmen, daß die

Inſurrection ein Naturereigniß ſey, dann läßt ſich der Umfang nicht beſtimmen, und ſie kann eben ſowohl total, als partial ſeyn. Eine ſolche gibſt du auch zu, aber ihre Rechtmäßigkeit und Natürlichkeit finde nur Statt, wenn ſie für die beſtehende Form, die durch die herrſchende Gewalt verletzt iſt, kämpft; einen jeden Verſuch aber, dieſe zu verändern, die offenbar nur durch eine allgemeine Uebereinkunft möglich iſt, weil ein beſtehender Staat, als ein ſchon daſeyendes Ganze ſich anders geſtalten will, alſo nur durch einen allgemeinen Vertrag, mußt du als durchaus verwerflich, unnatürlich und zerſtörend betrachten. Wir geben zu, daß der Widerſtand gegen die Legitimität in einem Staate niemals entſtanden iſt, ohne daß dieſe ſelbſt verletzt war. Sehr natürlich. Denn niemals iſt eine unbedingte Gewalt in menſchlichen Händen ohne Mißbrauch und die höchſte Stelle im Staat vermag nicht vor menſchlichen Schwächen, vor Leidenſchaften und geſetzwidrigen Begierden zu ſchützen, erregt ſie vielmehr, und die einmal erwachte Herrſucht kennt keine Grenzen. Aber dennoch müſſen wir das allgemein erwachte Bewußtſeyn, welches durch mannichfaltige Ereigniſſe, als ein geſchichtliches Erzeugniß der Zeiten betrachtet werden muß, und mit welchem die nie verdrängende Einſicht ſich bildet, daß das innere Leben des Volks mit den äußern Verhältniſſen in einem ſchreienden Widerſpruche ſteht, daß das Weſen der Verfaſſung als eine allgemeine Kette gefühlt wird, von der Empörung mächtiger Vaſallen, die, wie der Regent ſelbſt, über willenloſe Knechte gebieten, wohl unterſcheiden.

Du biſt in einen unaufhörlichen und handgreiflichen Widerſpruch gerathen. Denn, wie du annimmſt, entſtehen die Staaten aus Privatverträgen, dieſe aber durch den Austauſch wechſelſeitiger Hülfsleiſtung. So freilich unterwirft ſich der Schwache dem Starken, der Arme dem Reichen, der Unkundige dem Kundigen. Aber da dieſes Verhältniß irdiſch und in der Zeit entſprungen iſt aus Bedürfniſſen, kann der Staat dieſe überleben? kann er beſtehen, wenn der Schwache ſtark, der Arme reich, der Unwiſſende kundig geworden, und umgekehrt? Und wenn ein allgemeines Gefühl, daß es ſo ſey, ein ganzes Volk durchdringt, wie thöricht, von Verirrungen zu ſprechen, von Irrthümern, die durch falſche Hypotheſen entſtanden ſind, wo eine Leitung der Vorſehung ſo klar iſt! Sind die dürftigen Hülfsmittel eines rohen Volks einem ausgebildeten angemeſſen? Ja, iſt es nicht die unüberwindliche Einſicht, daß nicht die Natur, deren Nothwendigkeit den Beſonnenen nie beſchränkt, vielmehr menſchliche vergängliche Einrichtungen alle Privatverträge unerträglich machen, weil ſie mit den erwachten höhern Bedürfniſſen in einem harten Widerſpruche ſtehen, die die Völker dazu bringt, die unnatürlichen Ketten zu zerbrechen? Daher iſt allerdings die allgemeine Inſurrection ein Naturereigniß, aber ein ſolches, welches den Staat regenerirt, nicht die bloße Kriſis einer Krankheit, vielmehr der plötzliche Durchbruch einer lebendigen Metamorphoſe, welche Formen, welche früher als Keime unter der Decke hemmender Gebilde ſchlummerten, plötzlich entfalten und gedeihen läßt. In der Natur iſt das Weſen mit der Form auf eine ewig genügende Weiſe verbunden, und nie ſtrebt eine Gattung über ſeine Grenzen hinaus. In der Geſchichte hingegen, in dem Gange der Entwickelung der Staaten ſehen wir Stände, deren blühendes Daſeyn die Zierde der Vergangenheit waren, zuſammenſchrumpfen, verdorren, verwelken, während andere, allmählig wachſend die ſchwellende Knoſpe einer bedeutungsvollen Zukunft in ſich ſchließen. Hat nicht der dritte Stand in unſern Tagen alle wahrhaft erzeugende Momente der Geſchichte an ſich geriſſen, während der

Adel und die Geiſtlichkeit den frühern Sinn verloren haben, und nur als Geſpenſter der Vergangenheit unter uns ſpuken, jener eine Unterwürfigkeit fordert, die keiner zu leiſten geneigt iſt, dieſe einen blinden Aberglauben an erſcheinende himmliſche Repräſentanten thöricht vorausſetzt, nachdem er längſt verſchwunden iſt? Dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Weſen und der Form des Staats hat von jeher diejenigen beſchäftigt, die über ſeine Natur Betrachtungen anſtellten, und je nachdem die Zeiten und die herrſchende Geſinnung es erlaubten, hat man, nun mit größerer Kühnheit, dann mit Furchtſamkeit und mit mancherlei Rückhalt den Widerſpruch in das Auge zu faſſen und zu löſen verſucht.

Seit Jahrhunderten, ſeit der Reformation beſonders, iſt das Bewußtſeyn laut geworden in allen Ständen, die Reflexion über das Verhältniß der Stände gegen einander, ihre wechſelſeitigen Rechte, ihren Urſprung, ihre Bedeutung, nicht die ſtarre unveränderliche für alle Zeiten, vielmehr die nothwendig bewegliche für mehrere Zeiten, iſt erwacht und nicht mehr zu verdrängen. Wenn dieſes Bewußtſeyn da iſt, welche Gewalt kann es vertilgen, ja was vermag die äußere Gewalt? wie weit reicht ſie? Die innere Stätte des Bewußtſeyns iſt einer jeden Gewalt unzugänglich, ja einmal mächtig bringt es den Menſchen ſelbſt in ſeine Gewalt, und läßt ſich nicht unterdrücken.

Das Bewußtſeyn iſt das erzeugende Princip in der Geſchichte, es iſt das Perſönlichſte und Allgemeinſte zugleich; wie Gedanken durch Gedanken ſich klar werden und verſtändigen in der menſchlichen Seele, ſo wollen ſich Geiſter verſtändigen unter einander und das in ſich geſchloſſene, in ſich klare Verſtändniß aller innern und äußern Verhältniſſe eines Volks, eines Vereins, ordnet und belebt und bildet den Staat. Verbote vermögen nichts, als die Leichtigkeit der Entwickelung, die Ruhe in dem wechſelſeitigen Austauſche der Gedanken zu hemmen, bis mit unwiderſtehlicher Gewalt, in Sturm und Ungewitter, einem brauſenden Meere ähnlich, die gehemmten Fluthen die künſtlichen Deiche durchbrechen, und heruntertauchend in ein beſinnungsloſes Dunkel, wie in der urſprünglichen chaotiſchen Nacht, das gehemmte Bewußtſeyn ſeine Freiheit mit ſeiner Grenze ſcheinbar zerſtört, um ſie da zu finden, wo ihre einzige Heimath iſt. Das Bewußtſeyn der Völker iſt, ſo wenig wie das Bewußtſeyn der einzelnen Menſchen, jemals entſtanden. In den einzelnen, äußerlichen, vorübergehenden, erſcheinenden Bedürfniſſen, in den Verhältniſſen, die mit dieſen entſtehen und verſchwinden, ſuchſt du die Entſtehung der Staaten, da es deine Pflicht geweſen wäre, tiefer ſchöpfend, die Quelle aller dieſer Bedürfniſſe, die ewig fließend in allen wechſelnden Formen die nehmliche iſt, gründlich zu erforſchen. Der jedesmalige eigenthümliche Standpunkt der Entwickelung des allgemeinen Bewußtſeyns im Staate iſt ſein Weſen, iſt das wahrhaft Bedingende ſeiner Form.

Aber von der Entſtehung der Staaten kann man eben ſo wenig ſprechen, wie von der Entſtehung des Bewußtſeyns. Dagegen müſſen wir ſtrenge behaupten, daß, was durch das allgemeine Bewußtſeyn zu irgend einer Zeit laut wird, keinesweges von außen herein, als etwas Fremdes in den Staat hineinkommt, vielmehr als Keim, ſchon in den früheſten Verhältniſſen, als das wirklich erzeugende Princip geſchlummert haben muß. Alles, was dieſem wirklich reinen, in ſich klaren Bewußtſeyn widerſpricht, gehört zum Zufälligen, äußerlich Gewordenen, und kann auf keiner Weiſe zum Weſen des Staats gerechnet werden. Die Staaten alſo, wenn ſie Gegenſtand eider wiſſenſchaftlichen Betrachtung werden, führen uns auf denſelben Punkt, auf welchen uns der einzelne Menſch führt, wenn wir ihn ſeinem Weſen nach betrachten, auf den der abſoluten Selbſtthätigkeit. Eben deßwegen nehmlich, weil der Staat, ſelbſt in der Erſcheinung, offenbar etwas Abſolutes, rein in ſich Geſchloſſenes, als ſeine Intelligenz, einſchließt. Betrachten wir die Staaten in der Erſcheinung, ſo iſt der Standpunkt des allgemeinen Bewußtſeyns der Volkswille, die öffentliche Meinung, die, wo ſie ſich gebildet hat, als die Stätte der Volksintelligenz, nothwendig gebietet, und höher als jedwede beſtehende Form geſtellt iſt, ja dieſe hat von jener allein und zu jeder Zeit ihre Sanction erhalten, und wenn man dieſes läugnet, weiß man durchaus nicht, was man ſpricht, ſo daß ſelbſt der größte Knecht der Vergangenheit und ihrer erſcheinenden Formen dieſe unſere Behauptung zugeben muß. Es iſt mit den Staaten, wie mit den einzelnen Menſchen. Dieſe werden unter beſtimmten Umſtänden, unter gegebenen äußern und innern Verhältniſſen geboren. Dadurch erzeugt ſich die Gewohnheit des Daſeyns, das Herkömmliche, was ſelten, vielleicht niemals dem Innern, dem Weſen völlig entſpricht. Staaten wie Menſchen verſinken in dieſe zufällig entſtandene Form, und ein Widerſpruch entwickelt ſich gar nicht, aber auch keine innere Kraft, kein bedeutungsvolles Daſeyn. Bei andern entdeckt das erwachte Bewußtſeyn den Widerſpruch, der, einmal laut geworden, ſich niemals abweiſen läßt; aber das Herkömmliche hat große Gewalt, und wie Menſchen lebenslang, ſo können Staaten in langen Zeiten dieſen Zwieſpalt nicht heben, und ſowohl in dem Gemüthe des Einzelnen, wie unter Völkern bilden ſich miniſterielle und Oppoſitionsparteien, die abwechſelnd ſiegen und unterliegen. Kräftige Völker, wie Menſchen, ſind diejenigen, deren klares Bewußtſeyn die Ketten des blos Herkömmlichen zerbricht, nicht weil es ein ſolches iſt, ſondern nur in ſo fern es dem ihnen klar gewordenen Innern widerſpricht. Freilich ſind diejenigen vor Allen glücklich zu preiſen, denen es gegeben war, von früher Jugend und von den erſten Zeiten des dämmernden Bewußtſeyns an in ſolchen Verhältniſſen zu leben, die dem innern Weſen entſprechend, dieſes förderten, nicht hemmten. Ein Glück, welches die einzelnen Menſchen ſchwerlich, die Staaten nie erleben. Man ſage nicht, dieſes ſey ein bloßes, hinkendes Gleichniß. Der Staat, eben weil er ſouverän ſeyn muß, iſt ſelbſtthätig. Setzt man nehmlich die wahre geiſtige Selbſtſtändigkeit, das intelligente Lebensprincip in irgend ein Organ des Staats, wie z. B. in den Regenten, dann begeht man offenbar dieſelbe Thorheit, die bei der Frage nach dem Sitze der Seele oft genug von den tiefern Denkern abgewieſen. Die Nothwendigkeit alſo, den Staat als ein intelligentes Ganze zu betrachten, zwingt uns daher, auch die Souveränität des Volks anzuerkennen, die zwar in dem Regenten vorzugsweiſe zum Vorſchein kommen kann, aber offenbar dem Volke, als dem Ganzen, gebührt.

Da nun das allgemeine Bewußtſeyn das Weſen des Staats bildet; da alle diejenigen Formen, die dieſem widerſprechen, als Abweichungen von der geiſtig geſunden Bildung des Staats zu betrachten ſind; da das Bewußtſeyn im Staate, wie bei den einzelnen Menſchen, ſich ſelbſt vorausſetzt, und keinesweges irdiſch und in der Zeit entſteht, ſich nur entwickelt; da alſo jede Stufe der Entwickelung alle vorhergehende, dem Weſen nach, in ſich enthält: ſo iſt es klar, daß eine jede ſpätere Zeit das Richteramt hat über die Vergangenheit, d. h. es gebührt ihr, von dem jedesmaligen Standpunkte des Bewußtſeyns aus, zu beſtimmen, in wie fern das Herkömmliche dem

Weſen entſpricht oder nicht. Wie bei den einzelnen Menſchen kann auch der Staat mit einer gewiſſen trägen Liebe an der Gewohnheit haften, der Staat fühlt den Widerſpruch, aber nicht die Kraft, ihn zu heben. Wo aber das Bewußtſeyn mit Klarheit hervortritt, da erſcheint es zu jeder Zeit zugleich als das Urſprünglichſte. Da nun dieſes, in ſo fern es die mannichfaltigen Verhältniſſe des Lebens äuſſerlich unter die Menſchen ordnet, und ihre wechſelſeitigen Rechte beſtimmt, nur durch einen Vertrag ſich thätig beweiſen kann, ſo iſt es gezwungen, einen ſolchen Vertrag, als einen urſprünglichen, anzunehmen. So wie der einzelne Menſch, wenn er ſeine Stellung im Leben erkennt, und ſeine wahre Beſtimmung klar ergreift, dasjenige, was ſeine wahre Entwickelung förderte, dankbar erkennt, aber auch von demjenigen wohl zu unterſcheiden weiß, was ihn hemmte, wie er jenes, wenn es ihn noch liebevoll umgibt, pflegt und hochhält, dieſes mit aller Gewalt der erwachten Kraft abweiſ't, wie er jenes betrachtet und betrachten muß, als hätte er es ſelbſt gewählt, als wäre es aus der Ueberlegung ſeines eigenen Bewußtſeyns entquollen, welches, wenn wir nicht lediglich an der Erſcheinung haften, auch wirklich der Fall iſt, ſo muß auch der Staat dasjenige, was in der Vergangenheit, als das allgemeine Bewußtſeyn fördernd, erſcheint, von demjenigen, was die Entwickelung hemmte, ſondernd, jenes beſtätigen, bejahen, durch welche Affirmation es wirklich, als urſprünglich durch das Bewußtſeyn erzeugt, erſcheinen muß, dieſes abweiſen, verneinen, durch welche Negativa es, als dem Bewußtſeyn urſprünglich fremd, für ein Nichtiges erklärt wird. Dieſes iſt die Idee des geſelligen Vertrages, durch welche erſt, auf eine lebendige Weiſe Privatverträge möglich werden, da ihre Möglichkeit vielmehr verſchwindet, wenn man ihre Wirklichkeit in erſtarrter Form für alle Zeiten feſthalten will. Aus dieſer entſpringt die Anſicht von unverletzbaren Menſchenrechten, von Freiheit und Gleichheit von ſelbſt. Denn die allgemeinen Menſchenrechte ſind ſolche, die das allgemeine Bewußtſeyn in ſeiner beſondern Form bei einem Jeden fördern, Freiheit iſt die Möglichkeit, ſein Verhältniß in der Geſellſchaft ſelbſtſtändig zu beſtimmen, ohne welche das Bewußtſeyn nie rein erſcheinen kann, und die Gleichheit iſt die innere Einheit der Geſellſchaft, hebt nicht die Verſchiedenheit der Kräfte, der Naturen, auf, wohl aber ihre relative Unterordnung, die, wenn ſie mehr als bloße Erſcheinung wäre, die Bedeutung des Staats aufheben würde. Dieſe Idee hat nun alle Staatsrechtslehrer ſeit Hugo Grotius, Hobbes, Puffendorf, bis auf Montesquieu und Rouſſeau bewegt, und daß ſie zu einer ſolchen Anſicht gedrungen wurden, war nichts Einzelnes, ſondern eben ein Zeichen des erwachten Bewußtſeyns in den europäiſchen Staaten ſelbſt. Daß man aber einen Naturſtand, als wäre er wirklich da geweſen und einen Vertrag, durch welchen der Naturſtand ſich vernichtete und die Geſellſchaft in der Zeit entſtand, annahm, iſt die Selbſttäuſchung der unreifen Betrachtung, die in der Geſchichte für die Ideen ein Subſtrat in der Zeit ſuchen, wie die Naturforſcher ein ähnliches Subſtrat im Raume, als Stoff, für die Thätigkeit der Natur.

Einem Einwurfe, der häufig gehört wird, müſſen wir noch begegnen: dem nehmlich, daß eine ſolche Lehre, die die Welt der Gedanken und das Gebäude des reflectirenden Bewußtſeyns als ordnend und beſtimmend in den Staaten hervortreten läßt, von pedantiſchen Schulgelehrten herrühre, die, von falſchen und unreifen Theorien irre geleitet, ohne Kenntniß der Welt und der Verhältniſſe die beſtehende Ordnung nur zerrütten und ſtören, nicht eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen können. Gewöhnlich hören wir dieſen Einwurf von den Hofgelehrten und ſolchen, die im Auftrage das Wort führen, und, wenn er irgend eine Bedeutung hat, ſo rührt es nur daher, weil, wenn er laut wird, zugleich den Gegnern Stillſchweigen geboten wird. Daß zu jeder Zeit pedantiſche Stubengelehrte über das Weſen des Staats ſich oberflächlich vernehmen laſſen, kann zugeſtanden werden. Aber eben die einſeitige Richtung, die dieſe von der Welt entfernt, trennt auch die Welt von ihnen, und ihre Grübeleien ſind unmittelbar wenigſtens ohne alle Wirkung.

Behauptet man nun, daß ſolche Lehren dennoch ein geheimes Gift enthalten können, welches, von Gewandtern und Gefährlichern benutzt, mancherlei Gährungen erzeugt; dann vergißt man, daß dieſe Wirkung, die nur von innen heraus, nur durch die Erweckung der Gedanken möglich iſt, eine Empfänglichkeit im Volke vorausſetzt, die, wenn auch nicht auf dieſe Weiſe genährt, aus einer jeden Begebenheit Nahrung erhalten würde. Nur wenn ein geiſtiger Hunger im Volke entſtanden iſt, ſucht es die Nahrung, die euch ſo gefährlich ſcheint; aber nicht in dieſer, in dem Hunger ſelbſt liegt die eigentliche Gefahr. Er wird nicht geſtillt dadurch, daß man ein Gebot ergehen läßt: man ſolle dem Hungrigen hinführo keine Nahrung reichen. Solche Gährungen, ſagt man ferner, ſetzen jede wilde Leidenſchaft, Habſucht und Begierden allerlei Art in Bewegung, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ein jedes Volk, welches ſich aus ſich ſelbſt zu geſtalten ſucht, den furchtbarſten Verſuchungen unterliegt. Aber das erwachte Bewußtſeyn hat uns unvermeidlich zu dieſer ſchweren Prüfung berufen, und wir müſſen ſie beſtehen, ſelbſt mit der Gefahr zu unterliegen. Eben daher beweiſen die Greuel ſolcher Umwälzungen nichts gegen ihre Nothwendigkeit, ja wenn wir unterſuchen, was dieſe Greuel bis zu dem höchſten Gipfel zu treiben vermag, ſo finden wir den Grund eben in den Hemmungen, in den äußern Geboten, die ein gewaltſames Widerſtreben erzeugen. Das Bewußtſeyn eines ganzen Volks iſt nicht angeſteckt, die Intelligenz des Staats, wo ſie ſich ungehemmt äußern kann, nicht ſo regellos, daß ſie nicht in allen Verirrungen das rechte, mittlere Maaß zu finden wüßte. Welcher einzelne Menſch darf behaupten, er beſitze es, er wiſſe was dem Staate diene, er habe die Erfahrung erlangt von dem, was das wahre Glück des Volks befördern könne? Diejenigen, denen große Gewalt anvertraut iſt, haben ſie eine andere Erfahrung, als die äußere, ja iſt ihnen die innere nicht eben durch ihre Stellung verſchloſſen? Die Bedürfniſſe mögen ſie kennen, die dürftig die Begierden der Menſchen lenken, aber die Quelle dieſer Bedürfniſſe iſt ihnen fortdauernd verborgen. Wenn dieſe ſich nun gewaltſam eröffnet und eben weil ſie unnatürlich gehemmt war, in zerſtörende Fluthen ſich ergießt, wie thöricht, von unreifen Gedanken iſolirter Gelehrten zu ſprechen, in unſeren Tagen beſonders? Das aufgeregte Leben hat die finſtere Stube der einſam Brütenden eröffnet; hinausgeſtoßen in die bewegte Welt muß ein Jeder das allgemeine Leiden wie die allgemeine Freude, das Jauchzen und die Klage vernehmen, und ein gemeinſames Gefühl zittert durch alle Herzen, eine gemeinſame Schwingung bebt durch alle Seelen. Da bilden jene, die gewohnt ſind, in der Welt der Gedanken zu leben, die feſten Punkte in den ſchwankenden Verhältniſſen und ihnen iſt geworden, was den Mächtigen verborgen bleibt, die innere Erfahrung, die ſie zu deuten wiſſen.

In unſern Tagen ſind die Hofgelehrten vielmehr die Unerfahrnen, die, von thörichter Verblendung getrieben, von der Welt der äußern Bedürfniſſe gefangen, keine Ahndung haben von einer innern Welt, die ſich gewaltſam regt, bis ſie zerſtörend ihre armſeligen Behauptungen und Vertröſtungen ergreift und vernichtet. Selbſt das Geheimniß der verborgenen Kraft erſcheint ihnen nicht als eine Naturthat, die unaufhaltſam hervorbricht, ſondern als ein Einzelnes, als Verführung, als das Getriebe geheimer Geſellſchaften und ſo wenig ahnden ſie die tiefe Bedeutung der lautgewordenen Wünſche, die eigentliche Stätte des wahren Geimniſſes, daß, wenn ſie hier oder da einen Unbeſonnenen ergreifen, ſie wähnen, jenes hereinbrauſende Meer erſchöpfen zu können. So ſind ſie wahrhaft iſolirt. Pedanten müſſen wir ſie nennen und ihr Mangel an Erfahrung iſt bedauerungswürdig. Aber ſind denn dieſe Theorien, die ihr bekämpfen möchtet, etwa blos von dem blinden Haufen ergriffen, von den Unkundigen und Geringen? Sind ſie nicht thätig in allen Staaten, mehr oder weniger in alle Verfaſſungen einverleibt, ſo daß diejenigen, die einmal in Dieſem oder Jenem den Principien gehuldigt haben, die Conſequenzen nicht mehr von ſich abzuwehren vermögen? Wie ſehr dieſes ſeit einem halben Jahrhundert der Fall war, hat keiner klarer, ja ſiegreicher gezeigt, als eben Haller und die Stellen, wo er den Einfluß ſolcher, von dem neuern Naturrecht ausgehenden Anſichten auf die Geſetzgebung der mächtigſten Staaten zeigt, gehören in jeder Rückſicht zu den gelungenſten ſeiner ganzen Schrift. So ſind dieſe Theorien, und zwar als ſolche, practiſch geworden, und einmal aufgenommen, müſſen ſie ſich in ihrer ganzen Conſequenz ausbilden. Sie abzuweiſen, nachdem ſie einmal lebendig aſſimilirt ſind, iſt zu ſpät, denn nichts Aeußerliches ſind ſie mehr, was ſich von dem Staate trennen ließe, vielmehr gehören ſie weſentlich zum eigenthümlichen Leben deſſelben. Jene Hofgelehrten müſſen wir daher die wahrhaft Unpractiſchen, die Unkundigen und Unerfahrnen in jeder Rückſicht nennen. Und daß Finanzplane, um augenblickliche Bedürfniſſe zu befriedigen, das Steuernausſchreiben und Vertheilen, Referiren und Decretiren ins Unendliche, jemals die Erfahrung, die nothwendig iſt, um die Quellen des ſich erneuernden Staatslebens zu erkennen, auszubilden vermag, muß auf das Beſtimmteſte geläugnet werden.

Man wird fragen: wo iſt jenes allgemeine Bewußtſeyn? Zeig' es uns, daß wir es erkennen mögen? Wenn aber die Begierden feſſellos regieren und herrſchen, wer vermag in dem verworrenen Geſchrei, welches ſich von allen Seiten erhebt, das reine Bewußtſeyn der Zeit, des Volks zu erkennen, ſelbſt wenn wir ſein Daſeyn zugeben? Wir antworten: da wird ſeine Stimme unverfälſcht vernommen, und überwindet jegliche Verwirrung, wo alle Heimlichkeit, von welcher Art ſie ſeyn mag, durchaus verdrängt iſt, wo vollkommene Oeffentlichkeit herrſcht. Wenn die Religion lehrt: du ſollſt dem gehorchen, der Gewalt über dich hat, wenn ſie lehrt, es ſey jede Herrſchergewalt von oben, von Gott, ſo unterſchreiben wir dieſes mit vollem Glauben: aber nicht der heimtückiſchen Liſt, nicht den Künſten finſterer Geiſter ſind wir unterworfen, die, im Verborgenen brütend, ſich mit der Selbſtſucht, mit jeder Schlechtigkeit und Schwäche verbinden, um das argloſe Volk, um das Beſſere in uns ſelbſt zu überwältigen.

Eine jede völlig offene Gewalt, die gar keine geheimen Künſte braucht, hat, man darf es ungeſcheut behaupten, wenn von ganzen Völkern die Rede iſt, Recht. Denn, daß ſie frei und offen ſich bildet, was ſie will, redlich geſteht, jeden Schritt, den ſie zurücklegt, der allgemeinen Prüfung unterwirft, iſt der vollſtändige Beweis, daß die geſchichtliche Wahrheit in ihr herrſcht. Das Geheimniß daher in öffentlichen Angelegenheiten iſt das größte, ja das einzige Verbrechen. Wo die äuſſere Gewalt geheime Künſte braucht, um ihr Daſeyn, die herrſchende Form zu erhalten, da wirkt das Geheimniß wie ein ſchleichendes, alle Verhältniſſe anſteckendes Gift; keine Stimme darf laut werden; die unendliche Entwickelung der Geſchichte unterliegt einem endlichen, irdiſchen Maaße und dieſe Gewalt iſt zwar auch von Gott, aber eine Zuchtruthe für ein gefallenes Geſchlecht. Das Aergerniß muß ſeyn, aber wehe denen, durch welche es in die Welt gekommen iſt. Wo Geheimniß iſt, wird alles Lüge. Das Geheimniß iſt die Nacht der Geſchichte, die offene Wahrheit das helle, alle finſtere Träume, alle verwirrende, geſpenſterhafte Phantasmen verdrängende Sonnenlicht. Ihr wollt dieſes läugnen. Ihr beruft euch auf die Geſchichte. Wohlan, zeigt uns irgend ein Beiſpiel, wo die rückſichtsloſe Oeffentlichkeit, als ſolche, nicht wohlthätig wirkte? Alle Verwirrungen und Gährungen entſtanden aus dem nächtlichen Streben. Freilich, wenn die Völker ruhig ſchlafen, äuſſerlich leidend, nur innerlich bewegt von wunderbaren Träumen, dann iſt alles ſtille und keine Bewegung hemmt die andere. Wenn aber das Licht hineinſcheint, und die Schlafenden erwachen, wenn das dämmernde Bewußtſeyn wach wird, daß ein Jeder ſich regt und bewegt, und zu finden ſucht, halbſchlafend noch hin und her wankt, das Unrechte ergreift, was dem Nächſten zugehört, für das Seinige anſieht; dann entſteht ein unordentliches Drängen und Ringen, welches, verglichen mit der vergangenen Ruhe, etwas Abſtoßendes, Widerwärtiges, ja wohl gar Gefährliches hat. Erwartet nun ruhig den immer heller werdenden Tag, dann werdet ihr ſehen, wie die Verwirrung ſich allmählig löſ't, die Mißverſtändniſſe ſich heben, und jeder ruhig ſein Tagewerk vollendet. Aber ein Unglück iſt es, daß denn ein paniſches Schrecken die Herrſcher ergreift. Schnell verſchließen ſie dem Lichte einen jeden Zutritt, und wenn nun in der Finſterniß die Verwirrung ſich ſteigert, die Mißverſtändniſſe ſich häufen, und Feind und Freund ſich blind wüthend verletzen, dann entſteht die thörichte Behauptung, es ſey das Licht, welches die Verwirrung erzeugte, und die blödſinnige Hoffnung, daß die Völker, ſo wie es wieder finſter wird, ruhig einſchlummern werden, da ſie vielmehr, einmal erwacht, ihr Daſeyn gewaltſam daran ſetzen, das aufgehende Licht zu genießen.

Wenn einer jeden Zeit das Richteramt gebührt über die Vergangenheit, wendet man ferner ein, dann iſt kein Vertrag heilig, kein Eigenthum ſicher, alle Verhältniſſe gerathen in ein gefährliches Schwanken und das beſtändige Suchen nach einer paſſenden, angemeſſenen Form macht eine jede beſtehende Form unmöglich. Wir antworten: eurer Meinung nach iſt das Volk einem hypochondriſchen Menſchen ähnlich, der nie zum Entſchluß kommen kann — und geſetzt, es gäbe ſolche Völker, dann gehört die Unentſchloſſenheit, das ſchwachliche und unſtete Schwanken zu ihrer Natur, zu ihrem Schickſal. Ein edles Volk aber wird eben, wie der beſonnene Menſch, weder die Feſſeln des Herkömmlichen ſtumpfſinnig tragen, noch rathlos und verworren bleiben, vielmehr aus dem Innern der feſtbegründeten Natur das Sichere und Wahre wählen. Ja, jene Natur und dieſe That ſind nicht zweierlei, vielmehr daſſelbe, in zwei verſchiedenen Richtungen, der Nothwendigkeit und der Freiheit betrachtet. Das Eigenthum wird unſicher, behauptet ihr, und auf ſeiner Sicherheit beruht die Feſtigkeit des Staats und ſeine Bedeutung. Was iſt aber Eigenthum? Kann ein jeder Menſch Jegliches beſitzen, ohne daß nach dem Urſprunge des Beſiches gefragt wird? Ein todtes Capital kann jeder ankaufen und keiner darf fragen, wie er es benutzt; wenn es aber, ſey es Grundeigenthum oder ſonſtiger Reichthum innerer — der Kraft und Kenntniß — wie äußerer, im eigentlichen Sinne lebendig wird, wenn es als ſolches auf vielfache Weiſe die Menſchen in Bewegung ſetzt, als das Fundament, als der Boden der mannichfaltigſten Thätigkeit hervortritt; dann entſteht die Frage unvermeidlich, ob dieſer Beſitz, dieſes Capital die allſeitige, freie Beweglichkeit in jeder Richtung hemmt oder fördert? Oder behält ſich der Staat nicht immer das Recht vor, nicht blos über die Förmlichkeit der Verträge, die den Armen von dem Reichen, den Schwachen von dem Mächtigen, den Unkundigen von dem Kundigen abhängig macht, ſondern auch über ihr Weſen zu wachen? Was ſind denn die Wuchergeſetze? Arme, Schwache, Unkundige, in ihrer Dürftigkeit, um ein dringendes thieriſches Bedürfniß zu befriedigen verkauften ſich und ihre Zukunft, ja ihre Nachkommen, und dieſes geſchähe von Rechtswegen? Ein Staat, der auf ſolche Weiſe aus der Ueberliſtung entſprungen iſt, wie kann er durch ein Geſetz, für Einzelne geltend, für Unrecht erklären, was das Fundament alles Rechts für ihn im Ganzen iſt? Der Wucher iſt ein Vertrag, durch welchen ein Menſch freiwillig, um einer gegenwärtigen Noth zu entgehen, Verpflichtungen eingeht, die das ganze Capital ſeines Vermögens in Gefahr bringen. Aber alle Förmlichkeiten der Verträge ſind da, auch ſein Urſprung iſt grade, wie der Urſprung der Privatverträge, aus welchen die bürgerliche Geſellſchaft entſtanden ſeyn ſoll. Nur daß dieſe unendlich härter, drückender, grauſamer ſind, daß das thörichte Volk ſich ſelbſt, ſeine ganze Zukunft verkaufte, um ein thieriſches Bedürfniß zu befriedigen, wie die Egypter durch Joſeph.

Der Staat darf, ja ſoll Sorge tragen für die Unmündigen und Schwachen, daß ſie nicht durch unbillige Verträge ſich vernichten — aber Verträge, die jede menſchliche Ausbildung hemmen, und ganze Geſchlechter zur unwürdigen Knechtſchaft verdammen, ſoll er nicht blos dulden, ſondern heilig halten, als einen Wink der Vorſehung ehren, und alle Widerſprüche des erwachten Bewußtſeyns unterdrücken und abweiſen? Entweder der Wucher iſt gerecht, oder aller Beſitz, der ſich auf ſolche Verträge gründet, enthält das ſchreiendſte Unrecht. Ihr, die ihr nie aus der bloßen leeren Förmlichkeit herauskommt, werdet uns abermals einwenden: die Wuchergeſetze ſind da, ſie ſind gebilligt, wenn aber jenes Gefühl der Härte urſprünglicher Vertrage entſteht, dann iſt es geſetzlos; wo kein Geſetz, iſt kein Richter; und kein Geſetz hat rückwirkende Kraft. Bedenkt wohl, was ihr ſagt! Wie, in einem Staate, der blos durch ſeine innere Selbſtſtandigkeit, d. h. durch ſeine Souveränität, eine Bedeutung hat, bricht durch Erziehung, durch Ausbildung, durch eine geiſtige Entwickelung, die doch vor allem als Gottes gütige Lenkung betrachtet werden muß, das allgemeine Bewußtſeyn einer tödtenden Hemmung hervor, nährt ſich in jeder Bruſt, ſpricht ſich vernehmlich und laut aus in jedweder Richtung, in Wiſſenſchaft wie im Leben, und dieſe Stimme, die Stimme Gottes, ſoll in eurer Gerichtsordnung, in unvollkommnen Geſetzbüchern nachblättern, um dort die Sanction zu erhalten? Es ſind nicht die Geſetze, die hier ſprechen, es iſt das Geſetz ſelbſt, aus welchem jene auf eine dürftige Weiſe abgeleitet ſind, es iſt der Urcoder aller Geſetze, der in der Verwirrung der Zeiten verſchwunden und vergeſſen war, der wieder in ſeine urſprüngliche Kraft und Würde eintritt, deſſen gewaltige Blätter im ſauſenden Sturme der Zeiten mahnend rauſchen, wenn man ſie zu überhören wagt. Die Quelle aller Geſetze ſteht höher als ſie, und was aus dieſer fließt, iſt nicht geſtern geworden, kann nicht morgen aufhören zu ſeyn, iſt vielmehr abſolut gebietend für alle Zeiten. Und dieſes urſprünglichſte Geſetz, wo es laut wird, hat das abſolute Richteramt übernommen. Es gebietet aber: ein jeder Vertrag, der fortdauernde, durch mehrere Geſchlechter fortſchreitende, alſo unwillkürliche Abhängigkeit erzeugt, iſt null und nichtig, ſobald der überliſtete Contrahent zum Bewußtſeyn ſeiner urſprünglichen Freiheit, auf irgend eine Weiſe, jedesmal durch göttliche Fügung, heranreift, wie ja auch das Capital des Wucherers dem Uebervortheilten anheimfällt. Haben deine Vorväter, als mächtige Grundbeſitzer kleine Theile des Beſitzes an Arme, Schwache, oder durch Gewalt Unterjochte abgetreten, mit der Bedingung, daß ſie und ihre Nachkommen dir dienen ſollen, deine Aecker bauen, deinen Beſitz vertheidigen, dann mag der Vertrag beſtehen, ſo lange Gott das Bewußtſeyn der urſprünglichen Freiheit in der Bruſt der Unterworfenen ſchlummern läßt; wenn dieſes aber erwacht, gehört dem Erwachten das Gut, als rechtmäßiger Beſitz. Nicht genug iſt es, daß du ihn von der Heimath ſeiner Väter vertreibſt, oder losläßt, daß er rathlos, dürftig, jedem andern Mächtigen, der wie du ſeine Seele und die Seele ſeiner Nachkommen kaufen will, preisgegeben, ohne irgend eine feſte Stütze ſeines Daſeyns, in der Welt herumirrt. Nicht überhaupt iſt der Menſch frei, nicht ein Begriff iſt wahrer Reichthum, nur in ſo fern dieſer Begriff als Seele eines beſtimmten wirklichen Daſeyns erſcheint, hat die Freiheit bürgerliche Bedeutung.

Der Vertrag hat dieſe Richtung beſtimmt, die Art der Thätigkeit ihre Eigenthümlichkeit begründet. So lange die Seele in der Abhängigkeit von dir beharrte, waren beide, das lebendige Daſeyn und der Beſitz, in völliger

Einheit dein Eigenthum. Du haſt dieſe Einheit gepflegt und mußt den Erfolg tragen. Die beſtimmte Thätigkeit des bisher Unterworfenen, an dieſen Beſitz, wie an die Bedingungen ſeiner Erſcheinung gebunden, iſt frei geworden, und dadurch auch der Beſitz. Du klagſt, daß man dir dein Eigenthum raubt. Warum haſt du es, wucheriſch, ungerecht und unbeſonnen an das Schickſal einer menſchlichen Seele gebunden. Was deine Freiheit begründet, band ihn, ſo muß ſeine Freiheit dich binden. Ihre Stärke ragt über alle Verhältniſſe und Erſcheinungen hervor und ordnet ſie. Es hängt keineswegs von deiner Billigkeit ab, ob du ihn, den Freien, willſt ferner als Knecht behandeln. Er iſt ja frei, und durch das in ihm erwachte Bewußtſeyn frei geworden, ohne dein Zuthun, und kann keineswegs die Freiheit als eine Gabe aus fremder Hand empfangen, was unter allen Widerſprüchen der härteſte genannt werden muß. Das Gefühl, daß das Urgeſetz des geſelligen Vereins ſo richten muß, hat in den meiſten Ländern von Europa jene drückenden Verhältniſſe aufgehoben, und das Recht des Eigenthums durch ein höheres Recht beſchränkt. Es iſt wahrlich nicht das bloße Gefühl der Billigkeit bei den Gutsbeſitzern geweſen, welches dieſe Beſchränkung hervorrief.

Aber nicht blos, wo das Capital der Unterworfenen unter ungerechten Bedingungen anvertraut ward, auch wo dieſes in den Händen der Mächtigen bleibt, während die Unterworfenen für Lohn dienen, können Verhältniſſe hervortreten, die eine Veränderung des durch Verträge erzeugten Beſitzſtandes nothwendig machen. Dieſer Fall tritt dann ein, wenn der Reiche die Thätigkeit vieler Menſchen in Anſpruch nimmt, die durch kümmerlichen Lohn, durch eine eingeſchränkte einförmige Arbeit, ſo innerlich, wie äußerlich in großer Abhängigkeit erhalten wird, wenn durch die einſeitige Richtung alle geiſtige Beweglichkeit gelähmt wird, die Quellen der menſchlichen Entwickelung, die Erziehung, in ihrem Urſprunge vergiftet werden, ſo daß, während der Herr alle äußere und innere Gaben der Geſchichte, Bildung und Genuß einſeitig an ſich reißt, ein eigner, in jeder Rückſicht gehemmter, roher, an blos thieriſche Bedürfniſſe gewöhnter Stand ſich bildet. Selbſt, wenn dieſer Stand, immer tiefer ſinkend, durch eine Reihe von Generationen alle edlere Gefühle und jedes Bewußtſeyn verliert, empört der bloße Anblick einer ſolchen Lage; und das urſprüngliche Geſetz, begriffen von den übrigen, freiern Bürgern des Staats, erkennt das tiefe Unrecht eines ſolchen Verhältniſſes. Aber, wenn nun, wie bei dem europäiſchen Fabrikſyſteme, zumal in England, die Producte, deren erzeugende Knechte die geiſtig Unterworfenen geworden ſind, ihre vorübergehende Bedeutung verlieren, wenn der Fabrikherr, ſchwelgend in Reichthum, ſich zurückzieht, und die Menſchen, deren innere Bildung, deren geiſtige Beweglichkeit er als Opfer ſeines Beſitzes, gehemmt, zurückgedrängt, vernichtet hat, dem Mangel, dem Elend preisgibt, wenn ſie ſich unfähig fühlen, in anderer Richtung, die ſich vielleicht innerhalb des Staats nicht einmal darbietet, thätig zu ſeyn; dann bricht das Gefühl der tief verletzten Menſchenrechte gewaltſam hervor, und ſelbſt, daß hier die Form des Vertrages vollkommen frei iſt, ſo daß ein jeder Arbeiter ſich, wenn er will, von dem Herrn trennen kann, vermag die empörende Verletzung des innern Weſens nicht zuzudecken.

Und ſo hat das Eigenthumsrecht allerdings eine nothwendige, in der Natur des Staats liegende Schranke, die, wo ſie überſchritten wird, das Recht in Unrecht verwandelt, und wenn dieſes Unrecht Jahrhunderte lang von dem ſchlummernden Bewußtſeyn geduldet würde, muß es dennoch verſchwinden, wo das erwachte Bewußtſeyn laut wird. Das Eigenthum darf nehmlich niemals, und unter keiner Bedingung eine dienende Kaſte erzeugen, die durch die Verhältniſſe, in welchen ſie feſtgehalten wird, von der Klarheit der allgemeinen Einſicht, die das Unendliche des Staats in einem jeden Bürger keimen läßt, ausſchließt. Ihr beruft euch auf die natürliche Ungleichheit der Menſchen, um uns durch dieſe die Nothwendigkeit der nicht immer von neuem entſtehenden, vielmehr unabhängig von der That der Menſchen ſchon gewordenen Herrſchaft zu beweiſen. Wie oberflächlich, ja kümmerlich iſt dieſe Behauptung! Denn dieſe Ungleichheit wird von keinem geläugnet. Daß aber die Ungleichheit im Staate eins ſey mit jener Ungleichheit der Natur, das läugnen wir allerdings. Dieſe, wenn ſie wirklich in der Natur gegründet iſt, kann freilich nicht aufgehoben werden, der Staat kann, wie die Erziehung, die Schranken der Natur nicht niederreißen, aber daß ein Jeder ſeine natürliche Stelle erhält, kann er und ſoll er bewirken.

Alle Einrichtungen, alle Inſtitute des Staats, die in dieſe natürliche Beweglichkeit hemmend eingreifen, ja die ſie nicht fördern, ſind daher verwerflich, ſie ſind aufgehoben und vernichtet, ſobald ſie als hemmende erkannt ſind. Daher hat der Adel gar keine Bedeutung und iſt in keiner möglichen Form zu retten. Zum Begriff des Adels gehören bleibende, erbliche Vorzüge, die durch den Staat und ſeine Einrichtungen erhalten werden. Nun fragen wir billig: wodurch entſteht dieſes Bleibende, durch alle Zeiten Unveränderliche? Offenbar durch einen ſolchen Grundbeſitz, deſſen eigenthümlicher Werth durch beſtimmte Einrichtungen des Staats fortdauernd erhalten wird. Und abermals fragen wir: worin denn dieſer Werth beſteht?

Der bloſſe Beſitz von Land ohne Leute kann es nicht ſeyn. Denn denken wir uns einen ſolchen Beſitz, völlig entblößt von Allem, was ihm die Bedeutung gibt, ihm als die Grundlage eines ſichern vorzüglichen Daſeyns für beſtimmte Geſchlechter zukommt; denken wir uns nehmlich die dienende Claſſe in dem Maaße frei, daß ein jeder Eigenthümer mit einem jeden Dienenden von neuem einen Vertrag eingehen müßte, indem der Dienende durch Erziehung, Bildung frei iſt, indem zugleich eine innere Beweglichkeit des Staats einem jeden Bürger die ihm durch ſeine wahre Natur, nicht durch das Afterbild derſelben, angewieſene Stelle anweiſ't. In dieſem Falle muß ein ſolcher Eigenthümer immer von neuem ſeinen Beſitz erwerben, das Bleibende, Beharrliche iſt vollkommen verſchwunden, er kann nie auf den zukünftigen Beſitz rechnen. Nun wird man zwar behaupten, daß ein ſolcher Zuſtand nie eintreten wird. Aber der Staat ſtrebt entweder, wie er, wo das allgemeine Bewußtſeyn erwacht iſt, ſoll, dieſen Zuſtand herbeizuführen, dann muß er eine Einrichtung, die dieſem Streben völlig entgegenſteht, alſo die Grundbedingung des Adels, vernichten; oder er ſucht, im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, den Stand der Dienenden als einen ſolchen feſtzuhalten. Es iſt hier nicht blos von der Aufhebung der Leibeigenſchaft der Form nach die Rede. Sie kann, auch wenn die äußere Form verſchwunden iſt, dem Weſen nach ſehr wohl fortdauern. Wenn man z. B. durch Erziehung dafür ſorgt, daß der enge Sinn innerhalb ſeiner künſtlich erzeugten Schranken gehalten wird, wenn man das Streben nach Freiheit in der Geburt erſtickt, dann iſt die Aufhebung der Leibeigenſchaft ein wahrer Hohn und gilt nur für die Hochbegabten, die auch wider euren Willen die künſtlichen Ketten zerſprengen würden, die geboren ſind, euch zu mahnen an den verborgenen Schatz, an die geiſtigen Keime, die ihr berufen ſeyd zu pflegen. Welch eine furchtbare Verblendung, den göttlichen Urſprung ſolcher Inſtitute zu behaupten, die das heiligſte Vorrecht der Menſchen zerſtören, indem ſie den Hochmuth, die Selbſtſucht und alle irdiſche Thorheit pflegen!

Muß der Grundbeſitz auf dieſe Weiſe immer von neuem erworben werden, ſo ſind alle übrigen Vorzüge des Adels verſchwunden. Wer ſich durch den Erwerb, d. h. durch einen Beſitz, deſſen Werth und Bedeutſamkeit aus wahrhaft freien Verträgen entſpringt, dem Adel gleich zu ſtellen weiß, iſt ihm gleich. Keine Vornehmheit, keine geſelligen Vorzüge, kein Stolz auf Geburt kann ſich länger erhalten. Auch wird der Dienende nur der Form nach ein ſolcher ſeyn. In einem wahrhaft freien Staate wird ein Jeder dienen und ein Jeder frei ſeyn. Die Verträge werden nur die wechſelſeitigen Verhältniſſe zwiſchen dem Eigenthümer und dem ſcheinbar Dienenden beſtimmen, die nothwendig wandelbar ſind, nicht ihre beiderſeitigen Verhältniſſe gegen den Staat. Dieſer ſetzt ſie beide gleich, denn das Weſen des Staats, das erwachte allgemeine Bewußtſeyn, ruht mit ſeiner ganzen Unendlichkeit auf gleiche Weiſe in Beiden. Die Verhältniſſe zum Staate alſo, die Opfer, die ein Jeder bringen muß, das Ganze zu erhalten, können nur durch gemeinſchaftliche Berathung beſtimmt werden, ſo wie der Staat (ſelbſt die organiſche Einheit des allgemeinen Bewußtſeyns) über die Beweglichkeit der Verträge, ohne welche ſie gar nicht dieſen Namen verdienen, fortdauernd wachen muß. So entſpringt das allgemeine Recht aller Bürger des Staats, an der Beſtimmung der Abgaben Theil zu nehmen, die Gleichheit vor dem Geſetze, die Befugniß, den eingegangenen Vertrag aufzuheben, die Nichtigkeit aller Verträge, die die freie Beweglichkeit jeder menſchlichen Kraft durch mehrere Generationen hindurch zu lähmen drohen, als unveräußerliche Menſchenrechte.

Auch das Recht des Adels, vorzugsweiſe die höhern Stellen zu bekleiden, iſt in und für ſich nichtig. Wenn ihr behauptet, daß der Adliche, in einer größern Umgebung geboren, nicht durch die Noth und Dürftigkeit des Lebens beengt, einen freiern Ueberblick, einen ſicherern Standpunkt erhält; ſo iſt dieſer Unterſchied durch diejenigen Vorzüge, die der Menſch wahrhaft durch die Natur erhält, durch die urſprünglichen Fähigkeiten und durch dasjenige, was der Menſch durch gewiſſenhaften Gebrauch ſeiner Kräfte auszubilden vermag, keinesweges bedingt. Alſo, zugegeben, daß unter den Adlichen ſich wirklich die Fähigern für die höhern Stellen im Staate vorfänden — was wir aber, wenn wir nicht aller Erfahrung Hohn ſprechen wollen, keinesweges zugeben dürfen, — ſo enthalten eben dieſe Vorzüge den größten Vorwurf und beweiſen am Deutlichſten die Schädlichkeit des ganzen Inſtituts. Denn ſie ſind ja nur durch eine künſtliche, durch eine unnatürliche Einrichtung entſtanden, und das erwachte Bewußtſeyn des Volks fordert nicht allein unbedingte Wiederherſtellung der natürlichen Vorzüge, und ſolcher die der Bürger, unterſtützt von einer natürlichen Gabe, ſelbſt auszubilden vermag, ſondern auch eine ſolche Geſtaltung des Staats, die die Ausbildung dieſer Vorzüge auf jede Weiſe gedeihen läßt.

Merkwürdig iſt der Widerſpruch, in welchem die Gegner der Freiheit ſich verflochten fühlen, faſt, wie es ſcheint, wider ihren Willen. Denn bald hören wir ſie behaupten, jene Sehnſucht nach Freiheit ſey nur ein Erzeugniß falſcher Theorien, die dem Leben fremd ſind; dann aber müſſen ſie wieder geſtehen, es ſey dieſe Sehnſucht den

Hoffnungen und Wünſchen der Völker nur gar zu nahe verwandt, ja die Furcht für alle Aeußerungen der Art beweiſen zu deutlich, welche Gewalt man ihnen zuſchreibt, und wie man wohl einſieht, daß ſie ein Bündniß finden in der innerſten Seele des Menſchen. Auch die Behauptung, daß jenes Streben nach Freiheit etwas Schlechtes und Zerſtörendes ſey, fühlt wohl ihre eigene innere Schwäche. Denn erſtlich hört man ſie nur von ſolchen Menſchen, die irgend eine Gewalt ausüben, die ſie ungern aufgeben, ſo daß ſie ſchon durch den Standpunkt, aus welchem ſie ſich vernehmen läßt, verdächtig wird; dann aber gibt es ein ſicheres Gefühl deſſen, was gut und wahr im Leben iſt, und welches, wenn es auch für eine kurze Zeit, nie ohne Schuld der gewaltſam Widerſtrebenden, zurückgedrängt wird, dennoch nie verſchwindet. Dieſes Gefühl überzeugt einen Jeden, der ſich ihm redlich hingibt, daß das Streben nach Freiheit zwar zu mancherlei, ſelbſt furchtbaren Ausſchweifungen führen kann, daß es aber ſelbſt nie aufgegeben werden darf. Aus allen Verirrungen tritt es immer mächtiger wieder hervor, und wer ſich ihm rückſichtslos und rein hingab, wird von allen Völkern verehrt, ja das Geſchlecht erkennt die ſchönſten Momente heiliger Begeiſterung ſeines innern Lebens, wenn es den gefeierten Namen des Helden der Freiheit nennt. So erzeugt ſich die unüberwindliche Gewalt der öffentlichen Meinung, deren Quellen und wahre Bedeutung wir jetzt entwickeln wollen.

Durch Meinung bezeichnet die Sprache nicht das Wahre oder Falſche, ſondern lediglich den Urſprung aus der Freiheit, aus der Selbſtbeſtimmung der Menſchen, als ſolcher. Eine öffentliche herrſchende Volksmeinung ſetzt alſo einen Punkt voraus, wo die Selbſtbeſtimmung vieler Menſchen mit der der Uebrigen zuſammenfällt, ſo daß ein

Jeder das will, was Alle, und Alle das, was ein Jeder will, und dieſes Gemeinſame des Volkswillens iſt das einzig Erzeugende der Freiheit. Außer dieſem Punkte kann es in der Welt der Erſcheinung, in den geſelligen Verhältniſſen der Menſchen keine Freiheit geben; denn Freiheit iſt unbedingte Selbſtbeſtimmung und nichts anderes.

Es können Jahrhunderte vergehen, in welchen der Volkswille als ſolcher nie laut wird, obgleich verborgene Zeichen ſein Daſeyn dem ruhig Betrachtenden wohl zu jeder Zeit kund thun. In ſolchen Zeiten nehmen die Völker die gegebenen Verhältniſſe, als ein Geſchick, mit ſtumpfſinniger Reſignation an. Dann aber treten Zeiten hervor, in welchen das Bewußtſeyn, mit dieſem die Selbſtbeſtimmung ſich mächtiger äußert, der Menſch erkennt erſt jetzt den Widerſpruch zwiſchen ſeinem innern Weſen und der äußern Form des Staats, und ein Widerſtreben erzeugt ſich nothwendig. Entweder iſt dieſes Gefühl des Widerſpruchs mit dem Gefühle der Ohnmacht verbunden, und in dieſem Fall nimmt der Widerſpruch die gefährlichſte Wendung, es entſteht die Zeit des ſtillen, unſcheinbaren Widerſtrebens, des Betruges, indem man die Formen der Verhältniſſe zu ehren ſcheint, die Selbſtbeſtimmung, die keine Heimath findet, als in der eigenen Bruſt, verliert ſich in ihrer Vereinzelung. Die Selbſtſucht erzeugt ſich und man ſucht den Widerſpruch zu löſen, indem man die beſtehenden Formen, als Mittel für irdiſche Zwecke benutzt. In dieſem ſcheinbaren Frieden herrſcht aber der zerſtörendſte Krieg, die Geſinnung wird in den innerſten Tiefen verpeſtet, der abgewieſene Widerſpruch kehrt in ſeiner furchtbarſten Härte immer mehr zurück, alle Verhältniſſe des Staats löſen ſich allmählig, und was in ſchuldloſer Bewußtloſigkeit durch eine innere ſtille Liebe gebunden war, wird locker, bis das ganze nur ſcheinbar zuſammengehaltene Gebäude, morſch und zertrümmert, krachend in ſich ſelbſt zuſammenſtürzt. Dieſes Schickſal würde unvermeidlich alle Staaten treffen, in denen das Bewußtſeyn im Widerſpruche gegen die beſtehende Form ſich entwickelt, wenn nicht ein ſtilles Bündniß eine unſichtbare Gemeinde bildete, eine geiſtige Verbruderung des wechſelſeitigen Verſtändniſſes hervorträte, eine Einheit, durch welche die Souveränität des Volks zuerſt von innen heraus ſich gebiert.

Dieſe, indem ſie immer heller, klarer, ſtärker, zuverſichtlicher hervortritt, iſt die Quelle der öffentlichen Meinung, der Urſprung des öffentlichen Urtheils, wie wenn das Kind ſich ſondernd von den Gegenſtänden, zuerſt ich ſagt, das Selbſtſetzen des Staats, mit welchem ſeine Mündigkeit anfängt. Man kann den Moment nicht angeben, wo dieſes allgemeine Bewußtſeyn erwacht, es war ſchon da und tritt nun, als das Urſprüngliche hervor. Man kann die Art nicht beſtimmen, wie es bei den verſchiedenen Menſchen ſich äußert, es ſchlummert faſt ganz in Vielen, es dämmert undeutlich in Andern, es tritt mächtig und entſchieden hervor in Wenigen. Aber, wo es laut wird und ſo oder ſo ſich äußert, erkennen Alle innerlich, Viele unwillig und ſträubend, die Alle verbindende geiſtige Einheit. Eben deswegen findet die öffentliche Meinung bei ihrer erſten ſtillen, faſt unvernehmlichen Erſcheinung ſelten einen Widerſpruch. Sie ſcheint die gegebenen Formen des Staats eher zu beleben, als zu zerſtören. In dem Verfolge der Zeiten finden ſich die Gewaltigen, wie die Geringen eingeengt und das Gemeinſame ſcheint ein Mittel für alle zu ſeyn, ja die herrſchende Gewalt, nicht ahndend, welche unſichtbare Kräfte ſie pflegt, weiß die erſten Aeußerungen der öffentlichen Meinung wohl zu benutzen und ſcheint durch ein Bündniß mit ihr nur noch geſicherter. So wie aber die öffentliche Meinung ſich ſelbſt als eine ſolche erkennt, iſt dieſes Bündniß zerſtört, denn ſie fordert die gebietende Vergangenheit vor ihren Richterſtuhl, ſie iſt, und zwar nothwendig, die höchſte geſetzgebende Gewalt. Vox Populi, vox Dei. Ihr, die ihr die erſtarrten Formen der Vergangenheit erhalten möchtet, nachdem ſie, gerichtet durch die öffentliche Meinung, ſchon abgeſchafft ſind, ſo daß ſie hohl, bedeutungslos und geſpenſterhaft unter uns herumſchleichen, ihr müßt ſelbſt geſtehen, es ſey, was ſich laut und dringend ausſpricht, nicht durch ſichtbare Vereinigung entſtanden. Die Verbündeten, ſprecht ihr, erkennen ſich, auch ohne ſich zu kennen, ein Verſtändniß verbindet ſie, ohne alle Verabredung. — So ſprecht ihr, weil ihr gezwungen ſeyd, und müßt vor aller Welt das offene Zeugniß ablegen von der unſichtbaren Gewalt, die entſtanden, man weiß nicht wie ſich gebildet hat, man weiß nicht wann oder wo, überall iſt und nirgends. Und nachdem ſie alle Menſchen in Bewegung geſetzt, die Sprache geformt, allen Wünſchen und Hoffnungen eine beſtimmte Richtung gegeben, jeder That ihr Gepräge aufgedrückt hat, ſo daß ſelbſt derjenige, der euch dienen möchte, ſchielend hinblickt nach jener Geſtalt, die ſich immer rieſenhafter entwickelt, damit ihm ein Ausweg bleibe, wenn er vor ihrem Richterſtuhle erſcheinen muſt, was ihm ahndet, nachdem ſie ſo als das Geſetz ſelbſt erſcheint, verſucht ihr es, dieſes Unſichtbare mit ſichtbaren Händen zu greifen und geht mit Ketten und Banden gegen den anerkannten Geiſt. Ihr Thoren! Ihr ſeyd ja ſelbſt ſeit langem von dieſem Geiſte ergriffen, innerlich ihm überliefert. Nicht theilweiſe können wir das Geiſtige beſitzen, nehmen, was uns bequem iſt, abweiſen, was uns unbequem ſcheint. Wo der Geiſt waltet, da können wir ihn nur beſitzen, wo er uns beſitzt. Ganz ihm gehörig iſt er unſer Eigenthum; indem wir uns bemühen, ihn theilweiſe zu brauchen, wird die Herrſchaft, die wir ausüben möchten, in völlige Abhängigkeit verkehrt, und wo wir Herren ſeyn wollen, werden wir unwillige Knechte.

Es iſt möglich, daß die öffentliche Meinung irren kann, daher wird ſie auch Meinung genannt, nicht Wahrheit, ja, wenn ſie ſiegreich hervortritt, daß ſie That werden will, wird das urſprünglich Einige unvermeidlich Zwieſpalt und Unordnung erzeugen. Aber hütet euch: was dieſen Zwieſpalt, dieſe innere Zerrüttung hervorbringt, iſt, indem es die Gemüther verbindet, dennoch das Wahre, und indem ihr äußere Veranſtaltungen treffen, euch verabreden müßt, ſteht ihr denjenigen gegenüber, die ohne Verabredung, auf eine innere, unendliche Weiſe ſchon verbündet ſind, abſolut waffenlos. Prüft euch doch ſelbſt, bedenkt, wie ihr ſeit Jahren mit der Gewalt verbündet wart, die ihr jetzt bekämpfen möchtet, welchen Einfluß ſie auf eure Geſetzgebung, auf eure ganze Verwaltung ausgeübt hat. Wodurch entſtand dieſe Gewalt, was zwang euch, die keimende Gewalt zu pflegen und zu nähren? War es nicht die unſichtbare Macht, die euch gebot? Damals wart ihr getäuſcht, und nun, da dieſer Geiſt reif geworden iſt, und Alles in Bewegung ſetzt, wollt ihr den bändigen, der ſchon in ſeinen ſtillen Keimen euch zu unterjochen wußte. Die geſetzgebende Gewalt im Staate, eben weil ſie eine erzeugende iſt, iſt nothwendig unſichtbar. Als ihr ſie nicht erkanntet, hat ſie eure Geſetze geformt, und jetzt, da ſie als Geſetzgeberin, von dem allgemeinen Bewußtſeyn ſanctionirt hervortritt, wollt ihr ſie nicht anerkennen? Die geiſtige Macht wird nicht anerkannt, wie die irdiſche durch äußere, förmliche Verträge, eben weil ſie mit der unbezwingbaren Kraft des Urvertrages erſcheint

Theilweiſe anerkannt, hat ſie das Recht, ganz anerkannt zu werden, denn ſie iſt ganz in einem jeden Theile, und wo ſie einmal gehört wurde, gebührt ihr das abſolute Wort auf immer.

Sagt nicht, wo die öffentliche Meinung gebietend hervortrete, da erzeuge ſie Anarchie, dieſe Despotie, und die geſetzgebende Gewalt dem Volke geben, heißt ihre Quellen vergiften und das Geſchlecht verrathen. In unſern Tagen iſt das Bewußtſeyn aus allen Richtungen des Lebens, der Erziehung, der Bildung, ſeit Jahrhunderten entſtanden, die Anarchie aber bildete ſich eben, weil man die geſetzgebende Gewalt nicht anerkennen wollte. Wo iſt die Despotie, die ſich aus dieſer erzeugte, bleibend geweſen? Zeigt ſich in Nordamerika irgend eine Spur von Despotie? Hat die Cromwellſche Schreckenszeit den Engländern die Freiheit verleidet? und iſt nicht Frankreich zurückgekehrt zu den ſchönen Anſichten, die in den erſten Tagen der Revolution alle Gemüther verbanden, und iſt es nicht glücklich in dieſer Vereinigung? Sagt nicht, es paſſe die Freiheit nicht für dieſes oder jenes Land. Wie iſt denn der Wunſch, die Sehnſucht ſo mächtig geworden, daß man ſie gewaltſam zurückdrängen muß? Hat das allgemeine Bewußtſeyn, wo es erwacht, nicht einen allgemeinen Typus, der nicht von Völkern und ihrer Verſchiedenheit abhängt? iſt es nicht etwas ganz allgemein Menſchliches? Wenn erſt dieſes anerkannt iſt, dann wird das Eigenthümliche, aus der Selbſtbeſtimmung des Volks erzeugt, in ſichern feſten Umriſſen erſt wahrhaft gedeihen. Die äußere Gewalt auf das keimende Leben angewandt, um es zu formen, erzeugt ein krüppelhaftes Weſen. Kein Volk, das ſich ſelbſt ergriffen hat in geiſtiger That, iſt beſtimmt, ein fortdauernder Krüppel zu ſeyn.

So iſt alle geſetzgebende Gewalt dem Volke eigen. Dieſe Gewalt kann nicht übertragen werden, ſo wenig in der That, als ein Menſch, nachdem er einmal zu denken angefangen hat, einem andern das Denken für ſich übertragen kann. Was Geſetz bei einem freien, ſich ſelbſt bewußten Volke iſt, muß nothwendig Aeußerung der Selbſtbeſtimmung des Volks ſeyn. Wenn man behauptet, daß die geſetzgebende Gewalt ſich nie von der ausübenden trennen laſſe, dieſe oder jene höchſtens nur überwiegend ſich in irgend einer Richtung darſtelle, aber ſo, daß beide allenthalben vereinigt ſind, ſo iſt dieſes zwar, für die Erſcheinung, wahr und unläugbar; aber wie der beſonnene Menſch ſich ſelbſt nur bewußt iſt, in ſo fern er den Willen von der That ſondert, dieſe als entſprungen aus jenem anerkennt, ſo kann auch die Form des Bewußtſeyns im Volke nur durch die Trennung, als ſolche, hervortreten, und die Ausdrücke: das Volk iſt frei, das Volk iſt ſich ſelbſt bewußt, das Volk iſt ſelbſtſtändig, die geſetzgebende Gewalt gehört nur dem Volke, und kann nicht übertragen werden, ſind völlig identiſch. Dieſe geſetzgebende Gewalt iſt nun keinesweges das wilde Geſchrei der Menge, dieſes hat gar keine Gewalt, weil es, ſich ſelbſt zerſtörend, trennt, anſtatt zu vereinigen. Vielmehr je heller das Bewußtſeyn im Volke erwacht, deſto williger wird es ſeyn, in den Anſprüchen der Kundigen, die geſelligen Verhältniſſe ruhig Erforſchenden, die Darſteller des allgemeinen Willens zu erkennen. Die bloße, ruhige Betrachtung hat über den Menſchen eine große Gewalt. Sie erzeugt die klare Einſicht, die ſelbſt von dem Menſchen, deſſen Thaten der Einſicht nicht entſprechen, dennoch als das wahre Geſetz ſeines reinen Willens anerkannt wird, und deſſen Verletzung ein unbeſtechbarer Richter ſtrenge und unerbittlich rügt. Was dieſe Betrachtung für den einzelnen Menſchen, das ſind die gewählten Geſetzgeber für den

Staat. Die Gewalt wird ihnen keinesweges übertragen, ſie erhalten vielmehr den Auftrag, das nie zu Uebertragende darzuſtellen. Mehrere vereinigen ſich, damit was Leidenſchaft oder böſe Neigung bei Einem dunkel läßt, durch die Uebrigen in ſeiner Nichtigkeit erſcheine, und ihre Darſtellungen, die Erfolge ihrer Betrachtungen, entwickeln ſich unter den Augen des Volkes, damit es ſeinen reinen Willen in dieſen erkennen möge. Der einzelne Menſch, wie leidenſchaftlich er auch ſeyn mag, hat dennoch helle Augenblicke, in welchen der reine Wille in ihm thätig iſt, und ſeine Ausſprüche gelten ihm dann als Geſetz. Dieſe Augenblicke treten dann hervor, wenn der Menſch, abgeſondert von den einzelnen Begebenheiten und Verhältniſſen, die ihn beunruhigen und verwirren, eine ruhige Betrachtung über ſein ganzes Leben anſtellt. Hat nun ein allgemeines Bewußtſeyn ein Volk durchdrungen, ſo ſucht es den Kundigen in eine ſolche Lage zu verſetzen, die jede Leidenſchaft, jede böſe Neigung ſo viel möglich ausſchließt, damit die beſonnene und ſtille Betrachtung nicht geſtört werde, und was ſie beſchließt, das gilt als Geſetz. Aber dennoch bleibt es das heilige Vorrecht eines jeden Bürgers, ſolche Geſetze mit dem, was das klare Bewußtſeyn des Volks fordert, zu vergleichen, ſie einer fortdauernden Prüfung zu unterwerfen. Es iſt freilich gewiß, daß auf dieſe Weiſe alle Leidenſchaften, Selbſtſucht und jede böſe Neigung, die man von der Geſetzgebung zu entfernen ſucht, einen ſtörenden Einfluß erhalten. Aber es läßt ſich nicht ändern.

Dieſe Gefahr dadurch abzuwenden, daß man die unbefangene Prüfung unterſagte, hieße die geſetzgebende Gewalt in ihrer Quelle vernichten, und die Geſetzgeber erſchienen dann als ſolche, denen eine Gewalt übertragen worden, die ſich, ihrem Weſen nach, nie übertragen läßt.

Es bleibt daher nichts anders übrig, als harte Strafen für denjenigen, der die Ausdrücke des reinen Willens, indem er ſich an die Selbſtſucht der Menſchen wendet, zu verzerren wagt; und ein jeder, der beſtehende Geſetze, auf dieſe Weiſe entſtanden, angreift, muß ſich der Gefahr ausſetzen, daß er als Störer des innern Friedens betrachtet wird, ſo wie ihm der höchſte und ſchönſte Lohn werden kann, wenn man ſein Urtheil, als ein reines, aus der urſprünglichen Quelle aller geſetzgebenden Gewalt entſprungenes, anerkennt. Dennoch fordert das, was als Geſetz beſtimmt iſt, obgleich dieſer fortdauernden Prüfung unterworfen, ſo lange es beſteht, unbedingten Gehorſam.

Der Menſch iſt nie rein ſittlich, der verfinſterte Wille erfüllt nie, was der reine als unwandelbares Geſetz erkannt hat. Aus dieſem Widerſpruche erzeugt ſich eine ſelbſtſtändige Gewalt, die von dem in ſich zerſtörten Willen unabhängig, der beſtändige, unbeſtechbare Richter iſt, das Gewiſſen. Dieſe Gewalt, die ſich, ohne, ja gegen den Willen der Menſchen in ſeinem Innern bildet, muß in dem Staate ſich eben ſo ſelbſtſtändig geſtalten. Denn wäre die geſetzgebende Gewalt zugleich die richtende, ſo würde ſie, aus der Ruhe der Betrachtung in die Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe hineingezogen. Was, als bloße Möglichkeit betrachtet, die Klarheit des Bewußtſeyns nicht ſtört, vielmehr ſchärft, erregt als Wirklichkeit eine unſichere Gemüthsſtimmung, die nur durch die Unabänderlichkeit der Geſetze aus ſeinem Schwanken geriſſen werden kann. Das Unabänderliche hat eine große Gewalt, und daher werden die Staaten vorzüglich für die höchſte Beſtimmtheit der Geſetze Sorge tragen, die auch in ihrer Auslegung keine Willkür zuläßt. Die richtende Gewalt iſt nothwendig übertragen. Die Selbſtſtändigkeit des Volks iſt geſichert durch die geſetzgebende Gewalt, die ihm bleibt, aber ſie ſelbſt hat keinen Sinn, ohne die Selbſtſtändigkeit des Geſetzes, ohne ſeine Unabhängigkeit von jeder ſchwankenden Meinung. Daher die Nothwendigkeit der Trennung der richtenden und der geſetzgebenden Gewalt.

Was den Zwieſpalt in dem ſittlichen Menſchen fortdauernd unterhält, iſt der Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinem reinen Willen und der That. Wer ſich rückſichtslos einer eigenen ruhigen Prüfung unterwirft, der fühlt wohl, daß dieſer Zwieſpalt eben dadurch entſteht, daß das anerkannte Geſetz nicht in ſeiner völlig reinen Selbſtſtändigkeit der That gegenüberſteht, daß die Leidenſchaft die Grenzen zwiſchen beiden vernichtend, die geſetzgebende Gewalt mit den ſchwankenden Neigungen verwechſelnd, die That verunreinigt. Daß der ſittliche Menſch Erzeuger und Vollſtrecker der Geſetze zugleich iſt, unterhält den Zwieſpalt ſeines innern Weſens, und dieſer Streit kann nie aufhören, weil mit ihm die Sittlichkeit ihre Bedeutung verlieren würde. Aber dennoch können wir ſehr wohl Fälle denken, in welchen der Menſch der ihm urſprünglich zukommenden Gewalt entſagte, und einem Andern überließe, ohne daß ſeine ſittliche Würde dadurch vernichtet würde, ja eben um ſie zu erhalten. Man denke ſich alſo einen Menſchen, im Beſitze eines großen Vermögens, der aber, von unwiderſtehlichen Neigungen ergriffen, fortdauernd in Gefahr iſt, das Vermögen zu zerſplittern, und trotz aller gefaßten Entſchlüſſe, ſich immer von neuem in zerſtörende Unordnung verwickelt fühlt. In Stunden der ruhigen Betrachtung iſt ihm der Urſprung dieſer Verwirrung völlig klar, er entwirft eine geſetzmäßige Ordnung ſeines Lebens, muß aber zugleich geſtehen, daß er die Kraft nicht in ſich fühlt, ihr unverändert

Folge zu leiſten. Er überträgt deswegen einem treuen Freunde die Verwaltung, er gibt ihm die Macht alles zu verſagen, was der einmal anerkannten nothwendigen Ordnung widerſpricht, er ſetzt ſich ſelbſt in die Lage, ſeinen Neigungen nicht folgen zu können, aber er hört deswegen nicht auf, Geſetzgeber und Herr ſeines Vermögens zu ſeyn, er hat ſeinem Freunde keineswegs die Macht gegeben, nach Willkür über dieſes zu verfügen, dieſer iſt vielmehr der Vollſtrecker der von dem Eigenthümer ſelbſt entworfenen Geſetze. Was ſo bei einzelnen Menſchen wenigſtens denkbar iſt, fordert die Einrichtung des Staats nothwendig, damit die gemeinſame That, von dem Eigenwillen getrennt, Ausdruck des reinen Geſetzes werde. Man könnte behaupten, daß die richtende Gewalt und die ausübende nothwendig mit einander verbunden ſeyn müßte. Aber ſo iſt es nicht. Die ausübende Gewalt fordert unbedingten Gehorſam, keiner darf ſich ihren Geboten entziehen, die Richter aber ſind Menſchen, dem Irrthum nicht allein, ſondern auch den böſen Neigungen allerlei Art unterworfen. Könnte der Richter, indem er das Geſetz deutet, zugleich dieſe Deutung mit aller der Ausübung nothwendig zukommenden Gewalt vollſtrecken, dann würde ſelbſt die willkürlichſte Deutung geſetzliche Kraft erhalten, und die Selbſtſtändigkeit des Geſetzes, mit dieſer die Selbſtſtändigkeit des Volks wäre verſchwunden. Iſt hingegen die richtende Gewalt von der ausübenden getrennt, ſo iſt ſie die beſtändige Hüterin des Geſetzes, das reine, von der ſchwankenden Meinung, wie von der That, getrennte Gewiſſen des Staats; ja eben dieſe Trennung hebt ſich, als eine ſolche in der Einheit der Organiſation des Staats auf. Jeder gehorcht ſich ſelbſt, indem er ſich der ausübenden Gewalt unbedingt unterwirft, und was in ihm ſich gegen dieſen ſtrengen Gehorſam ſträubt, das erkennt er ſelbſt, als ein Nichtiges, ja als ein zu Vernichtendes auf jede Weiſe.

Die ausübende Gewalt iſt alſo eine übertragene, wie die richtende, beide getrennt, eigenthümlich feſtgehalten in den eigenen Schranken. Nichts darf jene vollſtrecken, was nicht dieſe beſchloſſen hat, beide aber ſind gebunden durch das Geſetz, den reinen Ausdruck des allgemeinen Bewußtſeyns. Ueberſchreitet irgend eine der drei Gewalten ihre Schranken, vergißt die geſetzgebende, daß ſie nur im Auftrage Geſetze entwirft, verunſtaltet Willkür die Deutungen der richtenden, mißbraucht die ausübende die ihr anvertraute Macht, dann zieht ſich der Staat in ſeinen Urſprung, in das freie Bewußtſeyn zurück, um aus dieſer Quelle aller Gewalten ſich zu regeneriren, und deswegen muß ein Jeder, der Gewalt hat im Staate, ſich als gewählt, das heißt, als durch den Willen des Volks geworden, was er iſt, nothwendig betrachten; ſelbſt wenn vielfache Erfahrung die Erblichkeit des Regenten als nützlich anerkennt, iſt der erbliche Regent dennoch, dem Weſen nach, ein gewählter. Das Recht den Regenten zu wählen, kann das Volk nicht aufgeben, weil ſeine Gewalt dadurch aufhörte, eine übertragene zu ſeyn, weil die ausübende Gewalt nicht mehr ihren Urſprung aus dem freien Bewußtſeyn des Volks erkennen, weil ſie, aus einer andern Quelle entſprungen, durch fremde Geſetze geleitet, die Freiheit vernichten würde, ohne welche der Staat keine Bedeutung hat.

Dieſe Anſicht des Staats iſt keine erträumte, ſie iſt da, ja deutlicher oder undeutlicher keimt ſie in einer jeden Seele, hat ſich aus allen Verhältniſſen des Lebens erzeugt, ſie iſt der Kern und das Weſen aller Wiſſenſchaft geworden; ja die Religion unſerer Tage iſt ihre eigentlichſte, heiligſte Quelle. Der ſtumpfſinnige Glaube an eine Tradition, an ein Prieſterthum, welches die Geheimniſſe der Religion in alleinigem Beſitze hatte, und durch dieſen Beſitz eine Gewalt über die Geſinnung der Menſchen, die alle Freiheit vernichtet, iſt auf immer verſchwunden. Das Herz der Menſchen hat ſich erweitert, ſo wie ſein Verſtand heller wurde, und er erkennt den Sitz des Heiligſten in ſeiner eigenen Bruſt. So wahrhaft frei geworden, kann er, ein freier Bürger des Himmels, nicht länger ein Knecht der Erde ſeyn. Das Bewußtſeyn iſt geheiligt durch ein heiliges Erkennen, welches alle Spuren des finſtern Aberglaubens verſcheucht hat, ja es gebietet auch hier in dem innerſten Kern des menſchlichen Weſens, und erkennt in dem göttlichen Geſetze das eigene des gereinigten Willens. Das iſt der wahre Sinn des ächten Proteſtantismus, der von Rechtswegen ſo heißt, weil er fortdauernd jede Knechtſchaft des Geiſtes abweiſt, die nicht blos in der Form der verſchwundenen Hierarchie, die in einem jeden fremden hemmenden Zwange hervortritt. So iſt der Kampf für Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Volks ein heiliger geworden, und unſere Prediger fordern von den Kanzeln die bürgerliche Freiheit, damit die höhere gedeihe. Sie ſelbſt aber wollen nicht ein neues Prieſterthum bilden in äußerer Abhängigkeit, einen jeden weiſen ſie an ſich ſelbſt, daß er ſein Heil bearbeite und die Geheimniſſe des ewigen Friedens erkenne.

Hat früher ein oberflächlicher Verſtand ſich vergebens beſtrebt, die Feſſeln des blinden Glaubens zu zerbrechen, ſo war dennoch das Streben von Bedeutung, es war die Vorübung des dämmernden Bewußtſeyns und ein höheres Erkennen hat nicht blos dieſes Streben beſtätigt, ſondern auch einen neuen lebendigen Glauben, entſprungen aus der

Mitte der gereinigten Vernunft erzeugt, der immer heller leuchtet und allen Zweifel überwunden hat, damit der Menſch, von fremden Geſetzen entbunden, nur den eigenen des reinen Willens, die zugleich die göttlichen ſind, huldigen ſoll und ſo ſich auch hier bilden zu dem, wozu er berufen iſt, zur freien Herrſchaft über alle irdiſche Verhältniſſe, ſo äußerlich wie innerlich, und zum Prieſter Gottes.

Dritte Caricatur.

Die Adminiſtration

oder

einſeitiges Regiment der Beamten und der ſtehenden Heere.

Du haſt nicht, wie gewöhnlich, deine Behauptung an die bloße äußere Erfahrung angeknüpft, nicht einen Urvertrag angenommen, der auf eine unbegreifliche Weiſe, in irgend einer Zeit der Vergangenheit, der Form nach, als ein ſolcher, Statt gefunden hat, ohne daß die Geſchichte ſie nachzuweiſen vermag. Und zwar mit Recht. Denn Privatverträge laſſen ſich nicht bloß geſchichtlich, als wirklich vorhanden nachweiſen, ſondern mit ihrer Möglichkeit. Und dieſes iſt nothwendig. Denn dadurch unterſcheidet ſich ein Vertrag von einer jeden andern bloßen Thatſache, die uns äußerlich kund wird, daß er nicht blos als eine Erſcheinung, ſondern auch als eine ſolche, deren Urſprung aus dem Bewußtſeyn, alſo deren Möglichkeit zugleich gegeben iſt. Der Urvertrag muß daher ſeiner Möglichkeit nach begriffen werden, ſo wie ſeine Wirklichkeit ausgeſprochen iſt: er iſt nicht blos eine Thatſache, ſondern auch eine reine That, und zwar die Urthat eines intelligenten Weſens. Das allgemeine Bewußtſeyn des Volks iſt abgeleitet von dem Bewußtſeyn eines jeden Menſchen, oder ſtrenger geſprochen, es wird von dieſem gefordert, weil ohne das allgemeine Bewußtſeyn dieſes ſich nicht in der Unbedingtheit und geiſtigen Freiheit zu erkennen vermag, die nothwendig zu ſeiner Form gehört. Eben deswegen kann von der Möglichkeit eines allgemeinen Bewußtſeyns, als eines das Leben beſtimmenden und Staaten erzeugenden Princips, nur die Rede ſeyn, nachdem wir die Natur des Selbſtbewußtſeyns des Menſchen, in ſo fern dieſes als eine That hervortritt, unterſucht haben. Daß nun dieſes, und zwar in der Form einer urſprünglichen Reinheit hervorzutreten vermag, iſt keinem Zweifel unterworfen und wir ſind genöthigt, jenen berühmten Act des Selbſtbewußtſeyns, der die innere Mitte einer Philoſophie unſerer Tage bildete, genauer zu erforſchen, ja ſelbſt vorzunehmen, damit wir ſeine Armuth oder ſeinen Reichthum, ſeine Ohnmacht oder ſeine erzeugende Kraft erkennen mögen.

Der Menſch findet ſich als einen beſtimmten, aber ſchon dieſes, daß er ſich als einen ſolchen findet, daß er ſich losreißen kann von der Reihe der Beſtimmungen, um ſelbſt Gegenſtand der eigenen Betrachtung zu werden, daß er alle Erſcheinung auf dieſe Form beziehen kann, ja, daß ſie nur Realität für ihn erhält, in ſo fern dieſe Beziehung Statt findet, beweiſt, daß in ihm ein Princip herrſcht, welches höher liegt, als jedwede blos gegebene Beſtimmung ſeines erſcheinenden Daſeyns. Dieſes Losreißen läßt ſich aus keiner vorhergehenden gegebenen Beſtimmung erklären, es iſt eine eigene That. Dieſe That ſetzt ſich aber ſelbſt voraus. Damit ich Gegenſtand der Selbſtbetrachtung werde, muß ich ſchon Gegenſtand meiner

Selbſtbetrachtung geweſen ſeyn, denn das Selbſtſtändige kann nicht aus irgend etwas Anderem entſprungen ſeyn. Dieſes War ſoll aber ein Werden, die Urthat als eine Selbſtthat erkannt werden. Dieſes iſt das Myſterium des Selbſtſehens, und der abſolute Anfang des Acts des Selbſtbewußtſeyns. Fände nun das Ich, indem es auf dieſe Weiſe ſich betrachtend ergreift, ſein wahres Selbſt, ſich in der ganzen Fülle ſeines Daſeyns, dann würde es auch unmittelbar alle ſcheinbar fremde Beſtimmungen, als die eigene der Selbſtthat, und ſich ſelbſt, ja die ganze Welt, als das eigene Erzeugniß erkennen, aber damit würde das Bewußtſeyn auch in ſich ſelbſt vergehen, der erſte Act wäre zugleich der letzte. Der Unterſchied zwiſchen der That, als einem Seyenden, und dem Gedanken, als einem für das Ich Werdenden, verſchwände, und das Ich begriffe nicht, weil es nur ein ſchon Seyendes begreifen kann, und wäre nicht, weil es nur iſt, in ſo fern es begreift. Aber ſo iſt es nicht. Alle jene Beſtimmtheiten bleiben in ihrer unabänderlichen Härte, und der Menſch wird eben dann, wenn er dieſen Act des Selbſtbewußtſeyns vornimmt, am deutlichſten inne, daß dieſer nur die Form des Daſeyns in ihrer größten Trennung von dem Weſen enthält. Wenn der Philoſoph, um jene Form in ihrer größten Reinheit und nothwendigen Unbedingtheit feſtzuhalten, alle Beſtimmungen in bloße Empfindungen und Affectionen des Ichs verwandelt, ſo iſt dadurch, wie ein ſcharfſinniger Denker bemerkt, nichts gewonnen, denn mögen ſie urſprünglich von einer fremden Gewalt äußerlich gegeben, oder aus dem Ich ſelbſt auf eine durch das Bewußtſeyn unerklärbare Weiſe erzeugt ſeyn, ſo bleiben ſie dennoch das Unüberwindliche, und, wenn ſie nicht vernichtet werden, das Bewußtſeyn urſprünglich Bedingende, und dieſen Widerſpruch zwiſchen einer urſprünglichen Bedingung und der nothwendigen Unbedingtheit, der in dem Acte des Selbſtbewußtſeyns nicht blos als Form, ſondern zugleich als Weſen, nicht blos als Gedanke, ſondern auch als That hervortritt, läßt ſich nicht abweiſen, kehrt vielmehr in der größten Härte und Unüberwindlichkeit wieder zurück. Nun bleiben dem Ich, nachdem es den Act der reinen Befreiung vorgenommen hat, nur zwei Wege offen.

Entweder es vernichtet die Welt vorhergehender Beſtimmungen ganz und gar, es fühlt ſich weder von äußerlich gegebenen Beſtimmtheiten, noch von innerlichen Affectionen gedrängt, der Widerſpruch wird nicht gelöſt, ſondern durch einen reinen Act abſolut abgewieſen. Natur und Geſchichte, Gefühle der Theilnahme, Liebe und Freundſchaft, kurz alles, was irgend etwas anders, als die reine Selbſtthat wäre, kann für ihn nicht da ſeyn. Auch kann er nicht wiſſen, daß ihm alles dieſes, was in dem dämmernden Zuſtande, in welchem das Bewußtſeyn und die bewußtloſen Beſtimmtheiten ununterſcheidbar lagen, etwas Heiliges und Theures waren, durch dieſe Entſagung wieder werden ſoll, und daß er, wenn er nur mit kühnem Entſchluſſe den Vernichtungsprozeß vornimmt, alles wieder in ſeiner vormaligen Würde nicht allein, ſondern auch für immer, als ein Selbſterzeugtes erwerben werde; denn wüßte er dieſes, ſo wäre es für ihn ſchon da, und jener erſt erwähnter Fall, wo das Selbſtbewußtſeyn ſich in ſeiner erſten That als ſolches zerſtörte, trete nothwendig hervor. Auch hoffen kann er nicht, denn die Hoffnung iſt eine Beſtimmtheit des Gefühls vor allem Erkennen, und er muß ſie, wie jede andere, entſchieden abweiſen. Nur allein, von allem getrennt, lediglich an ſich ſelbſt gewieſen, iſt das Ich, in ſeinem Sinne, abſolut frei. Aber ferner. Damit das Selbſtbewußtſeyn ſey, kann es nicht ein bloßes Setzen der Selbſtthat ſeyn. Wie es urſprünglich ſich erkannte in einem Seyn, welches es als Selbſtthat begriff, muß es wieder ein Seyn fordern, welches freilich als ein Fremdes, als dasjenige, was nicht das Ich iſt, begriffen werden muß, damit das Ich wieder, als für und durch ſich ſelbſt daſeyend ſich begreife. Dieſes Geforderte wird dem Ich gleichgeſetzt, aber nur damit es ſich wieder von ihm ſondernd, es als die eigene That faſſen möge. Bereichert mit dieſem, durch den Act des Selbſtbewußtſeyns Begründeten hat es ſich dennoch nicht in ſeinem ganzen Umfange ergriffen, vielmehr muß es ein neues Nicht-Ich fordern, dieſes abermals trennen, um nochmals ein neues zu fordern, gleichzuſetzen und wieder zu trennen und ſo fort in das Unendliche. So iſt das Leben des Ichs gar kein Leben, was es erwirbt, iſt ein ewig Ungenügendes, und die fortſchreitende Unendlichkeit iſt eine Form, an welcher es unabänderlich haftet, wie an einem nie zu entrinnenden Fluche. Auch kann das Ich niemals hoffen, der Löſung ſeines Räthſels näher zu treten. Denn woran vermag es dieſes zu erkennen? Ein jeder Fortſchritt ſchleudert es nothwendig zu dem abſoluten Anfangspunkte zurück, und eine jede erworbene Fülle iſt nur eine ſolche, in ſo fern ſie ſich wieder, als eine unendliche Leere, in welcher dieſe unbedingte Freiheit allein gedeihen kann, und immer von neuem, ſetzt. Da ein ſolcher, in die Urſprünglichkeit ſeiner Selbſtthat zurückgezogener, wenn es wirklich jemals einen ſolchen gegeben hat, lediglich ſein eigenes Spiel treibt, und diejenigen, die ſich mit ihm vereinigen möchten, ſich einem vollkommnen intellectuellen Anachoretismus weihen, ſo kann von ihm hier natürlicher Weiſe nicht weiter die Rede ſeyn.

Oder — der Menſch ſetzt ſein Selbſtbewußtſeyn nicht als ein blos perſönliches, vielmehr als ein allgemeines. Die Natur und die Geſchichte ſind in ihm, durch ihn zum Bewußtſeyn gekommen. Die Beſtimmtheiten, die ſcheinbaren äußern Verhältniſſe des ganzen Lebens ſind durch ihn wahrhaft innere geworden, durch ihn erwachen Völker zur Selbſtthat, und es iſt ihm vergönnt, was bis jetzt die Menſchheit hemmte und beſchränkte, zu erkennen, und als ein Hemmendes offenkundig darzuthun.

Dieſes ſogleich als ein allgemeines ſich ankündigende Bewußtſeyn, darf es die bewußtloſen Beſtimmtheiten der Natur und Geſchichte, als mit dem Bewußtſeyn durch das Erkennen urſprünglich ſchon vereinigt, anerkennen? Keinesweges, vielmehr, was da iſt, erwartet erſt von dem Selbſtbewußtſeyn ſeine Beſtätigung; aber vergebens, denn die völlige Beſtätigung wäre auch hier eine Vernichtung des Bewußtſeyns. Wie das geſondert Ich, müſſen auch Natur und Geſchichte bis zu dem reinen Anfangspunkte der Selbſtthat zurückſchreiten, und die Form in dieſer Erweiterung iſt von der oben dargeſtellten nur ſcheinbar verſchieden. Ein ſolcher Philoſoph muß ſich die Natur ſo denken, daß ſie ihm weder Etwas iſt, noch Nichts. Etwas (ein Reales wirklich Seyendes) kann ſie ihm nicht ſeyn, weil alle Realität erſt aus dem Bewußtſeyn entſpringt, und Nichts kann ſie auch nicht ſeyn, ſie iſt vielmehr das von dem Ich geforderte Fremde, welches jetzt durch die Selbſtthat des Bewußtſeyns, für das Ich und durch das Ich, alſo überhaupt, wird. Sie iſt das Caput mortuum des Bewußtſeyns, durch welches dieſes ſeinen eigenen Boden ſchafft, um ihn wieder als Selbſtthat in ſich aufzunehmen, und wieder ausſcheidend für eine abermalige Aufnahme ſich entgegenzuſtellen. Etwas iſt in ihr, welches eins iſt mit dem Bewußtſeyn, ihre Fähigkeit nehmlich, ſich als Selbſtthat erkennen zu laſſen, und dennoch kann, ja darf ſie dieſes nicht ſeyn, weil ſie ſonſt nicht Natur, nicht Nichts, ſondern Ich, nicht das dem Ich Entgegengeſetzte ſeyn könnte.

Die Natur alſo iſt ein abſolut Untergeordnetes. Aber nicht blos die äußere erſcheinende Natur, auch die innere des Menſchen; nicht blos in den Menſchen dasjenige, was Schwäche, Irrthum, böſe Neigung erzeugt, ſondern auch dasjenige, was man ſonſt im edlern Sinne wohl die Natur des Menſchen zu nennen pflegt, ſeine angeborenen Fähigkeiten, das Beſondere, Scheidende, Eigenthümliche. Auch dieſes muß von dem Standpunkte des Selbſtbewußtſeyns aus als ein lediglich durch dieſes für das Ich Beſtimmte und Bedingte hervortreten, wenn der Menſch frei ſeyn ſoll. In einem freien Staate in deinem Sinne iſt die geſetzgebende Gewalt beim Volke, in ſo fern dieſes ſich ſelbſt bewußt iſt, und dieſe Gewalt erzeugt aus ſich die richtende und ausübende. Aber damit eine ſolche Erzeugung möglich, ja nur denkbar ſey, muß derſelbe Prozeß bei einem jeden Menſchen vorgenommen werden. So lange bei den Bürgern die ausübende Gewalt in den Händen der Natur iſt, ſo daß ſie nur über die gegebene Beſtimmtheit reflectiren, dieſe ſelbſt aber nicht, als aus dem Bewußtſeyn entſpringend, erkennen, kann das gemeinſame Product der Vereinigung nicht frei ſeyn. So lange ein bewußtloſes, von dem Bewußtſeyn nicht zu überwindendes Element bei den Bürgern herrſcht, ragt ſeine Gewalt, die Gewalt der nicht zu überwältigenden Natur auch in die Geſchichte hinein; und ſträubt ſich eine Vereinigung von Menſchen gegen eine Abhängigkeit, der ein Jeder einzeln dennoch unterliegt, ſo kann aus dieſem Widerſtreben nur eine nie zu löſende Verwirrung entſtehen. Daß aber die Lehre von der Trennung der Gewalten wirklich aus einem Standpunkte entſteht, demjenigen ähnlich, auf welchen der Menſch ſich verſetzt, wenn er die Freiheit in dem höchſten ſtelle des Selbſtbewußtſeyns ſucht, iſt in und für ſich klar. Die geſetzgebende Gewalt iſt die urſprünglichſte des Bewußtſeyns, der abſolute, nicht bloß zeitliche, ſondern geiſtige Anfang, die anfangsloſe Geburt des Volks, wie du richtig dargeſtellt haſt, indem du ſie, als das erzeugende Princip auch für die Vergangenheit annahmſt (das reine Setzen, die Theſis), die ausübende Gewalt iſt das Nicht-Ich, durch das Ich für daſſelbe, aber ſo, daß es dennoch, als ein Getrenntes, Fremdes, Unterwerfung fordert, wie es von dir ebenfalls in dieſem Sinne richtig angenommen wurde (das Entgegenſetzen, die Antitheſis), endlich, iſt die richtende Gewalt die vermittelnde zwiſchen beiden, die Copula, das Urtheil ſchlechthin (das Gleichſetzen, die Syntheſis).

Damit aber der Volkswille in dieſem Sinne frei ſey, muß er wirklich dieſen Anfangspunkt des Selbſtbewußtſeyns gefunden haben, denn außer ihm zeigt ſich offenbar keine geſetzgebende und aus ſich heraus irgend eine Gewalt erzeugende Kraft. So iſt in der Natur die ausübende Gewalt die erſte. Damit ſie aus der Intelligenz erzeugt werde, müſſen wir uns in jenen anfangsloſen Punkt ihrer innerſten erzeugenden Thätigkeit verſetzen können, aus welchem ſie entſprang. Ein intelligentes Princip in der Natur muß ſelbſt von dem Standpunkte eines abſoluten Selbſtbewußtſeyns aus angenommen werden, und der Punkt, wo die Natur das letzte, verborgene Siegel löſ't und ſelbſt als ein Product des Selbſtbewußtſeyns, wenn auch durch dieſes bis dahin auf mancherlei Weiſe modificirt und für das Ich geordnet erſcheint, iſt das letzte Endziel, nach welchem das Selbſtbewußtſeyn, als dem Schlußpunkte, ſtrebt, in welchem es befriedigt ſeine Form als ſolche vernichtet, und der eben daher, damit es beſtehe, in das Unendliche hinausgeſchoben werden muß. Bis zu dieſem Punkte gibt es daher keine Annäherung, er iſt zu jeder Zeit gleich unendlich ferne, er iſt der Anfangspunkt und Endpunkt zugleich. Außer dieſem Punkte können wir über die Natur nur reflectiren, ihre Uebereinſtimmung mit der Intelligenz nie von dem Standpunkte des Bewußtſeyns entſchieden ausſprechen, am allerwenigſten vermögen wir in ſie erzeugend einzugreifen, alles, was uns entgegenkommt, iſt Verhältniß, Relation, die auf eine andere ſtets beweglich, entſtehend und vergehend nach verborgenen Geſetzen, ohne ruhenden Mittelpunkt, hinweiſ't. Wo wir irgend ein Geſetz entdecken, können wir es nur reflectirend begleiten. Nichts einer Selbſtbeſtimmung ähnliches läßt ſich dabei wahrnehmen, und unſere Theorien und Hypotheſen haben wahrlich keine erzeugende Kraft.

Nun verhält es ſich freilich mit der Geſchichte anders. In dieſe drängt ſich das Bewußtſeyn der Menſchen ſelbſt hinein und läßt ſich nicht abweiſen. Damit es aber, als wahrhaft geſetzgebend und Form erzeugend hervortrete, damit man in ihm die wirkliche ſchöpferiſche Kraft der Geſchichte erkenne, muß es auch in ſeiner völlig reinen Geſtalt hervortreten, ohne welche es, als ſolches, da ſein Weſen unbedingte Freiheit nach eigenen Geſetzen geordnet iſt und nichts anderes ſeyn darf, gar nicht erkannt werden darf. Alles was außer dieſem Mittelpunkte beſtimmend eingreift in die geſelligen Verhältniſſe, kann zwar Veränderungen hervorrufen, aber niemals eine lebendige geſchichtliche Form erzeugen. Der Menſch kann auch, wenn gleich innerhalb enger Grenzen, in die Natur zerſtörend eingreifen, und ſo, beſonders die eigene, durch unreife Reflexion vernichten. Aber dieſes unſelige Vorrecht iſt der erzeugenden Kraft gerade entgegengeſetzt, und daß es in der Geſchichte ſein wildes Spiel treibt, beweiſ't für ein ordnendes und lebendig geſtaltendes Princip aus derſelben

Quelle durchaus nichts. Daher das Schwankende, ja Unheimliche und in jeder Rückſicht Geringe des ſogenannten Volkswillens. Von der öffentlichen Meinung ſpricht ein Jeder, wenn man aber fragt, was denn dieſe Meinung eigentlich meint? dann erfolgt die verworrenſte Antwort, die aus einer jeden Ecke anders lautet. Man hat Recht, wenn man es Meinung nennt, wodurch das Unſtete, Wandelbare, allen Grund Ermangelnde klar und paſſend genug ausgedrückt wird. Doch, wenn wir nun auch jenes wüſte Meinen und Dafürhalten nicht für die eigentliche öffentliche Meinung wollen gelten laſſen, wenn wir annehmen, daß der erwachte Sinn des Volks nach einer höhern bewußten Vereinigung ſtrebt, und ſie in den Bemühungen ſolcher erkennt, die ſich beſonnen und ruhig mit der Betrachtung der geſelligen Verhältniſſe beſchäftigen und von ihrem Standpunkte aus die Pflichten der Bürger, aber auch ihre Rechte zu beſtimmen ſuchen, iſt denn bei dieſen der abſolute Act des Selbſtbewußtſeyns ſo hervorgetreten, daß er erzeugend bilden kann, auf eine lebendige Weiſe? Wenn wir den Einfluß der Schriftſteller nun ſeit mehr als einem Jahrhundert auf die Denkweiſe der Völker, auf ihre immer geſteigertern Anſprüche betrachten, können wir kaum zweifeln, daß ſie die wahren, innern Repräſentanten des Volkswillens genannt werden müſſen, daß ſie die eigentlichen Elemente der geſetzgebenden Gewalt enthalten, ohne welche dieſe niemals ſich als eine ſolche hätte geſtalten können. Nun vergleiche man aber, wenn man die unſägliche Geduld haben ſollte, dieſe Schriftſteller, ſelbſt die einflußreichſten, mit einander. Welch ein Chaos ſich widerſprechender Vorſtellungen, eher fähig, das klarſte Bewußtſeyn zu verwirren, als irgend einem halberwachten zur klaren Einſicht zu verhelfen. Ein Jeder geht von irgend einem willkürlich gewählten Punkte aus, ſucht irgend einer Sache, die nur als Relation eine Bedeutung hat, eine abſolute zu geben, und baut auf den unſichern Grund ein wankendes Syſtem. Aber alle Relationen führen nur zu andern, ins Unendliche, wie du richtig bemerkt haſt. Man behandelt die Geſchichte, wie die Natur, eine Maſſe von Erſcheinungen des geſelligen Lebens ſucht man unter einen Geſichtspunkt zu vereinigen, der ſelbſt nur ein Abſtractum mehrerer Fälle iſt. Ein ſolches Abſtractum, aus den Erſcheinungen abgezogen, nennt man Theorie, und dieſe ſoll nun dienen, wiederum die Erſcheinungen zu erklären. So entſtanden die abſtracten Vorſtellungen von unveräußerlichen Menſchenrechten, von Freiheit und Gleichheit, die nur abweiſen, was, wie man glaube, die Vereinigung der Menſchen abwehrt, die negativer Art ſind, aber ohne allen poſitiven, Leben erzeugenden Kern. Man nenne uns doch die Schrift, die als Grundlage eines nationalen Bewußtſeyns bei irgend einem Volke dienen könnte, und zwar ſo, daß aus den in ihr enthaltenen Principien die Geſetzgebung als aus dem allgemeinen Bewußtſeyn entſprungen ſich geſtalten könne. Man ſage nicht die öffentliche Stimme rede vernehmlich genug, denn iſt das, was durch ſie laut wird, wirklich eine ſich ſelbſt bewußte Vereinigung, ſo muß das Bewußtſeyn als ſolches, d. h. in einer geordneten Darſtellung, erſcheinen, muß ihre eigene Conſequenz und innere Sicherheit offenbaren.

Doch geſetzt auch ein ſolcher mächtiger Geiſt wäre ſchon da, oder zu erwarten, der das innerſte Weſen des Geſchlechts in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung zu enthüllen vermöchte, und von dieſer wahren Mitte heraus das allgemeine Bewußtſeyn zu beleben im Stande wäre, dann würde

Erſtens dieſes Selbſtbewußtſeyn, wenn es als ein wahrer freier Act der Selbſtbeſtimmung erſchiene, in einem ganz andern Sinne ein allgemeines ſeyn, als du annimmſt. Es wäre nehmlich ein Bewußtſeyn des Geſchlechts im Ganzen, keinesweges ein Bewußtſeyn irgend eines Volks. Für den abſoluten Anfang gilt gar keine Vergangenheit. Ein Volk aber iſt dieſes beſondere, in und mit ſeiner Vergangenheit, aus dieſer hat ſich ſeine Eigenthümlichkeit des ganzen Daſeyns in allen ſeinen Verhältniſſen erzeugt, die für das freie Bewußtſeyn, welches aus ſich, durch ſeine Geſetze, eine ausübende Gewalt erzeugen ſoll, ein völlig Nichtiges iſt und ſeyn muß. Es kann kein deutſches, franzöſiſches, engliſches Selbſtbewußtſeyn geben. Denn das Volk kann nur frei ſeyn, in ſo fern das Geſchlecht frei iſt, und die Freiheit des Selbſtbewußtſeyns iſt die eine und nehmliche in allen. In dieſer Allgemeinheit kann alſo von dem Bewußtſeyn irgend eines Volks gar nicht die Rede ſeyn, und was dieſes Selbſtbewußtſeyn, will iſt keinesweges ein Volkswille.

Zweitens iſt dieſer Act des Selbſtbewußtſeyns, wie in einer Rückſicht ſeinem Inhalt nach, der allgemeinſte, der weit über die Eigenthümlichkeit eines Volks hinausreicht, dieſe vielmehr als Selbſtbeſtimmung erſt erzeugen ſoll, ſo zugleich ſeiner Erſcheinung nach nothwendig der allerperſönlichſte. Er kann nicht in allen erſcheinen, weil ſonſt jenes Endziel alles Bewußtſeyns, und mit dieſem der Untergang ſeiner Form unmittelbar da wären, er kann aber auch nicht in wenigen, ja nicht in zweien hervortreten, weil er ganz in der Conſequenz und innern Sicherheit ſeiner Folgerungen hervortreten muß. Nun könnte man zwar ſagen, daß eine allgemeine Form des Selbſtbewußtſeyns, wie die der Mathematik, ſehr wohl denkbar wäre. Aber mit dieſer verhält es ſich anders, ſie iſt reine Form, und die Form iſt eine gegebene, die gefunden wird, eben daher iſt die Mathematik von allem Leben entfernt, ja ſchließt es aus, ſo daß, wo ſie anfängt, alles Leben, alle wahre Eigenthümlichkeit verſchwindet. Sie weiß von der Freiheit nichts, die ihr ganz fremde iſt, in ihr drückt ſich vielmehr die Macht der äußern Verhältniſſe, der äußern wechſelſeitigen Abhängigkeit, ganz rein aus, und deswegen iſt ſie, wie in ſich nothwendig, ſo auch nothwendig dieſelbe für alle. Sie iſt daher dem Act des Selbſtbewußtſeyns völlig entgegengeſetzt. Wie ſie ihre Allgemeinheit erſt erhält, wenn die Perſönlichkeit ganz verſchwunden iſt, ſo erzeugt ſich in dieſem erſt die Allgemeinheit aus der Perſönlichkeit. Denn dieſer Act ſoll ein Leben hervorrufen, und wäre dieſes Leben da, dann verſchwände er, als ſolcher. Aber er kann nur da Statt finden, wo das Bewußtſeyn überhaupt herrſcht, er tritt ſelbſtſtändig hervor aus der allgemeinen Welt des Bewußtſeyns, welches, ſeinen Mittelpunkt noch nicht findend, kein wahres freies Selbſtbewußtſeyn geworden iſt, d. h. aus der Mitte des innern ſich bewußten Lebens überhaupt, und nimmt dieſes ganz in Anſpruch. Geſetzt nur zwei ſtimmten unter ſich völlig überein, ſo daß der Anfangspunkt der nehmliche, die Folgerungen, die Ausdrücke dieſelben wären, dann wären dieſe beiden geiſtig auch ganz dieſelben, völlig ununterſcheidbar, weil der Act ſeine Gewalt über das ganze Daſeyn ausbreitet, ja dieſes aus ſich erzeugen will. Wichen ſie aber in irgend Etwas von einander ab, ſo könnte dieſe Abweichung nicht in dem Act des Selbſtbewußtſeyns liegen, der, weil er das abſolut Vereinigende ſeyn ſoll, auch in allen Menſchen derſelbe ſeyn muß, man müßte ſeinen Grund anderswo herſuchen, man müßte eine fremde Gewalt annehmen, die beide trennte, dieſe wäre entweder nur thätig in dem Einen, dann träte der Act der Selbſtbefreiung nicht in ihm, ſondern nur in dem Andern hervor, oder in beiden, und dann wäre er überhaupt gar nicht zum Vorſchein gekommen. Denn die Freiheit kann gar keiner ihr fremden Bedingung unterliegen, ſie kommt entweder auf eine abſolute Weiſe oder gar nicht zum Vorſchein. Wenn alſo die geſetzgebende Gewalt ihren Urſprung aus der Freiheit des Selbſtbewußtſeyns hat, ſo könnte es wohl eine die Geſetze erzeugende *Perſon*, aber nie ein geſetzgebendes Volk geben.

Drittens aber betrachten wir das Verhältniß dieſer Perſon, in und mit welcher durch die Urthat der Urgedanke hervorgetreten iſt, zum Volke, ſo iſt es klar, daß es gar kein ſolches Verhältniß gibt, noch geben kann. Denn das erſte, was ein Volk wollen muß, iſt ein Volk ſeyn, das iſt ein ſchon durch Schickſale, durch eine lebendige Vergangenheit, durch Sprache und Sitte Beſtimmtes und Bedingtes, kurz ein Eigenthümliches, und der Satz Volk = Volk iſt keineswegs identiſch mit dem Satze Ich = Ich. Das Ich findet zwar auch eine Beſtimmtheit vor, aber es läßt ſich durch dieſe Beſtimmtheit nicht ferner beſtimmen, es weiſ't ſie ab, um die völlig freie Selbſtbeſtimmung zu finden, und ſelbſt wenn dieſes Ich ihm als identiſch mit dem allgemeinen Seyn erſcheint, kann dennoch der Act nur von einem perſönlichen Ich vorgenommen werden, wie wir dargethan haben. Ein Volk will aber keineswegs ſeine Beſtimmtheit aufgeben, und kann es nicht wollen, ohne aufzuhören, ein Volk zu ſeyn. Wie daher die Selbſtbeſtimmung des Bewußtſeyns als Seyn ein Werden durch das Ich, und dieſes einem Seyn gleichſetzend, ein neues Seyn erzeugt, um es wieder in ein Werden zu verwandeln, und auf dieſe Weiſe durch ein Setzen, Gleichſetzen und Entgegenſetzen ſich in ihrer Form als Bewußtſeyn zu erhalten, ſo muß das Volk ein Bleibendes, bei aller Thätigkeit des Bewußtſeyns Beharrendes, alſo von dieſem völlig unabhängiges Seyn annehmen, welches, in ſeiner Beſonderheit gefaßt, nothwendig iſt, damit es überhaupt ein Volk ſey, es muß andere Völker in ihrer Beſonderheit, als von dem Bewußtſeyn eben ſo unabhängig, annehmen, und zwar ſchlechthin, in deren Mitte die ſeinige ſich erſt als eine ſolche findet. Und wenn ihr meint, daß dieſe Annahme ſelbſt eine Forderung iſt, die aus dem Bewußtſeyn ihren Urſprung hat, ſo iſt damit nichts geſagt; denn es iſt nicht die Rede von äußern Affectionen, von welchen das Denken, in ſeiner höchſten Abſtraction abſehen kann, vielmehr von einer innern Eigenthümlichkeit, die das Denken des Volks, als eines ſolchen, bedingt, in ſeinen Kern afficirt, und ſich ſo wenig abweiſen läßt, daß ſie auf keine Weiſe eine Bedingung der Erſcheinung eines ſeiner Natur nach allgemeinen Denkens genannt werden darf, vielmehr alles Denken, in jeder Richtung ſelbſt in ein beſonderes, in ein Volksdenken verwandelt. Daher ſind auch alle Bemühungen derer, die einen ſolchen, obgleich, wenn der Standpunkt des Bewußtſeyns einmal errungen iſt, unvermeidlichen Verſuch, die Selbſtbeſtimmung ſelbſt zum Gegenſtande der Betrachtung zu machen, angeſtellt haben, ſich dem Volke auch nur verſtändlich zu machen, völlig geſcheitert. Dieſe Unverſtändlichkeit liegt nicht etwa blos in dem Stumpfſinne des Volks, ſondern vorzüglich darin, daß die Unterſuchung in dem, was das Volk in Bewegung ſetzt, gar keinen Haltpunkt finden, dem Volke ſeiner Bedeutung nach völlig fremde iſt. Kein Volk iſt ein Ich, im Sinne des Selbſtbewußtſeyns, und kann es nicht ſeyn.

Demjenigen, der dieſen Act in ſeiner möglichſten Conſequenz und Strenge verfolgte, blieb nur ein Ausweg übrig, wenn er ihn, wie er in ihm ſelbſt hervortrat, als eine Einleitung zum völligen Erwachen eines Volks betrachten, d. h. wenn er ihm eine geſchichtliche Bedeutung geben wollte. Der Act des Selbſtbewußtſeyns war nicht jener ewige Act einer über Zeit und Raum erhabenen Intelligenz, in welcher Gedanke und That ununterſcheidbar mit einander gegeben ſind, ſo daß der Act ſelbſt, als ein ſolcher, von ihr gar nicht ausgeſagt werden kann, in welcher Setzen, Entgegenſetzen und Gleichſetzen in völliger Einheit zuſammenfallen. Der Act ſollte einem menſchlichen Bewußtſeyn ſeine Freiheit geben, und von dieſer Freiheit aus ſollte das Leben ſich geſtalten. Nun war es ihm klar, daß die Spuren des ſo gefaßten Bewußtſeyns, die dies Leben, wenn auch dürftig, zuſammenhielten, ſich gar nicht begreifen ließen, wenn ſie nicht entſprungen wären aus einem freien Acte, der in einer frühen Vergangenheit in ſeiner freien Geſtalt unter den Menſchen herrſchte. Dieſes Volk, kein beſonderes, oder ein Volk in dem jetzt herrſchenden Sinne, vielmehr das rein allgemeine Volk aller Völker nannte er das Normalvolk. Die Irrthümer, das Böſe, das Trennende ergriff dieſes Volk, daß es in die Knechtſchaft der Sünde verfiel, und ſo entſprang der äußere Gehorſam, die Unterwerfung, indem die Selbſtbeſtimmung, die als das Urſprüngliche einen jeden beſtimmte, immer mehr und mehr verſchwand. Er ſuchte durch Epochen der Weltgeſchichte die Stadien dieſes Verfalls nachzuweiſen, der, als er den höchſten Gipfel erreicht hatte, die Erlöſung herbeiführte. Die zerſplitterten Elemente des zerſtreuten Bewußtſeyns fingen an ſich zu ſammeln, und er wies die Stadien dieſer allmähligen Concentration ebenfalls nach, bis ſie ihren höchſten Punkt in unſern Tagen, in ihm, vorerſt rein perſönlich fand. Aber ſie erſchien nur perſönlich, um in vollendeter Allgemeinheit ſich auszubreiten, immer größere Sphären des Geſchlechts in ſeine ſcheinbare Entſagung hineinzuziehen. Er wandte ſich zuerſt an Schüler mit der Forderung, daß ſie in ſich hineingehen ſollten; es wäre, ſagte er, von nichts Aeußerm die Rede, ſondern lediglich von Ihnen ſelbſt, und als er merkte, daß dieſes Streben in den Einzelnen Wurzel zu faſſen begann, da wandte er ſich an ſein Volk, es auffordernd, daß es ſich in ſich ſchließen ſollte, und, ſo viel wie möglich, aller Gemeinſchaft mit andern Völkern, allem wechſelſeitigen Austauſche der Bedürfniſſe entſagen, nicht um ſeine Eigenthümlichkeit zu erhalten, dieſe gedeiht vielmehr in der lebendigen mannichfaltigen Berührung, auch forderte er nicht eine äußere Trennung, die eine innere Vereinigung herbeiführt, vielmehr eine innere Trennung, wie die des Ichs, die das Perſönliche mit großer, ja mit der unvergleichbar höchſten Kraft aller Erzeugung zuſammendrängt, um es dem Allgemeinen der Freiheit zu opfern. Auch iſt es klar, daß alle Eigenthümlichkeit durch die innere Trennung aufhört, denn nur unter einer Mannichfaltigkeit des Eigenthümlichen kann ſie hervortreten, das nie, und auf keine Weiſe außer mit ſich ſelbſt Vergleichbare iſt nothwendig die reine Einheit und Allgemeinheit ſelbſt. Jene Forderung, wie ſich erwarten ließ, verhallte und hat keine Stätte gefunden und kaum ein Ohr, das ſie vernahm, wenigſtens nicht im Volke, als ſolches. Als aber ein großes Gericht über die Vergangenheit erging, als er es erlebte, wie ſein Volk der ſchmählichſten Unterjochung preisgegeben war, da drängte ſich alle Kraft ſeines Geiſtes zuſammen, und er fand ein williges Ohr, weil er kühn gegen die Unterdrücker ſprach. Und als er nun bedachte, wie die beſte Jugend ihn gern vernahm, wie aber im Volke Ohnmacht und Verwirrung herrſche, wie Wünſche, Hoffnungen und Neigungen es gefeſſelt hielten, daſſelbe aber jetzt, durch Unglück zu mancher Entſagung genöthigt, ernſter geſtimmt war und nachdenklicher geworden: da keimte die Hoffnung in ihm, daß es ihm wohl gelingen möchte, die Kinder von den Eltern zu gewinnen, daß ſie dem künftigen Geſchlechte wohl eine Freiheit gönnen möchten, die ſie ſelbſt zu erringen unfähig waren, und ſo ward er zu der höchſten Conſequenz ſeines Syſtems getrieben, indem er das keimende Geſchlecht für den freien Act vorbereitend, es von der Welt und ihrer Verwirrung ſondernd, ein neues Volk von dem wahren Anfangspunkte des Selbſtbewußtſeyns aus, erſchaffen wollte. Dieſes Volk, wenn es gediehe, wäre nun abermals kein eigenthümliches, das Bewußtſeyn, welches in ihm allein alle geſetzgebende Gewalt haben würde, wäre in allen daſſelbe, aber das aus eigener Machtvollkommenheit gebildete Volk würde auch das Recht haben, dem ganzen Geſchlechte Geſetze vorzuſchreiben und alle übrige Völker müßten ihm als untergeordnete erſcheinen, nicht mit ihm von gleichem Werthe, wie es der Sinn für das Eigenthümliche fordert.

Höchſt unzufrieden wirſt du ohne allen Zweifel ſeyn mit dieſer ganzen Darſtellung, ja, voller Ingrimm wirſt du fragen, ob wir denn glaubten, durch dergleichen leere Grübeleien, durch ſolche bis zum verzerrteſten Extrem getriebene Conſequenzen die heiligen Anſprüche der Völker auf Freiheit abzuweiſen, die eben die herrlichſten Gemüther unſerer Tage bewegten, und das Theuerſte für die höchſte Sache wagen ließen. Wir antworten mit derjenigen Ruhe, die der Ueberzeugung eigen iſt: nicht wir haben jene Gegend der höchſten ſelbſtthätigen geiſtigen Concentration aufgeſucht, in welcher alle menſchliche That der Geſchichte als ein böſer Traum erſcheint, und die höchſte ſelbſt in ſich zerfällt, indem ſie ſich darſtellen will. Wünſchenswerth wäre es vielmehr für die Ruhe des Geſchlechtes, wenn ſie ewig verſchloſſen geblieben wäre. Ihr habt uns vielmehr dahin getrieben; denn nicht von einem, auf einem einzelnen Punkt klaren Bewußtſeyn, welches voller Demuth ein gegebenes Daſeyn ordnet, und ſtille herrſcht in der eigenen Heimath, iſt bei euch die Rede, vielmehr von jener Furie der Zeit, die zerſtörend und wildentflammt unter uns erſchienen iſt, die keine Gewalt erkennt, als die eigene, und alles Göttliche aus ſich ſelbſt erzeugen will. Sie iſt entſtiegen aus dem innern Abgrund des ſelbſtſüchtigen Gemüths, und hat die Begriffe der Menſchen heimtückiſch unter einander geworfen und verwirrt, hat in der künſtlich erzeugten Finſterniß die leuchtende Flamme der Hölle lügneriſch, als eine dämmernde Morgenröthe gezeigt und treibt euch, das ewig Entfliehende in athemloſer Hetze zu ſuchen. *Fichte*, damit wir den Herrlichen und Trefflichen nennen, deſſen Anſicht wir oben mittheilten, hat dieſe blendende Täuſchung bis auf die Hefen ausgeleert, ihn hatte die Furie ergriffen, daß er ihr Werk predigen ſollte, aber die innere Tiefe und Wahrheit ſeines Gemüths verwandelte den Höllendienſt in einen wahren Gottesdienſt, und die Geſchichte wird ihn nennen unter den großen und erlöſenden Naturen einer verworrenen Zeit. So groß iſt die Kraft des Irrthums ſelbſt, wenn die innere Wahrheit des Gemüths in ihm herrſcht. Wie überſchwenglich herrlich muß die Kraft der Wahrheit ſeyn, wo ſie ſelbſt hervortritt!

Wo rühren deine Anſichten von Freiheit, Gleichheit, unveräußerlichen Menſchenrechten her? Sind ſie nicht ſelbſt Producte einer blos keimenden, unreifen Reflexion, die, wie ſie anfängt, und nachdem ſie das Leben in Anſpruch genommen hat, unvermeidlich zur höchſten Conſequenz führen muß? Iſt nicht von der Anſicht, die ein ruhiges Bewußtſeyn zum ordnenden Element eines ſtillen Daſeyns in einem beſtimmten Kreiſe macht, bis zu jenem wilden Triebe, der die Geſchichte vor ſeinen Richterſtuhl fordert, die Thronen ſtürzen will, um das unſichtbare Ungeheuer einer dämoniſchen Welt darauf zu ſetzen, eine nie zu erfüllende furchtbare Kluft? Oder ſoll man dem allgemeinen

Bewußtſeyn ſich bewußtlos ergeben, wie man ſich der allgemeinen Menſchenliebe, lieblos und taub gegen den nächſten Jammer, nicht ſelten ergiebt?

Wir behaupten nun, jener Act des Selbſtbewußtſeyns in dem einzelnen Menſchen erzeugt nur einen täuſchenden Schein der Freiheit, nicht dieſe ſelbſt. Das Ich des Selbſtdenkens iſt keinesweges das wahre Ich, welches ſich ſelbſt gleichzuſetzen freilich Offenbarung alles Göttlichen des Geſchlechts wäre, aber nur dem Einen, Heiligen gelungen iſt, den wir eben deßwegen anbeten, und in ihm die Erſcheinung Gottes unter uns erkennen, alle menſchliche That geht ewig auf das Einzelne, Endliche, erreicht jene Umſicht, die das ganze Leben zu ergreifen vermag, nie, das Bewußtſeyn hat keine geſetzgebende Gewalt, ja ſelbſt das hellſte und klarſte, wie es aus dem reinſten Leben entſpringt, deutet nur durch convergirende Strahlen auf eine ferne Sonne, die, obgleich in ihm, in dem tiefſten Grunde ſeines innerſten Gemüths ruht, wie alle Weltſyſteme um eine unſichtbare Sonne kreiſen. Der Menſch wäre der ewigen Unruhe preisgegeben, wenn nicht das Geſetz, ſeine Schwerkraft, in ihm erſchiene — das Gewiſſen. Daher kann er das Geſetz wohl erkennen, erzeugen nie, und die Ethik enthält den Codex jenes Geſetzes, welches freilich unſer eignes iſt, aber niemals als ſolches erſcheint. Die ausübende Gewalt des Menſchen iſt in der Sünde zertrümmert, durch ſie offenbart ſich die zerſtörende Gewalt der wahrhaft erſcheinenden eigenen Geſetzgebung. Die ewig wahre geſetzgebende Gewalt iſt jenſeit aller Erſcheinung und die Ethik kann keine Sittlichkeit erzeugen, das klarſte Erkennen hat keine Kraft, alle Kraft offenbart ſich durch das Gewiſſen, welches völlig ſelbſtſtändig, nicht dem erſcheinenden Willen, ſondern dem ewigen unterthan, das vermittelnde Glied, die Syntheſis iſt zwiſchen einer Theſis, die nie erſcheint, und einer Antitheſis, in welcher der Menſch ewig befangen, nie zur Ruhe kommt. Das Gewiſſen aber iſt das unmittelbar Gegebene, nie Abzuweiſende, es erſcheint wahrhaft, ſelbſt in der Geſtalt, bald in der verzerrteſten Unruhe, wenn der Jammer der eigenen Geſetzgebung vorwaltet, bald in der größten Milde und Freudigkeit, wenn jenes urſprüngliche Geſetz herrſcht.

Fragen wir alſo nicht nach der geſetzgebenden Gewalt im Staate. Wie doch, da ſie nie in dem einzelnen Menſchen erſcheint, kann ſie allen erſcheinen? Die geſetzgebende Gewalt iſt das, was der blos Verſtändige als Schickſal mit ſcheuer Furcht betrachtet, das fromme Gemüth als Vorſehung zutrauungsvoll verehrt. Nicht dieſe wollen wir ſuchen, die wir nie in ihrer Quelle finden können, die vielmehr unſichtbar thront in ihrer ewigen Herrlichkeit, und die Geſchlechter des Menſchen zuſammenrollt wie ein Tuch, wohl aber wollen wir des Geſetzes Gewalt demuthsvoll erkennen, das Gewiſſen, das Gewiſſeſte des Staats, dem wir unterthan ſind. Dieſes Gewiſſen des Staats iſt aber das Regiment, die Obrigkeit, die nicht von den Menſchen, auch nicht von ſich ſelbſt die Gewalt hat, ſondern von Gott. Klagt nicht über Tyrannen, ein jedes Volk erzeugt ſeine Tyrannen ſelbſt. So iſt auch das Gewiſſen des in ſich zerfallenen Menſchen unerbittlich, und gönnt ihm keine Freude, keine Ruhe, keine andere Hoffnung, als in der unbedingten Unterwerfung, gegen welche ſein Eigenwille ſich ſträubt. Ja den Werth ſeiner armſeligen Tugenden, auf die er ſtolz war, vernichtet es erbarmungslos, ſein Erkennen zerſtört es im Keimen, daß ein furchtbares Cenſuredict jeden Gedanken der Selbſtſucht hemmt und verdrängt, und der Menſch ſich von allem, auch von ſich ſelbſt verlaſſen ſieht. Das Zutrauen und die Ergebung aber erzeugen die Liebe, und zwar nothwendig, und was dem ewigen Geſetz entſpricht in dem innerhalb ſeiner Grenzen ſich entwickelnden Bewußtſeyn des Volks, das findet eine Stütze durch die Gewalt, die nicht aus eigener Kraft, ſondern durch Gottes Gebot über uns waltet. So erzeugt Anarchie Tyrannei in den Staaten, wie bei den einzelnen Menſchen, und demuthsvolle Ergebung Friede und bleibende Freude dort wie hier. Siegreich, wie uns dünkt, haſt du deinen Gegner widerlegt, indem du zeigteſt, daß der Staat nicht durch ein Aggregat von Privatverträgen entſtanden ſeyn kann. Dieſe ſind den Thaten der Menſchen ähnlich, und wehe dem, der ſeine ſündhafte Vergangenheit zur Richtſchnur für ſeine Zukunft machen wollte. Dein Gegner hat das rein Leibliche, was zwar auch durch Gottes Fürſehung ſich ſo geſtaltet hat, aber nicht, daß es als bleibendes Geſetz beharren ſolle, die wahrhaft ausübende Gewalt, die an allen Gebrechen menſchlicher That leidet, zum Erſten und Alleinigen gemacht, du aber meinſt, der Eigenwille könne beſſern, was er ſelbſt geſündigt, und treibſt den Teufel aus durch Beelzebub, indem du eine geſetzgebende Gewalt annimmſt, die dem Menſchen nicht gegeben iſt. Aber nicht dieſe ausübende Macht in ihrer dürftigen Geſtalt, nicht die geſetzgebende der menſchlichen Selbſtſucht, vielmehr die richtende, die Gott zum Richter geſetzt hat, kann die Feſſeln der Vergangenheit löſen, und dem wahrhaft befreieten Volk geben, was das Vertrauen verdient; denn Geſetz und Liebe ſind durch das Vertrauen eins. Aber niemals kann die Obrigkeit, die von Gott iſt, einem Zeitgeiſte unterworfen ſeyn. Alle zeitlichen Geiſter ſind finſtern Urſprungs, dämoniſcher Art, und dem ewigen Geſetz unterthan, wenn der Menſch ſein Heil ſucht, nicht ſeinen Untergang, ſinnbethörend vorbereiten will.

Wir haben uns in finſtern Gegenden einer obſtruſen Speculation begeben, nur um ihr Befugniß auf irgend eine Weiſe beſtimmend in das Staatsleben einzugreifen, entſchieden abzuweiſen, und in demſelben Sinne werden wir auch die in unſern Tagen ſo oft aufgeſtellte Frage über den Urſprung der Staaten berühren. Sie iſt durchaus, als eine müßige, zu keinen möglichen Reſultaten führende Frage zu betrachten. Denn, was will ſie? Offenbar erklären, was ſich niemals erklären läßt. Den Urſprung einer Thatſache des Bewußtſeyns erklären, heißt ſeine Entſtehung aus irgend einer früher feſtgeſetzten nothwendigen Bedingung deſſelben ableiten. Entweder wird nun das Bewußtſeyn nicht in ſeinem höchſten Sinne einer freien Selbſtbeſtimmung genommen, man begnügt ſich vielmehr, die gegebenen Thatſachen unter ſich zu vergleichen, und ſo entſteht eine Anſicht, nach welcher die Staaten ſich gebildet haben, wie Vereinigungen unter den Menſchen ſich fortdauernd bilden durch Privatverträge. Du haſt dieſe Erklärungsart ſiegreich abgewieſen. — Oder man verſucht die Erklärung aus den ſelbſt erzeugten Bedingungen des höhern Bewußtſeyns. Daß auf dieſe Weiſe die Bildung der Staaten ſich auch nicht begreifen läßt, hoffen wir hier dargeſtellt zu haben. Die Entſtehung der Staaten erklären, heißt die Geſchichte erklären, und iſt durchaus ein Widerſpruch. Eine jede beſtimmte Zeit in der Geſchichte iſt ſelbſt ein Glied ihrer Entwickelung, und wenn in dieſem auch die Bedeutung des Ganzen gegeben, ſo kann es nur auf eine verborgene, nie zur Erſcheinung kommende Weiſe Statt finden; denn erſchiene der Geiſt des Ganzen, ſo würde das Zeitliche als eine Entwickelungsſtufe, als ein Beſtimmtes, verſchwinden. Der erkannte Anfang der Geſellſchaft iſt zugleich das Ende derſelben, und das leitende und erzeugende Princip der ewigen Intelligenz iſt zwar in allem, kann aber nie laut, am wenigſten nie ſichtbar, auf irgend eine irdiſche Weiſe vernehmbar Beſtimmendes werden.

Obgleich das Bewußtſeyn, wie es in den Völkern erwacht, niemals als ein geſetzgebendes und bildendes Princip in den Staaten hervortreten kann, ſo iſt es deßwegen doch keinesweges unthätig, und wenn die höhere Gewalt es in ſeinen geſetzmäßigen Grenzen zurückzuhalten ſucht, ſo wird es doch dadurch keinesweges in ſeiner natur- und ordnungsmäßigen Entwickelung gehemmt, vielmehr befördert. Ja, wie jene Philoſophen, indem ſie aus der Selbſtbeſtimmung des Bewußtſeyns alles ableiten, uns auffordern, allem, was uns ſonſt theuer und heilig erſchien, zu entſagen, um es verherrlicht durch die Selbſtthat wieder zu erhalten, behaupten wir vielmehr, daß das Bewußtſeyn, wenn es jeder über alle Grenzen herausſchweifenden Richtung entſagt, unmittelbar in und mit dieſer Entſagung die innere Ruhe und Freudigkeit erlangen wird, die aus begrenzter Klarheit nothwendig entſpringt. Der einzelne Menſch, wenn er unerklärt läßt, was ſich doch niemals erklären läßt, wenn er ſich nie in jene Forſchungen vertieft, die, indem ſie Vieles verſprechen, uns immer weiter in ruheloſe Zweifel ſtürzen, wird das gegebene Daſeyn deſto klarer überſchauen, wird nicht beſtimmen, wohl aber das Beſtimmte ordnen. Die beſtimmte Lage, in welcher er ſich befindet, mit ihren unüberwindlichen Naturgeſetzen, mit den beweglichern, aber dennoch nicht weniger unabhängig von ſeinem Willen ihn ergreifenden Formen des geſelligen Vereins, iſt ihm allerdings nicht fremd, ſie gehört ihm innerlich zu, iſt mit ſeinem Weſen verſchmolzen und eins, aber durch eine That, die ſich niemals als eine Selbſtthat ergreifen läßt, durch einen Glauben, der dasjenige, was über ihn beſtimmt iſt, als das Beſte und Heilſamſte ergreift, nicht als eine wilde That, die alles aus einem erſcheinenden Bewußtſeyn erſt ableiten will. So wird der Menſch mit ſeiner Welt befreundet, er ſäet in den fruchtbaren Boden der Geſchichte, und vollendet ſein Tagewerk zwiſchen Furcht und Hoffnung, aber ſchafft nicht den Boden, in welchem die Frucht wachſen ſoll, beſtimmt nicht die Zeit der Reiſe, ordnet nicht die Witterung.

Der Menſch iſt nicht für die irdiſche Freiheit geboren, nach Dulden und Leiden mancherlei Art verſpricht ihm die Religion die himmliſche. Jene, die wir als die vorzüglich Frommen und Gottesfürchtigen verehren, ſind es ſolche, die das Geſchrei der Menge nach Freiheit theilen, die die unvermeidlichen Laſten und drückenden Verhältniſſe mit Ungeduld und Widerwillen tragen? Die Geduld, die der ſtille religiöſe Sinn bei dieſen ehrt, ſollte bei andern tadelnswerth ſeyn? Aber ſo weit iſt es mit uns gekommen, daß man von den Kanzeln die irdiſche Freiheit predigen darf, daß man die Lehre deſſen, der ſeine Schüler ermahnte, alles irdiſche Streben abzuweiſen, der ſprach: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt, frevelhaft verkehrend ein irdiſches Paradies verſpricht, daß der thörichte Sinn der Menge, die aufgeregte Leidenſchaft und jede weltliche Neigung frei walten darf. Doch nicht jene Frommen und Stillen im Lande, die auf dem engen Punkt eines gegebenen Daſeyns, unter Entſagung ſich vorbereiten zu einer höhern Freiheit, die hier nie gedeihen kann, auch jeden ruhigen Bürger, der, mit der Einrichtung des Staats zufrieden, ſein ruhiges, beſchränktes Geſchäft mit Ordnung treibt, frommen Sinn in der Familie erhält, ſeine Kinder ſtrenge erzieht, und die größern Verhältniſſe des Staats vertrauungsvoll der Lenkung einer höhern Hand anvertrauet, ſind wir gezwungen zu ehren und hoch zu halten. Wäre jener unruhige unſtete Volkswille wirklich das Höchſte, dann wäre jener ſtille Sinn ein Laſter; was wir gezwungen ſind zu loben, müßten wir den Muth haben, offen und kühn zu tadeln. Aber eine Stimme des Gewiſſens zwingt uns zu loben, wo wir nicht wollen, und dieſe unwillkührliche Huldigung ſpricht ſtärker und für den Menſchen in ſeinen ruhigen Stunden unwiderlegbarer für uns, als alle Begriffe und Freiheitsgrundſätze für euch ſprechen. Selbſt in Frankreich, als die Revolution immer ſtürmiſcher und wilder wüthete, fand man auch in der Hauptſtadt ſtille Familien, die ſich andächtig in ſich zurückzogen, die Frau und Kinder vor der Furie des Tages bewahrten. Gott ſchützte den ruhigen frommen Sinn, und machte ſie unſichtbar, daß der wüthende Haufe ſie nicht wahrnahm, und der Schatz der ſtillen [illegible] Entwickelung ruht in [illegible], während die von dem Wahnſinn irdiſcher Freiheit Ergriffenen ihn thöricht an verrätheriſche Begriffe verkauften.

Es ſoll nicht geläugnet werden, daß auch aus der Mitte des Regiments ſich ſchwarze Verbrechen entwickeln können und entwickelt haben; denn auch die Regenten ſind Menſchen, den Leidenſchaften, dem Irrthume, der Täuſchung durch eine ſchlechte Umgebung preisgegeben. Aber das Verbrechen kann ſich da nur dann entwickeln in ſeiner furchtbaren Geſtalt, wenn es in dem ganzen Volke lauert, und einen Mittelpunkt der vernichtenden Erſcheinung ſucht. In ſolchen Zeiten trübſeliger Verirrung in allen Richtungen können einzelne Völker, die ſich reiner erhielten, den alterthümlichen Sinn bewahrten, der Gegenſtand der Unterdrückung werden, nicht ſeichte Begriffe von Freiheit, vielmehr das Theuerſte, eine würdige Vergangenheit, und das Heiligſte und Höchſte waffnet ſie gegen die Unterdrücker, und Gott verherrlicht den Sieg. Solche Zeiten ſind dem finſtern Zuſtande einzelner Menſchen zu vergleichen, in welchen das Gewiſſen ruht. Da erzeugen ſich böſe Geiſter aus der herrſchenden Macht der Finſterniß, wie Geßler unter den Schweizern, wie

Alba in den Niederlanden, und der Streit gegen ſolche Tyrannen, die alles Heilige mit Füßen treten, iſt freilich ein geheiligter, er iſt das Angſtgeſchrei des zurückgedrängten Gewiſſens, welches gewaltſam hervortritt, daß der Menſch vor ſeiner innern Lage zurückſchaudert, und jede Kraft, die dem Böſen diente, in ſich lähmt und vernichtet. Sind aber ſolche Zeiten jetzt nur möglich? Lebt nicht eine heitere Gewißheit unter uns, daß eine wahre Tyrannei unmöglich iſt? Worüber beklagt ihr euch? Iſt nicht Schonung und Milde das Hauptzeichen des Regiments unter uns, und alles Harte und Drückende ein Erzeugniß der äußern zerſtörenden Verhältniſſe, die Opfer fordern, welche die Regenten eben ſo ſehr beklagen wie ihr? Der Regent muß für die Aufrechthaltung der Form des Staats ſorgen. Allmählig, langſam, ja unſcheinbar muß eine jede Veränderung ſeyn, wie in allem geſunden Wachsthume. Ein Staat, der ſich plötzlich in eine andere Lage verſetzt, iſt den thörichten Menſchen zu vergleichen, der, weil er ſeiner Geſinnung nicht trauet, jeder alten Gewohnheit auf einmal entſagt, und Geſundheit und jede Kraft einem unreifen Grundſatze opfert. Geſetzt aber, jemand wüßte ſich eine Ueberſicht von der innern Lage des Staats in allen ſeinen Richtungen zu verſchaffen — geſchähe es nun, indem er eine hohe Stelle bekleidete, oder auf eine andere Weiſe — geſetzt, er vermöchte von dieſer Kunde aus ein Mittel anzugeben, welches, Indem es der Form des Staats in ſeiner ſtillen Entwickelung entſpräche, zugleich die Bedürfniſſe deſſelben und die Wünſche des Volks völlig befriedigte; iſt es nicht durchaus gewiß, ja die gewiſſeſte Ueberzeugung ſelbſt der Unzufriedenen, daß der Regent, wie das Volk ihm, als dem Befreier huldigen würde? Und dieſe Geſinnung hängt keinesweges blos von der Perſönlichkeit des Regenten ab, ſie iſt als ein allgemeines belebendes Princip anzuſehen, das wahre Bewußtſeyn des Volks, nehmlich das religiöſe, daß Gott alle Verhältniſſe des Lebens ſo geordnet hat, daß eine Tyrannei, wie diejenige, die in finſtern Zeiten über die Völker verhängt würde, jetzt nicht mehr möglich iſt. Herbeigeführt kann ſie aber werden durch das unruhige Streben nach einer Freiheit, die alle Bande zerreißt, und eben dadurch die härteſten Feſſeln unwillkührlich für die Zukunft vorbereitet. Wo erſcheint die Strenge? Nur da, wo ſie unvermeidlich iſt, wo die leidenſchaftliche Unruhe dem Ganzen Gefahr droht, und es iſt gewiß, daß alles geduldet wird, was nicht dieſe Richtung nimmt.

Wenn wir nun aber die Gewalt der Regenten und ihrer Beamten, die ganze herrſchende Regierungsform in unſern Tagen ihrer Entſtehung nach betrachten, dann wird ihre Bedeutung uns klar, ſo wie der beſonnene und religiöſe Menſch, wenn er in ſich hineingehend, ſein Leben betrachtet, in den Ereigniſſen deſſelben die wohlthätige Fügung einer höhern Hand erkennt und verehrt. Schon dieſes ſpricht für die Richtung, die die Geſtaltung der Staaten genommen hat, daß ſie nicht das willkührliche Erzeugniß irgend eines Menſchen, nicht aus irdiſchen Gedanken entſtanden iſt, vielmehr ſich wahrhaft geſchichtlich entwickelt hat. Es iſt eine unverzeihliche Thorheit, wenn ihr von Uſurpationen redet, die ſich langſam und durch Jahrhunderte gebildet haben; denn was den Widerſtand in ſo langen Zeiten lähmte, und die Gewalt der Regenten immer feſter gründete, war nicht der Eigenwille der Herrſcher; die ja für ſich, und ohne daß Gott die Herzen der Völker beugte, daß ſie ſich dem väterlichen Schutz der Könige unterwärfen, nie hätte entſtehen können. Dieſe Gewalt iſt entſtanden, als ein vermittelndes Glied zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, gleich entfernt von der Erſtarrung der überlieferten Form, die dem menſchlichen fortſchreitenden Sinne immer weniger entſpricht, bis ſie die frühere Ver deutung verliert, und von dem unruhigen Streben der Zukunft, die ſich durch die Ungeduld des Volks äußert, welches bald dieſem bald jenem Phantom des Glücks nachlaufend, einer Freiheit nachſtrebt, die nie erlangt werden kann.

Unter die Mittel, die die Vorſehung wählte, um ein ſolches mittleres Maaß zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft zu finden, und den Verhältniſſen der Zeit eine in ſich einige, zugleich ordnungsmäßige und ſtill fortſchreitende Beweglichkeit zu ertheilen, rechnen wir vorzüglich die ſtehenden Heere. Wir hören ſchon das allgemeine Geſchrei, welches ſich erheben wird, wenn wir es unternehmen, ein Inſtitut des Staats zu vertheidigen, welches allgemein als ein drückendes und auf allen Verhältniſſen ſchwer laſtendes angeſehen wird. Aber gewohnt, uns durch ein ſolches, mehr aus einem dunkeln Gefühl als aus klarer Umſicht entſprungenes, Geſchrei nicht irre führen zu laſſen, wollen wir die Bedeutung der Entſtehung der ſtehenden Heere und die möglichſt mildeſte Form ihrer Geſtaltung in großen Staaten darzuſtellen ſuchen.

Schon das ſpricht für ſie, daß ſie auf keinerlei Weiſe ein willkührliches Erzeugniß irgend eines Menſchen genannt werden können, daß wenn irgend ein Inſtitut unſerer Tage, eben dieſes ſich völlig unwillkührlich in und mit allen übrigen Elementen des Staats fortſchreitend entwickelt hat. Es iſt hier weniger als bei den übrigen Inſtituten die Rede von irgend einem Volkswillen. Nicht von der Stellung der Bürger gegen einander, die man ſo oder ſo geordnet ſich denken kann, vielmehr von der Stellung des Staats gegen die übrigen, von den allgemeinen, durch keinen menſchlichen Willen zu beſtimmenden geſchichtlichen Verhältniſſen iſt hier die Rede, und ſo läßt ſich von der Bildung der erſten Lanzenknechte bis zu den großen Maſſen, die jetzt, geordnet durch ſtrenge Zucht und Gehorſam, gebildet durch beſtimmte kriegeriſche Fertigkeit, als ein ſtreng gegliedertes, in beſtimmter Richtung bewegliches Ganzes ſich gegenüber ſtehen, eine ſtufenweiſe Entwickelung aufzeigen, die, wenn ſie mit geſchichtlicher Kenntniß und allgemeinem ſcharfen Ueberblick dargeſtellt würde, mehr geeignet wäre, die eigentliche Bedeutung dieſer rieſenhaften Inſtitute auch für unſere Tage mit Klarheit darzulegen, als alles Poltern über das drückende Verhältniß, und man würde einſehen lernen, daß ſich ein unbeſonnenes Eingreifen in dasjenige, was ſich unwillkührlich, ächtgeſchichtlich gebildet hat, niemals ungeſtraft wagen läßt.

So viel iſt gewiß, die ſtehenden Heere, nicht Begriffe und Gedanken der Gelehrten, nicht das Bewußtſeyn des Volks haben die harten Bande des Feudalſyſtems gelöſ't, wie ſie zuerſt ſich gegen dieſes bewaffneten. Indem die kriegende Maſſe ſich von den ruhigen bürgerlichen Verhältniſſen trennte, indem die Unruhe des Kampfs von dem ſtillen Gewerbe ausſchied, vermochte dieſes ſich in ſich zu ſtärken; die verſchiedenen Stände aus dem zerſtörenden Kampf gegen einander, geriſſen, gleichmäßig geſchützt durch eine allgemeine Gewalt, die an den Willen des Regenten, der zugleich für alle ſorgte, unbedingt gebunden war, ſind eben dadurch einander gleich geworden, und der mächtige König konnte jetzt erſt Laſten gleichförmig vertheilen, die Gewerbe beſchützen, die Leibeigenſchaft aufheben oder wenigſtens mildern, dem innern Anſehen der Wiſſenſchaft neben der äußern rohen Gewalt eine ſichere Stellung verſchaffen. So haben die ſtehenden Heere die wahre geſetzmäßige Freiheit der Bürger befördert, und ſelbſt was ihr das Bewußtſeyn des Volks nennt, jene Furie der Geſchichte, die, nachdem die alten harten Bande gelöſ't würden, auch jedes wohlthätige zu zerreißen droht, würde niemals erzeugt worden ſeyn, wenn der Bauer unbedingt dem Adel unterworfen geblieben wäre, wenn der Bürger ſeine zweifelhafte Freiheit fortdauernd hätte erkämpfen müſſen, wenn der Gelehrte ſchutzlos dem Gutdünken roher Geſinnungen wäre preisgegeben geweſen. So hat ſich alles Gute der Zeit in und mit den ſtehenden Heeren gebildet, und aus dieſem droht ein zweiter Dämon vernichtend ſich zu erzeugen. Wie die Ordnung im Innern erhielten die ſtehenden Heere zugleich die Würde des Staats nach außen, und je unbedingter ſie dem Regenten dienten, je treuer der Sinn des ganzen Heers nach dieſem unwandelbaren erſcheinenden Mittelpunkt des Staats gerichtet war, deſto feſter und gediegener war er in ſich gegründet. Jetzt erſt ein feſtes, in ſich geſchloſſenes Ganze, ſo wie das Knochenſyſtem, ſtrenge gegliedert von den beweglichen Theilen der Organiſation ausſcheidet, ſie deſto feſter zu geſtalten, zu tragen und zu erhalten.

Die Menge der Krieger ſey, klagt man, ein furchtbares Uebel. Iſt ſie aber durch irgend eine willkührliche That zu beſchränken? Die Intenſität der bewaffneten Macht hängt nie vom Volke, eben ſo wenig von den Regenten ab, und keine Veränderung der Staatsform vermag ſie ſo oder anders zu beſtimmen.

Wir nehmen an, daß irgend ein mächtiger Staat in Europa ſich gegenwärtig eine freie Form, beſtimmt von dem Bewußtſeyn des Volks; gäbe. Aber alle europäiſchen Staaten bilden ein Ganzes, ein gemeinſchaftliches Schickſal hat alle ergriffen, und eine jede Veränderung wird von allen gefühlt. Ihr beruft euch auf diejenigen Staaten, die ſich, indem alle übrigen den Schritt billigten, eine freie Conſtitution gegeben haben, und ruhig beſitzen. Unſicher ſchwankend ſchwebt die Wage des Schickſals über den Völkern, was aus den mannichfaltigen einander wiverſtrebenden Richtungen noch entſtehen wird, läßt ſich nur dunkel ahnden. Der Friede in allen Ländern läßt ſich nur dann denken, wenn nicht blos ein nationales, ſondern auch ein geſchichtliches Bewußtſeyn in allen Völkern erwachte und auf gleiche Weiſe in allen ſich geſtaltete.

So viel iſt gewiß, ohne Kampf kann kein Volk die Hoffnung haben, die errungene Freiheit, deren Genuſſe es ſich täuſchend ergibt, bleibend zu erhalten. Aus den Elementen der Zeit wird der Kampf zwiſchen Volkswille und Wille des Regenten ſich immer furchtbarer entwickeln. Geſetzt, jener ſiegte, geſetzt, alle erlangten jene Freiheit, zu welcher verführende und verführte Volksredner das höchſte Glück ſuchen. Dann würden nur neue Kriege entſtehen. Provinzen würden ſich von großen Reichen losreißen, neue Verbindungen eingehen, oder ein eigenes Daſeyn zu begründen ſuchen. Solche Kriege entſtehen, ſie werden mit aller Wuth der Meinung, des politiſchen Fanatismus geführt, und was früher der Aberglaube, wird nun die Meinung, der Gedanke, der Begriff ſeyn. Aber eins iſt in dieſer Verwirrung wechſelſeitiger Vernichtung gegeben, und wenn es ſich auch ändert, dann gewiß nur, um in noch monſtröſerer Form ſich zu geſtalten, und das iſt die Art, den Krieg zu führen. Sie hängt von keinem Volke ab. Ein jedes Volk muß ſich wehren, wie es angegriffen wird, und der Angriff muß der Vertheidigung angemeſſen ſeyn, an eine Uebereinkunft iſt da nicht zu denken. Was ſich aber in den neuern Kriegen und immer rieſenhafter ausgebildet hat, iſt die alleinige Gewalt eines Feldherrn, der unüberſehbaren Maſſen gebietet. Der erwachte Freiheitsſinn in Europa hat dieſe Geſtalt in ſeiner unbedingten Allgewalt nicht gehemmt, ja die furchtbarſte erzeugte ſich, warnend aus dem erſten, jetzt vergangenen Kampfe für die Freiheit. Eine Lage, wie diejenige, die jetzt die Verhältniſſe des geſelligen Vereins beſtimmen, kannte man in der Weltgeſchichte nie. Das erwachte Bewußtſeyn will alles ſondern, die Gewalt vertheilen, das Band vereinigender Verhältniſſe immer lockerer machen, aber die Art, wie die Völker kämpfend gegen einander geſtellt ſind, knüpft das Band immer härter, und feſſelt auf die herbeſte Art, was das Bewußtſeyn löſen möchte. Denken wir uns einen freien Staat ſo kämpfend für ſeine Freiheit. Ohne allen Zweifel wird die Meinung, die, ſo lange ſie herrſcht, das Innerſte des Menſchen erregt, einen glühenden Enthuſiasmus erzeugen. Aber das Glück iſt wandelbar, das Schickſal gebietet Unterwerfung, und diejenigen, welche die wohlthätigen Bande der geſchichtlichen Entwickelung, die Hand der leitenden Vorſehung und ihr Finger zum ungeduldig thörichten Widerſtreben verleitete, denen Ordnung, geſetzmäßiger Gehorſam Feſſeln dünkten, die ſie zerſprengen müßten, ſind nun die Knechte fremder Willkühr geworden. Ja ſelbſt, wenn man einem ſolchen Volke die freie Form läßt, muß das Gefühl, daß es nur geduldet wird, jede Kraft lähmen, und demjenigen, der einmal die verführende Stimme der Volksfreiheit vernahm, muß die Freiheit, die er einem andern, nicht ſich ſelbſt verdankt, die ärgſte Sclaverei dünken. — Oder das Volk ſiegt und fühlt ſich glücklich durch ſeinen Sieg Aber noch ſteht eine trotzende, drohende Macht, zwar beſiegt, aber fortdauernd Gefahr drohend, durch die Niederlage erbittert, da. Freie Völker ſo wenig wie Könige, ja die erſtern, wie die Geſchichte beweiſ't, viel ſeltener, vermögen das rechte Maaß, die ſtreng ſcheidende Linie zwiſchen Schwäche und Uebermuth feſtzuhalten, wie der einzelne Menſch ſchwanken beide. Den Sieg vermögen ſie nur zu erringen, indem eine große kriegeriſche Geſtalt ſich gebietend aus der Mitte des Staats rhebt. — Bei unſrer Art Krieg zu führen, und wenn die Siege irgend einen bleibenden Erfolg haben ſollen, iſt dieſes eine nothwendige Bedingung. Alle äußere Kraft, alle irdiſche Gewalt des Volks drängt ſich in dieſer Geſtalt zuſammen. Wille und Entſchluß, Thätigkeit und Denken, jede Aeußerung der Geſinnung weiſ't mehr oder weniger nach ihm hin. Er kann nicht verglichen werden mit jenen Feldherrn des alten Griechenlandes, die leicht entfernt, leicht durch einen Andern erſetzt wurden, wenn ſie gefährlich ſchienen. Eher mit Marius, Sylla und Cäſar. Es iſt merkwürdig, daß diejenigen, die von einer republikaniſchen Volksbewaffnung großer Völker in unſern Tagen geſprochen haben, dieſe Gefahr, die unvermeidlich iſt, nicht einſehen wollen. Ein Regent aber, der an die Spitze des bürgerlichen Regiments, wie an die Spitze des Heeres urſprünglich ſchon geſtellt iſt, wird in beiden Richtungen die Stützen ſeiner Macht erkennen, ja das Wichtigſte wird ihm in unſern Tagen immer die bürgerliche Ordnung ſeyn, er wird ſeinen Siegen Grenzen ſetzen, und Friedrich der Zweite konnte in einem langen Frieden der Vater ſeines Volkes werden, nachdem er als ſiegreicher Feldherr geglänzt hatte, was Napoleon nicht konnte. Wahrlich, nicht konnte, ſelbſt wenn er gewollt hätte.

Wir hören in unſern Tagen von Volksbewaffnung reden, als wenn dieſe von den Völkern ſelbſt begehrt würde. Das iſt keinesweges der Fall. Nicht blos die Selbſtſucht, vielmehr die natürliche, ja lobenswerthe Sorge für die Erhaltung der Familien hat die ganze Thätigkeit eines Familienvaters in die engen Schranken eingeſchloſſen. Je mehr die Bedürfniſſe wuchſen, deſto vielfältiger wurden die Anſtrengungen und keine zahlreiche Familie, ſelbſt die reichern nicht, kann ohne bedenkliche Sorge dem zukünftigen Schickſale der Söhne entgegenſehen. Schon mit der Geburt eines Kindes keimen Plane für ſein zukünftiges Wohl, die früheſte Erziehung, der kindliche Unterricht iſt auf eine beſtimmte Beſchäftigung berechnet, die, wenn ſie gedeiht, der Familie einen Theil der ſchweren Sorge abnehmen, dem Kinde ſelbſt eine feſte bürgerliche Stellung in der Zukunft ſichern ſoll. Sehen wir in ein ſolches ſtilles Familienleben hinein, täuſchen wir uns nicht durch allgemeine Declamationen, die vielleicht hier und da von ſolchen wiederholt werden, die mit den Sorgen eines Familienvaters unbekannt ſind; ſo erſcheint die Aufforderung zum Kriegsdienſte in dem engen Kreiſe, in ſeiner ruhigen Abgeſchloſſenheit jedesmal als ein großes Unglück. Einem feindſeligen Dämon ähnlich, ergreift der Kriegsdienſt den Jüngling, knüpft ihn an eine ihm fremde Welt, die mit der heimathlichen nichts gemein hat. Wie hoch wir auch die kriegeriſche Begeiſterung ſtellen mögen, es bleibt doch gewiß, daß die ſtillen bürgerlichen Tugenden in den Heeren in große Gefahr gerathen, daß die fremdartige Beſchäftigung entweder vernachläſſigt wird, ſo daß der unwillige Krieger, wie ihm das Heer nicht wünſchen kann, mit Sehnſucht ſeiner Befreiung entgegen ſieht, oder es ergreift ihn die Luſt des freiern Daſeyns, die wilde kriegeriſche Freude, — und der ſtille bürgerliche Sinn, der ein ruhiges Streben, ein ſcheinbar kleinliches Zuſammenhalten des mühſam Erworbenen fordert, iſt auf immer verloren. Dieſe bedenkliche Betrachtung erzeugt in den Familien Kummer, ſo daß ihnen die größten Opfer klein ſcheinen, wenn ſie einem Unglücke entgehen können, deſſen Folgen ſie nicht zu berechnen vermögen. Ja daher ſind in allen Ständen ſo viele betrügeriſche Mittel entſtanden, den Kriegsdienſt zu umgehen. Wo irgend eine Hoffnung iſt, das geliebte Kind zu retten, da wird ſie ergriffen, wer ſonſt in allen übrigen Verhältniſſen an ſtrenger Rechtlichkeit hält, ſcheuet hier den Betrug nicht, und die Unwirkſamkeit der ſtrengſten Aufſicht beweiſ't für den, der ſich nicht täuſchen läßt durch das allgemeine Gerede, am deutlichſten, wie wenig das Volk die allgemeine Bewaffnung wünſcht. Von einem geiſtreichen Krieger hörte ich einſt folgende Aeußerung: „Was das Volk will?“ fragte er — „es will die ſiegreichen Heere jubelnd in die Stadt einziehen ſehen, will Blumen ſtreuen und enthuſiaſtiſch bewundern — aus den Fenſtern. Wenn die Krieger in die Häuſer hineintreten, iſt dieſe Bewunderung ſchon verſchwunden, und die Klagen über die Einquartierung fangen an.“ — Dieſes Extrem iſt freilich tadelnswerth, aber die Quelle der Abneigung gegen den Kriegsdienſt iſt tief gegründet in unſerer ganzen bürgerlichen Lage, und hat durch eine Reihe von Jahrhunderten eben die ſtehenden Heere erzeugt. Der große Widerſpruch, der ſich in ſchneidender Härte entwickelt hat, iſt dieſer, daß immer größere Heere erfordert wurden, um das Ganze zu vertheidigen, und in äußerer Unabhängigkeit zu erhalten, während die einzelnen Stände durch Sorgen anderer Art immer mehr von dem kriegeriſchen Sinne entfernt wurden. Wollte man dieſen erzwingen, indem er immer mehr entwich, dann müßte man gewaltſam in die innern Verhältniſſe des Lebens hineingreifen, und was man äußerlich vertheidigen und erhalten wollte, drohte in ſich zuſammenzuſtürzen; wollte man den unkriegeriſchen Sinn allein gewähren laſſen, dann würde, was innerlich geduldet wäre, durch fremde Gewalt aufgelöſ't werden. Da bot ſich eine einfache Betrachtung dar, die die Regenten offenbar bei der Bildung der ſtehenden Heere bis auf die neueſten Zeiten geleitet hat. In einem jeden Staate erzeugt ſich eine Claſſe von Menſchen, denen die überlieferten Schranken zu enge ſcheinen, unruhige Jünglinge, denen das ſtille, beſchränkte Familienleben widerſteht. Es iſt nicht nothwendig der Schlechteſte. Ein gewiſſer unbeſtimmter Thatendurſt, eine Sehnſucht nach Kampf, der natürlich in jedem Menſchen liegt, gehört oft zur innern Eigenthümlichkeit der Menſchen, und ſo gefährlich dieſer Trieb werden kann, wenn er nirgends eine Stelle findet, wo er geleitet und gelenkt werden kann, ſo leicht er, ſich ſelbſt überlaſſen, in ſeiner unendlichen Unbeſtimmtheit, alle Rohheit und wilde Leidenſchaftlichkeit nährt, ſo kann er dennoch, findet er eine beſtimmte Stätte, eine Schule, die mit ſtrenger Zucht den Trieb ordnet, indem ſie ihn erhält, ein tüchtiges, kräftiges Daſeyn begründen. Für dieſen Menſchen könnte kein Punkt in dem Staate ſeyn, der ihn urſprünglich feſthielte, denn eben das ungeduldige Hinausſtreben aus der gegebenen Grenze hatte eine eigene Claſſe unruhiger Jünglinge erzeugt. Für dieſen war das Werbeſyſtem, welches ſelbſt die freieſten Völker, wie die Engländer, nicht verſchmähen. Wenn der ruhig gebildete bürgerliche Jüngling durch den Kriegsdienſt gewaltſam aus den ſtillen Grenzen des Familienlebens herausgeriſſen wird, die ihm heilig und theuer ſind, und ein ſchlechter Bürger und Familienvater oder ein ſchlechter Soldat wird; ſo wird der unruhige Jüngling hier gebildet, gebändigt, die herausſtrebende Kraft findet ein offenes Feld und eine neue Grenze zugleich, und was jenem ſchädlich, iſt dieſem nützlich. Die anerkannten Mißbräuche des Werbeſyſtems gehören nicht zu ſeinem Weſen. Nun iſt es freilich wahr, jene angeworbenen reichten nicht hin, die großen Maſſen von Kriegern zu verſchaffen, die das unwillkührlich und geſchichtlich erzeugte, verwickelte Vertheidigungsſyſtem der Völker nothwendig machte. Da blieb ein anderer Ausweg übrig, das Fehlende zu erſetzen — ein Ausweg, der, da er von der Nothwendigkeit geboten war, bei aller ſcheinbaren Härte dennoch der billigſte ſchien. Die Bauern waren von uralten Zeiten her verpflichtet, Kriegsdienſte zu leiſten. Man konnte die Leibeigenſchaft aufheben, dadurch die Lage des Bauern verbeſſern und es geſchah. Dabei blieb jene Verpflichtung, und es ſchien billig. Im Ganzen genommen iſt die Lage der Bauern geſicherter; ein feſtes Eigenthum und geringere Bedürfniſſe erhalten eine gewiſſe Einfachheit in ihrer Lebensweiſe, die einmal erworbene Fertigkeit geht in dem Kriegsdienſte nicht verloren, ja ſeine Beſchäftigung, die größtentheils an beſtimmte Jahreszeiten gebunden iſt, erlaubte, mit weniger Unterbrechung, ihn für das Heer in Thätigkeit zu ſetzen. Hatte er einen eigenen Beſitz, ſo blieb ihm dieſer gewiß, wenn er den Kriegsdienſt verließ; hatte er keinen, ſo gehörte er zur dienenden Claſſe, die bei dem Umtauſche wenig verlor. An Gehorchen gewöhnt, erſchien ihm die Strenge des Dienſtes, an körperliche Anſtrengung gewöhnt, ſeine Mühſeligkeiten, an geringe Koſt gewöhnt, ſeine Entbehrungen nicht ſo hart. Der Bürger hingegen muß ſich durch fortdauernden Erwerb ſein Daſeyn erſt erwerben, der Kriegsdienſt fordert eine ſchädliche Unterbrechung in den beſten Jahren, ſtört das ſtille Fortſchreiten ſeines Erwerbes auf eine höchſt verderbliche Weiſe, und der Kriegsdienſt eines blos untergeordneten Kriegers ſteht mit der höhern Bildung in einem gar zu harten Widerſpruche. Der Bauer, der durch die Löſung der Leibeigenſchaft ſeine Lage verbeſſert fühlte, fand ſich durch die Verpflichtung zum Kriegsdienſte weniger gedrückt, Wiſſenſchaft, höhere Bildung in jeder Richtung und bürgerlicher Erwerb blieben geſchont, das Heer bildete einen Mittelpunkt für die unruhige, unſtät herumſtreifende Jugend, und der Widerſpruch, der durch die Zeit ſich erzeugt hatte, war durch die einfachſten, naturgemäßeſten und mildeſten Mittel gelöſ't. Manche für die Erhaltung der geſelligen Verhältniſſe und für die ungeſtörte Ausbildung der mannichfaltigen Richtungen menſchlicher Thätigkeit günſtige Vorzüge ſind mit dieſer Einrichtung verknüpft, wenn wir nicht einſeitig die Mißbräuche hervorheben wollen, die ſich eingeſchlichen haben, und deren Schädlichkeit man zugeben, ja deren Abſtellung man dringend fordern kann, ohne daß man von dieſer relativen auf eine abſolute Schlechtigkeit des ganzen Syſtems ſchließen darf. Zu dieſen weſentlichen Vortheilen rechnen wir die wenigſtens mögliche, ſcharfe Begrenzung des Heeres, die durch eine Volksbewaffnung unmöglich iſt. Alle aus dem Weſen einer beſtimmten Erſcheinung hervorgehende Begrenzung iſt für die bedeutende Entwickelung deſſelben fördernd, nicht hemmend. So auch hier. Betrachten wir erſt die innern Vortheile. Mancherlei Entdeckungen haben den Menſchen in den Beſitz ſolcher Waffen geſetzt, deren unbedingter Gebrauch nicht zu berechnende Verheerungen hervorrufen kann. Die Kriegskunſt unſerer Tage, indem ſie dieſe Waffen auf eine kunſtgemäße Art in Anwendung bringen will, erzeugt das Streben, den entſcheidenden Gebrauch mit den am wenigſten zerſtörenden Erfolg zu verknüpfen. Ja, man kann behaupten, daß dieſe Aufgabe ihre höchſte, wenn auch ſchwierigſte iſt. Dieſes Streben fordert, und zwar deſto gewiſſer, je kunſtgerechter der Krieg geführt wird, eine Uebereinkunft, ritterliche Geſetze des großen Kampfes, wie des kunſtgerechten perſönlichen; der Edelmuth in der Behandlung der Gefangenen nicht allein, ſondern auch, unter gewiſſen beſtimmten Umſtänden unter den Kämpfenden ſelbſt veredelt den Kampf, und läßt da, wo ſcheinbar nur der Haß waltet, die verborgene Liebe durchſcheinen. Dieſe Geſinnung hängt mit dem Geſchicke in der Kriegskunſt, mit der innern Sicherheit genau zuſammen. Aber nur in der Begrenzung eines ſtehenden Heeres, deſſen Anſehen und innere Tüchtigkeit auch während eines langen Friedens durch den regierenden königlichen Feldherrn aufrecht erhalten wird, findet ſie einen ſichern Boden. Ein langer Frieden, der Gewerbe und den ſtillen bürgerlichen

Sinn nährt, wird bei einer Volksbewaffnung die kriegeriſche Stimmung bei einem Volke unterdrücken oder wenigſtens lähmen. Der ſtrenge Gehorſam des Dienſtes, die Unbequemlichkeit, mit welcher er nothwendig verbunden iſt, erſcheint immer drückender, zuletzt ſogar überflüſſig. Der Kern von Anführern und befehlenden Kriegern, der nothwendig iſt als bleibender Mittelpunkt, um welchen ſich das nationale Heer bildet, findet eine immer ſprödere, ſchwerer zu behandelnde Maſſe, verliert ſein Anſehen und ſeine lebendige Wirkſamkeit, und, wenn dieſe fortdauern ſoll, muß der Staat entweder in einer künſtlichen Spannung erhalten werden, die ſelbſt nur möglich iſt, indem er in eine bleibende drohende Lage gegen andere Staaten verſetzt wird, oder in beſtändige Kriege verwickelt ſeyn. Man könnte behaupten, daß der erſte Fall immer da iſt, daß die Verwickelung der Staaten eine bleibende Gefahr für einen jeden erzeugt; aber das Gefühl dieſer Gefahr verſchwindet aus der Maſſe nur gar zu leicht, ſo bald ſie nur etwas in den Hintergrund tritt. Ein ſtehendes Heer hingegen bildet eine fortdauernde Schule des Krieges, bleibt in beſtändiger Thätigkeit, nährt den ſtrengen Gehorſam und jene Geſinnung, die den Muth und die Verachtung des Todes als die einzige Bedeutung ſeines Daſeyns erkennt. Die Kunſt ſelber findet ein gelenkiges Organ, in und mit welchem ſie ſich mit innerer Sicherheit ausbilden kann. Es iſt möglich, daß ein Staat durch mancherlei Schickſale in eine Lage kommen kann, in welcher ein ſtehendes Heer von zu großem Umfange nothwendig ſcheint, bedeutende Siege können einem ſolchen Heere einen drückenden Einfluß verſchaffen. Der Bürger eines ſolchen Staats, einerſeits ſich bewußt, daß das Heer nur durch ſeine Anſtrengung da iſt, und erhalten wird, daß jeder Genuß des Kriegers von ihm eine ſchwere Entſagung fordert, findet ſich andrerſeits durch das überwiegende Anſehen des Kriegers doppelt gedrückt. Aber eine ſolche Lage des Staats iſt in unſern Tagen nur vorübergehend, ein ſolches Mißverhältniß hebt ſich in der Länge von ſelbſt auf, und das Gleichgewicht muß ſich wiederherſtellen, entweder dadurch, daß neue, erworbene Provinzen die Laſten eines bedeutenden Heeres unter eine größere Anzahl Bürger vertheilen, oder dadurch, daß der kleinere Staat in ſein naturgemäßes Verhältniß zurücktritt. Der Regent fühlt am deutlichſten, daß dasjenige, was zu vertheidigen iſt, nur durch einen ſinnloſen Widerſpruch der Vertheidigung geopfert werden kann, und ein wahrhaft erobernder Staat wird, eben durch die ſtehenden Heere, unmöglich. Der einzige, der in neuern Zeiten ſich zu bilden vermochte, erhielt ſeine verheerende Kraft durch eine über alle Grenzen hinausgehende Volksbewaffnung.

Die Schonung gegen alle bürgerlichen Verhältniſſe, aus welcher das Syſtem der ſtehenden Heere hervorging, hatte auch die Grundſätze der Milde erzeugt, die ſelbſt in den Kriegen Statt fanden, und einen weſentlichen Theil des europäiſchen Völkerrechts ausmachten. Es mag wahr ſeyn, daß man die Grundſätze nur befolgte, wo ſie nützlich ſchienen, daß man ſie oft nur als Mittel brauchte, um gefährliche Abſichten zu verbergen, und wir ſind weit entfernt, das geſetzloſe Verfahren der Staaten gegen einander zu vertreten. Aber dieſe Grundſätze waren doch da, ſie waren von Europa anerkannt, ihre öffentliche und rückſichtsloſe Verletzung blieb nicht immer unbeſtraft, und ſchwächte oder ſtärkte das ethiſche Element im Heere, welches immer von Bedeutung iſt. Wie oft die Grundgeſetze des Völkerrechts auch verletzt wurden, daß es eine Verletzung genannt wurde, war ſchon heilſam, und hemmte den unbedingten Gebrauch der verheerendſten Maaßregeln, wenn auch nicht immer, doch oft. Die Volksbewaffnung iſt im Grunde eine völlige Vernichtung alles Völkerrechts, denn ein bewaffnetes Volk führt nur fanatiſche Kriege oder gar keine. Zwiſchen krampfhafter Bewegung und träger Ruhe ſchwebt jene unüberſehbare Maſſe, nur durch Haß zu beleben, wenn ſie nicht in Stumpfſinn verſinken ſoll. Oft hören wir in unſern Tagen die Behauptung, ein jeder Krieg, der nicht ein Volkskrieg ſey, müſſe als etwas furchtbares, als ein ruchloſes Spiel mit dem Leben der Bürger betrachtet werden — und man bedenkt nicht, daß ein jeder ſolcher Krieg in kurzer Zeit mehr zerſtört und vernichtet, als andere Kriege in einer langen Reihe von Jahren. Es iſt nicht blos die äußere Verheerung, die wir meinen, auch die Verwilderung des ganzen Geſchlechts, der glühende Haß, der alles ruhige Urtheil aus dem Leben verdrängt; die unnatürliche Spannung aller äußern Verhältniſſe und aller Gedanken erzeugen eine Verzerrung, die deſto furchtbarer iſt, da jede ruhige Stimme überhört wird.

Es iſt falſch, daß ein jeder Krieg nothwendig ein nationaler ſeyn muß, wenn er nicht ein ungerechter ſeyn ſoll. Wohl dem Geſchlechte, wenn die Kriege, die leider nie ganz aufhören werden, niemals dieſe ſchauderhafte Richtung nehmen. Aus den verwickelten Verhältniſſen der Staaten unter einander erzeugen ſich unvermeidlich Streitigkeiten mancherlei Art, die oft nicht durch Verhandlungen geſchlichtet werden können, ja dieſe nähren ſie nicht ſelten. Ueber Grenzbeſtimmungen, über wechſelſeitige Rechte, über mancherlei Gegenſtände des Verkehrs erheben ſich Streitigkeiten, deren Entſcheidung für beide Staaten ſehr wichtig ſeyn kann, ohne daß das innerſte Weſen deſſelben angegriffen iſt. In ſolchen Fällen, wo die Verhandlungen zu keinem

Ende führen, ſcheint es das natürlichſte Mittel zu ſeyn, den offenen Kampf zu wählen. Wie im täglichen Leben ein offener Zank dem heimlichen Grolle vorzuziehen iſt, ja nicht ſelten eine ſchwankende Freundſchaft befeſtigt, ſo treten auch redlich und ritterlich zwei Staaten gegen einander, und Kriege der Art können ohne wechſelſeitigen Haß geführt werden; ja, ſie können dazu dienen, einen keimenden Haß in wechſelſeitige Achtung zu verwandeln. Nähme aber das Volk, als ſolches, an ſolchen Kriegen unmittelbaren Antheil, dann würde, was urſprünglich ſich ritterlich auskämpfen ließe, was die Zucht, den Muth, die Kunſt des Heeres, mit dieſen das innere Gefühl bürgerlicher Tüchtigkeit und Sicherheit in einem jeden Bürger ſtärken würde, allmählig wachſend die innerſte Wurzel des bürgerlichen Lebens angreifen, und einen verheerenden Fanatismus erzeugen. Ja, an einem ſolchen Kriege könnten auch friedliche Staaten durch Hülfstruppen Theil nehmen, ohne daß dadurch die Geſinnung der Krieger an Werth verlöre. Denn theils kann unter vielen Umſtänden eine mittelbare Theilnahme am Kriege dazu dienen, die unabhängige Stellung des Staats zu befeſtigen, theils würde das Dienen in fremden Kriegen allein geeignet ſeyn, auch im langen Frieden ein tüchtiges Heer zu erhalten. Nur die einſeitige Thorheit unſerer Tage, die alle Kriege in Volkskriege verwandeln möchte, findet ein ſolches Dienen ſchimpflich und entehrend, was es, im ächt ritterlichen Sinne genommen, keinesweges iſt. Aber ſo weit iſt es gekommen, daß man dieſen Sinn nicht einmal begreift, daß man einen begrenzten, durch die Kunſt geregelten, durch wechſelſeitige Achtung veredelten, durch Schonung bürgerlicher Verhältniſſe gemilderten Krieg gar nicht verſteht. Man ſoll haſſen, in Wuth vergehen, ſich wechſelſeitig vernichten, oder auf eine thörichte Weiſe dulden. Ein Mittleres ſoll es nicht mehr geben.

Die Frage nach der Nothwendigkeit einer Repräſentation, die Hauptfrage unſerer Tage, wenn wir der allgemeinen Stimme der Schriftſteller glauben dürfen, ſoll jetzt der Gegenſtand unſerer Unterſuchung ſeyn. Nun wird erſtens von Vielen behauptet, eine Repräſentation, d. h. das Regiment geſichert durch Stellvertreter des Volks, ſey allgemeiner Wunſch, werde von allen Ständen gefordert, und dieſe Forderung ſey ein Erzeugniß der Bildung der Völker in jeder Richtung. Seit die Buchdruckerkunſt einen ſo bedeutenden Einfluß auf die geſelligen Verhältniſſe erhalten hat, müſſen wir dieſen, und was er erzeugt, wohl ins Auge faſſen, müſſen wir vor allem die Grenzen dieſes Einfluſſes ſo viel möglich ſicher beſtimmen. Die Stimme der Schriftſteller iſt die lauteſte, ſie wird am meiſten vernommen, es entſteht eine eigene bewegte Welt, in welcher die wichtigſten Gegenſtände lebhaft und leidenſchaftlich verhandelt werden. Indem dieſe Streitigkeiten in einer Maſſe von größern und kleinern Schriften, die wie eine Lawine wachſend unüberſehbar wird, uns beſchäftigen, entſteht zu natürlich die Täuſchung, daß das oft und immer von neuem Vernommene einen bedeutenden Eindruck machen muß, und die herrſchende Partei der Schriftſteller erſcheint als die herrſchende im Volke überhaupt. Die Täuſchung iſt ſchon deßhalb ſo natürlich, ja, für denjenigen, der faſt ganz in der Schriftſtellerwelt lebt, unvermeidlich, weil die zerſtreuten Glieder des Staates kein ähnliches Organ haben, durch welches ihre Wünſche und Hoffnungen laut werden können. Unmöglich iſt es, weil, was einerſeits ſich in allgemeine Verhandlungen verliert, andrerſeits ſich in die beſondern Beſchäftigungen, in die beſtimmte Welt des eigentlichen Lebens mit ſeinen Genüſſen und Entſagungen, ſeinen Leiden und Freuden eigenthümlicher Art verbirgt, um tief und wahrhaft erkannt zu werden, erlebt, nicht blos beſprochen werden werden muß.

Entfernen wir nun, wie wir es vermögen, dieſe Täuſchung, ſehen wir ab von jener aufgetragenen Bewegung, und treten wir in die Mitte der Lebenden, nicht blos Schreibenden und Redenden; dann nehmen wir wohl auch hier eine unſtete, ſchwankende Bewegung wahr. Es iſt, als wären die ſicher und ruhig gezogenen Grenzen, innerhalb welcher ein Jeder glücklich und zufrieden leben könnte, mehr oder weniger verwiſcht, eine herrſchende Unzufriedenheit mit der gegebenen Lage ſcheint die Maſſe, die Geſammtheit ergriffen zu haben, die wohl auch von den Schriftſtellern hier und da genährt wird, aber die Quelle iſt keinesweges ein neuer geiſtiger Sinn etwa, ſie iſt vielmehr entſprungen aus der fortdauernd wachſenden, kaum zu hemmenden Colliſion zwiſchen den perſönlichen Bedürfniſſen und den öffentlichen. Wer hier als vermittelndes Glied hineinzutreten, wer die Anſprüche des Staats mit den Anſprüchen der Perſönlichkeit zu verſöhnen vermöchte, der würde ohne allen Zweifel jene Unzufriedenheit ganz aufheben; und ob eine ſolche Vermittlung nur durch eine Repräſentation möglich iſt, verſteht ſich keinesweges von ſelbſt. Wir geben zu, daß, wo die ſtändiſche Verfaſſung ſich erhalten hat, der Wunſch, daß ſie bleiben möge, auch vorherrſche, wie in einigen Gegenden Deutſchlands; denn daß dieſe Verfaſſung geblieben iſt, hat ſchon eine geſchichtliche Bedeutung. Anders verhält es ſich mit den Ländern und Reichen, in welchen ſie, durch die Länge der Zeiten ihre Kraft verlor, ſo daß ſie nur als eine bedeutungsloſe Ruine übrig blieb, und von dieſen iſt hier vorzüglich die

Rede. In dieſen Ländern iſt nun, behaupten wir, der Wunſch nach einer Repräſentation keinesweges herrſchend, wenn auch der Wunſch nach einer Verbeſſerung der Lage, wenigſtens bei denjenigen Ständen, die mehr von dem allgemeinen Leben in Anſpruch genommen werden. Fragte man freilich die Maſſe: wollt ihr euch lieber ſelber regieren oder regieren laſſen? ſo iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß ſie das erſte wählen würde. Denn ungern gehorcht der Menſch der Gewalt, die über ihm iſt. Aber dieſer Trieb nach eigenem Regiment war zu jeder Zeit das Zerſtörende und Trennende unter den Menſchen, und es iſt dies die Bedeutung des Staats, daß er ihn gebändigt, als den verborgenen Reiz das Tüchtige und Kraftvolle aus ſich erzeugen laſſe, aber nie zugebe, daß er ſelbſt in ſeiner vernichtenden Geſtalt zum Vorſchein komme. Sollten wir bei dem Volke, bei der Menge der Menſchen einen ſolchen Trieb, als wirklich ordnend, als hoffnungsvoll, als des Regiments würdig erkennen, ſo müßte er nichts Leidenſchaftliches, nichts Selbſtſüchtiges an ſich haben, es müßte ſich zeigen, daß eine reine Liebe zu demjenigen, was von einem jeden eigenthümlichen Punkte des Lebens aus das Gemeinſchaftliche wäre, ohne daß das Eigenthümliche verſchwände, ſich unwillkührlich gleichſam, wie eine verborgene Macht, gebildet hätte, daß dieſe Knoſpe einer großartigen Geſinnung von der äußern Gewalt zurückgedrängt würde, dann erſt könnte man über wirklich hemmende Gewalt klagen. Man hüte ſich aber, die Aeußerung ſolcher Geſinnungen in Worten, und die, wenn auch noch ſo oft wiederholte Verſicherung, daß ſie da ſey, nicht für ein ſicheres Zeugniß ihres Daſeyns zu halten.

Es gibt Punkte genug im Staate, auch in ſolchen, in welchen alle öffentlichen Angelegenheiten in den Händen der Regierung ſind, von welchen aus dieſer Trieb ſich ungehemmt äußern könnte, wäre er wirklich da. Als ein Beweis ſeines Daſeyns dürfen wir nicht Legate betrachten, durch welche der Menſch ſterbend irgend einem öffentlichen Inſtitute ſchenkt, was er doch verlaſſen muß, nicht die Wohlthätigkeit, mit welcher Städte und Provinzen die Armuth unterſtützen; denn wie lobenswerth auch beide ſind, ſo beweiſen ſie doch hier nichts. Was wir hier fordern müſſen, wäre der Beweis von einem herrſchenden Triebe, dasjenige, was rein gemeinſchaftlich iſt, als ſolches, ohne Rückſicht auf perſönliche Vortheile, durch das ganze Leben hindurch ſtetig auszubilden, wie wir alles ausbilden, was uns ſelber ein ſicheres Daſeyn verſchafft, was unſere innern Neigungen anſpricht. Nun iſt es wohl oft, ja faſt immer der Fall, daß dieſe Ausbildung, gewiſſenhaft getrieben, dem Ganzen heilſam wird; aber ſie eignet ſich, ſo lange ſie in der irdiſchen Perſon wurzelt, keinesweges zum organiſirenden Princip, ſie würde in Colliſionsfällen die Perſon zu retten ſuchen, ſie lebt in ihr, wenn ſie auch in weitern Kreiſen wohlthätig wirkt. — Aber dort wie hier ſoll ſie mit ihrem ganzen Daſeyn leben, nicht blos wirken, wenn ſie irgend einen Anſpruch auf das Regiment, als das rein Gemeinſchaftliche, begründen ſoll. Wenn daher ein Armer durch ſorgfältige Benutzung ſcheinbar geringer Vortheile, ſein Vermögen, ſeinen Wirkungskreis allmählig erweitert, wenn er, bereichert durch glückliche Combination gegebener Verhältniſſe, große Fabriken anlegt, einen bedeutenden Handel treibt, viele hundert Familien ernährt, mit ſicherm Ueberblicke mannichfaltige Verwickelungen des Lebens ordnet, überſieht und lenkt, wüſte Gegenden bevölkert und Leben und Thätigkeit rund um ſich auf eine anmuthige und heitere Weiſe zu erwecken verſteht; ſo verdient ein ſolcher Mann ohne allen Zweifel unſere

Achtung, ja unſere Bewunderung, die man ihm wohl auch ſelten verſagt. Aber dennoch müſſen wir läugnen, daß ein ſolcher Mann dadurch irgend ein Recht erhält, beſtimmend in das öffentliche Leben einzugreifen; denn die ganze Richtung ſeines Lebens iſt dennoch nach der relativen Seite ſeines perſönlichen Daſeyns hingeſchoben. Die viel großartigere Geſinnung müßte ihn in die abſolute Mitte des allgemeinen Lebens verſetzen, und ihm jene Richtung ſelbſt als eine untergeordnete erſcheinen laſſen. Dieſes Gemeinſchaftliche, welches eine, wenn auch noch ſo große, Menge Menſchen an Ein Daſeyn bindet, iſt nicht jenes rein Gemeinſchaftliche, welches mehrere Menſchen, als die innere Seele aller äußern Bedürfniſſe, auf eine völlig gleiche und freie Weiſe verbindet, und in einer größern, innern Einheit zuſammenhält. Ein jedes Gewerbe faßt Etwas Größeres in ſich, welches über den engen Bedürfniſſen der Gegenwart liegt. Dieſe, einſeitig ergriffen, werden immer auf die Perſönlichkeit bezogen, trennen, vereinigen nicht. Zwar, wenn einem Gewerbe Gefahr droht, kann eine vorübergehende Vereinigung entſtehen, die gemeinſchaftliche Gefahr abzuwehren, aber dieſe Vereinigung iſt wieder nicht zu vergleichen mit jener völlig freien, aus dem innern lebendigen Trieb erzeugten, der nie ruht, der als die Seele des Gewerbes das Ganze ſtetig belebt. Dieſes Größere, wird es ergriffen, würde in einem jeden Gliede der Corporation eben ſo nothwendig, eben ſo durchaus leben und ſeyn, wie das auf die Perſon Bezogene, es würde einen jeden Bürger zu einer größern, ja wir können behaupten, zu einer wiſſenſchaftlichen Bildung drängen; denn ein jedes Gewerbe hat etwas Wiſſenſchaftliches, etwas Geiſtiges, welches den reinen, edlen Kern der Fortbildung enthält. Wie dieſes mehrere Glieder enge verbindet und alle Selbſtſucht ausſchließt für eine beſtimmte Zeit, ſo ſchließt es zugleich den Sinn auf für alle Zeiten, und wie ein jeder lebt für alle, und für alle leben muß, damit er die Bedeutung ſeines eigenen Daſeyns finden kann, ſo lebt er auch für eine lange Zukunft. Wir fragen, wo ſind die Vereine, die einen ſolchen Sinn, den einzig organiſirenden und ordnenden, auch nur ahnden ließen. Wir wollen das Volk deßwegen nicht geringſchätzen, das enge Leben mit ſeinen Sorgen hat die Menſchen ergriffen — nur wo dieſes geſichert iſt, erzeugt ſich der größere Sinn, nur aus dem innern Gefühle für Sicherheit erhebt ſich der Muth, der ruhig und beſonnen das heitere Antlitz erhebt und freudig umherſchauend, eine große, äußere Welt als die eigene annimmt. Aber es iſt ſo. Man ſoll nicht läugnen, was eine Thatſache iſt. Dieſer Trieb, der die Repräſentation in dem Maaße, als ſie ſich entwickelte, von ſelbſt herbeiführen würde, wird nicht gehemmt, weil er ſich nirgends äußert.

Wer iſt der wahre Repräſentant? Offenbar nur derjenige, deſſen Anſichten, deſſen ganzes Daſeyn geleitet wird durch die in ihm lebende Idee des Ganzen. Denn dieſe allein hat eine wirklich erzeugende und ordnende Kraft. Bliebe ein Repräſentant nur ein mit Inſtructionen verſehener Abgeordneter beſtimmter Stände oder Provinzen des Staats, der das Intereſſe der Prinzipalen beſorgen ſollte, ein Advocat alſo, und nichts anderes; dann dürfen wir ihn nicht einen Stellvertreter des Volks, als eines Ganzen, nicht ein wahrhaft lebendiges Glied des Staats nennen, und der Widerſpruch der Selbſtſucht hätte in der Repräſentation nur einen gefährlichen Concentrationspunkt gefunden, auf welchem er, ohne gelöſ't zu werden, immer härter hervortreten müßte. Der Repräſentant würde öfters in den Fall kommen, gegen das ſogenannte Intereſſe ſeiner Committenten handeln zu müſſen, ja, wenn wir mit Recht behaupten wollen, daß eine wahre Repräſentation Volkswille wäre, ſo müßte dieſe Entſagung alles deſſen, was mit dem Ganzen in irgend einem Widerſpruche ſtände, das eigentliche Princip des Wählens ſeyn: der Grund, warum man irgend einen Mann aus der Mitte eines Standes oder einer Provinz wählte, müßte eben der ſeyn, daß man ſich überzeugt hielte, er ſey mehr, als jeder andere von der ſelbſtſüchtigen, einſeitigen Richtung befreit, die einer lebendigen Hineinbildung des Beſondern in das Allgemeine widerſtrebte.

Wir betrachten den Hauptpunkt, von welchem aus die Repräſentation erſt entſteht, das Wahlrecht des Volks. Ohne Freiheit der Wahlen iſt eine Repräſentation offenbar ohne Sinn und Bedeutung. Aber eben hier treten Schwierigkeiten hervor, die man vergebens zu überwinden verſucht hat, die Erfahrung der Beſonnenſten, die größte Anſtrengung, die allſeitigſte Ueberlegung hat nicht gewußt, ſie zu heben, und die zwei größten und mächtigſten freien Völker ſehen wir eben über dieſen Punkt in unſern Tagen in unruhiger Bewegung. In England hat man ſich Jahrhunderte hindurch geſträubt gegen eine Veränderung der Wahlgeſetze, obgleich man die Fehler der beſtehenden wohl einſah; in Frankreich, wo man, nach einer theuer erkauften Erfahrung, über dieſen Gegenſtand die reifſten Unterſuchungen angeſtellt hatte, konnten dennoch die gewandteſten Männer Wahlgeſetze entwerfen, die Nation, der Regent ſie billigen, deren völlige Unzulänglichkeit nach wenigen Jahren einleuchtete. In beiden Ländern findet man aber das Umändern der Wahlgeſetze eben ſo bedenklich, wie das Beibehalten, und wenn man auch, vielleicht ehe dieſe Zeilen öffentlich erſcheinen, eine Veränderung vernimmt, ſo dürfen wir faſt mit Gewißheit vorausſetzen, daß aus dieſer Veränderung ſich neue Schwierigkeiten entwickeln werden. Und dieſes aus keinem andern Grunde, als weil die Aufgabe in ſich ſelber einen nicht zu löſenden Widerſpruch enthält. Die Freiheit gehört zum Weſen des Wählens, und wie man ſich auch ſicher zu ſtellen ſucht, vermag man es nicht, die Mißbräuche auszuſchlieſſen, wenn man ſie ſchonen will; will man aber die Mißbräuche unter jeder Bedingung unmöglich machen, ſo vernichtet man das Weſen der Wahlen, und was übrig bleibt, iſt eine leere Form, durch welche das Volk ſich nicht täuſchen läßt.

Zwar die Idee der freien Wahlen beim Volke iſt in und für ſich klar; aber eben je deutlicher man ſie in ihrer völligen Reinheit zu ergreifen ſucht, deſto klarer wird man die Unmöglichkeit ihrer Erſcheinung einſehen. Die Maſſe der Wählenden bildet die Maſſe der eigentlichen Bürger. Wer keine Stimme bei den Wahlen hat, iſt kein Bürger in einem freien Staate. Denn das Wählen iſt die urſprünglichſte, reinſte Aeußerung bürgerlicher Freiheit überhaupt. Die Frage alſo, wer zu den Wählenden gehört, iſt mit der Frage, wer zu den eigentlichen Bürgern gehört, eine und die nehmliche. Ein Wähler, oder, was daſſelbe iſt, ein Bürger, iſt ein ſolcher, der, in einer beſtimmten Richtung beſchäftigt, dennoch das Allgemeine des nationalen Lebens als zum Weſen ſeines Daſeyns gehörig betrachtet. Er kann ſehr wohl davon überzeugt ſeyn, daß er beſtimmt iſt, einem beſondern Geſchäfte, welches ihm durch urſprüngliches Talent oder durch äußere Verhältniſſe aufgetragen ward, ſich ausſchlieſſlich zu widmen, alle ſeine Thätigkeit, ſein ganzes Nachdenken ihm zu opfern, aber dennoch muß der Sinn für das Allgemeine als die Seele des beſondern Geſchäfts betrachtet werden. Denn dieſes Allgemeine iſt nicht eine Abſtraction, vielmehr die Einheit aller mannichfaltigen Eigenthümlichkeiten ſelber. Das Wählen iſt nun der Act, durch welchen jener in dem Beſondern ſchlummernde Geiſt des Allgemeinen ſich ſelber ergreift und zum Bewußtſeyn kommt. Obgleich die höhere Einheit beider Richtungen in Allem das Weſentliche und einzig Reelle iſt, ſo kann ſie doch nie als eine ſolche zur Erſcheinung kommen. Damit die Erſcheinung möglich werde, muß ſich ein Gegenſatz bilden, ein ſolcher aber, der nur der Form, nicht dem Weſen nach Statt findet. Dieſes iſt in beiden Gliedern daſſelbe, das Einigende, das Band, die Einheit ſelber. So, wie der wählende Bürger das eine Glied des Gegenſatzes, die Einheit des Allgemeinen und Beſondern, mit dem Ueberwiegen des Beſondern darſtellt, muß ſich eben deßwegen ihm gegenüber das entgegengeſetzte Glied bilden, in welchem das Beſondere von dem überwiegenden Allgemeinen ergriffen iſt. Dieſer Gegenſatz iſt nur der Form nach da. Beide Glieder fordern ſich, ſuchen ſich, und ſetzen die höhere Einheit, deren Ausdruck — die Totalität, der Staat iſt. Dieſes Glied der überwiegenden Allgemeinheit wird durch die Wählbaren dargeſtellt. Die Wählbaren nun ſind ſolche, die in und für das Allgemeine lebend, dennoch die mannichfaltigen Beſonderheiten des Staats als zu ihrem Weſen gehörig betrachten. Sie können von einem beſtimmten Punkte aus gewählt ſeyn, von einem Stand, einer Provinz, einer Stadt, ſo daß ſie urſprünglich einer Eigenthümlichkeit näher ſtehen, als einer andern. Wahre Volksrepräſentanten ſind ſie aber nur, wenn ihnen alle Stände, alle Provinzen, kurz, die lebendigen Beſonderheiten des Staats gleich nahe ſtehen und auf gleiche Weiſe durch ſie in ihrer Art beſtätigt werden.

Ohne Wählende gibt es keine Wählbaren, dieſes iſt freilich, äußerlich verſtanden, in und für ſich klar. Man muß aber dieſe Nothwendigkeit der Wählenden für die Wählbaren tiefer einſehen. Nehmlich ſo: herrſcht unter den Bürgern nicht allgemein der Sinn, daß ein jedes Gewerbe, eine jede Richtung des Lebens nur eine Bedeutung hat in und mit dem Ganzen, abgetrennt von dem Ganzen als ein Selbſtſüchtiges gar keine: ſo gibt es auch keine Möglichkeit der Repräſentation, alſo keine Wählbaren; denn nicht eine Einheit im Gegenſatz gegen die Beſonderheit, vielmehr die des Beſondern ſelber ſoll repräſentirt werden. Eben ſo wenig können ohne Wählbare Wählende gedacht werden. Denn das Wählen iſt die That, durch welche das in der Beſonderheit verborgene Allgemeine, als ein ſolches, zum Bewußtſeyn kommt, dieſes aber iſt ohne einen Gegenſtand der Wahl nicht denkbar. Die lebendige Ueberzeugung daher, daß es Bürger gebe, erzeugt erſt den Repräſentanten, die, daß es Repräſentanten gebe, erſt die Bürger. Zwar kann die Idee als eine ſolche nie erſcheinen; aber damit ſie in der Erſcheinung erkannt werde, d. h. damit ein Staat möglich ſey in dem geſuchten und geforderten Sinne, müſſen Bürger ſich in den Repräſentanten, dieſe in jenen ſich erkennen als dieſelben.

Ein ſolches Verhältniß zwiſchen Wählenden und Wählbaren findet da Statt, wo eine wohlwollende Geſinnung die Menſchen verbindet, wo die Furie der Leidenſchaftlichkeit ſich nicht in die Wahlverſammlung begibt, wo der Kern der Selbſtſucht unberührt bleibt. Dieſes heitere und anmuthige Verhältniß, durch Geſinnung und nicht durch äußere Geſetze geleitet, findet in andächtigen Gemeinden Statt, zeigt ſich in Wohlthätigkeitsvereinen, ſo lange ſie den urſprünglichen, reinen Charakter zu erhalten wiſſen, ja kann wohl auch in den Staatenvereinen hervortreten, wenn in dieſen die erſten einfachen Elemente geſelliger Verbindungen noch vorwalten. In unſerm verwickelten Leben aber, in Staaten von großem Umfange und mächtiger politiſcher Bedeutung, kann eine ſolche Geſinnung, die vorausgeſetzt werden muß, wenn aus der Mitte der freien Wahl die Ordnung ſich erzeugen ſoll, gar nicht erwartet werden. In unſern Staaten drängt und ſtößt und hemmt ſich Alles, ein Jeder iſt über die Grenze des ruhigen, geordneten Maaßes geſchritten und unruhige Wünſche ſetzen jede Bruſt in Bewegung. Wie in jenen Gemeinden, in jenen Vereinen für die Wohlthätigkeit ein Allgemeines nur deßwegen ſich darſtellen kann, weil die Perſönlichkeit ſich in der Verbindung zu retten weiß, weil ſie mit geringem Opfer den Angriff abwehrt, ſo können ſich freilich in dieſen Staaten ſelbſt Verbindungen bilden, aber ſie haben nothwendig eine andere Richtung, ſie beziehen ſich auf die vorherrſchende Perſönlichkeit, ein jeder Stand fordert neue Rechte für ſich und Opfer von den übrigen. Corporationen verbinden ſich, um ihr Intereſſe zu verwahren, die Wählenden haben nicht jenen Sinn für das Ganze, der mit eigenen Opfern anfängt; wie können die Repräſentanten ihn haben? Ja ſie dürfen nicht. Aus dieſer trübſeligen Erfahrung erzeugte ſich die Anſicht, daß alle Corporationen mit ihren iſolirten und iſolirenden Gerechtſamen Staaten im Staate waren, daß eine jede für ſich ein Selbſtſtändiges ſeyn wollte, daß ſie nicht als lebendige Organe die Einheit des Ganzen förderten, vielmehr als eiternde Geſchwüre, als freſſende Würmer das Ganze verzehrten, unbeſonnen die Welt zerſtörend, an deren Daſeyn das eigene unvermeidlich geknüpft iſt.

Dem dritten Stande gebührt die Gewalt, denn dieſer hat die höchſte Bedeutung erhalten, iſt im Beſitze aller Bildung, und die Zeit hat ihn ſo hoch geſtellt, ſo hören wir allgemein. Wir fragen: wodurch unterſcheidet ſich dieſer dritte Stand? Es iſt der erwerbende, es iſt derjenige, der irgend ein Talent, irgend eine erworbene Fähigkeit benützt, um ſo ſein Leben und Daſeyn in der bürgerlichen Geſellſchaft in größern oder geringern Kreiſen zu ſichern. Der dritte Stand will den Adel verdrängen. Nur Verdienſt, nur was aus eigner Kraft erworben iſt, und ſo erlangt wohlthätig nach außen wirkt, ſoll gelten. Dieſer Sinn will aber nicht bloß das Unverdienſtliche des Ererbten verdrängen, auch den unterdrückten Bauernſtand will er befreien.

Doch will etwa der dritte Stand den Bauernſtand durch eigene Opfer befreien? fällt das Verdrängen des Adels mit der Befreiung des Bauernſtandes nicht auf eine höchſt bedenkliche Weiſe zuſammen? Iſt der dritte Stand nicht Kläger und Richter in eigener Sache? Oft iſt es geſagt und behauptet und niemals widerlegt, daß die Unterdrückung des Adels nur einen andern, viel drückendern, den Geldadel erzeugen würde. Entweder muß man alle Sicherheit des Beſitzes aufheben, oder man muß geſtehen, daß das erworbene Verdienſt niemals in einem Staate das einzige ſeyn kann, was Macht und Anſehen begründet. Deßwegen fanden ſich die heftigſten Vertheidiger des dritten Standes und ſeines Rechtes, vorzugsweiſe zu repräſentiren, zu den härteſten Conſequenzen getrieben, denen ſie niemals ausweichen konnten. Entweder aller Beſitz iſt gleichförmig vertheilt (die Ungereimtheit der agrariſchen Geſetze), oder kein Beſitz iſt erblich, ein jeder muß von neuem erworben werden. Nur in dieſen beiden Fällen würde das Verdienſt ein wenigſtens mögliches freies Feld im Staate finden. Aber, zugegeben, daß eine ſolche Lage denkbar wäre und ſich erhalten könnte, würde ſie nicht eben alle Kraft der Selbſtſucht bis zur gefährlichſten Höhe treiben? Werden ſoll ein Jeder, bilden ſoll er ſich und, wie der Kreis ſeiner Bildung ſich eröffnet, ſoll der Genuß ſeines Daſeyns ſich erweitern, beide in gleichem Verhältniſſe. Ein ſolches Streben hat keine Grenze, kein Maaß, kann es nur erhalten, nur in einer unbekannten Ferne erlangen. Unter den Erwerbenden ſteht Jeder gegen Alle, Alle gegen einen Jeden: eine Uebereinkunft iſt unmöglich; denn es gilt nicht wechſelſeitige Hülfe um ein ſchon gegebenes ſicheres Daſeyn, jedes in ſeiner Art zu erhalten, es gilt das Daſeyn ſelber, um die Selbſterhaltung wird gekämpft. Wie kann nun derjenige Stand, der mehr als irgend ein anderer in die Unruhe des Werdens hineingeriſſen iſt, jemals geeignet ſeyn, ein beſtehendes, geordnetes Seyn zu erzeugen? So werden die Staaten, wenn ſie den Geſammtwillen als Urſprung ihrer Form anerkennen, von der Selbſtſucht des Beſitzes zur Selbſtſucht der That getrieben und wieder von dieſer zu jener. Denn, wie ſollen die Wahlen eingerichtet werden? Wer ſoll wählen? Etwa der Verdienſtvolle? Das iſt unmöglich und ein Widerſpruch in ſich ſelber. Denn unvermeidlich entſteht die Frage: wer iſt der Verdienſtvolle? Sie ſelbſt können ſich nicht als ſolche conſtituiren, ſie müſſen anerkannt ſeyn, was entweder durch eine beſtehende Behörde geſchehen kann, wodurch die Freiheit der Wahl in ſich ſelber vernichtet würde, oder durch eine vorhergehende Wahl, wodurch aber die Frage nur zurückgeſchoben, nicht beantwortet würde.

Damit die Wahl möglich werde, muß eine unveränderliche, nicht dem ſchwankenden Urtheil der Menſchen preisgegebene Eigenſchaft zum Grunde liegen. Und das iſt nur der Beſitz. Nur die Beſitzer können wählen. Nun iſt aber die Beſtimmung des Beſitzes hierbei völlig willkührlich. Im eigentlichſten Sinne Nicht-Beſitzer wäre nur der Bettler. Wer ſich mit einem geringen Beſitze begnügt, den vielfältigen Bedürfniſſen der Geſellſchaft freiwillig entſagt, und ſo, bei den beſchränkteſten Mitteln, ſeine Unabhängigkeit feſthält, der iſt im eigentlichſten Sinne ein Freier und ein Bürger — und dennoch darf er nicht unter den Wählenden ſeyn, denn eine ſolche Geſinnung, den eigentlichen Grund und Boden der Freiheit, darf ein Wahlgeſetz nicht vorausſetzen. Es muß ein Beſitz vorausgeſetzt werden, der, nach der herrſchenden Anſicht der Zeit, einem Jeden, ſeinem Stande gemäß, ein, wenn auch nicht glänzendes, doch hinlängliches Auskommen gibt. Ob der Beſitzer ſich damit begnügt, darf gar nicht unterſucht werden, eine jede Unterſuchung miſchte das ſchwankende Urtheil in die Wahl hinein, und würde die Freiheit unvermeidlich zerſtören. Beſtimmt das Wahlgeſetz eine bedeutende Größe des Beſitzes, ſo würde der Druck der Reichen und Mächtigen zu beſorgen, ja unvermeidlich ſeyn; wird die Größe des Beſitzes zu gering angenommen, dann würde eine Menge Menſchen zu den Wählenden gehören, die ihre Stimme nicht unabhängig von fremden Einflüſſen geben würden, mancherlei Umtriebe würden Parteien erzeugen, und der Reiche und Mächtige, der mit irdiſchen Gütern, oder der Gewandte, der durch Vorſpiegelungen mancherlei Art die Gemüther zu feſſeln vermöchte, würde einen gefährlichen Einfluß gewinnen. Eine ſolche Mitte, in welcher der Beſitz bedeutend genug iſt, um alle äußere Einwirkung auszuſchließen, und nicht groß genug, um einen ſchädlichen Einfluß nach außen auszuüben, iſt freilich nicht wirklich da. Auch muß die Maſſe der geringern Beſitzer, und die Unabhängigkeit ihrer Stellung ſo ſeyn, daß ſie die reichern hinlänglich beſchränken. Nun iſt aber mit den Beſitzern offenbar nicht nothwendig der Kern des Staats gegeben, ja noch mehr, die Anſicht, daß man nur unter dieſen diejenigen erwarten kann, die ſich lebendig für das Ganze intereſſiren, gründet ſich ſelbſt nur auf das klare und unumwundene Geſtändniß, daß die wahre bürgerliche Geſinnung nicht unter den Menſchen herrſche.

Unter denjenigen, die durch die Wahlgeſetze von dem höchſten und urſprünglichſten bürgerlichen Rechte ausgeſchloſſen ſind, befinden ſich alle, die, innerlich mehr als äußerlich begünſtigt, irgend ein Talent, irgend eine Fähigkeit rückſichtslos ausbildeten, eben die Verdienſtvollſten, die mehr an die Aufgabe ihres Lebens, als an die äußern Bedingungen ſeiner Erhaltung dachten. In einem wahren, nicht blos durch ſeine äußere Form, ſondern auch durch ſein inneres Weſen freien Staate wäre ein ſolcher Menſch freilich auch ein Beſitzer; denn eine jede lebendig ausgebildete Eigenthümlichkeit würde von einem ſolchen Staate als ihm weſentlich angehörig betrachtet werden. Dürfen wir das von irgend einem großen Staate unſerer Tage behaupten? — Der Beſitz iſt alles im Staate, und jemehr die öffentliche Stimme gehört wird, deſto deutlicher ſpricht es ſich aus. Ja, wo die Beſitzer wählen, werden ſie immer nur aus ihrer Mitte wählen, ſelten wird ein ausgezeichnetes Talent, als ſolches, die öffentliche Stimme für ſich gewinnen. Der Staat ſoll ſo wenig koſten wie möglich, damit ein jeder Beſitzer ſo viel behalten kann wie möglich; das iſt es, worauf alles ankommt, um das alles ſich dreht.

Wie die Wählenden, ſind nothwendig auch die gewählten Repräſentanten. Iſt der Beſitz das Einzige, was für die Geſinnung der Wählenden Gewähr leiſtet, ſo gilt dieſes noch mehr von den Repräſentanten. Eine unabhängige, bürgerliche Stellung, die nicht erſt erworben werden muß, ja eine Ueberzeugung, die gar keine Rückſichten kennt, und nur nach der klaren Ueberſicht von dem Ganzen urtheilt, kann allein das Vertrauen erwecken. An den eigenen Vortheil darf kein Repräſentant denken, und daher muß ſeine Stellung ſo ſeyn, daß er nicht nöthig hat, dieſen zum Gegenſtand ſeines Strebens zu machen. Aber wie viele Menſchen leben unter uns, die dem Beſitze eine Grenze geſetzt haben, die ſich ſelber in der Art unabhängig erklärten, daß ſie von jedem irdiſchen Vortheile abgewandt nur zu erhalten ſuchen, was ſie beſitzen, wie der thätige Mann ſeine Geſundheit, damit ſein leibliches Daſeyn nie ſtörend in ſeine Wirkſamkeit eingreife, damit ſein Körper lediglich Mittel der Erſcheinung eines höhern Lebens ſey? Laßt uns nur eine Repräſentation erhalten! ruft man, und ihr werdet ſehen, wie viele Männer der Art unter uns leben. Doch ſcheint es uns ſehr wichtig, erſt uns davon zu überzeugen, ehe wir ſolchem Repräſentanten die wichtigſten Angelegenheiten vertrauen. Es fehlt in einem monarchiſchen Staate nicht an Gelegenheit, eine ſo lobenswerthe Geſinnung zu äußern. Und dennoch — wie viel vermögende Männer dienen unbeſoldet? Die eigene Neigung kann Viel dazu gebracht haben, nicht allein das Vermögen zu vernachläſſigen, was nie zu billigen iſt, ſondern auch zu zerſtören. Daß dieſe Neigungen, die öfters thöricht und nutzlos ſind, auch nicht ſelten eine wohlthätige Wendung nehmen, iſt nicht zu läugnen. Aber ſelbſt dann, wenn ein Reicher für die Erziehung verlaſſener Kinder, für die beſſere Einrichtung der Spitäler, für die Armuth, auch mit Aufopferung thätig iſt, beweiſ't dieſe Geſinnung, die von Rechtswegen allgemeine Liebe und Verehrung erweckt, nichts von einem Rufe zum Repräſentanten. Wer einen ſolchen wohlthätigen Zweck verfolgt, kann ſeiner Neigung völlig unbefangen folgen, wo das äußere Leben ihm ſtörend entgegentritt, kann er ſich laut beſchweren; unterliegt er, dann wird er allgemein bedauert; erringt er den Sieg, allgemein bewundert und ein Howard oder Pinkerton findet den Lohn ſeiner ſchönen wohlthätigen Bemühung ſchon in dieſem Leben. Mit einem wahren Volksrepräſentanten verhält es ſich ganz anders. Dieſer darf keiner Neigung, auch der ſchönſten nicht, ſich hingeben, eine höhere Geſinnung, die aus dem Ganzen entſpringt, muß jede Neigung mäßigen und in Schranken halten. Den allgemeinen Beifall muß er verſchmähen. Der bewunderte Volksmann iſt faſt immer ein ſchlechter Repräſentant. Entweder in der Repräſentation herrſcht keine Partei; dann iſt ſie todt und thatenlos, oder ein lebhafter Streit der Parteien unterhält das öffentliche Leben, dann iſt das Geſtändniß, daß man einer Partei zugehöre, ſchon ein Beweis, daß man kein wahrer Repräſentant ſey, und jenes Geſetz von Solon, daß, wenn Parteien die Bürger theilten, keiner neutral bleiben ſollte, ein Jeder vielmehr ſich für irgend eine erklären müſſe, ſo oft es auch bewundernd wiederholt wird, iſt ein furchtbarer Beweis, wie ſelbſt in den herrlichſten Republiken der Schein der Freiheit, ihre blos äußere Form, das Weſen zu vernichten droht. Wer den Muth hat, ſich dem Ganzen durchaus zu widmen, ohne irgend einen Vortheil, allen Beifall verſchmähend; wer von früher Kindheit an ſich für dieſes größte aller Opfer mit ununterbrochener Anſtrengung ausbildet, wer in geringern Kreiſen ſich mit großer Entſagung für größere vorbereitet, der wäre auch jetzt ein Repräſentant. Wo ſind dieſe Männer, auf welche der Staat mit völliger Sicherheit hoffen dürfte? oder ſollen wir ſie etwa ſuchen unter denjenigen, die in öffentlichen Schriften ſolche Opfer fordern, und als das Höchſte darſtellen?

Daß der Beſitz, der gefährlichſte Gegenſtand der Selbſtſucht im irdiſchen Leben, Gewähr leiſten ſoll für eine Geſinnung, die über alle Selbſtſucht erhaben iſt, enthält einen Widerſpruch, der durch keine Anordnung, keine Wahlgeſetze der Welt jemals gelöſ't werden kann, und die großartige Vereinigung, die alle Kräfte des Staats für eine wahrhaft fruchtbare Zukunft zuſammendrängt, kann aus dem kleinlichen Sinne des Beſitzes niemals hervorgehen.

Wir haben behauptet, daß das Volk in den größern deutſchen Staaten keinesweges eine Repräſentation fordere. Man hört wohl hier und da, und häufig genug Klagen. Manches wünſcht man ſich anders, ohne ſich deutlich zu denken, wie es werden ſoll, die Sehnſucht nach einer freien Conſtitution aber iſt nur durch Schriftſteller erregt, und reicht ſo weit wie ihr Einfluß reicht. Es iſt daher wohl der Mühe werth, das mehr als wahrſcheinliche Schickſal der Gelehrſamkeit in einem deutſchen großen Staate, in welchem die öffentlichen Angelegenheiten in den Händen der Repräſentanten wären, genauer zu erwägen. Oft iſt die Behauptung wiederholt, daß nur republikaniſche Staaten der geiſtigen Veredlung fähig wären, daß nur in dieſen die Wiſſenſchaften blühten. Eine Behauptung, die ſich auf keine Weiſe geſchichtlich begründen läßt, beſonders dann nicht, wenn die Blüthe der geiſtigen Bildung in den griechiſchen Republiken, in Athen vor allem, als ein Beweis angeführt wird von dem, was wir bei einer freien Verfaſſung zu erwarten haben. Ein geiſtig bildſames, edles, lebendiges und bewegliches Volk in einer Gegend, die alles, was zum behaglichen Daſeyn gehört, im Ueberfluſſe gewährt, mit wenigen Bedürfniſſen, die leicht befriedigt würden, anmuthig, ja ſpielend getragen von einer lieblichen Natur, vermochte ſich wohl in freier Bewegung zu geſtalten, und die Selbſtſucht ſelber trug das ſchwerfällige, ſpießbürgerliche, engherzige Gepräge nicht, durch welches es in unſern Tagen bezeichnet iſt. Ja ein ſolches Leben müßte, irren wir nicht, durch einen Widerſtreit gehemmt, gemäßigt werden, damit es eine Grenze finden könnte. Daher artete im Orient die Kraft der Völker, wo ſie in großen monarchiſchen Staaten zuſammengedrängt war, in jenen Zeiten in das Ungeheure aus. In Rom ſchon war es anders. Die Blüthezeit der höhern geiſtigen Bildung, der Mittelpunkt des großartigen Bewußtſeyns ſtellte ſich erſt ein, als die Freiheit verſchwunden war, und ſelbſt die großen Geſchichtſchreiber lebten unter den Kaiſern. Eine erhabene Natur, wie Cäſar, beweiſ't nichts, er war zum Herrſchen geboren in jeder Richtung, und ſeine geiſtige Größe hätte eine fröhliche Blüthe hervorgelockt, wenn nicht ein unzeitiger Freiheitstaumel die keimende Knoſpe vernichtet hätte.

Und nun denke man ſich unſere Lage. Wir leben in einem Lande, in welchem die phyſiſche Erhaltung eine größere Anſtrengung erfordert, derbere Koſt, mancherlei Reizmittel, ſorgfältigere Bekleidung, feſtere, mühſam erbaute Häuſer. Nur durch Zwang und mit großer Anſtrengung gibt die ärmere Natur eine ſpärliche Ausbeute. Die fortſchreitende Bildung hat mit dieſen nothwendigen Bedingungen des Daſeyns mancherlei Bedürfniſſe verbunden, die uns jetzt ſo unentbehrlich geworden ſind, wie die einfachſten, wie die urſprünglichſten. Vergebens erhebt man ſeine Stimme dagegen, in einer nicht zu hemmenden Progreſſion wachſen dieſe perſönlichen Bedürfniſſe, die ganze Welt muß zu unſerer Nahrung, zu unſerer Bekleidung beitragen und ſelbſt der geringere Bürger macht Anſprüche auf Genüſſe, die die einfachern Voreltern auch nicht einmal dem Namen nach kannten. Wer die Volksſtimme als eine Stimme Gottes anſieht, wird doch nicht behaupten, daß dieſe ſich gegen eine ſolche Steigerung der Bedürfniſſe erhebt. Sie beklagt ſich wohl über den ſchwelgeriſchen Genuß der Mächtigen und Reichen. Aber nicht, weil ſie dieſen Genuß verſchmäht, vielmehr aus Neid, und ſo tief iſt dieſe Richtung in alle Theile des Staatslebens eingedrungen, daß viele ſolche Bedürfniſſe eigene Corporationen erzeugten, Handelszweige, Gewerbe gebildet haben, und auf dieſe Weiſe weſentlich dem Staate einverleibt ſind. Die Folge davon iſt die Sorge einer jeden Familie für die

Selbſterhaltung, die von dieſen lebendigen Monaden des Volkslebens auf alle allgemeine Verhältniſſe übergetragen wird, und allen Berathſchlagungen der Gemeinden und Corporationen etwas Aengſtliches und Kleinliches gibt. Dieſer enge Sinn iſt das Bezeichnende für alle öffentliche Verhandlungen, alles bezieht ſich auf die gegenwärtige Noth, die zu jeder Zeit die Bürger ängſtigt und quält, eine Art Raubbaue wird eingeführt, und was auf eine größere Zukunft berechnet iſt, was für eine freie geiſtige Entwickelung gefordert wird, erſcheint als etwas Ueberflüſſiges. Was wäre aus den Schweizerrepubliken und ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung geworden, wenn ſie nicht einen Stützpunkt gefunden hätten in den benachbarten größern monarchiſchen Staaten, in Deutſchland und Frankreich? Wie engherzig zeugt ſich in dieſer Rückſicht der nordamerikaniſche Staatenverein? Es ſind nicht die Wiſſenſchaften allein, eine jede großmüthige Geſinnung ſtirbt in den Verſammlungen der Stände, die nur da zu ſeyn ſcheinen, um die Noth des Staats, ſeine Armuth und ſein Unvermögen in das grellſte Licht darzuſtellen. Man weiß ja, wie die Bayerſchen, wie die Badenſchen Repräſentanten ſich geäußert haben. In Bayern hörten wir Aeußerungen, die einem jeden Gelehrten weiſſagen mögen, was er zu erwarten hat, wenn jener ſpießbürgerliche Sinn jemals herrſchend werden ſollte; Aeußerungen, die man ohne laute Mißbilligung anhörte, und die nur deßwegen ohne Folgen waren, weil das monarchiſche Princip vorwaltet. Nur ein monarchiſcher Staat, nur der Wille des Herrſchers, der der Selbſtſucht Stillſchweigen zu gebieten vermag, kann einen feſten, würdigen Mittelpunkt der allſeitigen Gelehrſamkeit hervorheben, Kraft und Gedeihen in jeder Richtung ſichern, ja dieſes allein, keinesweges ein Volkswille vermochte es, jenes wohlthätige Licht der vielſeitigſten Bildung anzuzünden, welches in das proteſtantiſche Deutſchland, mehr als in irgend einem Lande in Europa, in die weiten Kreiſe des Lebens hineinſcheint, und eine Cultur des Volks erzeugt hat, die die neuere Geſchichte ſonſt nicht kennt.

Wer nicht blos die einzelnen Zweige der Gelehrſamkeit, vielmehr dieſe als ein Ganzes, als die geſchichtlich begründete geiſtige Entwickelung eines Volks, als das allgemeine Bewußtſeyn im edelſten Sinne zu betrachten weiß, der begreift wohl, wie der unumſchränkte Herrſcher ſie ſchätzen, wie er, der nur als der ordnende Mittelpunkt des ganzen Staats eine Bedeutung hat, mit großer Aufopferung die wiſſenſchaftliche Ausbildung fördern muß. Denn ſie iſt ſein Organ, das einzig mögliche, welches die wahre Herrſchaft ſichert. Eine Anſicht, wie diejenige, die in Preußen in den Tagen des höchſten Drucks ſich den Mächtigen aufdrängte, indem die Intelligenz, als ein Rettungsmittel betrachtet ward, nachdem jedes äußere verloren ſchien, eine Anſtrengung, wie diejenige, aus welcher in den trübſten Zeiten glänzende wiſſenſchaftliche Inſtitute hervorgingen, war nur in einem monarchiſchen Staate möglich. Alles, was wirklich Großartiges für die Wiſſenſchaft geſchah in Europa, verdanken die Gelehrten den Regenten, denn eine breite, irdiſche Baſis, einen bürgerlichen Leib fordert auch die geiſtige Bildung, wenn ſie gedeihen ſoll, und dieſer bildet ſich nur in dem klaren Mittelpunkte, der der gemeinen Noth entzogen, die höhern Bedürfniſſe kennt und zu ſchätzen weiß. Alle wiſſenſchaftliche Inſtitute in Frankreich wurden durch Könige begründet, und nach der Revolution von Napoleon. Man berufe ſich nicht auf England. Dieſes Land iſt unvergleichbar mit irgend einem andern. Der Handel nach allen Richtungen der Welt hat die Armuth des Landes überwunden, auch herrſcht in England eine Geſinnung, die derjenigen des modernen Republikaniſmus ganz entgegen iſt, die von dieſer letztern eben ſowohl in England als auf dem feſten Lande beſtritten wird, nehmlich die Ehrfurcht vor der geſchichtlichen Ueberlieferung. Oxford und Cambrigde wurden in den früheſten Zeiten unter ganz andern Verhältniſſen gegründet, der reiche Beſitz bleibt unangetaſtet, wie die veraltete Form, und mag dieſe Form auch noch ſo tadelnswerth ſeyn, ſie bildet dennoch einen uralten Stamm, der mitten in dem bewegten Leben eigene Blüthen und Früchte gründlicher Gelehrſamkeit trägt. Betrachten wir aber England ſonſt, ſo muß der größte Verehrer dieſes Landes bekennen, daß die Richtung der Gelehrſamkeit einſeitig iſt und den wohlthätigen Einfluß auf die allgemeine Volksbildung keinesweges zeigt, der das proteſtantiſche Deutſchland auszeichnet. Wer bekannt iſt mit der Beſchaffenheit der vielgeprieſenen Univerſität zu Edinburg, der weiß, wie die dortigen Vorleſungen nur auf das nächſte Bedürfniß der oberflächlichſten Ausbildung berechnet ſind, wie die Univerſität in der traurigſten Abhängigkeit von der bürgerlichen Behörde lebt, wie kümmerlich, und ſelbſt mit den kleinſten Univerſitäten Deutſchlands nicht zu vergleichen, alle ihre Inſtitute ſind. In England iſt Reichthum oder wenigſtens Unabhängigkeit durch den Beſitz und Bildung eins. Die Volksbildung iſt auf die furchtbarſte Weiſe vernachläſſigt, wie allgemein bekannt. Nur Politik und Naturwiſſenſchaft, ihres unmittelbar auf die Gegenwart berechneten Nutzens wegen, blühen in dieſem Lande, und das Gedeihen eines jeden anderen Zweiges der geiſtigen Bildung wäre völlig dem Zufalle preisgegeben, wenn nicht die alten Univerſitäten mit ihrer veralteten, überlieferten Form, wie ein wunderbar fremdartiges Gebäude, geblieben wären. Ein jeder Engländer muß Beſitzer ſeyn, oder Beſitz erwerben, das größte Talent kann verſchmachten, wenn es nicht den Bedürfniſſen der engſten Gegenwart entſpricht, und wir können berühmte, ſehr verdiente Gelehrte nennen, die faſt alle Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften aufgegeben haben, nachdem ſie reich wurden.

Es iſt mit Sicherheit vorauszuſehen, daß eine mächtige und gebietende Repräſentation des Beſitzes den nachtheiligſten Einfluß auf die allſeitige gelehrte Bildung haben würde. Der feſte Mittelpunkt der Gelehrſamkeit, der auf eine würdige Weiſe fixirt iſt durch königliche Macht, der als eine helle Sonne nach allen Richtungen des Lebens ſcheint, würde ſchwanken, unſicher hin und her bewegt, in das Meer der engſten Bedürfniſſe hineingezogen werden, und man könnte behaupten, daß bei einer ſolchen Ausſicht die Bemühung der Gelehrten, eine repräſentative Verfaſſung einzuführen, von einer lobenswerthen Großmuth zeuge, wenn die Gelehrſamkeit im obigen Sinne nicht einen ſo hohen Werth hätte, daß ihr Wohl und Gedeihen zu opfern, vielmehr ein Verrath an der Menſchheit wäre, und, wenn man nicht wüßte, wie Unkunde Verblendung erzeugt durch das Bemühen, einen ſchnell vorübergehenden Einfluß zu gewinnen, das Urtheil zu trüben vermag.

Dieſe vortheilhafte Stellung der Gelehrſamkeit in den monarchiſchen Staaten ſteht in einem genauen Verhältniſſe zur Adminiſtration durch Beamte. Es iſt merkwürdig, daß diejenigen, die gegen das Anſehen und den Einfluß der Beamten reden, am lauteſten fordern, daß nicht die Geburt, ſondern das Verdienſt adeln, durch Lohn und Anſehen geehrt werden ſollte. Wie ſoll aber das Verdienſt belohnt werden? Wer ſoll es hervorheben, ermuntern? Etwa das Volk? — Wir geben zu, daß es ausgezeichneten Männern, vom Glücke unterſtützt, gelingen kann, durch auffallende Thaten, indem ſie eine drohende Gefahr von der Geſellſchaft abwenden, indem ihnen eine nützliche

Entdeckung gelingt, durch eine wohlthätige Einrichtung ſich das Vertrauen, die Achtung des Volks zu erwerben. Aber iſt denn die ganze Sphäre des Verdienſtlichen durch ſolche Thaten erfüllt, die, wenn ſie gelingen ſollen, mancherlei günſtige Verhältniſſe vorausſetzen? Die wahre Region des Verdienſtlichen wird in großem Umfange aufgeſchloſſen, durch das Streben derer, die von der frühen Jugend an ſich dem Ganzen widmen. Es kann außerhalb dieſer Region ſelbſt auf eine glänzende Weiſe gelingen, es kann innerhalb der Grenzen derſelben oft genug mißlingen, wer darf das läugnen? Aber deßwegen die Nothwendigkeit und Wichtigkeit einer Einrichtung im Staate, die aus dem Kreiſe aller Familien die Neigung, ſich der allgemeinen Bildung, und durch dieſe der tiefer begründeten Anſicht des Lebens von einem jeden gegebenen Punkte aus zu widmen, fördert, abläugnen zu wollen, wäre ſo thöricht, daß eine Behauptung der Art keine Widerlegung bedarf. Selbſt das Talent bedarf häufig eines Sporns, um in Thätigkeit geſetzt zu werden, die Trägheit iſt ohne einen heilſamen Zwang überwiegend in der menſchlichen Seele. Dieſe beſtehende Einrichtung vermag ſie nicht einmal zu überwältigen, und es iſt bekannt genug, wie auf den Univerſitäten die Schätze der Vergangenheit, alles geiſtig Treffliche, ſelbſt von der Begeiſterung der Lehrer unterſtützt, jene Trägheit nicht ganz zu überwältigen vermag. Die bedeutende Anzahl von Beamten, die der Staat bedarf, ſetzt eine Summe von geiſtiger Anſtrengung in Bewegung, deren heilſamer Einfluß auf das Ganze nie genug in Anſchlag gebracht wird. Freilich wird eine beſtimmte Menge durch die Univerſitäten gebildeter Männer für die Kirche, die Gerichtshöfe, die Schulen und für die Heilkunde immer nothwendig bleiben, wenn aber die Adminiſtration des öffentlichen Vermögens, das Ordnen der Verhältniſſe des thätigen Lebens hauptſächlich ſolchen

Männern übertragen wird, die aus der Mitte des Volks gewählt werden, dann würde eine bedeutende Menge Menſchen nur durch das einſeitige Intereſſe der Corporationen in ihrer ganzen Bildung beſtimmt werden, eine Menge Menſchen würde es mehr darauf anlegen, ſich die ſchwankende Volksgunſt durch allerlei Mittel zu erwerben, als ſich einem gründlichen, allſeitigen, mühſamen Studium zu weihen. Die Regenten wählen ja, in der Regel, nicht die Beamten, ein jeder beſtimmt vielmehr, ſo weit es im irdiſchen Leben und bei den unvermeidlichen Unvollkommenheiten aller menſchlichen Einrichtungen möglich iſt, ſelbſt die Stelle, die er im Staate einzunehmen gedenkt. Eine geiſtige Anſtrengung wird von einer großen Menge gefordert, und bei Vielen trägt ſie Früchte. Wer ſich für eine eigenthümliche Richtung der Adminiſtration beſtimmt hat, muß ſich Prüfungen mancherlei Art unterwerfen. Es iſt möglich, daß durch die Gunſt eines Mächtigen ein Unwürdiger eine bedeutende Stelle einnehmen kann, aber eben, weil er durch die Macht eines Einzigen gehoben wurde, hat ein ſolcher, ſo wie ſeine Unfähigkeit ſich offenbart, die geſammten Beamten und das Volk gegen ſich, und ſolche Fälle müſſen zu den Ausnahmen gerechnet werden, die ſo ſelten ſind, wie es ſelten iſt, daß ein wirklich Würdiger durch die bewegliche Volksgunſt gehoben wird. Ein tüchtiger und wohlgeſinnter Beamter wird bei weitem in den meiſten Fällen durch ſeine Einſicht ſich unter ſeines Gleichen auszeichnen, die geordnete Einrichtung führt ihn von den engern Kreiſen nach den höhern, und es iſt nicht leicht möglich, den wohlthätigen Einfluß ſeiner Wirkſamkeit abzuweiſen. Er iſt genöthigt, den vorgeſchriebenen Gang zu verfolgen, er kann nur durch Tüchtigkeit ſein Glück mamachen. Die durch das Volk gewählten Männer ſtehen aber dieſem und ſeiner Gunſt viel näher, als die ſtufenweiſe fortſchreitenden Beamten der höhern Behörden, und das ununterbrochene Streben, die Volksgunſt zu gewinnen und feſtzuhalten, iſt wahrlich nicht geeignet, jene feſte, auf gründliche Einſicht gegründete, Rechtlichkeit auszubilden, die wir unter den gebildeten Beamten öfter finden, als unter den Repräſentanten des Volks.

Man klagt über die Vorzüge der Geburt, aber wenn dieſe, wie nicht zu läugnen iſt, in unſern Tagen ihren früheren ſchädlichen Einfluß verloren haben, wenn es ſelbſt ſo weit gekommen iſt, daß man ihre völlige Vernichtung gefordert, dann wird billig gefragt, wodurch dieſe Forderung entſtanden, wie ſie hat reifen und eine ſolche Gewalt erhalten können? Offenbar iſt die Gewalt der Geburt durch das Anſehen der Beamten am gründlichſten gebrochen. Selbſt die Anſtellung des Adels in den vorzüglichſten Stellen hat dazu beigetragen. Es war ein Mittel, den Adel für das Studium, für den Erwerb eigenthümlicher Verdienſte zu gewinnen, und, wo man gewaltſame Maßregeln billig ſcheuete, das einzige, wie in allen Fällen das Gründlichſte. Iſt nicht in Rußland die große Gewalt des Adels durch das Anſehen der Beamten gelähmt, durch die feſtgegründete Macht des Throns aber ein wohlthätiges Gleichgewicht aller Elemente des Staats hervorgetreten, welches durch die Perſönlichkeit des Monarchen erhalten wird? Nur durch anſehnliche Stellen konnte der Adel bewogen werden, ſeinen ererbten Vorzügen zu entſagen, indem er ſich aber entſchloß, denſelben mühſamen Weg der Ausbildung zu verfolgen, der die Bürgerlichen zu Aemtern und Würden erhebt, indem er ſich den nämlichen Prüfungen unterwirft, hat er ſich den Bürgerlichen gleichgeſtellt, iſt er dem geiſtigen Principe, welches nur Verdienſte anerkennt, untergeordnet, und der freie Geiſt, der durch das Gleichgewicht aller Stände, wie es nur durch eine von allem ſelbſtſüchtigen Streben entfernte königliche Gewalt möglich iſt, unter uns, ſelbſt bis zum ſchädlichen Extrem, erwachte, hat dieſe Gleichheit immer mehr begründet, ſo daß in den Monarchien allmählig, und mit ſtetiger Entwickelung geſchah, was Verblendete durch Umkehrung aller Verhältniſſe zu erreichen ſtrebten, daß auch Bürgerliche die höchſten Würden im Heere, wie unter den Beamten, erhielten, und wenn die Monarchen anſtehen, dieſen wohlthätigen, von ihnen ſelbſt gewählten Gang ferner, wie bisher, zu verfolgen, ſo iſt es nur, um die Frechheit derer abzuwehren, die immer thörichter und grenzenloſer in ihren Forderungen wurden, jemehr man einräumte. —

Die häufigſte Klage, die man hört, eine Klage, die in der That nicht blos von den Schriftſtellern vernommen wird, iſt die, daß das adminiſtrative Syſtem durch die Beamten eine große Anſtrengung erfordert, daß die ſchädliche Vermehrung der öffentlichen Ausgaben den Erwerb hemmt, daß eine Menge Menſchen, die als productive Bürger den innern Reichthum des Staats vermehren würden, auf Unkoſten der übrigen ernährt werden müſſen, um das auszurichten, was wohlfeiler und beſſer durch das Volk ſelbſt geſchehen könnte.

Es iſt allerdings möglich, daß die Anzahl der Beamten übermäßig wachſen kann. Dieſe Richtung kann, wie eine jede andere, ein Extrem erreichen, welches man abwehren muß. Ein verwickelter Gang ſolcher Geſchäfte, die klar und einfach ergriffen, beſſer ausgeführt werden, eine zuſammengeſetzte Controle, die, indem ſie keinen guten Willen vorausſetzt, dieſen in ſeinen Quellen zu vernichten droht, und an die Stelle einer heilſamen Strenge gegen Verbrecher und nachläſſige Beamte, einen fortdauernden, halb duldenden, halb beſchimpfenden Verdacht gegen alle unterhält, kann die Maſſe der Beamten ſo ſteigern, daß ihr Ueberfluß wahrhaft drückend wird. Aber dieſes Extrem gehört keinesweges zum Weſen eines Staats, deſſen innere Angelegenheiten durch königliche Beamte geleitet werden, und es iſt gewiß, daß es, einmal erkannt, auch zurückgedrängt wird. Aber eben die Allgemeinheit dieſer Klagen beweiſ't mehr als alles, wie ſchwierig es iſt, das Volk für eine größere Anſicht, die über die enge Noth der Gegenwart erhaben, für die Zukunft thätig iſt, zu gewinnen, wie unfähig es iſt, mit einiger Entſagung für kommende Geſchlechter, und für die geiſtige Entwickelung im großartigen Sinne Sorge zu tragen.

Wenn in frühern Zeiten Völker ſich gegen Beamte empörten, dann waren es willkührliche Verwalter, die von irgend einem tyranniſchen Eroberer in unterjochte Provinzen hingeſchickt, dem Volke fremd, mit ihren Geſetzen und Gewohnheiten ihren Spott trieben. So in der Schweiz, ſo in den Niederlanden. Iſt das bei uns der Fall? Entſtehen ſie nicht freundlich aus unſerer Mitte? Sind es nicht unſere Verwandten, unſere Freunde, unſere Kinder? Wunderbar! auf die Verminderung der Zahl der Beamten dringt ihr, die Adminiſtration wollt ihr in die Hände der Stände verſetzt wiſſen. Bedenkt ihr denn nie, wie dieſe Veränderung, conſequent durchgeführt, ſtörend bis in den innerſten Kreis des Familienlebens wirken würde? Gibt es irgend eine gebildete Familie, wo man nicht mehrere Knaben dem Dienſte des Staats widmet, ja widmen muß? Wird nicht durch die immer bedeutende Menge der Beamten, die nothwendig ſind, ein Inſtitut zur Verſorgung eurer eigenen Kinder gebildet, ein Inſtitut, welches, indem es die geiſtige Bildung auf eine wohlthätige Weiſe befördert, indem es die wichtigſten Geſchäfte den kenntnißreichſten Männern, die ſich dieſen ganz hingeben können, überläßt, zugleich eine bedeutende Sorge den Familien abnimmt? Iſt es nicht eben dieſe Menge, die allen Ständen, ſelbſt den niedrigſten, ein Feld eröffnet für Talente, die ſonſt aller Gelegenheit zur Entwickelung ermangelten? Könnt ihr dem Volke das Schickſal derjenigen Kinder, die nichts beſitzen, als eine nützliche, dem Staate gewidmete Ausbildung, überlaſſen mit derjenigen Zuverſicht, mit welcher ihr von dem Regenten zukünftige Anſtellung, Anſehen und Würden für ſie zutrauungsvoll erwartet? So wühlt ihr, beſinnungslos, in eure eigene Eingeweide. Und wie könnt ihr nun glauben, daß dieſe eure Kinder eure Verräther werden, daß ſie die zarten Bande zerreißen werden, die ſie an euch, an ihre Provinz oder Stadt binden? Zeigten ſich nicht die kühnſten Verfechter der wahren geſetzmäßigen bürgerlichen Freiheit eben unter den Beamten? Eine nützliche Abhängigkeit von dem Regenten, d. h. vom Geſetz, hemmt die blinde Willkührlichkeit des Volkswillens, und natürliche Bande, die die Beamten mit dem Volke verbinden, machen es unmöglich, daß ein Tyrann in ihnen die Werkzeuge gewaltſamer Unterdrückung findet.

Man behauptet, daß die Menge der zehrenden Mitglieder des Staats den Erwerb und die Betriebſamkeit hemmt. Aber mit Unrecht! Die Betriebſamkeit hat in unſern Tagen eine ſehr gefährliche Richtung genommen, und wir tragen kein Bedenken zu behaupten, daß es wohlthätig für das Geſchlecht iſt, wenn ſie durch eine kraftvolle Hinwirkung nach einem edlern, größern Ziele, wie es nur von einer umſichtigen Regierung feſt und klar ins Auge gefaßt werden kann, innerhalb beſtimmter Schranken gehalten wird. Iſt es wohl, fragen wir, wahrſcheinlich, daß die Talente, die ſich jetzt dem Staate, der Regierung widmen, jemals die Maſſe der Ackerbauer vergrößern würden, daß ſie mit der einfachen Vervielfältigung der

Producte ſich beſchäftigen, oder die dringendſten und natürlichſten Bedürfniſſe befriedigen würden? Keinesweges! Sie würden ſich der vervielfältigen Verarbeitung der Producte widmen, würden neue Bedürfniſſe erzeugen, das von den Vertheidigern des einſeitigen Republikanismus mit Recht als gefährlich geſchilderte Fabrikſyſtem würde bis zur höchſten Höhe ausgebildet werden, und ein Reichthum Einzelner würde eine Abhängigkeit und Armuth Vieler erzeugen, deren Druck man in England ſo fürchterlich erfahren hat. Das würde der Fall ſeyn, wenn diejenigen geiſtigen Kräfte, die jetzt durch die Regierung zuſammengedrängt, ſich dem Ganzen opfern, ſich zurückzögen in eine Thätigkeit, die die Selbſtſucht nährt, Wiſſenſchaft und Kunſt verdrängt, und hinter der Maske der Freiheit die gefährlichſte Unterdrückung verbirgt. Ein Erfolg, der gefliſſentlich nicht in Betrachtung gezogen wird in unſern Tagen, und der nur geläugnet werden kann von den thörichten Schwärmern, die, mit dem Leben unbekannt, ſich einbilden, daß mit der republikaniſchen Form auch jene ſtrengen republikaniſchen Tugenden ſolcher Völker, die den Luxus nicht kannten, entſtehen können, die von einem unſchuldigen idylliſchen Leben träumen, welches ſich dann erzeugen ſollte, wenn die wildeſte Leidenſchaftlichkeit ſich ungehemmt äußern dürfte.

Wenn man die Wortführer unſerer Tage hört, ſollte man glauben, daß Finanzverwirrung und monarchiſche Verfaſſung, ſtreng geordnete Verwaltung und republikaniſche eins wäre. Eine Behauptung, die aller Erfahrung widerſpricht. Es iſt vielmehr gewiß, daß eine ſtrenge Handhabung der Gerechtigkeit, eine gleichmäßige Vertheilung der Laſten, ein ruhiges Gleichgewicht aller Stände am ſicherſten durch eine conſequente monarchiſche Verfaſſung erhalten werden kann, die alle willkührliche Volksbewegung zurückdrängt, und am geeignetſten iſt, einem Jeden ſeine Stelle im Staate anzuweiſen; den ihm eigenen Wirkungskreis allſeitig zu ſchützen, weil ein Jeder ihr gleich nahe ſteht, weil ſie, in der Vergangenheit gegründet, die Zukunft ins Auge faßt, und der ſchnell verfliegenden Beweglichkeit einer oberflächlichen Gegenwart wohlthätige Schranken ſetzt. Die Finanzverwirrung unſerer Tage iſt nicht aus der monarchiſchen Verfaſſung entſprungen, vielmehr aus der Gährung, die alle Elemente des Lebens in ganz Europa ergriffen hat. Sie hat die Staaten gegen einander gewaffnet, hat die übermäßige Anſtrengung der Bewaffnung, und vorzüglich mit dieſer die Finanzverwirrung erzeugt.

Wie alles, was göttliche Fügung duldet, uns wichtig ſeyn ſoll, ſo hat auch die Gährung dieſer Zeit ihre nützliche Seite. Sie hat den Regenten, wie den Völkern, eine heilſame Lehre gegeben. Dieſe haben es erfahren, zu welchem furchtbaren Unheil der leidenſchaftliche Trieb nach einer Freiheit, die nie auf der Erde gedeihen kann, unvermeidlich führen muß; Europa's Regenten aber müſſen einſehen, daß ihre eigene Sicherheit von ihrer Einigkeit abhängt. Man irrt ſich, wenn man glaubt, daß das Volk ſich nach Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten des Staats ſehnt. Wenn der Bürger in Ruhe genießen kann, was er erwirbt, wenn er mit Sicherheit das Erworbene für ſeine Nachkommen anlegen kann, wenn nicht ein verwickeltes und drückendes Abgabenſyſtem den arbeitſamen und thätigen Bürger in dem Gebrauche ſeiner Kräfte hemmt, den mühſam zuſammengebrachten Schatz in Anſpruch nimmt, iſt er zufrieden. Die Irrthümer der Regierung bleiben ihm, mit der Sorge für den nächſten Kreis wohlthätig beſchäftigt, verborgen, und nur, wenn ſie die Grundlage ſeines irdiſchen Daſeyns angreifen, wenn ſie ihn gewaltſam aus der Ruhe und Behaglichkeit ſeiner beſtimmt bezeichneten Stellung in die Unruhe des Staats durch unerträgliche Opfer hineinreißen, erwacht die Unzufriedenheit, mit dieſer die Gährung. Ein Krieg, der das erſchöpfte Europa in Bewegung ſetzte, droht mit ſeiner furchtbaren Anſtrengung, alle Bande zu löſen. Das iſt den Regenten völlig klar geworden. Daher haben ſie ſich unter einander verbunden, und nur dieſes Bündniß, welches den Widerwillen, ja den Haß der Völker bändigt, ſichert Europa den Frieden. Dieſe Furcht, die den Regenten ſo nahe tritt, muß beſonders den Wunſch hervorrufen, durch eine gemeinſame Verabredung, durch ein redliches Verfahren, das drückende Syſtem der Bewaffnung, welches nur auf geheime Feindſeligkeit ſich gründet, herabzuſtimmen; eine wechſelſeitige Erleichterung, die, bis in den geringſten Hütten gefühlt, eine Zuneigung erzeugen, eine Zufriedenheit hervorrufen würde, deren heilſame Folgen in kurzer Zeit ſich äußern müßten. Weniger, als zu irgend einer Zeit, darf der Regent jetzt den Zügel der Regierung aus den Händen laſſen, aber, ihn mit Beſonnenheit lenkend, wird er am meiſten im Stande ſeyn, das vielfache widerſtreitende Intereſſe auszugleichen, den drückenden Uebermuth früher zu ſehr begünſtigter Stände zu hemmen, die Gerechtigkeit mit Strenge und Ernſt zu handhaben. Er wird nicht erlauben, daß verworrene Begriffe das ruhige Urtheil irre leiten, er wird ſich nicht von den Unbeſonnenen bethören laſſen, die eine unbedingte Preßfreiheit fordern, indem ſie behaupten, daß es ja den Regenten freiſtände, die Preßvergehen mit Strenge zu beſtrafen. Hier iſt eben der gefährlichſte Punkt und nur zu viel hat man geduldet. Wer es vermag, in das Reich der Gedanken ſtörend einzuwirken, wem es gelungen iſt, das Urtheil der Menge, ſinnbethörend, zu lenken, deſſen Verbrechen iſt mit keinem andern zu vergleichen. Wer die Möglichkeit ſolcher Verbrechen durch unbedachtſame Duldſamkeit nährt, kann als deſſen Beförderer angeſehen werden; denn die Strafe verwandelt, bei dem verblendeten Haufen, den Verbrecher in einen Märtyrer, und vollendet die Unthat, ja ſie wird, wo der Fanatiſmus, wie jetzt, ſich vordrängt, ein Reizmittel zu neuen Unthaten.

Wenn wechſelſeitiges Vertrauen der Regenten gegen einander Europa einen langen Frieden ſichert; wenn die großen Anſtrengungen, die aus der feindſeligen Stellung der Staaten gegen einander entſprangen, in gemäßigte Opfer verwandelt werden, die dem Bürger, ohne ſeine häuslichen Sorgen zu vermehren, daran erinnern, daß ſein Wohl mit dem Wohl des Ganzen innig verflochten iſt; wenn ein heilſames Gleichgewicht der Stände unterhalten, ſtrenge Gerechtigkeit gegen Hohe wie gegen Niedrige geübt wird, wie ſie eben nur von demjenigen zu erwarten iſt, der unvergleichbar mit irgend Einem im Staate einem Jeden gleich nahe ſteht; wenn jedes Streben, das Allgemeine zu verwirren, als Hochverrath beſtraft wird: dann wird jener Taumel ſchnell verſchwinden, alle Kräfte, ſo geiſtige, wie äußere, werden dem Fürſten dienen, die ruhige Beſonnenheit wird den thörichten Wahn verſcheuchen und eine glückliche Zeit allgemeiner Zufriedenheit die Folge der Entſagung ſeyn.

Aber wie jene regierende Gewalt, deren Quelle der ruhende Mittelpunkt, wie der wildbewegte Umkreis iſt, uns die einzig heilſame dünkt, ſo iſt ſie es auch in einer höhern Rückſicht. Sie allein nehmlich kann das Verhältniß des Staats zur Religion beſtimmen. Nichts hat mehr dazu beigetragen, die unſelige Verwirrung unſerer Zeit bis zu dem höchſten Gipfel zu ſteigern, als die Vermiſchung göttlicher und irdiſcher Dinge. Die Behauptung der Einheit des Staats und der Kirche droht, beide in ihrer Grundlage zu erſchüttern, und ſteht in offenbarem Widerſpruche mit der Lehre deſſen, der ſo ausdrücklich äußerte: Mein Reich iſt nicht aus dieſer Welt. Wahrhaft frei iſt der Menſch nur durch die Geſinnung, und die ſcharfſinnigſten Denker haben bewieſen, daß die äußere That der Menſchen nicht die Stätte der wahren Freiheit bezeichnet, wie viel weniger die mannichfaltig ſich durchkreuzenden Verhältniſſe, die aus der Verwickelung aller äußern Thaten des Geſchlechts entſpringen? Die wahre Freiheit, die gottgefällige, die nur aus dem innern Kampfe gegen das Böſe in uns entſpringt, iſt ein Gut, welches kein Fürſt uns rauben kann. Indem man die wahre Stätte der Freiheit verkennt, hemmt man ſie in ihrer heiligſten Heimath — und wer mit ſeinem Gott wahrhaft verſöhnt iſt, kann die Welt, den Staat, nicht haſſen; denn was ihm begegnet, erkennt er als göttliche Fügung. Wer Staat und Kirche, als eins ſetzt, muß behaupten, daß dieſe höher ſteht, daß der Staat nur dazu da iſt, die Kirche zu gründen, daß die Freiheit, die aus einer innern verſöhnenden Verbindung mit Gott entſteht, auch eine äußere werden ſoll, und ſo erzeugt er Sorge und Widerſtreben und thörichte Anſprüche und Forderungen, wo ſtille Demuth, Ergebung und Vertrauen die heiligſten Tugenden ſind. Das Verhältniß der Menſchen zu Gott iſt das innerſte, das allerperſönlichſte, und bezieht ſich nicht auf Thaten, als ſolche, ſondern ganz und durchaus auf die Geſinnung, die in den äußern Verhältniſſen verborgen iſt, die nur Gott und dem ſich ſelbſt prüfenden Gemüth ſich offenbaren kann. Dieſe Stätte darf der Staat nie berühren, es iſt eine höhere Welt, deren Räthſel ihm verborgen bleiben und Duldung iſt der wahre Ausdruck für das Verhältniß des Staats zum Cultus jeder Art. Dieſer Ausdruck bezeichnet demüthig die Grenze aller äußern Gewalt, die hier nur dulden, nur negativ abwehren, nie poſitiv einwirken kann. Es iſt aber gewiß, daß die monarchiſchen Staaten vorzüglich die religiöſe Duldung unterſtützen und Nordamerika beweiſ't nichts dagegen. Der Vertheidiger der Legitimität hat oben richtig bemerkt, daß dort die verſchiedenen Elemente des Staats mehr aus einander liegen, daß ſie ſich nicht ſo durchdringen und wechſelſeitig hemmend berühren, wie in Europa, und je gewiſſer es iſt, daß dieſe innigere Berührung ein höheres geiſtiges Princip nährt und unterhält, deſto nothwendiger iſt es, die Grenzen des Geiſtigen ſcharf zu bezeichnen, damit wir nicht ſtörend in eine Region eingreifen, die der gegenwärtigen Welt fremd iſt.

Hier, unter uns, nimmt aber der Republikanismus nothwendig ein intolerantes Gepräge an, denn er ſelbſt iſt aus einer Verzerrung religiöſer Anſichten entſprungen, ja der Fanatismus, der durch ihn gepredigt wird, iſt, wie im Aeußern, ſo im Innern, ſeinem Weſen nach unduldſam und tyranniſch. Das monarchiſche Regiment hat in Deutſchland die Toleranz auf eine erfreuliche Weiſe befeſtigt, hat die gleichen Rechte beider Kirchen ſo beſtimmt, daß ein Religionskrieg unmöglich iſt. Man betrachte dagegen den Zuſtand der katholiſchen Kirche in England. Wiſſen wir es nicht, daß der Haß, der Verdacht, die keimende Verfolgung beider Kirchen mit dem Freiheitstaumel genau zuſammenhängt? Von wem iſt die Judenverfolgung ausgegangen? Wer hat die Verfolgungen gegen die Religion und die Tyrannei des Vernunftglaubens in Frankreich vergeſſen? Selbſt viele Schweizercantone haben noch die Spuren der republikaniſchen Intoleranz behalten, die aus allen großen monarchiſchen Staaten verſchwunden, die beſonders unſerm glücklichen Staate ſeit einem Jahrhundert fremd iſt.

Welches ſind die Elemente der Idee des Staats, die in der Zeit liegen, und wie wird der Widerſpruch der ſich widerſtreitenden Anſichten gehoben?

In der Idee wird Gedanke und Daſeyn, wie in der nicht reflectirenden Anſchauung als eins geſetzt, ja das höchſte Beſtreben aller Speculation iſt, die durch die Reflexion aufgehobene Einheit beider wieder herzuſtellen. In der Trennung muß entweder ein Glied als das Untergeordnete, als das blos Ideelle im Gegenſatz gegen das Reelle, geſetzt werden, oder beide behaupten gleiches Recht, aber nur in einer äußern Beziehung gedacht, ſo daß die Anſprüche des erſten Gliedes der Trennung durch das zweite, die des zweiten durch das erſte beſchränkt und zurückgewieſen werden. Wir haben die dargeſtellten Anſichten Caricaturen genannt, weil ſie es, in ihrer Conſequenz gedacht, wirklich ſind, aber wir haben uns vor einer caricaturmäßigen Darſtellung wohl gehütet, vielmehr haben wir, wie wir es vermochten, eine jede Anſicht von ihrer vortheilhafteſten Seite dargeſtellt, den Sachwaltern derſelben alle Waffen geliehen, die uns zu Gebote ſtehen, und wenn irgend einem Anhänger der dargeſtellten Anſichten unſere Vertheidigung zu ſchwach erſcheinen ſollte, ſo iſt dieſe Schwäche in unſerm Vermögen, nicht in unſerm Willen gegründet. Wir haben dazu, wie in der ganzen Schrift, eine dialogiſche Form gewählt, die von der gewöhnlichen abweicht. Die jetzt in philoſophiſchen Schriften beliebte Form des Geſprächs kann durch eine kunſtgemäße Behandlung dazu dienen, irgend eine Anſicht von vielen Seiten darzuſtellen, indem Einwürfe, von widerſtreitenden Anſichten ausgehend, die Einſeitigkeit der Darſtellung verhindern, die vielmehr, bald da, bald dorthin gewandt, durch ſcheinbare Widerlegung gehoben, ein inneres, geiſtiges Leben erhält. Aber die verſchiedenen ſich widerſprechenden Anſichten ſelber können auf dieſe Weiſe nicht in ihrem tiefern Zuſammenhange geſchauet werden, welches uns bei dem großen, wichtigen Geſpräch der Zeit, bei den verworrenen einander durchkreuzenden Tönen, bei der glühenden Leidenſchaftlichkeit, die alle Gemüther bewegt, vor allem nothwendig ſchien. Und eine ſolche Darſtellung, die nicht oberflächlich einzelne Einwürfe berührt, vielmehr die Anſichten ſelbſt an die innerſte Wahrheit, an das Tiefſte, was die Zeit ergriffen hat, anknüpft, auch nur verſucht zu haben, ſchien mir ein nicht ganz unverdienſtliches Unternehmen zu ſeyn, ſelbſt wenn ich es, ſeines großen Umfanges wegen, nicht als ein durchaus gelungenes betrachten darf.

Ueberſchauen wir nun die dargeſtellten Caricaturen in ihrem Verhältniſſe zu einander, ſo wird es klar, daß die erſte, die der Legitimität, die Realität des gegebenen Daſeyns und die im Gegenſatze gedachte Idealität der Gedanken, des Bewußtſeyns behauptet. Ihr iſt das überlieferte Daſeyn Alles, ſie muß daher, conſequent durchgeführt, die Reformation eben ſowohl als Revolution, als einen geſchichtlichen Frevel betrachten und mit der Behauptung der Realität der Hierarchie endigen. Da aber in einer Zeit, in welcher die Reflexion überwiegend iſt, die Darſtellung einer ſolchen Anſicht ohne eine zugeſtandene Realität der Gedanken, des Bewußtſeyns, von welchem die behauptete Realität der Ueberlieferung anerkannt werden ſoll, nicht einmal möglich iſt; ſo enthält dieſe Anſicht einen Widerſpruch in ſich ſelber, der, hervorgehoben und einſeitig benutzt, die entgegengeſetzte Caricatur der Revolution erzeugt, die ſiegreich gegen die Gegner gewandt, ſich ſelber in die entgegengeſetzte Verzerrung verliert. Sie behauptet nehmlich die Realität der Gedanken und die bloße Idealität eines gegebenen Daſeyns. Dieſes hat nicht blos für das Bewußtſeyn, ſondern auch erſt durch das Bewußtſeyn Sinn und Bedeutung, für ſie iſt die Reformation ſelbſt eine fortdauernde Revolution, die unaufhörlich ſich gegen eine beſtehende Form, ſie abläugnend, negativ ſtemmt, und ſie endigt nothwendig in einem einſeitigen Proteſtantismus. Beide Anſichten wollen allerdings die Einheit, ohne welche nichts auch nur gedacht werden kann, aber ſo, daß die erſte den wechſelnden Gedanken von einem erſtarrten Daſeyn, die zweite das ruhende Seyn von dem wechſelnden Gedanken verſchlingen läßt. Wie die erſte ſich in einen Widerſpruch verflechten muß, indem ſie die Vergangenheit, als ſolche, zugleich als eine Zukunft ſetzen will, und ſo ihre Form aufhebt, indem ſie ſie behauptet: ſo entwickelt ſich ein entgegengeſetzter Widerſpruch aus dem Streben, die Zukunft ohne Vergangenheit zu geſtalten, oder dieſe nur als einen widerſtrebenden Stoff zu betrachten; denn da der Anfang des Staats, in ſo fern er durchaus und allein aus dem Bewußtſeyn hervorgeht, ein abſoluter iſt, alſo kein Anfang, ſo kann ſich in ihn die Form der Zeit auf keine Weiſe hineinbilden. Behauptet man, es finge mit dem Bewußtſeyn, in ſo fern es die Staaten bildet, eine neue Zeit an, ſo erzeugt ſich dieſe doch nur, indem eine Vergangenheit entſteht, dieſe aber kann nicht, als durch das Bewußtſeyn entſtanden betrachtet werden, weil ſie ſonſt keine Vergangenheit wäre, ſondern ſie muß ſich in jedem Moment zeigen als den abſoluten Anfang, ohne welchen durch das Bewußtſeyn nichts wird, wenn es auch für daſſelbe möglich wäre. Ohne Vergangenheit, d. h. ohne ein gegebenes Daſeyn, iſt keine Zukunft; und die Einheit, die man ſucht, kann nicht werden, ohne ſchon, dem Weſen nach, potentia, wenn auch nicht actu, geweſen zu ſeyn, ſo wenig wie ſie für ein Bewußtſeyn ſeyn kann ohne zu werden. Das Herausheben dieſer Widerſprüche beider Anſichten erzeugt die dritte Caricatur, die der einſeitigen Adminiſtration. Es war natürlich, daß dieſe ſich in einer Zeit der herrſchenden Reflexion, in welcher die beiden Anſichten mit gleicher Gewalt mit einander rangen, ausbildete. Sie ſucht nicht die Einheit beider, vielmehr nur das äußere Gleichgewicht, die Indifferenz, indem ſie der behaupteten Realität der Ueberlieferung ihre nothwendige Idealität, der behaupteten Realität des Bewußtſeyns eben ſo ihre nothwendige Idealität und umgekehrt entgegenſtellt. Sie ſucht den Forderungen der Zukunft durch die Gewalt der Vergangenheit, die Anſprüche, die dieſe macht, durch die Macht der Zukunft zu hemmen, ſie ſelbſt iſt indifferent gegen beide Richtungen. Der ſchwebende Mittelpunkt dieſes äußern Gleichgewichts iſt nothwendig ſelber ein blos ideeller, der nirgends eine bleibende Stätte findet, ſondern bald hier, bald da, die Stelle wechſelnd, ein gefürchtetes Uebergewicht abwehren muß. Ja je lebhafter der Streit der ſich widerſprechenden Anſichten wird, deſto ſchneller folgen die Oscillationen, die zuletzt, in krampfhafte Beweglichkeit übergehend, die Auflöſung aller geſelligen Verhältniſſe herbeizuführen drohen, und mit irgend einem Uebergewicht: der ſtumpfen Ergebung oder des frevelhaften unbegrenzten Denkens endigen müſſen. Die Indifferenz zeigt ſich erſtens von Seiten der Regierung, indem ſie Grundſätze einer Glückſeligkeit der Völker erfindet, die nicht aus der innerſten Mitte des mannichfaltigen Daſeyns entſpringt, ſondern recht eigentlich anbefohlen wird. Es wird von höherer Hand beſchloſſen und befohlen, man ſolle auf eine beſtimmte Weiſe ſich beglücken laſſen, und alle öffentlichen Aeußerungen müſſen dieſes Glück preiſen. Die Indifferenz zeigt ſich zweitens von Seiten der Bürger, die, da das Glück nur aus der eigenen Natur der Menſchen entſpringen kann, ſich ſo viel möglich, von jener äußern aufgetragenen Glückſeligkeit zu trennen ſuchen, um abgeſondert vom Staate, im Stillen, wie es gehen will, ein Privatglück zu befeſtigen. Und wie die indifferente Regierung am glücklichſten iſt, wenn die Bürger ſich um ihr Thun und Treiben gar nicht bekümmern, ſo iſt dieſer am zufriedenſten, wenn es ihm gelingt, die Aufmerkſamkeit der Regierung und des öffentlichen Lebens von ſeinen ſtillen Bemühungen, ſein eigenes Glück, ſo gut es gelingen mag, auf ſeine Art zu gründen, völlig abzulenken. Die Indifferenz zeigt ſich drittens in dem Verhältniſſe des Staats gegen die Religion. Dieſe iſt ihm eben ſo gleichgültig, und der Ausdruck dieſer Gleichgültigkeit iſt die Toleranz. Ein anderer Ausdruck, der ſich auf die geſelligen Verhältniſſe des Staats bezieht, wie die Toleranz auf die Religion, iſt die Liberalität, ein Ausdruck, der in unſern Tagen ſo häufig geworden, aber von einer ſo zweideutigen, oder vielmehr vieldeutigen Art iſt, daß er ganz vorzüglich das Schwankende, und Unſichere, hin und her Gezogene aller herrſchenden Anſichten beurkundet. Es kann nehmlich nicht geläugnet werden, daß die Liberalität das Höchſte und Edelſte, nehmlich den freien Sinn für jede Eigenthümlichkeit bezeichnen kann, und ohne allen Zweifel auch bei den Trefflichſten wirklich bezeichnet. Diejenigen aber, die ſich, beſonders in Frankreich, vorzüglich die Liberalen nennen, verbinden mit jenem Ausdrucke ſo wenig dieſen Sinn, daß man ja ſogar Ultra-Liberale kennt; eine Zuſammenſetzung, die ſich ſelber aufheben und einen vollendeten Widerſpruch in ſich ſchließen würde, wenn nicht dieſes Wort, wie alle Worte, die gebraucht werden, um irgend etwas allgemein Geſchichtliches zu bezeichnen, und deswegen den verſchiedenartigſten Geſinnungen zum Deckmantel dienen muß, von verſchiedenen Menſchen ausgeſprochen, eine durchaus verſchiedene Bedeutung erhielte. Gebraucht von den Mächtigen, wenn ſie eine liberale Geſinnung äußern wollen, hat dieſer Ausdruck häufig wiederum einen ganz andern Sinn, er bezeichnet dann oft eben jene Gleichgültigkeit, jene Indifferenz, die bald die Anſprüche der Ueberlieferung duldet, auch wo ſie mit dem erwachten Bewußtſeyn in Widerſpruch ſind, bald den Forderungen des Bewußtſeyns Genüge leiſtet auf Unkoſten der Ueberlieferung, und ſo die verſchiedenſte Geſinnung bezeichnend, hat er allen beſtimmten Sinn ſo ganz verloren, daß es uns faſt rathſam ſcheint, ihn ganz aus einer Sprache zu verdrängen, in welche er nicht blos ſeiner Bildung nach, ſondern auch ſeiner unbegrenzten Zweideutigkeit wegen nicht hingehört.

Betrachten wir das Problem, welches wir uns für dieſe beſtimmte Zeit und für Deutſchland insbeſondere zu löſen vorgenommen haben zuerſt von ſeiner wiſſenſchaftlichen Seite, eine Erneuerung der Staatswiſſenſchaft nehmlich, dann wird es vor Allem nothwendig ſeyn, den Grund der Irrthümer, die Quelle der Verzerrungen, die auf die wiſſenſchaftliche Bearbeitung dieſer Doctrin eingewirkt hat, aufzuſpüren. Und unbedenklich behaupten wir, daß dieſe in der verſuchten lediglich juridiſchen Richtung derſelben geſucht werden muß. Selbſt die philoſophiſche Bearbeitung der Staatswiſſenſchaft zeigt den ſchädlichen Einfluß dieſer einſeitigen Richtung. Denn die herrſchende Reflexion, die den tiefern religiöſen Grund aller ſpeculativen Betrachtung zurückdrängte, ward genöthigt Rechtslehre und Ethik völlig zu trennen, und erfand drei verſchiedene Welten, die, nachdem die urſprüngliche Einheit verſchwunden war, einander völlig fremd waren, die Welt des Rechts, und der äußern Verhältniſſe, in welcher die Legalität herrſchte, die Welt der Geſinnung, die einem allgemeinen Geſetz unterworfen war, in welcher die Sittlichkeit herrſchte, und eine Welt des Glaubens, der Reflexion, mit dieſer dem ordnenden und beſtimmenden Verſtande, völlig verſchloſſen, in welcher die Religion herrſchte. Den höchſten Punkt, welchen dieſe reflectirende Philoſophie finden könnte, war ausgedrückt durch den Dualismus der Pflichten und der Rechte. Daß aber dieſer Gegenſatz von der Art iſt, daß durch ihn als höchſtes Princip aufgeſtellt, das Problem, welches er zu löſen vorgibt, niemals gelöſ't werden kann, wird eine kurze Betrachtung zeigen. Die Glieder dieſes Gegenſatzes nehmlich, wenn ſie nicht in einer höhern Einheit verſchwinden, ſind, ein jedes für ſich betrachtet, und in Wechſelbeziehung gegen einander geſetzt, gleich leer und bedeutungslos. Behaupten wir, es ſeyen die Pflichten das aus uns Entſprungene, das Feld der Selbſtthätigkeit, das Poſitive, die Rechte aber nach ihrer mannichfaltigen Art das Gegebene, ſo entſteht die Verzerrung der einſeitigen Legitimität in einem Extrem, welches ſich nicht einmal darſtellen läßt, denn damit nur eine Darſtellung dieſer Caricatur möglich würde, müßte man eine Einheit der Rechte und Pflichten annehmen, entſprungen aus der urſprünglichen Lage des Geſchlechts und dem Verhältniß der Einzelnen zum Ganzen, und bedingt durch einen, wenn auch innerhalb der engſten Grenze eingeſchloſſenen, Privatvertrag. Die Pflichten aber, ſo betrachtet, können auch deswegen gar keine poſitive Bedeutung haben, weil ſie, in dem von der Geſinnung und der Religion entblößten Staate, nur die Aufrechthaltung der Rechte Anderer zum Gegenſtand haben, alſo in und für ſich gar keine poſitive Bedeutung. Sind die Rechte gegeben, ſo ſind auch die Pflichten gegeben, und ein jedes Beſtreben, die Rechte durch das Bewußtſeyn zu bedingen, alſo eine jede Aeußerung der freien Vernunft in einem ſolchen Staat, müßte ſchlechthin als etwas Störendes abgewieſen, eine jede Spur von Freiheit durchaus aus ihm ausgeſchloſſen ſeyn.

Nehmen wir nun an, daß die Rechte aus uns durch die Selbſtthätigkeit des Bewußtſeyns erzeugt ſind, dann entſteht die Verzerrung der Revolution, aber wiederum in einem Extrem, in welchem auch der blindeſte Reformator ſie nicht darzuſtellen unternommen, weil eine jede Darſtellung unmöglich ſeyn würde, und auch er muß einen Punkt, in welchem Pflichten und Rechte als urſprünglich eins ſind, einen Urvertrag erdichten. Die Rechte, ſo betrachtet, führen zu der Frage nach ihrer Bedeutung. Wird dieſe nun ſo beſtimmt, daß ſie die unbedingte Freiheit ausdrücken, alles zu thun, was die Selbſterhaltung des eigenen Daſeyns erfordert, in ſo fern dadurch dieſelben Thaten aller übrigen Mitglieder des Staats, in derſelben Richtung, nicht gehemmt und beſchränkt werden, dann drängt ſich uns abermals die Frage auf, was der Urſprung dieſer Beſchränkung ſey? Verſchiedene Rechte können nicht angenommen werden, weil das Bewußtſeyn, als ſolches, als ein Selbſtthätiges, daſſelbe iſt in allen Menſchen, dasjenige aber, was die Menſchen ſondert, ein Gegebenes; und, wenn durch dieſes die Rechte bedingt wären, ſo wären dieſe, wie in der erſten Annahme, ebenfalls nur gegeben, nicht durch das Bewußtſeyn entſtanden. So werden wir gezwungen gleiche Rechte für Alle, oder was offenbar daſſelbe iſt, alle Rechte für einen Jeden auf gleiche Weiſe anzunehmen. Aber dann müſſen wir behaupten, daß keiner irgend ein Recht behält, oder aus der völligen Conſequenz dieſer Anſicht folgt nothwendig die unbedingte Knechtſchaft eines Jeden. Das ſo gefaßte allgemeine Recht nehmlich hat nur eine Bedeutung, in ſo fern es das innerſte und untheilbarſte, die Freiheit erhält, es iſt daher nicht ein phyſiſch Zuſammengeſetztes, welches ſich in gleiche Theile unter Mehrere vertheilen ließe, und doch iſt es auch nicht in der Art, wie die Liebe, das Leben, das Wort, ein ſolches Geiſtige, welches ganz ſeyn kann in einem Jeden, denn es fordert wechſelſeitige Beſchränkung. Ich kann nicht alle Rechte beſitzen, wenn die Uebrigen irgend ein Recht haben ſollen, und kann kein beſonderes Recht beſitzen, weil das Sondernde nicht aus dem Bewußtſeyn entſprungen ſeyn kann, ſondern etwas rein Negatives, Gegebenes wäre, aus welchem die Freiheit, als das Poſitive des Rechts, auf keine Weiſe entſpringen kann. In den Staaten würde aber auch jenes allgemeine Recht nur negativ erkannt werden können, nehmlich nur aus der wechſelſeitigen Beſchränkung, und die Pflichten würden im Widerſpruch mit der urſprünglichen Behauptung, das einzige Poſitive, nehmlich die Affirmation der wechſelſeitigen Beſchränkung ſeyn. Ein wahrhaft Poſitives können ſie aber doch wieder nicht ſeyn, weil ſie nur die Negation bejahen.

Die beiden Caricaturen, die der einſeitigen Legitimität, wie die der Revolution, mußten alſo allerdings von der Einheit der Rechte und der Pflichten ausgehen, und in ſo fern in ihrer Darſtellung irgend Wahrheit Staat findet, iſt ſie eben in dieſer Einheit gegründet. Die Verzerrungen entſtanden nur durch ein relatives Uebergewicht des einen Gliedes über das andere, welches die Einheit verdrängt, ohne ſie aufzuheben. So ſind in der erſten Caricatur die Rechte den Pflichten, in der zweiten die Pflichten den Rechten untergeordnet. Gelänge es, durch dieſes Verdrängen das eine Glied in völlige Abhängigkeit von dem andern zu verſetzen, gelänge es z. B. der erſten Caricatur, die Pflichten allein als das freie Handeln, die Rechte völlig als gegebene, oder der zweiten, die Rechte ganz als die Selbſtthat, die Pflichten aber nur als die ſelbſterwählten Schranken zu betrachten, dann würden ſie ſich völlig umkehren: die Pflichten, die jene Caricatur als das Poſitive annahm, würden, aus dem Negativen erzeugt, alles Poſitive verlieren, welches ſie nur in der Einheit haben; die Rechte, die dieſe Caricatur als das Poſitive annahm, würden, eben ſo aus der Bejahung des Negativen entſprungen, ſelbſt negativ werden, und keine Spur irgend eines Poſitiven würde auf irgend eine Weiſe ſich erzeugen. Die wechſelſeitige Beziehung der Pflichten auf die Rechte und umgekehrt, könnte nur Statt finden, indem allgemeine Pflichten auf allgemeine Rechte oder umgekehrt, allgemeine Pflichten auf beſondere Rechte oder umgekehrt, endlich beſondere Pflichten auf beſondere Rechte oder umgekehrt, bezogen würden.

Allgemeine Pflichten können nicht auf allgemeine, eben ſo wenig auf beſondere Rechte bezogen werden, denn eine allgemeine, hier unbedingte, Verpflichtung ſchließt ein jedes Recht aus. So können auch allgemeine Rechte weder auf allgemeine noch auf beſondere Pflichten bezogen werden, weil ein ſolches unbedingt allgemeines Recht, jede ſowohl beſondere als allgemeine Verpflichtung ausſchließt.

Es bleibt alſo nichts übrig, als beſondere Pflichten mit beſonderem Rechte in Beziehung zu ſetzen, welches aber auf eine wiſſenſchaftliche Weiſe ſchlechthin unmöglich iſt. Denn da meine Pflichten nur aus den Rechten der übrigen, meine Rechte nur aus den Pflichten der Uebrigen entſpringen, weder Rechte, noch Pflichten aber, an und für ſich irgend eine poſitive Bedeutung haben, ſo können ſie ſie auch nicht für ein wiſſenſchaftliches Bewußtſeyn aus der wechſelſeitigen Beziehung erhalten. Endlich kann auch das Sondernde der Rechte und der Pflichten niemals aus dem Dualismus der hier dargeſtellten Reflexion abgeleitet werden, Pflichten aber, die blos aus gegebenen Rechten, die, wie ſie da ſind, anerkannt werden müſſen, und eben ſo Rechte, die aus gegebenen Pflichten entſpringen, können auf keine Weiſe Gegenſtände der frei darſtellenden und begründenden Vernunft ſeyn.

Doch nicht in jener dialektiſchen Allgemeinheit allein, auf eine lebendigere Weiſe halten wir es für nothwendig, die Fehler einer ſolchen reflectirenden Anſicht von dem Weſen des Staats zu entwickeln, damit es einem Jeden anſchaulich werde, wie in der falſch aufgefaßten Aufgabe die Verwirrungen enthalten ſind, die bis jetzt die Bearbeitung der Staatswiſſenſchaft hemmten, und die einen bedeutenden Einfluß auf die Störungen des öffentlichen Lebens überhaupt haben. Wir ſind überzeugt, daß dieſe Verwirrungen erſt auf eine genügende Weiſe wiſſenſchaftlich gehoben werden müſſen, ehe man daran denken kann, ſie in der Anwendung zu überwinden.

Wir werden bei dieſer Unterſuchung einen neuern Verſuch, die Staatswiſſenſchaft zu begründen, in welchem, meiner Ueberzeugung nach, die alten Irrthümer, die dieſe Wiſſenſchaft in ihrem Fortſchreiten gehemmt haben, das Fundament bilden, zu Grunde legen, weil alles heller, klarer und beſtimmter, wie belehrender wird, wenn wir von einer gegebenen Darſtellung ausgehen. Es iſt Friedrich Ancillon's Schrift „über die Staatswiſſenſchaft. Berlin 1820.“ Er ſagt S. XXXI der Einleitung: „Der glückliche Fortgang der Reformer hängt größtentheils von den bei den Regierenden und den Regierten obwaltenden politiſchen Grundſätzen und von den Fortſchritten der Staatswiſſenſchaft ab. Falſche Lehren verführen zu irrigen Wünſchen, zu verderblichen Mißgriffen, zu gefährlichen Mißdeutungen. Die Theorie muß die Irrthümer der Theorien bekämpfen und aufräumen, den wahren Weg allgemein bezeichnen, und das Ziel feſtſtecken; der practiſchen Staatskunſt, von der Erfahrung geleitet, wird es dann leichter, alle Theile des Weges mit ſicherer Hand zu bauen und mit ſicherm Schritte zu durchwandern.“

Da wir nun dieſe Meinung mit dem Verfaſſer völlig theilen, ſo ſcheint es uns vor allem nothwendig, ſo faßlich und beſtimmt, wie möglich, das Verhältniß der Idee des Staats zu ihrer endlichen Erſcheinung, zu ihrer irdiſchen Wirklichkeit darzuſtellen. Denn eben dieſes Verhältniß wird gewöhnlich höchſt mangelhaft dargeſtellt, ja oft hat man, wie Ancillon, es nicht einmal zum Gegenſtand der Betrachtung erhoben. Aber von einer Theorie, wenn man unter dieſer die ſtreng wiſſenſchaftliche Betrachtung, die philoſophiſche Bearbeitung eines Gegenſtandes verſteht, kann ohne die Darſtellung der Idee des Staats gar nicht die Rede ſeyn. Dieſe darf nicht als ein Staatszweck betrachtet werden, der durch äußere Mittel erlangt werden kann, weil ſie gar nicht, auf irdiſche Weiſe werden oder entſtehen kann, ſie iſt vielmehr das Bleibende, Reale für alle Zeiten. Die wahre Idee des Staats wird nicht getrübt durch unſere Irrthümer, nicht klarer durch unſere Einſicht, ſie kann überhaupt nicht durch das Bewußtſeyn, oder aus dieſem entſprungene Mittel erzeugt, ſondern nur erkannt werden. Die Nothwendigkeit, die Idee des Staats als über alle menſchliche That erhaben zu betrachten, liegt ſchon in ihrer Unwandelbarkeit und Ewigkeit, ja in der allgemein angenommenen Anſicht, daß die Staaten in lebendiger Entwickelung begriffen ſind. Was ſich nehmlich auf eine lebendige Weiſe von innen heraus entwickelt, hat das intelligente Princip der Entwickelung in ſich, es war, nicht theilweiſe, ſondern ganz in der Vergangenheit, das Bewußtſeyn kann ſich nicht losreißen von dieſer Vergangenheit, ſo daß ſie ein anderes Princip fände, um nach dieſem die Zukunft zu formen und zu geſtalten. In ſo fern es ſich der Entwickelung fügt, nicht unterbricht, iſt es nothwendig ſelbſt ein Glied derſelben. Keiner wird z. B. ſagen, das Jünglingsalter verhalte ſich zur Kindheit, wie Zweck zum Mittel, denn die Kindheit hat, wie das Jünglingsalter, ihren Zweck in ſich ſelber, und wenn die Erziehung es verſuchen will, ſie nur als Mittel zu betrachten, werden die ſchönſten Keime der Entwickelung unvermeidlich zerſtört, ja, ſo weit, als dieſes reflectirende Bemühen, reicht auch die Zerſtörung. Wo das Verhältniß von Mittel zum Zweck hervortritt, da herrſcht nothwendig das reflectirende Bewußtſeyn. Der Zweck kann und darf nichts Unendliches in ſich enthalten, in der Art, wie dieſes in einer jeden lebendigen Entwickelung liegt, und ſich aus ihr entfaltet. Das Bewußtſeyn muß ſeinen klar gefaßten Zweck beſtimmen, beſchränken, begrenzen, damit er überſchauet werde, und endliche Mittel, die ihm allein zu Gebote ſtehen, können nie zu einem unendlichen Ziel führen. Von Rechtswegen müſſen wir den Staat von der Seite des künſtleriſchen betrachten, und die organiſche Thätigkeit, die in ſeine erſcheinende Darſtellung wirkend eingreift, wird daher, als Staatskunſt richtig und zweckmäßig bezeichnet. Betrachten wir alſo den Künſtler. Nicht aus dem Marmor entwickelt ſich die Idee der ewigen Schönheit, aber eben ſo wenig aus denjenigen Mitteln, die dem Künſtler auf irdiſche Weiſe zu Gebote ſtehen, und keiner wird behaupten, daß die Idee der Kunſt als ein Zweck zu betrachten wäre, der durch dieſe Mittel auf irgend eine Weiſe erreicht werden könnte. Die Kunſt entwickelt ſich nur, wo ein Talent iſt, d. h. da, wo Natur und Selbſtthat eins ſind, nur wo alle That die Enthüllung einer urſprünglichen Natur, und dieſe das Streben iſt, ſich darzuſtellen. Zwar wird man behaupten, daß jene Mittel die Möglichkeit der Darſtellung der Idee bedingen. Aber dieſes iſt die Kunſt ſelber, die aus der äußern Welt und ihrem Geſetze ſich nährt auf eine eigenthümliche Weiſe, wie der thieriſche Leib ſich nährt. Das Bewußtſeyn iſt hierbei thätig, aber das Leitende des Bewußtſeyns liegt höher, als dieſes. Die Kunſt geht von dem Ewigen aus, was ihr innewohnt, und will ſich offenbaren, die Betrachtung ſucht in dem Erſcheinenden das Ewige und will es erkennen. Wird das Ewige, die Idee, nicht erkannt, dann bleibt es verſchloſſen, als wäre es nie offenbar geworden, ja es kann ſich, ohne erkannt zu werden, nie offenbaren: es bleibt auch dem Begabten verborgen. So erregen ſich Offenbarung und Erkennen, Kunſt und Wiſſenſchaft wechſelſeitig.

„Wo das Licht jener Offenbarung ſchwand, und die Menſchen die Dinge nicht aus dem All, ſondern aus einander, nicht in der Einheit, ſondern in der Trennung erkennen, und eben ſo ſich ſelbſt in der Vereinzelung und Abſonderung von dem All begreifen wollten, da ſeht ihr die Wiſſenſchaft in weiten Räumen verödet, mit großer Anſtrengung geringe Fortſchritte im Wachsthum der Erkenntniß, Sandkorn zu Sandkorn gezählt, um das Univerſum zu erbauen, ihr ſeht zugleich die Schönheit des Lebens verſchwunden, einen wilden Krieg der Meinungen über die erſten und wichtigſten Dinge verbreitet, alles in Einzelheit verfallen.“

„Dieſes Geſammtleben der Wiſſenſchaft, der Religion und der Kunſt, wäre im Ganzen der Menſchheit, der nach dem göttlichen Vorbilde geformte Staat. Das Verhältniß aber, welches zum Weltbau die Vernunft hat, daſſelbe hat zum vollendeten Staat die Philoſophie, nehmlich, daß ſie nur in einem ſolchen Staat ihr eigen Bild dargeſtellt und lebend erkennen mag.“ [Schelling.]

So iſt die Wiſſenſchaft des Staats die Betrachtung des Ewigen im Staate, deſſen, welches in ſich das Princip der Entwickelung einſchließt; wo dieſe Betrachtung, ſey es als Religion, ſey es als Philoſophie, nicht lebendig hervortritt, da kann das wahre Leben des Staats ſich nicht offenbaren, aber, wo es ſich nicht offenbart, kann es nicht betrachtet werden. In der tiefen Verwirrung des Lebens, in dem Kampf widerſtreitender Meinungen kann jene innere Einheit ſcheinbar verdrängt werden, aber indem die Betrachtung, wenn auch, wie es ſcheint, nur in der forſchenden Seele, ſie erkennt, iſt ſie da, und es gibt keine hoffnungsloſe Betrachtung, wenn ſie rechter Art iſt.

Die Gegenſätze von Seyn und Daſeyn, Wirken und Handeln, Müſſen und Können, Sollen, als Pflicht und Dürfen, als Recht, ja von Freiheit und Vernunft, wie ſie der Verfaſſer aufgeſtellt hat, ſind völlig unzureichend, um den Staat zu begründen, um die Region des Geſetzes und der Freiheit mit Sicherheit zu beſtimmen, ja um überhaupt das Weſen beider zu erkennen. „Es liegt,“ ſagte er, „in den Thatſachen, aus welchen dieſes, (aus Freiheit und Vernunft erzeugte,) Geſetz beſteht, ein anſcheinender Widerſpruch, Freiheit und eine unbedingt gebietende Vernunft ſcheinen ſich wechſelſeitig aufzuheben. Allein ſo wenig auch wir beides zuſammenreimen können, ſo wenig können wir die eine oder die andere dieſer Thatſachen abläugnen. Wir ſtehen hier an der Schwelle des eigentlichen Seyns, wir ſind der Wurzel der Weſenheit nahe getreten, daher dieſe unauflöslichen Schwierigkeiten.“

Iſt dieſe Schwierigkeit nicht zu löſen, ſo iſt eine Staatswiſſenſchaft unmöglich; die Idee des Geſetzes, welche nur für die Freiheit da ſeyn kann, iſt dann nie zu faſſen, ſo wenig, wie die der Freiheit, die nicht ohne Geſetz zu begreifen iſt. Der Verfaſſer hört auf, wo er anfangen ſollte, und ſein ganzes Bemühen bewegt ſich innerhalb der unfruchtbaren Grenzen einer durchaus negativen Darſtellung. Aus dieſer entſtand bei ihm der Grundirrthum, der von jeder allen wiſſenſchaftlichen Bearbeitungen der Staatswiſſenſchaft anhing, der nehmlich: daß der Staat durch die wechſelſeitige Beſchränkung ſeiner Bürger entſtehe, daß dieſe für die Idee des Staats den allgemeinſten Ausdruck gebe.

Daß dieſe Anſicht, die aus dem oberflächlichſten Schein entſprungen iſt, entſtehen konnte, iſt ſehr begreiflich. Daß Menſchen, die gern alles beſitzen möchten, ſich beſchränkt fühlen, durch den Beſitz anderer, ſolche, die ſich alles erlauben möchten, beengt durch Geſetze, die das unbegrenzte Wollen beſchränken, iſt zu natürlich, und da wohl kein Menſch lebt, der nicht über ſeine natürliche Grenze herausſtrebt, ſo iſt es ſehr natürlich, ja unvermeidlich, daß dieſes Gefühl einer unwillkührlichen Beſchränkung durch die Geſetze des Staats ſich einem Jeden aufdringt. Daß aber wiſſenſchaftliche Forſcher in dieſer Beſchränkung das Weſen des Staats, in dieſem negativen Formalismus ſeine Idee gefunden zu haben glaubten, daß man glauben konnte, in dieſer Region des Zwanges das Göttliche zu erkennen, was den Edelſten mit heiliger religiöſer Begeiſterung durchdringt, für welches er Leben und Daſeyn opfert, den Gegenſtand der höchſten Liebe, iſt ſchwer zu begreifen.

Die ganze Deduction des Staats, wie ſie in der vorliegenden Schrift aus Principien verſucht wird, gründet ſich auf folgende Reflexion: Die Menſchen beſchränken ſich wechſelſeitig, unwillig, aber nothwendig, durch ihr bloßes Daſeyn. Erſt, wenn eine allgemeine Norm, ein Geſetz dieſer wechſelſeitigen Beſchränkung da iſt, haben die in und mit dieſem Geſetz Verbundenen einen Mittelpunkt der Verbindung gefunden, d. h. eine Obrigkeit. Die Obrigkeit kann nicht wieder eine Obrigkeit über ſich haben, weil ſonſt der Mittelpunkt der Vereinigung, mit dieſem der Staat, nicht da wäre, ſie iſt alſo ſouverain. Das Ordnende in dieſem Verhältniſſe iſt die allgemeine Vernunft, die, in ihrer Aeußerung, als eine ſolche, eine geſetzgebende, ein allgemeiner Wille wird. Aber dieſer allgemeine Wille kann und darf nicht, als ein Geſammtwille gedacht werden, vielmehr, eben weil ſie nicht ein Geſammtwille war, eben weil ſie nicht auf gleiche Weiſe und mit gleicher Reinheit in einem Jeden hervortrat, war Ein *allgemeiner*, mit gehöriger Kraft verſehener Wille, der das Geſetz handhabt und den geſetzloſen Geſammtwillen überwindet, nothwendig. Erſt ſo erfährt ein Jeder, was er *ſoll*, und das ethiſche Sollen wird zugleich ein phyſiſches Müſſen, dadurch nicht ethiſche, ſondern Staatspflicht, Zwangspflicht, erſt ſo erfährt ein Jeder, was er *darf*, und das ethiſche Dürfen wird zugleich ein phyſiſches Können, dadurch nicht blos ethiſches, ſondern Staatsrecht, Zwangsrecht. Iſt dieſe Vernunft die geſetzgebende Gewalt, ſo iſt der Verſtand die richtende, urtheilende, die, was das allgemeine Geſetz fordert, auf einzelne Fälle anwendet, die Kraft aber, die, was das Urtheil, als in jedem Falle geſetzmäßig beſtimmt, in Thätigkeit ſetzt, fügt das Müſſen zu dem Sollen der Pflicht, das Können zu dem Dürfen des Rechts hinzu, iſt die ausübende Gewalt. Wie dieſe Begriffe aus der Reflexion entſtanden ſind, erzeugen ſie eine neue, die reflectirende Betrachtung des Verhältniſſes der Reflexion zu ſeinem Gegenſtande. So entſteht ein gedachtes Geſetz, dem wirklichen gegenüber. Jenes muß, ja ſoll ſich dieſem gegenüber bilden, aber es muß anerkannt werden, daß es nur ein Erdachtes ſey, und daß es, mit ſeiner blos möglichen Garantie, nur eine unbeſtimmte, unſichere Exiſtenz habe. (S. IV.) Die allgemeine Vernunft iſt eine unmittelbar gegebene (göttlichen Urſprungs), und nur indem ſie allgemeiner, zwingender Wille wird, erzeugt ſie Verträge, die ohne ein vorhergehendes Recht, ohne eine Garantie, nicht denkbar.

„Der erſten oberflächlichen Anſicht nach, ſcheint zwar dieſer Zweck des Staats ein rein negativer zu ſeyn. Allein dieſe anſcheinende Negativität ſetzt eine große poſitive Thätigkeit voraus, (S. 38.)“ Durch die Poſitivität der Thätigkeit wird aber die Negativität der Anſicht keinesweges in einen bloßen Schein verwandelt. Alles Hemmende, negativ Wirkende, hat als ſolches, als Kraft nothwendig etwas Poſitives, ja ſelbſt eine Vernunft kann, als Geſetzgeberin erſcheinend, die Kräfte der Hemmung zweckmäßig vertheilen, kann in der Beurtheilung der einzelnen Fälle den klarſten Verſtand, in der Ausführung die bewundernswürdigſte Energie beweiſen, ſo ſelbſt, daß der Widerſpruch, der mit einem jeden intelligenten Principe, welches nicht göttlicher Art iſt, gegeben wird, künſtlich verſteckt wird, ja es wäre ſehr wohl denkbar, und die Geſchichte bezeugt es, daß eine ſolche Vernunft, vorübergehend, durch die Gewalt einer alles beſiegenden Natur, ſelbſt im obigen Sinne, als allgemeiner Wille ſich behauptete, nehmlich durch das, was in der Erſcheinung, obgleich negativer Art, dennoch im höchſten Grade poſitiv iſt, durch die Gewalt.

Nun wiſſen wir zwar, daß der Verfaſſer eine ſolche Gewalt nicht als allgemeinen Willen gelten läßt, er nimmt vielmehr an, daß der Zweck des Staats der iſt, die innere Freiheit zu ſchützen und zu beleben, und zu dieſem Behuf tritt der Unterſchied zwiſchen äußerer und innerer Freiheit hervor. Aber wie oberflächlich dieſer Unterſchied gefaßt und aufgeſtellt iſt, muß einem Jeden in die Augen fallen. Es gibt eine innere Freiheit, die von dem Staate vollkommen unabhängig iſt, eine Region, in welche er nie, ſelbſt in ſeiner verworfenſten Geſtalt, hineinreicht, ohne zu ihrer Verherrlichung zu dienen. So ſonderten die alten Stoiker das, was in der eigenen Gewalt ſteht, von dem, was nicht in eigener Gewalt war, und wie enge die Schranken der Erſtern auch waren, ſo blieb der Geiſt dennoch innerlich frei, d. h. eine Region innerer Selbſtbeſtimmung, unbedingter Thätigkeit, verwandelte alle äußere Beſchränkung in bloßen Schein, ſo erhebt das Chriſtenthum auf eine unvergleichbar höhere Weiſe alle äußere Beſchränkung zur Prüfung, zur Lehre, um die innere Freiheit zu ſtärken und alle Trubſale erſcheinen ihm als Gnade, jede Hemmung, dem Weſen nach, als Befreiung. Von dieſer Freiheit kann nun hier nicht die Rede ſeyn, ſie iſt über alle äußere Gewalt erhaben, und das göttliche Muſterbild dieſer Freiheit verherrlichte die Zeit des höchſten Drucks. Ja, wenn die Anſchauung dieſer Freiheit, im Gegenſatz gegen die Welt der Erſcheinung, verzerrt hervortritt, und ſo freilich aufhört zu ſeyn, was ſie nur in der heitern Mitte eines in ſich klaren Lebens ſeyn kann, wünſcht ſie wohl eine unglückliche Zeit, um durch die Opfer des Zeitlichen ſich deſto mehr in der innern Kraft zu fühlen und zu faſſen. Auch iſt es nicht dieſe Freiheit, die der Verfaſſer als die innere bezeichnet, obgleich er nirgends den Unterſchied angibt. Daß er aber wenigſtens eine andere Richtung der Freiheit, als diejenige gegen das völlig-Innere, von allem Aeußern abgewandte meint, erhellt daraus; daß er ſie als bürgerliche bezeichnet und den Zweck des Staats ſo feſtſtellt, daß er durch die Beſchränkung der äußern Freiheit, die er auch die politiſche nennt, die bürgerliche beleben und befördern ſoll. Iſt nun jene ethiſche oder im höchſten Sinne religiöſe Freiheit mit dieſer bürgerlichen urſprünglich eins? Darüber erfährt man — nichts. Man muß es zwar vermuthen, weil verſchiedene innere Freiheiten in den Menſchen anzunehmen, ein zu monſtröſes Unternehmen ſeyn würde. Es iſt alſo dieſes eine und die nehmliche Freiheit. Aber wodurch wird ſie nun eine bürgerliche? Dadurch offenbar, daß ſie heraustritt aus der innern Mitte, in welcher ſie dem Staate unzugänglich iſt, dadurch, daß ſie in der Welt, in dem erſcheinenden Leben einen Kreis der Thätigkeit ſucht und findet, kurz: dadurch, daß ſie eine äußere Freiheit wird. Da nun die bürgerliche Freiheit offenbar eine äußere iſt, und nur dadurch dem Staate zugänglich wird, wodurch unterſcheidet ſie ſich von der ſchlechthin äußern? Etwa dadurch, daß dieſe keine Aeußerung einer innern Freiheit wäre? Aber eine ſolche lediglich äußere Freiheit iſt völlig undenkbar. Die äußere Freiheit ſoll gehemmt werden, damit die innere gedeihen kann. Aber die innere iſt nur für den Staat, in ſo fern ſie ſich äußert, in ihrer Aeußerung ſoll ſie aber gehemmt werden, nicht etwa ſchlechthin, ſondern, damit ſie als Freiheit ſich ungehemmt darſtelle, ſie ſoll gehemmt und nicht gehemmt, bedingt und unbedingt zugleich ſeyn.

Zu dieſem Widerſpruche werden wir unvermeidlich geführt, und er muß gelöſ't ſeyn, ehe an eine Staatswiſſenſchaft gedacht werden kann.

Ihre Hauptaufgabe iſt die beſtimmte Beantwortung der Frage: was iſt bürgerliche Freiheit? ſo wie die Speculation ſich mit der Freiheit überhaupt beſchäftigt. Denn Freiheit iſt das eigentliche Feld der Wiſſenſchaft. Die Speculation macht uns innerlich frei, der Staat, als Intelligenz, d. h. als Gegenſtand der Wiſſenſchaft, will die gemeinſame Freiheit, die Natur als Intelligenz, d. h. abermals als Gegenſtand der Wiſſenſchaft, macht uns phyſiſch frei. Innerlich finden wir die gebietende Vernunft nicht als ein Fremdes, ſondern als ein Eigenes, äußerlich finden wir die gemeinſame Vernunft ganz als eigenes Geſetz in einem Jeden, phyſiſch ſelbſt die Geſetze der Natur, nicht als fremde, ſondern eigene. So befreiet uns die Wiſſenſchaft, deren vollendete Idee ſich nicht endlich darſtellen läßt, ſondern ein Gegebenes, Glaube, Religion iſt. Keine Wiſſenſchaft iſt daher ohne Religion, die ihr Anfang und Ende iſt. Ja die Religion kann die Wiſſenſchaft entbehren, weil ſie unvermittelte, feſte Geſinnung, Gnade iſt, die Wiſſenſchaft aber niemals die Religion, weil ſie ohne dieſe den Grund und Boden verliert.

Bedenken wir, wie in unſern Tagen die Forderung der Freiheit immer lauter wird, wie das Streben nach einer freien Verfaſſung immer ſtärker hervortritt, wie furchtbar dann, daß man ſich geſtehen muß, es ſey noch nicht auf eine genügende Weiſe beantwortet, was denn dieſe Freiheit ſey, nach welcher Jeder verlangt? Einem Jeden, der ſich eine öffentliche Stimme zutrauet, der das Wichtigſte und Theuerſte des Geſchlechts zu befördern ſucht, ſollte man die oben genannte Frage vorlegen, nur wenn er ſie zu beantworten weiß, oder wenigſtens den Verſuch wagt, nur wenn er beweiſ't, daß er nachgedacht hat über dasjenige, was ihm das Wichtigſte iſt, ſollte es ihm erlaubt ſeyn, ſeine Stimme hören zu laſſen. Der Verfaſſer hat es verſucht; die Freiheit iſt ihm theuer, wie die geſetzmäßige Ordnung, wir haben daher einen Punkt der Widerlegung finden können. Aber jene, die nur rufen, das Heiligſte mit den ungeheuerſten Leichtſinn behandeln, und was ſie unklar gefaßt haben, mit Religioſität übertünchen, ſind eben deswegen ſo gefährlich, weil ſie für die Vernunft unerreichbar ſind. Ihr beruft euch auf den guten Willen? Den läugnen wir eben, ein guter Wille will nur, was er klar einſieht, und wenn die Grenze noch ſo enge iſt, ſie iſt die ſichere Beſchützerin der ſtillen, heiligen Einfalt. Ein Wille aber, der über die Grenzen der Einſicht herausragt, iſt Dummheit, und dieſe und die Schlechtigkeit ſind eins. Soll nicht ein jeder, fragt ihr, ſcheinbar demüthig, ein kleines Opfer auf den Altar des Vaterlandes legen? Iſt dieſes nicht, wie der Pfennig in dem Gotteskaſten, oft mehr werth, als was mit vielem Prunke von Wiſſen und Weisheit prahleriſch gegeben wird? Ihr Heuchler und Schalke, das Wiſſen und tiefe Forſchen wollt ihr in Eitelkeit verkehren, um für euren Unſinn den Platz zu gewinnen. Habt ihr ſie geſehen, die Arme, die von ihrer Armuth im ſtillen Sinne, wahrhaft opfernd, die Gabe trennte, wie ſie beſchämt und ſcheu ſich heranſchlich, daß, was ſie gab und wie, nur dem ſichtbar war, der die Herzen durchſchauet? Aber ihr habt das ſchlechte, leichte Metall mit dem Queckſilber raſtlos herumlaufender, geſetzloſer Begriffe angeknickt, und wollt die ſchlechte Münze als edles Metall anpreiſen, durch ſcheinbare Demuth uns für den Betrug deſto leichter zu gewinnen. —

Doch — wir ſetzen die Prüfung fort, die uns hoffentlich dazu dienen ſoll, indem ſie den Hauptirrthum und ſeine Folgen aufdeckt, zugleich den richtigen Weg zu entdecken. Ancillon will die Hauptfrage beantworten, er will beſtimmen, was die bürgerliche Freiheit ſey. Wer kann daran zweifeln, da ſie ihm der Zweck des Staats iſt? Aber eben dieſe Stellung der Aufgabe macht ihre wiſſenſchaftliche Löſung, ihre Löſung aus Principien unmöglich. Wie wäre ſie möglich, bei der Annahme eines unauflösbaren Widerſpruchs? Denn die äußere Freiheit, die beſchränkt, alſo ſtrenge genommen aufgehoben wird, weil Freiheit und äußere Beſchränkung ſich ſchlechthin widerſprechen, iſt ja ſelber die innere, die als Freiheit beſtätigt, alſo nicht beſchränkt werden ſoll. Der Ausdruck, äußere Freiheit, hat entweder gar keinen denkbaren Sinn, oder man verſteht darunter die Aeußerung innerer Freiheit; aber eine innere Freiheit, die in ihrer Aeußerung beſchränkt iſt, hat, in ſtaatswiſſenſchaftlicher Rückſicht, gar keine Bedeutung. Dieſe äußere, politiſche Freiheit, die nur als Mittel dient, kann dennoch — und zwar in Ermangelung der innern Freiheit (S. 32) — eine wahrhaft monſtröſe Vorausſetzung — ſelbſt Zweck werden, aber das kann ſie nie ſeyn, weil ſie, getrennt von der poſitiven, ſich in alle die Widerſprüche verliert, die wir anfänglich entwickelt haben. Ferner kann man nicht allein der Freiheit der Einzelnen Opfer auflegen, ſondern dieſe ſind in dem Staate ſogar nothwendig, und die zweckmäßigſten Geſetze ſind diejenigen, die *nur* die nothwendigen Opfer der Freiheit auflegen (S. 38). So darf man im gewöhnlichen Leben reden, aber keinesweges, wenn von einer Begründung der Staatswiſſenſchaft durch Principien die Rede iſt. Die Freiheit nehmlich könnte nur ſich ſelber opfern, ein jedes andere Opfer hat für ſie gar keine Bedeutung. *Sich opfern*, heißt durch einen freien Entſchluß ſich ſelbſt als Mittel für einen fremden Zweck betrachten, auf dem Standpunkte der Betrachtung nehmlich, auf welchem wir den Gegenſatz zwiſchen Mittel und Zweck, wie hier, feſthalten; denn daß dieſer Ausdruck da, wo jener untergeordnete Standpunkt verſchwindet, das Erhabenſte und Höchſte bezeichnet, wiſſen wir ſehr wohl, und Nichts beweiſ't mehr die völlige Unbrauchbarkeit der hier geprüften ſogenannten Principien, als daß durch ſie alles Hohe und Treffliche eine geringere Bedeutung annimmt, ja ein Nichtiges wird. Die äußere, politiſche Freiheit kann ſich nicht opfern; denn ſie iſt ja nur in Ermangelung der innern Freiheit, d. h. wenn der Staat gar keinen eigentlichen Zweck hat, für ſich, aber nicht als Zweck, auch nicht als Mittel, ſondern ſchlechthin, auf eine völlig zweckloſe Weiſe; wo aber der Staat ſeinen Zweck erkennt, iſt ſie nur da, um geopfert zu werden, denn er gehört zu ihrem Weſen. Als Mittel wird ſie keinesweges geſchont um ihrentwillen, ſo wenig als irgend ein Inſtrument, und wenn der Zweck es nothwendig macht, kann ſie ganz geopfert werden. Die innere, bürgerliche, Freiheit kann eben ſo wenig geopfert werden; denn ſie iſt ja der Zweck aller Opfetung und kann nicht, ohne harten Widerſpruch, den eigenen Mitteln dienen, ein Negatives des Negativen werden. Ueberhaupt iſt bei der hier dargeſtellten Anſicht der Staat gar nicht an ſich, er iſt mit allen ſeinen Einrichtungen nur Mittel, um einen äußern Zweck, der nicht als inneres, immanentes Princip gedacht werden darf, zu erreichen. Die ſouveraine Gewalt, welche Form ſie auch haben mag, iſt ſelbſt nur ein ſolches Mittel, und damit darüber gar kein Zweifel herrſche, wird die Form dieſer Gewalt völlig als eine künſtliche beſtimmt, die alſo aus dem Bewußtſeyn entſprungen, von jener tiefen, verborgenen Abſichtlichkeit der Natur Nichts in ſich hat; denn durch ſie, durch die göttliche, über das menſchliche Bewußtſeyn herausliegende Intelligenz iſt die Form der Herrſchaft nur in der Familie beſtimmt (S. 35.) Alſo, daß eine ſolche äußere Form überhaupt ſey, iſt zwar durch das göttliche Geſetz der Vernunft nothwendig, aber die beſtimmte Form ſelber iſt künſtlich, um einen bewußten, deutlich gedachten Zweck zu erreichen, alſo aus dem menſchlichen Bewußtſeyn entſprungen, und da eine Obrigkeit überhaupt ohne eine beſtimmte Form nicht denkbar iſt, ſo iſt die Obrigkeit von den Menſchen, durch die Menſchen, nicht aus Gott.

Alſo die geſetzgebende Vernunft, das göttliche Geſetz fordert eine Form überhaupt, aber der Verſtand beurtheilt den gegebenen Fall, das Vorliegende, und beſtimmt die Form. Dieſe beſtimmte Form, die in ihrer Beſtimmtheit dennoch eine allgemeine ſeyn ſoll, iſt, in ſo fern ſie eine beſtimmte iſt, aus dem Verſtande entſprungen, in ſo fern ſie aber eine allgemeine iſt, iſt ſie göttlichen Urſprungs, und nicht aus dem Verſtande entſprungen, ſie äußert ſich vielmehr, als wäre ſie die geſetzgebende Vernunft ſelber, und urtheilt aus der beſtimmten Allgemeinheit wieder über die einzelnen Fälle der Anwendung des Geſetzes, äußerlich iſt ſie die ſouveraine Gewalt. Dieſe Gewalt iſt nun die geſetzmäßig hemmende, beſchränkende im Staate, von ihr allein geht die Beſchränkung der äußern Freiheit aus. Sie darf alſo nicht wieder äußerlich beſchränkt werden, denn eine ſolche Beſchränkung könnte entweder eine wechſelſeitige ſeyn, die von einer Gewalt ausginge, die der ihrigen gleich wäre, dann aber träte zwiſchen dieſe beide Gewalten das urſprüngliche Verhältniß der Geſetzloſigkeit außerhalb des Staates hervor, welches eben durch den Staat aufgehoben wird, oder ſie ginge von einer höhern aus, dann wäre dieſe die ſouveraine Gewalt. Dennoch darf ſie nicht als unbeſchränkt gedacht werden, wie der Verfaſſer auch ſelber zugibt, wir müſſen vielmehr behaupten, daß ſie abſolut beſchränkt iſt, und zwar auf eine ſo herbe und harte Art, wie ſonſt nichts im Staate, ſie und alles, was mit ihr iſt. Denn ſie iſt gar nichts an ſich, nichts dem Weſen nach, ſondern nur als Form, ſie ſoll ſich ganz und gar nur als Mittel denken für einen äußern Zweck, für die bürgerliche Freiheit, und bei aller äußern poſitiven Thätigkeit geht dennoch ihr inneres Daſeyn ganz in den Formalismus auf, ſie hat ſo wenig Bedeutung an ſich, wie der Meißel in des Künſtlers Hand, der ſich auch zweckmäßig bewegt, auch poſitive Thätigkeit äußert. Mit dem Meiſter aber kann dieſe Gewalt keinesweges verglichen werden. Er ſtellt die eigene Idee dar, und alles ſein Thun und Treiben wird von dieſer geleitet; ſie iſt das immanente Princip aller äußern Bewegungen, auch verhalten ſie ſich keinesweges, wie Mittel zum Zweck; denn wie wir oben gezeigt haben, kann durch keine äußern Mittel ein ſolcher

Zweck erreicht werden, dieſer, der Zweck, die vorſchwebende Idee iſt vielmehr das Belebende aller Bewegungen, ſie wird nicht geſucht durch die Mittel, ſondern iſt unabhängig von dieſen da, das Verhältniß vom Mittel zum Zweck iſt ſelbſt nur ein untergeordnetes, das Mittel iſt nicht Form, der Zweck iſt nicht das Weſen, der Gegenſatz ſelber iſt in beiden Gliedern ein lediglich formeller, um das darzuſtellen, in welchem Form und Weſen eins ſind, in welchem der Gegenſatz ſeine Bedeutung verliert. So verhält es ſich aber durchaus nicht mit der Obrigkeit, wie ſie von dem hier beſtrittenen Standpunkte aus betrachtet wird. Was ſie darſtellen ſoll, kann nicht aus ihr entſpringen, wie die Idee aus dem Künſtler, kann nicht die Offenbarung ihrer beſtimmten Natur ſeyn; denn ihr Zweck iſt die Freiheit, und zwar die Freiheit der Bürger, die nur aus ſich ſelber ſich erzeugen kann. Dieſe Obrigkeit iſt nur formell, ja ſie kann nie aus dieſem Formalismus heraus, denn der Zweck liegt als ein äußerer in der Zeit, in der Zukunft; iſt nun der Zweck ein künſtleriſcher, wie behauptet wird, und wir auch annehmen, ſo iſt er entweder unerreichbar, und die Obrigkeit wäre dann nicht allein ein bloßes Mittel, ſondern auch ein unzureichendes, nicht zweckmäßiges, oder er iſt zu erreichen, dann würde aber der formelle Gegenſatz verſchwinden. Ferner: iſt er zu erreichen, ſo iſt dieſes nur möglich, in ſo fern der Zweck als ein erreichbarer erkannt wird, in dieſem Erkennen muß aber, wie in dem wirklich erreichten Zwecke, der Begriff eines bloßen Zwecks, im Gegenſatz gegen die Mittel verſchwinden, die Staatswiſſenſchaft alſo mit einer Anſicht anfangen, welche die blos vorübergehende, relative, in der Zeit verſchwindende Realität der Obrigkeit behauptet.

Aber wie die Obrigkeit ein rein Formelles iſt dem Weſen nach — ein weſentlich Formelles — ein unvermeidlicher

Widerſpruch auf dem hier bezeichneten Standpunkte, — ſo iſt ſie wiederum ein Weſentliches, der Form nach — ein formell Weſentliches, ja das einzig Weſentliche im Staate, in ſo fern er ein ſolcher, d. h. eine äußere wirklich beſtehende Einrichtung iſt. Denn ſie ſoll zwar beſchränkt ſeyn, ja ſich als bloße Form ſetzen. Aber dieſes Setzen iſt ein Selbſtſetzen; ſie allein weiß von keiner äußern Beſchränkung, die bürgerliche Freiheit, (dem Weſen nach das aller Poſitivſte,) wird dadurch völlig negativ, denn der Zweck kann nicht durch ſich ſelber, ſondern nur durch die Mittel erreicht werden, und dieſe ſind nicht in den Händen derer, die den Zweck darſtellen ſollen, vielmehr ſind ſie nur in den Händen der geſetzgebenden Gewalt. Die Darſtellung der bürgerlichen Freiheit kann nicht aus den Bürgern ſelbſt erzeugt werden, vielmehr nur durch die wechſelſeitige Beſchränkung, deren Geſetzmäßigkeit von der ſouverainen Gewalt ausgeht. Sie allein beſchränkt ſich ſelber. Aber eben dadurch verlieren alle jene Gegenſätze von Können und Müſſen, Sollen und Dürfen, von welchen der Verfaſſer ausging, jede Bedeutung für den Staat, in ſo fern er durch die Obrigkeit dargeſtellt wird. Dieſe Gegenſätze, obgleich gerade gegen die Freiheit gerichtet, ja ihr Weſen aufhebend, haben dennoch nur für ſie, nehmlich für die bürgerliche Freiheit, einen Sinn. Das Mittel, die Freiheit zu erzeugen, welches alſo nicht die Freiheit ſeyn kann, iſt doch zugleich allein frei, durch ſich ſelber bedingt, die Freiheit aber der Zweck, beſchränkt. Daß alle jene Gegenſätze für die Obrigkeit keinen Sinn haben, ſoll eine kurze Betrachtung zeigen, die uns ohnehin wichtige Aufſchlüſſe über das Weſen der wiſſenſchaftlichen Betrachtung des Staats verſpricht. Die ſouveraine Gewalt muß alles ſollen, was ſie darf, da aber das Sollen auf eine äußere Beſchränkung hindeutet, die hier nicht Statt finden darf, ſo hat dieſer Ausdruck hier keine Bedeutung, man muß vielmehr ſagen, ſie muß alles wollen, was ſie darf. Doch auch nicht mehr, als ſie darf, weil ſie ſich ſelber beſchränken ſoll. Dieſes Wollen aber, welches weder dem Dürfen untergeordnet iſt, noch über ſeine Grenzen herausragt, kann von dem Dürfen nicht unterſchieden werden; denn der Gegenſatz hat nur einen Sinn, wenn von einem, durch ein Sollen beſchränktes Wollen die Rede iſt. Eben ſo muß dieſe Gewalt alles können, was ſie muß, denn ſo beſchränkt, daß das Können für das Müſſen nicht ausreichte, wäre ſie nicht ſouverain; ſie muß aber auch nicht mehr können als ſie muß, denn ihre ganze Perſönlichkeit (ihre Erſcheinung) ſoll ſich durchaus einem fremden Zwecke, als Mittel, hingeben. Fände bei ihr ein Können Statt, welches nicht ein Müſſen wäre, ſo wäre dieſes entweder ein rein phyſiſches Können, welches dem Staate als eine Intelligenz völlig fremd blieb, für ihn alſo gar keine Realität hätte; oder es träte aus der rein phyſiſchen Region heraus, dann wäre es als von der Perſönlichkeit der ſouverainen Gewalt abgeſondert zu betrachten, und müßte, wie eine jede andere Perſönlichkeit, der die Souverainität nicht gebührt, äußerlich beſchränkt werden. Da nun die ſouveraine Gewalt als ſolche Nichts kann, als was ſie muß, und nicht mehr muß, als ſie kann; ſo iſt es unmöglich in ihr Können und Müſſen zu unterſcheiden. Ferner der Gegenſatz dieſer Gegenſätze ſelber, d. h. der von Müſſen und Können, als bezeichnend für ein phyſiſches Daſeyn, und der von Sollen und Dürfen, als bezeichnend für ein ethiſches, hat eben ſo ſeine Bedeutung verloren. Denn wie das Sollen, zu einem reinen Wollen geſteigert, eins wird mit einem Dürfen, muß dieſes nicht blos als ein Solches, vielmehr als ein rein Nothwendiges, als ein Müſſen, hervortreten, die geſetzgebende Gewalt muß alles müſſen, was ſie will. Die innere Selbſtbeſtimmung ſoll That werden und dieſe That ſoll die ordnende, die Quelle aller Nothwendigkeit im Staate ſeyn, ſie muß alſo ſelbſt nothwendig ſeyn. Wenn nicht Freiheit und Vernunft, oder allgemeiner, Freiheit und Nothwendigkeit eins wäre, ſo könnte die Gewalt, die aus der Selbſtbeſtimmung entſpringt, nicht die geſetzgebende ſeyn. Aber auch das ganze Wollen muß mit einem Können zuſammenfallen, dieſes ganz zu einem Wollen geſteigert werden. Das erſte, weil ſie ſonſt äußerlich beſchränkt, alſo nicht ſouverain wäre. Man wird ſagen, daß dieſe Beſchränkung das nothwendige Loos alles Irdiſchen, auch der erſcheinenden ſouverainen Gewalt ſey, daß keines kann, was es will; aber man muß dieſes richtig faſſen, denn die ſouveraine Gewalt wird nichts anderes wollen, als ſie kann, ſie wird in den gegebenen Umſtänden nichts Aeußeres, Zufälliges, auf irgend eine Weiſe Hemmendes finden, ja eben die Einſicht, daß dasjenige, was man gewöhnlich ein Hemmendes nennt, nicht ein ſolches genannt werden kann, die Einſicht in die lebendige Entwickelung der Zeit, macht erſt die Gewalt ſouverain. Das zweite aber, daß ſie alles will was ſie kann, liegt darin, daß ihre ganze Perſönlichkeit für den Zweck der geſetzmäßigen Gewalt, alle Kraft und jegliches Vermögen alſo, in Anſpruch genommen wird.

Aber auch der Gegenſatz von Mittel und Zweck verſchwindet für die ſouveraine Gewalt. Denn beide ſtehen in einem äußern Verhältniſſe gegen einander, die Gewalt aber, die durch Selbſtbeſtimmung ſich als Mittel für einen Zweck beſtimmt, ſetzt den Zweck nicht außer ſich, als einen fremden, vielmehr als den eigenen, und indem die ganze Perſönlichkeit ſich in den Zweck verliert, muß auch dieſer ſich ganz in die Perſon verlieren, und ein jeder möglicher Unterſchied iſt verſchwunden. Gäbe es aber etwas in der Perſon, oder in irgend einer erſcheinenden Form der Souverainität, welches nicht ganz in dem Zweck aufginge, ſo wäre dieſes als nicht ſouverain zu betrachten. Alſo gibt es außer der ſouverainen Gewalt gar keinen Staatszweck, ſie iſt ihr eigener Zweck und darf nichts anderes ſeyn, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen. Alſo ſind Souverainität und Staat identiſche Ausdrücke, außer der Souverainität iſt nichts, ſie iſt Staat und Staatszweck, bürgerliche Freiheit durch Geſetz und Geſetz für die bürgerliche Freiheit zugleich, auf eine völlig ununterſcheidbare Weiſe. Wäre eine bürgerliche Freiheit da, die ſich zur ſouverainen Gewalt wie ein Aeußeres zum Aeußeren verhielte, ſo wäre dieſe nicht durch die Selbſtbeſtimmung, alſo innerlich, Zweck der Gewalt, alſo wäre dieſe Freiheit entweder nichtig für den Staat, oder die Staatsgewalt durch ſie beſchränkt, alſo wiederum nicht ſouverain. Iſt aber die bürgerliche Freiheit eins mit der Souverainität, ſo iſt ſie auch nicht beſchränkt durch ſie, ſie iſt eben ſo wie dieſe, durch ſich ſelbſt, ſie iſt ſelber ſouverain.

Auf dieſen Punkt führt uns die ſpeculative Betrachtung, d. h. das Setzen der Souverainität durch Principien unvermeidlich. Durch die leeren Verſicherungen und Behauptungen: es ſolle nicht ſo ſeyn, es müſſe, außer der Souverainität, noch etwas Poſitives im Staate ſeyn, die Souverainität könne nicht rechtmäßig über den rechtmäßigen Beſitzſtand willkührlich verfügen (Ancillon S. 40), entgeht man dieſer Conſequenz auf keine Weiſe. Allerdings kann die ſouveraine Gewalt, wie ſie rein gefaßt wird, nichts Unrechtmäßiges wollen; wollte ſie ein ſolches und würde ſie durch eine äußere Gewalt im Vollbringen gehindert, dann dürfte ſie nicht, was ſie wollte, dadurch ward aber das reine Wollen überhaupt gehemmt, und dem Dürfen gegenüber erzeugte ſich ein Sollen, als die Unterwerfung unter ein fremdes Geſetz, dieſes wäre dann das Gebietende, aus ſich ſelber Beſtimmende, Souveraine.

Ancillon (S. 41) ſagt: „Es wäre eben ſo gut den Zweck des Staats verkennen und falſche Begriffe von der Natur der Souverainität haben, wenn man ihr, unter dem ſchwankenden, unbeſtimmten und unbeſtimmbaren Begriffe des allgemeinen Wohls, die Pflicht auflegen wollte, alle Kräfte und alles Vermögen der Menſchen in Anſpruch zu nehmen, alle möglichen, rechtmäßigen Anwendungen und Wirkungen derſelben nicht allein zu beſchützen, ſondern hervorzubringen, zu leiten, zu entwickeln, zu erziehen und gewiſſermaßen die Souverainität zur alleinigen Machthaberin der ganzen moraliſchen Welt zu machen. Wenn man ihr ſolche unermeßliche Verpflichtungen auflegt, ſo muß man ihr auch ein eben ſo unbeſchränktes Recht einräumen, und die Idee, die Viele heut zu Tage dem Staate unterlegen, führt zu dem ſchrecklichſten Despotismus. Wäre ſie der Wahrheit gemäß und könnte ſie je in die Wirklichkeit eintreten, ſo würde mittelſt derſelben in der ſogenannten moraliſchen Perſon des Staats alle Perſönlichkeit der einzelnen Menſchen untergehen.“

„Noch mehr bei einer ſolchen rieſenhaften Aufgabe, bei der unnatürlichen Anhäufung aller Kräfte, aller Rechte, aller Thätigkeitsmittel, bei dieſer allgemeinen Enterbung um einen Einzigen oder die Geſammtheit über die Maaßen zu bereichern — wenn es auch möglich wäre, daß der Despotismus, d. h. der Mißbrauch der unumſchränkten Gewalt, nicht Statt fände — ſo würde doch, durch eine ſo geſtaltete Souverainität das Böſe nicht verhindert, das Gute nicht befördert, das Zweckmäßige nicht gewählt und die allgemeine Entwickelung nicht von Statten gehen. Der Ackerbau, die Gewerbe, der Handel, die Religion, die Wiſſenſchaft, die Künſte," — (dieſe Stellung der Religion unter alles Irdiſche iſt merkwürdig,) — „mit einem Worte, die Cultur gedeiht weit beſſer, wenn der Staat ſich auf rechtmäßigen Schutz der Freiheit beſchränkt, und der Freiheit allein überläßt, das Weitere zu thun u. ſ. w."

Wir haben dieſe Stelle deßwegen angeführt, weil ſie alles enthält was gut, ja herrlich iſt in der ganzen Schrift und zu gleicher Zeit die wahre innere Schwäche, die das rechte Erkennen nicht aufkommen läßt, auf das deutlichſte offenbart. Eine Idee, die wiſſenſchaftlich gefaßt wird, muß nothwendig in ihrer ganzen Reinheit gefaßt werden. Souverainität, als Gewalt gedacht, kann nicht einem fremden Zweck dienen, ohne daß ſie aufhört zu ſeyn, was ſie iſt. Wer aber den Staat als Mittel betrachtet, nicht als ein lebendiges Ganze, nicht als die wahre Totalität, der muß freilich für den Staat lauter Beſchränkung, und die Freiheit außerhalb ſetzen. Wie aber das Beſchränkende, was nur einer fremden Freiheit dient, ſelbſt frei ſeyn kann, iſt nicht einzuſehen. Iſt der Bürger frei, ſo kann es der Staat nicht ſeyn; denn er wird nicht durch ſich ſelber, ſondern durch eine fremde Freiheit, nicht in Dieſem oder Jenem, ſondern ganz und gar beſtimmt, iſt der Staat frei, d. h. verfolgt er einen eigenen Zweck, dann kann der Bürger nicht frei ſeyn, denn er dient dann ebenfalls einem fremden Zwecke, dem des Staats. Am härteſten erſcheint dieſer Widerſpruch, wenn wir die Gewalt des Staats, mit Ancillon, als die geſetzgebende der Vernunft betrachten, eine Vernunft, die ſich zur Freiheit wie ein Aeußeres zum Aeußern verhält, ſo daß nichts mehr zu befürchten wäre, als daß dieſe Vernunft ganz herrſchte, weil dann die Freiheit ganz verloren ginge.

Es gibt allerdings eine Staatskunſt, aber ſie ſoll im der Ausübung künſtleriſch, nicht blos künſtlich, d. h. eine vorſchwebende Idee ſoll das immanente Princip ihrer Thätigkeit ſeyn. Iſt der Staat ein blos künſtlicher, wie der Verfaſſer behauptet, dann kann er nicht als eine Entwickelung betrachtet werden, denn der Begriff der Entwickelung ſchließt die Einheit des Seyns und Werdens in ſich, der Staat wird dann als ein von dem gegebenen Zuſtande der Bürger Verſchiedenes gedacht, welches dieſen Zuſtand zweckmäßiger ordnen ſoll. Es gibt allerdings Künſte, bei deren Darſtellung blos künſtlich verfahren wird. Das ſind diejenigen, die ein endliches Ziel, eine endliche Abſicht haben, durch endliche Mittel zu erreichen. Für dieſe gilt der Gegenſatz von Mittel und Zweck eben deßwegen, weil er endlich geſetzt auch in der Zeit aufgehoben wird, und die Einheit beider Glieder in einem beſtimmten Product hervortritt. Das Reelle, Wahrhafte iſt aber auch hier die Einheit. Wo aber das Ziel in dem Unendlichen liegt, wie bei Staaten, die in fortdauernder Entwickelung begriffen ſind, muß dieſes Ziel unendlich nahe, d. h. unmittelbar gegeben ſeyn, oder entflieht unerreichbar in das Unendliche. Ein Statt, der blos künſtlich verfährt, iſt dem Künſtler zu vergleichen, der über den äußern Bedingungen der Darſtellung, deren Nothwendigkeit unzweifelbar iſt, über der Strenge der Zeichnung, über den nothwendigen Verhältniſſen der Geſtalt, über der Farbenmiſchung die vorſchwebende Idee vergeſſen hat, und das, was er vor aller Darſtellung urſprünglich beſaß, jetzt durch Verſuche allerlei Art äußerlich zu gewinnen ſucht. Ja dieſes iſt der Hauptfehler der Zeit, wie in jeglicher Kunſt, ſo auch in der Staatskunſt. Einmal einſeitig in den Zauberkreis der Mittel gebannt, bleibt alles, was wir ſuchen, bis ins Unendliche Mittel, ſelbſt was wir aus der Ferne als den Zweck betrachteten, verwandelt ſich in der Nähe, um uns immer weiter zu treiben, ohne Ruhe und Haltung.

Ja ſelbſt die wahre Strenge, das Herbe und auf jedem Punkte Gebietende der Regel iſt nur durch die Idee ein Feſtes, Unerſchütterliches, und in dem Jagen nach einem fernern Ziele wird auch die Regel unſicher. In einer ſolchen Zeit iſt allerdings die völlige und ſtrenge Trennung der Mittel vom Zweck ein Verdienſt zu nennen, wenn auch nicht ein wiſſenſchaftliches. Denn eben dadurch, daß beide völlig getrennt ſind, die wechſelſeitige Beſchränkung, als politiſche Freiheit, die wahre Freiheit, als bürgerliche, werden beide in irgend einer höhern Einheit als verbunden geſetzt. Und dieſes iſt Ancillon's eigentliches Verdienſt. Er läugnet die Möglichkeit einer künſtleriſchen Staatskunſt, in der die Einheit von Mittel und Zweck nicht geſucht wird durch äußere Mittel, ſondern eine urſprünglich gegebene iſt, aber er warnt gegen die unbedingte Anwendung deſſen, was er dennoch ſelbſt als unbedingt, d. h. als durch ſich ſelber bedingt, betrachten muß. Daher die bloße Forderung, die Behauptung: es dürfe nicht ſo ſeyn, es wäre gefährlich, der Zweck würde ſich in das Mittel verlieren, und dieſe dadurch ſelbſt allen Sinn verlieren. Forderungen, die zwar wiſſenſchaftlich leer, aber dennoch von practiſchem Nutzen ſind. Da aber die Souverainität dennoch, als Staat, in einer Perſon und in einer von dem Einzelnen getrennten Geſammtheit zuſammendrängt, als Mittel, eine poſitive Gewalt hat, welcher gegenüber die Freiheit negativ iſt, da ſie niemals den Zweck, als einen eigenen, in die Einheit ſetzt, ja ſetzen darf; ſo bleibt es dabei, daß die Nichtfreiheit das, was als bloßes Mittel betrachtet wird, in dem Staate allein ſich frei, aus ſich ſelber geſtalten kann, die Freiheit ſelbſt ſoll durch die fremde Beſtimmung beſtimmt werden, ſich ſelbſt zu beſtimmen. Alles daher, was an der Souverainität Theil nehmen ſoll, muß ſich als Mittel betrachten. Die lebendige, freie Eigenthümlichkeit nimmt nicht an der Souverainität des

Staats Theil, ſondern nur das von aller Eigenthümlichkeit getrennte Eigenthum, der bloße Beſitz, der in dieſer Trennung allerdings ein bloßes Mittel iſt. Alle Eigenthümlichkeit iſt, nach dieſer Anſicht, der fremde Zweck des Staats, ſie tritt daher in der Anordnung deſſelben als etwas Fremdes hervor. Die Gelehrten verhalten ſich zum Staate, wie ein Fremdes, weil die Wiſſenſchaft, wie anerkannt wird, ihren eigenen Zweck hat, und niemals ein bloßes Mittel werden kann.

Wir werden Gelegenheit finden, die Widerſprüche, in welche ſich die dargeſtellte Anſicht des Staats verwickelt, bei der Darſtellung der wahren Idee des Staats, wie ſie ſich in unſern Tagen unter den Deutſchen offenbaren will, öfters zu berühren. Dieſe iſt nun der Gegenſtand der folgenden Betrachtung, wobei wir uns auf die im erſten Theil gegebene Darſtellung nothwendig beziehen.

Um dieſer nahe zu treten, gehen wir von demjenigen aus, womit Ancillon ſchließt, von dem verborgenen Lebensprincipe des Staats, von den bewegenden Kräften deſſelben, die zwar niemals ſelber zum Vorſchein kommen, ja nicht zum Vorſchein kommen können, weil ſie ſonſt ſelbſt, als ein Product der Erſcheinung, gegen die übrigen in einen äußern Gegenſatz treten würden, wechſelſeitig bedingt, wie bedingend. Ancillon hat die bekannte oberflächliche Aeußerung des Monteſquieu, daß die Tugend in den Demokratieen, die Mäßigung in den Ariſtokratieen, die Ehrſucht in Monarchieen, die Furcht in den Deſpotieen alles ausrichte, die ſo oft wiederholt ward, ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt. Sie verdient das nicht. Wir behaupten nun, daß das eigentliche Lebensprincip, der Grund und das Immanente des Staats, in ſo fern er die Offenbarung einer Idee ſeyn ſoll, ganz und durchaus die Religion ſey. Hier zuerſt im Allgemeinen.

Man hat uns dieſes getadelt, ja, irren wir nicht, denn klar iſt es keinesweges ausgeſprochen, ſo will auch Ancillon dieſes läugnen. Die Idee des Staats iſt, behaupten wir ferner, nur in ſeiner Einheit mit der Religion zu faſſen; es gibt kein anderes Princip des Staats, wie es überhaupt kein Princip irgend einer Idee, d. h. irgend einer Offenbarung eines Unendlichen in, mit und durch das Endliche gibt, welches nicht ein religiöſes wäre, alle höhere Wiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt, wahre Sittlichkeit und Gerechtigkeit ſind nichtig, wenn ſie nicht dieſen ihren religiöſen Sinn behalten und etwas Göttliches, nicht als fernes Ziel, durch irdiſche Mittel zu erlangen, ſondern als das unmittelbar Gegebene, was ſich darzuſtellen ſehnt, betrachten. Man hat behauptet, wir wiſſen nicht, durch welches mögliche Mißverſtändniß geleitet, daß wir die Einerleiheit der Kirche mit dem Staate lehren. Aber Einheit und Einerleiheit ſind keinesweges daſſelbe. Bekanntlich hat ſich über dieſe faſt unbegreifliche Verwechſelung ein berühmter Streit zwiſchen Schelling und Reinhold erhoben. Was in einer höhern Einheit verbunden iſt, kann eben deßwegen nicht einerlei werden, und, wer unſere Anſicht gefaßt hat, dem iſt es durchaus unmöglich, Kirche und Staat mit einander zu verwechſeln. Denn, wie durchaus verbunden, ſind ſie durchaus getrennt. Wer aber dieſe Einheit nicht zugibt, der muß entweder die Trennung, als eine abſolute, als wäre der Menſch, in ſo fern er Staatsbürger ganz und durchaus ein anderer, als der Menſch, in ſo fern er Mitglied der Kirche, als wäre der Staat völlig irreligiös, die Kirche ohne irgend eine auch nur denkbare Beziehung zum Staate; oder er muß dieſe Beziehung, als die eines Fremden gegen ein Fremdes, als eine äußere, die ohne wechſelſeitige Beſchränkung nicht möglich iſt, ſetzen. Die Anſicht, die die Einheit läugnet, kann die wahre Verſchiedenheit nie auf klare, feſte, unerſchütterliche Weiſe feſthalten, und läuft Gefahr, was der Kirche gehört, vom Staate, was dem Staate gehört, von der Kirche zu fordern. Auch ſind jene Verwechſelungen von jeher eben von dieſer Anſicht ausgegangen, von der Anſicht der urſprünglichen Einheit keinesweges. Die letztere betrachtet die Staaten als göttliche Inſtitute; was ſich in ihnen entwickelt, und wie es ſich entwickelt, iſt göttliche Leitung für Völker, wie das fromme Gemüth, was ihm einzeln begegnet, als Lehre, Warnung, Ermahnung freudig erkennt. Sie weiß wohl, daß ein Böſes mit dem Guten ringt in aller irdiſchen Erſcheinung, aber die Keime göttlichen Saamens erkennt ſie, und der religiöſen Betrachtung iſt es vergönnt, wenn auch nicht für das Leben, ſo doch für ſich, das Gute von dem Böſen zu ſondern, die Verirrung von dem Wahren. Ohne eine höhere Zuverſicht, die weiter reicht, als alle irdiſche Weisheit, könnte ſie das rieſenhafte Unternehmen nicht einmal wagen. Doch nicht als bloße Andacht, die ſich leidend verhält, und die, wenn ſie ſo, wie ſie nur im Stillen und Verborgenen ſich äußern ſoll, nach außen hervortritt, mit Recht Frömmelei genannt wird, auch als thätiges Erkennen vermag dieſe Anſicht alle Widerſprüche zu löſen, in welche das Leben, ohne jenen göttlichen Grund, ſich nothwendig verwickelt. Diejenigen aber, die dieſe urſprüngliche Einheit läugnen, ſind eben deßwegen gezwungen die Einerleiheit der Kirche und des Staats auf irgend eine Weiſe zu ſetzen, denn da, in der Erſcheinung, keine Kirche (Gemeinſchaft der Andacht) ohne Staat, und kein Staat ohne Kirche möglich iſt, ſo müſſen ſie entweder den Staat der Kirche, oder dieſe jenem unterordnen, wie wir geſehen haben, ja ſelbſt die bloße Reflexion, als ſolche, der Verſtand in ſeiner Trennung vom Göttlichen, wird zuletzt Vernunft genannt, und als ein Göttliches verehrt, ein Götzendienſt, der freilich nur einmal, wie in einer Art von vorübergehendem Taumel, wie in einem

Rauſch des Wahnſinns hervortrat, vor welchem die Beſſern zurückſchauderten, der aber, dem Sinne nach, allenthalben herrſcht, wo man den Begriffen der Menſchen, ſo oder ſo geſtaltet, irgend eine ſchöpferiſche Kraft zugeſteht. Nun hat man zwar behauptet, es ſey dieſe Thätigkeit, wenn gleich poſitiv hervortretend, ihrer innern Bedeutung nach lediglich negativ. Aber mit einer ſolchen Thätigkeit können wir gar keinen Begriff verbinden, was fördernd oder hemmend in eine höhere Welt eingreifen kann, muß ſelbſt dieſer Welt zugehören, und man muß entweder läugnen, daß in dem, was man den Zweck des Staats nennt, in der bürgerlichen Freiheit, etwas Religiöſes liege, daß auch dieſe nur zur Erſcheinung gehöre, alſo Schein ſey, oder man muß behaupten, daß auch das Poſitive der Mittel Religion ſey. Ancillon redet faſt, als wenn er glaubte, das Chriſtenthum habe den Staat von der Religion befreiet, da in den alten Staaten beide inniger verbunden waren. Ich weiß wohl, daß er es nicht ſo meint, aber über einen Gegenſtand von ſo großer Wichtigkeit ſollte man in jeder Rückſicht klar, recht entſchieden und über alle Zweifel erhaben reden, oder gar nicht. Der Ausſpruch: das Reich des Chriſtenthums iſt nicht von dieſer Welt, mit dem Schluß, alſo ſoll ein jedes ſeine Sache treiben, als hätten ſie nichts mit einander gemein, unterliegt eben ſo großen Mißverſtändniſſen, wie, wenn man behauptet, die Könige ſollen die Pfaffen fragen, und das Chriſtenthum wolle allerdings ein irdiſches Reich, und jetzt ſey eben die Zeit gekommen, in welcher man dieſes Reich, welches Chriſtus geweiſſagt hat, errichten müſſe; eine wahnſinnige Anſicht, die Chriſtus nicht als den erlöſenden Mittelpunkt aller Geſchlechter, aller Zeiten und jedes Gemüths betrachtet, und als ſolchen an ihn glaubt und an ihm hängt und auf ihn vertrauet, die vielmehr den Erlöſer in einen bloßen Propheten der Erlöſung verwandelt, die wir, Thoren und

Elende, jetzt durch Geſetze und Verfaſſungen einführen ſollen. Ein Wahnwitz, den man uns nicht zutrauen wird. Aber eben weil kein Heil und kein Segen iſt außer ihm, dem Heiland, und eben weil die Gottesfurcht nützlich iſt zu allen Dingen in dieſer und in der zukünftigen Welt, und eben weil der wahre, lebendige Glaube jenes wunderbare Centrum iſt, welches allenthalben iſt, deſſen Umkreis ſelber ein Unendliches (Centrum ubique, Peripheria nusquam), nicht für die bloße Betrachtung, ſondern auch für das Leben, und eben weil der Heiland einem jeden ganz nahe liegt in den trüben Stunden des Zweifels, und den Völkern in verwirrenden Zeiten, ſoll man ſich ſammeln um den Altar der Liebe, welche das Geſetz nicht aufhebt, vielmehr auf eine ewige Weiſe, durch die Freiheit, beſtätigt. Nicht der Staat ſoll eine Kirche werden — wie kann er das? — aber er ſoll geſtehen und bekennen, daß die Menſchen in Gemeinſchaft mit einander für das Reich Gottes leben, wie ſie einzeln ganz dafür leben. Wäre das Leben des Staats nicht ganz ein religiöſes, wie kann es das Leben der Bürger ſeyn? Führt die Sorge für den Staat, wirklich dem Weſen nach, in eine andere Welt, wie kann er meine Liebe fordern? Sie iſt geheiligt durch das Chriſtenthum, und gehört ungetheilt dem Einen zu. Wären bloße irdiſche Sorgen, Reichthum, Wohlſtand lediglich als ſolche der Zweck des Staats, da muß der wahre Chriſt ſich von dem Staate trennen, der, ein lockender Dämon, ihn einer fremden Herrſchaft unterwirft. Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder er wird einen haſſen und den andern lieben, oder er wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Sind nicht die Anſprüche des Staats groß an uns? Nimmt er nicht unſere Thätigkeit, unſer Leben, ja dasjenige, was nie, getheilt und zerſtückelt, einen Sinn hat, Vertrauen und Liebe in Anſpruch?

Ihr müßt es geſtehen, wenn ihr die Geſchichte fragt, daß alle geſellige Verbindung aus der Religion entſprang, alle Staaten haben ihr ihren Urſprung zu verdanken. Die Heiden und diejenigen, denen noch das Licht der Liebe verborgen blieb, erkannten und erkennen eine Gewalt, die alle Gedanken in ihrer Ausführung hemmt oder fördert, aber ſie war ihnen eine fremde, eine furchtbare, und die Angſt, die die wilden Völker noch immer grauenhaft ergreift, wenn ſie ſich jenem furchtbaren Geiſte preisgegeben fühlen, vermochte der Grieche ſelbſt nur großartiger zu faſſen, als Schickſal, als ein Unvermeidliches, erhaben durch die kühne Ergebung. Alle menſchlichen Geſetze und Einrichtungen erſchienen als ein Thörichtes, als Schein und Wahn, wenn ſie nicht durch die verborgene Gewalt beſtätigt wurden. So fragten ſie die geheimen Orakel, die den bewußten Sinn in den Abgrund der Bewußtloſigkeit hineintauchten, damit die Stimme aus dieſer finſtern Nacht ertönte, und, oft getäuſcht durch die verworrenen Klänge, die tückiſch den Menſchen irreleiteten und zu höhnen ſchienen, wandten ſie ſich dennoch an dieſe Gewalt. Der Vogelflug und die Eingeweide mußten ihnen Zeichen geben, zerſtören mußten ſie, was ihnen lieb und theuer war, opfern, was ſie am tiefſten liebten, denn der räthſelhafte Geſetzgeber, der fremde, ſtreng gebietende, wie er die Welt der freien Gedanken in ihrer Nichtigkeit darthat, wollte, ſo glaubten die Unglücklichen, eben die innerſte Wurzel des Daſeyns dem Geſetz weihen, damit dieſes, das völlig verborgene und nächtliche, allein Herr ſey und Meiſter. Ihr nennt es Aberglauben und wollt dieſen Dämon beſchwören mit den Begriffen, die euch umgaukeln. Aber das tiefe Geheimniß des Daſeyns drängt ſich euch allenthalben auf, und der Erbärmlichkeit und Nichtigkeit eurer Begriffe könnt ihr nicht entgehen, und was ihr durch das Bewußtſeyn beleuchten wollt, erſcheint wie ein verübergehender Blitz, der ſchnell verfliegend einen grauenhaften Schein auf die Umgebung wirft. Geſtalten traten drohend hervor, und ihr kennt jetzt die Geſpenſter, die in der finſtern Nacht hauſen, fürchtet nur deſto mehr.

In der Mitte der Zeit erſchien der Erlöſer, das Geſetz zu beſtätigen, nicht aufzuheben, und die Gewalt, die als eine fremde furchtbare da ſtand, war die Liebe ſelber, das Chaos ſchwand, er gebot: es werde Licht, und es ward Licht. Die Sonne ging auf über der Geſchichte, wie zu jener Zeit der Schöpfung über der Erde, und ſie iſt jetzt das milde Lebenslicht jeglicher Geſtalt, durch welches jede ſich bildet auf ihre Weiſe, und alle übrigen erkennt auf ihre Weiſe, und es gibt kein Heil und kein Einverſtändniß, und kein Tag des Lebens außer in ihm und durch ihn, und wie keine Künſte der Erde im Winter den Frühling hervorzaubern können, und keine Macht der Elemente im Frühlinge den belebenden Keim zurückdrängen kann; ſo iſt alles eitler Wahn, wo dieſes Licht nicht leuchtet. In uns und um uns keimt und grünt und blüht alles, wo dieſe unſichtbare Sonne mächtig wirkt, die Herzen erwärmt, die Geiſter erleuchtet, denn alles Licht iſt von oben, von dem, der alle gute Gaben gibt.

Wir forderten, ſagt ihr, von dem Staate, was er nicht geben kann, ja nicht geben ſoll. Fordern wir denn etwa, daß der Staat Kirche werden ſoll? Nicht der Staat würde Caricatur, wenn er Kirche würde, er verſchwände vielmehr in ſeiner eigenthümlichen Form als Staat, wohl aber iſt zu jeder Zeit die Kirche eine Caricatur geworden, wenn ſie Staat werden ſollte. Wie das Sonnenlicht, als Licht, das Univerſum aufſchließt, und der leuchtende Mittelpunkt mit der unendlichen Zahl ähnlicher, ſelbſtſtändig kreiſ't um eine unſichtbare Sonne — zugleich aber als innerlich, quellendes Lebensprincip ſich in jeglicher Geſtalt verbirgt und dort, in eigenthümlicher Form eine Welt und ein mannichfaltiges Daſeyn in innerer Unendlichkeit aufſchließt, daſſelbe in allen, ſo iſt religiöſer Glaube, der auf das Ewige hinweiſ't jene Region, in welche der Gläubige, ſelbſtſtändig und einig mit Gott, um einen höhern Mittelpunkt ſich bewegt, aber derſelbe Glaube iſt das verborgene Lebensprincip in allem irdiſchen Treiben, und das Einzige. Sollen die Geſtalten der Erde aufgehen in der Gluth der Sonne? Keinesweges. Soll die Sonne erlöſchen, indem ſie ſich ganz verbirgt, zerſplittert in dem einzelnen Leben? Keinesweges. Das Einigende in Allen iſt ſie nur, indem ſie das Einigende für ſich iſt, perſönlich und allgemein zugleich. Nur die Einheit der Kirche und des Staats ſichert beiden ihre Selbſtſtändigkeit. Räthſelhafte Verwirrung hat das Leben in allen Richtungen ergriffen, alle Künſte des Denkens ſind erſchöpft, und ein jeder neue Verſuch erzeugte neue Zerrüttung, ein jedes Streben, die Widerſprüche zu löſen, erzeugte neue von gefährlicherer Art. Die Verwirrung im Staate iſt mit der Verwirrung in der Kirche eins, die Wolken, die die Sonne trüben, haben den finſtern Schatten über das ganze Leben geworfen, und das künſtliche Licht des Verſtandes täuſcht mit kleinlicher Erleuchtung, die nie eine wahrhaft, allgemein, innerlich in einem Jeden auf gleiche Weiſe leuchtende ſeyn kann.

Daß es ſo ſey, wollen wir darzuthun ſuchen. Es iſt ein Hauptpunkt unſerer ganzen Darſtellung. Möchte es uns gelingen, die klare Ueberzeugung, die uns durchdringt auch bei andern, bei den Vorzüglichern, zu erwecken!

Werfen wir, ehe wir weiter gehen, einen Blick auf dasjenige, was wir als reines Reſultat einer höhern Naturbetrachtung, wie wir ſie in der Einleitung darzuſtellen verſucht haben, anſehen können, ſo ergibt ſich folgendes:

Der Schöpfer in ſeiner großen Naturoffenbarung hat verſchiedene Regionen der Entwickelung beſtimmt, einer jeden ihre eigenthümliche Bedeutung zugetheilt. Dieſe Regionen haben eine doppelte Richtung, eine gegen eine höhere Welt, die ſich aus ihrem Schooße entwickelt, auf welche ſie deutet, eine zweite gegen eine eigene Welt, die ſie unmittelbar offenbart. Man kann ſie in beiden Richtungen betrachten. Die höhere, obgleich ſie nie zum Vorſchein kommt, ja nicht zum Vorſchein kommen kann, ohne die Eigenthümlichkeit der eigenen Welt zu vernichten, iſt dennoch der quellende Trieb, das einzig Reelle in ihr, ohne welche ſie wiederum gar nicht gedacht werden kann. Der Gewalt der Maſſe entgeht in der Erſcheinung auch das Höchſte nicht, aber ihre eigenthümliche Welt iſt da, wo das Leben ſich zurückgezogen hat in die äußern Verhältniſſe, deren innere lebendige Bedeutung nur aus dem Ganzen begriffen wird. Eine Spur des verborgenen Lebens in dieſer Welt iſt die Eigenthümlichkeit der Qualitäten, die als die Quellen aller Thätigkeit hervortreten und in einem äußern Geſetz wieder verſchwinden. Die eigene Welt der Maſſe bildet ſich in dieſer abſoluten Unterwerfung des Lebens unter das äußere Geſetz, aber ſelbſt dieſes wäre kein Geſetz, wenn nicht das Beſtimmende in ihm das verborgene Leben wäre. Nimm das Leben fort, und alle Qualität verſchwindet, alles Beſondere iſt vernichtet, das mannichfaltige Daſeyn rollt ſich in die allgemein finſtere Nacht der Schwere zuſammen, aus welcher es geboren ward. Die Vegetation, einmal offenbar, iſt eine fortdauernde Begleiterin des Lebens, und das Höchſte iſt ihren Geſetzen unterworfen, wie das Geringſte, aber ihre eigenthümliche Welt iſt die der Pflanzen, in dieſen treibt das verborgene Thier, nimm dieſes weg und die ganze bunte Welt verſchwindet in der Maſſe. Das Gefühl einmal offenbar, iſt der Grund alles thieriſchen Daſeyns, und ſelbſt das menſchliche Leben entwickelt ſich in und mit ihm, aber die eigenthümliche Welt des Gefühls iſt die der Inſecten, die verborgenen höhern Sinne ſind das Geſtaltende des eigenthümlichen Lebens in ihm, verſchwänden ſie, dann würde das Gefühl ſeine Bedeutung verlieren. Daſſelbe Verhältniß zeigt ſich bei den höhern Thieren, deren ganzes Daſeyn die Bedeutung erhält durch die dämmernde Perſönlichkeit. So zeigt eine jede Welt auf eine höhere, die durch ſie nicht offenbar wird, durch welche ſie aber dennoch alle und jede Bedeutung erhält, ohne welche ſie ihrem innern Weſen nach nicht gedacht werden kann, das Räthſel des gebundenen Daſeyns in jeder Art zeigt auf ein höheres, durch welches es erſt gelöſ't werden kann, bis der Menſch, durch welchen die Perſönlichkeit offenbar wird, ſeine Erſcheinung und ihren Grund in ſich ſelber findet, gezwungen wird, alle Räthſel durch das Höchſte zu löſen. Wie die Maſſe zum Leben, wie die Pflanze zum Thier, wie das allgemeine Gefühl zu den höhern Sinnen, wie das ſinnliche Daſeyn zur Perſönlichkeit, ſo verhält ſich das äußere Leben des Menſchen zu ſeinem innern, in welchem die Perſon, auf eine ewige Weiſe ruht, in ſeiner Reinheit gegeben iſt, aber irdiſch nie zum Vorſchein kommen kann.

Der Menſch hat eine Gewalt über die Natur. Nicht über ihre Geſetze kann er gebieten, aber herrſchen über ſie, indem er ſich ihren Geſetzen unterwirft. Ihm iſt die Natur dann Mittel für eigene Zwecke, ſcheinbar muß ſie ihm dienen, er begleitet, beobachtend, ihre Geſetze, erlauſcht die

Regel, die ſie befolgt, und das Erkennen ſcheint ihn zu ihrem Herren und Meiſter zu machen. Aber dieſes Erkennen erregt Bedürfniſſe, dieſe Bedürfniſſe dringen auf ihre Befriedigung, treiben zum Genuß. Die Natur ſcheint uns nur zu locken, uns zu täuſchen mit einer eingebildeten Freiheit, um uns immer tiefer, immer feſter durch ihre Feſſeln zu binden. Doch der Menſch hat eine verborgene, eine tiefe, heilige Gewalt über die Natur, und hat ſie geübt, ehe er da war. Was ſie ſuchte, als alle Kräfte in dunkeln Gegenſätzen gefangen, der Schwere und Maſſe unterlagen, was ſie wollte durch die Geſtalten der Pflanzen und Thiere, war ſeine Geſtalt, die, als ſie erſchien, die Zeiten ordnete, die Regel des Univerſums, den Gang der Planeten beſtimmte. Wo endigt nun jene Gewalt der menſchlichen Natur? Wie weit reicht ſie, nicht getrennt von der ganzen, ſondern eins mit ihr, ja ihre höchſte Blüthe, der Gipfel ihrer Entwickelung? Wo fängt das Feld der menſchlichen Willkühr an, und wo iſt ihre Grenze? Hat jene urſprüngliche Gewalt aufgehört, iſt, was die Natur befreite in ſich ſelber, das Bild Gottes, eine Feſſel für ſie geworden, daß ſie ihm dienen ſoll als einem Fremden?

Betrachten wir die Thiere. Daß bei ihnen die Willkühr nichts Beſtimmendes, daß ſie nur Erſcheinung ſey, iſt bekannt. Dieſelbe Natur, die ihre Geſtalt erzeugte, leitet ihre Handlungen, ordnet ihre Thätigkeit, und der Neſterbau der Vögel iſt ein Glied der allgemeinen Entwickelung des Geſchlechts, eben ſo nothwendig, eben ſo feſt beſtimmt durch die Geſetze der Natur, wie die leibliche Entwickelung, ſo daß die Willkühr keinesweges erſcheint als ein neuer Anfang, daß ſie die geſetzmäßige Reihefolge der Bildungen durchaus nicht unterbricht.

Verhält es ſich aber mit dem Menſchen anders? Keinesweges. Die Willkühr, die Freiheit zu wählen zwiſchen Gutem und Böſem, zwiſchen Wahrem und Falſchem gehört freilich zur Natur des erſcheinenden Menſchen und über das Geheimniß dieſer zweifachen Natur haben wir uns hinlänglich geäußert, wollen es in der Folge, in einer andern wichtigen Beziehung noch thun. Dieſe Freiheit der Wahl muß aber von der wahren, von der höhern Freiheit wohl unterſchieden werden. Jene iſt die äußere Freiheit, ihre ganze Bedeutung iſt, daß ſie zur Offenbarung der wahren dienen ſoll. Dieſe nehmlich iſt nicht denkbar ohne jene, denn die Freiheit wäre nicht, wenn nicht durch ſich ſelber, und durch ſich ſelber kann ſie nur ſeyn, wenn die Möglichkeit des Entgegengeſetzten gegeben iſt. Dadurch, daß der Menſch böſe ſeyn kann, wird er gut. Aber dieſer Gegenſatz iſt nicht das Höchſte. Er kann zwar nie verſchwinden, ſo lange der Menſch lebt, die Möglichkeit des Böſen ruht in den Beſten und unterhält die heilige Furcht, ſo wie die Möglichkeit des Guten in den Schlechteſten mahnend ruht, aber dennoch, wie der Schlechte immer unfähiger wird, das Gute zu thun, ja ſo, daß alle innere Kraft am Ende gelähmt ſcheint, ſo wird der Gute auch immer unfähiger, das Böſe zu thun, und alle Kräfte dienen dem Guten. Aber dadurch, daß die Freiheit der Wahl auf dieſe Weiſe zurückgedrängt wird, iſt der Menſch nicht unfreier geworden, vielmehr tritt jetzt eben die wahre Freiheit, die, könnte ſie auf der Erde erſcheinen, alle Wahl ausſchließen würde, immer herrlicher und großartiger hervor. Was iſt nun aber dieſes Gute, in und mit welchem die höhere Freiheit beſteht? Was hat auf der Erde, als menſchliche That, einen bleibenden, ſegenreichen Werth? Offenbar nur dasjenige, was zuſammenfällt mit der wahren, freudigen Entwickelung der Geſchichte, als handelte nicht der Menſch, ſondern der Geiſt der Geſchichte, Gott durch ihn. Und, wenn keiner von ſich ſagen darf, daß er auf ſolche Weiſe handle, ſo weiß doch ein Jeder, daß alles übrige, alles was nicht ſo geſchieht, ein Nichtiges iſt. Dieſe Einſicht iſt einem jeden Menſchen gegeben, als Glaube, als Frömmigkeit, und das Erkennen iſt zwar in und für ſich etwas Herrliches und Großes — ſein Weſen ſoll Gegenſtand einer eigenen Betrachtung ſeyn — aber dieſe Einſicht ſteht und fällt nicht mit dem Erkennen, iſt die innerſte Offenbarung des frommen Gemüths. Willkühr oder jene äußere Freiheit der Wahl iſt alſo nicht die wahre Freiheit, jene ſoll vielmehr geopfert werden für dieſe, aber auch durch dieſe. Wird die Willkühr nur durch äußern Zwang gehemmt, dann geht nothwendig auch die wahre Freiheit zu Grunde, ſo weit der Zwang reicht, weicht ſie zurück, ja ſie muß die Willkühr, die ſie ſelber bekämpfen will, als Schutz gegen den Zwang hervorrufen, um ſie fühlen zu können als wahre Freiheit.

Durch dieſe nun entſteht, je reiner ſie ſich geſtaltet, deſto entſchiedener ein Wille, der eins iſt mit dem geiſtigen Willen, der ſich offenbart durch das ganze Geſchlecht, durch die ganze Vergangenheit, die eben deßwegen eine ſchöne, fruchtbare Zukunft ſegenreich aufſchließt, und, wie eine ſolche Erſcheinung in ſich die göttliche Kraft erkennen muß, die das ganze Geſchlecht leitet und geleitet hat, ſo muß ſie auch das Störende, Zerrüttende, was ſie in ſich findet, als ein über der Zeit liegendes Böſe erkennen. Dieſer reine Wille aber iſt der ſiegreiche, iſt der ordnende und dieſer allein. Aber er iſt eins mit dem Geiſte, der waltet durch alle Zeiten, eins alſo auch mit der Natur. Daher findet auch die Natur eine Fortſetzung ihrer eigenen ſtillen Entwickelung in der Geſchichte. Wie ſie in frühern Zeiten ſich in wüſte Kämpfe verlor, als die verſöhnende Geſtalt des Menſchen noch nicht erſchienen war, ſo verliert ſie ſich noch in wilde Pracht, erſtarrt in eiskalten Zonen in monſtröſe Eisberge, eingehüllt in Nebel, in welche düſtere Nordlichter ewig hineinſcheinen, oder ergießt ſich in das bunte Gewimmel der Thiere und Pflanzen, in heiße Gluth, wo die Geſchichte nicht waltet. Die Geſchichte hat ihre Heimath gefunden, wo die Menſchen und die Natur ſich wechſelſeitig verſtändigten, da mäßigten ſich die Elemente am meiſten, da trat ſie dem Menſchen vertraulich näher, das warme Neſt, in welchem das ganze Geſchlecht geſellig brütet, ja ſelbſt die Jahreszeiten traten nur da in ſchöner Gliederung aus einander. So ragt die Geſchichte der Natur in die Natur der Geſchichte hinein und alle ſegenreiche und bedeutende That iſt menſchliche und Naturthat zugleich.

Es iſt den Leſern bekannt, daß dieſe Einheit der Natur und Geſchichte, in ſo fern ſie ſich als das Weſen eines jeden Menſchen darſtellt, uns ſeine Eigenthümlichkeit, ſeine ewige Perſon iſt. Ohne Ewigkeit der Perſon gibt es gar keine Religion, ſie iſt nicht das Letzte, zu welchem etwa eine Forſchung gelangt, ſie iſt das Erſte, wovon ſie ausgehen muß, ſie iſt ohne Einheit aller Perſönlichkeiten, unendliche, unbedingte Beſtätigung Aller durch einen Jeden nicht möglich, ſie iſt daher, als Leben, als Gegenſtand der Betrachtung ewige, unbegrenzte Liebe. Im erſcheinenden Leben tritt die Liebe in unaufhörlichem Kampfe hervor, aber, obgleich ſie ſich niemals rein zu faſſen vermag, iſt ſie dennoch das einzig Reale und Poſitive in Allem, das Ordnende im Leben, und das Geſetz iſt aus der Liebe hervorgegangen und findet ganz und gar und durchaus ſeine Beſtätigung in ihr.

Daß wir nun von dem Staate fordern, er ſolle die ewige Liebe darſtellen und zwar äußerlich, iſt ein unbegreifliches Mißverſtändniß. Er ſoll erkennen, daß ſie, oder was daſſelbe iſt, die göttliche Gnade, das einzige treibende Princip in ihm iſt, und, wie der einzelne Menſch nur in der Einheit mit der göttlichen Natur, nur in dem alles Bewußtſeyn, alles Denken und alle That, als die Entfaltung eines unmittelbar Gegebenen, als ſein innerſtes Eigenthum erſcheint, frei iſt, ſo iſt der Staat nur frei, d. h. organiſch und wahrhaft lebendig, wenn er als Blüthe einer innern Eigenthümlichkeit ſich geſtaltet. Aber dieſe iſt, wenn ſie im Ganzen iſt, auch in einem jeden Theile bis ins Unendliche, und wie hoch oder bedeutend die Stufe des Lebens iſt, die der Staat erlangt hat, könnt ihr eben ſo gut in dem geringſten Bürger wahrnehmen, wie in dem Ganzen. Vergleicht irgend ein Organ der Menſchen, genau forſchend, mit irgend einem Organe eines niedern Thieres, und ihr habt in und mit dieſen Organen das beſtimmte Verhältniß des ganzen Menſchen und des ganzen Thieres verglichen. Ihr fordert von dem Staate, was er nie leiſten ſoll. Ihr nehmt eine von dem Leben verſchiedene Lebenskraft an, ihr ſetzt dieſe in das erſcheinende, reflectirende Bewußtſeyn des Menſchen und trauet dieſem eine erzeugende Kraft zu. Eure Künſte verhalten ſich zu dem wahrhaft Lebendigen, wie die künſtlichen Automate, wie die Wachsfiguren, die deſto widerwärtiger ſind, je täuſchender ſie die Natur nachahmen, deren abſolute Bedeutungsloſigkeit immer klarer wird, je mehr ſie ſich ausbilden, zu der wahren Darſtellung der Schönheit. Dieſe, ſicher in ſich, vertrauet ruhig das warme Bild dem harten Marmor, und Anmuth und geiſtige Freiheit verſchmilzt mit der Härte und Strenge der Form, daß ihr ſie in nichts, weder in dem Product, noch in der producirenden Kraft zu ſondern vermocht. Hat der Künſtler etwa gedacht an die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, als das göttliche Bild ſeine Seele erfüllte? Würde er eure Bewunderung erregen, wenn nicht die Idee, die ihn belebt, höher läge, als die wirkliche, ja als jede mögliche Ausführung? Daher wird das Gelungenſte ſelbſt ſeine Sehnſucht nähren, nicht ſtillen, und wehmüthig erkennt er die Schranken des Endlichen, während die verborgene Fülle des Unendlichen euch mit Erſtaunen ergreift.

Die Natur und der Geiſt ſind nur in ihrer Einheit zu faſſen, aber in dem großen Gedicht des Geſchlechts, welches bald in dithyrambiſchem Schwunge ſich erhebt, bald in lyriſchem Erguſſe ruhig hinſtrömt, kämpfend mit Diſſonanzen, die die Harmonie nur vorübergehend hervorhebt, und das Entzücken, als hätte ſie ſich verrathen, ſchnell hineinzieht in die Furcht, in die Sorge, die es wieder erwecken ſoll in jenem höchſten aller Wunder, das die Freiheit ſcheinbar aufhebt, um ſie herrlicher nur zu erzeugen, wo in der nächtlichen Finſterniß alles Große und Erhabene ſich in eine tragiſche Opferung zuſammendrängt, in der Morgenröthe des keimenden Tages, mit dem wechſelſeitigen Erkennen der fröhliche Muth uns durchdringt, die Zerſtreuung des Tages uns wieder entfremdet, bis eine neue Dämmerung die erhabene Tiefe der Nacht wieder aufſchließt, in jenem räthſelhaften Epos des göttlichen Geiſtes, deſſen verborgener Rhythmus, wenn er aus der verſchloſſenen Heimath in die irdiſche Seele hineintönt als Erlöſung, in äußerlich zweifelhaftem Kampfe, zwiſchen grauenhafter Furcht und fröhlicher Hoffnung, zwiſchen der gähnenden Tiefe grundloſer Finſterniß und einem klaren Hineinblicken in die Fülle göttlichen Friedens uns ſicher leitet — in dieſem erhabenſten aller Gedichte, welches den Menſchen verſchmilzt mit ſeinem Volke, und Völker als beſtimmte, lebendige, eigenthümliche Geſtalten gegen einander ſtellend, das Schickſal des Geſchlechts webt und ordnet — ſollte es möglich ſeyn, wie in einem ſchlechten Gedicht, in welchem die Kümmerlichkeit des Bewußtſeyns allenthalben durchblickt, die Form von dem Weſen zu trennen?

Alles dasjenige erſcheint uns kleinlich und gering, ja unfrei, warum ſich die Abſicht, als ein Aeußeres, Aufgetragenes erkennen läßt, und die Spuren der Freiheit finden wir nur da, wo die Abſicht ſich in dem Product ſo verbirgt, daß dieſes nicht, als für irgend einen Zweck, ſondern für ſich ſelbſt da iſt — und die erhabene Einrichtung, die erzeugende aller erſcheinenden Freiheit ſollte dieſes Gepräge des Knechtiſchen und Unfreien tragen, nothwendig ſeinem Weſen nach tragen müſſen?

Wie wir die allgemeine Idee, die als eine Idee des Staats freilich erſt in der Darſtellung erkannt werden kann, den Begriffen, oder ſogenannten Principien der reflectirenden Staatswiſſenſchaft entgegengeſtellt haben; wollen wir jetzt nun eben ſo den Beweis, daß für die einzig gelingende Geſtaltung des Staats in unſern Tagen eine ſolche Idee als das immanente Princip anerkannt werden muß, zuerſt die verſuchte Darſtellung von Ancillon etwas näher beleuchten.

Was iſt die Souverainität? Warum dieſes — freilich herrſchende-Wort, welches zwar eine geſchichtliche Bedeutung hat, aber eine wiſſenſchaftliche erſt erhält, wenn es genau beſtimmt wird? Man wird ſagen, er habe ſie ja, als die geſetzgebende Gewalt des allgemeinen Willens, der allgemeinen Vernunft beſtimmt. Aber dann iſt ſie nichts anders, als die allgemeine Freiheit. Er will zwar Vernunft und Freiheit aus einander halten, aber für die ſouveraine Gewalt iſt, wie wir oben bewieſen haben, dieſes unmöglich. Was ſie will, iſt der Ausſpruch der allgemeinen Vernunft, und nur als ſolcher Geſetz. Sie iſt zwar beſchränkt, denn ſie erſcheint nicht als eine Vernunft, die den Staat erſt erzeugte, er iſt vielmehr ſchon da, und ſie ſoll ein Vorhandenes ordnen. Aber in dieſer Beſchränktheit iſt ſie dennoch unbeſchränkt und nur in ſo fern ſouverain. Souverainität und Freiheit ſind alſo gleichbedeutende Wörter, beide drücken nichts anderes aus als bewußte Selbſtbeſtimmung. Dieſe Souverainität aber iſt zugleich ein Mittel, um die beſondere bürgerliche Freiheit nicht nur zu ſchützen, ſondern ſelbſt, für die Erſcheinung, zu erzeugen. Zu erzeugen ſagen wir, denn daß ſie ohne den Staat nicht möglich wäre, iſt in und für ſich klar. Das Mittel, durch welches die allgemeine Freiheit die beſondere und bürgerliche erzeugt, iſt wechſelſeitige Beſchränkung. Aber wie in der reinen Welt der Freiheit — uns iſt nichts gegeben als die Souverainität, als allgemeine, und die bürgerliche, als beſondere Freiheit — der ihr völlig widerſprechende, ja vernichtende Begriff einer äußern, wechſelſeitig hemmenden Beſchränkung ſich erzeugen könne, iſt unbegreiflich. Iſt Souverainität Freiheit, und zwar eine ſolche, die nur Freiheit will, ſo will ſie, was ſie ſelber iſt, d. h. die bürgerliche Freiheit wäre ſelber ſouverain und die Beſchränkung müßte das Weſen der Selbſtbeſtimmung der einzelnen Bürger eben ſo wenig hemmen, wie ſie dieſes bei dem ſogenannten Souverain hemmt. Alſo iſt die Souverainität nicht der Staat als Form, ſondern als Einheit ſouverainer Bürger, als organiſirtes Ganze des Volks; Staat und eigenthümliches Leben eines Volks ſind eins, und wenn die Souverainität nur in der Form, als eine ſolche iſt, hat dieſe ihren Zweck verfehlt und ihre Bedeutung verloren.

Ferner: Dieſe ſouveraine Form findet den Staat, ſie findet alſo eine Form, aber dieſe ſoll entweder unverändert beſtätigt werden, abermals nur durch die ſouveraine Form, oder in etwas, oder ganz geändert werden. Den letzten

Fall nennt man eine Revolution. Alle drei Fälle ſind offenbar möglich, auch können ſie gar wohl mit einer jeden Form des Regiments beſtehen. Denn die beſtehende Form iſt nicht mit der mit Bewußtſeyn ordnenden, wenn auch der leiblichen Erſcheinung nach, einerlei, und man kennt eben ſowohl revoltirende Könige, die alle Spuren der Souverainität außer der königlichen vernichteten, alſo die Form der Souverainität gewaltſam umänderten, wie man revoltirende Repräſentanten kennt. So viel iſt klar, ob das Beſtehende unverändert bleiben, oder in etwas, oder ganz geändert werden ſoll, hängt lediglich von der ſouverainen Gewalt ab, die, als das allgemein Beſchränkende, nicht in ihrer Einſicht beſchränkt werden darf. Wie und innerhalb welcher Schranken der Bürger frei ſeyn darf, hängt gar nicht von ihm ab, denn dieſe Einſicht gebührt dem Staate, ſeine bürgerliche Freiheit iſt Zweck des Staats, Gegenſtand ſeiner väterlichen Bemühungen, für ſeine bürgerliche Freiheit braucht er nicht zu ſorgen, ja er ſoll, er darf das nicht. Das erſte nun, was die mit klarem Bewußtſeyn handelnde ſouveraine Gewalt unternehmen wird, iſt, daß ſie ihren Gegenſtand, auf welchen ſie äußerlich einwirken ſoll, zu begrenzen ſucht, abſondert, was ihm nicht zugehört. Es iſt nothwendig, denn dieſe Sonderung verſteht ſich keinesweges von ſelbſt, alle Faden des menſchlichen Daſeyns ſind ſo ſonderbar und mannichfaltig verſchlungen, daß es für das reflectirende Bewußtſeyn ſchwer hält, dieſe Sonderung zu unternehmen. Ancillon hat zwar dieſe Sonderung erſt im Laufe der Unterſuchung vorgenommen; ſo, in der Mitte der Schrift, hat er gelegentlich die Wiſſenſchaft vom Staate geſondert, ganz zuletzt die Religion. Aber es iſt klar, daß ſie zuerſt Statt finden muß.

Zuerſt ſey die Rede von dem Verhältniſſe des Staats zur Religion und umgekehrt. Entweder findet ein ſolches

Verhältniß Statt oder nicht. Es ſey das letzte angenommen, dann bleibt es unmöglich zu erklären, wie ein ſolches Verhältniß jemals hat Statt finden, wie Staaten ſich haben in und mit der Religion bilden können, ja wie dieſes Verhältniß noch da ſey und abgewieſen werden muß. Doch es ſey zugegeben, daß eine täuſchende Verwechſelung des Ewigen mit dem Irdiſchen habe Statt finden können; könnte, wenn ſie aufgehoben würde, eine reine abſolute Sonderung des Staats von der Kirche dadurch entſtehen? Unmöglich. Denn eine Kirche iſt Offenbarung, thätiges Hineinbilden der Religion in das menſchliche erſcheinende Leben, vermittelt durch Menſchen. Die Kirche iſt eine irdiſche Vereinigung, deren Zweck es iſt, die Richtung des Irdiſchen zu durchbrechen; ſie iſt eine Corporation, die, in ſo fern ſie auf der Erde iſt, ein integrirender Theil aller übrigen eigenthümlichen Vereinigungen ſeyn muß. Es findet alſo allerdings ein Verhältniß zwiſchen Staat und Religion Statt, in ſo fern dieſe eine ſichtbare kirchliche Vereinigung iſt. Aber die Religion darf nicht als Zweck des Staats betrachtet werden, und wahrlich unter allen Anſichten, die jemals entſtehen könnten, wäre keine thörichter, als die, daß die Religion, als ſolche, durch irdiſche Mittel gefördert werden könnte; eine Verkehrung der heiligſten Lehre, deren furchtbare Folgen ſich bald zeigen würden, wo ſie herrſchte. Aber dennoch iſt es, nach Ancillon's Anſicht, nicht leicht einzuſehen, welcher Unterſchied zwiſchen der ſichtbaren Kirche und der bürgerlichen Freiheit Statt findet. Auch gegen dieſe letztere ſoll der Staat ſich blos negativ verhalten, und es wird geſtanden, daß ſie, wie die Kirche, höher liegt, als der Staat. Es iſt nothwendig, dieſes anzunehmen; denn die höchſte Blüthe der bürgerlichen Freiheit iſt der unendliche Zweck, welchen der Staat niemals ganz, nur durch unendliche Approximation erreichen kann. Aber für alles, was auf dieſe Weiſe, als ein Unendliches, ſeinem ganzen vollen Gehalte nach, außerhalb des Staats liegt, hat dieſer offenbar kein Maaß. Die Frage iſt: ob der Staat, als ſolcher, als allgemeiner vernünftiger Wille, auch die Kirche will, wie er die bürgerliche Freiheit will. Will er die Kirche nicht, ſo hat das Glück, welches Ancillon am Schluſſe ſeiner Schrift preiſ't, nehmlich, daß es den Völkern unſerer Zeit verheißen iſt, die freie Bewegung der Kirche und des Staats zu erleben, und ihre harmoniſche Entwickelung zu leiten und zu begründen, gar keinen Sinn. Ja in dieſer Aeußerung liegt noch vielmehr, als der bloße Wille, (etwa als Wunſch, indem ich Gottes Rathſchluß, ſeinen Willen zu dem meinigen zu machen, entſchloſſen bin.) Die Völker, als ſolche, ſollen dieſe Entwickelung leiten und begründen. Stehen nun dieſe beiden Vereinigungen, als zwei verſchiedene Richtungen, die eine gegen das Irdiſche, die andere gegen das Ewige, die ihren Vereinigungspunkt in einem jeden Menſchen finden, einander ſo gegenüber, daß ſie zwei völlig getrennte Verbindungen unter den Menſchen begründen; ſo wäre dieſes offenbar nur dadurch möglich, wenn aus der religiöſen Verbindung alle jene Störungen, (die durch die ſouveraine Gewalt des Staats abgewieſen werden müſſen, damit die irdiſche Verbindung, deren Zweck die bürgerliche Freiheit iſt, gelinge,) völlig verdrängt wären. Aber dann, hätte der Staat ſeinen Zweck in der Kirche ja erreicht, er hätte eine irdiſche Verbindung, in welcher das Höchſte unmittelbar gegeben wäre. Und wie dieſelben Menſchen, ohne Streit und Hader, in Liebe verbunden ſeyn könnten, in der Kirche, während ſie ſich bekämpfen und haſſen und wechſelſeitig ſtören, ſo daß ſie ſich ſelber für unmündig erklären, und ſogar ihre Freiheit unter Curatel ſtellen müſſen, im Staate, iſt doch völlig unbegreiflich. Nun könnte man annehmen, nicht ein jedes Mitglied der Kirche ſey in dieſem Sinne von der äußern Beſchränkung, durch die innere religiöſe Freiheit, befreiet. Dieſes gelte nur von der Vereinigung derer, die ſich ganz dem Ewigen widmen, von der Verbrüderung der Religionsdiener, die im engern Sinne die Kirche bilden. Aber dann iſt in der That nicht einzuſehen, was den Bürger abhalten ſollte, die wahrhaft ſouveraine Gewalt da anzuerkennen, wo ſie, nicht blos als leere gebietende Vernunft und unlebendiges Geſetz, ſondern als unmittelbares Leben hervortritt. Wo eine ſolche Verbrüderung erſchien, mußte ſie nothwendig herrſchen, ja ſie ſollte es, und das Prieſterregiment wäre das einzige Glück; denn obgleich die Religion in jener Verbrüderung am reinſten ſich darſtellte: ſo war ſie ja doch, in ſo fern die Bürger Mitglieder der Kirche waren, das wahrhaft bindende Geſetz für einen jeden, und wenn auch eine ordnende Gewalt da war für die bürgerliche Freiheit, ſo mußte dennoch dieſe kirchliche höher liegen als ſie, entſcheiden in letzter Inſtanz, und jene hörte auf ſouverain zu ſeyn.

Doch die kirchliche Verfaſſung kann irdiſch nie in dieſer Reinheit hervortreten. Das Böſe und der Irrthum, das Loos alles Irdiſchen wird auch hier Störungen, wechſelſeitige Kämpfe erregen, gegenſeitige Beſchränkungen nothwendig machen. Fänden nun dieſe Beſchränkungen nur innerhalb der Kirche Statt, ſo daß die Kirche nie in den Staat auf eine Störende Weiſe hineinzugreifen ſuchte, auch nie der Staat in die Kirche; dann könnte man freilich den allgemeinen geſetzgebenden Willen als völlig getrennt von der ſouverainen Gewalt des Staats ſich vorſtellen. Dieſer Fall iſt aber undenkbar. Dasjenige, was die Mitglieder der Kirche über ihre Schranken heraustreibt, daß ſie das Ganze der Kirche ſtören, und durch äußere Beſchränkung zurückgewieſen werden müſſen, treibt auch das ſo angeſteckte Ganze über ſeine Grenzen heraus. Daſſelbe gilt, auf die nehmliche Weiſe, von dem Staat. Dieſer und jene ſtehen ſich alſo hemmend gegenüber und irgend eine geſetzgebende Gewalt muß die wechſelſeitige Beſchränkung hier, wie unter den Bürgern, in ihrer Vereinigung als Corporation, beſtimmen. Dieſe kann nun entweder eine dritte ſeyn, die über beiden liegt, die aber, wenn ſie erſchiene, die Souverainität der Kirche, wie die des Staats, aufheben würde; oder es würde angenommen, daß die kirchliche Gewalt die ſouveraine wäre, dann könnte es die Staatsgewalt nicht ſeyn. Alſo, damit die Staatsgewalt die ſouveraine bleibt, muß die kirchliche, in ſo fern eine äußere Beſchränkung nothwendig iſt, dem Staate untergeordnet ſeyn. Aber auf eine andere Weiſe iſt auch keine andere bürgerliche Corporation dem Staate untergeordnet und es findet zwiſchen beiden und ihrem Verhältniſſe zum Staate gar kein Unterſchied Statt.

Betrachten wir nun, umgekehrt, das Verhältniß der Religion zum Staate, dann kann es nur ſo gedacht werden, daß ſie als Mittel für die Zwecke des Staats benutzt wird. Nun iſt uns zwar ſehr wohl bekannt, daß dieſe Anſicht auch für die ſouveraine Gewalt zu allen Zeiten und unter vielen Völkern geherrſcht hat, aber nur indem man die Religion als etwas Untergeordnetes, über welches die ſouveraine Gewalt erhaben war, anſah, und welches als eine Art Bezauberungsmittel für die Geringern, die für die Vernunft des Staats nicht Verſtand genug beſaßen, benutzt werden könnte, um ſie blindlings zu leiten, da ſie ſehend nicht zu leiten wären. Wie es aber auch nur denkbar iſt, daß Jemand, der die Realität der Religion zugibt, die entweder das Höchſte und Alles Umfaſſende, Anfang und Ende, oder gar nichts iſt, ſie als Mittel brauchen kann, um irdiſche Zwecke, wofür die des Staats erkannt werden, zu erreichen, davon, bekennen wir, ſo durchaus gar keinen Begriff zu haben, daß wir eben deßwegen den Irrthum nicht darzuſtellen, auch nicht zu widerlegen vermögen. Doch geſetzt, dieſe Anſicht wäre auf irgend eine uns freilich unbegreifliche Weiſe möglich, dann wäre die Religion, wo ſie als Mittel erſchiene, das unvergleichbar Erſte, die Geſetzgeberin; die allgemeine Vernunft wäre alſo die untergeordnete, und nicht ſouverain. Sie kann alſo nicht vom Staate als Mittel benutzt werden.

Es gibt noch eine Anſicht, und dieſe iſt eben die herrſchende. Man behauptet nehmlich, es ſey zwar nicht die Religion als ein Mittel für den Staat zu betrachten, aber ſie ſey dennoch die unabhängige, von dem Staate beſtehende feſteſte und ſicherſte Stütze deſſelben, ſie erhalte den Gehorſam, beſtätige das Geſetz durch ihren ſtillen Einfluß auf ein jedes Gemüth, und zwar deſto ſicherer, je unabhängiger von dem äußern Geſetze ſie ſich geſtalten darf. Wie können wir uns nun aber denken, daß ſie eine ſolche Stütze abgebe? Entweder iſt die Richtung des Menſchen, in welcher er für den Staat thätig iſt, verſchieden von der Richtung gegen das Ewige, wie nach dem Vorurtheile einſeitiger Frömmler, welche behaupten, daß verſtändige Thätigkeit für das Leben von der Religion abwende; dann kann ſie keine Stütze für den Staat ſeyn, indem ſie die Bürger von der irdiſchen Sorge ablenkt. Oder ſie kann ſich auch in jener äußern bürgerlichen Thätigkeit äußern; dann iſt ſie hier, wie allenthalben, das Erſte und Letzte, das immanente Princip. Nun kann ſie nicht in diejenige Region der freien Thätigkeit fallen, die gehemmt, beſchränkt wird durch die ſouveraine Gewalt, ſie gehört alſo der Region der freien Thätigkeit zu, ja ſie iſt das leitende Princip, die eigentliche Freiheit dieſes Kreiſes. Aber dieſe beſondere Freiheit, die durch die allgemeine nicht aufgehoben, ſondern beſtätigt werden ſoll, haben wir, als die bürgerliche, die der Zweck des Staats iſt, kennen lernen. Wir ſahen, daß die auf das Allgemeine gehende Betrachtung uns die Kirche, als Corporation, und in ſo fern als Zweck des Staats anzunehmen nöthigte, hier, als bürgerliche Freiheit, werden wir gezwungen, daſſelbe gelten zu laſſen, obgleich es nicht ſeyn darf, ſo wie wir ſie oben als Mittel annehmen mußten, was ſie nicht ſeyn kann.

Was wir über das Verhältniß der Religion zum Staate und umgekehrt des Staats zur Religion geſagt haben, gilt, im Ganzen genommen, auch für dasjenige, was Ancillon über das Verhältniß der Wiſſenſchaft zum Staate und umgekehrt behauptet. Von der Art, wie er hier den Lehr- und Wehrſtand zuſammenſtellt, werden wir in der Folge noch Gelegenheit haben zu reden. Hier nur von dem erſten.

Er hat die conſequente Kühnheit, zu behaupten, „daß der Lehrſtand eine öffentliche Function ſey, die von der Nation einer gewiſſen Anzahl von Individuen aufgetragen werde, wenn die Nation durch organiſche Einrichtungen nicht ohne förmliche Lehrer das Werk ihrer Bildung ſelbſt und allein übernimmt.“ (S. 105.) — Es mag ihm das Beiſpiel einer Familie vorgeſchwebt haben, deren Glieder durch die Natur unter einander zu einer Einheit verbunden ſind, und die für die Erziehung und den Unterricht einen Hauslehrer beſoldet, wenn der Hausvater, ſey es, weil ſeine Geſchäfte oder ſeine von ihm ſelbſt anerkannte Unfähigkeit ihn verhindert, keins von beiden unternehmen will oder kann. Aber dieſes naheliegende Beiſpiel würde ihn am deutlichſten, hätte er es ausgeſprochen, von der Unhaltbarkeit ſeiner Behauptung überzeugen können. Denn die Familie im Staate iſt eben deßwegen nicht ſouverain, nicht für die Erſcheinung ein, einzeln betrachtet, in ſich geſchloſſeines Ganze, weil ſie Bedürfniſſen unterliegt, die ſie nicht aus ſich ſelbſt befriedigen kann, weil die Bedingungen ihres intellectuellen, wie phyſiſchen Daſeyns außerhalb der Grenze der Familie liegen. Wir ſagen, einzeln betrachtet, denn wie ſie, einem größern Ganzen organiſch einverleibt, als eine lebendige Beſonderheit des Ganzen, ſelbſtſtändig wird, ſoll Gegenſtand einer eigenen Betrachtung werden. Die Wiſſenſchaften ſeyen, ſagt Ancillon, ein Geſammtgut der Menſchheit, und verlieren von ihrer Würde, wenn ſie einen Nationalcharakter annehmen: eine, in dieſer Allgemeinheit ausgeſprochen, völlig falſche Behauptung; auch muß er, damit ſie nur einen Schein gewinne, die Wiſſenſchaften in ihrer ſchlechteſten Geſtalt betrachten, nehmlich als abſtrahirten, von dem Beſondern abgewandten Formalismus. Freilich hat, was er das Einzelne nennt, als ein ſolches, als ein von dem Ganzen Abgetrenntes, gar keinen Werth, aber es hat auch in ſich ſelbſt keinen. Der troſtloſe, von uns ſchon öfters unterſuchte Gegenſatz von Theorie und Praxis kommt hierbei wieder zur Sprache, als wenn dasjenige, was unmittelbar für die nächſten Bedürfniſſe berechnet wird, allein practiſch wäre, als, wenn es irgend eine lebendige Praxis geben könnte ohne Theorie, als wenn nicht eine jede wahre Theorie, ſchon als ſolche die allererhabenſte Praxis des Geſchlechts wäre. Wir ſollen uns Herſchel und Euler als ſchlechte Steuerleute denken, um das ſogenannte Unpractiſche der Aſtronomie klar einzuſehen, als wenn derjenige, der im großen Sinne die leitenden Principien für die nationale Erziehung im Ganzen darzuſtellen wüßte, nicht nothwendig ein ſchlechter Dorfſchulmeiſter wäre, als wenn die Corporationen der Steuerleute, oder der Landmeſſer, oder wer ſonſt noch einen abgeſonderten Theil irgend einer Wiſſenſchaft anwendet, jemals für ſich, oder in Vereinigung mit dem Staate betrachtet werden könnte, als eine ſolche, die einen Newton, einen Euler, einen Keppler beſoldet hatten, das von ihnen zu bekommen, was ſie, der organiſchen Einrichtung wegen (ja wohl) ſich nicht ſelber geben — möchten! Die Wahrheit ſoll der Gelehrte ſuchen, unbekümmert um ihre Anwendung in der wirklichen Welt. Was iſt das nun für eine kümmerliche Wirklichkeit, die ſich abwendet von der erkannten Wahrheit; was iſt das für eine Wahrheit, die keine Wirklichkeit hat! Wenn man erſt einſieht, daß eine jede wahre Theorie, als ſolche, ſchon practiſch iſt, wird man aufhören von jenem nichts bedeutenden, auf den leerſten Schein gegründeten Gegenſatz zu ſprechen. Die Wiſſenſchaft iſt für die Menſchheit, ſagt ihr. Gilt dieſes denn nicht von einer jeden beſtimmten Thätigkeit, damit ſie nur überhaupt eine nationale Bedeutung erlange? Der Ackerbau, als ſolcher, als eingenthümliches Geſchäft, iſt eben ſo gewiß etwas rein Allgemeines, und es gibt keinen nationalen Ackerbau, ja, wenn der Ackerbau national würde, wo er allgemein ſeyn ſoll, würde dieſes eben ſo gewiß eine Verzerrung ſeyn, wie wenn die Gelehrſamkeit in ihre rein allgemeinen Elemente eine Volksthümlichkeit hineinlügen wollte. Die Abänderungen in der Anwendung des Ackerbaus ſind eben ſo wenig national, denn die Völker ſind nicht nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des Bodens vertheilt, und durch dieſe geſchieden. Ein jedes Gewerbe iſt auf dieſelbe Weiſe ein Allgemeines, und wo ein Unterſchied bei den Völkern Statt findet, iſt es nur der zwiſchen dem Beſſern und Schlechtern; ein Unterſchied, der anerkannt vernichtet werden ſoll. Es gibt keine nationale Thätigkeit, die, indem ſie mit einer größern Bedeutung hervortritt, nicht ein allgemein menſchliches Element als immanentes Princip in ſich umſchlöſſe, welches, wenn es verkannt wird, die von ihrem Geiſte verlaſſene Thätigkeit in eine leere Form verſteinern läßt. Durch das Verkennen dieſes Princips erzeugten ſich die unendlichen Maſſen von Vorurtheilen mancherlei Art in allen Richtungen des bürgerlichen Lebens, und die Wiſſenſchaft ward durch dieſe unnatürliche Entfremdung eben ſo leer, wie das Leben. Ja die Wiſſenſchaft iſt, wie alles, was wahrhaft auf eine lebendige Weiſe ein Allgemeines iſt, das Allerindividuellſte und das wahrhaft Nationale zugleich; ein jedes Beſtreben, es national zu machen, iſt deßwegen ſo thöricht, weil es, ohne ein ſolches urſprünglich zu ſeyn, niemals mit innerer lebendiger Sicherheit ſich dem Allgemeinen ergeben könnte. Man irrt ſich, wenn man diejenigen anführt, die, wie die blos mathematiſchen Wiſſenſchaften, dem Knochengerüſte gleich, von der lebendigern Organiſation ausſcheiden, und die ihre höhere innere Herrlichkeit und Feſtigkeit lediglich dadurch erhalten. Weder die Verſchiedenheit des Bodens, die gar nichts Nationales hat, noch die rohen Producte haben eine ſo beſtimmt die Völker ſondernde Eigenthümlichkeit, wie die Sprache. Wer jemals über die Sprache und ihrem Zuſammenhange mit dem nationalen Leben einerſeits, mit dem wiſſenſchaftlichen andererſeits gründlich nachgedacht hat, wird vorzüglich den Standpunkt gewonnen haben, von welchem aus dieſe Anſicht, die die Wiſſenſchaft auf irgend eine Weiſe gegen den Staat in ein äußeres Verhältniß ſetzt, in ihrer ganzen Oberflächlichkeit erſcheint. Iſt das Studium der geſchichtlichen Entwickelung des eigenen Volks in und mit allen übrigen ein wiſſenſchaftliches oder nicht? Iſt dieſes Studium in ſeinen vielfachen Richtungen, indem es bald die phyſiſche, bald die juridiſche, dann die ethiſche, endlich die religiöſe, ja ſelbſt die Entwickelung des Staats in allen ſeinen Verhältniſſen, zum Gegenſtande der Betrachtung macht, eine blos abſtrahirte Theorie, in welcher das Beſondere, als Einzelnes, ausgeſondert wird, das Allgemeine in ſeiner Leerheit übrig bleibt? oder hört es vielleicht auf, ein Wiſſenſchaftliches zu ſeyn, weil es dieſe Leerheit verſchmäht? Iſt das Naturſtudium, wenn es, von ſeiner Allgemeinheit aus, in alle Theile des Lebens eingreift, auch nur ein Allgemeines? Oder gibt es vielleicht keine andere Wiſſenſchaften als die Logik, die über dem leerſten Formalismus allen Inhalt vergißt, ein Naturrecht, welches die Geſchichte in der Geſchichte an eine erdichtete, formelle Natur verkauft, eine Naturgeſchichte, die die Natur in der Natur durch eine todte, claſſificirende Geſchichte, die nichts Geſchichtliches in ſich hat, vernichtet? Was iſt denn die Erziehung, was iſt Bildung des Volks? Iſt ſie nichts Practiſches, oder nichts Wiſſenſchaftliches? Iſt ſie nichts Inneres, welches ſich aus dem Staate erzeugt? Der Staat, als Intelligenz, ſoll Andern, ſoll Fremden auftragen, für ſeine Bildung zu ſorgen, welch ein furchtbarer Widerſpruch! Iſt dieſe denn nichts Anderes, als der äußere Anflug von einer unwirklichen Wahrheit, die ſich über eine wirkliche Einzelnheit ergießt, damit ſie dürftig zuſammenhänge? So haben uns Theologen eine Theologie gegeben ohne Religion, die Philoſophen Wahrheiten, aber nicht das Wahre, die Juriſten die Rechte, aber nicht das Rechte, der Geſchichtsforſcher (der Professor historiarum) Geſchichten, aber nicht die Geſchichte. Und was iſt denn die Staatswiſſenſchaft ſelber, die Ancillon behandelt, — auch eine ſolche Abſtraction, die von dem Beſondern abſtrahirt, als dürfte es nur ein Einzelnes ſeyn? — Ja wohl, aber das iſt wahrlich nicht das Lobenswerthe, nicht das Wiſſenſchaftliche an dieſer Staatswiſſenſchaft.

Und nun die Poeſie, die Kunſt. — Unterhält man, beſoldet der Staat auch die Dichter und Künſtler, weil er ſich, vermöge ſeiner organiſchen Einrichtung, nicht ſelbſt mit dieſen Künſten abgeben mag? Iſt die Kunſt, im großartigſten Sinne geſchauet, nicht die heiterſte Blüthe des Geſammtlebens, die Poeſie die Verkörperung des geiſtigen, die Kunſt im engern, deßwegen nicht kleinern, Sinne die Vergeiſtigung des körperlichen Lebens; oder ſind dieſe auch verzerrt, wenn ſie national werden, ja können ſie anders, als nur ſo gedacht werden? Verſuche man es doch hier, jene Trennung von Wahrheit und Wirklichkeit, von Theorie und Praxis vorzunehmen! oder ſind ſie vielleicht nur phantaſtiſch? und ein jeder Staat zu bedauern, wenn er die Genien der Künſte, als ſeine heiterſten Blüthen frohlockend begrüßt, weil er die Trennung von Form und Weſen, die alleinige irdiſche Souverainität (den als Regierung verkörperten Formalismus, und die alleinige unwirkliche Wahrheit) des als Gelehrſamkeit von aller lebendigen Beſonderheit getrennten, völlig ausgeleerten Verſtandes-Formalismus, in dieſer Anſchauung, bewußtlos träumend vergißt?

Waren Solon und Plato und Archytas und Zamolxis und unter den Römern Cicero, ja Cäſar ſchlechter in der Wiſſenſchaft, weil ſie mit wiſſenſchaftlichem Sinne thätig waren im Leben? Waren Phidias und Apelles weniger Griechen, beſoldete Fremdlinge? War griechiſche Wiſſenſchaft und griechiſche Volksthümlichkeit nicht eins, oder hört ſie auf eine ewige Grundlage für alle Zeiten und alle Völker zu ſeyn, weil ſie es war? Könnt ihr die Kunſt trennen von dem Leben der Alten? Oder gehörte dieſe innige Einheit von Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben zum Unglück ihres Lebens, zur Unvollkommenheit des Staats, wie es von ihrer Einheit mit der Religion behauptet wird? Hemmten ſie ſich wechſelſeitig in dieſer Einheit? Hat die Phantaſterei der Künſte etwa die Nützlichkeit der Gewerbe in Griechenland geſtört, oder die Bedürfniſſe die Kunſt gehemmt? Hat die Wiſſenſchaft durch ihr lebendiges Eingreifen in den Staat dieſen verwirrt? oder das Leben die Wiſſenſchaft dürftig und in trübſeliger Abhängigkeit erhalten, wie in unſern Tagen? Ja, betrachtet jenen bewundernswürdigen Codex des Rechts, der von den Römern uns überliefert, den unverwüſtlichen Canon aller Rechtsverhältniſſe abgibt; iſt er weniger in ſich geſchloſſen, weniger wahrhaft wiſſenſchaftlich, weil er ſich unmittelbar aus dem Leben ſelber entwickelte, und keinen leeren Formalismus ſich gegenüber hatte, aus welchem er ſich erzeugte?

Die Wiſſenſchaft ſoll ſich wie ein Aeußeres zum Staate verhalten, die Gelehrten wie gedungene Fremdlinge. Kommen dieſe denn etwa, wie der Hauslehrer, von außen in die Familie, ſo von einer fremden Region in euer Land hinein? Weh euch, wenn es ſo wäre, auf einen ſolchen Staat würde der göttliche Ausſpruch in ſeiner ganzen Strenge angewandt werden: „Wer hat, der ſoll erhalten; wer Nichts hat, dem ſoll auch das Wenige, was er hat, genommen werden.“ Erzeugen ſich nicht die Gelehrten aus eurer Mitte wie jede andere eigenthümliche Thätigkeit, geſtalten ſie ſich nicht aus dem gemeinſamen Boden wie jede andere Richtung des Lebens? Fremde ſind ſie alſo nur, weil ihr ſie vertrieben, weil ihr in eurem engen Sinne ſie aus der lebendigen innigen Gemeinſchaft ausgeſchloſſen habt, weil ſie keine Heimath finden unter euch. Denn, da ſie durch Natur und Entwickelung euch urſprünglich gehören, habt ihr ſie erſt vertreiben müſſen, um ſie nachher als Fremdlinge aufnehmen zu können.

Da nun aber die Gelehrten offenbar nur durch eure Erklärung Fremde geworden ſind, ſo braucht ihr ja nur dieſe Erklärung aufzuheben, nur das urſprüngliche Verhältniß herzuſtellen? Wie auffallend iſt es doch, wenn wir unſere Tage mit den früheſten Zeiten der dämmernden Morgenröthe der europäiſchen Geſchichte vergleichen? Damals vermochte die Religion Alles; wo ihre Diener ſich vereinigten, wurden Gegenden und Menſchen milder, Natur und Geſchichte verſtändigten ſich und ſo, nicht aus trennenden Principien, *bildeten* ſich die Staaten. In Carls des Großen weitläuftigem Reiche war, wie Glaube, ſo irdiſche Kunde nicht fremd, aber dieſe erkannte ihren Urſprung aus einem Höhern, auch einem Höchſten, und nur durch das Studium der Religion, nur nachdem das Gemüth ſich zurückgezogen hatte von aller irdiſchen Sorge, um das leitende Princip in ſeiner innerſten Stätte zu finden, glaubte man, die wahre Kunde erringen zu können, und das Ordnende und Gebietende im Staate entſprang aus dieſer Quelle. Als das Bewußtſeyn erwachte, als in den Staaten die Berührungen inniger wurden, glaubte man einzuſehen, daß das Irdiſche nur irdiſch geordnet werden könnte, daß man zuviel geglaubt, zu wenig gedacht hatte, und nun trennte ſich der Glaube von derjenigen Kunde, die ſich blos mit dem Irdiſchen, mit den äußern Streitigkeiten beſchäftigte. Das Reich der Rechtsgelehrten fing an, zuerſt zwar, durch Jahrhunderte geleitet von der noch immer herrſchenden Kirche, aber dieſe ſank allmählig, der Glaube zog ſich in die Gemüther zurück, und mit dieſem das Ritterthum, ſeine äußere Blüthe und die Rechtsgelehrten und die ſtehenden Heere, die daſſelbe Verhältniß gegen einander behaupteten, theilten die Herrſchaft in Europa. In dieſem Reiche war noch der Glaube nicht ohne Einfluß, denn alle Kunde gründete ſich auf Ueberlieferung, aber immer hemmender wurde dieſe, ein allgemeines Bewußtſeyn erwachte, Begriffe traten kämpfend gegen Begriffe, jetzt erſt fing man an, den irdiſchen Kampf rein irdiſch zu ſchlichten, und der Verſtand ſuchte den Urſprung der Staaten in Principien auf, die ihm klar waren. Das erwünſchte Reich des Verſtandes ſollte jetzt gegründet werden, aber nach furchtbaren Zuckungen ſteigerte ſich die Verwirrung, und es iſt jetzt ſo weit gekommen, daß dasjenige, was frühere, einfältigere Zeiten als das rohe Element der Staaten anſahen, daß der bloße Beſitz als die Garantie für eine über dem reflectirenden Verſtande herausliegende Staatsvernunft betrachtet wird. Das Geiſtige, was ſich aus der Geſchichte entwickelte, hat den Grund und Boden, und mit dieſen die Richtung gegen das Licht verloren, und wähnt nun zur Ruhe zu kommen, indem es ſich gegen den Abgrund wendet.

Die Schlußfolge, die hierbei Statt findet, iſt folgende: Es wird angenommen, daß eine allgemeine Vernunſt die Geſetzgeberin des Staats ſeyn müſſe. Aber wo iſt dieſe allgemeine Vernunſt, wie kann man mit Sicherheit erkennen, daß ſie eine ſolche iſt, daß ſie ordnen, geſetzmäßig verfahren, nur beſchränken wird, wo Beſchränkung nothwendig iſt? Unſere Zeit iſt völlig von jenen frühern verſchieden. Damals lag die Hemmung in der rohen, phyſiſchen Kraft, die das Geſetz der wechſelſeitigen Beſchränkung nicht in ſich ſelber finden konnte, dieſes mußte in einer fremden Region geſucht werden, die alle Gemüther zu feſſeln im Stande war, und dieſes war eine unſichtbare Gewalt, die das Ganze lenkte, die dem Einzelnen ferne lag, und eine geheime Furcht vertrat die Stelle der eigenen Einſicht, die nicht weiter reichte, als die rohe Kraft. Eben ſo iſt unſere Zeit verſchieden von derjenigen, in welcher die bloßen Rechtsverhältniſſe herrſchten, denn dieſe wurzelten in jeder Rückſicht in einer ſchon geordneten Vergangenheit, die ſie erhalten wollte. Das Bewußtſeyn hat ſich losgewunden von allem Beſtehenden, es will nicht blos entwickeln, es will verwandeln. Nichts ſoll einen Werth haben, was nicht durch dieſes ſeine Beſtätigung findet, Syſteme ſind hervorgetreten, die mit andern, Principien, die mit andern ſtreiten, der Kampf, der früher ein äußerer war, ſo daß das Innere einen Vereinigungspunkt fand, iſt ſelbſt ein innerer geworden, die Verwirrung iſt in die Region eingedrungen, die früher die Quelle der Ordnung war, und kann nicht mehr geſchlichtet werden durch die alten Mittel. Ein Jeder iſt, mehr oder weniger, auf dieſe oder jene Weiſe, mit klarerm oder dunklerm Bewußtſeyn in dieſen Kampf hineingezogen, und, wo nichts Anderes, herrſcht ein verführender, unbeſtimmter Begriff von Freiheit, der, je inhaltsleerer er iſt, deſto gewiſſer in fanatiſche Wuth ausbrechend, alle Ordnung zu zerſtören droht. Wie ſoll nun die drohende Verwandlung zu einer ruhigen Entwickelung zurückgeleitet werden? Daß die Völker ſich über Principien vereinigen, daß dieſer Streit ſich in ſich ſelber ſchlichten ſollte, iſt gar nicht zu erwarten; denn immer wilder entzündet ſich der Kampf, immer bedenklicher wird ſeine Gewalt, der Glaube hat ſeine Kraft verloren, ja er iſt ſelbſt in den Streit des Bewußtſeyns hineingezogen, der Himmel hat keine Hülfe, der Verſtand keine Rettung mehr, und uns bleibt nichts übrig, als zum eigentlichen urſprünglichen Fundament der Geſellſchaft zurückzukehren, zum Beſitz. Wenn wir den Beſitzern die Gewalt übergeben, können wir allein die geſetzmäßige Ordnung erwarten, die eine Entwickelung erfordert, ja eine wahre Entwickelung iſt nur von dem Beſitze aus möglich. Denn der Beſitz iſt die Verkörperung, das urſprüngliche Organ aller irdiſchen Thätigkeit; es iſt nicht mehr die Rede von einer rohen Maſſe, in welcher die Keime der Organiſation ſich entwickeln ſollen, es iſt von einer höchſt verwickelten Organiſation die Rede, die einer gefährlichen Kriſe unterliegt, die nur zu retten iſt dadurch, daß die urſprünglichſten Organe in ihrer Thätigkeit geſtärkt, in ihre Grenzen zurückgeleitet werden. Durch den Beſitz iſt das Bewußtſeyn nicht ausgeſchloſſen, aber er hat einen irdiſchen Punkt, ein leibliches Daſeyn, einen Erhaltungstrieb, der das Bewußtſeyn leitet; ſo iſt dieſes, welches in der verworrenen Welt einander widerſtreitender Principien grenzenlos herrſcht, ſchon urſprünglich begrenzt, und daher iſt außer dem Beſitz keine Sicherheit in unſern Tagen.

Wir geben dieſes Alles im Allgemeinen unbedenklich zu, nur wie das allgemeine Bewußtſeyn, wenn es erſt eine ſolche Gewalt erhalten hat, beſiegt werden ſoll, iſt dennoch ſchwer einzuſehen. Vermochte der Erhaltungstrieb der Beſitzer, der doch immer da war, die Verwirrung nicht zurückzuweiſen, mußte er dulden, daß ſie immer ſtärker hervorwuchs, wie kommt ihm nun eine neue Kraft zu hemmen, was er nie vorher zu hemmen wußte? Aus ihm ſelber kann ſie nicht erzeugt werden, vielmehr offenbar nur dadurch, daß er Alles, was das allgemeine Bewußtſeyn grenzenlos behauptet, in ſeine naturgemäßen Grenzen einſchließt, nicht als ein Aeußeres, welches durch ihn gehemmt werden ſoll — denn daß dieſes ihm nicht möglich iſt, hat eine lange, theuer erkaufte Erfahrung bewieſen — ſondern nur dadurch, daß dieſes ſelbſt ſeine eigene Bedeutung, ſeinen tiefſten Sinn, den der Entwickelung, in dem Beſitz finde, und ſo beruhigt in ſich die troſtloſe Verwandlung aufgebe. Die Quelle dieſer Verwirrung iſt unläugbar die geiſtige Bildung in ihrem ganzen Umfange, und dieſe ſoll alſo nicht, als ein Fremdes, vielmehr als ein Inneres, Heimathliches aus dem Beſitz hervorgehen, und ſo nicht auf eine unſtäte Weiſe, ſondern in ſich geordnet, die Entwickelung leiten.

Ancillon hat Recht, wenn er behauptet, daß der Gelehrte, der nichts beſitzt, nicht auf eine äuſſerlich thätige Weiſe an der Geſetzgebung Theil nehmen darf, wie groß auch ſein mittelbarer Einfluß durch Lehre und Bildung ſeyn kann, ja ſelbſt dann nicht, behaupten wir, wenn ſeine Lehre das leitende Princip in den geſetzgebenden Verſammlungen abgibt, denn ohne Beſitz iſt keine organiſche Einheit des Staats, als eine leibliche Erſcheinung. Ein ſolcher Gelehrter kann Geſetzgeber ſeyn, braucht gar nicht von denen zu ſeyn, die über dem Ganzen das Einzelne vergeſſen, und ſein Einfluß kann groß und bedeutend ſeyn, aber ein Mitglied einer Verſammlung kann er eben ſo wenig ſeyn, wie die Vernunft, als ſolche, nie Organ des Leibes ſeyn kann, obgleich eine verborgene Intelligenz alle Functionen leitet, ja das einzig Reale in allen iſt. Aber da, wo ein ſolcher Gelehrter nicht aufgenommen iſt in die leibliche Erſcheinung des Staats, wo keine ſichere, ſelbſtſtändige Heimath für ihn iſt, da, muß man behaupten, hat der Staat ſich, als Intelligenz, nicht von innen heraus, nicht auf eine wahrhaft organiſche Weiſe geſtaltet. Die Behauptung: ohne Beſitz gebe es keine Sicherheit für die zweckmäßige Thätigkeit des Staats, iſt aber ſo ausgedehnt, daß behauptet wird, nur der Beſitz gebe die Sicherheit, ja noch weiter bis zu dem Extrem, nur für die Sicherheit des Beſitzes ſolle unmittelbar geſorgt werden, indem alles übrige mittelbar gedeihen ſoll durch die Vortrefflichkeit der Beſitzer, als ſolcher ſchlechthin. Ja (S. 114) wird dargeſtellt, wie eine beſtimmte Arbeit ein beſtimmtes Vermögen erzeuge, und dieſes eine beſtimmte Einſicht, die nun als ein integrirender Theil des Staats thätig ſeyn darf. Daß es nicht die Arbeit, nicht das Geſchäft, nicht die eigenthümliche Thätigkeit iſt, die in und für ſich die in die Organiſation eingreiſende und beſtimmende Function erzeugt, erhellt ſchon daraus, daß das größere Vermögen, welches eine größere Einſicht und mit dieſem einen mächtigern Einfluß auf das Leben des Staats in weitern Kreiſen erzeugen ſoll, nicht mit der Arbeit, ſondern mit einer gewiſſen Lebensart, ja mit Muſe verbunden iſt, die aus dem Vermögen eine Geſinnung erzeugen ſoll. Viele werden einwenden, daß wir, bei unſerer Darſtellung der Idee des Staats, indem wir die Bedeutung des Bürgers, im engern Sinne, und des Adels darſtellten, mit Ancillon zuſammenſtimmen; aber wer uns völlig verſtanden hat, wird wiſſen, daß wir in den Principien ganz von ihm abweichen, und wenn noch ein Zweifel darüber obwalten ſollte, wird dieſer durch die folgende Darſtellung vernichtet werden. Auch läugnen wir nicht, daß Manches in der hier geprüften Schrift vortrefflich iſt, eine Ahndung des Wahren geht durch die ganze Schrift, ein edler Sinn ragt weit über die gegebenen Principien, und wo dieſer waltet, erzeugt er eben die Widerſprüche, die uns lehrreich ſind. Ja eben deßwegen haben wir dieſe Schrift als Grundlage unſerer Prüfung gewählt, weil wir zeigen wollen, wie in unſern Tagen, auch in der Wiſſenſchaft, die ſiegende Vernunft die letzten Feſſeln eines ſolchen reflectirenden Verſtandes, der ſich nur in gegebenen Trennungen in ihren äußern Beziehungen zu orientiren weiß, abſtreiten will.

In ſo fern die Arbeit des Bürgers zum wirklichen Vermögen führt, wird er fähig, an der geſetzgebenden Gewalt des Staats Theil zu nehmen, in ſo fern das bedeutende Vermögen des unabhängigen Beſitzers die Möglichkeit einſchließt, eine allſeitige Einſicht zu erwerben, ſoll dieſes die nehmliche Fähigkeit erzeugen. Dort ſoll die Arbeit erſt in einem wirklichen Vermögen verſteinern, ehe ſie ein integrirender Theil des Staats wird, hier ſoll die bloße Möglichkeit für das gegebene Vermögen hinreichen; das einzig Poſitive iſt und bleibt dasjenige, was nie als ein Solches ein Poſitives ſeyn kann, das Vermögen, die Berathungen dieſer Bürger können ſich alſo auch nur um das Vermögen drehen. Steuern und Abgaben werden ihre einzigen, ihre Hauptgegenſtände, die Finanzen der Hauptzweck des Staats ſeyn; und derjenige, deſſen Arbeit nur Realität hat, indem es zum Vermögen wird, derjenige, deſſen Vermögen für ihn ſogar die Möglichkeit einer größern Umſicht in ſich faßt, ſollte, gebunden an dieſen Punkt der engſten Wirklichkeit, den freien Sinn einer großartigen Entwickelung behalten? Wir hören das Geld klappern. Einſchränkung aller öffentlichen Bedürfniſſe auf das Minimum, Unfähigkeit der Bürger, Wiſſenſchaft und Kunſt als höhere Blüthen des geſelligen Daſeyns zu betrachten, muß aus einer ſolchen Verfaſſung entſpringen, nicht die Geſchichte brauchen wir zu fragen, nur die menſchliche Natur ſelber. Was wir oben dem Vertheidiger der einſeitigen Adminiſtration in den Mund legten, hat für eine ſolche Verfaſſung ſeine volle Richtigkeit. Betrachten wir den Gelehrten, den Dichter, den Künſtler in ſeinem Verhältniſſe zu einer ſolchen geſetzgebenden Gewalt. Sie unterſcheiden ſich von dem arbeitenden Bürger dadurch, daß ihr Geſchäft nicht unmittelbar ein Erwerb iſt, dieſer darf nicht der Zweck ihrer Arbeit ſeyn. Sie wollen, indem ſie einem Talente, einer tiefen Neigung folgen, eine geiſtige Eigenthümlichkeit entwickeln, ſie verſchmähen nicht das Vermögen. Wie könnten ſie das? Aber dieſer äußere Beſitz hat für ſie nur einen untergeordneten Werth. Sie unterſcheiden ſich von dem ſelbſtſtändigen, größern Beſitzer dadurch, daß kein äußeres Vermögen erſt die Möglichkeit der Bildung enthält, die vielmehr oft mit dem größten Mangel, mit Armuth und Vernachläſſigung der Umgebung kämpfend, die Wirklichkeit der höhern Bildung aus einem innern Vermögen erzeugt und dadurch Bewunderung erregt haben. Das größere Vermögen enthält die Möglichkeit einer umſichtigern Bildung, ſagt Ancillon. Wir geben das zu. So wird der reichere Kaufmann einen allgemeinern freiern Ueberblick über alle Verzweigungen des Handels erhalten, als der kleinere Krämer, der große Gutsbeſitzer das ſich wechſelſeitig hemmende Intereſſe der übrigen beſſer und richtiger beurtheilen können, der Reichthum erzeugt Bedürfniſſe, ihre Befriedigung hängt von der Thätigkeit der Bürger ab, die Aufmerkſamkeit wird auf Alles gelenkt, was dieſe hier oder da hemmt oder fördert, da derjenige, deſſen Standpunkt durch ein kleines, beſchränktes Geſchäft, durch einfaches, ruhiges, wenig bedürftiges Leben beſtimmt iſt, dieſen Ueberblick nicht erlangen kann, ja ſelbſt ein geiſtiges Bedürfniß mag dem ſo durch Reichthum und Wohlleben aufgeregten nicht fremd bleiben. Aber iſt es nicht gewiß, daß dieſes Bedürfniß eben nur ein Bedürfniß bleibt? Wäre es mehr, würde es ein innerer productiver Trieb aus ſich ſelber, dann wäre der reiche Handelsherr, der reiche Gutsbeſitzer ein Gelehrter, ein Künſtler. Dadurch unterſcheidet er ſich eben von dieſen, daß er äußerlich angeregt werden muß, während ein innerer unwiderſtehlicher Trieb dieſe ſpornt und anregt. Und nun, da der Reichere die größere Umſicht, den freieren Ueberblick beſitzt, warum überlaßt ihr ihm nicht ganz und durchaus die geſetzgebende Gewalt? Muß er ſich verbinden mit denen, die ſich mit der Befriedigung ſeiner irdiſchen Bedürfniſſe beſchäftigen, daß dieſe eine ſelbſtſtändige Gewalt neben ihm behaupten, warum nicht auf ähnliche Weiſe mit denen, die ſeine geiſtigen Bedürfniſſe beleben, ja über das Dürftige erhoben, die nur ſeyn können, indem ſie in voller Selbſtſtändigkeit die eigene Aufgabe löſen? In der That, wie die Menſchen ſind, iſt es unzweifelbar, daß die Reichern ſich mehr, ſich lebendiger für die Aufnahme der Induſtrie, des Handels, jedes Gewerbes intereſſiren werden, als für das Höhere. Und dieſes Höhere ſoll dem Zufalle, der einen oder einige Gelehrte als Beſitzer in die geſetzgebende Verſammlung hineinbringt, dem noch unwahrſcheinlichern Zufalle, daß dieſe Gelehrten in einer Geſellſchaft von lauter Beſitzern gehört werden, preisgegeben ſeyn, ſoll dem ſchwankenden, zweifelhaften Erfolge der öffentlichen Schriften, in einer Zeit, wo alle Meinungen ſich durchkreuzen, wo nicht wenige ſogenannte Gelehrte die heiligſte Würde der ewigen Wiſſenſchaft und Kunſt herabwürdigen, und in einem ſolchen Staat noch wirkſamer es thun würden, überlaſſen bleiben? Die Gelehrten — alſo auch die Künſtler, wenn jemals ein ſo dürftiger Staat im Stande wäre, eine lebendige Kunſt aus ihrem ſpießbürgerlichen Schooße zu entwickeln — haben, wie du ſelbſt behauptet, eine eigene Aufgabe zu löſen, damit beſchäftigt, werden ſie unfähig, die allgemeine zu löſen. Iſt ſie denn eine einzelne, gehört ſie weniger dem Allgemeinen zu, weil ſie eine eigene iſt? Iſt denn nicht alle bürgerliche Freiheit eben die, eine eigene Aufgabe löſen zu können, für das Leben, im eigenen Sinne? Oder was iſt ſie, wenn nicht dieſe? Sind etwa die Sinne weniger integrirende Theile der leiblichen Organiſation, weil ihre Thätigkeit ſich nicht in die Maſſe verliert, weil ſie über die Grenzen der ſichtbaren Organiſation in das Univerſum hineinreichen? Unfähig ſind, wie ihr behauptet, die Gelehrten für das äußere Leben, für den Staat thätig zu ſeyn. Warum — wenn ihre Aufgabe eine Aufgabe des Staats ſelber iſt? Wo das lebendige Band der Geſellſchaft, welches wie ein allgemeiner Geiſt alle Organe belebt, locker geworden, oder hingeſchoben in eine einſeitige Richtung, in eine Feſſel verwandelt iſt, da iſt der Sinn für das Leben des Staats nicht bloß aus den Gelehrten, auch aus den übrigen Gliedern verſchwunden oder zurückgedrängt, und der Handelsherr, der nur an ſeine Procente, der Gutsbeſitzer, der nur an die Kornpreiſe, der Bürger, der nur an ſeinen Verdienſt denkt, iſt keinesweges fähiger zu repräſentiren, als der Gelehrte, der das Leben des Staats aus den Augen verlor, weil es keine innere Heimath für ihn hatte. Alle Erfahrung widerſpricht auch dieſer Behauptung. In Europa gibt es keinen repräſentativen Staat, der nicht aus dem Stande der Gelehrten viele ſeiner vorzüglichſten Mitglieder erhielt.

Der Staat ſoll ſich entwickeln, aber Entwickelung iſt nur möglich, wo ein inneres, unendliches Princip in und mit dem Leben ſich bildet, ja als eigenthümliches Organ hervortritt. Die thieriſche Organiſation kann ſich nur entwickeln, wo eine Thätigkeit, die über die Maſſe geht, in und mit der Maſſe ſich bildet. Je vollkommner ſie ſich darſtellt als erſcheinende Function, deſto vollkommner iſt jedes Glied, jedes Organ. Dieſe unſichtbare Gewalt kann nicht ohne Maſſe (d. h. ohne Gehirn) ſeyn, aber das Gehirn muß ſeyn, damit ſie ſey, damit überhaupt ein ſich entwickelndes, bedeutenderes Leben ſey. Das Gehirn iſt der Beſitz, der ſich für die höhere Thätigkeit bildet, damit er ſelber in allen übrigen eine Bedeutung erhalte, und die Natur iſt auch hier, wie allenthalben, das ſichere Vorbild.

Auch hat Ancillon dieſes ſehr wohl eingeſehen, und wir führen folgende Stelle an, weil ſie in jeder Rückſicht merkwürdig iſt. (S. 106.) „Auch bin ich gar nicht in Abrede, daß, wenn die Lehrer des Volks, die Pfleger der Wiſſenſchaften, durch liegende Gründe ſelbſtſtändig würden, und ein corporatives Eigenthum beſäßen, ſie dann wirklich einen Stand bilden würden, und, als einem ſolchen, politiſche Rechte ihnen zu Theil werden ſollten. Ich würde ſogar in dieſer Zuſammenſtellung der Geiſtlichkeit und des eigentlichen Gelehrten-Standes, in dieſer Art von Verſchmelzung beider, eine herrliche und höchſt zweckmäßige Einrichtung ſehen, um dem geiſtigen und ſittlichen Leben des Volks das wahre Gepräge zu geben. Das Beharrliche, Ewige der Grundſätze und des lebendigen Glaubens, würde von der Geiſtlichkeit als ein feſtes und unveränderliches Kleinod beſchützt und bewahrt und das Bewegliche, Fortſchreitende, ſich immer neu Geſtaltende, das Treiben der Wiſſenſchaften, würde von den eigentlichen Gelehrten in ſeiner lebendigen Blüthe ſorgfältig gepflegt und erhalten. Ohne dieſe heilſame Miſchung könnte leicht die Lehre der Kirche in eine wahre Verſteinerung ausarten und das ſogenannte Wiſſen, ungebunden, kurz nach ſeiner Entſtehung wieder verfliegend, durch eine zu ſchnelle Beweglichkeit Alles in den Strudel ſeiner Bewegungen fortreißen und Alles zerſtören.“

Wir nennen dieſe Stelle eine merkwürdige, weil ſie den reinen, klaren Sinn des Verfaſſers auf eine ſchöne Weiſe darſtellt; aber ſie vernichtet auch die Realität ſeiner ſogenannten Staatswiſſenſchaft ganz und durchaus, ja ſie iſt ein ſehr erfreulicher Sieg des beſſern Sinnes über die Principien. Wir behaupten, daß das Gepräge der Speculation einer Nation die Eigenthümlichkeit ihrer ganzen Literatur, ihrer ganzen geiſtigen Entwickelung beſtimmt, und, als Weiſſagung in den Keimen enthält. Sie ſelber, die Speculation, hat eine vorbildliche Entwickelung, die ſich, nach mancherlei Veränderungen, zuletzt in dem Leben abprägt. Wie Kant nun, eben dadurch, daß in ihm der höhere Sinn thätig war, aber ſo, daß er die Bedeutung der Speculation als Wiſſenſchaft behauptete und abläugnete zugleich, die Grenze der Reflexion, als unüberwindliche, befeſtigte, dennoch aber die höhere Anſchauung von dieſer Grenze aus ſehnſüchtig begrüßte, ja ihre Einheit andeutete mit dem, was der Verſtand in ſeinen Grenzen feſtſetzte, eben den Weg bahnte für die, aus der Literatur ganz verdrängte, Philoſophie; ſo ſcheint uns auch Ancillon einen Weg zu bahnen für die richtigen Anſichten des Staats und in dieſem Sinne betrachten wir die Schrift als eine ſchöne und hoffnungsvolle Erſcheinung. Denn dadurch kann die Hoffnung begründet werden, daß irgend einer, von einem noch nicht anerkannten Standpunkte aus, die Elemente des Lebens in ihrer höhern Ordnung überſchauen und ihre Bedeutung faſſen wird. Wo eine ſolche Anſchauung hervortritt, iſt ſie zwar auch eine wirkliche Weiſſagung, aber die Zeit ihrer Erfüllung kann ferne liegen, und in trüber Einſamkeit kann das Leben des Schauenden verfließen, ſeine Lehre, für eine ferne Zukunft beſtimmt, unbeachtet bleiben. Dann aber lebt die wahre Hoffnung, daß das, was der Schauende ſieht, wirklich in dem Gange der gegenwärtigen Entwickelung ſich geſtalten wird, wenn es, kämpfend mit den Widerſprüchen der Zeit, ſich über dieſe erhebt, wenn er es in und mit dieſen keimen ſieht.

Nicht ohne Freude entwickeln wir daher, was in dieſer Stelle, die das Gemüth des Verfaſſers aufſchließt, in welcher das Herz ihm aufgeht, Großes und Herrliches liegt. Es gibt alſo nicht drei auch innerlich von einander getrennte Regionen, die des Ewigen (des Glaubens), als Religion, die des Unendlichen (abſtrahirten Allgemeinen), als Wiſſenſchaft, die des Endlichen (abſtrahirten Beſondern), als Staat. Dieſe drei Welten ſollen ſich vereinigen, d. h. ſie ſollen ihre ſchönſte, ſicherſte Darſtellung in einer höhern Einheit finden, und es wird anerkannt, daß dieſe Einheit für das erſcheinende Leben der Staat ſey. Die Gelehrten ſind nicht Fremde, ſind nicht Unfähige, denen das wahre Jntereſſe des Staats verborgen bleibt; denn da der Stand der Gelehrten ein leibliches Organ des Staats (eine Corporation) werden kann, ja werden muß, damit das grenzenlos Unendliche nicht verfliege: ſo muß auch die Function dieſes Standes als in die lebendige Einheit der Organiſation des Staats mit eingeſchloſſen betrachtet werden. Daſſelbe gilt von dem geiſtlichen Stande. Diejenigen, die in Vereinigung ſich ganz dem Ewigen widmen, ſind dadurch nicht von dem Staate getrennt, und „die rein geiſtigen, unendlichen, ewigen Intereſſen der Menſchheit (ein etwas uneigentlicher, ja nicht ganz ſchicklicher Ausdruck) gehören allerdings mit zu ſeiner beſchränkten Sphäre," — „ſein Reich iſt nicht blos die ſinnliche äußere Welt," wie S. 174 behauptet wird, weil dieſe für ſich gar keine Bedeutung hat noch haben kann, und da die Religion niemals, als ein menſchlicher Zweck, durch menſchliche Mittel zu erreichen, betrachtet werden kann; ſo iſt der Staat, der es anerkennt, daß er die Betrachtung des Ewigen als eine Function ſeiner Organiſation anerkennen muß, ein Inſtitut, deſſen Bedeutung weit über alle menſchliche Zwecke hinausragt. Ja das Höchſte iſt damit ausgeſprochen, das was wir, als die wahre Bedeutung des Staats, als ſeine Idee, zu entwickeln uns beſtrebt haben. Denn der Beſitz iſt nun nicht mehr etwas, das an ſich eine Bedeutung hat, er iſt daſſelbe, was in der lebendigen Organiſation die Maſſe iſt, die, wenn ſie ihren Geſetzen folgt, alles Leben vernichtet, die unendliche Entwickelung muß dieſer Maſſe hineingebildet ſeyn, der Beſitz zum Eigenthum geſteigert, muß einer lebendigen Function dienen, die, als die vita propria der Phyſiologen, die eigentliche bürgerliche Freiheit, dasjenige iſt, was wir die Eigenthümlichkeit nennen. In der Trennung iſt auch dieſe ein Nichtiges, ein Unſtetes, welches in ewiger Beweglichkeit einer leeren Unendlichkeit durch wechſelnde Formen nachjagt, ein Werden, was nicht einmal ein Werden iſt, weil jenes Product von einer grenzenloſen Productivität in ſeiner Entſtehung ſchon verſchlungen wird: die Eigenthümlichkeit ſoll vielmehr, indem ſie zum Eigenthum wird, ſelbſt an der Maſſe des Beſitzes Theil nehmen, ſie veredeln. Der Gegenſatz zwiſchen Eigenthum und Eigenthümlichkeit iſt alſo aufgehoben, beide ſind eins, wie Leib und Seele, und jene Trennung iſt eine nichtige. Nicht etwa durch eine irdiſche erſcheinende Vernunſt, die ſich die Mittel erdenkt, um einen Zweck zu erreichen, entſteht der Staat. Jene allein bildende Einheit iſt der göttliche Verſtand, deſſen hohen Sinn der Menſch durch ſtille Betrachtung, wie in einem Spiegel ſchauen kann (Speculation), nicht ihn ſelber von Angeſicht zu Angeſicht. Und daß dieſes Erkennen uns gegeben iſt, daß es, wie es zu irgend einer Zeit erwacht, iſt die göttliche Gnade, die in der wunderbaren räthſelhaften Welt der Verwirrung die Herzen beugt, daß ihr Haß ſich in Liebe verkehrt, die Irrthümer zerſtreuet, daß ein jeder ſeinen Standpunkt erkennt. So weit, als dieſe ordnende Betrachtung reicht, die einem Jeden auf ſeine Weiſe gegeben iſt, ſo weit reicht die ſondernde Thätigkeit, die das Störende wechſelſeitiger Hemmung aufhebt, ſo weit die Einſicht, daß der Staat nicht beſchränkt, ſondern befreiet, ſo weit die organiſirende Thätigkeit, die lebendige, in ihren Grenzen freudige, ſich ſelber, aus ihrer Natur entwickelnde Function, bis in das geringſte Glied des Staats, ſo weit erſcheint die Grenze, als das ſchöne Maaß einer jeden Geſtalt, nicht als bloßes äußeres Geſetz, und ſo, und nur ſo kann man mit der bürgerlichen Freiheit einen Sinn verbinden, außer dieſem hat ſie keinen, gar keinen möglichen, und wir fordern diejenigen, die uns aufmerkſam verfolgt haben, hiermit laut und feierlich auf, uns zu ſagen, welchen, wenn nicht dieſen? Oft hat man behauptet, daß der Menſch außer dem Staate ein geringes, ein unglückliches, tief geſunkenes Geſchöpf wäre, dieſe Behauptung iſt ein Gemeinplatz geworden, oft hat man die Herrlichkeit des menſchlichen Vereins geprieſen, wie der Menſch durch dieſen, frei und herrſchend, der Natur gegenüber geſtellt ſey, wie die finſtern Träume, die die dämmernde Seele ängſtigten, vor der heitern Sonne der Gemeinſchaft flohen, wie Kraft und Einſicht, ja heiterer Glaube, Zuverſicht und Hoffnung da wäre, wo eine großartige Geſinnung die Menſchen unter einander verband, geprieſen haben wir die Herrlichen, die ganz für dieſes größte aller Wunder lebten und ſtarben, nirgends ſahen wir erhabene Freiheit, Funken göttlicher Geſinnung, als da — und wir ſollten uns ſträuben gegen das Geſtändniß, daß, was der Staat hemmen will, ſeiner Idee nach, nicht die Freiheit ſeyn könnte, daß er dieſe vielmehr pflegen, nähren will, daß er nur das Negative negirt, das Nichtige vernichtet, und ſo auf jeder Stelle das Poſitive bejaht?

Hätte Ancillon dieſen Geſichtspunkt, der ihm ſelber der höchſte iſt, feſtgehalten und völlig herausgehoben, was er ſelber als ein Untergeordnetes betrachtet, untergeordnet, wie wäre ihm das Wunderbare begegnet, daß er auf eine unerklärbare Weiſe beſondere Arten der Vernunft annehmen mußte, die beſondere Vereinigungen als Corporationen bilden, die ihre eignen Geſetze entwerfen, und deren Verhältniß zur allgemeinen ſouverainen Vernunft ſchwer einzuſehen iſt. Denn ſind die Corporationen durch die ſouveraine Gewalt, als eine ſolche, entſtanden, ſo ſieht man nicht ein, wie ſie beſondere hätten ſeyn können. Das Eigenthümliche in dieſen Verbindungen entſpringt nothwendig aus der bürgerlichen Freiheit, es iſt dieſe ſelber, in ihren verſchiedenen Kreiſen, die jene Vereinigungen erzeugt, und es iſt klar, daß dieſe Corporationen, wie die bürgerliche Freiheit überhaupt, nicht etwa ein Mittel in der Hand der Souverainität, ſondern ein Zweck derſelben ſeyn müſſen. Nun aber ſind die Corporationen doch auch nach ihm ein Mittel, aber ein ſolches, was ſich unabhängig von der Souverainität gebildet, ſeine eignen Geſetze hat, welchen gegenüber die allgemeinen nicht abſolut allgemein, ſondern in dieſer Allgemeinheit beſondere genannt werden müſſen. Er hätte eingeſehen, daß die allgemeine Gewalt ſelbſt eine eigenthümliche iſt, nehmlich der eigenthümliche Centralpunkt eigenthümlicher Verbindungen, und daß die Frage nach dem Sitze der Souverainität eine durchaus müßige und bedeutungsloſe, wie die Frage nach dem Sitze der Seele, iſt. So ſouverain, wie eine jede andere Eigenthümlichkeit, iſt auch die in ihrer Allgemeinheit beſondere; die Freiheit, die Souverainität, iſt in gleichem Maaße allenthalben. Das Volk, der Regierung gegenüber, ſouverain zu nennen, heißt, es in die Knechtſchaft der Anarchie hineinſtürzen; denn es iſt ſchon durch dieſen Gegenſatz von allem Leben entblößt, es walten in ihm nur die todten Kräfte der Auflöſung. Die Regierung dem Volke gegenüber ſouverain zu nennen, heißt ſie in Knechtſchaft ſtürzen, denn ſie iſt ſchon durch dieſen Gegenſatz unterworfen, und oft hat man richtig behauptet, der größte Tyrann wäre der größte Sklav. — Es würde ihm auch nicht begegnet ſeyn, daß er, das Eigenthümliche ſuchend, es niemals finden konnte, ſondern haften blieb in dem leeren Gegenſatze von Seyn und Werden, der gar nichts Eigenthümliches in ſich hat, in dem bloßen Begriff von Gewerbe überhaupt, mit welchem man gar keinen beſtimmten Sinn verbinden kann, ja auch Deutſchland würde ihm in ſeiner eigenthümlichen Herrlichkeit erſchienen ſeyn, ſo daß er nicht blos mit ſeiner Betrachtung in Griechenland und Rom und England verweilt hätte, als ſcheute er ſich, den heimathlichen Boden zu betreten; er würde es eingeſehen haben, daß, (wie England eine Verfaſſung hat, deren beſondere Trefflichkeit wir gern und willig anerkennen, indem ſie nicht aus Reflexion, ſondern aus einem eigenen Leben ſich entwickelte,) auch Deutſchland die zerſtreueten Keime einer ſolchen Verfaſſung eigenthümlicher Art in ſich ſchließt. Sie ſchlummert in Inſtituten, welche die Zeit verdrängen, aber nicht zerſtören konnte, die, wie in jedem deutſchen Staate, eine eigene, ſo in allen eine gemeinſame Bedeutung haben, die eine ſichere Stätte in einer bürgerlich ſchönen Geſinnung gefunden haben, welche, wo ſie ihre ſtille Gewalt, in der ſcheinbaren Verwirrung, äußern darf, alle Hoffnung enthält.

Es iſt unmöglich, ſich den Staat als ein abſolut Krankes zu denken; denn auch die Krankheit hat nur einen Sinn mit der Geſundheit verglichen. Wo dieſe völlig verſchwunden iſt, iſt es auch die Krankheit, ja die Möglichkeit einer Heilung durch äußere Mittel gründet ſich ganz und gar auf die Ueberzeugung, daß in der Organiſation ein geſunder Kern liege, der, in geheimem Verſtändniſſe mit den Heilmitteln, allein eine Wiederherſtellung verſpricht. Die Geſundheit des Staats iſt das, was wir ſeine Idee nennen, und ſie iſt eben deßwegen nothwendig da, nicht ein blos Erdachtes, ſondern ein Wirkliches, ja das eigentlich und einzig Wirkliche. Für die Aeußerung dieſer Geſundheit gibt es einen erſchöpfenden Ausdruck, der als der geſunde Pulsſchlag betrachtet werden kann, es iſt das wechſelſeitige Vertrauen. Wo dieſes ganz verſchwunden wäre, gibt es gar keinen Staat, er würde in allen Gliedern aus einander fallen; ein ſolcher Staat wäre nicht krank, ſondern todt, und alle Verſuche, ihn ins Leben zu bringen, wären vergebens. Aber biß zum Scheintode kann er verſinken, und in dieſer Aſphyxie ſchweben wir zwiſchen Hoffnung und Furcht. Das Vertrauen ſtellt die Syſtole und Diaſtole des großen Lebens dar, und iſt ohne eine innere, tiefe, religiöſe Einheit aller Glieder des Staats undenkbar, es iſt jene ununterbrochene, über jede Willkühr erhabene Function, die uns dem Staate, als einem Ganzen, völlig hingibt, und ihn immer wieder für uns völlig gewinnt in ſtets wechſelndem Athemzuge. Wer den Staat als eine Form betrachtet, die, als Mittel, dem Weſen als Zweck gegenüber ſteht, würde, wäre es möglich, daß eine ſolche Anſicht ſich lebendig durchführen ließe, alles Vertrauen zerſtören; denn, was eine blos formelle Wirklichkeit hat —

eine Zuſammenſetzung, die ſich aufhebt — muß entweder das Weſen aus ſich erzeugen, wodurch der Gegenſatz gehoben wird, oder außer ſich ſetzen, wodurch beide ſich fremd werden, ſo daß es unmöglich iſt, zu wiſſen, ob dieſe Form dem Weſen entſpricht: dieſes Wiſſen iſt vielmehr erſt das Product des Verſuchs, das Vertrauen iſt aber ein feſter Glaube vor allem Verſuch, und ſetzt die Form in das Weſen, dieſes in jene ohne alle Reflexion. Es verhält ſich zu der aus der Reflexion entſprungenen Thätigkeit, wie das Leben aller Organe — zu der willkührlichen Bewegung, es ſetzt dieſe nicht zu jenem in ein äußeres Verhältniß, ſondern ſucht das organiſirende Princip in einer innern Einheit, ohne welche die willkührliche Bewegung unmöglich wäre. Daher läßt ſich dieſer Gegenſatz auch nie durchführen. Wir finden den Staat als ein Vergangenes, als ein ſolches iſt in ihm das Formelle, was wir als Mittel denken, in dem Zwecke untergegangen, dieſer Zweck ſoll aber Mittel werden von einem neuen Zwecke, denn der Staat ſoll ſich entwickeln; das Mittel iſt alſo keinesweges durch eine Reflexion entſtanden, vielmehr gegeben, ja die Reflexion hat nur eine Realität, in ſo fern ſie, für eine Zukunft, ganz im Sinne der Vergangenheit, d. h. in ſo fern ſie die Form der Trennung in die höhere Einheit verſenkt. So wie wir daher irgend etwas wahrnehmen, was dieſen Gang der Entwickelung durch wirkliche Willkühr, d. h. durch eine einzelne Reflexion unterbricht; ſo iſt jene Continuität, deren Ausdruck das Vertrauen iſt, nothwendig verſchwunden, und es entſteht jener krankhafte Schein des Vertrauens, der eine Einzelnheit einer andern entgegenſetzt. So iſt die willkührliche Bewegung der Thiere auch nur Schein; ſie erzeugt ſich aus der unwillkührlichen, und verliert ſich, als eine Fortſetzung der Productivität der Gattung, in ihr. Aber auch die unwillkührliche Bewegung, als eine ſolche, iſt eben ſo wenig reell; denn ſie hat ja ihre Bedeutung nur durch einen Gegenſatz erhalten, der Schein iſt. Das Athmen iſt der merkwürdige Prozeß, der, auf der Grenze beider Welten ſtehend, beiden zugehört, und eben daher ihre Einheit am deutlichſten ausſpricht. Es iſt gewiſſermaßen der Willkühr unterworfen, und läßt ſich beſchleunigen und verzögern durch ſie, und zwar theils unmittelbar, theils mittelbar, indem ſie den Zuſtand der erhöhten oder gehemmten Thätigkeit bezeichnet, in welchen die ganze Organiſation durch die Willkühr verſetzt iſt Durch das Athmen wird die Trennung zwiſchen willkührlicher und unwillkührlicher Bewegung geſetzt, aber ſie iſt auch nur Trennung durch die Trennung und für dieſelbe, d. h. blos in der Form derſelben wird ſie geſetzt, und mit ihr aufgehoben. In dem geſunden Athem iſt keine Spur von Willkühr, aber dieſe Form iſt deßwegen nicht vernichtet, denn wie könnte ſie ſich ſonſt zu jeder Zeit in ihr darſtellen, ſie iſt da und nicht da zugleich, und daſſelbe muß von ihrem Gegenſatze, der unwillkührlichen Bewegung, geſagt werden, denn als ſolche iſt ſie da, weil die Willkühr da iſt, aber blos für die Reflexion, nicht an ſich. Daher iſt das Athmen der gemeinſchaftliche Grund aller Bewegungen, daher der Pulsſchlag unter allen Zeichen der Heilkunde das bewährteſte und allgemeinſte, und die ſtille Regel, durch welche die Willkühr (das Hineingeben des eigenthümlichen Lebens in ſich ſelber, um ſich zu empfinden) und das Unwillkührliche (das Verſunkenſeyn deſſelben Lebens in dem Ganzen) das wahre Vorbild des Vertrauens. Athmen nehmlich iſt die Zuverſicht des Lebens, die verborgene Regel deſſelben, die Aeußerung des organiſirenden Princips, in ſo fern es ſich nur in der Gattung darſtellt, in ſo fern das Leben das Individuum ſelbſt nur als regelmäßiger Pulsſchlag der nie erſcheinenden Gattung hervortritt, das Vertrauen iſt dieſelbe Function, wo das Individuum, als Perſon, die Totalität der Gattung auf eine beſtimmte Weiſe ſelbſt offenbart, wo die thieriſche Willkühr ſich zum Bewußtſeyn veredelt.

Das wahre Vertrauen kann daher auf keine Weiſe irgend ein erſcheinendes Bewußtſeyn als das organiſirende Princip des Staats anerkennen, und Ancillon vermag auch nicht, den Begriff ſeines blos formellen Staats feſtzuhalten; denn bald muß er den Staat als Vergangenheit betrachten, in welcher ſich das Mittel in den Zweck verloren hat, und nur für eine denkende Reflexion, nicht auf eine thätige Weiſe, als Mittel hervortreten kann, dann nennt er ihn vorübergehend, das Mittel, die negative Form, und die von dem Willen der Einzelnen getrennte Geſammtheit, als ſouveraine Gewalt: aber die Mittel dieſer Gewalt hat ſie nicht aus ſich, vielmehr ſind ſie gegebene, auch ihre Anwendung iſt nicht durch ſie, ſondern durch den Zweck gegeben, daher muß er wieder jene Gewalt, die ihm im Anfange der Staat ſelber war, von dem Staate trennen. „Das Gemeinweſen,“ ſagt er, „kann ſich nur da zeigen und ausbilden, wo der Staat den Zweck und die Regierung das Mittel zum Zwecke abgibt, wo alles des Volks wegen gedacht und gethan, unternommen oder vermieden, herbeigeführt oder entfernt wird; da, wo das öffentliche und allgemeine Wohl der Centralpunkt iſt, um welchen alles ſich dreht, und für welchen alles exiſtirt; wo die Sache Aller zur Sache der Regierung wird und nicht gerade, wo die Sache der Regierung die Sache Aller iſt; wo das Gemeinweſen Allen gehört, aber nicht gerade wo es von Allen geleitet und geführt wird.“ Hier ſieht nun der Staat als Zweck der Regierung als Mittel gegenüber, wie bei der Entwickelung der Principien der Staat als Mittel der bürgerlichen Freiheit als Zweck entgegengeſetzt ward. Es wird anerkannt, daß dieſes Mittel gar nicht an ſich ſey, ſondern nur in ſeiner Einheit mit dem Staate, die aber doch ſo Statt finden muß, daß zwar die Form des Bewußtſeyns, aus welchem alle Mittel erzeugt werden, als einer ſolchen, die für ſich eine Bedeutung hätte, verſchwindet, das Bewußtſeyn ſelber aber nicht, es ſoll vielmehr ſeyn, als das nicht an ſich Seyende, in der Einheit. Die Einheit, die nicht durch das Bewußtſeyn iſt, iſt auch ihm das einzig Reelle und Wahre. Kurz dem wahren Vertrauen kann nie das Ordnende des Lebens ſelber erſcheinen, weil es die Aeußerung des Lebens ſelber iſt, ſo wenig wie das Licht dem Auge, weil das Licht das Sehen ſelber iſt. Was das Auge äußerlich wahrnimmt, iſt nicht das Licht, ſondern der Schein, der von allen ſichtbaren Dingen, von dieſem mehr, von jenem weniger, zurückgeworfen wird, und eben erſt die Körper ſichtbar macht. So erkennt das Vertrauen das organiſirende Princip (den Schein des verborgenen Lichts) und das Organ allenthalben als eins, wenn gleich hier der Schein ſchwächer, dort ſtärker ſeyn kann, und in der Erſcheinung der Schein ſelber ſeinen Mittelpunkt in der geſetzgebenden Gewalt findet, wie jeder Schein in der Sonne, die aber ſelbſt ein Organ des Planetenſyſtems ſeyn muß, um zu leuchten; das Princip des Scheins iſt aber das unſichtbare Licht in einem jeden thätigen Körper, was ſich daher auch aus ihm zu entwickeln, und einen eigenen Schein zu erzeugen vermag. Ancillon hat in der oben angeführten Stelle behauptet, daß es nicht gerade nothwendig wäre, daß die Sache der Regierung die Sache Aller, oder daß das Gemeinweſen, obgleich es Allen gehören ſoll, von Allen geleitet werde. Eine unbeſtimmte Art, ſich auszudrücken, die für eine wiſſenſchaftliche Darſtellung ſich nicht eignet, und die das Gefühl bezeichnet, daß der Gegenſatz von Regierenden und Regierten zwar für die Erſcheinung nothwendig ſey, wie der Gegenſatz von willkührlichen und unwillkührlichen Bewegungen, daß er aber in einer höhern Anſicht verſchwindet, ja ſelbſt nach der Anſicht des Verfaſſers verſchwinden muß; denn wo Alles, was die Regierung denkt und thut, unternimmt oder vermeidet, herbeiführt oder entfernt, ganz und durchaus der lebendigen Geſammtheit, d. h. derjenigen, die nur in der völligen Einheit mit dem Beſondern beſteht, gewidmet iſt, muß allerdings, wie die Sache Aller die Sache der Regierung, auch die Sache der Regierung die Sache Aller ſeyn, und die beiden Sätze ſind völlig identiſch. Ancillon behauptet, daß der Zweck des Staats die bürgerliche Freiheit ſey. Freiheit aber iſt Selbſtbeſtimmung, ungehemmte Aeußerung der eigenthümlichen Natur. Die Freiheit kann durch den Staat, in ſo fern er geſund iſt, in ſo fern in ihm das allſeitige Vertrauen herrſcht, nicht beſchränkt werden, vielmehr iſt der Zweck aller Beſchränkung eben, daß ſie ſich unbedingt äußern ſoll. Die bürgerliche Freiheit eröffnet alſo eine eigene Welt, in welcher eine, zwar äußerlich beſtimmte, aber innerlich unendliche, Thätigkeit ſich ihrer Natur gemäß entfalten und darſtellen kann. Entweder nun iſt das Feld dieſer Thätigkeit außer dem Staate, etwa in einer höhern Region, dann iſt es unbegreiflich, wie ſie Zweck des Staats ſeyn könnte; oder ſie wirkt hemmend auf den Staat, dann müßte ſie beſchränkt werden, und da die bürgerliche Freiheit dasjenige iſt, was aus der Beſchränkung ſich erzeugen ſoll, könnte ſie nicht dieſe, ſie müßte vielmehr nur die äußere, die Scheinfreiheit ſeyn, die der Staat als ein Nichtiges verneint; oder ſie müßte, und zwar auf eine unbedingte Weiſe, von ſich ſelber aus beſtimmend, und durch die Selbſtbeſtimmung ordnend, fördernd wirken, dann kommen ihr in ſo fern alle Attribute der ſouverainen und geſetzgebenden Gewalt zu, ſie iſt, wie Zweck, auch Mittel, und was blos Zweck und nicht zugleich Mittel, blos ein Beſtimmtes, und nicht zugleich ein Beſtimmendes, blos Regiertes und nicht zugleich ein Regierendes wäre, könnte keinesweges die Freiheit ſeyn, ſo wie dieſe auch nicht eine bürgerliche genannt werden kann, wenn ſie nicht innerhalb der gegebenen Form einer eigenthümlichen Natur ſelbſtbeſtimmend, alſo geſetzgebend und ſouverain, das organiſche Leben des Staats förderte und beſtimmte. Wie alſo das organiſirende Princip, iſt auch ein Organ allenthalben, und beide in ihrer Einheit beſtimmen die wahre ungehemmte Eigenthümlichkeit im Staate, in ſo fern dieſer geſund iſt. Der Ausdruck für dieſe Einheit iſt das Vertrauen, das den Gegenſatz zwiſchen Regierenden und Regierten als eine bloße Erſcheinung völlig aufhebt. Daß aber dieſe für die Erſcheinung durchaus nothwendig ſey, muß freilich zugeſtanden werden, doch ſo, daß es als eine gefährliche Krankheit betrachtet werden muß, wenn die geſetzgebende Gewalt die Schranken der Eigenthümlichkeit überſchreitet, die für einen Jeden, auch für die Regierenden beſtimmt ſind, und hier das Gepräge einer höhern Allgemeinheit tragen, dort die engen, ja für die Erſcheinung engſten Grenzen einnehmen. In ſo fern hat alſo Ancillon völlig Recht, und hätte ſich nicht ſo unbeſtimmt ausdrücken ſollen. Die Eigenthümlichkeit der Regenten ſoll ganz und gar nicht die des Bürgers, ſo wie dieſe ganz und durchaus nicht die des Regenten werden, und nur in ſo fern ſie völlig getrennt ſind, ſind ſie wahrhaft eins. Daß der Bürger, wie der Regent, dieſen Gegenſatz ſetzt für die Erſcheinung, und aufhebt durch ein tiefes Gefühl, aus welchem der Gegenſatz ſich wieder, nur als ein formeller, der ſich abermals in ſeinem Scheine erkennt, erzeugen muß, iſt das, was wir den geſunden Pulsſchlag des Staats nennen. Wird aber der Gegenſatz, als ein wirklich reeller, der einen Werth an ſich hat, fixirt, bleibt es dabei, daß die Regierung nur Mittel, die bürgerliche Freiheit nur Zweck ſeyn ſoll; ſo erzeugt ſich im

Leben eine nie zu löſende Verwirrung, wie in der Darſtellung ein nie zu löſender Widerſpruch, ja jene iſt äußerlich daſſelbe, was dieſer für die Wiſſenſchaft iſt. Es iſt gewiß, daß alle willkührliche Bewegung des Leibes eine Fortſetzung der producirenden Kraft der Natur iſt, und für ein reflectirendes Bewußtſeyn verhält ſie ſich zur Geſundheit, wie Mittel zum Zwecke. Aber, wenn dieſe Reflexion feſtgehalten eine fixe Idee wird, wenn der Menſch alle ſeine willkührlichen Bewegungen nur als Mittel anſieht, die Geſundheit als Zweck; dann erzeugt ſich bekanntlich eine gefährliche Seelenkrankheit, die furchtbare Hypochondrie, die, jemehr ſie ihren Zweck ins Auge faßt, ihn deſto gewiſſer verliert, allenthalben neue Krankheiten entdeckt und in einem vernichtenden Widerſpruche befangen ſich ſelber zerſtört, während eine zuverſichtliche Natur, über jene krankhafte Reflexion erhaben, die wahre Geſundheit, die Durchſichtigkeit des Körpers für die Seele erzeugt. Dieſe Durchſichtigkeit iſt für den geſunden Staat dasjenige, was ſich durch das Vertrauen äußert, iſt die Liebe, und zwar die belebende, die das Schickſal der Menſchen beſtimmt, die Herzen lenkt, die göttliche Liebe, die alles beſtätigt in ſeiner Art, und die Stätte des Staats iſt geheiligt. Religion und Staat ſind daher nothwendig eins. Die göttliche Liebe offenbart ſich in dem erſcheinenden Staate in einer doppelten Richtung. In beiden Richtungen will ſie aber daſſelbe. Die eine iſt die poſitive, und durch dieſe erzeugt ſie unmittelbar die Geſundheit des Staats, die Aeußerung dieſer Geſundheit iſt die Verfaſſung, oder beſtimmter, weit lebendiger, wie Ancillon richtig bemerkt, die Conſtitution; denn dieſe bezeichnet hier, wie wenn wir von dem phyſiſchen Leben reden, die Totalität des Volks als eine beſtimmte und eigenthümliche, und zugleich den Grad der Geſundheit, die Möglichkeit eigenthümlicher Krankheiten, die mit ihr gegeben ſind. Die zweite Richtung iſt der erſten nur dem Scheine nach entgegengeſetzt, ſie ſtellt die aufgehobene Geſundheit in jedem Augenblicke wieder her. Selbſt in dem ſcheinbar geſundeſten Leibe ſchlummert nothwendig die Krankheit, denn ſonſt könnte ſie ſich nie aus ihr erzeugen, ja alle irdiſche Geſundheit iſt ein Wechſel zwiſchen Geſundheit und Krankheit, ein ewiges Abſterben und Wiedererzeugen, in dieſem Wechſel ruht nicht *eine* Krankheit, ſondern alle mögliche Krankheiten, und die erſcheinende Geſundheit iſt daher eine beſtändige Wiederherſtellung, nicht eine unvermittelte, abſolute, die niemals erſcheinen kann. So iſt auch die Gerechtigkeit jene vermittelnde Thätigkeit der Liebe ſelber, in welcher die Geſundheit als ein beſtändiger Sieg über die Krankheiten des Staats erſcheint, und auch nur ſo erſcheinen kann. Die abſolute Geſundheit des Staats wäre die Religion, *als* Staat, die niemals erſcheinen kann, aber diejenige Geſundheit, die in und durch die Wiederherſtellung erſcheint, iſt, ſo wie die ewige Liebe ſie ihrem verborgenen Rathſchluſſe nach gedeihen läßt, keinesweges, ihrem Weſen nach, *verſchieden* von der urſprünglichen, vielmehr eben dieſe, in ſo fern ſie erſcheint, aber ſie iſt eben ſo wenig *einerlei* mit der ewigen Geſundheit, weil ſie ſonſt gar nicht irdiſch erſcheinen könnte. Dieſe vermittelnde Thätigkeit im Staate iſt allerdings poſitiv, ſie will keinesweges beſchränken, vielmehr befreien, indem ſie das Nichtige negirt, nicht, wie das fix gewordene Bewußtſeyn, als ein Poſitives behandelt, ſie will darthun, daß alles, was wirklich hemmt im Leben, nur Schein ſey, ſo auch *die* Freiheit, die ſie beſchränkt, damit das ſchöne Maaß einer jeden eigenthümlichen Natur, als ein in ſich geſchloſſenes Ebenmaaß, ſchrankenlos und unbedingt gedeihen kann. Durch die Conſtitution, könnte ſie jemals, als eine abſolute und ewige erſcheinen, würde die geſetzgebende Gewalt unvermittelt in einen Jeden geſetzt ſeyn, durch die Gerechtigkeit wird ſie in einem Jeden immer von neuem wieder erzeugt (reconſtruirt), und jemehr dieſes gelingt, deſto geſunder iſt auf irdiſche Weiſe der Staat, deſto mehr fällt das Geſetz mit der geſetzgebenden Gewalt in einem Jeden zuſammen, die Gerechtigkeit, das Maaß, die Ordnung, mit der urſprünglichen Conſtitution, die freilich in ihrer abſoluten Geſtalt nie erſcheinen kann, weil ſie die Erſcheinung, die eben die beſtändige Erneuerung iſt, aufheben würde. Die in der Zeit vermittelnde Thätigkeit verhält ſich zu ihrem ewigen Weſen, wie das Urbild der Geſundheit, wie man es in der Phyſiologie zu ergreifen ſtrebt, zu der Pathologie. Die Mäßigkeit im Genuſſe, die Ausſcheidung alles Schädlichen aus der täglichen Nahrung, die fortdauernde Regel und Ordnung erhält nicht blos die Geſundheit, ſie erzeugt ſie auch, ja ſie iſt die Geſundheit ſelber, in ſo fern ſie irdiſch erſcheinen kann. Die beſtändige Neigung, dieſes Maaß zu überſchreiten, die Ausſcheidung zu vernachläſſigen, die Stetigkeit der regelmäßigen Ordnung zu unterbrechen, iſt die geheime Krankheit, ihre Beſiegung eine fortdauernde Cur, und die Geſundheit, durch dieſe vermittelt, nie völlig rein. Aber ſo lange das Geſetz der Natur herrſcht, fällt dieſes mit der innern geſetzgebenden Gewalt eines jeden Organs zuſammen, nur wo die Krankheit wirklich hervortritt, wird der Gegenſatz, als ſolcher, geſetzt, und das Geſetz der Wiederherſtellung erſcheint nur für die Krankheit. Eine Anſicht, die völlig von dem Staate auf die nehmliche Weiſe gilt. Und wie Mäßigkeit und Ordnung nicht blos eine irdiſche, ſondern auch eine religiöſe Bedeutung hat, ſo hat auch die Geſinnung des Bürgers, durch die er in dem Geſetze des Staats die innere geſetzgebende Gewalt ſeiner reinen Eigenthümlichkeit erkennt, eine religiöſe Bedeutung, ja dieſe Geſinnung erzeugt den Gehorſam, (Unterwerfung durch Selbſtbeſtimmung,) ſo wie da, wo ſie nicht herrſcht, die Unterwerfung unter eine fremde Gewalt (Knechtſchaft) nothwendig erzeugt wird. Gehorſam aber iſt völlig religiös, denn er hebt die Trennung zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit, aus welcher alle Erſcheinung hervorgeht, auf, und ſetzt beide Glieder des Gegenſatzes, auf völlig gleiche Weiſe, als dieſelben.

Wie nun der Staat ſich in und mit ſeinem religiöſen Principe entwickelt, wie dieſes in Allem als das eigentlich Erzeugende erkannt werden muß, wie beſonders in unſern Tagen in Deutſchland ſich dieſes Erkennen zu geſtalten verſucht, ſoll nunmehr durch eine kurze Darſtellung dargethan werden. Kurz iſt dieſe Darſtellung nothwendig, denn unmittelbar kann das Höchſte nur angedeutet werden, es iſt Nichts, was wir, mit unruhiger Haſt, in weiter Ferne ſuchen können, es iſt, ſo wie es erkannt wird, wie das Höchſte, ſo zugleich einem Jeden das Nächſte, und das Vertrauen, in und mit welchem alles ſteht und fällt, kann durch keine Schlußfolge erlangt, durch kein Syſtem erzeugt werden, ein Jeder muß es ſuchen und finden in ſich ſelber, ja dadurch allein, daß ein Jeder an ſich gewieſen wird, daß die höchſte Aufgabe nur durch Selbſtbeſtimmung, lebendige Selbſtbeſchränkung möglich wird, iſt die Freiheit ihr eigentliches Weſen, nicht das Unding einer Freiheit, die als Zweck durch äußere Mittel erzeugt werden ſoll, ſondern eine ſolche, die aus allen Punkten (die hoffnungsvollen Keime des Lebens) ſich zugleich zu entwickeln ſtrebt. Die Selbſtbetrachtung, wo ſie abgelenkt wird von dem lärmenden Streben, das, über äußerlich unendlichen Zwecken, die nächſte Beſtimmung vergißt, von den irreleitenden Verſuchen, durch eine leere Allgemeinheit das mannichfaltige Beſondere zu bilden, bewacht mit Sorgfalt dieſe Keime, und jede Betrachtung will dieſes und dieſes allein. Eine abſolute Darſtellung des Abſoluten durch eine irdiſche

Sprache iſt ſo unmöglich, wie die abſolute Geſundheit des Staats. Wo ſie wäre, würde eine Trennung der Darſtellung und des Lebens unmöglich ſeyn, beide wären eins und dieſe Einheit wäre die Kirche. Wie die Darſtellung des Staats eine Poſition durch die Negation des Negativen im Leben, eine Wiederherſtellung, ſo iſt auch die Philoſophie nichts Anderes für das Erkennen. Philoſophie und Wiſſenſchaft im Allgemeinen iſt eins, und daher iſt das Leben des Staats mit dem Gedeihen der Wiſſenſchaft auf das Innigſte verknüpft. Je geringer die Gewalt der organiſirenden Thätigkeit im Staate, je mächtiger die durch die Gegenſätze hervorgerufenen äußern Verhältniſſe hier, deſto mächtiger auch der Widerſpruch einander aufhebender Begriff ein der Wiſſenſchaft; ja daſſelbe, was die Elemente des Staats einerſeits, die Elemente der Wiſſenſchaft andererſeits trennt und durch äußere Beziehung hemmt, das trennt auch die Wiſſenſchaft vom Staate, daß beide ſich wechſelſeitig entfremdet dünken. Je hoffnungsvoller die Keime der wahren Freiheit ſich entwickeln, deſto deutlicher findet die Wiſſenſchaft ihre lebendige Darſtellung in dem Staate, dieſer die Vorbedeutung, den eigentlichen Sinn ſeiner Entwickelung in der Wiſſenſchaft, beide die wechſelſeitige organiſche Durchdringung aller Elemente, des Wiſſens dort, des Lebens hier, und des Wiſſens und Lebens in der Religion. Die Wiſſenſchaft kann ſo wenig Religion werden, wie der Staat, aber dennoch iſt das Abſolute in ihr, wie das Abſolute im Staate, dasjenige, was der fromme Menſch ohne Vermittelung durch den Glauben unmittelbar beſitzt. Wir ſchauen es hier wie in einem Spiegel, dort nur werden wir es erkennen von Angeſicht zu Angeſicht. Die Wiſſenſchaft kann daher nur durch Vermittelung, durch Negation der Nichtigkeit den Irrthum beſiegen, wie der Staat die hemmenden wechſelſeitigen Schranken; und was wir als Gerechtigkeit oben bezeichneten, iſt in der Philoſophie die Dialektik, die, wenn ſie die Form des Denkens von dem Denken trennt, jene als ein äußeres Mittel betrachtet, um richtig zu denken, das Denken als Zweck, eine dürre unfruchtbare Logik erzeugt, die zur höhern Kunſt nur durch das innewohnende lebendige, poſitive Princip geſteigert wird. Dieſe Logik muß, wie das Leben, den Widerſpruch ſelber zu ſeinem Principe erheben, und ſo fixiren. Das Höchſte aber kann nur angedeutet werden, eben weil es nur durch die Freiheit, und dieſe nur durch ſich ſelber ſeyn kann. Eine ſolche durch eine Prüfung der Irrthümer vermittelte Hindeutung auf das Poſitive und Erlöſende im Staate iſt nun nicht ein ſonnenklarer Bericht über Alles, was in dem wirklichen Staate zu thun und auszurichten iſt, mit Angebung der Mittel, wie man das Höchſte erzeugen könne, oder mit der unſinnigen Erwartung, ein Ideal von einem Staate äußerlich darzuſtellen. Wenn man uns zugibt, daß eine Verwirrung der Begriffe wie eine Finanzverwirrung Statt findet, daß jene nicht weniger Unordnung erzeugt als dieſe, ja daß die Finanzverwirrung kaum auf eine gründliche Weiſe gehoben werden kann, ſo lange jene noch herrſcht; ſo hat man alles zugegeben, was wir fordern. Wir geben hingegen zu, daß, wie bei den einzelnen Menſchen, ſo im Staate, die äußere Ordnung diejenige Ruhe herbeiführen kann, die der Selbſtbetrachtung vorangehen muß; aber ſie kann dieſe nie erzeugen, wo nicht eine höhere Aufforderung als das erregende Princip hervortritt, ja dieſes hat nicht ſelten die Gewalt, ſich über jede äußere Störung erhebend, die Ruhe der Betrachtung aus ſich ſelber zu gewinnen. Was nun aber jenes Aeußere betrifft, ſo überlaſſen wir es denen, die durch eine eigenthümliche Richtung des Lebens Einſicht und klaren Ueberblick beſitzen, uns beſchränkend auf dasjenige, wozu Leben und innerer Trieb uns führte. Wir erkennen in dieſem das Feld unſerer bürgerlichen Freiheit, und die Ueberſchreitung der Grenzen derſelben würde, wie wir überzeugt ſind, in uns ſelber, wie außer uns eine Störung hervorrufen, die, wie unbedeutend ſie bei den engen Grenzen unſeres äußern Wirkungskreiſes ſcheinen mag, dennoch dasjenige iſt, was, von jedem Punkte ausgehend, die allgemeine Verwirrung erzeugt; eine Störung, die wohl unterſchieden werden muß von derjenigen, die aus dem Widerſtande entſteht, den wir auf unſerm Standpunkte finden, und welcher durch die innere Kraft unſerer Lehre, und durch dieſe allein abzuweiſen iſt. Von dieſem uns angewieſenen Standpunkte aus iſt unſere Gewalt, in ſo fern ſie thätig und ordnend in das Leben einzugreifen vermag, eine wahrhaft ſouveraine, durch Selbſtbeſtimmung geſetzgebende, wie die des Regenten; wir erkennen, wie dieſes, keine andern Schranken als die der eigenen Natur, und derjenige Staat, in welchem alles ſo gefügt und geordnet wäre, daß eine jede Einrichtung ein Antrieb wäre, der uns aufforderte, dieſes unſer unbedingtes Daſeyn rückſichtslos zu entfalten, die alſo, als ein Ganzes, unſere innerſte Eigenthümlichkeit förderte und ihre Aeußerung als eine lebendige Function des Ganzen anerkennte, würde, ja ſollte nicht einen Theil unſeres Lebens, ſondern unſer ganzes Leben in Anſpruch nehmen. Kann die Pflicht, ſich ganz dem Staate zu weihen, die, wo ſie aus dem Innern hervorquillt, aufhört, Zwangspflicht zu ſeyn, und ſich zum eigenen Geſetz des Daſeyns veredelt, nicht ohne Grauſamkeit, wie ihr meint, von dem Bürger verlangt werden; wie wagt ihr ſie dem Regenten aufzubürden? Iſt er weniger Menſch als wir? Soll er ſeine Seele verkaufen an die irdiſche Sorge, damit wir mit halbem Herzen dem Staate zugehören?

Hier auf dieſem Standpunkte, wo wir die unmittelbare Ueberzeugung haben, daß dasjenige, was wir als ſorgfältige Entwickelung der eigenen Natur betrachten müſſen, zugleich ein Organiſirendes für den Staat iſt, erkennen wir unſere bürgerliche Freiheit; es gibt nichts, was wir, redlich forſchend, darſtellen oder entdecken, in welchem wir nicht die Einheit einer dreifachen Richtung erkennen: eine, deren Streben iſt, den Zwieſpalt in uns zu heben, und den innern Frieden der ſich widerſtrebenden Gedanken herbeizuführen; eine zweite, die die Wiſſenſchaft als ein Geſammtgut der Menſchheit zu fördern ſucht, und eine dritte, die dieſelbe Wiſſenſchaft als die ſchönſte Blüthe des Staatslebens betrachtet, ſo daß wir, indem wir die Aufgabe des eigenen Lebens zu löſen ſuchen, und in ſo fern es uns mit reinem Herzen gelingt, Frieden in uns ſelber, Frieden mit dem Geſchlechte und Frieden mit dem Staate ſuchen und finden. Was uns dieſen Frieden zu geben vermag, iſt nicht irdiſche Perſönlichkeit, nicht das trennende Bewußtſeyn, es iſt das Einzig Poſitive in uns, wie in Allem, der Quell der ewigen Liebe, die im Leben durchblickt, der Glaube, der uns dasjenige, was allein Alles iſt in Allem, ganz nahe rückt, es iſt das unververmittelte Daſeyn, welches Leben und Wiſſenſchaft, Beſonderes und Allgemeines in einem ewig feſten Seyn trägt und zuſammenhält, obgleich durch keinen Staat, durch keine Wiſſenſchaft oder Kunſt, wie ſie erſcheinen, darzuſtellen, dennoch der Staat im Staate, die Wiſſenſchaft in der Wiſſenſchaft, die Kunſt in der Kunſt. Dieſer Glaube erzeugt die heitere Zuverſicht, mit deren Verluſt uns das Leben alle Bedeutung verlieren würde. Eine Aeußerung, die, ein furchtbares Mißverſtändniß, uns als Eitelkeit vorzuwerfen fähig war. Und indem wir die Darſtellung des Weſens des Staats, wie ſie andeutend möglich iſt, mit dem anfingen, womit ein Jeder ſie anfangen muß, mit uns ſelber, ſoll auch das Folgende die Abſicht, dieſen Anfang zu befördern, nicht verläugnen.

Nachdem wir dieſe vorläufige Betrachtung angeſtellt haben, wollen wir nun dem Hauptproblem, der Beantwortung der wichtigen Frage: *was iſt bürgerliche Freiheit*, näher treten, und ſie durch eine lebendige Andeutung ſo klar zu entwickeln ſuchen, wie möglich. Um dieſe tiefe Frage dreht ſich der ganze Streit unſerer Tage und eine Beantwortung, die genügend erſchiene, würde freilich die aus mannichfaltigen Irrthümern und Mißverſtändniſſen erzeugte Verwirrung und Leidenſchaftlichkeit nicht aufheben, aber ſie würde einen ſtillen Keim des Friedens in die ſtürmenden Elemente hineinbilden, einen lebendigen Punkt hoffnungsvoller Entwickelung erzeugen, der *allein* eine wahrhaft aſſimilirende Kraft haben wird, während die zerſtörenden Kämpfe die Nichtigkeit deſſen, was auf den falſchen und verzerrten Standpunkten geſucht wird, immer deutlicher offenbart. Eine Ausſicht von einer ſo heitern Art, ſo voll wahrer Freudigkeit, daß ſie demjenigen, der ſie gewonnen hat, als eine wirkliche Seligkeit, die durch keine Verwirrung, durch kein Verkennen, ja durch die Mißverſtändniſſe und die ſcheinbar ſiegende Gewalt der falſchen Anſichten nicht verdrängt wird, immer vorſchwebt, ihn ſtärkt und erhält.

Es iſt eine allgemeine Behauptung, daß die Familien die eigentlichen Elemente des Staats ſind; eine Behauptung, die, damit man ihren eigentlichen Sinn verſteht, genauer beſtimmt werden muß. Denn man kann keinesweges behaupten, daß ſich die Staaten aus den Familien erzeugen. Die Familie iſt, für ſich gedacht, ein reines Naturproduct, gegründet auf das Verhältniß der Geſchlechter gegen einander, und daher finden wir die Andeutung dieſer Form ſchon unter den Thieren. Bei den Pflanzen können wir nicht von Familie reden, deswegen nicht, weil hier nur das Geſchlecht angedeutet wird. Erſt wo das Geſchlecht entſchieden iſt, wird die Familie angedeutet, erſt wo die Familie entſchieden, iſt eine höhere Entwickelung. Bei den Pflanzen iſt die Geſchlechtsverſchiedenheit nur ein Glied der allgemeinen Entwickelung, ſie iſt in das allgemeine, vorherrſchende weibliche Princip verſunken, daher iſt ſie auch keinesweges ausſchließliche Bedingung der Entwickelung der Gattung, und kann nur auf eine entfernte Weiſe mit der thieriſchen Begattung verglichen werden. Dieſe im Innern und Weſentlichen der vegetativen Befruchtung liegende Abweichung ward bis jetzt zu ſehr überſehen, und indem man ſie hervorhob, entſtand durch einen verdienten Naturforſcher die entgegengeſetzte Anſicht, die auch die Andeutung der Geſchlechtsverſchiedenheit bei den Pflanzen läugnete; eine Anſicht, die, obgleich nicht ohne Scharfſinn durchgeführt, dennoch die eigentliche Bedeutung der Blüthe verkennt, wie wir anderswo beweiſen werden. Bei denjenigen Thieren, die ſchwebend zwiſchen Pflanze, Inſect und ſinnlicher Thierwelt ſich halten, iſt das Geſchlecht noch unentſchieden; aber ſelbſt bei den Inſecten, die einen Gegenſatz gegen die Pflanzen innerhalb der Grenze einer eigenen Welt bilden, iſt noch manches der Geſchlechtsverſchiedenheit bei den Pflanzen Aehnliches aufzuweiſen. Es kann nehmlich auch bei den Inſecten nur auf eine uneigentliche Weiſe von Familie die Rede ſeyn, und zwar deswegen, weil der Gegenſatz zwiſchen Pflanze und Inſect ein ſolcher iſt, der in der Welt der herrſchenden Vegetation hervortritt, beide werden von den allgemeinen befruchteten Elementen, von der ganzen Natur der Erde, zwar als eigenthümliche Keime, aber in ihrer Gewalt, getragen und gepflegt, die Wärme, jenes Bild der allgemeinen Naturſeele, wie das Licht der Wiederſchein des allgemeinen Naturgeiſtes genannt werden muß, hat nur einen leiſe angedeuteten eignen Heerd gefunden. Die Inſectenwelt, wie die Pflanzenwelt, blüht, im Ganzen genommen, auf mit dem Frühlinge, verwelkt mit dem Herbſte, die Begattung iſt auch hier die Blüthe, und ſelbſt die ſogenannten geſelligen Inſecten, wie die zuſammengeſetzten Blumen verſchließen in den erſtarrten Kelchen (in den Zellen), wie die Pflanzen, nur Embryonen. Bei vielen verwelken die Blüthen, indem die Frucht reif wird. Ein Beweis für das überwiegende weibliche Princip iſt die merkwürdige Erſcheinung, daß eine Befruchtung durch mehrere Generationen wirkſam iſt, die, wie Zweige und Blätter, den Sommer über, nur von einander getrennt, hervorwachſen; eine Erſcheinung, die nicht blos für die Blattläuſe, ſondern, wie neuere Entdeckungen beweiſſen, auch für andere Inſectengattungen, wie z. B. die Schmetterlinge, gilt. Bei den Pflanzen iſt die Monogamie (Monandrie und Monogynie) bekanntlich höchſt ſelten, und nur als eine Ausnahme zu betrachten. In der ganzen Pflanzenwelt iſt vielmehr Polyandrie durchaus vorwaltend. Selbſt wo mehrere Stempel ſind, beweiſ't ihre Stellung in der Mitte auch ihre centrale Bedeutung und die Herrſchaft des Weiblichen, während das Männliche mehr zerſtreut nach der Peripherie gedrängt iſt. Daſſelbe zeigt ſich wieder bei den ſogenannten geſelligen Inſecten, die männlichen Inſecten bewegen ſich um das Weibchen, wie um einen Mittelpunkt. Erſt bei den Vögeln und Säugthieren ſpricht ſich das entgegengeſetzte Verhältniß deutlich und klar aus. Das männliche Princip iſt das Vorherrſchende, weniger beſtimmt bei den Vögeln, entſchieden bei den Säugthieren, bei beiden aber durchaus, wo Begattung eine Vereinigung von mehrern Individuen erfordert. Dann entſteht eine wahre Polygamie, das Weibliche iſt nach der Peripherie gedrängt, das männliche Geſchlecht hat dagegen eine durchaus centrale Bedeutung.

Das Ei iſt noch immer die Fortſetzung derjenigen Form, durch welche das entwickelte Geſchlecht einem embryoniſchen Daſeyn dient, wie bei den Inſecten. Aber das Ei der Vögel iſt zugleich Mutterkuchen und Bruſt, hier ſchlummert noch, unentwickelt, ein Gegenſatz, der bei den Säugthieren eine höhere Bedeutung erhält. In den letzten Momenten der Entwickelung nährt ſich das eingeſchloſſene Vögelchen von dem Dotter, der dann die Rolle der Milch ſpielt. Das Brüten iſt das Streben nach jener inneren Vereinigung mit dem Embryo, die der Natur erſt bei den Säugthieren gelingt; es iſt der Genuß der Schwangerſchaft und des Säugens zugleich. Daß das Verhältniß des weiblichen Geſchlechts zu ihrer Nachkommenſchaft bei den Vögeln eine Fortſetzung deſſen iſt, was bei den Pflanzen angedeutet, bei den Inſecten klar entwickelt iſt, das beweiſen die Spuren von einem Uebergewicht des Weiblichen bei dieſen Thieren, welches ſich in der Größe und Stärke des Weibchens bei den Raubvögeln zeigt, und noch übrig geblieben iſt, obgleich das männliche Geſchlecht eine centrale Bedeutung erhalten hat. Wie aber eine jede höchſte Richtung der Natur etwas Höheres in ihrer Art aufzuſchließen vermag, was ſich wieder verbirgt, wo ſie durch einen tiefern Prozeß das Höchſte aufſchließen will, ſo zeigt ſich dieſes auch hier. Wie die Natur durch das ſtumpfe Daſeyn der Fiſche und Amphibien, verglichen mit der glanzvollen und mannichfaltigen Pracht der beweglichen, allenthalben verbreiteten, fröhlich ſpielenden, und kunſtreichen Inſectenwelt, auf eine niedrigere Stufe zurückgeſunken ſcheint, während ſie das Geheimniß einer höhern Schöpfung im Verborgenen vorbereitet, ſo ſehen wir auch das Geſchlechtsverhältniß mehr veredelt durch die Vögel, als durch die Säugthiere. Unter ihnen finden wir Spuren einer wahren fortdauernden Monogamie, die ſich ſchwerlich unter den Säugthieren nachweiſen läßt, ja ſogar eine Verbindung von mehrern wahren Familien, zwar, ſo viel mir bekannt iſt, nur bei einer einzigen Gattung. In Südamerika findet man Vögel (Crotophaga ani), die paarweiſe niſten, in einem gemeinſchaftlichen Neſte. Bei den Säugthieren iſt aber dennoch der Unterſchied der Geſchlechter entſchiedener, wie das Uebergewicht des männlichen. Bei den Vögeln finden wir Gattungen, bei welchen auch das Männchen brütet. Bei den Säugthieren iſt mit der Trennung einer durchaus verſchloſſenen Schwangerſchaft von dem Säugen auch die Trennung der Geſchlechter und ihrer Functionen vollendet. Aber dennoch iſt die Form der Familie nur angedeutet hier, wie bei den Vögeln, ſie zeigt ſich da, wo die Begattung nicht blos eine Stufe der Entwickelung, vielmehr eine eigenthümliche bleibende Function des in ſich geſchloſſenen Lebens iſt. Bei den Pflanzen, wie bei den niederſten Thieren, iſt offenbar die Begattung (die Ernährung des Geſchlechts) noch nicht völlig von der Ernährung des Individuums getrennt, erſt wo dieſe Trennung vollendet iſt, zeigt ſich die Andeutung der Familienform. Aber ſie iſt dennoch nur vorübergehend, ja die Brunſtzeit, die den Trieb an eine beſtimmte Jahreszeit bindet, zeigt noch die nicht völlig verwiſchten Spuren jener Abhängigkeit, die für die Pflanze ſo entſchieden eigenthümlich iſt.

Erſt unter den Menſchen erhält die Familie ihre wahre Bedeutung. Alle Formen der Vereinigung, die wir bei den Thieren finden, entdecken wir, als ein wirkliches Naturverhältniß, unter den Menſchen wieder. Das unbeſtimmte, wechſelnde Verhältniß, welches beſonders unter den Säugthieren vorwaltet, hat man wenigſtens, wenn auch nicht völlig entſchieden, bei ganz rohen Stämmen gefunden, die Polygamie ſelbſt bei bedeutenden Völkern, ja ſogar die aus den höhern Thierclaſſen verdrängte Polyandrie ſoll, wenn wir den Berichten einiger Reiſebeſchreiber trauen dürfen, was wir zu bezweifeln geneigt ſind, bei einigen indiſchen Kaſten Statt finden. Bei allen Formen aber, außer der reinen Monogamie, iſt das männliche Geſchlecht das überwiegende. Was Herz und Gehirn in einer jeden Geſtalt, iſt Weib und Mann im Ganzen. Der Gegenſatz der Geſchlechter iſt auf dieſe Weiſe in beiden angedeutet, und wie die Klarheit des Gegenſatzes verſchwindet, verſchwindet auch die reine Trennung beider Geſchlechter. Die Ganglien in ihrer Zerſtreuung zeigen in der innern Form das nehmliche Uebergewicht des Weiblichen, welches die Polyandrie in den untern Thierclaſſen zeigt. Aber phyſiſch läßt ſich nur das Uebergewicht irgend einer Form darſtellen, das völlige Gleichſetzen beider, die wahre Befreiung der Frauen, die höchſte, reinſte Monogamie iſt nur geiſtig, nur durch Liebe möglich, und, wo ſie vorwaltet, iſt Staat und Familie nichts Verſchiedenes, ſondern daſſelbe. Daß es ſo iſt, wollen wir weiter zu entwickeln ſuchen.

Was Gehirn und Herz in einer jeden Organiſation, d. i. Mann und Weib in der Organiſation der Gattung, er die Einheit dieſer beiden Brennpunkte des Lebens, als Gehirn der Gattung, dieſes dieſelbe Einheit als Herz der Gattung. Daher tritt das Verhältniß der Geſchlechter in und mit dem Verhältniſſe dieſer Brennpunkte zu einander hervor in dem Thierreiche, und die zerſtreuten Ganglien der niedern Thiere deuten auf die nach der Peripherie verwieſene Männlichkeit im innern Baue, wie die Polyandrie daſſelbe bedeutet im Verhältniſſe der Geſchlechter. Aber die völlige Trennung dieſer beiden Brennpunkte und ihre Einheit iſt dennoch nur eine Andeutung des Höchſten, des

Geiſtigen, und ein Hauch von oben muß das irdiſche Leben durchdringen, damit die Anmuth die Geſtalt veredle, und jene höhere Einheit hervorrufe, durch welche die Urgeſtalt, die reine Eigenthümlichkeit hindurchzublicken vermag. So iſt auch mit der Monogamie, mit der blos phyſiſchen Reinheit des Geſchlechtsverhältniſſes, zwar die Form gefunden, die die höhere Einheit und wahre Freiheit der Familie andeutet, aber dieſe ſelbſt iſt nur durch einen erfriſchenden Anſtoß von oben wirklich darzuſtellen.

Wir haben den Punkt erreicht, der uns dem Höchſten der Betrachtung ganz nahe führt, jener Zeit nähern wir uns, in welcher ihre eigene Form kaum erkannt wird, der Zeit, in welcher in einem großen, tiefen, religiöſen Naturgefühle alles Bewußtſeyn der Menſchen ſchlummerte, wie die Sinne in dem allgemeinen Gefühle bei den Thieren. Aber der innerſte Kern dieſes Gefühls war das Myſterium der Freiheit, der Perſönlichkeit. Freilich wird alles in ſeinem völligen Zuſammenhange erſt klar, wenn wir das Heraustreten des ganzen Geſchlechts aus dieſer Mitte des Urſprungs, wie wir es vermögen, andeuten. Aber es iſt das letzte Siegel, das gelöſ't werden ſoll, und Andeutungen anzudeuten iſt das Höchſte, was menſchliche Betrachtung vermag. Dieſe mäßigend, wollen wir hier nur folgendes bemerken. Es iſt klar, daß mit der Naturform der Familie noch Nichts wahrhaft Geſchichtliches, keine Entwickelung, kein Staat im eigentlichſten Sinne gegeben iſt. Die Monogamie iſt mit der größten Beſchränktheit verbunden, während die Polygamie, wie unter den Mohammedanern zur Zeit ihrer höchſten Blüthe, ein eigenthümliches Volksleben, wenigſtens vorübergehend, fröhlich entwickelte. Vielmehr, wo die Naturform der Familie, von welcher Art ſie auch ſeyn mag, einſeitig hervortritt, da erzeugen ſich Stämme, nicht Völker, da tritt jene

Abhängigkeit, jenes Wurzeln der Geſchlechter in einer beſtimmten Naturumgebung hervor, das zwar nie ganz verſchwinden darf, weil es als der Naturgrund des höhern geſelligen Daſeyns erſcheinend, die Vaterlandsliebe im Tiefſten begründend, alles trägt und erhält, das aber, für ſich herausgehoben, alle höheren Keime erſtickt. Wir haben dieſes Wurzeln in dem Naturgrunde an einem andern Orte mit dem eigenthümlichen Ton eines muſikaliſchen Inſtruments (das Timbre der Franzoſen) verglichen, welches den eignen Reiz, ergriffen von der Gewalt der höhern Harmonie, erzeugt, für ſich aber in einen bloßen Schall ausartet. Ein Streben, ſich in die Naturform der Familie zu verlieren, das erzeugende Princip der verſchloſſenen Stämme, ein Streben, die Völker in Stämme zu zerſplittern, erkennen wir noch unter uns; es zeigt ſich in jenem engen Familienſinne, der ſich in wechſelſeitiger Vergötterung gefällt, unbedeutenden Ereigniſſen, die die nächſten Verwandten treffen, einen ungemeſſenen Werth beilegt, nichtige Familiengeheimniſſe erzeugt, die allgemeine menſchliche Theilnahme engherzig auf die Glieder der Familie bezieht, und ſo ſelbſt das Denken, wie das Handeln, auf einen kleinen, alles Höhere tödtenden Punkt zuſammenſchrumpft. Ja, man hat Beiſpiele, wenn ſie auch ſelten ſind, daß dieſer Sinn ſelbſt in ein Streben ausartete, die Fortpflanzung des Geſchlechts innerhalb der Grenzen der Familie zu ziehen, ſie ſo allmählig in eine wahre geſonderte Gattung zu verwandeln. Wo er vorherrſcht, zeigt ſich auch die Neigung zur Bildung einer eignen Sprache; die abgeſchloſſenen Gefühle, Gedanken, Thaten und Ereigniſſe erhalten beſondere, dem Fremden unverſtändliche Bezeichnungen, im Geſpräche dreht ſich alles um unbedeutende Verhältniſſe, die einem jeden Andern unbekannt ſind, und wer in einen ſolchen Kreis tritt, fühlt ſich, wie in eine fremde, ihm verſchloſſene Welt verſetzt. Ergriffen von der Macht der

Geſchichte kann dieſe enge Form ſich freilich nur in ſchwachen Zügen geſtalten, die höchſt ſelten mit einander vereinigt ſind, vielmehr zerſplittert, bald hier, bald da zum Vorſchein kommen, und wohl eben ſo ſelten *ganz* verſchwunden ſind. Aber dennoch können wir in dieſen Zügen das Streben erkennen, welches, in jener Urzeit, in welcher Gedanken und Geſtalt in einem geheimen Bunde ſtanden, in welcher die ganze ungeſtörte Naturgewalt dem Menſchen diente, wie er ihr, als er ſich in ein beſtimmtes Clima einwohnte und mit dieſem verſchmolz, die Stämme erzeugte, jene räthſelhaften Geſchlechter, die, den Gattungen der Thiere ähnlich, durch Sitten und Sprache getrennt und in der größten Nähe ſich fortdauernd fremd, in großer Mannichfaltigkeit die Gegenden fremder Welttheile bewohnen, und in welchen die vorherrſchende Naturform der Familie die Erinnerung der Vergangenheit, die lebendige Bedeutung der Gegenwart und die Entwickelung der Zukunft vernichtet hat.

Wie nun die erſcheinende Form der Familie, wo ſie vorherrſcht, die lebendige Form des Staats verſchlingt, von welcher Art ſie auch ſeyn mag, ſo kann eine beſtimmte Form des Staats eben ſowohl mit der Polygamie, als mit der Monogamie beſtehen. Aber dieſe iſt nothwendig tyranniſch, was die Frau dem Manne unterwirft, das unterwirft den Mann der gewaltſamen Willkühr, aber ſelbſt, wo in der Monogamie das Weib untergeordnet iſt, kann die wahre, echte Freiheit, die allſeitige Ausbildung nicht gedeihen. Dieſes Uebergewicht des männlichen Geſchlechts, der Ueberreſt der Umkehrung des Verhältniſſes, wie es durch die Thierſtufen ſich zeigt, war das Bezeichnende der alten Welt, ihr war eben deßwegen das wahre Geheimniß der Liebe fremd, und durch alle Herrlichkeit des Daſeyns brach dieſes Mißverhältniß hervor. Das wahre Gleichſetzen beider Geſchlechter durch die Liebe, die höchſte geiſtige Verklärung der Familie, iſt zugleich ein Gleichſetzen der Natur und der Geſchichte, ein Gleichſetzen aller geſelligen Verhältniſſe, Sinn für die Eigenthümlichkeit und das erzeugende Princip der wahren Freiheit auf einem jeden Punkte. Dadurch verſchwindet die blos bindende, unterwerfende Naturform der Familie, und ſie tritt hervor in ihrer wahren Urform, als ein organiſches Glied einer höhern Natur. Dann aber iſt die Familie nicht etwa ein Element, aus welchem, in ſeiner Einzelnheit, etwa durch äußere Verbindung, wie durch eine generatio aequivoca, ein Staat ſich erzeugte, ſie iſt vielmehr in und mit dem Staate in völliger Einheit. So weit, als die Freiheit, das organiſche Leben, im Staate gediehen iſt, herrſcht ſie in der Familie und umgekehrt, wie die reine Bedeutung der Organiſation ſich auf völlig gleiche Weiſe in einem jeden unendlich kleinen Theile und im Ganzen nachweiſen läßt.

Wie die germaniſchen Völker ſich ſchon in früher Zeit und bei geringer Ausbildung durch dieſen Sinn für das Eigenthümliche auszeichneten, wie ſie, äußerlich geringer als die ausgebildeten Völker der alten Welt, (indem die ſchaffende Kraft in der Geſchichte, wie in der Natur ſich zurückzieht in das Innere ihrer Erzeugniſſe, wo ſie entwickelnd eine neue höhere Welt aufſchließen will,) dennoch das Erfriſchende der Geſchichte, und den Keim aller fröhlichen Entwickelung enthielten, aber nur, durch einen Hauch von oben, geweiht durch das Chriſtenthum, zu entfalten vermochten, haben wir in einer eigenen Schrift (über die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden), ſo weit, wie unſere beſchränkte geſchichtliche Einſicht erlaubte, geſchichtlich nachzuweiſen geſucht, überzeugt, daß ein Anderer, deſſen gründlichere Forſchung ihm einen tiefern Blick in die Ereigniſſe der Vergangenheit eröffnet, eine vollendetere Darſtellung würde geben können. Aber gewiß, daß wir der heiligſten Wahrheit nahe traten, wagten wir mit Zuverſicht einen Verſuch, der manche Lücken laſſen, aber nie völlig irreleiten konnte. Was wir dort als keimende Hoffnung fröhlich begrüßten, wollen wir hier als inneres Princip der Gegenwart deutlicher hervorheben, und anſtatt uns in das unermeßliche Feld allgemeiner Begriffe zu verlieren, die grenzenlos das Grenzenloſe ſuchen, wollen wir in der ſtillen Heimath der Familie betrachtend verweilen, überzeugt, daß, wo wahres Leben iſt, es uns nicht theilweiſe, ſondern ganz von einem jeden Punkte aus entgegentreten muß.

Indem wir nun die bürgerliche Freiheit in ihrer wahren Heimath aufſuchen, nicht als Zweck durch fremde Mittel, vielmehr als das einzige Wahre, an ſich Seyende im Staate, werden wir das Bild freilich, abgeſondert von jedem Schatten des Irrthums und der Bosheit entwerfen, alſo nicht, wie es erſcheint, vielmehr das Seyn in den Schein hervorheben, ohne daß wir hoffen dürfen, jenem ſo oft gehörten, aber deßwegen nicht weniger thörichten, ja, vernünftig betrachtet, widerſinnigen Einwurfe, daß ein ſolches Bild, weil es in ſeiner Reinheit niemals erſcheint, keine Wirklichkeit habe, zu entgehen; ein Einwurf, den wir zwar hinlänglich im Anfange unſerer Schrift abgewieſen haben, doch ohne daß es uns viel geholfen hat. Auch werden wir uns denjenigen, die uns dort nicht gefaßt haben, hier nicht begreiflich machen können, ſelbſt wenn wir fragen: ob eine reine Darſtellung des Sittlichen in der Ethik, oder des Frommen und dem Heiland ganz Ergebenen in der Religion deßwegen etwas Thörichtes wäre, weil wir es niemals erringen können?

Indem wir dieſe Darſtellung wagen, müſſen wir auf die Schranken derſelben aufmerkſam machen. Sie muß allmählig und nach einander entſtehen laſſen, was zugleich iſt, und wir müſſen den Leſern zutrauen, dasjenige, was erſt ſpäter dargeſtellt wird, vorahnend zu ſchauen.

Wir verſetzen uns in die Mitte einer bürgerlichen Familie, um in der unmittelbaren Nähe, als ſchon da ſeyend, wenn auch nicht in ſeiner fröhlichen und gerundeten Geſtalt entwickelt, das Weſen der bürgerlichen Freiheit zu ſchauen, nicht aber, um ſie, von verworrenen Gedanken und allgemeinen Begriffen irregeleitet, als einen fernen Zweck, durch irdiſche Mittel zu erreichen, zu betrachten.

Daß die Mäßigung, die ſtille Ordnung, die Sorgfalt, die auf den Unterricht der Kinder verwandt wird, die genügſame Beſchränkung des Lebens auf einen beſtimmten Punkt, der Kern aller häuslichen Freude, die fortdauernde Quelle eines ungetrübten Genuſſes, nur als Blüthe und Frucht der Frömmigkeit gedacht werden kann, wollen wir nicht erſt beweiſen. Wer daran zweifeln könnte, müßte entweder die Religion mit leerer Andacht und unthätiger Frömmelei verwechſeln, oder ihre tiefe Bedeutung im Leben überhaupt läugnen, beide aber in ihren Anſichten des Lebens, des irdiſchen Daſeyns und ſeiner religiöſen Bedeutung ſo durchaus von uns abweichen, daß wir ſie für unſere Anſicht zu gewinnen keineswegs hoffen dürfen. Eine ſolche Familie ſteht aber nicht für ſich, ſie iſt ein lebendiges Glied der Geſellſchaft, und es iſt unzweifelbar, daß es Zeiten gibt, welche auch der Frömmſte, der die irdiſchen Güter keineswegs überſchätzt, als unglückliche, trübe, verwirrende, von ſolchen unterſcheidet, in welchen eine gütige Gottheit das Werk ſeiner Hände ſegnet, ihm die ſtille Zuverſicht des Daſeyns gönnt, die als ſicherer Grund und Boden ſeiner Thätigkeit alle Tugenden des beſchränkten Lebens ohne große Kämpfe und Verſuchungen gedeihen läßt. Wie iſt es möglich zu verkennen, daß die göttliche Veranſtaltung, welche den Glauben unterſtützt, und den ſtillen Frieden in dem Kreiſe der Familie erhält, eben der Staat iſt? Daher werden dieſe Tugenden, wie ſie in einer Rückſicht aus der Religion hervorblühen, in einer andern Rückſicht mit Recht bürgerliche Tugenden genannt. Sie gedeihen nur, in ſo fern der Familienvater ein wahrer Bürger iſt, und ſchon der erſte Anfang der Betrachtung beweiſ't uns, daß alles Heitere, wahrhaft Glückliche, Segen bringende im Leben wurzelt, im Staate, als einem Ganzen, daß er die mannichfaltigen Verſuchungen, die das ruhige Gemüth in den Strudel der Verwirrung hineintreiben, durch die Verwirrung im Ganzen auf einen jeden Punkt hindrängen kann, daß die Widerſprüche, in welche er ſich verwickelt hat, ihre zerſtörende Wirkung bis in den engſten Kreis einer jeden Famile äußern, ſo wie ſeine naturgemäße Ordnung, die ruhige Schranke eines jeden Daſeyns erhält, damit wir die lebendige Verflechtung, die innige Verſchlingung aller Fäden des menſchlichen Daſeyns erkennen, klar einſehen mögen, daß wir nicht leben für uns, daß ein gemeinſames Leben uns nicht blos äußerlich für irdiſche Zwecke, ſondern auch innerlich, für das Höchſte, verbindet.

Bürger iſt der Familienvater durch ſein Geſchäft. Mag er, ſcheinbar durch Zufall, durch äußere Verhältniſſe veranlaßt worden ſeyn, eben dieſes und kein anderes zu wählen, dennoch können wir nur denjenigen — Bürger im wahren Sinne nennen, der in ſeinem Geſchäfte ſeine Freude findet, der es mit Neigung treibt, es als ſeiner Natur, ſeiner Eigenthümlichkeit entſprechend, erkennt. Die Liebe, die ſeine Thätigkeit belebt, iſt in ihm, und wo ſie ſich ungehemmt geſtalten kann, die Seele des Staats, wie ſie ſich in dem Bürger offenbart. Sein Werk iſt nicht blos

Mittel für äußere Zwecke, es iſt Selbſtzweck, nur durch dieſe Liebe iſt der Bürger frei. — Damit wir, ſo klar wie möglich, die Bedeutung der bürgerlichen Freiheit einſehen, wollen wir irgend ein beſtimmtes Geſchäft wählen. Willkührlich iſt nothwendig die Wahl, aber ein jeder willkührlich gewählter Punkt führt uns auf die nehmliche Weiſe zum Ganzen. Wir wählen abſichtlich nicht ein Geſchäft, welches jene höhern Güter des Geſchlechts, Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt, allgemeine Ordnung unmittelbar darſtellt, vielmehr ein ſolches, deſſen Beziehung auf beſtimmte ſchlechthin irdiſche Bedürfniſſe, denen abgeholfen werden ſoll, entſchieden ausgeſprochen iſt. Es ſey das Geſchäft die Zubereitung thieriſcher Häute. Ein jedes ſolches Gewerbe hat als lebendige Function eine doppelte Richtung. Es bildet einen beſtimmten aſſimilirenden Mittelpunkt für den Staat, indem irgend ein rohes Material in die Organiſation des lebendigen Vereins aufgenommen wird, und auf irgend eine Weiſe die lebendige Bedeutung des Ganzen hebt, und es bildet zugleich einen aſſimilirenden Mittelpunkt für die beſtimmte Familie, indem es aus dem Umkreiſe des Vereins die äußern Bedingungen des Daſeyns, die Glücksgüter das irdiſche Gedeihen der Familie fördert. Je ungehemmter dieſer Aſſimilationsprozeß vor ſich gehen kann, deſto heiterer iſt das Familienleben, deſto geſunder der Staat. Nun denke man jenes oben genannte Gewerbe. Der Bürger hat nicht das rohe Material, die Thiere, deren Häute er zubereiten ſoll, leben in den Wäldern, mehrere Häute muß er vielleicht aus dem Auslande erhalten. Dieſes Material ſoll ſich nun ſondern von den übrigen Naturproducten des Staats und des Auslandes, um, ſo viel wie möglich, ungehemmt, ungeſtört, wie durch immer engere concentriſche Kreiſe dem aſſimilirenden Mittelpunkte zuzuſtrömen. Aber der Bürger ſteht nicht allein, mit ihm gemeinſchaftlich treiben Viele daſſelbe Gewerbe.

Getrennt von einander werden ihre Bemühungen, das Material ihres Gewerbes zu erhalten, ſich hemmend durchkreuzen. Eine ſolche Verbindung iſt freilich nicht die erſte, der Zeit nach, vielmehr iſt ſie ohne eine ähnliche Verbindung aller übrigen verſchiedenen Gewerbe, ohne eine Verbindung der Gewerbe unter einander, ohne eine lebendige Ordnung des Staats gar nicht denkbar, ja ſo weit, als das äußerlich ſondernde und innerlich verbindende Princip im Ganzen gediehen iſt, zeigt es ſich auch auf einem jeden Punkte, und wir behaupten ohne Bedenken, daß derjenige wahrhaft Einſichtsvolle, wenn es möglich wäre, daß es einen ſolchen in der hier geforderten Vollendung gäbe, der im Stande wäre, alle Glieder des organiſchen Lebens zu durchſchauen, aus der Art und der Intenſität der Verwirrung in einer bürgerlichen Verbindung die Art und die Stärke der Krankheit im Ganzen beurtheilen würde. Iſt dieſe Verbindung aber auch nicht die erſte der Zeit nach, ſo iſt ſie es doch für die Betrachtung; indem ſie diejenigen verbindet, die einerlei Geſchäft treiben, grenzt ſie ganz nahe an die Familie, und, wo ſie wahrhaft lebendig und thätig iſt, wird ihre Ordnung, die religiöſe Geſinnung, die in ihr herrſcht, auch ihren Einfluß auf die Familie äußern. Dieſe Verbindung (die Corporation) entdeckt die Hemmungen, die dem Zuſtrahlen des rohen Materials entgegenſtehen, ſie allein kann dieſe Hemmungen von innen heraus erkennen, aber nicht heben. Gehoben ſind nur diejenigen Störungen, die aus den ſich durchkreuzenden Beſtrebungen vereinzelter Bürger entſpringen. Das größere Ganze kann allein, durch irgend ein Organ, die Hemmungen heben, aber erkannt können ſie nur werden durch die Corporation, die als eine ſolche vom Staate anerkannt werden muß. Durch dieſe Verbindung erleichtert in ſeinem Bemühen, das rohe Material (hier die thieriſchen Häute) zu erhalten, unterſtützt von jenem Organ des Staats, welches die erkannten Hemmungen zu überwinden ſtrebt, ſoll er nun betrachtet werden, in der Mitte ſeines eigentlichen Geſchäfts, bei der kunſtgerechten Verfertigung des Leders. Hier wird der wahre Bürger nun nicht blos nach todter Ueberlieferung ſein Product verfertigen, es zeigt ſich ihm eine mögliche Vervollkommnung, und, wie die überwundene Hemmung ihm das Material mit immer größerer Leichtigkeit aus einem immer weitern Umkreiſe zuführt, welche Steigerung dargeſtellt wird durch eine eigenthümliche Function des Staats, die von dem entfernteſten Umkreiſe unzählige Producte aus allen Gegenden zuführt, deren jedes, je geordneter die Corporationen durch ihre eigne, anerkannte Einſicht von innen heraus und durch die ihr entgegentretende allgemeine Gewalt, in ihrer Art ſind, deſto reinlicher geſondert ein Jedes ſeinen aſſimilirenden Punkt ſucht und findet, entfaltet ſich auch hier eine innere Progreſſion für die Zeit, deren unmittelbare Unendlichkeit durch die Wiſſenſchaft und durch die Kunſt dargeſtellt wird. Es gibt wenige bürgerliche Gewerbe, die nicht auf irgend eine Weiſe mit irgend einer Wiſſenſchaft, oder mit der bildenden Kunſt in einer beſtimmten Beziehung ſtänden. Die Corporation z. B., die wir hier in ihrem Geſchäfte betrachten, ſoll nicht Handelskenntniſſe im ausgedehnteſten Sinne beſitzen, aber dennoch muß ſie den Handelszweig kennen, der ihr unentbehrlich iſt, muß von ihrem Standpunkte aus eine klare Ueberſicht über das Verhältniß dieſes Handelszweiges zu den nahe verwandten haben, wenn ſie die Natur der Hemmungen beurtheilen will. So ſoll ſie auch nicht gelehrte oder künſtleriſche Bildung im weiteſten Sinne beſitzen, aber dennoch muß ſie, hier z. B., mit demjenigen Zweige der Chemie, der weſentlich in ihr Gewerbe einſchlägt, wohl bekannt ſeyn, muß den allgemeinen wiſſenſchaftlichen Sinn beſitzen, der mit Aufmerkſamkeit und lebendiger Theilnahme auf die Entdeckungen der Naturforſcher lauſcht, die für ſie wichtig ſeyn könnten, und wie die Anordnungen der Adminiſtration erſt dann eine Bedeutung erhalten, wenn ſie die Corporation anerkennt, und den Kreis ihrer Einſicht achtet, dieſe aber dann erſt mit Vertrauen die Anordnungen anerkennen wird, wie die Corporation der Kaufherrn erſt dann mit Erfolg das beſtimmte Product, als einen Handelszweig, benutzen kann, wenn ſie die Corporation, die es braucht, in ihrer Eigenthümlichkeit zu ſchätzen weiß, ſo wird auch der Naturforſcher von ihr lernen, wenn der Sinn der Corporation ausgebildet iſt, und Staat, Handel, Wiſſenſchaft und jegliches Gewerbe ſich wechſelſeitig kennen, im gemeinſamen Einverſtändniſſe ſich die Hände bieten. Die Vervollkommnung des Products durch die Corporation, ohne gelehrte Kenntniß, aber mit wiſſenſchaftlichem oder künſtleriſchem Sinne, iſt das, was wir eine Schule nennen, die, wo ſie aus einer lebendigen Vereinigung entſteht, allein im Stande iſt, jene Freude an dem Geſchäfte zu erzeugen, die wir als die eigentliche Bedeutung der bürgerlichen Freiheit bezeichnet haben, jene ſchöne Liebe, deren hoher und bedeutender Werth für die religiöſe und ſittliche Bildung, für das Familienleben, wie für den Staat, denjenigen, die fortdauernd an allgemeine Principien feſtgezaubert ſind, nur zu ſehr verborgen bleibt.

Die dritte Richtung jener Thätigkeit, die ohne eine Corporation in ihrer naturgemäßen Ordnung nicht Statt finden kann, iſt diejenige von dem Mittelpunkte nach dem Umkreiſe, die Aſſimilation in ihrem größten Umfange. Wie, in immer engern Kreiſen, in beſtimmter Abſonderung und ohne Störung, die rohen Naturproducte einem jeden aſſimilirenden Punkte zueilen, je beſtimmter und entſchiedener das organiſche Gebilde geſondert iſt, in deſto mehr eigenthümlicher, lebendiger Form; ſo iſt auch jene Ausſtrahlung, jene wellenförmige Erweiterung der mannichfaltigen Kreiſe nach allen Richtungen, ohne wechſelſeitige Störung nur möglich durch einen ſolchen Punkt. Auch hier kann die Einſicht von dem, was ſtörend hervortritt, nur von innen heraus Statt finden; die Entfernung der Störungen durch die allgemeine Gewalt, die aber nie im Sinne der Corporation thätig ſeyn kann, wenn ſie nicht in einer innern urſprünglichen Einheit mit ihr gedacht wird. Wie die Töne in der Muſik kreiſend die Luft durchſtrömen, ohne ſich zu hindern, in räthſelhafter Verſchlingung des Eigenthümlichen ſich wechſelſeitig beſtätigen und durchdringen, und harmoniſch ein jedes Ohr treffen; ſo kann nur jene Reinheit des Eigenthümlichen im Leben die vollſtändige Harmonie des Staats erzeugen. So weit, als dieſe Reinheit gedeiht, ſo weit reicht auch die geſetzmäßige Zuverſicht des Bürgers, die Verſuchungen der Selbſtſucht, des vereinzelten Daſeyns, verlieren ſich in einem gemeinſamen Streben, welches, durch eine natürliche Verbindung aufgeregt, das Gemeinſame in immer weitern Kreiſen ſucht, bis es in dem geſchloſſenen großen Kreiſe des Staats allein ſeine Befriedigung findet. Die ſtrenge Ordnung der bürgerlichen Schule, das nächſte Geſetz ſeines Lebens, welches dem Geſchäfte des Bürgers eingebildet iſt, wirkt nach dem Innern der Familie, erhält hier ſtrenge Zucht, genügſame Beſchränkung. Nicht blos auf das Geſchäft wirkt der Staat thätig ein, ſo daß ſeine Verfaſſung hemmend oder ſtörend, ordnend oder verwirrend erſcheint, auch das Heiligſte der Familie, die Bildung der Kinder kann ſeiner Gewalt nicht entgehen. Wäre er ein Fremdes, wer gäbe ihm das Recht, das Heiligthum der Entwickelung für ſich zu gewinnen? Der Unterricht wird durch den Staat geleitet. Könnt ihr den Unterricht auch von der Religion trennen? Wagt ihr die Behauptung völlig conſequent, daß die Bildung, in ſo fern ſie vom Staate ausgeht, lediglich ſich auf irdiſche Zwecke bezieht? Vermögt ihr die Grenzen des religiöſen und bürgerlichen Unterrichts ſo beſtimmt zu fixiren, daß beide, wie in verſchiedenen Welten eingeſchloſſen, von einander getrennt werden? Es gibt kaum irgend ein bürgerliches Gewerbe, in welches nicht ein verſchloſſenes Naturgeheimniß hineinſpielt. Je reinlicher die Corporation in ſelbſtſtändiger Anmuth ſich geſtalten kann, deſto mehr wird der Sinn für die geheimnißvolle Tiefe des Geſchäfts geſtärkt, eine innere Unendlichkeit quillt ſegenreich aus einem jeden Product hervor und der Menſch lernt, daß ſelbſt dasjenige, wovon er oberflächlich ſchauend, meint, es ſey nur da, um ſeinen irdiſchen Bedürfniſſen, ſeiner Sinnlichkeit und Eitelkeit zu dienen, auf eine höhere Welt hinweiſ't und dieſe aufzuſchließen vermag. Dieſer Sinn, von einer jeden Corporation ausgehend, verherrlicht das ganze Leben, verdrängt, in ſeiner großartigen Ordnung, die allgemeine Noth, macht die natürlichſte aller Verbindungen wahrhaft religiös, und erzeugt die fröhlichen Feſte, die nicht erſonnen ſind, ſondern friſch und natürlich aus der innerſten Mitte des Lebens hervorquellen, ſeine ſchönſten, farbigen, duftenden Blüthen. Wohl iſt es gewiß, daß ſie verwelken, wie alles Irdiſche, wer aber treu war, als ihm das Kleine übertragen ward, dem wird das Größere anvertrauet, wenn er hineingeht in die Freude des Himmels. Einem in dieſem Sinne freien Bürger iſt nothwendig der Staat Alles, er kennt kein Opfer, denn der Begriff des Opfers iſt das Anerkennen, daß wir einem fremden Geſetze unterworfen ſind. Freiheit und Liebe ſind eins in ſich, ſind für ſich eins, und ganz und ungetheilt in jeder Richtung. Die Ehe iſt eine irdiſche Verbindung, ihr Glück iſt vergänglich, und der Tod trennt, was die Liebe ewig erhalten möchte. Nehmt ihr die religiöſe Bedeutung aus der Ehe, die Ewigkeit der Liebe, ſo hebt ihr ſie auf, was übrig bleibt, hat keinen Werth. Sollen wir die religiöſe Bedeutung verdrängen, weil ſie ſo ſelten, ja kaum jemals in völliger Reinheit erſcheint? Der wahre Familienvater lebt für die Familie und für den Staat auf gleiche Weiſe, ſeine Liebe zum Staate wird nie mit derjenigen für ſeine Familie in Widerſpruch kommen. Liebt die Frau ihren Mann weniger, die ſich in Wellen ſtürzt, um das Kind zu retten? diejenige beide weniger, die Mann und Sohn nicht abhält, rein großartig ermuntert, einen bedenklichen Kampf zu wagen, wo äußere oder innere Gefahren dem Staate drohen? Fühlt ſie nicht, daß da, wo der Mann Bürger iſt, auch ſie dem Staate nicht theilweiſe, ſondern ganz zugehört? Ihr geſteht, daß die Ehe geheiligt iſt durch die Religion; darf ſie ihr Höchſtes und Heiligſtes, ihre Liebe opfern, um irdiſche Zwecke zu erreichen? Wäre der Staat nicht ganz und durchaus im Innerſten ein religiöſes Inſtitut — von Gott — ſo wäre, was wir bewundern, unnennbarer Frevel. Wir aber erkennen in demjenigen Sinne, der in verworrenen Zeiten Alles wagt, den nehmlichen, der in ruhigen Alles erhält. Irdiſche Zwecke haben keinen Werth, keine Haltung in ſich, ſie ſuchen vergebens den Frieden, der ſie ewig flieht; ſie finden keine genügende Form. Alles Leben aber, welches keimt und blüht durch eine Kraft nach oben, ſcheuet den Tod nicht, denn er iſt ſelbſt nur Entwickelung, und findet eben in dem Tode das höchſte Leben. Derjenige, der ſich von dem Staate trennt, weil er in ihm nur Verwirrung findet und irdiſche Zwecke, iſt demjenigen zu vergleichen, der die Freundſchaft flieht, weil er an keine glaubt, und die Liebe, weil er ſie nicht kennt. Wer den Staat nur äußerlich braucht, iſt ein Frevler, wie derjenige, der Freundſchaft und Liebe heuchelt, um irdiſche Zwecke zu erreichen. Wo aber dasjenige, was mich dem Staate verbindet, mein

Stand, mein Geſchäft, die natürliche Verbindung mit denen, die mit mir das nehmliche Geſchäft theilen, meine Liebe geworden, da iſt dieſe meine Stellung meine Welt, geſchloſſen in ſich, aber innerlich eins mit dem Ganzen, da iſt die Familie mein bürgerlicher Leib, ich, als Mann, das Gehirn, das Weib das Herz dieſer in ſich gerundeten Organiſation, da ſind Erziehung und Unterricht eins, die geſunde Geburt aus dieſem erweiterten Leibe in die größere Welt, da bin ich ſouverain, wie der König, und wahrhaft frei.

Iſt nun dieſe Freiheit, die auf einem jeden Punkte eine Unendlichkeit aufſchließt, die mit der Heiligkeit der Ehe auf's innigſte verknüpft iſt, die Stätte, aus welcher die ſichere Klarheit, das Geſetz des Lebens, die Ordnung, die Mäßigkeit, die Strenge, jedwede Tugend und alle Liebe hervorquillt, die wie eine heitere Sonne hervortritt, wo ein gütiges Geſchick die Bildung des Staats ſo ordnet, daß ſie ungeſtört ſich äußern kann, iſt ſie die bürgerliche Freiheit oder nicht? Wenn ihr dieſe zum Zwecke des Staats macht, dann blickt ſie nicht in unbeſtimmter Ferne an, ſagt uns was ihr wollt, wenn ihr Einrichtungen und äußere Mittel benutzt. Denn, wer irdiſch etwas erreichen will, muß vor allen Dingen ſeinen Zweck kennen, innerlich überſchauen und beſtimmen.

Kein Volk hat dieſen innern, wahrhaft religiöſen Sinn der bürgerlichen Corporationen ſo tief gefaßt, wie das deutſche. Als aber das trennende Bewußtſeyn vorwaltete, bildete ſich dieſes, ſowohl in der Wiſſenſchaft, als im Leben, als ein Allgemeines, dem Beſondern gegenüber. Das Beſondere, aus welchem das geiſtige Band verſchwanden war, ſchrumpfte in ſich zuſammen, und das trennende Bewußtſeyn, welches nur in der Trennung und äußern

Beziehung thätig ſeyn kann, könnte freilich nicht begreifen, daß die Bedeutungsloſigkeit der Corporation eben Folge dieſer Trennung war. Es glaubte vielmehr, daß ſie als ſolche, als Formen, ihre Bedeutung verloren hatten. So wurden die Zünfte aufgehoben. Das Princip, welches die Zünfte aufhob, mußte freilich, in ſeiner Conſequenz, eine jede Verbindung des Gleichartigen im Staate zu einem eigenthümlichen Gebilde aufheben. Auch iſt dieſes, dem Weſen nach, wirklich geſchehen; denn ein jedes Princip, welches eine geſchichtliche Bedeutung erhält, ſteht nicht mehr in der Willkühr der Menſchen, unaufhaltſam waltet es in ſeiner eiſernen Conſequenz, und wirkt nach einem Naturgeſetz fort, wenn nicht ein allgemeines belebendes Princip ſeiner auflöſenden Thätigkeit Grenzen ſetzt. Und in Nichts kann der Menſch die Schranken ſeiner irdiſchen Wirkſamkeit ſo deutlich erkennen, als wenn er, auch ausgerüſtet mit der höchſten Gewalt, dem fortſchreitenden Ganzen entgegenwirken will. Der Adel, die Univerſitäten ſind ſo bedeutungslos geworden, wie die Zünfte. Die zerſtörenden Wirkungen dieſer Trennung konnten nicht ausbleiben. Der Bürger ſteht völlig vereinzelt da, dem ihm fremden Staate preisgegeben, den er nur durch die Abgaben und Strafen kennen lernt, die wahre Heimath, in und mit welcher er ſich heimiſch fühlte, iſt zerſtört, und da der Staat ſich als ein Mittel gibt, ſo behandelt ihn der Bürger auch ſo. Die aus ihrer natürlichen Ordnung geriſſenen Richtungen durchkreuzen und hemmen ſich allenthalben, und die Behörden, emſig bemüht, die endloſe Verwirrung zu heben, verwickeln ſich immer tiefer, immer furchtbarer in unauflösliche Widerſprüche. Wie das Leben, verwirren ſich die Gedanken unter einander, Keiner kennt ſeine Stelle, nichts ſteht feſt, in ſich begründet, alle Eigenthümlichkeit iſt dem Staate fremd geworden, weil er einen Zweck erreichen will, und die Eigenthümlichkeit kein Zweck ſeyn kann. In dieſem Schwanken kann der Glaube keinen feſten Grund finden, die Liebe keine Stätte, der Schatten wirft ſich in die Familien hinein, das wechſelſeitige Vertrauen verſchwindet immer mehr, ſelbſt der Beſitz hat ſeine Bedeutung verloren, und wie ein verzaubertes Geſpenſt klappert der hohle Staat mit dem dürren Metalle, welches, in Zahlen erſtarrt, alles Leben von der lichten Sonne weggewandt in den finſtern Schooß der Schwere feſtbannt.

Verhielte es ſich völlig ſo, dann wäre freilich alle Hoffnung verloren. Aber dieſes iſt keinesweges der Fall. Die Geſchichte iſt ewig ihrem Weſen nach, und durch das Chriſtenthum haben wir die Verheißung, daß der Keim der höheren Entwickelung, die unſichtbare Kirche, unwandelbar bleiben ſoll, wie groß und furchtbar auch die Gewalt der Abweichungen erſcheinen mag. Der Sinn für die Corporationen iſt nicht erloſchen; was der wilde Geiſt der Zeit ſchonen mußte, hat noch immer den Keim des Lebens in ſich erhalten; ja geläutert, gereinigt, mehr dem allgemeinen eingebildet, wird die verdrängte Form ſich wieder heben. Endlich wird das allgemeine Mißtrauen verſchwinden, ein Jeder ſehnt ſich von der wüſten, leeren Brandſtätte, wo wir, nach fremden Schätzen ſinnlos ſtrebend, die eigenen vergaßen, nach dem eigenen Heerde, man lernt allmählig, daß die allgemeine Formel für ein Staatsleben keinem Sterblichen gegeben iſt, und indem man Gott die allgemeine Leitung des Ganzen überläßt, die Einheit des Staats mit der Kirche anerkennt, wird ein Jeder ſeine eigenthümliche Stelle einnehmen, auch der König. Man wird einſehen, daß ein Jeder nur in ſeiner Eigenthümlichkeit, als ein Beſonderes, allgemein, unbedingt, frei ſeyn kann. Auch das Sonnenlicht iſt nicht das Licht an ſich, es iſt ein eigenthümlicher Widerſchein des ewigen Lichts, um welches alle Syſteme bis ins Unendliche kreiſen, und welches ſich auf gleiche Weiſe in der verſchloſſenen Tiefe eines jeden Lebens verbirgt. Was die Zeit fordert, iſt ja nicht eine neue Zauberformel, man hat das Zutrauen zu Allen verloren, ja das allgemeine Mißtrauen, der herrſchende Verdacht, iſt ſelber für denjenigen, der einen ruhig betrachtenden Blick in einer bewegten Zeit feſtzuhalten vermag, eine hoffnungsvolle Vorbereitung. Deßwegen trauen die Mächtigen dem Volke nicht, weil ſie fürchten, es werde das Volk von allgemeinen Begriffen irregeleitet, die mit irdiſcher Willkühr dasjenige ordnen wollen, was nur in Gottes Hand ſteht; aus dem nehmlichen Grunde aber entſpringt das Mißtrauen des Volks gegen die Mächtigen. Sie ſind alſo, ſelbſt in den Ländern, wo der Streit am wildeſten geführt wird, einig, und was die Trennung erhält, iſt der wechſelſeitige Irrthum. Aber alle Zeichen deuten auf eine nahe liegende Zerſtreuung der gefährlichen Täuſchung. Wie theuer wir das Glück des wechſelſeitigen Verſtändniſſes erkaufen müſſen, hängt von der Größe der allſeitigen Verſchuldigung ab, die nur Gott kennt.

Die bürgerlichen Corporationen, wenn ſie, wie wir hoffen, ſich ſelbſtſtändig ausbilden, und von dem Staat ein ihrer eigenthümlichen freien Form erkannt werden, können indeſſen keineswegs als eigne, eigenthümliche Organe des Staats angeſehen werden, ihre Thätigkeit, eben weil ſie eine ſchlechthin beſondere iſt, kann nur durch eine höhere Einheit jene Allgemeinheit erhalten, die erfordert wird, wenn ſie als ſelbſtſtändige Aeußerung des Lebens überhaupt erſcheinen ſoll. Sie verhalten ſich zu dieſen Organen, wie das organiſche Gewebe, die elementariſchen Gebilde des thieriſchen Leibes, wie ſeröſe und Schleimhäute mit ihren ſecernirenden Drüſen, die musculöſen Häute, wie die Muskeln u. ſ. w. Dieſe haben eine eigenthümliche Form, ja eigenthümliche Functionen, ſie haben einen verborgenen Zuſammenhang, eine Sympathie, die ſich in den Krankheiten deutlich genug ausſpricht, aber die eigentlichen, wahren Organe allgemeiner Functionen, wie die der Verdauung, des Athmens, erhalten ihre beſtimmte Bedeutung durch eine eigenthümliche Einheit dieſer Gewebe, die hier ſo, dort anders gegeben iſt, und nur durch dieſe Einheit erhält das Organ eine höhere, wahrhaft repräſentative Bedeutung. Eine ſolche Einheit der Corporationen nennen wir einen Stand, und nur Stände können repräſentiren. Es iſt indeſſen nicht nothwendig, daß die Stände aus Corporationen beſtehen, dann nehmlich nicht, wenn die Thätigkeit ſelber, wie die ſtille vegetative Reproduction des thieriſchen Leibes, ein allgemeines Gepräge hat. Durch die Vereinigung aus ſolchen Corporationen unterſcheidet ſich der Bürgerſtand, im engern Sinne, von dem Bauernſtande. Daß dieſer, durch ſein Geſchäft, unmittelbar an die Religion gewieſen, ſeine Vereinigung am natürlichſten in Gemeinden findet, wird ein Jeder geſtehen, der dasjenige, was wir über die Idee des Bauernſtandes im erſten Theile geſagt haben, mit Nachdenken erwogen hat. Aber auch die Vereinigung der Corporationen iſt, ihrem tiefſten Sinne nach, eine religiöſe, weil ja eine jede Corporation ſelbſt, wie eine jede Familie, durch ein inwohnendes religiöſes Princip ihre Bedeutung erhält. Zwar können die Corporationen, als ſolche, nicht repräſentiren, wohl aber können, ja müſſen ſie auf irgend eine Weiſe, als Geſammtheit, thätig ſeyn. Seit es allgemein von einem Jeden, der eine Stimme über die allgemeinen Angelegenheiten zu haben verdient, anerkannt iſt, daß eine Monarchie mit Repräſentation die Form des Staats iſt, die die Zeit, ihrer höchſten Bedeutung nach, fordert, war die größte Schwierigkeit nicht die, wie durch einen Wahlverein die

Repräſentanten entſtehen könnten, vielmehr die, wie dieſer Wahlverein ſelber entſtehen könne. Die Entſtehung des Wahlvereins iſt aber der erſte Schritt des Volks zu einer allgemeinen freien Vereinigung. Das Bewußtſeyn, wenn auch nur mittelbar, bei der Bildung der Repräſentation thätig zu ſeyn, iſt wichtiger, als der gewöhnliche Staatskünſtler zu ahnden ſcheint. Ein Wahlverein, der lebendig aus dem Innerſten des Volks herauswächſt, der in den Herzen aller Bürger wurzelt, iſt eine wahre Blüthe der Nation, eine geſunde Pflanze, die reife Früchte verſpricht. Man hat dieſe Anſicht feſtgehalten, aber auf eine ſchiefe Weiſe, indem man glaubte, daß ein jeder einzelne Bürger, als ſolcher, thätig ſeyn müßte bei dem Wählen der Wähler. Da dieſes nicht möglich iſt, ſo ward der Beſitz als eine nothwendige Bedingung betrachtet, und man ſtritt ſich nur über die relative Größe des erforderlichen Beſitzes. Ein Streit, der ſich nie anders, als willkührlich ſchlichten läßt. Die Abgaben, die ein Bürger an den Staat entrichtet, ſind eben ſo gewiß ein willkührliches Maaß, und enthalten nichts Eigenthümliches. Ja, warum ſollen wir läugnen, daß wir einer Zeit entgegenſehen, in welcher dieſe Abgaben ſelbſt als ein natürlicher Erguß einer jeden Corporation erſcheinen werden, daß ſie, wie ſie von den höchſten Behörden beſtimmt, durch die Stände genehmigt ſind, in den verſchiedenen Städten, wie auf dem Lande, an die verſchiedenen Corporationen vertheilt werden, ſo daß es dieſen, die nie iſolirt, vielmehr geleitet ſind durch ein allgemeines Band ſolcher adminiſtrativen Behörden, die das ſchöne Gleichgewicht der Kräfte erhalten, ohne die eigenthümliche Freiheit zu beſchränken, frei ſteht, durch eine eigne Uebereinkunft die Abgaben unter ſich zu vertheilen. So wäre, wie die Corporation ein Gemeinſchaftliches, ihre Thätigkeit in ſich eine geſchloſſene, auch die wahre lebendige That, durch welche ihr Geſchäft zur Erhaltung des

Ganzen wirkte, eine eigenthümliche. Der Einzelne iſt immer ſelbſtſüchtig, das Gefühl der Vereinzelung erregt nothwendig die Selbſtſucht, und es iſt nie zu erwarten, daß irgend ein Beſitz, als ſolcher, den Eigennutz zurückdrängen ſoll. Das Gefühl inniger Vereinigung tödtet die Selbſtſucht, und der Stolz einer blühenden Corporation würde ſich gewiß dadurch zeigen, daß ſie vorzüglich als ein Stützpunkt des Staats erſchiene; ein Stolz, der, wenn er aus der Vereinigung entſpringt, wie die Geſchichte zu jeder Zeit lehrt, das Größte und Herrlichſte zu erzeugen vermochte. Auch würde dieſe Art, die Abgaben zu heben, die Aufmerkſamkeit der adminiſtrativen Behörden, wie der Repräſentanten, unmittelbar auf die Corporationen, auf ihre Lage richten; die Krankheit des Staats, die nie aufhört, würde nicht, als eine allgemeine Erlahmung, durch allgemeine Mittel zu heilen, vielmehr zu jeder Zeit als eine ſpecifiſche erſcheinen, und die Natur der Stockung die eigenthümlichen Mittel naturgemäß beſtimmen. Zwar kennen wir die Schranken unſerer Kenntniß, wagen nicht zu beſtimmen, in wie fern eine ſolche Art, die Abgaben zu heben, die mehr als alles die bloße irdiſche Perſönlichkeit, wie ſie durch den vereinzelten Beſitz hervortritt, in die höhere Region einer lebendigen Eigenthümlichkeit verſenken würde, jetzt ausführbar iſt oder nicht; aber wir wollen eine Conſequenz unſerer Anſicht nicht verheimlichen, vielmehr redlich aufdecken. Und als eine ſolche wird, was wir behaupten, dem Nachdenkenden von ſelbſt erſcheinen.

Wo die Abgaben, wie ſie von den einzelnen Perſonen erhoben werden, als Maaß des Beſitzes erſcheinen, dieſes das Recht gibt, zur Bildung der Wahlvereine thätig mitzuwirken, da iſt entweder dieſes Maaß ſehr geringe geſetzt, dann iſt die willkührliche Gewalt des Beſitzers, dann ſind die Beſtechungen mit allen ihren traurigen Folgen nicht abzuwehren, dann entſtehen jene lärmenden Volksverſammlungen, die, wenn ſie auch dem Staate nicht, wie man mehr wie billig fürchtet, Gefahr drohen, doch eine beſtändige krankhafte Spannung unterhalten, und die innere Schwäche des Princips dem beſonnenen Bürger auf eine unerfreuliche Weiſe immer von neuem aufdecken. Oder das Maaß des erforderlichen Beſitzes ſchließt die Armuth aus, dann hat abermals der Beſitz einen abſoluten Werth, der ihm nicht gebührt; der einzelne Beſitzer, mit aller Selbſtſucht des Beſitzes, tritt als ſolcher ohne ein inneres Leben in ein lebendiges Verhältniß zum Staate, und da der wechſelnde Geldwerth die Beſtimmung ſelber ſchwankend macht, ſo daß derjenige, der zu einer Zeit für reich galt, zu einer andern Zeit für arm gelten kann, ſo muß die willkührliche Beſtimmung immer von neuem, und immer wieder willkührlich geändert werden, und ein feſtes Princip fehlt auf alle Weiſe.

Denken wir uns nun, wozu die ſchönen Verſprechungen des Regenten, und trotz aller ſcheinbaren Mißverſtändniſſe auch die herrſchende Geſinnung des Volks berechtigt, daß die Repräſentation, die allſeitige bürgerliche Freiheit, geleitet von oben, ohne jene gefährliche Kriſe, die verwirrende Parteien von allen Seiten nährt, und durch welche eine wahre Conſtitution fortdauernd verzögert wird, auf eine geſunde Weiſe, die reife Frucht der Zeit, geboren wird; denken wir uns, daß ſie nicht theilweiſe entſteht, da dasjenige, was durch Theilung zum Vorſchein kommt, nicht das Leben, nicht die Freiheit genannt werden kann, ſondern auf eine wahrhaft organiſche Weiſe auf allen Punkten zugleich: würden dann mit der Repräſentation nicht zugleich die Corporationen ſich geſtalten? Aber eine Corporation, eine jede Gemeinde, die ihre eigenen Angelegenheiten naturgemäß ordnen darf, hat eine lebendige, eine moraliſche Perſönlichkeit. Selbſt in der durch die Unbilde der Zeit hervorgerufenen kümmerlichen Form, in welcher die Zünfte als Reſte einer ſchönern Vergangenheit übrig geblieben waren, herrſchte dennoch ein rechtlicher, ehrenfeſter Sinn in ihren Verſammlungen, und es ſcheint uns keinem Zweifel unterworfen, daß der Einfluß der Beſtechungen, die Verwirrungen leerer Begriffe, die verborgene Thätigkeit der Parteien ſich ſicherer brechen würden an dem geraden einfachen Sinne ſolcher Bürger, die eine wahre naturgemäße Heimath in einem lebendigen Staate gefunden haben, als an der zweideutigen Geſinnung einzelner Bürger, die keine andere Gewähr leiſten können für ihre Rechtlichkeit, als durch die Abgaben, die ſie entrichten. Wo die Corporationen aus ſich die Glieder des Wahlvereins erzeugen, würde der Fall nie eintreten, daß Verſammlungen und Vereinigungen ſich bildeten, die ſonſt, außer zu einem beſtimmten Zwecke, keine Bedeutung haben, Vereinigungen, in welchen die Anſichten von der jedesmaligen Lage des Staats ſich immer von neuem erzeugen müſſen, ein vorübergehendes Gebilde, welches durch Willkühr entſteht, und, unter welcher Form man ſich es denken mag, als eine nicht völlig geſunde Production der ſtillen Entwickelung betrachtet werden kann. Wenn man den Muth hat, die Corporationen in ſchöner eigenthümlicher Selbſtthätigkeit ſich bilden zu laſſen, wenn ſie, als organiſche Gebilde des Staats anerkannt ſind, wenn ſie wohlthätige Inſtitute für die Verarmten unter ſich nach alterthümlicher Weiſe errichten dürfen; dann lebten ſie in beſtändiger, lebendiger Verbindung mit dem Staate, und das Heraustreten eines gewählten Wählers aus ihrer Mitte wäre eine durchaus natürliche Function.

Betrachten wir die Schickſale der bürgerlichen Corporationen in Deutſchland. Sie haben ſich in den Städten im Gegenſatz gegen den Adel gebildet. Wie hoch wir auch den alten ritterlichen, den ſchönen ehrenfeſten bürgerlichen Sinn jener Tage ſchätzen mögen — und wahrlich wir ſchätzen ihn ſehr hoch und haben deßwegen harte Vorwürfe dulden müſſen — dennoch müſſen wir geſtehen, daß dieſe Corporationen und der Adel in rohen Maſſen geſondert lagen, nicht organiſch in einander hineingebildet waren, daß ſie, auch innerlich geſondert, ſich nur im Kampfe gegen einander erhielten. Dieſer Kampf könnte nur geſchlichtet werden, eine tiefer gehende Befreiung aller Glieder des Staats (die der Bauern) nur gedeihen, indem eine höhere Gewalt ſich bildete, eine ſolche, die die Härten der ſich widerſtreitenden Maſſen überwand, und ein äußeres Gleichgewicht erzeugte. Aber dieſe Gewalt, die das Gepräge des ſchlechthin Allgemeinen über jedes Beſondere hervorragende trug, erzeugte zugleich den Begriff von einem allgemeinen Willen, der irdiſch erſchiene. Aber er kann nicht irdiſch erſcheinen, er iſt nur da, wo Freiheit und Nothwendigkeit zuſammenfallen in dem innerſten Gemüthe eines Jeden, und da, wo zugleich die Einheit Aller verſchloſſen ruht; er bezeichnet die geheime Stätte des göttlichen Willens. Dieſer Begriff, wie er einmal entſtanden war, führte die Völker irre. Gegen den allgemeinen Willen des Regenten erhob ſich der allgemeine Wille des Volks, und ein Jeder ward aus der ſtillen Heimath ſeiner beſondern Welt vertrieben, die er in allem Kampfe früherer Zeiten zu erhalten ſuchte. Geſtehen wir, daß dieſes verhängnißvolle Schickſal der Völker eine geheime Führung war. Enger und immer enger ſchnürte ſich das beſondere Leben ein, die Mitglieder der Corporationen ſind den einſeitig, in einer beſchränkten Umgebung gebildeten Menſchen ähnlich, die durch mancherlei Ereigniſſe aus der Heimath getrieben ſind. Eine unendliche Sehnſucht treibt ſie in der wüſten Welt herum, Bedürfniſſe, die ſie nicht kannten, Begierden, die ihnen fremde waren, erzeugen ſich, der häusliche Sinn iſt zurückgedrängt, und unſtät ſuchen ſie ein dunkel geahndetes Glück in der Ferne, bis die unbefriedigte Sehnſucht die alte ſtille Heimath wieder ſucht, und alle Fülle des aufgeſchloſſenen Lebens in ihr verbirgt. Ein Jeder ſehnt ſich nach Hauſe, aber Keiner getrauet ſich, den allgemeinen Kampfplatz leerer Begriffe zu verlaſſen, weil er nur ſicher iſt, wenn Alle den Streit aufgeben. Herrſchen will der Menſch, und das Beſtreben, das Glück Anderer nach eigenen Begriffen zu entwerfen, iſt die alte verführende Schlange, die fortdauernd ihre Stimme hören läßt, die Laocoons-Schlange, die ſich um Vater und Kinder ſchlingt, der Midgaards-Wurm, der das ganze Geſchlecht erſtarrend umwindet. Die Herrſchſucht übertünchen wir mit ſchlechten Moralien, und dünken uns groß, wenn wir aufhören, Menſchen zu ſeyn, vertrauend, ergeben, gläubig, unendlich innerhalb der Schranke, um für die Menſchheit zu leben. So entſtand der furchtbare Wohlfahrts-Ausſchuß, der noch immer drohend unter uns herum geht, und uns nie zur Ruhe kommen läßt. Nicht zum Bilden und Schaffen und Anordnen iſt dieſes Geſchlecht berufen, ſondern zum Entſagen, und daß das wechſelſeitige Entſagen alles Heil enthält und jede Hoffnung, muß den irdiſch Geſinnten furchtbar dünken, der Fromme ſieht aber eben darin die ſchwellende Knoſpe des Chriſtenthums. Das iſt das ſchwere Räthſel der Zeit, welches nur Gott löſen kann, der die Herzen beugt, und auf ihn vertrauen wir, indem wir die Zeichen der Zeit zu deuten wagen, nie auf einen Menſchen. Auf ihn, der den Keim des Lebens in die verſchloſſenen Tiefen der Natur verbarg, der durch Beſchränkung eine Unendlichkeit in ſegensreicher Fülle, immer herrlicher aus jeder Geſtalt hervorquellen ließ, der alle Ordnung an dieſe reine Beſchränkung knüpfte, damit es klar wurde, daß alle Herrſchaft ihm allein gebühre, der, als ſein Sohn erlöſend erſchien, das Geſetz beſtätigte durch die Liebe, die Liebe aufblühen läßt in Ergebung und Vertrauen, damit alle Knie im Himmel und auf der Erde ſich beugen vor dem, der allein Heil bringen und die Schatten des verworrenen Lebens zerſtreuen kann.

Welch ein Wuſt von Geſetzen und Anordnungen überſchwemmt alle Länder, was ſoll aus dieſer endloſen Zuſammenhäufung werden, die, je mehr ſie wächſt, deſto mehr das Geſetz, welches das Leben ordnen ſollte, von dem Leben entfernt, und als ein fremder Popanz, nur Wenigen bekannt, wie aus unbekannter Ferne den Unkundigen trifft? Wozu helfen Repräſentanten, die eben ſo nach allgemeinen Grundſätzen handeln müſſen, wie die adminiſtrirenden Behörden? Je mehr eigenthümliche Vereinigungen ſich bilden können in einem Staate, deſto lebendiger iſt er, ja, wo die Würde der Corporationen im Großen anerkannt wird, da bilden ſie ſich von ſelbſt im Kleinen, bis ins Kleinſte — die Gewalt des wahrhaft organiſirenden Princips. Ueber das loſe Geſindel, über die Heimathsloſen beklagt ihr euch. Dieſe, ſagt ihr, ſind es, die alle Ordnung zerſtören, die das wüſte Geſchrei erheben, die nach einer grenzenloſen Freiheit ſtreben, weil ſie nichts zu verlieren haben. Aber wie entſtehen ſie? Verſchwinden werden ſie freilich nie, aber daß dieſe Scheinfreien, eigentlich Sclaven der neuern Zeit, wie die Sclaven in der alten Welt, ſo mächtig werden können, hat einen Grund in einem tiefen Verderben der bürgerlichen Geſellſchaft. Nicht anordnen ſollt ihr, ſondern ſich verbinden laſſen, was Gott verbunden hat, und in dem Maaße, als ihr den geſelligen Trieb walten laßt im Kleinen, im Kleinſten, wird die künſtliche Verwirrung verſchwinden. Die Geſetze eigenthümlicher Verbindungen, die ihr nicht erzeugen ſollt, vielmehr nur über ſie wachen, werden die unabſehbare Verwickelung eurer Anordnungen zerſtreuen, ein Jeder wird, was er auch ſeyn mag, einen organiſchen Mittelpunkt für ſein Daſeyn finden können, der wüſte Sinn, das unſtäte Herumtreiben, wenn es auch nicht verſchwindet, wird kenntlich gemacht, kann keine Stätte finden. Jetzt verbirgt es ſich in der allgemeinen Verwirrung, in welcher man den Einzelnen ohne naturgemäße Vermittelung mit dem Ganzen verbinden will, und die Polizei, die ihr einführt, dient nur dazu, einen verborgenen Vereinigungspunkt für den wüſten Haufen zu bilden, erzeugt bei weitem mehr Verbrechen, als ſie zu verhindern vermag.

Wir wiſſen es wohl, daß dieſe Anſicht in der Ausführung mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Aber es iſt ja nicht von Einrichtungen, die wir treffen wollen, die Rede, ſondern von einer Geſinnung, die wachſen ſoll. Zeigen wollen wir ja nur, daß dieſe Einrichtungen Nichts vermögen. Ihr tretet uns als ſolche entgegen, die ſich die Kundigen nennen, die es zu wiſſen vermeinen, wo es dem Staate gebricht, und welche Mittel ihm erſprießlich ſind. Eure Kunde will ich nicht antaſten. Manches wahrlich hat auch das Leben kund gethan, was mir verborgen blieb, ja eben daß es uns verbargen blieb, bleiben muß, ja ſoll, macht unſere geiſtige That zu einer beſonderen, deren Einheit in Gott liegt. Ihr kennt das Leben von unten herauf, kennt ihr auch die Grenzen dieſer Kunde? Eure Welt iſt euch bekannt, aber auch unſere? Wißt ihr, wie weit ſie reicht? Könnt ihr die Verwirrung der Begriffe aufheben, Glauben an eure Einrichtungen erzeugen? Manches im Einzelnen iſt uns, wie wir glauben, klar geworden, aber nur in der Ausführung hat es einen Sinn und Leben, die Betrachtung ſoll ſich davon zurückhalten. Kanntet ihr eure Grenzen, wie wir unſere zu erkennen ſtreben, wir ſtänden uns nicht feindlich gegenüber, wir würden uns innerlich am Tiefſten begreifen, wo wir äußerlich getrennt ſchienen.

Wir ſetzen die Betrachtung der bürgerlichen Familie fort. In einem Staate, in welchem die Corporation ſich ſelbſtſtändig geſtalten darf, gehoben durch die Repräſentation des Standes, deſſen organiſches Gebilde ſie ausmacht, in ſchönem Gleichgewichte gehalten mit allen übrigen Ständen durch die allgemein vermittelnde Gewalt, geſellt ſich das Glück zu der ungehemmten Thätigkeit des Bürgers. Der Beſitz wächſt fortdauernd, alle äußere Bedingungen des Daſeyns ſtrömen, wie ein Segen Gottes, dem Fleißigen, freudig Arbeitenden zu, und was er ſo erwirbt, gehört nicht ihm allein, gehört ſeinem Geſchlechte, jeder Zukunft zu. Ja eben das Beſtreben, ein ſicheres, äußeres Daſeyn ſeinem Geſchlechte zu ſichern, veredelt ſein Streben. Wer nicht in ſtiller Thätigkeit für dieſes ſorgt, deſſen Sorge für den Staat iſt wenigſtens verdächtig, nur die ſeltenſte Natur, berufen für das Volk, im großartigſten Sinne zu ſorgen, darf opfernd das Schickſal ſeiner Nachkommen dem Ganzen überlaſſen. Der Sinn, der den ſtillen Bürger dazu treibt, für die irdiſche Sicherheit ſeiner Nachkommen zu ſorgen, iſt der nehmliche in einer jeden Familie, der im Ganzen des Staats für ſeine Entwickelung, für ſeine Zukunft ſorgt. Die Bedeutung des Staats, wie der Familie, iſt allerdings die, daß die Eigenthümlichkeit ſich durch Eigenthum äußere, d. h. daß die äußeren Bedingungen zur irdiſchen Erſcheinung einer jeden Eigenthümlichkeit gegeben ſind, aber außer einander liegen dieſe Elemente nothwendig, und eben dadurch wird die Hineinbildung Leben, Entwickelung Glück. Der Familienvater ſorgt für die leibliche Geſundheit ſeiner Kinder, wie für die geiſtige, beide in ihrer völligen Einheit ſtehen aber nicht in ſeiner Gewalt, die Einheit iſt das Glück, der Segen von oben. Aber wie der Vater die phyſiſche Geſundheit eines Kindes nicht verſäumen darf, weil er an der geiſtigen zweifelt, ſo darf er auch nicht die Sorge für das zukünftige Eigenthum des Kindes nach ſeiner ſchwankenden Anſicht von der Eigenthümlichkeit einrichten. Für beide ſoll er in gleichem Maaße ſorgen. Der Unterricht, der die geiſtige Bildung des Staats, die Eigenthümlichkeit des Kindes entwickelt und beſtätigt, findet einen natürlichen Anknüpfungspunkt in der väterlichen Gewalt, ja er hat ſelbſt, ohne die von der Geſinnung der Familie ausgehende Erziehung, gar keine lebendige Bedeutung. Eben ſo ſorgt der Staat für das wohlerworbene Eigenthum, als bleibenden Beſitz der Familie. Das Eigenthum hat ſelbſt nur eine Bedeutung, in ſo fern es erblich iſt, und die Möglichkeit einer Continuität der Glücksgüter für ein beſtimmtes Geſchlecht ſchließt erſt die Möglichkeit einer ſolchen Continuität für den ganzen Staat in ſich.

Die phantaſtiſche Grille von einer völligen Gleichheit des Vermögens würde alles Eigenthum, mit dieſer alle Eigenthümlichkeit völlig aufheben, würde das organiſche Princip mit frecher irdiſcher Hand tödten in dem urſprünglichſten Sitze, in der Familie, würde, indem ſie die Liebe in den beſtimmten Grenzen der natürlichſten Heimath vernichtete, dieſe auch im Ganzen vernichten, wenn ſie jemals eine geſchichtliche Bedeutung erhielte. Eben ſo zerſtörend würde der Verſuch wirken, den Beſitz immer von neuem nur an den Erwerb, nur an das vergängliche Leben zu knüpfen, und zwar aus den nehmlichen Gründen. Daher iſt es die heiligſte Verpflichtung des Staats, den rechtlich erworbenen Beſitz für die Familie zu ſichern, ja dieſe Verpflichtung iſt die unerſchütterliche Grundlage einer jeden Verfaſſung, an deren Verletzung ſelbſt der blindeſte Tyrann nur mit geheimer Scheu denkt, und wenn ein anarchiſcher Haufen ſie vergißt, ſieht man alle Bande der Geſellſchaft ſich löſen, die, ſelbſt durch eine Regeneration, nur langſam und nach vielen Stürmen wieder angeknüpft werden können.

Der Beſitz, den Geſchlechtern gehörig, kann ein ſelbſtſtändiges Vermögen erzeugen. Wir verſtehen unter Beſitz die äußeren Bedingungen des bürgerlichen Daſeyns überhaupt, als ſolche, unter Vermögen die in und mit dem Beſitze gegebene, übrigens unbeſtimmte Gewalt, unter Eigenthum dieſelben, in ſo fern ſie die beſtimmte Eigenthümlichkeit offenbaren und mit dieſer zuſammenfallen. Der Beſitz nun kann aber friſch und jung aus dem Erwerbe entſprungen oder einem verdienſtvollen Bürger durch den Staat zuerkannt, oder er kann von Voreltern ererbt ſeyn, auf alle Fälle wird er als in ſeiner Unverletzbarkeit für das Geſchlecht beſchützt. Es mag wahr ſeyn, daß der Beſitz in ſehr trüben Zeiten ſelbſt durch Gewalt erlangt wurde; es iſt gewiß, daß er, in einer Rückſicht, den alten Sinn verloren hat. In frühern Zeiten war es nicht blos Geld und Gut, was die Mächtigen beſaßen. Neben Geſchlechtern, die durch ſelbſtſtändiges Vermögen frei waren, lebten die Unterthanen in beſtändiger Abhängigkeit, nur allmählig und durch Jahrhunderte erhielt der freie Erwerb in den langſam hervorblühenden Städten ſeine Bedeutung, und jetzt iſt der Beſitz von Menſchen auf immer verſchwunden. Der Bauer, wie ein jeder Bürger, wird frei geboren, keiner kann Rechte über ſeine Mitbürger erwerben, die kommende Geſchlechter binden, kein Vater darf ſeinen Sohn an einen Herrn verkaufen.

Wo noch Ueberbleibſel des Feudalſyſtems ſind, ſtehen ſie als traurige Reſte einer frühern Zeit, die nie mehr belebt werden können. Wir haben dieſes, wie wir glauben, in dem erſten Theile dieſer Schrift (S. 266) ſo deutlich ausgeſprochen, daß ein jedes Mißverſtändniß uns unbegreiflich iſt. Aber die Gewalt des Vermögens bleibt noch immer bedeutend. Unter einem ſelbſtſtändigen Vermögen verſtehen wir ein ſolches, welches alle äußere Bedingungen zu einem möglichen Daſeyn in ſich enthält. Völlig ſelbſtſtändig durch ſein Vermögen iſt der Beſitzer dann, wenn er den Erwerb zwar, als Mittel, zur Erhaltung des Beſitzes betrachtet, wenn aber nicht ſeine ganze Thätigkeit für die Vermehrung deſſelben verwandt wird. Der Erwerb iſt gegen das Eigenthum gerichtet, iſt immer ein beſtimmter, verbindet den Erwerbenden mit irgend einer Corporation oder Gemeinde, in und mit welcher ſeine Thätigkeit einen eigenthümlichen organiſchen Sinn erhält. Es iſt durchaus nicht wünſchenswerth, daß der Erwerb bis ins Grenzenloſe ausgedehnt wird. Ein ſehr reicher Bürger wirkt leicht hemmend auf eine ganze Corporation. Es entſteht faſt nothwendig eine Abhängigkeit der ärmern; viele, anſtatt in ſelbſtſtändiger Thätigkeit den echt bürgerlichen Sinn zu nähren, müſſen für den reichern arbeiten, und die bürgerliche Freiheit, der lebendige Stützpunkt eines heitern, ehrenfeſten Familienlebens, geräth in Gefahr. Wem iſt dieſer Einfluß des Reichthums, der daſſelbe, was begleitet von der ſtillen Sorge, den Erwerb, das in Arbeit und ununterbrochener Thätigkeit erworbene Gut heiligt, in eine monſtröſe Ausſchweifung verzerrt, wem iſt die Gefahr der Geldariſtokratie unbekannt? Und dennoch kann, ja darf der Staat niemals dieſe Anhäufung hindern. Es iſt daher heilſam für den Staat in jeder Rückſicht, wenn ein bedeutendes Vermögen der eigenthümlichen Thätigkeit eine andere Richtung gibt, wenn aus dem Vermögen ſelber, als ſolchem, eine neue, organiſche, im Sinne des Ganzen lebendige Eigenthümlichkeit entſpringt. Der erſte Einwurf, den wir hier erwarten, wohl auch vernommen haben, iſt dieſer: die Eigenthümlichkeit iſt das Urſprüngliche, ja das Ewige der Menſchen, und hier fordern wir nun, daß etwas ſo Aeußeres, ſo Zufälliges, wie die irdiſchen Glücksgüter, ſogar das Erzeugende einer ſolchen Eigenthümlichkeit ſeyn ſollte. Sind ſie es denn nicht, antworten wir, entſteht denn nicht mit dem Reichthum, im Guten, wie im Böſen, ein neuer Sinn, neue Bedürfniſſe, neue Wünſche mancherlei Art? Selbſt derjenige, der nie den Erwerb aufgibt, kann dieſe kaum abweiſen, ohne in die Gewalt des Beſitzes zu gerathen, ſo daß, was Organ einer höhern Freiheit ſeyn ſollte, ſelbſt für ihn eine abſolute Bedeutung erhält. Der ganze Einwurf beruht lediglich auf einem Mißverſtändniſſe. Was wir Glück nennen, gehört, wie alle äußeren gegebenen Bedingungen des Daſeyns, zu den myſtiſchen Tiefen unſeres verborgenen Schickſals, und iſt nur für die Erſcheinung ein Aeußeres, ein Zufälliges, ja dieſes Räthſel iſt dem Frommen, der in Allem, was ihm begegnet, eine Leitung der Vorſehung erkennt, unmittelbar klar. Wie kann nun eine ſolche Eigenthümlichkeit in und mit dem Vermögen, für die Erſcheinung aus ihm erzeugt, ſich bilden, ſo daß die Unbeſtimmtheit des Vermögens eine innere Bedeutung erhält, und zwar auf einem Punkte, auf welchem für den Staat, der in der Erſcheinung (ein erweiterter organiſcher Leib) das Höchſte entwickeln ſoll, die größten Gefahren, wie das größte Heil liegt, wie kann hier das Vermögen, indem es Eigenthümlichkeit wird, den bloßen Beſitz zu wahrem Eigenthume ſteigern? Das erſte iſt der wohlthätige Sinn des Beſitzers, das Natürlichſte, das Nächſtliegende, daß er, dem das Aeußere in großer Fülle gegeben, für Andere lebt, nicht für ſich ſelber, daß er als ein organiſcher Stützpunkt für alle diejenigen hervortritt, die in ſeiner Umgebung keinen eigenen finden können. Aber ſelbſt die Wohlthätigkeit darf nicht auf eine unbeſtimmte Weiſe gefaßt werden. Er kann den Nothleidenden helfen, Alte und Kranke unterſtützen, aber dieſes, ſo wichtig, ſo echt chriſtlich es iſt, würde den tiefen Sinn einer wirklichen, der organiſchen Thätigkeit des Staats eingebildeten Eigenthümlichkeit keinesweges erſchöpfen. Dieſe Wohlthätigkeit iſt eine allgemeine, heilige Verpflichtung, ſie muß aus einer jeden freudigen Thätigkeit entſpringen, die Aufforderung, ſie auszuüben, darf nirgends ganz verſchwinden. Daß die Armenanſtalten völlig Staatsanſtalten ſind, in jenem allgemeinen Sinne, der überhaupt in unſern Tagen der herrſchende, alles beſondere Leben verdrängende geworden iſt, können wir keinesweges loben. Das ſtille Bewußtſeyn, für die hülfloſe Armuth thätig zu ſeyn, wird, in je engern Kreiſen des Beſondern es ſich ausbildet, deſto heilſamer für die wahre Geſinnung werden. Lebendige, bedeutende Corporationen werden dieſe heiligſten aller Verpflichtungen weder dem Staate, noch den ſelbſtſtändigen, durch die Richtung ihres Lebens von ihnen getrennten, großen Beſitzern überlaſſen. Dadurch, daß dieſe wohlthätige Sorge in den beſondern Kreis der Corporationen tritt, wird es leichter, den wirklich Armen, den wahrhaft Hülfloſen zu unterſcheiden, wird die Liebe ſelber einen, auch innerlich, für den Verarmten, ſchönern Sinn erhalten, wird das harte Schickſal derer, die dem Unglücke unterliegen, als eine Gefahr, die einem Jeden droht, ganz nahe gerückt werden, wird die Hülfe diejenige Schonung und Milde erhalten, die da verſchwinden muß, wo man einen jeden Armen als einen Verſchuldeten betrachtet, ja betrachten muß, weil alle Schlechtigkeit ſich der leeren Allgemeinheit zudrängt, und das ſtille Leiden das wahre Unglück verdrängt und verbirgt, wird endlich die Wohlthätigkeit ſich ihrem urſprünglichſten, nächſten, natürlichſten Kreiſe, dem der Familien, nähern, und die wahre Gottesfurcht, die ſtille Frömmigkeit, die Liebe erhalten, wo ihr innerſter Sitz iſt. Dieſer wohlthätige Sinn darf nun freilich dem großen, reichen Beſitzer nicht fehlen, aber ſie erhält bei ihm, wie bei einem jeden Bürger, einen lebendigen Sinn, wenn ſie in und mit einer tiefern Eigenthümlichkeit ſich bildet. Und welche kann dieſe ſeyn? Offenbar keine andere, als eine ſolche, die eine höhere Einheit der Eigenthümlichkeiten des Erwerbes darſtellt, eine ſolche, die eben dadurch befreiend, im echt bürgerlichen Sinne, nicht beſchränkend wirkt. Wer, was wir im erſten Theile (S. 96), vorzüglich aber in der Einleitung zu dieſem Theile (S. 168) geſagt haben, reiflich erwägt, wird uns nie mißverſtehen können. Wo nun eine ſolche befreiende Eigenthümlichkeit ſich aus einem ſichern Vermögen entwickelt, da iſt die Beweglichkeit des Erwerbes ſelber zur Ruhe gekommen, ſie hat, in ihrer Beweglichkeit, in der Sorge, die für das Bedürfniß thätig iſt, einen feſten Punkt, eine höhere organiſche Einheit gefunden. Seyn und Werden durchdringen ſich, wie in allem Leben, wo eine irdiſch ruhende Geſtalt eine heitere Darſtellung mannichfaltiger Eigenthümlichkeiten bildet, ja das Dürftige des Lebens verſchwindet, und je reiner die Corporationen ſich zu bilden vermögen, je tiefer das Streben, eine Schule im edelſten Sinne zu bilden, ſich regt, deſto wichtiger, deſto nothwendiger erſcheint ihr eine ſolche Offenbarung ihres eigenſten Daſeyns, eine ſolche Durchdringung aller Corporationen in einem heitern Leben. Wo nun eine ſolche großartige, beſtimmte Natur ſich in und mit einem mächtigen Vermögen entwickelt hat, da muß ſie die unveränderliche Beharrlichkeit des Vermögens wollen. Nicht an das wechſelnde, ſchnell verfliegende irdiſche Daſeyn darf ſie ſo große Entwürfe knüpfen, die eben nur dadurch, daß ſie in dem Wandel des Lebens feſte Ruhepunkte ſich bilden, ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Daher entſteht mit einer ſolchen Eigenthümlichkeit nothwendig ein unbeweglicher Beſitz, Güterbeſitz, der durch den fruchtbaren Boden geſichert iſt, Majorate, die die Zerſplitterung des Beſitzes durch die Verzweigungen des Geſchlechts verhindern, Fideicommiſſe, die den Schatz höherer Producte der Kunſt der blinden Willkühr der Nachkommen entreißen. So entſteht durch dieſe im höchſten Sinne wohlthätige Eigenthümlichkeit der Adel, und nur ſo iſt er in unſern Tagen denkbar. Der Adel muß in und mit der freieſten Bürgerlichkeit ſich bilden, er muß befreien, nie hemmen, nie eine andere Abhängigkeit fordern, als diejenige, die die Treue, völlig freiwillig, ja veredelt durch die Freiheit des Sinnes, aus ſich ſelber erzeugt. Nun iſt es freilich unläugbar, daß das auf dieſe Weiſe ſelbſtſtändig gewordene Vermögen nur die Möglichkeit der Darſtellung einer ſolchen heitern, befreienden Eigenthümlichkeit enthält, es iſt gewiß, daß ſie nicht immer, daß ſie da, wo die Elemente des Staats in trübender Verwirrung aus einander gefallen ſind, ſehr ſelten mit der Wirklichkeit zuſammenfallen wird, daß ein großes Vermögen mit ſolchen Vorzügen verbunden, vom Staate in ſeiner Unabhängigkeit geſchützt, in ſeiner Unveräußerlichkeit feſtgehalten, wie ein widerwärtiges leeres Gebäude erſcheint, in deſſen Hallen trübſelige Geiſter herumſpuken. Aber dieſer Verfall findet dann allenthalben Statt, und daß der Bürger es mehr wahrnimmt beim Adel, als in allen übrigen Richtungen, als in der eignen Corporation, als in ſich ſelber, iſt nicht das Gute in ihm, iſt vielmehr das Schlechte, iſt der knechtiſche Sinn, der ſich irdiſchen Gütern unterwirft, und wüthend in die Ketten, mit welchen er ſich ſelber umwindet, beißt. „Nicht Jeder iſt frei, der ſeiner Ketten ſpottet.“ (Leſſing.)

Wenn aber der Staat, weil die Wirklichkeit einer ſolchen heitern Erſcheinung ſeltener wird, die Möglichkeit ihrer Darſtellung aufhebt, dann vernichtet er das Edelſte und Beſte, an welchem der freie Sinn, und dieſer am meiſten, ſich erheitern und erfriſchen kann, dann wird die ſinnloſe Unruhe eines dürftigen Daſeyns ſich aller Gemüther bemeiſtern, dann wird der über alle Maaßen herausgehende Erwerb die ſchöne Unabhängigkeit in ihren engen Sinn immer mehr hineinziehen; eine Ungleichheit des unmäßig wachſenden Vermögens, eine klägliche Spießbürgerlichkeit wird die Kunſt der Induſtrie, die Poeſie der dürftigſten Proſa des Lebens unterwerfen; jeder große Sinn erhabener Ehre wird verſchwinden, und die knechtiſchen Gemüther werden der Knechtſchaft des Reichthums billiger Weiſe unterworfen, weil ſie die kühne Freiheit in ſich ſelber nicht fühlen, die der Freiheit des Reichthums ſelbſtſtändig ſich gegenüber zu ſtellen wagt.

Wo aber der Staat eine ſolche Eigenthümlichkeit anerkennt, wo ſie als ein lebendiges Organ in und mit der freien Bürgerlichkeit, ja von dieſer gefordert hervortritt; da muß das ſelbſtſtändige Vermögen an das Tageslicht, da bildet ſich eine eigenthümliche Vereinigung, eine eigene, äußerlich geſonderte Repräſentation, durch welche es erſt ſeine Bedentung erhält. Aeußerlich geſondert muß dieſe Repräſentation ſeyn; denn die Eigenthümlichkeit, aus welcher ſie ſich erzeugt, iſt ja von der bürgerlichen ſpecifiſch verſchieden. Dieſe will ſich in ein Eigenthum hineinbilden, jene erzeugt ſich aus dem Eigenthume. Dieſe Differenz gilt freilich nur für die Erſcheinung, aber der Staat iſt ja an die Bedingungen der Erſcheinung gebunden. Daher ſind zwei Kammern nothwendig. Wo Eine Kammer der Repräſentanten gefordert wird, kann man überzeugt ſeyn, daß der echte Freiheitsſinn noch nicht reif geworden iſt. Dieſer fordert eine äußere Trennung des Eigenthümlichen, damit es ſich auch im Ganzen reiner geſtalten kann. Eine ſolche Kammer der wahrhaft adelichen Beſitzer zwingt dieſe, ihren Sinn zu offenbaren; was nur zweifelhaft gedeiht in der Vereinzelung, findet, eben weil es rein geſondert, dem Blicke der freien Bürger gegenüber ſteht, einen Sporn, eine thätige Anregung, ſich zu geſtalten, der enge, eitle, leere Sinn kann ſich nicht verbergen, die allgemeine Verachtung trifft ihn unvermeidlich, auch, wo man ihn duldet, um Platz zu laſſen für die Möglichkeit einer edlern Geſinnung. In einem ſolchen Staate werden ſich Geſchlechter bilden, wie die Curier, Manlier, Fabier, jedes Geſchlecht in ſchöner Eigenthümlichkeit, die Blüthe der Freiheit, nicht eine Hemmung für ſie, ja edler, großartiger, weil die freie Eigenthümlichkeit in reiner Sonderung und innerer Unendlichkeit fröhlicher unter uns gedeihen kann, wo das Chriſtenthum, die Lehre der tiefen, befreienden Liebe, den Mittelpunkt des Daſeyns ausmacht.

Ob wir den Kaſtenhochmuth vertheidigen, das Ringen nach äußeren eitlen Vorzügen, die Thorheit derer, die, den Wahnſinnigen gleich, ſich Könige dünken, wo man ſie verachtet und gering ſchätzt? Wir, da wir kein Leben kennen, als in der Freiheit, da uns der Athem ausgeht, da uns die ſchwüle Luft zu erſticken droht, wo die Verwirrung engherziger Begriffe, die immer gewaltſamer ſind, je enger ſie erſcheinen, oder äußere Gewalt auf irgend eine Weiſe die heilige Stätte der Freiheit zu berühren droht? Wir überlaſſen die Antwort den Freigeſinnten, die uns begriffen haben. Ob die Hoffnung, daß ein ſolcher bürgerlicher Adel, der einzige, der in unſern Tagen eine Bedeutung hat, unter uns ſich bilden kann, ein bloſſes Phantom, ein leerer Traum ſey? Es hängt freilich ab von dem muthigen, tüchtigen bürgerlichen Sinne, der in allen Corporationen herrſcht, und durch innere Kraft, innerhalb ſeiner Grenzen, die Achtung erzwingt. Aber Manches müſſen wir auch von dem Adel erwarten.

Ihr, die ihr euch vorzugsweiſe die edeln Geſchlechter nennt, die ihr, durch die geſchichtliche Entwickelung des Staats eine bedeutende Stelle einnehmt, ſoll nichts geſchehen, was die Hoffnung des Beſſern rechtfertigt? Der Boden, auf welchem die meiſten unter euch ſo zuverſichtlich bauen, iſt hohl, eure Anſprüche werden verlacht, eure Unwiſſenheit erregt Erbarmen, eure Gewalt iſt auf ewig gebrochen. Habt ihr den Muth, das morſche Gebäude ſelber einzureißen, und was Gewalt und eigenthümliche Richtung früherer Zeiten im rohen Gegenſatze bildete, freiwillig aufzugeben? So, nur ſo, ſeyd ihr zu retten. Thörichte, glaubt ihr, daß der freie Mann eurer Fratze huldigt? Vernichtet die lächerliche, trübſelig gewordene Scheidewand der Geſelligkeit, die euch von den ſchönſten Blüthen des Lebens, von der ſchönen Sorge des Bürgers, von der freien Umſicht höherer Bildung ausſchließt, und euch nichts übrig läßt, als die verdorrten Zweige verwelkter Convenienz, die ihr, Bemitleidenswerthe, mit Lumpen und Flickwerk leerer Eitelkeit aufzuſtutzen ſucht. Zerſtört die Schranken, die euch hemmen und taucht muthig hinein in den Abgrund der großartigen Einheit des Lebens, aus welcher, in fröhlicher, bunter Mannichfaltigkeit, erfriſcht durch die lebendige verborgene Gleichheit aller Geiſter, ein Jeder ſich geſtaltet auf ſeine Weiſe. Gönnt euren Kindern dieſe Gleichheit, daß ſie mit den wahrhaft Freien frei werden, daß ſie in freudiger Gemeinſchaft mit den Bauern und Bürgern jene Gleichheit feſthalten, durch welche erſt die Verſchiedenheit lebendige Eigenthümlichkeit wird. Laßt jene Herablaſſung fahren, die keinen Sinn mehr hat, laßt in Schulen und auf Univerſitäten die Freundſchaft die gleichgeſtimmten Seelen verbinden, daß der Graf und Handwerker, beide gegenſeitig veredelt, wie wahre Brüder, ſich gleichmäßig ſchätzen, laßt die natürliche Neigung eurer Söhne gegen die Töchter der Bürger, eurer Töchter gegen ihre Söhne frei walten, und vergeßt das adeliche Blut. Die Zeit hat die Adern eröffnet, dieſer Adel hat ſich verblutet, und ein neues Geſchlecht — ein Phönix aus der Aſche — hebt aus eurer Mitte die muthigen Schwingen, um, bereichert mit allem, was die Zeit in irgend einer Richtung gebar, ſich in friſcher Geſundheit zu geſtalten. Daher vergeßt den alten Adel, dieſer iſt neu, und nur der neue kann gelten, der alte nur, wenn er erneuert wird. Aus eurer Mitte muß er ſich zwar bilden, und weh euch und uns, wenn nichts Belebendes und Großes ſich mehr unter euch entwickelte — euch und uns, wenn die ſtetige Folge der Entwickelung unterbrochen wird. Aber es iſt nicht ſo. Geſchlechter, die in eigenthümlicher Kraft und Stärke ſich geſtalteten den Zeiten angemeſſen in ferner Vergangenheit, haben nicht die Fähigkeit verloren, groß und herrlich zu ſeyn im Sinne der gegenwärtigen Zeit. Was jetzt ſich bilden kann in eigenthümlicher Schönheit, geboren aus der Mitte eines allſeitigen Lebens, wird ſich nicht erniedrigen zur bedeutungsloſen Copie einer erſtarrten Zeit, und mit den freien Bürgern wird der freie Adel entſtehen, der, wie er erſcheint, alle Mißverſtändniſſe und allen Haß vernichtet.

Man wird uns nicht zutrauen, daß wir eine privilegirte Kaſte annehmen, die im alleinigen Beſitze der Ehre ſeyn ſoll. Ehre und Freiheit ſind in und mit einander, ſie können nie getrennt gedacht werden. So lange die freie Perſönlichkeit getragen ward von der Unterwerfung der Gehörigen, war das Princip der Ehre für die Erſcheinung zurückgedrängt in den Unterworfenen, wie die Freiheit, und nur unter den Freien konnte ſie mit ihrer ganzen Bedeutung erſcheinen, und ſo bildete ſich die ritterliche Ehre vergangener Zeiten. Mit der Freiheit des Erwerbes in den Städten trat die bürgerliche Ehre hervor, und in unſern Tagen, deren groſse Bedeutung die Bildung der gleichmäßigen Freiheit aller Stände iſt, iſt die unverletzbare Ehre das Eigenthum eines jeden freien Bürgers. Die Ehre iſt die Erſcheinung der Souverainität in einem jeden Bürger, ſie bezeichnet die Stätte ſeiner unbedingten bürgerlichen Freiheit, und iſt eben deßwegen abſolut unverletzbar. Seine Ehre kann ein jeder nur ſelber aufgeben. Nicht ein Irrthum, noch auch jedes Vergehen kann die Ehre vernichten, denn beide ſind Krankheiten des freien Bürgers, deren Wiederherſtellung der Staat verſuchen ſoll; nur wo das wirkliche Abſterben aller freien Geſinnung erkannt wird, hört der Bürger auf zu ſeyn, ſein Leben iſt ein völlig unfreies und ehrloſes zugleich. Nirgends fühlten wir uns ſchmerzhafter getroffen von den Irrthümern, zu welchen die von der Reflexion befangene Betrachtung, die allenthalben den Schein über das Weſen ſetzt, uns verleitet, als indem wir Ancillons Aeußerungen über die Ehre laſen. „Die Ehre,“ behauptet er, „beſtehe nicht in dem Gefühle des innern und abſoluten Werths der Perſon und der Handlungen, ſondern in der Meinung, die man von ſeiner eignen Würde hegt, und in dem Werthe, den man auf die Meinung der Andern ſetzt.“ — — „Die Tugend iſt die Fertigkeit, aus Liebe zu Gott und zu der Pflicht, denſelben in allen Lagen des Lebens große Opfer zu bringen. Die wahre Ehre iſt der Trieb, die an ſich pflichtmäßigen Handlungen zu thun, aus dem Bedürfniſſe und dem Wunſche, von den Andern geachtet und geſchätzt zu werden.“ Er gibt zu, daß die wahre Sittlichkeit und die wahre Ehre einander nahe verwandt ſind, aber durch die Verſchiedenheit, die er zwiſchen beiden annimmt, hebt er dieſe Verwandtſchaft ganz und gar auf. Eine Handlung, die lediglich aus dem Triebe entſteht, den Beifall Anderer zu erhalten, iſt ganz und durchaus der Sittlichkeit fremd, ſie iſt unſittlich; denn die Sittlichkeit an ſich geht nur auf die Geſinnung, und wo dieſe eine Handlung braucht als Mittel, um einen für ſich nichtigen äußern Zweck zu erreichen, hat ſie die Region der Sittlichkeit völlig verlaſſen, und die äußere Form der Handlung kann der im Innerſten verpeſteten Geſinnung keinen ethiſchen Werth ertheilen. Das Streben der irdiſchen Perſönlichkeit, die als ſolche eine nichtige iſt, (ein Beſonderes im Gegenſatze gegen das Allgemeine,) einen abſoluten Werth zu geben, erzeugt den Ehrgeiz, der die Meinung, die man von ſich ſelber hegt, Andern aufdringen will, und in der Verwirrung des Lebens, unterſtützt von großen, gemißbrauchten Naturgaben, auch wohl kann; der mehr leidende Trieb, ſeine innere Ehre in dem Widerſcheine fremder Schätzung, in den Beifallszeichen der erſcheinenden Welt zu finden, erzeugt die Ehrſucht: beide deuten, wie alle Abweichungen, auf die wahre Bedeutung der Ehre. Sie iſt nehmlich da, wo die Sittlichkeit durch den Glauben erhöht und veredelt iſt, wo ſie nicht als fremdes Geſetz in der Welt ſteht, vielmehr als das heiligſte Geſetz der Liebe und der Vereinigung aller Geiſter geſchauet wird, wo eine gläubige Zuverſicht den Sieg jener Vereinigung in der Liebe feſthält, und unwandelbar darauf bauet. Wer der wahren Ehre huldigt, der ſucht nie ängſtlich den Beifall, am wenigſten erkennt er ſie in den äußern Zeichen, wie hoch ſie auch geſchätzt werden mögen, fordert auch nicht den Beifall, wohl wiſſend, daß, was ſo gefordert wird, nur den Schein erzeugt. Dieſe ſtille Feſtigkeit iſt für das irdiſche Leben daſſelbe, was der Glaube für das Ewige. Die Geſinnung der Ehre ſchwankt nicht unſicher hin und her in der beweglichen Welt der Erſcheinung, ſie haftet, dem Sternenlichte ähnlich, in dem ewigen Himmel, welches, wenn es auch am Tage durch den herrſchenden Schein erblaßt, dennoch demjenigen offenbar wird, dem die Unendlichkeit der verborgenen Nacht und ihre tiefe Fülle aufging. So iſt das

Ehrgefühl der Durchbruch der ewigen Perſönlichkeit in der erſcheinenden Welt, für den Staat der Grund und Boden alles Herrlichen und Großen, eben deßwegen liegt ſie höher als ſeine Gewalt, und zeigt die wahre Souverainität, die nicht- theilweiſe, ſondern ganz iſt in einem jeden Bürger. Eben deßwegen konnte die Bedeutung perſönlicher Ehre erſt gedeihen in den chriſtlichen Staaten, eben deßwegen war ſie mit der freiwilligen, ſtrengen Unterwerfung, mit Gehorſam auf eine ſo merkwürdige Weiſe von jeher verbunden, was die Stelle bezeichnete, wo Freiheit und Nothwendigkeit, das Beſondere und das Allgemeine in ſeiner Einheit hervortrat. Was im chriſtlichen Sinne Ehre genannt werden muß, wird man am Beſtimmteſten einſehen, wenn man das hier Entwickelte mit dem vergleicht, was wir in der Einleitung (S. 193) von dem edlen Stolz geſagt haben.

Die Ehre iſt ganz und ungetheilt das heiligſte Eigenthum eines jeden Bürgers, ſie iſt das Unverletzbare, völlig Unbedingte, in ſich Geſchloſſene, mit nichts Anderm Vergleichbare in einem Jeden, aber ſie erſcheint in ihrer ganzen Gewalt, je reiner es der Perſönlichkeit, als ſolcher, vergönnt iſt, im Staate hervorzutreten. Beſondere Ereigniſſe können auch denjenigen, deſſen Leben in dem engen Kreiſe der Familie und der Corporation unbemerkt verfließt, zu großen Thaten hervorrufen, daß ſeine Perſönlichkeit, als ſolche, mächtig im Staate ſich hervorhebt, und dann wird die ganze Gewalt der Ehre ſich in und mit ihm offenbaren, daß es klar werde, ſie ſey ganz in einem Jeden. Aber der Adel, wie wir ihn geſchildert haben, hat eben dadurch ſeine Bedeutung, daß ſeine Perſönlichkeit beſtändig als eine ſolche erſcheint, und in ſo fern ſoll er auch die unveränderliche Stütze des Ehrgefühls im Staate ſeyn, ſeine makelloſe Geſtalt in großer Reinheit und Klarheit zeigen, alles Dürftige, Geringe, Unfreie abweiſen. Das iſt die Bedeutung ritterlicher Geſinnung, die ſich nie überheben, die Ehre des Bürgers nie unter die ihrige, als ein Geringeres, wohl gar als etwas Beſonderes ſetzen, ſie vielmehr als daſſelbe Unveränderliche in einem Jeden erkennen wird.

Wer nun, in dieſen verworrenen Tagen, unſere Anſicht des Adels getadelt hat, den bitten wir, was wir hier entwickelt haben, mit dem zu vergleichen, was wir in der Schrift über die gegenwärtige Zeit und in dem erſten Theile dieſer Schrift geſagt haben, und er wird ohne allen Zweifel finden, daß wir nie von einem andern Adel geſprochen haben, als von einem ſolchen, der von den freieſten Corporationen gefordert wird, und wenn wir die Entſtehung des Adels aus den Corporationen erſt hier darſtellten, ſo lag dieſes in der Anlage der Schrift. Ein Edelmann, der Knechtſchaft fordert, der irgend etwas anderes, als die freie Eigenthümlichkeit, ſelbſt unter ſeinen Untergebenen duldet, der nicht alles Unfreie abweiſ't, anſtatt es anzuziehen, hört eben dadurch auf es zu ſeyn, und kann ſelbſt nur auf Duldung Anſpruch machen; eine Duldung, die freilich nothwendig iſt, weil die Bedeutung des Adels nie durch eine ſterbliche Perſon, ſondern nur durch eine ſolche, die ſich immer erneuert oder wenigſtens erneuern kann, dargeſtellt wird. Wir würden uns freuen, wenn dieſe Darſtellung, die, ſo viel uns bekannt iſt, auf dieſe Weiſe bis jetzt nicht verſucht ward, dazu beitragen könnte, die wilden Widerſprüche der Zeit zu löſen.

Wir haben von dem Standpunkte der Familie und des Erwerbes aus die bürgerlichen Stände allmählig entſtehen laſſen. Dieſe finden aber ihren gemeinſchaftlichen Vereinigungspunkt, die Erſcheinung ihrer höhern Einheit in der Obrigkeit. Wir wollen die Bedeutung der höchſten Gewalt im Staate, und was uns hier am nächſten liegt, die Bedeutung der königlichen Gewalt darzuſtellen ſuchen, ſo wie ſie ſich in unſern Tagen zu geſtalten ſucht. Es ſoll nicht die Rede ſeyn von einem allgemeinen Willen, der als ein ſolcher erſchiene, und nun als herrſchender Begriff irgend eine Macht ausübte. Der einzige allgemeine Wille iſt der göttliche. Eben ſo wenig ſoll von einer erſcheinenden geſetzgebenden Gewalt die Rede ſeyn. Dieſe iſt überall und eben daher für die Erſcheinung nirgends. Wo man ſie auch ſucht im Irdiſchen, im Volke oder in dem Regenten, findet man ſie nicht, ſie iſt der verborgene Grund, der geheime, im innerſten ruhende, alles vereinigende Schwerpunkt, die Liebe ſelber und das religiöſe Fundament im Staate, ſie offenbart ſich durch die Verfaſſung. Aber dieſe, die eben die bürgerliche Freiheit, d. h. die unbedingte Entwickelung einer jeden Eigenthümlichkeit will, kann ſich nie in völliger Klarheit darſtellen, ſie bildet ſelber den zu Grunde liegenden Urtypus der ewigen Geſundheit, der nicht unmittelbar hervortritt, ſondern nur durch die Wiederherſtellung aus einer unendlichen Menge ſchwankender Punkte durchblickt. Das Geſetz der Staaten hat daher nothwendig eine doppelte Richtung. Die eine iſt die Conſtitution, durch welche die geſetzgebende Gewalt, ſo rein, wie es die Leitung Gottes erlaubt, ſich darſtellt, das Poſitive im Staate, durch welches die Freiheit der Bürger in einem Jeden beſtätigt wird; die zweite Richtung iſt die wiederherſtellende, die das Poſitive nicht unmittelbar, ſondern durch Vermittelung, durch Vernichtung des Nichtigen zu offenbaren ſtrebt. Dieſe beiden Richtungen können in der Erſcheinung nie völlig getrennt hervortreten, deßwegen nicht, weil ſie nie in ihrer urſprünglichen Einheit rein und klar ſich bilden können. Dieſes wird uns deutlich werden, wenn wir die Natur der geſetzgebenden Gewalt genauer erforſchen. Von dieſer behaupten wir nehmlich, daß ſie nie erſcheinen kann, ſo wenig in der That, wie die Schwere z. B. erſcheint, die ſich nur durch ihre Geſetze offenbart, die tiefen Quellen dieſer Geſetze aber in der unendlichen, unſichtbaren Welt des Univerſums, und eben dadurch, als eine innere Unendlichkeit, in einem jeden Weltkörper verbirgt. In den Staaten iſt ein jedes wahre Geſetz ein ſolches, welches dieſes verborgene Princip, als in Allem daſſelbe, was nie aus ſeiner Einheit heraustritt, erkennt, das Geſetz erzeugt ſich nicht aus dem Bewußtſeyn, dieſes erkennt vielmehr, daß irgend eine Form des Lebens als Geſetz gefordert werde, und der irdiſche Geſetzgeber iſt derjenige, der, indem er ſich zuerſt dieſer Fügung unterwirft, das Geſetz als ein ſolches anerkennt, nicht erzeugt. Wo die geſetzgebende Gewalt wirklich irdiſch erſcheinen will, als aus dem Bewußtſeyn entſprungen, vernichtet ſie ſich ſelber, und wird Willkühr. Nun iſt aber das Beſtreben des Bewußtſeyns, als Etwas an ſich zu ſeyn, das Böſe, das nie ganz zu Verdrängende, Störende im ganzen Geſchlecht, wie in einem Jeden Einzelnen. Obgleich dieſe Gewalt daher nie in ihrer völligen Reinheit, durch lauter wahre Geſetze, die unwandelbar wären, wie die Naturgeſetze, ſich offenbaren kann, ſo muß es doch angenommen werden, daß ſie die ſiegende iſt, und dieſes iſt es, was wir das religiöſe Princip des Staats nennen, ſo daß ein Staat, der ſich durch lauter willkührliche, aus dem Bewußtſeyn entſprungene Geſetze geſtalten will, ſich nothwendig vernichtet.

Die erſte Richtung der geſetzgebenden Gewalt erzeugt Geſetze, welche nicht ſowohl durch eine beſtändige Ausübung ihre Bedeutung erhalten, in ihnen iſt vielmehr Geſetz und Ausübung urſprünglich als eins geſetzt, ſie liegen der Ausübung der beweglichern Geſetze zum Grunde, ſie bilden die bleibende Geſtalt des Staats, ſeine Conſtitution, ſeine Verfaſſung. Wäre eine völlig unwandelbare Verfaſſung möglich, ſo wäre ein Unterſchied zwiſchen einem ethiſchen und einem bürgerlichen Inſtitute, zwiſchen Moralität und Legalität gar nicht denkbar, und damit wir den Sinn, oder vielmehr den Schein dieſes Unterſchiedes, der von jeher die Staatswiſſenſchaft getrübt und irre geführt hat, klar einſehen, müſſen wir unterſuchen, aus welchem Irrthume er entſprungen iſt. Geſetzt alſo, es wäre dem Staate möglich, eine Verfaſſung zu erhalten, die im höchſten Sinne organiſch wäre, d. h. in welcher die bürgerliche Freiheit, die Eigenthümlichkeit einer jeden Familie in der Corporation, eine jede Corporation in ihrer Commune, eine jede Commune in ihrem Stande, alle Stände in einer Repräſentation, ſich völlig ungehemmt, ihrer innern Natur gemäß, entwickeln könnten; dann würden nicht blos diejenigen Geſetze, die der Ausübung zum Grunde liegen und die Verfaſſung begründen, ſondern auch diejenigen, durch deren fortdauernde Ausübung das Leben des Staats erhalten wird, das Werden, wie das Seyn, als aus der eignen Natur eines jeden Bürgers entſprungen erſcheinen. Der Irrthum, die Bosheit würde ihre geheime Gewalt zwar nicht aufgeben, ja in allen Bürgern würde der verborgene Stachel, der das Geſetz zu durchbrechen und die Schranken der Eigenthümlichkeit auf jedem Punkte zu überſchreiten ſucht, wirkſam ſeyn; aber ein ſolcher Staat würde dieſe Gewalt des Böſen nicht blos durch äußern Zwang, ſondern auch durch innere Aufforderung, nicht blos legal, ſondern auch ethiſch beſiegen. Ein jeder Bürger würde geſtehen müſſen, daß er ein göttliches Gebot überſchritte, wenn er den Geſetzen des Staats den unbedingten Gehorſam verweigerte, ja es würde ihm in jedem Augenblicke klar ſeyn, daß er das innere, heitere, fröhliche Leben, daß er ſeine eigne Freiheit und Selbſtſtändigkeit vernichtete, wo er die Selbſtſucht herrſchen ließe. Und ſo würde die ausübende Gewalt mit der geſetzgebenden in einem Jeden oder bei weitem den Meiſten zuſammenfallen, die Sittlichkeit, nicht die bloße Legalität, würde das bewegende Princip eines ſolchen Staats ſeyn. Aber nicht eine Sittlichkeit, die aus der Reflexion erzeugt wäre, vielmehr eine wahre religiöſe. Denn der Bürger würde in einem ſolchen Staate die göttliche Fügung erkennen, die ihn durch die klare und heitere Ordnung des Ganzen in jedweder Tugend ſtärkte, zu allem Guten ermunterte, er würde die Vorſehung ſegnen, die von ihm die Lockungen entfernt hielte, die ein verworrenes Leben nothwendig hervorruft, und die ihren finſtern Schatten auf alle Richtungen des Lebens werfen. Denn es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Verwirrung die gefährlichſten Lockungen enthält, und die Menſchen bis in das ſtille Familienleben hinein verfolgt, ſo daß das Gebet: führe uns nicht in Verſuchung, dem tiefſten, religiöſen Sinne nach, dieſe Bedeutung hat: ordne die geſelligen Verhältniſſe der Menſchen ſo, daß wir in unſerm Geſammtleben, in ihren Geſetzen und Einrichtungen, eine fortdauernde Aufmunterung zum Guten, zur gegenſeitigen Liebe finden, ſegne mein Tagewerk, daß es dieſe Ordnung erhalte und belebe, und ſtärke und erleuchte du, o Gott, das Regiment, daß es dieſes klare Bewußtſeyn meines Daſeyns unterſtütze und fortdauernd entwickle. Eine ſolche bürgerliche Tugend wäre alſo ethiſch und religiös zugleich, ſie wäre gläubige Frömmigkeit. Nun wiſſen wir zwar, daß es einzelne Menſchen gibt, deren Bosheit durch keine göttliche Fügung überwunden, einem jeden Rufe der Gnade widerſteht, aber die Macht einer ſolchen Bosheit würde da, wo die ausübende Gewalt ſich nicht in einem äußern Geſetze, ſondern in der Geſinnung der vereinigten Organe des

Staats ihren Sitz hätte, durchaus gebrochen ſeyn, nur vorübergehende Störungen, keine das Ganze im Innerſten ergreiſende Krankheit erzeugen. In einer ſo glücklichen Zeit leben wir nicht, aber wir erkennen in der verworrenen Gährung die Strahlen einer kommenden Morgenröthe, die das verwickelte Leben entwirren wird. Weh uns, wenn es dahin kommen ſoll, daß wir entweder, weil wir bei der vorherrſchenden Willkühr den religiöſen Grund des Staats verkennen, in dieſer, die alle Störung hervorrief, die Heilmittel zu finden hoffen, oder, weil die aus dem Leben verdrängte Religion uns als der Erde völlig fremd erſcheint, das Heiligſte, die innere Liebe von dem Staate abwenden, ſo daß ein Jeder ſeine Seligkeit in trübſeliger Einſamkeit zu bereiten ſucht, die Selbſtſucht in die Quelle der Liebe ſelber hineinbilden.

Der Unterſchied zwiſchen Legalität und Sittlichkeit, die thörichte Hoffnung, durch äußere Einrichtungen dahin zu kommen, daß das in ſich Nichtige, künſtlich zuſammengeſtellt, eine lebendige Bedeutung erhalte — der Wahnſinn einer generatio aequivoca — iſt alſo nur dadurch entſtanden, daß ſich die Willkühr des Bewußtſeyns von dem Urquelle der Liebe trennte, um für ſich zu ſeyn. In den Gährungen des Tages erkennen wir die Gewalt, die auf jedem Punkte dieſe Willkühr in ſich ſelber brechen will, und wie durch einen keimenden verſöhnenden Geiſt, der durch alle Verwirrungen hindurchblickt, das Leben des Staats ſich in höherer Einheit zu verklären ſtrebt, wie uns, ruhig betrachtend, das heitere Bild einer geordneten Zukunft entgegentritt, wollen wir rückſichtslos darſtellen.

Wir bekennen, daß uns eine conſtitutionelle erbliche Monarchie die einzige genügende Form dünkt, in welcher ein großer Staat, der alle die mannichfaltigen Functionen des menſchlichen Daſeyns in einer durchdringenden Einheit verbinden ſoll, ſich zu geſtalten vermag.

Wir haben erſt von dem engen Kreiſe der Familie aus die Bildung der Corporationen und Stände in ihrer Eigenthümlichkeit verfolgt, doch ſo, daß wir ſorgfältig darauf aufmerkſam machten, daß, obgleich dieſe Elemente und Organe des Staats für die Betrachtung als die erſten erſchienen, ſie dennoch ohne die höhere Einheit nicht gedacht werden konnten. In der leiblichen Erſcheinung der Organiſation ſehen wir, wie, indem die Functionen ſich ſondern in beſtimmte Elemente, die ſich ordnen in beſtimmte Organe, zugleich, je eigenthümlicher die Sonderung iſt, ein allgemeines alles umfaſſendes Syſtem ſich bildet, das Blutgefäßſyſtem. Das venöſe Blut zeigt die immer geſteigerte Aſſimilation, die höhere Durchdringung alles deſſen, was die ernährenden Organe, jedes auf ſeine Weiſe, abſondern, und zwar ſo, daß die eigenthümliche Function durch dieſe höhere Einheit nicht aufgehoben, ſondern beſtätigt wird. Die leibliche Organiſation iſt ein Vorbild der geiſtigen; denn alles Leben iſt ein geiſtiges und ein Naturleben zugleich. Ein ſolches Beſtreben, was das mannichfaltige Leben auf eine eigenthümliche Weiſe geſtaltet, um es für eine höhere Einheit, in und mit welcher das Eigenthümliche in ſeinen beſondern Kreiſen erſt wird und iſt, zu gewinnen, erzeugt die Verbindung der Familien zu Corporationen, dieſe zu Communen, zu Ständen, Aller zur Repräſentation. Dieſe iſt die Offenbarung der höhern Einheit, der innigen Aſſimilation. Je reiner der bürgerliche Sinn in der Familie, der Sinn für die Corporation in den Bürgern, der Sinn für ſtändiſche Verbindung in den Corporationen herrſcht; deſto reiner, geſunder iſt dieſe lebendige Aſſimilation, die freilich nicht Statt finden kann, wenn nicht das Ganze, das Product der gereinigten Durchdringung, angeknüpft an ein höheres Daſeyn als erregende Potenz für die beſondern Vereine erſcheint. Für die Darſtellung müſſen wir aber dieſe Thätigkeit, die, dem arteriellen Syſteme ähnlich, den engern, ja engſten Kreiſen zuſtrömt, erſt folgen laſſen, obgleich beide nur in und mit einander begriffen werden können. Indem die Corporationen die Wähler wählen, wird vorausgeſetzt, daß in dieſen der organiſirende Geiſt des Staats waltet, daß ſie im Innerſten von der unſichtbaren geſetzgebenden Gewalt des Staats durchdrungen ſind. Dieſes Vertrauen des Ganzen zu einer jeden organiſchen Function iſt das Gefühl der Geſundheit, ohne welches der Staat nie gedeihen kann. Ein Staat, der ſeinen Corporationen, ſeinen Gemeinden, ſeinen Ständen nicht trauete, lebt in einem Widerſpruche mit ſich ſelber, der nie zu löſen iſt, und dieſe Organe des Staats würden in dem Maaße, als das Mißtrauen der höchſten Gewalt zunähme, auch ſelbſt mißtrauiſch werden. Auf dieſer Anſicht, daß das Princip der Vereinigung, des organiſchen Zuſammenhanges wegen, mit gleicher Reinheit in dem Ganzen und in jeder, durch wechſelſeitige Durchdringung der rohen Stoffe des Lebens, belebten Corporation hervortritt, beruht unſere Behauptung, daß nie der Einzelne, weder durch Vermögen, noch durch Anſehen, auch nicht eine bunte Zuſammenhäufung der Einzelnen, als Volksverſammlung, irgend eine öffentliche Function der geſetzgebenden Gewalt ausüben darf. Möchte man den Sinn dieſer Behauptung ſich völlig klar machen, um inne zu werden, worin ein Hauptpunkt der Verwirrungen unſerer Tage liegt. Die geſetzgebende Gewalt kann nie in einem Einzelnen erſcheinen, um, etwa als Mittel, die Vereinigung hervorzurufen; denn ſie iſt das innere Princip der Vereinigung, wie die Liebe in der Familie, die Freude an dem gemeinſamen Geſchäfte in der Corporation u. ſ. w. Ein ſolcher Wähler, der aus der lebendigen Vereinigung hervorgeht, ſtellt mit ſeiner Geſinnung die Reinheit derſelben dar, die Vereinigung der Wähler iſt die höhere Potenz der wechſelſeitigen Durchdringung, die endlich in den gewählten Repräſentanten zum Vorſchein kommt. Die Repräſentation ſtellt den geſammten Lebensſtrom des mannichfaltigen Lebens dar, welcher ſich in daſſelbe ergießt, reiner oder unreiner, je nachdem geſunder oder ſchwächer die eigenthümlichen Functionen der Organe ſind. Aber dieſer Lebensſtrom will in das Leben zurückkehren, ſucht ein Organ der Vereinigung, in welchem er gereinigt als höchſte Nahrung einer jeden engern Vereinigung zuſtrömt. Dieſes Organ, in ſeiner Eigenthümlichkeit, nicht ein leerer allgemeiner Begriff, ſondern eine lebendige Perſon, iſt der König.

Die Repräſentation iſt das aufgeſchloſſene Gemüth des Volks, welches einen Mittelpunkt der Verſtändigung ſucht. Hier fängt der Athmungsprozeß an, durch welchen wechſelſeitig das Volk ſich in den König und dieſer in jenes ſich verliert. Die geſetzgebende Gewalt in den König ſetzen, hieße das vertrauungsvoll hinzuſtrömende Blut ausſtrömen laſſen, um durch eine künſtliche Flüſſigkeit das immer von neuem verblutende Leben zu erregen; die geſetzgebende Gewalt in das Volk ſetzen, hieße das lebendige Organ der Vereinigung vernichten, und die innere Einheit des Lebens, die nur da iſt, wo die geſetzgebende Gewalt in ihrer Einheit mit der ausübenden durchblickt, aufheben. Setzt man ſie aber in die Repräſentation, abgeſondert vom Volke, ſo unterbricht man die lebendige Verbindung, die Stätigkeit der Aſſimilation. Daher iſt dieſe allenthalben. Der Sinn, der ſich durch die Repräſentation ausſpricht, zeigt den herrſchenden Grad der Reinheit der Aſſimilation. Völlig rein iſt dieſe nie; aber eben deßwegen iſt es nothwendig, daß alle Irrthümer, ja ſelbſt die Bosheit, in ſo fern ſie ſich in die Repräſentation eingeſchlichen haben kann, ungeſcheuet laut werden darf. Ein König, der den Deliberationen der Repräſentanten irgend eine Schranke ſetzen wollte, würde die hohe Bedeutung der völlig unumwundenen Entwickelung einer jeden Anſicht, würde die tiefſte Bedeutung ſeiner eignen Stellung durchaus verkennen. Eine Krankheit des Staats, die gar nicht in die Repräſentation eindränge, kann als eine ſolche betrachtet werden, die durch die geſunden Kräfte des Staats von ſelbſt überwunden wird, eine ſolche aber, die ſich ſelbſt hier zeigt, (und völlig geſund wird wohl nie eine Repräſentation ſeyn,) iſt ſchon wichtiger und bedenklicher. Aber hier iſt auch die Stelle der letzten Ausſcheidung; das ungehemmte Ausathmen des Staats ſoll ihn von den anſteckenden Stoffen befreien. Ehe der Irrthum zur That wird, ſoll er hier als Irrthum vernichtet werden. Eine jede Hemmung würde ihn in die verborgenen Tiefen der Organiſation zurückdrängen, und, da der König nicht ein äußerlich leitender Begriff, ſondern ein lebendiges, eigenthümliches Glied des Staats iſt, ſo würde er auch innerlich durch den verborgenen Irrthum leiden, und zwar da, wo ihm Kraft der Heilung nicht gegeben iſt. Wie der einzelne Menſch, der ernſthaft an ſeine Beſſerung dachte, wohl weiß, daß böſe Neigungen, die man ſcheu und furchtſam anſieht, und denen man nicht mit der Stärke des beſſern Entſchluſſes kühn unter die Augen tritt, ſich in die verborgenſten Winkel des Gemüths verbergen, um von da aus und in unvorbereiteten Augenbliken deſto ſicherer zu überliſten. Aber eben ſo wenig, wie die Repräſentation gehemmt ſeyn darf in ſich, eben ſo wenig darf ſie abgeſchnitten ſeyn von dem Volke, von den Vereinen, aus welchen ſie entſprungen iſt. Das Geheimhalten der Deliberationen hebt das Weſen der Repräſentation auf. Man behauptet, daß die Corporationen Vertrauen haben müſſen zu den ſelbſtgewählten Repräſentanten, aber das Vertrauen iſt wechſelſeitig, beſonders dann, wenn die Wahlen nicht von Einzelnen, ſondern von Vereinen ausgehen; denn wo alle öffentliche Functionen in den Händen ſolcher Vereine ſind, wo alle Deliberationen der Gewalt der Einzelnen, oder der anorganiſchen Zuſammenhäufung entriſſen ſind, muß das Vertrauen wechſelſeitig ſeyn, und die Verheimlichung der Deliberationen der Kammern, indem ſie von Mißtrauen zeugte, müßte Mißtrauen hervorrufen.

Wo die Repräſentation ſich frei, ungehemmt und in völliger Oeffentlichkeit äußern darf, da findet der letzte Scheidungsprozeß Statt, der dem Könige dasjenige darlegt, was, von allem Krankhaften, ſo weit es dem irdiſchen Daſeyn vergönnt iſt, gereinigt, als erregende oder wiederherſtellende Potenz den Vereinen, und durch dieſe einer jeden Familie, einem jeden Bürger zuſtrömen ſoll, (der Pulsſchlag, das arterielle Syſtem, die ausübende Gewalt.) Wir unterſcheiden hier eine doppelte Richtung, die wir in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen vermögen, weil das beobachtende Bewußtſeyn, welches in der leiblichen Organiſation in der tiefen Ruhe und Sicherheit des Lebens verſunken iſt, im Staate lebt und eine jede keimende Krankheit in ihrer Entſtehung entdeckt. Die eine Richtung nennen wir die heilende, die zweite die erhaltende. Die erſte, die gegen das Einzelne geht, und als ein Einzelnes aufheben will, erzeugt das Recht. Nehmlich: bleibt der Einzelne in den Schranken ſeiner Eigenthümlichkeit, ſo wäre dieſe keine Schranke, ſondern der lebendige, reine, geſonderte Umriß ſeines eigenthümlichen Daſeyns. Nur indem er über dieſe herausſtrebt, verwirrt er ſeine eigene, wie jede Geſtalt, mit welcher er in Berührung kommt; ſo weit als er aus ſeiner Schranke hinausgeht, zerſtört er die übrigen, und reizt zum Widerſtande, und dieſe wechſelſeitige Zerſtörung ruft eine Thätigkeit der Wiederherſtellung hervor, durch welche dasjenige, was durch die verborgene Verflechtung des Glücks und des innern beſondern Lebens, als die eigenthümliche bürgerliche Geſtalt, gegen die Angriffe der Selbſtſucht geſchützt, wie es in der Erſcheinung möglich iſt, in ſeiner urſprünglichen Reinheit erſcheinen ſoll. Durch dieſe Wiederherſtellung erſcheint alles, was dem Bürger urſprünglich eigen iſt, als ſein Recht. Das Recht erſcheint nur da, wo ein Einzelnes gegen das Einzelne aus der ruhigen Organiſation des Ganzen heraustritt; und daß ich mein gegebenes Daſeyn, mit ſeinen äußern Bedingungen, wie ſie ſich im Staate geſtaltet haben, als mein Recht, welches der Staat beſchützen und erhalten ſoll, betrachte, rührt daher, daß ein tiefes Gefühl des nie ruhenden Strebens Aller wechſelſeitig die Grenzen des Eigenthümlichen zu durchbrechen, das Gefühl der tiefen Krankheit des Staats mich fortdauernd begleitet. Wo das organiſirende Princip, die wahre geſetzgebende Gewalt im Staate vorherrſcht, und die allein mächtige iſt, da erſcheint jener Rechtsſtreit ſelbſt als ein Vereinzelter, welcher von dem religiöſen Grunde getragen, durch die ſichere Vernichtung ſelbſt dazu dient, die innenwohnende Kraft des Ganzen zu offenbaren. So können ſelbſt Corporationen, als Einzelne betrachtet, durch einen richterlichen Spruch nach der Mitte der organiſchen Thätigkeit zurückgewieſen werden. Je weiter aber der Rechtsſtreit ſich ausdehnt, je mehr er alle Theile des Staats aus der lebendigen Mitte, die wir die religiöſe nennen, aus dem Kreiſe der erlöſenden Liebe herausreißt, wenn Stände um ihre Rechte hadern, ja wenn von den Rechten des Königs im Gegenſatze gegen die Rechte des Volks die Rede iſt; deſto mehr verſchwindet das tiefe Band, welches alle Seelen vereinigt, deſto mehr tritt die heilige Grenze des Eigenthümlichen zurück, deſto mehr herrſcht im Ganzen, wie im Einzelnen, das Streben, ein Allgemeines zu ſeyn; Begriffe zerſtören das Leben, und ſollen das Leben wieder herſtellen, in unglückſeliger Verwirrung will man den Teufel vertreiben durch Beelzebub, und jemehr der Verſtand ſeine Ohnmacht erkennen ſollte, deſto verblendeter wird er. Für den ruhig Betrachtenden offenbaren ſolche Gährungen am deutlichſten die Gewalt der verborgenen Liebe, die, wo ſie iſt, *allein* alles erhält, wo ſie fehlt, die alleinige Rettung gewährt.

Die geſetzgebende Gewalt kann nie in völliger Reinheit erſcheinen, wo dieſes der Fall wäre, würde die ausübende Gewalt mit der geſetzgebenden nicht blos im Ganzen, ſondern auch in einem jeden Einzelnen zuſammenfallen und eins ſeyn. Alle menſchlich entſtandenen Geſetze leiden an einer urſprünglichen Schwäche und der Scheidungsprozeß durch die Repräſentation iſt nie vollkommen. Ebendaher kann auch die ausübende Gewalt, ſelbſt bei der reinſten Geſinnung der Richter, niemals die Geſinnung treffen. Ja ſie ſoll es nicht. Richter über die Geſinnung iſt nur Gott. Die ausübende Gewalt, in ſo fern ſie gegen die Vereinzelung im Staate gerichtet iſt, um ihre Richtigkeit zu zeigen, hat eine doppelte Richtung. Die eine beſchäftigt ſich mehr mit ſolchen Rechtsverletzungen, die aus Irrthum entſtanden ſind, geleitet durch die Civilgeſetzgebung; die andere mit ſolchen, wo die Rechtsverletzung aus dem Bewußtſeyn entſpringt, mit Verbrechen, geleitet durch die Criminalgeſetzgebung.

Die Civilgeſetze ſind ſolche, die die äußern Rechtsverwickelungen, wie ſie in dem Verlaufe der Zeiten unter den Vereinen, wie unter den einzelnen Bürgern entſtanden ſind, und noch entſtehen, zu ordnen und zu entwirren ſuchen, und es wird vorausgeſetzt, daß die Vereine oder der Einzelne ſelbſt nicht über ſein Recht aufgeklärt iſt, daß ſeine Anſprüche, ſelbſt wo ſie rechtswidrig ſind, aus Irrthum entſprungen, keine bewußte Rechtsverletzung in ſich ſchlieſen. Durch den Richterſpruch wird er daher über ſein Recht aufgeklärt. Zwar beſchäftigt ſich die Civilgeſetzgebung faſt ausſchließlich mit dem äußern Beſitze, aber in einem Staate, in welchem die Freiheit ſich unbehindert geſtalten kann, erhält ſie eine große Bedeutung; denn da iſt der Beſitz, zum Eigenthum geſteigert, der erweiterte Leib einer beſtimmten Eigenthümlichkeit. Die Criminalgeſetze beſchäftigen ſich mit dem, was der Staat als bewußte Vereinzelung betrachten muß. Daß ſie dieſes nicht immer iſt, daß der Staat als Verbrechen beſtrafen muß, was vielleicht aus Irrthum entſpringt; was eben ſo bedauernswerth iſt, als Irrthum oft, was Verbrechen iſt, ja nicht ſelten dieſes gar nicht treffen kann, weil es ſich hinter der unvollkommnen Form der Geſetzlichkeit zu verbergen weiß, iſt freilich gewiß. Eben ſo gewiß iſt es, daß ſie dieſe Schranke ihrer Gewalt erkennen ſoll, daß es eine gefährliche Verirrung der ausübenden Gewalt iſt, wenn ſie, die nur in der Erſcheinung iſt, bei den criminellen Verbrechen, ſey es, um die Strafe zu mildern, oder zu erhöhen, in die geheime Stätte der Geſinnung hineingreiſt, in welcher ihr fremden Region ſie immer als Willkühr erſcheint. Aus dieſem falſchen Streben entſtanden die pſychiſchen, endloſen Unterſuchungen, die die criminelle Geſetzgebung in unſern Tagen verwirrt hat. Was als Geſetz hervortritt, fordert unbedingten Gehorſam, und eine Verletzung, muß unvermeidlich die Strafe nach ſich ziehen. Die feſte Ueberzeugung, daß es ſich ſo verhalte, muß einen jeden Bürger durchdringen, ja ſelbſt denjenigen, der, ſey es durch Leidenſchaft, oder durch Irrthum, das Geſetz überſchritt. Dieſe Geſinnung, die wahrhaft bürgerliche im edelſten Sinne, zeigt eben auf eine Quelle der Geſetze, die höher liegt als ihre Erſcheinung. Diocles zeigte die Geſinnung auf die großartigſte Weiſe, als er ſelbſt ſich tödtete, weil er, indem er bewaffnet einen Aufruhr zu ſtillen ſuchte, plötzlich zu einer Rathsverſammlung berufen, dort bewaffnet erſchien, und von den Anweſenden an ſein eignes Geſetz, welches darauf die Todesſtrafe ſetzte, erinnert ward. — Nicht weniger gefährlich, und ein Zeichen einer tiefen Krankheit des Staats iſt es, wenn man durch geheime Mittel, durch verhaßte geheime Polizei die verborgene Geſinnung der Bürger zu erſpähen ſucht. Aber obgleich die ausübende Gewalt ſelbſt nur eine erſcheinende, nie die Grenzen der Erſcheinung ungeſtraft überſchreiten darf, iſt es dennoch der gefährlichſte aller Irrthümer, wenn man glaubt, daß die Geſetze, wie ſie nur in der Erſcheinung hervortreten, und für die Erſcheinung thätig ſind, auch dieſer, ihrem Weſen nach, angehören. Denn wäre dieſes wirklich der Fall, dann müßte der blos geſetzliche Bürger auch der beſte ſeyn. Wo dieſe Anſicht herrſcht, pflegt man die Geſinnung, wie ſie in der Religion wurzelt, nur als ein Mittel zu betrachten, die Geſetzlichkeit zu erhalten, nicht als das immanente Princip aller Geſetze, und deutlich oder undeutlich muß ſie ſo angeſehen werden von einem Jeden, der die Einheit des Staats und der Religion läugnet. Hinter der geſetzlichen Form könnte ſich dann nie ein Verbrechen verbergen, man könnte gar nicht davon reden, daß man vielleicht eine gute Geſinnung in ihrer bewußtloſen Verirrung träfe durch eine geſetzliche Strafe. Denn da die Geſinnung nur als Mittel betrachtet wird, die Uebertretung zu verhindern, in dem gegebenen Falle aber dieſes nicht vermochte; ſo iſt ſie für den Staat ein völlig Nichtiges. Ferner, eine jede menſchliche geſetzliche Form iſt unvollkommen, d. h. ſie vermag nicht das Feld der Eigenthümlichkeit völlig naturgemäß zu begrenzen, die Selbſtſucht findet daher in einer jeden beſtehenden Form eine verborgene Nahrung, und zwar iſt die naturwidrige Erweiterung der Grenze nach einer Richtung eben ſo nothwendig mit einer naturwidrigen Beſchränkung nach einer andern verbunden. Diejenigen Bürger nun, deren Selbſtſucht durch die beſtehende Legalität unterſtützt wird, werden ihre Unveränderlichkeit behaupten, denn die Lockungen der Legalität haben den wahren, religiöſen Sinn in ihnen verdrängt, bei den übrigen iſt derſelbe Sinn durch den Reiz zum äußern Widerſtande getrübt, dieſe werden, wie jene, die Unveränderlichkeit, ſo die Vernichtung der Legalität fordern, und der Keim der ſtillen Entwickelung iſt verloren. Wir brauchen kaum darauf aufmerkſam zu machen, daß auf dieſe Weiſe die oben dargeſtellten Caricaturen wirklich entſtanden ſind.

Dieſe Betrachtung führt unmittelbar zu einer andern, nehmlich zu derjenigen, die uns von der Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit der Gerichte und ihrer Verhandlungen, und die Theilnahme der bürgerlichen Vereine an der Gerichtspflege überzeugt. Die mannichfaltigen Rechte, zu deren Aufrechthaltung die Geſetze beſtimmt ſind, entſtanden geſchichtlich und können nur ſo beurtheilt werden. Die geſchichtliche Entwickelung der Rechte, und die dieſe ſchützenden Geſetze erfordern ein eignes, gründliches Studium; und zu beurtheilen, was in jedem verwickelten Falle Recht ſey, gebührt offenbar nur den Kundigen. Der Verſuch, durch ein Geſetzbuch die Geſetze gleichſam ſtagniren zu laſſen, indem man die Vergangenheit in einer kryſtalliſirten Gegenwart vernichtet, würde alle Keime der lebendigen Entwickelung für die Zukunft zugleich vernichten, ein ſolches Geſetzbuch würde ſich nur durch eine anorganiſche Accumulation bis ins Unendliche erweitern können. Aber dennoch iſt der Kundige, nicht blos als ein ſolcher, ein Richter, er erhält ſeine Gewalt aus dem Mittelpunkte der ausüben=

den, der König, als Endpunkt des Geſetzes und Anfangspunkt aller ausübenden Gewalt, richtet durch ihn. So nun, wie die Repräſentation, das verſchloſſene Gemüth der Vereine, in ihrer höchſten Vereinigung und Concentration, für den Mittelpunkt aufſchließt, und dadurch die geſetzgebende Gewalt durch Geſetze offenbart; ſo muß die von dem Mittelpunkte ausgehende richtende Gewalt ſich den Vereinen offenbaren, die verſchloſſene Kunde in ihrer Ausübung öffentlich werden. Bliebe ſie verſchloſſen, und richtete nur die Kunde in ihrer richtenden Gewalt von dem Könige beſtätigt, dann würde dasjenige, was man ſtehenden Urtypus, als bleibende Norm, für die Geſetzgebung aller Zeiten und Völker nennen kann, uns, von den Alten überliefert, nie zugleich Keim der beweglichen, durch die lebendige Eigenthümlichkeit der Völker und Stände bedingten Elemente derſelben bleiben, dann würde, nur zu leicht, ja unvermeidlich, die von dem Leben abgewandte, nicht fortdauernd durch dieſes angeregte Geſetzgebung, ein fremdes Band durch allgemeine Begriffe ſuchen und ein Geſetzbuch, wie das oben angedeutete, hervorbringen. In einem Staate, in welchem die Freiheit als das organiſirende Princip anerkannt iſt, wird daher das Geſetz nur dann ſich lebendig entwickeln, wenn es in beſtändiger, lebendiger Berührung mit der unſichtbaren geſetzgebenden Gewalt, wie ſie in der bürgerlichen Geſinnung ruht, geſetzt wird. In einem ſolchen Staate, jemehr ſich die verſchiedenen Vereine, als Corporationen, Communen oder Stände, ſelbſtſtändig, d. h. geſetzmäßig in ſich ſelber geſtalten, wird das Streben nach Vereinzelung innerhalb der Grenzen der Vereine ſelber ausgeglichen. Nicht, als wenn wir wirkliche eigenthümliche Jurisdictionen für heilſam anſähen. Dieſe ſind uns vielmehr ein Beweis für eine rohe Zuſammenhäufung der verſchiedenen Organe des Staats, ein wirklich organiſcher Staat fordert durchdringende Einheit der Geſetze und der ausübenden Gewalt. Durch die lebendige Bildung der Corporationen, bei der Oeffentlichkeit der Gerichte, die einen Jeden zur Theilnahme ihrer Verhandlungen einladet, werden aber die mannichfaltigen Verwickelungen der Rechtsverhältniſſe nach den eigenthümlichen Punkten des Daſeyns, wo ſie ihre eigentliche Bedeutung, und mit dieſer nothwendig eine größere Klarheit und Beſtimmtheit erhalten, hingeleitet, der drückende Formalismus des Rechts, mit dieſem das ſchädliche Uebergewicht der Advocaten wird abnehmen, und indem die ausübende Gewalt ſich (wie das arterielle Blut in das venöſe) in die unſichtbare geſetzgebende verliert, wird der friſche Lebensſtrom derſelben in der Repräſentation immer verklärter erſcheinen. Es iſt in der That unbegreiflich, wie man eine kundige Repräſentation da erwarten kann, wo die Gerichtsverhandlungen nicht öffentlich ſind, wo nicht eine beſtändige Theilnahme Statt findet und angeregt wird. Dieſe müſſen in ſolchen Fällen faſt ausſchließend Rechtskundige ſeyn, d. h. ſolche, die ſich, abgewandt von dem eigentlichen Leben, lediglich mit den Rechtsverhältniſſen beſchäftigt haben; eine Beſchäftigung, die in dieſer Abſtraction faſt unvermeidlich von der eigentlichen Stätte der lebendigen Geſinnung und von der geſetzgebenden Gewalt in den Geſetzen abführt. Dieſes unglückliche Uebergewicht der Jurisprudenz in unſern Tagen hat mehr als alles zu der Verwirrung der Zeit beigetragen und anſtatt es fortdauern zu laſſen, wäre es heilſam, die faſt abgeſtorbene Rechtskunde durch den geſunden Lebensſtrom der lebendigen Geſinnung zu erfriſchen.

Aber nicht blos auf dieſe Weiſe würde eine ſolche Oeffentlichkeit ihre heilſame Wirkung äußern. Sie würde, indem ſie den religiöſen Sinn (der nie ganz fehlt in ſolchen bürgerlichen Vereinen, die ſich lebendig in das Ganze hineinbildend ſelbſtſtändig geſtalten dürfen, als zum Weſen der Geſetzgebung gehörig) ſtärkte und nährte, zugleich manches eben durch dieſen ausgleichen, ſie würde zwar nie es dahin bringen können, daß die ausübende und geſetzgebende Gewalt, indem beide ihre Einheit in einer religiöſen Perſönlichkeit fänden, ganz zuſammenfiele — ſie würde aber dieſer höchſten Blüthe des Staats ſich nähern, wie es auf der Erde möglich ſeyn mag. Was bei allen Gliedern nicht möglich iſt, würde unter den Corporationen, die mit einer religiöſen Perſönlichkeit hervortreten, möglich werden. Streitigkeiten, die aus Irrthum entſpringen, erzeugen nur zu oft wahre Verbrechen, woraus eben der geheime Zuſammenhang des Irrthums, als eines bewußtloſen Verbrechens, mit dieſem, wo es als ein bewußtes hervortritt, klar wird. Solche Streitigkeiten würden die Vereine, als Corporationen oder Communen, in ſich, nicht durch ein äußeres, zwingendes Geſetz, ſondern durch Religion, die das Nichtige in der Wurzel vernichtet, ſchlichten und ausgleichen. Friedensrichter, die angeſtellt ſind, um durch die Geſinnung auf die Geſinnung zu wirken, ſind nie ſo heilſam, wie eine Verbindung von ſolchen Bürgern, die das allgemeine Zutrauen gewählt hat, und zwar aus einem doppelten Grunde. Einerſeits, weil, was auf die freie Geſinnung innerhalb der Grenzen der nicht gehemmten Freiheit wirken ſoll, auch aus dieſer entſprungen ſeyn muß; andererſeits, weil ein ſo durch die Geſinnung herausgehobener eine lebendige fortdauernde Anregung hat, dieſe in ſich ſelber rein zu erhalten, ſo daß auf dieſe Weiſe in einer jeden Corporation diejenige geheime Gewalt, die bei den Wahlen wirkſam ſeyn ſoll, ein beſtändiges Reinigungsmittel findet. Wie mächtig aber eine ſolche Vereinigung vergleichender Bürger wirkt, ſelbſt wo die ganze Einrichtung des Staats den bürgerlichen Sinn keinesweges zu erhöhen und zu beleben geeignet iſt, beweiſ't Dänemark;

denn dort verſchwanden die häufigen Prozeſſe, als ſolche Vergleichscommiſſionen ſich bildeten, auf eine ſo auffallende Weiſe, daß in kurzer Zeit eine große Menge der kleinern Advocaten verarmten.

Die religiöſe und die ſtille ſittliche Kraft, die ſelbſt in ſcheinbar engen Vereinen liegt, ja am deutlichſten das wahre, verborgene Princip aller Vereinigungen, ſelbſt der größten offenbart, hat man, zumal in neuern Zeiten, nie gehörig gewürdigt. Es iſt in der That rührend, wenn man ſieht, wie dieſes tiefe Gefühl der geſelligen Vereinigung, verdrängt aus den größern Verhältniſſen, wie dieſes wohlthätige Band gelöſ't, wo die Begriffsweisheit des Staats in unſern Tagen zerreißend hineingriff, ſich in den niedern Claſſen, wo dieſe zerſtörende Gewalt noch nicht hinreichte, zu retten ſucht, wie es allenthalben unbeachtet hervorbrechen will, allenthalben verkannt oder belächelt wird. Es gibt kaum eine große Stadt in Deutſchland, in welcher nicht ſolche Vereine, wie traurige Reſte der Vergangenheit, noch übrig ſind, und wo ſie nicht eine gewiſſe Rechtlichkeit, einen gemeinſamen ſittlichen Geiſt erhalten, ja ſelbſt den geringſten, ſcheinbar unbedeutenden Geſchäften eine gewiſſe ſichere Würde verleihen. Solche Reſte der Corporationen ſind nicht blos auf ſich beſchränkt; wo ein öffentliches Unglück ſich zeigt, bei Feuersbrünſten z. B., ſind ſie vorzüglich thätig, ja ſolche ſind uns bekannt, die nicht blos durch Muth und Geſchick ausgezeichnet ſind, denen man auch ohne Sorge und mit großer Sicherheit die Aufhebung und den Schutz des geretteten Eigenthums anvertrauen kann. Unterſuchen wir die Natur dieſer Vereine, da werden wir finden, daß ſie keinesweges ſich bildeten als Mittel, um irgend einen Zweck zu erreichen, ſie waren ſich ſelber Zweck, ſie bildeten aus einem tiefen Triebe der Natur, wie die Staaten ſich bilden in den glücklichen Zeiten. Bis in dieſe dunklen Winkel iſt der wahre Geiſt aller tiefern Geſelligkeit von dem verwirrenden Geiſte der Zeit zurückgedrängt, und wenn wir bedenken, wie ſie öde, verlaſſen und verkannt da ſtehen, wie ſie, in ſtiller Treue, einen Schatz bewahren, deſſen Bedeutung ſie ſelber nicht kennen, deſſen verborgener Werth der Welt ein Räthſel, und vornehm Ordnenden und Regierenden eine Thorheit iſt, ſo überfällt uns eine unnennbare Wehmuth. An ihrer Stelle ſind die allgemeinen Vereine getreten, die einen menſchlichen Entwurf zur menſchlichen Glückſeligkeit erfunden haben, die, nach dieſem Entwurfe, alle Verhältniſſe immer mehr verwirren, ſtatt ſie zu ordnen, die, wo ſie von den Geſetzen des Staats unterſtützt thätig ſind, jene induſtriöſen, wohlthätigen und gelehrten Vereine erzeugten, welche mit einem beſtimmten Enthuſiasmus anfangen, weil ſie aus Reflexion, nicht aus der ſtillen Gewohnheit des Lebens entſprungen ſind, die Menſchheit überhaupt, oder das Volk überhaupt, oder die Wiſſenſchaft im Allgemeinen zum Zweck machen, und die durchgängig in ſich erlahmen und verwelken, weil ſie auf den unfruchtbaren Boden irdiſcher Abſichten geſäet, nicht aus dem ewig fruchtbaren Grunde innerer Religioſität naturgemäß entſprungen ſind. Ja ſolche Vereine haben ſich gebildet, in welchen der irdiſche Zweck den Wahnſinnigen ein göttlicher dünkte, dem ſie alles, ſelbſt Redlichkeit, Vertrauen und Liebe opfern müßten. Aus der ſtillen Gewohnheit des Daſeyns dahingegen, welches ſich in ſich mit innerer gläubiger Sicherheit bilden kann, wuchſen jene Verbindungen, ohne menſchliches Zuthun, wie die natürlichen Blumen hervor, aber die Menſchen haben die heitere Unſchuld verloren, ſie wollen ſchaffen, bilden, geſtalten, ſie wollen nicht blos ſeyn wie Gott, höher wollen ſie ſich, in blödſinniger Selbſtthat, ſtellen, und zerſtören das natürliche Gewächs, zerſtreuen den fruchtbaren Boden, um einen andern zu erzeugen nach chemiſchen Grundſätzen und Keime des Lebens hineinzuſäen, die ſie erzeugt haben. In der ewigen Unruhe dieſer Verſuche, die ſich unaufhörlich jagen, wird die ruhige Heimath religiös vereinigter Bürger zerſtört, wandelbare Einrichtungen, die heute ſo, morgen anders geſtaltet ſind, verändern den Beſitzſtand, vergrößern ihn ſcheinbar an wenigen Punkten, um ihn an vielen zu verringern, keiner weiß was er hat, ſelbſt der Reiche iſt es nur für einen Augenblick, und hängt gierig an den Schätzen, die er bald wieder zu verlieren fürchtet, nicht um ſie aufzubewahren, oder fruchtbar für den Staat, wie für ſich ſelber anzubringen, denn der Boden, dem er einen fruchtbringenden Reichthum anvertrauen könnte, iſt verſchwunden, ſondern um ihn in wüſtem, leerem Genuſſe eilig zu verzehren, ehe er verſchwindet; und wenn nun die meiſten verworren, ohne Haltpunkt, ſich den allgemeinen Begriffen, dem widerſprechenden Gerede ergeben, welches ſich zu ſolchen Zeiten wuchernd erzeugt, dann verbinden ſich jene modernen Schöpfer mit denjenigen, die in dem augenblicklichen Beſitze der unſichern Güter ſind, und rufen höhniſch: die Unruhigen dort, die die geſellige Ordnung ſtören, ungehorſam dem Geſetze, unſere ſchönen, der Menſchheit heilſamen Plane verkennen, ſind heimathloſes Geſindel, das Nichts zu verlieren hat. Ja wohl, denn ihr habt ihnen alles geraubt, und den fruchtbaren Boden zugleich, aus welchem neue Früchte entſpringen könnten, das Geraubte zu erſetzen.

Das Gefühl des tiefen Unglücks unſerer Tage hat uns überwältigt, und wir wollten den wahren Urſprung deſſelben nicht verbergen, wo die Darſtellung uns von ſelber dazu führte. Wir kehren zu der Betrachtung zurück. Auch die Bildung der Jury hat, wo ſolche Vereine hervortreten, eine große Bedeutung. Es iſt nicht blos das Recht des vermuthlichen Verbrechers, von ſeines Gleichen gerichtet zu werden, wodurch die Jury wichtig wird. Der Verein ſelber, die bürgerliche Commune, erſcheint als eine moraliſche Perſon, als geleitet durch eine religiöſe Geſinnung, und die Religon als das immanente Princip, ſo der Ausübung, wie der Geſetzgebung. Das Richten durch eine Jury iſt jene That des Deiocles, die, zu groß für den Einzelnen, durch einen bürgerlichen Verein möglich wird. Es iſt ein reuiges Selbſtbekenntniß; das Verbrechen, welches ſich aus der Mitte des Vereins erzeugte, tritt mit ganzer Scheußlichkeit, mit ſeinen furchtbaren Folgen für die Geſellſchaft und für den Verbrecher, den Verbundenen, ganz nahe, die geheime Furcht vor dem verborgenen Frevel, der in einem Jeden ruht, die erkannte Möglichkeit des Verbrechens in dem Gemüthe aller Menſchen ruhend, die wahre Gottesfurcht ſtärkt den religiöſen Sinn, und kaum iſt es möglich, daß leichtſinniges Verdammen, oder ungerechte Schonung gegen den Verbrecher in einem ſolchen Vereine, unterſtützt von einem in ſich klaren Gericht, hervortreten kann. Eben daher hat man dieſe Form da beibehalten, wo der ſtrengſte Gehorſam gefordert wird, im Kriegsſtande. Warum iſt hier eine Jury, da ſie ſonſt allenthalben verſchwunden iſt? Deßwegen, weil, wenn auch durch äußeren Zwang, hier eine beſtimmte Vereinigung iſt. Wir haben uns gern belehren laſſen von den Kundigen, die in dieſer Zeit dieſen Gegenſtand vielſeitig behandelt haben; aber die genaueſte Ueberlegung hat uns überzeugt, daß hier, wie immer, eine ſolche vielſeitige Unterſuchung von relativen Standpunkten aus nie zu reinen Reſultaten führe. Das Für und Gegen dehnt ſich in unendlicher Breite aus, und am Ende erfährt man, was man mit Gewißheit vor aller Unterſuchung wußte, daß jede menſchliche Einrichtung, die irgend eine geſchichtliche Bedeutung erhalten hat, ihre Vortheile und ihre Nachtheile hat, die ſich faſt immer wechſelſeitig ergänzen. Dieſe Unterſuchung beweiſ't aber offenbar gegen diejenigen, die die organiſche Bedeutung der Jury läugnen; denn ihre Gegner wollen nicht die Thätigkeit der Gerichte verdängen, und alles, was etwa jene als Gründe anführen, beweiſ't höchſtens, daß man das rechte Verhältniß, die rechte Stellung der Jury gegen den Gerichtsſtand noch nicht gefaßt hat, eine Stellung, die erſt durch ihre Wirklichkeit erkannt werden kann. Daß Männer, durch das Zutrauen der Mitbürger gewählt, zu dem Verbrecher in kein anderes Verhältniß, als das ihre Geſinnung reinigende des allgemeinen bürgerlichen Vereins geſetzt, die zuſammentreten, um über das Glück, ja das Leben eines Mitbürgers zu richten, deren Handlungen und Ausſprüche in ſolchen Augenblicken die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftigen, in einer nicht gewohnten Lage, durch ein durchgeführtes und gründliches inquiſitoriſches Verfahren geleitet, nicht mit Umſicht und ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit richten ſollten, iſt durchaus nicht zu erwarten, und wenn die Jury in unſern Tagen nicht alles geleiſtet hat, was man erwartet und wünſcht, ſo rührt das theils daher, daß man im Anfange an den Bürgern, die von jeder Theilnahme an den gerichtlichen Verhandlungen ausgeſchloſſen waren, ein ungelenktes Organ findet, theils daher, daß die Grundlage der religiöſen Geſinnung, wie ſie ſich echt bürgerlich in den Vereinen bilden wird, durch die zerſtreuende Gewalt des Tages erſchüttert iſt. Die Jury ſelber wird aber dieſe Geſinnung in den Vereinen ſtärken, und wieder durch ſie veredelt werden.

Wir betrachten die zweite Richtung der ausübenden Gewalt, die wir die *erhaltende* nennen, (die Adminiſtration.) Sie entſpringt aus der nehmlichen Quelle, aus welcher die heilende entſpringt, es iſt eine Dichotomie derſelben Thätigkeit, und eine wirkliche Trennung iſt undenkbar. Dieſe Richtung der ausübenden Gewalt iſt ein weſentlicher, integrirender Theil der mannichfaltigen Vereine ſelber, die Steigerung derſelben zu einer höhern Einheit. Dem Weſen nach iſt die allgemeine Adminiſtration den Vereinen nicht fremd, beide Formen fordern und bedingen ſich wechſelſeitig. Die Vereine, in einer höhern Einheit, dargeſtellt durch die Repräſentation, erzeugen, nach dem königlichen Mittelpunkte zugewandt, das Geſetz, dieſes offenbart ſich durch die ausübende Gewalt, die ſich abermals in die Selbſtthätigkeit der Vereine verliert. Dieſe Gewalt erhält die Vereine in ihrem organiſchen Verhältniſſe, bereitet in den mannichfaltigen beſondern Kreiſen die Reinigung und Ausſcheidung der Selbſtſucht vor, die in den Wahlen der Wähler einen klarern Sinn, in der Wahl der Repräſentanten eine lebendige Volksgeſinnung, in der Repräſentation das wahre Geſetz erzeugt, welches ſich wieder, geſund und ſtärkend, in die Ausübung ergießt. Die ausübende Gewalt kann alſo nicht die Selbſtthätigkeit der Vereine hemmen wollen, ſie will ſie vielmehr heben und veredeln, ſie erzeugt, immer von neuem, die Stellung aller Vereine gegen einander, die die Eigenthümlichkeit eines jeden am reinſten und vollkommenſten gedeihen läßt. Die Adminiſtration iſt daher die in der organiſchen Geſundheit des Staats gegründete Richtung, die, gegen die Vereine gerichtet, erhalten will; die Gerichte ſtellen die heilende Richtung vor, die das Einzelne, als ſolches, vernichten will. Das Bewußtſeyn der fortdauernden Krankheit, das unvermeidliche Loos alles Sterblichen, erzeugt mit Nothwendigkeit eine fortdauernde Gerichtsbarkeit im Staate, wie das Gefühl der Geſundheit jene erhaltende Adminiſtration fordert. Aber dadurch erhalten beide Functionen eine organiſche Bedeutung. Die heilende Kraft der

Natur hat in dem geſunden Leibe kein ſolches eigenthümliches Organ erzeugt, weil ſie in der innern Sicherheit ihrer organiſchen Einheit verſunken iſt, ſo daß die heilende Function nur bei der Abweichung, und zwar in einem geheimen Einverſtändniſſe mit beſondern eigenthümlichen Producten der ganzen Natur (Arzeneien) ſich offenbart. Im Staate, wo der Streit der irdiſchen Perſon mit der ewigen in einem jeden Gemüthe, in einem jeden Vereine und im Ganzen fortdauernd Statt findet, wo die Krankheit nicht allein, ſondern auch die Quellen derſelben ſich ununterbrochen offenbaren, wo die Heilung, wie die Krankheit aus derſelben innern Stätte entſpringt, erſcheint daher nothwendig ſo die heilende, wie die erhaltende Function, dargeſtellt durch ein eignes Organ. Aber dieſes entſpringt, dem Weſen nach geſund, aus der Geſundheit ſelber, ja daß der Widerſpruch, der leiblich gelöſ't wird, indem eine Eigenthümlichkeit der ganzen Natur heilend in die leibliche Krankheit eingreift, nur innerlich gelöſ't werden kann in dem Staate, daß die Liebe den Haß, die höhere Einheit die Vereinzelung aufhebt, in ſich ſelber, iſt eben die Unſterblichkeit des Staats, die erlöſende Kraft in ihm, die heilige Verheißung des Chriſtenthums. Da nun die Adminiſtration, wie die Gerichtsbarkeit eigenthümliche Functionen ſind, ſo müſſen ſie ſich auch durch ein Eigenthum darſtellen; denn nur ſo ſind ſie wirkliche erſcheinende Organe des Staats. Dieſes Eigenthum muß aber, wie die eigenthümliche Function, deren Ausdruck ſie iſt, aus der Quelle aller ausübenden Gewalt im Staate fließen. Nun hat zwar die Thätigkeit der Beamten ihre Sanction nur aus dem Mittelpunkte erhalten, und iſt nur, was ſie iſt, äußerlich durch den König; aber dennoch hat ſie auch eine lebendige Bedeutung in ſich, beſtätigt durch eine eigne Kunde, und ihre organiſche Einſicht, ſo weit ſie reicht, hat eine eigne Gewalt, die, wenn auch nicht dem Scheine, doch dem Weſen nach, ſelbſt von dem Könige anerkannt werden muß (die Autorität der Kundigen), die, wo ſie klar und ſicher hervortritt, und zwar je freier der Staat iſt, deſto beſtimmter, ſogar eine eigne geſetzliche Gewalt hat. Dieſe innere Sicherheit der eigenthümlichen Functionen der ausübenden Gewalt erzeugt die Sicherheit des Eigenthums. Wo die ausübende Gewalt als Mittel, die bürgerliche Freiheit als Zweck (alſo nicht als Freiheit) betrachtet wird, da kann auch in der ausübenden Gewalt keine Spur von bürgerlicher Freiheit Statt finden, weil ſie ſich ja als bloßes Mittel ſetzt, Freiheit aber Selbſtzweck iſt. Wo aber die bürgerliche Freiheit in den Vereinen vorherrſcht, findet eine jede klare Einſicht, auch diejenige, die ſich in der Adminiſtration bildet, ihre eigne, lebendige Bedeutung. Wo der Beamte nur ein gedungener, beſoldeter iſt, gar keine eigne Freiheit hat oder kennt, da iſt Freimüthigkeit Verbrechen, das Eigenthum, wie die Eigenthümlichkeit, der Willkühr einer blos perſönlichen Gewalt preisgegeben. Wo aber der Beamte ein lebendiges, alſo freies Mitglied des Staats iſt, da iſt er nur den Geſetzen untergeordnet, die jede Vereinzelung vernichten, und nur wo dieſe erkennen, daß die Eigenthümlichkeit ſich in Selbſtſucht verzerrt hat, verliert das Eigenthum ſeine Bedeutung, kann aber als Beſitz keine, ſelbſt keine anorganiſche erhalten, weil es nur entſtanden iſt aus der Totalität des Staats, und bei einer Vereinzelung ſich in dieſe wieder zurückziehen muß.

Die Vereine in ihrer höhern Einheit bilden nicht durch die Erſcheinung, ſondern durch die unſichtbare Gewalt, durch das verborgene Licht gemeinſamer Liebe, durch Gott, der alle Herzen und alle Gedanken beugt, den Mittelpunkt, deſſen heller Widerſchein des Königs Majeſtät iſt, und empfangen aus dieſer erhellenden Sonne, nicht als von einer Geſtalt des Eigenwillens, vielmehr als von einer Geſtalt des göttlichen Willens, der, wie ſchwach und unſtät er auch in den Einzelnen iſt, dennoch das Ganze lenkt nach ſeinem gnädigen Wohlgefallen, alle Ordnung des erſcheinenden Lebens. Behauptet man, daß die ausübende Gewalt in einer irdiſchen erſcheinenden Perſon ſich völlig darſtellen könne, ſo verfällt man in den Irrthum der Phyſiologen, die das belebende Princip in das arterielle Syſtem ſetzen, weil es, für die Erſcheinung, den Organen zuſtrömt, und vergißt, daß es ſeine eigenthümliche Function ſelber, aus der unſichtbaren Quelle des ganzen Lebens, wie eine jede empfängt. Und wie ein jedes Organ die unendliche Kraft, die in ihm ruht, ſelbſt bis zur Vernichtung des Lebens äußern kann, ſo kann auch ein jeder Stand, ein jedes eigenthümliche Gebilde, zur Selbſtſucht verzerrt, eine Kraft entwickeln, die den ganzen Staat zerſtört, damit die Mächtigen lernen, daß dem Herrn allein die Kraft gebührt und die Macht und Herrlichkeit, und daß ſie nur in und mit ihm, der mit gleicher Macht in einem jeden wirkt, ihre Gewalt haben, ohne ihn Nichts ſind.

Die ausübende Gewalt im Staate, in ſo fern ſie eine eigenthümliche iſt, fordert ein Eigenthum, und wie die Strahlen der Eigenthümlichkeit ſich ſondern, als in ſich freie Fulgurationen des erleuchtenden Mittelpunkts, ſo bilden ſich auch beſondere Punkte des Eigenthums, als Träger und äußerer Ausdruck eines Jeden. So entſteht das Staatseigenthum aus dem Eigenthum der Vereine äußerlich, wie die Eigenthümlichkeit der ausübenden Gewalt erzeugt iſt, nehmlich für die Erſcheinung, aus demjenigen, worin ausübende und geſetzgebende Gewalt eins ſind. Wie dieſes Staatseigenthum auch für die äußere Erhaltung des Staats in und mit einer andern Eigenthümlichkeit ſich geſtaltet, ſoll Gegenſtand einer ſpätern Betrachtung ſeyn. Hier ſoll nur von der Thätigkeit der Adminiſtration und von der damit verbundenen Bildung des Staatseigenthums überhaupt die Rede ſeyn. Wir behaupten ſtrenge, und ohne uns zu ſcheuen vor der allgemein herrſchenden Abweichung aller Staaten von dieſem organiſchen Geſetze, daß die Adminiſtration niemals gerichtet ſeyn darf gegen die einzelne Perſon im Staate; ſelbſt Corporationen, ja Stände können ſelbſtſüchtig eine Vereinzelung hervorrufen, aber dann hat die innere organiſche Einheit der corporativen Eigenthümlichkeit aufgehört, ſie iſt nicht mehr innerlich verbunden mit der adminiſtrativen, ſondern in einen äußern Gegenſatz gerathen gegen die gerichtliche Behörde, ſie iſt nicht Gegenſtand der Adminiſtration, die erhalten, ſondern der Jurisdiction, die durch Vernichtung des Einzelnen heilen will. Wenn man den Unterſchied zwiſchen geſunder Beſonderheit des Eigenthümlichen, wie ſie ſich in einer jeden Richtung des äußern Lebens zu bilden ſucht, und aus ſich, je reiner ſie erſcheint, deſto beſtimmter die Vereine erzeugt, von der vereinzelnden Selbſtſucht wohl gefaßt hat; ſo wird man einſehen, daß der Einzelne, Heimathloſe, und wenn er auch noch ſo reich und mächtig ware, als ſolcher gar keine Bedeutung hat. Nur in und mit irgend einem Vereine wird er Bürger. Die Adminiſtration aber iſt eine die Geſundheit vorausſetzende Behörde, ſieht nur das Organiſche, nur das Bild des Staats, ihr entgegenleuchtend aus einem jeden Gebilde. Und hier iſt eine Hauptquelle aller Verwirrungen unſerer Tage. Indem man die Corporationen und Stände, die freilich noch neben einander lagen, ohne ſich in durchdringender Einheit zu bilden, hier aufhob, dort verdrängte, entſtand das unglückliche Streben der ausübenden Gewalt, ſelbſt in ihrer adminiſtrativen Function ſich gegen die Einzelnen zu wenden. Aber eben dieſe Neigung, die einzelne Perſon zu einem

Anſich zu machen, was ſie nie ſeyn darf, hat die Selbſtſucht erweckt, die geheime Stätte der Betrüger aufgewühlt, die Geſinnung in ihren verborgenſten Tiefen verpeſtet, und das endloſe Bemühen hervorgerufen, den vielköpfigen Drachen zu vernichten, den man ſelbſt erſchaffen hatte. Da entſtand der Verdacht, der nach allen Seiten entflieht, das japaniſche Syſtem der ſich endlos verſchlingenden Controle, ein Jeder ſollte den andern belauern, ohne daß man ihm ſelber trauete; der Haufen derer, die in dieſer ſinnloſen Beſchäftigung ſich verzehrten, vermehrte ſich ins Unendliche, verſchlang eine jede lebendige That; von keiner Stelle konnte die Zuverſicht des Eigenthümlichen ſich entwickeln und alle freudige Production verſchwand, die Quellen des Reichthums verſiegten, tauſend Finanzplane durchkreuzten ſich, und je künſtlicher ſie wurden, deſto mehr erzeugten ſie einen freſſenden Wurm, der den innerſten Kern alles Beſitzes aushöhlte, deſto furchtbarer und unaufhaltſam wuchs die Armuth in den zerfallenen Vereinen, wie im Ganzen. Zwar, wenig bekannt mit dem endloſen Detail der Finanzverwaltung, iſt uns dennoch dieſe geſteigerte Verwirrung nicht entgangen, und ſie konnte keine Achtung für eine Schöpfung erzeugen, die, indem ſie ſich für die wichtigſte im Staate ausgibt und mit einer impoſanten und gebieteriſchen Stimme allein Gehör fordert, dennoch ſich immer ängſtlicher, mühſamer und nutzloſer aus einem mißlungenen Verſuche in einen andern ſtürzt, ohne irgend eine klare Ueberzeugung zu bewirken, daß ſie jetzt etwa das Arcanum gefunden habe, nach welchem ſie immer vergebens ſtrebte.

Die Vereine, behaupten wir daher, müſſen die Abgaben, aus welchen das Staatseigenthum entſpringt, aus ſich, als ſolche, erzeugen. Wie ſie die Adminiſtration fordern, damit ihre begrenzte Thätigkeit ſich als eine allgemeine zugleich in der allgemeinen Einheit fühle und empfinde, müſſen ſie auch die äußern Bedingungen nicht blos als Opfer geben, ſondern auch fordern. Ein Beſtreben nach Vereinzelung liegt (das böſe Princip) in einer jeden Corporation, aber das Gefühl der Geſammtheit iſt dennoch mächtiger in ihr, als in den Einzelnen Bürgern. Wo jenes iſolirende Streben im Entſtehen, alſo innerlich, vernichtet wird, da ſchauet die Corporation ihren eignen höhern Sinn in der Adminiſtration; wo dieſes zerſtörende Streben wirklich zum Vorſchein kommt, verdrängt ſie die erhaltende Adminiſtration, und ruft die Jurisdiction hervor, damit äußerlich vernichtet wird, was ſie innerlich zu vernichten nicht Willen oder Einſicht hat. Die Adminiſtration muß alſo nothwendig eine jede Corporation als eine ſelbſtſtändige, ja religiöſe Perſönlichkeit anſehen, und wo dieſe Anſicht nicht herrſcht, wo der allgemeine Verdacht auch die bürgerlichen Vereine trifft, da wird ſie, rückwirkend, von dieſen aus die Adnuniſtration treffen, den innerſten Kern, das Vertrauen lähmen, eine ſelbſtſüchtige Oppoſition wird die Wahlen lenken, die in der Repräſentation ſich concentriren, und ſo alle Glieder des Staats gewaltſam gegen einander empören. Wo aber das Vertrauen gegen die Vereine vorherrſcht, da wird ſich der wahre bürgerliche Sinn bilden. Die nothwendige, mit dem eigenthümlichen Leben des Staats in ſich, und ſeine Stellung gegen andere Staaten genau zuſammenhängende, daher wie das wechſelnde Leben des Staats, nun ſich vergrößernde, nun verkleinernde Maſſe des Staatsvermögens wird von der Quelle der ausübenden Gewalt aus beſtimmt, und wie das Geſetz ſeine Sanction findet in der königlichen Geſtalt, ſo die jedesmalige nothwendige Größe des Staatseigenthums in der Repräſentation, damit die Bildung deſſelben ſich aus der bürgerlichen Freiheit ſelber erzeuge. Die Repräſentation ſelbſt, die freie Vereinigung der Provin=

zen, vertheilt, mit der Adminiſtration, die in der Ausübung die genaueſte Kunde beſitzt, verbunden, die Abgaben für die Provinzen, dieſe für die Communen bis zu den Corporationen und Gemeinden, und dieſe Vereine bringen ſie aus ihrer Mitte hervor. Daß dieſe Vertheilung nicht leicht als die einzige und alleinige erſcheinen kann, geben wir zu. Dem Kundigen, der ſich von der organiſchen und lebendigen Bedeutung unſerer Anſicht überzeugt hat, überlaſſen wir es, die Kraft, mit welcher ſie hervortreten kann und darf, und die Grenze, die ſie in der Ausführung finden muß, zu beſtimmen. Daß aber allſeitiger Wohlſtand, großartige bürgerliche Geſinnung, eine Denkweiſe, die über das blos Dürftige des engen irdiſch perſönlichen Daſeyns herausragt, ſich nicht in bloßem ſelbſtſüchtigen Privatluxus, ſondern in öffentlicher Pracht gefiele, ſich durch bedeutende Opfer zu verherrlichen ſuchen würde, ein heiteres Vertrauen von jedem Punkte des Lebens aus an die Stelle des Betruges, des dadurch erzeugten Verdachtes treten müßte, davon ſind wir auf das Feſteſte überzeugt.

Die ausübende Gewalt iſt nicht rein, ſo wenig als die geſetzgebende Gewalt, wie ſie in den erſcheinenden Geſetzen ſich offenbart, rein iſt. Die Corporationen haben ein Streben, ſich zu ſondern, zu iſoliren; aber dieſes wird auf eine geſunde Weiſe zurückgedrängt durch die Adminiſtration. Dieſe aber hat nothwendig, wie ſie erſcheint, ein Streben, das Beſondere der Vereine, die weſentliche Eigenthümlichkeit zu verdrängen, die Allgemeinheit ihres Daſeyns, nicht als ſelbſt ein Eigenthümliches, in und mit dem Eigenthümlichen der Corporationen, ſondern als ein an ſich Allgemeines in einen äußern Gegenſatz zu ſetzen. Indem die Adminiſtration auf eine ſolche Weiſe in das tiefſte, ja heiligſte Leben der Corporationen eingreift, entſteht eben die krankhafte Richtung gegen das Einzelne, als ein ſolches; das ſchöne, veredelnde Band der Vereine wird ſchmerzhaft zerriſſen, die Sünde erregt die Sünde, das ſtille Leben der Familien wird im Innerſten zerrüttet, und eine Adminiſtration, die eine allgemeine Glückſeligkeit ſich ſinnlos erdacht hat, und als einen äuſſern Zweck zu erreichen ſtrebt, ſich ſelbſt zum Mittel erniedrigend, wird auch von der wach gewordenen Selbſtſucht der Bürger als Mittel gebraucht; ja die Kinder werden dieſem Moloch der Selbſtſucht in die glühenden Arme geworfen, alles dreht ſich, um irdiſche Zwecke durch irdiſche Mittel zu erlangen, die Eltern erſinnen thörichte Plane für das Glück der Kinder, in welche die keimende Seele widernatürlich eingeſchränkt wird, und der ſchlanke, gerade Wuchs der Natur wird verkümmert und verkrüppelt, der fromme Sinn, der die urſprüngliche Gabe, mag ſie äußerlich noch ſo gering ſcheinen, andächtig bewahrt, geht in ſündhafter Perſönlichkeit unter — und ach! wir fühlen es wohl, welche Verſuchungen das äußere Leben und ſeine Verwirrungen enthält, wir ahnden es wohl, wie der Staat und ſein Schickſal mit unſerm innerſten und heiligſten Daſeyn enge verbunden iſt, und ſich bis in den innerſten Nerv unſerer religiöſen Natur mit ihren mannichfaltigen, räthſelhaft verſchlungenen Verzweigungen hineindrängt.

Wodurch ſoll nun dieſes krankhafte Streben zurückgewieſen werden? Welche Macht ſoll die Macht beugen? Denn daß alle erſcheinende Gewalt in der ausübenden ſich zuſammendrängt, iſt in und für ſich klar. Dem Geſetze muß ein Jeder ſich unbedingt unterwerfen, denn es iſt, wie es ſich offenbart, die göttliche Fügung, die wir erkennen ſollen, aber eine gnadevolle Fügung hat auch den Keim der fortdauernden Entwickelung in die unſichtbare geſetzgebende Gewalt gelegt, die von dem Innerſten des Gemüths, durch die höhere Einheit aller Vereine, in immer größerer, organiſcher Klarheit, dem Mittelpunkte zuſtrömt und ſich hier, durch den König, als immer vollkommneres Geſetz offenbart. Er iſt daher der Endpunkt, in welchem die geſetzgebende Gewalt Geſetz wird, und zwar immer freier, angemeſſener, lebendiger, und der Anfangspunkt der ausübenden Gewalt zugleich. Aber das Geſetz, wenn es auch die wahre Freiheit immer mehr gedeihen läßt, erſcheint nie in ſeiner vollendeten Klarheit. Das Unvollkommne, der nie aufgehende Reſt in den erſcheinenden Geſetzen, iſt aber dasjenige, was ſie ſcheidet von der unſichtbaren geſetzgebenden Gewalt, in welcher Ausübung und Geſetzgebung in unzertrennlicher Einheit gedacht werden müſſen. Die ausübende Gewalt, wie ſie erſcheint, hat alſo, ſchon durch das Geſetz ſelber, in ſeiner Vollkommenheit, einen verborgenen Keim der Selbſtſucht in ſich, die, wenn ſie keine Stätte der Hemmung fände, ſich aus ſich ſelber nährend, immer zehrender hervorwachſen würde. Nun zertheilt ſich dieſe Gewalt in mannichfaltige Verzweigungen, und jeder Punkt geſtaltet ſich als eine eigne, eine lebendige Eigenthümlichkeit. Dieſe aber iſt thätig im Sinne des nicht vollendeten Geſetzes; zu der Selbſtſucht, deren Keim in dem Geſetze ſelber liegt, geſellt ſich alſo die der erſcheinenden Eigenthümlichkeit und wuchert ſo, auf einem jeden Punkte unterſtützt, bis ins Unendliche. Dieſe Selbſtſucht kann nicht abgewieſen werden durch den einzelnen Bürger, denn dieſer hat als Einzelner keine Bedeutung für den Staat, und darf, als Einzelner, nie hervortreten, nicht durch die beſondern Vereine, denn dieſe haben ebenfalls nur, als in einer höhern Einheit gedacht, eine lebendige Bedeutung; ein jeder Widerſtand gegen die adminiſtrative Behörde, von dem einzelnen Bürger, oder von einzelnen Vereinen aus, würde alle Bande der Geſellſchaft löſen. Geſetzt nun, die Selbſtſucht der Beamten fände nur ihre Hemmung durch den König, ſo würde freilich dadurch dieſe allerdings gehemmt werden können. Aber ſie wurzelt ſchon in dem erſcheinenden Geſetze, wie es ſich durch eine irdiſche Perſönlichkeit offenbart, ſie iſt, wo ſie keimt und genährt wird, grenzenlos, ja dieſes Grenzenloſe gehört zu ihrem Weſen. Nehmen wir nun an, daß die Selbſtſucht in der Perſon des Königs durch irgend eine äußere Gewalt, etwa durch die der Repräſentation, gehemmt werden ſollte; ſo würde offenbar ſeine ganze Bedeutung, als bleibender Mittelpunkt des Staats, vernichtet werden. Denn dieſelbe irdiſche Perſon, deren Abweichung von dem Geſetze erkannt und ausgeſprochen iſt, kann nicht zugleich die reine ungetrübte Darſtellung des Geſetzes ſelbſt in ſeiner Entwickelung ſeyn. Sind aber die Beamten nur dem Könige unterworfen, ſo daß kein anderer als Er über ihre Handlungen ein Urtheil fällen darf; ſo herrſcht die Selbſtſucht des Königs, und die immer ſteigende Abweichung vom Geſetze müßte ſelbſt Geſetz werden, woraus die höchſte Tyrannei ſich nothwendig erzeugen würde. Oder man müßte annehmen, daß die geſetzgebende Gewalt in ihrer völligen Reinheit ſich durch den König, alſo irdiſch darſtellte; aber dieſe iſt unſichtbar, und es iſt unmöglich, irgend einen Begriff der wahren bürgerlichen Freiheit mit ihrer Concentration in einer irdiſchen Perſon zu verbinden.

Hier iſt nun die Stelle, wo es uns vergönnt ſeyn wird, die tiefe Bedeutung der königlichen Majeſtät, gleich weit von einer thörichten Vergötterung der irdiſchen Perſon und von einer frechen Verunſtaltung der hohen Würde des Throns, zu enthüllen, indem wir ihn nicht als eine unreife Geburt der unvollſtändigen Verſuche der Staaten, ſich zu organiſiren, oder als ein hohles Geſpenſt, welches der Staat, in wüſten Träumen befangen, aus ſich zu erzeugen verſlucht iſt, vielmehr als die heiterſte Offenbarung der höchſten Einheit bedeutender Staaten, die alle Elemente des Daſeyns auf eine lebendige Weiſe aus ſich zu bilden ſtreben, darſtellen. Der König iſt nicht hingezerrt nach der einen relativen Seite der ausübenden Gewalt, dieſe iſt nicht eine Pyramide, die ſich, wie in ihrer Spitze, in der Majeſtät endigt. Seine wahre Stelle iſt die freie, unantaſtbare, heilige Mitte zwiſchen Adminiſtration und Jurisdiction einerſeits, und Repräſentation andererſeits. Die unſichtbare geſetzgebende Gewalt, die nie ſich rein darzuſtellen vermag im Leben, ihr ewiges und immer erneuertes Hervorſtrömen aus dem geheimen Borne der Liebe, aus welcher alle Geſetze hervorquellen, bildet den einen Brennpunkt, die erſcheinende ausübende Gewalt, der Menſch in der Gewalt der Erſcheinung und des Geſetzes, bildet den zweiten, und ſo entſtehen die beiden Brennpunkte in der elliptiſchen Bahn des Staats. Aber das Gleichſetzen beider, jenes geheime Geſetz, nach welchem der Staat in beiden Bewegungen gleiche Räume zurücklegt, die dem wahren bürgerlichen und ſtillen gläubigen Sinne bemerkbare Wiederherſtellung des Kreiſes in der erſcheinenden Ellipſe, die Bildung des Mittelpunkts aus den beiden Brennpunkten, iſt die nur für das Vertrauen zu faſſende, nur für den religiöſen Sinn hervortretende, durch Gott geheiligte Königsmajeſtät. Unter ihr liegt die ſcheinbare Trennung der ſich irdiſch widerſtreitenden Elemente.

Wie die Vereine erhoben werden zu einem allgemeinern, großartigern Sinne durch die Adminiſtration, nicht auf Unkoſten des Eigenthümlichen, ſondern eben indem dasjenige, was die freie Ausbildung deſſelben hemmt, das Streben der Selbſtſucht, die eine wechſelſeitige Beſchränkung hervorruft, aufgehoben und in ſeiner Nichtigkeit dargeſtellt wird; ſo kann die ausübende Gewalt, die ſelbſt eine eigenthümliche iſt, in die Grenzen ihrer Eigenthümlichkeit nur zurückgewieſen werden durch die Quelle, aus welcher ſie erzeugt iſt, und in welche ſie ſich wieder ergieſſt: durch die geſetzgebende Gewalt. Aber dieſe erſcheint nie, ſie offenbart ſich nicht in irdiſcher Geſtalt. Dennoch gibt es eine Aeußerung dieſer Gewalt, nicht als einer ſolchen, in ihrer völligen Reinheit, wohl aber ſo, wie ſie als das Ordnende der erſcheinenden Geſetze aus den geheimen Tiefen der herrſchenden Geſinnung hervorquillt; eine Aeußerung, die eben am deutlichſten auf das Verborgene ihres Weſens hindeutet, der räthſelhafte Ausdruck des Schickſals der Völker; eine Aeußerung, die, obgleich ſie einen Menſchen durch alle, und alle durch einen Jeden ſtets beweglich leitet und lenkt, nie irgend einem Menſchen eine andere Gewalt gibt, als diejenige, die er durch Alle erhält, und die, wie ſie entſteht, wieder vergeht — es iſt die *öffentliche Meinung*. Dieſe ſtellt das Volk ſelbſt als ein denkendes Weſen dar, als mit einem allgemeinen Bewußtſeyn begabt. Die Anſichten vieler Bürger verſchwinden, von dem Ganzen nicht wahrgenommen, wie die kaum gefaßten Vorſtellungen in der menſchlichen Seele, andere in der Beweglichkeit des Tages treten hervor, wie wenn der Menſch in die Gewalt beſtimmter Gedanken geräth, und die menſchlichen Eigenthümlichkeiten ſelber erſcheinen in dieſer räthſelhaften Welt, wie die Gedanken in der Seele, treten hervor, man weiß kaum woher, erhalten eine Gewalt, die ſo lange dauert, bis die Conſequenz des Bewußtſeyns in dem, was ihm ein Abſolutes dünkte, die bloße Relativität entdeckt, und nun eine andere Anſicht erhebt, urſprünglich nur aus der Relation entſprungen, wie die erſte, an dieſe alle Hoffnung knüpft, und ſo, immer von vorn zu demſelben unnützen Verſuche gelockt, daſſelbe unendliche Werk anfängt. Und dieſe öffentliche Meinung ſollte die ausübende Gewalt innerhalb der Grenzen ihrer Eigenthümlichkeit halten, ſie, die ſelber alle

Schranken durchbrechend, als die zerſtörende, nie als die geſetzgebende Gewalt erſcheint? Laſſen wir uns nicht irre führen durch die Verwirrung des Tages, die allenthalben eine zerſtörende iſt, auch da, wo ſie als eine Meinung erſcheint, die die öffentliche vernichten möchte. Wodurch dieſe Verwirrung entſtanden iſt? Wahrlich nicht durch dasjenige, worin beide, ausübende und geſetzgebende Gewalt, äußerlich getrennt waren, in innerer Einheit, vielmehr durch das, worüber ſie ſich leider äußerlich vereinigten, um ſich deſto furchtbarer innerlich zu trennen. Jenes tödtende Gleichſetzen aller Menſchen, jene Zerſtörung aller Eigenthümlichkeit der Vereine hat den Menſchen in die verwirrende Gewalt ſeiner eignen Gedanken gebracht, hat die wahnwitzige Behauptung erzeugt, daß das Höchſte und Heiligſte, die Verbindung der Völker, ſich drehen ſoll um irdiſche Bedürfniſſe, geordnet werden ſoll durch den irdiſchen Verſtand. Weil ſie ſich abgewandt haben von dem Herrn, der allein regiert, hat er ſie hingegeben dem verworrnen Sinne, daß ſie unnütze Dinge treiben. Welche Maaßregeln man jetzt ergreifen ſoll? Vor allem in ſtiller Reue vergehen, auf dem herrſchenden Wege iſt keine Verſtändigung, kein Friede, keine Rettung möglich. Wenn Mißmuth und Ermattung hier ſcheinbare Unterwerfung erzeugt, ſo wird der Hader aus der ſiegenden Partei ſelber hervorbrechen, und der Uebermuth wird den Erſchöpften wieder hervorrufen zu neuem endloſem Kampfe. Fände dieſes Spiel der faulichten Gährung wirklich Statt auf dem Leichname des Staats, wäre der Tod nicht ein Scheintod, ſpürte man nicht, wenn auch nur durch die leichtbewegliche Feder, den noch nicht entſchlüpften Athem in der röchelnden Bruſt, höbe ſich nicht für den liebenden mit Sorge an dem Todesbette der heiligſten Liebe Traurenden unter den Händen, wenn auch in matten wechſelnden Schlägen, der Puls, ach! dann müßten wir vergehen in hoffnungsloſem Kummer. Aber wo Leben iſt, da iſt Hoffnung, und wo dieſe Hoffnung nicht dem Irdiſchen gilt, ſondern dem, was erſt allem Irdiſchen den Werth gibt, da iſt Glaube, und wo Glaube iſt, da iſt ſelige Gewißheit.

Glaubt nicht, daß die jetzt laut gewordene öffentliche Meinung aus der wahren, tiefen, allgemeinen Geſinnung entſprungen iſt, die freilich in der thörichten Zeit nicht laut werden darf, da die Meiſten kaum ſich ſelber mehr kennen. Indem die Bande der Vereine zerriſſen wurden, fand ein Jeder ſich in dem Staate, wie in der Fremde, als ein Einzelner. Ergriffen von einer unbeſtimmten Sehnſucht erſcheint ihm der verwirrende Geiſt, und zeigt ihm das verlaſſene väterliche Haus als ein kümmerliches, das ſtille Leben mit ſeinen Leiden und Freuden dünkt ihm enge, dürftig, ſpießbürgerlich. Unruhig und unſtät träumt er von ungeheuren Schätzen, die er heben kann, von ſeltſamen Ereigniſſen, die eine neue Welt hervorzaubern ſollen, und ſo verblendet und betäubt ſpricht er irre Worte, den Nachhall der laut gewordenen Stimme, die Verirrte, wie er ſelber einer iſt, hören laſſen, Worte, deren Sinn er nicht begreift, und wie im Traume ſchwebt er halb ſinnlos von einem Taumel zu dem andern. Und, was er ſo ſpräche, wäre ſeine Meinung? Keinesweges. Der Verwirrende, wenn er durch Geſchrei und den Pomp hohler Worte den Mißmuthigen und Unklaren irregeführt, kann ihn leicht dazu bringen, daß er ihm Beifall gibt, und wenn ihm dieſes hier und da, und vielleicht faſt allenthalben gelungen iſt, dann prahlt er mit ſeiner vermeinten Erfahrung, gründet auf ſie thörichte Hoffnungen, die völlig grundlos ſind, und erregt bei den Gegnern eine eben ſo thörichte Furcht. Daß aber jener geblendet wird durch eine ſolche nichtige Hoffnung, daß dieſe geängſtigt werden durch eine eben ſo nichtige Furcht, iſt die Strafe der wechſelſeitigen Schuld; ſie büßen mit Recht; wenn dieſe Verirrung nur nicht die ſtillen Keime des wahren Lebens immer mehr verdrängte und zudeckte.

Wenn ihr den Bauer, den ſtillen Bürger fragt, was er wünſcht, was er völlig beſonnen hofft und erwartet vom Staate? Will er dann den Adel vernichten, die Beamten vertreiben, den Thron ſtürzen, tritt er mit der Behauptung hervor, daß alle Menſchen gleiche Anſprüche auf alle irdiſche Güter haben? Müßt ihr dieſe Gedanken nicht künſtlich in ihm erzeugen? Hat nicht ein Jeder ſeine Stelle, ſein beſtimmtes Geſchäft, an welches er ein beſtimmtes Glück knüpft, daß dieſes geſegnet werde, daß aus ſeiner Arbeit, aus ſeiner That ein ſicheres Gebäude des Lebens für ihn und ſeine Familie ſich erzeuge, iſt das nicht der Wunſch, in welchem die geſetzgebende Gewalt des Staats als Religion zugleich ſich offenbart? Ein Jeder — fragt ihr? Ja, antworte ich, ohne Bedenken, denn ſelbſt der verworrenſte Wüſtling kann dieſe ordnende Gewalt, ſein Gewiſſen nicht zum Stillſchweigen bringen. Dieſes ſtille heimathliche Gefühl findet aber ſeine Stätte, wie wir gezeigt haben, in der Selbſtthätigkeit der Corporationen. Ihre Bildung iſt daher nicht eine künſtliche, vielmehr eine wahrhaft naturgemäße, die ſich allenthalben erzeugt, wo ſie nicht verdrängt wird, ſie iſt die Stätte des Glaubens, und wo ſie nicht durch die verworrenen Gedanken der Menſchen, wie durch eine freche Hand geſtört wird, da bilden ſich die gediegenen Punkte des Staats, das helle Bewußtſeyn, die klare Einſicht, getragen von einem tiefen religiöſen Boden; und die Harmonie ihres Zuſammenklanges, das Gemeinſame ihrer eigenthümlichen Wünſche, iſt nicht Erzeugniß des Bewußtſeyns, nicht das wilde Geſchrei eines wüſten Haufens, der, verwirrt in ſeinen eignen Gedanken, einzelne Worte als bethörende Zauberformeln braucht, es iſt die geordnete Stimme der geſetzgebenden Gewalt, die von einer jeden Stelle auf ihren verborgenen Grund hinweiſ't. Vox populi, vox Dei. Und nun fragen wir euch, ihr Mächtigen und Großen, habt ihr dieſen ſtillen Sinn, der ſich nie ganz unterdrücken läßt, gepflegt und genährt? Nirgends herrſcht er tiefer, wie in Deutſchland, hier konnte er nur den gewaltſamſten Maaßregeln weichen. Allerdings hat ſich Manches geändert, das Feudalſyſtem hat ſeine Bedeutung verloren; habt ihr es aber geſchehen laſſen, daß die Städte, die Communen, die Corporationen, die Gemeinden ſich in ſchöner, freier Selbſtthätigkeit, Knospen der Vergangenheit, die neben einander aufblühen ſollten, in eigenthümlicher Pracht bildeten und ordneten? Habt ihr nicht durch einſeitige Verwaltungsmaaßregeln gewaltſame Hand gelegt an die zarten Pflanzen, und die zerriſſenen Blätter und Stengel einzeln, ohne Wurzel, künſtlich zuſammenſetzen wollen? Und nun wundert ihr euch, wenn die Blätter unter euren Händen verwelken? Was die Zeit alſo jetzt von euch fordert? Wenn ihr wirklich glaubt, daß ein Leben noch in dem Scheintode der einſeitig adminiſtrirten, dadurch zerſplitterten Vereine herrſcht, müßt ihr vor allem begreifen, daß das Leben nicht herrſchen kann hier oder da, und der Tod in andern Theilen, daß eine jede lebendige Organiſation auf *gleiche* Weiſe lebendig und organiſch ſeyn muß bis ins Unendliche. Provinzialſtände ohne Reichsſtände haben gar keine Bedeutung. Wie können jene, ohne dieſe, zum Leben führen? Kann eine Stimme des Staats als die Stimme der getrennten, durch eine fremde Gewalt vereinigten Provinzen laut werden? Man will die Wünſche der Provinzen erfahren und die ausübende Gewalt ſoll dieſe Wünſche ausgleichen. Entweder erſcheint dieſe Ausgleichung als eine innere, ſo daß ſie aus einer tiefern Einheit des gemeinſamen Lebens entſpringt. Warum läßt man ſie denn nicht ſich erzeugen aus der Quelle, aus welcher ſie entſpringt, das Gleiche aus dem Gleichen, das Gemeinſame aus dem Gemeinſamen entſtehen? Dieſes Gemeinſame würde die Eigenthümlichkeit der Provinzen beſtätigen, nicht aufheben. Wie aber dieſes Band, welches nur als inneres einen Sinn hat, in einer fremden Gewalt erſcheinen kann, iſt völlig unbegreiflich. Es iſt, als wenn man Gehirn und Herz, und Verdauungswerkzeuge außer dem Leibe erſt fertig machen, dann in eine gemeinſame Haut einſchließen, und unter einander ordnen wollte, in der Hoffnung, daß ſie wohl ſich wechſelſeitig verſtändigen möchten. — Oder dieſe Ausgleichung ſoll nur vorläufig eine äußere ſeyn. Aber dieſe äußere verſuchte Vereinigung würde die keimende innere Scheidung, die in den Provinzen liegt, hervorheben, zum Bewußtſeyn bringen und eben das herbeiführen, was man vermeiden wollte. Es gibt freilich ein Drittes, aber von ſo verwerflicher Art, daß wir es nur der Vollſtändigkeit wegen erwähnen, das iſt nehmlich, wenn das ganze ein Spiel wäre, wenn man die Provinzen gar nicht zum ſelbſtſtändigen Gefühle ihrer Eigenthümlichkeit kommen ließe, ſo daß dieſe daher auch nicht laut werden könnten. Aber ſo wenig, wie Provinzialſtände ohne Reichsſtände, oder, was daſſelbe iſt, ohne nationale Repräſentation einen Sinn haben, ſo wenig hat dieſe eine lebendige Bedeutung ohne die Selbſtthätigkeit der Corporationen, der Communen, der Gemeinden. Eine Repräſentation, die ſich nicht in und mit dem Organiſchen erzeugt, in welchem Eigenthümlichkeit und Eigenthum, wie in der leiblichen Organiſation Function und Organ, zuſammenfallen, iſt, wie entſtanden aus einem bedeutungsloſen Haufen, mag dieſer größer, die Armen einſchließen, oder kleiner nur die Reichen, ſelbſt nur ein Aggregat. Und das iſt der Grund, warum bis jetzt alle Repräſentationen ſo wenig geeignet waren, ein wahres geordnetes Staatsleben hervorzurufen, warum ſie, ſelbſt in dem geprieſenen England, bei ſcheinbarer äußerer Gleichheit, eine innere Ungleichheit, vor welcher man zurückſchaudert, herbeiführte, eine Conſtitution, die ihre einzige Rettung in der Erſtarrung findet. Es iſt tröſtlich zu ſehen, daß das Grundſchema eines wahren Volkslebens wenigſtens faſt von allen gebildeten Völkern anerkannt iſt, aber das Leben ſelber kann erſt dann erſcheinen, wenn der Lebensſtrom aus den innerſten Quellen des verborgenſten Staatslebens hervorquillt. Bis dahin, wo eine ſolche Durchdringung Statt findet, wird die verſuchte Organiſation der rohen Beſitzer ſich in eine allgemeine Finanzverwirrung, die verſuchte Organiſation des allgemeinen Bewußtſeyns ſich in eine allgemeine Gedankenverwirrung auflöſen. Wenn man aber, gläubig und echt religiös, ſich zuſammenfügen läßt, was Gott verbunden hat, was, ohne Reflexion, aus einem tiefen Boden ſich ſelber zu vereinigen ſtrebt; dann iſt in und mit dieſer Vereinigung im Kleinen, ja im Kleinſten, auch die Vereinigung im Großen, ja im Größten gegeben, nicht durch menſchliche Gedanken, ſondern durch Gott; dann wird man nicht ſtreiten über die Einheit der Religion und des Staats, vielmehr einſehen, daß ſie das einzig leitende Princip iſt; dann wird die öffentliche Meinung der wahre Ausdruck der allgemeinen Geſinnung, eine Aeußerung der verborgenen geſetzgebenden göttlichen Gewalt, die zwar nie erſcheint, aber die Herzen der Vereine gegen einander neigt, daß ſie ſich in Liebe beſtätigen und wechſelſeitig erhalten. Dann hat auch die ausübende Gewalt das Organ gefunden, in und durch welches das Streben nach Selbſtſucht, alſo nach Vernichtung der wahren eigenthümlichen Freiheit, ſelbſt vernichtet wird. Und dieſes iſt die Bedeutung der Verantwortlichkeit der ausübenden Gewalt. Sie iſt der öffentlichen Meinung, der Repräſentation und dem Könige verantwortlich, und wie die Vereine eine Adminiſtration als zu ihrem eignen Weſen gehörig fordern müſſen, muß auch dieſe jene ungehemmte Aeußerung der geſetzgebenden Gewalt ſelbſt fordern; denn durch ſie allein iſt die bürgerliche frei, d. h. eigenthümlich. Dieſe uneigentlich ſogenannte Oppoſition iſt alſo eine beſtändige, in dem organiſchen Leben des Staats tief gegründete Function, ganz verſchieden von der Anklage, die dieſes oder jenes Glied der ausübenden Gewalt, der wirklich hervortretenden nicht blos unvermeidlichen keimenden, und durch das Geſammtleben verdrängten Vereinzelung, bezüchtigt, und einen ſolchen Beamten wie einen jeden andern Bürger der Jurisdiction unterwirft. Der wahrhaft große Sinn, die höchſte Würde und Bedeutung der Eigenthümlichkeit der Beamten, kann nur in und mit dieſer Verantwortlichkeit hervortreten, und ein Beamter, der ihr zu entgehen ſucht, beweiſ't eben dadurch, daß er die Stätte ſeiner eigenthümlichen Freiheit nicht kennt, und wird billig als ein Knecht behandelt.

Aber auch der König, in der freien Mitte, zwiſchen ausübender und geſetzgebender Gewalt, als der zugleich ſichtbare und unſichtbare Mittelpunkt, in welchem der erſcheinende Brennpunkt ſtrahlend Leben erregt und erhält, aber ein Leben, welches fortdauernd begründet wird durch den unſichtbaren Brennpunkt, durch den verborgenen Schwerpunkt, der jedes eigenthümliche Gebilde, kreiſend um ihn, bewegt — iſt in einem ſolchen Staate erſt wahrhaft frei, wie eigenthümlich, ja die tiefe Bedeutung der Glorie der Majeſtät, als von Gott, das wahre religiöſe Princip des Staats, der Mittelpunkt des Vertrauens und der Liebe, kann ſich nur in dem Könige eines auf ſolche Weiſe lebendigen Staats offenbaren. Er iſt perſönlich, und alſo frei, in ſo fern er das Ganze abſpiegelt, er iſt das Ganze, in ſo fern er perſönlich iſt, dadurch iſt er ſouverain, und nur indem er dieſen Mittelpunkt des geſammten Daſeyns darſtellt, gilt daſſelbe von einem jeden Vereine, von dem größten bis zu dem kleinſten, bis zu einer jeden Familie, als das einfachſte Element der Vereine. Wollte man läugnen, daß der König, als eine irdiſche Perſon, eine eigne Macht hätte; dann hätte das Geſetz keinen erſcheinenden, lebendigen Endpunkt, die ausübende Gewalt keine erſcheinende lebendige Quelle erhalten. Wollte man ihn als eine blos irdiſche Gewalt betrachten, die lediglich aus eignem Gutdünken handelte, beſtimmt durch ſeinen irdiſchen Eigenwillen und ſeine beſchränkte Einſicht; dann müßte er entweder, wie ein jedes andere eigenthümliche Glied des Staats, dem Urtheile des Ganzen preisgegeben ſeyn, aber dann hörte er auch auf, der ruhende, ſichere Mittelpunkt zu ſeyn, oder, wenn dieſes nicht der Fall wäre, ſähen wir das heiligſte Intereſſe des Staats der menſchlichen Willkühr preisgegeben. Wir berufen uns auf das, was wir im erſten Theile (S. 150 u. f.) geſagt haben, und beſonders, was die nothwendige Erblichkeit des Königs betrifft, die wir hier nicht klarer als da zu entwickeln vermögen, und die hier in dem größern Zuſammenhange ſeine wahre, tiefere Bedeutung erhält. Dort (S. 154) haben wir behauptet, daß der König, wenn er frei ſeyn ſoll, auch als Perſon muß hervortreten können, er muß das Böſe ausüben können, damit das Gute einen Werth erhält. Wir wollen dieſes hier in größerem Zuſammenhange entwickeln, indem wir darzuſtellen ſuchen, wie der König in einem lebendigen, im tiefſten Sinne zeitgemäßen Staate abweichen kann, und welche Mittel es gegen dieſe Abweichungen von dem ruhenden, klaren Mittelpunkte, in welchem ſeine Würde und Majeſtät im hellſten Glanze erſcheint, geben kann.

Es wird nicht leicht der Fall ſeyn, aber es iſt dennoch denkbar, daß die ausübende Gewalt, obgleich ſie ihre

Quelle aus der königlichen Gewalt hat, ſie dennoch in einen Gegenſatz gegen ihn ſtellte, der, mag er verſchuldet oder unverſchuldet ſeyn, die königliche Geſtalt nach der Seite der Repräſentation hindrängte. Der Erfolg davon würde der ſeyn, daß das Geſetz, gehindert in der ungehemmten Ausübung, widernatürlich zurückſtrömen würde in die zuſtrömenden Gefäße der geſetzgebenden Gewalt, daß die Vereine, die nicht ihre geſunde Verbindung in einer lebendigen ausübenden Gewalt fänden, ſich wechſelſeitig ſtören und hemmen würden, daß die ungebändigte Selbſtſucht in allen wach würde. Häufiger iſt der Fall vorgekommen, und ſelbſt in den lebendigſten Staaten kaum zu vermeiden, daß der König die Selbſtſucht, die die geſetzgebende Gewalt, die göttliche, in ihm ſo wenig, wie in irgend einem Menſchen, duldet, zu retten ſucht, indem er ſich an die Spitze der ausübenden Gewalt ſtellt, um ſo durch die Erſcheinung ſeiner erſcheinenden Perſönlichkeit einen nichtigen Werth zu geben, und der Erfolg, wenn es ihm gelingt, iſt aus allem, was wir geſagt haben, klar, und es iſt unnöthig, ihn weiter zu entwickeln. Endlich kann der König in eine läſſige Paſſivität ſich zurückziehen, ſo daß die ausübende Gewalt die Repräſentation, dieſe jene hemmen und ſtören wird, weil ſie kein gemeinſames Organ wechſelſeitiger Verſtändigung finden. Wenn wir dieſe möglichen Abweichungen betrachten, dann führen ſie uns unmittelbar zu der Betrachtung des wahren Königs, wie ihn eine gnädige Fügung einem ſolchen Staate ſchenken möge. Wie dem hochbegabten Künſtler eine erhabene Idee vorſchwebt, wie eine tiefe Ahndung, ein wunderbar verborgenes Gefühl ihn mit den zerſtreuten Keimen des höhern Lebens in der ſcheinbaren Verwirrung urſprünglich verbindet, daß ſie ſich losreißen von den bindenden und hemmenden Kräften, wie aus Geburtshüllen hervorbrechen und offenbar werden durch ihn, ſo würden auch, durch einen ſolchen König, alle verborgene Keime der geſetzgebenden Gewalt, alle zerſtreueten Spuren des Lebens ſich hervordrangen, würden den Muth faſſen und freudig eilen, daß ſie an das Tageslicht kämen. Alles, was aus den Verhandlungen der Repräſentation hervorging, der Streit in den Kammern, das concentrirte Bild der Verwirrung, wäre für ihn die Vorbereitung zur höchſten Einheit, damit er der wahre Geſetzgeber ſey, in welchem die widerſtreitenden Gemüther die eigne wechſelſeitige Verſtändigung erkennten. Und je klarer er auf dieſe Weiſe das innere Leben des Ganzen ergriff, deſto mehr würde der äußere Schein, als wenn er der Geſetzgeber wäre, verſchwinden, ein jeder Verein würde ſich freudig aus ſich ſelber geſtalten, aber der unendliche Born der Liebe und des Vertrauens, würde innerlich in dem Gemüthe eines Jeden die Quelle der Ordnung entdecken, damit ein Jeder das Geheimniß der innern Verbindung bei äußerer Trennung und in dieſem das Myſterium der Liebe erkennen möchte. Was ſo im Verborgenen als daſſelbe in ihm und in jedem Vereine ruht, das würde durch ihn offenbar werden in der ausübenden Gewalt, in dem Brennpunkte dieſer Gewalt würde die Eigenthümlichkeit der Beamten die Stätte ihrer Freiheit erkennen, ſo daß zwar, der Form nach, die Verantwortlichkeit derſelben für die Repräſentation nicht aufhörte, ja nicht aufhören dürfte, aber abgelenkt von ihr die naturgemäße Concentration in der feſten und ſichern Leitung des Königs fände. Je weniger ein ſolcher König als Geſetzgeber erſcheint, je mehr die geſetzgebende Gewalt als der inwohnende Geiſt eines jeden Vereins hervorblüht, deſto feſter begründet iſt die ausübende, wie unter der ſichern Hand des Künſtlers die Schönheit ſich wie durch ein Wunder bildet. Iſt es uns vergönnt geweſen, die Annäherung dieſer größten aller Erſcheinungen in der Welt in der herben und ſtrengen Form der Monarchie zu erkennen, mit welcher großen, ja unbegrenzten Hoffnung dürfen wir ſie ſelber erwarten, wenn wir wahrnehmen, daß mitten in dem Kampfe, in den Mißverſtändniſſen, die uns trennen, wie von einer fernen Muſik, die ſchwebenden, verſchwimmenden Stimmen einer zukünftigen Harmonie uns entgegentönen. Habt ihr den ſtillen Jubel nicht vernommen? Den leiſen Geſang, der ſich hören läßt — ferne zwar, kaum hörbar, und dennoch in der allernächſten Nähe, innerlich aus den verſchloſſenſten Tiefen des Gemüths, der urplötzlich augenblicklich wie durch einen Zauber, auch äußerlich näher tritt, und dann wieder verſchwimmt und verſchwindet in der allgemeinen Verwirrung? Wer Ohren hat zu hören, der höre. Das verworrene Getöſe, und die rauhe Stimme der Leidenſchaft wird immer lauter. In fernen Ländern regt ſich das Volk, die eigne Vergangenheit frech zertretend, in andern tritt der Dämon, der zu ſchlummern ſchien, immer gewaltſamer hervor, und lauter und lauter ſchreiet die Wuth, ſtampft der Unmuth, wächſt die Gährung. Wenn ihr aber den Muth habt, hineinzugehen in euch ſelber, euch zurückzuziehen von jedem irdiſchen Wunſche, wenn ihr das krankhafte Streben, einen Zweck, der euch vorſchwebt, als ein Religiöſes zu betrachten, in euren Gedanken das Heil zu ſuchen, das nur von dem Herrn ausgehen kann, aufgebt; dann iſt es, als wäre das ganze lärmende Treiben um euch nur ein böſer Traum, dann treten, wie die Morgenröthe, die Morgenträume hervor, deren Lieblichkeit auf das nahe Erwachen deuten. Wenn dieſe Zeit, die wir erwarten, die uns ſtille Betrachtung ſchauen ließ, die wir durch kein anderes Mittel herbeiführen wollen, als durch die Deutung unſerer Hoffnungen, kommen wird; dann wird Gott uns auch gönnen, den Herrſcher zu finden, der ſich großartig hinſtellt in die Mitte der milden, anmuthigen Form, wie wir ſie gekannt haben in der herben. Er wird ſich nicht einen Knecht Gottes nennen, damit wir ſeine Knechte ſeyn ſollen durch göttliche Gewalt. Frei wird er ſich finden in Gott, und alle mit ihm, aus dem innerſten Kerne der heiligſten Demuth wird der edle Stolz, aus der Ergebung die Zuverſicht, aus dem Glauben die klare Einſicht hervorwachſen. Das iſt das Göttliche, daß die Stätte geweiht iſt, wo ein frommes, hochbegabtes Gemüth in erhabener Wirkſamkeit thätig war. Von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Vater auf Sohn und Enkel pflanzt ſich ſein Andenken, ſein Sinn, ſein Streben fort. In allen Theilen des Staats, in allen Vereinen und Behörden, wird der Keim der innern Freiheit, das gläubige Streben von allen Punkten, der Sinn, der die Verheißung hat in dieſem, wie in jenem Leben, eine bleibende Stätte finden für lange Zeiten; die Stärke des Staats, die ſtrenge Schule unter den Beamten, die freudige Thätigkeit der Vereine wird die Schwache des Nachfolgers zudecken, wird die irdiſchen Vorzüge des großen Königs willig auf den Nachfolger übertragen, ja er wird, wenn auch nicht in der Trefflichkeit und Größe, dennoch in ſeiner Schwäche ſtark erſcheinen, getragen von der innern Sicherheit des Geiſtes, der in dem Ganzen fortlebt nach dem Tode. Wenn Gott uns dieſe Erfahrung gönnt, dann wird das Volk die tiefe Bedeutung der Erblichkeit, des ruhigen Fortlebens der Perſönlichkeit in demſelben Geſchlecht nicht beſtreiten, vielmehr innerlich erkennen und verſtehen. Man verzeihe, daß wir dieſes Bild der Zukunft auszumahlen wagen, es ſchwebt wie eine blühende Hoffnung vor uns. O! du, mein Herr und Heiland, möchteſt du mir gönnen, die keimende Geburt einer ſolchen hohen Geſtalt zu begrüßen! Nicht daß ich die Thaten, die Entfaltung, das große Leben theile, iſt meine Bitte, aber daß ich ſie kommen ſehe, und als ein liebliches Bild erkennen möge, daß ich deine Herrlichkeit ſehe,

ehe mein irdiſches Auge ſich ſchließt. Doch dein Wille geſchehe, nicht der meinige. —

Wer uns begriffen hat und uns aufmerkſam gefolgt iſt, dem wird die hohe Bedeutung der Perſönlichkeit des Königs nicht entgangen ſeyn. Ja wir bekennen, daß wir nicht einſehen, wie der Staat mit der innern Sicherheit in organiſcher Ründung hervortreten kann, ohne den Schlußpunkt ſeiner irdiſchen Darſtellung in einer ſolchen erhabenen Geſtalt zu finden. Wenn er erſcheint, iſt die Fülle der Zeiten reif, und es mag uns ſtärken, daß wir uns, jeder in ſeiner Stellung, vorbereiten, um ſeiner würdig zu ſeyn. Er kann nicht erſcheinen, wenn nicht die Zeiten vorbereitet ſind, und der fruchtbare Boden reif iſt, ihn zu tragen, wir können den Mittelpunkt der Verſtändigung, die Verbindung der Liebe nicht finden ohne ihn, und keine irdiſchen Künſte können hervorrufen, was wir, die Zeiten betrachtend, nur in Demuth erwarten dürfen. Wenn er aber erſchiene, und das allgemeine Leben blühte mit ihm, wenn ſeine Geſinnung die wahre bürgerliche auf vielen Punkten erweckte, daß ſie Ueberhand gewönne, wenn der Hauch des geiſtigen Lebens, deſſen tiefe Bedeutung für den Staat uns noch darzuſtellen obliegt, das Ganze innerlich durchdränge: dann würde jene organiſche Zuſammenfügung aller Theile, jene ſichere Gliederung hervortreten, die zwar nicht den Wechſel des irdiſchen Lebens zu verdrängen vermöchte, aber den ſchwebenden Schwerpunkt bald hier, bald dahin werfend, dennoch das Gleichgewicht und die aufrechte Stellung erhielte. Dem zu populären Könige gegenüber würde die freimüthige Stärke und Würde der Beamten, dem zu ſehr nach dem Brennpunkte der Ausübung, der irdiſchen erſcheinenden Gewalt hingezogenen Könige gegenüber, würde die Kühnheit der Repräſentanten ſich bilden. Die Schwäche des paſſiven Königs würde die Einigkeit und Stärke beider zudecken, ja dieſes wechſelnde Leben, anſtatt dem Staate ſchädlich zu ſeyn, würde ſelbſt als ein Geſchick Gottes anerkannt werden, damit die bürgerlichen Organe ſich in ſich ſelber faſſen, ergreifen, ſtärken lernten. Unangetaſtet würde aber die Majeſtät bleiben, ein jedes lebendige Organ ſich bemühen, ſeine Schwächen zuzudecken, daß ſie niemals dem Einzelnen klar würden, die Kinder nicht des ſchlummernden Vaters Scham aufdecken wollen; denn das Gefühl würde, mit heiliger Scheu, einen Jeden durchdringen, daß wenn dieſer Mittelpunkt, der alles durch Gottes Hülfe trägt und hält, in den Gedanken der Bürger zu ſchwanken anfinge, dieſes Schwanken, bis in den innerſten Punkten des geſammten Lebens fort vibrirend, ein inneres Zuſammenfahren, einen geheimen Schauder erregen würde — „wenn der Tod über das zukünftige Grab des Staats ſchritte.“ — Der Einzelne, als ein ſolcher, darf nie gegen des Königs Majeſtät hervortreten, aber auch nicht die Vereine, auch nicht die Repräſentation. Eine jede That, ein jeder Gedanke, der ſich gegen die Majeſtät ſelber regt, muß gefühlt werden als ein unnennbarer Frevel. Wer auf den öffentlichen Markt, ohne irgend eine heimliche Verbindung, treten darf, Empörung predigend, und Recht behält, der hat auch urſprünglich Recht, ſagt der redliche Kant, zu deſſen hohem Verdienſte auch dieſes gerechnet werden muß, daß er vor Allem den tiefen Sinn echter Publicität gefaßt und kühn ausgeſprochen hat. Wohl mag er Recht haben, für die Welt gewiß, oft wohl auch für ſich ſelber, und wir kennen in der Geſchichte wohl großartige Empörer, die als die Befreier des Volks erſchienen. Aber welch ein unſeliges Recht! Blutige Thränen muß er weinen, daß er berufen iſt, die tückiſchen Geiſter, die in der Tiefe ſchlummern, zu erwecken, daß er die Hölle zu Hülfe rufen muß gegen ſich ſelber. Und hier erſcheint die Einheit der Religion und des Staats in ihrer höchſten Bedeutung. Iſt das Ordnende, das Beſtehende des Staats ein ſolches, was aus irdiſcher Reflexion entſteht, ein menſchliches Mittel, lediglich um irdiſche Zwecke zu erreichen, wie kann dieſes ſelbſt aus der Relativität des Denkens entſprungen auf einen abſoluten Werth Anſpruch machen? Ja, wenn es geſchieht, ſo oder ſo, durch Repräſentation oder König, iſt es nicht Tyrannei? Hat nicht eine jede andere Reflexion, die ſich denſelben Zweck, aber durch andere Mittel, vorſetzt, ein gleiches Recht? Iſt nicht ganz und allein die äußere Gewalt dasjenige, was das Product der einen Reflexion einen Vorzug gibt vor dem Producte der andern? So daß nicht die Liebe; ſondern die völlige Unterwerfung, nicht das heilige Vertrauen, das nie durch eine irdiſche Reflexion entſteht, ſondern nur die Knechtſchaft und die Furcht die Bürger zuſammenhielte — und dennoch wäre der Zweck — die Freiheit! Wäre dieſe Anſicht die wahre, dann ringt, und zwar nothwendig, die ſo durch die Reflexion geſtaltete äußere Gewalt mit der anders geſtalteten, und der Sieger hat immer Recht. Ja, da der ſo gefaßte Staatszweck nothwendig nur einen vorübergehenden, irdiſchen Werth hat, ſo gehört der Aufruhr zum Weſen des Staats, und es iſt merkwürdig, daß dieſe Anſicht nicht blos für die Revolutionären gegolten hat, die eigentlich, conſequent gedacht, einen fortdauernden Aufruhr conſtituiren, daß auch die Anſicht der einſeitigen Legitimität eine naturgemäße Inſurrection annehmen muß, wie, obgleich nicht ohne Scheu, Haller ſie annimmt.

Allerdings müſſen wir Aufruhr dulden, aber wie wir den Tod, den Untergang des Heiligſten und Größten dulden müſſen; auch ſollen wir, was uns trifft, als eine göttliche Fügung betrachten, und wenn wir es mit aller Kraft des Guten in uns nicht abzuwehren vermögen, ſollen wir uns mit chriſtlicher Geduld darein ergeben. Aber die ſchlaffe Ergebung, die den Kampf gegen das Böſe in großartiger Vereinigung der Völker abweiſ't, da eben, wo er die tiefſte, die heiligſte Bedeutung hat, die ſich zurückzieht aus gemeinſamem Schickſale, um in ſtiller, weinerlicher Unthätigkeit den Himmel für ſich zu gewinnen, als wenn er ſelbſtſüchtig zu erringen wäre, artet in Frömmelei aus, wird durch kränkliche Reue und Zerknirſchung niemals geheiligt, iſt unchriſtlich, und ein Sieg des Böſen über uns ſelber. Eine Empörung, zumal dann, wenn ſie ſtille, von Wenigen, im Verborgenen vorbereitet wird, iſt das furchtbarſte aller Verbrechen und für denjenigen, der keinen Theil daran nimmt, das entſetzlichſte aller irdiſchen Unglücksfälle. Wenn man uns einwendet: indem du dieſes Unglück — den Untergang des Staats ſowohl als ſeine ſchönſte Blüthe — als eine göttliche Fügung anerkennſt, hebſt du deine Behauptung, daß der Staat ſelbſt eine ſolche Fügung wäre und dadurch ſeinem tiefſten Sinne nach religiös, unmittelbar auf — dann fragen wir, ob die religiöſen Gemeinden, von welchen ihr doch auf keine Weiſe läugnen könnt, daß ſie, ihrer Bedeutung nach, wirklich religiös ſeyn müſſen, demſelben Schickſale, ob ſie, in ſo fern ſie erſcheinen, nicht dem Irrthume, der Zerſplitterung, ja dem Untergange, ihrer äußern Form nach, unterworfen ſind? Wir behaupten noch mehr, ſelbſt in ſolchen Staaten, die noch die erwünſchte freie Form nicht erhalten haben, darf niemals der Einzelne, nach Gutdünken, allein oder in Vereinigung mit Mehreren, durch eine irdiſche That, die ſich die beſſere Geſtaltung des Staats zum Zwecke macht, das erſehnte Gut zu erlangen ſuchen; eine jede ſolche That iſt irdiſcher Frevel, erzeugt nur Zerſtörung, nur zukünftigen Tod, und wenn ſelbſt das Herrlichſte ſich, nach mancherlei Verirrungen, nach einer That geſtaltete, ſo iſt es nicht aus ihr entſtanden, am wenigſten durch ſie, es beweiſ't nur, daß Gott das Böſe zum Guten zu lenken vermag. Ob es denn keine Thätigkeit gibt von uns, für den Bürger des Staats, die den Keim der Freiheit zu entwickeln vermag; ob wir denn in einem leidenden Zuſtande, völlig läſſiger Ergebung die Freiheit erwarten ſollen, die doch nur einen Sinn hat, in ſo fern wir ſie ſelber erringen? Wohl gibt es eine ſolche Thätigkeit, aber ſie eben beweiſ't, daß der wahre, tiefe religiöſe Sinn, der lebendige Glaube allein zu helfen vermag und keine irdiſch übermüthige Kraft. Die Corporationen, die Zünfte ſind nicht verſchwunden, der Sinn der Gemeinden iſt nicht todt; wanderten wir, mit dem lebendigen Sinne, einſam und verlaſſen zwiſchen den Gräbern der Vereine, wäre der Staat ein wirklich zerriſſener Leichnam, deſſen zerſplitterte Organe, in faule Gährung gerathen, um uns herumlagen: dann konnte uns nur die Wehmuth ergreifen, ein Leben können wir nicht erſchaffen, wir können nur ſelber leben mit den Lebendigen. Denken wir uns nun einen Mann, wie es deren gibt, und nicht wenige, nur daß der ſtille fromme Sinn ihren Wandel und ihr ſegensreiches Handeln für die Welt verbirgt, der den erſchlafften Sinn in den Corporationen, in den Gemeinden zu beleben vermöchte. Es iſt ihnen nicht verboten, ſich zu vereinigen, es dürfen diejenigen, die ein gemeinſames Leben führen, ſich verbinden, ſich berathen. Wenn in dieſen ſtillen Verbindungen eine jede Corporation die Einſicht erlangte, die ſie über ihre Stellung zum Staate aufklärte, wenn dieſe Einſicht die wahre bürgerliche Freiheit in den vereinigten Bürgern erweckte und ſtärkte, wenn ſie Mißgriffe der Adminiſtration, von ſich aus, von innen heraus, aufdeckte, klar zu zeigen vermöchte, wie die Eingriffe der ausübenden Gewalt hier auf dieſer beſtimmten Stelle einen Widerſpruch in ſich ſelber enthielten? In unſerer Nähe hat ſich ein Streit entſponnen in dieſer Zeit, der die Aufmerkſamkeit ſowohl der Bürger, als der Behörden auf ſich zog, und nicht ohne Erfolg war. Es war ein Kundiger, der auf mancherlei unzweckmäßige Einrichtungen der Bergbeamten, zum Schaden derer, für deren Koſten der Betrieb Statt fand, aufmerkſam machte. Das ſpecielle Verhältniß ſeiner Art nach kann uns hier, wo es nur als Erläuterung einer allgemeinen Behauptung benutzt wird, gleichgültig ſeyn; eben ſo wenig werden wir uns in den uns fremden Streit miſchen, oder ausmachen, in wie fern der Gegner der Bergbeamten in Dieſem oder Jenem oder in Allem Recht oder Unrecht habe. Geſetzt aber, er hätte in Allem Recht, wodurch ſind denn nun jene Eingriffe der Adminiſtration entſtanden? Offenbar daraus, daß die Eigenthümer des Betriebes von jeher ſich zu wenig um den Betrieb, um ſein Weſen und das, was erforderlich war, damit er gelingen könnte, bekümmerten. Geſetzt der Gegner gehörte ſelber zu den Eigenthümern, hätte von ihnen den Auftrag, in ihrem Namen zu handeln, träte mit der vollen Einſicht aus der lebendigen Mitte des Vereins hervor: dann iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß ſein Widerſtand ein völlig geſetzmäßiges Gepräge trüge. Was aber hier, wo von einem Eigenthume die Rede iſt, welches vielleicht mit Unrecht als ſolches ein eigenthümliches Leben in Anſpruch nimmt, gelten muß, das gilt in viel größerem Maaße von ſolchen, wo das eigenthümliche Geſchäft die Vereine begründet. Die klare Einſicht von der bürgerlichen Bedeutung eines ſolchen Geſchäfts iſt das Bewußtſeyn des eigenthümlichen Daſeyns, iſt die nothwendige Bedingung aller Freiheit. Dieſe Einſicht, die beſondere, die ihre Richtung gegen das Allgemeine nimmt, verliert den Grund und Boden, wenn ſie aufhört, die beſondere zu ſeyn; aber ſie kann nicht auf eine lebendige Weiſe hervortreten, ohne die allgemeine ſelber in eine beſondere, der

Erſcheinung nach, zu verwandeln. Dieſe Einſicht, das klare Bewußtſeyn, erkannten wir oben als das leitende Princip des ſtillen, in ſich geordneten, religiöſen Familienlebens, und wem die ſchöne Gabe verliehen iſt, dieſes zu erwecken, wer die geſetzgebende Gewalt des Staats in ihrer verborgenſten und tiefſten Heimath zu beleben gewußt, der wirkt für die Freiheit im heiligſten Sinne; aber was ihn leitet, kann nichts ſeyn als lebendiger Glaube, der mit Zuverſicht erwartet, daß, was er unſcheinbar im Stillen, in einem engen Kreiſe ſäet, einen fruchtbaren Boden finden wird im Ganzen. Ja ein Jeder von uns, der für die Freiheit lebt, ſoll auf dieſe Weiſe thätig ſeyn, das ſchlummernde Leben, wo es noch iſt, erwecken, und jene erhabene königliche Geſtalt, die wir erwarten, kann nur zum Vorſchein kommen, wenn dieſer bildende, arbeitſame, im ſtillen wirkende Sinn ihm entgegenkommt. Zu keiner Zeit iſt die Bedeutung eines ſolchen zukünftigen, großen Königs heiliger, ja göttlicher geweſen, als ſie uns jetzt erſcheinen muß, weil die äußere, irdiſche Verbindung der Völker nie ſo ganz und durchaus zugleich eine geiſtige war, wie in unſern Tagen; die tiefſten innerſten Probleme des Daſeyns und die äußern Bedingungen des Geſammtlebens haben ſich ſo wunderſam in einander verflochten und hineingewebt, daß die ſchärfſte Reflexion, die ſchneidendſte Abſtraction vergebens bemüht iſt, ſie zu ſondern.

Was wir bis jetzt betrachtet haben im Staate, war die Eigenthümlichkeit, in ſo fern ſie im Eigenthume ſich offenbart, in und mit dieſem ſich geſtaltet, durch die Gewerbe, oder ſich aus einem ſelbſtſtändigen Eigenthume erzeugt, durch den Adel. Die Gebilde führten uns zu ihrer Vereinigung, zu dem Verhältniſſe der unſichtbaren geſetzgebenden und der erſcheinenden ausübenden Gewalt, und ihrer erſcheinenden Einheit in der königlichen Majeſtät, die eben deßwegen, weil ſie dieſe iſt, als eine nicht blos irdiſch erſcheinende, ſondern auch in der unſichtbaren geſetzgebenden Gewalt gegründete hervortreten muß. Aber dieſe ganze Anſicht kann unmöglich als eine in ſich geſchloſſene hervortreten. Wie ein Eigenthum, als das gegebene durch das organiſche Leben des Staats, eine Eigenthümlichkeit in ſich ſchließen ſoll, ſo daß dieſe, obgleich der Bedeutung nach das Erſte, dennoch als aus dem Eigenthume erzeugt erſcheint, dieſe Erſcheinung aber wieder in der Erſcheinung vernichtet wird, indem die erzeugte Eigenthümlichkeit als das innere, immanente Princip des Eigenthums erkannt wird, durch welches dieſes erſt aus einem rohen Beſitze in ein Eigenthum verwandelt wird — ſo müſſen auch Eigenthümlichkeiten ſich erzeugen, die durch den Staat erſt zum Eigenthum werden, ſolche, die eben die unſichtbare wirklich geſetzgebende Gewalt des Staats, nicht vermittelt durch das Eigenthum, ſondern unmittelbar, hervortreten läßt. Dieſe kann nun zwar nicht ſelbſt in der Erſcheinung hervortreten, aber die geheime Kraft, die ſich durch ſie offenbart, kann ſich in ſolchen Functionen darſtellen, deren unmittelbarer Urſprung aus der geſetzgebenden Gewalt ſogleich erkannt wird, ja nur in ſo fern dieſe Functionen wirklich lebendig dem Staate eingebildet ſind, ſo daß ſie, als Eigenthümlichkeiten des Staats, zugleich ſich durch Eigenthum darſtellen, kann der Staat ein wirkliches Leben erhalten. Was wir bis jetzt betrachteten, iſt der Rumpf des Staats, ohne Kopf, ein wahres Monſtrum, ein Unding, und zwar deſto widerwärtiger, je lebendiger uns der Staat in allen ſeinen Organen erſcheint. Wie wir bei der Betrachtung des irdiſchen Leibes, des thieriſchen Lebens geſtehen müſſen, daß das Organiſirende in den Thieren, ſelbſt in den niedrigſten, etwas Höheres will als die Maſſe, daß die Organiſation der Maſſe erſt entſteht, indem dieſe das Höhere, Unſichtbare enthüllt, und immer bedeutender wird, je weiter die Enthüllung reicht; ſo müſſen wir auch geſtehen, daß die Organiſation des Staats, ja ſelbſt die Majeſtät des Königs keinen Sinn hat ohne jene Thätigkeit, die wir mit der Thätigkeit der Sinne vergleichen können, und die, wenn gleich in der Betrachtung die letzte, doch zugleich als die erſte angeſehen werden kann. Wir waren aber genöthigt, dieſe geiſtige Gewalt bald in ſeinen mannichfaltigen Functionen, als Bewußtſeyn und Einſicht, bald in ſeinem tiefſten Grunde, als Religioſität, vorauszuſetzen; indem wir aber dieſe Seite des Staatslebens herausheben, werden wir erſt, das Ende zu dem Anfangspunkte zurückführend, die Betrachtung als geſchloſſen anſehen können.

Doch bevor uns dieſes erlaubt iſt, müſſen wir bei derjenigen Richtung des Staatslebens verweilen, die den grellſten Gegenſatz mit jener innern geiſtigen zu bilden ſcheint, bei derjenigen nehmlich, durch welche das ganze Leben des Staats, und zwar als ein Ganzes ſich in eine äußere That verliert, in welcher der König nicht als Mittelpunkt der ausübenden und geſetzgebenden Gewalt, vielmehr in ſeiner irdiſchen Perſönlichkeit als das erſcheinende leitende Princip hervortritt. Eine Geſammtthat, durch welche nicht allein die Freiheit eines jeden Bürgers, ſo lange ſie dauert, in einem äußern, erzwungenen Gehorſam vernichtet ſcheint, ſondern die auch die Gefahr, daß die Selbſtſucht des Königs eine äußere, nicht zu überwindende Stütze finden wird, augenſcheinlich in ſich zu ſchließen ſcheint. — Dieſe Richtung des Staats iſt die der kriegeriſchen Thätigkeit. Man hat es uns vorgeworfen, daß wir den Krieg, als zum Weſen des Staats gehörig, als mit begriffen in der Idee des Staats betrachtet haben; man behauptet, daß wir nach unſerer eignen Anſicht uns in einen Widerſpruch verwickelt haben, weil nach dieſer die vollendete Darſtellung des Staats den Krieg ausſchließt. Man hat uns mißverſtanden. Wir haben (S. 25 des erſten Theils) geſagt: „die Idee des Staats, die eine eben ſo vollendete Organiſation aller Staaten unter ſich vorausſetzt, iſt von der Kirche nichts Verſchiedenes, ſie iſt die Gemeinſchaft der Heiligen.“ Aber dieſe Idee des Staats, die die völlige Ununterſcheidbarkeit von der Kirche vorausſetzt, würde ja ihre Darſtellung, als Staat, alſo auch die Idee des Staats, als eines ſolchen, in ſeiner Beſonderheit aufheben; aber dieſe Idee würde eben ſo die der Kirche in ihrer Beſonderheit aufheben, und von dem, was in Nichts und durchaus nicht verſchieden iſt, kann auch nicht, als von einem Verſchiedenen, die Rede ſeyn. Dieſe Anſicht des Staats und der Kirche führt uns zur Anſchauung des alles Erkennen tragenden, der ewigen unveränderlichen Subſtanz, derjenigen, die wir (S. 17) die ſpinoziſtiſche genannt haben, die ewig in ihrem unerkennbaren Grunde ruht, ohne daß ein Leben, oder ein Erkennen in ihr oder durch ſie möglich würde. Aber der Staat iſt, ſeiner Beſonderheit nach, nicht blos ein ruhendes Seyn, ſondern auch ein Werden. Dieſe Beſonderheit, die allerdings ſeine Idee ausdrückt, weil ja ſonſt der Staat, durch ſeine Idee aufhören müßte, ein Staat zu ſeyn, iſt nur in ſo fern ſie wird, d. h. der Staat iſt ein Leben. Das religiöſe Princip verbirgt ſich in ſeiner irdiſchen Offenbarung, und will ſich durch dieſe erkennen und geſtalten, ſo daß das Religiöſe aus allen Elementen des erſcheinenden Lebens durchblickt, und, wie ihm dieſes gelingt, wird der Staat lebendig erſcheinen. Das ſo geordnete Staatsleben will ſich wieder finden und erkennen in demjenigen, was ſein urſprüngliches Princip iſt, und ſo bildet ſich ihm gegenüber die Kirche, jenes das Göttliche, was ſich irdiſch darſtellen will, dieſes das Irdiſche, was ſich nur in und mit ſeinem Principe finden und erkennen will. Dieſes iſt der fromme Sinn, der eben ſowohl die Handlungen und das irdiſche Treiben durchdringt, und ſeinen geordneten Standpunkt klarer oder unklarer erkennt, je nachdem der Staat freier oder unfreier ſich um ihn bildet, als es in ſeiner Richtung gegen das Ewige, in ſeinem Gebete und ſeiner Rede ſich darſtellt. Aber der Gegenſatz zwiſchen Gut und Böſe, jener innere nagende Wurm in allem irdiſchen Daſeyn iſt ja auch nicht blos irdiſch, er ruht in den verborgenſten, über alle Erſcheinung hinausragenden Quellen des Lebens, und, wie bisher, ſoll auch hier die leibliche Organiſation uns als Vorbild der höhern dienen, wozu ſie nicht blos willkührlich benutzt wird, was ſie vielmehr wahrhaft iſt. Denken wir uns den irdiſchen Leib in ſeiner größtmöglichen Vollkommenheit, in der höchſten Schönheit, in der vollendeten Geſundheit; ſo wird dennoch in ihm der Keim der Krankheit liegen, welcher durch Mäßigkeit und Ordnung fortdauernd überwunden werden muß: die Mäßigkeit und Ordnung *erhält* die Geſundheit, und das Leben wäre nicht Leben, es wäre ein ſtarres Seyn, wenn es nicht auf dieſe Weiſe fortdauernd erhalten würde, alſo überhaupt im Werden begriffen wäre, und zwar nach einem ſteten Geſetze. Wäre nun dieſes Geſetz ein unwandelbares, ſo könnte zwar dieſes Leben überhaupt erſcheinen, aber auf keine Weiſe ſich ſelbſt offenbar werden; damit es ſich ſelbſt offenbar werde, muß die Möglichkeit, daß das Geſetz nicht ſeyn könne, nothwendig auch geſchauet werden, denn dadurch allein *wird* das Geſetz. Entſteht das Geſetz nicht immer von neuem, ſo entſteht auch das Leben nicht *für ſich ſelber*, es ergreift ſich ſelber nur als ein werdendes Leben, in ſo fern es das Geſetz als ein werdendes Geſetz ergreift. Aber dieſe Möglichkeit, als bloße Möglichkeit, kann eben ſo wenig gedacht werden, ihr muß irgend was Wirkliches zum Grunde liegen, und dieſes zum Grunde Liegende kann nur ſelber ein Leben ſeyn, in welchem das geſunde Leben ſich findet, ein innerer Widerſpruch, der in jedem Augenblicke vernichtet wird, um ſich, für die Vernichtung, von neuem zu erzeugen. Dieſer Keim der Krankheit wird durch die Mäßigkeit nicht vernichtet, er geſtaltet ſich immer von neuem, um durch ein erkanntes Geſetz immer von neuem vernichtet zu werden. Dieſes ſtille immer wieder erzeugte Geſetz der leiblichen Geſundheit iſt das Vorbild jenes bürgerlichen Geſetzes, welches den Frieden im Innern, die eigenthümliche Thätigkeit auf einem Punkte bewahrt, ihre naturgemäßen Schranken feſthält, und alle Einflüſſe der übrigen Staaten, in ſo fern dieſe auf die Beſonderheit irgend eines Vereins ſtörend wirken können, durch eigne Mäßigkeit, Ordnung und Gerechtigkeit abhält. Aber iſt ſie die einzige? Erfordert die völlig geſunde Organiſation in ihrem Leben, ſelbſt in der höchſten Vollendung gedacht, nicht eine andere von dieſer ſpecifiſch verſchiedene Richtung der organiſchen Thätigkeit? Die Elemente der äußern Natur wirken fortdauernd hemmend auf das Leben ein, und zwar ſo, daß jenes Geſetz der Mäßigkeit und Ordnung keinesweges hinreichend iſt, dieſen Einfluß abzuwehren. Eine Geſammtthat der Organiſation muß jenen fortdauernden Angriff abwehren, und es iſt bekannt, daß eine willkührliche Bewegung nicht eine ſolche iſt, deren Geſetz blos beſtimmt iſt, durch die geheime Uebereinſtimmung zwiſchen den Nahrungsmitteln und der Ernährung, und deren Befolgung zwar auch der Willkühr überlaſſen iſt, deren Vorſchriften aber unabhängig von dem Willen gegeben ſind, ſondern eine ſolche, deren Geſetz in uns ſo geſucht werden muß, daß ſie als Naturgeſetz durch den eignen Willen perſonificirt hervortritt. Daß dieſe willkührliche Bewegung die Leibesübungen, den Körper ſtärkt, die Geſundheit erhält, ja daß ohne ſie die Geſundheit unmöglich iſt, wird allgemein zugeſtanden. Bei den Thieren verliert dieſe Bedeutung der Willkühr ſich ganz in der Thätigkeit für die Ernährung und für das Geſchlecht, obgleich ſie auch da in den Spielen der höhern Thiere dämmert, bei den Menſchen aber tritt das Bewußtſeyn dieſer Bedeutung deutlich hervor, wir wiſſen, daß durch ſie die Elemente ihre zerſtörende Kraft allmählig verlieren, daß die Leibesübungen, der fortdauernde Kampf mit den Kräften der äußern Natur, die innere ſtärkt und erhält, ja es iſt uns ſogar klar, daß dieſe Geſammtthat, die in den Spielen der Kinder, in den zum eignen Geſetze geſteigerten Grundſätzen der Jünglinge und Männer, die leibliche Geſundheit erhält, im Phyſiſchen das Vorbild desjenigen iſt, was wir im Staatenvereine als kriegeriſche Geſinnung ehren und hochhalten. Dieſe Geſinnung iſt daher ein weſentliches Element des Staats, ſelbſt da, wo die organiſche Verfaſſung eines jeden Staats in ſich, und aller Staaten unter einander die höchſte religiöſe Bedeutung erhalten hat, wo der Krieg, als ſolcher, nie hervortritt, weil der Friede nehmlich nicht ein ſtarres Nebeneinanderſeyn der Staaten iſt, welches alle lebendige Berührung ausſchließen würde, vielmehr ein Leben ſeyn ſoll, weil der Friede nur iſt, in ſo fern er wird, und die Liebe ſelber ſich erkennt, indem ſie den Haß verdrängt und überwindet, ja dieſes iſt die tiefe Bedeutung jenes erhabenen Gebots, daß wir ſelbſt unſere Feinde lieben ſollen; denn in dem Erkennen, daß ſie unſere Feinde ſind, liegt der Keim des Haſſes, der überwunden wird, indem die Liebe offenbar wird. Wie die Stände und Gewalten in einem freien Staate ſich eben dann am innigſten lieben, wenn ſie, die wahre Freiheit und Eigenthümlichkeit auf einem jeden Punkte ſchützend, das Nichtige vernichten, ſo iſt die kriegeriſche Geſinnung eine völlig ähnliche Aeußerung der Staaten unter ſich, ſo daß durch die Kraft der eignen Eigenthümlichkeit, das Hemmende abgewieſen, und die aller Staaten von einem Jeden beſtätigt wird. In den Staaten, wie ſie ſich in unſern Tagen geſtalten wollen, will dieſe Anſicht des Krieges, die den eigentlichen Nationalhaß, der immer eine Aeußerung der Schwäche iſt, verdrängt und den Frieden ſucht, ſich offenbar entwickeln. Wo ſie herrſcht, iſt aber die Gefahr, daß der König, der als oberſter Feldherr den Krieg erklart, deſſen Wille alle Bewegungen und Thaten des Heeres leitet, der von allen Kriegern einen unbedingten Gehorſam fordert, durch dieſe Macht, die ihm übertragen wird, alle Freiheit verſchlingen, und eine irdiſch perſönliche Gewalt begründen ſollte, die die unſichtbare geſetzgebende völlig unterdrückte, gar nicht vorhanden. Dieſe Macht erzeugt ſich aus der Sünde der Bürger, wenn das Heer, aus den Bürgern gebildet, den Krieg, nicht den Frieden im Kriege ſucht, wenn wirklicher Haß aus dem Gefühle innerer Schwäche ſich erzeugt, wenn der Staat, weil er den freien ritterlichen Kampf ſcheuet, aus welchem alle Kraft ſich entwickelt, zufällig errungene Vortheile benutzt, um den Feind, den er, wie jeder Chriſt, ſelbſt im Kampfe lieben ſoll, zu unterdrücken. Wenn er Knechtſchaft des Feindes will, verſinkt er ſelber in Knechtſchaft von Rechtswegen. Wo entſteht aber dieſe Gefahr? Nur da, wo Krieger zuſammentreten und ein eignes Ganze bilden, getrennt, ja im Gegenſatze gegen die Bürger. Für dieſe wird der Krieg, als ſolcher, eine Bedeutung erhalten. Und wie entſtehen die Krieger, die eine ſolche furchtbare Macht aus ſich zu erzeugen vermögen? Nur da, wo die Vereinzelung die engen Bande der Vereine gelöſ't hat in unſern Tagen, wie aus der Mitte des rohen Gegenſatzes zwiſchen Adel und Bürger in frühern Zeiten. Da erzeugt ſich die Maſſe der Heimathloſen, die die innere Unruhe der Vereinzelung ſelber vereinigt, um durch äußere harte

Bande der Unterwerfung innerlich feindſelige Elemente zu verbinden, und der zurückgedrängte innere Zwieſpalt, der in den Einzelnen gefeſſelt iſt, bricht, wo ſolche Horden ein gefährliches, von Ehrgeiz und Begierde entflammtes Oberhaupt finden, verzehrend aus dem Ganzen heraus; die falſche Richtung, äußerlich zu vereinigen durch den Schein, was innerlich iſt, die in dem ganzen Staate mit der zurückgedrängten, aber nie ganz zu verdrängenden bürgerlichen Freiheit kämpft, findet ſeinen Heerd, ſeine höchſte Offenbarung in einem ſolchen Heere, welches durch die äußere Strenge die innern wilden Begierden, das verzehrende Feuer der Leidenſchaften verbirgt, aber eben dadurch nährt: ein Inſtitut, vor welchem der ſtille Sinn bürgerlicher Tugend, wie er nie ganz aus den Familien verſchwindet, billig zurückſchaudert. Und ein ſolches Inſtitut, durch welches die Heimathloſen eine ſchädliche Verbindung erhalten, ſollten wir dulden unter uns, ja Feſtigkeit und Stärke geben, die Furcht, den Abſcheu der Familien ewig nährend, da wir ſie durch ein naturgemäßeres Organ aufheben können? Und wenn nun, einem ſolchen Heere gegenüber, ſich ein Staat bildet, welcher ſich ſelbſt als ein blos irdiſches Gebäude betrachtet, entſtanden, um durch Mittel, wie ein irdiſches Bewußtſeyn ſie zu erſinnen vermag, irdiſche Zwecke zu erreichen, was iſt dann der Krieg? Ein thieriſches wechſelſeitiges Zerfleiſchen um den rohen Beſitz, in Nichts verſchieden, von den rohen Kriegen barbariſcher Horden, ja von den Kämpfen der Thiere, der natürliche Abſcheu eines jeden frommen Gemüths, der höchſte Frevel der losgelaſſenen Begierden, die innere Knechtſchaft, die außer ſich keine Freiheit dulden kann, in ihrer ſchauderhafteſten Geſtalt. Und nur ſo ließe ſich der Krieg denken, nur ein Solcher wäre der Krieger?

Der wahre Krieg, der durch den Krieg den Frieden will, iſt, dem Weſen nach, von jener kriegeriſchen Geſinnung, die ſelbſt in den Staaten in ihrer höchſten Vollendung nothwendig gedacht werden muß, nicht verſchieden; nirgends ſo deutlich, wie eben hier, entdeckt es ſich, daß der Staat ein religiöſes Inſtitut oder ein Monſtrum iſt. In einem lebendigen Staate, in welchem ein jeder Bürger ſeine Heimath findet, in einem Vereine, der organiſch dem Ganzen hineingebildet iſt, muß nothwendig das Heer aus der Geſammtheit aller Familien ſich erzeugen. Die ſtehenden Heere in ihrer monſtröſen Geſtalt bildeten ſich bis zur höchſten Conſequenz aus und ſtürzten in ſich zuſammen, als ſie den Gipfel erreicht hatten. Wir haben in der Darſtellung der einſeitigen Adminiſtration in ihrer Conſequenz jene Furcht ſich rein ausſprechen laſſen, die auch jetzt noch nicht aus den Familien vor dem Kriegsdienſte verſchwunden iſt; aber man vergleiche ſie nur mit derjenigen, die wenige Jahre früher herrſchte — und man wird ſich mehr noch wundern, daß ſie in ſo kurzer Zeit, freilich durch außerordentliche Ereigniſſe, ſo weit verdrängt iſt. Wird nicht dann, wenn die Zeiten reif ſind, wenn dasjenige, was als der Wunſch der Völker zugleich das erhabene Bewußtſeyn der Könige geworden, vertrauungsvoll ausgeſprochen, die Bande der Vergangenheit löſ't, daß alles, was lebendig iſt im Staate, ſich bilden darf in naturgemäßer Vereinigung, wenn das Gefühl des Ganzen, hingeleitet nach den feſten Punkten der Eigenthümlichkeit, alle durchdringt, dieſe Furcht, wenn auch nicht verſchwinden, weil die Gewalt der ſelbſtſüchtigen Vereinzelung die Familien nie ganz verläßt, doch noch mehr verdrängt werden, ja das Gefühl die Jünglinge durchdringen, daß ſie berufen ſind, die heilige kriegeriſche Geſinnung des Staats zu nähren und zu pflegen? Dann wird der Kriegsdienſt eine wahre Schule der Ergebung, des ſtrengen Gehorſams, der dienenden Treue ſeyn; dann tritt das ganze Leben des

Staats der keimenden Jugend mit ſeiner Macht und Gewalt entgegen. Eben in der Epoche des Lebens, wo die ſich in ſich beſinnende Seele die Heimath, das Räthſel der Freiheit zu löſen ſucht, wo die unbeſtimmte Ahndung der Freiheit, die nie That werden darf, den Geiſt bewegt, tritt dieſer Unendlichkeit gegenüber die reine Beſtimmtheit des Staats und fordert völlige Ergebung, unbedingte Unterwerfung, der Uebermuth wird durch ſie zum Muth, die tiefe Ahndung der Freiheit erhält durch das eherne Geſetz ſeine geahndete Löſung, und nur wer würdig mit dem ganzen Gefühle unendlicher Freiheit ſich ganz zu unterwerfen vermöchte, verdient Bürger zu werden. Das iſt die Vorſchule der Strenge, in welcher allein alle Anmuth und Schönheit in innere Liebe des Lebens gedeiht. So ſteht der Jüngling da; — die geahndete Gefahr des Staats iſt ihm in der Maſſe und ſtrengen Ordnung verſinnlicht, die unendliche Bedeutung des innern Lebens, im weitern oder engern Kreiſen, ja in den engſten, ſchwebt vor ſeiner Seele, wenn er an ſeiner Liebe hängt, die eine zukünftige Familie, wenn er an ſein Geſchäft denkt, das eine zukünftige bürgerliche Heimath, einen Verein, bilden ſoll. Wir haben behauptet, daß ein bleibender Kern beſtändiger Krieger ſich nothwendig bilden muß; aber wie ganz, dem innerſten Weſen nach, verſchieden iſt er von jener monſtröſen Maſſe der ſtehenden Heere. Umfluthet von den friſchen Strömen der blühenden Jugend, die aus den durch die Vereine dem Staate lebendig eingebildeten Familien dem Heere fortdauernd zuflieſſen, die nach kurzer Zeit ſelber bürgerliche Familien und Vereine bilden, nie völlig getrennt von den alten Mitgliedern, die, wie die ſchlummernden Waffen in der ſtillen Stätte des Friedens, um da muthig zu erwachen, wo die ſteigende Gefahr immer größere Anſtrengung fordert, wird dieſer Kern, (ein Mittelpunkt der ſtehenden Ordnung,) ſelbſt geheiligt, bildet er ſelbſt, von der bürgerlichen Geſinnung durchdrungen, eine bürgerliche Heimath, ja frei iſt derjenige, der jenen Standpunkt des Lebens frei wählte, frei durch Gehorſam und Treue, und edel und ſchätzenswerth im höchſten Grade. Die Kunſt des Krieges, jene verwickelte mannichfaltige Thätigkeit, bildet den Kreis einer eigenthümlichen Einſicht, die, jemehr ſie geſchichtlich gegründet iſt durch ein eignes Studium, deſto großartiger erſcheinen muß, die, je freier die Form des Staats gebildet iſt, von einer jeden Stelle aus eine eigne bedeutende Eigenthümlichkeit erzeugt, die mitten in den Kreis des Gehorſams ein Feld der Freiheit gründet. Die Ehre iſt hier das Weſen dieſer Freiheit, die völlige Unverletzbarkeit der wahren Perſönlichkeit muß immer bedeutender hervortreten, je ſtrenger der Gehorſam wird, damit es klar werde, daß dieſer nur durch die innere Freiheit ſeinen Sinn erhält, die eben, wo ſie, ergriffen von der religiöſen Bedeutung des Ganzen, ſich unterwirft, in dieſer Unterwerfung, als das, was ſie iſt, erkannt und geſchätzt ſeyn will. Nun droht dem freien Staate, wie wir die Keime deſſelben ſich hoffnungsvoll unter uns ſich entwickeln ſehen, eine Gefahr von außen. Es iſt wahr, nur dem König gebührt es, Krieg zu erklären und Frieden zu ſtiften, von ihm gehen alle Verhandlungen mit den fremden Mächten aus, ihm iſt die Lenkung des Staats, als eines Ganzen, in ſeiner Stellung gegen andere Staaten allein anvertrauet, und es iſt nicht zu läugnen, daß in dieſer Gewalt eine bleibende innere Gefahr für den Staat ſchlummert, daß der Ehrgeiz, die Kampfluſt eines Fürſten in den Unterhandlungen, die den Frieden erhalten ſollen, den Keim des Krieges auf eine trügeriſche, den Bürgern kaum wahrnehmbare Weiſe, äußern kann. Wird aber nicht endlich das helle Bewußtſeyn, welches alle Völker zu durchdringen anfängt, die im Finſtern ſchleichende Diplomatik aus ihrem Schlupfwinkel aufſcheuchen? Eine freundſchaftliche Geſinnung, wie ſie die Geſchichte nicht kannte, hat eben in unſern Tagen alle mächtigen Regenten verbunden, die nothwendig eine gewiſſe Offenheit, eine bis jetzt kaum gekannte Redlichkeit in die Verhandlungen bringen muß. Fort mit dem finſtern Verdachte, als wenn dieſe Verbindung eine Verſchwörung gegen die geſetzmäßige, in dem ſtillen Gange der Geſchichte gegründeten Freiheit der Völker ſeyn könnte. Schenkt den Regenten das Vertrauen, welches echte Religioſität fordert, und ſie werden es verdienen. Wenn aber die Zeit jene innere Freiheit reifen läßt, dann wird dieſe Offenheit der Verhandlungen Oeffentlichkeit werden müſſen, dann wird das Verhältniß der Staaten gegen einander den geſchichtlichen Völkern ſo klar ſeyn, wie das Verhältniß der innern Gewalten des Staats gegen einander einem jeden Volke. Offenbar hat die verborgene, trügeriſche Diplomatik, die das ganze Leben umſponnen hatte, und ihren finſtern Schatten in alle Verhältniſſe des Lebens hineinwarf, einen großen Theil ihrer Gewalt verloren und die Keime eines ſchönen Daſeyns, die zerſtreuet auf eine heitere Zukunft wechſelſeitiger Durchdringung deuten, werden ſie noch mehr, wenn auch nie ganz, lähmen. Wenn nun ein Regent, von Ehrgeiz irregeleitet, in den friedlichen Verhandlungen einen Keim der Zwietracht ſäete und nährte, wenn er einen ungerechten, ſelbſt genährten Krieg erklärte; würde das Gefühl der Ungerechtigkeit, der große Widerſpruch mit dem Weſen des Staats, der nur um des Friedens willen den Krieg will, nicht eine jede Kraft lähmen? Der König kann, vermöge ſeiner Gewalt, den Krieg gebieten, aber auch der freien Geſinnung? Man iſt jetzt endlich ſo weit gekommen, die ſogenannten moraliſchen Elemente des Kriegs mit in Betrachtung zu ziehen, als wenn ſie, neben den Evolutionen der Kriegskunſt, neben den ſtrategiſchen und tactiſchen Künſten, ein nicht zu verachtendes Hülfsmittel ausmachten. Aber wo

Bürger den Krieg führen, iſt ſie alles, und, Gottlob, in einem freien Staate und wo freie Staaten im edelſten Sinne Krieg führen, da vermag der erfahrenſte Feldherr nicht mehr, als der Staatskünſtler, der Friede, und was daſſelbe iſt, Freiheit in dem Staate erzeugen will durch Begriffe. Wie das klare Bewußtſeyn des Königs, wenn er ſicher ruht auf dem verborgenen, religiöſen Grunde ſeiner Eigenthümlichkeit, künſtleriſch wirkt, nicht künſtlich, ſo iſt die Kriegskunſt, auf dem verborgenen Grunde der allgemeinen Geſinnung ruhend, Etwas Großes, ja Göttliches, ohne dieſen Grund etwas durchaus Nichtiges und Kraftloſes. Und dadurch iſt die Gefahr, daß der König je Tyrann werden könnte, wenn er den Gehorſam, den ihm alle ſchuldig ſind, mißbrauchen könnte, um die Freiheit der Bürger zu unterdrücken, auf immer verſchwunden. Wo er einen ungerechten Krieg erklärt, da wird zwar der Bürger das Gebot ehren, aber ein ſtilles Widerſtreben wird alle Unternehmungen lähmen, die Elaſticität der Federn erſchlafft in ſich, keine Wirkung äußern; da aber, wo die Geſinnung lebendig iſt, wird die Kriegskunſt ſelbſt, wie durch Inſpiration, das Rechte ſuchen und finden, eine großartige Geſinnung, die Jeden durchdringt, bei dem Feldherrn in ein großartiges Bewußtſeyn aufblühen und der Krieg nicht eine dürre Reflexion über mancherlei Ereigniſſe, über Märſche und Stellungen, nicht dem trocknen, erſtarrten Gerippe einer proſaiſchen Methode ähnlich ſeyn, er wird in ſeiner freien, geiſtigen, verborgenen Bedeutung, das Bewußtſeyn kunſtreich lenkend und leitend, wie ein durch göttliche Eingebung erzeugtes, erhabenes Gedicht hervortreten, und in und mit dem Feldherrn wird ſelbſt der Geringſte ſich leicht und kühn und frei fühlen, die Bande des ſtrengſten Gehorſams ſind dann nur ſcheinbar da, wie du auch in einem großen Gedichte die Bande des Zuſammenhanges nur im Ganzen wahrnimmſt, während, getragen von der allgemeinen Einheit, eine jede Geſtalt ſich ſelber ſucht und findet in Allem.

Ein ſolcher Krieg nun beginnt. Eine flammende Begeiſterung hat die Jugend ergriffen, der verhängnißvolle Tag erſcheint, der als entſcheidend betrachtet wird. An der Spitze des Heeres ſteht der König, um dieſen hat ſich alles verſammelt, aus der religiöſen Mitte der Familien, aus den ſtillen Vereinen des Landes ſtrömen ihm die Jünglinge zu. Das Feldherrntalent iſt die ſchönſte göttliche Gabe des Königs. Wie viele kennen in unſern Tagen die ſtille Schwüle der Erwartung, ehe das Gefecht beginnt. Habt ihr in einer ſolchen wunderſamen, heiligen Stunde, ihre Bedeutung, in ſtiller Betrachtung feſthalten können? Wie Jeder eins iſt mit ſeiner Umgebung, und ſich getragen fühlt durch ſie, wie alle zuverſichtlich ſind in dem Befehlenden und ermuntert durch ihn, wie jeder kleinere Kreis der kriegeriſchen Vereine verſchmilzt in den größern, jeder Befehlende in den kleinern Kreiſen in die größern, wie die Glieder der großen Vereinigung innig verwebt ſind mit dem Feldherrn, wie alles an ihm hängt, auf ihn hofft. Auf ihn, als eine irdiſche erſcheinende Perſon? Muß er nicht eben ſo ſeine Hoffnung auf alle gründen? Die ſtille, ſtumme Erwartung ruht im Innern anderswo, in jedem Gemüthe keimt die ſtille Andacht. Habt ihr die Gewalt des Gebets vernommen in ſolcher Stunde? Es iſt die jugendliche Kraft des ganzen Staats, die ſich beugt vor dem Herrn, es iſt die verhängnißvolle Geburtsſtunde zu einer neuen, räthſelhaften Welt, die in dem Gewühle der Schlacht, in ſchnell wechſelnden Ereigniſſen einen Jeden ergreifen ſoll, und deſſen Ende dem Anfange ſo nahe liegt, und das Gebet iſt die ſtille Taufe. Kaum findet ſich einer, ſelbſt der Verworfenſte unter dem Haufen, der ſeiner Gewalt zu entrinnen vermag. Und wenn nun dieſes Leben ſich entwickelt, wenn es aufblüht in ſeiner furchtbaren Herrlichkeit. Sieh! wie das Schwert und die Kugel das Verborgene des Leibes eröffnet, ſo treten die Eingeweide, das in der Gewohnheit Verſchloſſene, in dem ſtillen Gange des Friedens und in ſeinem geſetzmäßigen Fortſchreiten Zugedeckte, hervor, der Kampf wühlt in den innerſten Tiefen des Gemüths, daß Freude und Trauer, Furcht und Hoffnung, Liebe und Haß, und jegliche Begierde an das Licht treten und einen innern Kampf beginnen, deſſen Vorbild der äußere mit ſeinem ſchnellen Wechſel iſt. Himmel und Hölle ſind wach, und wären wir nicht ſelber von dem Taumel des aufgewühlten Lebens ergriffen, ſo möchten wir wohl in dieſem die Menſchen erkennen. Aber je heiliger der Krieg, je reiner die bürgerliche Geſinnung, aus welcher er entſpringt, deſto leichter wird der Sieg der Liebe mitten auf der Stätte des grimmigen Haſſes, und wie in reiner, ſchöner, heiliger Geſtalt ſchweben die ritterlichen Geſtalten demüthig und kühn, in ſtilles Gebet verſunken, während das blutige Schwert den Feind ſucht und findet, und die ſtille zuverſichtliche Ruhe in der größten Anſtrengung, die rührende Andacht, die die Kraft mäßigt, in ſeinem verklärten Geſicht, iſt die wahre Blüthe des Gefechts und die innere Seele deſſelben. Was war es nun, was dieſes wunderſame Leben aufſchloß in ſeinen verborgenſten Tiefen? Doch nicht der Staat? O! vergleicht ihn, wie er ſo erſcheint, mit euren dürren Begriffen, mit euren Maximen und Grundſätzen und lernt auch ihn in ſeiner herrlichſten Bedeutung da erkennen, wo der Bürger für ihn kämpft auf Leben und Tod.

Die Schlacht iſt verloren, die Gefahr ſteigert ſich; aber der Muth iſt nicht geſunken. — Was regt ſich, ſie abzuwenden, was ſtrömt dort in unermeßlichen Haufen hinaus, daß die Maſſe, einer drohenden Lavine ähnlich, hervorſtürzt? Sieh, die ruhigen Vereine ſchließen ſich auf, der Pflug ruht und jedes Gewerbe, die Väter, nicht unkundig des Dienſtes, treten hervor mit den Söhnen zu kämpfen, immer in größern Haufen, immer dem höhern Alter näher, je dringender die Gefahr wird, daß endlich nur Frauen und Kinder und Greiſe zurückbleiben — und ſo regt ſich eine unendliche Kraft und das Bewußtſeyn, daß ſie es ſey, und die Andacht des Krieges wird immer heiliger, und das Vertrauen auf Gott, in der ſteigenden Gefahr immer mächtiger, und die wechſelſeitige, göttliche Liebe entzündet ſich immer flammender, und der geſchlagene König wird getragen von Allen, als wäre das Unglück nur das ſeinige, und mit der Zuverſicht verbindet ſich die innerſte Theilnahme, und er fühlt das Unglück, als träfe es nur ſein Volk. Wühlt der Krieg in dem Allerinnerſten einer künſtlichen, aus der Reflexion entſprungenen Maſchine, der wir nur äußerlich, durch den Beſitz zugehören? — nein, in dem des heiligſten Lebens, was eben in dem Unglücke ſich aufthut, damit die Völker das Band erkennen mögen, welches ſie einzig zu binden vermag, das heilige Band göttlicher Liebe, welches auch im Frieden den Staat trägt. So tritt in Zeiten großer Gefahr das Schwert mit dem Gebete in Bund und die, in der Gewohnheit verborgene Kirche bricht aus dem Leben ſelber hervor, wenn es mit dem Tode ringt, wie die Andacht und die Reue in der Todesſtunde eines jeden Menſchen. Wer hier nicht, in der furchtbarſten Anſtrengung des kämpfenden Staats, die Kirche erkennt, die an das Tageslicht kommt, der hat ſie in ihrer lebendigen Bedeutung auch nicht da erkannt, wo ſie, in entgegengeſetzter Richtung zwar, von dem Leben abgewendet, hervortritt, aber nicht um es abzuweiſen, ſondern um es zu verklären, durch einen chriſtlichen Wandel, durch welchen die bürgerliche Freiheit erſt ihre wahre Bedeutung erhält.

Ob nicht, wenn der Krieg auf dieſe Weiſe, des Friedens wegen, das Höchſte darſtellt, jener Greuel der wüſten Zerſtörung, die die neuern Kriege bezeichnet, ſich durch eine echt ritterliche Sitte mäßigen wird? Zu wenig vermögen wir, unkundig in dieſer Rückſicht, die Art anzugeben, wie dieſes möglich ſeyn wird; aber die Hoffnung geben wir keinesweges auf. Dieſe wilde Art hat ſich in und mit dem wüſten Freiheitstaumel erzeugt, die, wie keine Eigenthümlichkeit, ſo kein Eigenthum achtete, und muß mit ihm verſchwinden.

Was die Ungewißheit über die Stellung des Geiſtigen (Wiſſenſchaft und Religion) für den Staat erzeugt, iſt vorzüglich Folgendes:

Erſtens, daß Wiſſenſchaft und Religion keinesweges als national betrachtet werden können, daß ſie vielmehr Gemeingüter des ganzen Geſchlechts ſind, und nur als ſolche eine Bedeutung haben.

Zweitens, daß ſo, wie ſie über die Grenzen des Staats hinausreichen, ſie ſich auch von den Staaten trennen, in ſich geſchloſſen, die innere Eigenthümlichkeit eigner Welten aufzuſchließen ſcheinen, ſo daß die Wiſſenſchaft eine, die Religion eine andere Welt bilden, beide von dem Staate geſondert.

Drittens, daß, wenn man auch zugeben kann, daß die religiöſen Inſtitute ſich in rohern Zeiten in und mit Eigenthum, aus ſich ſelber gebildet haben, dieſes doch weder von dieſen, noch von den wiſſenſchaftlichen Inſtituten, in unſern Tagen gilt. Beide entſtehen und bilden ſich aus dem Staate, als einem Ganzen, alſo iſt zwar nicht die innere Eigenthümlichkeit, in welcher ſie ſich darſtellen, wohl aber die Bedingungen ihrer äußeren Erſcheinung, als Inſtitute, von den äuſſern Gewalten des Staats abhängig, und da der Staat ein in ſich Geſchloſſenes iſt, ſo kann er nur dasjenige von den Wiſſenſchaften, was er wirklich als zu ſich gehörig betrachtet, aufnehmen, was über die Grenze des Staats hinausreicht, muß ſich, unabhängig von dem Staate, aus eigner Machtvollkommenheit bilden, von dem Staate nicht gehindert, aber auch nicht befördert.

Viertens, ein deutliches Gefühl hat denjenigen, der über die Erſcheinung des Staats reflectirte, belehrt, daß ein beſtimmtes Eigenthum, wie eine beſtimmte Maſſe in der erſcheinenden Organiſation nothwendig ſey, damit irgend Etwas als wirkliches Organ des Staats hervortrete. Nun iſt das Eigenthum der Bürger aus der eignen That entſprungen, die Eigenthümlichkeit verliert ſich unmittelbar in das Eigenthum, und ſie geſtaltet ſich in und mit einem Eigenthum; aber das Eigenthum der Gelehrten geht nicht aus ihrer Eigenthümlichkeit hervor, die vielmehr einen eignen ſelbſtſtändigen Werth hat, unabhängig von allem Eigenthume. Das letzte iſt zwar nothwendig, aber es entſteht nur durch einen Entſchluß der ausübenden Gewalt, die das Eigenthum der Gelehrten nach dem Werthe, den ſie, für den Staat, auf die wiſſenſchaftliche Bildung legt, beſtimmt. Wie nun, wie wir geſehen haben, die Functionen der Wiſſenſchaft und der Religion, die der Staat als zu ſich gehörig anerkennen will, ganz und durchaus von ihm abhängt, ſo hängt auch das mit ihm verbundene Eigenthum von ihm ab. Dieſes Eigenthum, welches ein Product des Staats iſt, kann nicht zugleich, als ſolches, ein Beſtimmendes für den Staat werden, denn dasjenige, was wir als ein Abhängiges betrachten müſſen, kann nicht durch das, wodurch es abhängig iſt, zugleich ſelbſtſtändig ſeyn. Folgende Anſicht ergibt ſich aus dieſer Betrachtung: Zwar ſind die Wiſſenſchaften und die Religion Gemeingüter des Geſchlechts, aber dennoch nicht ohne mächtigen Einfluß auf den Staat. Aber dieſer Einfluß kann nicht unbedingt ſeyn, denn der Staat kann ſich weder in ein durchaus wiſſenſchaftliches, noch in ein durchaus religiöſes Inſtitut auflöſen, der Staat muß ſich, für die Erſcheinung auf ein beſtimmtes Maaß der Geſtaltung beſchränken, welches aus der Lage, in welcher er ſich irdiſch befindet, reſultirt, die unendlichen Aufgaben der Wiſſenſchaft, und die abſoluten und unbedingten Gebote der Religion ſind aus ſeinen Schranken ausgeſchloſſen, und er muß bekennen, daß es ſo ſey. Aber daraus folgt nothwendig, daß es ihm gebührt, das zu beurtheilen, was ſich für die beſtimmten Grenzen ſeiner jedesmaligen Lage eignet. Je mehr der wiſſenſchaftliche und religiöſe Sinn alle Bürger des Staats durchdringt, deſto freudiger werden beide Inſtitute im Staate gedeihen, denn deſto mächtiger wird der anerkannte Einfluß ſeyn, und man kann, ohne eine gefährliche Umkehrung der Principien weder den Wiſſenſchaften, noch ſelbſt der Religion erlauben, auf eine thätige Weiſe die Form des Staats zu beſtimmen. Ja dieſe werden ſelbſt durch dieſe Umkehrung verunſtaltet, die erſcheinende Abhängigkeit iſt mit der vollkommnen Unabhängigkeit eins, eben die Schranken im Irdiſchen eröffnet das Schrankenloſe und Unendliche für die wiſſenſchaftliche Forſchung, eben dieſelben Schranken für die Religion das Gefühl für das Ewige, daß der Fromme erkennt, das Reich deſſelben ſey nicht von dieſer Welt.

Schwierigkeiten erheben ſich bei dieſer Anſicht, die nicht zu löſen ſind. Denn, wenn man geſteht, daß die geiſtigen Inſtitute eine eigne, weit über die bloße Erſcheinung herausragende Bedeutung haben; wenn man einräumen muß, daß die Richtung des Denkens gegen das Unendliche in der Wiſſenſchaft, des ganzen Lebens gegen das Ewige in der Religion einen Blick öffnet in fremde Welten; wenn man zugibt, daß dieſe Richtungen nicht durch den Staat gehemmt werden dürfen, ſich vielmehr in ſich aus ſich ſelber auf eine eigenthümliche Weiſe geſtalten müſſen; wenn man zugleich annimmt, daß dieſe Richtungen eben Inſtitute werden, indem ſie eigne in der erſcheinenden Welt heraustretende Vereine bilden, und daß dieſe einen bedeutenden Einfluß auf den Staat haben: dann iſt, wenn jenes zugeſtanden, dieſes angenommen wird, ſchlechthin unmöglich, daß der Staat, als außerhalb dieſer Inſtitute liegend, den Einfluß derſelben beurtheilen kann. Es iſt nehmlich unmöglich, ſich irgend ein Organ, irgend eine äußere Gewalt, die jenes Urtheil zu fällen im Stande wäre, auch nur zu denken. Denn nur aus dem Standpunkte der Unendlichkeit der Wiſſenſchaft, nur aus dem des Ewigen in der Religion läßt ſich das Maaß des Einfluſſes beſtimmen. Es wird aber angenommen, daß dieſe Standpunkte nur mit den genannten Inſtituten gegeben ſeyen, dadurch allein ſind ſie, was ſie ſind. Wenn alſo irgend ein ſolches Maaß gefunden werden könnte, dann würde es für den Staat aus den geiſtigen Inſtituten ſelber entſpringen müſſen, und zwar nur in ſo fern, als ſie ſich als ſelbſtſtändige Organe des Staats, in eigenthümlicher Freiheit ausbilden. Aber nicht aus dieſen Inſtituten für ſich betrachtet kann das Maaß ſich erzeugen, vielmehr nur durch die lebendige Hineinbildung derſelben in den Totalorganiſmus des Staats.

Auch hier ſoll uns die leibliche Organiſation als Vorbild dienen, indem wir zeigen werden, wie die Sinneorgane für dieſe das ſind, was die geiſtigen Inſtitute für den Staat. Wer bei demjenigen, was wir in der Einleitung darzuſtellen ſuchten, uns aufmerkſam gefolgt iſt, der wird wiſſen, daß wir das Gehirn als die Ganglienorganiſation der höhern Sinne betrachten können, daß aus dem Umkreiſe des kleinen Gehirns die Gehörnerven, aus dem Mittelpunkte des großen Gehirns der Geſichtsnerv entſpringt, daß das Ohr alſo das eigenthümliche nach außen gehende, den *blos* leiblichen Syſtemen einverleibte Gebilde des kleinen Gehirns darſtellt, welches ſelbſt als Mittelpunkt betrachtet wird, das Auge aber das aufgeſchloſſene große Gehirn, welches das Höchſte, ja das Centrale aller Maſſe, ſelbſt als Umkreis ſetzt, der ſeine Bedeutung erhält durch einen höhern Mittelpunkt. Für das menſchliche Ohr ſchließt ſich die unendliche Welt der Sprache und die Harmonie der Töne auf, für das Auge das Licht der Welt, die Einheit und Beſonderheit des innern und äußern Lebens.

Wir haben ferner, geleitet von der Natur, die niedern Sinne von den höhern getrennt. Jene (Geſchmack und Geruch) ſtreben aus dem Leiblichen heraus, dieſe (Gehör und Geſicht) ſtellen eine überſinnliche Welt dar, die ſich in der himmliſchen offenbart und dadurch der ganzen Organiſation eine höhere Geſtalt, dem ganzen Leben eine tiefere Bedeutung gibt, nemlich die der in ſich geſchloſſenen Perſönlichkeit.

Nun läßt es ſich ja keineswegs läugnen, daß die Sinne die Schranken der blos in ſich geſchloſſenen Leiblichkeit durchbrechen, daß ſie ſich auf eine höhere, als blos leibliche Erſcheinung beziehen, daß die Welt der Sprache, wie die des Lichtes ein Gemeingut aller Individuen des Geſchlechts iſt, aber deßwegen ſind ſie doch nicht weniger als beſondere, ſelbſtſtändige Organe dem Leibe eingebildet, ja ſelbſtſtändiger erſcheinen ſie in der lebendigen Mitte der Organe als alle übrigen, und eben dadurch durchdringen ſie alle, in und mit ihnen erſcheint die vita propria aller übrigen, und die Bedeutung der Sprache, die für das Gehör ertönt, und die Klarheit des innern Lichts, welches aus dem Auge ſtrahlt, geben der ganzen Geſtalt einen höhern unſichtbaren Reiz, die als die Seele der unſichtbaren Welt erſcheinen, die das blos Leibliche nach innen werfen, das Ueberſinnliche ſelbſt aber durch das geiſtvolle Antlitz und durch die Anmuth der Geſtalt, als das wirklich offenbar Gewordene, für eine höhere innere Anſchauung nach außen werfen.

Der Staat, als ein Ganzes, als vereinigt in dem Mittelpunkte des Königs, erzeugt aus ſich die geiſtigen Inſtitute, aber keinesweges durch Ueberlegung und willkührliche Reflexion. Daß dieſe geiſtige Concentration ſich in der Mitte des Staatslebens hervorthut, iſt mit der Geſtaltung der höchſten irdiſchen Gewalt nothwendig eins, wie Herz und Gehirn ſich einander gegenüber bilden; und daß die Wiſſenſchaften, daß die Kirche den mächtigen Schutz des Monarchen nicht entbehren können, iſt zwar ein nothwendiger Schein, daß es aber ein Schein ſey, wird von dem wahren Könige am tiefſten erkannt, er verfährt bei der nationalen Anſtrengung, die er zur Bildung geiſtiger Inſtitute fordert, nicht künſtlich, ſondern künſtleriſch, d. h. er erkennt mit klarem Bewußtſeyn den über alles Bewußtſeyn hinausliegenden Grund ſeines erhabenen Daſeyns. Es iſt daher gewiß, daß die Wiſſenſchaften, ja ſelbſt die ſichtbare Kirche, ſollen ſie gedeihen, in unſern Tagen eine monarchiſche Form des Staats vorausſetzen; denn, wo ſie dieſe äußere Vereinigung des Allgemeinen und Beſondern nicht finden, da herrſcht das kleinliche Bedürfniß des blos irdiſchen Daſeyns (die ſtumme, der Maſſe unterliegende

(Reproduction) vor, die keiner größeren Geſtaltung und keines höhern Lebens empfänglich iſt. Aber dieſe geiſtigen Zuſtände, die Sinne des Staats, ſind, wie ſie hervortreten, ſelbſtſtändig, und zwar durch Eigenthum. Wie groß oder klein, wie beſchränkt oder erweitert die Sphäre der Inſtitute ſeyn wird, die ſich, durch das von dem allgemeinen Staatseigenthume ſich abſondernde Eigenthümliche bilden ſoll, mag abhängen von der Intenſität, mit welcher die höhern Sinne ſich entwickeln, von der Armuth des Staats, die ſelbſt als etwas Beſchränkendes betrachtet werden muß. Auch iſt es gewiß, daß je beſchränkter und enger das ſelbſtſtändige Eigenthum iſt, deſto beſchränkter, und eben daher abhängiger werden die eigenthümlichen Functionen der Organe ſeyn, wie wir bei den Thieren die Functionen der Sinnesorgane geſteigert finden in und mit der ſteigenden Sonderung ihrer äußern Form; aber dieſe Beſchränkung iſt auch eine nothwendige wechſelſeitige Hemmung aller Organe des Staats. Wie bei den Thieren, wo die Functionen der Sinne, in blos angedeuteten Organen ſchlummern, auch die Syſteme und Elemente aller Functionen ſich in einander verlieren. Die wahre Selbſtſtändigkeit des Bürgers, die innere Souverainität der bürgerlichen Freiheit iſt nur da möglich, wo die wiſſenſchaftlichen und religiöſen Stände in ihrer vollen Würde hervortreten, ja die Gewalt des Königs hat erſt da ihre höchſte Bedeutung und innere Sicherheit gewonnen. Das Chaos des geſelligen Vereins der Menſchen, die geringſte Stufe der Entwickelung, (dem thieriſchen Gallert ähnlich,) auf welcher mehrere Völker ſtehen blieben, oder richtiger, zu welcher ſie in dem Verlaufe der Zeiten herabgeſunken ſind, zeigt ſich da, wo die Functionen und die Producte nicht äußerlich geſondert, ſich nicht innerlich in ihrer Einheit erkennen können. Wie dieſe Sonderung allmählig hervortritt, zeigt ſich eine wachſende keit der Producte. Aber dieſe kann nicht dargeſtellt werden, ohne daß ſich ihr gegenüber, als der größte Gegenſatz, der die höchſte innere Einheit offenbart, eine Einheit der Producte mit Mannichfaltigkeit der Functionen bildet. So ſind in der thieriſchen Organiſation die Nerven jene Gebilde, in welchen der Gegenſatz von arteriellem und venöſem Syſteme, mit dieſem die Verſchiedenheit der thieriſchen Elemente verſchwinden, ſo daß ſie die einfachſte Maſſe bilden, die Durchdringung aller organiſchen Elemente, um die Mannichfaltigkeit einer unſichtbaren Welt aufzuſchließen, und das ſo offenbar Gewordene wird abermals als der eigenthümliche Kern der in der Einheit der Function verſunkenen mannichfaltigen Kräfte erkannt. Die Wiſſenſchaften von dem Staate geſondert zu denken, iſt, als wenn man eine Vereinigung der leiblichen Organe ſich denken wollte, nachdem man das Nervenſyſtem davon abgeſondert hatte.

Die Stellung der geiſtigen Inſtitute des Staats gegen denſelben iſt im Allgemeinen nicht verſchieden von der Stellung aller andern Vereine. Wie ein jeder Verein, ſollen ſich auch dieſe in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten, und der Umfang derſelben durch das lebendige Wechſelleben in völliger Durchdringung beſtimmt werden. Aber durch dieſe Eigenthümlichkeit ſelber wird eine Verſchiedenheit beſtimmt, die eigne Stände, die durch ſich ſelber repräſentirt werden müſſen, erzeugen. Die bürgerlichen Vereine entſtanden aus der Einheit ſolcher Functionen, die, indem ſie ein ähnliches Product erzeugen, auch ein eignes, perſönliches Eigenthum bilden, die Vereinigung dieſer Vereine bildete die Communen, die bürgerlichen Stände, aus welchen eine Repräſentation hervortritt. Das urſprüngliche ſelbſtſtändige Eigenthum, ſo will es der lebendige Sinn, der das Ganze durchdringt, ſoll durch [illegible] eine per-

[illegible]

ſich blos in dem Beſitze gefällt, alle Bedeutung verliert. Hier aber iſt eine Mannichfaltigkeit perſönlicher Eigenthümlichkeiten, die durch höhere wiſſenſchaftliche Talente bezeichnet ſind; dieſe haben zwar eine innere geiſtige Einheit in der Wiſſenſchaft überhaupt, ſo daß je vollſtändiger ſich das Talent entwickelt, deſto deutlicher ſeine innere Einheit mit dem Ganzen der Wiſſenſchaft ſich kund thut, aber dieſe geiſtige Einheit ſoll ſich irdiſch darſtellen, und die äußern Bedingungen dieſer Darſtellung, ohne welche das Talent nicht gedeihen, ſich nicht ſelber finden und ſein Verhältniß zur Wiſſenſchaft überhaupt mit einem freien, unbehinderten Blicke überſchauen kann, iſt nur dadurch möglich, daß aus der Einheit des Staats ihr ein äußerer Vereinigungspunkt, ein für die Mannichfaltigkeit der Talente beſtimmtes Eigenthum entgegenkommt, indem es zugleich klar wird, daß in und mit dieſem Vereinigungspunkte, und je ſelbſtſtändiger er ſich zu entwickeln vermag, deſto bedeutender ein eigner, bildender Sinn des ganzen Staats ſich ſelber erkennt, ja der Staat ſelber, wie die leibliche Organiſation durch die Sinne, über die Schranken der bloßen Leiblichkeit, der irdiſchen Bedürfniſſe, herausragt und ſeine wahre Bedeutung und das innere Princip ſeiner Vereinigung in höhern Regionen ſuchen muß. Nichts hat ſtörender gewirkt auf die naturgemäße Entwickelung der wiſſenſchaftlichen Inſtitute, ja nichts mehr dazu beigetragen, eine gährende Verwirrung der Begriffe zu erzeugen, als die Abhängigkeit dieſer Inſtitute von der ausübenden Gewalt, von der Adminiſtration. Ja unnatürlicher und lähmender mußte dieſe Gewalt hier erſcheinen, als in irgend einer andern Richtung. Wenn in dem Verlaufe der Zeiten der lebendige Sinn für das öffentliche Leben immer mehr verſchwand, konnte die Adminiſtration doch wenigſtens mit einer Art von Recht behaupten, daß den zerſtreuten, vereinzelten Bürgern der allgemeine Ueberblick fehle, der nothwendig war, um das Verhältniß einzelner Fälle zum Ganzen zu beurtheilen. Die gelehrten Vereine können aber allein ein Urtheil fällen über ihre Stellung zum Staate, wenigſtens iſt es undenkbar, daß ſie dieſes Urtheil irgend einer Behörde freywillig überlaſſen können. Entweder ſind die Mitglieder einer ſolchen Behörde ſelbſt keine Gelehrte, leben nicht in der lebendigen Mitte der wiſſenſchaftlichen Bildung, dann können ſie die innere Eigenthümlichkeit ſolcher Inſtitute offenbar nicht faſſen; oder ſie ſind Gelehrte, dann begreift man nicht, warum es nothwendig iſt, ſie aus dem Vereine, dem ſie zugehören, herauszureißen, ſie in eine fremde Region zu verſetzen. Sonderbar genug! Allgemein hört man die Behauptung: es ſey der Gelehrte nicht geſchickt, die äußern Verhältniſſe ſeines Vereins zum Ganzen zu beurtheilen, daher müſſen dieſe Vereine durch fremde Behörden geleitet werden, die dieſes Verhältniß zu beurtheilen verſtehen. Dann aber muß man wieder geſtehen, daß dieſe fremden Behörden eine gründliche wiſſenſchaftliche Bildung beſitzen müſſen. Aber begründet dieſe nicht eine naturgemäße Vereinigung mit dem Inſtitut? Wenn man ſagt: die Richtung lediglich gegen die Betrachtung iſt durchaus verſchieden von der Richtung gegen die äußeren Verhältniſſe, ſo iſt dieſes zwar gewiſſermaßen wahr, und es leidet keinen Zweifel, daß das Talent, welches das Aeußere der Inſtitute ordnet, ein anderes iſt, als dasjenige, welches nach der innern Unendlichkeit der Wiſſenſchaft mit aller Kraft ſich hinwendet, aber man müßte doch beweiſen, daß dieſe beiden Richtungen nicht in den Inſtituten ſich lebendig vereinigen können. Es iſt vielmehr gewiß, daß dieſe Inſtitute, nur durch eine ſolche Vereinigung, ſeyn können, was ſie ſeyn ſollen. Die unnatürliche Trennung muß bei den Behörden die Aufmerkſamkeit zu ſehr nach den äußern Verhältniſſen hinlenken, ſo daß ſie nur gar zu leicht das vergeſſen, wodurch ſie allein Bedeutung erhalten, der Gelehrte fühlt dieſes, fühlt ſich beengt und gehemmt, ſelten gefördert. Auf ihn hat die Trennung einen noch ſchädlichern Einfluß: abgewandt von dem Leben, von der organiſchen Begrenzung, durch welche ſeine Thätigkeit, ihrer innern Unendlichkeit unbeſchadet, erſt eine eigenthümliche Bedeutung erhält, verliert er ſich in das Wüſte, durchaus Unbeſtimmte; ein Jeder iſt innerlich von dem Andern getrennt, weil Alle nur durch ein fremdes Band vereinigt ſind, ſie können keinen lebendigen Mittelpunkt wechſelſeitiger Verſtändigung finden, und ſo entſteht eine wiſſenſchaftliche Verwirrung, die nur dann gehemmt werden kann, wenn die Inſtitute wirkliche Organe der Vereinigung ſind. Wenn jene Richtungen wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, die man getrennt hat, vereinigt wären, wie die Natur der Sache fordert, dann würde der wiſſenſchaftliche Geſchäftsmann fortdauernd angeregt werden von der Unendlichkeit der Wiſſenſchaft, die Gelehrten aber den Faden der Verknüpfung mit der lebendigen Welt und unter ſich nicht verlieren. Durch dieſe Trennung ſind die feinen, faſt unſichtbaren Nervenfaſern, die zarten Verzweigungen des ganzen Syſtems des Wiſſens von den Verſenkungen in alle Organe des Staats durch den Unterricht, ſchmerzhaft losgeriſſen, wie ſie unter einander zerriſſen ſind. Es iſt freilich keinem Zweifel unterworfen, daß für die wiſſenſchaftlichen Inſtitute, auch dann, wenn ſie als einen eigenen Stand begründend repräſentirt würden, ſo wie für alle bürgerliche Vereine, ſich eine adminiſtrative Richtung der ausübenden Gewalt bilden müßte, aber das Verhältniß derſelben zur Adminiſtration wird erſt dann klar werden, wenn es ihnen vergönnt ſeyn wird, ſich in ſelbſtſtändiger Form zu geſtalten.

Die wiſſenſchaftlichen Inſtitute zerfallen in zwei große, von einander geſonderte, die, wie durch die Richtung ihrer

Thätigkeit, ſo auch äußerlich billig getrennt werden müſſen. Das eine Inſtitut verſenkt ſich in das äußere Leben, will einer eigenthümlichen Function der Bürger eine höhere Bedeutung geben, damit es klar werde, daß auf einem jeden Punkte, in einer jeden, auch ſcheinbar geringen, Stellung des Lebens die Richtung gegen das Höchſte, gegen ein Unſichtbares, ja Heiliges, das Leben friſcher und freudiger macht. Die Neigung, ſolche Inſtitute zu bilden, hat ſich in vielen Staaten gezeigt, in Frankreich als ein polytechniſches Inſtitut ſich auszubilden geſucht. Wo aber die Künſte in eigenthümlicher, beſtimmter Sonderung ſich bilden dürfen, erhalten ſie erſt ihre höchſte Bedeutung, da würde ihre Wirkſamkeit ſich vertheilen unter alle Verhältniſſe, die Arbeit nicht blos erleichtern, die Producte nicht blos für die beſtimmten Bedürfniſſe zweckmäßiger bilden, ſondern auch die Keime der Schönheit, wenn auch zerſtreuet und nur leiſe angedeutet, dennoch mit der innern Sicherheit eines allſeitig erregten Lebens, ausſtreuen und wachſen laſſen. Zwar vergleichen wir dieſe Inſtitute mit den niedern Sinnen, aber man darf nicht vergeſſen, daß die leibliche Organiſation nur Vorbilder iſt, daß die Staaten dem Urbilde des Lebens näher ſtehen, daß eben daher das höhere Leben alle Theile deſſelben inniger durchdringen, daß das Unendliche, in ſeiner Grenze nur ſich ſelbſt Vergleichbare, eben daher allenthalben gedeihen kann. Ihr wollt das Glück der Bürger! Iſt denn die Freude an der eignen Arbeit, das ſtille Gefühl, ſo voll überſchwenglichen Genuſſes, welches einen jeden Bürger durchdringt, wenn er die Spuren eines höhern Lebens unter ſeinen Händen entſtehen ſieht, nicht das höchſte Glück? Sieh! hier iſt der Punkt, auf welchem wir den blos reflectirenden Staatskünſtler feſthalten möchten, in die ſtille Werkſtatt möchten wir ihn bannen, damit er die heiligen Spuren der wahren Religioſität, die in und mit der wahren bürgerlichen Freiheit keimt, wahrnehmen möchte. So weit ſeyd ihr endlich gekommen, daß ihr geſtehen müßt, es gäbe etwas im Leben des Staats, was über dem Calcül liegt. — Etwas? O! wagt es näher zu treten, um zu erkennen, daß dieſes Etwas, Alles iſt. Iſt der Bürger freier geworden durch eure Adminiſtration, reicher durch eure Glückſeligkeitstheorien. Sollen wir blind ſeyn und nicht ſehen und nicht geſtehen, daß die verworrene Anſicht, die in dem Tode das Leben ſieht, in Finanzplanen das Heil, in äußeren Vorſchriften die Mittel zum Leben, den Keim der wahren, ſtillen eigenthümlichen Freiheit zerſtört, und durch das Jagen nach Reichthum, welches ſie erzeugte, die furchtbarſte Armuth herbeiführte? Das Erkennen ſoll ſich der Liebe weihen, es ſoll hineinſtrahlen in die Werſtatt, damit die gebundenen Hände frei werden und ſich freudiger bewegen, damit die Schönheit und Anmuth ſich loswinde von den ſchweren, nächtlichen Feſſeln. Erzeugen kann es die Schönheit nicht, aber befreien ſoll ſie es. Dann, wenn die erſten Züge der Schönheit aus den wahren Zunftſchulen euch begrüßen, wenn die Zünfte in dem eignen Geſchäfte die eigne Würde erkennen, dann mögt ihr den Engel des wahren innern Friedens in dem Staate erkennen, der die Flügel ſchlägt, dann werden die lange verklungenen lyriſchen Töne aus dem heitern Leben hervorbrechen, und ſo Freude, wie Schmerz veredeln, ja heiligen, dann tritt, als die ewige Verkündigung des wahren Lebens, die Kunſt in ihrer Herrlichkeit hervor, und ſammelt die zerſtreueten Strahlen, die Göttin des bürgerlichen Lebens, und Glaube und Anmuth, und ſtille Andacht und feſtlicher Glanz und Freude und frohes Leben in jeder Richtung, dann wird der ſchwere Nebel der Berechnung und die verworrene Nacht der Reflexion mit ihrer ſteigenden Armuth und ihrer fortdauernden Knechtſchaft bei jeder Verfaſſung verſchwinden! Ach, wir wiſſen wohl, daß ſo Herrliches nur in ſchwacher Andeutung gelingen mag! Aber war es nicht da — O! möchte es mir gegeben werden, es zu begrüßen in einer andern Geſtalt zwar, aber mit dem alten Glanze!

Das zweite Inſtitut iſt uns das eigentlich wiſſenſchaftliche. Ueber die Bedeutung dieſes Inſtituts, durch die Univerſitäten dargeſtellt, haben wir uns neulich in einer eignen Schrift (über Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten. Breslau, 1820) geäußert und verweiſen auf ſie. Nur ſo viel. Wir glauben, daß jene mehr nach dem bürgerlichen Leben zugewandten Inſtitute als völlig von den wiſſenſchaftlichen getrennt und repräſentirt werden müſſen. Durch die höhern wiſſenſchaftlichen Inſtitute vernimmt der Staat ſich ſelber, die verworrenen Töne des Lebens löſen ſich, geknüpft an die tiefe Vergangenheit, in einer Harmonie der Zukunft auf. Sie ſtellen das tiefe, lauſchende Gehör des Staats dar, ſie vergraben ſich, wie die Ohren, einſiedleriſch in das ſtill gewordene Leben, ſie erſchüttern die ſtille Vergangenheit, Stimme und Gehör zugleich, daß die Gräber ſich öffnen, daß die verblichenen Geiſter mit uns reden, daß die Vorzeit, der Natur und der Geſchichte, los wird und lebendig, und alles vergangene Daſeyn als die eignen frühen Gedanken uns erſcheint, in und mit welchem wir uns erſt wechſelſeitig wahrhaft verſtehen.

Das geiſtliche Inſtitut iſt das Auge des Staats, durch welches er ſich im innerſten Grunde wahrnimmt, der andächtige Blick gegen den Himmel, das eröffnete Gehirn, das reinſte aller Organe, in ihm ſtellen ſich die frühern, rohen Elemente des irdiſchen Daſeyns dar, aber als leichte durchſichtige Wolken, die die Strahlen des heiligen Lichts zwar mildernd für den irdiſchen Sinn brechen, aber nicht ausſchließen, in ihm pulſirt die ausübende Gewalt, wie in dem Centrum, und verbreitet ſich auf die zarte Netzhaut, um in der Richtung gegen die Sonne ihre wahre Bedeutung und ihr heiligſtes Leben wahrzunehmen. Wo dieſes Auge heiter blickt, da iſt Freudigkeit und Friede, und Maaß und Ordnung in uns und um uns, wo es, im eignen Leben, die eignen Muskeln, die ihm dienen, bewegen darf, da bewegt ſich alles frei und friſch und fröhlich. Wo dieſes Auge ſich ſchließt, da iſt Finſterniß, die Wiſſenſchaft verworren, das Leben trübſelig, alle Kraft gelähmt, und der ermattete Staat geängſtigt durch furchtbare Träume.

Drei Gebilde des Staats, indem ſie eine eigne Geſtaltung annehmen, nehmen zugleich einen jeden Bürger in Anſpruch. Der Kriegsſtand bildet ſich für ſich, aber ein jeder freie Bürger ſoll Krieger ſeyn. Dadurch verſchmilzt der Bürger mit dem ganzen Staate in ſeiner leiblichen Geſtaltung, und je organiſcher der Staat, je freier ſein Leben, deſto inniger erkennt ein Jeder ſeine eigne Freiheit in dieſer verallgemeinernden Erziehung. Der gelehrte Stand bildet ſich für ſich, aber ein jeder Bürger ſoll Theil nehmen an ſeinem Streben, und je freier und fröhlicher der Staat ſich bildet, deſto inniger erkennt ein Jeder ſeine eigne Freiheit in ſeinem ſondernden, das Eigenthümliche beſtätigenden Unterrichte. Der geiſtliche Stand bildet ſich für ſich, aber ein jeder Bürger ſoll fromm ſeyn, und in dem Innerſten der Familien, in den Vereinen der Bürger, bei den feſtlichen Wahlen, bei der Verſammlung der Stände, auf dem Thron und in den Hütten ſoll das Wort des Herrn erſchallen, in dem allein wir ſind und athmen und leben.

Sieh! mit den verworrenen Gedanken, die uns irreleiten, haben wir einen bedenklichen Kampf begonnen. Ach! wir wiſſen wohl, daß uns keine Kraft gegeben iſt.

Sinkt hin Alle, ihr Hohen und Niedrigen, die ihr euch haßt und mißtrauet und fürchtet, in ſtilles Gebet. Ja möchte der Tag der Reue und Buße hervortreten, der uns allein zu reinigen vermag, damit ein Jeder, der König und der Bürger erkenne, was Gott ihm auftrug, indem er ſich vorbehielt, das Ganze zu lenken. Der Heiland verſprach, wo zwei oder drei verſammelt ſind in ſeinem Namen, da würde er mitten unter ihnen ſeyn, er wird uns nicht verlaſſen, wenn wir von der blendenden Verwirrung erlöſ't, an ihm hangen, und von ihm allein alles Heil erwarten.

Deutſchlands Einheit.

Wir könnten ſchließen; aber noch müſſen wir Einiges, andeutend über das große Thema des Tages ſagen, welches oben genannt iſt. Daß Deutſchlands Einheit nicht durch ein bloßes Bündniß der Regenten, welches ja auch unter fremden Regenten Statt finden kann, dargeſtellt wird, iſt in und für ſich klar, auch wird eine ſolches allgemeines Bündniß dem erwachten Gefühle keinesweges genügen. — Daß Deutſchlands politiſche Einheit, als eine Republik oder eine Monarchie, oder mehrere Staaten unter ein Oberhaupt, ein fanatiſcher Wahnwitz der Zeit genannt werden muß, den man nur, wie uns dünkt, nie zu fürchten brauchte, weil er eben deßwegen als Wahnwitz erſcheint, weil ihm ein jedes Organ der möglichen Darſtellung fehlt, weil er das Gefühl der Unabhängigkeit aller mächtigen Staaten, welches ſie keinem leeren Begriffe zu opfern geſonnen ſind, gegen ſich hat.

Aber dennoch! Iſt das allgemein ausgeſprochene Gefühl, welches Deutſchland als ein gemeinſchaftliches Vaterland betrachtet, abſolut leer? Völlig ohne Inhalt? — Welch ein räthſelhafter Widerſpruch ſcheint an unſerm ganzen öffentlichen Leben zu haften. — Eine Forderung, eine Hoffnung, ja ein mächtiges Gefühl, welches wir nicht aufgeben können, obgleich wir keine Ausſicht haben, es zu verwirklichen. Können wir dieſes Gefühl wegläugnen, welches in ſo vielen Richtungen des Lebens ſich ausſpricht? Und iſt es da, durchdringt es das deutſche Volk in allen Gegenden, dann iſt ja Deutſchlands Einheit in und mit ihm. Warum iſt ſie nun zugleich nicht da?

Wer vermag das Räthſel völlig zu löſen, welches auf das zukünftige Schickſal des Volks deutet, und mit trüben Zeiten allſeitiger Verwirrung droht, ſo wie es uns heitere Zeiten allſeitiger Vereinigung zu verſprechen ſcheint? — Nicht löſen wollen wir dieſes Räthſel, aber eine mögliche Löſung leiſe andeuten, nicht ohne Scheu, — mögen Kundige uns ſagen, in wie fern wir Recht haben.

Der Ackerbau bildet ſich in allen Gegenden der Welt aus, bald wird Deutſchland, in Rückſicht der Naturproducte des Landes, mehr oder weniger auf ſich ſelber beſchränkt, auf den freien Umfang innerhalb ſeiner Grenzen. Wird nicht dadurch der Stand der Ackerbauer einen gemeinſchaftlichen Vereinigungspunkt finden, ja finden müſſen, wird eine Repräſentation der freien Bauern, die einerſeits den Betrieb, andererſeits den Umſatz befördert, für ganz Deutſchland wenigſtens, für eine ferne Zukunft eingeleitet werden können? Sind Reichsbauern, die durch ihre eigenthümliche, abgeſonderte, in dem Leben des ganzen Deutſchlands wurzelnde Stellung dieſe Beziehung des

Ackerbaues auf das Ganze zur lebendigen Anſchauung bringen, der deutſchen Geſchichte fremd?

Haben die Zünfte nicht von jeher einen lebendigen Anknüpfungspunkt durch das ganze Reich mehr geſucht, als gefunden? Wenn dieſer allgemeine Trieb, der offenbar da iſt, unterſtützt, genährt, gelenkt würde, dann müßte eine Repräſentation der Zünfte, die in den eigenthümlichen Staaten, als ſolchen, nicht Statt finden darf, ſich von ſelbſt bilden, Reichsinſtitute, die das wiſſenſchaftliche, die Verbeſſerung und Veredlung der Handthierungen ſowohl, als die Leichtigkeit des Umſatzes beförderten.

Haben nicht die Meſſen in Deutſchland eine ganz eigenthümliche Bedeutung, ſetzen ſie nicht eine wirkliche Einheit des Handels voraus? Die Vereine der Handelsherren eines großen Theils von Deutſchland, obgleich die Principien der Handelsſperre, von welchen ſie ausgehen, die nur etwa als traurige Gegenwehr gegen ähnliche Vorkehrungen anderer Staaten geduldet werden können, an ſich entſchieden falſch und ſchadlich ſind, deuten dennoch auf den nationalen Trieb, der ein allgemeines Organ ſucht. Die Einſeitigkeit der Verhandlungen würde verſchwinden, wenn eine ſolche Verbindung von den Staaten wirklich anerkannt würde, und ſich aus alle Staaten allſeitig zuſammenfügen dürfte. Daß durch die allgemeine Vereinigung der Bauern und der Zünfte der Handelsſtand ſein einſeitiges Uebergewicht verlieren würde, muß er, wenn er ſeine Grenzen erkennt, ſelber wünſchen, er ſelbſt kränkelt an dieſer Einſeitigkeit. Die Reichsſtädte ſind längſt als ſolche Organe da, in welchen die bürgerlichen Communen ihre unmittelbare Beziehung auf das Reich erkennen.

Wäre eine allgemeine Vereinigung des Adels, wenn er erneuert aus einem freien Leben entſpringen wird, wohl, etwa zu fürchten? Iſt der Trieb dazu nicht wirklich vorhanden? Hat der Reichsadel wirklich ſeine ganze Bedeutung und auf immer verloren?

Daß es nun eine deutſche Literatur, eine große nie zu vertilgende, im höchſten Sinne nationale Vereinigung des gelehrten Standes in Deutſchland gibt, iſt ſo anerkannt, daß wohl keiner daran zweifeln wird. Wenn dieſe Vereinigung anerkannt würde, ſich großartig aus der freien, ungehemmten wiſſenſchaftlichen Bildung erzeugte, dann würde ein Centralpunkt wechſelſeitiger Verſtändigung entſtehen, der jene unſelige Verwirrung, an welcher ſowohl die Literatur, als der Unterricht in jeder Richtung leidet, wenn auch nicht aufheben, doch vermindern müßte. Iſt eine ſolche Vereinigung etwa gefährlich? Ein harter, unverdienter Verdacht hat in unſern Tagen die Univerſitäten getroffen. Hätte man ſtrenge beſtraft, wo Strafe nothwendig war, aber die Univerſitäten zutrauungsvoll aufgefordert, den Keim der Verirrungen durch eigne Kraft, in ſich zu zerſtören, dann würde man erfahren haben, welche verborgene Kräfte der freudigen, geordneten Entwickelung ſie in ſich ſchließen, die jetzt leider! in ſich gelähmt, ſich nur im ſtillen Widerſtande erkennen und fühlen. Eine allgemeine nationale Vereinigung des Gelehrtenſtandes würde eine großartige Akademie bilden, ja nur ſo können jene Inſtitute, die auf keine Weiſe für irgend einen Staat etwas Eigenthümliches haben oder haben dürfen, einen wahren höhern Sinn erhalten. Wie Reichsgemeinden, Reichsbürger, Reichsadel, müßten ſich auch Reichsuniverſitäten bilden, durch welche dieſe Inſtitute ihre unmittelbare Beziehung zu dem Ganzen erkennten. Der Trieb, ſolche von den einzelnen Staaten unabhängige Univerſitäten zu gründen, liegt offenbar in Deutſchland, als ein keimendes geſchichtliches Element ſeiner Entwickelung; denn durch dieſen Trieb entſtand die, freilich nur vorübergehende, Blüthezeit der Univerſitäten der kleinen Staaten, auf welchen die wiſſenſchaftliche Forſchung die kühnſte und eigenthümlichſte Richtung nahm. Wir ſehen es leider! wohl ein, daß die Bildung ſolcher Inſtitute das höchſte allſeitige Vertrauen vorausſetzt. Iſt aber wohl an eine Vereinigung ſolcher Staaten zu denken, deren Glieder in ſich getrennt ſind?

Es iſt klar, daß ſolche Vereinigungspunkte, die alle Richtungen des Lebens in Anſpruch nehmen, eine wahre Einheit von innen heraus erzeugen würden; es iſt klar, daß ſie ungehemmt und frei ſich ausbilden können, ohne die eigenthümliche Selbſtſtändigkeit der größern und kleinern Staaten zu hemmen; endlich würde eine Bundesverſammlung durch ſolche Vereine erſt einen wahren Sinn, die ausübende Gewalt aller Staaten einen Gegenſtand, die gemeinſchaftliche Vertheidigung eine nationale Bedeutung und ein jeder Bürger das Reich, und dennoch ſeinen Staat, dieſen als lebendig im Reiche erkennen können!

Wo der Schlußpunkt dieſer Vereinigung, ihre Vollendung geſucht werden muß? Offenbar in der gemeinſamen Kirche. Aber ſie ſteht in Gottes Hand, wir wagen jene höchſte Gemeinſchaft kaum anzudeuten.

Das offenbare Myſterium und der Verſuch, es äußerlich zu ſchließen.

1.

Ob es geheime Geſellſchaften gibt? — Iſt nicht eine jede Geſellſchaft ein Geheimniß? Wer hat das tiefe wechſelſeitige Verſtändniß der Menſchen verſtanden, wie man ſich gegenſeitig findet in der Kunſt, in der Poeſie, wie die Fremdeſten ſich erkennen, die Nächſten ſich innerlich entfremdet fühlen?

2.

Kennſt du das Geheimniß der Freundſchaft, und wie wir uns finden ganz in einem Andern? Haſt du erfahren, was die Freundſchaft zu opfern vermag? — Alles nehmlich — und ſich erlöſ't findet durch das ſchmerzhafteſte Opfer?

3.

Biſt du geſtorben? Haſt du mit den Lebendigen geſprochen, als wären ſie todt? Das tiefſte Geſpräch iſt nur im Sterben möglich.

1.

Die Freimaurerei.

Nicht leicht gibt es einen Gegenſtand, deſſen wunderſamer Reiz und nächtliche Tiefe den Menſchen ſo ſeltſam und faſt grauenhaft lockte und feſſelte, wie die Ueberlieferung der geheimnißvollen Myſterien, deren zerſtreute Glieder aus den alten Sagen und Mythologien, aus den halbzertrümmerten und verſchütteten philoſophiſchen Syſtemen der Vorwelt, wie aus dem ſtummen Räthſel verfallener Tempel mit ihren verborgenen Figuren, (einer monſtröſen Verſteinerung ähnlich,) uns anſprechen. Wie bei den Thieren das Geſchlecht, ſo hatten bei den älteſten Menſchen die Stämme und Kaſten die dämmernde Perſönlichkeit ergriffen und das Geſetz der verborgenen Natur waltete über die göttliche Natur der Liebe vor. Als der Menſch geboren ward im Bilde Gottes, trat jenes Göttliche in ſeiner Herrlichkeit hervor, aber der gefallene Menſch tauchte in den Abgrund der verſchloſſenen Tiefen wieder hinein, aus welchen ihn die erlöſende Macht des Schöpfers hervorgezogen hatte. Die verſchiedenen Gegenden zogen ihn an, die Begierde geſtaltete ſich, hineingezogen in die nächtliche Geburtshülle, hier ſo, dort anders, und das zerriſſene Geſchlecht zerfiel in Stämme, die die dämmernde Perſönlichkeit verſchlangen. Aber auch in ſich zerfielen die Stämme, die ſich in Kaſten zertheilten, durch welche, ſo das Geringſte, wie das Höchſte, dem eiſernen Geſetze unterworfen war. So ward das Geheimniß geboren, welches den Menſchen für ſich ſelber verſchloß, und eben ſo die Menſchen unter einander. Kinder der Götter waren diejenigen, in welchen die Liebe nicht, wohl aber die ſondernde Begierde das Höchſte ergriffen hatte, und ihnen war die Gewalt gegeben über die übrigen, in welchen der Drang des blos irdiſchen Daſeyns herrſchte. Selbſt Knechte der Begierde, feſſelten ſie die Uebrigen. Und in nächtlicher Tiefe webt ſich das Geheimniß, daß räthſelhafte Geſtalten hervortraten, die Götter genannt wurden, dem eiſernen Schickſale preisgegeben. Die Völker wurzelten in den Gegenden, in welchen ſie lebten. Alle Eigenthümlichkeit gehörte der gefeſſelten Natur, die die große Einheit des Geſchlechts zerſtört hatte. An die Stelle des Urtempels der Freiheit, der (das zerſtörte Paradies) die ganze lebendige Natur, als eine ſchöne Blüthe der herrlichſten Schöpfung, dem Menſchen aufſchloß, indem ſie ſelbſt befreiet wurde durch ſeine Freiheit, baueten ſie den Babelsthurm äußerer Vereinigung, die alles zerriß. Da verſtummten die Urtöne der heitern paradieſiſchen Harmonie, und die einzelnen Klänge ertönten deßwegen ſo räthſelhaft, weil ſie zerſplittert auf den entwichenen Mittelpunkt in fremder, nächtlicher Ferne hindeuteten. Zerſtreuet ſuchten die Prieſterkaſten, die, ſelbſt unterworfen, die unterworfenen Stämme leiteten, das Naturleben in wunderbaren Tempeln zu offenbaren. Alle Kräfte der Natur waren in ihrem frühen räthſelhaften Kampfe durch Menſchenhände wieder wach geworden. Den anorganiſchen Kräften gleich, geſtalteten ſich Urmaſſen in dem monſtröſen Cyclopenbaue, Baſaltkegeln ähnlich, bedeckten die Pyramiden, wie eine neue übergreifende Lagerung, die ſchon von dem Leben überwundene Erde, und das kaum entfaltete lebendige Daſeyn der Völker erſtarrte in verſteinerten Epopeen, in jenen wunderbaren Tempeln, deren Hieroglyphen und ſeltſame Bilder das Licht des höhern Lebens, die freien Geſtalten, zwar mit der verborgenen Sicherheit der Natur, aber embryoniſch und von der Maſſe ergriffen, was urſprünglich reif war in paradieſiſcher Freiheit der göttlichen Geburt, in unreife Geburten der eignen nächtlichen That verwandelten. In Egypten, in Indien, ja in Amerika ſehen wir die Spuren jener Titanenwelt, die mit den verborgenſten irdiſchen Kräften in Bündniß, aber auch von ihnen bezwungen, das verdrängte Chaos wieder hervorriefen, die finſtere Tiefe in den Geſchlechtern aufſchloß. Monſtröſe Reiche entſtanden und verſchwanden, geboren und entwickelt durch die ſchwarze Magie. Einem Volke gelang es, als die edle Mitte der zerſtreueten Glieder hervorzutreten. Zwar auch dieſes Volk war erdgeboren, wurzelte in einer eigenthümlichen Naturtiefe, die die freie Perſönlichkeit nicht gedeihen ließ, aber ein ſchönes Ebenmaaß der Kräfte ordnete alles, die Gedanken wurden heiterer, das Myſterium ahndete ein inneres Licht, die Staaten bildeten ſich in beſtimmter Eigenthümlichkeit; die Geſtalten in den Tempeln riſſen ſich los von der Maſſe, die ſie embryoniſch umhüllte, traten in lebendiger Freiheit hervor, und die befreiete Maſſe ward eben durch dieſe Sonderung in reinlicher Bedeutſamkeit gefaßt, die irdiſche Schönheit hatte ihre höchſte Blüthe erreicht. Die eleuſiniſchen Myſterien ſtanden einem jeden offen, aber luden ein nur zu der geahndeten Klarheit, die das Gefühl der nächtlichen Gewalt um deſto ſchmerzhafter erregte, und das Heiligſte, was dieſes Volk zu erzeugen vermochte, war eine dunkle Sehnſucht, die den Edelſten aus ihrer Mitte durchdrang und verklärte. So war dieſes Volk, bei innerer Armuth das reichſte aller Völker. Ein zweites Volk beſaß den verborgenen Schatz der reinſten Ueberlieferung, ohne ihn zu kennen, verſchloſſen für ſich ſelber und für die Welt zerſtörte es jede Blüthe durch ſeltſame Verirrungen. Und wie die Liebe, wie eine ferne dämmernde Morgenröthe hervorbrach aus der nächtlichen Tiefe, aber das Siegel des gefeſſelten Lebens nicht zu löſen vermochte, nur, als ein Fremdes aus den Philoſophemen, wie aus der Kunſt geheimnißvoll durchblickte bei den Griechen, ſo verkehrte ſich das verſchloſſene Licht in eine feuerige Gluth, und das Geheimniß des Allerheiligſten, nur einer Prieſterkaſte zugänglich, erſchien als Zorn, nicht als Liebe, eine tiefe Ahndung ſagte dem Volke, daß rein es hervortrate aus ſeiner verborgenen Tiefe, ihm der Untergang bereitet ſey, das ganze räthſelhafte Daſeyn dieſes Volks war daher eine fortdauernde Weiſſagung des eignen Unterganges und der Erlöſung der Welt. So erſchien es, unter allen Völkern das ärmſte mit urſprünglichem Reichthume, ſich ſelber verkennend und von Allen verkannt. — Ein drittes Volk trat mächtig hervor, es war beſtimmt, die geheimen Kräfte des Weltgeiſtes, der die Liebe verſchloß, zu lähmen, und allen Kampf und Streit aus den verborgenen Tiefen loszureißen, damit ſie wach würde in den Menſchen ſelber, damit ſie hineinträte losgebunden, damit das Chaos der Natur ſich wiedererzeugte in der Geſchichte. Die erſten ſtrengen Zeiten dieſes Volks waren daher, klarer als bei irgend einem andern, der Streit des Demos (der Plebejer) mit der religiöſen Urwurzel, mit der Prieſterkaſte (der Patricier), wodurch die Kinder der Götter von den Kindern der Menſchen bekämpft, und zuletzt überwunden wurden. In dieſer Zeit der Strenge trat die reine Kraft in ihrer ſchönſten Blüthe hervor und erzeugte aus ihrer Mitte das herbe Geſetz der wechſelſeitigen Beſchränkung, das Recht, als ein Bleibendes für alle Zeiten, wie das heitere Volk der Griechen die Schönheit. Als es mächtiger ward, als der religiöſe Mittelpunkt des Weltgeiſtes verdrängt war, entſtand das Streben, alle Götter, nicht innerlich, ſondern äußerlich zu vereinigen, und als das große, verworrene Göttergeſpräch anfing, erkannten ſie ihre eigne Schwäche, erblaßten als ſie einander gegenüber ſtanden, die Tempel ſtanden als Ueberlieferungen da, die Pracht der alten Welt erloſch allmählig, die Orakel ertönten aus weiter Ferne, und kaum vernehmbar, aber die menſchliche Gewalt beherrſchte alles, Begierde, Wunſch und Gedanken hatten die tiefen irdiſchen Wurzeln verloren, und ſchweiſten irre und unruhig herum, unſicher vereinigt durch eine irdiſche Geſtalt, die alle Kraft in ſich vereinigend, immer nur vorübergehend erſchien. So trat die monſtröſe, einſeitige Monarchie, ein Univerſalreich gründend, immer gewaltſamer hervor. Was das Recht äußerlich beſchränkte, konnte ſich nicht innerlich frei fühlen, die Geburt der Freiheit mit der Schönheit aus der Naturtiefe bei den Griechen, die ſtrenge Darſtellung der Freiheit, die gegen die Gewalt eines äußern Geheimniſſes edlerer Geſchlechter ſich wehrte, ein inneres ahndete bei den alten Römern, war verſchwunden, wild und wüſte ſträubte ſich Kraft gegen Kraft, die verſuchte Vereinigung durch einen äußern Mittelpunkt ward vernichtet, wie er entſtand, allenthalben wollte er ſich erzeugen, und allenthalben fehlte ihm die Kraft, ſich zu behaupten; in ſolcher Zerſtörung erzeugte ſich das Recht, als das einzige Mittel, aus dem Chaos der wüſten Zeiten ſich zu bilden, die bleibende Form für alles Chaotiſche im Leben. Aber, als dieſe Zeit immer drohender erſchien, war die Fülle der Zeiten reif geworden, und die ewige Liebe, das offenbare Myſterium ward geboren, nicht ein Menſch im Bilde Gottes, der Willkühr, dem Kampfe mit dem Böſen unterliegend, ſondern Gott ſelber, der ewige Sohn Gottes, der Herr und Heiland erſchien, die Bande der Tiefe zu löſen und das Geſetz zu heiligen durch ſich ſelber. Er iſt der Weg und die Wahrheit und das Leben, und wer ihm lebt, der kennt den Tod nicht, und nicht die Knechtſchaft, und als Gott offenbar ward, der ewige Vater, durch ſeinen ewigen Sohn, in menſchlicher Perſönlichkeit, da erkannte der Menſch die Ewigkeit ſeiner Perſon, erkannte, wie ein Sohn Gottes in ihm geboren wird, und ſeine geheime Stätte in dem

Urgrunde der Liebe hat, der war, ehe die Welt ward, und iſt, das einzig Wahre in allem, und ſeyn wird, wenn die Welt vergeht. Jetzt erhielt das Gewiſſen, der Mahner an das verlorne Paradies, in einem Jeden ſeine wahre Bedeutung, das Gemüth des Geſchlechts war aufgeſchloſſen, eine unſichtbare Kirche vereinigte auf ewig diejenigen, die an den Heiland glaubten, in ihm leben und ſind, und das unergründliche Geheimniß der Liebe hat einen Boden gefunden, ihre eigne Welt erkannt und kann nie zu Grunde gehen, denn der verborgene Keim der Erlöſung ruht in dem erwachten Gewiſſen und quält in raſtloſer Unruhe diejenigen, die die Erlöſung verkennen, und ſo hat alles Unheil ſeine Gewalt, die Hölle ihre Kraft verloren, und alles dient denen zum Beſten, die Gott fürchten und in Jeſu Chriſto leben und ſind.

Die ſtillen Gemeinden bewahrten den Keim der Liebe in ſeliger Eintracht, die wachſende Verwirrung der Welt war ihnen ein Zeichen des Zuſammenſtürzens aller irdiſchen Kraft und aller Myſterien des Heidenthums, die Märtyrer jubelten in furchtbaren Qualen, und das Geheimniß des irdiſchen Schmerzes, des Leidens, des Todes entfaltete die Blüthe der ewigen Liebe in erhabener Selbſtaufopferung. Da ergriff der Glaube die Völker, und ein fröhliches, kraftvolles Volk, friſch wie es ſich in heiterer Natureinfalt entfaltet hatte, mit einer Sehnſucht nach innerer Verbindung in perſönlicher Freiheit, edel durch Geſtalt, wandte ſich der Sonne des Chriſtenthums zu, und das Kreuz ward die Glorie der Geſchichte. Als nun ſo viele Völker von dem Glauben ergriffen waren, da ſehnte die Kraft ſich einen Mittelpunkt zu finden und ſträubte ſich dagegen in innerem Widerſpruche, und der räthſelhafte Kampf des Geſchlechts erneuerte ſich auf geheiligter Stätte. Wohl zog die Hölle die erſcheinende Kirche in ihre nächtliche Tiefe, und verwirrte Menſchen und Staaten, aber immitten des zweifelhaften Kampfes neigten ſich die Gemüther gegen einander, Völker erkannten ſich nicht mehr, an die trennende Natur geknüpft durch innere Sonderung, die Kaſten näherten ſich, daß Treue und Liebe die harten Bande der Trennung, wenn auch nicht äußerlich, ſo doch innerlich löſen möchten. Der erſcheinende Mittelpunkt, die Hierarchie, war zwar ſelbſt eine gemiſchte Geburt, aus der Tiefe und aus der Höhe erzeugt, und ſo Haß wie Liebe, ſo Nacht wie Licht brachen aus dem entfernten Punkte des irdiſch gewordenen Heiligthums hervor; aber ein geheimer Strahl ſtrömte, bei aller ſcheinbaren Verwirrung aus dieſem Mittelpunkte, wie aus einer unſichtbaren Stätte hervor und erleuchtete die Gemüther, da bildete ſich, in Kampf und Streit jene herrliche Zeit, die derjenige wohl bewundern mag, dem ſie nicht ganz verſchloſſen blieb. Das Geheimniß der Liebe erleuchtete die nächtliche Tiefe der verborgenen Naturwurzel, und jener Tempelbau, der vormals den Göttern diente, ward dem Erlöſer geweiht. Wer darf läugnen, daß der Tempelbau der ſchönſten Zeit der Kirche ein wahres Geheimniß ſey? Wir können die räthſelhaften Gebäude, mit ihrem innern wunderbaren Reichthume, wohl bewundern, aber ihre Entſtehung aus der bloßen Reflexion keinesweges begreifen. Und wenn wir nun erfahren, daß ein geheimer Verein, der ſich ſelber ein Geheimniß war, in jenen Zeiten den Tempelbau leitete, daß Ueberlieferungen aus uralter Zeit die verborgenen Verhältniſſe des innern Baues ordnete und beſtimmte, daß eine tiefe Abſichtlichkeit, dem bloßen Bewußtſeyn kaum zugänglich, wie die unergründliche der Natur, ſich in den wunderſamen Gliedern der erhabenen Gebäude verbirgt, wenn wir die unſichtbare Hoheit der Form, die Welt von Geſtalten, die aus ihr hervorquillt, die geheime Uebereinſtimmung mit dem geheiligten Gottesdienſte wahrnehmen, wenn die ertönende Orgel, die Geſänge und Gebete und die heiligen Ceremonien, als Lebensäußerungen der Gebände ſelber hervortreten, dieſes, als ein erſtarrtes Gebet, als ein verkörperter Gottesdienſt, wenn wir wiſſen, wie das Geheimniß, welches ſie kund that, durch eine ſo erſtaunenswürdige Kunſt auch auf anderem Wege hervorbrach, das Leben geheimer Ritterorden verherrlichte, in myſtiſchen Gedichten ſich verhüllte: dann können wir nicht zweifeln, daß das Verborgenſte der Geſchichte, das Myſterium der Natur ſelber einen Mittelpunkt gefunden hatte durch das Chriſtenthum, daß es wach wurde, an das Licht drang und das Leben verherrlichte in jeder Richtung.

Aber einen tiefen, bedeutenden Kampf hatte das Geſchlecht noch zu beſtehen. Als die Kirche ihre Gewalt ausdehnte über viele Länder, da gebar ſich der Greuel des irdiſchen Lebens in ihrer Mitte. Das Chriſtenthum iſt ewig, aber die erſcheinende Form der Kirche bildet ſich mit den wechſelnden Geſchlechtern, nimmt Theil an der Sünde der Welt, iſt entſtanden, entwickelt das Höchſte der Liebe und das Verwirrende der Begierde blüht in heiterer, aber zweifelhafter Pracht für diejenigen, die ihren gnadenvollen Wink zu faſſen vermögen, und geht in ſich zu Grunde, wie ſie entſtand, ja ihr frevelhaftes Streben, das Erſcheinende unwandelbar zu machen, enthält ihr Todesurtheil. Schon in frühen Zeiten blieb den Frommen der Greuel der Kirche nicht verborgen, und während einige im großen, lebendigen Sinne, ſie zu reinigen ſuchten, glaubten andere ſich nur retten zu können, indem ſie, eine unſichtbare Kirche im Innern erbauend, ſich abwandten von der äußern Pracht, die in ihrem Glanze den verborgenen Wurm nährte. Als aber die Sünde ſich häufte, da ward die Stimme laut, die uns befreiete von einer Gewalt, die, unter dem Scheine der Liebe, uns dem äußern Geſetze unterwarf, und den lebendigen Glauben tödtet durch den Wahn geſetzlicher Werke. Indem nun einige zurückgezogen in ſich das Geheimniß der Liebe erhielten, zerfiel die Kirche immer mehr, man erkannte die Greuel, die ſich aus ihr entwickelten, und ſuchte die Rettung in ſich ſelber. Aber das Myſterium der Natur, wie es unter den frühern Völkern waltete und von der religiöſen Wurzel aus, wenn auch dem Geſetze unterworfen, das Leben und alles Daſeyn ordnete, war von der irdiſchen Kraft zerbrochen, und blühte nur, innerlich belebt durch die Liebe, durch das Chriſtenthum. Indem die erſcheinende Kirche zerfiel, ſchien das Geheimniß mit ihr zu zerfallen, die Natur, in und mit welcher die frühern Geſchlechter gelebt hatten, ſchien ſich von den Menſchen zurückgezogen zu haben, und verſchloß ſich in die eigne Nacht, der Menſch ward von der Verwirrung ſeiner eignen Gedanken ergriffen und der Hochmuth fing an, der eignen Weisheit zu huldigen, wähnend, ſie könne, wie Bös und Gut, ſo auch Wahrheit und Irrthum aus eigner Kraft unterſcheiden. So ward der Kampfplatz, der Völker und Länder getrennt und gegen einander gewaffnet hatte, nach der innerſten Stätte der Perſönlichkeit gewieſen, damit die Liebe ihren höchſten Sieg, wie über die leibliche Kraft in frühern Zeiten, ſo über das Erkennen in unſern Tagen feiern möge. Wie bei dieſem Kampfe die in ſich zerfallenen Menſchen auch unter ſich und mit der Natur zerfielen, wie ſo die Natur, wie die Geſchichte in Geſpenſter der eignen Vorſtellungen verwandelt wurden, das haben wir in dieſer Schrift und in andern auf die mannichfaltigſte Weiſe zu zeigen uns bemüht. Aber die Gewalt des urſprünglichen Geheimniſſes vermag der Menſch nie zu überwinden, nur wenn er es urſprünglich beſitzt in der nächſten Nähe, nur wenn das Daſeyn, die irdiſche Perſönlichkeit aus ſeinem tiefen Naturgrunde, dem Lichte der ewigen Liebe, wie die ſehnſüchtige Pflanze zugewandt, nur wenn ſie ihre Blüthe findet in dem Lichtglanze des Glaubens, und ſich der Frucht mit ſtiller Entſagung opfert, daß ſie Nichts ſey für ſich, hat ſie das Geheimniß, und Verſtand und Bewußtſeyn werden von ihm getragen, löſen aber das letzte verborgene Siegel nie, wer aber das Geheimniß ſo nicht hat, der iſt verdammt es zu ſuchen, ohne es je zu finden. Aus den leeren Begriffen, die das Leben ergriffen hatten, erzeugte ſich Widerſtreit, aus dieſem, als er immer zerſtörender hervortrat, eine Sehnſucht nach Vereinigung, ein leeres Streben, ein hohles Gefühl, welches nirgends Befriedigung fand, und unſere Behauptung iſt nun, daß die moderne Freimaurerei Nichts iſt, als ein Vereinigungspunkt für diejenigen, die das Geheimniß, immer vergeblich, außer ſich ſuchen. — Das wahre Geheimniß verbirgt ſich in ſeinen Werken, durch dieſe iſt es offenbar und dennoch verſchloſſen. Das Geheimniß der Freimaurerei iſt ſchon deßwegen keins, weil es für die Welt ein äußeres iſt.

Was man auch von der Geſchichte der Freimaurerei denken mag, und es iſt keinesweges unſere Abſicht, die vielerlei Hypotheſen, die unter den Freimaurern ſelber, vielleicht den Uneingeweihten verborgen, herrſchen, die auch zum Theil öffentlich geworden ſind, zu prüfen, oder zu widerlegen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie ſich erſt in neuern Zeiten, im 17ten Jahrhunderte in England gebildet hat, daß ſie in einer Zeit hervortrat, wo die politiſchen und religiöſen Gährungen dort einen hohen Gipfel erreicht hatten. Man fand die Völker getrennt von einander durch eine beſtimmte, unüberwindliche Eigenthümlichkeit. Daß dieſe ſelbſt, in der Sonderung, eine höhere Einheit darſtellte, die zwar nie erſcheint, aber dennoch durch das Chriſtenthum, durch die erlöſende Kraft der ewigen Liebe, die Jeglichen in ſeiner reinen Art beſtätigt, innerlich verſtanden wird, begriff man nicht mehr, denn dieſes iſt das Myſterium, welches verloren war, und das geſucht ward, Secten trennten ſich auf dieſelbe Weiſe, die Stände hatten die Menſchen getrennt und weder dort noch hier vermochte man, die verborgene Einheit in dieſen Trennungen zu faſſen. Da erzeugte ſich in einer unruhigen Zeit, die alles innere Verſtändniß der Länder, der Secten, der Stände auszuſchließen ſchien, das Streben, eine Vereinigung zu ſtiften, die jene Trennungen für das äußere Leben zwar ſtehen ließe, aber durch eine höhere Vereinigung aufhob, eine allgemeine Verbrüderung, die das Allgemeine rein ſonderte von dem Beſondern, eine Gemeinde, die ſich über Kirche und Staat zu ſchweben dünkte, in der leeren Luft der bloßen Einheit des Begriffs. Mag ſie wirklich ſich gebildet haben aus einigen trübſeligen Trümmern der alten Tempelbaumeiſter, als eine Fortſetzung ihrer wahrhaft geheimnißvollen Verbindung kann ſie auf keine Weiſe betrachtet werden. Sie fanden die myſtiſchen Zeichen, die räthſelhaften Symbole, die ihre Bedeutung verloren hatten, wie einen verroſteten Zauberapparat, von einem verſtorbenen Magus hinterlaſſen, und benutzten ihn willkührlich. Symboliſch nennen wir diejenigen Zeichen, hinter welchen, in welchen ein eigenthümliches Leben ſich ſo verbirgt, daß es in That und Wahrheit und großartigem Werke, als aus einer höhern Welt entſprungen, durch ſie durchblickt. Die wahren Symbole ſind ewige Räthſel, und wo ſie als das Ordnende hervortreten, bleiben ſie Räthſel. Du mußt das Geheimniß ſelber auf eine geheimnißvolle Weiſe begreifen. Was erklärt werden kann, hört nicht blos auf, ein Geheimniß zu ſeyn, war nie ein ſolches. Die Symbole der alten Maurer wurden den neuern eine bloße Allegorie, erhielten eine aufgetragene Deutung, die demjenigen, was in und für ſich leer war, einen Inhalt geben ſollten, nicht blos für andere, ſondern auch für denjenigen, der ſich ſelber zu täuſchen ſuchte. Leicht beweglich nach allen Richtungen, eben der willkührlichen Denkung wegen, konnte das Geheimniß mit gleicher Leichtigkeit nun nach der Religion, dann nach den Staatseinrichtungen, dann nach der Menſchheit überhaupt ſich hinbewegen. Das Streben, etwas Beſtimmtes zu erzeugen, die Allgemeinheit des Begriffs in die Beſonderheit des Lebens hineinzubilden, entſteht bei einer jeden geheimen Verbindung, und dann am gewiſſeſten, wenn ein leeres Allgemeines, ein ohne Beſonderheit Gedachtes, als Mittel hervortritt, um irgend einem Zwecke zu dienen. So entſprangen bald myſtiſche Religionsanſichten, Roſenkreuzer, aſiatiſche Brüder, dann politiſche Plane, wie die der Illuminaten, endlich allgemeine Veredlungsplane, Sittlichkeits- und Wohlthätigkeitsentwürfe; wenn wir dieſe verſchiedenen Erzeugniſſe der Freimaurerei unterſuchen, ſo wird man immer ein herrſchendes Gepräge finden, dieſes nehmlich, nicht etwa, von einem beſchränkten Punkte, von der nächſten Nähe aus die Perſönlichkeit in ihrer Reinheit zu faſſen, vielmehr ſollte etwas Großes und Allgemeines, Gemeinden, Staaten ſich bilden und aus der Mitte des Geheimniſſes geboren werden. Doch ſobald ein ſolches Beſondere hervortrat, muß die Freimaurerei fühlen, daß das, was gefunden ward, nicht ihr Geheimniß war, es erzeugte den Streit, dem ſie entgehen wollte, es war, indem es ans Licht trat, ein Beſonderes, und ſie wollte ſich der reinen Allgemeinheit immer mehr nähern, und nicht mit Unrecht behauptete ſie, daß dieſe beſondere Richtung ihr feind wäre, obgleich ſie nie vermeiden konnte, daß ſie ſich immer von neuem erzeugte, ja den Keim zu ſolchen Erzeugniſſen ſogar nothwendig in ihrer Mitte dulden müßte, denn dieſer Keim iſt eben das wahre Geheimniß, welches aus dem Mittelpunkte des wahren Lebens, wo es in der Einheit mit Allem, von der Sonne der Geſchichte beſchienen, naturgemäß hervorwächſt, herausgeriſſen, nur ein wucherndes Unkraut werden kann.

Die Freimaurer werden mirs als eine unerlaubte Kühnheit, ja Frechheit vorwerfen, dasjenige mit einer ſolchen Beſtimmtheit zu behandeln, was mir, dem Uneingeweihten, ja nothwendig verborgen bleiben muß. Aber das iſt wahrlich nicht meine Abſicht, zu beſtimmen, wie in dieſer oder jener Haupt- oder Nebenloge das Problem, eine leere Unendlichkeit zu ergreifen, ſich geſtaltet hat, das wandelbare Chamäleon, das hier die Verſammlungen zu der geringſten Stätte des Zuſammenlebens herabſinken läßt, dort eine phantaſtiſche, dunkel myſtiſche Schule erzeugt, ſo oder ſo auf tauſenderlei Weiſe ſich bilden mag, zu faſſen, das Geheimniß zu enthüllen, welches allenthalben hineingelegt wird, ohne irgendwo zu ſeyn, da das wahre Geheimniß, welches nirgends durch menſchliche That hineingelegt wird, allenthalben iſt, wohl aber das Princip dieſer Verbindung, wie es aus der Zeit, aus dem allgemeinen Leben ſich herausbildete, nachzuweiſen. Dieſes Princip könnte nur dann auch für den Uneingeweiheten ein Geheimniß ſeyn, wenn es ein Willkührliches, durch eine einzelne Perſon Erzeugtes wäre; aber dann wäre es völlig unbegreiflich, wie ſo es lockend in das Leben hineintreten, eine Verbindung von Millionen bilden konnte, die aus allen Ländern zuſammentraten, wie es ſich nun ſeit mehr als einem Jahrhunderte erhalten konnte. Was willkührlich, was aus der Vereinzelung entſteht, das geht in der Vereinzelung unter; es kann wohl unruhige Bewegungen hervorrufen, aber keine Wurzel faſſen in der Geſchichte. Was ſo allgemein herrſchend wurde, und ſich erhielte, mußte einen allgemeinen Grund haben, das Princip der Freimaurerei mußte in einem Jeden liegen, ein Beſtreben, eine Neigung ausdrücken, die in und mit einer beſtimmten eigenthümlichen Bildung einer gegebenen Zeit nothwendig verknüpft war. Es kann alſo nicht ein äußeres, nur Wenigen klar gewordenes Geheimniß ſeyn, es muß aus einer allgemeinen Betrachtung der Zeit hervorgehen. Die Zeit aber, in welcher die Freimaurerei blühte, war eben die traurigſte und bedeutungsloſeſte der neuern Geſchichte. Entſtehen konnte dieſe Form nur da, wo die mancherlei, ſo innerlich, wie äußerlich herrſchenden Spaltungen einen hohen Gipfel erreicht hatten, aber einmal entſtanden, entſprach ſie einem allgemein gefühlten Bedürfniſſe. Die Natur lag mit ihrem Geheimniſſe verſchloſſen vor uns da, dürftig gefaßt von dem Verſtande, ergriffen in der empiriſchen Phyſik in ihren einzelnen Kräften, deren wunderbare, Erſtaunen erregende Aeußerungen, wie die electriſchen z. B., zwar den Menſchen unwiderſtehlich anzogen, aber dennoch die Naturpoeſie, das Gefühl der innern Einheit, welches, ſich ſelber ein Geheimniß, dennoch alle Fülle des Lebens in ſich ſchließt, immer mehr verdrängten. Da entſtand jenes krankhafte Streben, der Weisheit Gottes in der Natur nachzuſpüren, ja den Beweis ſeines Daſeyns zu finden, in der Maſſe von äußern Bildungen, wie ſie der ſinnlichen Erfahrung entgegentreten. Als der große Baumeiſter der Welt erſchien, Gott im Hintergrunde ſeiner Schöpfung, als handelnd nach einem tiefgelegten Plane, wie ihn ein menſchlicher Verſtand, wenn auch nicht ſeinem Umfange nach, zu faſſen vermag; doch, wenn auch innerhalb in unvergleichbar engere Schranken eingeſchloſſen, wohl zu entwerfen vermag. Der göttliche Verſtand war von dem, in der Sinnlichkeit und äußern Erfahrung gefeſſelten menſchlichen, nicht der Art, nur dem Grade nach verſchieden, wie wir, bezog er Mittel auf äußere Zwecke und hatte die Welt eingerichtet für die irdiſche Glückſeligkeit aller Geſchöpfe. Aehnliche Entwürfe für das allgemeine Wohl der Menſchheit erfinden, hieße alſo im göttlichen Sinne handeln; je allſeitiger ſie waren, je mehr ſie das verbindende Princip in allen Trennungen hervorhoben, deſto göttlicher erſchienen ſie; aber wie die göttlichen Abſichten mußte ſie ſtill und geheimnißvoll in ihrem Werke ſich verbergen. Nun aber war Nichts gefunden, wenn nicht das Höchſte, das Letzte, das völlig Allumfaſſende. — Ein jeder Entwurf, der nicht alles löſ'te, erzeugte nur eine neue Trennung, und ſo zog ſich das Geheimniß immer weiter zurück, je mehr man ſich ihm zu nähern ſuchte, und behauptete dennoch ſeinen verborgenen Werth, weil es in ſeiner Unbeſtimmtheit gefaßt war. Die Logen vermehrten ſich, immer eine größere und größere Maſſe der Gebildeten, zuletzt nicht dieſe allein, wurden angezogen, alles blieb verborgene Andeutung, reinigendes Mittel, aber keinesweges ein ſolches, das der irdiſche Menſch zu ſcheuen brauchte. Eine bequeme Sittlichkeit, eine allgemeine Menſchenliebe, der die Menſchen ſich gern hingeben, wo ihre Selbſtſucht nicht getroffen wird, war alles, was man von ihnen forderte, und die verborgenen Schätze, die ſie, ohne innere Anſtrengung, ja mit dem Bewußtſeyn eingeſchränkter Anlagen, dennoch zu erlangen hofften, wohl auch in den überſchwenglichen Andeutungen, die jeder Deutung fähig wären, wenn auch nur in einer dunkeln Ahndung zu beſitzen wähnten, hatten einen unwiderſtehlichen Reiz. Der irdiſche Beſitz, die Vorrechte des Standes, der Genuß ward ihnen nicht verkümmert, es würde ſich ſchon zeigen, daß alles, was der irdiſche Sinn ſich wünſcht, oder ſchon beſitzt, beſtehen könnte mit der allgemeinen Glückſeligkeit, wenn das letzte Siegel des Geheimniſſes gelöſ't würde. Auch die Mächtigen könnten wohl zufrieden ſeyn mit einer Verbindung, die die bildenden Kräfte der Zeit, die ſie, beunruhigt wahrnahmen, in eine verborgene Unendlichkeit hinausſchob, während ſie, in der beſtimmteſten Gegenwart, ihre Plane und Abſichten ungeſtört verfolgten, eine Verbindung, die, wo irgend etwas Beſtimmtes, als politiſches oder religiöſes Syſtem ſich erzeugte, ſich davon trennte, um in ihrer reinen Unbeſtimmtheit, die zu ihrem Weſen gehörte, ſich zu erhalten. Daher können die Freimaurer alles von ſich behaupten. Denn wo das Volk ſich regt, wo irgend eine große, mächtige Gährung hervortritt, da wird ſie nicht blos die Mitglieder ergreifen, ſolche Gährungen werden eben durch die Geſellſchaft ſelber ein Organ erhalten, die Beweglichkeit des unbeſtimmten Geheimniſſes wird es fähig machen, eine jede Form anzunehmen und die Bande, die die Menſchen ſchon verbinden, werden durch die Gährungen leicht einen Inhalt erhalten. So waren in Frankreich, während der Revolution, die Freimaurer thätig, ſo fanden die Carbonari's in Italien und ohne allen Zweifel auch in unſern Tagen die Inſurgenten in Spanien in der Freimaurerei einen Vereinigungspunkt. Wo alſo irgend etwas Großes geſchieht, können die Logen, wenn der Sieg entſchieden und das Bekenntniß unbedenklich iſt, hervortreten, behauptend, ſie hätten es aus ſich erzeugt; denn da jedes geſchichtliche Ereigniß, ſeinem Urſprunge nach, ein Geheimniß iſt, wie natürlich, den Urſprung da zu ſuchen, wo das Geheimniß ſelber ſeinen Sitz hat? Es hat daher auch nicht an ſolchen gefehlt, die ſelbſt öffentlich den Freimaurern den großen Einfluß auf die großen Ereigniſſe, die Deutſchland befreieten, zuſchrieben. Aber eben ſo kann die Freimaurerei ſich mit dem nehmlichen Rechte als eine Stütze der herrſchenden Gewalt darſtellen, und es iſt kaum einem Zweifel unterworfen, daß die reine Freimaurerei, je redlicher, aber auch leerer, ſie gefaßt wird, wie z. B. in Deutſchland, wohl als ſolche betrachtet werden kann. Ja, wie ſie von ſich behauptet, daß ſie im Beſitze des wahren Geheimniſſes der Zeit iſt, kann ſie mit gleichem Rechte behaupten, daß ſie gar kein Geheimniß habe, wenn man unter einem Geheimniſſe irgend etwas

Beſtimmtes ſich denkt. Keiner hat dieſe unbeſtimmte Unendlichkeit des vermeinten Geheimniſſes entſchiedener herausgehoben, ja mit großartigerer Ironie behandelt, als Leſſing, und nichts würde mir unbegreiflicher ſeyn, als wie die Freimaurer ſich auf ihn berufen könnten, wenn es mir nicht klar wäre, daß die Geſellſchaft ſelber eine Ironie der Zeit mit einem geringen Geſchlechte wäre. Leſſing war der Ernſt, der, von dem Standpunkte des Verſtandes aus, dem wahren Geheimniſſe nahe trat, aber durch eine optiſche Täuſchung des ſchwankenden Durchbruchpunktes, dasjenige noch äußerlich zu ſehen wähnte, was innerlich in ihm keimte, aber er war auch der ſcharfſehende Falke, der mit eins ſeine Täuſchung erkannte, als er das nächtliche Licht, welches ſeine Erleuchtung erhält aus der unendlichen Tiefe, durch das geöhlte Papier, in der gaukelhaften Umgebung, wie einen Theatermond, hinter den Bretern aufgehen ſah. Er mußte es lächerlich finden, wenn man die Leerheit, die einen Inhalt ſuchte, mit der inhaltreichen Fülle entflohener Geheimniſſe, bei der völligen Umkehrung der Principien der Zeit, in Verbindung bringen wollte. Er trug die Freimaurerei zu Grabe, und war der letzte Freimaurer; denn was er ſo nennt, iſt die göttliche, ſchöpferiſche Kraft in allem, iſt die Erlöſung ſelber, und kennt nur ein Mahl, das Abendmahl, und keiner konnte entfernter, als er davon ſeyn, dieſes Geheimniß der ewigen Liebe den albernen Tändeleien der Menſchen preiszugeben. Seit ſeiner Zeit, und er ahndete die nahe Zukunft, hat die Kunſt und die Poeſie die Gemüther bewegt, die Philoſophie den Sinn der Gegenwart nach der innern Tiefe des gemeinſamen Gemüths gewandt, daß wir ahnden, was in früher Vorzeit und im Verlaufe der Zeiten das Geſchlecht bewegte, die Religion hat ihren gnadenvollen Ruf vernehmen laſſen, das Licht ſoll ferner nicht unter einen Scheffel geſteckt, vielmehr frei hingeſtellt werden, daß es leuchte für einen Jeden, der Augen hat, erwärme innerlich einen Jeden, auch wenn er nicht zu ſchauen vermag, wenn er ſich nicht ſelber verſchließt; und die Schildbürgerverſuche, das Sonnenlicht in Säcke zu zwängen, um damit finſtere Kammern zu erleuchten, haben allen Sinn verloren. Kein wahrhaft geiſtreicher Mann kann in unſern Tagen Freimaurer ſeyn, obgleich noch einige ſo heißen mögen. Der ganze Kram, der noch etwas zu ſeyn ſchien, iſt zu einem leeren Spielwerke geringerer Geiſter herabgeſunken, obgleich wir geſehen, daß noch einige Reſte dämmernder Geiſter, wie verlaſſen, unter dem ſinnloſen Zauberapparat ſtehen mögen, die ſich nur noch nicht entſchließen können, was ihnen einmal etwas zu ſeyn ſchien, als ein ſchlechthin Leeres, entſchieden von ſich zu werfen.

Wir können der Betrachtung eine andere Richtung geben, die, wenn ſie gleich die innere Mitte der Freimaurerei nicht zu treffen ſcheint, dennoch dadurch bedeutend wird, daß ſie ſich nicht abweiſen läßt durch das Verweiſen auf unbekannte Geheimniſſe, indem wir nehmlich die Neigungen und Geſinnungen unterſuchen, die der Freimaurerei fortdauernd neue Mitglieder verſchafft. Wer Freimaurer wird, iſt es noch nicht, die Geſinnungen, die Neigungen des Menſchen, die ihn dazu bringen ſich in irgend einer Loge aufnehmen zu laſſen, gehören nicht zu den Geheimniſſen der Verbindung und es iſt ſehr wohl möglich, ſie zu beſtimmen. Nun kann man mit Gewißheit behaupten, daß etwas dieſen Geſinnungen Analoges in der Verbindung ſelbſt herrſchen muß, weil ſie, durch die Art ihres Daſeyns ſchon, ſie erhält, und durch die geheimnißvolle Art der Aufnahme ſie ſogar erregt.

Wir können, ohne in Gefahr zu kommen uns zu irren, die Menſchen nach den Geſinnungen, die ſie dazu bringen, ſich in den Geheimniſſen der Freimaurerei einweihen zu laſſen, in drei verſchiedene Claſſen theilen. Nicht, als wenn wir glaubten, daß in dieſen Claſſen irgend eine beſondere Geſinnung getrennt von den übrigen allein vorherrſchte. Wie die Menſchen ſind, wird, mehr oder weniger, das, was wir als das Sondernde der Claſſen darſtellen, in allen vorkommen, und dieſe ſelbſt wird nur durch das Ueberwiegende irgend einer Richtung, nie völlig rein hervortreten.

Die Claſſe, die wir die erſte nennen, iſt die gewöhnlichſte und allgemeinſte unter allen, und aus dieſer erhält die Freimaurerei die Maſſe ihrer Mitglieder. Es gibt Menſchen, die, da eine ſolche Verbindung einmal da iſt, kleinliche, irdiſch perſönliche Zwecke durch ſie zu erreichen ſuchen. Sie glauben durch die Verbindung in eine Gemeinſchaft mit Menſchen zu kommen, die ihnen zu ihrem Fortkommen im Allgemeinen nützlich ſeyn, die irgend eine Unternehmung unterſtützen können, ja mancher ſucht wohl nur eine angenehme Geſellſchaft. Das Geheimniß wirkt dabei als ein verborgener Reiz, ohne daß ſie ſich irgend etwas Beſtimmtes dabei denken. Viele, zumal geiſtig beſchränkte Menſchen, finden ſich durch eine geheime Sonderung von den Uneingeweihten geſchmeichelt. Wenn ſie ſich auch ſelbſt völlig unfähig fühlen, irgend eine geiſtige Tüchtigkeit zu entwickeln, ſo glauben ſie dennoch, daß ſie durch das verborgene Licht beleuchtet werden, daß ſie einen Werth erhalten in den Augen derer, die in ſolchen Verbindungen irgend etwas geiſtig Vornehmes ahnden. Es iſt klar, daß dieſe Mitglieder, ſelbſt in der Geſellſchaft, als getrennt von ihr betrachtet werden müſſen. Die Mäßigkeit ihrer Anſprüche, die groſe Beſcheidenheit ihrer Forderungen macht die Befriedigung leicht, und ſie dienen nur dazu, der Verbindung durch die Maſſe ihrer Mitglieder eine äußere, breite und ſichere Baſis zu verſchaffen, ein äußeres bedeutendes Vermögen herbeizuſchaffen, und, wenn Leſſing den Falk über die ſpießbürgerlichen Unternehmungen mancher Logen ſich beklagen läßt, ſo gehört er zu denjenigen, die, ergriffen von irgend einem möglichen höhern Zwecke der Geſellſchaft, einen Zweck, den er ſelbſt nur für einen gewiſſen Grad von Unmündigkeit des Geiſtes gelten läßt, (denn Ernſt war zu weit gekommen, um Freimaurer zu werden,) die äußern Bedingungen ihres Daſeyns in der weiten Ausdehnung überſieht. Eine Verbindung, die eine unbegrenzte Zahl von Mitgliedern aus allen Weltgegenden in ihre Mitte aufnehmen will, muß eine jede Geſinnung, auch die geringſte, wenn ſie nicht, nach einer ſehr weiten und bequemen Anſicht von Sittlichkeit, als verworfen gilt, nothwendig, nicht blos dulden, ſondern auch zu benutzen wiſſen. Da dieſe Mitglieder mit dem Scheme der Geſellſchaft befriedigt ſind, ſo kann man freilich nicht behaupten, daß ſie aus ihnen beſtehe, aber auch nicht ohne ſie. Man könnte glauben, daß die Geſellſchaft eben für ſolche Menſchen einen bedeutenden Nutzen haben könnte. Sie dient, wie auch wohl hier und da gehört wird, als eine nützliche Anregung, offenbare Unſittlichkeit wird nicht geduldet, die Aufforderung für irgend etwas über das gemeine Leben Hinaustretendes, wenn auch nicht Gekanntes, mit Aufopferung thätig zu ſeyn, iſt ein nützliches Reizmittel, und ſo wird die Verbindung für eine Menge von Menſchen eine Art ſittlicher Erziehung, die in einer verworrenen Zeit heilſam genannt werden muß. Geſetzt, es wäre ſo, dann behaupten wir ſtrenge und ohne Bedenken, daß dieſe Sittlichkeit ſelber ein Schein iſt, daß man, um den äußern Schein zu erzeugen, die Grundpfeiler der Sittlichkeit untergräbt, denn dieſe hat in chriſtlichen Staaten ihre einzige Wurzel in der Religion. Wer irgend eine andere Quelle der ſittlichen Geſinnung ſucht, als diejenige, die durch Gottes Gnade einen Jeden einladet, der verpeſtet die Geſinnung, und wenn man Gaukeleien und leere Geheimniſſe an die Stelle des Chriſtenthums ſetzt, dann wäre die geheime Verbindung und der Glaube an ihre Thorheit ein Surrogat des wahren Glaubens, wie ſehr es die Freimaurer auch läugnen. Wäre es die Abſicht der Freimaurerei, der im Leben ſchwankenden Sittlichkeit neue, verborgene Stützen zu verſchaffen, dann müßte man ſie unſittlich nennen, und wollen ſie dieſem Vorwurfe entgehen, müſſen ſie jenen vermeintlichen Nutzen als einen bezweckten läugnen.

Die zweite Claſſe beſteht aus ſolchen Menſchen, die das Geheimniß des Lebens und ſeine Löſung außer ſich ſuchen, und beides durch die Freimaurer zu finden hoffen. Wie es auch mit den Geheimniſſen der Verbindung beſchaffen ſeyn mag, ſo viel iſt gewiß, daß ſie dieſe Täuſchung nicht blos duldet, ſondern auch gefliſſentlich unterhält. Eine völlig offene Erklärung, daß man nicht dergleichen von der Geſellſchaft zu hoffen hat, würde ſie aufheben, denn dieſer Irrthum erhält die Geſellſchaft, ſie erzeugt ſich fortdauernd und entſteht lediglich durch ihn. Beruft man ſich nun darauf, wie es wohl auch geſchieht, daß die Geheimniſſe der Geſellſchaft alle entdeckt, daß ſie vor der Welt Augen da liegen in gedruckten Schriften, die Jedermann haben kann, dann iſt dieſe Ausflucht, wie ſie von einzelnen Freimaurern, die ſie gegen die Gegner benutzen, wenn ſie ſich auf keine andere Weiſe zu helfen wiſſen, hier und da vernommen wird, ohne allen Sinn. Denn erſtens fordern ſie uns auf, aus dem unüberſehbaren Haufen von Papier, der ſelbſt durch ſeine Maſſe ein Myſterium geworden iſt, das Unſinnigſte, Thörichtſte und Verworrenſte, herauszuheben, um in dieſem Wuſte von Verwirrung erſt völlig confus zu werden. Denn wer ſo thöricht wäre, die

Aufforderung zu befolgen, der würde, gehörte er zu denen, die die Löſung des wahren Geheimniſſes ſuchen, eben in dieſen Schriften, die Nichts löſen, den gefährlichſten Reiz finden. Selbſt ſolche Schriften, die die Abſicht haben, das Geheimniß zu verrathen, wie Mac-Benac, ſind in dieſer Rückſicht gefährlich, und keinesweges geeignet, die abſolute Nichtigkeit ſolcher geheimen Verbindungen zu zeigen. Wenigſtens dann nicht, wenn die Neigung, ſich durch geheime Verbrüderung über die Räthſel des Lebens aufzuklären, ſchon entſchieden iſt. Zweitens iſt eine ſolche Verſicherung einzelner Mitglieder ohne Bedeutung. Keiner weiß, in wie fern dieſe von der ganzen Verbindung anerkannt werden, keiner kennt die Stellung des Mitgliedes zu der Geſellſchaft, keiner weiß, in wie fern ſie nur zu den Scheinmitgliedern oder zu den wahren gehören. Alle Logen müßten öffentlich erklären, daß ihr Geheimniß verrathen wäre, daß man durch die Aufnahme ſchlechterdings nichts erführe, was man nicht auch durch gedruckte Schriften erfahren könnte. Ja, damit es klar würde, daß es keinesweges ihre Abſicht wäre, einem ſchon verrathenen Geheimniſſe durch eine leere Form den Schein eines Daſeyns zu geben, müßten ſie, ſelbſt durch ihre verborgenſten Haupter, durch eine Darſtellung dieſe Geheimniſſe mit Klarheit enthüllen, es müßte entſchieden ſeyn, daß es nun wirklich nichts Verborgenes mehr gäbe, kein höherer Grad, der nicht durch bloßes Studium, ohne alle Aufnahme, zu erlangen wäre, und zwar durch die allgemeine, ohne irgend einen Rückhalt ausgeſprochene Erklärung aller Logen. Aber ſelbſt dann würde man dieſer Erklärung keinen Glauben beimeſſen, wenn die Form eines äußern Geheimniſſes durch die Aufnahme, durch die Art ihrer Zuſammenkünfte beibehalten würde. Es würde, ſo lange ſie dieſe Form behalt, den Freimaurern nicht gelingen, weder das Mißtrauen der Gegner, noch das gedankenloſe Vertrauen derer, die ſich mit ihnen zu verbinden ſuchen, zu überwinden. Denn ein jedes Geheimniß iſt, als ſolches, etwas Grenzenloſes, und wenn auch nur die geringſte Spur von irgend etwas, was man zu verbergen ſucht, übrig bleibt, hat alles, was man entdeckt, gar keine Bedeutung. Alſo muß die Geſellſchaft ſich völlig aufheben; ſo lange ſie fortdauert, enthält ſie den Reiz, der jene oben genannte Täuſchung nährt, und erneuert ſich fortdauernd durch ihn. Daß ſie ſich der Polizei entdeckt. — Was geht das uns an? — Ja deſto ſchlimmer, wenn die Obrigkeit im Lande, durch ein Geheimniß der Art mit einigen Bürgern verbunden wäre, mit den übrigen nicht. Die Zeit iſt gekommen, wo die Freimaurer ſich vor der Welt, nicht blos vor der Obrigkeit zu enthüllen haben. Ohnehin iſt jene Enthüllung, ſo lange die Geſellſchaft geheim bleibt, ſehr zweifelhaft, und daß eine jede hohe Behörde, als ſolche, den höchſten Grad hatte, kaum glaublich.

Unter denjenigen, die das Geheimniß in der Freimaurerei ſuchen, werden viele ſeyn, die fortdauernd zu einem ſolchen leeren Suchen beſtimmt ſcheinen, die unglücklich ſeyn würden, wenn ihnen irgend ein klares Erkennen aufginge, wenn irgend eine Andeutung auf einen innern Reichthum hinwieſe, da ſie nur im äußern Suchen, in leerer Hoffnung leben können. Dieſe werden alles, was ihnen geboten wird, je weniger ſie es verſtehen, deſto gewiſſer als eine neue Stufe des Erkennens betrachten, auch iſt es ihnen hier, wie im Leben überhaupt, wie in der Wiſſenſchaft, gar nicht um das Erkennen, ſondern nur um das Wiſſen, wie dem für das Aeußere Lebenden nicht um ein wahres Eigenthum, ſondern nur um den Beſitz zu thun. Dieſe ſind die eigentlichen Freimaurer, die Stütze der Geſellſchaft, die Seligen, die in innerer bleibender Unmündigkeit von einer Stufe zur andern getragen werden. Dieſe in ihrer wunderſamen Unſchuld, ſind auch die heftigſten Verfechter. Einem ſolchen iſt es, als griffe man nach dem Heiligſten ſelbſt, wenn man die ſeltſame Puppe, ausgefüllt mit Hechſel, Mährchen und Romanen, die ſeine Liebe an ſich gezogen hat, mit frechen Händen zerreiſ't, um die lächerlichen Eingeweide der Welt zu offenbaren.

„Der immerfort am ſchalen Zeuge klebt,
Dem nie die leere Hoffnung ſchwindet,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet.“

Andere, wie Leſſings Ernſt, ſuchen etwas, haben eine Ahndung von einem wahren Geheimniſſe, finden nichts und ſind getäuſcht. — Eine große Menge beſteht aus ſolchen, die ſtille ſind, und die theils die Sache als gleichgültig betrachten, theils; und wohl am häufigſten, ſich fürchten, weil ſie gerade am leichteſten entdecken möchten, daß, wie gut die Abſichten der Freimaurerei auch ſeyn mögen, die Freimaurer doch keineswegs beſſer ſind, als die übrigen Menſchen, und daß allerdings aus der Mitte der Freimaurerei ſich Geheimniſſe erzeugen mögen, aber ſolche, die man mehr zu fürchten, als von ihnen etwas zu hoffen hat. — Endlich werden ſich auch aufnehmen laſſen, und ließen ſich beſonders in frühern Zeiten ſolche aufnehmen, die auf eine Stufe gekommen waren, wo ihnen das wahre Räthſel des Lebens ganz nahe trat. Sich täuſchend, ungewiß ſchwankend, ſuchten ſie es außer ſich. — Die Maſſe der Unklarheit, die Thorheit der willkührlichen Deutung, die Nacht der Verwirrung in der Geſellſchaft ließen das keimende Licht im Innern nur deſto heller leuchten, daß ſie ſich erkannten. Und ſo kann die Freimaurerei, beſonders in einer beſtimmten Epoche der Bildung, in Deutſchland in der That dazu gedient haben, als bedeutende Geiſter, die während ihrer Entwickelung am leichteſten in Verwirrung gerathen, über ſich aufzuklären. Schnell zogen ſich dieſe in ſich zurück, in Unmuth, nicht über die fremde, aber wohl über die eigne Thorheit, oder ſie blieben in der Maurerei, die ihnen von jetzt an ein Gegenſtand genußreicher Ironie wurde. Und in der That, ſeltſam muß einem Solchen, Wachenden unter den Träumenden, der feierliche Ernſt der Verſammlungen, die pomphaften Reden, das Gethue mit erhabenen Geſinnungen, die aus Nichts entſpringen und zu Nichts führen; ja lehrreich muß es ſeyn, und in ſo fern eine eigne Luſt, dieſes leere Treiben, welches zerſplittert in Stände, Dicaſterien, auf Cathedern und in Schriften herumſpukt, hier zuſammengedrängt, entkleidet von den Täuſchungen des Lebens, völlig nackt, oder vielmehr nur dünne bedeckt mit einer durchſichtigen Allegorie, ſo ganz in der Nähe zu ſehen. Wir müſſen alſo geſtehen, daß die Freimaurerei ſehr geiſtreiche Mitglieder ohne allen Zweifel noch beſitzt, und beſonders gehabt hat.

Zu der dritten Claſſe endlich rechnen wir diejenigen, die ſelbſt ein Geheimniß haben, welches ſie auf irgend eine Weiſe durch ein geheimes Organ enthüllen wollen. Dieſe können gute oder ſchlechte Abſichten haben. Mehrere haben ohne allen Zweifel die beſten gehabt; Philoſophen werden geglaubt haben, ein Organ zur Verwirklichung ihrer Ideale ſey gefunden. Aus einem ähnlichen Irrthume iſt, wie wir dargeſtellt haben, die ganze Freimaurerei entſprungen. Aber was die leitende Idee der Erzeugung irgend eines idealen Plans für ſolche allgemeine Zwecke iſt, das geſtaltet ſich in der Welt der Erſcheinung ganz anders. Das Wahre und Weſentliche, die Begeiſterung für ein Höheres und Edleres, erſtirbt nach und nach, nichts bleibt übrig, als ein mattes Streben, hohle Worte, pomphafte Verſicherangen, eine ſolche Geſellſchaft würde leicht zu Grunde gehen, wie tauſend andere, oder als ein leeres Gerüſt ſtehen bleiben, wenn ſie nicht ſo mächtige Stützen an einer leider unſterblichen menſchlichen Thorheit hätte, und ich müßte die Natur ſolcher Verbindungen ſehr wenig kennen, wenn ich nicht mit Beſtimmtheit vorausſetzen dürfte, daß die größte Maſſe von Vorurtheilen aller Art ſich eben hier anhalten und Wurzel faſſen mußten. Ein ſolcher verirrter Philoſoph, doppelt verirrt, weil er überhaupt glaubt, daß es eine andere Art gibt, wohlthätig für das Geſchlecht zu leben, als durch unumwundene Darſtellung deſſen, was ihm zu offenbaren vergönnt war, und weil er ſich an ſolche Geſellſchaften auſchließt, wird daher nie ein ungelenkes Organ finden können, und bald einſehen, daß ein verroſtetes Geheimniß das Unbiegſamſte und Widerſtrebendſte in der Welt iſt. Wie es ſich mit denen verhält, die partielle, politiſche oder religiöſe Abſichten haben, ward oben ſchon dargeſtellt, und wir haben gezeigt, wie die Freimaurerei diejenigen, die zu ſolchen Abſichten ſich verbinden, wohl ausſchließen, aber den Erfolg ihrer Unternehmungen, durch einzelne Glieder der Geſellſchaft niemals abwehren könne.

Was nun die Stellung der Freimaurerei gegen das Volk in unſern Tagen in Deutſchland betrifft, (und von dieſem Lande allein ſoll die Rede ſeyn, wir wagen es nicht, ein Urtheil über die Stellung der Freimaurer in andern Ländern zu fällen,) ſo ſind wir zwar überzeugt, daß ſie keine böſe, ja in einem ſehr eingeſchränkten Sinne vielmehr die beſten Abſichten hat, aber ſie iſt ſchon zu einer großen Nullität herabgeſunken und muß immer mehr ſinken. Politiſche Fanatiker finden die Freimaurer nicht ſchlecht genug, Idealphiloſophen nicht gut genug, und beide haben bei ihrem gemeinſchaftlichen innern Unrecht den=

noch Recht. Denn wer an dem erwachten Geiſte in Wiſſenſchaft und Kunſt auf irgend eine bedeutende Weiſe Theil nimmt, kann die Thorheit nicht begehen, ein Freimaurer zu werden. Die Geſellſchaft erwächſt aus Schwächlingen an Geiſt, und aus der erſten Claſſe, die gar nicht einmal ihr angehört. Wenige bedeutende Geiſter werden noch durch die Täuſchung gelockt, und ſchnell enttäuſcht. Man könnte behaupten, daß es ja eben deßwegen überflüſſig wäre, ſie anzugreifen, ja, wie wir auch einige Freimaurer naiv genug äußern hörten, daß ein ſolcher Angriff die Geſellſchaft ja eben dazu bringen würde, ſich uns entgegenzuſtellen, alle Kraft zu ſammeln, um ſich zu behaupten. Aber, was das erſte betrifft, ſo fehlt oft nur ein Anſtoß, um ein geſchichtliches Geſpenſt, was in ſeiner Leere ſtehen blieb, umzuſtoßen, und es iſt rathſam, dieſen Stoß nicht zu verſäumen; was aber das Zweite betrifft, ſo geſchieht eben dadurch, was wir wünſchen, denn es wird ſich dann am Beſten entdecken, ob wirklich eine ſolche Kraft in der Geſellſchaft noch da ſey.

Dieſen Reſt einer Verirrung früherer Zeiten, die doch ſelbſt als eine ſolche einige Bedeutung hatte, müſſen wir, ſo geringe wie er iſt, dennoch für ſchädlich erklären. Denn wie Klubs und öffentliche Geſellſchaften mit ihrem Lärmen und Getreibe das ſtille Leben der Familien unter einander, ſo ſtört dieſes grenzenloſe Geſpenſt die natürlichen, organiſchen Vereine, und lenkt den bildenden und vereinigenden Trieb des Staats von ſeiner wahren organiſchen Stelle ab; es iſt unvermeidlich, (und nicht auf Geklatſch brauchen wir zu horchen, um zu wiſſen, was mit Nothwendigkeit aus der Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur folgt,) es iſt unvermeidlich, daß ſich unter den Menſchen, durch die Gewohnheit verbunden, deren Verbindung durch ein Geheimniß einen Reiz erhalten hat, engere Vereine ſündhafter Art ſich bilden, ſolche, die die Schlechten und das Schlechte fördern, die Guten und das Gute verdrängen wollen; es iſt endlich unmöglich, daß die großartige Publicität, die einzige Rettung des öffentlichen Lebens in allen ſeinen Richtungen, jemals gedeihen kann, ſo lange wir ſehen müſſen, daß ein ſolches Zerrbild eines leeren Geheimniſſes unter uns ſpukt.

Wenn man ſich erſt überzeugt hat, daß irgend eine geſchichtliche Richtung ſchädlich ſey, dann iſt man geneigt, ſelbſt durch die gewaltſamſten Mittel ſie zu vernichten, ja gewöhnlich hält man es für eine heilige Pflicht, eine Art Vertilgungskrieg bald möglichſt zu erklären. Aus dieſem Grunde wird auch ein Jeder, der auf die Schädlichkeit aufmerkſam macht, als Urheber aller nachfolgenden Verfolgungen betrachtet. Selbſt wenn mannichfaltige Ereigniſſe die Aufmerkſamkeit, auch unabhängig von ihm, erregen mußten, ſelbſt wenn er ausdrücklich ſich gegen einen ſolchen Angriff erklärt, wird ihm dieſes um ſo weniger helfen, da man gegen die Mächtigen ſeinen Haß nur unvollkommen auslaſſen darf, und Jemand haben muß, gegen den man ſeinen Widerwillen, ſeinen Unmuth unbefangen äußern darf. So ſind die Menſchen, leider ſelbſt die Beſſern. Nun iſt zwar nach der Lage der Sachen keinesweges zu befürchten, daß irgend eine Verfolgung gegen die Freimaurer in unſerm Lande entſtehen könnte, weder eine ſolche, die auch nur auf die entfernteſte Weiſe durch dieſen unſern Angriff veranlaßt würde, noch eine ſolche, die, durch andere Ereigniſſe herbeigeführt, ſich mit ihm verbinden ließe; aber um doch einmal für allemal den Schein zu vernichten, als wenn ein Verſuch, einen herrſchenden Irrthum in ſeiner Schädlichkeit darzuſtellen, zugleich als eine, wenn auch fruchtloſe Aufforderung zur Verfolgung anzuſehen ſey, ſey es uns vergönnt, was wir zwar öfters und bei mehrern Gelegenheiten erwähnten, doch ſo, daß wir ſtets mißverſtanden wurden, hier recht beſtimmt und kurz, auch hoffentlich deutlich zu wiederholen. Man ſoll gegen die Quelle der Irrthümer auftreten, behaupten wir, den wahren Sitz der Krankheit entdecken und ſo heilen, nicht blind gegen Symptome wüthen. Da fragt man nun, als wenn dieſes Etwas ſchwer Begreifliches wäre; ob man denn nicht Verbrechen ſtrafen ſoll? Als wenn davon die Rede wäre? Verbrechen ſind zwar aus irgend einer Krankheit entſtanden, aber ſie ſind den abgeſtorbenen, von der Organiſation getrennten Theilen zu vergleichen, die man abſchneidet. Symptome nennt man aber ſolche Krankheitsäußerungen, die mit einer beſtimmten Richtung der ganzen Organiſation zuſammenhängen. Wenn durch eine lange Reihe von Jahren das Erziehungsweſen eine falſche Richtung genommen hat, dann wird eine herrſchende Krankheit, ein allgemeiner Irrthum entſtehen; wo dieſer ein Verbrechen erzeugt, beſtrafe man es, aber allgemeine Heilmittel, gegen die Symptome gekehrt, ſind gefährlicher, als die Krankheit. Wenn man uns Glauben beimißt, indem wir die eine Gefahr darſtellen, warum ſollten wir nicht Glauben erwarten, wenn wir auf eine zweite aufmerkſam machen? So iſt auch die Freimaurerei, unſerer Ueberzeugung nach, eine ſolche Krankheit der Zeit, die ihre höchſte Reife erhalten hat. Ein Angriff, wie unſerer, wird zum Widerſtande reizen; deſto beſſer; dann wird es ſich ja am deutlichſten zeigen, ob wir Recht haben, ob irgend etwas Kräftiges, Poſitives, zu Schonendes in der, wie wir glauben, leeren Schale liege oder nicht. Auch ohne daß ſie erbrochen wird, kann das Schütteln Manches entdecken, und ein ſolcher Angriff iſt oft einer Kriſe ähnlich, die, wo Leben iſt, dieſes anregt; wo alles zum Tode eilt, den letzten harten Kampf abkürzt.

Einen ſolchen Kampf wünſchen wir. Da aber uns gegenüber eine große geheime Geſellſchaft ſteht, der ſchwer beizukommen iſt, ſo müſſen wir erklären, daß wir dieſen Kampf nur annehmen in dem Falle, daß ein genannter, auch ſonſt durch ſeine Geiſtesgaben bekannter Mann, der auf unſere Darſtellung eingeht, ſich uns entgegen ſtellen wird, wenn dieſer recht beſtimmt abläugnet, daß, was wir das Princip der Freimaurerei genannt haben, es nicht ſey und ſeine Behauptung zu begründen weiß. Sollte man bekennen, daß dieſes Princip das wahre ſey, oder es nur auf eine unbeſtimmte Weiſe abläugnen, dann laſſen wir uns in keinen Streit ein, aus Gründen, die wir in der Vorrede angegeben haben. Auch wenn unbekannte Mitglieder, oder Brüder von dieſer oder jener Loge hervortreten — nicht. Dem Einzelnen gegenüber ſtelle ſich das Einzelne, wie es ſich gebührt. Einen ſolchen Kampf erwarte ich aber nicht. So ſehr iſt das Anſehen der Freimaurerei geſunken, daß ein geiſtvoller Mann, der einen wiſſenſchaftlichen Ruf zu wagen hat, dieſen an die Vertheidigung des hohlen Gebäudes nicht wagen wird.

2.

Das verborgene Geheimniß und der Verſuch, es zu enthüllen.

Wir erſuchen den Leſer, der auf irgend eine Weiſe an unſerer Anſicht Theil nimmt, in ihr irgend eine tiefe Wahrheit ahndet, dasjenige, was wir in der Einleitung zu entwickeln ſuchten, noch einmal mit Aufmerkſamkeit zu erwägen, noch einmal ſich zu überzeugen, daß das ganze, dem geiſtigen Schauen zwar im Allgemeinen klare, aber in ſeiner räthſelhaften Fülle, dennoch verſchloſſene Geheimniß der Natur ſich in der menſchlichen Geſtalt zuſammendrängt. Der Menſch iſt aus den innerſten Tiefen der uralten Vergangenheit des Planeten erzeugt, und trägt das Schickſal des Planeten, mit dieſem das Schickſal des unendlichen Univerſums, als ſein eignes. Die Erde ſelber iſt erwacht in ihm, der Menſch iſt aus der uralten Vergangenheit der Geſchichte ſeines Geſchlechts erzeugt und trägt das Schickſal des Geſchlechts als ſein eignes, die ganze Geſchichte ſchlummert in einem Jeden, wie beſchränkt der Punkt ihrer Offenbarung durch ihn auch ſeyn mag. Ein räthſelhaftes Geheimniß, in welchem Vergangenheit und Zukunft, Natur und Geſchichte in ihrer ganzen Fülle verſchloſſen ſind, trägt ſein ganzes Leben, ſein Bewußtſeyn, ſein an das irdiſche Tageslicht heraustretende Daſeyn, und, was der Menſch handelt und ſpricht, und was ſich zuſammenwebt mit den Handlungen und Gedanken anderer Menſchen, um das neue Räthſel der Zukunft in geheimnißreicher Entwickelung zu enthüllen, das iſt dem Lichte der fernen Planeten zu vergleichen, welches aus der ewigen innern Nacht hervorleuchtet.

Wie verhält ſich Wachen zum Schlaf? Unbegreiflich war es uns von jeher, wie Philoſophen vergeſſen konnten, daß der Schlaf ein weſentlicher Zuſtand unſeres ganzen, auch innern Daſeyns war, daß alſo der Schlaf ſo weſentlich zu unſerm ganzen Daſeyn gehört, wie das Wachen, und daß eben deßwegen das Wachen ſelber nur, als ein relativer Zuſtand zu betrachten iſt, daß das Wachen eben ſo gewiß in und mit dem Schlafe, wie der Schlaf in und mit dem Wachen begriffen werden muß. Der Schlaf kann nie als eine bloße Negativität, als eine Abweſenheit des Wachens betrachtet werden, als ſolche hat es gar keinen

Sinn, dasjenige aber, was im Schlafen poſitiv iſt, kann im Wachen zwar verdrängt, aber nicht vernichtet werden. Die Reflexion, die ſich ſelber, aus ſich ſelber begreifen will, das Bewußtſeyn, welches ſich fortdauernd in ſich ſelber ſpiegelt, erzeugt ein Ueberwachen, eine krankhafte Trennung von dem Poſitiven, was rein heraustritt in dem Schlafe, einen Ueberreiz, wie, wenn die willkührliche Bewegung der Muskeln ſich von der unwillkührlichen trennt, und, eben dadurch, in krampfhafte Zuckung verwandelt, ſelbſt eine unwillkührliche wird. So iſt das krankhafte Bewußtſeyn unſerer Tage mit der Maſſe von Widerſprüchen und Zweifeln, die es erzeugt, ſelbſt ein halber Schlaf, ein dämmernder Traumzuſtand, der die innere Zuverſicht des geſunden Wachens, welches, von ſeinem tiefen verborgenen Grunde ſicher getragen, klar und ruhig (ein inneres Licht) dem äußern begegnet, völlig entbehren muß. So entſteht der ſchwächliche Zuſtand des Bewußtſeyns, welches ſich ſelber nicht in ſeiner Gewalt hat, vielmehr bald, wenn es eine Vorſtellung ergriffen hat, von einer andern gelockt wird, bis die unwillkührlich wechſelnden Vorſtellungen alle Sicherheit und Klarheit, alle wahre Stetigkeit im Leben und Handeln vernichten. Aus dieſem halben Wachen erzeugte ſich der halbe Schlaf. Völlig äußerlich getrennt, waren ſie völlig innerlich eins, aber innerlich getrennt, hemmen ſie ſich in der Erſcheinung. Aus dieſem krankhaften Zuſtande entſprang der thörichte Verſuch, die Träume, das Poſitive des Schlafs, aus dem Wachen allein zu erklären, jene pſychologiſche Erklärungsweiſe, die in den Träumen Nichts ſahe, als die halbverdrängten Gedanken und Vorſtellungen des Tages; eine Anſicht, die, wenn ſie mit völliger Conſequenz ausgeſprochen wird, allerdings auf das Wahre hindeutet, ſo aber, wie ſie ergriffen und angewandt ward, ſelbſt ein Product der herrſchenden Krankheit war.

Der Menſch ſteht in der Mitte der Erſcheinungen, das ganze Univerſum liegt vor ihm, und ihm näher ſpielen tauſend Verhältniſſe, mannichfaltige Erſcheinungen, Töne und Wörter mit ſeiner unabläſſig thätigen Seele. Aber aus dieſem Ganzen iſt er erzeugt, die Welt, wie ſie da iſt, fand ſich in ihm, die Außenwelt ſelber iſt ein Aeußeres ſeines Innern, er erkennt ſich in ihr, ſie in ihm. Dieſes große Geſpräch des Ganzen mit ſich ſelber, in einem Jeden auf eine beſtimmte, eigenthümliche Weiſe, iſt das wahre Myſterium. Was iſt nun das *Vergeſſen*, jenes räthſelhafte *Nichtſeyn* einer Anregung, die doch da iſt, wie kann der Eindruck verſchwinden, der für mich einmal da war, der Ton verklingen, der einmal vernommen, das Wort vernichtet werden, das einmal gehört ward? Iſt das Leben in ſeiner tiefſten Bedeutung ein inneres Geſpräch, was vermag dieſes Geſpräch zu ſtören? Wo verbirgt ſich der verſchwundene Eindruck, der verklungene Ton, das vergeſſene Wort? Wo, wenn nicht in uns ſelber? So geht ein dunkel geführtes Geſpräch neben dem klar gefaßten, welches wir das Wachen nennen, und je heller und geſunder das Wachen, deſto ſicherer ordnet ſich im bewußtloſen Grunde das ganze des Daſeyns, und tritt hervor als Offenbarung, als der tiefſte Grund des Glaubens. Wie die Sonne aufſteigt und alle Geſtalten der Erde enthüllt, und der Glanz der Sterne vor ihrem Schein erlöſcht, ſo tritt das Bewußtſeyn des geſunden Menſchen aus der Nacht des tiefen Lebens hervor. Da muß er das Beſondere faſſen, und, von einem zum andern geleiter, in ſtrenger Folge ergreifen, was in ſeinem tiefern Daſeyn zu matt iſt. Das wahre Wachen wird das geheime Band des Lebens, welches ſelbſt in der Sonderung und allmähligen Entſtehung das Ganze in dem Beſondern erblickt, nicht verlieren, und die Strenge der Verknüpfung wird als eine lebendige hervortreten; das kranke Wachen hat dieſes Band verloren, das Einzelne zeigt auf ein Einzelnes, und die innere Freiheit des Lebens blickt nur trübe aus einem äußerlich zwingenden, nothwendigen Geſetze der Verknüpfung hervor, welches die Anſchauung des Lebens in eine unendliche Ferne hinauswirft. Für dieſes Wachen tritt das Vergeſſen hervor, es iſt nichts anderes, als das Zurücktreten in die unendliche nächtliche Tiefe. Aber das menſchliche Leben iſt wechſelnd, und, wie die Sonne aufſteigt und niederſinkt, verſinkt auch das aufſteigende Bewußtſeyn in ſeine eigene Nacht, nicht, wie in ein leeres Chaos, ſondern in die ganze Fülle ſeines verborgenen Daſeyns. Daher iſt der Schlaf nicht blos körperlich, ſonderlich auch geiſtig ſtärkend, oder vielmehr beides iſt eins. Der Schlaf iſt das tiefe ſich Beſinnen der Seele in ſich ſelber, wie es wohl auch am Tage einzeln hervortritt, wenn eine einſeitige Richtung der Reflexion immer mehr die lebendige Umſicht verdrängt, bis dieſe Einſeitigkeit ſelber erkannt wird.

Ein verworrenes Wachen in innerlicher Trennung von dem Schlafe ruft eine äußere Einwirkung des Schlafs, des Traumes auf das Wachen hervor, eine hemmende Verwirrung, ſtatt eines tiefen Beſinnens. So ſpielt auch das Bewußtſeyn des Wachens in unſere halben Träume hinein, und dieſes ſind die gewöhnlichen, die gemeinen Träume, deren pſychologiſche Erklärung uns mit dem eigentlichen Weſen des Träumens keinesweges bekannt macht. Daß der Hofmann von eitlen Ehrenſtellen, der Gelehrte von ſeinen Begriffen, der Geizige vom Gelde träumt, iſt zwar gewiß und unläugbar, aber dieſes iſt keinesweges der wahre Traum, es iſt das Wachen im Traume, welches den wahren innern Traum, das tiefe Beſinnen der Seele in der verborgenen Fülle ihres innern Daſeyns, verhindert, hemmt, wie der Traum am Tage das Wachen ſtört. Dieſe

Störungen bedingen ſich wechſelſeitig und laſſen weder die unendliche Tiefe des Allgemeinen in das Beſondere des Wachens, noch die unendliche reiche Fülle des Beſondern in die nächtliche Tiefe des Allgemeinen des Schlafs hineinleuchten, ſie verdrängen dieſe tiefſte Bedeutung des Daſeyns, und erzeugen nur oberflächliche Träume, wie aus dem geſtörten Beſinnen ein oberflächliches, ſchwankendes Denken und Handeln. Unſere Tage haben ſich durch dieſe Oberflächlichkeit des Daſeyns ausgezeichnet. Wir verſtehen das Wachen nicht, und eben daher den Schlaf nicht. Aber dennoch, wie die Reflexion ihre eigne Leere zu entdecken gezwungen ward, und durch die vielfältigen Windungen ihrer Verirrungen auf das Höchſte deuten mußte, mag es uns auch vergönnt ſeyn, auf das Geheimniß zu deuten, welches, ſelbſt aus den halben Träumen hindurchblickt, und in der That auch in dieſen erkannt werden kann.

Wer, der nur aufmerkſam war auf ſeine Träume, hat nicht erfahren, daß eine eigne Traumwelt neben der wirklichen hergeht, hat nicht im Wachen Menſchen geſehen, Gegenden erblickt, Ereigniſſe erlebt, die ihm wie früher bekannt waren, die ihm wie aus der dunkeln Erinnerung entgegen traten? Wer fühlt ſich nicht im Traume in Lagen und Gegenden verſetzt, die er nur aus den Träumen erkennt, und zwar ſo, daß ein deutliches Bewußtſeyn ihm ſagt, er ſei jetzt in einer, von der Welt des Wachens geſonderten Welt, deren Bilder zwar aus jener entſtanden ſind, aber deren eigenthümliche Verknüpfung dennoch eine geſonderte Continuität bilden von einem Traume zum andern, ja ſelbſt in der Zeit ſehr entfernte Träume haben eine ſolche Continuität, und ſolche Träume ſind ganz beſonders mit einem tiefen, innern Wohlbehagen verbunden, als fühlten wir uns durch ſie ganz vorzüglich von der Hemmung des Wachens befreiet. Dieſe Erfahrung, die durch mein ganzes Leben geht, und für deren völlige Gewißheit ich bürgen kann, iſt von einer ſolchen Art, daß ich überzeugt bin, ein Jeder würde ähnliche Erfahrungen machen, wenn er auf ſeine Träume aufmerkſam wäre.

Eine andere Erfahrung iſt wohl auch ausgeſprochen, aber man hat die innere wunderbare Bedeutung derſelben, wie willkührlich zurückgedrängt. Das iſt, daß die Träume ſehr oft die Realität der Formen der reflectirten Anſchauung, die für das Wachen eine unüberwindliche Realität haben, durchbrechen und mit Zeit und Raum auf eine wunderſeltſame Weiſe ſpielen. Darwin macht darauf aufmerkſam, wie eine knarrende Thür nicht ſelten einen lebhaften Traum von einem Ueberfalle durch Räubern erzeugt, welcher dasjenige, was erſt durch das Knarren in der Seele veranlaßt ward, doch zugleich als etwas, das früher geſchehen war, ſetzt, und ſo die der Reflexion nothwendige Ordnung völlig umkehrt. Ich erinnere mich eines Traumes aus meiner Kindheit mit völliger Klarheit. Ich ſchlief mit einem Bruder in einem Bette. Im Traume ſah ich mich in eine einſame Straße verſetzt, ein wildes Thier von bizarrer Geſtalt verfolgte mich, ich konnte, wie öfters der Fall iſt, von Schrecken ergriffen, nicht rufen, ich lief die Straße entlang, das Thier kam immer näher. Endlich erreichte ich eine Treppe und konnte, durch die Angſt erſtarrt und durch das Laufen erſchöpft, nicht weiter. Ich ward von dem Thiere ergriffen und ſchmerzhaft in die Lende gebiſſen. Dieſer Traum war mir, nach dem Erwachen, in allen Theilen völlig klar. Durch den Biß erwachte ich — und mein Bruder hatte mich in die Lende gekniffen. Man bringe doch dieſes äußere Ereigniß mit dem Traume durch die Reflexion auf irgend eine Weiſe in Verbindung, man verſuche doch zu erklären, wie dasjenige, was innerer Schluß einer ganzen

Reihe von erträumten Ereigniſſen war, zugleich die äußere Veranlaſſung ſeyn konnte. Oder ſollen wir, auch hier, wie die oberflächliche Reflexion es immer thut, bei ſo klarem Zuſammenhange, unſere Zuflucht zu einem zufälligen Zuſammentreffen nehmen? Auffallender und anerkannter iſt es, daß die Schranken des Raumes für den Traum nicht gelten, aber ſcheinbar weniger räthſelhaft, weil eine plötzliche Verſetzung von einer Gegend in eine weit entfernte, die Form des Raums für eine jede Gegend gelten läßt, beſonders aber, weil das wache Bewußtſeyn daſſelbe vermag, dahingegen iſt die Reflexion nothwendig und ſtrenge an die Form der Zeit gebunden. Indeſſen iſt in der That die ſchnelle Verſetzung in entfernte Gegenden, wo der erſte Raum, den ich einnehme, nicht mehr Realität für die Anſchauung hat, als der zweite, eine wirkliche Aufhebung der Realität der Entfernung, als einer ſolchen, und mit dieſer des Raumes. Aehnliche Erfahrungen ließen ſich in Menge anführen, und ein Jeder wird ſie ſelber haben machen können. Sie belehren uns, daß ſelbſt durch die gewöhnlichen Träume diejenigen Formen der Anſchauung, die für das Wachen eine unbedingte Realität haben, durch den Traum in ihrer Relativität als einem relativen Zuſtande gehörig erſcheinen, und laſſen uns ahnden, daß dieſe Relativität in ſolchen Träumen, die ſich rein ausbilden können, und in welche das Wachen nicht ſtörend hineinſpielt, noch ſtärker hervortreten wird. Eben ſo erkennen wir durch dieſe gewöhnlichen Träume, daß eine von der gewöhnlichen Welt geſonderte Traumwelt eine eigne Continuität behauptet und wohl auch in die Welt des Wachens, wie eine ferne Erinnerung hineinſpielen kann.

Der Grund, warum uns die Wunder des Schlafes, die verborgenen Myſterien der vergangenen Zeit ſo unbegreiflich ſind, warum wir die Träume und die Tiefen unſeres nächtlichen Daſeyns nicht begreifen, liegt lediglich darin, daß unſer Daſeyn zwiſchen einer halb träumenden Reflexion und einem halb reflectirten Träumen ſchwebt. Was nennen wir nur Genie, worin lag die verborgene Kraft der Poeſie und der wunderbaren Kunſt, dieſes wahre Geheimniß des Tempelbaues, deſſen grundloſe Tiefe wir nur bewundern, nicht erklären können? Ein Genie tritt da hervor, wo die ganze Gewalt der bewußtloſen Natur, der verſchloſſenen nächtlichen Tiefe des Daſeyns, in einem geſunden Wachen enthüllt wird. Das iſt das Weſen der Inſpiration, die ſich in einem jeden wahren Kunſtproducte ausſpricht, die in einer jeden geiſtreichen Aeußerung liegt, die die Fülle der Nacht mit der Klarheit des Tages, das Geheimniß des Bewußtloſen mit der Geſetzmäßigkeit des Bewußtſeyns auf eine für eine innere Anſchauung klare, aber für die Reflexion völlig unerklärbare Weiſe zu verbinden vermag.

6.

Die Räthſel des ſogenannten thieriſchen Magnetismus ſind auf dieſe Anſicht gegründet. Nicht eine phyſiſche ſogenannte Theorie wollen wir hier entwickeln. Wie dieſe Erſcheinungen mit der Thätigkeit des Leiblichen zuſammenfallen, wie der Wechſel der geiſtigen Functionen zugleich ein Wechſel der leiblichen ſey, wie das Gehirn im Wachen gleich der Sonne, und die Ganglien im Schlafe den Sternen gleich aufgehen, das Sonnengeflechte wie der Mond werden wir an einem andern Orte entwickeln. Hier ſollen die geiſtigen Aeußerungen des magnetiſchen Schlafs, wie ſie eine große Bedeutung für diejenigen Anſichten des Lebens, die wir zum Gegenſtande der Betrachtung in dieſer Schrift gemacht haben, erhalten und behaupten, in allgemeinen Zügen dargeſtellt werden. Keiner iſt weniger als ich geneigt, die entſchiedene Bedeutung dieſer ſeltſamen Erſcheinungen für eine ſo bewegte Zeit, wie die unſere, anzuerkennen; aber wer mit einem allgemein umfaſſenden Blicke die herrlichen Zeiten betrachtet, in welchen die verborgenen Räthſel der Welt und des Lebens als frühſte Erzeugniſſe eines geſunden Daſeyns hervortraten, den muß die kränkliche, die trübe, finſtere, ja in vieler Rückſicht widerwärtige Art, wie dieſe Erſcheinungen in unſern Tagen an das Schwächliche, Zerſtörte, halb Vergehende und Ungeſunde geknüpft ſind, mit Wehmuth ergreifen. Doch von dieſer traurigen Betrachtung, zu welcher wir ſpäter zurückkehren werden, wenden wir uns ab, den Erſcheinungen ſelber, wie wir ſie auch mögen kennen gelernt haben, in ihrer höheren Bedeutung näher tretend.

Wie ſtörend die Reflexion in mancher Rückſicht auf die innere Sicherheit des Lebens wirkt, beweiſ't eine vielfache Erfahrung. Nur eine unter vielen. Warum lernen die Frauen ganz entſchieden mit größerer Leichtigkeit fremde Sprachen ſprechen, als die Männer, warum gilt daſſelbe von den Ungebildeten, wie z. B. von Handelsdienern, Marqueurs und vielen vornehmen Leuten im Gegenſatze gegen die Gebildeten, beſonders die Gelehrten? Dieſe werden durch die Reflexion geſtört, beſtändig ſchwebt ihnen die Grammatik vor, und läßt ſie nie zur Ruhe kommen. So hat die Reflexion des Wachens im Allgemeinen die Sicherheit unſeres Schauens und Handelns geſtört. Ihr wundert euch, daß ein geringer Mann, eine ungebildete Frau im magnetiſchen Schlafe ſo viel beſonnener erſcheint, die Verhältniſſe des innern und äußern Lebens mit ſicherer Klarheit überſchauet, euch Blicke in das Innere der Natur eröffnet, die euch in Erſtaunen ſetzen? Aber leben ſie denn nicht in der Natur, webt ſie nicht in ihnen und um ſie, iſt die Krankheit nicht eine innere Reflexion des Leibes in ſich ſelber, müſſen nicht alle geſonderte Eindrücke, alles was ſich trennt in einem Innern und Aeußern eine gemeinſchaftliche Stätte ſuchen und finden in demjenigen, worin beide Richtungen eins ſind? Enthüllt nicht die Krankheit eine beſtimmte Beſchaffenheit der Organiſation, und für wen, als eben für uns, die wir der Krankheit unterliegen? Iſt nicht der Leib Seele ganz und gar, ſo wie die Seele Leib, und iſt ihre Einheit nicht der Geiſt ſelber? Dieſer Zuſtand, in welchem nicht blos der Leib durchſichtig iſt für die Seele, ſondern beide für den Geiſt, iſt dieſer nicht die natürliche, ja eigentliche und wahre Natur in uns? Wundern ſollt ihr euch billiger Weiſe über die Gewalt des Bewußtſeyns, die dieſen natürlichen Zuſtand zu verdrängen vermag. Ein ungebildeter Menſch, mit den geringſten Fähigkeiten, eingeengt durch Vorurtheile, ſtumpfſinnig ſorgend für ein dürftiges Leben, ſteht er weniger in der ewig reichen Natur, als ihr, iſt er weniger innig mit der bewunderungswürdigen Organiſation verbunden, wie ihr, ja, könnt ihr die Stimmen der Geſchichte, die Gewalt der Muſik, die Macht der Ereigniſſe, die geheime bildende Kraft des geheim wirkenden Worts von ihm ausſchließen, wenn auch dieſe Lebensſtröme der allgemeinen Reichthümer nur trübe hineinſcheinen in ein dürftiges Daſeyn? Aber dieſe Schranken ſind relativ, ſie ſind nur für das Wachen. Verſchwindet die Reflexion, die in ihrem engen Kreiſe nur das Elend, den Stumpfſinn, das Vorurtheil aufzunehmen vermochte, dann bricht plötzlich, wie aus der verborgenen Nacht, der urſprüngliche Reichthum ſeiner Natur hervor, und ihr müßt es geſtehen, daß ihr in einem Scheinreichthume ärmer ſeyd, als er in ſeiner Armuth. In dieſer Rückſicht iſt dieſe Erſcheinung eine wahre Enthüllung der wundervollen Naturgabe, die in einem jeden Menſchen ruht, ſein wahres Eigenthum, welches alle Güter der Erde einem Jeden zutheilte, ein Eigenthum, welches weder die eigne, noch fremde Reflerion, keine Gewalt und keine Staatsverfaſſung ihm rauben kann, und welches hindeutet auf das Daſeyn, welches höher liegt, als alle Reflerion und alles Wachen. Dieſes iſt eine Offenbarung des thieriſchen Magnetismus, die uns hier vorzüglich wichtig dünkt. Eine andere iſt es nicht weniger. Es iſt bekannt und eine unläugbare Erfahrung, daß das innere Leben im magnetiſchen Schlafe uns in eine eigne Welt verſetzt. Wenn der Schlaf ſich geſetzmäßig, man möchte ſagen, ſelbſt bei einer Krankheit, auf eine geſunde Weiſe entwickelt, dann ſträubt ſich das Wachen gegen den völligen Schlaf, wie gegen ſeine Vernichtung. Der gewöhnliche Schlaf kennt dieſe ſchmerzhafte Empfindung nicht, weil er das Wachen mit in den Schlaf hineinzieht. Je mehr der magnetiſche Schlaf ſich ausbildet, deſto entſchiedener wächſt der Widerwillen, er erſcheint zuletzt auf eine höchſt peinliche Weiſe, einem wahten Todeskampfe nicht unähnlich. Jetzt erſt, nachdem dieſer Kampf überſtanden iſt, tritt die Ruhe ein, aus den bis dahin ſchmerzhaft verzerrten Geſichtszügen verſchwindet der Krampf, eine innere Ruhe und Heiterkeit verbreitet ſich über das ganze Antlitz, und die im Schlafe Redende kann nicht Worte finden, das ſelige Gefühl der Zufriedenheit zu ſchildern, welches ihr, in der völligen Einheit mit der verborgenen Welt, aus welcher die Reflerion des Wachens ſie ausſchloß, aufgeht. Von nun an gehört ſie fremden Mächten an, eine Erinnerung vergangener Zuſtände, die dem Wachen völlig verborgen blieben, tritt hervor. Kranke haben in dieſem tiefen Schlafe ihren Zuſtand in frühern tiefen Ohnmachten, in epileptiſchen Zufällen genau geſchildert. Dieſe verborgene Welt der Ruhe und des Friedens iſt in ſich zuſammenhängend, ſie ſchließt aber die Welt der Reflerion nicht aus, dieſe, und alle Erinnerungen derſelben, und alles was uns lieb war und theuer, tritt nur mehr veredelt, klarer, deutlicher erkannt, innerlicher verknüpft hervor, nicht als erführen wir etwas ganz Neues, ſondern als beſönnen wir uns nur, als ſähen wir nun bei der völlig ruhigen Ueberlegung ein, was die Verwirrung und die Zerſtreuung des Tages uns nicht einzuſehen erlaubte. Es iſt das Wachen, und nur das Wachen, aber dieſes in ſeiner Totalität, abgeſtreift von aller ſtörenden Reflexion, die freilich erſt das Wachen zum Wachen macht, was in dieſem tiefen Schlafe ſelbſt wach wird. So alſo taucht die erſcheinende reflectirte Perſönlichkeit in den Abgrund einer ihr fremden Natur ganz hinein, und ſchaudert davor zurück, der gewöhnliche traumloſe Schlaf iſt gewiß ein ähnliches Hineinſinken und in ſich Beſinnen der Seele, aber in geſundem Wechſel, wo die irdiſche Perſönlichkeit, das Bewußtſeyn, den Faden vertrauungsvoll losläßt, aber nicht verliert, der magnetiſche Schlaf iſt ein ſolcher, wo ein Moment hervortritt, in welchem das Gefühl der Vernichtung der reflectirten Perſönlichkeit durchſchaudert, ſie hat den Faden verloren und findet ihn erſt in einer völlig fremden Welt wieder.

Man hat oft den Schlaf mit dem Tode verglichen, aber wohl ſelten bedacht, welch einen tiefen Sinn dieſe Vergleichung in ſich ſchließt. Der magnetiſche Schlaf iſt in unſern Tagen des Zweifels, wo tödtende Begriffe den ewigen Werth der Perſönlichkeit vernichten zu wollen drohten, als eine Mahnung, als eine ſeltſame Erinnerung an eine Lehre, ohne welche die Religion keinen Sinn hat, hervorgetreten. Es iſt als öffneten ſich die Gräber und ſprächen aus ihrer verſchloſſenen Tiefe uns an. Wer Ohren hat zu hören, der höre. Sehen wir nicht vor uns ein Daſeyn jenſeit des wachenden, eine für das Wachen der Perſon völlig verſchloſſene Welt, in welche dennoch die Erinnerung des Wachens hineingeht, in welcher die Perſon bleibt, als wäre ſie eine fremde; und dennoch dieſelbe, ſehen wir nicht den Todeskampf des ſich ſträubenden reflectirten Daſeyns, als fürchtete es alles mit der Armuth der Reflexion zu verlieren, als ſchauderte es vor der innern Fülle des eignen Reichthums zurück?

Oft ſahe ich Kinder ſterben. Ich ſaß traurend an dem Sterbebette eigner Kinder. Wenn der Tod ſich näherte, kam, mehr als einmal machte ich die Erfahrung, eine Zeit, in welcher das Kind ſich zu erholen ſchien. Schon ſchöpften wir eine Hoffnung, die ſchnell verſchwand. Das Kind ſchien wie verwandelt, die Züge hatten eine größere Beſtimmtheit, als wäre es plötzlich um einige Jahre älter geworden, als hätte es ſich plötzlich entwickelt. Nur kurz dauerte dieſe vorübergehende Erſcheinung, auf ſie folgte der Todeskampf. Furchtbar iſt dieſer bei Kindern, das friſche, junge Leben ringt mit dem Tode, die ſtärkſten Krämpfe, die immer wiederholten Zuckungen verzerren die Züge, ein wildes Spiel der räthſelhaften Natur, welches mit Grauen erfüllt. Allmählig legt ſich der Sturm, der Kampf geht zu Ende. Das Kind ſtirbt. Und nun iſt es, als eröffnete ſich eine fremde Welt, die milden Züge treten geordnet hervor, ein himmliſcher Friede verklärt das kindliche Geſicht, als blickte der innerlich erwachte Engel noch vor dem Verſcheiden, nicht krampfhaft kämpfend aus der verworrenen, ſondern freundlich lächelnd aus der ewig heitern Welt herunter. Ich ſahe ſelbſt häßliche Kinder im Tode ſchön werden, eine geheime Anmuth ordnete die entſtellten Züge. Haſt du das verborgene Daſeyn niemals begrüßt, theurer Leſer, wenn es dich ſo anblickte?

Wenige Aeltere mögen ſterben, wie die Kinder, doch ſahe ich auch Greiſe ſo einſchlummern, auch Jünglinge ſo ſterben, daß der Himmel ſich abſpiegelte in dem verklärten Geſicht.

Reil, der Herrliche, als ich in einer ernſten Stunde mit ihm über dieſe Erſcheinung ſprach, und ihre tiefe Bedeutung, erzählte mir einen Todesfall, deſſen Umſtände mich erſchütterten and mir unvergeßlich geblieben ſind. Eine Frau, von äußerſt milder Geſinnung, fromm, geliebt von ihrer Familie, ward von einer ſchweren Krankheit befallen, die ſie ganz verwandelt zu haben ſchien. Sie ward mürriſch, höchſt verdrießlich, die ſchonende Liebe der Umgebung konnte ſie nicht befriedigen. Allmählig verzerrte ſich das Geſicht, der bleibende Verdruß war auf eine widerwärtige Weiſe in ihren Zügen abgeprägt. Sie ward eine fortdauernde Plage der Umgebung, deren Segen ſie geweſen war. Sie ſtarb, nachdem ſie zehn Jahre in dieſer, für die Familie höchſt peinlichen, für ſich ſelbſt unglücklichen Lage gelebt hatte. Und als der Todeskampf überſtanden war — traten — nach zehn langen Jahren — die milden Züge der Frau, das edle Antlitz, welches ſich, wie vorübergehend, verſteckt hatte, während der Krankheit, veredelt wieder hervor — voll unendlicher Trauer erkannte man die alte Liebe, es war als reichte der Leichnam den Lieben die verſöhnende Hand, als ſpräche der ſtumme, jetzt liebliche Mund: ſeht! ihr Lieben, ſo war ich dennoch, als ich euch quälen mußte. Aber die göttliche Gnade erhielt das innere Leben, und vergönnt mir, im Tode euch anzulächeln, euch zu beruhigen. — Ahndeſt du den Sinn, o! dann knie hin in den Staub, und frage dich ſelber: ob die vorübergehende Verwirrung im Leben, der Zorn, und der Unmuth, das Lächeln noch für die Todesſtunde gerettet hat.

Ueber das Hellſehen durch Rapport.

Wer wird daran zweifeln, daß der thieriſche Magnetismus ein höchſt wichtiges Heilmittel darbietet? Es iſt keinesweges unſere Abſicht, die magnetiſche Curmethode innerhalb ihrer Grenzen verdächtig zu machen, eben ſo wenig würde man von uns erwarten, daß wir uns mit denjenigen verbinden werden, die an keine andere Naturwiſſenſchaft glauben, als an diejenige, deren Verhältniſſe ſich berechnen und durch Mathematik beſtimmen laſſen, alſo das ganze Leben mit ſeinen höchſten Andeutungen ausſchließen. Was uns hier beſchäftigen ſoll, iſt das Beſtreben, das Hellſehen als eine Art wiſſenſchaftlichen Verſuch zu betrachten, wo man Gelegenheit findet, die räthſelhaften, durch den willkührlichen Rapport erregten Erſcheinungen ſo weit wie möglich zu verfolgen, durch willkührliche Fragen das Verborgenſte der Natur, wie durch Orakelſprüche zu entkräſten, die Zukunft zu erforſchen, und ſo mit aller Gewalt in einen Abgrund von verborgenen Räthſeln hineinzutauchen. Dieſe Richtung der Forſchung halten wir für ſchädlich, ſie droht, die ruhige und beſonnene Forſchung, die ihre Grenzen erkennt, in ihrem Fundamente zu erſchüttern, und eben von dem Glauben an den thieriſchen Magnetismus aus werden wir verſuchen, das Schwankende, ja das Gefährliche ſolcher Verſuche darzuſtellen. Es ſind Verſuche, im eigentlichſten Sinn „den Schlaf zu morden.“ —

Die ganze Naturforſchung hat eine nächtliche, eine magiſche Seite. Die Wiſſenſchaft ruht in dem myſtiſchen

Elemente der Natur, kann, ja darf es nicht verdrängen ohne ihre tiefſte Bedeutung zu verlieren; ſie wendet ſich aber von ihr ab, dem hellen Lichte, dem Erkennen entgegen. Ein großer Theil der Arzneikunde vermag die Gewalt der magiſchen Kräfte der Natur nicht abzuweiſen. Zuerſt wollen wir dieſe Seite der Naturforſchung im Allgemeinen, ohne eine beſondere Beziehung auf die Arzneikunde, betrachten. Sie tritt da hervor, wo ein menſchliches ganzes Daſeyn in ſeinem Verhältniſſe zum ganzen der Natur erſcheint. Die Wiſſenſchaft ſoll nicht die innere Unendlichkeit der Natur verkennen, ſie vor allem ſoll Gegenſtand der tiefen Forſchung ſeyn, am wenigſten darf ſie geläugnet werden. Aber ſie muß in klarer Umgrenzung, in reinlicher Sonderung, als ein Eigenthümliches in einer jeden Erſcheinung hervortreten, die Gegenſtand der Forſchung ſeyn ſoll. Wo die Unendlichkeit der Natur, lediglich als ſolche, ſich zeigt, wo die beſtimmt begrenzte Eigenthümlichkeit der Erſcheinung ſich in die unendliche Nacht der verborgenen Natur verliert, löſ't ſich die Forſchung in ein leeres Staunen auf, ein Zug nach der Tiefe ergreift den Forſcher auf eine gefährliche Weiſe, und die einzig wahre Richtung der Wiſſenſchaft kehrt ſich völlig um. Die Natur ſelber hat ſich erkannt, ſich ſelber in ſich ergriffen durch immer beſtimmtere Sonderung, die Wiſſenſchaft, als eine heilige Eigenthümlichkeit des menſchlichen Geſchlechtes, ſoll dieſe Richtung vor allem bewahren; ſie verliert ihre Bedeutung, wenn ſie aufhört, eine Fortſetzung der individualiſirenden Thätigkeit der Natur zu ſeyn.

Wer kennt nicht jene Erſcheinungen der von einigen franzöſiſchen Naturforſchern ſogenannten unterirdiſchen Electricität, des Waſſer- und Metallfühlens; Erſcheinungen, die bei einigen Menſchen auf eine höchſt beſtimmte und eigenthümliche Weiſe hervorzutreten ſcheinen. Ob man die reinen Thatſachen abläugnen ſoll, oder ſie wie von der Seite anſehen, mit nichtiger Furcht, kann nicht die Frage ſeyn. Aber wer darf läugnen, daß es höchſt ſchwierig iſt, auszumitteln, was hier wahre Thatſache iſt? Darf man behaupten, daß es blos der eingeſchränkte Sinn der Naturforſcher war, der alle dieſe keimenden Erfahrungen aus der Naturwiſſenſchaft verdrängt hat? Für mich leidet es keinen Zweifel, daß ein geheimer Zuſammenhang des Menſchen mit den elementariſchen Kräften der Natur Statt findet; ja die Behauptung, daß ein ſolcher Zuſammenhang da ſeyn müſſe, iſt ein weſentlicher Theil meiner Naturanſicht; ich bezweifle keinesweges, daß dieſe Richtung des Lebens bei einigen Menſchen auf eine entſchiedene, für den Naturforſcher höchſt lehrreiche Weiſe ſich ausbilden kann. Aber daß die Verſuche mit Campetti z. B. nicht mit der gehörigen Umſicht angeſtellt ſind, müſſen wir allerdings behaupten. Eine Schwierigkeit, die bei Unterſuchungen der Art Statt findet, iſt hauptſächlich dieſe: was für die Wiſſenſchaft einen wirklichen Werth haben ſoll, darf nichts Einzelnes ſeyn, es muß in einem geſetzmäßigen, organiſchen Zuſammenhange mit dem Ganzen hervortreten. Nun kann dieſer Zuſammenhang auf einem doppelten Wege geſucht werden. Entweder, indem die Reflexion vorherrſcht, die nichts annimmt, deſſen inneres Geſetz und Verkettung ihr nicht klar iſt; dieſe wird ſich aber von Unterſuchungen der Art ganz wegwenden, ja, eben weil ſie ihre Grenze findet, alles abläugnen, und da, wo ein Menſch als Beſitzer einer verborgenen Kraft erſcheint, iſt es immer ſchwer, die Möglichkeit eines bewußten oder bewußtloſen Betruges abzuläugnen — oder, indem der Forſcher ſich den Erſcheinungen rein betrachtend hingibt. Zwar kann auch da die Reflexion ein kritiſches Verfahren feſthalten; aber ſie ſchreitet doch in eine Welt hinein, wo ihr, als äuſſerlich wahrnehmenden, die Umriſſe verſchwinden. Man muß ſich, um einen Zuſammenhang der Erſcheinungen wahrzunehmen, in die innere Tiefe einer fremden Seele verſenken, weil dort allein die Quelle derſelben entdeckt werden kann. Es iſt nicht blos der Betrug, wovon hier die Rede iſt. Das ſeltſamſte Spiel des innerſten Lebens und ſeiner Aeußerungen iſt von einer ſo unergründlichen Tiefe, daß dasjenige, was man gewöhnlich einen bewußtloſen Betrug, eine Selbſttäuſchung nennt, dem wahren Forſcher eben ſo wunderbar dünkt, wie die äußere Wirkung. Ein gleiches Räthſel iſt der ſo mit einer ungewöhnlichen Kraft begabte Menſch und die Erſcheinung, die er hervorruft. Es iſt unmöglich bei dieſer Richtung der Betrachtung, der Gewalt der Tiefe zu entgehen. Wir glauben daher, daß ein Verfahren, welches wir in den übrigen Theilen der Wiſſenſchaft, die ſich in dem hellen Tageslichte der Betrachtung entwickeln, keinesweges billigen mögen, eben hier ſeine eigentliche Bedeutung erhält. Der nächtlichen Unendlichkeit der Natur gegenüber muß ſich das völlig Vereinzelte bilden. Eine ſolche, einzeln gefaßte, völlig entſchiedene Thatſache wird eben dadurch, daß ſie ganz einzeln da ſteht, von der größten Wirkung ſeyn; hineingebildet in eine Reihefolge von Erfahrungen, die nicht gemacht werden können, ohne den Beobachter ſelbſt auf eine gefährliche Weiſe zu ergreifen, wird ſie ſchwankend. Wenn ein Rhabdomant hingeführt wird zu einer Stelle, wo keiner eine Quelle ahndet, wo das verborgene Metall keinem bekannt ſeyn konnte; wenn die Entdeckung des Verborgenen, ohne irgend eine mögliche Kunde, durch Ueberlieferung, durch Ahndung ſelbſt, ſo geſchieht, daß man nur die leibliche Verknüpfung der Organiſation mit jenen, den übrigen Menſchen verborgenen Naturverhältniſſen als Erklärung ſich nothwendig aufdringt: dann beweiſ't eine ſolche Erfahrung, einmal für die Wiſſenſchaft ſo gewonnen, daß ſie ſich nicht abweiſen läßt, alles. In der irdiſchen Nacht leuchten nur Blitze, die aus der Tiefe herausbrechen, das irdiſche Licht kann nur einen endlichen Umkreis, nur das Beſondere beleuchten, von einem zum andern fortſchreitend, und die Sonne der lebendigen Betrachtung erhellt, von dem Einzelnen getrennt, in ſich die Reflexion und Anſchauung vereinigend, aus der reinen Entfernung das Ganze. Aberglaube iſt nicht blos Willkührliches, nicht leere Fiction. Er iſt die nächtliche Tiefe der Natur, die in dem bewußten Zuſammenhange des Lebens hineinzudringen ſucht, und den Sinn der Menſchen gefangen nimmt. Von Rechtswegen ſoll die Wiſſenſchaft ihn entfernt halten, wie das Leben die elementariſchen Kräfte aus ſich ausgeſchieden und in der Tiefe gefeſſelt hat.

Doppelt gefährlich wird dieſe Richtung der Naturbetrachtung, wenn der Forſcher ſelbſt in den Zauberkreis hineingezogen wird. Dann iſt die Reflexion ſelbſt von den geheimen Kräften ergriffen, man kann ſich nicht retten vor ihrer Gewalt, eine wichtige Erfahrung macht man zwar, ja eine ſolche, die das wahre Myſterium in ſeiner gefahrvollen Tiefe aufſchließt, eine ganz andere aber, als diejenige, die man beabſichtigte. Und wenn wir uns losreißen aus dem Zauberkreiſe, der uns an ſich zog, ſchaudert man billig zurück. Als man ſich mit den Rhabdomanten beſchäftigte, war es ſehr natürlich, daß man die Spuren der Erſcheinungen, die ſo auffallend hervortraten, bei allen Menſchen, auch bei ſich ſelber, aufzufinden ſuchte. Schon früher hatte man, gleichſam tändelnd, mit einem an einem feinen Faden hängenden Ringe, der zwiſchen den Fingern gehalten, über verſchiedenen Körpern ſich bald rechts, bald links, in Ellipſen, bald in gerader Linie bewegte, allerlei Verſuche angeſtellt. Die Verſuche wurden erneuert, erweitert und ſchienen einige Bedeutung zu erhalten. Es dauerte nur kurz, und jetzt iſt von der ganzen

Sache nicht mehr die Rede. Ich aber hatte Gelegenheit eine Erfahrung zu machen, die mir unvergeßlich iſt. Ich hatte ſelbſt eine Menge Verſuche der Art angeſtellt, die Anfangs höchſt beſtimmt und entſchieden hervortraten, doch merkte ich ſchon, daß ſie ſchwankender und unſichrer waren, wenn ich ſie vor Zeugen anſtellte. Unter dieſen Verſuchen war einer, der mich ſehr überraſchte. Wenn ich nehmlich in einer Hand Eiſen hielt, und mit den zwei Fingern der andern Hand einen an einem Haare hängenden Ring ſchwebend hielt, glaubte ich wahrzunehmen, daß dieſer ſich in einer ſehr verlängerten Ellipſe, faſt in gerader Richtung, in dem magnetiſchen Meridian bewegte. Ich ſtellte eine Menge Verſuche an, um mich zu überzeugen, daß es keine Täuſchung wäre. Ich ließ mich in Häuſer hineinführen, in Stuben, wo mir, wie ich glaubte, die Weltgegend völlig unbekannt war; ich ging völlig, ohne orientirt zu ſeyn, in tiefe Wälder hinein. Immer gelang mir der Verſuch auf das vollkommenſte. In derſelben Gegend, wo ich mich damals aufhielt, lebte ein ſcharfſinniger, als Philoſoph bekannter Freund, der verſtorbene Hülſen, ein Mann von einer wiſſenſchaftlichen Integrität der Geſinnung, wie Wenige. Ich meldete ihm die vermeintliche Entdeckung, und nachdem er ſich von ihrer Richtigkeit überzeugt hatte, beſchloß er, ſie zu erweitern. Wir glaubten auch bemerkt zu haben, daß, wenn man den Ring über zwei verſchiedenen Metallen, ſtatt über einem ſchwingen ließe, dieſer ſich nicht in Ellipſen, ſondern in geraden Linien bewegte, und Hülſen fing nun an mit einer Menge metallener Stäbe, die er bald ſo, bald anders in Verbindung brachte, zu experimentiren, und entdeckte, daß, je nachdem er dieſe oder jene Verbindung zweier Metalle anwandte, die Linie der Schwingung einen andern Winkel mit dem magnetiſchen Meridian bildete. Bald erzeugte er auf dieſe Weiſe eine völlige Windroſe. Ueberraſcht durch einen ſo wunderbaren Erfolg, eilte er zu einem Freunde, ihm die Entdeckung mitzutheilen. Da er eine Menge von Verſuchen angeſtellt hatte, ſo erinnerte er ſich nicht einmal der Größe der Winkel, die bei einer jeden Schwingung Statt fand. Er hatte ſie aber ſorgfältig niedergeſchrieben, gab ſeinem Freunde das Papier und ſuchte nun erſt den magnetiſchen Meridian zu beſtimmen. Der Freund ſchwieg und ließ ihn gewähren. Jetzt breitete er die verſchiedenen Metallſtäbe vor ſich aus, ließ ſich von dem Freunde die Reihefolge der Verbindungen ſagen, ſelbſt begierig zu erfahren, ob auch alles, wie bei dem erſten Verſuche, eintreffen würde. Es gelang vollkommen, und das Erſtaunen des Freundes wuchs mit jedem Verſuche, er ließ ihn alle entwickeln, dann erſt ſagte er: „Deine Verſuche überraſchen mich, alles trifft zu, wie du es verzeichnet haſt, aber ſie müſſen richtig und falſch zugleich ſeyn, denn — dort iſt Norden" — und wies nach einer, von dem durch den Verſuch gefundenen Meridian völlig abweichenden Gegend. Daß die Furcht, Norden auch in der Gegenwart des Freundes zu verfehlen, die Reflexion, wenn auch noch ſo unbewußt, erweckt hatte, daß die erſte Linie den dunkel gedachten Meridian anzeigte, mag leicht zu erklären ſeyn; aber nun die übrigen Schwingungen, deren vermeintliches Geſetz ihm ſelber unbekannt war! — Iſt eine ſolche Täuſchung nicht eben ſo unergründlich, wie die Erſcheinung, die ſie entdeckt zu haben glaubt? Weder mir, noch irgend einem Freunde iſt ſeit der Zeit irgend ein beſtimmter Verſuch gelungen.

Man wird ſagen, dieſe, im Ganzen unbedeutenden, oberflächlich gefaßten Erfahrungen können mit denen, die uns die überraſchenden Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus kennen lernten, auf keine Weiſe verglichen werden. Und mit Recht. Denn die wichtigſten Thatſachen des thieriſchen Magnetismus ſind für alle Zeiten gewonnen, und wenn nur einige der wichtigſten derſelben, nur diejenigen, die wir oben betrachtet haben, unzweifelbar ſind, wird die leichte Zweifelſucht niemals den wichtigen Einfluß einer ſolchen Kunde auf die philoſophiſche Naturwiſſenſchaft vernichten können. Man vergeſſe aber nicht, was der Gegenſtand dieſer Betrachtung iſt. Jenes Beſtreben nehmlich, immer tiefer in die innern Räthſel der Natur zu wühlen, iſt ein Streben, durch welches wir ſelber von dem irreleitenden Dämon, der in der ſichtbaren Natur waltet, nothwendig myſtificirt werden. Für dieſe verwirrende Richtung, die das durch künſtlichen Rapport herbeigeführte Hellſehen als einen eignen Zweig der Arzneikunde nicht allein, ſondern auch der Naturwiſſenſchaft, betrachten und in dieſem Sinne grenzenlos erweitern möchte, iſt jene obige Erfahrung, die den räthſelhaften Abgrund der Täuſchungen eröffnet, gewiß von Wichtigkeit. Ich bin nicht ganz fremd in dem Felde des Magnetismus, ich habe mehr als einen bedeutenden Fall erlebt; ich habe ſelbſt, unter den Augen eines berühmten Arztes, um der Erſcheinung ſo nahe zu treten wie möglich, eine langwierige und bedenkliche Krankheit durch den Magnetismus gehoben. Ich muß erklären, daß, obgleich ich von den Wundern des magnetiſchen Schlafs völlig überzeugt bin, im Ganzen ich dennoch nie ein Hellſehen ſich entwickeln ſahe, bei welchem nicht ein unüberwindliches Gefühl mir ſagte, daß etwas Unheimliches, etwas nicht Richtiges, etwas Trübes und Verwirrendes da war, welches die feſte und klare Ueberzeugung ferne hielt. Es war nicht der Verdacht des gemeinen Betruges, denn obgleich dieſer mir auch entgegen trat, ſo erkannte ich ihn aber doch bald unentſchieden, auch wo ich ihm Zeit ließ, ſich zu entwickeln. Ueberhaupt iſt es gar nicht dieſer, auf welchen ich aufmerkſam zu machen wünſche, vielmehr auf das Irreleitende und Verwirrende in den völlig unzweifelbaren Erſcheinungen ſelbſt. Was die Kranke betrifft, die ich ſelbſt behandelte, ſo habe ich es zwar nicht zum magnetiſchen Hellſehen gebracht, weiß auch nicht einmal, ob es mir gelungen wäre, aber dennoch machte ich eine Erfahrung, die mich erſchreckte. Die ganze Behandlung mußte, der Lage der Sachen nach, eine gemiſchte ſeyn, eine pſychologiſche und magnetiſche zugleich. Es iſt mir unmöglich, genau zu beſtimmen, was ich dieſen verſchiedenen Mitteln insbeſondere zuſchreiben darf, einige ganz gewöhnliche Erfolge der magnetiſchen Behandlung ausgenommen. Aber ein Erfolg gehört ohne allen Zweifel dem Magnetismus. Das war eine krankhafte, ich möchte ſagen, ein wahnſinnige Anhänglichkeit, eine fixe Idee von meinem Einfluſſe, von meiner geheimen Wirkung, die nur durch eine ſchnelle und gänzliche Entfernung gehoben werden konnte.

Man vergeſſe doch nie, daß der Magnetiſeur mit in den Zauberkreis hineingezogen wird. Es iſt unmöglich, ſich zu denken, daß er nur phyſiſch wirkt, eine jede Reflexion, ein jeder Gedanke wird von der Tiefe ergriffen und ſcheint aus ihr wieder, ſo entſteht ein geheimes Geſpräch, deſſen wunderbaren Gang keine Beobachtung verfolgen kann, denn ſie ſelber iſt von ihm gefangen. Die Schlafende wird manches aus ſich herauszuſprechen, ja auch der Magnetiſeur manches Fremde zu vernehmen glauben, was dennoch nur der Wiederſchein ſeiner eignen verborgenen Gedanken iſt. — Wer kann der Quelle nachſpüren? Ein denkender Beobachter hat ſchon bemerkt, daß die Heilmittel, die die Kranken ſich ſelber verſchreiben, deutlich das Gepräge der herrſchenden Anſichten der Heilkunde tragen, daß eine Kranke in Frankreich einem andern Syſteme folgt, als in Deutſchland. Iſt aber hiermit die Grenze des verborgenen Einfluſſes gefunden?

Wenn nun das meiſte, was wir zu erfahren glauben, eigne Irrthümer wären, die wir täuſchend, als verborgene Wahrheit aus der Tiefe der Natur zu vernehmen glauben? Irrthümer, die in uns ruhen, ohne daß wir ſie erkennen, und die ſo zum Vorſchein kommen? Es iſt bekannt, daß das magnetiſche Hellſehen ſich oft ohne allen Rapport, oder vielmehr durch einen allgemeinen Rapport zu beſtimmten Verhältniſſen der äußern Natur überhaupt entwickelt. Die Erſcheinungen eines ſolchen Zuſtandes könnte man reiner nennen, wenn nicht eine jede Frage eine dunkle Beziehung hervorriefe, deren wechſelſeitige Verhältniſſe den nie zu vertreibenden Schatten nothwendig von neuem erzeugen. Am reinſten tritt der magnetiſche Schlaf hervor, wenn ein völlig Unkundiger, dem die Kraft verliehen iſt, ſie ohne alle Reflexion ausübt. Er dient als ein Stützpunkt für die Entwickelung eines heilenden Zuſtandes und wirkt ohne allen Zweifel wohlthätiger, als diejenigen, die mit dem erwachſten Bewußtſeyn auch einen Abgrund verborgener Täuſchungen in die Seele des Schlafenden hineintragen und aus ihr wieder heraushören. Man hat geglaubt, daß man dieſen Männern die Ausübung verbieten müßte. Da man einmal geſtehen muß, daß dieſe verborgene Fähigkeit einigen Menſchen in höherem Grade zukommt, ſo begreife ich nicht, warum man ſie zu benutzen verſchmäht, obgleich ich eine völlig unbedingte Ausübung auch nicht heilſam finden möchte. So lange ein ſolcher Mann völlig unbefangen bleibt, ſo lange gar keine Spur von Reflexion ihn und die Kranke irreführt, iſt er gerade das reinſte Organ, ja, irre ich nicht, ſo würde man durch ſeine Behandlung weniger in Gefahr gerathen, die Stufe, den Grad der Ausbildung des magnetiſchen Schlafs zu überſchreiten, der für eine jede Krankheit nothwendig iſt. Dieſes Hinausgehen aus der naturgemäßen Schranke, die Neigung, eine jede Gelegenheit wahrzunehmen, um die Erſcheinung, wo es möglich iſt, bis zum höchſten Grade auszubilden, erwacht nur zu leicht mit der Reflexion, ſelbſt da, wo man ſie aus Grundſatz bekämpft; denn die Reflexion hat das ſichere Maaß verloren, und kann es in ſich ſelber auf keine Weiſe wiederfinden. Aerzte ſollten ſolche Männer wie eine Arznei verſchreiben, aber ſich ſelber entfernt halten. Auch würde der Vortheil daraus entſtehen, daß die Hellſehenden endlich einmal ſtill ſchweigen. Ohne Scheu bekennen wir, daß dieſes unſer höchſter Wunſch iſt. Kaum gibt es einen Unbefangenen mehr. Die allgemeine Aufmerkſamkeit iſt lange auf dieſen Gegenſtand hingezogen geweſen. Die Schlafende nimmt tauſend verworrene Vorſtellungen und Fragen in den Schlaf mit und betrachtet ſich ſchon als eine Enthüllerin verborgener Räthſel, als eine Prophetin, als ein aufgeſchloſſenes Myſterium, ehe ſie einſchläft. So nährt ſich dieſe Verirrung in ſich ſelber, und kann leicht den höchſten Gipfel erreichen. —

Denn leider — nicht blos die Störungen der Reflexion wirken trübend auf die Schlafende, auch die eignen Irrthümer, ja das verborgene Böſe, welches die ganze erſcheinende Natur verpeſtet hat, und nicht verſchwindet mit dem Schlafe. Wir können zugeben, ja wir behaupten, daß eine klarere Ueberſicht über die Verhältniſſe des Lebens, daß eine innigere, ja wahrhaft lebendige Verknüpfung der Liebe und der Neigung, über die Formen der Zeit und des Raumes hinaus, ſich entwickeln mag, daß dasjenige, was als dunkle Ahndung trübe durchblickt, was das helle Wachen mit geheimer Angſt vorübergehend ergreift, im tiefen Beſinnen des Schlafs ſich auszubilden vermag zur wirklichen Anſchauung. Aber das Böſe verläßt den Menſchen nie, es war früher da als das Bewußtſeyn des Wachens, es überlebt das Bewußtſeyn im Schlafe wie im Tode. Es kann der Tod eine Reinigung ſeyn, er iſt es für alle diejenigen, die im Herren ſterben, wir dürfen nie ſagen, er wäre es hier oder da nicht. Gottes Barmherzigkeit iſt ohne Grenzen. Aber iſt er es immer? Wenn die Geiſter der Abgeſchiedenen laut würden und euch anſprächen, dürftet ihr allen trauen? Würden aus der dunkeln Ferne nicht lockende Töne erſchallen, die euch dem Abgrunde zuführten? Nur Einem dürfen wir trauen, der das Licht iſt, und der Weg und die Wahrheit, die Geiſter ſollen wir prüfen, prüfen durch das Licht, welches er leuchten ließ. Aber wie könnt ihr prüfen, wo ihr das Maaß der Prüfung verloren habt? das Maaß, welches Gott euch in einem klaren Bewußtſeyn gab, welches ſeinen Grund und ſeine Wurzel erkennt? Welch eine Thorheit, die wohl ſchon hier und da gehört wird, daß die Hellſehenden — Dunkelſehenden ſollten ſie heißen, weil ſie gerichtet ſind gegen die ewige Nacht — alle gereinigt ſind. Das Böſe, die Lüge ſchlummert mit uns ein und wacht mit uns auf, und ein irreführender Geiſt verbirgt ſich in den innerſten Tiefen des verborgenſten Lebens und tritt hervor, wo die Lüge des Tages ihn verbirgt, auf neue Lüge ſinnend, die gefährlicher iſt als jene. Dieſes dunkle, unheimliche Gefühl verlor ich nie, wo ich Zeuge des Hellſehens war. Wie glücklich wäre ich oft geweſen, wenn ich mir hätte ſagen können — ſie ſchläft nicht, es iſt gemeiner Betrug — aber ſie ſchlief wirklich. — Ihr, die ihr als Bewunderer alles deſſen, was laut wird aus der Tiefe, da ſteht, und die Menſchen tadelt, die blos Betrug ahnden — ihr glaubt die ganze Bedeutung der Erſcheinung begriffen zu haben? Wie irrt ihr euch. Die Täuſchung, die um ſich zu greifen anfängt, iſt gefährlich, man hat ſie verdrängen wollen durch oberflächliches Abläugnen, was freilich nicht gelingen konnte, in ſich ſelber muß ſie ſtürzen und jede Schonung wäre unzeitig. Welche Menſchen ſind gewöhnlich Gegenſtände der magnetiſchen Behandlung? Bei weitem die meiſten verzärtelte Frauen, deren ganzes Daſeyn ein Gemiſch von halbwahren und halberlogenen Empfindungen iſt, alles, was die Zeit Verworrenes enthält, ſpiegelt ſich in ihnen ab, und wie zwiſchen fixen Ideen und unwillkührlichen Gefühlen ihr inneres Leben in einem beſtändigen Schwanken, ſo ihr äußeres zwiſchen Eigenſinn und Krampf, eine zurückgedrängte Sinnlichkeit wirft noch den finſtern Schatten in dieß verzerrte Leben. Die Strenge herrſcht nicht mehr, die Religion hat ihre tiefe Gewalt verloren, und wir müſſen den Teufel durch Beelzebub vertreiben, die Folgen der Verzärtelung durch ihre durchgeführt Conſequenz heben. Ein ſolches Extrem der Verzärtelung iſt die moderne magnetiſche Cur vieler Frauen geworden. Und wenn nun ein ſolches, höchſt complicirtes Geſchöpf, welches allenthalben tauſend confuſe Sachen uns abgehorcht hat, einſchläft! Haben wir nicht Matthiſſonſche Gedichte und Zierereien der unerträglichſten Art von jenen modernen Orakeln gehört? — Ja eben, daß Manches hervortritt, was in der That von großer Bedeutung iſt, ſcheint mir in dieſem Gemiſch furchtbar und abſchreckend. Ihr glaubt, die Aufklärung ſchützt uns vor dem Aberglauben. — Als wenn ſie nicht ſelber einer wäre, und zwar von der ſeichteſten Art, als wenn die Extreme ſich nicht berührten!

Wendet euch ab von der Tiefe — erkennt ſie, läugnet ſie nicht, aber das Geſicht ſey gegen das helle Tageslicht gewandt, in welchem wir uns und unſere Gedanken kennen und zu prüfen vermögen.

3.

Religion.

Indem wir uns der heiligen Stätte nähern, am Schluſſe des Buchs, überfällt uns ein heimliches Grauen.

Denn iſt es nicht, als wenn alle Verwirrung des Lebens, und alles, was uns von einander trennt und gegen einander ſtellt, ſich hier zuſammengedrängt hätte, uns irre zu leiten? Hier auf der heiligen Stätte des Friedens iſt der Krieg, ſo ſcheint es, am furchtbarſten losgebrochen. Sollen wir den verworfenen Gedanken auch hier begegnen? das mühſame Geſchäft der einſeitigen Darſtellungen nach allen Richtungen von vorn anfangen? Endlos würde die Bemühung ſeyn, und wer nicht eingeſehen hat, wo die Irrthümer liegen, wo ſie gehoben werden können, würde dennoch nicht gewonnen werden.

Vor allem aber müſſen wir warnen vor denjenigen, die die Religion mißbrauchen, um irgend eine irdiſche Herrſchaft zu gründen, die wirklich Irdiſches und Himmliſches auf eine freche Weiſe zu vermengen ſtreben. Die Richtung der Religion iſt von der Erde weg. Sie iſt die allerhöchſte Pflanze, gewandt gegen das allerinnerſte Licht, deren thieriſch beweglicher Gegenſatz (das Inſect) die Wiſſenſchaft iſt, die Begierde des Wiſſens, deren höhere vermittelnde Bildung, deren Grund und Boden und tragende Welt nicht in der Zeit und nicht im Raume, auf der Erde nicht geſucht werden darf. Und ſo endigt das Bewußtſeyn mit der Sehnſucht der Pflanze, wie alles Leben auf der Erde anfing mit ihr. Nur ſo vermag ſie, der quellende Trieb in allem, das Leben zu erlöſen, nur ſo veredelt ſie ein jedes Verhältniß, und das Geheimniß der Freiheit fällt mit dem Geheimniß der göttlichen Gnade, die Alles in Allem wirkt, zuſammen. Wo aber die Religion ſich gegen die Erde neigt, ſey es, um wie viele moderne Catholiken, aus unreifer Philoſophie und verzerrter Religion ein ſophiſtiſches Gebäude zu errichten, die Ketten der Vergangenheit um das ſtrebende Geſchlecht immer enger zuſammenzuſchnüren, oder ein ähnliches verworrenes Gebäude erhebend, wie viele moderne Proteſtanten, um alle heilige Bande der Vergangenheit zu zerreißen, da tritt die Hölle in ihrer lockenden Gewalt, dort den Mächtigen, hier das Volk irre zu führen, hervor, und nichts bleibt uns übrig, als das Gebet, daß Gott ihre Verblendung zerſtören möge, daß ſie ſich, und was ſie ſind, und was Recht iſt, vor Gott erkennen mögen.

Warnen müſſen wir nicht blos vor denjenigen, die das erhabene Licht der ewigen Sonne beleuchten wollen durch angezündete Oellampen des irdiſchen Verſtandes, ſondern auch vor denjenigen, die jenes Sonnenlicht zu erzeugen ſtreben aus einem höhern Erkennen. Ihr fragt bedenklich nach dem Verhältniſſe der Wiſſenſchaft zur Religion, ihr fürchtet, daß die Selbſtſtändigkeit der Wiſſenſchaft verloren wird, wenn die Religion über allem ſteht? Der ſinnliche Menſch lebt in der ſinnlichen Natur, ſie umgibt ihn von allen Seiten, ſie iſt in ihm, wie außer ihm, und daß ſie ſein Eigenthum iſt, ihm angeboren iſt die Quelle aller Zuverſicht im Leben und Handeln. Aber einige, getrieben durch eine Gabe, wollen den Geheimniſſen der ſinnlichen Natur, dem Geſetze in ihr, der Bedeutung des Lebens nachſpüren. Ob und wie wir dieſes Streben ſchätzen, brauchen wir wohl nicht darzuthun, da eben dieſes Forſchen uns den höchſten Genuß und die größte Freude gewährt. Aber entſpringt es nicht aus jener unendlichen Zuverſicht, die einem Jeden gegeben iſt, hat es eine andere Wurzel als eben dieſe, und, wenn dieſes Forſchen eine eigenthümliche Selbſtſtändigkeit behauptet und behaupten ſoll, iſt dieſe denkbar ohne jene Zuverſicht, die freilich etwas anderes iſt, als der Glaube an die abſolute Realität der Erſcheinung. Und wenn nun dieſes Forſchen euch wirklich hineinblicken läßt mit klarem Bewußtſeyn in die unendliche Tiefe der Natur in euch und um euch, findet ihr irgend etwas, was jene urſprüngliche Zuverſicht zu ſteigern, ja ſie nur zu erreichen vermag? Müßt ihr nicht bekennen, daß alle Räthſel, nicht als Aufgaben da liegen, vielmehr wirklich gelöſ't ſind durch ein unmittelbares, tiefes Gefühl, welches, in Stunden der völligen Hingebung, die ganze Seele durchdringt, und wenn das quellende Leben ſich an euer Herz drängt, eine innere Freude erzeugt, die keine Grenzen kennt, und die vor aller Forſchung iſt, alle Forſchung trägt, mit gleicher Unendlichkeit einen Jeden, dem der Sinn gegeben iſt, ergreift, und die bewußtloſe Löſung eurer Aufgabe iſt. Habt ihr einen andern Nahmen für dieſes zuverſichtliche Gefühl, als Glaube?

Der Menſch lebt unter Menſchen, im Staate, und das mannichfaltig wechſelnde Leben in uns und einem Jeden ergreift uns von allen Seiten. Einige wollen die Geheimniſſe, den bildenden Trieb, in jener wunderſamen Entwickelung der Geſchichte erforſchen, ſind ſie dadurch dem Leben des Staats näher getreten? Hat der ſtille Sinn, der im engen Kreiſe das Leben des Staats ergreift, und mit innerer Zuverſicht die Grenze ſeiner Stellung, aber auch ihre innere Unendlichkeit faßt und feſthält, nicht urſprünglich eure Aufgabe gelöſ't, ja iſt nicht das Geheimniß eures Lebens daſſelbe, was ihr in dem Ganzen des Staats findet? Könnt ihr in der Forſchung irgend einen Gewinn, in eurem Erkennen irgend eine Klarheit erwarten, wenn nicht in euch ſelber die Aufgabe vor aller Löſung ſchon gelöſ't iſt? Und welchen Nahmen habt ihr für jene innere Unendlichkeit, die euch gegeben iſt, als das urſprünglich Erworbene, wenn ihr es nicht Glaube nennt?

So ſteht die höchſte Wiſſenſchaft im Glauben, fängt mit ihm an, endigt in ihm. Jene ewige Welt, die wunderbar hindurchblickt durch alle wandelbare Erſcheinung, begründet die Zuverſicht für die ſinnliche Natur, ja vernichtet die Realität des Endlichen und weiſ't auf das Höchſte hin, ſie iſt die Quelle der innern Sicherheit, mit welcher der Menſch mitten im dem Wechſel menſchlicher Verhältniſſe unverrückt und feſt ſteht. In der Wiſſenſchaft ſollen wir nicht andächtig ſeyn, behauptet ihr. Wenn wir nun das Wunder, welches den Menſchen, ergriffen von dem Schwanken der Gedanken und Ereigniſſe, unerſchütterlich hinſtellt, daß er ſelber zu wanken aufhört, und jeder ſich in ihm und durch ihn findet, ruhig da ſteht, wie er; wenn wir ſehen und erkennen, daß durch dieſe verborgene Kraft in dem Menſchen die Mißverſtändniſſe ſchwinden, und Klarheit und Ordnung, Friede und Eintracht und innere Uebereinſtimmung und Einheit hervorbricht, und geſtehen müſſen, was ſo Großes auszurichten vermag, ſey das Leben in Gott und dem Heiland, ſey fromme Hingebung und Andacht: könnt ihr dann dieſe Andacht als einen Gegenſtand betrachten, außer euch ſetzen durch irgend eine Reflexion, was nur eine Bedeutung hat, wenn es das ganze Daſeyn ergreift, und nicht Leben allein, und nicht Erkennen allein, ſondern eben Leben und Erkennen in ununterſcheidbarer Einheit iſt?

Glaubſt du an die unbefleckte Empfängniß der Mutter Gottes — daß als Jeſus Chriſtus die Reihefolge der Zeugungen durchbrechend, auf der Erde erſchien, es Gott ſelber war, der Uranfang in der Mitte des Lebens, der friſche Lebensſtrom aus der ewigen Welt der heiligen Liebe; daß ſein irdiſcher Vater da ſtand, wie der verdorrte Stamm der Vergangenheit, wie die Vernichtung der innern Reue des Geſchlechts, die kein Leben und keine Blüthen aus ſich ſelber zu erzeugen vermochte, glaubſt du an die Auferſtehung, an die Verklärung des Leibes, und daß, wie er die Reihefolge der irdiſchen Geburt durchbrach, er auch den Tod nicht ſah? — Sieh, eben das Unerträgliche wird dir geboten, daß du erkennen ſollſt, es ſey Nichts, was aus dem Irdiſchen erzeugt iſt, im Stande, Gott zu faſſen, daß wir ihn und ſein heiliges Weſen und das Geheimniß ſeiner Liebe nur begreifen durch ihn ſelber. Blicken wir in uns ſelber hinein, dann wiſſen wir es wohl, daß keine Rettung für uns iſt, ſo lange die wechſelnden Erſcheinungen des Lebens uns feſthalten, dann bricht, wenn die ſchwarze Melancholie uns das erſcheinende Leben als ein ewig offenes Grab erſcheinen läßt, wenn der Wurm der Endlichkeit eine jede Geſtalt innerlich verzehrt, aus der Nacht des furchtbaren Zweifels plötzlich der Tag hervor, da will ſich Gott in uns gebären, und daß er uns erſchienen iſt, nicht auf irdiſche Weiſe, ſondern auf eine ewige, das werden wir eben dadurch erkennen, daß er die Reihefolge irdiſcher Gedanken und Anſchauungen gewaltſam durchbricht, daß eine neue Zeugung in uns anfängt, die erkannt wird als diejenige, die da war, ehe ſie erſchien, und durch welche alle Erſcheinung erſt ihre Bedeutung, alles Leben den verblichenen Glanz, jedes Wort ſeinen urſprünglichen Sinn wieder erhält.

Alles, was die Wiſſenſchaft Wahres, alles, was die Kunſt Schönes darzuſtellen vermag, erzeugt ſich ſo, nie zu erklären aus der Reihefolge der innern Zeugungen. Aber der Gott, der in uns erwacht, das Wort, das aus uns heraustönt, die Geſtalt, die durch uns hervortritt, ſtehen wie fremde da, ein innerer Trieb zieht uns hin zu einer Welt, die aus uns hervorquoll, aber das erlöſende Wort fehlt, und ſtündlich tödten wir den Erlöſer in uns, der ſtündlich in uns geboren ward. Selbſt derjenige, dem es gegeben ward zu reden, was den Meiſten verborgen, darzuſtellen, was der bloß irdiſche Sinn nicht faßt, der begreift und begreift nicht, er hat alles und beſitzt Nichts, er kann den räthſelhaften Schatten nicht vertreiben, der ſich fortdauernd hineinwirft in das klare Licht, er verſammelt um ſich diejenigen, die mit ihm, die durch ihn erkennen, aber innerlich keimt dennoch keine neue Kraft. Nahe an der Quelle des Lichts gelagert iſt dennoch das Leben finſter, nahe an dem Strome des Lebens verdurſtet er ſelber, und kann den Durſtenden um ihn nicht erquicken. Aber dieſe innere fortdauernde Qual, ward überwunden, als die Natur ſelber ihre Tiefe aufſchloß, als der Schatten des ganzen irdiſchen Daſeyns, als der Teufel, der in den innerſten Tiefen des Lebens wühlte in der höchſten nächtlichen Verwirrung, zurückgedrängt ward, als die Urgeſtalt erſchien, der Gott, der alle Kräfte der Natur zuſammendrängte in ein erhabenes Daſeyn, daß, nicht der Gedanke allein, der mit dem Leben kämpft, nein, dieſes ſelber ſeinen Mittelpunkt fand. Da ward es helle in der Geſchichte, und wer in dem Erlöſer lebt und mit ihm ſtirbt, der kennt den Tod nicht.

So, nur ſo dürft ihr ihn erkennen, an ihn glauben. Iſt er aus eurem Erkennen hervorgegangen, und wenn dieſes auch noch ſo tief greift und hoch ſteigt, ihr habt Nichts als den bleibenden Gedanken, nie das bleibende Leben. Ihr könnt die Idee der Liebe faſſen, aber wie ſie Fleiſch wird, wie ſie wirkt Alles in Allem, iſt euch verborgen, denn ſonſt wäre die Idee der Liebe in euch ſelber das Leben der Liebe, und ihr müßtet, ſelber urſprünglich erlöſ't, das höchſte Werk der Liebe, die Erlöſung, hervorrufen können aus eigner Kraft. Warum müßt ihr haſſen, wenn nicht geſchieht, was ihr für gut haltet? O! übertüncht nicht euren Haß, daß ihr es einen göttlichen Zorn nennt — wenn ihr mitten in der finſtern Nacht der Geſchichte das ewige Licht in das Auge faßt, wo iſt denn die Finſterniß? Daß ihr die Nacht fürchtet, beweiſ't ihre Macht über euch ſelber. Da ihr aber die Idee der Liebe nicht als ein Leben der Liebe darzuſtellen vermögt, ſo kann auch das Leben, welches durch eure Idee eine Offenbarung der Liebe ſeyn ſoll, nicht die Idee ſelber ſeyn, denn dieſe erſcheint nie. Es iſt nur eine erſcheinende Form, in welcher ihr eure Idee zu erkennen glaubt, an welche ihr, vorübergehend, die Darſtellung eurer Idee anknüpft, die höher iſt als ſie, ihr begreift, wie einer beſtimmten Entwickelung des Geſchlechts jene Idee eben ſo ſich darſtellt; ihr ſchont die Täuſchung derer, die, von der Erſcheinung gefangen, nur ſo die Liebe, nicht in der reinen Idee, ſondern nur in ihrer erſcheinenden Form zu erkennen vermögen. Ihr ſchließt euch freundlich an dieſe an, und rühmt die Andacht und die Frömmigkeit, ja, da das, was als Darſtellung der Idee im Leben hervortritt, eine unendliche Kraft hat, ſo begreift ihr, wie das Anſchließen an den erſchienenen Erlöſer der Liebe eine große Innigkeit, dem Leben eine heitere Zuverſicht geben kann. Ihr kämpft gegen diejenigen, die nicht an den Erlöſer glauben, dann nehmlich, wenn ihnen die Idee der Liebe fremde blieb, die ſein Daſeyn läugnen, weil ſie die Liebe läugnen. Ihr müßt behaupten, daß das Chriſtenthum ſelber, die Lehre von dem Werk der Erlöſung nur einen vorübergehenden Werth hat, daß eine andere, vielleicht eurer Idee näher tretende Form dieſe verdrängen könnte, ja ihr müßt euch bemühen, das Chriſtenthum ſelbſt in ſeinen innerſten Stützen zu untergraben, nur ſo, daß die Idee der Liebe bleibt, und von einer Form, durch eine naturgemäße Entwickelung zu einer andern, ihr mehr entſprechenden übergeht. Und ſo arbeitet ihr euch immer tiefer in die Verblendung des Erkennens hinein.

In dieſer grundloſen Tiefe des furchtbaren Irrthums liegt die Verwirrung der Kirche. Die Hölle, als ihr die Waffen des irdiſchen Verſtandes entriſſen wurden, hat ſich in die höhere Vernunft hineinzuretten geſucht. In der Idee, die keine Macht hat über das Leben, die keine Kraft ausübt über diejenigen, die ſie ſchauen, die das Räthſel des Daſeyns, die Kräfte der Hölle nie überwinden kann, will man die Zuverſicht ſuchen, die nur in dem Heiland gefunden werden kann. Wo er wirkt, da ſagt er: es iſt die reine Kraft Gottes, die in und mit mir iſt, es iſt Gott ſelber, und ich habe keine Sünde gekannt. Abſolut tritt er hervor, und eine jede Relativität, die abſolut ſeyn will, iſt eine Lüge, ja die frechſte aller Lügen, oder die ewige Wahrheit. Die Idee der Liebe iſt erſt offenbar geworden durch ihn. Durch ihn ſind wir, in ihm leben wir, und wenn die Kirche ihn erkennt und an ihn glaubt, da wird er uns verſammeln, wie die Henne ihre Küchlein, unter ſeine Flügel und der Tag der Einheit bricht hervor!

Ich ſchließe meine Schrift — nicht ohne Wehmuth. — Ich habe es gewagt, die verwirrenden Gedanken des Geſchlechts um mich zu verſammeln, und die vernichtenden Widerſprüche in einer höhern Einheit der Löſung zu vereinigen. Iſt es mir gelungen? Wie oft ſtand die Idee klar vor meiner Seele, und, wenn ich die Darſtellung überblicke, wie trübe blickt ſie aus den unbeholfenen Worten hervor — wie oft hat die verborgene Leidenſchaft, mühſam abgewieſen, unwillkührlich die Feder geleitet. — Ach! der Menſch kann das Größte wollen, aber es gelingt ihm nie. Stumpf ſteht er da, und ſtarrt im Erkennen das Höchſte an, und es zerbröckelt, wenn er es darſtellen will, unter den ungeſchickten Händen; daß nur die Liebe aus dem zertrümmerten Ganzen die verborgenen Züge herausfinden kann. – Iſt es zu verwundern, daß es dem Widerſtrebenden gelingt, die Richtigkeit des Ganzen darzuthun? Aber ſo ſoll es ſeyn. — Was wirklich geboren ward aus der Liebe, das wird erkannt werden durch die Liebe, das Uebrige ſoll erſcheinen in ſeiner Richtigkeit.

Du ewiger Erlöſer, Jeſus Chriſtus, den ich erkenne, in dem ich alles Heil ſuche, beſtätige, was dein iſt, daß der Eigenwille vergehe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Druckfehler.

Erſter Theil.

Seite 23 Zeile 3 von unten tieſen l. dieſen.
— 30 — 11 von unten Wer l. Wie.
— 37 — 13 es war. Die Zeit l. Es war die Zeit.
— 69 — 6 von unten auch l. euch.
— 82 — 7 von unten da l. oder.
— 194 — 5 dieſen l. in dieſen.
— 215 — 14 von unten keineswegs jemals l. niemals.
— 222 — 6 von unten jenen l. jeden.
— 270 — 5 von unten einer l. eines.
— 320 — 4 die wird ausgeſtrichen.
— 323 — 5 eure l. dieſe.

Zweiter Theil.

Seite 3 Zeile 8 von unten wird ſich ausgelaſſen.
— 8 — 10 innigſten l. wenigſten.
— 20 — 14 hinter l. heiter.
— 23 — 4 dafür l. da, für.
— 35 — 1 unter die Bande l. unter den Banden.
— 38 — 3 nur l. nun.
— 43 — 15 ſie l. ſich.
— 66 — 6 von unten heraus das l. heraus, iſt das.
— 71 — 5 nur wird ausgeſtrichen.
— 72 — 7 von unten daß l. das.
— 100 — 14 ausgeſetzt l. vorausgeſetzt.
— — — — das l. daß.
— 104 — 4 unter einander Beziehung l. unter einander in Beziehung.
— 105 — 5 von unten läßt l. löſt.
— 109 — 9 wildordnende l. mildordnende.
— — — 14 hinter Geſchlechts ein Comma.
— 114 — 9 von unten Trennung aber l. Trennung ward aber.
— 115 — 4 von unten aus l. auch.
— 120 — 5 der Blick l. der blickt.
— 124 — 11 von unten eine Hülle l. eine Hölle.
— 130 — 6 von unten iſt. Die l. iſt (die — —
— — — 5 von unten wird, erlaube l. wird) erlaube.
— 140 — 11 verhüllt l. verhält.
— 155 — 7 hinter Verbindende l. ſeyn.
— — — 8 vor gegen ein Punktum.
— 156 — 13 das Comma hinter einſehen wird ausgeſtrichen.
— — — 14 vor als ein Comma.
— 186 — 7 Heroenſtunden l. Heroen ſtanden.
— 206 — 10 wird l. weder.
— 215 — 3 von unten Forderung l. Sonderung.
— 218 — 12 von unten Gattungen nur l. Gattungen — nur.
— 219 — 12 Studien l. Stadien.
— — — 6 von unten haben l. hat.
— 232 — 8 Staat l. Statt.
— 253 — 11 von unten ein l. nie.
— 306 — 16 erſtaarten l. erſtarrten.
— — — 20 Engel l. Enkel.
— 317 — 11 von unten gar l. zwar.

Seite 319 Zeile 6 von unten Negativa l. Negation.
— 320 — 12 von unten ſuchen l. ſucht.
— 327 — 3 u. 4 innerer — der Kraft und Kenntniß — wie äußerer, wird eingeklammert.
— 359 — 17 hinter wie ein Comma.
— 356 — 1 Nichts l. Nicht. Ich.
— 372 — 2 von unten wie l. ein.
— 398 — 11 dies wird ausgeſtrichen.
— 416 — 15 u. 16 von unten Dieſe beſtehende Einrichtung vermag l. Die beſtehenden Einrichtungen vermögen.
— 425 — 7 von unten wie l. nie.
— 436 — 17 Staat l. Statt.
— 438 — 11 von unten Reformer l. Reformen.
— 449 — 15 angeknickt l. angequickt.
— 471 — 4 warum l. worin.
— 478 — 16 von unten den Beweis l. den Beweis führend.
— 481 — 6 von unten geſtanden l. zugeſtanden.
— 484 — 15 kein l. keinen.
— 485 — 12 die unabhängige, von dem Staate beſtehende l. die, unabhängig von dem Staate, beſtehende.
— 497 — 7 nie l. ein.
— 498 — 17 abſtreiten l. abſtreifen.
— — — 11 von unten die l. dieſe.
— 499 — 7 von unten haben l. hat.
— 510 — 14 von unten Zukunft l. Zukunft lebt.
— 516 — 7 von unten weit l. weil.
— 520 — 14 ein l. in.
— 522 — 15 dieſes l. dieſer.
— 543 — 9 rein l. nein.
— 547 — 11 von unten ein l. in.
— — letzte Z. die muſculöſen l. wie die muſculöſen.
— 556 — 12 von unten auch l. euch.
— 562 — 9 von unten werden l. wird.
— 563 — 4 von unten wird ſie ausgeſtrichen.
— 577 — 8 verkennen l. verkennend.
— 591 — 2 von unten ſie bildeten l. ſie bildeten ich.
— 596 — 9 von unten ungelenkter l. ungelenker.
— 619 — 10 auch l. euch.
— 622 — 15 wenn l. wie wenn.
— 624 — 12 die l. wie.
— 655 — 14 von unten Vorbilder l. Vorbild.
— 659 — 9 von unten Daß l. Eben ſo muß.
— — — 6 von unten muß wird ausgelaſſen.
— 663 — 6 rein l. wenn.
— 671 — 3 das Comma hinter mehr muß vor nicht ſtehen.
— 672 — 14 von unten ein Semicol. vor blüht.
— 678 — 12 von unten das Comma vor Gott wird ausgeſtr.
— — — 9 vermag wird ausgeſtrichen.
— 688 letzte Z. als wird ausgeſtrichen.
— 697 — 6 von unten zu matt l. zumal.
— 700 — 9 Realität l. Relativität.
— 708 — 2 anzuerkennen l. zu verkennen.
— 709 — 12 von unten entkräften l. enthüllen.
— 712 — 6 von unten man wird ausgeſtrichen.
— 716 — 4 von unten aber doch bald unentſchieden l. doch bald und entſchieden.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

8°
H. lit.
44

H. Steffens
derlegung

der gegen ihn
von dem Hrn. Konſiſtorial-Rath
Dr. Schulz
erhobenen öffentlichen Anklage.

Breslau, 1823.
Bei Joſef Max und Komp.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Gedruckt bei Guſtav Kurie

Herr Conſiſtorialrath D. Schulz hat öffentlich behauptet, daß von mir Verſuche für meinen Freund (den Hrn. Profeſſor Scheibel) und wider deſſen Gegner ausgegangen wären, die durch das höchſtpreiswürdige Benehmen unſerer erleuchteten hohen Behörde mißlungen ſeien. Indem er nun zuerſt mir gegen über ſich ſelbſt als einen Feind aller Anſpielungen, Seitenwege und heimlichen Umtriebe darſtellt, hierauf aber die friedliche Stimmung, in welcher meine Schrift: „von der falſchen Theologie und dem wahren Glauben“ abgefaßt iſt, für einen frommen Kunſtgriff und eine Sicherheitsmaßregel erklärt, indem er ferner in meiner Schrift einen, wenn auch mißlungenen, Verſuch ſeine amtliche Stellung zu gefährden andeutet, und ſie, als eine Fortſetzung früherer ähnlicher, wiewohl gleichfalls mißlungener

Verſuche betrachtet — endlich, indem er damit ſchließt, daß wohl niemand lieber als ich, ihm eine nähere Beurkundung des Geſagten erlaſſen würde, wird jene Behauptung eine förmliche öffentliche Anklage, von einem Beamten gegen mich erhoben, und zwar ſo, daß er es wagt, ſich auf die hohe Behörde zu berufen.

Das Gefühl wird zwar tief verletzt, wenn dasjenige, was wir im reinſten Sinne öffentlich auszuſprechen wagten, leidenſchaftlich in eine bloße Perſönlichkeit verwandelt wird. In den meiſten Fällen wird jedoch die Wirkung ſolcher Verſuche durch Stillſchweigen vernichtet. Die Geſchichte iſt auch für geiſtige Erzeugniſſe, ein Weltgericht, und was, mit Gefühl der Nichtigkeit in ſich geboren, nur durch perſönliche Herabwürdigung der Gegner ſich zu erhalten vermag, geht mit dem nichtigen Streit von Rechtswegen unter. Selbſt Schmähungen, ungegründete Beſchuldigungen können ſtillſchweigend geduldet werden; denn in einer leidenſchaftlich bewegten Zeit hat man gelernt Aeußerungen der Art gehörig zu würdigen. Ich habe daher eine Menge Kritiken und öffentlicher Angriffe ſtillſchweigend zu erdulden gewußt. Wenn ich nun aber bei dieſer Gelegenheit von dieſem bisher befolgten Grundſatz abgehe, ſo geſchieht dieſes theils deswegen, weil die oben angegebene Form der Beſchuldigung dieſe in eine wahre Anklage verwandelt — theils, weil man auf mancherlei Weiſe verſucht hat, die Liebe zum wahren Chriſtenthum als Obſcurantismus und als verbunden mit geheimer Verfolgungsſucht darzuſtellen, — theils, weil ich den ungehörigen, unverdienten Schatten einer perſönlichen, ſogar gehäſſigen Beziehung, die Hr. Schulz — ohne im Geringſten angegriffen zu ſeyn — auf eine Schrift zu werfen ſucht, die meine heiligſte Ueberzeugung enthält, natürlicherweiſe zu vertreiben wünſche.

Es iſt alſo von meiner Schrift hier gar nicht die Rede — bloß von meiner Perſon. Ich bin ein öffentlich Angeklagter und ſtelle mich dem Gericht, deſſen Competenz keiner entſchiedener, offener, unumwundener zu jeder Zeit anerkannt hat, als ich. Es giebt Anklagen, die, will man ſie nicht abweiſen, von Rechtswegen haften bleiben — eine Nichtachtung des öffentlichen Urtheils, welche Strafe verdient und auch unvermeidlich beſtraft wird. Ich werde auch hier meinen Gegner nicht angreifen. Ich haſſe es, Jemanden öffentlich Abſichten unterzuſchieben. Das einfache Factum ſoll reden — das Publikum ſoll richten.

Ich ſchrieb im verfloſſenen Sommer einen Brief an einen bedeutenden Freund in Berlin. Es iſt mir nicht erlaubt dieſen öffentlich zu nennen, aber mit ſeiner Erlaubniß mache ich folgenden Auszug des Briefes bekannt. Er enthält dasjenige, welches allein die Anklage des Hrn. Schulz veranlaßt hat; es giebt keinen andern Grund der Anklage. Eine jede Stelle, die irgend Bezug auf Hrn. Sch. haben kann, iſt hier erwähnt; ja mehrere Stellen, in denen er gar nicht perſönlich gemeint iſt, die eine viel allgemeinere Bedeutung haben. Sollte nun Jemand vermuthen, daß ich irgend eine Aeußerung gegen Hrn. Sch. unterſchlagen habe, ſo kann ich dieſes nicht abwehren und mag es auch nicht, denn unwürdig ſcheint es mir, mich gegen Vermuthungen der Art zu vertheidigen. Inſofern aber die hier zu gebenden Auszüge ausſchließlich diejenigen ſind, die ich auch Hrn. Sch. mitgetheilt *) und die einzige faktiſche Grundlage für deſſen Anklage enthalten — nur Fakta aber dürfen eine Anklage begründen — ſo genügt auch deren Bekanntmachung (der verſchwiegene Theil des Briefes enthalte was er wolle), die Anklage öffentlich, wie ſie erhoben ward, entweder vollſtändig zu rechtfertigen, oder vollſtändig zu vernichten.

— „Und nun der Gegenſtand, der mir „zu dieſem Briefe die Veranlaſſung giebt. „Die Verfolgung, ich kann kaum ein anderes „Wort für dieſes Benehmen finden, gegen einen frommen, vielleicht in den Mitteln „die er wählt, nicht ſelten ſich irrenden Lehrer. „Es geht hier das Gericht, daß Scheibel abgeſetzt, wenigſtens verſetzt werden ſoll;

---

*) Die Veranlaſſung zu dieſer Mittheilung übergehe ich als unweſentlich.

„es erregt eine allgemeine Bewegung, beunruhigt einen großen Theil der Gemeinde, „der ihm anhängt, wie mich, da er nicht „blos mein Freund iſt, ſondern auch als „Seelſorger, als Lehrer meiner Kinder, ſeit „Jahren ein Seegen für mich und meine „Familie. Es iſt zwar nur ein Gerücht, aber „ich habe es von ſo vielen Seiten gehört, „daß ich mich nicht anders zu retten weiß, „als indem ich mich offen und freimüthig „an Sie wende. Wie man etwa das Drohende abwehren kann, wenn das Gerücht „nicht ohne Grund iſt, ob eine Vorſtellung „von der Gemeinde, von der Univerſität etwas helfen kann, wünſche ich vor Allem zu „erfahren; und bitte innig und dringend um „Ew. Hochwohlgeboren gütigen Rath.

„Wie die feſte, unerſchütterliche gläubige „Zuverſicht, die allein auf den Kanzeln herrſchen ſollte, ſeegenreich wirkt durch Scheibel, „wie die Kirche voll iſt, wenn er predigt, „wie er Andacht und fromme Geſinnung „ſtärkt und nährt in einer Stadt, die einen

,,ſolchen ſtreng mahnenden Lehrer ſo wenig
,,entbehren kann, das kann jeder Unpartheiiſche,
,,der nur nicht gläubiges Chriſtenthum
,,für gefährlichen Aberglauben hält,
,,gewiß bezeugen. Ich will zugeben, daß
,,nicht alle ſeine Predigten gleich ſind, aber
,,ich hörte Vorträge von ihm, die ich unbedingt
,,zu den beſten rechnen muß, die ich jemals
,,hörte. Man darf ſie keinesweges nach
,,den gedruckten beurtheilen. Der Geiſt der
,,ihn durchdringt, der ihn in ſolchen Stunden
,,ſchöner Begeiſterungzu heiligen ſcheint, giebt
,,die Worte, und eine wunderbare Klarheit,
,,eine unergründliche Tiefe des liebevollen
,,Gemüthes und eine unbeſchreibliche Anmuth
,,bildet einen ſeltſamen Kontraſt mit ſeinem
,,ſchriftſtelleriſchen Ungeſchick. Gegen dieſes
,,bin ich nicht blind, ich habe es oft bedauert,
,,ſo wie ich die Härte und Schroffheit
,,ſeiner Polemik keinesweges billige. Demohngeachtet
,,ſetze ich dieſes redliche Ungeſchick
,,doch über die ſchriftſtelleriſche Gewandtheit,
,,die eigene Meinung in das Chriſtenthum

„zu verhüllen weiß und eigenes Wort als
„Gottes Wort zu verkaufen ſich unterfängt.
„Ich will es Ihnen geſtehen, daß ich entſchloſſen
„bin, nicht ſeine Gegner anzugreifen,
„wohl aber ihn zu vertheidigen.
„Ich werde, wie ich hoffe, den ruhigen Gleichmuth
„nicht verlieren, der ſich für eine heilige
„Sache ziemt und den die Gegner auf eine
„empörende Weiſe vergeſſen. Die Angriffe
„enthalten Manches, was nicht blos den theologiſchen
„Exegeten angeht, und die Zeit iſt
„gekommen, wo ein gläubiger Leſſing gegen
„die eifernden Verſtandes-Zeloten und
„aufklärenden Götze hervortreten muß, wenn
„ich mich auch nicht einen Leſſing zu nennen
„wage. An Scheibels theologiſcher Gelehrſamkeit
„zweifelt wohl keiner. —“

„— Das hieſige Konſiſtorium hat den
„Magiſtrat aufgefordert, zuerſt den Scheibel
„zur Rechenſchaft zu ziehen darüber, daß
„er ſich auf eine geſetzwidrige Weiſe an ſeparatiſtiſche
„Gemeinden anſchloß. Als dieſe
„Beſchuldigung abgewieſen war, hat nun der

„Magiſtrat, von neuem durch das Konſiſto-
„rium dazu veranlaßt, von ihm eine Wi-
„derlegung der hämiſchen Beſchuldigungen,
„die in einer anonymen, gegen die Geſetze
„erſchienenen, ja verbotenen Schrift enthalten
„ſind, gefordert. Eine Forderung, die um
„ſo ſeltſamer iſt, da es gewiß iſt, daß ein
„Mitglied des Konſiſtorii, wenn auch nicht
„alleiniger Urheber, ſo doch Theilnehmer an
„der verbotenen Schrift iſt. Scheibel, ſeine
„Stellung als Lehrer bedenkend, hat ver-
„ſchmäht, eine Injurienklage anhängig zu ma-
„chen, obgleich er vielfältig dazu aufgefor-
„dert wurde, und der günſtige Erfolg für
„ihn nicht zweifelhaft ſein konnte, und ſelbſt
„die lobenswerthe chriſtliche Geduld und De-
„muth muß ſeinen Feinden als ein neues
„Mittel zur Verfolgung dienen.“ — — —

Dieß ſind nun die von mir ausgegangenen, mißlungenen Verſuche wider Scheibels Gegner und namentlich wider Hrn. Schulz. In den hier mitgetheilten Stellen aus einem Privatſchreiben ſind ſie enthalten; in ihnen liegt auch die Beurkundung der Schulziſchen Inſinuationen, welche ich, nach Hrn. Sch. Meinung, ſo ſehr zu ſcheuen habe. — Hier könnte ich nun ſchließen, wenn nicht Hr. Sch. wunderlich genug, auch meine bereits erwähnte Schrift: „Von der falſchen Theologie ꝛc.“ gegen ſich gerichtet glaubte. Dieß nöthiget mich, noch einiges über meine Schrift zu bemerken. Sie iſt, wie ein Jeder leicht einſieht, gegen eine Wendung der Glaubenslehre unſerer Zeit aufgetreten, die mir deſto bekannter iſt, weil ſie nicht bloß äußerlich ſich mir gegenüber gebildet hat; weil ich vielmehr innerlich Jahre lang mit ihr zu kämpfen hatte. Wer meine Schriften kennt, wird die letzte, als eine natürliche, ja nothwendige Fortſetzung früherer erkennen. Seltſam iſt es daher, wenn Hr. Sch. glaubt, daß ſie ſich lediglich gegen ihn richte. Iſt es doch dem Publiko, wie mir, bis jetzt unbekannt, in wie fern er ſich Probleme der Art aufgeworfen hat — eine zuſammenhängende dogmatiſche Anſicht von ihm kenne ich eben ſo wenig.

Die Philoſophie hat ſich, in unſeren Tagen nicht gleichgiltig gegen die Theologie verhalten, dieſe noch weniger gegen jene. Die meiſten dogmatiſch-theologiſchen Lehrgebäude erſchienen nur als ein Wiederhall eben herrſchender Philoſopheme, ja kaum giebt es einen bekanntgewordenen Philoſophen, der nicht irgend einen Theologen aufweiſen könnte, welcher ſeine Lehre als Grundlage eines dogmatiſchen Lehrgebäudes benutzt hat; dagegen diejenigen Dogmatiker, die auf die Geſtaltung der Philoſophie keine Rückſicht nahmen nicht eben den größten Einfluß gehabt haben. In einer ſolchen Zeit wäre es wohl auffallend der Philoſophie die Befugniß abzuſprechen, über die Lehren (nicht philologiſchen oder kirchengeſchichtlichen Unterſuchungen) der Theologie ein Urtheil zu fällen, da wo der Einfluß der letztern auf die religiöſe Geſinnung ſich nicht verkennen läßt. — Oder gilt dieſe Befugniß nur da, wo die Philoſophie den Glauben anzugreifen, oder durch ſyſtematiſche Erklärung ſeinem Weſen nach aufzuheben ſtrebt? Wenn ſie aber den Verſuch wagt, den Glauben in ſeiner Unergründlichkeit darzuſtellen, hört da ihre Befugniß auf?

Meine philologiſchen Kenntniſſe — wie ſchwach oder ſtark ſie ſeyn mögen, — können nur dann einem öffentlichen Urtheil unterworfen werden, wenn ich mich etwa als ein philologiſcher Stümper irgend einem Meiſter gegenüber zu ſtellen wage — nicht da in Betracht kommen, wo die Natur meines Standpunktes er fordert, eine jede philologiſche Unterſuchung ſchlechthin abzuweiſen. — Oder iſt ein ſolcher Standpunkt durchaus nichtig? — Entweder iſt es der bibliſchen Philologie gelungen, etwas das Weſen des Chriſtenthums hinlänglich Bezeichnendes, ſo in der Mutterſprache zu geben, daß ſie ihre Unterſuchungen über Dieſes als beſchloſſen anſehen kann — oder es iſt ihr nicht gelungen. Im erſten Falle iſt dieſes ſo gewonnene, mir ſo nahe, dem Wortverſtande nach mir eben ſo bekannt, wie dem größten Philologen. — Im zweiten Falle — wenn behauptet wird, es ſchwebe noch die unterſuchende Gewalt der Philologie über Alles, ſo daß was ich mit völliger Sicherheit zu beſitzen glaube, mir noch geraubt werden, durch fortgeſetzte Unterſuchung einen ganz andern Sinn erhalten kann: — Was iſt uns dann die Schrift? — Wie kann ſie von uns eine heilige genannt werden? — und welches Urtheil ſpricht eine bibliſche Philologie über ſich ſelber?

Allerdings war es, indem ich es übernahm, meinen Freund zu vertheidigen, urſprünglich meine Abſicht, mich genauer dem Angriff, in ſo fern er nicht bloß exegetiſch-theologiſch war, gegenüber zu ſtellen. Ich habe dies auch dem

Hrn. Sch. geſagt — daß ich ihm damit gedroht hätte, iſt mir unbekannt. Er vielmehr drohte mir mit einem heftigen Angriff, wenn ich gegen ihn aufzutreten, ohne Befugniß, wagen ſollte — (ohne Befugniß nämlich einen Freund, als Menſchen und Prediger gegen die leidenſchaftlichſten Beſchuldigungen zu vertheidigen,) und wenn ich mich mit einer Sache befaſſen wollte, die mich ja nicht angeht — (mit der Religion nämlich!) — Wer aber weiß, mit welcher Gewalt ein Gegenſtand, der uns ein heiliger, ja der heiligſte iſt und ſeyn muß, uns ergreifen kann, wie er eine jede irdiſche Rückſicht zu verachten vermag, der wird es begreifen, daß ſo wie ich ans Werk gieng, jene erſte Abſicht durchaus verſchwinden mußte. Wer jedoch eine ſolche Gewalt nicht in ſeinem Innern erfahren hat, der mag wohl glauben können, daß eine Schrift, wie meine letzte, keine andere Abſicht habe, als ihn zu kränken, und daß der milde Ton nur aus Furcht vor ausgeſtoßenen Drohungen gewählt worden ſey. Wie ſollte ich mich aber einem Solchen gegenüber vertheidigen wollen? Ich vermöchte es ja nicht einmal. (Man vergleiche übrigens meine Aeußerungen in dem vor allen Drohungen geſchriebenen Briefe.)

Ich habe dieſes erwähnt, nur um darzuthun, daß, wenn irgend etwas Gutes in meiner Schrift ſeyn ſollte, irgend Etwas, das den Zweifeln der Zeit zu begegnen vermöchte, dieſes mit dem perſönlichen Verhältniß zwiſchen Hrn. Sch. und mir nichts gemein hat. Ich erſuche die Leſer die Schrift völlig unabhängig von uns beiden zu betrachten. Was irrig iſt, das wird untergehen, was wahr, was aus dem Geiſte, deſſen Stärke ich vertraue, das wird bleiben, auch wenn von Hrn. Sch. und mir, ja ſelbſt von der ſchwachen Schrift nicht die Rede iſt. — Es ſoll auch von ihr nicht die Rede ſeyn. — Iſt es ihr gelungen, dich zur ſtillen Beſinnung anzuregen, dann wirf ſie weg. — Der Geiſt, der trübe, unklar aus meiner ſchwachen Darſtellung hindurch blickt, wird mit ſeiner ganzen Kraft dich durchdringen — du brauchſt mein unvollkommner Werk nicht mehr.

Geſchichten,
Mährchen und Sagen.

Von

Fr. H. v. d. Hagen, E. T. A. Hoffmann

und

Henrich Steffens.

Breslau,
im Verlage von Joſef Max und Komp.
1823.

[illegible]

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

1. Anton von Bologna und die Herzogin von Amalfi, von v. d. Hagen. . . . . S. 3.

2. Meiſter Johannes Wacht. Eine Erzählung von E. T. A. Hoffmann. . . . . — 23.

3. Zur Sagen- und Mährchen-Welt, von Henrich Steffens. . . . . — 125.

   1. Ueber Sagen und Mährchen aus Dänemark. . . . . — 129.

   2. Mährchen und Sagen aus dem Rieſengebirge. . . . . — 144.

   3. Die Trauung. . . . . — 201

Anton von Bologna
und
# die Herzogin von Amalfi.

(Aus der geheimen Geſchichte von Neapel. *)

Durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

---

*) Vergl. meine Briefe in die Heimat. Bd. 3. S. 162.

Heinrich von Arragon, Markgraf von Terace, natürlicher Sohn des Königs Ferdinand I. von Neapel mit Diana Guardato, einer Edelfrau von Sorrent, vermählte ſich mit Polixena, Tochter des Markgrafen Anton von Cotrone und der Enrichetta Ruffo, und erzeugte mit ihr vier Kinder, zwei Söhne und zwo Töchter. Der älteſte Sohn, Ludwig, folgte dem Vater in der Markgrafſchaft, ward aber nachmals Prieſter und Kardinal, und übertrug die Rechte der Erſtgeburt ſeinem Bruder Karl. Von den beiden Töchtern hieß die eine Catanna, und vermählte ſich mit Gentile Orſino, Grafen von Nola; die andere hieß Johanna, und war die Gemahlinn des Alfons Piccolomini, zweiten Herzogs von Amalfi. Dieſer ſtarb im erſten Jahre der Ehe, und hinterließ ſeine Gattinn ſchwanger, welche zu ihrer Zeit einen Sohn gebar, der auch Alfons genannt wurde, und der dritte Herzog von Amalfi war. Die Herzoginn-Witwe war noch ſehr jung, und leitete ihren Sohn und zugleich das Herzogthum mit großer Weisheit und Umſicht.

Zu dieſer Zeit lebte Anton von Bologna, ein Neapelſcher Edelmann und Sohn Antons von Nido und der Julia von Sangro, ein ausgezeichneter Mann in Führung der Waffen und des Roſſes, und vorzüglich im Geſang und Lautenſpiel. Nachdem er am Hofe verſchiedener Herren, und zuletzt bei dem unglücklichen König Friedrich von Neapel, gedient hatte, zog er ſich, überdrüſſig länger zu dienen, in ſein Haus in Neapel zurück. Hier aber wurde er von der Herzoginn von Amalfi aufgefordert, als Hofmarſchall in ihre Dienſte zu treten; und da er Gefallen am Hofleben hatte und der Arragoniſchen Partei ſehr ergeben war, nahm er die Stelle an, und trat in die Dienſte der Herzoginn. Dieſe, jung wie ſie war, ſehr ſchön, und im Wohlleben, doch nicht geſonnen, ſich wieder zu vermählen und ihren kleinen Sohn fremder Leitung zu überlaſſen, gedachte, ſich irgend einen würdigen Geliebten zu erwählen und mit ihm ihrer Jugend zu genießen. Sie ſah viele, ſowohl ihrer Unterthanen, als andre, die ihr edel und ſittig erſchienen; aber wenn ſie die Art und Weiſe von Allen genau erwog, ſo fand ſie keinen, der mit Herrn Anton ſich vergleichen ließ, weil er in Wahrheit ein ſchöner Mann war, von feinen Sitten, und mit vielen trefflichen Eigenſchaften begabt. Daher verliebte ſie ſich heftig in ihn, und ſo ſehr fühlte ſie ſich von ihm entbrannt, daß ſie nicht leben zu können glaubte, ohne ihn zu ſehen und bei ihm zu ſein. Und um Gottes Gebot ſo wenig als möglich zu übertreten, und ihr Leben vor allem Tadel zu bewahren, der daraus entſtehen mußte, beſchloß ſie, ohne jemand ihre Gedanken mitzutheilen, nicht die Geliebte, ſondern die Gattinn Bologna's zu werden, und ihrer Liebe ſo lange heimlich zu genießen, bis ſie gezwungen wäre, ihre Ehe zu entdecken.

Als ſie dieſen Beſchluß gefaßt hatte, ließ ſie eines Tages den Bologna in ihr Zimmer rufen, und nachdem ſie ſich mit ihm an ein Fenſter geſetzt, redete ſie ihn folgendermaßen an:

„Wenn ich mit jemand anders, als mit Dir, Anton, ſpräche, ſo würde ich ſehr zweifelhaft ſein, das zu ſagen, was ich im Sinne habe, Dir kund zu thun: aber da ich Dich als einen gar beſcheidenen und verſtändigen Mann kenne, und Du an den Höfen der Könige Alfons, Ferdinand und Friedrich erzogen und aufgewachſen biſt, ſo habe ich die feſte Meinung und beſtärkt mich das Vertrauen, daß, wenn Du meinen ehrenvollen Vortrag vernommen, Du mit mir übereinſtimmen wirſt. Ich bin, wie Du weißt, durch den Tod meines Gemahls, des Herzogs ſeliger Gedächtniß, ſehr jung Witwe geworden, und habe bisher auf ſolche Weiſe gelebt, daß niemand, wie ſtreng er auch richte, der Ehrbarkeit auch nur ſo viel als eine Nadelſpitze anhaben kann. Desgleichen habe ich die Verwaltung des Herzogthums auf ſolche Weiſe geführt, daß, wenn mein Sohn in das Alter kömmt, die Regierung anzutreten, er alles in beſſern Stande finden wird, als der ſelige Herzog, mein Gemahl, es hinterlaſſen hat; denn ich habe mehr als 15000 Ducaten Schulden bezahlt, welche mein Gemahl in den vergangenen Kriegen gemacht hatte, und unſer Haus iſt jetzt ohne einen Pfennig Schulden. Obgleich ich mir nun vorgeſetzt hatte, ſtäts im Witwenſtande zu bleiben und der Regierung des Herzogthums zu warten, ſo bedünkt mich jetzo doch, daß ich meinen Vorſatz ändern und ein anderes Leben führen muß; und demnach erachte ich es für beſſer, mir einen Gemahl zu wählen, als zu thun, wie ſo manche Frauen, welche gegen Gottes Gebot, und unter ſtätem Tadel und Verachtung der Welt, ſich ihren Geliebten hingeben. Ich bin, wie Du täglich ſiehſt, in ſolchem Wohlleben, daß ich wider meinen Willen manchem verliebten Gedanken Raum geben muß. Um einen Gemahl von gleichem Range wie der erſte zu nehmen, ſo findet ſich gegenwärtig kein Fürſt, der ſich vermählen möchte. Daher habe ich, nach reiflicher Ueberlegung, den Entſchluß gefaßt, Dich zum Gemahle zu nehmen. Aber, um das Gerede der Leute zu vermeiden und nicht bei meinen Brüdern, beſonders dem Kardinal, in Ungunſt zu fallen, möchte ich die Sache geheim halten, bis ſich Gelegenheit darbietet, ſie mit weniger Gefahr für mich zu offenbaren; und wenn ich nicht den Rang der Herzoginn behaupten kann, will ich mich begnügen, als Edelfrau zu leben. Und nun, was ſagſt Du dazu?" Anton, voll Freuden über dieſe Rede, lobte die Geſinnung der Herzoginn, und erbot ſich ihr nicht allein zum Gemahle, ſondern auch zum getreueſten und ergebenſten Diener.

Nachdem beide alſo von einander verſichert waren, veranſtalteten ſie ihre Zuſammenkünfte ſo gut und heimlich als möglich. Die Herzoginn hatte eine getreue Kammerfrau, welche ihre Vertraute war; dieſe rief ſie herein, und nahm ſie allein zum Zeugen ihrer Vermählung mit Bologna. Ihre Ehe blieb viele Jahre geheim, in welchen ſie faſt jede Nacht beiſammen ſchliefen. Während beide ſo in großem Vergnügen mit einander lebten, ward die Herzoginn ſchwanger, und gebar zu ihrer Zeit einen Sohn; ſie wußte ſich aber ſo gut zu benehmen, daß keiner am Hofe es bemerkte. Bologna ließ den Knaben heimlich aufziehen, und nannte ihn in der Taufe Friedrich, zum Gedächtniſſe des unglücklichen Königs Friedrich, welchem er mit großer Zuneigung bis zu ſeinem Tode in Frankreich gedient hatte.

Im Verfolge dieſes Liebesverſtändniſſes ward die Herzoginn abermals ſchwanger, und gebar eine ſchöne Tochter. Bei dieſer zweiten Geburt hatte ſie aber die Sachen nicht ſo heimlich einrichten können, daß nicht mehren vom Hofe bekannt wurde, daß die Herzoginn ſchwanger geweſen und geboren habe. Und während man verſchiedentlich über dieſe Sache flüſterte, kam es auch zu Ohren ihrer beiden Brüder, des Kardinals von Arragonien und des Markgrafen von Terace. Als dieſe vernahmen, daß ihre Schweſter geboren hatte, jedoch nicht wußten, wer der Vater wäre, beſchloſſen ſie, ſolchen Schimpf nicht auf ſich ſitzen zu laſſen, und mit großem Eifer ließen ſie von nun an alle Handlungen und Schritte der Herzoginn beſpähen.

Während dieſes Geflüſters am Hofe, und da täglich Abgeſchickte von den Brüdern der Herzoginn unter allerlei Vorwänden kamen, die nichts anderes bezweckten, als dieſes Geheimniß auszuforſchen, ſo fürchtete Bologna, daß die Kammerfrau die Sache verrathen möchte; und eines Tages, im Geſpräche mit der Herzoginn, ſagte er zu ihr:

„Ihr kennet, theure Herrinn, den Verdacht, welchen Eure Herren Brüder über dieſe Eure zweite Geburt hegen, und die große Mühe, welche ſie anwenden, der Sache auf den Grund zu kommen.

Ich fürchte ſehr, daß ſie einigen Verdacht auf mich haben, und ſie mich eines Tages ermorden laſſen. Ihr kennet beſſer, als ich, ihr Gemüth, und wiſſet, wie der Herr Kardinal zu handeln pflegt. Und weil ich glaube, daß ſie gegen Euch nicht grauſam ſein werden, bin ich gewiß, daß wenn ſie mich haben umbringen laſſen, nichts weiter geſchehen wird. Darum habe ich beſchloſſen, nach Neapel zu gehen, und wenn ich dort meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht habe, mich nach Ancona zurück zu ziehen, wohin ich mir meine Einkünfte ſenden laſſen und dort bleiben werde, bis man ſieht, daß dieſer Verdacht Euren Herrn Brüdern aus dem Kopfe gekommen iſt. Die Zeit allein wird uns dann weiter rathen."

Vieles noch ſprachen beide mit einander. Endlich ſchied Bologna, zum großen Herzenleide der Herzoginn; und wie er es verabredet hatte, ging er nach Neapel, wo er ſeine Angelegenheiten ordnete, die Beſorgung ſeiner Einkünfte einem Vetter übertrug, und ſich nach Ancona begab, wo er ehrenvoll lebte und ein anſtändiges Haus machte. Er hatte ſeinen Sohn und ſeine Tochter mitgenom=

men, und ließ beide mit großer Sorgfalt aufziehen.

Die Herzoginn, welche zum drittenmale ſchwanger zurück geblieben war, konnte es nicht ertragen, ohne ihren geliebten Anton zu leben, und war darüber ſo trübſelig, daß ſie faſt wahnſinnig geworden wäre. Und indem ſie oft ihr Schickſal überdachte, und fürchtete, wenn dieſe dritte Geburt ans Licht käme, daß ihre Brüder ihr einen ſchlimmen Streich ſpielen möchten, ſo beſchloß ſie, lieber zu ihrem Gemahle zu gehen und mit ihm als einfache Edelfrau zu leben, denn ohne ihn Herzoginn zu bleiben. Als ſie demnach mit ihrem Anton zu Ancona ſich wiedervereinigen wollte, benachrichtigte ſie ihn heimlich von allem, und begann damit, ihm Gelder und Kleider zu ſenden, ſo viel ſie konnte. Darauf verbreitete ſie, daß ſie ein Gelübde gethan hätte, zur Madonna von Loretto zu gehen. Als ſie alles in Ordnung gebracht, und ihren Sohn, der zum Herzoge beſtimmt war, in guter Pflege gelaſſen, begab ſie ſich auf den Weg, mit anſtändigem Gefolge und mehren Packwagen.

So kam ſie nach Loretto, und nachdem ſie der heiligen Kirche dort reiche Geſchenke dargebracht, und alle ihre Leute gedachten, wieder nach Amalfi heim zu kehren, ſagte ſie zu ihnen: „Wir ſind nur funfzehn Meilen von Ancona, und hören, daß es eine ſchöne Stadt iſt; deßhalb wäre es wohlgethan, hin zu reiſen und ſie zu ſehen.“ Alle ſtimmten dem Willen der Herzoginn bei; ſie ließen die Packwagen voraus gehen, und nahmen den Weg nach Ancona.

Bologna, von allem benachrichtigt, hatte ſein Haus aufs ehrenvollſte zurüſten und alles im Ueberfluſſe herbeiſchaffen laſſen. Und als es ihm Zeit ſchien, ſtieg er zu Pferde, mit vielen Edelleuten von Ancona, und ritt hinaus vor die Stadt, der Herzoginn entgegen.

Als die Leute der Herzoginn ihn erſahen, rieſen ſie fröhlich aus: „Frau Herzoginn, da iſt Herr Anton von Bologna!“ und alle bezeigten ihm außerordentliche Freude des Wiederſehns. Er ſtieg ab, küßte der Herzoginn die Hände, und lud ſie mit ihrem Gefolge in ſein Haus ein.

Dort nun, nachdem alle geſpeiſet hatten, wollte die Herzoginn die Maske fallen laſſen, wohl wiſſend, daß es doch dahin kommen müßte; ſie ließ alſo alle die Ihrigen in den Saal kommen, und ſprach alſo zu ihnen: „Es iſt Zeit, ihr edle Herrn, und ihr andre meine Diener, daß ich der ganzen Welt das offenbar mache, was es vor Gott iſt. In meinem Witwenſtande gedachte ich mich wieder zu vermählen und einen ſolchen Mann zu nehmen, wie ihn meine Neigung ſich erwählete. Demnach thu ich Euch kund, wie ſchon einige Jahre vergangen ſind, daß ich heimlich, nur in Gegenwart dieſer meiner Kammerfrau, den Herrn Anton von Bologna geheiratet habe, welchen ihr hier ſehet; er iſt mein rechtmäßiger Gemahl, und bei ihm, weil ich die ſeine bin, will ich bleiben. Bisher bin ich eure Herzoginn und Herrinn geweſen, und ihr ſeid meine getreuen Unterthanen und Diener geweſen: in Zukunft leiſtet eure treuen Dienſte dem Herzoge, meinem Sohne. Dieſe meine Jungfrauen geleitet nach Amalfi; ihre Ausſtattung habe ich vor meiner Abreiſe aus dem Königreiche in der Bank des Paul Toloſa niedergelegt, und die Verſchreibungen darüber befinden ſich im Kloſter St. Sebaſtian in den Händen der Ehrwürdigen Äbtiſſinn.

Ich will niemand hier behalten, als meine Kammerfrau Beatrix Macedonio, welche bisher meine Ehrendame geweſen, und wie ſie weiß, ſchon von mir belohnt iſt; dennoch wird ſie in den Händen der genannten Äbtiſſinn eine Verſchreibung finden, zur Ausſtattung einer ihrer Töchter. Wenn aber unter den Dienern einer iſt, der bei mir bleiben will, der ſoll bei mir wohl aufgenommen ſein. Und zum Schluſſe wiederhole ich, daß ich lieber als Edelfrau mit Herrn Anton, meinem Gemahle, leben, denn Herzoginn bleiben will.“

Alle ihre Leute waren erſtaunt und verwundert über dieſe Rede. Aber als ſie ſahen, daß es ſo ſein müßte, und Bologna ihnen den Sohn und die Tochter gezeigt, welche die Herzoginn geboren hatte, vereinigten ſich Alle, nach Amalfi heimzukehren, ausgenommen die Kammerfrau und zween Reitknechte, welche dort blieben. Die Übrigen verließen das Haus Bologna's und giengen in die Herberge, weil keiner es wagte, aus Furcht vor dem Kardinal und dem Markgrafen, bei ihm zu bleiben, nachdem ſie alles vernommen hatten; vielmehr verabredeten ſie unter einander, daß den nächſten Morgen einer der Edelleute mit der Poſt nach Rom reiſete zum Kardinal, bei welchem auch der andere Bruder war, und ſie von allem benachrichtigte. Die übrigen kehrten in das Königreich zurück. Die Herzoginn aber blieb bei ihrem Gemahle, lebte mit ihm höchſt vergnügt, und gebar nach wenigen Monaten einen andern Sohn, welchem ſie den Namen Alfons beilegten.

Der Kardinal von Arragonien und ſein Bruder, der Markgraf, wollten aber keinesweges leiden, daß ihre Schweſter ſich auf ſolche Weiſe verheiratet hätte, und mit Hülfe des Kardinals von Mantua, Gismondo Gonzaga, welcher unter dem Papſt Julius II. Legat von Ancona war, brachten ſie es dahin, daß Bologna mit ſeiner Gattinn von den Anconitanern verwieſen wurden. Bologna, der einen Freund in Siena hatte, verſchaffte ſich durch denſelben ein ſicheres Geleit von dieſer Stadt und die Erlaubniß, mit ſeiner Familie dort zu wohnen. Worauf er mit ſeiner Gemahlinn, Kindern und allem Geſinde, nach Siena zog.

Als dieſes die beiden Arrageniſchen Brüder hörten, und ſich getäuſcht ſahen, bewirkten ſie durch den Kardinal Petrucci und ſeinen Bruder, den Herrn Borgheſe, welche damals die Häupter der Regierung von Siena waren, daß die beiden Gatten auch aus dieſer Stadt gewieſen wurden.

Sie machten ſich daher wieder auf den Weg, reiſeten durch den Staat von Florenz nach der Romagna, um ſich aufs Meer zu begeben und nach Venedig zu ſchiffen. Als ſie in die Gegend von Forli gekommen waren, bemerkten ſie viele Reiter, welche ſie verfolgten. Worauf ſie, voll Furcht und rathlos, da ſie nirgend Rettung ſahen, mehr todt als lebend waren. Dennoch, von Furcht getrieben, beſchleunigten ſie ihre Fahrt, um noch ein Dorf zu erreichen, in der Hoffnung, ſich zu retten. Bologna ſaß auf einem guten Pferde, und ebenſo ſein Sohn Friedrich; die andern beiden Kinder und die Mutter wurden in Sänften getragen. Er hätte ſich leicht retten können, aber die Liebe zu der Gattinn und den Kindern ließ ihn nicht von ihr weichen. Sie, im feſten Glauben, daß die Nacheilenden nur ihrem Gatten Schaden thun ſollten, ermahnte ihn, ſich zu retten, weil ihre Brüder weder ihr ſelber noch ihren Kindern Leides thun, ihn aber, wenn er ihnen in die Hände fiel, gewiß tödten laſſen würden; ſie bat ihn inſtändigſt, zu fliehen, weil Gott es wohl noch vergönnen würde, daß ihre Brüder mit der Zeit ſich beſänftigten. Der unglückliche Bologna, der ſeine Verfolger ſchon ganz nahe, und kein Mittel ſah, daß die Gattinn und die Kinder entfliehen könnte, nahm mit unaufhörlichen Thränen von ihr Abſchied, gab dem Pferde die Sporen, und rief den Seinen zu, daß jeder auf ſeine Rettung denken möchte. Der junge Friedrich, der ſeinen Vater fliehen ſah und auf einem Türkiſchen Roſſe ſaß, folgte ihm im vollen Laufe, und ſolchergeſtalt retteten ſich Bologna und ſein Sohn und vier Diener, die auch gut beritten waren.

Als die auf ſeinen Tod Ausgeſandten ihn nicht einholen konnten, nahmen ſie die Herzoginn mit den kleinen Kindern und allen Uebrigen gefangen; und der Hauptmann ſagte zu ihr: „Frau Herzoginn, eure Herrn Brüder haben uns befohlen, euch wieder in das Königreich in euer Haus zu führen, damit ihr abermals die Leitung des Herrn Herzogs, eures Sohnes, übernehmet, und nicht bald hier bald dort umherſchweifet; denn Herr Anton von Bologna würde, nachdem er euer überdrüſſig geworden, euch verlaſſen haben. Deshalb ſeid gutes Muthes und laßt euch nichts verdrießen.“

Auf dieſe trüglichen Worte beruhigte ſich die Herzoginn, und glaubte in der That, was ihr der Hauptmann geſagt hatte. Und in dieſem Vertrauen reiſete ſie einige Tage, von dem Reitertrupp begleitet, bis ſie nach Amalfi kamen, wo ſie in die Burg getragen, und vom Burgvogte mit ihren beiden Kindern und der Kammerfrau in den ſtärkſten Felſenthurm gelegt und verwahrt wurde. Und hier wurden alle viere jämmerlich erdroſſelt und ihre Leichname heimlich beerdigt.

Herr Anton mit ſeinem Sohn und den vier Dienern erreichte Mailand, wo er einige Tage blieb, unter dem Schutze des Herrn Silvio Savelli, welcher damals, im Jahre 1512, die Franzoſen in der Burg von Mailand belagerte, um ſie für Maximilian Sforza einzunehmen, wie dann auch durch Uebergabe geſchah. Als Savello hierauf weiter zog, Crema zu belagern, begab ſich Bologna in das Haus des Ritters Visconte. Die Brüder von Arragonien hatten es in Neapel dahin gebracht, daß die Güter Bologna's eingezogen wurden, unter dem

Vorwande, daß er in Mailand Gemeinſchaft hielte mit einigen Empörern und Ausgewanderten von Neapel. Bologna aber dachte auf nichts andres, als nur die beiden Brüder zu verſöhnen. Er wollte es auf keine Weiſe glauben, daß ſeine Gattinn und beiden kleinen Kinder erdroſſelt wären, und daß er ſelber in Mailand nicht ſicher wäre. Und hierüber ward er von der Frau Hippolita Bentivoglio und dem Herrn Hermes Visconte, ihrem Gemahle, mehrmals gewarnt, und ihm geſagt, ſie wüßten für gewiß, daß in Mailand Leute auf ſeinen Tod gedungen wären. Anton dankte ihnen für dieſe Warnung, verſicherte ſie aber, daß er vollkommen ſicher wäre, nachdem ihm Schreiben aus Neapel gekommen, daß der Fiscus binnen kurzem den Beſchlag auf ſeine Güter wieder aufheben würde, daß der Kardinal und der Markgraf nicht mehr in Zorn auf ihn wären, und daß er ohne Zweifel ſeine Gattinn wiedererhalten würde.

Aber er ſah ſich ſehr getäuſcht, daß er dieſen heilſamen Warnungen nicht glauben wollte; denn eines Morgens deſſelben Jahres 1512, als er nach der Kirche S. Francesco zur Meſſe ging, nur von zween Dienern begleitet, und in die Nähe der Kirche gekommen war, ward er von dem Hauptmann Daniel von Bozzolo mit noch drei vollſtändig gewaffneten Geſellen, angefallen, durch und durch geſtochen, und jämmerlich ermordet. Die ihn ſo nach ihrer vollen Gemächlichkeit umgebracht hatten, gingen darauf, wohin ſie Luſt hatten, weil niemand da war, der ſich die Mühe nehmen wollte, ſie zu verfolgen. Der Leichnam Bologna's ward in das Haus des Ritters Viſconte gebracht und von demſelben ehrenvoll und feierlich beſtattet, und ſein Sohn Friedrich mit guter Bedeckung nach Neapel geſandt zu ſeinen Verwandten.

Meiſter Johannes Wacht.

Eine Erzählung

von

E. T. A. Hoffmann.

Zu der Zeit, als die Leute in der ſchönen freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, d. h. unter dem Krummſtab wohnten, nämlich gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts, lebte daſelbſt ein Mann, der, dem Bürgerſtande angehörend, in jeder Hinſicht ſelten und ausgezeichnet zu nennen.

Er hieß Johannes Wacht, und war ſeiner Profeſſion nach ein Zimmermann. —

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schickſal erwägend und beſtimmend, ihren eignen dunkeln, unerforſchlichen Weg, und das, was Konvenienz, was im beengten Leben geltende Meinungen und Rückſichten als wahre Tendenz des Seins feſtſtellen wollen, iſt ihr nur das vorwitzige Spiel ſich weiſe dünkender bethörter Kinder. Aber der kurzſichtige Menſch findet oft in dem Widerſpruch der Ueberzeugung ſeines Geiſtes mit jenem dunkeln Walten der unerforſchlichen Macht, die ihn erſt an ihrem mütterlichen Buſen gehegt und gepflegt und ihn dann verlaſſen, eine heilloſe Ironie; und dieſe Ironie erfüllt ihn mit Grauſen und Entſetzen, weil ſie ſein eignes Ich zu vernichten droht.

Nicht die Paläſte der Großen, nicht fürſtliche Prunkgemächer, wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. — So ließ ſie unſern Johannes, der, wie der geneigte Leſer es erfahren wird, wohl einer ihrer begünſtigſten Lieblinge zu nennen, auf dem elenden Strohlager, in der Werkſtatt eines verarmten Drechslermeiſters zu Augsburg, das Licht der Welt erblicken. Die Frau ſtarb vor Jammer und Noth gleich nach der Geburt des Kindes, und der Mann folgte ihr nach wenigen Monaten.

Der Rath mußte ſich des hülfloſen Knaben annehmen, dem der erſte Sonnenblick eines künftigen günſtigen Geſchicks aufging, als der Raths-Zimmermeiſter, ein wohlthätiger ehrwürdiger Mann, es nicht zugab, daß das Kind, in deſſen Antlitz, unerachtet es von Hunger entſtellt, er dennoch Züge fand, die ihm gefielen, in einer öffentlichen Anſtalt untergebracht werde, ſondern es in ſein Haus nahm, um es ſelbſt mit ſeinen Kindern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte ſich nicht allein die Geſtalt des Kindes, ſo daß man kaum glauben mochte, das kleine unſcheinbare Weſen in der Wiege ſei wirklich die farb- und formloſe Puppe geweſen, aus der, wie ein ſchöner Schmetterling, der lebendige bildhübſche goldgelockte Knabe hervorgegangen. Doch wichtiger ſchien, als mit dieſer Anmuth der Geſtalt, ſich bald bei dem Knaben eine Eminenz der Geiſtesfähigkeiten zeigte, die den Pflegevater ſowohl, als ſeine Lehrer in Erſtaunen ſetzte. Johannes wuchs in einer Werkſtatt auf, aus der, da der Rathszimmermeiſter beſtändig mit den wichtigſten Bauten beſchäftigt war, das Grandioſeſte hervor ging, was das Handwerk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben alles lebendig auffaſſender Sinn dadurch aufgeregt wurde, und er ſich mit ganzer Seele zu einer Profeſſion hingezogen fühlte, deren Tendenz, in ſo fern ſie Großes und Kühnes zu ſchaffen vermag, er in tiefer Seele ahnete. Man kann denken, wie dieſe Neigung des Knaben den Pflegevater erfreute; er fühlte ſich dadurch bewogen, im Praktiſchen ſelbſt ſein ſorgfältiger aufmerkſamer Lehrmeiſter zu ſein, ſo wie er den Knaben, da er zum Jüngling heran reifte, in allem, was zum höhern Einſehn und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichenkunſt, Architektur, Mechanik u. ſ. w. von den geſchickteſten Meiſtern unterrichten ließ.

Vier und zwanzig Jahre war unſer Johannes alt, als der alte Zimmermeiſter ſtarb, und ſchon damals war ſein Pflegeſohn ein in allen Theilen ſeines Handwerks völlig erfahrner durchausgeübter Geſelle, der weit und breit ſeines gleichen ſuchte. Er trat zu der Zeit mit ſeinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht, die gewöhnliche Wanderſchaft an.

Genug weißt du, geliebter Leſer, aus der Jugendzeit des wackern Wacht, und es dürfte nur noch nöthig ſein, mit kurzen Worten zu ſagen, wie es kam, daß er in Bamberg anſäſſig und Meiſter wurde.

Als er nämlich nach langer Wanderung auf der Rückkehr in die Heimat mit ſeinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des biſchöflichen Palaſtes beſchäftigt, und zwar ſollte eben an der Seite, wo die Mauern aus der Tiefe eines engen Gäßchens himmelhoch empor ſteigen, ein ganz neuer Dachſtuhl aus den größten ſchwerſten Balken geſetzt werden. Es galt eine Maſchiene, die, den möglichſt kleinſten Platz einnehmend, mit konzentrirter Kraft die großen Laſten in die Höhe hob. Der fürſtliche Baumeiſter, der auf ein Däuschen herzurechnen wußte, wie die Trajans-Säule in Rom zum Stehen gebracht und wie dabei hundert Fehler begangen worden, die er nimmermehr ſich hätte zu Schulden kommen laſſen, hatte auch wirklich eine Maſchiene, eine Art von Krahn, hingeſtellt, welche ſehr hübſch ausſah und von allen als ein mechaniſches Meiſterſtück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maſchiene in Bewegung ſetzen ſollten, fand es ſich, daß der Herr Baumeiſter auf lauter Simſone und Herkuleſſe gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein gräsliches kreiſchendes Jammergeſchrei von ſich, die eingehakten großen Balken blieben ſitzen, die Arbeiter erklärten im Schweiß ihres Angeſichts, daß ſie lieber Holländerbäume ſteile Treppen herauſtragen, als in der Maſchiene die angeſtrengteſte Kraft nutzlos vergeuden wollten, und dabei blieb es.

In einiger Entfernung ſchauten Wacht und Engelbrecht dem Weſen, oder vielmehr dem Unweſen, zu, und es mag ſein, daß Wacht über die Unkenntniß des Baumeiſters ein wenig lächelte.

Ein eisgrauer Altgeſelle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne weiteres auf ſie zu und fragte den Wacht, ob er das Ding mit der Maſchiene dort denn beſſer verſtehe, da er ſo klug drein ſehe? Ei nun, erwiederte Wacht ganz unbefangen, ei nun, mit dem beſſer Verſtehn iſt es immer ein mißliches Ding, denn jeder Narr glaubt, er verſtehe alles am Allerbeſten, aber mich nimmts nur Wunder, daß Ihr hier zu Lande die einfache Vorrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeiſter dort vergebens die Leute ſich abquälen läßt.

Den eisgrauen Altgeſellen verſchnupfte die kecke Antwort des jungen Menſchen nicht wenig; er wandte ſich murrend weg und bald wußte jeder, daß ein fremder junger Zimmergeſelle den Baumeiſter mit ſammt ſeiner Maſchiene verhöhnt und ſich berühmt, eine wirkſamere Vorrichtung zu kennen. So wie es in der Regel, achtete kein Menſch darauf; ſondern der würdige Baumeiſter, ſo wie die ehrliche Zimmermannszunft zu Bamberg, meinte: der aus der Fremde würde auch nicht alle Weisheit gefreſſen haben und alte erfahrene Meiſter eines beſſern belehren wollen. Siehſt du nun wohl, ſprach Engelbrecht zu ſeinem Kameraden, ſiehſt du nun wohl, Johannes, wie dein Vorwitz ſchon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerksgenoſſen begrüßen müſſen, gegen dich aufgebracht hat?

Wer kann, erwiederte Johannes mit funkelndem Blick, wer mag es ruhig anſehen, wenn das arme bedauernswürdige Handlanger-Volk ohne Noth über alle Gebühr geſchunden und geplagt wird! Und wer weiß, was mein Vorwitz nicht noch für erſprießliche Folgen haben wird. — Es traf wirklich ſo ein!

Ein einziger Mann von ſolch eminentem Geiſt, daß ſeinem Scharfblick kein noch ſo flüchtig hingeworfener Funke entging, faßte die Aeußerung des

Jünglings, die ihm von dem Baumeiſter ſelbſt als ein vorwitziges Wort eines jungen Kiekindiewelt hinterbracht wurde, gar anders auf, als die Uebrigen. Dieſer Mann war der Fürſt Biſchof ſelbſt. Er ließ den Jüngling vor ſich kommen, um ihn näher über ſeine Aeußerung zu befragen und wurde nicht wenig von ſeinem Anblick, von ſeinem ganzen Weſen, in Erſtaunen geſetzt. Der geneigte Leſer muß erfahren, woher dies Erſtaunen rührte, und es iſt an der Zeit, von Johannes Wachts ganzem Innern und Aeußern mehr zu ſagen.

Johannes war, was Antlitz und ganze Geſtalt betrift, ein ausgezeichnet ſchöner Jüngling zu nennen und doch erhielten dieſe edlen Züge, dieſer majeſtätiſche Wuchs, erſt im männlicheren Alter die volle Bedeutung. Aeſthetiſche Kapitulare nannten den Johannes einen alten Römerkopf, ein jüngerer Domizellar, der auch im ſtrengſten Winter ganz ſchwarz in Seide einher zu gehen pflegte, und der Schillers Fiesko bereits geleſen, verſicherte dagegen, Johannes Wacht ſei der leibhaftige Verrina.

Nicht Schönheit und Anmuth der äußern Geſtalt übt aber jenen geheimnißvollen Zauber, vermöge deſſen manche hochbegabte Menſchen jeden, dem ſie entgegen treten, auf der Stelle für ſich einnehmen. Man fühlt in gewiſſer Art ihre Ueberlegenheit; aber dies Gefühl iſt keinesweges, wie man denken ſollte, läſtig; ſondern erregt, indem es den Geiſt erhebt, ein gewiſſes Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohl thut. Die vollkommenſte Harmonie verbindet alle Theile des phyſiſchen und pſychiſchen Organismus zum Ganzen, ſo daß die Erſcheinung, wie ein reiner Akkord, keinen Mißklang duldet. Dieſe Harmonie ſchafft jenen unnachahmlichen Anſtand, jenes, — man möchte ſagen —, bequeme, in der kleinſten Bewegung, worinn ſich das Bewußtſein der wahrhaften menſchlichen Würde kund thut. Dieſen Anſtand lehrt kein Tanzmeiſter und kein Prinzenhofmeiſter, und er dürfte wohl deshalb recht eigentlich der vornehme Anſtand ſein, weil ihn die Natur ſelbſt als ſolchen geſtempelt. Es iſt hier nur noch hinzuzufügen, daß Meiſter Wacht, unerſchütterlich in Edelmuth, Treue und Bürgerſinn, mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volks wurde. Er trug alle Tugenden, aber auch jene unbeſiegbaren Vorurtheile in ſich, die gewöhnlich die Schattenſeite ſolcher Männer zu ſein pflegen. Der geneigte Leſer wird bald erfahren, worinn dieſe Vorurtheile beſtanden. —

Erklärt möchte nun auch hinlänglich ſein, warum des Jünglings Erſcheinung auf den würdigen Fürſt Biſchof ſolch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen ſtattlichen Handwerksmann ſchweigend mit ſichtbarem Wohlgefallen, dann fragte er ihn über ſein ganzes bisheriges Leben aus. Johannes antwortete auf alles freimüthig und beſcheiden und ſezte zulezt dem Fürſten mit überzeugender Klarheit auseinander, wie des Baumeiſters Maſchiene vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabſichtigte Wirkung aber niemals hätte hervorbringen können.

Auf die Aeußerung des Fürſten: ob Wacht ſich wohl getraue, ſelbſt eine zweckmäßigere Maſchiene anzugeben, die die Laſten emporbringe, erwiederte dieſer, daß er, um eine ſolche Maſchiene herzuſtellen, nur eines Tages, unter Hülfe ſeines Kameraden Engelbrechts und einiger geſchickter und williger Handlanger bedürfe.

Man kann denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeiſter, und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der verlaufe Fremde mit Schande und Spott nach Hauſe geſchickt werden würde. Es kam aber anders, als wie es dieſe gutherzigen Leute gedacht und auch wohl gewünſcht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung in einander greifende Erdwinden, jede nur mit acht Arbeitern bemannt, hoben die ſchweren Balken ſo leicht bis zur ſchwindelnden Höhe des Daches, daß dieſe in den Lüften zu tanzen ſchienen. Seit dieſem Augenblick war des braven geſchickten Handwerksmanns Ruf in Bamberg begründet. Der Fürſt drang in ihn, in Bamberg zu bleiben und das Meiſterrecht zu erlangen, wozu er ihm ſelbſt allen nur möglichen Vorſchub leiſten wolle. Wacht war zweifelhaft, unerachtet es ihm in dem freundlichen wohlfeilen Bamberg ſehr wohl gefiel. Anſehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Waagſchale; den Ausſchlag gab aber ein Umſtand, der im Leben gar oft zu entſcheiden pflegt. Johannes Wacht fand nämlich ganz unvermuthet in Bamberg die bildhübſche ehrſame Jungfrau wieder, die er vor mehreren Jahren in Erlangen geſehen und, welcher er ſchon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen geguckt hatte. Mit zwei Worten, — Johannes Wacht ward Meiſter, heirathete die ehrſame Jungfrau aus Erlangen, und brachte es durch Fleiß und Geſchicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge belegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen, und ſich ſo ganz anſiedeln konnte. Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glücks freundlicher Stern! Der Himmel hatte beſchloſſen, unſern wackern Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder Andere weniger ſtark an Geiſt unterlegen haben würde. Die erſte Frucht der glücklichſten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling, ganz in die Fußſtapfen des Vaters treten zu wollen ſchien. Achtzehn Jahr war dieſer Jüngling alt worden, als in einer Nacht nicht fern von Wachts Hauſe ein bedeutendes Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten, ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des

Brandes herbei. Kühn kletterte der Sohn mit andern Zimmerleuten herauf, um das brennende Dachgerippe ſo viel als möglich wegzuſchlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geſchehen pflegte, das Einreißen und Löſchen zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte die entſetzliche Gefahr, ſchrie: Johannes, Leute, hinab, hinab! Zu ſpät — Mit fürchterlichem Krachen ſtürzte die Brandmauer ein — erſchlagen lag der Sohn in den Flammen, die wie im gräßlichen Triumpf ſtärker praſſelnd empor loderten. —

Doch nicht dieſer entſetzliche Schlag allein ſollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorſichtige Magd drang mit wüthendem Jammergeſchrei in die Stube, wo die Hausfrau erſt halb geneſen von einer zerſtörenden Nervenkrankheit, in Angſt und Noth lag über das Feuer, deſſen dunkelrother Widerſchein ſich an den Wänden ſpiegelte.

„Euer Sohn, euer Johannes iſt erſchlagen, „begraben in den Flammen hat ihn mit ſeinen Kameraden die Brandmauer!"

So ſchrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete ſich die Hausfrau aus dem Bett hoch empor; doch tief aufſeufzend ſank ſie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenſchlag hatte ſie getroffen, — ſie war tod.

„Sehen wir nun, ſprachen die Bürger, wie „Meiſter Wacht ſein großes Leid tragen wird. Oft „genug hat er uns gepredigt, daß der Menſch dem „größten Unglück nicht erliegen, ſondern ſein Haupt „emporhalten und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Bruſt gelegt, dem bedrohlichen Verderben, ſo lange widerſtehen müſſe, als dieſes „nicht augenſcheinlich im ewigen Rath beſchloſſen. „Laßt uns ſehen, was er uns nun für ein Beiſpiel geben wird?“

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den Meiſter ſelbſt nicht in der Werkſtatt, wohl aber die ununterbrochene Thätigkeit der Geſellen wahrnahm; ſo daß nicht die mindeſte Stockung entſtand; ſondern die begonnenen Werke, ſo, als ob dem Meiſter kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht, ſprach der Meiſter an demſelben „Mittage, als er in der Frühe mit ſtandhaftem

„Muthe, feſten Schrittes, allen Troſt, alle Hoffnung,
„die ihm ſein Glaube, die wahrhafte Religion,
„die in ſeinem Innern feſtgewurzelt blieb, gewährte,
„in dem verklärten Antlitz, den Leichen ſeines
„Weibes und ſeines Sohnes gefolgt; Engelbrecht,
„es iſt nun vonnöthen, daß ich mit meinem Gram,
„der mir das Herz abſtoßen will, allein bleibe,
„damit ich vertraut mit ihm werde, und mich gegen
„ihn ermanne. Du Bruder, biſt ja mein
„wackerer thätiger Werkmeiſter und weißt wohl,
„was in acht Tagen zu thun; denn ſo lange ſchließ'
„ich mich in mein Kämmerlein." —

In der That verließ Meiſter Wacht acht Tage hindurch nicht ſeine Stube. Das Eſſen brachte die Magd oft unangerührt wieder hinab, und man vernahm oft auf dem Hausflur ſeine leiſe, wehmüthige, tief ins Herz dringende, Klage: o mein Weib! o mein Johannes!

Viele von Wachts Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieſer Einſamkeit nicht überlaſſen müſſe, die ihn, da er beſtändig ſeinem Gram nachhänge, zerſtören könne. Engelbrecht entgegnete indeſſen: „laßt ihn gewähren, Ihr

„kennt meinen Johannes nicht, ſchickte ihm die
„Macht des Himmels, nach ihrem unerforſchlichen
„Rathſchluß, dieſe harte Prüfung, ſo gab ſie ihm
„auch die Kraft, ſie zu überſtehen, und jeder irdiſche
„Troſt würde ihn nur verletzen. Ich weiß,
„auf welche Weiſe er ſich hinausarbeitet aus ſeinem
„tiefen Schmerz.“ —

Lezteres ſprach Engelbrecht mit beinahe ſchlauer Miene, ohne ſich weiter darüber auslaſſen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden ſein, und den unglücklichen Wacht in Ruhe laſſen.

Acht Tage waren vergangen; am neunten und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um fünf Uhr trat Meiſter Wacht ganz unvermuthet hinaus in den Werkhof unter die Geſellen, die in voller Arbeit. Die Aexte, die Sägen ſanken ihnen nieder und, halb wehmüthig, riefen ſie: Meiſter Macht, unſer gute Meiſter Wacht! —

Mit heiterm Antlitz, auf dem die Spuren des überſtandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmüthigkeit bis zum rührendſten Karakter erhöhten, trat er unter ſeine Getreuen und verkündigte, wie der gütige Himmel den Geiſt der Gnade und des Troſtes auf ihn herabgeſandt und wie er nun geſtärkt, mit Muth und Kraft, ſeinen Beruf erfüllen werde. Er begab ſich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeugs, zum Aufzeichnen der Werke u. ſ. beſtimmt war.

Engelbrecht, die Geſellen, die Lehrburſchen, folgten ihn wie im Zuge; als er eintrat, blieb er faſt eingewurzelt ſtehen.

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauſes die Axt des armen Johannes, welche an ganz entſcheidenden Zeichen kennbar, mit halb verbranntem Stiel, vorgefunden. Dieſe war von ſeinem Kameraden hoch an der, der Thüre gegenüber ſtehenden Wand befeſtigt und rund umher mit ziemlich roher Kunſt ein Kranz von Roſen und Cypreſſen gemahlt worden. Unter dem Kranz hatten ſie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden, ſo wie das Datum der unglückſeligen Nacht ſeines gewaltſamen Todes geſetzt.

„Armer Hans, rief Meiſter Wacht, als er dies „rührende Monument wahrhaft treuer Gemüther

„erblickte, und ein Thränenſtrom ſtürzte ihm aus „den Augen, armer Hans, zum leztenmale erhobſt „du jenes Werkzeug zum Wohl deiner Brüder, „aber du ruhſt im Grabe und nimmer wirſt du „mehr an meiner Seite in wackerer Thätigkeit tüchtige Werke fördern helfen!“ —

Damit ging Meiſter Wacht die Reihe umher, ſchüttelte jedem Geſellen, jedem Lehrburſchen, treuherzig die Hand und ſprach: denkt an ihn! — Alles ging nun wieder an die Arbeit, nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben.

„Sieh nur, mein alter Kamerad, ſprach Wacht, „welchen wunderbaren Weg die ewige Macht gewählt hat, um mich mein großes Leid überſtehen „zu laſſen. In den Tagen, als mich der Gram „über Weib und Kind, das ich auf ſolch entſetzliche Weiſe verloren, ganz und gar zermalmen „wollte, gab mir der Geiſt den Gedanken eines „beſonders künſtlichen und zuſammengeſezten Händgewerks ein, über welches ich ſchon lange gegrübelt, das mir aber nie ins Klare kommen wollte. „Schau her!“ —

Damit rollte Meiſter Wacht die Zeichnung auf, an der er die Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erſtaunte eben ſo ſehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung, als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künſtlich, ſo ſinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß ſelbſt der vielerfahrne Engelbrecht ſich nicht gleich darin finden konnte, deſto mehr aber in freudige Verwunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meiſter Wacht das kleinſte Detail des ganzen Baues erklärt, er ſich von der Unfehlbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte. —

Wachts ganze Familie beſtand jetzt nur noch aus zwei Töchtern, doch ſollte dieſer Hausſtand gar bald vermehrt werden.

So arbeitſam, ſo geſchickt auch Meiſter Engelbrecht ſein mochte, doch gelang es ihm nicht die niedrigſte Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in der erſten Zeit Wachts Unternehmungen krönte. Der ärgſte Feind des Lebens, gegen den keine menſchliche Kraft etwas vermag, lehnte ſich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich; nämlich Siechheit des Körpers. Er ſtarb und hinterließ die Frau mit zwei Knaben in beinahe dürftigen Umſtänden; die Frau begab ſich in ihre Heimat und Meiſter Wacht hätte gerne beide Söhne in ſein Haus genommen, dies war aber nur mit dem älteſten, Sebaſtian geheißen, thunlich. Dieſer war ein kräftiger kluger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden versprach. Eine gewiſſe Störrigkeit des Karakters, die zuweilen bis ans Bösartige zu grenzen ſchien,' ſo wie ein gewiſſes rohes Weſen oft bis zur Wildheit geſteigert, glaubte Wacht durch eine weiſe Erziehung beſiegen zu können. Der jüngere Bruder, Namens Jonathan, war gerade das Gegentheil des ältern; ein kleines bildhübſches ſchwächliches Bübchen, dem die Milde und Herzensgüte aus den blauen Augen lachte. Dieſen Knaben hatte ſchon bei Lebzeiten des Vaters der ehrwürdige Doktor des Rechts, ſo wie erſter und älteſter Advokat am Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu ſich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen Geiſt, ſo wie den entſchiedenſten Hang zu den Wiſſenſchaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte ſich nun eines jener unbeſiegbaren

Vorurtheile unſeres Wacht, von denen ſchon oben die Rede gewesen. Wacht trug nämlich die vollkommenſte Ueberzeugung in ſich, daß alles, was man unter dem Namen Rechtsgelehrſamkeit verſtehe, nichts anders als künſtlich ergrübelte Menſchenſatzung wäre, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Bruſt geſchrieben ſtehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht gerade hin verwerfen, ſo hatte er doch ſeinen ganzen Haß auf die Advokaten geworfen, welche er insgeſammt, wo nicht gerade zu für elende Betrüger, doch für ſolche nichtswürdige Menſchen hielt, die mit dem Heiligſten und Ehrwürdigſten auf der Welt ſchändlichen Wucher trieben. Man wird ſehen, wie der verſtändige, ſonſt alle Lebensverhältniſſe klar durchſchauende, Wacht in dieſem Punkt dem Roheſten aus dem gemeinſten Volke glich. Daß er fürs Andere unter den Anhängern der katholiſchen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend ſtatuirte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen ſein, da er in Augsburg die Grundſätze eines beinahe fanatiſchen Proteſtantismus eingeſogen. Man kann denken, wie es dem Meiſter Wacht das Herz zerſchnitt, den Sohn ſeines treuſten Freundes eine Laufbahn beginnen zu ſehen, die er ſo tief verabſcheute.

Doch war ihm des Verſtorbenen Wille heilig und es war ſo viel gewiß, daß der ſchwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte; ſo wie, daß wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meiſter über das göttliche Geſchenk der Wiſſenſchaften ſprach und dabei den kleinen Jonathan, als einen frommen verſtändigen Knaben lobte, der Meiſter in dem Augenblick den Advokaten, die Rechtsgelehrſamkeit und ſein Vorurtheil vergaß. Meiſter Wacht hatte ſeine ganze Hoffnung darauf geſtellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlaſſen werde, als er an Jahren gereiſt, deſſen ganze Schändlichkeit einzuſehen im Stande. —

War Jonathan ein ſtiller frommer, dem häuslichen Studiren ergebener Junge, ſo trieb es Sebaſtian deſto ärger mit ausgelaſſenen tollem Weſen.

Da er aber Rückſichts ſeines Handwerks ganz der Vater wurde und an dem Fleiß, ſo wie an der Nettigkeit ſeiner Arbeit, nie etwas auszuſetzen war, ſo maß Meiſter Wacht die bisweilen doch zu argen Streiche dem ungeläuterten Feuer der aufbrauſenden Jugend bei, vergab ſie dem Jüngling und meinte, er werde ſich auf der Wanderſchaft wohl die Hörner ablaufen.

Dieſe Wanderſchaft trat Sebaſtian bald an, und Meiſter Wacht hörte auch nicht früher etwas von ihm, als bis er majorenn geworden, von Wien aus ſich ſein kleines väterliches Erbtheil ausbat, welches ihm Meiſter Wacht von Heller zu Pfennig überſandte und worüber er eine von den Gerichten zu Wien ausgefertigte Quittung erhielt. —

Eben eine ſolche Verſchiedenheit der Gemüthsart, die die Engelbrechts trennte, fand auch bei Wachts beiden Töchtern ſtatt, von denen die älteſte Nettel, die jüngere aber Nanni geheißen.

In aller Eil kann hier bemerkt werden, daß nach der allgemeinen in Bamberg herrſchenden Meinung der Vorname Nanni der allerſchönſte und herrlichſte iſt, den ein Mädchen führen kann.

Frägſt du daher, geliebter Leſer, in Bamberg ein hübſches Kind: „wie heißen Sie, mein ſüßer Engel?“ ſo wird die Holde verſchämt die Augen niederſchlagen, an der ſchwarz ſeidnen Schürze zupfen und etwas erröthend freundlich lispeln: I nun, Nanni, Ihr Gnoden! —

Nettel, Wachts älteſte Tochter, war ein kleines rundes Ding mit hochrothen Wangen und recht freundlichen ſchwarzen Aeugelein, mit denen ſie in den Sonnenſchein des Lebens, wie er ihr aufgegangen, keck hineinſchaute, ohne zu blinzeln. Sie war Rückſichts ihrer Bildung und ihres ganzen Weſens auch nicht eine Linie hoch über die Sphäre des Handwerks geſtiegen. Sie klatſchte mit den Frau Baſen, putzte ſich gern, wiewohl in bunten Staat ohne Geſchmack, ihr eigentliches Element, worin ſie webte und lebte, war aber die Küche. Keiner, und auch der ausgelernteſten Köchinn weit und breit, konnte der Haaſen- und Gänſepfeffer ſo ſchmackhaft gerathen, über die Sulzen herrſchte ſie nach freier Willkühr, Gemüſe wie z. B. Mirſchieg, Keesköhl, bereitete Nettels kunſtreiche Hand ohne Gleichen, da ein feiner untrüglicher Sinn ſie über das plus oder minus des Fetts auf der Stelle entſcheiden ließ, und ihre Krapfen ſpotteten der wohlgerathenſten Erzeugniſſe der luxuriöſeſten Kirchweihen.

Vater Wacht war mit der Kochkunſt ſeiner Tochter ſehr wohl zufrieden und meinte einmal, es ſei unmöglich, daß der Fürſt-Biſchof ſchmackhaftere Schunkennudeln auf ſeiner Tafel haben könne. Das ging denn nun der guten Nettel ſo tief ins freudige Herz, daß ſie im Begriff ſtand, eine gewaltige Schüſſel mit beſagten Schunkennudeln, und zwar an einem Faſttage, dem Fürſt-Biſchof aufs Schloß zu ſchicken. Zum Glück kam Meiſter Wacht zeitig genug dahinter, und verhinderte unter herzlichem Lachen die Ausführung des kühnen Gedankens.

War die kleine dicke Nettel eine tüchtige Wirthſchafterinn, eine perfekte Köchinn und dabei die Gutmüthigkeit, kindliche Treue und Liebe ſelbſt, ſo mußte ſie Vater Wacht als ein wohlgerathenes Kind recht zärtlich lieben.

Geiſtern von Wachts Art iſt indeſſen, trotz ihres Ernſtes, wohl eine gewiſſe ironiſche Schalkheit eigen, die ſich im Leben anmuthig bewegt bei irgend einem Anſtoß, ſo wie der tiefe Bach den über ihn hinwegſtreifenden Windhauch mit ſilbern ſpielenden Wellen begrüßt.

Es war nicht anders möglich, als daß Nettelchen mit ihrem ganzen Weſen dieſe Schalkheit oft anregen mußte und ſo erhielt das ganze Verhältniß mit der Tochter oft eine ſeltſam nuancirte Farbe. Der geneigte Leſer wird künftig Beiſpiele von der Art genug erfahren; vor der Hand mag nur eines hier ſtehen, welches luſtig genug zu nennen. In Meiſter Wachts Hauſe fand ſich ein ſtiller hübſcher junger Mann ein, der bei der fürſtlichen Kammer angeſtellt war und ſein reichliches Auskommen hatte. Er freite nach gerader deutſcher Sitte bei dem Vater um die älteſte Tochter, und Meiſter Wacht konnte, ohne dem jungen Mann und ſeiner Nettel Unrecht zu thun, nicht umhin, ihm den Zutritt in ſein Haus zu verſtatten, damit er Gelegenheit fände, ſich um Nettels Zuneigung zu bewerben. Nettel, von des Mannes Abſicht unterrichtet, ſah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen leſen konnte: Zu unſerer Hochzeit, Liebſter, back' ich die Kuchen ſelbſt! —

Dem Meiſter Wacht war dieſe Zuneigung ſeiner Tochter gar nicht recht, weil ihm der biſchöfliche Herr Kaſtner gar nicht recht war.

Fürs erſte war der Mann natürlicher Weiſe Katholik, fürs zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntſchaft an dem Herrn Kaſtner ein gewiſſes ſchleichendes zurückhaltendes Weſen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geiſt ſchließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hauſe entfernt, ohne jedoch der Nettel wehe zu thun. Meiſter Wacht beobachtete ſehr ſcharf und wußte ſeine Beobachtungen ſchlau und verſtändig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen, daß der Herr Kaſtner ſich nicht viel aus gut bereiteten Speiſen machte, ſondern alles ohne ſonderlichen Geſchmack und noch dazu auf etwas widerwärtige Weiſe herunterſchluckte. Eines Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegte, der Herr Kaſtner bei dem Meiſter Wacht zu Mittag aß, begann dieſer, jede Speiſe, die die geſchäftige Nettel auftragen ließ, gar ſehr zu loben und zu preiſen und federte den Herrn Kaſtner nicht allein auf, in dieſes Lob einzuſtimmen, ſondern fragte auch beſonders, was er von dieſer oder jener Bereitung der Speiſen halte? Der Herr Kaſtner verſicherte aber ziemlich trocken, er ſei ein mäßiger nüchterner Mann und ſeit Jugend auf an die äußerſte Frugalität gewöhnt. Mittags genüge ihm ein Löffelchen Suppe und ein Stücklein Ochſenfleiſch, nur müſſe dieſes hart gekocht ſein, da es ſo in geringer Quantität genoſſen mehr ſättige und man ſich den Magen mit großen Biſſen nicht zu überladen brauche; zur Nacht ſei er gewöhnlich mit einer Untertaſſe guten Eierſchmalzes und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas extra Bier um ſechs Uhr Abends, wo möglich in der ſchönen Natur genoſſen, ſein ganzes Labſal. Man kann denken, mit welchen Blicken Mettelchen den unglückſeligen Kaſtner anſah. Und doch ſollte noch das Aergſte geſchehen. Es wurden Baierſche Dampfnudeln aufgetragen, die hoch — hoch angeſchwollen, das Meiſterſtück der Tafel ſchienen; der frugale Herr Kaſtner nahm ſein Meſſer und zerſchnitt die Nudel, die ihm zu Theil worden, mit der ruhigſten Gleichgültigkeit in viele Stücken. Nettel ſtürzte mit einem lauten Jammergeſchrei zur Thüre hinaus.

Der mit der Behandlung Baierſcher Dampfnudeln unbekannte Leſer mag erfahren, daß ſie beim Genuß geſchickt zerriſſen werden müſſen, da ſie zerſchnitten allen Geſchmack verlieren und die Ehre der Köchin zu Schande machen.

Nettel hielt von dem Augenblick an den frugalen Herrn Kaſtner für den abſcheulichſten Menſchen unter der Sonne; Meiſter Wacht widerſprach ihr keineswegs und der wilde Bilderſtürmer im Gebiete der Kochkunſt hatte die Braut auf immer verloren.

Hat der kleinen Nettel buntes Bild beinahe zu viel Worte gekoſtet, ſo werden dem geneigten Leſer ein paar Züge hinreichen, ſich Antlitz, Geſtalt, ganzes Weſen der holden anmuthigen Nanni ganz vor Augen zu bringen.

Im ſüdlichen Deutſchland, vorzüglich in Franken, und zwar beinahe nur ausſchließlich in der Bürgerklaſſe, trifft man ſolche feine, zierliche Geſtalten, ſolche liebliche fromme Engelsgeſichtlein, ſüße Sehnſucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Roſenlippen, daß man wohl gewahrt, wie die alten Mahler die Originale zu ihren Madonnen nicht weit ſuchen durften. So ganz dieſe Geſtalt, dies Antlitz, dies Weſen war die Erlanger Jungfrau, welche Meiſter Wacht freite, und Nanni ihr treuſtes Ebenbild.

Die Mutter war Rückſichts der zarteſten Weiblichkeit, Rückſichts der wohlthuenden Bildung, die nichts iſt als der richtige Takt des Lebens, ganz das, was den Meiſter Wacht als Mann karakteriſirte.

Weniger ernſt und feſt als die Mutter, mochte die Tochter ſein, dafür aber die Lieblichkeit ſelbſt, und man hätte ihr nur verwerfen können, daß ihr weibliches Zartgefühl, eine Empfindſamkeit, die einer verſchwächten Organiſation zuzuſchreiben und ſich daher leicht bis zur weinerlichen Empfindelei ſteigert, ſie fürs Leben zu verletzbar machte.

Meiſter Wacht konnte das liebe Kind nicht ohne Rührung anſehen, und liebte es auf eine Weiſe, die ſonſt einem ſtarken Gemüthe eben nicht eigen.

Es konnte ſein, daß Meiſter Wacht die zarte Nanni von Hauſe aus ein wenig verzärtelte, wodurch aber jene oft in ſüßliche Empfindelei ausartende Zartheit, ganz beſonders Stoff und Nahrung erhielt, wird ſich ſehr bald zeigen.

Nanni kleidete ſich gern höchſt einfach, jedoch in die feinſten Zeuge und nach einem Schnitt, der über die Sphäre ihres Standes hinaus ging. Wacht ließ ſie gewähren, da ſo gekleidet das holde Kind gar zu hübſch und anmuthig ausſah.

Ganz geſchwinde muß hier ein Bild vertilgt werden, daß dem Leſer aufgehn könnte, der vor langen Jahren in Bamberg war, und der an den abſcheulichen geſchmackloſen Kopfputz denkt, der damals die hübſcheſten Geſichter der Mädchen entſtellte. Eine glatte an den Kopf ſchließende Haube, die nicht das kleinſte Löckchen zum Vorſchein kommen ließ — ein ſchwarzes nicht zu breites, an die Stirne feſtſchließendes, Band, das hinten tief in den Nacken mit einer höchſt ſervilen Schleife zuſammenfuhr.

Später wurde dieſes Band breiter und breiter, bis es die unbillige Breite von beinahe einer halben Elle erreichte, deshalb beſonders in der Fabrik beſtellt werden mußte und mit hartem Karton gefüttert, wie eine Thurmhaube empor ſtieg. Eine Schleife, die vermöge ihrer weit über die Achſeln ragenden Breite, den ausgeſpannten Flügeln eines Adlers glich, ſaß gerade über dem Nackengrübchen. In den Schläfen und bei den Ohren ſchlängelten ſich kleine Löckchen hervor und mancher kecken Bamberger Inkroyable ſtand dieſe Tracht ſeltſam und anmuthig genug.

Einen ſehr pittoresken Anblick gab es, wenn man von hinten einen Leichenzug erblickte, der ſich eben in Bewegung ſetzte. Es iſt Sitte in Bamberg, daß die Bürger zur Leichenfolge eines Verſtorbenen durch die ſogenannte Todtenfrau eingeladen werden, die ihre Einladung mit kreiſchender Stimme im Namen des Verſtorbenen, wie z. B. der Herr u. ſ. w., die Frau u. ſ. w. läßt ſich die letzte Ehre ausbitten, auf der Straße vor dem Hauſe eines jeden abſchreit. Die Frau Boſen und die jungen Madels, die ſonſt wenig ins Freie kommen, unterlaſſen es nicht, ſich in großer Anzahl einzufinden, und wenn ſich nun der Zug der Weiber zu bewegen anfängt und der Wind ſich in die große Schleifen ſetzt, ſo iſt es nicht anders, als wenn ein ganzes Heer von ſchwarzen Raben oder Adlern jählings wach werde und den rauſchenden Flug beginnen wolle.

Der geneigte Leſer wird daher gebeten, ſich die hübſche Nanni in keinem andern Kopfputz, als in einem niedlichen Erlanger Häubchen zu denken. —

So widerwärtig es auch dem Meiſter Wacht war, daß Jonathan dem Stande angehören ſollte, den er haßte, ſo ließ er dies doch den Knaben, ſo wie ſpäter den Jüngling, keineswegs entgelten. Er ſah es vielmehr gern, daß der ſtille fromme Jonathan ſich nach vollendetem Tagewerk jedesmal bei ihm einfand und die Abende mit ſeinen Töchtern und der alten Barbara zubrachte. Dabei ſchrieb Jonathan die ſchönſte Hand, die man nur ſehen konnte, und es machte dem Meiſter Wacht, der eine ſchöne Handſchrift liebte, nicht geringe Freude, als ſeine Nanni, zu deren Schreibmeiſter ſich Jonathan ſelbſt erkohren, nach und nach dieſelbe zierliche Schrift zu ſchreiben begann, als ihr Meiſter.

Meiſter Wacht war an den Abenden entweder in ſeinem Arbeitszimmer beſchäftigt, oder er beſuchte manchmal ein Bierhaus, in dem er ſeine Handwerksgenoſſen und auch die Herren vom Rath an traf und nach ſeiner Art mit ſeltenem Geiſt die Geſellſchaft belebte. Im Hauſe ließ indeſſen Barbara den Spinnrocken wacker ſchnurren, während Nettel die Wirthſchaftsrechnung fertig ſchrieb, über die Bereitung neuer unerhörter Schüſſeln nachſann, oder mit lautem Lachen der Alten wiedererzählte, was dieſe, jene Frau Bos ihr heute vertraut. Und der Jüngling Jonathan? —

Der ſaß mit Nanni am Tiſch; und die ſchrieb und zeichnete auch wohl unter ſeiner Leitung. Und doch, Schreiben und Zeichnen iſt für den ganzen Abend ein herzlich langweiliges Ding; und ſo geſchah es denn, daß Jonathan oftmals ein ſauber gebundenes Buch aus der Taſche zog und der ſchönen empfindſamen Nanni mit leiſer ſüßlispelnder Stimme vorlas.

Jonathan hatte durch den alten Eichheimer die Gönnerſchaft des jungen Domizellars erworben, der den Meiſter Wacht einen wahrhaften Verrina nannte. Der Domizellar, Graf von Kösel, war ein ſchöner Geiſt und lebte und webte in Göthe's und Schiller's Werken, die damals wie glanzvolle, alles überſtrahlende, Meteore am Horizont des literariſchen Himmels, aufzuſteigen begannen. Er glaubte mit Recht in dem jungen Schreiber ſeines Anwalds eine gleiche Tendenz zu entdecken und fand ſeine beſondere Freude daran, ihn dadurch, daß er ihm nicht allein jene Werke mittheilte, ſondern dieſelben mit ihm auch gemeinſchaftlich durchlas, in ſich ganz zu aſſimiliren.

Des Grafen ganzes Herz gewann aber Jonathan dadurch, daß er die Verſe, welche der Graf im Schweiße ſeines Angeſichts aus wohlklingenden Phraſen zuſammendrechſelte, vortrefflich fand und zu des Grafen unausſprechlichem Vergnügen ſattſam davon erbaut und gerührt wurde. Wahr iſts indeſſen, daß Jonathans äſthetiſche Bildung wirklich durch den Umgang mit dem geiſtreichen und nur etwas überſpannten Grafen gewann.

Der geneigte Leſer weiß nun, was für Bücher Jonathan bei der hübſchen Nanni aus der Taſche zog und ihr daraus vorlas und kann ſelbſt ermeſſen, wie Schriften der Art ein Mädchen ſo geiſtig organiſirt wie Nanni, anregen mußten.

„Stern der dämmernden Nacht!“

Wie floſſen Nannis Thränen, wenn der liebenswürdige Schreiber alſo dumpf und feierlich begann!

Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß junge Leute, die oft zärtliche Duetten zuſammen ſingen, ſich ſelbſt ſehr leicht in die Perſon der Duettiſten umſetzen und beſagte Duetten für die Melodie und den Text des ganzen Lebens halten; ſo wie der Jüngling, der einem Mädchen einen zärtlichen Roman vorlieſt, ſehr leicht der Held des Stücks wird, während das Mädchen ſich in die Rolle der Geliebten hinüber träumt.

Bei ſolch gleichgeſtimmten Gemüthern, wie Jonathan und Nanni, hätte es nicht einmal ſolcher Anregungen bedurft, um zu einander in Liebe zu kommen.

Die Kinder waren ein Herz und eine Seele, die Jungfrau, der Jüngling nur eine rein und unauslöſchlich emporlodernde Liebesflamme. — Vater Wacht hatte von dieſem Liebesverſtändniß ſeiner Tochter auch nicht die leiſeſte Ahnung; er ſollte indeſſen bald alles erfahren. —

Jonathan hatte es durch unermüdeten Fleiß und wahrhaftes Talent in kurzer Zeit dahin gebracht, daß ſein Rechtsſtudium für vollendet geachtet und er zur Advokatur gelaſſen werden konnte, welches denn auch wirklich geſchah.

Er wollte mit dieſer frohen Nachricht, die ihm ſeinen Standpunkt im Leben ſicherte, eines Sonntags den Meiſter Wacht überraſchen. Doch wie erbebte er vor Entſetzen, als Wacht ihn mit einem flammenſprühenden Blick; nie hatte er ihn ſo aus des Vaters Augen hervorblitzen ſehn, durchbohrte. „Was, rief Vater Wacht, mit einer Stimme, daß die Wände erdröhnten, was, du elender Taugenichts, die Natur hat deinen Körper vernachläſſigt, aber dich mit herrlichen Geiſtesgaben reichlich geſchmückt und dieſe willſt du wie ein hinterliſtiger Böſewicht mißbrauchen auf ſchändliche Weiſe und ſo das Meſſer gegen deine eigne Mutter kehren? Mit dem Recht willſt du Handel treiben, wie mit einer feilen ſchnöden Waare auf öffentlichem Markt und es zuwägen mit falſcher Wage den armen Bauern, dem gedrückten Bürger, der vor des ſtarren Richters Polſterſtuhl vergebens winſelte und dich zahlen laſſen mit dem blutigen Heller, den der Arme dir in Thränen gebadet, hinreicht?

Mit lügneriſchen Menſchenſatzungen willſt du dein Hirn anfüllen und Lug und Trug treiben, wie ein einträgliches Handwerk, wovon du dich mäſteſt? Iſt denn alle Tugend des Vaters aus deinem Herzen gewichen?

Dein Vater — du heißeſt Engelbrecht — nein, wenn ich dich ſo nennen höre, ſo will ich nicht glauben, daß es der Name meines Kameraden ſei, der die Tugend und Rechtſchaffenheit ſelbſt war, ſondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über ſeinem Grabe hinrufe und ſo die Menſchen verführe, den jungen lügneriſchen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten — fort — nicht mehr mein Pflegeſohn — eine Schlange, die ich von meinem Buſen reiße — ich verſtoße.“ —

In dem Augenblick ſtürzte Nanni mit einem kreiſchenden die Bruſt zerreißenden Jammergeſchrei dem Meiſter Wacht zu Füßen.

„Vater, rief ſie ganz aufgelöſt in wildem

Schmerz und troſtloſer Verzweiflung, Vater, wenn du ihn verſtößeſt, ſo verſtößeſt du auch mich, mich deine liebſte Tochter, er iſt mein, mein Jonathan; nicht laſſen kann ich von ihm in dieſer Welt. —

Ohnmächtig ſchlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandſchrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Rettel ſprangen herbei und brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan ſtand da, erſtarrt wie vom Blitz getroffen, nicht der leiſeſten Bewegung mächtig.

Es möchte ſchwer ſein, die Bewegung zu beſchreiben, die von innen heraus ſich auf Wachts Antlitz kund that. Statt der Flammenröthe überzog jetzt Leichenbläſſe das Geſicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den ſtieren Augen, kalter Todesſchweiß ſchien auf ſeiner Stirne zu ſtehen; er ſtarrte einige Augenblicke ſchweigend vor ſich hin; dann machte ſich die gepreßte Bruſt Luft, und er ſprach mit ſeltſamem Ton: das war es alſo! — Langſam ſchritt er denn nach der Thüre, in der er noch einmal ſtehen blieb und halb zurückgewandt, den Weibern zurief: ſpart nicht kölniſches Waſſer und die Faxen ſind bald vorüber.

Bald darauf ſah man den Meiſter zum Hauſe heraus ſchnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzeleid die Familie verſenkt war. Nettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn entſetzliches vorgegangen und es wurde ihnen dann erſt recht Angſt und Bange, als der Meiſter, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Eſſen wiederkehrte, ſondern bis ſpät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen, heftig zuwerfen, die Treppe mit ſtarken Schritten hinaufſteigen und ſich in ſeiner Stube einſchließen. —

Die arme Nanni erhohlte ſich bald wieder und weinte ſtill vor ſich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen troſtloſer Verzweiflung nicht fehlen, und ſprach auch mehrmals vom Erſchießen; ein Glück, daß Piſtolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindſamer Advokaten nothwendig gehören, oder wenigſtens, befinden ſie ſich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben oder ſonſt nicht im Stande ſind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein toller Menſch, führte ihn Inſtinktmäßig ſein Lauf zu ſeinem hohen Gönner, dem er ſein ganzes unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wüthendſten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden, ſo ſehr verſteht es ſich von ſelbſt, daß der junge verliebte Advokat nach ſeinen verzweiflungsvollen Betheurungen der erſte und einzige Menſch auf der ganzen Erde war, dem ſolch Ungeheures geſchehn, weshalb er denn auch das Schickſal und alle feindliche Mächte als nur gegen ihn verſchworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewiſſen Theilnahme an, die indeſſen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Advokat zu fühlen wähnte, nicht ganz zu erwägen ſchien. —

„Mein lieber junger Freund,“ ſprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm und ihn zu einem Seſſel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe bisher den

Herrn Zimmermeiſter Johannes Wacht für einen im ſeiner Art großen Mann gehalten, ich ſehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein ſehr großer Narr iſt. Große Narren ſind wie ſtätiſche Pferde, man bringt ſie ſchwer zur Wendung, iſt dieſes aber gelungen, ſo traben ſie den gebetenen Weg luſtig fort. Des heutigen böſen Auftritts halber, des unſinnigen Zorns des Alten unerachtet, dürftet ihr die ſchöne Nanni keineswegs aufgeben."

„Doch ehe wir über euren in der That anmuthigen und romanesken Liebeshandel weiter reden, laßt uns hier ein kleines Frühſtück zu uns nehmen. Ihr ſeid um den Mittag bei dem alten Wacht gekommen und ich dinire erſt um vier Uhr im Seehof."

Auf dem kleinen Tiſch, an dem Belde, der Domizellar und der Advokat, ſaßen, war in der That ein gar appetitliches Frühſtück aufgetragen. Bayonner-Schinken rund umher mit Scheiben portugleſiſcher Zwiebeln garnirt, ein kaltes geſpicktes Rebhuhn von der rothen Art, mithin auch ein Fremdling, in rothem Wein gekochte Trüffeln, ein Teller mit Straßburger Gänſe-Leber-Paſtete, zulezt ein Teller mit echtem Strachino, und ein anderer mit Butter, ſo gelb und glänzend, wie die Mai-Blumen ſelbſt. —

Der geneigte Leſer, der nach Bamberg kommt und dergleichen appetitliche Butter liebt, wird ſich freuen, ſie auf das ſchönſte und reinſte zu erhalten, zugleich ſich aber ärgern, wenn er erfährt, daß ſie von den Einwohnern aus übertriebener Wirthſchaftlichkeit zu einem Schmalz eingeſchmalzen wird, der gewöhnlich ranzig ſchmeckt und alle Speiſen verdirbt. —

Dazu perlte in einer ſchön geſchliffenen Kriſtalflaſche edler Champagner von der nicht mouſſierenden Sorte. Der Domizellar, der die vorgebundene Serviette, mit der er den Advokaten empfangen, gar nicht losgeknüpft hatte, legte, nachdem der Kammerdiener ein zweites Kouvert ſchnell herbeigebracht, dem verzweiflungsvollen Liebhaber die ſchönſten Biſſen vor, ſchenkte ihm Wein ein und langte dann ſelbſt tapfer zu. Es hat Jemand einmal frech genug behauptet, daß der Magen mit dem ganzen übrigen phyſiſchen und pſychiſchen Theil des Menſchen al pari ſtünde. Das iſt eine gottleſe abſcheuliche Meinung, aber ſo viel iſt gewiß, daß der Magen oft als despotiſcher Tirann, oder ironiſcher Myſtifikant ſeinen eignen Willen durchſezt.

Das geſchah eben jezt.

Denn Inſtinktmäßig, ohne daran deutlich zu denken, hatte der Advokat in wenigen Minuten ein mächtiges Stück Bayenner-Schinken verzehrt, in der portugieſiſchen Garnitur ſchreckliche Verwüſtungen angerichtet, ein altes Rebhuhn, eine nicht geringe Anzahl von Trüffeln, ſo wie mehr Straßburger-Paſtete vertilgt, als einem jungen Schmerzerfüllten Advokaten ziemlich. Dazu ließen ſich beide, der Domizellar und der Advokat, den Champagner ſo wohl ſchmecken, daß der Kammerdiener die Kriſtalflaſche bald noch einmal füllen mußte.

Der Advokat fühlte eine angenehme wohlthuende Wärme ſein ganzes Inneres durchdringen, und ſein Herzeleid erfaßte ihn nur mit ſeltſamen Schauern, die eigentlich elektriſchen Schlägen gleichen, welche ſchmerzen und doch wohlthun. Er war empfänglich für die Troſtreden ſeines Gönners, der, nachdem er das lezte Glas Wein behaglich eingeſchlürft und ſich zierlich den Mund geputzt hatte, ſich in Poſitur ſezte und in folgender Art begann:

„Fürs Erſte, mein lieber guter Freund, müßt Ihr nicht ſo thöricht ſein zu glauben, daß Ihr der einzige Menſch auf Erden ſeid, dem der Vater die Hand ſeiner Tochter verweigert. Doch das thut hier gar nichts zur Sache. Wie ich Euch ſchon geſagt habe, iſt die Urſache, warum Euch der alte Narr haßt, ſo höchſt abgeſchmackt, daß es damit keinen Beſtand haben kann und mag es Euch in dieſem Augenblick widerſinnig vorkommen oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß ſich alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen und daß man von der ganzen Sache nichts weiter ſagen wird, als, Peter hat um Grete gefreit und Grete und Peter ſind Mann und Weib worden.“

„Die Situation iſt ſonſt neu und herrlich, da bloß der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegeſohn ergriffen, der einzige Hebel iſt, welcher eine neue und auserleſene Tragik der Handlung in Bewegung ſetzen könnte; — doch zur Sache, Ihr ſeid Dichter, mein Freund, und dies verändert alles. Eure Liebe, Euer Leid, muß Euch als poetiſches Prachtſtück, im vollen Glanz der heiligen Dichtkunſt erſcheinen; Ihr vernehmt die Akkorde der Lyra, die die Euch nahe Muſe anſchlägt und in göttlicher Begeiſterung empfangt Ihr die geflügelten Worte, die Eure Liebe, Euer Leid ausſprechen. Als Dichter ſeid Ihr in dieſem Augenblick der glücklichſte Menſch auf Erden zu nennen, da Eure tiefſte Bruſt wirklich verwundet iſt, ſo daß Euer Herz-Blut quillt; Ihr bedürft alſo keiner künſtlichen Anregung, um Euch poetiſch zu ſtimmen und gebt Acht: dieſe Zeit des Grams wird Euch Großes und Vortreffliches erzeugen laſſen.“

„Aufmerkſam muß ich Euch darauf machen, daß in dieſen erſten Momenten Eurem Liebesſchmerz ſich ein ſeltſames ſehr unangenehmes Gefühl beimiſchen wird, das ſich in keine Poeſie einfügen laſſen will, doch dies Gefühl verrauſcht bald. Damit Ihr mich aber verſteht! Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater ſattſam abgeprügelt und zum Hauſe herausgeworfen wird, wenn die beleidigte Mama das Mägdlein in ihre Kammer ſperrt und den verſuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausſtand zurückſchlagen läßt, wenn ſogar die plebejeſten Fäuſte vor dem feinſten Tuch keine Scheu tragen“ (der Domizellar ſeufzte bei dieſem Worte ein wenig) „ſo muß dieſe aufgegährte Proſa der erbärmlichen Gemeinheit erſt verdampfen, damit als Niederſchlag der reine poetiſche Liebesſchmerz ſich ſetze. Ihr ſeid garſtig ausgeſcholten worden, mein lieber junger Freund und dies war die bittere zu überwindende Proſa; Ihr habt ſie überwunden, ergebt Euch jetzt ganz der Poeſie.“

„Hier habt Ihr Petrarka's Sonette, Ovid's Elegien, nehmt, lest, dichtet, lest mir vor, was ihr gedichtet habt. Vielleicht kommt unterdeſſen mir auch irgend ein Liebesſchmerz, wozu mir nicht alle Hoffnung abgeſchnitten, da ich mich wahrſcheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im weißen Lamm auf dem Steinwege abgeſtiegen iſt und von der der Graf Neſſelſtädt behauptet, ſie ſei die Schönheit und Anmuth ſelbſt, unerachtet er ſie nur ganz flüchtig am Fenſter erblickt. Dann, o Freund! wollen wir, wie die Dioskuren, die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poeſie und Liebesſchmerz wandeln. Bemerkt, Freundchen, welchen großen Vortheil mir mein Stand gibt, der jede Liebe, die mich erfaßt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragiſchen hinaufſteigert. Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich.“ —

Dem geneigten Leſer müßte es gewiß ſehr langweilig, ja unerträglich ſein, wenn nun hier weitläuftig und wohl gar in allerlei überaus zierlichen Worten und Redensarten geſchildert werden ſollte, was Jonathan und Nanni alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet ſich in jedem ſchlechten Roman und es iſt oft luſtig genug, wie der preßhafte Autor ſich gar wunderlich gebehrdet, um nur neu zu erſcheinen.

Gar wichtig ſcheint es dagegen, den Meiſter Wacht auf ſeinem Spazier- oder vielmehr auf ſeinem Ideengange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es ſcheinen, daß ein Mann, ſtark und mächtig im Geiſte, wie Meiſter Wacht, der das Entſetzlichſte, was ihm geſchah, und das andere minder kräftige Gemüther zermalmt haben würde, mit unerſchütterlichem Muthe, mit unbeugſamer Standhaftigkeit zu tragen vermochte, durch einen Vorfall außer ſich geſezt werden konnte, den jeder andere Familienvater für ein gewöhnliches leicht zu beſeitigendes Ereigniß gehalten haben und auf dieſe oder jene, ſchlechte oder gute Weiſe, es wirklich beſeitigt haben würde. Gewiß iſt der geneigte Leſer auch der Meinung, daß dies ſeinen guten pſychologiſchen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in Wachts Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unſchuldigen Jonathan ein, ſein ganzes Leben verſtörendes Unglück ſei. Eben darinn aber, daß dieſer Mißklang überhaupt in dem harmoniſchen Weſen des ſonſt durchaus großartigen Alten fort tönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen, oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüth von einer einfachen aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Weſens blicken laſſen, wie in einen ſpiegelhellen See; er kannte den weiblichen Heros, der ſtets mit unbeſiegbaren Waffen kämpft. Sein elternloſes Weib hatte die Erbſchaft einer ſteinreichen Baſe, die Liebe aller ihrer Verwandten verſcherzt, dem harten, ihr Leben durch manche Qual erbitternden Eindringen der Kirche mit unerſchütterlichem Muth widerſtanden, als ſie, ſelbſt in der katholiſchen Religion erzogen, den proteſtantiſchen Wacht heirathete und kurz vorher aus reiner glühender Ueberzeugung in Augsburg ſelbſt zu dieſem Glauben übergetreten war. Alles dieſes kam dem Meiſter Wacht in den Sinn, und er vergoß heiße Thränen, als er gedachte, mit welchen Empfindungen er die Jungfrau zum Trau-Altar geführt. Nanni war ganz und gar die Mutter, Wacht liebte das Kind mit einer Innbrunſt, der nichts zu vergleichen, und dieſes war wohl mehr als hinreichend, jede auch nur im mindeſten gewaltſam ſcheinende Maßregel, die Liebenden zu trennen, als abſcheulich, ja als ſataniſch zu verwerfen. Ueberdachte er auf der andern Seite Jonathans ganzes Leben; ſo mußte er ſich zugeſtehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen, fleißigen, beſcheidenen Jünglings ſo glücklich vereinigt werden konnten, als in Jonathan, deſſen ſchönes, ausdrucksvolles Geſicht, mit vielleicht ein wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen Zügen, deſſen kleiner und ſchwächlicher, aber zierlicher, Körperbau, von einem zarten, geiſtvollen Innern zeugte. Ueberlegte er ferner, wie die beiden Kinder immer zuſammen geweſen waren, wie offenbar ſich ihre Gemüthsart zu einander neigte, ſo konnte er ſelbſt nicht begreifen, wie er das, was geſchehe, nicht hatte vermuthen und zur rechten Zeit Mittel ergreifen können. Nun war es zu ſpät. —

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer ſein Inneres gewaltſam zerreißenden Stimmung, die er noch nie gekannt und die er für Verſuchungen des Satans zu halten geneigt war, da mancher Gedanke in ſeiner Seele aufſtieg, der ihn im nächſten Augenblick ſelbſt hölliſch vorkommen mußte. Er konnte zu keiner Faſſung, viel weniger zu irgend einem Entſchluß kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in dem Dorfe Buch anlangte; er kehrte im Gaſthofe ein und ließ ſich etwas Gutes zu Eſſen und eine Flaſche vortreffliches Felſenbier auftragen.

„Ei! ſchönen guten Abend, ei! welch eine ſeltſame Erſcheinung, den lieben Meiſter Wacht hier zu ſehen in dem ſchönen Buch an dem herrlichen Sonntags-Abend. Fürwahr, ich traute meinen Augen nicht. Werthe Familie wahrſcheinlich anderswo über Land“?

So wurde Meiſter Wacht von einer gellenden quäkenden Stimme angerufen. Es war Niemand anders als der Herr Pickard Leberfink, ſeiner Profeſſion nach ein Lackierer und Vergolder, einer der drolligſten Menſchen auf der Welt, der den Meiſter Wacht in ſeinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Leberfinks Aeußeres fiel jedem ſeltſam und abenteuerlich ins Auge. Er war klein, unterſezt, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbel-Beinchen; dabei aber kein häßliches, gutmüthiges, rundes Antlitz mit rothen Bäckchen und grauen lebhaft genug blickenden Aeuglein. Täglich ging er nach einer verjährten franzöſiſchen Mode, hoch friſirt und gepudert; an Sonntagen war aber ſein Anzug durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanarien gelb geſtreiften ſeidenen Rock mit ungeheuren ſilberbeſponnenen Knöpfen, eine buntgeſtickte Weſte, zeiſiggrüne Atlas Hoſen, weiß und himmelblau fein geſtreifte ſeidene Strümpfe und glänzend ſchwarz lackierte Schuhe, auf denen große Steinſchnallen blitzten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeiſters, eine gewiſſe katzenartige Geſchmeidigkeit des Körpers, eine ſeltene Virtuoſität der Beinchen in ſchicklichen Momenten, z. B. beim Ueberſpringen einer Gaſſe, ein Entrechat zu ſchlagen, ſo mußte es geſchehen, daß der kleine Lackierer ſich überall als eine abſonderliche Creatur auszeichnete. Sein übriges Weſen wird der geneigte Leſer bald kennen lernen.

Dem Meiſter Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf dieſe Weiſe in ſeinen ſchmerzhaften Betrachtungen unterbrochen zu werden.

Der Lackierer und Vergolder, Herr, oder beſſer Monſieur Pickard Leberfink, war ein großer Geck, dabei aber die treuſte ehrlichſte Seele von der Welt, von der liberalſten Geſinnung, freigebig gegen Arme, dienſtfertig gegen Freunde. Er trieb ſein Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er deſſen nicht bedurfte.

Er war reich; ſein Vater hatte ihm ein ſchönes

Grundſtück mit einem herrlichen Felſenkeller hinterlaſſen, das nur durch einen großen Garten von Meiſter Wachts Grundſtück getrennt wurde.

Meiſter Wacht hatte den drolligen Leberſink gern, ſeiner Ehrlichkeit halber und weil er auch ein Glied der kleinen proteſtantiſchen Gemeinde war, der man die Uebung ihres Religions-Kultus geſtattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit nahm Leberſink Wachts Vorſchlag an, ſich zu ihm zu ſetzen und noch eine Flaſche Felſenbier zu trinken. Schon längſt, begann Leberſink, habe er den Meiſter Wacht in ſeinem Hauſe aufſuchen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge zu reden, wovon eins ihm beinahe das Herz abdrücke. Wacht meinte, Leberſink kenne ihn ja und wiſſe, daß man, ſei es was es ſei, mit ihm gerade herausſprechen könne.

Leberſink eröffnete nun dem Meiſter im Vertrauen, daß der Weinhändler ſeinen ſchönen Garten mit dem maſſiven Gartenhauſe, der ihre, Wachts und Leberſinks Grundſtücke, trenne, ihm unter der Hand zum Kauf angeboten habe. Er glaube, ſich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Beſitz des Gartens ſehr angenehm ſein würde; zeige ſich nun eine Gelegenheit, dieſen Wunſch zu befriedigen, ſo erbiete er — Leberfink — ſich dazu, den Unterhändler zu machen und alles in Ordnung zu bringen.

In der That hatte Meiſter Wacht längſt den Wunſch in ſich getragen, ſein Grundſtück durch einen ſchönen Garten zu vergrößern; insbeſondere weil Nanni ſich ſtets nach den ſchönen Büſchen und Bäumen ſehnte, die in üppiger Fülle duftend, aus jenem Garten emporſtiegen. In dieſem Augenblick ſchien es ihm überdem noch eine anmuthige Gunſt des Schickſals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni ſolch tiefen Schmerz erfahren, ſich unvermuthet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüth zu erfreuen.

Der Meiſter redete ſogleich das Nöthige mit dem dienſtfertigen Lackierer ab, welcher verſprach, daß der Meiſter künftigen Sonntag in dem Garten, als in ſeinem Eigenthum, luſtwandeln ſolle. „Nun! rief Meiſter Wacht, nun, Freund Leberfink, heraus damit, was Euch das Herz abdrücken will.“

Da begann Herr Pickard Leberfink auf die erbärmlichſte Art zu ſeufzen, die abſonderlichſten Geſichter zu ſchneiden und kauderwelſches Zeug zu ſchwatzen, woraus Niemand recht klug werden konnte. Meiſter Wacht wurde aber doch klug daraus, ſchüttelte ihm die Hand, ſprach: „dafür kann Rath werden“ und lächelte für ſich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Epiſode mit Leberfink hatte dem Meiſter Wacht wohlgethan; er glaubte auch einen Entſchluß gefaßt zu haben, vermöge deſſen er dem ſchwerſten entſetzlichſten Ungemach, das nach ſeiner verblendeten Meinung ihm erfaßt, widerſtehen, ja es gar überwinden wollte. Nur das, was er that, kann den Ausſpruch des Tribunals im Innern kund thun und vielleicht, ſehr geneigter Leſer! hat dies Tribunal zum erſten Male etwas geſchwankt. — Mag hier doch eine kleine Andeutung ſtehen, die ſich ſpäter vielleicht nicht füglich einſchieben laſſen würde. Wie es in derlei Fällen dann wohl geſchieht, ſo hatte ſich die alte Barbara an den Meiſter Wacht gedrängt und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beſtändig weltliche Bücher mit einander geleſen. Der Meiſter ließ ſich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben. Es war ein Werk von Göthe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es geweſen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo ſie es heimlich weggenommen. Niemals entſchlüpfte ihm ein einziges Wort über Nanni's Lectüre, ſondern nur einmal ſagte er bei Tiſche, als es irgend eine Gelegenheit gab: „es ſteigt ein ungemeiner Geiſt unter uns Deutſchen auf, Gott gebe ihm Gedeihen. Meine Jahre ſind vorüber, meines Alters, meines Berufs iſt es nicht mehr; — doch dich, Jonathan, beneide ich um ſo manches, was der künftigen Zeit entſprießen wird!“ —

Jonathan verſtand Wachts myſtiſche Worte um ſo deutlicher, als er erſt vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb verſteckt, auf Meiſter Wachts Arbeitstiſch den Götz von Berlichingen entdeckt hatte. Wachts großes Gemüth hatte den ungemeinen Geiſt, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, einen neuen Flug zu beginnen. —

Andern Tags hing die arme Nanni das Köpfchen, wie eine kranke Taube. „Was iſt meinem lieben Kinde, ſprach Meiſter Wacht mit dem liebreichen Tone, der ihm ſo eigen und mit dem er alles hinzureißen verſtand, was iſt meinem lieben Kinde, biſt du krank? ich will es nicht glauben; du kommſt zu wenig an die friſche Luft; ſieh, ſchon lange habe ich gewünſcht, daß du mir einmal mein Veſperbrodt auf die Werkſtatt hinaus brächteſt. Thue es heute, wir haben den ſchönſten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, du thuſt es, du bereiteſt mir ſelbſt die Butterwecken, das wird herrlich munden.“

Damit nahm Meiſter Wacht das liebe Kind in die Arme, ſtrich ihr die braunen Locken von der Stirne, küßte, herzte, hätſchelte es, kurz, übte alle Gewalt des liebevollſten Betragens, wie es in ſeiner Macht ſtand und deſſen unwiderſtehlichen Zauber er wohl kannte.

Ein Thränenſtrom entſtürzte Nanni's Augen und nur mit Mühe brachte ſie die Worte heraus: „Vater! Vater!“

„Nun, nun! ſprach Wacht, und man hätte

in dem Ton ſeiner Stimme einige Verlegenheit bemerken können, es kann noch alles gut werden.“ —

Acht Tage waren vergangen; Jonathan hatte ſich natürlicherweiſe nicht blicken laſſen und der Meiſter ſeiner mit keiner Silbe gedacht. Sonntags, als die Suppe ſchon dampfte und die Familie ſich zu Tiſche ſetzen wollte, fragte Meiſter Wacht ganz heiter: „wo bleibt denn unſer Jonathan?“ Nettel ſprach, aus Schonung gegen die arme Nanni, halb leiſe: „Vater, wißt Ihr denn nicht, was geſchehn! muß Jonathan nicht Scheu tragen, ſich vor Euch zu zeigen?“ „Seht den Affen, ſprach Wacht mit lachendem Ton, Chriſtian ſoll gleich hinſpringen und ihn herholen.“ —

Man kann denken, daß der junge Advokat nicht unterließ, ſich alsbald einzuſtellen, aber auch, daß in den erſten Augenblicken, als er gekommen war, es über allen ſchwebte, wie eine düſtre drückende Gewitterwolke.

Meiſter Wachts unbefangenem heiterm Weſen, ſo wie Leberſinks drolligem Treiben, gelang es indeſſen, einen gewiſſen Ton hervorzubringen, der, wenn auch gerade nicht luſtig zu nennen, doch das ganze harmoniſche Gleichgewicht erhielt. Laßt uns, ſprach Meiſter Wacht nach Tiſche, ein wenig ins Freie, auf meinen Werkhof hinausgehen. Es geſchah.

Monſieur Pickard Leberſink ſchmiegte ſich ſehr gefliſſentlich an Nettelchen, die die Freundlichkeit ſelbſt war, da der höfliche Lackierer ſich im Lobe der Speiſen erſchöpft und geſtanden hatte, in ſeinem Leben, ſelbſt bei den geiſtlichen Herrn in Banz, habe er nicht delicater gegeſſen. Da nun Meiſter Wacht, ein großes Schlüſſelbund in der Hand, ſtarken Schrittes voran eilte, mitten durch den Werkhof, ſo kam der junge Advokat von ſelbſt in Nanni's Nähe. Verſtohlne Seufzer, leis hingehauchte Liebesklagen, das war Alles, was die Liebenden wagten.

Meiſter Wacht blieb vor einem ſchönen neugezimmerten Thore ſtehen, das in der Mauer, die Wachts Werkhof von dem Garten des Kaufmanns trennte, angebracht war.

Er ſchloß das Thor auf und ſchritt hinein, indem er die Familie einlud, ihm zu folgen. Alle, Herrn Pickard Leberſink ausgenommen, welcher gar nicht aus dem ſchlauen Lächeln und leiſen Kichern herauskam, wußten nicht recht, was ſie von dem Alten denken ſollten. Mitten in dem ſchönen Garten war ein ſehr geräumiger Pavillon belegen, auch dieſen öffnete Meiſter Wacht, ſchritt hinein und blieb in der Mitte des Saals ſtehen, aus deſſen jedem Fenſter man einer andern romantiſchen Ausſicht genoß.

„Ich, ſprach Meiſter Wacht mit einem Ton, der von dem innig erfreuten Herzen zeugte, ich ſtehe hier in meinem Eigenthum, der ſchöne Garten iſt mein, er mußte mein ſein, nicht um mein Grundſtück zu vergrößern, nicht den Reichthum meines Beſitzes zu vermehren, nein, weil ich wußte, daß ein gewiſſes herziges Ding, ſich ſo nach dieſen Bäumen, Büſchen, nach dieſen ſchönen duftenden Blumenbeeten ſehnte.“

Da warf ſich Nanni dem Alten an die Bruſt und rief: „o! Vater, Vater! du zerreißeſt mir das Herz mit deiner Milde, mit deiner Güte, ſei barm —“ „Still, ſtill, unterbrach Meiſter Wacht das leidende Kind, ſei nur gut, es kann ſich alles fügen auf wunderbare Weiſe; in dieſem kleinen

Paradieſe iſt viel Troſt zu finden.“ „Ja wohl, ja wohl, rief Nanni wie begeiſtert, o! ihr Bäume, ihr Büſche, ihr Blumen, ihr fernen Berge, du ſchönes fliehendes Abendgewölk, mein ganzes Gemüth lebt in euch, ich finde mich ſelbſt wieder, wenn eure lieblichen Stimmen mich tröſten.“ —

Damit ſprang Nanni wie ein junges flüchtiges Reh zur offenen Thür des Pavillons hinaus ins Freie und der junge Advokat, den wohl in dieſem Augenblick keine Macht zurückgehalten haben würde, verfehlte nicht, eiligſt zu folgen. Monſieur Pickard Leberfink bat ſich die Erlaubniß aus, Nettelchen in dem neuen Beſitzthum herumzuführen. Der alte Wacht ließ ſich indeſſen unter die Bäume nahe am Abhang der Berge, wo er hinabſchauen konnte ins Thal, Bier und Tabak bringen, und bließ die blauen Wolken des echten Holländers recht froh und gemüthlich in die Lüfte. Gewiß iſt der geneigte Leſer über dieſe Gemüthsſtimmung des Meiſter Wachts ſehr verwundert, ja, er weiß ſich nicht zu erklären, wie ſie bei einem ſolchen Geiſte möglich iſt.

Meiſter Wacht war nicht ſo wohl zu irgend einem Entſchluß, als zu der Ueberzeugung gelangt, daß die ewige Macht ihn unmöglich das entſezlichſte Unglück erleben laſſen könne, ſeinem liebſten Kinde einen Advokaten, mithin den Satan ſelber, verbunden zu ſehen.

Es geſchieht was, ſprach er zu ſich ſelbſt, es muß was geſchehen, wodurch das unglückſelige Verſtändniß aufgehoben oder Jonathan der Hölle entriſſen wird, und es wäre Vorwitz, ja vielleicht verderblicher Frevel, der gerade das Gegentheil bewirken könnte, wenn man verſuchen wollte, mit ohnmächtiger Hand hineinzugreifen in das große Schwungrad des Geſchicks.

Es iſt kaum zu glauben, welche elende, ja oft alberne Gründe der Menſch hervorſucht, ſich ein Herannahn des Unglücks als abwendbar zu denken. So gab es Augenblicke, in denen Wacht darauf rechnete, daß die Ankunft des wilden Sebaſtian, den er ſich als einen in der vollſten Blüthe der Jugend ſtehenden rüſtigen Jüngling, im Begriff, die Mannes-Jahre zu erreichen, dachte, in dem ganzen Getriebe der Angelegenheiten, wie ſie jezt ſtanden, eine Aenderung hervorbringen würde. Der gemeine, wiewohl leider nur oft allzuwahre Gedanke kam ihm in den Sinn, daß ausgeſprochene Männlichkeit dem Weibe zu ſehr imponire, um es nicht zuletzt zu beſiegen. Als die Sonne zu ſinken begann, lud Monſieur Pickard Leberſink die Familie ein, in ſeinem anſtoßenden Garten einen kleinen Imbiß zu ſich zu nehmen.

Dieſer Garten des edlen Lackierers und Vergolders bildete nun gegen Wachts neues Beſitzthum den lächerlichſten und ſeltſamſten Kontraſt. Beinahe ſo klein, daß man ihm nur die ſchöne Höhe hätte nachrühmen können, war er nach holländiſcher Art angelegt und Baum und Hecke unter der ſorgfältigſten pedantiſchen Scheere gehalten. Sehr hübſch nahmen ſich die himmelblauen, roſenrothen, eigelben u. ſ. w. Stämme der dünnen Obſtbäume aus, die in den Blumenbeeten ſtanden. Leberſink hatte ſie lackirt und alſo die Natur verſchönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Aepfel der Hesperiden.

Doch noch mehrere Ueberraſchungen gab es. Leberſink bat die Mädchen, ſich einen Strauß zu pflücken, doch ſo wie ſie die Blumen abpflückten, gewahrten ſie zu ihrem Erſtaunen, daß Stengel und Blätter vergoldet. Sehr merkwürdig war es überdem, daß alle Blätter, die der Nettel zur Hand kamen, wie Herzen geſtaltet waren.

Der Imbiß, womit Leberfink ſeine Gäſte regalirte, beſtand in dem auserleſenſten Kuchen, dem feinſten Zuckerwerk und alten Rheinwein und herrlichen Muskateller. Nettel war über das Gebackene ganz außer ſich, und behauptete inſonderheit, daß das zum Theil herrlich verſilberte und vergoldete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabrizirt ſeyn könne; da verſicherte ihr Monſieur Pickard Leberfink heimlich mit dem ſüßeſten Schmunzeln, daß er ſelbſt ſich ein wenig auf die Küchen- und Zuckerbäckerei verſtehe und der glückliche Autor aller dieſer Süßigkeiten ſey. Nettel hätte für Ehrfurcht und Erſtaunen vor ihm auf die Knie ſinken mögen, und doch ſtand ihr noch die größte Ueberraſchung bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monſieur Pickard Leberfink die kleine Nettel ſehr geſchickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rückſichtslos, unerachtet er wieder die Zeiſig Atlas Hoſen angelegt, mit beiden Knien ins feuchte Gras nieder plumpte und ihr unter vielen ſeltſamen, unverſtändlichen Jammertönen, den nächtlichen Elegien des Katers Hinz nicht unähnlich, einen ungeheuren Blumenſtrauß überreichte, in deſſen Mitte die ſchönſte aufgeblühte Roſe prangte, die man nur ſehen konnte.

Nettel that, was jeder thut, dem ein Strauß überreicht wird, ſie fuhr damit nach der Naſe, fühlte aber in demſelben Augenblick einen empfindlichen Stich. Erſchrocken wollte ſie den Strauß wegwerfen.

Welches liebliche Wunder hatte ſich indeſſen begeben! Ein kleiner ſchön lackirter Liebesgott war aus dem Kelch der Roſe geſprungen und hielt der Nettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen. Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte ſtanden:

„voila le coeur de Monsieur Pikard Leberfink,
que je vous offre!“

„O Jemine, rief Nettel ganz erſchrocken, o „Jemine, was thun Sie, lieber Herr Leberfink? „knien Sie doch nicht vor mir, wie vor einer „Prinzeſſin; die ſchönen atlaſſenen — bekommen

„in dem feuchten Graſe Flecken und Sie, Beſter, „den Schnupfen; dafür hilft Fliederthee und weißer Kandies.“

„Nein, rief der wilde Liebhaber, nein, o Margaretha, nicht eher entſteigt der Sie auf das „Innigſte liebende Pickard Leberfink dem feuchten „Graſe, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu werden.“ „Heirathen wollen Sie mich? ſprach Rettel, nun denn, friſch aufgeſtanden. Sprechen „Sie mit meinem Vater, liebſtes Leberfinkchen, „und trinken Sie heute Abend ein paar Taſſen „Fliederthee.“

Was ſoll der geneigte Leſer mit Leberfinks und Rettels Albernheiten noch länger ermüdet werden; für einander geſchaffen, wurden ſie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht ſeine ſchalkiſche Freude daran.

Durch Rettels Brautſchaft kam ein gewiſſes Leben in Wachts Haus; ſelbſt das Liebespaar gewann, weniger beobachtet, mehr Freiheit. Es ſollte ſich etwas beſonders ereignen, um dieſe behagliche Ruhe, in der ſich alles bewegte, zu ſtören.

Der junge Advokat ſchien auf beſondere Weiſe zerſtreut, mit irgend einer Sache, die ſein ganzes Weſen einnahm, beſchäftigt; er begann ſogar ſparſamer Wachts Haus zu beſuchen und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er ſonſt nie zu verſäumen pflegte.

„Was mag unſerm Jonathan geſchehen ſein, er „iſt ja ganz zerſtreut, ganz ein anderer worden, „als er ſonſt war;“ ſo ſprach Meiſter Wacht, unerachtet er die Urſache, oder vielmehr das Ereigniß, das auf den jungen Advokaten ſo ſichtlich einwirkte, wenigſtens der äußern Erſcheinung nach, ſehr wohl kannte. Ja er hielt dies Ereigniß für die Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, ſein ganzes Leben verſtörenden, Unglück entgehen werde, von dem er ſich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine junge unbekannte Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erſcheinung myſtiſch und ſonderbar zu nennen. Sie wohnte im weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung beſtand nur in einem eisgrauen Diener und in einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über ſie waren ſehr verſchieden.

Manche behaupteten, ſie ſei eine vornehme, ſteinreiche Ungariſche Gräfin, welche Zwiſtigkeiten der Ehe nöthigten, einen momentanen, einſamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen. Andere machten ſie dagegen zu einer gewöhnlichen Didone abandonnata; noch andere zu einer verlaufenen Sängerinn, die bald die vornehmen Schleier abwerfen und als Konzertgeberinn auftreten werde; wahrſcheinlich müſſe es ihr an Empfehlungen an den Fürſt Biſchof fehlen; genug die mehreſten Stimmen einigten ſich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Ausſagen der wenigen Perſonen, die ſie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit ſein ſollte, für eine höchſt zweideutige Perſon zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advokaten ſo lange nachgeſchlichen war, bis er ihn eines Tages am Brunnen auf dem Markt, den die Statüe des Neptun ziert (welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den Gobelmann zu nennen pflegen) feſthielt und lange, ſehr lange mit ihm ſprach. Aufmerkſame Gemüther, die Niemanden begegnen konnten, ohne lebhaft zu fragen: wer mag er geweſen ſein, wo mag er hingehen, was mag er treiben“ u. ſ. hatten herausgebracht, daß der junge Advokat ſehr oft, beinahe täglich, zu nächtlicher Weile zu der ſchönen Unbekannten hinſchlich, und mehrere Stunden bei ihr zubrachte. Stadtgeſpräch wurde es bald, daß der junge Advokat ſich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekannten Abentheurerin verſtrickt habe.

Meiſter Wachts ganzem Weſen mußte es gänzlich fremd ſein und bleiben, dieſe ſcheinbare Verwirrung des jungen Advokaten, als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß ſie alles Haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umſtänden erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebſt dem ganzen Anhange der Böſen ſorgen. Der ganzen Sache ſezte die Krone auf, daß der junge Advokat mit der Dame eines Tages ganz ſchnell abreiſete; Niemand wußte, wohin.

„So gehts mit dem Leichtſinn, hin iſt des vorwitzigen Herrn Praxis,“ ſprachen die klugen Leute. Dies war aber nicht der Fall; denn zu nicht geringem Erſtaunen aller, beſorgte der alte Eichheimer ſelbſt die Praxis ſeines Pflegeſohnes auf das

Pünktlichſte, und eingeweiht in das Geheimniß mit der Dame, ſchien er alle Maßregeln ſeines Pflegeſohns zu billigen.

Meiſter Wacht ſchwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn einmal die arme Nanni ihren Schmerz nicht bergen konnte, ſondern mit, von Thränen halberſtickter Stimme leiſe klagte: „warum hat uns Jonathan verlaſſen,“ ſo ſprach Meiſter Wacht mit wegwerfen dem Ton: „ja die Advokaten machen es nicht anders, wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Nutzen ſchafft, Jonathan mit der Fremden angeſponnen.“

Dann pflegte aber Herr Pickard Leberfink Jonathans Partei zu nehmen und zu verſichern, daß er ſeinerſeits überzeugt ſei, wie die Fremde nichts Geringeres ſein könne, als eine Prinzeſſin, die ſich in einer äußerſt delikaten Rechtsſache an den ſchon Weltberühmten jungen Advokaten gewandt. Er kramte dabei ſo viel Geſchichten von Advokaten aus, die durch beſondere Sagazität, durch beſondern Scharfblick und Geſchicklichkeit, die verworrenſten Karten entwickelt, die geheimſten Dinge ans Tageslicht gebracht, daß Meiſter Wacht ihn bat, um des Himmels Willen ſtill zu ſchweigen, da ihm übel und weh werde, wogegen Nanni ſich an allem, was Leberfink hervorbrachte, innig labte und neue Hoffnungen faßte.

Nanni's Schmerz hatte eine merkliche Beimiſchung von Verdruß und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich ſchien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden ſollen. Hieraus war zu folgern, daß Jonathan ſich nicht zu entſchuldigen geſucht, ſondern über ſein Abentheuer hartnäckig geſchwiegen.

Einige Monden waren vergangen, als der junge Advokat in der fröhlichſten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meiſter Wacht mußte aus den leuchtenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wohl ſchließen, daß er ſich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leſer nicht unlieb ſein, die ganze Begebenheit, die ſich mit der fremden Dame und dem jungen Advokaten zugetragen, hier gleich einer epiſodiſchen Novelle eingeſchaltet zu ſehen

Der Ungariſche Graf Z. . ., im Beſitz von mehr als einer Million, heirathete aus reiner Zu neigung ein blutarmes Fräulein die den Haß der Familie ſchon dadurch auf ſich lud, daß ſie außerdem, daß über ihre Familie ein völliges Dunkel herrſchte, keine andern Schätze beſaß, als alle Tugend, Schönheit und Anmuth des Himmels.

Der Graf verſprach ſeiner Gemahlin, mittelſt Teſtaments, ſein ganzes Vermögen, auf den Fall ſeines Todes, zuzuwenden.

Einſt als ihn diplomatiſche Geſchäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten und er nach Wien in die Arme ſeiner Gemahlinn zurückkehrte, erzählte er dieſer, daß er in einem Städtchen, deſſen Namen er ganz vergeſſen, von einer ſchweren Krankheit befallen und die Augenblicke ſeiner Geneſung ſogleich dazu benuzt habe, um ein Teſtament zu Gunſten ihrer aufzuſetzen und den Gerichten zu übergeben. Es müſſe daher kommen, daß ihn einige Meilen weiter ein neuer Anfall der böſen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt gepackt habe, daß ihm Name des Orts, des Gerichts, wo, und bei wem er teſtirt, gänzlich aus dem Gedächtniſſe entſchwunden, ſo wie, daß der von den Gerichten über die Niederlegung des Teſtaments erhaltene Empfangsſchein ihm verloren gegangen ſei. Wie es wohl zu geſchehen pflegt; von Tage zu Tage verſchob der Graf die Errichtung eines neuen Teſtaments, bis ihn der Tod übereilte und die Verwandten nicht unterließen, den ganzen Nachlaß in Anſpruch zu nehmen, ſo daß die arme Gräfin das überreiche Erbe bis auf die geringe Summe einiger koſtbaren Geſchenke des Grafen zuſammenſchmelzen ſah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über dieſen Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber ſolche Notizen, daß ein Teſtament vorhanden ſei, das Teſtament ſelbſt nicht erſetzen können, ſo ſchufen ſie der Gräfin nicht den mindeſten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren böſen Fall zu Rathe gezogen, bis ſie endlich nach Bamberg kam und ſich an den alten Eichheimer wandte, der ſie aber an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beſchäftigt, ausgerüſtet mit vorzüglichem Scharfſinn und großer Liebe zur Sache vielleicht doch das unglückliche Teſtament erſpüren, oder einen andern künſtlichen Beweis über die wirkliche Exiſtenz deſſelben antreten würde.

Der junge Advokat begann damit, ſich bei den kompetenten Behörden die nochmalige genaue Nachforſchung in den Papieren des Grafen auf dem Schloſſe auszubitten. Er ging ſelbſt mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand ſich in einem bisher nicht beachteten Nußbaumen Schrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangſchein über die Niederlegung des Teſtaments, wohl aber ein Papier befindlich, was dem jungen Advokaten im höchſten Grade wichtig ſein mußte.

Dieſes Papier enthielt nämlich die genaue Beſchreibung aller Umſtände bis ins kleinſte Detail, unter denen der Graf zu Gunſten ſeiner Gemahlin, ein Teſtament errichtet und einem Gerichtshofe übergeben hatte. Die diplomatiſche Reiſe von Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg in Preußen. Hier fand er zufällig einige Oſtpreußiſche Edelleute, die er früher auf eine Reiſe in Italien getroffen. Der Eilfertigkeit, womit der Graf reiſen wollte, unerachtet, ließ er ſich doch bereden, eine kleine Streiferei in Oſtpreußen zu unternehmen, vorzüglich da die reichen Jagden aufgegangen und der Graf ein paſſionirter Jäger. Er nannte die Städte Wehlau, Allenburg, Friedland u. ſ. w., wo er geweſen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzukehren, vorwärts nach der ruſſiſchen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, deſſen Anſehn der Graf nicht erbärmlich genug beſchreiben konnte, verfiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehrere Tage hindurch alle Sinne raubte. Zum Glück befand ſich am Orte ein junger recht geſchickter Arzt, der dem Uebel kräftigen Widerſtand leiſtete, ſo daß der Graf nicht allein zu ſich kam, ſondern auch im Stande war, in wenigen Tagen ſeine Reiſe fortzuſetzen. Schwer fiel es ihm aber aufs Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reiſe tödten und ſeine Gemahlin in die tiefſte Armuth verſetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß der Ort ſeiner Kleinheit und ſeines erbärmlichen Anſehns unerachtet, doch der Sitz eines Preußiſchen Landeskollegii ſei und daß er mit aller Förmlichkeit ſein Teſtament dort deponiren könne, ſo bald es ihm nur gelänge, die Identität ſeiner Perſon nachzuweiſen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieſer Gegend.

Doch wie wunderbar iſt das Spiel des Zufalls! Gerade als der Graf in dem Städtchen aus dem Wagen ſtieg, ſtand ein alter invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf einem benachbarten Dorfe wohnte, ſich vom Korbflechten nährte, und nur ſelten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Thüre des Wirthshauſes. Dieſer hatte in ſeiner Jugend in der öſtreichiſchen Armee gedient, und war funfzehn Jahr hindurch Reitknecht bei dem Vater des Grafen geweſen. Auf den erſten Blick erinnerte er ſich des Sohnes ſeines Herrn und er, und ſein Weib wurden die völlig unverdächtigen Rekognoszenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu ihrem Schaden. Der junge Advokat ſah ſogleich ein, daß, um näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Lokalität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere

Spur, wo der Graf krank geworden ſei und teſtirt habe, zu ermitteln.

Er reiſte mit der Gräfin nach Oſtpreußen, hier wollte er, wo möglich, durch Einſicht der Poſtbücher die Reiſeroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Poſtpferde von Eylau nach Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor ſich jede Spur, jedoch war ſo viel gewiß, daß der Graf ſeine Tour nach Rußland durch das Preußiſche Lithauen genommen, und zwar um ſo mehr, als in Tilſit des Grafen Ankunft und Abreiſe mit Extrapoſt wieder eingetragen war. Von hieraus verlor ſich aufs neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Tilſit ſchien indeſſen dem jungen Advokaten, daß man die Löſung des Räthſels ſuchen müſſe. Ganz mißmüthig und voller Sorgen traf er einſt an einem regnigten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landſtädtchen Inſterburg ein. Von ſeltſamen Ahnungen fühlte er ſich befangen, als er in die elenden Zimmer des Wirthshauſes trat. Es kam ihm ſo heimiſch darin vor, als wenn er ſchon ſelbſt da geweſen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das Genauſte geſchildert worden. Die Gräfin begab ſich nach ihrem Schlafgemach; der junge Advokat wälzte ſich unruhig auf dem Lager. Als die Morgenſonne hell ins Zimmer ſchien, fiel ſein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer nun übertüncht, abgeſprungen und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorſchein gekommen, worauf allerlei ſcheußliche Geſichter als anmuthige Arabesken im Neu-Seeländiſchen Geſchmack angebracht waren.

Ganz außer ſich vor Freude und Entzücken, ſprang der junge Advokat aus dem Bette; er befand ſich in dem Zimmer, in welchem Graf Z... das verhängnißvolle Teſtament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leſer mit all den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen. Genug! Inſterburg war wie noch jezt der Siz eines preußiſchen Obergerichts, damals Hofgericht geheißen. Der junge Advokat begab ſich ſofort mit der Gräfin zu dem Präſidenten; durch die mitgebrachten, in der authentiſchen Form ausgefertigten Papiere, wurde die Legitimation der Gräfin auf das Vollſtändigſte geführt, die Publikation des Teſtaments als unzweifelhaft vorgenommen und die Gräfin, welche troſtlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlaſſen, kehrte wieder, im Beſitz aller Rechte, die ein feindliches Geſchick ihr hatte rauben wollen.

Der Nanni erſchien der Advokat wie ein himmliſcher Heros, der die verlaſſene Unſchuld gegen die Bosheit der Welt ſiegreich geſchüzt. Auch Leberfink ergoß ſich in übertriebenen Lobeserhebungen, den Scharfſinn und die Thätigkeit des jungen Advokaten hoch bewundernd. Meiſter Wacht rühmte ebenfalls nicht ohne Nachdruck Jonathans Betriebſamkeit, wiewohl er eigentlich nichts als ſeine Schuldigkeit gethan und es ihm — dem Meiſter Wacht — bedünken wolle, daß alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen geweſen ſein würde.

Dieſe Angelegenheit, ſprach Jonathan, halte ich für einen wahren Glücksſtern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen.

Die Sache hat viel Aufſehen erregt. Alle Ungariſche Magnaten waren in Bewegung. Mein Name iſt bekannt geworden und was nicht das ſchlimmſte dabei iſt, die Gräſin war liberal genug, mir zehntauſend Stück Brabanter Thaler zu verehren.

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advokaten, hatte auf Meiſter Wachts Geſicht ein ſeltſames Muskel-Spiel begonnen, das ſich bis zum Ausdruck des tiefſten Verdruſſes ſteigerte.

„Was, fuhr er endlich mit Flammen-Blicken und mit einer Löwenſtimme heraus, was, hab ich's nicht geſagt, das Recht haſt du verkauft, dafür, daß die Gräſin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügeriſchen Verwandten heraus bekam, mußte ſie Geld zahlen, mußte ſie dem Mammon opfern. Pfui, pfui, ſchäme dich!“

Alle vernünftige Vorſtellungen des jungen Advokaten, ſo wie der übrigen Perſonen, die gerade anweſend waren, fruchteten auch nicht das Allermindeſte. Meiſter Wacht blieb, unerachtet eine

Sekunde hindurch die Vorſtellung Platz zu greifen ſchien, daß wohl nie eine Perſon mit freudigerem Gemüthe ein Geſchenk gegeben, als die Gräfin bei der plötzlichen Entſcheidung ihres Falles, und daß, wie Leberſinkchen auch genau wiſſen wollte, nur der junge Advokat ſelbſt daran Schuld war, daß das Honorar nicht viel ſtärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen; doch zugleich kehrten die alten ſtarrſinnigen Worte zurück: ſo bald von Recht die Rede iſt, giebt es kein Geld auf der Erde.

Es iſt wahr, fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, bei dieſer Geſchichte kommen manche Umſtände vor, die dich wohl entſchuldigen können und zum ſchnöden Eigennutz verleiten konnten, doch thue mir den Gefallen und halt das Maul von der Gräfin, dem Teſtament, den zehn tauſend Thalern; es könnte mir manchmal bedünken wollen, daß du an den Platz dort, den du an meinem Tiſche einnimmſt, nicht hingehörteſt.

Ihr ſeid ſehr hart, ſehr ungerecht gegen mich, Vater, ſprach der junge Advokat mit vor Wehmuth bebender Stimme. Nanni vergoß ſtille Thränen; Leberfink, als ein gewandter ſozialer Mann, brachte ſchnell das Geſpräch auf die neue Vergoldungen zu St. Gangolph.

Man kann ſich das geſpannte Verhältniß wohl denken, in dem jezt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Geſprächs, wo aller friſche Lebensmuth, wo aller muntre Sinn? Ein tödtender Verdruß nagte langſam an Wachts Herzen, und auf ſeinem Antlitz ſtand das geſchrieben.

Von Sebaſtian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeſte Nachricht ein, und ſo ſchien auch die lezte ſchwache Hoffnung, die dem Meiſter Wacht geſchimmert, unterzugehen.

Meiſter Wachts Altgeſell, Andres geheißen, war ein treuer, ehrlicher, ſchlichter Menſch, der ihm anhing mit einer Liebe ohne gleichen. „Meiſter, ſprach dieſer eines Morgens, als ſie eben mit einander Balken abſchnürten, Meiſter, ich kann's nicht länger tragen, es ſtößt mir das Herz ab, Euch ſo leiden zu ſehen! Jungfer Nanni! der arme Herr Jonathan!“

Da warf Meiſter Wacht ſchnell das Schnürbandel fort, trat auf ihn zu, packte ihn bei der Bruſt, und rief: „Menſch, vermagſt du aus dieſem Herzen die Ueberzeugung, was wahr und recht, wie ſie die ewige Macht mit Flammen-Zügen hinein gezeichnet hat, herauszureißen, ſo mag das geſchehn, deſſen du gedenkeſt!“

Andres, der nicht der Mann war, ſich mit ſeinem Meiſter auf Conteſtationen der Art einzulaſſen, kratzte ſich hinter den Ohren und meinte verlegen ſchmunzelnd: „ſo würde wohl auch ein gewiſſer Morgenbeſuch eines vornehmen Herren auf der Werkſtatt von keiner ſonderlichen Wirkung ſein.“ Meiſter Wacht merkte den Augenblick, daß es auf einen Sturm gegen ihn abgeſehen ſei, den höchſt wahrſcheinlich der Graf von Köſel dirigiren werde.

Mit dem Glockenſchlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühſtück folgte, auf die Werkſtatt. Es war dem Meiſter unangenehm, daß Nanni kam, da dieß außer der Regel und die verabredete Karte ſchon jezt hervorguckte.

Nicht lange dauerte es, ſo erſchien denn auch wirklich der Domizellar, geſtriegelt und geſchniegelt wie ein Püppchen; ihm folgte auf dem Fuß der

Lackierer und Vergolder, Monſieur Pickard Leberfink, in allerlei bunte Farben gekleidet und einem Frühlingskäfer nicht unähnlich. Wacht that doch erfreut über den Beſuch, dem er ſogleich die Urſache unterſchob, daß der Herr Domizellar wahrſcheinlich ſeine neueſten Modelle ſehen wolle.

Meiſter Wacht trug in der That große Scheu, die weitläufigen Sermonen zu hören, in die ſich der Domizellar nutzlos ergießen würde; um Rückſichts Nanni's und Jonathans ſeinen Entſchluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domizellar, der junge Advokat und der Lackierer neben einander ſtanden und der Domizellar ſchon mit den zierlichſten Worten die ſüßeſten Verhältniſſe des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Holz her!“ der große Peter auf der andern Seite aber ſo derb zuſchob, daß der Domizellar heftig an der Schulter berührt, auf den Monſieur Pickard ſtürzte; dieſer prallte aber auf den jungen Advokaten und im Nu waren alle drei verſchwunden. Hinter ihnen befand ſich nämlich ein hoch aufgethürmter Haufen von Holzſplittern, Sägeſpänen u. a.

In dieſen Haufen waren die Unglücklichen begraben, ſo, daß man von ihnen nichts erblickte, als vier ſchwarze und zwei chamoisfarbene Füße; leztere waren aber die Galla-Strümpfe des Herrn Lackierer und Vergolder Pickard Leberſink. Es konnte nicht anders möglich ſein, die Geſellen und Burſche brachen in ein ſchallendes Gelächter aus, unerachtet Meiſter Wacht Ernſt und Ruhe gebot.

Am ſchrecklichſten ſah der Domizellar aus, dem die Sägeſpäne in alle Falten des Kleides und ſogar auch in die Locken der zierlichen Friſur gedrungen waren; er floh beſchämt, wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advokat auf dem Fuße; nur Monſieur Pickard Leberfink blieb froh und freundlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die chamois Strümpfe nicht mehr brauchbar, da beſonders feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Verfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden ſollte, vereitelt.

Der Meiſter hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entſetzliches treffen würde.

Meiſter Wacht hatte abgegeſſen und ſtieg ſo eben die Treppe herab, um ſich nach dem Werkhofe zu begeben; da hörte er vor dem Hauſe eine brutale Stimme rufen: „Heda! wohnt der alte ſpitzbübiſche Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?“ Eine Stimme von der Straße antwortete: „ein alter ſpitzbübiſcher Kerl wohnt nicht hier, wohl iſt dies aber das Haus des ehrſamen Bürgers und Zimmermeiſters, Herrn Johannes Wacht.“

In dem Augenblick wurde mit einem ſtarken Schlage die Hausthür eingeſtoßen und ein großer ſtarker Kerl von wildem Anſehn ſtand vor dem Meiſter. Die ſchwarzen Haare ſpießten ſich durch die durchlöcherte Soldaten-Mütze und überall konnte der zerlumpte Kittel den ekelhaften von Schmutz und Witterung nackten Körper nicht verbergen; an den Füßen trug der Kerl Soldaten-Schuhe und die blaue Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho! rief der Kerl, Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Ihr kennt wohl nicht mehr den Sebaſtian Engelbrecht, den Ihr um ſein Erbe betrogen?" Meiſter Wacht trat dem Kerl mit aller imponirenden Majeſtät ſeines Aeußern einen Schritt entgegen, indem er unwillkührlich die Hand mit dem Rohrſtock vorſtreckte. Da war es, als träfe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, ſtreckte die geballten Fäuſte drohend empor und ſchrie: „Hoho! ich weiß, wo mein Erbtheil iſt, ich will es mir verſchaffen, troz dir, du alter Sünder!"

Er rannte pfeilſchell den Kaulberg herab, von dem Volke verfolgt.

Erſtarrt blieb Meiſter Wacht einige Sekunden im Flur ſtehen, bis er auf den angſtvollen Zuruf Nanni's: „Um Gott, Vater, das war Sebaſtian!" in die Stube hinein mehr ſchwankte, als ging, erſchöpft auf einen Lehnſeſſel ſank, beide Hände vors Geſicht hielt und mit erſchütternder Stimme rief: „ewige Barmherzigkeit des Himmels, das iſt Sebaſtian Engelbrecht!"

Es entſtand Lärm auf der Straße, das Volk ſtrömte den Kaulberg herab und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!"

Von den entſetzlichſten Ahnungen ergriffen, rannte der Meiſter hinab nach Jonathans Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kaulbergs belegen.

Ein dichter Volkshaufe wälzte ſich vor ihm her; in der Mitte deſſelben gewahrte er den wie ein wildes Thier ſich ſträubenden Sebaſtian, der ſo eben von der Wache zu Boden geworfen, ſo überwältigt, an Händen und Füßen geſchloſſen und eben abgeführt wurde.

„Jeſus! Jeſus! der Sebaſtian hat ſeinen Bruder erſchlagen!“ So wehklagte das Volk, welches ſich aus dem Hauſe drängte. Meiſter Wacht machte ſich Platz und fand den armen Jonathan unter den Händen der Aerzte, die ſich mühten, ihn ins Leben zurück zu rufen; drei mit der vollſten Kraft eines ſtarken Mannes geführte Fauſtſchläge auf den Kopf, ließen das ſchlimmſte ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, durch liebreiche Freundinnen ſogleich den ganzen Hergang der Sache erfahren und war nach des Geliebten Wohnung geſtürzt, wo ſie in dem Augenblicke anlangte, als der junge Advokat, Kraft der verſchwendeten Naphta, wieder die Augen aufſchlug und die Chirurgen vom Trepaniren ſprachen. Man kann ſich das Uebrige denken.

Nanni war troſtlos; Nettel, troz ihrer Brautſchaft, in Trauer verſenkt, und ſelbſt Monſieur Pickard Leberfink verſicherte, indem ihm die Thränen vor Wehmuth über die Backen liefen: „Gott ſolle dem gnädig ſein, auf deſſen Caput eine Zimmermanns-Fauſt niederfalle; der Verluſt des jungen Herrn Jonathans ſei unerſetzlich. Indeſſen ſolle der Lack ſeines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich ſein, die Verſilberung der Todtenköpfe und anderer anmuthiger Embleme ihres Gleichen vergebens ſuchen.

Es ergab ſich, daß Sebaſtian einem Trupp Landſtreicher, der vom Baierſchen Militair durch das Bambergiſche transportirt wurde, entſprungen und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnſinnigen Vorſatz auszuführen, den er längſt im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen verruchten Böſewichts, ſondern gab nur das Beiſpiel eines durchaus leichtſinnigen Menſchen, der, der vortrefflichſten Gaben, die ihm die Natur verlieh, unerachtet, ſich jeder Verlockung des Böſen Preis giebt, und zulezt auf der höchſten Stufe des Laſters untergeht, in Elend und Schmach.

Im Sächſiſchen war er einem Rabuliſten in die Hände gefallen, der ihm weiß machte, daß er von dem Meiſter Wacht bei der Auszahlung der väterlichen Erbſchaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunſten ſeines Bruders Jonathan, dem er ſein liebſtes Töchterchen, Namens Nanni, zum Weibe verſprochen. Wahrſcheinlich hatte der alte Betrüger ſich dies Mährchen aus verſchiedenen Aeußerungen Sebaſtians ſelbſt zuſammengeſezt. Der geneigte Leſer weiß bereits, wie Sebaſtian ſich Recht verſchaffen wollte, mit wilder Gewalt. Unmittelbar, als er den Meiſter Wacht verlaſſen, war er nämlich hinauf geſtürmt in Jonathans Zimmer, wo dieſer gerade vor dem Arbeitstiſche ſaß, eine Rechnung in Ordnung brachte und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen.

Der Schreiber ſaß in der andern Ecke des Zimmers.

„Ha, Verruchter, ſchrie Sebaſtian wüthend, ſitzeſt du bei deinem Mammon, zählſt du, was du geraubt haſt, her damit, was der alte Böſewicht mir geſtohlen und dir zugewandt hat. Du ſchwächlich Ding von geizigem lüſternem Satan!" Da Sebaſtian auf ihn eindrang, hielt Jonathan inſtinktmäßig abwehrend beide Hände vor, und rief laut: „Bruder! um Gottes willen, Bruder!" dafür verſetzte ihm aber Sebaſtian mit der geballten Fauſt mehrere harte Schläge an den Kopf, ſo daß Jonathan ohnmächtig niederſank, packte eiligſt einige Geldrollen zuſammen und wollte damit fort, welches ihm natürlicher Weiſe nicht gelang.

Zum Glück fand es ſich, daß keine von Jonathans Wunden, die äußerlich nur ſtarke Beulen ſchienen, eine bedeutende Hirnerſchütterung verurſacht hatten, mithin für lebensgefährlich zu achten. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebaſtian nach der Zucht-Anſtalt, wo er den verſuchten Raubmord mit ſchwerer Strafe büßen ſollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advokat ſich völlig wieder hergeſtellt.

Der entſetzliche Vorfall hatte auf Meiſter Wacht ſo zerſtörend eingewirkt, daß ein zehrender Mißmuth davon die Folge war. Diesmal war die ſtammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefſten Wurzel erſchüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beſchäftigt glaubte, vernahm man, wie er leiſe murmelte: Sebaſtian! Bruder-Mörder, du mir das gethan! und dann ſchien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die ſtärkſte angeſtrengteſte Arbeit erhielt ihn aufrecht. —

Doch wer ermißt die unerforſchlichen Tiefen, in denen ſich der verborgene Organismus der Gefühle ſo ſeltſam verkettet, wie in Meiſter Wachts Seele! Der Abſcheu gegen Sebaſtian und ſeine verruchte That verblaßte, indem das Bild des durch Jonathans Liebe verſtörten Lebens ſich immer in friſcher Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Aeußerungen Meiſter Wachts bewieſen dieſe Gemüthsſtimmung. „Alſo dein Bruder ſizt auf dem Bau in Ketten? — die gegen dich gerichtete That hat ihn dahin gebracht? — es iſt doch ſchlimm, Schuld daran zu ſein, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat — möchte nicht in der Stelle dieſes Bruders ſein — doch Juriſten denken anders, die wollen das Recht, d. h. ſie wollen mit der Puppe ſpielen, die ſie ausputzen und ihr einen Namen geben, wie ſie wollen.“ —

Dergleichen bittere, ja unverſtändige Worte mußte der junge Advokat nur zu oft von Meiſter Wacht hören. Nutzlos würde jeder Verſuch der Widerlegung geblieben ſein. Der junge Advokat entgegnete daher nichts, ſondern brach oft, wenn ihm der verderbliche Wahn des Alten, in dem ſein ganzes Glück unterging, die Bruſt zermalmen wollte, in Uebermaaß des Schmerzes aus: „Vater, Vater, Ihr thut mir Unrecht, himmelſchreiendes Unrecht!“

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackierer Leberſink verſammelt und Jonathan auch zugegen war, ſprach Meiſter Wacht davon, daß jemand gemeint, wie der Sebaſtian Engelbrecht, ſei er auch als Verbrecher verhaftet, doch Anſprüche gegen den Meiſter Wacht, als ſeinen geweſenen Vormund, im Wege des Rechts geltend machen könne. „Das wäre, ſprach der Meiſter giftig lachend, indem er ſich zu Jonathan wandte, das wäre ſo ein hübſſcher Prozeß für einen jungen Advokaten, ich dächte, du unternähmſt den Rechtshandel, du biſt vielleicht dabei ſelbſt im Spiele, vielleicht habe ich dich auch betrogen.“ Da fuhr der junge Advokat in die Höhe, ſeine Augen flammten, ſeine Bruſt flog auf und nieder, er ſchien plötzlich ein ganz anderer; er ſtreckte die Hand gen Himmel empor und rief: „nein, Ihr ſeid nicht mehr mein Vater, Ihr ſeid ein Wahnſinniger, der einem lächerlichen Vorurtheil ohne Bedenken Ruh und Glück der liebſten Kinder opfert; nie ſeht ihr mich wieder; ich gehe auf die Anträge, die mir heute der Amerikaniſche Konſul gemacht hat, ein, fort nach Amerika!“ „Ja, rief Wacht, ganz Zorn und Wuth, ja, fort aus meinen Augen, du dem Satan Verkaufter, du Bruder des Brudermörders.“

Mit einem vollen Blick, in dem alle troſtloſe Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungsloſeſten Abſchiedes lag, auf die halbohnmächtige Nanni, verließ der Advokat ſchnell den Garten.

Schon früher während des Laufs der Geſchichte wurde, als der junge Advokat ſich a la Werther tod ſchießen wollte, bemerkt, wie gut es ſei, daß die dazu nöthigen Piſtolen mehrentheils nicht gleich bei der Hand. Hier iſt es eben ſo erſprießlich, anzuführen, daß der junge Advokat zu ſeinem eignen Beſten ſich nicht gleich auf der Regnitz einſchiffen konnte, um gerades Weges nach Philadelphia hinüberzuſchiffen.

So geſchah es, daß die Drohung, Bamberg und die geliebte Nanni auf ewig zu verlaſſen, auch in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem aufs neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Herrn Lackierer und Vergolder Leberſink herangekommen war.

Untröſtlich würde Leberſink über dieſen unbilligen Aufſchub ſeines Glücks, den freilich das Entſetzliche, was in Wachts Hauſe Schlag auf Schlag geſchehen, herbeiführen mußte, geweſen ſein, hätte er nicht dadurch Gelegenheit erhalten, die Verzierungen ſeines Prunkzimmers, welche ſehr ſauber in himmelblau und Silber glänzten, in hochroth umzulackieren, mit gehöriger Vergoldung; da er ſeinem

Rettelchen abgemerkt, daß ein rother Tiſch, rothe Stühle u. ſ. w. ihrem Geſchmack beſſer zuſagen würden.

Meiſter Wacht widerſtand nicht einen Augenblick dem Andringen des glücklichen Lackierers, den jungen Advokaten auf ſeine Hochzeit zu ſehen, und der junge Advokat — ließ es ſich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung ſich die beiden jungen Leute, die ſeit jenem entſetzlichen Augenblick ſich wirklich nicht geſehen hatten, wieder erblickten. Die Verſammlung war groß, aber kein einziges, ihnen befreundetes, Gemüth ermaß ihren Schmerz.

Schon ſtand man im Begriff, ſich nach dem Gotteshauſe zu begeben, als Meiſter Wacht einen ſtarken Brief erhielt, und dann, kaum hatte er einige Zeilen geleſen, heftig erſchüttert, zur Thür hinausſtürzte, zu nicht geringem Schreck der Andern, die neues Böſes ahnen wollten.

Nicht lange dauerte es, ſo rief Meiſter Wacht den jungen Advokaten heraus, und als ſie nun beide allein in dem Arbeitszimmer des Meiſters ſich befanden, ſo begann dieſer, indem er vergeblich die tiefſte Erſchütterung zu verbergen ſich mühte: „Es ſind die außerordentlichſten Nachrichten von deinem Bruder eingegangen; hier iſt ein Brief von dem Direktor der Gefangen-Anſtalt, der umſtändlich ſchreibt, wie ſich alles begeben. Du kannſt das nicht alles wiſſen, ich müßte dir daher um das Unglaubliche dir glaublich zu machen, Haarklein alles ſagen; aber die Zeit drängt.“ — Bei dieſen Worten ſah Meiſter Wacht dem Advokaten ſcharf ins Geſicht, der beſchämt errâthend die Augen niederſchlug.

„Ja, ja, fuhr der Meiſter mit erhöhter Stimme fort, du weißt nichts davon, daß dein Bruder kaum wenige Stunden auf dem Bau von einer Reue ergriffen worden iſt, wie ſie wohl kaum jemals eines Menſchen Bruſt zerriſſen hat. Du weißt nichts davon, daß der Verſuch des Raubmordes ihn zermalmt hat. Du weißt nicht, daß er in wahnſinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder retten möge, damit er fortan durch die ſtrengſte Tugend ſich rein waſche von der Blutſchuld.“

„Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues des Gefangen-Hauſes, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, ſich dein Bruder ſo ſehr als ein geſchickter kenntnißreicher Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß jemand daran dachte, wie ſich das begebe, die Stelle des Poliers vertrat. Du weißt nicht, daß ihm dabei ſein ſtilles frommes Weſen, ſeine Beſcheidenheit mit der Beſtimmtheit des geläuterten Verſtandes gepaart, alle zu Freunden machte."

„Das weißt du alles nicht, darum mußte ichs dir ſagen. Was weiter! Der Fürſt Biſchof hat deinen Bruder begnadigt, er iſt Meiſter worden; aber wie war das alles möglich ohne Geld-Zuſchüſſe?" „Ich weiß, ſprach der junge Advokat ſehr leiſe, ich weiß, daß Ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direktion zugeſendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen abſondern und beſſer verpflegen zu können. Ihr habt ihm ſpäter Handwerkszeug geſchickt." —

Da trat Meiſter Wacht auf den jungen Advokaten zu, faßte ihn bei beiden Armen und ſprach, mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmuth, Schmerz auf unbeſchreibliche Weiſe ſchwankte: „Hätte das dem Sebaſtian, ſproßte auch ſeine urſprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zur Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Beſitzthum verhelfen können? Ein unbekannter Menſchenfreund, dem Sebaſtians Schickſal beſonders am Herzen liegen muß, hat zehntauſend große Thaler beim Gericht niedergelegt, um" — Weiter konnte Meiſter Wacht vor gewalſamer Bewegung nicht ſprechen, er riß den jungen Advokaten an ſeine Bruſt und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advokat, mache daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in deiner Bruſt lebendig worden und daß ich beſtehe vor dem ewigen Weltgericht, wie du dereinſt beſtehen wirſt. Doch, fuhr Meiſter Wacht nach einigen Sekunden fort, indem er den jungen Advokaten von ſeiner Bruſt ließ, doch mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebaſtian als ein frommer thätiger Bürger wiederkehrt und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni" — „So trag' ich, ſprach der junge Advokat, meinen Schmerz, bis er mich tödtet. — Ich fliehe nach Amerika."

„Bleibe hier, rief Meiſter Wacht ganz begeiſtert von Wonne und Luſt, bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebaſtian heirathet ein Mädchen, die er früher verführt und verlaſſen hatte; Nanni iſt dein.“ Noch einmal umhalste der Meiſter den jungen Advokaten, und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe ſtehe ich vor dir und möchte dir alle Schuld, alles Unrecht abbitten, das ich dir angethan. — Doch kein Wort weiter; andere Leute warten auf uns.“ —

Damit faßte Meiſter Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein und ſprach, indem er ſich mit Jonathan mitten in den Kreis ſtellte, mit erhöhter feierlicher Stimme:

„Ehe wir zur heiligen Handlung ſchreiten, lade ich Euch alle Ihr ehrſamen Männer und Frauen, Ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über ſechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behauſung ein; denn hier ſtelle ich Euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, den ich in dieſem Augenblick meine jüngſte Tochter Nanni feierlich verlobe!“

Die Liebenden ſanken ſich ſelig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefſten Verwunderung durchlief die ganze Verſammlung, doch der alte fromme Andres ſprach leiſe, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Bruſt hielt:

„Des Menſchen Herz iſt ein wunderliches „Ding, aber der wahre fromme Glaube überwindet wohl die ſchnöde, ja ſündliche Tapferkeit eines verhärteten Gemüths und alles „wendet ſich, wie der liebe Gott es will, „zum Guten.“

Zur
Sagen- und Mæhrchen-Welt.

Von

Henrich Steffens.

Vorwort.

Ich habe es meinem Freunde, dem Verleger, nicht abſchlagen wollen, als er mich bat, ihm die hier abgedruckten Kleinigkeiten für dieſe Sammlung mitzutheilen. Die beiden erſten Darſtellungen, aus der Däniſchen und Schleſiſchen Mährchenwelt, ſind durch äußere Veranlaſſungen entſtanden. Die erſte iſt ſchon in Büſchings Wöchentlichen Nachrichten gedruckt; und die zweite ward durch eine Gebirgsreiſe, welche ich das Glück hatte in der Begleitung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen zu machen, veranlaßt, und ebenfalls, in wenigen Exemplaren abgedruckt. — Die räthſelhafte Erzählung: die Trauung, brachte ich zuerſt nach Deutſchland. Sie machte, wo ich ſie erzählte, Eindruck. Schon vor vielen Jahren ward ſie der Gegenſtand eines, wahrſcheinlich unbedeutenden Romans, der mir nur dem Titel nach bekannt iſt, und zum zweitenmal iſt ſie noch neulich auf eine ähnliche Weiſe behandelt worden. Am meiſten zog ſie aber die Aufmerkſamkeit auf ſich, durch das berühmte, in Terzinen verfaßte Gedicht eines der erſten Geiſter unſerer Nation. Unter ſolchen Umſtänden glaubte ich mich faſt verpflichtet, dieſes räthſelhafte Ereigniß in ſeiner urſprünglichen Geſtalt bekannt zu machen.

Ich muß meine Leſer erſuchen, dieſe Blätter, die von meinen übrigen Arbeiten ſo fern liegen, eben ſo unbefangen und leicht aufzunehmen, wie ich ſie gebe. Sie ſollen keine Anſprüche irgend einer Art begründen.

Steffens.

Ueber
Sagen und Mährchen aus Dänemark.

Die kindliche Phantaſie des Geſchlechts flieht aus den künſtlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft. Zahme Bilder und Thiere, kultivirte Seelen und Aecker, geregelte Schlüſſe und Straßen unterſtützen ſich wechſelſeitig und die ſchönen, phantaſtiſchen Träume einer Zeit, in welcher die tiefſten Räthſel der Natur ſich dichte um uns herumlagerten, die Seele bald mit wilder Furcht ängſtigten, dann mit hoher Freude entflammten, wurden, wie die wilden Thiere in die wüſten Gegenden der halberloſchenen Erinnerung und in die finſtern Gebirge verjagt, während wir, zu einem nüchternen, verſtändigen Daſein erwacht, von erkünſtelten Bedürfniſſen umringt, uns glücklich preiſen in einer verworrenen Lage, die uns andere Träume, ſtatt der verſcheuchten gaben, deren Genuß uns erſchlafft, ſtatt uns zu ſtärken.

Damals mußte der Menſch um ſein Daſein kämpfen. Die Wälder drohten, die Gebirge trotzen, die Gewäſſer ſtürzten ihm tobend und ſchäumend entgegen, die wilden Thiere hatten noch ein furchtbares Bündniß und foderten ihn kühn und Vernichtung drohend zum Kampf. Da blühte die wahre Freude dicht neben der nie ſchlummernden Gefahr, freudiges und angſtvolles Erbeben wechſelten unbeſtimmt in eiligen Gegenſätzen und der Menſch ergriff ſich in jedem Augenblick ganz. In dieſer Wildheit lebte die Milde, in dieſem Trotz die Ergebung, in dieſer Furcht die Kraft. Jezt müſſen wir in unbeſtimmten Umriſſen große Gedanken ſchwebend erhalten, wie fremdartige Reizmittel, die Predigten reichen nicht aus, die Theaterrührung verſchlafen wir, und unſere Kinder müſſen an Stangen und Leitern und hölzernen Pferden die entflohene Kraft und Geſinnung erjagen. In jener Urzeit, aus welcher, wie eine Blüthe der Natur, Poeſie, Liebe und Glaube hervorwuchs, weilten wir daher immer mit ſtillem Wohlbehagen.

Mir, als Naturforſcher, war von jeher die Phyſiognomie der Mährchen der verſchiedenen gebirgigen, waldigen, geheimnißreichen Gegenden unendlich theuer. Denn aus einer beſtimmten Natur entſprungen, blieben ſie, wo ſie, zurückgeſcheucht mitten unter uns, ſich in ſolchen verborgenen Zufluchtsörtern Jahrhunderte lang erhielten, noch immer ihrer urſprünglichen Heimat getreu, deuteten auf ſie, ja ſchienen ihre innerſten Geheimniſſe wunderbar zu bewahren. Es iſt bekannt, daß die verſchiedenen Gebirgarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiſer Unterſchied ſich auf dieſe Weiſe wohl erkennen läßt. Aber entſchiedener iſt der Einfluß auf die Geſtaltung im Großen. Granit-Schiefer-Kalkgebirge erzeugen eine andere Geſtalt der Höhen, der Schluchten, der Thäler und Weitungen, anders bilden ſich daher nach der Verſchiedenheit der Gebirgsart die Baumpartien. Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung ein anderes Gepräge, die Gewäſſer ſcheinen, ewig ſtrömend in jenen ſo verſchiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen anderen Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Geſtaltung der Mährchen auf das genaueſte zuſammen, ſo daß ich, mit innigem Vergnügen, dieſe Verſchiedenheit des Mährchenwuchſes nach der Natur der Gegend in den leiſeſten Abänderungen wahrgenommen habe. Wunderbarer hat dieſe Erſcheinung mich nirgends ergriffen und gerührt, als auf dem Nordabhang des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit- als die Schiefer-Mährchen, die Sagen zwiſchen der Ilſe und der Ocker, an der Harzburg, als die des Budethals, des Selkethals. Iſt nicht das Mährchen von Hans Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs?

Ganz anders iſt die Geſtalt der Mährchen in flachen Ländern, und beſonders ſcheinen mir die in Dänemark in dieſer Rückſicht merkwürdig. Ich will zugeben, daß dieſe Mährchen meiner Kindheit, die fortdauernd, mit allem Zauber frühzeitiger Erinnerung, in meiner Seele wiederklingen, einen Eindruck zurückgelaſſen haben, der mir eigenthümlich, aber der innige Zuſammenhang mit der Natur der Gegend iſt dennoch zu entſchieden. Seeland, — von dieſer Inſel, dem Aufenthalt meiner Kindheit, iſt hier ausſchließlich die Rede, — iſt im Ganzen flach, hin und wieder hüglich. Hier war von jeher die Hauptmacht eines kräftigen Staats, alle

That, begrenzt vom Meer, wenn ſie nicht hinausſchweifte über die Grenze, brach ſich beſtimmter in dem angewieſenen Raum, die Natur bot wenige Hinderniſſe dar, kein Gebirge, keine mächtigen Flüſſe ſtellten ſich hemmend entgegen. In einem ſolchen Lande nimmt alles ſchnell und wie durch eine plötzliche Veränderung das Gepräge der Gegenwart an, die Ueberreſte der Vergangenheit verſchwinden, bedeutende Ruinen ſind ſelten. Nur aus der Erde wühlt man mühſam, aus den vielfältigen Gräbern, die Ueberreſte eines frühern Lebens hervor. Aber Seeland iſt, in vielen Gegenden, eins der reizendſten Länder der Welt. Die Hügel runden ſich in unbeſchreiblicher Anmuth, das Grün der Wieſen hat einen wunderſamen Zauber, die majeſtätiſchen Buchenwälder treten mit Ehrfurcht gebietendem Ernſt hervor, ihr geheimnißvolles Dunkel ergreift die Seele mit Schauder und ein tiefes Heimweh ruft mich zu ihrer verborgenen Pracht, wie zu einem verlornen, unſchätzbaren Gut zurück. Das Meer tritt oft, in Süden zumal, indem es zwiſchen graß- und waldreiche Inſeln ſich windet, tief in ſolche reichbegabte Gegenden hinein, geheimnißvoll umſchloſſen von den hohen waldigen Ufern. Mitten in den finſtern Waldungen ſieht man große Landſeen. Die Buchen, gedrängt an die Ufer, dicht belaubt, neigen ſich über die ruhige Waſſerfläche und verfinſtern ſie mit einem ewigen Schatten. Hier ergreift uns die ſtille Gewalt des ſchlummernden Waldgottes. Die Blätter rauſchen, die Bäche rieſeln, die ruhigen Wellen ſchlagen an die einſamen Ufer, die Inſekten wühlen, die Vögel ſingen und die geheime Gewalt der Waldeinſamkeit faßt das zagende Gemüth mit grauenhaftem Entzücken. Es iſt das ſtille Athemholen des ſchlummernden Gottes. Wenn er erwachte? Wenn die Stimme laut ward, die dort in kaum vernehmbare Töne verklingt, gefeſſelt in der ruhenden Bruſt?

Hier, in dieſe Gegenden hat die kindliche Mährchenwelt ſich gerettet, hier mit dieſen Geheimniſſen vertraut, tragen ſie ihr Gepräge, an den verborgenen Quellen, wie an einer lieben Heimat, haben ſie ſich gelagert, und ewig ſtrömen die geheiligten Tropfen einer verſchwundenen ſchönen Erinnerung, wie ſtille Thränen, die niemals trocknen; hier ſegeln, unter waldigen Inſeln, die verblichenen Geiſter, hier tönen noch immer die Wehklagen der gefallenen Helden, der verlaſſenen Mädchen, und wild, wie der Sturm brauſend durch die Gipfel der Buchen ſauſt, jagt, in fliegender Eile der zur ewigen Unruhe verdammte Jäger durch die Luft. Manchmal eröffnen ſich große, von Wald umgrenzte Ebenen, in Moräſten, vormals Seen, liegen Inſeln, wie verzaubert, mit Ruinen, und je milder das Land, je ſeltener die Ueberreſte, je anmuthiger die ſtark bewohnte Gegend in der Nähe, deſto tiefer ergreift uns das ſtille, geheime Dunkel, welches uns ganz umgiebt und unendlich ſcheint, weil keine Anhöhe einen Blick in die bewohnte Gegend erlaubt.

Wer die noch nicht verſchollenen Töne dieſes Waldgeiſtes vernehmen will, der mag nur die alten Däniſchen Lieder, die auch nun in Deutſchland nicht ganz unbekannt ſind, leſen und ihre eigenthümliche Art muß ihn an die beſtimmte Natur erinnern. Noch immer hört man, in Jütland beſonders, alte Melodien, die auf äußerſt ergreifende Weiſe klingen und wie tief das fernhafte Waldleben in der Nation wurzelt, beweiſt eine auffallende Erſcheinung mitten in der Hauptſtadt, die ich erzähle, wie ſie mir ein lieber Freund mittheilte. In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matroſen der Däniſchen Marine ein Quartier, welches faſt eine eigene Stadt bildet. Kleine Häuſer, nur aus einem Erdgeſchoß beſtehend, ſind in regelmäßige Reihen geordnet und bilden mehrere Straßen, die ſich durchkreuzen. Ein jedes Häuschen hat einen eigenen eingeſchloſſenen Hof. Dieſes ganz eigene Volk iſt kurzſtämmig, von ganz eigenthümlichem Wuchs, und die treuherzige Geſinnung, der grade Verſtand und oft überraſchende Wiz von einem ganz ausgezeichneten Gepräge, beweiſen, wie ihre körperliche Bildung, daß ſich hier ein Urſtamm des Landes ohne allen Zweifel in großer Reinheit erhalten hat. In einem jeden Hof ihrer kleinen Häuſer ſieht man, über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit einem religiöſen Eifer unterhalten und gepflegt wird. Der Geiſt dieſes Baumes iſt Schutzgeiſt des Hauſes, er hilft in Krankheit, ſteht den Frauen in Kindesnöthen bei, beſchützt die Kinder, aber verſchwindet auch, wenn der Baum abſtirbt.

Ich habe ſchon lange einige Nachrichten von Däniſchen Mährchen, Volksſagen und aus dem Alterthum übrig gebliebenen Gebräuchen verſprochen; als ich aber anfing an die Erfüllung des Verſprechens zu denken, bemerkte ich wohl, daß meine aus der Kindheit dunkel übrig gebliebene Erinnerungen, ſo theuer ſie mir waren, dennoch viel zu wenig zuſammenhingen, um in der Geſtalt, in welcher ich ſie mittheilen könnte, einer öffentlichen Bekanntmachung werth zu ſein. Es war mir daher ſehr angenehm eine kleine Schrift zu erhalten, in welcher Herr Thiele anfängt ſolche Mährchen und Sagen zu ſammeln, (der Titel iſt: Pröver af Danſke Folkeſagn ſamlede af J. M. Thiele, med en Fortale af Prof. Nyerup. Kiöbenhaven. 1817). Auch verdanke ich meinem theuren Freund Herrn Pingel, der ſich lange hier aufhielt, höchſt intereſſante Nachrichten. Ich mache alſo jetzt den Anfang, indem ich einiges über die in Dänemark herrſchenden Sagen von dem wilden Jäger mittheile. Dieſer iſt bei uns der berühmte König Waldemar der Vierte, an einem Deutſchen kaiſerlichen Hofe erzogen. Man kann ihn den zweiten Stifter des Königreichs nennen, welches, als er es rettete, ganz zerſtückelt war und ein Opfer der Raubſucht herrſchſüchtiger Großen. Das Mährchen findet man in der angeführten Schrift S. 29 und es iſt bekannt unter der Benennung:

König Waldemars Jagd.

König Waldemar liebte ein Mädchen von Rygen (Tovelille) und trauerte über die Maaßen, als ſie ſtarb, ſo daß er beſchloß, ſich nie von der Leiche zu trennen. Dieſe mußte ihm daher allenthalben folgen, wo er im Lande herumzog. Aber das war dem Hofgeſinde des Königs höchſt beſchwerlich und einer ſeiner Mannen dachte nach, was denn wohl den König mit ſolcher Gewalt an die Leiche binden möchte. Als er nun mit großer Aufmerkſamkeit die Leiche unterſuchte, fand er einen verzauberten Ring auf ihrem Finger. Dieſen zog er ab und behielt ihn. Da verſchwand plötzlich die Liebe des Königs und er ließ die Leiche begraben. Jetzt aber wandte ſich der Sinn des Königs auf dieſen ſeinen Mann; ſo daß er in der Gunſt des Königs immer höher ſtieg, immer und unabläßium ihn ſein mußte, ja alles was geſchah, mußte er ausrichten. So ſehr ihn nun auch alles Volk wegen ſolcher hohen Gunſt glücklich prieß, ſo war er es dennoch keineswegs, denn das theuerſte Gut, die Freiheit, war verloren, das ihm die übermäßige Liebe des Königs faſt verzehrte. Da er nun aber gar wohl wuſte, wie dieſe Liebe entſtanden war, beſchloß er ihr lieber freiwillig zu entſagen und ſo ſeine Freiheit wieder zu gewinnen. Indem er daher mit dem König durch Gurre-Wald ritt, warf er den Ring in einen Moor. Und von jetzt an war der König an dieſen Ort gebannt und nur hier konnte er ruhig und zufrieden ſein. Er bauete hier Gurre-Schloß und jagte in den Wäldern Tag und Nacht. Ja ſo lieb ward ihm der Ort, als er lange hier gelebt hatte, daß dieſe Liebe ihm jene rechtloſen Worte entlockte, die ſeit uralten Zeiten von Zunge zu Zunge gehen, ihm aber zur Verdammniß wurden, indem er ſagte: „Gott möge ſein Himmelreich behalten, wenn er ihn nur im Gurre-Wald jagen ließe.“

Jetzt reitet er nun alle Nächte „von Burre nach Gurre“ und iſt über das ganze Land als der fliegende Jäger bekannt und in einigen Gegenden nennt man ihn wohl auch den fliegenden Markolfus. Wenn er ſich nähert, hört man erſt ein Huien und Lärmen und Peitſchenknallen in der Luft und dann geht jedermann beiſeite, oder ſtellt ſich hinter die Bäume. Dann kommt der ganze Jagdzug. Vor ihm eilen die kohlſchwarzen Hunde, die hin und her laufen, in die Erde ſchnüffeln und die glühenden Zungen aus dem Halſe hangen laſſen. Dann ſieht man Waldemar in ſauſendem Galop auf ſeinem ſchneeweißen Pferde, der zuweilen ſeinen Kopf unter dem linken Arm hält. Tritt ihm jemand entgegen, beſonders alte Leute, dann befiehlt er drohend, daß ſie ihm die Hunde halten ſollen. So läßt er oft die armen Leute ſtehen, zuweilen aber gibt er mit einem Schuß ein Zeichen, und wie die Hunde den Schuß vernehmen, zerreißen ſie alle Feſſeln und laufen wild ſchnaubend weiter. Wenn er ſo forteilt, hört man ihn die Hecken hinter ſich zuſchlagen, und in mehrern Gegenden des Landes, wo durch die Höfe eine Durchfahrt iſt, jagt er zu einem Thor hinein und zu einem andern hinaus, und da ſind keine Schlöſſer ſo ſtark, daß ſie nicht aufſpringen, wo er durchfährt. Um Weihnachten pflegt er ſo durch Ibshof in Hbiby in Odsherred zu fahren, und hinter Roëskilde ſoll bei Biſtrup ein Hof ſein, wo man des Nachts das Thor aufläßt, weil er mehrmals die Schlöſſer zerſprengt hat. Hier und da geht ſogar ſein Weg über die Dächer. So, erzählt man, iſt in der Nähe von Herlufsholm ein Haus, deſſen Dach bedeutend eingeſunken iſt, weil er öfters darüber fuhr. In dem nördlichen Seeland iſt eine Gurre, wo man Ruinen findet, die noch Waldemars Schloß genannt werden. Hier gehen die alten Weiber des Nachts um Johanni hinaus auf die Landſtraße, um ihm die Hecken zu öffnen. Eine halbe Meile von Gurre liegt Waldemars Hügel von Waſſer umgeben, und auf der Inſel, erzählt die Sage, ſieht man um Mitternacht ſechs ſchwarz gekleidete Pfaffen murmelnd hin und her gehen. Wenn er ſo herumfährt, ruht er in verſchiedenen Gegenden aus. Auf Wallöe-Schloß hat er, wie das Volk wiſſen will, eine Schlafſtube, mit zwei Betten und hier übernachtet er in der Geſtalt eines ſchwarzen Hundes. In dieſer Stube ſtehen zwei große Kaſten, und als man ſie einſt eröffnete, fand man ſie voll kleiner runder Lederſtücke, „denn beſſeres Geld hatte man zu Waldemars Zeit nicht.“ Ein unterirdiſcher Gang verbindet Wallöe-Schloß mit Töllöſehof im Amte Holbek, und auch hier hat er eine Schlafſtube und vor Zeiten hielt man ſogar ein Mädchen zu ſeiner Aufwartung. Zuweilen ruht er aus bei Werdingberg in Waldemars Thurm oder in den Ruinen des Schloſſes, wo man dann Mägde und Diener von ſeiner Zeit herumgehen und die Betten machen ſieht. Ein Bauer, der es nicht glauben wollte, daß der König des Nachts ſeinen Thurm beſuche, wagte es einſt dort zu übernachten, und, ſiehe da, um Mitternacht erſchien der König, grüßte ihn freundlich und ſprach: „ich danke dir, daß du meinen Thurm bewachſt“: Dann gab er ihm ein Goldſtück. Als es aber der Bauer empfieng, brannte es ihm ein rundes Loch in die Hand und fiel als eine Kohle zur Erde. Von dieſem furchtbaren Gelde ſchließt man auf ſeine Qualen. Zuweilen geſchieht es aber doch, daß er, wenn alte Männer oder Weiber Stunden lang ſeine Hunde treulich hielten, ihnen etwas zuwirft, das wie Kohle ausſieht, was aber, genauer unterſucht, das ſchönſte rothe Geld iſt.

So weit Thiele. Die Gegend Gurre, wenige Meilen von Helſingöer, iſt mir von meiner früheſten Jugend bekannt und ſchwebt mir als eine äußerſt einſame Waldgegend vor. Bei Helſingöer, bekanntlich Hamlets Heimat, zeigt man das Grabmahl dieſes Shakſpeariſchen Helden und erzählt zugleich, daß er, wie Waldemar, als fliegender Jäger durch die Luft jagt, aber auf einem ſchwarzen Pferde, weil er ein Mörder war, der größere Qualen leidet, während Waldemar, als ein mehr unſchuldiger, immer ein weißes reitet.

Mährchen und Sagen
aus
dem Rieſengebirge.

Von
Henrich Steffens.

Rübezahl gehört freilich zu der ganzen Reihe neckender Dämonen, die in Wäldern und einſamen Gegenden hauſen; aber dennoch hat er etwas durchaus Eigenthümlich-Wunderbares, was ihn von allen den übrigen auf eine merkwürdige Weiſe unterſcheidet. Denn jene, die in der Shakſpeariſchen Waldeinſamkeit, in der dämmernden Traumwelt, wie in dem „Sommernachtstraum“ und in „Wie es euch gefällt“ ihr Weſen treiben, ſind klein, täppiſch, treten in Menge aus den dicken Wäldern hervor, treiben allerlei kleine Poſſen, während Rübezahl, der Herr des Gebirges, ſich in rieſenhafter Geſtalt zeigt, alleiniger Herrſcher einer großen, wilden, mächtigen Gebirgsgegend iſt. Es läßt ſich nicht leugnen, daß dadurch, daß alle Mährchen des Rieſengebirges ihren einzigen Mittelpunkt in dieſer räthſelhaften, launigen Geſtalt fanden, jene tiefe, das Gemüth ergreifende Sagen anderer Gebirgsgegenden aus den ſchleſiſchen verdrängt ſind, daß ſie jene tragiſche Naturtiefe der Harzermährchen nicht zeigen; aber dennoch haben ſie etwas höchſt Merkwürdiges, was auch hier, wie bei allen Mährchen, auf die Natur und Bildung der Gegend deutet, ja die eigentliche geheimnißreiche Tiefe derſelben aufſchließt. In den meiſten mächtigen Gebirgen zeigt ſich der höchſte Gipfel, der über die übrigen hervorragt, von unzugänglichen Felſen umgeben, tiefe Thäler, wilde Schluchten trennen das verſchloſſene, von wenigen wilden Thieren bewohnte Innere, von den mildern Gegenden, die von Menſchen beherrſcht werden. Nur Wenige, Kühnere wagen es einzeln, mit den Gebirgsgeiſtern vertraut, jene verſchloſſene Gegenden zu beſuchen, dieſe erhalten, wie das Gebirge ſelbſt, ein geheimnißvolles

Gepräge, und die verborgene Natur blickt räthſelhaft, wild und drohend in die entfernten bewohnten Flächen hinein. Das Rieſengebirge hat in dieſer Rückſicht eine ſehr abweichende Bildung. Eine bewohnte, milde, weitläuftige Ebene drängt ſich bis unmittelbar an den Fuß des höchſten Gebirges hinan, die Schneekuppe entbehrt jener vornehmen, myſtiſchen Umgebung, und die düſterſten Gebirgsſeen, die ſchroffſten Felſen, die wildeſten Waſſerſtürze liegen den freundlichen Dörfern ganz nahe. Dadurch tritt das Geheimnißreiche ſelbſt in eine größere, vertraulichere Nähe, und was in andern Gebirgen, als furchtbare, zerſtörende, finſtere Gewalt, in das gewohnte Daſein mit vernichtender Kraft, tief tragiſch hineingreift, das erſcheint hier ein leichter Traum, die Drohungen der gewaltigen Geiſter löſen ſich in Neckereien mancherlei Art auf, und ein vorübergehender Schauder tritt an die Stelle der verzehrenden Furcht.

Das Rieſengebirge zeigt ſich auch in anderer Hinſicht ſehr verſchieden von den meiſten übrigen Gebirgen. Gewöhnlich hängen bedeutende Gebirgsketten mit andern kleinern in mehrern Richtungen zuſammen. So hängt der Harz mit der gebirgigen Flözgegend in Weſtphalen, gegen Weſten, mit den heſſiſchen Gebirgen und Thüringen, gegen Süden und Südoſt zuſammen, ſo Thüringen mit dem gebirgigen Franken, das Erzgebirge mit dem böhmiſchen Mittelgebirge. Gegen Tyrol zu und in der Schweiz iſt jene Verbreitung in mehrern Richtungen noch auffallender. Mir iſt kein Gebirge in Europa bekannt, welches ſo mächtig und hoch wie das Rieſengebirge, ſo ſchnell gegen Norden, wie gegen Süden begrenzt wird, die Verbindung mit anderen Gebirgen findet nur gegen Weſten mit den Lauſitzer-, gegen Südoſt mit den Glätzer-Gebirgen ſtatt, nach Norden und Süden verliert es ſich, äußerſt ſchmal gegen ſeine Länge, hier in die ſchleſiſchen, dort in die böhmiſchen Ebenen. Dadurch bildet es eine höchſt bedeutende Wetterſcheide. Zwei ſtark entgegengeſetzte, climatiſch höchſt verſchiedene Gegenden finden an dieſem mächtigen Gebirge ihre gemeinſchaftliche Grenze. Das Wetter bricht ſich an dieſen ungeheuren Maſſen, die den Unterſchied begründen, begrenzen und unterhalten zugleich. Kälte und Wärme, von Süden dieſe, jene von

Norden, treten ohne Abſtufungen ſich ganz nahe und zerſtören das Gleichgewicht der Luft. Plötzlich ziehen Wolken zuſammen und vertheilen ſich wieder, einen leichten, bald zerriſſenen, bald zuſammenhängenden Schleier um das Rieſenhaupt des Gebirges bildend. Schnell entſtehen, im hohen Gebirge, Windſtöße von Norden nach Süden, und umgekehrt, unerwartet ergieſſen ſich die heftigſten Regengüſſe, und in ſchnellem Wechſel erheitert und trübt ſich das Wetter, erheben ſich Stürme und beruhigen ſich wieder. Dieſe Launen der Gegend ſind Aeußerungen des geiſtigen Herrſchers, der indeſſen, durch das freundliche Hirſchberger Thal, nach Norden gezogen, mit den Schleſiern genauer als mit den, durch wildere Gegenden von der Rieſenkuppe getrennten Einwohnern Böhmens, vertrauet iſt. Obgleich faſt alle Mährchen von Rübezahl ein mehr launenhaftes als tragiſches Gepräge haben, fehlt dennoch das lezte nicht ganz.

Ueber den Urſprung des Namens Rübezahl hat es mancherlei Vermuthungen gegeben. Prätorius, der Verfaſſer einer höchſt geſchmackloſen Schrift, die kurz nach dem dreißigjährigen Kriege erſchien, bis jezt noch der Hauptſchriftſteller über Rübezahl, zählt hundert verſchiedene Ableitungen, die er in weitſchweifiger Breite auseinanderſezt *). Unter dieſen iſt die 33ſte Ableitung S. 337 die, daß ſein Name von Rübezähler herrühre, als wenn der Berggeiſt, dem ſchmählichſten Geize ergeben, ſelbſt das Geringſte, die Rüben ſeines Gartens zu zählen nicht unterließe. Dieſe Ableitung hat durch Muſäus, den bekannten Mährchenerzähler unſerer Tage, die größte Autorität erhalten, nur daß die Benennung nicht den Geiz des Berggeiſtes bezeichnet, denn von dieſem weiß die Mährchenwelt nichts, vielmehr in einem Liebesabentheuer begründet iſt.

---

*) Satyrus etymologicus oder der reformirende und informirende Rübezahl, welcher in hundert nachdenklichen und neu erfundenen eines und ſeines Namens Derivationibus, ſampt einer wackern Compagnie der poſſirlichſten und wahrhaftigſten Hiſtorien, von gedachtem ſchleſiſchen Geſpenſte, nebenſt andern beigebrachten köſtlichen raritäten und argutien, kurzlich, kürzlich und nützlich vorgeſtellet, ſampt dem ſonderbaren Anhänger, der kleine Blocksberg genannt M. Johannes Praetorius. M. L. C. Zerlingae - Gotia - Marcovita. 1688. 2te Ausg.

Vor vielen tauſend Jahren, erzählt Muſäus, bewohnte der Berggeiſt ſchon jenes Gebirge. Die liebreiche Tochter eines benachbarten Fürſten zog ihn an, und er wußte ſie durch dämoniſche Künſte in ſeine Gewalt zu bekommen. Um ihr die finſtere und traurige Einſamkeit zu vertreiben und um ihr Herz zu gewinnen, was ihm gar nicht gelingen wollte, zauberte er eine Menge Wurzelmenſchen um ſie herum, die er aus Rüben bildete und die Geſtalten ihrer Geſpielinnen und Bekannten gab. Aber in derſelben Zeit, als die Rüben auf dem Felde, verwelkten dieſe Zauberweſen und ließen das verlaſſene Mädchen in trauriger Einſamkeit zurück. Der aufmerkſame Rübezahl bereitete ein weitläufiges Rübenfeld, um mit kommendem Frühlinge die Geliebte durch eine anſehnliche Dienerſchaft zu gewinnen. Sie aber liebte einen Fürſten von Ratibor und wußte ihn von ihrer Lage zu benachrichtigen. Gegen den Berggeiſt ſtellte ſie ſich nachgiebiger, und als die Zeit herannahte, wo ſie ihren Geliebten erwartete, verſprach ſie dem Rübezahl, einſchmeichelnd, daß ſie, faſt überwunden, ſeine Liebe erwiedern würde, wenn er, mit der größten Genauigkeit, ohne daß irgend eine Rübe zu viel oder zu wenig genannt würde, das ganze Rübenfeld nachzählen wollte. Während der Berggeiſt, um ſicher zu ſein, immer von Neuem zählte, entfloh das Mädchen mit dem Fürſten von Ratibor, und als er zurück kam, waren ſie ſo weit aus ſeinem Gebiete, daß ein erregtes Gewitter ſie kaum erreichte. Der ergrimmte Berggeiſt verließ auf mehrere tauſend Jahre das Gebirge, kam, nach einer ſo trübſeligen Erfahrung, menſchenfeindlich wieder zurück, und ſtrafte beſonders diejenigen, die durch den herrſchenden Spottnamen ihn an ſein Unglück zu erinnern wagten. Deswegen nennen ihn die nächſten Bewohner ſeiner Herrſchaft, um ſeinem Zorne zu entgehen, den Herrn des Gebirges.

Dieſe ganze Erzählung hat etwas durchaus Modernes, Empfindſames, der Mährchenwelt Fremdes, und gehört ohne allen Zweifel dem Muſäus zu.

1.

Rübezahl hat in dem Gebirge einen eigenen Krautgarten. Man zeigt ihn ſeitwärts auf dem Kuppenplane nicht weit von der Wieſenbaude, an einem Abhange nach dem Aupengrunde zu. Das Gebirge iſt reich an den ſaftigſten, herrlichſten Kräutern, die von alten Zeiten her zu den kräftigſten Eſſenzen benuzt wurden. Noch immer nähren ſich die Einwohner des Dorfes Krammhübel von der Bereitung ſolcher Eſſenzen aus den Gebirgskräutern, und zum Theil ſollen dieſe von Prager Studenten aus der vormals berühmten Paracelſiſchen Schule, die zur Zeit des Huſſiten-Krieges vertrieben wurden, herſtammen, und mögen wohl im Beſitz mancher nützlichen Ueberlieferung jezt vernachläſſigter Kenntniſſe ſein. Aber unter allen dieſen Kräutern iſt vor allen ein Zauberkraut in der Mährchenwelt berühmt geworden. Es heißt die Springwurzel und wächſt nur in Rübezahls Garten. Dieſe Wurzel iſt von der köſtlichſten Art, und vermag die hartnäckigſten und langwierigſten Krankheiten zu vertreiben. Sie dient aber den Geiſtern ſelber zur Nahrung, und Rübezahl erlaubt nur ſeinen auserleſenen Günſtlingen ſie herauszugraben. Einſt war eine vornehme Dame in Liegnitz gefährlich krank, und verſprach einem Bauer aus dem hohen Gebirge eine große Belohnung, wenn er ihr die

Springwurzel aus Rübezahls Garten verſchaffen wollte. Gereizt durch das lockende Verſprechen, wagte er den Gang. Als er die einſame, wüſte Gegend des Gartens erreicht hat, ergreift er den Spaten und fing an die Springwurzel, die ihm nicht unbekannt war, auszugraben. Während er ſo gebückt da ſtand und grub, pfiff ein Wind brauſend aus einer beſtimmten Gegend, und er hörte donnernde Worte, die er aber nicht verſtand. Er richtete ſich erſchrocken in die Höhe, um nach der Gegend hinzuſehen, aber kaum vermochte er gegen den noch immer fortdaurenden Wind ſich aufrecht zu halten. Da erblickte er auf dem äußerſten Rande eines hervorſpringenden Felſen eine große rieſenhafte Geſtalt, ein langer Bart hing bis über den Bauch, eine große krumme Naſe entſtellte das Geſicht, die Geſtalt blickte ihn aus furchtbaren, glühenden Augen drohend an, die ſtruppigen langen Haare und ein großer Mantel flogen, durch den Sturm, vorwärts. In der Hand trug er eine übergroße, knotige Keule. Was thuſt du da, ſchrie ihn die Geſtalt an, und ihm dünkte, als wäre die donnernde Stimme von dem Sturm nicht zu unterſcheiden. Der Bauer, ein tollkühner Menſch, überwältigte den Schauder, der ihn ergriff, und antwortete: Ich ſuche die Springwurzel, eine kranke Frau will ſie mir theuer bezahlen. Die du haſt, darfſt du behalten, ſchrie die Geſtalt, aber wage es nicht noch einmal zu kommen, ſchwang mit furchtbarer Gebehrde die Keule und verſchwand. Nachdenklich ging der Bauer vom Berge herunter, und die Frau in Liegnitz dünkte ſich überaus glücklich, als ſie, zur Linderung ihrer Schmerzen, ſich im Beſitz der heilſamen Wurzel ſah. Ihre Krankheit nahm ſichtbar ab, und da ſie nur von dieſer Wurzel völlige Heilung erwartete, ſo ließ ſie den Bauer noch einmal kommen. Wagſt du es noch einmal die Springwurzel zu holen, fragte die Frau. Liebe gnädige Frau, antwortete der Bauer, das erſtemal iſt mir der Herr des Gebirges in entſetzlicher Geſtalt erſchienen, mich alſo ſchwer drohend, daß ich es nicht wagen mag zum zweitenmal. Aber die Frau überwand ſeine Furcht durch die größten Verſprechungen, ſie wollte ihm eine viel größere Summe bezahlen als das erſtemal. Da vermochte der Bauer nicht zu widerſtehen, und zum zweitenmal wagte er es, den einſamen Gang in das innere Heiligthum des Gebirges anzutreten. Als er nun die Wurzel zu graben anfing, erhob ſich ein furchtbarer Sturm aus derſelben Stelle wie das erſtemal, und als er hinblickte, erſchien die Geſtalt noch viel drohender, die wilden Haare, der große Mantel flogen und ſchienen auf ihn zuzufliegen, aus den Augen ſprühte Feuer, die furchtbare Stimme, die abermals zu ihm hinſchrie: Was thuſt du da, widerhallte von den kahlen Felſen, und ſchien aus der ſchwindelnden Tiefe mit doppelter Gewalt emporzuſteigen, und als er nun antwortete: ich ſuche die Springwurzel, eine kranke Frau will ſie mir theuer bezahlen, da brüllte die erzürnte Geſtalt: Habe ich dich nicht gewarnt, du Unſinniger, und du wagſt es noch einmal zu kommen, doch du haſt ſie ſchon, rette dich, wenn du kannſt. Und die Flammen aus den blitzenden Augen ſchienen den Hinſinkenden zu treffen und ihm das Geſicht zu verbrennen, die mächtige Keule flog durch die Luft und ſchlug ganz dichte neben ihm tief in den harten Felſen hinein, der Boden bebte, ein ſchauderhafter Donnerſchlag betäubte ihn und er ſank bewußtlos hin. Nach langer Zeit kam er wieder zu ſich. Er war wie zermalmt, die Keule verſchwunden, in der Ferne hörte er donnern und glaubte die drohende Stimme in dem Donner zu vernehmen; aber in der Hand hielt er die Springwurzel feſt, und kroch, von Regen durchnäßt, von Nebel umhüllt, von irrenden Geiſtern bald hier, bald dahin gelockt, die ganze Nacht und den folgenden Tag herum, ohne zu wiſſen wo er war, bis ihn ein Köhler, halbverſchmachtet fand und nach ſeiner Hütte brachte. Hier erholte er ſich und eilte nach Liegnitz. Die Frau war entzückt, als ſie ihn mit der Springwurzel kommen ſah, und gab ihm eine ſo große Summe, daß er alle Angſt vergaß und fröhlich nach Hauſe eilte. Es verging einige Zeit, die Frau ſchien faſt geſund, aber ganz war ſie noch nicht hergeſtellt. Wenn ich noch zum drittenmale die Springwurzel erhalten könnte, dann wäre ich völlig geſund, das fühle ich wohl, ſprach ſie, und ſandte wieder nach dem Bauer, der erſt gar nicht kommen wollte, aber es war als trieb ihn ein böſer Geiſt wider ſeinen Willen. Hier bin ich wieder, gnädige Frau, ſagte der Bauer, was wollt ihr von mir, doch nicht, daß ich zum drittenmale die Springwurzel ſuchen ſoll, dafür bewahre mich Gott. Kaum bin ich das leztemal mit dem Leben davon gekommen. Mir ſchaudert, wenn ich nur daran denke. Da fing die Frau an ihn zu beſchwören und verſprach ihm ein ganzes reiches Bauerngut und große Reichthümer dazu, und ſie verblendete den Tollkühnen, daß er alle Gefahr vergaß und ſich vermaß, die Springwurzel noch zum drittenmale aus dem Zaubergarten zu rauben, und wenn es ſein Leben koſten ſollte. Bis jezt, ſagte der Bauer, hat der Geiſt dir nur gedroht, es ſoll nun das leztemal ſein. Dann bin ich ein reicher Mann und kann in Herrlichkeit und Freude leben. So kam er zu Hauſe; aber er wagte nicht allein zu gehen. Lieber Sohn, ſagte er zu ſeinem Aelteſten, der ſchon erwachſen war, wir wollen nach der Kapelle auf die Kuppe wallfahrten, du ſollſt mich begleiten. So gingen ſie neben einander, und die Schluchten wurden immer enger, das Gebirge immer kahler, und als ſie ſo neben den finſtern Seen, die ewig von ſtarren Felſen beſchattet werden, hergingen, da ward der Vater gar nachdenklich, und ein inneres Grauen durchfuhr ihn, und er blickte ſo ſeltſam aus den Augen, daß auch ein ſtiller Schauder den Sohn ergriff. Was iſt dir Vater, ſagte der Sohn, aber der Vater antwortete nicht und blickte ſtumm vor ſich hin. So ſtiegen ſie immer höher, und als ſie dem Garten nahe waren, da ſprach der Vater: Böſe Geiſter haben mich gelockt von früher Kindheit an, daß ich immer nur nach Reichthum trachtete, und Gottesfurcht und Frömmigkeit blieben mir fremd, daher lebte ich wild und wüſte und habe euch niemals ein gutes Beiſpiel gegeben, wie es der Vater ſeinen Kindern ſchuldig iſt. Jezt ruft mich die Hölle und ich muß dem Herrn des Gebirges die Springwurzel rauben, wofür er mich zerfleiſchen wird. Da heulte der Sohn und ſprach: Vater laß das ſein, kehre mit um, Gott wird barmherzig ſein. Aber in dem Wahne der Verzweiflung hatte der Vater den Spaten ſchon ergriffen und angeſezt. Da erhob ſich ein furchtbarer Orkan, ein Wolkenbruch ſtürzte herab, daß alle Bäche zu wilden Strömen heranwuchſen, ein Wehklagen ſchien tief aus den Wurzeln des Gartens herzzerreiſſend zu ertönen, alle

Elemente bewegten ſich wild untereinander, gähnende Klüfte eröffneten ſich, und von oben fuhr eine große Geſtalt, ſelbſt wie ein Gebirge, mit einer rieſenhaften Keule, ergriff den Bauer und flog mit ihm in die Höhe. Ein großer Fels ſtürzte zerſchmettert herunter, der Sohn hörte das Winſeln des Vaters immer ferner. Betäubt lag er lange, da hörte der Orkan auf zu brauſen, der Himmel erheiterte ſich, und der verlaſſene Sohn ſuchte voll Schrecken die Kapelle, um ſich Gott zu empfehlen. In derſelben Stunde aber ſtarb plötzlich die Frau in Liegnitz, als ſie ſchon völlig geneſen ſchien.

Auch die Jagd in dem höchſten Gebirge hat der Berggeiſt ſich vorbehalten, vorzüglich aber duldet er dort keine Jagdhunde. Einer der Vorfahren des Grafen Schafgotſch zwang einſt ſeinen Jäger, der einſam in dem wildeſten Gebirge wohnte, einen Hund mit ſich zu nehmen, was dieſer, mit dem ſtrengen Verbote des Berggeiſtes bekannt, bisher nicht gewagt hatte. In der Nacht war es um ſeine Wohnung herum ſehr unruhig, die Thüren klapperten, die Fenſter klirrten, der Hund bellte erſt, dann winſelte er, aber immer ſchwächer, immer ferner. Als der Morgen grauete, ſuchte der erſchrockene Jäger den Hund. Er war verſchwunden. In großer Entfernung vom Hauſe fand man die zerſtreuten Glieder des zerriſſenen Thiers. Seitdem wagt man es nicht, Jagdhunde in das hohe Gebirge zu bringen.

2.

Mannigfaltig ſind die Launen des Rübezahl, oft ſtraft er diejenigen, die ihn auf irgend eine Weiſe durch Herausforderung zu erbittern wagen, am häufigſten, indem er die Wolken zum Regen zuſammen zieht, plötzlich Sturm und Gewitter erregt, die Wandernden in den wüſteſten, felſigen Gegenden irre leitet. Den betrügeriſchen, jüdiſchen Roßtäuſchern erſcheint er auf einem ſtattlichen Roße, als ein vornehmer Herr, und wenn ſie ſich verleiten laſſen, ihm das ſchöne Pferd abzuhandeln, verwandelt es ſich nach kurzer Zeit in einen Strohwiſch. Er hat wohl öfters verarmten Edelleuten aufgeholfen, die in ſchlechtem Anzuge auf magerm Pferde kummervoll durch das Gebirge ritten. Es begegnet dieſem ein ſtattlicher Ritter, der ſich mit ihm in ein Geſpräch einläßt. Er ſtellt irgend eine ungereimte Behauptung auf, um eine Wette zu veranlaſſen. Der Verlierende ſoll dem Andern ſein Pferd und Anzug überlaſſen. Rübezahl verliert und der Glückliche reitet auf dem ſchönen Pferde und dem prächtigen Anzuge weiter. Wenn er das Gebirge verläßt, fühlt er die Taſchen beſchwert und entdeckt mit Vergnügen große Rollen von Gold. Wenn aber lockere Abentheuer, indem ſie dergleichen erfahren, ſeine Wohlthätigkeit auf ähnliche Weiſe in Anſpruch nehmen wollen, werden ſie empfindlich getäuſcht. Das Kleid verwandelt ſich in trockenes Laub, das Pferd in einen Stock, der Reiter verblendet merkt die Verwandlung nicht, und reitet in dem lächerlichſten Aufzuge durch die Dörfer. Arme Frauen, die Kräuter ſuchen, überredet er, als Wandrer erſcheinend, die Kräuter aus dem Korbe zu werfen, und ſtatt dieſen füllt er ihn mit trockenem Laube. Nachdem er ſich entfernt hat, wird der Korb ſchwer, keuchend tragen die Frauen, die ſich betrogen wähnen, die übermäßige Laſt, die immer beſchwerlicher wird. Endlich werfen ſie den unnützen Haufen weg. Aber wenn ſie zu Hauſe kommen, entdecken ſie mit Erſtaunen, daß die wenigen Blätter, die an dem Korbe hängen blieben, in Gold verwandelt ſind. Sie kennen die Stelle, wo ſie das Laub hinwarfen, ſie eilen zurück, aber entdecken nichts. Arme Kinder hat er öfters beſchenkt. In den Gebirgsörtern erſcheint er, wenn arme Leute ſich heirathen, als fröhlicher Gaſt, tanzt mit der Braut und überreicht ihr ein unſcheinbares ſeidenes Band, dem Bräutigam eine Silbermünze. Nachdem er ſich entfernt hat, iſt das Band in einen koſtbaren Schmuck, die Silbermünze in ein ſchweres Goldſtück verwandelt. Eine gebährende Bauernfrau iſt in Kindesnöthen, keine Hülfe in der Nähe, da meldet ſich eine fremde Hebamme und wird mit Vergnügen angenommen. Das Kind wird faſt ohne Schmerzen gebohren, aber unter den Händen der Hebamme vermehrt ſich die einfache Geburt, immer mehr neugebohrne Kinder erſcheinen, es wimmelt von ſchreienden Kindern in der kleinen Stube, der Prediger wird eilig herbei gerufen. Indem er aber die Kinder in die Hand nehmen will, verwandeln ſie ſich in Puppen, bis er das wahre Kind trifft, da ſind die Puppen und die Hebamme verſchwunden. Oft erſcheint in den wüſteſten Gegenden des Gebirges ein willkommenes Wirthshaus, deſſen Wirth der Rübezahl iſt, der nun ſeine Gäſte auf die mannigfaltigſte Weiſe foppt. Im Ganzen ſind die Erzählungen ſehr einförmig, wir wollen eine ſolche herausheben, die kurz und trocken erzählt bei Büſching vorkommt. (Volksſagen, Mährchen und Legenden geſammelt von Büſching, Leipzig bei Reclam, 1812, S. 36.)

3.

Eine Geſellſchaft vornehmer Badegäſte in Warmbrunn hatte ſich vereinigt, um einen böhmiſchen Edelmann zu beſuchen. Unter dieſen befand ſich der Freiherr von Emmerling, ein guter, wohlwollender Mann, der aber durch eine unglückliche Gewohnheit alle Heiterkeit der Geſellſchaft zu vertreiben pflegte. Es war, als wäre ihm die Freude zuwider, immer mürriſcher, je fröhlicher die Geſellſchaft wurde, polterte, ſchalt er und erinnerte unaufhörlich, doch nicht den Anſtand, den Ernſt zu vergeſſen. Wenn die Uebrigen, unwillig über eine ſolche Störung, ihn baten, doch die kurze, ſchnell vorübergehende Luſt zu ehren, erſchien ſeine keinesweges liebenswürdige Frau, um ſie in breiten Redensarten auf die Verdienſte des Mannes aufmerkſam zu machen. Bei dieſen Eigenheiten des Ehepaars war es nur gar zu natürlich, daß man es von den fröhlichen Gelagen entfernt zu halten wünſchte. Diesmal war es aber nicht möglich, mehrere von der Geſellſchaft waren mit dem Herrn von Emmerling in genauer Verbindung, er ſelbſt hatte ſich aufgedrängt und ſchien ſich von der fröhlichen Fahrt ſo viel Luſt zu verſprechen, daß man, ſelbſt heiter geſtimmt, ihn dieſesmal verträglicher wie ſonſt zu finden hoffte. An einem ſchönen warmen Sommermorgen fuhren vier glänzende Equipagen aus Warmbrunn, eilten ſchnell durch die langen Gebirgsörter, durch die holprigen Wege, die das Rieſengebirge von Böhmen trennen, und erreichten gegen Abend das Schloß, wo man ſie mit Sehnſucht erwartete. Viele Freunde hatten ſich hier verſammelt, man verlebte einige vergnügte Tage auf die anmuthigſte Weiſe, obgleich die Launen des Herrn von Emmerling und die polternde, altkluge Weiſe ſeiner Frau, mehr als einmal die Geduld der Geſellſchaft auf die ſchwerſte Probe ſezte. Der lezte Abend hatte die ganze Geſellſchaft auf die traulichſte Weiſe vereinigt. Das Gefühl, daß man ſich nun nach einer kurzen Zeit der Luſt und Freude trennen mußte, unterhielt eine ſtille Wehmuth, die man nur mit Mühe überwand. Freunde aus entfernten Gegenden hatten ſich unvermuthet getroffen, um ſich eben ſo ſchnell zu trennen; aber man beſchloß die lezten Stunden der Freude ganz zu widmen, und die heiterſte Stimmung verdrängte alle Erinnerung an Abſchied und Trennung. Herr von Emmerling ſchien leider alle ſeine Launen für heute aufgeſpart zu haben, er ſchien es abſichtlich darauf anzulegen, jede keimende Freude zu ſtören, ſeine Frau ergoß ſich in Sentenzen, und ſchon wollte die Geſellſchaft mißmüthig auseinander gehen, als ein Fremder erſchien, der allen unbekannt war. Er war zu Pferde, bat den Wirth ſeine Zudringlichkeit zu entſchuldigen. Er habe, ſagte er, ſich in dem Gebirge verirrt, ſein Pferd ſei ſo müde, daß er nicht weiter könne; er nannte mehrere entfernte Freunde, und ward um ſo freundlicher empfangen, da er als ein einnehmender, gewandter und geiſtreicher Mann erſchien, und ſeine Gegenwart die mißmüthige Stimmung zu verdrängen verſprach. Auch gelang es ihm. Schnell ſchien er die Verhältniſſe aller Perſonen zu einander zu durchſchauen, die geheimen Neigungen der Männer und Frauen ſchienen ihm bekannt, einem Jeden wußte er etwas Angenehmes, Erfreuliches zu ſagen, und ſelbſt das verdrüßliche Ehepaar ward, ohne zu wiſſen wie, von ihm bezwungen. Eine fröhliche, heitere Stimmung verbreitete ſich unter die Gäſte, keiner gedachte der nahen Trennung, und nur als die ſpäte Nacht an die Ruhe mahnte, reichte man ſich wehmüthig die Hände, und ein jeder gedachte mit Schmerzen, wie ſchnell die genußvollen Stunden verſchwunden waren.

Am andern Morgen ſtanden die gepackten Wagen ſchon da, die ungeduldigen Pferde ſchnaubten, die Kutſcher knallten mit den Peitſchen; aber es dauerte lange, ehe man fertig ward. Die Frauen hatten, wie gewöhnlich, die wichtigſten Sachen bis zuletzt aufgeſpart, man hatte ſich noch ſo vieles zu ſagen, ſo manches Bedeutende zu verabreden, und als ſchon alle in dem Wagen ſaßen, der traurige Abſchied vorüber war, hatte man hier einen Kaſten, dort ein Paquet vergeſſen, ja kaum war eine kleine Strecke zurückgelegt, als ſchon wieder ein Halt dem vorderſten Kutſcher zugerufen ward. Eilig mußte ein Bedienter nach dem Schloſſe zurück eilen, um einen Regenſchirm zu ſuchen, den man nach langem vergeblichen Suchen doch nicht fand. So war ein bedeutender Theil des Tages vergangen, als man endlich ſchnell davon eilte. Die Wege waren nicht die beſten, auf der Hinreiſe hatte man ſich mit Wegweiſer verſehen, die man auf der Rückreiſe entbehren zu können glaubte. Die Kutſcher nicht allein, auch die Herren bildeten ſich viel auf ihren Ortsſinn ein, daher entſtand unterweges öfters Streit, der eine wollte hier, der andre dorthin fahren. So verging der Tag und die Sonne neigte ſich ſchon bedeutend, als man ſich dem ſüdlichen Abhange des rauhen Rieſengebirges näherte. Die Frauen fingen ſchon an bedenklich zu werden, und eben hielt der vordere Wagen an einer Stelle, wo die Landſtraße ſich ſpaltete. Der Kutſcher war ungewiß, welchen Weg er wählen ſollte, die Herren ſtiegen aus um zu berathſchlagen, als ein Reiter ſich den Reiſenden näherte. Es war der unbekannte Fremde, der ſich ſo liebenswürdig gezeigt hatte. Er behauptete dieſe Gegend genau zu kennen, rieth der Geſellſchaft den Weg rechts zu wählen. Sie ſehen, ſagte er, dort einige Häuſer, es ſind die erſten von einem Gebirgsdorfe, welches ſich ſehr lang in ein enges Thal hineindrängt. Wenn ſie dieſes erreicht haben, können ſie ohne Sorge ſein. Schroffe Felſenwände machen einen jeden Nebenweg unmöglich, wenige Berge, die nicht von bedeutender Höhe ſind, verbinden die öſtliche Gebirgskette mit der weſtlichen, und in zwei bis drei Stunden können ſie ſchon den nördlichen Abhang erreichen. Der Weg iſt ſo gut, wie man ihn hier, wo keine große Landſtraße durch das Gebirge geht, erwarten kann, ſetzte er, ironiſch lächelnd hinzu, bedauerte, daß er die Geſellſchaft nicht begleiten könnte, und ritt eilig weiter. Man beſchloß ſeinen Rath zu folgen und erreichte das Dorf. Aber es wollte kein Ende nehmen, der Weg war abſcheulich, die Wagen konnten nur langſam vorwärts, die Sonne ſank, und als das Dorf zu Ende war, ſah man nur die höchſten Bergſpitzen röthlich erhellt, die nächtliche Dunkelheit fing ſchon auf eine bedenkliche Weiſe an ſich in dem Thale zu zeigen. Langſam und vorſichtig fuhr man weiter, die Geſellſchaft ward immer einſilbiger, die Frauen ſahen furchtſam nach den ſtarren Felſen, die auf beiden Seiten ſchroff in die Höhe ſtiegen. So brach die Nacht völlig ein, der Himmel war mit trüben Wolken überzogen, kein Stern ließ ſich ſehen, die Wagen ſanken in tiefe Löcher, drohten öfters umzuwerfen. Je weiter man kam, deſto mehr häuften ſich die Schwierigkeiten, deſto ärger ward der Knüppeldamm, deſſen querliegende Balken zum Theil verfault, mit heftigen Stößen die Räder in die tiefſten Löcher hineinſtießen. Endlich erreichte die Verlegenheit, ja die Verzweiflung den höchſten Gipfel. Die Räder ſchwankten, als wollten ſie aus den Speichen fallen, die Axen knakten, die Stangen zerbrachen und mußten gebunden werden, das Riemenzeug zerriß und die Pferde ſchnaubten, ſprangen hin und her und waren nicht zu beruhigen. Schon lange waren die Herren insgeſammt ausgeſtiegen und ſuchten zu helfen wie, ſie konnten. Die Damen ſaßen voll Schrecken, und nur die abwechſelnden harten Stöße preßten hier und da ein ängſtliches Geſchrei aus, welches das allgemeine Stillſchweigen unterbrach. Aber mit Entſetzen mußte man wahrnehmen, daß man nicht blos mit ſchlechtem Wege und Dunkelheit zu kämpfen hatte. Zwiſchen den düſtern Tannen der Felſenwände ſchienen nächtliche, rieſenhafte Geſtalten zu ſchreiten, es pfiff aus den nahen Schluchten, ein fernes Heulen ließ ſich hören, ein geiſterhaftes Wimmern ſchallte durch das enge Thal, und immer wilder wurden die Pferde. Plötzlich ertönte aus den Wagen lautes Geſchrei. Die Kutſcher wurden durch eine unſichtbare Gewalt von den Böcken geriſſen, ſie ließen die Zügel fallen, die Pferde hoben ſich wildſchnaubend in die Höhe, blieben aber feſtgewurzelt, wie durch Geiſtergewalt gebannt, ſtehen. Die Herren zogen die Säbel, ſpannten die geladenen Piſtolen, obgleich ſie, von Entſetzen ergriffen, wohl fühlten, daß ſie in der Gewalt der Berggeiſter wären. Die Damen waren der Ohnmacht nahe. In dieſer Lage entdeckte man vor ſich einen hellen Schein, ohne zu wiſſen, wo er herkam. Ein muthiger junger Mann ging dem Schein entgegen, das Thal und mit dieſem der Weg bog ſich links, und hinter der Biegung entdeckte er mit Erſtaunen einen prächtigen, hell erleuchteten Pallaſt. Er ging unerſchrocken durch das große, offene Portal, über den breit gepflaſterten Hof. Eine Reihe hellblau brennender Fackeln ſtanden auf beiden Seiten der breiten hohen Treppe, die zu dem Haupteingang führte, und warfen eine magiſche Beleuchtung in das Gebäude hinein. Ein prächtig angezogener Pförtner empfing ihn höflich und ohne Verwunderung, er erzählte dieſem kurz die Verlegenheit der Geſellſchaft. Da zog der Pförtner an der Klingel, eine Menge Bedienten kamen zum Vorſchein, und an ihrer Spitze derſelbe Fremde, der ihnen den Abend ſo angenehm vertrieben und dann den Weg gezeigt hatte. Ich habe ſie erwartet, ſagte er, aber ſie ſind ſehr ſpät angekommen. Wo iſt die übrige Geſellſchaft? — In der Nähe, antwortete der junge Mann, aber in der peinlichſten Verlegenheit, die Räder ſind loſe, die Stangen gebrochen, die Stränge zerriſſen, die Kutſcher von den Böcken gefallen, die Pferde unbändig, und das Grauen der Nacht hat die Frauen ergriffen. Er ſchämte ſich hier, in der hellen Erleuchtung, gegen einen geiſtreichen Mann irgend etwas von den geſpenſterhaften Erſcheinungen zu erwähnen. So wie der Unbekannte die Noth der Damen und Herren erfahren hatte, entſtand auf ſeine Befehle die lebhafteſte Bewegung. Bedienten mit Fackeln erſchienen, und er ſelbſt eilte, von dem kühnen jungen Manne begleitet, von den Bedienten gefolgt, dahin, wo er die Geſellſchaft in der traurigſten Lage fand. Die Herren und Frauen wußten nicht, ob ſie ſich freuen oder entſetzen ſollten, als ſie eine große Menge Männer in fliegender Eile mit brennenden Fackeln kommen ſahen. Doch bald waren ſie beruhigt, als ſie den Jüngling erkannten und nach ihm den räthſelhaften Fremden, den ſie voller Verwunderung hier wieder ſahen. Als er in die Nähe der Wagen kam, waren alle Pferde ruhig, die Kutſcher ſchienen aus einer Betäubung erwacht, richteten ſich auf und ſetzten ſich auf die Böcke. Man glaubte nicht, daß es möglich wäre, mit den beſchädigten Wagen den Pallaſt zu erreichen, ſchon wollten die Frauen ausſteigen, um den kurzen Weg, von den Fackeln erleuchtet, zu Fuße zurückzulegen. Als man aber eine ſorgfältige Unterſuchung anſtellte, zeigte es ſich, wie ſehr man ſich durch das Schrecken der Nacht getäuſcht hatte. Die Räder ſaßen feſt, die Riemen waren unverlezt, die Stangen, die man zuſammen gebunden hatte, waren völlig unbeſchädigt. Raſch rollten die Kutſchen, der Weg war völlig eben und breit, in fliegendem Galop ging es durch das Portal, und die Wagen hielten ſtill. An dem Haupteingange ſtand wieder der Fremde als Wirth und empfing ſeine Gäſte, ohne daß man begreifen konnte, wie er in ſolcher Schnelligkeit zurück gekommen war. Die Geſellſchaft befand ſich in dem großen Vorſaal. Zwiſchen großen Säulen ſtanden Statüen, zwei koloſſale Sphinxe ruheten an der breiten prächtigen Treppe, deren Stufen mit den bunteſten perſiſchen Teppichen bedeckt waren. An den Geländern erhob ſich ein blühender Wald von Orangen, Granaten, Tulpenbäumen, Oleander, Pinien. Zwiſchen die Bäume drängen ſich ungeheure Blumen, Malven, Roſen, Volkmannien, Tuberoſen, Georgien, Melaſtomen, Hortenſien, in wunderbarer Fülle. Eine Maſſe von bunten Lichtern erleuchtete das Ganze. Verbindlich reichte der Wirth der Frau von Emmerling den Arm, die übrigen folgten, ſtumm vor Erſtaunen, mit einem geheimen Grauen gepaart. Man ſtieg die Treppe hinauf, oben wurden die großen Flügelthüren eröffnet, und man trat in den Saal. Liebliche, himmliſche Töne ließen ſich, wie aus weiter Ferne, hören. Die ſeltſame Nacht und jezt die glänzenden Lichter, die überirdiſche Pracht, der Duft von tauſend Blumen, die wunderſame Muſik hatten ſchon die Gemüther gefangen genommen, daß ſie ſich beruhigt den Wellen der Zauberwelt hingaben, die von allen Seiten auf ſie losſtürmten, und wie uns im Traume das Seltſamſte natürlich dünkt, ſo ſchien auch den Gäſten nichts mehr räthſelhaft. Faſt ohne Erſtaunen traten ſie daher in den Saal hinein, deſſen Größe und Höhe ihnen ſonſt unbegreiflich ſein mußte. Das hohe Gewölbe ſchien mit Wolken und Kindern bemahlt, aber wenn man hinſah, ſchienen die Wolken ſich zu ſenken und zu heben, die Kinder traten in der Verhüllung der Wolken zurück, wie hinter einen leichten Schleier, und drängten ſich wieder hervor, hier einzeln, dort paarweiſe, ſie ſchienen ſich zu necken, zu tändeln. Ein helles Licht von oben erleuchtete alles. Nach kurzer Zeit vereinigte ſich das Ganze, das Licht leuchtete zauberiſch in der Mitte, rings umgeben von einem leichten Kranz aus Wolken und Kinder, die lächelnd herunter blickten, wie aus Blättern und Blumen lieblich gewoben. An den Wänden ſahe man Säulen bedeckt mit glänzenden Edelgeſteinen, deren Glanz kaum zu ertragen war. In der Mitte des großen Saals ſchien die gedeckte Tafel ſich zu verlieren. Nicht Stühle umgaben den Tiſch, ſondern breite Bänke mit weichen, prächtigen Polſtern bedeckt, die einen Ueberzug von grünen Sammt hatten, der reich mit Gold beſezt und von Edelgeſteinen ſtrozte. Von ferne ſahen ſie eine reiche, mit Blumen bedeckte Wieſe täuſchend ähnlich. Man ſezte ſich. In der Mitte des Tiſches ſah man eine ſeltſame Verzierung. Bunte Gebirgsblumen ſchienen aus dem Tiſche hervor zu wachſeu, man blieb ungewiß, ob ſie natürlich oder künſtlich waren. Auf dem Tiſche fand man eben ſo viele Gedecke als Gäſte da waren, und gegen einen jeden reichte von der blumenreichen Mitte ein hervortretender Stahl mit einer beſtimmten Blume. Der kühne Jüngling ſah ſich gegenüber Tauſendſchön, und neben ihm ſaß ein liebliches Mädchen, die er im Stillen liebte, und zu ihr ragte aus dem Blumenflor Männertreu lieblich hinüber. Einer erkannte in ſeiner Nähe den blauen Enzian, ein zweiter Ringelblumen, eine geſprächige Dame das Gänſekraut, eine andere Löwenzahn, der Herr von Emmerling und ſeine Frau ſaßen ſich gegenüber, und aus der Mitte der Wieſe drängte ſich ein großer Haufen des feinſten Graſes nach beiden Seiten den Gedecken des Ehepaars zu. Der Wirth war verſchwunden und man vermißte ihn kaum. Die Erleuchtung ward immer glänzender, nach beiden Seiten der Tafel ſchien der Saal ſich zu verlängern. An der einen Seite erſchienen eine Menge Geſtalten wie nächtliche fratzenhafte Traumbilder, und eine ſeltſame Muſik ertönte aus wunderbar gebildeten, unbekannten Inſtrumenten, auf der andern Seite entwickelte ſich eine ganze Welt tanzender Mädchen und Kinder. Die Mädchen tanzten ſchwebend auf rollenden Kugeln, näherten, umarmten, trennten ſich, die Kugeln rollten unter ihren Füßen weg, aber ſchnell berührten ſie andere mit den Fußſpitzen, und enthüllten in gaukelnder Bewegung die anmuthigſten Stellungen. Die Kinder ſchienen aus den Wolken an der Decke herunter zu ſchweben, und liefen, wälzten ſich, bald hier, bald da, und drängten ſich zwiſchen die tanzenden Mädchen in üppiger Fülle. Indeſſen genoſſen die Gäſte das herrliche Mahl. Die ſchönſten Weine, wie ſie gewünſcht wurden, brachte die eilige, aufmerkſame Bedienung. Ueber einem Jeden ſchwebte ein Strohhalm, man ſahe nicht womit er befeſtigt war, er ſchien vielmehr frei in der Luft zu ſchweben. Die Diener belehrten die Gäſte, daß ſie nur unter dieſe Halme ihre Gläſer halten ſollten, und ſogleich ſtrömte aus den Halmen das friſcheſte Gebirgswaſſer perlend in die Gläſer. So verging die Zeit, man verlor ſich in die ſeltſamſten Geſpräche, wie die Umgebung ſie zu fodern ſchien, dankte dem Wirth, deſſen Abweſenheit man jetzt erſt gewahr wurde, und in den ſeligſten Träumen verloren hatte man alle Schrecken der Nacht völlig vergeſſen. Der Jüngling und ſein Mädchen ſahen ſich zärtlich an, die wunderſame Umgebung hatte das Vertrauen, die Freude, den Muth geweckt, und das Bekenntniß der lange verhüllten Liebe ſpielte aus den Augen, bewegte die Züge des Geſichts, drängte ſich wie die reiſe, im Verborgenen ſchwellende Frucht hervor auf die bebenden Lippen. Herr von Emmerling, nachdem er einige Gläſer glühende Weine genoſſen hatte, ward aber immer verdrüßlicher. Schon früher hatte er die wilden Geſpräche, die wie in den tollſten Träumen, das Seltſamſte als das Gewöhnlichſte behandelten, zu ſteuern geſucht. Die Tänze auf Kugeln, bemerkte er, ſind in der deutſchen Geſchichte ſchon bekannt, in den alten Chroniken können ſie leſen, wie ſich der Kaiſer Friedrich der Zweite an dieſem leichten Spiele ergötzte, was aber die ernſthafte Mitwelt ihm von Rechtswegen vorwarf. Als aber alle Einreden nicht gehört wurden, als er die ganze Geſellſchaft von den Wundern, die ſie umgaben, wie verzaubert ſah, ſtand er polternd auf. Auch die übrigen erhoben ſich, um die Seltſamkeiten des Saals genauer zu betrachten. Schon lange hatte man unter den frazenhaften Geſtalten der Muſiker in einem Winkel einen rieſenhaften Mann wahrgenommen, mit einem langen grauen Barte, einer ungeheuren krummen Naſe und brennenden Augen von langen Augenbraunen düſter beſchattet. Er trug eine braune Mönchskutte, drehte unaufhörlich und emſig an einem Inſtrumente, einer Drehorgel nicht unähnlich, und ſah unbeweglich, ſtarr, ernſthaft, faſt mürriſch vor ſich hin. Herr von Emmerling fühlte ſich nach dieſer finſtern Geſtalt unwiderſtehlich hingezogen. Er näherte ſich ihm, redete ihn an, erhielt aber von der ſeltſamen Geſtalt keine Antwort, er ſah ſtarr vor ſich hin, indem er fort drehte, obgleich das Inſtrument, wie man jezt in der Nähe vernahm, gar keinen Ton von ſich gab. Mein Herr, ſagte der Herr von Emmerling, verwechſeln Sie mich mit den übrigen Thoren nicht, die ſich an dieſen Gaukelpoſſen ergötzen. Bald werden unſere Frauen ſich auf die rollenden Kugeln ſtellen und die Männer ebenfalls. Es iſt unerlaubt, unſer freundlicher Wirth hat uns durch Phantasmagorien und optiſche Täuſchungen vortrefflich zu unterhalten geſucht, aber das unbeſonnene Volk ſcheint in einen gefährlichen Aberglauben zu verfallen. Sie müſſen uns Aufklärung verſchaffen. Zeigen Sie doch die Maſchinen, die Hohlſpiegel, die Inſtrumente, denn obgleich ich Manches zu verſtehen glaube, ſo iſt mir doch Vieles noch räthſelhaft. So ſprach der Herr von Emmerling unabläßig, und als der alte Mann ſtill ſchwieg und ihn drohend anſah, ſuchte er ihn aus dem Winkel, hinter welchem er die verborgene Maſchinerie verſteckt glaubte, mit Gewalt zu vertreiben. Der Alte ſtieß ihn zurück und ſprach mit hohler Stimme:

Laß mich ſtehen,
Ich muß drehen,
Daß die Geſtalten
Zuſammen halten.
Siehſt du nicht die rauhen Hände?
Hörſt du nicht den wilden Bach?
Fluthen reißen an die Wände,
Geiſter an das loſe Dach. —
Laß mich ſtehen,
Ich muß drehen. —

Der Herr von Emmerling war durch dieſe Anrede des Alten wie betäubt, eine lange Zeit ſchwieg er ſtill und ſchien ernſthaft nachzudenken. Jetzt wird mir alles plötzlich klar, rief er auf einmal laut, es iſt eine höchſt merkwürdige magnetiſche Erſcheinung; ein hoher Grad des Hellſehens hat ſich bei der ganzen Geſellſchaft wunderbar entwickelt. Ich bin mit den Magnetiſeurs in Berlin, München und Stuttgard in Verbindung, und habe dem Herrn Kieſer in Jena Beiträge verſprochen. Daß mir nur kein merkwürdiger Umſtand entgeht. Es iſt in der That ein großes Glück, daß ich allein unter allen dieſen Träumenden der einzige ſich Bewußte; daß ich völlig wach bin. Er nahm hierauf ein Taſchenbuch heraus, und fing an alles was der Geſellſchaft, ſeit ſie in dieſes wunderbare Haus hinein trat, begegnet war, ſorgfältig aufzuzeichnen. Der Jüngling, der in der Nähe ſtand, hatte mit Verwunderung dieſe Aeußerungen gehört. Aber mein theuerſter Herr von Emmerling, ſagte er, erinnern Sie ſich doch nur, daß Sie ja ein Theil der magnetiſchen Viſion ſind. Sind wir wirklich in einen magnetiſchen Zuſtand verſezt, dann iſt alles was um uns vorgeht unſer Traum, Sie aber, wenn Sie nicht träumen, ſind ja nur ein Traumbild unſerer Viſion, Sie ſind gar nichts. Wie können Sie nun Bemerkungen anſtellen, ein Phantasma über die Phantaſie, deren Geſchöpf es iſt, reflektiren? Ein bedenklicher Fall, wie ſie nicht läugnen können. Herr von Emmerling nieſte. Proſit ſagte der Jüngling. Und beide ſchwiegen eine Zeitlang. Wenn ich alles genau bedenke, fing darauf der Herr von Emmerling an, ſo findet hier etwas Seltenes ſtatt; ich ſehe als beſonnener Beobachter von innen aus dem Traume heraus, da es ſonſt den Beobachtern nur vergönnt iſt von Außen durch die Erzählung in die Welt des Hellſehens hinein zu ſehen. Eine Differenz der Richtung, aber in der That nichts weiter. Aber ich bitte ſie, iſt es nicht klar, daß das ganze Haus ein magnetiſches Banquet iſt? Die Bäume auf der Treppe ſind magnetiſirt, die narkotiſchen Düfte der Blumen erhöhen den magnetiſchen Zuſtand, eiſerne Geländer leiten die Wirkung nach allen Punkten, eiſerne Stangen ſehen ſie an den Wänden, und die waſſerhaltigen, ſchwebenden Strohhalme ſind wichtige Werkzeuge, den wunderbaren Effect zu erhöhen. Die Drehmaſchine, die jener Magnetiſeur in beſtändiger Bewegung erhält, iſt ohne allen Zweifel mit einer Menge beweglicher Magnete erfüllt, die mannigfaltig untereinander ſpielend eine fortdauernde Beziehung gegen das Ganze unterhalten. Stören Sie unſere lobenswerthen Forſchungen nicht, ſprach er ferner, indem er ſich dem Alten wieder näherte, von welchem er ſich kurz vorher furchtſam entfernt hatte, denn warlich, die Geheimniſſe Ihrer Drehmaſchine müſſen wir genau unterſuchen. Der Alte drehte mit der linken Hand unaufhaltſam fort, und berührte den Herrn von Emmerling, als er ihm nahe genug trat, mit einem Stabe. Kaum war er berührt, als er in eine beſtändige unruhige Bewegung gerieth, wobei er fortdauernd ſprach, die Geheimniſſe der Maſchine entwickelte und den Jüngling über die Natur der ſcheinbaren Bezauberung aufzuklären ſuchte. Aber mein Herr, ſagte der Jüngling, Sie haben ſeit Kurzem ſeltſame Gewohnheiten angenommen, was in aller Welt bedeutet die beſtändige Kopfbewegung, es kommt mir faſt vor, als wenn ſie jeden Satz, den ſie entwickeln, durch einen Kopfſtoß einleuchtender machen wollen. Bei Gott, ſie haben mich empfindlich geſtoßen, die Lippen ſchwellen, das Geſicht verändert ſich, es wachſen ihnen Hörner aus der Stirne, mein Lieber, was bedeutet das? Ich habe, ſagte Herr von Emmerling, ſehr undeutlich und ſtotternd, eine Bemerkung gemacht, eine Bemerk — Bemerk — merk — merk, o ich merke, ich merke — merk — merk — merke. Die Lippen waren völlig zur Schnauze angewachſen, die Augen zurück getreten, das ganze Geſicht mit Haaren bewachſen, die Hörner völlig heraus gewachſen, und ein vollendeter Bockskopf ward von den Schultern des verwandelten Mannes getragen. Indem dieſe Verwandlung geſchah, ward die Muſik wilder, der Tanz der Mädchen und Kinder verlor ſich in wunderliche Sprünge, die Lichter brannten dunkler und röthlicher, und ein geheimes Flüſtern und Kichern, wie von unſichtbaren Geſtalten, ließ ſich allenthalben in dem Saale hören.

Die lauten Geſpräche hatten die Aufmerkſamkeit der übrigen Geſellſchaft auf ſich gezogen, ſie verließ die Tanzenden und verſammelte ſich ſpottend und lachend um den Verwandelten, der durch die ſeltſamſten Sprünge ergözte, und bald hier, bald da ſich durch Stöße zu rächen ſuchte. Die Frau von Emmerling war eben im Begriff einzuſchlummern, als ſie von der lärmenden Geſellſchaft geſtört ward und ſich neugierig zudrängte. Wer vermag ihre Wuth zu ſchildern, als ſie die Verwandlung ihres Mannes wahrnahm und wie er der Gegenſtand des Geſpöttes war. Sie ſchalt, ſchimpfte und fluchte den Wirth, der ihr ein boshafter Zauberer ſchien. Vergebens ward ſie gewarnt, den Zorn des mächtigen Geiſtes nicht gegen ſich zu waffnen, ſie brach in die heftigſten Verwünſchungen aus, und ruhte nicht eher, als ſie, von dem Stabe berührt, einen Ziegenkopf erhielt. Das verwandelte Ehepaar ſprang nun gemeinſchaftlich. Aus den thieriſchen Geſichtern ſchienen ſie ſich zärtlich anzublicken, dann ſchlürften ſie Waſſer, welches, man weiß nicht wie, in großen Gefäßen neben ihnen ſtand, umarmten ſich ſpringend und hüpfend, und ſanken zuletzt an den Plätzen, die ihnen am Tiſch angewieſen waren, indem ſie, wie es ſchien, mit unendlichem Behagen das feine Gras verzehrten, welches für ſie aus der Tafel hervor zu wachſen ſchien.

Eine bachantiſche Wuth hatte die ganze Geſellſchaft ergriffen, Frauen und Männer liefen, ſprangen, ſchrien, ſangen untereinander, bis ſie taumelnd und beſinnungslos unter lautem Gelächter auf die Polſter hinſanken und einſchliefen.

Die Liebe, ſagt man, ſei mächtiger als aller Zauber, ſie ſelbſt ſei der größte. So ſtand der Jüngling ruhig neben ſeinem Mädchen, während die übrigen von der wildeſten Wuth bewegt wurden, und als alle hingeſunken waren, ſchienen ſie wie in der größten Einſamkeit nur für ſich da zu ſein. Da geſtand der Jüngling ſeine lange verborgen gehaltene Liebe, und das blühende Mädchen ſank in ſeine Arme.

Ein ſchneidender, ſchnarrender Ton, der zitternd durch den ganzen Saal drang, erweckte das liebende Paar aus dem ſeligen Rauſch. Er kam aus der Maſchine hervor, die der Alte nicht mehr drehte. Das Licht von oben ward immer düſterer, die Wände zogen ſich ſichtbar zurück. Die Muſiker erſchienen immer ferner, die Muſik immer ſchwächer, die tanzenden Mädchen und Kinder ſchienen ſich in Nebel zu verlieren, ein Bach ſtrömte rieſelnd durch den Saal, das Dach öffnete ſich, der ſternenhelle Himmel blickte hinein, und von Entzücken und Betäubung übermannt, ſanken nun auch die Liebenden neben einander auf die Bank hin.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel als der räthſelhafte Fremde durch das Thal, von einem Bedienten begleitet, ritt. Auf dem Wege hielten die Wagen, die Kutſcher knallten mit den Peitſchen. Neben der breiten Landſtraße ſah man eine ſchöne blumenreiche Wieſe, von Felſen umgeben und durchſchlängelt von einem lieblichen Bach. Im Graſe lag eine Geſellſchaft von Herren und Frauen im tiefſten Schlafe kreisförmig gelagert. Der Fremde ſtieg vom Pferde ab und ging auf die Geſellſchaft zu. Wachen Sie auf, ſagte er, es iſt hoch am Tage, und nicht geſund im Graſe zu ſchlafen, indem er zugleich die nächſten Herren ſchüttelte. Alle fingen an ſich zu ſtrecken, rieben ſich die Augen und ſahen vor ſich hin. Blauer Enzian, ſagte einer, und ſah dieſe Blume neben ſich blühen, Ringelblumen, rief der zweite, Gänſekraut, liſpelte eine Dame, Löwenzahn, eine andere, ſchönes, weiches Gras, riefen Herr und Frau von Emmerling zugleich. Ach, Männertreu, ſprach das liebe Mädchen, indem ſie den Geliebten und die Blume zärtlich anblickte, Tauſendſchön, erwiederte der Jüngling, und ſah neben ſich die Blume und das Mädchen.

Nach und nach ſchienen ſich die Schlafenden zu beſinnen, richteten ſich auf, ſahen ſich mit Verwunderung wechſelſeitig an, betrachteten mit ſtillſchweigendem Erſtaunen die unbekannte Gegend, und erblickten nicht ohne Grauen, den Fremden, der ſchon zu Pferde ſaß, der Geſellſchaft lächelnd ein Lebewohl zurief und verſchwand. Herr von Emmerling brach das Stillſchweigen zuerſt. Das naſſe Gras iſt doch ſchädlich, ich bin durch und durch erkältet, ſehen ſie, wie mir die Lippen geſchwollen ſind. — Die übrigen blickten ihn an, und glaubten noch die Bocksphyſiognomie zu erkennen. Ich bin von einer unangenehmen Heiſerkeit befallen, ſprach die Frau, und die Geſellſchaft erkannte die meckernde Stimme.

Der Jüngling und ſein Mädchen waren die einzigen, die ſich der ſelig verlebten Stunden wohl bewußt waren, ja die aufgeſchloſſene Zauberwelt der Liebe ſchien ihnen die andere freundlich näher zu rücken, begreiflicher zu machen. Der Jüngling erfuhr von den Bedienten, wie ſie nach einem entfernten Gebäude waren gebracht worden, wo ſie und ihre Pferde wohl verſorgt die Nacht ganz ruhig zugebracht hätten, wie ein Bedienter etwa vor einer Stunde erſchien, der ſie, nachdem ſie angeſpannt hatten, hieher begleitete und verſchwand.

Man ſetzte ſich darauf, noch voller Verwirrung, in die Wagen, und beſonders der Herr und Frau von Emmerling waren, ſie wußten ſelbſt nicht deutlich warum, höchſt verdrüßlich. Als man aber aus den rauhen Gebirgswegen heraus war, als man die lieblichen ſchleſiſchen Dörfer erreichte, wo die heitere Sonne die ſchönſten Gegenden erleuchtete, und nun vor einer Schenke ſtill hielt, um zu frühſtücken, hatte der fröhliche Tag einen Jeden in die freundlichſte Stimmung verſezt. Man geſtand ſich nun, daß der Fremde, der nächtliche

Wirth, kein anderer als der launenhafte Herr des Gebirges ſein könnte, die geſchwollenen Lippen des Herrn von Emmerling und die Heiſerkeit ſeiner Frau war verſchwunden, und ſie ſelbſt ſchienen die Foppereien der Nacht vergeſſen zu haben. Begierig griff der Herr von Emmerling nach ſeinem Taſchenbuche, um zu erfahren, was er umfangen von den Zaubereien der Nacht aufgezeichnet hatte, aber er fand faſt ausgeblichene magiſche Charaktere, die er nicht zu enträthſeln vermochte.

Wenn das Ehepaar ſich der übeln, alle geſellige Fröhlichkeit ſtörenden Gewohnheit überließ, erinnerte, wie man verſichert, die ſchwellende Lippe den Mann, eine plötzliche Heiſerkeit die Frau an die Gewalt des fernen Rübezahl, und nachdem ſie, nicht ohne Schrecken, dieſe Erfahrung einigemal gemacht, verſchwand die üble Laune ganz, und in allen fröhlichen Kreiſen ward das liebenswürdige Ehepaar mit Vergnügen geſehn.

Der junge Mann ward wenige Monate ſpäter mit ſeiner Geliebten verbunden, und feierte in einer glücklichen Ehe das Andenken der ſeligen

Nacht, die in einer ſo ſeltſamen Umgebung die Knoſpe der verborgenen Liebe aufſchloß.

4.

Ein Wanderer kroch mit vielen Beſchwerden unter den wild zuſammen gehäuften Steinhaufen des einſamſten Gebirges umher. Er mußte nicht ohne Gefahr von einem großen Steine auf den andern ſpringen, ſchwankend und unſicher die ſteilſten Höhen herunter laufen, über reißende Bäche ſetzen. Wie glücklich bin ich, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß ich noch immer meinen alten guten Stab habe, der mir nun ſo viele Jahre lang treue Dienſte leiſtete. Indem ſezte er ihn an, um über einen herunter ſtürzenden Bach zu ſpringen. Der Stab gerieth zwiſchen große Steine, und wie der Wanderer ſich auf ihn verlaſſend hinüber ſchwang, brach der Stab und er fiel unſanft in den Bach hinein. Klagend raffte er ſich wieder auf, und ſchien die Stöße beim Fallen weniger zu achten, als den Verluſt des Stabes. Wie ſoll ich nun von der ſteilen Höhe herunter kommen, rief er klagend, da ich von meinem treuen Stabe, von meiner alten gewohnten Stütze verlaſſen bin. Was fehlt dir, ſprach plötzlich Jemand dicht hinter ihm mit hohler, rauher Stimme. Der Wanderer wandte ſich um und ſah eine große Geſtalt, mit einem finſtern Geſichte, in einen Mantel gehüllt. Er erſchrack, erholte ſich aber, und erzählte nun ſeinen großen, wie ihm dünkte, unerſetzlichen Verluſt. Was wimmerſt du, antwortete die Geſtalt, als wenn in dem Gebirge keine Bäume wären, die dir die ſchönſten Stäbe geben könnten. Da, nimm meinen, ſprach er ferner und entfernte ſich.

Der Wanderer hatte eben die Grenze des Knieholzes erreicht, zwiſchen dem niedrigen Geſtrüppe ſchritt die Geſtalt mit gewaltigen Schritten, und ſchien immer größer, je weiter ſie ſich entfernte, zuweilen ſchien ſie wie in dem Nebel zu zerflieſſen, dann trat ſie wieder in großer Entfernung deutlich hervor und verſchwand zulezt ganz. Der einſame Wanderer ging indeſſen, getröſtet durch das Geſchenk, muthig weiter. Aber kaum hatte er einige Schritte zurück gelegt, als ihm der neue Stab höchſt beſchwerlich ward. Wo er ihn hinſezte, glitſchte er aus, es gelang ihm nie ihn auf einen Stein zu ſtellen, immer ſank er zwiſchen die Haufen, ſo daß er ihn nur mit großer Anſtrengung wieder heraus ziehen konnte. Dabei ward er immer ſchwerer. Der ermüdete Wanderer ſchien zu vergeſſen, daß der Stab ihm als Stütze dienen ſollte. Mühſam ſprang er von einem Steinhaufen zum andern, rutſchte die ſteilen Höhen herunter, indem er den Stab in der Hand trug, der immer ſchwerer ward, er trug ihn nun rechts, dann links, endlich mit beiden Händen, und ſchlich ſo keuchend weiter. Aber auch das ward ihm zu beſchwerlich. Er legte den Stab auf die Schulter, wechſelnd mit der rechten und linken, endlich auf den Nacken, indem er ihn mit beiden Händen feſt hielt. So ging er in der beſchwerlichſten Stellung an den ſteilſten Abgründen. Zulezt ward ihm die Laſt faſt unerträglich. Nun ſchleppte er den Stab, alle Kräfte aufbietend, hinter ſich her, aber jetzt ſchien er in die Erde zu wurzeln, und er mußte ihn, immer von neuem, mit krampfhafter Anſtrengung losreißen. Um dieſes deſto beſſer thun zu kennen, ſezte er ſich reitend auf den Stab. Jezt ließ er auf einmal los, und flog mit ihm in gewaltigen Sprüngen dicht an den ſchwindelnden Abgründen, längs dem Aupengrunde, am Rande der ſieben Gründe, dann über das große Rad, die Sturmhaube, den Teichen vorbei, immer wilder, immer ſchneller, der Angſtſchweiß lief ſtromweiſe von ſeinem Geſichte herunter, mit krampfhafter Aengſtlichkeit hielt er ſich an den Stab feſt. Endlich war die Gegend milder, er befand ſich in einem gebirgigen Tannenwalde, der Stab ruhte, und er warf ihn, indem er wie aus einem tiefen Traume, ſich noch nicht ganz bewußt, erwachte, fluchend weit von ſich. Kaum hatte er ſich von dem beſchwerlichen Werkzeuge befreiet, als er ein anderes, dicht neben ſich ſtehend, ſah, und ſeinen alten Stab unverlezt wieder erkannte. Mit Vergnügen ergriff er dieſen und wanderte fort, indem er ſich nach und nach erholte. Der Wald ward lichter, die Gegend freundlicher, eine grüne Gebirgswieſe lag vor ihm und in der ferne ein Dorf. Hier beſann er ſich völlig, jezt erſt war es ihm wunderbar, den eigenen Stab unverlezt in den Händen zu haben, da er ihn doch in einer weit entfernten Gegend zerbrochen hatte. Daß die finſtere Geſtalt der Herr des Gebirges ſein mußte, war ihm gewiß, er erinnerte ſich viel ähnlicher Erzählungen, und zweifelte nicht, daß der Stab ſich in Gold verwandelt hätte. Nachdem er ſich in einer ärmlichen Wohnung ausgeruht hatte, ſuchte er, von einem Bauern begleitet, die Stelle, die er genau zu kennen meinte. Aber der Stab war nirgends zu finden.

5

Ein Kutſcher rollte ein Rad mit vieler Mühe durch das Gebirge. Er hatte es eben eine große Höhe hinauf geſchleppt, als er es ermüdet an einen Baum lehnte, ſich ſelbſt an einen andern hinlegte und einſchlief. Rübezahl nahm die Geſtalt des Rades an. Der Kutſcher erwachte um es weiter zu rollen, aber es ſchien erſt jeder Bemühung zu widerſtreben, es war nicht von der Stelle zu bringen. Mit vieler Anſtrengung riß er es von dem Baume los, aber nun fiel es centnerſchwer auf die Erde und war durch keine Kraft aufzuheben. Endlich, wie er fluchend und erſchöpft alle Hoffnung aufgab, ſchien das Rad ſich, kaum berührt, wie von ſelbſt aufrecht zu ſtellen, und nun rollte es mit großer Schnelligkeit über Wurzeln und Steinhaufen den Berg herunter. Der Kutſcher lief keuchend dem Rade nach. Er ſah mit Verwunderung, daß es mit gleicher Leichtigkeit bergauf wie bergunter rollte. Wenn er weit entfernt war, ſchien es langſamer zu gehen, und der Kutſcher hoffte es erreichen zu können. Wenn er aber ganz nahe war, daß er es ſchon zu ergreifen meinte, rollte es in großer Eile weiter. So lief das Rad, der Kutſcher hinter her, über Berge und Thal, endlich gelang es ihm es zu ergreifen, er hielt es mit aller Kraft feſt, da ſank das Rad hin und zog ihn mit ſich zu Boden. Plötzlich erhob es ſich aber, flog durch die Luft und blieb auf einem Miſthaufen vor der Wohnung ſeines Herrn mit dem ganz erſchöpften Kutſcher liegen.

6.

In Warmbrun wohnte ein ſtiller Handwerker in einem entfernten einſamen Hauſe. Er lebte in großer Armuth, ging faſt mit keinem Menſchen um, und beſchäftigte ſich, wie man erzählte, mit chemiſchen Verſuchen, hoffte die Goldtinktur zu finden und durch geheime Kunſt große Schätze zu erwerben. Oft ging er einſam in den wilden Gebirgen hinter dem Kynaſt, verlor ſich in den dichten Wäldern und kam in der Dämmerung erſt wieder zurück. Einem einzigen Manne, mit welchem er öfters ſprach, hatte er vertrauet, wie das wilde Gebirge ihn mit geheimer Kraft anzöge, wie ihm das Herz aufginge in den einſamen Schluchten, und wie dort für ihn das Geheimniß ſeines Lebens und große Schätze verborgen wären.

Einſt als er ſo, trübſeliger als gewöhnlich, hoch in dem Gebirge unter düſtern Tannen wanderte, ſah er in der Ferne ein helles Leuchten, er kam näher und entdeckte eine Gitterthüre, die eine erleuchtete Höhle verſchloß. Darinnen nahm er große offene Kiſten wahr, in dieſen erblickte er große Schätze an Gold, Silber und Edelgeſteinen, und das röthliche Gold ſchien ihm wie mit geheimen Zauber zu winken. Eine große Geſtalt ſtand dicht neben ihm. Alle dieſe Schätze ſind dein, ſagte ſie, nur merke dir die Stelle genau, wenn du in drei Tagen wieder kömmſt wird die Gitterthüre offen ſein. Die Bäume ließen durch eine lichte Stelle einen freien Blick in das breite Thal offen. Links vom Kynaſt weg erkannte man den Thurm in Hermsdorf, kaum hinter dem Berge hervorragend, über der Ruine lag der Thurm von Warmbrunn und im Hintergrunde Hirſchberg. Die Geſtalt zeigte die Stellung der Thürme und entfernterer Gegenſtände gegen einander äußerſt genau. Präge dir es wohl ein, wenn du die Stellung grade ſo wieder erkennſt, haſt du die Stelle gefunden, wenn du dich dann umſiehſt, wirſt du die Höhle erleuchtet und eröffnet finden und glücklich ſein. Der beſtürzte und entzückte Handwerker ſtrengte ſich an, übte ſich auf alle Art, ging weg, kam wieder, und glaubte nun ſeiner Sache völlig gewiß zu ſein. Da haſt du eine Schaumünze, ſagte die Geſtalt, damit du nicht alles für einen bloßen Traum hältſt, gab ihm eine goldene Münze mit fremder räthſelhafter Inſchrift und verſchwand. Als der arme Mann ſich umſah war auch die

Höhle verſchwunden, und er würde alles für ein Gaukelſpiel gehalten haben, wenn nicht die goldene Münze ihn von der Wirklichkeit überzeugt hätte.

Nachdenklich ging er zu Hauſe, merkte ſich jeden Schritt, bezeichnete einige Bäume, und eilte am dritten Tage ungeduldig die Stelle zu ſuchen. Er fand die bezeichneten Bäume, er erkannte den Fußſteig, er ſah den Fels in der Ferne und verſuchte nun ſich in der Gegend zurecht zu finden. Der Hermsdorfer Thurm erſchien ſchon links neben dem Kynaſter Schloßberge hervortretend, aber er konnte den Thurm in Warmbrunn nicht über der Ruine finden. Endlich, nach langem unruhigen Suchen, ſah er ihn, aber der Hermsdorfer hatte ſich tückiſch hinter den Berg verſteckt. Er ward unruhig, er ſtieg hinauf und herunter, ſtellte ſich tiefer hinein und weiter hervor, nun rechts dann links. Bald ſchien ein Theil der Gegenſtände in der richtigen Stellung, er ſuchte die übrigen, dann verſchoben ſich die erſten. Der Angſtſchweiß floß von ſeinem Geſichte herunter, die Augen fingen an wild zu rollen, immer emſiger ſuchte er die wahre Stellung, immer furchtbarer ſtarrte er in die Gegend hinein. Da — ſo — ich habe es, und für einen Augenblick erheiterte ſich ſein Geſicht, — aber wie er wieder hinſah, war alles anders. So von der furchtbarſten Pein fortdaurend getäuſchter Erwartung bis zur höchſten Verzweiflung gequält, blickte er bald von dieſer, dann von jener Stelle in die Gegend hinaus, bis die Dämmerung alle Gegenſtände verbarg. In Wahnſinn verſunken ſuchte er die Stellung jeden dritten Tag auf dieſelbe qualvolle Weiſe immer vergebens wieder [*].

---

[*] In den Salzburger Gebirgen hörte ich daſſelbe ſchauderhafte Mährchen.

Die Trauung.

Von

Henrich Steffens.

Die Inſel Seeland iſt gegen Nordweſten durch eine ſchmale, wüſte, ſandige Landſtrecke mit einer Halbinſel verbunden, die anmuthig, fruchtbar, mit Dörfern bedeckt iſt, und einen eigenen Bezirk (Olsherred) bildet. Aber jenſeit der einzigen kleinen Stadt der Halbinſel ragt ein Theil derſelben in das wilde Kattegat hinein. Es bildet eine Gegend von einem furchtbar öden und wilden Anſehn. Der Flugſand hat allen Pflanzenwuchs verdrängt. Bewegliche Sandhügel, das Spiel der Stürme, die von dem rauhen Meer unbehindert über das Land ſauſen, verändern fortdauernd ihre Stelle, entſtehen, verwehen, und häufen ſich an einem andern Orte wieder an. Ich brachte, die Gegend durchreiſend, hier eine Stunde zu, die mir ein unvergeßliches

Bild der wildeſten Zerſtörung hinterließ, und nicht ohne Gefahr war. Indem ich die öde, ſandige Gegend einſam durchritt, erhob ſich vom Meere, aus Norden her, ein Sturm mit Gewitter. Die Wellen hoben ſich, die Wolken jagten ſich unruhig, der Himmel ward dunkler und drehender, der Sand fing an, ſich immer in größern und größern Maſſen unter den Füßen des Pferdes zu bewegen, er erhob ſich in Wirbel und erfüllte die Luft. Der Weg ward unkenntlich, das Pferd ſank tief in den loſen Sand hinein; Himmel, Erde und Meer wurden vermiſcht und alle Gegenſtände in eine Staub- und Sand-Wolke verhüllt. Keine Spur von Leben oder Vegetation; der Sturm ſauſte durch die Luft, die Wellen des nahen Meeres peitſchten das Ufer, der Donner rollte in der Ferne, und durch die Staubwolke drang der Blitz, trübe, dunkel, röthlich, kaum hindurch. Die Gefahr war augenſcheinlich, als ein plötzlicher gewaltiger Gewitterregen den Sand zur Ruhe brachte, und mich, völlig durchnäßt, den Weg nach der kleinen Stadt finden ließ. Es war eine grauenhafte Vermiſchung aller Elemente. Wie das Erdbeben ein Seufzer der Natur aus tiefer Bruſt iſt, gab dieſes Chaos das Bild eines wild zerriſſenen Gemüthes: alle Hoffnung zerſtört, jede Freude verſchüttet, die Trümmer der Vergangenheit, grauſe Wuth und Kummer verdeckend, unter der wüſten Stätte unruhiger Leidenſchaften vergraben, die Stimme des Gewiſſens drohend, donnerähnlich, in der Ferne das verzehrende Feuer dunkel leuchtend in der trüben Seele, bis die längſt verſiegten Thränenquellen ſich gewaltſam flutend eröffnen, und die Wehmuth die zerriſſene Seele in ihren Wellen begräbt.

In dieſer traurigen Gegend war vorzeiten ein Dorf, Rörwig, etwa eine Viertelmeile vom Ufer entfernt. Der Flugſand hat das Dorf verſchüttet, die Einwohner, meiſt Schiffer und Fiſcher, haben ſich dicht am Ufer angebauet, nur die feſte Kirche, auf einem Hügel erbauet, ſtehet noch einſam, von der traurigen, beweglichen Oede umgeben. Sie iſt der Schauplatz dieſer räthſelhaften Erzählung.

In der einſamen Stube ſaß, in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte ehrwürdige Prediger des Ortes, in frommer Betrachtung verſunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner kannten das wechſelſeitige Mißtrauen ſo wenig, daß Schloß und Riegel ihnen fremd waren und jede Thüre offen blieb. Die nächtliche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille ward nur von dem Rauſchen des Meeres unterbrochen und der blaſſe Mond ſpiegelte ſich in ſeinen Wellen. Da hörte er die Thüre unten öffnen, vernahm ſtarke Männertritte auf der Treppe, und erwartete ſchon die Aufforderung, irgend einen Sterbenden mit geiſtlichem Troſte beizuſtehen. Zwei fremde Männer traten ſchnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte ſich ihm höflich. „Mein Herr, ſagte er, Sie werden uns ſogleich folgen. Sie müſſen eine Trauung verrichten; das Brautpaar wartet ſchon in der entfernten Kirche. — Dieſe Summe, ſprach er ferner, und zeigte dem Greis eine volle Geldbörſe, wird Sie für die Mühe und für das Schrecken über eine ſo unerwartete

Auffoderung hinlänglich entſchädigen.“ Der Greis ſtarrte die fremden Geſtalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Geſpenſtiſches zu haben ſchienen, ſtumm und erſchrocken an. Der Fremde wiederholte ſeinen Antrag dringend und gebieteriſch. Als der Greis ſich erholt hatte, fing er milde an, den Fremden vorzuſtellen, wie ſein Amt ihm nicht erlaubte, eine ſolche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Perſonen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Geſetze fodern, zu begehen. Da trat der andere drohend hervor. „Mein Herr, Sie haben die Wahl, folgen Sie uns und nehmen Sie die angebotene Summe, oder bleiben Sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch Ihren Kopf.“ Er hielt ihm ein Piſtol vor die Stirne und erwartete die Antwort. Der alte Prediger erblaßte, erhob ſich furchtſam und ſtillſchweigend, kleidete ſich ſchnell an und ſagte dann: „Ich bin fertig.“ Die Fremden hatten zwar Däniſch geſprochen, aber ſo, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Die räthſelhaften Männer gingen ſchweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbſtnacht, denn der Mond war ſchon untergegangen. Als ſie aus dem Dorfe traten, ſahe der, von Schrecken und Erſtaunen betäubte Greis, die ferne Kirche hell erleuchtet; und noch immer ſtillſchweigend ſchritten ſeine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, ſchnell durch die öde, ſandige Fläche, während er mühſam und nachdenklich zu folgen ſtrebte. Als ſie die Kirche erreicht hatten, verbanden ſie ihm die Augen. Die dem Prediger wohl bekannte Nebenthür eröffnete ſich knarrend, und er ward in ein dichtes Gedränge von Menſchen gewaltſam hineingeſtoßen. Um ſich hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in ſeiner Nähe Geſpräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie er vermuthete, war es Ruſſiſch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung da ſtand, fühlte er ſich von einer Hand ergriffen, und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es ſchien, zurückgewichen; man löſte die Binde, er erkannte den einen ſeiner nächtlichen Begleiter und fand ſich vor dem Altar ſtehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter, in prächtigen ſilbernen Leuchtern, zierten den Altar; die Kirche ſelbſt war durch viele Lichter ſo hell erleuchtet, daß man die entfernteſten Gegenſtände erkannte; und war kurz vorher, als er erblindet in das Gewühl des dichten Haufens gedrängt ward, das Gemurmel ihm fürchterlich, ſo erfüllte jetzo die furchtbare Stille unter der großen Menge die bange Seele mit Entſetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menſchen beſezt waren, ſo war dennoch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein friſch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es ſonſt bedeckte, ſtand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger ſah nichts als Männer, nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß jemand ſich rührte. So mag in der verirrten Seele ein ſtilles, dumpfes Brüten jeder entſetzlichen That vorangehen. —

Endlich richtete ſich ein Mann auf, deſſen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterſchied und ſeinen hohen Stand verrieth. Er ſchritt raſch über den leeren Gang, indem die Menge ihn anſtarrte und ſeine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchſe, breitſchultrig, von gedrungenem Bau, ſein Gang trotzig, das Geſicht gelblichbraun, die Haare rabenſchwarz, die Züge ſtrenge, die Lippen wie voller Ingrimm geſchloſſen, eine kühn gebogene Naſe erhöhte das Gebieteriſche ſeines Anſehens, dunkle lange und buſchige Augenbraunen überſchütteten die kleinen ſchwarzen Augen, in welchen eine wilde Glut brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit ſtarken goldenen Treſſen beſetzt und an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm kniete, war prächtig, ja mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber beſetzt, umſchlang die ſchlanke Geſtalt und warf ſich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem von Edelgeſteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchſte Anmuth und Schönheit ließ ſich in den eben entſtellten Zügen des Geſichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erſtarrt, kein Zug bewegte ſich, die erblaßten Lippen ſchienen todt, die Augen wie gebrochen und die erſchlafften Arme hingen völlig gerade an dem zuſammengeſunkenen Leib hinab. So kniete ſie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entſetzen ſchien ſo Bewußtſein wie Leben, in einem wohlthätigen Schlummer feſtzuhalten.

Jetzt erſt entdeckte der Prediger ein altes häßliches Weib, in einem fratzenhaft bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja ſpöttiſch über die knieende Braut weg blickte. Hinter dem Bräutigam hatte ſich ein rieſenhafter Mann geſtellt, von finſterm Anſehn, der unbeweglich, ſtarr und ernſt vor ſich hinſah.

Der Prediger, vor Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit ſtumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar ſeine Sprache verſtehen würde. Es war ihm nicht wahrſcheinlich. Dennoch faßte er ſich, und wagte es, den Bräutigam nach dem Namen des Brautpaars zu fragen. „Neander, Feodora,“ antwortete dieſer mit einer rauhen Stimme.

Der Prediger fing nun an, die Trauungsformel herzuleſen, indem ſeine Stimme ſchwankte, und er oft ſich irrend, die Worte wiederholen mußte, doch ohne daß das Brautpaar ſeine Verwirrung zu bemerken ſchien; wodurch er in ſeiner Vermuthung, daß beiden die Sprache, wenn auch nicht völlig, unbekannt ſein müßte, beſtätigt ward. Als er nun fragte: „Neander, willſt du die hier neben dir knieende Feodora für dein rechtmäßiges Eheweib erkennen?“ Da zweifelte er, ob der Bräutigam, der Sprache unkundig, antworten würde; aber zu ſeinem Erſtaunen ſprach dieſer laut, ja faſt ſchreiend, das Ja, in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang. Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Menge hervordrangen, begleiteten dieſes entſetzliche Ja, und ein ſtilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, ſetzte die todtenbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte ſich darauf, lauter redend, als wollte er ſie aus dem Todesſchlummer erwekken, an die Braut, indem er ſagte: „Willſt du Feodora, den neben dir knieenden Neander für deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, ſo antworte durch ein vernehmliches Ja.“ Da erwachte die entſeelte Braut, ein tiefes, grauenhaftes Entſetzen bewegte die erſchlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein ſchnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Bruſt hob ſich, ein gewaltſamer Thränenguß löſchte die Glut der Augen und das Ja ließ ſich hören, wie das Angſtgeſchrei einer Sterbenden, und ſchien in den unwillkürlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Bruſt der Menge hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden. Die Braut ſank der widrigen Alten in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillſchweigen. Da ſah der Prediger die leichenblaſſe Braut wie vorher in tiefer Betäubung knien und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob ſich und führte die ſchwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der rieſenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erſchienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn nicht ohne Mühe durch das Gedränge, und nachdem ſie ihn aus der Thüre geſtoßen hatten, verriegelten ſie dieſe inwendig und überließen ihn ſich ſelber.

Hier ſtand er nun einſam und ungewiß, ob das ſchauderhafte Ereigniß, mit allen ſeinen furchtbaren, ja geſpenſterähnlichen Umſtänden nicht ein Traum wäre, der ihn ängſtigte. Als er aber die Binde von den Augen geriſſen hatte, als er die hellerleuchtete Kirche vor ſich ſah, und das Gemurmel der Menge hörte, mußte er ſich wohl von der Wirklichkeit der räthſelhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg, ſo viel möglich zu erfahren, verbarg er ſich in einen Winkel der Kirche, an der entgegengeſetzten Seite, und indem er hier lauſchte, hörte er, wie das Gemurmel immer ſtärker ward. Es war als entſpönnt ſich ein heftiger Streit; er glaubte die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieteriſch Stillſchweigen gebot. Dann erfolgte eine lange Pauſe. Ein Schuß fiel, das Geſchrei einer weiblichen Stimme ließ ſich hören. Darauf wieder eine Pauſe; dann ein Wühlen und Arbeiten, welches faſt eine Viertelſtunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöſcht, das Gemurmel erhob ſich wieder und die ganze Menge ſtürzte zur Kirche hinaus und eilte lärmend dem Meere zu.

Jetzt erhob ſich der alte Prediger, und eilte nach ſeinem Dorfe. Dort erweckte er Nachbaren und Freunde, indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnete, noch von Schrecken ergriffen, erzählte. Aber ſo ruhig, ſtille, durch die gewohnten Grenzen des Herkömmlichen beſtimmt, war alles, was dieſen einfachen Menſchen entgegen trat, daß ſie von einem ganz andern Entſetzen ergriffen wurden. Sie glaubten nämlich, daß irgend ein unglücklicher Zufall die Einbildungskraft des geliebten Lehrers in Unordnung gebracht hätte, und nur mit vieler Mühe, und indem ſie ſich nach ſeinen vermeintlichen Phantaſieen richten wollten, überredete er einige, ſich mit Brecheiſen und Schaufeln zu verſehen und ihm nach der Kirche zu folgen.

Indeſſen war die Nacht verſchwunden, die Sonne zeigte ſich ſchon, und als der Prediger mit ſeinen Begleitern, den Hügel zur Kirche hinaufſtiegen, erkannten ſie ein Kriegsſchiff unter vollen Segeln, welches ſich vom Ufer entfernte, und nach Norden hinſteuerte. Ein ſo überraſchender Anblick in dieſer einſamen Gegend machte die Begleiter ſchon zweifelhaft; aber noch geneigter waren ſie dem Greiſe Glauben beizumeſſen, als ſie die Nebenthüre der Kirche gewaltſam erbrochen fanden. Voller Erwartung betraten ſie die Kirche. Der Prediger zeigte ihnen nun das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt geſehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von neuem hingelegt war. Das Brecheiſen ward angeſetzt und in dem eröffneten Grabe fand man einen neuen, reich geſchmückten Sarg. Mit faſt jugendlicher Ungeduld ſtieg der Greis ſelber mühſam in das Grab hinab, andere folgten ihm; der Deckel ward abgehoben und der alte Prediger fand ſeine entſetzliche Ahnung beſtätigt. In dem Sarge lag die Braut ermordet. Das prächtige Diadem war verſchwunden. Die Kugel war, in der Gegend des Herzens durch die Bruſt gegangen. Die entſtellenden Züge des tiefen Grames waren aus ihrem Antlitze verſchwunden, ein himmliſcher Friede hatte das ſchöne Geſicht verklärt und wie ein Engel lag ſie da. Der alte Greis ſtürzte laut weinend neben dem Sarge nieder und betete für die Seele der Ermordeten und ſtumme Verwunderung und Grauen ergriff die Begleiter.

Der Prediger fand ſich verpflichtet, dieſes Ereigniß dem Biſchoff von Seeland, als ſeiner höchſten Behörde, ungeſäumt und umſtändlich zu melden, und bis er aus Kopenhagen Nachricht erhielt, nahm er den Freunden einen Eid ab, daß ſie ſtille ſchwiegen. Das Grab ward wieder zugedeckt und keiner wagte etwas zu ſprechen. Plötzlich erſchien ein angeſehener Mann aus der Hauptſtadt, erkundigte ſich genau nach allen, ließ ſich das Grab zeigen, lebte das bis dahin beobachtete Stillſchweigen, foderte ſtrenge, daß der Vorfall beſtändiges Geheimniß bleiben ſollte, indem er jedem, der davon zu ſprechen wagte, mit der härteſten Strafe bedrohte.

Nach dem Tode des Predigers fand man einen ſchriftlichen Aufſatz, dieſes Ereigniß erzählend, dem Kirchenbuche beygefügt. Einige glauben, daß es mit den ſchnellen, und gewaltſamen Thronveränderungen nach Peter des erſten und Katharinens Tode in irgend einer geheimen Beziehung ſtehen mag. Das tiefe Räthſel dieſer ſchauderhaften That zu löſen, wird ſchwer, wo nicht unmöglich ſein.

Druck und Papier von Deutrich in Leipzig.

Der

Norwegiſche Storthing

im Jahre 1824.

Geſchichtliche Darſtellung und Aktenſtücke;

von

Heinrich Steffens.

Berlin,
verlegt bei Duncker und Humblot.

1825.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

I. Geſchichtliche Darſtellung . Seite 1

II. Verhandlungen des Storthings . „ 69

III. Beilagen

1) Statuten der Norwegiſchen Univerſität (zu S. 64.) . „ 161

2) Conſtitution vom 4. Nov. 1814. „ 176

Ich werde eine Darſtellung der wichtigſten Verhandlungen des im Jahre 1824 verſammelt geweſenen Norwegiſchen Storthinges liefern. Dieſe Verſammlung war unter allen, die bisher Statt gefunden hatten, vielleicht die wichtigſte, theils durch die große Bedeutung ihrer Verhandlungen, theils durch die Ruhe, durch die allgemeine Uebereinſtimmung, mit welcher die Beſchlüſſe gefaßt wurden und durch die Gründlichkeit der Unterſuchungen. Die vorletzte Verſammlung des Storthinges — die dritte ſeit der Einführung der Conſtitution — war nicht ſo ruhig. Manche Oſcillation nach entgegengeſetzten Extremen war noch zu ſpüren; eine unreife Oppoſition war auf eine nicht ſehr erſprießliche Weiſe thätig, und erzeugte bei den beſſer Geſinnten manche Beſorgniſſe; das Reich litt noch zu ſehr an den Folgen erſchütternder politiſcher und mercantiliſcher Ereigniſſe, die um ſo gewaltſamer wirken mußten, je länger die vorhergehende Ruhe gedauert, je mehr während Jahrhunderten eine ſtille Gewohnheit des Daſeyns und des Lebens die Gemüther gefeſſelt hatte. Man muß unter ſolchen Umſtänden, und wenn ſie verglichen werden mit dem was in anderen Ländern in unſern Tagen geſchah, ſich darüber wundern, daß dieſe Erſchütterungen nicht noch gewaltſamer waren, daß ſie nur in ſchwachen Oppoſitionen ſich äußerten, keine innere Unruhe hervorriefen, und nach einer ſehr kurzen Zeit ſpurlos verſchwanden. Ich werde im Verlaufe dieſer Einleitung Gelegenheit finden, mich über dieſe, für unſere Zeit gewiß auffallende Erſcheinung, ausführlicher zu äußern.

Nachdem der Storthing ſich in den erſten Tagen des Februar 1824 verſammelt, conſtituirt, und in Gemäßheit des 74ten §. des Grundgeſetzes in Odelsthing und Lagthing eingetheilt hatte, ward ein Wahlcomité ernannt, beſtehend aus neun Mitgliedern, deren Geſchäft es ſein ſollte, die Mitglieder des Comités zu ernennen, denen es übertragen werden ſollte die verſchiedenen Gegenſtände der Verhandlungen zu prüfen, und über die eingereichten Vorſchläge Gutachten abzugeben. Die Mitglieder des Wahlcomité, werden, wie die übrigen Beamten des Storthinges (die Präſidenten und Vicepräſidenten der beiden Abtheilungen und des geſammten Thinges u. ſ. w.) nach einer angenommenen Anordnung der innern Polizey deſſelben, nur auf ſieben Tage gewählt, können aber immer von Neuem gewählt werden. Der Storthing hat es dadurch in ſeiner Gewalt, wenn etwa Gegenſtände der Verhandlung vorkommen, die auf irgend eine Weiſe die Perſon eines Mitgliedes des Wahlcomité berühren, und ſo Einfluß auf ſeine Wahl haben könnten, ohne irgend eine bedenkliche Bewegung zu erregen, auf eine ordnungsmäßige und ruhige Art die Wahl zu ändern. Die Vortheile dieſer Anordnung ſind auch in dem 4ten Gutachten, betreffend den königl. Vorſchlag zu Aenderungen in dem §. 74 des Grundgeſetzes, entwickelt. — Das ſo ernannte erſte Wahlcomité organiſirte ein Comité, beſtehend aus fünf Mitgliedern, um Bedenken und Gutachten auszuarbeiten und einzureichen, über diejenigen Vorſchläge, welche Veränderungen in dem Grundgeſetze, Zuſätze zu demſelben, oder Auslegungen deſſelben betreffen und die bei dem vorigen Storthing eingereicht waren, ſo wie über die eingereichten Geſuche der Ausländer naturaliſirt zu werden. Ebenſo ſollte ſie Bedenken und Gutachten abgeben über die Veranſtaltungen, welche zu treffen wären in Hinſicht der Conſtitutions-Vorſchläge, die etwa während des jetzt verſammelten Storthinges eingereicht würden.

Die fünf gewählten Mitglieder dieſes Comité, die natürlicher Weiſe die ihnen aufgetragenen Functionen während der ganzen Dauer des verſammelten Storthinges übernahmen, waren: der Staatsrath Krogh (vormals Profeſſor Juris bei der Univerſität in Kopenhagen, nachmaliger Staatsrath) von dem Comité zu ihrem Vorſteher gewählt; der Graf Wedel Jarlsberg, der eine bedeutende Rolle in der neuern Geſchichte Norwegens geſpielt hatte, eine Zeitlang die Finanzen des Reichs, als Staatsrath verwaltete, ſich ſelbſt, nachdem er dieſe Verwaltung niedergelegt, um mehrere Beſchuldigungen zu widerlegen, vor das Reichsgericht ſtellte und deſſen eclatante Freiſprechung ein wahres nationales Feſt veranlaßte, ihm zur größten Ehre gereicht und das Vertrauen der Nation im höchſten Grade erwarb; Profeſſor Sverdrup, vormals als Profeſſor der griechiſchen Sprache bei der Univerſität in Kopenhagen angeſtellt, der ebenfalls in die neuere Geſchichte Norwegens thätig eingriff, zu jeder Zeit ſeiner feſten Geſinnung wegen das höchſte Vertrauen genoß und einen ſehr bedeutenden Antheil an der Entwerfung der Conſtitution in der Verſammlung zu

Eidswold hatte; der Stiftamtmann Sibbern, ein in ganz Norwegen hochgeachteter Mann; und der Sorenſkriver Knudſön (Geſchworner Schreiber, ſo heißen die Gerichtsperſonen beſtimmter Diſtricte, die zugleich die Notariatsgeſchäfte betreiben, und die von jeher, und beſonders in der letzten bewegten Zeit, wo ſie das Vertrauen ſich zu erwerben wußten, einen großen Einfluß hatten); auch dieſer Mann genießt ein großes Anſehen, und hat ſich beſonders in dieſem Storthing ausgezeichnet. Die gewählten Männer gehörten, wie Jedermann geſtehen mußte, zu den geachtetſten des ganzen Reichs, und in der That, das ihnen übertragene Geſchäft war vielleicht das wichtigſte, welches je dem Storthing zu Berathung und Entſcheidung vorgelegt war. Aus der hier gelieferten Ueberſetzung der Vorſchläge des Königs, und aus der Unterſuchung des Comité, wird man die große Wichtigkeit der Entſcheidung einſehen.

Noch nie lagen dem Storthing ſo viele und tiefgreifende Vorſchläge zur Veränderung des Grundgeſetzes vor. Die königlichen Propoſitionen, zum Theil ſchon dem deutſchen Publico bekannt, waren freilich die wichtigſten, und ihre Annahme würde, auf eine kaum zu berechnende Weiſe, die innere Verfaſſung des Reichs umgeändert haben. Außer dieſen waren aber auch noch eine Menge Vorſchläge von Anderen dem vorigen Storthing eingereicht, und dem gegenwärtigen zur Entſcheidung vorgelegt: Sechszehn Vorſchläge, außer den dreizehn königlichen, von größerer oder geringerer Wichtigkeit, alle auf Veränderungen des Grundgeſetzes abzielend, ſind dem vorigen Storthinge eingereicht, und unter dieſen fünf tiefgreifende, von dem damaligen Amtmann, jetzigen Generalprocureur Falſen, einem Manne, deſſen geiſtige Fähigkeiten allgemein geſchätzt ſind, ſo wie er auch an der erſten Entwerfung der Conſtitution einen ſehr bedeutenden, vielleicht den bedeutendſten, Antheil hatte und deſſen veränderte Geſinnungen allgemein bedauert werden.

Das Comité hat in ſeinem Gutachten die Gründe entwickelt, welche es veranlaßt haben, daß keiner dieſer Vorſchläge angenommen werden konnte. Der Storthing iſt dieſer Meinung beigetreten, und ſo ſind ſie alle abgewieſen. Zwar iſt durch dieſe Vorſchläge Manches zur Sprache gekommen, was zukünftige Veränderungen in einzelnen Theilen des Grundgeſetzes herbeiführen könnte. Aber auf eine höchſt gründliche und feſte Weiſe iſt, wir hoffen für immer, dargethan, wie bedenklich eine jede Veränderung eines einmal angenommenen Grundgeſetzes iſt. Ein feſtes, treues, ruhiges Volk, welches ſeit Jahrhunderten keine tiefgreifende Veränderung ſeiner inneren Verhältniße erlebte, muß, treten ſolche hervor und wird die bisherige Verfaſſung durch irgend ein Ereigniß umgeſtaltet, baldmöglichſt wieder zur Ruhe kommen; die neue Verfaſſung muß das Vertrauen gewinnen, ſie muß, in ihren Grundprincipien unerſchütterlich, einem Naturgeſetz ähnlich, erſcheinen. Eine jede tiefgreifende Veränderung erſchüttert die ganze Grundlage, untergräbt das Vertrauen, ſchwächt das Anſehen der Verfaſſung. Die Schleuſen der ſubjectiven Meinung werden eröffnet, und iſt dieſe einmal gewaltig geworden, kann man der Richtung, ja der zermalmenden Macht derſelben nicht leicht Grenzen ſetzen. Es erfordert jedesmal eine klare, höchſt beſonnene und allſeitige Erwägung, ob irgend ein möglicher Fehler oder Irrthum der Verfaſſung wirklich ſo unheildrohend iſt, daß man auch jene Erſchütterung nicht ſcheuen darf, um ſie zu entfernen. Auf jeden Fall muß die Veränderung ſelbſt ſehr vorſichtig eingeleitet, von allen Seiten erwogen, mit den Principien des Grundgeſetzes in Einklang gebracht werden. Es iſt daher ſehr zu loben, daß ein jeder Vorſchlag abgewieſen wird, wenn ſeine Form nicht vollkommen genügend iſt. Von dieſer hängt Alles ab, und eine wünſchenswerthe Veränderung kann durch eine unreife Form ſehr ſchädlich werden. Durch die ſehr gründliche, ruhige und tüchtige Prüfung der Form der Vorſchläge, durch den gutachtlichen Beſchluß, einen jeden Vorſchlag abzuweiſen, wenn in der Form, in welcher er vorgeſchlagen wurde, ein Fehler aufzuweiſen wäre, iſt dem Strom übereilter und unreifer Vorſchläge ein Damm entgegengeſetzt, und es leidet wol keinen Zweifel, daß die allgemeinen Prinzipien, die dem Comité als Baſis ſeiner Prüfungen dienten, auch für jeden ähnlichen zukünftigen Fall gelten werden.

Die Prüfungen des Comité können aber nicht allein in dieſer Rückſicht als Muſter für ähnliche dienen. Bei aller Schärfe der Prüfung, ſind die königlichen Vorſchläge doch mit einem großen Anſtand behandelt, die Ehrfurcht, die man der königlichen Gewalt ſchuldig iſt, nie verletzt; ja es zeigte ſich eine diplomatiſche Gewandtheit, die in einem ſolchen Grade, bei den bürgerlichen Beamten eines weit entfernten, nie unmittelbar in die großen Staatsverhältniſſe verwickelten Volks zu finden, in der That überraſchen muß. In dieſer Rückſicht dürfen wir die Gutachten des Comité kühn neben die vorzüglichſten Staatsſchriften der neueren Zeiten ſtellen. In Schweden, wo die öffentlichen Angelegenheiten, ſeit der Zeit Guſtav Adolfs, mancherlei politiſche Verwickelungen hervorriefen, wo ein, eben für ſolche Fälle mannigfaltig ausgebildeter, vielleicht auch zum Theil verbildeter Adel herrſcht, hat, eben bei den Vorzüglichſten, der Ton und die Darſtellung in den Gutachten des Comité Erſtaunen erregt. Obgleich in dieſer Rückſicht das Gutachten als das gemeinſame Product aller Mitglieder des Comité betrachtet werden muß, ſo hat doch der Verfaſſer des Entwurfs, der Staatsrath Kregh, deſſen ſtille, einfache und höchſt beſcheidene Weiſe ihm allgemeine Liebe erwirbt, wie billig, dadurch im ganzen Lande einen groſſen und feſtbegründeten Ruf erworben.

Ein ebenfalls ſehr zu billigender Vorzug dieſer Prüfungen iſt, daß ſie ſich von dem in unſeren Tagen immer heftiger werdenden Streit um die Principien, ſo viel wie möglich, ferne zu halten ſuchen. In allen Verhandlungen des Comité iſt das Streben wahrzunehmen, nur an die Sache ſich zu halten. Das Grundgeſetz iſt da, es iſt angenommen, es iſt Grundlage der Verfaſſung des Reichs, es iſt eine allgemein geltende Verpflichtung, für den Storthing, wie für den König, und nach dem §. 112. darf keine vorgeſchlagene Veränderung den Principien derſelben widerſtreiten. So war ein jeder Streit um Principien ſchon von ſelbſt ausgeſchloſſen. In den Prüfungen der Vorſchläge zeigt man nun, wo ſie dieſen Principien widerſtreiten, wie ſie nicht ſelten, wenn ſie angenommen würden, im Widerſpruch mit anderen Stellen des Grundgeſetzes ſind, die ebenfalls verändert werden müßten, und wie ſolche Vorſchläge alſo, wenn ſie nicht zugleich die Art, wie jene Stellen zu verändern wären, beſtimmt angeben, als mangelhaft der Form nach betrachtet werden müſſen; endlich in wie fern ſie zu den beſtehenden und herrſchenden Verhältniſſen im Lande paſſen oder nicht. Dadurch haben dieſe Verhandlungen aber auch, außer dem geſchichtlichen, ein bedeutendes ſtaatswiſſenſchaftliches Intereſſe erhalten, und können als ein wichtiger Commentar des Grundgeſetzes betrachtet werden.

Ich kenne nur eine Stelle, wo, nach meiner Meinung, das Comité von dieſem Grundſatz, ſich in den Streit um Principien gar nicht zu miſchen, abzuweichen ſcheint, wenigſtens, und zwar nicht zum Vortheil der Sache, ſich in eine allgemeinere Betrachtung verwickelt hat. Das iſt da, wo ſie — in ihrem Gutachten über die von dem König vorgeſchlagene Einführung eines neuen Adels — aus der Geſchichte und aus den Anſichten einiger geſchichtlicher Schriftſteller, den vermeintlichen Schaden nachweiſet, den das Reich durch den mehr von außen her eingedrungenen (däniſchen) als eigentlich norwegiſchen Adel gelitten haben ſoll. Unterſuchungen der Art gehen immer ins Unendliche, und führen nie zu einem reinen, klaren und entſchiedenen Reſultat. Aber ſie ſcheinen mir hier auch völlig überflüſſig.

Ueberhaupt ſcheint mir aber das Gutachten des Comité über dieſen königlichen Vorſchlag nicht ſo klar und entſcheidend zu ſeyn, wie die übrigen. Wollte man die auffallenden Schwächen des Vorſchlages zudecken?

Was den König zu dieſem Vorſchlag bewog, war, ohne allen Zweifel, vorzüglich der Wunſch, daß eine größere Uebereinſtimmung zwiſchen den Verfaſſungen der beiden von ihm beherrſchten Länder entſtehen möchte. Aber der ſchwediſche Adel iſt von einem jeden andern ſehr verſchieden; ſeine Stellung, die Art ſeiner Repräſentation auf dem Reichstage höchſt eigenthümlich, vielleicht nur mit dem polniſchen Adel, wie er vormals war, zu vergleichen. Eine jede adliche Familie in Schweden ſendet ihren Repräſentanten, ja ein einzelner Edelmann gehört zu den Repräſentanten, wenn er allein und ohne Verwandte iſt. Der Adel hat von jeher geſucht ſich zu erweitern, und wie man in anderen Ländern nur ungern bürgerliche ſich unter den Adel eindrängen ſieht, ſucht man vielmehr in Schweden den Einfluß des Adels dadurch zu verſtärken, daß man alle ausgezeichnete und wiſſenſchaftlich berühmte Männer adelt. Dieſen iſt es, und zwar nicht bloß aus leerer Eitelkeit, erwünſcht, weil der Adel dem talentvollen Mann eine gewichtige Stimme verſchaffen kann. So iſt der Adel vorzüglich herrſchend auf dem Reichstage, und die wichtigſten Verhandlungen, die bedeutendſten Vorſchläge, gehen von ihm aus. Denn, in einem Maaße, wie es von keinem andern Lande behauptet werden kann, muß es von Schweden gelten, daß der Adel die höchſte Concentration der geiſtigen Kraft, die Intelligenz der Nation in ſich ſchließt.

Allerdings iſt Norwegen, nicht bloß zufällig, ſondern auf die tiefſte Weiſe geſchichtlich, und auf immer, von Schweden geſchieden, dadurch, daß dieſes Element des Staatslebens, welches ſich von den früheſten Zeiten der ſchwediſchen Geſchichte in und mit dem ſchwediſchen Volk entwickelt hat, in Norwegen ganz fehlt. Die adlichen Familien, die in Norwegen leben, gehören nicht der Geſchichte des Landes zu — der Adel war dort eine fremde Pflanze, von Dänemark dahin verſetzt, ohne daß es ihm jemals gelang Wurzel zu faſſen.

Es iſt alſo kein Adel in Norwegen, denn „der faſt ausgeſtorbene“ war in der That keiner, und es iſt eben daher die Rede von der Einführung eines neuen Adels. Indem der königliche Vorſchlag die Gründe für eine ſolche Einführung entwickelt, ſcheint es angenommen zu werden, daß ſie, in der Art, wie ſie jetzt in Norwegen Statt finden ſollte, anderswo, ja wohl immer, Statt gefunden hatte. So wenig, wie ein Bürgerſtand, kann aber ein wahrer Adelſtand auf ſolche Weiſe eingeführt werden, und, wie ich glaube, wird der Adelſtand in anderen Ländern ſich wenig geſchmeichelt finden, wenn man ihn als ein bloß zufälliges Erzeugniß, als ein aus bloßer Reflexion entſtandenes Element, weniger als die übrigen Stände mit der organiſchen Entwickelung des Staats verflochten, betrachten wollte. Aber in der That, die Geſchichte weiß kein Beiſpiel von einem Adel, der auf dieſe Weiſe, durch eine Reflexion über den Nutzen deſſelben, in einen ſchon organiſirten und in allen Theilen ausgebildeten Staat, wie etwas Fremdartiges dazu gekommen wäre. Immer iſt der wahre Adel in und mit dem Staat geworden. Zwar werden Verdienſte durch den Adel belohnt, aber dieſe Art der Belohnung ſetzt einen Adel voraus. Die Entſtehung des Standes und die Erweiterung deſſelben, ſind für die Betrachtung, die ſie begreifen will, zwei durchaus verſchiedene, auf keinerlei Weiſe mit einander zu verwechſelnde Probleme. Wollte man ſich etwa auf die Bildung des neuen Franzöſiſchen Adels durch Napoleon berufen — das einzige Beiſpiel in ſeiner Art — ſo weiß man, wie kurz ſeine Dauer war, und wie er jetzt nur beſteht, indem die Reſte deſſelben an den alten Adel angeſchloſſen ſind, als eine völlig gewöhnliche Erweiterung deſſelben. In Norwegen ſollte der alte Adel ſich, umgekehrt, nachdem er ſchon durch einen von dem Storthing gefaßten und von dem König ſanctionirten Beſchluß aufgehoben iſt, an einen völlig neuen anſchließen; oder vielleicht, als ein von dieſem ganz verſchiedener da ſein und zwei Adelſtände neben einander beſtehen; oder vielleicht aufgehoben bleiben — ſo daß, in einem Lande, in welchem ein Adelſtand wirklich vorhanden iſt, der wirklich Adliche nicht adlich wäre, während lauter Bürgerliche geadelt würden. Welche Fälle man nun auch annehmen mag, ſo bleibt es gewiß, daß noch keine Staatsverfaſſung ein Problem der Art geſchichtlich gelöſt hat. Auf eine andere darf man ſich daher nicht berufen. Aber ſelbſt der neue Franzöſiſche Adel war keinesweges auf eine ſolche Weiſe eingeführt, wie er, dem Vorſchlage gemäß, in Norwegen eingeführt werden ſoll. Der Franzöſiſche Staat war in einer fortdaurenden Kriſe theils geweſen, theils war er es noch, als Napoleon den Adel errichtete. Große Talente waren im auswärtigen Kriege, waren im Innern thätig geweſen, und mußten damals dem Volke, als Retter des Vaterlandes, als Gründer der nationalen Ehre erſcheinen. Solche außerordentliche Thaten, die außerordentliche Ereigniße vorausſetzen, werden aus der Reihe gewöhnlicher herausgehoben; ſie können nur da Statt finden, wo der Staat, in gährender Bewegung, bedroht von Außen und Innen, ſich neu zu geſtalten ſucht, und ſo iſt auch der neue franzöſiſche Adel in und mit dem Staate geworden. Norwegen iſt in einer ganz andern Lage. Ein völlig ruhiges Land, beſchäftigt mit der Begründung des innern Wohlſtandes, kann nicht die Stätte gewaltſamer Erſchütterungen, großer überraſchender Thaten ſeyn. Wo das ſeltene Glück Jemand in die Lage verſetzt, irgend eine wahrhaft große, Erſtaunen erregende That zu begehen, da ſteht er allein und kann nicht einen neuen Stand begründen. Die ruhigen Verdienſte des induſtriöſen Kaufmanns, des Beamten, des Gelehrten, mögen, wo ein Adel iſt, durch das Adeln belohnt werden, aber ſie können, wenn wir den Begriff des Adels nicht verkehren wollen, keinen erzeugen.

Norwegens Verhältniſſe ſind höchſt einfach. Ein Land, welches mehr als zwölf Breitegrade einnimmt, hat nicht mehr Einwohner, als Paris. Die Einwohner ſind, durch die Lage des Landes, Producenten, Kaufleute oder Beamte. Eine vierte Klaſſe kann nicht Statt finden. Der Ackerbau in Norwegen iſt noch nicht hinreichend, die Bedürfniſſe der Einwohner zu befriedigen. Die Bauern ſind zwar nicht arm, in vielen fruchtbaren Thälern ſind ſie vielmehr, ihrem Stande nach, reicher als anderswo; freie Eigenthümer, die mehr als in anderen Ländern geachtet ſind, und, wo das Verderben einer halben Cultur noch nicht hingedrungen iſt, verdienen ſie dieſe Achtung. Es iſt keine ganz ungegründete Hoffnung, daß der Ackerbau ſo ſehr zunehmen wird, daß die Zufuhr nur etwa in ungünſtigen Jahren, die in einem ſo nördlichen Lande freilich häufiger eintreffen, nothwendig ſein wird, und ſie hat in der That in der letztern Zeit abgenommen. Die übrigen bedeutenden Reichthümer des Landes, die, wenn das Erzeugniß mit Leichtigkeit abgeſetzt werden kann, völlig hinreichen, einen allgemeinen Wohlſtand unter ſo wenigen Einwohnern zu verbreiten, ſind die Fiſchereien, vorzüglich im hohen Norden, die Eiſen- und Kupferbergwerke und die Waldungen. Aber die großen Beſitzer der Bergwerke und Waldungen ſind nothwendig Kaufleute, ſowohl als die Fiſchhändler. Da nun bedeutende Grundbeſitzthümer, wie ſie in anderen Ländern das eigentliche Fundament des Adelſtandes ausmachen, ohne eine gewaltſame Verkehrung der Verhältniſſe der Bauern, ja ohne eine theilweiſe Verdrängung eines Standes, der in ſittlicher und nationaler Rückſicht der Kern des Landes genannt werden kann, nicht entſtehen können, da der geadelte Kaufmann und Beamte nur einen neuen Titel erhält, ohne daß in ſeinen Verhältniſſen irgend etwas Weſentliches verändert wird; ſo würde, wenn auch Norweger geadelt würden, doch kein wahrer Adelſtand entſtehen, und wäre es die Abſicht, daß die ſo Geadelten, wie in Schweden, in einer eigenen Kammer repräſentiren ſollten, ſo iſt es ſchwer einzuſehen, wie das eigenthümliche Element einer abgeſonderten Repräſentation entſtehen, und der geadelte Kaufmann oder Beamte von den übrigen repräſentirenden Kaufleuten oder Beamten unterſchieden werden ſollte.

Ich habe in dieſer kurzen Darſtellung gefliſſentlich vermieden, dasjenige zu erwähnen, was das Gutachten des Comité Richtiges, und in den Verhältniſſen des Landes Begründetes, gegen den Vorſchlag geſagt hat; ich glaube aber gezeigt zu haben, daß, ſelbſt wenn der Vorſchlag angenommen würde, die Ausführung deſſelben nicht möglich wäre.

Ein zweiter wichtiger Vorſchlag iſt derjenige, der das abſolute Veto für den König fordert. Das Comité erkennt den Grundſatz an, daß dem König, in einer conſtitutionellen Monarchie, das Veto gebührt, aber, wie ich glaube, muß ein Jeder geſtehen, daß der königliche Vorſchlag, in der Form, in welcher er dem Storthing zur Beurtheilung übergeben ward, nicht angenommen werden konnte. Ueberhaupt iſt es ſchwer einzuſehen, was den König bewegen konnte, auf einmal eine ſolche Menge von Vorſchlägen, deren Annahme die Conſtitution völlig erſchüttert hätte, dem Storthing vorzulegen; ſo wie man bedauern muß, daß die Rathgeber nicht hinlänglich mit dem Geiſt der Conſtitution, mit den inneren Verhältniſſen des Landes bekannt waren; auch muß ihnen die in dem Storthing herrſchende allgemeine Geſinnung völlig unbekannt geweſen ſein, ſie würden ſonſt dem König nicht gerathen haben, Vorſchläge in einer ſo unreifen Form einem ſo feſtgeſinnten, in ſeiner Denkweiſe beſtimmten und gründlich prüfenden Storthinge vorzulegen. Bei einiger genauern Kenntniß des Landes, der Conſtitution und der Geſinnung des Storthinges, war das Schickſal dieſer Vorſchläge mit Beſtimmtheit vorherzuſehen.

Die wichtigen Gutachten des Comité, inſofern ſie die königlichen Vorſchläge betreffen, glaubte ich in einer treuen Ueberſetzung liefern zu müſſen, wie ſie gedruckt erſchienen ſind. (**Conſtitutions-Commiteens Betänkninger og Indſtillinger angaaende de paa 3die ordentlige Storthing fremſatte Conſtitutions-Forſlag, der vare udſatte til Afgiörelſe paa det 4de ordentlige Storthing. Met et Anhang. Chriſtiania 1824.**). Dahingegen werde ich von den übrigen Vorſchlägen zu Veränderungen einzelner Theile der Conſtitution nur eine kurze Ueberſicht geben.

Die wichtigſten unter dieſen waren die von dem Generalprocureur (**damaligen Amtmann**) Falſen. Der erſte Vorſchlag betraf Veränderungen der §§. 55, 63, 64, 74 und 82. Um die Unannehmlichkeit zu vermeiden, daß die Repräſentanten die Vollmachten ihrer Collegen revidiren und beurtheilen müſſen, ſo wie der Anarchie zu entgehen, die dadurch entſtehen kann, daß die Mitglieder des Storthinges, zum Theil ehe ihre eigne Wahl als gültig anerkannt iſt, über die Annahme oder Nichtannahme der Vollmachten ihrer Collegen votiren müſſen; endlich um Gelegenheit zur Uneinigkeit und Zwieſpalt zu vermeiden, ſchlägt er vor, daß die Worte des §. 55.: „von deren Erkenntniß man an den „Storthing provociren kann" ſo verändert werden: „von deren Erkenntniß an das höchſte Gericht provocirt werden „kann, welches die Sache unter die zuerſt vorzunehmenden und

„ohne Bezahlung, behandeln und richten ſoll.“ Die übrigen Veränderungen der angeführten §§en ſind Folgen dieſer. Den Schluß des 64ten §. aber, der jetzt ſo lautet: „die Geſetzlichkeit dieſer Vollmachten wird von dem Storthing beurtheilt,“ ſoll, nach ſeinem Vorſchlag, hinführo ſo heißen: „dieſe Vollmachten ſollen, ſo wie ſie ausgeſtellt „ſind, an das höchſte Gericht überſandt werden, das, in Verbindung mit den Profeſſoren der juriſtiſchen Facultät der „Univerſität, ſolche beurtheilen, annehmen oder verwerfen „ſoll, worauf das gefällte Urtheil ſogleich durch die Vorſteher „der Wahlen communicirt werden.“ Damit dieſe Vollmachten zur rechten Zeit von den entfernten Provinzen einlaufen können, ſchlägt er vor, den Schluß der Wahlverſammlungen, der bisher nach dem §. 54. vor dem Ausgange des Decembers beſtimmt iſt, auf das Ende des Octobers feſtzuſetzen. Ferner will er, damit der Storthing nicht gleich im Anfange in einem geſetzloſen Zuſtande ſich befinde, den Schluß des §. 74., der ſo lautet: „Jeder Thing hält ſeine Verſammlungen abgeſondert und ernennt ſeine eigenen Präſidenten und Secretaire,“ — ſo verändert wiſſen: „Sobald die Wahlen „der Mitglieder des Storthinges, die der Norwegiſchen „Regierung mitgetheilt werden müſſen, geſchloſſen, und „nach der in §. 64. vorgeſchriebenen Weiſe decidirt ſind, „erwählt der König, aus den erwählten Repräſentanten, „einen Präſidenten, deſſen Function dauern ſoll, bis der „Storthing durch den König eröffnet iſt. Dieſer Präſident ernennt ſelbſt aus den Repräſentanten einen Secretair, deſſen Function ebenfalls bis zur Eröffnung des „Storthinges dauert. Von dieſer Zeit an ernennt ein „jeder Thing ſeinen eigenen Präſidenten und Secretair.“ Die Gründe, welche das Comité bewogen haben, dem Storthinge anheimzuſtellen, dieſen Vorſchlag zu verwerfen, ſind kürzlich folgende: Die Unannehmlichkeit der Reviſion der Vollmachten iſt kein Grund ſich dieſer Arbeit zu entziehen; auch kann ſie zweckmäßiger als durch eine, dem Geiſt des Grundgeſetzes widerſprechende Abhängigkeit des Storthinges von einer fremden Behörde, durch ein ſeinem Zweck entſprechendes Wahlgeſetz gehoben oder wenigſtens vermindert werden. Eine Anarchie iſt noch nicht dadurch entſtanden, daß der Storthing über die Annahme oder Nichtannahme der Vollmachten entſchied. Vielmehr hat die Erfahrung gezeigt, daß man ſich über die Form, unter welcher das in Rede ſtehende Geſchäft ausgeführt werden müſſe, wohl zu einigen verſtand. Und nach dem §. 82. iſt alſo gar kein Grund zur Veränderung vorhanden. Sollte aber auch die Möglichkeit, daß dadurch Uneinigkeit entſtehen könnte, nicht zu leugnen ſein, ſo muß man dieſe als einen Theil der Opfer betrachten, die dem Volk und der freien Verfaſſung zu bringen ſind. Die Mitglieder des höchſten Gerichts können unter das Reichsgericht geſtellt werden, und dadurch Colliſionen entſtehen, die das perſönliche Intereſſe derſelben berühren; wie groß endlich auch die Wichtigkeit der Lehrerſtellen bei der Univerſität anzuſehen ſey, ſo ſcheint es doch, wenn man die erhabene Stellung des Storthinges erwähnt, nicht ganz paſſend, daß dieſe Beamte die Richtigkeit der Vollmachten beurtheilen. Uebrigens werden mehrere Fehler und Unvollſtändigkeiten in der Form des Vorſchlages nachgewieſen.

Ein zweiter Vorſchlag deſſelben Verfaſſers beabſichtigt einen Zuſatz zum §. 62. ſo lautend. „Doch haben „die Staatsräthe das Recht, ſowohl im Storthinge, als „in deſſen Abtheilungen ſich einzufinden und an den De-

„bat-

„hatten über die vorkommende Sachen (diejenigen ausgenommen, welche die innere Polizey und die Aufrechthaltung des Reglements betreffen) theilzunehmen; jedoch ohne „Stimme." Es würden, meint der Verfaſſer, dadurch die Verhandlungen beſchleunigt werden, wenn man die nöthigen Erkundigungen, ſtatt durch eine langwierige Correſpondenz, ſogleich mündlich erhalten könnte; es würde ferner eine genauere Verbindung zwiſchen den Mitgliedern des Storthinges und der Regierung entſtehen, und auch die den Repräſentanten oft beſchwerlichen geheimen Mittheilungen, die in Staaten, wo die Staatsräthe von der Theilnahme an den Debatten der Repräſentation ausgeſchloſſen ſind, oft nothwendig werden, vermieden, — Mittheilungen, die oft, wenigſtens nach der Meinung des Publicums, die freie Wirkſamkeit der Verſammlung hemmen; endlich würde man eine Sicherheit erhalten, daß die wichtigen Stellen der Staatsräthe nur von fähigen Männern bekleidet werden. Gegen dieſen Vorſchlag erinnert das Comité: daß, wenn die Staatsräthe das Recht erhielten, im Storthing zu erſcheinen, nicht aber dazu verpflichtet wären, dieſe Männer öfters fehlen würden, die Verhandlungen aber dadurch, anſtatt beſchleunigt zu werden, verzögert werden müßten; denn oft würde man, in der Vorausſetzung, daß der reſpective Staatsrath erſcheinen werde, Sachen ausſetzen. Was von der Seite des Storthinges als nothwendig erſcheint, darf nicht von der Seite des Staatsraths zufällig ſeyn. Der Vorſchlag erlaubt einem jeden Staatsrath die Theilnahme an den Verhandlungen; aber eine ſo ausgedehnte Benutzung der Sachkenntniſſe, die bei den Staatsräthen vorausgeſetzt werden, iſt keinesweges nothwendig, und ſollte das Recht in der Zukunft vielleicht durch die Veranlaſſung der Regierung in eine Verpflichtung übergehen, ſo daß alle oder die meiſten Staatsräthe einer jeden Sitzung beiwohnten, dann könnte leicht eine bedeutende Hemmung ihrer wichtigen Geſchäfte Statt finden. Das Comité macht ferner darauf aufmerkſam, daß mehrere Verhandlungen des Storthinges, die nicht die innere Polizey oder die Aufrechthaltung des Reglements betreffen, von der Art ſind, daß die Gegenwart eines Staatsraths Unannehmlichkeiten herbeiführen müßten, wie z. B. wenn die Mitglieder des Odelsthinges über die Veranſtaltungen debattiren, welche zu treffen ſind, wenn Mitglieder des Staatsraths vor das Reichsgericht gezogen werden ſollen. Auch ſteht es in der Gewalt des Storthinges viele Verhandlungen als ſolche zu betrachten, die zur innern Polizey oder Aufrechthaltung des Reglements gehören, und auf dieſe Weiſe die Staatsräthe auszuſchließen. Endlich wird bemerkt, wie wenig, dem eigentlichen Sinne nach, die Beſchränkung, daß die Staatsräthe kein Stimmrecht haben, zu bedeuten hat, wenn ſie an den Debatten theilnehmen. Denn es ſteht dann in ihrer Gewalt, durch die Art der Darſtellung, auch wenn ſie keine Stimmen geben, Stimmen zu gewinnen, ein Verhältniß, welches offenbar dem Geiſte der Conſtitution, der eine völlige Unabhängigkeit des Storthinges von der ausübenden Gewalt beabſichtigt, widerſprechen würde. Indem derſelbe Verfaſſer den Vorſchlag einreicht, daß der Anfang des §. 76., welcher ſo lautet: „Jedes Geſetz „ſoll auf dem Odelsthing, entweder von deſſen Mitgliedern, oder von der Regierung durch einen Staatsrath zu„erſt vorgeſchlagen werden,“ in der Zukunft folgendergeſtalt verändert werden ſolle: „Jedes Geſetz ſoll auf dem „Odelsthing, entweder durch einen Staatsrath oder von

„deſſen eigenen Mitgliedern vorgeſchlagen werden, welche „Letztere ſich in dieſem Falle aber nach der für den Stortthing geltenden Ordnung zu richten haben,“ ſo giebt dieſer Vorſchlag dem Comité die Veranlaſſung einige intereſſante Unterſuchungen anzuſtellen. Zuerſt bemerkt es daß der Vorſchlag den §en undeutlicher mache, ja gefährliche Mißverſtändniße veranlaſſen könne: „Durch die „Conſtitution hat ſowol die Regierung, wie jedes Mitglied „des Odelsthinges das Recht, Geſetze vorzuſchlagen; „wenn dieſes Recht nach dem Vorſchlage nur dem Staatsrath zukommt, bleibt es ungewiß, ob es auch der Regierung, als ſolcher, zukommen ſolle. Wird das Recht „der Regierung zugeſtanden, dann iſt die Veränderung „überflüßig; wenn nicht, widerſpricht ſie den Principien „des Grundgeſetzes. Zwar kann es beim erſten Anblick „zweifelhaft ſcheinen, was unter Regierung in dem jetzigen 76ten §. zu verſtehen ſey, weil dieſer Ausdruck an „verſchiedenen Stellen in verſchiedener Bedeutung vorkommt (So Grundgeſ. §§. 13, 15, 26, 32, 40, 41, 44 „und 99, wie Reichsact. §. 5 und 9.). Wenn aber die „Stellen des Geſetzes unter ſich und mit den §§. 7, 8 „und 42 des Grundgeſetzes verglichen werden, dann wird „man bald davon überzeugt, daß es die Meinung der „Beſtimmungen iſt, daß die ausübende Gewalt Geſetze „vorſchlagen ſolle, indem ſie durch einen Staatsrath dem „Odelsthinge die Vorſchläge mittheile. Aber die ausübende Gewalt gehört dem Könige (Grundgeſ. §. 3.); „der König überläßt (nach §. 13.) der Norwegiſchen Regierung die innere Verwaltung des Reichs in den Fällen, die er ſelbſt vorſchreibt. Demohnerachtet wird die „Regierung im Namen des Königs geführt (Grundgeſ. „§. 13. und 32.) Vergleicht man dieſe Stellen, dann

„iſt es ſchwer zu begreifen, wie der Verfaſſer, in den den
„Vorſchlag begleitenden Gründen, es als ausgemacht anſehen
„kann, daß es ein Mißgriff von Seiten der Regierung
„ſey, wenn ſie die Vorſchläge zu neuen Geſetzen
„oder zur Verbeſſerung der alten im Nahmen des Königs
„der geſetzgebenden Verſammlung vorlegt, und daß das
„Grundgeſetz dieſe Anſicht nicht begründe. Es iſt vielmehr,
„nach der Einſicht des Comité, völlig evident,
„daß eine entgegengeſetzte Verfahrungsart, eine unverantwortliche
„Beiſeitſetzung der deutlichſten Vorſchriften des
„Grundgeſetzes ſeyn würde. Der Verfaßer wollte die gegen
„die Ehrfurcht, welche man der Perſon des Königs ſchuldig
„iſt, ſtreitende Beurtheilung vermeiden, und dieſe
„ſollte, wie er meint, den Beſtimmungen des Grundgeſetzes
„zuwider, aus der bisherigen Verfahrungsart entſpringen,
„wenn nehmlich Vorſchläge, die ein oder das andere
„Mitglied der Regierung entworfen hat, als von dem
„Könige ausgegangen, vorgelegt werden. Mit Rückſicht
„auf dieſen Hauptgrund des Vorſchlages, bietet ſich die
„Bemerkung leicht dar, daß es eine zu einſeitige Vorſtellung
„der Art, wie Veranſtaltungen der Regierung überhaupt
„und Geſetzvorſchläge insbeſondere nach dem
„Grundgeſetz entſpringen können, inſofern von ihrer Vorlegung
„von Seiten der ausübenden Gewalt die Rede iſt,
„vorausſetzt. Daß dieſes oder jenes Mitglied der Regierung
„das Project entwirft, iſt vielleicht gewöhnlich,
„vielleicht übereinſtimmend mit den Inſtructionen, die
„Se. Majeſtät Ihrer Regierung ertheilt haben; es iſt aber
„einleuchtend, daß der Fall eintreffen kann, daß der König
„ſelbſt, das Wohl des Reichs erwägend, ein Geſetz
„vorſchlägt, und darauf dieſes in ſeinem Detail
„durch die Norwegiſche Regierung dem Storthinge vorle-

„gen läßt. Wenn dieſes der Fall iſt, ſo kann es für die
„Nationalverſammlung kein Geheimniß bleiben, denn dieſe
„revidirt ſelbſt die bei dem König und der Regierung ge-
„führten Protocolle. Daß Vorſchläge zu neuen Geſetzen,
„unter einem aufgeklärten und für das Wohl des Landes
„eifrigen Regenten oft entſtehen müſſen, iſt wahrſchein-
„lich. Freilich ruht die Verantwortlichkeit, nach §. 5. des
„Grundgeſetzes, auf den Räthen des Königs. Aber die
„Natur der Sache und §. 30. des Grundgeſetzes zeigen,
„durch die Bedingungen, die für dieſe Verantwortlichkeit
„feſtgeſetzt ſind, daß nicht eine jede Veranſtaltung der
„Regierung nach dem Grundgeſetz nothwendig als ent-
„ſprungen aus den Vorſchlägen oder aus der geäußerten
„Meinung des Staatsraths, betrachtet werden kann; wie
„dieſer §. auch beweißt, daß es der König iſt, welcher regiert.
„Es iſt wahrſcheinlich, daß der König ſich die von der
„Regierung ausgearbeiteten Geſetzvorſchläge zur Genehmi-
„gung vorlegen läßt, ehe ſie dem Storthinge übergeben
„werden; wenn aber dieſes geſchicht, und wenn es die
„Protocolle bezeugen, dann iſt es vergebens und wider-
„ſtreitet der Natur der Sache und der Wahrheit, wenn
„man die Sache bloß als ein Reſultat der Handlungen
„der conſtitutionellen Rathgeber betrachten will. Denn
„die Wirkſamkeit, für welche es keine juridiſche Verant-
„wortlichkeit gibt, kann, nach den Geſetzen des Denkens,
„doch nicht aus der Reihe der Ereigniſe ausgelöſcht wer-
„den. Was nun auch übrigens aus politiſchen und hi-
„ſtoriſchen Gründen zur Vertheidigung der Fiction, in
„Folge welcher die Veranſtaltungen der Regierung nicht
„als das Werk des Königs betrachtet werden, angeführt
„werden könne, und oft genug angeführt würde, ſie wi-
„derſtreitet dennoch zu ſehr der Natur der Sache und den

„wahren Verhältniſſen, um ſich in allen Fällen mit ſtrenger Conſequenz durchführen zu laſſen. Das Grundgeſetz ſetzt viele Fälle voraus und bezeichnet ſie, in welchen es unverkennbar iſt und ausdrücklich geſagt wird, daß die öffentlichen Veranſtaltungen vom Könige herrühren, und in welchen der König entweder in eigner Perſon oder durch die dazu autoriſirte Norwegiſche Regierung, als handelnd betrachtet wird. Vrgl. z. B. §§. 7, 8, 9, 10, 12, 16, 17, 20, 23, 25, 26, 36, 37, 42, 45, 68, 69, 70, 74, 75, 77, 81, des Grundgeſetzes. Dieſe Stellen zeigen auch, daß der Storthing oft Gegenſtände beurtheilt, die mit königlichen Veranſtaltungen in Verbindung ſtehen oder Folgen derſelben ſind; ein Verhältniß, welches auch in anderen Verfaſſungen Statt findet, und als unzertrennbar von der Theilnahme der Nationalrepräſentation an den öffentlichen Angelegenheiten betrachtet werden muß. Ein jeder Vorſchlag, der eine Veränderung in einem vom König ſanctionirten Geſetze beabſichtigt, eine jede Unterſuchung königlicher proviſoriſcher Anordnungen oder des Inhalts vom König abgeſchloſſener und ſanctionirter Tractate, iſt mit einer ſolchen Beurtheilung verbunden. Daß eine ſolche Beurtheilung, die durch das Grundgeſetz ſelbſt nothwendig wird, nicht mit §. 5. des Grundgeſetzes in Widerſpruch komme, dafür gibt es keine andere ſichere Bürgſchaft, als diejenige, die in der Aufklärung der Nation und ihrer Repräſentanten, in ihrer Hingebung für den König und in der Weisheit des Königs liegt."

Endlich hat Hr. Generalprocureur Falſen einen Vorſchlag eingereicht, der nichts weniger als eine völlige Veränderung des Odels- und Lagthinges bezweckt. Dieſer Vorſchlag hat das Comité zu manchen Erläuterungen veranlaßt, die einen tiefern Blick in den Geiſt der Conſtitution überhaupt und insbeſondere auch in die Verhältniſſe der Repräſentation eröffnen, und ich liefere daher das Gutachten des Comité ganz.

„Indem wir die bedeutenden Veränderungen überſchauen, die der Vorſchlag beabſichtigt, finden wir, daß der Hauptinhalt unter folgende Puncte gefaßt werden kann:

1. Der Storthing ſoll hinführo nicht, wie bisher, ſelbſt diejenigen ſeiner Mitglieder, die den Odels- und Lagthing bilden werden, beſtimmen, vielmehr ſollen die Mitglieder dieſer Abtheilungen aus den Repräſentanten, abgeſondert, in dazu eingerichteten Wahlverſammlungen, gewählt werden.

2. Die Zahl der Repräſentanten im Ganzen, ſowol als die Zahl Derer, welche die verſchiedenen Diſtricte und Städte an den Storthing ſenden ſollen, müſſen für einen jeden Diſtrict und für eine jede Stadt genau beſtimmt werden, ohne, wie bis jetzt, von der Volksmenge abzuhangen.

3. Nur Ein Bauer darf von jedem Amt für den Odelsthing gewählt werden.

4. Als Mitglied des Lagthinges darf kein Bauer erwählt werden.

5. Der Lagthing erhält, außer den von den reſpectiven Stiften erwählten, noch drei feſte Mitglieder, nehmlich: den Juſtitiarius des höchſten Gerichts, den Biſchof über Aggerhuus-Stift und den Generalauditeur. Dieſe Drei ſollen, ihrer Amtsſtellung wegen, jedesmal in dem Lagthing erſcheinen, wenn Vorſchläge des Odelsthinges behandelt werden.

6. Die Mitglieder des Lagthinges fungiren, als ſolche, neun Jahre hindurch.

7. Wenn ein Vorſchlag zweimal dem Lagthing vorgelegt iſt, und beidemal abgewieſen wird, ſo ſoll er von dem verſammelten Odelsthing bei Seite gelegt werden.

Die von dem Verfaſſer angeführten Gründe ſind hauptſächlich folgende:

a) Da die Mitglieder des Lagthinges, als ſolche kein Recht haben Vorſchläge zu machen, ſo iſt es eine Folge der Art, wie ſie jetzt gewählt werden, daß einzelne Diſtricte auf dem Odelsthing gar nicht repräſentirt ſind.

b) Dann hat auch die jetzt herrſchende Art, die Mitglieder des Lagthinges zu wählen, den noch bedeutendern Nachtheil, daß gleich vom Anfange an eine Antipathie zwiſchen dem Odels- und dem Lagthing entſtehe.

c) Daß über Vorſchläge, über welche ſich Odels- und Lagthing nicht einigen können, der verſammelte Storthing entſcheiden ſoll, iſt, wie die Erfahrung lehrt, mit groſſen Schwierigkeiten verknüpft. Das urſprüngliche Verhältniß beider Kammern, welches darin beſtehe, daß der Lagthing Moderator der Verhandlungen des Odelsthinges ſeyn ſoll, wird verrückt, wenn beide untereinander gemiſcht werden, um ein Reſultat zu erzwingen.

d) Es iſt, mit Rückſicht auf das Verhältniß, in welchem der Lagthing nach ſeiner Beſtimmung zum Odelsthing ſtehen ſoll, wichtig, daß der erſt genannte Thing eine ſolche Einrichtung erhalte, daß feſte Principien für denſelben ſich entwickeln und erhalten laſſen.

e) Es wird hinreichend für das Wohl des Bauernſtandes geſorgt, wenn ein jeder Wahldiſtrict einen

Repräſentarten in den Odelsthing erhält. Nach der jetzt beſtehenden Einrichtung kann der Storthing eine Menge untauglicher Repräſentanten erhalten.

„Das Comité bemerkte:

ad a. Es iſt nicht zu leugnen, daß das Intereſſe einzelner Diſtricte leiden kann, wenn kein Repräſentant deſſelben Mitglied des Odelsthinges iſt. Dieſem Mangel kann abgeholfen werden, durch die auch bisher gebräuchliche reglementariſche Beſtimmung, nach welcher es den Mitgliedern des Lagthinges erlaubt iſt, wenn ſie dem Odelsthing Geſetzesvorſchläge vorzulegen wünſchen, ein Mitglied des Odelsthinges zu vermögen, ſie vorzubringen. In einer gewiſſen Rückſicht wird jener Mangel auch dadurch weniger gefühlt, daß es dem Lagthing nach dem Grundgeſetz erlaubt iſt, wenn er einen von dem Odelsthing vorgelegten Geſetzvorſchlag verwirft oder zurückſendet, dieſen mit Anmerkungen zu begleiten. Durch eine reglementariſche Beſtimmung kann auch der Storthing feſtſetzen, daß durch die Trennung deſſelben in Odelsthing und Lagthing, die Forderung der verſchiedenen Diſtricte, in dem Odelsthing Repräſentanten zu erhalten, ſo weit möglich erfüllt werde. Behält der Storthing, wie bisher, das Recht, die Mitglieder des Lagthinges ſelbſt zu erwählen, ſo kann er durch dieſe Wahl nicht allein für die Repräſentation der verſchiedenen Intereſſen Sorge tragen, ſondern ein mit Rückſicht auf Erfahrung, Sachkenntniß und perſönliche Eigenſchaften übereinſtimmendes Verhältniß unter den Mitgliedern des Odels- und Lagthings im Ganzen, kann dann auch viel beſſer zu Stande kommen, als wenn die Mitglieder des Lagthings auf die vorgeſchlagene Weiſe abgeſondert in den Diſtricten gewählt werden; weil, indem man die einzelnen Candidaten wählt, durch die Wahl derſelben auf eine ſolche Verhältnißmäßigkeit unter einander nicht Rückſicht genommen werden kann. Denn man kennt dann, bei dieſer ſpeciellen Wahl, noch nicht den Erfolg der allgemeinen Repräſentanten-Wahl, deren Reſultat erſt ſpäter bekannt wird.

ad b. Hat wirklich eine Antipathie zwiſchen dem Odels- und Lagthing Statt gefunden, was das Comité nicht annimmt, dann müßte dieſe eher vergrößert als vermindert werden, wenn der Vorſchlag angenommen würde. Die längere Dauer des Lagthinges und die Art wie der Vorſchlag den Odels- und Lagthing organiſirt, ſcheint keinesweges geſchickt, innere Zuneigung, Achtung und Vertrauen unter den verſchiedenen Bürgerklaſſen zu befördern. Vielmehr würde ſie, nach aller Wahrſcheinlichkeit, den Keim enthalten zu einer Uneinigkeit, die für den Bürgerverein im Ganzen und für die Verhandlungen des Storthinges insbeſondere die ſchädlichſten Folgen haben würde.

ad c. Die Schwierigkeit, die bis jetzt bei der Entſcheidung der Geſetzvorſchläge in dem verſammelten Storthing Statt findet, iſt, inſofern ſie das Formelle bei der Behandlung der Sachen betrifft, wie man hoffen darf, für die Zukunft, durch einen von dem gegenwärtigen Storthing angenommenen Zuſatz zu dem Reglement für deſſen innere Polizey, größtentheils gehoben. Mit Rückſicht auf diejenige Organiſation, die, nach geltenden Beſtimmungen, bei dem Lag- und Odelsthing Statt finden kann, iſt es ſchon wichtig, daß Geſetzvorſchläge, die zweimal vom Lagthing verworfen ſind, in dem verſammelten Storthing abgemacht werden; denn es iſt klar, daß die Meinung der Minorität ſonſt einen zu großen und unverhältnißmäßigen Einfluß erhalten würde. Aber viel nothwendiger würde ein ſolches Mittel, eine unbedeutende Minorität unſchädlich zu machen, erſcheinen, wenn eine ganze Bürgerklaſſe, wie der Vorſchlag will, von dem Lagthing ausgeſchloſſen würde. Die Behandlung der Sachen in dem verſammelten Storthing enthält dann wenigſtens den Verſuch, verſchiedenen Bürgerklaſſen die gleiche Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu verſchaffen, die der Vorſchlag freilich zu vernichten ſtrebt. Dieſe Betrachtung deckt aber zugleich den Widerſpruch auf, der in dem Vorſchlage enthalten iſt. Denn während dieſer das Grundgeſetz verändern will, damit das Intereſſe der verſchiedenen Diſtricte nicht leide, entwirft er zugleich eine Organiſation des Lagthinges, durch welche eine ganze Bürgerklaſſe verhindert wird ihr Intereſſe wahrzunehmen. Es iſt einleuchtend, daß, wenn unter den genannten Vorausſetzungen die Behandlung der Geſetzvorſchläge in dem verſammelten Storthing verbothen wird, der Bauernſtand jede Gelegenheit verliert, ſein Intereſſe wahrzunehmen, ſobald der Lagthing zweimal den Geſetzvorſchlag des Odelsthinges verworfen hat. Die vorgeſchlagene Veränderung in der Art der Wahlen ſollte Statt finden, damit die Repräſentation der verſchiedenen Intereſſen ſicher und vollſtändig ſey; aber dieſer Zweck kann nicht dadurch erreicht werden, daß die Intereſſen zwar auf dem Odelsthing, aber nicht auf dem Lagthinge repräſentirt werden, wenn dieſer letztere zugleich die entſcheidende Gewalt beſitzt, die Vorſchläge des Odelsthinges zu verwerfen.

ad d. Der Zweck, dem Lagthing eine Einrichtung zu geben, wodurch feſte Principien für denſelben entwickelt und erhalten werden können, verdient wol Beifall, aber das eine Mittel, welches hier vorgeſchlagen wird, ſcheint dem Geiſt des Grundgeſetzes zu widerſprechen. Dieſer fordert, nach der Anſicht des Comité, daß die Nationalrepräſentation durch die freie Wahl ſtimmberechtigter Bürger gebildet werde. Drei Beamten aber, ihrer Amtsſtellung wegen, als beſtändigen Mitgliedern Sitz in dem Storthing zu ertheilen, würde nicht mit dieſem Princip übereinſtimmen. Es würde dadurch die, freilich geringere, Unbequemlichkeit entſtehen, daß, wenn ſolche Beamte in dem Grundgeſetz genannt werden, Hinderniſſe für die Reformen in der privaten Geſetzgebung, mit Rückſicht auf die zweckmäßige Vertheilung und Ausführung der Amtsgeſchäfte, Statt finden werden. In einer Organiſation, in welcher eine der zu löſenden Aufgaben unläugbar die iſt, ein Gleichgewicht zwiſchen den Einflüſſen der verſchiedenen Local-Intereſſen zu finden, muß es wol auch als ein Fehler betrachtet werden, wenn die Zahl der Repräſentanten von einem einzelnen Ort unverhältnißmäßig in einer der Abtheilungen des Storthinges vermehrt wird. Dieſer Fall würde, nach dem Vorſchlage, für Chriſtiania eintreffen.

ad e. Das Gebot, welches vorgeſchlagen wird, keinen Bauern in den Lagthing aufzunehmen, und nur Einen Bauern für jedes Amt, als Mitglied des Odelsthinges, zu wählen, iſt von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß es allein, wenn auch keine andere Umſtände die Annahme des Vorſchlages hinderten, die Hinlegung deſſelben bewirken müßte. Iſt die Deutlichkeit überhaupt eine der Hauptbedingungen der Anwendbarkeit eines jeden Geſetzes, dann muß dieſe vor allem gefordert werden, wenn von einer der am meiſten umfaſſenden Hauptbeſtimmungen des Grundgeſetzes, von der Art nehmlich, wie die National-Repräſentation organiſirt werden ſoll, die Rede iſt.

Eine Undeutlichkeit in dieſen Beſtimmungen ruft eine, für den ganzen Staat höchſt gefährliche Ungewißheit und Unſicherheit hervor. Aber eine ſolche Undeutlichkeit findet man in dem Vorſchlag, wenn der Ausdruck Bauer gebraucht wird. Da keine Erläuterung beigefügt iſt, und da man auch ſonſt keinen ſichern und feſten Maßſtab hat, durch deſſen Hülfe man größere Gewißheit über die Bedeutung und den Umfang des gebrauchten Ausdrucks, erlangen könnte, ſo iſt es klar, daß dieſer Mangel der Form den Vorſchlag unfähig macht den Zweck zu erfüllen.

Die unzählbaren Zweifel und Zwiſtigkeiten, die, ſowol bei der Wahlverſammlung, als bei der Reviſion der Vollmachten der Repräſentanten, unausbleiblich entſtehen würden, ehe man ſich über die verſchiedenen Auslegungen des gebrauchten Ausdrucks einigen könnte, würden eine reiche Quelle der Unzufriedenheit und des Mißvergnügens von allen Seiten werden, hinreichend um das Vertrauen des Volks zu ſeiner Verfaſſung allmählig zu lähmen. Doch, wollte man auch dieſe Unvollkommenheit der Form überſehen, wollte man ſogar annehmen, daß die gerügte Undeutlichkeit der Ausübung des Geſetzes keine bedeutende Hinderniſſe entgegenſtellen würde, weil vielleicht Gewohnheit und durch dieſe gebildete Begriffe zu einer ſichern Auslegung führen müßten u. ſ. w., ſo wird der Vorſchlag nicht annehmlicher — denn der eigentliche Inhalt ſelbſt muß eine jede Annahme abrathen.

Der Vorſchlag geht darauf aus, die Wahl in Beziehung auf eine beſtimmte Bürgerklaſſe zu beſchränken, eine Einſchränkung, die offenbar dem Geiſt des Grundgeſetzes völlig widerſpricht. Der Erfolg der Einführung dieſer Einſchränkung wäre eine anerkannte Verſchiedenheit zwiſchen den verſchiedenen Ständen. Ein ſolcher Unterſchied iſt dem Geiſte, der durch das ganze Grundgeſetz hindurchgeht, ſo durchaus fremd, daß, um einige Harmonie hervorzurufen, nothwendig gleichzeitige Modificationen in weit mehreren, als den hier behandelten Beſtimmungen des Grundgeſetzes Statt finden müßten. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Einſchränkung der Wahlfreiheit, in ihren Gründen, wie in ihrer Wirkung (für den ehrenwerthen Stand, den ſie trifft, ſo beleidigend) eine Lähmung des für das Wohl des Staats ſo nothwendigen wechſelſeitigen Vertrauens, ſo wie eine unverhältnißmäßige Anhäufung der Beamten in dem Storthing herbeiführen würde. Kaum würde dann die Organiſation der National-Repräſentation die Forderung, den verſchiedenen Intereſſen gleichen Einfluß auf die Verhandlungen des Storthinges zu verſchaffen, erfüllen können. Die Einſchränkung iſt aber auch im höchſten Grade inconſequent, indem ſie nehmlich nicht eine gleiche Einſchränkung für die Einwohner der Städte vorſchlägt. Ein Jeder, der das Norwegiſche Landvolk kennt und dieſes mit den verſchiedenen Menſchenklaſſen der Städte vergleicht, wird gewiß mit dem Comité darin einig ſein, daß ſich der Bauer, in Rückſicht auf Kenntniß, verſtändigen und rechtlichen Sinn, im Ganzen nicht ſo ſehr von den Einwohnern der Städte unterſcheidet, daß eine Einſchränkung, die den Bauern träfe, nicht auch für die Städter als nothwendig erkannt werden müßte. Sollte vielleicht Mangel an Kenntniß und Uebung in gewiſſen Geſchäften ein hinreichender Grund ſeyn, die Zahl der Bauern, die als Repräſentanten für den Storthing gewählt werden, zu beſchränken, ſo müßte eine ähnliche Einſchränkung, aus den nehmlichen Gründen, für die Städter Statt finden. Da der Vorſchlag dieſes nicht wahrgenommen hat, ſo würde die Annahme zu einer Vorſtellung von Unbilligkeit und Ungerechtigkeit in der Vertheilung der Rechte führen. Eine neue Veranlaſſung zu einer ſchädlichen Unzufriedenheit.

Die Klugheit und verſtändige Ueberlegung, mehr das Beſte des Landes, als perſönlichen Vortheil ins Auge faſſend, die zur Ehre des Bauernſtandes bis jetzt die Repräſentanten-Wahlen in den Norwegiſchen Landdiſtricten auszeichneten, hat, weit entfernt die Nothwendigkeit einer Einſchränkung, wie die vorgeſchlagene, zu beweiſen, vielmehr auf das Augenſcheinlichſte dargethan, wie überflüßig ſie ſei."

Der Schluß des Gutachtens des Comité betrifft weniger wichtige Puncte, Fehler der Form u. dgl.

Ein Vorſchlag des Stadtſchreibers Falſen, freilich in ganz anderem Sinne als der des Generalprocureurs, beabſichtigte eine Veränderung der §§. 31. und 32. Er fordert erſtens: der Beamte, der einen Beſchluß des Königs (nach §. 31.) und der Regierung im Namen des Königs (nach §. 32.) contraſigniren ſoll und ſo die Verantwortlichkeit dafür auf ſich ladet, ſolle, wenn der Beſchluß ſeiner Ueberzeugung widerſpricht und ſeiner Gegenvorſtellungen unerachtet ausgeführt wird, die Contraſignation verweigern und ſeine Stelle niederlegen, die er nicht wieder annehmen darf, bis der Storthing ſein Verhalten unterſucht und es gebilligt hat. Ferner will der Vorſchlag freilich, daß es dem König überlaſſen bleibe, in diplomatiſchen Sachen, die Norwegen betreffen, nach ſeinem Gutdünken zu handeln; jedoch ſolle er über die Sache in Gegenwart des Beamten, welche er dieſelbe vorzutragen überlaſſen hat, ſo wie des Norwegiſchen Staatsminiſters oder Staatsraths, entſcheiden. Ueber dieſe

Sachen wird Protocoll geführt, der rathgebende Beamte contraſignirt, wird verantwortlich, und handelt übrigens nach den im erſten Theil des Vorſchlages angegebenen Beſtimmungen.

Das weitere Detail des Gutachtens möchte für das Ausland nicht hinreichendes Intereſſe haben. Nur zwei Aeußerungen des Comité ſcheinen mir merkwürdig. Das Gutachten fängt ſo an:

„Das Comité iſt mit dem Verfaſſer des Vorſchlages
„darin einig, daß es für das Wohl und für die Würde
„des Landes erſprießlich ſein würde, nähere Beſtimmungen,
„betreffend die miniſterielle und diplomatiſche Behandlung
„der Sachen, und die Verantwortlichkeit der
„Beamten, die dergleichen Sachen in Beziehung auf Norwegen
„behandeln, zu erhalten. Es iſt unläugbar, wie
„dadurch, daß ſolche Beſtimmungen fehlen, das Reich einen
„vielleicht nie zu erſetzenden Verluſt erleiden und
„die gute Verwaltung der inneren Angelegenheiten vergeblich
„ſein könne, wenn die Beamten, durch welche
„die diplomatiſchen Sachen des Reichs verhandelt werden,
„nicht einer Verantwortlichkeit unterworfen ſind, die
„dafür bürgt, daß dieſer wichtige Theil der Staatsverfaſſung
„mit Sorgfalt und Umſicht verwaltet wird. Erwünſcht
„wäre es ohne allen Zweifel, wenn die hierzu
„erforderliche Sicherſtellung, die der Verfaſſer im Grundgeſetz
„vermißt, durch paſſende Mittel zu erhalten wäre.
„Der Verfaſſer hat ſich ein Verdienſt erworben, indem
„er die Aufmerkſamkeit darauf hingelenkt hat: wie wichtig
„es ſey, dieſem Theil des Staatsgebäudes eine größere
„Vollkommenheit zu ertheilen, u. ſ. w.

Was das vorgeſchlagene Mittel der Weigerung ſeiner Unterſchrift und Niederlegung des Amtes betrifft, ſo be-

bemerkt das Comité, daß dadurch die Sache jedesmal auf eine gefährliche Spitze gebracht würde, daß eine Sache entſtände, die vor dem Richterſtuhl der Nationalrepräſentation gehörte, daß wenn dieſe die Weigerung billigte, der König compromittirt, wenn aber nicht, der Beamte ſeine Stelle verlieren müßte, daß daher ſelbſt der gewiſſenhafteſte Beamte oft Bedenken tragen würde, zu einem ſo gefährlichen Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen.

Der Lehnsmann (ein polizeyliches Amt in den Diſtricten Norwegens) Overland hat folgenden Zuſatz zu §. 75. als littr. g. vorgeſchlagen.

g) „ſich die Protocolle des höchſten Gerichts, mit Aus„nahme der Votirungsprotocolle, vorlegen zu laſſen.“

Der Grund dieſes Vorſchlages iſt folgender: Das Grundgeſetz beſtimmt §. 86, daß das Reichsgericht in erſter und letzter Inſtanz, in peinlichen Sachen gegen Staatsräthe und gegen Mitglieder des höchſten Gerichtes, die von dem Odelsthing vor daſſelbe gebracht werden, richten ſoll. Was der Storthing wahrzunehmen hat, um dieſes Gebot in Beziehung auf die Staatsräthe zu erfüllen, zeigt §. 75. littr. f. des Grundgeſetzes; dahingegen zeigt das Grundgeſetz nicht, wie ſich der Storthing in ſolchen Fällen gegen die Mitglieder des höchſten Gerichtes zu verhalten habe. Der Verfaſſer bemerkt dabei, daß ihm das Recht des Storthinges zwar nicht zweifelhaft ſcheine, da es aber doch Manchem zweifelhaft vorkomme, halte er es für nothwendig den Vorſchlag vorzulegen.

Das Comité hat die Meinung angenommen: daß keine Stelle des Grundgeſetzes oder der Reichsacte für den Storthing das Verbot, ſich im erwähnten Falle die Protocolle des höchſten Gerichts vorlegen zu laſſen, enthalte, ja nur darauf hindeute; daß aber dieſes Recht — und zwar ſowol die Vetirungs-, als die übrigen Protocolle ſich vorlegen zu laſſen — aus der Natur der Sache hervorgehe und der vorgeſchlagene Zuſatz alſo überflüſſig wäre; eine Meinung, die wahrſcheinlich für die Zukunft als entſcheidende Deutung des Grundgeſetzes anzuſehen iſt.

Die übrigen Vorſchläge, welche eingereicht wurden, haben weniger Intereſſe, da ſie aber doch theils die Geſinnung einer frühern, jetzt verſchwundenen Oppoſition zeigen, theils mehr oder weniger ſich äußernde Wünſche ausſprechen, werde ich ſie kurz erwähnen. — Norwegens höchſte adminiſtrative Beamte ſind die Staatsräthe. In Stockholm hält ſich der einzige Norwegiſche Staatsminiſter auf. Hr. Aſſeſſor Eliaſon hält auch dieſen für überflüſſig. — Auswed will, daß das Wort „inzwiſchen,“ in litt. i. des §. 75. geſtrichen werden ſoll. — Der Amtmann Krogh in Finnmarken, ſchlägt vor: daß die kleinen Städte in Finnmarkens Amt, Vardöe, Hammersfeſt und Tromſöe von den Beſtimmungen des Grundgeſetzes §. 57. ausgenommen werden, ſo daß ſie, jede für ſich Wahlmänner zur Repräſentantenwahl ſenden dürfen, wenn ſie gleich weniger als 50 Einwohner haben. — Kriegsrath Flor fodert, daß die Zeit, die für die Verſammlungen des Storthinges beſtimmt iſt, von 3 auf 6 Monathe verlängert werde. — Roſenkilde ſchlägt vor, daß Keiner von dem Tage an, da er zum Repräſentanten gewählt iſt, und bis ein Jahr nach der Beendigung der Verhandlungen des Storthinges, irgend ein Amt ſuchen oder annehmen darf. Lieutnant Holl fodert ſogar 3 Jahr. — Achivarius Wulfsberg will, daß die Einführung der Zahlenlotterie ausdrücklich durch das Grundgeſetz verboten werden ſoll.

Das Comité hält ein Verbot der Art für nützlich, aber als ein Theil der privaten Geſetzgebung, nicht des Grundgeſetzes. — Der Vergleichs-Commiſſair Blom ſchlägt vor, den §. 62. des Grundgeſetzes ſo zu erweitern, daß kein Beamter, der ohne Urtheil vom König entlaſſen werden kann, zum Repräſentanten gewählt werden könne. Das Comité macht, wegen der Verſchiedenheit in der Stellung der §. 22. genannten (im §. 62. nicht erwähnten) Beamten, und der im letztern §. genannten Beamten, auf die Nothwendigkeit aufmerkſam, die Bureau-Beamten des Staatsraths, ſowol als die Mitglieder deſſelben auszuſchließen, da ja der Storthing die Controlle deſſelben übernehmen ſoll. — Der Groſſirer Plön ſchlug vor, als Zuſatz und Veränderung des §. 25. a) Daß ſo lange der ordentliche oder außerordentliche Storthing verſammelt ſei, keine Zuſammenberufung Norwegiſcher Truppen, oder Schwediſcher mit den Norwegiſchen, in Friedenszeiten Statt finden dürfe; b) daß in keinem Falle, in Friedenszeiten, mehr als 3000 Mann von der See- und Landmacht aller Waffenarten aus einem Reiche in das andere hineingezogen werden können.

Bekanntlich ſind ſämmtliche Vorſchläge von dem Comité abgewieſen, die Bemerkungen deſſelben ſind von dem Storthing genehmigt, und die Adreſſe an Se. Majeſtät, datirt den 29. Mai 1824, iſt ein Auszug aus dem hier in einer wörtlichen Ueberſetzung gelieferten Gutachten des Comité. Ich habe es daher für überflüſſig angeſehen, dieſe Adreſſe, die ohnehin durch Journale und Zeitungen bekannt geworden iſt, zu überſetzen. Aus dem, in dem Gutachten herrſchenden Ton kann man auf den der Adreſſe einen ſichern Schluß ziehen.

Am vierten Auguſt, kurz vor dem Schluß des Storthinges, wurden, durch den Staatsrath Falbe zwei königliche Vorſchläge zur Veränderung des Grundgeſetzes dem Storthinge vorgelegt, über deren Annahme oder Nichtannahme erſt der folgende Storthing (1827), nach §. 112. des Grundgeſetzes, entſcheiden kann. Es waren folgende:

1) „Sr. königl. Majeſtät gnädigſter Vorſchlag, betreffend die Veränderung des §. 14. des Grundgeſetzes.

Wir, Carl Johann, von Gottes Gnaden König von Schweden und Norwegen, der Gothen und Wenden, thun kund: Es iſt im Norwegiſchen Grundgeſetz beſtimmt: daß der König einen Vicekönig oder einen Statthalter ernennen ſoll. Als eine Folge der ſteten Ergebung des Volks gegen das königliche Haus, entſteht der Wunſch, einen Vicekönig zu erhalten, da dieſer, nach §. 14. des Grundgeſetzes, nur der Kronprinz oder deſſen älteſter Sohn ſeyn kann. Dieſer Wunſch, einen Vicekönig innerhalb der Gränzen des Reichs zu erhalten, ſpricht ſich auch in der Beſtimmung deſſelben §. aus, wenn durch ihn feſtgeſetzt wird, daß der Vicekönig ſich nicht länger als drei Monate jährlich außerhalb Landes aufhalten darf. Aber eben dieſe Beſtimmung wird es zu jeder Zeit dem König erſchweren, die Norweger durch die Ernennung des Thronerben zum Vicekönig zu erfreuen. Es ſcheint nicht durchaus paſſend, es iſt kaum billig, den Thronerben drei Viertel des Jahres hindurch an die Spitze des Norwegiſchen Staatsraths zu ſtellen, ſo daß ihm nur ein Vierteljahr übrig bleibt, ſich mit den Angelegenheiten des Schwediſchen Reichs bekannt zu machen. Seine Ernennung zum Vicekönig in Norwegen wird daher oft ausbleiben, und will der König auch — ſo weit die Gerechtigkeit gegen das Brüderreich es erlaubt — Norwegen das Glück gönnen, den Thronerben als Vicekönig zu beſitzen, ſo iſt der König — damit er eine hinreichend lange Zeit hindurch in Schweden verweilen könne — gezwungen ſeine Ernennung öfter zu widerrufen, und an ſeiner Stelle einen Statthalter zu ernennen. Aber dieſer Widerruf und die wiederholte Ernennung ſind mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden, beſonders die, daß die Einheit der Geſchäfte vermißt wird, vor Allem wenn, was unter ſolchen Umſtänden öfters der Fall ſeyn wird, der Statthalterpoſten, für den kurzen Zeitraum, durch verſchiedene Perſonen beſetzt wird. Se. Majeſtät ſind überzeugt, daß die Repräſentanten der Nation, indem ſie dieſe Verhältniſſe erwägen, finden werden, daß die erwähnte Beſtimmung des §. 14. des Grundgeſetzes die Erfüllung eines der wärmſten Wünſche des Volks oft verhindern wird, und daher aufgehoben werden muß.

Aber, indem Se. Majeſtät es auf dieſe Weiſe, ſowol übereinſtimmend mit dem Wohl des Norwegiſchen Volks, als der Natur der Sache angemeſſen finden, daß es dem König überlaſſen bleibe, wann und auf wie lange Zeit der Vicekönig vom Reiche abweſend ſeyn ſolle, und daß in ſeiner Abweſenheit der Vorſitz im Staatsrathe von dem älteſten Staatsrath geführt werden müſſe, iſt es keinesweges Sr. Majeſtät Meinung, daß der Vicekönig während ſeiner Abweſenheit vom Reiche das ihm zur Hofhaltung Angewieſene genießen ſoll. Dieſes wird vielmehr, während dieſer Zeit, für die Staatskaſſe erſpart.

Aus dieſen Gründen wollen Se. Majeſtät, der im Grundgeſetz §. 112. vorgeſchriebenen Weiſe gemäß, dem Storthing des Norwegiſchen Reichs gnädigſt vorſchlagen, den Beſchluß zu faſſen, daß der §. 14. des Grundgeſetzes in der Zukunft lauten ſoll wie folgt:

„Vicekönig kann nur der Kronprinz oder ſein älte-

„ſter Sohn ſein, aber nicht eher, als bis er das für die „Mündigkeit des Königs beſtimmte Alter erreicht hat. „Zum Statthalter wird ein Norweger oder ein Schwede „ernannt.

„Während ſich der Vicekönig, mit Erlaubniß des „Königs, außerhalb des Reiches aufhält und der älteſte „Staatsrath den Vorſitz im Staatsrathe führt, ſoll die „dem Vicekönig, als ſolchem, nach §. 75. e. für ſeinen „Hofſtaat ausgeſetzte Summen aufhören.

„Wenn der König gegenwärtig iſt, ceſſiren die Functionen des Vicekönigs.

„Iſt kein Vicekönig, aber ein Statthalter, dann hören auch ſeine Functionen auf, da er, in ſolchem Falle, „nur als der erſte Staatsrath zu betrachten iſt.“

Da der Kronprinz von Schweden, als Vicekönig von Norwegen, vor den abgelaufenen drei Viertel Jahren zurückberufen ward, konnte der älteſte Staatsrath nicht den Vorſitz übernehmen, der König ſollte vielmehr, dem jetzt noch geltenden §. 14. des Grundgeſetzes gemäß, einen Statthalter an ſeiner Stelle ernennen.

2) „Sr. Majeſtät gnädigſter Vorſchlag, betreffend die Veränderung in den §§. 17, 78, 79, 80, 81, 82 und 92. des Grundgeſetzes.

Das abſolute Veto iſt in den repräſentativen Staaten weſentlich nothwendig, um das Gleichgewicht, durch welches allein die Verfaſſung Feſtigkeit erhält, aufrecht zu halten. Alle Einwürfe, aus localen Umſtänden hergeleitet, können die Richtigkeit dieſes Princips nicht ſchwächen, und Thatſachen reden für die Nothwendigkeit der allgemeinen Anwendung deſſelben. Die Ereigniſſe unſerer Tage liegen vor uns, die Geſchichte öffnet ihre

Annalen, ſie zeigen allenthalben dieſelben Folgen, aus denſelben Mißgriffen entſprungen. Mehrere Länder ſind die Schauplätze blutiger Kämpfe geweſen, nur dadurch erzeugt, daß der König nicht das abſolute Veto beſaß. Das Mißtrauen, welches ihm dieſes Vorrecht verweigerte, ging immer weiter; es führte zu Extremen, deren Folgen man nicht vorausſahe; es verlor, mit der Würde des Königs, das wahre Wohl des Volks aus den Augen, und endigte, indem es dem Monarchen eine größere Gewalt verſchaffte, als diejenige war, die er urſprünglich zu erlangen ſtrebte.

Dieſe Lehren müſſen für ein treues Volk, das ſeinem Monarchen eben ſo ergeben iſt, wie dem Grundgeſetz, welches ſeine Rechte ſichert, ein entſcheidendes Uebergewicht haben.

Se. Majeſtät haben mit Vergnügen wahrgenommen, daß der Storthing des Reichs, bei der Verhandung über die wichtige hier erwähnte Aufgabe, im Princip anerkannt hat, was er unter den gegenwärtigen Umſtänden und aus den angeführten Gründen, in der Realität nicht anerzuerkennen vermochte. Es hat aber Sr. Majeſtät Aufmerkſamkeit nicht entgehen können, daß Norwegen, ſo lange ſeine Stellung die gegenwärtige bleibt, in ſeiner Verfaſſung gleich ſehr von den uneingeſchränkten Monarchien, und von den durch Conſtitution repräſentativen Staaten abweicht.

Iſt es unzweifelhaft, daß das Grundgeſetz eines Landes Rückſicht nehmen muß auf das Bedürfniß des Volks, auf ſeinen Character, ſeine Gewohnheiten, ja ſelbſt auf ſeine geographiſche Lage, dann wäre es gewiß auch ein großer Irrthum, wenn man bei allen Nationen dieſelben Formen anwenden wollte; der nationale Character iſt, wie die übrigen Verhältniſſe, bei den verſchiedenen Völfern, verſchieden. Was aber Norwegen betrifft, ſo ſcheint es einleuchtend, daß ein Volk, welches ſeit anderthalb Jahrhunderten gewohnt war, nur durch den Willen eines Monarchen regiert zu werden, es ungern ſehen muß, wenn zu große Einſchränkung der königlichen Autorität den Schutz zu vernichten droht, den es bei dem Monarchen gegen mögliche Anmaßungen der geſetzgebenden Gewalt finden kann. Der kleine Antheil an der Verwaltung, welcher vor der Einführung der gegenwärtigen Verfaſſung dem Norwegiſchen Volke vergönnt ward, entfernte die Bürger von der Theilnahme an der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten. Der Erfolg war, daß die Klaſſe der Beamten ein größeres Uebergewicht in den geſetzgebenden Verſammlungen erhielt. Die Möglichkeit, daß die Beamten dieſes Uebergewicht mißbrauchen, iſt kaum zu läugnen; und dieſes um ſo weniger, da der König ſie nicht verabſchieden kann. Da nun der König das abſolute Veto nicht beſitzt, ſo hat er die Gewalt nicht, die Wirkung ſolcher Beſchlüſſe zu hemmen, welche möglicherweiſe nur aus dem Wunſche entſprungen ſind, die Aufſicht des Monarchen über die Beamten einzuſchränken. Es fehlt dem Könige die volle Macht, dasjenige auszurichten, was zum Wohl des Landes zu bewirken iſt, wenn die Geſetze von denjenigen beſchloſſen werden, welche ſie ſelbſt in Ausübung bringen ſollen.

Da der Storthing, in der unterthänigen Adreſſe vom 29. Mai dieſes Jahres, geäußert hat, daß §. 17. des Grundgeſetzes eine andere Redaction erhalten müſſe, wenn die hier zu behandelnde Beſtimmung des §. 79. aufgehoben würde, ſo wollen Se. Majeſtät, die Richtigkeit der Gründe, welche vom Storthing in dieſer Rückſicht angeführt wurden, zum Theil anerkennend, willig den Wünſchen des Storthinges begegnen, in ſo ferne dieſes geſchehen kann ohne die königliche Prärogative auf eine ſolche Weiſe zu beſchränken, daß dem Könige die Gewalt fehle, die für die Freiheit des Volks eben ſo wichtig zu achten iſt, als die Ausübung der der National-Repräſentation zukommenden Rechte. Se. Majeſtät glauben aber, den Storthing auf den bedeutenden Unterſchied, der zwiſchen den Beſtimmungen der §§. 17 und 79. Statt findet, aufmerkſam machen zu müſſen. In erſtgenanntem §. erhält der König das Recht, zwiſchen den zwei auf einander folgenden Verſammlungen des Storthinges proviſoriſche Anordnungen, den Handel, den Zoll, die Nahrungszweige und die Polizey betreffend, zu geben und aufzuheben; es iſt aber zugleich beſtimmt, daß dieſe proviſoriſchen Anordnungen den Grundgeſetzen und den von dem Storthinge gegebenen Geſetzen nicht widerſprechen dürfen, demnach auch denjenigen Geſetzen nicht, die nach §. 79. unabhängig ſind von der königlichen Sanction. Dieſe Beſtimmungen müſſen eine jede Furcht, als könnten die proviſoriſchen Anordnungen — wenn ſie durch den Storthing verworfen ſind — unter einer andern Form wieder zum Vorſchein kommen, vernichten; ſo wie unter dieſen Verhältniſſen nicht zu befürchten iſt, daß ein partielles und temporaires Recht der Geſetzgebung, in der Verbindung mit dem abſoluten Veto dem Könige eingeräumt, die Gewalt des Storthinges in einen bloßen Schatten verwandeln würde. Dergleichen proviſoriſche Anordnungen, der Reviſion des Storthinges unterworfen, und nur mit geſetzlicher Gewalt verſehen, inſofern der Storthing ſie genehmigt, können nicht mit Geſetzen verglichen werden, die nach dem §. 79. entſtanden, und auf dieſe Weiſe nur aus dem einen Zweig der geſetzgebenden Gewalt entſprungen ſind. Der Unterſchied zwiſchen einer Anordnung, die, ſo wie ſie zum Vorſchein kommt, durch den Storthing verworfen werden kann, und einem Beſchluß, der, obgleich dreimal von dem König verworfen, den Character und die Dauer eines Geſetzes erhält, iſt zu einleuchtend. Zugleich kann Se. Majeſtät nicht unbemerkt laſſen: daß es ſchwer iſt einzuſehen, wie Beſchlüſſe, denen Se. Majeſtät, nach ihrer Ueberzeugung von dem Wohl des Landes, ihre Sanction verweigern, promulgirt werden können; da dieſes nicht Statt finden kann, ohne offenbare Beiſeiteſetzung des §. 3., nach welchem „die ausübende Gewalt beim König iſt." Aus dem Angeführten erhellt, daß, bei der gegenwärtigen Stellung kein Gleichgewicht Statt findet; ſollte ein ſolches Gleichgewicht Statt finden, ſo müßte der König auf ſeiner Seite das Recht haben, daß ein Geſetzvorſchlag, dreimal unverändert dem Storthing durch Höchſtdenſelben vorgelegt, Geſetz werden müßte, ſelbſt ohne Genehmigung des Storthings. Se. Majeſtät ſind indeſſen weit entfernt, einem ſo ausgedehnten Recht nachzuſtreben. Se. Majeſtät erwähnen es nur, um darauf aufmerkſam zu machen, wie weit Theorien führen können, die in die Principien Keime des Mißtrauens und des Streits zwiſchen beiden Gewalten aufnehmen, da ſie die Unabhängigkeit der Nationen nur dann bewahren können, wenn ſie durch Zutrauen und Einigkeit verbunden ſind.

Um auf eine zweckmäßige Weiſe das genannte Gleichgewicht hervorzubringen, glaubt Se. Majeſtät die Aufhebung der in §. 79. dem Storthinge zugeſtandenen Vorrechte, aber zu gleicher Zeit eine paſſende Modification der dem König durch §. 17. zugeſtandenen Autorität, vorſchlagen zu müſſen.

Se. Majeſtät wollen zugleich, als ein Beweis der väterlichen Geſinnung Höchſtderſelben, zugeben, daß §. 80. des Grundgeſetzes die Beſtimmung enthalte: daß der König, jedesmal wenn er dem Beſchluſſe des Storthinges ſeine Sanction verweigert, ſeine Gründe dem Storthinge mittheilen ſolle. Da der Storthing ſchon die Richtigkeit des Princips, daß Keiner, ohne Genehmigung des Königs, als Norwegiſcher Bürger aufgenommen werden kann, anerkannt hat, ſo nimmt Se. Majeſtät an, daß die nöthigen Veränderungen in dem Grundgeſetz vorgeſchlagen werden müſſen.

Se. Majeſtät können nicht umhin, die Aufmerkſamkeit des Storthinges auf die Nothwendigkeit, im Weſentlichen die patriarchaliſche Form für Norwegen zu bewahren, hinzuleiten. Wenn die Bewohner der Norwegiſchen Gebirge, der Norwegiſchen Thäler ihre Gebete zum Himmel ſenden, da bitten ſie den Allmächtigen, er möge ihrem Könige, ihren Wohlſtand zu fördern, ihre Rechte zu befeſtigen, ſie gegen ihre Feinde zu vertheidigen, Kraft, Muth und Willen ſchenken. Dieſes Volk vermag es nicht zu begreifen, daß ſein Beſchützer Hinderniſſe finden ſollte, das Gute auszurichten, was er wünſcht, gegen den Einzelnen, wie für das Land im Ganzen, kurz: dieſes Volk, davon ſind Se. Majeſtät überzeugt, will, daß die Gewalt gleich vertheilt ſey; es will, daß der König vorſchlagen, die National-Repräſentation annehmen oder verwerfen ſoll; daß die National-Repräſentation vorſchlagen, der König, mit Rückſicht auf das wahre Wohl des Landes, annehmen oder verwerfen ſoll. Dieſes iſt der Sinn des Volks, ſeine Meinungen ſind hinlänglich bekannt, ſeine Hoffnungen ſind auf uns gerichtet, mögen wir keinen andern Zweck haben, als ſein Wohl, dann wird Norwegen, ſeine Unabhängigkeit bewahrend, das ſchöne Beiſpiel von einem Volke aufweiſen, das, glücklich unter ſeinen Geſetzen und ſeinem conſtitutionellen König, durch eine kluge und bedachtſame National-Repräſentation aufgeklärt wird.

Aus den angeführten Gründen wollen Se. Majeſtät, der im Grundgeſetz §. 112. vorgeſchriebenen Weiſe gemäß, dem Storthinge gnädigſt vorſchlagen, den Beſchluß zu faſſen, daß die §§. 17, 78, 79, 80, 81, 82 und 92. des Grundgeſetzes zukünftig folgendergeſtalt lauten ſollen:

§. 17. Der König kann Anordnungen geben und aufheben, die den Handel, den Zoll, die Nahrungszweige und die Polizey betreffen, doch dürfen ſie, der Conſtitution und den (nach den Beſtimmungen der §§. 77 und 78.) vom Storthinge gegebenen Geſetzen nicht widerſprechen. Sie gelten proviſoriſch bis zum nächſten Storthinge, und werden ſie von dieſem nicht angenommen, ſo können ſie nicht wiederholt werden, vielmehr erhalten dann die für den betreffenden Gegenſtand gegebenen älteren Geſetze, auf's neue Gültigkeit.

§. 78. Bewilligt der König den Beſchluß, ſo verſieht er ihn mit ſeiner Unterſchrift, wodurch er Geſetz wird.

§. 79. Bewilligt der König den Beſchluß nicht, ſo darf er nicht mehr von dem dann verſammelten Storthing dem Könige vorgelegt werden.

§. 80. Der Storthing bleibt ſo lange verſammelt, als er es für nöthig findet, doch nicht über drei Monathe ohne des Königs Erlaubniß. Ehe der Storthing, nachdem er ſeine Verhandlungen zu Ende gebracht, und nachdem er die beſtimmte Zeit verſammelt geweſen iſt, durch den König aufgehoben wird, unterrichtet Dieſer den Storthing von der Annahme oder Verwerfung der von letzterm gefaßten Beſchlüſſe, und theilt, im zweiten Falle, die Gründe mit, die ihn bewogen haben, ſeine Sanction zu verweigern.

§. 81. Alle Geſetze werden in der Norwegiſchen Sprache und in des Königs Namen, unter dem Siegel des Norwegiſchen Reichs und in folgenden Ausdrücken ausgefertigt: Wir N. N. thun kund und zu wiſſen, daß Uns ein Beſchluß des Storthinges vom Dato vorgelegt werden, ſo lautend: (Hier folgt der Beſchluß). Daher haben wir angenommen und bekräftiget, wie Wir denſelben hierdurch als Geſetz annehmen und bekräftigen, unter Unſerer Hand und des Reichs Siegel.

§. 82. Die königliche Sanction iſt nicht erfoderlich zu den Beſchlüſſen des Storthinges, wodurch a) er ſich als Storthing nach der Conſtitution verſammelt erklärt, b) er ſeine innere Polizey beſtimmt, c) er die Vollmachten der anweſenden Mitlieder annimmt oder verwirſt, d) er Erkenntniſſe über Wahlſtreitigkeiten beſtätigt oder verwirſt, und endlich e) auch nicht zu dem Beſchluſſe, wodurch der Odelsthing die Staatsräthe oder Andere zur Verantwortung zieht.

§. 92. Zu Aemtern im Staate dürfen allein Norwegiſche Bürger ernannt werden, welche ſich zur evangeliſch-lutheriſchen Religion bekennen, der Conſtitution und dem Könige Treue geſchworen haben, und die Landesſprache reden, auch a) entweder im Reiche von Eltern gebohren ſind, die damals Unterthanen des Staates waren, oder b) in fremden Landen von Norwegiſchen Eltern geboren, welche zu der Zeit nicht Unterthanen eines andern Staats waren, oder die c) von dem 17. Mai 1814. ihren beſtändigen Aufenthalt im Reiche hatten, und ſich nicht geweigert haben den Eid abzulegen, Norwegens

Selbſtſtändigkeit zu behaupten, oder die d) ſich hernach während 10 Jahre im Reiche aufhalten, oder die e) vom Storthinge, mit Sanction des Königs naturaliſirt ſind." (Das übrige des §. iſt unverändert.)

Um dieſen Vorſchlag des Königs vollſtändig zu verſtehen, muß man ihn theils mit den jetzt beſtehenden genannten §§. des Grundgeſetzes, theils mit den früheren Vorſchlägen Sr. Majeſtät und mit dem dadurch veranlaßten (hier unter VI und VII. überſetzten) Gutachten des Comité vergleichen.

Die wichtigen Verhandlungen des Storthinges machten dieſes Mal eine Verlängerung der geſetzmäßigen Dauer deſſelben nothwendig. Die königliche Bewilligung dazu erfolgte, ſo daß der Storthing ſechs Monathe verſammelt blieb; er ward zuletzt durch Se. Königl. Hoheit den Kronprinzen und Vicekönig, der dazu von Sr. Majeſtät autoriſirt worden, den 9. Auguſt feierlich aufgelöſt.

Unter den Beſchlüſſen des gegenwärtigen Storthinges ſind zwar die meiſten der Art, daß ſie das Ausland weniger intereſſiren können; ſie betreffen meiſt innere adminiſtrative Einrichtungen oder Geſetze, die durch locale Verhältniſſe motivirt ſind. Indeſſen ſind mehrere derſelben von bedeutender Wichtigkeit, wie die Geſetze für die Organiſation der Vergleichs-Commiſſionen *), des

---

*) Dieſe Commiſſionen, die, irre ich nicht, ſchon ſeit etwa zwanzig Jahren in Dänemark und Norwegen eingerichtet ſind, haben auf vielfache Weiſe großen Nutzen gewährt. Sie beſtehen aus geachteten, durch den Magiſtrat in den Städten, und durch den Amtmann auf dem Lande, gewählten Männern, deren Pflicht es iſt, einen Vergleich zwiſchen ſtreitenden Parteien zu verſuchen, ehe es dieſen erlaubt wird ihre Sachen bei den Richterſtühlen anhängig zu ma-

Lotſen-Weſens, der Wegebeſſerung u. ſ. w. Einige dieſer Beſchlüſſe, inſofern ſie überhaupt einen Blick in die gegenwärtige Lage des Reichs eröffnen, werden wir hier erwähnen.

Es iſt ein herrſchender Grundſatz, ſolche Induſtriezweige, die bis jetzt für öffentliche Rechnung getrieben wurden, an Privatperſonen zu überlaſſen. So wurden die Glaswerke, das Kongsberger Eiſenwerk und die daſige Wollenmanufactur verauctionirt. Da das Kongsberger Silberbergwerk auch im Auslande ſehr bekannt iſt, ſo wird es nicht unintereſſant ſeyn, die gegenwärtige Lage deſſelben — in ſo fern dieſe aus dem Gutachten des Comité, betreffend die Bewilligung, die für das Betreiben dieſes Bergwerks in den nächſten drei Jahren nöthig ſeyn wird, erhellt — kennen zu lernen. Dieſes Bergwerk, welches in alten Zeiten bedeutenden Vortheil abwarf, kam in der letzten Zeit immer mehr in Verfall. In dreißig Jahren, von 1769 — 1799, hatte der Staat einen Verluſt von faſt zwei Millionen, und aller bedeutenden Einſchränkungen ohnerachtet ſtiegen die nothwendigen Zubußen von der Zeit an beſtändig, bis im Jahre 1805 der Betrieb ganz aufhörte. Indeſſen hatten die Norweger eine beſtimmte Vorliebe für dieſes Werk; die bedeutenden Summen, die nothwendig waren, um die zur Ruhe geſetzten Beamten zu penſioniren und die große Anzahl brodlos gewordener Arbeiter zu unterhalten, ließen einen, wenn auch eingeſchränktern, erneuerten Betrieb wünſchen, und zwei Jahre nach der Trennung Norwegens von Dänemark, im Jahre 1816,

---

chen. Es iſt erwieſen, daß eine ſehr große Menge Prozeſſe durch dieſe Commiſſionen jährlich in beiden Reichen verhindert werden.

ward das Silberbergwerk wieder aufgenommen. Doch fand noch immer eine Zubuße Statt. Das Comité zeigt, daß der Storthing zwiſchen drei Alternativen zu wählen hat. — Entweder nehmlich hört 1) der Betrieb völlig auf; oder 2) der Betrieb auf der Armen-Grube wird allein fortgeſetzt, oder 3) Gottes Hülfe in der Noth-Grube, wird in Verbindung mit der Armen-Grube wieder aufgenommen.

	Species Thaler
ad 1) Wird das Silberbergwerk ganz niedergelegt, ſo hat der Staat im Durchſchnitt in drei Jahren zu bezahlen: an Gehältern	9,500
an Penſionen	13,000
an Penſioniſten, die ſeit der Wiederaufnahme in höherer Stellung dienten, und dieſer Stellung wegen eine höhere Penſion verdienen	300
	22,800
Hiervon gehen ab:	
1. die Einkünfte der Pulver- und Kornmühlen circa	2,000
2. die Einkünfte der bedeutenden Waldungen, die jetzt von dem Silberwerk benutzt werden, circa	1,000
	3,000
Die Ausgabe würde alſo betragen	19,800
ad 2) Wird der Betrieb der Armen-Grube fortgeſetzt, ſo wird, außer den für die Gehälter, welche betragen	9,500
und Penſionen, welche betragen	13,000
erforderlichen Summen, zum Betrieb ſelbſt nothwendig ſeyn, circa	12,000
an Steuer- und Commune-Abgaben, Erhaltung der Waſſerleitungen u. ſ. w.	1,100
	35,600

Wird

Wird nun hiervon abgezogen:

	Spezies Thaler
1. die Einkünfte der Pulver- und Kornmühlen, mit . . .	2,000
2. erſparte Penſionen durch Anſtellung der Penſioniſten, mit . .	300
3. erhaltenes, Silber etwa . .	5,000
zuſammen	7,300
ſo wird die Ausgabe in den erſten drei Jahren ſein . . .	28,300
ad 3) Wird die Armen-Grube in Verbindung mit der Grube: Gottes Hülfe in der Noth, aufgenommen, ſo werden außer den	28,300
noch erfordert:	
Für das erſte Jahr 21,000 Spez. Thl.	
Für das zweite Jahr 8,200 „ „	
Für das dritte Jahr 8,200 „ „	
oder, als Durchſchnitt für jedes Jahr .	12,500
Die jährliche Ausgabe iſt alſo .	40,800

Nach dieſer Darlegung der nothwendigen Ausgaben unter den angeführten Verhältniſſen, fährt das Comité fort: Wird das Bergwerk ganz aufgehoben, ſo folgt aus der Natur der Sache, daß die ſämmtlichen Ausgaben der Staatskaſſe, deren Maximum ſich dann beſtimmt angeben läßt, ſchnell vermindert werden, und mit der Zeit ganz wegfallen müſſen. Dazu kommt die ſehr wichtige Betrachtung, daß man ſo viel möglich ſuchen muß, die Regierungsgeſchäfte zu ſimplificiren, indem man alle Betriebs-Werke und andere Induſtrie-Zweige von der Staatsverwaltung trennt. Da aber die Nation ungern die Hoffnung, das geliebte Kongsberg wieder aufleben und neue Regſamkeit gewinnen zu ſehen, aufgeben wird, wenn auch weder die Geſchichte des Werkes, noch die gegenwärtigen Verhältniſſe eine beſondere Hoffnung auf Beſtand deſſelben in einer fernen Zukunft rechtfertigen, ſo glaubt das Comité aus dem angeführten Grunde dennoch, nicht die völlige Niederlegung des Werkes anrathen zu können, ſo lange nicht alle Hoffnung verſchwunden, und ſo lange die Fortſetzung des mäßigen Betriebes nicht mit ſehr bedeutenden Aufopferungen verbunden iſt. Aus dem Continuations-Bericht mit beigefügter Profil-Charte über einen Theil der Armen-Grube, unter den Kronprinz Friedrichs Stollen, erfährt man ohnehin, daß ein Funken von Hoffnung ſich gezeigt hat. Denn man hat bei mehreren Auslenkungen von der Armen-Grube die Königs-Grube, die einiges Silber liefert, gefunden, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Gruben ſich in irgend einem Punkt kreuzen werden. Man kann dieſe Punkte durch ein Abteufen von 27 bis 28 Lachter erreichen, welches etwa vier bis fünf Jahre Arbeit erfordert. Alle Erfahrung des Kongsberger Grubenweſens beweiſt, daß ein ſolches Kreuzen zweier edlen Gänge eine gute Hoffnung begründet; aber leider zeigt auch die Geſchichte dieſer Gruben, daß alle Berechnungen und Vermuthungen der Art höchſt unſicher waren, und daß die ſchönſten Hoffnungen oft gänzlich getäuſcht wurden. Aus dieſem Grunde ſowol, als weil die Koſtbarkeit des Betriebes mit jedem Lachter Tiefe zunimmt, darf das Comité die Hoffnung, daß die Armen-Grube, die ſchon ſo tief iſt, in irgend einer zukünftigen Zeit ihre eigenen Koſten beſtreiten oder gar Vortheil bringen werde, keinesweges nähren. Indeſſen glaubt das Comité doch, daß hinreichender Grund iſt, den Betrieb der Armen-Grube noch einige Zeit hindurch fortzuſetzen. Der Staat hat auf dieſe Grube bedeutende Koſten verwandt, es ſcheint daher nicht unzweckmäßig zu ſein, noch Einiges aufzuopfern, um ein entſcheidendes Reſultat zu erhalten, welches auf immer ausmachen wird, ob alle Hoffnung aufzugeben ſei oder nicht. Die vorangeſchickte Berechnung zeigt, daß, wenn der Betrieb der Armen-Grube fortgeſetzt wird, der Staat jährlich 5800 Spez. Thl. mehr aufopfern muß, als wenn aller Betrieb des Werkes aufhörte. Wie bedeutend dieſes Opfer, betrachtet man die eingeſchränkten Reſſourcen der Staatskaſſe und die vielen nothwendigen und nützlichen Einrichtungen, die der Staat entbehren muß, auch ſcheinen mag, ſo kann das Comité doch nicht umhin, die Fortſetzung für die drei nächſten Jahre anzurathen.

Dahingegen wird der Betrieb der Grube Gottes Hülfe in der Noth als völlig unzweckmäßig verworfen; denn das Comité, nachdem es ſich alle mögliche Aufklärung zu verſchaffen verſucht hat, muß erklären: daß noch immer ein undurchdringliches Dunkel über dieſer Grube und den von daher erwarteten Reichthümern ſchwebt, und daß die Wiederaufnahme ein unſicheres und gewagtes Hazardſpiel, für den Staat nicht paſſend, ſeyn würde. Man beſitzt keine zuverläſſige Karte und keine vollſtändige Beſchreibung der Grube, die als ſicherer Leitfaden dienen könnten; man weiß aber gewiß, daß in den letzten Jahren mit Zubuße gebauet wurde. Das Comité ſtellt daher dem Storthing anheim, den Beſchluß zu faſſen: „Für die Gehalte, Penſionen, Wartegelder und für den Betrieb der Armen-Grube werden, in den drei nächſten Jahren, von dem 1. Juli 1824 bis zum 1. Juli 1827, 28,500 Spez. Thl. jährlich bewilligt. Kann die Armen-Grube nach Verlauf dieſer drei Jahre nicht durch eigene Koſten, verbunden mit dem, was das übrige Eigenthum des Werks zu leiſten vermag, fortgeſetzt werden, nachdem ſie den genannten Zuſchuß in drei Jahren erhalten, ſo hört der Betrieb auf, und alle Anſtalten die größtmögliche Erſparniß für die Staatskaſſe zu bewirken, ſind dann zu treffen." Dies Gutachten des Comité ward genehmigt.

Unter die Verhandlungen, deren Reſultat dem Ausländer nicht ganz unintereſſant ſeyn dürfte, glaube ich auch die rechnen zu können, wodurch der Antheil einer jeden Provinz an der zur Einlöſung der Reichsbankzettel beſtimmten Steuer beſtimmt wurde. Da es ſich um eine Vermögensſteuer handelt, ſo muß die Vertheilung auf eine Schätzung des Vermögens einer jeden Provinz, in Vergleichung mit den übrigen, beruhen. Von hundert Theilen der Auflage bezahlt:

1) Aggerhuus Stift .	45,65
2) Chriſtiansſand . .	14,85
3) Bergen . .	21,05
4) Drontheim . .	14,95
5) Nordland . .	3,50
	100

In Aggerhuus-Stift das Land 62,50 von Hundert, die 21 Städte und Ladeplätze, den Reſt von 37,50; Chriſtiania allein 14,42, von dem dieſer Provinz zukommenden Antheil. Die Stadt Bergen (die volkreichſte Stadt in Norwegen) trägt 37,48 des Antheils ihrer Provinz; Chriſtianſand 8,00, und Drontheim 20,96 des Antheils ihrer Provinzen.

Die in Nordland in neueren Zeiten errichteten Städte, Bodöe und Hammersfeſt (v. Buch, Reiſe 1r. Theil. S. 316 und 2r.Th. S.37.) dazu angelegt, daß der Fiſchhandel einen Mittelpunkt in Nordland ſelber finden möchte, haben ſo wenige Fortſchritte gemacht, daß der Storthing ſich gedrungen fühlte, ſie von jedem Antheil an der genannten Abgabe frei zu ſprechen. Bis jetzt haben die Beſchlüſſe, einigen Ladeplätzen die Rechte der Städte beizulegen, keine bedeutende Reſultate herbeigeführt. Indeſſen hat der Storthing doch auch dieſes Mal den Ladeplätzen Aaleſund in Bergens Kirchſpiel, Sindmörs-Vogtey und Romsdals-Amt Stadtgerechtigkeit ertheilt. Intereſſanter ſind aber die Verhandlungen über die Anlage einer Stadt, bei dem großen Landſee Miöſen, im Aggerhuus-Stift (vergl. v. Buch's Reiſe 1r. Th. S. 164.). Das Comité hat zwei Stellen zur Anlage einer ſolchen Stadt vorgeſchlagen, nehmlich Klein-Hammer, mehr nördlich, nach Guldbrandsdalen zu, wo der See ſchmäler wird und die Geſtalt eines mächtigen Fluſſes annimmt, oder Groß-Hammer, mehr ſüdlich, wo in vorigen Zeiten eine in der Norwegiſchen Geſchichte berühmte Stadt lag, die im Jahre 1597 von den Schweden völlig zerſtört wurde. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß, wie auch von Buch richtig bemerkt, eine in dieſer Gegend gegründete Stadt mannigfaltige Vortheile darbieten würde. Sie würde einen Mittelpunkt für Valders, Gulbrandsdalen, Hedemarken und den größten Theil von Oſterdalen, für Chriſtians- und Hedemarkens-Amt bilden. Dieſe beiden Aemter enthalten, nach der Volkszählung von 1815, 128,737 Menſchen; aber mehrere Mitglieder des Storthinges haben ſich über das Unzureichende einer ſo alten Volkszählung erklärt, und der Storthing hat Se. Majeſtät erſucht eine neue veranſtalten zu laſſen. Ohne allen Zweifel hat die Volksmenge hier, wie allenthalben, mit dem Ackerbau in den letzten zehn Jahren zugenommen. Wenn man auch zugiebt, daß ein Theil der Einwohner von

Valders und Oſterdalen wenig Nutzen von dieſer Stadt ziehen würde, ſo müßte ſie doch auf jeden Fall den Mittelpunkt von mehr als 100,000 Menſchen bilden, von welchen Viele zu den wohlhabendſten Landbewohnern in Norwegen gehören. Behauptet man, daß die Landleute dieſer Gegenden den gröſten Theil ihrer Bedürfniſſe ſelbſt verfertigen, Schmiede, Tiſchler, Schuſter, Schneider u. ſ. w. ſind, ſo iſt dieſes in ſo ausgedehntem Sinne nicht einmal wahr. Die Einwohner in Hedemarken haben die große Einfachheit des Lebens, die jetzt nur noch in den entfernteſten Gegenden von Norwegen herrſcht, leider ganz verloren. Sie wieder in jenen Zuſtand zu verſetzen, iſt unmöglich, und die ſchwankende Halbcultur iſt für die Religioſität, Sittlichkeit und jede geiſtige Fähigkeit grade die ſchlimmſte. Der Landmann in Hedemarken, dem volkreichſten Diſtricte in Norwegen, läßt ſeine Knechte und Mägde arbeiten, im Felde und in den Sätereien (Sennhütten) der höheren Gebirgsgegenden. Er ſelbſt führt faſt durchgängig ein träges Leben, verwickelt ſich in Prozeſſe, um doch etwas zu thun zu haben, trinkt Brantwein und raucht Tabak. Die patriarchaliſche Lebensweiſe des ächten Norwegiſchen Bauern, der, ſelbſt wenn er reich iſt, ſeinen Acker gemeinſchaftlich mit ſeinem Knechte bearbeitet, der ſich ihm gleich ſtellt und einen jeden Genuß mit ihm theilt, iſt hier leider völlig verſchwunden. Allenthalben haben ſich Handwerker angeſiedelt, deren Arbeiten, im Ganzen genommen, ſchlecht und theuer ſind. Ja die wenigen guten Handwerker ſcheinen eben für die Nothwendigkeit eines ſtädtiſchen Vereinigungspunktes zu ſprechen. So lebt in Ringerige ein Stellmacher, der, wie man verſichert, beſſere Cabriolets verfertigt, als man ſie ſelbſt in Chriſtiania erhält, und einen bedeutenden Abſatz hat. Am meiſten aber beklagt man ſich über die Landkrämer, deren Waaren wenig taugen und übermäßig theuer ſind. Dieſes Unweſen iſt auch ein Gegenſtand der Verhandlungen des diesjährigen Storthinges geweſen. Die größere Reibung in einer Stadt würde ohne allen Zweifel vortheilhaft auf die Arbeiter, wie auf die Güte der Waaren wirken, die Preiſe herabſetzen, manches neue Bedürfniß erzeugen. Dieſes kann man nun, wie ich glaube, keinesweges als ein Uebel betrachten; Menſchen, die einmal aus der Einfachheit der urſprünglichen Lebensweiſe herausgeriſſen ſind, können nur durch die Veredlung der Bedürfniſſe des Lebens gehoben werden. Es ſcheint alſo wirklich Alles für die Anlage einer Stadt in dieſer Gegend zu ſprechen. Ob es aber demohnerachtet rathſam iſt, daß der Staat poſitive Maßregeln ergreife, um hier das Entſtehen einer Stadt gleichſam zu erzwingen, iſt eine ganz andere Frage. Das Comité ſchlägt vor, die Bauplätze, ſo wie andere für die neue Stadt nothwendige Grundſtücke, nach einer geſetzlichen Taxation für Rechnung der Staatskaſſe zu kaufen, und entweder gegen Erſatz der Kaufſumme, einmal für allemal, oder gegen einen jährlichen Grundzins, den Bauluſtigen zu überlaſſen. Dieſer Vortheil, ſo wie die übrigen (Befreiung von Steuern auf 20 Jahre, vom Zunftzwang, Aufhebung der Landkrämerei u. ſ. w.), könnte leicht Mehrere herbeilocken, und eine künſtliche, nicht bloß aus dem Bedürfniß geſchichtlich erzeugte Stadt bilden. Dieſe Stadt würde auf jeden Fall eine Reihe von Jahren hindurch dürftig erſcheinen; daß ſie ſich plötzlich zu einer anſehnlichen Stadt entwickeln werde, iſt keinesweges zu erwarten. Die Landkrämerei ſoll freilich erſt allmählig verſchwinden, und zwar nur in ſolchen Gegenden, die der Stadt näher liegen. Aber auf jeden Fall müſſen die Kaufleute der neuen Stadt den bedenklichen Kampf mit dieſen, durch Gewohnheit, Bekanntſchaft, Bequemlichkeit unterſtützten Landkrämern, erſt durchkämpfen. Wer das Elend der kleinen Landſtädte in allen Europäiſchen Ländern kennt, der weiß am beſten, wie wenig man hoffen darf, daß ſich in dieſen ein Mittelpunkt für höhere Induſtrie und Cultur bilden werde. Vielmehr würde eben die gefährliche Halbcultur hier einen ſchädlichen Vereinigungspunkt finden, und Hr. Sorenſkriver Knudſön hat Recht, wenn er im Odelsthinge behauptete, daß eine ſolche Stadt eine Brantweinsſtadt und faſt nichts anderes ſeyn würde. Es iſt wahr, daß hier eine wenigſtens nicht ganz unbedeutende Stadt vor Zeiten geblüht hat (die Nachrichten, welche man von ihr hat, ſind höchſt dürftig); aber das ganze Verhältniß war ein anderes. Hier war, wie in der ganzen umliegenden Gegend, in Ringerige, Hadeland, der Hauptſitz der catholiſchen Geiſtlichkeit. Mit dieſer verſchwand der Wohlſtand der Stadt, und als ſie zerſtört ward, war ſie ohne allen Zweifel ſchon ſehr geſunken. Langwierige Kriege können zwar den innern Wohlſtand einer Stadt ganz vernichten, können alle Verhältniſſe der umliegenden Gegend ſo verändern, daß keine Stadt in einer langen Reihe von Jahren wieder entſtehen kann; wenn aber, nach einer plötzlichen, ſchnell vorübergehenden Zerſtörung, die in den Verhältniſſen der Gegend nur eine Erſchütterung, keine bleibende Veränderung hervorruft, die Einwohner der Stadt auswandern und nicht wiederkehren, ſo beweiſ't dieſes, daß die Stadt ſchon ſo gut wie ausgeſtorben war, ehe ſie zerſtört ward. Zwar läßt es ſich nicht läugnen, daß die Gegend in den 228 Jahren, die ſeit der Zerſtörung verfloſſen ſind, ſich ſehr verändert hat, Ackerbau, Wohlſtand, Volksmenge bedeutend zugenommen haben; aber ob der, kaum allgemeine, Wunſch der Einwohner, wirklich ſo zum Bedürfniß herangewachſen iſt, daß er Vorurtheil und Gewohnheit überwinden würde, iſt ſehr zweifelhaft. Alle Norwegiſche Städte ſind in der Nähe des Meers gebauet. Dieſe Stadt wäre die einzige in ihrer Art in ganz Norwegen. Aber eben deswegen muß ſie geſchichtlich entſtehen, nicht künſtlich erzeugt werden. — Eine Schwierigkeit müßte vor Allem beſeitiget werden. Eine ſolche Stadt kann nicht der Mittelpunkt einer höhern Cultur für eine ganze Gegend ſein, wenn ſie nicht zugleich die lebendige Communication mit den Küſten und ihren reicheren Städten, ja mit dem Auslande eröffnet. Zwar würde die Entfernung zu Lande von Chriſtiania kaum 12 Norwegiſche (16 geographiſche) Meilen betragen; aber ein ſolcher Landtransport ſetzt in Norwegen, ſelbſt bei den beſten Wegen, dem Handel unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Eine Waſſercommunication, die freilich möglich iſt, müßte alſo eröffnet werden. Wäre dieſe erſt da, fänden einige bedeutende Capitaliſten es rathſam, in dieſer Gegend ſich niederzulaſſen und bedeutende Waarenlager zu errichten, ſo würde ſich ein naturgemäßer Anfang zeigen, wogegen eine dürftige Vereinigung von armen Landkrämern und ſchlechten Handwerkern, meines Bedünkens, keine glänzende Ausſicht für die Zukunft eröffnen würde.

Poſitiv darf daher, meiner Meinung nach, der Staat nicht vorſchreiten. Die Communication mit den Küſten erleichtern; denjenigen Kaufleuten und Handwerkern, die etwa ſich, auf irgend einen, als ſchicklich anerkannten Punkt vereinigen wollen, Steuern erlaſſen und andere Vortheile zugeſtehen; dem ſteigenden Bedürfniß das Uebrige überlaſſen, dies iſt Alles, was mit Erfolg geſchehen kann und darf.

Auch ward der Vorſchlag des Comité von dem Odelsthinge nicht genehmigt. Einſtimmig ward folgender Beſchluß gefaßt: „Die Sache wird dem Stor-
„thing mitgetheilt und dieſem anheimgeſtellt, ſie der Nor-
„wegiſchen Regierung zu übergeben, mit der Bitte, daß
„dieſe eine Commiſſion ernennen möchte, die den Auftrag
„erhielte, nach vorhergegangener Unterſuchung, ein Gut-
„achten einzureichen:

1) „betreffend die in dem Gutachten des Comité an-
„gedeuteten Umſtände;
2) „ob zur Anlage einer Stadt irgend eine andere Stelle,
„als die von dem Comité an den Ufern des Land-
„ſees Mioeen angegebene, vorzüglich geeignet ſey;
3) „In wie fern dieſe Anlage Statt finden könne,
„ohne daß Grundſtücke für Rechnung der Staats-
„kaſſe gekauft würden; damit der nächſte Stor-
„thing in den Stand geſetzt werde, einen zweckmäßi-
„gen Beſchluß in dieſer Rückſicht zu faſſen. Zu-
„gleich wird die Norwegiſche Regierung erſucht, das
„Gutachten der zu ernennenden Commiſſion durch
„den Druck bekannt zu machen."

Von denjenigen Gegenſtänden, die den Norwegiſchen Handel und das mercantiliſche Verhältniß gegen das Ausland betreffen, erwähne ich folgende. Aus dem Berichte des Comité, welches ernannt war um die Mittel zur Beförderung des Handels in Finmarken anzugeben, worin der Vorſchlag erwähnt iſt, die Stadtgerechtigkeit von Wardöe nach Wadſöe im Waranger-Fiord (Meerbuſen) zu verlegen, welcher der genauern Unterſuchung empfohlen wird, erfahren wir zugleich, daß der Norwegiſche Handel mehreren Schwierigkeiten im weiſſen Meere unterliegt. Das Comité ſchlägt vor, der Regierung anheimzuſtellen, dieſe Schwierigkeiten ſo ſchleunig als möglich auszumitteln, damit ſie zur Sprache kommen können bei der Erneuerung des Handelstractates (der Zuſatzacte zum Friedenstractat) vom 10. September (27. Auguſt) 1817, der mit dem Beſchluß des Jahres 1825 zu Ende geht. Zugleich erfahren wir, daß die viele hundert Jahre alten Grenzen zwiſchen Norwegen und Rußland in dieſen rauhen, faſt unbewohnten Gegenden noch nicht regulirt ſind. Eine eigene Commiſſion iſt mit der definitiven Regulirung beauftragt.

Dänemark und Norwegen waren faſt 500 Jahre mit einander vereinigt. Was dieſe Vereinigung ſo dauerhaft machte, war nicht bloß äußere Stellung; die Länder erſetzten ſich wechſelſeitig was ihnen fehlte, und ſchienen deswegen durch das Tiefſte, was Völker vereinigt, durch die Befriedigung wechſelſeitiger Bedürfniſſe, mit einander verbunden. Als nun äußere Verhältniſſe die Trennung dieſer Länder veranlaßten, fingen ſie dennoch, ſeltſam genug, an, den wechſelſeitigen Verkehr zu hemmen; und je älter — durch einerlei Regierung, wie durch Gewohnheit befeſtiget — die Handelswege, welche ſich zwiſchen ihnen gebildet hatten, waren, deſto fühlbarer muß die Beſchwerlichkeit der Sperrung erſcheinen. Dänemark belaſtet Norwegiſche, Norwegen Däniſche Schiffe, wenn ſie Producte der eigenen Länder einführen. Es ward dem Storthing eine Ueberſicht der Ausfuhr, von Norwegen nach Dänemark, vorgelegt. Die Ausfuhr von Holz (Balken und Bretter) betrug in den Jahren 1801 — 1815 (vor der Trennung) im Durchſchnitt

18,641 Laſten, in 1,479 Schiffen, jährlich. Von den 6459 Schiffpfund Stangeiſen, 4620 Schiffpfund Stückgut, 329 Schiffpfund und 294 Kiſten Nägel, 1497 Tonnen Kümmel, 8218 Tonnen Salz, 254,065 Stück Mauerſteine, 31,233 Dachziegeln, 137 Körben und 500 Kiſten allerlei Glaswaaren, 3377 Fenſterſcheiben, 310,208 Bouteillen, die von 1816—1919 im Durchſchnitt jährlich ausgeſchifft wurden, ging der größte Theil nach Dänemark; ſo wie von den weſtlichen und nördlichen Provinzen 2455 Schiffpfd. getrocknete, 113 Tonnen geſalzene Fiſche, 5101 Tonnen Hering, 2021 Tonnen Thran und 508 Schiffpfd. Kupfer in dieſem Zeitraum jährlich nach Dänemark gingen. Im Jahre 1821 gingen 1436 Norwegiſche Schiffe, 9128 Commerzlaſten, und 817 Däniſche Schiffe, 11,884 Commerzlaſten mächtig, von Norwegen nach Dänemark, außer 296 Schwediſchen. Durch ſie ward dahin verführt: 24,800 Laſten Holz, 131,500 Schiffpfd. Eiſen, 12,000 Tonnen Hering, 9000 Tonnen Salz, ferner Fiſche, Thran, Kümmel, Kupfer, Glas, Häute u. ſ. w. Die Zollabgaben auf dieſe Artikel ſind in Dänemark beträchtlich und beſonders dadurch fühlbar, daß die Holzwaaren (Balken und Bretter), die nach Dänemark gehen, gewöhnlich ſchlechter ſind, als diejenigen, welche von anderen europäiſchen Marktplätzen geſucht werden, die Zollabgaben ſich aber nicht nach der Güte dieſer Waaren, ſondern nach ihrem Volum richten. Dieſer Handel muß daher durch die Zulage von 50 pro C. zu den gewöhnlichen Abgaben, die erlegt werden müſſen wenn dieſe Waaren in Norwegiſchen Schiffen nach Dänemark gehen, bedeutend leiden, was auch daraus erhellt, daß im Jahre 1821 14,720 Laſten in fremden und nur 10,080 in Norwegiſche Schiffen abgingen. — Auch die Einfuhr aus Dänemark iſt bedeutend, beſonders die von Fettwaaren (Butter u. ſ. w.) und Getreide. Man rechnet im Durchſchnitt 300,000 Tonnen Getreide, die jährlich von Dänemark eingeführt werden, und die mit den Abgaben nicht priviligirter Schiffe belaſtet ſind. Die Regierung hat dieſe Sache zur Sprache gebracht, und das Comité nimmt an, daß man, um Däniſche Schiffe als privilegirte zu betrachten, ſich einer jeden ängſtlichen, ohnehin ſchwierigen Berechnung, deſſen was beide Nationen bei der wechſelſeitigen Aufhebung dieſer außerordentlichen Abgaben verlieren möchten, zu enthalten habe. Es ward beſchloſſen, eine Adreſſe dieſe Sache betreffend an den König zu erlaſſen, und da der Vorſchlag von der Regierung eingereicht iſt; da Dänemark in ſeiner gegenwärtigen Lage ſelbſt wünſchen muß, daß die Ausfuhr des Getreides auf jede Weiſe erleichtert werde, ſo iſt es wol keinem Zweifel unterworfen, daß dieſe unnatürliche wechſelſeitige Hemmung aufhören wird.

Ein ähnliches Verhältniß findet Statt zwiſchen Preußen und Norwegen. Durch eine königl. Preußiſche Cabinetsordre vom 20. Juni 1822, ward allen ausländiſchen Schiffen eine erhöhete Hafenabgabe aufgelegt, von welcher die Schiffe der Nationen, welche, ſei es vermöge vorhandener Tractaten oder aus anderen Gründen, die Preußiſchen Schiffe als einheimiſche behandeln, ausgenommen waren. Für Bergen und Chriſtianſand, deren Ausfuhr von Hering und Thran nach Preußiſchen Häfen bedeutend iſt, war dieſe Abgabe drückend und ſchon früher beſchloß man, aus dieſem Grunde, die Preußiſchen Schiffe in Norwegen als einheimiſche zu behandeln. Da aber das Preußiſche Miniſterium, nachdem ihm dieſe Veränderung in der Behandlung Preußiſcher Schiffe bekannt gemacht wurde, erwiederte: es wäre nicht geſonnen in die angebotene Reciprocität einzugehen, wenn der König von Schweden nicht eine gleiche Behandlung für Preußiſche Schiffe in Schweden einzuführen ſich entſchließen wollte, ward die frühere Auflage für die genannten Schiffe in Norwegen erneuert. „Hier iſt,“ ſo äußert ſich das Comité: „nun ein Fall, wo die ſonſt ſo glückliche „Vereinigung zwiſchen Norwegen und Schweden dem erſtgenannten Reiche ſchädlich wird. Doch hofft man, daß „Preußen ſich werde willig finden laſſen, die angebotene „Reciprocität anzunehmen, wenn der genannten Regierung „vorgeſtellt wird: daß Norwegen, obgleich durch Einen „König mit Schweden vereinigt, ein abgeſondertes Reich „iſt, welches eigene Geſetze, ein eigenes Handels- und „Zoll-Weſen beſitzt, aus welchem Grunde es auch mit einigen anderen Staaten, wie mit den Niederlanden und „den Nordamerikaniſchen Staaten, in ganz anderen Handelsverhältniſſen, als mit Schweden ſteht.“

Die Einnahme des Reichs beträgt: 1,253,640 Spezies-Thaler 44 Sch.; die von dem Storthing zugeſtandene Ausgabe 1,743,640 Spez. Thl. 44 Sch. — Es zeigt ſich alſo ein Deficit von 490,000 Spez. Thl., welcher theils durch den Beſtand der Staatskaſſe, theils durch eine directe Steuer gedeckt werden ſoll. Unter dieſen Ausgaben, wie das Budget ſie aufführt, erwähnen wir folgende:

1) Die Ausgaben für Verzinſung und zur allmähligen Tilgung ſämmtlicher ausländiſcher Schulden (der Beneckeſchen- und Hambroſchen-Anleihe, einer 1822 in Chriſtiania und Bergen aufgenommenen jetzt ganz zu tilgenden Summe, und endlich deſſen was Norwegen durch

	Spz. Thl.	Stüber
Theilung der vormals gemeinſchaftlichen Wittwenkaſſe an Dänemark zu zahlen hat) betragen . . . (ungefähr Ein Sechstel der Geſammtausgabe.)	271,496	—
Für das Landmilitair . . (etwas mehr als Ein Drittel der Geſammtausgabe.)	60,000	—
Für die Marine (worunter 20,000 Spz. Thl. für eine neue Anlage für die Marine bei Horten im Chriſtiania-Fiord, unterhalb Holmeſtrand und 45,814 Spz. Thl. 14½ Sch. zur Erbauung und Ausrüſtung einer Fregatte . .	190,000	—

Die Ausgaben für gemeinnützige Anſtalten ſind verhältmäßig ſehr bedeutend. Es ſind nehmlich 48,700 Spz. Thl. außerordentliche Zuſchüſſe jährlich für die Univerſität, die Schulen, Spitäler, Vermeſſungen u. ſ. w. bewilligt. Die Univerſität allein erhält für die nächſten drei Jahre einen jährlichen Zuſchuß von 35,000 Spez. Thl. (worunter 7500 Spez. Thl. jährlich für die Bibliothek beſtimmt ſind). Die Geſammtausgaben der Univerſität ſind auf 50,000 Spez. Thl. berechnet. Zur Fortſetzung der topographiſchen Vermeſſung des Landes, wie der hydrographiſchen der nördlichen Küſten, und zur Anſchaffung der nothwendigen Inſtrumente ſind 6700 Spez. Thl. bewilligt.

Indem ich hier die, für die Univerſität und für die wiſſenſchaftliche Bildung überhaupt bewilligten Summen angegeben habe, finde ich es angemeſſen, einiges über die bedeutende Zunahme allgemeiner Bildung in Norwegen, zu erwähnen, ein Gegenſtand, welchen ich an einem andern Orte vielſeitiger darſtellen werde. In den letzten Jahren hat die Zahl, ſowol der Gelehrten- als Bürger-Schulen in Norwegen ſehr zugenommen. Neue Schulen ſind in Drammen, Friedrichsſtadt, Arendal, Stavanger entſtanden, ja ſelbſt in Finmarken hat man vorgeſchlagen eine gelehrte Schule anzulegen, und die Einwohner haben ſich erboten die Koſten zu tragen; ſo wie die angeführten Städte ihre Schulen theils ganz, theils zum großen Theil aus eigenen Mitteln erhalten. Auch die Anzahl der Studirenden hat in Norwegen bedeutend zugenommen. Als das Land keine eigene Univerſität hatte, ſtudirten in Kopenhagen ſelten mehr als 100 Norweger. Auf der Univerſität zu Chriſtiania zählt man zwiſchen 200 und 300 Studenten, und bei der Erneuerung des diesjährigen Curſus hatten ſich 63 neue gemeldet, welches auf eine Zunahme der Anzahl der Studirenden deutet. Eine Ueberſetzung der von der Regierung entworfenen und vom Storthing genehmigten Statuten der Univerſität, nach der Redaction des Storthinges, liefere ich als Beilage.

Dieſes iſt nun eine kurze Darſtellung deſſen, was von den Verhandlungen des diesjährigen Storthinges die Ausländer am meiſten intereſſiren möchte; aber außerdem wurden eine Menge für das Land wichtige Geſetze entworfen, und die gefaßten Beſchlüſſe des Storthinges von Sr. Majeſtät ſämmtlich genehmigt. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß in manchen Gegenden Norwegens die Folgen der unglücklichen Verhältniſſe früherer Jahre noch gefühlt werden; aber demohnerachtet ſteigt der Wohlſtand des Landes, und ſeine ökonomiſche Lage iſt glücklicher, als die der meiſten übrigen Länder des Continents, auch Schwedens, weil die geringen Kornpreiſe hier ebenfalls zum Theil gefühlt werden. In Norwegen nimmt der Ackerbau immer mehr zu, die Zufuhr iſt aber noch ſo bedeutend, daß die gegenwärtigen Verhältniſſe, für andere Länder ſo unglücklich, den Wohlſtand in Norwegen heben. Der Handel ſteigt und wird immer ausgedehnter, und der allgemeine bürgerliche Sinn bildet ſich mehr und mehr aus. Dieſer ſteigende Wohlſtand erhält zwar die Ruhe des Landes und läßt keine innere Unruhe aufkommen; aber dennoch darf man nicht allein hierin den Grund dieſer Ruhe ſuchen. Wer wird leugnen können, daß eine Staatsverfaſſung, wie die Norwegiſche, von irgend einem andern Volke angenommen, nur unter heftigen Gährungen Wurzel faſſen könnte, ja, ſelbſt wenn ſie ſich fortdaurend erhielte, immer von Neuem bedenkliche Reactionen erzeugen würde? In Norwegen zeigte ſich, bei der plötzlichen, unerwarteten, durch äußere Verhältniſſe veranlaßten, Einführung der Verfaſſung keine bedeutende Unruhe, und wenn man die gegenwärtigen inneren Verhältniſſe des Landes erwägt, hat man durchaus keinen Grund, irgend eine bedenkliche Bewegung für die Zukunft zu befürchten.

Man könnte, glaube ich, ſelbſt den politiſch ſo vielfach bewegten Einwohnern von Paris — der Zahl nach den Einwohnern von ganz Norwegen gleich — eine jede, auch die freieſte Verfaſſung geben, wenn man ſie zwiſchen Lindesnäs und dem Nordcap vertheilte, und einem Theil derſelben einen harten Fels zum Beſitz ertheilte, während Andere mit Fiſchfang, Bergbau u. ſ. w. beſchäftigt wären. Und nun denke man ſich die ruhigen Norweger, ſeit vielen Jahrhunderten ohne alle unmittelbare Theilnahme an den politiſchen Ereigniſſen Europa's; einen bedeutenden Theil derſelben, in entlegenen Gegenden einſam und zerſtreut, nur mühſam und mit großer Anſtrengung ſich ernährend. Norwegen iſt keinesweges, im Sinne der neueren Staatsumwälzer, für eine ſolche freie Verfaſſung reif, es iſt vielmehr die völlige politiſche Unſchuld der Einwohner, die eine ſolche Verfaſſung nicht bloß unſchädlich, ſondern auch nützlich macht. Daß kein bevorrechteter Stand zu verdrängen war, gar kein herrſchendes, oder auf irgend eine Weiſe bedeutendes, geſchichtlich begründetes Intereſſe durch die Veränderung der innern Verfaſſung des Landes verletzt wurde, iſt nicht zu überſehen. In der That iſt durch die neue Conſtitution ſehr wenig, faſt nichts, in den engeren, eben wichtigſten, Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens verändert. Die Adminiſtration der Provinzen, die Jurisdiction derſelben, die bürgerliche Verfaſſung der Städte, ſind faſt unverändert, wie ſie waren; die Beamten behielten ihre Stellung, und die Gewohnheiten des Lebens, kaum vielleicht für einen Augenblick erſchüttert, kehrten bald wieder in das ſtille, ſeit Jahrhunderten gegründete Geleiſe zurück. Bedenkt man nun zugleich, daß viele Gewerbszweige Norwegens, deren innere Vervollkommnung nur durch eine genaue Localkenntniß möglich wird, losgeriſſen von der einſeitigen Adminiſtration einer zwar wohlmeinenden, aber doch öfters unvollſtändig unterrichteten Regierung, ſich freier und naturgemäßer aus ſich ſelber zu entwickeln vermögen; und daß der freie Sinn, von jeher den Norwegern eigen, auch unter der Däniſchen Herrſchaft, nie unterdrückt wurde: ſo darf man wol behaupten, daß die Ruhe und der ſteigende Wohlſtand des Landes — bei einer Verfaſſung, die, nehmen wir die Geſchichte anderer Länder zum Maßſtab unſerer Beurtheilung, die Keime gefährlicher Gährungen entwickeln würden — in den inneren Verhältniſſen deſſelben ihren Grund haben.

Eine Merkwürdigkeit in dieſem Lande iſt das Uebergewicht der Beamten, nicht allein bei der Adminiſtration, ſondern auch bei der Repräſentation. Unleugbar kann dieſes Uebergewicht, wie der König in ſeinem neu eingereichten, das ihm in der Zukunft zu ertheilende abſolute Veto betreffenden Vorſchlag äußert, einen Mißbrauch herbeiführen. In langer Zeit iſt aber kaum ein ſolcher zu befürchten. Der gegenwärtige Einfluß der Beamten gründet ſich lediglich auf die in dieſer Claſſe vorzüglich herrſchende Bildung. Der geringe Mann, der Bürger, iſt in Norwegen freimüthig; er ſtellt ſich keck, offen und redlich dar; aber dennoch hat er jene unſchuldige Achtung für eine höhere Bildung beibehalten, die allen Menſchen eigen iſt, ſo lange die urſprüngliche Einfalt des Gemüths ſich erhält. (In Europa hat ſie ſich erſt mit dem immer mehr um ſich greifenden Raiſonniren, welches einer oberflächlichen Bildung eigen iſt, zu verlieren angefangen.) Es liegt ſo fern, daß dieſe ſchöne Einfalt der Sicherheit der Beurtheilung ſolcher Verhältniſſe, die ihr nahe liegen, oder der klaren verſtändigen Umſicht ſchädlich werden könnte, daß dieſe vielmehr dadurch gewinnt. Bauern, wie Haagenſtad und Johannes Aga, haben ſich als Repräſentanten im Storthinge ausgezeichnet. Ein jeder gebildete Mann, der Prediger, der Gelehrte, der Beamte genießt, wenn ſeine Aufführung tadellos iſt, einer Achtung, die gewiß ſehr ſelten verletzt wird, und ſo ſind dieſe, in Verbindung mit den kenntnißvollen Bürgern und Bauern, die natürlichen Repräſentanten. Sie ſind aber keinesweges im Beſitz irgend eines bedeutenden Theils des nationalen Vermögens; meiſtens arm, beruht ihr ganzes Anſehen auf die Achtung, die ſie ſich zu erwerben wiſſen, ein Anſehen, welches in einem politiſch ſo unſchuldigen Lande kaum gefährlich werden kann. Ueberhaupt würden alle Erfahrungen aus anderen Ländern, beſonders aber aus der Franzöſiſchen Revolution geſchöpft, wenn ſie auf Norwegen angewandt würden, bedeutende Mißgriffe herbeiführen.

Möchte mein theures Geburtsland lange noch in der ſtillen, ungeſtörten Einſamkeit, ſich ruhig und kräftig ausbilden, durch ſeine Verfaſſung glücklich, die Blüthen der Europäiſchen Cultur in ſeiner Mitte entwickeln, ohne an dem Kampf zerſtörender Meinungen Theil zu nehmen.

Aus den

Verhandlungen des Norwegiſchen Storthinges.

1) Die gnädigſten Vorſchläge Sr. Majeſtät an den Storthing des Norwegiſchen Reichs, gewiſſe Veränderungen im Grundgeſetze betreffend.

Da durch den §. 112. des Grundgeſetzes die Art angezeigt iſt, nach welcher gewiſſe Veränderungen in den Beſtimmungen deſſelben Statt finden können, ſo erfüllen Se. Majeſtät eine conſtitutionelle Pflicht, indem Sie die ganze Aufmerkſamkeit des Storthings auf einige Gegenſtände hinleiten, die für den ruhigen und ſtetigen Gang der allgemeinen Angelegenheiten nicht allein, ſondern auch für die Aufrechthaltung der nationalen Rechte von der größten Wichtigkeit ſind. Die letzteren können, nach dem was die Erfahrung gelehrt, ſchwerlich beſtehen, wenn nicht einige Artikel im Grundgeſetze theils verändert, theils deutlicher und beſtimmter erörtert werden.

Wenn Se. Majeſtät die Nation auf einige Fehler des Grundgeſetzes aufmerkſam machen, und zugleich die Mittel angeben, die ſie zu heben fähig ſind, ſo iſt es mehr Ihre Abſicht Ihre Verpflichtungen gegen die Zukunft zu erfüllen, als Sich eine größere Sicherheit Ihrer Gewalt für die Gegenwart zu verſchaffen.

Selbſt Stifter der Freiheit des Norwegiſchen Volks, wollen Se. Majeſtät Ihre Pläne und Ihre Sorge nicht auf die Zeit allein einſchränken, in welcher es in Ihrer Gewalt ſteht, zum Glück dieſer Nation beizutragen.

Leider hat die Erfahrung gezeigt, daß ein Volk, welches unter Geſetzen zu leben ſtrebt, die nicht allein die perſönliche Freiheit beſchützen und das Eigenthumsrecht ſichern, ſondern auch die Beibehaltung dieſer Vortheile gewiß machen ſollen, nothwendig ſeinen König mit einer Gewalt bekleiden muß, die ihn in den Stand ſetzt, die Rechte der Nation mit Kraft aufrecht zu halten, ohne zur Willkühr ſeine Zuflucht zu nehmen.

Das abſolute Veto des Königs nimmt die erſte Stelle unter dieſen Gegenſtänden einer Conſtitution ein.

Es iſt eine anerkannte Wahrheit, daß, wo ein König und eine Volksrepräſentation exiſtiren, die Rechte beider gegen einander genau abgewogen werden müſſen, damit die eine dieſer Gewalten keine Eingriffe in die Rechte der andern zu machen im Stande ſei.

Wird dieſes Princip nicht anerkannt, und wird, was noch mehr iſt, das Entgegengeſetzte ſogar im Grundgeſetze beſtimmt, dann iſt der Streit zwiſchen dieſen beiden Gewalten, die zum Beſten Aller auf das genaueſte vereinigt ſein ſollten, ſo zu ſagen durch das Geſetz ſelber fixirt, und die Folgen laſſen ſich niemals vorausſehen.

Gehört das Recht Geſetze vorzuſchlagen im gleichen Grade dem Könige und der Volksrepräſentation, wird zur Vervollſtändigung eines Geſetzes die Zuſtimmung beider erfodert, dann ſteht die Wagſchale gleich, und das Gleichgewicht der Rechte gewährt einen ſichern Schutz für die Freiheit.

Wenn ein blindes Mißtrauen oder eine falſche Anſchauung die Volksrepräſentation in eine gegenſtrebende Stellung verſetzt, ſo daß man, um den vermeintlichen Eingriffen der ausübenden Gewalt Hinderniſſe in den Weg zu legen, der Volksrepräſentation ein Uebergewicht giebt, gegründet auf Willkühr (denn in jedem Staat führt eine Gewalt, die kein Gegengewicht hat, zur Willkühr) dann hört die bürgerliche Sicherheit, welche eine feſte Grundlage fodert, und kein Schwanken, keine Unbeſtändigkeit duldet, auf; aber Alles trägt das Gepräge eines ſolchen Schwankens, wenn die Volksrepräſentation, ohne des Königs Mitwirkung oder Zuſtimmung, Geſetze geben kann.

Das Schädliche in dieſem Princip wird auf keine Weiſe durch die Wiederholung des Geſetz-Vorſchlages, dem die Sanction verweigert ward, gehoben; denn es läßt ſich nicht vermuthen, daß, wenn der König verwirſt, was drei verſchiedene Volks-Verſammlungen ihm vorgeſchlagen haben, dieſe Verwerfung auf irgend etwas Anderes, als auf vollkommen überwiegende Gründe baſirt ſein könne, welche ausſprechen: daß ein ſolcher Geſetzentwurf ſo beſchaffen ſei, daß er durchaus nicht mit dem Intereſſe des Staats in Harmonie gebracht werden könne; dieſes aber vermag der König immer unparteiiſcher, als die Volksrepräſentation zu beurtheilen, weil er über alles perſönliche Intereſſe erhaben iſt.

Kein conſtitutioneller König wird gerne das Recht, welches ein Veto giebt, gegen eine Volks-Verſammlung benutzen; dieſes Recht muß aber da ſein, denn in Folge ſeiner Natur iſt es ſicherſtellend und bietet ein geſetzliches Mittel dar, ohne zur Gewalt ſeine Zuflucht zu nehmen, ein gefährliches Aufbrauſen, welches am häufigſten ſeinen Grund in übertriebenen Foderungen einzelner Perſonen oder Bürgerklaſſen, in beleidigter Eigenliebe oder getäuſchten Erwartungen hat, zu hemmen.

Eine Volksverſamwlung, welche Mißtrauen gegen ihren König nährt oder ſeine Rathſchläge verkennt, welche durch ein ſolches Mißtrauen dazu bewogen, ſich ein ausſchließliches Recht Geſetze zu geben vorbehält, ruft ſelbſt die Gefahr herbei, der ſie durch ein unrichtiges Mittel hat vorbeugen wollen. Iſt der Streit einmal angefangen und ſiegt die Volks-Repräſentation, dann exiſtirt keine Monarchie mehr, die Volksverſammlung wird die herrſchende ſein, und ſich zuletzt ſelbſt in Anarchie auflöſen; unterliegt die Volksverſammlung, dann zieht ſie leicht die Freiheit mit in ihren Fall; denn zuweilen findet man Fürſten, die eine jede Gelegenheit ihre Gewalt zu erweitern benutzen.

Dieſes Dilemma, welches, wie die Erfahrung der Geſchichte und der neueren Zeiten lehrt, in ſolchen Fällen unleugbar entſteht, iſt zu gefährlich, als daß eine kluge und aufgeklärte Nation ſich fortdaurend den unglücklichen Folgen deſſelben ſollte ausſetzen wollen. Das Vertrauen des Königs zur Aufklärung des Norwegiſchen Volks berechtigt ihn zu glauben, daß es die Gefahr einſieht, welche dem Bürgervereine droht, wenn es ſich nicht beſtrebt dieſen Theil des Grundgeſetzes zu berichtigen.

Mit Vertrauen wird Höchſtderſelbe ſtets in ſchwierigen und zweifelhaften Fällen an das Urtheil des Volks appelliren.

Das Recht die National-Verſammlungen aufzulöſen, kommt in Frankreich und England der executiven Gewalt zu, und dieſes iſt nothwendig, wo nicht außerordentliche Zuſammenberufungen die Repräſentanten-Wahlen, welche für eine gewiſſe Anzahl Jahre Statt finden, vernichten können, mag ſich dieſes nun auf Geſetz oder Gewohnheit gründen.

Die Einwendungen, welche gegen dieſes, in jeder Rückſicht conſtitutionelle Recht, ſich erhoben haben, ſind aus einer unzeitigen Furcht vor Worten, und nicht durch eine überlegte Unterſuchung der Sache ſelber entſtanden; denn dieſe Waffe, welche in der Hand des Fürſten nur zur Vertheidigung gebraucht werden ſoll, kann, wenn er ſie mißbrauchen will, ſehr leicht gegen den angewandt werden, zu deſſen Vertheidigung ſie urſprünglich beſtimmt iſt; ſie vermag dahingegen Uebereilungen wieder gut zu machen, nicht allein ſolche, die von den Volks-Repräſentanten, ſondern auch ſolche, die von der Regierung ausgehen; und es iſt dann die Nation an welche appellirt wird, die dann in der letzten Inſtanz richtet, indem ſie die vorhergehende Wahl entweder erneuert oder vernichtet.

Das Recht die öffentlichen Beamten, die Richter ausgenommen, zu verabſchieden, kommt in Frankreich und England der executiven Gewalt zu, und muß ihr zukommen, wenn die öffentlichen Angelegenheiten einen ſchnellen und ſtetigen Fortgang haben ſollen.

Die Agenten der Gewalt müſſen im Geiſte der Regierung handeln, aus dem einfachen Grunde, weil die Regierung mit ihnen vereinigt wirken ſoll, und weil die Verantwortlichkeit der vornehmſten Beamten, in der Wirklichkeit von geringem oder gar keinem Nutzen iſt, überall, wo Untergeordnete durch ihr wirkliches, wenn gleich verſtecktes Widerſtreben, und durch ihren geringen Eifer in der Ausführung, den Veranſtaltungen der erſtern entgegen zu arbeiten im Stande ſind.

Das Recht, die Schuldigen durch die Richterſtühle zur Verantwortung zu ziehen, hilft dieſem Mangel nicht ab. Es zeigen ſich in der Führung eines Amtes mancherlei Arten von Vergehungen und von Mitteln dem Befolgen gegebener Befehle zu entgehen, die von den Richterſtühlen nicht richtig beurtheilt werden können, wogegen ſie von einem aufgeklärten und gewiſſenhaften Könige, umgeben von einem Rathe, der verantwortlich iſt und auf welchem dieſe Verantwortlichkeit auf eine gerechte und für das Öffentliche nützliche Weiſe ruhen wird, richtig beurtheilt und geahndet werden können, wenn die Regierung im Beſitze einer Autorität iſt, welche die Untergeordneten zur genauen und gewiſſenhaften Ausführung ihrer Befehle nöthigt.

Indem nun Se. Majeſtät von dieſen allgemeinen Grundſätzen zur Betrachtung der Norwegiſchen Conſtitution übergehen, finden Sie, daß gewiſſe ſpecielle Beſtimmungen nothwendig ſind, um den Hauptgrundſatz, alle Gelegenheit zur Intrigue und allen Zeitverluſt zu entfernen, mit dem Wohl des Volks und den Foderungen der Staatsöconomie, in Harmonie zu bringen.

Solche Beſtimmungen ſind:

Das Recht des Königs, Präſidenten des Storthings und der beiden Abtheilungen deſſelben zu ernennen.

Ernennung von Secretairen aus Männern außer dem Storthing.

Eine genauere beſtimmte Anordnung für den Gang der Verrichtungen, indem dadurch die Sachen claſſificirt werden, mit welchen ſich der Storthing vorzüglich beſchäftigen ſoll, Weitläuftigkeit entfernt wird, und Sachen, welche oft die wichtigſten ſind, nicht bis zum Schluſſe des Storthinges ausgeſetzt werden.

Aus den angeführten Gründen ſchlägt Se. Majeſtät dem Storthinge folgende Abfaſſung einiger Paragraphen des Grundgeſetzes, vor, welche auf die von Sr. Majeſtät angedeutete Weiſe verändert werden müſſen.

Se. Majeſtät hoffen, daß, durch die Annahme dieſer Vorſchläge, die Volksfreiheit eine Garantie finden werde, die ſie in dieſem Augenblick nicht beſitzt, obgleich ſie ſie in einem größern Maße zu beſitzen ſcheint.

Se. Majeſtät verbergen ſich es nicht, daß Höchſtdieſelben Etwas, den wahren Grundſätzen einer gemiſchten Regierungsform Widerſtreitendes darin finden, daß die Norwegiſche Volks-Repräſentation aus zwei, ihrer Organiſation nach, und, was für das endliche Reſultat der geſetzgebenden Autorität um ſo ſchlimmer iſt, gleichartigen Abtheilungen, beſteht. Se. Majeſtät wollen aber für dieſen Augenblick ſich damit begnügen, die Aufmerkſamkeit auf dasjenige hinzuleiten, was Höchſtdeſſen Ueberzeugung nach, dem ruhigen Genuſſe der Rechte, die der König der Norwegiſchen Nation zugeſtanden und deren Erhaltung und Dauer ihm mehr als irgend Einem wichtig iſt, am meiſten Gefahr bringen könnte.

§. 15.

Bei dem Könige verbleiben ſtets, während ſeines Aufenthalts in Schweden, der Norwegiſche Staatsminiſter und zwei Staatsräthe, welche Letztere, nach der Beſtimmung des Königs, wechſeln ſollen, doch ſo, daß kein Staatsrath länger als drei Jahre nach einander verbleibt.

Sie haben dieſelben Pflichten u. ſ. w.

§. 22.

Alle königliche Beamte, die Richter ausgenommen, können ohne vorhergehendes Urtheil vom König verabſchiedet werden, nachdem er darüber das Gutachten der Norwegiſchen Regierung gehört hat.

In wie ferne den ſo verabſchiedeten Beamten eine

Penſion zugeſtanden werden kann, wird durch den nächſten Storthing ausgemacht. Indeſſen genießen ſie zwei Drittheile ihres vorigen Gehalts.

Richter können vom Könige nur ſuspendirt werden und ſollen dann ſogleich durch die Richterſtühle zur Verantwortung gezogen werden, dürfen aber nicht ohne Urtheil abgeſetzt, eben ſo wenig wider ihren Willen verſetzt werden.

§. 68.

Der Storthing wird für gewöhnlich am erſten Wochentag im Juni-Monath jedes dritten Jahres, in der Hauptſtadt oder in einer andern der Städte des Reichs, eröffnet.

§. 71.

Die Mitglieder des Storthinges fungiren, als ſolche, in drei nach einander folgenden Jahren, ſowol bei einem außerordentlichen, als bei dem ordentlichen Storthing, wenn nicht der König, vor dem Verlauf dieſer Zeit, für gut findet den Storthing aufzulöſen, damit man zu einer neuen Wahl ſchreiten könne.

Eine ſolche Auflöſung darf indeſſen nicht in den erſten drei Monathen, nachdem der ordentliche Storthing verſammelt iſt, Statt finden.

§. 74.

Sobald ſich der Storthing conſtituirt hat, eröffnet der König oder derjenige, den er damit beauftragen wird, die Verhandlungen deſſelben mit einer Rede, in welcher er ihn von dem Zuſtande des Reichs und von denjenigen Gegenſtänden, auf welche er beſonders die Aufmerkſamkeit des Storthinges hinzuleiten wünſcht, unterrichtet.

Keine Deliberation darf in Gegenwart des Königs Statt finden.

Der Storthing erwählt den vierten Theil ſeiner Mitgliedern, welche den Lagthing ausmachen; die übrigen Drei Viertheile bilden den Odelsthing. Ein jeder Thing hält ſeine Verſammlungen getrennt von dem andern.

Der König erwählt, für die Zeit, während welcher ein Storthing verſammelt iſt, Storthings-, Lagthings- und Odelsthings-Präſidenten aus den Mitgliedern eines jeden Thinges. Dieſe Präſidenten verlieren ihr Stimmrecht im Thinge während der Seſſion, weswegen ihre Suppleanten zum Storthinge einberufen werden ſollen.

Der König beſtimmt auch, wer in einem jeden Thinge, in Abweſenheit des Präſidenten, als Vice-Präſident fungiren ſoll, welcher dann, für die Zeit, während er als Präſident fungirt, ſein Stimmrecht verliert.

Ein jeder Storthing ernennt zu ſeinem Secretair einen Mann, der nicht Mitglied des Thinges iſt.

§. 75. litr. a.

Anſtatt den 1. Juli: „31. December.“

§. 79.

Wird ganz aufgehoben.

§. 81.

Die Worte „die im §. 79. ausgenommen“ werden ausgelaſſen.

§. 82.

Der Punkt (c) wird ausgelöſcht.

§. 92.

Der Punkt (c) „oder die naturaliſirt werden.“

Ein neuer Paragraph wird zwiſchen den §. 84. und 85. eingeſchaltet:

Der Storthing ſoll, vor allen übrigen, ſich mit folgenden Sachen beſchäftigen: mit den vom Könige ihm vorgelegten; mit denjenigen, welche conſtitutionsmäßig vom letzten Storthing dieſem zur Entſcheidung übertragen worden; mit demjenigen, welches abzuhandeln der Storthing nach §. 75. des Grundgeſetzes verpflichtet iſt; endlich mit ſolchen Sachen, die mit den hier genannten in unmittelbarer Verbindung ſtehen.

Ein außerordentlicher Storthing darf nur ſolche Sachen verhandeln, die von dem **König** ihm vorgelegt ſind.

2) Gnädigſte Propoſition Sr. Majeſtät an den Storthing, betreffend die Stiftung eines neuen erblichen Adels.

Unter jedem Volke gibt es einige durch Tugend und große Fähigkeiten ausgezeichnete Perſonen. Dieſe haben ſich ſelbſt gleichſam geadelt. Die allgemeine Meinung trägt leicht die Eigenſchaften der Väter auf die Kinder und Nachkommen über: dies iſt die urſprüngliche Veranlaſſung, welche nach und nach den erblichen Adel hervorgebracht hat. Auch in den Ländern, in welchen, durch die Geſetze, dieſe Vorrechte nicht beſtimmt ſind, waren die Menſchen ſtets geneigt, Diejenigen zu ehren, bei welchen ſie glaubten, die Tugenden ihrer Voreltern wiederzufinden, oder deren Namen bei ihnen die Erinnerungen ausgezeichneter Verdienſte um das Vaterland erneuerten. Die Kinder der Helden bildeten den erſten Adel, bei anderen Völkern der Vorzeit wie bei unſeren Nordiſchen Voreltern. Sich auf eine ſo allgemein anerkannte Meinung ſtützend, hat man, faſt in allen Ländern, einen Adelſtand errichtet, deſſen erſte Grundlage von der Natur ſelbſt herzurühren ſcheint. Durch dieſe Einrichtung ſollte aber noch eine zweite Abſicht erreicht werden. Man wollte die Verdienſte belohnen, und fühlte, daß es das ſicherſte Mittel ſein würde, ſie durch eine Auszeichnung zu ehren, welche, bis auf die ſpäteſten Geſchlechter, die Erinnerung der großen Thaten der Voreltern fortpflanzen und den Keim der Tugenden der Stammväter bei den Nachkommen erhalten könnte. Man wollte zugleich eine Bürgerklaſſe bilden, welche, durch die ſtärkſten Bande an das Vaterland gebunden, der vorzüglichſte Schutz deſſelben im Kriege, und im Frieden der ſchirmende Baum ſein ſollte, unter deſſen Schatten die übrigen Klaſſen ſicher ruhen könnten. Muth und Tapferkeit bei den Befehlhabern des Heers, Weisheit und Rechtsſinn bei den Geſetzgebern, Obrigkeitsperſonen und Richtern, waren die Eigenſchaften, welche den Nachkommen ſolcher Männer, die ihren Namen verherrlicht hatten, Vorzüge verſchafften, die man durch eine ſorgfältige Erziehung zu befeſtigen ſtrebte. Man fühlte die Nothwendigkeit, dem Adel Vorrechte und Vortheile zu beizulegen, damit er in den Stand geſetzt werde, mit imponirender Würde zu leben. Daher erhielt er Freiheiten, die er fortdaurend genoß. Der Adel, welcher immer geachtet und angeſehen war, ward endlich Gegenſtand des Neides und der Eiferſucht.

In Norwegen iſt dieſe privilegirte Klaſſe faſt ausgeſtorben. Seit Jahrhunderten fand der Adel keine Gelegenheit ſich auf der Bahn der Helden, der Geſetzgeber, der Staatsmänner auszuzeichnen. Auch iſt er weder reich, noch mächtig genug, um irgend einen Einfluß zum Nachtheil der übrigen Klaſſen auszuüben. Außerdem iſt ein Grundeigenthum von großer Ausdehnung, oder mit bedeutenden Privilegien verſehen, dem Adel ausſchließlich zugehörig, ſehr ſelten. Die reichen Kaufleute und ihre Nachkommen beſitzen wenigſtens eben ſo viel. Auch hat der Adel in dieſer Rückſicht kein ausſchließliches Recht.

Dieſe Betrachtungen waren es vorzüglich, die Se. Majeſtät bewogen haben, den Wünſchen des Storthings nachzugeben, und ſeine wiederholten Beſchlüſſe zur Aufhebung der noch exiſtirenden Feudalrechte zu ſanctioniren, nachdem der Storthing den Grundſatz einer billigen Schadloshaltung, welche dem Norwegiſchen Adel den Verluſt der ſchwachen Reſte ſeiner Vorrechte erſetzen ſoll, anerkannt hat. Aber indem Se. Majeſtät ſich auf dieſe Weiſe den Wünſchen der National-Verſammlung gefügt, haben Höchſtdieſelben doch damit auf keine Weiſe die Grundſätze, auf welche der Adel urſprünglich gebauet wurde, aufgeben wollen, ſo wie Se. Majeſtät weit entfernt ſind, dem Gebrauch der Rechte, die Höchſtderſelben durch §. 23. des Grundgeſetzes zugeſichert ſind, zu entſagen.

Nach den Beſtimmungen dieſes Paragraphen, werden Se. Majeſtät in der Zwiſchenzeit, die verfließen dürfte, bis der Storthing auf eine conſtitutionsmäßige Weiſe einen Beſchluß, betreffend die Einführung eines neuen erblichen Adels, faſſen könne, die ſchädlichen Wirkungen des iſolirten Zuſtandes, in welchem ſich Norwegen jetzt, durch die ſchon gebrauchten Maßregeln, befindet, zu entgehen ſuchen, ohne von den anerkannten Grundſätzen oder dem, ſeit der Einführung der Conſtitution anerkannten Gebrauche abzuweichen.

Es iſt für einen jeden Staat wichtig, mit den geſelligen Einrichtungen der benachbarten Staaten zu harmoniren. Es iſt noch wichtiger, daß ein Staat ſich nicht in Oppoſtion ſetzt gegen ſeine Nachbarn, wenn Sorge für die öffentliche Freiheit oder für die Rechte der Bürger, ſie nicht mit unumgänglicher Nothwendigkeit fordert. Se. Majeſtät hoffen hierdurch, wenigſtens zum Theil, den allgemein angenommenen Grundſätzen ein Genüge zu leiſten, obgleich Höchſtdieſelben ſich nicht verbergen können, wie lange es noch währen kann, ehe die Dauer und Feſtigkeit, welche in einem jeden wohl organiſirten monarchiſchen und conſtitutionellen Staate dem Fürſten wie den Geſetzgebern im höchſten Grade wichtig erſcheinen muß, Wurzel zu faſſen vermag.

Se. Majeſtät beſchränken ſich daher darauf, dem gegenwärtigen Storthinge die Errichtung eines neuen erblichen Adels vorzuſchlagen. Se. Majeſtät haben, indem ſie dieſen Vorſchlag machen, keinen andern Zweck, als durch eine neue Art der Belohnung die Funken von Talenten und ausgezeichneten Eigenſchaften, welche ſonſt vielleicht durch Mißmuth oder weniger edlen Eigennutz unterdrückt werden könnten, hervorzurufen und zu nähren.

Sich auf die angeführten Beweggründe berufend, ſchlagen Se. Majeſtät, auf die durch §. 112. vorgeſchriebene Weiſe, vor, den Schluß des §. 23. ſo zu verändern:

„Der König kann verdienten Staatsbürgern, adliche,
„freiherrliche und gräfliche Würden, mit dazu gehörigen
„Namen, ertheilen, ſo wie ein ausſchließliches Recht
„Schild und Wappen zu führen. Die Würden und Rechte
„ſollen nach dem Tode Deſſen, der geadelt oder zu einer
„Würde erhoben worden iſt, auf den Aelteſten ſeiner
„männlichen Nachkommen in grader Linie übergehen, und
„nachdem dieſe Linie ausgeſtorben iſt, auf den dem Chef
„der Familie am nächſten verwandten männlichen Deſcen-
„denten und ſo weiter."

3) Sr. Majeſtät gnädigſte Propoſition an den Storthing des Norwegiſchen Reichs, betreffend eine Veränderung der Organiſation des Reichs-Gerichts.

Nach der Organiſation des Reichs-Gerichts durch §. 86. des Grundgeſetzes, ſollen die Perſonen, welche durch dieſes Gericht in Anſpruch genommen werden können, zum Theil von ſolchen gerichtet werden, die mit ihnen in collegialiſchen Verbindungen leben, während Andere, unter gleichen Umſtänden, Richter erhalten, die mit ihnen in keinem ähnlichen Verhältniſſe ſtehen.

Auch iſt in gedachtem §. nicht hinreichend dafür geſorgt, daß Diejenigen, welche in ſo wichtigen Angelegenheiten die verantwortungsvolle Function der Richter übernehmen ſollen, ſo weit es möglich iſt mit den hierzu erfoderlichen Kenntniſſen verſehen ſeien.

Se. Majeſtät halten es daher für wichtig, dieſem Gericht eine ſolche Einrichtung zu geben, die jeden in Anſpruch Genommenen gegen allen Anſchein von Willkührlichkeit ſichere, und welche die größtmögliche Wahrſcheinlichkeit enthalte, daß die Mitglieder des Gerichts die Kenntniſſe und eine ſolche Geſinnung beſitzen, wie beide zur Beſchützung der bürgerlichen Freiheit erfodert werden.

Aus dieſen Gründen ſchlagen Se. Majeſtät gnädigſt vor: daß §. 86. und 87. grundgeſetzmäßig, folgendermaßen verändert werde:

§. 86.

Wird durch den König irgend ein Mitglied des Staatsraths oder des höchſten Gerichts, oder wird durch den Odelsthing irgend ein Mitglied des Staatsraths, des höchſten Gerichts oder des Storthings, Verbrechen wegen, die es begangen haben mag, angeklagt, dann ſollen ſie, in erſter und letzter Inſtanz, gerichtet werden durch ein Reichsgericht. Dieſes Gericht ſoll im Allgemeinen beſtehen aus:

a) dem Juſtitiarius und den zwei älteſten Aſſeſſoren des höchſten Gerichts;

b) aus dem Stiftamtmanne von Aggerhuusſtift;

c) aus dem Biſchofe deſſelben Stifts;

d) aus dem Generalauditeur;

e) aus dem Juſtitiarius in Aggerhuusſtifts-Obergericht;

f) aus den zwei älteſten juriſtiſchen Profeſſoren bei der Univerſität;

g) aus 9 Männern die der Lagthing, ſobald er ſich conſtituirt hat, aus ſeiner Mitte erwählt.

Wird irgend ein Mitglied des höchſten Gerichts vor dem Reichsgericht angeklagt, dann treten der Chef des Juſtiz-Departements und die zwei älteſten in Chriſtiania lebenden Staatsräthe an die Stelle der drei Mitglieder des höchſten Gerichts.

Der Angeklagte kann, ohne irgend einen Grund anzugeben, bis auf ein Drittel der Mitglieder des Reichsgerichts verwerfen, doch ſo, daß das Gericht aus nicht weniger als zwölf Perſonen beſtehe.

Der Juſtitiarius des höchſten Gerichts (oder der Chef des Juſtiz-Departements) führt den Vorſitz in dem Gerichte, und kann nicht ohne geſetzliche Gründe verworfen werden.

Wird irgend einer der unter litt. a. bis f. incluſive genannten Beamten, durch geſetzliche Hinderniſſe abgehalten, dem Reichsgerichte beizuwohnen, ſo erhält Derjenige, welcher an ſeiner Stelle das Amt verwaltet, Zutritt zum Gerichte. Findet für irgend einen der Mitglieder des Lagthinges ein ſolches geſetzlich gültiges Hinderniß Statt, dann muß der hierzu gewählte Suppleant dem Gericht beiwohnen.

§. 87.

Wird der Storthing geſchloſſen oder aufgehoben, nachdem der König oder der Odelsthing Jemanden vor dem Reichsgericht angeklagt hat, ſo ſoll das Gericht dennoch formirt und die Sache behandelt werden, bis er gerichtet iſt.

An den Storthing des Königreiches Norwegen.

Unterzeichnetes von dem Wahlcomité, in Uebereinſtimmung mit §. 1. des Reglements für die innere Polizey des Storthinges, ernanntes Comité gibt ſich die Ehre, dem verſammelten Storthing des Norwegiſchen Reichs ſeine Bedenken und ſeine Vorſtellungen, veranlaßt durch die auf dem dritten ordentlichen Storthing, theils von Sr. Majeſtät, theils von Seiten verſchiedener Repräſentanten vorgebrachten, und darnach, in Uebereinſtimmung des §. 112. des Grundgeſetzes, durch den Druck bekannt gemachten Vorſchläge zu Veränderungen des Norwegiſchen Grundgeſetzes, oder Zuſätzen zu demſelben, ehrerbietigſt vorzulegen. Die gedruckte Bekanntmachung hat das Comité beigefügt, nachdem es über die Uebereinſtimmung derſelben mit den Originalen die nöthige Unterſuchung angeſtellt hat.

Betreffend die Art und Weiſe, wie die genannten Vorſchläge von dem dritten ordentlichen Storthinge, dem gegenwärtigen überkommen ſind, findet es das Comité, als außerhalb ſeiner Befugniß liegend, außerdem als überflüßig, irgend eine Bemerkung beizufügen.

Indem das Comité die vollbrachte Arbeit der Prüfung des Storthinges unterwirft, fühlt es, mehr als jemals, wie wenig ſein Vermögen mit ſeinem Wunſch, dem ihm übergebenen höchſt wichtigen Auftrag auf eine genügende Weiſe zu entſprechen, übereinſtimmt. Nicht allein die vorzügliche Wichtigkeit der Sache ſelbſt, auch der Umſtand, daß dieſe Vorſchläge, in einer langen Reihe von gedruckten, dem Publico bekannt gewordenen Aufſätzen, ſeit geraumer Zeit ein Gegenſtand der Erwägung geworden, vermehrte die Aengſtlichkeit des Comité, wenn es die zweckmäßigſte zu wählende Form ſeiner Vorſtellungen erwog. Einerſeits erfodert es die Pflicht des Comité, alle die Gründe, welche bei der endlichen Entſcheidung der Sache in weſentliche Betrachtung kommen konnten, zu entwickeln; andererſeits mußte das Comité vorausſetzen, daß die ſämmtlichen Mitglieder des Storthinges ſchon ſo viele Gelegenheit gefunden hätten, ſich mit den Fragen bekannt zu machen, deren Beantwortung jetzt ein Gegenſtand der Erwägung des Storthinges werden ſoll, daß das Comité faſt befürchten müßte die Aufmerkſamkeit der geehrten Mitglieder des Storthinges zu mißbrauchen, wenn es, ohne Rückſicht auf die Unterſuchungen und Erwägungen, welche von dieſen gewiß ſchon größtentheils angeſtellt ſind, ſeinen Bedenken in einer jeden einzelnen Sache einen Umfang gäbe, der aus den erwähnten Urſachen weniger nothwendig ſcheinen möchte. Das Comité würde ſich glücklich ſchätzen, wenn der Storthing finden ſollte, daß es in dieſer Rückſicht den rechten Mittelweg getroffen hätte.

Obgleich die, unter einzelnen Nummern und Ueberſchriften in der gedruckten Bekanntmachung, angeführten Vorſchläge, jeder für ſich, ein einzelnes Ganze ausmachen, ſo daß eines ſehr wol abgeſondert von den übrigen, beurtheilt werden könnte, ſo hat das Comité es dennoch am zweckmäßigſten befunden, das Gutachten über einzelne Vorſchläge zurückzuhalten, bis alle unterſucht und Gutachten über ſie verfaßt wären. Auf dieſe Weiſe konnten, wie jetzt geſchehen iſt, alle zugleich dem Storthing vorgelegt, und dieſer hoffentlich deſto leichter in den Stand geſetzt werden, das Ganze und die mögliche Verbindung einzelner Vorſchläge mit den übrigen zu überſchauen.

Bevor das Comité zur Darſtellung der ſpeziellen Gutachten ſchreitet, erlaubt es ſich, einige wenige Anmerkungen vorauszuſchicken. Sie ſind beſtimmt den Storthinge über die Hauptgrundſätze, Vorausſetzungen und Geſichtspunkte, von welchem das Comité bei der Bearbeitung eines jeden Gutachtens ausgehen zu müſſen glaubte, und auf welche ſie ſämmtlich, wie auf eine allgemeine und gemeinſchaftliche Grundlage gebauet ſind, aufzuklären. Dieſe ſind nehmlich:

1) Die Abſicht der, in dem Grundgeſetze §. 112., vorgeſchriebenen Form der Behandlung der Vorſchläge, zu Veränderungen in den Grundgeſetzen, iſt, ohne allen Zweifel, daß der Inhalt der Vorſchläge in dem Zeitraum zwiſchen zwei ordentlichen Storthingen, der ganzen Nation hinlänglich bekannt und einer allgemeinen Erwägung unterworfen werden möchte, bevor über ſie endlich entſchieden würde. Wollte man nun, wenn einzelne Theile eines ſo vorgelegten und zur Entſcheidung vorgenommenen Vorſchlages Beifall finden, während andere ge-

mißbilligt würden, den Vorſchlag dieſen Theilen nach annehmen, die übrigen Theile verwerfen, ſo würde man ohne allen Zweifel der eben erwähnten Abſicht gradezu zuwider handeln. Das Comité hat ſich daher verpflichtet gefühlt, wo es fand, daß der Vorſchlag in der Form, in welcher er vorgelegt iſt, nicht angenommen werden konnte, den Storthing zu vermögen, ihm nicht beizuſtimmen, wenn auch einzelne Abtheilungen, an und für ſich betrachtet, Beifall verdienen möchten. Das Comité hofft, daß der Storthing dieſe Grundſätze übereinſtimmend mit der Natur der Sache und mit dem Buchſtaben und dem Geiſt des Grundgeſetzes finden wird.

2) Der §. 112. des Grundgeſetzes nennt, als Bedingung für eine Veränderung deſſelben, daß die Erfahrung ihre Nothwendigkeit nachgewieſen haben muß. Jedesmal wenn man ſich auf dieſe Bedingung berief, waren die Meinungen, wenn die Rede war von der rechten Bedeutung dieſes Ausdrucks, abweichend. Während nehmlich Einige ſich den Begriff deſſelben ſo eingeſchränkt dachten, als ſollte in dieſer Stelle nur von einer ſolchen Erfahrung die Rede ſein, wie ſie etwa durch wirkliche Ereigniſſe, welche die Unanwendbarkeit oder Schädlichkeit dieſer oder jener Beſtimmung nachwieſe, gewonnen wird — meinen Andere, daß unter dem Begriffe von Erfahrung, welcher in der genannten Geſetzſtelle vorkommt, auch die vollſtändigere Entwickelung von Ideen und Vorſtellungen über das dem Geſammtvereine Nützliche, wie ſie im Verlauf der Zeiten ſich durch das Streben des menſchlichen Geiſtes nach Vervollkommnung bilden, verſtanden werden müſſe. Wollte man die erſtgenannte Auslegung annehmen, ſo würde man, nach der Meinung des Comité, leicht mit der Abſicht des Grundgeſetzes,

in wie fern dieſes die Sicherſtellung des Staatsvereins bezweckt, in Widerſpruch gerathen. Denn wollte man Verbeſſerungen ausſetzen, bis die Ereigniſſe vielleicht zum Schaden des Staats ihre Nothwendigkeit nachwieſen, ſo würde oft die vorzunehmende Verbeſſerung unmöglich ſein, und die Veränderung zu ſpät kommen. Das Comité hat daher geglaubt, in ſeiner Arbeit ſich nicht auf die erſtgenannte Auslegung beſchränken zu dürfen, vielmehr ſich verpflichtet gefühlt, ſich nach der letztangeführten richten zu müſſen, ohne doch, wie man hofft, bloßen Hypotheſen gehuldigt, oder ſich in das leere Gebiet der Speculation verloren zu haben.

3) Das Comité hat nicht gewagt, Veränderungen im Grundgeſetze ohne beſonders überwiegende Gründe, welche die Nothwendigkeit oder den Nutzen derſelben nachwieſen, anrathen zu dürfen. Denn die Bedingung der Ehrwürdigkeit des Grundgeſetzes, der unzerſtörbaren Aufrechthaltung der Anhänglichkeit und Hingebung des Volks für die Conſtitution — die Quelle eines Gemeingeiſtes, wie man ihn allgemein unter uns ausgebreitet wünſchen muß — liegt größtentheils in der Feſtigkeit und Unerſchütterlichkeit der Beſtimmungen, welche im Grundgeſetze enthalten ſind. Die Nation fühlte ſich, unter der weiſen Leitung Sr. Majeſtät, bis jetzt durch die Verfaſſung glücklich. Jemehr die Liebe des Volks gegen dieſe, durch die Unveränderlichkeit des Grundgeſetzes wächſt, je mehr die Grundfeſte des Staatsſyſtems dadurch ſicher geſtellt wird, deſto leichter wird es im Verlaufe der Zeiten werden, ohne die Zuſammenſetzung des Gebäudes im Ganzen zu ſchwächen, diejenigen Veränderungen der einzelnen Theile vorzunehmen, welche ſich durch die Erfahrung als nützlich zeigen möchten.

Nachdem das Comité dieſe Bemerkungen vorausgeſchickt, ſchreitet es jetzt zur ehrerbietigſten Darſtellung ſeiner Begutachtungen, wie ſie einen jeden einzelnen Vorſchlag insbeſondere betreffen, und hat es am angemeſſenſten gefunden die Ordnung zu befolgen, in welcher die Vorſchläge in der gedruckten Bekanntmachung auf einander folgen.

I. Gutachten, veranlaßt durch die königl. Propoſition vom 2. Auguſt 1821., betreffend die Veränderung in den §§. 15. und 22. des Grundgeſetzes.

§. 15.

Folgende Beſtimmung iſt in dem genannten §. des Grundgeſetzes enthalten:

„Beim Könige verbleibt, während ſeines Aufenthalts in Schweden, der Norwegiſche Staatsminiſter und zwei Staatsräthe, welche Letztere jährlich wechſeln."

An die Stelle dieſes Theils des genannten §. haben Se. Majeſtät dem Storthinge die Annahme des Folgenden vorgeſchlagen:

„Bei dem Könige verbleiben ſtets, während ſeines Aufenthalts in Schweden, der Norwegiſche Staatsminiſter und zwei Staatsräthe, welche Letztere, nach der Beſtimmung des Königs, wechſeln ſollen, doch ſo, daß kein Staatsrath länger als drei Jahre nach einander verbleibt."

Es kann, nach der Meinung des Comité, angenommen werden, daß der Grund der Beſtimmung des §. 15. des Grundgeſetzes: daß die bei Sr. Majeſtät, während Ihres Aufenthalts in Schweden, ſich aufhaltenden Staatsräthe jährlich wechſeln ſollen, vorzüglich durch eine Betrachtung, veranlaßt durch die Reſidenz des Königs außerhalb Norwegens, hervorgerufen iſt; durch dieſe nehmlich: daß ein Staatsrath, indem er ſich länger als ein Jahr außerhalb eines Reiches aufhält, in deſſen Angelegenheiten es vorzüglich ſein wichtiger Beruf iſt, dem Könige Rath zu ertheilen, weniger geſchickt wird ſeinen ausgezeichneten Auftrag zu erfüllen. Denn dieſer ſcheint eine fortdaurende Erhaltung der vollſtändigen Kenntniß des Zuſtandes und der Stellung Norwegens, der daſelbſt herrſchenden öffentlichen Meinung und der Wünſche des Volks vorauszuſetzen; eine Kenntniß, welche ein Staatsrath, der lange außerhalb ſeines Vaterlandes lebt, ſich ſchwieriger als derjenige, der neulich und ordentlicher Weiſe als Mitglied der Norwegiſchen Regierung, im Lande ſelbſt Gelegenheit fand, ſich den nöthigen Unterricht von den genannten Verhältniſſen zu verſchaffen, zu jeder Zeit zu erwerben oder zu erhalten vermag. Inſofern angenommen werden muß, daß die Mitglieder des Staatsraths von Sr. Majeſtät mit beſonderer Rückſicht auf die bei einem Jeden vorausgeſetzte Sachkenntniß erwählt werden, und inſofern vermuthet werden kann, daß die Regierungs-Geſchäfte des Reichs, dieſem nach, und in Uebereinſtimmung mit den §§. 12. und 13. des Grundgeſetzes, von Sr. Majeſtät, mit Rückſicht auf die verſchiedenen Fähigkeiten und auf die geſammelten Erfahrungen in den einzelnen Zweigen der Verwaltung, unter die Mitglieder der Regierung vertheilt worden ſind, würde die Abweſenheit eines Departements-Chefs von dem ihm angewieſenen Departement, auf längere Zeit als ein Jahr, leicht eine Unterbrechung, in dem ruhigen und ſtetigen Gange der Geſchäfte oder Sachen, welche durch den gnädigſten Vorſchlag zu befördern, ohnzweifelbar die Abſicht Sr. Majeſtät geweſen iſt, veranlaſſen können.

Die Natur der bei der Abtheilung des Staatsraths in Stockholm vorfallenden Geſchäfte, ſcheint dagegen keine beſondere Uebung oder Fertigkeit, deren Erwerbung einen längern Aufenthalt daſelbſt, mit Rückſicht auf die Einheit in der Ausführung derſelben, nützlich oder wünſchenswerth machen könnte, zu erfodern. Um deſtoweniger, da der ununterbrochene Aufenthalt des Norwegiſchen Staatsminiſters daſelbſt, eine Bürgſchaft leiſtet, daß das Nothwendige, in genannter Rückſicht, wahrgenommen werden kann. Auch ſind bei weitem die meiſten Sachen, welche dort verhandelt werden, durch die Norwegiſche Regierung vorbereitet. Der beim Staatsrath in Stockholm fungirende Staatsrath, befindet ſich daher, was die Form der Geſchäfte betrifft, in keinem neuen Wirkungskreiſe, der eine langwierige Uebung nöthig machen könnte. Was aber den Gegenſtand der Sachen und die Gelegenheit betrifft, ſich diejenige Kenntniß zu erwerben und zu erhalten, die, um einen zweckmäßigen Rath in Rückſicht ihrer zu ertheilen, vorausgeſetzt werden muß, ſo berufen wir uns auf das oben Angeführte.

Nach der Meinung des Comité, und mit Rückſicht auf denjenigen Theil des Vorſchlages, der darauf gerichtet iſt, daß die Staatsräthe, nach Sr. Majeſtät Beſtimmung, ſollen wechſeln können, muß es freilich als richtig und paſſend betrachtet werden, daß das Grundgeſetz Se. Majeſtät nicht in die Nothwendigkeit ſetze, einen Staatsrath länger um Ihre Perſon zu behalten, als Höchſtdieſelben es nothwendig finden möchte; aber urtheilen wir richtig, ſo iſt hinlänglich für die Erfüllung dieſer Forderung durch diejenigen Beſtimmungen, die ſchon in dem hier behandelten §. 15. des Grundgeſetzes enthalten ſind, geſorgt.

Wie nun ſchon durch die im Grundgeſetze enthaltenen Beſtimmungen, mit Rückſicht auf die Natur der Geſchäfte und die Macht das Nothwendige zu beſtimmen, welche zum allgemeinen Beſten Sr. Majeſtät überlaſſen bleiben muß, auf eine für das öffentliche Wohl zweckmäßige Weiſe geſorgt zu ſein ſcheint: ſo zeigt ſich, nach der Meinung des Comité, noch ein, wenn gleich nicht ſo wichtiger Geſichtspunkt, aus welchem die hier verhandelte Veränderung als weniger nützlich betrachtet werden kann. Das mit großer Verantwortung verknüpfte Amt eines Staatsraths zu übernehmen, iſt ſchon durch andere Umſtände ſo bedenklich, daß die Fürſorge für das Wohl des Staats es wünſchenswerth macht, daß die Beſchwerden des Amts, ſo viel als möglich, eher vermindert als vermehrt werden. Es kann wohl als eine nicht geringe Ungelegenheit bei dieſem Amte betrachtet werden, wenn der Staatsrath eine, zum Theil unbeſtimmte Zeit, außerhalb ſeines Vaterlandes zubringen ſoll, wo er vielleicht genöthigt wird, getrennt von ſeiner Familie zu leben und die Aufſicht über mehr oder weniger bedeutende Beſitzthümer zu verſäumen, und zugleich, ungewiß, wie lange ſeine Abweſenheit dauern wird, außer Stand geſetzt wird ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten hinlänglich zu ordnen. Dieſe Ungelegenheit würde, ſo weit wir einſehen, in den meiſten Fällen, als bedeutend vermehrt betrachtet werden, wenn der Vorſchlag zur Veränderung des §. 15. des Grundgeſetzes angenommen würde. Denn einerſeits würde aus dieſer Veränderung folgen, daß der Aufenthalt in Schweden bis auf drei Jahr ausgedehnt werden könnte, während der Staatsrath doch zugleich keine ſichere Rechnung auf einen ſo langen Aufenthalt daſelbſt machen kann. Er kann alſo auch nicht darnach ſeine Privat-Angelegenheiten einrichten. Denn der Vorſchlag führet zugleich mit ſich, daß die Staatsräthe nach der Beſtimmung des Königs ſollen wechſeln können, wodurch der Aufenthalt ganz kurz werden kann. Eine ſolche Ungewißheit und eine ſo eventuelle Nothwendigkeit, ſich längere Zeit außerhalb des Reichs aufzuhalten, mit den übrigen Bedenklichkeiten, durch die Natur des Amtes veranlaßt, könnte leicht einen oder den andern fähigen Mann abhalten eine Stelle anzunehmen, die mit ſo vielen Aufopferungen verbunden iſt, und vielleicht veranlaſſen, daß der Staat in einem ſeiner wichtigſten Aemter einen Mann vermiſſen würde, deſſen Wirkſamkeit unter anderen Umſtänden höchſt erſprießlich wäre.

Da das Comité alſo keine überwiegende und hinreichende Gründe für diejenige Veränderung der Beſtimmungen des angeführten §., welcher Gegenſtand des Vorſchlages iſt, hat finden können, da die Erfahrung außerdem, ſo weit bekannt geworden, nicht gezeigt hat, daß die gegenwärtige Einrichtung weniger nützlich für den Staatsdienſt ſei; ſo gibt das Comité ſich die Ehre dem Storthing anheimzuſtellen, folgenden Beſchluß zu faſſen:

„Der Vorſchlag, betreffend die Veränderung im §. 15. des Grundgeſetzes wird nicht angenommen."

§. 22.

An die Stelle des §. 22. des Grundgeſetzes haben Se. Majeſtät gnädigſt folgende Beſtimmung vorgeſchlagen:

„Alle königl. Beamte, die Richter ausgenommen, können ohne vorhergehendes Urtheil vom Könige verabſchiedet „werden, nachdem er darüber das Gutachten der Norwe-

„giſchen Regierung vernommen hat. In wiefern den ſo „verabſchiedeten Beamten eine Penſion zugeſtanden werden „kann, wird durch den nächſten Storthing ausgemacht. In„deſſen genißen ſie Zwei Drittel ihres vorigen Gehalts."

Für dieſen Vorſchlag haben Ihre Majeſtät folgende Gründe anführen zu laſſen geruht: a) das Recht, öffentliche Beamte, Richter ausgenommen, zu verabſchieden, kommt in Frankreich und England der executiven Gewalt zu, und muß ihr zukommen, wenn die öffentlichen Angelegenheiten einen ſchnellen und ſtetigen Fortgang haben ſollen; b) die Agenten der Gewalt müſſen im Geiſte der Regierung handeln, aus dem einfachen Grunde, weil die Regierung mit ihnen vereinigt wirken ſoll, und weil die Verantwortlichkeit der vornehmſten Beamten in der Wirklichkeit von geringem oder gar keinem Nutzen iſt, überall wo Untergeordnete durch ihr wirkliches wenn gleich verſtecktes Widerſtreben, und durch ihren geringen Eifer in der Ausführung, den Veranſtaltungen der erſtern, entgegen zu arbeiten im Stande ſind. c) Das Recht, die Schuldigen durch die Richterſtühle, zur Verantwortung zu ziehen, hilft dieſem Mangel nicht ab. Es zeigen ſich, in der Führung eines Amtes, mancherlei Arten von Vergehungen und Mittel dem Befolgen gegebener Befehle zu entgehen, die nicht richtig von den Richterſtühlen beurtheilt werden können, da ſie dahingegen von einem aufgeklärten und gewiſſenhaften Könige, umgeben von einem Rathe, der verantwortlich iſt und auf welchem dieſe Verantwortlichkeit auf eine gerechte und für das Oeffentliche nützliche Weiſe ruhen wird, richtig beurtheilt und geahndet werden können, wenn die Regierung im Beſitze einer Autorität iſt, welche die Untergeordneten zur genauen und gewiſſenhaften Ausführung ihrer Befehle nöthigt.

Ehe das Comité die ſpeciellen Bemerkungen, welche durch die einzelnen Theile des Vorſchlages veranlaßt werden möchten, darſtellt, erlaubt es ſich vorläufig, die Aufmerkſamkeit des Storthinges auf folgenden Umſtand hinzuleiten: Der §. 22. des Grundgeſetzes enthält ſchon eine Ausnahme von der durch §. 96. feſtgeſetzte Grundregel, daß Keiner anders als nach dem Geſetze gerichtet, oder anders als nach dem Urtheil geſtraft werden ſoll; eine Ausnahme, welche, wenn der Vorſchlag angenommen würde, ſo ausgedehnt wird, daß die Beiſeitſetzung der Grundregel, in Beziehung auf die Beamten, als zur Regel erhoben betrachtet werden müßte, dieſe ſelbſt aber nur als eine Ausnahme beibehalten werden könnte, in Beziehung auf die Richter. Nach der feſten Ueberzeugung des Comité iſt jene Grundregel von einer ſo großen Wichtigkeit und ihre Aufrechthaltung von einem ſo umfaſſenden und weſentlichen Einfluſſe auf das Wohl des Staatsvereins und die Handhabung der Gerechtigkeit, daß ohne die einleuchtendſten Gründe nicht mehr Ausnahmen von derſelben, als diejenigen, die ſchon im §. 22. des Grundgeſetzes Statt finden, geſtattet werden dürfen. Die Urſachen, der eben erwähnten Ausnahmen, ſind beſonders durch die Betrachtung begründet: daß die im Grundgeſetze §. 22. erwähnten Beamten, welche ohne Urtheil durch Se. Majeſtät verabſchiedet werden können, theils zu der Klaſſe gehören, die Höchſtderſelben Perſon am nächſten ſtehen, und von welchen vorausgeſetzt wird, daß ſie Höchſtderen beſonderes Vertrauen beſitzen, und die aus dieſem Grunde nicht länger ihren Platz behaupten dürfen, als der Wunſch und das Vertrauen Sr. Majeſtät es erlaubt; theils aber Solche ſind, deren Verhältniſſe und Amtsſtellung von der Beſchaffenheit iſt, daß ihre Tauglichkeit und ihr Eifer in der gewiſſenhaften Erfüllung ihrer Amtspflichten ordentlicherweiſe und in den meiſten Fällen, von Sr. Majeſtät ſelbſt unmittelbar beurtheilt werden können. Auch kann das öffentliche Wohl oft auf eine bedeutende Weiſe abhängig ſein von der Conduite, welche ſolche Beamte in der Ausführung ihrer Amtsgeſchäfte zeigen möchten, obgleich, der Natur der Sache nach, kein Geſetz genaue Regeln dafür vorzuſchreiben vermag.

Wie nun dieſe Gründe, nach der Meinung des Comité, nicht für die übrigen und untergeordneten Beamten gelten, ſo würde auch das Gute für den Staat, welches der Vorſchlag bezweckt, durch die Annahme deſſelben nicht bewirkt werden, vielmehr, ſo weit man einſieht, die Stellung der erwähnten Beamten auf eine für das Oeffentliche, höchſt ſchädliche Weiſe verändert werden. Das Comité muß deswegen die Aufmerkſamkeit auf folgende Umſtände hinleiten:

1) Da die Beſchaffenheit der bei weitem meiſten, wo nicht aller untergeordneten Aemter es mit ſich führt, daß ſie nicht unmittelbar durch Se. Majeſtät beobachtet werden können, das Verhalten der Beamten vielmehr nach den Berichten beurtheilt werden muß, die durch ihre Vorgeſetzten dem Könige vorgelegt werden, ſo folgt aus der Natur der Sache, daß Se. Majeſtät nicht immer auf eine völlig zuverläßige Weiſe von ihrer Tauglichkeit oder Rechtſchaffenheit in Kenntniß geſetzt werden. Inſofern nun Sr. Majeſtät Beurtheilung des Verhaltens ſolcher untergeordneten Beamten, und als Folge davon die Verabſchiedung derſelben, auf ſolche Berichte gegründet werden könnte, ſcheint die in Vorſchlag gebrachte Veränderung des §. 22. des Grundgeſetzes eine Anwendung der königlichen Autorität auf eine mit

dem

dem Wunſche einer ſtets ungeſchwächten Achtung und eines feſten Vertrauens auf königliche Weisheit, weniger übereinſtimmende Weiſe veranlaſſen zu können; ſo wie auch das Schickſal der untergeordneten Beamten großen Theils von der willkührlichen Behandlung der Vorgeſetzten abhangen würde.

2) Den Beſtimmungen des Grundgeſetzes zufolge können Beamte, mit Ausnahme der §. 62. genannten, als Repräſentanten beim Storthinge erwählt werden. Unter der Vorausſetzung, daß ſie diejenige Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit behalten, welche nach den bisher geltenden Beſtimmungen bei ihnen vorausgeſetzt werden kann, darf man mit Grund annehmen, daß ſie — bei der Kenntniß der Geſetze ſo wie der verſchiedenen Gegenſtände der Amtsgeſchäfte und des Zuſtandes und des Wohls des Landes, welche ſie durch ihre amtliche Stellung in größerm oder geringerm Grade zu erwerben im Stande waren — auf eine ſehr weſentliche Art zur Erreichung des Zwecks, zu welchem die Repräſentanten der Nation verſammelt ſind, würden beitragen können. Berückſichtigt man die gegenwärtige Stellung des Volks, und das Verhältniß in welchem Einſicht in die Angelegenheiten des Staats, und Tauglichkeit auf eine erſprießliche Weiſe an der Verwaltung deſſelben Theil zu nehmen, vertheilt ſind, oder, nach der Localität und den Umſtänden des Reichs, unter die verſchiedenen Individuen der Bürgerklaſſen vertheilt ſein können: ſo iſt es ohne allen Zweifel äußerſt wichtig und wünſchenswerth, daß der Zutritt zum Storthinge Norwegens um dadurch als Repräſentant zum Wohl des Vaterlandes wirken zu können, welchen das Grundgeſetz für nothwendig erachtet und den Beamten des Staats eröffnet hat, weder directe noch in-

directe durch irgend eine Veränderung in der Beſtimmung des Grundgeſetzes, welches das beſondere Verhältniß der Beamten zur ausübenden Gewalt feſtſetzt, vernichtet oder vermindert werden könne. Letzteres würde, zum Nachtheil für das Oeffentliche überhaupt und insbeſondere für die Wirkſamkeit der geſetzgebenden und ausübenden Gewalt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, Statt finden, wenn die hier erwähnte Klaſſe der Beamten ohne vorhergehendes Urtheil durch Se. Majeſtät verabſchiedet werden könnte.

Dieſe würden nicht allein, in ſo abhängiger Stellung, höchſt wahrſcheinlich ſeltener das vorzügliche Vertrauen genießen, welches erfodert wird, um den ehrenvollen und wichtigen Auftrag, als Fürſprecher und treuer Rathgeber ſeiner Mitbürger unter den Männern des Storthinges Platz zu nehmen, zu erhalten, ſondern — fände die in Vorſchlag gebrachte Veränderung des §. 22. des Grundgeſetzes Statt — auch wenn ſie als Repräſentanten gewählt würden, weniger geſchickt ſein, mit derjenigen Freimüthigkeit, welche das Wohl des Königs, und das damit unzertrennbar verbundene Wohl des Volks fordern, an den daſelbſt vorkommenden Angelegenheiten Theil zu nehmen.

Obgleich das Grundgeſetz die geſetzgebende Gewalt von der ausübenden trennt, kann doch der Beamte nach den Beſtimmungen und nach dem Geiſt deſſelben keineswegs nur als Agent der ausübenden betrachtet werden; man muß ihn vielmehr als ein nothwendiges und weſentliches Glied in der großen Bürgerkette, deren Kraft das Staatsgebäude zuſammenhält, betrachten.

5) Die Annahme des Vorſchlages würde, nach der Meinung des Comité, ferner die Folge haben, daß die

Beamten, von welchen hier die Rede iſt, auch in ihrem eigentlichen Wirkungskreiſe nicht mit dem Anſehen, mit dem ungeſchwächten Vertrauen ihrer Mitbürger und mit der Kraft, welche die Natur der Amtsgeſchäfte erheiſcht, den Forderungen Sr. Majeſtät und des Staatsdienſtes würden Genüge leiſten können. Von den Mitbürgern und den Untergeordneten würden ſie, unter der hier angenommenen Vorausſetzung, kaum das Vertrauen und den Gehorſam erwarten können, welche aus der wahren Ueberzeugung entſpringen, daß die amtliche Handlung einzig durch das Geſetz und durch den Drang der Umſtände geboten ward.

Der Verdacht, daß die Handlungsweiſe des Beamten eine Folge vermehrter Abhängigkeit von den willkührlichen Befehlen der Vorgeſetzten wäre, würde wahrſcheinlicherweiſe oft die Wirkſamkeit des Beamten hemmen, da dieſe vielmehr unbehindert und mit Glück befördert wird, wenn ſowol die Selbſtſtändigkeit als die Abhängigkeit, als ein einmal erworbener, mit ſeiner amtlichen Stellung verbundener Vortheil, auf keinen ſchwächeren und weniger ſicheren Gründen, als diejenigen, die nach dem oben genannten §. 96. des Grundgeſetzes und nach den übrigen Landesgeſetzen, die für jeden Staatsbürger gelten, beruhen. In ihrem Verhältniſſe gegen Se. Majeſtät den König ſelbſt, oder gegen Vorgeſetzte überhaupt, iſt es zugleich eine unerläßliche Bedingung einer zum Wohl des Staats eingerichteten Amtsführung, daß den Beamten durch Geſetze und beſonders durch das Grundgeſetz eine, ſo weit möglich unabhängige Stellung zugeſichert werde. Denn ſo allein werden ſie in den Stand geſetzt, ohne Furcht mächtigen Amtsbrüdern oder höheren Autoritäten zu miſſfallen, und willkührlich verabſchiedet zu werden, mit edler und würdiger Freimüthigkeit die Wahrheit darzuſtellen, wenn es nöthig iſt, und dieſe, ſo weit ſie vermögen, dem Monarchen ſelbſt darzulegen. Eine Verminderung der Unabhängigkeit der Beamten würde auf dieſe Weiſe den Monarchen ſelbſt eines unentbehrlichen und wichtigen Mittels, die Verhältniſſe kennen zu lernen, die ihm in jedem einzelnen Falle bekannt ſein müſſen, wo er einen mit dem Beſten des Reichs übereinſtimmenden Beſchluß faſſen ſoll, berauben. — Nach der Einſicht des Comité würde daher die Verabſchiedung der hier erwähnten Beamten, ohne Urtheil und Recht, weit entfernt der ausübenden Gewalt eine größere Stärke zu geben, oder überhaupt dem Staate nützlich zu ſein, vielmehr, betrachten wir die beſondere Stellung dieſer Beamten in einem Lande wie Norwegen, höchſt wahrſcheinlich den landesväterlichen Abſichten Sr. Majeſtät ganz entgegengeſetzte Wirkungen haben.

Das Comité erlaubt ſich, in Verbindung mit dem eben Angeführten, noch die Bemerkung: daß, indem es nach §. 22. des Grundgeſetzes dem Könige zukommt, die Beamten zu ernennen und die Ernannten zu höheren und vortheilhafteren Aemtern zu befördern, aus dieſem Verhältniſſe zu Sr. Majeſtät eine bedeutende Abhängigkeit entſpringt, ſo daß das Schickſal eines Jeden größtentheils auf dem Beifall und der Gnade Sr. Majeſtät beruht.

4) Die Art und Weiſe, wie die verſchiedenen Aemter hier im Lande nach den geltenden Geſetzen organiſirt ſind, erlaubt oft nicht, die richterliche Eigenſchaft als abgeſondert von den übrigen Verrichtungen eines Amtes zu betrachten. In vielen Amtsverhältniſſen findet man die Richterfunctionen mit ſolchen Aemtern verbunden, welche ſonſt rein zum adminiſtrativen Reſſort gehören. In allen dergleichen Fällen würden, wenn man den Vorſchlag

annähme, wie es ſcheint, unüberwindliche Schwierigkeiten bei der Auslegung und Anwendung des Grundgeſetzes entſtehen. Beamte, die ordentlicherweiſe keine Richter ſind, können doch nach unſeren Geſetzen interimiſtiſch gebraucht werden Richterämtern vorzuſtehen und Richtergeſchäfte auszuführen. Wird der hier behandelte Vorſchlag angenommen, dann müßten dieſe, da ſie die Unabhängigkeit verloren haben, welche das Grundgeſetz vom Richter fordert, in der Zukunft ausgeſchloſſen ſein. Aber eine ſolche Ausſchließung ſtimmt nicht mit der Stellung und den Verhältniſſen des Landes überein. Oder man müßte geſtehen, daß das Maaß von Selbſtſtändigkeit, welches das Grundgeſetz als wünſchenswerth für Richter betrachtet, wie ſich vermuthen läßt, nicht dergleichen Männer auf den Richterſitz begleiten dürfte, und dieſes ſcheint wieder zu beweiſen, wie ſehr die Brauchbarkeit bei der Klaſſe der Beamten beſchränkt würde, wenn der Vorſchlag Beifall fände. Da ein großer Theil unſerer Beamten nicht bloß durch feſtes Gehalt, ſondern vielmehr durch andere Emolumente bezahlt wird, Andere gar keinen öffentlich feſt regulirten Erſatz genießen, ſo würde die in dem Vorſchlag enthaltene Regel, das Gehalt der Verabſchiedeten betreffend, in dergleichen Fällen keine directe Anwendung finden. Das Schickſal ſolcher Beamten würde, in Vergleichung mit dem Looſe Anderer, härter werden. Der Vorſchlag ſcheint deswegen unvollſtändig, inſofern Nichts beſtimmt wird, in Rückſicht der verabſchiedeten Beamten, die keinen feſten Gehalt genießen. Da aber das Recht die Beamten zu verabſchieden, in der Allgemeinheit in welcher es abgefaßt iſt, auch dieſe hier erwähnte Klaſſe von Beamten umfaßt, ſo liegt auch darin ein Grund gegen deſſen Annahme.

5) Der §. 22. des Grundgeſetzes hat ſchon, in dem Falle, wenn ein Beamter ohne Urtheil durch Se. Majeſtät verabſchiedet würde, dem Storthing die Beſtimmung überlaſſen, in wiefern dem Verabſchiedeten eine Penſion zu bewilligen ſei. Da in ſolchen Fällen der Geſichtspunkt, aus welchem der Storthing das Verhalten des Beamten und die Veranlaſſung zu ſeiner Verabſchiedung betrachtete, oft von demjenigen, der den Beſchluß Sr. Majeſtät beſtimmte, abweichen könnte, und zwar um deſto häufiger, je weniger die Beurtheilung beider an geſetzliche Bedingungen gebunden wäre; und da es, nach der unvorgreiflichen Meinung des Comité, höchſt wichtig iſt, ſowol für das Gemeinwohl als für das wechſelſeitige Vertrauen und die Harmonie zwiſchen beiden conſtitutionellen Mächten, daß die Repräſentanten nicht ohne Nothwendigkeit in eine Stellung geſetzt werden, in welcher ihre Beſchlüſſe das Anſehen einer Mißbilligung der von Sr. Majeſtät in einer öffentlichen Sache gemachten Schritte erhielten, ſo findet das Comité auch in dieſer Rückſicht einen Grund zur Nicht-Annahme des Vorſchlages, weil dieſer, indem er die Beſtimmung der Verabſchiedung ohne Urtheil auf eine größere Anzahl von Beamten ausdehnt, die Veranlaſſung zum erwähnten möglichen Mangel an Harmonie bedeutend vermehren würde.

6) Was die Schwierigkeit betrifft, in einem jeden einzelnen Falle, der es wünſchenswerth machen könnte, einen Beamten wegen ſeines ungebührlichen Verhaltens durch die Richterſtühle zur Verantwortung zu ziehen, erlaubt ſich das Comité die Bemerkung, daß — inſofern hierdurch wirklich eine kraftvolle und ſichere Verwaltung gehemmt werden könnte — dieſem Mangel ohne Veränderungen im Grundgeſetze leicht abzuhelfen wäre, dadurch

daß die Privat-Geſetzgebung Zuſätze und Verbeſſerungen erhielte, und daß dieſe ſo verbeſſerten Geſetze ſtrenger gehandhabt würden.

7) Zwar iſt es unleugbar, daß ein ſolches Recht Beamte zu verabſchieden, wie es der hier behandelte Vorſchlag bezweckt, in verſchiedenen anderen Staaten dem Regenten zugeſtanden iſt. Aber hierbei darf man nicht aus den Augen verlieren, daß im Ganzen ein ſo unverkennbarer Unterſchied zwiſchen der Stellung der Beamten in dieſen Staaten und in unſerm Lande, Statt findet, daß man wol kaum mit einiger Sicherheit annehmen darf: es ſei, was anderswo in dieſer Rückſicht anwendbar und angemeſſen genannt werden kann, es auch in unſerm Staate.

Wenn auch die Erfahrung gelehrt hätte — und die Geſchichte gibt uns Veranlaſſung daran zu zweifeln — daß die Ausübung eines ſolchen Rechts in jenen Staaten dazu beigetragen hat, der Verfaſſung eine Stärke zu geben, die ſie ſonſt nicht haben würde: ſo würde doch gewiß die Einführung eines ſolchen Rechts in unſerm Reiche — wenn anders das, was oben über die Stellung der Beamten in unſerm Lande geäußert wurde, nicht falſch iſt — die Stützen, auf welchen die Verfaſſung ruht, eher ſchwächen als aufrechthalten.

Es darf, nach unſerem Dafürhalten, auch nicht unbemerkt bleiben, daß die Ausſicht, ſich nach der Verabſchiedung auf eine geſetzliche, anſtändige und würdige Weiſe zu ernähren, in unſerm Lande geringe iſt, wenn ſie verglichen wird mit den viel günſtigeren Gelegenheiten, die durch Localumſtände und andere Verhältniſſe in anderen Staaten ſich dem Verabſchiedeten darbieten.

Was alſo auch in dieſer Rückſicht als nützlich in anderen Staaten betrachtet werden kann, muß aus den angeführten Gründen als undienlich und ſchädlich für unſern Staatsverein betrachtet werden.

Sich auf das hier Angeführte berufend, gibt das Comité ſich die Ehre, dem Storthinge anheimzuſtellen folgenden Beſchluß zu faſſen:

„Der Vorſchlag, betreffend die Veränderung im §. 22. des Grundgeſetzes, wird nicht angenommen."

II. Gutachten, veranlaßt durch die gnädigſte Propoſition Sr. Majeſtät, eine Veränderung im §. 68. des Grundgeſetzes betreffend.

Nach dem Vorſchlage Sr. Majeſtät ſollte der §. 68. des Grundgeſetzes folgender Geſtalt verändert werden:

„Der Storthing wird für gewöhnlich am erſten „Wochentage im Monathe Juni jedes dritten Jahres, in „der Hauptſtadt oder in einer andern der Städte des „Reichs, eröffnet."

Wenn der Inhalt des Vorſchlages mit dem §. 68. des Grundgeſetzes zuſammengehalten wird, ſieht man, daß die Veränderung, welche bezweckt wird, theils die Zeit trifft, in welcher der Storthing ſeinen Anfang nehmen, theils den Ort, wo er gehalten werden ſoll.

In Uebereinſtimmung mit dem Theile des Vorſchlages, welcher auf die Beſtimmung der Zeit geht, haben Se. Majeſtät zugleich gnädigſt die Veränderung, im §. 75. litt. a. des Grundgeſetzes, vorgeſchlagen: daß wo der 1. Juli bis jetzt ſtand, der 31. December geſetzt werden ſoll. Zwar ſcheint es in Rückſicht der Geſchäfte des Storthinges weniger wichtig zu ſein, zu welcher Zeit derſelbe verſammelt iſt: betrachtet man aber die große Ausdehnung des Landes, die Schwierigkeit der Communication, beſonders in gewiſſen Jahreszeiten, und wie es von großem Belang iſt, daß der wichtigſte Nahrungszweig, der Ackerbau, während des kurzen Sommers des Landes, ſo wenig wie möglich der Fürſorge des thätigen Landmanns entzogen werde, ſo wird man annehmen müſſen, daß der Grund, weswegen ſowohl die Reichsverſammlung zu Eidswold als der im Jahre 1814 verſammelte außerordentliche Storthing, als die zur Eröffnung des Storthinges beſtimmte Zeit den erſten Wochentag im Februar feſtſetzte, der war, daß dieſe Zeit als die bequemſte, ſowol für die ſich verſammelnden Repräſentanten, als für das Volk, durch welches ſie auf ihrer Reiſe befördert werden ſollten, angeſehen ward. Die Erfahrung hat auch nachher gezeigt, daß dieſe Zeit am beſten den Forderungen, die man billigerweiſe machen kann, entſpricht, ſo wie es auch allgemein bekannt iſt, daß die Repräſentanten mit größerer Leichtigkeit im Anfange des Monaths Februar als zum erſten Juni in Chriſtiania eintreffen können, weil die Wege über die bedeutenden Bergſtrecken des Reiches in der letztgenannten Zeit viel ſchwieriger zu paſſiren ſind, als während des Winters. Kann man gleich annehmen, daß die Veränderung für die Repräſentanten eines einzelnen Diſtricts, wie z. B. für die des Nordlandes, vortheilhaft wäre, ſo würde ſie doch unbezweifelt, erwägen wir das eben Geſagte, für den übrigen Theil des Reichs groſſe Unbequemlichkeit mit ſich führen. Was nun am bequemſten iſt für das Ganze, muß wol dem Intereſſe eines einzelnen Diſtricts vorgezogen werden.

Wird aber auch vorausgeſetzt, daß das Angeführte als weniger wichtig zu betrachten wäre, die Veränderung aber aus dem angeführten oder irgend einem andern Grund rathſam erſchiene, ſo zeigt ſich dennoch ein Grund, welcher dem Comité auf's deutlichſte zu beweiſen ſcheint, daß der Zweck, um welchen Se. Majeſtät die Veränderung vorgeſchlagen — das Wohl des Staats — keineswegeſ erreicht, vielmehr gänzlich verfehlt werden würde. Da nehmlich durch §. 54. des Grundgeſetzes beſtimmt wird, daß die Wahlverſammlungen jedes dritte Jahr Statt finden und vor dem Schluß des Monaths December beendiget ſein ſollen, und da als Grund dieſer Beſtimmung, rückſichtlich auf §. 68. des Grundgeſetzes, mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden kann: daß man einſah, wie wichtig es war, den Einfluß unedler Leidenſchaften auf die Wahlen wie auf die Wählenden zu verhindern, und da keine Veränderung des §. 54. vorgeſchlagen wird, ſo würde, wie uns dünkt, die Folge einer Veränderung des §. 68. während der §. 54. unverändert bliebe, nothwendig die ſein: daß ein größerer und gefährlicherer Spielraum für ſchädliche Influenzen eröffnet würde — in gleichem Maaße gegen die Abſicht Sr. Majeſtät, wie gegen den Geiſt des Grundgeſetzes und gegen das Wohl des Staatsvereins.

Obgleich der für das Wohl des Staats ſorgende Monarch dieſes auch durch die Wahl des Orts, wo der Storthing ſich verſammeln ſoll, gefördert wiſſen will, und inſofern keine Bedenklichkeit ſcheint Statt finden zu können, wenn die vorgeſchlagene Veränderung des §. 68. in dieſer Rückſicht eingeräumt wird, ſo zeigen ſich doch, nach der Ueberzeugung des Comité, überwiegende Gründe, die Se. Majeſtät beſtimmen werden, nur in ſolchen außerordentlichen Fällen, wie diejenigen, die im §. 68. genannt ſind, die Verſammlung des Storthinges außer der Hauptſtadt des Reichs zu veranlaſſen. Es muß nehmlich, mit Rückſicht auf die Rechte und Verrichtungen, die durch die §§. 75, 77, 82, 83, 84, 86, dem Storthinge zukommen, ſehr wichtig erſcheinen, daß der Thing an einem Orte verſammelt iſt, wo die Geſchäfte, durch die Gegenwart der nothwendigen Autoritäten und Einrichtungen, mit der größten Leichtigkeit, mit dem geringſten Koſtenaufwande und Zeitverluſt ausgeführt werden können. In dieſer Rückſicht hat, wie es ſcheint, die Hauptſtadt des Reichs einen weſentlichen Vorzug vor allen anderen Städten. Indem wir die Vortheile erwägen, welche die Verſammlung des Storthinges in der Hauptſtadt hat, wo die Litteratur und Kunſt ihren Hauptſitz haben, drängt ſich zugleich die Betrachtung auf, daß die Repräſentanten des Volks deſto öfter das große Glück genießen werden, einen geliebten Monarchen in ihrer Nähe zu ſehen, und täglich, in ſeiner Nähe, Zeugen ſeiner Beſtrebungen für das Wohl des Landes zu ſein, ſo oft die Sorge für das gemeinſchaftliche Beſte der vereinigten Reiche ihm erlauben wird, das Norwegiſche Volk mit ſeiner Gegenwart zu beglücken.

Durch die angeführten Gründe und Umſtände findet das Comité ſich veranlaßt, ehrerbietigſt dem Storthinge anheimzuſtellen, folgenden Beſchluß zu faſſen:

„Der Vorſchlag, betreffend die Veränderung des §. 68. des Grundgeſetzes, wird nicht angenommen."

III. Gutachten, veranlaßt durch die gnädigſte Propoſition Sr. Majeſtät, betreffend die Veränderung des §. 71. des Grundgeſetzes.

Durch die gnädigſte Propoſition vom 2. Auguſt 1821 iſt, an die Stelle des §. 71. des Grundgeſetzes, folgende Beſtimmung vorgeſchlagen:

„Die Mitglieder des Storthinges fungiren, als ſolche, „in drei nach einander folgenden Jahren, ſowol bei „einem außerordentlichen, als bei dem ordentlichen Storthing, „wenn nicht der König, vor Ablauf dieſer Zeit, für „gut findet den Storthing aufzulöſen, damit man zu „einer neuen Wahl ſchreiten könne. Eine ſolche Auflöſung „darf indeſſen nicht in den erſten drei Monathen, nachdem „der ordentliche Storthing verſammelt iſt, Statt finden."

Als Gründe für dieſen Vorſchlag haben Se. Majeſtät gnädigſt Folgendes anführen laſſen:

„Das Recht, die Nationalverſammlungen aufzulöſen, „kommt in Frankreich und England der executiven Gewalt „zu, und dieſes iſt nothwendig, wo nicht außerordentliche „Zuſammenberufungen die Repräſentanten-Wahlen, „die für eine gewiſſe Anzahl Jahre Statt finden, vernichten „können, mag ſich dieſes nun auf Geſetz oder Gewohnheit „gründen. Die Einwendungen, welche gegen dieſes, „in jeder Rückſicht conſtitutionelle Recht, ſich erhoben haben, „ſind aus einer unzeitigen Furcht vor Worten, und „nicht durch eine überlegte Unterſuchung der Sache ſelber „entſtanden; denn dieſe Waffe, welche in der Hand des „Fürſten, nur zur Vertheidigung gebraucht werden ſoll, „kann, wenn er ſie mißbrauchen will, ſehr leicht gegen den „angewandt werden, zu deſſen Vertheidigung ſie urſprünglich „beſtimmt iſt; ſie vermag dahingegen Uebereilungen „wieder gut zu machen, nicht bloß ſolche die von der Volksrepräſentation, „ſondern auch ſolche, die von der Regierung „ausgehen; und es iſt dann die Nation, an welche appellirt „wird, die dann in der letzten Inſtanz richtet, indem ſie die „vorhergehende Wahl entweder erneuert oder vernichtet.

Das Comité wagt es nicht, die Wichtigkeit der hier angeführten Gründe abzuleugnen. Wir müſſen annehmen, daß ſie angeführt ſind, vorzüglich mit Rückſicht auf das, was überhaupt in einem conſtitutionellen Staatenvereine als das Heilſamſte zu betrachten iſt. Das Comité darf, vertrauend auf die Weisheit Sr. Majeſtät, und auf das Band der Einigkeit, Treue und Ergebenheit, welches glücklicherweiſe bei uns König und Volk vereinigt, mit völliger Sicherheit annehmen, daß der Vorſchlag, welcher hier Gegenſtand der Erwägung iſt, keinesweges auf eine Betrachtung des Norwegiſchen National-Characters gegründet iſt, deren Reſultat etwa die Nothwendigkeit die Nationalverſammlung aufzulöſen, mit beſonderer Rückſicht auf dieſes Land andeutete.

Die kurze Zeit, in welcher der Storthing nach den Beſtimmungen des Grundgeſetzes, verſammelt iſt, — die Elemente, aus welchen er zuſammengeſetzt iſt, — das innere Verhältniß und die Stellung der verſchiedenen Bürgerklaſſen im Bürgervereine, — endlich auch der Umſtand, daß die Einwohner des Landes größtentheils in weit von einander entfernten Gegenden, zwiſchen welchen eine jede Communication oft ſchwierig iſt, wohnen — alles dieſes läßt die Furcht, als könnte eine dem Wohl des Staates gefährliche Oppoſition Statt finden, nicht aufkommen. Dann aber — hat auch die Natur unſer geliebtes Vaterland keinesweges ſtiefmütterlich behandelt — ſo gebietet ſie dennoch ſtrenge und ernſt den Einwohnern, eine anhaltende und ununterbrochene Anſtrengung anzuwenden, wenn ſie erträglich im Lande leben wollen. Sie haben einen harten Kampf mit der Härte des Klima und mit localen Schwierigkeiten zu beſtehen. Es entſteht hieraus eine Feſtigkeit der Denkweiſe, eine ruhige, einfache Gemüthsſtimmung, und es iſt nicht zu befürchten, daß ein ſolches, mit der nothwendigen Sorge für das Leben beſchäftigte Volk, oder die aus ſeiner Mitte hervortrende Volksrepräſentation, irgend eine Tendenz zu unbefugtem Eifer in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten nähren ſollte. Das trägere, ſorgloſere, bequemere Leben ſolcher Völker, die von einer freigebigern Natur umgeben ſind, verleitet eher zum leichtſinnigen Grübeln über das vermeinte Wohl des Staats. Es iſt vielmehr vorauszuſetzen, daß der Nationalſinn und die Treue gegen den König, durch welche das Norwegiſche Volk ſich von jeher auszeichnete und die durch unſere Verfaſſung noch mehr entwickelt werden, uns eine Gewähr leiſten, daß von Seiten der Volksrepräſentation nicht leicht Uebereilungen Statt finden werden, die eine Auflöſung des Storthinges nothwendig machen würden. Die vorgeſchlagene Veränderung erregt daher, ſchon aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, wichtige Bedenklichkeiten. Sollte ſich aber das Comité geirrt haben, wenn es ein ſolches Vertrauen in den Norwegiſchen Volks-Charakter vorausſetzte, ſo zeigen ſich doch andere Umſtände, die, wie es ſcheint, dem Storthing nicht erlauben werden, dem Vorſchlage ſeinen Beifall zu geben, wenn auch ſonſt die Annahme dienen ſollte, die auf das Wohl des Staats unverkennbar hinzielenden Abſichten Sr. Majeſtät zu befördern.

Werden die verſchiedenen Beſtimmungen des Grundgeſetzes §§. 42, 43, 54. 69. 71, unter ſich und mit denen der Reichsacte verglichen, ſo ſieht man deutlich, daß es in unſerer Verfaſſung als ein Hauptgrundſatz gelten ſoll, deſſen Aufrechthaltung ſowol für Norwegen, als für das Wohl, die Sicherheit, den Frieden und die Selbſtſtändigkeit der vereinigten Reiche von äußerſter Wichtigkeit iſt: daß zu jeder Zeit Repräſentanten, aus der Mitte des Volks erwählt, da ſeien, bereit, wo es nothwendig, ihre Functionen zu übernehmen, ſo oft ordentliche oder außerordentliche Storthinge, übereinſtimmend mit dem Gebote des Grundgeſetzes und den Forderungen der Zeit und der Umſtände, verſammelt werden müſſen. Dieſer Forderung kann nicht mit Sicherheit und zweckmäßig Genüge geleiſtet werden, wenn der hier erwähnte Vorſchlag Sr. Majeſtät angenommen wird. Denn keine dazu paſſende Veränderung oder nähere Beſtimmung des §. 54. und 69. des Grundgeſetzes wird vorgeſchlagen. Eine ſolche aber iſt, nach der Meinung des Comité, mit Rückſicht auf die neue Wahl, die eine Folge der Auflöſung des Storthinges ſein würde, unumgänglich nothwendig, wenn die Beſtimmungen des Grundgeſetzes und der Reichsacte, die außerordentliche Zuſammenberufung des Storthinges betreffend, auf eine dem Beſten des Staats angemeſſene Weiſe Statt finden ſollen.

Außer dieſem, wie es ſcheint, durchaus weſentlichen und unabwendlichen Hinderniſſe, das ſich der Annahme des Vorſchlages entgegenſtellt, zeigen ſich noch mehrere aus der Stellung des Reichs und den localen Verhältniſſen hergenommene Gründe, welche die Annahme abrathen, oder doch, in Verbindung mit den vorhergehenden und wichtigeren, in Betrachtung gezogen zu werden verdienen. Das Comité erlaubt ſich, die Aufmerkſamkeit auf folgende Punkte hinzuleiten:

Obgleich die Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, dem Geiſte und der Natur unſerer Verfaſſung gemäß, eine Bedingung für das Beſte des Reichs iſt, ſo muß dennoch dieſe Theilnahme, inſofern durch geſetzliche Beſtimmungen die Regeln dafür gegeben werden können, doch ſo eingerichtet werden, daß ſie ſowol dem Volke die nothwendige Zeit zur pflichtmäßigen Sorge für ſeine Prinat-Angelegenheiten geſtatte, als auch daß ſie das lebendige Intereſſe für das Wohl des Staats und den thätigen Gemeingeiſt, welcher immer die Bürger des Staats beſeelen ſoll, bewahre. Aber dieſes iſt deſto ſchwieriger zu erreichen, je größer der Theil der Bürger iſt, welcher in einem Lande wie Norwegen genöthigt wird, die koſtbare Zeit auf Vorbereitungen, Zuſammenkünfte, Wahlen und andere damit in Verbindung ſtehende Beſchäftigungen, wie ſie die Abſendung der Repräſentanten nach dem Storthinge erfordern, zu verwenden. Die Nothwendigkeit einer neuen Wahl, wo ſie nicht durch das Grundgeſetz beſtimmt iſt, ſcheint alſo ſchon mit Rückſicht auf die Staatsökonomie und die wünſchenswerthe Zufriedenheit mit der Verfaſſung auf einen Nationalverluſt hinzudeuten. Aber dieſer Verluſt kann, aus einem andern Geſichtspunkte betrachtet, leicht unerſetzlich werden, wenn nehmlich, indem durch die Auflöſung des Storthinges an das Volk appellirt würde, die neue Wahl der Repräſentanten von einem geſchwächten Zutrauen zur Weisheit des Regenten zeugte, und wenn das Volk in die bedauernswürdige Nothwendigkeit geſetzt würde, auf die feierlichſte und offenkundigſte Weiſe an den Tag zu legen, daß die Einigkeit zwiſchen König und Volk, die eine der wichtigſten Stützen der Verfaſſung iſt, nicht länger Statt findet — ein Reſultat welches, ſowol mit den Grundſätzen einer jeden wol organiſirten Staatsform, als insbeſondere mit dem Geiſt unſeres Grundgeſetzes im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint. Die Gelegenheit, die Gemüther einer ruhigen und ſinnigen Nation in Bewegung zu ſetzen, indem man ohne Nothwendigkeit Verhältniſſe hervorrief, welche unedlen Leidenſchaften Einfluß verſchaffen und die Quellen der ſtaatsbürgerlichen Geſinnung verpeſten

ſten würden — wäre ein Verluſt in moraliſcher Rückſicht, der wohl in Betrachtung kommen kann, oder richtiger, nicht zu berechnen wäre.

Aus angeführten Gründen wird anheimgeſtellt: „daß der Vorſchlag zur Veränderung des §. 71. des Grundgeſetzes nicht angenommen werde.“

IV. Gutachten, veranlaßt durch den Vorſchlag Sr. Majeſtät, betreffend die Veränderung des §. 74. des Grundgeſetzes.

Se. Majeſtät haben in der gnädigſten Propoſition vom 2. Auguſt 1821 vorgeſchlagen, den genannten §. folgender Geſtalt zu verändern:

„Sobald der Storthing ſich conſtituirt hat, eröffnet „der König oder Derjenige, welchen er damit beauftragen „wird, die Verhandlungen deſſelben mit einer Rede, in „welcher er ihn von dem Zuſtande des Reichs und von „den Gegenſtänden, auf welche er vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Storthinges hinzuleiten wünſcht, unterrichtet. Keine Deliberation darf in Gegenwart des Königs „Statt finden. Der Storthing erwählt den vierten Theil „ſeiner Mitglieder, welche den Lagthing ausmachen; die „übrigen drei Viertheile bilden den Odelsthing. Ein jeder „Thing hält ſeine Verſammlungen getrennt von dem andern. „Der König erwählt, für die Zeit der Verſammlung des „Storthinges, aus den Mitgliedern eines jeden Things die „Präſidenten des Storthinges, des Lagthinges und des „Odelsthinges. Dieſe Präſidenten verlieren ihr Stimmrecht im Thinge während der Seſſion, weswegen ihre „Suppleanten zum Storthinge einzuberufen ſind. Der „König beſtimmt auch, wer in einem jeden Thinge, in

„Abweſenheit des Präſidenten, als Vicepräſident fungi„ren ſoll, welcher dann für dieſe Zeit ſein Stimmrecht „verliert. Jeder Thing erwählt zum Secretair einen „Mann, der nicht Mitglied des Thinges iſt.

Die Abſicht der Veränderung in dem hier behandelten §. des Grundgeſetzes iſt, wie es in den Prämiſſen zur königlichen Propoſition lautet, die: „damit Gelegenheit zu Intriguen und Zeitverluſt entfernt werde" — und dann, damit die Beſtimmungen des Grundgeſetzes „in Harmonie gebracht werden mit dem Wohl des Volks und den Forderungen der Staatsökonomie."

Das Comité erkennt die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit der Grundſätze, auf welche Se. Majeſtät Ihren Vorſchlag gebauet haben, wagt indeſſen doch nicht, die Annahme deſſelben anzurathen.

Die Meinung des Comité, in dieſer Rückſicht, ſtützt ſich auf folgende Gründe:

1) Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß jede mögliche Gelegenheit zur Intrigue nicht ausgeſchloſſen iſt, wenn die Präſidenten der verſchiedenen Abtheilungen des Storthinges, nach den Beſtimmungen des Storthinges, aus der Mitte eines jeden Thinges gewählt werden. Bis jetzt hat aber die Erfahrung weder die Gegenwart ſolcher Intriguen gezeigt, noch iſt eine gegründete Furcht ihrer Entſtehung in der Zukunft vorhanden. Auch iſt es wahrſcheinlich, daß die Mitglieder der National-Repräſentation, denen es durch §. 82. littr. b. des Grundgeſetzes übertragen iſt, durch reglementariſche Beſtimmungen die innere Polizey des Storthinges zu ordnen, zu jeder Zeit das Nothwendige feſtſetzen werden, um, ſo weit als möglich, theils dem Einfluß des Eigennutzes, der Eitelkeit und des Parteigeiſtes vorzubauen, theils die Folgen der

durch eine ſchon Statt gefundene Wahl möglicherweiſe wirkſamen Cabale zu vernichten.

Da die Präſidentenſtellen, durch die Beſchaffenheit der mit ihnen verbundenen Geſchäfte, als Beſchwerden zu betrachten ſind und bisher wirklich ſo betrachtet wurden, ſo iſt es ſchon aus dieſem Grunde glaublich, daß nicht leicht Jemand durch unerlaubte Mittel ſich den Weg zu ihrer Erlangung bahnen werde.

Hinſichtlich der Wahl der Präſidenten der verſchiedenen Abtheilungen des Storthinges, ſteht, nach der gegenwärtigen Einrichtung, zu erwarten, daß die Beamten dieſer Abtheilungen mit ſorgfältiger Rückſicht auf ihre vermuthete oder erprobte Tauglichkeit und Rechtſchaffenheit erwählt werden.

Behält ein jeder Thing, wie bisher, das Recht zu ernennen und dem Ernannten das aufgetragene Geſchäft wieder abzunehmen, dann iſt der Wechſel ſo leicht, daß Intriguen nicht nothwendig ſcheinen, um eine ſolche Veränderung zu bewerkſtelligen. Daß die Repräſentanten im Allgemeinen das Wohl des Vaterlandes vor Augen haben, und daß dieſe Geſinnung ihre Handlungsweiſe bei Wahlen leiten wird, die mit dem allgemeinen Intereſſe ſo genau zuſammen hangen, darf wol mit Grund vorausgeſetzt werden; und auch der Wechſel der Präſidenten würde, gleichwie die erſte Wahl derſelben, ſich ohne allen Zweifel auf die Ueberzeugung gründen, welche die Pluralität über die Art, die Geſchäfte des Storthinges am beſten zu fördern gefaßt hätte, ſo wie auf die Kenntniß der Eigenſchaften der Gewählten, welche der Storthing durch Erfahrung am Leichteſten erwerben kann. Sollte möglicherweiſe eine für den Gang der Sachen, oder für die Würde des Storthinges ungünſtige Wahl Statt finden, ſo läßt ſich ein ſolcher Mißgriff, bei der gegenwärtigen Einrichtung, nach Verlauf einer Woche durch eine neue Wahl berichtigen. Wird hingegen der hier behandelte Vorſchlag angenommen, und würden darnach die Präſidentenſtellen für die ganze Zeit der Verſammlung eines Storthinges permanent, ſo iſt ſehr zu befürchten, daß die durch Se. Majeſtät und ohne Zuſtimmung des Storthinges erwählten Präſidenten — wenn ſie nicht zufälligerweiſe im Beſitz ſolcher ausgezeichneten und ſeltenen Eigenſchaften ſind, die ihnen das fortdaurende Vertrauen des Storthinges ſichern können — während der Behandlung der Sachen, und zum Schaden für das Allgemeine, mit allen den Intriguen, mit dem Mißvergnügen und der Unzufriedenheit zu kämpfen haben werden, die ſolche aufgedrungene und dabei permanente Vorſitzer natürlicherweiſe hervorrufen. Dieſe Umſtände, mit dem Zeitverluſte verbunden, der durch eine mit Rückſicht auf die Folgen vielleicht nicht ganz günſtige Wahl entſtehen könnte, würden auf ſolche Weiſe keinesweges das Wohl des Staates befördern, oder irgend eine Erſparung bewirken, vielmehr beides verhindern. Die beabſichtigte Veränderung würde alſo, nach der Einſicht des Comité, keinesweges die landesväterlichen Wünſche Sr. Majeſtät erfüllen.

Inſofern aber die Frage über die hier beabſichtigte Veränderung im Grundgeſetze in Verbindung ſteht mit der Fürſorge für die Erhaltung eines gegenſeitigen Vertrauens zwiſchen dem Monarch und dem Volke, erlaubt ſich das Comité die Bemerkung, daß Präſidenten-Wahl durch Se. Majeſtät, unter der einen oder andern der oben entwickelten Vorausſetzungen, nicht allein eine ſchädliche Stimmung im Storthinge ſelber, ſondern auch vielfältige Veranlaſſung zu Störung der Harmonie zwiſchen der ausübenden Gewalt und der National-Repräſentation, veranlaßen und hervorrufen würde, und auf dieſe Weiſe eine der feſteſten Stützen unſerer Verfaſſung erſchüttern könnte — ein Unglück, welchem man ohne allen Zweifel mit aller nur möglichen Sorgfalt zu entgehen ſuchen muß.

2) Die vorgeſchlagene Veränderung des §. 74. des Grundgeſetzes, ſcheint auch in anderen Rückſichten den Grundſätzen und dem Geiſte, die unverkennbar in dem Grundgeſetze herrſchend ſind, wo von der Organiſation des Storthinges die Rede iſt, zu widerſprechen. Es iſt nehmlich klar, daß man, bei der Abfaſſung des Grundgeſetzes, theils die möglichſte Unabhängigkeit der Mitglieder des Storthinges, als ſolcher, von der ausübenden Gewalt beabſichtigte, theils bewirken wollte, daß alle auf dem Storthinge vorkommende Verhandlungen, ohne irgend einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß der genannten Gewalt Statt fänden. Die Beſtimmungen im Grundgeſetze §. 62., ſo wie §§. 57 — 67. incluſive, dann auch §. 82. litt. c. bezeugen dieſes deutlich. Daß irgend ein Mitglied des Storthinges durch irgend eine andere Autorität, als die des Storthinges ſelber, zur Betreibung der während der Dauer der Verhandlungen vorkommenden Geſchäfte ernannt werden ſollte, oder, als erwählt auf dieſe Weiſe, Theil nehmen ſollte an den wichtigſten Funktionen des Storthings, ſcheint ſo durchaus von den ſämmtlichen Beſtimmungen des Grundgeſetzes, betreffend die Einrichtung des Storthinges, abzuweichen, daß man ohne Zweifel behaupten kann, es widerſtreite den Principien deſſelben. Zwar will der Vorſchlag, daß die von Sr. Majeſtät dem Könige erwählten Präſidenten ihr Stimmrecht im Thinge, und ſo zum Theil ihren Einfluß auf den Erfolg der verhandelten Sachen, verlieren ſollen;

da aber der übrige Theil der Functionen des Präſidenten, nehmlich der, den Gang der Verhandlungen zu leiten, und alles was ſonſt, der Natur der Sache und dem Reglement des Storthinges für deſſen innere Polizey zufolge, zum Wirkungskreiſe des Präſidenten gehört, einen weſentlichen und entſcheidenden Einfluß auf die Wirkſamkeit des Storthinges hat, ſo müſſen die angeführten Einwendungen nichts deſtoweniger ihr Gewicht behalten.

Was in Betreff der Präſidenten angeführt iſt, gilt auch von den Vicepräſidenten.

3) Inſofern der Vorſchlag will, daß die Suppleanten der Mitglieder des Storthinges, welche von Sr. Majeſtät dem Könige zu den Präſidentenſtellen erwählt worden, einberufen werden, würde dieſe Veränderung die bedeutende Ungelegenheit mit ſich führen, daß die vielleicht weit entfernte Commune, in der Zwiſchenzeit bis der Suppleant anlangte, keinen Repräſentanten beim Storthing hätte.

4) Da die Einberufung der Suppleanten nicht für diejenigen Mitglieder des Storthinges, die von Sr. Majeſtät als Vicepräſidenten erwählt werden möchten, gefodert wird, und da dieſe wie die Präſidenten ihr Stimmrecht verlieren ſollen, ſo iſt es einleuchtend, daß die bebetreffende Commune, im Fall der Vorſchlag angenommen wird, auf einige Zeit ihr Repräſentationsrecht verlieren würde, welches den Beſtimmungen des Grundgeſetzes, betreffend das Recht der Diſtricte, Repräſentanten nach dem Storthinge zu ſchicken, zu widerſprechen ſcheint.

5) Inſofern der Vorſchlag beabſichtigt, „daß die Präſidenten ihr Stimmrecht in dem Thing, in welchem ſie präſidiren, verlieren ſollen," ſo ſcheint es dem Comité, als wäre die Meinung der Ausdrücke ſo zweifelhaft, daß die ver-

ſchiedenen Auslegungen, die ohne allen Zweifel Statt finden würden, leicht alle die Hinderniſſe in den Gang der Geſchäfte hervorrufen könnten, welchen Se. Majeſtät eben vorzubauen die Abſicht hatten. Es ſcheint nehmlich ungewiß, ob der Präſident ſein Stimmrecht in allen Abtheilungen des Storthinges verliert, oder nur in derjenigen, deren Präſident er iſt. Einer ſolchen Undeutlichkeit könnte zwar durch eine Veränderung des Ausdrucks abgeholfen werden, aber zu einer ſolchen Veränderung iſt der Storthing, wie wir glauben, nicht berechtigt.

6) Die Annahme des Vorſchlages würde übrigens auch deswegen große Schwierigkeiten finden, weil keine Veränderungen in denjenigen §§. des Grundgeſetzes oder in anderen Geſetzen, die mit dem angeregten in genauer Verbindung zu ſtehen ſcheinen, proponirt ſind. Hierher kann, nach der Meinung des Comité, gerechnet werden:

a) §. 59. verglichen mit dem Geſetze vom 8. Februar 1816, durch welchen die Anzahl der Repräſentanten, und das Verhältniß zwiſchen denen, die vom Lande und von den Städten geſandt werden, beſtimmt wird.

b) Es ſcheint dem Comité ſehr zweifelhaft, ob der Ausdruck des Vorſchlages, betreffend den Verluſt des Stimmrechts, inſofern er den Präſidenten des Lagthinges (Geſetzthings) betrifft, auch auf ſeine Functionen als Präſident des Reichsgerichts ausgedehnt werden ſoll oder nicht? — Zwar wird es, wenn man den hier behandelten Vorſchlag, mit der vorgeſchlagenen Veränderung in §. 86. und 87. vergleicht, klar, daß Se. Majeſtät nur Rückſicht genommen haben auf diejenigen Verrichtungen des Präſidenten des Lagthinges, welche nicht zu ſeinem Richteramte gehören. Aber dieſer Umſtand kann das Comité nicht von der Pflicht entbinden, die Aufmerkſamkeit des Storthinges auf diejenigen Bedenklichkeiten hinzuleiten, die durch den Vorſchlag, an und für ſich betrachtet, veranlaßt werden können. Wird aber angenommen, daß der Verluſt des Stimmrechts, auch in Rückſicht der Geſchäfte beim Reichsgerichte gelten ſoll, dann könnte eine ſolche Veränderung nicht Statt finden, ohne zugleich eine Veränderung in §. 86. des Grundgeſetzes und im Geſetze vom 18. September 1815 zu treffen.

Aus dieſen Geſetzen folgt nehmlich, was ohnehin mit der Natur der Sache und unſeren für alle Prozeßarten geltenden Formen übereinſtimmt, daß Derjenige, der als Richter erwählt wird, nicht allein den Gang der Verhandlungen leitet, ſondern auch in allem Uebrigen, was zur Entſcheidung der Sache gehört, Stimmrecht beſitzt. Inſofern Se. Majeſtät, durch die Propoſition vom 6. Auguſt 1821, gnädigſt eine Veränderung in der Organiſation des Reichsgerichts (§. 86.) vorgeſchlagen haben, nach welcher der Präſident des Lagthinges keinen Vorſitz im genannten Gerichte haben ſollte; ſo würde freilich (vorausgeſetzt, daß der Storthing den letztgenannten Vorſchlag annähme) die vermeinte Wichtigkeit der Bemerkung, welche das Comité ſich die Ehre gegeben hat vorzutragen, wegfallen; da aber das Comité die Abſicht hat unten mehrere Gründe zu entwickeln, welche die vergeſchlagene Veränderung im §. 86. des Grundgeſetzes abzurathen ſcheinen, und es ohnehin als möglich betrachten muß, daß der Storthing dieſer Veränderung ſeinen Beifall nicht geben werde, ſo hält man ſich verpflichtet die Aufmerkſamkeit des Storthinges auf die Schwierigkeiten hinzuleiten, welche ſich der vorgeſchlagenen

Veränderung des §. 74. entgegenſtellen, wenn der §. 86. unverändert bleibt.

7) Was die Ernennung der Secretaire „außerhalb des Storthinges“ betrifft, wovon die gnädigſte Propoſition ebenfalls handelt, ſo erlaubt ſich das Comité die Bemerkung, daß der Vortheil oder Nachtheil dieſer Veränderung größtentheils abhängig ſeyn wird von der Art, wie die Geſchäfte dieſer Beamten durch das Reglement für die innere Polizey des Storthinges zu jeder Zeit beſtimmt werden. Betrachtet man das Reglement der früher gehaltenen Verſammlungen des Storthinges, ſo wie das jetzt geltende, ſo zeigen ſich die Geſchäfte des Secretairs auf eine ſo einfache Weiſe geordnet, daß die Führung derſelben keine bedeutende Aufopferung von Zeit erfodern, und daher den Repräſentanten nicht hindern kann, an den übrigen Geſchäften des Storthinges Theil zu nehmen. Eine neue Einrichtung, welche der Staatskaſſe bedeutende Koſten zur Beſoldung für drei Secretaire und drei Viceſecretaire auflegen, und die außerdem die Verantwortlichkeit, welche jetzt, durch den Inhalt des §. 86. des Grundgeſetzes, den Secretairen als Mitgliedern des Storthinges obliegt, aufheben würde, ſcheint daher keineswegs nothwendig. Auch ſcheint es nicht übereinſtimmend mit dem Geiſte und den Grundſätzen des Grundgeſetzes, daß irgend einer nicht zum Storthinge gehörige Perſon Zutritt zur Theilnahme an den Verrichtungen, und dadurch zur Kenntniß von ſolchen Sachen, deren Geheimhaltung die Umſtände rathen möchten, geſtattet wird. Was, nach der gegenwärtigen Einrichtung, einerſeits an Zeit für die Mitglieder des Storthinges, die als Secretaire und Viceſecretaire fungiren, verloren gehen möchte, wird, nach

der Meinung des Comité, andererſeits durch die größere Gelegenheit, welche ſie dadurch erhalten, den Inhalt der Sachen kennen zu lernen, und durch die dadurch erlangte Leichtigkeit an den übrigen Geſchäften des Storthinges Theil zu nehmen, vollkommen erſetzt. Was die größte Beſchwerde, die eigentliche Schreiberei betrifft, die auch außerhalb des Thinges Statt finden kann, und die man allerdings vermindert wünſchen möchte, ſo iſt durch die reglementariſchen Beſtimmungen der innern Polizey des Storthinges hinlänglich dafür geſorgt, indem ſie erlauben, nach Umſtänden, Extraſchreiber anzunehmen, die den Secretairen die nöthige Erleichterung verſchaffen, ohne daß ihr Dienſt mit den angeführten Ungelegenheiten verbunden wäre.

Aus den angeführten Gründen findet das Comité ſich veranlaßt, ehrerbietigſt anheimzuſtellen: „daß der Vorſchlag nicht angenommen werde.“

V. Gutachten, veranlaßt durch den Vorſchlag Sr. Majeſtät, betreffend die Veränderung des §. 75. litt. a. des Grundgeſetzes.

Wenn man den §. 68. des Grundgeſetzes mit dem §. 75. litt. a. vergleicht, findet man Veranlaſſung zu der Vermuthung, daß die hinſichtlich der letztgenannten Geſetzſtelle vorgeſchlagene Veränderung, durch die von Sr. Majeſtät vorgeſchlagene Veränderung des §. 68. veranlaßt iſt und mit dieſer in Verbindung ſteht. Da die nehmlichen Gründe, welche wahrſcheinlicherweiſe die Verfaſſer des Grundgeſetzes bewogen haben, das jetzt geltende Verhältniß zwiſchen der für die Eröffnung des Storthinges und der für den Anfang des Steu-

Univ. Bibl. München

erjahres beſtimmten Zeit feſtzuſetzen, nach der Meinung des Comité auch für die hier behandelte Veränderung reden würden, wenn der Storthing den Vorſchlag betreffend den §. 68. annähme, ſo wäre freilich inſofern nichts gegen ſie einzuwenden; — da aber das Comité ſich die Ehre gegeben hat, anheim zu ſtellen, daß der §. 68. nicht verändert werde, ſo findet es, vorausgeſetzt, daß die eben erwähnte Anheimſtellung den Beifall des Storthinges erhalte, keinen anderweitigen Grund die in Rede ſtehende Veränderung des §. 75. anzurathen. — Es wird daher anheimgeſtellt:

„Der Vorſchlag zur Veränderung des §.75. litt. a. kann nicht angenommen werden."

VI. Gutachten, veranlaßt durch den Vorſchlag Sr. Majeſtät, betreffend die Aufhebung des §. 79. des Grundgeſetzes.

Se. Majeſtät haben am 2. Auguſt 1821, unter mehreren gnädigſten Vorſchlägen zur Veränderung in Norwegens Grundgeſetzen, auch die gänzliche Aufhebung des §. 79. vorgeſchlagen. Dieſer §. lautet folgendermaßen:

„Der Beſchluß darf, in dieſem Falle, nicht von dem
„dann verſammelten Storthinge dem Könige vorgelegt
„werden, der ſich auf dieſelbe Weiſe benehmen kann
„wenn der nächſte ordentliche Storthing aufs neue den-
„ſelben Beſchluß vorſchlägt. Wird er aber von dem drit-
„ten ordentlichen Storthinge, nachdem man ihn aber-
„mals gehörig erwogen hat, wiederum auf beiden Thin-
„gen unverändert angenommen und nun dem Könige

„mit dem Begehren vorgelegt, daß Se. Majeſtät einem Beſchluß,
„der dem Storthinge nach der reiflichſten Erwägung
„erſprießlich ſcheint, nicht ſeine Sanction verweigern möchten,
„ſo wird er Geſetz, wenn auch die Sanction des Königs
„nicht erfolgt, ehe der Storthing auseinandergeht."

Betrachtet man die höchſt wichtige Frage, welche durch dieſen Vorſchlag zur Sprache kommt, aus einem höhern und allgemeinern politiſchen Standpunkte, ſo muß das Comité zwar das abſolute Veto des Königs als ein im Allgemeinen für conſtitutionelle Staaten anwendbares Princip anerkennen, geeignet die gemeinſchaftliche Sicherheit ſowol für den Thron als für die Rechte der Nationen zu begründen; aber Norwegens beſondere Verhältniſſe, und die Beſtimmungen des Grundgeſetzes, welche das Gleichgewicht zwiſchen der geſetzgebenden und der ausübenden Gewalt betreffen, ſo wie mehrere andere Rückſichten, erlauben die Anwendung dieſes Princips in Norwegen nicht, wenn nicht noch andere Veränderungen im Grundgeſetze, als die von Sr. Majeſtät gnädigſt vorgeſchlagenen, Statt finden ſollen, welches das Comité durch folgende Darſtellung einleuchtend zu machen hoffen darf:

1) Außer den allgemeinen Schwierigkeiten, welche der Annahme des Vorſchlages, aus Rückſicht auf die durch §. 112. feſtgeſetzte Bedingungen für Veränderungen im Grundgeſetze, entgegenſtehen, tritt uns beſonders diejenige entgegen, welche die Betrachtung des §. 17. des Grundgeſetzes mit ſich führt. Eben erwähnter §. ertheilt dem Könige das Recht, Anordnungen zu machen und aufzuheben, inſofern ſie Handel, Zoll, Nahrungszweige und Polizey betreffen: doch dürfen ſie nicht der Conſtitution und den in Uebereinſtimmung mit den §§. 77,

78 und 79. des Grundgeſetzes gegebenen Geſetzen widerſprechen. Solche von dem Könige getroffene proviſoriſche Anordnungen, gelten nach dem §. 17. bis zum nächſten Storthinge. Unter der Vorausſetzung, daß das abſolute Veto, durch die Annahme des Vorſchlags Sr. Majeſtät betreffend die Aufhebung des §. 79. des Grundgeſetzes, eingeführt würde, iſt es augenſcheinlich, daß das Gleichgewicht zwiſchen den conſtitutionellen Mächten rückſichtlich ihrer Theilnahme an der Geſetzgebung, welche zuwege zu bringen unverkennbar die Abſicht Sr. Majeſtät geweſen iſt, durchaus würde verfehlt werden. Die Beſchaffenheit der meiſten Gegenſtände, die in dem erwähnten §. 17. behandelt werden, enthält die Unmöglichkeit, ſie mit deutlichen und ſcharfen Grenzen von den übrigen Gegenſtänden, die der Sorge des Geſetzgebers unterworfen ſind, zu trennen. Vorzüglich iſt dieſes mit der Polizey der Fall. Denn von dieſer bilden ſich Einige einen ſo umfaſſenden Begriff, daß die meiſten Fächer der Geſetzgebung oder Gegenſtände der Staatsverwaltung ſich darunter begreifen laſſen. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die ausgedehnte Autorität, proviſoriſche Anordnungen zu verfügen, welche durch §. 17. des Grundgeſetzes Sr. Majeſtät ertheilt worden, die in anderen conſtitutionellen Staaten aber nicht, wenigſtens in dieſem Grade nicht, dem Regenten zukommt, dadurch iſt beſtimmt worden, daß das Veto, welches die §§. 78 und 79. des Grundgeſetzes dem Könige ertheilen, nur ſuspenſiv iſt, während in anderen conſtitutionellen Staaten, wo dem Könige eine ſo ausgedehnte Gewalt Anordnungen zu verfügen nicht zukommt, ihm ein abſolutes Veto ertheilt wurde. Indem man die Aufhebung des §. 79. annähme, dem Könige alſo ein abſolutes Veto einräumte,

während die Rechte, welche durch §. 17. des Grundgeſetzes beſtimmt ſind, ihre Gültigkeit behielten, würde man, den landesväterlichen Abſichten Sr. Majeſtät gänzlich zuwider, offenbar eine Gelegenheit darbieten, einen bedeutenden, ja vielleicht den wichtigſten Theil der Geſetzgebung der wirkſamen Entſcheidung der National-Repräſentation zu entziehen. Denn könnten keine der Beſchlüſſe des Storthinges, die erwähnten Gegenſtände der Geſetzgebung betreffend, geſetzliche Kraft ohne die königliche Sanction erhalten, während der König nichts deſtoweniger autoriſirt wäre, Anordnungen, die erwähnten Fächer der Geſetzgebung betreffend, zu verfügen, ſo iſt es einleuchtend, daß es größtentheils auf dem Gutbefinden des Königs beruhen würde, die hier in Rede ſtehenden Angelegenheiten zu ordnen, ohne daß, mit Rückſicht auf die Autorität der National-Repräſentation, irgend eine hinreichende Grenze für die Ausübung dieſes Rechtes ſich beſtimmen ließe.

2) Wenn der §. 79. des Grundgeſetzes aufgehoben würde, ſo würde auch unmittelbar eine der Bedingungen, welche §. 17. für die Ausübung des Rechtes proviſoriſche Anordnungen zu verfügen, beſtimmt, aufhören; dieſe nehmlich, daß die letzteren, keinem, wie §. 79. beſtimmt, gegebenen Geſetz widerſprechen dürfen. Unter der Vorausſetzung alſo, daß der erwähnte gnädigſte Vorſchlag angenommen würde, würde er einen Widerſpruch enthalten, wenn man ſich in §. 17, wie jetzt geſchieht, auf den §. 79. beriefe.

3) Es iſt aber nicht allein das von Sr. Majeſtät beabſichtigte Gleichgewicht in der Theilnahme der conſtitutionellen Gewalten an der Geſetzgebung, welches, nach der Meinung des Comité, durch die Aufhebung des §. 79.

verfehlt wird. Das für eine conſtitutionelle Monarchie paſſende Verhältniß, hinſichtlich der Rechte der conſtitutionellen Gewalten im Ganzen, welches für Norwegen aufrecht zu halten, unzweifelhaft die Abſicht Sr. Majeſtät geweſen iſt, müßte auch durch dieſe Veränderung, wie ſie vorgeſchlagen iſt, bedeutend geſtört werden. Ein Umſtand, der deſto bedeutender erſcheint, je wichtiger es, bei Norwegens beſonderer Stellung, dieſem Reiche ſein muß, daß in der Vertheilung der der höchſten Staatsgewalt zukommenden Rechte — verglichen mit den Hauptgrundſätzen, auf welchen die meiſten conſtitutionellen Verfaſſungen gegründet ſind — ein richtiges Verhältniß wahrgenommen werde. Denn ein ſolches nur kann hoffen laſſen, daß, indem dem Regenten in der ihm zugeſtandenen Autorität hinlängliche Mittel zugeſichert ſind um von ſeiner Seite das allgemeine Wohl zu befördern, auch die Rechte der National-Repräſentation, mit denen der ausübenden Gewalt verglichen, nicht zu unbedeutend erſcheinen, und daß ſie kräftig und auf eine zweckmäßige Weiſe den König in ſeinen Beſtrebungen für das gemeinſchaftliche Ziel, das Wohl des Staats, werde unterſtützen können. Mit Rückſicht auf oben erwähntes Verhältniß, erlaubt ſich das Comité die Aufmerkſamkeit auf folgende Umſtände hinzuleiten:

a) Wird, indem man §. 79. des Grundgeſetzes aufhebt, das abſolute Veto zugeſtanden, dann wird, wie oben bemerkt, der König in der That in Beſitz des bedeutendſten Theils der geſetzgebenden Gewalt kommen, wenn er zugleich das Recht erhält Geſetze vorzuſchlagen, und das, proviſoriſche Anordnungen in allen den in §. 17. erwähnten ausgedehnten Geſetzgebungszweigen, zu treffen, behält. Se. Majeſtät würde dadurch einen weit größern

Antheil an der Geſetzgebung erhalten, als die Regenten in anderen conſtitutionellen Staaten, z. B. in Frankreich, England und den Niederlanden, haben.

b) Die ausübende Gewalt iſt außerdem, als ſolche, nach den Grundgeſetzen Norwegens, im Beſitze größerer und bedeutenderer Rechte, als die Regenten anderer conſtitutionellen Staaten, wie z. B. in England und den Niederlanden. Das Recht, welches durch §. 21. des Grundgeſetzes ohne Ausnahme und unbedingt dem Könige ertheilt iſt, alle civil-, geiſtliche und militair-Beamte zu wählen und zu ernennen, iſt ſchon weit größer und ausgedehnter, als das Recht, welches in dieſer Rückſicht dem Regenten in anderen, und namentlich in den obengenannten Staaten, ertheilt iſt. Ein großer Theil der Amtsgeſchäfte in den verſchiedenen Diſtricten jener Länder wird von Beamten ausgeführt, die vom Volke oder von den betreffenden Corporationen ernannt werden, und der Regent iſt ſelbſt da, wo es ihm zukommt die Beamten zu ernennen, oft durch Geſetze auf eine kleine Anzahl vorgeſchlagener Candidaten beſchränkt. Außer der Klaſſe der Beamten findet man in Norwegen keine große Anzahl von Individuen, die durch Bildung oder Vermögen einen bedeutenden Einfluß ausüben könnten. Mit Rückſicht auf Norwegens Volksmenge, auf ſeine ganze innere Stellung und bürgerliche Einrichtung, ſo wie auf den verhältnißmäßig viel größern Einfluß, den die Klaſſe der Beamten hier auf die Angelegenheiten des Staatsvereins ausübt, iſt daher das Recht des Königs, die Beamten zu ernennen, eine Gewalt, die, an und für ſich betrachtet, viel größer genannt werden muß, als die der Regenten anderer Ländern, wo der Einfluß der Beamten auf den ganzen Staatsverein, verglichen mit den übrigen Verhältniſſen, viel geringer iſt. In dem Recht, die Beamten zu ernennen, gibt das Grundgeſetz dem König von Norwegen ein ſehr wichtiges, kräftiges und ausgedehntes Mittel, ſich auf mancherlei Weiſe einen weſentlichen Einfluß in den verſchiedenſten Zweigen der öffentlichen Angelegenheiten zu verſchaffen.

c) Das Recht Bündniſſe und Tractaten zu ſchließen, iſt ohne irgend eine Einſchränkung durch §. 26. des Grundgeſetzes dem Könige ertheilt, während es nicht ganz ohne Beiſpiel iſt, daß die Ausübung eines ſolchen Rechts in einer conſtitutionellen Monarchie an gewiſſe bedeutende Einſchränkungen, hinſichtlich der innern Stellung des Reichs, gebunden und zum Theil von einer gewiſſen Theilnahme der National-Repräſentation abhängig gemacht iſt (vergl. z. B. Grundgeſetz für das Königreich Würtemberg, datirt den 25. September 1819. 7 Cap. §. 85.).

d) Die Adminiſtration der ökonomiſchen Angelegenheiten einer Menge Provinzen, Diſtricte, Communen und Corporationen, ſo wie der allgemeinen Polizey, und die unmittelbare Aufſicht über die Gegenſtände (in verſchiedenen anderen Staaten großentheils, unter geſetzlich beſtimmter Form, der eigenen Sorge und der Autorität der Einwohner überlaſſen) gehören, den Grundſätzen des Norwegiſchen Grundgeſetzes zu Folge, der ausübenden Gewalt.

Erwägt man nun den bedeutenden Umfang der Rechte, welche das Norwegiſche Grundgeſetz der ausübenden Gewalt ertheilt hat, und betrachtet man aufmerkſam den Inhalt des §. 79., durch welchen dem König nur ein ſuſpenſives Veto eingeräumt wird, ſo hat man — inſofern die Frage über die Vertheilung der Rechte aufgeworfen wird — ohne allen Zweifel Grund anzunehmen, daß die hierzu getroffenen Beſtimmungen keineswegs als eine Abweichung von den Formen deren Aufrechthaltung für das Beſte conſtitutioneller Staaten überhaupt unumgänglich nothwendig iſt, zu betrachten ſind; man muß vielmehr in dieſen Beſtimmungen eine für die eigenthümliche Stellung unſeres Reiches paſſende Vertheilung wahrnehmen, durch welche der Monarch für dasjenige, was Derſelbe in den ihm nicht eingeräumten abſoluten Veto verlor, ein völliges Aequivalent erhielt, theils durch das vielumfaſſende Recht proviſoriſche Anordnungen ergehen zu laſſen, theils durch die unbegrenzte Ausübung der oben erwähnten Rechte betreffend die äußeren Verhältniſſe des Reichs und die Ernennung der Beamten. Würde nun dem Könige ein abſolutes Veto in der Geſetzgebung zugeſtanden, während alle jene Rechte der ausübenden Gewalt, oder mehrere derſelben, fortdauerten, ohne irgend eine Modification und ohne daß neue Rechte für die Volksrepräſentation entſtünden, ſo würde man unzweifelbar das Ziel einer paſſenden Vertheilung, wie es entweder urſprünglich Statt fand oder nach der weiſen Abſicht Sr. Majeſtät Statt finden ſoll, aus den Augen verlieren; und das Verhältniß zwiſchen den conſtitutionellen Gewalten würde im weſentlichen Puncte, und dem, was Se. Majeſtät gnädigſt beabſichtigten und vorgeſchlagen haben *) entgegen, dadurch verrückt werden.

In letztgenannter Rückſicht iſt es einleuchtend, das §. 79. des Grundgeſetzes einen ſo wichtigen Theil des Syſtems, welches durch alle Beſtimmungen des Grund-

---

*) „Og videnfor hvad Hs. Majeſtät har naadigſt tilſigtet og foreſlaaet." Etwas undeutlich.

geſetzes hindurch unſere Verfaſſung bildet, ausmacht, daß die Aufhebung dieſer Stelle des Geſetzes alle übrige Theile deſſelben gänzlich aus der Harmonie bringen würde.

Vergleichen wir §. 49. des Grundgeſetzes mit den §§. 3 und 79, ſo ſcheint es klar, daß eins der Hauptprincipien deſſelben dieſes iſt, daß die geſetzgebende Gewalt, oder der bedeutendſte Theil derſelben, dem Volke zukömmt, welches dieſe Gewalt durch den Storthing ausübt. Würde, nach dem Vorſchlage Sr. Majeſtät, der §. 79. aufgehoben, ſo iſt es einleuchtend, daß der größte Theil der geſetzgebenden Gewalt in die Hände des Königs käme. Wie nun ein ſolches Reſultat nicht mit der in dem Vorſchlage ſelbſt deutlich zu erkennenden Abſicht Sr. Majeſtät, die vielmehr das Gleichgewicht erhalten möchte, übereinſtimmt, ſo würde auch eine ſolche Veränderung ſchwerlich eine bloße Modification einzelner Beſtimmungen genannt werden können, ſondern würde eher mit dem Princip ſelber in Streit gerathen. In dieſer Rückſicht, und wenn der Inhalt des §. 112. gegen Veränderungen in den Principien des Grundgeſetzes erwogen wird, entſtehen gegen die Annahme des Vorſchlages höchſt wichtige Bedenklichkeiten.

Die Beſtimmungen des Grundgeſetzes, betreffend die Organiſation der National-Repräſentation, die Zeit für die Dauer des Storthings, die Publicität der Verhandlungen, und die dem Volke durch daſſelbe zugeſicherte Rede- und Schreibefreiheit ſcheinen, mit dem ruhigen und ſinnigen Charakter des Volks vereinigt, ſo wie die von den Voreltern ererbte Treue und Ergebenheit gegen den König, hinlängliche Sicherheitsmittel gegen einen Mißbrauch des im §. 79. des Grundgeſetzes enthaltenen Rechts darzubieten.

Da der Storthing in zwei Kammern getheilt iſt; da er nur jedes dritte Jahr verſammelt wird und ohne den Beifall des Königs ſeine Verhandlungen nicht länger als drei Monathe fortſetzen darf; da ferner, für einen jeden Storthing neue Repräſentanten gewählt werden; endlich da die National-Repräſentation, als ſolche, für keinen beſtimmten Theil aus einer privilegirten Klaſſe beſteht, deren Intereſſe eine für die ausübende Gewalt und den Staat gefährliche und fortdaurende Oppoſition hervorufen könnte: ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die durchaus übereinſtimmenden Beſchlüſſe dreier verſchiedener Storthinge, die Nützlichkeit einer Geſetzesbeſtimmung betreffend, nicht in Widerſpruch mit dem allgemeinen Willen oder mit dem Beſten des Staats, welches von dem des Königs unzertrennbar iſt, ſtehen werde.

Ein neues, kräftiges und nach aller Wahrſcheinlichkeit ſicheres Mittel gegen den ſchädlichen Gebrauch des im §. 79. dem Storthinge ertheilten Rechtes, würde es ohne allen Zweifel ſeyn, wenn der König nach Seiner Weisheit, ſo oft ein Geſetzvorſchlag Ihm zur Sanction vorgelegt wird, Se. Majeſtät aber es dem Wohl des Staats nicht zuträglich finden ſolchen zu ſanctioniren, geruhen wollte, den Storthing von den Gründen in Kenntniß zu ſetzen, die den höchſten Beſchluß veranlaßt haben.

Da die Stellung Norwegens, nach der Vereinigung mit dem Bruderreiche, es leicht mit ſich führen könnte, daß die vereinigten Reiche, im Betreff einzelner Gegenſtände oder in einzelnen Fällen, verſchiedene Intereſſen hätten, ſo würde ein ſolcher Umſtand möglicherweiſe ein Hinderniß der Annahme eines für Norwegen nützlichen Geſetzes ſeyn können. Dieſe Betrachtung erzeugt eine neue Bedenklichkeit gegen die Annahme des hier in Rede ſtehenden gnädigſten Vorſchlags.

Die Erfahrung aller Zeiten hat gezeigt, daß, nachdem die Staatsverfaſſung eines Volks einer Hauptveränderung unterworfen worden — wie ſolches bei uns der Fall war, als wir, einer uneingeſchränkten Alleingewalt unterworfen, zur conſtitutionellen Theilnahme an den Angelegenheiten des Staats übergingen — eine Reihe von Jahren verfließen muß, ehe der Geiſt der neuen Verfaſſung hinlänglich das Volk zu durchdringen und ſich über die verſchiedenen Zweige der Geſetzgebung zu verbreiten vermag. Bis dahin alſo, daß ſämmtliche Einrichtungen, die der Herrſchaft der Privat-Geſetzgebung unterworfen ſind, die Organiſation erhalten, wodurch ſie nach und nach mit dem Grundgeſetz in völlige Harmonie gebracht werden, — ſo lange wenigſtens kann das Uebel, welches für den Staat damit verknüpft iſt, ein nützliches und nothwendiges neues Geſetz zu entbehren, eben ſo groß ſein, als das Uebel, welches daraus entſtehen würde, daß ein Geſetz, welches keine Sanction verdiente, ohne dieſe zu Stande kam.

Schließlich erlaubt ſich das Comité noch zu bemerken, daß da, wie es vermeint, es aus der Natur der Sache hervorgeht, daß keine Veränderung in dem Grundgeſetze ohne die gemeinſchaftliche Zuſtimmung der conſtitutionellen Gewalten Statt finden kann, man, als hieraus folgend und mit Rückſicht auf den §. 112. des Grundgeſetzes, annehmen müſſe, daß der König im Beſitz eines abſoluten Veto iſt, wenn von Vorſchlägen, betreffend Veränderungen in dem Grundgeſetze, die Rede iſt.

Aus den angeführten Gründen wird anheimgeſtellt: „Der gnädigſte Vorſchlag Sr. Majeſtät, betreffend die gänzliche Aufhebung des §. 79. des Grundgeſetzes, kann nicht angenommen werden."

VII. Gutachten, veranlaßt durch den Vorſchlag Sr. Majeſtät, betreffend die Veränderung in den §§. 81, 82 und 92. des Grundgeſetzes.

ad. §. 81.

Es iſt augenſcheinlich, daß wenn vorgeſchlagen wird, daß die Worte „die im §. 79. aufgenommen" ausgelaſſen werden ſollen, dieſer Vorſchlag in Verbindung ſteht mit dem, betreffend die völlige Aufhebung des letztgenannten Paragraphen. Wenn der §. 79. nicht mehr gültig iſt, ſo würde es allerdings unpaſſend ſein, ſich in §. 81. auf ihn zu berufen. Da aber das Comité ſich die Ehre gegeben hat anheimzuſtellen, daß die Propoſition Sr. Majeſtät, die Aufhebung des §. 79. betreffend, die Zuſtimmung des Storthings nicht erhalte, ſo findet das Comité, vorausgeſetzt, daß er der Anheimſtellung ſeinen Beifall geben wird, keinen Grund die beabſichtigte Auslaſſung aus dem §. 81. vorzuſchlagen: es ſtellt daher anheim: „daß der Vorſchlag zu einer Veränderung in dem §. 81. nicht angenommen werde."

ad §§. 82 und 92.

Da das Comité gefunden hat, daß, wie angenommen werden muß, die königliche Propoſition vom 2. Auguſt 1821 im Betreff der §§. 82 und 92 des Grundgeſetzes, einen und denſelben Gegenſtand betreffen; ſo hat es geglaubt, die Vorſchläge in Betreff beider §§. zugleich behandeln zu können.

Vorläufig müſſen wir bemerken, daß es ſchon beim erſten Anblick zweifelhaft ſcheinen könnte, in wie fern die

Form erlaube, daß der Storthing ſich in die Sache einlaſſe, inſofern ſie den §. 92. betrifft, da die Worte, welche in der genannten Propoſition angeführt werden, nicht auf eine klare Weiſe in eine unmittelbare Verbindung mit irgend einer Aeußerung geſetzt ſind, aus welcher man in den Stand geſetzt würde, deutlich die Meinung zu erfahren. Auch bei Vergleichung der gedruckten Bekanntmachung der Conſtitutions-Vorſchläge mit einer vom Staatsſecretariat beſtätigten Copie des originalen Vorſchlags, hat das Comité erfahren, daß das gedruckte Exemplar völlig übereinſtimmend mit dem Originale ſei.

Aber ohnerachtet es in der Wortverbindung, die in dem Vorſchlag unter §. 92. angebracht wird, nicht ausdrücklich geſagt iſt, was mit den citirten Worten beabſichtigt wird, ſo kann doch nicht leicht eine andere Auslegung Statt finden, als dieſe: daß es die Meinung des Vorſchlages iſt: „daß der Punkt e. des §. 92. in der Zukunft ſo lauten ſoll: oder die naturaliſirt werden möchten."

Wenn der Storthing dieſer Auslegung ſeinen Beifall ſchenkt, ſo nimmt das Comité zugleich an, daß für den Storthing kein hinlänglicher Grund vorhanden iſt, den Vorſchlag, inſofern er den §. 92. betrifft, einer nähern Erwägung zu unterziehen.

Bei dem erſten außerordentlichen Storthinge waren die Meinungen, betreffend die Frage, wie weit das Recht des Storthinges hinſichtlich der Naturaliſation der Fremden ſich erſtrecken ſolle, ſehr getheilt.

Nachdem das Grundgeſetz, übereinſtimmend mit dem, was ſchon auf Eidswold angenommen war, dem Storthinge das Recht, Fremde zu naturaliſiren ohne daß dieſer Beſchluß eine königliche Sanction erfoderte, eingeräumt hatte, ward ſchon dem erſten ordentlichen Storthinge ein gnädigſter Vorſchlag, daß litt. e. des §. 82. ausgelöſcht werden möchte, vorgelegt. Er erhielt aber nicht die Zuſtimmung des Storthings. Indeſſen hatte das zur Behandlung der Sache erwählte Comité, bei Entwickelung der Gründe für und wider den Vorſchlag, erkannt, daß es mit dem Geiſt des Grundgeſetzes übereinſtimmend ſein würde, wenn der König das Recht erhalten hätte, die Beſchlüſſe, durch welche der Storthing Fremde naturaliſirte, in derſelben Art, welche für die Sanction der Geſetze beſtimmt iſt, anzunehmen oder zu verwerfen.

Das unterzeichnete Comité muß nach völliger Ueberzeugung der ebengenannten Meinung beitreten.

Nicht allein dieſelben Gründe, die überhaupt die Wichtigkeit einer bei der Geſetzgebung erforderlichen königlichen Sanction beweiſen, auch mehrere andere Umſtände ſollten ohne allen Zweifel die Nothwendigkeit einer ſolchen Sanction, hinſichtlich der Naturaliſation der Fremden, darthun. Wird ein Fremder unter die Bürger des Staats aufgenommen, ſo iſt es nicht allein für die Würde des Staats und des Regenten und in Beziehung auf das, was man den perſönlichen Verhältniſſen deſſelben ſchuldig iſt, ſondern auch wegen der äußern Verhältniſſe des Staats, die dem Könige am Beſten bekannt ſind, von Wichtigkeit, daß die ausübende Gewalt, indem ſie Theil nimmt an dem Beſchluß, Gelegenheit finde, Inconvenienzen abzuwehren, welche die National-Repräſentation von ihrem Standpunkt weder vorausſehen noch vorzubauen im Stande iſt.

Dieſe Gründe ſcheinen auch noch nicht wegzufallen wenn man einwirft, daß, da der Zutritt zu den Aemtern des Staats als einer der wichtigſten Vortheile, welche durch Naturaliſation zu erhalten ſind, betrachtet werden muß, der König, welchem nach dem Grundgeſetze allein das Recht Beamte anzuſtellen, zukommt, es größtentheils in ſeiner Gewalt hat, die ſchädlichen Folgen eines möglichen Mißgriffs, inſofern ein ſolcher von Seiten des Storthinges bei der Ausübung jenes Rechts Statt gefunden haben möchte, vorzubauen. Auch ſcheint dem Comité keinesweges, als wenn es irgend bedenklich wäre, dem König das hier erwähnte Recht zuzugeſtehen, da der König ja nicht die Gewalt erhält, dem Staate ohne Zuſtimmung des Storthinges irgend einen Bürger aufzudringen.

Wie wichtig nun aber die Gründe, welche eine Annahme des gnädigſten Vorſchlags anzurathen ſcheinen, auch einerſeits ſein mögen, ſo iſt doch auch andererſeits unleugbar, daß die Beſchlüſſe, durch welche der Storthing bis jetzt Fremde naturaliſirte, keine Furcht begründen, als würden die Repräſentanten des Norwegiſchen Volks, durch die Ausübung dieſes ihnen zukommenden Rechts, die dem Monarchen ſchuldige Rückſichten oder die Sorge für das Beſte des Reichs aus den Augen verlieren. Sonach kann die Frage, hinſichtlich der Annahme des in Rede ſtehenden Vorſchlags, in practiſcher Rückſicht wol als weniger wichtig betrachtet werden. Das Comité findet übrigens in folgenden Umſtänden ein wichtiges Hinderniß bei der Annahme des Vorſchlags. Denkt man ſich litt. e. des §. 82. des Grundgeſetzes ausgeſchloſſen, §. 92. aber zugleich nach dem Vorſchlage geändert, ſo könnten Zweifel entſtehen in Rückſicht der Beſtimmung des §. 75. litt. e., nehmlich in wiefern die königliche Sanction für den Beſchluß des Storthinges bei der Naturaliſation der Fremden nothwendig ſei. Daß die ebengenannte Stelle im Grundgeſetze, an und für ſich betrachtet, keinesweges ohne hinzugefügte nähere Erklärung im Stande iſt, einen ſolchen Zweifel zu heben, und daß dieſer auch nicht etwa gehoben wird, indem wir dieſe Stelle des Geſetzes mit dem §. 82. vergleichen, wenn litt. e. ausgelaſſen iſt, ſtimmt nicht allein mit der Ueberzeugung des Comité überein, ſondern wird auch durch die Erfahrung beſtätigt. In dieſer Rückſicht erlaubt ſich das Comité auf die Bemerkungen hinzuweiſen, welche über einen dem Storthinge in Betreff des §. 82. unter dem 14. Juni 1816. gemachten Vorſchlag, von dem betreffenden Comité eingereicht ſind. Da alſo zu befürchten ſteht, daß die Annahme des oft erwähnten Vorſchlags die Grundgeſetze ihrer jetzigen und nothwendigen Deutlichkeit in den Beſtimmungen, welche die Autorität des Storthinges betreffen, berauben könnte, ſo könnten die Folgen einer ſolchen Ungewißheit hinſichtlich der Grenzen der Rechte der conſtitutionellen Gewalten, in Bezug auf dieſen Gegenſtand, möglicherweiſe die für das Wohl des Staats höchſt wichtige Einigkeit der Gewalten ſtören. Der Nachtheil, welcher aus einer ſolchen Uneinigkeit entſtehen könnte, würde nach der Meinung des Comité größer ſein, oder könnte doch leicht weit bedeutender werden, als der, welcher in einem einzelnen Fall aus einer weniger klugen Anwendung des Naturaliſationsrechts von Seiten des Storthinges entſtehen würde.

Aus den angeführten Gründen wird anheimgeſtellt: „daß der Vorſchlag Sr. Majeſtät, betreffend §. 92. litt. e. und §. 82. litt. e., nicht angenommen werden kann.

VIII. Gutachten, betreffend den Vorſchlag, daß ein neuer §. zwiſchen die §§. 84 und 85. eingeſchaltet werden ſoll.

Se. Majeſtät haben die Einſchaltung eines neuen §. zwiſchen den §§. 84 und 85. vorgeſchlagen. Dieſer lautet folgendermaßen:

„Der Storthing ſoll, vor allem übrigen, ſich mit „folgenden Sachen beſchäftigen: mit denjenigen, die ihm „von dem König vorgelegt werden; mit denjenigen, welche „conſtitutionsmäßig vom letzten ordentlichen Storthinge „dieſem zur Entſcheidung übertragen worden; mit demjenigen, welches abzuhandeln der Storthing nach §. 75. „des Grundgeſetzes verpflichtet iſt; endlich mit ſolchen „Sachen, die mit den erwähnten in unmittelbarer Verbindung ſtehen. Ein außerordentlicher Storthing darf „nur ſolche Sachen verhandeln, die ihm vom Könige „vorgelegt ſind."

Aus den Bemerkungen mit welchen Se. Majeſtät geruht haben dieſe Vorſchläge begleiten zu laſſen, erhellt, daß es die Abſicht war, durch die neuen Beſtimmungen, eine genauere Ordnung in dem Gang der Verrichtungen zuwege zu bringen. Indem nehmlich die Sachen, mit welchen der Storthing ſich beſchäftigen ſoll, claſſificirt werden, wird alle Weitläufigkeit entfernt, und die wichtigſten Sachen nicht bis zum Schluß des Storthings ausgeſetzt.

Da das Grundgeſetz §. 82. litt. b. feſtgeſetzt hat, daß der Storthing ſeine innere Polizey beſtimmen ſoll, und da derſelbe §. zeigt, wie die königliche Sanction für eine ſolche Beſtimmung nicht nothwendig ſei, ſo iſt es, nach der Meinung des Comité einleuchtend, daß die Annahme des Vorſchlags eine weſentliche und äußerſt wichtige Veränderung und Verminderung der der National-Repräſentation durch das Grundgeſetz ertheilten Rechte herbeiführen würde. Inſofern die Veränderung, wie das Comité ſich näher zu zeigen beſtreben wird, die Folge haben würde, daß es in der That von dem Willen des Königs abhinge, wie weit der Storthing im Stande ſein ſolle die Verrichtungen auszuüben, die demſelben nach §. 75. und anderen Vorſchriften des Grundgeſetzes zugetheilt ſind, ſcheint ſie zugleich den Principien und dem Geiſte des Grundgeſetzes zu widerſprechen. Außerdem müßte eine ſolche Veränderung zugleich eine Modification in den obengenannten Beſtimmungen des §. 82. litt. b. vorausſetzen. Da aber kein Vorſchlag in dieſer Rückſicht vorgelegt iſt, ſo liegt ſchon hierin ein Grund, die Annahme des Vorſchlags abzurathen.

Wenn auch eingeräumt werden kann, daß die National-Repräſentation nicht zu jeder Zeit gleich glücklich in der Anordnung ihrer Wirkſamkeit, oder in der Beurtheilung der größern oder geringern Wichtigkeit der zur Behandlung vorliegenden Angelegenheiten, oder in der Berechnung der zur Behandlung der Sachen nothwendigen Zeit wäre, ſo daß nähere Beſtimmungen auf eine oder die andere Weiſe für die Förderung der Sachen nützlich ſein möchten: ſo kann, andererſeits, nicht geleugnet werden, daß, wie das Volk mit der Natur und den Forderungen der Verfaſſung allmählig bekannter, und wie die Fertigkeit, die beim Storthinge vorkommenden Sachen zu behandeln, im Verlauf der Zeit ſich allgemeiner verbreiten wird, ſo auch, wie man mit Grund hoffen darf, die Verhandlungen des Storthinges einen ſicherern und ſchnellern Gang erhalten werden, und daß die National-

Repräſentation im Stande ſein werde, ihre Wirkſamkeit auf eine Weiſe einzurichten, die ſowol in Rückſicht auf Folgeordnung als Zeit, ſo viel möglich übereinſtimmend mit den Wünſchen ſein wird, die unverkennbar Se. Majeſtät bewogen haben den in Rede ſtehenden Vorſchlag vorzulegen. Daß aber die Abſicht erreicht werden könne, ohne die vorgeſchlagene oder irgend eine andere Veränderung oder Zuſatz in den Grundgeſetzen, hat das Comité als wahrſcheinlich angenommen.

Wie ſehr auch die Mitglieder des Storthinges zu jeder Zeit durchdrungen ſein mögen von der Ueberzeugung, daß Se. Majeſtät nach weiſer Einſicht die Wichtigkeit zweckmäßiger Behandlung der Sachen auf dem Storthinge beurtheilen werden: ſo ſcheint es doch klar, daß, betrachten wir die Grundſätze, welche das Grundgeſetz über die Rechte und Pflichten der National-Repräſentation enthält, dem Storthinge eine wichtige und entſcheidende Stimme zuerkannt werden muß, wenn die Frage von der größern oder geringern Wichtigkeit der Gegenſtände aufgeworfen wird. Wie die Begriffe in dieſer Rückſicht nothwendig relativ ſind, ſo iſt es auch eine Folge der verſchiedenen Standpunkte auf welchen der König und die Mitglieder des Storthinges ſich befinden, und aus welchen ſie die Angelegenheiten betrachten, daß die Beurtheilung verſchieden ſein kann, ohne daß die Meinung der National-Repräſentation eben deswegen eine irrige genannt zu werden verdiente. Da das Grundgeſetz durch ein Gebot, welches man als eins ſeiner Principien enthaltend betrachten kann, dem Storthinge ſowol als dem Könige das Recht Geſetze vorzuſchlagen ertheilt hat, ſo ſcheint darin auch eine Anerkennung des dem Storthinge zukommenden Rechts, die Wichtigkeit der vorkommenden

Sachen zu beurtheilen und nach ſeinem Urtheile darüber die Behandlungsweiſe einzurichten, unzweifelbar zu liegen. Die Gleichheit der Rechte, welche durch §. 76. des Grundgeſetzes beſtimmt iſt, möchte daher, wie es ſcheint, leicht vernichtet werden können, wenn der Vorſchlag angenommen würde. Da nun zu gleicher Zeit die Ausdrücke des Vorſchlags die Deutung erlauben, daß die Sachen in der Ordnung vorgenommen und behandelt werden ſollen, in welcher ſie in dem Vorſchlage genannt ſind, ſo würde, unter der Vorausſetzung, daß dieſe Deutung jemals geltend gemacht werden könnte, der Storthing völlig außer Stand geſetzt werden können, die ihm beſonders durch §. 75. des Grundgeſetzes aufgelegten Pflichten zu erfüllen. Dieſer Fall würde dann eintreten, wenn die durch das Grundgeſetz beſtimmte Zeit für die Thätigkeit des Storthinges verlaufen wäre, ehe die von dem Könige vorgelegten Sachen expedirt wären, und wenn die Prolongation nicht gnädigſt zugeſtanden würde. Daß ein ſolcher Fall zur Auflöſung der Verfaſſung führen könnte, iſt, ſo weit das Comité es einzuſehen vermag, unleugbar. Wie unwahrſcheinlich es nun auch iſt, daß irgend ein für das Wohl des Landes ſorgender König einen ſolchen Gebrauch von dem vorgeſchlagenen Rechte machen würde, daß die dem Volke zu ſeiner Sicherheit und zu ſeinem Glücke durch das Grundgeſetz ertheilten Mittel dadurch vernichtet würden, ſo iſt doch, wie wir glauben, kein hinreichender Grund vorhanden, einer Veränderung in dem Grundgeſetze beizuſtimmen, durch welche der erwähnte Verluſt und das angedeutete Unglück doch eher möglich würde. Die Nothwendigkeit der Grundgeſetze gründet ſich ja eben auf ſolche Möglichkeiten und Mißbräuche. Der §. 80. des Grundgeſetzes, durch welchen beſtimmt wird, daß der ordentliche

Storthing nicht ohne Erlaubniß des Königs länger als drei Monathe verſammelt bleiben darf, ſcheint ſchon eine wichtige Aufforderung die Zeit zu benutzen, ſo wie der König dadurch die Mittel erhält um irgend einem Mißbrauch von Seiten des Storthinges vorzubeugen. Die Veränderungen in den reglementariſchen Beſtimmungen über die Folge der Verrichtungen, welche der Storthing, von der Erfahrung geleitet, allmählig einzuführen vermag, werden ohne allen Zweifel, in Verbindung mit dem Gemeingeiſte und dem Vaterlandsſinne, welche die Verfaſſung ausbreitet und beſchützt, das Gute bewirken, welches Se. Majeſtät, durch den in Rede ſtehenden Vorſchlag beabſichtigten.

Da der §. 70. des Grundgeſetzes dem Könige das Recht ertheilt, einen außerordentlichen Storthing, wenn er will, aufzuheben, ſo kann ohne allen Zweifel angenommen werden, daß ein ſolcher Storthing ſeine Arbeiten mit Rückſicht auf die völlige Ungewißheit ſeiner Dauer, ordnen wird, ſo wie es durchaus in der Gewalt des Königs ſteht eine jede Unternehmung, die nicht mit Höchſtderſelben Abſichten übereinſtimmt, durch die Aufhebung des Thinges zu hemmen. Der Schluß des Vorſchlags ſcheint daher nicht von der Wichtigkeit, daß das Grundgeſetz in dieſer Rückſicht irgend eines Zuſatzes bedürfte. Wenn aber auch ein ſolcher Zuſatz übrigens nothwendig und paſſend ſcheinen ſollte, ſo würde doch, unmaßgeblich, dieſer einzelne Theil des Vorſchlages nicht angenommen werden können, wenn nicht der übrige Theil des in Vorſchlag gebrachten neuen §. die Zuſtimmung des Storthings erhielte.

Das Comité wagt daher nicht die Annahme des Vorſchlags anzurathen, muß vielmehr anheimſtellen: „daß der gnädigſte Vorſchlag Sr. Majeſtät, betreffend die Einſchaltung eines neuen §. zwiſchen den §. 84 und 85. nicht angenommen werde."

IX. Gutachten, veranlaßt durch Se. Majeſtät gnädigſten Vorſchlag vom 6. Auguſt 1821, betreffend die Stiftung eines neuen Adels.

Der gnädigſte Vorſchlag Sr. Majeſtät beabſichtigt den Schluß des §. 23. folgender Geſtalt zu verändern.

„Der König kann verdienten Staatsbürgern adliche, freiherrliche und gräfliche Würden, mit dazu gehörigen Namen, ertheilen, ſo wie ein ausſchließliches Recht, Schild und Wappen zu führen, wie beides für eine jede Familie beſtimmt wird. Dieſe Würden und Rechte ſollen, nach dem Tode Deſſen, der geadelt oder zu einer Würde erhoben worden iſt, auf den Aelteſten ſeiner männlichen Nachkommen in gerader Linie übergehen, und nachdem dieſe Linie ausgeſtorben iſt, auf den dem Chef der Familie am nächſten verwandten männlichen Deſcendenten u. ſ. w.

Se. Majeſtät haben in den Gründen, die dem gnädigſten Vorſchlage vorangeſchickt ſind, anmerken laſſen, daß in Norwegen der Adel faſt ausgeſtorben, daß er weder reich noch mächtig genug ſei, irgend einen Einfluß zu haben, und daß hier außerdem kein Grundeigenthum von großer Ausdehnung oder mit großen Privilegien begabt ſich vorfindet, dem Adel ausſchließlich angehörend.

Ein Jeder, der die innere Verfaſſung Norwegens kennt, wird geſtehen müſſen, daß das Angeführte theils das Verhältniß, in welchem zur Zeit die wenigen Reſte des Adels zum Reiche im Ganzen ſtehen, auf das genaueſte

naueſte darſtelle, theils zu der Betrachtung leite, wie eingeſchränkt die Ausſichten ſind, welche es wahrſcheinlich machen könnten, daß ein neuer Adel auf die von Sr. Majeſtät beabſichtigte Weiſe ein wirkſames Mittel zur Beförderung des Wohls unſeres Staats werden könnte.

Bevor das Comité ſich die Ehre giebt die Aufmerkſamkeit des Storthinges auf die Gründe hinzuleiten, welche, in ebenerwähnter Rückſicht, die Hoffnung auszuſchließen ſcheinen: daß Norwegen aus der Stiftung eines neuen erblichen Adels die Vortheile würde ernten können, welche für den Bürgerverein in anderen Staaten, wo er oft eins der weſentlichen Glieder der Organiſation ausmacht, aus dem Daſeyn einer ſolchen privilegirten Klaſſe entſpringen können, — erlaubt ſich daſſelbe, kürzlich die Stellung des Adels in ſeinem Verhältniß zum Norwegiſchen Reiche, in den früheren Zeiten, zu berühren. Wie die öffentliche Meinung, nach der gnädigſten Aeußerung Sr. Majeſtät, die Eigenſchaften der Eltern leicht auf ihre Kinder und Nachkommen übertrug, ſo zeigte ſich auch, daß ein erblicher Adel faſt eben ſo alt war in Norwegen, wie der Staat ſelber. Aber die Erinnerung des Guten, welches aus einer ſolchen Einrichtung vielleicht entſprang, oder der Stütze, die er vielleicht, Bürgerfreiheit und Thron ſchirmend, für das Reich geweſen ſein kann, verlor ſich bald, wenn man des vielen Unheils und der inneren Unruhen gedachte, die ſchon die von Harald Harfagr gegründete Ariſtokratie herbeiführte. Ohne zuverläßige Stützen des königlichen Throns zu ſein, waren die Magnaten Norwegens in der Vorzeit nur zu ſehr die Unterdrücker der ſchwächeren Mitbürger. Nach der Union mit Dänemark fanden die, für Norwegens Wohl am beſten geſinnten Könige oft Gelegenheit, das wichtige Hinderniß gegen ihre Beſtrebungen für das Beſte des Landes, welches der Adel ihnen entgegenſtellte, zu bedauern. Nach und nach wirkten vielerlei Urſachen zur Unterdrückung des Norwegiſchen Adels. „Man „konnte," ſagt einer unſerer ſcharfſinnigſten Forſcher: „darin ſo weit gehen, wie man wollte, ohne das Mißvergnügen der übrigen Stände zu erwecken, die, zu kurzſichtig, um die Folgen einzuſehen, vielmehr mit der Wiederkehr einer eingebildeten Gleichheit wohl zufrieden waren. Freilich waren die Ausſaugungen Däniſcher Lehnsherren, wenig geeignet, dieſe Stimmung zu unterdrücken. Aber dieſe neuen Herren verſchwanden, einer nach dem andern, indem ſie nach einem kürzern oder längern Aufenthalt zurückberufen, obgleich nicht geſtraft wurden. Nur Einheimiſche ſcheinen dahingegen dem Volke ein beſtändiges Joch aufzulegen. Der Norwegiſche Adel, welcher nicht durch Chriſtians des Zweiten, des blutgierigen, Mordaxt fiel, mußte ohne Anſehen, Ehrenpoſten und Aemter, nach und nach ſich unter die geringeren Stände verlieren. Sein Eigenthum fiel entweder in die Hände fremder Geſchlechter, oder mußte, da die Mittel es zuſammenzuhalten fehlten, vertheilt werden. Denn hier im Norden iſt der Grundbeſitz ſelten ſo einträglich, daß der Adel, ohne irgend einen andern Zuſchuß, durch dieſen allein im Stande wäre, ſeine Würde zu vertheidigen und in jeder Rückſicht ſeinen Beruf zu erfüllen." Den Norwegiſchen Adel kann man daher, übereinſtimmend mit der Aeußerung Sr. Majeſtät und mit den Zeugniſſen der Geſchichte, als faſt ausgeſtorben betrachten. Der Geiſt, welcher ſein ſchwaches Leben erhalten ſollte, verſchwand, nachdem das Band, welches vormals die Einrichtung an den Bürgerverein knüpfte, zerriſſen war. Was, auf dieſe

Weiſe, durch die Zeit in ſich ſelbſt erſtorben iſt, vermag die Hand der Kunſt nicht wieder ins Leben zu rufen. Es ſteht auch nicht in der Gewalt des Geſetzgebers, den Einfluß der Meinung auf die Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer ſolchen Einrichtung durchaus zu beherrſchen. In Rückſicht ſolcher Einrichtungen, die, ihrer Natur nach, zum großen Theile auf einem von der Volksmeinung abhängigen Fundamente beruhen, muß es ohne allen Zweifel für wichtig gelten, ſo weit als möglich, nicht den größern oder geringern Werth aus den Augen zu verlieren, nach welchem die öffentliche Meinung die Mittel würdigt, welche das Glück des Bürgervereins begründen ſollen. Da die Stellung, die Sitten und Meinungen der verſchiedene Völker, wie die Geſchichte menſchlicher Einrichtungen bezeugt, höchſt verſchieden ſind, und und da es der Beruf des Geſetzgebers iſt, mit ſteter Rückſicht auf dieſe Verſchiedenheit im Urtheile über die Beſchaffenheit und den Werth der Dinge die Angelegenheiten des Staats zu ordnen, ſo kann eine ſolche Foderung, auch in Beziehung auf die hier zu behandelnde Einrichtung, nicht ohne Schaden vernachläßigt werden. Der Wunſch, wie die Meinung der Nation, haben ſich zu deutlich ausgeſprochen, als daß ſie verkannt werden könnten. Selbſt aber in dem Falle, daß dieſe Wünſche und Meinungen ſich auf einen Irrthum gründeten, würde das Norwegiſche Reich dennoch der Mittel entbehren, die nothwendig wären, wenn die vorgeſchlagene Einrichtung die innere Kraft, Würde und Dauer erhalten ſollte, ohne welche ſie wahrſcheinlich nie ihre höhere Beſtimmung, wechſelſeitig eine Stütze für den Thron und für das Volk zu ſein, würde erreichen können. Der §. 108. des Grundgeſetzes, deſſen Aufhebung nicht vorgeſchlagen iſt, würde ſchon, auf eine ſehr beſtimmte Weiſe, die Errichtung ſolcher Majorate verhindern, die im Stande wären, durch zuverläßige Quellen des Vermögens dem neuen Adel eine Art von Unabhängigkeit zu ſichern, vermöge welcher er allein, wie in verſchiedenen anderen conſtitutionellen Staaten, in den Stand geſetzt werden könnte, eine Stütze unſerer Verfaſſung und des Throns zu ſein. Wird aber auch der erwähnte §. 108. aufgehoben, ſo würde man dennoch die genannten Bedingungen für die Selbſtſtändigkeit des Adels vermiſſen. Denn das Grundeigenthum iſt hier im Lande meiſt ſehr vertheilt, und locale Umſtände ſtellen der Vereinigung großer Landgüter bedeutende Hinderniſſe entgegen. Iſt es nun wirklich ſo, daß das unabgeänderte Gebot unſeres Grundgeſetzes, und, ſelbſt wenn dieſes ſich verändern ließe, noch mehr die locale Beſchaffenheit des Reichs, uns nie das Aufkommen einer ſolchen Adelsklaſſe, und am wenigſten, daß ſie in unſerm Lande irgend eine Feſtigkeit erlange, kann erwarten laſſen, — ſo würde ein ſolcher neuer Adel, von aller Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit entblößt, die irgend einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Nation begründen könnte, weit entfernt ein Gegenſtand der allgemeinen Achtung zu ſein, vielmehr auf immer in einem Verhältniß der Abhängigkeit gegen die ausübende Gewalt leben. Aber eben dadurch würde ein ſolcher Adel, obgleich zu ohnmächtig der Verfaſſung irgend eine Stärke zu ertheilen, leicht verſucht werden, ſein eigenes Intereſſe von dem des Staats zu trennen, und dadurch früher oder ſpäter den Neid ſo wie die Geringſchätzung erwecken und verdienen, die oft das Loos einer aus ſo kraftloſen Elementen zuſammengeſetzten Klaſſe zu ſein pflegen.

Da der gnädigſte Vorſchlag keine Veränderung der erſten Abtheilung des §. 23. des Grundgeſetzes enthält, durch dieſen aber feſtgeſetzt iſt: daß kein Orden Jemanden von den gemeinſchaftlichen Pflichten und Beſchwerden der Staatsbürger befreie, oder ihm einen vorzüglichen Zutritt zu den Aemtern des Staats bahne, ſo darf das Comité mit Sicherheit vorausſetzen, daß es keinesweges die Abſicht Sr. Majeſtät geweſen iſt, den neuen Adel, als ſolchen, von dergleichen Pflichten und Beſchwerden zu befreien, oder ihm einen vorzüglichern Zutritt zu den Aemtern zu eröffnen. Eben ſo wenig erlaubt das eingeſchränkte Vermögen der Staatskaſſe uns die Vermuthung, daß es die Abſicht wäre, den Mangel des neuen Adels an eignem Vermögen und an Mitteln mit ſtandesmäßiger Würde zu leben, durch allgemeine Beiträge des Staats zu erſetzen.

Die National-Repräſentation hat, in Uebereinſtimmung mit dem Grundgeſetz, das Princip einer Schadloshaltung für diejenigen adlichen Familien anerkannt, welche, vermöge der durch das Geſetz vom 1. Auguſt 1821 Statt gefundenen Modificationen in den Rechten des gegenwärtigen Adels, einen erweislichen Verluſt erleiden möchten. Hierdurch muß man die Geſetze der Gerechtigkeit, in Betreff des alten Adels, nach unſerer Meinung, als befriedigt betrachten. Der alte Adel darf nicht dadurch leiden, daß ein neuer Adel an ſeiner Seite entſteht.

Ohnerachtet das Norwegiſche Volk mit Bereitwilligkeit es als wichtig anerkennt, daß ſeine Einrichtungen, ſo viel als möglich mit denjenigen, die in anderen Staaten Statt finden, in Harmonie gebracht werden, ſo darf man deswegen doch nicht die Möglichkeit, daß die Einrichtungen eines jeden einzelnen Staats völlig mit denen anderer Staaten ſollten übereinſtimmen können, geradezu vorausſetzen. Noch weniger kann es, nach unſerer Einſicht, eine nothwendige Folge der geforderten Harmonie ſein, daß eine ſolche Uebereinſtimmung ſelbſt mit Aufopferungen, die möglicherweiſe in Widerſpruch mit der Sorge des Staats für ſein eigenes Wohl ſtehen könnten, geſucht werden müßte. Wenn alſo auch ein erblicher Adelſtand, in anderen Staaten, mit deren innerer Stellung er in genauer und unzertrennlicher Verbindung ſtehen mag, als ein unentbehrliches Mittel die Dauer des Staatsvereins und das Wohl des Volks zu begründen, betrachtet werden kann: ſo darf man doch die Ueberzeugung nähren, daß, ſo wie die eigenthümliche Stellung des Norwegiſchen Volks keinen weſentlichen Nutzen von der Stiftung eines neuen Adels erwarten läßt, es als Wunſch des Volks betrachtet werden müſſe, den Verluſten und Beſchwerden, mit welchen eine ſolche Einrichtung verbunden wäre, zu entgehen, den Pflichten gemäß, die ein jedes Volk gegen ſich ſelbſt auszuüben hat.

Es war die wohlthätige Abſicht Sr. Majeſtät, daß der neue Adel ein Mittel ausgezeichnete Talente und Verdienſte hervorzurufen und zu belohnen darbieten ſolle. Der §. 23. des Grundgeſetzes beſtimmt ſchon ein ſolches Mittel, durch welches es der Weisheit Sr. Majeſtät überlaſſen bleibt, für einen ſo edlen Entzweck zu wirken. Die Stellung und Verhältniſſe der Nation hindern aber die Wirkſamkeit des vorgeſchlagenen Mittels. Mit Vertrauen auf das Norwegiſche Volk erwarten wir, daß die Tugenden, die Talente und der Nationalſinn, durch welche die Thaten und Verdienſte eines Tordenſkiold, eines Colbiörnſen, eines Adelers, eines Holbergs und mehrerer ſolcher Männer, erzeugt wurden, Nacheiferung finden werden, wenn auch das Land der Mittel entbehrt, die neue Einrichtung, welche ein Gegenſtand des auf die väterliche Sorge Sr. Majeſtät für das Wohl des Reichs gegründeten Vorſchlags iſt, zu Stande zu bringen.

Aus den angeführten Gründen wird daher anheimgeſtellt: „Daß der gnädigſte Vorſchlag Sr. Majeſtät, betreffend die Stiftung eines neuen erblichen Adels, nicht genehmiget werde.“

X. Gutachten, veranlaßt durch Sr. Majeſtät gnädigſte Propoſition, betreffend eine neue Organiſation des Reichsgerichts.

ad §. 86.

Der Nutzen der Staatseinrichtung beruht, für einen weſentlichen Theil, auf genauer Erfüllung der, durch das Grundgeſetz beſtimmten Pflichten. Eines der wichtigſten Mittel in dieſer Hinſicht, durch unſer Grundgeſetz beſtimmt, iſt die Verantwortlichkeit, welcher der Staatsrath, der Storthing und die Mitglieder des höchſten Gerichtes unterworfen ſind. Eine auf richtige Grundſätze gebauete Organiſation des Richterſtuhls, durch welchen die Handlungen der erwähnten Perſonen geprüft werden ſollen, iſt die Bedingung, unter welcher allein jene Verantwortlichkeit ihre wichtige Beſtimmung zu erfüllen vermag. Das Reichsgericht iſt, in jeder Rückſicht, als eine der wichtigſten Einrichtungen des Reichs zu betrachten. Es iſt daher ein wichtiger Gegenſtand der Erwägung für Se. Majeſtät und für die National-Repräſentation, theils in der Organiſation dieſes Gerichts den Geiſt und die Grundſätze ſorgfältig zu erhalten, welche es jetzt mit den übrigen Theilen des Staatsgebäudes, deren Stütze es ſein ſoll, verbinden, theils ihm eine jede, den Umſtänden nach, mögliche Vollkommenheit zu ertheilen.

Die Gründe, welche Se. Majeſtät für eine Veränderung des Reichsgerichtes in der Propoſition vom 6. Auguſt 1821 anzuführen geruht haben, ſind folgende: „Nach „der Organiſation des Reichsgerichtes durch §. 86. des „Grundgeſetzes, ſollen die Perſonen, welche durch dieſes „Gericht in Anſpruch genommen werden können, zum „Theil von Solchen gerichtet werden, die mit ihnen in collegialiſchen Verbindungen leben, während Andere, unter „gleichen Umſtänden, Richter erhalten, die mit ihnen in „keinem ähnlichen Verhältniſſe ſtehen. Auch iſt, im gedachten §. nicht hinreichend dafür geſorgt, daß Diejenigen, die in ſo wichtigen Angelegenheiten die verantwortungsvolle Function der Richter übernehmen ſollen, ſo „weit es möglich iſt, mit den hierzu erfoderlichen Kenntniſſen verſehen ſeien. Se. Majeſtät halten es daher für „wichtig, dieſem Gericht eine ſolche Einrichtung zu geben, die jeden in Anſpruch Genommenen gegen allen „Anſchein einer Willkührlichkeit ſichere und welche die „größtmögliche Wahrſcheinlichkeit enthalte, daß die Mitglieder des Gerichts die Kenntniſſe und eine ſolche Geſinnung beſitzen, wie beide zur Beſchützung der bürgerlichen Freiheit erfodert werden.” Es iſt nicht zu leugnen, daß das Reichsgericht einen höhern Grad von Vollkommenheit, als es jetzt beſitzt, erhalten würde, wenn es, ohne die Hauptgrundſätze, auf welche es gebauet iſt, zu verletzen, möglich wäre, noch mehr dafür zu ſorgen, daß alle Mitglieder, der Wahrſcheinlichkeit nach, mit mehr Kenntniſſen ausgerüſtet ſeien, und wenn ein jedes Verhältniß, welches irgend einen ſchädlichen Einfluß auf die Rechtspflege bei dieſem hohen Tribunal haben könnte, mehr noch verdrängt würde. Ob dieſes Ziel durch die von Sr. Majeſtät vorgeſchlagenen Mittel erreicht werden könne, und in wiefern dieſe dazu als tauglich zu betrachten ſind und mit dem Geiſt der Verfaſſung in Harmonie gebracht werden können, iſt jetzt Gegenſtand der Erwägung des Storthinges.

Anſtatt daß, nach §. 86. des Grundgeſetzes, der Lagthing in Verbindung mit dem höchſten Gericht das Reichsgericht ausmachen, ſo würden, nach dem Vorſchlage, nur neun Mitglieder des Lagthings und drei Mitglieder des höchſten Gerichts in dieſem Gerichte bleiben; wenn aber irgend ein Mitglied des höchſten Gerichts angeklagt wäre, ſo würde kein Mitglied deſſelben an der Entſcheidung der Sache Theil nehmen, und es ſollten dann drei Staatsräthe an der Stelle der drei Mitglieder des höchſten Gerichts eintreten. Die vorgeſchlagene Veränderung würde, hinſichtlich des Perſonals, im Weſentlichen Folgendes mit ſich führen:

1) Daß der Zutritt, welcher durch das Grundgeſetz den Mitgliedern des Storthings zur Theilnahme an den Functionen des Reichsgericht zugeſichert iſt, vermindert wird.

2) Daß das höchſte Gericht größtentheils, oder in gewiſſen Fällen, ganz von den Functionen des Reichsgerichtes ausgeſchloſſen wird.

3) Daß einigen Staatsräthen, ſo wie anderen Beamten, die der König nach den Grundgeſetzen ohne Urtheil verabſchieden kann, der Zutritt zum Reichsgericht eröffnet wird.

Obgleich nicht zu leugnen iſt, daß diejenigen Mitglieder, welche, nach dem Vorſchlage, die Stelle der bisherigen größern Anzahl von Mitgliedern des Lagthinges erſetzen ſollen, aller Vermuthung nach, wenigſtens eben ſo hinreichende Kenntniſſe beſitzen werden, wie diejenigen, die bei den Mitgliedern des Lagthinges überhaupt vorausgeſetzt werden können, ſo dürfen wir doch nicht außer Acht laſſen, daß die Rückſicht auf die nöthigen Kenntniſſe zwar einen, aber nicht den alleinigen oder wichtigſten Punkt, bei der Erwägung dieſer Sache ausmache. Im §. 86. des Grundgeſetzes ſcheint es, als wäre man von dem Hauptgrundſatz ausgegangen: daß der National-Repräſentation ein verhältnißmäßiger und ſo großer Antheil an den Verrichtungen des Reichsgerichtes zugeſtanden werden müſſe, daß, ſelbſt in dem Falle, wenn der Angeklagte, ſo weit es erlaubt iſt, das Recht Mitglieder des Lagthinges zu verwerfen, benutzt, dennoch die übrigbleibende Anzahl groß genug wäre, um einen wichtigen Einfluß auf die Entſcheidung der Sache zu behalten. Dieſer Grundſatz würde, wie es ſcheint, nicht hinlänglich aufrecht erhalten werden, wenn der Vorſchlag angenommen würde.

Die Mitglieder des Lagthinges, als Mitglieder des Storthinges, ſind nicht allein durch das vorzügliche Vertrauen der Mitbürger zu ihren Einſichten erwählt, ſondern auch deßhalb, weil man von ihrer Treue gegen die Conſtitution und von ihrer unerſchütterlichen Vaterlandsliebe überzeugt iſt. Die Beſtimmung des Grundgeſetzes, die Theilnahme des Lagthinges an dem Geſchäfte des Reichsgerichts betreffend, ſcheint daher ein ſo weſentliches Glied in der Kette der Grundſätze, die unſere Verfaſſung bilden, auszumachen, daß eine Veränderung in dieſen Beſtimmungen augenſcheinlich die Gefahr herbeiführt, gegen den Geiſt des Grundgeſetzes zu handeln, und die inneren Verhältniſſe zu verrücken, welche dieſes Geſetz für die conſtitutionellen Gewalten beſtimmt hat.

Das Mißverhältniß, welches dadurch entſteht, daß Einige durch das Reichsgericht in Anſpruch Genommene von Perſonen gerichtet werden, mit welchen ſie in collegialiſcher Verbindung ſtehen, während Andere keine ſolche Richter erhalten, iſt freilich von einer ſolchen Art, daß man deſſen mögliche Abſtellung wünſchen muß; aber daſſelbe findet auch in vielen anderen Verhältniſſen eben der Art Statt, als eine Folge der Grenzen, die ſich der Vollkommenheit einer jeden menſchlichen Einrichtung entgegenſtellen. So iſt es eine Folge der Organiſation unſerer Kriegsgerichte, ſo wie des höchſten Gerichts, daß die Mitglieder dieſer Gerichte auch in Sachen richten müſſen, die ihre Collegen betreffen. Außerdem iſt dieſer Umſtand, an und für ſich, nicht wichtig genug, um einen hinreichenden Grund für irgend eine Veränderung abzugeben, wenn dieſe nicht etwa durch andere und mehr entſcheidende Gründe nothwendig wird.

Dieſes Mißverhältniß iſt aber, auch dann, wenn man ihm eine größere Wichtigkeit beilegen wollte, doch nicht ſo groß, daß es mit dem Verluſte einer zweckmäßigen Organiſation des Gerichts — wie ſolcher eintreten würde, wenn das höchſte Gericht, nach dem unter No. 2. Angeführten, größtentheils von der Theilnahme an jenem ausgeſchloſſen würde — auf irgend eine Weiſe verglichen werden kann. Die geprüfte Erfahrung in der Entſcheidung wichtiger Sachen, und die umfaſſende Einſicht im Geſetz und Recht, welche bei den Mitgliedern des höchſten Gerichts vorausgeſetzt werden kann, darf man nicht mit gleicher Wahrſcheinlichkeit von den Perſonen erwarten, die, dem Vorſchlage gemäß, die Stelle des höchſten Gerichts bei dem Reichsgericht vertreten ſollen. Sollte es alſo, damit die höchſt mögliche Maſſe von Kenntniſſen ſich im

Reichsgerichte zuſammenfinde, wichtig genug ſein, die Anzahl der Mitglieder des Lagthinges, die an den Functionen deſſelben Theil nehmen, zu beſchränken, ſo ſcheint ſelbſt dieſer Grund für die Beibehaltung der ſämmtlichen Mitglieder des höchſten Gerichts als Mitglieder des Reichsgerichts zu ſprechen.

Schon aus dieſem Grunde iſt die Annahme des Vorſchlags mit großen Bedenklichkeiten verbunden. Aber dieſe werden durch folgende Betrachtung vermehrt.

Die Mitglieder des höchſten Gerichts können von dem Könige nicht ohne Urtheil und Geſetz verabſchiedet werden.

Unter den Mitgliedern des Lagthinges befinden ſich vielleicht Beamte, die ohne Urtheil verabſchiedet werden können.

In der gnädigſten Propoſition Sr. Majeſtät, die Veränderung im §. 22. des Grundgeſetzes betreffend, wird der Grundſatz anerkannt, daß den Richtern eine gewiſſe Unabhängigkeit von der ausübenden Gewalt zugeſichert werden müſſe. Es würde unſtreitig dieſem Grundſatz widerſtreiten, wenn die Anzahl Derer, die ohne Geſetz und Urtheil von dem Könige verabſchiedet werden können, vermehrt, dahingegen die Anzahl Derer, welche die geforderte Unabhängigkeit genießen, vermindert würde. Eine Abweichung von dem erwähnten Grundſatze, ohne ſehr überwiegende Gründe, würde, in dem hier beſprochenen Falle, wo von dem wichtigſten Richterſtuhle des Reichs die Rede iſt, gerade am allerſchädlichſten ſein.

Es würde eine Folge der vorgeſchlagenen Veränderung ſein, daß das Reichsgericht für einen großen, oder ſogar für den größten Theil, aus ſolchen Perſonen beſtehen würde, deren Verhältniß zum Könige von der Art iſt, daß Höchſtderſelbe ſie nach ſeinem Gutbefinden abſetzen kann. Die Veränderung würde daher nicht allein einem Hauptgrundſatze für die Organiſation der Richterſtühle widerſprechen, ſondern auch leicht das Anſehen dieſes höchſt wichtigen Tribunals in den Augen der Nation herabſetzen; ſie würde das Vertrauen zu der Selbſtſtändigkeit deſſelben und zu einer unparteiiſchen Rechtspflege vermindern, und Gelegenheit geben zu der Willkührlichkeit, welcher, der Abſicht des Vorſchlags gemäß, abgewehrt werden ſollte; endlich, indem ſie die Unſchuld der Gefahr ausſetzte, würde ſie andererſeits dazu beitragen, allmählig die Bürgſchaft für die Verantwortlichkeit zu vernichten. Aber ohne die letzte vermag die Verfaſſung (ſo nur ein ſchwacher Damm gegen Mißbräuche und Ungerechtigkeit) nur ſchlecht ihre Beſtimmung zu erfüllen.

Als ein Mittel, deſſen Anwendung auf eine heilſame Weiſe dazu dienen kann, die Unvollkommenheiten abzuwehren, welche bei der gegenwärtigen Organiſation des Reichsgericht Statt finden mögen, kann das Recht, welches nach §. 87. des Grundgeſetzes dem Angeklagten zugeſtanden wird, eine gewiſſe Anzahl der Mitglieder des Gerichts zu verwerfen, ohne allen Zweifel betrachtet werden.

Als eine Bemerkung, die zwar nicht von Wichtigkeit iſt, die aber doch wol verdienen kann, in Verbindung mit anderen in Betrachtung zu kommen, erlaubt ſich das Comité Folgendes zu erwähnen: inſofern der Vorſchlag den Stiftamtmann, den Biſchof, den Generalauditeur und den Juſtitiarius des Stifts-Obergerichts erwähnt, würde die Annahme deſſelben eine Unbequemlichkeit veranlaſſen, indem dadurch die Anzahl der ſchon im Grundgeſetze genannten Beamten vergrößert und es alſo deſto ſchwieriger würde, durch die private Geſetzgebung das Nöthige, hinſichtlich einer Veränderung bei ſolchen Aemtern, welche in der Zukunft zweckmäßig ſcheinen möchte, zu ordnen.

Ein größeres Bedenken wird durch den Theil des Vorſchlages veranlaßt, nach welchem, wenn die unter litt. a bis f. incluſive genannten Beamten durch geſetzliche Hinderniſſe abgehalten würden dem Gerichte beizuwohnen, diejenigen, welche an ihrer Stelle das Amt verwalten, den Zutritt zum Gericht erhalten ſollten. Der Fall könnte oft eintreten, daß ſodann das Gericht aus Perſonen zuſammengeſetzt ſeyn würde, die keinesweges im Beſitz ſolcher Eigenſchaften ſind, welche man nothwendig vorausſetzen oder doch wünſchen müßte, wenn ihnen der Zutritt zu der Function dieſes wichtigen Richterſtuhls eröffnet werden ſollte.

Mit Rückſicht auf das Obenangeführte, findet ſich das Comité verpflichtet die Vermuthung zu äußern, daß der Storthing keinen hinlänglichen Grund finden werde den Vorſchlag anzunehmen. Das Comité verkennt keinesweges, daß der gnädigſte Vorſchlag Sr. Majeſtät Unvollkommenheiten berührt, deren Entfernung wünſchenswerth wäre, daß er auf mögliche Verbeſſerungen hinweißt; da aber für den Storthing nur die Alternative vorhanden iſt, dem Vorſchlag, wie er mitgetheilt iſt, ſeine Zuſtimmung zu geben, oder ſie ihm ganz zu verſagen, ſo wird ihm, ohne allen Zweifel die Gelegenheit fehlen, die Anleitung zu benutzen, welche ſonſt wol durch den Vorſchlag Sr. Majeſtät dargeboten würde. Daher wird anheimgeſtellt: „daß der Vorſchlag zur Veränderung des §. 86. nicht angenommen werden kann.“

ad. §. 87.

In Betreff des §. 87. haben Se. Majeſtät gnädigſt vorgeſchlagen:

„Wird der Storthing geſchloſſen oder aufgehoben, „nachdem der König oder der Odelsthing Jemanden „vor dem Reichsgerichte angeklagt hat, ſo ſoll dieſes „Gericht dennoch formirt und die Sache behandelt wer„den, bis er gerichtet iſt.“

Daß das Grundgeſetz an Genauigkeit, Beſtimmtheit und Deutlichkeit gewinnen würde, wenn es einen ſolchen Zuſatz erhielte, iſt natürlicherweiſe der Grund geweſen, welcher Se. Majeſtät bewogen hat, dieſen Vorſchlag zu veranlaſſen. Daß aber die Schließung oder Aufhebung des Storthinges das Reichsgericht nicht hindern könne, ſich zu formiren und die für daſſelbe beſtimmte Geſchäfte zu verhandeln, ſcheint eine ſo unwiderſprechliche Folge der Natur der Sache zu ſein, daß es, nach der Meinung des Comité, unnöthig ſein würde, deßwegen dem Grundgeſetz eine neue Beſtimmung beizufügen. Es iſt kaum rathſam dem Grundgeſetze Zuſätze, die nicht durchaus nothwendig ſind, zu geben.

Sollte aber auch die Meinung des Comité, in dieſer Rückſicht durchaus irrig ſein, ſo zeigt ſich doch noch ein anderer Grund, der die Annahme des gnädigſten Vorſchlages abzurathen ſcheint. Der Vorſchlag geht nehmlich von der Vorausſetzung aus, daß durch den König Jemand vor dem Reichsgericht angeklagt wird; da das Comité ſich aber die Freiheit genommen hat, vorzuſchlagen, daß §. 86. des Grundgeſetzes unverändert bleibe, ſo findet es um ſo viel weniger Grund die Annahme des Vorſchlages betreffend die Veränderung im §. 87. anzurathen, als es, vorausgeſetzt der Storthing gäbe dem

Vorſchlag Sr. Majeſtät betreffend die Veränderung des §. 86. nicht ſeine Zuſtimmung, auch nothwendig ſein würde, daß die Beſtimmung über das Recht der Angeklagten, bis auf Ein Drittel der Mitglieder des Reichsgerichts zu verwerfen, ferner im §. 87. beibehalten werde.

Aus dieſen Gründen wagt das Comité nicht die Annahme des Vorſchlags anzurathen.

Es wird daher anheimgeſtellt: „daß der Vorſchlag betreffend den §. 87. nicht angenommen werden kann.“

Bei-

Beilagen.

1) Statuten der königlichen Friedrichs-Univerſität zu Chriſtiania.

I. Aeußeres Verhältniß und Rechte der Univerſität.

§. 1. Die königliche Friedrichs-Univerſität zu Chriſtiania ſteht unmittelbar unter dem vom Könige ernannten Kanzler.

§. 2. Der Kanzler empfängt von dem academiſchen Collegio alle Sachen, welche das Collegium nicht abzumachen befugt iſt.

Was dem Könige einzureichen iſt, wird vom Kanzler dem betreffenden Regierungsdepartement übergeben.

§. 3. Eine jede dem Kanzler zukommende Verrichtung, wird, wenn er auf geſetzliche Weiſe verhindert iſt, von dem, vom König ernannten Vicekanzler übernommen.

§. 4. Die Univerſität ertheilt allein, nach dazu erlangter königlicher gnädigſter Erlaubniß, academiſche Würden.

§. 5. Die Univerſität, ſo wie eine jede ihrer Facultäten, hat das Recht die von ihr ausgeſtellten öffentlichen Documente, z. B. Diplomata, Teſtimonia publica u. ſ. w. mit einem rothen Wachsſiegel zu verſehen.

§. 6. Die Univerſität hat, in Uebereinſtimmung mit den §§. 2. 20. 25. des Landesgeſetzes, allein das Recht Almanache und Kalender zum Gebrauch im Reiche auszugeben, drucken zu laſſen und zu verhandeln.

§. 7. Die Univerſität wird, nach eingereichtem Geſuch, von der Staatskaſſe einen Erſatz der Abgaben erhalten, die ſie bei der Einführung der zum wiſſenſchaftlichen Gebrauch angeſchafften Sachen erlegt haben möchte.

II. Innere Organiſation der Univerſität.

Erſtes Capitel.

Von den Facultäten und von den Lehrern.

§. 8. Das Lehrerperſonal der Univerſität beſteht aus Profeſſoren und Lectoren.

§. 9. Das Lehrerperſonal wird nach den Hauptdiſciplinen, die vorgetragen werden, in vier Facultäten eingetheilt; ſie ſind: 1) die Theologiſche, 2) die Juriſtiſche, 3) die Mediziniſche und 4) die Philoſophiſche, welche, in Hinſicht der äußern Würde, gleich ſind.

§. 10. Einmal jährlich wählt eine jede der in §. 9. genannten Facultäten aus den Mitgliedern derſelben einen Profeſſor, der ein Jahr hindurch unter dem Namen Decanus, Vormann der Facultät iſt. — Die Wahlen der verſchiedenen Facultäten finden zu verſchiedenen Zeiten Statt, ſo daß in jedem dritten Monath eine Wahl vorgenommen wird. So lange und ſo oft irgend eine Facultät nur aus zwei Profeſſoren beſteht, ſollen dieſe jährlich abwechſelnd Decane ſein, nachdem durch das Loos entſchieden iſt, wer zu fungiren anfängt.

Keiner darf, ohne Gründe, deren Gültigkeit von dem academiſchen Collegio beurtheilt wird, die Wahl ausſchlagen, wenn er nicht zweimal nach einander erwählt wird, in welchem Falle er das zweitemal, ohne Gründe anzugeben, die Annahme des Decanats verweigern kann.

§. 11. In den Sitzungen der Facultäten wird alles, was zum Beſten der der Facultät zugehörigen Diſciplinen dient, erwogen. Sind die Stimmen gleich, ſo entſcheidet die Stimme des Decans. Wichtige Sachen werden dem academiſchen Collegio, anheimgeſtellt.

Zweites Capitel.

Von dem academiſchen Collegio, ſeinen Pflichten und Rechten.

§. 12. Das academiſche Collegium repräſentirt und verwaltet die ganze Univerſität und wacht über ihre Rechte.

§. 13. Das academiſche Collegium beſteht aus dem Prokanzler, ſämmtlichen Decanen und zwei Profeſſoren der philoſophiſchen Facultät, welche letztere jährlich von den ſämmtlichen Mitgliedern der Facultät erwählt werden. Dieſe hinzutretenden Profeſſoren dürfen, ohne Gründe, deren Gültigkeit das academiſche Collegium beurtheilt, die Wahl nicht ausſchlagen, wenn ſie nicht zweimal nach einander erwählt werden, in welchem Falle ſie das zweite Mal, ohne Gründe anzugeben, die Wahl ablehnen können.

§. 14. Der von dem Könige ernannte Prokanzler hat den Vorſitz in dem academiſchen Collegio; und der Gang der Verhandlungen wird von ihm beſtimmt und geleitet. Wenn die Stimmen gleich ſind, hat der Prokanzler eine entſcheidende Stimme.

§. 15. Der Prokanzler wacht über die Ausführung der Beſchlüſſe des Collegii.

§. 16. Wenn für den Prokanzler geſetzliche Hinderniſſe eintreten, ebenſo während der Vacanz des Kanzleramts, oder wenn der Prokanzler, während der Abweſenheit des Kanzlers, die Stelle des letztern vertritt, übernimmt der älteſte Decanus die Function des Prokanzlers.

Wenn geſetzliche Hinderniſſe für ein Mitglied des Collegii Statt finden, vertritt der älteſte Profeſſor der Facultät, zu welcher das Mitglied gehört, ſeine Stelle, und fungirt als jüngſtes Mitglied des Collegii.

§. 17. Es iſt die Pflicht des Collegii darüber zu wachen, daß eine jede Wiſſenſchaft, in welcher bei der Univerſität unterrichtet wird, in Übereinſtimmung mit den von einer jeden Facultät angenommenen Prälections-Catalogen und Studienplanen vorgetragen werde.

§. 18. a. Das academiſche Collegium hat die nächſte Oberaufſicht über alle, ſowol literariſche, als ökonomiſche Einrichtungen und Sammlungen, über die Einkünfte und Anlagen, wie über das Geldweſen der Univerſität im Ganzen, ihm iſt auch die obere Leitung dieſer Gegenſtände anvertraut; alles nach den allgemeinen oder ſpeciellen Beſtimmungen und Regeln, die angenommen ſind, oder in der Zukunft angenommen werden.

b. Der König ernennt für das Collegium einen Quäſtor und einen Secretair, welche einen jährlichen Gehalt nach geſetzlich beſtimmten Emolumenten genießen. — Der Quäſtor kann für die ökonomiſchen Angelegenheiten der Univerſität in dem academiſchen Collegio Sitz und Stimme erhalten, wenn es von dem Könige verlangt wird.

§. 19. Am Schluſſe eines jedes Jahres überreicht das academiſche Collegium dem Kanzler eine Ueberſicht, ſowol der wiſſenſchaftlichen, als ökonomiſchen Lage der Univerſität. Dieſe Ueberſicht wird Sr. Majeſtät dem Könige vorgelegt.

§. 20. Wenn irgend ein Lehramt bei der Univerſität zu beſetzen iſt, ſo muß, als Leitung für den einzureichenden unterthänigſten Vorſchlag, zuerſt das Gutachten des academiſchen Collegii eingeholt werden.

Drittes Capitel.

Von den Vorleſungen, Feierlichkeiten und Ferien.

§. 21. Ein jeder Univerſitäts-Lehrer iſt verpflichtet in einem jeden halben Jahre die öffentlichen Vorleſungen in ſeinem Fache zu halten, die ihm durch den Studienplan aufgelegt ſind, ohne für dieſe Vorleſungen irgend ein Honorar zu erhalten.

§. 22. Ein jeder Profeſſor und Lector der Univerſität iſt außerdem berechtigt, Privatvorleſungen über einen beliebigen Zweig der Wiſſenſchaften zu halten und für dieſe, nach einer zwiſchen ihm und ſeinen Zuhörern Statt gefundenen Uebereinkunft, Honorar zu empfangen.

§. 23. Die Vorleſungen werden das ganze Jahr hindurch gehalten, ausgenommen, wenn Feierlichkeiten bei der Univerſität Statt finden, und während der Ferien, die, zuſammen, nicht mehr als drittehalb Monathe dauern ſollen.

§. 24. Die Feierlichkeiten bei der Univerſität ſind Magiſter- Licentiat- und Doctor-Promotionen, ſo wie die jährlichen Feiertage der Univerſität, nehmlich: der Reformationstag und der Geburtstag des Königs. Der Stiftungstag der Univerſität wird in jedem 25ſten Jahre den 2. September gefeiert.

Viertes Capitel.

Von den academiſchen Bürgern und übrigen Studirenden, ſo wie von den Prüfungen.

§. 25. Die, welche ſich bei der Univerſität dem Examen artium unterwerfen und darin beſtehen, ſollen, als academiſche Bürger in die Matrikel der Univerſität eingetragen werden. — Ausländer können als academiſche Bürger immatriculirt werden, ohne vorangehende Prüfung, wenn ſie darthun, daß ſie ſchon bei irgend einer fremden Univerſität immatrikulirt ſind und wenn ſie zuverläßige Teſtimonia vitae produciren.

§. 26. Wer ſich einem Präliminar-Examen unterworfen hat und darin beſtand, iſt berechtigt, als Studirender bei der Univerſität aufgenommen zu werden, doch ohne academiſcher Bürger zu werden. Auch wird er in eine beſondere Matrikel eingetragen.

§. 27. Bei der Immatrikulirung (§§. 25 und 26.) muß ſowol der academiſche Bürger, als derjenige, der ſich dem Präliminar-Examen unterwirft, fünf Speziesthaler an die academiſche Kaſſe bezahlen, wenn er nicht ſein Unvermögen darzuthun vermag. Der Immatrikulirte erhält ein Exemplar der academiſchen Geſetze, welchen er nachzuleben hat.

§. 28. Ein Jeder, der bei der Univerſität immatriculirt wird, ſoll, unter den Profeſſoren, einen, welchen er will, zum Privatpräceptor wählen. Dieſer wird ſein beſonderer Rathgeber und Leiter, an welchen er ſich, ſowol in wiſſenſchaftlichen als anderen Angelegenheiten, zu wenden hat, und der über ſein Verhalten, ſo lange er ſich bei der Univerſität aufhält, zu wachen hat.

Keiner iſt verpflichtet, Privatpräceptor einer größern Anzahl Studirender zu werden, als nach dem Verhältniß der Zahl der Profeſſoren zu den Studirenden.

§. 29. Bei den ſämmtlichen Prüfungen, die auf der

Univerſität Statt finden, ſoll, unter Beobachtung der unten gegebenen Beſtimmungen, die Verfahrungsart ſich nach den Vorſchriften richten, die entweder ſchon gegeben ſind oder noch gegeben werden.

§. 30. Beim Examen artium wird von denjenigen Kenntniſſen, in deren Beſitz die Eleven der gelehrten Schulen geſetzmäßig ſein ſollen, um zur Univerſität dimittirt werden zu können, Rechenſchaft abgelegt.

§. 31. Bevor die academiſchen Bürger zum theologiſchen, lateiniſch-juriſtiſchen und lateiniſch-mediciniſchen oder zum Schullehrer Amts-Examen zugelaſſen werden können, müſſen ſie ſich dem Examen philologico-philosophicum unterwerfen. — Bei dieſem Examen werden die Fortſchritte der Studirenden in der Philoſophie, Mathematik, Aſtronomie, den Naturwiſſenſchaften, der Geſchichte, der Griechiſchen, Lateiniſchen und Hebräiſchen Sprache geprüft. Doch wird die Kenntniß der letztgenannten Sprache nur von denjenigen Studirenden gefodert, die Theologen zu werden gedenken.

§. 32. Beim theologiſchen Amts-Examen muß der Candidat theils durch ſchriftliche, theils durch mündliche Prüfung ſeine Kenntniſſe in der Exegeſe des alten und neuen Teſtaments, und in den dazu gehörigen Vorkenntniſſen, darthun. Der Candidat muß Kenntniſſe in der Exegeſe des ganzen neuen Teſtaments beſitzen; von der Exegeſe des alten Teſtaments wird ſo viel gefodert, als, durch eine Höchſte Reſolution, nach dem Vorſchlage der theologiſchen Facultät und nach dem Gutachten des academiſchen Collegii feſtgeſetzt werden wird. Ferner muß der Candidat ſeine Kenntniſſe in der Dogmatik, Dogmengeſchichte, Kirchengeſchichte, in der chriſtlichen Moral und in der natürlichen Theologie darthun.

§. 33. Beim juriſtiſchen Amts-Examen muß der Candidat, theils durch ſchriftliche, theils durch mündliche Prüfung ſeine Kenntniſſe in der allgemeinen Rechtslehre, in dem öffentlichen und Privatrechte des Vaterlandes, in der Geſchichte der Norwegiſchen Geſetze, der juriſtiſchen Hermeneutik, dem poſitiven Völkerrecht und Staatsrecht, der Statiſtik, dem Syſtem des Römiſchen Rechts in Verbindung mit der Geſchichte dieſes Rechts und mit den Antiquitäten, darthun.

§. 34. Beim mediciniſchen Amts-Examen muß der Candidat, theils durch ſchriftliche, theils durch mündliche Prüfung ſeine Kenntniſſe in der Naturgeſchichte, Chemie, Anatomie und Phyſiologie, in der Pharmacologie, Pathologie, Therapie und Chirurgie, in der Geburtshülfe und in der Staatsarzneykunde darthun.

§. 35. Beim philologiſchen Amts- oder Schullehrer-Examen muß der Candidat, theils durch ſchriftliche, theils durch mündliche Prüfung darthun, daß er gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe in der griechiſchen und römiſchen Philologie, in der hebräiſchen Sprache, ſo wie in der Geſchichte, Philoſophie und Mathematik beſitzt.

§. 36. Bei den ſämmtlichen Prüfungen, die auf der Univerſität Statt finden, ſind die bei derſelben angeſtellten Lehrer die alleinigen Examinatoren, außer inſofern der König, um die volle Zahl der Examinatoren, welche in keinem Hauptfache unter drei ſein darf, zu ſuppliren, es, nach dem eingereichten Gutachten der betreffenden Facultät oder des academiſchen Collegii, zweckmäßig finden ſollte, einen oder mehrere andere wiſſenſchaftlich gebildete Männer zur Theilnahme an den Prüfungen zu beordern.

§. 37. Mit Ausnahme der Fremden, welche nach §. 92. des Grundgeſetzes als Lehrer bei der Univerſität ernannt werden können, ſoll keiner zu irgend einem Amte, für deſſen Beſetzung die Geſetzgebung Amts-Examina erfodert, befördert werden, ohne ſich dieſen Prüfungen bei der Norwegiſchen Univerſität unterworfen zu haben. Die Aemter, welche bei den Amtscandidaten eine höhere wiſſenſchaftliche Bildung vorausſetzen, ſo nehmlich, daß dieſe ſich nicht allein das academiſche Bürgerrecht erworben, ſondern auch ſich ſowol dem Examen philologico-philosophicum, als dem theologiſchen, lateiniſch-juriſtiſchen, lateiniſch-mediziniſchen, oder philologiſchen Amts-Examen unterworfen haben müſſen — ſind vorzüglich folgende: Alle Prediger-Aemter, ſowol das des Catechets, als das des Biſchofs, das Amt des Univerſitäts- und Schul-Lehrers, das des Staatsſecretairs, ſo wie das der Expeditionsſecretaire bei der Norwegiſchen Regierung in Chriſtiania, alle Amtsſtellen bei dem höchſten Gerichte, von der Stelle des Juſtitiarii an bis zu den Advocaten und Secretairen, alle Richterſtellen im Obergerichte wie in dem Untergerichte der Stifts Hauptſtädte, die Präſidentenſtellen in den Magiſtraten, die Stiftamtmanns- und Amtmanns-Stellen, die Aemter des General-Chirurgus, General-Auditeurs und Brigade-Auditeurs, ſämmtliche Phyſicate, ſo wie mehrere Aemter, die entweder ſchon unter dieſen Beſtimmungen angeführt ſind, oder ferner angeführt werden möchten. — Die Vorſchriften dieſer Paragraphen, inſofern durch dieſelben die Beſtimmungen des Geſetzes, betreffend den Zutritt zu den Aemtern des Staats, erweitert ſind, ſollen doch nur für diejenigen Studirenden gelten, die ſich ſpäteſtens zwei Jahre nach der Publication dieſer Statuten durch den Stadtthing in Chriſtiania, den anbefohlnen Prüfungen unterwerfen.

Fünftes Capitel.

Von der academiſchen Diſciplin.

§. 38. Das academiſche Collegium ſorgt für die Aufrechthaltung der Ordnung, der Ruhe und der Sittlichkeit auf der Univerſität. Die Studirenden ſind verpflichtet, ſich den Beſchlüſſen, die es in dieſer Rückſicht zu faſſen für nöthig erachtet, zu unterwerfen.

§. 39. Sollte ein Studirender ſich ein Uebertreten der academiſchen Geſetze oder der Beſchlüſſe des Collegii, irgend eine Unordnung und unziemliche oder aufſätzige Aufführung zu Schulden kommen laſſen, ſo iſt das Collegium berechtigt ihn zu beſtrafen, nachdem es die Beſchaffenheit der Sache unterſucht und die Vertheidigung des Betreffenden angehört hat. — Iſt es nothwendig, das Factum durch die Erklärung eines andern, als des betreffenden, Studirenden aufzuklären, ſo wird eine ſolche Erklärung auf Ehre und Gewiſſen gegeben, ſo jedoch, daß ſie, wenn der Angeklagte es fodern ſollte, durch einen gerichtlichen Eid beſtätigt werden muß.

§. 40. Diejenigen Strafen, welche das academiſche Collegium für die genannten Vergehen zu erkennen befugt iſt, ſind folgende:

1) Zurechtweiſung durch den Decan der Facultät, zu welcher der Betreffende, ſeinen Studien zufolge, gehört, und im Beiſeyn der Mitglieder dieſer Facultät.

2) Zurechtweiſung durch den Prokanzler der Univerſität, im Beiſeyn ſowol des academiſchen Collegii als der Mitglieder der Facultät zu welcher der Betreffende gehört, wobei dem Schuldigen angedeutet wird, daß er, je nach der Beſchaffenheit des Vergehens, entweder für eine Zeitlang oder für immer den Zutritt zu den academiſchen Benefizien verloren habe, welche, wäre er ſchon in deren Beſitz, ſogleich einzuziehen ſind.

3) Zurechtweiſung durch den Prokanzler, im Beiſeyn aller Univerſitätslehrer und zwölf durch Fleiß und Sittlichkeit ausgezeichneter academiſcher Bürger, wobei das Collegium einen beſondern und offiziellen Bericht dieſer Sache, die unwürdige Aufführung oder das moraliſche Vergehen des Schuldigen betreffend, bei dem Kanzler abzuſtatten hat. Wenn der, auf dieſe Weiſe Beſtrafte durch ein nachheriges ruhmwürdiges Verhalten ein unbedingt gutes Zeugniß verdient, ſo iſt auch dieſes veränderte Verhalten dem Kanzler zu berichten.

§. 41. So iſt auch das academiſche Collegium befugt, durch einen Beſchluß einen Studirenden der Univerſität, wenn er ſich durch Trunk, ärgerliches Leben oder Verführung anderer Studirenden vergeht, zu relegiren und jede Verbindung zwiſchen ihm und der Univerſität aufzuheben. Geht dieſes Erkenntniß des Collegii auf eine Relegation von länger als ſechs Monathen, ſo wird dieſes Erkenntniß, wenn der Verurtheilte ſich unzufrieden mit demſelben erklärt, von der Seite der öffentlichen Behörde, durch eine von dem Prokanzler auf das Erkenntniß verzeichnete Invitation, unmittelbar dem höchſten Gericht übergeben, welches es auf die für Juſtizſachen angeordnete Weiſe behandelt. Der Verurtheilte iſt verpflichtet, ſpäteſtens binnen vier Wochen nach der Verkündigung des Urtheils, ſeine Erklärung abzugeben.

§. 42. Verfällt irgend ein Studirender in Zuchthaus-, Feſtungs- oder in irgend eine andere verunehrende Strafe, ſo veranſtaltet das academiſche Collegium ſeine Relegation auf immer.

§. 43. Wird ein Lehrer, Beamter oder Studirender der Univerſität mit Arreſt belegt, ſo ſoll der Juſtiz-Beamte, welcher ihn gefänglich eingezogen hat, ſogleich dem academiſchen Collegio davon Nachricht geben und die Urſache des Arreſtes hinzufügen. — Eine jede Behörde, die eine Juſtizſache gegen irgend einen Studirenden anhängig macht, ſoll, ſo wie das Urtheil gefällt iſt, dem academiſchen Collegio ſogleich davon Nachricht geben, welches dann ſogleich die Relegation deſſelben zu veranſtalten hat, wenn dieſe (nach §. 42.) eine Folge des Urtheils ſein ſollte. Wenn auf dieſe Weiſe die Relegation Statt findet, ſo ſoll das academiſche Collegium durch den Kanzler der Univerſität der Regierung Nachricht davon ertheilen.

Sechstes Capitel.

Von den Stipendien.

§. 44. Das academiſche Collegium ertheilt, ſo weit die Mittel dazu beſtimmt ſind, die academiſchen Stipendien, nachdem es die Vorſchläge der betreffenden Facultäten gehört hat. — Das Collegium verwaltet die von Privatperſonen geſchenkten Legate, und ertheilt auch dieſe Stipendien, wenn der Geber es nicht anders beſtimmt hat.

§. 45. Nur academiſche Bürger, und unter dieſen nur die Dürftigen, können Stipendien genießen, wenn der Stifter irgend eines Privatlegats es nicht anders beſtimmt hat.

Academiſcher Fleiß und rühmliche Aufführung ſind die Hauptbedingungen für den Genuß der Stipendien.

§. 46. Stipendien können auch ſolchen academiſchen Bürgern ertheilt werden, die, nachdem ſie ihren eigentlichen Univerſitäts-Curſus vollendet haben, noch einige Zeit dort, um ihre Studien fortzuſetzen, zu verweilen wünſchen, wenn ſie ſich durch Fleiß und vorzügliche Talente auszeichnen.

§. 67. Vorſchläge zu Reiſe-Stipendien für ſolche academiſche Bürger, die, nachdem ſie ihre academiſche Laufbahn vollendet haben, durch Reiſen in oder außer dem Lande ihre Kenntniſſe zu erweitern, oder ſich für irgend eine beſondere Beſtimmung vorzubereiten wünſchen, werden der Entſcheidung durch eine königliche Reſolution anheimgeſtellt, wenn es, in Rückſicht irgend eines Privatlegats, nicht durch den Stifter anders beſtimmt iſt.

Siebentes Capitel.

Von den academiſchen Würden.

§. 68. Die academiſchen Würden, welche die Univerſität, nach dazu erhaltener königlicher Erlaubniß, zu ertheilen das Recht hat, ſind folgende: 1) Magisterium artium und die Licentiat-Grade in der Theologie, Jurisprudenz und Medicin, welche, in Hinſicht der verſchiedenen Wiſſenſchaften, völlig gleiches Anſehen genießen; 2) die Doctorgrade in der Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philoſophie, die ebenfalls ein völlig gleiches Anſehen genießen.

§. 69. Wer Magiſter artium oder Licentiat in der Theologie, Jurisprudenz oder Medizin zu werden wünſcht, muß das erſte Zeugniß ſowol beim Examen philologico-philosophicum wie bei dem Amtsexamen ſeines Faches in lateiniſcher Sprache erhalten haben.

Demnächſt hat der Candidat ein Geſuch an das academiſche Collegium einzureichen, daß ihm erlaubt werde öffentlich für den Magiſter- oder Licentiat-Grad zu disputiren. Dieſem Geſuch wird eine Ueberſicht über die wichtigſten Studien des Candidaten, ſo wie eine für den zu erlangenden Grad von ihm in lateiniſcher Sprache verfaßte Diſſertation, beigefügt.

Wird dieſe Diſſertation von der betreffenden Facultät als befriedigend, ſowol in Rückſicht der Materie als der Form, angenommen, ſo muß der Candidat, wenn er nicht früher das philologiſche Amtsexamen überſtanden hat, ſich einem gelehrten Colloquio, d. h. einer für ſein Hauptfach auſſenden Prüfung in der römiſchen und griechiſchen Philologie und in der Geſchichte, mit den betreffenden Univerſitätslehrern und im Beiſeyn des academiſchen Collegii, unterwerfen.

Das academiſche Collegium hat darauf, durch den Kanzler der Univerſität, dem Könige über das Reſultat der Prüfung des Candidaten, ſeine Talente und Gelehrſamkeit betreffend, Bericht abzuſtatten; dann auch, wenn dieſe Prüfung zur Genugthuung ausgefallen iſt, bei dem Könige ſowol um Erlaubniß für den Candidaten, ſeine Diſſertation öffentlich zu vertheidigen, als auch, für die Univerſität, dem Candidaten den zu erlangenden Grad zu ertheilen, inſofern er bei dieſer letzten Prüfung würdig erſcheint, nachzuſuchen.

Iſt nun die königliche Erlaubniß ertheilt, dann ſoll der Candidat öffentlich im Hörſaale der Univerſität und im Beiſeyn der betreffenden Facultät, ſeine Diſſertation vertheidigen. Wenn dieſes zur Zufriedenheit der Facultät geſchehen iſt, ſo wird, in Uebereinſtimmung mit der königlichen Approbation, dem Candidaten die gewünſchte Würde ertheilt.

Männer von anerkannten Kenntniſſen, die ſich dem philologiſchen Amtsexamen nicht unterworfen haben, können doch Magistri artium werden; jedoch müſſen ſie, in dieſem Falle, bevor das Collegium ſie dem Könige als ſolche, die der Ertheilung einer Erlaubniß öffentlich für die Magiſterwürde zu diſputiren würdig ſind, vorſtellt, im Beiſeyn des academiſchen Collegii ſich dem obenerwähnten Colloquio unterwerfen.

§. 50. Wer den Doctorgrad in der Theologie, Jurisprudenz, Medizin oder Philoſophie zu erlangen wünſcht, muß die im §. 49. feſtgeſetzten Beſtimmungen erfüllt haben, und alſo entweder Magister artium oder Licentiat ſein.

Außerdem ſoll der Doctorand, bevor es ihm erlaubt wird für den Grad zu diſputiren, drei öffentliche Vorleſungen, im Beiſeyn des academiſchen Collegii und der Lehrer der betreffenden Facultät, halten.

Der Doctorand iſt daher verpflichtet, bei dem academiſchen Collegio einzureichen:

1) Ein Geſuch um Erlaubniß für den Doctorgrad zu diſputiren, welchem beizufügen iſt, theils eine Ueberſicht über

die Hauptſtudien und gelehrten Arbeiten des Doctoranden, theils eine Anzeige der ſelbſterwählten Themata, über welche er ſich entſchloſſen hat, die geſetzlich beſtimmten Probevorleſungen zu halten.

2) Eine Inaugural-Diſſertation in lateiniſcher Sprache.

Hat die Doctor-Diſſertation ſowol in Rückſicht auf Inhalt als Form, den Beifall des academiſchen Collegii erhalten, ſo ſoll das academiſche Collegium durch den Kanzler der Univerſität beim Könige um die Erlaubniß nachſuchen, ſowol für den Doctoranden, die anbefohlenen Probevorleſungen öffentlich abzuhalten und ſeine Inaugural-Diſſertation öffentlich zu vertheidigen, als für die Univerſität, ihm das Doctor-Diplom zu ertheilen und ihn als Doctor zu proclamiren, vorausgeſetzt, daß er auch bei dieſer letztern Probe zeige, daß er die zu ertheilende Würde verdient.

§. 51. Das academiſche Collegium kann, mit Erlaubniß des Königs, nach dem Vorſchlage einzelner Facultäten, oder nach dem eingeholten Gutachten der betreffenden Facultät, den Doctorgrad als ein beſonderes Achtungszeichen Männern von anerkanntem literariſchen Verdienſte, und Solchen, die ſich durch Schriften auf eine ehrenvolle Weiſe bekannt gemacht haben — auch ohne daß ſie eine Inaugural-Diſſertation einſenden — ertheilen.

§. 52. Wer bei einer andern Univerſität den Magiſter- oder Licentiatgrad erhalten hat, dieſen aber bei der Norwegiſchen Univerſität zu erlangen wünſcht, muß ſich den in §. 49. geſetzlich beſtimmten Vorſchriften, hinſichtlich der Diſſertation und des gelehrten Colloquii, unterwerfen.

Wer bei anderen Univerſitäten als Doctor promovirt iſt, aber dabei die nehmlichen Rechte, mit den bei der Norwegiſchen Univerſität promovirten Doctoren, zu erhalten wünſcht, ſoll, nachdem er ſich im Beiſeyn des academiſchen Collegii dem im §. 49. geſetzlich beſtimmten Colloquio unterworfen, ſo wie nachdem er die drei Probevorleſungen gehalten hat, öffentlich die von ihm eingereichte Inaugural-Diſſertation nach den ſchon angeführten Beſtimmungen, vertheidigen.

§. 53. Ein Jeder, welcher bei der Norwegiſchen Univerſität den Doctorgrad erhalten hat, iſt berechtigt Vorleſungen zu halten: doch ſoll er zuvor dem academiſchen Collegio anzeigen, welche Vorleſungen er zu halten entſchloſſen iſt.

Auf ein Geſuch kann das Collegium auch den Magiſtern und Licentiaten das Recht Vorleſungen zu halten ertheilen.

Achtes Capitel.

Von der Univerſitäts-Bibliothek und den übrigen wiſſenſchaftlichen Apparaten.

§. 54. Die Bibliothek der Univerſität, das anatomiſche Theater, der botaniſche Garten, das Naturalmuſeum, die phyſiſchen, chemiſchen und aſtronomiſchen Apparate, die Münz- Antiquitäts- und Model-Sammlungen ſollen auf eine zweckmäßige Weiſe erhalten, und, ſoweit die ökonomiſche Lage der Univerſität es erlaubt, erweitert werden.

Zwar ſind die genannten Inſtitute vorzüglich zum Gebrauch für die Lehrer und Studirenden der Univerſität beſtimmt, doch ſoll, ſo weit es die Umſtände erlauben, Anderen der Zutritt zu denſelben offen ſtehen; beſonders aber ſoll die Univerſitäts-Bibliothek zu beſtimmten Zeiten, zum allgemeinen Nutzen offen ſein, und zwar ſo, daß Bücher aus derſelben, unter Wahrnehmung nothwendiger Sicherheits-Maßregeln, an Ort und Stelle oder durch Ausleihen benutzt werden können.

Neuntes Capitel.

Von den Einkünften und Ausgaben der Univerſität.

§. 55. Als gegenwärtige Fonds, ſo wie als feſte Einkünfte und als Eigenthum der Univerſität, werden durch dieſe Statuten folgende beſtätigt:

1) Ein Drittheil der fortdauernden jährlichen Einkünfte der Fonds des Aufklärungsweſens von den beneficirten Gütern in Uebereinſtimmung des §. 58. des Geſetzes vom 20. Auguſt 1821.

2) Die drei königlichen Zehnten von den Kirchſpielen Stange, Leuthen und Rommedal in Hedemarken, zufolge der Reſolution vom 2. September 1811.

3) Die der Univerſität, durch Reſcript vom 3. November 1813, zugetheilte Kornabgabe von Amtswohnungen, die von den beneficirten Gütern abgenommen und Civil-Beamten ertheilt werden.

4) Die ſogenannte Studienſteuer, in Uebereinſtimmung der Reſolution vom 2. September 1811.

5) Die durch ein königliches offenes Schreiben vom 10. April 1812. der Norwegiſchen Univerſität zugeſtandenen 100,000 Thlr. Däniſch Silberwerth aus den Mitteln der Soröer Academie; welche ſpäter zu 50,000 Speziesthaler in Norwegiſchen Staatsobligationen übertragen wurden.

6) Die freiwilligen Beiträge an Geld oder als loſe Landſchuld, die durch Subſcription zuſammengebracht ſind, inſofern ſolche Beiträge in jährlichen fortdaurenden Leiſtungen beſtehen und nicht in beweglichen Capitalien, die entweder ſchon für Gebäude oder andere Bedürfniſſe angewandt ſind oder werden ſollen.

7) Das der Univerſität durch ein königliches Reſcript vom 4 November 1812. geſchenkte Landguth Toyen bei Chriſtiania.

8) Die von den Predigern Barnholdt und Zinne geſtifteten, oder von anderen Privatleuten zum Vortheil der Univerſität zu ſtiftenden Donationen und Legate, inſofern die Geber nicht ausdrücklich über den ſpeciellen Gebrauch und die Anwendung ſolcher Donationen verfügt haben ſollten.

§. 56. So lange die beneficirten Güter, nach den durch das Geſetz beſtimmten Bedingungen, noch nicht ſo weit realiſirt ſind, daß die Einkünfte des der Univerſität zukommenden Antheils, in Verbindung mit den übrigen genannten Einkünften, hinreichende Hülfsmittel darbieten, ſoll der als nothwendig zu erachtende Zuſchuß auf das jährliche Budget der Einkünfte und Ausgaben des Reichs übertragen werden.

2) Conſtitution vom 4. Nov. 1814,

oder Grundgeſetz des Königreichs Norwegen, gegeben in der Reichsverſammlung zu Eidswold den 17. Mai 1814, und nunmehr, in Folge der Vereinigung der Reiche Norwegen und Schweden, näher beſtimmt in Norwegens außerordentlichem Storthing zu Chriſtiania, den 4. Nov. 1814.

Wir Repräſentanten des Norwegiſchen Reichs bei dem den 7. October 1814 in Folge der Bekanntmachung vom letztverfloſſenen 16. Auguſt in Chriſtiania verſammelten außerordentlichen Storthing, thun kund:

Nachdem wir, wie unſere Bekanntmachung vom 21. v. M. ergiebt, am Tage zuvor, nach reifer Ueberlegung beſchloſſen hatten, daß das Königreich Norwegen in Zukunft, wie ein ſelbſtſtändiges Reich, mit dem Königreiche Schweden unter Einem Könige vereinigt ſein ſolle, jedoch unter Beibehaltung ſeines Grundgeſetzes, mit den zum Glück des Reichs und in Gemäßheit dieſer Vereinigung nothwendigen Veränderungen, haben wir dieſe in nähere Erwägung gezogen, und deshalb zugleich mit den zu dem Ende zu Folge der zu Moß geſchloſſenen Convention vom letztverfloſſenem 14. Auguſt ernannten Königlichen Commiſſarien unterhandelt. Demnach haben wir beſchloſſen, gleichwie wir hierdurch beſchließen und feſtſetzen, daß anſtatt der von der Reichsverſammlung zu Eidswold den letztverfloſſenen 17. Mai gegebenen Conſtitution, folgende, theils auf dieſelbe gebauten, theils in Gemäßheit der Vereinigung getroffenen Beſtimmungen inskünftige gelten und von allen und jeden Betreffenden beobachtet und unverbrüchlich befolgt werden ſollen.

Grundgeſetz des Reichs Norwegen.

A.

Von der Staatsform und der Religion.

§. 1. Das Königreich Norwegen iſt ein freies, ſelbſtſtändiges, untheilbares und unabhängiges Reich, mit Schweden unter einem Könige vereinigt. Seine Regierung iſt eingeſchränkt und erblich monarchiſch.

§. 2. Die Evangeliſch-Lutheriſche Religion bleibt die öffentliche Religion des Staats. Die Einwohner, welche ſich dazu bekennen, ſind verpflichtet, ihre Kinder in derſelben zu erziehen. Jeſuiten- und Mönchsorden werden nicht geduldet. Juden ſind ferner vom Zugang ins Reich ausgeſchloſſen.

B.

Von der ausübenden Macht, dem König und der Königlichen Familie.

§. 3. Die ausübende Macht iſt bei dem Könige.

§. 4. Der König ſoll ſich ſtets zur Evangeliſch-Lutheriſchen Religion bekennen, ſie aufrecht erhalten und ſie beſchützen.

§. 5. Die Perſon des Königs iſt heilig: Ihm kann nichts zur Laſt gelegt, und er kann nicht angeklagt werden. Die Verantwortlichkeit liegt ſeinem Rathe ob.

§. 6. Die Erbfolge iſt lineal und agnatiſch, ſo wie ſie ſich in der von Schwedens Reichsſtänden beſchloſſenen und vom Könige angenommenen Succeſſionsordnung vom 26. September 1810, welche dieſem Grundgeſetz in Ueberſetzung beigefügt wird, beſtimmt findet. Unter die Erbberechtigten iſt auch der Ungeborne zu rechnen, der ſogleich ſeine gehörige Stelle in der Erblinie einnimmt, wenn er nach ſeines Vaters Tode geboren wird. Wenn ein zu Norwegens und Schwedens vereinigten Kronen erbberechtigter Prinz geboren wird, ſoll ſein Name und die Zeit ſeiner Geburt dem erſten zu haltenden Storthinge angezeigt und in deſſen Protokoll bemerkt werden.

§. 7. Iſt kein zur Erbfolge berechtigter Prinz vorhanden, ſo kann der König dem Storthing Norwegens zu gleicher Zeit wie Schwedens Ständen ſeinen Nachfolger vorſchlagen. Sobald der König ſeinen Vorſchlag dargelegt hat, ſollen die Repräſentanten beider Völker aus ihrer Mitte ein Comité erwählen, welches das Recht hat, die Wahl zu beſtimmen, falls der Vorſchlag des Königs nicht durch Stimmenmehrheit von den Repräſentanten jedes Volks beſonders genehmigt wird. Die Anzahl der Mitglieder in dieſem Comité, welche aus gleich vielen von jedem Reiche beſtehen ſoll, und die Ordnung, die bei der Wahl befolgt werden muß, wird durch ein Geſetz beſtimmt, welches der König zu derſelben Zeit Norwegens Storthing und den Schwediſchen Reichsſtänden vorſchlägt. Aus dem verſammelten Comité tritt Einer durch das Loos aus.

§. 8. Das Volljährigkeitsalter des Königs wird durch ein Geſetz feſtgeſetzt, welches nach Uebereinkunft zwiſchen dem Norwegiſchen Storthing und den Schwediſchen Ständen gegeben wird, oder falls ſie ſich darüber nicht vereinigen können, durch ein von den Repräſentanten jedes Reichs ernanntes Comité, mit den im vorſtehenden §. 7. angeführten Beſtimmungen. Sobald der König das im Geſetz beſtimmte Alter erreicht hat, erklärt er ſich öffentlich für mündig.

§. 9. Sobald der König, als volljährig, die Regierung antritt, ſo legt er vor dem Storthing folgenden Eid ab: „Ich gelobe und ſchwöre, das Königreich Norwegen in Uebereinſtimmung mit deſſen Conſtitution und Geſetzen zu regieren, ſo wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort!“ Iſt der Storthing zu der Zeit nicht verſammelt, ſo wird dieſer Eid ſchriftlich im Staatsrathe niedergelegt und vom Könige auf dem erſten Storthing feierlich wiederholt, entweder mündlich oder ſchriftlich durch den von ihm dazu Beauftragten.

§. 10. Die Krönung und Salbung des Königs geſchieht, nachdem er volljährig geworden, in der Kirche zu Drontheim, zu der Zeit und mit den Ceremonien, die er ſelbſt feſtſetzt

§. 11. Jedes Jahr hält ſich der König, wenn nicht wichtige Hinderniſſe entgegen ſtehen, einige Zeit in Norwegen auf.

§. 12. Der König wählt ſelbſt einen Rath aus Norwegiſchen Bürgern, welche nicht jünger als 30 Jahre ſind. Dieſer Rath ſoll wenigſtens aus einem Staatsminiſter und ſieben anderen Mitgliedern beſtehen. Eben ſo kann der König einen Vicekönig, oder einen Statthalter beſtellen. Der König vertheilt die Geſchäfte unter die Mitglieder des Staatsraths, ſo wie er dies für dienlich erachtet. Um Sitz im Staatsrathe zu nehmen, kann der König, oder in ſeiner Abweſenheit der Vicekönig (oder der Statthalter in Vereinigung mit den Staatsräthen) bei außerordentlichen Gelegenheiten, außer den gewöhnlichen Mitgliedern des Staatsraths, andere Norwegiſche Bürger berufen, nur keine Mitglieder des Storthinges. Vater und Sohn, oder zwei Brüder, dürfen nicht zu gleicher Zeit im Staatsrathe Sitz nehmen.

§. 13. Während der Entfernung des Königs überträgt er, in den Fällen, die er ſelbſt vorſchreibt, dem Vicekönige oder dem Statthalter, zugleich mit wenigſtens fünf Mitgliedern des Staatsraths, die innere Verwaltung des Reichs. Dieſe ſollen in des Königs Namen und an ſeiner Statt die Regierung führen. Sie ſollen ſowol den Beſtimmungen dieſes Grundgeſetzes unverbrüchlich nachleben, als den beſonderen damit übereinſtimmenden Vorſchriften, die der König ihnen als Inſtruction ertheilt. Ueber die ſolcher Geſtalt entſchiedenen Sachen haben ſie dem Könige einen unterthänigen Bericht zu erſtatten. Die Geſchäfte werden durch Stimmenabgebung abgemacht, wobei im Falle, daß die Stimmen gleich ſind, der Vicekönig oder der Statthalter, oder in deren Abweſenheit das erſte Mitglied des Staatsraths zwei Stimmen hat.

§. 14. Vicekönig kann nur der Kronprinz oder ſein älteſter Sohn ſein, aber nicht eher, als bis ſie das für den König beſtimmte Alter der Volljährigkeit erreicht haben. Zum Statthalter wird entweder ein Norwege oder ein Schwede ernannt. Der Vicekönig ſoll im Reiche wohnen, und darf ſich nicht länger als drei Monathe im Jahre außerhalb deſſelben aufhalten. Wenn der König gegenwärtig iſt, hört die Function des Vicekönigs auf. Iſt kein Vicekönig, aber ein Statthalter vorhanden, ſo hört gleichfalls deſſen Function auf, daer in ſolchem Falle bloß der erſte Staatsrath iſt.

§. 15. Bei dem Könige verbleiben ſtets, während ſeines Aufenthalts in Schweden, der Norwegiſche Staatsminiſter und zwei Mitglieder des Staatsraths, welche letztere jährlich wechſeln. Sie haben dieſelben Pflichten und dieſelbe conſtitutionelle Verantwortlichkeit, als die ſich in Norwegen befindende (im §. 13. genannte) Regierung, und allein in ihrem Beiſein ſollen die Norwegiſchen Angelegenheiten vom Könige entſchieden werden. Alle Anträge Norwegiſcher Bürger an den König ſollen erſt bei der Norwegiſchen Regierung eingeliefert und mit deren Bedenken verſehen werden, ehe ſie abgemacht werden. Ueberhaupt müſſen keine Norwegiſche Sachen erledigt werden, ohne daß das Bedenken der Norwegiſchen Regierung eingeholt iſt, wofern nicht wichtige Hinderniſſe ſolches verbieten. Der Norwegiſche Staatsminiſter trägt die Sachen vor, und iſt für die Uebereinſtimmung der Expeditionen mit den gefaßten Beſchlüſſen verantwortlich.

§. 16. Der König ordnet allen öffentlichen Kirchen- und Gottesdienſt, alle Zuſammenkünfte und Verſammlungen wegen Religionsſachen an, und ſieht darauf, daß die öffentlichen Lehrer der Religion die ihnen vorgeſchriebenen Normen befolgen.

§. 17. Der König kann Anordnungen geben und aufheben, die den Handel, den Zoll, die Nahrungszweige und die Polizey betreffen; doch dürfen ſie nicht der Conſtitution und den vom Storthinge gegebenen Geſetzen widerſtreiten. Sie gelten proviſoriſch bis zum nächſten Storthinge.

§. 18. Der König läßt überall die Schatzungen und Abgaben eintreiben, welche der Storthing auflegt. Die Norwegiſche Staatskaſſe verbleibt in Norwegen, und ihre Einkünfte werden allein zu den Bedürfniſſen Norwegens angewendet.

§. 19. Der König wacht darüber, daß das Staatseigenthum und die Regalien auf die vom Storthinge beſtimmte und für das Gemeinweſen nützlichſte Weiſe angeordnet und verwaltet werden.

§. 20. Der König hat das Recht, im Staatsrathe Verbrecher zu begnadigen, nachdem das Urtheil des höchſten Gerichts geſprochen und deſſen Bedenken eingezogen iſt. Der Verbrecher hat die Wahl, ob er des Königs Gnade annehmen, oder ſich der ihm zuerkannten Strafe unterwerfen will. In den Sachen, welche der Odelsthing vor dem Reichsgerichte einleiten läßt, kann keine andere Begnadigung, als Befreiung von der erkannten Lebensſtrafe Statt finden.

§. 21. Der König erwählt und beſtellt, nachdem er ſeinen Norwegiſchen Staatsrath vernommen hat, alle Civil-, Geiſtliche- und Militairbeamten. Dieſe ſchwören der Conſtitution und dem Könige Gehorſam und Treue. Die Königlichen Prinzen dürfen keine Civilämter bekleiden; doch kann der Kronprinz oder ſein älteſter Sohn zum Vicekönige ernannt werden.

§. 22. Der Statthalter des Reichs, der Staatsminiſter und die übrigen Mitglieder des Staatsraths, ſo wie die Beamten, welche bei deſſen Büreaux angeſetzt ſind, die Geſandten und Conſuln, die bürgerlichen und geiſtlichen, höheren obrigkeitlichen Perſonen, die Regimentschefs und Chefs anderer Militaircorps, die Commandanten in den Feſtungen und Oberbefehlshaber auf den Kriegsſchiffen können ohne vorgängiges Urtheil vom Könige verabſchiedet werden, nachdem er hierüber das Bedenken des Staatsraths gehört hat. In wiefern den ſolcher Geſtalt verabſchiedeten Beamten Penſion zu bewilligen iſt, wird vom nächſten Storthinge entſchieden. Inzwiſchen genießen ſie zwei Drittheile ihres vorher gehabten Gehalts. Andere Beamte können vom Könige nur ſuspendirt werden, und ſollen dann ſogleich vor die Richterſtühle geſtellt werden; aber ſie dürfen nicht anders, als nach Urtheil abgeſetzt, auch nicht gegen ihren Willen verſetzt werden.

§. 23. Der König kann nach ſeinem Gutbefinden, zur Belohnung für ausgezeichnete Verdienſte, die öffentlich bekannt gemacht werden müſſen, Orden ertheilen, aber keinen andern Rang noch Titel, als den, welchen jedes Amt mit ſich führt. Der Orden befreiet Keinen von den gemeinſchaftlichen Pflichten und Laſten der Staatsbürger, auch führt er nicht vorzüglichen Anſpruch auf Staatsämter mit ſich. Beamte, die in Gnaden entlaſſen werden, behalten den Titel und Rang der von ihnen bekleideten Aemter. Keine perſönliche oder gemiſchte, erbliche Vorrechte dürfen irgend Jemand für die Zukunft verliehen werden.

§. 24. Der König wählt und verabſchiedet, nach eigenem Gutbefinden, ſeinen Hofſtaat und ſeine Hofbedienten.

§. 25. Der König hat den Oberbefehl über des Reiches Land- und Seemacht. Sie kann ohne des Storthinges Einwilligung weder vermehrt noch vermindert werden. Sie darf nicht zum Dienſte fremder Mächte überlaſſen werden, und kein Kriegsvolk einer fremden Macht, mit Ausnahme von Hülfstruppen gegen feindlichen Ueberfall, darf ohne die Einwilligung des Storthinges in das Reich gezogen werden. In Friedenszeiten ſollen keine andere als Norwegiſche Truppen in Norwegen, und keine Norwegiſche Truppen in Schweden ſtationirt ſein. Doch kann der König in Schweden eine Norwegiſche Garde und Norwegiſche Freiwillige haben, und kann für eine kurze Zeit, höchſtens ſechs Wochen im Jahre, die nächſten Truppen von der Kriegsmacht beider Reiche zu Waffenübungen innerhalb der Gränzen eines der beiden Reiche zuſammenberufen; indeß darf in keinem Falle mehr Kriegsvolk als 3000 Mann von allen Waffengattungen, in Friedenszeiten, von des einen Reichs Kriegsmacht in das andere Reich gezogen werden. Zum Angriffskrieg dürfen Norwegens Truppen und Ruderflottille nicht ohne Einwilligung des Storthinges gebraucht werden. Die Norwegiſche Flotte ſoll ihre eigenen Werfte, und im Frieden ihre Stationen oder Häfen in Norwegen haben. Die Kriegsfahrzeuge des einen Reichs dürfen nicht mit den Seeleuten des andern beſetzt werden, außer in ſo fern dieſe ſich freiwillig miethen laſſen. Die Landwehr und die übrigen Norwegiſchen Truppen, die nicht zu den Linientruppen gerechnet werden können, dürfen nie außer Norwegens Grenzen gebraucht werden.

§. 26. Der König hat das Recht, die Truppen zuſammen zu berufen, Krieg anzufangen und Frieden zu ſchließen, Verbindungen einzugehen und aufzuheben, Geſandte zu ſchicken und anzunehmen. Will der König Krieg ankündigen, ſo ſoll er der Regierung in Norwegen ſeine Gedanken mittheilen, und ihr Bedenken darüber einholen, zugleich mit einem vollſtändigen Berichte über den Zuſtand des Reiches, in Hinſicht ſeiner Finanzen und ſeiner Vertheidigungsmittel u. ſ. w. Nachdem dies geſchehen iſt, beruft der König den Norwegiſchen Staatsminiſter und die Norwegiſchen, ſo wie die Schwediſchen Staatsräthe zu einem außerordentlichen Staatsrathe, und ſetzt dann die Gründe und Umſtände feſt, die in dieſem Falle in Erwägung gezogen werden müſſen, wobei zugleich die Erklärung der Norwegiſchen Regierung über den Zuſtand dieſes Reichs, ſo wie ein ähnlicher Bericht über die Lage Schwedens vorzulegen iſt. Ueber dieſe Gegenſtände fordert der König ihr Bedenken, welche ſie ein jeder für ſich zu Protokoll geben ſollen, unter der Verantwortlichkeit, die das Grundgeſetz beſtimmt; und dann hat der König das Recht, den Beſchluß, den er für den nützlichſten für den Staat hält, anzunehmen und auszuführen.

§. 27. Alle Staatsräthe ſollen, wenn ſie nicht geſetzliche Abhaltung haben, im Staatsrathe gegenwärtig ſeyn, und es kann in demſelben kein Beſchluß gefaßt werden, wenn nicht über die halbe Anzahl der Mitglieder gegenwärtig iſt. In den Norwegiſchen Sachen, welche nach dem §. 15. in Schweden abgemacht werden, darf kein Beſchluß gefaßt werden, wenn nicht entweder der Norwegiſche Staatsminiſter und ein Norwegiſcher Staatsrath, oder beide Norwegiſche Staatsräthe gegenwärtig ſind.

§. 28. Die Vorſtellungen über die Beſetzung der Aemter und über andere Sachen von Wichtigkeit (ausgenommen diplomatiſche und eigentlich militairiſche Commandoſachen) ſollen im Staatsrathe von dem Mitgliede vorgetragen werden, zu deſſen Fache ſie gehören, und die Sachen werden von demſelben, dem im Staatsrathe gefaßten Beſchluſſe gemäß, expedirt.

§. 29. Geſtattet ein geſetzliches Hinderniß es einem Staatsrathe nicht, zu erſcheinen, und die zu ſeinem Fache gehörende Sachen vorzutragen, ſo ſollen ſie von einem andern Staatsrathe vorgetragen werden, den der König, wenn er zugegen iſt, oder, im entgegengeſetzten Falle, der, welcher den Vorſitz im Staatsrathe führt, in Vereinigung mit den anderen Staatsräthen dazu beſtellt. Werden ſo viele durch geſetzliche Hinderniſſe abgehalten, zu erſcheinen, daß nicht mehr als die Hälfte der beſtimmten Anzahl von Mitgliedern gegenwärtig iſt, ſo ſollen auf gleiche Weiſe andre Beamte beſtellt werden, Sitz im Staatsrathe zu nehmen, in welchem Falle unverzüglich darüber an den König berichtet wird, welcher entſcheidet, ob ſie in dieſer Function bleiben ſollen.

§. 30. Im Staatsrathe wird über alle die Sachen, die darin verhandelt werden, ein Protokoll geführt. Ein Jeder, der Sitz im Staatsrathe hat, iſt verpflichtet, ſeine Meinung mit Freimüthigkeit zu ſagen, welche der König verbunden iſt zu hören. Indeß iſt es dieſem vorbehalten, ſeinen Beſchluß nach ſeinem eigenen Ermeſſen zu faſſen. Findet irgend ein Mitglied des Staatsraths, daß des Königs Beſchluß der Staatsform oder den Reichsgeſetzen widerſtreitet, oder augenſcheinlich für Norwegen ſchädlich iſt, ſo iſt es deſſen Pflicht, kräftige Vorſtellungen dagegen zu machen, und ſeine Meinung im Protokolle beizufügen. Derjenige, der nicht ſolchergeſtalt proteſtirt hat, wird angeſehen, als wäre er mit dem Könige einig geweſen, iſt dafür verantwortlich, und kann vom Odelsthing vor dem Reichsgerichte zur Rechenſchaft gezogen werden.

§. 31. Alle vom Könige ſelbſt ausgefertigte Befehle (mit Ausnahme der militairiſchen Commandoſachen) ſollen von dem Norwegiſchen Staatsminiſter contraſignirt werden.

§. 32. Die Beſchlüſſe, welche die Regierung in Norwegen während der Abweſenheit des Königs faßt, werden in des Königs Namen ausgefertigt und von dem Vicekönig, oder dem Statthalter, und vom Staatsrathe unterzeichnet. Contraſignirt werden ſie von dem, der die Sache vorträgt, da er für die Uebereinſtimmung der Expedition mit dem Protokolle, worin die Reſolution eingetragen iſt; verantwortlich ſein muß.

§. 33. Alle Vorſtellungen über Norwegiſche Sachen werden, ſo wie die Expeditionen, die nach Anleitung derſelben geſchehen, in Norwegiſcher Sprache abgefaßt.

§. 34. Der Thronerbe von Norwegen führt, wenn er der Sohn des regierenden Königs iſt, den Titel: Kronprinz. Die übrigen, die ein Erbrecht auf die Krone haben, heißen Prinzen, und die Königlichen Töchter Prinzeſſinnen.

§. 35. Sobald der Thronerbe ſein achtzehntes Jahr vollendet hat, iſt er berechtigt Sitz im Staatsrathe zu nehmen, doch ohne Stimme oder Verantwortung.

§. 36. Kein Prinz vom Geblüt darf ſich ohne Erlaubniß des Königs vermählen. Handelt er dagegen, ſo verwirkt er ſein Recht auf Norwegens Krone.

§. 37. Die Königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen ſollen für ihre Perſonen vor keinem Andern als dem Könige, oder dem, den er zum Richter über ſie verordnet, belangt werden.

§. 38. Sowol der Norwegiſche Staatsminiſter, als die beiden Norwegiſchen Staatsräthe, die dem Könige folgen, haben Sitz und berathſchlagende Stimme in dem Schwediſchen Staatsrathe, wenn in demſelben Gegenſtände verhandelt werden, welche beide Reiche betreffen. In ſolchen Sachen muß zugleich das Bedenken des in Norwegen befindlichen Staatsraths eingezogen werden, wofern nicht die Sachen eine ſo ſchleunige Entſcheidung erheiſchen, daß dazu keine Zeit iſt.

§. 39. Stirbt der König und iſt der Thronfolger noch unmündig, ſo ſollen der Norwegiſche und der Schwediſche Staatsrath ſogleich zuſammentreten, um gemeinſchaftlich die Einberufung zum Storthinge in Norwegen und zum Reichstage in Schweden auszufertigen.

§. 40. Bis dahin, daß die Repräſentanten beider Reiche verſammelt ſind und eine Regierung während der Minderjährigkeit des Königs angeordnet haben, ſteht ein, von einer gleichen Anzahl Norwegiſcher und Schwediſcher Mitglieder zuſammengeſetzter, Staatsrath der Verwaltung der Reiche, unter Beobachtung ihrer gegenſeitigen Grundgeſetze, vor. Der Norwegiſche und der Schwediſche Staatsminiſter, die im vorbenannten zuſammengeſetzten Rathe Sitz haben, loſen mit einander, wer darin den Vorſitz führen ſoll.

§. 41. Die in den beiden vorhergehenden §. §. beſtimmten Verhaltungsregeln ſollen auch Statt finden, ſo oft es zufolge der Regierungsform von Schweden, dem Schwediſchen Staatsrathe, in der Eigenſchaft als Staatsrath, zukommt, die Regierung zu führen.

§. 42. Was die ferneren Beſtimmungen betrifft, welche in den, in den § §. 39. 40 und 41. angeführten Fällen nothwendig ſind, ſo ſchlägt der König auf dem nächſten Norwegiſchen Storthing und Schwediſchen Reichstage ein Geſetz vor, das auf dem Grundſatze vollkommener Gleichheit zwiſchen beiden Reichen beruht.

§. 43. Die Wahl der Vormünder, welche die Regierung für den unmündigen König führen, ſoll nach denſelben Regeln und nach derſelben Weiſe vorgenommen werden, wie oben im §. 7. für die Wahl eines Thronfolgers vorgeſchrieben worden iſt.

§. 44. Diejenigen, welche in den, in den §§. 40 und 41. angeführten, Fällen der Regierung vorſtehen, ſollen, die Norweger vor dem Norwegiſchen Storthing, folgenden Eid ablegen: „Ich gelobe und ſchwöre, der Regierung in Uebereinſtimmung mit der Conſtitution und den Geſetzen vorzuſtehen, ſo wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Wort!" Die Schweden leiſten den Eid vor den Schwediſchen Reichsſtänden. Wird zu der Zeit kein Storthing oder Reichstag gehalten, ſo wird der Eid ſchriftlich im Staatsrathe niedergelegt, und nachher auf dem nächſten Storthing oder Reichstag wiederholt.

§. 45. Sobald ihre Staatsverwaltung aufhört, ſollen ſie vor dem Könige und dem Storthing von derſelben Rechenſchaft ablegen.

§. 46. Unterlaſſen die Betreffenden in Uebereinſtimmung mit den §§. 39 und 41. den Storthing ſogleich zuſammen zu berufen, ſo liegt es dem höchſten Gericht, als eine unbedingte Pflicht, ob, ſobald 4 Wochen verfloſſen ſind, dieſe Zuſammenberufung zu veranſtalten.

§. 47. Die Leitung der Erziehung des unmündigen Königs muß, wenn deſſen Vater nicht darüber eine ſchriftliche Beſtimmung hinterlaſſen hat, auf die in den §. 7. und 48. vorgeſchriebene Art feſtgeſetzt werden. Es muß eine unabweichliche Regel ſein, daß dem unmündigen Könige hinlänglicher Unterricht in der Norwegiſchen Sprache ertheilt wird.

§. 48. Iſt der männliche Königsſtamm ausgeſtorben, und kein Thronfolger erwählt, ſo ſoll ein neues Königsgeſchlecht auf die im §. 17. vorgeſchriebene Weiſe gewählt werden. Inzwiſchen wird es mit der ausübenden Macht nach dem §. 41. gehalten.

Von dem Bürgerrechte und der geſetzgebenden Macht.

§. 49. Das Volk übt die geſetzgebende Macht durch den Storthing (Reichsverſammlung) aus, welcher aus zwei Abtheilungen beſteht, einem Lagthing (geſetzgebenden Körper) und einem Odelsthing (den Grundeigenthümern).

§. 50. Stimmberechtigt ſind nur Norwegiſche Bürger, welche 25 Jahre zurückgelegt haben, im Lande 5 Jahre wohnhaft geweſen ſind, ſich daſelbſt aufhalten und entweder:

a) Beamte ſind oder geweſen ſind;

b) Landbeſitz haben, oder länger als fünf Jahre matrikulirtes Land gebaut haben;

c) Bürger in Handelsſtädten ſind, oder in einer Kauf- oder Landſtadt einen Grundbeſitz haben, deſſen Werth wenigſtens 300 Rthlr. beträgt.

§. 51. Ein Mannszahlregiſter über alle ſtimmberechtigte Einwohner ſoll in jeder Kaufſtadt vom Magiſtrat und in jedem Kirchſpiele vom Vogt oder Prediger verfaßt werden. Die Veränderungen, welche unter den Einwohnern vorfallen, werden unverzüglich bemerkt. Jeder ſoll, ehe er in dieß Verzeichniß eingetragen wird, öffentlich zu Gericht der Conſtitution Treue ſchwören.

§. 52. Das Stimmrecht wird ſuspendirt wegen gerichtlicher Anklage eines Verbrechens, wegen Unmündigkeit, wegen Falliment, bis die Gläubiger volle Bezahlung erhalten haben, es ſei denn, daß der Concours durch Feuersbrunſt oder anderes nicht zuzurechnendes und erweisliches Unglück verurſacht worden.

§. 53. Das Stimmrecht wird verloren durch Verurtheilung zum Zuchthaus, zur Karre oder zu einer andern entehrenden Strafe; durch den Eintritt in die Dienſte einer fremden Macht, ohne die Einwilligung der Regierung; durch Erwerbung des Bürgerrechts in einem fremden Staate; durch die Ueberführung, Stimmen erkauft, ſeine eigene Stimme verkauft, oder in mehr als einer Wahlverſammlung geſtimmt zu haben.

§. 54. Die Wahl- und Diſtrictsverſammlungen werden jedes dritte Jahr gehalten. Sie müſſen vor dem Ausgang des Decembermonaths zu Ende gebracht ſein.

§. 55. Die Wahlverſammlungen werden auf dem Lande in der Hauptkirche des Kirchſpiels, in den Kauf- und Handelsſtädten in der Kirche, auf dem Rathhauſe oder einer andern dazu bequemen Stelle gehalten. Sie werden auf dem Lande von dem Prediger und ſeinen Gehülfen, in den Städten von den Magiſträten und Vorſtehern geleitet. Die Abgebung der Stimmen geſchieht in der Ordnung, die das Mannszahlregiſter ergiebt. Streitigkeiten über das Stimmrecht werden von den Leitern der Verſammlung entſchieden von deren Erkenntniß man an den Storthing provociren kann.

§. 56. Ehe die Wahlen beginnen, ſoll die Conſtitution vorgeleſen werden, in den Städten von der erſten Magiſtratsperſon, auf dem Lande vom Prediger.

§. 57. In den Städten wird für jede 50 ſtimmberechtigte Einwohner ein Wahlmann ernannt. Dieſe Wahlmänner verſammeln ſich innerhalb der erſten acht Tage an dem, von der Obrigkeit dazu beſtimmten Ort, und ernennen entweder aus ihrer eigenen Mitte, oder unter den übrigen Stimmberechtigten in ihrem Wahldiſtrikt, ein Viertheil ihrer eigenen Anzahl um auf dem Storthing zu erſcheinen und Sitz zu nehmen, ſo daß 3 bis 6 einen wählen, 7 bis 10 zwei, 11 bis 14 drei, 15 bis 18 vier, welches die höchſte Anzahl iſt, die ein Ort ſenden kann. Hat eine Handelsſtadt weniger als 150 ſtimmberechtigte Einwohner, ſo ſendet ſie ihre Wahlmänner zu der nächſten Stadt, um in Vereinigung mit deren Wahlmännern zu ſtimmen, und dann werden beide Städte als ein Diſtrict angeſehen.

§. 58. In jedem Kirchſpiel auf dem Lande ernennen die ſtimmberechtigten Einwohner in Verhältniß ihrer Anzahl die Wahlmänner dergeſtalt, daß bis 100 einen wählen, 100 bis 200 zwei, 200 bis 300 drei, und ſo weiter im nämlichen Verhältniß. Dieſe Wahlmänner verſammeln ſich innerhalb eines Monaths darauf an einem vom Amtmann dazu beſtimmten Ort, und ernennen dann entweder aus ihrer eigenen Mitte, oder unter den anderen Stimmberechtigten im Amte, ein Zehntheil ihrer eignen Zahl, um auf dem Storthinge zu erſcheinen und Sitz zu nehmen, ſo daß 5 bis 14 einen wählen, 15 bis 24 zwei, 25 bis 34 drei, 35 und darüber vier, welches die größte Anzahl iſt.

§. 59. Die im §. 57. und 58. feſtgeſetzten Beſtimmungen gelten bis zum nächſten Storthinge. Wird dann befunden, daß die Repräſentanten der Kaufſtädte mehr oder weniger als ein Drittheil von den Repräſentanten des ganzen Reichs ausmachen, ſo muß der Storthing für die Zukunft dieſe Beſtimmungen ſo verändern, daß die Repräſentanten der Kaufſtädte ſich zu denen des Landes wie eins zu zwei verhalten, und muß die Zahl der Repräſentanten im Ganzen nicht geringer als 75 und nicht größer als 100 ſein.

§. 60. Die ſich im Reiche befindenden Stimmberechtigten, die wegen Krankheit, Militairdienſte oder anderer geſetzlicher Abhaltung nicht erſcheinen können, können Denjenigen, welche die Wahlverſammlungen leiten, ehe dieſe beendigt ſind, ihre Stimmen einſenden.

§. 61. Keiner kann zum Repräſentanten gewählt werden, wofern er nicht 30 Jahr alt iſt und ſich 10 Jahr lang im Reiche aufgehalten hat.

§. 62. Die Mitglieder des Staatsraths und die Beamte, welche bei deren Büreaux angeſetzt ſind, die Hofbedienten und Penſioniſten des Hofs können nicht zu Repräſentanten erwählt werden.

§. 63. Jeder, der zum Repräſentanten erwählt wird, iſt verpflichtet, die Wahl anzunehmen, wofern er nicht durch Hinderniſſe abgehalten iſt, die von den Wahlmännern geſetzlich anerkannt werden, deren Erkenntniß der Beurtheilung des Storthinges unterworfen werden kann. Derjenige, der zwei auf einander folgende Male als Repräſentant auf einem ordentlichen Storthing erſchienen iſt, iſt nicht verbunden, die Wahl zu dem darauf folgenden ordentlichen Storthing anzunehmen. Wird ein Repräſentant durch geſetzliche Urſache verhindert, auf dem Storthing zu erſcheinen; ſo tritt der, welcher nächſt ihm die mehreſten Stimmen hatte, in ſeine Stelle.

§. 64. Sobald die Repräſentanten erwählt ſind, werden ſie mit einer Vollmacht verſehen, die auf dem Lande von der Obrigkeit, und in den Städten von dem Magiſtrat, ſo wie von ſämmtlichen Wahlmännern unterſchrieben iſt, zum Beweis deſſen, daß ſie auf die in der Conſtitution vorgeſchriebene Weiſe ernannt ſind. Die Geſetzlichkeit dieſer Vollmachten wird vom Storthinge beurtheilt.

§. 65. Jedem Repräſentanten gebührt Vergütung ſeiner Reiſekoſten nach und von dem Storthinge, aus der Staatskaſſe, und ſeines Unterhalts während der Zeit, die er dem Storthinge beiwohnt.

§. 66. Die Repräſentanten ſind auf ihrer Reiſe zum und vom Storthinge, ſo wie während ihres Aufenthalts bei demſelben, von aller perſönlichen Haft befreit, wenn ſie nicht in einem öffentlichen Verbrechen ergriffen werden; auch können ſie nicht, außer von dem verſammelten Storthinge, zur Verantwortung wegen ihrer daſelbſt geäußerten Meinungen gezogen werden. Jeder iſt verpflichtet, ſich nach der daſelbſt angenommenen Ordnung zu richten.

§. 67. Die auf vorſtehende Weiſe erwählten Repräſentanten machen den Storthing des Königreichs Norwegen aus.

§. 68. Der Storthing wird in der Regel den erſten

Werkeltag im Februarmonat jedes dritten Jahres in der Hauptſtadt des Reichs eröffnet, wenn der König nicht wegen außerordentlicher Umſtände, wie feindlichen Einfalls oder anſteckender Krankheit, dazu eine andere Stadt im Reiche beſtimmt. Solche Beſtimmung muß dann bei Zeiten bekannt gemacht werden.

§. 69. In außerordentlichen Fällen hat der König das Recht, den Storthing außer der gewöhnlichen Zeit zuſammenzuberufen; der König erläßt dann eine Bekanntmachung, die in allen Kirchen der Stiftsörter wenigſtens ſechs Wochen vor der Zeit verleſen werden muß, wo die Mitglieder des Storthinges an dem beſtimmten Orte zuſammenkommen ſollen.

§. 70. Ein ſolcher außerordentlicher Storthing kann vom Könige, wann er es für gut befindet, aufgehoben werden.

§. 71. Die Mitglieder des Storthinges fungiren als ſolche, während dreier auf einander folgender Jahre, ſowol bei dem außerordentlichen, als dem ordentlichen Storthinge, welche inzwiſchen gehalten werden.

§. 72. Wird ein außerordentlicher Storthing noch zu der Zeit gehalten, da der ordentliche zuſammentreten ſoll; ſo hört die Wirkſamkeit des erſten auf, ſobald der letzte verſammelt iſt.

§. 73. Kein Storthing kann gehalten werden, wenn nicht zwei Drittheile ſeiner Mitglieder gegenwärtig ſind.

§. 74. Sobald der Storthing ſich conſtituirt hat, eröffnet der König, oder der, den er dazu beſtellt hat, deſſen Verhandlungen mit einer Rede, worin er denſelben von dem Zuſtande des Reichs und den Gegenſtänden unterrichtet, auf welche er beſonders die Aufmerkſamkeit des Storthinges hinzulenken wünſcht. In des Königs Gegenwart darf keine Berathſchlagung Statt finden. Der Storthing erwählt unter ſeinen Mitgliedern ein Viertheil, welches den Lagthing ausmacht; die übrigen drei Viertheile bilden den Odelsthing. Jeder Thing hält ſeine Verſammlungen abgeſondert und ernennt ſeinen eignen Präſidenten und Secretair.

§. 75. **Es kommt dem Storthing zu:**

a) Geſetze zu geben und aufzuheben; Schatzungen, Abgaben, Zoll und andere öffentliche Laſten aufzulegen, welche doch nicht länger gelten, als bis zum 1. Julius des Jahrs, da der neue ordentliche Storthing verſammelt iſt, wofern ſie nicht von dieſem ausdrücklich erneuert werden;

b) Anleihen auf den Credit des Reichs zu eröffnen;

c) Aufſicht über das Geldweſen des Reichs zu führen;

d) die zu den Staatsausgaben nöthigen Geldſummen zu bewilligen;

e) zu beſtimmen, wie viel dem Könige und dem Vicekönige jährlich für ihren Hofſtaat ausgezahlt werden ſoll, und die Apanage der Königlichen Familie feſtzuſetzen, welche jedoch nicht in feſtem Eigenthum beſtehen darf;

f) ſich das in Norwegen exiſtirende Regierungsprotokoll und alle öffentliche Berichte und Papiere (mit Ausnahme eigentlicher militairiſcher Commandoſachen) vorlegen zu laſſen, nebſt beglaubigten Abſchriften oder Auszügen aus den beim Könige durch den Norwegiſchen Staatsminiſter und die in Schweden befindlichen zwei Staatsräthe geführten Protokollen, oder den daſelbſt vorgelegten öffentlichen Papieren;

g) ſich die Bündniſſe und Tractaten mittheilen zu laſſen, die der König für den Staat mit fremden Mächten eingegangen iſt, mit Ausnahme der geheimen Artikel, die jedoch den öffentlichen nicht widerſtreiten dürfen;

h) Jeden aufzufodern, vor dem Storthing zu erſcheinen, mit Ausnahme des Königs und der Königlichen Familie: doch gilt dies für die Königlichen Prinzen nicht, inſofern ſie andre Aemter als das des Vicekönigs bekleiden;

i) die inzwiſchen beſtandenen Gehalts- und Penſionsliſten zu revidiren, und darin die Veränderungen zu machen, die für nöthig gefunden werden;

k) fünf Reviſoren zu ernennen, die jährlich die Rechnungen des Staats durchſehen, und Auszüge aus denſelben durch den Druck bekannt machen ſollen, daher dieſe Rechnungen jedes Jahr vor dem 1. Julius dieſen Reviſoren zugeſtellt werden müſſen;

l) Fremde zu naturaliſiren.

§. 76. Jedes Geſetz ſoll auf dem Odelsthing entweder von deſſen eigenen Mitgliedern, oder von der Regierung durch einen Staatsrath zuerſt vorgeſchlagen werden. Iſt der Vorſchlag daſelbſt angenommen, ſo wird er an den Lagthing geſandt, welcher ihn entweder genehmigt oder verwirft, und im letzten Fall ihn mit beigefügten Bemerkungen zurückſchickt. Dieſe werden vom Odelsthing in Erwägung gezogen, welcher entweder den Geſetzesvorſchlag hinlegt, oder ihn wiederum mit oder ohne Veränderung an den Lagthing ſendet. Iſt der Vorſchlag vom Odelsthing zweimal dem Lagthing vorgelegt, und von dieſem zum zweitenmal abweiſend zurückgeſandt, ſo tritt der ganze Storthing zuſammen, und dann wird mit zwei Drittheilen ſeiner Stimmen über den Vorſchlag entſchieden. Zwiſchen zwei ſolchen Berathſchlagungen müſſen jedesmal wenigſtens drei Tage verfließen.

§. 77. Hat ein vom Odelsthing vorgeſchlagener Beſchluß den Beifall des Lagthings oder des verſammelten Storthings erhalten, ſo wird er durch eine Deputation von beiden Abtheilungen des Storthings an den König geſandt, wenn er gegenwärtig iſt, oder, im entgegengeſetzten Falle, an den Vicekönig oder an die Norwegiſche Regierung, mit dem Antrage auf Ertheilung der Königlichen Sanction.

§. 78. Bewilligt der König den Beſchluß, ſo verſieht er ihn mit ſeiner Unterſchrift, wodurch er Geſetz wird. Genehmigt er ihn nicht, ſo ſendet er ihn an den Odelsthing mit der Erklärung zurück, daß er es nicht dienlich finde, den Beſchluß zu ſanctioniren.

§. 79. In dieſem Falle darf der Beſchluß nicht mehr von dem dann verſammelten Storthing dem Könige vorgelegt werden, der ſich auf dieſelbe Weiſe benehmen kann, wenn der nächſte ordentliche Storthing denſelben Beſchluß aufs neue vorſchlägt. Wird er aber, nachdem er abermals erwogen worden, von dem dritten ordentlichen Storthing wiederum auf beiden Thingen unverändert angenommen, und dann dem Könige mit dem Begehren vorgelegt, daß Se. Majeſtät Ihre Sanction einem Beſchluſſe nicht verweigern möchten, welchen der Storthing, nach der reiflichſten Ueberlegung, als nützlich anſieht, ſo wird er Geſetz, wenn auch des Königs Sanction nicht erfolgt, ehe der Storthing ſich trennt.

§. 80. Der Storthing bleibt ſo lange verſammelt, als er es für nöthig findet, doch nicht über drei Monathe, ohne des Königs Erlaubniß. Wenn er vom Könige aufgehoben wird, nachdem er ſeine Verrichtungen zu Ende gebracht hat, oder die beſtimmte Zeit verſammelt geweſen iſt, ſo ertheilt der König zugleich ſeine Reſolution auf die bereits vorher nicht abgemachten Beſchlüſſe, indem er ſie entweder beſtätigt oder verwirft. Alle die, welche er nicht ausdrücklich annimmt, werden angeſehen, als ob ſie von ihm verworfen wären.

§. 81. Alle Geſetze werden in Norwegiſcher Sprache und (die im §. 79. ausgenommen) in des Königs Namen, unter dem Siegel des Norwegiſchen Reichs und in folgenden Ausdrücken, ausgefertigt: „Wir N. N. thun kund und zu wiſſen, daß Uns ein Beſchluß des Storthings von dato vorgelegt iſt, ſo lautend: (Hier folgt der Beſchluß.) Daher haben Wir angenommen und bekräftigt, wie Wir denſelben hierdurch als Geſetz annehmen und bekräftigen, unter unſerer Hand und des Reichs Siegel.“

§. 82. Die Sanction des Königs iſt nicht erforderlich zu den Beſchlüſſen des Storthings, wodurch er, ſich a) als Storthing nach der Conſtitution verſammelt erklärt; b) ſeine innere Polizey beſtimmt; c) die Vollmachten der anweſenden Mitglieder annimmt oder verwirft; d) Erkenntniſſe über Wahlſtreitigkeiten beſtätigt oder verwirft; e) Fremde naturaliſirt; f) und endlich auch nicht zu dem Beſchluſſe, wodurch der Odelsthing einen Staatsrath oder Andere unter Verantwortung ſetzt.

§. 83. Der Storthing kann das Bedenken des höchſten Gerichts über wichtige Gegenſtände einziehen.

§. 84. Er wird bei offenen Thüren gehalten, und ſeine Verhandlungen werden durch den Druck bekannt gemacht, ausgenommen in den Fällen, wo das Gegentheil durch Stimmenmehrheit beſchloſſen wird.

§. 85. Der, welcher einem Befehl gehorcht, deſſen Abſicht dahin geht, die Freiheit und Sicherheit des Storthings zu ſtören, macht ſich dadurch der Verrätherei gegen das Vaterland ſchuldig.

Von der richterlichen Gewalt.

§. 86. Die Mitglieder des Lagthings machen zugleich mit dem höchſten Gerichte das Reichsgericht aus, welches vom Odelsthinge eingeleitet worden, entweder gegen die Mitglieder des Staatsraths oder des höchſten Gerichts wegen Amtsverbrechen, oder gegen die Mitglieder des Storthings, wegen Verbrechen, die ſie als ſolche begangen haben. Im Reichsgerichte hat der Präſident des Lagthings den Vorſitz.

§. 87. Der Beklagte kann, ohne deshalb irgend eine Urſache anzugeben, von den Mitgliedern des Reichsgerichts zu einem Drittheile verhorresciren, doch ſo, daß das Gericht nicht weniger als funfzehn Perſonen ausmache.

§. 88. Das höchſte Gericht urtheilt in letzter Inſtanz. Es darf nicht aus wenigern Mitgliedern als dem Juſtitiarius und ſechs Beiſitzern beſtehen.

§. 89. In Friedenszeiten iſt das höchſte Gericht nebſt zwei Offizieren, welche der König dazu verordnet, die zweite und letzte Inſtanz in allen den Kriegsgerichtsſachen, welche entweder den Verluſt des Lebens oder der Ehre, oder eine Freiheitsberaubung auf längere Zeit als drei Monathe, betreffen.

§. 90. Von den Urtheilen des höchſten Gerichts findet in keinem Falle eine Berufung Statt, noch können ſie einer Reviſion unterzogen werden.

§. 91. Keiner kann, ehe er 30 Jahr alt iſt, zum Mitgliede des höchſten Gerichts beſtellt werden.

Allgemeine Beſtimmungen.

§. 92. Zu Aemtern im Staate dürfen allein Norwegiſche Bürger ernannt werden, welche ſich zu der Evangeliſch-Lutheriſchen Religion bekennen, der Conſtitution und dem Könige Treue geſchworen haben, und die Landesſprache reden, auch a) entweder im Reiche von Aeltern geboren ſind, die damals Unterthanen des Staats waren; oder b) in fremden Landen von Norwegiſchen Aeltern geboren ſind, welche zu der Zeit nicht Unterthanen eines andern Staats waren; oder c) die den 17. Mai 1814 ihren beſtändigen Aufenthalt im Reiche hatten, und ſich nicht geweigert haben, den Eid abzulegen Norwegens Selbſtſtändigkeit zu behaupten; oder die d) ſich hernach während zehn Jahre im Reiche aufgehalten; oder die e) vom Storthinge naturaliſirt werden. Doch können Fremde zu Lehrern bei der Univerſität und den gelehrten Schulen, zu Aerzten und zu Cônſuln an fremden Orten beſtellt werden. Keiner kann zu einem Oberbeamten ernannt werden, ehe er dreißig Jahre alt iſt, noch zu einer Magiſtratsperſon, zum Unterrichter und Vogt ehe er 25 Jahre alt iſt.

§. 93. Norwegen haftet für keine andre Schuld, als ſeine eigene Nationalſchuld.

§. 94. Es ſoll veranſtaltet werden, daß auf dem erſten oder, wenn dies nicht möglich iſt, auf dem zweiten ordentlichen Storthinge ein neues allgemeines Civil- und Criminalgeſetzbuch gegeben wird. Inzwiſchen bleiben die jetzt geltenden Geſetze des Staats in Kraft, inſofern ſie dieſem Grundgeſetze oder den inzwiſchen erlaſſenen proviſoriſchen Anordnungen nicht widerſtreiten. Die gegenwärtigen permanenten Schatzungen bleiben ebenfalls bis zum nächſten Storthinge.

§. 95. Keine Diſpenſationen, Protectoria, Moratoria oder Erhebungen dürfen bewilligt werden, nachdem das neue allgemeine Geſetz in Kraft geſetzt iſt.

§. 96. Keiner kann gerichtet werden als nach dem Geſetze, noch anders als nach Urtheil beſtraft werden. Die peinliche Frage darf nicht Statt finden.

§. 97. Keinem Geſetze darf rückwirkende Kraft gegeben werden.

§. 98. Mit den Sporteln, welche an die richterlichen Beamten erlegt werden, dürfen keine Abgaben an die Staatskaſſe verbunden ſein.

§. 99. Keiner kann eingezogen und gefangen gehalten werden, außer in den vom Geſetze beſtimmten Fällen und auf die durch die Geſetze vorgeſchriebene Weiſe. Für unbefugten Arreſt, oder ungeſetzlichen Aufenthalt ſtehet der Betreffende den Gefangenen zur Rechenſchaft. Die Regierung iſt nicht berechtigt, die militairiſche Macht gegen Mitglieder des Staats anzuwenden, außer in den von der Geſetzgebung beſtimmten Formen; es wäre denn, daß eine Verſammlung die öffentliche Ruhe ſtörte, und ſie ſich nicht augenblicklich trennte, nachdem die den Aufruhr betreffenden Artikel des Landesgeſetzes das dritte Mal laut von der Civilobrigkeit verleſen ſind.

§. 100. Die Druckfreiheit ſoll Statt finden. Keiner kann wegen irgend einer Schrift, die er hat drucken oder herausgeben laſſen, von welchem Inhalte ſie auch ſein mag, geſtraft werden, wofern er nicht ſelbſt vorſätzlich und offenbar Ungehorſam gegen die Geſetze, Geringſchätzung der Religion, der Sittlichkeit, oder der conſtitutionellen Gewalten, oder Widerſetzlichkeit gegen deren Befehle, an den Tag gelegt, Andere dazu gereizt, oder falſche und ehrenkränkende Beſchuldigungen gegen Jemand vorgebracht hat. Freimüthige Aeußerungen über die Verwaltung des Staats oder irgend einen andern Gegenſtand ſind einem Jeden erlaubt

§. 101. Neue und beſtändige Beſchränkungen der Nahrungsfreiheit dürfen in Zukunft niemals für Jemand erlaſſen werden.

§. 102. Hausinquiſitionen dürfen nicht Statt finden, außer in Criminalfällen.

§. 103. Denjenigen, die künftig falliren, wird keine Freiſtätte zugeſtanden.

§. 104. Eigenthum und Grundbeſitz kann in keinem Falle verwirkt werden.

§. 105. Erfordert das Bedürfniß des Staats, daß Einer ſein bewegliches oder unbewegliches Eigenthum zu öffentlichem

Gebrauche hergibt; ſo gebührt ihm aus der Staatskaſſe voller Erſatz.

§. 106. Sowol die Kaufſummen als die Einkünfte der geiſtlichen Beneficien und Güter ſollen bloß zum Beſten der Geiſtlichkeit und zur Beförderung der Aufklärung angewandt werden. Das Eigenthum milder Stiftungen kann nur zu deren Nutzen verwandt werden.

§. 107. Das Odels- und Aaſardesrecht ſoll nicht aufgehoben werden. Die näheren Bedingungen, unter welchen es zum größten Nutzen für den Staat und zum Beſten des Landvolks beibehalten werden ſoll, werden von dem erſten oder dem nächſtfolgenden Storthinge beſtimmt.

§. 108. In Zukunft ſollen keine Grafſchaften, Baronien, Stammhäuſer und Fideicommiſſe errichtet werden.

§. 109. Jeder Bürger des Staats iſt im Allgemeinen gleich verpflichtet, eine gewiſſe Zeitlang ſein Vaterland zu vertheidigen, ohne Hinſicht auf Geburt oder Vermögen. Die Anwendung dieſes Grundſatzes, und die Einſchränkungen, denen ſie unterzogen werden muß, ſo wie die Beſtimmung, inwiefern es für das Reich dienlich iſt, daß die Vertheidigungs- und Wehrpflicht mit dem 25. Jahre aufhöre, wird der Entſcheidung des erſten ordentlichen Storthings überlaſſen, nachdem durch ein Comité alle Aufklärungen erlangt ſind. Inzwiſchen verbleiben die jetzt geltenden Beſtimmungen in Kraft.

§. 110. Norwegen behält ſeine eigne Bank und ſein Münzweſen, welche Einrichtungen durch das Geſetz beſtimmt werden.

§. 111. Norwegen hat das Recht, ſeine eigne Kauffahrteiflagge zu haben. Seine Kriegsflagge bleibt eine Unionsflagge.

§. 112. Zeigt die Erfahrung, daß irgend ein Theil dieſes Grundgeſetzes des Königreichs Norwegen verändert werden muß; ſo ſoll der Vorſchlag dazu auf einem ordentlichen Storthinge vorgelegt und durch den Druck bekannt gemacht werden. Allein es kommt erſt dem nächſten ordentlichen Storthinge zu, zu beſtimmen, ob die vorgeſchlagene Veränderung Statt finden ſoll oder nicht. Doch muß ſolche Veränderung niemals den Principien dieſes Grundgeſetzes widerſtreiten, ſondern allein Modificationen in einzelnen Beſtimmungen betreffen, die den Geiſt dieſer Conſtitution nicht verändern; auch müſſen zwei Drittheile des Storthinges in ſolcher Veränderung einig ſeyn.

Chriſtiania, in Norwegens außerordentlichem Storthing, den 4. November 1814.

Chriſtie,
(L. S.) p. t. Präſident.
L. Weidemann.

Daß das Grundgeſetz des Norwegiſchen Reichs, wie es vorſtehend Wort für Wort geſchrieben iſt — mit Vorbehalt des conſtitutionellen Rechts der Schwediſchen Reichsſtände in den Stücken, welche Veränderungen oder Modificationen in der Regierungsform des Schwediſchen Reichs mit ſich führen — zwiſchen unſerm Allergnädigſten Könige und Herrn, Karl dem Dreizehnten, Könige von Schweden, Norwegen, der Gothen und Wenden ꝛc. durch uns unterzeichnete bevollmächtigte Commiſſarien vor Höchſtdeſſen Augen und dem jetzt in Chriſtiania verſammelten außerordentlichen Storthinge des Norwegiſchen Reichs verhandelt und beſchloſſen worden: wird hierdurch mit unſeren Namensunterſchriften und untergedruckten Siegeln atteſtirt und bekräftigt.

Chriſtiania, den 4. November 1814.

M. Roſenblad.
B. v. Platen. Graf Wetterſtedt.
G. F. Wirſén. A. G. Mörner.
C. v. Roſenſtein. J. D. Valerius.

Gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.

Oſter-Meſſe 1825.

Neue Bücher,

welche

bei Duncker und Humblot in Berlin

erſchienen ſind.

Aeschyli Persae. Ad fidem librorum manuscriptorum et editionum antiquarum emendarunt, integram lectionis varietatem textui subiecerunt, et commentario critico atque exegetico instruxerunt. E. R. Langeus et G. Pinzgerus. 8 maj. . . . . . . 1 Rthlr. 8 Gr.
Carta script. . . . . . 1 Rthlr. 16 Gr.

— — Ex Recensione E. R. Langei et G. Pinzgeri. Subjecta est varietatis Schuetzianae notatio. 8 maj. 6 Gr.

Ancillon (Fr.) über den Geiſt der Staatsverfaſſungen und deſſen Einfluß auf die Geſetzgebung. (Erſter Band) gr. 8. geh. 1 Rthlr. 16 Gr.

Becker (K. F.) die Weltgeſchichte. **Fünfte** vollſtändige, verbeſſerte, wohlfeile Ausgabe; mit den Fortſetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. In 12 Bänden. 2te Lieferung (Bd. 4. 5. Mittlere Geſchichte).

In zweierlei Ausgaben.

1) in Oktav, auf gutem weißen Druckpapier.
Pränumerationspreis auf alle 12 Bände 12 Rthlr. 12 Gr.
2) in groß Oktav, auf feinem Papier.
Pränumerationspreis auf alle 12 Bände 16 Rthlr. 16 Gr.

Becker (K. F.) die Weltgeſchichte. 12ter und letzter Band; von K. A. Menzel. (Für die Beſitzer der erſten vier Auflagen.) 8. . . . . . 2 Rthlr. 8 Gr.
Fein Papier . . . . . 2 Rthlr. 16 Gr.

Caribert der Bärenjäger; vom Verfaſſer der „Heer- und Querſtraßen." Aus dem Engliſchen überſetzt von Willibald Alexis. 12. geh. . . . . 1 Rthlr. 8 Gr.

Felicitas. Ein Roman; von der Verfaſſerin der Erna ꝛc. gr. 12. geh. . . . . . . 1 Rthlr. 12 Gr.

Hauptſtraßen-Karte von dem Preußiſchen Staate und den angränzenden Ländern. (Herausgegeben auf hohen Befehl,

und auch als Karte des ganzen nördl. Deutſchlands zu gebrauchen.) 9 Blatt. Fol. (in Commiſſion).
6 Rthlr. 12 Gr.

Heinſius (Theod.) kleine theoretiſch-praktiſche deutſche Sprachlehre für Schulen und Gymnaſien. 10te vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. 8. 12 Gr.

Humboldt (**Alexander von**). Bildniß, nach Steuben, auf Stein gezeichnet von Grevedon. Folio. Paris. (in Commiſſion).
2 Rthlr.
Auf Chineſiſchen Papier . . . . . . 3 Rthlr.

Irving (Waſh.) Erzählungen eines Reiſenden. Aus dem Engliſchen überſetzt von S. H. Spiker. 2 Bände. gr. 12. geh. . . . . 3 Rthlr.

—— Skizzenbuch von Gottfried Crayon. A. d. Engl. überſetzt von S. H. Spiker 2 Bände. gr. 12. geh. 3 Rthlr.

Lange (Ed. R.) Einleitung in das Studium der Griechischen Mythologie. gr. 8. . . . . . 14 Gr.

Lüdemann's (W. von) Züge durch die Hochgebirge und Thäler der **Pyrenäen** im J. 1822. Mit 2 Charten. 8. geh.
1 Rthlr. 16 Gr.

Menzel (K. A.) die Geſchichte unſerer Zeit, ſeit dem Tode Friedrichs II. 2r (und letzter) Band. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.
Fein Papier . . . . 2 Rthlr. 16 Gr.

Mollien's (G.) Reiſe nach Columbia, in den Jahren 1822 und 1823. In drei Abtheilungen: I. Reiſe durch Columbia. II. Geſchichte und Verfaſſung der Republik Columbia. III. Geographiſch-ſtatiſtiſche Schilderung des Landes. Aus dem Franz. überſetzt von Fr. Schoell. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Müller — kurzgefaßtes neugriechiſches Wörterbuch, Griechiſch-Deutſch und Deutſch-Griechiſch. Nebſt einer Ueberſicht der nothwendigſten grammatiſchen Regeln. 8. geh. 14 Gr.

Steffens (H.) der Norwegiſche Storthing im Jahre 1824. Geſchichtliche Darſtellung und Aktenſtücke. gr. 8. 18 Gr.

Trieſt (Ober-Bau-Director) **Handbuch zur Berechnung der Baukoſten** für ſämmtliche Gegenſtände der Stadt- und Landbaukunſt. In 18 Abtheilungen zum Gebrauch der einzelnen Gewerbe und bei den Geſchäften der techniſchen Beamten. Abtheil. II. die Arbeiten des **Zimmermanns** gr. 4. geh. . . . . . 1 Rthlr. 12 Gr.

Jede Abtheilung wird einzeln verkauft. Wer auf das Ganze ſubſcribirt, zahlt ein Fünftel weniger, als der Preis der einzelnen Abtheilungen beträgt, welches bei Ablieferung der letzten Hefte vergütet wird. Die 1ſte Abtheilung (1826) enthält die **Maurerarbeiten**. Der Bogenzahl nach ſind die Abtheil. 1. und 2. ungefähr ein Drittel des Ganzen.

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. 4r. Jahrgang (1825.) beſtehend aus 6 Heften. gr. 4. mit Kupfern. . . . . . 3 Rthlr.

Im vorigen Jahre ſind unter andern erſchienen:

Ancillon (Fried.) über Glauben und Wiſſen in der Philoſophie. gr. 8. geh. . . . . . 16 Gr.

—— nouveaux Essais de Politique et de Philosophie. 2 Vol. gr. 8. . . . . 5 Rthlr.

Dies Werk iſt eine Fortſetzung der Mélanges de Littérature et de Philosophie. 2 Vol. (1809) und der Essais philosophiques. 2 Vol. (1817)

Anweiſung zur Anlegung, Unterhaltung und Inſtandſetzung der Kunſtſtraßen. Auf Veranlaſſung des Preuß. Miniſterii (nach der 1814 erſchienenen erſten Ausgabe) neu bearbeitet und herausgegeben von der Königl. Oberbaudeputation. gr. 4. mit 1 Kupf. geh. . . . . . . 16 Gr.

Bericht über den Ausſpruch der Kommiſſion zur Vertheilung der Preiſe für die öffentliche Nationalausſtellung vaterländiſcher Fabrikate, 1822. Von dem Vorſitzenden dieſer Kommiſſion, Geheimen Ober-Finanzrath **Beuth** erſtattet. gr. 4. geh. . . . . 6 Gr.

Blum (Carl) Vaudevilles für deutſche Bühnen und geſellige Zirkel; nach dem Franz. bearbeitet. 12. Nebſt zwei Muſikbeilagen. geh. . . . . . 1 Rthlr. 6 Gr.

Enthaltend: Der Schiffskapitän. — André. — Die Heirath im zwölften Jahr. — Gänſerich und Gänschen. — Der Bär und der Baſſa.

Braniß (C. J.) über Schleiermachers Glaubenslehre; ein kritiſcher Verſuch. gr. 8. geh. . . . . 20 Gr.

Heer- und Querſtraßen, oder Erzählungen, geſammelt auf einer Fußreiſe durch Frankreich, von einem fußreiſenden Gentleman. A. d. Engliſchen (Highways and Byways, or tales on the roadside) überſetzt von **Willibald Alexis**. 2 Bde. 12. geh. . . . . 2 Rthlr. 12 Gr.

Heinſius (Theod.) Teut, oder Lehrbuch der geſammten deutſchen Sprachwiſſenſchaft. Bd. 3. (Auch unter dem Titel: der Redner und Dichter, oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunſt.) 3te verbeſſerte Auflage. 8. . 18 Gr.

Irving (Waſh.) Jonathan Oldſtyle's Briefe. Aus dem Engliſchen überſetzt von C. H. Spiker. 8. geh. 12 Gr.

Kunth über Nutzen oder Schaden der Maſchinen, beſonders in Fabriken. (Aus den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes beſonders abgedruckt) gr. 4. geh. 8 Gr.

Lamartine (Alph. de) — Méditations poétiques. *Nouvelle* édition, augmentée des *Nouvelles Méditations* et de la *Mort de Socrate.* 2 Vol. 12. br. . 1 Rthlr. 16 Gr.
Les mêmes pap. fin, grand format. . 2 Rthlr.

Müchler (K.) Anekdotenalmanach für 1825. (16r Jahrg.) Mit 1 Kupf. 16. geb. . . . . 1 Rthlr. 8 Gr.

Napoleon's Feldzug in Rußland im Jahre 1812. Aus dem Franz. der Histoire de l'expédition de Russie par M*** (von Chambray) überſetzt und mit neuen Planen, Charten und Erläuterungen verſehen von L. Bleſſon. 2 Bde. gr. 8. und 1 Heft Kupfer u. Tabellen. 4 Rthlr. 12 Gr.

Ourika (par Mad. la Duchesse de Duras). in 12. geh. 16 Gr.

Palaeophron und Neoterpe. Eine Schrift in zwangloſen Heften, äſthetiſch-kritiſchen Inhalts. Herausgegeben von K. E. Schubarth. 2ten Stücks 1s Heft. gr. 8. geh. 20 Gr.

Rellſtab (Ludw.) Karl der Kühne. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 12. geh. . . . . 16 Gr.

Scott (Walter) **Quintin Durward.** A. d. Engl. überſetzt (mit hiſtoriſchen Anmerkungen) von S. H. Spiker. 3 Bände. 12. geh. . . . . 3 Rthlr.

(Von den früheren Romanen dieſes Verf. ſind vorher in gleichmäßigen Ausgaben erſchienen: Robin der Rothe, überſetzt von W. A. Lindau. 3 Bde. 2te Auflage. 3 Rthl. 12 Gr. — Der Alterthümler, überſ. von W. A. Lindau und M. M. 3 Bde. 3 Rthl. 12 Gr. — Das Kloſter, überſ. von K. L. M. Müller. 3 Bde. 3 Rthl. 8 Gr. — Der Pirat, überſetzt von S. H. Spiker. 3 Bde. 3 Rthl. 8 Gr.)

Shakſpeare's (Will.) Troilus und Creſſida; überſetzt von **Beauregard Pandin.** 12. geh. . . . 18 Gr.

Theremin (Franz) die Lehre vom göttlichen Reiche, dargeſtellt rc. gr. 8. geh. . . . . . 1 Rthlr.

—— Predigten. Dritter Band. gr. 8. geh. 1 Rthl. 8 gr.
(Vom erſten Bande erſchien 1820 eine neue Auflage. Preis aller 3 Bände, 4 Rthl.)

—— Es iſt vollbracht; Predigt am Charfreitage 1824 in der Hof- und Domkirche zu Berlin gehalten. 8. geh. 4 Gr.

Malkolm.

Eine norwegiſche Novelle

von

Henrich Steffens.

Erſter Band.

Breslau,
Verlag von Joſef Max und Komp.

1831.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck und Papier
von C. Schumann
in Schneeberg.

Skie nennen die Skandinavier ihre Schneeſchuhe, die man von gleicher Form nicht allein bei den Lappen, ſondern auch bei den nördlichen Ruſſen, Mongolen und Nordamerikanern findet. Es ſind ziemlich dünne Bretter, drei bis vier Zoll breit, und drei, vier bis fünf Fuß lang, vorn und hinten aufwärts gebogen, in der Mitte gerade und unten äußerſt glatt, die untere Fläche zuweilen mit Seehundfell bekleidet. Die glatten Haare liegen dann rückwärts. Dieſe Schneeſchuhe werden durch Weidenzweige an die Füße befeſtigt. Oft iſt der eine kürzer, damit man bei dem Hinanlaufen der Berge einen beſſern Halt gewinnt. In der Hand hält der Skiläufer einen Stab, um damit durch Fortſtoßen ſeinen Lauf zu beſchleunigen. Dieſe Schneeſchuhe tragen den Norweger über die Schneeflächen mit einer großen Schnelligkeit, die bis in's Unglaubliche geſteigert wird, wenn er die oft ſehr ſchroffen Abhänge hinabläuft. Wer nicht von Kindheit an ſich geübt hat, wird nicht im Stande ſein ſich im Gleichgewichte zu erhalten, wenn er mit Pfeilſchnelle von Gebirgshöhen in die Thäler hinabeilt, oder wenn er genöthigt iſt, einen kühnen Sprung über eine Felſenkluft zu wagen. Die norwegiſchen Jünglinge, ſelbſt aus den höhern Ständen, wenn ſie nicht in den größern Städten durch die Erziehung verzärtelt ſind, ſetzen einen Stolz darein, als gewandt[illegible] und kühne Skieläufer zu erſcheinen. In den Kriegen zwiſchen den beiden Nachbarvölkern ſah man Kompagnien von eingeübten Skieläufern, in den ſonſt für eine jede kriegeriſche Unternehmung unzugänglichen Gebirgen, gegen einander fechten. Noch jetzt dienen dieſe als leichte Truppen. Die norwegiſche Uniform iſt roth, die ſchwediſche blau, und um auf ihren, oft ſehr gewagten, Ausflügen zu täuſchen, war in frühern Zeiten das rothe Kleid des norwegiſchen Skieläufers blau, das blaue Kleid der ſchwediſchen roth gefuttert, ſo daß mit umgekehrten Röcken der Schwede für einen Norweger, der Norweger für einen Schweden, wenigſtens aus der Ferne, gelten konnte. In den Grenzgegenden von Norwegen hört man oft mancherlei abentheuerliche Erzählungen von den Streifzügen dieſer Truppen. Eine ſolche, die ich in meiner Jugend oft erzählen hörte, will ich dem Leſer mittheilen.

Ein Trupp ſchwediſcher Skieläufer hatte die Abſicht, ein norwegiſches Grenzſtädtchen nächtlich zu überfallen.

Sie ſuchten den Weg über die unwirthbarſten Gebirge und zwangen einen Bauer als Wegweiſer zu dienen. Dieſer ſchritt, eine Laterne tragend, rüſtig vor den ſchwediſchen Skieläufern her, die ihm in der finſtern Nacht über Berg und Thal folgten. Er führte ſie über eine waldige Bergebene, deren dunkle Tannen einen finſtern Schatten auf den Schnee warfen. Der Führer war nicht zu erkennen, nur ſeine Laterne ſah man, wie im Fluge, über die Fläche eilen. Die Skieläufer eilten nach. Aber der Führer, mit der Gegend wohl bekannt, erreichte eine Stelle, wo eine lothrechte Bergwand nach einem fürchterlichen Schlunde ſich hinabſtürzte. Hier warf er die Laterne, in einer ſchrägen Richtung, in den Schlund hinab und ſchlüpfte ſchnell und unbemerkt zwiſchen die Bäume. Die Schweden ſehen die Laterne, eilen, in unaufhaltſamen Laufe, dem Scheine nach und ſtürzen zerſchmettert in den Schlund hinab.

Es war vier Tage vor dem Weihnachtabend und ein klingender Froſt. In dem hohen Gebirge, da, wo ſchon die Fichten und Tannen als niedriges Geſtrüppe erſcheinen, und nur die Birken noch einigermaaßen gedeihen, lag, an einem Abhange, eine einſame Hütte. Im Sommer diente ſie als Säterey (Sennhütte); jetzt war ſie verlaſſen. Der tiefe Schnee bedeckte die ganze Hochebene.

Das niedrige und dunkle Tannen- und Fichtengeſtrüppe war ſchwer mit Schnee beladen, ſchroffe Felſenwände traten als mächtige, finſtere Parthien hervor und die Hütte ragte kaum mit dem ſchwer beladenen Dache aus den Schneemaſſen hervor. Gegen Norden und Weſten, nach der Anhöhe zu, war ſie ganz bedeckt, gegen Oſten und Süden blickten die dunkeln Wände hervor und ſtarke Eiszapfen hingen von dem Dache herunter. Auf der weſtlichen Seite war der Schnee mühſam von dem Eingange weggeräumt; in einiger Entfernung ſah man die mächtige Maſſe deſſelben aufgehäuft, und Stufen hineingearbeitet, die zu dem kleinen, entblößten Raume vor dem Hauſe führten.

Es war in der Morgendämmerung; der Mond, im letzten Viertel, ſchien kalt und ſeltſam in die öde, hohe, verlaſſene Gegend hinein und einzelne Sterne flimmerten noch an dem wolkenloſen Himmel.

Zwei Männer traten aus der Hütte hervor, ein älterer mit einem Mantelſacke belaſtet, in einen dicken Ueberrock eingehüllt, der jüngere, für die Jahreszeit, äußerſt leicht bekleidet; beide trugen die langen Skie auf den Schultern. Sie ſtiegen langſam und bedächtig die Schneeſtufen hinan, blickten ſpähend in die Dämmerung hinein und banden die Skie an die Füße. Torger, ſagte Storm, der jüngere, zu ſeinem rüſtigen Begleiter — das Wetter begünſtigt uns, der Morgen ſteigt heiter und klar herauf, der Schnee liegt feſt, wir werden ſchnell über das Gebirge wegſchreiten und ich Glücklicher werde meine Dorothea überraſchen, werde wenigſtens zwei Tage früher in Swennaes ankommen als der Schlitten, der ſich unten mühſam durch die Thäler winden muß. Ja, antwortete Torger, die Dordi wird ſich freuen und ich auch: habe ich doch das liebliche Kind, ſeit ihr euch vor drei Jahren weinend trennen mußtet, gar nicht geſehen. Gewiß iſt ſie in der Zeit noch ſchöner geworden. Vorwärts, rief Storm, und warf einen ſtillen Blick auf die öde Hütte, in welcher ſie die Nacht zugebracht hatten.

Mühſam erſtiegen ſie eine bedeutende Höhe, und von der großen Anſtrengung, der ſchneidenden Kälte ungeachtet, erhitzt, erreichten ſie die weite Gebirgsebene. Die Morgendämmerung war indeſſen gewichen; aus der Ferne erhoben ſich, in Kegelform und als ſpitzige Hörner, mächtige Berge, ſchneebedeckt, von den Strahlen der niedrigſtehenden Sonne glühend erleuchtet. Die weite Ebene dehnte ſich einförmig nach Weſten und Norden aus, aller Baumwuchs war verſchwunden, und die erſtarrten, ſchneebedeckten, kahlen Bergſeen von der Felſenebene nicht zu unterſcheiden. Tiefe Schluchten ſchnitten wild in die Ebene ein, zerſtreute Berge erhoben ihre Häupter, und, wie die Sonne höher ſtieg, glänzte alles von ihrem röthlichen Scheine.

Torger betrachtete die Gegend mit großer Aufmerkſamkeit. Wie lebhaft erinnere ich mich der Zeit vor vier Jahren, als ich im heißen Sommer hier oben eine angenehme Kühlung genoß, ſagte Storm. Wie ganz anders war damals die Gegend! Hier wuchs das dünne Gras, der Zwergbäume dunkles Grün wechſelte mit den Alpenpflanzen, die nicht ſelten mit ihren weißen Blumen über die kleinen Gipfel ragten; in den höhern Gegenden dort lagen einzelne Schneeflecken, und die kahlen Bergſeen glänzten hier und da zwiſchen den Höhen hervor. Allenthalben hörte man das Waſſer rieſeln, aber dennoch ſchien mir die Gegend damals wüſter, und, wenigſtens in der nächſten Umgebung, unangenehmer, als jetzt in dem reinen jungfräulichen, unberührten Winterſchmuck. Ja, die raſche, heitere Kälte, die alle Nerven ſtärkt und zur beſtändigen Thätigkeit, zur rührigen Beweglichkeit auffordert, der Athem, der ſich in Nebel verdichtet, die Sonne, die auf die kalte weiße Fläche ſcheint, haben für mich etwas Reizendes, Anſpornendes, daß ich recht innig fühle, wie ich meinem Vaterlande angehöre, und gern die befriedigte Sehnſucht nach ſüdlichen Ländern und ihrer bunten Herrlichkeit aufgebe. Doch traten jene fernen, ſtolzen, ſchneebedeckten Gipfel damals, im Gegenſatz gegen die entblößte Umgebung, greller, kühner hervor; ſie lagen als eine wunderbare, fremde Welt da. Jetzt ſind wir, auch von ihnen entfernt, in ihre Mitte hineingezogen. Sie aber legen den reinlichen, blendenden Anzug nie ab, ſie kleiden ſich in Morgenroth und hüllen ſich magiſch in Nebel ein, und wenn der Regen in ſchmuziger, trüber Vermiſchung, ſtrömend in die dunkeln Schluchten von dieſer Ebene ſich herabſtürzt, fliegen die weißen Flocken um jene Gipfel und erneuern das ewig glänzende Kleid.

Storm verlor ſich in die großartige Umgebung. Berge von ungeheurer Größe, in weiter Ferne, ſchienen nahe gerückt, Bergrücken dehnten ſich in die Länge, Kegel, Zacken, Spitzen, Pyramiden erhoben ſich, ein jeder Schritt veränderte die Stellung, ein magiſcher Wechſel von Schatten und Licht verklärte das Ganze; die ſchroffen Felſenwände ſtanden dunkel neben den ſchneebedeckten Abhängen und wechſelten oft ſtreifenweiſe. Eine weite Gegend, ein Reich der Ausdehnung nach, lag vor ihm. Tief in der größten Entfernung, im weiteſten Hintergrunde, wo die Berge auseinander traten, wo man durch eine Reihe von an einander gedrängten, gewaltigen Höhen von der mannigfaltigſten Form, hindurchblickte, wo der helle Himmel in ſchneidenden Umriſſen das Entfernteſte, klar und deutlich, dem Auge nahe rückte, lag eine Felſenſpitze, ganz in Morgengluth, wie ein ſeltſames Feuerbild, wie eine zweite Sonne, um das wunderbare Gemälde abzuſchließen.

Der ſüdlichere Bewohner der Flächer kann einen ſolchen Anblick kaum auf eine heitere Weiſe genießen. Das

Erklettern der Höhen erſchöpft, ermüdet ihn; von der ſtrengen Kälte ſteht er zähneklappernd da, die mächtige Umgebung erdrückt, das Gefühl der gewaltigen Natureinſamkeit, in deren furchtbare Mitte er verſetzt iſt, ängſtigt ihn, und mit Scheu und Furcht blickt er um ſich. Der rüſtige Norweger kennt dieſe Angſt nicht. Er iſt heimiſch in dieſen Gegenden, der mächtige Geiſt der Schneewelt, deſſen Daſein man in den fruchtbaren Thälern kaum ahndet, iſt ihm verwandt, er weiß, daß er mit der weiten Entfernung ringen, daß er ſie beſiegen kann, und wenige Stunden bringen ihn, aus der Mitte des einſamſten Gebirges, nach der traulichen Wohnung.

Danken wir Gott, ſagte Torger, daß jene Berge ſo unveränderlich ſind; ſie müſſen uns als Führer dienen. Siehſt du den mächtigen Berg dort, der uns ſo nahe zu liegen ſcheint und wohl ſechs bis ſieben Meilen entfernt iſt? — Es iſt Mugnafield, rief der Jüngling; er ſuchte, nicht ohne Selbſtgefälligkeit, ſeinen Begleiter zu überzeugen, daß er die Eindrücke ſeiner Jugend feſtgehalten habe und zeigte nach den fernen Hörnern der Horrunger, nannte Vitifield, Senſengfield, Kemmifield, Grindedadden, Suletind und gegen Südweſt Skogshorn. Dort, ſprach Torger, nördlich von Skogshorn, führt unſer Weg hin. Freilich war ich um dieſe Zeit nie in dem hohen Gebirge, es haben wenige in unſerer Gegend es je gewagt, und du haſt mich zu einem kühnen Unternehmen verleitet. Bleibt aber der Himmel heiter, wie bisher, dann ſoll es uns wohl gelingen.

Beide hatten ſich von dem Bergſteigen erholt, die Kälte mahnte an Bewegung und in fliegender Eile ging es über die Fläche fort, an Abgründen vorbei. Bald erſtiegen ſie mäßige Höhen, bald flogen ſie, mit der Schnelle abgeſchoſſener Pfeile, in die Thäler hinab. Wenige Augenblicke verſetzten ſie, aus der Region des ewigen Eiſes, in die tiefern Thäler und unter ſchneebeladene Bäume. Stillſchweigend eilten ſie, nur ab und zu in kurzen Augenblicken Athem ſchöpfend, immer weiter, und als der Mittag ſich näherte, erkannte Torger in einem ſchützenden Thale einen Platz, der ihm günſtig zum Ausruhen ſchien. Ueberragende Felſen bildeten hier eine Art offener Grotte und der heimliche Raum war von großen Tannen beſchützt, ſo daß nur wenig Schnee hineindringen konnte. Leicht war dieſer von den Felſenblöcken weggeräumt, ein Sitz bereitet und der Platz vor der Grotte gereinigt. Emſig trugen ſie nun dürre Zweige zuſammen, ſchüttelten den Schnee ab, und bald loderte ein mächtiges Feuer vor der Oeffnung. Ein Keſſel ward von dem Mantelſack losgebunden, mit Schnee gefüllt und das kochende Waſſer mit Zucker und Rum gemiſcht. Toddy, wie er in Norwegen von den Reiſenden oft getrunken wird, ſtärkte und wärmte die Ermüdeten, während ſie mit geſundem Appetit Schinken und Rennthierbraten genoſſen.

Es iſt ein ſchöner, traulicher Platz, begann Storm; die Flamme erleuchtet und erwärmt die Grotte und eine mäßige Luftbewegung entfernt den Rauch. Eine ſolche Mahlzeit, von aller Welt entfernt, von wilden, einſamen Gebirgen rings umſchloſſen, nach einer anſtrengenden Bewegung, wie unſere war, genoſſen, gewährt doch einen Genuß, den wir vergebens in der Nähe unſerer Wohnungen ſuchen, der den Städtern unbekannt iſt. — Ja wohl, erwiderte Torger, dieſer Genuß, wie ſo viele andere, iſt uns gegönnt, aber kann er dir, mein lieber Erik, ſo viele Genüſſe erſetzen, die du kennen gelernt haſt? — Dieſe kurze Zeit der Ruhe iſt mir zu wichtig, als daß ich ſie nicht benutzen ſollte. Als du von der Reiſe zurückkamſt, als dein Oheim vorgeſtern dir freudig entgegentrat und alle Verwandte und Freunde ſich aus der Gegend, deine Ankunft erwartend, ſchnell verſammelten und neugierig an dich herandrängten, da blieb mir wenig Zeit übrig, meine Freude, meine Theilnahme, meine Sorgen zu äußern. Mußteſt du nicht von England, Frankreich, Italien, Deutſchland reden, von dem großen Kriege, den du erlebt, zum Theil mitgemacht haſt? Der Prediger wollte die gelehrten Meinungen kennen, die jetzt in Europa herrſchen, der Oheim die politiſchen, die Frauen die Moden und der Landkrämer die Handelsverhältniſſe und wie ſich jetzt, nach der aufgehobenen Continentalſperre, alles geſtalte. Und dazwiſchen ſprachen ſie von unſerm Norwegen, und wie bedenklich unſere Lage ſei, und ein Jeder ſuchte ſeine Anſicht den Andern zu verbergen. — Du warſt faſt begieriger zu hören, als zu erzählen, und alle Geſpräche geſtalteten ſich ſo bunt und verworren, daß es wahrlich ſchwer war, wo nicht unmöglich, den Faden zu verfolgen. Ich rechnete auf dieſe Reiſe, die du mir vorſchlugſt; ja deswegen eben nahm ich deinen Vorſchlag an, ſo tollkühn er mir auch ſchien, und will dieſe Augenblicke und die behagliche Ruhe benutzen.

War ich nicht dein erſter Lehrer, in der Schulſtube, auf der Jagd, im Skielaufen? Arm, wie ich war, von deinem Oheim als Bruder behandelt, theilte ich in meiner Kindheit ſeinen Unterricht, in ſeiner Jugend ſeine Thorheiten, und als er reiſte, ſeine Erfahrungen. So lebe ich mit ihm, ſein Kammerdiener, Hausverwalter und Freund, dein Schulmeiſter und Spielgeſelle, der Vertraute der Bauern und der Rathgeber des alten Oberſten, des Predigers und des Landkrämers.

Aber wenn mir unter allen Verhältniſſen, die mich hier im Lande veſthalten, mein Verhältniß zu dir, lieber Erik, das liebſte war, ſo war es nur, weil alle andere mich peinigten, ängſtigten. Schon als Knabe war mir die Bauernſtube zu eng; als dein Oheim mich, den rüſtigen Jungen, ſah und in ſeiner Wohnung aufnahm, ging mir die Welt auf. Er ſelbſt war nur wenige Jahre älter, feurig, verwegen. Ich ward mit ihm erzogen. Alles was ich lernte ſteigerte meine Luſt, meine wilde Begierde, in eine größere Welt, in eine mächtigere Umgebung, wo Kraft mit Kraft ringt, einzudringen. Wir kamen nach Kopenhagen, die Revolution hatte ihren Gipfel erreicht und meine höchſte Sehnſucht war für die Freiheit zu kämpfen. Wir reiſten; ich ſah Paris, London, Rom und jetzt verſtand ich, was in uralten Zeiten unſere Vorväter von den einſamen, rauhen Gebirgen nach Süden trieb. Es war nicht die bunte Pracht, wohl aber das volle Leben, nicht der Gegenſtand des Kampfes, vielmehr dieſer ſelber, nicht die Meinungen, um welche man ſtritt, aber der Streit der mich anzog. Was ſoll ich dir wiederholen, was du oft genug gehört haſt? wie ich den Sieg, als Boxer, in London errang, wie dein Verwandter mich aus dem Gefängniß in Paris retten, aus den Händen der Räuber in Italien mit einer großen Summe loskaufen mußte und wie ich, als ich von einer bedeutenden Wunde, in einem Duell erhalten, eben geneſen, in einer Art von ſchwächlicher Reue, die ich tauſendmahl verflucht habe, mich herſchleppen ließ, wo ich wie ein Prometheus an dieſen verdammten, öden Felſen geſchmiedet bin, und wo der Adler alle Tage einen Strom Galle mir aus der Leber hackt. Dieſe ſeit Jahrhunderten verſauerten, armſeligen Verhältniſſe, wo Häuſer und Masken wechſelten, aber daſſelbe jämmerliche Spiel ſich auf dieſelbe Weiſe, hier und dort, in vier oder fünf Hütten und Häuſern wiederholt, peinigen, erbittern mich. Wenn Deine Baſe, ſcheltend, im Hauſe herumläuft, das Fleiſch für den Winter einpöckelt, das Frühſtück hereinträgt, die Wäſche beſorgt; wenn der rüſtige Peer Oeſer, uns gegen über, der ſeinem Sohne ſchon ſeit Jahren ſein Eigenthum übergab, dick, faul, in ſeiner Nachtmütze, mit dem großen Meerſchaum-Pfeifenkopfe, den ganzen Tag ſich gähnend auf die Hausbank ausſtreckt; wenn der Oheim ſelber alles früher Erlebte vergeſſen hat und in dem elenden Kreiſe, mit dem Pfaffen, dem Lehnmanne und dem Oberſten klatſchet, ſpielt und unmäßig trinkt —: dann kann ich mich nur durch Neckereien erholen, die ich verachte, wie mich ſelber und mein ganzes erbärmliches Daſein — und mittrinken. — Jetzt, erwiderte Storm, da die Verhältniſſe ſich löſen, die ſeit Jahrhunderten gedauert haben, da das ganze Land in Gährung iſt, könnteſt du doch, deiner Geſinnung nach, zufrieden ſein?

Welche Verhältniſſe löſen ſich, wo herrſcht die Gährung? Erik, könnteſt du die ganze Menſchenmaſſe, vom Nordkap bis Lindernaes, auf einen Punkt verſammeln, wäre es möglich, den Menſchen dann die ſüdliche Gluth einzupflanzen, hätten ſie ein Jahrhundert mit einander wechſelnd gekämpft und ſich wieder verſöhnt, dann freilich könnten ſich Verhältniſſe löſen, dann möchten wir es erleben, daß aus einer mächtigen Gährung eine neue

Geburt ſich entwickelte. Wo das lebendige Wort Hunderttauſende ergreift, wo die erhitzten Köpfe, in dem dichten Gedränge, ſich an einander reiben, Theilnahme, Liebe, Wuth, Zorn und Haß, Meinungen und Glaube mit einander ringen, wo ein einziges Zeichen ſtürmiſch alle Gemüther in Bewegung ſetzt, da herrſcht eine Gährung. Aber hier? — Mächtige, von einander getrennte Länder ſind in genauerer Berührung, als die getrennten Hütten. — Glaubte ich nicht auch an eine Gährung, als das Gerücht erſchell, daß Norwegen ſich trennen müſſe, als meine alten Freiheitsgrillen durch eine Conſtitution verwirklicht ſchienen? Wollte ich Thor nicht einen Aufſtand erregen? Hatte ich nicht alte nordiſche Sagen aus dem mehr als fünfhundertjährigen Schlummer aufgeweckt, die Redensarten von nordiſcher Treue und nordiſchen Felſen, wie man ſie gern hört, in mannhaften Phraſen geſchickt geordnet, und mit Sentenzen aus der neueſten Zeit, mit den anmuthigſten Floskeln von Freiheit, Volksthum, Conſtitution, Repräſentantenweſen, lockend verbunden? In der That, fuhr er fort und lachte ſarkaſtiſch, ich bildete mir nicht wenig ein, als ich dieſe Rede glücklich zuſammengeſetzt hatte — ſie muß die Felſen in Bewegung ſetzen, meinte ich. Als ich nun aber über Gebirg und Thal fortſchritt, um meine Begeiſterung brockenweiſe hier und da an den Mann zu bringen und die erſten drei, vier einſamen Häuſer erblickte — als ich mich, abgekühlt durch die Wanderung, fragte — was willſt du? Warum bringſt du Unruhe und Verwirrung in dieſe friedlichen Wohnungen? Iſt es den Einwohnern nicht völlig gleichgültig, ob ein König allein, oder durch eine Repräſentation beſchränkt, über ſie gebietet? Welche Gewalt kann Verhältniſſe, die durch Jahrhunderte ſich gebildet haben, die durch die Geſinnung des Volks, mehr noch durch die mächtige Natur geboten ſind, aufheben oder verändern? Wenn nun der tüchtige Sohn und der rüſtige Knecht ihr Leben gewagt, vielleicht verloren haben, wenn ſie, was Fleiß und Anſtrengung mühſam zuſammenbrachten, verſchleppt haben — was haben ſie gewonnen? — Selbſt der Sieg bringt ihnen keine Vortheile und die ſcheinbare Unterwerfung keinen Nachtheil. — Nur was ſie thörigt opfern in einem nutzloſen Kampfe, iſt barer Verluſt. Ich ging in die Häuſer hinein, ſprach in einem Hauſe von der Erndte, von des Nachbars Sohn und von der bevorſtehenden Hochzeit, erkundigte mich nach der Geſundheit der alten gichtiſchen Frau in einem zweiten, und kehrte beſchämt zurück.

Doch die Selbſtſucht verleitet mich, nur von mir ſelbſt zu reden, da ich doch von deiner Lage ſprechen wollte, die mich ängſtigt. Nur dadurch mag ich entſchuldigt werden, daß ja dieſe ganze Darſtellung meiner gegenwärtigen Lage vollkommen ein Bild deiner eigenen Zukunft enthält, den Gegenſtand meiner Sorge.

Du haſt die Hoffnung, in Swennaes einen großen Beſitz zu erhalten, dort, von aller Welt abgeſondert, ſollſt du leben. — Wozu helfen dir nun deine Reiſen, warum bringſt du einen Schätz von Erfahrungen mit, die dich quälen werden, aber von denen du dir nie einen Gewinn verſprechen darfſt. Wer die Welt kennt, darf in dieſe Einöde nicht zurückkehren. Denke dir einen Menſchen, von Liebe zur Muſik durchdrungen — laſſen wir ihn jahrelang in dem Genuſſe der herrlichſten Töne, in der Mitte der größten Meiſter ſchwelgen und verdammen ihn dann, die ganze übrige Zeit ſeines Lebens hindurch, eine Sackpfeife zu hören: — in ihm ſiehſt du das Bild deiner Zukunft. — Zürnen darfſt du nicht, wenn ſelbſt deine Liebe meine Beſorgniß vermehrt. Soll nicht deine Begleiterin durch das Leben dich an die ſchönſten Stunden deines Daſeins erinnern? Leben wir nicht immer mehr in der Erinnerung, als in der Gegenwart? Dordi iſt ein anmuthiges Mädchen, aber in den engſten Verhältniſſen geboren und erzogen und nichts, was dich bewegt, wird einen Wiederklang in ihrer Seele finden. Was der Mann treibt, mag er in ſich verſchließen, bis es laut wird durch Wort oder That, das ziemt ſich; aber dieſes geheime Treiben hat eine verborgene Seite, die in das Gefühl ſich verſenkt, hat eine wunderbare Sprache, die das Weib nicht blos verſteht, ſondern auch am tiefſten zu gebrauchen weiß. Nur will ſie erlernt ſein. Hier aber iſt alles ſtumm.

Während Torger dieſe lange Rede hielt, im Anfange ſpottend, dann wie zürnend, zuletzt faſt weich, blickte Storm in die wirbelnde Flamme, verfolgte den Rauch, der ſich in das Thal, in die höhern ſchneebedeckten Schluchten verlor. Jetzt, als er ſchwieg, erhob er das ſchöne, milde, männliche Antlitz, ſchlug die großen blauen Augen auf und blickte ſeinen Begleiter freundlich an.

Torger, ſprach er, weil ich dich gern durch das wildeſte Gebirg begleitete, Nächte mit dir in den düſterſten Waldungen zubrachte, hinter den Rennthieren jagte in den höchſten Gebirgen, den Wolf, ja den Bären ſelbſt als Knabe nicht ſcheute, weil ich die rauſchenden Waſſerſtürze, ſchwindelnde Tiefen, ſchroffe Bergwände, die Eismaſſen in den zerriſſenen Thälern gern aufſuchte, weil die großartige, rieſenhafte Gebirgseinſamkeit mich anzog, und ich oft durch verwegene That deine zürnende Ungeduld dämpfte, überwand, haſt du dich von jeher getäuſcht und täuſcheſt dich, wie ich merke, noch. Ich bin nicht der wild und ungeduldig vorwärts Strebende, der in den verwickeltſten Ereigniſſen, wo Thaten und Gedanken chaotiſch in einem zweifelhaften Kampfe mit einander ringen, die höchſte Wolluſt findet. Mit den Gebirgen bin ich bekannt, das ſtumme Geheimniß der wilden Welt iſt mein eigenes inneres, und eben was du tadelſt, hat für mich einen unbeſchreiblichen

Reiz. Dieſe daurenden, engen Verhältniſſe, dieſe einſamen Wohnungen, die in ſcheinbarer Einförmigkeit eine Welt von Gefühlen, Ahndungen, von Sehnſucht und Luſt einſchließen, erſcheinen mir, zerſtreut in den wilden Gegenden, ein lockendes Geheimniß zu verbergen, wie das Gebirge. Glaube mir, lieber Torger, der Menſch, iſt er nur aus dem Zuſtand der völligen Rohheit herausgetreten, kennt nur, und das iſt ſeine eigentliche Würde, eine Hoffnung, die über die Erde reicht, in ſeiner Seele iſt immer ein unergründliches Weſen. Mag er ſeine Kraft entwickeln, daß ſie wirke in der Weite, daß ſie Länder umfaſſe und ordne: der größte Kreis, die mannigfaltigſte Thätigkeit vermag nicht ihn ganz aufzuſchließen, weder für uns, noch für ihn ſelber. Mag er gefeſſelt ſcheinen in den engſten Verhältniſſen, die größte Beſchränkung vermag nicht die innere Tiefe ſeines Daſeins zu verflächen. Und meine ganze Natur zieht mich inniger nach dieſer ſtillen Tiefe, als nach der gewaltſamen Entfaltung hin. Ich ſehnte mich nach einer größern, mannigfaltigern Welt, aber meine Sehnſucht hatte nichts unruhiges, nichts zerſtörendes. Sie iſt befriedigt und es gereut mich nicht in reicheren Ländern und in der Mitte eines bewegtern Geſchlechts gelebt zu haben. Die Natur riß mich hin, aber die Erinnerung iſt mir geblieben. Ja wohlthätiger wirkt ſie, als die unmittelbare Umgebung, die mich betäubte und ſelten einen reinen Genuß gewährte. Berge und Thäler, mächtige Waldungen, die warme Sonne, Städte und Dörfer und fruchtbare Aecker gehen oft an meiner Seele vorüber, und ſelbſt hier, eingeſchloſſen von ſtarren Felſen, in der ſchneebedeckten Einöde, kann mich die lebendige Erinnerung heiterer, ſonniger, glühender Gegenden mit der Gewalt der wunderbarſten Gegenwart ergreifen. Dieſer Genuß iſt ſtill, ohne alle unruhige Sehnſucht. Mir iſt es, als wenn der bunte, wechſelnde Naturreichthum milder, geordneter hervortrete, da ich jetzt die einzelnen Theile des gewaltigen Ganzen nach Willkühr hervorrufen und zu einem Neuen verknüpfen darf. Die Gewalt einer jeden mächtigen Wirklichkeit ängſtigt, feſſelt mich; ich ſträube mich gegen den alles beherrſchenden Eindruck und fühle mich nur frei in der eigenen, ſtillen, innern Welt. Daher werde ich durch laute Geſpräche, durch einen glänzenden, geſelligen Kreis ſchüchtern und ſtumm, und dennoch geht nichts für mich verloren. Geſpräche, die ein höheres Intereſſe berühren, graben ſich tief in meinem Gedächtniß ein und treten wieder hervor in der vertraulichen Nähe eines Freundes, am lebendigſten, wenn ich völlig einſam bin. Dann ſtehen alle Meinungen vor mir, die Redenden erſcheinen, der Streit entzündet ſich immer heftiger und in den meiſten Fällen tritt ein leitender Grundgedanke hervor, ein höheres, geiſtiges Gefühl, welches, auch wo es keine Worte findet, den Kampf der Meinungen zu einer dramatiſchen Einheit zwingt und ſo ſchlichtet. Die leiſeſten Anklänge vermögen dann die Erinnerungen einer fernen Vergangenheit zu beleben, und ich habe jetzt ſchon mehr innerlich erfahren, als ich mein ganzes Leben hindurch zu bearbeiten vermag. — Vor allem müſſen aber, wo ich handeln ſoll, die Verhältniſſe einfach, die Ueberſicht klar, was ich zu thun habe, unzweifelhaft ſein. Hier, wo eine einfache Natur, Wahrheit und Irrthum, Gutes und Schlechtes, in ſchneidenden Gegenſätzen neben einander ſtellt, quält mich der Zweifel nicht, der mich oft ergriff, wo ein ſchwer zu entwirrender Knäuel von Licht und Finſterniß mich umgab; und ich haſſe dieſen Zweifel.

Von meiner Liebe laß mich ſchweigen. ‚Was mir Dorothea iſt, kann nur ich fühlen; wie ſie mir in der Entfernung immer nahe war, wie das ſtille, unſchuldige, kindliche Mädchen mir eben theurer ward, je mehr ich ſie mit allen verglich, die ich kennen lernte, mag ich nicht mit Worten entweihen. Was das Licht für das Auge, iſt die Liebe für das Herz; ſie begleitet uns überall und Natur, Menſchen, Länder, Meere und Ereigniſſe lehrten mich nur, daß ich ſchon beſaß, was ich ſuchte. Nicht blos, weil der Kindheit, der Jugend ſüße Gewohnheit mich nach dieſen Gebirgen zieht, nein, weil ſie hier wohnt, iſt hier meine Heimath, das reichſte Land voller Blüthen, meine Sonne, belebend im Scheitelpunkt. —

Und wie meine Dorothea zieht der ſtille, düſtre Freund, der klagend meine Kinder- und Jugendſchritte begleitete, der gute Halling, mich nach dem einſamen Thale und ich ſehne mich nach ihm, wie ich mich nach dir ſehnte. —

Die ſeufzende Kreatur, der weinerliche, kränkelnde Phantaſt! rief Torger ärgerlich. Ich muß dich aufgeben, befürchte ich. So kommſt du zurück und biſt wie ein Träumer durch die Welt gegangen. Haſt nichts gethan, nichts erlebt. — Wie haſt du alle meine Erwartungen getäuſcht! Wohl wußte ich es, daß du ein Träumer warſt, aber ich hoffte, das Leben ſollte dich erwecken. Du ſchienſt mir ein ſchlummernder Rieſe, der nur kräftig gerüttelt werden mußte. — Aber jetzt — wo ſind meine Hoffnungen! Erik — Erik. — Torger ſprang auf und lief unruhig, den tiefen Schnee nicht achtend, herum. Aber Storm ſah ihn ruhig an: er kannte ihn.

Erlebt, ſagte er, habe ich freilich wenig, nach deinem Sinne, und dennoch ward ich in einer ſehr bedenklichen Lage, kurz vor meiner Rückreiſe, recht entſchieden zum Handeln aufgerufen und wenn du dieſes ſeltſame Ereigniß erfährſt, würdeſt du vielleicht etwas mehr mit mir zufrieden ſein.

Erzähl', rief Torger geſpannt, erzähl', ich bitte dich. Er ſetzte ſich wieder hin, aber kaum hatte er ſeinen Platz eingenommen, da ſchüttelte ein Windſtoß den

Schnee in großen Maſſen von den ſchwerbeladenen Bäumen herab, deren Gipfel, an der ſchroffen Felſenwand, ſich über die Häupter der beiden Wanderer neigten. Eine Schneelaſt ſtürzte herunter und löſchte das Feuer aus, ein unerträglicher Rauch erfüllte die Grotte und Storm ſprang auf.

Heute Abend! Freund, rief er, indem er eilig die Schneeſchuhe ergriff und die Grotte verließ. Es war hohe Zeit, daß wir ermahnt wurden, unſere Fahrt fortzuſetzen: Mittag iſt vorüber, der Tag iſt kurz und noch haben wir einen weiten Weg. Die Sonne hat ſich verhüllt und du ſiehſt der Wind erhebt ſich. Es ſind Schneewolken, erwiderte Torger, in der That wir können noch für unſere Kühnheit büßen. — Schnell banden ſie die Schneeſchuhe an, Storm, an dem jetzt die Reihe war, warf den Mantelſack über die Schulter und ſie ſtiegen mühſam, über den Schnee wegſchreitend, einen Abhang hinan. Länger als eine halbe Stunde mußten ſie aufwärts ſteigen, ehe ſie die hohe, kahle Bergebene erreichten. Erhitzt, ermüdet ſchöpften ſie einen Augenblick Athem und flogen dann eilig und ſtillſchweigend neben einander über die Schneefläche hin. Die Höfe in Norwegen, die immer einzeln, ſelten drei oder vier in einiger Nähe liegen, haben eigene Namen. Stolke hieß ein einſamer Hof, der weit von den übrigen entfernt, verlaſſen in dem wildeſten Gebirge lag und dieſen hatten ſie gehofft noch, ehe es völlig dunkel würde, zu erreichen. Aber die Schneewolken erſchienen immer drohender, der Wind pfiff ſchneidend über die Ebene und das Gefühl der drohenden Gefahr, eine Nacht in dieſer Höhe, in ſolcher Jahreszeit zubringen zu müſſen, band ihnen die Zunge und beflügelte ihre Schritte. Berge, Abgründe, Schluchten flogen an ihren Blicken vorüber und ſchienen in die gewaltigen Tiefen hinabzuſtürzen. So vergingen einige Stunden. Der Wind ließ nicht nach, die Wolken entluden ſich, der Schnee fiel immer dichter und aus der Fläche erhoben ſich die eben gefallenen Flocken. Das Schneegeſtöber fing an jede Ausſicht zu ſchließen, und von drohenden Gebirgen umringt, fern von jeder Wohnung, verweilten ſie einen Augenblick in einer finſtern Schlucht. Noch kenne ich die Gegend, rief Torger, dort müſſen wir hin, und zeigte nach einem Thal — aber wie wir den Weg aus dieſem Thale finden, mag Gott wiſſen. Raſch zu, antwortete Storm, und ſie flogen hinunter, weithin mit fliegenden Schritten durch das Thal. Es fing ſchon an dunkel zu werden, der Weg war nicht mehr zu erkennen; die Felſenwände, die Höhen, ihre einzigen Wegweiſer, lagen in Dämmerung und hinter Schneegeſtöber verborgen. Indeſſen eilten ſie weiter. Eine ruhige Stelle, an welcher der Wind ſchwieg, erlaubte einige Umſicht. Die Felſen ſind mir fremd, ſagte Torger; dieſes Thal führt uns in einer falſchen Richtung, aber wo iſt die richtige? — Einen Augenblick ſchienen ſie ſich zu beſinnen. Immer vorwärts, rief Storm; ſo lange wir ſehen können, dürfen wir nicht ruhen. Vielleicht treffen wir eine Gegend, die wir kennen. Was iſt das, rief Storm nach einiger Zeit, als die Dunkelheit ſchon völlig auf dem Gebirge ruhte. Wir ſind auf eine Eisfläche gerathen, ich höre es. — Das iſt Lerungen, antwortete Torger haſtig, von einem weſtlichen Thal aus haben wir ſeine Ufer erreicht. Triumph, Freund, wir haben ein Nachtlager und Morgen einen bekannten Weg. Sieh, hier ragt eine ſchroffe Felſenwand in den Bergſee hinein, um dieſe biegen wir uns. Eilig geſchah, was Torger vorſchlug und eine dunkle Maſſe, mit Schnee bedeckt, kaum erkennbar, erhob ſich in der Finſterniß. Hier bleiben wir, rief Torger aus, band die Schneeſchuhe ab und öffnete eine Thüre, die in einen finſtern Raum hinein führte. Schnell ward Feuer geſchlagen, ein Wachslicht aus dem Mantelſack genommen und angezündet, und jetzt ſahn ſie ſich in ein Rauchhaus verſetzt. In der Mitte des engen Raumes ſtand ein Heerd, das Dach erhob ſich kegelförmig über dieſem und endigte in den Rauchfang. Die Ermüdeten fanden nichts in der Mitte, als rechts an der Wand eine lange Bank und links ein Bündel leichtes Holz, welches, ſchnell entzündet, mit einer ſtarken Flamme aufloderte, während der Rauch den obern Raum einnahm und zum Rauchfange hinausdrang. Aber bald entdeckten ſie, daß ſie nicht die einzigen Bewohner der Hütte waren. Eine ekelhafte Menge jener nordiſchen Wandermäuſe, der Lemminge, durch die neuen Gäſte und mehr noch durch das Feuer beunruhigt, regten und bewegten ſich aus allen Winkeln. Der hartgefrorne Erdboden wimmelte von dieſen Thieren, die einzeln betrachtet, nichts abſchreckendes haben, jetzt aber, in dieſer Menge, Abſcheu erregten. Eifrig ſuchten nun die Wandrer dieſe Thiere zu vertreiben, die aufgeſcheucht in dichtem Gedränge zur Thüre hinauseilten.

Die Flamme loderte hell, bald war die enge Hütte angenehm erwärmt; Storm ſorgte für eine warme Fußbekleidung und Torger eilte ſich durch Rum zu ſtärken. Trink langſam, Freund, warnte Storm, der Rum iſt furchtbar kalt. Aber Torger hatte ſchon das Glas geleert. Die Holzbündel reichen nicht, ſagte er, für die lange Nacht. Draußen iſt ein Schuppen, ich werde das alte Dach abbrechen. Kaum hatte er es geſagt, als er zur Thüre hinauseilte. Storm kannte die rüſtige Kraft ſeines Freundes und mußte ſich geſtehen, daß eine Anſtrengung, wie die heutige, ihn ſelbſt, der ſeit längerer Zeit an ein bequemeres Leben gewöhnt war, ganz erſchöpft hatte. Das harte Lager auf der Bank war ihm höchſt willkommen. Behaglich legte er ſich hin und betrachtete die helle Flamme des fetten Tannenholzes, die luſtig in die Höhe ſchlug, die ſeltſamen Windungen der brennenden Holzknoten, den Rauch, der zum Dache hinauswirbelte. Der Wind pfiff um das Gebäude, die nicht ganz verſcheuchten Mäuſe raſchelten in dem alten zertretenen Stroh, das Feuer kniſterte und Storm verlor ſich in Träume. Der nächſte Tag ſollte ihn nach der ſtillen Heimath ſeiner Kindheit und Jugend zurückführen; ſeine Geliebte, ſein jugendlicher Freund ſchwebten vor ihm, eine peinliche Ungeduld ergriff ihn: dazwiſchen ſah er Schluchten und Abgründe und ſchneeige Gipfel in Eile vorüberfliegen, und was das Zuſammentreffen mit ſeinen Verwandten, was der bedenkliche Zuſtand ſeines Vaterlandes, was das Geſpräch mit Torger in ihm aufgeregt hatte, wogte traumartig vor ſeiner Seele. Schon fingen die Bilder an ſchwankend in einander zu fließen, ſchon wollten die ermüdeten Augen ſich ſchließen, als ſein Blick auf ein reines, weißes Blatt in einer Ecke fiel. Es war ihm ſeltſam — war es aus dem Mantelſack herausgeriſſen? Lag es ſchon da, ehe ſie die Hütte betraten? — Eine unruhige Begierde, das Blatt zu ergreifen, kämpfte mit der Erſchöpfung. Endlich ermannte er ſich. Er fand einen zerriſſenen Brief: die Schriftzüge waren friſch; offenbar lagen die Blätter erſt ſeit Kurzem in dieſer Ecke. Es fiel ihm auf. Wer war, in dieſer Jahreszeit, in einer Fiſcherhütte geweſen, die im Sommer benutzt, mitten im Winter nur ganz außerordentlichen Verhältniſſen, wie diejenigen, die ihn ſelbſt und ſeinen Freund herbrachten, einen Beſuch verdanken konnte? — Mit der geſpannteſten Neugierde ſuchte er den Inhalt dieſes Blattes zu erfahren. Aber bedeutende Stellen ſchienen zu fehlen, die Handſchrift war ihm unbekannt und ſchwierig, die flackernde Flamme machte die Enträthſelung unmöglich. Faſt ängſtlich und in einer Spannung, die allen Schlaf verſcheuchte, nahm er das Wachslicht, zündete es an, tröpfelte geſchmolzenes Wachs auf die Bank und, nachdem das Licht ſicher hingeſtellt war, kniete er nieder und breitete die Stücke auf der Bank vor ſich aus. Es war ein Brief, in die Queere und in die Länge zerriſſen; mehre Stücke fehlten. Es dauerte lange, ehe es ihm gelang dieſe der Ordnung nach zu verbinden, und dennoch blieb ihm der Zuſammenhang unklar. Aber was er erfuhr, was er ahnen konnte, war hinlänglich, ihn in große Unruhe zu verſetzen.

Das Datum — d. 18ten Dezember 1814 — war zu leſen, aber kein Ort angegeben; die Unterſchrift beſtand in einzelnen, undeutlich in einander verſchlungenen Buchſtaben. Der Anfang fehlte ganz. Was er mühſam herausbrachte, war folgendes:

— — — „Das Land aufzuregen. Wenn einige hun-
„dert Mann — — — — gelingen — — — ung aufzu-
„löſen — — — — Der alte Heggelund — — — — —
„— — fährlicher Mann und Torger — — — —“

Von da an war alles deutlich zu leſen und lautete folgendermaaßen:

„Deine Abſicht mit Heggelunds Tochter mußt du aufgeben, Dorothea wirſt du nicht gewinnen für deinen Plan. Storm iſt bei ſeinem Oheim und wird in wenigen Tagen in Swennaes ſein. Ich habe dieſes mit Gewißheit erfahren und du ſiehſt, wie leicht durch ſeine und Torgers Gegenwart alles ſcheitern kann. Der Oheim hat Verdacht und ich befürchte, daß auch der alte Heggelund bald deine Verhältniſſe durchſchauen wird. Sei vorſichtig, er iſt ſchlau.“

Torger, rief Storm, in Wuth geſetzt durch einen nichtswürdigen Anſchlag, der ſein Glück zu vernichten drohte. — Torger — rief er noch einmal und eilte in die finſtere, kalte, ſtürmiſche Nacht hinaus. Aber Niemand antwortete. Jetzt fiel es ihm erſt auf, daß Torger ſo lange weggeblieben war. Der finſtere Schuppen ſtand vor ihm, die Sparren des heruntergeriſſenen Dachs ſah er in die Luft hineinragen. Noch einmal rief er, Torger, und ſtürzte, von bangen Ahndungen ergriffen, auf den Schuppen zu. Er ſtieß an einen weichen Körper, er ſtrauchelte: bald ward er inne, daß es der erſtarrte Leichnam des Freundes war, der ſeine Schritte hemmte. Von einer furchtbaren Angſt ergriffen, mit einer Kraft, wie ſie nur die Verzweiflung giebt, trug er ihn in die Hütte hinein und legte ihn ſanft auf die Bank. Die mühſam vereinigten Blätter des verhängnißvollen Brieſes fielen herunter, er merkte es nicht. Er hatte den Brief, er hatte alles vergeſſen. Die Flamme war dem Verlöſchen nahe; hier und da zuckte ſie auf und warf einen ungewiſſen Schein auf die entſtellten Züge des Erſtarrten. Der eine Arm ruhte feſt auf der Bruſt, der andere hing völlig ſchlaff herunter. Storm eilte etwas Rum zu erwärmen. Er öffnete den Mund und goß das warme, ſtarke Getränk, tropfenweiſe, hinein. Aber eine lange, lange Zeit verging, ohne daß er Pulsſchläge, ohne daß er einen Athemzug merkte. In der furchtbaren Spannung, in welche ein ungeheures, plötzlich hervorbrechendes Ereigniß uns verſetzt, ſtarrte er den lebloſen Körper ſeines Freundes an. Er entblößte die Bruſt und rieb die Herzgrube; goß wieder einige Tropfen Rum in den Mund hinein, dann lauerte er in furchtbarer Ruhe und hörte, wie die Mäuſe im Stroh raſchelten, das Feuer kniſterte, der Sturm heulte. Das tiefe Gefühl ſeiner hilfloſen Lage überwältigte ihn einen Augenblick. Die Hand lag auf dem ruhenden Herzen. Es ſchlägt, flüſterte er, kaum hörbar — er ergriff die herabhängende Hand: die Gelenke ſchienen biegſamer. Fühlſt du den Puls, oder iſt es dein eigener, der ſich angſtvoll bewegt und dich täuſcht, ſprach er. — Er legte ein Blatt an den Mund — und lauſchte auf die leiſen Spuren des Athems, ſelbſt faſt athemlos. Das Blatt bewegte ſich, eine Hoffnung ſtieg.

Emſiger, freudiger ſetzte er jetzt ſeine hülfreichen Bemühungen fort, und bald merkte er ein leichtes Zucken in den Armen. Der Erſtarrte ſchlug die Augen auf und warf einen matten Blick auf ſeinen Freund. Wie iſt mir geſchehen? ſprach mit leiſer Stimme Torger. — Lieber Torger, du lebſt, rief Storm, außer ſich vor Freude. Dieſer richtete ſich mühſam auf, Storm nahm ihn in ſeine Arme und hielt ihn feſt. Ich weiß, ſprach der Wiederbelebte, recht gut, wie es mir gegangen iſt. Ich fühlte eine unwiderſtehliche Schläfrigkeit, ich wollte nach der Hütte zurückkehren und vermochte es nicht. Indem ich einſchlief, ergriff mich ein wunderbares Gefühl, ſeltſam aus wollüſtiger Hingebung und peinlicher Angſt gemiſcht. Die Angſt nahm zu, ich wußte, daß ich mit dem Tode kämpfte, aber ich konnte nicht widerſtehen; alle Kraft verſchwand und zuletzt das Bewußtſein. Du haſt mich gewarnt, Storm, und nachher gerettet. Er ſprach dies mit einer weichen Milde in Blick und Ton, die den Freund deſto tiefer rührte, je weniger er ſie bisher an ihm kannte.

Lange Zeit verging, ohne daß ein Geſpräch aufkam. Storms Freude war von einer ſtillen Angſt begleitet, die ihn noch nicht verlaſſen hatte: der Ernſt des Todes war zwiſchen ſie getreten.

Es war, als ob keiner von beiden ſich auf irgend etwas, was früher geſchehen, beſinnen könnte, und in peinlichem Stillſchweigen ſaßen ſie neben einander, bis endlich Torger, der jetzt alle Kraft wieder erlangt zu haben ſchien, aufſprang: der Menſch iſt doch ein Lump — rief er entrüſtet. Wie! meine alten Freunde, der Winter, die Kälte haben ſich gegen mich empört — ich muß zeigen, daß ich ſie kenne und den alten gewohnten Kampf nicht ſcheue. Er eilte nach der Thüre. Biſt du wahnſinnig? ſchrie Storm, und glaubte, von furchtbarem Schrecken ergriffen, wirklich was er fragte. Er erreichte Torger, noch ehe er die Hütte verlaſſen hatte und hielt ihn feſt. Laß mich, ſagte Torger, noch immer ziemlich ruhig, obgleich beſtimmt und ſtrenge. Ich laſſe dich nicht, rief Storm. Torger wiederholte die Bitte, nur ernſthafter, zorniger. Gottlieb, ſprach Storm, jetzt wenigſtens habe ich mehr Kräfte, wie du und werde ſie benutzen; dein Zorn, dein Widerſtreben ſoll mich nicht abhalten. Meinſt du, Junge? ſchrie nun Torger mit einer erſchütternden Stimme, ſchleuderte Storm nach der Hütte hinein und entfloh. Dieſer, der ſeinen Freund wahnſinnig und ohne Rettung verloren glaubte, eilte ihm erſchrocken nach. Aber Torger war verſchwunden. Die Spuren im Schnee waren in der Dunkelheit nicht zu finden und obgleich das Schneegeſtöber aufgehört, der Wind nachgelaſſen hatte, konnte er ſich doch in der unbekannten Gegend nicht zurecht finden. Mit vergeblicher Anſtrengung richtete er ſeine Schritte hierhin und dorthin: alles Suchen war erfolglos und nur mit Mühe fand er nach ſtundenlangem Herumirren die Hütte wieder. Wirſt du ihn wieder finden, dachte er, als er angſtvoll in die leere Hütte wieder hineintrat — ach! nach Tagen ſeine Leiche vielleicht. Das Feuer drohte zu erlöſchen und obſchon er eine ſchneidende Kälte fühlte, dachte er doch nicht daran es zu unterhalten. So ſaß er in dem kalten, dunklen Raume, alle Gedanken an den armen, verlornen Freund gerichtet, als er Schritte hörte. Sollte er es ſein? dachte Storm — und wer ſonſt — wer kann in einer ſolchen Nacht in dieſe Gegend ſich verirren, die Schnee und Eis, Winter und Gebirge und Finſterniß von allen Bewohnern der Erde losgeriſſen und als ein unbetretbares Heiligthum verborgen haben?

Die Thüre ward geöffnet. Erik, biſt du da? rief Torger: Torger, antwortete Storm freudig. — Aber was Teufel erwiederte dieſer, hier iſt es ja kalt und dunkel; das Feuer iſt faſt ausgelöſcht und draußen liegt das ſchöne Holz, welches mir faſt das Leben gekoſtet hat. Biſt du toll geworden, Freund? — Ich kam erſt jetzt nach der Hütte zurück — antwortete Storm verdrießlich. Ja ſo — ſagte Torger ruhig und kalt, kehrte ſich um, ſchleppte das Holz herbei und bald loderte wieder ein luſtiges Feuer, ohne daß die Freunde ihr Stillſchweigen gebrochen hätten. Du biſt verdrießlich, Erik, ſagte endlich Torger und ergriff des Freundes Hand. Dieſer ſchwieg. Ich will dir den Grund davon ſagen, fuhr jener fort: du hielteſt mich für wahnſinnig, als ich aus der Hütte fortlief; du glaubteſt mich ſelbſt mit Gewalt zurückhalten zu müſſen und es iſt dir nicht recht, daß ich vollkommen geſund wieder zurückkehre. Torger, rief Storm, entrüſtet über eine ſolche Aeußerung. Laß mich reden, unterbrach ihn Torger: ich kann mir deine Lage denken, als du meinen erſtarrten Körper in die Hütte hineintrugſt, als du dich, vielleicht lange vergebens, bemühteſt, das ſchon entflohene Leben zurück zu rufen; deine Freude, als es gelang, deinen Schrecken, als ich ſtürmiſch die Hütte verließ und mich neuen Gefahren ausſetzte. Aber höre meine Gründe: daß ich in einer Stimmung, die ein ſo außerordentliches Ereigniß hervorrief, nicht geneigt war mich ausführlich zu erklären, wird dir ohne allen Zweifel natürlich vorkommen. Die Menſchen haſſen die Krankheit und pflegen ſie doch, wie die Sünde, wie den Irrthum. Selbſt in der gefährlichſten Krankheit iſt eine Spur der Geſundheit da, — ein Wille des Leibes — möchte ich es nennen, der nur unterſtützt zu werden braucht; wie ſelbſt in dem verworfenſten Sünder oft ein Wille des Guten, der nur keine Kraft hat; wie ſelbſt in dem Wahnſinnigen ein Bewußtſein des Verſtandes, welches unterdrückt wird. Dieſer ſeltſame Widerſpruch, dieſer wunderbare Kampf, der nur mit dem Tode, mit der Verdammniß, mit der völligen Bewußtloſigkeit endigt, kann in den erſten Momenten glücklich überwunden werden. Mich hatte der Tod ſchon ergriffen, die Freundſchaft mußte den härteſten Anfall abweiſen. Später, erwacht, wieder belebt, mußte ich ſelbſt den Kampf beſtehen. Ich fühlte, wie der Tod noch in meinen Eingeweiden lauerte, wie er meinen Willen lähmen, mein Bewußtſein in dämmernden Träumen feſthalten wollte. Er war, wie er da wühlte, ich ſelbſt, ein ſeltſames Gegenbild, welches den Tod aus Trägheit wollte, während das andere ein Grauen vor dem Tode empfand und ſich dennoch feſſeln ließ. Glaube mir, Erik, wäre ich, wie du es wünſcheſt, ruhig liegen geblieben, hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, mich mit aller Kraft aus dieſem trägen, träumeriſchen Schlummer herauszureißen, ich läge noch als ein Kranker da, du wäreſt Morgen genöthigt die Hütte allein zu verlaſſen, um in der nächſten Wohnung Hülfe zu ſuchen; man ſchleppte mich als einen Schwachen, Ermatteten fort, und ich hätte die Krankheit gepflegt. Jetzt fühle ich mich völlig wiederhergeſtellt, rüſtig, wie ich war; das ganze Ereigniß iſt mir wie ein vor langer Zeit erlebtes, und, obgleich es mir eine derbe Lehre gegeben hat, die ich nicht ſo leicht vergeſſen darf, werde ich doch nie mehr davon reden, wenn ich nicht deiner Liebe gedenken will und wie du mich erſt gewarnt und dann gerettet haſt.

Lieber Torger, ſagte Storm, meine Freude, da ich dich hier geſund und freundlich wiederſehe, ſoll nichts ſtören. Ich muß dennoch, begann Torger wieder, mein eben gegebenes Wort brechen und noch einmal von meinem Tode reden. Es muß doch eine lange Zeit vergangen ſein, ehe du mich aufſuchteſt. Wie konnteſt du ſo lange deinen Freund vergeſſen? Jetzt erſt beſann ſich Storm — mein Gott, wie konnte ich doch, was mich vor Kurzem erſchütterte, ſo ganz aus dem Gedächtniß verlieren! — Ja, Freund, während du draußen dem Tode entgegen ſchlummerteſt, habe ich hier in dieſer öden Hütte eine ſeltſame, mich quälende Entdeckung gemacht. — Wo iſt der Brief geblieben, rief er ängſtlich, und ſuchte die Blätter. Sie waren hinter die Bank gefallen. Das Wachslicht wurde wieder angezündet, die Blätter jetzt ſchneller geordnet und Storm bat Torger, der die Anſtalten mit Verwunderung anſah, neben ihn niederzuknien. Ruhig und mit Bedacht ward der Brief noch einmal durchgeleſen.

Den Briefſteller kenne ich zwar nicht, und die Schriftzüge ſind mir fremd, ſagte Torger und ſprang auf; aber der hier bezeichnete Mann iſt mir ſehr wohl bekannt. Du wirſt auch ſeine Bekanntſchaft machen, denn er hält ſich jetzt bei deinem Vater auf. — Bei meinem Vater! rief Storm. Allerdings; es iſt ein ſchlauer und feiner Mann, ein Schwede, er nennt ſich bald Jägermeiſter, bald Forſtmeiſter und war mir längſt verdächtig. Wahrſcheinlich ein Abentheurer, der von der ſchwankenden Lage des Landes Vortheil ziehen will. Die letzte Verſammlung des Storthings war ſtürmiſch; einige Finanzprojecte haben eine Gährung veranlaßt. Einige verworfene Menſchen hetzen die Bauern in den innerſten Gebirgsgegenden auf. Sie geben vor im Auftrage zu handeln, zwingen einen jeden Hof, einen Mann, wo möglich einen Reiter, zu ſtellen, und drohen den Beſitzern, ſie an ihren eigenen Thürpfoſten aufzuknüpfen, wenn ſie ſich nicht ſelber oder einen Stellvertreter ſtellen. Eine Menge Krüppel, Vagabonden und Bettler ſind zuſammengelaufen. Die Elendeſten ſtellen ſich, um einen Sack mit Eßwaaren gefüllt zu erhalten. In Hallingthal, hieß es ſchon bei uns, rüſten ſich die Bauern, daß die Erde bebt. Du wirſt ſchon etwas davon gehört haben: mir iſt das Ganze ſehr lächerlich vorgekommen. Es war uns aber ſehr wahrſcheinlich, daß der verdächtige Schwede in dieſes Spiel mit verflochten wäre; jetzt haben wir die Gewißheit. Man will den Storthing zwingen, gewiſſe Beſchlüſſe zu faſſen, ja einige hoffen wohl gar die Conſtitution zu ſtürzen. Der ſchlaue Mann! hier glaubte er wohl ſeinen Brief auf ewig begraben — und er mußte in unſere Hände und dadurch er ſelbſt in unſere Gewalt gerathen.

Zwar geſtand Torger, nichts von den Anſchlägen des Abentheurers auf Dorothea vernommen zu haben, wußte jene aber von einer ſo lächerlichen Seite darzuſtellen, und benutzte dazu ſelbſt die ſchwankenden Aeußerungen des

Briefes ſo geſchickt, daß Storm den Freund zu beleidigen fürchten mußte, wenn er nicht den Schein einer völligen Beruhigung angenommen hätte. Torger beſchloß den Brief, der ihnen ein wichtiges Dokument zu ſein ſchien, nach ſeiner Einſicht aller Verhältniſſe zu benutzen.

Nun Freund, ſagte Storm, dieſe Hütte iſt doch noch getrennter von allen geſelligen Verhältniſſen der norwegiſchen Städte, als Norwegen von dem bewegten Europa — und was haben wir nicht erlebt, ſeit wir ſie betraten! Der Schauplatz ließ freilich nicht ſolche Szenen erwarten, erwiderte Torger; daß Papierſchnitzel, kalter Rum und Mäuſe ſolche Abentheuer herbeiführen können, ſollte man kaum glauben. Mäuſe, unterbrach ihn Storm, was haben dieſe mit unſern Abentheuern zu ſchaffen? In der That, lieber Freund, fuhr Torger fort, ich habe die Mäuſe ſehr in Verdacht. Die Beſtien kommen von den Lappen und hier ſieht es lappländiſch genug aus; — als der bunte Haufen ſich zur Hütte hinausdrängte, kam er mir faſt geſpenſtiſch vor.

Es war Mitternacht geworden; die Ermüdung nach einem ſo angeſtrengten Tage war durch die unerwarteten Ereigniſſe nur gewaltſam zurückgedrängt und kehrte jetzt ſtärker zurück. Das Geſpräch wurde einſylbig. Man fachte das Feuer von Neuem an, legte Breter neben einander als Lager, bedeckte Geſicht und Hände mit einer wollenen Decke aus dem Mantelſack, als Schutz gegen die Mäuſe, und bald verfielen beide auf dem harten Lager in einen feſten Schlaf.

Als ſie erwachten, war es ſchon heller Tag. Der Himmel war heiter; ohne Verzug brachen ſie auf, eilten durch bekannte Gegenden und erreichten bald die bewohnten Thäler. Als ſie in die Nähe der Höfe kamen war Alles in Bewegung. Die Dreſchflegel ſchallten aus allen Scheunen, Wagen brachten Holz aus den Waldungen, Mägde und Knechte waren beſchäftigt, und wer dieſes bewegliche Leben mit der gewöhnlichen Ruhe verglich, mußte wohl bemerken, daß Zubereitungen zu etwas Ungewöhnlichem ſtatt fanden.

In Norwegen iſt auf dem Lande das Weihnachtsfeſt das größte und wichtigſte häusliche Feſt. Vierzehn Tage lang dauern oft die Luſtbarkeiten ununterbrochen und während dieſer Zeit werden nur die nothwendigſten Arbeiten verrichtet. Knechte und Mägde feiern, Alle Häuſer ſtehen allen Bekannten offen. Es iſt der Karneval der Nordländer.

Es iſt die Mitternacht, wie der Geſchichte, ſo der Natur, die den werdenden Tag verkündigt. Die Eskimaux verſammeln ſich, wenn die Sonne verſchwindet, heulend und an ihrer Wiederkehr verzweifelnd. Der Norweger ſieht den keimenden Frühling in der Mitte der finſterſten Erſtarrung und ſeine Hoffnung wächſt mit den Tagen. Dann keimt die Liebe in allen Herzen, die Armen werden beſchenkt, die Arbeiter ruhen aus, von den geſammelten Gütern wird der Ueberfluß freudig einem Jeden mitgetheilt; ſelbſt für die Vögel wird geſorgt und in dieſen Tagen Gerſte und Hafer, Bündelweiſe auf hohen Stangen auf den Feldern, für die Sperlinge ausgeſetzt.

Mit freudigem Eifer bereitet man Alles zu dieſem lieblichen Feſte vor und der harte Froſt, der die Südländer in die Häuſer verſchließt, eröffnet die Verbindung entfernter Thäler. — Die Schlitten jagen auf allen Wegen, auf Schneeſchuhen eilt die Jugend über das Gebirge, und eben um dieſe Zeit ſehen ſich entfernte Freunde, wie im Süden im Sommer.

Hoſtun, war der Hof, den die Freunde gegen Mittag erreichen wollten. Ein Geſchrei der Freude ertönte laut von allen Einwohnern, als ſie den lange Vermißten wieder ſahn; Halling, Storms innigſter Jugendfreund, eilte ihm entgegen und ſtürzte in ſeine Arme. Du biſt da, rief der ſchwermüthige Jüngling, — ach, nun iſt alles gut! Storm erſchrack, als er ihn erblickte: aber eine andere Sorge quälte ihn. Halling! rief er, nach der erſten heftigen, freundlichen, wehmüthigen Begrüßung, ſahſt du Dorothea? — Geſtern noch, antwortete Halling, aber ſie erwartet dich nicht ſobald. Jetzt erſt fühlte ſich Storm von der peinlichen Unruhe befreit, in welche ihn der Brief verſetzt hatte.

Das Thal war öſtlich von ſchroffen, mit düſtern, hohen Tannen dicht bewachſenen Bergwänden begrenzt, weſtlich erhoben ſich die Berge allmählig, mit zerſtreuten Höfen bedeckt; ein länglicher Landſee, wie ein erweiterter Fluß, nahm den Platz zwiſchen beiden Thalwänden ein. Zwei Kirchen, eine Kreuzkirche von Holz, braun angeſtrichen — Swennaes — und eine zweite, uralte, aufgemauerte, Uldnaes, auf einem mit entblättertem Laubholz bewachſenen Hügel, lagen kaum eine Viertelmeile von einander. Gegen Norden entdeckte man eine lange Brücke, die über den See, wo er am ſchmalſten war, nach Uldnaes Kirche führte, und deren zwanzig Bogen, in der Nähe keinesweges bedeutend, aus der Ferne einen imponirenden Anblick darboten. Am meiſten zeichnete ſich ein großes, anſehnliches Haus mit ſeinen bedeutenden Nebengebäuden aus.

Das große Wohnhaus lag heiter, mit glatten Planken bekleidet, hellgelb angeſtrichen, dicht an der ſchönen, großen Landſtraße, die von Chriſtiania nach Bergen, durch die wildeſten Gebirgsgegenden führt. Es beſtand aus einem Erdgeſchoß und einem Stockwerk, und die hohen Fenſter prangten mit großen Scheiben, eben von der über das Gebirge heraufgehenden Sonne glühend beleuchtet. Die weiß angeſtrichene Thüre war mit hellglänzendem Meſſinggriff geziert und ein Gitter, von derſelben reinlichen Farbe, ſchloß vor dem Hauſe einen kleinen, jetzt mit Schnee bedeckten Blumengarten ein, der bis an die Landſtraße reichte. Das ſchöne, heitere Gebäude würde ſelbſt in einer großen Stadt eine anſehnliche Stelle eingenommen haben. Unter den bedeutenden Nebengebäuden, welche ſich hinter dem Hauſe ausdehnten, zeichneten ſich durch die äußere Form der weitläufige Stall aus, die Brauerei, das Gebäude für das Geſinde (Drengeſtuen) und ein eigenes, durch Steine und ſtarke Pfoſten über die Erde erhabenes, Gebäude (Stolpeboden), beſtimmt den Wintervorrath und das Pelzwerk gegen den Angriff der Ratten zu ſchützen. Alle dieſe Gebäude umſchloſſen einen großen Hof und nach dem Landſee hin, der den Boden des Thales ausfüllte, war die Reihe der Nebengebäude in der Mitte durch ein großes Thor getrennt. Ein Thurm erhob ſich über demſelben, deſſen Uhrtafel mit den goldenen, von der Sonne beſtrahlten Ziffern weithin glänzte.

Die ganze anſehnliche Wohnung gewährte einen durchaus freundlichen, ja luſtigen Anblick und zeugte von dem Reichthum des Beſitzers. Der friſchgefallene Schnee, der klingende Froſt, die heitere Sonne, gab der ganzen Gegend ein friſches, elaſtiſches, reinliches Anſehen.

Jenſeit des Sees erhoben ſich die hohen, ſteilen Berge; die Tannen ragten ſtolz über einander hervor; ihre Zweige, ſchwer mit Schnee belaſtet, hingen bogenförmig herunter, und hier und da zeigten ſich lothrechte, ſchwarze Felſenwände, durch rieſenhafte, in einander fließende

Eisſtalaktiten wie mit einem Vorhang bedeckt. Das von unten traubenartig aufgehäufte Eis reichte in mächtigen Maſſen bis an die herunterhängenden Zapfen, ſo daß ſie hier und da Säulen bildeten, während andere, bald die Hälfte, bald einen größern oder kleinern Theil der lothrechten Wand bedeckend, das ſchwarze Geſtein durchblicken ließen. Die gewaltigen Maſſen, von der Sonne beſchienen, glänzten wie Diamanten.

Die zerſtreuten Bauernhäuſer gehörten zu den anſehnlichern. Die meiſten hatten ein Stockwerk, eine auf Balken erhöhte Vorrathskammer und zwei oder drei hölzerne Scheunen. Die braunen, unbekleideten Balken, deren Fugen mit Moos bedeckt waren, gaben ihnen das Anſehn von Blockhäuſern und die kleinen Fenſter, mit grünen von Schmutz bedeckten Scheiben, ließen ahnden, daß Reinlichkeit und Bequemlichkeit in dieſen Wohnungen nicht zu ſuchen war.

Das ſtark bevölkerte Thal enthielt auch Spuren einer fernen, vergangenen Zeit. Längſt der Landſtraße erhoben ſich mächtige Grabhügel in Menge und überzeugten den Betrachtenden, daß die Vorzüge dieſer Gegend ſchon in den frühſten Zeiten Bewohner hieher gelockt hatten; und wie durch dieſe Gräber an die heidniſche Urzeit, ſo ward man durch die alte ſteinerne Kirche an die frühere katholiſche erinnert, und wohl mag dieſes, von wilden, öden Gebirgen umſchloſſene, von Städten weit entfernte Thal zu allen Zeiten ſtark bewohnt geweſen ſein, wie jetzt.

Alles war auch hier in lebhafter Bewegung. Wagen, ſchwer belaſtet, zogen den Holzvorrath nach den Höfen; mit Säcken belaſtet eilten Fußgänger auf allen Wegen; auch hier tönten Dreſchflegel aus allen Scheunen. Schwere Stämme ſtürzten von den ſteilen Bergwänden auf die ſchroffen Holzwege herab. Das Kniſtern der, auf die hartgefrorne Erde herunterſtürzenden, Stämme klang ſeltſam in die kalte Gegend hinein und ward von einem hohlen, ſtärkeren Klange unterbrochen, wenn die mächtigen Blöcke an Steine anſtießen.

Auf dem großen Hofe, Fagerdal genannt, ging es beſonders lebhaft zu. Zwiſchen den Nebengebäuden und dem Hauptgebäude lief das Geſinde hin und her. Aus der Brauerei wurden große Bierfäſſer, aus der Bäckerei mächtige Kuchen, aus den Kellern Flaſchen in Menge getragen. Das Kupfergeſchirr wurde geſcheuert, die Fenſter wurden gewaſchen, die Wände des Hauſes, die Treppen, die Dielen ſorgfältig gereinigt. Weibliche und männliche Stimmen riefen dieſen oder jenen aus dem Geſinde bei Namen, der laut antwortete und eilig erſchien. Trotz der anſtrengenden Arbeit ſah man kein mürriſches Geſicht, keine unwillige Miene. Ein jeder ſchien mit freudigem Eifer ſein ſchweres Tagewerk zu vollenden und luſtige, wenn gleich kurze Geſpräche, Gelächter, hier und da Geſänge ließen ſich aus der emſig beſchäftigten Menge vernehmen. Weihnachten näherte ſich; man wußte, daß auf dieſe mühevollen Tage der anſtrengenden Arbeit, die langerſehnten der Ruhe, der Freude, folgten. Man ſchien ſchon zu genießen, indem man zu dem fröhlichen Genuſſe die nothwendigen Vorbereitungen traf. Das Bier, mühſam in Fäſſern herbeigeſchleppt, kitzelte ſchon die Zunge, der Wein, der Rum blickte magiſch lockend durch die dunkeln, verſiegelten Flaſchen, und der friſche Geruch der Kuchen verbreitete eine fröhliche Hoffnung, ein vorahndendes Gefühl ſehnlich erwarteter Genüſſe.

Weiter von dem Wohnhauſe entfernt ſtanden rüſtige Knechte, die einen mächtigen Vorrath von Brennholz aufhäuften, ſchöne Pferde wurden in dem hohen Stalle geputzt, das Geſchirr geſäubert, die prächtigen Schlitten gereinigt; die Schellen erklangen an den Bärenfellen, während ſie ausgeſtäubt wurden. Ein junger, ſchöner Mann, beſſer gekleidet, als die übrigen, kam eben auf einem jungen, noch nicht zugerittenen Pferde, durch das Thor geſprengt. Das muthige Thier ſchien nur unwillig ſeine Laſt zu tragen, es bäumte ſich, machte gefährliche Sprünge; aber ſicher und ruhig, wie angewurzelt, ſaß der junge, rüſtige Reiter, hielt vor dem Stalle, ſchwang ſich leicht herab und führte es hinein.

Indem er wieder heraustrat und ſich den Arbeitenden näherte, ſah man eine unförmliche, dicke Geſtalt ſich mühſam zum Thore hereinwälzen. Sein aufgeſchwemmtes Geſicht war faſt widerlich anzuſehen, ein hängender

Bauch wackelte, während er fortging und obgleich er Eile zu haben ſchien und mühſam Athem ſchöpfte, kam er dennoch nur langſam vorwärts. — Even, rief ein anſehnlicher Mann, der eben von dem Wohnhauſe über den Hof ſchritt, du ſcheinſt ja Eile zu haben. Was bringſt du? — Nun, antwortete dieſer mürriſch, Ihr könnt doch warten, bis man zu Athem kommt. Du biſt naſeweiſe, ſagte der Herr. Das muß er ſein, rief der junge Mann, der arme Teufel kann nicht anders! — Der Dicke brummte. Der Jüngling ſprach weiter, indem er ſich eine dozirende Miene gab: die Augen ſind der Seele Spiegel — darin ſind doch alle Gelehrte einig — nun hat dieſer Mann, der dicke Even da, keine Augen; denn die kleinen ſchwarzen Flecken, die man vielleicht für Augen halten könnte, ſind Schmutzflecken, die er dieſen Morgen abzuwiſchen vergaß. — Steh ſtill, lieber Even, ich will ſie dir wegwaſchen. Unwillig wandte ſich dieſer von ihm ab. Nun, fuhr der junge Mann fort, was ſoll die Seele thun? Augen hat ſie nicht, die Zunge ſchwimmt in Fett und kann ſich nicht rühren, — es bleibt ihr nichts übrig, als die Weisheit durch die Naſe zu ſchnauben, und deshalb muß er naſeweiſe ſein. Der Herr lächelte, die Umſtehenden ſchlugen ein lautes Gelächter auf und Even blickte ſeinen Gegner zornig an. Etwas mehr Verſtand, ſprach er, tief athemholend, würde deinem Witze nicht ſchaden. O Freund! unterbrach ihn der Jüngling, dir iſt Verſtand und Fett faſt einerlei; da meinſt du nun, ich ſollte meinen trockenen Witz in deinen ſchmierigen Verſtand hineintauchen, um ihn ſchmackhafter zu machen, — das thue ich nicht. Ermuntert von den Umſtehenden, die ſich an ſeiner Rede zu ergötzen ſchienen, wandte ſich der Jüngling mit einer mitleidigen Miene an den noch immer keuchenden Even. Guter Freund! ſagte er, wenn ich dich betrachte, dieſe Beine, die im Gehen nach allen Richtungen ausſchweifen, als wollten ſie dem ſchweren Bauche entlaufen, den ſie auf immer zu tragen verdammt ſind; dieſen Bauch, der in übermäßiger Fülle, in mächtigen Falten herunterhängt; dieſe Arme, die durch Fettwulſte von dem Leibe abſtehen; dieſe herunterhängenden Lappen am Kinne; dieſen Mund, der wie die Ritze einer aufgeſprungenen Fettblaſe ausſieht; dieſe verſchwommenen Augen — wenn ich dann bedenke, wie du innerlich im Kerne ganz vortrefflich, zwar keine gute Haut, denn die taugt am wenigſten, aber doch ein braver Kerl biſt: ſo iſt es mir klar, daß die äußere, häßliche Hülle nur ein Futteral iſt; dann denke ich, welch' ein ſchöner anmuthiger Jüngling in dieſer Fettmaſſe begraben ſein mag, der ſeine verborgenen Talente, ſeine Beredſamkeit, ſein treffliches Gemüth nicht äußern kann. O wenn du zerplatzteſt und nun auf einmal in deiner vollen Vortrefflichkeit daſtändeſt!

Wie oft bedauert man den Hochbegabten, der durch eine ungünſtige Umgebung gehemmt, erdrückt wird, aber dieſe iſt die nächſte. Du Edler, wie muß ich dich bedauern. — Er ſchien noch lange fortſprechen zu wollen, und nicht zu merken, daß ihn keiner mehr anhörte. Der Herr wandte ſich an Even. Was bringt dich her, lieber Freund! ſprach er; es iſt wohl nichts geringes, was dich in Bewegung ſetzt und noch haſt du meine erſte Frage nicht beantwortet. Kann ich zu Worte kommen, ſo lange Bull witzelt? antwortete dieſer. Ich bin hergekommen, um euch zu melden, daß Storm und Torger hier ſind. — Wie, rief der Herr, es iſt ja nicht möglich! der Brief aus Folleboen läßt ihn erſt in einigen Tagen erwarten, und dann geht ja der Weg dicht vor dieſem Hauſe vorbei. Er ſchien ſehr überraſcht. Ja, fuhr Even fort, wie ſie hergekommen ſind, weiß ich nicht; aber ſie ſind da, ich ſprach ſie bei Vater Storm und bald werden ſie hier ſein. Noch während er ſprach, ſah man zwei Männer durch das Thor hereintreten. Bull eilte ihnen entgegen und lag, laut aufjauchzend, in Storms Armen.

Der Herr näherte ſich. Verzeihen Sie, ſagte er, daß ein Fremder, daß ein Gaſt dieſes Hauſes Ihnen zuerſt entgegentritt, Sie willkommen heißt. Ich heiße Cederſtröm. Storm erſchrack; der Name, wie die Sprache verrieth den Schweden. Iſt es dieſer, dachte er, und konnte nicht mit ſich einig werden. Vor ihm ſtand ein ſchöner Mann von mittlerem Alter, deſſen geiſtreiche Züge und imponirende Geſtalt eine bedeutende Perſon aus den höheren Klaſſen verriethen. Wie ganz anders hatte er ſich den herumſchleichenden, böswilligen Schweden gedacht. Die Miſchung von feinem Anſtande und nordiſcher, freimüthiger Treuherzigkeit, die in ſeinem Betragen herrſchte, brachte ihn in die größte Verwirrung und kaum vermochte er ihm den freundlichen Gruß wieder zu geben. Selbſt Torger ſchien verlegen, als Cederſtröm ſich an ihn wandte und ſeine Freude äußerte, die Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, der ihm durch die Erzählungen der Freunde ſo lieb geworden. Wie oft hat man von Ihnen geſprochen, ſagte er, Storm anredend, wie ſehnlich wurden ſie erwartet, wenn gleich nicht jetzt. Ihre Ankunft hat uns überraſcht, iſt uns räthſelhaft. Wir ſind, antwortete Storm, und ſuchte ſich zu faſſen, auf Skieen über das Gebirge geeilt. — Auf Skieen und in der jetzigen Jahreszeit über das Gebirge! riefen die Umſtehenden, die ſich herangedrängt und Storm herzlich gegrüßt hatten, mit Erſtaunen. — Das war ein gewagtes Unternehmen, rief Bull; aber da du geſund vor uns ſtehſt, freue ich mich darüber. Das ſind deine alten Streiche, Torger. — Diesmal war Storm der Verführer, erwiederte dieſer. Nun, ſagte Bull, dann biſt du doch der alte Felſenknabe (Fieldgut) geblieben und der weiche Süden hat deine Knochen nicht mürbe gemacht. Ich hörte Sie in dieſen Tagen, ſprach Cederſtröm, ſo oft nennen, faſt alle Geſpräche riefen Erinnerungen aus Ihrem früheren Leben hervor, — da war es freilich unvermeidlich, daß ich mir ein Bild von Ihrer Geſtalt entwarf. Sie waren mir bekannt und jetzt, da Sie da ſind, erſcheinen Sie mir als derſelbe und dennoch als ein Anderer. Aber, das darf ich verſichern, es giebt nur Eine Perſon, die Ihre Gegenwart heißer herbeiwünſchte, als ich. — Er ſprach dies mit einer ſo freundlichen Milde, die früher gefaßte Zuneigung ſprach ſich ſo unverkennbar aus, daß Storm immer verlegner, immer verwirrter wurde. Es iſt nicht möglich, dachte er und ward, wenn gleich immer noch ſchwankend und zweifelhaft, freundlicher gegen den unbegreiflichen, räthſelhaften Gaſt. Während Cederſtröm mit Storm und Bull mit Torger über den langen Hof gehend, auf das Wohnhaus zuſchritten, waren Mägde und Knechte vorangeeilt; ſchnell hatte ſich die Nachricht von der Ankunft des geliebten jungen Mannes unter die Bewohner des Hauſes verbreitet, von allen Seiten ſtürmten ſie herbei, drückten ihm die Hand und äußerten ihre Freude. Faſt alle waren dem Storm bekannt, einige mit ihm aufgewachſen. Im Taumel des Wiederſehens, voll Sehnſucht die Geliebte zu begrüßen, gequält von Zweifeln, die ihm völlig grundlos ſchienen und die er dennoch nicht überwinden konnte, ging er halb träumend weiter. Ein alter Hund bellte ihn erſt an, ging dann, wie beobachtend um ihn herum, beroch ihn von allen Seiten. — Dreng, rief Storm ſeltſam bewegt, indem er auch dieſen alten Freund wiederfand — und kaum angerufen ſprang das treue Thier freundlich auf ihn zu, an ihn heran und äußerte, wedelnd, jaulend die lebhafteſte Freude.

Alles war nun in unruhiger Bewegung, die Arbeiten ſchienen für einen Augenblick zu ruhen, ein Gedränge von Menſchen entſtand bei der Thüre, und aus dieſer ſtürzte ein ſchönes, blühendes Mädchen hervor und ſank in Storms Arme. Dieſer vergaß ſeinen Verdacht, ſeine Unruhe und erſtaunte über die ausgebildete Schönheit der lieblichen Jungfrau. Die Menge bildete einen Kreis; Knechte, Mägde und Frauen blickten das ſchöne Paar freundlich und ſtillſchweigend an, als die Mutter Heggelund, ſo ward die reiche Beſitzerin allgemein genannt, — eine ältliche Frau, fein aber einfach gekleidet, auf dem Kopfe die gewöhnliche Mütze der Bauerfrauen, hinten mit einer breiten Schleife — hervortrat und wie es ſchien mit beſorgter Miene, obgleich freundlich, den angekommenen Jüngling begrüßte. Dorothea, ſagte ſie und legte die Hand auf die Schulter der Tochter, konnteſt du dich ſo vergeſſen? Dieſe zog ſich aus den Armen des Geliebten. Du ſiehſt, Erik, ſagte ſie und lächelte — Alles iſt noch, wie es war; der Vater hat ſeine Anſicht, aber auch ich meine Geſinnung nicht verändert. Sie reichte ihm die Hand und Erik, durch die Umarmung überraſcht, über den nachfolgenden Auftritt beſtürzt, von tauſend Empfindungen beſtürmt, aber dennoch durch die unveränderte Geſinnung ſeines Mädchens glücklich, trat in das Haus hinein. Die reinliche Flur führte zur Wohnſtube und Storm erſtaunte über die elegante Einrichtung, die ſeit ſeiner Abweſenheit alles verändert hatte. Londoner Meubel, große Spiegel, feine Fußdecken zierten den hohen, anſehnlichen Raum, der dennoch etwas Heimliches, Wohnliches, Einladendes hatte, als blickte der einfache, ſtille, häusliche Sinn aus aller fremdartigen Pracht hervor. Die alte Großmutter ſaß, wie ſonſt, in der gewohnten Ecke hinter dem Spinnrocken. Sie konnte ſich nicht erheben, aber die Freude über die Ankunft ihres Lieblings ſprach ſich dennoch aus.

Cederſtröm, Torger, Bull, mit dieſen das ganze Gedränge, hatten ſich beſcheiden zurückgezogen. Sie wollten die erſten Stunden des freundlichen Wiederſehens nicht ſtören. Erik, ſagte die Muter, du mußt den Vater beſuchen, dann komm wieder zu uns, daß wir erfahren, wie du biſt, wie du gelebt haſt und vor allem, auf welchem Wege du ſo ſchnell hergekommen biſt.

Mit klopfendem Herzen ging Storm über die Flur. Auf der entgegengeſetzten Seite ſah man die Flügelthüren, die zu der Studirſtube des alten Heggelund führten, die von dem Hofe abgewandt nach der Landſtraße zu lag.

Man kannte den Alten: keiner hatte gewagt ihm die Nachricht von Storms Anweſenheit zu bringen; er ſelbſt mußte der erſte ſein, der durch ſeinen perſönlichen Beſuch zugleich ſeine Ankunft ankündigte.

Der Alte hatte ſeine Beiſtimmung zu einer zukünftigen Verbindung der Liebenden nur bedingungsweiſe gegeben. Manches gefiel ihm an dem jungen Manne nicht, er ſchien ihm zu modern; ſelbſt wenn ſie übereinſtimmten, war in der Art, wie Storm ſich äußerte, in den Gründen, die er brauchte, etwas, was dem ſtarren Norweger zuwider war. Die große Reiſe beſonders erſchien ihm ſchädlich; was die neuere Bildung, nach ſeiner Meinung, an dem Jünglinge verdorben hatte, werde jetzt ſich auf die gefährlichſte Weiſe entwickeln. Er ſah alles, was er gethan hatte, um alte Sitte und einfache Lebensweiſe in der Gegend aufrecht zu halten, jede Einrichtung, die er mit Sorge und Liebe getroffen und gepflegt hätte, vernichtet, wenn ſein einziges Kind die Gattin eines Mannes wurde, der Alles, was ſich innerlich und äußerlich in verworrener Eile in fremden Ländern entwickelte, mit jugendlichem Ungeſtüm hier heimiſch machen wollte. Erik und Dorothea durften während der Zeit der Reiſe keine Briefe wechſeln; Nachrichten, die ſie von einander erhielten, kamen ihnen mittelbar durch Storms Mutter zu. Ueber ihre Neigung ſagte er, als die ſanft vermittelnde Mutter ihn vor der Abreiſe zu einem tröſtenden

Verſprechen bereden wollte — über ihre Neigung kann ich nicht gebieten, aber ich muß erſt ſehen, was aus dem Jungen wird; und ich fürchte, er wird mir nach ſeiner Zurückkunft noch weniger gefallen, als jetzt. Eine ſolche Aeußerung duldete keinen Widerſpruch. Während der langen Abweſenheit des Jünglings ſprach der Alte faſt nie von ihm, nur zuweilen ließ er gegen den Vater einige Fragen fallen, und wenn er erfahren hatte, daß er geſund war, brach er das Geſpräch kurz ab, das keiner fortzuſetzen wagte.

Storm hatte von ſeinen Eltern alles dies erfahren, und man kann ſich denken, daß er nicht ohne Furcht dem alten halsſtarrigen Mann, von deſſen ſeltſamen Launen ſein ganzes Glück abhing, entgegentrat.

Als er zagend die Thür öffnete fand er dieſe Stube unverändert. Hell, wunderlich, aber obgleich hoch, ja weitläufig, erſchien ſie ihm kleiner wie ſonſt. Alle Wände waren mit Büchern und Charten beſetzt; in der Mitte ſtand ein großer Tiſch mit Papieren und Büchern bedeckt. An einem Pulte ſaß der Alte, von Folianten und Manuſcripten umgeben, ſo tief in ſeine Studien verſunken, daß er das Hereintreten des Jünglings nicht zu merken ſchien. — Dieſer nahm ſich zuſammen: Vater Heggelund, ich bin hier, um Ihnen ſelbſt meine Ankunft zu melden, ſprach er laut und ging auf ihn zu. — Wer iſt das? erwiederte Heggelund und blickte ihn verdrießlich an. Wie, was — du biſt es, Erik, fuhr er fort, und die große, männliche Geſtalt, in einen feinen Ueberrock gekleidet, die grauen Haare dünn den kahlen Scheitel bekränzend, erhob ſich. Die ſtrengen Geſichtszüge ſchienen ſich zu mildern und er ſah ihn noch immer an. Der ſchlanke Jüngling, ein ſchönes Bild der friſchen Jugend, der Unſchuld, mußte einen tiefen Eindruck auf ihn machen. — Erik, ſagte er freundlich, ſei mir willkommen, herzlich willkommen. Ich weiß nicht, du biſt derſelbe und doch ſo ganz anders geworden. — Nicht wahr, dieſe Häuſer, dieſe Bauern, dieſe rauhen Berge dürfen ſich nicht vergleichen mit dem ſchönen Süden? Dieſes traurige, einſame Leben iſt dir doppelt verhaßt, ſeit du das Gewimmel einer Menge kennſt, die in beſtändiger Bewegung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Glauben ändert? — Sie irren ſich, mein Herr, antwortete Storm, eben in der Ferne, in dem Getümmel eines raſtlos wechſelnden Daſeins lernte ich die nordiſche Beharrlichkeit ſchätzen, und alle meine Gedanken weilten in der lieben Heimath. Während ich nicht unempfindlich genoß, was der Tag und die oft freundliche, oft trübe Umgebung mir darbot, war mein ſchönſter Gedanke, daß jeder Tag mich meiner Rückkehr näher brachte. In dieſer Antwort lag etwas, was dem Alten ſeiner Geſinnung nach wohl gefiel, aber der Schluß mißfiel ihm. So ſagte er kurz: ja, wir wiſſen, was den jungen Mann herzieht. — Verbarg ich es doch nie, erwiederte Storm entſchieden und innerlich entrüſtet. — Aber wie iſt das, du biſt ja früher gekommen, als man erwarten konnte, fuhr der Alte fort, ohne auf die Aeußerung des Jünglings zu achten. Du biſt noch vor drei Tagen bei deinem Oheim geweſen, wie konnteſt du ſo ſchnell herkommen? Ueber das hohe Gebirge, Herr, erwiederte Storm, auf Skieen. — Wie, was, über das Gebirge? und auf Skieen, lieber Erik? ſagte der Alte und faßte ihn freundlich bei der Hand; welchen Weg nahmſt du? Von des Oheims Säterey auf Mugnafield zu; wir wollten den Abend Stokke erreichen, verirrten uns im Schneegeſtöber und fanden glücklicherweiſe eine leere Fiſcherhütte an den Ufern des gefrornen Lerunger, dort übernachteten wir. Der Alte hörte ihn mit Erſtaunen an: Nein, rief er und war wie verwandelt, das hat noch keiner gewagt; kühn, tollkühn war es, es hätte dir übel bekommen können. Aber es iſt brav; wer begleitete dich? Torger, war die Antwort. — Ei, der alſo, ja der iſt tollkühn genug, in dieſem, wie in allem — der ſaubere Geſell hat dich alſo über die Gebirge geſchleppt. Dachte ich es doch, wie ſollte ein ſo kühner Gedanke in dem Kopfe eines verſchrobenen, ſüdeuropäiſchen Weichlings entſtehn? Storms Geduld war erſchöpft. Herr! Torger hat hier nichts zu ſuchen, ſprach er heftig, er weiß, daß er hier nicht willkommen iſt. Ich aber liebe dieſen Mann, verehre ihn, vergeſſe nie, was ich ihm verdanke. Mich zogen meine Eltern, jede jugendliche Erinnerung, meine Liebe — der Alte ſah ihn zornig an — ja meine Liebe hierher; Torger rieth ab, ich überredete ihn und er folgte, weil er mich liebt. — Doch ich falle beſchwerlich, wie ich merke. Anders, wahrlich, iſt dieſer Empfang, als ich ihn erwarten konnte von einem alten Norweger, der weiß, was der Gaſt fordern darf, wenn der Wirth ihn in ſeinem Hauſe empfängt. — Er verneigte ſich kurz und wollte die Stube verlaſſen. Bleib, rief ihm der Alte zu, — Erik, reich mir deine Hand, ſo gefällſt du mir. Aber glaubſt du das Recht zu haben in die Berſerkerwuth zu fallen, weil du das winterliche Gebirge nicht ſcheueſt? Geh' hinüber, wo du doch lieber biſt, — ich komme vielleicht nach, und wenn du mich überzeugſt, daß du ein Norweger biſt und bleiben wirſt, dann — nun dann ſollſt du auch mit mir nicht unzufrieden ſein. Er ſchob ihn freundlich hinaus.

Erik ging fort. Aber tief bewegt, noch innerlich erzürnt; durch die letzten Worte des Alten keineswegs ganz beruhigt trat er in die ſtille Kammer der Frauen. Seine Unruhe war leicht zu bemerken. Dorothea eilte ihm furchtſam entgegen, beſorgt blickte die Mutter aus der Ferne ihn an. Mit aufgeregter Stimme erzählte er nun das ganze Geſpräch. Als Dorothea aus dieſer Erzählung die kühne Fahrt über das Gebirge erfuhr, erſchrack ſie zwar; aber er ſtand geſund vor ihr, und ein ſolches Zeichen der ungeduldigen Liebe konnte einem liebenden Mädchen nicht mißfallen. Sie hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit; einigemal konnte ſie den Schrecken kaum verbergen. Als aber die Erzählung geendigt war, ſchien ſie völlig beruhigt. Du kennſt meinen Vater zwar, aber kaum ganz wie er jetzt iſt, ſagte ſie: die letzten unruhigen Ereigniſſe, die unſichere Lage des Landes nach einem ſo langen Frieden, haben ſeine Laune, ſeinen ſtarren Sinn geſteigert; in Allem ſieht er den Untergang der guten alten Zeit, die drohende Herrſchaft gehaßter Nachbarn iſt ihm entſetzlich und wir werden einen ſchweren Stand haben. — Doch konnte dieſes Geſpräch kaum günſtiger enden. — Die Gebirgsreiſe und die Berſerkerwuth haben dich fürs erſte empfohlen. Aber damit iſt noch wenig gewonnen. Er ahndet allenthalben Gefahr und wie nun einmal Leben und Studium dich gebildet haben, wird eine jede Aeußerung, ſelbſt die unſchuldigſte, dich verdächtig machen. Auf uns ſelbſt ſind wir gewieſen — und du haſt meine Treue — iſt er ſtarr, ſo ſind wir feſt. Ich gehöre dir zu und er ſoll erfahren, daß die Treue eines nordiſchen Mädchens ſo unbeugſam iſt, wie die Laune eines Mannes. Er könnte entſchieden gebieten: hätte er dies damals gethan, als die furchtſame Liebe ſich noch nicht hervorwagte, ich hätte geſchwiegen, geſeufzt und mich gehorſam unterworfen. Was er aber geduldet hat, muß er erlauben. Er darf nicht halb ſein, nicht ſchwanken in einer Beziehung, wenn er alle andern mit halsſtarriger Konſequenz behandelt. — Storm hörte die Geliebte mit Erſtaunen. In ihrem Geſicht, in den milden Augen, in der ganzen zarten Geſtalt zeigte ſich eine liebliche, ſchüchterne Jungfräulichkeit, die ſeltſam der muthigen Entſchloſſenheit der Rede zu widerſprechen ſchien. Storm äußerte ſich darüber. Erik, erwiederte ſie, ich bin ſtark geworden in der Zeit deiner Abweſenheit; ich hatte manchen harten Kampf zu beſtehen, und nur meine gute Mutter war meine Stütze — und leider nur eine ſchwache, ſagte dieſe und rückte den Liebenden näher. — Es hat nicht an Bewerbern gefehlt, fuhr Dorothea fort, die ſich nach den Launen meines Vaters zu richten wußten, die durch eine ſo wünſchenswerthe Beſitzung herbeigelockt, gern das Joch einer heuchleriſchen Entſagung trugen, die unter der Maske der kühnſten Freimüthigkeit die niedrigſte Schmeichelei verbargen, und meinen Vater zu gewinnen wußten. Während ſie ſo ſprach, ſchwebte plötzlich Cederſtröms Bild drohend vor Storms Augen. Er nannte ihn, er fragte und konnte ſeine Angſt, ſeinen quälenden Verdacht nicht verbergen; Dorothea lächelte und ſchwieg. Storm ward immer ängſtlicher. Er fing an das nächtliche Abentheuer in der Hütte, die Entdeckung des zerriſſenen Briefes zu erzählen. Die gefährliche Lage, das Abenthauerliche der nächtlichen Szene zog die Frauen an, und als er nun die zerriſſenen Stücke des Briefes hervornahm, nöthigten ſie ihn erſt ſeine Erzählung zu vollenden. Ueber Torgers Scheintod, über die Lage des Geliebten waren ſie ſo erſchrocken, daß ſie vergaßen, wie ſie den faſt Geſtorbenen geſund geſehen und begrüßt hatten. Auch Storm ward durch dieſe Erzählung ergriffen, und als es, nachdem alle beruhigt waren, wieder auf den verdächtigen Brief kam, ſtürmte Bull herein und ihm folgten Torger und Cederſtröm.

Das Geſpräch war unterbrochen und nahm nun eine lebhaftere Wendung. Storm ſollte erzählen; die bedenkliche Lage des Landes wurde berührt. Die Frauen hofften ruhig Alles abwarten zu können. Auch von den Grillen des Hauswirthes ward Manches erwähnt, obgleich auf eine ſchonende Weiſe und beſonders Cederſtröm wollte Vieles entſchuldigen, ja vertheidigen. Es wird eine herrliche Hetze geben, rief der fröhliche Bull: der Alte möchte einen Hakon Jarl ſpielen und ſähe am liebſten, wenn wir die Buchſtaben vergäßen und wieder mit Runen ſchrieben. Wenn die Röcke einen andern Schnitt, die Kuchen eine andere Form erhalten, glaubt er, wir verlieren unſere nordiſche Mannhaftigkeit. Bier und Meth ſollen wir trinken, die Gläſer gegen Hörner vertauſchen und wo möglich Odin und Thor und die liebliche Freia anbeten. Er iſt wie ein Kobold der Vergangenheit; Suppe und Branntwein ſind ihm eine Peſt, wie Federbetten und Conſtitutionen. — Du, Erik, findeſt uns allerliebſt, wie wir eben ſind, und das iſt gar freundlich und brav: Torger möchte uns anders haben, europäiſcher, gebildeter, freier. Eine Vergangenheit, die keine Gegenwart duldet und keine Zukunft; eine allerliebſte bequeme Gegenwart, die weder wiſſen will, wo ſie herkommt, noch daran denken mag, wo ſie hingeht; und eine Zukunft, die aus dem hellen Himmel hereinfällt und ſchaffen, nicht erzeugen will — ſtreiten auf die anmuthigſte Weiſe unter einander. — Keiner von dieſen Kämpfern weiß aber, wo der andere ſteht und ſo giebt es die luſtigſten Luftſtreiche, die einen fröhlichen Menſchen, wie ich bin, noch oft genug ergötzen werden.

Während des lebhaften Geſprächs kamen oft Mägde und Knechte herein, die Frau, die Tochter mußten Befehle ertheilen, Anordnungen treffen. Der Spinnrocken der alten halbtauben Großmutter knarrte dazwiſchen. Es war ſpät geworden und man mußte ſich trennen. Der alte Herr ließ ſich gar nicht ſehen.

Es war drei Uhr Nachmittags; die Sonne war hinter den hohen Gebirgen verſchwunden und der lang erſehnte Weihnachtabend endlich da. Der große Hof war in allen Winkeln gereinigt. Hier erhob ſich ein großer Berg ſorgfältig geordneter Holzſtämme, dort lagen zierlich aufgehäuft die blanken Breter für einen künftigen Bau; hölzernes Geſchirr, Eimer, Kannen, Fäſſer waren ſymmetriſch zuſammengeſtellt vor dem Brauhauſe, vor der Küche. Mächtige Tannenzweige mit ihrem düſteren Laube hatten in dem hartgefrornen Schnee einen ſichern Stand gefunden und bildeten eine Allee quer durch den Hof, von dem großen Thore bis zum Wohnhauſe. Ein rieſenhafter Schneemann, durch Kohlen mit Augen, Naſe und Mund verſehen, das Spielwerk der Kinder, war mit Tannenreiſern bekränzt. Der klare Himmel, der Froſt — der keinen Schmutz verträgt — trugen viel dazu bei, das reinliche Anſehen des ſtattlichen Hofes vortheilhaft hervorzuheben. In dieſe heitere Szene ertönte fröhliches Schellengeläute, und drei Schlitten fuhren hinter einander ſchnell zum Thor herein. Dieſe ſind im ganzen Norden leicht und zierlich gebaut, und der innere Sitz iſt nur für eine Perſon eingerichtet. Selbſt die Frauen lenken die Pferde ſelbſt. Mit Bärenfell zugedeckt, in dicke zottige Pelze eingehüllt, mit Bärenmützen auf den Köpfen, ſaßen in dieſen Schlitten der Vater, die Mutter und die Schweſter unſers Helden, er ſelbſt und Torger ſtanden hinten auf den beiden letzten. Zwar iſt es in Norwegen, wie allenthalben im nördlichen Europa, Sitte, daß eine jede Familie an ihrem eignen Heerde verſammelt, dieſen Abend ſtille feiert. Da aber Storms Eltern alt, die einzige Tochter ſchon lange aus den Kinderjahren heraus war, ſo hatten jene die dringende Aufforderung des Freundes, daß ſie und ihr Geſinde dieſen feſtlichen Abend in ſeinem Hauſe feiern ſollten, obgleich nicht ohne Schwierigkeit von Seiten der Frauen, ſchon ſeit einigen Jahren angenommen. Als ſie durch das Thor fuhren ſprang Storm von dem Schlitten herunter und warf der Mutter ſeinen Mantel zu. Bald darauf verließ auch Torger den Schlitten der Schweſter, und beide gingen langſam hinter den Fahrenden über den aufgeputzten Hof. Alles war ſtill. Im Stalle wurde den Pferden ein reichlicheres Futter vorgelegt, in halbem Putze erſchienen die Mägde und ſtreuten die Körner für das Federvieh, und wenn dieſe hinlänglich verſorgt waren, in abgeſonderten Haufen für die Tauben, ja für die Sperlinge und Krähen. Auf großen Stangen wurden Aehrenbündel befeſtigt und in den Feldern aufgepflanzt für die ſcheuen Vögel des Waldes und der Flur. Es war die letzte Arbeit. Der Tag neigte ſich; die meiſten Vögel ruhten ſchon, aber die aufgehende Sonne ſollte am heiligen Morgen ihnen die unerwartete Nahrung bringen, damit der Tag, der allen Völkern das Heil verkündigte, auch ihnen freundlicher erſchiene.

Dieſen Augenblick, dieſe Stunde, wo die letzte Vorbereitung für den heißerſehnten Genuß ſich abſchließt, habe ich vor Allem wieder zu genießen gewünſcht und ich freue mich, ſo ganz zur rechten Zeit gekommen zu ſein, ſprach Storm; — wir wollen recht langſam durch dieſe hergezauberte Allee geben. — Wie ahndungsvoll und bedeutend erſchien mir in meiner Kindheit dieſer Augenblick, die letzte, leichte Arbeit der ſchon Geputzten; ich durfte nicht hier bleiben. Zu Hauſe war Alles für das ſtille Familienfeſt eingerichtet; aber ſchnell lief ich hierher, um zu ſehen, wie die reinlich angekleideten Knechte und Mägde aus den Thüren traten und ſich in das Wohngebäude verloren. Das Haus, die wohlbekannten Stuben kamen mir dann ganz fremd und wunderbar vor. Ich konnte mir die ſeltſamſten Vorſtellungen ausbilden, was nun da alles Herrliches und Schönes ſich für dieſen Abend geſtalten würde, und meine Träume wurden immer glänzender, wunderlicher, wenn ich die großen Fenſter hell erleuchtet ſah und undeutlich wahrnahm, wie die Menſchen ſich darin bewegten, ſich den Fenſtern näherten und dann verſchwanden, wenn die Geigen ſich hören ließen. — Deine Träume gönne ich dir, unterbrach ihn Torger, ich gönne einem jeden Menſchen die ſeinigen, iſt es doch faſt Alles, was wir haben; aber das Läppiſche iſt mir unausſtehlich. Wenn der Menſch die Ueberzeugung hat, daß es ſich für ihn wohl zieme, auch für die Thiere, für die Vögel zu ſorgen; wenn er fühlt, daß, indem er Alles an ſich reißt, die Felder plündert und alle Thiere dem Hunger preisgiebt, es ſeine Pflicht ſei, einen kleinen Theil des Geraubten abzulaſſen, dann finde ich dieſes lobenswerth und verſtändig; wenn er aber den ganzen Winter hindurch die Vögel hungern läßt, ja gelegentlich verfolgt und tödtet und ihnen nur eine Weihnachtsfreude verſchafft; — wenn er ihnen ſonſt nicht einmal das leibliche Daſein gönnt und ſie jetzt als Gäſte zu einem religiöſen Feſte einladet, dann wird es mir recht klar, in welcher furchtbaren, faſt wahnwitzigen Verwirrung das Volk lebt und wie ungereimt es iſt, Ueberlegung und verſtändige Bildung auf einen ſolchen Boden pflanzen zu wollen.

Ich kann deine Meinung nicht theilen, Torger, erwiederte Storm. Eben dieſe ſtille Wohlthat, mit welcher man die mühſame Arbeit abſchließt und ſich zum Genuß gleichſam einweiht, dieſes Opfer, wenn du willſt, in welchem jene alten — von den blutigſten bis zur milden Libation — ſich wiederholen, hat mich als Kind unſäglich gerührt. Es ſchien mir eine wahrhaft feſtliche, ja religiöſe Handlung, und ich habe für mein damaliges Gefühl, wenn ich es wieder hervorrufen, wenn ich es benennen will, keinen andern Ausdruck, als Andacht. Sollte ich, was mich damals bewegte, was gewiß auf eine ähnliche Weiſe einen Jeden, der die Körner ausſtreut oder auf die Felder hinausträgt, mehr oder weniger deutlich durchdringt, jetzt mir klar machen, dann finde ich es, mitten in der ſtarren Nacht der todten Natur hervortretend, dem heitern Frühlingsgefühl verwandt. Es iſt jenes tiefe Bewußtſein einer innigen, ja geiſtigen Einheit alles Lebens, in jeglicher Form. Wenn die wiederkehrende Sonne Blumen und Kräuter hervorlockt und alle Vögel ſingen, dann haben wir nichts zu geben, dann bleibt uns nichts, als uns hinzugeben, und wer fühlt dann nicht, daß er nur empfangen kann? Dann ſtrömt das unendliche Leben aus allen verborgenen Quellen und winkt uns, ergiebt ſich uns und ſteigert unſer ganzes inneres Daſein; dann werden wir uns der innern ſeligen Gemeinſchaft mit der heiligen, wohlthätigen Natur wohl bewußt. Jetzt aber iſt das Leben erſtarrt, zurückgedrängt in ſeine geheimſten Tiefen, und da wo es zur ſelbſtſtändigen That ſich geſtaltet, wo es der Vormundſchaft der allbelebenden Elemente entſagt hat, ſteht es verwaiſt da. Wie mußte dieſes Gefühl ſich ausbilden in den nördlichen Gegenden, in der Zeit, wenn der Tag faſt ganz verſchwindet! Gewiß war es auch unſern heidniſchen Vorfahren nicht fremd, aber das Chriſtenthum hat es belebt, hat ihm Sinn und Bedeutung gegeben. Wenn der Nordländer den wunderbaren Frühlingstag ſeiner Seligkeit feiert, während die Natur um ihn in eiſiger Ruhe ſchlummert; wenn es ihm, wenn auch nur dunkel, vorſchwebt, wie ihm ſeine warme Stube, ſeine bequeme Kleidung, ſeine vollen Scheunen durch eine Entwickelung der Geſchichte zu Theil geworden ſind, die er von der göttlichen Führung, die ihn für ein höheres Heil vorbereiten will, nicht zu trennen vermag; wie das geordnete Leben ihm Sicherheit, Genuß gewährt und erhält, während die verlaſſenen Vögel hungrig ſeine wohlverwahrten Scheunen umkreiſen: — ſollte dann nicht das natürliche Gefühl, daß er jetzt geben muß, wie er ſonſt nimmt, recht lebhaft in ihm entſtehen? Ja das religiöſe Gefühl, wo es ächter Art iſt, hat eine unendliche Tiefe, es dehnt ſich über die ganze Natur aus. Es ſind nicht dieſe Sperlinge, dieſe Krähen, die unſere Felder, unſere Höfe beſuchen, allein, die dieſes Gefühl ſucht: einmal belebt, bringt es uns das Bild des ganzen verborgenen Lebens nahe. Indem die Vögel aus den Felſenſchluchten, aus den öden Thälern hervorkommen und ſich unſern warmen Wohnungen nähern, ſind ſie Vorboten des verborgenen Lebens, welches, von der irdiſchen Natur gefangen, beſtimmt iſt für die Entwickelung einer höhern; und die ſeufzende Kreatur, die ſich nach der Seligkeit ſehnt, mag wohl, wenn auch nicht in der einzelnen erſcheinenden Form, eine geheime Ahndung haben von dem ſeligen Gefühl, welches einen Gläubigen an dieſem Tage des Heils durchdringt. — Torger blickte ihn aufmerkſam an und ſuchte ein Lächeln zu unterdrücken. — Sterm fuhr fort: nimm das Gefühl, aus welchem jene Handlung entſpringt, weg, und wahrlich vieles, was noch von milderem Sinne, von Güte und Mitleid übrig blieb in unſern ſelbſtſüchtigen Tagen, würde auch verſchwinden. So unvernünftig ſcheint dir die Handlung? Trifft ſie doch gerade in die angemeſſenſte Zeit, und ſo unbedeutend iſt das Opfer, wie es aus einem jeden Hauſe dargebracht wird, doch auch nicht. Dieſe That, einmal im Jahre mit Freude verübt, klingt nach durch das ganze Jahr, und mag in manchen milderen Menſchen eine beſſere Behandlung der Thiere, bei vielen Gelegenheiten ſelbſt ein ſchönes Mitleid erzeugen und unterhalten; und ſo konnte, glaube ich, ein vernünftiger Lehrer wohl manches Löbliche auf einen ſolchen Grund bauen. — Du biſt der Alte, antwortete Torger, ja noch ärger geworden, wie ich merke. — Ich wette, der alte Heggelund würde ganz deiner Meinung ſein, aber dennoch höchſt unzufrieden mit der Art, wie du ſie vertheidigſt.

Während beide, ſo redend und langſam fortſchreitend, ſich dem Wohnhauſe näherten, waren die Schlitten ſchon in die große Wagenſcheune gebracht, die Pferde in den Stall geführt worden. Jetzt erklang die Glocke von dem Thurme und aus den Hütten der Häusler; über die beſchneieten Felder ſah man die geputzten Männer und Frauen ſchreiten; aus dem Stalle, aus der Brauerei, aus der Bäckerei, aus der Geſindeſtube traten Knechte und Mägde, jene in reinlichen, weißen, wollenen Jacken, dieſe in ſchwarzen Kleidern mit Bändern geſchmückt. Von allen Seiten kamen ſie, traten in die Allee hier und da ein und gingen ſtillſchweigend und langſamen Schrittes nach dem Hauſe zu. Storm und Torger ließen ſie vorbeigehen und erſt als Alle vor der Thüre verſammelt waren, gingen beide nach. Storm war in ein feines, ſchwarzes Kleid nach dem neueſten Schnitte gekleidet, die blendend weiße Wäſche hob den Anzug, und da er ſeit langer Zeit nicht aus den Reiſekleidern gekommen war, hatte er jenes Gefühl eines Geputzten, welches in den großen Städten und wo man alle Tage ſorgfältig angezogen iſt, abgeſtumpft wird. Er trug das eiſerne Kreuz, welches er durch ſeine Theilnahme an dem Kriege in Deutſchland verdient hatte. Wir ſind gewohnt dieſes bedeutende Ehrenzeichen zu ſehen, aber in jenen nördlichen Gegenden erfährt man erſt, wie würdig es in ſeiner Einfachheit erſcheint. Dort, wo die Ritterorden noch ſelten ſind, erſcheint der Ritter wirklich als ein ſolcher; es verbindet ſich eine Vorſtellung von etwas Großem, Außerordentlichem, was er erlebt haben muß, mit ſeiner Erſcheinung, und das einfache Zeichen hebt ihn aus dem Kreiſe gewöhnlicher Menſchen, verſetzt ihn in eine phantaſtiſche, mährchenhafte Welt und ſtellt ihn als eine erhabene, vornehme Perſon dar. Als Storm, ſo geſchmückt, ſich dem Hauſe und dem Gedränge näherte, ſahen ihn die Bekannten mit Erſtaunen an, einer machte den andern auf das Kreuz aufmerkſam und alle traten ſcheu zurück. Alte und Junge zogen die Mützen ab und wichen zurück, und Storms frühere Spielgeſellen wußten nicht, ob ſie mit der gewohnten Vertraulichkeit ſich ihm nähern durften. Seine gewöhnliche Freundlichkeit erſchien ihnen jetzt als Herablaſſung, und wohl konnte der junge Mann ſich wie ein vopulärer Prinz an einem ſtrengen, ernſthaften Hofe vorkommen. Er war allgemein beliebt, ja angebetet in der Gegend, ſein Vater, als Prediger, hochgeachtet. Er hatte mit Rührung wahrgenommen, wie viele der ſeit ſeiner Abweſenheit gebornen Knaben ſeinen Namen trugen und die Neigung der Tochter des reichen Hauſes war den Einwohnern wohl bekannt. Zwar iſt in Norwegen ein jeder Bauer ein durchaus freier Beſitzer ſeines Grundſtücks, aber der Reichthum übt ſeine Gewalt da, wie allenthalben; und in einer ſolchen einſamen, oft hülfsbedürftigen Lage übt der Mann, der durch Bildung und Beſitz über alle übrigen hervorragt, eine Herrſchaft aus, die, weil ſie durch Hülfe erworben, nicht durch drückende Vorrechte entſtanden iſt, nur deſto mächtiger wird. So ward Storm, durch ſeine Stellung, durch das Anſehn des Mannes, als deſſen zukünftigen Sohn man ihn betrachtete, gehoben, durch ſeine milde, zutrauliche Perſönlichkeit geliebt; aber der Orden, das Gerücht, daß er in dem großen Kriege mit Ruhm gedient habe, erzeugte eine ſcheue Ehrfurcht. Er mochte wohl ein Bewußtſein von den Vorzügen ſeiner Stellung in dieſem einſamen Thale haben, er mochte ſich gefallen in dem Gedanken, in einem weiten Umkreiſe als der erſte Jüngling zu erſcheinen, mit welchem keiner ſich zu meſſen wagte; dieſes ſtille Gefühl mochte ſelbſt auf ſein äußeres Betragen einen Einfluß ausüben, als er zwiſchen den ehrerbietig aufgeſtellten Reihen der Einwohner, die ihn freundlich anſtaunten, nach der großen Treppe zu ſchritt. In dem obern Stocke, grade der Treppe gegenüber, führte eine Flügelthüre in einen anſehnlichen Saal, der einen großen Theil der Vorderſeite nach dem Hofe zu einnahm. Er war höchſt einfach ausgeſtattet und ſtach ſeltſam ab gegen die Bequemlichkeit und Zierlichkeit der übrigen Räume. Die Wände beſtanden aus Balken, die über einander lagen, und die Fugen waren dicht mit Moos ausgefüllt. Zwei große Oefen, an beiden Enden des Saales angebracht, erheizten den weitläufigen Raum. Der Saal war durch Wandleuchter erhellt, die an die Balken angehängt waren und eine große Menge hölzerner Stühle ſtanden, dicht an einander, längs der Wände. An einem Ende des Saales war ein langer Tiſch gedeckt und reichlich beſetzt mit großen Butterhügeln, Roggen- und flachem Gerſtenbrodte und mächtigen runden Cylindern, eine halbe Elle im Durchſchnitt, von jenem alten norwegiſchen Käſe (Gammeloſt), deſſen ſtarkreizender Geſchmack den nordiſchen Gaumen ſo wohlbehagt. Dazwiſchen dampften große Bowlen mit einer Art ſehr beliebten Punſches, aus Bier, Zucker und Konjak. Bis tief in die Nacht hinein ward dieſer Tiſch von den verſammelten Gäſten beſucht, die nach Gefallen ihren Appetit und Durſt zu ſtillen ſuchten.

Als Storm und Torger hineintraten war der Saal noch leer; die angekommenen Ballgäſte waren, als ſie die beiden erblickten, aus Reſpekt auf der Flur geblieben, um ihnen den Vortritt zu gönnen. Die beiden Freunde gingen durch den langen, leeren Saal nach einer angrenzenden Stube, deren Flügelthüren geöffnet waren und die, hellerleuchtet, durch ihre zierliche Einrichtung ſich ſehr von dem einfachen Saale unterſchied. Hier war die Familie, der alte Heggelund, die Mutter, die Tochter, verſammelt und ſchon mit Storms Eltern, Cederſtröm und Bull in lebhaftem Geſpräche begriffen. Dorothea reichte den Eintretenden freundlich die Hand. Der Saal füllte ſich, ein Jeder trat freimüthig in die Stube und begrüßte die Anweſenden, ihnen allen die Hand reichend nach nordiſcher Sitte, und ging dann in den Saal zurück. Es ward allmählig lebhaft; zwei Bauern, an die Wand gelehnt, ließen ihre Geigen hören. Der Tanz begann. Dorothea und Storms Schweſter tanzten mit den Knechten, Storm und Bull mit den Mädchen und unſere gewöhnlichen Tänze, Schottiſch, Anglaiſen, Walzer, haben den Weg gefunden in dieſe einſamen Thäler und drohen die nationalen Tänze zu verdrängen. Doch traten auch einige gewandte Bauern hervor, die mit vielem Geſchick ſich in dieſen Tänzen auszeichneten. Während ſie in kühnen Sprüngen ſich ſehen ließen, ruhten die übrigen als Zuſchauer, und auch der alte Heggelund, der ſich ſonſt um den Tanz nicht zu bekümmern ſchien, trat dann hervor, ermunterte die Tanzenden und ließ den lebhafteſten Beifall laut werden. Alles ging ruhig, anſtändig zu; die tanzenden Mägde und Knechte ſuchten die Tänze, die ſie gelegentlich geſehen hatten, wenn die vornehmeren Nachbaren ſich ergötzten, wie ſie konnten, nachzuahmen, und es gelang, beſonders den jungen Männern, die überhaupt gewandter ſind, als die Mädchen, nicht übel.

So vergingen ein paar Stunden in ungeſtörter Fröhlichkeit. Man ſah keine Spur von Unmäßigkeit. Die Achtung für den ernſten Hausherrn hemmte nicht die unbefangene Luſt, verhinderte aber ein jedes Uebermaß. Nur Gutterm, der Stallknecht, hatte etwas mehr wie gewöhnlich getrunken. Er diente ſchon bei Storms Vater, als Erik geboren wurde; er war glücklich ihn wiederzuſehn und äußerte, durch den Punſch erhitzt, ſeine Freude laut jauchzend. Die übrigen ſuchten ihn zu beruhigen und es war rührend, mit welcher Sorge ſie einen jeden lauten Ausbruch ſeiner Freude, der den Hausherrn erzürnen und jenem eine Zurechtweiſung zuziehen konnte, zu verhindern ſuchten. Die Achtung gegen den alten Herrn und die Zuneigung zu dem guten, alten Knechte, der allgemein beliebt war, ſprachen ſich gleich deutlich aus. Storm, der die laute Stimme wohl erkannte, merkte mit Beſorgniß, daß Heggelund aufmerkſam wurde und eilte zu ſeinem alten Freunde. Als dieſer ihn ſah, ging das Jauchzen in eine weiche Zärtlichkeit über, er drückte ihm die Hand, er weinte. — Als ich dich auf meinen Armen trug, ſagte er ſchluchzend, als ich dir Zuckerbrod zuſteckte und du mir die kleinen Hände reichteſt — da war eine ſchöne Zeit. — Nun biſt du groß und vornehm geworden und ſollſt die ſchöne, gute Dordi haben. — Guttorm, ſagte der beſorgte Storm und gab ſich alle Mühe den Betrunkenen zu beſchwichtigen — du biſt mir gut. — Ja, rief dieſer, ſtand auf und ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, du ſollſt ſie haben. Die laute Stimme tönte durch den ganzen Saal, es entſtand ein ängſtliches Stillſchweigen und Heggelund erſchien ernſthaft, aber ſtumm um ſich blickend, und Storm gerieth in die größte Verlegenheit, als er jetzt noch obenein Cederſtröm in eifrigem Geſpräch mit einem ihm ganz unbekannten Bauer ſah. Aller Verdacht gegen dieſen Fremden, den er noch immer nicht überwinden konnte, verband ſich mit der Verlegenheit des dringenden Augenblicks und verſetzte ihn in eine peinliche Lage.

Er hatte keine Gelegenheit wieder gefunden Dorothea ſeinen Verdacht mitzutheilen. Die fortdauernde Beſchäftigung mit dem bevorſtehenden Feſte verhinderte jede Annäherung; er hatte es bedenklich gefunden, den Gaſt des väterlichen Hauſes in den Augen ſeiner Eltern verdächtig zu machen, und der ganze heutige Tag war mit Beſuchen zugebracht worden, die er in der Nachbarſchaft abſtatten mußte und nicht verſchieben durfte.

Was ihm jetzt für den Augenblick das Wichtigſte ſchien, war auf jede Weiſe den Betrunkenen zu entfernen, der in einer ihm ſo gefährlichen Sache immer lauter zu werden drohte. Ich habe dir etwas mitzutheilen, guter Gutterm, was ich keinem andern vertrauen möchte, ſprach er, hör' mich nur ruhig an. Dies wirkte. Mir willſt du vertrauen, mir dem armen Manne, da du ſo vornehm geworden biſt, flüſterte er ihm leiſe lallend zu — ja, ja, das kannſt du thun, im Leben und Tode kannſt du mir vertrauen. Aber Gutterm, unterbrach ihn Storm, dann mußt du mir folgen, denn hier iſt der Ort nicht. Gern, ſagte der eifrige Knecht und ließ ſich von Storm aus dem Saale führen. Dieſer warf es ſich faſt vor, den gutmüthig folgenden zu betrügen; aber kaum hatte er, ſo unvermerkt wie möglich, mit Gutterm den Saal verlaſſen und dieſen, ohne zu wiſſen, was er mit ihm anfangen ſollte, nach einer Seite gebracht, um ihn in einer entfernten Stube ſeinen Rauſch ausſchlafen zu laſſen, als er Cederſtröm mit dem unbekannten Bauer aus dem Saale treten ſah. Alles ſchien ihm höchſt verdächtig. Kurz darauf erſchien Torger, im Begriff eilig die erſtern, die die Treppe hinuntergegangen waren, zu verfolgen. Storm beſann ſich ſchnell: er mußte wiſſen, was hier vorging, es war ihm in dieſem Augenblicke, als hinge ſein ganzes Schickſal davon ab. — Gutterm ſchien nicht ſo betrunken, daß er ihm nicht ſollte folgen können; er kannte ihn als einen Menſchen, dem er ſich ganz vertrauen konnte, als einen ſonſt durchaus mäßigen, beſonnenen Mann, und es war ihm lieb, daß unerwartete Verhältniſſe den beabſichtigten Betrug vernichteten, den er durchaus nicht auszuführen wußte. — Guttorm, ſagte er flüſternd auf eine geheimnißvolle Weiſe, ſiehſt du, wer da die Treppe hinuntereilt — dieſen müſſen wir folgen. Der treue Knecht, durch dieſe Anrede im höchſten Grade geſpannt, ſuchte ſich zu faſſen; er ahndete ein bedeutendes Ereigniß und der Rauſch ſchien faſt verſchwunden. — Ich folge, antwortete er ruhig und beide ſuchten eilig Torger einzuholen. Als ſie zur Thüre hinaustraten, ſahen ſie im Dunkeln zwei Männer ſeitwärts über den Hof gehen nach einer offenen Stelle hin, die zwiſchen dem Geſindehauſe und dem Wohngebäude auf das Feld führte. Ein einzelner ſchlich längs der Wände des Hauſes und ſchien ſich zu verbergen. Es mußte Torger ſein. Sie ſchlichen ihm ſchnell nach. Du biſt es, Torger? flüſterte Storm — dieſer erkannte ihn. Wir wollen ihn entlarven, den ſchleichenden Schweden, antwortete er. Wer begleitet dich? — Guttorm, war die Antwort, der nicht mehr betrunken ſcheint. Sie traten auf das Feld hinaus und ſahen, ſchon mit Mühe, die zwei Männer in einer leichten, hölzernen Scheune verſchwinden. Bald war dieſe erreicht. Sie hörten Cederſtröms Stimme: und du, Nichtswürdiger, ſprach er laut, biſt hier erſchienen, um Unruhe, um Unglück in dieſes friedliche Haus zu bringen, und du wagſt es, mir entgegenzutreten, da du weißt, daß ich dich kenne? Aber ich kenne auch euch, eure Tollkühnheit, erwiederte der Bauer mit großer Frechheit — ich rechnete darauf, daß Ihr thöricht genug ſein würdet mir zu folgen. Ihr ſeid in meiner Gewalt. — Wenn ich waffenlos wäre, erwiederte Cederſtröm, dann vielleicht — und man hörte einen ſchwachen Ton, wie von dem Spannen einer Piſtole. Wir ſind mehrere, ertönte es nun aus den finſtern Ecken der Scheune — und in dieſem Augenblicke ſtürzten die drei verbündeten Freunde, mit lautem Geſchrei ſich nennend, um jede Verwirrung zu vermeiden, in die Scheune hinein: man hörte einen Schuß. Es war völlig dunkel und als ſie hineintraten ſtille. Cederſtröm rief — Wer ſeid ihr? — Storm, Torger, Guttorm nannten ſich, aber kein Ton ward weiter vernommen. Aus der einzigen Thüre war keiner entſchlüpft und dennoch mußte man ſich nach langem Suchen im Finſtern überzeugen, daß die verborgenen Verbrecher entkommen waren. Cederſtröm erzählte, wie er, indem er den Bauer feſthielt, ſich von hinten ergriffen gefühlt, daß man ihm die Piſtole aus der Hand geriſſen und abgeſchoſſen habe, während andere den von ihm feſtgehaltenen befreiten.

Ihr ſeid zu rechter Zeit gekommen, offenbar wäre ich ohne euch verloren geweſen, ſagte Cederſtröm; aber nun, Freunde, was hat euch hergebracht? Storm und Torger fühlten ſich verlegen, denn obgleich etwas Geheimnißvolles, ja Gefährliches mit dem Aufenthalt des Schweden in dieſer Gegend in Verbindung zu ſtehen ſchien, hatte doch der ganze Auftritt, ſo unerklärlich und räthſelhaft er ſchien, jeden Verdacht vernichtet. — Sie ſollen, ſagte endlich Storm, redlich und offen erfahren, was uns herbrachte, und obgleich dies nicht ohne ein beſchämendes Geſtändniß geſchehen kann, hoffen wir dennoch, daß Sie uns verzeihen werden. Ich bin, antwortete Cederſtröm, zwar begierig auf ihre Erklärung, aber jetzt müſſen wir überlegen, was zu thun ſei. Daß dieſer Familie ein Unglück von geheimen Verbrechern droht, daß ich Anzeigen habe, die nicht hinlänglich ſind, um es zu verhindern und hier bin, um Alles, was in der Gegend und in der Nähe geſchieht, zu beobachten, daß der Entſchlüpfte mir bekannt war, ſein Hierſein mir verdächtig, können ſie aus Allem, was geſchehen iſt, vermuthen. Ich wünſchte nicht die Familie unnöthigerweiſe in Unruhe zu ſetzen, die Weihnachtsfreuden der Einwohner zu ſtören; ich glaubte ſelbſt in dieſer Zeit nichts befürchten zu dürfen. Auch jetzt glaube ich, Sie werden mir beiſtimmen, wenn ich vorſchlage, was geſchehen, wenigſtens einige Tage geheim zu halten. Die Verbrecher ſind entſchlüpft, aber jetzt im Dunkeln ſie zu verfolgen würde vergeblich ſein. Eine ruhige Unterſuchung, vorſichtig angeſtellt, durch die noch nicht gedämpften Unruhen in Hallingthal hinlänglich gerechtfertigt, wird uns in dieſen entfernten, rings umſchloſſenen Gegenden leicht auf die Spur bringen. Nur möchte ich wiſſen, wie jener Bauer ſich unter das Geſinde hatte eindrängen können. Ohne von irgend einem der Hausbewohner eingeführt zu ſein, war das nicht möglich. — Ich habe ihn eingeführt, rief Guttorm, den Schurken. Er hat ſich ſeit einigen Tagen in Hoſtun aufgehalten und wollte, wie er behauptete, über Flöyfield nach Bergen; er wußte meinem Freunde, dem Iſak Hoſtun, ſo vieles von ſeinen Verwandten in Gulbrandsthal zu erzählen, daß ſie ihm alle wohlwollten. Und wie konnte ich es abſchlagen ihn mitzunehmen, als er wünſchte, den Weihnachtabend bei dem reichen Heggelund zu verleben? Wußte ich doch, daß der Vater Heggelund es gern ſieht, wenn man Freunde mitbringt. — Da wir wohl alle Ihre Meinung theilen, ſagte Storm, und dieſes Ereigniß geheim zu halten entſchloſſen ſind, ſo iſt es gut, daß Guttorm, für deſſen Stillſchweigen ich hafte, ihn eingeladen hat. Aber wie kommen wir nun wieder unbemerkt in den Saal zurück? Wird man unſere Abweſenheit nicht merken? — Ich dächte, unterbrach ihn Torger, wir verlängerten dieſe Abweſenheit, um ſie erklärbarer zu machen. Von dort drüben, von Jakob Helle, tönen die Geigen zu uns herüber. Wir machen ihm einen Beſuch auf eine Viertelſtunde, und unſere Entfernung iſt hinlänglich gerechtfertigt.

Jakob ſaß unter ſeinen Dienſtleuten, die in vollem Tanze begriffen waren, und kam ſeinen Gäſten freundlich entgegen. Kaum aber waren die gegenſeitigen Begrüßungen abgethan, als Storm, während der Wirth mit Torger ſprach, zu Cederſtröm trat. Mein Herr, ſagte er, ich habe keine Ruhe, bis ich, was mich in dieſen Tagen beunruhigte und in einen ſeltſamen Zwieſpalt mit mir ſelbſt brachte, dem Manne mitgetheilt habe, dem ich, wenn auch nur in Gedanken, dadurch auf eine unverzeihliche Weiſe verletzt habe. Cederſtröm war verwundert. In dieſem Augenblicke trat Jakob zu ihnen und unterbrach das Geſpräch. Er hielt es für ſeine Pflicht, die geehrten Gäſte zu unterhalten; aber Storm hörte ihm nur ſehr zerſtreut zu. Er brachte den Gegenſtand, den er mit dem Schweden verhandeln wollte, nicht aus dem Sinne: von dieſer Unruhe mußte er ſich befreien. Er bat den freundlichen Wirth, ihn in eine Stube zu führen, wo er mit dem andern Herrn einige Augenblicke allein ſein könne. Jakob erfüllte unverzüglich ſeinen Wunſch und bald fand er ſich mit Cederſtröm in ungeſtörtem Geſpräche. Auch ich hatte, noch ehe ich hier ankam, ſagte er, als Sie allein waren, eine Ahndung von Gefahren, die der geliebten Familie drohen. Er erzählte nun das nächtliche Abentheuer, zog die ſorgfältig aufgehobenen Brieffragmente hervor und ordnete ſie. Wir glaubten, ſagte er lächelnd, dieſen Brief an Sie geſchrieben. Cederſtröm las und antwortete dann: Sie haben ſich nicht geirrt. Storm ſah ihn erſtaunt an und Cederſtröm beſann ſich kurz. Jetzt begreife ich Alles, ſagte er — Sie laſen dieſen Brief, ein verdächtiger Fremder, ſo mußten Sie ſchließen, der ſich in dieſer Gegend aufhielt, hatte ihn erhalten. Sie hatten mich in Verdacht; Sie ſahen mich mit dem fremden Manne wegſchleichen und fanden es natürlich, ja nothwendig, mir nachzuſchleichen. Habe ich richtig gerathen? — Sie erſparen mir ein beſchämendes Geſtändniß, erwiederte Storm und ſchlug die Augen nieder. Aber ich muß geſtehen, fuhr Cederſtröm fort, eine ſeltſame Verflechtung der Umſtände hat dieſen Verdacht erzeugt. Nicht allein das Unwahrſcheinliche mußte geſchehen, daß der Brief in Ihre Hände fiel, ja die Fragmente ſelbſt bringen in die fehlenden Stellen einen ſo klaren Sinn verbrecheriſcher Abſichten hinein, daß ich die Gewalt, mit welcher Sie den Verdacht zurückgedrängt haben, bewundern muß. — Was Sie hier von einem Verſuch, die Bauern zu bewaffnen, der zum Theil ſtattgefunden hat, von einer Abſicht, den Storthing aufzulöſen, angedeutet finden, iſt das Bruchſtück einer Aeußerung eines heftigen, unbeſonnenen Mannes, der wirklich Theil nimmt an der gefährlichen Unternehmung, und die mir von meinem Korreſpondenten mitgetheilt wurde. Doch irre ich nicht, fuhr er freundlich lächelnd fort, ſo hat eine Stelle des Briefes Sie vorzüglich beunruhigt. Meine Abſichten mit Dorothea mußten unter ſolchen Umſtänden, in einer ſolchen Verbindung Ihnen ſehr gefährlich vorkommen. — Storm ſchwieg und wagte nicht die innere Spannung, mit welcher er die Fortſetzung der Rede erwartete, ſich merken zu laſſen. Auch Cederſtröm ſchwieg einige Augenblicke, als wäre es ſeine Abſicht, den quälenden Zweifel zu verlängern. — Und dennoch iſt nichts einfacher, hub er dann an, denn dieſe Abſichten habe ich noch und ich hoffe, ſie werden Ihren Beifall haben. Ich wollte die Eltern, wollte Dorothea ſelbſt bewegen, ſich mit der Mutter auf einige Zeit zu entfernen, die Freundin in Vang zu beſuchen. Storm mußte, obgleich ungern, geſtehen, daß die Gefahr der Zeiten eine ſolche Reiſe räthlich machte.

Als die Abweſenden in Heggelunds Saal zurückkamen, merkten ſie wohl, daß der Tanz läſſiger wurde. Es war über Mitternacht, die Damen des Hauſes wollten ſich eben entfernen und hörten die Erzählung der Ankommenden von den Weihnachtsfreuden des Nachbars nur mit halbem Ohr. Heggelund war den ganzen Abend hindurch ernſthaft, ja feierlich geweſen und es fiel auf; denn wenn er ſonſt das Geſinde zur Fröhlichkeit um ſich verſammelte, pflegte er wohl ſelbſt, in ſeiner Art, heiter zu ſein. Als die Frauen fort waren, auch Storms Eltern und Schweſter ſich entfernt hatten, bat er Cederſtröm, Storm, Torger und Bull, ihm noch einige Augenblicke zu ſchenken. Ein paar Flaſchen alten Weines wurden gebracht, der Tiſch in eine Ecke geſtellt und er fing an:

Ihr wundert euch ohne allen Zweifel über dieſe ſpäten Anſtalten, ſagte er, aber ich habe euch etwas mitzutheilen, was den Frauen verborgen bleiben muß. Es wird euch bekannt ſein, daß meine Familie aus Gulbrandsdalen herſtammt, daß mein Großvater ſeinen alten Beſitz, Sandfiord, in der Nähe von Kringelen, wo Sinclair fiel, verkaufte und ſich hier anſiedelte. Weniger bekannt mag es euch ſein, was ihn von ſeinem alten Wohnort wegtrieb. Nun vernehmt es. Als der Schotte Sinclair von dem Schwedenkönig, Karl dem neunten, im Jahre 1610 mit neunhundert Mann geworben, den kühnen Entſchluß faßte, quer durch Norwegen in Schweden einzudringen, und bei Kringelen von dreihundert noch kühnern Norwegern gänzlich geſchlagen wurde, blieben nur ſechzig Schotten übrig. Man verſprach dieſen das Leben und hielt ſie vertheilt auf den Höfen. Aber leider, eine der glänzendſten Thaten des norwegiſchen Volks ward durch eine gräsliche, ja verabſcheuungswürdige Barbarei verdunkelt. Müde dieſe Gefangenen zu unterhalten, ſchleppte man ſie zuſammen und tödtete ſie. — Sie wurden ermordet, die Waffenloſen, die das Wort der Norweger hatten! — O! wäre dieſe Unthat nie geſchehen! Gern wollte ich den Sieg aus unſerer Geſchichte auslöſchen, könnte ich zugleich die Erinnerung an dieſe Barbarei vernichten. Thaten der Finſterniß tragen Früchte des Todes; ſie wuchern in geheimnißvoller, nächtlicher Entwickelung durch Jahrhunderte — und ſo trägt mein Haus die Folgen des Fluches noch jetzt.

Er hielt inne. Ein ſeltſamer Schauder ergriff die Zuhörer; die ſcharf geſtrichenen Geigen, die Tanzmuſik mit ihren gellenden Tönen, die ihn verfolgt hatten, klangen Storm widerlich, der Tanz ſchien ihm geſpenſtiſch.

Der Alte fuhr fort: Ein Schotte — die Sage ſchildert ihn als einen ſchönen, kecken, liebenswürdigen, jungen Mann, er ſoll ein Verwandter des Anführers geweſen ſein, — hatte die Liebe einer Verwandtin unſerer Familie erworben. Sie verbarg ihn an jenem gefährlichen Tage, aber er ward entdeckt. Bauern, ein Heggelund an der Spitze, ſtürzen herein. Man tödtet ihn in den Armen der Geliebten. Das Mädchen — ſie trug eine Frucht der geheimen Liebe unter ihrem Herzen — ſtürzt über den blutenden Leichnam, ruft Gott, ruft alle Geiſter der Hölle zur Rache auf, verflucht in den fürchterlichſten Ausdrücken die Mörder, die Verwandten und verſchwindet. In Sandfiord erſchien ſie nie mehr. Man erzählt, daß es ihr gelang nach Schweden zu flüchten, daß ſie dort einen Sohn für ihre Rache erzog. Aber dieſer war kränklich. Sie, die Mutter, ihr ganzes Leben hindurch von dem Bilde des blutenden Leichnams ihres Geliebten verfolgt, wird ſehr alt — ſie ſoll bis ins höchſte Alter rüſtig und kräftig, erſt in ihrem neunzigſten Jahre geſtorben ſein: — als hätte der furchtbare, unvertilgbare Durſt nach Rache ihr Leben, ihre Kraft erhalten. Sie erlebte Enkel und Urenkel. Im Jahre 1730 erſcheint ein Schwede in Sandfiord, der ſich einzuſchmeicheln weiß. Er wird der Liebling der Familie. Aber ſeltſam, wo er iſt, geſchieht ein Unglück — Kühe ſterben, man weiß nicht wovon, Menſchen verſchwinden, ohne daß man erfährt, wie. Keiner hatte ihn in Verdacht. Endlich wird er getroffen, wie er eben das Haus in Brand ſtecken will. Er wird ergriffen, mehrere Unthaten werden bekannt; aber er verſchwindet. Seine Söhne — er hatte mehrere — wollen nun den Vater rächen, jahrelang umſchleichen Räuber, Mörder das Haus. Einer wird ergriffen und zum Tode verurtheilt, und der Haß ſteigt. Da verkaufte mein Großvater ſein Erbe und zog hierher. Aber das Verbrechen ſcheint heimiſch geworden zu ſein in jenem unglücklichen, vertriebenen Geſchlechte. — Heute erhalte ich auf eine ſeltſame Weiſe einen Brief. Ein Menſch, in einen Mantel eingehüllt, klopft an mein Fenſter. Heggelund! ruft er mit dumpfer Stimme, reicht mir — wie ich das Fenſter öffne — den Brief und verſchwindet. — Hier iſt er:

— Nicht blos in Sandfiord weiß Sinclairs Geiſt das verbrecheriſche Haus zu finden. — Die Rache ſchwebt über dir. —

Der Alte ſtand auf: was ihr erfahren habt, das ſei in eurem tiefſten Innern vergraben, ſagte er, und winkte nach dem Saale. Die Geigen verſtummten, die Hausbewohner entfernten ſich und Bull, der fröhliche Witzling, reichte den Freunden, die ſich mit einem unheimlichen Gefühl in den Schlitten ſetzten, ſtillſchweigend die Hand.

So ahnungsvoll endigte ein Abend, für die Fröhlichkeit beſtimmt. Ein Unglück ſchwebte über dem Hauſe — woher, wußte man nur dunkel; daß es eine geheime Wurzel in einer ſo alten, längſt vergeſſenen Barbarei des Volks hatte, erfuhr man jetzt mit Schauder und ſah mit angſtvollem, bangem Gefühl der Zukunft entgegen.

Die einfachen Lebensverhältniſſe in Norwegen erlauben eine Einrichtung zur Verpflegung der Armen in den Gebirgsthälern, die unter allen vielleicht die naturgemäßeſte iſt. Diejenigen Armen nehmlich, die durch Krankheit, Blödſinn oder Verkrüppelung, unfähig ſind ihr Brod zu erwerben, werden in die Häuſer vertheilt und der Reichere muß zwei oder drei, der Aermere wenigſtens einen aufnehmen. Dieſe ſo vertheilten Armen ſind nicht immer zu einer jeden Arbeit untauglich, und die Unbrauchbarſten fallen dann wieder den Reichern zur Laſt. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Armen dadurch, oft auf eine ſehr drükkende Weiſe, der Willkühr harter Hausherrn preisgegeben ſind, meiſtens aber herrſcht eine gewiſſe Pietät, die als Schutz gegen Mishandlungen dient. Derjenige, der ſeine ihm zugetheilten Armen mit großer Härte behandeln wollte, würde ſich einen ſchlechten Ruf erwerben, der in den beſchränkten Verhältniſſen und wo wechſelſeitige Hülfsleiſtungen oft nöthig ſind, ſelbſt wenn eine verworfene Geſinnung das zartere Gefühl abgeſtumpft hat, dennoch gefährlicher erſcheint, als in ſtärker bewohnten Ländern, wo alle Verhältniſſe des Lebens beweglicher, verwickelter, ſich ſchwerer überſchauen laſſen. Nicht ſelten aber werden ſolche Arme, durch die Länge der Zeit, wahre Glieder der Familie, und eben weil man keine Anſprüche auf ihre Thätigkeit macht, weil ſie reine Gegenſtände des Wohlwollens ſind, erzeugt ſich eine Anhänglichkeit, eine Milde der Behandlung, ein Mitleid, die in Gegenden, in welchen eine rüſtige Geſundheit und ein ſtets klarer Sinn mit ſo vielen Schwierigkeiten immer von Neuem kämpfen müſſen, ſich leichter als in andern ausbilden.

Even, deſſen unbehülfliche Geſtalt ein ſteter Gegenſtand der Witzeleien des muntern Bull war, lebte als ein ſolcher Armer in der Familie des Heggelund. Er war als Kind ſchon von Heggelunds Vater aufgenommen, und galt in ſeiner Kindheit für blödſinnig. Was ihn aber frühzeitig auszeichnete, war eine grenzenloſe Gutmüthigkeit und ein faſt unglaublicher Appetit. Alle liebten das Kind, aber ein jeder erſchrack, wenn er ſich dachte, daß er es ernähren müßte. Als Heggelunds Vater ſich entſchloß, den armen verwaiſten Even in ſeinem Hauſe aufzunehmen, war man beruhigt, und die allgemeine Theilnahme für den Knaben, der auf eine wunderbare Weiſe eine unüberwindliche Neigung zeigte, trotz ſeiner körperlichen und geiſtigen Unbehülflichkeit, allenthalben hülfreich zu erſcheinen, nahm immer mehr zu. Auch in der Familie, die ihn aufnahm, erwarb er ſich immer mehr Liebe, ja ward unentbehrlich. Man hielt ihn für unbrauchbar, wunderte ſich aber nicht wenig, als er mit ungewöhnlicher Leichtigkeit leſen und ſchreiben lernte, obgleich ſeine Sprache undeutlich, ſeine Hand ungeſchickt blieb, ſeine Sinne ſtumpf ſchienen und die geringſte Anſtrengung ihn erſchöpfte. Heggelunds Mutter hatte eine große Zuneigung zu ihm gefaßt, die ſich auf ſeine Frau fortpflanzte, und er ward im eigentlichſten Sinne von jedermann verzärtelt. Der große Appetit war nun ein Gegenſtand der Bewunderung, und nicht in Heggelunds Familie allein, ſondern allenthalben, wo er hinkam, fand er die erwünſchte Gelegenheit ihn zu befriedigen. Durch die vegetirende Ruhe und Muße, und durch die ungeheuren Mahlzeiten, die er fortdauernd genoß, mehr noch durch die ſtarken Getränke, die er, ohne daß ſie ihn erhitzten oder aus ſeiner Ruhe brachten, im Uebermaaß zu ſich nahm, bildete ſich jene monſtröſe Korpulenz, die ihn in einer Gegend, wo ſie faſt nie zum Vorſchein kommt, noch merkwürdiger machte. Wo er hinkam, erhielt er einen mächtigen Dram (ein Glas Branntwein), und er brachte den größten Theil ſeiner Zeit damit zu, langſam und nach ſeiner Bequemlichkeit von einem Hofe zum andern zu gehen. Durch dieſe Beſuche war er nun mit den kleinſten Verhältniſſen aller Familien im Thale, in einem Umfange von einigen Meilen bekannt, ja er war der nicht wenig geachtete Vertraute der meiſten Männer und Frauen. Er erwarb dieſes Vertrauen, welches einer geheimen myſtiſchen Gewalt ähnlich ſah, durch einen merkwürdigen Inſtinkt, der, je älter er ward, ſich deſto mehr entwickelte. Die mancherlei kleinen Ereigniſſe, die ſeit vielen Jahren in der Gegend ſtatt gefunden, Verwandtſchaften, Freundſchaften, Haß und Zuneigung waren ihm genau bekannt, ohne daß das Bild der verſchiedenen Verhältniſſe ihm klar vorſchwebte: aber was als das Reſultat ſeiner ſtillen, in einem dämmernden Bewußtſein ſchwebenden, Erfahrungen hervorging, war das ſichere Gefühl von dem, was ſich wechſelſeitig anzog und abſtieß. Menſchen werden durch äußere Veranlaſſungen oft zu einer genauern Verbindung verleitet, obgleich ſie durch ein unüberwindliches Mistrauen getrennt ſind. Andere werden durch Misverſtändniſſe getrennt, obgleich ein inneres, wechſelſeitiges Vertrauen das Band nie ganz löſt, welches man durch eine leidenſchaftliche Verblendung zu zerreißen ſucht. Wie viele Verwirrungen im Leben ſind dadurch entſtanden, daß ſich diejenigen feindſelig flohen, die zuſammen gehörten; daß ſich ſolche verbanden, die ſich fliehen ſollten. In ſolchen Fällen nun ward Even durch einen ſichern Inſtinkt geleitet, und ſeine Neigung, Alles auszugleichen, entdeckte ihm alle ſolche verwirrenden Verhältniſſe. Er ließ ſich nie auf Gründe ein, auch ſuchte keiner ihn durch eine Auseinanderſetzung der Verhältniſſe zu belehren; er ſchien ſelbſt nie auf dieſe zu achten, und ſein ganzer Rath war ein kategoriſcher, kurz entſcheidender. Wenn ein, ſeinem Inſtinkt widerſtrebender Entſchluß gefaßt werden ſollte, war er jedesmal noch zur rechten Zeit da, um es zu verhindern und alles Abrathen beſchränkte ſich auf kurze Aeußerungen — Es geht nicht; thut es nicht — oder ein bloßes Nein — nein. Aber ſeine innere Unruhe, die tiefe Beſorgniß, die ſich in ſeinen ſeltſam verzerrten Zügen ausſprach, erregte einen geheimen Schauder, und höchſt ſelten wagte man ſeinen Rath abzuweiſen, wo alsdann ein unglücklicher Erfolg immer ſeine Warnung beſtätigte. — Unter einfachen Völkern traute man zu jeder Zeit den Blödſinnigen geheime Kräfte zu; man hielt oft ſelbſt Raſende für Begeiſterte. Im hohen Norden geſtalten ſich ſolche Erſcheinungen, bildet ſich ein ſolcher Glaube ruhiger, und hier wenigſtens ſchien dieſer keinesweges grundlos zu ſein. Es war natürlich, daß ſich mit dieſem Inſtinkt auch ſehr entſchiedene Sympathien und Antipathien ausbildeten, daß Evens Gefühl der Zuneigung und Abneigung ſehr beſtimmt war. Doch verbot ſeine Furchtſamkeit eine jede laute oder abſtoßende Aeußerung. Vorzüglich äußerte ſein inſtinktmäßiges Gefühl ſich unverholen, wenn von der

Neigung beider Geſchlechter die Rede war. Heggelund, der durch ſeine Wohlthaten, durch ſeinen Reichthum, durch ſeine ent ~~ver~~ſchiedene Geſinnung eine große Gewalt über alle Nachbarn ausübte, liebte es beſonders, Heirathen zu ſtiften; und da diejenigen, die ſich nach ſeinem Rathe verbanden, auch gewöhnlich von ihm unterſtützt wurden, ſo fanden viele ſolche Verbindungen, in den höhern ſowohl, als in den niedern Klaſſen der Einwohner, ſtatt. Bei ſolchen Gelegenheiten blieben die Warnungen des dicken Even niemals aus, aber der Wunſch des mächtigen Mannes und die lockenden Vortheile entkräfteten ſie. Wenn nun, was nur zu häufig eintraf, dieſe Ehen unglücklich ausfielen, ſtieg Evens Anſehen, und bei jeder Streitigkeit unter Eheleuten erinnerte man ſich ſeiner Warnungen. Er hatte Storm und Dorothea beſonders in ſeinen Schutz genommen, ſein Inſtinkt forderte ihre Vereinigung; er war überzeugt, daß dieſe ſtattfinden würde und äußerte es fortdauernd auf eine entſchiedene Weiſe. Storm hatte durch ſeine Entfernung aus der Gegend dieſen treuen Anhänger, wenn auch nicht vergeſſen, doch weniger ſchätzen gelernt; aber es läßt ſich nicht läugnen, daß die beſtimmten Aeußerungen eines Mannes, deſſen ſeltſame Gabe allgemein hochgeſchätzt war, einen tiefen Eindruck auf Dorothea machten, daß ſie die Zuverſicht und Ruhe, mit welcher ſie einer zweifelhaften Zukunft entgegen ſah, kräftig unterſtützten. Der alte Heggelund hielt ſich immer von Even entfernt; er ſchien ihn nicht zu bemerken, und dieſer zeigte zwar keine Abneigung, aber eine geheime Scheu verbot eine jede Annäherung.

Even ging in ſeiner ihm geſchenkten neuen Jacke bei Tagesanbruch auf der großen Landſtraße; noch hatten ſich die Einwohner nicht in Bewegung geſetzt, um an dem großen Feiertage die Kirche zu beſuchen. Die, durch das Getreibe der vorigen arbeitsvollen Tage geebnete Straße lag ſtill vor ihm, und er ſchien, während er ſich langſam und mit Mühe fortbewegte, innerlich ſehr beſchäftigt. Er murmelte undeutlich, blieb oft ſtehen und brach dann in ein lautes: Nein, nein! aus, während ſeine Bewegungen ein heftiges Abwehren auszudrücken ſchienen. Eben war er im Begriff, von der Landſtraße ſich abwendend, einen Fußſteig zu verfolgen, der nach einer nicht ſehr entfernten Wohnung führte, als plötzlich ein Mann, in einen Mantel eingehüllt, aus einer nahen Felſenſchlucht hervorſprang, ſich allenthalben aufmerkſam umſah, und als er Even allein erblickte und in der Nähe keinen Menſchen gewahrte, ſich dieſem vorſichtig näherte. Even erſchrack. Kannſt du leſen? fragte der Fremde. — Ei freilich, antwortete Even kurz und furchtſam. Dann gieb dieſen Brief nach der Aufſchrift ab, fuhr der Fremde fort — aber eigenhändig muß er überliefert werden. Hüte dich, daß er nicht in unrechte Hände kommt, fügte er drohend hinzu. Der Fremde war Even nicht unbekannt. Es war einer der herumſchleichenden Schweden, den er auf ſeinen Streifzügen in einem entfernten Hofe getroffen hatte, und er war, ſchon als er ihn das erſtemal ſah, von Angſt und Widerwillen ergriffen. Der Fremde gab Even den Brief und eilte fort; dieſer ſah ihn eilig einen Fußſteig verfolgen, der ſich um einen Felſen bog und hinter welchem er bald verſchwand. — Der Nichtswürdige wußte es wohl, ſprach Even murmelnd, daß ich ihm nicht nachzuſetzen vermag. Blickte er nicht erſt ſorgfältig nach allen Richtungen, um ſicher zu ſein, daß er mich Wehrloſen allein träfe? Es iſt ein ſchlechter, ein widerwärtiger Menſch. — Und dieſer Brief — ich möchte ihn vernichten, wenn ich es wagen dürfte; gewiß enthält er nichts Gutes. — Er ſtand betreten und ängſtlich da. Noch hatte er nicht gewagt die Aufſchrift zu leſen. Jetzt las er mit Beſtürzung Cederſtröms Namen. Kein Menſch hatte ſo ſchnell ſeinen Beifall erworben, und obgleich dieſer ihn mit einer gewiſſen gebietenden Herablaſſung, oft ſtrenge behandelte, ſo kam er ihm doch mit beſonderem Vertrauen entgegen, ſuchte ſeine Nähe und freute ſich in ſeiner Gegenwart. Ein ſolches Vertrauen, hatte es ſich erſt ausgebildet, war durch nichts zu erſchüttern; auch jetzt entſtand keine Spur von Verdacht gegen den verehrten Mann. Aber er erſchrack, als müßte dieſer unglückliche Brief ſeinem Liebling irgend ein grauenhaftes Unheil bringen. — Eigenhändig, heimlich ſoll ich den Brief abgeben, flüſterte er ſich leiſe und von einer unbegreiflichen Angſt ergriffen zu. Ach Gott! Du trägſt das Unglück in deiner Hand; ja könnteſt du es vernichten mit dem Briefe — aber — Noch ſtand er unſchlüſſig und zagend auf der nemlichen Stelle, wo ihn der Fremde verlaſſen hatte, dann kehrte er langſam und kopfſchüttelnd um und ging nach der Predigerwohnung zu.

Hier war ſchon bei anbrechendem Morgen das ganze Haus erleuchtet. Mutter, Tochter und Geſinde waren lebhaft beſchäftigt; ein mächtiges Feuer loderte auf dem Heerde in der Küche, ein langer Tiſch war gedeckt und mancherlei Anordnungen getroffen, damit Alles zur Aufnahme der geladenen Gäſte bereit ſei, ehe der Gottesdienſt anging. In ſeiner entfernten Stube war der Prediger, der alte Storm, mit ſeinem heutigen Vortrage beſchäftigt, und alle, die in ſeine Nähe kamen, ſchlichen vorſichtig vorbei und flüſterten ſich leiſe, was ſie zu ſagen hatten, ins Ohr, während es in den entfernteren Theilen des Hauſes laut und lärmend genug zuging. Es iſt eine Sitte in den reicheren Thälern, wo die Prediger verhältnißmäßig wohlhabend ſind, daß die ausgezeichneten Einwohner, nach dem Gottesdienſt am erſten Weihnachttage, bei dieſen ein Mittagsmahl einnehmen und erſt ſpät des Abends das gaſtliche Haus verlaſſen, obgleich der Wirth, gerade an dieſem Tage mit Geſchäften überhäuſt, ſeinen Gäſten nur wenige Aufmerkſamkeit ſchenken kann.

Erik war früher als alle Bewohner des Hauſes in Bewegung. Was er am vorigen Abend erfahren hatte, beunruhigte, erſchütterte ihn und eine andere tiefe Sorge quälte ihn. Seine Schweſter Marie fand er bei ſeiner Zurückkunft in einer bedenklichen Gemüthsſtimmung; ihre troſtloſe Lage und was ſie in tiefes Trübſal verſenkte, war ihm leider wohlbekannt. Seine Mutter, wie ſein alter Vater, Mutter Heggelund und Dorothea hatten das Mädchen beklagt, ihre Lage bejammert, aber keines wußte eine Hülfe. Halling, Eriks trübſeliger Freund, war mit ihm aufgewachſen. Hallings Geiſtesgaben, beſonders ein tiefes Sinnen, welches durch manche ſeltſame Aeußerung ſchon in ſeiner Kindheit ſich verrieth, hatten die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Sein Vater, Amtmann in Balders und ein vermögender Mann, war geſtorben, auch ſeine Mutter. Seine Kinderjahre waren in einer Umgebung verfloſſen, die ihm kein Vertrauen einflößen konnte, und als er, ſchon dem Jünglingsalter nahe, von den Verwandten in dem Hauſe des Oberſten, in Gulbrandsdalen, aufgenommen wurde, um den Unterricht des dortigen gelehrten Predigers mit Erik zu theilen, ſchien er mit einer geheimen Scheu, furchtſam, bald in ſich und bald in ſeine Studien verſunken. Nur an Erik ſchloß er ſich mit ganzer Seele an, wie dieſer an ihn; er vertraute dieſem Freunde ſeine inneren Kämpfe, wie ihm die Welt, das Leben, als ein drückendes Räthſel erſchien, wie ein mächtiger Trieb nach Kenntniß, mehr noch nach grübelnder Forſchung ihn unwiderſtehlich fortriß, wie die wenigen Augenblicke plötzlicher, dann aber unausſprechlicher Freude, wie ſchnell vorübergehende Himmelslichter, nur zu bald von einer innern Angſt, von einer zehrenden Qual verdrängt würden. Seine Seelenkämpfe hatten einen tiefen Eindruck auf Erik gemacht. Dieſer Jugendfreund vor Allem hatte, in einem frühen Alter ſchon, das Streben ſeines Geiſtes nach einem Höheren, ja nach dem Höchſten, Unergründlichſten gerichtet, und dadurch ein wohlthätiges Gegengewicht gegen den entſchloſſenen, aber nur auf das Aeußere gerichteten Torger gebildet.

Aber auch auf Halling wirkte das fröhliche, entſchloſſene Weſen ſeines Freundes, der zwar mit ihm eine geheime Scheu vor allen Formen leerer Geſelligkeit theilte, ſich aber in den traulichen Kreiſen bekannter Männer mit Sicherheit bewegte, ſehr wohlthätig. Halling erſchien, an der Seite ſeines Freundes, zuverſichtlicher, fröhlicher, freier. Seine Kenntniſſe verſchafften ihm allgemeine Achtung und als ſie zu gleicher Zeit die Univerſität bezogen, ſich dort auszeichneten, ward Halling als ein junger Mann betrachtet, der große Hoffnungen erregte und dem eine glänzende Laufbahn ſicher ſchien.

Marie, durch ihren Bruder angeregt, hatte eine Bildung erhalten, die mit der Beſchränktheit ihrer Umgebung in einem, nur zu fühlbaren Gegenſatze ſtand.

Der Vater, einer jener immer ſeltner werdenden Reſte einer jetzt faſt ganz verſchwundenen Zeit, war groß, breitſchultrig, noch in ſeinem hohen Alter rüſtig; und zeichnete ſich in ſeiner Jugend vorzüglich durch eine außerordentliche körperliche Stärke aus, die ihn auch jetzt noch nicht verlaſſen hatte. Während er auf der Univerſität in Kopenhagen ſtudirte, erzählte man von ihm faſt unglaubliche Thaten.

An einem öffentlichen Orte, ſagte man, habe er einen Spieler belauſcht, der einen jungen Mann verlockte und ihm durch falſches Spiel eine bedeutende Summe abgewann; er habe die Kunſtgriffe des Spielers und die Verzweifelung des jungen Mannes geſehen. Ruhig betrachtete er das Spiel, ſah, wie der junge Mann die bedeutende Summe auszahlte und erblaßte. Jetzt trat er ruhig dem Spieler entgegen. Mein Herr, ſprach er, Sie zahlen dem Mitſpieler die gewonnene Summe wieder aus. Und warum? rief der Spieler entrüſtet, und was geht Sie unſer Spiel an? Sie haben falſch geſpielt, entgegnete Storm noch immer völlig gelaſſen. Der Spieler, ein entſchloſſener Abentheurer, griff nach ſeinem Stocke. In der Stube ſtand ein Billard. So wie Storms Gegner eine Miene machte, ihn anzugreifen, warf er ihn auf das Billard. Empört, entſchloſſen ſich an ſeinem Gegner zu rächen, ſprang der Spieler auf und lief ihm wüthend entgegen. — Du biſt zu weich gefallen, ſprach Storm, als er den zornigen Gegner heranſtürmen ſah, hob ihn mit großer Gelaſſenheit auf und warf ihn über das Billard. Jenſeits lag ein Haufen Brennholz; der Fall war ſchmerzhaft, und der Spieler, von der furchtbaren Stärke ſeines Gegners entſetzt, zahlte die Summe und entfernte ſich eilig, zur großen Ergötzung der Anweſenden. Dem jungen Manne hielt er eine warnende Rede und verſchwand. Während der ganzen Zeit war er völlig ruhig geblieben; in dem Streite hatte er, während der Gegner lärmte und ſchrie, kaum die Stimme erhoben.

Ein zweites Ereigniß erhielt eine größere Oeffentlichkeit und verbreitete ſeinen Ruf in der ganzen Hauptſtadt. Der angeordnete Buß- und Bettag in Kopenhagen wurde mit vieler Strenge gefeiert. Alle laute Beſchäftigung ruhte, keine Trommel, keine Muſik durfte ſich hören laſſen, kein Schornſtein rauchen; eine feierliche Stille herrſchte in allen Straßen, in allen Häuſern. Einige junge Offizire hatten eben die Muße dieſes Tages gewählt, um ein ſtarkes Frühſtück einzunehmen. Vom Weine erhitzt, eben durch die herrſchende Stille angeregt, ſannen ſie auf irgend einen kühnen Streich, als ſie aus einem Hauſe, in der Nähe der merkwürdigen Kirche, deren ſeltſamer, maſſiver, tannenähnlicher Thurm ſeit Tycho de Brahe's Zeiten das aſtronomiſche Obſervatorium trägt, einiges Geräuſch vernahmen. Sie treten in das Haus hinein, merken, daß eine Anzahl Menſchen in einer Hinterſtube, auf die nemliche Weiſe wie ſie ſelbſt früher, bei einem Frühſtück jubeln und finden ſich berufen, hier die Polizei auszuüben. Sie dringen daher lärmend in die Stube hinein, um die Gäſte, rüſtige Bäckergeſellen, zu vertreiben. Dieſe bewaffnen ſich mit Stöcken, Stäben, Ofengabeln und der Streit wälzt ſich von der Stube auf die Straße. Aber die Offizire, jetzt ſich vertheidigend, dringen mit entblößten Säbeln auf ſie ein. Soldaten, die zufällig des Weges kommen, unterſtützen ſie und die Bäckergeſellen ſcheinen unterliegen zu müſſen, als Storm, ruhig die Straße herunterſchreitend, den Tumult wahrnimmt, von dem verſammelten Volke den Grund erfährt und bald die Lage der Streitenden überſchaut. Er war unbewaffnet, aber mit Verwunderung ſieht man, wie er ſich dem maſſiven Thurm nähert, in welchen gekrümmte eiſerne Stäbe feſt eingeſchlagen waren, um jede Verunreinigung des Thurmes zu verhindern. Als man ihn einen ſolchen Stab ergreifen ſah, hielt man ihn für wahnſinnig; aber mit Erſtaunen ſah man ihn den Stab aus der dicken Mauer herausreißen, blitzſchnell unter die bewaffneten Offiziere ſtürmen und Schläge austheilen, die von ſolcher Wirkung waren, daß bald hier, bald da einer ſtürzte, bis der Sieg der angegriffenen Geſellen entſchieden war. Eine Unzahl ähnlicher Geſchichten, viele aus frühern Zeiten, wurden auf ihn übertragen und noch viele Jahre, nachdem er die Univerſität verlaſſen hatte, lebte ſein ausgebreiteter Ruf fort.

Er war dabei der friedfertigſte, gutmüthigſte Menſch, und nur wo er Andere unterliegen ſah, bot er ritterhaft ſeine Hülfe an.

Seine Studien waren geordnet, wie ſein ganzes Leben; er lebte mäßig und ſeine Lehrer ſchätzten ihn. Aber über das, was ihm eben überliefert wurde, reichte ſeine geiſtige Fähigkeit nicht. Er zeichnete ſich mehr durch körperliche Stärke und ſittliche Beſtimmtheit, als durch geiſtige Fähigkeit aus.

Als er Prediger wurde arbeitete er ſeine Kanzelreden mit großer Gewiſſenhaftigkeit aus: Das Exordium aus dem alten Teſtament, die Predigt ſelbſt in drei oder vier Abtheilungen von gehöriger Länge, alles der noch in ſeiner Jugend vorherrſchenden Orthodoxie gemäß. Die äußere Form war tadellos, aber ohne irgend eine Spur von Leben oder anregender Kraft. Seine Kirche war immer voll; denn es gehörte zu der von ihm ſtreng eingeführten Ordnung, daß die Gemeindeglieder ſich nie, weder durch äußere Verhältniſſe, noch durch Witterung, von dem Kirchenbeſuche abhalten ließen; aber die Zuhörer gähnten oder ſchliefen: ſein trocken belehrender, in ſtarrer Ordnung fortſchreitender, einförmiger Ton mußte das bewegteſte Gemüth zur ſtillen Ruhe des Schlummers bringen. Und dennoch war er ein ſehr nützlicher Lehrer. Seine körperliche Stärke imponirte den Bauern; ſie war in ihren Augen ein großer Vorzug. Auf Slien über die wildeſten Gebirge beſuchte er ſeine entfernteſten Gemeindeglieder, zeichnete ſich als Bären- und Rennthierjäger aus, ruderte, in den ſtärkſten Stürmen, über die Gebirgsſeen, ging in der ſtrengſten Kälte, ſelbſt im hohen Alter noch, mit entblößter Bruſt, ruhte auf Streu in den Hütten der Bauern, genoß ihre Koſt mit Wohlbehagen, und ſo lebte er mit und unter ihnen; wie ſie. Seine Gutmüthigkeit, ſeine Wohlthätigkeit gewann alle Herzen, ſeine ſtrenge Sittlichkeit erwarb ihm Achtung und ſeine Gebote galten. Die meiſten Zuhörer in der Kirche waren mit ſeinen Vorträgen ſehr wohl zufrieden, obgleich ſie wenig hörten und noch weniger verſtanden. Sie glaubten eine gute Predigt müſſe eben langweilig ſein. Aber trotz ſeiner Milde war er dennoch gefürchtet, ja wo keine Ermahnung half, wo unordentliches Leben und Unſittlichkeit nach wiederholten Warnungen nicht wich, ſcheute er ſich nicht zu körperlichen Züchtigungen ſeine Zuflucht zu nehmen und manches unverbeſſerliche, keifende Weib, nachdem ſie jahrelang Mann und Geſinde tyranniſirt hatte, mancher lüderliche Bauer wurde durch ſolche fühlbare Gründe zur Beſinnung gebracht. Nie fiel es den Bauern ein, daß ihr Prediger nicht das Recht hatte, ſolche Beſſerungsmittel anzuwenden. Seine tüchtige Natur ertheilte ihm ein Recht, welches eben ſo begründet erſchien, wie das geſetzliche. Er war ein Bauer im edelſten Sinne und ebendaher unbeſchränkter Beherrſcher ſeines Gleichen. Seine

Herrſchaft war aus unbedingtem Vertrauen entſprungen, durch die Einfachheit des Sinnes geheiligt und durch die ſtrenge Conſequenz ſeiner Lehre und ſeines Lebens, die durch keinen innern Zwieſpalt geſtört, durch keine Zweifel erſchüttert wurde, auf immer befeſtigt.

Ein ſolcher Mann mußte dem alten Heggelund ein ſehr willkommener Prediger ſein, und ſie waren die vertrauteſten Freunde. Nur vermochte der alte Storm die Furcht vor einer zerſtörenden Zukunft nicht mit ſeinem alten Freunde zu theilen. Er ſelbſt lebte ganz in der Gegenwart. Was ein jeder Augenblick forderte, leiſtete er mit Ruhe, Ordnung und großer Gewiſſenhaftigkeit. Einige Lieblingsſtudien, meiſt philologiſche, beſchäftigten ihn nur dann, wenn alle Geſchäfte beſorgt waren, wenn die umſichtige Sorgfalt keinen Gegenſtand mehr fand. Was die Zukunft bringen würde, erwartete er mit ruhiger Ergebung. In ſeinem Hauſe war er der ſanftmüthigſte Ehemann, ganz in der Gewalt ſeiner lebhaften, thätigen Frau und völlig mit ſeinen Kindern zufrieden, deren geiſtige Ausbildung ihm fremd blieb. Einzelne Aeußerungen erſchienen ihm zwar ſeltſam, er ſtutzte; aber höchſtens erzeugten ſie ein kurzes Nachdenken, nie eine bleibende Unruhe.

In dieſen beſchränkten Kreis war nun Erik nach langer Abweſenheit wieder zurückgekehrt. Von den Verhältniſſen war er zwar durch Briefe der Eltern und der Schweſter unterrichtet, aber alle Aeußerungen über dieſe blieben dunkel und erzeugten eine unbeſtimmte Unruhe, die er jetzt nach ſeiner Rückkunft nur zu gegründet fand. Er war ſpät nach Mitternacht nach Hauſe gekommen, nur auf ein paar Stunden fiel er, erſchöpft, in einen unruhigen Schlaf und erwachte bald wieder. Das einzelne Licht erhellte trübe die bekannte Wohnung; alles war hier wie ſonſt in den Jahren ſeiner frühen Jugend: der Pult, der Schrank, der Tiſch, das Bett, die Stühle ſtanden wie immer. Bücher und Papiere lagen in der gewohnten Ordnung. Die Unruhe der erſten Tage ließen ihn noch nicht heimiſch werden in dieſem engen Raume, in welchem ſeiner Kindheit Träume und ſeine früheſten jugendlichen Entſchlüſſe und Hoffnungen ſich gebildet hatten. Ein jeder von der Zeit und ihren innern, wie äußern Ereigniſſen lebhaft ergriffene Menſch wird von einem tiefen, verborgenen Schauer ergriffen, wenn er nach langer Zeit in die gewohnte Heimath zurückkehrt. Dann erwacht die ſchlummernde Erinnerung, und wie bewußtlos, aber mit ſchneidender Schärfe ſtellt ſich der Gegenſatz ſeines damaligen und ſeines jetzigen Zuſtandes dar. Er ſieht den Bücherſchrank; jedes Buch iſt ihm bekannt, wie die Stelle, die es einnimmt; ſeine Hand greift inſtinktmäßig nach einem geliebten Schriftſteller, und wie durch einen Zauber findet er den Ideengang, der ihm einmal vor langer, langer Zeit die Hand auf die nemliche Weiſe in Bewegung ſetzte, in derſelben Abſicht; er greift nach ſeinen Papieren, er findet Gedanken hingeworfen, Aufſätze angefangen und unvollendet bei Seite gelegt, Träume angedeutet und es iſt ihm, als wäre die ganze nachfolgende Zeit verdrängt, als ſähe er noch immer der Zukunft entgegen, die er ſchon durchlebt hat. Dann wird er von einer innern Angſt ergriffen, er fühlt ſich in ſeinem tiefſten Innern wie zerriſſen, es iſt ihm, als wäre der ruhige Gang ſeiner Entwickelung gewaltſam abgebrochen. Was er wirklich erlangt hat, was ihm als ein erworbener Schatz werth und theuer war, tritt ihm feindſelig entgegen, als hätte er mit allen ſeinen früheren Hoffnungen ſchonungsloſen Spott getrieben; das lebendige Kind, der ſorgloſe Jüngling ſcheint todt, begraben, und er kann in ſolchen ſeltſamen Momenten nur als Kind, als Jüngling wieder leben, wenn er ſich als Mann vernichtet; der Mann kann ſeine Gegenwart nur finden, wenn er ſeine Vergangenheit begräbt. Nur allmälig ſöhnen ſich dieſe Gegenſätze aus und der verborgene Schmerz des erſten Augenblicks löſt ſich in eine ſtille Wehmuth auf, die den tieferen Menſchen nie verläßt.

Storm hatte dieſen innern Kampf jetzt zu beſtehen. Alles war ruhig um ihn her. Der helle Mond ſchien in die Fenſter, die Uhren beider Kirchen ſchlugen die frühe Stunde an. Abwechſelnd vernahm er in weiter Ferne das

Kniſtern des Eiſes, das Herunterfallen des Schnees — ein vorübergehender Schall in der tiefen Stille.

Da hob ſich allmälig die Sorge der Gegenwart, und jedes Gefühl wurde von einem bangen unruhigen Schmerz verdrängt. Ein tief verborgener, zerſtörender Keim, deſſen Urſprung aus der weiteſten Vergangenheit erkannt wurde, hatte ſich drohend eingeniſtet und wollte ſich eben jetzt verderbenſchwanger entwickeln. Eine geheime Angſt ließ ihn die geliebte Dorothea, als das Opfer einer ſeltſamen Rache, die Jahrhunderte überlebt hatte, ergriffen fallen ſehen. Er glaubte ſie in der Gewalt drohender Männer; das bewegte Gemüth, die qualvolle Stimmung, die ſtille Nacht verwandelte ſeine Ahnung in einen Traum, der ihn, den Halbwachen, wie eine grauenvolle Viſion ängſtigte. Er ſprang auf und ab, um ſich zu verſichern, daß er allein in ſeiner einſamen Stube ſei. Es gelang ihm das quälende Bild zu verdrängen, er konnte jetzt ſeinen Gedanken eine andere Richtung geben. Er hatte Halling nur zweimal, nur kurz geſprochen; aber wie dieſer nach ſeiner Abreiſe immer trüber geworden, als hätte er mit ihm ſeine einzige Stütze verloren, wußte er ſchon vor ſeiner Ankunft. Er ſah, wie Halling ſeine Schweſter von früher Jugend an liebgewann, wie ſie ihn wieder liebte, wie dieſe Liebe ſeinem Freunde Zuverſicht verlieh, wie alles ſich ſo freundlich, ſo hoffnungsvoll zu geſtalten ſchien; er erinnerte ſich, mit welcher freudigen Wehmuth er ſeinen alten, ruhigen Vater und die gerührte Mutter die Hände der Liebenden, noch am Tage ſeiner Abreiſe, ſegnend hatte vereinigen ſehn; er hatte mit Beſtimmtheit gehofft, ſeinen Freund ſchon mit der Schweſter verbunden, im ruhigen Beſitz eines Amtes, welches, ſeinen Fähigkeiten angemeſſen, ihm eine immer bedeutendere Laufbahn eröffnete, wiederzufinden — und er fand einen trübſeligen, träumenden Menſchen.

Schon in Chriſtiania hatten ihm die Lehrer der Univerſität über ſeine ſeltſame Gemüthsſtimmung manchen Aufſchluß gegeben. Man hatte ihm, da man ihn ſchätzte und ſeine gründlichen Kenntniſſe bekannt waren, ein für den Anfang ſehr bedeutendes Amt beſtimmt; aber er konnte ſich nie entſchließen, ſich der nothwendigen Prüfung zu unterwerfen. Vergebens war jede ermunternde Zurede. Man ſtellte ihm vor, daß die Prüfung nur eine Form, daß ſeine Kenntniſſe durch Arbeiten, durch Umgang hinlänglich bekannt ſeien, ja mehrere Lehrer vereinigten ſich, brachten Geſpräche über die bedeutendſten wiſſenſchaftlichen Gegenſtände auf die Bahn; ganz wie zufällig. Er entwickelte dann ſeine Anſichten, begründete ſie mit großer Zuverſicht, ja Kühnheit. Man bewunderte ihn, man machte ihm begreiflich, daß dies ja die eigentliche Prüfung ſei, daß wenn die Verlegenheit, die Aengſtlichkeit ihn auch bei einer öffentlichen Prüfung verwirren ſollte, ſie nach ihrem beſten Gewiſſen nach dieſer Prüfung, nicht nach den Reſultaten der öffentlichen ſich richten würden. Alles war vergebens. Einſt wagte man es, ihn zu zwingen. Oeffentlich an dem Univerſitätsgebäude erſchien ein Anſchlag nach gewöhnlicher Weiſe, mit gehöriger Unterſchrift, daß an dem genannten, beſtimmten Tage der Candidat Halling ſich der öffentlichen Prüfung unterwerfen werde. Er erfuhr es und gerieth in die größte Verzweiflung. In einem Zuſtande, der das Aergſte befürchten ließ, erſchien er vor ſeinem Dekan und beſchwor ihn den Anſchlag herunter zu nehmen. Man war genöthigt ihm nachzugeben.

Jetzt, länger als zwei Jahre, lebte er in der größten Einſamkeit. Er hatte ſich in eine entlegene Gegend, eine Stunde von Swennaes, zurückgezogen, wo er bei einem Bauer wohnte, immer mit dem Entſchluß, ſich der Prüfung zu unterwerfen und die Ausführung immer von einer Zeit zur andern aufſchiebend. Der alte Storm war verdrießlich, die Mutter beſorgt, aber auf Marie wirkte die trübſelige Stimmung des Geliebten gefährlicher und vernichtender. Das ſonſt ſo muntere, thätige Mädchen war wie verwandelt, die innere Angſt des Geliebten ſchien ſich mit aller Macht auf ihre Seele gewälzt zu haben. Die unvermeidliche Prüfung ſchien ihr zuletzt faſt noch drohender als ihm, und in der letzten Zeit, wenn ſein Entſchluß, ſich zu ſtellen, einen beſtimmten Anſtrich nahm, war ſie es, die ihn abhielt. Die Prüfung erſchien ihr als ein böſer Dämon, der den unglücklichen Geliebten unvermeidlich verſchlingen, vernichten mußte; und obgleich ihr ganzes Daſein an ihm hing, obgleich ſie wußte, daß die von ihr im Stillen erwünſchte, von den Eltern mit Ungeduld erwartete Verbindung, ohne daß dieſe Gefahr überſtanden war, unmöglich ſtatt finden konnte; obgleich ſie ſeufzte, wenn ſie erfuhr, daß Aemter vergeben wurden, die Halling erwarten konnte, die man ihm ſogar beſtimmt hatte: ſo konnte ſie die furchtbare Angſt dennoch nicht überwinden, und der tödtende Widerſpruch, daß — wie ſie befürchtete — die nothwendige Bedingung ihrer zukünftigen Ehe den Geliebten vernichten würde, zehrte an ihrer Geſundheit, ja an ihrem Leben.

Als Storm den Zuſtand ſeiner unglücklichen Schweſter, theils durch die Mutter, theils durch abgedrungene, meiſt nur fragmentariſche Selbſtgeſtändniſſe, kennen lernte, war ſein erſtes Gefühl eine große Erbitterung gegen ſeinen Freund, der ein ſo liebliches, unbefangenes Weſen verlockt und zerſtört hatte. In dieſer Stimmung ſah er nach dem vorübergehenden Gruße bei der Rückkehr in ſeine Heimath Halling zum erſtenmal, und machte ihm die heftigſten Vorwürfe. Sein Freund ſehnte ſich nach ihm und fürchtete doch die erſte Erörterung. Jetzt ſaß er in ſeiner engen Stube und hörte Storm, der immer heftiger wurde, an, ohne ihn zu unterbrechen.

Als dieſer endlich ſchwieg, ohne daß der betäubte, in ſich verſunkene Freund etwas erwiederte, ging er, ſchon milder geſtimmt, auf ihn zu: ſo rede doch, vertheidige dich, laß mich doch erfahren, was dich und leider mit dir meine Schweſter in eine ſo unglückliche Lage bringen konnte. Storm, antwortete er, haſt du mich nicht von Kindheit an gekannt? War es dir etwa verborgen, wie du die einzige Stütze warſt, an die ich mich in einer Welt, deren Erſcheinungen mich quälten, aufrecht zu halten wußte? — Du ſahſt die Liebe mich und deine Schweſter immer inniger verbinden. So lange du da warſt — wie heiter erſchien uns die Welt, wie hoffnungsvoll die Zukunft. Damals, an deiner Seite, hätte ich Alles gewagt, Alles wäre überſtanden. Aber du verließeſt uns, meine einzige Stütze war mir in dem bedenklichſten Momente entrückt und ich ſank zu Boden. Du haſt es geſehen, Geliebter, daß deine Schweſter ſich an mich, den unſichern, ſchwankenden anlehnte; ſie ſtürzte mit mir und nun ſtehſt du hier und wirfſt mir vor, was du ſelbſt veranlaßteſt. Wie es mir iſt, was es mir unmöglich machte, mich der öffentlichen Prüfung zu unterwerfen, ſoll ich dir ſagen? — Vermag ichs, dir es klar zu machen? — Wenn ein einzelner Gegenſtand mich ergreift, dann verſinke ich ganz in ihn; keine Mühe iſt mir zu groß, keine Schwierigkeit ſchreckt mich ab, ja durch einen ſolchen Durchgangspunkt tritt mir wohl die größere, tiefere Idee der Wiſſenſchaft freundlich näher. Aber in einer öffentlichen Prüfung kenne ich keinen Gegenſtand; die Wiſſenſchaft ſelbſt — wie ſie ſich in der Folge der Zeiten entwickelt hat und ihre ganze Vergangenheit in ſich trägt, wie ſie lebendig, organiſch in die Geſammtheit jeder geiſtigen Richtung hineingebildet iſt, erdrückt mich. Die ſonſt befreundeten Lehrer, — denke ich ſie mir als ſolche, die lauter unbekannte Räthſel bewahren, die mich ängſtigen ſollen, — erſcheinen mir wie verwandelt. Ich ſoll jede Frage beantworten, die an mich gerichtet wird. — Wo habe ich die Sicherheit auch nur eine beantworten zu können, wenn nicht die innerſte Mitte der Wiſſenſchaft, die freilich alle Räthſel löſt, mich lebendig durchdringt.

Halling, rief Storm ungeduldig — welche ſeltſame Thorheit! — Der Kreis der Gegenſtände, die in den Vorträgen der Lehrer vorkamen, Fragen der gewöhnlichſten Art, deren Beantwortung man von den Lehrlingen erwarten darf, enthalten ſie wohl, können ſie jene innere Mitte enthalten, die die Geſchichte ſucht und die größten Geiſter nur annähernd erkennen mögen? Du darfſt dich mit den Beſten vergleichen und ängſtigt dich mit Träumen, die keinen Sinn haben? — Sage was du willſt, erwiederte Halling, der Boden iſt mir bei einer unbeſtimmten Prüfung entrückt; die unbekannte Größe iſt, eben weil ich ihre Grenzen nicht kenne, ein Unermeßliches; der Schwindel ergreift mich *vor jeder* Frage, die ich beantworten *muß* und ich weiß beſtimmt, daß ich ſelbſt die einfachſte nicht würde beantworten können.

Als die Lehrer, wohlmeinend, mir die Prüfung aufdringen wollten, zwangen ſie mich einige Fragen zur Beantwortung mitzunehmen. Ich war entſchloſſen ſie nicht zu behandeln und das beruhigte mich. Dennoch las ich ſie aus Neugierde, ſie folgten mir in die Einſamkeit und allmälig wurden ſie mir lieb. — Ich habe ſie alle ausgearbeitet, zwar kaum ſo, wie man ſie verlangt, ausführlicher vielmehr, als ſchicklich. Ich wollte nicht den Lehrern, ich wollte mir ſelbſt genügen. — Ein Stoß Papiere wurde mit trüben Lächeln aus dem Pult genommen. — Dieſe Arbeiten haben mir in meiner unglückſeligen Einſamkeit manche heitere Stunde verſchafft, ſagte er, indem er ſie hinlegte. — Ich nehme ſie, ich werde ſie durchleſen, rief Storm und zog den ganzen Haufen zu ſich. Aengſtlich wollte Halling es abwehren, aber Storm redete ihm ſo freundlich zu, erinnerte an die frühere ſchöne Zeit, und wie ſie damals alles mit einander getheilt hatten und endlich erhielt er die Erlaubniß die Papiere mitzunehmen. — Und doch kann ich ohne Angſt dieſe Arbeiten nicht in andern Händen, ſelbſt nicht in den deinigen, mir denken, ſagte Halling; verſprich mir wenigſtens ſie keinem Andern zu zeigen. Ohne deine Erlaubniß gewiß nicht, antwortete Storm, aber dieſe hoffe ich zuverſichtlich zu erhalten. Halling, welche ſchöne Gaben läßt du durch ſchwächliche Nachgiebigkeit zu Grunde gehen. Wahrlich, keiner wird glauben, daß du mit fremder Hülfe die

Aufſätze ausgearbeitet haſt. Man kennt dich. Dieſe Papiere, ich weiß es — denn ich kenne dich — enthalten Anſichten, die nur du zu erfinden, zu entwickeln vermochteſt. Welche Hoffnungen haſt du erregt, was erwarten alle deine Lehrer, die Behörden, die dich kennen, ja das Land, in einer bedenklichen Lage, von deiner Thätigkeit. Ermanne dich, wirf dieſen furchtbaren, lähmenden Trübſinn von dir und werde, was du ſein kannſt, was du deinem Vaterlande, deiner Liebe, dir ſelbſt ſchuldig biſt.

Halling ſah ſtumm vor ſich hin, die Züge ſeines Geſichts zeigten eine tödtende Erſtarrung, das trübe Auge blickte mit einer ſeltſamen, furchtbaren Ruhe; keine Spur von Bewegung erfolgte nach der ermunternden Rede. —

Das iſt ja mein tiefſter Kummer; alle haben das größte Vertrauen zu mir, nur ich ſelbſt nicht, fuhr er fort. Lieber Freund, wenn nun auch die Prüfung überſtanden wäre — was dann? Thätig ſoll ich ſein, das heißt, ich ſoll Streitigkeiten ſchlichten, richten, vielleicht neue Einrichtungen treffen, neue Geſetze entwerfen. — Das Wiſſen ſoll That werden. — O! über den glücklichen oder vielmehr unglücklichen Leichtſinn der Menſchen die in dieſen verworrenen Verwickelungen des Lebens hier Faden zerreißen, dort neue anknüpfen; welche prahlen können mit der ordnenden Thätigkeit und nicht merken, daß während die äußere Form eine ſcheinbare Ordnung erhält, tauſend zartere, innere, weſentliche Verhältniſſe zerſtört und vernichtet werden. Ja freilich: Geſetze ſind da, Gerichtsordnungen, Formeln, die aufrecht erhalten werden ſollen, allgemeine Regeln, denen die eigenthümlichſten, lebendigſten Fälle geopfert werden. Sage mir doch, — wie ausführlich ſich auch die Geſetze durch den Lauf vieler Jahrhunderte ausgebildet haben für alle möglichen Fälle, treten nicht immer von Neuem, und gerade da, wo von dem Wichtigſten, nicht blos von Vermögen, nein von Ehre und Schande, ja vom Leben die Rede iſt, Ereigniſſe hervor, die durch ein eigenthümliches Gepräge von allen vorhergehenden verſchieden ſind? Du ſollſt — es iſt deine unglückliche Pflicht, ſie den plumpen Ueberlieferungen der Form unterordnen — und was leitet dich — die Willkühr, die ſubjektive Meinung, das Gutdünken. Wenn zwei Inſtanzen ſich widerſprechen, die eine verdammt, die zweite freiſpricht, oder umgekehrt — welche hat Recht? Wäre die Sache völlig klar, wie konnte die erſte Inſtanz ſie verkennen — iſt ſie unklar, wer bürgt uns dafür, daß die zweite Recht hat? Die erſte Entſcheidung der Art würde mir die letzte Spur von Ruhe rauben. Der Menſch mag zu tadeln ſein, wenn er nicht handelt — aber die ſchwerſten, die tödtlichſten Vorwürfe, die innerſten treffen den Nachdenkenden, wenn er vermeſſen zu handeln wagt.

Welcher Arzt könnte heilen — da ein jeder wirkliche Krankheitsfall ſich von allen andern durch irgend eine Beſonderheit der eigenthümlichen Natur unterſcheidet, rief

Storm aus und ſeine Ungeduld hatte den höchſten Gipfel erreicht; — welcher Seelſorger dürfte der zweifelnden Seele Rath und Troſt und Hülfe anbieten, da die eigene Stimmung nicht in unſerer Gewalt ſteht und die Tiefen des fremden Gemüthes uns verſchloſſen bleiben? Welcher Erzieher dürfte ſich mit der Leitung, mit dem Unterricht beſchäftigen, da die keimenden Fähigkeiten ſo ſelten erkannt werden? Alles würde, von einer Aengſtlichkeit, wie deine, gepeinigt, in eine erſchlaffende Unthätigkeit verfallen; wenn nicht eben eine ſolche Betrachtung für den tiefſten Menſchen den Abgrund, den verborgenſten Born aller Zuverſicht, den Glauben, erweckte; wenn ſie uns nicht mit dem einfältigſten Manne ſprechen läßt: „an Gottes Segen iſt alles gelegen;“ wenn wir dieſen nicht, wo wir gewiſſenhaft alles erwogen haben, mit Sicherheit erwarten dürfen, auf jeden Fall gefaßt; wie auch der Erfolg ſein mag, ruhig bleiben, weil das letzte Siegel einer jeden, ſorgfältig erwogenen, mit Gott angefangenen, im Glauben vollendeten That, von ihm aufgedrückt wird, der doch allein den innerſten, weſentlichen Mittelpunkt aller Verhältniſſe durchſchaut und trägt. Eine Betrachtung, wie dieſe, die dich niederbeugt, muß einen jeden Menſchen, der nicht durch Religion geſtützt wird, zur Verzweiflung, ja zum Wahnſinn treiben. —

Und wenn es zum Wahnſinn wäre? rief Halling plötzlich mit ſtarker, ja widerlicher Stimme, — die ruhigen

Züge geriethen auf einmal in Bewegung, ein feuriges, aber zugleich irres, unheimliches Licht blitzte ihm aus den Augen und Storm ward von Entſetzen ergriffen.

Es dauerte lange, ehe er ihn zu beruhigen vermochte. Auf Augenblicke zwar ſchien es, als wollte das alte Vertrauen wieder mächtig werden, als blickte die lange untergegangene Heiterkeit durch die verſteinerten Züge, aber dann verſank er wieder und Storm verließ den Jugendfreund mit geheimer Angſt; er glaubte ihn, er glaubte ſeine Schweſter verloren.

Jetzt in der ſtillen Einſamkeit der Nacht erſchien ihm dieſes finſtere Verhängniß, welches von früher Kindheit an über Halling geſchwebt hatte, noch grauenhafter. Er durchblätterte die Aufſätze, die er mitgenommen; er ſtieß auf Aeußerungen, auf Anſichten, die ihn in Erſtaunen ſetzten und die wir, fragmentariſch, unſern Leſern ſpäter mittheilen werden, und der nächtliche Geiſt, der wie verlockend durch das Leben ſchreitet, in jede Freude eine geheime Sorge hineinträgt, jede Luſt mit Schmerz paart, ſchien ihm drohend näher zu treten. Er ward ungeduldig. Halling, deſſen Ankunft er fürchtete und ſehnlich erwartete, kam nicht. Er ſtand auf, öffnete, trotz der ſtarken Kälte, das Fenſter und blickte in die ſtille, kalte, mondhelle Nacht hinaus. Ueber den Hof, über die Nebengebäude weg ſah er in das erweiterte Thal, und die ſchneebedeckten, mit Tannen bewachſenen Berge erhoben ſich in mächtig dunklen Maſſen. Da glaubte er in ſehr weiter Ferne ein Geräuſch zu hören: es war wie Pferdegetrampel. Er lauſchte aufmerkſam und ſchon zweifelte er nicht mehr. Es kam näher, er erwartete den Freund in der ſeltſamſten, unruhigſten Stimmung. Indem er nun ſo hinhorchte ſchien es ihm, als wenn die Pferde nicht weiter vorſchritten. Das nächtliche Wachen, die wunderbare Spannung der aufgeregten Gefühle ſteigerten die Empfindlichkeit ſeiner Sinne und faſt war es ihm, als wenn er den Schlitten ſeines Freundes durch irgend eine Gewalt, die er nur nicht deutlich unterſcheiden konnte, aufhalten ſehe. Er vernahm deutlich ein unordentliches, lautes Geräuſch, ein kurzes Geſchrei, ein ſchnelles Davoneilen, wie von Menſchen 'mit Pferden. Eine unbeſchreibliche Angſt, ein inneres Erbeben ergriff ihn. Schnell warf er einen Mantel um, griff nach einem Knotenſtock und eilte ſtill, um, da man ſchon in der Küche beſchäftigt war, von keinem bemerkt zu werden, zum Hauſe hinaus und der Gegend zu, aus welcher das Geräuſch zu kommen ſchien. Er mußte weit gehen; er begriff nicht, wie jener Auftritt, den er ſo deutlich gehört hatte, in einer ſo großen Entfernung hatte ſtattfinden können. Schon fing er an das Ganze für eine Täuſchung anzuſehen, ja der Aerger, daß Halling noch nicht da war, ſein gegebenes Verſprechen nicht gehalten, wollte eben die Angſt vertreiben, als er die Landſtraße, durch den Mond beleuchtet, gewaltſam aufgewühlt fand. Jenſeit waren deutliche, friſche Spuren von den Pferdehufen — hier auch, aber verworren, nach mehreren Richtungen. Hier, an dieſer Stelle war offenbar irgend etwas Außerordentliches geſchehen; aber um ihn herum war alles ſtill, kein Laut ließ ſich hören und der ſtumme, lang aufhorchende Lauſcher vernahm auch in der Ferne keinen Ton. Was iſt das, welches furchtbare Geheimniß hat mich hergelockt, um ſich nur noch tiefer zu verbergen! rief er, wie unwillkührlich, von einer peinlichen aus Entſetzen und Ungeduld gemiſchten Empfindung gequält.

Da war es ihm, als hörte er ein dumpfes Wimmern. Er horchte und vernahm es wieder. Iſt jemand da? rief er laut und nur das Wimmern, jetzt vernehmlicher, beantwortete ſeine Frage. Er glaubte die Gegend zu erkennen, aus welcher es kam, näherte ſich, hörte es immer deutlicher und fand endlich zwiſchen dem Geſtrüppe, im tiefen Schnee, einen Bauer, an Händen und Füßen gebunden und geknebelt. Schnell waren die Bande gelöſt, der Mund befreit und der rüſtige Menſch richtete ſich auf. Seine erſte Aeußerung war ein unmäßiger Zorn. Die Nichtswürdigen, rief er, fünf über einen — denn der arme Herr wehrte ſich kaum; ehe er ſich aus dem Pelzwerk wickeln konnte, war er ſchon ergriffen. Aber auf mich ſchlugen ſie ein mit Knüppeln, bis ich hinfiel. Wer war das, rief Storm, wer iſt ergriffen? Halling, ſagte der

Bauer, indem er noch immer mehr Verdruß, als Schrecken oder Theilnahme äußerte. Sie banden ihn in den Schlitten und fuhren ſchnell davon. Mich warfen die Spitzbuben hierher. Kannteſt du keinen? frug Storm. Keinen einzigen, erwiederte der Bauer; ſie ſchienen mir alle unbekannt und ſprachen während des ganzen Angriffes kein Wort. —

Mein Gott, dachte der Jüngling, wer begreift dieſes ſeltſame Ereigniß. Halling, der ſtille Menſch, der mit Niemand in Berührung ſteht, der nur ſich ſelbſt zur Qual lebt — wie kann der Feinde haben? — Biſt du verwundet, frug er den Bauer, ſoll ich dich irgendwohin bringen, brauchſt du meine Hülfe? — Ich habe nur blaue Flecke von den gewaltigen Schlägen, erwiederte der Bauer — die waſche ich mit Branntwein. Deine Hülfe würde ich nur brauchen, Erik, wenn die Beſtien hier wären. Du biſt ein braver Kerl und wäreſt du früher gekommen, ſo würden wir ſchon mit ihnen fertig geworden ſein. — Und eine ſolche Unthat in der heiligen Nacht, wo in dieſem ganzen Lande ein jeder ſich von den heiligen Engeln beſchirmt glaubt und der ſchlechteſte Kerl beten muß. Nein, das iſt unerhört! — Die Hallunken! — ſagte der Bauer und eilte mit ſchnellen Schritten nach der nächſten Wohnung und ließ Storm ſtehen. — Biörn, rief Storm, nach welcher Richtung flohen ſie? — Nun, erwiederte der Bauer, wie kannſt du fragen, es giebt ja nur dieſen einen Weg zum Thale hinaus und weiter weiß ich nichts. Er verſchwand. Auch auf Storm machte die Bemerkung des Bauers einen tiefen Eindruck; die That ſetzte in dieſer Gegend und bei der herrſchenden Geſinnung eine Verworfenheit voraus, die das Gräslichſte befürchten ließ. Aber auch das war klar, daß eben dieſe Zeit, das Ueberraſchende einer That, die hier faſt unglaublich ſchien, den Verbrechern günſtig war.

Wie betäubt ging Storm wieder nach Hauſe. Der Tag war angebrochen, und als er in die Nähe der väterlichen Wohnung kam, ſah er Even, der langſam und bedächtig fortſchritt. Wo willſt du hin? rief er ihm zu. Even war verwundert, Storm in einer ſo frühen Stunde auf der Landſtraße zu finden, erzählte ihm aber den Auftrag, welchen er auf eine ſo ſeltſame Weiſe erhalten und ausgerichtet hatte. Storm ſchien ſich von Räthſeln umgeben; dieſer wunderbare Auftrag ſetzte ihn in Erſtaunen.

Als er in den Hof trat, bemerkte er eine große Unruhe. Pferde wurden aus dem Stalle geführt, Schlitten herbeigezogen, Bauern ſtürzten, wie verwirrt aus den nächſten Höfen.

Was iſt das? rief er, immer verworrener, ſo daß ihm Alles wie ein entſetzlicher Traum vorſchwebte. — Er iſt da, ſchrie man ihm entgegen, er iſt doch wenigſtens da. — Um Gottes Willen, was iſt geſchehen, rief er wieder, und eilte von Angſt gepeinigt in das Haus. Der

Vater ſtand wie verſteinert, die Mutter, die Tochter lagen in Ohnmacht. — Gieb mir Licht, laß mich erfahren, welches Grauſen wach geworden iſt; ſprich Torger, rief Storm und packte ihn, wie in Verzweiflung. — Der Schuft Cederſtröm iſt verſchwunden, war die Antwort, dich glaubten wir verloren — denn — wiſſen mußt du es doch — Dorothea iſt geraubt.

Da brach die ganze Gewalt des nächtlichen Entſetzens auf den Unglücklichen ein und der ſtarke Jüngling, von dem Schlage eines entſetzlichen Geſchicks niedergeſchmettert, ſank bewußtlos hin.

In Oeſterdalens Gebirgszuge, nicht weit von der ſchwediſchen Grenze, ſieht man ein Thal von außerordentlicher Länge, wie man ſie in Norwegen nicht ſelten findet. Die mächtigen Thalwände ſteigen nicht ſchroff, ſondern allmälig in die Höhe und die obern Theile des Thales erhalten dadurch eine grosartige Erweiterung, während man durch die, oft teraſſenförmig abgetheilte Verſenkung, in die Verengerung des Thales, wie in eine unermeßliche grenzenloſe Tiefe hineinblickt. Man überſieht das Thal in einer bedeutenden Länge und die grosartige Wölbung bildet ein Ganzes, von deſſen imponirender Wirkung diejenigen ſich ſchwerlich einen Begriff machen können, die nur die Zwergthäler des nördlichen Deutſchlands kennen. Die Thalwände ſind von den Gipfeln bis in die Tiefe mit Tannen bedeckt, deren mächtige, ſchlanke Stämme eine Schönheit erreichen, die man nur in Skandinavien, dem Lande der Tannen kennt. Das Thal, in welches wir jetzt unſere Leſer zu verſetzen ſuchen, ſchien unbewohnt; denn die wenigen Wohnungen, die hier und da zerſtreut ſein mochten, waren hinter den Wäldern, hinter den Anhöhen verſteckt oder in der Tiefe unſichtbar. Jetzt war es mit Schnee bedeckt, der den Thalgrund, die Wände, die düſtern Tannen verſchleierte. Die kalte Morgenſonne ſchien in das Thal hinein, ein wolkenloſer Himmel wölbte ſich über die Berge, kein Wind regte ſich und eine feierliche Stille herrſchte in der ganzen Gegend. Das Thal zog ſich von Weſten nach Oſten hin und auf dem nördlichen Abhange lief in bedeutender Höhe eine Landſtraße, die im Sommer durch ihre ausgezeichnete Güte, in einer ſo einſamen, wenig bewohnten Gegend, auffiel und jetzt mit Schnee bedeckt war. Es war ſehr überraſchend dieſe Straße jetzt geebnet und ſehr befahren zu ſehen. Dieſe Spuren menſchlicher Thätigkeit in einem, wie es ſchien unbewohnten Thal, mußte dem Wanderer unbegreiflich vorkommen.

Ein Schlitten, in welchem ein in dicht behaartes Pelzwerk eingehüllter Mann, hinter dieſem ein Bedienter, ſaß, fuhr ſchnell gegen Oſten. Indem der Weg ſich bog, entdeckte der Reiſende auf einer ſteilen Anhöhe eine Kirche. Sie war von Holz gebaut, klein aber reinlich.

Univ.-bibl.
München

Der ſpitzige Thurm von mäßiger Höhe war dachziegelförmig, wie die Wände, mit braun angeſtrichenen Schindeln bedeckt. So verſteckt lag dieſe Kirche, daß man ſie nur ganz in der Nähe entdeckte. Nur hie und da von der entgegengeſetzten Seite des Thales erblickte man den Thurm flüchtig, der ſich dann ſchnell hinter Bergen und Wäldern wieder verbarg. Unten lag die ruhige Predigerwohnung und ein paar kleine Wohnhäuſer; neben dieſen eine Reihe nach vorne offener Schuppen, Jahrmarktbuden ähnlich, in welchen jetzt eine Menge Schlitten und Pferde, dicht an einander feſtgebunden, ſtanden. Die entfernt wohnenden Bauern kommen im Winter in Schlitten, im Sommer in zweirädrigen Karren zur Kirche, und dieſe Schuppen ſind dann den orientaliſchen Karavanſerais ähnlich.

Kein Menſch war zu erblicken. In den Schuppen trampelten, wieherten die angebundenen Pferde und genoſſen aus den gefüllten Krippen das Heu. In den verſchloſſenen Häuſern ſchien alles ausgeſtorben, aber von der Höhe herab tönte der laute Geſang aus der Kirche. Der Reiſende ſchien, als er den fernen Geſang hörte, überraſcht; er fuhr langſamer, immer langſamer, endlich war es, als faßte er plötzlich einen Entſchluß: er ſprang aus dem Schlitten, gab die Zügel an den Bedienten, der ſie ſtumm und verwundert annahm, ſtieg mit eiligen Schritten die Anhöhe hinauf und trat in die gefüllte Kirche hinein.

Der Prediger hatte eben die Kanzel beſtiegen. Der Fremde blickte, indem er leiſe den mittlern Gang durchſchritt, ſcheu nach allen Seiten. Alle Bänke waren beſetzt, er entdeckte nirgend einen leeren Platz, hüllte ſich tiefer in ſeinen Pelz und lehnte ſich, der Kanzel gegenüber, an einen Pfeiler. Er mußte der verſammelten Gemeinde auffallen. Schon daß ein Fremder, ſo ſpät nach dem angefangenen Gottesdienſte, eintrat, war in einer Verſammlung, in welcher ſich alle unter einander bekannt waren, alle ſich noch vor dem Anfange des Gottesdienſtes zuſammenfanden und zu gleicher Zeit, in ſtiller Ordnung, in die Kirche eintraten, etwas Störendes und Ungewöhnliches. Aber die Geſtalt, die Geſichtszüge des Fremden würden auch unter weniger auffallenden Umſtänden die allgemeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt haben. Er war groß, ſelbſt in ſeinem, jetzt gemäßigten, ja leiſen Gange zeigte ſich etwas Kühnes, Ernſtes, Gebietendes. Während er die ſcharfen Blicke forſchend bald hier, bald dorthin richtete, erkannte man ein finſteres Geſicht. Er ſchien nicht ſehr alt, aber tiefe Furchen durchzogen das Antlitz; eine kühne, gebogene Naſe hob das fremdartige ſeiner Züge; der verſchloſſene Mund, der ſich ſelten öffnen mochte, deutete auf ein geheimnißvolles, unzugängliches Gemüth; die funkelnden Augen bewegten ſich unruhig hin und her und das Trotzige, Entſchloſſene, Wilde, welches aus jeder Bewegung, aus jeder Miene ſprach, konnte Grauen erregen. Indem er durch den mittleren Gang ſchritt, ſchien er zwar alle Plätze zu überblicken, aber auf keinen Menſchen zu achten, und als er ſich hinſtellte, ſich dichter einhüllte und das Geſicht tief in den Pelz verbarg, ſchien eine räthſelhafte unbewegliche Geſtalt, an einem hochfeierlichen Tage — dem Weihnachtstage — verhängnißvoll hingezaubert in die ruhige ſtille Verſammlung, deren Mitglieder, von einem beſchränkten Leben feſtgehalten, in den engen Kreis gewohnter Vorſtellungen gebannt, ſelten die beſtimmten Grenzen der ruhig wiederkehrenden Verhältniſſe überſchritten. Man ſchien die erſten Worte des beliebten Predigers zu überhören.

Dieſer ſchien kaum dreißigjährig. Wenige dünne Haare hingen ſchlicht um die faſt jugendliche Stirn. Sein ganzes Geſicht zeigte Verſtand, ruhige Beſonnenheit und liebliche Anmuth. Er ſprach:

Ein jeder Menſch, geliebte chriſtliche Gemeinde, findet etwas in ſeinem Innern, was ihn fortdauernd an ſeine hohe, göttliche Abkunft mahnt — eine tiefe, verborgene Stelle, in welcher der zurückgedrängte Gott bleibt, der ſich nicht verdrängen läßt. Das ewige Geſetz der Sittlichkeit erſcheint ihm als das innerſte ſeines eigenen Weſens, die ewige Wahrheit ruht im Mittelpunkt aller Irrthümer, das verhüllte Paradies, in welchem wir urſprünglich heimiſch, im Bilde Gottes geboren ſind.

Dieſes tief verborgene Göttliche iſt urſprünglich nichts

Geheimnißvolles, Unbegreifliches, es iſt die Klarheit ſelbſt; es verbirgt ſich nicht vor uns, wir ſelbſt verhüllen es. Die ewige Wahrheit in ihrem hellſten Lichte hängt nicht von dem Umfange unſerer Kenntniſſe ab; ſie mag hell ſtrahlen in dem engſten Kreiſe, während der verirrte Geiſt, von ſeinem Irrthümern gefangen, ſich ängſtigt und quält, inmitten ſeiner geiſtigen Reichthümer. Der Ernſt des Geſetzes, ſeine ewige, unwandelbare Heiligkeit, hängt nicht ab von dem größeren oder geringeren Kreiſe, innerhalb welchem wir thätig ſind; es wird verachtet von dem Mächtigſten und offenbart wohl hier und da ſeine Herrlichkeit und Kraft durch den Geringſten.

Dieſe Wahrheit iſt nicht ein bloßer Gedanke, ein reiner Begriff; dieſes heilige Geſetz nicht ein todter Buchſtabe, eine leere Regel — nein, Geliebte in dem Herrn! ſie ſind Leben und das wahre Leben, ja Geſtalt, Perſönlichkeit. Wie unſere Gedanken mit einander ſtreiten und ſich verwirren, daß es uns ſelten gelingt die höchſte, ſtrahlende Klarheit zu ſchauen; wie unſere Entſchlüſſe und Handlungen mit einander ringen und ſich widerſtreiten, daß wir nur ſelten der größten Reinheit und Heiligkeit uns bewußt werden, ſo iſt auch unſere unſterbliche Geſtalt von der Verwirrung, von den Irrthümern der Gedanken, von dem vernichtenden Kampfe, von den wilden Begierden ergriffen und kann ſich nicht herauswickeln aus der verzerrenden Unruhe, aus der zerſtörenden Qual, daß ſie heiter und lieblich ihre innere Herrlichkeit und Schönheit offenbare.

Giebt es einen unter uns, der, wenn er ſich in den ſtillen Stunden der heiligen Andacht vergleicht mit ſich ſelbſt, mit dem in ihm mahnenden Gotte, zu ſagen wagt: Perſon, Geſetz und Wahrheit, Leib, Seele und Geiſt, ſind in dir in der urſprünglichen Reinheit. — Ach! wir wiſſen es, wir erfahren es, daß unſer Leib dem Tode preisgegeben iſt, unſere Seele den Begierden, unſer Geiſt den Irrthümern. „Denn ich habe Luſt an Gottes Geſetz nach „dem inwendigen Menſchen. Ich ſehe aber ein anderes „Geſetz in meinen Gliedern, das da widerſtreitet dem Ge„ſetz in meinem Gemüthe und nimmt mich gefangen in „der Sünden Geſetz, welches iſt in meinen Gliedern. Ich „elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dem Leibe „dieſes Todes?" — Und dennoch wiſſen wir, daß es ein Nichtiges iſt, dem wir nachjagen, der Leib, den wir verwüſten, ein Tempel Gottes, das Geſetz, welches wir übertreten, das Siegel ſeiner Herrlichkeit, die Wahrheit, die wir verkennen, das Licht ſeines Geiſtes.

So liegt die Erinnerung eines verlornen Paradieſes, wie in dem Vorgrunde der Geſchichte unſeres ganzen Geſchlechtes, ſo im Hintergrunde eines jeden Gemüthes und wirft einen trüben Schatten über alles irdiſche Daſein, ach! nur zu ſelten von einem, hellen, lichten, freudenreichen Strahle der ewigen Liebe beleuchtet.

Aber nun denkt euch einen Unglücklichen, dem Gott hohe Gaben ſchenkte: eine mächtige Geſtalt, einen feſten Muth, einen klaren Verſtand — ſeht, wie er in innerm Trotze ſich frühzeitig abwendet von den liebreichen Ermahnungen der Eltern, von der leitenden, heilſamen Gewalt der Lehrer. Sich ſelbſt will er alles verdanken. Was er wirklich beſitzt iſt ihm, als eine göttliche Gabe, etwas Geringes, Verächtliches; es ſoll den Siegel ſeiner Herrlichkeit tragen, daß er werde, wie der Gott, der in ihm, um ihn und über ihm iſt, waltet. Der Arme, er waffnet ſich hochmüthig gegen Alles: gegen die Natur, die nun die Geſtalt verzerren und in ein Grauen für jeden verwandeln muß, die ſie pflegen, veredeln möchte; gegen das Geſetz, das ordnende in allen Verhältniſſen, das nun ſtrafend dem entgegen treten muß, den es als einen Vollſtrecker ſeines mächtigen Willens berufen hat; gegen die Wahrheit, daß ſie ſeine Gedanken verwirren muß, die ſie mit urſprünglicher Klarheit ausgerüſtet hatte, damit ſie ſich durch ihn kund thäte. Alle Erinnerungen aus früher Kindheit quälen ihn, die Herrlichkeit der Natur tritt ihm drohend entgegen; der Frühling bringt ihm keine Blüthen, der Herbſt keinen Segen. Troſtlos, verzagt und trotzig blickt er die innere wüſte Leere ſeiner zerrütteten Seele hinein; von Menſchen verlaſſen iſt er — der Arme — gezwungen, Troſt in dem finſtern Haſſe zu ſuchen, weil er die Liebe von ſich ſtieß. Die Gedanken kämpfen mit einander und ſtehen klagend gegen ihn auf. Je mehr er nach Freiheit ſtrebt, deſto enger, furchtbarer fühlt er ſich gefeſſelt. Warum muß ich mich mühſam von einem Tage zum andern fortſchleppen, abhängig ſein von Hunger und Durſt und Müdigkeit und Krankheit, wie die übrigen unterwürfigen Knechte des mächtigen Gottes, ſagt er zähneknirſchend und möchte ſich der Nothwendigkeit der heiligen Natur entziehen. Warum ſoll ich mich den Geſetzen der Sklaven unterwerfen, ich der Mächtige, Freie, da ich Kraft und Muth in mir fühle, ein eigenes Geſetz zu bilden und mit Gewalt einzuführen? Warum ſoll ich die Klarheit des Erkennens aus der Hand einer höhnenden Liebe demuthvoll empfangen, da die mächtigen Gedanken aus dem eigenen Geiſte hervorquellen? — Und ſo graben ſich tiefe Furchen in das Antlitz, welches der Widerſtrebende mit himmliſcher Schönheit verklären wollte, Ermüdung und Kraftloſigkeit iſt in den Gliedern, die mit Rieſenkraft eine Welt zertreten wollten; die eigenen Handlungen ſchnüren eine neue Welt um ihn, enger, feſſelnder, als die leibliche, gegen die er ſich ſträubte; die eigenen Gedanken, wenn er ſie feſthalten will, verwickeln ſich und endigen in einer wüſten Leere, wenn er ihnen alle Reichthümer des Geiſtes mitgetheilt zu haben wähnte. O! wenn ihr euch einen Begriff von dem furchtbaren Zuſtande eines ſolchen Menſchen machen könntet, wie alles, was Reichthümer verſprach, in Armuth endigt, alles, was

Macht zu entwickeln ſchien, auf den Gipfel der Hoffnung gebracht, in ſich zerfällt, alles, was der mächtige Geiſt, wie ein Orakel der Hölle, weiſſagte, eitel Lüge wird! —

Und dennoch iſt ein ſolcher, ſo tief Geſunkener, nicht ganz verlaſſen. Um ihn ſchwebt ein liebender Gott, ſein Heiland iſt ihm nahe und winkt ihm — eine jede ſtille Stunde, nur kurz vorübergehend in einem geräuſchvollen Leben, eine jede mislungene That, ein jeder quälende Gedanke, ſteht mahnend gegen ihn auf — und wenn nun, mitten in der tiefen Qual ſeiner zerrütteten Seele, der milde Strahl der ewigen Hoffnung, der ewigen Liebe hineinſcheint, wenn längſt verklungene Töne, aus der fernen Kindheit, ſich unter ſeine wüſten Gedanken vernehmlicher eindrängen und immer heller wiederklingen, wenn die ewige, erbarmende Liebe das tiefgebeugte, geſenkte Haupt emporhebt und ihm mächtig zuruft, daß es wie ein Donner und doch zugleich wie ein tröſtendes Liebeswort in ſeinem Innerſten dröhnt: Stirb, damit du lebeſt — Hörſt du mich, ich rufe. — Und wenn er ſeine Ohren ſchließen will, tönt es gewaltiger: Hörſt du mich, ich rufe; und abermals, wenn er trotzig ſich abwendet, als vernähme er nichts, zum drittenmal: Hörſt du mich, ich rufe. — Grundlos, wie deine Sünde, wie deine innere Zerrüttung, iſt die ewige Barmherzigkeit. — Der Prediger hatte ſeine ergreifende Stimme bei dieſen letzten Worten mächtig erhoben. Der Fremde ſchien betroffen; das tief geſenkte Antlitz bewegte ſich, die Augen ſchienen den Redenden — faſt unvermerkt — zu ſuchen.

Der Prediger fuhr, noch immer mit ſtarker Stimme, fort. Wahrlich, ich ſage euch, auch wenn dieſer Verſunkene der Schwelle des Verbrechens nahe ſtand, ja wenn er ſie überſchritten hatte, ſo würde er, müßte er — denn wie möchte er es wagen wider den Stachel zu lecken — das Haupt erheben, den Rufenden anblicken, der ihn zu ſich zieht, und ſeine Stimme vernehmen. —

Und nun enthüllte der Fremde ſein Geſicht, die großen, feurigen Augen blickten ſtarr nach dem Prediger hin, die krampfhaft zuſammengedrängten Züge ſchienen, als wären die elaſtiſchen Federn, die ſie ſpannten, gebrochen, zuſammen zu fallen, die Lippen öffneten ſich, wie zum Antworten, und ſchloſſen ſich wieder, aber nicht trotzig, ſondern furchtſam. Es war klar — für ihn ſchien die Kirche leer, er ſtand allein und dem mächtigen Geiſte gegenüber, deſſen Ruf er vernommen hatte. —

Milder, lieblicher klang nun die Stimme des Predigers, als er fortfuhr:

O! ihr theuren, geliebten Kinder Gottes, habt ihr nicht einen Menſchen geſehen, wenn er ſich ſelbſt vergaß in einer opfernden That — wenn er vergaß, ſage ich, daß nicht mehr er es war, er nicht die That zu betrachten vermochte, als ſeine eigene; oder einen Menſchen, ganz ergriffen von einem heiligen Gedanken, daß er hingeführt wurde vor den Thron des ewigen, liebenden Vaters, und ein lichter Strahl ſeiner Herrlichkeit und Klarheit, eine Ahndung ſeines heiligen Weſens den ſeligen Geiſt durchdrang? In ſolchen Augenblicken, — iſt es da nicht, als wenn eine heiligere, eine reinere Geſtalt ringen wollte mit der irdiſchen, als wenn ſie die Flügel regte, als wenn ein verborgener, gebundener Engel ſich mächtig hervordrängte, daß er ſichtbar werde? Da ſinken die Arme, die nach Genuß und Ruhm ſtreben, da ruhen die Füße, die nach Reichthum und Macht rennen, da erſchlaffen die Züge, die in ſteter Spannung irdiſche Weisheit und Witz erhaſchen wollen: aber Anmuth umſpielt die lieblichen Lippen, Ruhe und Frieden ſprechen aus den Zügen des Geſichts, himmliſche Liebe ſtrahlt wie das erwärmende Licht einer höhern, unſichtbaren Sonne aus den Augen. Das iſt die Schönheit, die wahre, ewige; das iſt der Menſch, wie er im Bilde Gottes geboren ward, rein, heilig, unſchuldig. Wenn er hervortreten könnte, wenn die Geſtalt ſich loszuwinden vermöchte von dem Scheinleibe, der ſie feſſelt an die nichtige Sinnlichkeit, wenn ſie unter uns wandeln könnte, wie ſie jetzt uns nur, wie aus weiter Ferne vorüberrauſchend, begrüßt, wenn wir ihre Stimme fortdauernd vernehmen könnten, wie ſie jetzt aus der Ferne, kaum hörbar, uns entgegentönt; dann würde der Heiland uns erſcheinen, die Erde ſich verwandeln, die Todten aufſtehen und das Gericht beginnen.

Wenn aber aus der finſtern Nacht eines zerſtörten, mit ſich ſelbſt zerfallenen Gemüthes, dieſe Geſtalt in der friſchen Morgenröthe keimender Hoffnung erſcheint, dann wird im Innern des Menſchen das göttliche Kind geboren, dann feiern die Engel im Himmel das Weihnachtsfeſt, dann eilen Erinnerungen aus der frühen Kindheit, wie treue Hirten, die den zertretenen Keim der Unſchuld bewahrten, aus der Ferne herbei, das Kind zu begrüßen, dann leuchtet aus dem verirrten Erkennen der leitende Stern und alle Schätze des Wiſſens werden freudig geopfert und dadurch geweiht. Das liebliche Kind wird nicht in dem Pallaſte des Hochmuths geboren, den die Eitelkeit ſich glänzend erbauen wollte; in der zerfallenen Hütte des zerbrochenen Gemüthes erſcheint es, und alle Herrlichkeit des Himmels und der tiefe Friede der Seligen mit ihm. —

Wir werden nicht die ganze Kanzelrede hier mittheilen. Der Prediger ſuchte nun dem, was er in dem Gemüthe eines Einzelnen nachgewieſen hatte, eine höhere Bedeutung zu geben, indem er das ganze Geſchlecht als ein großes, verirrtes Individuum darſtellte, aus deſſen innerſtem, mit Gott verbundenem, Weſen der rettende Heiland erſchien. Bilder, Gleichniſſe, die einzeln genommen ſpielend ſcheinen konnten, erhielten durch die Stelle, die ſie einnahmen, durch die Verbindung, in welcher ſie hervortraten, einen oft höchſt überraſchenden Sinn; alle jenen anmuthigen Ereigniſſe, die die Geburt des Heilandes umgeben, wurden auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe benutzt und die kunſtreiche Anordnung, die alles, was wir aus der Einleitung angeführt haben, wie die gelungenen Variationen eines muſikaliſchen Themas, immer von Neuem, aber in einer andern Beziehung, in einer höhern oder tiefern Bedeutung wiederkehren ließ, unterhielt die Aufmerkſamkeit und verbreitete eine Klarheit und leichte Ueberſicht über die ganze Rede, daß die bleibende Anſchauung immer feſter, immer deutlicher begründet erſchien, ohne daß die Zuhörer durch den großen Reichthum der Ideen verwirrt wurden. Die Sprache erhob ſich zwar immer wärmer, die Ermahnungen wurden immer dringender, aber der Jubel des heiligen Feſtes verbreitete ein heiteres Licht über die ganze Rede, daß ein Jeder durchdrungen wurde von dem beſeligenden Gefühl, daß die Morgenröthe der Geſchichte den Tag des erlöſten Geſchlechts bezeichnete, der gleich hell und belebend über ganze Völker und in das ſtille Gemüth eines jeden hineinſcheint, daß man unwillkührlich an jenes kühne Bild eines alten Liedes erinnert wurde: „die Kanzel wird zur Krippe, das Kind ruht auf der Lippe.“

Der räthſelhafte Fremde hatte den Pfeiler verlaſſen, an welchen er ſich lehnte, trat langſam einige Schritte vor und blickte den Prediger mit unverwandten Augen an. Obgleich er jedes Wort des Redners mit unbeſchreiblicher Begierde aufzuſangen ſchien, obgleich ſein ganzes Daſein von einer unſichtbaren Welt gefeſſelt und gefangen war, merkte man doch keine jener heftigen Bewegungen aufgeregter Gemüther. Keine Geſichtsmuskel rührte ſich, der Nacken trug den trotzigen Kopf ſicher und ruhig — und dennoch war es, als verwandelte ſich das Gefühl allmälig und als man, gegen das Ende der Rede, ihn anblickte, glaubte man einen Andern zu ſehn. Ruhe, Klarheit, ja Freudigkeit hatte das Antlitz verklärt; es ſchien, wie früher durch innern Ingrimm und verbiſſene Wuth zerſtört, ſo jetzt durch Liebe und Vertrauen aufgeſchloſſen; der urſprüngliche Adel ſeines ſchönen Geſichts ſchien ſich immer mehr und mehr zu entwickeln. Man ſtaunte ihn an.

Als der Prediger ſeine Rede ſchloß, fuhr der Fremde zuſammen, als ergriff ihn, für einen Augenblick, ein inneres Erbeben. Er ſtarrte den ſtillbetenden Redner an, als erwartete er noch immer die Fortdauer der tröſtenden, erquickenden Worte zu hören. — Als aber der Segenswunſch geſprochen war, als der Redner die Kanzel verließ, verwandelte ſich abermals der ſeltſame Zuhörer. Jede Spur der Freudigkeit war verſchwunden, aber an die Stelle des frühern Trotzes war ein rührender Trübſinn getreten, der dem männlichen Geſicht einen unendlichen Reiz verlieh, in den großen, klaren Augen glänzte eine Thräne. Er hüllte ſich wieder dichter in ſeinen Pelz, ſchritt langſam durch die Kirche und verſchwand, wie er gekommen. Er hatte, ſo lange er da war, offenbar keinen Menſchen geſehn, nur den Redner.

Die Gemeinde war gewohnt, den ganzen Gottesdienſt in Gemeinſchaft zu feiern. Wie alle vereinigt die Kirche betraten, verließen ſie dieſe auch zu gleicher Zeit; und war es unerhört jemand zu ſehen, der ſo unerwartet mitten in den Gottesdienſt eintrat und verſchwand, ſo mußten die Umſtände, die diesmal die auffallende Erſcheinung begleiteten, noch mehr alle Einwohner in Bewegung ſetzen. Dennoch war es ſchwer, dieſes äußerlich wahrzunehmen. Ein jeder war von der Predigt ergriffen, aufmerkſam andächtig. Durch einen verſtohlnen Blick ſuchte man nur manchmal den Eindruck der Rede auf den räthſelhaften Fremden zu erlauſchen, aber dieſer Blick ſtörte die Lauſchenden nicht, ſteigerte vielmehr die Gewalt der Rede, daß Nachdenken, Verwunderung, Staunen einen Jeden ergriff. Denn der bedeutende Inhalt ſchien ſich zu verkörpern, ſchien vor den Augen der erſchütterten Gemeinde aus dem tiefſten Gemüth des räthſelhaften Mannes, der ſo plötzlich in ihrer Mitte erſchien, hervorzutreten und Geſtalt zu gewinnen. Der Redner und der Fremde ſchienen in eine Geſtalt zu verſchmelzen, das ſtille Einverſtändniß beider ſchien immer klarer hervorzutreten, als hätte das ſtumme Gemüth des Fremden ſich aufgeſchloſſen und Worte gefunden durch die Rede, dieſe ſich verſenkt in die bewegte Seele, um aus ihr wieder hervorquellend ſich den Augen kund zu geben.

Als der Fremde aus der Kirche heraustrat, ſah man ihm verwundert nach. Aber keiner verließ den Platz, den er ſtill einnahm. Ein Lied ward geſungen, der Prediger trat vor den Altar, die Gemeinde ſegnend zu entlaſſen und jetzt erſt ſtrömten alle zur Kirche hinaus.

So mächtig hatte die Erſcheinung in der Kirche, die in einem geheimen Zuſammenhange mit dem Gottesdienſte ſelbſt zu ſtehen ſchien, auf alle gewirkt, daß ein langes Stillſchweigen herrſchte, als man die Kirche verließ. Zwar blickte Mancher neugierig um ſich, als er von dem Berge, der die Kirche trug, die Gegend überſchaute; zwar ſtieg die Verwunderung, als man keine Spur von dem Fremden wahrnahm, keine Stelle in den zu Ställen eingerichteten Schuppen, wo ſein Pferd, wo ſein Schlitten verweilt haben konnte, aber lange ſchwiegen ſie. Erſt allmälig fand die ſtumme Verwunderung Worte —: Wer war dieſer Mann, der ſo grauenhaft ausſah, daß er Schrecken erregte, als er in die Kirche hineintrat, und ſo tiefe Theilnahme, als er ſie verließ? fragte man hier und da. — Aber Niemand kannte ihn!

Unter den gebildeteren Zuhörern verfolgte beſonders ein Beamter des Orts mit tieferem Nachdenken die Rede und ihre deutliche Beziehung auf den Fremden, die zwar alle ergriffen hatte, deren aber dieſer allein ſich deutlicher bewuſst war, und ahndete eine Bekanntſchaft zwiſchen dem Prediger und jenem. In einem Geſpräch ſuchte er ſeine Vermuthung dem befreundeten Geiſtlichen nahe zu legen, ja einige Worte klangen wie eine Aufforderung, daß er ſich äußern möchte. Aber der Prediger, der dieſen Beamten freundlich in ſeine Wohnung lud, wo ein feſtliches Gaſtmahl ſie verſammelte, wich ſichtbar einer jeden Erklärung aus. Von ſeinen vielen Geſchäften an dieſem Tage gedrängt, verſchwand er bald.

Nach und nach löſte ſich indeſſen die Verwunderung; der Eindruck der Rede verloſch in den Geſprächen, die an das gewöhnliche Leben und deſſen Bedürfniſſe erinnerten. Man hatte Manches vernommen von unruhigen Bewegungen, die grade nicht hier, wohl aber in benachbarten Gegenden ſtatt gefunden hatten. Männer, die vorgaben von höheren Behörden ausgeſandt zu ſein, hatten Bauern ausgehoben und bewaffnet und die Beamten, beſſer unterrichtet, hatten die Einwohner gewarnt, ſolchen Aufforderungen, die von aufrühreriſchen Verbündeten ausgingen, Folge zu leiſten. Der günſtige Eindruck, den der Fremde zurückließ, als er verſchwand, ward von dem erſten ungünſtigen, Verdacht erregenden, ja ſchauderhaften verdrängt. Wie ingrimmig ſah der Menſch aus, rief ein junger Bauer; gewiß gehört er zu den Aufrührern, die Unruhe und Verwirrung in dieſer Gegend erregen. Dieſe Vermuthung fand bald Beifall, ſie ging von Munde zu

Munde, und je öfter ſie wiederholt wurde, deſto gegründeter ſchien ſie. Zuletzt zweifelte keiner mehr. Es ſchien allen gewiß, daß er ein gefährlicher Menſch, ja wahrſcheinlich das Haupt der Aufrührer ſein müßte. — Und er wagte es, allein und mit einer ſolchen Frechheit, unter uns zu treten? rief ein alter kecker Mann, der vielen Einfluß auf die übrigen zu haben ſchien. Schande iſt es für uns, daß er ſo entſchlüpfen ſollte. — Die ganze Menge der verſammelten Bauern gerieth in immer heftigere Bewegung, die Frauen ängſtigten ſich; man fand es bedenklich, nach ſolchen Zeichen verdächtiger Art, nach dem einſamen Wohnungen, getrennt von der Menge, hinzufahren. — Eine Menge Gerüchte von Gewaltthaten, die hier und da ſtattgefunden hatten, wurden mit hinlänglicher Uebertreibung erzählt; Zorn, Wuth, Durſt nach Rache herrſchten unter den Männern, Angſt und Beſorgniß unter den Frauen und eine jede Spur von jener tiefern andächtigen Stimmung, durch einen ſo außerordentlichen Gottesdienſt hervorgerufen, ſchien verſchwunden. Schon berathſchlagte man über die Sicherheitsmaaßregeln, die man nothwendig treffen, über die Wege, die man einſchlagen müßte, um den Verſchwundenen, der nicht weit ſein konnte, zu finden und feſtzuhalten. Man hatte ſorgfältig die friſchen Spuren der Pferde und des Schlittens erforſcht und ſo die Richtung entdeckt, die ſeine Fahrt nahm. Pferde wurden eilig aus den Schuppen gezogen, und einige junge, rüſtige Bauern wollten eben davon eilen, als der Prediger mit dem Beamten unter ſie trat.

Es koſtete Mühe aus den verworren ſich durchkreuzenden Reden die Abſicht der Bauern zu errathen. Seid ruhig, ſprach der Prediger, deſſen große Gewalt über ſeine Gemeinde ſich in einer auffallenden Weiſe kund that, — ſeid ruhig; ich kann Euch verſichern, daß ihr nichts zu befürchten habt, daß die Ruhe in unſerer Gegend durch dieſen Mann nicht geſtört wird. Wie traurig, daß der Eindruck meiner Rede, die jenen ſo tief ergriff, den ihr als einen ſchwarzen Verbrecher betrachtet, nur ſo kurze Zeit auf euch zu wirken vermochte? Ich ſage euch, ihn braucht ihr nicht zu feſſeln; eine mächtigere Hand, als eure, hat ihn ergriffen und hält ihn feſt. Alle ſahen ihn verwundert zwar, aber mit treuherzigem Glauben an, und als der Beamte dem Prediger beiſtimmte, war alle Sorge verſchwunden, jeder ruhig, wie zuvor. Die Bauern ſetzten ſich mit ihren Frauen und Kindern in den Schlitten; aber es war, als ob das halbvergeſſene Wunder des Gottesdienſtes wieder ſeine Gewalt ausübte, als fühlte ein jeder ſich, wie der Fremde, von einer höheren Hand feſtgehalten, deren unſichtbare Gewalt ſich ſo deutlich und doch für alle ſo geheimnißvoll, ſo räthſelhaft gezeigt hatte.

Wenige Meilen von der Gegend, in welcher wir eben verweilten, dicht an der ſchwediſchen Grenze, entdecken wir einen ganz andern Auftritt. In einer ziemlich weitläufigen Ebene, von waldigem Gebirg umgeben, liegen ſechs Häuſer zerſtreut umher. Die meiſten ſind nur Hütten, wenn gleich mit Fenſtern verſehn und nur ein Gebäude hat ein ſtattliches Anſehn. Es liegt an einer mäßigen Anhöhe; die Fenſter ſind hoch, die Wände reinlich, die Thüren groß. Es iſt mit Nebengebäuden umgeben und der ſchneebedeckte Garten iſt umzäunt, mit Fruchtbäumen beſetzt und ziemlich anſehnlich.

Es war der vierte Tag nach Weihnachten. In allen dieſen Häuſern wimmelte es von Menſchen. Die Stuben, ja die Scheunen und Läden waren beſetzt, und man ſah bald, daß dieſes Volk aus der niedrigſten Claſſe beſtand. Verarmte Bauern und Handwerker, zerlumpte Tagelöhner, hier und da ein Menſch, deſſen Anzug und Haltung vielleicht eine höhere Bildung verrieth, zeigten nur zu bald die Spuren eines gehaltloſen, ja verworfenen Lebens. Alle waren bewaffnet, einige mit Büchſen, die meiſten mit Picken oder Heugabeln. Eine Menge Pferde füllten die Ställe und einige Scheunen und bewieſen, daß die meiſten beritten waren.

Aus einigen Stuben hörte man einen wilden Lärm, Geſang, Geſchrei, Gelächter; aus andern heftigen Zank; in einigen Häuſern aber war alles ruhig, die betrunkenen Bauern lagen ſchnarchend auf zerwühltem Stroh, auf den hölzernen Bänken oder auf dem Boden. Im Hofe des größeren Gebäudes trieben ſich viele herum, die in eifrigem, ja heftigem Geſpräch begriffen, ſich in Gruppen ſonderten und gegenſeitig mistrauiſch belauſchten. In weiter Ferne entdeckte man an den Zugängen zu der, von Gebirgen umgebenen, Ebene aufgeſtellte Wachen.

Das einzige anſehnlichere Haus war überfüllt; in ihm ſchienen ſich die meiſten zuſammengedrängt zu haben. Die Stuben, die Säle waren urſprünglich zierlich, die Wände der meiſten mit geſchmackvollen Tapeten überkleidet. Aber der Eigenthümer hatte das Haus geräumt und alle beweglichen Geräthſchaften und Meubel waren verſchwunden, alle Gemächer leer. Nur in die größeren hatte man aus der Geſindeſtube, aus den Hütten hölzerne Tiſche, Bänke und Stühle geſchleppt, ſo daß der grelle Gegenſatz zwiſchen Eleganz und Armſeligkeit widerwärtig auffiel.

In einem ſolchen großen Saale trieb ſich eine Menge Bauern herum. In einem Winkel ſchliefen einige, andere ſaßen vertraulich um die Tiſche, andere gingen eifrig redend auf und nieder und ein [illegible] Weib, mit einigen Spuren vergangener Schönheit, lief emſig von einem zum andern, mit einer großen Flaſche, Branntwein einſchenkend und darbietend. Nein, rief ſie, indem ſie ſich vertraulich einem Manne näherte, der eine Offiziersuniform trug, und die Flaſche ſchwebend über das Glas hielt, ohne einzuſchenken, — Jſak, du haſt genug getrunken, du haſt kein Geld mehr und vertragen kannſt du auch nichts mehr. — Für dich iſt es nützlich, nicht mehr zu trinken und für mich heilſam, nicht zu borgen. — Mutter Eiſſel, antwortete Iſak, du irrſt dich; ein paar Gläſer ſind mir durchaus nothwendig — und du kennſt mich ja und weißt recht gut, daß du mir borgen kannſt, ohne zu verlieren. Freilich, Iſak, ſagte das Weib faſt zärtlich und näherte ſich ihm leiſe redend, — aber darf ich eine Ausnahme machen, lieber Lieutenant? Es bleibt unter uns, erwiederte dieſer eben ſo leiſe: ſiehſt du dieſes Meſſer, es iſt wohl ein paar Flaſchen werth — meinſt du nicht? — Eiſſel ſchmunzelte. — Nun wohl, ſagte ſie und nahm das Meſſer, du weißt, daß ich dich lieb habe — wir kennen uns ja von lange her. Spielten wir nicht, als Kinder, in der Geſindeſtube deines Vaters? — Und liebte ich dich nicht, du zärtliches Täubchen, mit aller Inbrunſt und Treue eines Norwegers? antwortete der ſo vertraulich angeredete. Liebe ich dich nicht noch immer, du Treuloſe? Iſt es recht, daß du mir jetzt, in dieſer gefährlichen Zeit, wo der Tod mir von allen Seiten droht, die nothwendigen Waffen nimmſt? Die Büchſe iſt freilich gut in der Ferne, der Degen im ordentlichen Kampfe; aber, wenn es nun Mann gegen Mann geht, wenn der rüſtige Feind mich packt, wenn er ſein Meſſer ergreift und ich, dein lieber Iſak, waffenlos erſtochen werde! — Wie oft du geſchworen, daß du ohne mich nicht leben könnteſt, und willſt mir nun die Waffen rauben? — Ohne Trunk bin ich ſchwach, ohne Meſſer waffenlos. Du kennſt meinen Muth, meine Gefahr und — fügte er zärtlich hinzu — meine Liebe.

Ach, Jſak, wenn du ſo ſprichſt, kann ich dir nicht widerſtehen, du Treuloſer, dem ich verdammt bin immer von Neuem zu vertrauen. Wir wollen auf Verſöhnung trinken; — ſie füllte das große Glas, leerte es muthig, ohne eine Miene zu verziehen und hielt es, wieder gefüllt, dem Jſak hin. Du ſollſt Branntwein haben, Lieber, ziſchelte ſie, ſo lange ich etwas habe — aber es bleibt unter uns.

Ein ſchön gewachſener Mann in ſchwediſcher Uniform klopfte dem Jſak auf die Schulter. Dieſer wandte ſich ſchnell: ſie ſcheinen ja recht vertraut mit dieſer guten Frau, Herr Lieutnant Holm, ſagte der Offizier laut und die Umſtehenden lachten. — Die Frau, Herr Thorgreen, iſt geſtern zu uns geſtoßen, antwortete der Lieutenant, etwas verlegen; ſie iſt in dem Hauſe meiner Eltern erzogen und ich habe nach alten Bekannten gefragt. Indem er ſo ſprach, führte er den ſchwediſchen Offizier zu dem kleinen Tiſche in einen Winkel, vor welchem einige alte hölzerne Stühle ſtanden. Zwei Gläſer, Siſſel, rief er, und Frühſtück, indem er dem Weibe einen bedeutenden Wink gab. — Sogleich, gnädiger Herr Lieutenant, antwortete dieſe, mit einer halb ſpöttiſchen, halb demüthigen Miene

— und die beiden Herren, die Pfeifen ſtopfend, ſetzten ſich.

Der Lieutenant Iſak Holm trug eine etwas abgetragene norwegiſche Uniform, roth mit weißem Unterkleide. Die herunterhängende Lippe, die ſchlaffen Geſichtszüge, das erloſchene Auge, der aufgeſchwemmte Bauch und die zitternde Hand bezeugten nur zu deutlich die übermäßige Neigung zum Trunk und ihre traurigen Folgen.

Es iſt alſo entſchieden, ſprach Holm und rückte ſeinen Stuhl näher an den Schweden, um ein wichtiges, aber zugleich heimliches Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, es iſt entſchieden, wir jagen den Storthing fort. — Freilich, erwiederte dieſer — warum ſoll der Norweger von ſovielen Königen regiert werden, hat er nicht genug an einem? Blättert nach in eurer Geſchichte, hat das Land jemals ſo viele Könige gehabt? — Holm beſann ſich: ihr habt Recht, Freund, ſprach er — ich habe Norwegens Geſchichte im Cadettenhauſe gelernt. Zuerſt eine Menge kleiner Könige im Lande — aber es waren Jarle, mächtige Helden und Räuber, ſie leerten die größten Trinkhörner, mit Meth gefüllt, in einem Zuge — ſie verdienten zu regieren. Dann ein König im ganzen Lande, — und ſo blieb es bis jetzt, auch ſo lange wir däniſche Könige hatten. Aber jetzt ſitzt da ein dummer Bauer, ein hochmüthiger Kaufmann, ein pedantiſcher Gelehrter, der nichts kennt, als ſeine Bücher — ich vermag, wenn ich will, ein Dutzend ſolcher Wichte unter den Tiſch zu trinken — und die ſollen uns regieren? Die Schlingel ſind allenthalben; wo man auch leben mag, man wird von einem ſolchen Storthings-Mann belauert. Ich fiel mit einigen Soldaten am 2. Auguſt die Feinde tapfer an, ich gerieth in ihre Mitte und wehrte mich wie ein Norweger. Wer kann es läugnen? — die Mannſchaft blieb, alle lobten mich. Am 5. legte man mir einen Wiſch von einer Karte vor — Striche und Namen waren bunt durch einander geworfen, — Berge, Flüſſe und Landſtraßen, Städte, Höfe und Kirchen ſollten ſie bedeuten — wer konnte es verſtehen? Sie gehen dieſen Weg links — um dieſen Berg herum — dann ſo — und dann ſo, der Teufel konnte klug daraus werden. Man theilte mir einen langen Bericht mit: nichts war aufgeſchrieben, ich ſollte alles im Kopfe behalten. Eilen ſie, rief der Oberſt, alles hängt davon ab, daß der General erfährt, wie es hier ſteht, unſere Stellung, die des Feindes. Ich eilte, mehrere Wege kreuzten ſich, die Karte half nicht, die Gegend war mir unbekannt, keiner in der Nähe, der mich zurecht wies. Ich ritt einen falſchen Weg, ſah Feinde, mußte mich durchſchlagen und kam zum General, als alles vorbei war und er ſich zurückgezogen hatte. Unglücklicherweiſe hatte ich bei dem Herumſtreifen den ganzen Bericht, den ich abſtatten ſollte, vergeſſen. Da vergaß man meine tapfere Thaten und ſchickte mich nach

Hauſe. Die Nichtswürdigen, ſchrie er, überwältigt von dem Gefühl ſeiner Schande, — die erloſchenen Augen belebten ſich und funkelten, eine wunderbare, vorübergehende Kraft ſpannte alle Geſichtsmuskeln, daß er wie verwandelt erſchien — die Nichtswürdigen — tauſend Tonnen T.... fahren mir in den Leib, wenn zehn tapferere Männer in dem ganzen Heere zu finden ſind, als ich bin! — — Und leider, ſagte Thorgreen und blickte den Erbitterten, der aufgeſtanden war und mit geballter Fauſt auf den Tiſch ſchlug, daß die Gläſer klirrten, mit einer kaltblütigen, lauernden Miene an, leider hat man es gewagt, ſelbſt dieſe ſchöne That zu verunglimpfen. Man behauptet, daß ſie, lieber Lieutenant, eben ſo bewußtlos das erſtemal unter die Feinde gerathen wären, wie ſich das zweitemal verirrten. Mögen dieſe Läſtermäuler ewig verdammt ſein, ſchrie Holm — da war ein ſolcher Lump von einem Storthingsmann, ein Eſel von einem Sorenſkriver, der mir von jeher zuwider war, der hatte ein vollſtändiges Regiſter von jedem Rauſch, den ich ſelbſt längſt vergeſſen hatte. — Ihre Verdienſte, Herr Holm, wird man anerkennen, erwiederte der Schwede; aber in der That, wir müſſen wünſchen, daß ſie etwas mäßiger leben. Sie haben ſich mit Norwegern vereinigt, die das Vaterland in einer bedenklichen Lage retten wollen. Leider die meiſten dieſer Retter des Vaterlandes ſind in einem fortdauernden Rauſche. — Führen ſie uns nach

Chriſtiania, unterbrach ihn Holm, ſtellen ſie uns dem Storthing und ſeinen Söldlingen gegenüber und ſie werden uns nüchtern, entſchloſſen, tapfer finden. Hier aber, in dieſem verdammten Loche, wo wir nun mehrere Tage zubringen, wo wir von einer Stunde in die andere hineingähnen — was können wir hier vernünftigeres treiben, als trinken? — Und leider, bald werden wir wohl nüchtern bleiben müſſen; denn die einſt gefüllten Säcke enthalten nur noch Brodkrümel und dürftige Reſte von ausgetrocknetem Käſe; die Flaſchen ſind faſt leer. Ihr habt nicht ſonderliche Anſtalten getroffen, und ſoll ich offenherzig ſprechen, ich verſtehe eure Abſichten, eure Einrichtungen nicht. Schon, als wir herzogen, verlief ſich die Mannſchaft nach allen Richtungen. Die armſeligen Lumpe freuten ſich, als ihre Herren gezwungen wurden, die Säcke mit Nahrungsmitteln aller Art zu füllen; ſie hofften dieſe in Bequemlichkeit zu leeren, und ſo wie ſie ausgeleert waren, eilten ſie ihrer Heimath zu. Was mich beſonders wunderte, iſt die übertriebene Nachläſſigkeit, mit der ihr ſie laufen laßt; keinem wird nachgeſetzt; wer zufällig wieder in unſere Gewalt geräth, wird mit einer Nachſicht behandelt, die mir unbegreiflich iſt, und wo die härteſten Strafen nothwendig ſind, hört man Ermahnungen, Aufmunterungen, ja Bitten. Ihr wollt den gemeinen Mann mit ſchönem Worten von Vaterlandsliebe und Patriotismus kirre machen, ſeht aber ruhig zu, wie er ſeine mitgebrachte Nahrung verzehrt, ohne für irgend einen Erſatz zu ſorgen; wie ſein Beutel leer iſt, ohne an Löhnung zu denken. — Wir bieten euch kein Handgeld, hörte ich euch thörichterweiſe reden, denn ihr ſeid Männer von Ehre; deswegen ſind aber auch körperliche Strafen, die den Mann beſchimpfen, aus dieſem Heere verbannt. — Aber, Herr! Brod, Geld, Prügel — und vor allem Branntwein — verlangen die Hallunken, und ich hafte euch dafür, ſie werden ſtandhalten.

Es kann ſich noch manches ändern, erwiederte der Schwede. Hier in dieſem ſichern Thale, auf der Grenze von Schweden, können wir ruhig die bedeutenden Unterſtützungen abwarten, die eheſtens ankommen müſſen. Dieſe Ebene, von unzugänglichen Bergen umringt, hat wenige, ſchwierige Zugänge. Feinde können uns nicht überfallen, Freunde nicht entlaufen und noch herrſcht kein Mangel unter uns.

Während dieſe beiden ſo vertraulich ſich beſprachen, füllte ſich der anſehnliche Saal immer mehr. Anfänglich fiel es ihnen nicht auf; aber bald mußte das heftige Gemurmel ihre Aufmerkſamkeit feſſeln. Als ſie nun, mehr neugierig, als beſorgt, um ſich blickten, ſahn ſie mit Erſtaunen die Schweden, kenntlich durch graue Bauernjacken mit gelben Schnüren und diejenigen Norweger, die urſprünglich mit dieſen verbunden in dem Lande herumzogen, die Mannſchaft auszuheben, in eine kleine Gruppe zuſammengedrängt, während die übrigen norwegiſchen Bauern, von dieſen getrennt, immer zahlreicher und lauter wurden.

Jezt warf Thorgreen einen beſorgten Blick auf die lärmende Verſammlung und einen langen, mistrauiſch lauernden auf Holm, der mit ſtumpfſinniger, nicht ganz von Furcht entblößter Miene die ihm unbegreifliche Bewegung betrachtete.

Aus dem Haufen trat ein großer, kühner Bauer hervor, deſſen klares, entſchiedenes Weſen ihn von allen übrigen vortheilhaft unterſchied; — er näherte ſich dem Tiſche und wandte ſich an Thorgreen. — Ich bin hier, ſagte er, um von euch Rechenſchaft zu fordern. — Welch' eine Sprache, rief entrüſtet der Schwede, ſprang auf und griff nach ſeinem Degen. — Laß den unnöthigen Kampf, erwiederte der Bauer, indem er, mit unwiderſtehlicher Gewalt, den Arm des Drohenden feſthielt. Du ſiehſt, wir bilden hier die entſchiedene Mehrzahl und ehe du deine Freunde zuſammenrufſt, biſt du, ſind die wenigen, die gegen uns ſein möchten, überwältigt. Hör' mir ruhig zu: haſt du meine Fragen beantwortet, dann kannſt du dich mit deinen Geſellen entfernen. Der Bauer ſprach mit entſchiedener Ruhe. Guldbrand, riefen mehrere, greif ihn, wir wollen ihn binden, den Verräther, der uns verlockt hat. Guldbraud gebot Stille. Die in eine Ecke zurückgedrängten Schweden und, die mit ihnen verbundenen Norweger, ſahen mit furchtſamer Scheu um ſich, aber ſie ſchwiegen alle.

Malkolm, euer Hauptmann, wie er ſich nennt, hat ſich ſeit mehren Tagen nicht ſehen laſſen, fuhr Guldbrand in dem nemlichen ruhigen Tone fort; Helle, ſein Spiesgeſell, iſt ſchon länger wie verſchwunden. Hier werden die Norweger wie Gefangene gehalten, die Lebensmittel nehmen ab, die Männer, welche hier verſammelt ſind, haben Verdacht geſchöpft — und ich bin hier, um euch aufzufordern, eure Vollmacht vorzuzeigen.

Ich kenne euch nicht — wie ſeid ihr zu uns gekommen? fragte Thorgreen. — Ueber das Gebirge, antwortete Guldbrand, das euch freilich unzugänglich dünkt. In der Nacht kam ich an und wagte mich mitten unter eure Leute. Ich trat in eine Hütte ein, weil ich Licht erblickte; — Bauern lagen ſchlafend auf dem Boden, zwei ſaßen redend da und äußerten ihre Unzufriedenheit. John, der hier ſteht, war mir bekannt und ihm zeigte ich zuerſt, was ich meine Landsleute, die ſich unvermerkt verſammelten, vereinigten, verabredeten, leſen ließ und euch hiermit vorleſe.

Er nahm ein Papier hervor, welches Malkolms, Helles, Thorgreens Perſonen genau beſchrieb und als Aufrührer bezeichnete, die, fälſchlich einen Auftrag von höhern Behörden vorgebend, mit Gewalt in den entfernten Gegenden Mannſchaft aushöben. Es enthielt den Befehl an jeden redlichen Norweger, dieſe gefährlichen Verräther gefangen zu nehmen und an die Obrigkeit auszuliefern; es warnte jeden, den verbrecheriſchen Lockungen Gehör zu geben und verſprach allen, die ſich hatten bethören laſſen, wenn ſie der jetzt an ſie ergangenen Mahnung folgten und ruhig in ihre Heimath zurückkehrten, völlige Strafloſigkeit. Es war von dem Amtmanne des Diſtrikts unterzeichnet.

Thorgreen ließ Guldbrand dieſe Ankündigung ungeſtört beendigen und veränderte keine Miene. Holm war ſichtbar ängſtlich und verlegen. Alle, die ihr hier verſammelt ſeid, ſprach jener laut, ſagt, enthält dieſes Papier für euch irgend etwas Neues, was wir euch nicht ſelbſt bekannt gemacht haben, als wir euch aufforderten, uns zu folgen? Haben wir es euch verheimlicht, daß die Beamten, mit dem Storthing im Bunde, Alles thun würden, um uns, die wir mit höheren Aufträgen verſehen ſind, als Aufrührer darzuſtellen? — Holm athmete freier, als er die Ruhe des Schweden wahrnahm. Die Norweger ſelbſt ſchienen zweifelhaft. Was du da ſagſt, iſt mir wohlbekannt, fuhr Guldbrand mit derſelben Ruhe fort, und ich bin hier, um dich aufzufordern, uns deine Vollmacht zu zeigen. — Du mußt uns beruhigen, denn du kannſt nicht fordern, daß wir einem ſo wichtigen Auftrage auf mündliche Verſicherung Glauben beimeſſen. — Thörichtes Volk, rief Thorgreen, wir haben euch aufgerufen das Vaterland zu retten — mehrere hunderte folgten uns freiwillig und ſind hier verſammelt. Wer an unſerem Rechte, Mannſchaft auszuheben, zweifelte, dem ſtand es damals frei, als der Aufruf an ihr erging, den Beweis zu fordern. Jetzt iſt er Soldat, Krieger, in einem höheren Namen, als unſerm, verpflichtet; wir ſind ſeine Vorgeſetzte. Wer giebt euch das Recht, uns zur Rechenſchaft zu fordern?

Ihr habt eure Vollmacht nie gezeigt, unterbrach ihn Guldbrand; das unwiſſende Volk in den entfernten Gegenden, durch eure Liſt — die lange vorher thätig war — aufgeregt, glaubt leicht, wenn man mit vornehmen Anſtande und Befehl ihm imponirt und hat in dieſen einſamen Thälern, und nach langem Frieden, keinen Begriff von den kühnen Verbrechen, die eine gährende Zeit zu erzeugen vermag. Dieſe Unwiſſenheit giebt keine Macht über die Bethörten. Was die Unkunde verſäumte, fordert jetzt die erwachte Beſonnenheit. Zeigt eure Vollmacht; wir haben das Recht es zu fordern und die Gewalt euch zu zwingen. Noch immer zeigte Thorgreen keine Spur von Unruhe. Du biſt liſtig, ſagte er lächelnd, wie es Menſchen ziemt, die in unruhigen Zeiten Partheiungen im Lande ſtiften wollen. Ich ſoll Euch die Vollmacht zeigen? Wer ſich ſo zu benehmen, wer ſo zu reden weiß, dem kann es nicht unbekannt ſein, daß ich, ein untergeordneter Befehlshaber, nicht dieſe Vollmacht beſitze, nicht beſitzen kann. Du misbrauchſt die Entfernung unſerer Hauptleute, um Unruhen zu erregen. Haſt du den Muth ihre Rückkunft zu erwarten?

Was du ſagſt, hatte ich erwartet, erwiederte Guldbrand. Zwar wäre es natürlich bei einer ſo bedenklichen Unternehmung, als eure, daß der Befehlshaber, der mit einer bedeutenden Anzahl Männer, die ſeinem bloßen Worte bis jetzt geglaubt haben, getrennt iſt von den übrigen, wenn er ſeine Lage kennt, dafür geſorgt hätte ſich, wenn es gefordert würde, zu legitimiren. Aber es ſei. — Wie ich vernehme, erwartet ihr den Hauptmann Malkolm. Wir geben euch vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Die mit mir Vereinigten trennen ſich während dieſer Zeit von den Uebrigen. Der Zahl nach ſind wir euch faſt gleich und mehr fordern wir nicht.

Jetzt hatte Holms Verlegenheit den höchſten Grad erreicht. Zweifelhaft ſah er ſich allenthalben um und keiner ſchien auf ihn zu achten. Siſſel hatte ſich indeſſen an ihn geſchlichen und flüſterte ihm zu: trenn' dich von den Schweden; es ſteht ſchlecht mit ihnen, du kannſt mir glauben. Dieſe Worte thaten ihre Wirkung. Guldbrand, ſagte er und näherte ſich ihm — warum hielteſt du mich nicht werth, mir mitzutheilen, was du allen übrigen braven Norwegern bekannt machteſt? — Weil du dich ſo dicht an die Schweden gedrängt haſt, ſo daß ich dich bis jetzt nicht ſprechen konnte, antwortete dieſer.

Das ganze Geſpräch war ſo ruhig geführt, man bemerkte, ſo lange es dauerte, ſo wenig Bewegung unter den Anweſenden, daß man nicht hätte ahnden können, daß eine Kriſis, ſo bedenklicher Art, die verſammelte Mannſchaft trennte, daß eine Spaltung jetzt eben laut wurde, die mit einem zweifelhaften Kampfe endigen konnte. Wer den Inhalt des Geſprächs nicht vernommen hatte, mußte glauben, daß man ſich ruhig über den gleichgültigſten Gegenſtand unterhalten hätte. Die verbündeten Norweger hatten die Thüre beſetzt, um zu verhindern, daß irgend ein Gegner entſchlüpfte und eine Nachricht von dem bedenklichen Auftritte voreilig verbreitete.

Guldbrand wandte ſich und die Verbündeten waren bereit, ihm zu folgen — aber er kehrte wieder zurück, die übrigen blieben ſtehen. Noch eins, ſagte er. Helle, der Eigenthümer dieſes Hauſes, hat es euch eingeräumt und er ſcheint ſeine Leute zu kennen, fuhr er fort, indem er lächelnd um ſich blickte; — er ließ euch nur die Wände. — Aber ein entfernter Theil dieſes Hauſes iſt noch von Frauen bewohnt. Er wird immer bewacht, man hat in der Nacht eine klagende, weibliche Stimme vernommen. Männer, die eines großen Verbrechens ſchuldig ſind, können es uns nicht verdenken, wenn auch hier ein ſchwerer Verdacht entſteht. Das Geheimnißvolle ſteigert ihn. Wir wollen die Gefangene ſehen, ſprechen. Sie ſteht von jetzt an in unſerm Schutze.

Thorgreen ſchien verlegen, doch faßte er ſich. Du haſt Recht, ſagte er; eine Frau iſt da und ihre Magd. Es iſt eine Verwandte des Hauptmanns, ein unglückliches Ereigniß hat ſie hergeführt und du kannſt dich nicht wundern, daß er ſie gegen eine Umgebung, wie dieſe, auf jede Weiſe zu ſchützen ſucht. Aber das Geheimniß gehört Malkolm, nicht mir; ich kann, ich werde es nicht verrathen. Wohl, antwortete Guldbrand, auch dieſes Geheimniß bleibe verſchloſſen, bis der Hauptmann erſcheint. Er ging, die Verbündeten mit ihm; Holm folgte und Thorgreen ſah dem ganzen Haufen bedenklich nach.

Indeſſen war auch außerhalb der großen Wohnung nicht Alles ruhig geblieben. Die Verbündeten, die keinen Platz in der Stube fanden, hatten ſich zwiſchen den Hütten vereinigt. Die Schlafenden waren aufgeweckt und unterrichtet worden. Von dieſen getrennt ſammelten ſich die Gegner und man konnte jetzt wahrnehmen, wie ein bedeutender Theil der norwegiſchen Bauern ganz entſchieden, und ohne auf die zweifelhafte Geſetzmäßigkeit der Unternehmung Rückſicht zu nehmen, den Schweden verbündet waren. Die Zahl der letztern war überhaupt nur klein.

Beide Partheien hatten ſich bewaffnet und ſtanden in drohender Stellung einander gegenüber; da aber keine den erſten Angriff wagen wollte, blieb noch alles ruhig, als die in dem Hauſe Verſammelten heraustraten und alle, auf das Reſultat der dort gepflogenen Verhandlungen begierig, ſich an dieſe andrängten. Guldbrand ſprach offen und laut und trug eben dadurch am meiſten zur Erhaltung der Ruhe bei. — Thorgreen ging, leiſe ſprechend, unter ſeinen Anhängern herum, die ſich theilweiſe um ihn verſammelten, während andere die Bewegungen der Gegner aufmerkſam verfolgten. So waren alle eine Zeitlang in einer unruhigen Spannung. Ein großer Theil der proteſtirenden Norweger ſchien ſehr geneigt, ſeine Pferde zu ſatteln und in Güte oder mit Gewalt ſich den Weg durch die Engpäſſe zu bahnen. Es koſtete Guldbrand Mühe, dieſe heftig Tobenden, die einen jeden Augenblick, den ſie in dieſem verlaſſenen Aufenthalt zubrachten, als verloren betrachteten, zu beruhigen.

Da hörte man in der Ferne ein Schellengeläute, ein Schlitten fuhr ſchnell herein und Malkolm — deſſelben, deſſen merkwürdiges Auftreten in der Kirche die Landgemeinde in Erſtaunen ſetzte, — ſprang eilig heraus, warf den Pelz, in welchen er eingehüllt war, von ſich und trat zwiſchen die feindlichen Partheien.

Er trug einen dunkelblauen Mantel, bis oben zugeknöpft, ein ſchwarzſeidenes Tuch, nachläſſig umgeſchlungen, eine Mütze auf dem Kopfe. Dieſer ſehr einfachen Tracht ungeachtet, erſchien er dennoch als ein Mann aus den höheren Ständen. Die feine Wäſche, etwas wie bewußtlos Sorgfältiges in ſeinem ganzen Anzuge und die

Leichtigkeit und Anmuth aller ſeiner Bewegungen, zwang einen Jeden, ſelbſt den feindlich Geſinnten, ihm mit Achtung zu begegnen, während früher der finſtre Ernſt zurückſtoßend wirkte. Jetzt waren alle, die ihn ſchon geſehen hatten und nun erblickten, über die Veränderung erſtaunt, die mit ihm vorgegangen war. Er ſchien ein anderer zu ſein. Jede Spur von Härte war verſchwunden und die Milde, welche in allen ſeinen Geſichtszügen herrſchte, erhielt durch einen trüben Ernſt tiefere Bedeutung.

Eine erwartungsvolle Stille herrſchte in der ganzen Verſammlung, ſeine Anhänger ſahen ihn zweifelnd, faſt mistrauiſch, die opponirenden Norweger mit geſpannter Neugierde an. Er ſchien, durch die Vorpoſten, ſchon von der Lage der Sachen unterrichtet.

Ihr fordert, wie ich erfahren habe, meine Vollmacht; ihr wollt wiſſen, ob ich das Recht habe, die Gewalt zu üben, durch welche ihr gezwungen ſeid hier zu erſcheinen. Ihr dürſt das fordern, ich bin verpflichtet euch Rede zu ſtehen — und ich werde offen und redlich verfahren. Wer iſt der Redner, der eure Sache führt — Guldbrand trat, zwar entſchieden, aber doch auf eine Weiſe hervor, die deutlich genug zeigte, daß der ſeltſame Mann auch über ihn die ſtille Gewalt ausübte, der keiner entging. Ich bin es, der die verlockten Leute ermunterte zu fordern, was du ihnen nicht verſagen darfſt, ſprach er. — Und du biſt ſo ſicher, daß ſie verlockt ſind, dir iſt es entſchieden, daß ich ein Betrüger bin? ſprach Malkolm und ging dem Bauer ruhig aber nicht drohend entgegen. Gulbrand, ſo feſt er ſonſt war, ſchien ſelbſt ſchwankend zu werden, als er ſo angeſprochen wurde. Malkolm aber winkte aus der Maſſe ſeiner Anhänger einem Schweden, flüſterte ihm einige Worte ins Ohr und dieſer ging eilig der großen, jetzt ganz verlaſſenen Wohnung zu. Alle erwarteten nun, daß der Hauptmann ſprechen ſollte, aber er blickte nun unverwandt nach dem Gebäude und ſchien auf nichts, was um ihn vorging zu achten. Keiner unterbrach das allgemeine herrſchende Stillſchweigen, keiner wagte es, in ihn zu dringen, daß er reden ſollte.

Mehrere Minuten vergingen auf dieſe Weiſe, unwillkührlich wandten ſich alle Augen nach dem Hauſe. — Da trat eine blaſſe, weibliche Geſtalt, in warmes, ſchwarzes Tuch gekleidet, hervor; die dunklen Locken fielen frei über Nacken und Schulter und ein großer Schleier, jetzt zurückgeſchlagen, bedeckte die Seite des Kopfes und des Körpers. Die ſchlanke Geſtalt lehnte ſich an eine Magd, die beſorgt, ja erſchrocken die Herrinn betrachtete. Man ſah die Spuren einer ungemeinen Schönheit in den matten, erblaßten Zügen, und die großen, trüben Augen warfen einen unendlich ſchmerzensreichen Blick auf die Verſammlung und ſuchten mit Unruhe Malkolm. Als ſie ihn fand, bebte ſie zurück, ging aber, durch die ehrerbietig ſich theilende Menge auf ihn zu. — Du haſt befohlen, Malkolm, ſprach die bebende aber klangreiche Stimme — — und ein ſtummes Erſtaunen feſſelte jeden Blick. Keiner in dieſer Verſammlung war ſo roh, daß nicht eine ſolche Erſcheinung, ſo unerwartet, unter dieſen Umſtänden hervortretend, wie ein geheimer Zauber auf ihn wirkte.

Keiner hatte ſie geſehen. Man fand, als die Mannſchaft ſich in dieſer Gegend verſammelte und die leeren Wohnungen beſetzte, in der größern eine entfernte Stube beſetzt und von Vertrauten, die früher angekommen waren, ſorgfältig bewacht. Man hatte zwar erfahren, daß hier eine Frau verborgen war, man ahndete ein Geheimniß, viele ein Verbrechen, aber keiner hatte gewagt ſich der Stube zu nähern.

Malkolm ging auf die Frau zu: liebe Mathilde, ſprach er, — und ſeine Stimme war weich, unendlich zärtlich und nur halblaut — ich habe dich verkannt, wie mich ſelbſt, deine treue Liebe, deine Reinheit. — Du liebſt mich, ich weiß es, ich will es nicht verbergen. — Ich bin verloren, ſetzte er leiſe hinzu, und dennoch muß mein Unglück dir als ein Glück erſcheinen. Ja, ſo weit hat meine unſelige Verblendung es gebracht — ſie blickte ihn erſchrocken und fragend an. Sei muthig, fuhr Malkolm fort, und erwarte, was du hier erfahren wirſt.

Er entfernte ſich nun von Mathilden, die den Kopf, wie erſchöpft, auf die Schulter der Magd lehnte, und trat wieder mitten zwiſchen die getrennten Haufen.

Ihr zweifelt, ob ich eine hinreichende Vollmacht habe, ſprach er laut, ihr wollt ſie ſehen, leſen — hier iſt ſie. — Er winkte Guldbrand. — Wie iſt dein Name Burſche? fragte er. Guldbrand nannte ſich. — Da — lies laut vor, was hier ſteht.

Guldbrand las vor. Es war ein mit aller Förmlichkeit ausgeſtellter Befehl an alle Behörden, dem Inhaber dieſer Schrift jeden Vorſchub zu leiſten, ihn auf alle Weiſe zu unterſtützen in dem, was er zum Beſten des Landes fordern möchte, im Auftrage des Königs von dem oberſten Befehlshaber der ſchwediſchen Armee unterzeichnet und beſiegelt. Ein anderes Schreiben von derſelben Hand gab Malkolm das Recht, Mannſchaft in Norwegen auszuheben, zu bewaffnen und zu verſammeln und überließ es ſeiner Klugheit, den nicht angegebenen Zweck den Einwohnern auf eine ſolche Weiſe bekannt zu machen, daß ſie ſich geneigt zeigen möchten ihm, nicht blos gezwungen, beizuſtehen.

Als Guldbrand beide Schreiben geleſen hatte, war er ſichtbar verlegen. Der vornehme Anſtand des Mannes, der ihm gegenüber ſtand, hatte den einfachen Bauer, der in einer ſolchen Geſtalt keinen Verbrecher vermuthen konnte, in Verwirrung gebracht; die Sicherheit und Ruhe, mit welcher er ihm die Papiere übergab und ihn zum

Leſen aufforderte, hatte ſeine Verwirrung geſteigert und durch den Inhalt war er faſt wie betäubt. Es war ihm unmöglich an der Rechtlichkeit der, ihm wohlbekannten und von ihm hochgeachteten Behörde zu zweifeln, die ihm den Vorſchlag machte, ſich hier einzuſchleichen, die verführten Bauern zu gewinnen und wo möglich den Aufwiegler zu ergreifen. Und dennoch ſah er ſich hier auf einmal waffenlos, vor eben dem Manne, wie vor einem Richter, den er als einen Verbrecher behandeln ſollte. Stillſchweigend gab er die Papiere zurück, er wagte keine Einwendung vorzubringen. Malkolms Anhänger jubelten — es lebe unſer Hauptmann! ſchrien ſie und ſchwenkten die Mützen. Mehrere drangen auf Guldbrand ein, ihn gefangen zu nehmen, und die norwegiſchen Bauern, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, ſtanden völlig erſtarrt da, keiner wagte ihn zu vertheidigen.

Malkolm verhinderte dieſen Auftritt nicht; denn als die Schreiben vorgeleſen wurden, ſchien er gar nicht hinzuhören. Seine Augen weilten fortdauernd auf Mathilden, die immer bläſſer wurde und endlich mit einem lauten Schrei zuſammenfiel. Er eilte auf ſie zu — Mathilde, rief er ihr zu, ich begreife deine Angſt, dein Entſetzen. Ich fürchtete dieſen Augenblick, aber ich wußte kein Mittel ihn zu umgehen. Faſſe dich — bei Gott, was du auch hören magſt, die Stunde nimmt einen andern Ausgang, als du zu vermuthen, zu befürchten ſcheinſt. Sie ſchlug die Augen auf und blickte ihn ungewiß an. Darf ich hoffen — ach! hoffen und zurückſchaudern vor dieſer entſetzlichen Hoffnung, flüſterte Mathilde. — Du darfſt, antwortete Malkolm und ſah nun erſt die Verwirrung, welche um ihn herrſchte.

Er eilte Guldbrand zu befreien, den man eben wegführen wollte, und gebot mit lauter Stimme Ruhe. Trennt euch, rief er. Guldbrand tritt zu den deinigen. Keiner wage es, ſich von ſeiner Stelle zu rühren, bis ich geendigt habe. Wer gab euch das Recht dieſen Mann anzugreifen? Hatte ich es geboten? Wo iſt hier ein Gebieter außer mir?

Der alte finſtere Zorn, der heftige Ingrimm früherer Zeiten ſchien wieder ſein Geſicht zu verunſtalten. — Alle traten furchtſam zurück. Jeder ſtellte ſich an ſeinen alten Platz. Malkolm ging, tief ſinnend, auf dem freien Platze zwiſchen beiden Häuſern auf und ab, blieb dann ſtehen, warf einen ſtillen Blick gegen den Himmel — und die vorige Milde und der trübe Ernſt ſeines Geſichts war wieder zurückgekehrt.

Du haſt alſo nichts gegen dieſes Schreiben einzuwenden? ſprach er und wandte ſich gegen Guldbrand. — Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, antwortete dieſer und blickte Malkolm freimüthig, aber nicht ohne Verwirrung an: betrachte ich deine Perſon, ſehe ich deine Gewalt über dieſen Haufen, leſe ich dieſes Schreiben, dann muß ich bekennen, daß nichts einzuwenden iſt. Erwäge ich dann aber alles, die Lage meines Vaterlandes, die Verwirrung, die du in unſerm Gebirge hervorgerufen haſt, den beſtimmten Auftrag, den ich von geachteten, redlichen Männern erhielt und nicht ohne Gefahr auszuführen verſuchte, ſo begreiſe ich nicht, wie ich dir trauen darf.

Nach dem, was ich dir mitgetheilt habe, wäre Widerſetzlichkeit von deiner Seite Verbrechen, ſprach Malkolm. Ich könnte dich jetzt ſchon, du darfſt es nicht leugnen, als einen Aufwiegler, der ſich heimlich unter uns eingeſchlichen und die rechtmäßig geworbenen Krieger verleitet hat, ergreifen und ſtreng beſtraſen, ja todtſchießen laſſen.

Dieſe Männer, antwortete Guldbrand ruhig und feſt, würden mich, nachdem was geſchehen iſt, kaum vertheidigen und ich bin in deiner Gewalt.

Wenn ich, erwägend, daß du nicht aus eigenem Antriebe, ſondern verleitet von Menſchen, die über dich zu gebieten haben und denen du Gehorſam ſchuldig biſt, dich frei fortgehen laſſe, müßteſt du dieſes Verfahren nicht, als eine, wenn auch nicht unverdiente, ſo doch ungewöhnliche Milde betrachten?

Es würde mir ſchwer fallen eine ſolche Gnade von dir anzunehmen, antwortete Guldbrand trotzig. Ich müßte feſter von meinem Unrecht und deinem Recht überzeugt ſein, als ich es bin.

Daß der Verdacht, den du gegen mich erregen wollteſt, vernichtet iſt, daß deine Gegenwart keinen Grund enthält, der mich bewegen könnte, von meinem Vorhaben abzuſtehen, wirſt du bekennen müſſen. —

Leider — ja — antwortete Guldbrand und ſtand tief in ſich verſunken.

Malkolm ſchwieg, ging ſinnend auf und nieder und blieb Guldbrand gegenüber ſtehen.

Verzeih' mir es Gott, ſprach er und in ſeinen Augen ſtanden Thränen, daß ich dieſes Spiel treibe. Du weißt es — daß es nicht ein Spiel der leeren Eitelkeit iſt. Nein! das einzige, was mir, dem Verworfnen, noch übrig bleibt, wollte ich leiſten. Ich wollte es dieſen kund geben, daß keine äußere Gewalt, keine Furcht mich bewegt, daß du allein mich leiteſt und mir gebieteſt. Stärke mich, daß ich dein Gebot willig und ganz ausführe.

Er trat mitten zwiſchen beide Haufen. Einen Augenblick ſchien er bebend in ſich zu verſinken und warf einen langen, wehmüthigen Blick auf die zitternde Mathilde — dann nahm er die Schreiben, die eben vorgeleſen waren, zerriß ſie und warf ſie von ſich.

Dieſe Schreiben ſind falſch, ich bin ein Verbrecher, ſagte er, des Todes ſchuldig und dein Gefangner, redlicher Guldbrand.

Alle erſtarrten; ſeine Anhänger waren wie gelähmt von Schrecken, aber Mathilde riß ſich von der Magd los und ſtürzte [illegible] ſeinen Füßen: ja du biſt gerettet, Geliebter — wie kann dieſer innere Jubel und die tödtliche Angſt miteinander in der ſchwachen Bruſt hauſen und ſie nicht zerſprengen! — Jetzt bin ich dein, ganz dein, du mein, wir beide ſein, ſein, des Allerbarmers, rief ſie laut, faltete und rang die Hände und ergreifend klang die tiefe Wehklage aus der Freude, der Jammer aus der höheren Luſt hervor.

Unglückliches Weib! rief Malkolm, ſcheide von dem Verbrecher.

Ich mich trennen, jetzt trennen! So ſei mir Gott gnädig, wie ich mich jetzt nicht von dir trennen werde — Scheiden ſoll ich von meinem Himmel, weil er blutroth herunter hängt? — Iſt doch die Sonne hinter dieſem furchtbaren Scheine verborgen und alle Seligkeit. Nein, das willſt du nicht — du willſt mich nicht von dir ſtoßen, jetzt, da du mein biſt. —

Malkolm hob ſie auf, drückte ſie an ſeine Bruſt und die unglücklichen Geliebten ſchienen, mitten unter den verworrenen Haufen, einen ſeligen Augenblick inniger Verſöhnung, heiliger Liebe zu feiern — als wäre keine furchtbare Vergangenheit hinter ihnen, als drohte keine unglücksſchwangere Zukunft.

Solch' einen Verbrecher ſah ich noch nie, rief Guldbrand, während die Thränen ihm aus den Augen ſtürzten. So gewaltig wirkte dieſes ergreifende Schauſpiel, daß keiner ſich rührte, daß ein jeder über dem Seltſamen, was vorging, ſeine eigene bedenkliche Lage zu vergeſſen ſchien.

Aber lange dauerte dieſe Ruhe nicht. Es erhob ſich ein lautes Geſchrei unter Malkoms Anhängern. — Er hat uns verrathen, riefen mehre Stimmen — man griff zu den Waffen; aber ſchnell wußte Guldbrand die Norweger in Bewegung zu ſetzen. Sie bildeten einen ſchützenden Kreis um Malkom und Mathilde und bald zeigte es ſich, daß die redliche, von den Geſetzen beſchützte That feſter begründet iſt und ſicherer ſteht, als das Verbrechen. Viele von Malkoms Anhängern wurden ſchwankend, wenige nur ſchienen entſchloſſen, einen entſcheidenden Angriff zu wagen.

Der Zahl nach, waren die mit Guldbrand Verbündeten die ſchwächeren. Es kam zu einer ruhigen Berathſchlagung. Die ganze Unternehmung, ſagte Malkolm, der nach der erſten Erſchütterung völlig ruhig und gelaſſen ſchien, iſt geſcheitert, wenn ich ſie aufgebe. Du wirſt es dulden müſſen, Guldbrand, daß dieſe meine Begleiter in ihre Heimath zurückkehren — wenige kannten mein Verbrechen in ſeinem ganzen Umfange und du haſt nicht die Gewalt, ſie gefangen wegzuführen. Ihr aber — vergeßt dieſe Stunde nicht —; ich will nicht unterſuchen, wer die größte Schuld hat — hier, für dieſes Leben, will ich ſie allein tragen, — aber glücklich preiſe ich den, der ſich, ſo wie ich, entſchließen will ſeine Schuld auch hier abzubüßen. —

Die Ruhe war wieder hergeſtellt. Malkolms Anhänger, alle beritten, rüſteten ſich zum Abzuge, der deſto weniger bedenklich war, da ſie alle Eingänge zu der eingeſchloſſenen Ebene beſetzt hielten.

Während nun auch die Norweger ihre Pferde ſattelten und ſich bereit machten die Gegend zu verlaſſen, ſuchte Malkolm, als Gefangner von Guldbrand und Holm ſorgfältig bewacht, für die erſchöpfte Mathilde einen Schlitten mit allen Bequemlichkeiten zu verſorgen. Die Erſchütterung, die Kälte, der lange, zehrende Kummer hatten ſie ſo angegriffen, daß es ſelbſt zweifelhaft ſchien, ob man es wagen dürfte ſie fortzubringen, und dennoch war es unvermeidlich. Alles Pelzwerk wurde zuſammengeſucht, das Pferd vor den Schlitten geſpannt und Olaf, ein treuer Diener, der ſich ſelbſt in die Gefangenſchaft gab, um ſich nicht von ſeinem Herrn zu trennen, ſollte ſie begleiten. Malkolm betrieb Alles mit ängſtlicher Eile.

Holm hatte während dieſes unerwarteten Ereigniſſes eine höchſt klägliche Rolle geſpielt. Er ärgerte ſich über das Anſehen, mit welchem Guldbrand hervortrat, er ſchien zu fühlen, daß ihm mehr Gewalt gebührte, aber er konnte nicht mit ſich einig werden, wie er ſich zu gebehrden hätte. Jetzt trat er hervor und forderte trotzig die Aufſicht über den Gefangenen. Wir werden ihn wohl alle bewachen, antwortete Guldbrand gutmüthig, — aber ob dir jetzt hier, unter dieſen Umſtänden, ein Commando gebührt, iſt wohl ſehr die Frage. Das unwiſſende Volk läßt ſich bethören, aber du — ein Lieutenant; — doch das werden die Gerichte beſtimmen, die deine Aufführung zu unterſuchen haben. Holm bebte innerlich zuſammen: er ſah wohl ein, daß ſeine Theilnahme an einer ſolchen Unternehmung nicht ſo leicht zu vertheidigen war. Er wurde ſehr kleinlaut; Siſſel ſuchte ihm Muth einzuflößen.

Während ſie vertraulich mit einander flüſterten, trat Malkolm hinzu, der alles gehört hatte: ich bin Guldbrands Gefangner, ſagte er; ihm habe ich mich übergeben und er hat von den Behörden den Auftrag. — Guldbrand konnte ſich kaum darein finden, dieſen Mann als einen Gefangnen zu behandeln. Er fühlte ſich von Entſetzen, ja von Abſcheu durchdrungen, wenn er an ſein Verbrechen dachte; aber dann ſchien wieder ſeine vornehme Natur, ſeine Liebe, ſeine Reue, ſeine ſtille Hingebung Achtung zu erzwingen. Guldbrand! ſagte Malkolm — ich habe eine Bitte. Sie iſt wichtig, ſie ſteht mit Allem, was du hier erlebt haſt, in genauer Verbindung. Du brauchſt nicht zu fürchten, daß ich entſchlüpfen werde. Wenn man mich mit Gewalt befreite, ich würde der Freiheit mich entreißen, wie ein anderer aus dem Gefängniſſe zu entweichen ſucht. Wagſt du mit deinen Männern dich mir anzuvertrauen, daß ich, obgleich euer Gefangner, euer

Führer ſein darf? Guldbrand ſah ihn erſtaunt an. — Ich muß mich über eure Zumuthung wundern, Herr, ſagte er — meine Pflicht iſt euch der nächſten Obrigkeit zu überliefern. Nein — nein — um Gottes Willen noch nicht, rief Malkolm ängſtlich. Alles, was ich gethan habe, geſchah, um ein Verbrechen, angefangen, aber noch nicht ausgeführt, das ſchwärzeſte zu verhindern. — Um meiner Seligkeit, um deines Gewiſſens willen beſchwöre ich dich, daß du mir folgſt —

Guldbrand erſchrack, als er den Unglücklichen ſo ſprechen hörte und Malkolm führte ihn in eine entlegene, jetzt völlig verlaſſene Hütte. Kennſt du, fragte er und die Stimme zitterte ihm, kennſt du einen mächtigen Gutsbeſitzer Heggelund? — In Swennaes? rief Guldbrand, nicht wahr — er wohnt zwar weit von hier gegen Weſten in dem hohen Gebirge, aber wer kennt ihn nicht? Er iſt durch ſeine Wohlthaten, durch ſein edles, tüchtiges Weſen bekannt, geliebt und geehrt im ganzen Lande. Es iſt dieſer, den ich meine, fuhr Malkolm fort, die Lippen bebten, das Geſicht erblaßte, indem er ſtotternd ſprach: ſeine Tochter, ſein einziges Kind — iſt zu bedauern — ſchwebt in großer Gefahr. — Sie iſt — ja ſie iſt — durch *meine* Veranſtaltung geraubt. — Die Roſe von Swennaes — in der Gewalt deiner Spiesgeſellen! rief Guldbrand entrüſtet — ballte die Fäuſte und war im Begriff ihn zu mishandeln. Eine entſetzliche Wuth hatte ſich ſeiner bemächtigt, als er auf Malkolm losſtürmte. Dieſer blickte den Wüthenden mit einer ruhigen, leidenden Miene an. Andere Hände, ſagte er mit einer vernichtenden Kälte, nicht ſo rein, als die deinigen, werden meinen Frevel beſtrafen: Guldbrand, ich bin für die Rache eines redlichen Mannes zu tief geſunken. Dieſe Ruhe, dieſe Worte hatten eine lähmende Wirkung auf den Zürnenden. Er betrachtete den Unglücklichen mit einem Gefühle, aus Mitleid und Abſcheu gemiſcht, dann trat ihm jener Auftritt, wo derſelbe Mann ihn in ſeiner Gewalt hatte und ſich freiwillig der Gefangenſchaft, dem ſchimpflichen Tode hingab, lebhaft vor die Seele und er konnte nicht mit ſich einig werden, ob er ihn haſſen, verabſcheuen oder bewundern ſollte.

Mit unruhiger Haſt erzählte Malkolm: zwanzig entſchloſſene Verbrecher, durch meinen furchtbaren Haß bewaffnet, hatten beſchloſſen, Heggelunds einziges Kind zu rauben. Wie dieſer Haß entſtand, wie er in ſich ſelbſt zuſammenbrach, als er den höchſten, furchtbarſten Gipfel erreichte, wie ich nun in die grauenhafte, nächtliche Tiefe meines zerriſſenen Gemüthes hineinblickte und beſchloß, mich preiszugeben und die Unthat zu verhindern, — das kann ich jetzt nicht erzählen, das werden die Richter erfahren, die berufen ſind mich zu beſtrafen. Ich kannte die furchtbaren Menſchen, deren Gewalt ich ein angebetetes, unſchuldiges Mädchen preisgab. Ich wollte ihnen nacheilen, den Raub verhindern; aber es war zu ſpät, die Entfernung zu groß. — Die Greuelthat war feſt beſchloſſen; aber dennoch war Etwas, ein Tiefverborgenes, was ich jetzt erſt erkenne, das warnend, mahnend, züchtigend aus meinem Innerſten heraustönte und nie ſchwieg. — Dieſes Grauen feſſelte mich, daß ich es nicht wagen mochte den Raub ſelbſt zu vollführen. Als ich nun erwachte, als Gott mich berief die zu ſchützen, die ich verderben wollte, ſtand ich rathlos da. Ich habe Nächte in öden Hütten zugebracht — ich eilte den Räubern entgegen und fürchtete ſie zu finden — endlich kam einer, in furchtbarer Eile heranſtürmend, ſein Pferd ſchäumte, Wuth und Angſt hatten ihn entſtellt. Fluchend erzählte er, wie die Beute ihnen abgejagt worden war. Ich horchte auf, ich glaubte ſie ſchon gerettet; aber er nannte den gräßlichen Helle. Dieſer Verbündete hatte ſich als einen von mir Bevollmächtigten dargeſtellt, — die Räuber hatten es nöthig gefunden, einen jungen Mann, der, wie man glaubte, den ganzen Anſchlag oder einen Theil deſſelben erlauſcht, mitzunehmen — und es gelang Helle, theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt, beide wegzuführen. Vergebens ſträubten ſich meine Vertrauten, die von dem geſpannten Verhältniß zwiſchen Helle und mir unterrichtet waren. Man achtete nicht auf ihre Warnungen und ſie konnten nicht einmal erfahren, wo er die Geraubten hinzubringen oder, was er mit ihnen vorzunehmen dachte. Ich kann ſeine Abſicht nur ahnden, nicht durchſchauen; aber in der Nähe der Stelle, wo dieſes unerwartete Ereigniß ſtattfand, iſt eben ein geheimer, bis jetzt nicht benutzter, nur Helle und mir bekannter Zufluchtsort.

Guldbrand horchte aufmerkſam — als Malkolm die Stelle beſchrieb, glaubte er ſie zu kennen. Die nächſte Umgebung war ihm wohlbekannt, die Entfernung war nicht bedeutend und Guldbrand ſelbſt drang auf Eile. Die arme Frau, mein unglückliches Weib, ſagte Malkolm, bringen wir zum Prediger Bredahl in Steensby. — Kennſt du dieſen Mann? fragte Guldbrand mit ſichtbarer Verwunderung. Ich kenne ihn, antwortete Malkolm, ſtill in ſich verſunken: Guldbrand wagte nicht weiter zu fragen; aber immer räthſelhafter ſchien ihm die ganze Begebenheit — das Schickſal der unglücklichen Frau, das Verbrechen, die Reue und die Bekanntſchaft des Verbrechers mit einem Manne, der in der ganzen Gegend hochverehrt war. —

Malkolms frühere Anhänger hatten ſchon den Platz verlaſſen; die Vorpoſten, durch welche bis jetzt die Bergpäſſe bewacht wurden, waren zurückberufen und hatten ſich mit den Abziehenden vereinigt. Sie zogen gegen Oſten — ſie glaubten ſich ſicherer, wenn ſie ſich, für den erſten Moment, jenſeits der norwegiſchen Grenze verbargen und da zerſtreuten.

Auch die Zurückgebliebenen rüſteten ſich zur ſchnellen

Abreiſe. Die Pferde wurden geſattelt, die Fußgänger verſammelten ſich, die Schlitten wurden in Bewegung geſetzt, und das anſehnliche Gebäude, ſo wie alle Häuſer, in welchen es noch vor Kurzem ſehr lärmend zuging, ſtanden leer.

Aus einer dieſer Hütten wurde Mathilde, blaß und zitternd, in Pelze eingehüllt, auf ihre Begleiterinn geſtützt, herausgeführt und Siſſel zeigte ſich mit gutmüthigem Eifer äußerſt geſchäftig, um den Sitz in dem Schlitten für die leidende Frau bequem einzurichten, den Fußſack in Ordnung zu bringen und weiche Küſſen verſtändig anzubringen.

Malkolm näherte ſich, um Mathilde nach dem Schlitten zu führen. Sie ſchien von einem innern Leben ergriffen, als er ihre Hand ergriff, dann aber faßte ſie ſich ſchnell und blickte ihn mit unendlicher Milde an. Dieſer Blick wirkte wie ein Zauber auf den in ſich Verſunkenen. Sie gingen ſtillſchweigend neben einander, in der ganzen Verſammlung hörte man keinen Laut; ſelbſt das rohe Volk ſchien von dem dunklen, verhängnißvollen Zuſtande der beiden Unglücklichen ergriffen.

Eben war man im Begriff das Thal zu verlaſſen, als man auf dem Berge gegen Norden drei Menſchen erblickte, die auf Skieen heraneilend, am Rande der ſchroffen Felſenwände ſinnend zu verweilen ſchienen. Einer zog ein Fernrohr hervor und richtete es auf die, noch in der

Ebene und in der Nähe der Hütten, zur Abfahrt verſammelte Menge. Kurz darauf ſah man ſie nach einer Schlucht eilen, die, obgleich ſteil ablaufend, doch zu paſſiren und eben deswegen auch früher, wie die übrigen Päſſe, bewacht war. — Mit Pfeilſchnelle flogen ſie neben einander den Berg herab und hatten bald die Ebene erreicht. Guldbrand und Holm hemmten die Abfahrt und erwarteten neugierig die Ankunft der drei Männer, die in wenigen Augenblicken über die Ebene eilten und zwiſchen die Hütten traten.

Holm und Guldbrand gingen den Männern entgegen. — Ei, trefflicher Lieutenant, rief ein junger Mann, der unter den drei Ankommenden zuerſt hervortrat — finde ich dich hier, du Mannhafter; hat dein kühner Muth dich wieder in die Mitte der Feinde gebracht, wie damals, als du alle meine Warnungen, von Tapferkeit verblendet, überhörteſt. — Siſſel, die, nachdem Alles zur Abreiſe bereit war, emſig unter den Männern mit der Flaſche herumlief, jedem ein Glas reichte und die erhaltenen Schillinge in die klappernde Taſche ſteckte, eilte, als ſie die Stimme hörte, herbei. — Doch — was muß ich ſehen — rief der junge Mann — deine doppelte Liebe — Siſſel und die Flaſche haben allen Gefahren Trotz geboten und ſtehen hier, in dieſem bedenklichen Augenblicke, an deiner Seite. — Es war Bull: — während er ſprach hatten Torger und Storm, ſeine Begleiter, mit Erſtaunen Guldbrand entdeckt — du hier, riefen beide zugleich. Wir glaubten den Auswurf Norwegens zu finden und der erſte, den wir erblicken, biſt du — fuhr Torger fort.

Wer von euch geſucht wird, weiß ich, erwiederte Guldbrand. — Der Räuber, rief Storm mit donnernder Stimme, und ſeine Horde — Malkolm. — Hier iſt er! — rief dieſer — trat ſchnell und entſchieden hervor, und in dieſem Augenblicke ſchien der alte, entſchloſſene Zorn ſich wieder ſeiner zu bemeiſtern. — Wer ſind ſie? — Storm, dein grimmigſter Feind, Storm, an deſſen Liebe du gefrevelt, ſchrie der Befragte. Mathilde, die ſchon in dem Schlitten ſaß, zur Abfahrt bereit, blickte, als ſie die Stimme hörte, auf und ſank ohnmächtig hin. Malkolm, betäubt, als er den ſchwer Verletzten vor ſich ſah, hörte kaum das Angſtgeſchrei ſeiner Frau, als er alles zu vergeſſen ſchien, ſich von Storm wegwandte und nach dem Schlitten eilen wollte — aber Storm hielt ihm die geladene Flinte vor und gebot ihm zu ſtehen. Guldbrand fiel dem Wüthenden in die Arme. — Hört mich, ich beſchwöre euch, rief er, Torger hilf eine Unthat verhindern, die uns alle gereuen wird. Dieſer, der zornig wie Storm, eben im Begriff war Malkolm zu ergreifen, beſann ſich zuerſt. Es fiel ihm auf, daß die Bauern nicht, wohl aber Guldbrand, und zwar faſt allein, Malkolm zu ſchüzzen ſuchte. — Iſt dieſer nicht der Verbrecher, ſeid ihr nicht ſeine Spiesgeſellen? ſagte er und ſah mit einem

Blicke des Verdachts und der Verwunderung zugleich um ſich. —

Das Wort ſollſt du mir bezahlen — übermüthiger Thor, rief Guldbrand entrüſtet. — Stehe ich nicht hier? Er trat Torger gegenüber, indem er Storm, der ſich jetzt auch zu beſinnen ſchien, losließ.

Malkolm, der auf die Gefahr, die ihm drohte, kaum zu achten ſchien, war, als Storm von Guldbrand feſtgehalten wurde, nach dem Schlitten geeilt und kniete neben der ohnmächtigen Mathilde. Siſſel heulte, Helm lief verlegen hin und her, die Bauern verſammelten ſich um die Streitenden und alles war in der größten Verwirrung. Bull ſchien der beſonnenſte zu ſein.

Es iſt hier anders, als wir glaubten, ſagte er; wir haben, das iſt klar, keinen Angriff zu befürchten. Rede du, Guldbrand, und ihr beide ſeid ruhig. Storm konnte ſich noch immer nicht faſſen. Wuth, ja Verzweiflung rang mit dem tiefen Kummer, der aus den trüben Augen, aus ſeinem blaſſen Geſicht ſprach. Seid ruhig, rief Bull, ich bitte, ich beſchwöre euch. Wer weiß, was wir hier erfahren. Und nun Guldbrand, rede —

Thoren, rief dieſer, indem er ſich zu faſſen ſuchte, ſolltet Ihr nicht einſehen, daß Norwegens Geſetz, daß keine rohe Gewalt, kein Verbrechen hier mächtig ſein konnte? Ich war ja hier. Er erzählte nun, wie [illegible]

Hekel in Gulbrandsdalen ihn aufgefordert hatte, die kühne That zu vollführen, ſich in die Mitte der aufgehobenen und verführten Bauern zu begeben und dieſe zu gewinnen, und auf welche wunderbare Weiſe es ihm, als alles verloren ſchien, gelungen war. Storm und Torger hörten aufmerkſam und erſtaunt zu; ihre Augen ſuchten Malkolm, der noch, das Geſicht verhüllend, in tiefen Kummer verſunken an dem Schlitten kniete, während Sichel alle Mittel verſuchte, der Ohnmächtigen zu helfen, die bisweilen die Augen öffnete, Malkolm, dann Storm mit Angſt und Verwirrung anblickte und wieder bewußtlos zurückſank. Kaum aber erfuhr Storm aus Gulbrands Erzählung die Abſicht Malkolms, ſeine geraubte Geliebte aus den Händen Hekels zu retten, als er in Verzweiflung ausbrach: Gott! rief er, ſo hat alles, alles zu meinem Unglück ſich verſchworen. Arme Dorothea! Deine Unſchuld, deine Reinheit hatte dieſen Teufel in einen Engel verwandelt; der bloße Entſchluß an dir zu freveln, mußte ſeine kalte, harte Seele zerreißen und umwandeln — und doch — Gott, Gott — doch konnte ein ſolches Wunder geſchehen, nur um mir den finſtern Abgrund unendlicher Verzweiflung noch grauenhafter aufzuſchließen, und ich erfahre es nur, jetzt, da es wie entſetzlicher Spott des ſtrafenden Geſchicks, erfolglos und vernichtend da ſteht. — Er ſank verzweiflungsvoll auf die nahe Treppe des Hauſes hin, bedeckte ſein Geſicht und alle waren von dem namenloſen Jammer des jungen Mannes erſchüttert.

Guldbrand, mit Thränen in den Augen, beſchwor Torger, beſchwor Bull, das Räthſel zu löſen.

Torger erzählte: wir erfuhren den frechen Raub, an dem heiligen Tage, den unerhörteſten Frevel, den ſeit Jahrhunderten das Gebirge ſah, eben, als die Bauern ſich verſammelten, das heilige Feſt zu begehen. Sterns Vater — du kennſt ihn — war ſtark. Frauen, Kinder und Greiſe mögen mit mir Gott bitten, daß er das entſetzliche Unglück von uns wende, ſagte er — ihr aber, alle die ihr rüſtig ſeid und hier verſammelt, zieht aus und ſucht das Mädchen zu retten. — Wir durchzogen Berge und Thäler lange vergebens. Die Räuber hatten ihre Spuren auf das liſtigſte zu vertilgen gewußt. Da finden wir einen ſchwediſchen Bauer, der ſich an uns anſchloß. Ihr ſucht die Geraubten, ſprach er, und die Räuber — ich weiß, wo man ſie hingebracht hat. Zwar ſchien er uns verdächtig, aber wir hatten ihn in unſerer Mitte und wagten es ihm zu folgen, beſonders, als er uns den Raub ſelbſt und die Veranſtaltung auf eine ſolche Weiſe darzuſtellen wußte, daß es klar war, wie er ſelbſt zu den Theilnehmern gehörte, was er auch nicht verbarg. Er erzählte uns nun auch, was euch bekannt iſt. Wer kennt den Helle nicht, ſeine geheime Unthaten, ſein verbrecheriſches Geſchlecht? Wir überraſchten ihn in ſeinem

Schlupfwinkel und er trat uns völlig unbefangen entgegen; er leugnete nicht, daß er manche Unternehmung des Storthings tadelte, daß er die Conſtitution haßte, — an dem Mädchenraube habe er aber, wie er verſicherte, keinen Antheil, vielmehr habe er ſie und Halling gerettet. Aber ein Mann, den er uns als höchſt gefährlich darſtellte, der ſich durch anmuthige Sitte und erlogene Freimüthigkeit einzuſchmeicheln weiß, der mit Malkolm, den wir jetzt zum erſtenmal nennen hörten, im Bunde lebte und ihn an Frevel übertraf, überfiel ſie, als ſie ſich zurückzogen, um dem erſchrocknen Mädchen Zeit zu gönnen, ſich zu erholen, und entriß in Verbindung mit verführten Bauern die Befreiten. Sie ſelbſt konnten ſich nur durch ſchnelle Flucht retten; es ſei aber, wie Helle verſicherte, nur zu wahrſcheinlich, daß jetzt das Mädchen und Halling dem Malkolm überliefert ſei. Zwar enthielt ſeine Erzählung Manches, was Verdacht erregen mußte; indem wir aber alle Perſonen, die ihn umgaben, beſonders vernahmen und in ihren Angaben völlig übereinſtimmend fanden, konnten wir kaum an der Ausſage zweifeln, die uns auch durch Reiſende, die ein anſtändiges Mädchen, von Bauern umringt, gegen Oſten hatten fahren ſehen, hinlänglich beſtätigt wurden. Wir zogen in der angegebenen Richtung nach und erfuhren heute, daß Malkolm mit ſeiner zuſammengebrachten Mannſchaft ſich in dieſem, mir wohlbekannten Thale, wo Helle's Wohnung liegt, aufhielt. Unruhe und Angſt vermochte uns drei, auf Skien über die Gebirge zu eilen, während der kleine Trupp, der uns begleitet, durch die Thäler zieht. — Wir hofften unter den hier verſammelten und verlockten Bauern Männer zu finden, die das Verbrechen verabſcheuend, ſich mit uns verbünden würden, um, wenn das Mädchen hier ſein ſollte, ſie zu befreien, noch ehe unſere Begleiter kämen. Was uns beſonders vermochte, Helles Bericht Glauben beizumeſſen, war der Name des zweiten Räubers. Denn in unſerer Gegend war ein Mann erſchienen, der einen Jeden für ſich zu gewinnen wußte, obgleich etwas Geheimnißvolles ihn bezeichnete, und keiner den Grund ſeines Aufenthalts, um dieſe Zeit, in einer ſo entlegnen Gegend zu enträthſeln vermochte. Manches hätte ihn in der letzten Zeit verdächtig machen können. Wir fanden, an einem entlegenem Orte, einen zerriſſenen, wie er eingeſtanden hat, an ihn gerichteten Brief, deſſen Inhalt höchſt verdächtig war. Noch frühe am Tage, als der Raub geſchah und noch nicht bekannt war, erhielt er von einem Unbekannten einen zweiten Brief, und als der Raub allgemein ruchbar wurde, war er plötzlich und auf eine faſt unerklärliche Weiſe verſchwunden. Es war ein Schwede und er nannte ſich — wenn es ſein wahrer Name iſt — Cederſtröm.

Während Torger ſprach hatte Mathilde ſich erholt; Malkolm, durch das ruhige Aufhorchen, welches auf die lärmenden Auftritte folgte, aufmerkſam gemacht, richtete ſich auf und trat ſtill den Erzählenden nahe. Er verfolgte die Erzählung mit unruhiger Spannung, die immer zunahm — als aber Cederſtröms Name genannt wurde, war er im höchſten Grade bewegt.

Guldbrand, ſagte er, du kannſt mich der Obrigkeit überliefern, denn die Geraubten ſind gerettet. — Man nannte Cederſtröm meinen Verbündeten! Hätte ich doch den heiligen Bund, der mich an dieſen Mann band, von früher Jugend an nicht frevelhaft zerriſſen!

Storm, rief Torger und wandte ſich mit inniger Theilnahme an den ganz in ſeinen Kummer verſunkenen Freund, richte dich auf — hier iſt Troſt und Hoffnung. Storm blickte ihn ſtarr und verwirrt an, als verſtände er ihn nicht, und es dauerte lange, ehe ſie ihn aus der Erſtarrung herausreißen, ihm nur begreiflich machen konnten, wovon die Rede war. Als er endlich Malkolms Verſicherung vernahm, ſchüttelte er den Kopf. Zu oft ſprach er, ſind meine Hoffnungen getäuſcht worden, ich habe keine mehr. — Da trat ihm Malkolm entgegen: zweifeln ſie nicht, ſagte er, und blickte ihn mit ruhiger Milde an. Als Storm ihn anſah, war es ihm, als müßte er dem Räuber der Geliebten vertrauen, ja ihn lieben, ſo wunderbar wirkte der ſtille Gram, die völlige Hingebung auf ihn. Eine freudige Hoffnung keimte in ſeinem Innern; Cederſtröm erſchien ihm wie das erſtemal, als er ihm entgegen trat und an die Stelle hoffnungsloſer Verzweiflung trat ein unruhiges Verlangen, bald zu erfahren, was die nächſte Zukunft verſprach und noch immer verbarg. Er wollte Malkolm näher treten, aber dieſer hatte ſich ſtillſchweigend zurückgezogen.

Man überlegte nun, was am nächſten zu thun wäre. Der Tag neigte ſich ſchon, in der Nähe war kein Ort geeignet, in einer ſolchen Jahreszeit ſo viele Menſchen für die Nacht aufzunehmen, und jeden Augenblick konnte man erwarten, daß die Zahl, durch die Bauern aus Swennaes, Storms Begleiter, zunehmen würde. Es wurde daher beſchloſſen, daß ein Theil der Mannſchaft Malkolm bewachen ſollte; — ein Angriff von den zerſprengten Verbündeten, ja von Helle, war wenigſtens möglich — die übrigen ſollten, unter Holms Aufſicht, die Nacht noch in der Ebene zubringen und dort ſollten auch die Bauern aus Swennaes übernachten. Man wollte dieſen Abend die Wohnung des Predigers Bredahl erreichen. Dieſer war derſelbe, der dem Leſer ſchon bekannt iſt, deſſen Rede einen ſo tiefen Eindruck auf Malkolm machte.

Holm fand ſich geſchmeichelt durch den Auftrag, der ihn in Beſitz eines anſehnlichen Kommandos ſetzte. — Guldbrand, ſagte er, du kannſt mir bezeugen, daß ich ſogleich willig war, der höhern Obrigkeit zu folgen, als mir der Betrug bekannt wurde. Was mich verlockte, war Gehorſam, was mich an euch anſchloß, war abermals Gehorſam — Gehorſamer Diener! rief Bull und lachte.

Guldbrand faßte Holms Hand. Welch' ein großes Vertrauen wir in deine Fähigkeit ſetzen, wirſt du ja gewahr, ſagte er lächelnd, da wir dir ein ſolches Kommando, in einer ſo bedenklichen Zeit, anvertrauen. Mag es dir gelingen, dein Betragen an dem Orte, wo wir dich getroffen haben, vollkommen zu rechtfertigen. Ich werde die Wahrheit berichten, wenn ich gefragt werde. Holm ſchien nicht hinlänglich befriedigt durch dieſe Antwort, aber plötzlich fiel es ihm ein, daß die bis jetzt verſchloſſene Stube, die Mathilde bewohnt hatte, jetzt offen und zugänglich war. Die Ausſicht, für die Nacht eine Bequemlichkeit zu genießen, die ihm lange fremd geblieben war, verdrängte eine jede andere Beſorgniß. Ich muß Anſtalten für die Unterbringung der Mannſchaft treffen, denn jetzt iſt alles in Unordnung, rief er und eilte in Helles Wohnung. Siſſel wollte ihm nachſchleichen, aber Bull hielt ſie zurück. Königinn dieſer Nacht und dieſer Ebene, redete er ſie an, dein Geiſt waltet über alle, beherrſcht den heldenmüthigen Heerführer und das Heer. — War er es nicht, der den Mannhaften in die Mitte der Feinde trieb, der ihm die Lippen ſchließt, während die entflammten Augen reden, der Boden ſeiner patriotiſchen Geſinnung und die Gluth ſeiner Liebe? Er mag dir wohl auch nicht ganz unangenehm ſein, antwortete ſie mit einer ſo gutmüthigen Miene, daß es ungewiß blieb, ob ſie aus Einfalt oder Spott ſo ſprach, indem ſie ihm ein gefülltes Glas hinhielt. Er leerte es mit vielem Behagen, lachte und ſchenkte dem Weibe eine nicht unbedeutende Summe. Bin ich eine Königinn, ſo biſt du ein goldener Prinz, rief ſie höchſt zufrieden aus — und eilte dem Lieutenant nach in das Haus.

Man verließ das Thal. Malkolm, bewacht von Guldbrand und einigen Bauern, hielt ſich in der Nähe der Schlitten. Storm ſuchte vergebens ſich ihm zu nähern und unterließ es, als er merkte, daß er ein jedes Geſpräch zu vermeiden ſuchte. Aber die verhängnißvolle Lage, in welcher ſie ſich befanden, erzeugte ein drückendes Stillſchweigen. Es war ſchon dunkel und oft glaubte man in der Nähe des Weges ein verdächtiges Geräuſch zu hören; einigemal, wenn es vorzüglich deutlich war, hielt man ſtill und ſtellte vergebens Nachforſchungen an. Wenn man lauſchte, war alles ruhig und nur einmal glaubte man einen Menſchen zu ſehen, der in dem Tannenwalde verſchwand. Schon war der größte Theil des Weges zurückgelegt, als plötzlich aus den dichten Tannenwäldern, an beiden Seiten des Weges, eine Menge Schüſſe fielen. Die verſteckten Räuber im Dunkeln anzugreifen, ſchien mißlich und verſprach keinen entſchiedenen Erfolg — man ſuchte daher eilig zu entkommen, als man in der Ferne ein ſtarkes Pferdegetrampel vernahm. Torger, Storm, Guldbrand und Bull berathſchlagten; denn es ſchien ungewiß, ob die Ankommenden feindlich wären. Da man jeden Augenblick die Ankunft der Bauern aus Swennaes erwarten konnte, die die Freunde begleitet hatten, ſo entſchloß man ſich, nach einer kurzen Berathung und während noch immer, doch nur einzeln und wie es ſchien aus größerer Entfernung, Schüſſe fielen, zur Vertheidigung bereit den Ankommenden entgegen zu gehen. — Kolbiörn, Jakob, Siegmund rief man und vernahm als Antwort die wohlbekannten Stimmen. Die Bauern hatten die Schüſſe gehört und erfuhren mit Erſtaunen, daß Dorotheas Entführer gefangen in der Mitte der Freunde war. Als man ſich aber jetzt geſchützt durch eine hinreichende Schaar befand und zugleich bemerkte, daß die Schüſſe aufgehört und die Angreifer ſich zurückgezogen hatten, beſchloß man, von den Angekommenen begleitet, den kurzen Weg, der noch übrig blieb, zurückzulegen. Man ſah ſchon die Lichter in der Predigerwohnung und in den umliegenden Häuſern; als eine dunkle Maſſe erkannte man die Kirche, mit dem ſpitzen Thurme, auf dem nahe liegenden Berge und die Thurmuhr verkündigte eine ſpäte Abendſtunde. Storm wurde, als er ſich den Häuſern näherte, von einer großen Unruhe ergriffen; es war ihm, als müßte nun in dieſem Hauſe ihm etwas Seltſames, Unerwartetes begegnen. Umgeben von Räthſeln, geängſtigt durch die ungewiſſe Lage ſeiner Geliebten, wunderbar bewegt durch das Schickſal eines Verbrechers, zu welchem ihn eine tiefe Zuneigung hinzog, obgleich ſein Verbrechen ihn ſelbſt zu vernichten drohte; auf's neue aufgeregt durch den geheimen nächtlichen Angriff, ſchien er ſich aller Gewohnheit entriſſen, in eine mährchenhafte Welt verſetzt, in welcher nun Wunder auf Wunder folgen müßten.

Sie näherten ſich der Predigerwohnung. Bredahl, durch das Getümmel einer ſo bedeutenden Schaar in einer ſpäten Abendſtunde in Erſtaunen und Schrecken verſetzt, ſtand, von mehren Hausbewohnern umringt, in der ſtarkbeleuchteten Hausthüre. Guldbrand, ihm bekannt, eilte, ſeine Furcht ahndend, voraus, ihn zu unterrichten und als die Uebrigen ankamen, war er ſchon völlig beruhigt. Die Schlitten, in welchen Mathilde und ihre Magd ſaßen, hielten vor der Thür. Malkolm begrüßte den Prediger — ich bringe ihnen meine arme Frau und empfehle dieſe Unglückliche ihrem Wohlwollen, ſprach er. Ich aber werde jetzt ihr Haus nicht betreten; dem Verbrecher gebührt ein Gefängniß. Malkolm, rief Mathilde, die eben von dem Prediger aus dem Schlitten gehoben wurde — mit ängſtlicher Stimme: wo du biſt, werde ich ſein — trenne dich nicht von mir, jetzt — jetzt, da ich an dich gekettet bin, wie du es an mich biſt, durch die neuen, ſtarken, heiligen Bande des Unglücks. Du biſt mild geworden gegen alle, ſei nicht grenzenlos grauſam gegen dich ſelbſt und mich. — Vergebens beſtrebte ſich Malkolm ſie zu überreden. Nein, nein, rief ſie, die Welt, die dich ausgeſtoßen hat, iſt mir fremd; deine Einſamkeit iſt meine Geſellſchaft, deine Reue mein quälender Genuß, dein Kummer meine Nahrung. Willſt du mich einſam ſehen in der fremden Welt, nahrungslos von dir entfernt, todt? denn du biſt mein ganzes Leben.

O Geliebte! rief Malkolm — deine Liebe iſt mein höchſtes Glück und meine härteſte Strafe.

Bredahl ſah ein, daß man ſich in Mathildens Willen fügen müßte. Ergriffen von einem Auftritt, deſſen Grund ihm unbekannt ſchien, entſchloß er ſich Malkolm und Mathilden eine entfernte, ſonſt unbewohnte Stube einzuräumen. Er ließ ſchnell Betten, Tiſche, Stühle hinbringen und da ſeine Frau und ein kleines Kind, durch das Getümmel gelockt, die Thüre öffneten, ſcheuchte er beide durch einen ernſthaften Wink zurück.

Aber Storm fühlte ſich durch die Stimme der geängſtigten Mathilde ſeltſam bewegt. Sie ſaß, als er in das Thal kam, ſchon eingehüllt in dem Schlitten: nur aus der Ferne hatte Storm die unglückliche Frau bejammert, deren Liebe und Anhänglichkeit an den Verbrecher ihm durch Guldbrands Erzählung bekannt geworden. Jetzt, eben als Malkolm mit ſeiner Frau, von der Wache begleitet, nach der entfernten Stube geführt werden ſollte, drängte er ſich eilig, ja ängſtlich, in ihre Nähe. Sie ſtand mit entblößtem Geſichte vor ihm und er rief, von Erſtaunen und Schrecken ergriffen: Mathilde! — Ich bin es, antwortete dieſe, wie man ſah, furchtbar erſchüttert und eilte ſich zu entfernen. Lange ſtand Storm und ſah mit erſtarrten Blicken der ſchon Verſchwundenen nach. — Torger und Bull traten in die Wohnſtube, aber Storm erſt nach wiederholten Ermahnungen des freundlichen Wirthes. Da hörte er laute Stimmen aus der Stube ertönen, er hörte ſich nennen, er glaubte die Stimme zu kennen — flog, wie beſinnungslos dahin, wohin ihn ein unwiderſtehlicher Zauber zog und Dorothea lag in ſeinen Armen.

Nach ſo vielen Ereigniſſen, die von allen Seiten hereinſtürmten, war es natürlich, daß die Freunde lange nicht die Ruhe fanden, die eine zuſammenhängende Erzählung fordert. Eine Stunde war faſt mit abgebrochenen Fragen und Antworten verſtrichen; die freundliche Wirthin hatte für eine ſtärkende Mahlzeit Sorge getragen; Bredahl kam von einem kurzen Beſuch bei Malkolm zurück. Noch während der Mahlzeit waren alle Geſpräche abgebrochen; ſelbſt die Freude über Dorotheas Befreiung vermochte ein gewiſſes unheimliches Gefühl, ein Grauen nicht zu überwinden, das ſich aller bemeiſtert hatte. Malkolms, Mathildens Schickſal ſchwebte den Liebenden wie ein drohendes Geſpenſt vor der Seele und Bredahl ſaß in ſich verſunken, wie in ſtillem Gebete.

Als die Mahlzeit beendigt war, ſetzte man ſich, noch immer ernſt und trübe geſtimmt, in einen traulichen Kreis. Zu aufgeregt, ja zu ängſtlich, um ſich zu trennen, wollte man noch einige Stunden mit Geſpräch zubringen. Die Männer konnten die Sorge für einen nächtlichen Ueberfall nicht bergen. — Das Leben, ſagte der Prediger, iſt reich an Unglück und Schmerz. Unter allen Ereigniſſen aber, die uns ſchwer treffen mögen, ſind keine furchtbarer, als diejenigen, die aus einer geheimen, tiefen, durch Geſchlechter fortgehenden Schuld erzeugt ſind. Das grundloſe Entſetzen, die nächtliche Tiefe unſeres geheimnißvollſten Daſeins, ſcheint uns offen, als wollte ſie uns verſchlingen. Daher iſt eine ſolche Schuld und ihre furchtbare Folgen, die ſich oft von einzelnen auf Völker, von dieſen auf jene wälzen und deren vernichtender Nothwendigkeit keiner zu entrinnen vermag, die Geſchlechter wegmäht und Jammer und Verbrechen ausſäet, den ſtaunenden Menſchen von jeher als ein geheimes Gericht erſchienen, vor welchem ſie zurückſchauderten. Wenn eine ſolche Schuld uns nahe tritt, wenn wir in den Strudel der verworrenen Verhältniſſe hineingezogen werden, die ſie ſtürmiſch aufwühlt; dann iſt es uns, als theilten wir ſie. Ein lockender Reiz liegt in dieſem Gefühle, den die Kunſt gebraucht und öfters wohl gemisbraucht hat. Was wir erlebt haben, was ſie, theure Dorothea, ſo großen Gefahren ausſetzte, war ein ſolches Ereigniß und wir dürfen uns nicht ſchämen, wenn wir uns ergriffen fühlen, wenn wir uns kaum zu faſſen vermögen. Denn an der Stelle der ſteten Ruhe, der ſtillen Gewohnheit iſt die finſtre Verwirrung mächtig geworden, und noch liegt, ſelbſt nachdem die ſchwerſte Unthat vernichtet iſt, eine dunkle Zukunft vor uns, die nicht endigen kann ohne Ereigniſſe, vor welchen wir zurückbeben. Aber dennoch darf ein ſolches drückendes Gefühl uns nicht überwältigen. In ſolchen Augenblicken, wo alles um uns herum trübe, verworren, drohend erſcheint, ziemt es ſich an die nächſte Hülfe zu denken, die uns nie verläßt. Ein Verbrecher ruht mit uns unter einem Dache; eine unglückliche Frau theilt nicht ſeine Schuld, wohl aber ſeine Strafe. Kennten ſie die Geſchichte ſeines Lebens, wie ich ſie kenne, ſie würden ſich entſetzen. Aber, meine Lieben, wenden wir uns abwärts von allem, was uns bindet und ſtört, ziehen wir uns zurück in unſere wahre, urſprüngliche Heimath, — ſo mit ganzer Seele, wie ſie, Geliebte, ſich, den wilden Gebirgen, den rohen Menſchen entriſſen, heimathlich fühlen in unſerer Mitte — dann begegnen wir dieſem Verbrecher und ſeinem liebenden Weibe in einer ganz andern Geſtalt. — Es ſind die Mühſeligkeiten ihrer gefährlichen Heimreiſe, die wir erleben und bedauern; aber ſie — erblicken ſchon die Heimath, die liebenden Stimmen von daher rufen ſie — und wenn wir ſie am meiſten bedauern, ſind ſie da.

Torger, der, als er Dorothea gerettet ſah, völlig ruhig war und zwar Malkolm und Mathilde bedauerte, aber in dieſen, nach ſeiner Meinung, überſchwenglichen Gefühlen ſich nicht zu verlieren vermochte und den die fortdauernde Trübſeligkeit verdroß, unterbrach den Prediger. — Verzeihen ſie, lieber Bredahl, ſagte er, ſollte aber dieſes Entſchuldigen des Verbrechens — des Verbrechens? fragte Bredahl erſtaunt — nun des Verbrechers, wiederholte Torger verdrießlich — des Verbrechers? war die zweite Frage in dem nämlichen Tone — des bereuenden Verbrechers — rief nun Torger heftig — ſie wiſſen ja doch, was ich ich ſagen will. — Allerdings, lieber Freund, antwortete der Prediger: ſie meinen, daß ein ſolches Entſchuldigen ſelbſt zu Verbrechen verleiten kann. Glauben ſie mir aber, die — doch halbbewußte — Unbeſtimmtheit des Ausdrucks iſt nicht ſo gleichgültig, wie ſie zu glauben ſchienen. Beſtimmt ausgedrückt hebt ſich der Einwurf von ſelbſt. — Von ſelbſt, erwiederte Torger; erinnern ſie ſich an jene früheren Erfahrungen, daß ungebildete Menſchen Verbrechen begangen haben, um ſo ſelig zu ſterben, wie die Hingerichteten? — Und was, fragte Bredahl, hat dieſe Erfahrung mit unſerm vorliegenden Falle gemein? Jenes abergläubiſche, widerwärtige öffentliche Ausposaunen einer oft zweifelhaften Seligkeit, recht geeignet den ſtumpfen Sinn roher Menſchen irre zu leiten, iſt es nicht ganz und durchaus verſchieden von der ſtillen Reue, von den unter innern Kämpfen mühſam gedeihenden Keimen eines neuen Lebens? Hier die Aufforderung zu einer ernſthaften tiefgehenden Betrachtung, die kein Menſch mit völliger, innerer Wahrheit verfolgen kann, ohne in ſich ſelbſt eine Unruhe zu fühlen, die ſeine Verwandtſchaft mit den Gefallenen ihm nahe rückt — dort ein ſinnliches Schauſpiel, ein aufgeregtes dunkles Gefühl. — Die wahre, tiefe Reue, wenn auch eine beſeligende Reinigung ihre Folge wäre, kann kaum zu irgend einer Unthat führen. Aber geſtehen ſie mir, wandte Torger ein, daß jene Traktätlein von bekehrten Verbrechern oft einen recht widerwärtigen Eindruck hinterlaſſen, daß ſie nicht ſelten eine nicht zu durchſchauende Heuchelei erzeugen. Ich habe einmal einen Aufſatz eines ſehr erfahrnen engliſchen Arztes geleſen, der von den verſtellten Krankheiten handelte — man kann Fieber, Herzklopfen, Krämpfe erzeugen, man hat das Athemholen nicht allein, auch den Puls in ſeiner Gewalt. Hier ſtehen kaltblütige Beobachter, die alle Erſcheinungen ſorgfältig und mit heilſamen Mistrauen verfolgen — und dennoch mußten ſie geſtehen, daß ſie betrogen werden. Nun denken ſie ſich dieſe Traktate in den Händen der Verbrecher — ob ſie in höchſt ſeltenen Fällen heilſam wirken, bleibt immer zweifelhaft. — Laſſen ſie aber die in Verbrechen erwachſenen Menſchen nur die Ahndung erhalten, daß die Bekehrung ihnen, wenn auch nicht äußere Vortheile, doch Aufmerkſamkeit, Vertrauen, Theilnahme verſchafft und ſie erzeugen eine ganze Reihe, eine ganze Welt neuer, bis dahin unerhörter, Verbrechen; ſie werden ſich in allen Geſtalten mit jenem unglaublichen Scharfſinn, der den Beſtien, den Menſchen eigen iſt, wenn er recht vom Grunde aus ſchlecht wird, ausbilden. Der Nichtswürdige wird nicht blos, wenigſtens nicht immer, des Vortheils wegen ſich verſtellen; es giebt vielmehr eine wahre Begeiſterung für das Schlechte. Hüten wir uns die Hölle aufzufordern, daß ſie die Reue nachäffe. — Darin gebe ich ihnen unbedenklich Recht, erwiederte der Prediger, je heiliger, tiefer, geheimnißvoller die Reue iſt, deſto weniger darf von ihr die Rede ſein, und obgleich manche dieſer kleinen Traktate mir mit vieler innerer Wahrheit geſchrieben ſchienen, obgleich ſie mich nicht ſelten recht tief gerührt haben; ſo begreife ich doch, daß der ſtumpfe beſchränkte Zuſtand ſolcher Verbrecher vor, das oft Dunkle und Unerklärbare nach der Bekehrung, für den Gebildeten, ſelbſt für den Beſten, etwas Abſtoßendes haben muß, und in den Händen des geringen Mannes können ſie leicht ſchädlich werden, um ſo mehr, da der geiſtliche Tröſter nur zu ſehr geneigt iſt, die Bekehrung als eine Folge ſeiner Bemühungen bewußtlos zu betrachten, wie oft, ja wie redlich er auch ſich ſelbſt ſagen mag, nicht er, ſondern die göttliche Gnade habe ſie bewirkt. Iſt doch die eigene

Reue, wie wahr ſie auch ſein mag, ſelten ganz von dem Selbſtbetruge zu reinigen. — Wir ſind alſo einig, denn ſie werden nicht behaupten, daß man deswegen aufhören ſolle an der religiöſen Beſſerung zu arbeiten, oder daß dieſe nie wahrhaft gelinge. — So wenig, in der That, wie ſie die Behauptung aufſtellen werden, es gäbe unter der zum Kriegsdienſt ausgehobenen Mannſchaft keinen wirklich Kranken. Ihre Einwendung, lieber Torger, hat uns allerdings beſonnener gemacht, fuhr Bredahl lächelnd fort und ich denke, wir ſind jetzt noch eher fähig eine zuſammenhängende Unterhaltung anzuknüpfen. Wir dürfen doch kaum hoffen dieſe Nacht ruhig zuzubringen. Der Urheber hat dem Verbrechen entſagt — er weilt, innerlich gereinigt, in unſerem Hauſe, — aber es wuchert in andern fort und umſchwärmt uns in drohender Nähe. Ich begreife, daß Malkolms frühere Verbündete alles aufbieten werden, um ihn wieder in ihre Gewalt zu bringen; ſeine Gefangenſchaft iſt ihnen zu gefährlich. Wir haben zwar durch ausgeſtellte Wachen für unſere Sicherheit zu ſorgen geſucht, aber räthlich iſt es doch bis gegen Morgen wach zu bleiben und die hinſchleichenden Stunden durch Geſpräch zu täuſchen.

Dorothea, fing nun Strom an, du mußt uns die Geſchichte der letzten unglücklichen Tage erzählen, damit ich mich überzeugen kann, daß du gerettet biſt; denn noch iſt es mir wie ein Traum und ich kann das Entſetzen der vorhergehenden Tage nicht überwinden. Alle vereinigten ihre Bitten; die Hausfrau näherte ſich dem Mädchen zutraulich und theilnehmend, die ſechsjährige Tochter legte die Hände auf ihre Knie und blickte ſie mit großen Augen an. Sie aber fuhr erſchrocken auf: ſoll ich das Entſetzliche noch einmal in der Erinnerung durchleben, ſagte ſie; es graut mir davor — doch ich bin ja gerettet! die freundliche Umgebung, deine Nähe wird mich gegen das Grauen der Erinnerung ſchützen. Lächelnd ſetzte ſie hinzu: ich muß leider geſtehen, daß, ſo ſchrecklich dieſe Raubgeſchichte mir war, ſie dennoch eine Seite hat, die mir jetzt, wenn ich daran denke, faſt komiſch ſcheint. Storm war nicht wenig erſtaunt, als er eine ſo unerwartete Aeußerung vernahm und Dorethea begann:

Du erinnerſt dich, daß mein Vater den ganzen Abend hindurch ungewöhnlich ſtill und trübe erſchien. Es war nicht der Verdruß, den wir wohl an ihm kennen, wenn etwas verkommt, was gegen ſeinen Sinn iſt. Dieſer betrübt uns zwar, ängſtigt uns aber weniger, weil wir ihn faſt immer zu heben wiſſen, ja die bloße Bemühung pflegt den guten Vater zu verſöhnen. Diesmal war ſeine Stimmung ganz anders: es war klar, daß ein ungewöhnliches, ein trauriges Ereigniß drückend auf ihn laſtete, welches er uns nicht mitzutheilen wagte. Daß wir den Grund ſeines geheimen Kummers nicht kannten, ängſtigte uns doppelt.

Als ich nach Mitternacht, von meiner Mutter begleitet, die Geſellſchaft verließ, war auch ich in einer ſeltſamen Stimmung. Es war mir, als wenn ein großes Unglück uns alle ſchon betroffen hätte, als müßte ich mich darauf beſinnen — ohne es faſſen zu können. Ein wunderbares, ängſtliches, faſt betäubendes Gefühl hatte mich ergriffen. Die Mutter beklagte ſich, nach ihrer milden, duldenden Weiſe, in ſanften Worten über die Stimmung des Vaters und wir gingen recht traurig nebeneinander. Seit meiner Geburt ſchlief ich jede Nacht mit meiner Mutter in einer Stube. Ich erinnere mich noch, wie ſeltſam es mir vorkam, als ich einmal die Töchter einer Freundinn nach einem naheliegenden Gute begleitete und dort, ohne die Mutter, eine Nacht zubrachte. Sie blieb dieſe Nacht ſchlaflos und ich, obgleich ein Kind und umgeben von geliebten Geſpielinnen, konnte kein Auge ſchließen. Die Mutter war diesmal von dem anſtrengenden Tage, von der Sorge über die Stimmung des Vaters ſehr erſchöpft. Sie ſuchte Ruhe und ich ſah ſie ſchlafen, während ich noch Manches im Hauſe in Ordnung zu bringen, Manches für den kommenden Feiertag anzuordnen hatte. Ich hörte den Vater Wein beſtellen, ich erfuhr, wie er ſich mit euch Männern, als wir weggegangen waren, in die Stube zurückzog, und auch dieſes Ungewöhnliche verſetzte mich in eine peinliche Angſt, die mir um ſo drückender war, da ich keinen beſtimmten Gegenſtand meiner

Sorge fand. Ich ſuchte mich vergebens durch Geſchäfte zu betäuben — von einem quälenden Gefühl gepeinigt, ſchlich ich oft an das Bett der Mutter. — Die ſchläft doch, ſagte ich dann — Gottlob — die wenigſtens iſt ruhig. Dann aber war es mir, als wenn ſie ängſtlich Athem holte, als wenn ſie plötzlich erkranken, ſterben und als wenn die innere Qual ihren höchſten Gipfel erreichen müßte. Ich hörte euch die Treppe herunterkommen, wie die Hausthüre ſich hinter euch ſchloß und die Schlitten wegfuhren; ich hörte den Vater in ſeine Stube eintreten — nach und nach wurde alles im Hauſe ſtill und meine Angſt ſtieg. Wie ſpät es wurde, während ich ſo ängſtlich herumirrte, das Licht in der Hand, bald an das Bett der Mutter, dann in die Schlafſtube der ſchlummernden, alten Großmutter ſchlich, wußte ich nicht.

Endlich hörte ich die beiden Thurmuhren drei ſchlagen — ich war erſchöpft, aber nicht ſchläfrig; ich ſah die Mutter unruhig werden — was mögen dir die Träume jetzt verkündigen, dachte ich. Siehſt du die ſchwarze, drohende That, die unheilſchwanger über unſerem Hauſe brütet, finſter auf unſern Untergang ſinnt? — Da war es, als wenn in dem tiefſten Innern alte Erinnerungen wach würden und drohend herausträten. Wie ein alter Haß unſer Haus verfolgte, wie wir früher in einer anderen Gegend gewohnt, aus welcher geheime Rache uns vertrieben hatte. — Iſt ſie noch nicht erloſchen, ſchwebt ſie noch immer über uns? — Und dann fragte ich mich wieder: was iſt geſchehen, daß du dich, geſchützt von deinen Eltern, in der gewohnten, ruhigen Umgebung, quälſt und ängſtigſt? Thörichtes Mädchen! Alles ſchlummert ruhig und du irrſt herum, wie von böſen Geiſtern gejagt. — Hat dich der Wahnſinn ergriffen? — Ich konnte mich ſelbſt nicht faſſen.

Ich ſank endlich in ſtillem Gebet auf die Knie — der Gedanke an die heilbringende Nacht, die alle freudig feierten, erfüllte mich mit Ruhe und Zuverſicht. — Ich trat zum letztenmal in die Schlafſtube und wollte mich eben entkleiden, aber doch noch einmal die ſchlafende Mutter ſegnend begrüßen — da fühlte ich einen ſchneidend kalten Zug durch die warme Stube ziehen. Iſt das Fenſter offen, dachte ich und ging, das Licht in der Hand, zu dem Fenſter hin. Schon in der Ferne ſah ich, daß es geöffnet war. — Ein tiefes Entſetzen ergriff mich — wer hatte es geöffnet? — Als ich nun aber hinter die weiten, faltigen Gardinen trat, die Hand ausſtreckte, um das Fenſter zu ſchließen — da tauchte, wie aus dem Abgrunde, eine finſtere Männergeſtalt hervor und ein grimmiges Geſicht ſtarrte mich, in entſetzlicher Nähe, an. Ein Angſtgeſchrei drängte ſich aus meiner Bruſt; aber rauhe Hände ſchloſſen mir die Lippen. Ich wurde in die Höhe gehoben, aus dem Fenſter hinaus getragen, in Pelzwerk gehüllt, in einen Schlitten geſetzt, ſorgfältig verwahrt und die Decke ſo feſt zugebunden, daß ich mich nicht rühren konnte. Hinter mir ſtand ein Menſch, deſſen ſtarke Hand ſchwer auf meinen Schultern ruhte, und ſo fuhr der Schlitten ſchnell davon. In einiger Entfernung von dem Hauſe näherte ſich eine Menge mit Flinten bewaffneter Reiter, die vor, hinter und neben dem Schlitten ritten. Bald darauf wurde in weiter Ferne ein Schellengeläute gehört; die Reiter flüſterten unter einander, der Zug ging noch eine kurze Strecke auf der Landſtraße fort, bog dann in eine Schlucht ein, um die Ankunft des Schlittens zu erwarten. Als er ankam ſtürzten Männer, die von den Pferden abgeſtiegen waren, hervor, hielten den Schlitten an und ich hörte Geſchrei, Kampf und Drohungen. — Dann war alles ſtill; mein Schlitten und die Reiter ſetzten den Zug auf der Straße fort und der angehaltene Schlitten folgte uns, aber das Schellengeläute hörte ich nicht mehr.

Es iſt mir ſelbſt ein Räthſel, daß ich alle dieſe Umſtände damals, von betäubendem Schrecken ergriffen, wahrnehmen konnte, aber es iſt ſo. Ich kannte die Gegend, der Mond ſchien hell, der Schnee glänzte von den Bergen, und mir war es in dem erſten Augenblicke, als fühlte ich eine entſetzliche Beruhigung, daß nun alles, was ich finſter geahndet hatte, in Erfüllung gegangen war. Du wirſt ſterben, dachte ich, und ein ſtumpfes Gefühl lähmte mein Bewußtſein, daß ich faſt alles mit Gleichgültigkeit betrachtete, was um mich herum vorging.

Dann — es war eine lange Zeit vergangen — begann mein Herz gewaltſam zu ſchlagen, eine tödtliche Angſt ergriff mich: — Mutter, Mutter! rief ich laut, daß es mir ſchien, als klänge der Wiederhall tönend von den Bergen zurück. Die Hand des Räubers ergriff mich und hemmte Ruf und Athem. — Ich lag wie in einem Todeskampfe; ich ſah Mutter und Vater gemishandelt, getödtet, das väterliche Haus in Flammen, und mit krampfhaftem Wahnſinne ſuchte ich mich von den Banden zu befreien. Es ſchien, als wenn die Räuber dieſe gewaltſame Bewegung ängſtlich wahrnähmen; ein Reiter näherte ſich dem Schlitten und ſprach mir freundlich und milde zu: er hatte meinen Ruf gehört und verſicherte, daß ich für die Eltern, ja ſo drohend meine Entführung angefangen, für meine Perſon nichts zu fürchten habe. Dieſe Anrede, die erſte Spur von Theilnahme, wenn ſie auch vielleicht erlogen war, löſte meine Zunge. Ich bat, ich beſchwor ihn, mich zurückzuführen; ich weinte, ſchrie, drohte und bat wieder; — aber er verließ ſtumm den Schlitten, der Zug eilte fort und ich blieb verlaſſen. Man hielt den zweiten Schlitten ſtets in einiger Entfernung von dem meinigen; dennoch hörte ich, daß mein Geſchrei einen ähnlichen Auftritt in dieſem veranlaßte.

Was ſoll ich meine Angſt, meinen Schrecken weiter ausmalen. — Eine ſtrenge Nothwendigkeit, wie grauſam ſie auch erſcheint, zwingt uns doch zuletzt, ſind wir nicht ganz in Schwäche verſunken, zur Beſinnung: ich wurde aufmerkſam und lauerte auf eine jede Bewegung der Räuber.

Der Tag brach an und wir hatten ſchon eine bedeutende Strecke zurückgelegt. Ich erwartete jetzt auf der Straße Schlitten zu begegnen — denn ich wußte ja, daß die Bauern von den fernen Wohnungen nach den Kirchen fuhren. Ich hörte, wie hier und dort das Glockengeläute ertönte; ein ſtilles Gebet verſetzte mich in die Mitte der Andächtigen und ſtärkte mich wunderbar. Jetzt hörte ich Schellengeläute und lauſchte mit ängſtlicher Spannung auf das Benehmen der Räuber. Aber der Zug ging ruhig fort, obgleich die Schlitten immer näher kamen, nur einige Reiter ſah ich vorauseilen. Als nun ein Zug von Bauernſchlitten herankam, verſuchte ich um Hülfe zu rufen — zu meiner Verwunderung verhinderte man es nicht ganz — ich erhob ein lautes Geſchrei; aber die Bauern mit ihren Frauen fuhren lachend und ſpottend vorbei, während ſie mich mit neugieriger Aufmerkſamkeit betrachteten.

Dieſer Auftritt erneuerte ſich fortdauernd, wenn wir auf Bauernſchlitten trafen und war mir unbegreiflich. Ich bemerkte, daß beide Schlitten, auf die nemliche Weiſe, Gegenſtände einer höhnenden Neugierde waren — daß eine zweite Perſon mit mir zugleich entführt worden war, mußte ich vermuthen; aber wer konnte es ſein?

Als der Gottesdienſt in allen Kirchen angegangen war, wurde die Straße leer und man hielt ſtill. Man bot mir Brod und Wein an, aber ich blieb ſtumm; ich wagte keinen der Räuber anzuſehen, eine jede Annäherung verſetzte mich in eine tödtliche Angſt, ich fühlte das Blut in den Adern ſtocken. Mein Zuſtand ſchien die Räuber entfernt zu halten.

Der Abend kam heran; wir fuhren bis tief in die dunkle Nacht hinein und hielten endlich vor einer Wohnung, die nicht unanſehnlich war. Ein Menſch von widerlichem Anſehn trat mit einer Laterne heraus, leuchtete neugierig in den Schlitten hinein und lachte höhniſch, als er mich erblickte. Ein mürriſches Weib ſtand an ſeiner Seite — ich hörte kaum, was ſie ſprachen, obgleich es mir wie Vorwürfe klang. — Endlich, mitten in meiner Angſt, ward ich doch aufmerkſamer: ſo iſt es, ſchrie das zürnende Weib, wenn man ſeinen Eltern entläuft — pfui — ein vornehmes Fräulein zieht in dem Lande herum mit einem ſolchen elenden Abentheurer — eine ſchöne Freude für die Eltern; aber einſperren wird man die Mamſell, einſperren. — Ich fing an zu ahnden, welches Mittel man gebraucht hatte, den ungewöhnlichen Zug begreiflich zu machen; ich befürchtete ſchon, daß du, Storm, der zweite Geraubte wäreſt; aber der Kopf ſchwindelte mir, als ich in dieſes ſchreckliche Gewirre entſetzlicher Vermuthungen einige Klarheit zu bringen ſuchte. Die beiden

Bewohner des Hauſes konnten mir kein Vertrauen einflößen: ich blieb ſtumm und unbeweglich. Der höflichſte der Räuber bot mir den Arm — ich rührte mich nicht — als aber ein zweiter Miene machte, mich mit Gewalt aus dem Schlitten zu reißen, gab mir das Entſetzen vor der ekelhaften Berührung dieſes rohen Menſchen neues Leben; man hatte die Decke gelöſt und ich ſprang — woher mir die Kraft dazu kam weiß ich nicht — ſelbſt aus dem Schlitten.

Ebenſo wenig begreife ich noch jetzt, daß ich mich, als ich entfeſſelt war, plötzlich ſo kräftig, ja muthig fühlte. Ich warf das Pelzwerk von mir — und war es mein Anzug — ich trug das feſtliche Kleid von dem unglücklichen Abende noch — war es die verzweiflungsvolle Entſchloſſenheit, die mich belebte — alle Räuber, wie Wirth und Wirthinn, traten ſcheu zurück. Ich ſprach in harten Worten mit den Räubern, ich ſprach gebieteriſch mit dem abſcheulichen Weibe: was ich ſagte, weiß ich nicht; aber das Weib nahm brummend die Laterne, warf mir einen ſcheuen Blick zu und ich trat, mit noch immer feſten Schritten, in das Haus, während alle die Uebrigen zurückblieben. Ein Licht wurde angezündet, worauf mich die Frau in eine Stube führte, die reinlich und gut meublirt war. Ein fürchterlicher Durſt quälte mich, Hunger fühlte ich nicht; ich forderte ein Glas Waſſer, gebot der Frau mich zu verlaſſen und riegelte die Thüre zu.

Als ich mich jetzt allein in der Stube befand, brach meine Kraft zuſammen. Wie ſoll ich die furchtbare Nacht darſtellen mit ihren entſetzlichen Qualen? Ich ſank auf die Knie, mein Kopf ruhte auf einem Stuhle. Wie lange ich ſo gelegen habe, weiß ich nicht — zuweilen kamen einzelne Augenblicke wunderbarer Ruhe: dann dünkte es mir, als wäre alles ein Traum und ich im Begriff aufzuwachen; dann glaubte ich in dem väterlichen Hauſe, in der gewöhnlichen Stube zu ſein — ich rief die Mutter. — Blickte ich aber um mich — ſah ich das düſter flackernde Licht, dann erkannte ich die fremde Umgebung und ſträubte mich vergebens gegen das fürchterliche Bewußtſein, daß ich mich in der Mitte des Entſetzens befand — dann faßte mich die kalte Hand des Todes und ich rang mit der Verzweiflung. — Was haſt du gethan — rief ich — in Augenblicken, wo das Grauen ſeinen Gipfel erreichte und in ſich zerfiel — was haſt du gethan, armes Mädchen, daß du dieſe gräßliche Strafe leideſt? — Ich ging bis in meine Kinderjahre zurück, ich rechnete mir ein jedes Vergehen vor, eine jede Widerſetzlichkeit, jede Unwahrheit — meine Liebe erſchien mir als ein Verbrechen; alle Gedanken, die jemals, mich zu verlocken, in meiner Seele entſtanden und niedergekämpft worden waren, traten als Ankläger gegen mich auf. — Ja, ja, du biſt eine Elende, rief ich dann — du verdienſt Alles, jede Qual iſt gerechte Strafe. — Dann wandte ich mich im Gebet an den

Heiland, deſſen Tag gefeiert wurde, in Friede und Freude, von ſo vielen Tauſenden. — Und du? — Das Entſetzen ergriff mich von Neuem — aber das Gebet drang durch — es war mir — als müßte es erhört werden. Lächelt nur, aber die Stube ſchien mir heller erleuchtet, Schutzengel ſchienen um mich beruhigend zu ſchweben — du kannſt, du kannſt mich nicht verlaſſen — rief ich und verging in wunderbarer Wehmuth. — Ein erleichternder Thränenſtrom brach jetzt zum erſtenmal hervor und ich ſank in ermattender Betäubung dahin. Nur ein Gefühl, von furchtbarer Art, blieb mir noch in dieſem Zuſtande. Ich rang mit dem Schlafe, denn ich fürchtete ihn. — Die Augen fielen mir zu, ich ſuchte ſie dann wieder gewaltſam zu öffnen, und ſo wechſelnd zwiſchen Schlaf und dem angſtvollen Streben ihn abzuwehren, brachte ich eine lange Zeit zu. Das Licht war erloſchen, ohne daß ich es bemerkt hatte — der Tag brach an, ohne daß ich aus meiner Betäubung erwachte. Ob ich betete, ob ich weinte, ob ich ſchlief, weiß ich nicht.

Ich hatte die ganze Nacht hindurch nichts Störendes vernommen. Einmal ſuchte man die Thüre zu öffnen; als man aber bemerkte, daß ſie verſchloſſen war, fand kein zweiter Verſuch ſtatt.

Jetzt hörte ich eine lebhafte Bewegung im Hauſe, Flüche und Drohungen. Die Schlitten wurden vor die Thüre gebracht, Pferde ſtampften und ich erhob mich mühſam.

Ich erwachte aus meiner bisherigen Betäubung und als nun das ganze Unglück in ſeiner gräslichen Wirklichkeit vor mir ſtand, fühlte ich ein tiefes Erbeben in meinem Innern, als könnte nur der Tod mich erretten. Ich öffnete das Fenſter und ſchrie mit ſtarker Stimme: Hülfe, Hülfe — ich beſchwor das Gebirge die Frevler zu zertrümmern, ich rief Himmel und Erde an; meine Stimme muß eine furchtbare Kraft gehabt haben. Die Räuber blickten ſtarr nach dem Fenſter hin. Aber plötzlich hörte ich auch aus einer Verſammlung von mehreren Menſchen ein lautes Geſchrei; ich ſah einen jungen Mann den nächſt ſtehenden Räuber angreifen und entwaffnen; ich ſah, wie er mit dem Kolben der errungenen Flinte zwei Männer zu Boden ſchlug und, ehe ſie ſich zur Gegenwehr ſetzen konnten, auf mein Fenſter zuſtürzte. Und mitten in meiner Verwirrung erkannte ich Halling. —

Dorothea, rief er, komm heraus, ich werde dich vertheidigen. Ich zitterte: laß den unnöthigen Widerſtand, ſie ermorden dich, rief ich ihm zu. Schon drangen die Räuber auf ihn ein. Ich öffnete die Thüre und, als ich aus dem Hauſe heraustrat, ſah ich einen andringenden Räuber durch einen Schuß von Halling ſtürzen, ich ſah ihn mit umgekehrter Flinte den ſchreienden, drohenden Räubern entgegenſtürmen — aber noch ein Schuß fiel und Halling ſank blutend zu Boden.

Ich ſah nichts weiter. — Als ich wieder zur Beſinnung kam, ſaß ich im Schlitten, eingehüllt in Pelzwerk, wie am vorigen Tage; das Pferd arbeitete ſich mühſam durch holprige Wege und Berge von Schnee vorwärts; rauhe Felſen und dunkle Tannen ſchloſſen uns dicht ein; ein kalter Wind pfiff ſchneidend durch das Thal und ſchüttelte die ſchwere Schneedecke von den Bäumen. Ich hörte die Räuber ſchimpfen und erwachte zu neuer Qual. Dennoch machte ein kurzes Geſpräch, das ich mit anhörte, einen ſeltſamen Eindruck auf mich. — Sie erholt ſich, ſie blickt um ſich, ſagte der Menſch, der hinter mir auf dem Schlitten ſaß, zu einem der nächſt Reitenden. — Gott Lob, antwortete dieſer — wie grauſam haben wir das Mädchen behandelt. Mir graut vor dieſer That. Ja, erwiederte der erſte, ich wenigſtens wünſche mich weit weg von hier, ich halte es nicht mehr aus. Der Räuber, es war derſelbe, der mich ſchon öſters freundlich angeredet hatte, näherte ſich dem Schlitten, blickte mich theilnehmend an, und als ich unwillkührlich die Augen aufſchlug, ſprach er: um Gottes Willen, Fräulein; faſſen ſie ſich — ſie ſollen, das wage ich ihnen zu verſprechen, mit Achtung, mit Schonung behandelt werden. — Ihr habt Halling ermordet, rief ich — er iſt nur leicht verwundet, antwortete er und entfernte ſich, als fürchtete er eine Fortſetzung des Geſprächs.

Durch Halling erfuhr ich ſpäter, daß er mich in eine tiefe Ohnmacht fallen ſah und die Räuber vergebens beſchwer, nachdem ſeine Wunde verbunden worden war, ſo lange zu warten, bis ich mich erholt hätte. Sie ſchienen ängſtlich und beſorgt. Des heftigen Widerſtandes ungeachtet, behandelten ſie ihn ſchonend. Der durch ihn ſchwer Verwundete blieb zurück. Ich ſelbſt war zwar aus meiner Ohnmacht erwacht, aber ich redete irre — und in dieſem Zuſtande wurde ich in den Schlitten gebracht und fortgeführt. Wahrſcheinlich wechſelte bei mir Irrereden mit Ohnmachten. In einer einſamen, abwärts liegenden Gegend hatte man einen Augenblick geraſtet und nach Mittag war man weiter gefahren, ohne daß in meinem Zuſtande eine Aenderung eingetreten war.

Wir fuhren jetzt, immer auf beſchwerlichen Wegen, etwa eine Stunde weiter, als eine Menge Reiter erſchienen. Sie geſellten ſich zu den unſrigen und es entſtand ein lebhaftes Geſpräch — anfänglich leiſe — dann laut — endlich offener Streit. Einer beſonders ſchien die übrigen bereden zu wollen, andere widerſprachen heftig und der Streit ſchien eine ſehr gefährliche Wendung zu nehmen, als ich einen großen Theil der Räuber ſcheltend und unwillig ſich entfernen ſah. Ein anſehnlicher Mann, der aber etwas Abſtoßendes, ja Heimtückiſches in ſeinen Zügen hatte, näherte ſich meinem Schlitten: Fräulein Heggelund! ſagte er, ich hatte dieſen frechen Raub vernommen und ſammelte dieſe Männer, um ſie zu befreien. Es iſt mir, und Gott Lob ohne Kampf, gelungen. Ich freue mich darauf, ſie wieder in ihre Heimath zurück zu führen. Ich ſah ihn bedenklich an — zwar ſchlich ſich eine leiſe Hoffnung in meine Seele, aber die Dauer meines Unglücks, das Räthſelhafte der Begebenheit hatte mich mistrauiſch gemacht. Das Ausſehen des unbekannten Mannes konnte kein Vertrauen erwecken, und beſonders verdächtig ſchien mir die freundſchaftliche Verhandlung mit den Räubern und der Umſtand, daß einige zurückgeblieben waren und, wie es ſchien, den Zug noch immer begleiten ſollten. Wenn es ihre Abſicht war, mich zu retten, erwiderte ich, wie kann ich ihnen dankbar genug ſein; aber gewiß, dann werden ſie jezt, jezt gleich zurückkehren. Wie gern würde ich ihren Wunſch erfüllen, antwortete er; aber ſie müſſen es ſelbſt erfahren haben, wie furchtbar ſchlecht die Wege ſind und ſie bedürfen auch der Ruhe nach einer Fahrt, die mit ſo vielen Schrecken verbunden war und dieſe werden ſie in einer Wohnung finden, die noch wenige Meilen entfernt iſt. — Bedenken ſie die Angſt meiner Eltern, erwiderte ich, bedenken ſie meine Angſt. Sind meine Eltern nicht von den Räubern gemishandelt worden? — Es mochte in meinen Aeußerungen Etwas liegen, wodurch mein Mistrauen deutlich wurde. Ich kann es ihnen nicht verdenken, ſagte er, wenn ein Unbekannter nicht ſogleich ihr Vertrauen erwirbt; es mag ſelbſt in der Art, wie ihre Befreiung ſtattgefunden hat, ihnen manches verdächtig erſcheinen: ich hoffe aber, daß es mir gelingen ſoll auch jeden Schatten von Verdacht zu vertilgen. Er entfernte ſich und erſchien nach kurzer Zeit mit Halling. Beruhigen ſie ihre Freundinn, ſagte er, ich kann ihnen nicht unbekannt ſein. Halling trug den Arm in einer Binde. Ich erſchrak über ſeine Bläſſe und äußerte meine Beſorgniß über ſeine Verwundung; er verſicherte mir aber, daß dieſe nur unbedeutend ſei: er hätte am rechten Arm einen Streifſchuß erhalten, der Blutverluſt ihm eine Ohnmacht zugezogen und die Bläſſe wäre nur eine natürliche Folge der Verwundung. — Du aber, liebe Dorothea, ſprach er dann, ſcheinſt an deiner Befreiung zu zweifeln? Verkenne deinen Erretter nicht, der mir wohlbekannt, Alles gethan hat, um dich aus einer furchtbaren Lage zu befreien. Ueberlaſſe dich dem freudigen Gefühl, bald deine Heimath, deine Eltern wiederzuſehn. Ich ſah ihn an — wie konnte ich an der Wahrheit ſeiner Verſicherung zweifeln? — Plötzlich war ich wie verwandelt; ein tiefer Athemzug befreite mich von aller Angſt: es war mir, als wenn ich eine zentnerſchwere Laſt, die mich zu erdrücken drohte, auf einmal abgeworfen hätte, als wenn jeder Muskel ſeine Spannkraft, jeder Gedanke ſeine Stärke wiedergewänne. — Und wegen deiner Eltern, fuhr er fort, ſei unbeſorgt — dein Befreier hat einen Boten zurückgeſandt, der in kurzer Zeit die Nachricht von deiner Errettung, von deinem gegenwärtigen Aufenthalte überbringen wird. Sie haben keinen Angriff erduldet; nur dich zu rauben war die Abſicht, und dies geſchah auf eine ſo geräuſchloſe Weiſe und gelang leider ſo vollkommen, daß Niemand etwas davon gewahr wurde. Die Art, wie du geraubt wurdeſt, muß dich ſelbſt davon überzeugen, und du wirſt erfahren, wie ich dir in dieſer Rückſicht am ſicherſten Nachricht zu ertheilen vermag.

Ich fühlte mich vielleicht nie in meinem Leben glücklicher, als in dieſem Augenblicke. — Und ich konnte die Hülfe des Himmels, ich konnte meinen edlen Erretter ſo undankbar verkennen! rief ich. — O! verzeihen ſie mir, großmüthiger Mann — ich ſelbſt werde es mir nie verzeihen können. Ich wollte beten, aber ich vermochte es nicht — war meine Freude nicht das tiefſte, reinſte Gebet? Der Fremde ſchien gerührt und alles Abſchreckende des erſten Anblicks war verſchwunden. Ich wollte aus dem Schlitten ſpringen, wollte hinknien, Gott und ihm danken — ich war außer mir. Aber jetzt erſt fühlte ich, wie ermattet ich war — ich ſank auf den Sitz zurück. Seit ich geraubt wurde, hatte ich nichts, als Waſſer, genoſſen; jetzt fühlte ich Hunger und Durſt. Ein Glas Wein, ein Stück Brod ſtärkten mich völlig.

Getrauen ſie ſich, ſprach der Unbekannte, Herr Halling, trotz ihrer Schwäche, den Schlitten zu fahren? — Er verſicherte, daß er ſich durchaus nicht ſchwach fühle. Der Bauer, der mich bis jetzt gefahren hatte, verließ nun meinen Schlitten, Halling ſetzte ſich hinter mich, und als der Zug weiter ging, ſah' ich die Reiſe immer gegen Oſten fortſetzen, die Entfernung von der Heimath mehr und mehr zunehmen, ohne darüber irgend eine Beſorgniß zu hegen.

Halling war äußerſt aufgeräumt, wie ich ihn nie geſehen habe. Er ſprach von meinen Eltern, von dir, lieber Storm, von deiner Schweſter und deinen Eltern; er verſetzte mich ganz in meine friedliche, heimathliche Umgebung — er wußte den Augenblick des Wiederſehens, nach einem ſo unerwarteten, plötzlichen Unglücke, ſo nahe zu rücken, ſo lebhaft und reizend darzuſtellen, daß ich ihm mit der lebhafteſten Freude zuhörte. Mein ganzes Daſein war in Lob und Dank verſunken, ein inneres Aufjauchzen verſprach mir lauter Glück; ich ſah' dich, ich ſah' den Vater unſern Bund ſegnen. Ich lernte zum erſtenmal das Glück der Errettung aus einem grenzenloſen Unglück kennen. — Thränen ſtürzten mir aus den Augen — es waren Thränen der freudigſten Rührung, der ſeligſten Wonne. — So vergingen Stunden, ohne daß ich es merkte, ohne daß die ſchlechten Wege mir beſchwerlich wurden, ja ohne daß es mir auffiel, wie viel weiter der Ort, den wir erreichen ſollten, entfernt war, als ich, nach den Aeußerungen des Unbekannten, vermuthen mußte. Es war ſchon lange dunkel, das Geſpräch ſtockte und jetzt erſt fiel es mir ein, Halling nach dem Namen des Unbekannten zu fragen. Die lebhaften Geſpräche, welche Halling, ganz gegen ſeine ſonſtige Weiſe, immer von Neuem anzuknüpfen wußte, ließen eine ſolche Frage gar nicht aufkommen. Du kennſt ihn ja, fragte ich — wie heißt er, wer iſt er? Muß ich es mir nicht verweiſen, daß ich ſo lange vergaß mich nach dem Manne zu erkundigen, dem ich ſo viel verdanke? Halling zögerte mit der Antwort. — Du beſinnſt dich? fragte ich, etwas verwundert. Nur auf den Namen, fiel Halling ſchnell ein — er iſt ein reicher Gutsbeſitzer aus Oſterdalen, den ich oft bei meinem Onkel ſah; aber ich ſuchte bis jetzt vergebens, mich auf ſeinen Namen zu beſinnen — doch — rief er — nach kurzem Nachdenken — er heißt Axel. — Ich erinnerte mich nicht dieſen Namen je gehört zu haben. Darf es dich wundern, fuhr er fort, als ich es äußerte; dein Vater wohnt auf der weſtlichen Seite, dieſer an der öſtlichen Grenze des Landes, doch iſt er hier weit und breit wohlbekannt. Er brach das Geſpräch auf eine Weiſe ab, die mir auffiel; aber er wußte mich dennoch völlig zu beruhigen.

Noch immer fuhren wir; es war bereits ſehr ſpät geworden und ſchon fing ich an darüber etwas unruhig zu werden, als ich ein hellerleuchtetes Haus vor mir liegen ſah. Es ſchien nicht groß zu ſein. Der Schlitten hielt an und der Unbekannte erſchien, um mich in das Haus zu führen. — Wenn Sie nicht Alles hier finden, was Sie zu erwarten berechtigt ſind, weſſen ſie, nach einem ſo furchtbaren Ereigniſſe, zu ihrer Erholung bedürfen, ſo müſſen ſie mich entſchuldigen — ich wußte keinen andern Ort in der Nähe — doch hoffe ich, daß ſie nicht aller Bequemlichkeiten entbehren werden — ſprach er höflich, reichte mir den Arm und führte mich in das Haus. Ich weiß nicht, wie es kam, aber in dem Augenblicke, als ich das Haus betrat, fühlte ich mich beklommen, eine Ahndung, wie vor etwas Unheimlichen, ſtieg in meiner Seele auf. — Als ich aber in die reinliche Stube trat, wo ein Tiſch gedeckt ſtand, und Alles wie vorbereitet zu unſerer Ankunft ſchien, als Halling fröhlich und heiter blieb, als eine reinliche Bauerfrau mir höflich, ja unterwürfig entgegen trat, und eine gar liebliche Magd, die zu meiner Bedienung beſtimmt war, ſich freundlich näherte, war jeder unangenehme Eindruck verſchwunden. Halling zog ſich, noch vor der Mahlzeit, in das ihm angewieſene Zimmer zurück; denn er mußte für einen neuen Verband ſeiner Wunde ſorgen — da der alte, wie er zu fühlen behauptete, durch die lange Fahrt verſchoben war. Eine zarte, weibliche Hand wird mir wohlthun; wollen ſie mir das hübſche Kind auf einige Augenblicke anvertrauen? ſagte er in einem leichten, ſcherzenden Tone, und der Wirth konnte ohne verletzend zu erſcheinen ihm die Bitte nicht abſchlagen. Der Wirth unterhielt mich nicht unangenehm und Halling erſchien bald wieder. Der Abend verging unter fröhlichen Geſprächen; die Magd begleitete mich, als ich die Geſellſchaft verließ und plauderte mit mir auf die gutmüthigſte Weiſe. — Ich war voll fröhlicher Hoffnung; der folgende Tag ſollte mich ja zu meinen Eltern bringen und mit einem inbrünſtigen Gebet ſchlief ich ein. Ein tiefer, ſanfter Schlummer erquickte mich völlig, und als ich aufwachte, erſchienen mir die Begebenheiten der verfloſſenen, grauenhaften Tage nur wie ein böſer Traum. Das Mädchen erſchien und ihr gutmüthiges Anſehn, ihre Herzlichkeit und Unſchuld ſcheuchten einen jeden Schatten von Verdacht aus meiner Seele.

Ich trat heiter in die Wohnſtube, in der mein Erretter und Halling, allein, ſaßen und mich erwarteten. Die Theemaſchine dampfte; die faſt zierliche Einrichtung überzeugte mich, daß ich mich in dem Hauſe eines gebildeten Mannes befand, und der Kontraſt meiner jetzigen Umgebung mit dem Zuſtande der vorigen Tage, ſtimmte mich äußerſt heiter. Nur wenn ich an meine Eltern und dich, lieber Storm, dachte, an eure Sorge und wie meine gegenwärtige Lage euch unbekannt ſein mußte, trat eine Aengſtlichkeit hervor, die ich nicht zu überwinden vermochte.

Wir müſſen eilen ihre Eltern zu beruhigen, ſagte mein Wirth — in einer Stunde ſoll Alles zu ihrer Abreiſe bereit ſein. Ich freute mich, war aber nicht wenig erſtaunt, ja erſchrocken, als zufällig meine Augen auf

Halling fielen und ich ihn unruhig werden ſah. Aber dieſe Unruhe verſchwand ſchnell, als er bemerkte, daß ich ihn beobachtete. — Wir werden doch wohl thun, ſagte er ſcherzend, uns mit Lebensmitteln zu verſehn; Dorothea wird nicht, wie auf der unfreiwilligen Herreiſe, faſten wollen. Ich verſuchte in demſelben Tone zu antworten, aber die eben gemachte ungünſtige Entdeckung hatte einen Stachel in meinem Innern zurückgelaſſen. Ich fing plötzlich an zu ahnden, daß noch eine verborgene Gefahr über meinem Haupte ſchweben müſſe; jeder Verdacht, der durch die Art meiner Befreiung entſtanden war, erneute ſich lebhaft; das mistrauiſche, tückiſche Ausſehen des Unbekannten fiel mir auf und meine Stimmung wurde ſo geſpannt, daß ſie ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen ſchien. Ahndet Halling eine Gefahr, ſo will er dir ſie verheimlichen und den Wirth täuſchen. Du mußt ihn unterſtützen, dachte ich, und es war mir lieb, daß der Unbekannte, mit einer recht fatalen Freundlichkeit, ſich an mich wandte: ſie ſcheinen unruhig zu ſein, mein Fräulein, und das eben jetzt, da ſie eine ſo große Gefahr überwunden haben und ihren Eltern entgegen zu reiſen im Begriff ſind. — Muß nicht eben dieſer Umſtand, der alle Angſt, alle Sorgen der Geliebten mir nahe rückt, mich beunruhigen, antwortete ich. Wo ſind ſie, wie werde ich ſie, nach einer ſo furchtbaren Begebenheit, wieder finden? Wie viel werden ſie bis dahin leiden? Irrt nicht wahrſcheinlich mein Vater, irren die Freunde nicht in andern Gegenden herum, mich ängſtlich ſuchend? Geſtehen ſie, mein Herr! ſo lebhaft ich Gott und ihnen für meine Befreiung danke, ſie werden es dennoch natürlich finden, wenn ich nur in die Heimath zurückgekehrt, von meinen Eltern und Freunden umgeben, mich völlig beruhigen kann.

Trotz einer inneren, düſtern Ahndung verſuchte ich aber dennoch von jetzt an völlig unbefangen zu erſcheinen; ich erzählte die Liſt, durch welche die Räuber Reiſende, denen wir begegneten, zu täuſchen wußten und die natürlich durch Hallings ritterliche, wenn auch nicht ganz beſonnene That beſtätigt wurde. — Halling lachte, der Unbekannte ſcherzte und ich geſtand, daß, obgleich von Angſt und Entſetzen ergriffen, ich dennoch einen tiefen, innern Aerger über die unwürdige Fiction nicht hätte unterdrücken können. So waren wir ſämmtlich anſcheinend in der beſten Laune, als wir auf einmal ein ſeltſames Getöſe vernahmen. Die Fenſter der Stube gingen auf eine nahe, ſteile Bergwand hinaus — von dieſer ſtürzte ein mächtiger Felsblock mit lautem Krachen herunter. Was iſt das? rief der Unbekannte erſtaunt — mitten im Winter, während das Eis Alles feſt zuſammenhält, reißt ſich eine große Steinmaſſe los! Die Schneedecke kann durch ihr großes Gewicht wohl einen mächtigen Druck bewirken, ſelbſt mitten im Winter, meinte Halling. Er äußerte dieſe Vermuthung, wie es mir ſchien, mit affectirter Gleichgültigkeit; denn ich ſah wohl, daß er ſeine innere Unruhe nur mit großer Mühe bekämpfte. Zum Glücke war der Unbekannte eben im Begriff die Anſtalten zur Abreiſe zu treffen. Er ſchien Eile zu haben, verließ uns und nur die Magd blieb zurück. Was mir auffiel, war, daß ſämmtliche Bewohner das Haus zu verlaſſen bereit waren. Alle Sachen von Werth, die ſich leicht einpacken ließen, wurden in die Schlitten gebracht, und die Frau, welche ſich fortdauernd von uns entfernt hielt, war reiſefertig. Alle ſtanden jetzt in dem Hofe verſammelt. Eben wollte ich auch hinunterſteigen, als Halling mich plötzlich zurückhielt: bleib hier, flüſterte er mir zu und ich ſah ihn verwundert an. Das Mädchen, Halling und ich waren nur noch allein in dem erſten Stocke. Folge uns, ſagte Halling, und als er mir die Hand reichte, fühlte ich, daß ſie zitterte. Alles Entſetzen der vorigen Tage ergriff mich von Neuem, ich war einer Ohnmacht nahe. Um Gottes Willen ermanne dich und folge uns, rief Halling noch einmal mit großer Aengſtlichkeit mir zu. Willenlos, betäubt ließ ich mich führen — das Mädchen ging blaß und zitternd voran. Wir ſtiegen eine Treppe höher bis unter das Dach; dort ſah ich einen Verſchlag, der offen ſtand, wir gingen hinein und die Thüre wurde hinter uns zugeſchloſſen. Wir ſtanden in einer Dachſtube, die jetzt leer war, nur Koffer und Kiſten lagen in einer Ecke unordentlich aufgehäuft. Halling blickte aufmerkſam zum Fenſter hinaus. Sie kommen noch immer nicht, ſagte er, und konnte ſeine Unruhe nicht verbergen. — Wer ſoll kommen, rief ich, um Gottes Willen, ſprich doch! Gleich, gleich, erwiderte Halling. Ein Bauer ritt eilig auf den Hof zu. Sie müſſen in der Nähe ſein, murmelte Halling, der Bauer kündigt ihre Ankunft an. Er ſchien gar nicht auf mich zu achten. Da hörten wir unter uns ein Gepolter, man lief aus einer Stube in die andere; Thüren wurden aufgeriſſen und lärmend zugeworfen. Sie ſuchen uns, rief das Mädchen und zitterte. Wir hörten Stimmen und Fußtritte von Männern, die ſich unſerem Verſchlage näherten: man ging ſuchend auf dem Boden herum. War die Thüre verſchloſſen? Anna, ſie ſteht ja ſonſt offen, fragte ungeduldig einer der Suchenden, und wir glaubten die Stimme des Unbekannten zu erkennen. Elſe hat die Schlüſſel, antwortete das Weib. — Eine Axt, ſchrie der Unbekannte, wir brechen die Thüre auf — denn hier ſind ſie. — Das Mädchen rang die Hände, Halling aber entriß ihr ſchnell zwei Schlüſſel — und während er eine zweite Thüre zu öffnen ſuchte — hörten wir ſchon die Schläge an der äußeren; wir konnten jeden Augenblick erwarten, daß die Männer einbrechen würden. Als die zweite Thüre geöffnet war, zog mich Halling eilig in einen andern Verſchlag, ſchloß hinter ſich zu, durchlief die Stube und führte mich in eine dritte, die letzte. Das todtenblaſſe Mädchen ſchlich uns nach. Kaum war die dritte Thüre zugeſchloſſen, als die zweite unter den gewaltigen Schlägen der Verfolger aufſprang. Eine weitere Flucht war nun unmöglich, unſer Untergang ſchien gewiß — mir zitterten die Knie. Wir ſind verloren, rief Halling, auch hier aus dem Dachfenſter ſtarr nach dem Wege hinblikkend. Sie ſind da, ſchrie er dann, wenn nur nicht zu ſpät. — Bauern ritten im vollen Galopp auf das Haus zu — wir hörten ein Geſchrei: ſchnell, ſchnell! rief man, ſie ſchneiden uns die Treppe ab. Alle liefen und der Schall der Fußtritte der Fliehenden ertönte von der Treppe her. Halling horchte athemlos, bis Alles ruhig war. Eine furchtbare Stille herrſchte einige Augenblicke, während wir ängſtlich lauſchten. Dann war es, als hörten wir Schlitten und Pferde ſich eilig entfernen. — Jetzt war wieder Alles ruhig, bald aber wurde die Stille von Neuem unterbrochen. — Deutlich vernahmen wir das Getümmel der heranſprengenden Reiter und jetzt öffnete Halling das Fenſter, ſah das Haus umringt und blickte ſorgfältig nach den Reitern, als ſuche er jemand. Er iſt da — Gott Lob! rief er. Jetzt Dorothea — jetzt biſt du gerettet. — Bin ich es wirklich? antwortete ich, noch immer zagend, bebend; iſt es keine neue Täuſchung? — Faſſe dich, bat er, ſei jetzt ruhig: ich mußte mich verſtellen, wollte ich dich, wollte ich mich retten — denn wiſſe, wir waren in

Helle's Gewalt. Mein Gott! rief ich, Helle, der furchtbare Menſch, war unſer Wirth? — Aber wer iſt jetzt mein Retter? — Du wirſt ihn kennen lernen, du kennſt ihn, antwortete Halling, während das frohlockende Mädchen die Thüre öffnete. Wir fanden die Axt, welche die Fliehenden hingeworfen hatten, wir gingen, nicht ohne Furcht, durch alle Verſchläge und hörten, wie unten eine Menge Menſchen die Stuben durchſuchten. Dürfen wir uns dieſen anvertrauen? fragte ich noch immer zweifelnd, noch immer erſchrocken. Aber Halling führte mich, ohne zu antworten, die Treppe hinab und in das Gemach, in welchem ich noch vor einer Stunde, ruhig und meiner Errettung gewiß, geſeſſen hatte. Ich hörte eine Stimme und war überraſcht, weil ſie mir bekannt vorkam: ich zögerte nun nicht länger, denn ſie klang mir wie freundlicher Gruß aus der Heimath. Ich eilte ihr entgegen und Cederſtröm ſtand vor mir. — Hiermit iſt meine Erzählung geendigt, ſchloß Dorothea; denn was von jetzt an geſchah, verſteht ſich von ſelbſt. Ueber die Lage meiner Eltern bin ich durch Cederſtröm völlig beruhigt; ja, nach einigen Aeußerungen, darf ich hoffen, daß ſie jetzt ſchon von meiner Rettung unterrichtet ſind. Er hat leiſe Worte fallen laſſen, als wolle er mich auf eine Ueberraſchung vorbereiten; ich wage kaum ſie zu deuten, noch weniger dieſe Deutung laut werden zu laſſen.

Wir haben Dortheas Erzählung durch die Aeußerungen der theilnehmenden, ja erſchrockenen Zuhörer nicht unterbrechen wollen. Storm konnte, ſelbſt als ſie geſchloſſen war, nicht ohne Entſetzen an die furchtbare Lage ſeiner Geliebten zurückdenken.

Es giebt doch noch manches Räthſelhafte in deiner Erzählung, Dorzi, ſagte endlich Torger, das lange Stillſchweigen unterbrechend.

Ich weiß das wohl, ſagte Dorothea lächelnd; aber jetzt, da ich etwas ſo Außerordentliches und Gefährliches erlebt habe und ruhig auf das Ueberſtandene zurückblicke, möchte ich meiner Erzählung nicht gern den Reiz nehmen, welchen ihr das Räthſelhafte giebt, deſſen Beſchaffenheit man wohl ahnden kann, ohne ſeine vollſtändige Löſung zu finden.

Aber Dorothea hatte geſtehen müſſen, daß ſie, von Allem unterrichtet, wohl im Stande ſei die Mittel anzugeben, welche Halling gebrauchte, um ſie zu retten, und die Zuhörer wollten ſich keinesweges mit der vorgebrachten Ausflucht begnügen.

Nun wohlan denn, ſprach ſie endlich, den von allen Seiten laut werdenden Aufforderungen nachgebend, bin ich gezwungen meiner Erzählung ſelbſt den höchſten Reiz zu nehmen, ſo erlaube man mir wenigſtens kurz zu ſein; denn das meiſte verſteht ſich ja von ſelbſt. — Einer der Räuber hielt ſich in Hoſtun auf.

Es war derſelbe, unterbrach ſie Torger, der ſich, an dem verhängnißvollen Abende, bei Heggelund ſehen ließ.

Derſelbe, fuhr Dorothea fort. Halling hatte ſchon längſt einen Verdacht auf ihn geworfen und, ohne eine Ahndung von ſeinen verbrecheriſchen Abſichten zu haben, ihn in der Stille beobachtet. Guttorm kam nach Hoftun, um ſeinen Gaſt abzuholen, dieſer aber ſchob die Abreiſe hinaus und gab vor, erſt noch ein nothwendiges Geſchäft abmachen zu müſſen. Halling konnte es ſich ſelbſt nicht erklären, warum ihm dieſes Benehmen ſo bedenklich, ja gefährlich ſchien; aber von einem unwiderſtehlichen Triebe gereizt, ſchlich er ihm nach.

Man war an dieſem Tage in Hoftun mit allen, das Feſt einleitenden, Arbeiten weit früher fertig geworden, als bei meinen Eltern — wo die Vorbereitungen mannigfaltiger ſind und durch Storms Ankunft unterbrochen waren — und die Bewohner hatten ſich, feſtlich geputzt, bei dem Hausherrn verſammelt. In einer von der Wohnung entfernten Scheune konnten ſich daher leicht mehrere Leute unbemerkt verſammeln und Halling ſah, wie der ſchwediſche Bauer auch dorthin ſchlich. In der Scheune hatten ſich fünf bis ſechs fremde Bauern eingefunden. Es gelang Halling ſie, wie er glaubte, ungeſehen zu belauſchen. Hier hörte er mit Erſtaunen und Schrecken den ganzen Anſchlag. Man wollte eine grauſame Rache an meinen Eltern und an dir, Erik, ausüben. Der Grund dieſer

Rache blieb ihm verborgen. Der Raub war auf die Nacht zwiſchen dem erſten und zweiten Weihnachtstage feſtgeſetzt — warum er früher ſtatt fand, iſt Halling unbekannt. Aber er erlauſchte den ganzen Plan: welche Wege man nehmen wollte und wie man mich, über die ſchwediſche Grenze, nach einem Gute in Wermeland zu entführen dachte.

Der erbitterte Feind meiner Eltern hieß Malkolm; er hatte ſich, wie er aus ihren Reden ſchloß, nur um ſeine Rache befriedigen zu können, mit dem unruhigen Helle verbunden. — Halling glaubte unbemerkt geblieben zu ſein; man muß ihn aber doch entdeckt haben, denn während der Entführung hörte er oft, wie man auf ſein Lauſchen anſpielte und über ſeine genaue Kenntniß der Unternehmung ſpottete. Er hatte ſpäter bemerkt, daß einige mit der Unternehmung unzufrieden, den Raub zu bereuen ſchienen und von Mitleid ergriffen waren. Von dieſen hoffte er Unterſtützung, als er den Angriff wagte. Die ſcheinbare Befreiung durch Helle war ihm ſelbſt ein Räthſel, aber aus mehreren Aeußerungen der Räuber hatte er geſchloſſen, daß zwiſchen dieſem und Malkolm eine Uneinigkeit entſtanden war. Helle war ihm bekannt und als er ſah, daß wir in ſeine Gewalt kamen, glaubte er durch Verſtellung am meiſten zu gewinnen. Ich wurde dadurch beruhigt, gewann eine ungeſtörte Nacht und Kräfte für ſpätere, wahrſcheinliche Unfälle: er aber konnte jeden günſtigen Umſtand leichter, bequemer und verdachtlos benutzen.

Elſe hatte ſich durch das Bauerweib, ihre Verwandte, bereden laſſen, einen Dienſt in dieſem Hauſe zu nehmen — deſſen Beſitzer, ein Bauer, mit Helle in geheimer Verbindung ſtand — ohne zu wiſſen, in welche Umgebung ſie dadurch gerathen war. Durch eine Nachläſſigkeit, die ſelbſt bei den ſchlauſten Verbrechern nicht ſelten vorkommt, hatte man wenig auf dieſes Mädchen geachtet; ſie aber hörte, obgleich nur in dunklen Ausdrücken, von einer gefährlichen Unternehmung reden, von der Tochter eines anſehnlichen Mannes, die Malkolm hatte entführen wollen und die nun Helle ihm wieder entführen und verbergen wollte; ſie vernahm, wie man auch Halling gefangen halten, ja vielleicht verſchwinden laſſen, vielleicht ermorden wollte und erſchrak. Elſe ſchauderte und wußte einen Augenblick zu benutzen, um Bredahl mit dieſem Verbrechen bekannt zu machen. Cederſtröm, der Alles aufgeboten hatte, um die Räuber einzuholen, war durch die Liſt, mit welcher ſie die Spuren ihrer geheimen Flucht zu verbergen wußten, immer weiter vom rechten Wege abgeführt worden. Es war ihm bekannt, daß ihr geheimſter Schlupfwinkel in dieſer Gegend lag, deren Einwohner ſie eben deshalb gar nicht beunruhigten. Er eilte daher, als er ihre Spur nicht auffinden konnte, hieher und, mit Bredahl bekannt, befand er ſich eben bei dieſem, als das Mädchen ängſtlich und zitternd, die entſetzliche Nachricht brachte. Seine Begleiter waren, ohne Aufſehen, in die nächſten Häuſer vertheilt worden, ſo daß ſie ſich ſchnell vereinigen konnten. Bredahls Wohnung iſt nur eine Meile von Helles Schlupfwinkel entfernt und Elſe kam glücklich zurück und wußte ihre Abweſenheit zu entſchuldigen. Einige Stunden ſpäter langten wir an und Elſe gab Halling einen Wink: als es ihm gelang ſie allein zu ſprechen, wurde ausgemacht, daß ſie in der Nacht zu Bredahl eilen ſollte; dies war gefährlich wegen der ausgeſtellten Wachen, aber es gelang ihr in der Dunkelheit durchzuſchlüpfen. Sie kam unentdeckt hin und zurück und das herabgeworfene Felſenſtück war das verabredete Zeichen der Annäherung.

Nun in der That, Dorothea, du haſt Wort gehalten, begann Torger; kürzer und bündiger hätteſt du uns die Enträthſelung nicht mittheilen können, die wie ein Rezenſenten-Auszug klingt: aber das größte Räthſel, das unbegreiflichſte von allen, haſt du gar nicht berührt — und das iſt Halling ſelbſt. Dieſer Träumer, der, wenn er um neun Uhr Abends einen Freund trifft, ſich zehnmal beſinnt, ob er guten Abend oder gute Nacht ſagen ſoll, und wenn er das Eine oder das Andere gethan hat, ſich vorwirft den unrechten Gruß gewählt zu haben; der, wenn er gehen ſoll, auf einmal ängſtlich ſtehen bleibt und darüber grübelt, ob er mit dem linken Fuß und nicht vielmehr mit dem rechten zuerſt vorſchreiten ſoll, iſt auf einmal in einen kühnen Ritter verwandelt, wagt einen Angriff auf eine Menge verwegener Räuber, legt, umgeben von Gefahren, einen Plan an, führt ihn aus und überliſtet den ſchlauſten Mann in ganz Norwegen. Kein phantaſtiſches Mährchen erzählt uns eine ſeltſamere, unglaublichere Verwandlung.

Dorothea geſtand, daß ſie, ſo plötzlich in eine ungewöhnliche Lage verſetzt, erſt von Schrecken ergriffen, dann, als ſie ſich gerettet glaubte, zur grenzenloſen Freude übergehend, wie in einem Traume das Seltſamſte natürlich fand. Habe ich mich, ſagte ſie, doch kaum jetzt hinlänglich beſonnen, um irgend eine Reflexion der Art anzuſtellen, um das ruhige Leben, aus welchem ich herausgeriſſen wurde, mit den wilden Begebenheiten zu vergleichen, die ich erlebte.

Ich kenne ihren Freund nicht, ſagte Bredahl, ſollten ihnen aber nie Menſchen vorgekommen ſein — oft die bedeutendſten — welche, wie in ſich verſunken, in ſcheinbarer, grübelnder Trägheit leben; die Anſprüche der Welt an ihren Geiſt, an ihr Leben, ſcheinen ihnen ſo unermeßlich, daß ſie in Verzweiflung gerathen, wenn ſie daran denken, wie ſie ſie erfüllen ſollen. Höchſt verſchieden ſind ſolche Menſchen von dem Trägen, der nur an ſich denkt, in der Wiſſenſchaft nur den augenblicklichen Genuß, wie im Leben, ſucht — und doch erſcheinen jene äußerlich dieſen ſo ähnlich, müſſen dieſelben Vorwürfe hören und werden, eben weil man ſie nicht verſteht, nur dadurch noch mehr in eine ſich ſelbſt verzehrende, ſich ſelbſt zerſtörende Einſamkeit getrieben. Werden ſolche Menſchen plötzlich in eine Lage verſetzt, die augenblickliche Hülfe fordert, die keine Wahl, kein langes Nachſinnen erlaubt; tritt ihnen eine drohende Begebenheit entgegen, wird zugleich ihre Theilnahme, ihre Liebe — das Heiligſte, was ſie in den düſterſten Stunden verzweiflungsvoller Reſignation noch immer zu bewahren, ja unbemerkt zu pflegen wiſſen — in Anſpruch genommen: dann iſt es, als wenn eine geheime Gewalt die verborgene Thätigkeit aufriefe, daß ſie wach werde und hervortrete, und eine ſolche Kriſe hat wohl nicht ſelten Verwandlungen hervorgerufen, wie diejenige, welche uns Dorotheas Erzählung vorführte und die, irre ich nicht, wohl auf eine ähnliche Weiſe entſtanden iſt.

Sie kennen meinen Freund, meinen mir von früher Kindheit an innig verbündeten theuren Halling nicht, und wie richtig, wie treffend haben ſie ihn dargeſtellt! rief Storm und wandte ſich freundlich an den Wirth. Er iſt ganz ſo, wie ſie ihn ſchildern; als ich die Angſt überwunden hatte, trat die Geſtalt meines Freundes mir recht lebhaft entgegen und ich hoffe, daß dieſes Ereigniß, ſo drohend es uns erſchien, ihm wenigſtens ſehr heilſam ſein wird.

Cederſtröm muß deine Anſicht theilen, meinte Dorothea; als die Gefahr vorüber war, ſchien in der That die alte Unentſchloſſenheit wieder mächtig zu werden. Cederſtröm zwang ihn die Geſchichte ſeiner Entführung und Thaten zu erzählen, und als er, aufgeregt durch die Erinnerung, recht lebendig geworden, mußte er nun erfahren, daß man noch viele Anſprüche an ſeine Thätigkeit machte. Was ſie gethan haben, ſagte Cederſtröm, iſt lobenswerth und gut und daß es ſo vortrefflich und heilſam für Dorothea ausfiel, muß ihnen Freude machen. Aber ſie ſind nun einmal in eine Begebenheit verflochten, aus welcher ſie ſich nicht ſo leicht wieder herauswinden können; was geſchehen iſt, war nur der Anfang. Halling erſchrak, Cederſtröm führte ihn, ſo ſehr er ſich auch ſträubte, mit ſich und da unſer ſchwediſcher Freund, ſei es nun, weil die Umſtände es fordern oder aus Neigung, ſehr geheimnißvoll iſt, ſo habe ich durchaus nicht erfahren, was man von ihm verlangte oder von welcher Art ſeine Thätigkeit ſein wird; aber wer wird an einem glücklichen Erfolge zweifeln, wenn dieſer treffliche Mann für ſeine Heilung ſorgt?

Torger, ſagte Storm, wir haben doch dieſen Cederſtröm, und zwar gegen unſer beſſeres Gefühl, auf eine uns beſchämende Weiſe verkannt. Dorothea ſah ihn verwundert an, und als nun Storm verſicherte, daß ſie Alle geglaubt hätten, Cederſtröm wäre der Mädchenräuber oder mit dieſem im Bunde, konnte ſie ihr Erſtaunen und ihren Unwillen nicht verbergen. Storm erzählte, wie Alle dieſen Glauben theilten, wie ſelbſt Dortheas Mutter ſich dazu hatte überreden laſſen; nur zwei hielten den Glauben an Cederſtröm feſt, der alte Heggelund und der dicke Even. Dieſer gebährdete ſich auf die ſeltſamſte Weiſe, er ſtampfte mit dem Fuße, er ſchnitt die ſonderbarſten Geſichter und rief fortdauernd — nein, nein. So ſehr auch ſeine Ausſprüche ſonſt von den Bauern verehrt wurden, ſo waren ſie diesmal doch keinesweges geneigt ihm Glauben beizumeſſen, und da die Erbitterung über den begangenen Raub einen hohen Grad erreicht hatte, traten Viele, durch ſeinen Widerſpruch gereizt, drohend gegen ihn auf und die Freunde hatten Mühe ihn vor Mishandlungen zu ſchützen.

Das Geſpräch nahm jetzt eine allgemeinere Wendung, Mitternacht näherte ſich, das Kind war, mit dem Kopfe auf Dortheas Schoos ruhend, eingeſchlummert und die Schläfrigkeit ſchien anſteckend. Man gab ſich zwar Mühe ſie abzuwehren, aber die Unterhaltung ſtockte und nur Dorothea, die zu aufgeregt war, Bredahl und ſeine ſtille Frau, welche mit ſtummer aber inniger Theilnahme der Erzählung zugehört hatte, blieben munter, die Frauen wohl auch aus Furcht. Ihr habt euch, fing Dorothea endlich an, als ſie das Gähnen um ſich herum wahrnahm, in dem Gebirge herumgetrieben und wahrſcheinlich die vorige Nacht wenig Ruhe gehabt, ich aber bin, obgleich ohne es zu wiſſen in großer Gefahr, durch einen ſehr erquickenden Schlaf geſtärkt worden; ich ſchlage daher den Männern vor ein paar Stunden zu ſchlafen. Dieſer Vorſchlag wurde gern angenommen, man brachte das Kind zur Ruhe und die drei Freunde warfen ſich, in einem Gemache neben der Wohnſtube, auf eine Streu, die Waffen neben ſich liegend: die Frauen mit Bredahl blieben allein zurück.

Die Stube, in welcher ſie ſaßen, war neben der Flur, die Fenſter gingen nach dem Berge, auf welchem die Kirche lag und ihre Laden waren geſchloſſen. Alles ſchien jetzt ruhig, ſie hörten nur ab und zu die Tritte von den Männern, welche das Haus bewachten, und zuweilen abgebrochene Töne von einem fernen Geſpräch; das Feuer kniſterte in dem Ofen, das Kind ſchlief ruhig und das leiſe Geſpräch hatte eine ſehr ernſte, ja faſt trübe Wendung genommen. Malkolm war der Hauptgegenſtand der Unterhaltung und Bredahl konnte die ſchmerzlichſte Theilnahme an ſeinem Schickſal nicht verbergen; die Frauen waren erſchüttert, wenn ſie an Mathilden dachten, und Dorothea äußerte das lebhafteſte Verlangen, von Storms Bekanntſchaft mit dieſer unglücklichen Frau nähere Kenntniß zu erhalten.

Mehr als eine Stunde war auf dieſe Weiſe verfloſſen, als ein heftiger Schlag gegen den einen Fenſterladen die Frauen aus ihrer Ruhe aufſchreckte; die Fenſter klirrten und der Schlag war ſo ſtark, daß Storm davon erwachte, aufſprang, die ſchlafenden Freunde weckte und nach ſeinen Waffen griff. Man hörte im ganzen Hauſe eine Bewegung, die hier und da vertheilten Männer hatten den Schlag gehört und viele traten mit den Freunden heraus. Alle Nachforſchungen waren vergebens, man entdeckte nichts; als aber Guldbrand die ausgeſtellten Wachen unterſuchte, fand er nur wenige Bauern, die läßig herumgingen. Viele hatten ſich, als der größte Theil der Nacht ruhig und ohne Störung verfloſſen war, nach den Häuſern zurückgezogen und man fand ſie ſchlafend. Aufgeſchreckt durch ein unerklärbares Ereigniß, ſuchte man nun beſſer für die Bewachung der Gegend zu ſorgen; die Schlafenden wurden aufgeweckt, die Wachen, welche ihre Poſten verlaſſen hatten, beſtraft, und Guldbrand beſchloß den übrigen Theil der Nacht hindurch die Poſten fortdauernd zu unterſuchen.

Nachdem alle nöthigen Veranſtaltungen getroffen waren und man die Gegend, ſelbſt in einer bedeutenden Entfernung, ſo genau unterſucht hatte, wie die Dunkelheit der Nacht es erlaubte, zogen ſich die Freunde zurück, um die Frauen zu beruhigen, obgleich ſie ſelbſt durch ein ſo geheimnißvolles Ereigniß nicht wenig aufgeregt waren. In allen Häuſern ſah man Licht, Wachen gingen herum, die ganze Bevölkerung der Gegend war in Bewegung, und Storm machte den Vorſchlag in das Haus einzutreten, welches der Predigerwohnung am nächſten, in der Richtung lag, aus welcher der Schlag wahrſcheinlich gekommen war: die Einwohner waren, wie die der Predigerwohnung, durch den Schlag in Schrecken gerathen, aber keiner vermochte eine Aufklärung zu geben.

Ein dicker Mann, ſagte die Frau, der uns völlig unbekannt und nicht aus dieſer Gegend iſt, trat am vergangenen Abend ſpät in unſere Stube; er war ſehr ermüdet, ſtöhnte und ächzte und forderte ein Lager: nach einer ſtarken Mahlzeit, wobei er auch viel trank, warf er ſich auf die Streu und ſchlief ſtark ſchnarchend bis etwa vor einer Stunde. Dann erhob er ſich mühſam, ſchien ſich zu beſinnen und ging nach einiger Zeit hinaus; er blieb lange draußen, ſo daß wir uns zu wundern anfingen. Jetzt erfolgte der Schlag und kurz darauf trat der Dicke herein; auch er hatte ihn gehört und war ſehr erſchrocken.

Wo iſt er? fragte Storm. Dort in der Ecke ſchläft er ſchon wieder, antwortete die Frau — und Storm nahm das Licht, näherte ſich der Ecke, beleuchtete den Schlafenden und jetzt leiſe Schnarchenden — Torger, Bull, rief er, hier erleben wir das größte Wunder von allen, die wir in dieſer ſeltſamen Zeit geſehen haben: der dicke Fettklumpen von Swennaes iſt hier. — Es iſt unmöglich, riefen beide und eilten herbei — der jüngſte Tag nähert ſich, es geſchehen Wunder und Zeichen, fuhr Bull fort, Halling iſt ein Ritter und Even ein Läufer geworden. Er ſchüttelte den Schlafenden, rief ihn an, aber er rührte ſich kaum. Erſt nach langem Rütteln dehnte er ſich, gähnte, ſah die Umſtehenden an und ſprach höchſt gleichgültig: guten Morgen Bull, warum weckſt du mich ſo früh? Wie biſt du hergekommen, fragten nun Alle; er antwortete nicht. Hat dich, mein anmuthiger Freund, ein Zephyr wie eine leichte Feder hergeweht, fragte Bull weiter, oder biſt du wie Niels Kliim in eine tiefe Berghöhle gefallen und aus einer zweiten herausgeſtoßen worden, oder iſt es wahrſcheinlicher mehrere Futterale anzunehmen, ganz von demſelben Zuſchnitt, die aber verſchiedene, gleich liebenswürdige Perſonen umhüllen, ſo daß hier ein anderer iſt und du nicht unſer guter Freund biſt, den wir lieben. Biſt du der treffliche Even, wie wir noch immer, aller Wahrſcheinlichkeit zum Trotz, anzunehmen geneigt ſind, dann beſchwöre ich dich, erſpare mir die Mühe eine Menge ſcharfſinniger Hypotheſen zu erfinden, als eben ſo viele Verſuche deine erſtaunenswürdige Gegenwart zu erklären. Aber jede Bemühung Even zum Reden zu bringen, war vergebens; als Storm ihn freundlich bat ihnen das Räthſel zu löſen, als er Dorotheas Befreiung erzählte und ihm begreiflich zu machen ſuchte, wie es unmöglich wäre, daß er hier ſein könnte ohne Nachrichten mitzubringen, die ihnen Allen wichtig wären —

wandte er ſich zwar freundlich gegen den Bittenden, verſicherte aber dennoch, daß er jetzt ſchlafen und nicht ſprechen wolle: morgen, lieber Storm, morgen wirſt du Alles erfahren, ſagte er, wandte ſich von den Freunden weg und antwortete, als ſchliefe er bereits, von jetzt an gar nicht mehr. Torger wurde ungeduldig und wollte Gewalt brauchen; aber Bull verſicherte, daß er ſeinen dicken Freund zu gut kenne, daß er wiſſe, wie dieſer in ſeiner gegenwärtigen Laune durch nichts, ſelbſt nicht durch Mißhandlungen, zum Reden zu bringen wäre, und ſie verließen ihn endlich, erſtaunt über ſeine Gegenwart und verdrüßlich über ſein hartnäckiges Stillſchweigen.

Unter lebhaftem Geſpräche traten ſie in die Predigerwohnung ein, wo Alles wieder ruhig war, obgleich die Frauen noch nicht alle Furcht überwunden hatten. Jede Spur von Schläfrigkeit ſchien verſchwunden, und als Dorothea erfuhr, daß Even da war, theilte ſie das Erſtaunen der Freunde. Sollte ich mich täuſchen, ſagte ſie — Evens Ankunft, Cederſtröms Andeutungen, laſſen mich eine unerwartete Freude ahnden, die ich kaum lebhaft feſtzuhalten wage — denn können nicht wenige Stunden Gefahren herbeiführen, die uns leider näher liegen? Mir iſt es furchtbar, wenn ich bedenke, wie dieſe finſteren Schluchten, dieſe Tannenwälder, welche uns umgeben, mit Feinden angefüllt ſind, die auf uns, wie auf eine ſichere Beute lauern — und nun der räthſelhafte Schlag.

Von einem Feinde, meinte Bredahl, könne er nicht herrühren, der würde uns mit ſeiner ganzen Gewalt plötzlich überfallen, und dieſer Schlag, ſo räthſelhaft er war, ſieht einer freundlichen Warnung ähnlich. Sie ſchienen Alle überzeugt, daß dieſe Warnung von Even herrühre, der die Nachläſſigkeit der Wachen geſehen hatte und, von der Lage der Sachen genau unterrichtet, dieſen etwas mehr Vorſicht zur Pflicht machen wollte. War er doch gar nicht erſtaunt, als er uns hier fand, vernahm er doch die Nachricht von Dorotheas Befreiung wie eine bekannte Sache, ſagte Bull; dieſe Art ſich zu äußern, liegt ganz in ſeiner Natur und in der That, er braucht nur ſeinen unförmlichen Kopf, ſeinen harten, dicken Schädel gegen den Fenſterladen fallen zu laſſen, um ein ſchlafendes Heer aufzuwecken.

Die jetzt völlig muntere Geſellſchaft, beſtändig einen Angriff von verborgenen Feinden erwartend, beſchloß nun den Reſt der Nacht mit Geſprächen zuzubringen. Wir haben noch viele Stunden in ängſtlicher Furcht zu durchleben, ſagte die Frau des Hauſes; die Männer müſſen die Stunden, welche uns noch in Ruhe zuzubringen vergönnt ſind, auszufüllen ſuchen. Von Rechtswegen, meinte Dorothea, und darf ich Vorſchläge machen? — Man forderte ſie dazu auf. Nun wohlan, fuhr ſie fort: wählen wir Gegenſtände, die in gar keiner Beziehung mit unſerer gegenwärtigen Lage ſtehen, dann iſt zu befürchten, daß ſie die Aufmerkſamkeit nicht genug feſſeln werden — denn zu gewaltſam nimmt uns dieſe in Anſpruch — unterhalten wir uns aber unmittelbar über dieſe, dann werden wir uns in einen Abgrund beängſtigender Vermuthungen verlieren. Ich kenne aber einen Gegenſtand, der, indem er in naher Beziehung zu unſerer jetzigen Lage ſteht, uns doch in eine frühere Zeit, in eine andere Umgebung verſetzen wird, und der, irre ich nicht, geeignet iſt, ſelbſt jetzt unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Wer von uns war nicht erſtaunt, als Storm mit allen Spuren der Ueberraſchung Mathildens Namen ausſprach und auch ſie die innere Bewegung nicht zu verbergen wußte! Deutet dies nicht auf eine frühere Bekanntſchaft, auf ein ohne Zweifel anziehendes Verhältniß zwiſchen beiden? — Biſt du eiferſüchtig, Dordi, ſprach Torger und hob drohend den Finger in die Höhe; — ich würde aufhören es zu ſein, wenn ich es jemals werden könnte, antwortete Dorothea, ohne die geringſte Verlegenheit zu zeigen. Mir ſind Liebe und unbegrenztes Vertrauen eins, wenn das letzte verſchwände würde die erſte aufhören; und würde ich ihn auffordern hier, in Gegenwart aller Freunde, über ein ſolches Verhältniß zu reden, wenn auch nur eine Spur von Verdacht in meiner Seele wäre?

Du haſt Recht, liebes Mädchen, ſprach Storm und blickte Dorothea freundlich an; geſunde Liebe ſetzt Vertrauen voraus, ja auch von der Freundſchaft gilt daſſelbe.

Eiferſüchtige Liebe iſt eine Krankheit und eiferſüchtige Freundſchaft noch etwas viel Schlimmeres: die erſte erregt Bedauern, die zweite Widerwillen. Ich finde durchaus kein Bedenken, hier unter Freunden ein Ereigniß zu erzählen, welches mir noch in der Erinnerung einen lieblichen, wenn auch wehmüthigen Genuß gewährt. Das dunkle Verhängniß, welches uns zu vernichten drohte, deſſen räthſelhafte Verſchlingungen uns noch umſtricken, erſcheint durch dieſes Ereigniß noch trüber, undurchdringlicher, ſeltſamer, und ſo hat Dorothea richtig geahndet, wenn ſie vorausſah, daß die Erzählung, ſelbſt in der einfachſten Form, die Aufmerkſamkeit feſſeln wird. Erinnerſt du dich, Torger, wie ich auf unſerer abentheuerlichen Reiſe durch das hohe Gebirge auf eine Begebenheit deutete, die während meiner Reiſe ſtattfand, und die ich, als eine merkwürdige, die mich zum entſchiedenen Handeln in einer ſehr verwickelten Sache zwang, dir damals mittheilen wollte? So unruhig waren die Tage ſeit meiner Rückkunft, ſo unerwartet drängten ſich die Begebenheiten, daß ich mein Verſprechen vergaß, du aber nicht daran dachteſt deine Aufforderung zu erneuern. — Die Zuhörer lauſchten erwartungsvoll und Storm begann:

Indem ich dieſe Erzählung anfange, ſchweben mir die erſten Begebenheiten, welche alle übrigen einleiteten, recht lebhaft vor der Seele, und ich nehme jetzt erſt wahr, wie ſeltſam Alles ſich fügen mußte, um in einem Zeitpunkte, der geeignet ſchien alles perſönliche Intereſſe zu verſchlingen und in eine einzige großartige, mächtige Empfindung unterzutauchen, mich in die Mitte einer ganz partiellen Begebenheit zu verſetzen, die meine Theilnahme der gewaltigen Umgebung zu entreißen drohte.

Die Schlacht bei Möckern war faſt entſchieden, als ich von dem Schlachtfelde aus an den Kronprinzen von Schweden geſchickt wurde, der in einem Dorfe nahe bei Halle ſein Hauptquartier hatte. Es war ſpät nach Mitternacht, als ich ihn wieder verließ und durch die Dörfer ritt, die von den Schweden beſetzt waren. Wo ich hinkam erregte ich die Aufmerkſamkeit der Schweden, die ſich wunderten von einem preußiſchen Offizier in der heimathlichen Sprache angeredet zu werden. Ich war in einer ſehr aufgeregten Stimmung: die dunkle Nacht, die unbekannten Wege, auf welchen ich mit meinem Bedienten herumirrte, die gewaltige Schlacht — eine der blutigſten im ganzen Kriege — deren Zeuge ich geweſen war, und ſelbſt die Müdigkeit, gegen welche ich kämpfte, verſetzten mich in einen wunderlichen, traumähnlichen Zuſtand. Wenn ich dann die dunklen Maſſen der nahen Dörfer entdeckte, war es mir, als erwachte ich wieder und die verworrenen Bilder von Gefechten, Flucht, Sieg, Herumirren auf einſamen Feldern, ängſtlichen Einwohnern, die furchtſam umherſchlichen, ordneten ſich, ſo daß die Gegenwart deutlicher hervortrat. Ich war ſchon durch mehrere Dörfer geritten und in einigen Häuſern abgeſtiegen; ich hatte den ſchwediſchen Soldaten erzählt, wie wir heute einen bedeutenden Sieg für Deutſchlands Freiheit errungen, in der Nähe deſſelben Kampfplatzes, auf welchem vor faſt zweihundert Jahren Guſtav Adolph für die nemliche Sache ſtritt und ſiegte. Neugierig, dann aufmerkſam, endlich begierig an dem Kampfe theilzunehmen, hatte die Menge, die ſich um mich drängte, meine Erzählung angehört. Wo ich hinkam war, obgleich die Mitternachtsſtunde ſchon hinter uns lag, Alles in Bewegung, denn die Truppen erwarteten jeden Augenblick den Befehl zum Aufbruch. Als ich in das eine Dorf hineinritt, ſah ich eine offene Scheune hell erleuchtet und erblickte eine Geſellſchaft ſchwediſcher Offiziere, die luſtig um einen gedeckten Tiſch ſaßen. Ich ſtieg ab und wurde von dieſen Herren, beſonders als ich ſie in der Mutterſprache anredete, mit lauter Fröhlichkeit empfangen. Ich mußte den Hergang der Schlacht, deren lauten Donner ſie gehört hatten, erzählen. Ihre Pferde waren geſattelt und ſie zum Aufbruch bereit. Ein Offizier, er nannte ſich Thorgreen, ſchien beſonders begierig meine genauere Bekanntſchaft zu machen. Meine Ausſprache ließ ihn leicht den Norweger erkennen und es ſetzte ihn in Erſtaunen, mich in preußiſchen Dienſten zu finden. Ich erzählte ihm, was euch bekannt iſt, wie ich in Breslau von der allgemeinen Begeiſterung ergriffen, als Freiwilliger eingetreten war und das Glück hatte in der Nähe des großen Feldherrn zu ſtreiten. Sie ſind, ſagte er, aus der weſtlichen Gegend von Norwegen, wie ich aus ihrer Sprache ſchließen darf; ich bin mit Norwegen nicht unbekannt. Ich nannte meine Heimath und bemerkte, wie er einen Augenblick ſtutzte, bald aber eine gleichgültige Miene annahm. Sie ſind aus Swennaes, ſagte er, dann muß ihnen Heggelund bekannt ſein? — Ich war freudig überraſcht dieſen Namen hier, unter ſolchen Umſtänden, nennen zu hören; ich fühlte mich in eure Mitte verſetzt und eine tiefe Sehnſucht nach meiner Heimath ergriff mich. Thorgreen blickte mich ſcharf an, ſein Blick ſchien mich ganz durchſchauen zu wollen, als ich erwiderte: wohl kenne ich dieſen herrlichen Mann, bin ich doch unter ſeinen Augen aufgewachſen — iſt er mir doch wie ein zweiter Vater geweſen. Sie kennen Heggelund und vermögen es daher zu ahnden in welche Umgebung, ſo abweichend von der mächtigen, die uns in Anſpruch nimmt, die Erinnerung mich verſetzt. Ein langes Geſpräch entſpann ſich: Thorgreen war in Swennaes geweſen, er hatte Heggelund in Eidswald gehört, wo er mächtig wirkte, gewaltig ſprach und hatte eine Zeitlang mit ihm in Chriſtiania gelebt. Er rühmte ihn ſehr, ich war hingeriſſen, vergaß Krieg, Schlacht, meine ganze gegenwärtige Lage und lebte in eurer Mitte. Aber durch die wehmüthige Freude der Erinnerung wand ſich ein unheimliches Gefühl, das ich nicht zu unterdrücken vermochte. Je länger ich dem Schweden mit treuherziger Aufmerkſamkeit, keine Tücke ahndend, zuhörte, deſto deutlicher wurde es mir, daß ſein Lob wie eine heimliche Ironie klang, ja zuletzt ſchien mir alles nur ein grimmiger Spott, der mich immer mehr und mehr erbitterte, obgleich kein einziger beleidigender Ausdruck laut wurde, und ſchon hatte das Geſpräch eine höchſt unangenehme Wendung genommen, das frohe Gefühl, welches mich mit allem Zauber der ſüßeſten Erinnerung ergriff, in einen ſtillen, zehrenden Ingrimm verwandelt und der wechſelſeitige heimliche Angriff ſchien immer offener, immer drohender hervorzutreten, als der Befehl zum ſchnellen Aufbruch kam. Die Offiziere erhoben ſich, begrüßten mich freundlich und ſchienen mit Thorgreen ſehr unzufrieden zu ſein. Dieſer blieb, bis Alle die Scheune verlaſſen hatten — ſein Pferd ſtand auch geſattelt und bereit — dann trat er mit einer widerwärtig lächelnden Miene mir entgegen: ſie nennen ſich Storm, ſprach er, ſie ſind der Sohn des Predigers, nicht wahr? — Der reiche Heggelund hat eine reiche Tochter — es lohnt der Mühe ſich ihrer Zuneigung zu verſichern. Während er ſo ſprach hatte er ſich ſchon auf das Pferd geſchwungen — ich empfehle mich, rief er mir zu — und ritt ſchnell davon.

Es war ihm gelungen mich in Wuth zu verſetzen; ein tiefer Zorn erfüllte meine Bruſt, als müßte ich in dieſem Menſchen einen grimmigen Feind erkennen. Ich ging ſinnend und ſcheltend auf und nieder und achtete kaum darauf, daß mehrere Reiter eintraten, bis einer mich anſprach. Mein Herr! hörte ich endlich, blickte auf und ſah einen ältlichen, tüchtigen Mann, mit einem ſo redlichen, offenen, zugleich furchtſamen Blick, mir gegenüber ſtehen, daß ich genöthigt war freundlich ſeine Rede zu beachten. Es war ein Wachtmeiſter, den man mit einiger Mannſchaft zurückgelaſſen hatte, um Proviant und Munition zu begleiten; er bat mich dringend ihm einige Nachrichten von der Schlacht mitzutheilen. Wir ſetzten uns hin, die Reiter umringten mich und horchten aufmerkſam. Mir fiel die Freundlichkeit, ja die heitere Freude Aller beſonders auf, und als ich meine Erzählung ſchloß erfuhr ich die Urſache. Die Vertraulichkeit, mit welcher ich mich dem gemeinen Manne näherte und mit ihm unterhielt, wie ſie damals allgemein in der preußiſchen Armee herrſchte, war ihnen neu und machte auf ſie einen tiefen, mir höchſt erfreulichen Eindruck. Ja, ſagte der redliche Wachtmeiſter, unſere Herren Offiziere ſind gut genug und wir können wohl zufrieden ſein; freilich unſer Herr Rittmeiſter iſt ſchon ſtrenger. — Es lag etwas in der Art, wie er dies ſagte, welches offenbar mehr andeutete, als er laut zu ſagen wagte. Wie heißt euer Rittmeiſter, fragte ich und erwartete innerlich die Antwort, die ich erhielt; er nannte Thorgreen.

Während unſeres Geſprächs hatte ſich Alles zum Aufbruch bereit gemacht und der Wachtmeiſter ſchickte nun ſeine Reiter fort; ich bot ihm ein Glas Rum und mußte ihn zwingen ſich neben mich zu ſetzen. Kennt ihr dieſen Rittmeiſter genauer? fragte ich; er ſchien bedenklich, ſah ſich ängſtlich um, ob ihn keiner belauſchte und als er die Scheune leer fand, näherte er ſich mir vertraulich: wohl kenne ich dieſen Herrn, ſagte er leiſe und furchtſam; wir ſind in derſelben Gegend geboren — es iſt ein wunderlicher, ein grauſamer Herr, man erzählt ſich vieles von ihm und ſeinen Verwandten, was ich nicht zu wiederholen wage. Wären ſeine Unthaten bewieſen, wahrlich dann würde er mit ſeinem Vater im dunklen Kerker ſchmachten und uns nicht hier quälen. — Als er dieſes geſagt hatte, blickte er noch einmal ängſtlich umher, erblaßte, als er ein Geräuſch hörte und verſchwand. Mir war ſeltſam zu Muthe, als ich nun allein in der leeren Scheune ſaß, die Brocken der Mahlzeit, die Gläſer und Stühle um mich herum ſah und in die dunklen Räume, nur ſpärlich durch ein Licht erhellt, hineinblickte. Ich zitterte für euch, ein weiſſagendes Gefühl ließ mich die Gefahren ahnden, welche wir jetzt erlebt haben, und obgleich wir Thorgreens Namen noch gar nicht nennen hörten, bin ich doch noch immer überzeugt, daß er eine Rolle bei dieſen Ereigniſſen geſpielt hat.

Die Ermüdung tödtete endlich jede andere Empfindung in mir; ich ſchlief ein, erwachte erſt ſpät am Morgen und brachte den folgenden Tag, mit allerlei Aufträgen beſchäftigt, in einer völlig ruhigen Gegend zu, wie man ſie zuweilen ſelbſt in der Nähe eines Schlachtfeldes finden kann, wenn ſie von den größern Straßen entfernt liegen. Es war ſchon dunkel, als ich dicht vor Möckern auf preußiſche Truppen ſtieß, deren Befehlshaber ich kannte. Ich erfuhr jetzt die näheren Umſtände des tödtlichen Kampfes — Freunde waren gefallen und der Sieg ſo theuer erkauft, daß man nur mit tiefer Wehmuth ſeiner gedenken konnte. Die Nähe des verhängnißvollen Dorfes, die ernſte, trübe, wenn auch muthige Stimmung der Soldaten, welche eben ein geiſtliches Abendlied ſangen und ſich dabei der Freunde erinnerten, die aus ihren Reihen geſchieden waren, die dunkeln Maſſen, welche auf einer Anhöhe verſammelt ſtanden, von den Wachtfeuern ſpärlich beleuchtet, die fernen Flammen der kriegeriſchen Lagerſtätten, die nach allen Richtungen in der Ebene loderten, mußten einen jeden feierlich ſtimmen. Ich ſuchte das Blücherſche Hauptquartier, aber keiner wußte, wo es eben war; man bezeichnete mir die Stellung der Truppen überhaupt und ich verſuchte, in einer beſtimmten Richtung fortreitend, andere Truppentheile zu erreichen und durch dieſe genauere Nachrichten zu erhalten.

Die fernen Bivouakfeuer verwirrten mich jedoch bald ſo, daß ich die Richtung des Weges durchaus nicht mehr zu beurtheilen vermochte. Ich hatte die Straße verloren und ritt über abgemähte Felder, deren Grund durch die ſtreitenden Parteien aufgewühlt war. Ich konnte nur Schritt vor Schritt reiten; plötzlich ſtutzte mein Pferd, mein Bedienter konnte nicht von der Stelle; ich blickte im Dunkeln um mich und entdeckte zu meinen Füßen eine Leiche. Mein Diener ſah ſich genöthigt abzuſteigen, ſein Pferd zu führen, und ich ritt langſam und nicht ohne Grauen dem geführten Pferde nach. Eine Menge von Leichen umgab uns, wir waren auf das Schlachtfeld des blutigen Tages gerathen. Wie viele Hoffnungen liegen hier begraben, wie viele Klagen ſind hier auf immer verſtummt — welch' ein reiches Saatfeld von Thränen und Kummer für Tauſende! dachte ich. Die Leiche eines jungen Mannes lag zu meinen Füßen; ich ſetzte mich einige Monate in die Vergangenheit zurück. Um dieſe Stunde ſaß er in der Mitte ſeiner Familie — ſie erwogen ſein zukünftiges Geſchick, Pläne wurden entworfen, man ſchmeichelte ſich mit Hoffnungen, vielleicht hatte eben ein glückliches Ereigniß ſchöne Ausſichten eröffnet. Wie ſtieg dein Muth, guter Jüngling, wie zuverſichtlich blickteſt du der Zukunft entgegen, die Geliebte horchte und ſah den erwünſchten Tag immer näher treten — und nun liegſt du hier, rauhe Winde wehen über dir, gierige Würmer ſuchen in der aufgewühlten Erde ihren Fraß, und ein unbekannter Menſch ſteht und vergießt in der dunklen Nacht Thränen neben deiner nackten Leiche. Ich verſetzte mich in die nahe Zukunft — ich war der unſelige Bote, ich ſah ſeine Heimath; drinnen ſaßen die Mutter, die harrende Geliebte und ich mußte die entſetzliche Kunde bringen. In wechſelnden Formen erſchienen immer häufiger ähnliche Szenen und ich vermochte es kaum, mich aus dem Abgrunde von Elend herauszureißen. Zerſtört nicht der eherne Schritt der Geſchichte tauſend Hoffnungen und die Neſter der fröhlich Bauenden kalt und grauſam, wie der Fußtritt den Ameiſenhaufen? Hatte ich doch ſelbſt mein Neſt, meine Hoffnung und meine Liebe in der Ferne!

Aber bald wurde die weichlige Stimmung von einem unheimlichen Gefühl verdrängt; mir war es, als wenn die Geiſter der Erſchlagenen mich drohend verfolgten: immer neue Leichen erſchienen, ich glaubte hier und da ein Aechzen zu hören — und wenn ich den ängſtlichen Sterbetönen zitternd — ich will es nicht leugnen — nachging, waren ſie verſtummt. Vergebens ſuchte ich unter den Leichen nach einem, der meiner Hülfe bedurfte; ich fand keinen und mein Grauen erreichte den höchſten Gipfel. Ich war froh, als das Leichenfeld ein Ende nahm und ritt grade auf eine Menge Feuer zu, die vor mir aufloderten. Es waren ruſſiſche Truppen, die hier lagerten. Stoy! rief die Wache, da ich mich näherte, ließ mich aber ungehindert reiten, als ich mich als einen preußiſchen Offizier kund gab. Die Soldaten hatten ihre Lagerſtätte auf beiden Seiten einer großen breiten Landſtraße, die ich, der Gegend unkundig, geblendet und irre geleitet durch die Wachtfeuer, nicht zu erkennen im Stande war. Auf dieſer ritt ich nun, zwiſchen Truppen, deren Sprache [illegible] kannte. Von dem Feuer, um welches die Gruppen ſich gelagert hatten, beſchienen däuchten mir die Geſtalten rieſenhaft; einige lagen, andere ſtanden, viele völlig nackt, im Begriff einen Reinigungsproceß durch das Feuer vorzunehmen, der zu unſauber iſt, um beſchrieben zu werden. Wohl eine halbe Meile ritt ich auf der Straße fort, ohne ihre Richtung zu kennen; ich wollte ein anderes Lager, welches mir aus der Ferne entgegenleuchtete, erreichen. Die ruſſiſche Truppenmaſſe dehnte ſich in dieſer ganzen Länge neben dem Wege aus. Ein Gebüſch lag vor mir, ich wurde noch einmal angerufen und der Poſten ließ mich, als ich mich nannte, ruhig weiter reiten. Ich merkte nun wohl, daß ich das Ende des ruſſiſchen Lagers erreicht hatte, blieb aber der Meinung, daß die vor mir Gelagerten Preußen ſein müßten. Wie ich nun meinen Weg verfolgen will, höre ich hinter mir auf deutſch rufen: wo wollen Sie hin? Froh jemand zu finden, der mir Nachricht geben konnte, kehrte ich um und ſah einen ruſſiſchen Offizier mit noch einigen Männern, in bequemer Stellung, neben einer Kanone liegen. Ich ſuche das Blücherſche Hauptquartier, ſagte ich und näherte mich. Dort? erwiderte der Offizier — nun danken Sie Gott, daß Sie angerathen wurden; ſie waren eben im Begriff zu den feindlichen Vorpoſten zu reiten — nur wenige Schritte noch und ſie würden das Qui vive? hören, wahrſcheinlich zu ſpät.

Ich war dieſem Manne Dank ſchuldig, ſein Anrufen hatte mich von der Gefangenſchaft, vielleicht vom Tode gerettet, und unter ſolchen Umſtänden iſt eine vertrauliche Bekanntſchaft bald gemacht. Ich erfuhr, daß er in ruſſiſchem Dienſt und ein geborner Finnländer war; er hatte den größten Theil ſeines Lebens in Schweden zugebracht, und zum zweitenmal konnte ich mich in einer Sprache unterhalten, die meiner mütterlichen ſo nahe verwandt iſt. Ich erzählte Eilen, ſo nannte er ſich, mein nächtliches Zuſammentreffen mit den Schweden, ich nannte Thergreen und er ſchien aufmerkſam zu werden.

Während wir ſprachen, hörten wir ab und zu das Plänkeln der Vorpoſten in dem nahen Gebüſch, ja ein paarmal rollten matte Kugeln bis zu unſern Füßen und verſinnlichten uns die bedenkliche Nähe des Feindes. Unſere Lage, ſagte er, iſt nicht die ſicherſte; die albernen Menſchen verſchießen auf eine unnütze Weiſe das Pulver, erbittern ſich gegenſeitig und es könnte wohl möglich ſein, daß ſich ein partieller Kampf über die nahe Brücke auf uns zuwälzte und in die Nothwendigkeit verſetzte, uns zu vertheidigen. Bis Mitternacht wird das ſo fortdauern, dann pflegt es ruhiger zu werden, aber bis dahin iſt an keinen Schlaf zu denken. Ferner dürfen wir in dieſer Nähe des Feindes nicht anzünden, um nicht eine Zielſcheibe ſeiner Schüſſe zu werden, ſo müſſen wir denn die ſchleichenden Stunden wohl durch Geſpräche beflügeln und verſuchen, ob es uns nicht gelingen mag, durch Unterhaltung Kälte und Dunkelheit zu vergeſſen. Eilen gefiel mir; er hatte etwas Offenes, Zutrauliches, durchaus Wahres in ſeinem Weſen, was mich anzog. Ihr Vorſchlag läßt ſich hören, erwiderte ich; wir liegen hier bequem im Graſe, und ein dauerndes Stillſchweigen könnte wider unſern Willen den Schlaf herbeiführen. Ich habe bis jetzt die Koſten der Unterhaltung getragen, die Reihe iſt an ihnen — und ich ziehe mich nicht zurück, antwortete er; doch ſie ſind mein Gaſt, und was das Haus vermag muß ich bieten. Die Ruſſen waren während des Krieges gewöhnlich gut verſorgt — Eilen hatte friſchen Kaviar, guten Wein und die kleine Mahlzeit verfloß unter fröhlichen Geſprächen, wie man ſie auf den Vorpoſten zu hören pflegt.

Jetzt die Erzählung, fing mein Wirth an, ich glaube ſie werden ſie mit Theilnahme hören. Es ſind jetzt etwa zehn Jahr her, daß ich einen Auftrag nach einer ſüdlichen Gegend von Schweden erhielt; dieſe Gegend, wie die Perſonen, erlauben ſie mir — nicht genauer zu bezeichnen. Ich näherte mich eines Abends einem glänzenden Schloſſe, von deſſen Bewohnern ich manches Seltſame, nicht immer Günſtige vernommen hatte. Als ich ankam, wurde ich von Bedienten empfangen, welche mich die breiten Treppen hinauf begleiteten; ich ſchritt durch einen großen Saal, die Flügelthüren zu einem Kabinet öffneten ſich, die Bedienten, Armleuchter in den Händen, blieben auf beiden Seiten ſtehen, und als ich eintrat kam mir eine hohe, grade Geſtalt bis in die Mitte des Zimmers entgegen, eine ältliche Dame ſaß auf einem Sopha. Mein Wirth empfing mich mit vornehmer Herablaſſung, fragte nach meinem Namen, obgleich ich ſchon ſchriftlich angemeldet war, führte mich darauf in der preziöſeſten Weiſe der Dame zu und ſtellte mich ihr vor: ſie nickte gnädig. Der Herr fragte nach meiner Familie, meiner Reiſe, immer ſtehend. Eine gute Viertelſtunde war ſo vergangen — man brachte Thee — der ſeltſame Empfang fing ſchon an mich zu erbittern, aber ich vergaß ihn, als eine junge Dame eintrat. Ich ſah nie etwas Liebliches; die ſchlanke Geſtalt ſchritt mit unbeſchreiblicher Anmuth über den glatten Boden; eine Spur von Muthwillen ſpielte um ihre Lippen, der aber jetzt durch einen Trübſinn verdrängt war, der ihren Reiz erhöhte. Faſt fremdartig erſchienen die ſchwarzen Haare, welche in reicher Fülle über die Schultern floſſen, mit der blendenden Weiße des ſchönen Geſichts verbunden. Eine anziehende Miſchung von Geiſt und Wehmuth ſtrahlte aus den großen, feurigen Augen, die durch lange Wimpern verſchleiert wurden. Sie war blaß, nur ein leichter Anflug von Röthe färbte die Wangen und erhöhte den friſchen Purpur der Lippen. Die ganze Geſtalt wurde durch die Umgebung gehoben; denn die Dame auf dem Sopha war bedeutend korpulent, und eine beinahe plumpe Albernheit und Gemeinheit theilte ſie mit ihrem Gemahl. Sie verneigte ſich erſt gegen die Frau, dann gegen den Herrn, auf eine ſteife Weiſe, die mit einiger Ironie verbunden ſchien, welche beſonders ſich ausſprach, als ſie mich leicht begrüßte. Die Dame nickte und der Herr erwiderte mit einer ſteifen Verbeugung.

Während der Zeit hatte der Bediente zwei Stühle an den Tiſch geſetzt, den einen der Theemaſchine gegenüber; der Herr führte die junge Dame, mit zierlicher Grandezza die Fingerſpitzen faſſend, zu ihrem Sitz, ließ ſich ſelbſt auf den zweiten nieder und winkte mir huldvoll, nach einem Stuhl zeigend. Ich war jung, heftig, dieſe Albernheit empörte mich; wäre das ſchöne Mädchen nicht da geweſen, ich hätte das Haus verlaſſen. Jetzt wollte ich dableiben — Burſche, rief ich dem Bedienten zu, ſetz' mir den Stuhl hierher, ich wies auf den Platz zwiſchen den Damen, die an dem runden Theetiſch nicht weit von einander entfernt ſaßen. Der Herr und die Dame geriethen in ſichtbare Verlegenheit, und während ich meinen Befehl ertheilte, hatte der Herr dem Bedienten einen Wink gegeben, den Stuhl auf die entgegengeſetzte Seite zu ſtellen. Hierher, rief ich, hierher, und that als merkte ich den Wink nicht — Menſch, glaubſt du, deiner Herrſchaft ſei es unbekannt, daß mir, dem Fremden, der Sitz zwiſchen den Damen gebührt? Die beiden Alten hatten offenbar alle Faſſung verloren, ſie blickten ſich mit der albernſten Verlegenheit an: allerdings, allerdings, ſagte der Herr, ich habe dir ja befohlen — gezeigt — den Wink gegeben, Karl, — ſetzen ſie ſich fuhr er fort, ſprang vom Stuhle auf und war wie umgewandelt. Freilich, freilich, dieſer Platz neben meiner reizenden Niece gebührt ihnen, fing nun auch die Dame an und ich merkte, daß ich, ohne es zu wiſſen, die rechte Art getroffen hatte dieſes ſeltſame Ehepaar zu behandeln. Das Mädchen ſuchte ihr Geſicht, wie ſie konnte, zu verbergen; ich merkte, daß ſie ſich in die Lippen biß und, ihrer traurigen Stimmung ungeachtet, mit dem Lachen kämpfte. Auch ich war in Gefahr laut aufzulachen, beſonders, als der Bediente dem Herrn die Taſſe früher als mir präſentirte, als dieſer ihm zornig zuwinkte und Karl mit der ſtupideſten Verwunderung ſie mir brachte. Es entſtand ein peinliches Stillſchweigen und ich ſuchte es durch einige verbindliche Worte, an die alte Dame gerichtet, zu brechen. Allmälig hatte meine ſchöne Nachbarinn eine ruhige Faſſung gewonnen, das Geſpräch wurde lebhaft. Sie hatte in der großen Welt gelebt, war in Deutſchland erzogen, geiſtreich, witzig und eine unſagliche Güte und Anmuth verſchönerten ihre Züge, während ſie ſprach. Der eben erlebte Auftritt ſchien ſie zu quälen; ich bemerkte, wie ſie ſich Vorwürfe darüber machte, und mit einer bewundernswürdigen Kunſt wußte ſie auch mich zu beherrſchen, ſo daß die feierliche Art, offenbar zur Freude der Alten, allmälig und faſt unmerklich wieder hervortrat. So verging der Abend; die Alten waren höflich, verbindlich, die gnädige Herablaſſung trat wieder kühner, aber doch in einer mildern Art hervor; ich war nachgiebig, faſt unterwürfig, und der Kontraſt zwiſchen der leichten, geiſtreichen Unterhaltung mit der Niece und den ſteifen Anreden und Antworten, welche zwiſchen mir und den Alten hin und her gingen, ergötzte mich ſo, daß ich kaum wahrnahm, wie die Stunden vergingen.

Die alte Dame machte zuerſt das Zeichen zum Aufbruch, der Gemahl reichte ihr den Arm, ſie ſtellte ſich in die Mitte des Gemaches, verneigte ſich höchſt feierlich, warf der Niece einen freundlichen Gruß zu — ich verbeugte mich, tiefer als ich eigentlich wollte, das Lächeln zu verbergen und die Dame verſchwand. Eben ſo feierlich wurde die ſchöne Vermittlerinn zur Thüre begleitet und zuletzt ſtellte ſich der alte Herr vornehm und ſchweigend hin, offenbar meinen Abſchiedsgruß erwartend. Ich ließ ihn nicht lange harren und wurde nach einem prächtigen Gemach geführt.

Es war eine warme Auguſtnacht und die kurze Mitternachtsſtunde eben eingetreten, die noch einer Erleuchtung durch den Mond bedurfte; dieſer ſchien hell durch die ſchweren, rothdamaſtnen Vorhänge und vor mir lag der Park. Ich konnte nicht ſchlafen und ging lange auf und nieder — endlich glaubte ich aus der Ferne einen kaum vernehmlichen Geſang, von einem Inſtrumente begleitet, zu hören. Ich öffnete das Fenſter: Bäume drängten ſich an den Flügel heran, welchen ich bewohnte, doch erlaubte mir der helle Mondſchein durch das grüne Laub einen freien Platz zu entdecken, und deutlich erkannte ich den Schein von einem erleuchteten, offenen Saale, der ſich, kämpfend mit dem Mondlicht, auf ein Bosquet warf; von dorther kam die Stimme, von dorther tönte das Inſtrument. Es war eine weibliche Stimme, ſie mußte es ſein, deren anziehendes Bild mich verfolgte. Ich trat zurück, öffnete eine Thüre meines Zimmers und entdeckte eine Treppe, hell vom Monde beleuchtet — ich ging hinunter und mit unbeſchreiblicher Freude fand ich eine offene Thüre, die nach dem Garten führte. Mit welchem Gefühl ich in den Park trat, vermag ich nicht zu ſchildern; in der That das Mädchen hatte einen Eindruck auf mich gemacht, deſſen Tiefe ich jetzt erſt zu ahnden begann. Nahe dem hervorſpringenden Flügel, aus welchem ich getreten war, führte ein Weg, der mir einen Blick auf die ganze Fronte des Schloſſes gönnte: in den Fenſtern des zweiten Stocks ſah ich hier und da ein einzelnes Licht, ſonſt war Alles ſtill und dunkel. Ich erblickte nun deutlicher den Lichtſchein, der aus dem Gartenſaale drang. Ein freier, reinlich gehaltener, grüner Platz breitete ſich vor dieſem aus, in einiger Entfernung von dichtem Gebüſch halbkreisförmig umſchloſſen. Der Weg, welcher nach meinem Flügel führte, leitete mich in Gänge, die ſich hinter dem Gebüſch herumzogen, und während die Töne der Guitarre, die helle, liebliche Stimme immer klarer durch die Luft klangen, ſchlich ich mich ſtill und mit klopfendem Herzen immer näher. Jetzt war ich dem Gartenſaale gegenüber, die Gipfel der nahen Bäume rauſchten, die dunkle Maſſe des Schloſſes lag vor mir, auch die einzelnen Lichter verſchwanden — aber aus dem Saale leuchtete mir ein blendender Himmel entgegen. Lauſchend drang ich in das Gebüſch ein und überſah nun Alles. Der Gartenſaal war vorne offen, nur grüne Ranken umgaben ihn und einzelne Zweige, von dem Monde und den Kerzen wechſelnd beleuchtet, hingen frei ſchwebend von oben herunter. Der Saal ſchien mit Marmor belegt, eine Reihe Säulen lief auf beiden Seiten nach dem Hintergrunde zu — Stühle ſtanden an die Säulen gelehnt, und in der Mitte des Saales, aus den Säulen hervorſpringend, ein Tiſch mit einem ſchweren ſilbernen Armleuchter, der vier brennende Wachskerzen trug. Sie ſaß da, das ſchwarze Kleid — ich kannte es ſchon, aber jetzt erſchien es mir reizender — hob, wie die dunklen Haare, das feine, blaſſe Antlitz. In den Armen ruhte die Guitarre und ſie ſang jenes alte, beliebte, traurige Lied von Signe und Habor; ich verſtand die Worte nicht, aber wer kennt nicht dieſe tiefe, wehmüthig klagende Weiſe? Ich habe nie, weder früher noch ſpäter, ein Lied gehört wie dieſes, ich werde nie ein gleiches hören: es war der grundloſe Schmerz ſelbſt, der laut wurde in ſeinen urſprünglichſten Tönen — alle Klage, die reinſte, tiefſte, ſcheint mir ſeitdem nur ein matter Nachklang. Zum erſtenmal ergriff mich die Ahndung von der wunderbaren Luſt, von der Herrlichkeit des Grams, von der verborgenen Harmonie des geheimſten Kummers. Ich ſah nichts, ich hörte nur — ich hörte nicht, es war mehr als Hören und Sehen — es war beides und mehr als beides. Die herrliche Geſtalt ſchien mir in die Töne zu verſchwimmen, dann wieder zuſammen zu rinnen aus dieſen — und wenn der trauernde Geſang, durch die Luſt zitternd, mein Ohr traf, meinte ich das dunkle, gramerfüllte, thränenſchwangre Auge aus den bebenden Tönen mir nahe treten zu ſehn. Noch jetzt kann ich an dieſen Augenblick nicht denken, ohne in ihm den hellſten Lichtpunkt meines trüben Daſeins zu erblicken.

Der Geſang ſchwieg, mir war es unglaublich; eine Ewigkeit ſchien mir in dieſen Tönen zu herrſchen, ich begriff nicht, wie ſie aufhören konnten. Sie rief einen alten Bedienten, der ſich ehrerbietig näherte, gab ihm die Guitarre und entfaltete einen Brief, der vor ihr lag; ſie ſtützte den Kopf auf einen Arm, die weißen Finger wühlten in den ſchwarzen Locken, und als nun die langen, dunklen Augenwimpern ſich auf die ſchmerzensreichen Augen ſenkten, als das Kerzenlicht von oben die ſinnenden Züge beſchien, da war es mir, als wenn dieſe ſtumme Geſtalt alle Sehnſucht, alle Tiefe der Töne verhüllte und doch nah, ganz nah an das Herz rückte, als müßte ſie ewig ſo ſitzen, ich, auf immer ſo verſunken in den Anblick, ununterbrochen daſſelbe Entzücken fühlen.

Sie war durch den Inhalt des Briefes, ich durch den Zauber ihrer Erſcheinung gefeſſelt, als unerwartet ein lautes Geſchrei ſich hören ließ; ſie blickte ohne allen Zweifel zugleich mit mir nach dem Orte, wo es herkam. Hinter ihr, in der Tiefe des Saales rang der alte Diener mit einem anſehnlichen Manne, ich ſah zwei andere in Mäntel verhüllte Geſtalten an der Thüre ſtehen, ein Dolch blinkte, ich hörte ein halberſticktes Angſtgeſchrei und der alte Bediente ſtürzte zu Boden. Der Mörder näherte ſich drohend dem Mädchen — ich ſah nichts mehr; bewußtlos, wie von einer geheimen Gewalt getrieben, drang ich durch das dichte Gebüſch, flog über die grüne Fläche und ſtürzte laut um Hülfe ſchreiend, in den Saal. Kugeln pfiffen mir um die Ohren, ich weiß nicht wer geſchoſſen hat, denn ich ſah nichts als ſie — ich eilte zu ihr, hob ſie auf und ohnmächtig lag ſie in meinen Armen. Der Mörder ſcheint, durch mein Geſchrei ſcheu geworden, das Mädchen verlaſſen zu haben; hinter mir hörte ich Tritte und ein junger Mann ſtürzte leichenblaß herein — Mathilde, rief er und durch den Ruf erwachte das Mädchen.

Mein Geſchrei hatte mehrere Menſchen herbeigezogen, die beiden in Mäntel gehüllten Männer waren ſpurlos verſchwunden, aber der Mörder wurde in den Gängen ergriffen und hereingeſchleppt; er war mit Blut beſprützt und, wie betäubt von der Verwirrung des eben begangenen Verbrechens, trug er noch den blutigen Dolch. Der Bediente lag in den letzten Zügen, der Dolchſtoß war tief in die Bruſt gedrungen. Verwirrung, Entſetzen herrſchte allenthalben, beſonders, da man entdeckte, daß der Mörder ein angeſehener Mann, ein naher Verwandter war. Der junge Mann war in grenzenloſer Wuth — man hatte Mühe ihn von dem Mörder entfernt zu halten — dann aber wandte er ſich wieder zu dem Mädchen, und einen gewaltſamern Wechſel von Wuth und beſorgter Zärtlichkeit ſah ich noch nie. In dieſer Furie des Zorns entfaltete ſich eine kraftvolle Kühnheit, in dieſer hingebenden Liebe ein tief erſchüttertes Gemüth; Liebe und Haß, Himmel und Hölle, kämpften in ihm. Ich wurde zurückgeſtoßen, als ſtände der furchtbarſte Menſch vor mir, deſſen entſetzlicher Ingrimm Geſchlechter vernichten könnte, und dann wieder angezogen, als müßte der Mann, der den ſchönſten und kürzeſten Traum meines Lebens zerſtörte, mein innigſter, mein treuſter Freund werden. Leider, ſein Verhältniß zu Mathilden war nur zu deutlich; die

Angſt, das Entſetzen hob jede Rückſicht auf, ſie lehnte ſich an ſeine Bruſt mit unverhohlner Liebe. Ach! ein Lichtſtrahl war in mein dunkles Leben für einen Augenblick gefallen — noch hatte er keine Hoffnung gereift, es war ein Eindruck, mehr einer vorübergehenden Betäubung ähnlich — und dennoch bin ich verdammt, nach dieſem ſo ſchnell verſchwundenen Momente meines Lebens mit aller Gewalt hinzublicken, als hafte mein ganzes Daſein an ihm, da er doch nur zerſtörend in meinem Innerſten wühlt.

Wozu ſoll ich nun weitläufig die fernern Vorfälle erzählen; wie der alte Herr und ſeine Frau, halbtodt vor Schrecken, herbeigeſchleppt wurden, wie die Menge von Menſchen, die ſich herzudrängten, immer mehr wuchs, wie das Entſetzen, als man das begangene Verbrechen erfuhr, die noch größere, beabſichtigte Unthat ahndete, ſich weiter und weiter verbreitete. Der Geliebte — ſo muß ich ihn leider nennen — wußte, wie viel er mir ſchuldig war, aber dennoch merkte ich, wie er mich mit Mistrauen betrachtete. Höflich fragte er mich, welcher glückliche Zufall, in einer ſo ungewöhnlichen Stunde, mich in die Nähe des Gartenſaales gebracht hätte. Die Frage war natürlich, aber in der Art, wie er ſie vorbrachte, lag etwas, wodurch ich den ganzen Sinn ahndete. Ich geſtand Alles offenherzig, ich verbarg ihm nichts. Er hörte mich ruhig an, als ich den Eindruck ſchilderte, den Mathilde von dem erſten Augenblicke an auf mich gemacht hatte; ſie wiſſen nun Alles, ſchloß ich, ſie mußten Alles wiſſen, denn ſie haben, ich geſtehe das, ein Recht zu fragen. Morgen verlaſſe ich dieſes Haus, dieſe Gegend; aber was ich hier erlebte wird mir — nur zu unvergeßlich ſein. Er ſah mich mit jenem Blicke unwiderſtehlicher Güte an, der ihn vor allen Menſchen, die ich bis jetzt kannte, auszeichnete: wären alle wie ſie — erwiderte er und drückte mir herzlich die Hand. Wir verdanken ihnen viel und mich durchdringt eine trübe Ahndung, als wäre Mathilde glücklicher, wenn ſie ihre Liebe gewonnen, wenn ſie mich nie gekannt hätte. Man mußte das ſchöne, tiefbewegte Antlitz ſehen, um von der erſchütternden Wahrheit ſeines Gefühls überzeugt zu ſein, und obgleich noch nie ein Mann beim erſten Anblick einen ſo tiefen Eindruck auf mich machte, mir ſo bedeutend erſchien, ſo warf dennoch dieſe verhängnißvolle Aeußerung einen Stachel in meine Seele, der mich noch ſchmerzlich verletzt.

Nach einer unruhigen Nacht waren wir den Tag darauf wieder verſammelt. Mathilde erſchien nicht, ſie war zu angegriffen und ich ſah ſie nie wieder. Alle waren ſtumm; der alte Herr und ſeine Frau verlegen, die zerſtörte Ordnung des Hauſes erlaubte kaum eine Aufrechthaltung der Etikette und es wurde immer klarer, daß dieſe weniger aus Stolz, als aus alberner Gewohnheit entſprungen war, und daß eine ſeltſame Schwäche ſie der Gewalt ihrer Umgebung völlig preisgab.

Die Gerichtsperſonen der Gegend waren ſchon in der Nacht angekommen, und durch die erſte vorläufige Unterſuchung erſchienen die Thatſachen, die den Ergriffenen als Mörder bezeichneten, ſo beweiſend, daß man ihn mit Ketten belaſtet abführte. Dieſe Unterſuchung fortzuſetzen verweilten einige Herren des Gerichts noch im Schloſſe; ſie waren mit uns zum Frühſtück verſammelt und Mathildens beneidenswerther Freund eben eingetreten, als ſich zwei Herren anmelden ließen, deren Ankunft — ihre Namen wurden genannt — die ganze Geſellſchaft in unruhige Bewegung ſetzte. Als ſie eintraten, wurde auch ich von Entſetzen ergriffen. In Augenblicken des höchſtens Schreckens ſcheinen alle Sinnen auf eine wunderbare Weiſe geſchärft; die beiden in Mäntel gehüllten Geſtalten, welche, während der Bediente ermordet wurde, ſtumm im Hintergrunde des Gartenſaales ſtanden, die höchſt wahrſcheinlich die Piſtolen abſchoſſen, hatte ich nur einen kaum wahrnehmbaren Moment geſehen, und dennoch ſchwebte mir das Eigenthümliche ihrer Geſtalten ſo beſtimmt vor der Seele, daß ich mit innerer Gewißheit dieſelben Männer zu erkennen glaubte, als die Angemeldeten erſchienen. Ich war nicht der einzige, dem ſie verdächtig vorkamen; zornig, mit ſich ſelbſt kämpfend, ging Mathildens Geliebter auf und nieder und erwiderte kaum den Gruß der Hereintretenden. Sie hätten durch das Gerücht das Unglück des Hauſes vernommen, die Theilnahme an dem Schickſale ſo naher Verwandten ließe ihnen keine Ruhe — ſo äußerten ſie ſich — und der eine fragte mit der größten Unbefangenheit, ob man den frechen Mörder ergriffen habe, ob man den Grund eines ſo furchtbaren Verbrechens kenne? Alle Gegenwärtigen verſtummten, ein ängſtliches Schweigen folgte auf dieſe Frage, jeder warf einen ſcheuen Blick nach dem Fragenden; nur der Geliebte, wie ich den Mann nennen will, den ich nicht deutlicher zu bezeichnen wage, ſchien in großer, leidenſchaftlicher Bewegung. — Er brach das Stillſchweigen auf eine Weiſe, die mich mit Grauen erfüllte. Raſch trat er dem Fragenden entgegen und ſah ihn mit einem vernichtenden Blicke an, als wollte er ihn durchbahren: wiſſe, rief er laut — dein Vater war der Mörder. — Wer wagt — wer unterſteht ſich, tobte der Gaſt, zitternd, wie es ſchien, und ſchäumend vor Wuth. Wir befürchteten einen gewaltſamen Auftritt — aber eine der Gerichtsperſonen näherte ſich ihm theilnehmend: leider, ſprach er, es iſt ſo — was der junge Mann mit unverzeihlicher Härte ihnen kund that, iſt nur zu gewiß, wir dürfen es ihnen nicht verhehlen. Ihr Vater iſt blutig, mit dem Dolche bewaffnet, ergriffen worden und es haben ſich Umſtände gezeigt, die es nothwendig machen auch ſie zu vernehmen. — Ich Unglücklicher, rief der Sohn des Mörders, und die heftigen Ausbrüche ſeiner Verzweiflung machten mich faſt ungewiß, verdrängten jede Spur von Verdacht aus der Seele des heftigen Gegners.

Wenige Augenblicke ſpäter verließ ich die Gegend und die Familie; meine Ausſage über den mörderiſchen Vorfall wurde gerichtlich niedergelegt. Wie ich, außer dem Mörder, noch zwei in Mänteln gehüllte Geſtalten geſehen, hatte ich nicht verhehlt; aber ich war der einzige, der dies bemerkt und mein Zeugniß ſchien daher auf einer Täuſchung zu beruhen: denn ſchnell war man, durch meinen Ruf aufgeſchreckt, herbeigeeilt, die Gänge, die nach dem Gartenſaale führten, hatten ſich mit Menſchen gefüllt, aber Niemand, außer dem Mörder, wurde gefunden. Unter dieſen Umſtänden wagte ich nicht meinen Verdacht zu äußern.

Dieſes Ereigniß beunruhigte die ganze Gegend; aber Alles, was man öffentlich vernahm, konnte das Dunkel, welches über dem Ganzen ruhte, nicht zerſtreuen. Man behauptete, daß Mathildens Geliebter aus einem fremden Geſchlecht herſtamme, welches von einem dunklen Verhängniß verfolgt, ſelbſt durch furchtbare Verbrechen gebranntmarkt wäre; die ſtolzen Verwandten ſträubten ſich, wie man verſicherte, gegen eine ſolche Verbindung; der Streit um ein bedeutendes Vermögen ſoll den wechſelſeitigen Haß geſteigert haben, ein Nebenbuhler war, wie man vermuthete, ein Verbündeter, aber nur der Mörder wurde beſtraft. Auf einer entfernten Feſtung ſchmachtet er noch im Kerker. Von den beiden Männern, die ich noch fortdauernd im Verdacht habe, war einer dem Mädchen verwandt; allgemein bezeichnete man ihn als den Nebenbuhler und kurze Zeit nach dieſem Ereigniß verſchwand er: er hatte einen Theil der Revolution mitgemacht und ſoll in franzöſiſchen Dienſten ſein. Der Sohn des Mörders wußte dem allgemein herrſchenden Verdacht Trotz zu bieten, ja die allgemeine Theilnahme zu erregen; er wurde völlig freigeſprochen. Von allen Perſonen, in dieſem dunkeln, furchtbaren Drama, habe ich ſpäterhin keine getroffen, nur dieſer Menſch verfolgte mich, wie mein Schatten. Er ſchien meinen Verdacht zu ahnden; durch Liſt, Kabale, Verläumdung trat er mir überall hemmend entgegen, er drängte ſich in meine geheimſten Verbindungen. Wie ein freſſender Wurm nagt die Erinnerung an die einzige, ſelige Stunde meines Lebens, die ſo ſchrecklich endete, an meinem Innern, ich ahnde Mathildens unglückliches Schickſal; die ganze unſelige Verflechtung, in deren Mitte mein gefeſſeltes Gefühl ſie gefangen ſieht, umſchwebt mich wie ein phantaſtiſcher, tragiſcher Traum; ich ſehe ſie in Gram verſunken, von finſteren Verbrechen umgeben — ich will ſie retten und vermag es nicht. Ob Mathilde mit dem Manne, den ich haſſe und liebe, verbunden iſt? — Ich weiß es nicht, ich will es nicht wiſſen; hat doch die tiefe Zuneigung, deren unglücklicher Zeuge ich war, uns auf ewig getrennt. Aber er — erſcheint mir als ein furchtbarer Rieſe — ſeine Liebe ſelbſt dünkt mir Wuth — er zieht ſie unwiderſtehlich an, er drückt ſie an ſich, aber das Entzücken endigt mit einem Angſtgeſchrei, das zerbrochene Herz hört auf zu ſchlagen und ſie ſtirbt in der Umarmung.

Ich bin zwar ein geborner Finnländer, aber mein Vater war ein Schwede; ich liebte mein Vaterland, aber mein Inneres war zerriſſen, die Verfolgung verbitterte mein ohnehin trübes Leben; ſo entſchloß ich mich Schweden zu verlaſſen — und bin jetzt ein ruſſiſcher Artillerie-Lieutenant. Ich habe keinen Freund, dem ich mein Vertrauen ſchenken könnte, fremd in fremdem Lande iſt mir jede Umgebung gleichgültig. — Und nun ſind ſie mir erſchienen, ihr Vertrauen hat mein erſtorbenes belebt; ich fühle das Bedürfniß der Theilnahme, die Sprache, das nördliche Vaterland, ja eine geheime Ahndung, als wenn jene traurige Hauptbegebenheit meines Lebens uns in eine jetzt noch verborgene Verbindung bringen würde, hat mich vermocht ihnen mitzutheilen, was ſchon lange Jahre verhüllt, verſchwiegen an meinem Daſein nagte. Denn — hören ſie — der Sohn des Mörders iſt Thorgreen — derſelbe Thorgreen, den ſie als ſchwediſchen Rittmeiſter trafen. Ich kann nicht daran zweifeln: ſein Benehmen gegen ſie, die Nachrichten des Wachtmeiſters bezeugen es — und nun gute Nacht, lieber Freund! — Eilén ſchwieg, hüllte ſich in ſeinen Mantel und ich hörte ihn ſeufzen, ja irre ich nicht, weinen.

Mir war der unglückliche Silén ſchon durch die Art, wie er mich aufnahm, lieb geworden; durch das Geſpräch mit ihm lernte ich einen Mann kennen, deſſen Offenheit, Wahrheit und Bildung mir ſchätzbar ſchienen; ſeine Erzählung hatte meine Theilnahme erregt. Was iſt der Menſch, dachte ich, wenn ſelbſt der beſſere das Spiel einer augenblicklichen Empfindung werden kann, die lockend ſich in das Herz wühlt und wie ein geheimes Gift ſein ganzes Daſein verzehrt? Iſt es ſo nothwendig? Iſt die Liebe, die dich ſo glücklich macht, ein furchtbarer Zauber, dem wir nicht entrinnen können, ein Wahnſinn, der alle Kräfte lähmt? Nein! ſagte ich mir — wir dürfen uns dieſem Gefühl nicht bewußtlos hingeben. Ich fühlte, daß ich, wenn ein unglückliches Schickſal es forderte, dich zwar nie vergeſſen, nie eine andere lieben, aber dir entſagen könnte, Dorothea. Ich mußte meinen unglücklichen Freund tadeln, aber auch bedauern, ja lieben. Eine trübe Ahnung, als könnte das dunkle Verhängniß, welches ihn umſchlungen hatte, auch mich ergreifen, durchbebte mich und ſchloß mich noch inniger an den neu erworbenen Freund, den ich hier getroffen hatte, der mir nach wenigen Stunden ein ſolches Vertrauen ſchenkte, den ich wahrſcheinlich, wenn ich ihn jetzt verließ, nie wiederſah. Das Plänkeln hatte, wie Silén vermuthete, aufgehört, eine unheimliche Stille herrſchte um uns, obgleich die Gegend rundum ungeheure Kriegermaſſen enthielt, die, einander gegenüber ſtehend, in einem Kampfe begriffen waren, der Europas Schickſal beſtimmen ſollte. In den Mantel eingehüllt, auf das Gras hingeſtreckt, ſchlief ich, von verworrenen Träumen geängſtigt, ein.

Die Kälte in der Morgendämmerung weckte mich auf; Silén ſaß ſtill vor ſich hinblickend neben der Kanone. Ich ſah in dem nahen Gebüſch die ruſſiſchen Vorpoſten und jenſeit der Parthe die feindlichen, welche ab und zu aus den Bäumen hervortraten, ihre Flinten abſchoſſen und wieder verſchwanden. Ein Kanonenſchuß fiel, wie der donnernde Schall bewies, in großer Nähe; die Kugel ging in einem großen Bogen über uns weg, es war der Morgengruß des wichtigen Tages. Oho, Freund! mahnſt du mich, rief Silén, ſchnell war ſeine Kanone geladen und losgebrannt. — Wenn ſehen wir uns wieder,' fragte er, indem er ſich an mich wandte? ich war eben im Begriff fortzureiten. Sollte eine Unterhaltung, wie die unſere, ſpurlos verſchwinden? erwiderte ich. Haben doch ein paar nächtliche Stunden uns inniger verbunden, als viele Menſchen, die jahrelang neben einander leben. Iſt nicht Vertrauen Freundſchaft und dieſe Treue? Giebt es nicht ein Gefühl, welches den nichtigen Schein des Lebens verdrängt und in wenigen Momenten die innerſte Wahrheit verwandter Geiſter aufſchließt, daß ſie ſich erkennen, wie ſie ſind? Gehören ſie ſich von da an nicht auf immer zu? Silén, ich kann nicht glauben, daß dieſe Nacht wie ein leichtes Vorpoſten-Abentheuer aus unſerm Leben verſchwinden wird. Storm, rief er mit einer Luſtigkeit, die mich mit Grauen erfüllte, wir wollen zwei muntere Geſellen ſein — vergiß die weinerliche Nacht — und dieſer Trunk ſoll dich mahnen, daß du mich aufſuchſt; dann wollen wir trinken, ſpielen, liebeln, leben, wie die andern — wenn dieſer Krieg nicht einen von uns wegrafft oder beide, ſehen wir uns wieder. Wir hatten uns während dieſes Geſprächs den äußerſten Vorpoſten genähert; Silén wollte ihre Stellung gegen einander unterſuchen. Eine Flintenkugel pfiff uns vorüber — ein Soldat ſtürzte dicht neben uns, und gut getroffen ſtarb er ohne einen Laut hören zu laſſen. — Der luſtige Teufel hat ausgelacht, ſagte Silén; er war der ausgelaſſenſte Burſche und nun ſchleicht er ſich ſo ſtumm davon. Wir gaben uns wechſelſeitig die nöthigen Anweiſungen und Silén umarmte mich. Der Menſch drüben, ſagte er — während er mich umſchloß und über den Fluß hinüber ſchielte — liebt uns übermäßig, er hofft uns auf ewig zu vereinigen — er zielt — wie verabredet fuhren wir auseinander und eine Kugel, wohlgerichtet, flog mitten uns durch. Silén lachte, rief mir Adieu zu und ich ritt davon.

Als ich nach dem Hauptquartier zurückkehrte, auf derſelben Landſtraße, die mich geſtern von meinem Ziele abführte, war ſchon alles lebendig; die Truppen rückten zuſammen und aus dem Dorfe, wo der Feldherr die Nacht zubrachte, zogen eben die letzten Bataillone heraus, ſo daß ich es leer fand. Im Hauptquartier ſchliefen noch faſt Alle, nur in den Ställen ſah ich Pferde ſatteln, Knechte geſchäftig ſich tummeln. Nach und nach kamen einzelne zum Vorſchein, begrüßten ſich gähnend und hörte man ihre Geſpräche, dann hätte man glauben ſollen in einer Geſellſchaft zu ſein, die durch irgend einen Zufall in eine unbequeme Lage verſetzt iſt. Es waren Männer, die durch ein wechſelvolles Leben abgehärtet — obgleich für ein angenehmeres beſtimmt — ſich in die gegenwärtigen Verhältniſſe wohl zu ſchicken wußten, die ſelbſt in den Unbequemlichkeiten, Entbehrungen und Verlegenheiten, welche daraus entſtanden, mit heiterm Sinne noch einen Genuß ſuchen konnten. Von der Streu erhoben ſich die Stabsoffiziere, die nebeneinander geſchlafen hatten, und ein jeder ſuchte in Eile mit ſeiner Toilette fertig zu werden, während eine Untertaſſe, weil nichts beſſeres da war, unter allen im Kreiſe herumging und für jeden mit Kaffee gefüllt wurde. Die Fenſter, an die Wand gelehnt, dienten als Spiegel, und eine Unterhaltung voll heiteren Witzes, oft beißenden Spottes vollendete das bunte Gemählde. Nichts ließ die große Bedeutung der nahe bevorſtehenden Schlacht ahnden.

Und dennoch hatte ein Theil dieſer Männer die Nacht in ernſthafter Berathſchlagung zugebracht, und wer ſie genauer betrachtete, merkte wohl, daß hinter dem Scherze ſich der Ernſt verbarg.

Es war ſpät am Morgen, als der Feldherr endlich aufbrach und wir ihm durch das Dorf folgten. Vor uns auf dem Felde bewegten ſich die Truppen des General Langeron, die weniger gelitten hatten und für dieſen Tag ſich mit den Schweden verbinden ſollten. So mörderiſch war die letzte Schlacht geweſen, daß der größte Theil des Blücherſchen Heers an dem bevorſtehenden Kampfe keinen Theil nehmen konnte. Wer nicht todt oder verwundet da lag, war durch die furchtbare Anſtrengung erſchöpft und der tapfre Graf York hatte ſich von dem Schlachtfelde zurückgezogen, nachdem ſein kühner Angriff, ſein theuer erkaufter Sieg an dem günſtigen Erfolge der jetzt zu erwartenden Schlacht kaum zweifeln ließ.

Wir erreichten eine Ebene, die ſich bis zu den Vorſtädten von Leipzig ununterbrochen auszudehnen ſchien; wir ſahen in der Ferne die Thürme der Stadt, in welche der Feind ſich geworfen hatte und die er behaupten wollte; links floß die Parthe und hinter uns war Wald. Die ruſſiſchen Truppen ſollten dem andringenden Feinde jenſeit dieſes Fluſſes entgegen gehen, und der Uebergang über die beſchwerliche Fuhrt ſtellte ein Bild der Verwirrung dar, welches dem Unkundigen, der die Nähe des Feindes kannte oder ahndete, mit Schrecken erfüllen mußte. Selbſt wer es öfters erlebt hatte, wer es wußte, wie ſchnell dieſe Verwirrung ſich in Ordnung auflöſte, konnte ein ängſtliches Gefühl kaum verdrängen. Fußvolk und Reiter, Kanonen und Munitionskarren wälzten ſich, wie in einen unauflöslichen, nie zu entwirrenden, Knäuel verſchlungen, durcheinander in dem aufgewühlten, ſchmutzigen Grunde des Fluſſes. Offiziere und Gemeine ſchrien, die erſteren ſchimpften; die fremde Sprache ſteigerte für uns das Intreſſe an dem bunten, verworrenen Treiben und Stunden vergingen, ehe man nur eine Ahndung davon bekam, wie aus dieſem Drängen und Treiben Ordnung entſtehen ſollte. Die Truppen hatten ſich endlich auf dem andern Ufer des Fluſſes aufgeſtellt und der Feldherr mit ſeiner Begleitung kehrte nach der Ebene zurück.

Hier breitete ſich das außerordentlichſte Schauſpiel vor unſern Blicken aus. Jenſeit der Parthe erhob ſich das Land; eine lange zuſammenhängende Hügelreihe zog ſich von Oſten nach Weſten und auf dieſer entdeckten wir die unermeßlichen Heerſchaaren, welche von Morgen herkommend, dem bis dahin ſo übermächtigen Feinde entgegen zogen — erbitterte Völker aus dem Innerſten Aſiens, aus Rußland, wie aus Deutſchland und Schweden — zu ſeinem Untergange verſchworen. Die Entfernung war groß genug, um das Ganze dem ſtaunenden Blicke vorzuführen, die Nähe hinreichend, um einzelne Maſſen zu unterſcheiden. Deutlich erkannte man Fußvolk, Reiter und Artillerie, die Feldherrn mit ihrer Umgebung waren leicht herauszufinden. Eine unüberſehbare Reihe war ſchon an dem verwunderten Auge vorübergezogen, die ganze, lange Hügelkette ſchien mit einem Kranze von Kriegern geſchmückt, deren blinkende Waffen in die Luft hinein ragten. Die langſam fortſchreitenden, zahlloſen Maſſen verloren ſich gegen Weſten hinter den Hügeln, aber immer neue Kolonnen tauchten im Oſten auf, als wollte der unverſiegbare Menſchenſtrom nie aufhören. So, erzählt man, daß in fernen Weltgegenden Züge von wandernden Vögeln einen, ſtets in der nemlichen Richtung beweglichen Gürtel von einem Horizonte zum andern bilden. Wir ahndeten die große Bedeutung des Tages, Welttheile hatten ſich in Bewegung geſetzt, und es war dieſer Augenblick ſtaunender Bewunderung, der auf dieſer Stelle die Benennung Völkerſchlacht ſchuf, welche auf immer den merkwürdigſten Kampf bezeichnen wird.

Während wir noch dieſes Schauſpiel genoſſen, fing der Feind, jenſeit der Parthe, ſchon an ſich in Bewegung zu ſetzen. Er hielt ein Dorf beſetzt und es war unſere Abſicht ihn aus dieſem zu vertreiben. Es vergingen Stunden, der Kampf auf dem andern Flußufer, in unſerer Nähe, wurde immer hitziger, das Dorf brannte. Doch Auftritte der Art waren zu gewöhnlich, um uns ſonderlich in Bewegung zu ſetzen. Aber während das Dorf in hellen Flammen ſtand, während der ferne Donner des

Geſchützes, das ununterbrochene Gewehrfeuer uns belehrte, daß nun der mächtige Kampf auf allen Punkten losgegangen ſei, hielten wir, einzelne Gruppen bildend, ohne von Truppen umgeben zu ſein, auf der weitläufigen Ebene, und nahmen keinen Theil an dem heißen Kampfe. Offiziere eilten herbei mit Nachrichten und verließen uns wieder, Adjutanten wurden nach allen Richtungen geſchickt; aber wir, die geringern Offiziere, erfuhren wenig und harrten unthätig und ungeduldig auf den Erfolg des Tages. Da ſchmetterten Trompeten in der Nähe, nicht jene feindlichen Töne, die zum Angriff auffordern, auch nicht die den Kämpfenden widerwärtigen, welche zur Flucht mahnen, ließen ſich hören — es waren die fröhlichen, heitern Klänge freundlicher Begrüßung, die über die Ebene ſchallten, während eine ſtattliche Schaar Reiter ſich langſam näherte. Einzelne, feindliche Kugeln beſtrichen die Ebene. Die Flammen brennender Dörfer loderten um uns, und in ſchöner Ordnung, in zierlicher Tracht, mit wehenden Fahnen kamen auf muthigen Roſſen die wackeren Männer heran. Es waren ſächſiſche Reiter, die erſten Deutſchen, denen es gelungen war ſich aus den läſtigen, drükkenden Feſſeln des Feindes loszureißen. Ein Kommandowort ſtellte ſie in langen, graden Reihen dem Feldherrn gegenüber, der Anführer ſprengte hervor und ſenkte ſeinen Säbel. Der alte Feldherr, berühmt durch ſeine kriegeriſche Beredſamkeit, begrüßte ſie mit ergreifenden Worten, und ich glaubte einen jener Auftritte uralter Zeit, wie die Dichter ſie uns darzuſtellen pflegen, lebendig erneuert aus der Mitte unſerer Zeit hervortreten zu ſehen.

Der Feldherr winkte mir, nannte den Ort, wo ich die neu angekommenen Reiter hinführen ſollte und befahl mir ſie zu begleiten. Sie ſchwenkten ab, ritten ſtill, in ſich verſunken, davon und ich ſchloß mich ihrem Zuge an. Ich glaubte ihren Trübſinn zu verſtehen, durch Stillſchweigen meine Theilnahme am beſten zu zeigen und ſo ritt ich, lange völlig ſtumm, neben einem Offizier, deſſen Aeußeres mich anzog. Einige Fragen über die Gegend, nach welcher die Reiter geführt wurden, leiteten das Geſpräch ein. Sie ſind kein Preuße, ſagte er, als ich die Fragen beantwortete; ich geſtand es keiner zu ſein — ſie ſind kaum ein Deutſcher? — Ein Norweger, entgegnete ich und nun blickte er mich aufmerkſam und ſinnend an. Sie ſind ein Ausländer, welche Geſinnung ſie auch zur Theilnahme an dieſem Kriege vermocht hat — und ich ahnde die Gefühle, ſie ſind mir wahrlich nicht fremd — ſo werden ſie doch das Drückende unſerer Lage verſtehen. Die plötzliche Umgeſtaltung aller Verhältniſſe, die Liebe zum Vaterlande, die Gewalt des Augenblicks hat uns zu einer That hingeriſſen, die, mit unſerer Geſinnung übereinſtimmend, nothwendig ſchien — und doch — ich kann den finſtern Zweifel nicht überwinden, der mich drückt, der mich jetzt, da alles geſchehen iſt, doppelt quält und ängſtigt. Das iſt nicht das frohe Gefühl, welches, wo das Urtheil klar, die That mit der Geſinnung in völliger Uebereinſtimmung iſt, uns heiter jeder Schwierigkeit, jeder Gefahr, jeder Misdeutung entgegen zu treten auffordert — ſehen ſie, die ganze Mannſchaft theilt meine Empfindung; ſie drückt uns zwiefach, denn unſer geliebter König iſt da — wo wir vielleicht noch ſein ſollten.

Konnte ich ihn tadeln? Das Vertrauen, welches dieſe offene Erklärung vorausſetzte, zog mich immer mehr zu dem Manne hin, deſſen milder Ernſt ſchon beim erſten Anblick für ihn einnahm. Wenn ein harter Widerſpruch in bedenklicher Zeit mit aller Gewalt ſich auf den einzelnen wirft, wenn er den Knoten durchhauen muß, den er nicht zu löſen vermag — iſt es zu verwundern, daß die Wunde blutet? — Aber es giebt Gegenſtände ſo verhüllter, Zweifel ſo zarter Art, daß ſie nur berührt, nur angedeutet ſein wollen. Dieſes Geſpräch führte daher ein Stillſchweigen herbei, das er zu würdigen wußte; ich verſtehe ſie ganz, war Alles, was ich antwortete, indem ich ihm die Hand drückte. Auch er hatte mich verſtanden. Er ſchien fortwährend nachzuſinnen, endlich, als hätte er einen Entſchluß gefaßt, wandte er ſich wieder an mich: ich habe ein Vertrauen zu ihnen gefaßt, ſagte er, welches mir — ich will es geſtehen — nach einer ſo kurzen Bekanntſchaft, faſt ſeltſam, wunderbar, unerklärlich vorkommt. Ich kenne ſie kaum ſeit Stunden und wage es dennoch ſie zu meinem Vertrauten zu machen. Ein anderes Verhältniß, ein rein perſönliches, das in einer ſo großen, gewaltigen Zeit ſich vielleicht nicht hervorwagen ſollte, beunruhigt mich und ich muß mich deshalb an ſie wenden; mein Vertrauen wird mich nicht, kann mich nicht täuſchen. Hören ſie mich ruhig an: ich bin verheirathet, meine Frau iſt in Pommern geboren und hat in Schweden Verwandte. Meine Verbindung mit ihr fand viele Schwierigkeiten und wenige Tage nach der Hochzeit rief mich der Krieg ab. Ich habe an dem ruſſiſchen Feldzuge theilgenommen, nur ein Wunder rettete mein Leben bei der ſchrecklichen Flucht. Ich kam nach Deutſchland zurück, um — noch immer durch das Geſchick von meiner Frau getrennt — gegen mein Vaterland zu ſtreiten. Eine doppelte Liebe hob, ja heiligte mein Leben in der Blüte ſeiner Jugend — Deutſchland und die Geliebte. Ich hatte die zweite nach ſchweren Kämpfen gewonnen, dem erſten Treue geſchworen, und eine Gewalt, die ich nicht abweiſen konnte, riß mich aus den Armen der Geliebten und waffnete mich gegen Deutſchland. Nur einen Augenblick blieb es mir vergönnt meine Frau zu ſehen; ſie war, als ſie meine Rückkunft erfuhr, nach Leipzig geeilt; ſie iſt noch da, aber ein neuer Kummer hat ſich zu dem alten geſellt, ein finſteres Unglück hat ſich auf das Gebiet des Jammers geflüchtet, um da Hülfe und Troſt zu finden. Eine Freundinn meiner Frau, eine Schwedinn ſuchte Hülfe bei ihr; unglückliche Verhältniſſe hatten ſie aus ihrem Vaterlande getrieben, ſie kannte keine andere Stütze, als die Freundinn ihrer Jugend, und beide ſind jetzt allein, ſchutzlos in Leipzig. Sie, Herr Storm, ſollen ihnen Schutz, Rath, Hülfe gewähren, denn ich kann Leipzig jetzt nicht wiederſehen. Man wird die Grauſamkeit nicht haben uns gewaffnet gegen dieſe Stadt zu ſenden, die unſerm unglücklichen König als Aufenthalt dient. Jetzt iſt der Traum meiner Jugend erfüllt, ich ſtehe kämpfend gegen den übermüthigen Sieger und Zerſtörer Deutſchlands und — gegen meinen König, ſetzte er bitter lächelnd hinzu. Ich vertraue ihnen viel, ſie werden in Verhältniſſe eingeweiht, die ich zittre fremden Händen zu übergeben; manches wird ihnen dunkel ſcheinen und doch werden ſie rathen, helfen, handeln, ja vielleicht Opfer bringen müſſen, ſie, der Fremde den Fremden. — Er ſah mich lange an, ich ſchwieg: Nein, fuhr er mit Wärme fort, ich habe mich nicht getäuſcht, ein gütiges Geſchick ſandte mir in dem bedenklichſten Augenblicke die einzig mögliche Hülfe. Mein Herr, antwortete ich — wenn es auf meine Geſinnung, auf meinen Entſchluß ankäme — wer wäre ich, wenn ich ihrem ſchönen Vertrauen nicht freudig entſpräche? Sie fordern mich zum Schutze verlaſſener Frauen auf — die ehrenvollſte Aufforderung, welche einen Krieger werden kann; ſie kennen aber meine Lage — wie wenig ich über mich ſelbſt, über meinen Aufenthalt gebieten kann. Noch ſind wir nicht in Leipzig — ſie werden heute oder morgen da ſein, antwortete er; ich ſah die Verwirrung in den Reihen der Feinde, jetzt kämpfen ſie nur um eine gänzliche Niederlage zu vermeiden, um den Rückzug zu decken. Ich gebe das zu, erwiderte ich, ja ich hoffe es, und konnte meine Freude über dieſe Nachricht nicht unterdrücken — aber ſie kennen unſern alten Feldherrn; er wird eilen die fliehenden Feinde zu verfolgen, vielleicht bleiben wir nur wenige Augenblicke in der Stadt. Aber jeden Einwurf wußte mein neuer Freund zu widerlegen; er machte mich aufmerkſam auf die freiere Stellung eines jungen Offiziers im Hauptquartiere, der, wenn er nach einem ſolchen Siege den Wunſch äußere ſich einige Stunden in Leipzig aufzuhalten, leicht die Erlaubniß dazu erhalten würde; und dieſe wenigen Stunden könnten, wie er behauptete, den Frauen ſehr nützlich ſein. Ich verſprach jedes Mittel aufzubieten — wir erreichten die Truppen, an welche die Sachſen ſich anſchließen ſollten — Herr von Rehling, ſo nannte ſich der Offizier, ſchrieb eilig einige Zeilen an ſeine Frau und wir trennten uns.

Als ich wieder die Stelle erreichte, wo der Feldherr noch immer verweilte, waren unſere Truppen ſchon bedeutend vorgerückt, der Feind zog ſich immer mehr nach der Stadt zurück, aber das Dorf jenſeit der Parthe behauptete er noch hartnäckig. Die letzten Flammen loderten noch, man ſchlug ſich unter den Trümmern; oft kamen von Langeron Eilboten, die um Unterſtützung baten, da befahl mir der Feldherr ihm die Ordre zu bringen, unter jeder Bedingung das Dorf zu nehmen, ſelbſt wenn er ſeine letzten Reſerven ins Feuer ſchicken müßte, Unterſtützung hätte er nicht zu erwarten. Ich fand den ruſſiſchen General in einer bedenklichen Lage, aber entſchloſſen dem Befehl zu folgen. Ich wohnte dem letzten entſcheidenden Angriffe bei: die Ruſſen ſtürzten kühn in die rauchenden, glimmenden Ruinen des Dorfes hinein, der Feind ſchwankte, zog ſich zurück und gab das Dorf auf; es war, wie der Feldherr richtig geahndet hatte, ſein letzter verzweifslungsvoller Widerſtand geweſen. Ein Adjutant wurde ſofort mit der frohen Nachricht abgeſandt und Langeron drang den Feind verfolgend vor. Jetzt eben, als der Kampf gänzlich beendet ſchien, traf eine Kugel meinen rechten Arm, eine zweite tödtete mein Pferd, und ich mußte nun mit einem Wundarzte zurückbleiben, der mich eilig verband und mir die tröſtliche Verſicherung gab, daß die Wunde nicht gefährlich ſei. Aber die Kugel war in der Wunde zurückgeblieben, dieſe ſchmerzte heftig und der Blutverluſt hatte mich erſchöpft; dennoch drang ich darauf, zurück zu reiten. Ein Pferd erhielt ich leicht, ich verbiß die Schmerzen und ritt, von einem Ruſſen begleitet, fort. Manches ſetzte mich in unruhige Bewegung; ich dachte an meinen Auftrag, der mir immer wichtiger, immer bedeutender erſchien, je länger ich jede Aeußerung des Offiziers erwog, und doch wollte ich mich unter keiner Bedingung vom Hauptquartier trennen.

Ich war durch den Ritt angegriffen und die Freunde, welche mich jubelnd begrüßten, als ſie den Verwundeten zu Pferde ankommen ſahen, erſchracken, da ſie mich genauer betrachteten. Der Tag neigte ſich indeſſen ſchon, die Hoffnung noch heute Leipzig zu erobern, war aufgegeben worden und ich ließ mich nach dem Dorfe bringen, welches für die Nacht zum Hauptquartier beſtimmt war. Mit leichter Hand wurde die Wunde unterſucht und die Kugel herausgeſchnitten, die eine ſehr glückliche Richtung genommen hatte: in einigen Wochen ſind ſie wieder bei uns, ſagte der Wundarzt, wenn ſie ſich vernünftig betragen. Ich brachte die Nacht theils ſchlaflos, theils von Fieberträumen geängſtigt zu, und dennoch fühlte ich mich den Tag darauf ſtark genug das Pferd zu beſteigen. Noch hatten nicht Alle das Dorf verlaſſen, ich hielt daher meinen Entſchluß geheim; als ich aber allein war befahl ich meinem ſich dagegen ſträubenden Bedienten das Pferd zu ſatteln — und ritt langſam, mich mit Mühe im Sattel haltend, nach Leipzig, welches ſchon von allen Seiten umzingelt war.

Eine Stadt, von Feinden umringt und beſchoſſen, tritt uns mit einem ſeltſamen, verhängnißvollen Anſehen entgegen. Dann werden wir recht gewahr, wie die Ge wohnheit des Lebens, das emſige Gewühl auf den lebhafterk Straßen, die häusliche Geſchäftigkeit belebend, ſelbſt in die Mauern einzudringen vermag. Das verworrene Geſumſe, in welches der mannigfaltige Lerm der Stadt ſich verliert, ſcheint ſich mit dem Rauch der Häuſer, mit den Mauern und Dächern zu verbinden, ſcheint dieſen eine Beweglichkeit mitzutheilen und uns einzuladen, an dem heitern Genuſſe arbeitſamer Menſchen theilzunehmen. Wie ganz anders ſtellen ſich dieſelben Häuſer dar, wenn der Donner des Geſchützes, das Geprаſſel der Flintenſchüſſe, wenn das wilde Geſchrei ſtürmender Feinde den Untergang droht! Die Thürme ragen mit furchtbarem, kaltem Ernſt in die Wolken, kein Rauch erhebt ſich aus den Schornſteinen; jetzt erſt ſind die Dächer, die Mauern ſtumm — es iſt, als wären ſie, wie die Einwohner, vor Schrecken erſtarrt. Man ahndet die Angſt, die in ihren Räumen herrſcht, wie Greiſe, Frauen, Kinder, in den entfernteſten Schlupfwinkeln verborgen, dem wüthenden Streite mit ſteigendem Entſetzen lauſchen.

Die Truppen unſeres Feldherrn kämpften vor dem halliſchen Thore, und eben hier war der Widerſtand am hartnäckigſten. So lange der Angriff dauerte kam keine einzelne Vorſtellung in meine Seele. Im Hintergrunde, als ruhiger Zuſchauer, feſſelte mich der erhabene Anblick, der große Moment, deſſen entſcheidende, ſich immer raſcher entwickelnde Kriſe Sinn wie Gedanken gefangen nahmen.

Ich fühlte wohl den Schmerz der Wunde, aber er wurde von der mächtigen Empfindung, die mich durchglühte, zurückgedrängt; die ſtille Erinnerung an den erhaltenen Auftrag, an die Ereigniſſe, die meiner harrten, war nicht verſchwunden, aber ſie hatte ſich in die dunkelſten Winkel des Bewußtſeins zurückgezogen, wie die Einwohner der Stadt in die entfernteſten Gemächer ihrer Häuſer.

Lange harrte ich ſo in ſteigender Ungeduld — da verkündigte ein lautes Geſchrei, daß das Thor erſtürmt wurde, und ein ähnliches Geſchrei vom Grimmaer Thore her überzeugte mich, die Stadt ſei in unſerer Gewalt; die Truppen drängten ſich durch das eroberte Thor hinein, der Feind wurde auf den größern Plätzen, in den Gärten immer heftiger angegriffen, die Verwirrung, die furchtbare Niederlage der Fliehenden iſt bekannt. Ich ritt langſam, als das Gedränge, der Kampf vorbei war, in die Stadt hinein. In den Straßen tummelten ſich die Krieger zwiſchen den Munitionskarren, Kanonen und Wagen, die der geſchlagene Feind zurückgelaſſen hatte. Die Einwohner vom Feinde gedrückt, von Freunden bedroht, den Augenblick der Errettung mit Angſt erwartend, wagten ſich kaum hervor — nur die Jugend jubelte auf den Straßen und aus den Fenſtern blickten Frauen und Mädchen, blaß, zitternd, vom Schrecken gelähmt, und die keimende Freude kämpfte mit dem kaum unterdrückten Entſetzen. Ein König ſaß in dieſer Stadt, obgleich geliebt, doch von ſeinem

Heere verlaſſen und dem Feinde preisgegeben; der große Held eines unglücklichen Volkes hatte ſeinen Tod in den Fluten gefunden, und die Rieſengeſtalt des neunzehnten Jahrhunderts war geſtürzt, war von jetzt an gezwungen für ſein eigenes Land, für ſein eigenes Daſein zu kämpfen. Die Größe des Moments riß mich hin, aber dennoch ſuchte ich, wie durch einen geheimen Inſtinkt getrieben, das Rathhaus, wo die Quartiere angewieſen wurden. Mühſam drängte ich mich durch das Gewühl und mein Bedienter ritt auf der Seite des verwundeten Armes, um einen zufälligen Anſtoß abzuwehren. Ich hatte mir ſchon eine Anweiſung auf das vom Schilling bezeichnete Haus geben laſſen, wurde nur mit Mühe und unter heftigen Schmerzen vom Pferde gehoben, und obgleich der Zudrang unendlich groß war, jeder ſich vorzudrängen ſuchte, erregte dennoch meine blaſſe, leidende Geſtalt allgemeine Theilnahme. Man trat zurück, machte mir Platz, als wäre ich ein hoher gebietender Feldherr, und ich erreichte bald, ohne Anſtoß, von meinem Bedienten geſtützt, das Bett und die erwünſchte Bewirthung. Ich war glücklicher Weiſe ſo früh gekommen, daß nur über wenige Wohnungen bereits disponirt war.

Und jetzt erſt, als ich das erwünſchte Ziel — wenn ich es ſo nennen konnte, erreicht hatte, ließ [illegible] über den glücklichen Erfolg, wurde der Zuſtand mir von Neuem wichtig. Ich hatte keine Ruhe, das Fieber, die Anſtrengung ſteigerten meine Ungeduld, und als ich das Haus betrat, ſchwankten alle Gegenſtände vor meinen Augen, ſo daß ich hinzuſtürzen befürchtete; aber ich habe es erfahren, was ein mächtiges Verlangen über den Körper vermag. Ich überwand den Schwindel und ſtand der Wirthin, die mir entgegen kam, ruhig und feſt gegenüber. Ich werde kein willkommener Gaſt ſein, begann ich, indem ich ſie freundlich grüßte; der Fremde, welcher bald ihr Haus beſchirmen wird, verliert ſich in wenigen Tagen, aber ich bleibe. Sie werden mir daher erlauben, daß ich mich als Miether, nicht als Gaſt betrachte; ſie haben das Recht es zu fordern, denn ich gehöre in das Lazareth, und ſelbſt ſo verdanke ich es nur ihrer Güte, wenn ſie mich aufnehmen. In der That war dieſes Anerbieten ernſtlich gemeint, ich war gut mit Gelde verſehen und hatte, wie die reiſenden Nordländer gewöhnlich, Anweiſung auf ein Leipziger Handelshaus. Aber die Frau hatte mich mit großer Ungeduld angehört; nein — nein — rief ſie, ſie ſind der erſte, ſie haben für uns gelitten, ſie ſollen wie ein Kind in meinem Hauſe ſein. Mein Gott! wie leidend ſehen ſie aus, wie blaß und matt. Ich fühlte mich ſehr gerührt. Sie ſind ein Segen für unſer Haus, rief ſie, und Thränen traten ihr in die Augen — hier ſollen ſie ruhen. Sie führte mich nach einem freundlichen Gemache, welches nach dem Hofe zu lag und ſo viel Ruhe gewährte, als in einer ſo bewegten Zeit möglich war, und drang darauf, daß ich mich niederlegen ſollte. Ich fühle, wie nothwendig mir die Ruhe ſei, erwiderte ich, aber beantworten ſie mir erſt eine Frage — wohnt nicht eine Frau von Rehling in ihrem Hauſe? Ich habe einen Brief von ihrem Gemahl — von dem Herrn Rittmeiſter, rief ſie — den muß ſie freilich leſen — wie wird ſie ſich freuen die gute, gute Frau. Aber ſie dürfen nicht die Treppe ſteigen, ich will bitten, daß ſie herunter kommt; ach, wie wird ſie eilen! — Nur mit großer Mühe konnte ich die Frau bewegen mich zu der Dame Wohnung zu führen, denn ich wollte die ſchwediſche Freundinn ſehen. Mit vieler Anſtrengung ſtieg ich die Stufen hinan, hörte ſchon aus der Ferne die Töne einer Guitarre und eine weibliche Stimme. Als ich mich näherte wurde ich von Erſtaunen ergriffen — die Melodie war mir bekannt — ich lauſchte und durfte nicht hinein — es war das Lied von Signe und Habor; eine wohlklingende Stimme, die mich erſchütterte, ſang die Worte, welche in ihrer Einfalt ſo ergreifend ſind:

När han kom in i Rosendalund
Så war då Habor död,
När han kom till Buren
Var Signe brånd i glöd
(Und als er kam in das Rosenthal
Er Habors Leichnam fand,
Als er kam zum Frauenſaal,
Da lag ſchön Signe verbrannt.)

Silens Erzählung ſchwebte mir vor der Seele: die hellſte, klangvollſte Stimme, welche alle nordiſche Wehmuth wiedertönte, ſchien mir bekannt und eine wunderbare Ahndung durchdrang mich. Iſt ſie es? fragte ich mich und dann ſchien ein ſolches Ereigniß mir zu ſeltſam, eine ſolche Erwartung zu thöricht. Es koſtete mir Mühe die ungeduldige Wirthinn einige Augenblicke auf der Flur feſtzuhalten. Es war der Schluß des Liedes — ſie ſang nicht mehr.

Als ich, fieberhaft bewegt in das Zimmer trat, kam mir eine ſchlanke ſchöne Geſtalt grüßend entgegen; ſie hatte etwas ſo Entſchiedenes, Gebietendes in ihrem Weſen, daß ich ihr faſt mit Scheu entgegen ging, aber das wohlwollende Auge überwand ſchnell dieſen Eindruck. Hinter ihr ſtand eine höchſt reizende Frau in ſchwarzem Kleide, die dunkeln Haare fielen in freien Locken über die Schultern; die blendend weiße Haut, die purpurrothen Lippen traten mir wie eine bekannte Erſcheinung entgegen, und als ſie das große, ſchwarze, ſchmerzensvolle Auge erhob, erſchrack ich faſt. Ich zweifelte kaum mehr, ſie mußte es ſein. Ein ſechsjähriger, kecker, ſchöner Knabe ſtand neben ihr und betrachtete mich neugierig. Die Frauen erſchracken über mein Ausſehen — und ich ſelbſt fühlte mich ſo kraftlos, daß ich eilig einen Stuhl erreichen mußte; ſie erkundigten ſich nach meiner Verwundung. Ich erhielt ſie geſtern, war meine Antwort, wenige

Stunden nachdem ich dieſe Zeilen empfangen hatte, die meinen Beſuch in einem ſolchen Zuſtande entſchuldigen mögen. Ich verſicherte, daß die Wunde nicht gefährlich ſei und daß ich mich nur durch den, unter ſolchen Umſtänden anſtrengenden, Ritt ermattet fühle. Sie ſind ſchwach, ſagte Frau von Rehling, indem ſie ſich niederließ, und dürfen nicht viel ſprechen; aber ihr Zuſtand fordert baldige Hülfe, und ſie werden mir ſchon erlauben müſſen aus dem Briefe die Kunde zu entnehmen, welche ſie uns nur mit Anſtrengung ertheilen könnten.

Sie war, während ſie den Brief las, tief bewegt, faßte ſich aber; — ſie ſind uns, ſagte ſie, das Leſen unterbrechend, auf eine ſolche Weiſe empfohlen worden, daß wir ſie als einen Bekannten, ja als einen Vertrauten aufnehmen müſſen; in unſerer Lage iſt uns männlicher Rath und Hülfe in der That ſehr wichtig, aber, ſetzte ſie mildlächelnd hinzu, jetzt ſcheint es, als wäre ihnen unſere Hülfe nothwendiger. Sie las weiter und legte ſchnell und verwundert den Brief hin: ſie ſind ein Norweger — ſie ſprechen ſchwediſch, rief plötzlich, ſelbſt in dieſer Sprache redend, Mathilde, — aber ich hörte nichts mehr. Schon, als ich mich auf den Stuhl niederließ, fühlte ich, daß mir eine Ohnmacht nahe war; jetzt kreiſten alle Gegenſtände um mich her, die Frauen ſchienen wie im Nebel zu verſchwimmen und ſich ſchwebend zu nähern, ich verlor das Bewußtſein.

Als ich erwachte, fand ich mich im Bette liegend und in einer reinlichen, freundlichen Stube. Alles um mich herum war ſtill, ich hörte den Perpendikel der Uhr ſchlagen, am Fuße des Bettes ſaß eine Frau, die mich aufmerkſam und theilnehmend betrachtete: ſie ſchien mir bekannt, aber ich mußte mich lange beſinnen, ehe ich die freundliche Wirthin erkannte. Eine geraume Zeit verging, bevor ich mich völlig faſſen konnte und die Frau ſchien auf jede Bewegung zu lauſchen. Ich bin ihnen ſehr beſchwerlich gefallen, fing ich endlich an — ich bin in eine tiefe Ohnmacht geſunken, hat ſie lang gedauert? — Ih mein Gott, lieber Herr! rief die Frau, ſie kennen mich ja, ſie ſprechen ja völlig vernünftig. Pflege ich das nicht? fragte ich lächelnd — Nun wahrlich in den letzten vier Tagen haben wir nicht viel Vernünftiges von ihnen gehört — lauter konfuſes, verworrenes Zeug durcheinander. Ich konnte nicht viel für ſie thun — denn kaum waren ſie zu Bette gebracht, ſo ſtürmten die Soldaten in das Haus; das war ein Geſchrei und ein Schimpfen und Kommandiren — Deutſche gingen, Ruſſen kamen. Mir ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirn, mein Mann wurde geſtoßen, bedroht, hin- und hergezerrt, ich glaubte mein Ende wäre nahe. Ja, ja — alle ſind nicht wie ſie — ſeit geſtern Mittag iſt, Gott Lob! Alles ruhig — ein paar ſtille Burſchen ſind noch da. Wir ließen gleich einen Arzt holen, aber ihr Bedienter war damit nicht zufrieden;

der Stabsarzt ſollte kommen, und er lief herum, hierhin, dorthin und hatte keine Ruhe, bis er ihn fand und herbrachte. Wie der zornig war, ſagte die Wirthin und hob, faſt noch immer erſchrocken, die Hände in die Höhe — er drohte ihrem Caſper, weil er zugegeben hatte, daß ſie die tolle Fahrt wagten, welche ihnen das Leben koſten konnte. Er hat lange mit unſerm Arzt geſprochen und ſchien recht viel Theil an ihnen zu nehmen, aber wiedergekommen iſt er nicht. So plauderte ſie immer fort und ich hörte geduldig zu. Ich befand mich faſt wohl; die Wunde ſchmerzte mich weniger und ein angenehmes Gefühl, wie die erſte Regung wiederkehrender Geſundheit, durchdrang mich. Ich erwartete jeden Augenblick, daß meine Wirthin die Frauen nennen ſollte, aber ich wartete vergebens. Ich hätte ihren Rath befolgen ſollen, liebe Frau, fing ich endlich an; mein Beſuch bei den Damen oben, die Ohnmacht, welche mich in ihrer Gegenwart befiel, waren unangenehme Zufälle. Dieſe Worte ſetzten die Zunge der guten Frau wieder in Bewegung; ſie erzählte wie erſchrocken beide Damen geweſen wären, wie ſie in den erſten Tagen, während die Soldaten alles in Bewegung brachten, für eine gute, treue Wärterin geſorgt und ſelbſt wiederholt bei meinem Krankenlager erſchienen, um für Alles Sorge zu tragen. Indem ſie noch ſprach, trat der mir völlig unbekannte Arzt herein und war über meine Beſſerung erſtaunt; das Fieber hatte faſt ganz nachgelaſſen, die heftige Entzündung der Wunde abgenommen. Ich wäre, verſicherte er mir, in wirklicher Gefahr geweſen, aber meine gute Natur hätte eine Kriſe herbeigeführt, die ihm faſt wunderbar erſcheine. Er empfahl Ruhe, Vermeidung aller ſtarken Gemüthsbewegungen, verordnete die nöthigen Arzneien und entfernte ſich.

Die Wirthin hatte während ſeines Beſuchs die Kunde von meiner Beſſerung zu den Frauen gebracht und Frau von Rehling erſchien bald darauf. Als die hohe, vornehme, ruhige Geſtalt hereintrat, fiel ſie mir auf wie das erſtemal, und es mag eine Folge der Krankheit geweſen ſein, daß ſie mir, wie im Nebel, zu verſchwinden ſchien, daß ich den Namen Mathilde wieder hörte, indem ſie mir näher ſchwebte. Sie war über meine Geneſung erfreut und ſprach die Hoffnung aus, mich bald völlig geſund zu ſehen, nannte auch die Freundin. Ich kann mir es nicht verzeihen, antwortete ich, daß ich in einem Zuſtande, der die bedenklichſten Zufälle herbeiführen mußte, vor ihnen erſchienen bin. Ich weiß, wie viel ich ihnen und ihrer Freundin ſchuldig bin, wie ich, anſtatt ſelbſt hülfreich zu erſcheinen, der Hülfe bedürftig war. Aber jetzt fühle ich mich wunderbar geſtärkt, in wenigen Tagen wird die Krankheit überwunden ſein und ſie wiſſen es, gnädige Frau, daß ich einiges Recht auf ihr Vertrauen habe. Ich darf jetzt meine Hülfe wohl anbieten und erwarte ungeduldig eine Gelegenheit dazu. Der große Eifer dieſe ritterliche Verpflichtung gegen Frauen, die ihnen unbekannt waren, zu erfüllen, hat ſie in eine gefährliche Krankheit geſtürzt, erwiderte ſie lächelnd; eine ähnliche Ungeduld ſcheint ſie wieder hinzureißen — und wir müſſen wohl den ähnlichen Erfolg verhüten. Jetzt dürfen ſie noch nichts erfahren; aber beruhigen ſie ſich, was wir befürchten ſcheint noch fern zu ſein, und je mehr ſie alle Aufregungen vermeiden, je ſchneller ſie dadurch wieder hergeſtellt werden, deſto hülfreicher können ſie uns ſein. Sie ſehen unſer Rath iſt nicht ganz uneigennützig, ſie können uns nur das etwas zweideutige Lob der Offenherzigkeit ertheilen. Das Geſpräch wandte ſich auf andere Gegenſtände; ſie hatte Nachrichten von Rehling, die beruhigend lauteten; ſie äußerte ſich verſtändig über die allgemeinen Angelegenheiten und über die Folgen des großen Sieges, von denen ich jetzt erſt etwas erfuhr, kurz in ihrem ganzen Betragen herrſchte eine ſichere ruhige Klarheit, die mich zwang meine geheime Ungeduld niederzuhalten.

Dieſer Beſuch wirkte ſehr wohlthätig auf mich, ich ſah ein, daß ich mein ungeſtümes Verlangen bekämpfen müßte, worüber ich mit mir ſelbſt bald im Reinen war. Denn, als nun auch Mathilde in meinem Krankenzimmer erſchien, konnte ich eine innere Bewegung nicht unterdrücken; ſie war ebenfalls ſichtbar aufgeregt und verbarg es nur mit Mühe. Es war, als wenn ein ſchweres Geheimniß ſie drückte, ſie ſprang von einem Gegenſtande der Unterhaltung unruhig zum andern, ſie legte mir, oft ohne alle Veranlaſſung, Fragen über meine früheren Verhältniſſe vor und ſchien die Beantwortung zu fürchten. Als ich auf eine ängſtlich hervorgebrachte Frage: ob ich in Schweden geweſen wäre, dort Bekanntſchaften habe, verſicherte, daß mir Schweden, obgleich meinem Vaterlande ſo nahe, völlig fremd ſei, daß ich dort keine Familie kenne, betrachtete ſie mich unruhig, faſt möchte ich ſagen mistrauiſch, und brach das Geſpräch auf eine ſeltſame Weiſe ab. Wäre ſie mir nicht durch Silêns Erzählung bekannt geworden, hätte die ſchöne, edle, himmliſche Geſtalt nicht da geſtanden jeden Verdacht als eine frevelhafte Täuſchung zu beſtrafen, ich hätte an ihr irre werden können.

Einige Tage vergingen auf dieſe Weiſe, theils im Kampfe gegen meine wachſende Ungeduld, theils mit nichtiger Beſchäftigung, die ſie beſchwichtigen ſollte. Die Frauen erſchienen zu immer kürzern Beſuchen, der Arzt freute ſich über meine ſchnell zunehmende Beſſerung und die Wirthin ſorgte, wie ſie es verſprochen hatte, für mich, als wäre ich ihr Kind zu ſorgen. Ich blickte ſehnſuchtsvoll in den kleinen Hof, der, brunnenähnlich von Gebäuden umſchloſſen, mich nicht einmal den Himmel ſehen ließ. Endlich erlaubte mir der Arzt das Zimmer zu verlaſſen, ich konnte die Frauen beſuchen. Die Zeit verging in Geſprächen, die mir immer wichtiger wurden, mich immer mehr feſſelten; der ruhige, umſichtige Verſtand, der in allem herrſchte, was die Frau von Rehling ſprach, der nicht erlaubte, daß in ihrer Gegenwart etwas Unverſtändiges, Unklares, laut werden durfte, zog mich an, während die geiſtreiche Tiefe Mathildens hinriß. Ich mußte mir geſtehen nie auf meiner Reiſe Frauen gefunden zu haben, die mit einer kindlichen Herzensgüte ſo vielfältige Bildung verbanden, beſonders war mir die innere, ich möchte ſagen, durchſichtige, Wahrheit ihres Daſeins — die durch die halbfertige äſthetiſche Verbildung immer ſeltner wird — ſehr erfreulich und angenehm.

Ich denke noch immer mit Freude an jene Stunden, die, als heitere Abwechſelung aus den rohen Auftritten des Krieges hervortretend, mich in die Mitte geiſtreicher Frauen verſetzten. Allmälig verſchwand meine Ungeduld, obgleich die Frauen noch ſtillſchwiegen, ja ein jedes Geſpräch vermieden, wenn es nur von fern auf Verhältniſſe deutete, die mir ſo unbekannt und doch ſo wichtig waren. Wenn ſie deiner Hülfe bedürfen, werden ſie ſprechen, dachte ich und eine jede Zudringlichkeit kam mir unſchicklich vor; ſelbſt Mathilde ſchien ruhiger.

Ich konnte nun auch das Haus verlaſſen und ging müßig in der Stadt herum, die von Rekonvaleſcenten wimmelte; ich vernahm, daß die gefährlichſten Krankheiten in den Spitälern reißend um ſich griffen, ich traf

Bekannte, die gleich mir, ihre Wiederherſtellung ungeduldig abwarteten; die Zeitungen brachten Nachrichten von der Schlacht bei Hanau, den Stellungen der Heere, wie dieſe ſich ruhig verhielten, ſich zu verſtärken ſuchten und zum Uebergange über den Rhein vorbereiteten. Ich konnte hoffen noch früh genug einzutreffen. Die Leſekabinette der Stadt lieferten mir kritiſche Blätter, und ich blickte in das wiſſenſchaftliche Treiben, wie in eine ferne Heimath, nicht ohne einige Wehmuth hinein.

Als ich mich an einem heitern Novembertage auch ſo umhertrieb, hörte ich in einem Gartenſaale ſchwediſch ſprechen. Ich ſehe einen ſtarken Mann von großem Wuchs, mit ſchneidenden harten Zügen, zwar civil gekleidet, aber durch ſein ganzes Aeußere, wie durch ſeinen Schnauzbart den Soldaten verrathend, im Geſpräch mit einem ſchwediſchen Offizier. Ich näherte mich dem Tiſche: wenn ich das Geſpräch nicht ſtöre, ſagte ich ſchwediſch redend, ſo möchte ich mir die Erlaubniß ausbitten, mich als einen Stammverwandten, wenn auch nicht als einen Landsmann vorzuſtellen. Sie ſind uns willkommen, erwiderte der ſchwediſche Offizier, während der zweite durch eine beiſtimmende Bewegung mich einlud Platz an dem Tiſche zu nehmen, mich aber dabei ſtark fixirte.

Wovon, fuhr der Offizier fort, nachdem ich mich geſetzt hatte, kann unter uns die Rede ſein, als von den großen Ereigniſſen, die den Geringſten, wie den Höchſten treffen, bewegen und jede andere Unterhaltung verſchlingen? Meinem Landsmann erſcheint das Geſchehene keinesweges ſo wünſchenswerth, wie mir und es iſt mir lieb, daß wir in einer Sprache reden, die nicht verſtanden wird; denn in der That, ſeine Aeußerungen könnten hier leicht unangenehme Auftritte veranlaſſen. — Und doch, ſagte ich, ſollte eben die unterliegende, die beſiegte Meinung das Recht haben, laut zu werden, ja die Kühnheit, mit der ſie ſich hervorwagt, ſollte die Achtung, wenigſtens der Beſſern erzwingen. Sie ſind billig, begann nun der finſtere Mann auf eine harte, abſprechende Weiſe, wenn gleich der Norweger, welcher dieſes Kleid trägt, wenig geneigt ſein möchte mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Der gewaltige Held, vor welchem ſie alle zitterten, iſt nun, wenn auch nicht geſtürzt, doch zur bedenklichſten Selbſtvertheidigung gezwungen. Der Bienenſchwarm hat den Löwen angefallen, um ſein Neſt in den verweſenden Leib zu bauen; biegſamer Wachs und ſüßer Honig wird jetzt zum Vorſchein kommen, als das Herrlichſte feilgeboten werden und die zerreißende Kraft verdrängen. Die Stachel der verletzenden Maſſe werden nicht ruhen, nachdem ſie ſich an dem Löwen erprobt haben. Was ſind die Menſchen! Schneider und Philoſophen wetteifern mit einander, um ſie zuzuſtutzen; ſie lügen ſich eine Zukunft vor, um die Armſeligkeit der matten Gegenwart zu verſtecken; ſie bauen und backen, ſpinnen und weben, heirathen, leben, ſterben, eſſen und trinken, erfinden Maſchinen und Hypotheſen, lieben und haſſen ſich, beten und arbeiten, vergraben ſich in enge Sorgen oder ſchnappen keuchend nach geträumter, erdichteter Himmelsluft, ſeit Jahrtauſenden die Art wechſelnd, aber ſtets auf die nemliche erbärmliche Weiſe. Nur wenn ein Rieſengeiſt mit ehernem Fußtritt zermalmend über das Geſchlecht hinwegſchreitet, daß die klagenden Töne in der ſchwachen Bruſt erſticken und die Neſter zertreten werden, die Weltverbeſſerer in albernem Erſtaunen ſich anblicken und verſtummen, wenn Alles dienen muß ſie, die ſiegende Macht zu verherrlichen — dann erhält die Geſchichte eine Bedeutung. —

Iſt das franzöſiſche Volk nicht das einzige in Europa? Iſt es nicht das Vorbild aller Völker? Geiſtreich, ſo weit es der Menſch ſein kann, klar und entſchieden, ſelbſt wenn es gegen ſich wüthet! Sie, die Franzoſen, waren berufen zu der einzigen That, die eine wirklich geſchichtliche Bedeutung hat. Sie zertraten, ermordeten, vernichteten ſich unter einander, bis die ganze Maſſe geknetet war zu einem Brei, dienlich zur Nahrung für den, der allein verdiente da zu ſein. Das war der Vorzug dieſes Volks, daß es ihn erzeugen konnte, groß ziehen, ſtark machen mußte.

Als die künſtlichen Hügel der Zeit krachend zuſammenſtürzten, als aus dem brennenden Schlunde die Flamme hell in die Luft emporloderte — der ſchlanke Stamm einer ſtolzen Pinie — da wurde es licht in den nächtlichen Räumen der Geſchichte — doch die Feuerſäule hat ſich in Rauch verwandelt und die Winde haben den Rauch zerſtreut. Selbſt die Kraft tritt nur mächtig hervor, damit ſie untergehe, die Flamme leuchtet in die Welt hinein, um zu erlöſchen. Und immer von Neuem ertönt das Hohnlachen tückiſcher Geiſter, die den ungeheuern Widerſpruch des Daſeins uns nahe rücken. Ich ſehe die Zeit, die jetzt kommen will; — die Freude über den Sieg wird bald verſchwinden — denn dieſer iſt nicht aus der Kraft geboren, die Neues ſchafft — dann wird die knechtiſche Furcht überhand nehmen: einmal waltete ja die Kraft unter uns und können wir ſicher ſein, daß ſie nicht wieder erſcheint?

Er ſchwieg; ich ſtaunte ihn an, ja mich befiel ein Grauen. Es war keine erlogene Erbitterung, die aus den dunkeln Augen blitzte. Die Feuerſäule der ſtolzen Pinie verwandelte ſich in Rauch, ſagte ich; haben ſie das Himmelslicht nie wahrgenommen, welches dieſe Verwandlung erzeugte? In der Geſchichte? fragte er entſchieden und hart — nein: unſer Urſprung iſt finſter, unſer Leben nächtlich, unſere Zukunft dunkel; nur die Flamme vermag ſie trübe, vorübergehend zu erleuchten. — Er erhob ſich und warf mir einen durchbohrenden Blick zu: leben ſie wohl, Herr Storm, ſagte er und entfernte ſich.

Ich hatte meinen Namen nicht genannt und erſtaunte daher, als ich mich von dieſem Manne gekannt ſah; kennen ſie ihn? fragte ich, nachdem er weggegangen war, mich an den ſchwediſchen Offizier wendend. Mir iſt er wohl bekannt, antwortete dieſer — wie er heute erſchien, pflegte er ſich ſonſt nur ſelten darzuſtellen; ob es jetzt häufiger geſchieht, weiß ich nicht, denn ich habe ihn ſeit Jahren nicht geſehen. Er verließ Schweden, ging in franzöſiſche Dienſte und iſt jetzt Gefangner auf ſein Ehrenwort. Was ihn ſo bitter geſtimmt hat — das Glück unſerer Waffen, der Sturz Napoleons — kann ich nicht entziffern. Zwar war dieſe Stimmung, wie ich, wie alle ihn kannten, der Grundton ſeines Weſens, aber ſie zeigte ſich ſelten auf eine ſo grelle Weiſe und ich darf verſichern, daß er ſich ganz anders zu benehmen vermag — geiſtreich, liebenswürdig ſogar. Er iſt in allen Geſellſchaften geſucht, in den höhern Zirkeln beliebt und verdankt ſeinen hieſigen Aufenthalt, und daß er nicht, wie die übrigen Gefangnen, nach Rußland hat wandern müſſen, einer alten Bekanntſchaft und dem Einfluſſe, welchen er ſich bald zu verſchaffen wußte. Wenn er in höhern Kreiſen auftritt, iſt ſeine Unterhaltung hinreißend, und von ſeiner finſtern Stimmung blitzt nur ſo viel durch, als nöthig und nützlich iſt. In den glänzendſten Salons liebt man den feinen Schwefeldunſt, jene fernen Andeutungen, die das Geſpräch piquant machen, ohne daß man grade den Teufel an die Wand mahlt: in unſern Dramen und Novollen darf er, wie bekannt, ſchon unverhohlner hervortreten. Was mir aber jetzt auffiel war, daß er es offenbar auf ſie angelegt zu haben ſchien. Seine Aeußerungen waren zwar vorher auch hart, ſeine Anſicht ungefähr dieſelbe, aber Sprache, Gebehrde, Stimme, Bilder ſteigerten ſich auf eine in die Augen fallende Weiſe, als ſie hinzutraten. Er iſt ihnen unbekannt und doch ſchien er ſie zu kennen? — Ich war überraſcht meinen Namen von ihm zu hören, antwortete ich — hat er es aber auf mich abgeſehen, dann wollte er offenbar aus irgend einem Grunde mir gegenüber den Satan ſpielen, er that mit den Flammen äußerſt vertraut, und es war ſeine klare Abſicht mit Geſtank zu verſchwinden. Doch, da dieſer ſeltſame Menſch mir auf eine ſo wunderbare Weiſe entgegentrat, werden ſie ohne allen Zweifel meine Begierde etwas Weiteres von ihm zu erfahren, entſchuldigen. Sein Name, erwiderte der Schwede, hat für einen Norweger etwas Verhängnißvolles — er heißt Sinclair. Warum erſchrack ich, als ich dieſen Namen hörte? Iſt es nicht ſeltſam, daß dunkle Erinnerungen, mährchenhafte Erzählungen aus früher Kindheit, denen wir nie Glauben beimaßen, mit unzuſammenhängenden Ereigniſſen verknüpft, ſich zu einer mächtigen Wirklichkeit verweben können, die uns mit Entſetzen erfüllt? Dir iſt es bekannt, liebe Dorothea, daß dein Vater jede Aufklärung über die Sage von einer lange fortlebenden Rache der Schotten, welche die Heggelundſche

Familie verfolge, abwies, das Ganze als ein Mährchen behandelte, und daß deine Mutter, ohne allen Zweifel ſeinen Befehlen gehorchend, nie davon ſprach. Was wir dennoch erfuhren erſchien uns, von keiner Seite unterſtützt, als Sage. Jetzt war es mir mehr: Thorgreen, Silén, Mathilde und dieſer finſtere Sinclair bildeten ein Gewebe grauenhafter Art, welches mich deſto enger umſchlang, je weniger ich es zu durchſchauen vermochte. Ich fühlte mich wie in eine dunkle Traumwelt verſetzt, als der Schwede mir nun erzählte: Sinclair ſei in der That ein Abkömmling jenes Mannes, der mit ſeinen Truppen in Norwegen als Opfer der kühnſten That fiel. Sein Grosvater oder Urgrosvater wäre in einer ziemlich dürftigen Lage von Schottland nach Schweden gekommen, und die Regierung habe ſich verpflichtet gefühlt ihn zu unterſtützen und zu ehren; ſeine Familie hätte ſich in Schweden fortgepflanzt und wäre mit bedeutenden Geſchlechtern in Verbindung getreten.

Als ich den Gartenſaal verließ war es mein feſter Entſchluß in das Geheimniß, welches ſich immer näher an mich herandrängte, tiefer hinein zu blicken. Dieſe Begebenheit forderte mich auf, wenigſtens was ich wußte, den Frauen mitzutheilen. Aber zu gleicher Zeit ſchwebte Silén lebhaft vor meiner Seele — Wo iſt er? fragte ich mich. Ich warf es mir vor, daß ich mich nicht nach ihm erkundigt hatte; mit einer Aengſtlichkeit, die ich mir kaum zu erklären verſtand, ſuchte ich bei den ruſſiſchen Militärbehörden Nachricht von ihm und ſeinem Aufenthalt zu bekommen. Man war ſehr bereitwillig und ſchlug nach — als einer der Anweſenden die Bemerkung machte, daß die Batterie, die ich nannte, am Tage der Schlacht viel gelitten hätte; und in der That, Silén war unter den Verwundeten aufgezeichnet, nach dem Lazareth in Halle gebracht worden.

Als ich in die Wohnung der Frauen eintrat, fand ich die Umgebung auf eine angenehme Weiſe verändert. Bis jetzt bewohnten die Freundinnen eine kleine, enge Stube, die mit Geräthſchaften angefüllt war. Zwar blickte Anmuth und Ordnung auch aus dieſen Verhältniſſen hervor, jetzt aber ſah ich ein anſehnliches Zimmer vor mir, neu gemahlt, mit ſchönen Meubeln verſehen und ſehr zierlich eingerichtet. Das helle, freundliche Gemach brachte einen ſehr erfreulichen Eindruck hervor, und man mußte das Geſchick der Frauen, mit wenigen Mitteln ein ſo gefälliges Ganze zu ſchaffen, bewundern. Während Edmund luſtig in der geräumigen Stube herumlief und ſich ausgelaſſen unter den vielen neuen Gegenſtänden tummelte, machten die Damen mich auf die neue Einrichtung aufmerkſam. Mathildens ſchönes Talent, ſagte Frau von Rehling, indem ſie mir die heitere Drappirung einer Ecke zeigte — die eine fehlerhafte Ungleichheit verdeckte und überdies noch einen ſehr gefälligen Effekt machte — beweiſt recht auffallend mit wie geringem Aufwande man das Anmuthigſte und Zierlichſte hervor zu rufen vermag. Mathilde betrachtete den hellen verſchönerten Raum mit ſtillem Behagen, eine ruhige Freude glänzte aus den kummervollen Augen und ein Lächeln ſchwebte um ihre Lippen. Ich war gerührt, ja erſchüttert. Eine gewiſſe Rührung ergreift mich oft, wenn ich Unglückliche mit vorübergehender Freude ſich an vergängliche Kleinigkeiten hängen ſehe; ſie hat etwas höchſt Schmerzliches, das Innerſte meines Daſeins Durchdringendes — es iſt ein tiefes, wehmüthiges Mitleiden.

Da ich jetzt dieſen kurzen Genuß ſtören ſollte, fühlte ich mich innig bewegt; ich ſchwankte und beſchloß ſchon nichts zu erwähnen, was dieſe flüchtige, milde Täuſchung verſcheuchen könnte, aber eine Aengſtlichkeit, deren ich nicht Meiſter wurde, quälte, zwang mich dazu. Seit ich Sinclair geſehen hatte, erblickte ich Mathilden in drohender Gefahr, und das Dunkle, Unbekannte derſelben ſteigerte meine Furcht.

Ich vermochte meine trübe Stimmung, den ängſtlichen, innern Kampf nicht lange zu verbergen. Was fehlt ihnen, fragte Frau von Rehling, ſie haben, irre ich nicht, unſere kleine Freude nur mit Zwang getheilt. Ich bin beſorgt, antwortete ich, und darf es nicht leugnen. Ich habe bis jetzt ihr Stillſchweigen geehrt, aber Ereigniſſe, die ſchon ſtattfanden, bevor ich das Glück hatte ſie, theure

Mathilde, kennen zu lernen, haben mich — nicht vertraut gemacht, mit dem, was ſie bedroht — wohl aber auf eine ſeltſame Weiſe in den Kreis ihres Geſchicks hineingezogen, und was ich heute erlebte, beunruhigt mich, ich weiß ſelbſt kaum warum, ſo ſehr, daß ich das Schweigen endlich brechen muß. Mathilde zitterte — um Gottes Willen, was iſt ihnen begegnet? rief Frau von Rehling. Ich bat um Geduld und erzählte nun Alles von meinem erſten Zuſammentreffen mit Thorgreen an. Siléns Schilderung wiederholte ich treu, nur von ſeiner unglücklichen Leidenſchaft erwähnte ich nichts, da ich vorausſetzen durfte, daß ſie Mathilden unbekannt geblieben war. Während meiner Erzählung war dieſe ſehr geſpannt, als ich Thorgreen nannte ſah ich ſie erblaſſen, und als die Erwähnung des Auftrittes in dem Gartenſaale ſie in eine Epoche ihres frühern Lebens verſetzte, die ohne Zweifel über ihr Schickſal entſchieden hatte, ſtarrte ſie mich an und ſchien in tiefes, wehmüthiges Sinnen zu verfallen. Das Haupt ruhte in der Hand, die weißen Finger wühlten in den ſchwarzen Locken, ſtille Thränen rollten die Wangen herab — und ich glaubte die liebliche Erſcheinung zu ſehen, welche dem armen Silén ſo gefährlich geworden war und die mir aus ſeiner Erzählung ſo lebhaft vorſchwebte.

Sie haben, begann nun Frau von Rehling, während Mathilde noch immer in düſteres Träumen verſunken war und ſchweigend da ſaß, ſie haben meiner Freundin durch ihre Erzählung eine große Beruhigung gewährt. Jetzt dürfen wir es ihnen nicht verhehlen, daß wir beide längſt vermutheten es müſſe ihnen Manches aus Mathildens Leben bekannt ſein — ja, daß es uns um ſo mehr beunruhigte, je weniger ſie ſich darüber äußerten; auch haben ſie ſich nicht geirrt, dieſer Sinclair iſt es beſonders, der uns beſorgt macht. Er iſt ein Verwandter meiner Freundin, ſo wie ich leider Thorgreen meinen Vetter nennen muß. Als wir hier ankamen, fanden wir jenen ſchon vor, und während die Franzoſen Leipzig beſetzt hielten, beſuchte er uns oft; gegen ihn wünſchte Rehling beſonders, daß ſie uns ſchützen ſollten. Sie wundern ſich — freilich mußte er vorausſetzen, daß Sinclair mit den Feinden die Stadt verlaſſen würde; aber er fürchtete ſeinen Einfluß, ſeine Machinationen, die auch nach ſeiner Entfernung fortwirken, die in einer Stadt, in welcher wir beide völlig fremd und ohne männlichen Schutz ſind, uns leicht gefährlich werden konnten. Sie werden es ſich denken, wie groß unſer Schreck war, als wir noch während ihrer Krankheit erfuhren, daß er hier geblieben ſei, daß er als Gefangner die ſeltene Gunſt erlangt habe, hier verweilen zu dürfen. Wir mußten vorausſetzen, daß ein vorzüglicher Grund, warum er wünſchte in Leipzig zu bleiben, der war, in Mathildens Nähe zu ſein — und um ſo ſeltſamer mußte es uns vorkommen, daß er, ſeit ſie in dieſem Hauſe wohnen, als Gefangner ſich gar nicht bei uns ſehen läßt; es beunruhigt uns — mich wenigſtens.

Mathilde hatte ſich indeſſen gefaßt; laſſen ſie ſich nicht täuſchen, ſagte ſie — nicht ohne Wärme: Herr von Rehling, meine gute Freundinn ſelbſt iſt höchſt ungerecht gegen dieſen Mann. Er hat ſeine Fehler, er iſt ungeſtüm, leidenſchaftlich — ich weiß es, denn ich kenne ihn lange; aber glauben ſie mir, er iſt — was man von wenigen Menſchen ſagen darf — beſſer, als er ſcheint. Er gehört zu den freilich tadelnswerthen Leuten, die ſich ſchämen das Beſſere laut werden zu laſſen, die jede liebevolle Empfindung, ſelbſt während ſie dieſelbe pflegen und insgeheim ihr anhängen, belachen und ſich den Schein geben das Edle, was ſie ausüben, gering zu ſchätzen. Dieſe Verſtellung, eine umgekehrte muß man ſie nennen verglichen mit der gewöhnlichen, hat das Mistrauen meines gütigen Freundes, meiner Freundin erregt, und ich weiß es wohl, ich vertheidige ihn vergebens.

Während ſie ſprach, blickte Frau von Rehling ihre Freundin nachdenklich an, ich las die Sorge in ihrem Geſicht, aber ſie gab dem Geſpräch eine andere Wendung. Ihr Freund Silen iſt verwundet, ſagte ſie und unterdrückte einen tiefen Seufzer — er iſt in ihrer Nähe, ſie müſſen wünſchen ihn zu beſuchen, und ich glaube ihre Geſundheit iſt wohl ſo weit wieder hergeſtellt, daß ſie eine ſolche kleine Reiſe wagen können.

Als ich Bedenken trug die Frauen in einer ſo gefährlichen Lage zu verlaſſen, ſuchte beſonders Mathilde mich zur Abreiſe zu bewegen; jede Aeußerung über Silén bewies entſchieden, daß ſeine geheime Neigung ihr völlig unbekannt war.

In Halle führte ein junger Arzt mich nach einem Saale für Rekonvalescenten. Sie werden ihren Freund in einer ſeltſamen Lage finden, ſagte er, indem er die Thür öffnete. Ich ſah Silén, ſeinem Ausſehen nach völlig geſund, beſchäftigt wie es ſchien, an einem Tiſche ſitzen und eilte auf ihn zu. Er blickte mich gleichgültig an und ſprach einige mir unverſtändliche ruſſiſche Worte; ich erſchrack — Silén, rief ich, kennen ſie mich nicht? Er ſchüttelte den Kopf und ſetzte ſein Geſchäft fort. Sehen ſie, antwortete er auf deutſch — dieſe Würfel müſſen vereinigt eine Courtine bilden, dort muß die Baſtion hinkommen. Ich ſitze ſchon lange, aber es will mir nicht gelingen; ich weiß wohl, wie es werden ſoll, aber es wird immer anders. Er warf die hölzernen Würfel eines Baukaſtens, von der Art derjenigen, die den Kindern zum Spielen dienen, ungeduldig untereinander und fing dann ruhig und ſinnend wieder an zu bauen. Ich betrachtete ihn lange, ſeine Geſichtszüge waren völlig ruhig, das Auge trübe aber ohne Glanz; den irren Blick der Wahnſinnigen bemerkte ich nicht, dagegen ein ſeltſames ängſtliches Nachſinnen, welches auch dann nicht verſchwand, wenn er die Arbeit einige Minuten ruhen ließ: es war dann, als beſinne er ſich auf ſein eignes Daſein. —

Der Arzt zog mich bei Seite, um über ſeine Lage zu ſprechen. Der Zuſtand dieſes Mannes iſt ſeltſam genug, ſagte er, und ſetzt uns in keine geringe Verlegenheit. Er hat einen Streifſchuß erhalten und die Wunde war unbedeutend. Schon als man ihn herbrachte, war er faſt, wie jetzt, geſund und in wenigen Tagen die Wunde völlig geheilt. Aber der Schuß muß eine Gehirnerſchütterung erzeugt haben; der Arme hat alle Erinnerung an die Vergangenheit verloren — nur zuweilen, wenn frühere Bekannte erſcheinen, verfällt er in ein unruhiges Nachſinnen; doch dauert dieſes ſelten lange, wenn er irgend eine Beſchäftigung findet. Wir ſahen ihn oft Papierſchnitzel, Steine, Stückchen Holz, und was ihm der Art in die Hände fiel, ordnen — dann kopfſchüttelnd unter einander werfen und wieder ordnen; es dauerte lange, ehe wir nur eine dunkle Vorſtellung von ſeiner Abſicht erlangten. Ein Offizier, der dieſes Spiel aufmerkſam betrachtete, behauptete, er bemühe ſich Feſtungswerke zu bauen; ſo fanden wir es angemeſſen ihm dieſen Baukaſten zu ſchenken, und ſeit er ihn beſitzt iſt er ruhiger. Auffallend bleibt es, daß ſeine Sprachkenntniſſe nicht verſchwunden ſind; er ſpricht noch immer mit derſelben Leichtigkeit ſchwediſch, ruſſiſch, deutſch und franzöſiſch, und antwortet jedesmal in derſelben Sprache, mit der er angeredet wird. Wir ſind mit ihm in großer Verlegenheit, fuhr der Arzt fort; er iſt ſonſt völlig geſund und gehört keinesweges hieher: entfernte Bekannten haben ſich wohl eingefunden, aber keiner, der Luſt hätte, ſich ſeiner anzunehmen.

Ich konnte dem Wunſche für den unglücklichen Freund zu ſorgen, nicht widerſtehn; ſeine Lage in einem fremden Lande, unter fremden Menſchen, die ſeinen Zuſtand vielleicht zu misbrauchen im Stande waren, erregte mein tiefſtes Mitleid. Alles, was mir ſeit einiger Zeit begegnet war, hatte einen eigenthümlichen, innern, geheimen Zuſammenhang, bildete eine beſondere Welt, eine Umgebung, die meine ganze Gegenwart beherrſchte, mit unſichtbaren, dunkeln Fäden an meine Vergangenheit geknüpft war, und drohend auf die Zukunft zu deuten ſchien. So ſeltſam und unerklärbar nun auch dieſe Welt mir vorkam, ſo ängſtlich, ja furchtbar ſie mich bewegte, riß ſie mich dennoch mit immer größerer Gewalt an ſich und was ihr zugehörte, war meinem Innerſten verwandt. So wurde es mir unmöglich mich von dem unglücklichen Silén, deſſen Zuſtand ihn jedem preisgab, zu trennen; ich äußerte den Wunſch ihn mitzunehmen und für ſeine Pflege zu ſorgen, bis es mir gelänge ihn ſeinen Verwandten zu übergeben. Der Arzt rieth an darüber mit der ruſſiſchen Militärbehörde zu ſprechen, und als ich mich dieſer genannt und ausgewieſen hatte, mich zugleich verpflichtete dem nächſten ruſſiſchen Kommando Nachricht von ſeinem

Aufenthalte und ſeinem Befinden zu geben, erhielt ich die Erlaubniß ihn mitzunehmen. Er ſah mit großer Gleichgültigkeit Alles einpacken, ſtieg mit derſelben Miene in den Wagen, und als wir ſchnell durch die anmuthige Gegend fuhren, machte ihn die freiere Umgebung lebhaft. Er ſprach fortdauernd, Alles ſchien ihm neu, Bäume, Häuſer, Menſchen, die an uns vorüberflogen, feſſelten für Augenblicke ſeine Aufmerkſamkeit; aber die Gedanken ſchienen eben ſo ſchnell zu wechſeln, wie die Gegenſtände. Ein jeder Verſuch die Erinnerung an die Vergangenheit zu wecken, mislang; wenn ich von dem Kriege, von ſeiner Verwundung, von unſerem nächtlichen Zuſammentreffen ſprach, ſchien er mich nicht zu hören, es war, als glaubte er das Geſprochene gar nicht an ſich gerichtet. Endlich wagte ich es Mathildens Namen zu nennen; er ſtutzte, ſah mich einen Augenblick an, ſchien unruhig nachzuſinnen, ſchüttelte den Kopf und verfiel wieder in ſein unzuſammenhängendes Gerede. Er forderte nicht, daß ich auf ſein unermüdlich fortgeſetztes Selbſtgeſpräch achten ſollte, und ich verfiel neben dem Armen in Nachdenken über meine eigene Lage. Ich konnte nicht leugnen, daß dieſe bedenklich, ja ängſtlich war; was Mathilden bedrohte, ahndete ich höchſtens, und wie ich die Gefahr abwenden ſollte ſah ich noch gar nicht ein. Ich hatte das Geſchick eines unglücklichen Mannes auf mich geladen — und meine Wunde war geheilt, die Schwäche in dem Arme nahm täglich ab, die Pflicht zwang mich, die Ungeduld trieb mich fort. Ich erwartete jeden Augenblick die Nachricht, daß die Heere über den Rhein gegangen wären, und ſo nach entgegen geſetzten Seiten hingeriſſen, ſorgenvoll meine Lage erwägend, kam ich ſpät in der Nacht mit meinem armen Freunde in Leipzig an.

Die Wirthin trat mir mit allen Zeichen des Schrekkens entgegen. Wie habe ich mich nach ihrer Ankunft geſehnt, wie habe ich geharrt, gewartet — und grade heute mußten ſie nicht hier ſein — rief ſie mir entgegen. Was iſt geſchehen? fragte ich ungeduldig. — Ach, die gute, traurige, ſchwediſche Dame iſt fort. Ich erſchrack heftig — Silén hatte ſich ruhig auf eine Bank im Hausflur niedergeſetzt, und voll von dem, was geſchehen war, was ſie mir mittheilen wollte, ſchien meine Wirthin gar nicht auf ihn zu achten. Eine fremde, vornehme Dame, erzählte ſie, wäre erſchienen, begleitet von einem franzöſiſchen Offizier, der jetzt im blauen Ueberrock ihr dennoch wohl bekannt geweſen ſei, weil er öfter die Frauen beſucht hatte, während die Franzoſen die Stadt beſaßen. Mathilde wäre gern, ja wie es ſchien mit Freude in den Wagen geſtiegen, aber Frau von Rehling ſei troſtlos, als glaube ſie, daß der Freundin ein großes Unglück begegnen müſſe, und Edmund wollte ſich durchaus nicht beruhigen laſſen. Sie überlieferte mir ein Billet von Frau von Rehling, und ich wies ihre Neugierde, jetzt etwas von dem Fremden, den ich mitbrachte und der ihr ſo ſonderbar vorkam, zu erfahren ab und zog mich mit Silén auf mein Zimmer zurück. Hier vermißte ich mit Verwunderung meinen Bedienten, erbrach das Billet und las:

„Was ich befürchtete, iſt leider geſchehen, und ich
„erwarte für meine getäuſchte Freundin das Aergſte.
„Machen ſie ſich wegen ihrer zufälligen Abweſenheit
„keine Vorwürfe, denn auch ihre Gegenwart würde Ma-
„thildens Abreiſe nicht verhindert haben. Mit Ungeduld
„erwarte ich den Augenblick, wo es mir möglich ſein
„wird ihnen die Aufklärungen über meiner Freundin
„höchſt gefährliche Lage mitzutheilen, die ſie, wenn
„Rettung möglich iſt, erhalten müſſen und die ich er-
„theilen darf. Verzeihen ſie, daß ich über ihren Kaſper
„disponirt habe.“

Dieſes war ziemlich genau der Inhalt des Billets. Ich bot Silén mein Bett an, er nahm es ohne Bedenken in Beſitz, und ich warf mich unruhig auf das Sopha, wo ich die Nacht ſorgenvoll und ſchlaflos zubrachte.

Am folgenden Morgen ſorgte die theilnehmende Wirthin dafür, daß Silén bei einem anſtändigen Bürger der Nachbarſchaft in Koſt und Pflege gebracht wurde, und ſo bejammernswerth ſein Zuſtand war, mußten wir es doch als ein Glück betrachten, daß er bei allem, was man mit ihm vornahm, keinen Widerſtand leiſtete.

Und nun kommt endlich der Augenblick, ſagte Frau von Rehling, als ich ihr gegenüber ſaß, wo ich ihnen wenigſtens einen Theil des Schickſals meiner unglücklichen Freundin enthüllen kann. Das, was ſie hören werden, ſoll ihnen die groſse Gefahr deutlich machen, in welche ſie gerathen iſt. Ich darf leider den Namen ihres Mannes nicht nennen, ſie hielt ſich hier unter einem angenommenen auf, den ſie kaum gehört haben, denn Mathilde ſelbſt haßt die Maske, welche ſie nach dem ſtrengen Befehl ihres Gemahls tragen muß. (Wirklich kannte die Wirthin ſie nur als die ſchwediſche Dame, ich hörte ſie immer Mathilde nennen und ihr angenommener Name iſt mir, wie der wahre, bis ich ſie hier traf, unbekannt geblieben.)

Dieſer iſt in der That ein ausgezeichneter Mann; ſchön, kenntnißvoll, geiſtreich, grosmüthig, freigebig bis zur Verſchwendung, tapfer bis zur Tollkühnheit, geboren ſeine Umgebung zu beherrſchen: Mathilde liebt nicht blos, ſie verehrt ihn unbedingt, ſie betet ihn an. Und doch iſt ſie unglücklich, denn der Mann, welcher Sinn und Gemüth der armen Frau ſo unauflöslich gefeſſelt hält, wird zugleich von den furchtbarſten Leidenſchaften beherrſcht: ſein Ehrgeiz kennt keine Grenzen, ſein Wille iſt unbeugſam, ſein Haß unauslöſchlich. Ich kenne keinen Mann, der, gleich ihm, von dem Heiligſten ſo durchdrungen, erſchüttert, ergriffen wird — ſeine Begeiſterung iſt dann unwiderſtehlich, ſeine Worte haben eine ungeheure Kraft — und plötzlich verſinkt wieder, was ihn eben entflammte, in eine entſetzliche, alles zermalmende Ironie. Er dünkt mir der edelſte und ruchloſeſte aller Menſchen zu ſein. Und leider, die böſen Geiſter, welche ihn von je beherrſchten, ſcheinen ſich verkörpert zu haben, umgeben ihn, ſchleichen ihm nach, ſelbſt in der Ferne, wie ſeine Doppelgänger. Selten vermag der Menſch das Böſe, wenn es den Sitz in ſeinem Innern hat, klar in ſeiner unverhüllten Schlechtigkeit zu betrachten. Wer weiß nicht mit welchem Scharfſinn wir unſere Verbrechen ausputzen, verſchönern, daß ſie hervorgehoben endlich als das Beſte in uns erſcheinen, was wir vor allem ſchützen und bewahren müſſen, während das wenige wahrhaft Beſſere verdrängt und verkannt wird. Das tiefe Bewußtſein davon durchdringt unſer Geſchlecht, und was die alten Mährchen, die neueren Erzählungen, von Aſchenbrödel an bis auf die ergreifendſten Darſtellungen der verdrängten Tugend, uns geben, das können wir in unſerm Innern zu jeder Stunde finden, wenn wir ernſthaft ſuchen wollen. Jene innere Verblendung, die Mathildens Gemahl mit allen Menſchen theilt, welche er aber durch ruchloſen Scharfſinn ſteigert, hat er ganz auf die böſen Geiſter übertragen, die ſeine Knechte und Herren ſind — ſie heißen Sinclair und Thorgreen.

Die beiden, unterbrach ich ſie hier, welche ich hinter dem Mörder erblickte in jener verhängnißvollen Nacht, die Mitwiſſer der Mordthat, die Theilnehmer, vielleicht Urheber der größeren Unthat, die verhindert wurde. —

Sie ſahen ſie? rief Frau von Rehling verwundert —

Verzeihen ſie, erwiderte ich, in dieſem Augenblicke war es mir in der That, als hätte ich ſie geſehen; die Erinnerung, welche der arme Sillén verlor, ſcheint ſich zu mir geflüchtet zu haben, ſo lebhaft ſchwebt mir ſeine Erzählung vor der Seele.

Sie haben Recht, fuhr Frau von Rehling fort, ſie waren es — keiner zweifelt daran; Thorgreen, wie ſein Vater, wurden durch die gemeinſten Motive, albernen Familienſtolz und Eigennutz geleitet, Sinclair aber durch Haß, den er Liebe nennt. Von dieſer Leidenſchaft war er entzündet, denn das ſchöne Gefühl der Liebe iſt ihm wohl nie bekannt geweſen. Auch er iſt herrſchſüchtig, aber verſteckt, geiſtreich, doch ohne den höhern Sinn, welcher für das Edelſte empfänglich macht. Damit er nun den Mächtigen, der Mathildens Liebe und die Bewunderung der Umgebung — was er ſelbſt mit aller Kraft zu erringen ſtrebte — als eine Gabe ohne Mühe erwarb, um ſeine Liebe, wie um den Beifall brächte, mußte er ſich ihm unterwerfen, ſich als ſeinen Knecht darſtellen, ihn deſto gefahrloſer feſſeln zu können. Und es iſt ihm leider gelungen. Er verbarg ſeine Leidenſchaft nicht, er ſpielte den Unglücklichen und hinter ſcheinbarer Offenheit lauerte die tiefſte Verſtellung. Um dem nur zu gegründeten Verdachte, welcher ihn verſolgte, zu entgehen, verſchwand er aus ſeinem Vaterlande, kurz vor Mathildens Hochzeit, aber er wußte dieſe Entfernung als den größten, durch ſchwere Kämpfe über die feurigſte Leidenſchaft errungenen Sieg darzuſtellen. Warum ſoll ich ihnen eine Schwäche meines Geſchlechts verhehlen, die jeder kennt; die Rolle, welche Sinclair ſpielte, mußte ihm Mathildens Theilnahme erwerben. Der Mann, der ihre Liebe beſaß, dem ſie ſich grenzenlos hingab, bewunderte jenen, konnte ſie ihm ihre Achtung verſagen? Als er in unſerm Hauſe auftrat, zeigte er ſich mild, ehrerbietig; mit großer Kunſt ließ er die Spuren der glücklich überwundenen Leidenſchaft durchblicken, ſeine Freude, daß er ſo unvermuthet Mathilden wieder traf, ſchien ſo rein, ſeine Theilnahme, als er das Unglück ſeines Jugendfreundes erfuhr, ſo tief und innig. Selbſt Edmunds Zuneigung wußte er ganz zu gewinnen, nur Rehling und mich konnte er nicht täuſchen. Das unſchuldige Kind, ſagte Mathilde, hat einen Inſtinkt, der weiter reicht, als die erprobteſte Erfahrung; es durchſchaut die Menſchen ohne es zu ahnden. Wenn Edmund dem Hereintretenden entgegen eilt, ſich an ihn anſchmiegt, ſich ganz hingiebt, dann möchte ich dem Verkannten jeden leiſen Verdacht abbitten, der doch zuweilen, als eine unſelige Frucht eurer nicht gegründeten Warnungen, in meiner Seele entſteht.

Ich darf es nicht verbergen, daß Sinclair Mathildens naher Verwandter iſt. Als ſie in ihrem funfzehnten Jahre den Vater verlor, die Mutter war ſchon früher geſtorben, wurde er ihr Vomund. Er vertheidigte ihre Rechte unter ſchwierigen Umſtänden mit Kühnheit und Geſchick; er verwaltete ihr Vermögen mit Sorgfalt und leitete ihre Ausbildung mit Umſicht. So glaubt Mathilde ihm vieles zu verdanken. Daß ſie von ihm geliebt wurde, entdeckte ſie wohl, und dieſe Neigung quälte, ängſtigte ſie um ſo mehr, je weniger ſie dieſelbe erwidern konnte: frühzeitig hatte ihr Herz den Mann gefunden, dem ſie ſich ganz hingab und beide verſtanden ſich ohne Erklärung. Die geheimen Wege, welche Sinclair einſchlug, das geahndete Einverſtändniß zu ſtören, blieben ihrem Geliebten verborgen, daß er ſelbſt zu einem Verbrechen ſeine Zuflucht nehmen könnte, glaubten ſie nicht; und in der That dieſes Verbrechen, wie die dunkle, frevelhafte Abſicht deſſelben, iſt nur wenigen, nur Rehling und einem Jugendfreunde des unglücklichen Mannes bekannt, einem Freunde, der als ſein beſſerer Geiſt ihn von Kindheit an umſchwebt, aber kaum zu retten vermögen wird. Unglücklicherweiſe zwingen geheime Verhältniſſe dieſe beiden zum Schweigen, Verhältniſſe, die, wenn ſie bekannt würden, dem leidenſchaftlichen Manne gefährlicher werden dürften, als die Entlarvung des Verbrechens ſeinen Urhebern. Ich ſelbſt ahnde ſie nur dunkel, denn nie hat Rehling ſie mir mittheilen wollen.

So ſchwebt ein finſteres Verhängniß über Mathilden; ihr Gemahl, ihre Freunde ſehen es, können es aber nicht abwenden — und die arme Freundin lebt, während das drohende Gewitter über ihrem Haupte ſteht, die zündenden Blitze ſich ſchon entladen, durch das immer mächtiger heranwachſende Unheil bereits aus ihrem Vaterlande vertrieben, in meiner Nähe, von einer unſeligen Täuſchung befangen.

Sobald ich erfuhr, daß Sinclair als Gefangner einer faſt unbegrenzten Freiheit genieße, zweifelte ich nicht an der Rolle, die er geſpielt haben mochte. Ich bin überzeugt, daß er ſich dieſe vorübergehenden Vortheile durch Verrath an dem Manne erkauft hat, den er zu bewundern vorgiebt, und der Abſcheu, der Schauder, wenn ich an ihn dachte, ſtieg bei mir immer höher. Meine Angſt nahm zu, als er ſich nicht mehr ſehen ließ, ich ahndete einen verborgenen Anſchlag; je länger er ſich von uns entfernt hielt, deſto mehr fürchtete ich ſeinen erſten Beſuch.

Geſtern erſchien er wieder bei uns; ſie werden ſich wundern, ſagte er, daß ich ſo lange keinen Beſuch bei ihnen abſtattete, Mathilde wird mir Vorwürfe machen — denn mußte ihre verlaſſene Lage mir nicht bekannt ſein? Aber ich bin nicht unthätig geweſen. Er erzählte uns nun, wie es ihm gelungen wäre die Bekanntſchaft einer ſehr liebenswürdigen Familie zu machen — er nannte eins der erſten und angeſehenſten Geſchlechter des Lan des — und es ſchien mir nicht unglaublich, denn ich kannte ſein Geſchick ſich Zutritt zu den höchſten Kreiſen zu verſchaffen. In die Mitte dieſer vorzüglichen Familie wünſchte er Mathilden zu verſetzen. Sie, gnädige Frau, ſagte er und wandte ſich an mich, werden mir zürnen, daß ich es wage ihnen die Freundin zu entführen, doch ſteht es in ihrer Gewalt dieſe Trennung zu vermeiden. Und nun ſuchte er mich zu überreden, daß die genannte liebenswürdige Familie nichts ſehnlicher wünſche, als uns beide vereinigt bei ſich aufzunehmen, ſo lange die Verhältniſſe unſere jetzige einſame Lage bedingten. Ich machte Einwendungen und verſicherte, daß wir beide dieſe Einſamkeit, welche ſich für unſere Umſtände am beſten ſchicke, liebgewonnen hätten, daß ich ohne Rehlings Erlaubniß, ja ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl, ſie nie verlaſſen und eben ſo wenig zugeben würde, daß Mathilde ſich von mir trenne. Sinclair war auf dieſen Widerſtand gefaßt; ſie werden, behauptete er, anders urtheilen, wenn ſie die herrlichen Frauen kennen gelernt haben und ein Anerbieten, entſprungen aus der ſchönſten Theilnahme, nicht mit Härte abweiſen. Dieſelben Gründe aber, durch welche ſie abgehalten werden meinen Vorſchlag zu billigen, müſſen Mathilden beſtimmen ihn anzunehmen. Jetzt durchſchaute ich ſeinen Plan und begriff, warum er ſich ſo lange entfernt gehalten hatte, denn er überreichte Mathilden einen Brief von ihrem Gemahl, der die Vortheile, welche aus der Verbindung mit einer [illegible] Familie [illegible] bedenkliche Lage [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] hatte, die Hoffnung, daß Mathilde durch dieſe Vorſchläge [illegible] und ihrer ſchwermüthigen Stimmung, welche durch eine tiefe Einſamkeit noch mehr Nahrung erhielte, herausgeriſſen werden würde, [illegible] [illegible], und mit der entſchiedenen Erwartung [illegible], daß ſie ein ſo vortheilhaftes Anerbieten unbedingt annehmen würde. [illegible] die [illegible] dieſer Gründe waren nichtig, um Mathilde zu beſtimmen, und Eleonore mußte nach dieſem [illegible] der armen Freundin zu [illegible]. Die Gräfin [illegible] ihrem einen Brief [illegible], ſagte er; der [illegible], [illegible] befinde ſich auf ihrer Seite, ſie [illegible], ihre [illegible] noch, um [illegible] und glaubte ſich [illegible] [illegible] den erſten Schritt zu thun. Was ſie nun [illegible], iſt, daß Mathilde ſich zu einem langen Beſuche auf das naheliegende Gut entſchließt; eine Entfernung von einem Tage, [illegible] er mich [illegible] hat, wird [illegible] doch nicht [illegible] ſich verſchaffen?

Jetzt [illegible] ich [illegible], wie Alles kommen möchte; nun ich auch Mathilden ſagen, wie ich ſie [illegible] [illegible], die Gewißheit [illegible], ich weiß es, [illegible], und ich [illegible] es, wie ſelbſt [illegible] der Vorſchlag an — die ſeine [illegible] nicht zu [illegible] war — und einem [illegible] Gedanken gemäß zu erſcheinen, dennoch kann ich mich nicht ganz beruhigen. [illegible] Eleonoren ſich [illegible], um mit der Dame plötzlich wieder zu erſcheinen, ergriff mich ein unbeſtimmter Verdacht; ich hatte vorher zuweilen ihren Kutſcher getroffen, deſſen Gewandtheit mir immer aufgefallen war, und [illegible] Geſchicklichkeit zu benutzen. Es gelang mir ihn ganz im Stillen zu ſprechen — ein tête à tête, über welches ich erröthete und das nur durch die Abſicht, die Verfolgung der Mathilde zu entſchuldigen iſt. Ich wagte es ihn im Allgemeinen mit meinem Verdachte bekannt zu machen; Mathilde, ſagte ich, iſt im Begriff einem Manne zu folgen, der mir ein großes Mißtrauen einflößt. Ich nannte die Gräfin, das wohlbekannte Gut der Familie in der Nähe von Leipzig, und trug ihm auf insgeheim dem Wagen zu folgen, über den Weg, welchen er nehmen würde und ſeine Ankunft auf dem Gute, mir ſo genaue Nachricht, wie möglich, zu verſchaffen; beſonders prägte ich ihm die Nothwendigkeit ein, unbemerkt zu bleiben und den Wagen nicht aus den Augen zu verlieren.

Nach dieſer Anordnung fühlte ich mich etwas ruhiger; eine glänzende Equipage hielt bald darauf vor unſerer Thüre, die Gräfin ſtieg aus, von Sinclair begleitet. Sie zeigte den Anſtand einer Frau aus den höhern Kreiſen, war herzlich und theilnehmend; ihr Benehmen ſelbſt ſchien ſo zuvorkommend, daß Mathilde davon entzückt wurde und nach kurzem Bedenken der Gräfin mit Freuden folgte; dennoch ſchien ſie zu zittern, als ſie mich umarmte und konnte die Thränen kaum zurückhalten, als ſie ſich von Edmund trennte. Tief in ihrer Seele verborgen lag die Ahnung von etwas Unheimlichem, und als der Wagen fortrollte war es mir, als wenn ein großes Unglück geſchehen wäre. Der Gräfin Stand, der Name einer bekannten, geachteten Familie hätte mich beruhigen ſollen, der kurze Beſuch in der Nähe von Leipzig, und unter ſolchen Umſtänden, hatte ein ſo unverfängliches Anſehen — und doch ergriff mich eine unbeſchreibliche Angſt. Iſt er es nicht allein, der dieſe Frau genannt und eingeführt hat? Wenn ſie nun das nicht iſt, was ſie zu ſein vorgiebt? Wenn ſie eine geheime Verbündete des ſchrecklichen Mannes wäre? ſprach es in meinem Innern. Dann ſuchte ich mit aller Kraft des Gedächtniſſes ihre Geſtalt in meiner Phantaſie feſtzuhalten, ich bemühte mich mir jede Miene, jeden Zug, jede Bewegung, ja jede Aeußerung zurückzurufen, zu prüfen. Ich konnte nicht leugnen, daß die Frau einen angenehmen Eindruck machte, aber es war mir, als wenn etwas Zurückſtoßendes, Mißtrauen Erregendes in ihrem Weſen gelegen und die Ueberraſchung der erſten Erſcheinung es verdrängt hätte, als wenn es jetzt erſt klar und deutlich hervorträte, um mich mit Entſetzen zu erfüllen. Die Gräfin war keine Deutſche, die Unterhaltung wurde franzöſiſch geführt; Geſichtszüge, Sprache, Geſtalt ſchienen die Italienerin zu verrathen. In tödtlicher Unruhe ſuchte ich die gute Wirthin auf; ſie war über den Vorgang erſtaunt. Sahen ſie die Frau, welche uns beſuchte, fragte ich, und mir die gute Mathilde entführte? — Ich ſah ſie wohl, war die Antwort, kenne ſie aber nicht; doch ſie ſcheinen unruhig — freilich konnte ich meine Angſt nicht bergen. Ich nannte den Namen der Gräfin; wenn die es iſt, erwiderte die Wirthin, wie können ſie da Angſt haben? Der junge Graf iſt neulich von Reiſen zurückgekommen, um nach dem Tode des Vaters das Gut zu übernehmen; er hat eine ſchöne Frau mitgebracht, die allgemein bewundert und angebetet wird. Dieſe Nachricht gab mir auf einmal Beruhigung; wie thöricht ängſtigſt du dich, ſagte ich mir — Sinclair will Mathilden von dir trennen, er weiß, daß Rehling ihn kennt, mein Einfluß auf die Freundin ſcheint ihm gefährlich. Daß es ihm vielleicht gelingt uns zu trennen iſt freilich ſchlimm genug, aber das iſt auch Alles. Wenn ſie in eine heitere Umgebung kommt, die Zuneigung einer liebenswürdigen, gebildeten Frau gewinnt — und wer kann ſie ſehen, ohne ſie zu lieben — was fürchteſt du dann? Bleibſt du ihr doch treu, gewinnſt ſelbſt eine neue Freundin. Für den Augenblick fühlte ich mich erleichtert — iſt die Gräfin, wie das Gerücht ſie darſtellt, ſagte ich mir triumphirend, dann ſollſt du dich getäuſcht haben, heimtückiſcher Menſch! Aber dieſe Ruhe dauerte nicht lange — und wenn er uns dennoch betrogen hat? rief eine warnende Stimme mir zu; du haſt deine Freunbin thöricht und leichtſinnig in die Hände eines Verbrechers geliefert, warf ich mir vor; ich ſchien mir ſelbſt eine Verbrecherin. Ich habe eine ſchreckliche Nacht zugebracht — die furchtbarſten Träume führten mir die geängſtigte Freundin gequält, ja mishandelt vor die Seele. Wo iſt ſie? Vielleicht erkennt ſie jetzt, in dieſem Augenblicke ſchon, das Grauenhafte ihrer Lage — was wird Rehling ſagen?

Als ſie die Erzählung geſchloſſen hatte, war Frau von Rehling, durch die Erinnerung aufgeregt, ſehr angegriffen. Ich ſuchte ſie zu tröſten: ſtand es in ihrer Macht dieſes Ereigniß, ſelbſt wenn es alle die traurigen Folgen haben ſollte, die ſie befürchten, zu verhindern? fragte ich; ich vermiſſe hier die ruhige Klarheit, welche ich ſonſt an meiner Freundin ſo oft bewunderte. Was kann dieſer Menſch, in einer Lage, wie ſeine gegenwärtige, öffentlich Gefährliches wagen? Wo Sinclair die arme Mathilde auch hingebracht hat, wir werden es erfahren; auch wenn Kaſper ihm nicht nachgefolgt wäre, könnte es uns nicht lange verborgen bleiben, und das muß er ſelbſt einſehen. In ſo auffallender Weiſe beginnt man ein ſolches Verbrechen nicht. Er iſt zu allem fähig, unterbrach mich Frau von Rehling, und unergründlich, der ſcharfſinnigſte Verbrecher, muthig, ſelbſt tollkühn, umſichtig und liſtig. Sie rühmten meine Klarheit — ach Freund! was iſt die Gabe einer gütigen Natur, die in der ſtillen Gewohnheit des Daſeins manches ſchlichten und ordnen mag — wenn Alles um uns und in uns zuſammen zu ſtürzen ſcheint. Das Gemüth meines geliebten Mannes iſt innerlich zerriſſen; er will es mir verbergen, aber das vermag er nicht — und wenn ſie die Maſſe von Greueln kennten, welche die unglückliche Freundin umgeben, die ich zum Theil kenne, noch mehr aber nur ahnde, dann würden ſie einſehen, daß eben dieſes klare Bewußtſein die Verwirrung und den Gram ſteigert. In Augenblicken, wie dieſer, giebt es nur einen Troſt, den ſicherſten und gewiſſenſten; er blickt wie ein milder Sonnenſtrahl durch trübe Wolken, er iſt ewig da, ſelbſt wenn er völlig verhüllt ſcheint — er bringt mir tröſtend die entfernte Freundin nahe, er entſpringt aus einem heiligen Bündniß, unter uns in die Hände deſſen geſchloſſen, der ſprach: wo zwei oder drei in meinem Namen verſammelt ſind, da will ich in ihrer Mitte ſein. —

Ein Thränenſtrom erleichterte die Schmerzen der betrübten Frau, auch ich war ſeltſam ergriffen. Wohl war mir die ſtille Frömmigkeit der beiden Freundinnen bekannt, aber nie erſchien ſie auf jene hervorſtechende Weiſe, die ſich mit Belehrung und Warnung aufdrängt und mir ſelten liebenswürdig dünkte. Ihre Andachtsübungen waren gewöhnlich geheim, ihre Gebete ſtill, und in unſern Geſprächen trat die chriſtliche Geſinnung, als der heitere, ſichre, nie zu verrückende Hintergrund, der jede

Anſicht trug und veredelte, hervor. Dieſer Augenblick, dieſes Bekenntniß, aus der Mitte des tiefſten Kummers troſtreich emporleuchtend, brachte mir die Freundinnen noch näher — auch ich konnte die Thränen nicht verbergen, und in dieſem Augenblicke ſtrahlte mir die tiefe, unergründliche Bedeutung eines oft gemisbrauchten, oft verſpotteten inneren Bündniſſes mit leuchtender Klarheit entgegen.

Edmund, den man bei meinem Eintritte in ein anderes Zimmer hatte bringen laſſen, kam jetzt weinend herein; Frau von Rehling hatte ſich auf eine bewundernswürdige Weiſe gefaßt — ſie ſprach ſo tröſtlich mit dem Knaben und ohne ihm beſtimmte Verſprechungen zu geben, deren Unwahrheit in kurzer Zeit klar werden konnte, wußte ſie ihn doch zu beruhigen. Ich erzählte nun, wie ich Silén gefunden hatte, und die Theilnahme an dem Unglücke eines Fremden ſchien den eigenen Kummer zu lindern.

Der Tag verging in ängſtlichem Harren, gegen Abend ſollte Mathilde zurückkehren; aber es wurde ſpät und ſie erſchien nicht. Endlich trat Kaſper herein.

Dieſer Menſch war in vieler Rückſicht merkwürdig. Als ich in Breslau mich entſchloſſen hatte, als Freiwilliger an dem Kriege theilzunehmen und eines Tages, von den Exerzirübungen ermüdet, in meine Wohnung trat, folgte mir ein Menſch, der in Lumpen gehüllt war, leicht auf dem linken Fuße hinkte und um ein Almoſen bat. Er fiel mir auf, denn ſein Blick zeigte nicht den gewöhnlichen Bettler; er ſah mich luſtig, treuherzig, dabei liſtig an und konnte etwa dreißig Jahr alt ſein. Die Geſichtszüge hatten etwas Feines, das mit ſeiner Kleidung und Lage im Widerſpruch zu ſtehen ſchien, ſein Auge ſogar etwas Bedeutendes. Haben ſie etwas übrig, Herr, ſagte er, dann geben ſie mir es — denn, bei Gott, ich kann es brauchen. Er ſprach das ſo rein heraus, ſo glatt weg und freimüthig, daß ich der Begierde, ihn näher kennen zu lernen, nicht widerſtehen konnte. Wer biſt du, fragte ich — und wie biſt du in dieſe kümmerliche Lage gerathen, für die du doch nicht geboren ſcheinſt? Das iſt eine ſehr weitläufige Frage, antwortete er, und vor allem muß ich eſſen, ehe ich weitere Auskunft geben kann, denn ich hungre mehr, als billig. Ich zog ihn in meine Stube, ließ eine Mahlzeit bringen, ſchenkte ihm Wein ein und nie ſah ich einen fröhlicheren Eſſer. Er aß mit unglaublichem Appetit, trank mit unbeſchreiblicher Luſt, blickte mich mit einem vor Freude ſtrahlenden Gefühl an und ſchien ſeine Stellung ſeine Armuth, ſeine Hülfloſigkeit völlig zu vergeſſen.

Herr, ſagte er, als er völlig geſättigt ſich erhob, hätte ich meine beiden geſunden Beine, einen guten Rock an und nur etwas weniges von Geld in der Taſche — und träten ſie jetzt zu mir und forderten mich auf etwas zu thun, was ihnen lieb wäre, erſchien es ein wenig halsbrecheriſch, deſto beſſer — dann, bei Gott, ſollten ſie erfahren, daß ich, obgleich in Lumpen gehüllt, kein Lump bin. Daß ich jetzt ſatt bin und zwar nach einer Mahlzeit, wie ich ſie lange, lange nicht genoſſen habe — iſt freilich ſehr gut, denn ich war verdammt hungrig; aber das iſt es nicht, was mir das Herz öffnet — das aber iſt es, was ich in ihren Augen leſe, was mich zu ihnen hinzieht, als hätte ich mehr einen Freund, denn einen Herrn gefunden, daß ſie nicht glauben, man könne kühn auf alle Lumpen treten, ſelbſt wenn ein Kerl darin ſteckt, daß ſie, wenn ſie einen Diener haben, nicht glauben, er wäre blos ihretwegen da, daß ſie einen ſogenannten gemeinen Mann lieben, ja lieben. Die Thränen traten ihm in die Augen, ich glaubte das Bedürfniß der Liebe, welches wir ſo oft verkennen und zurückſtoßen, weil es die Worte nicht finden kann, in ſeiner offnen Seele zu leſen. Dich wenigſtens, antwortete ich und drückte ihm freundlich die Hand, wenn du wirklich biſt, was du zu ſein ſcheinſt. Wollen ſie den Verſuch wagen? — Doch zuerſt hören ſie meine Geſchichte.

Viele werden wohl der Meinung ſein, dieſes Benehmen von Seiten eines Bettlers ſei wenigſtens ſehr zudringlich und kaum zu dulden — aber man mußte den Mann ſehen, um zu fühlen, daß dieſer Bettler keineswegs als ein zudringlicher erſchien, und ich geſtehe es, daß ich zum Theil ſelbſt ſeine Kühnheit hervorrief.

Er war der Sohn eines Forſtbedienten, aus einer Gegend jenſeits des Rheins, und mit den ältern Söhnen des Gutsbeſitzers erzogen worden. Er hatte dadurch eine Bildung erhalten, die ihn über ſeinen Stand erhob. Mit edler Naivität und unbefangener, ja rührender Wahrheit, ſchilderte er mir das väterliche Haus, die Eltern, ſeine Schweſter, und verweilte mit ſichtbarem Wohlgefallen bei dieſer frühern Epoche ſeines Lebens. In ſeinem achtzehnten Jahre wurde er durch die Konſcription Soldat; man hatte ihn in Frankreich, Italien, Spanien und Deutſchland herumgeſchleppt, zuletzt in Rußland. Hier bekam er in der Schlacht von Smolensk eine Wunde, und verließ das Lazareth in Wilna als hinkender Invalide. Er hatte es in dieſer Zeit bis zum Feldwebel gebracht und ſeine Abſicht war jetzt, ſich durch Deutſchland nach ſeiner Heimath zu betteln. Er ſprach mit großem Geſchick die Sprachen aller Länder, in welchen er gefochten hatte — nur die ruſſiſche und polniſche nicht. Er hatte manches gethan, was den zarteren, ſittlichen Sinn beleidigt, aber es war klar, Treue und Liebe, das Andenken an eine Mutter, die er innig verehrte, an die er ſchrieb, wenn die Verhältniſſe es erlaubten, der er Alles, was er nicht immer auf die tadelloſeſte Weiſe erworben, überſandte, hatten ihn von einem tieferen Verfall gerettet. Er war mild, mitleidig und man ſah an ihm keine Spur von jener Roheit, die den herumſtreifenden Soldaten, den langjährig ſtreitenden Krieger bezeichnet. Mir wurde er, je länger, immer lieber, das Hinken konnte den ſonſt rüſtigen Mann nicht untauglich für diejenigen Dienſte machen, welche ich forderte: ich ſuchte eben einen Diener, wählte ihn und hatte nie Urſache es zu bereuen. Seine Anhänglichkeit kannte keine Grenzen, ſeine Freimüthigkeit zog mich an, ſeine luſtigen Erzählungen und Scherze, die nicht ſelten an das Geiſtreiche ſtreiften, ergötzten mich; ſein Geſchick, eben wie ich es verlangte, war in langjährigem Reiterdienſt ausgebildet, und als er, wieder ſtattlich angezogen zum erſtenmal auftrat, ſtellte er ſich, trotz des Hinkens, als ein ſchöner Mann dar. Er wurde bald bemerkt, im Hauptquartier allgemein bekannt und erhielt recht glänzende Anerbietungen, wollte ſich aber nicht von mir trennen. Eine Eigenthümlichkeit, die ihm manchen Streit zuzog, aber auch Anſehen verſchaffte, war die, daß er den Lügner, den Prahler, wo er ihn traf, zu überbieten ſuchte, und zwar mit einer leichten, oft witzigen Ironie, die man nicht gleich auf den erſten Blick durchſchaute. Den raffinirten Betrüger zu betrügen, den Liſtigen zu überliſten, war ſein höchſtes Vergnügen, und er konnte ſich dann auf eine Weiſe verſtellen, die mir Mistrauen gegen ihn hätte einflößen müſſen, wäre ſie früher von mir entdeckt worden. Ich machte ihm ernſthafte Vorſtellungen darüber und ſuchte zu beweiſen, daß ein ſolches Spiel, oft wiederholt, nur gar zu leicht das ſittliche Gefühl abſtumpfe und von einem gefährlichen Leichtſinn zeige. Lieber Herr! antwortete er dann: ſie vergeſſen, daß ich zwölf Jahre Soldat war, daß ich unter den wildeſten Horden lebte und eine ſtarke Portion Ruchloſigkeit zu tragen, ja leider oft zu dulden hatte; ſie warnen mich vor Laſtern, die mir ſchon zur Gewohnheit geworden ſind. Ich habe eine unbezwingliche Neigung zum Prahlen und Lügen, ich bin zur Verſtellung geneigt, betrügeriſch, liſtig und ſuche alle dieſe Beſtialitäten, da ſie nicht ganz weichen wollen, auf die unſchädlichſte Weiſe los zu werden.

Ich konnte dieſe Geſinnung nicht loben, weil ich ihre Gefahren erkannte; es gelang mir auch wirklich ihn zu einem mäßigern Gebrauch der bedenklichen Geſchicklichkeit zu vermögen — indeſſen muß ich doch geſtehen, daß mir dieſes Geſchick jetzt ſehr willkommen war.

Ehe ich in meiner Erzählung fort gehe, muß ich noch flüchtig mein ferneres Verhältniß zu dieſem Bedienten erwähnen. Als ich mich in Paris von der Armee trennte, reiſte ich, um Kaſpers ſehnlichſten Wunſch zu befriedigen, mit ihm nach ſeiner Heimath. Die Eltern waren geſtorben, ſeine Mutter kurz vor unſerer Ankunft, und ſein Schmerz darüber äußerte ſich hier auf eine ſo tiefe und unverſtellte Weiſe, daß er mir deshalb theuer werden mußte. Die Mutter hatte nur für den geliebten Sohn gelebt und Alles, was er ſandte, was ſie erſparen konnte, für ihn aufgehoben; die Schweſter war verheirathet und führte ein ſorgenloſes Leben. Kaſper fühlte ſich fremd in ſeiner Heimath, wollte ſich nicht von mir trennen und blieb nur zurück, um die Erbſchaft zu heben, einige Jugendfreunde zu ſehen und mich dann hier aufzuſuchen. Ich erwarte ihn gegen den Frühling.

Kaſpers Bericht beſtätigte leider nur zu ſehr, was die Frau von Rehling befürchtete. Er hatte während meiner Krankheit die Pferde ausreiten müſſen und die Gelegenheit benutzt die Umgegend in allen Richtungen zu durchſtreifen. So lernte er ſie genau kennen, und als er unbemerkt dem Wagen in der Ferne folgte, entdeckte er bald, daß dieſer einen ganz andern, als den bezeichneten, Weg einſchlug. Nach einiger Zeit ſah er ihn in einen Nebenweg einbiegen, der ihm ſehr wohlbekannt war; er führte zu einem Schloſſe, nicht weit von einer großen Militärſtraße, welches von ſeinem Eigenthümer verlaſſen, abwechſelnd von hohen Offizieren aller gegen Napoleon kämpfenden Mächte bewohnt wurde. Sogleich beſchloß er einen bekannten, viel näher führenden Feldweg in möglichſter Eile zurückzulegen, wodurch er ſo früh in der Schenke, die nicht weit vom Schloſſe entfernt liegt, ankam, daß ſein Pferd ſchon längſt im Stalle war und er ſelbſt, unbefangen mit den Gäſten redend, den Wagen, welcher nur langſam auf dem ſchlechten Wege ſich fortbewegte, ankommen ſah. Seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuſcht; der Wagen hielt vor dem Schloſſe, Sinclair mit den Damen ſtieg aus, und Kaſper erkundigte ſich auf eine Art, die ſich für einen harmloſen Reiſenden ziemt, nach den wechſelnden Gäſten des Schloſſes und ſo auch nach den eben Angekommenen. Die eine Dame iſt uns fremd, ſagte der Angeredete, der Kaſtellan des Schloſſes, nicht eben ſehr zufrieden, wie es ſchien, mit der grenzenloſen Unordnung, welche durch die häufig wechſelnden Bewohner entſtand; die zweite kennen wir ſehr wohl, es iſt die Frau eines Oberſten, die ſich ſchon ſeit ein paar Wochen einquartirt hat und die Wirthin macht — ihr Gemahl iſt meiſt abweſend. Der Herr aber ſoll ein gefangener franzöſiſcher Offizier ſein, welcher ſich abwechſelnd hier und in Leipzig aufhält und ſehr gern geſehen wird. Jetzt wußte Kaſper vorläufig genug; er blieb ruhig in der Schenke über Nacht und gab ſich die Miene, als erwarte er mit Ungeduld jemand, um auch noch einen Theil des folgenden Tages in dem Dorfe zubringen zu können. Es ſchien ihm beſonders wichtig mehr von der Dame zu erfahren, und ſchon gab er die Hoffnung dazu auf, als ein Mann mit liſtigem Geſicht, der einem Winkel-Advokaten nicht unähnlich ſah, ſich zu ihm geſellte. Unter den vielen Gäſten, die ab und zu gingen, ſetzten ſich beide vertraulich plaudernd nieder und Kaſper, der ſeinen Mann bald durchſchaute, fing nun an einen Roman ſeines Lebens zum Beſten zu geben, ſpielte dabei, auf eine verſteckte Weiſe den Ruchloſen und gewann ſo ſehr das Vertrauen des Fremden, daß dieſer ihn in eine Ecke führte und hier ein geheimes Geſpräch mit ihm anknüpfte. Ihr habt mir vertraut, daß ihr einen Dienſt wünſcht — wenn ich euch einen guten verſchaffte? ſagte er flüſternd. Ich würde mich dankbar beweiſen, antwortete Kaſper und hatte Mühe ſeine Ueberraſchung zu verbergen; denn aus einem gewiſſen Vorgefühl hatte er jenen Wunſch ausgeſprochen, die Hoffnung ſich in das Schloß einzuſchleichen ſchien ihm zu lockend. Aber ich diene nicht jedermann, äußerte er, und trotz meines Hinkens kann man lange ſuchen, ehe man einen Bedienten erhält, der ſich mit mir meſſen kann. Prahleriſch erwähnte er nun ſeine Sprachkenntniſſe, ſeine vielfältige Erfahrungen und Künſte; ein jeder Graf darf ſich Glück wünſchen, wenn ich ſein Bedienter werde, ſchloß er die Lobrede. Ja, unterbrach ihn der Fremde, wenn ihr wähleriſch ſeid, da muß ich wohl mit meinem Vorſchlage zurücktreten. Und warum? erwiderte Kaſper. Ich will es euch geſtehen, mit der vorgeſchlagenen Stelle hat es ſeine eigene Bewandtniß; die Dame auf dem Schloſſe ſucht einen Diener — ſie nennt ſich zwar Frau Oberſt, aber die Verbindung mit dem Oberſten iſt ſehr neu — kaum Wochen alt. Sie kam hieher in Begleitung eines franzöſiſchen Generals, blieb aber, als dieſer floh, in Leipzig zurück. Sie haben mich misverſtanden, antwortete Kaſper, eine ſolche Herrſchaft iſt mir eben recht; ſie iſt ſchön, denn ich habe ſie geſehen, als ſie aus dem Wagen ſtieg, und die Nähe der Schönheit entzückt mich, wie unerreichbar ſie auch ſein mag; ſie betrügt die Männer und muß ſich etwas Aehnliches von ihren Dienern gefallen laſſen; ſie lebt in beſtändigen Intriguen, was ſchon allein mich beſtimmen würde, und dann ſind Damen der Art verſchwenderiſch und verſchenken mit Anmuth, was ſie durch Anmuth gewinnen. Ihr ſeid alſo geneigt dieſen Dienſt anzunehmen, fragte der Advokat; ſo ſehr antwortete Kaſper, daß ich entſchloſſen bin die Dame ſogleich aufzuſuchen und mich ihr ſelbſt zu empfehlen. Ich darf mich auf ſie berufen? — Der Unterhändler bejahte es, Kaſper wiederholte ſein Verſprechen einer gewichtigen Dankbarkeit, wenn er den Dienſt erhalte, und wenige Minuten ſpäter ſtand er, in einem prächtigen Saale, der Dame gegenüber und trug ihr ſein Anliegen vor. Ich hatte, erzählte er mir, jene Phyſiognomie, die jene anmuthige Miſchung aus Schaf und Fuchs darſtellt, welche ihnen ſo zuwider iſt, die ich aber bei gewiſſen Gelegenheiten vorzüglich gern und, ohne ruhmredig zu ſein, mit großem Geſchick handhabe. Als ich die Dame italieniſch anſprach, war ſie angenehm überraſcht und fragte mich, ob ich mehrerer Sprachen mächtig wäre; ich nannte dieſe und ſchien ihr immer mehr zu gefallen. Ich ſuchte in mein Betragen eine Miſchung von Ehrerbietung und Vertraulichkeit zu legen, und wagte es durch leichte Scherze ahnden zu laſſen, daß ihr Leben mir nicht unbekannt ſei. Ich hatte mich nicht verrechnet; ſie lächelte, indem ſie ein vornehmes, zurückhaltendes Weſen annahm, und ich konnte mich nach meiner Erfahrung für überzeugt halten, daß ihre Gunſt gewonnen war. Indeſſen ſchien ſie noch nicht ganz entſchloſſen; ſie klingelte, ein Bedienter erſchien und ſie trug ihm auf den Oberſten zu bitten, ihr ſeinen Beſuch zu gönnen. Sinclair trat in das Zimmer und ich freute mich darüber; denn ein Weib zu betrügen ſchien mir zu leichte Arbeit, dieſen Hauptfuchs aber zu fangen ſchon wichtiger. Gegen ihn war mein Benehmen ein ganz anderes; ich bückte mich tief, blickte ihn, forſchend aber furchtſam, von unten herauf an, indem ich die Augen niederſchlug und auf jede Weiſe die völligſte Unterwerfung zu zeigen ſuchte. Sinclair betrachtete mich mistrauiſch und ſeine Fragen ſahen einer Inquiſition nicht unähnlich. Einen ehrlichen Kerl kannſt du nicht brauchen, dachte ich, und richtete mich danach. Ich ließ mich gefliſſentlich auf Widerſprüchen ertappen, aus denen mancherlei zu ahnden war, ohne daß ich es geſtand; ich ſprach, wie die Dame italieniſch, ſo den Herrn franzöſiſch an, und Alles, was ich ihm erzählte, noch mehr aber das, was ich errathen ließ, mußte ihn überzeugen, daß ich ein durchtriebener Menſch wäre, der in vielen Verhältniſſen eine verdächtige Rolle geſpielt hatte und für Geld zu allem fähig ſei. Es entſtand ein höchſt ſeltſames Geſpräch: was laut geſprochen wurde, enthielt einen geheimen Sinn, der oft das völlig Entgegengeſetzte ausdrückte. Ich ſuche einen raffinirten Spitzbuben, biſt du ein ſolcher? lautete die Anrede des Oberſten Sinclair, deſſen Bemühungen und hin und her ſich windende Redensarten nun dahin gingen, mich die Frage verſtehen zu laſſen, ohne daß er ſie auszuſprechen brauchte, und nur dem Spitzbuben, welchen er ſuchte, verſtändlich wäre, dem ehrlichen Kerl aber, wenn ich unglücklicherweiſe ein ſolcher ſein ſollte, als etwas Unverfängliches erſchiene. Mein Herr! antwortete ich, trauen ſie meiner Verſicherung, daß ich der ausgeſuchteſte Gaudieb bin und daß ſie keinen beſſern in allen Landen finden können, und als wir uns völlig verſtanden hatten, wurden wir einig. Morgen erſcheine ich bei der Dame, um in ihren Dienſt zu treten, und es fehlt nichts, als ihre Einwilligung.

Kaſpers bedenkliche Neigung drohte uns in eine Intrigue zu verwickeln, die ſehr anlockend war, wenn wir Mathildens Lage bedachten, deren gefährliche Verwandtſchaft mit dem Betruge unſeres Gegners aber uns dennoch abſchreckte. Während Kaſper mit augenſcheinlicher Freude die Gelegenheit ergriff ſein Talent zu zeigen, und die Luſt dazu nicht unterdrücken konnte, ſah Frau von Rehling mich ſinnend und kopfſchüttelnd an und auch mich durchdrang ein unheimliches Gefühl. Aber, ich konnte es nicht leugnen, die Intrigue war ſo glücklich angelegt, ſie ſchien ſo grade zum Ziele zu führen und die Gefahr, in welcher Mathilde ſchwebte, zu augenſcheinlich, um nicht dieſes einzige Mittel der Rettung zu rechtfertigen. Mathilde war hier fremd, wir ohne Bekannte, ohne Verbindungen; die rechtlichen Wege, welche wir allerdings wählen konnten, würden nur langſam einen Erfolg herbeigeführt haben, und meine Abreiſe war nahe. Ohne Frau von Rehling Zeit zu laſſen ihre Bedenklichkeiten zu äußern, gab ich Kaſper unbedingte Vollmacht ſeinen Weg zu verfolgen. Dann trennen wir uns jetzt, ſagte er; über meine gegenwärtige Lage habe ich Sinclair einen Bericht abgeſtattet, deſſen Wahrheit er ohne Zweifel auf geheimen Wege erforſchen wird: der Winkel-Advokat iſt mir nachgeſchlichen, und ich hatte mich ſchon mehrere Stunden in der Stadt aufgehalten, ehe ich es wagte ſie aufzuſuchen. Was er hier erfährt, wird ihn in ſeiner Anſicht von mir beſtärken. Ich ſchlich im Dunkeln her und ſie werden jetzt ſo lange nichts von mir hören, als ich nicht Mittel weiß die Dame zu retten.

Drei Tage vergingen in unſäglicher Qual; Frau von Rehling verſank in immer tieferen Kummer und die Wirthin, welche unſere Vertraute war, weil die Unterſtützung einer anſäßigen Bürgerfrau uns vielleicht wichtig werden konnte, ſeufzte, Edmund wollte ſich nicht mehr tröſten laſſen; auch ich erwartete mit ſteigender Ungeduld die erſten Nachrichten. Wir gingen ſtumm und traurig umher, keines ſprach, keines wagte einen Troſt zu geben, nur Silen baute ruhig an ſeiner Feſtung, hörte nicht auf zu reden, ſchien zufrieden und ich konnte ihn faſt beneiden.

Am vierten Tage endlich erſchien ein Burſche, deſſen Bekanntſchaft Kaſper gemacht und dem er die Wartung der Pferde, während ſeiner Abweſenheit, anvertraut hatte; dieſer brachte zwei Briefe — einen an die Frau von Rehling von Mathilden, und einen zweiten an mich von Kaſper. Zitternd erbrach die Frau den Brief, er enthielt nur wenige Zeilen: „meine Lage iſt ſchrecklich, ſchrieb ſie, am furchtbarſten aber, daß dein Verdacht ſich auf eine ſo entſetzliche Weiſe beſtätigt hat. Alſo iſt es doch wahr, Sinclair iſt ein Nichtswürdiger, zu dem Verbrechen fähig — der Mann, dem ich ſo viel verdanke — ſein Freund. Er hält mich als eine ſchwermüthige, von fixen Ideen geplagte Verwandte in der kleinen, entlegenen Kammer eines großen Schloſſes eingeſperrt. Ihr ſeid für mich thätig — Kaſper bewacht mich; wie erſtaunte ich, als ich ihn erblickte. Rettet mich — Sinclairs Schlechtigkeit iſt grundlos.“

„Kommen ſie, aber verkleidet, heute Abend her; der Burſche, welchen ſie trauen können, wird ſie im Dunkeln dahin bringen, wo ich ſie erwarte. Sie müſſen die arme verlaſſene Frau ſprechen“ — ſchrieb Kaſper, und mit Ungeduld erwartete ich die Nacht.

Es war ein trüber, regnigter und ſtürmiſcher Novemberabend; der Wind brauſte durch die Bäume, und mit dem Regen fielen die Blätter haufenweiſe herab. In einen Mantel gehüllt, von dichtem Gebüſche beſchützt, harrte ich in der Nähe eines finſtern Nebengebäudes. Die dunkeln Maſſen des mächtigen Schloſſes waren ſchwer zu erkennen, aber faſt alle Fenſter deſſelben erleuchtet; Lichter bewegten ſich von einem Zimmer zum andern, aus verſchiedenen Theilen des Gebäudes hörte man lautes Jubeln und ein Sprechen, wie von vielen Menſchen in den finſtern Höfen; Laternen ſchwebten nach den Scheunen und Ställen, und das Getrampel der Pferde bewies, wie voll die letzteren waren.

Kommen ſie, flüſterte eine Stimme neben mir und ich erkannte Kaſper; er führte mich nach einem thurmähnlichen Gebäude, öffnete die niedrige Thüre und wir ſtiegen eine Wendeltreppe hinan. Sie müſſen ſich die Stiefeln ausziehen laſſen, warnte er leiſe; denn oben iſt ein Weib und die darf nicht entdecken, daß zwei Männer die Treppe hinaufſteigen. Es geſchah; ohne Stiefeln ſchlich ich nun Kaſper nach, der lermend und ſtark auftretend voranſchritt. Schon hatten wir eine beträchtliche Höhe erreicht, als er mich in eine finſtere Ecke ſchob; warten ſie nur einen Augenblick, ſagte er, machte eine Thür auf und ließ ſie offen ſtehen. Ich erblickte ein altes Weib, die an einem Tiſche ſaß, mit einer trübe brennenden Lampe vor ſich.

Guten Abend, Gertrud, begrüßte ſie Kaſper, indem er eintrat. Gottlob, daß ihr da ſeid, antwortete das Weib, ich halte es nicht länger aus; das iſt ein rechter Jammer die arme Frau zu ſehen. Was treibt ſie? fragte Kaſper; ſie betet, war die Antwort, lieſt in frommen Büchern und ſingt ſo wehmüthig, daß ich oft weinen muß. Und die ſoll wahnſinnig ſein? Alles, was ſie ſpricht, klingt ſo mild, ſo gut — ſie kommt mir wie eine Heilige vor — und doch ſoll ſie wahnſinnig ſein. Freilich, der Herr muß das wohl verſtehen und die vornehme Dame auch; aber oft ſteigt mir doch ein Zweifel auf — wenn ſie ſich nun irren. Liebe Gertrud, fing Kaſper an, das verſteht ihr nicht; die arme Frau hat eine ganz vollſtändige, ſuffiſante Verrücktheit am Leibe, daran dürft ihr durchaus nicht zweifeln. Habt ihr die Augen einmal recht aufmerkſam betrachtet? — Ih, mein Gott, rief die Alte, das ſind ja die lieblichſten, mildeſten Augen, die je von Kummer getrübt wurden! Freilich, freilich, Gertrud, da habt ihr ganz Recht, und man freut ſich, wenn man ſie anſehen darf; aber — aber, ſeht ihr, wenn man recht genau zuſchaut, ſo findet man etwas in den Augenſternen, etwas ganz Seltſames, faſt Grauenhaftes, ſage ich euch. Es iſt ſo ganz abſonderlich, man entdeckt es nicht immer, und muß recht genau hinſehen. Und dann die Lippen — anmuthigere Lippen ſah ich nie, unterbrach ihn das Weib. Alles wahr und unleugbar, fuhr Kaſper fort; der Schnitt iſt köſtlich, die Vertiefung der Oberlippe verliert ſich in einer ſo zarten Verlängerung, daß man entzückt wird, wenn man ſie erblickt; die Mundwinkel ſind ſo fein, wie ich ſie nie ſah — aber dennoch iſt etwas, — ſolltet ihr das nie wahrgenommen haben? ein ſtilles Zucken, ein wunderliches Zittern der Oberlippe, da, was offenbar auf unheimliche Dinge deutet. Und dann, Gertrud, mußt du ſie in der Dämmerung anſehen, wenn ſie ſo ſteht, daß das ſchwache Licht ſeitwärts auf ihr Geſicht fällt, wenn die feine Naſe, von der Seite betrachtet, in die Luft tritt; ſieh' ſie dann an, ich bitte dich aber recht aufmerkſam: dann rückt das Kinn in die Höhe, die Stirn ſcheint ſich zu verkürzen, die Naſe wird länger. Als ich es zum erſtenmal ſah, erſchrack ich heftig, und ſeit der Zeit zweifelte ich gar nicht an ihrem Wahnſinn. Ja, du gute, alte Frau! du ahndeſt nicht, was es mit der Verrücktheit auf ſich hat; es iſt ſehr ſchwer, das kann ich dir verſichern, die Verrücktheit von dem Verſtande zu unterſcheiden — man hat dicke Bücher darüber geſchrieben, und Alles ſo haarſcharf, tiefſinnig und verſtändlich auseinander geſetzt, daß man ſelbſt verrückt werden kann, wenn man darüber nachdenkt. Oft erſcheint der beſte Verſtand als baare, klare Tollheit, und der Wahnſinn gebehrdet ſich ſo mild, freundlich und verſtändig, daß ein gar abſonderlicher Tiefſinn dazu gehört, ſich nicht täuſchen zu laſſen.

Vor vielen hundert Jahren lebte ein ſehr berühmter und großer Held, der zugleich der verſtändigſte unter allen Helden war, die es damals gab; dieſer hatte ſich eine eigene Art von Verrücktheit angeſchafft, in welche er ſeinen raren Verſtand einhüllte, um ihn bei gefährlichen Gelegenheiten deſto beſſer zu konſerviren: und dieſer Held iſt faſt noch berühmter geworden durch dieſe herrliche Verrücktheit, die man noch immer bewundert, als durch ſeine großen Thaten. Weil dieſes ihm nun ſo gar ſchön gelungen war, wurde er übermüthig und behauptete kühn, daß der liebe Gott ſelbſt keinen Verſtand zu Wege zu bringen im Stande wäre, der ſich mit ſeiner Verrücktheit meſſen könnte. Daher muß er nun ſchwere Strafe leiden und als ein Geſpenſt erſcheinen. — Gott behüte uns! rief Gertrude. Es iſt ſo, du kannſt es mir glauben, ſprach Kaſper weiter. Hoch im Norden iſt ein Land, es heißt Dänemark, da hat dieſer Held gelebt und reitet heute noch in der Nacht, am Meeresufer, auf einem ſchwarzen Pferde, wie der wilde Jäger. Das Wunderbarſte iſt aber, daß es Leute giebt, die die Kunſt verſtehen, ihn zu bannen, und ſo wundervoll dünkt ſeine Verrücktheit den vornehmen und klugen Männern in allen Ländern, daß man in London und Paris, in Wien und Berlin, und ſelbſt in unſerm guten Dresden große Sääle baut, die man prächtig verziert und mit vielen Kerzen erleuchtet; da verſammelt man ſich, der Held wird durch die ſchwarze Kunſt gebannt und erſcheint blaß, mager, ſchwarz gekleidet, wie ein alter Ritter, ſtreckt Arme und Beine aus, ſieht Geſpenſter, wüthet, ſchreit, wälzt ſich auf der Erde und wird getödtet. Und alle die Herren und Damen, die zuſehen, dünken ſich noch einmal ſo klug, wie ſonſt, wenn ſie dieſe Verrücktheit geſchaut und bewundert haben. — Gertrud ſah ihn verwundert an. Nun, ſprach Kaſper weiter, da nun der Verſtand ſo gar verherrlicht werden und durch Jahrhunderte fortleben kann als Verrücktheit, warum ſollte die Verrücktheit nicht wie Verſtand erſcheinen können? Du haſt die Verrückte ſingen hören? — Ei freilich und nie hörte ich etwas Schöneres, antwortete Gertrud. Aber haſt du verſtanden, was ſie ſang? fragte Kaſper. — Das nun wohl nicht, erwiderte ſie. — Ja ſiehſt du, warum nicht? Franzöſiſch würdeſt du freilich auch nicht verſtehen; aber du würdeſt doch hören können, daß es eine echte, vernünftige, menſchliche Sprache iſt — dieſe Töne dagegen haben gar keinen Sinn. Aber Kaſper, wandte die Frau ein, der Herr Oberſt ſpricht ja oft mit ihr in einer Sprache, die nicht franzöſiſch iſt und dieſelbe zu ſein ſcheint, in welcher ſie ſingt. — Das haſt du gehört? du kluges, ſcharfſinniges Weib, rief Kaſper aus: es iſt ſo, grade ſo, ſo wie du tiefſinnig bemerkt haſt. Es iſt, ſagte er, indem er ſich näherte und zu ihr neigte, als wollte er ihr etwas Wunderbares, Geheimnißvolles vertrauen, es iſt dieſe Sprache eine ganz eigene Art des Wahnſinnes. Du haſt doch von der Sprache der Thiere gehört und wie es weiſe Männer giebt, die durch langes Forſchen dieſe Sprache erlernt haben? Die Wahnſinnigen, wie unſere arme Frau, werden gleichſam eine beſondere Art Thiere und erhalten ihre eigene Sprache; der Oberſt aber iſt ein ſehr kluger Mann — wie er es geworden iſt, wem er ſeine Weisheit verdankt, könnte ich wohl ſagen, denn vieles habe ich davon gehört — aber Gott behüte mich, ich ſchweige lieber. Dieſer Oberſt nun verſteht die Sprache des Wahnſinns. Haſt du bemerkt, wie die arme Frau blaß wird und zittert, wenn er ſie in dieſer Sprache anredet? — Gertrud ſtarrte ihn an und nickte. Kann man nun wohl ſich darüber verwundern? Denke dir, wenn ein kluger Mann auf einmal das liebe Vieh, welches ſich nichts weniger verſieht, in ſeiner Sprache anredete; wenn er den Hund, ſo daß er ihm antworten müßte, anbellte, die Katze anmiaute, den Hahn ankrähte und die Gans anſchnatterte? Wahrlich, ſelbſt die Gans würde den Hals vorſtrecken, den Kopf drehen, erſt das eine Auge, dann das andere erſchrocken ihm entgegen wenden und nicht wiſſen, was ſie antworten ſollte.

Siehſt du, ſo verhält es ſich mit der Sache; die arme Frau iſt verrückt und bleibt verrückt, und wenn ſie ſich auch noch ſo verſtändig ſtellt; und das darf dich gar nicht wundern, denn ich kann dir Geſchichten erzählen, die noch viel erſtaunlicher ſind, die ich ſelbſt erlebt habe. Einmal, nach einer blutigen Schlacht, wo viele Tauſende gefallen waren, lag das Schlachtfeld voll von Leichen. Der Arzt kam, beſah ſich die Todten und trug ſie in ſeine Sterbeliſte ein; darauf wurden große Löcher gegraben, in denen man ſie haufenweiſe verſcharrte. Ich war auch dabei. Der Arzt ging voran und rief: der iſt todt und der iſt todt und ſchrieb 123 — 124 — 125 u. ſ. w.; wir gingen hinterher und ſcharrten ein. Das ging nun raſch fort — da trafen wir einen todten Kerl — die Kanaille wollte ſich nicht begraben laſſen und ſtellte ſich lebendig; aber er ſtand ſchon in der Todtenliſte und wir achteten nicht auf ſeine Einrede. Siehſt du, wenn nun ein Todter ſich lebendig ſtellen kann, um wie viel leichter kann ein Verrückter ſich verſtändig gebehrden — da doch Gott allein weiß, ob wir nicht alle verrückt ſind, ob wir nicht alle recht und billig handeln würden, wenn wir uns wechſelſeitig einſperrten. Daher darfſt du gar nicht an der Verrücktheit der Frau zweifeln und nun gute Nacht, Gertrud; ich werde ſie bewachen und du kannſt ruhig ſchlafen.

Keuchend erhob ſich das Weib, zündete ein Licht an der Lampe und ſchlich davon. Ich ſchlüpfte aus meinem Verſtecke hervor, wir ſtiegen noch einige Stufen höher und traten in Mathildens Gefängniß; die Stube war klein, aber zierlich eingerichtet. Mathilde, obgleich von meiner Ankunft unterrichtet, erſchrack ſehr, ſie ſah blaß aus und die wenigen Tage hatten ſie entſetzlich verändert. Dennoch ſchien ſie den heftigſten Gram überwunden zu haben; Gertrud hatte Recht, ſie ſah einer Heiligen ähnlich. Ich durfte nicht lange verweilen; was ſie mir mittheilte wird auch euch nicht verborgen bleiben; die furchtbare Freiheit ihres ſchrecklichen Verwandten erhellte beſonders aus einem ſchwediſch geſchriebenen Briefe. Der Oberſt, ſagte Kaſper, trug mir auf mich dieſes Schreibens zu bemächtigen und es ihm zu überliefern; damit ich mich nicht irren ſollte, hatte er die Adreſſe mit einem Zeichen verſehen. Ich erhielt aber von der gnädigen Frau einen früheren Brief, deſſen Adreſſe ich eben ſo bezeichnete; dieſen zeigte ich ihm in einen Augenblicke, wo er ſehr beſchäftigt und von Beſuchen gedrängt war: er erkannte das Zeichen und ſeine Handſchrift, ich zerriß den Brief vor ſeinen Augen und warf ihn in den Ofen. Er muß alſo glauben, daß er vernichtet iſt.

Durch Kaſper hatte ich erfahren, daß ein ruſſiſcher General, deſſen edle Geſinnung allgemein bekannt war, ſich ſchon ſeit einiger Zeit im Schloſſe aufhielt und dort noch ein paar Tage verweilen würde. Der folgende Tag war zu einer Feſtlichkeit beſtimmt, zu welcher man aus Leipzig und der umliegenden Gegend viele Herren und Damen eingeladen hatte. Auch der ſchwediſche Offizier, deſſen Bekanntſchaft ich machte, als ich Sinclair zum erſtenmal ſah, und den ich einigemal beſucht, war zur Theilnahme an dem Feſte aufgefordert worden, wie faſt alle Offiziere, die ſich in Leipzig befanden. Daß ich nicht eingeladen wurde, konnte Abſicht ſein, fiel mir aber nicht auf, denn ich ging mit wenigen Perſonen um und wurde noch als Patient betrachtet. Indeſſen, mein Entſchluß war gefaßt, ich eilte nach der Stadt zurück, und es gelang mir leicht Frau von Rehling zu überreden, jetzt Leipzig zu verlaſſen. In frühern Geſprächen war oft die Rede geweſen von einer Freundin, deren Bildung, wie Geſinnung ſehr geprieſen wurde; ſie hielt ſich mit ihrer Familie in der goldnen Aue auf und hatte oft und dringend die beiden Frauen zum Beſuche eingeladen. Auch für Silén hoffte ich einen Aufenthalt in der Nähe zu finden. Alles wurde daher eingepackt, wir nahmen, nicht ohne Rührung, Abſchied von unſerer guten Wirthin und fuhren bis zu einem Dorfe in der Nähe des Schloſſes. Ich zweifelte nicht an Mathildens Rettung; Edmund jubelte, als er hörte, daß wir ihn zu ſeiner Mutter bringen wollten, und Silén ließ ſich willig aufpacken und plauderte fortdauernd.

In dem Dorfe blieb Frau von Rehling mit dem Kinde zurück, und ich verſprach ihr einen Boten zu ſenden, wenn ich glaubte, daß ihre Erſcheinung im Schloſſe nützlich ſein könnte.

Nach Mittag, ein paar Stunden vor Sonnen-Untergang, ritt ich begleitet von dem Burſchen, der Kaſpers Stelle vertrat, nach dem Schloſſe. Jetzt erſt, bei vollem Tageslichte, war ich im Stande daſſelbe zu überſehen; es lag reizend, in einer ſehr fruchtbaren Gegend und ſtellte ſich als ein großes, mächtiges Gebäude, mit imponirender Façade im Hintergrunde, dem Auge dar; auf beiden Seiten lieſen die anſehnlichen Nebengebäude nach der Landſtraße zu, den reinlichen Vorplatz bildend und von eiſernen Gittern eingeſchloſſen. Dieſes neue Schloß lehnte ſich an ein ſehr weitläufiges, altes, mit vier Thürmen an den Ecken, hoch, groß, und wenn gleich hier und da verfallen, doch noch nicht ganz unbewohnbar. Es wurde unordentlich von den eigentlichen Wirthſchaftsgebäuden umgeben, die mehrere Höfe in ſich faßten, und als wir an ihm vorbeiritten, zeigte mir der Burſche das hochliegende Fenſter in dem entfernteſten Thurme, hinter welchem die arme Mathilde einſam ſeufzte, während eine zahlreiche und fröhliche Geſellſchaft alle Räume des neuen Schloſſes einnahm und ſich zu einem großen Feſte vorbereitete.

Dem Schloſſe näher gekommen, fand ich das Dorf voll glänzender Equipagen. Wenige Wochen früher hatte der alles verwirrende Kriegsſtrudel dieſe Gegend in ſeinen Kreis geriſſen, die geſelligen Verhältniſſe waren gehemmt, geſtört worden: jetzt wagte die häusliche Ordnung ſich wieder hervor; die großen Siege erfüllten jedes Gemüth mit Freude, und was geſchehen war verſprach die glänzendſten Erfolge. Aber der Krieger bildete noch immer den Mittelpunkt aller geſelligen Zuſammenkünfte; Väter, Gatten, Brüder, Söhne folgten den ſiegreichen Fahnen, Truppen durchzogen das Land in allen Richtungen, Geneſende verließen die gefährlichen Lazarethe, Maſſen von Reitern und Fußvolk eilten von allen Seiten herbei die Heere zu verſtärken. Auch die Fremden, welche an unſerem Kampfe theilnahmen, wurden gern geſehen, und beſonders genoſſen die Ruſſen und ihr geliebter Kaiſer die allgemeine Zuneigung. Dieſe liebten es, wo ſie ſich aufhielten, Bälle zu veranſtalten, und wenn, in Zeiten ſolcher Angſt, Einladungen der Art den Frauen nicht immer willkommen waren, ſo fand dies wenigſtens diesmal nicht ſtatt. Ein allgemein verehrter Befehlshaber, der ſchon in dieſer Gegend ſich aufgehalten hatte, erſchien wieder, und es war einem jeden angenehm den Mann begrüßen und verehren zu können, welcher vielen in einer drückenden Zeit geholfen, allen die ſchweren Laſten erleichtert hatte.

Der ſchönſte Novembertag begünſtigte das Feſt; der Sturm, welcher ſeit mehreren Tagen herrſchte, hatte ſich gelegt, der Regen aufgehört, und der Himmel war heiter, die Sonne noch immer erwärmend. Es war einer jener ſchönen Tage des Spätherbſtes, an welchen wir, den nahenden Winter ahnend, den bald verrauſchenden Genuß mit wehmüthiger Innigkeit feſtzuhalten ſuchen. In Deutſchland gehören dieſe Tage, welche ſelten anhaltend ſind, zu den reizendſten des ganzen Jahres.

Geſchäftige Krieger ſuchten am Eingange des Schloßhofes in die Reihenfolge der Wagen einige Ordnung zu bringen, während dieſe langſam zu einem Thore hineinfuhren, vor der großen Treppe hielten, und der zierlichen Gäſte entladen zu einem andern heraus rollten. Zwiſchen den Wagen tummelten ſich Reiter, aus allen Thüren des alten und neuen Schloſſes erſchienen eng geſchnürte und zierlich gekleidete ruſſiſche Offiziere und ſchritten vorſichtig, die reinen Steine wählend, über den Hof.

Bei dem Anblick dieſes bunten Gedränges konnte ich mich nicht enthalten, einen Blick nach dem fernen einſamen Gefängniß zu werfen, wo diejenige in Schmerz verſunken weilte, welche vor allen geboren ſchien ein Feſt dieſer Art zu verherrlichen.

In der großen Vorhalle ſtanden Ordonanzen zu jedem Dienſte bereit; ich ließ mich als einen vorbeireiſenden preußiſchen Offizier anmelden und wurde ſogleich vorgelaſſen. Dem General, der mir freundlich grüßend und fragend entgegen trat, ſtellte ich mich als einen von ſeiner Wunde eben Geneſenen dar, der in dem Hauptquartier des berühmten alten Feldherrn zu dienen das Glück hätte und, jetzt zurückkehrend, die Befehle des Generals und ſeine etwaigen Aufträge zu erfahren wünſchte, wobei ich ihm nicht verhehlte, daß Umſtände meine Rückkehr zur Armee um ein paar Tage verzögern könnten. Mit heiterer Freundlichkeit vernahm der General meine Anrede: ich hoffe, ſagte er, daß nichts ſie verhindern wird an dem heutigen Balle hier theilzunehmen. Dieſe Einladung hatte ich erwartet und ich nahm ſie mit einer ſtillſchweigenden Verneigung an. Ich habe, fuhr der General fort, in frühern Jahren lange genug in Deutſchland gelebt, um den Ausländer zu erkennen; ſie ſind kein Deutſcher? Ich nannte mein Vaterland und er war begierig zu erfahren, welche Umſtände mich bewogen hatten, in preußiſchem Dienſte an dieſem Kriege theilzunehmen. Als ich ihm erzählte, wie ich, urſprünglich ein reiſender Gelehrter, der bald nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren geſonnen war, von der heiligen Sache, die alle Gemüther entflammte, mich ergriffen gefühlt hätte, pries er laut die Begeiſterung der deutſchen Jugend, die ein jedes jugendliche Gemüth unwiderſtehlich mit ſich fortreiße, ſelbſt Fremde in den Strom des neuen, friſchen, muthigen Lebens hineinzöge — und wollte mich eben verlaſſen, indem er mir die Thüre zeigte, welche nach dem großen Saale führte, in welchem alle Gäſte verſammelt waren, als er ſich auf einmal zu beſinnen ſchien. Ich habe einen Gaſt, ſagte er, dem es wahrſcheinlich lieb ſein wird die Bekanntſchaft eines Nordländers zu machen; es iſt ein Graf, ein ſpaniſcher Grande, der, mit der jetzigen Kortes-Regierung unzufrieden, emigrirte. Die Engländer ſind ihm verhaßt und auf dem feſten Lande fand er nirgends Ruhe; die letzten großen Ereigniſſe haben ihn daher bewogen hinter den ſiegenden Armeen in gehöriger Entfernung herzuziehen, und nachdem der rauſchende Strom des Krieges ſo weit gefallen ſein wird, daß die befreiten Ufer die grünenden Keime und Knoſpen der Geſelligkeit wieder zu entwickeln anfangen, wo er ſich aufhält, ſo hofft er allmälig ſich dem umgeſtalteten Frankreich zu nähern und dort eine neue Heimath für ſein Alter zu finden.

Wir traten in den Saal, welcher ſchon voller Gäſte war, und der General ſtellte mich, nachdem er den ſpaniſchen Grafen geſucht und gefunden hatte, dieſem vor. Es war ein langer, hagerer Mann, etwa ein Sechziger: die gelbe Farbe ſeines Geſichts, dünne, eingefallene Wangen, eine mächtig gekrümmte Naſe und buſchige, lange Augenbrauen, die das finſtere Geſicht beſchatteten, zeigten den ſtrengen, ernſten Spanier, der in ſteifer Haltung, mit aller Grandezza ſeines Volkes mir gegenüber ſtand. Da der General mich als einen Norweger vorſtellte, ſo betrachtete er mich mit ſtolzer Neugierde, ſchien aber wenig geneigt ſich mit mir weiter einzulaſſen. Ein paar Fragen, die in hochmüthiger Herablaſſung ihm faſt wider Willen entfuhren, ſchienen darzuthun, daß mein Vaterland ihm beinahe wie ein fabelhaftes Reich vorkam, etwa ſo, wie der hohe Norden in Cervantes phantaſtiſchem Perſiles und Sigismunda dargeſtellt wird.

Das Geſpräch zog ſich dürftig in die Länge, der Grande ließ ab und zu ein paar Worte hören und ſchien die Unterhaltung, die aber wenig Unterhaltendes hatte, eben ſo wenig fortſetzen, wie abbrechen zu wollen, welche grandioſe Kälte der General mit Verdruß wahrzunehmen ſchien. Aber bald wurde meine Aufmerkſamkeit von dem Grafen, obgleich er mich noch nicht entlaſſen hatte, abgelenkt, denn Kaſpers Anblick ſetzte mich in Verwunderung: er war in eine prächtige Livree, mit breiten goldnen Treſſen, gekleidet, warf mir einen flüchtigen, lächelnden Blick zu und hinkte mit ſchalkhafter Grazie herbei. Er näherte ſich dem Spanier und flüſterte ihm einige Worte über die Schulter zu, der Grande antwortete auf dieſelbe Weiſe und betrachtete Kaſper mit ſichtbarem Wohlbehagen. Das Geſpräch zwiſchen ihnen wurde lauter und in ſpaniſcher Sprache geführt, da doch der Graf ſich mit uns franzöſiſch unterhalten hatte. Hier einen Bedienten zu finden, der ſich ſo geläufig in meiner Mutterſprache ausdrückt, hat mich freudig überraſcht, ſagte er, und ſeine Laune ergötzt mich. In der That ſprach Kaſper mit dem Spanier auf eine recht vertraute Weiſe; obgleich dieſe Vertraulichkeit vieles von der eines beliebten Pudels hatte; er erhielt einige Aufträge, entfernte ſich und erſchien wieder. Alles iſt bereit, ſagte nun der Graf zu dem General und dieſer redete laut die ganze verſammelte Geſellſchaft an: ich habe ſie erſucht ſich etwas früher hier einzufinden und ſie haben mir dieſe Bitte freundlich gewähret — vernehmen ſie den Grund. Ich bin mit dem Herrn Grafen eine Wette eingegangen, ein jeder von uns will eine ächt nationale Ergötzlichkeit veranſtalten — der Graf den ſpaniſchen Fandango, ich eine engliſche [illegible] — und wir legen beide das Vermögen und damit den größeren Beifall zu erwarten; wer aber auch verliert, der Graf oder ich, ſo hoffe ich doch, daß die Geſellſchaft gewinnen wird und daß es uns gelingen ſoll die hier Verſammelten zu ergötzen. Während er ſprach hörte man ein Geflüſter der freudigen Ueberraſchung durch die Eingeladenen gehen; ein junger, ſchöner Mann in ſpaniſcher Tracht, die Haare in einem Netz tragend, leicht und zierlich geſchürzt und begleitet von einem lieblichen Mädchen in anmuthigem Schäfergewande, trat in den Saal.

Die Geſellſchaft vertheilte ſich unter die Säulen, welche auf beiden Seiten des Saales eine Gallerie zeigen, der mittlere Raum blieb frei; der junge Mann und das Mädchen verneigten ſich gegen die Anweſenden und der Tanz begann.

Der Fandango allein verdient vielleicht den Namen eines wahren und eigentlichen Tanzes; er verleiht dem ſchönen Körper eine eigene Sprache, deren geheimnißvolle Deutung nie durch den [illegible] Beifall nur zu mehr gereizt wurde. Langſam, aber mit unendlichem Genuß fing der Tanz an: jetzt, leicht in einander verſchwebende Bewegungen zeigten die zierlichſten Gruppen Formen, die wie in ihrem reich [illegible] Zauber auf immer feſtgehalten gewünſcht hätten. Die Töne der Caſtagnetten hoben ſich. Der Körper ſchien geneigt und

[illegible]

den ganzen Körper der Tanzenden durchzuckte und die [illegible] [illegible] jeden Nerv durchzitterte, als Flammen aus den rollenden Augen zu blitzen ſchienen und die Kaſtagnetten den Sturm der Leidenſchaft durch wilden Wirbel [illegible], als die Begierde den höchſten Gipfel erreicht hatte, während die leidenſchaftlichen Geſtalten in ihrer flammenden Glut doch die höchſte Grazie der Bewegung [illegible], in glühender Luſt zu vergehen ſchienen, — Plötzlich [illegible] Still und der Tanz war geendigt.

Ich fühlte, daß ich, ganz in das reizende Schauſpiel verſunken, keinen Eindruck auf die Zuſchauer nicht bemerkt hatte; als ich aber, wie aus einem wunderbaren Traume erwachend, um mich blickte, ſah ich wohl, daß die meiſten noch [illegible] [illegible] Wangen und viele Mädchen, als ſchämten ſie die gefährliche Bedeutung des Tanzes, die Augen niederſchlugen. Die Tänzer gingen auf den Grafen zu, verneigten ſich tief vor ihm und dem General, dann gegen die übrige Geſellſchaft und verſchwanden, während die bewundernde Erſtarrung in ein lautes Murmeln und endlich in lauten rauſchenden Beifall überging. Der General war entzückt; ſie haben gewonnen, rief er und umarmte den Grafen. Ich bat' ihn ein Zeichen nach dem Hof hinauf [illegible], als [illegible] er zu [illegible]. Ein ruſſiſcher Offizier kam und verſchwand wieder auf einen Blick des Generals. Kurz darauf klangen die erſten Töne [illegible] Hörner durch die Räume, ein jedes

Horn mit ſeinem beſtimmten Tone und von einem Manne geblaſen. Die Muſiker ſtehen dicht in einer Reihe und bilden die ſeltſamſte lebendige Orgel. Mehr und mehr Hörner ließen ſich hören, die tief klagenden Töne verſchlangen ſich immer inniger, immer gewaltiger, — ſie ſchwebten wie Meereswogen, wie ein unſichtbarer Orkan um uns und erſchütterten alle Zuhörer. Mir war es, als wenn die zerſtreuten Töne, welche in der Luft herumirren und vergebens einen Mittelpunkt ſuchen, die in den Wellen des ſtürmenden Meeres leben und in den ſchäumenden Waſſerſtürzen raſen, die, wie geheime Seufzer, die bebenden Saiten der Aeolsharfe durchzittern, jetzt eine Stätte endlicher Geſtaltung gefunden hätten, als wären die ſchlummernden Naturgeiſter wach geworden, als ſprächen Luft, Meer und Gebirge in der eigenen Sprache den eigenen Schmerz aus. Eine Orgel glaubte ich zu hören, deren Klänge von den grenzenloſen Räumen öder Haiden, von den waldigen Ufern blauer Seen, von den ſchroffen Gebirgswänden weiter Thäler, wiederſchallten, wie die Töne der gewöhnlichen von den Tempelhallen. Im Innerſten erbebend horchte jeder mit ſchmerzlicher Luſt — da ſchwiegen die gewaltigen Töne, aber der General gebot Stille und voll banger Erwartung lauſchten die Zuhörer; von Neuem brauſte die Muſik auf, noch ſtets gewaltig, doch weniger erſchütternd. Und nach Pauſen von wenigen Minuten ertönte ſie aus immer größerer Entfernung, bis ſie, wie eine leiſe Klage, wie ein verwehender Seufzer in der Luft verklang — gleich den ſcheidenden Tönen verſchwindender Geiſter.

Lange herrſchte im ganzen Saale eine feierliche Stille, jeder ſchien — kaum athmend — auf den letzten Hauch der ſchon verſchwundenen Töne zu lauſchen. Sie haben gewonnen, ſagte der Graf und ein ſeltſames Leben bewegte ſeine ſtarren Züge; auch der General ſchien von der vaterländiſchen Muſik erſchüttert. Ich dankte ihm, daß er den glühenden Eindruck froher ſüdlicher Luſt auf eine ſo großartige Weiſe vernichtet hatte, ich reichte ihm entſchieden den Preis.

Ja, wer hat nun gewonnen? ſagte nach einer bedeutenden Pauſe der General, und wer ſoll entſcheiden? Jeder von uns wird behaupten ſein Gegner habe den Sieg errungen, und keiner der Zuhörer vermag Erſcheinungen ſo ganz verſchiedener Art mit einander zu vergleichen, die Vorzüge deſſen, was in ſeiner Art — wir können es wohl geſtehen — ohne allen Vergleich iſt, abzuwägen und zu ſchätzen; und ſo, mein lieber Graf, ſind wir wohl genöthigt zu geſtehen, daß eine ſolche Wette niemals hätte ſtattfinden ſollen, denn, ſetzte er lächelnd hinzu — wir haben beide gewonnen und eben deshalb beide verloren. Darf ich einen Vorſchlag wagen? Wir wollen beide die Wette für verloren erklären, die Geſellſchaft wird hoffentlich geſtehen, daß ſie gewonnen habe und die paar Stunden nicht als verſchwendet betrachten. Beſtimmen wir die Summe der Wette zu einem Geſchenk für das nächſte Lazareth. Ich nehme dieſen Vorſchlag an, antwortete der Graf, und verdoppelte die Summe; der General drückte ihm gerührt die Hand, aber ich erfuhr, daß er ſtillſchweigend eine noch größere Summe gab.

Es dauerte einige Zeit, ehe die Geſellſchaft den gewaltigen Eindruck ſo mächtiger Erſcheinungen überwinden konnte, aber allmälig trat die geringere Gewohnheit in ihr uraltes Recht; Herren und Damen wogten plaudernd unter einander durch den Saal; die jüngeren Herrn näherten ſich den Mädchen und forderten ſie zum Tanze auf. Ich glaubte jedoch zu bemerken, daß leiſe Erinnerungen bei dieſen eine gewiſſe Schüchternheit hervorriefen, ich ſah Mädchen erröthend, ja faſt ängſtlich die Aufforderung annehmen. Neben mir ſaß ein ſchönes, einnehmendes Kind, welches alle Anträge entſchieden ablehnte; ſie iſt eine leidenſchaftliche Tänzerin und die beſte, ſagte mein Nachbar, ein Murmeln ging durch den Saal, auf ſie hatte man vorzüglich gerechnet: aber ſie blieb ſtandhaft bei ihrer Weigerung, ohne irgend einen Grund anzugeben — ich verſtand ſie und freute mich.

Ich fing nun an, nicht ohne Furcht, an die eigentliche Abſicht meines Hierſeins zu denken. Die Muſiker ſtimmten ſchon und ihre Töne klangen mir höchſt wider lich; der Ball ſollte beginnen und länger durfte ich mein Verhaben nicht aufſchieben.

Schon während ich mit dem Grafen ſprach, hatte ich Sinclair, mit einer Dame redend, welche ich für die Entführerin Mathildens hielt, unter der Menge in der Ferne entdeckt; jetzt ſtand er und dieſelbe Dame in meiner Nähe und ſtarrten mich an. Ich war in der Geſellſchaft unbekannt, Niemand ſchien ſich um mich zu bekümmern, und dieſes ſteigerte die Schüchternheit und das unſichere Benehmen, welches, wie euch nicht unbekannt iſt, mich in großen Geſellſchaften befällt, ohne daß ich es zu überwinden im Stande bin. Einem ſcharfſinnigen Beobachter, wie dem Oberſten, konnte meine Verlegenheit nicht entgehen; er dachte mir wahrſcheinlich zu imponiren, trat raſch auf mich zu, ſtellte ſich dicht vor mich hin, fixirte mich mit einem durchbohrenden Blicke und fragte: was verſchafft uns das unerwartete Glück ſie hier zu ſehen? — Aber er hatte ſich geirrt! von jetzt an war die Geſellſchaft für mich verſchwunden; der Mann, den ich als einen Verbrecher betrachtete und verachtete, den ich entlarven und züchtigen wollte, ſtand vor mir und meine Schüchternheit war verſchwunden. Die Einladung des Generals, antwortete ich kurz — er ſchien erſtaunt; da näherte ſich eben jener und ſagte zu mir: ſie ſind ein Nordländer, der Spanier und der Ruſſe haben, ſie werden es bekennen, die Geſellſchaft durch echt nationale Spiele zu ergötzen gewußt — vermöchten ſie wohl aus ihrem Lande uns ein eben ſo bedeutendes Spiel vorzuführen? Plötzlich durchzuckte mich der Gedanke dieſe Gelegenheit für meinen Zweck zu ergreifen, ſie ſchien mir höchſt günſtig; Muſik und Tanz nahmen die Aufmerkſamkeit der Zuhörer in Anſpruch, wir ſtanden in einer entfernten Ecke des Saals, von der Menge getrennt. Mein Vaterland iſt arm, antwortete ich, wir müſſen mit einer rauhen Gegend ringen; was bei uns gedeiht kann, als eine ſeltene Gabe der ſonſt kargen Natur, allen Werth nur durch innern Sinn, durch das Gemüth erhalten. Daſſelbe gilt von dem verwandten Nachbarlande, und in der That Ew. Excellenz, dieſes Schloß ſchließt einen nördlichen Schatz ſeltener Art ein, eine Sängerin, die auch durch Schönheit, Anmuth, Bildung allgemeine Bewunderung erwecken muß, — wenn der Herr Oberſt Sinclair, der dieſer Dame eine Wohnung hier anzuweiſen beliebte, die Güte haben wollte ihr Gefängniß aufzuſchließen, ſo bin ich überzeugt, daß ihr Geſang den Wettkampf mit dem Fandango, ja ſelbſt mit der Hörnermuſik wagen dürfte. Was höre ich, rief der General, eine ſolche Dame hier im Schloſſe und gefangen — gefangen durch ſie, Herr Oberſt? Darf ich das glauben? Sinclair war ſichtbar verlegen und ſchien ſich auf eine Antwort zu beſinnen. Ich benutzte ſein Stillſchweigen; ja, Ew. Excellenz, ſagte ich, ein Verbrechen verbirgt ſich in ihrer Nähe, und ich bekenne es, ich bin hergekommen es noch vor meiner Abreiſe zu enthüllen. Sinclair blickte mich wüthend an und ſchien antworten zu wollen. Hier iſt nicht der Ort dazu, flüſterte der General, indem er um ſich her blickte und uns zeigte, daß unſer heftiges Geſpräch bereits Aufmerkſamkeit zu erregen anfing. Sie gehen voran, gebot er dem Oberſten, und zeigte auf eine Thüre. Darf ich dieſe Dame erſuchen uns zu begleiten, ſagte ich und wies auf die falſche Gräfin, die auch ich für eine Italienerin erkannte. Der verwunderte General bot ihr den Arm, Sinclair ging ſtolz und trotzig voran, der General mit der Dame folgte und ich ſchloß mich an. Wir traten in ein entferntes Gemach, der General verſchloß ſorgfältig die Thüre und wandte ſich dann an mich. Der Oberſt, ſagte er, iſt mir, iſt allen ruſſiſchen Befehlshabern beſonders empfohlen, er hat ſich bedeutende Verdienſte um unſer Heer erworben — ich muß es ihnen ſagen, damit ſie wiſſen, was ſie unternehmen, wenn ſie ihre ſchwere Beſchuldigung nicht auf das beſtimmteſte erweiſen können. Sinclair ging wüthend auf und ab; ich fordere Genugthuung, blutige Genugthuung: darf ein unbedeutender junger Mann mich ungeſtraft beleidigen, hier wo ich Schutz erwarten, ja fordern darf? Schweigen ſie, gebot der General ſtrenge — und ſie, mein Herr, tragen ſie ihre Klage vor. Jetzt, da das Loos geworfen war, fühlte ich mich wunderbar beruhigt: ich weiß, was ich wage, ſagte ich, und bitte um Gehör, außerdem aber um die

Erlaubniß, der Dame wegen meine Klage in franzöſiſcher Sprache vortragen zu dürfen. Ich erzählte nun ruhig meine erſte Bekanntſchaft mit dem Rittmeiſter von Rehling, ſeinen Auftrag, meine Verwundung, mein Verhältniß zu den Frauen, die Umſtände von Mathildens Entführung, und wie ich mit Sicherheit wiſſe, daß ſie in einem entfernten Thurme des alten Schloſſes als Gefangene ſchmachte.

Während ich ſprach, ſaß der Oberſt wie in tiefem Sinnen, die Italienerin warf mir giftige Blicke zu, der General ſtummte auf Sinclair, und dieſer erhob ſich endlich völlig ruhig. Sie ſind mir zwar Genugthuung ſchuldig, ſagte er, und werden ſie mir nicht verweigern, aber ich entſchuldige ſie; wie ſie die Verhältniſſe betrachten, mußten ſie mich ſtrafbar, ſogar ſchuldig finden — denn, mein General, die Sache verhält ſich wirklich ſo, der Herr hat keine Unwahrheit geſprochen. Der General blickte ihn erſtaunt an. Beantworten ſie mir einige Fragen, fuhr Sinclair fort, und es wäre ſeltſam, wenn ſie, Herr General, wenn ſelbſt mein Ankläger mich nicht freiſprechen ſollte. Die Italienerin ſchien verwundert, athmete aber freier. Sie haben geſtanden, daß die heimathlichen Verhältniſſe der unglücklichen Frau ihnen nicht bekannt ſind; ſie wiſſen, daß ſie hier unter einem erborgten Namen lebt, und werden entſchuldigen, wenn ich Geheimniſſe zu bewahren ſuche, die ich kein Recht habe zu enthüllen, beren Enthüllung auch nicht nothwendig ſcheint. Obgleich ſie aber mit den Familienverhältniſſen unbekannt geblieben ſind, ſo haben ſie doch wohl erfahren, daß ich ein naher Verwandter Mathildens und ihres Gemahls bin; man wird ihnen nicht verſchwiegen haben, daß ich Mathildens Vormund wurde, als ſie ihre Eltern verlor, daß meine Sorgfalt ihr Vermögen rettete. Sie haben die Anmuth und Bildung dieſer Frau geprieſen — und wiſſen ohne Zweifel, daß ich die Erziehung des halberwachſenen Mädchens bis zu ihrer Verheirathung leitete.

Ich mußte geſtehen, daß Alles, was er ſagte, mir durch die Erzählung der Frauen bekannt war, und ſein Betragen würde mich in Verwirrung geſetzt haben, wenn ich nicht im Beſitze unwiderlegbarer Beweiſe geweſen wäre. Der General ſah mich zweifelhaft an, die Italienerin lächelte. Was ſollte mich nun wohl bewegen, fuhr Sinclair fort, das eigene Werk zu zerſtören? Hätte man mich nicht ſofort für einen Wahnſinnigen halten müſſen? Durfte ich nicht fordern, daß man wenigſtens vorausſetzte, ſehr ungewöhnliche Gründe, die freilich nicht jeder ahnen konnte, hätten mich zu dieſer außerordentlichen That bewogen, würden ſie erklären und rechtfertigen? Ich bin jetzt genöthigt dieſe Gründe zu entdecken. Das Geſchlecht, aus welchem Mathildens Gemahl ſtammt, wird ſeit Jahrhunderten von einem unſeligen, dunklen Geſchick verfolgt, es droht dem Geliebten — mit Untergang. Das zarte Gemüth ſchien dem Grame zu unterliegen und mein Freund entfernte ſie aus ihrem Vaterlande, ohne es ſelbſt verlaſſen zu können, in der Hoffnung, ſie von einer tödtlichen Schwermuth zu heilen. Ein grauenhafter Gedanke verfolgt ſie vor allem; ſie glaubt — Gott weiß, wie dieſe furchtbare Ide. in ihrer Seele entſtanden iſt — daß ihr einziges Kind, ihr Sohn beſtimmt ſei das Unglück des Vaters herbeizuführen. Dieſe Idee iſt bei ihr eine fixe geworden; in der ſtillen Einſamkeit brütet ihre Phantaſie über dem finſtern Unheile, welches, Vernichtung deutend, in der lieblichen Geſtalt des Sohnes ſie anzulächeln ſcheint. Ich würde kaum wagen eine Seltſamkeit zu erwähnen, die ihre Seelenkrankheit merkwürdig macht, wenn nicht zahlreiche Erfahrungen der bewährteſten Aerzte und Pſychologen ähnliche Thatſachen, als hinlänglich erwieſen, beſtätigten. Der Wahnſinn weiß ſich oft mit unergründlicher Abſichtlichkeit zu verbergen, und ſo äußerte Mathilde die geheime Furcht, welche ihr Inneres zerſtört, niemals gegen ihre Freundin, gegen ihre Umgebung. Sie ſcheint ihr ein Theil der dunkeln Geheimniſſe ihrer Famlie zu ſein und dieſe glaubt ſie nicht verrathen zu dürfen. Aber in Briefen an ihren Gemahl, in vertrauten Aeußerungen gegen mich wagt dieſer Wahn ſich hervor, und alle fürchterlichen Zeichen eines zerrütteten Gemüths haben mich dann oftmals auf ſchauderhafte Weiſe geängſtigt. Vergebens ſuchte ich nach Hülfe, als ich die geliebte Verwandte, zufällig, in dieſem gräslichen Zuſtande in Leipzig ſand; ich ſah, wie der unglückliche Gedanke immer mehr Raum bei ihr gewann, immer gewaltiger wurde und bebte vor den Folgen. Oft beſchloß ich mich an die Freundin zu wenden; aber wird die Entdeckung der ihr heiligen Geheimniſſe nicht noch zerſtörender auf ſie wirken? dachte ich. So von den Umſtänden gedrängt, von ihrem Gemahl, meinem Freunde, ſelbſt zu dieſem Schritte ermuntert, überredete ich meine Freundin — er wies auf die Italienerin, welche mich jetzt höhniſch und triumphirend anblickte — die geſpielte Rolle zu übernehmen, welche nur die Wahnſinnige täuſchen ſollte; ich entfernte Mathilden aus der Stadt, um ſie einem Arzt zu übergeben, der mit vielem Erfolge der Heilung Schwermüthiger ſich unterzieht.

Haben ſie es gut mit ihrer Verwandten gemeint, Herr Oberſt, fing der General an, ſo haben ſie doch höchſt unbeſonnen gehandelt; eine ſo gewaltſame That mußte die Schwermuth der Frau in gefährlichen Wahnſinn verwandeln. Und einen ſolchen Angriff auf eine freie Frau wagten ſie ganz auf ihre eigene Verantwortung? Die Frau erſcheint, ſie geſtehen es ſelbſt, allen übrigen verſtändig, und nur ſie erblicken in ihr eine Wahnſinnige, wenn ſie einſam iſt? Und dieſem Zeugniß ſollen wir glauben?

Ich ſah wohl ein, wie viel ich wagte, erwiderte Einclair, aber in wenigen Tagen muß der Arzt kommen, der in ſeiner langwierigen Erfahrung die Mittel finden wird ſich Mathilden zu nähern, ihr Vertrauen zu erwerben, und durch ihn erwarte ich mich gerechtfertigt zu ſehn.

Der General ſchüttelte bedenklich den Kopf und ich war über die Frechheit des Oberſten erſtaunt.

Ich erblickte in dem Tanzſaale einen ſchwediſchen Offizier, ſagte ich, mich ruhig an den General wendend, und irre ich nicht, auch noch einen zweiten; um meine Anklage völlig zu begründen und die Erdichtungen dieſes Herrn klar zu machen —

Erdichtungen! ſchrie Sinclair, und machte Miene mich anzugreifen; der General klingelte: verhalten ſie ſich ruhig, gebot er, und ertheilte flüſternd an die erſcheinenden Ordonanzen eine Ordre.

Um die Erdichtungen dieſes Herrn klar zu machen, fuhr ich ruhig fort, wünſche ich die Gegenwart der beiden ſchwediſchen Offiziere. Der General öffnete die Thüre, um einen Bedienten zu rufen; Kaſper, der alle meine Schritte belauſcht hatte, ſtand harrend im Vorſaal und trat, auf den Befehl des Generals herein. Auch die Anweſenheit dieſes Bedienten wird erforderlich ſein, ſagte ich, und der Oberſt wurde immer wüthender; zugleich erſchienen zwei bewaffnete ruſſiſche Soldaten und ſtellten ſich auf einen Wink des Generals vor die Thüre.

Meine Ruhe und Zuverſicht ſchien den General ſchon im Voraus von der Wahrheit meiner Anklage Zeugniß abzulegen, ich ſah, wie er ſeinen Zorn zu unterdrücken ſuchte. Kaſper hatte den Auftrag erhalten die Schweden in das Gemach zu bringen; ſie traten ein, und noch ſchien Sinclair nicht alle Hoffnung aufgegeben zu haben — als ich Kaſper bei ſeinem Namen rief: gieb mir den Brief, ſagte ich, erhielt ihn und überreichte ihn dem einen der ſchwediſchen Offiziere mit der Bitte ihn treu zu überſetzen.

Jetzt erſt erblaßte Sinclair — die Augen blickten ſtarr auf den Brief und den Schweden, welcher ihn zu leſen begann; als er die erſten Worte der Ueberſetzung hörte, ſchrie er, ſich ganz vergeſſend, laut: hölliſcher Verrath und wollte auf Kaſper losſtürzen, fühlte ſich aber von den ruſſiſchen Soldaten ergriffen, die ihn von nun an zwiſchen ſich feſthielten. Die Italienerin affektirte eine Ohnmacht, Niemand bekümmerte ſich um ſie. Nachdem der Offizier den Brief einigemal durchleſen hatte, überſetzte er ihn ins Franzöſiſche.

Sinclair ſuchte in dieſem Briefe Mathilden zu bewegen, daß ſie ſich von ihrem Manne trennen ſollte. Edward, ſo wurde dieſer genannt, wäre verloren, verſicherte der Oberſt, liebe ſie ſelbſt aber zu ſehr, um nicht eine Trennung zu wünſchen. Nicht nur ihr, ſondern auch ihres Kindes Glück fordere, daß ſie ihr Schickſal von dem unſeligen Looſe ihres Mannes trenne. Edward kenne Sinclairs Liebe und wiſſe, wie lange er mit dieſer unglücklichen Neigung gekämpft habe, er wünſche, daß ſie jetzt erwidert werden möge. Edwards Schickſal führe ihn, wie Sinclair betheuerte, immer tiefer in das Verderben hinein, und das Grauen, welches ihn umgibt, läßt keinen Raum für die Liebe in ſeinem Herzen. Endlich beſchwor er Mathilden die Gewalt, welche er verübt hatte, zu vergeſſen, ſie als eine Folge ſeiner glühenden Liebe zu betrachten. Er ſuchte ihr darzuthun, daß, nachdem dieſer Schritt geſchehen ſei, ihre eigene Ehre einen ſolchen Ausweg fordere.

Der Brief iſt falſch, es iſt ein ſchändlicher Betrug, es iſt nicht meine Handſchrift! rief Sinclair.

Ich kann verſichern, ſagte der eine Schwede, daß die Handſchrift des Herrn Oberſten mir wohl bekannt iſt, und daß ich ſie in dieſem Briefe genau wieder erkenne.

Warten ſie, rief der General, verſchwand in das anſtoßende Kabinet und erſchien ſogleich wieder mit einem Billet; dieſes wurde mit dem Briefe verglichen: hier iſt der vollſtändigſte Beweis ſagte er.

Nachdem der General zur klaren Ueberzeugung des Verbrechens gekommen war, ging er zuerſt heftig auf und nieder; man bemerkte, daß es ſeine Abſicht war den aufſteigenden Zorn zu überwinden. Mit würdiger Ruhe trat er dann Sinclair gegenüber: dieſe Nacht hindurch wird man ſie bewachen, ſagte er, morgen gehen ſie mit einem

Transport Gefangner nach Rußland, und ich werde Sorge tragen, daß ſie unter genaue Aufſicht kommen. Ich ſtehe unter höherem Schutze, rief Sinclair trotzig. Jetzt aber, Herr, — ward geantwortet — ſind ſie in meiner Macht und ich werde, was ich thue, zu vertreten wiſſen. Sie, Madame, fuhr der General fort, ſich an die Italienerin wendend, haben die Güte das Schloß ſogleich zu verlaſſen, und ich verzichte auf das Glück ſie jemals in dieſer Gegend zu treffen; die Dame fand für gut aus ihrer Ohnmacht zu erwachen, ſie weinte vor Wuth und verließ das Gemach.

Nachdem auch Sinclair weggeführt worden war, wandte ſich der General gegen mich: und nun die Frau? Sie erwartet den Augenblick, ſagte ich, wo es ihr vergönnt ſein wird ſich ihrem grosmüthigen Befreier perſönlich dankbar zu erzeigen. Eilen ſie, rief der General, und ich ging, von Kaſper begleitet, nach dem alten Thurme. Den Burſchen habe ich nach dem nahen Dorfe geſandt, ſagte mir dieſer, während wir forteilten, Frau von Rehling und der Knabe müſſen bald hier ſein; ich lobte ſeine Umſicht.

Als ich in Mathildens Gefängniß trat, erſtaunte ich über die Ruhe, mit welcher ſie mir entgegen kam, ſo wie ich früher ihre Ergebung in das härteſte Geſchick bewundert hatte. Sie erwartete uns, durch Kaſper von Allem unterrichtet, und war nicht prächtig, aber geſchmackvoll und ſorgfältig angezogen; eine ſtille Würde, durch den verdrängten Gram gehoben, veredelte ihre Geſtalt, ſo daß ich nie ein herrlicheres Weib geſehen zu haben glaubte.

Ich führte Mathilden in das Kabinet, wo der General ungeduldig ihrer wartete; als er ſie erblickte, trat er erſtaunt zurück — und an dieſer Frau wagte der Nichtswürdige zu freveln? — rief er mir zu, führte ſie zum Sopha und äußerte ſeine Freude über die glückliche Wendung eines ſo unheildrohenden Ereigniſſes. Ich beneide den jungen Mann, ſagte er, der das Glück hatte ihnen einen ſo weſentlichen Dienſt zu erzeigen. Mathilde, die in dieſem Augenblicke das Bedenkliche ihrer Stellung zu mir fühlen mochte, erwiderte: ich bin dem Herrn Storm ausgezeichneten Dank ſchuldig; er hat den Auftrag meiner Freundin mit eben ſo vielem Geſchick als Klugheit ausgeführt. Und ich darf dieſes Lob nicht annehmen, antwortete ich, denn derjenige, welcher von der Frau von Rehling den Auftrag erhielt und ihn ſo geſchickt ausführte, der mir nur das Letzte, Leichteſte überließ, mich an einen grosmüthigen Mann zu wenden, an deſſen Schutze ich nicht zweifeln durfte — war dieſer Bediente. Sinclairs Bedienter! rief der General — du franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch redender Witzling, Liebling des alten Grafen — aber wo iſt deine glänzende Livree geblieben? Ich habe, antwortete Kaſper, der jetzt in ſeinem einfachen Ueberrocke erſchien, wie ein großer Herr, nachdem er bedeutende Thaten verrichtet und ſich zurückgezogen hat, — die goldene Laſt mit den andern Laſten und Laſtern, als Verſtellung, Intrigue, Betrug, die ich, wie die Vornehmen, tragen mußte, glücklich abgelegt; dieſer Herr iſt der meinige, ich trage das beſcheidene Kleid, was er mir giebt, und diente nur ihm und dieſer Frau, als ich mich einen Diener des Oberſten und ſeiner Dame ſchelten ließ.

Während der General Mathilden zu erheitern ſuchte, blickte Kaſper nach dem Hofe; er hatte einen Wagen rollen hören und flüſterte mir ins Ohr: ſie ſind da. Sie werden mich entſchuldigen, redete ich den General an, daß ich es gewagt habe die Freundin dieſer Dame und ihren Sohn einzuladen; der General eilte hinaus ſie zu empfangen. Wir waren ſtumme Zeugen dieſes Wiederſehens nach einer ſo drohenden Trennung; Edmund, der ſich aus den Armen der Mutter losgeriſſen hatte, ging keck auf den General zu: guten Tag, Mann, ſprach er; die Mutter hat mir geſagt, daß ein häßlicher Mann ſie von mir wegführen wollte, und daß du ſie mir wiedergeſchenkt haſt; ich danke dir.

Sie haben mir den ſchönſten Genuß bereitet, ſagte der General und drückte mir gerührt die Hand. Wir waren alle glücklich; ſelbſt Mathilde, einer ſo großen Gefahr entronnen, wurde heiter. Während des ganzen Vorfalles hatte keines mehr an den Ball gedacht, obgleich die Muſik mit ihrer ewigen Wiederholung wirbelnder Töne zu uns herüberſchallte. Sie ſind nun einmal hier, fing der General an, und obgleich ihre gegenwärtige Stimmung ſie wenig geneigt machen kann, ſich in die Luſt der Geſellſchaft zu miſchen, ſo wage ich dennoch die Bitte, daß ſie mich in den Saal begleiten möchten. Meine Freundin, erwiderte Frau von Rehling, darf, wie ich glaube, dieſes gütige Anerbieten nicht ablehnen; was in dieſem Gemach ſich ereignete, hat auch außerhalb die Aufmerkſamkeit erregt. Während wir einige Minuten vor der Schenke des Dorfes hielten, wurde unter der neugierig verſammelten Menge manches geſprochen. Man wollte ein lautes Geſpräch in dem Saale gehört haben, dann wären ſie, Herr General, mit einem franzöſiſchen Gefangenen, deſſen Aufenthalt in der hieſigen Gegend und freier Umgang mit den höheren Offizieren ſchon längſt auffiel, und einem jungen preußiſchen Offiziere aus dem Saale verſchwunden, ohne ſich wieder erblicken zu laſſen. Eine Wache wäre nach dem Kabinette beordert worden; die Verhaftung des Gefangenen, die plötzliche Entfernung der Frau, welche ſeit einiger Zeit hier im Schloſſe die Wirthin machte, ſteigerte die Neugierde, und eben, als dieſe Geſpräche im vollſten Gange waren, erſchienen Männer, die das Geheimniß ganz genau und aus den ſicherſten Quellen zu kennen vorgaben. Sie, Herr General, verſicherten dieſelben, hätten ſich durch einen jungen Offizier verleiten laſſen eine ſchwermüthige, an einer bedeutenden Seelenkrankheit leidende Frau dem ſorgfältigen Gewahrſam eines Verwandten zu entreißen; dieſer Verwandte hätte die Abſicht gehabt ſie einem berühmten Arzte in der Nachbarſchaft zur Heilung zu übergeben, und ſie würden Grund genug finden ihre That zu bereuen. Du ſiehſt, liebe Mathilde, daß es unter dieſen Umſtänden nothwendig iſt dich zu zeigen.

Für eine Frau, die von jeher wenig Neigung fühlte, ſich in die große Geſellſchaft zu miſchen, äußerte Mathilde, deren Luſt zur Einſamkeit ſeit längerer Zeit, durch Ereigniſſe mancherlei Art, geſteigert wurde, iſt es ein peinliches Gefühl, ſich unter ſolchen Umſtänden der Neugierde einer aufgeregten Verſammlung preis zu geben. Ich hätte mich durch Kaſpers Hülfe, oder von Storm begleitet, im Stillen aus meinem Gefängniſſe hinwegſchleichen können, ich glaubte es nicht thun zu dürfen, und ſehe wohl ein, was ich jetzt dem Manne, welchem ich ſo vieles verdanke, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Was nothwendig iſt, muß man tragen können; ich ahnde, daß es nicht das Härteſte iſt, was ich noch werde zu dulden haben. Ich bin bereit.

Als der General ſich anſchickte die Damen zu begleiten, ſuchte ich mich unbemerkt wegzuſchleichen und ein ſchweigendes Einverſtändniß billigte mein Benehmen, ich trat durch einen gewöhnlichen Eingang in den Saal, und da ich unbekannt war, ſo entzog ich mich leicht der Aufmerkſamkeit. Die Muſik ging träge, nur wenige Paare tanzten, aber überall hatten ſich flüſternde Truppen gebildet. Kurz nach meiner Ankunft wurden die Flügelthüren, welche nach den innern Gemächern des Schloſſes führen, geöffnet und der General führte die beiden Frauen herein; Mathilde hatte Edmund an der Hand.

Plötzlich ſchwieg die Muſik, die Tanzenden verließen ihre Reihen, alle Blicke wendeten ſich den Eintretenden zu. Nie erſchien mir Mathilde bewundernswürdiger: einer Fürſtin gleich zeigte ſich die edle Geſtalt in ruhiger Milde, jede Spur von Aengſtlichkeit war verſchwunden. Sie warf einen klug beſonnenen Blick auf die Verſammelten, und jene einnehmende, lebendige Verſchmelzung von Kühnheit mit Schüchternheit, die das anſcheinend Widerſprechende durch eine höhere, edlere Gewalt zu vereinigen weiß, gab dieſem Blicke eine unbeſchreibliche Anmuth. Sie verdunkelte in meinen Augen ihre ganze Umgebung, ſelbſt die Freundin trat in Schatten. Ein Murmeln ging durch die Geſellſchaft; welche iſt die Schwedin? flüſterte man ſich zu, und die meiſten waren einig Mathilden zu bezeichnen. Das Außerordentliche mußte ſich, wie man glaubte, durch die Bedeutendſte darſtellen. Nur hier und da hörte ich einen rohen, jungen Mann von Wahnſinn reden; aber der herrſchende Eindruck zwang ihn zu verſtummen.

Der General ſtellte die Freundinnen den vornehmſten Damen vor; ich habe das Glück gehabt, ſprach er ſo laut, daß die Umſtehenden es verſtehen konnten, dieſe Dame aus den Händen eines ſchlechtgeſinnten Verwandten zu retten, und rechne auf den Dank meiner liebenswürdigen Gäſte, daß es mir gelang, ſie und ihre Freundin zu überreden ein paar Stunden in ihrer Geſellſchaft zuzubringen. Er nannte beide und ſie verſtanden es bald durch ihr edles Betragen die müßige Neugier abzuweiſen. Ruhe, die ſich gleich bleibt, übt eine große Gewalt aus. Nach kurzer Zeit waren die Frauen in ganz gewöhnliche Geſpräche verflochten: die großen Ereigniſſe der nahen Vergangenheit, das in den verhängnißvollen Tagen Erlebte gab reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung, einige der gebildetſten Frauen fühlten ſich zu den Fremden hingezogen, und bald gehörte der beiden Freundinnen Gegenwart zu den gewohnten Erſcheinungen. Die Neugierde war befriedigt, Muſik und Tanz begannen wieder, und Mathilde mit Frau von Rehling und einige andere Damen zogen ſich in ein nahes Kabinet zurück. Der ſpaniſche Graf entfernte ſich gar nicht mehr von Mathilden, ſie hatte ſeine Aufmerkſamkeit für den ganzen Abend gefeſſelt, und auch ſie ſchien mit großem Intereſſe ſeine Reden anzuhören. Der General mußte ihm Aufklärung geben und that es gern. Als er der Rolle erwähnte, welche des Granden Liebling, Kaſper dabei geſpielt hatte, äußerte er triumphirend, wie er in dieſem Bedienten gleich einen ungewöhnlichen Menſchen erkannt hätte und verlangte ihn zu ſprechen. Ich wurde herbeigerufen, mußte ihm aber leider ſagen, daß er ſich bereits entfernt hatte, um in einer nahe liegenden Stadt das Nachtlager für die Frauen beſtellten. Der alte Herr konnte ſich über ſeine Entfernung gar nicht tröſten.

Mathilde hatte ſich ſchnell die Zuneigung der Frauen erworben, man behandelte ſie mit ausgezeichneter Achtung, aber Edmund verdarb vieles wieder. Der ſchöne Knabe, welcher mit großer Keckheit auf ſeine Weiſe ſich erluſtigte, wurde von den Damen bewundert: ein liebenswürdiges Kind, rief man, ein wahrer Engel! Mathilde war offenbar misvergnügt, als ſie dieſe Lobſprüche vernahm, aber auch Edmund keinesweges zufrieden. Die Frauen hätſchelten, ſtreichelten und küßten ihn; er zeigte ſich dabei ſehr widerſpenſtig, endlich riß er ſich ungeduldig los, drängte ſich an die Mutter und klagte laut und verdrießlich: warum küſſen und ſtreicheln mich die da? das mag ich nicht leiden. Die Frauen wurden verlegen — ein unartiger Bube, flüſterte eine, Schade, daß die feine Frau die Erziehung ihres Kindes auf eine ſo entſetzliche Weiſe vernachläßigt, ſagte die andere; der General war in der Nähe und lächelte.

So waren ein paar Stunden ruhig vergangen; die meiſten, vom Tanze hingeriſſen, ſchienen Mathilden vergeſſen zu haben, nur einige junge Herrn ſuchten ſchüchtern ihren Anblick aus der Ferne zu gewinnen. Ich hielt mich gefliſſentlich meiſtentheils entfernt, aber umhergetrieben von Langerweile, und voll Verlangen eine Geſellſchaft zu verlaſſen, die für mich keinen Reiz hatte, war ich in das Kabinet gerathen, wo die Frauen ſich unterhielten. Sie behaupteten ja, erinnere ich mich recht, ſagte der General mir entgegen kommend, daß die befreite Dame eine vorzügliche Sängerin und der Geſang ihrer nordiſchen Lieder etwas Außerordentliches ſei; ich wage eine Bitte. Noch ehe ich antworten konnte, war ſie angebracht. Mit einer Ruhe, die mir grosartig dünkte und die Mathilde den ganzen Abend hindurch beibehalten, verſprach ſie zu ſingen: wie dürfte ich ihnen eine ſo kleine Bitte abſchlagen, ſagte ſie — nur werden ſie es auf ſich nehmen müſſen, wenn meine einfachen Lieder nicht gefallen. Die Guitarre war bald zur Stelle und ſie ſang.

Es war ein neueres Lied „Necken,“ (die Nixe) in welchem der Dichter mit Glück die ſtille Klage aus den Tiefen der Natur darzuſtellen ſuchte. Eine Nixe ließ wehmüthig ihre Trauer laut werden über den Verluſt des Geliebten, der durch Odin aus der Tiefe des Meeres emporgeriſſen, als Stern am Himmel funkelte und ſich jetzt hinter Wolken verbarg. Die Melodie dieſes Liedes hat jene ergreifenden Töne der Trauer, welche aus der altſcandinaviſchen Geſangsweiſe ſo wunderbar hervorklingt; mit großem Geſchick benutzt, und ſelbſt mittelmäßig geſungen muß ſie einen tiefen Eindruck machen. Wir Norweger dürfen es nicht leugnen, daß die ſchwediſche Sprache, durch ihre vollen Vokale und ſtark bezeichnete Konſonanten, für Melodien der Art einen bedeutenden Vorzug erhält.

In ſolchen Liedern, die völlig individuell ſind, kann das Gemüth mitklingen, und, von allen Rückſichten befreit, ſich unbefangen offenbaren. Die ſeltner wechſelnden, oft wiederkehrenden, einfachen Töne werden durch ihre Wiederholung, anſtatt zu ermüden, uns immer theurer, und je klarer, je freier die Seele aus ihnen heraustönt, von keiner überflüſſigen Kunſt gefeſſelt, deſto tiefer iſt der Eindruck. Mathildens reine, wunderbar klangreiche Stimme ließ die Sehnſucht, den Schmerz unverhüllt walten; es war nicht die äußere Gewalt, vielmehr die innere Kraft, welche alle Zuhörer ergriff. Die Töne ſchienen nicht unmittelbar zu klingen, ſie dünkten uns ein Widerhall, ein Echo des bebenden Herzens, des innerſten Daſeins, aus der tiefen, vollen Bruſt. Und wenn langanhaltende Töne, von einzelnen Klängen der Saiten begleitet, durch die Luft ſchwebten, dann war es, als vernähme man ein Geiſtergeflüſter, ein ätheriſches Säuſeln, wie mit den Saiten der Guitarre wie mit einer Aeolsharfe ſpielend. Die fremde Sprache erſchien den Zuhörern wie eine fremde Welt, durch die leichtfaßliche Melodie näher gerückt, ja verſtändlich.

Ein leiſes Murmeln drang aus dem Kabinet in den

Saal; die Muſik ſchwieg, die Tanzenden verließen ihre Reihen zum zweitenmal und drängten ſich in die Nähe der Sängerin. Eine Grabesſtille herrſchte rundum und nur einzelne Seufzer wurden hier und da vernommen. Mathilde ſchien die Geſellſchaft vergeſſen zu haben, ſie war ganz in den Geſang verſunken, und alle glaubten das tiefe Geheimniß ihrer Leiden jetzt enthüllt zu ſehen und zu verſtehen, ohne es zu kennen.

Sie haben gewonnen, ſagte der Spanier und war auf eine Art ergriffen, die mit der kalten Grandezza einen ſeltſamen Kontraſt bildete. Sie haben gewonnen, ſagte der General und drückte mir die Hand. Noch immer dauerte die Stille fort, nach und nach fingen einige jedoch ein leiſes Geſpräch an und man zerſtreute ſich ohne Geräuſch. Ich betrachtete mit Verwunderung dieſen tiefen Eindruck und konnte nicht leugnen, daß der Graf und der General Recht hatten; Mathildens Geſang trug den Preis davon.

Als die Nachbarinnen ſich wieder gefaßt und in die gewöhnliche Stimmung verſetzt hatten, begannen nun die Lobſprüche nach herkömmlicher Weiſe; Mathilde zeigte das vorige, milde, ruhige Geſicht, und keiner erkannte mehr in ihr die eben ſo tief bewegte Sängerin, welche alle Zuhörer erſchüttert hatte. Mein Vaterland, ſagte ſie, iſt nicht allenthalben ſo dürftig, wie man glaubt, und beſonders meine Heimath beſitzt alle Reize, die ein mächtiger Landſee, fruchtbare Aecker, eine für den Norden ungewöhnlich reiche Vegetation und herrliche Buchen- und Tannenwälder einer offnen heitern Gegend ertheilen können. Aber das Grauen der nördlichen Natur hauſt in unſerer Nähe, wir ſehen die rauhen Gebirge vor uns, die Ströme wälzen ſich durch zerriſſene Thäler und der kalte Sturmwind brauſt über die kahlen Höhen. Das Gefühl dieſer Nähe drückt ſich in unſeren Geſängen aus, und unſere Volkslieder ſind ein treuer Spiegel der Natur, die ſie erzeugte. Es war offenbar Mathildens Abſicht den Eindruck, welchen ſie gemacht hatte, wenn auch nicht zu vernichten, ihm doch eine andere Richtung zu geben, man ſollte nicht glauben die Aeußerung perſönlicher Gefühle vernommen zu haben. Sie wollte als die treue Darſtellerin der Gefühle ihres Volks erſcheinen, und ihrer klaren, leidenſchaftsloſen, wenn auch nicht kalten Haltung gelang, was faſt unglaublich ſchien. Man pries Mathildens Geſang, ihr Geſchick ſchien ſich des Eindrucks zu ſchämen, dem man ſich thörichterweiſe überlaſſen hatte, und ſuchte eine beſchwerliche Empfindung durch kalte beurtheilende Bewunderung zu verdrängen. Aber es gelang nicht ganz, wider Willen blieb eine Stimmung die herrſchende, die drückend erſchien, weil man ſie gern entfernen wollte.

Der General zeigte ſich, nach dem Ereigniſſe, welches uns einander ſo nahe gebracht hatte, gegen mich freundlich, ja vertraulich. Die kurze und doch ſo bedeutende

Bekanntſchaft, die geringe Wahrſcheinlichlichkeit, daß wir jemals in eine genauere Berührung kommen würden, machte dieſes Betragen weniger bedenklich. Es iſt eine räthſelhafte Frau, ſagte er, aber ſie iſt unwiderſtehlich; ein Glück muß ich es faſt nennen, daß ſie bald verſchwinden wird, daß ich ſie nie wiederſehen werde — und ich begreiſe nicht, wie ſie, mein Freund, ſo ungeſtraft in ihrer Nähe leben können. Ich liebe, Herr General, antwortete ich; wenn der Norden, rief er, noch eine Zweite beſitzt, die geliebt zu werden verdient, nachdem man Mathilden geſehen hat, ſo muß es noch immer das Land der Götter ſein!

Der Wagen erwartete die Frauen, ſie trennten ſich von der Geſellſchaft mit einem ruhigen Anſtande, der jeden Ausbruch der Empfindung hemmte; der Graf geleitete Frau von Rehling, der General Mathilden: dieſer konnte den mächtigen Eindruck, dem er unterlag, nicht mehr verbergen — nur Mathilde ſchien ihn nicht zu bemerken.

Ich ſchwang mich auf mein Pferd; das große erleuchtete Schloß mit ſeiner lermenden Muſik lag bald hinter uns, nach und nach verſchwanden die Lichter, die Töne verſtummten, und eine Stunde ſpäter, tief in der Nacht, hielten wir vor dem beſtimmten Gaſthofe, die Frauen ſtiegen aus, ließen ſich ihre Wohnung zeigen, um nach einem ſo bewegten Tage auszuruhen. Auch ich trat in mein Schlafgemach, Kaſper kam mir entgegen und wies nach dem Bette, wo Silén ruhig ſchlief. Noch betäubt von den heutigen Ereigniſſen, ſah ich hier ſchon wieder eine neue Schwierigkeit aufſteigen; Siléns Gegenwart, ſein unglücklicher Zuſtand, war Mathilden völlig unbekannt. Welch' eine neue Qual iſt der unglücklichen Frau vorbehalten, dachte ich, brachte die Nacht faſt ſchlaflos zu und erwachte unruhig. Wie ſollſt du das erſte Zuſammentreffen mit dem armen Silén vorbereiten? fragte ich mich und ſann vergebens auf ein Mittel. Die Wagen ſtanden bereits fertig zur Abreiſe und noch war ich voller Zweifel, der entſcheidende Augenblick näherte ſich und ich ſah keinen Ausweg einen Auftritt abzuwehren, vor deſſen Folgen ich ſchon lange gezittert hatte.

Aus dieſem qualvollen Zuſtande befreite mich eine Einladung der Frauen; Mathilde war blaß, ſie ſchien vergebens nach ruhiger Faſſung zu ringen: Silén iſt hier, ſagte ſie, ich habe es erfahren und kenne ſeinen Zuſtand. Wie lebhaft ſchwebt mir der Abend vor der Seele, an dem er mich aus den Händen eines Mannes rettete, deſſen Gewalt ich eben durch ihre Hülfe entronnen bin; wie muß ich mir es vorwerfen, daß ich ſeiner faſt ganz vergaß. Er verſchwand damals, ich habe ihm nicht einmal gedankt, und nun ſoll ich ihn wiederſehen und in welchem Zuſtande? — Ich las den tiefen Kummer in ihren Zügen, als ſie fortfuhr: er muß mit uns reiſen und in unſerer Nähe bleiben, wir müſſen für ſeine Pflege — wenn es möglich wäre — für ſeine Heilung ſorgen, bis ſie ſich wieder ſeiner annehmen können, treuer Freund! Es war das erſtemal, daß ſie mich ſo traulich anredete, ich kämpfte mit einer Empfindung, die mich zu überwältigen drohte.

Zitternd und von der Freundin begleitet ſtieg Mathilde die Treppe hinunter, Silén ſtand reiſefertig da; ſie erkannte ihn: der arme Silén, ſagte ſie, er hat ſich ſehr verändert und wandte ſich ab ihre Thränen zu verbergen. Silén aber blickte ſie mit Erſtaunen, ja mit Schrecken an; die ſtumpfen Geſichtszüge veränderten ſich und ein ſeltſames Geſchrei entfuhr ihm — Mathilde erblaßte, die Freundin zitterte, mir ſchauderte und ich erwartete, wie betäubt, nun das Seltſamſte. Aber nach wenigen Minuten ſchüttelte er den Kopf, ſtrich ſich, wie ſinnend, die Stirn und verfiel wieder in den vorigen ſtumpfen und ruhigen Zuſtand. Wie ich es ſelbſt erfahren hatte, vermochte nur der erſte Anblick einer bekannten Perſon, wie deren Anrede, eine dämmernde Erinnerung in ihm zu erwecken; wenn dieſer Eindruck verſchwunden war, ließen ihn Geſtalt und Rede gleich unempfindlich. Als daher der erſte Schrecken vorüber war, konnte ich mit einiger Zuverſicht den Frauen verſichern, daß ein ähnlicher Auftritt nicht wieder ſtatt finden würde; ſie ſtiegen in den Wagen — Silén nahm den Rückſitz ein — und fuhren fort.

Die Reiſe konnte nicht angenehm ſein; ohne frohe

Hoffnung für die Zukunft bot uns die Gegenwart nur trübe Bilder; die kurze, heitere Zeit des Spätherbſtes hatte ein Ende genommen, die Wolken ergoſſen ſich in Regenſtrömen, die Flüſſe waren über die Ufer getreten. Auf grundloſen Wegen, durch überſchwemmte Felder reiſten wir fort, und Städte und Dörfer, die wir durchzogen, lagen in düſterer Einſamkeit vor uns; der ſonſt erquickende Regen befeuchtete das welke Gras, ohne es zu beleben — die Frauen ſaßen ſtill und in ſich gekehrt, Silén ſtumpf, ohne ſein Glück zu erkennen, Mathilden gegenüber. Welch' eine qualvolle Freude würde er empfunden haben, wenn er ſich ſeiner Lage bewußt geweſen wäre! aber die feurige Leidenſchaft war mit ſeinem Bewußtſein untergegangen; ſie kannte, ahndete ſeine Liebe nicht und mich peinigte die ſorgenvolle Theilnahme an dem Schickſale beider.

Wir hatten beinahe den zukünftigen Aufenthaltsort der Frauen erreicht und das Schloß lag dicht vor uns, aber in Herbſtnebeln verhüllt; ich war ziemlich weit hinter dem Wagen zurückgeblieben, als ich plötzlich ein Geſchrei hörte — ich eilte ſogleich vorwärts und ſah mit Schrecken, daß der Wagen umgeworfen hatte: Silén lag hingeſtreckt auf der Erde, die Frauen und Edmund umringten ihn, Kaſper half dem Kutſcher und den Bedienten den Wagen aufrichten.

Als ich mich näherte erhob ſich Silén bereits wieder, ſtarrte verwundert um ſich her, und rief dann heftig und laut Mathildens Namen aus. Sie kennen mich, Silén, ſprach dieſe begütigend; er ſchwieg, ſeine Augen glühten, wie mit Entſetzen ſtarrte er noch immer nach Mathilden hin: ob ich dich kenne? rief er endlich, ich kenne keine andere; du warſt mein Leben, dein Bild hat ſich in mein Inneres gewühlt und iſt mit mir in das Grab geſunken; du haſt mich aus dem Grabe hervorgerufen und auf die Erde zurückgebannt. Jetzt ſind wir allein — Alles iſt verſchwunden, Vergangenheit und Zukunft tauchen unter in dieſem einzigen Augenblicke — daß du und ich und unſere Liebe allein übrig bleiben. Er ſtreckte die Arme aus, er ſchien ſie umfaſſen zu wollen; da wandte ſie ſich voll Entſetzen, floh und war bald im Nebel verſchwunden.

Was ich that, was ich dachte in dieſem entſetzlichen Augenblicke, ich weis es kaum. Inſtinktmäßig beſchwor ich Frau von Rehling ſich mit dem Knaben in den wieder aufgerichteten Wagen zu ſetzen, und unterſtützte Silén, der von Neuem umzuſinken drohte. Er blickte mich verwundert an und ſchien in tiefes Sinnen verloren; du biſt es, Storm, wie iſt mir, wo bin ich? Ein wunderbares, ſeltſames Bild ſchwebte vor meinen Augen; daß du hier biſt, daß ſie, ſie daſtand, ihre himmliſchen Augen mich milde anblickten, daß ich ſelbſt hier bin — ich faſſe es nicht. Er war ſehr matt. Ich ſah nun, daß eine wohlthätige Erſchütterung bei dem Umſturze des Wagens ihm wiedergegeben hatte, was der Schuß ihm raubte. Mit

Kaſpers Hülfe brachte ich ihn langſam nach dem Schloſſe, die Batterie wurde überwältigt, ſagte er mit ſchwacher Stimme, während wir fortgingen, ich floh und ſtürzte, von einer Kugel getroffen, zu Boden.

Hier, im dichten Nebel, auf dem Felde, erwache ich — und ſie ſteht vor mir; ich rief ihren Namen, meine Liebe fand Worte — und ich ſah ſie im Nebel verſchwinden. Du wirſt mir ſagen, wie ich dieſes Seltſame deuten ſoll, war es Traum oder Wahrheit? — du wirſt Alles erfahren, erwiderte ich, ich habe dich hierher geführt — aber jetzt mußt du ruhig ſein.

Als wir uns dem Schloſſe näherten kam ein junger Mann mit mehreren Begleitern uns entgegen. Im Schloſſe, ſagte er, wäre Alles in großer Beſtürzung; der Eigenthümer und ſeine Frau hätten zwei Freundinnen, die ihre Ankunft zugeſagt, mit großer Sehnſucht erwartet, und auf einmal wäre eine Dame mit allen Zeichen des Entſetzens in das Thor hineingeſtürzt. Faſt zu gleicher Zeit wäre ein Wagen mit einer Frau und einem Knaben erſchienen, der Hausherr ſei herbeigeeilt und habe mit Erſtaunen die ſehnlich erwarteten Gäſte erkannt. Die Dame, welche im Wagen ankam, wäre ſchnell herausgeſprungen, hätte geſucht die Fliehende zu beruhigen und ſchleunigſt Hülfe für einen Kranken gefordert, den man auf der Straße in der Nähe des Hauſes finden würde.

Silén wurde in ein freundliches Zimmer gebracht, der

Herr vom Schloſſe kam, um mich zu begrüßen, ſich nach dem Kranken und dem ſeltſamen Ereigniſſe zu erkundigen; glücklicherweiſe konnte ich faſt die ganze Wahrheit ſagen. Silen war ſehr matt, von einem innern Misbehagen ergriffen, das nach und nach in Schläfrigkeit überging; ich ſah ihn endlich mit Freude einſchlafen. Man beſorgte einen Arzt aus der nächſten Stadt, und als die erſte Verwirrung nach einem ſo unerwarteten Ereigniſſe verſchwunden und Mathilde zur Ruhe gebracht war, gelang es mir Frau von Rehling allein zu ſprechen. Nie erſchien mir die klare Ruhe und der hülfreiche Sinn dieſer Frau wichtiger, als in dieſem Augenblicke; eine neue drohende Verwickelung der Verhältniſſe hatte ſich eingefunden und der folgende frühe Morgen mußte mich auf dem Wege zu meiner Beſtimmung ſehen. Ihr vertraute ich nun, was ich bis jetzt verheimlicht, Silens tiefe Liebe und wie ſie ſtörend auf ſein ganzes Leben eingewirkt hatte. Was ſie jetzt gehört haben, ſchloß ich, war ich ohnedies geſonnen ihnen noch vor meiner Abreiſe mitzutheilen, denn ich dachte mir die Möglichkeit, daß Silen in Mathildens Nähe wieder hergeſtellt werden könnte. Hier, erwiderte ſie, erleben wir nun einen von den Fällen, wo es den meiſten Menſchen zweifelhaft ſcheinen möchte, ob ſie der Wahrheit treu bleiben, ſie verheimlichen oder mittheilen ſollen, was auf den kranken Freund, wenn er es erführe, vielleicht einen bedenklichen, ja gefährlichen Einfluß ausüben könnte. Aber wagen wir es wahr zu ſein; Menſchen über ihre inneren Verhältniſſe zu täuſchen iſt immer mislich, und auf jeden Fall würde unſere Verantwortung größer ſein, wenn der auch wohlmeinende Entſchluß der Verheimlichung nicht den erwarteten Erfolg hätte. Mathilde muß Alles erfahren und es ſollte mich freuen, wenn ſie noch vor ihrer Abreiſe eine Gelegenheit fänden, auch Silen über ſeine bewußtloſe Vergangenheit und ſeine gegenwärtige Lage aufzuklären.

Nach kurzer Ruhe war Mathilde wiederhergeſtellt und erſchien zwar trübe, aber ruhig, milde, duldend, wie immer. Der Herr und die Frau vom Hauſe waren freundlich, aber die überraſchende Begebenheit hatte das erſte, fröhliche Zuſammenſein geſtört. Der Abend war da, der letzte, welchen ich in der Nähe der mir ſo theuer gewordenen Frauen zubringen ſollte und er verfloß in trüber Stimmung. Der Augenblick der Trennung nahte, denn am frühen Morgen wollte ich weiter reiſen und den Reſt des Abends mit Silen zubringen: es war mir unmöglich meine Rührung zu verbergen. Ihr dürft euch nicht wundern, ſagte Frau von Rebling, indem ſie ſich an den Wirth und ſeine Gemahlin wandte, wenn wir nicht gleichgültig bleiben, indem wir uns von dieſem jungen Freunde trennen; er hat uns in einer bedenklichen Lage treulich beigeſtanden, und wir dürfen das ſchnelle Vertrauen, welches Rebling nach einer vorübergehenden Berührung zu ihm faßte, den Auftrag, welchen er erhielt, wohl zu jenem [illegible] [illegible], die [illegible] und [illegible] [illegible] gezeigt sich als eine [illegible] [illegible] einer höheren Macht, die über uns waltet, zu betrachten. [illegible] Frauen [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] Billigung, und die [illegible] [illegible] ist, wenn man [illegible] die andern, als [illegible] die [illegible] zu [illegible], und die [illegible] und [illegible]; ja, die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ich weiß es, und wo ich sie [illegible], [illegible] ich ihnen mit dem [illegible] [illegible], mit der [illegible] [illegible] entgegenkommen, die ganz [illegible] [illegible] [illegible].

Schmerzlich bewegt verließ ich die Frauen und ging zu Eduard, bei welchem ich den Tag blieb. [illegible] hat [illegible] [illegible] Moment, den ruhigen, [illegible] Blick, [illegible] [illegible] [illegible], als er den [illegible] [illegible] [illegible], gegen mich zu [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und ich [illegible] [illegible], als er seinen Namen nannte, in [illegible] einen [illegible] zu erkennen, den ich [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; ich glaubte einem solchen [illegible] nicht [illegible] zu [illegible] und bat ihn [illegible], nach meiner [illegible], an [illegible] [illegible] zu [illegible]. Ihre Freundin hat Recht, sagte er, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Herz; wie [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] noch jene [illegible] [illegible] nicht [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

die allmälig mit Mathildens Gegenwart bekannt machte, [illegible] ihre Nähe ihn mehr zu erfreuen, als zu erschüttern. Es ist doch hart, sagte er halb aufgebracht, daß ich nach so vielen Jahren Mathilden wieder traf, um jetzt als [illegible] ein Gegenstand des [illegible] Mitleidens, und kaum als [illegible] [illegible] [illegible] zu sein.

Ich traf Eduard später, lang vor unserem Einzuge in Paris; er war heiter und fröhlich, alle seine Freunde fanden ihn völlig verändert; er hatte sich ausgezeichnet und freute sich über die Aussichten, welche vor ihm lagen. Und Mathilde? — fragte ich ihn, als wir allein waren; ich [illegible] ihre Wege nicht, antwortete er, aber sie [illegible]; sie ist unglücklich, aber sie [illegible] heiter, als ihr Begleit, und meine Neigung hat nicht am Ziele verloren, weil sie durch ihre Nähe gelindert wurde. Sie [illegible] und [illegible] meinem Verlangen, und ich schäme mich nicht es zu gestehen, durch diese Frau lernte ich erst ein Mann sein.

Als ich nach Beendigung des Krieges durch die [illegible] Gegend reiste, in der Hoffnung die Frauen noch einmal zu begrüßen, fand ich sie nicht mehr; Frau von [illegible] hatte ihren Mann [illegible] und Mathilde's Aufenthalt konnte ich nicht erfahren.

Wie werde ich mich [illegible], als ich sie hier [illegible] und [illegible] Frau wiederfand, die nicht einmal begrüßen konnte!

Mathildens Bitte, ihre furchtbare Lage, gab dieſer Erzählung ein übermenſchliches Intereſſe, Dorothea fühlte ſich tief bewegt; die Nacht war faſt ganz verfloſſen, ohne daß man es bemerkt hatte. Nach einem langen Stillſchweigen begann Longe: die Morgendämmerung wird ſich bald zeigen und der anbrechende Tag unſere Beſorgniß vermindern; auch Etienne und Verdahl glaubten, daß man kaum mehr etwas zu befürchten wäre. Dorothea hatte die eigenen kaum überſtandenen Gefahren, die noch drohende, ganz vergeſſen; Mathildens Bild erfüllte ihre Seele und das Schickſal einer Frau, die ſie noch nicht einmal kannte, laſtete ſo ſchwer auf ihr, wie kaum das eigene. Eben wollte ſie einige Fragen an Etienne richten, als man draußen ein bedenkliches Geräuſch hörte; ein Murmeln ließ ſich vernehmen, eine lebhafte Bewegung, die immer mehr anwuchs, dann ein lautes Geſchrei, wie von vielen Stimmen, endlich in der Ferne Schüſſe. Etienne, Longe und Paul ſprangen auf, griffen nach den Waffen und eilten hinaus: Verdahl blieb zurück die Frauen zu ſchützen und zu beruhigen.

Die Poſthalterwohnung lag an der Landſtraße, und gerade dieſer gegenüber befand ſich ein Wald, deſſen Rand nach der Seite hin mit Gebüſch bewachſen war, welches jetzt tiefer Schnee bedeckte. Longe, rief Etienne, dort hinter dem Hauſe und auf beiden Richtungen der Landſtraße, in weiter Ferne, haben ſich unſere Feinde verſammelt, und hier vor dem Eingange ſehe ich keinen einzigen Mann. Wenn nun die Aufrührer ſich durch dieſe Gebüſche ſchleichen, finden ſie keinen Widerſtand, dringen in das Haus, und was wir vertheidigen wollen, iſt verloren; Bull, lauf dort nach Weſten zu, ich glaube, daß da die meiſten ſind, ſie müſſen eilen herzukommen — wir bleiben hier. Bull gehorchte und Storm hatte richtig geahndet: der Schnee auf den Gebüſchen bewegte ſich und Männer ſuchten ſich einen Weg durch ſie zu bahnen. Keinen Schuß, ſagte Tonger, ſchrie mit Storm den Heraufkletternden zu und als dieſe, hier keinen Widerſtand vermuthend, nicht antworteten, ſtießen ſie mit den Kolben darauf los, wo ſie eine Bewegung wahrnahmen; ſie hörten ein Geſtöhne, ein Poltern, als wenn Menſchen hinabrollten. Aber der Verſuch wurde an vielen Stellen in der Nähe von andern wiederholt, und obgleich einige, wie die erſten, durch den Angriff zurückgetrieben wurden, ſo konnten ſie es doch nicht verhindern, daß zu beiden Seiten, in größerer Entfernung immer mehrere Aufrührer durch die Gebüſche drangen und die Straße erreichten. Bald mußten ſie den bisherigen Kampf aufgeben; von allen Seiten angegriffen ſtellten ſie ſich vor den Eingang des Hauſes, dieſen zu beſchützen. Die Feinde kamen in ſtets größeren Haufen; zwei ſtürzten von Storms Doppelflinte getroffen, ein dritter durch Tongers Schuß; mit den Kolben ſchlugen ſie die Eindringenden zu Boden, aber ſchon wurden ſie von mehreren Händen ergriffen und vermochten ſich kaum mehr gegen die Menge zu wehren — da öffnete ſich ſchnell die Thüre, ein Mann trat hervor und ſie ward wieder geſchloſſen. Ich, Malkolm, bin da, rief eine laute, gebietende Stimme — er war mit einer Stange bewaffnet; eine augenblickliche Pauſe entſtand: nennt euch, gebot er, mehrere ſagten ihre Namen. Greift ihn, ſchrie'n viele Stimmen, er hat uns verlaſſen, tödtet ihn, er wird uns verrathen. Nein, riefen andere, er hat ſich beſonnen, er kehret zu uns zurück, einen Anführer, wie dieſen finden wir nicht wieder. Torger und Storm waren zweifelhaft. Haltet euch an mich, flüſterte Malkolm, nur ihre Uneinigkeit kann euch retten. Aber dieſe dauerte nicht lange: hilf uns dieſe entwaffnen, damit wir dir trauen, ſchrieen ſelbſt ſeine Anhänger — aber die drei ſprangen jetzt vor und wagten einen plötzlichen, unerwarteten Angriff; viele ſtürzten, und eben als die Aufrührer nun vereinigt, Malkolm und ſeiner Täuſchung fluchend, auf die Freunde eindringen wollten, wurden ſie von Guldbrand und ſeinen Männern angegriffen. Sie flohen zu den Haufen, die in der Ferne kämpften und das Haus war gerettet. Unſrer ſind zu wenige, berichtete Guldbrand, ſie drängen uns überall. Auf! Alle zurück! gebot Storm, wir müſſen die Wohnung umzingeln, jeden Eingang beſetzen; Gott behüte nur, daß wir genöthigt werden uns in das Haus zurückzuziehen, doch bleibt es das letzte Rettungsmittel.

Während nun die kämpfenden Bauern ſich zuſammenzogen, ſtürmten die Aufrührer von allen Seiten herbei; ſchon fielen Schüſſe auf das Haus, einzelne Kugeln drangen durch die Fenſterladen, man hörte die Scheiben klirren, Storm entſetzte ſich. Immer näher kamen die Feinde, viele Bauern hatten ſich bereits in das Haus geflüchtet, als man ein Rufen von den nahen Bergen hörte; Schüſſe fielen und die Aufrührer ſahen ſich im Rücken angegriffen: in kurzer Zeit waren die meiſten von ihnen gefangen oder gefallen, die übrigen zerſtreut.

Der Tag war über dem Kampfe völlig angebrochen, Cederſtröm erſchien mit ſeinen Truppen und alle freuten ſich ſeiner Ankunft, aber er ſah ſich ängſtlich ſuchend um: wo iſt Heggelund? fragte er beſorgt. Heggelund hier? rief Storm; er *war* hier, antwortete Cederſtröm. Es erſchien ein Bauer, der ihn noch vor Kurzem geſehen zu haben behauptete; er bezeichnete die Gegend und ein zweiter beſtätigte die Ausſage. Er war im Begriff geweſen mit einigen Männern aus Swennaes die Fliehenden nach der nordweſtlichen Schlucht zu verfolgen. Iſt es ihnen gelungen ihn dort hinein zu locken, dann iſt er verloren, rief Torger; erinnerſt du dich jenes krummen Weges, der auf einmal durch einen Felſenſpalt wie verſchloſſen ſcheint? Wenige Steine, von der Höhe heruntergeſtürzt, ſperren ihn auf mehrere Stunden, ſelbſt für Fußgänger; wir haben ihn in unſerer Jugend nicht ſelten beſucht. Auf, zu Pferde, ſchrie Cederſtröm, ſo weit es möglich iſt; verſuchen wir Alles. Storm betrachtete erſt einige Augenblicke mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit eine ſteile, hier und da bewachſene Bergwand, die ſich im Weſten des Thales emporthürmte, warf dann die Doppelflinte über die Schulter, eilte auf ſie zu und kletterte kühn hinan. Man ſah ihm mit Erſtaunen zu; Steine rollten unter ſeinen Füßen, herabſtürzende Schneemaſſen bedeckten ihn, Baumzweige brachen praſſelnd unter ſeinen Händen, er ſchwebte über Abgründen, und oft glaubte man ihn ſchon zerſchmettert herunterſtürzen zu ſehen. Aber er erreichte glücklich den oberen Rand des Berges und verſchwand. Torger, Bull, Guldbrand waren Cederſtröm gefolgt. Er kennt die Gegend, rief ein Bauer aus dem Thale; dicht vor dieſem Rande vorbei geht der Weg, welcher ſich durch das Gebirge zieht — aber es war ein verzweifeltes Unternehmen. Nun was hilft es ihm, ſagte ein anderer; er iſt allein, keiner kann ihm folgen, wie Heggelund iſt Storm verloren. Das war ein unglücklicher Tag, an dem wir herkamen; ſchon war der Sieg in unſeren Händen, und nun iſt Swennaes verödet, Thränen und Jammer in jeder Hütte: mancher von unſeren Bauern fiel bereits hier, aber ſind dieſe beiden verloren, was iſt an uns gelegen? — Er wird den Alten ſchon retten, ſagte der dicke Even, der ſich aus dem Hauſe geſchlichen hatte und von den Uebrigen, die noch immer nach der Bergwand hinſtarrten, hinter welcher Storm verſchwunden war, bisher nicht bemerkt worden war; und ſo entſchieden wirkte das Vertrauen zu Evens Divinationsgabe, daß ſie ſich durch ſeinen Ausſpruch getröſtet fanden und mit Zuverſicht dem Erfolge eines ſo kühnen Unternehmens entgegen ſahen.

Indeſſen war Storm rüſtig zugeſchritten, er hatte den wohlbekannten Weg gefunden und hörte nun in der Stille, welche ihn umgab, weit unter ſich, Tritte von Menſchen, die ſich näherten. Er ſchlich vorſichtig weiter, da ſah er vier Männer, die einen gebundenen hohen Mann vor ſich hertrieben und eilig fortzogen. Er verbarg ſich hinter dem Gebüſch und ließ ſie näher kommen: ſchon ſchritt Heggelund an ihm vorüber, die übrigen folgten ſchimpfend — die Räuber glaubten hier keine Gefahr beſorgen zu dürfen, ſie ſahen nur auf den Weg, welcher noch vor ihnen lag, und den ſie ſo eilig wie möglich zurückzulegen wünſchten. Ein Schuß ſtürzte den erſten zu Boden, ehe ſie ſich beſinnen konnten fiel der zweite, und mit umgekehrter Flinte drang Storm auf den dritten ein und ſchlug ihn nieder. Doch der vierte floh nicht, kühn ſtürmte er, nachdem er geſchoſſen und gefehlt hatte, wie Storm bewaffnet, auf dieſen los und ſein Kolbenſchlag drohte ihm den Kopf zu zerſchmettern; aber Storm traf die gehobene Flinte mit einem kräftigem Schlage, ſie flog aus den Händen des Gegners und er ſtand waffenlos da. Doch in demſelben Augenblicke fühlte Storm die Hand, welche die ſchwere Waffe trug, umfaßt, die Flinte wurde zugleich von ſeinem Feinde ergriffen und entſank ſeinen Händen.

Jetzt griffen ſich beide, wie die alten Kämpen, mit den Fäuſten an; Schlag fiel auf Schlag, ſie umfaßten ſich mit kräftigen Armen, wanden ſich ringend hin und her und hoben einander in die Höhe, um ſich zu ſtürzen, aber an Stärke gleich, ſchien keiner von beiden das Uebergewicht zu gewinnen. Als hätte eine Uebereinkunft ſtatt gefunden, ließen beide die Arme ſinken, verſchnauften und ſahen ſich jetzt erſt an: Storm, rief der eine verwundert, Thorgreen, ſchrie Storm faſt entſetzt. Jetzt, da er ſeinen Gegner erkannt hatte, ſchien er zu vergeſſen, was ihn hergebracht hatte; es war nicht mehr Heggelund allein, es war dieſer, Dorothea und Mathilde, an die er dachte, für die er kämpfte; alle Ereigniſſe der letzten verhängnißvollen Tage ſchwebten ihm vor — es war Malkolms böſer Dämon, der ihm gegenüber ſtand, den er beſiegen mußte. Da ergriff ihn eine ungeheure Wuth, jeder Muskel ſchwoll krampfhaft an und zitterte, die Lippen bebten, die Augen rollten, ſeine Haare ſträubten ſich empor — Entſetzen und Wuth ſchienen ihn verwandelt zu haben. Es war jener phyſiſch-poetiſche Wahnſinn — die Berſerkerwuth — welche die alten Nordländer bewunderten, ja als heilig betrachteten, die ihn befiel und bewies, daß das Blut der nordiſchen Urväter in ſeinen Adern rollte.

Thorgreen lauerte wie ein Tiger, unbemerkt hatte er in die Taſche gegriffen, ein blankes, ſcharfes Meſſer blitzte plötzlich in ſeiner Hand und zuckte nach dem Leibe des Gegners; aber eben ſo ſchnell abgeleitet ſtreifte der Stahl nur die Seite, Thorgreen fühlte ſeine Hand wie von eiſernen Klammern umſchloſſen und erſchrack über dieſe augenblickliche, übernatürliche Gewalt der Wuth. Gleiche Waffen, Schurke, ſchrie Storm, wand das Meſſer aus der Hand ſeines Gegners und ſchleuderte es weit weg; das Blut ſtrömte aus der Wunde — Blut, ſchrie er, wie im Wahnſinne, ja Blut muß ich ſehen, wenn auch mein eigenes. Jetzt erſt entſank Thorgreen der Muth, er glaubte einen zürnenden Rachegeiſt vor ſich zu ſehen und erblaßte; ein furchtbarer Schlag, mit geballter Fauſt unter das Herz zwiſchen die Rippen geführt, traf ihn, das Blut ſtürzte aus dem Munde und er ſank zu Boden.

Heggelund ſah indeſſen kalt und ruhig dem Kampfe zu; er hatte ſich wirklich verleiten laſſen, von einigen Männern begleitet, die Fliehenden in jene Schlucht zu verfolgen: aber andere verlegten ihm den Rückzug, er wurde abgeſchnitten, ſeine Begleiter fielen, geriethen in Gefangenſchaft, oder flohen. Er ſtand allein und kämpfte grimmig wie ein Löwe; erſt nach langem Widerſtande wurde er überwältigt, die erbitterten Gegner wollten ihn tödten. Tödtet ihn nicht, ſchrie Thorgreen, er iſt uns ein wichtiges Pfand der Rache und der Sicherheit. Man griff ihn, ſchnürte ihm die Arme feſt auf den Rücken und vier Männer nahmen ihn in ihre Mitte. Da aber jetzt die verfolgenden Bauern von allen Seiten her drängten, ſo zerſtreuten ſich die Aufrührer in den Bergen, und nur dieſe vier erreichten die enge Spalte, wälzten große Steine von oben hinein und waren dadurch von ihren Verfolgern getrennt. Daß Heggelund von jenen fortgeführt wurde, ahndete noch keiner unter dieſen, und ſo entkamen ſie glücklich. Der Gefangene ging ſtumm, allen Verhöhnungen Trotz bietend, wie ein alter Held in ihrer Mitte, bis er die Schüſſe hörte und Storm erkannte, als dieſer mit dem Kolben den dritten Gegner niederſchlug. Da er die beiden letzten Kämpfenden entwaffnet ſah, und ein gewaltiges Ringen den Streit entſcheiden ſollte, wurde er von einer mächtigen Erinnerung an die alte Zeit ergriffen; mit ſteigender Bewunderung betrachtete er die gewandten Ringer, Ingrimm ergriff ihn, er riß an den Banden, die ſeine Arme feſſelten, ohne ſie zerreißen zu können, als er das verrätheriſche Meſſer in Thorgreens Hand blinken ſah, aber mit triumphirender Freude bemerkte er die furchtbare Wuth, welche Storm ergriffen hatte: Berſerker, Berſerker, triff den Verräther, der alte Kämpe ſteht gebunden, rief er ihm freudig zu.

Thorgreen war geſtürzt, der mit dem Kolben daniederGeſchlagene ächzte, die von Schüſſen Getroffenen ſchienen todt. Noch ſtand Storm, ſchnaubend, mit wildrollenden Augen, auf die Flinte, die er mechaniſch ergriffen hatte, geſtützt, da und ſtarrte auf die Erde; das Blut floß aus ſeiner Wunde, färbte das Kleid und den zertretenen Schnee.

Man hörte ein Rufen: Cederſtröm, Torger, Bull, einige junge Bauern ſtürzten herbei; Heggelund wurde losgebunden, während Torger zu dem erſtarrten Freunde hineilte, der nichts von allem, was vorging, zu merken ſchien. Storm, rief er, Storm, du haſt eine wackere That gethan, vier Feinde liegen zu deinen Füßen, der Alte iſt befreit; du bluteſt, beſinne dich. Aber er antwortete nicht. Wie biſt du hergekommen, wohl durch einen Zauber? fragte Torger theilnehmend; aber Storm blieb ſtumm. Lieber Sohn, ſagte mild der alte Heggelund, der, ganz aus dem altnordiſchen Traume erwacht und für Storm beſorgt, ſeine Hand faßte, lieber Sohn, höre mich: deine, deine Dorothea ängſtigt ſich. Ich alter Thor, ſie war beſſer, reiner, als ich, daher erkannte ſie dich. Jetzt ſchlug Storm die Augen auf, ein tiefer Seufzer wälzte die ungeheure Laſt von ſeiner Bruſt; milde und doch noch wie von dem Grauen der Erinnerung bewegt, antwortete er: ja Vater Heggelund, (zum erſtenmal redete er ihn ſo an) du biſt gerettet, aber mein Zuſtand war gräslich; ich befand mich in der Hölle, ich kämpfte mit den Geiſtern der Tiefe, ſelbſt von nächtlichen Kräften ergriffen. Darf der Menſch ſo ſein? Wohl darf der Menſch ſo ſein, verſetzte

Heggelund, ſchmähe deine Wuth nicht, ſie war durch die Liebe geheiligt.

Die Wunde wurde eilig verbunden, man ging durch den nun geöffneten Weg zurück und führte den ſchwankenden, blaſſen Storm mit ſich.

Während dieſer Zeit herrſchten Verwirrung, Angſt, Verzweiflung in der Predigerwohnung. So lange der Kampf dauerte ſaßen die Frauen in ängſtlicher Stille; Malkolm trat herein, als die Aufrührer das Haus beſtürmten, in der entſetzlichen Angſt bemerkte man ihn kaum — nur der Prediger erhob ſich und ſchloß die Thüre wieder. Mit Malkolm war Mathilde in die Stube getreten, man empfing ſie theilnehmend; Dorothea hielt ſich, durch ein geheimes Gefühl getrieben, in ihre Nähe, aber keines ſprach. Als die überwiegende Zahl der Gegner die Vertheidiger nach dem Hauſe zurückdrängten, als Schüſſe gegen die Wände prallten, ſuchten die Frauen hinter dieſen Schutz. Sie hörten die Fenſter klirren, ſahen Kugeln in der Stube rollen und erwarteten, von Entſetzen ergriffen, das Gräslichſte. Da hörten ſie den Jubel, ſie athmeten freier, die Thüren wurden geöffnet, die Beſinnung kehrte zurück; ſie erwarteten nun die Freunde eintreten zu ſehen. Cederſtröm ſei der Befreier, hörte man, Heggelund wäre auch da geweſen, aber verſchwunden und man glaubte ihn in die Gewalt der Feinde gefallen; die Freunde eilten zu ſeiner Befreiung, Storm ſei tollkühn den ſchroffſten Felſen hinaufgeklimmt und wohl auch verloren. Da vermochte Dorothea das Furchtbare nicht länger zu ertragen: ein lauter Schrei entfuhr ihr und ſie ſank ohnmächtig in Mathildens Arme.

Stundenlang herrſchte eine Grabesſtille unter den Unglücklichen; Dorothea, aus der Ohnmacht erwacht, blickte Mathilden mild an: wir ſind doch recht unglücklich, ſagte ſie ſanft; o hilf mir das Unglück tragen, du Starke! Der Prediger, Malkolm, Mathilde beteten, die Predigerfrau rang die Hände, das Kind weinte. Sie ſind da, ſie ſind alle da, ſchrie man aus der Ferne; Storm hat Heggelund muthig gerettet, die Tage der alten Helden ſind wieder erſchienen. Dorothea horchte hoch auf, ſie vernahm den Jubel immer deutlicher, ſie konnte nicht mehr zweifeln; da ſtürzte ſie auf die Knie, von Dank und Schmerz durchdrungen, rang die Hände und flehte: Gott, Gott, hilf der Freundin, hilf Mathilden, wie du mir geholfen haſt.

Heggelund trat in das Zimmer, den blaſſen, matten Storm an der Hand und führte ihn zu Dorothea: vergieb mir, Dorothea, ſagte er, daß ich ihn nicht erkannt habe, wie du — und der alte Mann weinte. Du biſt verwundet, ſagte Dorothea zärtlich und reichte Storm die Hand. Es war ja für dich, antwortete er lächelnd, und die Wunde iſt nicht gefährlich. Mathilde trat Storm entgegen und grüßte ihn: ja, ich ſage es jetzt, wie damals, als wir uns trennten, jetzt, da ich für die Erde rettungslos verloren bin, ſie ſind mir abermals von Gott geſandt.

Aber Malkolm ſtand in tiefen Kummer verſunken; der Kampf, das Blut, welches gefloſſen war, laſtete auf ſeiner Seele. Er bebte, als ſich Cederſtröm ihm näherte: Malkolm, ſagte dieſer, was ich wollte, weißt du — leider es war zu ſpät. Treuer Freund, der Frevler muß büßen, antwortete dieſer. Heggelund, fuhr Cederſtröm fort — dieſer war ihr Feind. Warum kannten wir uns nicht früher, ſagte Heggelund, dieſe Tage der Greuel wären nicht erſchienen, der alte Fluch wäre in Milde und Freundſchaft gelöſt. Verbrechen erzeugen Fluch, und Fluch erzeugt Verbrechen, erwiderte Malkolm in einem Tone, bei dem alle bebten, und ſie pflanzen ſich von Geſchlecht auf Geſchlecht fort; aber der Herr iſt gnädig und barmherzig und will den Fluch mit meinem Blute löſen, und mir dem Verbrecher iſt er langmüthig erſchienen. Sein Name ſei geprieſen. Bredahl trat zwiſchen ſie, ſegnend erhob er ſeine Hände: was den Vätern nicht vergönnt war, werden die Kinder vollenden, ſagte er weiſſagend.

Stunden vergingen abermals. In einer feierlichen Stimmung erwarteten die Verſammelten den nächſten Augenblick, deſſen Grauen ſie erfüllte. Man erfuhr, daß kurz nachdem das Thal, wo Malkolms Schaaren in Helles

Wohnung hauſten, von den Freunden verlaſſen worden war, Thorgreen mit ſeinen Verbündeten zurückkehrte. Er fand keinen Poſten beſetzt, die Bauern tranken und ſangen unbekümmert in den Hütten, Holm war berauſcht neben Siſſel in tiefen Schlaf geſunken. Die Mannſchaft wurde leicht überwältigt, der größte Theil verband ſich wieder mit Thorgreen, die übrigen flohen; Holm und Siſſel blieben allein zurück und erſchienen eben, um von den Greueln der Nacht Furchtbares zu erzählen. Unglücklicherweiſe waren einige der Bauern frühe genug nach der Predigerwohnung gekommen, um an dem Kampfe theilzunehmen, und Holm ſtand beſchämt da, Siſſel weinte.

Thorgreen vereinigte ſich mit Helle; alle Mannſchaft, über die ſie gebieten konnten, wurde zuſammen genommen. Es erſchien für die allſeitige Sicherheit zu wichtig, Malkolm zu befreien. Die Nacht hatten ſie in angeſtrengter Arbeit zugebracht, denn man hatte, um Angriff und Rückzug zu erleichtern, nach vielen Richtungen den Schnee weggeräumt.

Guldbrand und Torger blieben in der allgemeinen Verwirrung die ruhigſten und umſichtigſten; ſie ließen die Gefangnen ſtreng bewachen, ſorgten für die Wegſchaffung und Beerdigung der Todten und für die Vertheilung der Verwundeten in die umliegende Gegend, und ſchickten Bauern aus um die Zerſprengten zu ergreifen. Schlitten wurden herbeigeſchafft, um Gefangene fortzubringen, damit die Hütten und vor allem die Predigerwohnung geräumt werden konnte.

Während dieſe Vorkehrungen getroffen wurden, ſah man Cederſtröm oft aus dem Hauſe heraustreten und gegen Weſten blicken, als erwarte er von dort Jemand. Endlich klangen die Schellen eines entfernten Schlitten, den reitende Bauern umgaben. Es war die Mutter Heggelund, welche Edmund an der Hand führend, in das Haus trat. Die Mutter ſtürzte weinend in die Arme der wiedergefundenen Tochter, aber jede Freude wurde von dem tieferen Schmerz verzehrt und ging in dieſem unter. Edmund lief, nichts von dem drohenden Unglück ahndend, mit kindiſcher Freude zur Mutter; verzeih mir den Raub, Mathilde, ſagte Cederſtröm: ich wußte ihn ja in deinen Händen, erwiderte die Mutter. Er wollte die Tochter rauben und die Mutter bringt ihm den Sohn, ſagte ſie leiſe. Ja alle Güte iſt da, ſeufzte Malkolm, als hätte er die Worte ſeiner Frau vernommen, um meine Reue, meine Strafe zu ſteigern.

Die ſchnell auf einander folgenden Ereigniſſe hatten Verhältniſſe erzeugt, von welchen ſich alle überwältigt fühlten. Der Augenblick war einem Jeden zu mächtig; Gedanken, Gefühle traten hervor und verſchwanden, ohne daß man ſie abweiſen oder feſthalten konnte: aber über allem waltete die ſchmerzliche Theilnahme an Malkolms und Mathildens entſetzlichem Schickſale.

Schon war der größte Theil der Mannſchaft verſchwunden, die Todten beerdigt oder wenigſtens entfernt, die Verwundeten und Gefangenen fortgeſchafft. Das Getümmel legte ſich, die gewöhnliche Stille herrſchte in der Predigerwohnung, wie in den Hütten; aber das tiefbewegte Gemüth ließ das Grauen der verſchwundenen Nacht noch fortleben in der beängſtigten Bruſt. Torger und Guldbrand traten herein, ſie kämpften mit einer quälenden Empfindung, die ſie kaum zu unterdrücken vermochten: Malkolm, ſagte Torger, der Schlitten ſteht vor der Thüre. Ich bin bereit, antwortete dieſer, voll Ergebung. Aber wie aus einer Erſtarrung gelöſt, als würden ſie ſich jetzt erſt der Tiefe ihres Schmerzes bewußt, ſah man alle erblaſſen. Mathilde hatte ſich von Dorothea getrennt und ſtellte ſich neben Malkolm; Mutter, rief dieſer, verlaß dein Kind nicht um eines Verbrechers willen. Da nahm die Mutter das weinende Kind, ſegnete es und ſprach mit geiſterhafter Ruhe: Edmund kann mir nicht folgen auf dem Gange, welchen ich gehen muß, doch er ſteht in Gottes Hand — und ſie führte das Kind zu Dorothea. Ich kannte deine Liebe früher, als dich; ich kannte zwei Männer, die ich ſchätzte, wie ich Malkolm liebe — dich, Cederſtröm, weil du ihn, und dich Storm, weil du Dorothea liebteſt. — Aber der furchtbare, höhere Kampf, den ſie bis jetzt ſiegreich beſtanden hatte, ſuchte einen menſchlichen Ruhepunkt und Mathilde brach in einen

Strom von Thränen aus und ſank in Dorotheas Arme — mit bebender Stimme flehte ſie: Schweſter! ſei die Mutter meines Kindes. —

Dann richtete ſie ſich auf: keiner hemme meinen Gang, ſprach ſie gebietend, komm Malkolm, der Richter ruft dich: und ſie ſchritt, ihn führend, wie ſein ſtrafender und beſeligender Engel, hinaus.

Lebet wohl, Freunde, wir ſehen uns wieder, ſagte Cederſtröm; er war der Freund meiner Jugend, ich habe ihm Treue geſchworen, wie ſie, und ich verlaſſe ihn nicht.

Stumm, in Schmerz verſunken, ſahen die Anweſenden Malkolm und Mathilden den Schlitten beſteigen; bewaffnete Bauern umringten ihn, Cederſtröm folgte.

Der Knabe ſchrie laut auf und ſank, wie leblos in Dorotheas Arme.

Für die gebildete Leſewelt

ſind im Verlage der Buchhandlung

Joſef Max und Komp. in Breslau

erſchienen:

Novellen

von

Henrich Steffens.

„Die Familien Walſeth und Leith.“ Ein Cyklus von Novellen, von Henrich Steffens. Zweite verbeſſerte Auflage. 5 Bändchen. gr. 16. Geheft. 3 Rthlr. 12 Gr.

„Die vier Norweger.“ Ein Cyklus von Novellen, von Henrich Steffens. 6 Bändchen. 8. Preis 5 Rthlr. 20 Gr.

„Geſchichten, Sagen und Mährchen.“ Von Fr. H. von der Hagen, E. T. A. Hoffmann und Henrich Steffens. 8. Kartonnirt 1 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt: 1) Anton von Bologna und die Herzogin von Amalfi, von F. H. v. d. Hagen. 2) Meiſter Johannes Wacht. Von E. T. A. Hoffmann. 3) Zur Sagen- und Mährchen-Welt von Henrich Steffens. a) Ueber Sagen und Mährchen aus Dänemark. b) Mährchen und Sagen aus dem Rieſengebirge. c) Die Trauung.

Ein empfängliches Publikum, ſagt ein Recenſent in No. 9. der literariſchen Beilage zu der in Stuttgard erſcheinenden Zeitſchrift: Hesperus, darf in dieſen Novellen reichen Genuß, vielfache Belehrung, Anregung und Erkräftigung des geiſtigen Lebens erwarten. Ein vielſeitiges umfaſſendes Talent, Kühnheit und Feuer der Phantaſie, Innigkeit

des Gemüths, und ein auf das Höchſte mit Begeiſterung gerichtetes Streben, dabei eine hinreißende Kraft der Beredtſamkeit, ſind Vorzüge, die jeder Leſer anerkennen wird.

„Die Liebesgeſchichten.“ 1829. Pr. 1 Rthlr. 14 Gr.

„Germanos.“ 1830. Pr. 1 Rthlr. 4 Gr.

Der ſo eben erſcheinende **Germanos**, mit Dichterweihe empfangen und vollendet, wird die dem Autor günſtig Geſinnten zur freudigen Anerkennung ſeines Talents auf's neue veranlaſſen, und Allen eine willkommene und dankenswerthe Gabe ſein. Die wiederholt öffentlich ausgeſprochene Meinung, daß Posgaru Tieck ſei, iſt ehrend für jenen; aber Posgaru iſt weder Tieck, noch viel weniger ſein Nachahmer: er iſt er ſelbſt. Wahrſcheinlich wird er ſeine Pſeudonymität nicht aufgeben, aber, wie wir hoffen, fortfahren, die deutſche Literatur mit neuen trefflichen Novellen, wie „**die Liebesgeſchichten**“ und „**Germanos**“ ſind, zu bereichern.

Norica, das ſind Nürnbergiſche Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handſchrift des ſechzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von **August Hagen**. 2 Bändchen. 8. Geheft. 1 Rthlr. 18 Gr.

Inhalt: **Erſter Aufenthalt** in Nürnberg. 1) Einzug in Nürnberg. Der Sebaldustag. 2) Die öffentlichen Kunſtmerkwürdigkeiten Nürnbergs. 3) Die Bildner Viſcher, Krafft und Lindenaſt. 4) Albrecht Dürer, der Maler. Das Gemälde mit Mariens Himmelfahrt. 5) Albrecht Dürers Erinnerungsbuch. 6) Der Rathsherr Wilibald Pirkheimer in Neunhof. 7) Dürers Schüler. Holzſchnitte zum Gedichte Teuerdank. 8) Der Bildhauer Krafft in ſeiner Werkſtatt. **Zweiter Aufenthalt in Nürnberg.** 1) Der ſtörriſche Schuſter. Der Herrenkeller. 2) Der Rothſchmid Peter Viſcher und ſeine Söhne. 3) Der Bildſchnitzer Veit Stoß. 4) Der Kaiſer Maximilian I. Der Triumphwagen, ein Wandgemälde Dürers im Rathhauſe. 5) Der Johanniskirchhof mit den Bildwerken Adam Krafft's. 6) Die Singſchule der Meiſterſinger. Hans Sachs in der Schenke. 7) Dürer erhält einen Beſuch von Thomas von Bologna. 8) Pirkheimers Dichterkrönung. 9) Schluß. Brief von Pirkheimer und Nachſchrift des Verfaſſers.

Don Alonſo oder Spanien. Eine Geſchichte aus der gegenwärtigen Zeit, von N. A. von Salvandy. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Mit einem Vorwort von J. W. von Göthe. 5 Bde. 8. 4 Rthlr. 20 Gr.

„Früher oder ſpäter wird Alonſo allgemein geleſen werden,“ ſagt Goethe in ſeinem hier beigegebenen Vorwort, und Tieck ſpricht in der Dresdener Morgenzeitung mit der höchſten Anerkennung von dieſem grosartigen Werke. Daß zwei der erſten Geiſter Deutſchlands ihre beſondere Aufmerkſamkeit dieſem Werke gewidmet haben, wird ihm die vollgütigſte Empfehlung ſein.

Irländiſche Erzählungen. Zur Kenntniß der Sitten, Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Engliſchen. Mit 6 Holzſchnitten nach Cruikſhank'ſchen Zeichnungen von George Watts aus London. 2 Bdchn. 8. Geheft. 2 Rthlr. 8 Gr.

Panburang Hari, oder Denkwürdigkeiten eines Hindu. Aus dem Engliſchen. Mit einem Vorwort von C. A. Böttiger. 3 Bändchen. 2 Rthlr. 18 Gr.

Wie Alonſo über Spanien, ſo gewähren die Irländiſchen Erzählungen über Irland und Panburang Hari über Indien tiefe Blicke in die Geſchichte des Landes, der Sitten und Gebräuche des Volkslebens, und alle drei Werke gehören in die Klaſſe der Memoiren und hiſtoriſchen Romane. Die darüber erſchienenen Recenſionen in engliſchen und deutſchen kritiſchen Blättern haben auf den reichen, intereſſanten Inhalt aufmerkſam gemacht, und den Panburang Hari ganz beſonders als eines der wichtigſten Werke über das ſchöne Land Indien empfohlen.

Die Kokette. Ein Roman von der Verfaſſerin der Erna, Felicitas u. a. m. 8. Geheftet. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die über dieſes Werk der Frau von Ahlefeldt in Weimar erſchienenen Recenſionen, namentlich in der jena'ſchen Literaturzeitung, in den Blätern f. lit. Unterhaltung, ſtellen es unter diejenigen literariſchen Erzeugniſſe, welche der deutſchen Literatur zum Ruhme gereichen. Wir begnügen uns daher, auf dieſe öffentlichen Urtheile zu verweiſen und die gebildete Leſewelt von Neuem darauf aufmerkſam zu machen.

Tauſend und Eine Nacht. Arabiſche Erzählungen. Zum erſten Mal aus einer Tuneſiſchen Handſchrift ergänzt und vollſtändig überſetzt von Max. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Karl Schall. 2te verb., vermehrte und verſchönerte Auflage. 15 Bändchen. Mit 15 trefflichen Holzſchnitten. gr. 16.

Pränumerations-Preis. 6 Rthlr. 6 Gr.

Lichtenberg in ſeinen Schriften meint: die 1001 Nacht enthalte mehr echte Lebensweisheit, als viele von den Leuten glauben, die Arabiſch lernen. E. T. A. Hoffmann, in den Serapions-Brüdern, nennt es ein ewiges Buch, welches uns mitten in der Alltäglichkeit den wunderbarſten Zauber erſchließt. Jean Paul in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik, ſtellt mehrere Liebgeſchichten in den arabiſchen Mährchen unter die Beiſpiele der Romantik, und in einem Briefe an den Verleger ſagt er: „Die 1001 Nacht — auch für den großen Montesquieu ein Schoßbuch — iſt die wahre Weihnachtgabe für Männer." — Eben ſo beifällig begrüßt Goethe unſere Ausgabe, wenn er an den Verleger ſchreibt: „Die reichen Bändchen der Tauſend und Eine Nacht haben mir die angenehmſten Abendunterhaltungen bereitet." — Und ſo iſt ein Buch für Alle, wes Standes, Ranges, Alters, und welcher Bildung Jeder auch ſein möge, und mit Hoffmann ein ewiges Buch zu nennen. —

Jean Paul's Schriften,

welche im rechtmäßigen Verlage der Buchhandlung Joſef Max und Komp. in Breslau erſchienen, und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu haben ſind:

Jean Paul Fr. Richter, Wahrheit aus ſeinem Leben. 1—38 Bändchen. Mit Jean Paul's Portrait und zwei Nachbildungen ſeiner Handſchrift. 8. 4 Rthl. 14 Gr.

Jean Paul Fr. Richter, Wahrheit aus ſeinem Leben. 1829. 4s Bändchen 8. 1 Rthlr 20 Gr.

Inhalt: I. Statt des Vorworts. Aktenſtücke vom Jahr 1785 bis December 1786. II. Erſte Station des Lehramts. Der Pfarrer Morz und Richters grönländiſcher Prozeß gegen ihn. Neue Freunde. Neue literariſche und andere Leiden. Hermann. Rückkehr nach Hof. Aktenſtücke vom Januar 1787 bis März 1790. III. Zeitraum vom März 1790 bis Mai 1794. Zweite Station des Lehramts. Jugendfreundinnen. Auswärtige Angelegenheiten. Stilleben.

Jean Paul Fr. Richter, in ſeinen letzten Tagen und im Tode, von Dr. R. O. Spazier. 8. Geheftet 21 Gr.

Die erſte dieſer Schriften von Jean Paul ſelber, iſt die ſchönſte Idylle, die jemals gegeben worden iſt. Mit tief pſychologiſcher Wahrheit ſchildert ſie uns ein bedeutſames Leben, ein Leben, welches ſchon in ſeinen Anfängen den heiteren, reinen und ſchönen Abend erblicken läßt, welcher nach ſolchem Frühlingsmorgen, voller Blätter und Blüthen, folgen mußte. — So wie die erſte Schrift den Anfang, ſo gibt uns die zweite das Ende; die Schilderung der letzten Tage und Stunden Jean Paul's. Kein fühlendes Herz wird dabei unbewegt bleiben, und ſein Tod erſcheint hier gleichſam wie die lichtere Verklärung ſeines reinen Lebens. —

Kleine Bücherſchau. Nebſt einer kleinen Nachſchule zur äſthetiſchen Vorſchule von Jean Paul. 2 Bändchen. 8. Auf geglättetem Velin-Druckpapier 18 Gr.

„Bücherſchau wird dieſes Büchlein genannt — ſagt Jean Paul in der Vorrede — weil ich darin in mehre Bücher hinein geſchaut, um zu ſagen, was ich von ihnen halte. An ſich iſt das ganze Werklein eine verkleinerte oder angewandte Aeſthetik, und mag als ein Schulhof und Schulweg aus ihr und zu ihr mitlaufen. Die Nachſchule zur äſthetiſchen Vorſchule iſt im Kleinen vollkommen der großen nachgebaut und liefert eine und die andere ihre eigene Bemerkung, z. B. die mehrmal wiederkehrende, daß an der neueſten ſchönen Literatur im Ganzen doch vielleicht nicht eben viel iſt. Ausnahmen wieder ausgenommen.“ —

Katzenbergers Badereiſe, nebſt einer Auswahl verbeſſerter Werkchen von Jean Paul. 2te verb. Auflage. 3 Bändchen. 8. 18 Gr.

Indem wir die trefflichen Schriften Jean Paul's, worunter Katzenbergers Badereiſe ein unübertroffenes Meiſterwerk bleibt, von Neuem in Erinnerung bringen, bemerken wir, daß ſie ſämmtlich in Druck und Papier elegant ausgeſtattet ſind, weßhalb ſie ſich auch in dieſer Hinſicht zu angenehmen Feſt- und Weihnachtsgeſchenken beſonders eignen.

Tieck's Schriften,

(theils von ihm ſelber, theils von ihm bevorwortet.)

Die Inſel Felſenburg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geſchichte aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tieck. 6 Bändchen. Taſchenformat. 3 Rthlr. 20 Gr.

Leben und Begebenheiten des Escudero Markos Obregon. Oder Autobiographie des ſpaniſchen Dichters Vicente Espinel. Aus dem Spaniſchen zum erſten Mal in das Deutſche übertragen und mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet von Ludwig Tieck. 2 Bände. 8. 2 Rthlr. 6 Gr.

Ueber dieſes an Intereſſe noch den Gil Blas überwiegende und zugleich literariſch wichtige Werk, iſt kürzlich eine ausführliche Recenſion in den Brockhaus'ſchen Blättern für literar. Unterhaltung erſchienen, worauf wir verweiſen.

Dramaturgiſche Blätter. Nebſt Berichten über die engliſche Bühne und Bemerkungen, Einfälle, Grillen über das deutſche Theater auf einer Reiſe im Jahre 1825. Von Ludwig Tieck. 2 Bände. gr. 16. 2 Rthlr.

Pietro von Abano oder Petrus Apone. Zaubergeſchichte von Ludwig Tieck. 8. Kartonnirt. 14 Gr.

Novellen von Ludwig Tieck. 5r Band. Enthält: 1) Der Alte vom Berge. — 2) Die Geſellſchaft auf dem Lande. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

Wir erlauben uns die gebildete Leſewelt darauf aufmerkſam zu machen, daß alle dieſe Werke in Druck und Papier ganz vorzüglich ausgeſtattet, und dem gemäß im Preiſe wahrhaft billig ſind; die Preiſe von der Inſel Felſenburg und den Dramaturgiſchen Blättern ſind aber im Verhältniß faſt noch wohlfeiler, als die 2 und 4 Gr. Ausgaben. Wegen der eleganten Druck-Ausſtattung eignen ſich die trefflichen Schriften Tieck's auch ganz beſonders zu werthvollen Feſt- und Weihnachtsgeſchenken.

Subſcriptions-Eröffnung
für
Freunde Altdeutſcher und Altnordiſcher Literatur.

Wir ſind mehrmals aufgefordert worden, die in unſerem Verlage erſchienenen, in das Gebiet Altdeutſcher und Altnordiſcher Literatur einſchlagende Werke zu geringeren Preiſen, als die beſtehenden, zwar ohnehin billigen, abzulaſſen, um die Anſchaffung derſelben auch minder Begüterten zu erleichtern; ja wir wurden aufgefordert, von den trefflichen Nordiſchen Heldenromanen eine wohlfeile Taſchen-Ausgabe zu veranſtalten. Früher behindert dieſem Verlangen zu entſprechen, haben wir uns jezt entſchloſſen, bei nachſtehenden Werken höchſt wohlfeile Preiſe eintreten zu laſſen.

1) Gottfrieds von Straßburg Sämmtliche Werke, mit Einleitung und Wörterbuch, herausgegeben von Fr. H. von der Hagen. 2 Bde. Enthält: Triſtan und Iſolde. Mit einem Kupfer, nach einem Bilde im Münchener Codex, gezeichnet von Ruhl in Caſſel, geſtochen von Meyer in Berlin. 8. Druckpapier.

Jetziger Subſcriptions-Preis 1 Rthlr. 18 Gr.

2) Hagen, F. H. von der, Briefe in die Heimat aus Deutſchland, der Schweiz und Italien. 4 Bde. Mit Abbild. 8. geh.

Jetziger Subſcriptions-Preis 2 Rthlr. 16 Gr.

3) — — Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und immer. 8. geh.

Jetziger Subſcriptions-Preis 8 Gr.

4) — — Nordiſche Heldenromane. 1r — 3r Bd. Wilkina- und Niflunga-Saga oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 8.

Jetziger Subſcriptions-Preis 2 Rthlr.

5) Hagen, Fr. H. von der, Nordiſche Heldenromane. 4r. Bd. Volſunga-Saga oder Sigurd der Fafnirstödter und die Niflungen. 8.

Jetziger Subſcriptions-Preis 16 Gr.

6) — — Nordiſche Heldenromane. 5s Bändch. Ragnar-Lodbroks-Sage und Norna-Geſt-Sage. 8. 1828.

Jetziger Subſcriptions-Preis 16 Gr.

7) — — Irmin, ſeine Säule, ſeine Straße und ſein Wagen. Einladungen zu Vorleſungen über Altdeutſche und Altnordiſche Götterlehre. gr. 8. geh.

Jetziger Subſcriptions-Preis 4 Gr.

8) Nibelungen-Lied, das. Zum erſten Mal in der älteſten Geſtalt aus der St. Gallener Handſchrift, mit Vergleichung aller übrigen Handſchriften. Herausgegeben von Fr. H. von der Hagen. 3te berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte Schul-Ausgabe. gr. 8. Weißes Druckpapier 1 Rthlr. 18 Gr.

Velinpapier und kartonnirt 2 Rthlr. 18 Gr.

9) — — Deſſelben Buches Große Ausgabe. Mit den Lesarten aller Handſchriften unter dem Texte und Erläuterungen der Sprache, Sage und Geſchichte. Herausgegeben von Fr. H. von der Hagen. 1r. Bd. Auch unter den Titel:

Der Nibelungen Noth. 3te, berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch verm. Aufl. gr. 8. Weißes Druckp. und kartonnirt 3 Rthlr. 16 Gr.
Velinpapier und kartonnirt 4 Rthlr. 20 Gr.

Buchhandlung Joſef Max und Komp. in Breslau.

Memoiren-Literatur.

Im Verlage der Buchhandlung Joſef Max und Komp. in Breslau iſt erſchienen und zu haben:

Denkwürdigkeiten einer Frau vom Stande über Ludwig XVIII., ſeinen Hof und ſeine Regierung.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt
von
Karl Schall.

3 Bände in 4 Theilen. 8. 1830. Geheftet.
4 Rthlr. 12 Ggr.

Die Lit. Beilage zu den Schleſ. Provinzial-Blättern, Jahrg. 1830, 9tes St., urtheilt über dieſe höchſt reichhaltigen Memoiren, wie folgt:

„Dieſes unter allen Umſtänden überaus intereſſante und merkwürdige Buch, erhält durch die neueſten Staatsveränderungen in Frankreich den höchſten Grad von Wichtigkeit. Dieſe letzten werden erſt vollkommen und in ihren eigentlichen Urſachen verſtanden, wenn man die mancherlei Umtriebe, Intriguen und Beſtrebungen der Ultraroyaliſten, die Ordnung der Dinge vor der franzöſiſchen Revolution zurückzuführen, überſchaut, von welchen dieſe Denkwürdigkeiten ein höchſt lebendiges, ohne allen Zweifel wahres, mitunter ärgerliches, immer aber die Aufmerkſamkeit im höchſten Grade ſpannendes Gemälde liefern. Es iſt daher kaum ein literariſches Erzeugniß nahmhaft zu machen, welches ſo in jeder Hinſicht zeitgemäß erſchiene, als eben dieſes."

Verbeſſerungen.

Seite 15, Zeile 6. lies: der ſeinen Hof ſeinem Sohne
„ 20, „ 8. lies: keimt, ſtatt kennt.

Druckfehler.

Malkolm 1r Band.

Seite 31 letzte Zeile lies ſtatt: eine — ſeine
: 69 Zeile 16 muß hinter Thurme ein Komma ſtehen, ſo wie hinter Häusler
: 92 : 3 lies ſtatt: verſchiedene — entſchiedene
: 99 : 23 lies ſtatt: tannenähnlicher — tonnenähnlicher
: 104 : 12 lies ſtatt: ließen — ließ
: 105 : 13 : : er — es
: 106 : 10 muß hinter ergriffen ein Komma ſtehen
: 110 : 7 lies ſtatt: die — der
: 115 : 25 : : zum — nun
: 122 : 21 : : mußte — mußten
: 128 : 10 fällt iſt weg
: — : 23 muß hinter er in eingeſchaltet werden
: 130 : 10 lies ſtatt: in der tiefen u. ſ. w. — in die tiefe u. ſ. w.
: 134 : 1 lies ſtatt: jenen — jene
: 135 : 6 : : Gefühl — Geſicht
: 137 : 20 : : ſie — uns
: 143 letzte Zeile muß hinter oft haſt eingeſchaltet werden
: 157 Zeile 16 lies ſtatt: deſſelben — derſelbe
: 159 : 10 wird das Wort nun weggeſtrichen
: 174 : 14 lies ſtatt: Leben — Weben
: 180 : 23 : : wurden — wurde
: 182 : 9 fällt das Komma nach band weg und wird hinter an geſetzt
: 190 : 7 lies ſtatt: für einen — vor einem
: 195 : 23 : : Strom — Storm
: 265 : 7 : : Mänteln — Mäntel
: 285 : 5 : : für ſein eignes Land u. ſ. w. — für ihr eignes Land u. ſ. w.

Seite 289 Zeile 21 Mathilde — wird durch einen Strich
getrennt und mit „!“ verſehen
: 294 : 22 wird „zu ſorgen“ weggeſtrichen
: 312 : 24 lies ſtatt: wollte — wolle
: 328 : 20 : : Gefühl — Geſicht,
: 336 : 19 : : jene — eine
: 340 : 14 : : dem — jedem
: 348 : 4 : : Freiheit — Frechheit
: 358 : 8 : : gewahrend — bewahrend
: 377 : 1 : : Truppen — Gruppen
: 379 : 4 : : beſtellten — zu beſtellen
: 381 : 21 fällt nach Säuſeln wie weg.

Malkolm.

Eine norwegiſche
Novelle

von

Henrich Steffens.

Zweiter Band.

Breslau,
Verlag von Joſef Max und Komp.

1831.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck und Papier
von E. [illegible]
in [illegible]

Im südwestlichen Schwaben findet man Gegenden, welche kaum die nördliche Lage des Landes ahnen lassen. Die Gebirge, von mäßiger Höhe, sind mit hohen Tannen-, Fichten- und Buchenwäldern bedeckt; fruchtbare Thäler trennen sie von einander; Wiesengründe, welche den Wohlstand der Einwohner vermehren, liegen lieblich zerstreut; eine üppige Vegetation, von dem südlicheren Klima gepflegt, drängt sich allenthalben hervor. Der Hohentwiel, das einzige ansehnlichere Gebirge der Gegend, erhebt seine zackig abgeplattete Spitze über die Berge und Wälder, und der Boden-See liegt, wie ein großer Diamant, weit ausgebreitet, mit seiner gegen Norden unübersehbaren Wasserfläche vor uns.

In dieser anmuthigen Gegend lag das Landstädtchen, welches erst durch die Erzählung der nächtlichen Ereignisse des armen Silvio bekannt geworden, auf einer mäßigen Anhöhe. Die eine Seite des Städtchens ging auf den mächtigen, waldreichen Park hinaus, und die grüne Fläche vor dem prachtvollen Gartenſaale war mit Gebüſch und großen Blumen umdrängt. Eine breite Allee, durch den Wald gezogen, zeigte von einer Anhöhe den Waſſerſpiegel des Wehnern-See's, der ſich wie eine Meeresfläche ausdehnte, ohne von hier aus nach irgend einer Seite ein Ufer zu verrathen. Die vordere Seite des Gebäudes blickte auf Aecker, Wieſen und die zerſtreuten Wohnungen der Bauern. In der Ferne ſah man Thürme und über allen kleineren Höhen den mächtigen Kinnekulle in geringer Entfernung.

Wir verſetzen uns zwei Jahre zurück. Es war ein heiterer Maitag, der wolkenloſe Himmel ſpiegelte ſich in den gekräuſelten Wellen des mächtigen Landſee's, deſſen blaue Farbe durch das lichte, friſche, junge Grün der Buchen lieblich gehoben wurde.

Aus dem Gartenſaale trat am frühen Morgen Mathilde, begleitet von dem vierjährigen Edmund, eine junge Dame folgte. Dein Anzug, fing die Freundin an, fällt mir auf, auch der Kleine iſt wie zu einer Reiſe gekleidet! Der Tag iſt lieblich, antwortete Mathilde, und ich werde Wilhelm zu einer Fahrt nach Kinnekulla bereden. Er ſcheint heute eben ſehr beſchäftigt, wandte Antonie ein; ich ſah ihn von vielen Menſchen, Verwalter, Bauleuten, Pächtern umgeben; er befahl ſein Pferd zu ſatteln, Boten gingen und kamen, und ich befürchte ſehr daß wir heute ihn wenig ſehen, wenig genießen werden. Du kennſt ihn nicht, liebe Freundin, erwiderte Mathilde, und man ſah das ſtille, heitere Bewußtſein beglückter Liebe aus ihren Augen ſtrahlen: der geſtrige Abend verſprach einen heitern Tag, er ſchien über etwas nachzudenken und lächelte ſtill; er weiß, wie ſehr ich mich danach ſehne die Ausſicht vom Kinnekulla zu genießen; die Krankheit der Tante ſcheint zu weichen, und ſeit langer Zeit befand ſie ſich nicht beſſer, wie geſtern und noch heute, ſo daß eine kurze Entfernung eben jetzt nichts Bedenkliches hat. Das Alles erwog ich im Stillen geſtern Abend und bin überzeugt, daß er meine Gedanken errieth. Es iſt oft ſo; ich weiß, er kennt, was verborgen in meiner Seele ruht, er durchſchaut mich ganz, deutlicher als ich ſelbſt. O, wie glücklich bin ich! er findet da nichts, als Gott und ſein Bild; in der innerſten, geheimſten Tiefe meiner Seele ruht er — als der Grund meines Weſens, als der gediegene Kern meines Daſeins, und nie fühle ich mich glücklicher, als wenn ich mich unbewußt überraſche, wie ich in mein Glück verſunken bin, wenn ich es wahrnehme, wie aus der grundtiefſten Tiefe er herauftaucht, als trüge er mit mir meine ganze Welt, als ruhte ich in ihm, als wäre ich nur ein Theil ſeines Lebens! — Ja, ich ahne es, ich werde leben mit ihm und ſterben mit ihm. Du lächelſt, Antonie; dir iſt die Liebe nicht unbekannt; kann ſie eine andere ſein — muß ſie nicht immer ſein, wie meine! —

Die Liebe, Mathilde, iſt, glaube ich, ſo veränderlich, wie die Menſchen, antwortete Antonie und lachte, und nicht jeder Geliebte iſt ein Malkolm.

Ich könnte eiferſüchtig werden, unterbrach ſie Mathilde — und nicht mit Unrecht, fuhr Antonie fort: Thorgreen iſt ein alberner, armſeliger Menſch, wie kann er ſich mit Malkolm meſſen? Welch' eine klägliche Figur ſpielt er, jetzt da ich ihn neben dieſem Rieſen ſehe. Ich liebte ihn aus Langerweile, weil man mich überredete, weil er gut tanzt und mir ſchmeichelte; es war ein Irthum, liebe Freundin, ich werde ihn laufen laſſen. Antonie, rief Mathilde und blickte ſie mit einer Miene an, die Ueberraſchung, Schrecken und ſtrafenden Ernſt verrieth — welch' eine Sprache, ſo leichtſinnig kannſt du ein Band löſen, ſchon feierlich geknüpft! Laß das gut ſein, antwortete Antonie, es wird wohl nicht ſo weit kommen, aber ich bin verdrießlich, böſe und mit Recht; Thorgreen hat mein Inneres empört, und noch weiß ich nicht, wie er ſich wird entſchuldigen können — du wirſt die ſaubere Geſchichte ſchon frühzeitig genug erfahren und mir Recht geben. Als du nun eben in ſo überſpannten Ausdrücken von deiner Liebe ſprachſt, fiel mir mein Verhältniß zu Thorgreen recht widerwärtig auf; jetzt aber mag ich nicht mehr davon ſprechen — du glaubſt, daß dein Malkolm uns nach Kinnekulla begleiten wird? — Liebe Antonie, erwiderte Mathilde, ich kann mich nicht beruhigen, nach dem, was ich erfahren habe; du biſt gereizt, du biſt — verdrießlich — und weiter nichts, fiel Antonie ein; man liebt ſich und zankt ſich, von dieſem Weſen verſtehſt du nichts; auf jeden Fall kannſt du die Sache als eine Kleinigkeit betrachten — mir erſcheint ſie ſo — und wenn wir nach Kinnekulla fahren, werde ich die luſtigſte ſein.

Man ſah, wie viele Mühe es Mathilden koſtete, ihr Misfallen zu verbergen, aber ſie ſchwieg. Ja, Antonie, fing ſie nach einiger Zeit an, ich bin überzeugt, daß Malkolm eben heute nur für uns leben wird; er ſtahl ſich dieſen Morgen um drei Uhr von meiner Seite, es iſt, ich zweifle nicht daran, ſeine Abſicht, alle Geſchäfte früh abzumachen. Geſtern Abend zwar war gar nicht die Rede von der heutigen Fahrt, aber dennoch fand eine ſtille Verabredung ſtatt, und ich bin ſo feſt davon überzeugt, daß auch ich im Stillen alle Veranſtaltungen getroffen habe. Cederſtröm wird uns, wie ich vorausſetzen darf, begleiten, und es iſt uns wohl allen wichtig, vor ſeiner Abreiſe einen Tag ganz mit ihm zu genießen.

Mathilde hatte ſich nicht geirrt. Mit raſchen Schritten trat Malkolm in den Garten, von Cederſtröm begleitet; Edmund, im Graſe ſpielend, erhob ſich und flog ihm jauchzend entgegen, er reichte dem Knaben die Hand und näherte ſich freundlich den Frauen. Wie befindet ſich die Tante — die Frau Baroneſſe wollte ich ſagen — ihre Krankheit könnte eine gefährliche Wendung nehmen, wenn ſie hörte, wie ich ihr eine Benennung gebe, die nur der glücklichen Niece vergönnt iſt. Ich habe, erwiderte Mathilde, eben die Krankenſtube verlaſſen; der Arzt hat die beſte Hoffnung und glaubt, daß die Krankheit einen guten Ausgang nehmen wird; ſie entließ mich ſehr gütig, ja nach ihrer Art heiter. Ich wünſche die Frau von Malkolm heute Abend um acht Uhr wieder zu ſehen, ſprach ſie, indem ſie mich entließ, und ich will bis dahin den Beſuch des Herrn von Malkolm ebenfalls entbehren. Herr von Cederſtröm iſt, wie ich höre, angekommen, ich hoffe morgen, wenn meine Geſundheit es geſtattet, ihn ſprechen zu können, bringen ſie ihm indeſſen meinen Gruß. Wir ſind alſo heute für den ganzen Tag frei, unterbrach ſie Malkolm, deſto beſſer. Aber geſtehen ſie, fing Antonie an, eine Frau, wie dieſe, findet man ſelten; während ihrer ganzen Krankheit ſchien ſie an nichts zu denken, als an die Beobachtung der förmlichſten Anſtandsregeln. Da es ihr nun einmal vergönnt war krank zu ſein, ſo wollte ſie der Welt ein Beiſpiel geben, wie man mit dem vornehmſten Anſtande krank ſein könne. Sie vergißt nichts: ein Jeder hat ſeine beſtimmte Stunde, in welcher ihm der Zutritt verſtattet iſt, ſelbſt der Gemahl muß ſich danach richten. Aus der Ferne erkundigt er ſich nach ihrem Befinden, und erwartet die unbeſtimmte Antwort und die Erlaubniß näher zu treten. Die Kammerfrau bringt einen Stuhl, ſie winkt ihm ſich niederzulaſſen und reicht ihm die Hand zum Kuſſe. Sie werden, fängt ſie dann mühſam redend an, den Einwohnern keine ſehr erfreuliche Nachricht geben können — eine ſchlafloſe Nacht, kalter Schweiß, heftige Bruſtſchmerzen, ich fürchte, daß es meine letzte Krankheit ſein wird. Die Frau Baroneſſe, erwidert dann der betrübte Gemahl, darf ſich ſolchen angreifenden Vorſtellungen nicht hingeben; ſie können die Krankheit ſteigern, gefährlich machen, und ihre Freunde, den Gemahl und die ganze Provinz in Trauer verſetzen. So geht es fort. Der Arzt genießt die hohe Gnade des Handkuſſes. Ich ſah, wie ſie, ſelbſt ſterbend, ihm die Hand zum Kuſſe reichte, und es könnte, glaube ich, gefährliche Zufälle herbeiführen, wenn er es wagte, an den Puls zu fühlen, bevor er die Hand geküßt hätte. Die Geſellſchafterin — die Dame, wie ſie dieſelbe nennt, weil ſie ſich doch wohl ſcheuen mag, ſie Hofdame zu betiteln — hat ihre beſtimmten Geſchäfte; ſie rückt ihr die Kopfkiſſen zurecht und reicht ihr die Arznei; die Kammerfrau reicht ihr das Eſſen und beſorgt alles, was eine perſönliche Berührung erfordert, das Kammermädchen hat die übrigen geringeren Geſchäfte. Am alten franzöſiſchen Hofe konnten die Geſchäfte nicht pünktlicher an beſtimmte Hofchargen geknüpft ſein. Vor einigen Tagen war ſie dem Tode nahe, und der Grund dieſes gefährlichen Anfalles lieferte einen Beweis von einem faſt unglaublichen Heroismus. Die Kopfkiſſen waren verrückt, ſie lag ſo tief mit dem Kopfe, daß ſie einen plötzlichen Anfall von Huſten bekam. Unglücklicherweiſe hatte ſie die Dame weggeſchickt. Die Kammerfrau ſah ihre gefährliche Lage, vergaß, daß ihr dieſes Geſchäft nicht gebührte und eilte erſchrocken herbei: aber obgleich die Frau Baroneſſe dem Erſticken nahe war, wehrte ſie ihre Hülfe auf das beſtimmteſte, ja mit furchtbarer Heftigkeit ab; entfernen ſie ſich, ſchrie ſie, von einem konvulſiviſchen Huſten unterbrochen. Zum Glück trat nun die Dame herein und ſah die Gefahr; aber die Gnädige war erſchöpft, matt, der Huſten wollte nicht nachlaſſen, und ſie wäre als eine Märtyrerin des vornehmen Anſtandes geſtorben, wenn die ordnungsmäßige Hülfe nicht erſchienen wäre. Dieſe Frau, ſagte Malkolm, beweiſt, wie eiſerne Konſequenz, der feſte Wille, ein unerſchütterlicher Entſchluß, ſelbſt das Nichtigſte in eine Tuzend zu verwandeln vermag. Sie erſchien uns gering, lächerlich, faſt verächtlich, jetzt können wir ihr kaum unſere Achtung verſagen. Nein, lieber Freund, rief Cederſtröm, der bis jetzt ruhig die freundliche häusliche Gruppe betrachtet hatte: ſo oft wir auch die Aeußerung hören, daß etwas Unverſtändiges, ja Verächtliches durch Halsſtarrigkeit achtungswerth werden könne, mir klingt es ſeltſam, und wenn wir uns dächten, was wir damit ſagen, ſo würde uns der Widerſpruch nicht verborgen bleiben. Ich habe die Aeußerung eines der geiſtreichſten Männer unſerer Zeit, daß Tugend Konſequenz ſei, nicht vergeſſen — und er hat Recht, wenn man den Satz umkehrt, wenn man behauptet, es gäbe keine andere Konſequenz, als diejenige der höchſten Sittlichkeit; aber dann enthält dieſe Aeußerung etwas ſo Unermeßliches, daß wir keinen Menſchen durch ſeine Konſequenz ſittlich nennen dürfen — denn nichts weniger als die Beharrlichkeit des waltenden Geiſtes in der Geſchichte können wir dann andeuten wollen. Iſt unſer Freund nicht wie immer, ſprach Malkolm; er wird uns nie erlauben, unter uns zu leben, zu handeln, irgend eine That, eine Geſinnung aus einem reinmenſchlichen Geſichtspunkte zu betrachten. Hier giebt es keinen Unterſchied zwiſchen Stärke und Schwäche, zwiſchen Krankheit und Geſundheit, und glaubten wir ihm, ſo wäre die Geſchichte ein wahres Jammerbild, aus erlogener Kraft, aus Armſeligkeit entſprungen.

Mathilde hatte ſich indeſſen an Cederſtröm gewandt und ſchien bemüht dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben. Wir laſſen, ſagte ſie, Malkolms Aeußerung fahren; er möchte gern die mitleidige Theilnahme, die man der armen, ſchwachen Tante kaum verſagen kann, die er ihr auch nicht zu entziehen vermag, für ſich rechtfertigen; er glaubt ſie in der Gewalt einer fixen Idee, aus welcher ſie nie zu retten iſt, und um ſie nicht völlig theilnahmlos zu vernachläſſigen, muß er ſich einbilden, daß er ſie achte. Aber, geſtehen ſie es, lieber Freund, wir Frauen wären in einer üblen Lage, wenn wir nicht mit einiger Sicherheit auf die beharrliche Geſinnung der Männer rechnen könnten. Wie ſtill unſer Leben nach einem ruhigen Mittelpunkte, der Familie gewandt, verfließen mag, es bleibt uns dennoch nicht verborgen, daß in den größeren Verhältniſſen des Lebens ſo Manches ſchwankend und unſicher iſt, und nur durch klare Einſicht, durch rüſtige Thätigkeit, durch männliche Kraft zuſammengehalten wird, damit es nicht, in ſich zuſammenſtürzend, die ſtille Stätte unſerer Thätigkeit verletze. Was in früheren Zeiten die rohe Tapferkeit, die Ritterſchaft der Männer den Frauen war, das iſt in unſeren Tagen die beharrliche Geſinnung, die fröhliche Zuverſicht des Handelns, welche nicht vor jedem Hinderniſſe zurückbebt, die feſt bleibt, wo die meiſten ſchwanken. Die vielköpfigen Ungeheuer, welche bekämpft werden müſſen, ſind nicht verſchwunden, weil ſie andere Waffen führen, und die wahre männliche Kühnheit feſſelt unſere Herzen jetzt noch, wie früher.

Während des Geſpräches war die Geſellſchaft durch den Garten gegangen und hatte eine Anhöhe erreicht, die eine weite Ausſicht erlaubte. Die große Waſſerfläche lag, wenn gleich der Geſichtskreis hier und da beſchränkt war, faſt ganz vor ihnen; ſie blickten in einer Richtung über die Gipfel dicht gedrängter, friſch grünender Bäume hinweg, während in andern Richtungen reiche Felder und

Häuſer vor ihnen lagen. Dicht unter ihren Füßen ſchlängelte ſich eine Landſtraße, und ein Wagen, in welchem eine bekannte Familie, Frauen und Kinder, ſaß, fuhr ſchnell vorbei, indeß die Reiſenden jubelnd die Freunde begrüßten. Ein ſolcher herrlicher Tag, eine ſolche Ausſicht, ein ſolcher Genuß lockt in die Ferne, ſagte Malkolm, und blickte Mathilden lächelnd an; der Wagen iſt angeſpannt, die Pferde ſind geſattelt, und wenn die Frauen nicht zu lange mit ihrer Toilette zögern, können wir in wenigen Stunden am Fuße des Kinnekulla ſein. Die Küche, das Haus iſt auf unſere Abweſenheit vorbereitet, Wein, Speiſen ſind eingepackt und — unſere Toilette iſt fertig, ſagte Mathilde und lachte. Du haſt mich verwöhnt, lieber Malkolm, fuhr ſie fort; ſonſt, wenn auch die wichtigſten Geſchäfte, die vielſeitigſte Thätigkeit dich in Anſpruch nahmen, brachteſt du doch die freundliche Aufmerkſamkeit, welche uns Frauen ſo angenehm iſt, mit in unſere Mitte; du warſt auf alles, auf die größte Kleinigkeit aufmerkſam: es iſt mir recht verdrüßlich geweſen, daß du grade heute nicht bemerkt haſt, daß mein, daß des Knaben Anzug nicht der gewöhnliche iſt. Es konnte mich faſt ängſtigen; denn ſo unbedeutend es ſcheint, deutet es doch auf eine unruhige zerſtreute Stimmung: was dir entging, iſt ſogar deinem Freunde, wenn ich mich nicht ſehr irre, aufgefallen. Wie blind bin ich geweſen, antwortete Malkolm mit unbefangener Heiterkeit; alſo du haſt mich geſtern Abend verſtanden, obgleich ich ſchwieg. O, wenn ich dir doch ſagen könnte, mit welcher Sorgfalt ich ſolche Augenblicke eines geheimen Verſtändniſſes herbeizuführen ſuche, wie glücklich ich bin, wenn die leiſeſte Andeutung verſtanden, die leichteſte Anſpielung erkannt wird, wie ich dann ſo innig fühle, daß wir uns ganz zugehören — mit dieſer lieblichen Entdeckung iſt mir die innere Sonne für heute aufgegangen und wetteifert in ihrem Frühlingsglanze mit der hellſcheinenden, die uns umleuchtet. Er umarmte Mathilden und man ſah, daß er eine tiefe Rührung zu bekämpfen ſuchte. Cederſtröm blickte das ſelige Paar wehmüthig an, eine geheime Sorge ſchien ſeine ſonſt klare Stirn zu verfinſtern.

Alle gingen nun dem Schloſſe zu. Antonie, die vorhin zurückgeblieben war, erſchien völlig reiſefertig: ich ſah zufällig den Wagen angeſpannt im Hofe ſtehen — Mathilde hatte mir einen Wink gegeben, ſagte ſie; und ich wollte nicht, daß man auf mich warten ſollte. Auch einige andere Anſtalten habe ich getroffen und hoffe Ruhm einzuerndten; die Tante iſt von unſerer Abweſenheit benachrichtigt. Sie hat gnädig die Erlaubniß ertheilt. Damit wir deſto ruhiger den Tag genießen können, obgleich dem Anſcheine nach nichts zu befürchten iſt, habe ich den Arzt bewogen, den ganzen Tag hier zuzubringen. Vortrefflich, liebe Freundin! rief Mathilde, du haſt mir die letzte Sorge weggenommen.

Die Frauen und der jubelnde Edmund beſtiegen den Wagen, die Herren ihre Pferde. Der Weg nach Huſaby, am Fuße des Kinnekulla, war ſpiegelglatt; der Wagen rollte abwechſelnd zwiſchen Waldung, Feldern und Wieſen hin. Hier und da lagen reinliche Häuſer, Frauen und Mädchen erſchienen, und alle begrüßten freundlich die anmuthige Herrin, welche in der Gegend vergöttert wurde. Malkolm ritt oft hier- oder dorthin, Männer wurden aus den Häuſern gerufen, denen er kurze Befehle ertheilte, auf den Feldern galoppirte er zu den Arbeitern und eilte ſchnell wieder zurück. Sie hatten faſt Huſaby erreicht, der Kinnekulla lag dicht vor ihnen — da ſah man einen Reiter, der in großer Eile herankam, er näherte ſich Malkolm und grüßte ihn ehrerbietig. Dieſer ſchien bei ſeiner Annäherung erſtaunt — beide blieben eifrig redend hinter dem Wagen zurück, und das Geſpräch ſchien warm, bedenklich, heftig zu werden. Aus der Ferne blickte Cederſtröm mit ſorgenvoller Aufmerkſamkeit die Redenden an: heute nicht, heute auf keinen Fall, aber Morgen, hören ſie, Morgen erwarte ich ſie, rief Malkolm dem Reiter zu, indem er ſich entfernte, und glühender Zorn, ja heftiger Ingrimm hatte ſeine Züge entſtellt, als er ſich wieder zu Cederſtröm geſellte. Das verächtliche Volk, ſprach er, ſich mühſam faſſend, es ſoll ihnen dennoch nicht gelingen; ſie haſſen mich, ich weiß es, und ich muß geſtehen, daß ich ihren Haß verdiene;

ich mag ihre Freundſchaft, ihre Unterſtützung nicht, die ſie mir ſcheinbar anbieten, mich deſto ſicherer zu ſtürzen. Es giebt Fälle, wo man am ſicherſten allein ſteht. Malkolm, ſagte Cederſtröm, du ſpielſt ein gefährliches Spiel, deine Freunde zittern, du kennſt die Waffen nicht, welche man gegen dich braucht. Ich verachte ſie alle zu ſehr, rief Malkolm, um ſie zu fürchten; mögen ſie hervortreten — ein Wort ſchmettert ſie nieder — und ich bin ſtärker, als du glaubſt. Doch, fuhr er fort, heute nichts mehr davon — dieſer Tag gehört Mathilden, gehört ihr und dir, dir leider nur noch wenige Tage; wie ſchmerzlich iſt es mir, daß du mich jetzt, eben jetzt verlaſſen mußt. Auch ich bedaure meine Entfernung, entgegnete Cederſtröm; ich weiß es, nie war meine Anweſenheit wichtiger. Verliere dich nicht in Sorgen, ſagte Malkolm, jeder Tag hat ſeine Plage und Furcht kenne ich nicht. Sie hatten Huſaby erreicht und hielten vor einem freundlichen Hauſe ſtille.

In dem wilden, ländlichen Garten hinter dem Hauſe wucherte eine reiche Pflanzenwelt zwiſchen zerſtreuten Frucht-Bäumen. Das hohe Gras war üppig in die Höhe gewachſen; Ranunkeln, Anemonen und Bellis, bunte Blumen mancherlei Art entfalteten ihre Blütenkronen, vor allem aber ſah man die Erdbeeren, dicht neben einander, in unſäglicher Menge grünen und zahlloſe Knoſpen ſich hervordrängen. Mathilde ſchritt, von der fröhlichen Wirthin begleitet, auf eine Laube zu, in der ein ſteinerner Tiſch von Raſenbänken umgeben, ſtand; aus dem Wagen trug der Bediente Flaſchen, Gläſer und Eßwaaren herbei — Antonie ordnete das Frühſtück und Edmund wälzte ſich luſtig im Graſe. Mutter — rief er — wo ſind die ſchönen rothen Erdbeeren geblieben? Sie werden ſchon kommen, antwortete Mathilde, ſobald der liebe Gott ſie uns geben will. Aber heute, rief der ungeduldige Knabe, heute will ich ſie haben. Sind wir nicht alle ſo, ſagte Cederſtröm: fordern wir nicht ungeduldig, pochend, zürnend die reifen Früchte, wenn kaum die Knospen da ſind! Alberner Knabe, rief Malkolm Edmund zu und zog ihn in die Höhe, du ſollſt ſie aber nicht haben; Edmund blickte den Vater furchtſam an und ſchwieg; Antonie reichte ihm Kuchen, bald hatte er die Erdbeeren vergeſſen und jagte fröhlich hinter den Schmetterlingen her.

Mathilde fühlte ſich glücklich und froh, Malkolm war ausgelaſſen, Antonie lachte, und Cederſtröm konnte der Gewalt der um ihn herrſchenden Freude nicht widerſtehn.

Es war die Macht des Frühlings, welche Alle ergriffen hatte. Losgeriſſen von den engen Umgebungen, hineingezogen in die keimende Welt voller Blüten und Knospen, mit ihrer erwärmenden Sonne, wird der Menſch ein Theil der fröhlich jauchzenden Schöpfung; die ewige

Quelle des Lebens, welche alle Bildungen der Natur beſeelend durchſtrömt, rieſelt durch ſeine Adern, und was ihn ſonſt ängſtigt und quält, wird in dem friſchen Strome der Luſt mit Leichtigkeit fortgeriſſen. Die Geſpräche der fröhlichen Geſellſchaft waren leicht, die Gegenſtände wechſelten ſchnell, und jeder ſteigerte die innige Luſt, von welcher ſich alle durchdrungen fühlten.

Man rüſtete ſich den Berg zu beſteigen; Malkolm, mit der Gegend wohl bekannt, war der Führer. Sie gingen durch Höfe und Gärten, und obgleich der Beſitz, welcher unter Malkolms Leitung ſtand, nicht bis hieher reichte, ſo hatte ſeine Thätigkeit doch auch hier viele Spuren zurückgelaſſen. Gärten waren nach ſeinem Rathe angelegt, viele Stellen ausgerodet und in Ackerland verwandelt worden; Seeen, abgeleitet und ausgetrocknet, bildeten fruchtbare Wieſen; Kanäle bewäſſerten Aecker, Wieſen und Felder, und überall erſchienen die Eigenthümer, dem Wohlthäter zu danken und hier und da neue Rathſchläge einzuholen. Malkolm grüßte Alle, ſeine Beſcheide waren kurz, klar und entſchieden; einige, die aus Dünkel oder Trägheit ſeinen verſtändigen Rath vernachläſſigt hatten, wurden mit imponirender Ruhe zurechtgewieſen, und obgleich dieſe Männer in keinem abhängigen Verhältniſſe zu ihm ſtanden, nahmen ſie dennoch die Zurechtweiſung als eine Züchtigung an, die ſie verdient zu haben ſich bewußt waren. Sein Anſtand, die Zuverſicht, mit welcher er ſprach, jede Miene, jede Aeußerung zeigte den gebornen Herrſcher, der erwartete, daß man ihm gehorchte. Während er mit den Männern ſprach, die Frauen grüßte, die Knaben ermunterte, ſchritt er immer vorwärts, der Zug ward kaum merklich aufgehalten, und die fröhlich angeſponnene Unterhaltung der Wandernden nur augenblicklich unterbrochen. Endlich wurden alle Begleiter entlaſſen, ſie traten aus dem letzten Garten, und dicht hinter dieſem ſtiegen ſie in eine Schlucht auf, die ſich ziemlich ſteil erhob; Waldungen und Geſträuch ſchloſſen die Schlucht eng ein, und Mathilde gebot einen Augenblick Ruhe. Wir blicken nicht hinter uns, ſagte ſie, wir entſagen jedem Genuſſe der Ausſicht, bis wir den höchſten Punkt erreicht haben; Malkolm wird uns Ruhepunkte aufſuchen, wo wir, dicht von Bäumen umſchloſſen, nur die nächſte Umgebung überblicken können. Eine ſolche kleine Entſagung bei der Erſteigung einer mäßigen Höhe ſteigert den Genuß. Ich erwarte keinen Widerſpruch, fügte ſie mit anmuthiger Ironie hinzu. Zweifelſt du an meiner Unterwerfung unter die Befehle dieſer gebietenden Frau, ſagte Malkolm zu ſeinem Freunde gewandt. Cederſtröm ſchüttelte den Kopf: du unterworfen? Ich könnte dir zürnen, fuhr Malkolm ruhig fort, ja wahrlich, ich bin unterworfen, in meinem Hauſe kenne ich kein größeres Glück, als mich von dem richtigen Gefühle meiner Frau leiten zu laſſen. Sie gebietet, und kaum erinnere ich mich, daß ſie ihr Gebot in Widerſpruch mit dem getreten wäre, was ich auszuführen dachte und freilich ſelten aufzugeben geneigt bin. Möchten die Herrſcher unruhiger Völker das Regieren verſtehen, wie dieſe Frau. Wie bedauere ich die Männer, welche nicht wiſſen, wo der Frau das Regiment gebührt! der ſchönſte, der dauerndſte Genuß der Ehe bleibt ihnen fremd.

Dieſe Rede hätteſt du dir erſparen können, Malkolm, unterbrach ihn Mathilde; daß die Männer uns doch nie gehorchen können, ohne zu prahlen mit ihrer Weisheit, Großmuth und Herablaſſung. Mein Vorſchlag wird alſo angenommen, fuhr ſie fort, indem ſie, auf einen mächtigen Stab geſtützt, rüſtig voranſchritt, und Malkolm ihr folgte, Edmund auf dem Arme. Alle ſtimmten ein, und in der finſtern Schlucht, von düſtern Bäumen umgeben, über das loſe Gerölle mühſam fortſchreitend, ſchienen ſie den aufgeſparten Genuß ſchon im Voraus zu empfinden. Zweimal ruhten ſie auf eng eingeſchloſſenen Stellen, dann erreichten ſie eine Fläche der mittlern Höhe, auf der noch Wieſen und Felder lagen, als ſie hinter einer vorſpringenden Felſenwand ein Geſchrei hörten. Ein wüthender Stier ſprang hervor, weit hinter ihm liefen Bauern; er nahm ſeinen Weg gerade auf den Ort zu, wo die Frauen mit dem Kinde unter ſchützendem Gebüſch ausruhten. Mathilde erſchrack heftig, Antonie erblaßte, Cederſtröm und Malkolm eilten dem wüthenden Thiere entgegen. Aengſtigt euch nicht, ſagte der Letztere, und überlaßt mir den Kumpan; es ſollte wunderbar zugehen, wenn ich nicht mit ihm fertig würde. Der Stier wühlte mit den Hörnern in der Erde und brüllte. Malkolm hatte den ſtarken Stab Mathildens ergriffen und trat, den Stier reizend, hervor. Dieſer erhob das zornige Haupt, blieb einen Augenblick ſtehen und brüllte ihn an. Malkolm ſtand in geringer Entfernung, und als der Stier einen Angriff auf ihn unternahm, wußte er, durch eine ſchnelle Wendung, eine Stelle zu gewinnen, wo ein Holzweg abſchüſſig in die Tiefe führte. Das zornige Thier lief ihm entgegen, aber er hatte ſich ruhig in die Mitte des Weges geſtellt, die Arme kreuzweis übereinander gelegt, der Stab hing läßig in der Rechten. Die Frauen hatten ſich erhoben, man ſah das Thier auf Malkolm zuſtürmen, ein durch Angſt gedämpftes Geſchrei entfuhr Antonien, ſie bedeckte die Augen mit den Händen; Mathilde theilte die Ruhe ihres Mannes; ſie blickte ihn mit triumphirender Zuverſicht an. Der Vater wird den Stier todtſchlagen, nicht wahr, Mutter? rief Edmund und ſah ununterbrochen hin. Cederſtröm lächelte. Der zornige Stier war kaum noch drei Schritte von Malkolm entfernt, er hatte ſich noch nicht gerührt; jetzt erſt trat er ruhig ſeitwärts, und der Stier, welcher keinen Gegenſtand des Angriffs vor ſich fand, ſtürmte im vollen Laufe die ſteil abfallende Stelle hinunter, wühlte ingrimmig, ſchwankend, in der Erde, Malkolm erhob den Stab, ſtarke Schläge trafen das unſichere, taumelnde Thier, es wankte und fiel. Leicht wurde es jetzt von den herbeieilenden Bauern überwältigt, und die ſchnell vorübergehende Angſt, das kurze Abentheuer, hatte die Geſellſchaft aufgeregt; Edmund klatſchte fröhlich in die Hände. Bravo, rief Antonie, die, als ſie das Siegesgeſchrei hörte, ſich ſchnell erholt hatte, dem Sieger entgegen. Feinde, antwortete Malkolm, die mit blinder Wuth angreifen, ſind leicht zu überwinden.

Das Intermezzo, bemerkte Mathilde, hat uns ermuntert, und jetzt iſt es mir angenehm, daß dieſe kleine Reiſe nicht ohne ein gefährliches Abentheuer abgelaufen iſt. Oft, ſagte Malkolm, wenn ich frühere Reiſen mit den jetzigen vergleiche, wollen dieſe mir gar nicht gefallen. Eine Reiſe durch Europa bedeutet ſelten mehr, als eine Fahrt durch des Herrn Barons Forſten, Chriſtophs Roggenacker, Martins Weizenfeld und Ericks Wieſen; man trifft nur Dorfhunde, kalekutiſche Hühner und Gänſe, welche den Reiſenden zu opponiren wagen — und wären nicht die poetiſchen Löcher der Landſtraßen, die leider auch immer ſeltener werden, und hier und da ein paar rebelliſche Pferde, ſo erſchiene das Ganze gar zu langweilig. Ein ſolcher Stier könnte ſchon etwas bedeuten, wenn das Vieh nicht gar zu dumm wäre; aber er kommt mir wie ein aufrühreriſcher Pöbel vor, der an Knechtſchaft gewöhnt, durch zwei Reiter auseinander gehetzt wird. Wüthende Dummheit giebt ein nichtswürdiges Schauſpiel, und Kraft ohne Umſicht iſt das Widerwärtigſte in der Welt.

Bald war die fröhliche Stimmung wieder erlangt, das Abentheuer vergeſſen; man ſtieg immer höher, dem zuerſt gefaßten Entſchluſſe getreu. Nur Antonie konnte mit Mühe ſich enthalten, nach der hier oder da offen werdenden Ausſicht umzublicken, und als man nicht weit von der höchſten nordweſtlichen Ebene entfernt war, ertappte man ſie, wie ſie, ſich ganz vergeſſend, einen Blick auf den See warf, der vor ihr lag. Die Verrätherin muß in eine Salzſäule verwandelt werden, rief Malkolm und hielt ihre Hände dicht an den Leib — fühlen ſie nicht, wie ſie zu erſtarren anfangen? In der That, antwortete ſie, etwas erſchrocken, als ſie ſich ſo plötzlich ergriffen fühlte, es fährt mir ein Schauer leicht rieſelnd durch alle Glieder, und werde ich nicht bald von dieſem mannhaften Angriffe befreit, ſo könnte ich mich entſchließen — hier ſtehen zu bleiben. Antonie, was haſt du gethan, rief ihr Mathilde zu, ohne ſich umzuwenden; du haſt den Männern einen Triumph bereitet, den ſie gar nicht verdienen, und wenn du ſelbſt nicht in eine Salzſäule verwandelt worden biſt, ſo haſt du doch dieſen witzelnden Herren auf lange Zeit einen hinlänglichen Stoff für ihre Einfälle geliefert, und Malkolm, in dem er ſich umkehrte, dich zu beſtrafen, iſt doch eigentlich ebenſo ſtrafbar, wie du. Wer weiß, ob er nicht die Gelegenheit ergriff, ſeine eigene, ungeduldige Neugierde zu befriedigen? Ich hielt die Augen zu — verſicherte Malkolm. Lachend erreichten ſie den höchſten Gipfel, der mit finſteren Tannen bewachſen iſt; aber vor ihnen öffnete ſich der ſchönſte Anblick: der Abhang des Gebirges, welcher gegen den Wehnern ſchnell abfällt, iſt mit dichten, dunkeln Tannen und Fichten bedeckt; über ihr düſteres Grün hinweg ſahen ſie in der mächtigen Tiefe den rieſenhaften Landſee in ſeiner ganzen Breite. Der klare Waſſerſpiegel kräuſelte ſich nur hier und da, einzelne Schiffe mit aufgeſpannten Segeln bewegten ſich langſam, und jenſeit erkannten ſie kaum die fernen, gebirgigen Ufer. Lange genoſſen ſie dieſe Ausſicht ſtillſchweigend, keiner ſtörte den Genuß durch Ausrufungen, und lautlos ſchritten ſie durch den Wald, um ſich an dem Anblicke in das Innere des Landes zu ergötzen.

Hier lag, am ſüdlichſten Ufer des See's, in der reizenden Tiefe, das anmuthige Lidköping, deſſen Häuſer, Thürme und Schiffe man deutlich erblickte. Böte ruderten langſam, fiſchend, auf dem ruhigen Waſſer; Dörfer, Bauerhöfe, Kirchen, ſtolze Edelhöfe, ausgedehnte Gärten und Aecker traten allenthalben aus den Wäldern hervor, und die kleineren Anhöhen ſchienen in der weiten Ausdehnung faſt zu verſchwinden. Auffallend ſchnitt dieſe Anſicht von der weſtlich angrenzenden ab, wo die niedrigere Fortſetzung des Kinnekulla, mit ihren rothen, kahlen, kalligen Höhen ſich hinzog und in unüberſehbare, waldleere Ebenen verlor. Weit am Horizonte verſchwammen die Gegenſtände.

Die Frauen erkannten in der Ferne die eigne Heimath, gedachten liebevoll der kranken Tante, verſuchten es von hier aus ſich zurecht zu finden, und ſtritten lebhaft über die Namen der Dörfer und Höfe. Immer entſchied Malkolm, der mit jedem Punkte genau bekannt war. Er ſchien recht innig vergnügt, heiter blickte er um ſich, eine tiefe Rührung milderte die mächtigen Züge. Ich bin nicht ſelten hier, ſagte er, und jedesmal iſt dieſer Anblick mir angenehm; er ſtärkt, er erfriſcht mich. Ich ſtand ja ſchon einmal hier an deiner Seite, liebe Mathilde, fuhr Malkolm fort, aber das Wetter war unfreundlich, der Wind uns läſtig; die trüben Wolken vergönnten uns keine reine, klare Ueberſicht; in der Ferne war alles in düſtern Nebel verhüllt. Jetzt, wie heiter iſt der Himmel, wie freundlich lachen uns Wald und Feld und Waſſer entgegen; die Blumen duften, die Vögel ſingen, die Sonne blickt heiter von dem klaren Himmel herab, und ihr warmes, heiliges, liebevolles Leben durchdringt, durchwärmt, durchglüht alles, was uns umgiebt, und uns ſelbſt. Und du, meine reine, hohe, reinigende Liebe, ſtehſt glücklich und heiter, duftend wie die Blüte, ſingend wie der Vogel, belebend wie die Sonne, innerlich reich wie Wald und See und Flur, neben mir — und auch du, der treue Freund meiner Jugend, unter allen Männern mir am innigſten verbunden, reichſt mir die Hand, und — er hob Edmund auf, Mathilde blickte ihn mit inniger Liebe an. Na! Junge, kennſt du das Haus da? Wo, fragte der Knabe und ſah dem Vater keck in die Augen. Der Vater ſuchte ihn auf einen Edelhof aufmerkſam zu machen, der durch ſeine Lage ſehr in die Augen fiel. Das, rief der Knabe, und ſtreckte die kleinen Finger in die blaue Luft — das iſt ja unſer Haus, Mutter hat mir's ſchon gezeigt. Richtig, Burſche, hoffentlich dein Haus in der Zukunft.

So, wie ich hier ſtehe, ſprach Malkolm weiter, auf Liebe und Freundſchaft geſtützt, habe ich meinen Boden gefunden. Ich ſchaue mit Zuverſicht in die Zukunft, ich darf mit Fröhlichkeit einen Blick in dieſe weite Gegend werfen. Die neuen Dächer, welche dort über die Wälder hervorragen — ich habe ſie gebaut; jene Wieſen, die dort an das Ufer ſich anlehnen — ich habe ſie dem See abgewonnen. Es giebt kein Haus in dieſem ausgedehnten Kreiſe, in deſſen Mitte nicht meine Thätigkeit ordnend, ſchaffend, berathend eingedrungen iſt; die Schulen ordnete ich an, unnütze Geſellen wußte ich zu entfernen — wo ich hinkomme, muß Ordnung, Fleiß, Mäßigkeit herrſchen. Ihr wißt es, ihr Lieben, ich pflege nicht viel von dem zu ſprechen, was ich ausrichte; aber heute, hier, indem ihr mich umgebt, und dort mein Wirkungskreis klar, von der Frühlingsſonne beſchienen, knoſpenreich, vor meinem innerſten Sinne, wie vor dem äußeren liegt, wollen meine geheimſten Gedanken laut werden; und ich muß das Geſchick preiſen, welches mir Kraft, Muth und Umſicht verlieh. Die Maſſe der Menſchen will beherrſcht ſein — in den engſten Verhältniſſen, wie in den größten. Weh! ihnen, wenn ſie es nicht ſind; aber ſie wollen es nicht wiſſen, man darf es nicht plump ſagen — und ich fühle mich zum Herrſchen geboren. Die meiſten Menſchen wollen herrſchen und doch zugleich beherrſcht ſein. Dem Gotte in ihnen gebührt die Herrſchaft, ſie wiſſen das wohl und es treibt ſie; aber alle Herrſchaft lebt in der mächtigen Zeit und muß ſie bezwingen; die Menſchen aber ſind Knechte des Augenblicks und verrathen ſtündlich den Herrſcher, der in ihrer Bruſt wohnt. Da verſchwindet die göttliche Fähigkeit, die alle Verhältniſſe beſiegt. Wenn das Einzelne, die engſte Umgebung ſie bedrängt, dann verlieren ſie das Ganze aus den Augen, und ſolche Thoren, die aus dem brennenden Hauſe den Haderwiſch, das Auskehrigt retten, die Spiegel aus den Fenſtern werfen, und die Edelſteine, den Schatz vergeſſen, ſehen wir alle Tage — der Menſch, von augenblicklicher Noth bedrängt, handelt ſtündlich ſo. Wenn ſie aber ruhig, ungeſtört, mit behaglichem Genuſſe das Ganze überſchauen, dann entſchlüpft ihnen das Einzelne, das Leben erſtarrt in Grundſätzen, in dürren Begriffen, und ein vernichtender Aberglaube an Maximen fällt, wie ein kalter Froſt auf alle Knoſpen, die ſie entwickeln möchten. Wer aber, wenn er eine gegenwärtige Noth zu entfernen, eine einzelne Verwirrung zu heben hat, lebendig in der Mitte aller Verhältniſſe ſteht, daß ſie ihm dienen, wie die Organe des Leibes bei jeder Bewegung; wer, wenn er das Ganze zu ordnen unternimmt, nichts — auch das Geringſte nicht — vergißt; wer — da unvermeidliche Widerſprüche, Knoten, die nie zu löſen ſind, in allen größeren Verhältniſſen hervortreten, die Menſchen zu beſchwichtigen, durch Hoffnungen zu binden, durch Furcht zu zwingen, durch Entſagung zu gewinnen weiß — der iſt der Herrſcher, der Geſetzgeber. Es giebt keine beſtellten Geſetzgeber; die wahren entſpringen zu jeder Zeit aus dem ordnenden Geiſte aller Verhältniſſe, als ihre Organe, ihre Propheten; das gedruckte Wort, was ſich als Geſetz gebehrdet, verwandelt den Knecht nicht in einen Herrn, ein jeder Verſuch zu gebieten, giebt ihn nur deſto gewiſſer der Knechtſchaft preis.

Du kannſt die meiſten Menſchen beherrſchen, wenn du ihnen auf eine entſchiedene Weiſe das Angemeſſene bieteſt; ſelbſt in die Entſagung fügen ſie ſich, wenn ihnen das Unvermeidliche ſchonungslos entgegentritt. Freilich ſind ſie undankbar — ſie ſind es alle. Ein jeder will ſich ſelbſt ausgebildet, ſich ſelbſt geholfen, durch den eigenen Entſchluß die ſchwerſten Opfer gebracht haben. Man laſſe ſie — was nicht aus der eigenen Seele entſprang, vermag ſich nicht zu erhalten. Haſt du aber eine lebendige Kraft geweckt, dann wage nicht ihr zu gebieten — dulde den Herrſcher neben dir und lerne entſagen.

So ſtehe ich — nicht durch Rang und Anſehen, nicht durch Reichthum und Güter, wenigſtens nicht vor allen, ausgezeichnet — als der Geſetzgeber unter meines Gleichen, und darf es behaupten, ich beherrſche alle größeren Verhältniſſe in dieſem weiten Kreiſe. Und warum ſollte dieſer leicht zu überſchauende Kreis die Grenze meiner Thätigkeit ſein? Ein ganz anderer im höheren Norden, wo Natur und Menſchen neue Bedürfniſſe ſchufen, ſteht mir ſeit meiner Jugend eben ſo nahe, und ohne mich wird auch dort kaum etwas Bedeutendes unternommen. In der lebendigſten Handelsſtadt des Landes ward ich erzogen, und die Quellen ihres Reichthums blieben mir nicht verborgen; Reiſen machten mich mit den größeren Verhältniſſen der Staaten bekannt, und was mein Vaterland zu fördern, zu pflegen, zu ſchaffen, und zu vermeiden hat, iſt mir nicht unbekannt. Mich ſchreckt die Verwirrung, mich hemmt der Widerſpruch, mich ängſtigt der Haß nicht. Schon wird meine Stimme auf dem Reichstage gehört, meine Thätigkeit, in einem engen Kreiſe ausgebildet, hat die Aufmerkſamkeit der Mächtigen auf ſich gezogen, und die unſichtbare Grenze der Herrſchaft wird ſich bis dahin ausdehnen, wo man mich dienend glaubt.

Iſt es mir unbekannt, daß geheime Feinde mich dicht umgeben? daß die Armſeligen, die nur haſſen können, mich zu vernichten ſuchen? daß ein finſteres, nächtliches Gewebe mich umſchließt? Aber ich zerſprenge das lockere Gewebe — und verachte ihre Künſte; eine göttliche Zuverſicht ſtärkt mich — und hier, jetzt, da das Bild zukünftiger Thätigkeit in großen, klaren Umriſſen mir magiſch winkt, prophetiſche Worte aus einer fernen Zeit mir entgegen tönen, ſehe ich das Gewürm ſich zu meinen Füßen winden und lache ihrer ohnmächtigen Wuth.

Ob ich mich ein Gott dünke — allen Zufällen des Lebens entronnen? Muß ich nicht Nahrung genießen; ermatte ich nicht, weiß ich nicht, daß der Keim der Krankheit in mich geſäet iſt und jeden Augenblick die ſchaffende Kraft lähmen kann? Umgiebt mich nicht eine Natur, deren innerſten Geſetzen ich unterworfen bin? Wölbt ſich nicht der Himmel über mir, mit ſeinen Geſtirnen in ihren Bahnen? Manche Nacht blicke ich in den unendlichen, dunkeln Raum und erhebe mich über die Lichter, wo die unermeßlichſten Entfernungen ihre Bedeutung verlieren — und vergehe vor dem Hauche des Ewigen, das uns alle trägt. Aber dann eben, dann, wenn ich mich ganz hingebe, keimt erſt leiſe, unmerklich, bald aber immer mächtiger die Geſtalt, meine eigene innerſte, in ihrem geheimen Bunde mit den ewigen Mächten, dann begreife ich, was jener erhabene Glaube an eine verborgene Verwandtſchaft mit dem All bedeutet; dann trete ich aus der Mitte der unendlichen Sternenwelt, ihr Sohn und Abgeſandter hervor, und was die geängſtigten Knechte fremder Geſetze zerſchmettert, lähmt, vernichtet, das erhebt mich — und Natur und Geſchichte ſind mir verbrüdert. Daß ich ſterbe — ich fürchte den Tod nicht: was in mir lebt, iſt mächtiger als der Tod, und was ich ſchaffe, überlebt mich.

Es war nicht Malkolms Gewohnheit, ſich über Entſchlüſſe und Empfindungen weitläufig auszulaſſen. Selbſt, wenn er am offenſten ſchien, blieb etwas Verſchloſſenes, Unergründliches zurück, und obgleich er in ſeinen Verhältniſſen zu Mathilden nichts verbarg, war ſie dennoch keineswegs im ausgedehnteſten Sinne ſeine Vertraute. Aber es giebt Gemüthsſtimmungen, die auch den Feſteſten faſt unwillkührlich hinreißen. In den letzten Tagen war Manches geſchehen, was Malkolm aufregte — Manches, was ihn Angriffe ahnden ließ, deren Abſicht und Beſchaffenheit er nicht zu durchſchauen vermochte. Ereigniſſe früherer Zeiten, die noch nicht enträthſelt waren, verbanden ſich mit dem, was ihm jetzt drohend entgegen trat, und er fing an zu befürchten, daß Feinde, deren Daſein ihm bisher fremd geblieben, die er nicht kannte, die ihn vielleicht trügeriſch umgaben, ſeine Vernichtung beſchloſſen hätten. Er ſuchte ſeine Furcht männlich zu bekämpfen; es gelang ihm zwar ſie zu überwältigen, aber er konnte ſie nicht unterjochen. Die Nachricht, welche er heute Morgen erhielt, mußte ſeine Beſorgniß erneuern, und je mehr er ſich ſie zu überwinden bemühte, je beſſer ihm dies gelang, deſto tiefer wühlte ſie ſich in ſein Inneres ein. Was Malkolm hier unwillkührlich ausſprach, war ein lauter Monolog: er ließ ſeine ganze Stellung, ſeine Abſichten, die er loben durfte, ſeine Stärke, ſeinen Muth, die Gewalt, welche er über ſeine Umgebung auszuüben gewohnt war, vor ſeiner Seele erwägend vorübergehen; er bedachte die Nichtswürdigkeit, die Schlechtigkeit ſeiner Gegner, und ſuchte, indem er mit Feſtigkeit alle ſeine Entſchlüſſe feſthielt, und ſie der Schwäche ſeiner Gegner gegenüber ſtellte, ſich zu beruhigen.

Einen ſolchen Monolog beabſichtigte er nicht, als er zu ſprechen anfing; aber das Geſpräch ſelbſt, die Nähe der beiden Menſchen, die ihm in der ganzen Welt am nächſten ſtanden, denen er ſo ganz vertraute, riß ihn hin.

Gegen Mathilden hatte er ſich nie ſo unverholen über ſeine Geſinnung geäußert; ſie hörte ihn zum erſtenmal auf dieſe Weiſe reden. Zwar hatte früher manche einzelne Aeußerung über die höchſten Beziehungen des Daſeins in ihr eine vorübergehende Furcht erregt; aber nie hatte er das Heiligſte verletzt; mit einer Scheu, die tief in ihm lag, ehrte er es, wo es hervortrat und in jeder Form, und die ſtille Religioſität ſeiner Frau hatte mehr faſt, als alle ihre übrigen Vorzüge, ſein Herz gewonnen. Er ſelbſt konnte in Anſichten eingehen, die ihm ſonſt fremde waren, konnte ſie mit Wärme verfolgen, und was er auf dieſe Weiſe ſich aneignete, ſchien aus ſeiner innerſten Seele entſprungen. Auch jetzt durchſchaute Mathilde alles das Gefährliche für ihre zukünftige Ruhe nicht, was in der immer heftiger geſprochenen Rede lag; aber ein unbeſtimmtes Gefühl ſagte ihr, ſo dürfe der Kühnſte, der Gewaltigſte ſelbſt nicht reden. Eine Ahnung dieſer verborgenen Vermeſſenheit durchflog ihre innerſte Seele, und ſchien einen vorübergehenden Schatten auf die geliebte Geſtalt zu werfen. So innig war ſie mit ihm verbunden, ſo ganz lebte ſie in ihm, daß das, was ſie gehört, was ihr als ein dunkles Gefühl vorſchwebte, aus der eigenen Seele entſprungen ſchien. Ein unruhiger Schauder, wie der, wenn man ſich auf eigenen Gedanken ertappt, die noch keine feſte Geſtalt gewonnen haben, die uns aber tadelnswerth und verwerflich dünken, durchbebte ihr Innerſtes. Cederſtröm, der ſeinen Freund von früher Jugend an kannte, ſchien nur Mathildens wegen beſorgt — aber auch Malkolm hatte den Eindruck bemerkt, den die Rede auf Mathilden machte, und den ſie nicht zu verbergen im Stande war.

Welch' ein Thor bin ich! rief er und brach lachend ab: habe ich mich nicht da in die Sterne und in eine leere Erhabenheit hinein geredet, die mir ſelbſt höchſt poſſirlich vorkommt! Wir Männer, liebe Mathilde, ergegen uns mit ſolchen pomphaften Redensarten, die, indem ſie uns herausputzen, doch eigentlich nur dazu dienen, einen weiten bunten Mantel über unſere Lumpen zu werfen. —

Malkolm verſtand die vorübergehende, düſtere Stimmung, welche er ſelbſt inmitten der unbefangenen Freude erregt hatte, zu verſcheuchen; er zeigte ſich ſo mild, ſo freundlich — eine jede Aeußerung ſchien zu beweiſen, daß er von einer geheimen Reue durchdrungen war — und bald hatte man den Auftritt vergeſſen.

Fröhlich geſtimmt ſtiegen ſie nun den Berg herab; auf ſeiner bewohnten Mittelſtufe wollten ſie, wiewohl es ſchon ziemlich ſpät war, das Mittagsmahl einnehmen, als ſie an einer ſchönen Stelle, wo man unter ſich Wald, vor ſich den See, in der Ferne die freundliche Heimath erblickte, ein prächtiges Zelt wahrnahmen, in ihm einen gedeckten Tiſch und einige Bedienten, die geſchäftig herumgingen. Die Frauen erſtaunten: biſt du mit mir zufrieden? ſagte Malkolm — es war ſeine geheime Veranſtaltung. Für die Müden war die Bequemlichkeit, für die Hungrigen das erquickende Mahl ſehr erwünſcht.

Jede Mittagsmahlzeit in Schweden iſt eigentlich aus drei Mahlzeiten zuſammengeſetzt. An einem abgeſonderten Tiſche finden die Gäſte das harte ſchwediſche Brod (Knäckebrod), Butter, Käſe und Wurſt, mit Liqueurs, als einen Imbiß. Man ſetzt ſich zu Tiſche und genießt zuerſt eine Reihe kalter Speiſen, wie eine Art Dejeuner à la fourchette, und dann erſt wird die Suppe gereicht, und nach dieſer kommen warme Speiſen. Es fällt dem Ausländer ſchwer, ſich in dieſer ſchwediſchen unnatürlichen Abweichung zurecht zu finden; ſie wirkt nicht blos phyſiſch, ſondern auch pſychiſch ſtörend, und unterbricht auf eine unangenehme Weiſe das Drama, deſſen Entwickelung und Fortſchreiten Tieck ſo meiſterhaft dargeſtellt hat. Dennoch gewöhnt man ſich leichter daran, als man vermuthen könnte.

Der Punſch iſt nur für die Männer. Die Frauen gingen nach, mit mancherlei Verrichtungen beſchäftigt, herum. Nur Ederſtein und Malcolm waren in das Zelt getreten. Deine emphatiſche Rede hat mich in Schrecken geſetzt, fing Ederſtein an — du haſt geſehen, wie ich ſelbſt über dieſen unwillkührlichen Erguß erſchrack, wie ich ihn bereute und allen Folgen glücklich vorbeugte, antwortete Malcolm. Das iſt es nicht, was mich beunruhigt, erwiderte Ederſtein; daß du aber keine Sorge kennſt, recht innerlich durchſchauſt, daß es dir nicht unbekannt iſt, welche Gefahren auf dich lauern, und dennoch es dir ſelbſt verbergen willſt, das habe ich leider, wie ich dich kenne, aus deiner Rede herausgeleſen. Kannſt du mir Ruhe geben? rief ihm Malcolm ablehnend zu. Wenn ich es könnte, würde ich es unterlaſſen? antwortete der Freund; nur das Eine — ſei beſonnen, denn

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]; der gelehrte [illegible], der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hatte, war [illegible] — [illegible] [illegible] lag die [illegible] vor [illegible], und [illegible] [illegible] von [illegible], von [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] in der [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] hatte man einen kleinen Tisch hingestellt, darauf eine Flasche und ein paar Gläser für die Herren. Die Frauen [illegible] sich zu [illegible], und wie [illegible] [illegible] [illegible] lag [illegible] auf einem über das Gras [illegible] Teppich, die [illegible] von sich [illegible] und [illegible]; in dem [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] sich das [illegible] des [illegible].

Der Wagen war auf einer [illegible], sie [illegible] nach [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] den [illegible] zum [illegible]; aber der [illegible] war zu [illegible], der [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] sich nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible], daß man noch ein paar [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] wurde aus dem Wagen [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible], [illegible], Frauen und Kinder [illegible] sich und [illegible] in [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] in der zunehmenden Dunkelheit; einzelne Sterne traten an dem nächtlichen Himmelsgewölbe hervor, einzelne Lichter aus den Dörfern, von den zerstreuten Wohnungen funkelten in der Ferne. Es ward immer stiller in der nahen Umgebung, die Einwohner hatten sich zurückgezogen, und die Geselligkeit durch den genußreichen Tag, wie von Fröhlichkeit gesättigt, war stumm, aber glücklich.

Du verhüllst dich, von der mächtigen Sonnenglut [illegible], [illegible] genug, in die unendliche Sternenwelt, fing endlich [illegible] an — und ich habe dich bewundert. Du hast mit dem Tage gerungen und ihn überwunden. Du sprachst, als ließest du erst aus den nächtlichen Räumen jenseits der gewaltigen Sonne, die uns der [illegible], zu uns armen Sterblichen herab, größer, erhabener, als der Tag, der doch nur ein Sohn der Sonne ist. Wir andern Kinder von unserm engen Standpunkte erblicken in die Unendlichkeit auf, und verlieren uns in die unermeßlichen Räume, in die großen [illegible], wie der König in dem [illegible] Lande; aber du Gewaltiger, weißt die Unendlichkeit des Weltalls, als wäre es dein Kind, [illegible] und [illegible] und [illegible], daß wir uns die verlieren.

Ob ich keine Empfindung habe, wenn ich hinaufblicke an jenes Meer von Lichtern, den Abglanz der Gottheit, das uns, wie die Sonne wärmt und die Sterne! Wenn wir die Welten ansehen, die Kräfte — welche das Univerſam bewegen — in ihrer ſtrengen Geſetzmäßigkeit beſtimmen dürfen, wenn es unſerem Geſchlechte vergönnt war, in dieſe ewige Ordnung tiefer hineinzuſchauen, als alle früheren, dann fühle ich, wie wir auch hier dem ewigen Schöpfer näher treten, und der Genuß dieſer Forſchung iſt mir nicht unbekannt. Aber wenn ich mich ganz dem Eindrucke des Unermeßlichen hingebe, dann trete ich — verzeihe mir's — nicht pochend wie ein Rieſe, dem Mächtigen gegenüber; ich ſchlummere — wie Edmund dort — vertrauensvoll in ſeinen Armen, und es iſt nicht ohne Bedeutung, daß die Natur unſere Augen ſchließt, wenn ſie die der Unendlichkeit aufgehen läßt. Dann träume ich in der tiefen Nacht des Daſeins, aber ſelige Träume — wie eine verſchloſſene Knospe die Fülle ihrer zukünftigen Entfaltung fühlen mag — und weiß, daß die ewige Natur nicht blos in ein unabänderliches Geſetz ſtarr gefeſſelt iſt, daß ſie eine Geſchichte hat, eine Zukunft erwartet, wie ſie eine Vergangenheit durchlebt hat.

Laß mich reden, Freund, ſagte er, indem er ſich zu Wilhelm wandte, der ihn unterbrechen zu wollen ſchien — laß mich reden, denn jetzt iſt meine Zeit, und dort gehen meine freundlichen Sterne auf — er zeigte auf die Lichter, die aus den zerſtreuten Wohnungen herausſchienen. Sind es nicht auch Sterne, Welten, die eine Unendlichkeit enthalten — aber Welten, die uns, unſerem Leben, unſerem Wirken, vor Allem unſerer Liebe näher liegen. Langewußte ich nicht, was es war, das mich ſo tief, ſo wunderſeltſam, von meiner frühſten Kindheit an ergriff, wenn ich in ſtark bewohnten Gegenden, und in der Nähe großer Städte die zerſtreuten Lichter wahrnahm. Auf meiner letzten Reiſe von Petersburg kam ich ſpät, an einem heitern Herbſtabende — ſchön wie dieſer — nach Stockholm zurück. Wir näherten uns der Stadt, und aus der Ferne, von den Häuſern, die ſich terraſſenförmig an den Bergwänden erheben, von dem Hafen ſelbſt, von höher liegenden, fernen Vorſtädten, von dem ſtolz hervorragenden Schloſſe funkelten mir tauſend Lichter entgegen. Ich ſtand einſam auf dem Verdeck — alle waren beſchäftigt, ich mir ſelbſt überlaſſen. Freunde erwarteten mich, viele Ereigniſſe während meiner Abweſenheit, die ich nur dunkel erfahren hatte und jetzt genauer kennen lernen ſollte, ſetzten mich in unruhige Bewegung. Geliebte Menſchen waren geſtorben, unerwartete Zufälle hatten hier das Glück mancher Familie geſtört, dort andere plötzlich aus einer drückenden Lage gerettet. Eine Laterne brannte hell neben mir — und wenn nun ein fernes Auge dieſe Laterne entdeckt; iſt ſie nicht — auch wenn der Beſchauende es nicht ahndet — die Stätte einer innern tief bewegten Welt, von Freude und Leid erfüllt? Blickt nicht eine ſolche Welt aus jedem Lichte uns entgegen und beleuchtet eine innere Unendlichkeit von Beſtrebungen und Forſchungen, von Wünſchen und Hoffnungen, von Kummer, Sorge und

Entſagung, jede auf eine eigne Weiſe, durch eigentliche Verhältniſſe bedingt? Iſt dieſe Unendlichkeit, in welche du hineingezogen wirſt, nicht unermeßlich, wie jene, die ſich über uns wölbt? Zwar klein iſt der Horizont, der ſich für uns aufſchließt — aber alle fernen Lichter gingen vor mir auf, in allen Ländern, und diejenigen, die einſt brannten und jezt untergegangen ſind, bis zu den Nebelflecken der fernſten Vergangenheit, und diejenigen die noch auftauchen ſollen in der Zukunft und kulminiren werden zu ihrer Zeit. — Und du ſtehſt in ihrer Mitte — ein Fixſtern des Wohlwollens, ein Sirius der Liebe ſollſt du ſein! In der innerſten, verborgenſten Tiefe dieſer Welt, deren Schein das nächtliche Dunkel aufſchließt, herrſcht ein anderes Geſez — das befreiende, das beſeligende, das lebendige der treuen Liebe, des Glaubens. — O! daß jedes dieſer Lichter der Abglanz klarer, reiner Seelen, der Reflex ſolcher Spiegel wäre, von deren makelloſer Fläche das Bild der väterlichen Gottheit ſtrahlte! Da blickte ich in den zweifelhaften Kampf des unendlich aufgeſchloſſenen Lebens, und eine tiefe Neigung ſchloß mich an das arme, kämpfende, ringende, erliegende Geſchlecht; da fühlte ich, wie lockende Dämonen uns verzaubern, daß wir die Geſezgeber ſind, berufen zu herrſchen, wo wir gehorchen, anzuordnen, wo wir uns ſollen leiten laſſen; wie die Liebe Rath und Hülfe iſt, aber befreiende, nicht feſſelnde; wie ſie der Gottheit gleich ſich verbirgt, wo ſie am wohlthätigſten wirkt. Wir ſollen thätig ſein für Andere, aber dienen wollen, nicht herrſchen. In jener Richtung, die uns lockt, immer größere Verhältniſſe zu überſchauen, zu ordnen, zu geſtalten, liegt eine große Gefahr. Unſer Maasſtab für Glück wird den Menſchen aufgedrungen, wir betrachten ſie nur in Beziehung auf uns: wer ſich ſträubt, wird undankbar, wer eigne Wege geht, halsſtarrig genannt — und wir erndten dann Haß, wo wir Liebe erwerben, Mistrauen, wo wir Vertrauen erzwingen wollten. Wir ſpiegeln uns in den eigenen Thaten, wir überſehen mit Wohlgefallen immer weitere Kreiſe, in deren Mitte wir uns, dem Schöpfer gleich, hinſtellen. Unter allen Verſuchungen, die den armen Menſchen irre leiten, iſt dieſe die gefährlichſte, weil ſie die Gewaltigſten verlockt, weil ſie eine Hölle bildet, wo ein Gleichmaaß bedeutender Gaben den Himmel ſchaffen könnte. Da führt uns der böſe Geiſt auf den hohen Berg, und aus den nächtlichen Tiefen der ringenden Seele tönt es: da liegt die Welt und ihre Herrlichkeit, ſie gehört dir, wenn du mich anbeten willſt. Aber nur wenn wir der finſtern Stimme antworten: „hebe dich weg von mir, du Satan, denn es ſteht geſchrieben, du ſollſt Gott deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen," kehrt der Friede in unſer Inneres zurück; die ſchützende Liebe trägt uns und die Welt, in welcher wir thätig ſind, und die Engel treten hervor und dienen uns.

Es war etwas in Cederſtröms ganzer Rede, was ſeine Abſicht Malkolm zu treffen, nur allzu deutlich verrieth. Dieſer ſuchte mit Mühe ſeine Ungeduld zu bekämpfen, und als jener ſchloß, ſprang Malkolm heftig auf. Du misbrauchſt die Güte, mit welcher ich von früher Jugend an gewohnt war, deine nicht ſelten langweiligen Belehrungen anzuhören, ſagte er — und wollte eben mit großer Heftigkeit etwas erwidern, als er Mathildens Unruhe wahrnahm. Einen Augenblick blieb er ſtehen, bezwang mühſam ſeinen Unmuth, und ſprach dann ruhig lächelnd: unſer Freund möchte uns gern glauben machen, daß der leibhaftige Teufel mir die Welt und alle ihre Herrlichkeit da oben im Sonnenſchein gezeigt habe, mich zu verlocken — und doch ſah ich nur eine zukünftige Bahn voller Schwierigkeiten und Hinderniſſe. Du haſt alles zu perſönlich genommen, Freund! antwortete mit ruhiger Milde Cederſtröm, und dennoch möchte ich mir manches vorwerfen. In dem Kampfe mit der Herrſchſucht muß ſelbſt unſere Liebe oft erliegen, und wider unſern Willen ſchleichen ſich in unſere unbefangenſten Betrachtungen Belehrungen ein, die nie taugen. Malkolm ſchwieg, Mathilde war ſtille geworden.

Am Ende eines fröhlich verlebten Tages ſind wir gewöhnlich reizbarer, als ſonſt; aufgeregt durch die Freude, drängen ſich ängſtliche Beſorgniſſe um ſo dichter an uns heran, und trübe Ahnungen liegen der heiterſten

Stimmung am nächſten. So fanden ſich alle ernſthaft geſtimmt, als Edmund auf ſeinem Schlummer erwachte, und von der Mutter, ſorgſam gegen die Kühlung geſchützt, aufgehoben wurde. Es war völlige Dunkelheit eingetreten, die Frauen beſtiegen den Wagen, die Freunde ihre Pferde, und es ſchien, als ſuchten alle mit einer gewiſſen Unruhe die Heimath zu erreichen, welche ſie ſo fröhlich verlaſſen hatten. Mathilde und Antonie ſchwiegen, auch Malkolm und Cederſtröm ritten lautlos nebeneinander. Der Wagen rollte ſchnell auf der vortrefflich gebahnten Straße den Berg hinunter, und ſie hatten in der Ebene erſt eine kurze Strecke zurückgelegt, als ſie vor einem hell erleuchteten Hauſe eine Menge Menſchen verſammelt ſahen, die ungewöhnlich aufgeregt waren. Je näher ſie kamen, deſto deutlicher vernahmen ſie laute Stimmen, ein Schimpfen und Lachen. Der Weg war durch die Menge geſperrt, und der Wagen wurde angehalten. Mathilde, geängſtigt durch das Getümmel, geblendet durch die Lichter, fragte, was es gäbe. Ein Bauer erkundigte ſich ehrerbietig, ob Herr von Malkolm ſich nicht in dem Wagen befände? Iſt er nicht vorbeigeritten, ſagte verwundert Mathilde, als er eben heran geſprengt kam. Die Freunde waren, in tiefe Gedanken verſunken, und nicht in der heiterſten Stimmung langſam hinter dem Wagen hergeritten, und als Malkolm dieſen halten ſah, eilte er herbei. Man erkannte ihn. Hier iſt ein ſeltſames Geſchöpf, ſagte derſelbe Bauer, der den Wagen angehalten hatte — ein ſehr altes, wunderliches Weib. Sie erſchien, als die Dunkelheit einbrach, vor dieſem Hauſe, und fragte nach ihnen, Herr von Malkolm. Ihre wunderlichen Reden, ihre verworrenen Erzählungen, und ein Ausſehen, das Furcht und Grauen einflößt — erregten Aufmerkſamkeit, immer mehr und mehr Menſchen verſammelten ſich. Sie iſt, wie ſie behauptet, bis Lidköping gefahren und hat von dort ſich hieherführen laſſen. Es war meine Abſicht, Herr, ſagte der verſtändige Mann, ſie auf einen Wagen zu packen und nach dem Schloſſe zu führen, als einige junge Männer verſicherten, daß ſie bald hier vorbeifahren müßten, und es rathſam fanden, das Weib ſo lange hier aufzuhalten. Mir war das nicht recht, denn das Getümmel nahm jeden Augenblick zu; aber das Weib, als es von der nahen Ankunft des gnädigen Herrn hörte, war nicht von der Stelle zu bringen und ſchien ſich in der Mitte der aufgeregten Menge zu gefallen. Die jungen Leute necken die Arme, die ſich mit der Krücke zu wehren ſucht. Zwiſchen durch läßt ſie Drohungen hören, die wie weiſſagende Flüche lauten, und eine Menge der Umſtehenden iſt geneigt, ſie als eine böſe Hexe zu betrachten. Wo ſie her iſt und wie ſie heißt, will ſie nicht ſagen. Nur ſie, gnädiger Herr, ſollen das von ihr erfahren, wenn ſie ganz allein ſind.

Malkolm ſprang ſchnell vom Pferde und näherte ſich dem Haufen, der ihm ehrerbietig Platz machte. In der Mitte deſſelben, dicht am Hauſe, entdeckte er das Weib. Gebückt ſtützte es ſich auf einen Stab und ſchien fortdauernd zu zittern. Eine ſchwarze Kapuze, den Mönchskappen ähnlich, bedeckte den Kopf; ſie war in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, deſſen vorderes Ende in Falten über die Schultern fiel, und überhaupt zeigte der Anzug keine Armuth. Ein Bündel lag auf der Hausbank neben ihr. Als Malkolm durch die Menge ging, hörte ſie von vielen Seiten ſeinen Namen; ſie wurde aufmerkſam. Iſt er da — iſt er da — rief ſie — und drängte ſich ihm entgegen. Kaum erblickte ſie ihn, als ſie ſich, wenn auch nur mühſam, in die Höhe richtete. Biſt du das, Enkel? rief ſie, indem ſie ihn anſtarrte. Ein ſchallendes Gelächter ertönte, als man dieſe Aeußerung hörte, die für ein Zeichen des Wahnſinnes galt. Cederſtröm war Malkolm gefolgt und ſtand dicht neben ihm. Er ſchien ſehr erſchrocken, aber Malkolm blieb völlig ruhig. Was willſt du, Weib? ſagte er; du haſt nach mir gefragt, warum haſt du hier, alt wie du biſt, dich zum Gegenſtande des Geſpöttes gemacht? wer biſt du? wie heißt du? Während er dieſe Fragen an das Weib richtete, hatte er dem Nächſtſtehenden eine Laterne abgenommen, und hielt ſie ihr dicht vor das Geſicht, um die Züge zu erlauſchen. Er ſah die Erſtarrung des höchſten Alters auf einem faſt braunen

Geſichte. Ein unruhiges Feuer, welches im ſchnellen Wechſel zu entſtehen und wieder zu verſchwinden ſchien, blitzte aus den kleinen, tiefliegenden Augen. Ein ergrauter, jahrelanger Ingrimm hatte dem krampfhaft verſchloſſenen Munde, den dürren Lippen etwas Schaudererregendes mitgetheilt. Als er ſie genau betrachtete, erſchrack er — ſie war ihm unbekannt, und doch ſchien es ihm, als ob bei ihrem Anblicke eine dunkle, alte, furchtbare Erinnerung auftauchte. Schnell entfernte er die Laterne. Erkennſt du mich, ſagte das Weib — nein, antwortete Malkolm ſtrenge. Geht aus einander, gebot er nun, ſich an die Menge wendend; und du, Alte, warum ſuchteſt du nicht ruhig mein Haus auf, warum ließeſt du dich nicht ſtill zu mir führen — warum erregſt du hier unnöthiges Aufſehen? — Iſt ein Wagen da? Ein Bauer bot den ſeinen an, und Malkolm gab ihm ein anſehnliches Geſchenk. Setzt das Weib in den Wagen — du begleiteſt ſie, rief er dem reitenden Bedienten zu. Seine gebietende Art wirkte ſo entſchieden, daß der Haufen ſich ſtillſchweigend verlief, und ſelbſt das Weib war ſtumm. Morgen werde ich dich vernehmen, rief er ihr nach; dem Bedienten flüſterte er einige Worte ins Ohr, und ſchon wollte der Wagen weiter fahren, als ein Reiter eilig heran kam. Man erkannte den Haushofmeiſter: eilen ſie, eilen ſie, rief er Malkolm zu; ſeit einer halben Stunde hat die Krankheit der Baroneſſe die gefährlichſte Wendung genommen; wenn die Abweſenden ſie ſprechen wollen, ehe ſie ſtirbt, müſſen ſie eilen, ſagte der Arzt — und die Sterbende nennt fortdauernd die Frau von Malkolm mit einer großen Unruhe. Wir müſſen glauben, daß ſie ihr etwas Wichtiges zu entdecken hat. O! mein Gott, rief Mathilde — mein ahnendes Gefühl. Der Wagen fuhr mit furchtbarer Eile, die Freunde galoppirten voraus. Als man das Landhaus erreichte, fanden ſie alles in unruhiger Bewegung; mit Zittern ſtiegen die Frauen die breiten Treppen hinauf, nach der Sitte des Hauſes von Bedienten mit großen Kerzen begleitet. Sie näherten ſich dem Krankenzimmer, die Thüre öffnete ſich, der Arzt trat heraus, und als er ſie erblickte, trat er mit ſtiller Theilnahme auf ſie zu: eben verſchied ſie — ſagte er.

* * *

Den Tag darauf, am frühen Morgen, ſaßen Cederſtröm und Malkolm in tiefem Geſpräch. Viele Jahre, ſagte Malkolm, ſind verfloſſen, ſeit wir uns zum letztenmal ſahen. Damals glaubten wir uns zu verſtehen. Wo iſt Bredahl mit ſeinem tiefen, innigen Gemüthe, der Mittelpunkt unſerer Vereinigung? Ja, lieber Cederſtröm, es war eine ſchöne Zeit: der Glaube war uns die Vergangenheit — eine ſüße Erinnerung; die Liebe war uns Gegenwart, ſchuldloſer, fröhlicher Genuß; die Zukunft Hoffnung, ſehnſuchtsvolle und doch zuverſichtliche Erwartung. Die Träume der Jugend verſchwinden, wir ſind Männer geworden. Wir ſollten nicht länger träumen, ſondern handeln. Wo iſt Bredahl? — Er iſt, was er ſein wollte, Prediger, antwortete Cederſtröm; ich komme von ſeiner ſtillen Wohnung. Er hat den Träumen entſagt, oder was kein Traum war, vielmehr eine ſchöne, reiche Knospe, das hat ſich entfaltet. Keiner von uns hat ſich weniger verändert, als er. Iſt er glücklich? fragte Malkolm. In ſeiner Familie, in ſeiner Gemeinde, in dem ruhigen Gange ſeiner ſtillen Forſchungen, antwortete Cederſtröm. Ja ich kenne noch keinen, von welchem ich ſo zuverſichtlich es ſagen dürfte. Und du? fragte Malkolm wieder. Ich könnte es ſein — wenn aber derjenige, der von einer tiefen Sorge gedrückt wird, ſich nicht glücklich nennen darf — ſo bin ich es nicht — jetzt nicht.

Und ich bin der Gegenſtand deiner Sorge! rief Malkolm, indem er aufſprang; du haſt ſo vieles angedeutet, ſo viele halbklare Winke gegeben: bald ſollten ſie meine Geſinnung treffen, bald meine Lage; du glaubſt mich von Gefahren umgeben, die aus meinem Innern entſpringen, von vielleicht noch größeren, näheren, drohenden, die mir von Außen entgegentreten. Ehe wir uns trennen, ſage mir Alles, verheimliche mir nichts; wie ich auch geſinnt ſein mag, ich bin ſtärker, als du glaubſt, und kenne nichts Beleidigenderes unter Freunden, als den ſchwächlichen Betrug, welchen ſie Schonung zu nennen pflegen.

Malkolm, antwortete Cederſtröm äußerſt bewegt: warſt du mir nicht in meiner Kindheit alles? du haſt mich getragen, alle deine Träume waren meine, dein Wiſſen ward mein, deine Entſchlüſſe begeiſterten, deine jugendlichen Thaten erhoben, deine Geſinnungen ſtärkten, deine Hoffnungen beglückten mich. Ich fand mich erſt durch dich; was in mir ſchlummerte, dem haſt du Worte geliehen. Ich hatte eine glückliche Kindheit — eine Morgenröthe, hoffe ich, die nie untergehen ſoll — eine ſelige, genußreiche Jugend, die ich nie vergeſſen kann — und alles verdanke ich dir. Und als er uns nun fand, als ſeine Weihe unſeren Bund heiligte, als das ewige Myſterium der Liebe uns verkündigt ward, und was uns dürres Wort, halb aberwitziges und thörichtes ſchien, als heilige Signatur des ewigen Daſeins uns entgegen trat — wie glücklich waren wir. Erinnerſt du dich des Tages, als wir an einem kühlen Abende aus dem lieblichen Tyrolerthale in die vicentiniſche Ebene hinunterſchauten, die in aller Glut des ſüdlichen Himmels vor uns lag — wie die Herrlichkeit der Natur in unſer Herz drang, wie Himmel und Erde, Pflanzen und Thiere, und die emſigen Menſchen in ihrem Treiben, uns umgaben; wie es uns plötzlich war, als verſenkten ſich alle Misverſtändniſſe, die ſeit Jahrtauſenden das Menſchengeſchlecht irre geleitet hatten, in den Abgrund verſöhnender Liebe, als verſchwände jede rohe Kraft aus der ſtreitenden Natur, als tönte mit der Abendglocke die Verkündigung des hohen Tages, der alles Zerſtörende und Häsliche aus der Natur und jeder Geſtalt, alles Böſe aus dem irdiſchen Geſchlechte und jeglichem Gemüthe, alles Irrende aus der menſchlichen Kunde und jeder Seele bannen ſollte, als hätten Homer und Plato ſich verſöhnt, als träten aus ihren Gräbern die Herrlichſten des Geſchlechts, jetzt erſt die Fülle ihres Daſeins erkennend, als verwandelte alle Kunſt ſich in die eine der ewigen Schönheit, aller Wille ſich in den einen der ewigen Liebe, alles Denken ſich in das eine der ewigen Wahrheit — als erklänge die Poſaune, welche uns verwandeln ſollte! Da ſtürzten wir auf die Knie und unſer Gebet war ein ſeliger Lobgeſang, und wir ſanken uns in die Arme und erwachten aus der gemeinſchaftlichen Viſion und gelobten uns, daß dieſe Stunde uns heilig ſein ſollte unſer ganzes Leben lang, daß wir ſie betrachten wollten als die Knospe unſeres eigentlichen Daſeins, daß wir ſie heilig halten wollten wie ein ewiges Gut. Und es war uns, als müßte von dieſem Augenblick alles, was wir ſuchten und fanden, alles, was wir thaten und dachten, alles, was wir litten und genoſſen, ein Gemeinſchaftliches ſein — als müßte jeder des Andern Seligkeit, aber auch jeder des Andern Schuld tragen. Erinnerſt du dich dieſer Stunde? — Ich habe ſie nie vergeſſen, lieber Cederſtröm, antwortete Malkolm, aber die ſüßen Verirrungen nächtlich weiſſagender Träume verlieren ihre Bedeutung nicht, weil ſie der klaren Beſonnenheit des Tages weichen müſſen, die doch allein es vermag ihre Erfüllung herbeizuführen. Aber Cederſtröm ſchwieg, betrachtete ſeinen Freund mit wehmüthiger Theilnahme und ſprach dann ernſt: der kalte Wind hat die Knospe verdorrend getroffen, der Wurm nagt an ihrem Innern, die Axt iſt an die Wurzel unſrer heiligen, gemeinſchaftlichen Jugend gelegt, und Bredahl iſt hier, um mit mir dich zu mahnen.

Bredahl hier? rief Malkolm erſchüttert — da öffnete ſich die Thüre und der langvermißte Freund trat herein. Wie ſehr auch die Rede Cederſtröms Malkolm erſchüttert, aber auch entrüſtet hatte, ſo überwältigte ihn doch der Augenblick. Ergriffen von der plötzlichen, unerwarteten Erſcheinung eines Freundes, der ihm ſo theuer war — flog er in ſeine Arme. Die Vereinigung, die in ſeinen Augen nie ihre Bedeutung verloren hatte, trat mit der Erinnerung an die frühere, glücklichere Zeit vor ſeine Seele. Er verlor ſich, kindlich hingegeben, in Fragen, und das tiefe Gefühl, wie es unwillkührlich hervorbrach, mußte die Freunde überzeugen, daß ſeine innerſte Geſinnung die nemliche geblieben war.

Wir übergehen die Zeit, welche den verwirrten Fragen der Freunde gewidmet iſt. Allmälig wurden ſie ruhiger; Malkolm erfuhr, daß Bredahl, von Cederſtröm aufgefordert, hierher gekommen war, damit die gemeinſchaftliche Warnung einen deſto tiefern Eindruck machen ſollte. Und als die erſten Augenblicke des Staunens, der Verwunderung verflogen waren, ſchien es auch keinesweges Malkolms Abſicht, ſich den Fragen der Freunde entziehen zu wollen.

Nun, ſagte er, ihr ſeid hier, um mich zurecht zu ſetzen, zu ermahnen, zu warnen. Ich hoffe das Letzte wird das Erſte ſein. Ihr ſcheint von Gefahren unterrichtet, die mich bedrohen, und es iſt natürlich, daß ich dieſe zu kennen wünſche; um ſo mehr, da ich eine Ahnung von Verfolgungen habe, die mir nicht klar ſind, die ich erwarte, wenn auch eben nicht fürchte. Er ſprach dies mit einer ruhigen Kälte.

Cederſtröm fing an: als ich in Stockholm war, vernahm ich, daß du große Pläne haſt, und in der That, dein Einfluß iſt bedeutend. Es iſt dir gelungen zugleich das Vertrauen des Hofes und die größte, entſchiedenſte Popularität zu erwerben. Die Oppoſition erwartet viel von dir, und eben dieſe, den Gegnern der Miniſter erwünſchte Oppoſition kann, ſo glaubt der Hof, in keinen beſſeren Händen, als in deinen ſein, um völlig unſchädlich zu werden. Du haſt allen Lohn, jede Ehrenſtelle entſchieden ausgeſchlagen; man kann an deiner Abſicht, dich völlig ſelbſtſtändig zu erhalten, nicht zweifeln — das hat das beiderſeitige Vertrauen geſtärkt; denn die Miniſter glauben ſich auf die Klarheit und Sicherheit deiner Geſinnung, die Oppoſition ſich auf deine Unabhängigkeit und Unbeſtechlichkeit verlaſſen zu dürfen. Und dennoch ruht mitten in dieſem Glücke ein nagender Wurm, der alles zu zerſtören droht. Du haſt dich einem Menſchen anvertraut, der dir höchſt gefährlich werden kann und werden muß — Lunding — Malkolm ward aufmerkſam — iſt dein Verwandter. Die Aufträge, welche du ihm ertheilt haſt, ſcheinen verdächtiger Art zu ſein; man will deine Herkunſt — ich darf dir es nicht verhehlen — die Verbrechen deiner Vorfahren benutzen, um dich zu ſtürzen. Deine ehrgeizigen Pläne ſind, behauptet man, verbrecheriſcher Art; du ſollſt unter den Abkömmlingen deines Geſchlechts, die in Wermeland, an der norwegiſchen Grenze noch immer einen verdächtigen, zum Theil aus Verbrechern beſtehenden Haufen bilden, großen Anhang haben. Daß wir, daß die vielen, die dich kennen und hochachten, an dieſe Verläumdungen nicht glauben, kannſt du dir denken; aber ſie finden Eingang, und die Feinde, welche ſie auszubreiten ſuchen, wiſſen ſich ſo künſtlich zu verbergen, daß man ſie nicht zu entdecken vermag. Doch bin ich überzeugt, daß Thorgreen unter dieſe gehört — (Malkolm warf einen zürnenden Blick auf ſeinen Freund, ſchwieg aber) — daß, was man jetzt unternimmt, mit der furchtbaren That, mit der beabſichtigten Entführung

Mathildens und dem Bedientenmorde, über welchem noch ein undurchdringliches Dunkel ruht, in Verbindung ſteht. Und die alte Frau, die uns geſtern auf dem Wege aufhielt, die dich, vor allen Leuten, nicht ohne Abſicht Enkel nannte — iſt deine Grosmutter, herbeigezogen von deinen Feinden. Was ihre letzte Abſicht iſt, wiſſen wir nicht; aber deine ſtolze Ruhe wird dich ſtürzen.

Soll mich retten — antwortete Malkolm gelaſſen, und obgleich er mit großer Aufmerkſamkeit und ſo, daß man wohl einſah, wie ihm jeder Umſtand wichtig war, die Erzählung verfolgt hatte, ließ er dennoch keine Spur von Unruhe oder Ueberraſchung merken. Ich habe nun erfahren, was euch für meine Lage beſorgt macht, ſagte er; ich ahnete Manches; was mir jetzt bekannt geworden iſt, vermag mich nicht zum Handeln zu beſtimmen. Ich will aber keinen ungegründeten, unbeſtimmten Verdacht hegen. Wäre ein Mann, den ich meinen Freund nenne, ein Verräther, deſto ſchlimmer für ihn. Einmal muß er ſich entlarven und dieſer Augenblick vernichtet ihn. Du nannteſt Lunding; ſei unbeſorgt, Freund, was ich dieſem auftrug, iſt ſehr unſchuldig. Man vermuthet verbrecheriſche Abſichten! Wohl, man unterſuche ſie — je weniger ich von der Unterſuchung weiß, deſto reiner iſt ſie. Man will meine Herkunft verdächtig machen? man will die Verbrechen meiner Vorväter auf mich wälzen? Mögen ſie es verſuchen, die Thoren. Ich habe nichts im

Verborgenen getrieben; ich haſſe, wie alle Unklarheit, ſo jedes Geheimniß, und wo ich es dulden muß, beherrſche ich es. Jetzt kein Wort mehr von meiner Lage — beruhigt euch, ich bin ganz ruhig.

Du haſt mich an eine frühere Zeit, an eine ſchöne Stunde erinnert, die auch mir theuer geblieben iſt. Es ſollte ein Vorwurf ſein. Meine früheren Freunde beſchwören die ſchönen Entſchlüſſe meiner Jugend, damit ſie anklagend gegen mich auftreten ſollen, als wäre ich ihnen, mir ſelbſt, den Freunden untreu geworden. Ich will mich erklären — kurz, beſtimmt, klar. Es ſoll kein Schatten zwiſchen uns bleiben. Der Jüngling lebt in der Zukunft, oder er lebt eigentlich nicht, er ſucht das Leben; der Greis lebt in der Vergangenheit — auch er lebt nicht — er hat gelebt. Sehnſüchtige Hoffnung bewegte uns, als wir jünger waren. Das Unbeſtimmte lag vor uns, und dieſes iſt ein Unendliches, ein Grenzenloſes. Weil wir nur empfänglich waren, lebten wir in fortdauernder Erwartung; weil unſer ganzes Daſein in Sehnſucht ſich auflöſte, träumten wir uns die Erfüllung, als eine Zukunft mit aller Gewalt der Gegenwart; weil alles, was uns umgab, mit unbeſtimmten Verſprechungen die leere Gegenwart hinhielt, prieſen wir Himmel und Erde und Menſchen, die uns unendliche Schätze verſprachen, und nannten uns ihre Vertrauten, ihre Geliebten. Aber jede Erwartung iſt dennoch mit geheimer Furcht gepaart.

Wir blickten zu den Sternen, und ſie ſchienen uns freundlich zu winken, wir fragten die Wolken und ſie ſchienen zu antworten: eilt uns nach, denn wir wiſſen, wo der Schatz liegt. Da eilten wir über die Felder und Wieſen, durchſchnitten die Flüſſe, durchwanderten die finſtern Wälder, erklimmten die fernen Berge, durchſchifften die Meere, durchzogen die Länder — und weilten hier und horchten dort; wir lauſchten auf den Blumenduft, und er ſchien uns die eigenen erwartungsvollen Seufzer entgegen zu hauchen; wir flogen mit dem Adler, wir ſangen mit der Nachtigall, wir bauten mit den Bienen — der Frühling entfaltete, der Sommer durchglühte, der Herbſt ermattete, der Winter ſtärkte uns, die emſig Ringenden. Wir vergruben uns in Forſchungen, wir beſchworen die Vergangenheit und ihre Geiſter, wir lebten mit den Weiſen und den Thoren, wir klopften an jedes Herz, wir fragten die Schönheit, wie die Blume, ob ſie die Erfüllung, den Schatz verſchließe, der uns nahe ſchien und dennoch verborgen blieb. Wie oft fiel die Thräne der Sehnſucht in den perlenden Morgenthau und verfloß mit dieſem, bis die brennende Sonne beide verzehrte und wir uns ſagen mußten: der Tag iſt ſchön und heiter und warm, aber er iſt noch nicht der rechte. —

Aus dieſer Verwirrung tritt uns die Schönheit, die ſich ſelbſt nicht kennt, entgegen, und ergiebt ſich uns — und auch wir erfahren es jetzt, was wir ſuchten. Wir wiſſen nun, daß wir erſt vollendet ſind, wenn das Weib unſer wird. Ihr kennt meine Liebe; ich darf behaupten, daß ich ein Mann bin, daß ich eine Heimath gefunden habe.

Ein Mann lebt, darum ſoll er handeln; er handelt, darum ſoll er herrſchen. Die Männer ſind ſelten, daher dürfen ſie nicht müßig ſein; nur Cineas ſah eine Verſammlung von Königen. Die Maſſe iſt dienſtbar und bleibt es ewig, und wo ſie eigenmächtig in Bewegung geräth, da iſt faulende Gährung, Verwirrung, Untergang. Alles lebendige, freie, wohlthätige Handeln iſt Herrſchen. Iſt es mir etwa unbekannt, daß eine Furcht vor dem Alles Beherrſchenden das Menſchengeſchlecht durchdringt und denjenigen zittern macht, der ſich ein Herrſcher dünkt? Kenne ich den kränklichen Zweifel nicht, der mit gefährlicher Dialektik die Schwelle des Lebens betritt und ängſtlich fragt, ob er die That ſein heißen darf, ob ſie ſich nicht gewaffnet gegen ihn ſelbſt kehrt, wenn er ſie ſo zu nennen wagt? Dieſe geheime Gewalt, der wir nicht zu entrinnen vermögen, iſt mir wohl bekannt — ſie trägt mein Daſein, ſie erhält es, ich bete ſie an und fürchte ſie; aber die kränkelnde Reflexion iſt mir fremd. Ich diene ihm, ich weiß es, das Gelingen iſt ſeine That; ich erkenne es, in ſeinem Sinne zu handeln iſt das einzige Handeln. Für das Heiligſte ſuche ich keinen Namen, es iſt, im höchſten Sinne, namenlos — und ich ehre es mit den vielen Namen, unter welchen es in jedem Groſſen, Herrlichen offenbar wird. Dem Reinen, lehrte der Reinſte, iſt alles rein. Ob mein Handeln gut oder böſe? das iſt freilich die Frage — aber was nennen wir böſe? die Trägheit, die Gewalt der Maſſe, welche fortdauernd die Bewegung behält, die ſie einmal erhalten hat, dürfen wir allein ſo nennen. Nicht blos für die Phyſik gilt der Grundſatz, daß die Maſſe gleichgültig iſt gegen Ruhe und Bewegung, und ſo entſteht die Scheinthat, die nie mit dem freien Handeln verwechſelt werden darf. Das Böſe iſt ein nie angefangenes, oder in die erſten Mittel feſtgebanntes, unreifes Handeln. Das lebendige ſchwebt zwiſchen entſchiedenem Entſchluſſe und klar abſchließendem Maaße: das ſind die ſelbſtſtändigen Pulsſchläge aller freien That. Wer in den Naturbedingungen des Daſeins gefangen iſt, der muß, weil ein Unendliches der Bewegung ohne Widerſtand ſich der menſchlichen Seele aufthut — in der Unmäßigkeit des Genuſſes ſich fortbewegen; er iſt der Knecht, den wir billig als ſolchen behandeln. Der Geizige weiß, daß der Beſitz die Bedingung aller freien, weitreichenden That iſt; aber der Entſchluß des Erwerbes nimmt ihn gefangen, und er bewegt ſich, in dieſer einſeitigen Richtung nach dem Geſetze der Trägheit. Ihr werdet es faſſen, daß daſſelbe gilt von dem Verſchwender, von dem Ehrgeizigen, von dem Gelehrten, der durch die Mittel gefeſſelt iſt. Wenn dieſe ſich in abſolute That verwandelt, iſt das Böſe da; denn eine innewohnende Kraft verwandelt die einfache Bewegung in eine fortdauernd geſteigerte und ſie verzehrt, vernichtet alles in ihrem unaufhaltſamen Laufe, bis ſie ihren Untergang findet.

Mich lockte das Leben, die Verhältniſſe, welche mich umgaben, die Menſchen, der Staat in immer größere Kreiſe. Nur die Jugend findet Freundſchaft und Liebe; wer ſie nicht in dieſer Zeit erwirbt für das ganze Leben, lernt ſie nie kennen. Männer fordern Achtung und wünſchen ſie ertheilen zu können. Wo man meiner bedarf, bin ich thätig — das Bedürfniß heißt mich willkommen. Daß man mir den Rücken kehrt, wenn das Bedürfniß befriedigt iſt, oder daß Thoren meinen, der Hülfe entbehren zu können, wo ſie ihnen eben am Wichtigſten iſt, macht mich nicht irre. Ich mache keinen Anſpruch auf Liebe, Dank erwarten nur ſchwache Seelen. Er bedarf meiner nicht mehr, oder glaubt es wenigſtens — alſo ſind wir geſchieden. Daß man, was ich reiflich erwog, in Unſinn verkehrt, die Wohlthat Haß, das Gelingen Neid erzeugt, iſt zu alltäglich. Nur ein Thor härmt ſich, mich reizt es. — Wenn ihr erfahrt, daß ich Reichthum oder Anſehen für mehr als untergeordnete Mittel anſehe, dann habt ihr das Recht erworben, mich aufzugeben, Freunde — dann habe ich mich ſelbſt verloren und euch. Ich lebe in meiner That — daß ſie nie völlig gelingt, unterhält die Thätigkeit, ſpornt jede Kraft. Ich lebe, ſage ich, in meinem Handeln, es durchdringt mich ganz und daher bin ich glücklich. Iſt dieſes Glück eine Schuld, die Strafe verdient? Lehrt mir es, daß ich es faſſe — denn wahrlich, noch begreife ich es nicht. Wenn das ganze Daſein, wenn alle Schwungkräfte des Lebens in harmoniſcher Uebereinſtimmung ſich bewegen — dann iſt das Leben, was es ſein ſoll — Gegenwart aus der Vergangenheit geboren, mit Zukunft ſchwanger; aber dieſe vermögen ſich nur in der entſchiedenen, klaren, beſtimmten That darzuſtellen, ſie träumen nicht, ſie handeln.

Und wenn nun alle mich entbehren zu können glauben? werdet ihr fragen. Gut, dann muß ich es lernen, ſie zu entbehren — und kann es, denn ich bin es mir bewußt, nur ihre Rath-, ihre Hülfloſigkeit bindet mich an ſie. Verzeiht mir, Freunde! dieſe Konfeſſion; ich haſſe beſtimmte Maximen, und es ſollte mir leid thun, wenn ihr in dem, was ich euch mittheile, nur ſolche erkennen wolltet. Ich darf nicht läugnen, daß, was ich euch eben mitgetheilt habe, dennoch nur wie eine Summe allgemeiner Grundſätze ſich darſtellt; aber es iſt das Uebel unſerer Zeit, daß jede bedeutende Richtung, mit Allem, was ſie einſchließt, ſich in Maſſe von den Uebrigen ſondert — und wenn wir eine ſolche eigenthümliche Maſſe bezeichnen wollen, dann werden die allgemeinen Umriſſe nur eine Abſtraktion, die lebendige, wechſelnde Beweglichkeit, durch welche die innerſte Bedeutung aufgeſchloſſen wird —

fehlt. Nur das, hoffe ich, wird euch klar ſein — ich ſtehe nicht unwürdig in dem Mittelpunkte einer Thätigkeit, die ich nach allen Richtungen zu beherrſchen ſuchte, die nicht für den Augenblick berechnet iſt. Erweitert ſich der Kreis, ſo geſchieht es nicht durch einen Sprung, durch einen willkührlichen Entſchluß, vielmehr auf naturgemäße Weiſe — der engere Kreis nimmt den größern in ſich auf, weil er ohne dieſen ſeine Bedeutung verlöre. Aber wie jener ſich auch ausdehnen mag, ich ſuche für Jedes, was ich eben vorhabe, zu leben, zu handeln, als wenn es allein da wäre, als wenn es mich ganz in Anſpruch nähme. Die That iſt mir Alles; ich ſuche mich ſo rein zu halten, als ich kann — und daß, wenn ich zuverſichtlich, ſtolz, gebietend hervortrete, ich mir dennoch im Hintergrunde eine Stütze zu erhalten ſuche, die mich hoffentlich nicht verlaſſen ſoll, das dürfen meine Freunde von mir erwarten.

Als Malkolm ſo ſprach, war es keinesweges ſeine Abſicht die Freunde zu täuſchen; er war völlig überzeugt, daß die Kühnheit und Entſchloſſenheit, mit welcher er nach außen hin auftrat, das nothwendige Erzeugniß einer innern Klarheit ſei, daß dieſe aber aus einer Quelle entſpringe, die höher lag, als ſeine Perſönlichkeit. Auch die Freunde ſchienen faſt beruhigt.

Was Cederſtröm mit ihnen, lieber Malkolm, früher verhandelt hat, ſagte Bredahl, kann ich nur aus ihrer

Antwort ſchließen. Es iſt wahr, wir waren ihretwegen beſorgt, und nicht blos ihre Lage beunruhigte uns. Seit einem Jahre lebe ich nicht weit von der ſchwediſchen Grenze. Es war mir angenehm, als ich erfuhr, daß ſie einen bedeutenden Beſitz in Wermeland haben, daß dieſer nur wenige Meilen von meiner Wohnung entfernt iſt, und daß ich hoffen dürfte ſie dort manchmal zu ſehen. Ich harrte auf ihre Ankunft mit Ungeduld und hörte nun, daß man ſie gewöhnlich in der Mitte des Sommers und des Winters zu erwarten pflege, und daß ſie eben jetzt, gegen ihre Gewohnheit, zweimal ausgeblieben wären. Ruhig und ganz für meine beſchränkte Thätigkeit lebend, würde das Treiben jenſeit der Grenze mir völlig unbekannt geblieben ſein, wenn nicht ſo Manches, was ich erfuhr, in zu genauer Beziehung zu ihrer Perſon geſtanden hätte. Man erzählte ſich, daß eine Menge Menſchen, deren Herkunft und Leben immer etwas Räthſelhaftes hatte, die ſeit langer Zeit von aller Verbindung mit Andern geſondert, aber unter einander genau vereinigt lebten, plötzlich unter den Bauern erſchienen wären und hier und da Bekanntſchaft zu machen geſucht hätten. Sie wußten, wie mir einer der Beamten in der Gegend verſicherte, ſehr geſchickt ſich einzuſchmeicheln; ſie verkauften entfernte Beſitzungen und ſiedelten ſich in der Mitte der bewohnten Gegenden an. Ihre Gewandtheit, ihr Fleiß und ihre Emſigkeit wurden ſehr gelobt. Sie ſollten, behauptete man, unter ſich verwandt ſein, und hatten offenbar etwas Fremdartiges, von den übrigen Eigenthümern Abweichendes. Aus der Mitte dieſer Familien ſei nun, verſicherte man, in der letzten Zeit eine Art Gährung entſprungen, die immer mehr um ſich greiſe — man ſpürt in den Gemüthern eine allgemeine Unzufriedenheit, die früher unbekannt war, und obgleich man ſich für überzeugt hält, daß jene fremden Familien die Urheber ſind, ſo iſt man dennoch nicht im Stande es ihnen zu beweiſen. Ja, ſie ſelbſt ſcheinen nicht zu den Unruhigen zu gehören. Von ihnen hört man ſelten Klagen, und wenn die Beamten der Gegend unbemerkt ſtille Unterſuchungen anſtellten, wenn man ſie zu überraſchen ſuchte, fand man faſt immer, daß ſie beſchäftigt waren die Unruhigen zu beſänftigen.

Nun wird plötzlich verſichert — Sie — Malkolm — ſtünden an der Spitze aller Unzufriedenen im Lande, aber beſonders in Wermeland dort misbraucht man ihren Namen. Seit ſie genannt worden ſind, iſt es, als wenn die zerſtreuten Keime der Unruhe einen Vereinigungspunkt gefunden hätten; ſie ſollen, behauptet man, in einer ganz beſondern Beziehung zu den verdächtigen Familien ſtehen — ſie ſind, heißt es, mit ihnen verwandt, und man erzählt ſich, daß ſie nur deswegen in der letzten Zeit nicht nach Wermeland gekommen ſind, um deſto unbemerkter in der Ferne zu wirken. Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſes alles nicht blos räthſel- ſondern mährchenhaft klingt, und ich würde weniger darauf geachtet haben, wenn es nicht einen zu großen Einfluß auf das Volk ausübte um — wie es auch entſtanden ſein mag, meinem Freunde gleichgültig zu ſein. Habe ich doch von ihm ſelbſt gehört, daß ein Dunkel auf dem Schickſale ſeiner Vorväter ruhe, und daß dieſes ihn beunruhige; wußte ich doch durch Cederſtröm, daß ſeine Thätigkeit von großem Umfange, ſein Einfluß bedeutend war. Es iſt nicht meine Abſicht mit voreiligen Ermahnungen einen Mann, der über ſich ſelbſt im Klaren zu ſein glaubt, beſchwerlich zu fallen; es würde ſich aber wenig ziemen, wenn ich nicht aufrichtig ſein wollte. Ich kenne ſie — der Mann entwickelt den Jüngling, verwandelt ihn nie — und die unvermeidlichen Verirrungen einer Lage, wie der ihrigen, deſto unvermeidlicher, je ſicherer man ſich glaubt, ſind mir auch nicht unbekannt. Ich war alſo beſorgt und kam her, dieſe Beſorgniß meinem Freunde ſelbſt mitzutheilen.

Allerdings, ſagte Malkolm, fangen die Umtriebe meiner Feinde an eine Wendung zu nehmen, die mir bedenklich wird — und wie dürften ſie mir gleichgültig ſein, da ſie ſelbſt meine innigſten Freunde irre leiten konnten?

Du warſt, unterbrach ihn Cederſtröm, ſchon als Kind ein Ritter; du wollteſt Jeden an Grosmuth und Aufopferung überbieten, aber du forderteſt, auch unerbittlich von deinen Freunden, was du ſelbſt zu leiſten vermochteſt. Ein jedes Mistrauen konnte dich empören. Ich habe mich nicht verändert, erwiderte Malkolm mit ſo ſtrenger Kälte, daß die Freunde erſchracken. Ich verſtehe dich, fuhr dennoch Cederſtröm mit ruhiger Milde fort: du könnteſt aus der Art, wie wir unſere Beſorgniſſe geäußert haben, falſche Schlüſſe ziehen. Erführe ich von einem fremden, mir unbekannten Menſchen Gerüchte, wie die widerſprechenden, die dich bald mit Lob überhäufen, bald dir die thörichtſten Verbrechen aufbürden, ich würde ſicher mich an die günſtige Hälfte halten — denn die Menſchen tadeln mit Luſt und aus Neigung, unwillig hingegen loben ſie. Ich kenne dich und will aufrichtig ſein. Ich ſah dich in einem bedenklichen Kampfe mit widerſtrebenden Elementen — und du mußt ſiegen, ſchon weil eine entſchiedene Niederlage dich vernichten würde — daß du nichts Unedles beginnen würdeſt, war mir wohl bekannt; aber auch das Tadelnswerthe nimmt in mächtigen Naturen eine lockende Geſtalt an: du wäreſt nicht der Erſte, der fiel, weil er ſich zu ſicher dünkte — Und könnten wir ihre Freunde ſein, fiel Bredahl ein, wenn Umſtände, wie diejenigen, welche uns bekannt wurden, uns nicht in Unruhe verſetzten?

Dieſe Wolken ſind zerſtreut, wie ich hoffe, ſagte Malkolm und trat ſeinen Freunden ruhig entgegen. Meine Verhältniſſe zu der nächſten Umgebung, zu dem Reichstage und dem Hofe ſollen euch nicht unbekannt bleiben — ich habe nichts zu verheimlichen. Nur eins — was ich gethan habe, jede vollführte That, will ich euch mittheilen. Es wird hinlänglich ſein, um euch zu beruhigen. Meine Entwürfe aber, meine Entſchlüſſe, gehören mir, ſie ſind mein Geheimniß; ſie ſcheinen mir halb vernichtet, ſo bald ſie mitgetheilt werden. Es ruht ein Zauber auf der keimenden That, ſie liebt, wie der Saame, die Dunkelheit, und verdorrt im Entfalten, wenn ſie ſich zu früh an das Licht wagt — aber mit Sicherheit erwarte ich von euch genauere Kunde, erwarte ich von jetzt an ſorgfältige Mittheilung. Können ſie mir, lieber Bredahl, Ort, Zeit, Namen angeben? Sind ihnen beſtimmte Ereigniſſe bekannt, die ſich durch Zeugen beſtätigen laſſen? Allerdings — erwiderte Bredahl; ich ſah wohl ein, wie wichtig eine ſolche genaue Kunde ſein müßte. Gut, entgegnete Malkolm, ich werde jede Mittheilung benutzen. Einige verſteckte, mir räthſelhafte Nachrichten aus Wermeland erhalten erſt durch ihren Bericht Sinn und Bedeutung. Ich werde nicht nachläſſig ſein.

Malkolms Ruhe wirkte ſichtbar auf die Freunde; was ihn ſo wenig in Bewegung ſetzte, ſchien in ſeiner Gegenwart auch weniger bedeutend, und beide theilten die Ueberzeugung, die ihn durchdrang, daß die Schlechtigkeit über eine ſo klare, ſtarke, in ſich begründete, ja durchaus edle Geſinnung keine Kraft habe. Das wechſelſeitige Vertrauen war jetzt erſt völlig wiederhergeſtellt; eine gewiſſe Entfremdung, die bis jetzt Wallſtein und Eckerſtein von einander getrennt hatte, obgleich ſie ſich es nicht geſtehen wollten, war ganz verſchwunden, und die friſchen durch keine Schranke gehemmten Aeußerungen riefen die glücklichen Stunden ihrer verſchwundenen Jugend, in welcher ſie ſich wechſelſeitig ganz hingaben, mit allem Zauber der friſchen Erinnerung zurück.

Und dennoch würde man ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß die Freunde ruhig geweſen wären. Im Stillen der tiefſten Bruſt lauerte das Grauen und alle ahnten eine finſtere Zukunft. Wallſtein kannte ſeine Lage, und wenn er auch die Pläne ſeiner Gegner noch nicht durchſchaute, wenn ihm dieſe ſelbſt großentheils unbekannt waren, ſo ſagte ihm dennoch ein klares Gefühl, daß eine große Gefahr über ihm ſchwebe. Eckerſtein und Berthold kannten ihn; es war ihnen kein Geheimniß, daß ſeine ſichere Ruhe eine innere tiefwühlende Leidenſchaft verbarg, daß Wallſtein nie umkehrte, wenn er einmal beſchloſſen hatte, nie zurücktrat, wo er einmal entſchieden hervorgetreten war; daß ſeine Entwürfe von jeher, ſelbſt ſeinen vertrauteſten Freunden unergründlich waren — aber nur ihren Geſprächen gehörte, konnte dieſe innere Sorge nicht ahnen. Beide hätten — ſie wußten es — gethan, was jetzt möglich war, ein jeder fremde Verluſt würde den Mann, den ſie ſo ſehr liebten, obgleich ſie ſeine Herrſchſucht und [illegible] Launen, nur noch mehr in sich zurückgedrängt haben.

Es giebt keine verhängnißvolleren Momente im Leben, als wenn ein inneres Zerwürfniß Freunde, die früher in [illegible] Zuneigung sich ganz angehörten, zu trennen droht. [illegible] [illegible] und so [illegible] das [illegible], [illegible] Eindruck der [illegible] [illegible] zu einer, die [illegible] Zusammenwirken in einem höhern [illegible], als der Moment, wo es geschehen soll; dann erst zeigt sich die ganze Kraft der unauflöslichen Einheit in [illegible] Gestalt. Wir werden, es ist wahr, von dem eigenen Zwiespalt oft gedemüthigt; aber die widerstreitenden Kräfte in uns erwarten auch [illegible] einen [illegible] [illegible] Frieden. Die Sophistik weiß den schwankenden Entschluß zu beschönigen, und dieses [illegible] [illegible], was er doch nie ganz zu [illegible] vermag. Wenn aber ein [illegible] Zwiespalt Freunde zu trennen anfängt, dann will jeder den andern gewinnen; je mächtiger diese Versuche hervortreten, desto [illegible] wird der [illegible], desto [illegible] der Kampf — und immer schmerzlicher, immer gewaltsamer reißt die blutige Wunde, die das Innerste [illegible] [illegible], aber nur der Tod [illegible] vermag.

Aber nicht in dem Herzen der Freunde allein [illegible] [illegible] [illegible], auch Mathilde konnte ein [illegible] Gefühl nicht überwinden, welches sich immer tiefer in ihr Inneres eingrub. Der [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

zeigte es ſich, daß Derjenige, der anfänglich der wichtigſte zu ſein ſchien — am wenigſten gelitten hatte. Der Baron ging ſtillſchweigend aus einem Zimmer, aus einem Ende in das andere, als ſuchte er etwas; auf Reiſen, durch welche Mathilde ſeinen Gram zu lindern ſuchte, lenkte er ſtillſchweigend, aber ſeine Kräfte nahmen ſichtbar ab, und kaum waren wenige Wochen vergangen, als der Arzt ſeinen nahen Tod als unvermeidlich ankündigte. So lange ihn die Beerdigung beſchäftigt hatte, ſchien er auch mit der Verſtorbenen verbunden; was er jetzt für ſie veranſtaltete, geſchah größtentheils nach ihrem eigenen Befehle, ſie ſchien noch gegenwärtig, noch thätig zu ſein. Nun allein geblieben, ſank die ganze Weite in ſich zuſammen. Auch kannten die Bedienten nichts, als ſtrenge, kurze Befehle, jetzt konnte er, ohne es ſich deutlich bewußt zu ſein, in vertrauliche Geſpräche mit ihnen eingehen, und wenn er ſich in einem ſolchen Geſpräche ergriff, ſchauderte er wie vor einer Untreue zurück. Die ganze, durch ſie ſtrenge Ordnung des Hauſes war völlig verſchwunden — er gewöhnte ſich und vermochte es nicht zu ändern. Man glaube nicht, daß die Baronin, während ſie lebte, eine größere Gewalt beſaß, als er; aber die Conventionen, in welche ihr ganzes Leben aufging, waren ein gemeinſchaftliches feſtes Band — die Herrſchaften, die Bedienten, ſie lebten wie eine Familie; völlig in einander verſchlungen, konnten ſie nur [illegible] und [illegible].

Mathilde ſuchte vergebens die Stelle der Verſtorbenen in dieſer Rückſicht zu erſetzen — ſie war Mutter, ihre Thätigkeit erſtreckte ſich über die Nachbarſchaft; ſie leitete den Unterricht armer Kinder in der Nähe — ſelbſt wenn ſie mit aller Anſtrengung nach den Begriffen des Onkels ſich zu richten ſuchte, zeigte es ſich, daß ſie hier und da gegen die ſeltſamen Anſichten des alten Mannes anſtieß. Ein ſolcher Fehlgriff war aber gefährlicher, als eine völlige Vernachläſſigung. Die alten, ſtarren Ideen traten dann mit voller Kraft der gegenwärtigen Zerrüttung entgegen, und ſeine innere Verwirrung ſteigerte ſich auf eine ſo bedenkliche Weiſe, daß Mathilde erſchrack und ſchlimmeres befürchtete.

Eines Tages, als Wolfstein in der Ferne beſchäftigt, Mathilde bei den armen Nachbaren auf ihre hülfreiche Weiſe thätig war, während der Baron, von ſeinen Bedienten verlaſſen, grammvoll in ſeinem einſamen Zimmer ſaß, fuhr eine prächtige Equipage vor. Ein Herr, in ſtrahlendem Staatsanzuge, mit Orden bedeckt, ſtieg aus und wunderte ſich nicht wenig, als er von keinem Bedienten empfangen wurde — ſein Jäger hatte vergebens irgend einen Diener aufgeſucht. Der Herr ſtieg nun, voll Erſtaunen, die großen Treppen hinauf, fand einen großen Saal und hörte eine Stimme aus einem anſtoßenden Kabinette. Er klopfte an die Thüre und öffnete ſie; da trat ihm der einſame Baron, gehüllt in einen verſchoſſenen Moretage, erſchrocken und verwirrt entgegen. Der Herr nannte ſich; es war ein fremder Geſandter, der im Vorbeireiſen dem Baron einen Beſuch abſtatten wollte. Dieſer athmete kaum: ein Ereigniß, welches ſonſt als die größte Glorie des Hauſes erſchienen, auf welches vorbereitet zu ſein der höchſte Stolz der Familie geweſen wäre, mußte nun auf eine ſo ſchmähliche Weiſe die innere Zerrüttung offenbaren. Der Baron antwortete unzuſammenhängend, verwirrt, und der Geſandte war ſelbſt in ſichtbarer Verlegenheit. In dieſem Augenblicke trat Mathilde ein; ſie hatte die Equipage entdeckt, die Folgen einer ſolchen Begebenheit vorausgeſehen, und eilte nun, ihrem natürlichen Gefühle folgend, den Geſandten zu empfangen; ſie machte ihn auf die Krankheit des Barons aufmerkſam und unterhielt ihn. Obgleich nun Alles ein anderes Anſehen gewann, ein glänzendes Mahl, die prachtvolle Dienerſchaft, Malcolms Erſcheinung die äußere Ehre des Hauſes wieder herzuſtellen ſchienen, konnte der Baron ſich doch gar nicht wieder faſſen. Bei der Tafel war er ſtumm, er ſtarrte vor ſich hin und mußte, völlig erſchöpft, zur Ruhe gebracht werden.

Er erholte ſich nicht wieder und kaum war ein Monat nach dem Tode der Baroneſſe verſchwunden, als man auch ihn begraben mußte.

Dieſer doppelte Todesfall hatte einen größern Einfluß auf Malcolms Lage, als er vermuthete. Mathilde war, da der einzige Sohn vor drei Jahren im Auslande geſtorben, die beſtimmte Erbin der reichen Familie. Man ſchmeichelte nun zwar dem mächtigen, reichen Manne, aber ſeine harte, wenig ſchonende Weiſe Thoren zu züchtigen und Unbedeutende in einer beſtimmten Entfernung zu halten, machten ihn unter den Vornehmern der Gegend wenig beliebt. Die Meiſten fühlten ſich in ſeiner Nähe gedrückt, und da ſeine Herkunft in den Augen vieler ihn keinesweges zu großen Anſprüchen berechtigte, ſo ſchien ſein Betragen um ſo tadelnswerther. Als nun nach dem Tode des Barons alles auf dem Schloſſe ein anderes Anſehen gewann, blieben viele der ſonſtigen Beſuche aus, und auch Malkolm entſchloß ſich leicht den Umgang noch mehr zu beſchränken.

Sowohl er als Mathilde vermißten die frühere Geſellſchaft wenig; fühlten die Männer und Frauen, welche ſich von nun an entfernter hielten, daß ſie wenig für die Unterhaltung paßten, die vorzüglich zu herrſchen pflegte, wo Malkolm war, ſo konnten die beiden Glücklichen den Umgang mit den Zurückgezogenen noch beſſer entbehren. Bedeutende Männer, meiſt aus der Hauptſtadt, aus entfernteren Gegenden erſchienen; die Zeit verſtrich in wichtigen Beſchäftigungen, und die drohenden Zeichen, welche jenen Tag der Freude beſchloſſen, ſchienen bedeutungslos zu verſchwinden.

Selbſt die Folgen der plötzlichen Erſcheinung des alten Weibes wurden durch ein unerwartetes Ereigniß abgelenkt. Sie war in ein entferntes Gemach gebracht worden; ein alter vertrauter Diener aus dem Hauſe des Vaters, der längſt alle Familienverhältniſſe kannte und ſelbſt ein entferntes Mitglied derſelben war, erhielt den Auftrag ſie zu unterhalten und eine jede Annäherung des Geſindes zu verhindern. Dieſer Bediente kannte die Alte; ein nicht unbedeutendes Jahrgehalt war ihr von Malkolms Vater ſchon ausgezahlt und durch den Sohn vergrößert worden — er pflegte es zu überbringen.

Als nun die Alte in das anſtändige Zimmer trat und einen bequemen Sitz wahrnahm, ließ ſie ſich gemächlich nieder und ſchien ſich ſehr behaglich zu fühlen. Sie ſchmunzelte und genoß das für ſie bereitete Mahl und den Wein mit einem für ihr Alter außerordentlichen Appetite. Es dauerte lange, ehe der Bediente mit ihr ein Geſpräch anknüpfen konnte. Sie antwortete nicht, erhob nur zuweilen den zitternden Kopf, warf einen flüchtigen Blick auf die Gegenſtände, die ſie umgaben, und die, obgleich einfach, doch Alles, was ſie zu ſehen gewohnt war, weit übertrafen, und ſchüttelte den Kopf. Endlich, als ſie das Mahl genoſſen hatte, rief ſie den Bedienten. Marcus! ſagte ſie — du biſt es doch — denn meine Augen werden ſchwach, aber deine Stimme kenne ich — komm her. In der Art, wie ſie ſprach, lag etwas Gebieteriſches, und es war Marcus nicht unbekannt, daß ſie in der entfernten Gegend, in welcher ſie lebte, nicht allein unter den weit ausgebreiteten Verwandten ein großes Anſehen genoß, ſondern auch einen bedeutenden Einfluß ausübte.

Die Schickſale dieſer Familie hatten eine Art von Grauen unter den Einwohnern verbreitet. Mit großen geheimen Verbrechen iſt unter den geringen Klaſſen oft eine Vorſtellung von vorzüglichen Gaben, von geheimen Kräften verbunden, die Furcht, der Abſcheu von einer gewiſſen Achtung begleitet. Solche Verbrechen hatten, man wußte es, die Vorväter dieſer Familie, zwar nicht, wo ſie wohnten, aber in dem benachbarten Lande begangen. Ueber den Urſprung dieſes fremden Geſchlechts hatte die Länge der Zeit ein Dunkel verbreitet, und mit den ſeltſamſten Sagen ausgeſchmückt. So war alles, was von ihr verlautete, geheimnißvoll, räthſelhaft — und man wußte nur, daß der Schwiegervater der alten Frau in Norwegen hingerichtet worden war. Die herrſchende Vorſtellung von dem Geſchlechte der Malkolms hatte alles dieſes in einen Punkt zuſammengedrängt. Einzelne waren mit den Töchtern des Landes vermählt, manche von den Einwohnern hatten ſich im Verlaufe der Zeit mit Mädchen aus dem verrufenen Geſchlechte verbunden; aber auch dieſe ſchienen dadurch aus dem gewöhnlichen Kreiſe der Geſelligkeit herauszutreten, und da die Glieder der Familie ſich immer mehr ausbreiteten, heiratheten ſie zuletzt faſt nur unter ſich, und ſchloſſen ſich immer enger, immer inniger an einander an. Es bildete ſich dadurch ein Verein, deſſen innerſten Mittelpunkt ein gemeinſames Familiengeheimniß ausmachte. Dieſes war nicht allen Mitgliedern des Vereins bekannt; nur die älteren Männer und Frauen wußten um den Urſprung des Geſchlechts und das furchtbare Schickſal deſſelben — nur ſie unterhielten ſich von der Rache gegen eine norwegiſche Familie, die ſich von Vater auf Sohn durch eine lange Reihe von Jahren fortgepflanzt hatte. Kühne Männer, durch ſie zu den furchtbarſten Verbrechen getrieben, waren als Opfer dieſer Rache gefallen, und hatten Schande und Schmach auch über die Unſchuldigen gebracht. Das tiefe Gefühl dieſer Schande war die Urſache einer Erbitterung, einer feindſeligen Geſinnung geworden, die auf jede Gelegenheit lauerte Unfrieden und Zwietracht zu erregen. Die meiſten Malkolms waren arm, einige indeſſen hatten ein für die Gegend und ihre Verhältniſſe anſehnliches Vermögen erworben.

Sie lebten ſeit faſt zweihundert Jahren in den nördlichen Gegenden an der norwegiſchen Grenze, öſtlich von Dovre — jenem nordiſchen Gebirgsrieſen — weil ſie von hier aus jede Gelegenheit, ihre Rache gegen die verhaßte Familie Heggelund auszuüben, ohne großes Aufſehen benutzen konnten. Die Meiſten nährten ſich von künſtlicher Schnitzarbeit in Holz; ſie verfertigten Meſſer, die ihrer

Güte wegen bekannt waren und ſich beſonders durch die kunſtreiche Bearbeitung der Stiele auszeichneten. Mit dieſen wanderten ſie in ganz Schweden und Norwegen umher, und in früheren Zeiten ſuchten die Kühneren jede Veranlaſſung auf, ihre Rache zu befriedigen. Da, wo ſie ſich aufhielten, lebten ſie ſtill, eingezogen, mäßig, und man konnte ihnen nichts vorwerfen; aber allgemein war das Gerücht verbreitet, daß ſie auf ihren Wanderungen als die gewandteſten Diebe ſich zeigten. Einige, die nie zurückkamen, ſaßen, behauptete man, in Gefängniſſen und Zuchthäuſern eingeſperrt, und die nicht unbedeutenden Summen, welche mehrere zurückbrachten, und nach und nach in anſehnlichen Beſitzthümern anlegten, waren, wie verlautete, nicht immer auf die ehrenvollſte Weiſe erworben. Aber dieſe reicheren Männer zeichneten ſich beſonders aus, und obgleich man ſie ſcheute, erlangten ſie dennoch ein großes Anſehen unter den Einwohnern, die bei mehreren Gelegenheiten ihren klugen Rath benutzten. Denn ſie galten alle für kluge, gewandte und entſchloſſene Leute.

Der 16. September war unter ihnen ein feierliches Familienfeſt. Die Reicheren vereinigten ſich, die Aermeren wurden eingeladen. Der Tag war aber kein Freudentag. Seltſame Feierlichkeiten, Worte aus einer fremden Sprache, die den Meiſten unbekannt war, empfingen ſie. Das älteſte Mitglied ſprach in einem hohlen Tone: „Dieſes iſt der Grauentag, dem unſer Geſchlecht ſeinen Urſprung verdankt. Dieſer blutige Tag trieb unſere Stammmutter mit dem einzigen Sprößlinge hierher. In Wäldern lebten wir lange, von allen verſchmäht; nur die höchſte Armuth vermochte die Mädchen der Gegend ſich mit unſern Jünglingen zu verbinden, nur der völlig Verlaſſene ging einen Bund mit unſerer Tochter ein." Das Feſt ſchloß ſich mit einem Mahle, mit Geſchenken, welche unter die Armen vertheilt wurden. In der letzten Zeit wurde aber nicht mehr, wie es wohl in früheren Jahren geſchah, die Geſchichte der Ermordung erwähnt; die Aelteren, Angeſeheneren des Geſchlechts verhüllten gefliſſentlich den Urſprung in Dunkel, und unterſtützten die mancherlei Sagen, die über den Urſprung dieſer Familie unter den Einwohnern herrſchten. Dadurch, daß ſie reich, angeſehn, allein mit der Geſchichte ihrer Vorväter bekannt waren, erlangten ſie einen beſondern Einfluß, durch welchen ſich eine Art von Staat im Staate bildete. Alle Streitigkeiten des Stammes wurden durch eigene Richter geſchlichtet, jedermann unterwarf ſich ihrem Ausſpruche, und das Geheimnißvolle, welches ſie von den übrigen Einwohnern trennte, herrſchte faſt noch mehr in der Familie ſelbſt, und übte über alle Mitglieder eine faſt magiſche Gewalt.

Indeſſen war durch die Länge der Zeit das Band des Vereines immer ſchlaffer geworden; das verhaßte Geſchlecht in Norwegen hatte die Grenze verlaſſen und ſich tiefer in das Land gezogen, in eine Gegend, in welche es nicht ſo leicht war unbemerkt einzudringen. Nur die Häupter der Familie kannten den Gegenſtand der Rache und den Urſprung derſelben; das unglückliche Schickſal der kühnen Männer, die ſich der Rache geopfert hatten, ſchreckte das jüngere Geſchlecht ab, und in der letzten Zeit fingen die von ihren Wanderungen Zurückkehrenden an, ſich dem Anſehen der Familienhäupter zu widerſetzen.

Kaum hätte die gefährliche Eigenthümlichkeit dieſes Geſchlechts ſich erhalten — ſchon ſeit dreißig bis vierzig Jahren war die gemeinſchaftliche Benennung — Malkolm — verſchwunden, und die Geſchlechtsnamen unterſchieden ſich faſt gar nicht mehr von denen der Einwohner — wenn nicht die alte Frau, die jetzt ihren Enkel durch ihren unerwarteten Beſuch in Verlegenheit ſetzte, geweſen wäre — die alte Anna, welche noch immer den Urſtamm repräſentirte und einer faſt abergläubiſchen Verehrung genoß. Ihre Mutter war früh geſtorben, und die erſten zwanzig Jahre ihrer Jugend hatte ſie in dem Hauſe der Grosmutter verlebt, die ein eben ſo hohes Alter, wie dasjenige, in welchem ſie jetzt ſelbſt ſtand, erreichte. Die alte Anna zählte dreiundachtzig Jahre. Durch ein ähnliches Schickſal hatte ihre Grosmutter die erſte Jugend unter Aufſicht der racheburſtenden Stammmutter des Geſchlechts verlebt, und ſo war das zweihundertjährige Geheimniß der verwaiſten Anna ganz nahe gerückt worden. Die glühende Rache hatte ſich von der Stammmutter auf die Enkelin, von dieſer auf Anna fortgepflanzt, und ſchien nach ſo langer Zeit mit erneuter Kraft wieder auflodern zu wollen.

Die Grosmutter lebte in einem wilden Thale, am Saume eines dunkeln Waldes. Die ſtarre Felswand, aus deren gähnendem Spalte ein ſchäumender Waſſerſturz ſich tobend niederwälzte, ſchien über die kleine Hütte herabſtürzen zu wollen, ſo kühn und drohend ſchwebte der hervorragende obere Rand über dem engen Thale. Hier hauſte die alte Frau in großer Einſamkeit; der Mann war geſtorben, die Söhne wanderten fortdauernd im Lande herum, oft nach Norwegen, wo ſie die verhaßte Familie Unheil drohend umſchwebten. Wenn nun in den langen Winternächten der Waſſerſturz tobte, der Sturm durch das Thal heulte, die kniſternden Fichtenſpäne ein flackerndes Licht durch den engen Raum der finſtern Stube verbreiteten und das greiſe Antlitz der bejahrten Frau erleuchteten, während das Spinnrad knarrte, hörte das junge Mädchen von nichts reden, als von der Zeit der Stammmutter, von ihrem kühnen Geiſte; wie ſie arm, verlaſſen, verfolgt von den reichen Verwandten, in dieſer Hütte aufgenommen wurde; wie ſie durch ihre Schönheit, ihren grosartigen Sinn jedermann gewann; wie damals alle ſich beeiſerten ſie zu unterſtützen, zu tröſten; wie ſie einen Sohn gebar, das Werkzeug ihrer Rache. Aber vor Allem klang die Stimme der Alten furchtbar, wenn ſie die grauſame Unthat erzählte: Anna glaubte dann vor ihren Augen das flehende Mädchen zu ſehen, wie ſie den blutenden Leichnam des Geliebten in ihre Arme ſchloß; ſie hörte den Fluch der blutbeſprützten Braut, der den Mörder und ſein ganzes Geſchlecht traf; ſie vernahm nun wieder, wie die Stammmutter den Sohn für ihre Rache erzog, wie der Haß mit den Jahren wuchs, und immer finſtrer, immer ingrimmiger wurde — und wenn ſie dann einen ſcheuen Blick auf die alte Frau warf, die ihr gegenüber an der rauchgeſchwärzten Wand, hinter dem knarrenden Rade ſaß, wenn das Geſicht der Grosmutter zitterte, während es von den flackernden Flammen unſicher beleuchtet wurde, dann war es ihr, als veränderten ſich die Züge, als ſäße abwechſelnd eine andere da, als nähme in vorübergehenden Momenten die greiſe Stammmutter ſelbſt den Platz ein und blickte ſie an — dann glaubte ſie mit brennenden Zügen den Haß in dem durchfurchten Antlitze zu leſen, der mächtig genug war ihr Leben faſt ein Jahrhundert hindurch zu erhalten und jetzt das Grab zu ſprengen.

Die ſchöne Anna zeichnete ſich ſchon in ihrer Kindheit aus. Sie war verſchloſſen, finſter, liebte die Einſamkeit und floh den Umgang der jungen Männer, obgleich dieſe ſie auf alle Weiſe zu gewinnen ſuchten. Denn in der Armuth, in der wilden nordiſchen Welt gedeiht die Schönheit ſelten, und Anna fiel um deſto mehr auf. Allgemein verbreitete ſich das Gerücht, daß ſie das Ebenbild der Stammmutter ſei, obgleich keiner der damals Lebenden dieſe in ihrer Schönheit gekannt hatte, die Grosmutter ſelbſt nur in ihrem hohen Alter.

Das Geſchlecht der Malkolms hatte ſich im Laufe der Zeit ſehr vermehrt; in Anna's Jugend herrſchte jener abſondernde Sinn, der alle Mitglieder von den Einwohnern trennte und unter einander vereinigte, noch in voller Stärke. Sie ward in ihrem zwanzigſten Jahre mit einem Malkolm verheirathet, der, wie ſie, in grader Linie von dem Ermordeten abſtammte, und wie ſie unter den Augen derſelben alten Frau aufgewachſen war. Mehrere Jahre vor der Heirath war er ausgewandert, und hatte die Hand des ſchönen Mädchens nur durch ſeine kühnen, gewagten Fahrten nach Norwegen erworben. Ein Heggelund war durch ſeine Hand gefallen, er ward ergriffen und entkam durch eine liſtig ausgedachte, mit großer Tollkühnheit ausgeführte That, die lange, ſelbſt in Norwegen bewundert wurde. Durch dieſe Verbindung ward die urſprüngliche, innere Einheit und Eigenthümlichkeit des Stammes von Neuem geſtärkt. Der Mann, obgleich jetzt ſeine Gegenwart in Norwegen ſein Leben gefährdete, wagte ſich oft über die Grenze; er nahm an allen Unternehmungen der Rache theil — mehrere ſeiner Verbündeten wurden ergriffen, einer hingerichtet, er entkam immer glücklich. Dadurch ſtieg ſein Anſehen, und er und ſeine beſonnene, tief verſchloſſene Anna erlangten eine Herrſchaft über die ſich immer weiter ausbreitende Familie, die mit den Jahren ſtets zunahm. Als der Gegenſtand der Rache aus ihrer Nähe verſchwand, als fortdauernd mislungene Verſuche den Eifer abkühlten, blieb der düſtere Sinn zuletzt nur in Malkolm, und vorzüglich in Anna lebendig. Aber eben dieſe Feſtigkeit ihrer Geſinnung erzwang eine mit Furcht verbundene Achtung. Es war nicht ein ſittliches Gefühl, wodurch der verbrecheriſche Unternehmungsgeiſt abnahm; das Bewußtſein der Schwäche machte die Uebrigen abhängiger von denjenigen, die allein ausharrten, und obgleich ſie nie von neuen Plänen ſprachen, obgleich ſich jetzt das Syſtem der Täuſchung gegen die ferner ſtehenden und ärmern Mitglieder immer mehr ausbildete, die Mährchen, welche den Urſprung des Stammes und ſeine früheren Schickſale in Dunkel hüllten, von den Vertrauten erſonnen wurden, um durch myſtiſche Sagen zu erſetzen, was früher die unmittelbare That erzeugte — ſo erhielt doch eben dadurch der Stamm eine abgeſchloſſene Eigenthümlichkeit, die den Sinn der Menge feſſelte. Die jungen Männer, wenn ſie nicht wanderten, wurden kühne Jäger; ſie hauſten in den unzugänglichſten Gebirgen, und ihre wilde

Lebensweiſe ſteigerte die Furcht und das Anſehen, welches ſie ſchon erworben hatten.

So vergingen mehrere Jahre. Anna gebar zwei Söhne und eine Tochter, und beſonders der älteſte Sohn verſprach in die Fußtapfen des Vaters zu treten. Schon als Knabe war er von rieſenhaftem Körperbau, ſeine frühzeitig entwickelte Kühnheit ſetzte jedermann in Erſtaunen, und man glaubte in ihm einen zukünftigen Helden zu ſehen, geboren, um das Anſehen der Familie zu erhöhen. Ein Unglück war es, daß Malkolm von einer Krankheit befallen wurde, die eine Schwäche erzeugte, gegen welche ſein ſtarker Sinn vergebens ankämpfte. Eine zweite Sorge war die Geſinnung des jüngſten Knaben. Er war ſchön, aber weichlich; er nahm nie an den kühnen Spielen theil, die ſelbſt der älteren Schweſter lockend erſchienen; er lernte durch die Mutter ſchneller, als die Geſchwiſter leſen, und vertiefte ſich in die wenigen Bücher, die der Vater beſaß — Chroniken, Andachtsbücher, die auf ſeinen Zügen nicht immer auf die geſetzmäßigſte Weiſe in ſeine Hände gefallen waren. Das Ehepaar bewohnte fortdauernd die Hütte der alten Grosmutter, in welcher beide erzogen waren. Mit der Kränklichkeit des Vaters fing auch die Armuth an ſich einzuſchleichen, und die Eltern lebten mit ihren Kindern in trüber Einſamkeit. Zwar verlor das Ehepaar dadurch nicht an Anſehn; durch die Entfernung, in welcher ſie lebten, ſchien dieſes vielmehr eine geheimnißvolle Bedeutung anzunehmen; auf dem jährlichen Familienfeſte bildeten ſie den Mittelpunkt — Malkolm war noch immer, wie in den Tagen ſeiner ungeſchwächten Kraft und ſeines Wohlſtandes, der Richter in allen Streitigkeiten; man unterwarf ſich unbedingt ſeinen Ausſprüchen und zweifelte nicht, daß die jetzt herabgeſunkene Familie ſich ſchnell heben würde, ſobald der älteſte Sohn herangewachſen wäre und thätig ſein könnte. Dennoch konnte die gedrückte Lage die Eltern zu einem Entſchluſſe bringen, den ſie in frühern, beſſern Tagen kaum gefaßt hatten.

Ein reicher Kaufmann aus Gothenburg war auf einer Reiſe nach Trondhiem, über das Dovregebirge in dieſe entfernten Gegenden gerathen. Er hörte mancherlei von dem ſeltſamen Stamme, von Malkolm und Anna, die in einem wilden, einſamen Thale, in Armuth verſunken und dennoch mit einer Art fürſtlichen Anſehens hauſten. Begierig das räthſelhafte Ehepaar und das merkwürdige Thal kennen zu lernen, ließ er ſich hinführen, ſah nun die Hütte, ihre kühne Lage unter der drohenden Felſenwand, dicht an dem herabſtürzenden Waſſerfalle; aber faſt mehr als dieſe imponirende Umgebung zog ein Knabe ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er mochte ſechs bis ſieben Jahre alt ſein und lag im Graſe, vor ihm eine Chronik aufgeſchlagen, und er ſchien völlig ins Leſen vertieft, daß er die Ankunft des Reiſenden nicht bemerkte. Er kniete vor dem mächtigen Foliobande, den Kopf auf den Arm geſtützt; die blonden Locken hingen auf die Blätter herab und verbargen das Geſicht. Der Kaufmann trat, ohne daß der Knabe ſeine Stellung änderte, ihm ganz nahe, und erſt als er ihn anredete, ſchüttelte er die Locken zurück, ſchlug die freundlichen, großen, blauen Augen auf und betrachtete mit Verwunderung den Fremden, der ſo wenig Aehnlichkeit mit den Männern hatte, die er ſonſt zu ſehen gewohnt war. Seine feinen Züge, das lebendige Auge, und etwas Stilles, Einnehmendes, was beim erſten Anblick für ihn ſprach, machten, da es ſo unerwartet erſchien, ſo ſehr im Widerſpruche mit allem ſtand, was der Reiſende hier zu finden erwartete, einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Knabe antwortete für ſein Alter ſehr beſonnen, erzählte, was er geleſen und was ihn angezogen, und der Kaufmann fühlte ſich ſeltſam bewegt, wenn er das zukünftige Schickſal des Knaben bedachte.

Während er noch mit dem Knaben ſprach, traten Malkolm und Anna aus der Hütte. Der erſte erſchien trotz ſeiner Kränklichkeit mit Stolz und ruhiger Würde, und der Reiſende mußte geſtehen, daß er zu herrſchen verdiente. Tiefer noch ergriff ihn die Erſcheinung Anna's. Sie war noch ſchön, aber etwas Finſteres, faſt Geheimnißvolles in ihren Zügen erregte Scheu, indem ſie mit einem feſten, ruhigen Blicke den Fremden betrachtete.

Er wurde zugleich angezogen und zurückgeſtoßen; er ſah ſich faſt gezwungen dieſen Menſchen mit einer Achtung zu begegnen, die weder zu ihrem Stande und ihrer Armuth, noch zu dem zweideutigen Rufe zu paſſen ſchien, und trat in die kleine, durchräucherte Hütte, durchdrungen von den ſeltſamſten Empfindungen. Er glaubte ſich verſtellen zu müſſen, er verbarg, was er von ihnen und ihrer Herkunft vernommen hatte, und äußerte ſeine Verwunderung in dieſer Einöde, von allen Menſchen entfernt, eine ſolche Wohnung zu finden. Er fragte mit einer Art von achtungsvoller Scheu nach dem Namen ſeines Wirthes, und ſtellte ſich, als fiele es ihm auf einen ſo fremden Namen hier zu hören. Unſere Familie iſt urſprünglich aus Schottland, antwortete Malkolm ruhig und ohne in Verlegenheit zu gerathen; ein großes Misgeſchick trieb unſere Vorväter nach dieſer Gegend, und die Nothwendigkeit hat uns hier feſtgehalten. Aber mehr erfuhr er nicht; jeder Verſuch tiefer in die Geheimniſſe der Familie einzudringen, misrieth, und die Achtung, welche ihm das Betragen der Eheleute abzwang, verbot jede zudringliche Frage. Ohne irgend eine Verlegenheit, ja mit einer gewiſſen ſtolzen Miene wurde ihm gaſtfrei dargeboten, was die Armuth zu geben vermochte, und er verlebte einige Stunden in der Geſellſchaft eines Mannes und einer Frau, deren verſtändige, beſonnene Geſpräche ſeine Bewunderung erregten. Der ältere, zwölfjährige, kühne

Knabe, die Tochter kamen nun auch, und dieſe ſchienen ganz zu der Familie zu paſſen; aber immer fremdartiger erſchien das blondlockige, milde Kind, mit der zarten, faſt durſichtigen Haut, und mit der ſtillen ſinnenden Miene. Von dem erſten Augenblicke an war ein Wunſch in der Seele des Reiſenden lebendig geworden, und er ſtieg immer höher, je näher er die Umgebung betrachtete, je mehr er die Schickſale des Knaben, der ihm ſo theuer geworden war, erwog. Er wünſchte, ſelbſt kinderlos, den Knaben mit ſich zu nehmen, als ſeinen Sohn zu erziehen; aber der ruhige Stolz der Eltern machte ihn ſchüchtern. Endlich wagte er den Vorſchlag auf die ſchonendſte Weiſe. Ich bin reich, ſagte er, ich bin Wittwer und das Andenken an meine verſtorbene Frau, wie meine Jahre, erlauben mir nicht an eine neue Verbindung zu denken. Ich werde den Knaben, der ſo plötzlich, ſo wunderbar meine Zuneigung gewonnen hat, wie meinen Sohn erziehen und darf ihm eine angenehme Zukunft verſprechen. Die Eltern waren, doch nur einen Augenblick, überraſcht. Ein ſo gütiger Vorſchlag, ſagte Malkolm, darf nicht unbeſonnen abgelehnt, aber auch nicht ohne reifliche Ueberlegung angenommen werden. Sie wollen, wie ſie uns ſagten, das höhere Gebirge bereiſen; die Rückreiſe führt ſie wieder in unſere Nähe, und unſern Entſchluß werden ſie erfahren, wenn ſie uns dann ihren Beſuch gönnen.

Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend verlebte der Kaufmann drei Tage; er achtete kaum auf die grosartige Umgebung, der Knabe beſchäftigte fortdauernd ſeine Seele, und je unerklärbarer dieſer tiefe Eindruck ihm war, deſto bedeutungsvoller erſchien er. Wie glücklich würdeſt du ſein, wenn du dieſen lieblichen Knaben deinen Sohn nennen dürfteſt — ſagte er ſich immer von Neuem, und ſchon war es ihm, als wenn das höchſte Glück ſeines Lebens von dem Entſchluſſe der Eltern abhinge. Aber je heißer ſein Wunſch wurde, deſto mehr verzweifelte er an der Erfüllung, und von den ängſtlichſten Zweifeln gequält, faſt ohne irgend eine Hoffnung, erſchien er am dritten Tage wieder in dem einſamen Thale und trat zitternd in die Hütte.

Die Eltern kamen ihm ruhig und freundlich entgegen. Er blickte ſie unruhig an, die Frage ſchwebte auf ſeiner Zunge und wagte ſich nicht hervor. Malkolm ſah ſeine Qual. Haben ſie den Wunſch, den ſie ſo gütig äußerten, nicht wieder aufgegeben? fragte er — und der Reiſende athmete freier. Dieſe Frage ließ ihn die Gewährung ſeiner Bitte hoffen. Mit vieler Wärme erzählte er, daß er in den letzten Tagen jede Stunde ungeduldig gezählt hätte, erneuerte ſeine Bitte lebhaft, und die Eltern übergaben ihm mit Entſchloſſenheit, ja faſt mit Kälte den Knaben. Dieſer war ſehr erfreut. Schon bei dem erſten Beſuche hatte der freundliche Mann ſeine Zuneigung gewonnen. Ach! er war dieſe Freundlichkeit nicht gewohnt. Die Eltern hatten ihn immer mit abſtoßender Härte, ſelbſt die Geſchwiſter als einen Fremdling behandelt. Er hatte nie Aeußerungen der Liebe erfahren, und verließ mit kindiſcher Freude die einſame Hütte.

Aber, nachdem der Knabe, der ſo wenig geliebt worden war, das Haus verlaſſen hatte, ſchien das Unglück dort einheimiſch zu werden. Kaum war ein Monat verfloſſen, da brachte man die Leiche des älteſten Sohnes — er war furchtbar zerfetzt. Seine Tollkühnheit hatte ihn getödtet. Allein, nur mit einer Büchſe bewaffnet, hatte der zwölfjährige Knabe den Kampf mit einem wüthenden Wolfe gewagt. Der Wolf, durch den Schuß verwundet, ſtürzte ſich auf den Knaben, faßte ihn mit den Klauen, zerfleiſchte ihn mit den Zähnen, und als er durch die Schüſſe der Herbeieilenden fiel, war das Kind ſchon todt. Malkolms Krankheit nahm nun täglich zu, der Kummer ſteigerte ihre Gefährlichkeit; man hörte ihn nicht mehr ſprechen, ein ſtummer Gram zehrte an ſeinem Leben, und nach wenigen Wochen ſtarb er. Je unglücklicher Anna wurde, deſto entſchloſſener, härter, grimmiger erſchien ſie. Sie mußte nun durch die Gaben der Verwandten erhalten werden, und ſie nahm dieſe mit ſtillſchweigendem Stolze als einen ſchuldigen Tribut an. So vergingen Jahre. Außer der Hütte kam ſie nur an dem Tage des Familienfeſtes zum Vorſchein, wo ſie den

Verſammelten als eine weiſſagende Prophetin erſchien. Aus den Chroniken, die ihre einzige Ergötzung in der Einſamkeit waren, hatte ſie ſich eine ſybilliniſche Sprache angeeignet, jene kurze, oft ſentenzenreiche Weiſe der uralten, ſkandinaviſchen Lieder, und oft klangen ihre Worte dunkel und drohend, wie die Weiſſagungen der Voluspa. Sie hatte die Aelteſten auserwählt, welche an der Stelle ihres Mannes die Rathgeber und Richter des Stammes ſein ſollten, und dieſe faßten keinen Entſchluß, fällten kein Urtheil, ohne ihren Rath, ihre Bewilligung. So erſchienen die Aelteſten und Reichſten in ihrer Hütte, und nicht die Aermeren und weniger Gebildeten allein, auch die Angeſeheneren glaubten ſie im Beſitze übernatürlicher Kräfte und einer Kenntniß der verborgenen Zukunft. Oft brachte ſie ganze Tage völlig einſam in den wildeſten Gebirgsſchluchten zu; oft, beſonders wenn der Mond hell ſchien, ſah man ihre Geſtalt auf kahlen Höhen wandern, und keiner, auch die Tochter wagte in ſolchen Augenblicken nicht ihr nahe zu treten. Sie unterhielt ſich, glaubte man, dann mit den Geiſtern, vorzüglich mit der alten Pflegemutter, mit der Stammmutter. Die Tochter zählte achtzehn Jahre, ſie war Braut und ſah ihrer Hochzeit entgegen — da ſtarb auch ſie plötzlich. Männer und Frauen, Jung und Alt waren erſchüttert, als ſie dieſen Todesfall erfuhren — nur die Alte nicht. Mit furchtbarer Kälte begrub ſie ihr letztes Kind, denn an den entfernten Sohn dachte ſie nie, und auch jetzt hörte man ſeiner mit keinem Worte erwähnen.

Anna lebte nach dieſem Todesfalle wie bisher, nur wurde ſie noch herriſcher und ingrimmiger. Sie wählte die Töchter des Stammes, die abwechſelnd ihre Pflege beſorgen mußten, und wiewohl ein geheimes Grauen die Mädchen ergriff, wenn ſie die Hütte betraten, wagte doch keines ſich dem ſtrengen Befehle zu widerſetzen.

So verfloß nun abermals eine lange Reihe von Jahren; obgleich man die kluge Anna noch immer als ein geheimnißvolles, wunderbares Weſen betrachtete, hatte doch die lange Zeit ihren Einfluß gemindert, und ſie ſelbſt ſchien die Gewalt der Jahre zu fühlen — als plötzlich ein Ereigniß nicht blos die Stammverwandten, ſondern auch alle übrigen Einwohner in Erſtaunen ſetzte. Anna, jetzt tief in die funfzig, doch noch rüſtig, ja mit Spuren der früheren Schönheit, ließ die Aelteſten zu ſich beſcheiden; ſie erklärte, daß ſie die Unterſtützung der Verwandten fernerhin entbehren könnte, daß die alte Hütte — ihr freilich noch immer theuer, weil die Erinnerungen ihres ganzen Lebens ſich an dieſe engen Räume anſchloſſen — baufällig wäre, daß das zunehmende Alter eine größere Bequemlichkeit erforderte und daß ſie daher beſchloſſen hätte, auf ihre Koſten eine größere, geräumigere Wohnung zu bauen. Sie befahl den Aelteſten Bauleute zu beſorgen. Ich ſelbſt werde den Bau leiten, ſagte ſie.

Der ſpäte Frühling hatte eben ſeinen Anfang genommen, und noch ehe der Sommer verfloſſen war, ſah man ein ſtattliches Gebäude aufgeführt, aus den nächſten Städten mit allen Bequemlichkeiten verſehen, die Arbeiter, die Verkäufer pünktlich, ja reichlich bezahlt — und keiner wußte, wo die bedeutenden Summen dazu herkamen. Auch ſchien die Quelle gar nicht zu verſiegen. Sie bezog die neue Wohnung und richtete ſich bequem ein, mehrere, auch männliche Dienſtboten wurden angenommen; Pferde, Kühe, Schaafe weideten im Thale; Wagen und Geſchirr waren von einer zierlicheren Art, als man in dieſer Gegend kannte, und es war natürlich, daß eine ſo außerordentliche Frau durch Reichthum noch mehr an Anſehn gewann. Auch begann das alte Stammverhältniß wieder aufzuleben. Sie wußte dieſen erwachten Sinn wohl zu nähren, unterſtützte die Armen auf die freigebigſte Weiſe, und was ſie vornahm gedieh. Keiner wagte jemals zu fragen, wo die Summen herkamen, über welche ſie fortdauernd zu gebieten vermochte. Zwar verbreitete ſich das Gerücht, daß einer der anſehnlichſten Handelsherrn in Gothenburg Malkolm heiße, man erinnerte ſich, daß der jüngere Knabe aus dem Hauſe der Eltern verſchwunden war; aber ſelbſt über das Schickſal dieſes Kindes hatten ſie vom Anfange an einen undurchdringlichen Schleier zu werfen verſtanden — ſeit dem Tode ihres Mannes wurde er nie genannt, und keiner entdeckte irgend je eine Verbindung mit Fremden, die Verdacht erregen konnte. So blieb die Vermuthung, daß ſie durch geheime Kunſt in den Gebirgen einen verborgenen Schatz gefunden habe, die herrſchende.

Man wird leicht errathen, daß die Summen, welche ſie ſo gut anzuwenden wußte, in der That von ihrem Sohne herrührten; aber ein beſonders glücklicher Zufall ſetzte ſie in den Stand dieſe Quelle ihres Reichthums fortdauernd zu verbergen.

Der verſchenkte Knabe hatte bald die ſchönſten Fähigkeiten und eine Liebenswürdigkeit der Geſinnung entwickelt, die den Pflegevater entzückte. Er wurde ganz ſein Sohn und vergaß ſchnell den unfreundlichen, finſtern Aufenthalt ſeiner freudenloſen Kindheit. Er erfuhr ſpäter, daß der Vater und die Geſchwiſter geſtorben wären, man ließ ihn in Ungewißheit, ob die Mutter noch lebte. Sie wurden von jetzt an nie genannt. Nach Allem, was der redliche Pflegevater von den Verwandten des lieblichen Knaben erfahren hatte, glaubte er wohl es vertheidigen zu können, wenn er jede Verbindung mit dieſen aufhob, wenn er, ſo viel wie möglich, das Leben des Kindes von ſeiner gefährlichen Wurzel losriß. Er wurde als der zukünftige Erbe des reichen Mannes erzogen, und dieſer ſelbſt ſtellte ihn als einen entfernten Verwandten aus einer entlegenen Gegend dar. Nachdem aber der Knabe zum Manne herangewachſen war, glaubte der Pflegevater dennoch ihn auf die mögliche Entdeckung ſeiner Herkunft vorbereiten zu müſſen. Ein junger Menſch ſuchte einſt bei ihm Dienſte; als er ſich nach ſeinem Namen und Wohnorte erkundigte, erfuhr er, daß derſelbe dem Stamme der Malkolms angehörte: aber durch einen Geiſtlichen war er auf die Gefahren dieſer Verwandtſchaft aufmerkſam gemacht worden und hatte ſich entſchloſſen nie wieder zurückzukehren. Er hatte mit Erſtaunen gehört, daß der Pflegeſohn des Handelsherrn Malkolm heiße und eine Ahnung ihn getrieben, ſich zu melden. Der Kaufmann war ſehr in Sorgen, als er ſein tiefes Geheimniß in Gefahr ſah verrathen zu werden; dann aber erwog er, daß ein Verſuch mit dieſem jungen Manne vielleicht glücklich ausſchlagen könnte. Es lag etwas in ſeinem Geſichte, in ſeinem ganzen Betragen, was Vertrauen erweckte. Er ſuchte daher durch eine wahrſcheinliche Fiction ſeine keimende Vermuthung zu zerſtören und bedauerte, daß er hier in Gothenburg überflüſſige Dienerſchaft beſäße. Aber für eine Fabrik in Lidköping iſt mir ein Mann wichtig, auf deſſen Mäßigkeit, ſtrenge Ordnungsliebe, Treue und Verſchwiegenheit ich mich verlaſſen kann, ſagte er; dein freimüthiges Betragen, dein Wunſch aus dem Kreiſe einer Verwandtſchaft zu treten, der dir gefährlich werden kann, hat mir Vertrauen eingeflößt. Ich will es mit dir wagen. Marcus ward dort angeſtellt, der Kaufmann ſcheute ſich nicht ihm bedeutende Summen und unter Umſtänden anzuvertrauen, die einer nicht ganz feſten Geſinnung verführeriſch werden konnten. So wichtig war es ihm, in Marcus einen treuen, zuverläßigen Diener zu erkennen, daß er ihm, dem faſt Unbekannten, große Summen in die Hände gab, ſich einem bedeutenden Verluſte ausſetzte, ja, daß er — ſonſt ſo redlich und beſonnen — einen jungen Mann auf eine gefährliche Probe ſtellte. Aber dieſer beſtand jede, und als zwei Jahre verfloſſen waren, entdeckte er ſich ihm ganz. Marcus fand nun ſeine Vermuthung beſtätigt und freute ſich einen ſo ausgezeichneten Stammverwandten gefunden zu haben. Du biſt, ſagte der Handelsherr, Malkolms Begleiter, nicht blos Bedienter, aber unter einer Bedingung: durch einen heiligen Schwur mußt du verſprechen, nie das Geheimniß der Geburt aufzudecken, deine eigene Herkunft muß daher auch Malkolm fortdauernd unbekannt bleiben. Ich ſelbſt will den Augenblick wählen, in welchem er erfahren ſoll, welches finſtre Geſchick über ſeinen Verwandten ruht. Marcus leiſtete den Schwur und hielt ihn. Er war der Vertraute des jungen Malkolm, aber verrieth nie ſein Geheimniß.

Malkolm heirathete, ein Sohn ward ihm geboren, und noch ahnte er nur dunkel ſeine eigene Herkunft. Erſt als der Pflegevater alt und ſchwach wurde, als ſein Liebling in einem wichtigen Geſchäfte nach Weſtindien reiſen mußte, als er ſich die Möglichkeit dachte, ihn nicht wieder zu ſehen, machte er ihn mit ſeiner Abſtammung bekannt.

Zwar ſchwebte die Erinnerung an ſeine freudenloſe Kindheit dunkel und mit einem peinlichen Gefühle vor Malkolms Seele, aber die väterliche Liebe ſeines Prinzipals, die allgemeine Zuneigung, welche ſeine milde, nachgiebige und dennoch in ſich klare Geſinnung ſowohl, als ſeine einnehmende Geſtalt, ihm erwarben, das Glück, welches ihm allenthalben entgegentrat, endlich die Liebe, die glückliche Ehe, die Geburt eines Sohnes, verdrängten allmälig die düſtern Bilder ſeiner erſten Jugend. Er betrachtete ſich in der That als einen Verwandten ſeines Prinzipals, er glaubte, was dieſer ihm verſicherte, und da ſeine Eltern, als er ſie verließ, keinen Mangel litten, ſo empfand er keine Neigung eine Verbindung anzuknüpfen, die nur das Bild eines früheren, liebeleeren Daſeins hervorrief.

Jetzt ſchloß ſich nun die dunkle Nacht ſeiner Herkunft vor ihm auf; er erfuhr, daß er einem Stamme angehörte, deſſen Mitglieder wie Verbannte, durch Verbrechen geſchändet, von der Geſellſchaft ausgeſtoßen, in düſtern Gegenden hauſten — eine trübe Ahnung ergriff ihn, als müßte das ſchöne, glückliche Leben, auf einen ſo ſchwankenden Grund gebaut, plötzlich zuſammenſtürzen; eine innere Furcht, daß ſeine fernen Verwandten ſich an ihn andrängen, die Schmach ihres Daſeins auf ihn werfen könnten, durchzuckte ihn — das Glück, welches ihm bis jetzt entgegenlächelte, ſchien ihm unſicher. Er ſah ſeine Reichthümer verſchwinden, das geliebte Weib mit Schauder ſich von ihm abwenden, alle Verhältniſſe des Lebens, die ihm theuer geworden waren, in ſich zuſammenfallen, und eine ſtille Schwermuth verbreitete einen Schleier über ſein ganzes Daſein. Oft zürnte er ſeinem liebevollen Wohlthäter, daß er die Hülle dieſes Geheimniſſes ihm gelüftet hatte; dieſer ſelbſt, als er die Folgen der Entdeckung wahrnahm, fing an den Schritt zu bereuen — und dann, wenn beide in vertraulichen Stunden ſich mittheilten, was nur ihnen und Marcus bekannt war, mußten ſie dennoch geſtehen, daß die Urkunde dieſer Herkunft Ereigniſſe herbeiführen konnte, deren gefährliche Folgen ſich nicht berechnen ließen. In ſolchen Augenblicken nahm Wilhelm ſich vor das Geſchick, welches auf ihm ruhte, von ſeiner Geburt an, ruhig zu tragen, alle Verbindungen mit dem Stamme ſeiner Voreltern beſonnen zu vermeiden, und das tiefe Geheimniß in ſeine Bruſt zu vergraben.

Aber die Abreiſe näherte ſich immer mehr. Durch die Entdeckung war er mit Marcus in ein vertrautes Verhältniß gerathen, und hatte durch dieſen erfahren, daß ſein Vater, ſeine Geſchwiſter geſtorben waren, daß ſeine Mutter zwar keine Noth leide, aber doch in einer abhängigen Lage, von den Verwandten unterſtützt, einſam und verlaſſen lebe. Da erwachte in ihm das Kindliche Gefühl; schmeichelnd schien es ihm, daß die Mutter von fremder Beschäftigung lebe, während er im Reichthume schwelgte. In [illegible] Tagesstunden, in welchen es ihm Pflicht schien die Mutter von dem Gewerbe zu trennen, schien die [illegible] vor aller Welt zu bekennen, und die Liebe, mit welcher sie ihn beschenkt hatte, durch kindliche Zuneigung, durch Sorgfalt und Pflege zu vergelten. Aber eine lange Ueberlegung zeigte ihm bald, wie unmöglich eine solche That wäre. Die herrische, strenge Mutter schwebte ihm vor, Marcus erzählte von der [illegible] Beschwörung, die sie unter den [illegible] gemacht, von ihrem geheimnißvollen, verschlossenen Wesen, ihrem [illegible] und dennoch [illegible] fortglimmenden [illegible], und wie sie, einer Sibylle gleich, allen ein Geheimniß, ein [illegible]. Endlich entschloß er sich für eine [illegible] Summe [illegible]. Seine [illegible], sagte er sich, kann [illegible] werden, und durch [illegible] keine [illegible] [illegible]; sie vermag dann vielleicht in der Zukunft nicht zu leiden, weil sie jetzt leidet — [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]; seine Mutter muß in eine Lage versetzt werden, die ihre ganze Zukunft [illegible].

Aber nun entstand die [illegible] Frage, wie die Summe der alten Mutter [illegible] werden sollte; die [illegible], welche [illegible] [illegible] entstand, daß sie erfahre, wie ihr Sohn in der Ferne, im Besitze großer Reichthü-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

welche Bitterkeit [illegible] würde? — Ich hatte die, Mutter [illegible], diesen Brief von seinem Sohne zu überbringen, [illegible] Marcel noch immer [illegible]. Jetzt erst warf sie einen schnellen, forschenden Blick auf das schwarze Tuch, das neben Marcel lag, und schien seinen Inhalt zu ahnen. Was welchen Eindruck auch die Nachricht von ihrem Sohne, dessen Namen sie, seit er das väterliche Haus verlassen, nicht über ihre Lippen gebracht, von dessen Leben und Verhältnissen sie nie etwas vernommen hatte, auf sie machen mochte — äußerlich suchte sie sich zu beherrschen. Sie empfing den Brief, ohne eine Miene zu verziehen, bewaffnete sich mit einer Brille und zog sich in eine kleine Entfernung hin, um ihn mit Muße durchzulesen. Sie brauchte lange, der Brief war ausführlich, und sie schien ihn nur mit Mühe entziffern zu können. Während der Zeit blickte sie Marcel forschend von der Seite an. Er war [illegible] den Eindruck zu kennen, welchen der Brief hervorzurufen schien — die [illegible] der [illegible] nahm sie ganz in Anspruch [illegible]. Als der Brief endlich durchlesen war, legte sie ihn bedächtig neben sich, schien in Nachdenken versinkt, dann holte sie die Blätter [illegible] vom Tische, um [illegible] noch die einzelnen Stellen noch einmal zu lesen, und so lange dauerte [illegible], daß Marcel, von Ungeduld gequält, [illegible] und Zweifel beinahe [illegible].

Endlich erhob sie sich und trat ihm entgegen: Sage nen, sagte sie gebieterisch. Stillschweigend folgte Werner, indem sie mit raschen Schritten über Felsen und durch Schluchten voranging. Eine Stunde [illegible] ganz erschöpft, mit wankenden Tritten wankte er hinter ihr her. Ich vermag nicht weiter zu gehen, sagte er; die Anstrengung der letzten Tage, die [illegible] hat mich ermattet, Hunger und Durst quälen mich. Schnell nahm ihm die Alte den Rucksack ab — und der Klang der Münzen entlockte ihr unwillkürlich ein höhnisches Lächeln — warf ihn über den Stab und trug ihn mit Leichtigkeit. Du wirst bald ausruhen und erquickt werden, sagte sie, während beide, in ein weites, grasreiches Thal eintretend, vor einem [illegible] [illegible] standen, der [illegible] aus einer großen Höhle in [illegible] [illegible] sich in das Thal [illegible]. Das Wasser erquickte den Durstenden, und [illegible] wollte er weiter [illegible], als die Alte [illegible] [illegible].

Sie [illegible] mich allein [illegible], es ist keine [illegible] dich um den [illegible] [illegible] zu halten, sprach sie feierlich; dennoch mußt du mir, ehe wir weiter gehen, hier einen heiligen Eid ablegen, den Ort, zu welchem ich dich führen werde, nie zu verrathen, [illegible] dich durch einen Schwur verpflichten [illegible] Zusammenkunft mit mir irgend einem Menschen, [illegible] [illegible] [illegible], mitzutheilen; wenn du in der Zukunft Veranlassung hättest [illegible] dich wieder aufzusuchen.

es jedesmal auf dieselbe geheime Weise zu thun, ja, wenn du mir Speise oder Geld zu bringen hast, und mich nicht sogleich finden solltest, solches an dem Orte niederzulegen, den ich dir anweisen werde — unter dieser Bedingung will ich dir, will ich dem Knaben, der sich meinen Sohn nennt und sich meiner zu schämen wagt, verzeihen. Marcus leistete gern den verlangten Schwur, und die Alte schritt gerade auf den schäumenden Wasserfall zu. Nahe am Rande, zwischen dichtem Gebüsch, [illegible] sie einen [illegible], stellen [illegible] hinein, und Marcus folgte, während die [illegible] Wasser-[illegible], einen [illegible] bildend, sie [illegible]. Mitten zwischen sie einen Weg, auf welchem die gewaltige Wassermasse schäumend und tobend sich brach, um mit erneuter Wuth in die Tiefe zu stürzen. Sie standen [illegible], und Marcus sah nun, wie die [illegible] Fluth, von einer [illegible] Felsenwand herabstürzend, einen großen Bogen bildete, und mit Schaudern, wie die Alte [illegible] durch diesen [illegible] Bogen hindurchging. Er [illegible] sich einen Augenblick, folgte aber nach. Auf der andern Seite standen sie sich wieder von dichtem Gebüsch umgeben — es war unmöglich einen Weg zu entdecken; [illegible] aber bog mit dem Stocke einige wilde Ranken zur Seite, und hinter diesen sah man einen Pfad, der durch das Gebüsch, welches schnell hinter den Gehenden wieder zusammen schlug, verborgen wurde. Er führte zu einer Felsengrotte, die völlig dunkel war. Die Alte ging mit Sicherheit auf eine hinter Steinhaufen verborgene Stelle los, hob Stahl, Stein und Schwefelfaden hervor, eine angezündete Lampe verbreitete ihren hellen Schein in der dunklen Grotte, und sie wanderten tiefer hinein. Hier stand eine Ruhebank, auf welche sie sich niederließen. Eine weggehobene Steinplatte öffnete eine unregelmäßige Vertiefung, in welcher Konrad eine Menge Papiere enthielt. Der Raum war völlig trocken und groß genug die ganze mitgebrachte Summe aufzunehmen. Sie wurde sorgfältig hingelegt — dann nahm die Alte aus einer Ecke Citronen und dürres Gebäck. Sie bedurfte nicht der Erklärung, wenn sie anfangs in dem Gebirge sich einsam umhertrieb, obgleich sie nicht müßig lebte. Ein etwas Abenteuerliches erschien es aber dem Verwandten, wenn sie oft, nach langer Abwesenheit aus dem Gebirge zurückkehrend — keine Speise zu sich nahm. Sie hielt daselbst sich ein Vorräthchen. Konrad genoß nun eine stärkende Mahlzeit, und sie versah ihn mit einem hinlänglichen Vorrathe für den folgenden Tag. Alles geschah stillschweigend — keine Frage nach ihrem Sohne kam über ihre Lippen. Als aber Konrad gesättigt war, erhob sie sich, führte ihn denselben schlüpfrigen Weg wieder zurück, und begleitete ihn durch eine bedeutende Strecke des Gebirges, wo sie ihm einen sicheren, weniger gefährlichen Weg nach der nächsten Wohnung zeigte. Jetzt erſt, als ſie ſich trennen ſollten, redete ſie ihn an: ſag' dem Unwürdigen, der ſich meinen Sohn nennt, daß ich mich nicht nach ſeinem Anblick ſehne, daß ich ihn verachte und daß, was er mir reicht, als einen Tribut annehme, mit welchem er wenigſtens einen Theil der Schande abkauft, die auf ihm ruht. Er kann mir neue Summen ſenden, wenn er von ſeiner Reiſe zurückkommt. Die verſchmähte Mutter wird den Sohn nie nennen, der ſie nicht anzuerkennen wagt — und daß dieſe Erklärung, die ihn beſchimpft, ihn beruhigen kann, vermehrt meine Verachtung. Dich aber erinnere ich an deinen Eid; wehe dir, wenn du ihn brechen ſollteſt. Ich weiß dich zu finden, wo du auch in der Welt ſein magſt. Mutter Anna, du kennſt deinen Sohn nicht, alle Welt liebt, achtet ihn, ſagte Marcus — und er verachtet ſeine eigne Mutter, erwiderte dieſe. Was ihr in der Welt Tugend nennt, jene ekelhafte Miſchung von Verſtellung und ſchmählicher Empfindſamkeit, jene Duldung weichherziger Nichtswürdigkeit und Erbärmlichkeit, jene Verleugnung alles deſſen, was groß und mächtig iſt durch die Gewalt der Macht, kenne ich wohl; in dieſe Welt paßt er, ſo erſchien er mir ſchon als Knabe — er gehört uns nicht zu, ſo mag er entfernt bleiben. — Kein mütterliches, kein mildes Wort ſoll ich ihm bringen — ſprach Marcus bebend — Nein, erwiderte ſie; aber gedenke deines Eides und nun geh! Er ging — und weiter Ferne ſah er noch die Geſtalt der gebieteriſchen Frau auf dem hohen, kahlen Berge, wie ſie ihm ſinnend nachblickte; aber als ſie wahrnahm, daß er ſie ſah, wandte ſie ſich und verſchwand.

Anna war klug genug, um einzuſehen, wie die Entdeckung ſeiner Herkunft ihrem Sohne gefährlich werden und ihr eine ergiebige Geldquelle verſtopfen könnte; es war ihr klar, daß das Geheimniß des verborgenen Schatzes Marcus eben ſo wichtig ſein mußte, wie ihr und ihrem Sohne — und die Geſinnung, welche aus dem Briefe hervorleuchtete, gab ihr die Ueberzeugung, daß ſie ohne Gefahr die ſtolze, verſchwenderiſche Rolle ſpielen konnte, durch welche ſie ihrem Sohne, wie dem Stamme imponiren wollte. Wir wiſſen, wie ſie das Geheimniß benutzte. Es war ihr in jeder Rückſicht günſtig, und ſie ſchmeichelte ſich mit den kühnſten Träumen; ſchon ſah ſie ihren Stamm von Neuem mächtig und furchtbar, die glühende Rache befriedigt, welche ihr noch immer als das innerſte Weſen ſeines Daſeins erſchien.

Abermals verfloß eine lange Reihe von Jahren. Wilhelm war von ſeiner Reiſe, die ihn noch mehr bereichert, zurückgekommen; ſein Sohn wuchs heran, und völlig von dem Vater verſchieden, ſah dieſer nicht ohne Schrecken den ſtarren, tollkühnen, herrſchſüchtigen Sinn, der ſeinen Voreltern eigen war, in ihm ſich entwickeln. Aber ſein grenzenloſer Edelmuth, ſeine großen Talente, ſein Streben, nur auf das Höchſte, Edelſte gerichtet, tröſteten ihn. Marcus erſchien öfters mit bedeutenden Summen in dem Gebirge, und da die Alte ſich nie um ihren Sohn bekümmerte, die liebloſe Gleichgültigkeit fortdauernd beibehielt, war es ihm angenehm, wenn er ſie nicht traf. Er legte dann die neue Summe an dem ſichern Orte zu den alten, und entfernte ſich. Während dem verlor Walſeth ſeine Frau, und kurz darauf ſtarb auch er, nachdem er ſich hatte adeln laſſen. Der Sohn war herangewachſen und eben von einer großen Reiſe zurückgekommen, als auch er durch den ſterbenden Vater die verhängnißvollen Verhältniſſe ſeiner Abſtammung erfuhr. Zwar war dieſe Nachricht ihm ſchrecklich, zwar ſchien auch ihm ein dunkler Schatten über ſein ganzes Daſein geworfen; aber der Tod ſeines geliebten Vaters, der ihn jetzt ganz beſchäftigte, das Glück deſſelben, der, obgleich er der unglücklichen Verwandtſchaft näher ſtand, doch reich, angeſehen und hochgeachtet geſtorben war, endlich der ſtolze Trotz auf die eigne Kraft, auf den eigenen Werth, tröſtete ihn bald; ja das ſichere Bewußtſein durch den Glanz eines bedeutenden Lebens die Nacht ſeiner Herkunft zu überſtrahlen, erhob ihn in ſeinen eigenen Augen.

Während dieſer Zeit verſorgte Marcus die Alte zwei bis drei Jahre mit neuen Summen, und als das hohe Alter ihr nicht mehr erlaubte das Gebirge zu beſteigen, den ſchwer zu erreichenden, verborgenen Ort zu beſuchen, fuhr er bequemer nach dem Thale. Er ſelbſt war jetzt alt und unkenntlich; die ſo lange unbekannt gebliebene Quelle des Reichthums konnte durch einen ſolchen Verkehr nicht entdeckt werden, ja er vergrößerte das Anſehen der Alten, denn keiner wagte nach ihm, nach ſeinen gewöhnlich nächtlichen Beſuchen zu fragen, oder nach dem Inhalte ihrer geheimen Unterhaltungen. Durch Marcus erfuhr Anna den Tod ihres Sohnes, und wie der Enkel ihr eine vergrößerte Summe ſandte. Aber ſie vernahm den Todesfall ohne irgend ein Zeichen von Theilnahme, ſie nahm die Summe von dem Enkel kaltblütig und ohne Dank an, wie einſt von dem Sohne; ſie ſchien vorauszuſehen, daß jener kraftlos, in weichlicher Jugend und von Reichthum umgeben, erzogen, ihrem Stamme fremd bleiben würde, wie dieſer — und nie verlangte ſie eine Nachricht von ihm. Auch Marcus, immer mehr gegen dieſe ſteinerne Alte erbittert, ſpürte keine Neigung ſie unaufgefordert mitzutheilen.

Sechs Jahre vor der Zeit der Geſchichte, die uns jetzt beſchäftigt, waren mehrere junge Leute des Stammes, nicht in der friedlichſten Abſicht, in einem norwegiſchen Gehöfte verſammelt. Die norwegiſchen Bauern, mit dem feindſeligen Sinne der Fremden wohl bekannt, durch ihre Gegenwart gereizt, wollten den Streit keinesweges vermeiden. Sie ſuchten die Fremden vielmehr zum

Kampfe aufzufordern, indem ſie das in Norwegen allgemein bekannte Lied von Sinclair und ſeinem Falle ſangen. Kaum ertönte der Anfang des Liedes:

„Herr Sinclair fuhr übers ſalze Meer"
„Sein Sinn ſtand nach Norwegens Felſen"

als die Fremden ſich wüthend erhoben — ein heftiger Kampf begann, von beiden Seiten ſtürzten mehrere blutend hin, und wäre die Nacht nicht eingebrochen, würde es den Malkolms kaum möglich geworden ſein, ſich durch die Flucht auf wenig bekannten Wegen, indem ſie die Schwerverwundeten mit ſich fortſchleppten, gegen den Angriff der immer mehr anwachſenden Menge der Bauern zu retten. Aber zwei junge Männer waren in die Gewalt der Bauern gerathen, ein Norweger war ſo bedenklich verwundet worden, daß man ſeinen Tod fürchtete — die Lage der Gefangenen, die den Streit angefangen hatten, ſchien ſehr bedenklich. Dieſes Ereigniß wurde nun ein Gegenſtand vielſeitiger Berathung, es konnte der alten Anna nicht verborgen bleiben. Die kühnſten Unternehmungen zur Befreiung der Gefangenen wurden beſchloſſen, ſie mislangen aber, ſo daß noch einige Genoſſen mehr in Gefangenſchaft geriethen. Der ganze Stamm war aufgeregt, der uralte Haß flammte von Neuem auf, und die Alte glaubte in ihren nächtlichen Träumen die mahnende Geſtalt der Stammmutter zu ſehen, die nicht von ihr weichen wollte. Sie ruhte nicht, bis ſie das Lied beſaß, welches, ſo bekannt es auch ſeit vielen Jahren in Norwegen war, doch keinen Weg zu ihrer einſamen Wohnung gefunden hatte. Sie erhielt es, ſie verſchlang es, und von jetzt an wurde es ihr ruheloſes, nie raſtendes Streben, den Haß in allen Mitgliedern des Stammes wieder anzufachen und zu unterhalten. Das Familienfeſt war nahe — es hatte während der letzten Jahre in ihrer Wohnung ſtattgefunden — ſie verſchwendete große Summen es diesmal recht glänzend zu machen: Bier, ſtarke Getränke wurden im Ueberfluß vertheilt, die Aermern reichlich beſchenkt, ſo daß das Lob ihrer Freigebigkeit von allen Lippen ertönte. Dann erſchien ſie, einer Furie gleich, der weiße Stab, den ſie immer trug, ſchwebte drohend in der Luft — Erzählungen der Schmach, die ſie dulden mußten, der Verfolgungen von den verhaßten Norwegern, Flüche über die Mörder des Stammvaters wechſelten mit Drohungen, Vorwürfen über die ſchlaffe Gleichgültigkeit der Gegenwart, und Aufforderungen zur glühenden Rache. Ihre Augen funkelten, die grauen Locken flogen ungefeſſelt um den kahlen Scheitel; die ſeltſamen, alterthümlichen Worte klangen bald wie grauenhafte Weiſſagungen, bald wie furchtbare Ermahnungen, und riſſen jedermann hin. Ein feierlicher Schwur verband die Mitglieder von Neuem; das alte, faſt erloſchene Feuer des Stammes ſchien heftiger als je wieder auflodern zu wollen. Viele junge

Männer waren entſchloſſen in Norwegen einzudringen, Unglück und Verderben ſollte jeden Fußtritt der Racheſchnaubenden bezeichnen.

Zwei Tage waren nach dieſem heftigen, anregenden Auftritte verfloſſen, als Anna, in finſteres Brüten verſunken, allein in ihrer Stube ſaß. Der Ton herbeitrabender Pferde weckte ihre Aufmerkſamkeit; ſie ſchienen vor ihrem Hauſe ſtille zu halten, und kurz darauf trat ein großer, ſtattlicher Mann ſchnell in die Stube und ſtellte ſich dicht vor die ſtaunende Alte. Seine ſtrengen Züge, ſein vornehmes, gebietendes Anſehn, brachten ſie einen Augenblick in Verwirrung. Guten Abend, Mutter Anna! ſagte der Fremde und fixirte die Alte mit einem durchbohrenden Blicke. Wer ſeid ihr, was wollt ihr von einer hülfloſen alten Frau, fragte Anna, daß ihr ſo ungeſtüm in ihre einſame Wohnung dringt und ihre Ruhe ſtört? Ich heiße Sinclair, antwortete der Fremde mit einem harten Tone, und die Alte blickte ihn voll Schrecken an. Seid ihr ein Geiſt, rief ſie bebend, können die Todten nach Jahrhunderten wieder erſcheinen, wenn man ihrer gedenkt, wenn der Fall des kühnen Helden, wenn die Schmach, die ſeine Verwandten verfolgt, unſere Seele erfüllt? Ich bin ein Sinclair, erwiderte der Fremde, aber kein Geiſt, ein Abkömmling jenes Helden, der in Norwegen fiel, und deſſen kühne That das freche Volk mit Spottliedern beſchimpft. Ich bin hier im Lande geboren,

Univ.-Bibl.
München

von den Hohen geehrt, und muß dennoch jetzt Schweden verlaſſen — da wollte ich euch begrüßen, alte Mutter — ich weiß, daß die Malkolms mit den Sinclairs verwandt ſind; die grauenhafte Unthat, welche eurem Stammvater das Leben koſtete, aber ſeine Nachkömmlinge zur langdauernden Rache erhielt, iſt mir bekannt. Da komme ich nun dir, dir vor Allen, die du die Schmach deines Stammes am tiefſten fühlſt, die du hohen Geiſtes den ſtarken Sinn bis in das Greiſenalter zu erhalten wußteſt, und die Geſtalt der furchtbaren Stammmutter, nachdem ein Jahrhundert verfloſſen iſt, wieder ins Leben riefſt — um dir, die du mir als der unſterbliche Geiſt der Rache drohend auf der Erde zu hauſen ſcheinſt — kund zu thun, wie eine neue Zeit für deinen Stamm, für die Rache der Sinclairs beginnt. Staunend hörte ihn das Weib, ſie glaubte ihre Träume verkörpert vor ſich zu ſehen. Das dunkle, glühende Auge des Mannes ruhte unverwandt auf ihr, und ſie wollte innerlich erbeben, ob aus Furcht oder aus wunderlicher, nächtlich dämmernder Hoffnung, wußte ſie nicht. Es lechte in ihrem Innerſten, wie in der dunkeln Feuerſtätte eines Vulkans — die Grosmutter, die Stammmutter, der ermordete Malkolm, ihr verſtorbener Mann, der früh verblichene Sohn, die Vielen, welche während ihres langen Lebens als Opfer der Rache gefallen waren, ſchwebten im dichten Gewimmel vor ihr, und mitten aus dem bunten Kreiſe der geiſterhaften Verwandten blickten ſie die ſtarren Züge, die ſprühenden Augen des ſeltſamen Fremden unverwandt an. Da erhob ſie ſich — eine düſtere Begeiſterung entflammte das runzliche Geſicht — die Augen ſchienen aus den Trümmern der veralteten Geſtalt, mit aller Glut der Jugend neu belebt ſich hervorzuheben, der weiße Stab ſchwebte kreiſend in der Luft — und ſie ſtand nicht gebückt, ſondern aufrecht dem erſtaunten Sinclair gegenüber. Biſt du ein Sinclair rief ſie, ruht der Geiſt der Zukunft auf dir, vermagſt du unſer Schickſal zu deuten, und was wir zu fürchten oder zu hoffen haben — dann beſchwöre ich dich, ſprich.

Nur einen Augenblick ſchien Sinclair verwirrt, aber bald faßte er ſich. In dieſe Stimmung hatte er die Alte zu verſetzen gewünſcht; er fand ſie wild, fanatiſch, von den betrügeriſchen Täuſchungen, durch welche ſie den Stamm beherrſchte, jetzt ſelbſt umwoben — über ſeine Erwartung fähig, die Rolle zu ſpielen, welche er ihr auftragen wollte. — Haſt du nichts von deinem Enkel vernommen? fing er langſam und bedächtig an. Was darf ich, antwortete das entrüſtete Weib, von dieſer ſchwächlichen Brut erwarten — er ſchickt mir Kunde, er zahlt Tribut, wie ſich gebührt, aber nur um ſich loszukaufen von einer Verpflichtung, die ein kühner Mann nie von ſich weiſen würde — ich habe mich nie um ihn bekümmert, nie nach ihm gefragt; ich verachte ihn, wie ſeinen

Vater. Wie haſt du dich geirrt, Anna! daß dein ſcharfer Geiſt keine Ahnung hatte von der Stärke, von der Kraft, die auf dieſem edeln Malkolm ruht. Sein Vater hatte einen fremden Namen mit ſeinem verbunden — er verſchmäht dieſen Prunk, er iſt ſtolz darauf Malkolm zu heißen. Er iſt mächtig in Wort und That, er gebietet, wo er erſcheint — jener hohe Geiſt, der auf der Stammmutter, auf deiner Grosmutter, auf dir ſelbſt, wunderbare Frau, bis jezt nur auf Weibern aus eurem Stamme ruhte, hat durch ihn eine männliche Geſtaltung gefunden; er iſt geboren, um euren Stamm zu adeln und zu rächen. Warum iſt er denn nicht erſchienen, längſt erſchienen, mich zu begrüßen? fragte ſtolz die Alte und blickte den Fremden zornig an. Mutter Anna, erwiderte Sinclair, du biſt ein kluges Weib, dir gebührt die Herrſchaft, welche du ſeit ſo langer Zeit ausübſt; du beklagſt dich über die Schmach, die auf deinem Stamme ruht, und du ſollteſt nicht einſehen, daß der beſonnene Mann, der euch retten, Anſehn, Macht, Rache verſchaffen will, nicht dieſe Schmach auf ſich laden darf? Er iſt reich, vornehm, geadelt; ſein Wort gilt am Hofe, wie auf dem Reichstage; hätte man eine Ahnung von ſeiner Herkunft, ſo wäre ſein ganzer Einfluß verſchwunden. Nur aus der Ferne, während keiner darum weiß, daß er euch verwandt iſt, kann er für euch thätig ſein. Wir verſchmähen eine ſolche Hülfe, die uns erniedrigt, antwortete die zornige

Alte. Du würdeſt Recht haben, Mutter Anna, fuhr Sinclair ruhig fort, wenn es ſeine Abſicht wäre, ſich fortdauernd von euch entfernt zu halten; aber dieſe wohlberechnete, verborgene Thätigkeit iſt eine beſonnene Annäherung. Sage mir doch, was würde es euch helfen, wenn er von ſeiner Höhe geſtürzt, je bedeutender ſeine Stellung war, nun deſto tiefer erniedrigt, von jedermann verachtet und verhöhnt ſeine Schande in eure Wüſte verbärge? Jetzt ſchreitet er ruhig und ſicher vorwärts, er gewinnt Anſehen, er erwirbt ſich Verdienſte, die, da ſie laut ſprechen, ihm immer mächtigeren Schutz verleihen; er weiß aus jeder Lage des Landes Vortheil zu ziehen. Und wenn er nun durch Thaten, deren Glanz ſeine Feinde unwillig anerkennen müſſen, gehoben, durch ſeine feſte Stellung unentbehrlich, durch mannichfache Verhältniſſe, die er zu beherrſchen weiß, mächtig geworden iſt, durch die öffentliche Meinung getragen wird — wenn ſeine geheime Wirkſamkeit eurem Stamme manche bedeutende Vortheile verſchafft, ſein unſichtbarer Einfluß Wohlſtand, Einſicht, Anſehen in eure Hütten gebracht hat; wenn er das Vorurtheil überwunden, welches euer Geſchlecht verurtheilt, und die dunkle Vergangenheit durch eine glänzende Gegenwart in Vergeſſenheit gebracht hat, dann wird er hervortreten, dann ſteht er da als der Mittelpunkt einer großen Gewalt, die ihn unterſtützt, und hat im Stillen eine neue gebildet, die er nicht mehr zu verleugnen braucht, die, in ſich gereinigt, ſein Anſehen theilt, indem ſie es verſtärkt — und dann iſt Malkolms Zeit gekommen. Solche Beſchlüſſe ziemen ſich für einen jungen Mann, der ein langes Leben vor ſich ſieht — ich ſchwanke am Rande des Grabes, ſagte die Alte trübe, aber wie es ſchien verſöhnt. Du biſt noch immer rüſtig, Mutter Anna, antwortete Sinclair, und Malkolm ruht nicht. Er ſelbſt erſcheint zwar nicht, um dich zu begrüßen, aber ich, ſein vertrauteſter Freund, komme in ſeinem Namen — ich überreiche dir, damit du mir dein Vertrauen ſchenken magſt, dieſen Ring mit dem Familienwappen der Malkolms. Er gab ihr einen dicken Goldring, welcher einen edlen, reinen Carneol umſchloß, der das Wappen trug. Dieſes hatte ſich in dem Stamme als eine Reliquie vererbt; jetzt war nur die Alte im Beſitze deſſelben, eingeſchnitten in Meſſing. Sie brauchte es ſelten, hielt es aber ſehr hoch, und wie ſie es nun in den edlen Stein zierlich eingegraben, von rothem Golde getragen, vor ſich ſah, war es ihr, als wenn die Nacht der Erniedrigung ihres Geſchlechtes verſchwände, als wenn ſie in dem reinen, funkelnden Steine die Morgenröthe des zukünftigen Glückes und Anſehens erblicke. Sieh', Mutter Anna, fuhr Sinclair fort, mit der größten Vorſicht handelt der jetzt ſchon mächtige Malkolm; er iſt verſchloſſen, unergründlich, wie du, und hat in ſeine vertrauteſten Freunde mit glücklich ausgeführten Thten überraſcht, die im Stillen eingeleitet, lange vorbereitet, erſt durch ihren glänzenden Erfolg bekannt wurden. Ueberhaupt erſtaune ich jetzt, je länger ich dich betrachte, über ſeine Aehnlichkeit mit dir — ſie iſt überraſchend. Anna fand ſich geſchmeichelt. Sinclair ſprach weiter: Damit ſeine geheimen Pläne deſto ſchleuniger reiften, war eine mittelbare Verbindung mit ſeinem Stamme nothwendig. Er iſt von Euch, von eurem Schickſale, von eurer gegenwärtigen Lage ſehr genau unterrichtet; er kennt dich beſſer, als du glaubſt, deine Klugheit, deinen Einfluß, und er ſieht wohl ein, daß er ohne dich nichts auszurichten vermag. Nur die Nothwendigkeit durch Freunde mit euch in Verbindung zu treten, zwang ihn mich zu ſeinem Vertrauten zu machen, denn ſtrenge befolgt er den Grundſatz nur da Vertraute zu ſuchen, wo ſie ihm unentbehrlich ſind. Meine nahe Abreiſe macht dieſes Vertrauen weniger bedenklich, und daher trug er mir dieſen Beſuch auf.

Was erwartet er von mir? fragte das geſchmeichelte Weib mit ſtolzer Würde. Für's erſte Folgendes. Der Stamm iſt in dieſem Augenblicke ſehr aufgeregt, man ſchmiedet Pläne zu kühnen Zügen gegen Norwegen — alle ſolche Unternehmungen können aber höchſt gefährlich werden. Wir wiſſen es, daß du viel dazu beigetragen haſt dieſe Bewegung hervorzurufen, zu unterhalten, und wir tadeln dich nicht, denn du haſt den Verhältniſſen gemäß gehandelt. Aber jetzt iſt die Lage der Sachen eine andere. Nur das geſetzmäßigſte Verfahren, eine ſchlaue Verſtellung, die alle frühere Thaten in Vergeſſenheit bringt, Ackerbau, umſichtige Thätigkeit, gemäßigte Aeußerungen, ruhige Verſuche euch mit den Einwohnern zu vermiſchen, und der laut ausgeſprochene Entſchluß allem zu entſagen, was Euch früher in Verdacht brachte, kann ſeine tiefliegenden Pläne befördern. Anna ſchüttelte bedenklich den Kopf, ſchwieg aber. Das zweite, was er wünſcht, iſt, mit einem jungen Manne aus eurem Stamme in nähere Berührung zu treten. Du ſiehſt leicht ein, daß dieſer Menſch ſich durch ſeine Fähigkeiten auszeichnen muß, daß er ſelbſt nicht ahnen darf, wozu er beſtimmt iſt. Thorgreen, ein Offizier aus einer bekannten Familie, iſt in dieſer Sache Malkolms zweiter Vertrauter, da ich, wie geſagt, das Land verlaſſe; an dieſen wird der junge Mann gewieſen. Sinclair gab der Alten Thorgreens Adreſſe und fuhr fort: Vor Allen biſt du — und du allein die Vertraute aller dieſer Entwürfe; dein Enkel verläßt ſich ganz auf deine Klugheit, deine Kenntniß aller Verhältniſſe und erwartet, daß du Thorgreen von allem benachrichtigſt, was wichtig oder ſeinen Abſichten förderlich ſein kann. Auch Marcus darf von dieſer Verbindung nichts wiſſen, er iſt zwar ergeben und treu, aber ſchwach, wenig umſichtig. Jedes überflüßige Vertrauen iſt ein gefährliches, behauptet Malkolm.

Es lag zu viel in dieſen Vorſchlägen, was der Alten ſchmeichelte, ſie ſtimmten zu genau mit ihren geheimen Neigungen und Entwürfen überein, als daß ſie ihr nicht angenehm geweſen ſein ſollten. Ein Enkel, der ſich ſo ſehr auszeichnete, und umgeben von allem Glanze des Lebens, an ſeine entfernten Verwandten dachte, der kühn, entſchloſſen, ihr ähnlich war, mußte ihr willkommen ſein. Das Geheimniß lockte, die Hoffnung entzückte ſie, und ſie verſprach gern den Enkel aus allen Kräften zu unterſtützen. Sinclair verließ ſie nun, und was ſie von ihm erfahren hatte, verſetzte ſie in ein tiefes Nachdenken. Es gelang ihr bald durch ihren unbegrenzten Einfluß und indem ſie geheimnißvolle Winke von einem großen zukünftigen Ereigniſſe gab, die unruhige Bewegung, welche ſie erregt hatte, wieder zu dämpfen. Nur wenige Wochen ſpäter erſchien Marcus, und wurde zu ſeinem Erſtaunen freundlicher als ſonſt aufgenommen. Ich habe Manches von meinem Enkel erfahren, ſagte ſie, das Volk ſpricht von ihm, er iſt keck und entſchloſſen, wie ich höre. Mehr bedurfte es nicht, um den treuen Boten die Zunge zu löſen. Sie erfuhr jetzt Vieles — auch daß Sinclair und Thorgreen Malkolms genaueſte Freunde waren, blieb ihr nicht verborgen; und da Marcus unaufgefordert alles mittheilte, entging ſie jeder Frage, die ſeinen Argwohn erwecken konnte. Lunding, ein junger Mann, der ſich bei mehreren Gelegenheiten durch ſeine Schlauheit ausgezeichnet hatte, wurde an Thorgreen geſandt, und die Alte trat mit dieſen in ein genaues Verhältniß, ohne daß irgend ein Mitglied des Stammes die entfernteſte Ahnung davon hatte. Thorgreen wußte Malkolm auf dieſen jungen Mann aufmerkſam zu machen, und dieſer verſtand es ſich einzuſchmeicheln. Malkolm erfuhr Lundings Herkunft, und es war ihm nicht unangenehm einen jungen Mann aus dem Stamme ſeiner Verwandten in der Nähe zu haben. Er glaubte nicht, daß das Geheimniß ſeiner Geburt irgend einem Menſchen bekannt ſei; ſeinen Vater hatte man von früher Kindheit an als einen Verwandten des reichen Kaufmanns betrachtet, er war von dieſem adoptirt worden — wie hätte das arme, vergeſſene Geſchlecht ſeiner Vorväter die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich ziehen ſollen! Daß in ſeiner Nähe ſo gefährliche Anſtalten getroffen wurden, ihn mit dem verrufenen Stamme wider ſeinen Willen in Verbindung zu ſetzen, konnte er nicht ahnen.

So von allen Seiten geſichert, gerieth er nun ſelbſt auf die unglückliche Idee, ſich unbemerkt dem Stamme zu nähern. Sein Vater hatte, um die Stammverwandten genauer zu beobachten, ein Gut in Wermeland gekauft. Er ſelbſt wagte nie dieſes Gut zu beſuchen; aber Marcus hatte die Aufſicht darüber, er kam oft hin und hörte dann von den Einwohnern Manches über die in einer nördlicheren Gegend wohnenden Verwandten, was er freilich durch ſeine meiſt ſtummen, geheimen Beſuche bei der alten Hana nie erfahren hätte.

Malkolm entſchloß ſich ſelbſt dieſes Gut zu verwalten. Die Neigung, den Kreis ſeiner Thätigkeit immer weiter auszudehnen, die Gelegenheit, mit den Verhältniſſen einer entfernten Provinz genauer bekannt zu werden, reizte ihn, und zugleich glaubte er von hier aus etwas für ſeine verwahrloſten Verwandten thun zu können. Die Furcht, welche ſeinen Vater abhielt, kannte er nicht; ja das Unheimliche, Seltſame, Gefährliche dieſer Annäherung zog ihn mit einer geheimen, faſt unwiderſtehlichen Gewalt an. In der Nähe drohender Verhältniſſe fühlte er ſeines Lebens volle Kraft, und gefahrvolle Verwicklungen herbeizuführen und zu löſen, hatte für ihn einen großen Reiz.

Malkolms Einfluß auf die entfernte Provinz wurde bald in allen Richtungen ſichtbar, und die bedeutende Stellung, welche er in der Hauptſtadt, in der Reichsverſammlung zu behaupten wußte, vergrößerte ſein Anſehen in dieſer entlegenen Gegend. Sein Name konnte um ſo weniger die Vermuthung erwecken, daß er mit dem verdrängten, verachteten Geſchlechte verwandt ſei, als er in dem Stamme ſelbſt faſt verſchwunden war. Hier in Wermeland erfuhr nun Malkolm, mit welchen Augen die verrufene Familie von den Einwohnern betrachtet wurde; hier drangen die Gerüchte von der ſeltſamen Frau, deren Abkömmling er war und die er bisher nur aus den

Nachrichten, die ihm Marcus mittheilte, kannte, mit den wunderbarſten Uebertreibungen zu ihm. Sie galt faſt allgemein für eine Wahrſagerin; viele behaupteten, daß ſie weit über hundert Jahre alt wäre, daß ſie die Stammmutter des ganzen Geſchlechts ſei, daß ſie Enkel, Urenkel und Ururenkel hätte gebähren, ſich vermehren, ausbreiten, ſterben ſehen. Die Sage ging im ganzen Lande, daß dieſer Stamm mit allen ſeinen Mitgliedern, wie er durch ſie entſtanden wäre, auch mit ihrem Tode verſchwinden würde, und um nicht das grauenhafte Schickſal eines räthſelhaften Geſchlechtes zu theilen, ſcheute man ſich eine Verbindung mit ihm einzugehen. Malkolm ſuchte auf mancherlei Art dieſen Vorurtheilen entgegen zu arbeiten; er wußte auf unmerkliche Weiſe die verſchiedenen abenteuerlichen Sagen zu vernichten; Männer aus andern Gegenden verbanden ſich mit den Töchtern des Stammes; tüchtige Mitglieder deſſelben wurden ermuntert wüſte Flecke in den nördlichen Gegenden von Wermeland anzubauen; andere trieben, von ihm auf eine geheime Weiſe unterſtützt, Holzhandel — zweckmäßige Erziehungsanſtalten bildeten die Jugend, und alle dieſe wohlthätigen Unternehmungen waren eben im vollen Gange, als Sinclairs tückiſche Bemühung ihn ohne ſein Vorwiſſen in ein ſo gefährliches Verhältniß zu dem Stamme ſetzte, ein Verhältniß, welches ihm, wie dieſem, den Untergang bereiten mußte. Die Alte erkannte leicht in dem bedeutenden

Manne ihren Enkel; ſie fand durch alles, was geſchah, die Nachrichten, welche ihr von Sinclair mitgetheilt worden waren, beſtätigt und gewohnt verſchloſſen zu ſein, ſich mit Geheimniſſen zu umgeben, koſtete es ihr keine Mühe, von dem Enkel entfernt zu bleiben und ſich weder ihm, noch irgend einem Mitgliede des Stammes zu offenbaren. Nur Thorgreen und Lunding waren ihre Vertraute. Malkolm vermuthete keinesweges, daß Thorgreen die Räthſel ſeiner Herkunft kannte; daß Lunding ſein Verwandter war, wußte er wohl, er hielt ſich aber für überzeugt, daß dieſer junge Mann keine Ahnung von ihrer Verwandtſchaft hätte. Mit völliger Sicherheit glaubten er und der treue, zuverläſſige Marcus ſich im alleinigen Beſitze des verhängnißvollen Geheimniſſes, ja er zweifelte nicht, daß es mit ihnen ſterben würde, da er feſt entſchloſſen war, es ſeinen Kindern nicht anzuvertrauen. Daher konnte der treuloſe Thorgreen mit der größten Unbefangenheit handeln. Er begleitete Malkolm öfters nach Wermeland, er ſchien erſtaunt, als er hier von einem ſo räthſelhaften Geſchlechte Kunde erhielt; er verbarg nicht ſeine Neigung näher mit dieſen ſeltſamen Menſchen, vor allem mit der geheimnißvollen Frau bekannt zu werden — ja er forderte Malkolm auf, ihn auf einer Reiſe nach den wilden Gegenden zu begleiten. Malkolm wußte durch unverdächtige Gründe den Vorſchlag abzulehnen, aber es konnte ihm nicht auffallen, daß ſein vermeintlicher Freund eine ſo natürliche Neugierde zu befriedigen ſuchte. Thorgreen beſuchte alſo die Alte mit Malkolms Vorwiſſen, benutzte ihre ſeltſame Geſinnung, ihre Denkweiſe und hatte ſie bald ganz in ſeiner Gewalt. Auf dieſe Weiſe konnte er, als Malkolm für ſeine unglücklichen Verwandten ſo thätig war, jeden Schritt des Weibes lenken. Lunding aber, ein durchaus ſchlauer, kalter, eigennütziger Menſch, durch bedeutende Summen, durch glänzende Ausſichten gelockt, wußte ſich bei Malkolm einzuſchmeicheln, und dieſer brauchte ihn bei Gelegenheiten, die allerdings Vertrauen vorausſetzten. So vergingen mehrere Jahre für Malkolm in einer unſeligen Verblendung. Sein Einfluß nahm zu, er ſah einen glänzenden Wirkungskreis vor ſich; aber viele ſeiner Unternehmungen, ſeiner Anſichten ſtörten beſtehende Verhältniſſe, bedrohten perſönliche Intereſſen, erregten Feinde, die, je mächtiger ſeine Stimme in den Reichsverſammlungen ertönte, je größer das Vertrauen war, welches die Regierung ihm ſchenkte, deſto thätiger auf ſeinen Sturz hinarbeiteten. Ein wichtiger Vorſchlag, geeignet große Veränderungen hervorzurufen, der aber auch bedeutende — wenn auch verglichen mit dem, was er großartig beabſichtigte, untergeordnete — Intereſſen mächtiger Familien verletzte, war von ihm mit hinreißender Beredſamkeit in der Reichsverſammlung vorgetragen worden; er erwarb ſich eine ſiegreiche Majorität, aber die Oppoſition, zwar der Zahl nach geringer, war durch ihre

Macht, Anſehen, Reichthum, ihm um ſo gefährlicher, je wahrſcheinlicher es ihr erſchien, daß ſie unterliegen müßte. Denn auch die Regierung unterſtützte Malkolm.

So näherte ſich die Zeit, in welcher wir den Faden der Geſchichte aufnahmen. Die Kabale, die gegen ihn thätig war, kannte Malkolm genau; er wußte, wie erbittert die Oppoſition ihm entgegen arbeitete, aber er war entſchloſſen ihr Trotz zu bieten — nur, daß ſeit Jahren unter der Maske der innigſten Freundſchaft heimtückiſche Verräther ihn umſchlichen, das wußte er nicht. Jhm ſo wenig, wie dem Leſer, war der Grund einer ſo fürchterlichen Feindſchaft, die jahrelang nach einem tiefangelegten Plane auf ſeinen Untergang arbeitete, bekannt, und er ſtützte ſich mit vollem Vertrauen auf diejenigen, die feſt entſchloſſen waren, ihn ſchonungslos zu vernichten. Eben in dieſer Zeit erfuhr nun Malkolm, daß in ſeinem Stamme eine große Bewegung herrſchte, daß die Mitglieder deſſelben in Maſſe das wilde Gebirge verließen und ſich in Wermeland anſiedelten, daß ſelbſt die alte Greismutter das Haus in dem einſamen Thale verkauft, die Hütte verlaſſen hatte, an welche, wie er glauben mußte, ihr ganzes Daſein gefeſſelt war, um den Uebrigen zu folgen. Dunkle Ahnungen von einem unheimlichen Geſchicke, das nach würde und ſein innerſtes Leben bedrohte, ergriffen ihn — die Macht ſeiner Herkunft ſchien ſich gegen ihn verſchworen zu haben — er ſah den feſten

Boden ſeines Lebens unter ſeinen Füßen wanken; aber er bekämpfte die Furcht und ſtand mitten unter den drohenden Anzeichen kühner, feſter, unerſchütterlicher, als je, da. Verworrene Gerüchte ſagten ihm, daß der Stamm ſeinen Namen nenne. Er beſchloß Wermeland zu vermeiden, er hoffte mit der Zeit Mittel zu finden, die Gefahr abzulenken — da erſchien, und ein Gefühl ſeiner grauenhaften Zukunft durchzuckte bebend ſein Innerſtes — da erſchien die räthſelhafte Frau — ſeine Freunde traten warnend hervor, der Tod der Baroneſſe erſchütterte drohend ſeine nächſte Umgebung, und wir haben jene verhängnißvolle Zeit erreicht, die wir verließen, um einen tieferen Blick in die verborgenen Verhältniſſe ſeines Lebens zu werfen, die ſich eben entwickeln und den Unglücklichen umſchlingen wollen.

Marcus, gebot die Alte, als ſie geſättigt und erquickt dieſen in der Ferne ſtehen ſah — tritt näher. Marcus näherte ſich verlegen und ängſtlich. Als ich in dem Hofe abſtieg, ſchien alles in großer Verwirrung zu ſein — Alt und Jung liefen unſtät durcheinander, ich hörte Klagen und Jammern — was iſt geſchehen? Die Herrin dieſes Hauſes, die Tante der Frau von Malkolm, iſt plötzlich geſtorben und hat uns alle in große Trauer verſetzt — antwortete Marcus; und dieſes unerwartete Ereigniß, durch welches die Frau in tiefen Kummer verſunken iſt, verhindert den Herrn euch zu beſuchen. Die Alte hörte dieſe

Nachricht ohne irgend eine Spur der Theilnahme an. Wann wird der Enkel erſcheinen? wann wird er mich begrüßen? fragte ſie ferner. Er hat mir aufgetragen euch zu ſagen, daß er heute und morgen kaum eine Stunde dazu finden wird. Und morgen auch nicht? rief die Alte zornentflammt; ich erwartete mit Achtung empfangen zu werden, und werde wie eine Bettlerin nach einem fernen Winkel gewieſen, um mich mit dir, mit einem Bedienten zu unterhalten. Mein Herr, erwiderte Marcus furchtſam, hat die Zeit nicht ganz in ſeiner Gewalt — der plötzliche Todesfall, der Kummer ſeiner Frau, Geſchäfte, die nicht aufgeſchoben werden können, und zwei alte Freunde, die bald wieder wegreiſen, laſſen ihm keine müßige Stunde. Ihr ſeid unerwartet gekommen, Mutter Anna, und ehe er euch öffentlich als ſeine Großmutter vorſtellen kann, muß die Frau, die euch empfangen ſoll, ſich erholen, müſſen mancherlei Vorkehrungen getroffen werden. Wirklich hatte Malkolm den kühnen Entſchluß gefaßt, ſeine Frau, ſeine Freunde mit ſeiner Herkunft bekannt zu machen, die gefährliche Verwandtſchaft, welche er ſo lange verborgen gehalten hatte, öffentlich zu geſtehen, und mit der Kraft ſeines Reichthums, ſeines Anſehens, ſeiner geiſtigen Gewalt jeder Folge, die daraus entſtehen konnte, keck entgegen zu treten.

Die Alte ſchien noch nicht zufrieden. Das alles erwartete ich durch ihn ſelbſt zu erfahren, ſprach ſie. Der denkt ſeine Lage, antwortete Marcus — auch euch kennt er noch nicht — ihr werdet mit ihm zufrieden ſein, wenn ihr ihn ſeht. Habe ich ihn nicht geſehen? erwiderte die Alte — wohl iſt er ein ſchöner, kühner Mann, ich erkannte die großen Züge. Er ſoll mir ähnlich ſein, ſagen die Leute — doch, daß er nicht ſelbſt kommt, daß er für die Mutter ſeines Vaters nicht zwei Augenblicke übrig hat, daß er mich dort unter dem rohen Volke wie eine Fremde, wie ein gemeines Weib behandelte — das vergebe ich ihm nie. Sie ſchwieg. Den ganzen nächſten Tag blieb ſie ſtumm; vergebens ſuchte Marcus ein Wort aus ihr herauszulocken. Wenn er ſprechen wollte, erhob ſie das alte zitternde Haupt und warf ihm einen zornigen Blick zu, ſo daß ihm die Worte auf den Lippen erſtarben.

Als Cederſtröm und Berdahl abgereiſt waren, entſchloß ſich Malkolm die Alte zu beſuchen. Sein Beſchluß, die bisher unbekannte Verwandtſchaft nicht länger zu verheimlichen, die Großmutter, wenn ſie es wünſchte, in ſeinem Hauſe zu behalten, ſtand feſt, und von jetzt an ging er den Folgen, die eine ſolche Entdeckung haben konnte, ruhig entgegen. Als er eben im Begriffe war, durch den Garten ſchreitend ſich der entfernten Wohnung der Alten zu nähern, ward ihm auf geheimnißvolle Weiſe ein Brief übergeben; er wollte den Boten anreden, aber dieſer war hinter einem Gebüſche verſchwunden. Verwundert blieb Malkolm ſtehen, erbrach den Brief und fand eine naanonyme Warnung. „Sie erhalten“ hatte der Briefſchreiber geſchrieben „inliegend einen Brief von Herrn ** (er war einer ſeiner mächtigſten Gegner); wenn Sie ihn leſen, werden Sie auch denjenigen kennen lernen, der ſich vertraulich an Sie zu wenden wagt, denn an dieſen iſt der Brief „gerichtet. Leider muß ich geſtehen, daß auch ich mich „brauchen ließ, einen ſo verdienten Mann zu verfolgen; „man hat mich aber auf eine ſo ſchlechte Weiſe behandelt, „daß ich mich von einer jeden Verpflichtung entbunden „glaube.“ — Hm! lächelte Wallſtein, indem er den Brief mit einem verächtlichen Seitenblick ohne Neugierde betrachtete: hier kannſt du nun auf einmal tief in die Pläne deiner Gegner blicken — er beſann ſich einen Augenblick und fuhr fort — und du ſollteſt dich als ein Mittel in den Händen eines namenloſen Verräthers brauchen laſſen? Keineswegs. Er ſteckte den Brief uneröffnet in die Taſche und ſchritt weiter. Morand kam ihm eilig, ja erſchrocken entgegen. Thompſon wäre, erzählte er, während Wallſtein ſeine Freunde bis zum nächſten Städtchen begleitet hatte, angekommen und mit großer Heftigkeit, und ohne daß er es hätte hindern können, zu der Miß gedrungen; beide hätten ſich eingeſchloſſen, und noch wäre er, wie er glaubte, da. Kaum hatte Wallſtein dieſe unerwartete Nachricht erhalten, als Thompſon ſelbſt, in ſichtbarer Bewegung, erſchien. Sie iſt eben im Begriff abzureiſen, ſagte er mit zitternder Stimme; [illegible] begleitet sie — und du, lieber Freund, kannst nun ruhig sein. Verwundert fragte Wilhelm, wie er sein Verhältniß zu dieser Frau kennen gelernt habe, und wie es ihm hätte gelingen können, sie zu entfernen? [illegible] [illegible] Wilhelm nach einem entfernten Gartenkabinette, verschloß die Thüre und fing an: Schon seit zwei bis drei Monaten wußte ich, daß diese Frau sich deiner [illegible] [illegible]; in [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] sich auf dich. Du weißt, ich habe die Alte früher besucht — nachdem ich diese Nachricht erhalten hatte, besuchte ich sie wieder; ich erfuhr nun, wie sie von deinem Vater und die seit langen Jahren Unterstützung erhielt. Sie war [illegible] [illegible], auch von dir [illegible] [illegible] zu werden; sie hatte erfahren, daß du selbst [illegible] deiner [illegible] [illegible] sein wolltest, sie begriff nicht, was dich verhindern könnte jetzt deine heiligste Pflicht zu erfüllen. Ich sah nun wohl ein, daß Feinde, die dich stürzen wollten, deine [illegible] [illegible], daß sie [illegible] [illegible] [illegible], deinen Namen [illegible] hatten; ich sah mit Schrecken, wie sie über dich [illegible] [illegible] [illegible]. Es gelang mir, indem ich mich ganz nach dem [illegible] [illegible] der Alten richtete, sie zu [illegible]. Ich war in [illegible]; ein [illegible] [illegible] mir [illegible] den [illegible] Tod der [illegible], und [illegible] [illegible] das [illegible] [illegible] mit einem [illegible] alten Frau, die dich [illegible] [illegible] genannt hätte.

Ich erschrak und [illegible] [illegible], in der [illegible] Überzeugung, daß ihren Blick [illegible] [illegible]. Als ich aufsah, [illegible] ich, daß sie die [illegible] noch nicht gesprochen hatte. Ich [illegible] ihr, nicht ohne Mühe, begreiflich, wie die [illegible] [illegible] [illegible] kein Glück, die Ruhe ihrer letzten Tage, die ganze Sicherheit [illegible] [illegible], daß sie ganz [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — da nur der Welt [illegible] und auch die Folgen zu tragen, daß [illegible] aber [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf alle [illegible] [illegible]. Sie ist todt — und soll den [illegible] Augenblick [illegible] — welchen er ein [illegible]!

Wilhelm konnte in seinem ganzen Wesen, bei uns einen Verlust, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] der Freundschaft [illegible] — er [illegible] [illegible] genau mit [illegible]. Es ist vielleicht gut, daß sie todt ist, sagte er, aber ich kann meinen Frieden [illegible] [illegible], um zu [illegible], um [illegible] [illegible], daß ich selbst in das Geheimniß meiner [illegible] [illegible]. Ich [illegible] aber wohl ein, daß der gegenwärtige Moment der [illegible] [illegible] ist. Die Ankunft meiner Frau könnte durch ein [illegible] das Ereigniß, welches [illegible] [illegible] [illegible], nur [illegible] gut werden, die Umstände der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible], in den ersten Monaten [illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] laut werden. Jedenfalls, ich hatte in der [illegible] [illegible] aber zu [illegible] — und [illegible] als

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] dich; alle Verſuche zu deinem Glücke ſind [illegible]. Du darfſt meinen Namen [illegible] nicht [illegible] [illegible], wo die Freundſchaft, die [illegible]. Ich habe es [illegible], [illegible]; es iſt nothwendig, [illegible]. Du kannſt, wenn ich dir [illegible] [illegible], daß ich ſo glücklich bin dich auch von dir [illegible] zu [illegible], [illegible], darfſt du keinen Theil nehmen. Du kennſt mein Schickſal, meine Pflicht. Mathilde! rief die [illegible] und [illegible] ihn mit [illegible] Blicken an — Mathilde! ich kenne dich nicht? Laß mich [illegible], Mathilde, [illegible] Mathilde, indem er ſich ihr mit [illegible] Freundlichkeit näherte, damit ich wieder [illegible]. Das [illegible] nicht und [illegible] am [illegible], wenn es auch gleich [illegible] [illegible] wäre. Du biſt [illegible], du liebſt mich, du vertrauſt mir — die Stelle iſt [illegible], aber du wirſt ſie behalten. Und meine [illegible], und auf immer, [illegible], [illegible], darfſt du nicht [illegible], wenn ich [illegible] [illegible] habe. Er ſuchte nochmals ſie zu beruhigen; er ſtellte die Zeit der Trennung ſo kurz, den Augenblick der Wiedervereinigung ſo [illegible] dar, daß Mathilde ganz [illegible]; aber die innere Angſt konnte ſie nicht überwinden, und ſie [illegible] ſich [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible].

Den Abend wurden alle Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen; [illegible] ſollte Mathilden nach [illegible] begleiten; die ganze Sache muß bei [illegible] [illegible] [illegible] als ein [illegible] behielten — dennoch verbreitete sich bald die Nachricht, daß eine gerichtliche Entscheidung Wilhelm [illegible] sein Gut zu [illegible], nicht in [illegible] [illegible] zu [illegible], überall in der Nachbarschaft. Zwar hatte man Alles in Bewegung gesetzt, um Wilhelms Gut auf [illegible] [illegible] Wege auch in diese Gegend zu [illegible], zwar waren die [illegible] nicht ohne Einfluß geblieben; aber die [illegible] war doch in der Nähe zu groß, seine [illegible] Wirthschaft zu [illegible], als daß diese [illegible] den gewünschten Erfolg haben konnten. Eine große Menge der Einwohner war gewohnt ihn als den [illegible], als einen [illegible] [illegible] zu betrachten, und der alte [illegible] wurde gehaßt. Von allen Seiten strömten nun die Einwohner zusammen nach dem Schlosse, [illegible] daß Wilhelm genöthigt sei die [illegible] zu [illegible], die [illegible] aufzunehmen, täglich daß Wilhelm sich vom [illegible] [illegible] — doch eine höhere Prüfung wartete auf die Armen.

Zwei [illegible] war bereits [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] standen [illegible]. In jener Zeit, [illegible] unter den [illegible] [illegible], ist die [illegible] der [illegible], [illegible] [illegible] mit einer langen [illegible] verbunden. Es ist wohl kaum, als wenn das [illegible], [illegible], [illegible] in ihrer [illegible] [illegible] sollte, als wenn eine [illegible] Gewalt das [illegible] Ganze, und nur vermieden werden soll, den [illegible] zum Augenblick der Vereinigung [illegible] [illegible]. Unmittelbar wird dieses Gefühl, welches tiefere Gemüther [illegible] völlig zu [illegible] vermögen, durch die [illegible] [illegible] Beschäftigung, durch die ängstliche Eile [illegible], mit welcher wir uns aus dem [illegible] Zustande wieder in eine gewohnte Lage, getragen von einer höheren Kraft, zu retten suchen. Diese Wirkung hatte Mathildens [illegible] — allein nur [illegible] — sie hatte nicht den Trost sich in eine [illegible] Thätigkeit, die ihrem Sinne zu der [illegible] [illegible], umsonst zu [illegible]. [illegible], [illegible] [illegible] sie in der letzten Stunden [illegible] — das [illegible] nur noch einem [illegible] Gute, das in einer [illegible], stillen, [illegible] lag, gebracht werden, und [illegible] jener [illegible] allein, was sie zu [illegible], gehen. [illegible] [illegible], vom [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], und alle [illegible], alle [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] an ihrer Seele [illegible]. In solchen Augenblicken ist es, wo [illegible] wir auf jede Bewegung, als [illegible] jeden Ton, jeden [illegible], jeden [illegible] zu [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]. Das [illegible] Gefühl, [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sich jedem Begriffe [illegible], und [illegible] vor allen, [illegible] der [illegible] [illegible] zurück.

Die [illegible] [illegible] einen [illegible], und Mathilde [illegible] auf dem einzigen [illegible] in dem [illegible], [illegible] [illegible] machte ſich, kummervoll aus dem offenen Fenſter blickte, fuhr erſchrocken zuſammen, als dieſer kurz darauf herein trat. Er war ein ihr völlig Unbekannter. Eine kranke, unglückliche Frau, meine Gnädige, wünſcht Ihre tröſtende Hülfe, ſagte der Fremde — und ſein Anſtand, ſeine Sprache verrieth einen Mann aus den höhern Ständen. Wo iſt ſie? fragte Mathilde mit theilnehmender Eile — ſie hoffte, durch Hülfe, durch Theilnahme an fremdem Kummer den eigenen Kummer zu lindern. — Er nannte hierauf die Wohnung einer unbekannten Frau, welche etwa eine halbe Meile vom Schloſſe wohnte, und Mathilde verſprach ſogleich anſpannen zu laſſen. Ich eile, ſagte der Fremde, der Unglücklichen dieſe angenehme Nachricht zu überbringen. Mathilde wollte ſich eben genauer nach Allem erkundigen, als der Fremde ſchnell, wie er eingetreten war, wieder verſchwand. Befremdend über dieſe plötzliche Entfernung beſann Mathilde ſich einige Augenblicke, ob ſie dieſer ſeltſamen Einladung, die doch Verdacht erregen konnte, Folge leiſten ſollte. Sie war aber von Natur beherzt, ſie erwog, daß der Unbekannte ihr Verſprechen bedurfte, und fühlte ſich verpflichtet es zu halten. Wilhelm war fern, man konnte ihn heute nicht erwarten — ſie ließ alſo ſchnell anſpannen, und Marie begleitete ſie.

Die kleine, armſelige Wohnung lag an dem Rande eines Waldes mitten in einem Garten und war Mathilden verſchloſſenen. Sie ſtieg aus und ging langſam durch den Garten, wo ſie ein halberwachſener Knabe gewöhnlich, aber doch freundlich begrüßte. Sein ſchlanker Wuchs fiel ihr auf — ſie blickte ihn genauer an und erſchrack. Es war Mathilde in einen Knaben verwandelt. Nie fand eine ſprechendere Aehnlichkeit ſtatt — dieſelbe Figur, dieſelbe Stirn, dieſelben ſeltſam lieblichen, lebendigen Lächeln — jede Miene, jede Bewegung verrieth eine neue, ſonderbar überraſchende Aehnlichkeit. Ehemals, ſie mußte es ſich geſtehen, ſchien, mit dieſem Knaben verglichen, das Bild einer Tochter zu ſein, obgleich man in ihm den Sohn zu erkennen glaubte. Zitternd ging ſie weiter — daß ihr ſo ſchreckliche Gewißheit Mathildens abwechſelnd vor dem ihr; ängſtlich überſchritt ſie die Schwelle des Hauſes, öffnete die Thüre der ihr wohlbekannten Wohnſtube und trat hinein. Am Fenſter ſaß eine blaſſe, weibliche Geſtalt, mit den erloſchenen Spuren großer Schönheit; aber ihr ungetrübter, milder Blick deutete auf ein geläutertes Gemüth. Sie ſtützte den Kopf auf den Arm und blickte ſtarr vor ſich hin. Mathilde erkannte ſogleich. Sie haben gewünſcht mich zu ſprechen, ſagte ſie, als die blaſſe Geſtalt regungslos ſitzen blieb. Jetzt erſt ſchien dieſe Mathildens Gegenwart wahrzunehmen; ſie erhob ſich mit großer Lebhaftigkeit, in allen ihren Bewegungen war eine gewaltſame Lebendigkeit. Sie kommen von ihm — nicht ſo — von wem? fragte Mathilde, erſtaunt. Von ihm,

ihm, dem Einzigen, von Wilhelm, von meinem Malchen. Die dunkle Ahnung eines entſetzlichen Geheimniſſes ergriff die zitternde Mathilde. Sie ſind ſeine Schweſter, fuhr jene fort, man hat mir es geſagt; Sie ſind da, um mich zu ihm zu bringen, mich und ſeinen Sohn. O! eilen wir, er ſehnt ſich, wie ich. Unglückliche, antwortete Mathilde, faſt unwillkürlich, ich bin ſeine Frau. Es war das tief verletzte weibliche Gefühl, das nagende Gefühl, mit dem ſie jenen fortdauernd Vorwürfe machte, was ihr dieſe harten Worte, wie wider ihren Willen, entriß. Mathilde hatte Urſache ſie zu bereuen. Wild blickte die Unbekannte ſie an, alle ihre Muskeln zitterten und ſie ſchien bewußtlos zu ſinken. In dieſem Augenblicke trat die Wirthin in die Stube. Die arme Mathilde athmete leichter, als ſie die bekannte Frau erblickte; ſo leicht ſchien es ihr, als täuſchte ſie ein grauenhafter Traum, als wäre ſie von ſchlimmen, geheimnißvollen Geſtalten umgeben. Der Knabe jammerte — die unglückliche Mutter wälzte ſich in ſchrecklichen Krämpfen — ſchweigend und kampfgequält ſtarrte Mathilde die entſetzliche Gruppe an. Die Wirthin eilte der Eingeſchloſſenen zur Hülfe; um Gottes Willen, rief ſie, welch' ein unglücklicher Zufall hat Sie hergeführt, gnädige Frau! Die Unbekannte lud mich ein, antwortete Mathilde mit bebender Stimme — eine fremde, unglückliche Frau, verſicherte er, wünſchte mich zu ſprechen. Eilen Sie, eilen Sie, verlaſſen Sie dieſen unglücklichen Ort, fuhr die Wirthin flehend fort, vergeſſen Sie, was Sie geſehen, was Sie gehört haben, forſchen Sie nie nach dem unſeligen Geheimniſſe — Maltheims rachſüchtige Feinde haben ſie hergelockt. Dieſe entſetzlichen Menſchen ſehen es gleichgültig mit an, daß ſie zwei weibliche Herzen durchbohren, wenn ſie nur ihn treffen, nur ihn verwunden können. O! eilen Sie, ehe die Unglückliche das geſtörte Bewußtſein wieder findet. Mathilde ſtand noch zweifelhaft da, aber die Wirthin bat, flehte, und ſie ſah bald ein, wie unheilbringend ihre fernere Gegenwart ſein würde. Nur eins, ſagte die Wirthin, indem ſie Mathilden beſchwor, ſich zu entfernen — nur eins noch: Maltheim ſah dieſe Frau nie, ſeit er Sie kannte, und er iſt nicht ſo ſchuldig, wie er Ihnen erſcheinen muß.

Mit zerriſſenem Herzen ſaß Mathilde einige Tage darauf neben Maltheim im Reiſewagen, der beide nach [illegible] nach Hauſe brachte. Maltheim blickte finſter in die Ferne, er kämpfte mit ſeinem Geſchicke. Aber eine neue Qual hatte ihn ergriffen. Er beobachtete Mathilden ganz, ſie gab ſich ihm mit voller Seele hin, und das Unglück konnte dieſe völlige Hingebung nicht ſtören, es ſteigerte ſie vielmehr. Jetzt warf er einen Blick in ihre ſchweigende, duldende Seele und erbebte. Es iſt Gnade — Gnade, und dieſe reine Seele von ſich abgewendet hat — ſagte er ſich — ſie muß dir entgleiten, ſie vermag es nie von dir ſich loszureißen, und doch ſchaudert ſie. Es iſt nicht das drückende Gefühl der Trennung, nicht die Ahnung eines zukünftigen Unglücks — es iſt etwas Anderes, Grauenvolleres, es iſt die Kunde einer Schuld, die ſie durchzuckt. Es giebt in der Welt nichts Furchtbareres, als wenn die vernichtende Vermuthung in uns aufſteigt, daß diejenigen, deren Liebe unſer Glück ausmacht, hineingeblickt haben in die verborgenſte Stätte einer geheimen Schuld, einer geheimen Qual, die wir vergebens vor uns ſelbſt zu verbergen ſuchen.

Du haſt ſie verloren, klingt es dann in das innerſte, verborgenſte, nächtliche Bewußtſein hinein; du haſt dich ſelbſt verloren, tönt es vernichtend aus der Tiefe der Seele hervor. So lange der Schuldige allein die Laſt ſeines Vergehens, wie ein quälendes Geheimniß trägt, glaubt er ſie oft ſchon vernichtet, verliert er ſich gern in eine erträumte Schuldloſigkeit, hofft er durch Entſchlüſſe und Thaten ſie zu vertilgen — und wenn er gleich nie zur vollkommenen Ruhe gelangt, ſo erlebt er doch Augenblicke, in welchen er ſich völlig rein dünkt. Liegt aber die Schuld enthüllt vor einer reinen Seele, dann tritt ſie aus dieſer in ihrer ganzen Entſetzlichkeit ihm entgegen. Die geheime Schuld in der ſchweigenden Bruſt iſt Lady Macbeth's Blutflecken ähnlich, er glaubt ſie mit wenig Waſſer vertilgen zu können; ſteigt ſie aber, gegen ihn zeugend, aus einer fremden Seele auf, dann ſtarrt ſie ihn an, wie in Lady Macbeths Träumen, und alle Gerüche Arabiens können ſie nicht auslöſchen. Sie weiß es — flüſterte Malkolm ſich ſelbſt zu — wie hat ſie es erfahren können? und eben jetzt?

Zwar überzeugte ihn die unglückliche Trennung ſelbſt von Mathildens gerechteſter Liebe auch neu; in dieſem Augenblicke verſchwand Alles vor dem vernichtenden Gefühle des Scheidens; aber in ſpätern, einſamen Stunden ergriff ihn die Gewißheit — ſie kennt deine Schuld — und er vermochte nie ſie abzuweiſen. Ueber Mathildens Lippen kam das Geheimniß nie, in keinem Briefe ward es erwähnt; ſich ſelbſt ſuchte ſie zu verbergen, was ſie doch nie ganz vergeſſen konnte. Wenn jene kurzen, vorübergehenden Augenblicke, die ſie ſo grenzenlos unglücklich machten, mit allem Grauen der Wirklichkeit auf ſie eindrangen, dann hörte ſie zwar die beſchwichtigenden Worte: er iſt nicht ganz ſo ſchuldig, wie er ſcheint, er ſah ſie nie, ſeit er dich liebte — ſie hat ihn treulos verlaſſen, bekannte ſie dann, und ein bethörender Augenblick hat ſeine Liebe unwürdig gemacht; erwacht aus dieſem, unterliegt ſie dem Gefühle, daß ſie ihn verloren, mit Recht verloren hat — ſie konnte — innerlich gebrochen — in ſolchen Momenten die Unglückliche beklagen, deren Zerſtörung ihr Glück gründete; aber dieſe Träume verſchwanden bald, Malkolms Schuld trat wieder vernichtend hervor, und ſie fühlte alle Qualen eines gebrochenen, ſchuldbewußten Seele. Erſt in jener entſetzlichen Nacht bei Berkahl, als ſie ihn wieder gewonnen hatte, nachdem Alles verloren war, erfuhr ſie, was der Leſer jetzt erfahren ſoll.

Malkolm war ſo eben von ſeiner großen Reiſe wieder nach Stockholm zurückgekehrt. Er machte den Gegenſtand aller Geſpräche in allen Geſellſchaften aus; er wurde geſucht, gehört, bewundert. Seine Geſtalt, ſeine Geſinnung, ſein Reichthum, ſeine Talente erregten die glänzendſten Erwartungen. Wo er erſchien, hörte man auf ihn, und er ſelbſt glaubte Alles wagen, Alles unternehmen zu können. Einſt waren in einem glänzenden Kreiſe viele der angeſehenſten Männer des Landes verſammelt, wichtige Gegenſtände wurden mit Ernſt behandelt. Die Frauen ſaßen zwar abgeſondert, in eigne Geſpräche vertieft, doch horchten viele auf die Worte des jungen Mannes, der mit glühender Beredtſamkeit Treffliches über die wichtigſten Gegenſtände zu ſagen verſtand. Man war eben beſchäftigt ein ſehr durchgreifendes Geſetz zu entwerfen. Eine Einrichtung, die von den älteſten Zeiten her beſtimmte Verhältniſſe geordnet hatte, ſchien durch die Länge der Jahre einen großen Theil ihrer Bedeutung verloren zu haben; veraltete Mißbräuche waren, wie man glaubte, mit dem alten Inſtitute ſo innig verwebt, daß man, ohne dieſes aufzuheben, jene nicht abſchaffen konnte. Man hatte das Unbequeme, Zweckwidrige lange gefühlt, eine freiere Geſtaltung, eine neue Einrichtung allein ſchien, indem ſie die Mißbräuche mit der Wurzel ausrottete, neues Leben und Gedeihen zu verſprechen. Die wichtigſten Männer waren ſchon gewonnen, man hielt ſich für überzeugt, daß der nächſte Reichstag mit Beifall einen Vorſchlag aufnehmen würde, der ſo viel Unangenehmes, was man mit Widerwillen ertrug, auf einmal und entſchieden aufzuheben verſprach. Als Wallheim nach Stockholm kam, war dieſer Gegenſtand der wichtigſte des Tages. Man verwunderte ſich nicht wenig, als der junge Mann, nachdem er ſich hier und da gezeigt, die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, auf einmal verſchwunden ſchien; aber er ſich zwiſchen Dokumenten und Akten vergraben, Monate lang ſuchte er über dieſen Gegenſtand Alles zu ſammeln, zu vergleichen, zu ordnen. Und jetzt, in der Mitte der angeſehenſten Männer, die ſelbſt genau unterrichtet, den freundlichen, geſelligen Verein gern benutzten, um das zu beſprechen, was nun binnen kurzer Zeit auf dem Reichstage entſchieden werden ſollte, glaubte er ſeine Kenntniß anwenden zu dürfen; jetzt erfuhren dieſe Männer nicht ohne Verwunderung, wie genau Wallheim vom Alten unterrichtet war. Er theilte nicht die herrſchende Anſicht, er hielt ſich für überzeugt, daß ein altes, ehrwürdiges Inſtitut, ohne vernichtet zu werden, eine neue, lebendige Bedeutung erhalten könnte; er dachte freiſinnig, das Einengende, Beſchränkte war ihm verhaßt, aber alles Revolutionaire, in jeder Form, in jeder Richtung nicht weniger. Aber, was ihm ſchnell großen Einfluß verſchaffte, war, daß er nicht plötzlich mit ſeiner Anſicht hervortrat. Er ſchien zu billigen was der allgemeine Wunſch erreichen wollte; aber bald fand er hier, bald da eine Schwierigkeit, eine Härte, eine Unbequemlichkeit, die mehr ein Gegenſtand der Erwägung, als ein Einwurf zu ſein ſchien. Da ſolche Betrachtungen anfänglich den Hauptgegenſtand nicht zu betreffen ſchienen, da ſie vielmehr Schwierigkeiten hervorhoben, die, wenn man nicht auf ſie achtete, ſpäter dem Erfolge der gewünſchten Sache gefährlich werden konnten, ſo hörte man gern zu, wenn der junge Mann ſo unerwartet die genauſten Kenntniſſe aller, auch der geringſten Verhältniſſe entfaltete. Aber je länger man prüfte, deſto ſeltſamer fand man ſich überraſcht: was anfänglich, vereinzelt, nur eine geringe Schwierigkeit ſchien, trat immer entſchiedener, drohender, gefährlicher hervor. Viele hatten im Stillen gefühlt, daß ihr Verhältniß ein bedenkliches war; aber die Gewalt der herrſchenden Anſicht, die Macht der öffentlichen Meinung hatte auch ſie hingeriſſen, und ſie glaubten unvermeidlich zu weichen, was ſie doch kaum billigen konnten. Dieſe Geſinnung bedeutender Männer war

Wilhelm nicht unbekannt; nicht bloß Dokumente u
Akten hatte er befragt, ſondern auch das Verhältniß d
entſcheidenden Perſonen mit eben ſo großer Umſicht e
forſcht, und mit Gewißheit ſah er ein, daß es ihm g
lingen würde, eine anſehnliche Parthei für ſeine Meinung
zu gewinnen. Daß er dadurch zugleich ſein Anſehen, ſ
nen Einfluß begründen konnte, lockte ihn nicht wenig.
Allmählig entſpann ſich ein heftiger Streit: die wärmſte
Vertheidiger der neuen Einrichtung waren gegenwärtig
und ſahen, was ihnen ſo wichtig war, was ſie ſchon in
großer Sicherheit gewonnen glaubten, erſt in Frage g
ſtellt, dann auf die gefährlichſte Weiſe angegriffen. Wi
helm blieb ruhig, ſo lange die Sache noch zu zweifelhafte
ſchien; aber es gelang ihm hier ſchon ein ſo entſchiedenes
Uebergewicht zu gewinnen, daß er ſich auf dem Reich
tage, wo er bald zum erſtenmal als Edelmann erſcheinen
ſollte, einen ſichern Sieg verſprechen durfte. Jetzt a
nahm das Geſpräch eine Wendung, die mehr allgemei
Anſichten entſprach, und Wilhelm überließ ſich ganz d
Enthuſiasmus für einen Gegenſtand, der, ſeit er a
Ernſt über öffentliche Angelegenheiten zu denken anf
ihm immer wichtiger, ſo heilig blieb. In ſolchen A
genblicken riß ihn der Gegenſtand völlig hin — es w
ihm dann, als ſtünde er allein da — er und Gott, u
dem ein Heiliges, Ehrwürdiges zu ſein ſchien.

Wäre es auch nicht angemeſſen hier eine Verhandlu von ſo ernſter Art und ſelbſt ermüdender Weitſchweifigkeit zu berühren, ſo glauben wir doch den Schluß des Geſpräches und wie Malkolm ſich, ganz begeiſtert, in einem Kreiſe ruhiger, beſonnener, kalt erwägender Männer äuſſerte, nicht mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen.

Man pflegt, ſagte er, den Menſchen, der kein Thier leiden ſehen, noch weniger tödten kann, der eine ſchmerzliche Theilnahme nicht abzuweiſen vermag, wenn ſelbſt das geringſte Geſchöpf gemartert, wenn die Mücke geblendet, von der Flamme ergriffen wird, allgemein als einen Schwächling zu betrachten — und jene Empfindſamkeit, die man gewöhnlich als eine krankhafte betrachtet, und die, beſonders in unſern Tagen, zu beſpötteln als ein ausgeſprochener Beweis eigner Stärke geprieſen wird — iſt durchgängig verſchrien. Ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt an dieſer Schwäche leide; **Alles** Lebendige iſt mir heilig — und wie ich nie ein Papier, ſei es auch als unbedeutende ſchmutzige Makulatur in meinen Händen, wäre auch der Inhalt thöricht und albern, mißbrauchen kann, wenn Worte, die unſere Poeſie, unſere Ehrfurcht in Gebrauch nehmen, darauf verzeichnet ſind — ſo kann ich keine Spinne zertreten, ohne ein innerliches Erbeben, ja ohne einen Vorwurf zu fühlen. Gewiß iſt der Menſch, der ſich, von dieſem Gefühle beherrſcht, ſcheuen würde ſchädliches Gewürm zu vertilgen, der deswegen der Jagd, dem Kriege entſagte, ein Kranker; aber entgegengeſetzt darf es, glaube ich, nie werden, und hier, wie in ſo vielen Fällen, iſt der Menſch beſtimmt das Widerſprechendſte in ſich zu vereinigen. Dieſe heilige Scheu vor dem Leben, als ſolchem, durchdringt das ganze Geſchlecht, und alle Greuel würden überhand nehmen, wenn ſie verſchwände. Wie beſinnt man ſich, ehe man einen Verbrecher zum Tode verurtheilt? Es iſt der Nichtswürdigſte, wir fürchten ihn, jede Hoffnung ihn zu beſſern iſt verſchwunden — und dennoch iſt die Todesſtrafe mit einem Grauen gepaart, das nichts zu überwinden vermag. Erkennen wir aber nur in der Natur eine lebendige Form, die wir ehren, die wir mit jener heiligen Scheu, welche vor ihrer Vernichtung zurückſchaudert, betrachten müſſen? Iſt die Geſchichte nicht eine Schöpfung lebendiger Formen, die eine eigne Geſtalt annehmen, ein eigenes Leben entwickeln, die, indem ſie entſtehen und vergehen, mit einander ringen auf mancherlei Weiſe? Beſteht nicht die Geſellſchaft aus dieſen weſentlichen Formen, deren Urſprung durch Forſchung mehr angedeutet als erklärt wird, deren Macht die Zeit entwickelt hat? Sie ringen mit einander, wie alles Lebendige, ſie verſinken, ſie erkranken, doch wie die Hoffnung aufgeben müſſen, ſie zu retten — ſie ſterben. Aber haben wir das Recht ſie zu tödten? Die Zeit hat die Fürſten, den Adel, Korporationen mancherlei Art zu weichen gezwungen — wie ohne gewaltſam zu werden — und die Vernichtung, welche ſie androhte, enthielt eine eigene, erzeugte Verwirrung und Untergang. Die frevelnden Hände, die in den ruhigen Gang der erkennenden Geſchichte eingriffen, trugen die unglücklichen Zeichen der unauslöſchlichen That, und der Frevel gebahr neuen, bis ins Unendliche. Der Arzt ſorgt für das Leben des Verbrechers, wie des edelſten Menſchen; aber erkrankte, ſchwache Inſtitutionen tödten wir blindlings, wie die Barbaren ihre Eltern. Zwar wir ringen mit dieſen Formen — Wohl! nehmt dem Feinde die Herrſchaft — es iſt billig — feſſelt ihn, wenn ſeine Freiheit euch gefährlich dünkt, aber tödtet ihn nicht, wie feige Kämpfer den niedergeworfenen Feind. Es dünkt euch ein Großes, Ritter der Schwachen zu ſein — wagt das Größere, Ritter der Geſchichte zu werden, wie ihr perſönliche ſeid.

Zwar lächelten einige Alte, als ſie dieſe jugendliche Rede vernahmen, und es fehlte nicht an ſolchen, die ſie in ihrer Allgemeinheit nicht wollten gelten laſſen; denen jene Empfindung, die uns an das Gepräge geſelliger Verhältniſſe mit derſelben ſchonenden Milde und Zartheit, welche uns an das Leben überhaupt bindet, feſſelt, eine ſolche Scheu in uns erwecken ſollte, ſeltſam, überſpannt, ja lächerlich ſchien. Daß die That beſonnener Reform, die veraltete Inſtitutionen verdrängt und aufhebt, als Mord, als Vatermord betrachtet würde, erſchien dem kalten Staatsmanne ſo fremd, ſo unbegreiflich, daß er kopfſchüttelnd den Menſchen anſah, der etwas ſo Geiſtines zu behaupten wagte: dennoch war es dieſer Abend, der Malkolms eigentlichen Ruf gründete; man ſah ſeine keimende Gewalt als öffentlicher Redner; viele ſuchten ihn für ſich zu gewinnen; andere überlegten jetzt ſchon, wie ſie ſeinen zukünftigen Einfluß lähmen könnten. Gleichgültig war er keinem.

Während der ernſthaften Unterhandlung, hatten ſich die Männer von den Frauen getrennt — dieſe ſaßen wegen der Größe des Saales in weiter Entfernung; aber als das Geſpräch zu Ende ging, näherten jene ſich dem freundlichen Kreiſe. Wie es zu geſchehen pflegt, ward die Unterhaltung nicht gleich abgebrochen — noch immer fand dieſer einen Zweifel zu löſen, jener neue Gründe für oder gegen das Geſprochene aufzuſtellen. Das Bewußtſein, daß jetzt der Schluß der Verhandlung nahe ſei, gab dem Geſpräche eine lebhafte Kürze; was früher kalte Unterſuchung war, wurde nun kühne Behauptung. Der Witz ward nicht verſchmäht, die Stimmen hoben ſich, Rede und Antwort wurden lebendiger. Wenn Malkolm ſchon während der ruhigen Unterhandlung die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſo trat die glänzende Seite ſeines Geiſtes hier noch entſchiedener hervor — und mit der eben angeführten Apoſtrophe ſchloß er. Die Frauen, gewohnt, wenn auch nicht an den ermüdenden Unterſuchungen, ſo doch im Allgemeinen an dem, was den Männern ſo wichtig war, Antheil zu nehmen, horchten mit Aufmerkſamkeit auf das Geſpräch.

Daß Malkolm auf die Frauen Eindruck machte, war natürlich; aber jetzt fesselte ihn besonders eine weibliche Gestalt. Er sah sie zum erstenmal. Von den Uebrigen etwas getrennt, wie im Hintergrunde, saß ein blühendes Mädchen von außerordentlicher Schönheit — eine jener schmachtenden, unendlich weichen Gestalten, deren scheinbar wehrlose Milde unwiderstehlich ist. Schon bei einem kurzen Gespräche mit den Damen, ehe die Unterhandlung anfing, war sie ihm aufgefallen — jetzt, als sie sich lebhaft redend dem schönen Kreise näherten, sah er, wie sie ganz in ihn versunken war, wie sie auf jedes Wort aus seinem Munde lauschte, wie sie sich völlig vergessen zu haben schien. Den Männern bleibt eine solche geheime Gewalt, wo sie sie ausüben, selten verborgen — selbst während Malkolm ganz von dem Gegenstande des Gespräches ergriffen war, konnte er nicht umhin wiederholt einen flüchtigen Blick nach der reizenden Blondine zu werfen. Sie bemerkte es kaum, denn es war nicht dieser einzelne Blick, es war seine volle Gegenwart, die sie fühlte, als wäre nur er da. Ueber ihre Stellung in der Gesellschaft konnte er nicht mit sich einig werden; diese schien zwar untergeordnet, aber dann zeigte das Verhältniß des Mädchens zu den übrigen Frauen doch wieder so viel Vertrauliches, daß er sie unmöglich als eine bloß Dienende betrachten konnte. Man bemühte sich ihr mit Achtung zu begegnen, und wenn dieses, Allen kaum merklich, aus einer gewiſſen Entfernung geſchah, ſo ſchien es wohl, als wenn dieſes Verhältniß mehr durch ſie ſelbſt, als durch die Frauen der Geſellſchaft veranlaßt würde.

Eine unruhige Sehnſucht, dieſem Mädchen näher zu treten, ergriff ihn. Mit jener geſelligen Gewandtheit, die ihm, gewohnt in großen Kreiſen zu leben, eigen war, wußte er bald eine Annäherung zu veranlaſſen, ein Geſpräch anzuknüpfen; er verſtand es den ganzen Abend hindurch ſeine Aufmerkſamkeit ſo unter die Frauen zu theilen, daß er keine auszuzeichnen ſchien, und dennoch, der ganzen Geſellſchaft verborgen, ein Verſtändniß eingeleitet hatte, welches weiter zu verfolgen ihm immer anlockender, immer nothwendiger dünkte.

Sein Verhältniß zu den Frauen war nicht das reinſte. Eine berühmte Frau von glänzenden Talenten, mit mehr als zweideutigem Rufe, wußte die erſten Keime ſeiner noch unbeſtimmten Neigung zu vergiften. Wechſelnde Verhältniſſe, die leicht angeknüpft, leicht getrennt werden, erzeugten jene Frivolität in ihm, die in der Liebe nur eine vorübergehende Ergötzlichkeit ſieht. Vergebens ſucht die edlere Natur in eine ſolche Verbindung eine tiefere Bedeutung zu legen; mit unvermeidlicher Schaam wendet ſie ſich von dem lähmenden Genuſſe ab, entſchließt ſich ihm ganz zu entſagen, und unterliegt der Verſuchung immer wieder von Neuem. Denn ein mächtiger Naturtrieb wird nicht ſchwächer, weil er irre geleitet worden iſt. Nur gemeine Menſchen ſchließen nach einem ſolchen, in ſchuldvollem Wechſel verbrachten Leben, aus der eignen Verworfenheit auf die fremde, auf die der Frauen — der edlere behält das Vertrauen, ſelbſt wenn er, wie es in ſolchen Fällen unvermeidlich iſt, öfters getäuſcht wird.

Die Neigung, die ihn jetzt ergriff, ſchien ihm tiefer; er fühlte eine Demuth, welche ihm bisher fremd war. Er erfuhr des Mädchens Namen — Bertha — ſie war aus den nördlichen Provinzen, von geringer Herkunft, aber die Pflegetochter einer reichen, kinderloſen, adlichen Dame. In ihrer Stellung gegen die Geſellſchaft lag etwas Schwankendes. Die Pflegemutter behandelte ſie als ihre Tochter, aber eine förmliche Adoption, die den Makel der Geburt völlig vernichten konnte, ſchien ſie vermeiden zu wollen. Die alte Dame ſah es gern, wenn die Geſellſchaft Berthas Geburt vergaß, und dieſe war ſo liebenswürdig, ſo völlig anſpruchslos, daß man ſie gern auf die zuvorkommendſte Weiſe zu ermuntern ſuchte. Sie ſchienen alle, was ſonſt in der Geſellſchaft, beſonders unter den Frauen nicht gewöhnlich iſt — ihre Geburt — zu vergeſſen, nur ſie nicht. Wilhelm bewunderte die gewandte Feinheit, mit welcher das liebliche Mädchen die Achtung und das Vertrauen der ſtolzeſten Damen zu gewinnen wußte, ohne es zu ſuchen. Sie war die Vertraute der Töchter der edelſten Häuſer. Man hielt ſich für überzeugt, daß ſie

Wohlthätern im Voraus durch ein bedeutendes Legat für ihre Zukunft geſorgt hätte.

Einige Tage waren vergangen — die großen Pläne zukünftiger Thätigkeit, die anhaltende Arbeit konnte Berthas Bild aus Wallsteins Seele nicht verdrängen. Einen Tage war eine Parthie auf Mälaren nach Drottningholm verabredet worden. Mehrere Familien hatten ſich vereinigt. Man wollte dort übernachten und freute ſich, als man erfuhr, daß Wallstein, deſſen Geſchäfte ihm ſelten erlaubten ganze Tage der Geſellſchaft zu ſchenken, ſich entſchloſſen hatte die Einladung anzunehmen. Wer er hatte erfahren, daß Bertha an der Parthie theilnehmen würde, und er war entſchloſſen dieſe Gelegenheit zu benutzen. Schon öfters war es ihm gelungen ſie zu ſehen, ſie zu ſprechen. Er war ihrer Zuneigung gewiß, und die Fröhlichkeit konnte eine Annäherung veranlaſſen, die er mit Vorbedacht herbeigewünſcht hatte.

Es war nach Pfingſten; zwiſchen den Felſenufern des wie ein Meerbuſen umwindenden Mälaren, glitt, vom Winde begünſtigt, das Fahrzeug leicht und ſchnell dahin; die Geſellſchaft ſchien von jenem Gefühle durchdrungen, das unwillkürlich den anſchließenden Fremden bannt und ſich ſelten laut zu äußern pflegt. Die Geſpräche waren abgebrochen, die ſtille, feierliche Aufmerkſamkeit hafteten unwillkürlich an den ſchnell vorüberfliegenden Gegenſtänden, die, wenn auch nicht fremd, doch jetzt, von der ſolchen Morgenstern betrachtet, nun noch nüchtern ins Auge faſſen. Mathilde hielt ſich abſichtlich von Bertha entfernt, und ſie ſchien ihr zu verſtehen. Die Fahrt ging langſamer, als ſie ſich Trautmanshofen näherten; der Wind hatte ſich gelindert; ſie mußten zwiſchen den Felſenwänden [illegible]. Man griff raſch eine kalte Mahlzeit, und erſt weit nach Mittag erreichten ſie das Schloß. Die anſehnliche Geſellſchaft hatte beſchloſſen die vielen Merkwürdigkeiten des großartigen Gebäudes zu beſehen; alle Einfälle des Tages wurden [illegible], ein Schloßbewohner ermunterte ſie, und es ward ausgemacht, daß ein glänzendes Abendmahl die Entbehrungen des Tages erſetzen ſollte. Mathilde hatte vermuthet zu Hauſe, daß Bertha ſich freiwillig ſelbſt die Einrichtungen für die Abendmahlzeit zu treffen. Mich ergötzen die ſeltſamen Sachen wenig, ſagte ſie; als ich ſie früher einmal, noch Kind, betrachtete, war [illegible] ſie mich [illegible] die Menge von Gemälden, Tiſchen, Stühlen, Geräthen, Seltenheiten aller Art, ließen einen ſo betäubenden Eindruck zurück, daß ich mich ſcheue ihn zu erneuern. In der That, meine Gebieterin, ſagte Mathilde, ich ſtimme Ihrem Urtheile völlig bei. Ich kenne nichts Unerquicklicheres als dieſe eitle Betrachtung zuſammengehäufter Dinge, die keine Beſchäftigung gewährt. Nur weil wir [illegible] zuſammen zu ſehen, zu [illegible], in [illegible] Einheit zu verbinden der Freude bedarf, iſt dieſes einem [illegible] Genuß. Was mir in jagenden Eile neben einander stellen, ohne es verbinden zu können, wird uns lästig durch die wachsende Menge, die uns als Reichthum erscheinen kann, weil wir, um das Folgende zu genießen, das Vergangene vergessen müſſen, und immer nur ein Einzelnes vor uns ſehen. So haben große Bibliotheken, bedeutende Sammlungen von Naturschätzen, anſehnliche Gemäldegallerien, die mir ſpäter, als ich ſie genauer kennen lernte, unſäglichen Genuß gewährten, beim erſten Beſuche einen quälenden Eindruck in meiner Seele hinterlaſſen; es dauerte gewöhnlich lange, ehe ich ihn überwinden konnte, und nie wollte ich mich entſchließen ſolche Sammlungen nur oberflächlich zu betrachten, wenn der tiefere Genuß mir verſagt blieb. Er verſuchte es nun die Geſellſchaft zu überreden, das Schloß liegen zu laſſen und den herrlichen Nachmittag in dem großen Park zuzubringen, der ſich hinter dem Schloſſe, mit ſeinen reizenden Anlagen und dem Reichthume einer üppigen Vegetation, die ſelbſt Gebäude und köſtlichen Gegenden überwölbt, zwiſchen Felſen und Waſſer meilenweit ausbreitet. Er war bekümmert ſeine Abſicht durchzuſetzen, und er wußte nur zu wohl, daß ihm dies nicht gelingen würde; aber er erwähnte es auch nicht. Die unruhige Neugierde, die geſchäftig von Einem zum Andern eilt, ſcheint den Menſchen angeboren; es liegt ihnen eben an einem Genuſſe, der nur für den Augenblick gilt; daß das Vergangene verſchwindet, iſt ihnen ſehr erwünſcht, denn ſie wollen nur die vereinzelte Gegenwart, und das Zuſammenfaſſen der Eindrücke, was ſie doch im Leben nicht entbehren können, bleibt ihnen eine quälende Beſchwerung, von welcher ſie ſich, losgebunden, mit Freude zu erholen ſuchen. Es war auch hier die Begierde das Schloß kennen zu lernen viel zu groß, als daß irgend ein Vorſchlag dagegen hätte aufkommen können, und ſelbſt wer es kannte, beſah es gern zum zweiten, ja zum drittenmal, denn die ſchnell vorüberziehenden Gegenſtände erſchienen, eben weil ſie keinen bleibenden Eindruck hinterließen, jedesmal neu; auch waren die Gardinen gewechſelt, die Zimmer geordnet, die Schieblade geöffnet, und die Beleuchtung alles anders. Es blieben Wilhelm und Bertha allein zurück, und der erſte hatte erreicht, was er wollte. Bertha, als ahnte ſie den Zweck ſeiner Abſicht, ohne es ſich geſtehen zu wollen, eilte ſchnell davon, die Geſellſchaft trat in das Schloß, und Wilhelm ging langſam dem Parke zu. Er wandte ſich in die grünen Räume, er ſchlich bald hier, bald da herum; er warf, zwiſchen den Bäumen vorſchreitend, einen Blick auf das Schloß, und wenn von der zahlreichen Geſellſchaft einzelne an den Fenſtern erſchienen und in den Park hinabſchauten, machte er, langſam ſchreitend weit, wie ein gewöhnlicher, ſtiller Wanderer bald aus einem Buſche, aus einer Baumgruppe hervortretend, ſich zu zeigen, ſchien genug, den Genuß der glücklichen

Stunde, die er mit heißer, fast unermüdlicher Sehnsucht erwartete, zu verkürzen. Dennoch suchte er den ihm wohlbekannten Ort auf, wo Bertha thätig war, näherte sich aus der Ferne und [illegible] [illegible]. Er sah sie beschäftigt hin und her gehen, er bemerkte mit Freude, wie sie, ohne ihn, der sich absichtlich verbarg, wahrzunehmen, wann, als das Geschäft beendigt war, öfters sich zwischen den Bäumen des Parks wandte, um sich blickte, als suchte, als erwartete sie Jemand, und dann langsam, wie zögernd sich dem Hause näherte. Endlich bemerkte er, daß die Gesellschaft zu früh für seine Wünsche aus dem Schloße treten könnte; mit klopfendem Herzen näherte er sich dem Orte, wo die Tische im Freien gedeckt standen, aber zur Bewirthung der Gäste [illegible] war. In einer großen Allee wandelte Bertha allein, gedankenvoll sinnend — und plötzlich trat er aus den Bäumen hervor und stand vor ihr. Beide fühlten die Bedeutung dieser Stunde; Wilhelm konnte keine Worte finden, die arme Bertha zitterte — wäre doch ein Engel zu ihrer Rettung herbeigeeilt, hätte sie die [illegible], die [illegible], [illegible] [illegible] gegeben. Wie ihr jetzt [illegible] sollte nun? Wilhelm kannte sich selbst nicht — die Zärtlichkeit gefiel sich in der [illegible], in der unbedingten Hingebung eines in sich verlorenen, [illegible], [illegible] Wesens. Er nannte diese Zärtlichkeit Liebe, er glaubte sich hingegeben, wo er genießen wollte.

Sie sind ermüdet, Bertha, sagte Wilhelm, nachdem er sich gesetzt hatte; während die Gesellschaft sich in zerstreuten Gruppen verlor, [illegible] [illegible] den Gedanken nachhing, warum Sie [illegible] [illegible] [illegible]. Sie antwortete nicht. Er bot ihr den Arm und sie nahm ihn schweigend an; er führte sie auf einen Fußsteig, der nach einem entlegenen Platze führte. Sie sind es [illegible] — Bertha, sagte er, nachdem sie lange stillschweigend neben einander gegangen waren, ich darf es nicht länger verbergen — ich liebe Sie — ich habe Sie mit brennender Sehnsucht gesucht, seit ich Sie zum erstenmal sah; mitten in dem Gewühle einer geräuschvollen Festlichkeit, verfolgte mich das Bild der lieblichen, weiblichen Erscheinung; ich blieb und kam täglich [illegible], um Sie zu sehen, um Sie zu lieben, zu gewinnen, oder zu verlieren. Nur meine Hoffnung [illegible], Bertha, verzeihen Sie, verzeihen Sie gütiglich, daß ich Sie liebe. Ein Wort von Ihr, und ich verlasse die Gesellschaft, [illegible] und Sie [illegible] mich nie wieder — ein Wort von Ihr, und ich verlasse Sie nie, [illegible] Sie ja auf [illegible]. Sie [illegible] mich [illegible] [illegible], obgleich ich nicht [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], was Sie kein Geheimniß. Bertha blieb [illegible], er fühlte, wie sie bebte, ohne sie [illegible] — Sie [illegible]? ach nein, ich [illegible] Sie. Er blickte sie an, sie [illegible] [illegible], mit Sie großen, blauen Augen [illegible] zu [illegible] [illegible], als wollten sie ihn um Erbarmen anflehen. Er gab [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible], daß er seinen [illegible] [illegible] hatte. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß er seine [illegible] [illegible] durch eine Verbindung mit einer angesehenen Familie heben wollte, war auch [illegible] [illegible], wenn gleich nicht förmlich gebundenes Wort. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], eine Frau zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] andere Dinge, [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Hoffnungen [illegible], er [illegible] sich an ein Mädchen gefunden, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible], er [illegible] [illegible], daß sie [illegible] [illegible] [illegible] Familie [illegible] [illegible] wollte, [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] der Jungen. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible] [illegible], [illegible] sie [illegible] [illegible], daß er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

von ihm, nicht von ihrer Lage. Sie hatte sich selbst, sie hatte ihre Liebe vergessen — der Kummer über den Verlust ihres Wohlthäters erfüllte ihre ganze Seele. [illegible]

[illegible]

[illegible] wählte. Wallstein suchte ihn so viel als möglich zu beruhigen — er brachte mehrere Stunden insgeheim mit ihm zu. Man hat den Inhalt des Gespräches nie erfahren; aber so viel verlautete: ein Staatsverbrechen war entdeckt, in welches man den Jüngling verwickelt hatte. Mit Hilfe des [illegible] allein, in welchen man ihn zu bringen [illegible], wurde er zum [illegible]; Wallsteins großer Ruf und bekannte ritterliche Gesinnung hatte in dieser bedenklichen Lage sein Vertrauen erweckt; er glaubte sich von ihm verstanden, und seinem Rathe folgen zu können. Einige [illegible] des [illegible] suchte den Jüngling gern zu retten, aber es war klar, daß auch er [illegible] nicht [illegible]. Eine Stunde er- [illegible] man sich erst später. Die [illegible] suchte Wallstein den Wunsch nach dieser Veranstaltung zu [illegible]. Der einzige Beweis wurde [illegible] Ge- [illegible] geheim zu halten. Zwei Tage und Nächte blieb der Jüngling in dem geheimen Gemache verschlossen, und nach dieser Zeit erfuhr er nie mehr; aber man wollte behaupten, daß Wallstein in einer entlegenen, [illegible] Zelle [illegible] geheime Zusammenkünfte mit ihm hatte. Wenigstens sah er, wenn er Nachts wachte, [illegible] sein Licht [illegible], [illegible] ohne eine Begleitung ging, und kam erst nach Mitternacht zurück. Er glich mit geheimen Betrachtungen und [illegible] Gemüthe, und nicht entfernen konnte, so man meinte, daß die Ge-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

öffnete sie eine [illegible], und [illegible] sie [illegible] mit [illegible] [illegible] [illegible] erblickte er nun ein [illegible] [illegible]; durch ein [illegible], [illegible] [illegible] sich er in eine [illegible] [illegible] [illegible]. Er [illegible] [illegible], sie, als sie [illegible] [illegible], [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible], er war ein [illegible] [illegible] in seinen Armen. Er [illegible] sie [illegible]; ihre [illegible] hatte sich noch mehr [illegible], die [illegible] [illegible] er nun [illegible] [illegible], als er sie nach dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er [illegible], was er sie [illegible] [illegible] [illegible] hatte, und aber, wenn auch aus [illegible] [illegible] [illegible] genug [illegible], sie noch [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] und aus [illegible], [illegible] sie, [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sie sich an [illegible] [illegible] [illegible], aber [illegible] [illegible], zu [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] war ganz [illegible]; sie [illegible] den [illegible], als [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] sie war [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] sie [illegible] als [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] den [illegible], was er [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als [illegible] [illegible], als [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] aus den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible]

[illegible] antwortete er. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] sich an mich, [illegible] sie sich von mir [illegible] — zu meiner [illegible] [illegible] meine [illegible] zu machen. [illegible] ist niemals gleichgültig, sie kann es nicht sein. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

kannt ſind. Der Baron und ſeine Gemahlin erhielten nach dieſer Verfügung, ſo wie Mathilde das genannte Alter erreicht hatte, die volle elterliche Gewalt über ſie, obgleich Sinclair als Vormund noch immer die Verwaltung ihres bedeutenden Vermögens leitete. Sinclair noch unverheirathet, ſchien ein Hageſtolz werden zu wollen, und war jetzt, da Mathilde ihr achtzehntes Jahr erreicht hatte, noch weit von dem vierzigſten entfernt. Daß er, gelockt von dem anſehnlichen Vermögen, ſich aus einem Vormunde, auch ohne Neigung, in einen Liebhaber verwandeln, daß er ſeine Gewalt über das Mädchen misbrauchen könnte, war freilich nicht unwahrſcheinlich; der General Thorgreen aber war da, ein kluger, gewandter Mann, Mathilden eben ſo nahe verwandt, und dem Anſcheine nach weit geeigneter die Vaterſtelle zu vertreten, als ein Mann, wie der Baron, deſſen ſeltſame Thorheiten ihn zum Gegenſtande des Mitleides machten.

Eben erwartete man die Ankunft des lächerlichen Barons und ſeiner Gemahlin, die prahlend mit einer ſolchen Tochter, wie ſie ſie nannten, Mathilden ſelbſt in die Geſellſchaft einführen wollten. Hoffte man von den Thorheiten des Ehepaars Ergötzung, ſo war man nicht wenig geſpannt, ein Mädchen kennen zu lernen, welches auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe angekündigt war. Wir unterlaſſen es die Gemüthsſtimmung zu ſchildern, mit welcher Männer und Frauen, Alte und Junge, Mathildens Erſcheinung entgegen ſahen; wie Neid und Neugierde, Furcht und Hoffnung, je nach der Stellung des Einen oder Andern, bald einzeln und überwiegend, bald vermiſcht, die Gemüther in Bewegung ſetzten. Wer kennt dieſe Aeußerungen nicht, die als eine verhängnißvolle Vorbereitung bei dem Eintritte jedes ausgezeichneten Menſchen in einem neuen Kreiſe erſcheinen? Malkolm hatte auf die Lobeserhebungen wenig geachtet; er hatte zu oft erfahren, wie wichtig dasjenige zu ſein pflegt, was ſo allgemein, ſo unbedingt geprieſen wird. Er erwartete ein hübſches Geſicht, unendliche Sonaten, Arientriller, Romanlektüre, äſthetiſche Kritik, Sentimentalität und Naſeweisheit in eckelhafter Miſchung, prunkvolle Religioſität, und anſtatt natürlicher, weiblicher Gefühle, die Ziererei unreifer Maximen. Eben die allgemeine Spannung, das ewige Gerede, aus welchem der Neid, die Furcht eben ſo entſchieden, wie die Neigung ſprach, hatte ihn in der That feindſelig geſtimmt — und das Verhältniß zu Bertha, welches ihn immer mehr beunruhigte, erzeugte eine Bitterkeit, die ihn faſt mit Widerwillen gegen die Frauen erfüllte. Viele, die er kannte, die ihm früher angenehm waren, ſchienen ihm jetzt tief unter Bertha zu ſtehen — und zu welcher furchtbaren Verirrung, in welche an Wahnſinn grenzende Thorheit hatte die ungebundene, träumeriſche, weibliche Phantaſie dieſes unglückliche Mädchen verlockt, deſſen Schuld er leider theilte!

Als Mathilde in Stockholm erſchien, litt Sinclair an einer ernſthaften Krankheit; Malkolm ſah ſie zum erſtenmal in einer großen Geſellſchaft, in welche ſie mit vielem Prunke eingeführt werden ſollte. Es war zugleich von dem etwas ſarkaſtiſchen Wirthe auf eine Myſtifikation des ſeltſamen Ehepaars abgeſehen, und eine verſteckte Bosheit ſchien die Abſicht zu haben, indem man die Thorheit des Ehepaars zur Ergötzung der Geſellſchaft benutzte, Mathilden bei ihrem erſten Auftreten in Verlegenheit zu ſetzen. Man glaube nicht, daß der Wirth oder die Wirthin, während ſie dieſen Plan verfolgten, ſich irgend etwas erlaubten, was der guten Geſellſchaft, dem feinen Tone zuwider ſein konnte: alles Ironiſche war ſo leiſe angedeutet, die ſpöttelnde Auszeichnung, die ungewöhnlichen Ceremonien, mit welchen man das Ehepaar empfing, waren ſo unmerklich mit dem, was gewöhnliche Sitte gebot, vermiſcht, die verſteckte Abſicht trat ſo allmälig hervor, daß die Geſellſchaft nie aus ihrer ruhigen Haltung trat, nie das Gleichgewicht verlor.

Es müßte mir nicht gelungen ſein das Bild der lieblichen Frau zu entwerfen, welches ich beabſichtigte, wenn es jetzt noch nöthig ſcheinen ſollte ausführlich darzuſtellen, welchen tiefen Eindruck das achtzehnjährige Mädchen nothwendig auf den durch eine ſchwankende Neigung ſchmerzlich aufgeregten Malkolm machen mußte. Als ſie mit unbefangenem Anſtande eintrat, entſtand eine leiſe Bewegung der Bewunderung; der Wirth, die Wirthin, die mit ihnen heimlich verbundenen Freunde ſchienen ihr boshaftes Vorhaben vergeſſen zu haben, als ſie wahrnahmen, mit welcher ängſtlichen Beklemmung das reizende Mädchen das Bewußtſein der lächerlichen Schwäche ihrer Verwandten erfüllte, wie ſie auf jeden ihrer Schritte lauſchte, und mit welcher überlegten Sicherheit ſie ſie jeden Fehlgriff zu verbergen oder zu verbeſſern ſuchte. Alle drängten ſich an ſie, und erſt ſpäter wagte man es dem Baron und der Baroneſſe dennoch Gelegenheit zu geben, ihre ganze Seltſamkeit zur Ergötzung der Geſellſchaft zu entwickeln — im Anfange leiſe und faſt unmerklich. Es dauerte einige Zeit, ehe Mathilde dieſe Abſicht wahrnahm. Plangemäß von den jungen Mädchen ihres Alters umringt, von den bewundernden jungen Herren umgeben und in einiger Entfernung gehalten, ahnte ſie nichts von der ſtillen, kaum merkbaren Schadenfreude der Aelteren, die ſich jetzt mit dem Baron und ſeiner Gemahlin immer angelegentlicher beſchäftigten. Aber es war nicht möglich eine Intrigue, welche die ganze Geſellſchaft ergötzen ſollte, der aufmerkſamen, ängſtlich lauſchenden Mathilde lange zu verbergen.

Malkolm fühlte ſich bei dem erſten Erſcheinen Mathildens innerlich erſchüttert. Jetzt erſt trat ſeine Verbindung mit Bertha ihm ganz entſchieden als eine unglückliche, als eine ſolche entgegen, die ihn ſelbſt erniedrigte, entwürdigte, beſchimpfte. Er fühlte ſich entehrt, in eine ſolche Nichtigkeit verſunken, daß er Mathilden kaum anzublicken wagte. Als er nach langer Zeit — nur mit Mühe fähig die Erſchütterung, welche ihn ergriffen hatte, zu überwältigen, die Augen erhob, um diejenige faſt ſchüchtern zu betrachten, deren Erſcheinung ihn plötzlich mit ſo großer Gewalt bewegt, ſah er ſie ängſtlich, rathlos um ſich blicken, als ſuchte ſie Hülfe. Er faßte ſich ſchnell und hatte nicht nöthig lange dem Grunde nachzuforſchen. Malkolms Ruf war auch nach der Gegend gedrungen, in welcher Mathilde mit den Verwandten wohnte, und ſie hatte ihn ſo oft nennen hören, ſo vortheilhaft waren ſeine Talente, ſeine Geſtalt, ſeine Liebenswürdigkeit von dem Gerüchte geſchildert worden, daß wohl ein geheimer Wunſch, ihn kennen zu lernen, von ihm bemerkt zu werden, in der innerſten Seele des Mädchens, wie unbewußt, hervorkeimen konnte. Er war ihr eben genannt worden, eine Freundin ihrer Kindheit hatte über den tiefen Eindruck, den Mathilde ſo ſichtbar auf ihn machte, geſcherzt — jetzt, in dem Augenblicke quälender Verlegenheit, war es natürlich, daß ſie von ihm, von ihm vorzüglich Hülfe erwartete. Als er ſie mit fragendem Blicke fixirte, glitten ihre Augen wie antwortend nach der Gruppe hin, die ſich mit dem Baron und ſeiner Gemahlin beſchäftigte — und bald erkannte er die Urſache ihrer Aengſtlichkeit. Seine ganze, klare, alles durchblickende Ueberlegung war von dieſem Augenblicke an für ſie thätig, und er fand Gelegenheit das ihm eigne große, geſellige Geſchick, ſeine Gewandtheit und die entſchiedene Gewalt, welche er über die Umgebung ausübte, auf die glänzendſte Weiſe zu entfalten. Mathilde gewann vollkommen ihre Ruhe wieder. Jeder Verſuch die Alten in ihre Seltſamkeiten zu verwikkeln mislang; Malkolm verſtand es ihn ſo abzuleiten, daß er entweder die zarte Grenze des geſelligen Anſtandes verletzen oder aufgegeben werden mußte. Mathilde empfand, daß ſie ihm Dank ſchuldig war, indem ſie ihn zugleich bewunderte. Die erſte Berührung, das erſte leiſe angeregte, innere Verſtändniß war begründet, und in der Seele beider lag ſchon die Gewißheit — in Mathildens unklar, aber nicht weniger tief, in Malkolms mit beſeligender und ſtrafender Klarheit, daß ſie ſich auf immer gehörten.

Es kann nicht meine Abſicht ſein die entſtehende Liebe beider ſtufenweiſe zu entwickeln — ſie war durch die äußere Erſcheinung nicht ausgezeichnet. Malkolm ſah täglich Mathilden und wagte kaum, in dem Gefühle ſeiner Unwürdigkeit, ihr nahe zu treten. Er ſtand zitternd vor ihr, und ſie — o! die weibliche Unſchuld hat keine Ahnung von dem Abgrunde der Schuld, in welchen ſelbſt edlere Männer, im Verhältniſſe zu ihrem Geſchlechte verſinken können — ſie bebte, wenn ſie den Mächtigen ſo demuthsvoll und furchtſam ſich gegenüber ſah — ſie mußte den tiefen Eindruck, den ſie machte, wohl bemerken — welches weibliche Weſen würde ihn nicht bemerkt haben? Drei Tage hindurch dachte der ſchuldbewußte Malkolm nur des Abends an Bertha; er konnte ſich nicht entſchließen ſie zu beſuchen. Am dritten Abende war ſein Entſchluß gefaßt; er durfte nicht lügen und wagte noch nicht die volle Wahrheit zu ſagen. Er ſchrieb: „Liebe Bertha, ein unerwartetes Ereigniß zwingt mich meine Beſuche einzuſtellen, es fordert zugleich entſchieden deine Entfernung. Du mußt nach Weſtmannland reiſen; in einem lieblichen Thale habe ich für dich eine ſtille Wohnung ausgeſucht. Dort wirſt du mich finden.“

In fernen Gegenden großer Städte ſtehen die Einwohner, wie in den kleinſten, ſich näher. Obgleich die Bewohner des einſamen Gartenhauſes keinen Umgang mit den Nachbaren hatten, obgleich ſie dieſen ein Räthſel waren, konnten ſie doch nicht der Aufmerkſamkeit entgehen. Dem Garten gegenüber wohnte ein Becker, der die Dienerin täglich am frühen Morgen aus der Gartenthüre treten ſah. Man erwartete ſie eines Tages vergebens. Der alte Bürger, der für den Beſitzer des Hauſes galt, pflegte am Vormittage nach der Stadt zu gehen; er erſchien nicht. Die Frau ging alle Tage des Nachmittages die Straße entlang; ſie kam nicht zum Vorſchein. Alles ſchien in dem Hauſe, welches durch die Zurückgezogenheit der unbekannten Bewohner und durch die geheimnißvollen täglichen Beſuche eines tief verhüllten, wie es ſchien, bedeutenden Mannes, ihnen ſo merkwürdig geworden war, wie ausgeſtorben. Als es nun Abend wurde, lauerte man auf den Fremden; er kam nicht. Jetzt ſammelten ſich die nächſten Nachbaren voll Erſtaunen um das Haus; ſie blickten durch die Gitter des Gartens, es war völlig dunkel geworden und kein Licht leuchtete durch die Bäume. Die Verſammelten wurden immer lauter; dieſe plötzliche Stille in dem ſonſt bewohnten, ohnehin ſo geheimnißvollen Hauſe ſchien verdächtig — man ſprach ſchon von Greulthaten, von Ermordung, als ein paar Weiber, die eine niedrige Hütte ganz in der Nähe bewohnten, erſchienen. Dieſe behaupteten, die ganze Nacht hindurch eine Bewegung gehört zu haben; mehrere Wagen, ſagten ſie, die ſie in der Gegend des Hauſes geſehen, hätten ihre Aufmerkſamkeit erregt; ſie hätten aus der Ferne gelauſcht und deutlich wahrgenommen, wie das Haus ausgeräumt werden. Zu furchtſam, um näher zu treten, ſahen ſie aber doch, wie die Bewohner des Hauſes einen Wagen beſtiegen und darauf alle abfuhren. Mit Lichtern verſehen drang man nun in den Garten ein und fand das Haus verſchloſſen. Der nächſte Polizeibeamte ward herbeigeholt, das Haus geöffnet, und der Bericht der alten Frauen beſtätigte ſich. Das Haus ſtand leer, und die unbekannten, räthſelhaften Einwohner waren auf eine geheimnißvolle Weiſe verſchwunden.

Bertha hatte den Brief erhalten. Schon ängſtlich geſtimmt, weil ſie nun zwei Abende hintereinander von Malkolm nichts erfahren hatte, erbrach ſie ihn mit Zittern und erſchrack. Kein Zweifel an Malkolms Treue regte ſich in ihrer Seele, aber ſie zitterte für ihn. Ihre ſtets aufgeregte Einbildung ſchuf tauſend Gefahren, in welchen er ſchwebte. Selbſt die lakoniſche, trockne Kürze des Briefes erregte keinen Verdacht. Er hatte ihn in Eile geſchrieben, von Gefahren umringt, in einer drohenden Lage hatte er noch an ſie gedacht. — O! er lebt auch ſo, auch in der Entfernung nur für dich, ſagte ſie ſich. Aber er iſt ſtark — mächtig; wer wagt es ihn anzugreifen? er iſt rein, edel, wer darf ihn anklagen? Seiner bedürfen ſie zu Rath, Hülfe, Ordnung; wer kann ihn entbehren? Der vertraute Bediente, der den Brief brachte, verſicherte, daß er Malkolm geſund verlaſſen hätte — und ſo war Bertha bald beruhigt. Nur ſeinem Befehle mußte ſie pünktlich gehorchen; der Bediente hatte den Auftrag ihr behülflich zu ſein. Der verarmte Bürger und ſeine Frau, das Mädchen, welches ihre Herrſchaft liebte, waren leicht entſchloſſen Bertha zu folgen. Man wollte ſtillſchweigend wegziehen. Bertha liebte das Geheimnißvolle, und für die nächſte Nacht ward die Entfernung beſchloſſen. Dort erſt ſagte ſie ſich, kannſt du ihn erwarten; nur wo er iſt, liegt deine Heimath. Zwar konnte ſie ſich nicht verbergen, daß er da, in dem entfernten Thale nicht oft erſcheinen würde; daß Wochen, vielleicht Monate verſtreichen würden, ohne daß er ſie beſuchte; aber über Alles tröſtete ſie die Gewißheit ſeiner Liebe. Wenn er auch ſelten kommt — wie ſelig, dachte ſie, werden die wenigen Stunden verfließen! Sie erreichte bald den ſtillen Ort, der ihr von Malkolm angewieſen war. Er lag reizend, umgeben von Walde, am Rande eines Gebirgſees; Malkolm hatte dieſe Wohnung kurz nach ſeiner Ankunſt in der Gegend für ſich einrichten laſſen; ſie ſollte ihm als Mittelpunkt für ſeine Unterſuchungen in mehrern Richtungen dienen.

Die arme Bertha war wunderbar bewegt, als ſie den lieblichen Aufenthalt erblickte. Sie betrat das Haus, faſt überraſcht, als ſie die koſtbare elegante Einrichtung wahrnahm; und ſie glaubte hierin wieder neue Beweiſe der Liebe zu finden, die ſie beglückte. Nichts ſchien zu fehlen; wenige von den Geräthen, die ſie ſorgſam mitgebracht hatte, konnten gebraucht werden, und Bertha trennte ſich faſt mit Luſt von jener häuslichen Einrichtung, die ihr früher ſo viele Freuden gewährte, um ſich ganz mit dem zu umgeben, was von ihm herrührte. Es war nicht die Koſtbarkeit, die Eleganz oder die Schönheit, was ſie entzückte; aber daß ſie dieſes Alles von ihm erhalten hatte, daß es ſein Geſchenk war, daß es in jedem Augenblicke an ihn erinnerte, erfüllte ſie mit wehmüthiger Freude. Sie verlebte einige Tage immer in der Hoffnung bald von ihm Nachricht zu erhalten, als eines Morgens die Dienerin eilig in das Zimmer kam und Malkolms Bedienten anmeldete. Er trat ein — iſt dein Herr, iſt Malkolm da? rief ſie in ungeduldiger Eile. Der Bediente überreichte ihr ſchweigend einen Brief. Sie erbrach ihn; ihre Augen weilten erſt lange mit ſtiller Freude auf den geliebten Zügen, ſie küßte den Namen, dann las ſie. Die Augen blieben ſtarr auf den entſetzlichen Zeilen haften, kaum behielt ſie ſo viel Kraft den Brief durchzuleſen; ſie ſchien über den Inhalt tief, tief nachzuſinnen, als enthielte er etwas ihr völlig Unbegreifliches, Fremdes, Unglaubliches, von deſſen Wirklichkeit ſie ſich erſt überzeugen müßte. Oft hatte ſie den Brief ſchon durchgeleſen und noch immer ſtarrte ſie vor ſich hin — lächelte, als wollte ſie einen thörichten Traum, einen tollen Irthum von ſich weiſen, ſchüttelte den Kopf und ſtarrte wieder wie in tiefem Nachdenken vor ſich hin. Dann ergriff ſie ſchnell den Brief, als wollte ſie ſich überzeugen, ob es auch ſeine Handſchrift wäre, ob nicht ein tückiſcher Betrug ſie irre leite — las noch einmal den Schluß des Briefes, beſah die Unterſchrift, betrachtete den Bedienten, der ihr wohl bekannt war — jetzt erſt ſchien ſie von der Wirklichkeit überzeugt — der Brief entfiel ihren Händen und ſie ſank beſinnungslos nieder.

Malkolm hatte in den gütigſten, in den mildeſten Worten auf das Zerſtörende in ihrem unglücklichen Verhältniſſe aufmerkſam gemacht. Du haſt es ſelbſt eingeſehen, liebe Bertha, ſchrieb er, daß es für mich und für dich ein Unglück wäre, wenn du meine Frau würdeſt; aber du haſt nicht bedacht, wie die Welt ein ſolches Verhältniß beurtheilt, nicht erwogen, daß es mich, ſo wie es beſteht, von jeder andern Verbindung ausſchließt, nicht eingeſehen, daß es dir und mir zum Vorwurfe gereicht. Es zerreißt mein Herz, wenn ich erwäge, wie ein ſolcher Taumel uns beide hat ergreifen können. Du weißt, liebe Bertha, der Vorſchlag rührte nicht eigentlich von mir her — ich ſage das nicht, um mich zu entſchuldigen, nicht um dir etwas vorzuwerfen — ich bin der Mann, ich ſollte der Beſonnene ſein — mich trifft der härteſte Vorwurf. Nie werde ich meine innere Ruhe wieder gewinnen. Aber Umſtände ſind eingetreten, die mit Strenge fordern, daß dieſes Verhältniß aufhöre. Könnteſt du mich, könnteſt du die kurze Zeit, die wir in unſeliger Verblendung verlebten, vergeſſen! Vor aller Augen iſt noch immer die unglückliche Liebe und ihre Frucht verborgen. Ich würde für deinen — meinen Sohn Sorge tragen. Kämpfe muthig gegen eine Verirrung, die dich doch, wenn ſie fortdauerte, unglücklich machen mußte, die ſchnell überwunden, beſiegt, unterdrückt, zwar einen Kampf erfordert, der tief, der tödtlich verwundet; aber glaube mir, Bertha, du kannſt noch glücklich ſein. Ich habe dieſes Alles recht lange, recht ſchmerzlich erwogen, ich habe mit eignen Qualen ringend deine doppelt empfunden; aber ich habe den Entſchluß gefaßt, den unvermeidlichen — ich ſehe dich nie mehr.

Eine tödtliche Krankheit raubte Bertha die Beſinnung und das Bewußtſein ihres Unglücks — ſie dauerte lange, und nur der Wahnſinn rettete ihr Leben. Was früher der einzige, träumeriſche Wunſch ihres ſtillen Lebens geweſen war, was ſie ſo ſeltſam ſich verwirklichen ſah, was ihr ganzes Daſein verzehrt, alle Gedanken gefangen genommen, jede Tiefe ihrer Seele belebt, durchglüht hatte, das konnte ein Brief, das konnten einige Worte nicht vertilgen. Malkolms Liebe war ihr Leben, ihr Daſein, ihr einziger Glaube — was dieſer innerſten Gewißheit widerſprach, auch ſeine eigne Erklärung, war Trug und Lüge. Sie blieb ſtill, in ſich verſunken, aber mild, verſtändig; ſie ordnete Alles im Hauſe an und beſorgte mit großer mütterlicher Sorgfalt die Pflege ihres Sohnes; nur bemerkte man in jeder ihrer Handlungen etwas Unſtätes, eine unruhige Beweglichkeit, die den Zuſchauer ängſtigen mußte. Jeden Abend bereitete ſie die Stube für Malkolms Ankunft vor; der Thee dampfte, der Stuhl wurde vor den Tiſch geſetzt, eine große Taſſe, aus welcher er zu trinken pflegte, hingeſtellt, und ſie erwartete ihn mit großer Geduld. Wenn nun eine Stunde nach der andern verfloß, ohne daß er kam, ward ſie etwas unruhig und ging, die Ungeduld zu beſchwichtigen, ſchnell in der Stube auf und ab. Er kommt heute Abend nicht, ſagte ſie — aber morgen kommt er gewiß, ſetzte ſie dann mit einer Art freudiger Zuverſicht hinzu und ſchlief gewöhnlich ruhig ein, um am zweiten Abende die nemlichen Vorbereitungen mit dem nemlichen Erfolge zu treffen. Jahre verfloſſen ſo und ihr Zuſtand blieb unverändert derſelbe. Als das Kind heranwuchs, ward es einem Prediger in der Nähe anvertraut. Malkolms Unterſtützung verſchaffte ihr jede Bequemlichkeit des Lebens. Sie lebte, für die Wittwe eines reichen Mannes geltend, mit einer Art von Glanz. Die Frau, welche in der entfernten Vorſtadt von Stockholm ihre Wirthin war, leitete jetzt das Hausweſen; der Mann beſorgte einen ſchönen Garten hinter dem Hauſe, den ſie nur äußerſt ſelten beſuchte. Die vertraute Dienerin verließ ſie nie. Mit den Nachbaren ging ſie nicht um — ſie las, ſchrieb — und obgleich blaß und hinfällig, war ſie doch nicht krank.

Während die verlaßne Bertha mit einer tödtlichen Krankheit kämpfte, war Malkolm glücklich. Wenige Wochen nach der erſten Bekanntſchaft ſchon hielt er ſich für überzeugt, daß ihn Mathilde liebe. Und er hatte ſich nicht geirrt. Sein glänzender Ruf, ſein Anſehn, ſein Reichthum machten eine Verbindung mit ihm für jede Familie wünſchenswerth. Mathilde beherrſchte die ſchwachen Verwandten — deren ſeltſame, adelſtolze Grillen ſich mehr in äußere Etikette verloren, als durch Geſinnung darthaten, und ihre Neigung entſchied. Bald war ganz Stockholm erfüllt von dem Gerüchte dieſer Verbindung; man geſtand ſich nie ein ſchöneres Paar geſehen zu haben, nie zwei Liebende, die auf eine ſo entſchiedene Weiſe durch ihre Vereinigung ſich wechſelſeitig Glanz verliehen. Wo ſie ſich ſehen ließen, traten ſie wie im Triumphe auf, denn alle Männer beneideten Malkolm, alle Frauen Mathilde.

Als Sinclair Mathildens Erziehung beſonnen leitete und ihr Vermögen umſichtig verwaltete, handelte er nicht ohne Eigennutz. Das heranwachſende Mädchen entwikkelte eine glänzende Schönheit, und ihr Geiſt, der alles, was ihm mitgetheilt wurde, rein auffaßte, verſprach faſt noch ſeltnere Blüten. Mathilde verehrte den Vormund mit kindlicher Zuneigung; ſie gehorchte ihm gern, weil er verſtändig gebot; ſie freute ſich, wenn ſie ihn ſah, lauſchte mit großer Aufmerkſamkeit, wenn er ſprach, ehrte ſein Urtheil, und er durfte wohl hoffen, daß einſt die kindliche Liebe ein leidenſchaftlicheres Gepräge annehmen würde. Seinem Alter, ſeinen Erfahrungen, ſeiner Geſinnung war freilich die Liebe fremd, aber an der Seite einer ſolchen Frau, die er erzogen hatte, zu glänzen, reizte ihn, und da ſpätere Ereigniſſe ſein Vermögen zerrüttet hatten, war ihr Reichthum ihm nicht gleichgültig. Als die Zeit herannahte, in welcher Mathilde, nach der

Beſtimmung ihrer Eltern nicht mehr ſeiner Leitung, ſeiner Aufſicht unterworfen war, mußte er ſeine Neigung erklären. Mathilde erſchrack; mit zagender Schüchternheit wagte das über ſich ſelbſt klare Mädchen dem verehrten Vormunde zum erſtenmal zu widerſprechen. Ja, jetzt erſt trat ein Gefühl in ihrer Seele hervor, welches früher wohl da war, aber ihr ſelbſt unbewußt — ſie ahnte, daß dieſer Mann ihrem Innerſten fremd war, ſie ſchauderte, wenn ſie ſich an ihn gebunden, an ſeiner Seite lebend dachte. Zwar hüllte ſie ihre Weigerung in die zarteſten Wendungen, aber Sinclair durfte jetzt nicht weiter in ſie dringen. Der kälteſte, beſonnenſte Mann iſt in ſolchen Verhältniſſen blind. Mathildens freie, offne, reine Seele war leicht zu durchſchauen. Er überzeugte ſich, daß die Liebe ihr bis jetzt unbekannt geblieben war, er rechnete auf ſeinen Einfluß, auf den Baron und deſſen Gemahlin, und hatte noch keinesweges alle Hoffnung aufgegeben. Daß grade eine heftige Krankheit zu der Zeit ihn befiel, als Mathilde in Stockholm ankam, war ihm peinlich; ſie nahm bald ſo ſehr überhand, daß der Arzt jeden Beſuch verbieten mußte — und eben, als ſie etwas nachließ, ward die zukünftige Verbindung zwiſchen Malkolm und Mathilde öffentlich erklärt. Der Baron und die Baroneſſe erwarteten zwar von Sinclairs Seite keine Einwendung; ſie wußten, daß ihm keine Stimme gebührte; aber ſie fanden es ſchicklich, ſeine Geſundheit abzuwarten und ihn, wenn auch nur ſcheinbar, zu Rathe zu ziehen. Sie äußerten dies und Mathilde zitterte, dennoch hielt ſie es für unedel den zurückgewieſenen Antrag eines Mannes, dem ſie ſo viel verdankte, zu verrathen; dieſer blieb, wie bisher, ihr ſtilles Geheimniß — und ſo ſah ſie einem höchſt peinlichen Auftritte entgegen, als Malkolms heftige Ungeduld dieſe Schwierigkeit hob. Er ſtellte dem Baron und vorzüglich ſeiner Gemahlin lebhaft vor, wie eine ſolche Zögerung offenbar eine Schwäche, eine Art von Unterwerfung bezeigen würde. Ihnen kommt allein es zu, ſagte er, ihre Beiſtimmung zu geben; ja, daß die verſtorbenen Eltern die Tochter von dem achtzehnten Jahre an ihrer Aufſicht anvertrauten, beweiſt augenſcheinlich, daß ſie Sinclair keinen Einfluß in dieſer Rückſicht zugeſtehen wollten. Wäre Sinclairs Krankheit bedenklich, wäre ſie tödtlich, dann würde ich es natürlich finden, wenn Mathilde jedes andere Gefühl vergäße; das iſt aber nicht der Fall, ſie ſelbſt haben durch den Arzt erfahren, daß er ſich beſſert; ich muß die Stadt verlaſſen und wünſche die Gewißheit meines Glückes mit in die Ferne zu nehmen. Malkolm wollte vor ſeiner Abreiſe Sinclair beſuchen und der erſte ſein, der ihm ſein Glück verkündigte. Er war nicht wenig erſtaunt, als Mathilde ihn dringend bat dies ihr zu überlaſſen; aber er gab nach. Er bedauerte in ein paar Zeilen an Sinclair, daß ſeine plötzliche Abreiſe ihn verhindere ſich perſönlich nach ſeiner Geſundheit zu erkundigen, da er erfahren hätte, daß die Aerzte ihm jetzt geſtatteten Beſuche anzunehmen — und verließ die Stadt.

Zwar war die Entfernung nur kurz, in wenigen Tagen konnte er hoffen ſeine Geliebte wieder zu ſehen; aber er hatte Grund vor ſeiner Abreiſe die Verbindung entſchieden zu ſehen, dieſer Troſt ſollte ihm als Ermunterung dienen, bei einem Unternehmen, welches ihn in Gefahren verwickelte, deren Erfolg er nicht vorausſehen konnte. Er hatte es endlich ſo weit gebracht, daß er die Verſchwörung, ihre Abſicht, einen großen Theil der Theilnehmer genau kannte; er hatte die wachſende Unternehmung Schritt vor Schritt verfolgt; ſeine Vertrauten ſchlichen ſich unter die Verſchwörer und wußten alle ihre Geheimniſſe zu erkunden — Malkolm mußte die Schlauheit, mit welcher die unbekannten Häupter das Ganze leiteten, bewundern. Die Mitglieder waren nur theilweiſe unterrichtet und dennoch arbeiteten ſie auf ein gemeinſchaftliches Ziel hin; nur in dem letzten Augenblicke — und dieſer nahte jetzt heran — als die That laut werden ſollte, wurde ihnen das Ganze bekannt. Die meiſten Theilnehmer waren zu Allem entſchloſſen, die Uebrigen fühlten ſich ſchon ſo ſchuldig, ſo verſtrickt, daß ihnen das Zurücktreten entſchieden verderblich dünkte, das Gelingen des Verbrechens ſie allein retten konnte. Jetzt war in einer entfernten Provinz die letzte entſcheidende Zuſammenkunft beſchloſſen — hier wollten ſich alle auf unverdächtige Weiſe verſammeln, hier verſprachen die unbekannten Häupter, die über große Mittel zu gebieten ſchienen, ſich den Theilnehmern zu zeigen. Alle Beweiſe, hinlänglich um eine gerichtliche Unterſuchung einzuleiten, konnten, gelang es, ſie bei dieſer Zuſammenkunft zu überraſchen, in Malkolms Hände kommen. Das entſchieden Verbrecheriſche der That überwand jede Bedenklichkeit über die Mittel, die er anwandte. Ungekannt, den Geſetzen unerreichbar konnten die gefährlichſten Verſchwörer ſich noch zurückziehn, wenn die Ueberraſchung mislang. Ganz insgeheim waren die nöthigen Anſtalten getroffen; unter mancherlei Verkleidungen zog Malkolms Mannſchaft nach der Gegend, die er früher genau erforſcht hatte, er ſelbſt reiſte auf einem Umwege dahin, von Seiten des Staats mit einem Auftrage in eine andere Provinz verſehn, und eben ſeine bevorſtehende, erklärte Vermählung mit Mathilden gab ihm einen nützlichen Vorwand. Wenn das öffentlich bekannt gewordene Geſchäft beendigt war, wollte Malkolm die Güter des Barons beſuchen, und auf der Rückreiſe von da konnte er auf eine völlig unverdächtige Weiſe in die Nähe der Gegend kommen, in welcher die Zuſammenkunft ſtattfinden ſollte. Dieſe war, wie die geheimen Nachrichten, die er erhalten hatte, lauteten, auf acht Tage nach Malkolms Abreiſe von Stockholm feſtgeſetzt.

Es war in der Abenddämmerung, als Malkolm einen Gaſthof an der Landſtraße erreichte und Pferde auf dem Wege nach Stockholm beſtellte, um ſchnell weiter zu reiſen. Er ſelbſt hatte es zu veranſtalten gewußt, daß alle Pferde ſchon in Beſchlag genommen waren. Er ſchien höchſt verdrießlich, als man ihm erklärte, daß die Schutzpferde aus ſehr entfernten Gegenden herbeigeſchafft werden müßten; mit ſtark geäußerten Widerwillen beſchloß er nun die Nacht hier zuzubringen. In dem Gaſthofe ging es ſehr lebhaft zu; Reiſende kamen und gingen und ſchienen große Eile zu haben. Malkolm blieb ruhig auf der ihm angewieſenen Stube und ließ ſich gar nicht ſehen. In das ſogenannte Schutzbuch ſchrieb er einen fremden Namen. Er hatte das Abendeſſen früh beſtellt, that ſehr ermüdet und ſchloß ſich ein. Die Gaſtſtuben ſind in Schweden und Norwegen oft in abgeſonderten Gebäuden, und eine ſolche hatte er ausgewählt. Als alles ruhig war, ſtahl er ſich hinaus und ſchloß die Stube ſorgfältig hinter ſich zu. Jetzt ſchlich er auf ein ſeitwärts liegendes Gehölz los, und an einer ihm genau bekannten Stelle wagte er es einen Namen leiſe zu flüſtern. Eine dunkle Geſtalt tauchte aus dem Gebüſche hervor und antwortete eben ſo leiſe. Beide ſchlichen weiter durch ungebahnte Wege, faſt eine Meile — ſie ſprachen gar nicht. Endlich entdeckten ſie auf einer von Waldung umgebenen Fläche ein hellerleuchtetes Gebäude. Malkolms Begleiter näherte ſich einer Geſtalt, die an einen Baum gelehnt daſtand;

es war ein Vertrauter. Iſt die Mannſchaft aufgeſtellt? fragte Malkolm mit gedämpfter Stimme. Alles iſt angeordnet, Herr, wie ſie es befohlen haben. Wir ſind verwundert, daß ſie dieſe Gegend ſo genau kennen. Er gebot ihm Stille, nannte aber einige Perſonen, die, ſeiner Anordnung gemäß, ganz in der Nähe ſein mußten. Sie erſchienen ſogleich, ſprachen flüſternd mit Malkolm und gingen kühn auf das Gebäude zu. Es waren diejenigen, die ſich unter die Verſchwornen geſchlichen hatten. Sie erhielten den Auftrag die Wachen, die man wahrſcheinlich ausgeſtellt hatte, unter irgend einem Vorwande von dem Hauſe wegzulocken. Es gelang. Bald ſah man ſie mit zwei Männern auf den Ort zuſchreiten, wo Malkolm in dichtem Gebüſche verſteckt war. Mehrere von ſeinen Verbündeten hatten ſich auf einen ſtillen Wink genähert, und als die verlockten Wachen, unruhig ſpähend, in das Gebüſch traten, wurden ſie plötzlich ergriffen — Flinten zielten nach ihren Köpfen — keinen Laut, ſprachen leiſe die Drohenden, und in großer Stille wurden die Gefangenen weiter von dem Hauſe weggeführt und an Bäume gebunden. Wir haben das Haus genau umgangen, ſagten die Zwei, welche die Wachen weggelockt hatten — es iſt jetzt ohne Schutz — wir können uns ohne Bedenken nähern. Rundum, aber in gehöriger Entfernung ſtand die zerſtreute Mannſchaft und lauerte auf das Signal. Ein Licht ward ſchnell aus einer verhüllten Laterne herausgenommen — ein Blitz, durch zerſtoßnes Harz hervorgerufen, ſetzte die Mannſchaft in Bewegung, welche mit leiſen Schritten und lautlos dem erleuchteten Hauſe näher trat. Dieſes war nun völlig umzingelt, Fenſter und Thüren ſorgfältig beſetzt, ein jeder Ausweg den Eingeſchloſſenen verſperrt. Die Zwei, die den Verſchwörern als Verbündete bekannt waren, traten in den erhellten Saal, wo die Verſchwornen, zwanzig an der Zahl, verſammelt waren. Sie wollten erfahren, ob irgend eine Kunde der Gefahr bis zu den Verſammelten gedrungen wäre, aber ſie fanden dieſe zwar in großer Spannung, weil ſie noch immer vergebens auf die Häupter warteten, die ſich jetzt zu erkennen geben ſollten; aber ſonſt ruhig berathend. Malkolm war indeſſen bis an die Thüre des Saales geſchlichen, und als er nach einiger Zeit merkte, daß keine Bewegung entſtand, öffnete er die Thüre und trat kühn hinein.

Wir ſind verrathen! erſcholl eine Stimme aus dem Hintergrunde. Ja, Verbrecher, rief Malkolm, ihr ſeid verrathen. Alles griff zu den Waffen, die beiden Vertrauten drängten ſich an Malkolm, erſchrocken über ſeine Tollkühnheit. Er aber blieb feſt in der Mitte des Saales ſtehen. Wollt ihr euer Verbrechen durch einen Mord ſteigern, ſagte er ruhig, es ſteht vielleicht in eurer Gewalt; aber ihr ſeid verloren, jeder Ausweg iſt euch geſperrt. Die Verſchwornen ſchienen wie gelähmt, nur derſelbe, der zuerſt die Gefahr entdeckte, riß zwei Piſtolen hervor, zielte mit der einen auf Malkolm und brannte ab. Der Schuß ſtreifte die rechte Seite über der Schulter, das Blut floß — Malkolm bewegte ſich nicht, er betrachtete kaltblütig die Verſammelten. Ein zweiter Schuß fiel und der Angreifende hatte das eigene Gehirn zerſchmettert. In dieſem Augenblicke war der Saal ſchon ganz von Malkolms Begleitern beſetzt.

Er ſelbſt fühlte bei dem Auftrage, welchen er auszuführen hatte, etwas, das ſein Innerſtes verletzte. Das Heranſchleichen mit einer überwiegenden Mannſchaft, um die Verſammelten, die ſich ſicher glaubten, zu überfallen, ſchien ihm heimtückiſch, ſeiner unwürdig. Selbſt die Ueberzeugung, daß die That für das Wohl des Staats wichtig war, konnte ihn nicht beruhigen. Er wollte doch wenigſtens ſelbſt einer größern Gefahr entgegen gehn, er wollte einen Theil der Schmach von ſich wälzen, und vermochte es nicht einen Entſchluß, den er tadeln mußte, aufzugeben.

Die Verſchwornen wurden nun gefeſſelt. Von den Häuptern, die uns unbekannt geblieben ſind — man nannte vier — iſt nur einer hier — und er hat ſich ſelbſt ermordet, ſagten die Verbündeten, indem ſie ſich Malkolm näherten. Als wir eintraten, wurden die Uebrigen mit Ungeduld erwartet. Wir befürchten, daß ſie noch in dem letzten Augenblicke Nachrichten erhalten haben. Malkolm war ſehr mismüthig — Alles war ſo wohl berechnet, ſagte er, und nun ſoll uns doch der Kern der Unternehmung entſchlüpfen. Er ging neugierig auf den Erſchoſſenen zu und erſchrack, als er einen jungen Mann erkannte, der in den erſten Geſellſchaften Stockholms eine bedeutende Rolle ſpielte, den er ſelbſt unter die Vorzüglicheren rechnete. Da dieſer zu den Häuptern gehört, ſagte Malkolm, ſich ſchnell faſſend, da er hier war, da er die Uebrigen kennen mußte, hat er ſie nicht genannt? Kein Nahme iſt über ſeine Lippen gekommen, verſicherten die Vertrauten. Als wir in den Saal traten, fanden wir die Verſchwornen höchſt mismüthig und aufgeregt; die beſtimmte Zeit, wo die Häupter erſcheinen ſollten, war längſt verfloſſen, und man drang in den Erſchoſſenen ſie zu nennen. Ein jeder von uns hat das Recht nur ſich ſelbſt zu nennen — mich kennt ihr — die Uebrigen werden euch bekannt werden — wenn ſie kommen, antwortete er ſtolz, und weder Ueberredung, noch die Drohungen der erbitterten Menge vermochten ihn ſich weiter zu äußern. Wir dürfen nichts verſäumen, erwiderte Malkolm; es iſt möglich, wenn auch nicht wahrſcheinlich, daß ein Zufall die Ankunft der unbekannten Häupter verzögert. Die Gefangnen verſchließe man und verhindre, daß ſie laut werden. Das Haus bleibt verſchloſſen, die Lichter hell brennend — entfernt euch. Man erinnerte ihn an ſeine Wunde; ſie bedeutet nichts, antwortete Malkolm kurz — entfernt euch.

Er blieb einſam in dem Saale zurück — er wollte die Papiere allein durchſehen. Die Regierung wünſchte dieſe ganze unangenehme Begebenheit ſo geheim zu halten, wie möglich, und Malkolm ehrte die Gründe, die ſie dazu bewogen. Da dieſe Papiere, wenn ſie in andre Hände fielen, den ganzen Umfang des Verbrechens entdecken konnten, fand er es um ſo nothwendiger, ſie ſelbſt zu durchforſchen.

Die Lichter brannten hell — umgeworfene Stühle, Papiere, die zerſtreut umher lagen — alles zeigte die Spuren der Verwirrung, und in einem Winkel ruhte der Erſchoſſene. Noch einmal näherte ſich Malkolm dem Unglücklichen — er röchelte noch. Sollte Hülfe möglich ſein? dachte er und horchte leiſe hin; aber er hatte den letzten Athemzug gethan, jede Spur von Leben war verſchwunden. Die entſtellte Leiche blickte ihn ſtarr, ja drohend an, die ſtolze Wuth mahlte ſich in den grimmigen Zügen — Schaum quoll aus dem Munde hervor. Wenn uns ein großes Verbrechen in ſeinen entſetzlichen Folgen entgegentritt, dann iſt es, als wenn das Unſichere, das Schwankende unſeres ganzen inneren Weſens, die grauenhafte Verwandtſchaft mit dem Böſen, die ſchlummernden Keime des verborgenen Verderbens ſich drohend vor uns aufthäten — Malkolm ſah den blühenden Jüngling, der ihm theuer geweſen war, der ihn angezogen, deſſen Lage ihm bis auf dieſen Augenblick eine günſtige geſchienen hatte, den er ſich in dem gewöhnlichen Kreiſe der heimathlichen Ordnung als ein ruhiges Mitglied dachte — jetzt aus dieſem Kreiſe urplötzlich herausgeriſſen, durch ihn ſelbſt als einen gefährlichen Verbrecher bezeichnet, als Selbſtmörder trotzig hinſcheidend. Er hatte den Verſuch des Unglücklichen, ihn zu ermorden, vergeſſen, er vergaß ſeine Wunde, obgleich das Blut noch langſam heruntertröpfelte.

Wer iſt ſicher — ſprach er — wer darf ſich rühmen? Er erblickte ſich ſelbſt wuthentflammt, gegen die Geſellſchaft bewaffnet, er ſah ſich verfolgt, ergriffen, gerichtet — das Leben erſchien ihm wie ein geſpenſtiger Traum, in welchem aus Greul Greul ſich entwickeln. Und du! rief er faſt laut, und Bertha ſchwebte vor ihm — er ſah ſie mit der Verzweiflung ringen — er konnte ſichs nicht verbergen, daß ſie geopfert, in ihrem innerſten Weſen vernichtet war, daß ſie keinen Troſt hatte, keine Hoffnung. — Staat, Regierung oder Mädchen — iſt ſie weniger? Biſt du reiner, als dieſer? und er liegt hier — geſtraft durch die eigne Hand, während du dein Verbrechen durch die Liebe, durch die heiterſte Unſchuld, durch das Reinſte, Anmuthvollſte, was die Erde trägt, zu lohnen wagſt? Armer Jüngling! fuhr er fort und näherte ſich der Leiche — wie oft ſah ich dich heiter und fröhlich; du liebteſt den Scherz und er kam dir willig entgegen. Der innere Ernſt, der tiefe, wahre, war dir nicht fremd. Ich kann die Tage zählen, ſeit ich dir die Hand drückte, weil ein herrliches Wort aus deiner bewegten Seele einen Widerklang fand in meiner innerſten Bruſt. Du liebteſt — ich ſah deine Augen ein ſchönes Ziel verfolgen; du warſt geliebt — ich habe den verſtohlnen Blick belauſcht, der dich ſuchte — und nie mehr finden wird. Er riß ſich von der Leiche los und ſchritt unruhig durch den wüſten Saal, und wo die umgeworfenen Stühle ſeinen ſchnellen Gang hemmten, warf er ſie inſtinktmäßig, zornig bei Seite, und ſchien erſtaunt, wenn er das Getöſe hörte. Wer kann in dem Innern einer menſchlichen Seele leſen, dachte er, in dieſer ringenden, unſichern, ſtrebenden, unfertigen Welt. Da bildet ſich in Jedem eine beſondere — wie wird ſie erzeugt? Da kämpfen Geiſter mit Geiſtern — wer erringt den Sieg? Da treten Erinnerungen hervor, die eigne Vergangenheit feſſelt uns immer enger, Töne aus einer längſt in Staub zerfallenen Welt dringen lockend in unſer Inneres ein — und das Letzte, in welchem der Gedanke erſtarrt, der Wille ſtirbt — das laute Wort, die kundgewordene That — das plumpe Aeußerſte — Worte — in welchen wir die Tiefe unſerer eignen Gedanken, Thaten, in denen wir die Bedeutung unſeres innerſten Willens kaum erkennen — richten uns. Wir Armſeligen! was nennen wir Gut, was Böſe! wir, die täglich, ſtündlich das Nichtswürdigſte lohnen, das Herrlichſte ſchonungslos zertreten. Liebe und

Haß, Abſcheu und Bewunderung, Strafe und Lohn theilen wir blindlings aus, am albernſten, je weiſer, je ſicherer wir uns dünken.

Welch' eine Schwäche hat dich befallen! rief Malkolm ſich zu, indem er ſich zu faſſen ſuchte. Iſt dieſes eine Welt, in welcher wir ſeufzen und ſtöhnen dürfen? Iſt das ein Mann, der in dem heißen Kampfe, wenn Freunde und Feinde rechts und links ſtürzen, zu ächzen anfängt bei jeder Leiche? Laß das Herz des Mädchens brechen — du darfſt es beklagen, aber du, du mußt vorwärts ſchreiten. Sieh' das Gehirn zerſchmettern — eine Thräne ziemt ſich, aber ſie darf dich nicht aufhalten. Aller Wille wird That, der Zögernde iſt ein Feiger, der ſich beſinnt — der echte Wille ſtirbt in ſeiner That oder für ſie.

Er ſammelte die zerſtreuten Papiere, ſtundenlang beſchäftigten ſie ihn. Er vertiefte ſich in die Vergleichung der Thatſachen und ſah bald, daß jetzt die Abſicht der Verſchwornen völlig vernichtet war, daß von einer Erneuerung dieſer Verſuche durchaus nichts zu befürchten ſtand. Er freute ſich nun, daß die Schuldigſten, die man, wenn gleich ungern, mit Strenge hätte beſtrafen müſſen, glücklich entwichen waren. Er bedauerte den Jüngling und glaubte, wiewohl dunkel, die Mittel zu ahnen, die man angewandt haben mochte, um ein edles Gemüth für eine ſolche That zu gewinnen. Aber keine Zeile in den Papieren deutete auf die verſteckten Häupter.

Die Arbeit war vollendet; in ſeltſam aufgeregter Spannung, in einer jeden Gedanken, ja jedes Gefühl feſſelnden Aufmerkſamkeit, hatte er die Stunden zugebracht, und als er die Augen aufſchlug, ſah er, daß der Tag völlig angebrochen war. Jetzt erſt fühlte er die Schmerzen der Wunde; das Blut floß nicht mehr, aber es ruhte verdichtet auf ihr. Die Schulter war ſtark geſchwollen und ſchmerzte heftig. Nur mit Mühe und unter vielen Qualen ward die Wunde nothdürftig verbunden. Er rief die Vertrauten; die verdeckten Wagen, welche die Gefangnen unter ſtarker Bedeckung nach einer Feſtung bringen ſollten, waren ſchon da. Die Leiche ward ſorgfältig eingehüllt und auf eine Tragbahre gelegt, und der Zug ging nach dem Gaſthofe hin. Die Wagen ſollten hier nur kurze Zeit halten, keiner der Gefangnen durfte ſich ſehen laſſen; man wollte die nöthigen Vorräthe einkaufen, um ſogleich weiter zu fahren. Auch die Leiche ſollte mit verdecktem Geſichte auf einen Wagen gelegt und ganz im Stillen den Verwandten überliefert werden.

Aber in dem Gaſthofe war alles in großer Verwirrung. Die Wirthin kam Malkolm erſtaunt und erfreut entgegen. Sind ſie wieder da, gnädiger Herr! rief ſie. Wie erſchrocken waren wir, als wir ſie vermißten. Aber, lieber Herr! wie blaß ſind ſie! Wie habt ihr erfahren, daß ich verſchwunden war, fragte Malkolm kurz und ſtrenge. Die Frau erzählte nun, wie drei Herrn zu Pferde ohne Bedienten angekommen wären; ſie thaten ſehr eilig und ließen ſich das Schutzbuch geben. Der Eine zeigte auf Malkolms angenommenen Namen, ſprach darauf lange und heftig auf franzöſiſch mit den beiden Uebrigen und wandte ſich an die Wirthin. Iſt dieſer Herr abgereiſt? fragte er, und als die Wirthin ihm ſagte, daß er noch da wäre, verlangte der Herr ihn zu ſprechen. Die Wirthin ſuchte es abzuwehren; ſie verſicherte, er ſei ſehr ermüdet geweſen und ſchliefe. Aber er drang darauf, daß er aufgeweckt werden ſollte; er behauptete, daß es Malkolm ſelbſt von äußerſter Wichtigkeit wäre jetzt zu erfahren, was er ihm mitzutheilen habe. Endlich nach langem Sträuben und von allen drei Herrn gedrängt, hätte ſie nachgeben müſſen. Sie wären nun über den Hof nach der Gaſtſtube geeilt. Als ſie dieſe verſchloſſen fanden, rüttelten ſie nach und nach immer ſtärker und riefen immer lauter, ohne Antwort zu erhalten. Der Wirthin wäre es nun ganz unheimlich geworden, ſie hätte befürchtet, es möchte dem Herrn etwas zugeſtoßen ſein. Man brach die Thüre auf und erſchrack heftig, als man entdeckte, wie der Mantelſack und alle übrigen Sachen da waren, das Bette war unberührt und der Reiſende verſchwunden. Jetzt waren die drei Herrn ſehr unruhig geworden — ſie flüſterten lange miteinander — wir müſſen ihn aufſuchen, ſagten ſie, beſtiegen die Pferde und ritten in der Nacht weiter; aber was alle in Erſtaunen ſetzte, nicht auf der großen Landſtraße, ſondern ſeitwärts nach einem Walde zu, wo nur in einiger Entfernung einzelne Häuſer liegen. Malkolm hütete ſich wohl dieſe verſchwundenen Männer ſich deutlicher bezeichnen zu laſſen; er befürchtete, daß eine genauere Beſchreibung irgend einige Bekannte verdächtig machen, daß ein unklarer Verdacht ihn beunruhigen würde. Malkolms Handſchrift hatte etwas ausgezeichnet Eigenthümliches; es war daher klar, daß ſie die verdächtigen Reiſenden auf den angenommenen Namen aufmerkſam gemacht hatte. Malkolm erwog dieſes, er konnte nicht zweifeln, daß die drei Herrn die unbekannten Häupter der Verſchwörung waren, und die Entdeckung, daß einer dieſer Männer ſeine Handſchrift ſo genau kannte, mußte ihn beunruhigen.

Der Wirth und die Knechte kamen zurück, ſie hatten ſich ebenfalls vertheilt, um den verſchwundenen Reiſenden zu ſuchen, und einige waren in der That in die Gegend des Hauſes gekommen, wo der nächtliche Auftritt ſtatt fand. Als ſie aber bemerkten, wie im Dunkeln eine Menge Geſtalten das Haus umzingelte, hatten ſie ſich gefürchtet und waren bedenklich weiter gegangen.

Während nun alle Bewohner des Gaſthauſes in unruhiger Bewegung über das wunderbare, geheimnißvolle Ereigniß der Nacht waren, während ſie mit furchtſamer Neugierde die verſchloſſenen, ſtark bewachten Wagen betrachteten, reiſte Malkolm ab. Sein Geſchäft war geendigt, ja gelungen; aber er konnte ſich nicht freuen. Eine dunkle Ahnung ſchien ihm zuzuflüſtern, daß dieſe Nacht das finſtre Geſchick ſeines zukünftigen Lebens entfalte. Ein ſeltſamer Trübſinn hatte ihn ergriffen, während er von grauenhaften Träumen gequält, bald ruhig einſchlummerte, bald, durch die Schmerzen der Wunde gepeinigt, wieder aufwachte. Er hörte dann den Wagen rollen, der Wind ſauſte in den Bäumen, Bertha ſtand händeringend vor ihm, der Jüngling wälzte ſich röchelnd zu ſeinen Füßen; aber wie ein Engel, von hellem Lichte umfloſſen, winkte ihm mitten unter allen den Greueln, die ihn umſchlangen, aus weiter Ferne Mathilde.

Malkolm mußte einige Tage das Haus hüten, die ſonſt unbedeutende Wunde hatte ſich durch die Vernachläſſigung verſchlimmert. Faſt mit Malkolms Ankunft zugleich verbreitete ſich in ganz Stockholm das Gerücht von der Verſchwörung, von der Aufhebung der Verſchwornen und dem Geheimniſſe, in welches bis dahin die Regierung den ganzen Vorfall einzuhüllen geſucht — und wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, das Gerücht vergrößerte alle Umſtände, die Gemüther wurden aufgeregt, und die Behörden ſahen ſich genöthigt, einen öffentlichen Bericht über die Anſichten der Verſchwornen zur Beruhigung der Einwohner drucken zu laſſen. Dieſer vermochte freilich nicht alle Dunkelheiten aufzuklären; er geſtand, daß es nicht gelungen war die Häupter zu entdecken, aber er bewies, daß die Gefangenen keineswegeſ durch einen ungegründeten Verdacht in Unterſuchung gerathen waren. Malkolms Verdienſte bei der Entdeckung dieſer Verſchwörung, wiewohl nicht öffentlich erwähnt, konnten nicht verborgen bleiben. Er ſchlug jede Art von Belohnung aus, und obgleich er geſtehen mußte, daß er, noch einmal in dieſelbe Lage verſetzt, völlig eben ſo handeln würde, vermochte er ſich dennoch nicht innerlich zu beruhigen. Das Bild des ſterbenden Jünglings ſchwebte vor ihm und ſeine innere Unruhe ſtieg, als man den Tod deſſelben bedauerte, als viele, auch geachtete Männer, es unbegreiflich fanden, daß ein junger Mann, in ſeiner Stellung, mit ſeinen Anlagen, deſſen bisheriges Leben auf nichts deutete, was ein ſolches Vergehen vermuthen ließ, ſo tief ſinken konnte.

Mathilde erwartete ihn mit Sehnſucht und erſchrack, als ſie das drohende, geheimnißvolle Ereigniß, Malkolms Gefahr und Verwundung erfuhr. Sie eilte, von dem Baron begleitet, zu ihm, und war kaum eingetreten, als Sinclair mit Thorgreen erſchien. Der Letztere, auf dem väterlichen Gute lebend, war Malkolm bis jetzt perſönlich unbekannt; Sinclair ſtellte ihn als ſeinen Freund und Mathildens Verwandten vor, und Malkolm hatte ihn oft genug von beiden nennen und loben hören, um ſeine perſönliche Bekanntſchaft wünſchenswerth zu finden. Thorgreen trat mit einer gewiſſen, offnen Freimüthigkeit auf, die etwas Verſtecktes, eine verborgene Schlauheit vergeſſen ließ — und da Malkolms bekannt gewordene Verbindung mit Mathilden, die entdeckte Verſchwörung und Malkolms Theilnahme an der Entdeckung Gegenſtände des Geſprächs wurden, ſo ward dieſes bald lebhaft. Mathilde freute ſich den Verwandten zu ſehen, nur Sinclairs Gegenwart machte ſie ſichtbar verlegen; dieſer aber, der ihre ängſtliche Stimmung wahrnahm, ſetzte ſie in Erſtaunen, Malkolm in Verwunderung, als er zu ſprechen anfing: Du biſt, Mathilde, geſtehe es mir, in dieſem Augenblicke wenigſtens, durch meine Gegenwart gepeinigt — und das darf nicht ſein. Ich will es ihnen nicht verbergen, Herr von Malkolm, ihre Verbindung mit Mathilden hat mich um eine Hoffnung ärmer gemacht, die mir theuer, ſehr theuer war, um die ſchönſte meines Lebens. Mathilde kannte dieſe Hoffnung, ſie hat ſie nicht unterſtützt; aber ſie wiſſen, wir Männer ſind Thoren, und ich konnte ſie nicht aufgeben. Doch unterliege ich auch der allgemeinen Schwäche, ſo bin ich doch nicht thöricht genug, um alle Verhältniſſe zu überſehen. Ich habe mein Alter nicht vergeſſen; es war, Mathilde kann es bezeugen, nie meine Abſicht ihre Neigung auf irgend eine Weiſe zu beherrſchen; ich begreife es, daß es ihr ſchwer fiel, den Vormund, den Vorgeſetzten als einen Geliebten zu betrachten — und ihre Wahl muß ich loben. Ja — Malkolm, ich liebe Mathilden und will es ihnen nicht verbergen; ich war blind genug in ihrer Verehrung den Keim einer zartern Neigung zu ſehen, und muß dafür büßen. Nehmen ſie mit meinem redlichen Glückwunſche dieſes offne Geſtändniß, wie ich es gebe — und bleiben ſie mein Freund, ich hoffe jetzt ein doppeltes Recht zu haben es fordern zu dürfen. Sie, Mathilde — werden mich nie klagen hören. Ich glaubte jetzt reden zu müſſen; ſie, Herr Baron, hatten das Recht zu verlangen, daß ihnen ein Wunſch, der nun vernichtet iſt, nicht verborgen blieb — ſie, Malkolm mußten ein Verhältniß erfahren, welches nur ich ihnen entdecken konnte, denn Mathilde würde, wie ich ſie kenne, geſchwiegen haben — und du — Thorgreen — biſt mein Freund, dem ich nichts verberge.

Es lag in dieſer Erklärung etwas ſo Freimüthiges, ja Edles, in dieſer ruhigen, prunkloſen Entſagung etwas ſo Tüchtiges, daß Sinclair von dieſem Augenblicke an Malkolms Vertrauen ganz gewonnen hatte. Wer wäre ich, was wäre mir Mathilde, ſagte er, indem er ihn mit Wärme umarmte, wenn ich die Größe ihres Opfers nicht zu ſchätzen wüßte. Wir kennen nun, fuhr Sinclair fort, unſere gegenwärtige Stellung — und, wenn ich bitten darf, von jetzt an kein Wort mehr von einer Sache, die nie erwähnt werden kann, ohne uns gegenſeitig in eine peinliche Stimmung zu verſetzen. Ich habe mich in meine ehrwürdige Stellung, als vormaligen Erzieher und fortdauernden Vormund zurückgezogen, und werde meine Rolle nicht vergeſſen, ſchloß er lächelnd, verſtand es aber dabei aus ſeinem ganzen Benehmen einen tiefen, verborgenen Schmerz durchblicken zu laſſen. Mathilde reichte ihm ſtillſchweigend die Hand.

Nach einer langen, etwas ängſtlichen Pauſe ſuchte Mathilde dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben. Sie haben, Herr Major, ſagte ſie und wandte ſich an Sinclair, zu unſerer Freude ihre Reiſe aufgegeben. Ja, antwortete dieſer, ich hatte mir zu viel zugetraut. Es war, wie ſie wiſſen, meine Abſicht nach meinem Gute zu reiſen; aber ſchon die erſte Tagereiſe bewies, daß ich zu Großes gewagt hatte. Ich gab die Reiſe auf, und mein Entſchluß umzukehren ward durch den glücklichen Zufall, der mich ganz unerwartet Thorgreen auf ſeiner Herreiſe treffen ließ, um Vieles erleichtert. Thorgreen gab während dieſer Zeit einen ſtillſchweigenden, aber theilnehmenden Zuſchauer ab.

Mathilde beruhigte ſich, als ſie ſah, daß Malkolms Wunde nur unbedeutend war; ſie entfernte ſich mit dem Baron und Sinclair, Thorgreen blieb und als er mit Malkolm allein war, wandte er ſich an dieſen. Ich habe, ſagte er, lange gewünſcht ihnen näher zu treten; ich darf vorausſetzen, daß ſie Manches von mir, von meiner Lage ſchon erfahren haben; meine Freundſchaft mit Sinclair, noch mehr vielleicht meine Verwandtſchaft mit Mathilden, giebt mir einiges Recht, die gewöhnlichen

Formen langſam reifender Vertraulichkeit zu übergehen. Meine Stellung iſt ſehr ſchwierig, und ich bedarf in meiner Lage einer ſichern Stütze, für meine zukünftige Thätigkeit guten Rath — und an wen könnte ich mich mit größerer Zuverſicht wenden, als an Sie? Ich begreife es wohl, daß ſie nicht die Gründe haben, ſich mir hinzugeben, die mich unbedenklich beſtimmen mich an ſie zu wenden. Was auch mein Freund, meine Verwandte Vortheilhaftes von mir geäußert haben mögen, ſie können kein klares Bild von meiner Geſinnung, von meinen Anſichten haben. Aber der Stärkere giebt ſich unbedenklicher hin — er wagt weniger — und ich wage es auf ihr Vertrauen, auf ihre Freundſchaft zu rechnen. Malkolm antwortete, wie es eine ſolche Anrede erforderte, freundlich, ermunternd, und Thorgreen fuhr fort: ſie kennen die Stellung meines Vaters gegen den Hof, gegen den Reichstag — er hat es mit beiden verdorben. Einſeitige Anſichten, die er mit wunderbarem Eifer verfolgte, bis ſie ihn immer mehr verſtrickten und verwirrten; eine unüberwindliche Hartnäckigkeit, die ihn für jede Belehrung, für jede entgegengeſetzte Anſicht völlig unzugänglich macht, hat ihn zuletzt in eine Lage gebracht, die mich ängſtigt. Zwar wird von mir, ſo lange mein Vater lebt, kein öffentliches Hervortreten gefordert, meine Stellung als Krieger verlangt unbedingten Gehorſam; aber mein Vater, ſeit er den Dienſt verließ, auf ſeine Thätigkeit bei dem Reichstage beſchränkt, begehrt bei vielen Gelegenheiten nicht allein meine Billigung der Schritte, die er wagt, ſondern auch Unterſtützung, die ich ihm, meiner Ueberzeugung nach, verſagen muß. So hat ſich eine Oppoſition gegen die Abſichten und Anſichten meines Vaters gebildet, die mich beunruhigt, die mich immer mehr in eine peinliche Lage verſetzt, je deutlicher ich einſehe, daß ſie nicht lange verheimlicht werden kann, daß ſie vielleicht ein Gegenſtand des öffentlichen Geredes werden möchte. Mein Vater hat ſo viele lobenswerthe Eigenſchaften, er liebt mich und hat davon Beweiſe gegeben — und er iſt mein Vater. Geſtehen ſie, ein ſolches Verhältniß muß einen inneren Zwieſpalt erzeugen, der nicht zu ſchlichten iſt.

Thorgreen entwickelte nun die bizarren Anſichten ſeines Vaters mit großer Klarheit, und die Leichtigkeit, mit welcher er ſie als natürlich entſtanden darſtellte, erregte Malkolms Bewunderung. Aber vorzüglich angenehm überraſcht ward dieſer, als er nun mit derſelben Klarheit und Lebendigkeit ſeine Anſichten darlegte. Er erkannte eine faſt durchgängige Uebereinſtimmung mit dem, was ihm das Wahre und Rechte ſchien, und er fand ſich immer mehr angezogen, als er das Alles ſo gewandt und deutlich entwickeln ſah. Es giebt nicht leicht ein angenehmeres Gefühl für edlere Naturen, als die Ueberzeugung einer innern Uebereinſtimmung mit einem in ſich klaren Charakter. Es waren nicht Thorgreens Worte, es war nicht der Gang der Entwickelung, die ihn geleitet hatte, was ihn anzog — aus einer andern Quelle ſchien daſſelbe Leben ſich, ſcheinbar ein Abweichendes ſuchend, in die nemliche Geſtalt zu verlieren. Malkolm war hingeriſſen, kaum merkte er, wie die Zeit verfloß, und nach einigen Stunden meinte er nun den Mann gefunden zu haben, der ihm bis jetzt gefehlt hatte. Eben die edleren Naturen — jeder, der etwas Beſtimmtes in der Welt will und deswegen auch einen beſtimmten Widerſtand findet, unterliegt, ſelbſt den ſchwächeren Waffen der Art — und hier trat ein Mann auf, der, wie Malkolm glaubte, ſeine eignen, geheimſten Gedanken, auf anderem Wege, als ein innerſtes Eigenthum entdeckt hatte. Er gab ſich ihm ganz hin; nie war eine feſtere Freundſchaft in einer kürzeren Zeit geſchloſſen worden.

Nach langem Geſpräche kam die Rede auf Sinclair; er nennt ſich ja ihren Freund, unterbrach Malkolm den Fluß der Rede, die von allen Seiten einleuchtend machen ſollte, wie wenig Thorgreen Malkolms Rath und Leitung entbehren könnte. Ich weiß, was ſie mir ſagen wollen, erwiderte Thorgreen; in der That Sinclair iſt ein Mann im ſtrengſten Sinne des Wortes; er nimmt ſelten einen feſten Entſchluß, einmal gefaßt giebt er ihn aber nie auf — er iſt dann wie verwandelt. Sonſt erſcheint er unſicher herumſuchend, ſpricht mehr in Anklängen, wenn auch geiſtreich, als entſchieden, und es iſt eben dieſe ſeltſame Miſchung von Unbeſtimmtheit und unüberwindlicher Feſtigkeit, die ihn für die Konverſation ſo intereſſant macht. Der hinundherfahrende, die Gegenſtände ſpielend ergreifende Sinn giebt dem Geſpräche einen großen Reiz, und dennoch ſcheint der dunkle Hintergrund, der wie eine finſtre Nacht faſt unwillkührlich durchbricht, aus welchem Gedanken und Entwürfe wie leuchtende Blitze herausfahren, während die Macht der Finſterniß ſich in dem rollenden Donner der Rede gewaltſam entladet, ein Bleibendes, Unveränderliches. Aber der wäre verloren, der ſich ihm hingeben wollte, der ſeinen Rath, ſeine Hülfe begehrte. Fremde Entſchlüſſe verſteht er nie, die Gedanken eines Andern nur dann, wenn ſie alles verloren haben, was in ihnen Eigenthümliches war — und ſeine zermalmende Gewalt tödtet ſie ſchnell, um ſie mit Bequemlichkeit zu verzehren. Jeder Entſchluß wird ein feſtes Anſchießen, eine unauflösbare Kryſtalliſation, eine völlige Erſtarrung des Innern, und nur, was ſich dieſer Form fügt, mag gedeihen. Lieber Thorgreen, ſagte Malkolm lächelnd, und dieſe erſtarrte Felſenmaſſe, dieſe auf immer unauflösbare Kryſtalliſation, iſt dennoch, und zwar eben jetzt, vor unſern Augen zerſchmolzen; die ewig verſchloſſene Troglodytenhöle hat ſich geöffnet, hat die Verzauberten herausgelaſſen, und das Zerſchmolzene floß als aufgegebene Hoffnung in trüber Miſchung dahin.

Thorgreen lachte und ſchien mit Wohlgefallen dieſen Angriff auf ſeinen Freund anzuhören. Es iſt mir in der That ſeltſam vorgekommen, als ich erfuhr, mit welcher Stärke Sinclair ein Ereigniß ertrug, das freilich nicht mehr zu ändern war, fuhr er nach einer Pauſe fort. Schon von Mathildens früher Kindheit an hat er, der ſehr viel über die Eltern vermochte, ihre Erziehung geleitet; es war ſeine Abſicht ſie für ſich zu bilden. Und er verliebte ſich in das, was ihm ſeine eigne Schöpfung dünkte — rief Malkolm — die ewige Wiederholung des Pygmalion, der wahre Visnu unſerer Tage, deſſen mannigfaltige Verwandlungen ſich nur in dieſelbe Zeit zuſammendrängen, anſtatt ſich zu folgen. Das nennt er ſeiner Liebe entſagen, da er doch nur, was ſie für unmöglich halten, einen Plan aufgab! Freilich wird dieſe hohle Bemühung in Dichtungen gelobt, als etwas Edles und Großes geprieſen. Der Unſinn, ſich einen Gegenſtand der Liebe zu ſchaffen, dieſer verderbliche Götzendienſt, das freche Heidenthum unſerer Zeit, iſt der Sinn unſerer Bildung geworden. So wollen die Thoren ſich ihre Geliebten und die Eltern ihre Kinder, die Regenten ſich ihre Völker und die Philoſophen ihre Welt, ja die Pfaffen ſich ihre eignen Gemeinden heranbilden. Der Liebe entſagen — es iſt Wahnſinn, ſo zu reden — fuhr Malkolm fort und ſprang auf: ſie hört auf Liebe zu ſein, wenn ſie entſagt. Indem er ſo ſprach, ſchien es, als träfen die eignen Worte ihn mit zerſchmetternder Kraft — er wandte ſich von Thorgreen ab — Bertha ſchwebte vor ihm. Du haſt zerriſſen, geraubt, was ſich nie rauben, nie entwenden läßt ohne den Eigner zu vernichten, wenn es zu ihm zurückkehrt — tönte es in ſeinem Innern. Ahnte Thorgreen, was in dieſem Momente Malkolm vorübergehend erſchütterte? Eins bewundere ich an Sinclair, ſagte er, er kennt die Reue nicht. Malkolm kehrte ſich zu ihm, blickte ihn einen Augenblick feſt an und ſchwieg — aber mit großer Ruhe nahm er wieder das Geſpräch auf. Sinclair, ſagte er, hat erlebt, was alle Thoren ſeiner Art, was Eltern, Regenten, Philoſophen und Pfaffen immer von Neuem erleben und nie glauben wollen — Mathilde iſt, Gottlob, nicht ſein Geſchöpf, ſie hat ſich aus ſich ſelbſt gebildet und fordert Liebe. Hat das Bewußtſein ſeiner Abſichten auch keine Worte gefunden, ſo ſchlummerte es doch tief in ihrer Seele, und ſein Antrag hat es geweckt. Nach dem, was ſie mir geſagt haben, mag Mathilde den Vormund ehren, hochhalten, aber lieben kann ſie keinen weniger, als ihn. Denn, Freund, Liebe iſt Hingebung, reine, unbedingte Hingebung, die ein edles, würdiges, aus ſich ſelbſt entſprungenes Daſein vorausſetzt; ſie iſt das ſtarke Bewußtſein, daß wir uns ganz in unſerm Innern faſſen und wiederfinden, wenn wir uns völlig hingeben.

Von dieſem Augenblicke an ſchloſſen ſich Sinclair und Thorgreen immer enger, immer feſter an Malkolm, und er wies ſie nicht zurück. Der verwaiſte Geiſt, welcher für ſich eine eigne Welt der Liebe aus ſich ſchaffen wollte, zog ihn an, daß Mathilde durch den misverſtandenen Verſuch gewonnen hatte, mußte er geſtehen, und er bewunderte die Kraft, mit welcher der ſtarke Mann die Folgen des eignen Irthums trug und duldete. Beide wußte Malkolm auf jede Weiſe zu feſſeln, und Mathilde theilte ſeine Täuſchung.

Die Wintermonate verfloſſen ohne bedeutende Ereigniſſe. Mathilde blieb dem Glücklichen immer neu; denn wie durch einen Zauber ſchien die Liebe täglich andere, bisher noch ungekannte Vorzüge zu entwickeln. Aber der Aufenthalt in Stockholm fing Malkolm an unerträglich zu werden. Du mußt dich beſchränken, um im rechten Sinne thätig zu ſein, dachte er; dieſes Herumtappen in allgemeinen Anſichten, großen Entwürfen, ohne ſichere Baſe, iſt eine leere Geſchäftigkeit. Du mußt eine Heimath finden, einen feſten Boden geordneter Thätigkeit, wo That und Erfolg ſich entſchieden mit einander verbinden; wo du in engern Kreiſen über dich ſelbſt, deine Kräfte, und was ſie vermögen, klar urtheilen kannſt. Auch wurden die Hinderniſſe, die ihm jezt entgegen traten, immer bedeutender. So lange eine unbeſtimmte Vorſtellung von ſeinen Vorzügen die Hoffnung eines Jeden mehr oder weniger aufrecht erhielt; während er in allen Richtungen das Haltbare aufſuchend, ſich bald hier bald dahin neigte, wirkte er auf alle mehr anziehend, als abſtoßend. Aber bald mußte er ſich entſchieden erklären; es ſtand nicht in ſeiner Macht, was ihm lobenswerth und angemeſſen dünkte, von den Flecken zu reinigen, die es verdunkelten — und dennoch war er gezwungen entweder aller Thätigkeit zu entſagen, oder ſich in einer beſtimmten Richtung zu bewegen, und in dieſer, was tadelnswerth erſchien, zu dulden, wenn auch nicht zu billigen. Aber ſo für eine Parthei gewonnen, ſtanden ihm die Uebrigen feindſelig gegenüber, und den eignen Anhängern ward er leider immer beſchwerlicher. Denn was die Meiſten für die Sache gewann, die er vertheidigte, war eben, was er tadeln mußte, und was er lobte, und wofür er ſtritt, ſchien ihnen, wenn auch nichts Schlechtes, doch nicht das Wichtigſte. Er hoffte durch ſeine Entfernung zu gewinnen, durch gelungene Entwürfe im Kleinen für das Größere den Weg zu bahnen, und durch Thaten den Sinn ſeiner Abſichten deutlicher, als durch Reden darzulegen. Die beträchtlichen Güter des Barons, ſchon damals Mathildens zukünftiger Beſitz, waren in großer Verwirrung; er ſuchte lange einen zuverläſſigen Mann, der die Verwaltung führen könnte, und freute ſich, als Malkolm ſich erbot das Geſchäft zu übernehmen. Zwar beſaß Malkolm ſelbſt ein kleines Gut, aber es lag in einer unfreundlichen Gegend, und der Kreis ſeiner Thätigkeit ſchien ihm dort zu beſchränkt -- und den Beſitz in Wermeland beſuchte er damals noch nicht, ja er vermied die Gegend. Sein großes Vermögen für das Gut des Barons benutzt, konnte aber dieſes bedeutend verbeſſern, es zu einer der vorzüglichſten Beſitzungen des Landes machen. Malkolm machte keine Bedingungen, wie er den Baron kennen gelernt hatte, ſah er wohl ein, daß es ihm frei ſtände alles nach ſeinem Gutdünken zu leiten.

Im Maimonat wollte endlich der Baron, deſſen Aufenthalt in Stockholm durch Malkolms Verbindung mit Mathilden verlängert worden war, nach ſeinem Gute reiſen, und wenige Wochen ſpäter ſollte Malkolm folgen. Aber auf die unerklärbarſte Weiſe wurde er in Stockholm wider ſeinen Willen zurückgehalten; es war oft, als wenn eine unſichtbare Hand die Ereigniſſe leitete, die ihn umſtrickten und feſſelten. Kaum glaubte er ein Geſchäft glücklich beendigt und freute ſich auf ſeine nahe bevorſtehende Abreiſe, ſo entdeckten ſich unerwartete Verwikkelungen, die ſeine Entfernung verzögerten. Malkolm war allein; Thorgreens Vater lebte auf ſeinen Gütern, die an den Beſitz des Barons grenzten, auch Sinclairs Güter lagen in der Nähe, und beide hatten mit dem Baron die Stadt verlaſſen. So ſich ſelbſt überlaſſen, fühlte ſich Malkolm heftig verſtimmt; die Albernheit ſeiner Gegner, das Unnütze, Zweckloſe ihres Treibens, da es ihn von Mathilden entfernt hielt, ſchien ihm doppelt verhaßt; Berthas Schickſal, das tragiſche Ende des ermordeten Jünglings quälte ihn; aber, was früher Reue war, verwandelte ſich in heftigen Ingrimm. Er ſchien ſich auserlohren, in die widerwärtigſten Verhältniſſe hineingezogen, ein innerlich zerriſſenes Leben zu führen, und alle Kraft ſeiner Seele drängte ſich in den feſten Entſchluß zuſammen, die Ketten zu zerſprengen, die ihn wider Willen feſſelten. Bald glaubte er die verborgene Abſicht der unbekannten Gegner zu durchſchauen — und jetzt hatte er gewonnen: denn von nun an handelte er mit der klarſten Beſonnenheit. Die Gegner glaubten ihn eben mehr als je in ihre Netze verwickelt, als er den Triumph genoß, ganz im Stillen den Abſchluß aller ſeiner Geſchäfte entſchieden herbeigeführt zu haben. Seine Gewalt über die Menſchen führte ihn ſicher — und im Auguſt konnte er endlich die Stadt verlaſſen.

Er ſah Mathilden wieder, er hoffte nun die Vermählung nicht länger aufgeſchoben zu ſehen; aber auch hier trat ihm eine andere Albernheit, die des Barons und ſeiner Gemahlin, feindlich entgegen, die er leider ſchonen mußte. Die Anſtalten, die unendlichen Vorbereitungen zu einer Feſtlichkeit der Art, welche die ganze Gegend in Bewegung ſetzen ſollte, waren unüberſehlich — und Malkolm verging faſt vor Ungeduld. Es war wenige Tage nach ſeiner Ankunft, als jener räthſelhafte, nächtliche Ueberfall ſtatt fand, der, durch Silén verhindert, dennoch dem treuen Bedienten das Leben koſtete. Wir wiſſen aus Silens Erzählung, wie es Sinclair und Thorgreen gelang jeden Verdacht von ſich zu entfernen. Der alte Thorgreen blieb lange ſtumm, und erſt nach vielen Verſuchen, ihn zum Geſtändniß zu bringen, erklärte er, daß es ſeine Abſicht geweſen ſei, Mathilden aus dem Hauſe des Barons zu entfernen, daß ihm, dem näheren Verwandten, die Aufſicht über ſie gebühre, daß die Verbindung mit einem Manne von dunkler Herkunft ſeiner Familie zur Schande gereiche, welches aber weder der Baron noch ſein widerſtreitender Sohn eingeſtehen wollten; daß er nur, als er ſich von dem Bedienten angegriffen fühlte, gethan hätte, was ſeine gekränkte Ehre forderte. Sinclair und Thorgreen wußten die Ausſage des Alten zu benutzen; ſie unterſtützten auf eine ſchlaue Weiſe die Vermuthung, daß er, der noch in Stockholm nicht ohne Anhänger war, durch dieſe Malkolms Geſchäfte zu verwickeln gewußt hätte, und dieſer ſchloß ſich immer enger, immer vertraulicher an ſie an. Dennoch behielt er fortdauernd etwas Verſchloſſnes, Unbiegſames — nie theilte er den Freunden ſeine Entſchlüſſe mit; oft ſuchten ſie ſeinen Rath, niemals er den ihrigen — und das imponirende Uebergewicht, welches er beſtändig faſt unbewußt zu behaupten verſtand, erzeugte einen Ingrimm in beiden, der deſto heftiger wurde, je weniger er ſich äußern durfte. So mußte der Unglückliche den Haß, der ihn ſo nahe umgab, deſſen tiefen Urſprung keiner ahnte, ſtündlich unterhalten. Dem Geheimniſſe ſeiner Geburt, das Malkolm keinem Menſchen bekannt glaubte, waren ſie auf die Spur gekommen, und ſie wußten es auf verborgenem Wege, doch mehr als eine Sage, die ſie in Dunkel hüllten, unbemerkt zu verbreiten. Aber ſo groß war Malkolms Anſehen, ſo mächtig ſeine gebietende Gegenwart, ſo gewaltig wirkte die Furcht vor ſeinem Zorne, deſſen heftige Ausbrüche man kannte, daß man ſich dieſes Geheimniß nur furchtſam mitzutheilen wagte, daß es nach Jahren immer mehr an Gewicht verlor, und zuletzt ganz zu verſchwinden ſchien.

Die Ermordung des Bedienten, das Verbrechen eines nahen, angeſehenen Verwandten, Mathildens Schreck, verzögerten nun abermals die Hochzeit, die endlich mit großem Pompe ſtatt fand. Kurz vorher erklärte Sinclair, daß er das Land verlaſſen wolle. Es iſt, ſagte er, für unſere gegenſeitige Ruhe das Rathſamſte. Er hatte einen Theil der Revolution ſchon früher in Paris durchlebt; jetzt, verſicherte er, war es vorzüglich Napoleons wachſende Gewalt, die ihn hinzog. Vergebens ſuchten Malkolm und Mathilde ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen; beide vermißten ihn ungern. Wenn ich bedenke, ſagte Mathilde, was ich ihm verdanke, muß es mir nicht ſchmerzhaft ſein, als diejenige zu erſcheinen, die ihn aus ſeinem Vaterlande, aus der bekannten Umgebung vertreibt?

Beide achteten ihn hoch, denn in ſeinem Benehmen zeigte er einen ſo edlen Kampf mit ſeiner Neigung, daß auch Malkolm ihn bewunderte. Hat Sinclair nicht den Keim des Liebenswürdigen frühzeitig in dem holdſeligen Mädchen entſtehen ſehen? dachte er. Da ſchloß die ganze Seele des ſtarken Mannes ſich an die zukünftige Blüte, wie an ſeine ſchönſte Hoffnung. Er ſah, wie ſie ſich entfaltete, ihm ſchwoll die volle Knoſpe entgegen — was du übereilt Abſicht, Plan nannteſt, was du als Thorheit rügteſt, war nur die ſorgende Liebe. Er ſcheint hart, kalt, bitter — es iſt der rauhe Herbſtwind, der alle Blüten ſeines Lebens zerſtörte, als die lieblichſte ihm verwelkte. Seinen inneren Gram haſt du oft Härte geſcholten, und dennoch ſollte es dir nicht unbekannt ſein, wie der ſtarke Mann leidet. Was Malkolm an Sinclair band, war eine unglückliche Verwandtſchaft ihrer Gemüther. Daß neben dem Grame getäuſchter Liebe der verletzte Stolz ſeine Rechte behauptete, begriff er nur zu gut. Sinclairs feſter Wille, ſein Muth, ſeine Kenntniſſe, und jene Anſicht der Welt, die ſich nur durch das Leben, durch männliche That ausbildet — erſchienen dem getäuſchten Freunde als die Ruinen eines vornehmen edlen Daſeins, und der nächtliche Hintergrund mit ſeinem Grauen erhöhte den Eindruck. Auch Malkolm ſah in der innerſten Mitte ſeines Daſeins dieſe finſtere Nacht, die keine Sonne erleuchtet. Sinclair's freiwillige Verbannung ſchien ihm aus einer hohen, ſtarken Geſinnung zu entſpringen; von jetzt an dünkte er ihm der edelſte Mann, jeder Aufopferung fähig, unerſchütterlich treu, über jede gemeine That erhaben, und alle Verſuche ihn verdächtig zu machen, ſcheiterten an ſeinem feſten Glauben.

Einſt, wenige Tage vor Sinclairs Abreiſe, begleitete Malkolm dieſen nach Strömſtadt. Wenige Gegenden mögen ein Bild des Todes, der lebloſen Erſtarrung darbieten, mit dem vergleichbar, welches dem Wanderer hier entgegenſtarrt. Es ſind jene aus dem Meere erhobenen Felſenriffe, völlig nackt, kahl und niedrig, mit glatten Oberflächen, als wäre das Waſſer eben von den abgerundeten Kuppen heruntergefloſſen, die vor ihm da liegen. Thäler und Schluchten haben dieſe niedrigen Felſen in allen Richtungen zerriſſen. Kümmerlich taucht hier und da ein einſames Gebüſch aus den Thälern hervor, aber die verlaſſene Oede, die glatten, zerriſſenen Felſen verfolgen uns, ſo weit das Auge reicht, und wenn es nach dem Meere zu ein einzelnes Haus, eine einzelne Hütte entdeckt, wird der erſtarrende Eindruck der Felſenwüſte dadurch nur erhöht. Die fruchtloſeſte Sandſteppe ſcheint lebendig mit einer ſolchen Gegend verglichen, und der Reiſende wird von der Gewalt der Umgebung unwiderſtehlich ergriffen. Mit ſtummer Sehnſucht weilt das Auge auf dem entfernten Horizonte, als ſuchte es dort Rettung gegen das peinliche Gefühl der furchtbaren Lebloſigkeit, die es umgiebt.

Malkolm und Sinclair hatten Strömſtadt verlaſſen, und ritten längſt des Meeresufers, um den erſtarrenden Eindrucke der innern Gegenden zu entfliehen. Doch auch hier wird die todte Einförmigkeit der Umgebung durch das Meer nicht überwältigt, und jene ungeduldige Langeweile, die den Weg ins Unendliche ausdehnt und verlängert, lähmte jedes Geſpräch, als ſie einige Fiſcherwohnungen entdeckten, und am Ufer, in der Nähe, eine Menge Menſchen, die aus allen Hütten herbeigeſtrömt ſchienen. Als ſie näher kamen, erfuhren ſie, daß man ſo eben einen Ertrunkenen aus dem Meere herausgezogen hatte, und vergebens mit ſeiner Belebung beſchäftigt war. Malkolm, bei ſolchen Gelegenheiten nie müßig, drängte den Haufen auseinander und ſah, wie man die Leiche gewaltſam herumrollte, auf den Kopf ſtellte, und alle jene thörichten Verſuche machte, die oft den noch nicht entſchiedenen Tod unvermeidlich herbeiführen. Selbſt Malkolms Anſehen und gebietende Weiſe vermochten kaum dieſe Verſuche zu unterbrechen; er hob die Leiche in die Höhe, ließ ſie in ſitzender Stellung auf einem Felſen feſthalten, befahl warme Tücher zu bringen, rieb den entblößten Rücken, erwärmte die Magengegend, und wandte alles an, was ihm zweckmäßig ſchien und die Umſtände erlaubten.

Während er ſo beſchäftigt war, hatten die Umſtehenden dem fragenden Sinclair die Veranlaſſung des Todes erzählt. Der Ertrunkene war einer der ſchönſten, flinkeſten Burſchen der Gegend; er war auf langen Reiſen geweſen und neulich zurückgekommen, um ſich nun hier niederzulaſſen und ein ſchönes Mädchen zu heirathen, die er lange geliebt hatte. Er habe, während ſeiner langen Abweſenheit, nie in ſeiner Treue gewankt; aber ſchlechte Menſchen hätten verſucht ihm das Mädchen verdächtig zu machen, und obgleich er ihren Verläumdungen lange widerſtanden, wäre er doch zuletzt unruhig geworden. Geſtern Abend hätte er einen jungen Mann geſehen, der ſpät die Wohnung ſeines Mädchens verließ, darauf einige Nachbaren bemerkt, wie er ſtille nach dem Hauſe geſchlichen wäre, und durch die hellen Fenſter wahrſcheinlich entdeckte, daß die Eltern und alle Hausgenoſſen ſchliefen, daß das Mädchen allein wach war. Da hätte man ihn drohend und dann wieder händeringend an dem Ufer auf und ab gehen ſehen. Wo er die Nacht zugebracht hatte, wußte keiner, aber vor etwa einer halben Stunde hörte eine alte Frau etwas ſtark in das Meer herunterſtürzen, als wäre es ein großer Stein, und jetzt hätten die Wellen des Meeres die Leiche an das Ufer geworfen. Das Mädchen iſt brav und gut, ſagte der ehrliche Erzähler, wir wiſſen es alle, die wir ſie ſeit ihrer Kindheit kennen; ſie liebt den Burſchen wie ihre eigne Seele, und der Unglückliche wußte nicht, daß ihr Bruder geſtern Abend von Gothenburg angekommen iſt, und da kein Lager in der kleinen Wohnung für ihn ſich befindet, bei einem Nachbar ſchläft.

Da hat denn das gute Mädchen, in aller Unſchuld, bis ſpät mit dem lieben Bruder, den ſik herzlich liebt, wie es ſich für eine fromme Schweſter ziemt, und den ſie ſeit vielen Jahren nicht geſehen, geplaudert, und der tolle Burſche hat ſich nun für jenes Leben und ſeine Braut für dieſes unglücklich gemacht. Hat das Mädchen es erfahren? fragte Malkolm, noch immer, wenn gleich vergeblich, mit dem Ertrunkenen beſchäftigt. Noch war keine Antwort erfolgt, als ein blühendes Mädchen, mit wild herunterhängenden Haaren, mit rollenden Augen, das tödtliche Entſetzen in den ſtarren, blaſſen Zügen, herbeiſtürzte und nur mit Gewalt von der Leiche zurückgehalten wurde. Malkolm war erſchüttert, ſelbſt Sinclair konnte die Gruppe nicht ohne Theilnahme betrachten. Rundum weinten Mädchen und Jünglinge. Das Mädchen ſtarrte immerfort nach der Leiche und nach Malkolm, der ſeine Verſuche fortſetzte, obgleich er wenig Hoffnung hatte. Sie ſchien ruhiger, man hielt ſie weniger feſt, als ſie ſich plötzlich losriß und hinkniete, die krampfhaft gefalteten Hände waren gegen den Himmel gehoben, die großen Augen ſuchten mit glühender Inbrunſt Hülfe von oben, die langen braunen Locken flatterten im Winde, die Bruſt hob ſich gewaltſam — Gott im Himmel! rief ſie endlich mit heller, wenn gleich bebender Stimme und eine Todesſtille herrſchte in der ganzen Verſammlung — o, Gott im Himmel! du kennſt mich; bin ich jemals treulos geweſen? war mein Herz nicht dir und ihm allein geweiht, dann laß mich die Schande tragen, wie den Schmerz. Bin ich aber unſchuldig, habe ich auf dich gehofft, zu dir gefleht für mich und ihn, ſo laß ihn nicht als Selbſtmörder, nicht mit dem ſchwarzen Verdachte vor deinen Richterſtuhl treten. Herr! du gabſt der Wittwe zu Nain den einzigen Sohn wieder, du weinteſt mit der Schweſter des Lazarus und erweckteſt den Bruder — öffne ſeine Augen, daß er mich ſehe und erkenne, ſeine Ohren, daß er meine Unſchuld vernehme. Während ſie ſo bat, ſchien die Gewißheit der Erhörung ihre Züge zu verklären, ja die umſtehende Menge, die ſie kannte und liebte, das Wunder zu erwarten. Das Mädchen erhob ſich, trat mit raſchen Schritten auf den todten Geliebten zu — Guſtav — rief ſie, höre mich — und in dieſem Augenblicke hob ſich die Bruſt des Ertrunkenen fühlbar unter Malkolms Händen — ein Strom von Waſſer ſtürzte aus ſeinem Munde und er ſchlug die Augen auf.

Ein lauter Jubel erſcholl von allen Seiten, aber das Mädchen kniete wieder in ſtillem Gebete, während die Thränen ſtromweiſe aus ihren Augen ſtürzten — und alle, Alte wie Junge, Männer und Weiber, Jünglinge, Mädchen und Kinder knieten mit ihr und prieſen Gott. Malkolm durfte ſeine Bemühungen noch nicht aufgeben, die eben jetzt am wichtigſten waren; aber er fühlte es, wie auch ſeine Wangen Thränen benetzten. Allmälig erholte ſich der Ertrunkene, und Sinclair, der ſtillſchweigend aus der Ferne den Auftritt betrachtet hatte, drang nun auf die Fortreiſe. Aber vergebens — Malkolm blieb. Der Wiedererwachte ward vorſichtig nach der nächſten Wohnung gebracht; Malkolm reichte dem erfreuten Mädchen, die wie eine Heilige verehrt, von den Bekannten mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtet wurde, die Hand und führte ſie — und nicht eher gelang es Sinclair ihn fortzubringen, als bis der Wiederbelebte ſein völliges Bewußtſein erhalten, bis er das Wunder der reinen Magd, die er ſo ſehr verkannt, erfahren, bis er den Bruder erkannt hatte, der ſeine thörichte Eiferſucht veranlaßte, bis er in den Armen des Mädchens lag.

Der Tag war faſt vergangen, und als nun endlich Malkolm den dringenden Bitten des ungeduldigen Begleiters nachgeben mußte — er ſchien es noch immer ungern zu thun — wandte er ſich an den ermatteten Jüngling, der auf einem alten Lehnſtuhle ſitzend, zwiſchen Beſchämung und Freude ſchwebend, das glückliche Mädchen anblickte. Glaubſt du, Guſtav, von mir unterſtützt, die nächſte Kammer erreichen zu können? fragte Malkolm freundlich. Gewiß, antwortete Guſtav und verſuchte es ſich aufzurichten; aber er war noch zu ſchwach. Die Anweſenden merkten, daß Malkolm das Brautpaar allein zu ſprechen wünſchte und entfernten ſich; Sinclair folgte brummend. Malkolm forderte Dinte und Feder und riß ein Blatt aus ſeiner Schreibtafel. Marie, ſagte er, nachdem er einige Zeilen geſchrieben und unterſiegelt hatte — bleibe Gott wie deinem Geliebten treu, und der letzte wird dich lieben, der erſte beſchützen, wie er dich jetzt erhört hat. Du biſt arm, wie ich gehört habe — hier haſt du einen kleinen Brautſchatz. Wenn Guſtav dieſes Blatt an das genannte Handelshaus abgiebt, erhält er die angeführte Summe. Er wollte ſich nun ſchnell entfernen, aber Guſtav bat ihn dringend zu bleiben. Er hatte das Blatt geleſen, und erſchrocken über die Größe der Summe — rief er — es iſt zu viel, Herr! Die Hälfte reicht hin, um ein Boot zu kaufen und die Hütte meines verſtorbenen Vaters zu flicken — auch ich brachte eine kleine Summe mit. Man darf wohl die Güte braver Männer benutzen, und es iſt ſo wohlthuend zu nehmen, wie zu geben, was reine Liebe uns ſchenkt — aber über die Gebühr dürfen wir nicht nehmen. Sie haben mich gerettet, daß ich nicht als ein Selbſtmörder vor Gottes ſtrengem Richterſtuhle erſcheinen darf, ſetzte der verſtändige Jüngling hinzu, der auf ſeinen Reiſen die Rettungsmittel für Ertrunkene kennen gelernt hatte. Ich nicht, nein, ſo wahr Gott lebt, er hat dich gerettet, unterbrach ihn Malkolm mit Wärme, er, durch das Gebet deiner Braut. O, höre nie, nie auf das zu glauben! Die Summe iſt nicht zu groß; ich weiß wohl, was zu einer bequemen Einrichtung gehört, und ich gebiete euch ſie zu behalten. Er riß ſich nun los und eilte Sinclair nach.

Zwiſchen den rauhen, kahlen, unbewohnten Felſen ritten nun beide neben einander weiter; ſie ſahen ſich genöthigt das Meeresufer zu verlaſſen und die ganze Nacht durch die Reiſe fortzuſetzen, um Mo zu erreichen. Aber die Nacht war hell und die Stille, mit der öden Umgebung übereinſtimmend, ſchien faſt etwas Magiſches zu haben. Lange ritten ſie ſtumm nebeneinander, Sinclair war verdrüßlich, und Malkolm — noch immer innerlich mit dem Ereigniſſe beſchäftigt, welches ihn ſo tief bewegt hatte, erwartete ruhig, daß er ſprechen ſollte. Hier haben wir nun eine ganz vollſtändige Legende, begann der Erſtere endlich, in allen Theilen ſo ausgebildet wie möglich, mitten in unſerm guten proteſtantiſchen Schweden; eine allerliebſte Heilige, die ſich kühn darauf berufen durfte, daß wenigſtens der Letzte, der ſie beſuchte, ein Bruder war; ein Geliebter, der erſt erweckt und dann ſo vollkommen überzeugt und getröſtet ward, daß die Frau für die Zukunft völlig ruhig ſein kann und wenig Mühe haben wird, bei jedem andern noch ſo zweifelhaften Zufalle den guten Mann zu beruhigen. Und damit der Mönch bei dieſer Wundergeſchichte nicht fehlt, giebt ſich mein verſtändiger Freund dazu her dieſe Rolle zu ſpielen; ja, wenn ich nicht irre, hat er die ganze Farce erſt ausgebildet und ihr die wahre Rundung gegeben. Er ſtellt ſich ruhig hin, wendet die verſtändigſten Mittel an, und konnte des Erfolges ſo ſicher ſein, wie die neapolitaniſchen Pfaffen, wenn ſie das Blut des heiligen Januarius in den Händen erwärmen; aber er iſt der Erſte, der Wunder ſchreit und das blödſinnige Volk in ſeinem Aberglauben unterſtützt — ja ſo unkenntlich erſchienſt du mir in dieſem Augenblicke, daß ich Mühe hatte den verſtändigen, nie zu täuſchenden Freund wiederzuerkennen. Dein Vorwurf, erwiderte Malkolm, rührt mich wenig; aber ich möchte doch wiſſen, ob dieſes unerwartete, in ſeinem Zuſammenhange in der That wunderbare Ereigniß keinen andern Eindruck in deiner Seele hinterließ, als den, der aus deinem Spotte ſpricht, ob kein anderes Gefühl in dir entſtand? Gefühle, rief Sinclair ungeduldig, ſind, wenn ſie nicht beherrſcht werden, ſchlechte Begleiter eines verſtändigen Mannes — ſie dürfen uns nie leiten, und wo der Verſtand eine Albernheit entdeckt, müſſen ſie ſchweigen. Ich dächte, nahm Malkolm ruhig das Wort, eben der Verſtand ſollte ein Ereigniß der Art nicht zerreißen, nicht willkührlich ein Einzelnes herausheben und den lebendigen Zuſammenhang vernichten. Es leidet keinen Zweifel, kamen wir nicht zur rechten Zeit, dann wäre der arme Guſtav wirklich geſtorben. Trotz aller Gebete! rief Sinclair heftig. Allerdings, fuhr Malkolm gelaſſen fort — aber wir kamen, erſchienen eben noch zur rechten Zeit, und ohne unſere Hülfe hätte das Ereigniß, wie es ganz und vor unſern Augen ſich entwickelte, gar nicht ſtattgefunden. Eben in dem Momente, als alle, auch ich, jede Hoffnung aufgaben, trat das erſchütterte Mädchen hervor. Ich war erſchöpft, hoffnungslos, ungeduldig — ihre zuverſichtliche Unſchuld, ihr ergreifendes Gebet durchdrang, belebte, erwärmte mich. Ja, Sinclair, warum ſoll ich es leugnen, ich fühlte, daß eine höhere Hand meine That heiligte, leitete, ſtärkte; unwillführlich klang das Gebet des Mädchens in meiner Seele nach, es ward mein eignes, ich bat, ich flehte, wie ſie — da regte, da hob die Bruſt ſich unter meinen Händen, der erſte, ſchwere Athemzug drang mühſam hervor — und ich nenne es Erhörung — ich finde keinen andern Namen für das Gefühl, das mich wie ein heiliger Schauder durchdrang. Malkolm, rief Sinclair unwillig — nimm die Tonſur, wickle dich in eine Kutte — wer ſind wir, wenn ein ſo natürliches, ſo unbedeutendes Ereigniß die Grundſätze eines Mannes erſchüttern kann! So unbedeutend ſcheint es dir? — Berührt es doch eine Religion, die, ſo ſehr wir uns auch von ihr abwenden mögen, die tiefſte des Daſeins iſt. — Vor uns liegt eine weite Felſenöde, die Sonne iſt ſchon lange unter den Horizont geſunken, auch ihre Strahlen gehen unſerm Auge vorbei nach jener unendlichen Höhe, und ſenden uns von da ein mildes Dämmerlicht. Wie oft ſcheint mir das ganze Leben und Treiben, mein eignes, wie fremdes, ſo gering, ſo nichtig, die Welt dieſer Oede ähnlich — Alles, was einen Werth hat, nicht wie ein Einheimiſches, nein, wie ein Verirrtes, wie jenes Dämmerlicht, wenn es uns die erſtarrten kahlen Felſen ſichtbar macht. Es giebt Augenblicke, in welchen ich mich nach der nahen Morgenröthe ſehne, in welchen ich den kalten Schauder fühle, der ihre Annäherung verkündigt, in welchen das immer nach außen ſtrebende, ringende, in ſich zuſammenrinnende Gefühl zu Thränen, wie Thautropfen erſtarrt. Wenn doch endlich einmal der Strahl dein Auge träfe, dein Herz erwärmte! ſo läßt ſich ein ſehnendes Gefühl tief aus dem innerſten Abgrunde meines Geiſtes vernehmen — es iſt mir dann, als müßte die Sonne erſcheinen, als wäre der höchſte, heiligſte Moment meines Daſeins ganz nahe — aber ſie erſcheint nicht — die Strahlen berühren mein Auge nicht, nur die nächtliche Erleuchtung blickt trübe und kalt aus unendlicher Ferne mich an. So öffnen jene Nachtblüten, aus einer fernen Heimat, aus einer wärmeren Sonne, in deren Nähe ſie zu blühen beſtimmt waren, nach dem kalten Norden verſetzt, um Mitternacht ihre Kelche! Sinclair blickte den Freund mit Erſtaunen an, als glaubte er einen Anderen zu ſehen; aber er ſchwieg, und Malkolm fuhr fort. Ich will dir's nicht verbergen, mehr noch, als die Schönheit, mehr noch als die ſeltne weibliche Bildung, zog mich die tiefe ungeheuchelte Religioſität Mathildens zu ihr hin. Es war mir lieb, daß es ein Heiliges gab, was ihr höher ſtand, als unſere

Liebe; ich fühlte es, daß dieſe einer höhern Beſtätigung bedurfte. Ich bin Zeuge ihrer ſtillen Gebete geweſen, ich habe es erlebt, wie ſie mit Zuverſicht ruhte in den Händen des Allerbarmenden, dem Kinde ähnlich, das ſorgenlos die Mutter anlächelt; ich ſah, wie in jener grauenhaften Nacht, deren Dunkel uns noch drohend umgiebt, aller Schauder des Verbrechens, wie durch einen Zauber entwich, als ſie einen Seufzer ausſtieß, der tröſtende, rettende Engel herbeizurufen ſchien, um ihr Hülfe zu bringen. Nie iſt ſie anmuthiger, als wenn ſie in Andacht verſunken, einer andern, einer tiefern Liebe angehört — dann iſt es mir manchmal, als träte nun das Höchſte und Heiligſte mir nahe, mich zu weihen — dann durchbebt mich oft ein banges Gefühl, als verdiente ich ſie nicht, als wäre es eine Entweihung, daß ſie ſich mir ergab, in meinen Armen ruhte. Denn ich fühle es, ich weiß es, dieſe Welt iſt mir verſchloſſen — das Chriſtenthum iſt weiblicher Art — es fordert willenloſe Reinheit; aber der ſtarke, reine Wille ſchuf den Mann — er ſprach das Letzte entſchieden, ja hart, und die Milde, die ſeiner Rede bis dahin etwas Fremdartiges gab, war verſchwunden. Selbſt damals, als chriſtlicher Aberglaube das ganze Menſchengeſchlecht beherrſchte, fühlten die Helden, die Mächtigen, daß ſie nicht für das Beten und Singen erſchaffen waren, und dennoch glaubten ſie und ließen Pfaffen und Weiber für ſich beten.

Ich konnte auch einmal beten, ich rang nach Erhörung und glaubte an ſie — es war die Milch einer frommen Mutter, die das noch ſäugende Kind genoß und dabei gedieh; aber die Welt rief mich — und ich erkannte, wie nur die eigne That dem Manne ſeine Bedeutung, der eigne Gedanke dem Geiſte ſeine innerſte Wahrheit ſchenkt. Was in dem Weibe durch das Gefühl, durch die Hingebung ſich kund giebt, ſoll als innerſter Gedanke, als ſtarker Wille ſich im Manne zuſammenfaſſen, daß es Geſtaltung, Halt, Wirklichkeit gewinne. Der Aberglaube der Vorzeit konnte dieſes Urſprüngliche nicht verdrängen, und jetzt — du haſt Recht, unterbrach ihn Sinclair, der nun freier athmete — dieſer Aberglaube iſt endlich auf immer verſchwunden; wir forſchen, ſtatt blind zu glauben, wir handeln und beten nicht länger. Wenn das Gebet die Frauen reizender, anmuthiger, vor Allem geduldiger und gehorſamer macht, obgleich das Letztere wohl ſehr ſelten ſein mag — warum ſollen wir es nicht dulden; aber ich möchte lieber das Spinnrad drehen, es war doch einmal eine herkuliſche That — als jenen ſeufzenden Kreaturen ähnlich ſein, die unter allen widerwärtigen Sorten der Menſchheit mir von jeher die fatalſte war. Alles, was vornehm Geiſtig iſt, hat ſich gegen dieſen platten Aberglauben erklärt; die Pfaffen ſuchen ihn zu modeln und zuzuſtutzen, um ſich zu erhalten, damit er doch ein erträgliches Anſehen gewinnt, und habe ſo lange daran gehobelt, daß die letzten Bänder bald reißen werden. Auch gut, ſo ſtürzt dieſer Koloß in ſich zuſammen, daß die verwunderte Nachwelt die Stätte ſuchen muß, wo er ſtand und über die bizarren Ueberreſte lächeln wird. Die Zeit hat das Chriſtenthum gerichtet — die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

Wir dürften, begann Malkolm wieder, weiter von einander entfernt ſein, als du glaubſt. Deinen letzten Ausruf hörte ich oft — wenn man doch nur wüßte, was man meint, indem man ſo ſpricht. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht — wie wahr — es iſt das tiefſte Wort, was je geſprochen wurde. Alſo wird die Welt gerichtet und die Geſchichte hat die richtende Gewalt! Sind die Akten geſchloſſen, daß du das Endurtheil erkennſt? haſt du es geſehen — Brief und Siegel kund und zu wiſſen männiglich? — Wir Thoren! dauren die Verhandlungen nicht noch fort, ſind wir — in der ſeltſamſten Miſchung, die ihren Spott mit uns treibt, nicht ein Theil der Geſchichte, ja bilden wir ſie nicht — um zu richten? — Nein, Blödſinniger — um gerichtet zu werden. Löſe mir den Knoten, wenn du es vermagſt. Das Chriſtenthum wäre gerichtet? Iſt es nicht noch da — erfüllt es nicht tauſend Herzen? ich ſah es die Edelſten veredeln. Jener wunderbare mythiſche Punkt in der Mitte der allmächtigen Geſchichte, jener unerklärbare Anfang, als die alte Welt in Trümmer fiel, wie er ſich ausgebildet hat durch ſo viele Jahrhunderte, wie er ſich aller Gemüther bemeiſterte, ſie irre leitete, verwirrte und dennoch mächtig geſtaltete — wäre nun verſchwunden? Welche Gewalt hat dieſe verdrängt? Euer Spott, eure bewundernswürdige Weisheit, die ſich in Albernheit verkehrt, wenn ſie ihre innerſten Geheimniſſe enthüllen will? Ich haſſe, ich verachte das Viertel-Achtelchriſtenthum, mit ſeinen Worterklärungen und Commentarien, mit ſeinen Philoſophemen und Moralien; das wirkliche, geſchichtliche — ſtand mir einmal näher, iſt mir fremder geworden, und ich weiß es, ich muß mich ganz hingeben oder gar nicht. Dennoch iſt dieſes Ferne, dieſes Fremde mir nahe, oft zum Erſchrecken — ich glaube es zu verſtehen, wenn Mathilde in Andacht verſinkt, es mahnt mich, wenn ich es am wenigſten erwarte. Es war eine ſchöne Zeit — noch liegt ſie mir nicht ſo ferne — als ich an der Seite der treuſten Freunde lebte, als ich erwartungsvoll in die Welt blickte; da war mein jugendliches Herz noch rein und jener Glaube, der mir fremd, unverſtändlich geworden iſt, ſchien mir damals ſo natürlich! Laſſen wir dieſes Geſpräch, ſagte Sinclair — dort kündigt ſich die Sonne an, die in der That alle Morgen zum Vorſchein kommt, und uns nie geäfft hat — ich fühle den heiligen Schauder ihrer Nähe, fuhr er fort und hüllte ſich ſorgfältig in ſeinen Mantel. Malkolm ſchwieg und empfand vielleicht nie tiefer, wie fremd der Mann ihm war, den er ſeinen Freund nannte.

Sinclair reiſte; Thorgreen lebte nun fortdauernd als Freund und Verwandter mit Malkolm, und die Gewohnheit, die uns ſo viele Schwächen erträglicher macht, ſtumpfte allmälig das Gefühl für manches Geringe, Abſtoßende in ſeinem Charakter ab. Er wußte dieſe Mängel mit großer Klugheit zu verheimlichen, er ließ ſich erſt nach und nach gehen, und ohne allen Zweifel würde Malkolm einen Menſchen, der ſich nach jahrelangem Umgange wie er benahm, entſchieden von ſich entfernt haben, wenn er ihm anfänglich ſo entgegentreten wäre. Aber Thorgreens unabläſſiges Studium war Malkolm, er kannte ihn ganz; am vertrauteſten war er mit allen jenen Eigenheiten, die ſich deſto entſchiedner ausbilden, je weniger wir auf ſie achten; die, wenn ſie unbemerkt und wie ohne Abſicht geſchont werden, eine Anhänglichkeit erzeugen, welche deſto tiefer iſt, weil ſie faſt inſtinktmäßig entſteht und ſich mit unſerm Daſein verwebt. Erſt erſcheint uns ein ſolcher Menſch bequem, dann immer angenehmer, zuletzt wird er unentbehrlich. Eben geringe Naturen verſtehen dieſe Art ſich einzuſchmeicheln am beſten, treiben dieſes Studium am gründlichſten, und iſt es gleich oft ein Beweis der innigſten Treue und Liebe, wie bei alten Dienern, die dadurch mit ihren Herrn und Gebietern wie zuſammenwachſen, ſo iſt es doch auch nicht ſelten mit der verwerflichſten Selbſtſucht, ja mit Haß und Widerwillen, mit fortglimmender Rache gepaart, die heimtückiſch den Augenblick ablauert, in welchem ſie das blind vertrauende Opfer erwürgen kann. Ein Menſch, wie Thorgreen, konnte auf dieſe Weiſe ſich die Zuneigung eines edlen Mannes erſchleichen, während ſeine gemeine Natur andern Widerwillen einflößte. So vergingen Jahre und der Zeitpunkt näherte ſich, in welchen wir den unglücklichen Malkolm an dem gefährlichen Wendepunkte ſeines Schickſals fanden. Cederſtröm ſah den verblendeten Freund an der Seite Thorgreens, der ihm von Anfange an widerwärtig erſchien; er hatte ſchon ſo manches von ihm gehört, ſeine Liebe zu Malkolm veranlaßte ihn genauer nachzuforſchen; aber alles, was er erfuhr, war zwar hinlänglich, um ſeinen Verdacht zu beſtärken, aber nicht hinreichend das alte Vertrauen zu erſchüttern, welches ſich jahrelang gebildet hatte.

Eine kleine Stadt in den ſüdlichen Provinzen von Schweden war in unruhiger Bewegung. Man ſah die Einwohner mit geſpannter Neugierde auf den Straßen in kleinen Gruppen ſich verſammeln. Alte Frauen ſteckten die Köpfe zum Fenſter hinaus und winkten den Vorübergehenden; einzelne ſprachen leiſe, während andere ſich laut äußerten, und allerlei Vermuthungen und Anſichten der begierig zuhörenden Menge aufzudringen ſuchten. Immer größer wurden die Schaaren, welche zur Verwunderung der Einwohner aus der Umgegend nach der Stadt eilten. Von der Landſtraße her eilten mehrere in Eile herbei, und jetzt hoben ſich alle vereinzelten Gruppen auf, von allen Seiten ſtrömte die Menge hinzu, aus den Häuſern ſtürzten die Wenigen, die arbeitend in den Stuben geblieben waren, heraus; Männer und Frauen verſammelten ſich um die Reiter. Sie kommen, riefen dieſe, ſie kommen! wir ſahen die prächtigen Equipagen von dem Berge herunterrollen, und eilten zurück es euch zu verkündigen.

Dicht an dieſer Stadt lag ein altes Schloß, welches in den frühern Epochen der ſchwediſchen Geſchichte keine unbedeutende Rolle geſpielt hatte. Hiſtoriſche Erinnerungen, oft furchtbarer Art, knüpften ſich an die verfallenen Gemächer, an die grauen Thürme, an die Umgebungen des Schloſſes. Ein Kaſtellan bewohnte einige kleine Zimmer in einem vorderen Gebäude, nahe dem großen, verfallenen Thore; aber ſeit langen Jahren lag das Schloß wüſte, die Mauern drohten hier und da einzuſtürzen, die Thüren klapperten, wenige ſchloſſen; die meiſten Fenſter waren zerſchlagen und mit Brettern vernagelt; den großen Hof bedeckte üppig wucherndes Gras, deſſen ſchwankende Halme ſich allenthalben zwiſchen dem aufgeriſſenen Steinpflaſter hervordrängten.

Vor einigen Tagen war ein reitender Bote an den

Kaſtellan gekommen. Man ſah dieſen, gleich nach dem Empfange, ſich eilig nach der Stadt begeben — Handwerker wurden herbeigerufen, um einige Sääle in dem mittlern Geſchoſſe, die ſich noch einigermaßen erhalten hatten, eilig einzurichten. Die alten Tapeten wurden abgeſtäubt, die Fenſter gereinigt, die Schlöſſer der Thüren in Ordnung gebracht und die verfallenen Treppen ausgebeſſert; auf dem Hofe ſtellte man das Pflaſter wieder her, und aus dem ganzen Schloſſe wurden die wenigen Stühle, die noch brauchbar waren, nach den Säälen gebracht, ein großer Tiſch aber, der einigermaßen haltbar ſchien, in den einen Saal verſetzt.

Vergebens ſuchte man den Tag über den Kaſtellan auszuforſchen. Er eilte von einem Handwerker zum andern, trug jedem ſein Geſchäft auf, verſprach für gute und ſchnelle Arbeit erwünſchten Lohn, beantwortete aber keine Frage. Als er nun des Abends, diesmal eine Stunde ſpäter, in der Schenke des Städtchens, ſeiner Gewohnheit gemäß, erſchien, hatte ſich dort eine ungewöhnlich große Menge der Einwohner verſammelt. Der Kaſtellan forderte ſeinen Trunk, warf ſich ermüdet in einen Lehnſeſſel, und betrachtete die neugierig herumſtehenden Gäſte mit einer wichtigen Miene und nicht ohne Schadenfreude. Als er gegen ſeine Gewohnheit ſtillſchweigend da ſaß, bedächtig das ſchäumende Bier betrachtete, mit den Fingern auf den Tiſch klopfte, und wie nachſinnend und bedenklich einige unverſtändliche Worte murmelte, wagte ſich anfänglich keiner an ihn. Der Schloſſer endlich, der rüſtig an den Schlöſſern gearbeitet hatte, trat keck auf ihn zu: was das wohl zu bedeuten hat, ſagte er — lebe ich doch nun ſeit meiner Kindheit hier, aber nie habe ich gehört, daß man ſich um das alte Schloß bekümmert hat — es muß im Lande etwas ganz Beſonderes vorgehen. Meint ihr — antwortete der alte Kaſtellan, trommelte auf dem Tiſche fort und that, als drückte ihn ein entſetzliches Geheimniß. Lange ſuchte man vergebens ihn zur Sprache zu bringen — da trat Holter, der Tauſendkünſtler des Orts, hervor. Er war weitherumgereiſt, in Berlin, Petersburg, Hamburg und Norwegen geweſen; insgeheim heilte er Wunden, verbeſſerte Uhren, kittete zerſchlagenes Porzellan mit Geſchick zuſammen, machte bei Gelegenheit Hochzeitgedichte, beklagte und lobte die Hingeſchiedenen in kläglichen Reimen, und raſirte den Reiſenden, der unglücklich genug war, in eine ſchwediſche Stadt zu gerathen, ohne ſich ſelbſt dieſen Dienſt erweiſen zu können oder einen raſirenden Bedienten mit ſich zu führen. Oft pflegte Holter auch noch bedeutende Wanderungen anzuſtellen, ohne daß man wußte, wo er geweſen war, oder was er während der Zeit getrieben hatte, und ſo ruhte etwas Geheimes auf ſeinem ganzen Weſen, welches die Einwohner auf mancherlei ihm nicht günſtige Vermuthungen brachte. In der That erzählte man viel Verdächtiges von ihm, und obgleich er in Geſellſchaft heiter und unbefangen, ja gutmüthig und wohlwollend erſchien, obgleich er durch Scherze, Poſſen und Erzählungen jeden zu beluſtigen ſuchte, ſo daß er von allen gern geſehen, bei jeder Gelegenheit geſucht ward, gelang es ihm dennoch nie das Vertrauen der Einwohner zu erwerben. Er lebte ſeit drei Jahren in dieſer Stadt, ernährte ſich und eine alte Mutter redlich, man konnte ihm nichts Böſes nachſagen; aber er wich immer aus, wenn man ihn genauer erforſchen wollte, und die unbefriedigte Neugierde würde ſich in Haß verwandelt haben, wenn er nicht gewußt hätte, ſich durch ſeine ſtets heitere Laune, durch ſeinen fröhlichen, hülfreichen Sinn und durch ſeine Geſchicklichkeit unentbehrlich zu machen.

Als der Kaſtellan ſtumm blieb, ohne auf die immer heftiger in ihn dringenden Fragen zu achten, näherte ſich Holter der neugierigen Menge. Ihr Thoren, ſagte er, wie könnt ihr glauben, daß der gute, alte Mann mehr wiſſen ſollte, als ihr wißt. Er iſt der Hüter der alten Ruine und hat den Befehl erhalten, die Sääle eilig in Ordnung zu bringen und alle die Anſtalten zu treffen, die euch ſo bekannt ſind, wie ihm, weil er eure Hülfe nicht entbehren kann. Das iſt Alles. Man wird ihm eine Zeit beſtimmt haben, innerhalb welcher Alles zu Stande gebracht ſein muß. Dieſes wichtige Geheimniß mag er für ſich behalten. Aber iſt hier ein Staatsgeheimniß im Spiele, dann glaubt mir, ihn werden die Herren nicht zu ihdem Vertrauten machen, und wenn ſie ſich hier verſammeln, wird er davon eben ſo überraſcht, wie ihr. Holter hat Recht, riefen die Umſtehenden, wir ſind thöricht, daß wir uns an den Alten, der ſo wichtig thut, wenden — er weiß nicht mehr, als wir. Der Kaſtellan ward, als er Holter ſo reden hörte, ſichtbar unruhig, ſeine Geſichtszüge bewegten ſich heftig und er ſchien innerlich mit ſich ſelbſt zu kämpfen; als aber nun die Menge höhnend mit einſtimmte und ſich lachend von ihm entfernte, vermochte er nicht mehr ſich zu beherrſchen. Wenn ihr Donnerſtag Morgen, etwa um neun Uhr, zwölf ſchöne Equipagen mit ſtattlichen Pferden von dem Berge herunterrollen und in das Schloß hineinjagen ſehen werdet, dann mögt ihr am beſten beurtheilen, ob ich beſſer unterrichtet bin, als das thörichte, neugierige Volk, rief er, ſprang auf, bezahlte brummend und verließ den Gaſthof. Man ſah ihm gaffend nach und jetzt erwartete das Städtchen mit unruhiger Neugierde den herannahenden Tag. Aus dem Kaſtellan war nichts herauszubringen; er drang in die Arbeiter, daß ſie fleißig arbeiten ſollten, aber er wich ſorgfältig jeder Frage aus, und in der Schenke erſchien er nicht wieder. Aber von jetzt an ward von nichts geſprochen, als von der bevorſtehenden Begebenheit, ſie beſchäftigte alle Zungen, die abentheuerlichſten Vermuthungen durchkreuzten ſich. Am meiſten ſetzte Holter die Einwohner in Verwunderung; er war den Tag nach dem

Geſpräche in der Schenke verſchwunden und erſchien Mittwoch wieder, um ſich in ſeiner kleinen Wohnung einzuſchließen. Einige Frauen, die ihn bei ſeiner Zurückkunft entdeckt hatten, wollten bemerkt haben, daß er höchſt unruhig, ja blaß und verwirrt ausſah. War er von der Beſchaffenheit der geheimen Verſammlung unterrichtet? Sollten jetzt Verbrechen zum Vorſchein kommen, an welchen er theilgenommen, vielleicht Verſchwörungen entdeckt ſein, in welche er verwickelt war? Man konnte es nicht unterlaſſen ihn mit der bevorſtehenden wichtigen Begebenheit in Verbindung zu bringen; man betrachtete ſein ſtilles, verſchloſſenes Haus mit einer Art Schauder und wunderte ſich, daß die Obrigkeit auf ſo verdächtige Anzeichen nicht zu achten ſchien. Die Meiſten triumphirten, daß ſie hinter der luſtigen, fröhlichen, unbefangenen Außenſeite den gefährlichen, verſteckten Menſchen erkannt hatten, wenige bemitleideten ihn.

Endlich war der Donnerſtag da — ſchon vom frühen Morgen an bewegten ſich alle Einwohner untereinander; die Uhr ſchlug eben neun, als die Nachricht kam, daß man die den Berg herunterrollenden Wagen wahrgenommen, genau wie es der Kaſtellan verkündigt hatte; man war in dieſem Augenblicke geneigt ihm eine viel tiefere Kunde zuzutrauen. Ja, der Alte iſt ſchlau, ſagte eine Frau, er weiß mehr, als man meint, mehr, als der junge Galgenſtrick denkt, und wer weiß, ob er nicht auch ihn und ſeine verborgenen Thaten längſt durchſchaut hat — aber er verſteht zu ſchweigen. Man prieß die Stadt glücklich, daß in ihrer Mitte ein ſo bedeutender Mann wohnte, der das Vertrauen der Mächtigen beſaß und verdiente. Die Vermuthung, daß dieſe Begebenheit mit den noch nicht geordneten Verhältniſſen zwiſchen Schweden und Norwegen in irgend einer Beziehung ſtehen müſſe, war ziemlich allgemein, und die Furchtſameren flüſterten ſich Manches zu, während die Kühneren laut ihre Meinungen gegen die Anweſenden ausſprachen. Das unruhige Murmeln vermiſchte ſich mit den lauten Geſprächen, als auf einmal der Ruf ertönte: ſie kommen, ſie kommen — und eilig von Mund zu Munde ging. Jede Unterhaltung verſtummte, in ſtiller Erwartung hatten alle Einwohner ſich bald in der Hauptſtraße, die zum Schloſſe führte, aufgeſtellt, und aus allen Fenſtern blickten, dicht an einander gedrängt, die geſpannten Zuſchauer. Es war klar, daß das wenig bevölkerte Städtchen allein keine ſo große Menge zuſammenbringen konnte. In der That hatte ſich das Gerücht ſchnell in der ganzen Gegend verbreitet, und aus der nächſten Umgebung ſtrömte Alles der Stadt zu. Schon mit Sonnenaufgang waren ſie da, lagerten aber auf der Landſtraße und ſtürzten in die Stadt hinein, als ſie den verhängnißvollen Zug ſich nähern ſahen.

Die zwölf Wagen rollten, wie der Kaſtellan geſagt hatte, mit ſtattlichen Pferden, reich gallonirten Bedienten, durch die Straße nach dem Schloſſe zu, und die vornehmen Herren ſchienen mit Erſtaunen, ja wie man zu bemerken glaubte, mit Unwillen die Menſchenmaſſe wahrzunehmen, die offenbar von ihrer Ankunft unterrichtet ſein mußte. Einige Einwohner, die ſich dicht an das Schloßthor geſtellt hatten, hörten, wie der Kaſtellan herbeigerufen wurde; wie der erſte Herr, der einen Stern trug, ihn drohend anredete und beſchuldigte, das Geheimniß ihrer Ankunft verrathen zu haben. Der Kaſtellan war äußerſt beſtürzt. Zugleich mit dieſer anſehnlichen Geſellſchaft war Malkolm in einer eignen, glänzenden Equipage eingetroffen. Als die Herren, geführt von dem über den erhaltenen Verweis ganz erſchreckenen Kaſtellan, vor dem in Eile eingerichteten Saale angekommen waren, öffneten ſich die Flügelthüren, ſie traten mit Malkolm ein, und die Thüren wurden hinter ihnen wieder ſorgfältig verſchloſſen.

Malkolm entfernte ſich auf einen Wink von den verſammelten Herren in ein angrenzendes Kabinet, und blieb hier allein, während das Gericht in dem Saale über die Einleitung der bevorſtehenden Unterſuchung berathſchlagte.

Die Verſchwender lieben das Geld nicht weniger, als die Geizigen, die Herrſchſüchtigen die Ehre nicht minder, als die Ehrgeizigen. Jene leben unter Haufen Goldes, als wäre es nothwendige Bedingung ihres Daſeins, wie das Athemholen, wie der Pulsſchlag; dieſe genießen jede Auszeichnung, auch die höchſte, als gebührte ſie ihnen, nie werden ſie durch eine ſolche überraſcht. Verſchwinden aber die Geldquellen des Verſchwenders, verkehrt ſich die allgemeine Achtung, welche der Herrſchſüchtige genoß, in Geringſchätzung — dann droht ihr ganzes Daſein in ſich zuſammenzuſtürzen, und iſt es eine mächtige Natur, ſo erwacht in ihr jene ringende, nächtliche, tragiſche Gewalt, die ſich gegen den Staat, gegen das Menſchengeſchlecht feindlich erhebt, die Theilnahme, Grauen, Entſetzen, oft auch Bewunderung erregt, wo wir ſie tadeln müſſen. Der Habſüchtige, der gemeine Ehrgeizige tritt nie in die Reihe der großen Verbrecher — Malkolm ſollte jenen furchtbaren Wendepunkt des Daſeins erleben — und unterliegen.

Freunde hatten ihn gewarnt — er verſchmähte die Warnung. Mancherlei war geſchehen, was die Aufmerkſamkeit eines ängſtlichen Gemüthes auf ſich gezogen hätte — für ihn waren dieſe Anzeigen verloren, wie für Mathilden. Die Letztere lebte in jener reinen Unſchuld, die keine Auszeichnung fordert, die jede Vernachläſſigung überſieht. Daher war beiden mancher geſellige Verſtoß, manches jener negativen Zeichen, durch welche die Geſellſchaft uns will merken laſſen, daß ſie ſich ſtillſchweigend zurückzieht, völlig entgangen. Beide erſchienen, während man ſich ſichtbar von ihnen zurückzog, zwar ſelten, aber jedes mal völlig unbefangen, unter Menſchen, die nicht den Muth hatten ſie beſtimmt abzuſtoßen, und nicht die Entſchloſſenheit, der öffentlichen Meinung zum Trotz, ſich den Verſchmähten zu nähern. Selbſt jenes Mitleid, jenes zarte Gefühl theilnehmender Schonung, mit welchem die Frauen nicht ſelten Mathilden behandelten, blieb von ihr lange ganz unbemerkt, und die Heiterkeit, mit der ſie in dem Kreiſe der Frauen, die ihr Schickſal ſchmerzlich fühlten, auftrat, die feſte Entſchloſſenheit, die ſich in Malkolms ganzem Benehmen ausſprach, wirkte wie ein Zauber auf die Umgebung. Kaum war eine kurze Zeit der ängſtlichen, von Malkolm und Mathilden nicht bemerkten Zurückgezogenheit verfloſſen, ſo hatte auch die Geſellſchaft jede frühere Bedenklichkeit vergeſſen. Die bloße Gegenwart ſchien Malkolm von dem Verdachte zu reinigen; es war, als wenn ein ſicheres Gefühl ihn freiſpräche, als wenn die Frau, deren Schickſal eben ein Gegenſtand des tiefſten Mitleides war, beneidenswerth genannt werden müßte.

Doch dieſer Zuſtand der Verblendung verging bald und immer deutlicher trat die geſellige Vernachläſſigung hervor. Verhandlungen von Wichtigkeit, die Malkolm anvertraut waren, ſtockten erſt, dann wurden ſie ihm, aus irgend einem ſeichten Grunde, abgenommen; der Reichstag hatte Kommittées für bedeutende Unterſuchungen niedergeſetzt, deren thätiges Mitglied Malkolm war

— ſie wurden aufgehoben und kurz darauf aus andern Mitgliedern zuſammengeſetzt: man ſchien noch der Form nach ihn ſchonen zu wollen, aber er ſah dennoch ſeine ganze Thätigkeit gelähmt, ſeinen ganzen Einfluß verſchwunden. Plötzlich war ihm der Grund klar — er fühlte, daß er einen entſchiedenen Schritt thun müßte, der ſeine verborgenen Feinde zwänge hervorzutreten. Deine Herkunft iſt entdeckt, ſagte er ſich, man hat deine Beſtrebungen für die unglückliche Familie, man hat die Unruhen in Wermeland benutzt, um dich verdächtig zu machen. Verläumdungen, ich darf es nicht länger bezweifeln, ſind erfunden, die Bewegungen in jener Provinz vielleicht ſelbſt von deinen Feinden veranlaßt worden. Noch war Malkolm innerlich ruhig; ja, der Kampf den er zu beſtehen hatte, ſchien ihn zu reizen. Er fand es noch nicht paſſend entſchieden hervorzutreten. „Die Tyrannei der Billigkeit," jene ſeltſame Zuſammenſetzung aus innerer, ſchonungsloſer Härte und äußerer Milde, jenes Produkt der Schwäche neuerer Zeit, die mehr jede unangenehme Empfindung ſelbſtſüchtig entfernen, als das Opfer ſchonen will, hat Mittel in den Händen, die wirkſamer ſind, als die grauſamſte Tortur — das Fleiſch ſchmeckt uns, aber wir können kein Blut fließen ſehen. Malkolm hatte Muth genug auch dieſer Tyrannei Trotz zu bieten. Zwar ſtieg, wenn er einſam alles überdachte, nicht ſelten der heftigſte Ingrimm in ihm auf, zwar lag eine tiefe Verachtung jener ſchwächlichen Mittel feſt in ſeiner Seele, aber er blieb äußerlich kalt, ruhig und entſchloſſen. Endlich hatte er durch Bredahl einen ausführlichen Bericht über die Vorfälle in Wermeland erhalten. Die ſtille Gährung, erfuhr er nun, nahm dort immer mehr zu. Keiner konnte in jener Gegend eine genauere Verbindung zwiſchen Bredahl, dem norwegiſchen Prediger, und Malkolm ahnen; ſo war es jenem gelungen, ohne Verdacht zu erregen, genaue Kunde von dieſen keimenden Unruhen einzuziehen. Er hatte die Bekanntſchaft mehrerer Beamten gemacht; dieſe hatten ihm erzählt, wie die aufgeregten Einwohner über Auflagen, über mancherlei Druck klagten, obgleich man von dieſer Provinz keine neue Abgabe gefordert, ihr vielmehr mit Verluſt für den Staat manche Erleichterung verſchafft hatte. Die thörichten Anſprüche wurden immer heftiger und man nannte Malkolms Namen immer lauter. Bredahl konnte Namen, Verſammlungsörter der Unzufriednen angeben, die ihm von der Obrigkeit ſelbſt genannt worden waren. Man hatte ſchon Unterſuchungen eingeleitet, aus welchen es klar hervorging, daß die ſchottiſchen Eingewanderten, wie man ſie nannte, obgleich auf die geheimſte Weiſe, die Urheber der Unruhen waren, die ſich zwar bis jetzt nur in immer häufiger werdenden Klagen äußerten, aber ſchon eine bedenklichere Wendung zu nehmen anfingen. Bereits ſaßen einige Rädelsführer, die Drohungen ausgeſtoßen hatten, im Gefängniſſe, und einer der Beamten hatte mit großer Aengſtlichkeit und als ein tiefes Geheimniß Bredahl anvertraut, daß, ſo ſeltſam es auch ſcheine, es dennoch immer wahrſcheinlicher würde, daß Malkolm in der That das Haupt dieſer Unruhen ſei. Gott weiß, was er dadurch erreichen will, hätte er geſagt — mir ſcheint es, auch jetzt, da ich faſt unwiderlegbare Beweiſe in den Händen habe, unglaublich.

Wenn uns lange Zeit hindurch eine ungewiſſe Lage gequält hat, dann entſteht, indem wir zur Entſcheidung gedrängt werden, ſelbſt wenn dieſe drohend iſt, ein vorübergehendes Gefühl der Beruhigung in unſerer Seele. Die faſt zur Gewißheit geſteigerte Vermuthung, daß eine Unterſuchung gegen ihn in einer ſo gefährlichen Sache eingeleitet werden könnte, beruhigte Malkolm in der That. Schnell beſchloß er dieſer, wo möglich, zuvorzukommen. Er entwarf ein Schreiben an das höchſte Gericht des Landes, in dem er mit großer Klarheit, Einfachheit und Freimüthigkeit ſeine Herkunft, die Schickſale des unglücklichen Stammes, die Jugendgeſchichte ſeines Vaters darſtellte; in dem er jede Berührung, in welche er bis jetzt mit dieſem Stamme getreten war, was er mit ihm beabſichtigte, ausführlich erwähnte. Er entwickelte dann ſeine politiſche und bürgerliche Stellung und entfaltete die Gründe, welche ihn bewogen, an das Gericht zu ſchreiben und auf eine gerichtliche Unterſuchung zu dringen. Er müſſe vermuthen, ſchrieb er, daß eine ſolche ſchon eingeleitet würde, daß gefährliche Anklagen gegen ihn ſchon entworfen wären oder es werden dürften; er halte es für ſeine Pflicht dieſem Allem zuvorzukommen. Zwar wäre es ihm nicht unbekannt, daß er durch ſeine politiſche Thätigkeit ſich heftige Gegner zugezogen hätte, aber nie wäre auch nur der Gedanke in ihm entſtanden, daß dieſe ihre Zuflucht zu ſolchen Verläumdungen nehmen, mit ſo unwürdigen Waffen ihn bekämpfen könnten. Eine Abſchrift von Bredahls Schreiben fügte er bei.

Dieſes Schreiben beſchäftigte ihn mehrere Tage, und wie hart auch ſeine inneren Kämpfe ſein mochten, äußerlich erſchien er völlig heiter, er vernachläſſigte keines von den vielen Geſchäften, die die Entfernung von dem Gute und ſeine veränderte Stellung hervorriefen, und Mathilde hatte keine Ahnung von dem Unglücke, welches drohend über ihnen ſchwebte.

Er war eben im Begriffe dieſes Schreiben völlig zu ordnen, als ein Gerichtsbote erſchien und ihm eine gerichtliche Einladung überreichte. Mit vieler Schonung ward ihm angezeigt, daß ſchwere Beſchuldigungen gegen ihn vorgebracht wären, daß man aber mit Zuverſicht erwarte, er werde im Stande ſein ſie ſämmtlich zu widerlegen. Aus Rückſicht gegen die Verdienſte, die er ſich erworben habe, gegen ſeine bedeutende bürgerliche Stellung, ſuche das Gericht die nothwendig gewordene Unterſuchung ſo viel wie möglich der allgemeinen Aufmerkſamkeit zu entziehen, und es ſei deswegen höheren Ortes erlaubt worden, eine Auswahl von bedeutenden Gerichtsperſonen zu einer geheimen Sitzung in einer kleinen Stadt zu verſammeln. Dieſe war genannt und die Zeit, in welcher man ſeine Erſcheinung vor dieſem Gerichte erwartete, beſtimmt worden.

Die Anklage, die beigefügt und von dem Ankläger unterzeichnet war, lautete folgendermaßen:

„Ich Adam Siogreen klage den Richard von Malkolm Lilienbladt an:

„Erſtens, daß er, obgleich ihm die Makel, welche auf ſeiner Herkunft ruhen, wohlbekannt waren, deſſenungeachtet dieſe ſeine Herkunft verheimlicht, ſich in eine der angeſehnſten Familien des Landes eingedrängt, die Neigung der Tochter zu erwerben, die Einwilligung der Verwandten zu erſchleichen gewußt, und auf ſolche Weiſe, wie ein anſteckendes Gift, die Makel ſeiner Herkunft einer ſeit uralten Zeiten fleckenloſen Familie mitzutheilen gewagt hat.

„Zweitens klage ich ihn an, daß er, anſtatt dieſer ſeiner Herkunft ſich zu ſchämen, vielmehr ſich ſeiner Abſtammung rühmt, ja ſie benutzt hat, um im Lande gefährliche, hochverrätheriſche Verbindungen anzuknüpfen. Jener mit Verbrechen aller Art belaſtete Stamm, der bis jetzt in fernen Bergen hauſte, während viele ſeiner Mitglieder auf dem Hochgerichte geſtorben ſind, viele

„unſere Gefängniſſe ſeit langen Zeiten gefüllt haben und „noch füllen, iſt von ihm aus den entfernten, einſamen „Gegenden gelockt worden, hat, durch dieſen ſeinen Verwandten aufgemuntert, ſich in fruchtbaren Gegenden „angekauft, durch ihn unterſtützt, viele der fleißigen, ehrbaren Einwohner verdrängt. Nachdem ihm dieſes unter „der Maske des Wohlthuns gelungen war, hat er ſeinen „Einfluß auf dieſe Leute dazu benutzt, die bedenklichſten „Gährungen zu erregen, und ich, der Ankläger, habe „die unläugbarſten Beweiſe in den Händen, daß der genannte Richard von Malkolm Lilienbladt das Haupt der „in Wermeland entdeckten, Gottlob in der Geburt erſtickten Empörungen iſt.“

Auch gut, ſagte Malkolm mit einer Ruhe, die den innern Sturm beſchwichtigen ſollte; er betrachtete die Handſchrift und den Namen, der ihm völlig unbekannt war, und verbarg die Anklage ſorgfältig. Kein Menſch erfuhr von ihm den Grund ſeiner kurz darauf erfolgenden Abreiſe. Nur als er eben wegfahren wollte, dachte er an die Liſt ſeiner geheimen Feinde, die ihn ſo lange im Stillen verfolgten, an die Gefahr, in welcher er ſchwebte, und wie Mathildens Schickſal mit dem ſeinen verbunden war. Soll ſie nichts ahnen? ſoll das Entſetzen ſie unvorbereitet treffen? Mathilde, ſagte er, indem er ſie umarmte — ich gehe einen ſchweren Gang — und ſeine düſtre Miene ſprach noch deutlicher, als die wenigen

Worte. Was eine andere liebende Frau mit zarter Theilnahme erfüllt hätte, ergriff ſie mit Entſetzen — nie hatte er ſo geſprochen. Malkolm verdammte die Schwäche, von der er ſich hatte überwältigen laſſen, als er ſah, welche Wirkung ſeine Worte hervorbrachten. Erſchrecke nicht, Mathilde, fuhr er fort, indem er ſie mit der gewöhnlichen ruhigen Miene anblickte — ich habe es dir nicht verborgen, wie höchſt unangenehm es mir iſt, dieſen ſchönen Beſitz aufgeben zu müſſen, wie meine ganze Thätigkeit dadurch gelähmt wird — nun iſt aber manches Andere recht Kränkende dazu gekommen — man überwindet dieſes, wie ſo Vieles. Es iſt billig, ſetzte er lächelnd hinzu, daß mir das Ungewöhnliche, das ſchwer zu Duldende geboten wird; wenige können ſo viel ertragen, wie ich.

Er verließ ſie, aber eine innere Unruhe, eine Angſt, wie ſie Mathilde noch nie gefühlt, ergriff die verlaſſene Frau, die — wir wiſſen es — ſich nicht getäuſcht hatte.

Was iſt das? — fragte ſich Malkolm, als er nun, blos von dem treuen Markus begleitet, der verhängnisvollen Unterſuchung entgegen reiſte — was iſt das? Biſt du ein Mann? Wie konnteſt du dich ſo vergeſſen? War es nicht dein innerſter Stolz, ja das Heiligthum deiner Natur, daß du alles Erfreuliche gern mittheilteſt, aber mit deinen Schmerzen allein ſtandeſt? War dieſes Abgeſchloſſene, dieſes tiefe Geheimniß deines Leidens nicht das

Höchſte, wonach du ſtrebteſt, was du nach langen Kämpfen erſt mühſam zu erringen vermochteſt? Du haſt Freunde gehabt, die verdienten es zu ſein — und konnteſt die Qual, welche gewaltſam dein Innerſtes verzehrte, ihnen verbergen — und jetzt ſuchſt du Troſt bei einem Weibe? Sie, von welcher du jeden Kummer zu entfernen ſtrebteſt, um welche du ein Paradies zu bauen, und von dieſem, wie ein ſchützender Geiſt jeden rauhen Sturm abzuwehren kämpfteſt, rufſt du jetzt unmännlich zu Hülfe, da der ſchwerſte Kampf dir bevorſteht? Er fühlte ſich in ſich ſelbſt gedemüthigt, wie nie; ja dieſe Schwäche, die ihn verächtlich machte in ſeinen eignen Augen, beunruhigte ihn mehr, als die verhängnisvolle Unterſuchung, welche ſeiner wartete.

Wir finden ihn einſam in jenem Kabinette, wo er den Ruf des verſammelten Gerichts erwartete. Er haßte es ſich mit Reden zu beſchäftigen, die erſt durch die Verhältniſſe beſtimmt werden konnten. Die Entſcheidung lag vor ihm — er war ruhig, und in ſolchen Augenblicken beſonders, trat der ganze Trotz des Mannes hervor. Daß eine Klage der Art gegen ihn möglich war, hatte ihn ſchon empört. Der Staat iſt tief geſunken, dachte er, der ſeine beſten Bürger ſo wenig kennt, zu bedauern ſind die Menſchen, wenn nicht zu verachten, die das Spiel einer niedern Kabale werden können. Er blickte faſt heiter zum Fenſter hinaus, überſah die reizende Gegend, den breiten

Fluß, das Gebirge, die Wälder, den Himmel, die Wolken, die ſich jagten und die Sonne wechſelnd enthüllten und verbargen, die Menſchenmenge, welche immer noch unten wogte, und von der hier und da Einer neugierig nach den Fenſtern blickte. Er empfand ein tiefes Mitleid mit dieſen Menſchen, ihrem kleinlichen Treiben, ihrer knechtiſchen Begierde zu erfahren, was man ihnen zu verbergen ſtrebte. Da ſteht, dachte er, der armſelige Haufen und wirft die gedankenleeren Augen nach den Wänden und möchte wiſſen, was hier vorgeht. Drinnen ſitzen die Richter und dünken ſich weiſe und vortrefflich, ſetzen ſich mit Gravität um den großen Tiſch, das geheimnißvolle Verbrechen zu verhindern und zu beſtrafen. Wiſſen ſie mehr als die Haufen da unten? Werden ſie mehr erfahren als dieſe? Ich zweifle. Und hier ſtehe ich, der arme Sünder — eine grandioſe Rolle — weiß ich mehr, kann ich Auskunft geben über das, was mir verborgen iſt — über die Quelle der geheimen Bosheit? Und ſie ſelbſt, die Urheber dieſes tragiſchen Spieles, die unſichtbar zu bleiben verſtehen, wiſſen ſie, was ſie thun? Weiß das die Bosheit je, die blind der Wuth, der Rache, der Hölle dient? Und das iſt das Daſein des Menſchen? Lohnt es der Mühe für ein ſolches zu leben? Wo Blödſinn an Blödſinn gereiht eine verworrene Kette bildet, die an den unendlichen Abgrund des Unſinns geknüpft iſt, wo der Blödſinnigſte der Unſchuldigſte iſt? — Er nahm ein

Buch hervor, da er noch immer nicht gerufen ward — es war Childe Harolds Pilgrimage von Byron:

Die Welt —

Ich liebte ſie nicht, ſie mich nie,
Ich habe ihrem Peſthauch nicht gefächelt,
Vor ihren Götzen bog ich nicht das Knie;
Die Lippe ſtarr und ernſt hat nie gelächelt,
Des Echo's Echo bin ich nie geweſen,
Erſchien dem Haufen wie ein fremdes Weſen —

Er las dieſe Zeilen wieder und immer wieder, es ſchien ihm, als wenn ſie das eigentliche Geheimniß ſeiner Natur aufſchlöſſen, als wenn Alles, was ihm je als Liebe und Freundſchaft, als Freude und Wohlwollen durchdrungen hatte, als etwas Ungehöriges ſich plötzlich entfernte, daß nun ſein eigentliches Weſen in aller Härte hervortreten könnte.

Die Thüre öffnete ſich, einer der Richter, ſonſt ſein Bewunderer, trat ein und ſchien erſtaunt ihn ins Leſen vertieft zu finden. Malkolm mußte ſich faſſen. Wie er hieher gekommen war, was man von ihm wollte, hatte er faſt vergeſſen. In der That, ſagte er lächelnd, als er das Erſtaunen des Herrn bemerkte, ich war ſo von dieſem Buche ergriffen, daß ich kaum an die ſeltſame Unterſuchung dachte. Er begab ſich in den Saal.

Die Gerichtsherrn ſaßen um den Tiſch; dieſelbe Excellenz, die ihm einſt den Major Sinclair zuerſt vorſtellte und ihn beſonders zu protegiren ſchien, präſidirte, der

Sekretair ſaß neben ihm, das Protokoll vor ſich. Der Saal war wüſte, ein Sturm, der ſich eben erhob, klapperte mit den Fenſtern, ein großer Baum warf ſeine verwelkten Blätter gegen die Scheiben, und die fliegenden Wolken verbreiteten abwechſelnd bald Helle bald Dunkelheit in dem Saale. Die alten zerriſſenen Tapeten waren nothdürftig zuſammengeflickt, und die unverbeſſerlichen Stellen hinter alte, verräucherte Bilder verſteckt.

Die verſammelten Gerichtsherrn ſchienen verlegen, ein jeder blickte vor ſich hin und vermied es Malkolm anzuſehen, als fürchteten ſie, daß der Anblick ihn verwirren, beſchämen möchte. Aber er ſtand feſt und ruhig da und warf einen prüfenden Blick auf ſeine Richter. Der Präſident bot ihm einen Stuhl in ſeiner Nähe — für einen Angeklagten ziemt es ſich, daß er ſteht, ſagte Malkolm — wenn ich freigeſprochen bin, ſetzte er lächelnd hinzu, nehme ich ihre freundſchaftliche Güte wieder in Anſpruch, jetzt möchte ich nichts annehmen, was auch nur von ferne einer Gunſt, ſelbſt der kleinſten ähnlich ſähe.

Sie wiſſen, fing der Präſident ſtotternd an, es iſt ihnen nicht unbekannt, wie ſehr ich ſie ſchätzte, was ich alles für ſie zu thun gedachte; es muß mich daher überraſchen — er ſtockte — es iſt mir daher ſehr ſchmerzlich, ſie jetzt in eine ſo bedenkliche Sache verwickelt zu ſehen — die — die nun unterſucht werden ſoll. Er ſprach das Letztere ſchneller und mit einer Art von Trotz, hinter welchem er ſeine Verlegenheit zu verbergen ſuchte. Es trat wieder eine Pauſe ein, und Malkolm fixirte ihn mit einem durchbohrenden Blicke, der eine Miſchung von Aufmerkſamkeit und Ironie enthielt, die jenen aus der Faſſung zu bringen drohte. Die übrigen Gerichtsherren ſahen ihren Präſidenten mit Unwillen bei einer ſolchen Gelegenheit ſich ſo unpaſſend betragen. Malkolm ſchwieg, als erwartete er die Fortſetzung der Rede. Wir haben, fing endlich der Präſident wieder an, Alles gethan, um dieſe Unterſuchung den Augen der Welt, ſo viel wie möglich, zu verbergen; wir hatten dem Kaſtellan auf das ſtrengſte befohlen, den Tag unſerer Ankunft geheim zu halten; er hat, was er Niemand vertrauen durfte, verrathen und dadurch die Menge von Neugierigen herbeigezogen. Dieſes Benehmen verdient eine ſtrenge Strafe, und wir haben ihn hierher zitirt, um in ihrer Gegenwart ihm den Verluſt ſeiner Stelle anzukündigen.

Ich möchte nicht die Veranlaſſung ſein, fing Malkolm an, daß der armſelige Menſch ſeine Stelle verlöre — wenn in einer ſo bedenklichen Lage meine Bitte etwas vermag, ſo würde ich Ew. Excellenz erſuchen, ihm zu verzeihen, um ſo mehr, da ich zwar den Herren für die wohlmeinende Schonung dankbar verpflichtet bin, mein Wunſch aber der wäre, daß dieſe Unterſuchung ſo öffentlich ſtattfinden möchte, als möglich, und ich muß ſehr bedauern, daß ſonſt dankbar anzuerkennende Rückſichten dieſe ſo wünſchenswerthe Oeffentlichkeit verhinderten. Denn, was hier unterſucht werden ſoll, betrifft einen Gegenſtand, deſſen Urſprung und wahre Beſchaffenheit kaum in dieſer Sitzung enträthſelt werden wird. Sie ſind hier verſammelt, um die wahre Kenntniß von der Sache erſt zu erlangen, mir iſt ſie, wie ich gleich hier bekennen muß, ein Räthſel, und mein Kläger wird kaum die Neigung haben, die Aufklärungen zu geben, die er allein zu geben vermag. Indeſſen wiederhole ich meine Bitte, daß ſie dem Kaſtellan gütigſt verzeihen. Während dieſer Rede hatte der Präſident ſeine Faſſung wieder gewonnen, es ſchien ihm angenehm, daß ein ablenkendes Geſchäft die eigentliche Unterſuchung verzögerte. Der Kaſtellan ward herbeigerufen, ſeine gewiſſenloſe und pflichtwidrige Plauderhaftigkeit ſtrenge gerügt. Es war beſchloſſen, ſie zur Strafe ihrer Stelle zu entſetzen, fügte der Präſident hinzu, nur dieſem Herrn haben ſie es zu verdanken, daß ſie ihren Dienſt noch behalten. Der Kaſtellan ſchwieg; er fühlte wohl, daß eine jede Entſchuldigung ſeine Richter nur reizen könnte — er ſchlich ſtumm zu Malkolm hin, ſich demüthig zu bedanken — dieſer aber gab ihm gebietend einen Wink ſich zu entfernen.

Als er fort war, ſchienen die Gerichtsherren eine neue Anrede ihres Präſidenten verhindern zu wollen; ſie blickten Malkolm an, als erwarteten ſie, daß er ſprechen ſollte. Er begann: ich bin vorgeladen vor dieſes anſehnliche Gericht, mich gegen Beſchuldigungen zu vertheidigen, die theils albern, theils mir völlig fremd ſind. Ich darf vorausſetzen, daß der Kläger mir gegenüber geſtellt werden wird. Wenn ich aber einen Blick auf die hier Verſammelten werfe, entdecke ich keinen, den ich fähig halte, eine ſolche Anklage vorzubringen. Doch fuhr er fort, indem er mit ſpähendem Auge die ganze Verſammlung durchlief und einen Menſchen, deſſen Anſehen ihn von den Uebrigen auffallend unterſchied, bezeichnete — dort unten ſitzt ein Mann, gewiß — ich irre mich nicht — ſie ſind der Kläger. Der Präſident winkte dieſem näher zu treten, er ſtellte ſich dem Beklagten grade gegenüber.

Siogreen war ein kleiner Mann mit einem aufgeſchwollenen Bauche und dünnen Beinen. Auf dem kurzen, dicken Halſe ruhte ein mächtiger Kopf, faſt breiter als lang — unter den ſtruppigen Haaren entdeckte man kaum die breite, gleich über den Augen ſchmal zurückfallende Stirn — die kleinen Augen brannten von einem unruhigen Feuer, die breite Naſe ließ einen unerlaubt weiten Raum zwiſchen ſich und den hängenden Lippen, das kurze Kinn bog ſich aufwärts und war durch eine tiefe Grube von der großen Unterlippe getrennt. Die Wangen hingen ſchlaff herunter, und eine ſchmutzige Röthe, hier und da von grauen, haarigen Warzen unterbrochen, gab dem Geſichte eine abſtoßende Widrigkeit.

Es lag etwas Lauerndes, Heimtückiſches, vor Allem eine grundloſe Gemeinheit in ſeinen Geſichtszügen. Als nun dieſer Menſch der edlen Geſtalt des Angeklagten gegenüberſtand, konnten die Gerichtsherrn freilich das Gefühl, daß er einem Verbrecher ähnlich ſah, der vor ſeinem Richter zittert, konnten ſie den ſtillen Wunſch nicht unterdrücken, daß es einem ſo Bezeichneten nicht gelingen möchte, ihn, der ſelbſt in einer ſonſt ſo demüthigenden Lage die Hoheit, den Adel ſeiner vornehmen Natur zu bewahren wußte, zu überwinden.

Mit den Förmlichkeiten der erſten Fragen blieb Malkolm verſchont, man hatte ſtillſchweigend das dahin Gehörige in das Protokoll eingetragen.

Der erſte Theil meiner Anklage, fing Malkolm an, iſt ſo ſeltſam und unverſtändig, daß es ein hohes Gericht beleidigen hieße, wenn ich mich gegen dieſe Beſchuldigung vertheidigen wollte. Mein Vater iſt dem größten Theile der hier Verſammelten bekannt geweſen; ſie wiſſen, daß er als ein armes Kind von dunkler Herkunft, durch einen reichen Handelsherrn, der ſein Wohlthäter, ſein Vater wurde, erzogen, in eine achtbare Familie heirathete, daß er mehr durch ſeine Kenntniſſe, ſeinen redlichen Sinn und durch ſeine Wohlthaten, als durch ſeine große, ausgedehnte Betriebſamkeit, durch ſeine Reichthümer, ſich die allgemeine Achtung erwarb. Er ward geadelt und die ſchönen Rechte des Adels habe ich von ihm geerbt.

Er ſtarb von Allen bedauert, als einer der ausgezeichnetſten Bürger des Landes; von ihm ſtamme ich her und kann ſtolz darauf ſein. Hätte die wahnwitzige Beſchuldigung irgend einen Grund, ſie müßte ihn, ſie müßte meinen edlen Vater, deſſen Andenken noch keiner zu ſchmähen wagte, näher treffen, als mich. Er wäre verpflichtet geweſen jede Ehre von ſich abzuweiſen, er hätte, obgleich die Adoption bürgerlich allen Zuſammenhang mit ſeinen Vorvätern aufhob, die Verbrechen des Vaters hervorſuchen, das Glück, was ſich ihm darbot, zurückſtoßen, die Schmach unbekannter Eltern freiwillig tragen müſſen. Sein Glück, ſeine Verdienſte haben dieſe Nacht der Vergangenheit vernichtet; ich habe ſeine ehrenvolle Stellung nach ihm, durch ihn erworben — wer wagt es, ſie mir ſtreitig zu machen? Daß er, als er ſeine Herkunft erfuhr, nicht vergaß, daß ſeine Mutter noch in Armuth lebte, daß ich, als ich es durch ihn vernahm, es wie ein heiliges Vermächtniß betrachtete, ſie zu unterſtützen? daß ich mich nicht verpflichtet fühlte, ſie, die in einer ſeltſamen Verblendung erwachſen und gealtert, jede Fähigkeit verloren hat, in der bürgerlichen Geſellſchaft zu leben, nicht aus der Umgebung herausriß, in Verhältniſſe hineinzog, die ihre ganze Vergangenheit, ihr innerſtes Weſen zerſtört hätten; daß ich vor der ganzen Welt ein Geheimniß bewahrte, welches mir nicht, ſondern meinem Vater, der mir es als ein ſolches ſterbend anvertraute, ja nicht einmal ihm, ſondern ſeinem Wohlthäter gehörte; daß ich es jetzt, nachdem es der boshaften Nachforſchung gelungen iſt, es zu enthüllen, hier vor Gericht zuerſt offenbare, wagt der Kläger mir zum Vorwurf zu machen? — Da ich ein Nichtswürdiger wäre, wenn ich anders gehandelt hätte! Ich würde dieſe Armſeligkeit, die das Gericht abgewieſen hätte, wäre ſie nicht mit einer ſchwereren Anklage verbunden, nicht erwähnt haben, wenn nicht dieſer Theil der Klage vielleicht auf ihre verborgene Quelle hindeutete. Es giebt einen Mann, der oft und deutlich genug gezeigt, wie ſehr er ſich durch meine Verbindung mit einer angeſehenen Familie gekränkt fühlt; es iſt ihm gelungen, meine Frau aus ihrem Beſitz zu vertreiben, ja er hat früher, nur um dieſe Verbindung zu verhindern, eine gewaltſame Entführung verſucht, die ihn zu einem Morde verleitete. — Es iſt ihnen nicht erlaubt, Herr von Malkolm, unterbrach ihn der Präſident, ſolche Andeutungen hier laut werden zu laſſen, wenn ſie nicht entſchiedene Beweiſe vorzubringen wiſſen. Es iſt dem ſchwer Angeklagten, durch eine geheime Kabale in ſchwere Beſchuldigungen Verflochtenen, nicht blos erlaubt, er iſt berechtigt alles zu benutzen, was zu ſeiner Vertheidigung, zu ſeiner Rechtfertigung führt; entgegnete dieſer. Allerdings — hörte man von allen Seiten — und ſo mache ich, fuhr Malkolm fort, auf den General Thorgreen, als auf einen der Urheber der gegenwärtigen

Klage aufmerkſam, obgleich ich ſeine Schuld nur als eine mir höchſt wahrſcheinliche Vermuthung bezeichnen kann. Der erſte Theil der Anklage deutet auf ihn, obgleich er kaum der einzige Urheber ſein kann. Als Malkolm den Mann, der ihn ſo verdächtig ſchien, erſt bezeichnete, dann nannte, konnte der Kläger ſeine Unruhe kaum verbergen.

Der zweite bedeutendere Theil der Anklage muß von meinem Gegner bewieſen werden, und ich erwarte ruhig die Beweiſe. Zur klaren Einſicht in dieſe Sache wird es aber, glaube ich, zweckmäßig ſein, ehe der Kläger ſeine vermeintlichen Beweiſe vorbringt, eine vollſtändige Erzählung meiner Verhältniſſe zu der Familie, aus der mein Vater dem Blute nach herſtammt, zu vernehmen, und ich bitte mir von dem hohen Gerichte die Erlaubniß aus, ſie vortragen zu dürfen.

Sein Antrag ward gebilligt, er las langſam und mit ruhiger Stimme den Aufſatz vor, den er ſchon früher ausgearbeitet hatte und theilte ihn dem Gerichte mit.

Ich bin fertig, ſagte er, als er mit dem Aufſatze zu Ende war; das ganze Gericht wandte ſich nun neugierig nach dem Kläger hin, während Malkolm ihn ſcharf anblickte.

Siogreen näherte ſich dem Tiſche, legte ein ſtarkes Paket Papiere neben ſich, zog die Weſte, die ſich verſchoben hatte, über den geſchwollenen Bauch, räusperte ſich, öffnete das Paket, nahm einen Brief heraus und fragte in einem pfeifenden Tone: ſollte der gnädige Herr dieſen Brief kennen? Malkolm nahm ihn, durchflog ihn eilig — ich habe ihn geſchrieben, ſagte er, indem er ihn dem Präſidenten hingab; er iſt an einen Mann gerichtet, der in meiner Erzählung genannt wird, und bezieht ſich auf einen Gegenſtand, der eben da vorkommt. Die Gerichtsherren laſen den Brief, überzeugten ſich, daß der Inhalt völlig mit dem übereinſtimmte, was Malkolm ſchon ſelbſt erzählt hatte, und erwarteten, was der Kläger mit dieſer ſcheinbar unnützen Anerkennung unverfänglicher Briefe beabſichtigte. Als aber daſſelbe, auf die nemliche Weiſe, ſich ſehr oft wiederholte, verloren ſie die Geduld. Was meinen ſie, rief einer der Gerichtsherrn unwillig, ſie ſcheinen ihre Stellung dem Gerichte gegenüber zu vergeſſen — bringen ſie Beweiſe vor, wenn ſie ſolche beſitzen. Ach! mein Gott, ſeufzte Siegreen — ich bitte demüthigſt, daß ein hohes Gericht mir gnädigſte Verzeihung gewähre — es wird ſich ſchon zeigen, daß dieſes keinesweges überflüſſig iſt. Ich bin ein ehrlicher, ſchlichter, grader Mann, der es nicht gelernt hat ſeine Worte ſo geſchickt und künſtlich zu ſtellen, wie der gnädige Herr; ich bin blöde, ängſtlich und ſcheu und weiß kaum, wie ich zu der Kühnheit gekommen bin, gegen einen ſolchen mächtigen Herrn und vor einem ſolchen hohen Gerichte aufzutreten. Aber freilich die hohe Pflicht gegen das theure Vaterland und das gute Gewiſſen vermögen viel. Der pfeifende Ton, der jeden Augenblick in die Fiſtel überſprang, die heimtückiſche Miene, die den ruhig daſtehenden Angeklagten wie ein ſichres Opfer belauerte, gaben ſeinen Worten etwas Entſetzen Erregendes. Er nahm wieder ein Schreiben hervor und forderte Malkolm auf es anzuerkennen. Dieſer beſah es, las es erſtaunt, beſah es nochmals äußerſt genau — es iſt ſeltſam, ſagte er, ich würde durchaus kein Bedenken tragen dieſen Brief anzuerkennen, der Inhalt iſt völlig unverfänglich, ich muß die Handſchrift als meine betrachten; aber es iſt entſchieden — ich habe dieſen Brief nicht geſchrieben. Von jetzt an nahm die Unterſuchung eine ganz andere Wendung; die Gerichtsherren konnten den aufſteigenden Verdacht nicht unterdrücken, und er wuchs mit jedem neuen Schreiben, wenn es von Siogreen vorgelegt wurde. Die Anzahl war bedeutend, der Inhalt ward immer bedenklicher. Sie waren an Perſonen gerichtet, die, wie der Kläger durch gerichtliche Papiere bewieß, als Häupter der Unruhen in Wermeland angeſehen werden mußten. Kein Schreiben enthielt eine direkte Aufforderung zu Widerſetzlichkeit und Empörung; alle waren mit einer gewiſſen Zurückhaltung geſchrieben, und deshalb zwar nicht geeignet, als Beweiſe für eine unmittelbare Theilnahme an den geſetzwidrigen Schritten zu dienen, hinlänglich aber, um den höchſten Verdacht zu begründen. Vergebens brachte Malkolm Stunden mit der genauen Unterſuchung dieſer Briefe zu, vergebens hoffte er irgend eine Spur, die für ihre Unechtheit Zeugniß abzulegen vermochte, zu entdecken, einen Brief, von einem Orte datirt, wo er ſich damals, als er geſchrieben ſein ſollte, nicht aufhielt, einen Umſtand, der mit ſeinen Verhältniſſen in Widerſpruch ſtand, — auch nur eine Wendung, die er als fremd, einen Schriftzug, den er als abweichend erkennen konnte. Seine Handſchrift hatte etwas ausgezeichnet Eigenthümliches; dieſes war ſo täuſchend getroffen, der Schreiber hatte ſich mit einem ſolchen Geſchick in die zarteſten Nüancen eingearbeitet, daß er mit derſelben Leichtigkeit wie Malkolm ſelbſt zu ſchreiben ſchien, hatte ſich eine Fertigkeit erworben, die jahrelange Mühe und Anſtrengung vorausſetzte. Malkolms Ausdrücke trugen ein von dem Gewöhnlichen ſichtlich abweichendes Gepräge; der Schreiber hatte gewußt, ſich dieſes auf das entſchiedenſte anzueignen — Wendung, Gedankengang, Geſinnung ſchienen ihm ſo vollkommen abgelauſcht, daß er gezwungen war, ſein eignes Gegenbild, wie durch einen gräslichen Zauber ſich gegenüber geſtellt, zu erkennen. Ja Aeußerungen waren in dieſem Schreiben zerſtreut, die auf frühere Verhältniſſe, auf ſeine gegenwärtige politiſche Verwickelung anſpielten, andere, die wie unwillkührlich ſeine innerſte Geſinnung, ſeine Pläne, ſeine Hoffnungen, wenn auch nicht deutlich verriethen, doch durchblicken ließen, die zwar nicht erklärten, aber doch zu ahnen gaben, wie eine ſo edle Natur, durch Herrſchſucht verleitet, ſich entſchließen konnte, mit ſeinen verrufenen Stammverwandten in eine verbrecheriſche Verbindung zu treten. Indem Malkolm dieſe Briefe durchlas, war es ihm, als wenn ein tückiſcher Geiſt ſein eignes, innerſtes Bewußtſein hervorriefe, als wenn er mit grauenhaftem Entſetzen die Möglichkeit, ja die Wahrſcheinlichkeit ſähe, ſich ſo zu geſtalten, wie jene Briefe ihn darſtellten. Ohne es zu wiſſen ließ er ſich auf den Stuhl nieder, den man ihm zuerſt angeboten hatte, wühlte in den vor ihm liegenden Papieren, ergriff einen Brief nach dem andern, ſchien das Gericht, den Kläger, ſich ſelbſt vergeſſen zu haben — er war erblaßt, die Augen rollten wild in ihren Höhlen, ein leiſes, aber ſchnelles Zucken bewegte die Lippen. Die Gerichtsherrn betrachteten ihn mit Erſtaunen, ungewiß, ob die Entdeckung eines entſetzlichen Betruges erſonnen, um ihn zu ſtürzen, oder ob Schaam und Verzweiflung, ſein Verbrechen enthüllt zu ſehen, ihn ſo verwandelt hatten.

Nach langem Stillſchweigen faßte er ſich, er ſchien entſchloſſen auch dieſes Unglück wie ein Mann zu tragen. Was ſoll ich ſagen, begann er, was kann ich ſagen — wenn ein nächtliches Weſen ſich in meinen innerſten Rath geſchlichen, dort jahrelang mich belauſcht, meine Worte, meine geheimſten Gedanken, ja Begierden, die nie Worte fanden, aus dem tiefſten Abgrunde meines verborgenſten Daſeins geſtohlen hat, hinter meinen Rücken an die Hölle verkaufte, und nun meine Handſchrift braucht, als wäre ſie die ſeine, und meine Worte, meine Gedanken, die ich abwärts wandte von allem Unedlen und Geringen, in die tiefſte Verirrung hineintaucht! — ich kann nichts erwidern, als das Einfache: ſo war ich nie, dieſes ſchrieb ich nie.

Der gnädige Herr wird alſo einem armen, einfältigen Manne verzeihen, wenn er nicht an der Echtheit dieſer Briefe zweifelte, ſagte nun Siegreen und konnte ſeine Freude kaum verbergen — wenn das hohe Gericht gnädigſt erlauben wollte, ſo würde ich jetzt wagen die Zeugen unterthänigſt vorzuführen. Als er die Erlaubniß erhalten hatte, erhob er ſich, öffnete eine Thüre, die zu einem angrenzenden Kabinette führte, und drei Perſonen traten herein, alle Malkolms Stammverwandte, und unter ihnen Lunding, gegen welchen ſchon Cederſtröm ſeinen Freund gewarnt hatte.

Jeder, auch der reinſte, der edelſte Menſch, wenn er ſich in politiſchen Verwickelungen gefällt, wenn er große, weitreichende Pläne ausführen, die Zeit und ihre Verhältniſſe beherrſchen, die Gegner bekämpfen will, iſt in Gefahr — ſelten bleibt er völlig rein — die Waffen, welche gegen ihn gebraucht werden, verleiten ihn leicht ähnliche, wenn auch nie ſo ſchlechte zu wählen. Lunding hatte es verſtanden durch ſeine Gewandtheit, durch ſein anſchmeichelndes Weſen, welches er hinter einer gewiſſen affektirten Gradheit verbarg, ſich Malkolms Vertrauen zu erwerben. Da er ihm ſeine ganze, angenehme Stellung verdankte, da er von ihm abhing, glaubte dieſer ihm trauen zu können. So war er mit Verhältniſſen bekannt geworden, die zwar nicht unbedingt getadelt, die zwar nie ſchlecht genannt, aber dennoch mehr als auf eine Weiſe gedeutet werden konnten. Getragen von einem anerkannt edlem Streben, in der Mitte eines geſchützten, wohlgeordneten Lebens, würden ſie kaum einer Entſchuldigung bedurft haben; jetzt aber, da die bisher feſt begründete gute Meinung ſchwankte, erſchienen dieſe Handlungen, die ſolche Verhältniſſe hervorriefen, ſchon zweifelhaft, und in dieſem Augenblicke, wo ein ſchwarzer Verdacht alle frühere Erinnerungen in den Schatten ſtellte, dienten ſie dazu dieſen Verdacht auf eine für Malkolm höchſt gefährliche Weiſe zu befeſtigen. Dinge ſo verfänglicher Art kamen nun zur Sprache, als Malkolm einen Menſchen, der ihm alles verdankte, als Zeugen gegen ſich auftreten ſah. Zu ſtolz einen ſolchen Nichtswürdigen an ſeine Wohlthaten zu erinnern, zu edel irgend etwas, was er gethan, ſelbſt wenn er es tadelnswerth fand, abzuleugnen, zeigte er nur, wie alles, was dieſer Menſch, der allerdings ſein volles Vertrauen genoſſen hatte, jetzt vorbrachte, in keiner Beziehung mit der

Unterſuchung ſtand und forderte, daß dieſe Beſchuldigungen, die doch nie Gegenſtände einer gerichtlichen Rüge werden konnten, abgewieſen würden. Es geſchah, man gebot dem Lunding Schweigen; aber die Abſicht war erreicht — was er entdeckt, Malkolm wenigſtens nicht abgeleugnet hatte, was mehrern der Gerichtsherrn wenigſtens zum Theil bekannt war, hatte der ſchwankenden Meinung eine für den Angeklagten gefährliche Richtung gegeben — und Lunding ſchwieg.

Indem Malkolm ſein ganzes Verhältniß gegen dieſen Menſchen überdachte, gelangte er immer mehr zu dem Glauben, daß die falſchen Briefe von ihm herrühren müßten — nur wenn er die große Virtuoſität, mit welcher der Briefſteller ſich in eine fremde Natur hineingedacht, hineingeſchrieben, hineingelebt hatte, erwog, dann ward er wieder irre — und der unbekannte, furchtbare Feind, der ihn überall verfolgt hatte, erſchien ihm faſt wie ein unſichtbares Geſpenſt, deſſen Stätte überall, wo er geweſen, doch nie zu entdecken war.

Aber Lunding war auch mit den Unruhen in Wermeland bekannt; mit großer Schlauheit wußte er ſich indeſſen von jeder Theilnahme an denſelben zu reinigen. Ich hatte, ſagte er, keine Ahnung von der gefährlichen Richtung dieſer Unternehmung; nie würde ich meine Hand geboten haben zu einer ſolchen Unthat. Er erzählte nun alle Aufträge, die er von Malkolm erhalten hatte — eine ſolche Miſchung von Wahrheit und Lüge, eine ſo künſtliche Entſtellung, eine oft ſo zarte Abweiſung von dem, was wirklich ſtattgefunden hatte, daß Malkolm in Erſtaunen geſetzt wurde und nun wirklich den furchtbaren Dämon zu kennen glaubte, der ſein ganzes Daſein untergrub. In dieſem ſchrecklichen Augenblicke gereichte es ihm faſt zur Erleichterung, das Räthſel, welches ihn drückte, gelöſt zu ſehen. Jetzt trat Malkolms unerſchütterliche Kraft, ſeine feſte Geſinnung ſiegend hervor. Weder die körperliche Ermüdung, durch eine gerichtliche Unterſuchung, die faſt einen ganzen Tag gedauert hatte — der Abend näherte ſich ſchon — noch die Ueberzeugung, daß es ihm nicht gelingen würde den Verdacht von ſich abzuwälzen, noch die Entdeckung der grenzenloſen Verrätherei eines Mannes, dem er ſein ganzes Vertrauen geſchenkt, vermochte ihn zu beugen — mit der größten Klarheit ſonderte er jede, auch die künſtlichſte Lüge von der Wahrheit, wußte dieſe in einem ſo hellen Lichte zu zeigen, daß, konnten die Richter das Vergangene vergeſſen, er geſiegt haben würde. Ja ſelbſt jetzt bemächtigten ſich Vorſtellungen zu Gunſten des Angeklagten der ſchwankenden Richter, die Ahnung eines ungeheuren Betruges ſchien in ihnen lebendig zu werden, Siegreen erblaßte, Lunding verlor ſichtbar ſeine Frechheit und fing an eine Unſicherheit zu zeigen, die den Verdacht der Richter ſteigern mußte.

Aber bald ſollte Malkolms kurzer Triumph verſchwinden. Olaf und John, zwei anerkannte Häupter der Unruhen, traten hervor. Malkolm konnte nicht leugnen, daß er mit ihnen in mannigfaltige Berührung gekommen — ſein erſter Bericht hatte ſie genannt, an ſie waren mehrere der verdächtigſten Briefe geſchrieben, und ſie ſtanden da, um durch ein gemeinſchaftliches Zeugniß ihn zu ſtürzen. Sein ganzes Verhältniß zu dieſen Menſchen war ein wohlwollendes. Sie galten für betriebſam, umſichtig, thätig — er hatte beide auf vielfache Weiſe unterſtützt, auch wohl durch ſie auf die übrigen Stammverwandten zu wirken gehofft. Aber ihr Zeugniß war ihm das gefährlichſte — ſie behaupteten, daß ſie öfters von ihm nach dem Gute des Barons beſchieden, geheime Aufträge erhalten hätten, daß alles, was in Wermeland geſchehen war, in dieſen geheimen Zuſammenkünften verabredet und dann nach Malkolms Befehle ausgeführt worden wäre. Dieſer leugnete beſtimmt — kann das Zeugniß anerkannter Verbrecher, die ihre Schuld auf mich wälzen wollen — irgend eine Bedeutung haben? rief er entrüſtet. Was uns mündlich von dem gnädigen Herrn aufgetragen wurde, antworteten ſie, können wir freilich nicht beweiſen; daß wir aber ſpät Abends, auf geheimen Wegen, und zwar öfters, zu dem Herrn von Malkolm geſchlichen ſind, das können wir, obgleich der gnädige Herr es zu leugnen beliebt, auf eine ganz unverdächtige Weiſe darthun. Der Herr von Malkolm wird ohne allen Zweifel ſeinen treuen

Diener Marcus als einen vollgültigen Zeugen gelten laſſen — ſprach Siegreen und erhob ſich, öffnete die Thüre und führte aus dem nehmlichen Kabinette, aus welchem die vorigen Zeugen hervortraten, den verlegnen und verwirrten Marcus herein, der ſich ſträubte und mit Erſtaunen die verſammelten Richter und ſeinen Herrn betrachtete. Der alte zitternde Mann ward, wie die übrigen Zeugen, Malkolm gegenüber geſtellt, und fragte mit bebender Stimme, was man von ihm verlange? Malkolm ſah ihn verwundert an, betrachtete Siegreen und die verrätheriſchen Zeugen, und erwartete mit geſpannter Aufmerkſamkeit, welche geheime Tücke ſich nun offenbaren würde. Der Präſident fragte Malkolm, ob er das Zeugniß dieſes Mannes wollte gelten laſſen, da er alle übrigen als falſch abzuweiſen entſchloſſen ſchiene — gewiß, erwiderte Malkolm, ich kenne dieſen Mann ſeit meiner Kindheit; ich habe ihn in den bedenklichſten Lagen erprobt, er iſt nicht fähig eine Unwahrheit zu ſagen. Ich vermuthe zwar, daß man den alten, redlichen Mann verlockt hat, ich ſelbſt wünſche aber den Mitteln, die man benutzt, auf den Grund zu ſehen. Als Marcus dieſe Aeußerung ſeines Herrn vernahm, als man nach den Förmlichkeiten des Gerichts ihn aufforderte, ſeinen Namen, ſein Alter, ſeinen Geburtsort anzugeben, ward es ihm auf einmal, zu ſeinem Entſetzen, klar, daß ſein Herr als ein Angeklagter da ſaß, daß er vorgeladen war, um gegen ihn Zeugniß abzulegen. Er hatte Manches über ſeinen Herrn und deſſen geheimes Treiben in der letzten Zeit, wenn auch nur dunkel vernommen. Man ſcheute ſich zwar in ſeiner Gegenwart die Beſchuldigungen, welche abſichtlich ausgeſtreut wurden, laut werden zu laſſen, aber manche Winke beunruhigten, manches Flüſtern ängſtigte ihn, und auch er hatte es gewagt Malkolm zu warnen. Ich weiß Alles, braver Freund meiner Jugend, quäle dich nicht, hatte Malkolm geantwortet, nur hüten wir uns, daß Mathilde nichts erfährt — und weiter konnte er aus ſeinem Herrn nichts herausbringen. Jetzt war das ſeit langer Zeit drohende Ungewitter losgebrochen — den Mann, den er als Kind geliebt, als Jüngling bewundert, den er von Allen geehrt geſehen hatte, deſſen Glück, deſſen Ehre den innerſten, gediegenſten Kern ſeines eignen Daſeins ausmachte, mußte er als einen Angeklagten vor ſich erblicken — und von ihm forderte man, daß er gegen ihn, gegen ſich ſelbſt zeugen ſollte! — Sein Vater hat mich aus dem Elende, ja aus der Sünde herausgeriſſen, ſagte er; ich habe ihn als Kind auf meinen Armen gewiegt, als er heranwuchs, war er mir Alles, ich habe ſein Glück, ſeine Ehre getheilt. Gott weiß, ich ſah ihn nur gut, edel und hülfreich. Könnte mein Zeugniß gelten, das Gericht verwandelte ſich in eine Verſammlung, berufen dem Beſten, dem Großmüthigſten, dem Trefflichſten zu huldigen. Aber ich habe es lange geahnt, boshafte Feinde ſind entſchloſſen, ihn zu ſtürzen. Es iſt möglich — was vermag die verſchmitzte Bosheit nicht? — es iſt möglich, daß irgend etwas ganz Unſchuldiges, irgend etwas, was man veranlaßt hat, um mich zu täuſchen, um mein Zeugniß zu misbrauchen, geſchehen iſt — und ich ſoll es hier verkündigen, ſoll es hineintragen in das künſtliche Gewebe verläumderiſcher Beſchuldigungen, daß es der Lüge als Stütze diene? — davor bewahre mich Gott! — Eben ſo gut könnte der Vater aufgefordert werden gegen ſeinen Sohn, der Sohn gegen ſeinen Vater zu zeugen. Nein, das hohe Gericht wird nicht fordern, daß ein ſolches Zeugniß verlockend zwiſchen das Heiligthum des Eides und die eben ſo heilige Liebe treten ſoll. Verleugne ich die Wahrheit, dann iſt mein Gewiſſen, welches ich rein zu erhalten ſuchte bis jetzt, am Rande des Grabes befleckt, und die letzte Stunde, die ich, da ich dieſen Jammer erleben muß, ſehnlich herbeiwünſche, eine furchtbare Schreckensſtunde für mich; gereicht mein Zeugniß meinem Herrn und Wohlthäter zum Nachtheile, dann iſt meine Ruhe hin und der innere Vorwurf nicht geringer. Siegreen bereute ſchon, daß er ſich auf einen ſolchen Zeugen berufen hatte, Lunding ſtarrte ihn verlegen, Olaf und John mit einem hämiſchen Blicke an, und die Richter waren bereits entſchloſſen, ihn wieder abtreten zu laſſen, als Malkolm ſich erhob. Ich fordere dich auf hier Rede zu ſtehen, das Zeugniß, was man von dir verlangt, der Wahrheit gemäß abzulegen, ſprach er; begreifſt du nicht, daß dein Stillſchweigen mir ſchädlicher ſein muß, als dein Zeugniß? Ich mag noch immer die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Nichtswürdigkeit ſich in ihren eignen Netzen fangen ſoll, und wann iſt dieſe Hoffnung gegründeter, als wenn ſie das Zeugniß der unbeſtechlichen Treue hervorzurufen wagt?

Die Richter glaubten dieſe Forderung des Angeklagten nicht abweiſen zu dürfen, und das Verhör begann. Sind ihnen dieſe Männer bekannt? fragte einer der Beiſitzer des Gerichts. Allerdings, antwortete Marcus, dieſer iſt John und dieſer Olaf, zwei Männer, die ich dem Bettelſtabe nahe gekannt habe. Ich ſah ſie die Birkenrinde kauen, den Mund verziehen, indem ſie ſie hinunterſchluckten, den Schmachtriemen um den leeren Magen feſtſchnüren, und zerriſſene Matten über ihre Lumpen breiten, um die Kälte abzuwehren; ich kannte ſie, als ſie auf Verbrechen ſannen, um nicht vor Hunger zu ſterben, und wie ihre Weiber den Hunden die Knochen abjagten und aus dem Kehricht Lappen ſammelten, ihre Röcke zu flicken. Bis mein Herr ſie aus dem Elende zog, war ihnen das Zuchthaus eine glänzende Ausſicht, eine erwünſchte Zukunft; die Züchtigung ein Opfer, das ſie willig brachten, um dem härteren Hunger zu entgehen. Ich hörte ſie auf die Schlöſſer und Riegel fluchen, die ſich zwiſchen ſie und die verſchloſſenen Geldkaſten ſchoben. Jetzt ſind ſie im Wohlſtande und haben es meinem Herrn zu verdanken. Haben ſie ſeine Güte gemißbraucht, kennten ſie der alten Gewohnheit des Verbrechens nicht entſagen, treten ſie, ſelbſt ſchuldig, jetzt zeugend gegen den hervor, der ihnen Wohlſtand brachte und Glück — iſt er der Schuldige? — Marcus ſchien noch lange fortſprechen zu wollen, aber der Richter unterbrach ihn, indem er fragte, ob er die genannten Männer oft bei dem Herrn von Malkolm geſehen habe? Freilich, antwortete Marcus und ſchien etwas verwundert über eine Frage, die ſich nach dem, was er geſagt hatte, von ſelbſt zu verſtehen ſchien; in Wermeland kamen ſie oft zu meinem Herrn, und gern denke ich, denn ſelten verließen ſie ihn wohl mit leeren Händen. Aber auch auf dem Gute, wo dein Herr ſich eigentlich aufhält, ſind ſie wohl öfters, beſonders insgeheim erſchienen? fragte der Richter weiter. Marcus ſtutzte — er ſah verlegen nach Malkolm hin, als wollte er ihn fragen, was er antworten ſollte. Findeſt du, rief ihm dieſer zu, irgend etwas Bedenkliches bei dieſer Frage? Noch immer beſann ſich Marcus, endlich ſprach er mit bewegter Stimme: ich ſtehe hier vor dem Gerichte, wie vor Gottes Augen, ich darf nicht verheimlichen, was ich erlebte, ich will die Wahrheit ſagen. Ja, ich habe dieſe Männer auch dort, auch auf unſerem Gute geſehen. Lunding, der dort ſteht, brachte mir oft Befehle von meinem Herrn; einſt trug er mir in ſeinem Namen auf, Olaf und John, die ich beide hinter dem

Garten finden würde, in der Nacht, wenn alle Bewohner des Schloſſes ſchliefen, durch die Hinterthüre des Gartens, durch die dunklen Gänge, nach dem rechten Flügel des Schloſſes, wo das Kabinet meines Herrn iſt, zu führen. Sie ſchlichen ſich die Treppen hinauf, ich hörte, wie ſie die Thüre des Vorſaales öffneten und wartete — wohl eine Stunde und länger — bis ſie wieder herunterkamen, um ſie auf demſelben Wege aus dem Garten herauszulaſſen. Daſſelbe mußte ich einigemal, irre ich nicht, fünf bis ſechsmal wiederholen — Unglücklicher, rief Malkolm, haſt du mir jemals etwas von dem verrätheriſchen Hereinſchleichen dieſer Menſchen geſagt? Sahſt du ſie jemals wirklich in mein Zimmer treten? Das Letzte ſah ich nie, antwortete Marcus, und mit ihnen ſprach ich nicht, weil ich ja weiß, wie ſie es nicht gerne ſehen, wenn ich tiefer in ihre Geheimniſſe eindringen will, als ſie es erlauben. Es entſtand eine lange Pauſe — der arme Marcus ſchien zu fühlen, wie gefährlich ſein Zeugniß ſeinem Herrn ſein mußte und verging vor Angſt. Der Präſident wandte ſich an Siogreen und fragte ihn, ob er noch etwas vorzubringen habe — er verneinte es — kehrte ſich hierauf zu Malkolm und nahm ihm das Verſprechen ab ſich zu ſtellen, wenn eine fortgeſetzte Unterſuchung es nothwendig machen ſollte. Dieſer ſtand auf — meine Herren, ſagte er, den Erfolg dieſer Unterſuchung darf ich mir nicht verbergen. Das Gericht kann mich nicht verurtheilen, dazu reichen die Beweiſe nicht hin, ja dies ſcheint nicht einmal die Abſicht meiner Feinde geweſen zu ſein. Ein zehnjähriges öffentliches Leben, nicht unbemerkt, nicht ohne Ruhm, ſollte mich gegen einen ſolchen Verdacht ſchützen; aber ſelbſt, wenn ſie mich völlig freiſprächen, würde die Entdeckung meiner ſorgfältig verheimlichten Verwandtſchaft, würde die Unterſuchung an und für ſich einen bleibenden Makel hinterlaſſen. Sie können mich nicht freiſprechen, ſie ſind genöthigt den vernichtenden Verdacht zu beſtätigen — Freunde werden ſich zurückziehen, Feinde laut werden — ich ſtehe von jetzt an in dieſem Lande allein. Auch die entſchiedenſte Rechtfertigung hilft gegen einen ſolchen Verdacht nie, ſie demüthigt nur — ich entſage ihr ganz. Das Achſelzucken beleidigt, das Mitleid empört mich — ein Verdacht, wie dieſer, kann nie aufhören. Ich kenne die Menſchen. Sollte aber je das wahre Geheimniß dieſer Verfolgung entdeckt, ſollte der Schleier gehoben werden, der die Bosheit verbirgt — welcher Erſatz kann mir werden? — ich verzichte auf ihn — und man wird mir doch wenigſtens erlauben einſam zu ſein. Er verließ ſtolz und trotzig den Saal, trat in das Kabinet hinein und befahl durch einen Wink Marcus nachzufolgen.

Die Gerichtsherren erhoben ſich, eine lauttönende Schelle rief den Kaſtellan herbei, die Karoſſen, ſchon angeſpannt, rollten vor, und die ganze Wagenreihe fuhr eilig durch die Stadt. Die lange Sitzung, welche gar kein Ende nehmen wollte, hatte die neugierige Menge zwar zerſtreut, doch lauſchten einzelne Männer und Frauen in der Nähe des Schloſſes und verkündigten die Abfahrt, als ſie ſahen, daß die Wagen ſich in Bewegung ſetzten. Aber ſo ſchnell ſuchten die erſchöpften, durch Hunger, Durſt und die Spannung, in welche ſie eine ſo ungewöhnliche Verhandlung verſetzt hatte, angegriffenen Richter das nicht weit entfernte Landgut eines Edelmannes, der ſie erwartete, zu erreichen, daß das herbeiſtrömende Volk nur die Staubwolken der fortrollenden Wagen erblickte, als ſie ſchon die Stadt verlaſſen hatten. Die Bewohner der Straße, durch welche ſie fuhren, prieſen ſich glücklich, daß es ihnen noch vergönnt war, die ſchnell Vorübereilenden mit einem flüchtigen Blicke zu verfolgen.

Das Schloß des gaſtlichen Wirthes war hell erleuchtet. Bediente mit Fackeln erwarteten ſchon ſeit langer Zeit die Ankommenden. In dem prächtigen Saale ſtand bereits ſeit vielen Stunden die Tafel gedeckt. Graf Stiernholm und eine Anzahl vertrauter Freunde und Freundinnen empfingen die langerſehnten Gäſte, und begleiteten ſie in das zierliche Gemach, wo die ſorgfältigſten Anſtalten getroffen waren, um die Erſchöpften zu erfriſchen. Der Graf näherte ſich dem Präſidenten mit jener ſtummen Frage, die, wenn gleich beſcheiden, doch dringend und mit ſichtbarer Spannung Antwort fordert. Ein Blick des

Präſidenten ließ die Bedienten verſchwinden, man ſetzte ſich. Entweder, fing die Excellenz an, als er ſich nur von den Vertrauten umgeben ſah, ſind ſeine Feinde die unergründlichſten, furchtbarſten, die jemals einem inquirirenden Gerichte gegenüber ſtanden, oder er iſt ein Virtuos unter den Staatsverbrechern und mit keinem zu vergleichen. Daß geheime Feinde, die den niedrigen Ankläger als Werkzeug brauchen, ihn zu ſtürzen ſuchen, iſt einleuchtend; aber was ſie gegen ihn aufbrachten — Zeugen, eigne Briefe — liefert zwar keinen hinreichenden Beweis, begründet aber einen Verdacht von ſo bedeutender Art, daß er nie mehr in der Geſellſchaft erſcheinen kann. Seine Abſtammung von den gemeinſten Verbrechern iſt erwieſen, und ſeine gefährliche Verbindung mit dieſen ſtellt ihn mit denſelben auf gleiche Stufe.

Furchtbar iſt dieſe Begebenheit, ſagte die reizende Gräfin mit ſichtbarer Theilnahme, wenn ich mir den Glanz, das Hohe, Feſte, Edle und Großmüthige ſeines Charakters lebhaft denke; dieſen Geiſt, mit wenigen zu vergleichen, dieſen Mann im trefflichſten Sinne des Worts — wie er ſo lange, wie er noch neulich der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung war und es zu ſein verdiente. Und ſie — die herrlichſte aller Frauen — wer von uns ſah zwei Liebende, wie ſie? Wenn das ſchwärzeſte Verbrechen in der Seele des edelſten Mannes verborgen ſchlummern konnte und nur auf die Gelegenheit wartete, um hervorzubrechen — wie vermochte es in ihrer Nähe zu gedeihen und reif zu werden? Ich traue keinem Manne mehr, wenn dieſer ſo tief ſinken konnte. Entſetzliche Feinde haben ſeinen Ruf verpeſtet — es kann nicht, es darf nicht wahr — meine treffliche Freundin nicht für ein ſolches Unglück beſtimmt ſein! Oder iſt es dem abgefeimten, liſtigen Rabuliſten, dem verkauften Mäkler geheimer Bosheit gelungen, den forſchenden Herrn meine reine, holde, liebliche Mathilde als eine Verrätherin darzuſtellen, die mit Dieben und Räubern in geheimer Verbindung ſteht? Nein, meine Herren, ſie ſind getäuſcht, furchtbar getäuſcht. Sie waren berufen den Schleier verborgener Bosheit zu lüſten, ſie hätten ſich nicht eher trennen ſollen, bis es ihnen gelungen war, aus den Netzen der Verläumdung ſiegreich den Herrlichen zu retten, den man ſeinen Freunden, die ſeine Liebe, den man den Hülfloſen, die ſeinen Rath, ſeine Hülfe nicht miſſen mögen, den man dem ganzen Lande rauben will, das ſeinen Geiſt nicht entbehren kann. Verbergen ſie ſich vor der Welt — die Aufgabe war ihnen zu ſchwer. Ich aber ſehe ihn ſelbſt, wie er mächtiger, größer, reiner iſt, als alle ſeine Richter, ich ſehe ihn neben Mathilden — und ſpreche ihn frei. Die Thränen ſtürzten der Gräfin bei den letzten Worten aus den Augen, der Graf fühlte ſich höchſt verlegen. Durch dieſe unerwartet warme Vertheidigung hatte das Geſpräch eine Wendung genommen, die Einigen von der Geſellſchaft nicht erwünſcht ſchien; alle heftigen Ausfälle auf Malkolm waren abgeſchnitten. Wie liebenswürdig erſcheint ihr Unglauben, meine Gnädige, ſagte ein Beiſitzer des Gerichts, glauben ſie aber nicht, daß dieſe Empfindung uns fremd war. Nie haben wir ein peinlicheres Geſchäft gehabt, denn er ſelbſt ſtand uns gegenüber. Die Sicherheit, die unerſchütterliche Feſtigkeit, welche er, während die vernichtendſten Beſchuldigungen auf ihn einſtürmten, fortdauernd bewieß, ſchien ganz für ſeine Unſchuld zu ſprechen, und wir würden uns glücklich geſchätzt haben, wenn wir ihn völlig gereinigt aus der Unterſuchung herausgeführt hätten. Aber der Verdacht iſt zu groß — ſeine Briefe verrathen zu viel. Ein gemeines Verbrechen würde er niemals begehen — aber, geſtehen wir, dieſer mächtige Mann war ſich ſeiner Gewalt, ſeiner Herrſchaft wohl bewußt, und benutzte ſie, zwar nie auf eine unedle, doch auch ſelten auf eine ſchonende Weiſe. Es ſind Anzeichen vorhanden, die uns vermuthen laſſen, daß er Kenntniß hatte von einem Verhältniſſe zu unſerm Nachbarlande, welches bald ſich enthüllen muß, daß er über großen, ja ungeheuern Plänen brütete, die oft eine herrſchſüchtige, gewaltthätige Natur blind machen gegen die Mittel, die ſich ihr zur Ausführung darbieten, die ihm die Unterſtützung eines durch Verbrechen kühnen, durch Schlauheit ausgezeichneten Stammes wünſchenswerth erſcheinen ließen. Die Gräfin ſchwieg, aber ſie konnte ihre Trauer, ihren Schmerz, ihren Unwillen kaum unterdrücken; daß es den Gerichtsherrn nicht gelungen war ſie zu überzeugen, war klar, aber ſie ſchwieg und verließ das Gemach, um, wie ſie verbindlich und mit einer freundlichen Höflichkeit äußerte, die ihr Ueberwindung koſtete, für die ſchnellere Auftragung des Mahles zu ſorgen. Als ſie ſich entfernt hatte, äußerten ſich die verſammelten Gäſte unbefangner. Kann Malkolm nach dieſer fatalen Begebenheit noch Theil an den Reichstagsverhandlungen nehmen? fragte der Graf. Der Präſident zuckte bei dieſer Frage die Achſeln — er muß unter genaue polizeiliche Aufſicht geſtellt werden, wir ſind genöthigt ihn als einen höchſt gefährlichen Menſchen zu betrachten, und wenn das verdächtige Verhältniß zu ſeinen berüchtigten Stammverwandten ihn aus der guten Geſellſchaft entfernt, ſo müſſen die gefährlichen Pläne, welche er höchſt wahrſcheinlich ausgebrütet hat, ihn alles öffentlichen Vertrauens berauben. Wenn er daher ſich nicht, wie ich es ſeiner Hartnäckigkeit, ſeinem Stolze zutraue — ſelbſt zurückzieht, ſo — — der Präſident ſchwieg. Meine Herren, ſagte einer der Anweſenden, erinnern ſie ſich noch jenes Abends, an dem er uns zuerſt Bewunderung abzwang, wo er Alles in Bewegung ſetzte, wo wir daran dachten ihn zu gewinnen, ein jeder für ſeine Anſicht? Mehrere der hier Gegenwärtigen — ich erinnere mich deſſen genau — waren damals von der Geſellſchaft. Sollten ſie vergeſſen haben, welche ganz abſonderliche Reden er führte, die uns wohl hätten bedenklich vorkommen können; wie er uns zur Vertheidigung allerlei hülflos gewordener, aus der Vergangenheit übrig gebliebener, verroſteter Geſtalten aufforderte, wie er uns ermahnte, Ritter der Geſchichte zu werden? Mit höhniſchem Lächeln verſicherten Einige dieſe ſeltſame Aeußerung nicht vergeſſen zu haben. Nun ſehen ſie, meine Herren, der Mann iſt konſequent, und wollte uns durch ſein Beiſpiel beweiſen, wie er ſelbſt in der That ein Ritter der Geſchichte geworden iſt. Seine Stammverwandten haben in ihrer wunderlichen Art, die freilich ſchlecht gedeutet und mit Galgen, Rad und Zuchthaus belohnt wurde, ein geſchichtliches Daſein, eine Legitimität erlangt, und es dünkte dem Herrn löblich, was ſich ſo durch mehr als zweihundert Jahre ausgebildet hat, auch ferner in ſeiner Weiſe durch ritterliche That zu erhalten. Dieſer Einfall ſchien Vielen vortrefflich, ſelbſt mehrere der Richter, obgleich noch durch die Erinnerung an die Verhandlung erſchüttert, mußten lächeln, und Malkolm war ſeit dieſer Zeit in gewiſſen Kreiſen nur unter dem Namen „des Ritters der Geſchichte" bekannt.

Die Tafel dauerte lange. Als die Geſellſchaft ſich endlich erhob, das Speiſezimmer verließ und ſich über einen Korridor begab, um in einem andern Saale noch einige Stunden zuzubringen, ſah man eine Frau, wie es ſchien von höherm Stande, eben die Treppe heraufſteigen und den Heraustretenden entgegenkommen. Sie war blaß, ſchien zu zittern, ſchlug die Augen ſchüchtern nieder und ward von einem anſehnlichen Herrn begleitet. Als das Geräuſch ſie auf die kommende Geſellſchaft aufmerkſam machte, ſchien ſie plötzlich wie ein geſcheuchtes Wild entſchlüpfen zu wollen; aber der Begleiter hielt ſie auf und ſuchte ihr freundlich zuzureden. Einige von den Anweſenden traten hinzu, keiner kannte ſie. Die Gräfin war erſtaunt, um dieſe Zeit unbekannte Perſonen in ihrem Hauſe zu finden. Gnädige Gräfin, ſagte der Begleiter, verzeihen ſie, daß ich ſo kühn bin, ihnen eine fremde Dame in dieſer Stunde vorzuſtellen, die vielleicht eben zu einer Zeit und unter Umſtänden, die nicht die günſtigſten ſind, ihre Gaſtfreundſchaft anzuflehen wagt. Die Nacht hat uns überraſcht, wir haben das Unglück gehabt ein Rad zu zerbrechen, und ich ſah mich genöthigt, die etwas kränkliche Frau, die ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt iſt, hierher zu führen. Bertha, ſagte er, ziehen ſie ſich doch nicht ſo ſcheu vor einer Frau zurück, die ſie, ich darf es mit Gewißheit vorausſetzen, freundlich und gaſtfrei aufnehmen wird. Die Dienerin, welche, hinter Bertha ſtehend, ängſtlich und unentſchloſſen dem ganzen Auftritte zuſah, blickte die Gräfin verwundert und erſchrocken an; die Diener traten mit Lichtern näher, während die Geſellſchaft neugierig ſtehen blieb. Der helle

Glanz der Kerzen erleuchtete die fremde, zitternde Geſtalt; die Gräfin, überraſcht, daß ihr dieſe Frau als eine Bekannte vorgeſtellt wurde, und durch den Namen aufmerkſam gemacht, trat näher und ſprach die Schüchterne, die mit niedergeſchlagenen Augen da ſtand, freundlich und ermunternd an. Die Stimme ſchien auf Bertha Eindruck zu machen, ſie erhob das Geſicht, ſchlug die Augen auf und blickte die Gräfin an, welche neugierig und ängſtlich ihre Geſichtszüge zu enträthſeln ſuchte. Die unverkennbaren Spuren vergangener Schönheit zogen ſie an, immer bekannter, immer vertrauter ſchienen dieſe Züge ihr entgegen zu treten. Sie iſt es, mein Gott, ſie iſt es, meine lange, meine ſchmerzlich vermißte theure Freundin — Bertha, Bertha kennſt du deine Amalie nicht mehr, rief ſie und umarmte ſie.

Als die Herren und Frauen dieſe Erkennungsſcene ſahen, drängten ſie ſich herbei. Mehrere ſchienen, wie die Gräfin, die Unglückliche zu erkennen und es entſtand ein leiſes Flüſtern. Bertha aber ſchmiegte ſich zitternd an die wiedererkannte Freundin — Amalia, ſagte ſie mit kaum hörbarer Stimme, Amalia liebſt du mich noch, ſo entferne mich, entferne mich eilig aus der Nähe dieſer Menſchen — hier vergehe ich vor Angſt und unſäglicher Qual. Die Gräfin, die jetzt das Unruhige, Unſtäte in den hin- und herfliegenden Augen der Freundin wahrnahm, erſchrack, hielt Bertha an der Hand, als fürchtete ſie, daß ſie ihr entſchlüpfen möchte, ſuchte ſich zu faſſen und wandte ſich an die Geſellſchaft: ich habe ſo eben eine Jugendfreundin wiedergefunden und erkannt, ſprach ſie mit anmuthiger Milde und Freundlichkeit — aber ſie iſt angegriffen, erſchrocken — wie der Anſchein beweiſt krank — und wünſcht Ruhe und Einſamkeit. Ich hoffe, die Geſellſchaft wird mir gütig erlauben, daß ich mich auf eine kurze Zeit mit der erſchöpften kranken Freundin entferne. Sie gab dem Grafen einen Wink, der mit ſeiner Dame auf den Saal zuſchritt, und die Uebrigen ſahen ſich genöthigt zu folgen. Die Gräfin lud Berthas Begleiter ein an der Geſellſchaft theilzunehmen, und verſchwand mit Bertha und ihrer Dienerin.

Die kranke, fremde Frau beſchäftigte nun die Geſellſchaft ausſchließlich. Erinnern ſie ſich einer ſchönen Blondine, die mit ihrer Pflegemutter vor mehreren Jahren in unſern Geſellſchaften erſchien und allgemeines Aufſehen erregte, ſagte eine der Frauen, und neugierig drängte man ſich an ſie. Sie fuhr fort — das Mädchen verſchwand plötzlich, als die Pflegemutter ſtarb, und damals hörte man viele Vermuthungen über dieſes auffallende Verſchwinden. Die Erben ihrer Wohlthäterin ſollen ſich eben nicht ſehr großmüthig bewieſen haben. Ich liebte das Mädchen recht herzlich, wir alle ſchenkten dem guten, beſcheidenen Kinde gern unſer Vertrauen, aber beſonders ſchloß ſie ſich an unſere liebe Gräfin an — gewiß, ſie iſt es, denn auch der Name trifft zu, Bertha hieß ſie. Wer ſollte dieſe liebliche Erſcheinung ſo leicht vergeſſen? rief einer der Gerichtsherrn — Berthas plötzliches Unſichtbarwerden hatte damals großes Aufſehen erregt, und ihre unerwartete Erſcheinung muß unter ſolchen Umſtänden überraſchen. Sie hat ſich ſehr geändert, meinte die Eine — wie kummervoll ſah ſie aus, ſagte eine Zweite — doch ſcheint ihr Anzug, ihre Begleitung darauf zu deuten, daß ſie in guten Umſtänden lebt, bemerkte eine Dritte. Jetzt entdeckte man den Begleiter, der ſich dem Grafen ſelbſt vorgeſtellt hatte, und, obgleich jedermann fremd, als ein feiner, gebildeter Mann freundlich aufgenommen wurde, ſich mit vieler Gewandtheit benahm, und ungezwungen an den Geſprächen theilnahm. Er hatte vernommen, daß Bertha der Geſellſchaft nicht unbekannt war, daß man, über ihre plötzliche Erſcheinung erſtaunt, ihre gegenwärtige Lage zu kennen wünſchte, und zeigte ſich ſehr bereitwillig jede Auskunft mitzutheilen. Mit einnehmender Leichtigkeit bot er ſich an, der Geſellſchaft alles, was er ſelbſt wußte, zu erzählen. Ich habe keine Verpflichtung, das traurige Schickſal meiner Reiſegefährtin zu verſchweigen, ſagte er, ja eine heilige Pflicht fordert, daß ich den Mann, der ihr Leben verbittert und ein ſo ſchönes Gemüth zerrüttet hat, öffentlich zur Rechenſchaft ziehe. Er iſt mächtig, er lebt in großem Anſehn, aber nichts ſoll mich abhalten, ihm kühn Trotz zu bieten; denn der tiefe Gram, deſſen Zeuge ich war, iſt mir eine Aufforderung geworden, die ich nicht abzuweiſen vermag. Alle lauſchten geſpannt auf die fernere Mittheilung: der Muth des Fremden, ſeine Kühnheit ſchien ſo edel — obgleich viele beſorgten einen Namen nennen zu hören, der ſie in Verlegenheit ſetzen konnte.

Man bildete einen Kreis um ihn, und er fing an Manches von ſich ſelbſt zu erzählen, was, ohne ruhmredig zu klingen, doch für den Vielerfahrnen einnahm. Er gab ſich für einen Kaufmann von Gothenburg aus, der meiſt im Auslande gelebt hatte, und, obgleich in Schweden geboren, doch faſt in ſeinem Vaterlande fremd war. Zwar fand ſich in der Geſellſchaft Jemand, der ähnliche Züge vor Jahren in einer Umgebung, die mit dieſer Erzählung nicht übereinſtimmte, geſehen haben wollte, aber die Zuverſichk, mit welcher der Fremde hervortrat, machte ihn irre. Er glaubte ſich zu täuſchen, und je länger der Unbekannte ſprach, deſto entſchiedener zog er ſeine dunkle Erinnerung in Zweifel. Später äußerte er ſie nur, um über ſeinen Irthum zu lächeln. Der Fremde ſprach höchſt anmuthig, ſeine Erzählung war lebendig, der Gegenſtand ſelbſt anziehend, und das Intereſſe ward durch die Theilnahme an dem Schickſale eines einſt von den Frauen geliebten, von den Männern bewunderten Mädchens geſteigert. Ich kam, erzählte er, auf einer Reiſe durch Weſtmannland in eine bezaubernd ſchöne Gegend. An dem Ufer eines beträchtlichen See's entdeckte ich eine kleine, aber reizende Villa. Der freundlich lebhafte Anſtrich des Hauſes, die ſpiegelhellen Fenſter zogen mich an; durch ein niedliches Gitter ſah ich einen lieblichen, blumenreichen Garten, voll grüner Bäume — alles ſo heimlich, mit ſo vieler Liebe gepflegt, ſo einladend, daß ich der Neugierde, die Bewohner kennen zu lernen, nicht widerſtehen konnte. Ich ritt heran, ſtieg vom Pferde ab, blickte mit einer mir ſelbſt unbegreiflichen Sehnſucht in den Garten — die Blumen, die Bäume ſchienen mir zu winken. Ich begriff meine Aufregung kaum. Ich ahnte nicht, was ich erfahren ſollte, welche Unthat ich zu entdecken berufen war, ja, eine Unthat, die jedes fühlende Herz empören muß, die jahrelang verborgen blieb, die aber, wenn man die Leidende, Verſtörte ſieht, um Rache ſchreit.

Während ich in dieſer unerklärlichen Gemüthsbewegung durch das Gitter blicke, ſehe ich eine blaſſe, weibliche Geſtalt durch den Garten ſchleichen. Als ſie mich erblickt, ſtößt ſie ein leiſes Geſchrei aus und ſinkt zuſammen. Ich gerieth in Verzweiflung. Die Gitterthüre war verſchloſſen. Ich denke nicht mehr an mein Pferd, eile in das Haus und finde einen ältlichen Mann, den ich mit mir ſchleppe. Die Arme — es war Bertha, die Beſitzerin des Hauſes — lag noch beſinnungslos da. Wir tragen ſie hinein, und ich muß mich entfernen, bis ſie ſich erholt hat, bis ſie auf meinen Anblick vorbereitet iſt. Der Kaufmann erzählte nun ferner, wie er, von Theilnahme ergriffen, ſeine Abreiſe verzögerte, mit einer elenden Wohnung in der Nähe des Landhauſes zufrieden war, wie er allmälig mit Berthas Umgebung, mit dem alten Manne und ſeiner Frau, wie er mit der Dienerin bekannt wurde; wie auch Bertha einiges Vertrauen zu ihm faßte, und er auf dieſe Weiſe ihr Leben und die Quelle ihres tiefen Grames erfuhr. Sie ſtammt, ſagte er, aus einer ſeltſamen, verbrecheriſchen Familie her — die Zuhörer ſtutzten, denn als er dieſe Familie ſchilderte, war es entſchieden, daß es dieſelbe ſein mußte, aus welcher Malkolm ſeine unglückliche Herkunft ableitete. Als der Erzähler nun Berthas Aufenthalt in Stockholm; ihrer unglücklichen Bekanntſchaft mit Malkolm erwähnte, und wie dieſer die aller Welt verborgene Verwandtſchaft benutzte, um ihr Vertrauen zu gewinnen; als er mit einer Heftigkeit, einer glühenden Beredſamkeit, die aus dem empörten Gefühle zu entſpringen ſchien, die Künſte ſchilderte, die er angewendet haben ſollte, um die arme Bertha zu verlocken, um ſie in ſeine Gewalt zu bekommen, um die immer ſtärkere Liebe des Mädchens und jede ſchwache Stunde zu benutzen; wie er weder Verſprechungen, noch heilige Eidſchwüre geſpart hatte, um ſie zu gewinnen — da geriethen die Zuhörer in ſichtbares Erſtaunen. Ein faſt furchtbares Stillſchweigen herrſchte in dem Saale, keiner athmete, und der Fremde, dieſen Eindruck bemerkend, ſetzte immer lebendiger ſeine Erzählung fort. Von jetzt an näherte ſie ſich, wenigſtens äußerlich, mehr der Wahrheit. Wie Bertha in der entfernten Vorſtadt gelebt, wie das gefallene von nun an ihm preisgegebene Mädchen dort ſeine Beſuche empfangen hätte, könnten ſelbſt die Bewohner bezeugen. Mit entſetzlicher Verſtellung hätte er gewußt, ſeine Neigung zu dem Mädchen vor jedermann zu verbergen; mit einer faſt unbegreiflichen Hinterliſt hatte er ſie aus der Mitte ihrer Umgebung unbemerkt zu entfernen und in jenem abgelegenen Hauſe zu verbergen verſtanden — ſie hierauf nach der Provinz geſchleppt und — auf immer verlaſſen. Ihr Gram, ihr ſtiller Wahnſinn vollendete das ſchauerliche Gemälde. Der Eindruck, den dieſe Erzählung machte, äußerte ſich bald. Wie iſt die Vorſehung gerecht, ſagte eine ältliche Frau, eben jetzt, da dieſer Menſch, den wir verehrten, als ein Verbrecher gegen ſein Vaterland, als ein Verbündeter, ja, als das Haupt ſeiner tief geſunkenen Verwandten erſcheint, muß nun auch dieſe gräsliche Unthat, die jahrelang verborgen blieb, an das Licht kommen, damit kein Zweifel bleibe, damit jeder redliche Menſch vor dieſem Ungeheuer zurückſchaudere, das uns mit der Maske der Grosmuth und edler Geſinnung täuſchte. Der Fremde ſtutzte und man fand es billig ihm ausführlich mitzutheilen, was ſo eben ſich ereignet hatte.

Er ſchien mit großem Erſtaunen den Verdacht, der auf Malkolm ruhte, zu vernehmen. Ja, der Himmel iſt gerecht, rief er aus, und dennoch kann ich eine ſchmerzliche Empfindung nicht unterdrücken. Ich habe von dieſem Verdachte, der, wie ich eben erfahre, ſchon lange verbreitet iſt — bisher nichts gehört. Ich kehrte erſt ſeit wenigen Monaten nach Schweden zurück, meine Geſchäfte feſſelten mich in fernen Provinzen; ich glaubte einem mächtigen Manne, ſelbſt mit Gefahr gegenüberzutreten, und finde einen Gefallenen, Verachteten. Hätte ich eine Ahnung von ſeinem Schickſale gehabt, wahrlich ich hätte ſein Unglück geachtet, ich hätte geſchwiegen.

Während die Geſellſchaft noch in der lebhafteſten Bewegung war, trat die Gräſin ein; ſie ſah blaß aus, ein tiefer Kummer ſchien ſie niederzubeugen. Sie war ſehr lange ausgeblieben, und man wußte, daß ſie von Bertha kam. Aller Augen hefteten ſich auf ſie, als ſie ſtillſchweigend ſich niederließ und über den ſeltſamen Beſuch nichts äußerte, obgleich ſie ihren Schmerz nicht zu verbergen wußte. Aber durch alles, was man eben erfahren hatte, war die Geſellſchaft gewaltſam aus den gewöhnlichen Grenzen des ruhigen Anſtandes geriſſen worden — eine der älteren Frauen fing mit lebhaftem Abſcheu an Alles zu wiederholen, was ſie gehört hatte. Die arme Gräſin horchte mit ſchmerzlicher Aufmerkſamkeit. Können, wollen ſie nun dieſen Menſchen noch länger vertheidigen?

fragte die Frau mit ſchonungsloſer Härte. Die Gräfin ſchwieg noch immer, ſie widerſprach, ſie vertheidigte Malkolm nicht. Man ahnte, daß, was ſie durch die Unglückliche erfahren hatte, die Erzählung des Fremden beſtätigen mochte.

Nach einiger Zeit und als es, ohne Aufſehen zu erregen, geſchehen konnte, näherte ſich die Gräfin dem Fremden, zog ſich mit ihm nach einem Fenſter zurück, blickte ihn ernſthaft und forſchend an, und fragte in einem beſtimmten, ja faſt ſtrengen Tone — was konnte ſie bewegen, meine arme Freundin aus ihrem ſtillen Aſyle herauszulocken und ſie den Zufällen einer Reiſe preiszugeben? Die Beſtimmtheit, mit welcher die Gräfin ſprach, ſchien den Fremden für einen Augenblick faſt beſtürzt zu machen. Glaubte er ſich etwa durchſchaut? In der That dürfen wir vermuthen, daß die reine Seele der Gräfin, wenn auch ohne klares Bewußtſein, eine tiefe Ahnung von der Lüge dieſes Menſchen hatte. Er ſchwieg einen Moment, und die Gräfin betrachtete ihn erſtaunt und nicht ohne Mistrauen. Aber mit völliger Faſſung und in dem leichten Tone, der ihm bei der Geſellſchaft Zutrauen erworben hatte, erwiderte er: meine Gnädige, ihre Frage ſetzt mich in Erſtaunen. Wie! ſie wären einige Stunden mit Bertha allein geweſen, dieſe hätte ihnen, vertraulich, wie es ſcheint, alles entdeckt und nichts von der Abſicht ihrer Reiſe erwähnt? Dieſe Zurückhaltung gegen eine treue Freundin, die ſich ſo lebhaft für ſie intereſſirt, iſt mir nicht ganz angenehm. Ihre Krankheit fordert eine ſehr vorſichtige, pſychiſche Behandlung, und ich hoffte, daß die Art, mit welcher ſie ſich gegen eine Freundin in einer vertraulichen Stunde äußern würde, für die zukünftige Behandlung viele zweckmäßige Mittel an die Hand geben ſollte. Sie ſchien, ſagte die Gräfin, durch das unglückliche Ereigniß, welches ſie der Neugierde ſo Vieler preisgab, im Anfange völlig zerſtört — ich mußte mich eine lange Zeit mit ihr beſchäftigen, ehe ich ſie zu einem einigermaßen geordneten Geſpräche bringen konnte. Ueber ihre Liebe und ihren Sohn, über ihre gegenwärtige Lage ſagte ſie mancherlei, aber ſehr verworren und mit ſichtbarer Zurückhaltung. Daß ſie noch immer nicht an Malkolms Liebe zweifelt, daß ſie nach ſo langer Zeit ihn noch immer erwartet, ja, daß ſie glaubt, dieſe Reiſe würde ſie zu ihm führen, ahnte ich mehr, als daß ich es aus ihrer unzuſammenhängenden Rede klar hätte abnehmen können. Als ich ſie verließ, ſchien ſie ziemlich ruhig — und auf eine höchſt ergreifende Weiſe trat die alte Liebenswürdigkeit, ihr anmuthiges Weſen aus der Verwirrung, aus der Zerſtörung ihres Innerſten hervor. Aber ich wünſchte in der That ihre Abſicht zu wiſſen, mein Herr, führ die Gräfin fort; den Zufall, der ſie uns brachte, darf ich keinen glücklichen nennen, ich ſehe für die Unglückliche keine Rettung, und auf ſie kann er nur höchſt ſchädlich wirken. Ich hielt es, gnädige Gräfin, für meine Pflicht, erwiderte der Fremde, ſie von ihrem Wahnſinne zu heilen, und wenn das nicht möglich ſein ſollte, die Gewalt der fixen Idee wenigſtens zu ſchwächen. Schon daß ſie ſich zur Reiſe entſchloß, gab mir einige Hoffnung, denn der Grund, weshalb ſie lange nicht einwilligen wollte, war, daß nun während ihrer Abweſenheit Malkolm erſcheinen und ſie vergebens ſuchen würde. Ich bringe ſie zu einer Schweſter der Frau, die ſie bisher mit der Dienerin ſorgfältig gepflegt hat — ſie liebt dieſe Schweſter ihrer Pflegerin, die ſich eine Zeitlang in ihrem Hauſe aufhielt. Als es mir gelang ſie zu überreden, freute ſie ſich dieſe Frau wiederzuſehn, und ich glaube, daß eine Veränderung des Ortes heilſam auf ſie wirken kann. Die Gräfin ſchien ſehr bedenklich. Sie trifft, fuhr der Fremde fort, dort ihren Sohn, der, von dem Prediger begleitet, dahingereiſt iſt, und auch aus dieſem Zuſammentreffen erwarte ich etwas Gutes. Die Gräfin gab endlich nach, obgleich ſie nicht überzeugt ſchien.

Am frühen Morgen des folgenden Tages, ehe noch die vielen Gäſte in Bewegung waren, ſah man die Gräfin ſchon bei Bertha, die es wohl fühlte, was ihr eine ſolche Freundin war. Der Fremde mußte den Wohnort in Weſtmannland genau bezeichnen, es lag in der Abſicht der Gräfin, ſie dort bald zu beſuchen. Liebe Bertha, ſprach ſie, ich werde die Gäſte, die dir ſo zuwider ſind, nicht ſo bald los, einige wenigſtens bleiben länger hier; aber wenn ich allein bin, dann beſuche ich dich, um dich nicht ſo bald zu verlaſſen, dann mußt du zu mir kommen und mit mir leben. Bertha ſchüttelte den Kopf. Sie trennten ſich unter Thränen und Bertha verſchwand, ohne von den Gäſten bemerkt zu werden.

Der Fremde war derſelbe, welcher wenige Tage ſpäter bei Mathilden erſchien, um ihre und Berthas Ruhe auf immer zu ſtören.

Haben ſie ſchon die neue Entdeckung über unſern trefflichen Ritter der Geſchichte vernommen? ſagte einige Zeit darauf ein junger Mann von den Gäſten des Grafen Stiernholm, als er in einen Kreis von Herren und Frauen eintrat. Malkolm war noch immer ein Gegenſtand der Tagesgeſpräche, und man erwartete daher begierig, was er vorbringen würde. Erinnern ſie ſich, fuhr er fort, Thorgreens ſchöner Braut? der luſtigen, etwas leichtſinnigen Antonie, ſagte eine ältliche Frau; wie ſollten wir die vergeſſen — eine vorzügliche Tänzerin, erinnerte ein junger Mann — nun — Sie iſt in einem bedauernswürdigen Zuſtande geſtorben — erzählte der Eingetretene. Geſtorben! riefen erſtaunt und erſchrocken Mehrere — das junge, blühende Mädchen. Und erfahren ſie die ſchauderhaften Umſtände — man muß Malkolm ihren Mörder nennen. Eine unruhige Bewegung entſtand unter den Verſammelten, ſie drängten ſich um den Erzählenden, und dieſer begann: Antonie hielt ſich eine Zeitlang bei ihrer Freundin, der Frau von Malkolm auf. Es leidet keinen Zweifel, dieſer Don Juan hat gewußt, ſie zu gewinnen. Hören ſie. Kaum hat ſie einige Wochen auf dem Schloſſe verlebt, ſo wird das muntere Mädchen trübſinnig, Niemand weiß die Urſache. Plötzlich, wie von geheimen Gewiſſensbiſſen gequält, verſchwindet ſie. Sie erſcheint, wie die unglückliche Bertha, wahnſinnig, ſie will jedermann ihre Schuld entdecken, man muß ſie bewachen; der Wahnſinn verwandelt ſich in eine tiefe Schwermuth, ſie iſt fortdauernd innerlich erſchüttert, oft bricht ſie in ein Angſtgeſchrei aus. An dem einſamen Orte, wo man ſie noch immer ſorgfältig hütete, ſcheint es ihr zu enge, ſie will fliehen, man muß ſie zurückhalten. Da wird ſie von einem apoplektiſchen Anfalle ergriffen, iſt, als ſie erwacht, an der Zunge gelähmt und fordert durch Zeichen einen Prediger. Während ſie auf ihn wartet, ſetzt ſie ſich hin und ſchreibt mit bebender Hand dieſes Blatt — unvollendet, denn der Anfall kehrte wieder und der Prediger fand ſie todt. Er reichte der erſchrocknen Geſellſchaft ein Papier hin, auf welchem mit undeutlicher, zitternder, kaum leſerlicher Hand geſchrieben — die wenigen Worte ſtanden:

„Mathilde — Mathilde, ich ſterbe und zittre vor
„dem Tode — ich ſterbe und die Folgen meiner Unthat
„werden fortwuchern nach meinem Tode. Ich habe dich
„unglücklich gemacht, dich, euch alle. Ich will, wenn
„Gott es mir vergönnt, dieſe Zeilen benutzen, um alles,
„alles zu entdecken. O! kämen ſie in deine Hände —
„Thorgreen —“

Alle waren wie erſtarrt. Es iſt klar, es iſt einleuchtend, dieſer furchtbare Menſch hat alle Künſte der Verführung angewandt, um auch hier Unheil zu ſäen! rief Einer — und an der Seite einer ſo liebenswürdigen, ſo trefflichen Frau, hörte man einen Zweiten ſagen. Thorgreen ſcheint Nachricht von der gefährlichen Lage ſeiner Braut erhalten zu haben, fuhr der Erzähler fort, er ließ ſie insgeheim wegbringen; aber es war zu ſpät, die eignen Geſtändniſſe der Zerrütteten entdeckten alles, und da mußte er freilich die Verbindung aufgeben. Malkolm ward von jetzt an als ein entſetzliches, ſittenloſes Monſtrum betrachtet, man nannte ſeinen Namen nie ohne Schauder.

In dem alten, wüſten Gerichtsſaale blieb Malkolm mit Marcus allein, nachdem alle ihn verlaſſen hatten. Der ergraute, treue Diener hatte früher weniger, als Alle, von dem, was ſeinem Herrn drohte, erfahren. Er war immer in ſeiner oder Mathildens Nähe, ſelten ſprach er Fremde, die wohl auch wenig Neigung zeigten, ſich gegen ihn über ſeinen Herrn zu äußern. Jetzt ſah er dieſen Mann, den er als den Trefflichſten zu verehren gewohnt war, als Verbrecher angeklagt, vor Gericht geſtellt. Die unglückliche Verwandtſchaft, die auch ihm in ſeiner Jugend Gefahr drohte, der er kaum entronnen war, zog den Mächtigen und Hochgeachteten in ihre nächtliche Tiefen. Nie zweifelte er an ſeines Herren Unſchuld, und dennoch mußte ſein, ſeines treuen Dieners, Zeugniß gegen ihn auftreten! Er blickte furchtſam, faſt erröthend, als glaubte er ſich ſchuldig, nach dem Herrn hin, und war erſtaunt, als er dieſen mit völlig ruhiger Miene, wie in den Tagen des höchſten Glücks, auf ſich zukommen ſah. Marcus — ſagte er — meine Frau erwartet mich — wenn du eilſt, kannſt du noch vor Mitternacht das Schloß erreichen. Eile, was du kannſt — Holter — du kennſt ihn doch? wird dir ſeinen Wagen geben. Meiner Frau ſagſt du, daß ich aufgehalten werde — durch fatale, unangenehme Geſchäfte — du darfſt ihr wohl ſagen, daß ich mismüthig, verdrieslich bin; aber, was du erlebt, gehört haſt, verſchweigſt du — ſie darf nichts, gar nichts davon wiſſen. Vielleicht beſchwöre ich auch dieſes Ungewitter — vielleicht — vielleicht auch nicht — und dann. — Man ſoll nie zu ſehr an die Zukunft denken, was uns vorliegt, muß uns ganz beſchäftigen — ſelbſt die unangenehmſte Gegenwart hat ihre Rechte. Er ſprach das Letztere faſt wie mit ſich ſelbſt, ohne irgend eine Erhebung der Stimme, ohne Unruhe. Doch Marcus eile nur — und ſchweige. Ich weiß, daß ich mich auf dich verlaſſen darf — du trennſt dich nicht von mir — nie, Herr, antwortete Marcus — und mußte gegen ſie zeugen. Du mußteſt die Wahrheit ſprechen, nie forderte ich etwas Anderes von dir. Sei darüber ruhig, Marcus. Aber jetzt eile, ſchone das Pferd nicht — nimmt es Schaden, dann werde ich es erſetzen.

Den wüſten Saal durchſchritt Malkolm mit großen Schritten. Es war faſt ganz dunkel geworden, die zerriſſenen Tapeten ließen ſich kaum noch erkennen, und die alten Gemählde blickten ihn ſeltſam und trübe an. In ſich verſunken, ſuchte er die Gedanken zu ſammeln, um ſeine düſtere Zukunft mit klarem und entſchiedenem Bewußtſein zu überſchauen. Der Kaſtellan, von Marcus gerufen, erſchien. Sie haben befohlen, gnädiger Herr, ſprach er und ſtand ängſtlich und zitternd Malkolm gegenüber. Wer biſt du? fragte dieſer ſtrenge; er hatte vergeſſen, daß der Kaſtellan auf ſeinen Befehl gekommen war. Der Kaſtellan des Schloſſes, gnädiger Herr, ſtotterte derſelbe. Der Bediente, welcher eben wegging, ertheilte mir den Befehl, hier zu erſcheinen. Es iſt wahr, antwortete Malkolm ſich beſinnend, ich habe euch rufen laſſen. Ich wünſche eine Mahlzeit — Wein führe ich ſelbſt, und ein Licht, eine Bettſtelle in dieſes Kabinet — nur eine Matratze oder etwas Streu — nichts weiter. Gnädiger Herr, ſagte der Kaſtellan und blickte ihn verwundert an — hier, in dieſer wüſten Wohnung wollen ſie allein die Nacht zubringen? — Ich habe euch nicht um Rath gefragt, antwortete Malkolm kurz; ihr beſorgt eilig, was ich euch aufgetragen — kalte Küche — Brot, Waſſer — ich bedarf nicht mehr. Er gab ihm eine Hand voll Geld — was übrig bleibt, iſt euer, fügte er hinzu und ſchob ihn zur Thüre hinaus.

Der Kaſtellan, ermuntert durch eine Summe, die ihn in freudige Verwunderung ſetzte, beſorgte ſchleunig, was ihm aufgetragen war; bald ſtand der Tiſch gedeckt, die Bettſtelle in dem Kabinette, zwei Lichter erhellten das öde Gemach. Erlauben ſie, gnädiger Herr, wagte der Kaſtellan noch vorzuſchlagen, daß einer meiner Leute die Nacht zu ihrem Schutze in der Nähe zubringen darf? — Keiner unterſtehe ſich hier zu bleiben, rief Malkolm zornig; wenn ich ſpäter einen Zudringlichen finde, werfe ich ihn hinaus — ich will allein ſein, entfernt euch.

Erſchöpft durch die faſt unnatürliche Anſtrengung des Tages, von Hunger gequält, genoß Malkolm das mittelmäßige Mahl mechaniſch, leerte inſtinktmäßig ein paar Flaſchen Wein, und erhob ſich erhitzt und durchglüht. Das Blut wallte heftig in ſeinen Adern, die Augen funkelten vor Zorn. Sie haben dein ganzes Leben zertreten

— es iſt ihnen gelungen, du biſt beſiegt, betrogen, überliſtet! ſprach er. Während du Thor zu handeln dachteſt, warſt du nur ein blödſinniges Mittel in ihren Händen; die Gedanken, welche aus den geheimſten Falten deines Innern ſich loswickelten, nannteſt du dein, und ſie hatten dir die Seele geſtohlen. — Wie er daſtand, dieſer Malkolm, der ſich mächtig dünkte, ſtolz um ſich ſah und alles zu beherrſchen wähnte; die Erde erſchien ihm zu klein, er forderte den Himmel heraus und ſpiegelte ſich wohlgefällig in ſeiner eignen Größe — giebt es etwas Lächerlicheres! rief er laut und ein furchtbares Hohnlachen ertönte durch den öden Saal. War es möglich, daß die Erde einen Armſeligen ſolcher Art tragen konnte — ein zuſammengeronnenes Bild eigner, leerer Einbildung; ein hohler Wicht, aufgeputzt mit hoher Geſinnung und edlen Entwürfen, während eine geheime Macht, die er nicht einmal kannte, ihren Sitz in den verborgenſten Tiefen aufgeſchlagen hatte, Handlungen, Gedanken leitete, und ihm nun grinſend entgegentritt? So weit ließen wir dich laufen, ſprechen ſie höhnend und ſpotteten deiner — jetzt werfen wir dich nieder — und der Zerſplitterte, Zerriſſene liegt da — und die Vorübergehenden ſtehen verwundert: waren wir verzaubert, rufen ſie, daß dieſer Lump uns ein Held, dieſer zertretne Wurm uns ein Gewaltiger ſchien? — Ja, ihr habt gewonnen — ich bin euer Sklave, ihr Unbekannten; ich ſtehe entwaffnet, beſiegt, gefeſſelt euch gegenüber — ich bin euer, denn ich habe mich ſelbſt verloren.

Mitten aus den Trümmern ſeines zuſammengeſtürzten Glückes trat Mathildens Bild vor ſeine Seele — ein unwillkührlicher Schrei des tiefſten Schmerzes entfuhr ihm, er ſank auf einen Stuhl, die Hände deckten den Jammer ſeines Antlitzes; er ſuchte vergebens ſein Daſein zu vergeſſen, Vernichtung wäre ihm in dieſem Augenblicke Seligkeit geweſen.

Er ſtand auf dem höchſten Gipfel der Selbſtverachtung, aber ihre Quelle war ſein unbeſiegbarer Stolz. Beſiegt wärſt du — ein Sklav', ein Knecht der Verworfnen — rief er laut und ſprang auf — und konnteſt dirs geſtehen — dich ſelbſt, dein nie beſiegtes Innerſtes den Elenden waffenlos preisgegeben — auch nur einen Augenblick? Nein! noch biſt du der Mächtige; ſie haben dich aufgefordert — wohl, du ſtellſt dich, ſie ſollen dich finden — und hätten ſie ſich in die Erde vergraben, die Feigen, du wühlſt ſie heraus; und hätten ſie Berge über das hölliſche Geheimniß geworfen, du wälzſt ſie hinweg — aus dem Grunde des Meeres, aus den tiefſten, verborgenſten Schlünden, aus der Hölle ſelbſt rufſt du ſie hervor und bannſt ſie, daß ſie erſcheinen, und wenn ſie, ~~mit~~ hervorgezogen, an das Licht treten müſſen, ſind ſie vernichtet. Deine Kraft war zerſplittert, tauſend Schwächen, armſelige Milde, nichtswürdige Duldung feſſelten dich; jetzt, jetzt erſt biſt du frei — die dich verließen, jene Getäuſchten, die ſich mit den Feinden verbanden, ſind dir nun fremd — du ſtehſt allein, ganz allein — und das iſt deine Macht, und die iſt unermeßlich, die kennt keine Schranken, denn ſie kennt kein Geſetz.

Malkolm fühlte ſich faſt erleichtert, während dieſe wilden Gedanken ihn in raſcher Eile durchflogen; aber bald trat eine ſchmerzliche Ruhe an die Stelle der ungebändigten Kraft. Wo ſind ſie, die du vernichten willſt, welcher Weg führt zu ihrem verborgenen Aufenthalte? Sie umſchlichen dich, ſie drängten ſich an dich, ſie bohrten ſich unbemerkt in deine geheimſten Gedanken ein — und doch kannſt du ihre Spuren nicht auffinden. Sie ſind dir unbegreiflich nahe und unendlich fern. Sein ganzer Geiſt ſchien jetzt ſinnend auf dieſen Punkt gerichtet — alle Gedanken, alle Entſchlüſſe, ſelbſt der heftige Zorn, das ſüße Gefühl der Rache, verſtummten, und er war ganz in die Löſung einer Aufgabe, in eine Forſchung verſunken, die keinen Anknüpfungspunkt, keine Hoffnung der Löſung darbot. Thorgreen? murmelte er — hat man dich nicht vor ihm gewarnt? — Nein! rief er zornig, der iſt es nicht, der darf es nicht ſein; du würdeſt dich zehnfach verachten, wenn du dir geſtehen müßteſt, daß dieſer einen ſolchen Sieg über dich erringen konnte. Und was ſollte ihn gegen dich waffnen — du haſt ihm vertraut; es giebt keinen Grund, warum er dich haſſen könnte. Du haſt ihn, wenn auch nicht geliebt, doch mehr als geduldet; er durfte es Liebe nennen — er gab dir nie Urſache an ſeiner Treue zu zweifeln. Nein — jene Unbekannten ſind mächtig an Geiſt, boshaft, aber Feinde, der Kraft nach deiner würdig — aber wo — wo finde ich ſie? —

Während er ſo mit den eignen Gedanken kämpfend herumging, war es bereits ſpät geworden. Er glaubte Tritte von einem Menſchen zu hören, der ſich heranſchlich. Er horchte aufmerkſam und vernahm die Schritte immer deutlicher, ergriff das Licht und ging in heftigem Zorne auf die kaum anſchließende Thüre zu, als ſich dieſe öffnete und er einen Menſchen furchtſam eintreten ſah. Zurück, rief er, Unglücklicher, keiner wagt es ungeſtraft dieſe Schwelle zu überſchreiten. Ich bin — ſtotterte der Hereintretende — wer du auch biſt, Freund oder Feind, ich will Niemand ſehen, ſchrie Malkolm zornig — Holter bin ich, Herr — hören ſie mich, ich bitte, ich beſchwöre ſie; ich hatte keine Ruhe, ich habe auch etwas zu berichten, was wichtig iſt. Stoßen ſie mich nicht fort. Schon etwas ruhiger ſagte Malkolm — Thor! was willſt du — haſt du etwas zu berichten, was ich wiſſen muß, dann mach' es kurz — und verlaß mich. Der Kaſtellan, fing Holter an, iſt wie gewöhnlich in der Schenke, das ganze Städtchen in Unruhe; keiner weiß, warum ſie von den übrigen Herrn hier allein zurückgeblieben ſind, keiner begreift, was die außerordentliche Zuſammenkunft bedeute. Die geringen Leute, welche beſtellt waren, ſind verſchwunden, wie ſie gekommen ſind — ich aber bin in der entſetzlichſten Angſt, ich ahne ein Unglück. Ach, Herr! und ihnen verdanke ich Alles, daß meine alte Mutter ſorgenlos lebt, daß ich ſelbſt ohne Schande lebe, daß ich ihr Vertrauen genieße. — Biſt du gekommen, um mir dieſes zu ſagen — ſo geh', rief Malkolm ungeduldig — hat Marcus geſprochen — ich will es nicht hoffen. Marcus iſt verſchwiegen wie das Grab — aber ſein ſchmerzliches Schweigen, ſein trauerndes Auge hat mich mit Entſetzen erfüllt — klagte Holter. Noch erwarte ich, was du mir zu ſagen haſt, unterbrach ihn Malkolm mit mühſam errungener Ruhe; ich befehle dir, mir dieſes, dieſes nur kurz zu ſagen und mich allein zu laſſen. Was ich Marcus zu verſchweigen befahl, wirſt du doch nicht hoffen von mir zu erfahren? Deinen Bericht alſo — ſchnell.

Ich beſuchte, begann Holter, vor einiger Zeit Bertha — Malkolm horchte mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit, ſobald er dieſen Namen nennen hörte — es geſchah auf ihren Befehl. Ein Menſch hatte ſich bei ihr eingeſchlichen, er brachte Grüſſe von ihnen, er wußte ſich Berthas und ihrer Umgebung Vertrauen zu erwerben — er ſprach nur von ihnen, von ihrer fortdauernden Liebe. Ich war erſtaunt, als ich ihn traf, und er ſchien bei meinem Anblick ſehr verlegen. Du lieber Gott, dachte ich, was haſt du verbrochen; warſt du doch, ſeit du den Dienſt des beſten Herrn verließeſt, um deine alte Mutter zu pflegen, der einzige, der das Geheimniß kannte, und jetzt hat der Herr einen andern, einen Fremden zu ſeinem Vertrauten gewählt. Aber lange hing ich dieſen Gedanken nicht nach, ich faßte einen Verdacht und fing an zu glauben, daß ein Unbefugter ſich eingeſchlichen habe, das Geheimniß zu verrathen. Ich kam nun öfter und fand den Unbekannten faſt immer da. Vorgeſtern war er abweſend, aber ich ſah mit Erſtaunen, wie Bertha und die Dienerin Anſtalten trafen, zu verreiſen. Sie zeigten mir einen Brief, den der Fremde gebracht hatte — es war ihre Handſchrift. Jetzt, ſo ſtand darin geſchrieben, wäre endlich die Zeit erſchienen, wo ſie ſich mit ihr wieder verbinden könnten, um ſich nie mehr von ihr zu trennen. Den Brief ſollte Bertha aber Niemand zeigen, mir glaubten ſie ihm mittheilen zu dürfen, weil ich eben das Geld brachte, wie gewöhnlich, und ſie alſo ſchloſſen, daß ich noch ihr Vertrauen beſäße. Ich hätte gerne Einwendungen gemacht, aber der Befehl war zu deutlich, der Brief von ihrer Hand geſchrieben — und Bertha iſt, begleitet von dem Fremden und der Dienerin, abgereiſt, ohne daß ich habe erfahren können, wohin.

Du hatteſt gehört, daß ſie abreiſen wollten, ſagte Malkolm, der mit großer Unruhe vernahm, was Helter erzählte, und bliebſt nicht da? Wie leicht konnteſt du unbemerkt den Weg, den ſie einſchlugen, verfolgen. — Lieber Herr, antwortete Holter, dieſen Vorwurf habe ich erwartet, wohl auch verdient; aber ihre Handſchrift täuſchte uns alle, ſo unbegreiflich der Inhalt erſchien. Der Gärtner, ſeine Frau und ich, vertieften uns in Muthmaßungen. Der Tag der Abreiſe war beſtimmt und ich entſchloſſen noch früher da zu ſein; als ich aber hinkam, ſtand das Haus ganz verlaſſen — nur ein Arbeiter war da, der mir keinen Aufſchluß über die Entfernung aller Bewohner geben konnte. Du mußt thätig ſein — rief Malkolm — es iſt ein grauenvoller Betrug im Werke — du mußt alles aufbieten, um zu erfahren, wo Bertha hingebracht wird; du darfſt nicht ruhen, bis du es weißt. Morgen reiſe ich — nach meinem Gute in Wermeland werde ich in wenigen Tagen hinziehen — dort findeſt du mich. Jetzt laß mich allein. Er drückte Holter eine Summe in die Hand, zwang den Widerſtrebenden ſie anzunehmen und drängte ihn zum Gemache hinaus.

Mit einer furchtbaren Ruhe erwog Malkolm das neue Ereigniß. Auch dieſes ſtille, quälende Geheimniß iſt dem entſetzlichen Geiſte bekannt, der dich verfolgt, dachte er. Darfſt du dich wundern? Was iſt ihm verborgen, iſt er nicht dein verzerrtes Gegenbild? Es wird immer finſterer um mich herum, das drohende Geſpenſt hat alle Fäden deines Lebens ergriffen, um ſie zu zerreißen. Mag er — es ſtärkt mich, ſchwächen ſoll es meine

Kraft nicht. Er zwingt mich die Stelle, die unüberwindliche einzunehmen, wo die Menſchen, ihr Urtheil, ihre Geſetze mir nichts ſind — und habe ich ſie eingenommen, dann werde ich ſie zu behaupten wiſſen. Aber ſie — die Henker, die Entſetzlichen — haben ſie kein Mitgefühl für ihr Unglück, daß ſie die Jammervolle aus ihrer ſtillen Wohnung, aus dem beruhigenden, lindernden Wahnſinne herausreißen? Ein tiefes Mitleid ergriff ihn, ein quälendes Gefühl der ſchmerzlichſten Reue bemächtigte ſich ſeiner — ein peinlicher Vorwurf, der ihn fortdauernd, nie ganz unterdrückt, verfolgt hatte, und jetzt den Sieg errang.

Ermattet trat er in das Kabinet, ſtellte das Licht auf einen Stuhl und ſank, abgeſtumpft gegen jedes Gefühl, auf ſein Lager hin. Er fiel in einen unruhigen, unerquicklichen Halbſchlummer. Aeffende Geiſter umgaben ihn; die verhängnisvolle Nacht, in der er die Verſchwornen gefangen nahm, wo er neben dem Leichname des ermordeten Jünglings ſtand, trat lebendig vor ſeine Seele; die Richter, die falſchen Zeugen, die verrätheriſchen Briefe, drängten ſich um ihn — er hörte den Sterbenden ächzen, Bertha klagen, er ſah immer neue Geſtalten, die drohend auf ihn einſtürzten und dann mit Hohnlachen verließen. Furchtbare Entſchlüſſe traten verlockend aus ſeinem Innern hervor; er erblickte Völker, auf ſeinen Wink ſich gegen einander waffnend, ſich mordend; eine qualvolle Freude, ein vernichtender Jubel, wie aus der Hölle, ertönte, wenn es ihm gelang alles in Verwirrung zu bringen — er ſah Blut in Strömen fließen, als kühlenden Balſam für ſeine brennende Wuth — und mitten in dem entſetzlichen Knäuel der ängſtlichen Verwirrung erblickte er Mathilde, Cederſtröm, Bredahl, die Hände ringend, flehend, warnend.

Zuweilen fuhr er auf, blickte um ſich, ſah das flakkernde Licht, tief herabgebrannt, und erkannte den wüſten Raum; die geſpenſterhafte Umgebung ſchien ſich dann zu entfernen, die Geſtalten erblaßten, Klagetöne ließen ſich dumpfer hören — aber ſie verſchwanden nicht, und eine ſeltſame Sehnſucht, ſich wieder in das Grauen wie in eine gräsliche Luſt hineinzuſtürzen, bemächtigte ſich ſeiner, daß er die Augen ſchloß, um, was ihn anzog, indem es ihn entſetzte, wieder herbeizurufen.

Es war ſchon tief in der Nacht — das Licht braunte trübe — noch einmal öffnete er die Augen, da ſah er mit völliger Klarheit eine Geſtalt dicht neben ſich ſtehn, die Arme über die Bruſt zuſammengelegt, die ihn mit hämiſchen Blicken betrachtete. War es eine geſpenſterhafte Erſcheinung, war es Wirklichkeit? Malkolm rang mit einem ſeltſamen Krampfe, der ihn feſthielt, ſtarrte die Geſtalt an, die von dem aufflakernden Lichte beleuchtet wurde, und erkannte Lunding. Der heftigſte Ingrimm gab ihm ſeine Kraft wieder, er ſprang ſchnell auf, aber der ſtarre Blick hatte Lunding ſchon bis an die offne

Thüre getrieben, dort im Dunkeln blieb er ruhig ſtehen, die Arme wie bisher kreuzweiſe über der Bruſt. Schon ſchien Malkolm entſchloſſen ihn zu ergreifen, aber er beſann ſich, er war völlig wach geworden. Was kann er wollen? dachte er, warum ſucht er dich hier auf? Will er ſich weiden an ſeinem Opfer? will er dir Aufſchlüſſe geben? Dieſe Gedanken durchzuckten ihn wie ein Blitz — er blieb kalt und ruhig in der Mitte des Kabinet's ſtehen. Was willſt du hier, Lunding? fragte er. Rechenſchaft ablegen, jetzt da mein Werk vollendet iſt, antwortete jener und blieb unverrückt im Dunkeln an der Thüre ſtehen; jeder Verſuch, ſich meiner zu bemächtigen, treibt mich aus der Thüre; mich zu verfolgen, iſt unmöglich. Du kannſt ruhig ſein, Elender, antwortete Malkolm, nahm das Licht, hob das Stück, welches ſich in den Leuchter eingeſenkt hatte, heraus und klebte es an den Rand, putzte es, ſetzte ſich gelaſſen auf einen Stuhl und lehnte ſich an eine Pfoſte der Bettſtelle. Sprich, ſagte er, Niemand ſtört dich.

Ich bin dein Vetter, fing Lunding an und behauptete, trotz der ruhigen Stellung, in welcher Malkolm da ſaß, vorſichtig ſeinen Platz an der Thüre; unſere Väter kannten, liebten ſich als Knaben. Ich wuchs heran und das Schickſal wollte, daß ein alter Mann ſich meiner annahm und mich unterrichtete; ſo lernte ich mehr, als gewöhnlich die Kinder meines Stammes. Der Alte ſtarb arm, er gehörte unſerm Geſchlechte nicht zu — und ich mußte mit meiner Schweſter nach ſeinem Tode leben, wie die Uebrigen. Aber die Schande, welche auf unſerer Familie ruhte, noch mehr die Armuth, die ſie drückte, ward mir immer quälender. Ich war achtzehn Jahre alt und erregte mehr, als die Andern, die Aufmerkſamkeit der alten Anna, deines Vaters Mutter. Sie zog mich an ſich, ich war zuletzt ihr einziger Vertrauter. So lernte ich dich kennen, ich allein in dem ganzen Stamme. Ich bin kein Plauderer, ich verrathe kein Geheimniß, ſo lange ich ſtolz darauf ſein kann, es allein zu beſitzen. Aber du warſt von jetzt an ein Hauptziel meiner ſtillen, verborgenen Aufmerkſamkeit. Ich bin von deinem Alter — warum iſt er, er allein der Glückliche, warum vereinigt ſich alles, um ihn mit Ehre, Achtung, Anſehn zu umgeben, während wir in Elend, Armuth und Schmach leben, dachte ich. Ich wurde älter, die läppiſchen Träume der Alten, ihre Weiſſagungen, ihr alberner Aberglaube, ihre Entwürfe und Hoffnungen ekelten mich an. Ich wollte ſie nicht verrathen, denn es kitzelte mich, die Uebrigen zu betrügen, aber dienen mochte ich ihr eben ſo wenig. Ich entfloh. Es war mein feſter Vorſatz, eine andere, eine höhere Stellung zu erringen, ich wollte mit dir wetteifern. Warum ſoll ich dir das bunte Leben vorführen, welches ich, abwechſelnd reich und arm, von Vertrauen und Anſehn umgeben, und von Gerichten verfolgt, durchlebt habe — es gehört nicht hierher. Du haſt Handſchriften nachgemacht, falſche Wechſel ausgeſtellt! rief Malkolm heftig. Ja, antwortete Lunding kalt und lachend, ich habe darin beſonders eine große Virtuoſität erlangt, und es iſt mir jetzt ſehr zu ſtatten gekommen. Ich kann es geſtehen, dieſe Kunſt hat mir oft große Dienſte geleiſtet, aber es wird dir nie gelingen, es mir zu beweiſen; denn in dieſem Lande übte ich ſie nur, um dich zu ſtürzen. Was ſollte ich thun? Es fand ſich kein ſchwacher Narr, der mich für ſeinen Sohn erklären, mir ſeine Reichthümer hinterlaſſen wollte. Wäre es geſchehen, ſo ſtände es mit mir freilich beſſer, und es hätte nicht ſo vieler Umſtände bedurft, ich hätte nicht meine Zuflucht zu ſo bedenklichen Mitteln genommen, die mich jedesmal tückiſch im Stiche ließen, wenn ich ihre Früchte ernten wollte; ich wäre eben ſo edel und tugendhaft und beliebt, wie du — geweſen biſt. —

Er ſchwieg, als erwartete er, daß Malkolm ein Zeichen der Erbitterung, des Zorns geben ſollte; aber dieſer blieb ſtumm und blickte ihn, ohne einen Zug zu verändern, mit kalter Verachtung an.

Lunding war empört über dieſe nicht zu überwindende Ruhe. Iſt der Menſch nicht zu verwunden? murmelte er; wir wollen ſehen. Er fuhr fort:

Ich kam nach Schweden zurück; zwar mußte ich fliehend einen großen Theil meines Vermögens zurücklaſſen, als ich das Land mied, in welchem ich noch zuletzt mit ſeltenem Glücke meine Kunſt übte; aber ganz entblößt bin ich nicht. Du irrſt dich, wenn du meinſt, daß ich deiner bedurfte. Hier fand ich nun einen Grund, dich glühend zu haſſen. Ich freute mich faſt, denn dein Hochmuth, deine Herrſchſucht, deine Selbſtgenügſamkeit erfüllte mich mit Ingrimm. Ich lernte Männer kennen, die Urſache hatten dich zu haſſen, wie ich; wir verbanden uns — und du Stolzer, Hochmüthiger ſitzſt hier, unſer Schlachtopfer — prahlteſt mit deiner Kraft — wie ohnmächtig biſt du — wähnteſt die Menſchen zu kennen — wie biſt du betrogen — glaubteſt alle zu überſehen, wie biſt du überliſtet. Warum ich dich haſſe? Ich habe eine Schweſter, ich ſuchte ſie, als ich in mein Vaterland zurückkehrte und fand ſie wahnſinnig — wahnſinnig durch dich — ich bin Berthas Bruder.

Malkolm ſprang auf, aber Lunding war verſchwunden — das Licht löſchte aus, indem dieſer ſeine Rede ſchloß. Malkolm ſtand im Dunkeln; er iſt ein Teufel, murmelte er, ich muß ihn faſt bewundern. Wie rein, wie mächtig, wie in ſich geſchloſſen iſt dieſe Bosheit — keine trübe Miſchung eines menſchlichen Gefühls macht dieſen Koloß der Hölle irre. Durch eine falſche Handſchrift lockt er ſeine Schweſter aus der ruhigen Wohnung, giebt ſie ohne Bedenken der entſetzlichſten Qual preis, und freut ſich, daß er das Recht hat, mich zu haſſen. Arme Bertha! wärſt du mir entgangen, dann fielſt du in ſeine Hände — arme Bertha! —

Es vergingen mehrere Minuten, ehe Malkolm, durch die ſchauerliche Dunkelheit, die ihn umgab, aus ſeinem tiefen Sinnen geweckt und in die Gegenwart zurückgerufen wurde — es fiel ihm kaum ein, den Entwichenen zu verfolgen. Die quälenden Ereigniſſe, welche ſchnell auf einander folgten, ſich in wenige Stunden zuſammengedrängt hatten, die Unmöglichkeit handelnd, abwehrend gegen ſie aufzutreten, erzeugten jene Ruhe der Ergebung, die in vorübergehenden Augenblicken ſelbſt den ſtärkſten Geiſt ergreift und eine kurze Erquickung, eine Windſtille erzeugt, die einen täuſchenden Frieden lügt. Er ſank völlig ermattet auf das Lager, und ein tiefer Schlaf entrückte ihn allen Sorgen. Es war heller Tag, als er wieder erwachte, die Sonne ſchien freundlich in die wüſte Kammer, und als das volle Bewußtſein des verfloſſenen unglücklichen Tages, der drohenden Nacht wieder in ihm wach wurde, ſtand er feſt, klar und entſchloſſen da. Du willſt fliehen, ſprach er, und er ward faſt heiter, als dieſer Gedanke hell vor ſeine Seele trat. Mathilde ſchwebte vor ihm, und er fand ſich durch ihre Liebe gereinigt. Sie muß fort, dachte er; die Verläumdungen, welche dich verfolgen, die Schande, die man auf dich gehäuft, die trübe Verwirrung der Verhältniſſe, welche ſich um dich drängen, daß du an dir ſelbſt irre wirſt, daß die fremde Anklage, kunſtvoll gewebt, wie eine eigne aus deinem Innern hervortönt, willſt du auf dich leiten, du allein mußt Alles tragen — ſie darf nichts erfahren. Rein, wie ſie iſt, ſoll jene dunkle Miſchung eigner Schuld und fremden Haſſes keinen Schatten in den klaren Himmel ihres Gemüthes werfen. Wie ein Engel, der ſich abwendet von dem Greuel des Vergehens, ſoll ſie entweichen, ohne eine Ahnung der Hölle, die ſie hinter ſich läßt. Zwar ſchmerzlos wird ſie ſich nicht losreißen von der ſonſt ſo freundlichen Umgebung, deren grauenhafte Verwandlung ſie kaum vermuthet, von deiner Seite — aber es muß ſein. Wenn du ſtillſchweigend das Härteſte gebieten mußt, mag auch ſie dich verkennen, wie alle — was die Liebe befiehlt, wirſt du tragen; mußt du doch dulden, was der Haß dir bereitet hat. Eine ſchönere Gegend, eine wärmere Sonne, ein lebendigeres Volk wird dich aufnehmen. Du wählſt einen anderen Namen — Malkolm — mag auf immer verſchwinden, du lebſt doch.

Malkolm fühlte ſich muthig, klar, ja heiter, als er dieſen Entſchluß ausbildete; aller Haß, das ängſtliche Streben, der Quelle ſeiner Verfolgung nachzuforſchen, war verſchwunden; er ſah eine neue Stätte, ein neues Leben vor ſich und entfloh gern einer Erinnerung, die ihn ſo lange gequält hatte. Es wird Anſtrengung koſten, dachte er; wie lange wirſt du von ihr getrennt, von Mistrauen und Schande umgeben, hier bleiben müſſen, um alle die Fäden abzulöſen, alle die Verpflichtungen zu erfüllen, alle die Verhältniſſe aufzugeben, die du ſelbſt unbeſonnen angeknüpft, auf dich geladen, herbeigeführt haſt. Dein Vermögen, Mathildens Beſitz iſt von deinen thörichten Entwürfen in Anſpruch genommen — aber du wirſt genug retten, um, wo du mit ihr lebſt, unabhängig zu ſein. Wie qualvoll die langen Tage hinſchleichen mögen, du haſt beſchloſſen ihre Laſt zu tragen, du darfſt dir auch dieſen Muth zutrauen, und die ruhigere, ſorgenloſe Zukunft liegt einladend, ſtärkend vor dir.

Schnell verließ Malkolm das alte Schloß, und die neugierigen, aufgeregten Einwohner des Städtchens ſahen den ſeltſamen Mann, der die Nacht einſam in der wüſten, übelberüchtigten Ruine zugebracht hatte, mit unheimlichem Gefühle in fliegender Eile vorüberfahren. Faſt geiſterhaft erſchien er ihnen; viele behaupteten, daß ſeitdem der Saal und das Kabinet nächtlich erhellt wären, und der Kaſtellan wollte ein ſeltſames Rumoren, ein Geſtöhn aus jenen Gemächern vernehmen, obgleich er, kühn genug eine Unterſuchung anzuſtellen, alles leer und ſtille fand, wenn er in den Saal hineintrat.

Wir wiſſen, wie Malkolm tief in der Nacht die ängſtlich harrende, durch Marcus unterrichtete Mathilde fand, wie ihr weiſſagendes Gefühl das Unglück der Trennung verkündigte, wie Malkolm ahnte, daß ſein ſchuldvolles Verhältniß zu Bertha der ſcheidenden Frau nicht unbekannt geblieben ſei.

Er war nun allein; ganz im Stillen hatte er alle Veranſtaltungen zu ſeiner Abreiſe getroffen. Jede Aeußerung des Wohlwollens, der Dankbarkeit quälte, verletzte, das Mitleid empörte ihn; ſo vergrub er ſich denn von jetzt an in ſeine ferne Wohnung, zwiſchen rauhe, nackte Felſen. Er ſah keinen Menſchen, nur Thorgreen wußte ſich auch hier ſein Vertrauen zu erhalten. Die verwickelten Angelegenheiten, welche offenbar durch feindliche Einwirkung noch verworrener wurden, forderten zuweilen Malkolms Entfernung; dann reiſte er immer in der Nacht ab und kam auch wieder zurück. Die Nachbaren bekamen ihn nie zu Geſicht. Alle Geſchäfte, die in der Nähe nothwendig waren, wurden durch Marcus verrichtet, und Thorgreen beſorgte die meiſten wichtigeren Angelegenheiten mit großem Eifer und Pünktlichkeit. Einſt als Malkolm eine bedeutende Summe nothwendig zu ſeiner Verfügung haben mußte, um ein Geſchäft zu ordnen, welches, wenn es jetzt nicht erledigt wurde, die bedenklichſten Verluſte herbeizuführen drohte, erbot ſich Thorgreen die Summe zu verſchaffen; er verreiſte und mit Geld belaſtet erſchien er nach einigen Wochen wieder. Er hatte ſich vergebens an einen reichen Handelsherrn in Gothenburg gewandt; dieſer, mit Malkolms Lage genau bekannt, war zwar willig zu helfen, konnte aber, in viele Unternehmungen verwickelt, nicht über eine ſo bedeutende Summe verfügen. Aber Thorgreen ließ ſich nicht abſchrecken. Er reiſte nach Chriſtiania und benutzte die Gelegenheit, um einige ſchönere Gegenden Norwegens zu bereiſen — er nahm die Summe für das Gothenburger Handelshaus auf — und brachte ſie mit. Sie war Malkolm höchſt willkommen, die Möglichkeit, ſein und Mathildens Vermögen von allen Punkten zuſammenzuziehen, und, wenn auch nicht ohne Verluſt, aus dem Lande zu ſchaffen, war ihm dadurch ſehr erleichtert. Schon war der Winter verſtrichen und noch äußerſt wenig geſchehen; jetzt erſt durfte er hoffen, ſein lang erſehntes Ziel zu erreichen, und der thätige, gewandte, ihn ſo eifrig unterſtützende Thorgreen mußte um ſo mehr ſeine Liebe, ſein Vertrauen erwerben, als er der einzige war, welcher der öffentlichen Meinung Trotz bot, nicht blos ſeinen Umgang ſuchte, ſondern auch für ihn thätig zu ſein wagte und als ſein Geſchäftsführer erſchien. Jede Spur von Verdacht gegen ihn war verſchwunden. In Norwegen, erzählte Thorgreen, iſt Alles in unruhiger Bewegung, der alte Haß gegen Schweden wächſt täglich, man vermuthet nahbevorſtehende Ereigniſſe, die beide Völker gegen einander bewaffnen werden. In ſeiner gegenwärtigen Lage wenig aufgelegt ſich mit Skandinaviens Schickſal zu beſchäftigen, war es dennoch, als wenn dieſe Nachricht einen geheimen Nachklang in Malkolms Seele fände. Er wußte nicht, was ihn ſo ſeltſam lockte, indem er von dieſer Zwietracht hörte. Kein Gedanke an das, was kommen könnte, ward in ihm laut, und dennoch ſchien ein geheimes Grauen ihm ſeiner Zukunft dunkle Beſtimmung zu verkündigen.

Um dieſe Zeit zogen die ſchwediſchen Truppen nach Deutſchland, gegen Napoleon zu kämpfen; Thorgreen folgte, und Malkolm fühlte ſich in der That nun doppelt verlaſſen. Ja, eine Menge von Schwierigkeiten traten jetzt, da er die erwünſchte Hülfe entbehren mußte, unerwartet hervor; Anſprüche, die er gar nicht vermuthete, Verwicklungen, die er nicht ahnen konnte, Prozeſſe, die ſeine ſchon fröhlich gefaßte Hoffnung ganz zu vernichten drohten, häuften ſich. Er ward immer finſterer, immer verſchloſſener — Mathildens Briefe erhöhten ſeine Sehnſucht, den Augenblick der Entſcheidung herbeizuführen. Er war entſchloſſen, einen bedeutenden Theil des Vermögens preis zu geben.

Wir haben jetzt den Zeitpunkt erreicht, der uns aus Storms Erzählung bekannt iſt. Sein Brief an Mathilde ging zugleich mit jenem Schreiben an Sinclair ab, in welchem er ſeiner Frau anrieth, ja befahl, das Anerbieten des Freundes, eine Einladung, die ſo lockend ſchien, anzunehmen. Er konnte leider die Zeit ſeiner Abreiſe noch nicht beſtimmen. Es war im November — dieſer Monat, ein großer Theil des Winters verging, ohne daß er eine Antwort erhielt. Wiederholte Briefe an Mathilde, an Sinclair blieben ohne Erfolg. Jetzt wuchs ſeine Ungeduld, ſie ſteigerte ſich zur Furcht. Die ſchrecklichſten Möglichkeiten ſchwebten ihm vor, er ſah Mathilden in die entſetzlichſten Verhältniſſe verflochten. Dann fiel es ihm auf, daß auch Sinclair nicht antwortete. Er hat ſie geliebt, dachte er, und ſie hat dein Verhältniß zu Bertha erfahren; haben eifrige Feinde vielleicht auch Mittel und Wege gefunden, ihr Alles mitzutheilen, was auf dir laſtet? — Ich erſcheine ihr mit Schande bedeckt, ſchuldbeladen, und Sinclair, dem ſie ſo viel verdankt, ſteht in ihrer Nähe. Sie kann ihn nicht lieben, aber ſie hat dich verlaſſen. Ja — der Fluch ruht auf dir — der Fluch, ſeit Jahrhunderten an dein Geſchlecht geknüpft, tritt mit zwiefacher Vernichtung drohend hervor, weil du dich glücklich wähnteſt. Tückiſche Geiſter, die in tiefer Nacht die geheimen Fäden deines Lebens ſpannen, haben bei deiner Geburt dich beſtimmt, der ſchwarzen Rache grauenhaftes Ziel zu ſein. Daher ſchonten ſie den Vater, daher häuften ſie Ehre und Glanz auf dich, um dich, mit Schmach bedeckt, den verfolgten, den verfluchten Verwandten in die Arme zu ſtürzen. Daher ſtirbt die Liebe in meiner Nähe, und auch die reinſte Treue zerbricht. Es iſt mir, als hörte ich eine lockende Stimme, die mich ruft.

Eine innere Wuth, ein Ingrimm, der keine Grenzen kannte, jagte ihn unſtät in den öden, kalten Gegenden herum. Er forderte Thorgreen, der jetzt in Holſtein ſtand, auf, ihm Nachrichten zu geben. Die Antwort vergrößerte ſeine Qual; auch ihm war, wie er ſchrieb, jede Spur Mathildens und Sinclairs auf eine unbegreifliche Weiſe verſchwunden. Der Krieg ging zu Ende, Paris war längſt eingenommen; der unglückliche Malkolm, jetzt erſt im Innerſten verwundet, hatte Alles, hatte ſich ſelbſt aufgegeben, trieb faſt nur mechaniſch die Geſchäfte, welche für ihn jede Bedeutung verloren hatten. Da brachte Marcus einen Brief. Malkolm erblickte ihn kaum, als er ſchon Sinclairs Handſchrift erkannte. Noch nie hatte eine Erwartung ihn ſo tief, ſo furchtbar erſchüttert. Er ſtarrte die Aufſchrift an, er beſah mit ſeltſamer Aengſtlichkeit das Siegel — er wandte den Brief hin und her, er zitterte, als er ihn erbrach.

So lautete der Brief:

Kiow, d. 14. April 1814.

Es iſt nicht von mir die Rede. Das unerwartete Geſchick, welches mich hieher nach dieſer Einöde trieb, hängt zu genau zuſammen mit dem meines Freundes, als daß es Erwähnung verdiente. So bleibe es unerwähnt, bis du das Unglaubliche erfahren haſt.

Wir ſehen Hügel, von anmüthigen Waldungen umkränzt; was ſie Feſtes und Verborgenes einſchließen, wird von dem lebendigen, friſchen Grün heiter bedeckt.

Sie erheben ſich ſanft aus der furchtbaren Ebene und gehören ihr zu; die Aecker reichen bis auf ihre Höhen, der Geiſt geſelliger Bildung waltet noch auf ihren Gipfeln. Friedlich ſind ſie verſchlungen in das Gewühl des Lebens und treten nie aus der ruhigen Welt heraus, die ſie mild beherrſcht. Du biſt ein rauhes Gebirge in dem ſchäumenden Meere, die Wellen brechen ſich brauſend an dem felſigen Ufer; aber was Jahrtauſende der kühnen Maſſe abzutrotzen vermögen, iſt ein Unſcheinbares, nie Bemerktes. Auch die Tiefe des Meeres verbirgt bewegliche Maſſen, die ſich heben und ſenken. Neben dir ſtiegen Gebirge empor; von dir beherrſcht, ſchienen ſie deine ewigen Satelliten, unerſchütterlich wie du. Sie verſanken — ein anmuthiger Hügel lehnte ſich freundlich an deinen feſten Grund. Er war fruchtbar, heiter, lebendig, wie keiner. Was die Alten von den Gärten der Hesperiden erzählen, ſchien ſich hier in unergründlicher Fülle entwickelt zu haben. Roſenhecken blühten zwiſchen Jasmin und Immergrün; wer ſich näherte, athmete die balſamiſchen Düfte — aber ein leiſer Zephyr trieb ſie nach den Schluchten des hohen Gebirges. Alle Berge rund herum waren eingeſtürzt — dieſer liebliche Hügel, von dem hohen Felſen getragen, ſchien unerſchütterlich. Aber er war hohl, wie die Uebrigen — er iſt zuſammengeſtürzt, wie ſie. Die ſchäumenden Wellen wüthen, wo er das freundliche Haupt erhob — und jetzt erſt tritt die

Rieſengröße des Felſens, der in erhabener Einſamkeit den Wogen Trotz bietet, hervor. Den Fuß feſt in dem brüllenden Meere, iſt er mit dem dunkeln, ewig verborgenen Abgrunde verwandt; und die wechſelnden Wolken weben ſich zu einem undurchdringlichen Schleier, ſein Haupt zu verhüllen, wie das Antlitz des großen Propheten, wenn er Gott geſchaut hatte, daß wir vor dem Glanze des göttlichen Wiederſcheins nicht erblinden.

Ich begrüſſe dich in deiner großartigen, aber furchtbaren Einſamkeit, du Unerſchütterlicher! Der anmuthige Hügel, in die Wellen verſunken, die jetzt allein, in ohnmächtiger Wuth, an deinem Fuße brüllen — Mathilde — hat dich verlaſſen. Ich will mich nicht länger in Gleichniſſe vertiefen; in einfachen, ſchlichten Worten ſei erzählt, was, vernommen, das Herz der Menſchen erbeben läßt, was die Wurzel der ewigen Wahrheit aus den tiefſten Gründen des Daſeins herausreißt und die Lüge als einzige Wahrheit des Lebens — in wahnſinnigem Widerſpruche — hinſtellt. —

Du erinnerſt dich, daß ich Mathilden bewogen hatte, meiner Einladung zu folgen. Sie ſollte die trübſelige Geſellſchaft der alten Freundin eine zeitlang aufgeben, um in einer heitern Umgebung, unter glücklichen Menſchen, die Zeit zu erwarten, die dich aus den peinlichen Verhältniſſen in Schweden losreißen wird. Ich hatte freilich erfahren, daß ein junger Mann in der Nähe beider Frauen lebte, ihren Umgang genoß, der zu jenen Thoren gehörte, die in kindiſcher Begeiſterung ſich an die ruſſiſchen Maſſen anſchloſſen, um durch ihr leeres Geſchrei die Welt glauben zu machen, der große Held wäre gefallen, als ſie zu ſchreien anfingen. Dieſe Knaben waren mir aber von jeher zuwider — ich achtete nicht auf dieſen Buben. Mathilde ging ungern, aber dein Befehl, mein alter Einfluß ſiegte. Sie ſcheint beſonders, um den eignen Widerwillen zu verbergen, die Freundin bewogen zu haben, ſich gegen die Einladung zu erheben. Dieſe ward aber angenommen, als jede Ausflucht ihr benommen, jede Einwendung widerlegt war. In der Geſellſchaft der Gräfin erſchien ſie äußerſt ſeltſam. Sie brütete ſtill, wie es ſchien, über den finſterſten Gedanken. So vergingen einige Tage. Die Gräfin war beſtürzt, verlegen, denn Mathildens Gemüthsſtimmung ſchien immer bedenklicher zu werden. Ich ſetzte mich ſchon mit einem Arzte in der Nähe, der durch ſeine pſychiſchen Kuren einen großen Ruf erlangt hatte, in Verbindung. Mathilde lebte einſam, verſchloſſen in einem freundlichen, entfernten Kabinette, welches die Gräfin ihr auf ihre Bitte eingeräumt hatte.

Da zog ein ruſſiſcher General ein und nahm das Schloß in Beſchlag. Jetzt ſah man alle Tage Geſellſchaft, aus der Nachbarſchaft ſtrömte der Adel herbei. Mathilde ließ ſich gar nicht ſehen, und ſelbſt die Gräfin fing an zu bereuen, daß ſie die ſchwermüthige Frau aufgenommen hatte. Ich befand mich in einer peinlichen Lage. Ein großer Ball war, nach dem Wunſche des Generals, angeſagt; die ganze Umgegend verſammelte ſich, um Theil daran zu nehmen. Auf dieſem Balle erſchien nun ein junger preußiſcher Offizier, aus der Reihe der ſogenannten Freiwilligen, und warf mir vor, daß ich eine Verwandte, unter dem Vorwande, ſie ſei wahnſinnig, in dem Schloſſe eingeſperrt halte. Du kannſt dir meine Wuth denken; aber ich war waffenlos, ein Gefangner, in der Gewalt des Feindes, der dieſe Gelegenheit, den Großmüthigen zu ſpielen, mit Freuden ergriff. Ich geſtand, daß eine ſchwermüthige Verwandte von mir ſich in einem einſamen Kabinette verberge und jede Geſellſchaft ſcheue, daß ich ſie einem berühmten Arzte zur Heilung anzuvertrauen beſchloſſen hätte. Ich hielt mich für überzeugt, daß, wenn der General die arme Mathilde ſähe, die alberne Beſchuldigung von ſelbſt wegfallen würde. Der junge Herr drang darauf, daß ſie, aus ihrem Kabinette herbeigeführt, ſich dem General ſelbſt vorſtellen ſollte. Meine Einwendungen wurden abgewieſen — und wie entſetzte ich mich, als Mathilde — ich kenne ſie ja ſeit ihrer Kindheit, ich habe ſie ja erzogen — feſtlich geſchmückt, mit der unwiderſtehlichen Grazie, die alles in Entzücken ſetzt, eintrat, und durch ihre bloße Gegenwart mich als einen Verbrecher erſcheinen ließ.

Der General war erſtaunt, gefeſſelt, der junge Offizier hatte geſiegt. Mathilde ließ ſich der glänzenden Geſellſchaft vorſtellen, erregte eine lermende Bewunderung, und verſchwand in der Nacht, begleitet von dem jungen Krieger, mit welchem ſie offenbar im Einverſtändniß gehandelt hatte. Wo ſie hinreiſte, erfuhr Niemand. Ich hatte als Gefangener bis jetzt die Vergünſtigung genoſſen, in der Gegend von Leipzig leben zu dürfen — ſie ward aufgehoben und ich hierher geſchleppt.

Soll ich nach dieſem furchtbaren Ereigniſſe noch etwas hinzuſetzen? Tröſten etwa? Wie armſelig würde jeder Troſt erſcheinen, neben dem einzig möglichen, den du in deiner eignen feſten Bruſt finden wirſt. Ich ſchließe — wenn dieſer Brief dich finden wird, kann ich nicht wiſſen. Ich habe ihn einem Kaufmann anvertraut, der nach Petersburg reiſt.

Nur dieſes Seltſame, ja Verhängnißvolle muß ich dir noch ſagen; der junge Mann, der — Geliebte deiner Frau, iſt ein Norweger, der Sohn eines Predigers in Swennaes, der Verlobte der Tochter eines gewiſſen Heggelund, von welchem die Sage erzählt, daß ſeine Vorväter die gefangnen Begleiter des Sinclair vorzüglich verfolgten, daß ſie mehrere ermordeten — daß die Abkömmlinge einiger Entflohenen, von Schweden aus, dieſe Familie mit einer Rache verfolgen, die Jahrhunderte überlebt hat. Mir ſchauderte, als ich dieſe Verhältniſſe durch einen Zufall erfuhr. Giebt es geheime Ereigniſſe, die durch viele Generationen fortwuchern, das verborgne Schickſal der Menſchen lenken und beſtimmen? — Ich — ein Sinclair — fiel als das Opfer eines Mannes, der in genauer Verbindung ſteht mit den Urfeinden meines Geſchlechts.

Dein
Sinclair.

Dieſer Brief kam in der Mitte des Sommers an; drei Monate waren verfloſſen, ſeit er geſchrieben wurde. Seit Malkolm ihn geleſen hatte, blieb er ſtumm. Alle Bewohner des Hauſes betrachteten ihn mit Schrecken; Marcus, der von jenem unglücklichen Tage an, wo er das Zeugniß gegen ſeinen Herrn ablegen mußte, täglich hinfälliger wurde, ſchwieg, wie Malkolm. Der Jammer zehrte an ſeinem Leben. Der erſte Stock des Hauſes war durch eine Treppenthüre von den untern Theilen des Hauſes abgeſondert. Dieſe blieb jetzt fortdauernd verſchloſſen. Die Mahlzeit ward zu einer beſtimmten Stunde von einer alten Magd hingeſtellt, und dieſe durfte nicht ſprechen. Die Hausleute ſahen, wie Malkolm oft in den heitern Nächten unruhig durch die Sääle, durch die langen Gänge ſchritt; zuweilen öffnete er plötzlich die Thüre, eilte, bewaffnet, die Treppe hinunter, und verſchwand zwiſchen den öden Felſen. Keiner wagte es ihm zu folgen. Man ſah ihn dann erſt ſehr ſpät in der Nacht, beſprützt und erhitzt, wieder zurückkehren. In ſeinen Augen brannte eine furchtbare Glut, die jeden ſo ſchreckte, daß man ihn nicht anzublicken wagte. Einſt trat einer der Bedienten zitternd auf ihn zu — Marcus liegt im Sterben — ſagte er eilig und furchtſam. Malkolm folgte ihm und fand den treuen Diener in den letzten Zügen, das brechende Auge war ſchmerzvoll auf Malkolm gerichtet, der ſtumm neben ihm ſaß. Ein ſchwerer Seufzer hauchte den tiefen Gram und das Leben zugleich aus. Auch du verläßt mich — rief Malkolm — doch es iſt billig — wohl dir — nun, jetzt bin ich doch ganz allein. Die Treue, die nicht brechen konnte, mußte ſtille erlöſchen. Der große Jagdhund legte vertraulich ſeinen Kopf auf Malkolms Knie — es iſt doch etwas, ſagte dieſer und erhob ſich grimmig. Keiner trat ihm entgegen. Bewaffnet, wie er war, verließ er das Haus und kam nicht wieder; vergebens ſuchte man ihn, vergebens durchforſchte man die Gegend — man entdeckte keine Spur von ihm. Bauern, die an der abgelegenen Wohnung zufällig vorbeireiſten, wollten — viele Meilen gegen Norden — einen bewaffneten Mann erblickt haben, der die Landſtraßen zu vermeiden ſchien und ſich in die wüſteſten Gebirge verlor. Bald verbreitete ſich das Gerücht von Malkolms Verſchwinden; einige glaubten, er wäre aus dem Lande geflohn, wenige befürchteten, daß er verunglückt ſei oder ſich ſelbſt getödtet habe, die meiſten vermutheten, daß er nun endlich, an die Spitze einer Verſchwörung tretend, ſeine bisher verborgenen Abſichten enthüllen würde. Die Gerichte waren aufmerkſam, aber Malkolm ſchien ſpurlos verſchwunden zu ſein.

Da, wo der Weg zwiſchen Chriſtiania und Trondhiem über den höchſten Gebirgspaß (Dovrefield) in Norwegen führt, liegen drei Hospize (Fieldſtuer), denen auf dem St. Gotthard und Bernhard ähnlich. Das mittlere (Jerkind) iſt ein für die bedeutende Höhe anſehnliches Gebäude. In jener hohen nördlichen Gegend, wo das Tiefland ſchon rauh erſcheint und kaum drei Monate hindurch eine freundliche Vegetation entfaltet, iſt eine Höhe von dreitauſend Fuß einer mehr als doppelten in den ſüdlichern europäiſchen Alpen gleich. So hoch liegt dieſes „ſtattliche Gehöfte" — v. Buch ſah etwas tiefer die letzte krüppelhafte Fichte grünen — von zwergartigen Birken, von hohen Alpenweiden umgeben, erſcheint es dem Reiſenden als ein willkommner Zufluchtsort. Gegen Süden läuft die Landſtraße längs kahlen aber fiſchreichen Seen, gegen Norden ſteigt ſie nackte Gebirge hinan, von welchen aus die ganze Gegend wie ein erhabenes Gebirgsland erſcheint, aus deſſen Grunde der berühmte Snöhättan — er galt bis in die neuſten Zeiten für den höchſten Berg Skandinaviens — nordweſtlich wie „ein Gebirge auf dem Gebirge“ erhebt, tief in ewigen Schnee getaucht, der von ſeinem Fuße ausläuft und ſich gegen Weſten verbreitet. Zwei mächtige Berge (Snöhättan und Skreahoga) ſtarren dem Wandernden mit ihren zerriſſenen, ſchneebedeckten Häuptern entgegen, und auf den Höhen, die ſich langſam an dem Fuße der Rieſenmaſſen erheben, erſtirbt allmälig jede Pflanze, die dauernden Schneeflecken nehmen mehr und mehr zu und verſchmelzen zuletzt in einander.

In dieſem Hospize erſchien einſt gegen Abend ein Reiſender — es war im Auguſt. Er trat herein und überraſchte den Wirth durch die Frage: ob er hier auf einige Monate ein abgelegenes Stübchen erhalten könnte. Wer in dieſe ſtarre Gegend kam, eilte ſchnell weiter; die Gebirgseinſamkeit, die Gewalt der kalten, todten Maſſe trieb ihn fort, dahin, wo das gewöhnliche, freundliche Leben der Natur ihn umgab. Wir haben Reiſende gekannt, die ſo überwältigt waren von dieſer grauenhaften Einſamkeit, ſo gequält durch die ſtille Oede, daß ſie alle Freiheit des Geiſtes verloren, daß die Erhabenheit der Umgebung für die Geängſtigten verloren ging. Zwar erſchienen, wenn auch höchſt ſelten, Naturforſcher, die einige Tage hier verlebten, die Gebirge ſinnend durchſchritten, die ſelbſt kühn — doch erſt, ſeit ein berühmter Reiſender wenige Jahre früher zum erſtenmal das bis dahin Unerhörte gewagt hatte — Snöhättans zähen, zerriſſenen

Gipfel erklimmten; daß aber ein Fremder auf längere Zeit, mehrere Monate, in den Winter hinein, ſich einen ſo unfreundlichen Aufenthalt wählte, dünkte allen ſo ſeltſam, daß die neugierigen Hausbewohner ſich um ihn verſammelten und ihn anſtaunten. Der Bauer, der ihn brachte, war in dieſer Gegend unbekannt; auf die Frage, wo er herkomme, antwortete er kurz — aus Norden, wie ihr ſeht. — Der Fremde erwartete ruhig die Antwort — er hatte die Wildſchur, die Pelzſtiefeln, die mächtigen Pelzhandſchuhe, die, faſt bis an die Schulter reichend, über dem Rücken zuſammengebunden waren, die Mütze, welche beinahe das Geſicht bedeckte und unter dem Kinne feſtgeknüpft war, abgelegt, und trat, ſo enthüllt, dem Wirthe mit einer ſtolzen, ja befehlenden Miene entgegen. Nun, ſagte er, als der Gefragte noch immer mit der Antwort zögerte — beſinnt ihr euch? Mein Gepäck iſt klein, aber ich frage nicht nach der Summe, die ihr fordert. Für eine Woche bezahle ich, was mein Aufenthalt, meine Nahrung, meine Bedienung koſtet, voraus — und was ihr verlangt. Gnädiger Herr, antwortete endlich der Erſchrockene, als er die finſtern Züge wahrnahm, als die gebietende Geſtalt ihn überwältigte — ein ſolches Anerbieten iſt von einem Manne, der hier oben mit Mühſeligkeiten zu kämpfen hat, nicht zu verſchmähen; auch iſt wohl ein Stübchen da — ich will es ſehen, ſagte der Fremde. Man zeigte es ihm. Es war klein, ein einziges

Fenſter ging auf das wilde Gebirge hinaus; ein Tiſch, ein paar hölzerne Stühle, ein Bette war alles, was es enthielt — in einer Ecke ſtand ein mächtiger Ofen. Es lag von allen übrigen Stuben des Hauſes abgewandt, und hatte einen eignen Ausgang. Es iſt gut, antwortete der Fremde — hier bleibe ich. Er beſtimmte die Stunden, in welchen man ihm das Eſſen bringen ſollte; ob ich dann da bin oder nicht, gilt gleich. Sonſt hat ſich Niemand um mich zu bekümmern; wenn ich gehe und komme, ob ich mehrere Tage ausbleibe, mag euch gleichgültig ſein. Die Summe des Betrages ward verabredet, und der Fremde erhöhte ſie freiwillig, bezahlte für die nächſte Woche, beſtellte eine mäßige Mahlzeit, und befahl jedermann ſich zu entfernen.

So lebte nun dieſer räthſelhafte Mann mehrere Monate. Seit er die Wohnung betrat, hatte er noch kein Wort geſprochen. Alle Wochen fand man die bedungene Summe, gewöhnlich durch ein Geſchenk für die Mägde und Knechte erhöht, oft mit einer anſehnlichen Gabe für die Armen. Ein paar Zeilen gaben die Beſtimmung der Summen an, die nach ſeinem Befehl allemal in ſeiner Abweſenheit weggeholt wurde. Wo er ſich ſelbſt aufhielt, blieb oft ein Räthſel. Zuweilen, wenn die Knechte ſich in das Gebirge verloren, glaubten ſie ihn, wie in Nebel eingehüllt, zwiſchen den wildeſten Felſen zu erblicken. Ein Naturforſcher, der einſt vom Snöhättan herabſtieg, ſah mit Erſtaunen eine menſchliche Geſtalt aus dem weſtlichen, wie jedermann glaubte, unzugänglichem Abgrunde auftauchen, wo die ungeheuren Maſſen ſich in einen Gletſcherſee lothrecht herabſtürzen. Einige behaupteten, daß ſie ihn bei hellem Mondenſcheine wie einen unheimlichen Geiſt auf fernen Höhen geſehen hätten. Oft trat er in nebligen Tagen, wie eine Erſcheinung aus der Nacht hervor, ſchritt dicht an den Arbeitenden vorüber und verſchwand wieder. Bald ward er als ein Vertriebener betrachtet, als ein unruhiger Geiſt, der in dem Grauen der Gebirge, in der Kälte der ſtarren Maſſe ſeine innere Glut zu löſchen ſuchte. Man glaubte ihn mit den Geiſtern des Gebirges im geheimen Bunde, und wenn es ſeine Abſicht war, die Menſchen von ſich zu entfernen, ſo gelang ihm dies vollkommen. Denn furchtſam zog jeder ſich zurück, wo er ſich näherte. Aus den wenigen Worten, die er geſprochen hatte, konnte keiner ſchließen, ob er ein Norweger oder ein Schwede war. Niemand wußte, wo er herkam. Er hatte nur ein Bündel voll Wäſche mitgebracht. Zwar lagen auf ſeinem Tiſche Papiere, und wenn er zuweilen tagelang zu Hauſe blieb, wenn die Magd ihm faſt zitternd die Mahlzeit brachte, wenn man furchtſam im Vorübergehn durch das Fenſter blickte, fand man ihn ſchreibend oder leſend; aber keiner wagte es, ſich dieſen Papieren zu nähern, deren Inhalt, ſo weit man aus der Ferne es erkennen konnte, in unverſtändlichen Zeichen abgefaßt zu ſein ſchien. So war er von allen Seiten unzugänglich, jedem ein undurchdringliches Räthſel, und bald der Gegenſtand des Geſprächs, mehr noch des furchtſamen Geflüſters. In Jerkind ſieht man faſt alle Tage Reiſende; viele wünſchten ihn daher zu ſehen — es gelang keinem. Der Wirth wagte es nicht, die Neugierigen nach ſeiner Stube zu führen, ſelbſt wenn er abweſend war — denn oft trat er unerwartet und zu jeder Tageszeit ein; und als einſt ein Reiſender der Begierde, wenigſtens durch das Fenſter zu blicken, nicht widerſtehen konnte, ſtand der Fremde in der That dicht neben ihm, faßte ihn mit mächtiger Hand, ſchleuderte ihn weit hin, und verbarg ſich in ſeiner Stube. Mehr todt als lebendig trat der Reiſende in das Gaſtzimmer; er glaubte ſich, obgleich ein ſtarker Mann, von Geiſterarmen unwiderſtehlich niedergeſchmettert; in der Verwirrung, in der Angſt hatte er die hinter ihm erſcheinende und bald verſchwindende Geſtalt nicht einmal bemerkt.

Aber ein ungewöhnliches Ereigniß ſollte die Furcht, ja das Entſetzen vor dieſem unheimlichen Gaſte noch ſteigern.

Wo das hohe Gebirge von Dovrefield ſich gegen Weſten erhebt, dort, wo die ewigen Schneefelder ſich fortſetzen, werden ſie von engen Thälern durchſchnitten, durch welche, in ſchauerlicher Tiefe, Flüſſe ſtrömen und Waſſerfälle von den ſtarren Felſenwänden brüllend ſich herabſtürzen. In einem ſolchen Thale lag eine einſame Hütte, von lothrechten Felſen eng umſchloſſen, der Fluß rauſchte dicht vor ihr vorbei, und zwei Männer ſtanden redend an ihrem Eingange. Indem der eine in die Höhe blickte, ſchien es, als würde, von Furcht und Erſtaunen gefeſſelt, der Blick auf eine hohe Felſenſpitze feſtgebannt. Was ſtarrſt du ſo an, Siegmund? fragte Peer. Siehſt du nicht, flüſterte jener ängſtlich — dort ſteht der unruhige Gaſt, der fluchbeladene Geiſt, der herumgetrieben wird zwiſchen den wilden Felſenhöhen — und oben in Jerkind hauſt. — Peer ſah hinauf, und auf der höchſten Spitze, dicht über dem lothrechten Abgrunde, ſtand eine menſchliche Geſtalt, die Flinte hing über die Schulter, die Arme waren kreuzweiſe verſchlungen, und ſtarrte in die furchtbare, ſchwindelerregende Tiefe mit einer entſetzlichen Sicherheit, als wäre es ihre Abſicht ſich hineinzuſtürzen. Wie er da ſteht, flüſterte Peer — ob er uns wohl ſieht, ob er uns droht? Der arme Mann — ich möchte ihn von ſeiner Qual erlöſen. — Es war ein ſchönes, ſtilles, heiteres Thal; die Sonne ſandte ſpärliche Strahlen in ſeine ſchattige Tiefe, brannte aber auf den ſchneebedeckten Höhen, vergoldete die Spitzen der Bäume und warf blitzende Streiflichter über die engen Schluchten, auf den rauſchenden Fluß.

Während die beiden Männer ſo mit ängſtlicher Begierde die unheimliche Geſtalt betrachteten, die fortdauernd, einer Bildſäule ähnlich, in die Tiefe hinabſtarrte, ſprach Siegmund mit bebender Stimme: ſiehſt du — die Bäume da oben ſcheinen ſich zu bewegen! Peer ſah hin — ein ganzer Wald, dicht unter den Füßen der furchtbaren Geſtalt, ſchien langſam fortzurücken — der Berg ſtürzt herunter! rief Siegmund mit Entſetzen. Feſtgewurzelt ſtanden beide da, den ſtarren Blick auf die ungeheuren Maſſen gerichtet, welche ſich in Bewegung ſetzten. Es waren nicht blos die mächtigen Baumgruppen, die unterwärts fortſchritten, auch die niedrigen Alpenſträucher, die da anfangen, wo die Bäume aufhören, deren Wuchs immer zwergartiger wird, je höher ſie ſteigen, bewegten ſich zugleich mit dem Walde; ja man ſah, wie eine gewaltige, kahle Felſenmaſſe, in der größten Höhe, da wo der ewige Schnee am obern Rande der Thalwand anfängt, fortrückte, während Schneelawinen über die herabgleitenden Felſen in den Abgrund ſtürzten. Noch ſtand der räthſelhafte Fremde feſt, ruhig hineinblickend in die entſetzliche Zerſtörung, die ihm den unvermeidlichen Untergang zu drohen ſchien. Ein tiefes, dumpfes Geräuſch, hohl, wie aus dem Innerſten des Gebirges heraustönend, ließ ſich vernehmen, begleitet von einer innern, ſchnellen, zitternden Bewegung des Thals, die ſich dem Körper der erſchrocknen Beobachter wie ein leiſer Krampf mittheilte.

Dieſes verhängnißvolle Vorſpiel dauerte nur wenige

Sekunden. Jetzt ſtürmten die Bäume mit einer Schnelle, die ſich kaum wahrnehmen ließ, immer raſcher herunter, die kahlen Felſenmaſſen ſchienen ihnen nachzueilen, die Gipfel neigten ſich in widerwärtiger, ſchaudererregender Verwirrung gegen einander — und immer gewaltiger, immer dröhnender wuchs das tiefe, dumpfe Geräuſch zu einem furchtbaren Getöſe heran. Es war eine grauenhafte Miſchung der vielfältigſten Töne — ein ſchreiender Schall, der aus der Luft herabzuklingen ſchien, ein Rollen, wie aus den tiefſten Abgründen, ein Aufſchlagen, Dröhnen, Schmettern — der heftigſte Donner würde neben dieſem Getöſe kaum vernommen worden ſein, während die Bäume übereinanderſtürzten, die ungeheure Felſenmaſſe in entſetzlicher Eile ſich fortwälzte, mächtige Felſenblöcke, zerſplittert, zertrümmert, wie Bomben in großen Bogen herumflogen, und das ganze grauenvolle Schauſpiel der Zerſtörung ſich in dichte, undurchdringliche Staubwolken verbarg. Das Thal bebte bis in die weiteſte Ferne, als wollte es ſich gähnend öffnen — die Sinne der betäubten Zuſchauer vergingen. Mitten in dem gräslichen Gewühle von zerſchmetternden Klängen, die wie ein lauter, ſchmerzvoller Schrei des Gebirges die Seele durchtönten, vernahm das Ohr nichts — und während die grenzenloſeſte Zerſtörung das ganze Thal umwandelte, ſah das Auge nichts. Selbſt das Gefühl der drohenden Vernichtung konnten die Ueberwältigten nicht feſthalten — ſie ſanken hin, das Bewußtſein entwich ihnen. Inſtinktmäßig hatten ſie das Geſicht gegen die Erde gewandt, aber dichte Staubwolken bedeckten ſie; noch war Alles in eine undurchdringliche Wolke gehüllt. Hier und da vernahmen ſie einzelne donnerähnliche Laute, und in der Ferne hörten ſie ein drohendes Brauſen wie von mächtigen, immer ſtärker anſchwellenden Waſſermaſſen. Um ſie herum lagen große Steinblöcke, die, unter Staub begraben, ſich nur durch die rauhe Ungleichheit des Bodens kund gaben. Allmälig ſenkte ſich der Staub, ſie ſahen die Hütte, dicht hinter ſich, faſt zertrümmert, den Fluß trocken; ſie entdeckten durch den Staubſchleier, der ſich langſam ſenkte, eine hohe Felſenwand, aus den zerſtörten Granitmaſſen, wild durcheinander geworfen, quer über das Thal aufgebaut. Das Brauſen des gewaltſam zurückgehaltenen Fluſſes wuchs jeden Augenblick, und ſie erwarteten den Moment, wo er, bis zu unwiderſtehlicher Stärke angewachſen, über die Wand ſtürmen, wo die ſchäumenden Wogen vernichtend das Thal durchſtrömen würden. In aller Eile ſuchten ſie von den Habſeligkeiten der Hütte zu retten, was ſie vermochten; ſie trugen es einen Abhang hinauf, der dem Bergſturze ſchräge gegenüber, weniger ſchroff in die Höhe ſtieg. Und jetzt, da Alles, was einigen Werth hatte, gerettet war (die dürftige Hütte, die leicht wieder aufgebaut werden konnte, ſchienen ſie weniger zu bedauern) ſahen ſie den Fluß wüthend über die eben aufgethürmte Felſenwand ſtürzen, ſahen ſie, wie er die Hütte, Bäume, Felſenblöcke, leichter Spreu gleich, mit ſich fortwälzte, und athmeten freier, kühn wie ſie waren, dennoch jetzt erſt fröhlich geſtimmt, weil es ihnen vergönnt war, ein ſo mächtiges Schauſpiel, einen ſolchen Ausbruch der zürnenden Natur ungeſtraft in der Nähe zu betrachten. Der Staub hatte ſich faſt ganz geſenkt; ſie erkannten die kahle, glatte, wie mit feinem Pulver beſtreute Fläche, die in mächtiger Ausdehnung die Stätte bezeichnete, wo noch vor kurzem kühne Felſen große Bäume trugen. Er iſt zertrümmert, ſagte Siegmund; die wilden Berggeiſter, in deren Geheimniſſe er ſich eindrängen wollte, haben ihn zürnend ergriffen. Beide ſahen nach der Stelle hin, wo er geſtanden hatte — ſie war nicht eingeſtürzt; ein gähnender Abgrund hatte ſich dicht neben dem Punkte aufgethan, wo die berſtenden Felſen in Trümmer geſunken waren — als eine ſchmale Spitze ragte der noch erhaltene Fels, ſchroff nach allen Seiten herabfallend, keck in die Luft hinein — und der Fremde ſtand noch da — die Flinte über die Schulter geworfen, die Arme kreuzweiſe auf der Bruſt geſchloſſen — und ſchaute unbeweglich, wie die unerſchütterliche Kühnheit in Stein gehauen, gelaſſen und ſinnend in das verwüſtete Thal, auf die zürnenden brauſenden Wogen des entfeſſelten Stromes herab.

Faſt erſchrockener über dieſen Anblick, als über die wilde Zerſtörung, ſahen ſie einander ſtumm an und betrachteten wieder den unheimlichen Gaſt des Gebirges. Es war ihnen, als müßte er in irgend einem verborgenen Zuſammenhange mit dem gewaltigen Ereigniſſe ſtehen, als wäre der Bergſturz nur ein frevelhaftes Spiel ſeiner Laune. Sie konnten zwar die Geſichtszüge in der großen Höhe nicht unterſcheiden, aber es ſchien ihnen, als blickte er nach der Stelle, wo ſie ſtanden; furchtſam ſuchten ſie ſeinem Blicke auszuweichen, da wandte er ſich und verſchwand.

Es waren kaum drei Wochen ſeit des Fremden Ankunft verſchwunden, als dieſes Ereigniß eintrat und die Furcht vor ſeiner unheimlichen Nähe bis zum höchſten Grade ſteigerte. Er ſchien aber nichts davon zu merken; er lebte wie immer. Nichts hielt ihn von ſeinen Wanderungen ab — die heftigſten Gewitter, die furchtbarſten Stürme, die ſtärkſten Regengüſſe, der dichteſte Nebel, das gefährlichſte Schneegeſtöber, ſchienen ihn zu locken, und oft glaubten die Hausbewohner, wenn ſie ihn in dem dicken Nebel verſchwinden ſahn, wenn er in die aufgeregten, vom Sturme wild umhergepeitſchten Schneemaſſen hineinſchritt, ihn zum letztenmal zu erblicken. Selbſt die ſteigende Kälte, als im September und October der frühe Winter auf dieſer Höhe eintrat, hinderte ihn nicht. Mit Pelzſtiefeln, mächtigen Handſchuhen und warmer Mütze gegen die Kälte bewaffnet, in ſeine Wildſchur eingehüllt, durchſtrich er die wildeſten Gebirge, und beſonders ſchien er die mondhellen Nächte zu lieben. So war ſchon ein großer Theil des Octobers verfloſſen, als man ihn einſt mehrere Tage nicht wiederkehren ſah — das Eſſen blieb unberührt ſtehen, in der Kammer lag das Winterzeug, alle glaubten, daß er verunglückt wäre, man hatte es längſt erwartet. Jetzt unterſuchte der Wirth ſeine Wohnung; in der Schublade des Tiſches fand ſich eine bedeutende Summe und eine Anweiſung, wie über ſie verfügt werden ſollte. Mit Verwunderung ſah man, daß, obgleich er mit keinem Menſchen ſprach, er dennoch genau von der Lage der Armen unterrichtet war, daß er diejenigen kannte, die vorzüglich eine Unterſtützung verdienten und nöthig hatten. Auch für den Wirth und die Hausbewohner lag ein anſehnliches Geſchenk dabei. „Ich verlaſſe das Gebirge", hatte er geſchrieben, und da mehrere Tage vergangen waren, ehe man dieſe Unterſuchung anſtellte, erfuhr keiner, wo er hingewandert ſein mochte — er war verſchwunden, wie er erſchienen.

Wer haßt, der liebt, wenn auch nur ſich ſelbſt, murmelte Malkolm, indem er eilig durch die tiefen Gründe des finſtern Drivthales ſchritt, und ſich immer weiter von Dovrefield, wo er die Bewohner in Erſtaunen und Schrecken geſetzt hatte, entfernte. Für dich iſt die Liebe todt, du liebſt keinen, am wenigſten dich ſelbſt, wie könnteſt du haſſen? Daher zog mich das harte Steinreich, die todte Gebirgseinſamkeit an, die in unbeweglicher, erhabener Gleichgültigkeit ſich von Leben und Gefühl abwendet. An die kalte Bruſt der ewigen Maſſe, wo kein höhnendes Mitleid mich ſtört, wollte ich mich werfen und ſelbſt erſtarren. Wenn der kühle Mond auf die weiße, blaſſe Schneeleiche herabſchien, wenn die ſchwarzen Spitzen ferner Berge dunkel in die trüberhellte Luft hineinragten, wenn das Waſſer einförmig in der Ferne tönte und die einſamen Thiere, wie höhnend geduldet, umherſchlichen; wenn die Kälte die Bäume verkrüppelte, das Geſträuch an die eiſige Erde preßte, die dürren Halme verzehrte und das Leben verſchlang, da war mir wohl. Ich habe das Entſetzen aufgeſucht, ich bin vom Schrecklichen überſättigt. Mit mir hat das Gebirge Mitleid, es will mich nicht. Ich rief die Nebel herbei, ich trotzte dem Gewitter, ich forderte den Sturm heraus — vergebens. Neben mir ſtürzte das Gebirge zuſammen — endlich kommſt du — dachte ich, öffneſt deine Abgründe, enthüllſt die Schrecken, die in dir ſchlummern, trittſt mir laut rufend entgegen! Wie Liebesklänge tönten mir deine Donner — ſo lange biſt du ſtumm geweſen, und ſprichſt endlich, rufſt mich, würdigſt mich anzureden — die einzige Sprache, die ich noch zu hören wünſchte, ſeit ihre mich betrog. Du weißt es, mächtiger Geiſt, ich erwartete ruhig, daß du mich umarmen, zerdrücken ſollteſt; aber du haſt mich gehöhnt, wie ein Kind — haſt mich geſchont — du willſt mich nicht. Du haſt dich verſchworen mit dem thörichten thieriſchen Inſtinkte, der mich überwältigt. Wie oft habe ich mich ſelbſt verachtet, wenn ich den Hunger zu ſtillen, den Durſt zu löſchen ſuchte! aber es iſt ſo — bis zum ſtumpfen, thieriſchen Daſein iſt mein ganzes Leben herabgeſunken. Der Tod iſt mir gleichgültig, wie das Leben. Wohl trat mitten aus der kalten Nacht die Erinnerung an eine Zeit hervor, wo die ewig ſchaffende Natur ſich an mein Herz drängte, wo das quellende Leben durch tauſend Ströme in mich hinein, und aus dem tiefſten Geiſte wieder heraus in die Welt ſtrömte, und in beiden Richtungen daſſelbe ſagte; wo die Geſchichte mir ihre Tiefen enthüllte und die ſchlummernden Geiſter der Vergangenheit erwachten, als hätten ſie durch mich das löſende Wort des Räthſels gefunden, welches ſie vergebens ſuchten; wo ich, ein jubelndes Kind, mit dem Frühlinge jauchzte und voll glühender Begeiſterung in alle Saiten des harmoniſch erklingenden Daſeins ſpielend einzugreifen wagte. Aber das Alles gleicht einem verſchwundenen Tage, der die Nacht nur dunkler macht; die Erinnerung trifft mich wie ein blendender Blitz, der durch die tiefſte Dunkelheit zuckt — ich fahre auf, als wäre noch etwas da, als leuchtete mir noch ein Strahl entgegen, nur um deſto tiefer zu fühlen, daß alles verſchwunden iſt — um in der Todesruhe ewiger Gleichgültigkeit immer ſtumpfer, immer ſchlaffer zu erſtarren.

Malkolm ging mit raſchen Schritten durch die wohlbekannten Gegenden. Ermüdet, wie ein verirrter Jäger, trat er in eine Bauerhütte, genoß ein dürftiges Mahl, ſchlummerte wenige Stunden, und eilte weiter, bis er die ſchwediſche Grenze erreicht hatte.

Auf ſeinem Gute war indeſſen die Verwirrung immer höher geſtiegen. Die Nachricht von verlornen Prozeſſen, von Schuldforderungen, deren Gültigkeit, da keine Einrede geſchah, von den Gerichten anerkannt wurde, trafen ihn abweſend. Jetzt aber waren die Gerichte da, um zu verſiegeln, um durch den Verkauf eine bedeutende Summe, die ein Wechſelgläubiger forderte, zuſammenzubringen. Die Diener gingen weinend herum. Wer in Malkolms Nähe lebte, konnte ihn nur bedauern, nie ſich kalt von ihm trennen. Man hörte einen Wagen rollen, er fuhr raſch über den Hof, hielt vor der Thüre; die Bedienten eilten herbei, um irgend einen neuen drohenden Beſuch zu empfangen — es war Malkolm — Wie vor einer entſetzlichen Erſcheinung prallten ſie zurück; er ſchien es kaum zu merken. Ich höre oben eine lermende Bewegung, wer war ſo kühn während meiner Abweſenheit in meine Wohnung einzudringen? fragte er zürnend. Die Diener ſchwiegen verlegen. Er wiederholte die Frage mit Heſtigkeit, und jetzt erſt trat einer hervor, der mit unſicherer Stimme antwortete: die Gerichte, Herr, die euer Vermögen in Beſchlag nehmen. Stillſchweigend ſtieg Malkolm die Treppe hinauf — ein Gerichtsdiener trat ihm höflich und bedauernd entgegen. Thut eure Schuldigkeit, ſagte Malkolm, aber zeigt mir eure Vollmacht. Er ſah nun mit Erſtaunen, daß dieſe harte Maasregel von dem Handelsherrn in Gothenburg herrührte, der ihm durch Thorgreen die bedeutende Summe vorgeſtreckt hatte. Er ſtörte die Gerichte nicht, durchflog in Eile die in ſeiner Abweſenheit angehäuften Papiere und überzeugte ſich, daß die größten Anſtrengungen kaum Trümmer von ſeinem Vermögen retten konnten. Alſo ein Bettler! rief er — nun — warum nicht auch dieſe Erfahrung — nach ſo vielen, ſetzte er gleichgültig hinzu. Er beſann ſich — ihr Vermögen iſt noch da, es iſt unberührt — es iſt bedeutend — ihr Vermögen, Mathildens Vermögen — Mathilde! ſchrie er laut auf, daß der erſchreckene Diener herbeieilte; aber er fand ihn ruhig ſitzend, das kummervolle Antlitz mit beiden Händen bedeckend. Jetzt, da die Qualen des Lebens auf ihn einſtürmten, erwachte das erſtarrte Gefühl, aber auch mit dieſem ſeine Kraft. Er ſah ein Schreiben von dem Gläubiger, der die letzte entſcheidende Kriſe herbeigeführt hatte: „Ich war der Freund ihres Vaters“, ſchrieb dieſer, „der „Freund ihres Hauſes. Wenn ſie wieder in ihrer Woh-

„nung erſcheinen, wenn dieſe Zeilen je in ihre Hände „kommen ſollten, dann vernehmen ſie, was mich zu einem Schritte zwingt, der mich ſo unglücklich macht. „Ich habe viel durch Unternehmungen mancherlei Art „verloren; das ungünſtige Verhältniß der nordiſchen „Mächte gegeneinander zog mir große, unerſetzliche Verluſte zu. Nur mit Mühe konnte ich dringende Forderungen befriedigen — und nun kam die letzte, die bedeutendſte, von Heggelund in Fagerdal, welcher die „große Summe, die ihr Freund aufnahm, zurückforderte. „Sie waren verſchwunden — mir blieb kein anderer Ausweg übrig.“ — Heggelund! rief Malkolm, Heggelund von Fagerdal — der Urfeind deiner Väter — und du durch ihn ein Bettler? und nun Storm — er, Mathildens — er konnte das Wort nicht ausſprechen: Wuth, Verzweiflung, ein Gefühl, als wäre etwas geſchehen, was nie möglich geſchienen, etwas ſo Entſetzliches, daß alles Daſein eine hohle Lüge wurde, trat ihm jederzeit entgegen, wenn er an Mathilde dachte. Storm iſt ja der Verlobte der Tochter — ſprach er ſinnend — ein entſetzlicher Gedanke durchfuhr, belebte ihn — er ſprang auf, ſchritt heftig durch das Gemach, er ſchien wie aus einem monatelangen Schlummer, der alle Kräfte band und lähmte, plötzlich erwacht. Rache, rief er, furchtbare Rache! Haſt du endlich dein wahres, inneres Lebensprincip erkannt? Ja, es lohnt ſich zu leben — zu handeln.

Nun habe ich endlich nach langer, trüber, thörichter Verirrung meine wahre Beſtimmung gefunden. Wie trübſelig verfloß die Zeit, als ich ein Knecht der Geſetze, der kümmerlichen Ordnung war, durch welche die Armſeligen ſich wechſelſeitig betrügen; wie verächtlich erſcheine ich mir, daß ich dieſes Spiel trieb und mit großen Worten verherrlichte; wie jämmerlich, daß ich jene unſichtbaren Geiſter entdecken wollte, die mich losriſſen von den Banden des geſelligen Vereins, mich gewaltſam heraustrieben aus einem mir fremden Leben — um ſie zu bekämpfen.. Ich danke euch; durch euch lernte ich meines Daſeins innerſten Kern, die Bedeutung meines Lebens kennen. Schlummerte das Bewußtſein nicht lange in dir? erklangen nicht dunkle Worte aus weiter Ferne, die dich zur That riefen? Ja — ja, jauchzte er mit furchtbarem Jubel — du gehörſt ihnen zu — den Vätern, die ſich opferten, den Frauen, die mahnend, ermunternd, weiſſagend die alte Rache erhielten! Du gehörſt in die rauhen Gebirge, in die finſtern Wälder; die kleinliche Verirrung deines Vaters hat dich irregeführt, daß du glaubteſt für den glänzenden Prunk ſittlicher Lüge geboren zu ſein, daß du es nicht erkannteſt, wie du dem wilden vervehmten Geſchlechte verpfändet biſt mit allen deinen Kräften. Ich ſehe den Stammvater, ermordet in den Armen der Geliebten, ich ſehe die Barbaren, die taub blieben gegen die Stimme der Liebe, ich höre den Fluch, den furchtbaren, der die ſanfte Liebende in eine Furie umſchuf, der Jahrhunderte überlebte. Damals keimte — dieſe Stunde. Und das verruchte Geſchlecht mußte mich zum Bettler machen und Mathilde — in eine Verworfene verwandeln, ehe ich erkannte, was ſo klar, ſo einleuchtend vor meiner Seele ſteht! Hörte ich recht, vernahm ich nicht etwas von Unruhen in Norwegen — wie dort die Bauern in fernen Gauen ſich regen? Ha — ich muß lachen — wie nahe liegt mir noch die Zeit, wo die Selbſtſtändigkeit eines Landes, das Ringen nach geſetzmäßiger Freiheit mir wie etwas Heiliges, Großes erſchien; jetzt — wie nichtig iſt mir dieſe Unruhe der Meinungen, die ſich untereinander verzehren. Laß ſie kämpfen, wenn ſie mir dienen, wenn ſie die Rache erfüllen, die jetzt, nach zwei Jahrhunderten reif werden ſoll. Ich lebe wieder — fern weg zieht das bunte Leben — alle Bande ſind zerriſſen, jene alten Erinnerungen erwecken nur Reue über ein ſeltſam, unnütz verträumtes Leben — die Liebe iſt verſchwunden — und ich habe mich endlich erkannt. —

Er wühlte noch unter den Papieren — da fiel ihm die Adreſſe eines Briefes auf; er erbrach das Siegel und las:

Leipzig d. 16. Auguſt 1814.

Ew. Hochwohlgeboren

geruhten mich mit einem Auftrage zu beehren. Hochdieſelben wünſchten von einer ſchwediſchen Dame, an deren

Schickſal ſie theilzunehmen belieben, und über ein ſie betreffendes Ereigniß Nachricht zu erhalten. Ich habe dieſen mir gütigſt gewordenen Auftrag nach Kräften zu erfüllen mich beſtrebt, und was ich zu erfahren vermochte, war Folgendes.

Auf einem gräflichen Schloſſe hielt ſich im November, einige Wochen nach der großen Schlacht, eine ſchwediſche Dame auf, die ohne allen Zweifel dieſelbe iſt, von welcher Ew. Hochwohlgeboren Nachricht zu erhalten wünſchen. Sie ward von einem Verwandten, auch ſchwediſcher Herkunft, und jetzt als franzöſiſcher Oberſt in ruſſiſche Gefangenſchaft gerathen, deswegen bewacht, weil ſie, wie dieſer behauptete, von einer unglücklichen Schwermuth befallen war. Zu derſelben Zeit quartierte ſich dort ein ruſſiſcher General ein. Auf einem großen Balle, durch ihn veranſtaltet, erſchien ein junger preußiſcher Offizier, der, wie erzählt wird, aus Norwegen herſtammte. Er beſchuldigte den Oberſten, daß er auf eine gewaltthätige Weiſe die Dame gefangen halte. Dieſe, von dem General befreit, erſchien in aller Anmuth und Schönheit und bezauberte die ganze hochanſehnliche Geſellſchaft. Eine Freundin begleitete ſie, und in der Nacht entfernte ſie ſich, von dieſer Freundin und dem jungen Offiziere begleitet. Doch war es mir nicht möglich zu erfahren, wo ſie hingereiſt ſei. Die damalige Zeit des Krieges war ſo unruhig, die Spuren der hin und her fliehenden Familien verſchwanden ſchnell. Der Oberſt aber ward von dem ruſſiſchen General nach dem Innern von Rußland geſchickt.

Es würde mir lieb ſein, wenn dieſe unvollſtändige Nachricht Ew. Hochwohlgeboren einigermaßen befriedigend erſchiene, wenn ſie wenigſtens als ein Beweis dienen könnte von dem Eifer, mit welchem ich ſtets bereitwillig Ew. Hochwohlgeboren Wünſche zu erfüllen mich beſtrebe.

Mit tiefer Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren
ergebenſter **Schmidt**.

Nach dem Empfange von Sinclairs Briefe ſchwankte Malkolm lange, und in den beſſeren Augenblicken fand er es natürlicher an Sinclair, als an Mathilden zu zweifeln. Dann aber erwog er die eigne Schuld; eine geheime Angſt hatte ihn nie verlaſſen, ſeit er überzeugt war, daß Mathilde ſein Verhältniß zu Bertha kannte. Als die öffentliche Schmach der Anklage des Hochverraths ihn traf, fragte er ſich oft: kann ſie in dem Geſchändeten noch jenen Mann erkennen, der über ſeine Umgebung herrſchte, den Geachteten, Hochbegabten? Biſt du es denn ſelbſt noch im Stande? Warum hat ſie zum erſtenmal ein Geheimniß vor dir? dachte er, und hielt ſich für überzeugt, daß ſie ſich innerlich von ihm losgeſagt habe. Sinclairs Brief beſtätigte nur, was er lange befürchtet hatte. Daß ſie ſich einem Andern hingeben ſollte, konnte er nicht glauben — Sinclair iſt getäuſcht, ſagte er — und eben dieſes Schwanken zwiſchen Tod und Leben erzeugte jene verzweifelnde Stimmung, jenes gleichgültige Brüten in ihm, das zum entſetzlichſten Unheil führt. Er ſchrieb an den Handelsherrn in Leipzig, durch welchen er an Mathilde die nöthigen Gelder zahlen ließ, in jenem Tone, der ein lebhaftes Intereſſe für eine Frau verrieth, die ihm entfernt verwandt war, und die Antwort, welche ihm zukam, konnte in keiner unglücklicheren Stunde eintreffen. Jetzt ſchien ihm jeder Zweifel verſchwunden — er hatte ſich ſelbſt aufgegeben, den finſtern Mächten geweiht; eine entſetzliche Luſt durchdrang ihn, daß er Mathilden als eine Verworfne betrachten durfte.

Er blieb einige Zeit ruhig, verkaufte ſeine Güter, bezahlte ſeine Gläubiger, ordnete Mathildens Vermögen, und behielt eine Summe übrig, nicht hinlänglich, um ihm ein ſelbſtſtändiges Leben zu verſchaffen, aber bedeutend genug, ſeine entſetzlichen Pläne zu fördern. Dann eilte er nach Wermeland. Er hatte ſich bisher gefliſſentlich von ſeinem Gute in dieſer Provinz entfernt gehalten — um keinen Verdacht zu erregen. Jetzt mußte er das Gut an den Käufer übergeben, und es konnte daher nicht auffallen, wenn er ſich nun dort aufhielt. Er konnte vorausſetzen, daß die dortigen Behörden ihn beobachten würden, aber er wollte ſie täuſchen.

Guten Abend, Grosmutter, ſprach Malkolm, als er an einem ſtürmiſchen Novembertage, tief in ſeinen Mantel gehüllt, in ihre Stube trat, die eine flimmernde Lampe ſpärlich erleuchtete. Die alte Anna ſaß gebückt in einem Lehnſtuhle und ſchien zu ſchlummern; bedächtig nahm ſie eine Brille, ſtellte die Lampe ſo, daß das Geſicht des Hereintretenden beleuchtet wurde und betrachtete ihn genau. Kommſt du endlich, ſagte ſie, nachdem ſie ihn erkannt hatte — wir erwarten dich längſt. Laß das Mädchen ſich entfernen — befahl Malkolm; dieſes ſchob den Spinnrocken bei Seite und ging. Setze dich zu mir, ſprach Anna — hier auf dieſe Seite — ich höre ſchwer. Ich bin euer, fing Malkolm an; du lebſt noch immer in Verbindung mit den Häuptern des Stammes — du warſt doch nicht erſchrocken, als du erfuhrſt, welcher Verdacht auf mir ruhte, daß ich vor Gericht geladen wurde? Ich habe ſie irregeleitet, du ſiehſt, ſie waren genöthigt mich freizuſprechen — aber ich mußte auf den günſtigen Augenblick lauern, nicht unbedachtſam will ein ſo großes Werk begonnen ſein. Norwegen iſt unruhig, die Bauern regen ſich, greifen wir jetzt mit kühner Hand hinein, dann kann die Rache vollführt werden, und Ehre, nicht Schande, Anſehen und Reichthum, nicht Schmach und Armuth harrt unſer. Noch muß ich ganz im Stillen wirken; bis wir vereinigt hervortreten können, darf Niemand etwas Verdächtiges bemerken. Ich habe ſelbſt in

Norwegen Verbündete. Nicht kleine Verbrechen, wie bisher, ſollen unſer Geſchlecht ſchänden, eine kühne That wird beide Länder in Verwunderung, in Schrecken ſetzen — und was du, Alte, geweiſſagt haſt, ſoll in Erfüllung gehen. Ruf' die Häupter zuſammen; ich will nicht hoffen, daß Beſitz und Reichthum ſie gleichgültig gemacht hat gegen ihres Stammes urſprüngliche Bedeutung. Malkolm, ſagte die Alte, rückte ihren Stuhl mühſam dem Redenden näher und reinigte die Flamme der Lampe, daß ſie heller brannte — Malkolm, du haſt es falſch angefangen; du haſt das Volk belohnt, ehe es etwas verdiente. Was ſie nur erhalten durften, nachdem ſie gehandelt hatten, das gabſt du thörichterweiſe, um ſie zu gewinnen. Lunding, John und Olaf, unſere beſten Leute, haben ſich zurückgezogen. Der Beſte kann betrogen werden, antwortete Malkolm ruhig, dieſe drei haben mich verrathen — Verrathen! ſchrie die Alte. Ja, ſie ſind als Zeugen gegen mich aufgetreten, erwiderte Malkolm gelaſſen; wundert es dich? — mich wahrlich nicht. Ich habe Vortheil davon — Verräther, wenn ſie entlarvt ſind, fördern einen kühnen Plan, ſtören ihn nicht. Aber die Alte konnte ſich nicht beruhigen; ſie ſtand auf, als wollte ſie Geiſter bannen, die Verräther zu vernichten — ſie ſchwang den Stab in der Luft und murmelte unverſtändliche Worte, während ihr Geſicht ſich verzerrte und die Augen funkelten. Malkolm betrachtete mit Verwunderung die ſeltſame Geſtalt, welche in kraftloſe Ohnmacht verſunken war, ſo lange ſie auf dem Lehnſtuhle ſaß, jetzt aber plötzlich, aus dem Schlummer des Alters erwacht, das friſche Leben längſt verfloſſener Jahre heraufzubeſchwören ſchien, daß es thätig würde in erneuter Kraft und Glut — aber er blickte ſie ruhig an, ohne eine Miene zu verändern. Setz' dich, Alte, ſprach er gebietend, und verliere nicht die koſtbaren Augenblicke in unnützer Wuth. Sie ſah ihn ſtarr, ja faſt erſchrocken an, ein Gefühl, daß er der Mächtigere ſei, ſchien die vorübergehende Aufwallung zu lähmen und des Alters Schwäche wieder herbeizurufen. Sie ſank ſchweigend auf den Stuhl zurück, ermattet von der ungewohnten Anſtrengung. Haſt du jemand hier, auf den du dich verlaſſen kannſt? fragte Malkolm. Sie klingelte: ein rüſtiger blonder Mann, mit rothem Barte, von höchſt verdächtigem Ausſehn trat herein. Wie iſt dein Name? fragte Malkolm — Paul, war die Antwort. Können wir ihm trauen? fuhr jener fort; Anna verſicherte, daß er, wenn es kühne Thaten gelte, einer der entſchloſſenſten und wildeſten Männer des Stammes genannt werden könnte. Malkolm ſtand auf, warf den Mantel ab, ſtellte ſich dem Menſchen gegenüber und nannte ſich. Paul hatte ihn ſchon erkannt und prallte verwundert zurück; biſt du hier, ſagte er, um uns aufzurufen; ſoll, was wir lange erwarteten, jetzt erfüllt werden? Du haſt es errathen, antwortete

Malkolm — ſind die Häupter hier in der Nähe? — Viele, verſicherte Anna, doch fehlen auch einige der Beſten. Noch in dieſer Nacht gebot Malkolm die Männer zu rufen, welche ſich ſchnell verſammeln konnten.

Es iſt ein Glück, ſagte Anna, als Paul ſich entfernt hatte, daß deine Günſtlinge, die dich verriethen, allgemein von unſerm Stamme gehaßt werden, weil man ſie beneidete; aber auch du biſt nicht beliebt, zu lange zauderteſt du, und deine Vorliebe für Wenige machte die Menge aufſätzig. Deſto beſſer, meinte Malkolm, ein ſolches Geſindel zu gewinnen, koſtet wenig Mühe; je unzufriedener ſie jetzt ſind, deſto brauchbarer.

Zwölf Männer verſammelten ſich in der Nacht, und als ſie ſich trennten, war Malkolm überzeugt, daß er nicht blos die Stammverwandten, ſondern auch eine Menge Anderer für ſeine Abſichten gewinnen könnte. Die Meiſten waren Jäger und bewaffnet. Um eine nicht unbedeutende Summe ärmer ſchlich ſich Malkolm einige Stunden nach Mitternacht nach Hauſe.

Niemand ahnte ſeine geheimen Verbindungen. Der Verkauf des Gutes erklärte ſeine Anweſenheit, ja machte ſie nothwendig, und auf die ſchlauſte Weiſe wußte er jeden Verdacht zu entfernen. Er ſchien den Tag über nur mit den Käufern des Gutes zu verhandeln, er nahm an Geſellſchaften Theil, war unbefangen, aufgeräumt; man glaubte, daß er jeden trüben Gedanken vergeſſen hätte, und allgemein fing man an, eben jetzt, da er auf das kühnſte Verbrechen ſann und es ausbildete, ihn für unſchuldig zu erklären. Unter ſeinen Dienern befand ſich keiner aus dem verrufenen Geſchlechte, kein Vertrauter. Mitten in der Nacht kam er in einer leeren Scheune nur mit Wenigen zuſammen, ertheilte ſeine Befehle, und wußte den Verbündeten ſo mit Verſprechungen zu ſchmeicheln, ſie durch große Ausſichten zu gewinnen, durch entſchiedene, beſtimmte Verfügungen zu lenken, durch ſeine gebietende Natur zu beherrſchen und in Furcht zu ſetzen, daß eine allgemeine Begeiſterung in wenigen Wochen einige hundert Männer in Bewegung brachte, die dennoch, durch Furcht gezügelt, das Geheimniß bewahrten, und von ſehr beſtimmten Vorſchriften geleitet, ſich wechſelſeitig unterſtützten und eine höchſt überraſchende That vorbereiteten.

Vierzehn Tage waren verfloſſen, ſeit Malkolm zum erſtenmal die alte Anna beſucht hatte, als in einem großen Saale ihres Hauſes zwanzig Häupter bei Nacht verſammelt waren. Die Fenſter des Saales gingen nach dem Hofe, der, von Gebäuden umgeben, ſorgfältig verſchloſſen gehalten wurde. Wer in die Nähe kam, glaubte Alles in tiefen Schlaf verſunken. Die Männer ſaßen ernſthaft und ſchweigend um einen großen Tiſch, und man merkte, daß etwas Wichtiges vorgenommen werden ſollte. Malkolm erſchien; führt die Verbrecher herein, gebot er — und Lunding, Olaf und John, durch Stricke gefeſſelt, traten ein. Dieſe drei Männer lebten ſämmtlich in der Nähe und behaglich, denn ſie hatten ſich durch Malkolms Wohlthaten, und dann als Zeugen gegen ihn, anſehnlich bereichert. Glaubt nicht, hub Malkolm an, daß ich an Rache denke — zu armſelig erſcheint ihr; aber wißt, was ihr erdichtet habt, mich zu ſtürzen, iſt wahr — und ihr ſeit die Verräther einer kühnen Rache geworden, als ihr glaubtet, nur euren Wohlthäter zu verderben. Hier ſteht ihr vor euren wahren Richtern; ſie ſind es als eure Stammverwandte, weil ſie mit euch durch gleiche Schickſale, durch gleich geheimnißvolle Ereigniſſe, zu gleich furchtbarer That beſtimmt waren. Ihr kennt das Verbrechen, ſprach er, ſich an die Richter wendend, die noch immer ſtumm da ſaßen — richtet.

Olaf und John ſtanden zitternd da, todtenblaß, mit blauen, bebenden Lippen und ſchlotternden Knien. Sie fühlten, daß ſie kein Mitleid verdienten und erwarteten keins. Lunding allein trat trotzig hervor: ſo hat doch die Verzweiflung dich ſo weit gebracht, ſagte er höhnend — dieſe Freude ſollte ich noch erleben; ich bewundere die Meiſter, die den edlen Malkolm in einen wahnwitzigen Verbrecher umzuwandeln vermochten. Du kannſt mich tödten, es ſteht in deiner Gewalt; aber ich fühle mich glücklich, wenn mein Tod ein neues Verbrechen auf dein ſchuldvolles Haupt wälzt, wenn du ein Mörder wirſt.

Die Richter berathſchlagten; drei fanden es bedenklich, daß die Gefangenen ſo plötzlich verſchwinden ſollten. Es kann nicht verborgen bleiben, meinten ſie; dieſe That muß die Aufmerkſamkeit der Obrigkeit auf uns ziehen, und ehe wir gerüſtet, verſammelt ſind, wird man uns einzeln überfallen. Und ihr glaubt, daß ich überſehen hätte, was ſo nahe liegt? rief Malkolm entrüſtet — Elende, wie konntet ihr euch mit mir zu einer That verbinden, über welche Volk und Land erſtaunen, zu einer That, die Kinder und Kindeskinder als Mährchen wiederholen werden; die erzählt, dem Zuhörer unglaublich, als Lüge erſcheinen und dennoch Entſetzen erregen wird. Wie konntet ihr mich zu eurem Anführer wählen und zugleich für ſo blödſinnig halten! Richtet gerecht — für die Folgen hafte ich. Leiſe ſprachen jetzt die Richter, und nach einer kurzen Berathung erhob ſich der Aelteſte der Verſammlung: Weil ihr, unſere Stammverwandte, du Lunding, Olaf und John, überführt ſeid, unſern Anführer fälſchlich angeklagt, und uns, eure Blutsfreunde, verrathen zu haben; weil ihr, bekannt mit unſerem Vorhaben, die erſte Gelegenheit benutzen würdet, uns wieder zu verrathen, und jede Verſicherung, in der Todesangſt gegeben, keinen Glauben verdient, ſo verurtheilen wir, als die von den Stammverwandten auserkornen Richter, euch zum Tode. Führt ſie hinunter in den Keller, Harald, Kolbiorn und Niels — ladet eure Flinten — durch eure Schüſſe ſollen die Verbrecher fallen. Die drei Aufgerufenen erſchracken; es waren diejenigen, welche die That bedenklich gefunden hatten, aber ſtillſchweigend luden ſie ihre Flinten. Olaf und John ſchrieen, baten und flehten — vergebens, Lunding folgte trotzig; Malkolm blieb, als die zum Tode Beſtimmten weggeführt wurden, allein zurück. Er öffnete eines der Fenſter, die nach dem ſtillen, dunklen Hofe gingen, er hörte drei Schüſſe fallen, deren dumpfer Schall aus dem Keller in den Hof hinauftönte: es iſt geſchehen, ſagte er, ſchloß das Fenſter und trat mit finſterm Blicke in den Saal zurück; du haſt der Geſellſchaft den Krieg erklärt, du biſt mit den Geiſtern der Zerſtörung in einen Bund getreten und haſt dieſen Bund mit Blut beſiegelt — das Geſetz liegt zerriſſen zu deinen Füßen. In ſtilles Brüten verſunken hörte er, wie die Richter die Treppe heraufſtiegen und ſich dem Saale näherten; ſo dürfen ſie dich nicht finden, ſagte er, faßte ſich und erwartete die Eintretenden mit jener gebietenden Ruhe, die die Gerechtigkeit der That beſtätigen ſollte. Die drei Mörder wankten, blaß, bebend, mit zerſtörten Zügen herein. Als merkte er davon nichts, trat ihnen Malkolm entgegen: ihr ſeid kecke Burſche, ich werde euch nicht vergeſſen, ſagte er, und legte die Hand vertraulich auf ihre Schultern. Selten äußerte er ſich ſo freundlich, und ſeine Gewalt über die Gemüther war deſto größer, wenn es geſchahe; jedes, auch das geringſte Zeichen von Vertraulichkeit übte dann eine faſt zauberiſche Gewalt aus. Er erſchien überhaupt den Stammesverwandten als ein höheres Weſen, und er that Wunder, weil man ihm die Macht zutraute. Einer von den Malkolms, der ſein Vertrauen ſchon ſeit längerer Zeit beſaß, hatte ihn nach Dovrefield gebracht, und durch dieſen erfuhr man die ſeltſamen Sagen, die ſich über ihn verbreiteten. Dort, glaubten nun die Verwandten, hätte er in Verbindung mit den mächtigen Geiſtern des Gebirges gelebt, dort hätte er übernatürliche Kräfte erlangt — und die Zagenden fühlten ſich durch die unbedeutenden Aeußerungen ſeiner Zufriedenheit nicht blos entſündigt und gereinigt, ſondern auch gehoben, geehrt. Alle Furcht, jeder Zweifel war verſchwunden.

Jetzt ließ Malkolm die zwanzig Männer einen Kreis bilden, die alte Anna ward gerufen und mußte ſich neben ihn, in der Mitte deſſelben niederſetzen. Es giebt unter euch Männer, begann er, die thörichterweiſe glauben, daß ſie über meinen Befehlen ſtehen, daß ſie nach eignem Entſchluſſe etwas ausrichten können. Mehrere ſolche Unternehmungen, die zum Theil von der Alten ausgegangen waren, erzählte er nun — jeder hatte ſie völlig geheim geglaubt und erfuhr mit Schrecken, daß ſie ihm bis auf die geringſten Umſtände genau bekannt waren. Er entwickelte ihre gefährlichen Folgen und was er habe thun müſſen, um dieſe abzuwenden, mit großer Klarheit und Ruhe. Wer von jetzt an etwas auf eigne Hand unternimmt, iſt verloren, ſetzte er hinzu, nichts bleibt mir verborgen, nichts ungeſtraft. Zwar kannte jeder den Zweck der geheimen Verbindung im Ganzen — die Mittel, welche Malkolm anwandte; die Art, wie ſie zuſammenwirken ſollten; die Zeit, welche das Geheimniß enthüllen würde, war aber allen unbekannt. Malkolm verſtand es, die bedeutendſten Mitglieder des Stammes ſo zu behandeln, daß jeder von ihnen ſich vorzüglich durch ſein Vertrauen ausgezeichnet glaubte.

Die Richter entfernten ſich, Malkolm blieb mit Anna allein. Drei Leichen liegen in deinem Hauſe begraben, ſagte er — drei Verräther, antwortete ſie kalt; ich hörte die Schüſſe, ſie ſind gerecht gerichtet — ich fürchte die Todten nicht. Die Stunde naht, in welcher das Loos geworfen wird, und du bleibſt allein und ohne Schutz zurück, fuhr Malkolm fort; wenn man nun erführe, daß wir uns in deinem Hauſe verſammelten, wenn man dich vor Gericht ſchleppte? Ich bin alt, unter Unglück ergraut, ich ſehnte mich ſeit meiner Jugend nach dieſer Stunde, und fürchte ſie nicht, jetzt, da ſie gekommen iſt — erwiederte die Alte; ich bin unergründlich, jedermann fürchtet meine Gewalt — dieſe Furcht iſt mein Schutz. Mir ſtehen Mittel zu Gebote, die keiner kennt, und du, mein Enkel, kannſt meinetwegen ruhig ſein. Ich ſehe dich nicht wieder, fing Malkolm nach einer kurzen Pauſe an. Meine trüben Augen ſehen dich kaum in der Nähe, unterbrach ihn die Alte, aber mein Blick verfolgt dich in die Ferne: ich bin bei dir, die Stammmutter lebt in mir; ich pflegte das Entſetzen, das nun reif wird — und lebte nur, um zu verkündigen, was jetzt geſchieht. Was geſchehen wird, erkenne ich nur dunkel; ich ſehe geraubte, gefangene Frauen, ich ſehe dich in großer Gefahr, wie verwandelt; ich ſehe das Land in Aufruhr, eine große Stadt in ſeltſamer Bewegung — es iſt mir, als wäre dieſe That die letzte unſeres Geſchlechts. Das Eine weiß ich — und du haſt recht geſprochen — ich ſehe dich nicht wieder. Malkolm reichte ihr die Hand, ihre Weiſſagung ſchien ihm in dieſem Augenblicke eine wahre — er wußte, daß er dem Untergange entgegen ging, aber gleichgültig war ihm die Zukunft und was ſie brachte. Es dünkte ihm bisweilen, als wenn nicht einmal die Rache ſeine eigentliche Abſicht wäre, als wenn ein tieferes Geheimniß ſeinem Geiſte halb bewußtlos vorſchwebte und ihn vorwärts triebe; und ſo entſchieden und beſtimmt das Nächſte, die Mittel, welche ihm für ſeine Abſicht zu Gebote ſtanden, die Verhältniſſe, die er benutzen konnte, vor ſeiner Seele lagen, ſo dunkel und verworren war ihm der ferne Hintergrund, die tiefſte Abſicht einer That, die er oft kaum als ſeine eigne zu erkennen vermochte.

Den Tag darauf überraſchte ihn Thorgreen durch ſeine Gegenwart, mehr noch durch die Art, wie er erſchien. Er war verſtört, eine heftige Wuth verzerrte ſein

Geſicht — lies, ſagte er, indem er Malkolm ein Papier übergab: es war die Entlaſſung aus dem Kriegsdienſte und der Befehl, ſich in einer kleinen Stadt der nördlichen Provinzen aufzuhalten. Es war ihm verboten, ſich von dieſer Stadt bis auf wenige Meilen zu entfernen, ſein Vermögen hatte man konfiszirt. Voll Erſtaunen vernahm Malkolm das Unglück ſeines Freundes — was iſt dein Verbrechen? ſprach er. Mein Umgang mit dir — erwiderte Thorgreen. Man iſt überzeugt, daß du in gefährliche Unternehmungen verflochten biſt, man fürchtet ſchon lange deine Rache, und ein gewiſſer Lunding, der hier in der Nähe lebt, hat deinen Aufenthalt in Wermeland verdächtig gemacht. Und was willſt du jetzt, fragte Malkolm weiter; wie kannſt du es wagen mich aufzuſuchen, in einem Augenblicke, wo deine Gegenwart uns beide als gefährliche Verbrecher bezeichnen muß? Wo ich bin, was ich treibe, mein ganzes Daſein iſt mir gleichgültig, entgegnete Thorgreen; das Leben ſcheint mir eine Fratze, und da ich dich kenne, da ich glauben muß, was mich ſo hart trifft, könne keine Lüge ſein — [illegible] ich dir keine ſo nichtswürdige Gleichgültigkeit zutraue, daß du dich geduldig zertreten laſſen wirſt, ſo bin ich hier, um jede Gefahr, jede kühne That der Rache mit dir zu theilen. Aber Freund, erwiderte Malkolm, wie verſtehe ich das Wunderliche — dich beſtraft man ſo hart, nur wegen deiner Verbindung mit mir — und mich ſelbſt läßt man gewähren? Ich lebe hier mit den Behörden in ungeſtörtem Frieden, ſelbſt in geſelligen Verhältniſſen, und du wirſt entlaſſen, verbannt, deines Vermögens beraubt? Freilich bin ich jetzt ſchuldiger, als du, erwiderte Thorgreen; Lunding entdeckte meinem Vater, was er von deinen neuſten Unternehmungen, die du, während Niemand deinen Aufenthalt kannte, im Herbſte eingeleitet haben ſollſt, genau erfahren hatte — alſo, unterbrach ihn Malkolm mit Heftigkeit — dein Vater wäre der Unbekannte, der die falſchen Beſchuldigungen ausbrütete, der mir Ehre, Vermögen, Liebe raubte? Unmöglich. Er iſt mit deinen Feinden verbündet, aber nicht allein, antwortete Thorgreen — ſo viel habe ich leider erfahren — weiter, weiter — rief Malkolm ungeduldig. Lunding übergab meinem Vater dieſes Papier, welches, wäre es in die Hände der Behörden gekommen, dich dem unvermeidlichen Tode preisgegeben hätte; Thorgreen zeigte hier die königliche Vollmacht, die Malkolm ermächtigte in einer geheimen Abſicht die Norweger, die er gewinnen könnte, zu verſammeln und zu bewaffnen — wie ſie uns ſchon bekannt iſt. Als Malkolm dieſe Schrift ſah, erſtaunte er: ſie war auf das ſorgfältigſte in der Form eines öffentlichen Dokumentes abgefaßt; die Unterſchriften, ihm wohlbekannt, waren ſo vollkommen gelungen, daß keiner an ihrer Echtheit zweifeln konnte. Lunding hat dieſes falſche Dokument verfertigt! rief er plötzlich, und Thorgreen ſchien beſtürzt — Lunding, ſagte er, was bringt dich auf dieſe ſeltſame Vermuthung? In der That hatte Malkolm, nach ſeiner Gewohnheit alles, was ihn beunruhigte, geheim zu halten, nie von den genaueren Umſtänden der gerichtlichen Unterſuchung mit ſeinem vermeinten Freunde geſprochen, Thorgreen wußte, daß die falſchen Briefe benutzt waren, aber vermuthete nicht, daß Malkolm den Urheber kannte — er ſchien den geäußerten Verdacht als völlig grundlos zu betrachten. Es koſtete mir, verſicherte er, viele Mühe, dieſe Schrift, die dich ſtürzen mußte, von meinem Vater zu erhalten. Iſt Malkolm, ſagte ich endlich zu ihm, in der That entſchloſſen die tollkühnſten Mittel zu wählen, dann wird er bald öffentlich ſo hervortreten, daß über ſeine Schuld kein Zweifel übrig bleiben kann, und ſo gelang es mir die verhängnißvolle Schrift in meine Hände zu bekommen. Leider ſein Haß gegen dich ſcheint unauslöſchlich. Ich aber hielt mich jetzt für überzeugt, das du irgend einen kühnen Plan entworfen hätteſt; ich glaubte deine Abſicht zu faſſen und fand den Zeitpunkt geeignet, in deinem Sinne zu handeln. Ich bewahrte dieſe Schrift ſorgfältig und wagte es einige Verhältniſſe zu benutzen, die ſich in der That günſtig zu ſtellen ſchienen. Mein Verſuch mislang, ich wurde verdächtig, du nicht — den Erfolg kennſt du — und nun begreifſt du, weshalb ich ſo hart beſtraft bin, während du nicht erwähnt wirſt. Malkolm verſicherte, daß er die

Schrift zum erſtenmal ſähe. Wie konnteſt du mir einen ſolchen Betrug, meiner Natur fremde, zutrauen? ſagte er und betrachtete Thorgreen mit mistrauiſchen Augen. Ein leiſer Zweifel an ſeiner Redlichkeit ſtieg in ihm auf — ſie hat mich betrogen, ich darf keinem trauen, dachte er und glaubte hier einen geheimen Zug verſteckter Treuloſigkeit zu entdecken; aber Thorgreen wußte ſeinen Freund, den er ſo lange zum Gegenſtande ſeines genauſten Studiums gemacht hatte, auch jetzt zu durchſchauen. Er entwickelte die Pläne, die er ſeiner Verſicherung nach entworfen und verfolgt hatte: ſie waren auf Verhältniſſe gegründet, die Malkolm genau kannte, ſie ſchienen einen ſo ſichern Erfolg zu verſprechen; was das Mislingen herbeiführte, trat ſo zufällig und dennoch ſo natürlich ein, ſo erklärlich, daß Malkolm wirklich glaubte, der Mann, der ſich ihm ſo beharrlich hingab, wäre wohl auch fähig ein größeres Opfer zu bringen. Früher hätte er ſich ihm gleich anvertraut, jetzt brach er das Geſpräch ab. Ich verlaſſe dich nicht, ſagte er; biſt du entſchloſſen alles zu wagen, dann bleibſt du hier — morgen wird dir alles klar ſein. Thorgreen ſah ihn verwundert an, aber er ſchwieg und beobachtete Malkolm genau. Nichts deutete auf ein bevorſtehendes, ausgezeichnetes Ereigniß. Malkolms Dienerſchaft in Wermeland war durchaus neu, er ſchien mit Abſicht alle früheren Diener entfernt zu haben. Thorgreen hatte einen fremden Namen angenommen. Beamte erſchienen, der Tag verging in Geſchäften, die Malkolms ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen; Verhandlungen, den Verkauf des Gutes betreffend, wechſelten mit Geſprächen über gleichgültige Gegenſtände, mit unbefangenen Scherzen, wie man ſie nur von einem völlig ruhigen Menſchen erwarten darf. Thorgreen erſtaunte — er hatte Grund zu vermuthen, daß eine kühne Unternehmung eben vorbereitet wurde, ja, daß ihre Vollendung nahe war — er kannte Malkolm, aber dieſe Ruhe ſchien ihm unbegreiflich. In unruhiger Spannung erwartete er den folgenden Tag.

Mehrere Tage des Dezembers waren ſchon verfloſſen; ein klingender Froſt herrſchte durch das Land, die Gebirge lagen voll Schnee, die Bäume brachen unter ſeiner Laſt. Es war eine wolkenloſe, heitere Nacht. Nach Mitternacht trat Malkolm in Thorgreens Zimmer — erwache, Freund, rief er ihm zu — aber dieſer hatte keinen Schlaf gefunden, und ſprang faſt erſchrocken aus dem Bette. Der Mond ſcheint hell, fuhr Malkolm fort, die Pferde ſtehen geſattelt. Du haſt, wie ich geſtern ſah, eine Uniform — ich rathe dir ſie zu tragen. Nimm den Mantelſack mit, denn ſobald kommen wir nicht zurück. Thorgreen war ſchnell gerüſtet — und beide ritten nun, oft durch tiefen Schnee, nach der norwegiſchen Grenze zu, Thorgreen in geſpannter Erwartung. Er ſah mit Verwunderung eine Menge Bewaffneter, die aus allen Gegenden zum Vorſchein kamen und denſelben Weg gingen. Sie ſchritten leiſe und ſchweigend vorwärts, und obgleich der Schnee ihnen große Hinderniſſe in den Weg legte, ſchienen ſie dennoch die Landſtraße zu vermeiden. Nie ſah man große Schaaren zuſammen. So ritten ſie einige Meilen. Der Mond ſank unter den Horizont, aber der ſternhelle Himmel und der leuchtende Schnee erhellten den Weg. Im Norden glänzte ein prachtvolles Nordlicht. Als ſie die norwegiſche Grenze erreicht hatten, ſah Thorgreen mit Erſtaunen einige hundert Mann verſammelt. Sie ritten unter die Truppen, Malkolm gab ſich zu erkennen, und ein lauter Jubel empfing ihn. Die verſammelte Mannſchaft war ſelbſt erſtaunt — jede kleine Gruppe ſchien ſich über die Gegenwart der andern zu wundern, ja im Anfange hatten ſie ſich mit Mistrauen, zum Kampfe bereit, genähert; aber das Loſungswort, ausgeſprochen und erwidert, ließ die Freunde erkennen. So ſchien dieſes kleine Heer (zwar der Zahl nach unbedeutend, doch groß genug, um es mit jedem hier möglichen Feinde aufzunehmen) ſich ſelbſt wie durch einen Zauber vereinigt. Thorgreen, überraſcht durch ein ſo unerwartetes Ereigniß, begriff wohl, daß er nicht mehr zurückkonnte; aber entſchloſſen den Ausgang ruhig abzuwarten, ſchloß er ſich dicht an Malkolm an. Er ſah ein, daß nur in ſeiner Nähe Sicherheit für ihn war.

Die Sterne funkelten, das Nordlicht glänzte am mitternächtlichen Horizonte, die Truppen trieben ſich ſchaarenweiſe bei der unſicheren Beleuchtung in dem aufgewühlten Schnee herum. Die Meiſten waren beritten, alle mit Flinten und Säbeln bewaffnet, und das nächtliche Bild der unordentlich unter einander gemengten Reiter und Fußgänger, bot etwas Grauenhaftes dar. Doch lange dauerte dieſe Unordnung nicht. Viele hatten gedient, beſtimmte Befehle, Zeichen, die den kleineren Gruppen mitgetheilt wurden, vereinigten ſie in größere, andere wieder dieſe in noch größere, und bald ſtand das kleine Heer völlig geordnet da. Es bildete zuletzt einen großen Kreis, deſſen Glieder in ſtiller Erwartung auf das harrten, was nun geſchehen ſollte, nachdem ſie ſich ſo plötzlich, ſo unerwartet vereinigt ſahen. Zwar war ein Jeder auf etwas Ungewöhnliches gefaßt; mit Lebensmitteln, mit Gelde ſagar verſehen, wie mit Waffen, hatten ſie geglaubt, daß es nur ein heimliches Hineinſchleichen gälte, wie es früher oft ſtattgefunden, wie es von ihren Vätern her Gewohnheit geweſen: jetzt ſahen ſie ſich ſtark, bewaffnet, zum offnen Angriffe bereit, und dieſer kühne Entſchluß war ihnen noch fremd. Sie ſchienen mehr überraſcht, als geſtimmt eine ſolche verwegne That zu beginnen, die, mislungen, keine Rettung übrig ließ. Malkolm erſchien in der Mitte des Kreiſes, von Thorgreen begleitet. Eine tiefe Stille herrſchte ringsum, nur von dem Schnauben und Stampfen der unruhigen Pferde unterbrochen. Erwarteten nicht eure Väter und Großväter ſeit zweihundert Jahren dieſen Tag? begann er. Ward er euch nicht verkündigt durch die weiſſagende Stimme der Frauen, die, wie das tiefe Geheimniß des Stammes, ſo ſeine glühende Rache und mit dieſer unſere Beſtimmung lebendig erhielten und bewahrten? Lauerten nicht unſere Väter von den finſteren Thälern aus, in welche ſie ihre Armuth, ihre Schmach und ihre Rache verbargen, auf die Grenzen? Warfen ſie nicht die zürnenden, aber leider ohnmächtigen Blicke nach jenem Lande, wo der Urfeind unſeres Geſchlechts, nach jeder Verfolgung nur ſtärker, glücklicher, geſchützter hervortrat? Ich will es euch geſtehen — er, dieſer Heggelund, den wir zu haſſen erzogen ſind, deſſen Namen wir nie vernehmen, ohne daß ein heftiger Ingrimm uns verzehrt — iſt mein Feind. Die Stimme, die ſeit Jahrhunderten unſerm Geſchlechte ertönte, hat mich aus dem Schlummer geweckt, ich bin berufen, was die Weiſſagung verkündigte, zu erfüllen. Zweifelt nicht. Heggelund hat mein Haus mit Schmach bedeckt, hat mich zum Bettler gemacht. Es ſollte ſo ſein, damit euch die Hülfe würde, die der Schutzgeiſt unſeres Stammes, der geheime Vergelter fürchterlichen Frevels euch verheißen. Die Stunde iſt da — ihr ſollt nicht mehr ſchmachvoll euch verbergend, geringe Verbrechen, die Schande peinlicher Strafen auf euch laden — ihr ſollt offen, ſtark, entſchieden hervortreten; ihr dürft euch in die Streitigkeiten zweier Völker miſchen — die Feinde ſollen uns dienen. Ein Verbündeter wartet jenſeits der Grenze auf uns. Ich leite den Aufſtand, der ſich zerſtörend bis in die innerſten Gebirge von Norwegen verbreitet. Queer durch das Land ziehen wir ſicher, um den Urfeind in ſeiner fernen Heimath aufzuſuchen, wo er hingetrieben wurde durch unſere Väter, wo er ſich ſicher dünkte — wo wir und mit uns die langgenährte Rache ihn vernichtend treffen wird. Der Tag graut, der Verbündete harrt, das bewegte Land iſt uns eine gewiſſe Beute — die Rache ruft. Eine Stunde der Ruhe iſt euch vergönnt, eine Stunde, damit euch die große Bedeutung dieſes Augenblicks, in welchem die Erfüllung ererbter Wünſche allen unerwartet entgegentritt, euch nicht fremde bleibe, damit ihr, durchdrungen von ihm, es lernt, euch über die Schmach zu erheben, die ein edles Geſchlecht ſo lange zu Boden drückte.

Was Malkolm vorausgeſetzt hatte, geſchah — ein Jeder der Verbündeten hatte bisher nur um das gewußt, was ihm aufgetragen worden war; ſelbſt diejenigen, welche nach Norwegen geſandt, hier und da Männer gewannen, waren nicht im Stande geweſen den Zuſammenhang zu überſehen, denn ſie überbrachten, meiſt als Boten, eine ihnen unverſtändliche Kunde — jetzt trat auf einmal das Ganze, in dieſem Umfange, in dieſer nie gedachten Kühnheit zermalmend vor ihre Seele. Wie ſollten ſie demjenigen widerſtehen, der ohne ihr Wiſſen ſie hier zu einem Heere vereinigt — ein Heer, deſſen Daſein ihnen noch vor wenigen Augenblicken ein Geheimniß war, obgleich ſie eben es bildeten. Wo ſollten ſie die Kraft hernehmen, Bedenklichkeiten, Zweifel oder gar Widerſtreben zu äußern, da jeder glauben mußte, die Uebrigen wären unterrichtet und die Maſſe würde ſich gegen ihn erheben, wenn er laut zu werden wagte; da in der That, wie erſchrocken auch alle waren, doch ein jeder gegen ſeinen Nachbar den Geheimnißvollen, Eingeweihten darzuſtellen ſuchte? Was wir hier ſagen, galt freilich nur von den Tüchtigern, Gewandtern, die Menge hatte die Rede kaum begriffen und folgte blindlings; Malkolm war daher mit der Ruhe, der Hingebung, die auch nach der Rede fortdauerte, wohl zufrieden, aber ein Gefühl herrſchte, überwog — daß ſie ihm zugehörten, daß er ihr Herr war, und dieſes drückte ſich nach einer kurzen Pauſe mit einer Kraft aus, die bewieß, daß es aus dem Innerſten der Seele hervordrang. Gewohnt die heftigſte Kälte zu ertragen, durch einen zweckmäßigen Anzug gegen dieſe geſchützt, lagerte ſich die Mannſchaft ſorglos in den Schnee, überzeugt, daß ehe die Kunde von ihrem Ausrücken in der Gegend erſchell, ehe dieſe den Behörden bekannt wurde, ehe die wenigen Truppen, die dort zuſammengebracht werden konnten, ſich verſammelten, Tage vergehen würden. Nachläßig beobachteten ein paar

Wachtpoſten die Straße, und Malkolm zog ſich mit Thorgreen nach einer Hütte zurück.

War es Malkolm gelungen, ſeine Stammverwandten zu überraſchen, ſo gelang ihm dies noch vielmehr mit Thorgreen, dem alles, was er geſehen und gehört hatte, wie ein wüſter Traum vorſchwebte. Noch ohne ſich faſſen zu können, trat er in die Hütte und ſtarrte Malkolm an, der ihn mit einem ruhigen, faſt höhniſchen Lächeln betrachtete. Setze dich, ſagte er — laß uns etwas genießen, denn es wird nöthig ſein. Du ſiehſt, es gilt einen, wenigſtens für uns bedeutenden Kampf, und wir werden nicht oft Gelegenheit finden uns auszuruhen. In der That, Malkolm, ſagte Thorgreen, es iſt dir gelungen mich in Erſtaunen zu ſetzen. Aber, um Gottes Willen, laß mich doch wiſſen, wie du dieſes Alles haſt vorbereiten können — die Männer ſelbſt ſchienen überraſcht, wie ich — wie du, den Behörden verdächtig, von Feinden, ja irre ich nicht, von dem gefährlichſten, von Lunding, belauſcht, unentdeckt eine ſolche Menge Menſchen haſt gewinnen, ausrüſten, verſammeln können? Die Löſung des Räthſels liegt nahe, entgegnete Malkolm; keiner kannte das Geheimniß, als ich. Was der Einzelne wußte, betraf ihn; die wenigen, die vereinigt in einem größeren Umkreiſe thätig waren, hat der eigenthümliche Fanatismus des Stammes gefeſſelt, daß ſie blind ſind gegen Gefahren und jedem dienen müſſen, der das Geheimniß ihres Wahnſinns kennt — und Lunding — nun — der iſt gerichtet. Was meinſt du? fragte Thorgreen erſchrocken, als ahnete er, was geſchehen war — der iſt durch ein geſetzmäßiges Gericht, aus den Aelteſten des Stammes beſtehend, zum Tode verurtheilt und erſchoſſen worden, ſagte Malkolm kaltblütig. Thorgreen hatte Mühe ſeine Freude zu verbergen, als er dieſe Nachricht vernahm. Du ſpielſt ein hohes Spiel, Malkolm, ſagte er — was kannſt du erlangen? Theilſt du nicht die Gefahren — entgegnete Malkolm, haſt du nicht durch mislungene Verſuche dasjenige zu erreichen geſucht, was du jetzt gelungen ausgeführt ſiehſt? — Allerdings, erwiderte Thorgreen und ſuchte durch die lebhafteſte Erwiderung den Verdacht, welchen ſeine zweideutige Aeußerung erwecken konnte, zu überwinden — aber was wird der Ausgang ſein? Unſer Untergang — Freund — oder ſuchſt du etwas Anderes? unterbrach ihn Malkolm mit furchtbarer Kälte — dann trenne dich von mir. Dieſen will ich — ſelbſt die Rache, die ich ſuche, iſt ein untergeordnetes Ziel. Aengſtlich ſchöpfte Thorgreen Athem, er fühlte, daß Malkolms Verzweiflung ihn mit fortriß, er konnte nur mühſam ſein Entſetzen bekämpfen.

Es iſt Zeit, daß du die Geſchichte der letzten Monate erfährſt, ſprach Malkolm; da lies — er gab ihm Sinclairs Brief. Thorgreen war in einer ſeltſamen Stimmung; durch das Unerwartete, was er erfahren hatte, ſah er ſich unwillkührlich in eine Unternehmung verflochten, deren Ausgang Malkolm nur zu richtig verkündigt hatte. Er ſehnte ſich nach genaueren Aufſchlüſſen, und nun ward ihm ein Brief überreicht, deſſen Inhalt er nur zu wohl kannte. Er ſollte gequält, geängſtigt, von peinigender Ungewißheit ergriffen, den Erſtaunten, den Entſetzten ſpielen — aber eben das war ſeine Virtuoſität; er gefiel ſich in einer Kunſt, in welcher ihn wenige zu erreichen vermochten. Er las den Brief, ſchien überraſcht und verſtummte vor Entſetzen, — er fand ſich durch Mathildens Treuloſigkeit entehrt — er ſchien verſteinert, und Malkolm mußte glauben, daß er alles, was ihn umgab, die gefährliche Lage, in welche ſeine Anhänglichkeit ihn verſetzte, über das Unglück des Freundes vergeſſen hätte. Es giebt etwas, ſagte Thorgreen, nachdem er ſich lange nur mit der unglaublichen Entdeckung von Mathildens Untreue beſchäftigt — etwas finde ich in dieſem Briefe, was mich mit einer düſtern Ahnung erfüllt. Wie ich durch dich erfahren habe, ſind dieſe, deine jetzt verſammelten Stammverwandten Abkömmlinge eines der Begleiter des alten ſchottiſchen Helden Sinclair, ja ſeine Verwandte, und nun finde ich hier einen Heggelund als den Urfeind genannt — und hörte ich nicht, wie du einen ſolchen in deiner Rede nannteſt? ſagteſt du nicht, daß er dich zum Bettler gemacht hätte? Es iſt doch nicht derſelbe? Nein, es darf nicht ſein — es wäre zu entſetzlich. Es iſt derſelbe, antwortete Malkolm. Ich Unglücklicher! rief Thorgreen und ſchien durch dieſe Entdeckung in die größte Verzweiflung zu gerathen, ich leitete das Unheil auf dich, als ich es abwenden wollte. Konnte ich ahnen, daß dieſer Mann in einem ſo ſeltſamen, geheimnißvollen Verhältniſſe zu dir ſtünde, als er, der reiche Mann, mir willig die Summe reichte, die dich retten ſollte? — Reden wir nicht davon, ſagte Malkolm düſter; eine höhere, dunkle Gewalt lenkte deine Schritte — es mußte ſo kommen, damit meines Daſeins nächtliche Beſtimmung ſich enthüllte. Aber nun, Freund, fuhr Thorgreen fort, vernimm das Wunderbare, was auch mich trifft. Ich beſuchte Heggelund auf ſeinem Gute in Jagerdal. Ich habe Antonie verloren — aber dort fand ich ein Mädchen — von ſolcher Schönheit, ſolcher Anmuth — es ſchien unglaublich, daß die rauhen Gebirge eine ſolche Blüte in ſich ſchließen könnten. Doch es iſt keine Zeit hier den Verliebten zu ſpielen. Ich glaubte mich geliebt — gewiß ich irrte mich nicht; ich wagte es mich an den Vater zu wenden — und erfuhr, daß das Mädchen die Verlobte jenes Storm iſt, der mit Mathilden verſchwand. Ich traf den Burſchen während des Feldzuges — er iſt der Sohn eines armen Predigers — der wohl nicht ohne Grund die einzige reiche Tochter zu gewinnen ſucht. Ich führte, als ich in Norwegen war, einen andern Namen; die Anleihe ward, wie dir bekannt iſt, im Namen des Gothenburger Handelsherrn gehoben. Es ſchien mir nothwendig, keinen ahnen zu laſſen, daß ſie für dich beſtimmt war. Aber gewiß, das Mädchen liebt mich — und hätte ich ſie in meiner Gewalt, wir könnten mit einem Schlage den Heggelund und dieſen Storm vernichtend treffen. Iſt es Heggelunds einziges Kind? fragte Malkolm. Sie iſt es, erwiderte Thorgreen. Du ſollſt ſie haben, fuhr Malkolm fort — ich lobe mir die Zeit, als man Mädchen gewaltſam raubte und dann einſperrte. Die gebrechliche Schönheit gehört jedem kühnen Räuber, und dieſem allein. Es iſt eine blödſinnige Thorheit, ſie auf eine andere Weiſe gewinnen und feſthalten zu wollen.

Aber nun, Freund, iſt es doch Zeit, daß ich erfahre, wie du das Unglaubliche in ſo kurzer Zeit zu erreichen vermochteſt — unterbrach ihn Thorgreen. Ich bin wie geblendet — ich weiß mich kaum zu faſſen, und ſo viel ich dir auch zutraute, ſcheint mir das Ganze doch faſt einer Zauberei ähnlich. Setzen wir uns, ſagte Malkolm, und du wirſt erfahren, wie ein ſeltſames Verhängniß auch hier Alles vorbereitet hat, um mich zu locken; wie geheime Töne mir zurufen, verborgene Fäden mich hinziehen, immer mächtiger meinem Untergange entgegen. Jenſeits dieſer Grenze wohnt ein Mann, Helle — ein reicher, habſüchtiger Gutsbeſitzer. Seit Jahren in Streitigkeiten verwickelt, ſcheut er kein Mittel, um ſeine Feinde zu vernichten, jeder, der Reichthümer beſitzt, iſt ihm verhaßt. Er iſt in ganz Norwegen bekannt und gefürchtet. Man erzählt im Stillen manches Entſetzliche von ihm — Menſchen ſind verſchwunden, die ihm gefährlich waren; man behauptet, er hätte ſie vergiftet. Er iſt öfter vor Gericht gezogen worden, aber Niemand konnte ihn eines Verbrechens überführen. Er beſitzt eine unglaubliche Gewandtheit, iſt mit allen Winkelzügen, durch welche man die Geſetze zu umgehen weiß, genau bekannt und hat mehrere der gefährlichſten Winkeladvokaten in ſeinem Dienſte. Es ſcheint ihn zu ergötzen, daß er das Geſetz herausfordern kann, daß es ihm in drohender Stellung gegenüberſteht, und ihn dennoch nicht zu erreichen vermag. Helle hat ſchon lange Verbündete, deren Art und Bedeutung ich kenne. Iſt es mir doch, als ſchwebte das Bild dieſer Menſchen, wie es noch vor Kurzem meine Seele erfüllte, mir lebhaft vor — Männer, die ſich auf der Landſtraße herumtreiben, die, wie man ſie in vielen Gegenden von Schweden findet, fortdauernd berauſcht ſind; Gemeinden, von ihren Predigern aus dem unbefangenen Glauben herausgedrängt und in Sittenloſigkeit verſunken; Jünglinge aus den höhern Ständen, in der nichtswürdigen Geſellſchaft des ſchlechteſten Geſindels erwachſen, in den Städten nur für Ausſchweifungen erzogen, mit jenem Grade der Bildung, der jede Gemeinheit fördert, weil er ſich klüger dünkt — von der Langeweile des einförmigen Lebens in einſamen Gegenden gequält und nach allem ſich ſehnend, was nur das träge Daſein erſchüttern kann. Der edle Stolz der unverdorbnen Natur verkehrt ſich in eigenſinnigen Trotz, die Gleichmüthigkeit in Stumpfſinn, die Stärke in Barbarei. Ich ſah mit Schmerz, wie das herrliche ſkandinaviſche Volk durch dieſes ſchleichende Gift immer mehr verpeſtet wurde, wie man es ſorglos um ſich greifen ließ, und ſann hin und her, wie die künftigen Generationen zu retten wären. Dieſe Peſt des Landes hat ſich um den edlen Herrn verſammelt. Nun — ich verderbe die Väter, anſtatt die Kinder zu bilden — wer weiß, vielleicht wird ſo, was ich früher wollte, auf einem kürzeren Wege erreicht. Und wenn auch nicht — mir kann es gleichgültig ſein. Der Storthing hat ſich die Unzufriedenheit einiger thörichten Menſchen zugezogen, man glaubt im Sinne der ſchwediſchen Regierung zu handeln, wenn man jetzt, in dem Augenblicke der Vereinigung beider Reiche, die innere Verwirrung in Norwegen ſteigert, damit es unbedingt in die Gewalt des mächtigeren Reiches falle. Die Gährung, ſo natürlich, nachdem Verhältniſſe, die in einer Reihe von Jahrhunderten ſich ausgebildet haben, ſchwanken, muß doch auch dieſes ruhige Volk in Bewegung ſetzen. Mit Leichtigkeit werden Menſchen betrogen, die, allen politiſchen Händeln der Zeit fremd, jedem Glauden beimeſſen, der mit Zuverſicht aufzutreten wagt; und ſo iſt eine Art von Aufſtand ins Leben getreten — Bauern werden ausgehoben, und man ſucht auszubreiten, es ſei unſere Abſicht den Storthing zu ſtürzen, beſſere Zeiten herbeizuführen. Helle wünſchte eine Stütze; aus Schweden mußte ſie kommen, wenn ſie von Gewicht ſein ſollte; er iſt mein Nachbar, denn ſeine Wohnung liegt nur wenige Meilen von meinem Gute entfernt. Ich leite den Aufſtand — ich blieb bisher im Hintergrunde und erſcheine jetzt als der Abgeſandte der ſchwediſchen Regierung. Du weißt nun Alles — Vertraute ſchleichen ſich unter mancherlei Formen in den Thälern herum, bis in die entfernteſten Provinzen iſt die Bewegung gedrungen, die ſchon gefährlich werden kann, ehe man nur in Chriſtiania eine hinlängliche Kunde von ihrem Umfange erhält. Ich habe dir nun ruhig und kalt mitgetheilt, was ich unternehme, und wie die günſtigſten Verhältniſſe meinen Abſichten entgegen kommen. Du wirſt nicht glauben, daß ich thöricht genug bin, das Gelingen für möglich zu halten — ich ſuche nur Rache und Untergang. Noch kannſt du dich von einer ſo verzweifelten Unternehmung trennen. Iſt meine Lage nicht wie deine? antwortete Thorgreen — und mich lockt ja der Beſitz der Geliebten — ich folge dir.

Die Stunde war verfloſſen, Malkolm verließ die Hütte und Thorgreen folgte. Die Truppen ſetzten ſich in Bewegung, und kaum waren ſie eine halbe Stunde jenſeits der Grenze fortgerückt, als ſie von Weſten her einen Zug berittener Männer erblickten, die ihnen langſam entgegen kamen. Malkolm eilte allein voraus und ſah einen Mann an der Spitze der Reiter, der ihn kaum wahrnahm, als er auch ſchon ſein muthiges Pferd anſpornte und ihn bald erreichte. Ich irre mich nicht, ſagte er, dieſe kühne, gebietende Geſtalt kann nicht täuſchen — ſie ſind Malkolm. Ich bin es, antwortete Malkolm kalt und betrachtete den Mann, der mit einer Art von ſchlauer Höflichkeit fortſprach, und Schmeichelei mit prahlenden Verſprechen auf die künſtlichſte Weiſe zu verflechten wußte. Es war Helle. Es würde gut ſein, meinte er, indem er nach den Reitern hinwies, wenn dieſe Männer auf irgend eine Weiſe in dem Glauben beſtärkt würden, daß ſie im Auftrage der Regierung handeln. Malkolm blickte ihn zürnend an; der erſte Schritt iſt gethan, ſagte er, was geſchehen muß, dürfen wir nicht vermeiden — doch erklären ſie ſich deutlicher. Aber Thorgreen, der eben frühe genug die Redenden ereilte, um den letzten Theil des Geſpräches zu hören, gab dieſen eine unerwartete Wendung: was ſie wünſchen, Herr Helle, ſagte er, beſitzen wir — und überreichte ihm jene falſche, von Lunding verfertigte Schrift. Malkolm war erſtaunt; ein dunkles Gefühl, als ſänke er durch dieſe That noch tiefer, als bisher, die Ueberzeugung, daß, obgleich er alles aufgegeben hatte, er doch noch etwas zu verlieren im Stande war, durchdrang ihn — Thorgreen kam ihm jetzt ſo nichtswürdig, ſo verworfen vor — es ſchien der letzte Kampf ſeiner edleren Natur zu ſein. Aber in dieſem Augenblicke bemerkte er den ſeltſamen Eindruck, welchen dieſe Schrift auf ſeinen Verbündeten machte. Helle betrachtete das Dokument mit ſtummer Verwunderung, dann wieder Malkolm und Thorgreen. Eine ſolche Vollmacht, ſagte er, in der That, einen ſo unbedingten, geheimen Auftrag — doch ich weiß ja, daß Herr von Malkolm einſt das Vertrauen der höchſten Perſonen in ausgezeichnetem Grade beſaß — Malkolm blieb ſtumm. Es iſt zu wichtig, fuhr Helle fort, meine Geſellen ſind alle gewonnen, wenn ſie den Inhalt erfahren. Malkolm ſchwankte ſichtbar; Betrug — und ein ſolcher — doch was iſt Betrug — der entſetzlichſte iſt das Daſein ſelbſt! Gut — Thorgreen hat Recht — ich werfe entſchieden die letzte Brücke hinter mir ab, die mich mit den Menſchen verband — ich ſtehe kühn auf den Trümmern der Sitte, der Geſetze. Der feſte Wille iſt die einzige Wahrheit, alles Uebrige iſt Lüge. Malkolm war entſchloſſen; mit großer Gewandtheit wußte er, ſelbſt gegen Helle, ſich ſo zu betragen, daß dieſem kaum ein Zweifel blieb. Lag es doch in der Natur des geheimen Auftrages, daß er eine zweideutige Rolle ſpielte. Es giebt Umſtände, ſagte er, unter welchen Verhältniſſe, die der Regierung ſonſt verwerflich, gefährlich, ſchädlich ſcheinen, von ihr zu gewiſſen Zwecken benutzt werden dürfen; aber ſie ſehen leicht ein, daß Aufträge der Art, die hohe Perſonen compromittiren können, mit großer Vorſicht ausgeführt werden müſſen. Sie wiſſen nun, was uns zu einem Schritte berechtigt, den ſie früher als einen geſetzwidrigen betrachteten — doch wünſche ich nicht, daß, was ſie erfahren haben, zu allgemein bekannt werde. Verlaſſen ſie ſich auf meine Vorſicht, erwiderte Helle, der ſich durch eine ſo unerwartete Entdeckung ſicher fühlte: was auch kommen mag, dachte er, du biſt geborgen — iſt es Wahrheit — deſto beſſer — iſt es Betrug — dann biſt du der Betrogene — und als ſolcher zu entſchuldigen, ja zu rechtfertigen.

Die norwegiſchen und ſchwediſchen Männer waren jetzt vereinigt, und viele von den Grenzbewohnern, die ſich gegenſeitig erkannten und ſonſt nur feindlich zu begegnen pflegten, betrachteten einander mißtrauiſch. Malkolm ſtellte ſich den verſammelten Truppen als den gemeinſchaftlichen Befehlshaber dar — ſeine Rede gewann, ſeine Geſtalt imponirte, ſeine Entſchloſſenheit beherrſchte die Menge. Kaum hatte er ſich gezeigt, als ſich auch alle ihm unterwarfen. In der Nähe ſah er eine Menge Häuſer, die zwar zerſtreut, doch den Truppen einen erwünſchten Ruhepunkt darboten. Die Einwohner, überraſcht durch ein Ereigniß von ſo ganz ungewöhnlicher Art, ungewiß, was es bedeute, hatten ſich furchtſam in das Unvermeidliche gefügt. Norwegiſche Bauern, die aus allen Gegenden herbeigezogen waren, erzählten, wie ſie aufgefordert wären, ſich zu bewaffnen und zum Kriegesdienſte zu ſtellen. Sie mußten glauben, daß es auf höhere Veranlaſſung geſchehe, und räumten daher willig den Truppen ihre Wohnungen ein. In einem der anſehnlichſten Häuſer hatte Helle für Malkolm und ſeine vorzüglichſten Begleiter ein Mahl auftragen laſſen, und hier, abgeſondert von dem Haufen, beriethen ſie nun die erſten Schritte. Wie weit reichen unſere heimlich Verbündeten gegen Weſten? fragte Malkolm. Bis Halling und noch weiter, antwortete Helle. Haben wir dahin verborgene Zufluchtsörter, die uns bei einer kühnen Unternehmung ſicher ſtellen können? fragte er weiter. Helle verſicherte, daß es an ſolchen keinesweges fehle. Malkolm wünſchte ſie kennen zu lernen und verfolgte die Richtung auf der Charte. Können wir in dieſer Gegend keine Unterſtützung erwarten? fragte er wieder und zeigte nach Swennaes hin. Helle war verwundert; ſo weit, wo wir von aller Hülfe entblößt ſind, würde ein Ueberfall kaum gelingen, äußerte er bedenklich. Doch, doch, antwortete Malkolm, ich kenne meine Leute; können ſie uns irgend einen Stützpunkt in einigen Meilen Entfernung verſchaffen, dann wage ich es für den Erfolg zu haften. Helle beſann ſich — ich kenne in der That einen Mann, der in jener Gegend einſam wohnt und mir zugethan iſt, aber — Es iſt alles, was ich verlange, unterbrach ihn Malkolm; und ich will ihnen meine Abſicht nicht verbergen. In Swennaes wohnt Heggelund — ſie kennen ihn ohne allen Zweifel, ſie wiſſen, daß er beſonders als ein Feind der Schweden, auf dem Storthing kühn, ja frevelhaft ſich geäußert hat; mir iſt es nicht unbekannt, daß ſie ihn haſſen — dieſer Mann glaubt ſich in einer ſolchen Entfernung von der Grenze ſicher. Er genießt ein großes Anſehn im Lande und iſt auch uns beſonders verhaßt. Wer kann ſich ſicher glauben, wenn plötzlich im Schooße der ſicherſten Ruhe die Gewalt einer unbekannten Macht den Angeſehenſten faßt? Ein Entſetzen muß alle ergreifen, man wird uns allenthalben glauben — der Schreck wird unſere Mittel vergrößern und uns dienen. Dieſer Heggelund (auch das kann dem gewandten, mit allen Verhältniſſen ſeines Landes wohl bekannten Manne kaum verborgen geblieben ſein) iſt der Gegenſtand des Haſſes der tüchtigſten Männer, die mich begleiten; ihre Väter verfolgten ſein Geſchlecht. Ich kann eine Anzahl ſolcher Männer ſtellen, die Gewandtheit und Schlauheit mit der größten Unerſchrockenheit verbinden. Sie ſind mit jener Gegend nicht unbekannt; ohne Hülfe haben ſie oft, wenige vereinigt, in fremden Gegenden das Unglaublichſte ausgeführt. Geben ſie ihnen Begleiter, nur ein paar, die ſich mit ihnen meſſen können, entſchloſſene Geſellen, Menſchen, für welche der entſetzlichſte Frevel eben den größten Reiz hat. Malkolm hatte, ohne es erfahren zu haben, mit Sicherheit vorausgeſetzt, daß Heggelund einem Manne, wie Helle verhaßt ſein mußte und — ſich nicht geirrt. Dieſer ſchmunzelte — der Haß, der jenen Mann und ſein Geſchlecht verfolgt, iſt mir wohlbekannt, und ein paar ſolcher Männer, die vor nichts erſchrecken, könnte ich wohl ſtellen, erwiderte Helle und ſchien ſich zu beſinnen — Gut, dieſe Männer erwarte ich, ſagte Malkolm.

Er wählte einige der entſchloſſenſten Mitglieder des Stammes für die Unternehmung aus, Männer, erwachſen in Verbrechen. Die Ausſicht, ſich durch das ganze Land zu ſchleichen, unterſtützt von Einwohnern die alte Rache ausüben zu können, reizte ſie. Ihr ſucht nur die Tochter zu rauben — eine jede, auch die geringſte Gewaltthat, außer dieſer, würde ſtrenge gerügt werden, drohte Malkolm. Der Zweck der Unternehmung bleibt ein tiefes Geheimniß, keiner eurer Begleiter darf es ahnen — und wenn der Raub gelungen iſt, dann eilt ihr zurück, hierher. Ich vertraue eurer Schlauheit. Das Mädchen wird mit Milde, mit Achtung behandelt, ihr übt nur die unvermeidliche Gewalt, ihr tröſtet ſie auf jede Weiſe; die härteſten Strafen würden den treffen, der ſie zu mishandeln, ihr roh zu begegnen, ja nur zu drohen wagte. Weihnachten nähern ſich — bis dahin ſind noch wenige Wochen, und ihr werdet dieſe Zeit nöthig haben, um alle günſtigen Verhältniſſe kennen zu lernen und zu benutzen. Zwiſchen dem zweiten und dritten Feiertage, wenn die Einwohner in voller Sicherheit von jeder Arbeit ausruhen, Wälder, Felder und Gebirge verlaſſen ſind, werdet ihr den Raub am ſicherſten begehen können. Selbſt wenn das Gerücht von den unruhigen Bewegungen bis in jene Thäler gedrungen wäre, wird doch jeder durch das Feſt ſich geſchützt dünken, und die Ueberraſchung, das Entſetzen euch unterſtützen. Ob gleich eine heiße Sehnſucht nach Rache die Vertrauten lockte, ſo ſchien ihnen doch dieſer Frevel zu gräslich; ſie ſtarrten Malkolm an, es war, als wenn etwas Furchtbares in ſeinen ſtarren Zügen läge, eine grauenhafte Miſchung von Eiskälte und glühendem Ingrimm, daß ſie zurückſchauderten. Ihr beſinnt euch — ſprach er — Armſelige Thoren — ihr habt nur ein Heiligthum, das der Rache — das Myſterium unſeres Geſchlechts — dieſer ſeid ihr geweiht durch eure Geburt, durch euer ganzes Leben. Mag er, den ich haſſe, wie ihr, ſeines einzigen Kindes beraubt, jammernd Hülfe ſuchen, wo — keiner ſie je fand. Seid Männer — und Mann kann nur der genannt werden, den kein Himmel lockt, keine Hölle ſchreckt, wenn beide ſich ſeinem Entſchluſſe entgegen ſtellen. Die Verbrecher ſchienen ſich ihrer Schwachheit zu ſchämen — wir thun es, riefen ſie, das Feſt ſoll uns nicht ſtören; ihr ſeht uns todt oder mit unſerem ſchönen Raube wieder.

Denn wohl hörten wir die Roſe von Swennaes loben und wiſſen es, daß wir den Vater tödten, wenn unſere That gelingt. Es iſt der Anfang ſeiner Qualen, ſagte Malkolm düſter, andere Martern erwarten den Unglücklichen. Die Begleiter erſchienen nun auch, Männer zu jeder Unthat bereit; alles, was ſich zum Voraus beſtimmen ließ, ward verabredet — in trübes Sinnen verſunken ſah ſie Malkolm mit frechem Jubel fortziehn und in der Ferne verſchwinden. Thorgreen ſtand hohnlachend hinter ihm.

Kaum waren ſie verſchwunden, als man einen Wagen ſchnell heranrollen hörte, er hielt vor dem Hauſe; zwei gegen die Kälte tief verhüllte weibliche Geſtalten wurden aus dem Wagen gehoben und traten in das Haus: die Thüre öffnete ſich, eine Dame (man glaubte das Feine, Zarte auch durch die ungeſchickte Umhüllung zu entdecken) ſchwankte mit unſicheren Schritten, auf eine Begleiterin geſtützt, herein, warf den Schleier zurück, und die anmuthigſte aller Frauen enthüllte dem entſetzten Malkolm das gramerfüllte Antlitz. Es war Mathilde. Malkolm ſchauderte zuſammen — alles, was ſein Geſchick Furchtbares, Vernichtendes in ſich trug, ſchien in dieſem Augenblicke zermalmend auf ihn einzudringen. Sie eilte auf ihn zu — aber er ſtieß ſie zurück: wo iſt Edmund, wo iſt dein Kind? fragte er mit furchtbarer Strenge. Mathilde taumelte zurück, die Augen ſchloſſen ſich, die blaſſen Lippen zitterten — Cederſtröm, ſprach ſie kaum vernehmbar und ſank in die Arme der Begleiterin. Malkolm war verſchwunden. Kurz darauf erſchienen einige Bewaffnete, ſie näherten ſich der ohnmächtigen Frau, und als dieſe wieder zum Leben erwachte, kündigten ſie ihr und der Begleiterin den Befehl des Anführers an, ſie nach der für ſie beſtimmten Wohnung zu bringen. Die Männer behandelten ſie mit der größten Achtung, ehrerbietig warteten ſie, bis die unglückliche Frau ſich erhob: ich folge, ſagte ſie ſanft, und ein tiefer Seufzer deutete auf die unendliche Qual, der ſie unterlag; die trocknen Augen zum Himmel gewandt, die Hände gefaltet, ſchien ſie der Erde entrückt. Thränen floſſen den ſonſt verhärteten Verbrechern aus den Augen. Es giebt einen Jammer, dem keiner zu widerſtehen vermag, den größten, den die Erde kennt, den Jammer verſchmähter, ſich opfernder Treue, zwiefach erſchütternd, wenn er Schönheit, Reinheit und Adel beugte. Mathilde ward nach dem entfernten Gemache in Helles Wohnung gebracht, aus dem die Schmerzenslaute ihres Kummers, wie ein geiſterhaftes Wehklagen, zu den verſammelten Bauern drangen.

Der Herbſt war in dieſem Jahre ungewöhnlich mild, bis in den November blieb die Fahrt nach Stockholm offen, und Cederſtröm benutzte dieſe ihm ſo günſtige Zeit. Er kehrte von einer zweijährigen Abweſenheit wieder nach Europa zurück. In Nordamerika hatte er die durch die Länderſperre zerſtörten Verhältniſſe mit ſeinem Vaterlande zu ordnen geſucht und dann den Befehl erhalten, in einem ähnlichen Geſchäfte nach den Antillen zu reiſen. Aus dieſer weiten Entfernung war er über Hamburg nach Lübeck geeilt und von da eben vor Stockholm angelangt. Es war ſpät, lange ſchon lag die prachtvolle Stadt in der Dunkelheit vor ihm, das mächtige Schloß mit ſeinen großen Maſſen erhob ſich ſtolz auf ſeinem Felſen, und aus den Fenſtern glänzten die Lichter. Zum zweitenmale leuchteten ihm allenthalben die erhellten Häuſer entgegen; er dachte an jenen frühern Abend, an die Gefühle, die damals an den fernen leuchtenden Punkten eine innerlich unendliche Welt, mit ihren Kämpfen und ungewiſſen Erfolgen, knüpfte; und ſie durchdrangen ihn jetzt, da er aus einer ſo bedeutenden, ſo weiten Entfernung wieder zurückkehrte, mit doppelter Stärke. Er ſtand an den Maſt gelehnt, eine innere Unruhe, eine geheime Angſt quälte ihn; der fröhlich verlebte Tag auf Kinnekullas Höhen, der verhängnißvolle Abend, welcher ihm folgte, die ganze dunkle Zukunft ſeines Freundes ſchwebte vor ihm. Wo iſt er nun und ſeine herrliche Frau? Er hat nicht geſchrieben, kein Brief erwähnt ſeiner. Die Wohnung, in welcher er in früheren Zeiten mit Malkolm viele ſchöne Tage verlebt hatte, war ihm wohlbekannt; die Fenſter ſahen nach Skepsholmen, nach dem Waſſer, das mit Schiffen bedeckt, ſich zwiſchen die Felſen hineindrängt — er glaubte ſie zu erkennen, eine wehmüthige Sehnſucht verwebte jede Erinnerung wie unwillkührlich mit dem geliebten Jugendfreunde.

Cederſtröm hatte die günſtige Gelegenheit ergriffen, mit einem Altonaer Schiffe von St. Croix zurückzureiſen, und war dann ſchnell über das Land nach Lübeck geeilt; er fand hier ein ſegelfertiges Schiff, nach Stockholm beſtimmt — und traf früher in der Hauptſtadt ein, als irgend eine Nachricht von ſeiner Ankunft dahin gelangen konnte. Er beſchloß die Nacht auf dem Schiffe zuzubringen, und betrachtete noch lange die erleuchtete Stadt, bis ein Licht nach dem andern verſchwand und die Häuſer mit den Felſen zu einer dunklen Maſſe verſchmolzen. Schwermüthig ſtieg er in die Kajüte hinunter; die Ahnung von dem Unglücke ſeines Freundes hatte ihn ſchon lange gequält, jetzt ſchien ſie ihm zur furchtbaren Gewißheit geworden, und die unbeſtimmte Vorſtellung davon peinigte ihn doppelt.

Was er nun vernahm, als er Freunde und Bekannte ſah, beugte ihn. Und das können ſie glauben! rief er aus. Muß man, wie ich, ihn gekannt haben, um die völlige Unmöglichkeit einzuſehen, daß Malkolm ſo tief ſinken konnte? Iſt er wahnſinnig geworden, warum behandelt man ihn wie einen Verbrecher? Wichtige Geſchäfte nöthigten ihn gegen ſeinen Willen in Stockholm zu bleiben; er lebte ſtill und einſam, ganz für ſeine Arbeiten, aber nichts vermochte ſeinen tiefen Gram zu zerſtreuen. Die Beſchuldigung, daß Malkolm in Wermeland eine Verſchwörung in Verbindung mit ſeinen Stammverwandten eingeleitet hätte, ſchien ihm, aller Beweiſe ungeachtet, falſch — hatte er doch den Urſprung dieſer Anklage ſchon vor ſeiner Abreiſe in einer Kabale erkannt. Mehr quälte ihn das Verhältniß zu Bertha; er wußte, daß Malkolms frühere Verbindungen mit Frauen nicht ſchuldlos geweſen; aber er hielt ſich für überzeugt, daß auch dieſes verunſtaltet und von ſeinen Feinden benutzt worden war.

Einſt traf er die anmuthige Gräfin Stiernholm, die er in früher Jugend geliebt hatte, in einem bunten geſelligen Kreiſe. Sie war ſchon ſeit einem Jahre Wittwe — noch jung und einnehmend — eine der ausgezeichnetſten Frauen der Hauptſtadt. Sie kannte ſeine Freundſchaft für Malkolm, ſie ſchien, faſt ängſtlich, eine Gelegenheit zu ſuchen, ihn allein zu ſprechen. Ich erwarte ſie morgen, flüſterte ſie ihm endlich in einem günſtigen Augenblicke zu, als ſie ihn ſinnend und ſchwermüthig zum Fenſter in die dunkle Nacht hinausblicken ſah; ich erwarte ſie gewiß. Ich bin leider die Einzige, die dem Unglücklichen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Hüten auch ſie ſich, daß ſie ihn nicht verdammen. Er blickte ſie verwundert an, ſie hatte Malkolms Namen nicht genannt; aber konnte ſie einen andern gemeint haben? Sie kommen doch? Gewiß, meine Gnädige, antwortete er, und die Gräfin verſchwand in der Geſellſchaft. Was werde ich hören? dachte Cederſtröm.

Ich habe Bertha innig geliebt, erzählte die Gräfin den Tag darauf, als Cederſtröm unruhig und geſpannt ihr gegenüber ſaß; ſie iſt in meinen Armen geſtorben. Die Unglückliche — ſie hat viel, viel gelitten. Sie war wahnſinnig, wie ſie ohne Zweifel ſchon erfahren haben; aber Malkolms gefühlloſe Feinde (wie ich vernommen habe, ſoll ihr eigner Bruder dabei thätig geweſen ſein) ruhten nicht eher, als bis ſie die Bedauernswerthe, die in dem Wahne lebte, fortdauernd von Malkolm geliebt zu ſein, obgleich ſie ihn ſeit Jahren nicht geſehen hatte, mit Mathilden zuſammenbrachten. Den Erfolg für Mathilde ahne ich nur — auf Bertha wirkte die Zuſammenkunft ſchrecklich; ſie fiel in eine tödtliche Krankheit, ich erfuhr es und eilte ihr zu Hülfe. In den letzten Tagen hatte der Wahnſinn ſie ganz verlaſſen, und mit reumüthiger Offenheit erzählte ſie mir die Geſchichte ihrer Verirrung, die ſeltſam iſt. Ich habe Malkolms Briefe geleſen — hören ſie. Cederſtröm erfuhr nun das ganze, wunderliche Verhältniß. Ich würde mein Geſchlecht verleugnen, ſchloß die Gräfin, wenn ich Malkolm vertheidigen wollte; ja nur mit furchtſamer Scheu wage ich es ihn zu entſchuldigen; aber geſtehen wir es, nur wenige Männer würden einer Verſuchung ſo lockender Art widerſtanden haben. Und konnte man verlangen, daß Malkolm ein ſolches Verhältniß fortſetzen ſollte? Verhinderte doch Berthas ſeltſame Verirrung, daß es jemals rein werden konnte. Sollte er allen Anſprüchen auf Liebe einer Verirrten wegen entſagen, die durch ihn nie gerettet zu werden vermochte? Ich will ihn nicht rechtfertigen, er ſelbſt hat ſich ohne Zweifel die härteſten Vorwürfe gemacht; aber — ich leugne es nicht — ich begreife, wie ein Mann, den ich ſonſt liebe und verehre, eine ſolche Schuld auf ſich laden konnte. Sie ſind eine gütige Richterin, ſagte Cederſtröm, der mit der größten Aufmerkſamkeit die Erzählung vernommen hatte; wenige ihres Geſchlechts würden ihn ſo billig beurtheilen. Ich aber muß geſtehen, daß ich in ihrer Erzählung ganz den Malkolm wieder erkenne, dem ich mit allen ſeinen Fehlern Liebe und Treue geſchworen habe und halten werde. Und ihnen, meine Gnädige, verdanke ich eine Beruhigung, die meinen Gram, wenn auch nicht verſcheucht, doch lindert. Denn dieſes Verhältniß war es vorzüglich, was mich quälte; er hat eine ſchwere Schuld auf ſich geladen, wir dürfen es nicht leugnen, aber er hat ſie auch gräßlich büßen müſſen. Die Geſchichte mit Antonie erſchien mir, fuhr die Gräfin fort, von jeher unglaublich. Ein ſolches Vergehen in Mathildens Nähe wäre unbegreiflich. Sie haben Recht, antwortete Cederſtröm; der Menſch iſt zwar ein räthſelhaftes Weſen, wir entdecken Miſchungen von Gutem und Schlechtem in ihm, die, ſollte man glauben, völlig unverträglich wären; dennoch giebt es Vergehungen, die nur durch den vollſten, unwiderlegbarſten Beweis glaublich erſcheinen. Was man von Malkolms Verhältniß zu Antonien ſich zuflüſtert — iſt Verleumdung. Sie war von einer unglücklichen Neigung zu ihm ſo ergriffen, daß ſie dieſe kaum zu verbergen vermochte. Ich habe Alles, was von ihrer Krankheit, ihrer Schwermuth und ihren letzten Aeußerungen erzählt wird, gehört — ich ſah ſie mit Malkolm und bin gewiß — ich irre mich nicht. Thorgreen iſt Malkolms Hauptfeind; der Stolzeſte, der Zuverſichtlichſte wird am leichteſten betrogen. Er glaubte Antonie benutzen zu können; ſie wußte manches, was vielleicht dazu dienen ſollte, ein Misverhältniß zwiſchen Mathilde und Malkolm hervorzurufen, was aber, als es dieſem gefährlich zu werden drohte, ſie zu ängſtigen anfing. Sie iſt aus dem Schloſſe entführt worden, weil man ſie dort länger zu laſſen fürchtete; man hat ſie als eine Schwermüthige eingeſperrt, damit ſie nicht plaudern ſollte, und ihre letzte Aeußerung blieb unglücklicherweiſe ſo unklar, daß Malkolms Feinde grade das, was beſtimmt war ihre Ränke zu enthüllen, für ſich benutzen konnten. Welch' einen Abgrund von Schlechtigkeit! rief die Gräfin, entſetzt, welch' eine Maſſe von Verworfenheit, die ſich über eine edle Natur geſtürzt hat, ſie zu vernichten! An die Verſchwörung glauben ſie doch nicht? fragte Cederſtröm. Ich habe nie an dieſes Mährchen geglaubt, ſo glaubhaft man mirs auch zu machen ſuchte! rief die Gräfin lebhaft aus; aber, Herr von Cederſtröm, fuhr ſie fort, hüten ſie ſich — ſie können, indem ſie ihren unglücklichen Freund zu vertreten ſuchen, ſich ſelbſt ſchaden. Ich hörte bedeutende, ja höchſt achtbare und verſtändige Männer dieſen Eifer tadeln. Wer ſo den öffentlichen Unwillen auf ſich geladen hat, darf, meinten ſie, ſelbſt wenn wir ihn noch ſo innig geliebt haben, nur die ſtille Theilnahme in Anſpruch nehmen. Es will mir zwar nicht einleuchten, aber ich halte es doch für meine Pflicht ſie zu warnen. Wie würde ich es bedauern, wenn ein Zweiter — ſie ſtockte einen Augenblick — mit in den Strudel hineingeriſſen würde, der den Erſten ſo erbarmungslos verſchlang. Es lag etwas in dieſer Aeußerung, was Cederſtröm wie ein heller Klang aus einer früheren, glücklichen Zeit entgegentönte. Gewiß, meine Gnädige, ſagte er, ſie wollen meine Treue gegen einen unglücklichen Freund nicht ſchwankend machen. Wer wäre der Elende, der unter ſolchen Umſtänden dem öffentlichen Urtheile nicht Trotz zu bieten unternähme? Waren ſie doch ſelbſt ſo kühn — und zwar in dem bedenklichſten Momente; man hat mir ihre glänzende Vertheidigung, die ſogar die Gerichtsherrn in Verlegenheit ſetzte, nicht verhehlt. Die Gräfin erröthete — aber wie erſchrack ſie, als Cederſtröm ſich erhob, innig bewegt ihre Hand ergriff und ſprach: Klärchen, erinnerſt du dich der ſchönen Zeit, als der ſtille Bund unſerer Herzen uns die glänzendſten Hoffnungen verſprach? Wir wurden einig uns zu trennen, weil die Eltern, weil Verhältniſſe es geboten. Ein würdiger Mann reichte dir die Hand — er iſt geſtorben. Welch' ein erſchütterndes Ereigniß vereinigt uns wieder nach einer ſo langen Trennung! Laß die Hoffnung, wenn auch in Gram verhüllt, wieder einen leuchtenden Strahl in unſer trübes Leben werfen. Die Gräfin zitterte, aber ſie zog ihre Hand nicht zurück. Wenige Tage darauf wußte ganz Stockholm, daß Cederſtröm und die junge anmuthige Wittwe Verlobte waren.

Um dieſe Zeit ſetzte die Stadt ein Gerücht in lebhafte Bewegung; man hatte wichtige Papiere gefunden, die zur Entdeckung der Häupter der von Malkolm hintertriebenen Verſchwörung führen konnten, und die eingeleitete Unterſuchung ſetzte es außer allen Zweifel, daß Thorgreen, Vater und Sohn, und Sinclair, dieſe Häupter waren. Der alte Thorgreen mußte, kaum ein Jahr entlaſſen, wieder auf die Feſtung zurück, der junge ward in Ungnade verabſchiedet und nach einer entlegenen Provinz verbannt; der entfernte Sinclair durfte Schweden nie mehr betreten. Meine Ahnung! rief Cederſtröm, als er der Geliebten dieſe Entdeckung mittheilte; hätte Malkolm auf meine Warnung gehört — er lebte noch glücklich und geehrt. Jetzt erſt ſah er eine Ausſicht vor ſich, für ſeinen unglücklichen Freund wirken zu können, und er verfolgte ſie mit großem Eifer. Er erinnerte daran, daß Thorgreen und Sinclair eben von dem Augenblicke an, wo die Verſchwörer ergriffen worden waren, deren Häupter aber der Unterſuchung entgingen, ſich auf das engſte an Malkolm angeſchloſſen hatten; er verbarg nicht, daß jene Briefe, die Malkolm für falſch erklärte, es ſein müßten. Ich kenne meinen Freund, ſagte er; ob er nicht unter beſtimmten Verhältniſſen ein Verbrechen begehen könnte? Ich wage es nicht zu beſtreiten — wer kann für einen Andern haften? aber ableugnen würde er es nie. Wie leicht waren falſche Zeugen, falſche Abſchriften erkauft; was iſt nicht alles möglich, wenn ſolche Männer ſich vereinigten, ihn zu verderben? Man wundert ſich über die unglaubliche Aehnlichkeit, nicht blos der Handſchrift, ſondern auch der Sprache, der Geſinnung, die in dieſen Schreiben herrſcht — War nicht Thorgreen, der ſchmeichleriſche, gewandte, ſich in alle Verhältniſſe ſchmiegende, die Schlange, die ſich ſeit zehn Jahren um dieſen herrlichen Baum wand und allen Saft auszog? Cederſtröm ruhte nicht, er drang auf eine erneute Unterſuchung — doch die ſchützende Freundſchaft muß an ihr theilnehmen, behauptete er unbefangen. Er war allgemein beliebt; ſeine milde, ſanfte, ſtille Art, ſeine verborgne Demuth, die eben, weil ſie ſich verhüllte, in unwiderſtehlicher Kraft aus dem Innerſten des reinſten Gemüths hervorleuchtete, gewann ihm alle Herzen, entwaffnete ſelbſt die Gegner. Man fing an zu glauben, daß ein ſchmachvolles Unrecht den edelſten Bürger verdrängt und geſtürzt hätte; immer allgemeiner ward die Stimme, die für Malkolm ſprach. Cederſtröm, der ſonſt vor Ungeduld brannte, ſeinem unglücklichen Freunde in die Arme zu eilen, pries jetzt die Stunden glücklich, die ihn zurückhielten; mit Klärchen feierte er die ſtillen Stunden des heimlichen Sieges.

Die Unterſuchung begann, nach Cederſtröms Wunſche, ganz im Geheimen; der Kläger ward nach Stockholm geladen, aber ſcheinbar, um ein wichtiges Geſchäft ihm zu übergeben: er zweifelte nicht daran, daß nun die Zeit gekommen wäre, wo er den Lohn für die Gewandtheit einernten ſollte, mit welcher es ihm gelungen war, einen ſo gefährlichen Staatsverbrecher, wie Malkolm, zu enthüllen. Man empfing ihn höflich, Cederſtröm ſchloß ſich ihm enge an und wußte ſein ganzes Vertrauen zu gewinnen. Es gelang ihm auch wirklich durch Siogreen Vieles zu erfahren, was von Wichtigkeit ſchien, aber er ruhte nicht. Oft fing er von der Anklage zu ſprechen an, doch immer wie zufällig; er rühmte dann ſeinen Scharfſinn, aber er machte ihn zugleich auf die Verbrechen der überwieſenen Verſchwörer aufmerkſam, und wie für jeden, der ſich an ſie angeſchloſſen hatte, nichts mehr von ihnen zu erwarten ſtände, wer aber gegen ſie auftrete, ein günſtiges Gehör finden würde. Er ſparte dabei weder Verſprechen noch bedeutende Summen. Siogreen war freilich zu liſtig, um ſich je zu einem Geſtändniſſe bringen zu laſſen, das ihn ſelbſt in Gefahr ſetzen konnte; trotz dem ſah er ſich doch allmälig ſo verſtrickt, daß er Vieles geſtehen mußte, was er lieber geleugnet hätte: beſonders ward es im hohen Grade wahrſcheinlich, daß nicht blos Thorgreen der Vater, ſondern auch der Sohn ihn zur Anklage aufgefordert und mit Briefen und Beweiſen verſehen hatten. Cederſtröm ſah nun wohl ein, daß er von Siogreen nichts weiter erfahren könnte; jedes gewaltſame Verfahren würde den liſtigen Mann nur ſcheu gemacht haben, und für den Augenblick mit dem hoffnungsreichen Erfolge ſich begnügend, wußte er ihm eine nicht unbedeutende Stelle zu verſchaffen, ſo daß dieſer, mit ſeinem Aufenthalte in Stockholm wohl zufrieden, abreiſte, und über ſein Verhältniß zu den Verſchwörern, wegen der Rolle, die er als Kläger geſpielt hatte, völlig beruhigt, ſelbſt darüber nachſann, wie er wohl Thorgreen und Sinclair preisgeben könnte, ohne ſich ſelbſt bloszuſtellen.

Cederſtröm war jetzt entſchloſſen, Malkolm aufzuſuchen; konnte er ihm doch die Nachricht von der veränderten Stimmung in Stockholm, von der wiedererwachten günſtigen Meinung überbringen, konnte er ihm doch beweiſen, daß Thorgreen und Sinclair ſeine geheimen Feinde geweſen waren. Zwar klang alles, was er über ſeinen unglücklichen Freund erfuhr, nichts weniger als tröſtlich — ſchon die Nachricht, daß Mathilde ſich in Deutſchland aufhielt, hatte ihn mit Schrecken erfüllt — er hörte, daß Malkolm in düſterer Einſamkeit lebe, daß er eine zeitlang verſchwunden geweſen wäre, und daß ſeine bürgerliche Lage täglich ſchwankender würde. Als er eben im Begriffe war abzureiſen, erſchien ein ihm unbekannter Mann in ruſſiſcher Uniform; ich habe vernommen, ſagte er, mit welchem ſchönen Eifer ſie ſich für Malkolm bemühen — erlauben ſie mir, daß ich mich an ſie wende, ich hoffe durch ſie über ſein, über ſeiner Frauen Schickſal genauer unterrichtet zu werden. Ich bin hergeſandt, um in Verbindung mit norwegiſchen und ſchwediſchen Offizieren die unſicher gezogenen gemeinſchaftlichen Grenzen im hohen Norden feſter zu beſtimmen. Mein Name iſt Eilen. Cederſtröm glaubte dieſen Namen ſchon gehört zu haben, Eilen ſelbſt war ihm völlig unbekannt, aber das freimüthige Weſen des Mannes gewann bald ſein Vertrauen; er führte ihn bei Klärchen ein. Eilen verhehlte keineswegs ſeine frühere Leidenſchaft für Mathilde und wie ſie entſtanden war, und durch ihn erfuhren ſie, was dieſe in Deutſchland erlebt hatte, ihre Bekanntſchaft mit Storm, Sinclairs Unthaten, ihre Rettung. Beide wurden durch dieſe Ereigniſſe tief bewegt und ſie befürchteten, daß ſie auch auf Malkolms Schickſal einen nur zu bedeutenden Einfluß ausgeübt haben möchten. Beſitzt Sinclair noch immer Malkolms Vertrauen, ſagte Cederſtröm und konnte eine bange Ahnung nicht verbergen, wird er ſich dann nicht an Mathilden zu rächen ſuchen? Alles, was er erfahren hatte, trieb ihn von Stockholm weg. Silén ſollte nach Chriſtiania, konnte ihn alſo begleiten. Bald erreichten ſie Malkolms früheren Wohnſitz in der Nähe von Kinnekulla. Nachdem es Thorgreens Vater gelungen war, Malkolm dieſes ſchönen, ihm ſo theuren Beſitzes zu berauben, ſtand das Schloß leer. Jetzt ward das Gut adminiſtrirt. Kein Diener trat ihnen entgegen, als ſie ſich näherten; die Hunde bellten, die Thüren blieben verſchloſſen, und ſie verſuchten vergebens in das Haus einzudringen. Endlich erſchien aus einem kleinen Hauſe, in der Nähe des Schloſſes, ein Mann, Cederſtröm glaubte ihn zu erkennen. Ach, Herr, rief der Herbeieilende, indem er näher trat, ſie ſind es — wie iſt hier alles ſo trübe und leer. Seit langer Zeit ſah ich keinen von Malkolms Freunden. Ich kenne dich, ſagte Cederſtröm und ſuche dennoch vergebens nach deinem Namen. Ich bin Holter, antwortete der Diener — wie ſollten ſie mich auch kennen? Wie glücklich war ich ſonſt, als er, der gütigſte aller Menſchen, mich unter ſeinen Schutz genommen hatte, mich liebte. Jetzt iſt die Heiterkeit von mir gewichen, wie von dieſem Hauſe. Meine alte Mutter iſt geſtorben, und die Adminiſtratoren des Gutes haben mir die Aufſicht über dieſes verlaſſene Gebäude anvertraut. Ich bewache die Grabſtätte meiner heitern Vergangenheit, ſeines, ihres Glückes. Ich bin der Uhu dieſer verlaſſenen Ruine und heule den Fremden die Grabeslieder zu, die wie Wehklagen über die Vergänglichkeit alles irdiſchen Glückes klingen. Thränen ſtürzten dem treuen Menſchen bei dieſen Worten aus den Augen, er ſchloß das Haus auf. Sie ſtiegen die breiten Treppen hinan, ſie traten in die öden Sääle; in Mathildens Gemach ſtand noch ein alter Flügel, Holter öffnete die Fenſter, denn ein erſtickender Dunſt erfüllte das Gemach, ein friſcher Luftzug drang erquickend herein, und zugleich ſprang eine Saite des Flügels — der hellklingende Ton drang erſchütternd in die Ohren der Freunde und zitterte in leiſen Schwingungen lange nach — Silén erblaßte. Komme ich zu ſpät? ſagte Cederſtröm und eine unbeſchreibliche Angſt ergriff ihn. Silén ſuchte mit unruhiger Haſt das Gemach auf, in welchem er die verhängnißvolle Nacht zugebracht hatte; er blickte zum Fenſter hinaus — der kalte Winter hatte die Bäume entblättert. Er eilte die Treppe hinunter, er öffnete die Thüre zum Garten, über den Schnee drang er durch die entblätterten Gebüſche und ſtarrte die Thüre des verſchloſſenen Gartenſaales an. Jener entſcheidende Abend ſtand vor ihm. Waren es nicht die unheilbringenden Blüten der Giftpflanze, deren tödtliche Früchte nun gereift ſind, die ſich damals entfalteten? ſagte er, und das ganze Daſein erſchien ihm wie ein ängſtlicher, düſtrer Traum, deſſen Deutung wir vergebens ſuchen. Herr von Cederſtröm, ſagte Holter, ſie waren von Kindheit auf Malkolms treuſter Freund — hätten ſie, hätte die herrliche Frau ihn nie verlaſſen — wie würde jetzt Alles anders ſein. Es ſchwebt noch ein Unglück über dem Haupte meines Herren, vielleicht das größte — ich kenne es nicht, ich ahne es nur. Erlauben ſie, daß ich ſie zu einem alten Invaliden hinführe, der verſtümmelt aus dem Kriege in Deutſchland zurückgekehrt iſt.

Unſere Leſer werden ſich noch eines alten Wachtmeiſters erinnern, der in jener Nacht, als Storm zuerſt Thorgreens Bekanntſchaft machte, ſich ſo bedenklich und ängſtlich über ſeinen Chef äußerte, und daß er aus dieſer Gegend gebürtig war. In der engen Stube eines kleinen Hauſes fanden Cederſtröm und Silén dieſen alten Krieger, der, mit einer mächtigen Brille bewaffnet, in eine Chronik vertieft war. Holter nannte die Fremden — Cederſtröm war dem Alten wohlbekannt. So treffe ich doch endlich einen Freund der guten, guten Dame, ſagte er, indem er ſich mühſam erhob und die Eintretenden ehrerbietig begrüßte, dem ich meinen Schatz anvertrauen kann. Er hatte im Kriege ein Bein verloren, aber mit dem hölzernen Stellvertreter ging er rüſtig auf einen Schrank zu, öffnete ihn, und aus einer Schublade nahm er einen ſorgfältig verwahrten Brief. Wie erſtaunte Cederſtröm, als er Mathildens Handſchrift erkannte: er war an Malkolm gerichtet und unerbrochen. Wie ich zu dieſem Briefe komme? werden ſie fragen — hören ſie. Mir war die zierliche Handſchrift der verehrten Frau nicht unbekannt; ich ſelbſt bewahre wohlthätige Zeilen von ihrer Hand, denn ſie hat mir und meiner verſtorbenen Frau viel Gutes gethan — Gott ſegne ſie dafür. Von Deutſchland aus gingen alle ihre Briefe durch Major von Thorgreens Hand. Er war mein Chef, aber Gott verzeihe mirs, ich halte ihn für einen Schuft. Ich merkte wohl, daß er ſeit dem Herbſte des vorigen Jahres Mathildens Briefe unterſchlug — denn wenn ſie ankamen, empfing ich ſie, und die Feldpoſttaſche, die Thorgreen zu beſorgen hatte, fühlte ich. Da erlaubte ich mir dieſen Brief zu behalten. Iſt er doch beſſer in deinen Händen aufgehoben, dachte ich, als in den ſeinen. Es war im Januar 1814, kurz vor dem Friedensabſchluſſe mit Dänemark; wir ſtanden in Holſtein — und den Tag darauf zerriß eine Kugel mein Bein. Ich habe es verloren, wie ſie ſehen. Die Krankheit war gefährlich und dauerte ſehr lange. Als ich — noch immer in dem Lazarethe in Holſtein — mich ſo weit erholt hatte, daß ich ordentlich denken konnte, fiel mir der unglückliche Brief ein. Ich hatte ihn mit einigen andern Papieren, die mir theuer waren, in einem verſiegelten Pakete ſorgfältig verwahrt, um ihn, wenn eine Gelegenheit ſich darböte, an Malkolm zu ſenden. Mein Name ſtand auf dem Pakete. Ich fragte nach meinem Mantelſacke — er war verſchwunden. Du Unglücklicher, dachte ich, haſt du nun nicht, wie Thorgreen, den Brief unterſchlagen? Welche Folgen kann nicht dein eigenmächtiges Benehmen haben? Ich kam mir ſchlecht, nichtswürdig vor, und vermochte keine Ruhe zu finden. Ich ward langſam wiederhergeſtellt, kam hierher, lebe hier ſchon ſeit zwei Monaten, und erſt vor acht Tagen gelangte das Paket, noch immer verſiegelt, in meine Hände. Man hatte es zufällig unter altem Zeuge, das aus dem Kriege mitgebracht worden war, gefunden. Ich wollte den Brief gleich an Herrn von Malkolm ſenden — aber wie? Kann nicht Thorgreen in ſeiner Nähe ſein? dachte ich. Der Herr von Malkolm ſoll ſich jetzt in Wermeland aufhalten, Helter wollte ſchon hinwandern — ich vermag es ja leider nicht — und er iſt der Einzige, dem ich den Brief anzuvertrauen wage.

Cederſtröm betrachtete die Schriftzüge, Silén ſtarrte, wie in Betäubung, den Brief an, beide erkannten die Wichtigkeit dieſes Moments. Du wirſt mir verzeihen, abweſender Freund, ſagte der Erſtere, wenn ich dieſes Siegel erbreche, wenn ich in das geweihte Geheimniß deiner Liebe eindringe. Ich will den Frevel vertreten, die Liebe wird ihn heiligen. Er ſetzte ſich, die Uebrigen zogen ſich zurück, und er las.

Der Brief war aus der goldnen Aue datirt. „Es iſt
„zum drittenmal, daß ich dir ſchreibe", begann er, „ohne
„Antwort erhalten zu haben; ſeit zwei Monaten habe
„ich keine Nachrichten von dir. Biſt du todt, krank,
„von allen verlaſſen, und ich hier? Du haſt es gewollt,
„haſt mir befohlen, daß ich dich verlaſſen ſollte — und
„jetzt ſchon werfe ich mir es vor, daß ich dir gehorchte.
„Ich fühle mich ſchwach, lieber Malkolm, ich darf dir's
„nicht verbergen, und ich befürchte, daß eine Krankheit
„mich verhindern wird, mit oder ohne deinen Willen in
„deine Arme zu eilen. Hat Sinclair, dieſer furchtbare
„Menſch, dir geſchrieben? Genießt er noch dein Vertrauen?
„Sollte es möglich ſein, daß er dein Herz von
„mir abgewandt hätte? Haſt du meine Briefe nicht erhalten?
„Welch' eine Menge Fragen drängen ſich mir
„auf, laſſen ſich nicht abweiſen und nicht beantworten,
„und doch entſcheidet jede Antwort über Leben und Tod
„deiner armen, verlaßnen Mathilde. Verlaſſen, obgleich
„ſie von Freunden, von theuren Menſchen umgeben iſt
„— denn ſie iſt allenthalben allein, wo du fehlſt. Zweimal
„habe ich ſchon Alles erzählt, was mir Unerwartetes

„begegnet iſt, ſeit ich Sinclairs treuloſen Rath befolgte „— haſt du es erfahren? Ich ſchreibe es zum dritten„male nieder.“ Es folgte nun eine ausführliche Erzählung alles deſſen, was uns bereits aus Storms Mittheilung bekannt iſt. Auch Silens Krankheit und Widerherſtellung ward nicht verſchwiegen.

Alter, ſagte Cederſtröm, nachdem er den Brief geleſen hatte, biſt du rüſtig genug ein Schreiben aufzuſetzen, in welchem du alles erwähnſt, was wir eben durch dich erfahren haben, das Schickſal dieſes Briefes? — Ich hoffe, antwortete der Invalide, und Cederſtröm entfernte ſich mit Silén und Holter, um ihm Zeit zu laſſen. Eile, Alter, ſagte er, indem er wegging, wir müſſen ſchleunig fort. Meine Ahnung war leider nur zu gegründet, ſprach Cederſtröm; ich darf kaum zweifeln, daß es der ſchauderhafte Menſch gewagt hat, Mathilden zu verläumden — vielleicht iſt ihm ſogar das Unglaubliche gelungen, vielleicht glaubt ſich der Wahnſinnige von ihr verlaſſen — und dann — ach Silén! — dann ſind wir zu ſpät gekommen. Dann wuchert der dunkle Saame, der in ſeinem verhängnißvollen Leben ruht — und reift mit Verbrechen. Cederſtröm ging ängſtlich herum, Silén erblickte Mathilden verlaſſen von Grame verzehrt.

Der Alte hatte das Schreiben ſchneller vollendet, als man erwarten durfte. Malkolms Freunde eilten damit nach ſeiner einſamen Felſenwohnung, und erreichten ſie am frühen Morgen. Auch hier ſchien Alles ausgeſtorben; fremde Menſchen empfingen die Ankommenden, und ſie erfuhren, daß das Haus verkauft war. Aber geſtern iſt die Frau hier eingetroffen, ſagten ſie — ſie war ſehr erſchöpft und blieb die Nacht über da, jetzt will ſie nach Wermeland. Die Frau! rief Cederſtröm und ſchien kaum ſeinen Ohren zu trauen — welche Frau? die Frau von Malkolm — war die Antwort. Er ſtürmte in das Haus hinein, Eilen folgte mit klopfendem Herzen. Eine Dienerin öffnete nur halb die Thüre, als ſie anklopften, und trat ſcheu zurück, als ſie fremde Herrn ſah. Melde ſie Cederſtröm, ſagte dieſer und erhob die Stimme, indem er ſeinen Namen nannte. Cederſtröm — hörte man eine Frau aus dem Saale verwundert rufen, die Thüre ging auf, ſie traten ein — und Eilen, auch ſie ſoll ich ſehen, lieber Freund! faſt möchte ich es als ein gutes Zeichen betrachten — mit dieſen Worten begrüßte Mathilde die Eintretenden, indem ſie ihnen ruhig entgegen ging. Sie war blaß, das trübe Auge zeigte ihren tiefen Gram, aber man ſah keine Unruhe, ſie ſchien der dunklen Zukunft mit entſchloſſener Hingebung entgegen zu ſehen. Kommen ſie von ihm? fragte ſie — leider, wir ſuchen ihn, antwortete Cederſtröm — wie ich, ſeufzte Mathilde. Es dauerte lange, ehe diejenigen, welche hier ſo unerwartet, unter ſo drohenden Verhältniſſen zuſammentrafen, die Ruhe für ein geordnetes Geſpräch finden konnten.

Was ſie von Mathilden erfuhren, dürfen wir dem Leſer nicht verhehlen.

Nachdem ſie den dritten Brief geſchrieben hatte, und noch keine Antwort erfolgte, ſtieg ihre Ungeduld immer höher; ſie drang gegen den Frühling darauf, abzureiſen. Aber der Frieden war nahe, man konnte täglich Rehlings Zurückkunft erwarten, und er, von Allem unterrichtet, hatte verſprochen, den erſten Augenblick nach dem Frieden zu benutzen, um ſich Urlaub zu erbitten. Er wollte dann nach Schweden eilen und genaue Kunde von Malkolms Schickſale einziehen. Frau von Rehling zog wieder nach Leipzig, wo ſie ihren Gemahl erwarten wollte, und Mathilde begleitete ſie. Aber die Unruhe, welche ſie unaufhörlich ängſtigte, ward ihrer Geſundheit immer gefährlicher, und als Rehling endlich — tief im Sommer — ankam, fühlte ſie ſich von einer bedenklichen Krankheit ergriffen. Rehling konnte erſt Anfang Octobers abreiſen. Er kehrte im November zurück, und was er von Malkolms Lage erfahren hatte, war von ſo trauriger Art, daß er Bedenken trug, es Mathilden mitzutheilen. Sie hatte zwar die Krankheit überſtanden, aber der Kummer, die Ungewißheit, nährten ihre Schwäche. Frau von Rehling, ihrem Grundſatze treu, daß offne Wahrheit bei allen Unglücksfällen heilſamer ſei, als eine Verheimlichung, die wir vertreten müſſen, drang darauf, daß Mathilde Alles erfahren ſollte, und nahm es auf ſich, die Freundin auf ihr furchtbares Schickſal vorzubereiten. Rehling hatte ſich zwar genau von Malkolms Lage unterrichtet, aber Vieles blieb dunkel und es gelang ihm nicht, den Freund ſelbſt zu ſprechen. Er war da, als Rehling ihn auf ſeinem Gute aufſuchte, aber kaum wurde Rehlings Namen genannt, als er in den heftigſten Zorn gerieth und ihn abzuweiſen befahl. Rehling drang deſſen ungeachtet darauf, ihn zu ſprechen, aber Malkolm war verſchwunden. Dieſe Wuth, manche einzelne Aeußerungen Malkolms, die er, genau nachforſchend, erfahren hatte, überzeugten ihn, daß es Sinclair gelungen war, Mathilde verdächtig zu machen.

Mathilde hatte Rehlings Zurückkunft vernommen, und mit klopfendem Herzen erwartete ſie ſeinen Beſuch, aber er kam nicht. So war ſie, als ſeine Frau zitternd und todtenblaß erſchien, auf das Aergſte gefaßt. Als dieſe nun vorbereitend zu erzählen anfing, ward ſie von Mathilden unterbrochen: ich habe im Gebete gerungen, was Gott mir aufgelegt hat, werde ich mit ſeiner Hülfe ertragen; doch es iſt nicht blos von dem die Rede, was ich zu tragen, ſondern auch von dem, was ich zu thun habe — ſagte ſie, als die Freundin ängſtlich Worte ſuchte und Andeutungen gab. Dir ſind die Lügen und Bemäntelungen verhaßt, alle Vorbereitungen ſind halbe Lügen. Ich merke es wohl, wenn du etwas verbergen willſt, höre gar nicht darauf und träume nur von dem Entſetzlichen, was du nicht auszuſprechen wagſt. So war die Freundin gezwungen, Alles zu ſagen. Mathilde ließ ſie ruhig ausreden. Fort, fort, rief ſie, nachdem ſie Alles erfahren hatte — keiner konnte ſie mehr zurückhalten, und da Rehlings Verhältniſſe ihm nicht erlaubten, ſie zu begleiten, ſo war ſie mit Edmund und einem treuen Diener allein abgereiſt und in großer Eile auf dem Gute in Wermeland angekommen. Die Freunde waren über ihre Seelenſtärke erſtaunt, auch Edmund ſchien von der raſchen Reiſe wenig angegriffen. Mathilde ſehnte ſich nur nach Malkolm, alle ihre Gedanken waren gewaltſam auf ihn gerichtet und die Freunde genöthigt, einen ſchnellen Entſchluß zu faſſen. Cederſtröm machte Mathilde auf das Härteſte gefaßt: ſie kennen ihn, ſagte er, ich befürchte viel, und wir müſſen eilen. Noch wagte er nicht, was früher nur Vermuthung, jetzt leider! Gewißheit war der Frau mitzutheilen; denn er hatte erfahren, daß Malkolm ſeit länger als drei Wochen wegen eines kurz abzumachenden Geſchäft's ſich in Wermeland aufhielt, wo er nicht ſo lange verweilen durfte, ohne den gefährlichſten Verdacht auf ſich zu laden. Eilén trennte ſich jetzt von beiden, mit blutendem Herzen — man erwartete ihn in Chriſtiania, und als Cederſtröm mit Mathilde und Edmund in Wermeland ankam, erfuhr er mit Entſetzen, was eine frühere Ankunft vielleicht verhindert hätte. Malkolm, hieß es, ſei an der

Spitze von einigen hundert Stammverwandten und anderen Unzufriedenen, bewaffnet über die norwegiſche Grenze gezogen; dort hätte er ſchon mehrere Norweger gefunden, bereit ſich mit ihm zu verbinden. Lunding, Olaf und John, drei Stammverwandte, die gegen ihn gezeugt hätten, wären bereits ſeit zwei Tagen verſchwunden, wahrſcheinlich ermordet. Schon in Malkolms verkaufter Wohnung hörte Cederſtröm Heggelund als denjenigen nennen, der durch eine Schuldforderung den Unglücklichen aus ſeinem Gute vertrieben hatte. Er wußte durch Bredahl, daß dieſe Familie, als Urfeind der Stammverwandten, ſeit langer Zeit ein Gegenſtand ihrer Verfolgung war, und nun erfuhr er hier, ein Entlaufener habe die Nachricht gebracht, daß man queer durch das Land einen Angriff auf Heggelund beabſichtige. Dieſer allein könnte die rachedurſtenden Stammverwandten zufrieden ſtellen. So viel Entſetzliches verdrängte jeden unthätigen Kummer, es forderte augenblicklichen Entſchluß. Mathilde war wunderbar gefaßt; todtenblaß, aber ruhig ſagte ſie: ich muß ihn aufſuchen, nie war ich ihm nothwendiger, als in dieſem Augenblicke; Edmund vertraue ich ihrer Obhut. Begleiten ſie mich nicht. Jetzt, da das Entſetzliche geſchehen iſt, würde ihre Gegenwart, würde jeder abrathende Freund ihn in Wuth ſetzen. Mich haßt, verachtet er, aber ich bin ein Weib; ſelbſt in der größten Hitze würde er ſich keine Mishandlung gegen mich erlauben. Er wird mich von ſich ſtoßen, aber er weiß, daß ich da bin. Jede Stunde des Zweifels, die kürzeſten Momente des Schwankens, der Reue werden ihn an meine Gegenwart mahnen. Mathilde erſchien Cederſtröm als ein Engel — wer hätte ſie aufzuhalten vermocht! Edmund mußte mit Gewalt von der Mutter getrennt werden. Cederſtröm ſelbſt beſchloß einen anderen Weg einzuſchlagen, er wollte Heggelund ſchützen. Er ließ ſich von der erſten Behörde der Provinz eine offizielle Anweiſung an die norwegiſchen geben und eilte der Grenze zu. Edmund blieb, da er die eilige Reiſe nicht vertragen konnte, bei einem Beamten zurück, den Cederſtröm bei einer früheren Gelegenheit kennen und ſchätzen gelernt hatte.

Nichts quälte den treuen Freund mehr, als wie er Mittel und Wege finden ſollte, Malkolm über ſeine eigne Lage aufzuklären. Er hatte einen ausführlichen Bericht über die für ſeinen Freund ſo wichtige Entdeckung der Häupter der früheren Verſchwörung, über ſeine Geſpräche mit Siogreen, über Berthas Tod aufgeſetzt. Daß er jetzt, ſcheinbar gegen ihn kämpfend, für ihn thätig war, verbarg er ihm nicht. Ich bin bei Heggelund, ſchloß er, um ſeine Familie zu ſchützen. Mathildens Brief und die Erzählung des Invaliden begleiteten dieſen Bericht. Aber wo ſollte er nun einen Mann finden, dem er ſo wichtige Papiere anvertrauen konnte, und der Muth und Gewandtheit genug beſaß, Malkolm aufzuſuchen und zu ihm zu bringen? Während er noch darüber ſorgenvoll nachſann, entdeckte er in der Nähe der norwegiſchen Grenze einen Mann, der ihm auffiel. Er ſah einem Seemanne ähnlich, war ſauber gekleidet, und ſein redliches, offnes Geſicht zog ihn an. Er rief den ſchnell Zuſchreitenden an den Wagen. Du eilſt, Freund, ſprach er, und es muß mich wundern dich hier zu finden, ſo weit vom Ufer; denn irre ich nicht, ſo biſt du ein Seemann. Der bin ich, antwortete der Reiſende, und in meinem Leben war ich noch nie ſo weit vom Meere entfernt. Die grauen, ſtarren, trocknen Berge kommen mir entſetzlich vor. Was treibt dich denn ſo weit von deiner lieben Küſte? fragte Cederſtröm. Ich heiße Guſtav, wohne nicht weit von Strömſtadt, antwortete der Seemann, und bin reich, ja Herr, reich, denn ich beſitze mehr, als ich brauche — und das verdanke ich dem Herrn von Malkolm, der ſonſt ſo fröhlich und glücklich mit ſeiner ſchönen Frau in der Nähe von Kinnekulla wohnte. Er hat mich nicht allein reich gemacht, er hat mich vom Tode gerettet. Daß ich kein Selbſtmörder wurde, verdanke ich ihm; er hat mich für mein braves Weib erhalten, das ich verkannte und jetzt alle Tage inniger lieben lerne. Ich beſuchte ihn oft, ich kannte ſeine Frau. Cederſtröm ſprang aus dem Wagen — Freund, ſagte er, ich ſuche dieſen Malkolm — kennſt du ſein Schickſal? Wohl kenne ich es, erwiderte

Guſtav, während ſie traulich neben einander gingen. Ich hörte in Gothenburg, daß er arm wäre, daß die Gläubiger ihn aus ſeinem letzten Beſitze vertrieben hätten; da nahm ich alles, was ich entbehren konnte und eilte nach Wermeland, wo er wohnen ſollte. Dort erfuhr ich, daß er ein Aufwiegler geworden, daß er mit bewaffneten Leuten in Norwegen den Landfrieden ſtöre. Mein Gott, dachte ich, wenn ein ſo herrlicher, braver, guter Herr ſo tief ſinken kann, was ſind dann wir andere Lumpe? Aber, dachte ich weiter, jetzt kann er einen braven Menſchen brauchen, jetzt mehr als je, und beſchloß ihn aufzuſuchen. Und wenn du nun mit ihm ergriffen wirſt, ſagte Cederſtröm, als Aufwiegler den Tod erleiden mußt? — Ich will ſeine Schuld nicht tragen; ſoll ich ſeine Strafe theilen, dann will ich ſie wie ein Mann dulden, und Gott wird mein Weib ſtärken und meine Kinder ſchützen. Ich will wie ſein Gewiſſen neben ihm hergehen und jeden Augenblick erlauſchen, wenn er in ſich geht. Hören ſie, Herr, als er, kundig und geſchickt, wie er iſt, mir, der ich für todt aus dem Meere gezogen worden war, das Leben wiedergab, da kniete meine Braut, und rang im Gebete und forderte mein Leben von Gott. Ich glaubte, daß ſeine Geſchicklichkeit es mir gerettet hätte, aber er wies mich zurecht — ihr Gebet war's, ſo belehrte mich mein Wohlthäter. Sehen ſie, Herr, er weiß, was das Gebet vermag — und wenn er mich nun ringen ſieht in heißem Gebete, wenn er meine Angſt und meine Thränen erblickt, dann wird er, wenn auch nicht hier, doch dort gerettet werden. Geh', Guſtav! rief der erſchütterte Cederſtröm, indem er ſeinen Begleiter umarmte, und ſeine Thränen mit denen des Seemanns vermiſchte — Gott wird dich ſchützen. Wir ſind verbunden durch denſelben Freund — denn mir war Malkolm ſeit meiner Jugend theuer. Du ſiehſt mich verwundert an, ich weiß, was du ſagen willſt: ſeinen Freund nennſt du dich? was haſt du gethan, um das Gräsliche von ihm abzuwenden? fragſt du. Ich will nicht verkannt ſein in deinen Augen, du theurer, theurer Freund, von jetzt an der meine auf immer; ich war weit entfernt, zu ſpät erfuhr ich, was ſich nicht mehr ändern ließ. Wenn aber etwas ihn noch zu retten vermag, ſo ſind es dieſe Papiere. Such' ihn, ruhe nicht, bis du ihn findeſt. Ich muß jetzt auf einem anderen Wege für ihn thätig ſein; ich kann ihn nicht ſo früh treffen, als es dir hoffentlich gelingen wird. Gott hat uns zuſammengeführt, ſagte der gerührte Guſtav — gewiß er wird meine Schritte lenken. Sie trennten ſich nun, beide eilten, in verſchiedenen Richtungen, weiter, um auf verſchiedene Weiſe für denſelben, leider kaum zu Rettenden thätig zu ſein.

Indem Cederſtröm das Gebirge durchſchnitt, hörte er, daß hier und da Schweden, die ſich mancherlei Namen und Titel gaben, auf den Höfen erſchienen, zuweilen abgewieſen würden, oft aber ihren Zweck erreichten, und daß in einigen Gegenden die Bauern ſich im Einverſtändniſſe mit den Aufrührern zu bewaffnen anfingen. Doch überall wurden auf das eiligſte Gegenanſtalten getroffen, Mannſchaften ausgehoben, über die Cederſtröm verfügen konnte. Nachrichten ſollten ihm von allen Seiten gebracht werden. So erreichte er Fagerdal und fand alles ruhig. Da er von jeder gefahrdrohenden Annäherung der Feinde hinlängliche Kunde erhielt und vorausſetzte, daß dieſe einen Ueberfall beabſichtigten; da er genau wußte, wie und woher er zu jeder Zeit ſchnelle Hülfe erwarten durfte, ſo glaubte er der ruhigen Familie, welche ſich eben den Weihnachtsfreuden hingeben wollte, eine Gefahr verbergen zu können, die höchſt wahrſcheinlich, ohne daß ſie in Angſt geſetzt wurde, abgewehrt werden konnte. Als er aber am Weihnachtsabende jenen Schweden erblickte, erſchrack er. Der Mann war ihm bekannt. Er gehörte zu denen, die Malkolm ſchon ſeit vielen Jahren benutzt hatte, ſein Gut in Wermeland zu verwalten, und Cederſtröm hatte ihn daher oft bei ſeinem Freunde geſehen. Aber der Schwede erkannte auch Cederſtröm, und es war ihm wohlbekannt, daß dieſer die Behörden gegen Malkolms Unternehmung zu bewaffnen ſuchte.

Die Verſchwornen waren nicht im Stande geweſen ſo ſchnell vorzuſchreiten, wie Cederſtröm; ſie mußten ſich, getrennt, auf verſchiedenen Wegen, fortſchleichen, und, um einen ſichern Rückzug zu gewinnen, ſich mit der Gegend genau bekannt machen, die ſichern Ruhepunkte aufſuchen. So kam Cederſtröm um mehrere Tage früher nach Fagerdal, als dieſer Schwede, der in jenem einen Verräther des Jugendfreundes zu entdecken glaubte. Es war beiden wichtig ſich unbemerkt zu ſprechen. Cederſtröm konnte in dem einzelnen Schweden nur einen tollkühnen, vorausgeſchickten Späher erblicken, und da er ſelbſt rüſtig, ſtark und bewaffnet war, ſo zweifelte er nicht, daß er, wenn es nöthig ſein ſollte, dem einzelnen Menſchen gewachſen ſein würde, ohne durch ein ſolches Ereigniß die Freuden des Feſtes zu ſtören. Wir wiſſen, in welche Gefahr er dadurch gerieth, und wie der Schwede entkam. Die namenloſe Drohung, welche Heggelund erhalten hatte, ſteigerte ſeine Aufmerkſamkeit, und ſchon in der Nacht beorderte er deshalb aus den benachbarten Gegenden einige Truppen, die ſich um Swennaes verſammeln ſollten; immer in der Vorausſetzung, daß Malkolm offne Gewalt anwenden wollte. Am Morgen erhielt Cederſtröm den Brief, den der dicke Even ihm zu überbringen gezwungen worden war. Die Räuber hatten die Kühnheit, nach gelungenen Raube, ihm die freche That ſelbſt anzuzeigen. Beſchämt und erſchrocken über einen ſolchen Frevel, entſetzt, daß eine Unthat der Art Malkolms Namen beſchimpfen durfte, eilte Cederſtröm dahin, wo er über die meiſte Mannſchaft verfügen konnte, und hoffte durch ſchnelles Verfolgen die Geraubte zu retten. Aber die Räuber waren zu ſchlau, ihre Begleiter zu kundig — ſie entgingen ihm, und hätte nicht Helle den Entſchluß gefaßt, dieſe Unternehmung zu durchkreuzen, hätte nicht eine höhere Gewalt Malkolms Herz gelenkt, ſo wäre Dorothea rettungslos in Thorgreens Hände gefallen.

Lange konnte ein freundliches, ja nur erträgliches Verhältniß zwiſchen zwei ſo verſchiedenen Menſchen, wie Malkolm und Helle, nicht beſtehen. Dieſer verfolgte fortdauernd ſeine Privatſtreitigkeiten; er wollte die Bewaffneten benutzen, um ſich bald an dieſem, bald an jenem Feinde zu rächen — Malkolms Ehrgeiz ſtrebte nach einem großartigen Ziele. Er ſah, mit welcher Leichtigkeit ſich das Volk täuſchen ließ; ſchon war ſeine Mannſchaft bedeutend angewachſen, er hoffte den Storthing auseinanderjagen, die Konſtitution vernichten, Chriſtiania bedrohen zu können. Es war ihm eine ſeltſame, ja fürchterliche Luſt, das jetzt zu bekämpfen, wofür er früher gelebt und geſtritten hatte. Freiheit, Ordnung, Tugend, ſagte er einmal, als ſie eine Menge Truppen um ſich verſammelt hatten und nun berathſchlagten, wie ſie gebraucht werden ſollten, ſind doch nur geiſtesarme Einſeitigkeiten. Selbſt die großen Tyrannen täuſchen ſich, wie die Welt. Sie wollen den Völkern befehlen, wie ſie glücklich, ja wohl gar, wie ſie ſelig werden ſollen. Das iſt nun freilich ſehr ſchön und löblich; aber die Thoren glauben am Ende wohl auch, daß das Volk wirklich auf dieſe Weiſe glücklich, ja ſelig wird — und das ſcheint mir albern, einfältig. Wenn irgend ein kühner Geiſt ganz entſchieden von aller Wahrheit, von allem, was die Menſchen Glück, Seligkeit, Tugend nennen, abſähe, mit großartiger Konſequenz ſich ſelbſt und alle, über die er zu gebieten vermag, völlig in die Irre führte, daß ſie den Weg zu dem, was ihnen ſonſt ein Göttliches ſchien, gar nicht mehr finden könnten, ſollte ſich dann nicht eine andere Welt aufbauen, ein anderes wunderbares Leben anfangen, von welchem wir jetzt, in unſerer einſeitigen Beſchränktheit, gar keinen Begriff haben? Wäre es nicht, auch nur der Neugierde wegen, der Mühe werth, den Verſuch zu wagen, da doch an dem Plunder, der verloren geht, wenig gelegen iſt? Wir wollen ihn wenigſtens hier ausführen, und dieſe tugendhaften Norweger ſo durchaus verkehren, daß ihre Mannhaftigkeit, ihr Stolz und ihre fatale Felſentreue, die mich von jeher, wie die pommerſche Ehrlichkeit, bei der ewigen Wiederholung anekelte, ihnen völlig abhanden kommen ſoll. Thorgreen lächelte; mache du mit dem Lande, was du willſt, ich werde den

Verſuch, ganz im Kleinen, mit der reizenden Dorothea wagen, ſagte er — ich will doch ſehen, wie ſtandhaft Kindesliebe und Verlobtentreue iſt. Ein gemeiner Verſuch! rief Malkolm verächtlich; er iſt tauſendmal angeſtellt und mislingt nie, nie.

Das Geſpräch war abgebrochen, Malkolm ſchritt in heftiger, zorniger Bewegung durch den engen Raum der Stube. Dieſer Helle iſt ein Wicht, ſagte er nach einer Pauſe, eine nichtswürdige Krämerſeele; ich trenne mich von ihm. Ich wäre ihn auch gern los, erwiderte Thorgreen, wenn wir nur nicht befürchten müßten, daß mit ihm alle die Spitzbuben uns verließen, die den edlen Kern unſeres glänzenden Heeres bilden. Wozu hilft uns dieſes Geſindel, rief Malkolm, wird es nicht für tauſend armſelige Unternehmungen zerſplittert, die ſo gemein ſind, wie der Anführer? Helle trat eben herein. Sie haben, Herr Helle, wieder eine Menge Männer verſandt, um einen Gutsbeſitzer hier in der Nähe zu beunruhigen — darf ich fragen, was ſie damit beabſichtigen? fragte er ihn zornig. Er iſt ein Feind des Königs, verehrteſter Herr von Malkolm, einer von jenen Ultranorwegern — es iſt ein ganz unbedeutender Menſch, erwiderte Malkolm heftig, den man in Ruhe laſſen ſollte. Ich hoffe, ſie werden von jetzt an mir die Verfügung über die Mannſchaft allein überlaſſen; ich habe ſie zu vertreten. Helle ſah ihn mit ſchlauer Miene an — wie ſehr muß ich es bedauern, wenn ich gegen ihre Anſicht gehandelt habe, ſagte er demüthig, weiß ich doch, daß ſie über die Mannſchaft, wie über mich zu gebieten haben. Die Beſitzung iſt in der Nähe, die Gelegenheit war ſo lockend, die abgeſandten Männer können bald wieder hier ſein, und ich glaubte ganz in ihrem Sinne zu handeln, als ich ſie abſchickte. Aber es ſoll nicht wieder geſchehen.

Als dieſes Geſpräch ſtatt fand, waren die Aufrührer ſchon tief in Norwegen eingedrungen, aber Malkolm hatte die Abſicht, ſeine Truppen nahe an der Grenze zu konzentriren; er gab daher den Befehl ſie da zu verſammeln, wo wir ſie in unſerer Erzählung fanden, und Helle zeigte ſich ganz bereitwillig ihm zu gehorchen. Sie hatten bereits erfahren, wie unzuverläſſig die Norweger waren, wie die leicht gewonnenen, in kurzer Zeit wieder verſchwanden. Das Thal, in welchem Helles Wohnung lag, war allenthalben von Felſen umgeben, treue Wachen konnten das Entlaufen verhindern. Helle unterſtützte daher den Vorſchlag, aber er hatte ſelbſt eine hinlängliche Menge von Geſindel und ſeine eignen Schlupfwinkel, deren Daſein Malkolm völlig unbekannt war. Vor ihm konnte dieſer kein Geheimniß haben, ihm aber war es leicht, in dem heimiſchen Lande, ſeine eignen Wege zu gehen, ja gegen Malkolm zu handeln, während er mit ihm verbündet ſchien. Auch wußte Helle, was er wollte, während Malkolm nur den Launen ſeines zerriſſenen Gemüths folgte und ſeinem Untergange ruhig entgegenſah, ja ihn herbeiwünſchte.

Als die Räuber nach Jagerdal geſandt wurden, hatten ihre Begleiter, Helles vertrauteſte Männer, den geheimen Befehl erhalten, genau auf das Benehmen der Fremden zu achten. Helle war ſchlau genug einzuſehen, daß hinter dieſer Expedition etwas Verborgnes liegen müſſe. Ein offner Ueberfall war mit ſo wenigen Männern unausführbar; aber er hütete ſich wohl irgend einen Zweifel zu äußern: er ſchien von der Kühnheit der Unternehmung entzückt und von ihrem Gelingen überzeugt. Wußte er doch, daß es in ſeiner Gewalt ſtand, alles, was er wiſſen wollte, zu erfahren. Als die wenigen Räuber, die Heggelund bedrohten, auf dem beſtimmten Punkte angekommen waren, konnten ſie die Abſicht ihres abenteuerlichen Zuges nicht mehr verheimlichen. Mit Erſtaunen hörten nun Helles Begleiter, daß man nur die Tochter des Hauſes zu rauben beabſichtigte; eine That, die ſo wenig mit dem Auftrage übereinſtimmte, den Malkolm auszuführen vorgab, ſetzte ſie in Erſtaunen, und als dieſe Menſchen erfuhren, daß der Raub an dem heiligen Feſttage ſelbſt ſtattfinden ſollte, fühlten ſie zwar keinen Abſcheu, aber befremdend erſchien ihnen ein ſolcher Frevel von einem ſolchen Manne. Die von Helle mitgegebenen Begleiter waren keine gemeine Bauern, zwei unter ihnen vielmehr verdorbene praktiſche Juriſten von der niederen Stufe, die, bei aller Gemeinheit der Geſinnung, doch oft mit einem ſehr klaren Blicke die Verhältniſſe des Lebens überſchauen, und eben deshalb nur um ſo gefährlicher ſind. Sie begriffen wohl, daß ein Auftrag, wie derjenige, welchen Malkolm erhalten zu haben vorgab, nur einem Menſchen von zweideutigem Charakter anvertraut werden konnte; aber ſelbſt dieſer würde doch nie mit einem Mädchenraube angefangen, am allerwenigſten durch einen furchtbaren Frevel das ganze Land gegen ſich empört haben, während es ſeine Aufgabe war daſſelbe zu gewinnen. Sie erkannten alſo in Malkolm den kühnen, frechen Räuber, dem alle Mittel recht ſind. Er erſchien ihnen tüchtiger, größer als bisher, aber ihre Stellung gegen ihn war verändert, und vor Allem fanden ſie es nothwendig, ihrem Herrn einen Bericht abzuſtatten. Die Anſtalten, welche man dazu getroffen hatte, machten ihnen dies ſehr leicht. Eine Reihe von Spähern war queer durch das Gebirge aufgeſtellt und der letzte genau von Helles Aufenthalt unterrichtet. Die Begleiter brauchten ſich nur wenig zu entfernen, um den nächſten zu erreichen, und ſo war Helle ſchon mehrere Tage vor der zum Raube beſtimmten Zeit von Allem unterrichtet. Er hatte ſich ſchon früher überzeugt, daß Malkolm nur im eignen Auftrage handle und ſein Entſchluß war gefaßt. Malkolm konnte ſeine Verachtung gegen Helle nicht verbergen — er wollte es nicht.

Sein Hochmuth empörte dieſen und er beſchloß ſich zu rächen. Daß er dabei ſeinen Zorn auf ſich ziehen würde, ſah er wohl ein; aber er dachte ſchon daran, ſich dadurch um das Vaterland ein Verdienſt zu erwerben und manche frühere Schandthat zu verdecken, daß er Malkolm verriethe. Dorothea den Räubern zu entreißen, war ihm ein Leichtes, denn er kannte die Wege, welche ſie einſchlagen mußten, wie die Menge der Begleiter. Auf jeden Fall konnte ſeine That für eine Befreiung gelten, beſonders dann, wenn er Malkolm preisgab. Er erkannte, daß ſich alles zu ſeinem Vortheile geſtaltete und verließ ſich auf ſeine Schlauheit. Es dürfte ſcheinen, als wenn unter dieſen Umſtänden Dorothea in Helles Gewalt nichts zu befürchten gehabt hätte, aber dieſes war keineswegs der Fall. Spätere Unterſuchungen haben bewieſen, daß es ſeine Abſicht war, ſie ſo lange wie möglich in ſeinem Gewahrſam zu halten. Die unruhigen Zeiten, die weite Entfernung, andere Störungen ſollten als Ausflüchte gelten, während Vertraute, mit mancherlei Ausſichten zur Befreiung der Tochter, die Hoffnung des unglücklichen Vaters zu nähren und ihm Geld abzulocken beſtimmt waren. Schadenfreude und Habſucht beſeelten Helle in gleichem Maaße, und ob die Ausſicht auf eignen Vortheil, oder die Freude über die Qual der unglücklichen Familie ihn am meiſten ergötzte, bleibt zweifelhaft.

Die Weihnachten näherten ſich mehr und mehr. An dem Wege, auf welchem die ausgeſandten Räuber wieder zurückkehren ſollten, hielt ſich Malkolm, nach Helles Anweiſung, in einer verlaſſenen Hütte auf. Ein altes Weib erſchien ab und zu, fragend, ob der Herr etwas befehle; Tannen und Fichten, mit Schnee ſchwer belaſtet, drängten ſich bis dicht an die einſame Wohnung. Felſen ſtarrten auf beiden Seiten ſteil in die Höhe, eine nächtliche Finſterniß ſchien auf der öden Umgebung zu ruhen. Selbſt der Mittag war dunkel. Das alte Weib huſtete und ſchien nach jedem Ausbruche erſticken zu wollen; ein Hund bellte, weil er die entfernten Wachen, die an beiden Enden der kurzen, engen Thalſchlucht aufgeſtellt waren, hin und hergehen hörte. Malkolm war ſeltſam unruhig, die innere Zerriſſenheit ſeines Gemüthes hatte die höchſte Stufe erreicht. Fortdauernd war er, wie durch einen innern, unwiderſtehlichen Drang gezwungen, Weihnachten und ſich als Kind zu denken. Er harrte auf die Geſchenke, er hörte die Ermahnungen der Mutter — Blödſinn! rief er und ſchritt unruhig durch die niedrige, enge, dumpfe Stube. Da verwandelte ſich der Schauplatz, er ſah Edmund hereinſtürmen, Mathilde konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten; er ſah ſie in aller Herrlichkeit ihrer Liebe, ihrer Unſchuld. Warum erſcheint ſie dir jetzt ſo? dachte er. Iſt es dir doch, als wäre alles, was du ſpäter erlebteſt, ein furchtbarer, wahnwitziger Traum? — Weicht von mir, lekkende Bilder, ihr ſeit mir verhaßt — fernab liegt die lichte Welt der Liebe und Freude. Aber ſie wollten nicht weichen, Erinnerungen aus den früheren Zeiten ſeines Lebens umgaukelten ihn — Dir ſind ja Liebe und Freundſchaft fremd! ſchrie er laut auf. Biſt du nicht ein Mörder — ein Betrüger? — ja — und du willſt es ſo — Mord ſoll dein Leben, Betrug deine Wahrheit ſein. Du haſt dich abgewandt von jenem Geiſte, den alle verehren, obgleich er ihnen unbekannt iſt — und nun bebſt du vor ihm? War nicht die unentſchloſſene Schwäche dasjenige, was du tiefer als alles verachteteſt, und jetzt — jetzt, da jede Kraft in Anſpruch genommen wird, wo der Untergang, die glückliche Vernichtung ſich nähert — der du mit ruhiger, kalter, gleichgültiger Verzweiflung entgegen gehen wollteſt, jetzt drängen verächtliche Kindermährchen und empfindſame Auftritte deiner zerſtörten Ehe ſich dir auf? ſie, die nichtigen Phantome können dich beſiegen, beunruhigen, erdrücken? Armſeliger! — Aber immer von Neuem tönte der eigne, tönte Edmunds Kinderjubel und Weihnachtsfreude aus ſeinem Innerſten hervor, immer häufiger wurden die Augenblicke, in welchen er ſich dieſen Träumen mit bewußtloſer Seligkeit hingab, und dann fuhr er plötzlich mit einer Angſt, die alles übertraf, was er bisher gefühlt hatte, in ſich zuſammen und kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirne. Da ſah er im Geiſte die Tochter ſeines Feindes; er erinnerte ſich, daß ſie die Reſe von Swennaes genannt wurde, er war genöthigt ſie über alles lieblich, anmuthig, unſchuldig zu ſchauen, herrlich wie Mathilde. Er ſah, wie die Räuber ſich näherten, ihre plumpen Hände die zarte Geſtalt durch rohe Gewalt entweihten, er hörte das Wehklagen der Eltern. Und du konnteſt eine ſolche Unthat anordnen, befehlen? Er erblickte das geraubte Mädchen in Todesangſt, von den Räubern fortgeſchleppt — und die Glocken tönten, welche die Einwohner zur Feier des heiligen Feſtes verſammelten — Und du konnteſt dieſen Frevel gebieten? Er kannte ſich ſelbſt nicht mehr.

Da klopfte es leiſe, wie furchtſam an die Thüre und ein Bedienter trat herein. Malkolm kannte ihn wohl. Er kam nur ſelten ſeinem Herrn nahe, ſelten hatte er, ſelbſt in frühern, glücklichern Zeiten von ihm auch nur ein freundliches Wort gehört. Als Malkolm aus der freundlichen Beſitzung in der Nähe von Kinnekulla vertrieben wurde, war er ihm ſtille gefolgt. Er hatte ihn entlaſſen, wie die Uebrigen, aber er erſchien aus der Ferne und Malkolm that, als ſähe er ihn nicht. Auch nach Wermeland war er gewandert, als er hörte, daß ſein Herr ſich dort aufhielt. Dieſer hatte den Muth nicht, ihn zurückzuweiſen; er ſuchte, was ihm als eine Schwäche erſcheinen mußte, vor ſich ſelbſt zu verbergen — und nun kam er hierher. Die Wache, welche den treuen Diener erkannte, hatte ihn ohne Schwierigkeit paſſiren laſſen. Was willſt du? fragte ihn Malkolm mit Strenge — wo ſie ſind, muß ich ja auch ſein, antwortete der Diener demüthig und leiſe. Wenn ich deiner bedarf, werde ich dich rufen, jetzt entferne dich. Malkolm hatte nicht die Härte, ihn ganz zu vertreiben. Dieſer Menſch, der kaum je ein freundliches Wort von dir vernommen hat, folgt dir ins Elend, ſcheut ſich vor dem Verbrecher nicht — und *ſie*? — Es iſt nicht möglich. Und wenn du betrogen wärſt, wenn alles, was du geglaubt haſt — eine Lüge wäre? Nein — nein — das Daſein iſt eine Lüge — als du geboren wurdeſt, fing der hölliſche Betrug an — betrogener Betrüger! Sollte das Gaukelſpiel mich von Neuem äffen — weiche von mir — elende Poſſe meiner Kindheit. — Ein heftiger Ingrimm bemächtigte ſich ſeiner, ſchon wollte er die Wache rufen, ſein Pferd beſteigen, in die Wildniß hineinjagen und den Truppen entgegen gehn, die, er wußte es, in der Nähe auf ihn lauerten, ſie mit den Wenigen anzugreifen, die ihn begleiteten, den Tod ſuchen, um nur Ruhe zu finden vor der unſäglichen Qual, die ihn marterte. —

Da hörte er ein Schimpfen und Poltern — es hallte in den engen Schluchten wieder und näherte ſich immer mehr. Eine der Wachen erſchien mit einem Fremden, den ſie vergebens aufzuhalten ſuchte. Laß mich — rief dieſer, bin ich nicht unbewaffnet, bin ich nicht hier, in dieſer Schlucht, in eurer Gewalt? kann der Herr nicht über mein Leben gebieten, wenn ich ein Verräther bin? Laß mich, was ich eurem Herrn bringe, das kann keiner von euch allen ihm geben. Die Wache rief dazwiſchen: der Herr will Niemand ſehen — zurück, zurück. Daß ich kommen würde, konnte er nicht ahnen! ſchrie der Fremde; und auf mich wartet er, ich bin der Bote, von einem Mächtigen geſandt. Nicht du — auch dein Herr hat die Gewalt nicht, mich abzuweiſen. Das empörte den Bewaffneten, ſchon ergriff er ſein Gewehr und machte Miene den Zudringlichen niederzuſtoßen, wenn er nicht zurückwiche. Malkolm erſtaunte — denn der Fremde, obgleich waffenlos, ſchien ſelbſt den Tod nicht zu ſcheuen. — Er trat vor die Hütte: Laß ihn, rief er der Wache zu, und geh' wieder auf deinen Poſten. Die verwunderte Wache ließ den Fremden los, und dieſer trat ruhig in die Hütte. Malkolm erkannte ihn — Guſtav, rief er, wie kommſt du hierher, was willſt du? — Euch aufzuſuchen, Herr, um euch nicht mehr zu verlaſſen, antwortete Guſtav. Biſt du wahnſinnig, Thor? wer hat dich gerufen? ich bedarf deiner nicht, mag dich nicht in meiner Nähe — tobte Malkolm — willſt du mit mir das Schaffot beſteigen? — Warum nicht, erwiderte Guſtav gleichmüthig, wenn es ſein muß. Gehe, gehe, wiederholte Malkolm in größter Wuth, du biſt des Todes, wenn du dich nicht ſchleunig entfernſt. Ich will euch nicht beſchwerlich fallen, ſagte Guſtav, aber ich bleibe in eurer Nähe.

— Sie bedürfen meiner nicht? armer Herr! der, der es weiß, was ihnen Noth thut, hat mich geſandt. Wo ihr ſeid, da bin ich nicht ferne. Ruft nur meinen Namen, und ich werde kommen. Ich will mich verbergen, wenn ihr mich nicht ſehen wollt, aber ich verlaſſe euch nicht. Gott ſei mit euch, Herr — ich gehe; doch dieſe Papiere muß ich euch erſt überliefern, er reichte ihm Cederſtröms Paket und verſchwand.

Schon wollte Malkolm, deſſen Wuth ſich kaum gelegt hatte, die Papiere ungeleſen vernichten — was kann für dich Lockendes aus der Welt kommen, die dir fremde geworden? ſagte er. Selbſt was Andere Glück nennen mögen, wird dein Unglück ſteigern. Unglück? Thorheit — ſetzt dieſes nicht Glück voraus? — Es giebt kein Glück, weil alles Glück eine leere Täuſchung iſt. Alſo giebt es auch kein Unglück. — So iſt Verdammniß ein läppiſches Mährchen für den, der gelernt hat Seligkeit als einen Aberglauben zu betrachten. Malkolm glaubte die tödtliche Ruhe der Verzweiflung wieder errungen zu haben, aber er täuſchte ſich; des Bedienten, Guſtavs Erſcheinung hatte die innere Angſt noch höher geſteigert, die ihn wider Willen an Bilder, Gedanken, Erinnerungen feſſelte, denen er entfliehen wollte. Sollten dieſe Menſchen dich wirklich lieben? Warum verfolgen ſie dich mit einer Zuneigung, die dich peinigt?

Das Paket lag noch ungeöffnet da; wie unbewußt griff er danach und erbrach das Siegel; Mathildens Brief fiel ihm in die Augen. Er trug die Spuren des Alters, das Poſtzeichen gab zu erkennen, daß er im Januar geſchrieben war. Ein ganzes Jahr iſt ſeitdem verfloſſen, ſprach Malcolm ſchwermüthig; hätteſt du dieſen Brief damals erhalten, wie wäre Alles anders! Er konnte eine weiche, wehmüthige Stimmung nicht abweiſen — und noch kannte er den Inhalt des Schreibens nicht — die Hand zitterte ihm. Da fiel ſein Auge auf die Adreſſe — durch Thorgreens Hände war der Brief gegangen — ein furchtbarer Verdacht ſtieg in ihm auf. Der Brief war erbrochen. Wer wagte es in deine Geheimniſſe einzudringen? fragte er. Er las — zum drittenmal haſt du geſchrieben — und Thorgreen lag es ob, die Briefe weiter zu beſorgen — und deine, die ſie nicht erhielt — er ward immer unruhiger. Als er nun langſam, bei jeder Zeile verweilend, die ausführliche, verhängnißvolle Erzählung genoß, als nach langer Zeit der innern Zerriſſenheit das ſpiegelhelle Bild der treuen Liebe, der reinen Unſchuld, wie eine milde Engelsgeſtalt ihn makellos anlächelte, da ſchien es ihm, als wäre er aus einem ſchweren, ſchweren Traume erwacht, als wäre er verwandelt, und jede Unthat, jeder Frevel, den er begangen, ihm völlig fremd, als wäre ſein ſchuldvolles Leben gereinigt und geheiligt. Und du haſt ſie von dir geſtoßen, ſagte er und zum erſtenmal perlte der Thränenthau aus dem ſeit Jahren trocknem Auge. Bewegt, erſchüttert, legte er den Brief hin und erkannte auch Cederſtröms Handſchrift. Er ließ nicht ab, bis er Alles geleſen hatte; der Tag verging, er hörte das Weib huſten, den Hund bellen, die fernen Wachen reden — er vernahm es und vernahm es nicht. Er aß nicht, er trank nicht — er war vernichtet. Der furchtbare Haß, welcher ihn verfolgt hatte, die ſchauderhafte Entdeckung, daß zwei Vampyre zehn Jahre lang ſich von ſeinem Herzensblute genährt hatten, konnte keinen Zorn, keine Klage erregen. — Du, du Elender, ſeufzte er, haſt dich ſelber zerſtört, alles Göttliche, was dir gegeben war, zertreten, indem du dir ſelbſt genug warſt, dich immer tiefer in deine eigne Herrlichkeit hüllteſt. Er wollte, daß du dich erkennen ſollteſt. — O! du Wurm — du nichtigſter, armſeligſter aller Menſchen.

Er trat vor die Hütte — er rief der Wache, die indeſſen ſchon öfter gewechſelt hatte: iſt der Fremde da? fragte er. Ich ſah keinen Fremden, antwortete der Bewaffnete. Rufe dreimal laut Guſtav, befahl Malkolm, daß es durch die Thäler hallt. Er ging wieder hinein. Das Weib hatte ein Licht auf den Tiſch geſetzt, draußen tönte Guſtavs Namen in das finſtere Thal und die Schluchten wiederholten ihn, aber Malkolm hörte nichts; die Thüre ward geöffnet, Guſtav trat herein, Malkolm ſah ihn nicht. Mit den Armen auf den Tiſch geſtützt, das Geſicht mit den Händen bedeckend, ſaß er da — ein zerbrochenes Rohr — ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam — ein ſtilles Wehklagen verbarg ſich in leiſe Seufzer, als wagte es nicht laut zu werden. Die Hände gefaltet, ſtand Guſtav ehrerbietig an der Thüre. Stunden vergingen, Malkolm ſaß noch immer unbeweglich und Guſtav rührte ſich nicht. Da erhob ſich der Niedergebeugte und erblickte den treuen Freund: Guſtav, des Herrn mächtige Hand hat mich berührt, ſagte er mit unſichrer Stimme; ſein Name ſei gelobt in Ewigkeit — Amen! antwortete der Tiefgerührte.

Eile, Guſtav, daß du Cederſtröm findeſt, reiche ihm dieſen Brief — und gieb dieſen nach der Adreſſe ab, ſagte Malkolm; eile nur, es gilt eine Unthat zu verhindern — wenn du ſchnell biſt, iſt es noch möglich. Nimm eines meiner Pferde, und zögre nicht. Einen Augenblick ſpäter ſah er den Bereitwilligen durch das Thal jagen. Aber die Hütte lag viele Meilen von Swennaes, Tage konnten vergehen, ehe er Nachricht erhielt, er war in großer Unruhe; doch ein Troſt hielt ihn aufrecht, den er früher nicht kannte. Ein Weg nach Helles Wohnung, der bequemſte und kürzeſte, führte durch ein breites Thal; Helles Schaaren benutzten indeſſen den Weg nie — eine geheime Scheu hielt ſie von der Gegend entfernt. Malkolm hatte mehrmals ſeltſame Aeußerungen darüber gehört. Ein Segen, ſagte man, ruhe auf dieſem Thale, daß in ſeiner Mitte keine Unthat gelingen könne. Malkolm wußte wohl, daß da Bredahls Kirche und ſeine Wohnung ſtand, aber er wollte es ſich verbergen. Jetzt zog ihn ein unwiderſtehliches Gefühl dahin. Es war der erſte Weihnachtstag, an dieſem Abende ſollte der Raub vollführt werden — Malkolm beſuchte die Kirche. Durch Cederſtröm, durch das Gerücht war Bredahl von ſeinem furchtbaren Wahnſinne unterrichtet. Welchen tiefen Eindruck die Predigt auf ihn machte, iſt den Leſern bekannt, das Räthſel des erſten Theiles gelöſt und wir ſind bis auf den Punkt gebracht, wo dieſer ſchloß.

Der Maimonat war zu Ende und ungewöhnlich lieblich geweſen. Um Fagerdal ſtand alles in voller Blüte, und auf dem weſtlichen Abhange, von ſchattigem Gebüſche umgeben, wo man den Hof, die Häuſerreihe und beide Kirchen überſah, ſaß eine fröhliche Geſellſchaft — Torger, Bull und ein luſtiger Mann, der ſich wenig Ruhe gönnte, alle Augenblicke aufſtand und hinkend herumtanzte. Es war Kasper, der ſein Verſprechen erfüllt hatte und ſchon ſeit vier bis fünf Wochen in Fagerdal lebte.

Kasper hatte in dieſer kurzen Zeit bewundernswürdige Fortſchritte in der Sprache gemacht; er konnte ſich ſchon vollkommen deutlich ausdrücken, und ſelten fehlte ihm ein Wort; er beſann ſich nie, würfelte Alles untereinander, unbekümmert um die Grammatik, und ließ ſich willig auslachen. Er ſelbſt aber lachte herzlich, wenn ſeine Sprachfehler, manchmal ganz abſonderlicher Art, wie widerwärtige Töne ſchneidend in das Ohr drangen und es verletzten; ja mit einer Art von Schadenfreude konnte er dieſe Qual erregen und mit ſtillem Behagen genießen. Alle drängten ſich um ihn, dennoch liebte er vorzüglich Storms, Torgers und Bulls Geſellſchaft; er fand ſich erleichtert, wenn er deutſch ſprechen konnte — ſeine wilde Laune ſah ſich durch die fremde Sprache gehemmt. Es iſt mir, ſagte er, als wenn ich von Hühneraugen gequält, ſchnell auf einem ſchlechten Pflaſter, voller Löcher und ſpitzer Steine, hin und herlaufe — ihr glaubt, ich tanze, und ich möchte bei jedem Schritte laut aufſchreien.

Du biſt ganz ein Norweger geworden, ſagte Bull. Ward ich es, Freund, ſo bin ich es auch von jeher geweſen, denn ich ſpüre nicht die geringſte Veränderung, entgegnete Kasper. Wie willſt du das merken? fiel Bull ein; merkſt du doch nicht, daß du wächſt, daß du älter, daß du dümmer wirſt. Das alles geſchieht ſo allmälig, die Jugend verſchwindet, Alter und Dummheit ſchleichen ſich ſo unmerklich ein, daß ich Greiſe gekannt habe, die ſich jung und weiſe dünkten und nicht wahrnahmen, daß die Weisheit verſchwindet, wenn ſie ihre Zähne bekommt. — Alſo wäre dieſe letzte Verwandlung, die mich zum Norweger umgeſtaltete, eine ſolche Art von Dummheit, die mich ganz insgeheim beſchlichen hat, erwiderte Kasper und blickte Bull ernſthaft, ja trübſelig an. Ja, ja, Freund, jetzt da du mich darauf aufmerkſam machſt, ſpüre ich leider ſo etwas. Was wird aus mir werden, wenn du fortdauernd deinen mächtigen Einfluß ausübſt? Du wirſt völlig ſtüpide werden, rief Bull lachend; kannſt du etwas Beſſeres wünſchen? Schweigt, Thoren, unterbrach Torger die Redenden, daß die Blumen euch nicht beſchämen, die willig verwelken und die Früchte nicht hohl nennen, weil ſie der bunten Pracht entſagen, weil ſie ſich in die harten Schaalen verbergen. Kasper nahm eine handvoll Nüſſe vom vorigen Jahre, die er zufällig in der Taſche trug, heraus — hohle Nüſſe — rief er — und wieder hohle Nüſſe und warf die leeren Schaalen dem Torger zu; verſchrumpfte, ranzige Kerne, unreife Früchte, Mutterkorn, erfrornes Getreide — und dann klebrigen Hafer und Baumrinde zur Nahrung. Du biſt boshaft! ſchrie Torger entrüſtet. Welch' ein Menſch! er ſteckt in Deutſchland hohle Nüſſe ein, um ſie hier als hohlen Witz aus der Taſche zu ſpielen. Ich bin boshaft? erwiderte Kasper; nun ja, zuweilen — habe ich doch geſtern noch eine Lobrede auf Land und Volk gehalten, die euch alle entzückte, heute finde ich mich aufgelegt ein Kritiker zu ſein. Kaſper, laß deine Kritik ruhen, nirgends iſt ſie übler angebracht, als wenn von unſerem Sommer die Rede iſt, rief Torger. Steht er nicht ſpät auf, hüllt er ſich nicht in die zarteſten, weißen Flaumfedern ein? Der Anmuthige, er kommt unvermuthet, uns zu entzükken, und verſchwindet ſchnell. Müſſen wir ihn nicht unbedingt genießen und bewundern, weil er uns keine Zeit zur Reflexion läßt? Unſer Sommer reißt uns ganz hin — ein fortdauernder Frühling, der ſich durch lange, ſchützende Umhüllung in ewiger Jugend erhält, während der ſüdliche Sommer, erſchöpft, verdorrt, alle Jahre von Neuem an Entkräftung ſtirbt. Er konſervirt ſich gut, und nimmt ſich, eilig betrachtet, nicht übel aus, verſetzte Kaſper mit einem ironiſchen Lächeln; bis auf etwas Schnupfen und Huſten befindet der alte Herr ſich leidlich: der Schnupfen macht die Vögel etwas heiſer, der Huſten ſchallt zuweilen ziemlich bedenklich zwiſchen den Felſen und nimmt einen nicht gar zu lieblichen, pfeifenden Ton an. Ehrlich geſtanden, mir kommt er wie ein abgelebter Roné vor, der jeden Abend ſeine Perücke, ſeine falſchen Waden und Schenkel, ſeinen Bauch und ſeine Zähne mit ſeinen Kleidern auszieht, und klapperdürr, zahn- und haarlos zu Bette geht. Armſeliger, ſo gefühllos biſt du und kein Strahl der ewigblühenden Natur dringt in deine ausgetrocknete Seele! rief Torger mit komiſchem Pathos. Zürnt nicht, Freunde, erwiderte Kaſper, ein groſer deutſcher Dichter hat dieſen Spätſommer der Greiſe ſehr anmuthig darzuſtellen gewußt.

Die drei Freunde ſchienen eine Uebereinkunft getroffen zu haben, wenn ſie unter ſich waren, nur in tändelndem Widerſpruche Unterhaltung zu ſuchen, nie einen Grundſatz, eine Meinung feſtzuhalten. Wenn wir unter vernünftigen Männern und Weibern ſind, können wir ja wohl auch zum Spaß ernſthaft ſein, eine ſuffiſante Meinung haben und durchführen, äußerte Kasper. Aber der Scherz wird langweilig, wenn er zu lange dauert — wir müſſen dann wieder an unſer Geſchäft, müſſen auf Entdeckungen ausgehen, und ein Jeder weiß, daß die wichtigſten, von dem Teleskope bis auf den Galvanismus zufällig gemacht ſind.

Der reizende Platz, auf welchem dieſe Geſpräche gepflogen wurden, war bei Heggelunds Familie ſehr beliebt; er lag nahe an der Wohnung, und oft verſammelte man ſich hier, wenn der Tag ſo ſchön war, wie heute. Die drei Freunde erwarteten eben auch alle Glieder der Familie; der Tiſch ſtand gedeckt — Erfriſchungen aller Art belaſteten ihn; und ſchon ſah man Heggelund mit der Frau Paſtorin, den alten Storm mit Mutter Heggelund, den jüngeren Storm mit Dorothea und Maria mit Edmund in der Ferne — der dicke Even keuchte mühſam hinterdrein. Storms Verbindung mit Dorothea hatte gleich nach der Zurückkunft von der unfreiwilligen, gefahrvollen, tragiſchen Fahrt, noch im Januar ſtattgefunden. Ich finde, ſagte der alte Heggelund ganz umgewandelt, keine Ruhe, bis ich meine Tochter unter die Haube gebracht ſehe: Storm und Dorothea widerſprachen nicht, Even jubelte auf ſeine Weiſe, nur die Mutter fand die Zeit zu kurz und ängſtigte ſich faſt jetzt, da das ſo plötzlich in Erfüllung ging, was ſo lange ihr furchtſam gehegter Wunſch geweſen war. Die Freunde ſahen, wie die Prozeſſion ſich allmälig ordnete, und langſam und feierlich dem Abhange näher kam. Wie mir doch dieſer Ernſt, dieſer Pathos der Bewegungen, dieſe Feierlichkeit des Geringen und Nichtigen, dieſe ſtarren Paragraphen des Fortſchreitens — als wollten ſie ein Lehrbuch der Moral als Spuren hinterlaſſen, wo ſie gegangen ſind — im Innerſten meiner Seele zuwider ſind, ſagte Kasper; und wie der Storm dort einherſchreitet, als wäre er für ein ſolches Leben geboren. Zwar etwas Philiſterhaftes hatte der junge Mann immer, einen Ernſt, der mich oft ergötzte, beſonders wenn er mit großem Eifer an meiner Bekehrung arbeitete. Es gab Augenblicke, wo die innere Luſt, die zurückgehaltene Ironie faſt unwillkührlich in Rührung überging.

Es war ſeltſam, wie, während Kasper ſo ſprach, in Miene, Stimme und Bewegung die Rührung unwiderſtehlich aus der Ironie hervorbrach und die innerſte Wahrheit des liebenden Gemüthes kund that. Schweigen wir von Storm, klagte Torger, ich habe eine Summe von Vernunft, Anſtrengung und Weisheit auf ſeine Ausbildung verſchwendet — ich ſchäme mich ihre Größe zu nennen, denn Kapital und Zinſen ſind auf immer verloren. Der Burſche ſieht aus der Ferne noch immer aus, als wäre er ein Menſch; man geht ganz ehrlich auf ihn zu, man reicht ihm die Hand und plötzlich — ich habe es erlebt — verwandelt er ſich in einen bloßen Gutsbeſitzer und Ehemann — alles Menſchliche iſt wie durch einen Zauber verſchwunden. Was ſoll aus ihm werden, wenn er Vater wird? Ueber Steinhecken, die aufzuführen ſind, Kartoffeln und Hühner kann er ſtundenlang ſprechen. Er kann kein Glas Conjai leeren, ohne eine Abhandlung vorzutragen über die Art, den Fuſel aus dem Branntwein durch Eſſigäther zu vertreiben; kein Glas Wein genießen, ohne langweilige Vorſchriften mitzutheilen, wie man Meth, Honigwein, Champagner aus Aepfeln und Birnen verfertigt. Neulich hatte ein armer Teufel ſich aufgehängt, der Strick ward gebracht — und kurz darauf fängt der Menſch einen weitläufigen Diſkours an über die Verbreitung der Hanfkultur, als fürchtete er, daß Norwegen Mangel an Stricken zum Aufhängen leiden möchte.

Indeſſen kam die Geſellſchaft immer näher, der alte Heggelund, der mit Storms Mutter den Zug eröffnete, trat heran, die Uebrigen folgten. Maria, rief Torger, der einige Zeit entfernt geweſen war, du blühſt ja wie eine Roſe — wo ſind die blaſſen Wangen geblieben? Er reichte ihr die Hand und ſie lächelte ihm freundlich entgegen. Sie hatte, indem ſie eben den Berg erſtiegen, einen Zettel erhalten; Bruder, flüſterte ſie, zu Storm gewandt — er kommt, er muß bald hier ſein. Dieſe Zeilen ſchrieb er eilig, um mich, wie er ſagt, nicht zu überraſchen. Halling kommt! rief Storm laut, es der Geſellſchaft verkündigend; wie freue ich mich den Verwandelten zu ſehen. Alle äußerten das lebhafteſte Vergnügen über dieſe Nachricht, und kaum war ſie erſchollen, als ein junger Mann erſchien und ſich ſtillſchweigend verbeugte. Man betrachtete ihn verwundert, Maria ſtarrte ihn einen Augenblick erſtaunt, verwirrt, zweifelhaft an, erhob ſich plötzlich und ſtürzte jubelnd unter Thränen in ſeine Arme. Jetzt erſt erkannten ſie ihn; in dieſem blühenden jungen Manne, der mit einer heitern Selbſtgenügſamkeit ſich darſtellte, hätte keiner den blaſſen, ſchwermüthigen Halling, der ſich zu verbergen ſuchte, wenn er in die Stube trat, zu ſehen vermuthet. Man drängte ſich um ihn, man ſprach, lachte, freute ſich, und der trübe Ernſt, der, als die Geſellſchaft den Berg beſtieg, nicht zu verkennen war, ſchien völlig verſchwunden. Ich gedachte erſt eine Stunde ſpäter zu kommen, flüſterte der Glückliche ſeinem Mädchen ins Ohr, aber ich hatte keine Ruhe. Ich reiſe morgen nach Urdal zurück, wo ich ein Geſchäft habe, meine

Zeit iſt gemeſſen, und ſo erſchien ich denn faſt mit meinem Boten zugleich hier.

Als man endlich ruhig geworden war, ſprach der alte Storm: mein Sohn, dein Ruf hat ſich über das ganze Land verbreitet, und wenig haben wir bisher erfahren. Jetzt theile uns mit, wie dir eine ſo wichtige, ſchwierige Unterſuchung gelingen konnte. Was du uns zu erzählen haſt, wird theilnehmende Zuhörer finden. Noch nicht, flüſterte Dorothea, die neben Halling ſaß, dieſem ganz leiſe zu, Edmund muß erſt entfernt werden; aber ſprich nur, daß die Unterbrechung dem Knaben nicht auffällt. Halling war über dieſe, wie es ſchien, zu weit getriebene Rückſicht für ein achtjähriges Kind ganz erſtaunt, aber er that, was Dorothea verlangte. Dieſe Unterſuchung iſt weitläufig, ſagte er, und wenn ich ihren Gang mit Klarheit und in Kürze vortragen ſoll, muß ich ruhiger ſein, als ich mich in dieſem Augenblicke fühle.

Nachdem Halling auf ſolche Weiſe die Aufforderung von ſich abgelehnt hatte, ſprach man fröhlich durcheinander, wie die aufgeregte Stimmung erlaubte, bis Edmund einen Knaben entdeckte, der ihm beſonders lieb war und dem er freudig entgegenlief. Du möchteſt dich wohl mit Olaf etwas entfernter herumjagen, lieber Edmund, wo ihr euch weniger gehemmt fühlt, ſprach Dorothea freundlich zu ihm; euer Lieblingsplatz iſt ja nicht weit, Martha ſoll euch einige Erfriſchungen hinbringen. Ich danke dir, Mutter, antwortete der Knabe; Olaf gefällt mir, der Platz, die Erfriſchungen, die ungehemmte Luſt nicht weniger. Adieu, Halling, ich habe dich lieb, ſehr lieb; er blickte ihn mit den großen, dunklen Augen unverwandt an, indem er ſo ſprach, eine Thräne ſchien hervorbrechen zu wollen — er wandte ſich und ging.

Ein Kind wie dieſes habe ich noch nie geſehen, ſagte Halling, nachdem der Knabe ſich entfernt hatte. So ganz Kind, und doch liegt etwas Geheimnisvolles, ein tiefer Ernſt hinter ſeinen Zügen verborgen. Die liebliche, ſchalkhafte Ironie, welche ſo bedeutend um die Kinderlippen ſpielen kann, daß ich mich nicht ſelten in meiner Nichtigkeit durchſchaut glaubte, daß ich mich ſchämte einem ſolchen Kinde gegenüber, ſah ich wohl öfter, aber noch nie dieſen tiefen Ernſt. Dabei iſt er der ſchönſte, kräftigſte, herrlichſte Knabe, den man finden mag. Es iſt ein ſeltſames Kind, ſagte Dorothea; viele mögen in ſeinem Alter mehr gelernt haben, als er, aber gewiß, wir werden lange ſuchen müſſen, ehe wir ein Kind finden, das ſo viel weiß, als Edmund. Jetzt verſtehe ich erſt ganz, was Storm meint, wenn er klagt, daß die Kinder in unſern Tagen zu viel lernen; ſie wiſſen nicht, was ſie mit all dem Zeuge anfangen ſollen, ſie bleiben ungelenk, ja oft geiſtig roh und plump, mitten unter den Reichthümern, die ihnen aufgedrungen werden. Wie bewundere ich Mathilde, wenn ich dieſen Knaben ſehe, mit welcher Angſt verſuche ich es, nur zu erhalten, was ſie ausbildete. Er ſcheint ſich von jedem, auch noch ſo beſchränktem Punkte des Wiſſens aus, mit einer Leichtigkeit, einer Grazie möchte ich faſt ſagen, zu bewegen, die mich oft entzückt, nicht ſelten beſchämt. Beſonders freue ich mich über die innere Wahrheit ſeines Weſens. Das Entſetzliche, was er erlebte, hat ſich tief, ich fürchte nur zu tief, in ſeine Seele eingegraben. Ich hüte mich die Erinnerung an jene Ereigniſſe aufzuregen, oft aber bin ich dazu gezwungen. Er ſpricht von ſeiner Mutter, ja von ſeinem Vater, er fühlt tief, aber er iſt ſtark, wie dieſer. Manchmal, wenn das Geſpräch unter uns — wie unbewußt — auf die Gegenſtände ſich hinlenkt, die uns ſo ſchmerzlich berühren, wenn wir die Gegenwart des Knaben vergeſſen, und dann, ihn entdeckend, die Unterhaltung plötzlich abbrechen, dann entgeht es ihm nie und nichts kann ihn tiefer verletzen. Selbſt wenn auch nichts Verfängliches geſprochen wird, wenn vielleicht ganz andere Umſtände eine plötzliche Pauſe herbeiführen, ſtutzt er. Wir haben es daher uns zum Geſetz gemacht, zwar was ihn gar zu lebhaft an das Unglück ſeiner Kindheit erinnert, ſo viel wie möglich zu vermeiden, aber was nothwendig iſt, ihm ohne Umſtände mitzutheilen — deshalb meine Mahnung, lieber Halling.

Der Knabe iſt fern, rief Storm, was du früher zu deiner Entſchuldigung ſagteſt, war dir eingeflüſtert; jetzt hindert dich nichts, und wir ſehnen uns alle nach deiner Erzählung. Halling fing an: als Dorothea durch Cederſtröm aus Helles Gewalt befreit war, wollte ich ſie nach Bredahls Wohnung begleiten. Mit Nichten, Freund, ſagte Cederſtröm — und ihr wißt alle, welch' einen wunderbaren Einfluß dieſer herrliche Mann, nach einem Umgange von wenigen Tagen, auf mich ausübte; war es doch, als ahnte ich, was er mir werden ſollte — mit Nichten, ſagte er: was ihnen bisher gelungen, iſt gut und löblich und beweiſt nur, was ſie können, wenn ſie wollen, ſie dürfen ſich darüber freuen — aber es iſt nur der Anfang. Sie ſind nun einmal in eine Begebenheit hineingezogen, aus welcher ſie ſich nicht ſo leicht herauswinden können. Zögen ſie ſich jetzt zurück, dann würde eine Schmach auf ihre erſte That fallen, die als eine angefangene, nicht vollendete zu betrachten wäre; denn noch ſteht der drohende Feind da und wird ſeine Angriffe erneuern. Ich will ſie in den Stand ſetzen, ihn in ſeiner innerſten Feſte anzugreifen, ihn durchaus zu lähmen. Ich geſtehe es, meine gewöhnliche Furchtſamkeit trat von Neuem hervor, als ich mich ſo angeredet ſah; ich ward von einer großen Angſt ergriffen, kalter Schweiß lag mir auf der Stirne, und ich verſuchte es auf alle Weiſe zu entſchlüpfen. Aber ich fühlte zugleich einen inneren Trieb dem Rufe zu folgen, ich fand mich durch das unerwartete Abentheuer ungewöhnlich aufgeregt, und die Spannung war noch nicht verſchwunden. So zwiſchen innerer, quälender Angſt und aufreizender Luſt ſchwebend, ließ ich mich, halb mit Gewalt, fortſchleppen. Wir hielten in dunkler Nacht vor einem Hauſe ſtille, ohne daß ich auf den Weg geachtet hätte; ich war zu ſehr mit mir ſelbſt beſchäftigt und mit dem, was mir bevorſtand. Wie erſtaunte ich, als ich in das Haus trat und es mir ſo ſeltſam bekannt vorkam. Es war das Haus meines Vaters, ich befand mich in der Wohnung ſeines Nachfolgers. Man nahm mich äußerſt freundlich auf; nach der Mahlzeit wurde ich in das für mich beſtimmte Gemach geführt; es war dieſelbe Stube, die ich als Kind bewohnt hatte. Ich kann gar nicht ſagen, wie ſeltſam dieſes Alles auf mich wirkte. Ein großer Stoß verſiegelter Papiere lag auf dem Tiſche — Cederſtröm übergab ſie mir. Leſen ſie, ſtudiren ſie, ſprach er; ich müßte ſie ganz verkannt haben, wenn ſie, nachdem ſie ſich mit allem, was dieſe Papiere enthalten, bekannt gemacht haben, nicht ſelbſt wünſchen ſollten, thätig in eine Sache einzugreifen, die für ſie in jeder Rückſicht das nächſte Intereſſe hat. Ich athmete ſchon freier; es ſteht bei dir, dachte ich, zu erklären, daß du einer ſolchen Arbeit nicht gewachſen biſt. Die Flucht, die Unruhe in Helles Hauſe, wo ich die Gefahr kannte, die Dorothea ruhig verſchlief, die Reiſe, hatten mich ſo erſchöpft, daß ich wie halbtodt einſchlief und erſt ſehr ſpät erwachte. Einen ſolchen erquickenden Schlaf hatte ich noch nie genoſſen, und als ich aufgeſtanden war, fühlte ich mich ſo ſtark, ſo muthig, daß ich ſelbſt über meine Angſt lachte. Voll lebhafter Begierde fing ich an mich mit den Papieren zu beſchäftigen. Ein paar ängſtliche Tage vergingen, ehe ich den erſten leichten Ueberblick erhielt; aber von da an feſſelte mich dieſe Beſchäftigung täglich mehr. Die Acten enthielten eine doppelte Sache — ich kann mich auf eure Kenntniß beider beziehen — die eine ſpielte ausſchließlich in Schweden; ſie umfaßte die Geſchichte der früheren Verſchwörung, welche Malkolm entdeckt hatte, und den von den Häuptern, Sinclair und den beiden Thorgreen, Vater und Sohn, angelegten Plan, Malkolm zu ſtürzen. Die zweite Sache war zum Theil vor mehreren Gerichten verhandelt worden und betraf die mancherlei Prozeſſe, in welche Helle verwickelt geweſen war. Zwei ganze Monate hindurch ſtudirte ich mich in dieſe beiden Sachen hinein, ſuchte die entfernt liegenden Punkte zu vereinigen, die verſchiedenen Andeutungen, welche benutzt werden konnten, herauszuheben — und ſandte dann eine Darſtellung an Cederſtröm nach Chriſtiania. Bald darauf erhielt ich eine Aufforderung dorthin zu reiſen. Cederſtröm verſchaffte mir alle Acten in der Unterſuchung gegen Malkolm; auch dieſe bearbeitete ich mit Eifer, und Malkolm wünſchte, daß ich ſeine Vertheidigung übernehmen möchte. Ich könnte das nicht, ward eingewandt, wenn ich mich nicht der geſetzmäßigen Prüfung unterworfen hätte. Ich war willig — von meiner frühern Angſt ſpürte ich nichts. In die Unterſuchungen vertieft, die mir immer wichtiger wurden, dachte ich nicht einmal an die Prüfung. An dem dazu beſtimmten Tage ſaß ich in Acten vergraben, als ein Lehrer und Examinator, der mir wohlwollte, kam, um mich abzuholen. Ich zog mich eilig an, folgte ihm, ſaß den Examinatoren gegenüber und hatte noch gar nicht recht bedacht, daß ich nun die Prüfung überſtehen ſollte, die mir jahrelang eine ſo große Angſt eingejagt hatte. Als die erſte Frage an mich gerichtet wurde, war es mir freilich, als wenn nun die alte Furcht mich ergreifen wollte; aber ich mußte lächeln, denn ſie war ſo unbedeutend, daß der unwiſſendſte Schüler ſie hätte beantworten können. Indeſſen gab ſie mir Veranlaſſung weiter zu gehen; auf die natürlichſte Weiſe entwickelte ſich aus einer Frage die andere. Ein zweiter, dritter, vierter Lehrer legte mir Aufgaben vor, die mich intereſſirten — Vieles, die Geſetzgebung meines Landes betreffend, war mir aus Helle's Prozeſſen bekannt geworden, denn dieſer ſeltſame Menſch ſpielt faſt die Rolle des Teufels, in der früher berühmten Schrift „Advocatus Diaboli“; er giebt den Rechtsgelehrten Gelegenheit eine Menge Gegenſtände in dem Civil- und Kriminalprozeſſe zu behandeln. Die Prüfung war überſtanden — der Erfolg iſt euch bekannt. Ich war der gerichtlich angenommene Vertheidiger Malkolms und zugleich Helle's Ankläger. In dieſer letzten Sache erhielt ich durch Vergleichung der verſchiedenen Gerichtsverhandlungen hinlängliches Licht; aber intereſſanter war mir die ſchwediſche, die mit Malkolms Vertheidigung ſo genau zuſammenhing. Mit Vollmacht verſehen reiſte ich nach Schweden. Sollten, dachte ich, nicht unter Malkolms Stammverwandten einige ſein, die von Thorgreen und Sinclair benutzt worden ſind, ohne daß ſie ſich bis jetzt zu zeigen gewagt haben? Ja ſolche, die ſich ſpäter, als Malkolm hervortrat, an ihn anſchloſſen? Menſchen, die zu allen Verbrechen fähig ſind, können ſich wohl kaufen laſſen, um gegen Malkolm zu handeln, und ſpäter, wenn dieſer gewaltig wird, theils aus Furcht, theils weil die Gelegenheit lockt, ſich wieder mit ihm verbinden. Als Vertheidiger hatte ich freien Zutritt zu Malkolm, und es iſt euch nicht unbekannt, wie beſonnen, ruhig, ja heiter er im Gefängniſſe ſeine Strafe erwartet. Mit groſer Klarheit unterſtützt er uns, er verheimlicht nichts — und Menſchen und Ereigniſſe aus allen Epochen ſeines Lebens ſchweben ihm mit gleichgroſer Beſtimmtheit vor der Seele. Ich fragte ihn, ob er ſich nicht einiger Stammverwandten erinnere, deren Betragen ihm bei dem letzten, von ihm eingeleiteten Aufſtande ſchwankend, unſicher, verdächtig erſchienen wäre? Er nannte mehrere. Unter dieſen waren zwei, deren Benehmen beſonders auf eine frühere Verbindung verdächtiger Art deutete — ja einige ihrer Aeußerungen mußten weiter führen. Malkolm ſelbſt erſtaunte, als ich ihn aufmerkſam darauf machte. Ich ließ dieſe Menſchen durch die Behörden in Wermeland vernehmen und leitete die Unterſuchung. Dieſe glückliche Entdeckung hat meinen ganzen Ruf gegründet. Die beiden liſtigen Menſchen kannten ihre gefährliche Lage; daß ſie einen ſehr thätigen Antheil an dem Aufſtande genommen hatten, war bewieſen; Malkolm ſaß gefangen, die Hoffnung der Stammverwandten ſchien auf immer vernichtet. Diejenigen unter ihnen, welche der Strafe entgingen, mußten ſich trennen und in entfernten Gegenden, zerſtreut niederlaſſen. Die alte Anna, ihre Prophetin, rang mit dem Tode — gegen Sinclair und Thorgreen zu zeugen, konnte ihnen nur Vortheil bringen, und es ſtand in ihrer Gewalt ſich dabei ſchuldlos zu ſtellen. Ich hütete mich wohl ſie in eine Lage zu verſetzen, die ſie zwingen konnte, ein für ſie ſelbſt gefahrvolles Zeugniß abzulegen; ich unterſtützte die Anſicht, als wenn diejenigen, die ſich von Sinclair und Thorgreen leiten ließen, hätten glauben müſſen völlig geſetzmäßig zu handeln — und ſo gelang es mir Urkunden von der größten Wichtigkeit zu entdecken. Sie zeigten deutlich auf den geheimen Einfluß hin, welchen Sinclair und Thorgreen ſchon ſeit vielen Jahren auf Malkolms unglückliche Stammverwandten ausgeübt, beſonders warfen ſie ein deutliches Licht auf die Rolle, die Siogreen geſpielt hatte.

Er war erkauft worden, ich fand eine Inſtruktion für ihn von Thorgreen vor. Er war verloren, und ich eilte nach Weſtmannland, wo er lebte. Siogreen, ein zu kundiger Juriſt, um nicht einzuſehen, daß er nicht zu retten war, verrieth nun aus Ingrimm auch Sinclair und die beiden Thorgreen; ſo erfuhr ich Alles, ja mehr, als ich erwartete, denn er war ſchlau genug geweſen die Papiere aufzuheben, durch welche die mächtigen Verbrecher ganz von ſeiner Willkühr abhingen. Ich bekam einen Brief von Thorgreen dem Sohne, in welchem er Lunding eine Anleitung giebt, Malkolm zu täuſchen; und dieſer Brief enthielt zugleich den Entwurf eines zweiten in Malkolms Namen, den Lunding in nachgeahmter Handſchrift copiren ſollte. Er ſtimmte Wort für Wort mit dem verdächtigſten Briefe, der gegen jenen bei der Unterſuchung benutzt worden war. Solche Beweiſe waren zu ſchlagend, und ich habe ſie nicht einmal alle genannt. Ich benutzte, was ich als Malkolms Vertheidiger brauchen konnte und ſandte das Uebrige nach Stockholm, wohin man den verwundeten Thorgreen gebracht hatte. Ein Theil der Umſtände, die enthüllt wurden, waren für Schweden wichtig; die furchtbare Bosheit, welche Malkolm zur Verzweiflung gebracht hatte, erregte Abſcheu, und die allgemeine Theilnahme für den unglücklich Verlockten ſtieg dort wie in Chriſtiania.

Halling hielt einen Augenblick inne; die Erinnerung an Malkolm und Mathilde war durch ſeine Erzählung nur zu lebhaft aufgeregt werden. Daß bei dieſen Ereigniſſen, die beiden den Untergang bereiteten, alles ſich ſo freundlich für Heggelund und ſeine Familie geſtaltete, erfüllte ſie mit einem ſchmerzlichen Gefühle. Angſtvoll harrten ſie der letzten, entſetzlichſten Kataſtrophe.

Malkolm, erzählte Halling weiter, iſt klar, ruhig, ja heiter. Mathilde hat zwar, wie mehrere ſeiner Freunde — Cederſtröm, Silén, Holter, Guſtav und ſeine Frau, Theodor (der treue Bediente) — freien Zutritt, doch muß ſie ſich des Abends entfernen. Sie hat ſich geduldig darein gefügt und in der Nähe der Feſtung ein einſames Stübchen bezogen. Alle Morgen frühe ſieht man ſie, in ſich verſunken, ohne Begleitung, die ſie abweiſt, im einfachen Kleide, verſchleiert, nach der Feſtung gehen. Das Volk betrachtet ſie wie eine Heilige. Man erblickt auf beiden Seiten der Straße Männer und Frauen, die ruhig warten, bis ſie erſcheint, und wenn die herrliche Frau in der Mitte der Straße durch die Menge, ohne ſie zu bemerken, wie der Erde entrückt, fortſchreitet, herrſcht eine tiefe, ergreifende Stille. Bauern aus den fernen Gebirgsthälern, ſind mit Frau und Kindern um ihretwillen nach der Stadt gewandert. Jeder, der ſie geſehen hat, preiſt ſich glücklich. Ihre Augen zeigen den ſchönen, frühern Glanz, ja einen ſchönern; eine göttliche Milde ſpricht aus ihren Zügen. Sie klagt nie und ihre Stimme hat etwas Erſchütterndes; ſie klingt wie wunderbare Akkorde aus einer fremden, ſeligen Welt. Aber ich darf es nicht verhehlen, ſie geht ſichtbar dem Grabe entgegen.

Bredahl, der ſeit der letzten Zeit, als Malkolms Seelſorger, ſich in Chriſtiania aufhält, verläßt ihn faſt nie, auch Cederſtröm fand ich beinahe immer in ſeinem Gefängniſſe. Die Uebrigen ſieht er ſelten, aber ich bemerkte ſie ſtets in der Nähe der Feſtung. Eilén ſteht des Morgens und Abends, tief in ſeinen Mantel gehüllt, unter dem Volke, und erwartet ſtill Mathildens Vorübergehen; er ſcheint ſich verbergen zu wollen.

Ich bringe euch einen Gruß, ich bringe den Wunſch des Sterbenden, euch zu ſehen, zu ſprechen. Wir haben ja nur auf die Erlaubniß wie auf eine Gunſt gewartet, ſagte der alte Heggelund erſchüttert. Edmund ward gerufen; er ſah die feierliche Stimmung der Geſellſchaft, er ahnte den Grund. Dorothea trat ihm entgegen: dein — Vater, ſprach ſie, ſtirbt und wünſcht dich vor ſeinem Tode zu ſehen. Armer Knabe! bald wirſt du auch keine andere Mutter haben, als mich — er ſtürzte weinend in ihre Arme.

Bald darauf ſtand Fagerdal, ja ein großer Theil von Swennaes verödet.

Die große Gerichtshalle war eröffnet; die Richter ſaßen in zwei Reihen auf den Bänken; der Thron ſtand, die Majeſtät darſtellend, im Hintergrunde. Das Volk drängte ſich um die Schranken. Der Generaladvokat hatte die Anklage beendigt. Halling trat als Vertheidiger auf; der wichtige Moment ſchien ihn über ſich ſelbſt, über die Menge, welche ihn umgab, über jede Furcht zu erheben. Kühn, frei, mit ſtillem Ernſte beſtieg er den Rednerſtuhl: ſeine Augen glänzten, jede Miene ſprach beſonnene Ruhe aus, die fertige Rede ſchien ſchon mit ihrer verborgenen Kraft auf ſeinen ſtummen Lippen zu ſchweben. Eine feierliche Stille herrſchte in dem ganzen Saale, alle Augen waren auf ihn gerichtet: er ſchien es nicht zu bemerken.

Er ſprach; ſeine Stimme klang hell, klar, vernehmlich durch die weite Halle. Mit großer Beſtimmtheit entwickelte er Malkolms Lage, ſeine Verhältniſſe und die entſetzliche Intrigue, welche ihn umſponnen hatte. Von ſeinen Vorzügen, ſeinen Verdienſten, ſeiner edlen Geſinnung entwarf er ein ſchönes Bild, aber auch ſeine Fehler verſchwieg er nicht. Wie das Verbrechen ſich geſtaltete, wie der unſelige Keim dazu ſchon in ſeiner Geburt lag, wie er ſich entfaltete, ihn beſiegte, ward mit klaren Zügen dargeſtellt. Der Zuhörer glaubte den Angeklagten ſteigen, den Gipfel des Glückes erreichen und fallen zu ſehn. Dann erzählte er, wie dieſer Gefallene ſich, von der göttlichen Gnade berührt, wieder erhob, freilich, als für ihn keine irdiſche Rettung mehr möglich war. So ſchloß ſeine Vertheidigung:

Ich darf mich nicht rühmen durch meine Darſtellung irgend etwas geleiſtet zu haben, was ich als mein Werk betrachten könnte. Ihm, dem Angeklagten, verdanke ich Alles. Denn nicht ein gemeiner Verbrecher ſteht vor dem Richterſtuhle. Mit uns hat der Angeklagte ſich verbunden, es war ihm eben ſo ſehr, ja mehr vielleicht als ſeinen Richtern, darum zu thun, daß alles klar, entſchieden, der Wahrheit gemäß erkannt würde. Von jenen Lügen, Verdrehungen, halben, immer erzwungenen Zugeſtändniſſen, durch deren Hülle der Richter nur mit Mühe und zweifelhaft die Wahrheit erkennt, kann hier nicht die Rede ſein. Er war ſein eigner Inquirent, und der tiefſte, gründlichſte. Jene bewußtloſen Täuſchungen der Eigenliebe, die ſich der Entwickelung der Thatſachen faſt unmerklich aufdrängen, hätte die ſchärfſte Unterſuchung nie entdecken können. Sein Geſtändniß war eine grosartige, rückſichtsloſe, ſich ſelbſt verleugnende Beichte. Sollte ich dieſes klare Bild durch die leichten, flachen Künſte einer üblichen Vertheidigung verunſtalten? Sie iſt ſelbſt die ſchönſte. Ja — er ſteht gereinigt da. Können wir es leugnen, daß dieſe tiefe Religioſität, dieſe Reinheit der Geſinnung, mit Klarheit, Kenntniß, Entſchloſſenheit verbunden, wenn ſie frei und ungehemmt thätig wäre, ein Segen für das Land werden müßte? Er war einer der edelſten Bürger, wir richten den edelſten. Wer kämpfte, wer unterlag, wer ſiegte wie dieſer

Verbrecher? — Und wir ſind die Richter — wir. Unſere Vorväter vernichteten jene fremde Schotten, die kühn durch das Gebirge drangen; wenige Bauern retteten das Land und glänzen neben den größten Helden der Geſchichte — aber ein barbariſcher Frevel befleckte die Sieger und warf einen Schatten auf die ſchöne That. Wir rühmten uns der Kühnheit und verſchwiegen, was uns demüthigte. Da wucherte die Unthat im Dunkeln fort, und erzeugte Greuel auf Greuel; ein geachtetes Geſchlecht mußte büßen für der Väter Vergehen — und jetzt, nachdem zwei Jahrhunderte verfloſſen ſind, reißt die nächtliche Gewalt die edelſte Natur in den Strudel des Verderbens, der durch unſere Schuld geöffnet ward — ſtellt den Unglücklichen, den wir lieben müſſen, vor unſern Richterſtuhl. Die herrlichſte Frau, Skandinaviens zarteſte Blüte, heiligt durch Treue den Verbrecher, der durch ſeine Geſinnung gereinigt iſt — und verwelkt zu unſeren Füßen. So viel Unheil, eine ſolche Reihe von Unglücksfällen, Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, zuletzt Untergang der edelſten Natur und gramvoller Tod der herrlichſten der Frauen, die in allem Glanze der Jugend hätte leben können — erfüllt uns mit Entſetzen. Wir ſind die Schuldigen — und wir ſollen richten. Ob ich für ſein Leben bettle? Nie würde ich dieſen Frevel begehen. Das Geſetz ſteht höher als wir, und er, der Verbrecher, ſpricht ſich das Urtheil. Es iſt nicht ein ſchwanlender Sünder, der aus Verzweiflung ſich den Tod wünſcht, den das Geſetz gegen ſeinen Willen ſchonen zu müſſen glaubt — das Geſetz, wie es ihn zum Tode verurtheilt, iſt ſein eignes Geſetz — ſo iſt ſein Todesurtheil die ſchönſte That ſeines Lebens und der Kern meiner Vertheidigung.

Halling trug darauf an, daß Malkolm nicht durch das Schwert des Henkers, ſondern als Krieger durch den Schuß fallen ſollte, und ſchloß unter rauſchendem Beifalle, der durch nichts gehemmt werden konnte, ſeine Vertheidigung. Sie hatte zwei Stunden gedauert.

Die Glocken läuteten, eine tiefe Trauer ruhte auf der ganzen Stadt. In wunderbarer Stille ſchlichen viele Tauſende, die aus entfernten Gegenden gekommen waren, durcheinander, und verſammelten ſich mit den Einwohnern auf dem Felde, wo niedrige Felſen hier und da eine Ueberſicht gewährten. Man flüſterte nur, keine laute Stimme ward gehört. Es war das Bewußtſein der Schuld, welches die Menge durchdrang. Geräuſchlos ſtellten ſich die Truppen in einem großen Kreiſe auf. Durch die Menge ging Malkolm, von wenigen Soldaten umgeben, an ſeiner Seite Bredahl; alle, die ihn liebten, durften ihn begleiten. Ruhig ſetzte er ſich hin, Bredahl ſprach ein Gebet: es war nicht ſein Gebet allein, nicht Malkolms — man ſah Tauſende knien. Malkolm faltete die Hände, ſein unverhülltes Geſicht blickte zum Himmel — die Schüſſe fielen — er war nicht mehr.

In derſelben Stunde ſchlich durch eine verödete Straße, in der Nähe der Feſtung, ein einzelner Menſch. Scheu nahte er ſich einem niedrigen Hauſe; da hörte er die leiſen Klänge einer Guitarre. Er näherte ſich dem kleinen Fenſter, er lauſchte: da tönten, in Händels ergreifender Weiſe, die wenigen Worte „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebet". Wer hörte jemals dieſe Töne, die wunderbare Miſchung von furchtſamen Flehen und völliger Zuverſicht, von Angſtgeſchrei und Jubel — und konnte ſie vergeſſen? Selbſt der Meiſter vermocht' nur dieſen Anfang, wie einen tieferen Ton aus jener höhern Welt, anzuſchlagen. — Der Lauſchende horchte, aber nach dem letzten, zitternden Laute vernahm er nur ein tiefes Seufzen — er hörte, wie die Guitarre klingend auf den Boden fiel.

Es war Silén; ſie iſt geſtorben — ſagte er — ich dachte es wohl. Er trat in das Haus. Mathilde war in Dorotheas Arme geſunken, die weinende Dienerin ſtand hinter ihr — Edmund kniete, ſein Kopf ruhte auf ihrem Schooße. In demſelben Augenblicke, wo die Schüſſe fielen, brach auch das treue Herz — ſie hatten beide Herzen zugleich getroffen.

Anhang.

Sagerdal d. 3 Juli 1831.

Ich hatte erfahren, daß Edmund Malkolm von ſeiner Reiſe zurückkommen ſollte. Ich hatte bisher ſein bedeutendes Vermögen verwaltet und wollte es ihm jetzt übergeben. Ich ſehnte mich nach den theuern Freunden, die ich ſeit Malkolms und Mathildens Tode nicht geſehen. Noch erwartete man Edmund, als ich ankam, aber ich ſah Storms reizende Tochter, ein funfzehnjähriges Mädchen, und erſchrak. Es war Mathilde; eine ſeltſamere Aehnlichkeit war mir nie vorgekommen. Hatte der Eindruck, den Mathildens Erſcheinung und Schickſal auf Dorothea, unter ſo beſondern Umſtänden machen mußte, ſeine geheimnißvolle Wirkung geäußert? Ich will mit Keinem ſtreiten — aber es war ſo. Und das Mädchen trägt Mathildens Namen. Je näher ich ſie kennen lernte, deſto überraſchender war die Täuſchung: dieſelbe Anmuth, dieſelbe Milde und Klarheit, ja dieſelbe Stimme. Aber wie ward mir, als nun mein unglücklicher Freund verjüngt hereintrat — Edmund war ſo eben angekommen — die Aehnlichkeit zeigte ſich in der Jugend nicht ſo auffallend, ſie hatte ſich erſt mit den Jahren entwickelt. Nur milder ſchien er mir, obgleich muthig, offen und entſchloſſen. Welche Gefühle durchdrangen mich, als der ehrwürdige Greis Mathildens und Malkolms Hände vereinigte, als er ſprach: Dieſes habe ich noch erleben wollen, ehe ich ſterbe. Jetzt erſt iſt der finſtere Dämon meines Hauſes verſchwunden und der barbariſche Frevel der Väter geſühnt.

Mathilde iſt noch für eine Ehefrau im hohen Norden zu jung, erſt in zwei Jahren wird die Hochzeit ſein. Der rüſtige alte Heggelund darf hoffen ſie zu erleben. Edmund begleitet mich.

Cederſtröm.

Druckfehler.

Malkolm 2r Band.

Seite 40 Zeile 15 v. o. ſtatt Inia lies Inca
= 60 = 5 v. o. — Ein l. Der
= — = 17 v. o. — ſein l. ſeine
= 80 = 1 v. o. — drei l. dreizehn
= 101 = 1 v. o. wird „ſe“ ausgelöſcht
= 168 = 4 v. o. ſtatt faſt l. ſaß
= 206 = 23 v. o. — ſein l. ſeine
= 219 = 9 v. o. — wichtig l. nichtig
= 221 = 7 v. o. wird „ſie“ ausgelöſcht
= 240 = 4 v. u. ſtatt Anſichten l. Abſichten
= 276 = 18 v. o. — Religion l. Region
= 336 = 6 v. o. — Ach l. Ich
= 353 = 24 v. o. wird „mit“ ausgelöſcht
= 373 = 1 v. o. ſtatt furchtbaren l. fruchtbaren
= 384 = 7 v. o. — der Nacht l. den Nebel
= 392 = 23 v. o. — Drirthal l. Drinthal
= 488 = 17 v. o. — die Stadt ein Gerücht l. ein Gerücht die Stadt.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Erſtes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Erſtes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Gebirgs-Sagen.

Als Anhang:

Die Trauung,

eine Sage des Nordens.

Von

Henrich Steffens.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837

1291

AD BIBL. UNIV. MONAC.

Universitäts-Bibliothek München

Vorwort.

Ein Theil dieſes Bandes erſchien im Jahre 1823 in der Schrift: Geſchichten, Sagen und Mährchen von Fr. H. von der Hagen, E. T. A. Hoffmann und H. Steffens.

Die beiden erſten Darſtellungen aus der däniſchen und ſchleſiſchen Mährchenwelt ſind durch äußere Veranlaſſungen entſtanden. Die erſte iſt ſchon in Büſchings wöchentlichen Nachrichten gedruckt, und die zweite ward durch eine Gebirgsreiſe, welche ich das Glück hatte in der Begleitung Sr. Königl. Hoheit, des Kronprinzen, zu machen, veranlaßt und ebenfalls in wenigen Exemplaren abgedruckt.

Die räthſelhafte Erzählung: **Die Trauung**, brachte ich zuerſt nach Deutſchland. Sie machte, wo ich ſie mittheilte, Eindruck. Schon vor vielen Jahren ward ſie der Gegenſtand eines, wahrſcheinlich unbedeutenden, Romans, der mir nur dem Titel nach bekannt iſt, und zum zweiten Mal iſt ſie noch neulich auf eine ähnliche Weiſe behandelt worden. Am meiſten zog ſie aber die Aufmerkſamkeit auf ſich durch das berühmte, in Terzinen verfaßte Gedicht eines der erſten Geiſter unſerer Nation. Unter ſolchen Umſtänden glaubte ich mich faſt verpflichtet, dieſes geheimnißvolle Ereigniß in ſeiner urſprünglichen Geſtalt bekannt zu machen. **Die ſchlafende Braut**, eine Novelle, die ſich in eine Gebirgsſage auflöſt, erſcheint jetzt zum erſten Male im Druck.

Steffens.

Ueber
Sagen und Mährchen
aus Dänemark.

Die kindliche Phantaſie des Geſchlechts flieht aus den künſtlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft. Zahme Bilder und Thiere, kultivirte Seelen und Aecker, geregelte Schlüſſe und Straßen unterſtützen ſich wechſelſeitig, und die ſchönen, phantaſtiſchen Träume einer Zeit, in welcher die tiefſten Räthſel der Natur ſich dicht um uns herumlagerten, die Seele bald mit wilder Furcht ängſtigten, dann mit hoher Freude entflammten, wurden, wie die wilden Thiere, in die wüſten Gegenden der halberloſchenen Erinnerung und in die finſtern Gebirge verjagt, während wir, zu einem nüchternen, verſtändigen Daſein erwacht, von erkünſtelten Bedürfniſſen umringt, uns glücklich preiſen in einer verworrenen Lage, die uns andere Träume ſtatt der verſcheuchten gab, deren Genuß uns erſchlafft, ſtatt uns zu ſtärken. Damals mußte der Menſch um ſein Daſein kämpfen. Die Wälder drohten, die Gebirge trotzten, die Gewäſſer ſtürzten ihm tobend und ſchäumend entgegen, die wilden Thiere hatten noch ein furchtbares Bündniß und forderten ihn kühn und Vernichtung drohend zum

Kampf. Da blühte die wahre Freude dicht neben der nie ſchlummernden Gefahr, freudiges und angſtvolles Erbeben wechſelten unbeſtimmt in eiligen Gegenſätzen und der Menſch ergriff ſich in jedem Augenblick ganz. In dieſer Wildheit lebte die Milde, in dieſem Trotz die Ergebung, in dieſer Furcht die Kraft. Jetzt müſſen wir in unbeſtimmten Umriſſen große Gedanken ſchwebend erhalten, wie fremdartige Reizmittel, die Predigten reichen nicht aus, die Theaterrührung verſchlafen wir, und unſere Kinder müſſen an Stangen und Leitern und hölzernen Pferden die entflohene Kraft und Geſinnung erjagen. In jener Urzeit, aus welcher, wie eine Blüte der Natur, Poeſie, Liebe und Glaube hervorwuchs, weilten wir daher immer mit ſtillem Wohlbehagen.

Mir, als Naturforſcher, war von jeher die Phyſiognomie der Mährchen der verſchiedenen gebirgigen, waldigen, geheimnißreichen Gegenden unendlich theuer. Denn aus einer beſtimmten Natur entſprungen, blieben ſie in ſolchen verborgenen Zufluchtsörtern, wo ſie, aus unſerer Mitte verſcheucht, ſich Jahrhunderte lang erhielten, noch immer ihrer urſprünglichen Heimat getreu, deuteten auf ſie, ja ſchienen ihre innerſten Geheimniſſe wunderbar zu bewahren. Es iſt bekannt, daß die verſchiedenen Gebirgsarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiſer Unterſchied ſich auf dieſe Weiſe wohl erkennen läßt. Aber entſchiedener iſt der Einfluß auf die Geſtaltung im Großen. Granit-, Schiefer-, Kalkgebirge erzeugen eine andere Geſtalt der Höhen, der Schluchten, der Thäler und Weitungen, anders bilden ſich daher nach der Verſchiedenheit der Gebirgsart die Baumpartieen. Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung einen andern Charakter an, die Gewäſſer ſcheinen, ewig ſtrömend in jenen ſo verſchiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen andern Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Geſtaltung der Mährchen auf das genaueſte zuſammen, ſo daß ich, mit innigem Vergnügen, dieſe Verſchiedenheit des Mährchenwuchſes nach der Natur der Gegend in den leiſeſten Abänderungen wahrgenommen habe. Wunderbarer hat dieſe Erſcheinung mich nirgends ergriffen und gerührt, als auf dem Nordabhange des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit-, als die Schiefer-Mährchen, die Sagen zwiſchen der Ilſe und der Ocker, an der Harzburg, als die des Budethals, des Selkethals. Iſt nicht das Mährchen von Hans Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs?

Ganz anders iſt die Geſtalt der Mährchen in flachen Ländern, und beſonders ſcheinen mir die in Dänemark in dieſer Rückſicht merkwürdig. Ich will zugeben, daß dieſe Mährchen meiner Kindheit, die fortdauernd mit allem Zauber frühzeitiger Erinnerung in meiner Seele wiederklingen, einen Eindruck zurückgelaſſen haben, der mir eigenthümlich, aber der innige Zuſammenhang mit der Natur der Gegend iſt dennoch zu entſchieden. Seeland — von dieſer Inſel, dem Aufenthalte meiner Kindheit, iſt hier ausſchließlich die Rede, — iſt im Ganzen flach, hin und wieder hüglich. Hier war von jeher die Hauptmacht eines kräftigen Staats, alle That, begrenzt vom Meer, wenn ſie nicht hinausſchweifte über die Grenze, brach ſich beſtimmter in dem angewieſenen Raume, die Natur bot wenige Hinderniſſe dar, kein Gebirge, keine mächtigen Flüſſe ſtemmten ſich hemmend entgegen. In einem ſolchen Lande nimmt Alles ſchnell und wie durch eine plötzliche Veränderung das Gepräge der Gegenwart an, die Ueberreſte der Vergangenheit verſchwinden, bedeutende Ruinen ſind ſelten. Nur aus der Erde, aus den vielfältigen Gräbern, wühlt man mühſam die Ueberreſte eines frühern Lebens hervor. Aber Seeland iſt in vielen ſeiner Gegenden eins der reizendſten Länder der Welt. Die Hügel runden ſich in unbeſchreiblicher Anmuth, das Grün der Wieſen hat einen wunderſamen Zauber, die majeſtätiſchen Buchenwälder treten mit Ehrfurcht gebietendem Ernſt hervor, ihr geheimnißvolles Dunkel ergreift die Seele mit Schauder, und ein tiefes Heimweh ruft mich zu ihrer verborgenen Pracht, wie zu einem verlornen, unſchätzbaren Gute, zurück. Das Meer tritt oft, in Süden zumal, indem es zwiſchen gras- und waldreichen Inſeln ſich windet, tief in ſolche reichbegabte Gegenden hinein, geheimnißvoll umſchloſſen von den hohen waldigen Ufern. Mitten in den finſtern Waldungen ſieht man große Landſeen. Die Buchen, gedrängt an die Ufer, dicht belaubt, neigen ſich über die ruhige Waſſerfläche und verfinſtern ſie mit einem ewigen Schatten. Hier ergreift uns die ſtille Gewalt des ſchlummernden Waldgottes. Die Blätter rauſchen, die Bäche rieſeln, die ruhigen Wellen ſchlagen an die einſamen Ufer, die Inſekten wühlen, die Vögel ſingen und die geheime Gewalt der Waldeinſamkeit faßt das zagende Gemüth mit grauenhaftem Entzücken. Es iſt das ſtille Athemholen des ſchlummernden Gottes. Wenn er erwachte? Wenn die in der ruhenden Bruſt gefeſſelte Stimme laut würde, die dort in kaum vernehmbare Töne verklingt?

Hier, in dieſe Gegenden hat die kindliche Mährchenwelt ſich gerettet, hier mit dieſen Geheimniſſen vertraut, tragen ſie ihr Gepräge, an den verborgenen Quellen, wie an einer lieben Heimat, haben ſie ſich gelagert, und ewig ſtrömen die geheiligten Tropfen einer verſchwundenen ſchönen Erinnerung, wie ſtille Thränen, die niemals trocknen; hier ſegeln, unter waldigen Inſeln, die verblichenen Geiſter, hier tönen noch immer die Wehklagen der gefallenen Helden, der verlaſſenen Mädchen, und wild, wie der Sturm brauſend durch die Gipfel der Buchen ſauſt, jagt in fliegender Eile der zur ewigen Unruhe verdammte Jäger durch die Luft. Manch Mal eröffnen ſich große, von Wald umgrenzte Ebenen; in Moräſten, vormals Seen, liegen Inſeln, wie verzaubert, mit Ruinen, und je milder das Land, je ſeltener die Ueberreſte, je anmuthiger die ſtark bewohnte Gegend in der Nähe, deſto tiefer ergreift uns das ſtille, geheime Dunkel, welches uns ganz umgibt und unendlich ſcheint, weil keine Anhöhe einen Blick in die bewohnte Gegend erlaubt.

Wer die noch nicht verſchollenen Töne dieſes Waldgeiſtes vernehmen will, der mag nur die alten däniſchen Lieder, die auch in Deutſchland nicht mehr ganz unbekannt ſind, leſen und ihre eigenthümliche Art muß ihn an die beſtimmte Natur erinnern. Noch immer hört man, in Jütland beſonders, alte Melodien, die auf äußerſt ergreifende Weiſe klingen, und wie tief das feenhafte Waldleben in der Nation wurzelt, beweiſt eine auffallende Erſcheinung mitten in der Hauptſtadt, die ich erzähle, wie ſie mir ein lieber Freund mittheilte.

In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matroſen der däniſchen Marine ein Quartier, welches faſt eine eigene Stadt bildet. Kleine Häuſer, nur aus einem Erdgeſchoß beſtehend, ſind in regelmäßige Reihen geordnet und bilden mehrere Straßen, die ſich durchkreuzen. Ein jedes Häuschen hat einen eigenen eingeſchloſſenen Hof. Dieſes ganz eigene Volk iſt kurzſtämmig, von ganz eigenthümlichem Wuchs, und die treuherzige Geſinnung, der grade Verſtand, der oft überraſchende Witz, von einem ganz ausgezeichneten Gepräge, beweiſen, wie ihre körperliche Bildung, daß ſich hier ein Urſtamm des Landes ohne allen Zweifel in großer Reinheit erhalten hat. In einem jeden Hofe ihrer kleinen Häuſer ſieht man, über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit einem religiöſen Eifer unterhalten und gepflegt wird. Der Geiſt dieſes Baumes iſt Schutzgeiſt des Hauſes, er hilft in Krankheit, ſteht den Frauen in Kindesnöthen bei, beſchützt die Kinder, aber verſchwindet auch, wenn der Baum abſtirbt.

Ich habe ſchon lange einige Nachrichten von däniſchen Mährchen, Volksſagen und aus dem Alterthum übrig gebliebenen Gebräuchen verſprochen; als ich aber anfing an die Erfüllung des Verſprechens zu denken, bemerkte ich wohl, daß meine aus der Kindheit dunkel übrig gebliebenen Erinnerungen, ſo theuer ſie mir waren, dennoch viel zu wenig zuſammenhingen, um in der Geſtalt, in welcher ich ſie mittheilen konnte, einer öffentlichen Bekanntmachung werth zu ſein. Es war mir daher ſehr angenehm, eine kleine Schrift zu erhalten, in welcher Herr Thiele anfängt ſolche Mährchen und Sagen zu ſammeln, (der Titel iſt: Pröver af Danſke Folkeſagn ſamlede af J. M. Thiele, med en Fortale af Prof. Nyerup. Kiöbenhaven. 1817). Auch verdanke ich meinem theuern Freunde, Herrn Pingel, der ſich lange bei uns aufhielt, höchſt intereſſante Nachrichten. Ich mache alſo jetzt den Anfang, indem ich Einiges über die in Dänemark herrſchenden Sagen von dem wilden Jäger mittheile. Dieſer iſt bei uns der berühmte König Waldemar der Vierte, an einem deutſchen kaiſerlichen Hofe erzogen. Man kann ihn den zweiten Stifter des Königreichs nennen, welches, als er es rettete, ganz zerſtückelt und ein Opfer der Raubſucht herrſchſüchtiger Großen war. Das Mährchen findet man in der angeführten Schrift S. 29 und es iſt bekannt unter der Benennung:

König Waldemars Jagd.

König Waldemar liebte ein Mädchen von Rygen (Tovelille) und trauerte über die Maaßen, als ſie ſtarb, ſo daß er beſchloß, ſich nie von der Leiche zu trennen. Dieſe mußte ihm daher allenthalben folgen, wo er im Lande herumzog. Aber das war dem Hofgeſinde des Königs höchſt beſchwerlich und einer ſeiner Mannen dachte nach, was denn wohl den König mit ſolcher Gewalt an die Leiche binden möchte. Als er nun mit großer Aufmerkſamkeit die Leiche unterſuchte, fand er einen verzauberten Ring auf ihrem Finger. Dieſen zog er ab und behielt ihn. Da verſchwand plötzlich die Liebe des Königs und er ließ die Leiche begraben. Jetzt aber wandte ſich der Sinn des Königs auf dieſen ſeinen Mann, ſo daß er in der Gunſt des Königs immer höher ſtieg, immer und unabläſſig um ihn ſein mußte; ja alles, was geſchah, mußte er ausrichten. So ſehr ihn nun auch alles Volk wegen ſolcher hohen Gunſt glücklich pries, ſo war er es dennoch keineswegs; denn das theuerſte Gut, die Freiheit, war verloren, das ihm die übermäßige Liebe des Königs faſt verzehrte. Da er nun aber gar wohl wußte, wie dieſe Liebe entſtanden war, beſchloß er ihr lieber freiwillig zu entſagen und ſo ſeine Freiheit wieder zu gewinnen. Indem er daher mit dem Könige durch Gurre-Wald ritt, warf er den Ring in einen Moor. Und von jetzt an war der König an dieſen Ort gebannt, und nur hier konnte er ruhig und zufrieden ſein. Er baute hier Gurre-Schloß und jagte in den Wäldern Tag und Nacht. Ja ſo lieb ward ihm der Ort, als er lange hier gelebt hatte, daß dieſe Liebe ihm jene ruchloſen Worte entlockte, die ſeit uralten Zeiten von Zunge zu Zunge gehen, ihm aber zur Verdammniß wurden, indem er ſagte: „Gott möge ſein Himmelreich behalten, wenn er ihn nur im Gurre-Wald jagen ließe!“

Jetzt reitet er nun alle Nächte „von Burre nach Gurre“ und iſt über das ganze Land als der fliegende Jäger bekannt; in einigen Gegenden nennt man ihn wohl auch den fliegenden Markolfus. Wenn er ſich nähert, hört man erſt ein Huien und Lärmen und Peitſchenknallen in der Luft, und dann geht Jedermann bei Seite oder ſtellt ſich hinter die Bäume. Dann kommt der ganze Jagdzug. Vor ihm eilen die kohlſchwarzen Hunde, die hin und her laufen, in die Erde ſchnüffeln und die glühenden Zungen aus dem Halſe hangen laſſen. Dann ſieht man Waldemar im ſauſenden Galopp auf ſeinem ſchneeweißen Pferde, der zuweilen ſeinen Kopf unter dem linken Arme hält. Tritt ihm Jemand entgegen, beſonders alte Leute, dann befiehlt er drohend, daß ſie ihm die Hunde halten ſollen. So läßt er oft die armen Leute ſtehen, zuweilen aber giebt er mit einem Schuß ein Zeichen, und ſo wie die Hunde den Schuß vernehmen, zerreißen ſie alle Feſſeln und laufen wild ſchnaubend weiter. Wenn er ſo forteilt, hört man ihn die Hecken hinter ſich zuſchlagen, und in mehreren Gegenden des Landes, wo durch die Höfe eine Durchfahrt iſt, jagt er zu einem Thore hinein und zu einem andern heraus, und da ſind keine Schlöſſer ſo ſtark, daß ſie nicht aufſpringen, wo er durchfährt. Um Weihnachten pflegt er ſo durch Ibshof in Höiby in Odsherred zu fahren, und hinter Roëskilde ſoll bei Biſtrup ein Hof ſein, wo man des Nachts das Thor aufläßt, weil er mehrmals die Schlöſſer zerſprengt hat. Hier und da geht ſogar ſein Weg über die Dächer. So, erzählt man, iſt in der Nähe von Herlufsholm ein Haus, deſſen Dach bedeutend eingeſunken iſt, weil er öfters darüber fuhr. In dem nördlichen Seeland iſt eine Gurre, wo man Ruinen findet, die noch Waldemars Schloß genannt werden. Hier gehen die alten Weiber des Nachts um Johannis hinaus auf die Landſtraße, um ihm die Hecken zu öffnen. Eine halbe Meile von

Gurre liegt Waldemars Hügel, von Waſſer umgeben, und auf der Inſel, erzählt die Sage, ſieht man um Mitternacht ſechs ſchwarz gekleidete Pfaffen murmelnd hin und her gehen. Wenn er ſo herumfährt, ruht er in verſchiedenen Gegenden aus. Auf Wallöe-Schloß hat er, wie das Volk wiſſen will, eine Schlafſtube mit zwei Betten, und hier übernachtet er in der Geſtalt eines ſchwarzen Hundes. In dieſer Stube ſtehen zwei große Kaſten, und als man ſie einſt öffnete, fand man ſie voll kleiner runder Lederſtücke, „denn beſſeres Geld hatte man zu Waldemars Zeit nicht.“ Ein unterirdiſcher Gang verbindet Wallöe-Schloß mit Töllöſehof im Amte Holbek, und auch hier hat er eine Schlafſtube, und vor Zeiten hielt man ſogar ein Mädchen zu ſeiner Aufwartung. Zuweilen ruht er aus bei Wordingborg in Waldemars Thurm oder in den Ruinen des Schloſſes, wo man dann Mägde und Diener herumgehen und die Betten machen ſieht. Ein Bauer, der es nicht glauben wollte, daß der König des Nachts ſeinen Thurm beſuche, wagte es einſt dort zu übernachten, und, ſiehe da, um Mitternacht erſchien der König, grüßte ihn freundlich und ſprach: „Ich danke dir, daß Du meinen Thurm bewachſt.“ Dann gab er ihm ein Goldſtück. Als es aber der Bauer empfing, brannte es ihm ein rundes Loch in die Hand und fiel als eine Kohle zur

Erde. Von dieſem furchtbaren Gelde ſchließt man auf ſeine Qualen. Zuweilen geſchieht es aber doch, daß er, wenn alte Männer oder Weiber Stunden lang ſeine Hunde treulich hielten, ihnen etwas zuwirft, das wie Kohle ausſieht, was aber, genauer unterſucht, das ſchönſte rothe Gold iſt. —

So weit Thiele. Die Gegend Gurre, wenige Meilen von Helſingöer, iſt mir von meiner früheſten Jugend bekannt und ſchwebt mir als eine äußerſt einſame Waldgegend vor. Bei Helſingöer, bekanntlich Hamlets Heimat, zeigt man das Grabmal dieſes Shakſpeariſchen Helden und erzählt zugleich, daß er, wie Waldemar, als fliegender Jäger durch die Luft jagt, aber auf einem ſchwarzen Pferde, weil er ein Mörder war, der größere Qualen leidet, während Waldemar, als ein mehr unſchuldiger, immer ein weißes Pferd reitet.

Mährchen und Sagen

aus

dem Rieſengebirge.

Rübezahl gehört freilich zu der ganzen Reihe neckender Dämonen, die in Wäldern und einſamen Gegenden hauſen; aber dennoch hat er etwas durchaus Eigenthümlich-Wunderbares, was ihn von allen den übrigen auf eine merkwürdige Weiſe unterſcheidet. Denn jene, die in der Shakſpeariſchen Waldeinſamkeit, in der dämmernden Traumwelt, wie in dem „Sommernachtstraum“ und in „Wie es euch gefällt“ ihr Weſen treiben, ſind klein, täppiſch, treten in Menge aus den dicken Wäldern hervor, treiben allerlei kleine Poſſen, während Rübezahl, der Herr des Gebirges, ſich in rieſenhafter Geſtalt zeigt, alleiniger Herrſcher einer großen, wilden, mächtigen Gebirgsgegend iſt. Es läßt ſich nicht läugnen, daß dadurch, daß alle Mährchen des Rieſengebirges ihren einzigen Mittelpunkt in dieſer räthſelhaften, launigen Geſtalt fanden, jene tiefen, das Gemüth ergreifenden Sagen anderer Gebirgsgegenden aus den ſchleſiſchen verdrängt ſind, daß ſie jene tragiſche Naturtiefe der Harzmährchen nicht zeigen; aber dennoch haben ſie etwas höchſt Merkwürdiges, was auch hier, wie bei allen Mährchen, auf die Natur und Bildung der Gegend deutet, ja die eigentliche geheimnißreiche Tiefe derſelben aufſchließt. In den meiſten mächtigen Gebirgen zeigt ſich der höchſte Gipfel, der über die übrigen hervorragt, von unzugänglichen Felſen umgeben, tiefe Thäler, wilde Schluchten trennen das verſchloſſene, von wenigen wilden Thieren bewohnte Innere von den mildern Gegenden, die von Menſchen beherrſcht werden. Nur Wenige Kühnere wagen es einzeln, mit den Gebirgsgeiſtern vertraut, jene verſchloſſenen Gegenden zu beſuchen. Dieſe erhalten, wie das Gebirge ſelbſt, ein geheimnißvolles Gepräge, und die verborgene Natur blickt räthſelhaft, wild und drohend in die entfernten bewohnten Flächen hinein. Das Rieſengebirge hat in dieſer Rückſicht eine ſehr abweichende Bildung. Eine bewohnte, milde, weitläufige Ebene drängt ſich bis unmittelbar an den Fuß des höchſten Gebirges hinan; die Schneekuppe entbehrt jener vornehmen, myſtiſchen Umgebung, und die düſterſten Gebirgsſeen, die ſchroffſten Felſen, die wildeſten Waſſerſtürze liegen den freundlichen Dörfern ganz nahe. Dadurch tritt das Geheimnißreiche ſelbſt in eine größere, vertraulichere Nähe, und was in andern Gebirgen, als furchtbare, zerſtörende, finſtere Gewalt, in das gewohnte Daſein mit vernichtender Kraft tief tragiſch hineingreift, das erſcheint hier ein leichter Traum, die Drohungen der gewaltigen Geiſter löſen ſich in Neckereien mancherlei Art auf, und ein vorübergehender Schauder tritt an die Stelle der verzehrenden Furcht.

Das Rieſengebirge zeigt ſich auch in anderer Hinſicht ſehr verſchieden von den meiſten übrigen Gebirgen. Gewöhnlich hangen bedeutende Gebirgsketten mit andern kleinern in mehreren Richtungen zuſammen. So hangt der Harz mit der gebirgigen Flözgegend in Weſtphalen gegen Weſten, mit den heſſiſchen Gebirgen und Thüringen gegen Süden und Südoſt zuſammen, ſo Thüringen mit dem gebirgigen Franken, das Erzgebirge mit dem böhmiſchen Mittelgebirge. Gegen Tyrol zu und in der Schweiz iſt jene Verbreitung nach mehreren Richtungen noch auffallender. Mir iſt kein Gebirge in Europa bekannt, welches, ſo mächtig und hoch, wie das Rieſengebirge, ſo ſchnell gegen Norden, wie gegen Süden begränzt wird, die Verbindung mit andern Gebirgen findet nur gegen Weſten mit den Lauſitzer-, gegen Südoſt mit den Gläzer-Gebirgen ſtatt, nach Norden und Süden, äußerſt ſchmal gegen ſeine Länge, verliert es ſich, hier in die ſchleſiſchen, dort in die böhmiſchen Ebenen. Dadurch bildet es eine höchſt bedeutende Wetterſcheide. Zwei ſtark entgegengeſetzte, klimatiſch höchſt verſchiedene Gegenden finden an dieſem mächtigen Gebirge ihre gemeinſchaftliche Grenze. Das Wetter bricht ſich an dieſen ungeheuern Maſſen, die den Unterſchied zugleich begründen, begrenzen und unterhalten. Kälte und Wärme, dieſe von Süden, jene von Norden, treten ohne Abſtufungen ſich ganz nahe und zerſtören das Gleichgewicht der Luft. Plötzlich ziehen Wolken zuſammen und vertheilen ſich wieder, einen leichten, bald zerriſſenen, bald zuſammenhangenden Schleier um das Rieſenhaupt des Gebirges bildend. Schnell entſtehen im hohen Gebirge Windſtöße von Norden nach Süden, und umgekehrt, unerwartet ergießen ſich die heftigſten Regengüſſe, und in ſchnellem Wechſel erheitert und trübt ſich das Wetter, erheben ſich Stürme und beruhigen ſich wieder. Dieſe Launen der Gegend ſind Aeußerungen des geiſtigen Herrſchers, der indeſſen, durch das freundliche Hirſchberger Thal nach Norden gezogen, mit den Schleſiern genauer, als mit den durch wildere Gegenden von der Rieſenkuppe getrennten Einwohnern Böhmens, vertraut iſt. Obgleich faſt alle Mährchen von Rübezahl ein mehr launenhaftes, als tragiſches Gepräge haben, fehlt dennoch das letzte nicht ganz.

Ueber den Urſprung des Namens Rübezahl hat es mancherlei Vermuthungen gegeben. Prätorius, der Verfaſſer einer höchſt geſchmackloſen Schrift, die kurz nach dem dreißigjährigen Kriege erſchien, bis jetzt noch der Hauptſchriftſteller über Rübezahl, zählte hundert verſchiedene Ableitungen, die er in weitſchweifiger Breite auseinanderſetzt. *) Unter dieſen iſt die 33ſte Ableitung S. 337 die, daß ſein Name von Rübezähler herrühre, als wenn der Berggeiſt, dem ſchmählichſten Geize ergeben, ſelbſt das Geringſte, die Rüben ſeines Gartens, zu zählen nicht unterließe. Dieſe Ableitung hat durch Muſäus, den bekannten Mährchenerzähler unſerer Tage, die größte Autorität erhalten, nur daß die Benennung nicht den Geiz des Berggeiſtes bezeichnet, denn von dieſem weiß die Mährchenwelt nichts, vielmehr in einem Liebesabenteuer begründet iſt. Vor vielen tauſend Jahren, erzählt Muſäus, bewohnte der Berggeiſt ſchon je-

---

*) Satyrus etymologicus oder der reformirende und informirende Rübezahl, welcher in hundert nachdenklichen und neu erfundenen eines und ſeines Namens Derivationibus, ſampt einer wackern Compagnie der poſſirlichſten und wahrhaftigſten Hiſtorien, von gedachtem ſchleſiſchen Geſpenſte, nebenſt andern beigebrachten köſtlichen raritäten und argutien, kützlich, kürzlich und nützlich vorſtellet, ſampt dem ſonderbaren Anhänger, der kleine Blocksberg genannt. M. Johannes Praetorius. M. L. C. Zerlingae - Galas - Marcovita, 1688. 2te Ausg.

nes Gebirge. Die liebreiche Tochter eines benachbarten Fürſten zog ihn an, und er wußte ſie durch dämoniſche Künſte in ſeine Gewalt zu bekommen. Um ihr die finſtere und traurige Einſamkeit zu vertreiben und um ihr Herz zu gewinnen, was ihm gar nicht gelingen wollte, zauberte er eine Menge Wurzelmenſchen um ſie herum, die er aus Rüben bildete und denen er die Geſtalten ihrer Geſpielinnen und Bekannten gab. Aber in derſelben Zeit, als die Rüben auf dem Felde, verwelkten dieſe Zauberweſen und ließen das verlaſſene Mädchen in trauriger Einſamkeit zurück. Der aufmerkſame Rübezahl bereitete ein weitläufiges Rübenfeld, um mit kommendem Frühlinge die Geliebte durch eine anſehnliche Dienerſchaft zu gewinnen. Sie aber liebte einen Fürſten von Ratibor und wußte ihn von ihrer Lage zu benachrichtigen. Gegen den Berggeiſt ſtellte ſie ſich nachgiebiger, und als die Zeit herannahte, wo ſie ihren Geliebten erwartete, verſprach ſie dem Rübezahl einſchmeichelnd, daß ſie, faſt überwunden, ſeine Liebe erwiedern würde, wenn er mit der größten Genauigkeit, ohne daß irgend eine Rübe zu viel oder zu wenig genannt würde, das ganze Rübenfeld nachzählen wollte. Während der Berggeiſt, um ſicher zu ſein, immer von Neuem zählte, entfloh das Mädchen mit dem Fürſten von Ratibor, und als er zurück kam, waren ſie ſo weit aus ſeinem Gebiete, daß ein erregtes Gewitter ſie kaum erreichte. Der ergrimmte Berggeiſt verließ auf mehrere tauſend Jahre das Gebirge, kam, nach einer ſo trübſeligen Erfahrung, menſchenfeindlich wieder zurück und ſtrafte beſonders diejenigen, die durch den herrſchenden Spottnamen ihn an ſein Unglück zu erinnern wagten. Deswegen nennen ihn die nächſten Bewohner ſeiner Herrſchaft, um ſeinem Zorne zu entgehen, den Herrn des Gebirges.

Dieſe ganze Erzählung hat etwas durchaus Modernes, Empfindſames, der Mährchenwelt Fremdes, und gehört ohne allen Zweifel dem Muſäus zu.

1.

Rübezahl hat in dem Gebirge einen eigenen Krautgarten. Man zeigt ihn ſeitwärts auf dem Kuppenplane, nicht weit von der Wieſenbaude, an einem Abhange nach dem Aupengrunde zu. Das Gebirge iſt reich an den ſaftigſten, herrlichſten Kräutern, die von alten Zeiten her zu den kräftigſten Eſſenzen benutzt wurden. Noch immer nähren ſich die Einwohner des Dorfes Krummhübel von der Bereitung ſolcher Eſſenzen aus den Gebirgskräutern, und zum Theil ſollen dieſe von

Prager Studenten aus der vormals berühmten Paracelſiſchen Schule, die zur Zeit des Huſſitenkrieges vertrieben wurden, herſtammen, und mögen wohl im Beſitze mancher nützlichen Ueberlieferung jetzt vernachläſſigter Kenntniſſe ſein. Aber unter dieſen Kräutern iſt vor allen ein Zauberkraut in der Mährchenwelt berühmt geworden. Es heißt die Springwurzel und wächſt nur in Rübezahls Garten. Dieſe Wurzel iſt von der köſtlichſten Art, und vermag die hartnäckigſten und langwierigſten Krankheiten zu vertreiben. Sie dient aber den Geiſtern ſelber zur Nahrung, und Rübezahl erlaubt nur ſeinen auserleſenen Günſtlingen, ſie herauszugraben. — Einſt war eine vornehme Dame in Liegnitz gefährlich krank und verſprach einem Bauer aus dem hohen Gebirge eine große Belohnung, wenn er ihr die Springwurzel aus Rübezahls Garten verſchaffen wollte. Gereizt durch das lockende Verſprechen, wagte er den Gang. Als er die einſame, wüſte Gegend des Gartens erreicht hat, ergreift er den Spaten und fängt an die Springwurzel, die ihm nicht unbekannt war, auszugraben. Während er ſo gebückt daſtand und grub, pfiff ein Wind brauſend aus einer beſtimmten Gegend, und er hörte donnernde Worte, die er aber nicht verſtand. Er richtete ſich erſchrocken in die Höhe, um nach der Gegend hin zu ſehen, aber kaum vermochte er gegen den noch immer fortdauernden Wind ſich aufrecht zu halten. Da erblickte er auf dem äußerſten Rande eines hervorſpringenden Felſens eine große, rieſenhafte Geſtalt, ein langer Bart hing bis über den Bauch, eine große krumme Naſe entſtellte das Geſicht; die Geſtalt blickte ihn aus furchtbaren, glühenden Augen drohend an, die ſtruppigen langen Haare und ein großer Mantel flogen durch den Sturm vorwärts. In der Hand trug er eine übergroße, knotige Keule. Was thuſt Du da, ſchrie ihn die Geſtalt an, und ihm dünkte, als wäre die donnernde Stimme von dem Sturme nicht zu unterſcheiden. Der Bauer, ein tollkühner Menſch, überwältigte den Schauder, der ihn ergriff, und antwortete: Ich ſuche die Springwurzel, eine kranke Frau will ſie mir theuer bezahlen. Die Du haſt, darfſt Du behalten, ſchrie die Geſtalt, aber wage es nicht, noch ein Mal zu kommen, ſchwang mit furchtbarer Gebehrde die Keule und verſchwand. Nachdenklich ging der Bauer vom Berge herunter, und die Frau in Liegnitz dünkte ſich überaus glücklich, als ſie, zur Linderung ihrer Schmerzen, ſich im Beſitz der heilſamen Wurzel ſah. Ihre Krankheit nahm ſichtbar ab, und da ſie nur von dieſer Wurzel völlige Heilung erwartete, ſo ließ ſie den Bauer noch ein Mal kommen. Wagſt Du es noch ein

Mal die Springwurzel zu holen? fragte die Frau. Liebe gnädige Frau, antwortete der Bauer, das erſte Mal iſt mir der Herr des Gebirges in entſetzlicher Geſtalt erſchienen, mich alſo ſchwer bedrohend, daß ich es nicht wagen mag zum zweiten Mal. Aber die Frau überwand ſeine Furcht durch die größten Verſprechungen, ſie wollte ihm eine viel größere Summe bezahlen, als das erſte Mal. Da vermochte der Bauer nicht zu widerſtehen, und zum zweiten Male wagte er es, den einſamen Gang in das innere Heiligthum des Gebirges anzutreten. Als er nun die Wurzel zu graben anfing, erhob ſich ein furchtbarer Sturm aus derſelben Stelle, wie das erſte Mal, und als er hinblickte, erſchien die Geſtalt noch viel drohender, die wilden Haare, der große Mantel flogen und ſchienen auf ihn zuzufliegen, aus den Augen ſprühte Feuer, die furchtbare Stimme, die abermals zu ihm hinſchrie: Was thuſt Du da? wiederhallte von den kahlen Felſen, und ſchien aus der ſchwindelnden Tiefe mit doppelter Gewalt emporzuſteigen. Und als er nun antwortete: Ich ſuche die Springwurzel, eine kranke Frau will ſie mir theuer bezahlen, da brüllte die erzürnte Geſtalt: Habe ich Dich nicht gewarnt, Du Unſinniger, und Du wagſt es, noch ein Mal zu kommen? Doch Du haſt ſie ſchon, rette Dich, wenn Du kannſt! Und die Flammen aus den blitzenden Augen ſchienen den Hinſinkenden zu treffen und ihm das Geſicht zu verbrennen, die mächtige Keule flog durch die Luft und ſchlug ganz dicht neben ihm tief in den harten Felſen hinein, der Boden bebte, ein ſchauderhafter Donnerſchlag betäubte ihn und er ſank bewußtlos hin. Nach langer Zeit kam er wieder zu ſich. Er war wie zermalmt, die Keule verſchwunden, in der Ferne hörte er donnern und glaubte die drohende Stimme in dem Donner zu vernehmen; aber in der Hand hielt er die Springwurzel feſt und kroch, von Regen durchnäßt, von Nebel umhüllt, von irrenden Geiſtern bald hier, bald dahin gelockt, die ganze Nacht und den folgenden Tag herum, ohne zu wiſſen, wo er war, bis ihn ein Köhler halb verſchmachtet fand und nach ſeiner Hütte brachte. Hier erholte er ſich und eilte nach Liegnitz. Die Frau war entzückt, als ſie ihn mit der Springwurzel kommen ſah, und gab ihm eine ſo große Summe, daß er alle Angſt vergaß und fröhlich nach Hauſe eilte. Es verging einige Zeit, die Frau ſchien faſt geſund, aber ganz war ſie noch nicht hergeſtellt. Wenn ich noch zum dritten Male die Springwurzel erhalten könnte, dann wäre ich völlig geſund, das fühle ich wohl, ſprach ſie und ſandte wieder nach dem Bauer, der erſt gar nicht kommen wollte; aber es war, als triebe ihn ein böſer Geiſt wider ſeinen Willen. Hier bin ich wieder, gnädige Frau, ſagte der Bauer, was wollt Ihr von mir? Doch nicht, daß ich zum dritten Male die Springwurzel ſuchen ſoll? Dafür bewahre mich Gott. Kaum bin ich das letzte Mal mit dem Leben davon gekommen. Mir ſchaudert, wenn ich nur daran denke. Da fing die Frau an ihn zu beſchwören, und verſprach ihm ein ganzes reiches Bauergut und große Reichthümer dazu, und ſie verblendete den Tollkühnen, daß er alle Gefahr vergaß und ſich vermaß, die Springwurzel noch zum dritten Male aus dem Zaubergarten zu rauben, und wenn es ſein Leben koſten ſollte. Bis jetzt, ſagte der Bauer, hat der Geiſt Dir nur gedroht, es ſoll nun das letzte Mal ſein. Dann bin ich ein reicher Mann, und kann in Herrlichkeit und Freude leben. So kam er nach Hauſe; aber er wagte es nicht, allein zu gehen. Lieber Sohn, ſagte er zu ſeinem älteſten, der ſchon erwachſen war, wir wollen nach der Kapelle auf der Kuppe wallfahrten, Du ſollſt mich begleiten. So gingen ſie neben einander, und die Schluchten wurden immer enger, das Gebirge immer kahler, und als ſie ſo neben den finſtern Seen, die ewig von ſtarren Felſen beſchattet werden, hergingen, da ward der Vater gar nachdenklich und ein inneres Grauen durchfuhr ihn, und er blickte ſo ſeltſam aus den Augen, daß auch ein ſtiller Schauder den Sohn ergriff. Was iſt Dir, Vater? ſagte der Sohn; aber der Vater antwortete nicht und blickte ſtumm vor ſich hin. So ſtiegen ſie immer höher, und als ſie dem Garten nahe waren, da ſprach der Vater: Böſe Geiſter haben mich gelockt von früher Kindheit an, daß ich immer nur nach Reichthum trachtete, und Gottesfurcht und Frömmigkeit blieben mir fremd, daher lebte ich wild und wüſte, und habe Euch niemals ein gutes Beiſpiel gegeben, wie es der Vater ſeinen Kindern ſchuldig iſt. Jetzt ruft mich die Hölle und ich muß dem Herrn des Gebirges die Springwurzel rauben, wofür er mich zerfleiſchen wird. Da heulte der Sohn und ſprach: Vater laß das ſein, kehre mit um, Gott wird barmherzig ſein. Aber in dem Wahne der Verzweiflung hatte der Vater den Spaten ſchon ergriffen und angeſetzt. Da erhob ſich ein furchtbarer Orkan, ein Wolkenbruch ſtürzte herab, daß alle Bäche zu wilden Strömen heranwuchſen, ein Wehklagen ſchien tief aus den Wurzeln des Gartens herzzerreißend zu ertönen, alle Elemente bewegten ſich wild untereinander, gähnende Klüfte eröffneten ſich, und von oben fuhr eine große Geſtalt, ſelbſt wie ein Gebirge, mit einer rieſenhaften Keule, ergriff den Bauer und flog mit ihm in die Höhe. Ein großer Fels ſtürzte zerſchmettert herunter, der Sohn hörte das Winſeln des Vaters immer ferner. Betäubt lag er lange, da hörte der Orkan auf zu brauſen, der Himmel erheiterte ſich, und der verlaſſene Sohn ſuchte voll Schrekken die Kapelle, um ſich Gott zu empfehlen. In derſelben Stunde aber ſtarb plötzlich die Frau in Liegnitz, als ſie ſchon völlig geneſen ſchien.

Auch die Jagd in dem höchſten Gebirge hat der Berggeiſt ſich vorbehalten, vorzüglich aber duldet er dort keine Jagdhunde. Einer der Vorfahren des Grafen Schafgotſch zwang einſt ſeinen Jäger, der einſam in dem wildeſten Gebirge wohnte, einen Hund mit ſich zu nehmen, was dieſer, mit dem ſtrengen Verbote des Berggeiſtes bekannt, bisher nicht gewagt hatte. In der Nacht war es um ſeine Wohnung herum ſehr unruhig, die Thüren klapperten, die Fenſter klirrten, der Hund bellte erſt, dann winſelte er, aber immer ſchwächer, immer ferner. Als der Morgen grauete, ſuchte der erſchrockene Jäger den Hund. Er war verſchwunden. In großer Entfernung vom Hauſe fand man die zerſtreuten Glieder des zerriſſenen Thieres. Seitdem wagt man es nicht, Jagdhunde in das hohe Gebirge zu bringen.

2.

Mannigfaltig ſind die Launen des Rübezahl, oft ſtraft er diejenigen, die ihn auf irgend eine Weiſe durch Herausforderung zu erbittern wagen, am häufigſten, indem er die Wolken zum Regen zuſammenzieht, plötzlich Sturm und Gewitter erregt, die Wandernden in den wüſteſten, felſigen Gegenden irre leitet. Den betrügeriſchen jüdiſchen Roßtäuſchern erſcheint er auf einem ſtattlichen Roſſe als ein vornehmer Herr, und wenn ſie ſich verleiten laſſen, ihm das ſchöne Pferd abzuhandeln, verwandelt es ſich nach kurzer Zeit in einen Strohwiſch. Er hat wohl öfters verarmten Edelleuten aufgeholfen, die in ſchlechtem Anzuge auf magerm Pferde kummervoll durch das Gebirge ritten. Es begegnet einem ſolchen wohl ein ſtattlicher Ritter, der ſich mit ihm in ein Geſpräch einläßt. Er ſtellt irgend eine ungeräumte Behauptung auf, um eine Wette zu veranlaſſen. Der Verlierende ſoll dem Andern ſein Pferd und ſeinen Anzug überlaſſen. Rübezahl verliert und der Glückliche reitet auf einem ſchönen Pferde weiter. Wenn er das Gebirge verläßt, fühlt er die Taſchen beſchwert und entdeckt mit Vergnügen große Rollen von Gold. Wenn aber lockere Abenteurer, indem ſie dergleichen erfahren, ſeine Wohlthätigkeit auf ähnliche Weiſe in Anſpruch nehmen wollen, werden ſie empfindlich getäuſcht. Das Kleid verwandelt ſich in trockenes Laub, das Pferd in einen Stock, der verblendete Reiter merkt die Verwandlung nicht und reitet in dem lächerlichſten Aufzuge durch die Dörfer. Arme Frauen, die Kräuter ſuchen, überredet er, als Wanderer erſcheinend, die Kräuter aus dem Korbe zu werfen, und ſtatt dieſen füllt er ihn mit trockenem Laube. Nachdem er ſich entfernt hat, wird der Korb ſchwer, keuchend tragen die Frauen, die ſich betrogen wähnen, die übermäßige Laſt, die immer beſchwerlicher wird. Endlich werfen ſie den unnützen Haufen weg. Aber wenn ſie nach Hauſe kommen, entdecken ſie mit Erſtaunen, daß die wenigen Blätter, die an dem Korbe hängen blieben, in Gold verwandelt ſind. Sie kennen die Stelle, wo ſie das Laub hinwarfen, ſie eilen zurück, aber entdecken nichts. Arme Kinder hat er öfters beſchenkt. In den Gebirgsörtern erſcheint er, wenn arme Leute ſich heirathen, als fröhlicher Gaſt, tanzt mit der Braut und überreicht ihr ein unſcheinbares ſeidenes Band, dem Bräutigam eine Silbermünze. Nachdem er ſich entfernt hat, iſt das Band in einen koſtbaren Schmuck, die Silbermünze in ein ſchweres Goldſtück verwandelt. Eine gebärende Bauerfrau iſt in Kindesnöthen, keine Hülfe in der Nähe, da meldet ſich eine fremde Hebamme und wird mit Vergnügen angenommen. Das Kind wird faſt ohne Schmerzen geboren, aber unter den Händen der Hebamme vermehrt ſich die einfache Geburt, immer mehr neugeborne Kinder erſcheinen, es wimmelt von ſchreienden Kindern in der kleinen Stube, der Prediger wird eilig herbei gerufen. Indem er aber die Kinder in die Hand nehmen will, verwandeln ſie ſich in Puppen, bis er das wahre Kind trifft, da ſind die Puppen und die Hebamme verſchwunden. Oft erſcheint in den wüſteſten Gegenden des Gebirges ein willkommenes Wirthshaus, deſſen Wirth Rübezahl iſt, der nun ſeine Gäſte auf die mannigfaltigſte Weiſe foppt. Im Ganzen ſind die Erzählungen ſehr einförmig. Wir wollen eine ſolche herausheben, die kurz und trocken erzählt bei Büſching vorkommt. (Volksſagen, Mährchen und Legenden, geſammelt von Büſching, Leipzig bei Reclam, 1812. S. 36.)

8.

Eine Geſellſchaft vornehmer Badegäſte in Warmbrunn hatte ſich vereinigt, um einen böhmiſchen Edelmann zu beſuchen. Unter dieſen befand ſich der Freiherr von Emmerling, ein guter, wohlwollender Mann, der aber durch eine unglückliche Gewohnheit alle Heiterkeit der Geſellſchaft zu vertreiben pflegte. Es war, als wäre ihm die Freude zuwider, immer mürriſcher, je fröhlicher die Geſellſchaft wurde, polterte, ſchalt er und erinnerte unaufhörlich, doch nicht den Anſtand, den Ernſt zu vergeſſen. Wenn die Uebrigen, unwillig über eine ſolche Störung, ihn baten, doch die kurze, ſchnell vorübergehende Luſt zu ehren, erſchien ſeine keinesweges liebenswürdige Frau, um ſie in breiten Redensarten auf die Verdienſte des Mannes aufmerkſam zu machen. Bei dieſen Eigenheiten des Ehepaars war es nur gar zu natürlich, daß man es von den fröhlichen Gelagen entfernt zu halten wünſchte. Dieß Mal war es aber nicht möglich, mehrere von der Geſellſchaft waren mit dem Herrn von Emmerling in genauer Verbindung, er ſelbſt hatte ſich aufgedrängt und ſchien ſich von der fröhlichen Fahrt ſo viel Luſt zu verſprechen, daß man, ſelbſt heiter geſtimmt, ihn dieſes Mal verträglicher, als ſonſt, zu finden hoffte. An einem ſchönen warmen Sommermorgen fuhren vier glänzende Equipagen aus Warmbrunn, eilten ſchnell durch die langen Gebirgsörter, durch die holprigen Wege, die das Rieſengebirge von Böhmen trennen, und erreichten gegen Abend das Schloß, wo man ſie mit Sehnſucht erwartete. Viele Freunde hatten ſich hier verſammelt, man verlebte einige vergnügte Tage auf die anmuthigſte Weiſe, obgleich die Launen des Herrn von Emmerling und die polternde, altkluge Weiſe ſeiner Frau mehr, als ein Mal, die Geduld der Geſellſchaft auf die ſchwerſte Probe ſetzte. Der letzte Abend hatte die ganze Geſellſchaft auf die traulichſte Weiſe vereinigt. Das Gefühl, daß man ſich nun nach einer kurzen Zeit der Luſt und Freude trennen müſſe, unterhielt eine ſtille Wehmuth, die man nur mit Mühe überwand. Freunde aus entfernten Gegenden hatten ſich unvermuthet getroffen, um ſich eben ſo ſchnell zu trennen; aber man beſchloß die letzten Stunden ganz der Freude zu widmen, und die heiterſte Stimmung verdrängte alle Erinnerung an Abſchied und Trennung. Herr von Emmerling ſchien leider alle ſeine Launen für heute aufgeſpart zu haben. Er ſchien es abſichtlich darauf anzulegen, jede keimende Freude zu ſtören, ſeine Frau ergoß ſich in Sentenzen, und ſchon wollte die Geſellſchaft mismüthig auseinander gehen, als ein Fremder erſchien, der Allen unbekannt war. Er war zu Pferde, bat den Wirth, ſeine Zudringlichkeit zu entſchuldigen. Er habe, ſagte er, ſich in dem Gebirge verirrt, ſein Pferd ſei ſo müde, daß er nicht weiter könne; er nannte mehrere entfernte Freunde, und ward um ſo freundlicher empfangen, da er als ein einnehmender, gewandter und geiſtreicher Mann erſchien, und ſeine Gegenwart die mismüthige Stimmung zu verdrängen verſprach. Auch gelang es ihm. Schnell ſchien er die Verhältniſſe aller Perſonen zu einander zu durchſchauen, die geheimen Neigungen der Männer und Frauen ſchienen ihm bekannt, einem Jeden wußte er etwas Angenehmes, Erfreuliches zu ſagen, und ſelbſt das verdrießliche Ehepaar ward, ohne zu wiſſen, wie, von ihm bezwungen. Eine fröhliche, heitere Stimmung verbreitete ſich unter die Gäſte, keiner gedachte der nahen Trennung, und nur als die ſpäte Nacht an die Ruhe mahnte, reichte man ſich wehmüthig die Hände, und ein Jeder gedachte mit Schmerzen, wie ſchnell die genußvollen Stunden verſchwunden waren.

Am andern Morgen ſtanden die gepackten Wagen ſchon da, die ungeduldigen Pferde ſchnaubten, die Kutſcher knallten mit den Peitſchen; aber es dauerte lange, ehe man fertig ward. Die Frauen hatten, wie gewöhnlich, die wichtigſten Sachen bis zuletzt aufgeſpart, man hatte ſich noch ſo Vieles zu ſagen, ſo manches Bedeutende zu verabreden, und als ſchon Alle in dem Wagen ſaßen, der traurige Abſchied vorüber war, hatte man hier einen Kaſten, dort ein Paket vergeſſen, ja kaum war eine kleine Strecke zurückgelegt, als ſchon wieder ein Halt dem vorderſten Kutſcher zugerufen ward. Eilig mußte ein Bedienter nach dem Schloſſe zurückeilen, um einen Regenſchirm zu ſuchen, den man nach langem vergeblichen Suchen doch nicht fand. So war ein bedeutender Theil des Tages vergangen, als man endlich ſchnell davoneilte. Die Wege waren nicht die beſten, auf der Hinreiſe hatte man ſich mit Wegweiſern verſehen, die man auf der Rückreiſe entbehren zu können glaubte. Die Kutſcher nicht allein, auch die Herren bildeten ſich viel auf ihren Ortsſinn ein, daher entſtand unterweges öfters Streit, der eine wollte hier, der andre dorthin fahren. So verging der Tag und die Sonne neigte ſich ſchon bedeutend, als man ſich dem ſüdlichen Abhange des rauhen Rieſengebirges näherte. Die Frauen fingen ſchon an bedenklich zu werden, und eben hielt der vordere Wagen an einer Stelle, wo die Landſtraße ſich ſpaltete. Der Kutſcher war ungewiß, welchen Weg er wählen ſollte, die Herren ſtiegen aus, um zu berathſchlagen, als ein Reiter ſich den Reiſenden näherte. Es war der unbekannte Fremde, der ſich ſo liebenswürdig gezeigt hatte. Er behauptete dieſe Gegend genau zu kennen und rieth der Geſellſchaft, den Weg rechts zu wählen. Sie ſehen, ſagte er, dort einige Häuſer, es ſind die erſten von einem Gebirgsdorfe, welches ſich ſehr lang in ein enges Thal hineindrängt. Wenn Sie dieſes erreicht haben, können Sie ohne Sorge ſein. Schroffe Felſenwände machen einen jeden Nebenweg unmöglich, wenige Berge, die nicht von bedeutender Höhe ſind, verbinden die öſtliche Gebirgskette mit der weſtlichen, und in zwei bis drei Stunden können Sie ſchon den nördlichen Abhang erreichen. Der Weg iſt ſo gut, wie man ihn hier, wo keine große Landſtraße durch das Gebirge geht, erwarten kann, ſetzte er ironiſch lächelnd hinzu, bedauerte, daß er die Geſellſchaft nicht begleiten könnte, und ritt eilig weiter. Man beſchloß ſeinem Rathe zu folgen und erreichte das Dorf. Aber es wollte kein Ende nehmen, der Weg war abſcheulich, die Wagen konnten nur langſam vorwärts, die Sonne ſank, und als das Dorf zu Ende war, ſah man nur die höchſten Bergſpitzen röthlich erhellt, und die nächtliche Dunkelheit fing ſchon auf eine bedenkliche Weiſe an, ſich in dem Thale zu zeigen. Langſam und vorſichtig fuhr man weiter, die Geſellſchaft ward immer einſylbiger, die Frauen ſahen furchtſam nach den ſtarren Felſen, die auf beiden Seiten ſchroff in die Höhe ſtiegen. So brach die Nacht völlig ein, der Himmel war mit trüben Wolken überzogen, kein Stern ließ ſich ſehen, die Wagen ſanken in tiefe Löcher, drohten öfters umzuwerfen. Je weiter man kam, deſto mehr häuften ſich die Schwierigkeiten, deſto ärger ward der Knüppeldamm, deſſen queerliegende Balken, zum Theil verfault, mit heftigen Stößen die Räder in die tiefſten Löcher hineinſtießen. Endlich erreichte die Verlegenheit, ja die Verzweiflung den höchſten Gipfel. Die Räder ſchwankten, als wollten ſie aus den Speichen fallen, die Axen knackten, die Stangen zerbrachen und mußten gebunden werden, das Riemenzeug zerriß und die Pferde ſchnaubten, ſprangen hin und her und waren nicht zu beruhigen. Schon lange waren die Herren insgeſammt ausgeſtiegen und ſuchten zu helfen, wie ſie konnten. Die Damen ſaßen voll Schrecken, und nur die abwechſelnden harten Stöße preßten hier und da einen ängſtlichen Schrei aus, welcher das allgemeine Stillſchweigen unterbrach. Aber mit Entſetzen mußte man wahrnehmen, daß man nicht bloß mit ſchlechtem Wege und Dunkelheit zu kämpfen hatte. Zwiſchen den düſtern Tannen der Felſenwände ſchienen nächtliche, rieſenhafte Geſtalten zu ſchreiten, es pfiff aus den nahen Schluchten, ein fernes Heulen ließ ſich hören, ein geiſterhaftes

Wimmern ſchallte durch das enge Thal, und immer wilder wurden die Pferde. Plötzlich ertönte aus den Wagen lautes Geſchrei. Die Kutſcher wurden durch eine unſichtbare Gewalt von den Böcken geriſſen, ſie ließen die Zügel fallen, die Pferde hoben ſich wildſchnaubend in die Höhe, blieben aber feſtgewurzelt, wie durch Geiſtergewalt gebannt, ſtehen. Die Herren zogen die Säbel, ſpannten die geladenen Piſtolen, obgleich ſie, von Entſetzen ergriffen, wohl fühlten, daß ſie in der Gewalt der Berggeiſter wären. Die Damen waren der Ohnmacht nahe. In dieſer Lage entdeckte man vor ſich einen hellen Schein, ohne zu wiſſen, wo er herkam. Ein muthiger junger Mann ging dem Scheine entgegen, das Thal und mit dieſem der Weg bog ſich links, und hinter der Biegung entdeckte er mit Erſtaunen einen prächtigen, hell erleuchteten Palaſt. Er ging unerſchrocken durch das große, offene Portal, über den breit gepflaſterten Hof. Eine Reihe hellblau brennender Fackeln ſtanden auf beiden Seiten der breiten hohen Treppe, die zu dem Haupteingange führte, und warfen eine magiſche Beleuchtung in das Gebäude hinein. Ein prächtig angezogener Pförtner empfing ihn höflich und ohne Verwunderung, er erzählte dieſem kurz die Verlegenheit der Geſellſchaft. Da zog der Pförtner an der Klingel, eine Menge Bedienten kamen zum

Vorſchein, und an ihrer Spitze derſelbe Fremde, der ihnen den Abend ſo angenehm vertrieben und dann den Weg gezeigt hatte. Ich habe Sie erwartet, ſagte er, aber Sie ſind ſehr ſpät angekommen. Wo iſt die übrige Geſellſchaft? In der Nähe, antwortete der junge Mann, aber in der peinlichſten Verlegenheit, die Räder ſind loſe, die Stangen gebrochen, die Stränge zerriſſen, die Kutſcher von den Böcken gefallen, die Pferde unbändig, und das Grauen der Nacht hat die Frauen ergriffen. Er ſchämte ſich hier, in der hellen Erleuchtung, gegen einen geiſtreichen Mann irgend etwas von den geſpenſterhaften Erſcheinungen zu erwähnen. So wie der Unbekannte die Noth der Damen und Herren erfahren hatte, entſtand auf ſeine Befehle die lebhafteſte Bewegung. Bedienten mit Fackeln erſchienen, und er ſelbſt eilte, von dem kühnen jungen Manne begleitet, von den Bedienten gefolgt, dahin, wo er die Geſellſchaft in der traurigſten Lage fand. Die Herren und Frauen wußten nicht, ob ſie ſich freuen oder entſetzen ſollten, als ſie eine große Menge Männer in fliegender Eile mit brennenden Fackeln kommen ſahen. Doch bald waren ſie beruhigt, als ſie den Jüngling erkannten und nach ihm den räthſelhaften Fremden, den ſie voll Verwunderung hier wiederſahen. Als er in die Nähe der Wagen kam, waren alle Pferde ruhig, die Kutſcher ſchienen aus einer Betäubung erwacht, richteten ſich auf und ſetzten ſich auf die Böcke. Man glaubte nicht, daß es möglich wäre, mit den beſchädigten Wagen den Palaſt zu erreichen, ſchon wollten die Frauen ausſteigen, um den kurzen Weg, von den Fackeln erleuchtet, zu Fuße zurückzulegen. Als man aber eine ſorgfältige Unterſuchung anſtellte, zeigte es ſich, wie ſehr man ſich durch das Schrecken der Nacht getäuſcht hatte. Die Räder ſaßen feſt, die Riemen waren unverletzt, die Stangen, die man zuſammengebunden hatte, waren völlig unbeſchädigt. Raſch rollten die Kutſchen, der Weg war völlig eben und breit, in fliegendem Galopp ging es durch das Portal, und die Wagen hielten ſtill. An dem Haupteingange ſtand wieder der Fremde als Wirth und empfing ſeine Gäſte, ohne daß man begreifen konnte, wie er in ſolcher Schnelligkeit zurückgekommen war. Die Geſellſchaft befand ſich in dem großen Vorſaale. Zwiſchen großen Säulen ſtanden Statüen, zwei koloſſale Sphinxe ruheten an der breiten prächtigen Treppe, deren Stufen mit den bunteſten perſiſchen Teppichen bedeckt waren. An den Geländern erhob ſich ein blühender Wald von Orangen, Granaten, Tulpenbäumen, Oleander, Pinien. Zwiſchen die Bäume drängten ſich ungeheure Blumen, Malven, Roſen, Volkmannien, Tuberoſen, Georginen, Melaſtomen, Hortenſien, in wunderbarer Fülle. Eine Maſſe von bunten Lichtern erleuchtete das Ganze. Verbindlich reichte der Wirth der Frau von Emmerling den Arm, die Uebrigen folgten, ſtumm vor Erſtaunen, mit einem geheimen Grauen gepaart. Man ſtieg die Treppe hinauf, oben wurden die großen Flügelthüren geöffnet, und man trat in den Saal. Liebliche, himmliſche Töne ließen ſich, wie aus weiter Ferne, hören. Die ſeltſame Nacht und jetzt die glänzenden Lichter, die überirdiſche Pracht, der Duft von tauſend Blumen, die wunderſame Muſik hatten ſchon die Gemüther gefangen genommen, daß ſie ſich beruhigt den Wellen der Zauberwelt hingaben, die von allen Seiten auf ſie losſtürmten, und wie uns im Traume das Seltſamſte natürlich dünkt, ſo ſchien auch den Gäſten nichts mehr räthſelhaft. Faſt ohne Erſtaunen traten ſie daher in den Saal hinein, deſſen Größe und Höhe ihnen ſonſt unbegreiflich ſein mußte. Das hohe Gewölbe ſchien mit Wolken und Kindern bemalt, aber wenn man hinſah, ſchienen die Wolken ſich zu ſenken und zu heben, die Kinder traten in der Verhüllung der Wolken zurück, wie hinter einen leichten Schleier, und drängten ſich wieder hervor, hier einzeln, dort paarweiſe, ſie ſchienen ſich zu necken, zu tändeln. Ein helles Licht von oben erleuchtete Alles. Nach kurzer Zeit vereinigte ſich das Ganze, das Licht leuchtete zauberiſch in der Mitte, rings umgeben von einem leichten Kranze aus Wolken und Kindern, die lächelnd herunterblickten, wie aus Blättern und Blumen lieblich gewoben. An den Wänden ſah man Säulen, bedeckt mit glänzenden Edelſteinen, deren Glanz kaum zu ertragen war. In der Mitte des großen Saals ſchien die gedeckte Tafel ſich zu verlieren. Nicht Stühle umgaben den Tiſch, ſondern breite Bänke, mit weichen, prächtigen Polſtern bedeckt, die einen Ueberzug von grünem Sammt hatten, der reich mit Gold beſetzt war und von Edelſteinen ſtrotzte. Von Ferne ſahen ſie eine reiche, mit Blumen bedeckte Wieſe täuſchend ähnlich. Man ſetzte ſich. In der Mitte des Tiſches ſah man eine ſeltſame Verzierung. Bunte Gebirgsblumen ſchienen aus dem Tiſche hervor zu wachſen, man blieb ungewiß, ob ſie natürlich oder künſtlich wären. Auf dem Tiſche fand man eben ſo viele Gedecke, als Gäſte da waren, und einem Jeden reichte von der blumenreichen Mitte her ein hervorſprießender Zweig eine ihm beſtimmte Blume. Der kühne Jüngling ſah ſich gegenüber Tauſendſchön; neben ihm ſaß ein liebliches Mädchen, die er im Stillen liebte, und zu ihr ragte aus dem Blumenflor Männertreu lieblich herüber. Einer erkannte in ſeiner Nähe den blauen Enzian, ein zweiter Ringelblumen, eine geſprächige Dame das Gänſekraut, eine andere Löwenzahn. Der Herr von Emmerling und ſeine Frau ſaßen ſich gegenüber, und aus der Mitte der Wieſe drängte ſich ein großer Haufen des feinſten Graſes nach beiden Seiten den Gedecken des Ehepaars zu. Der Wirth war verſchwunden und man vermißte ihn kaum. Die Erleuchtung ward immer glänzender, nach beiden Seiten der Tafel ſchien der Saal ſich zu verlängern. An der einen Seite erſchienen eine Menge Geſtalten wie nächtliche fratzenhafte Traumbilder, und eine ſeltſame Muſik ertönte aus wunderbar gebildeten, unbekannten Inſtrumenten, auf der andern Seite entwickelte ſich eine ganze Welt tanzender Mädchen und Kinder. Die Mädchen tanzten ſchwebend auf rollenden Kugeln, näherten, umarmten, trennten ſich, die Kugeln rollten unter ihren Füßen weg, aber ſchnell berührten ſie andere mit den Fußſpitzen, und enthüllten in gaukelnder Bewegung die anmuthigſten Stellungen. Die Kinder ſchienen aus den Wolken an der Decke herunter zu ſchweben, und liefen, wälzten ſich, bald hier, bald da, und drängten ſich zwiſchen die tanzenden Mädchen in üppiger Fülle. Indeſſen genoſſen die Gäſte das herrliche Mahl. Die ſchönſten Weine, wie ſie gewünſcht wurden, brachte die eilige, aufmerkſame Dienerſchaft. Ueber einem Jeden ſchwebte ein Strohhalm, man ſah nicht, womit er befeſtigt war, er ſchien vielmehr frei in der Luft zu ſchweben. Die Diener belehrten die Gäſte, daß ſie nur unter dieſe Halme ihre Gläſer halten ſollten, und ſogleich ſtrömte aus dieſen Halmen das friſcheſte Gebirgswaſſer perlend in die Gläſer. So verging die Zeit, man verlor ſich in die ſeltſamſten Geſpräche, wie die Umgebung ſie zu fordern ſchien, dankte dem Wirth, deſſen Abweſenheit man jetzt erſt gewahr wurde, und in die ſeligſten Träumen verloren, hatte man alle Schrecken der Nacht völlig vergeſſen. Der Jüngling und ſein Mädchen ſahen ſich zärtlich an, die wunderſame Umgebung hatte das Vertrauen, die Freude, den Muth geweckt, und das Bekenntniß der lange verhüllten Liebe ſpielte aus den Augen, bewegte die Züge des Geſichts, drängte ſich wie die reife, im Verborgenen ſchwellende Frucht hervor auf die bebenden Lippen. Herr von Emmerling, nachdem er einige Gläſer glühende Weine genoſſen hatte, ward aber immer verdrießlicher. Schon früher hatte er den wilden Geſprächen, die, wie in den tollſten Träumen, das Seltſamſte als das Gewöhnlichſte behandelten, zu ſteuern geſucht. Die Tänze auf Kugeln, bemerkte er, ſind in der deutſchen Geſchichte ſchon bekannt, in den alten Chroniken können Sie leſen, wie ſich der Kaiſer Friedrich der Zweite an dieſem leichten Spiele ergötzte, was aber die ernſthafte Mitwelt ihm von Rechtswegen verwarf. Als aber alle Einreden nicht gehört wurden, als er die ganze Geſellſchaft von den Wundern, die ſie umgaben, wie verzaubert ſah, ſtand er polternd auf. Auch die Uebrigen erhoben ſich, um die Seltſamkeiten des Saals genauer zu betrachten. Schon lange hatte man unter den fratzenhaften Geſtalten der Muſiker in einem Winkel einen rieſenhaften Mann wahrgenommen, mit einem langen, grauen Barte, einer ungeheuern, krummen Naſe und brennenden Augen, von langen Augenbraunen düſter beſchattet. Er trug eine braune Mönchskutte, drehte unaufhörlich und emſig an einem Inſtrumente, einer Drehorgel nicht unähnlich, und ſah unbeweglich, ſtarr, ernſthaft, faſt mürriſch vor ſich hin. Herr von Emmerling fühlte ſich nach dieſer finſtern Geſtalt unwiderſtehlich hingezogen. Er näherte ſich ihm, redete ihn an, erhielt aber von der ſeltſamen Geſtalt keine Antwort, er ſah ſtarr vor ſich hin, indem er fort drehte, obgleich das Inſtrument, wie man jetzt in der Nähe vernahm, gar keinen Ton von ſich gab. Mein Herr, ſagte der Herr von Emmerling, verwechſeln Sie mich nicht mit den übrigen Thoren, die ſich an dieſen Gaukelpoſſen ergötzen. Bald werden unſere Frauen ſich auf die rollenden Kugeln ſtellen und die Männer ebenfalls. Es iſt unerlaubt, unſer freundlicher Wirth hat uns durch Phantasmagorien und optiſche Täuſchungen vortrefflich zu unterhalten geſucht, aber das unbeſonnene Volk ſcheint in einen gefährlichen Aberglauben zu verfallen. Sie müſſen uns Aufklärung verſchaffen. Zeigen Sie doch die Maſchinen, die Hohlſpiegel, die Inſtrumente, denn obgleich ich Manches zu verſtehen glaube, ſo iſt mir doch Vieles noch räthſelhaft. So ſprach der Herr von Emmerling unabläßig, und als der alte Mann ſtill ſchwieg und ihn drohend anſah, ſuchte er ihn aus dem Winkel, hinter welchem er die verborgene Maſchinerie verſteckt glaubte, mit Gewalt zu vertreiben. Der Alte ſtieß ihn zurück und ſprach mit hohler Stimme:

Laß mich ſtehen,
Ich muß drehen,
Daß die Geſtalten
Zuſammen halten.
Siehſt Du nicht die rauhen Hände?
Hörſt Du nicht den wilden Bach?
Fluthen reißen an die Wände,
Geiſter an das loſe Dach. —
Laß mich ſtehen,
Ich muß drehen. —

Der Herr von Emmerling war durch dieſe Anrede des Alten wie betäubt, eine lange Zeit ſchwieg er ſtill und ſchien ernſthaft nachzudenken. Jetzt wird mir Alles klar, rief er auf einmal laut, es iſt eine höchſt merkwürdige magnetiſche Erſcheinung, ein hoher Grad des Hellſehens hat ſich bei der ganzen Geſellſchaft wunderbar entwickelt. Ich bin mit den Magnetiſeurs in Berlin, München und Stuttgart in Verbindung, und habe dem Herrn Kieſer in Jena Beiträge verſprochen. Daß mir nur kein merkwürdiger Umſtand entgeht. Es iſt in der That ein großes Glück, daß ich allein unter allen dieſen Träumenden der einzige ſich Bewußte, daß ich völlig wach bin. Er nahm hierauf ein Taſchenbuch heraus und fing an, alles, was der Geſellſchaft, ſeit ſie dieſes wunderbare Haus betrat, begegnet war, ſorgfältig aufzuzeichnen. Der Jüngling, der in der Nähe ſtand, hatte mit Verwunderung dieſe Aeußerungen gehört. Aber, mein theuerſter Herr von Emmerling, ſagte er, erinnern Sie ſich doch nur, daß Sie ja ein Theil der magnetiſchen Viſion ſind. Sind wir wirklich in einen magnetiſchen Zuſtand verſetzt, dann iſt alles, was um uns vorgeht, unſer Traum; Sie aber, wenn Sie nicht träumen, ſind ja nur ein Traumbild unſerer Viſion, Sie ſind gar nichts. Wie können Sie nun Bemerkungen anſtellen, ein Phantasma über die Phantaſie, deren Geſchöpf es iſt, reflektiren? Ein bedenklicher Fall, wie Sie nicht läugnen können. Herr von Emmerich nieſte. Proſit! ſagte der Jüngling.

Und Beide ſchwiegen eine Zeitlang. Wenn ich Alles genau bedenke, fing darauf der Herr von Emmerling an, ſo findet hier etwas Seltenes ſtatt; ich ſehe als beſonnener Beobachter von innen aus dem Traume heraus, da es ſonſt den Beobachtern nur vergönnt iſt, von Außen durch die Erzählung in die Welt des Hellſehens hinein zu ſehen, — eine Differenz der Richtung, aber in der That nichts weiter. Aber ich bitte Sie, iſt es nicht klar, daß das ganze Haus ein magnetiſches Banquet iſt? Die Bäume auf der Treppe ſind magnetiſirt, die narkotiſchen Düfte der Blumen erhöhen den magnetiſchen Zuſtand, eiſerne Geländer leiten die Wirkung nach allen Punkten, eiſerne Stangen ſehen Sie an den Wänden, und die waſſerhaltigen, ſchwebenden Strohhalme ſind wichtige Werkzeuge, den wunderbaren Effekt zu erhöhen. Die Drehmaſchine, die jener Magnetiſeur in beſtändiger Bewegung erhält, iſt ohne allen Zweifel mit einer Menge beweglicher Magnete erfüllt, die mannigfaltig untereinander ſpielend eine fortdauernde Beziehung gegen das Ganze unterhalten. Stören Sie unſere lobenswerthen Forſchungen nicht, ſprach er ferner, indem er ſich dem Alten wieder näherte, von welchem er ſich kurz vorher furchtſam entfernt hatte, denn wahrlich, die Geheimniſſe Ihrer Drehmaſchine müſſen wir genau unterſuchen. Der Alte drehte mit der linken Hand unaufhaltſam fort und berührte den Herrn von Emmerling, als er ihm nahe genug trat, mit einem Stabe. Kaum war er berührt, als er in eine beſtändige unruhige Bewegung gerieth, wobei er fortdauernd ſprach, die Geheimniſſe der Maſchine entwickelte und den Jüngling über die Natur der ſcheinbaren Bezauberung aufzuklären ſuchte. Aber, mein Herr, ſagte der Jüngling, Sie haben ſeit Kurzem ſeltſame Gewohnheiten angenommen, was in aller Welt bedeutet die beſtändige Kopfbewegung, es kommt mir faſt vor, als wenn ſie jeden Satz, den ſie entwickeln, durch einen Kopfſtoß einleuchtender machen wollten. Bei Gott, Sie haben mich empfindlich geſtoßen, die Lippen ſchwellen, das Geſicht verändert ſich, es wachſen Ihnen Hörner aus der Stirne, mein Lieber, was bedeutet das? Ich habe, ſagte Herr von Emmerling, ſehr undeutlich und ſtotternd, eine Bemerkung gemacht, eine Bemerk — Bemerk — merk — merk, o ich merke, ich merke — merk — merk — merke. Die Lippen waren völlig zur Schnauze an gewachſen, die Augen zurückgetreten, das ganze Geſicht behaart, die Hörner völlig heraus gewachſen, und ein vollendeter Bockskopf ward von den Schultern des verwandelten Mannes getragen. Indem dieſe Verwandlung geſchah, ward die Muſik wilder, der Tanz der Mädchen und Kinder verlor ſich in wunderliche Sprünge, die Lichter brannten dunkler und röthlicher, und ein geheimes Flüſtern und Kichern, wie von unſichtbaren Geſtalten, ließ ſich allenthalben in dem Saale hören.

Die lauten Geſpräche hatten die Aufmerkſamkeit der übrigen Geſellſchaft auf ſich gezogen, ſie verließ die Tanzenden, und verſammelte ſich ſpottend und lachend um den Verwandelten, der durch die ſeltſamſten Sprünge ergötzte, und bald hier, bald da ſich durch Stöße zu rächen ſuchte. Die Frau von Emmerling war eben im Begriff einzuſchlummern, als ſie von der lärmenden Geſellſchaft geſtört ward und ſich neugierig zudrängte. Wer vermag ihre Wuth zu ſchildern, als ſie die Verwandlung ihres Mannes wahrnahm und wie er der Gegenſtand des Geſpöttes war. Sie ſchalt, ſchimpfte und fluchte dem Wirthe, der ihr ein boshafter Zauberer ſchien. Vergebens ward ſie gewarnt, den Zorn des mächtigen Geiſtes nicht gegen ſich zu waffnen, ſie brach in die heftigſten Verwünſchungen aus und ruhte nicht eher, als bis ſie, von dem Stabe berührt, einen Ziegenkopf erhielt. Das verwandelte Ehepaar ſprang nun gemeinſchaftlich. Aus den thieriſchen Geſichtern ſchienen ſie ſich zärtlich anzublicken, dann ſchlürften ſie Waſſer, welches, man wußte nicht, wie, in großen Gekäſten neben ihnen ſtand, umarmten ſich ſpringend und hüpfend, und ſanken zuletzt hin, an den Plätzen, die ihnen am Tiſch angewieſen waren, indem ſie, wie es ſchien, mit unendlichem Behagen das feine Gras verzehrten, welches für ſie aus der Tafel hervor zu wachſen ſchien.

Eine bachantiſche Wuth hatte die ganze Geſellſchaft ergriffen, Frauen und Männer liefen, ſprangen, ſchrien, ſangen untereinander, bis ſie taumelnd und beſinnungslos unter lautem Gelächter auf die Polſter hinſanken und einſchliefen.

Die Liebe, ſagt man, ſei mächtiger, als aller Zauber, ſie ſelbſt ſei der größte. So ſtand der Jüngling ruhig neben ſeinem Mädchen, während die Uebrigen von der wildeſten Wuth bewegt wurden, und als Alle hingeſunken waren, ſchienen ſie wie in der größten Einſamkeit nur für ſich da zu ſein. Da geſtand der Jüngling ſeine lange verborgen gehaltene Liebe, und das blühende Mädchen ſank in ſeine Arme.

Ein ſchneidender, ſchnarrender Ton, der zitternd durch den ganzen Saal drang, erweckte das liebende Paar aus dem ſeligen Rauſch. Er kam aus der Maſchine hervor, die der Alte nicht mehr drehte. Das Licht von oben ward immer düſterer, die Wände zogen ſich ſichtbar zurück. Die Muſiker erſchienen immer ferner, die Muſik immer ſchwächer, die tanzenden Mädchen und Kinder ſchienen ſich in Nebel zu verlieren, ein Bach ſtrömte rieſelnd durch den Saal, das Dach öffnete ſich, der ſternenhelle Himmel blickte herein, und von Entzücken und Betäubung übermannt, ſanken nun auch die Liebenden neben einander auf die Bank hin.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als der räthſelhafte Fremde, von einem Bedienten begleitet, durch das Thal ritt. Auf dem Wege hielten die Wagen, die Kutſcher knallten mit den Peitſchen. Neben der breiten Landſtraße ſah man eine ſchöne blumenreiche Wieſe, von Felſen umgeben und durchſchlängelt von einem lieblichen Bache. Im Graſe lag eine Geſellſchaft von Herren und Frauen im tiefſten Schlafe kreisförmig gelagert. Der Fremde ſtieg vom Pferde ab und ging auf die Geſellſchaft zu. Wachen Sie auf, ſagte er, es iſt hoch am Tage und nicht geſund, im Graſe zu ſchlafen, indem er zugleich die nächſten Herren ſchüttelte. Alle fingen an ſich zu ſtrecken, rieben ſich die Augen und ſahen vor ſich hin. Blauer Enzian, ſagte einer und ſah dieſe Blume neben ſich blühen, Ringelblumen, rief der zweite, Gänſekraut, liſpelte eine Dame, Löwenzahn, eine andere; ſchönes, weiches Gras, riefen Herr und Frau von Emmerling zugleich. Ach Männertreu, ſprach das liebe Mädchen, indem ſie den

Geliebten und die Blume zärtlich anblickte, Tauſendſchön, erwiederte der Jüngling, und ſah neben ſich die Blume und das Mädchen.

Nach und nach ſchienen ſich die Schlafenden zu beſinnen, richteten ſich auf, ſahen ſich mit Verwunderung wechſelſeitig an, betrachteten mit ſtillſchweigendem Erſtaunen die unbekannte Gegend, und erblickten nicht ohne Grauen den Fremden, der ſchon zu Pferde ſaß, der Geſellſchaft lächelnd ein Lebewohl zurief und verſchwand. Herr von Emmerling brach das Stillſchweigen zuerſt. Das naſſe Gras iſt doch ſchädlich, ich bin durch und durch erkältet, ſehen Sie, wie mir die Lippen geſchwollen ſind. — Die Uebrigen blickten ihn an und glaubten noch die Bocksphyſiognomie zu erkennen. Ich bin von einer unangenehmen Heiſerkeit befallen, ſprach die Frau, und die Geſellſchaft erkannte die meckernde Stimme.

Der Jüngling und ſein Mädchen waren die einzigen, die ſich der ſelig verlebten Stunden wohl bewußt waren, ja die aufgeſchloſſene Zauberwelt der Liebe ſchien ihnen die andere freundlich näher zu rücken, begreiflicher zu machen. Der Jüngling erfuhr von den Bedienten, wie ſie nach einem entfernten Gebäude waren gebracht worden, wo ſie und ihre Pferde wohl verſorgt die Nacht ganz ruhig zugebracht hätten, wie ein Bedienter etwa vor einer Stunde erſchien, der ſie, nachdem ſie angeſpannt hatten, hierher begleitete und verſchwand.

Man ſetzte ſich darauf, noch voller Verwirrung, in die Wagen, und beſonders Herr und Frau von Emmerling waren, ſie wußten ſelbſt nicht deutlich, warum, höchſt verdrießlich. Als man aber aus den rauhen Gebirgswegen heraus war, als man die lieblichen ſchleſiſchen Dörfer erreichte, wo die heitere Sonne die ſchönſten Gegenden erleuchtete, und nun vor einer Schenke ſtill hielt, um zu frühſtücken, hatte der fröhliche Tag einen Jeden in die freundlichſte Stimmung verſetzt. Man geſtand ſich nun, daß der Fremde, der nächtliche Wirth, kein anderer, als der launenhafte Herr des Gebirges, ſein könnte, die geſchwollenen Lippen des Herrn von Emmerling und die Heiſerkeit ſeiner Frau waren verſchwunden, und ſie ſelbſt ſchienen die Foppereien der Nacht vergeſſen zu haben. Begierig griff Herr von Emmerling nach ſeinem Taſchenbuche, um zu erfahren, was er, umfangen von den Zaubereien der Nacht, aufgezeichnet hatte, aber er fand faſt ausgeblichene magiſche Charaktere, die er nicht zu enträthſeln vermochte.

Wenn das Ehepaar ſich der übeln, alle geſellige Fröhlichkeit ſtörenden Gewohnheit überließ, erinnerte, wie man verſichert, die ſchwellende Lippe den Mann, eine plötzliche Heiſerkeit die Frau an die Gewalt des fernen Rübezahl, und nachdem ſie, nicht ohne Schrekken, dieſe Erfahrung einige Mal gemacht, verſchwand die üble Laune ganz, uud in allen fröhlichen Kreiſen ward das liebenswürdige Ehepaar mit Vergnügen geſehen.

Der junge Mann ward wenige Monate ſpäter mit ſeiner Geliebten verbunden, und feierte in einer glücklichen Ehe das Andenken der ſeligen Nacht, die in einer ſo ſeltſamen Umgebung die Knospe der verborgenen Liebe aufſchloß.

4.

Ein Wanderer kroch mit vielen Beſchwerden unter den wild zuſammengehäuften Steinhaufen des einſamſten Gebirges umher. Er mußte nicht ohne Gefahr von einem großen Steine auf den andern ſpringen, ſchwankend und unſicher die ſteilſten Höhen herunterlaufen, über reißende Bäche ſetzen. Wie glücklich bin ich, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß ich noch immer meinen alten guten Stab habe, der mir nun ſo viele Jahre lang treue Dienſte leiſtete. Indem ſetzte er ihn an, um über einen herunterſtürzenden Bach zu ſpringen. Der Stab gerieth zwiſchen große Steine, und wie der Wanderer ſich auf ihn verlaſſend hinüberſchwang, brach der Stab und er fiel unſanft in den Bach hinein. Klagend raffte er ſich wieder auf und ſchien die Stöße beim Fallen weniger zu achten, als den Verluſt des Stabes. Wie ſoll ich nun von der ſteilen Höhe herunterkommen, rief er klagend, da ich von meinem treuen Stabe, von meiner alten gewohnten Stütze verlaſſen bin. Was fehlt Dir, ſprach plötzlich Jemand dicht hinter ihm mit hohler, rauher Stimme. Der Wanderer wandte ſich um und ſah eine große Geſtalt, mit einem finſtern Geſichte, in einen Mantel gehüllt. Er erſchrak, erholte ſich aber und erzählte nun ſeinen großen, wie ihm dünkte, unerſetzlichen Verluſt. Was wimmerſt Du, antwortete die Geſtalt, als wenn in dem Gebirge keine Bäume wären, die Dir die ſchönſten Stäbe geben könnten. Da, nimm meinen, ſprach er ferner und entfernte ſich.

Der Wanderer hatte eben die Grenze des Knieholzes erreicht, zwiſchen dem niedrigen Geſtrüppe ſchritt die Geſtalt mit gewaltigen Schritten und ſchien immer größer, je weiter ſie ſich entfernte; zuweilen ſchien ſie wie in dem Nebel zu zerfließen, dann trat ſie wieder in großer Entfernung deutlich hervor und verſchwand zuletzt ganz. Der einſame Wanderer ging indeſſen, getröſtet durch das Geſchenk, muthig weiter. Aber kaum hatte er einige Schritte zurückgelegt, als ihm der neue Stab höchſt beſchwerlich ward. Wo er ihn hinſetzte, glitſchte er aus, es gelang ihm nie, ihn auf einen Stein zu ſtellen, immer ſank er zwiſchen die Haufen, ſo daß er ihn nur mit großer Anſtrengung wieder herausziehen konnte. Dabei ward er immer ſchwerer. Der ermüdete Wanderer ſchien zu vergeſſen, daß der Stab ihm als Stütze dienen ſollte. Mühſam ſprang er von einem Steinhaufen zum andern, rutſchte die ſteilen Höhen herunter, indem er den Stab in der Hand trug, der immer ſchwerer ward, er trug ihn nun rechts, dann links, endlich mit beiden Händen, und ſchlich ſo keuchend weiter. Aber auch das ward ihm zu beſchwerlich. Er legte den Stab auf die Schulter, wechſelnd mit der rechten und linken, endlich auf den Nacken, indem er ihn mit beiden Händen feſthielt. So ging er in der beſchwerlichſten Stellung an den ſteilſten Abgründen. Zuletzt ward ihm die Laſt faſt unerträglich. Nun ſchleppte er den Stab, alle Kräfte aufbietend, hinter ſich her, aber jetzt ſchien er in die Erde zu wurzeln, und er mußte ihn, immer von neuem, mit krampfhafter Anſtrengung losreißen. Um dieſes deſto beſſer thun zu können, ſetzte er ſich reitend auf den Stab. Jetzt ließ er auf einmal los und flog mit ihm in gewaltigen Sprüngen dicht an den ſchwindelnden Abgründen, längs dem Aupengrunde, am Rande der ſieben Gründe, dann über das große Rad, die Sturmhaube, an den Teichen vorbei, immer wilder, immer ſchneller, der Angſtſchweiß lief ſtromweiſe von ſeinem Geſichte herunter, mit krampfhafter Aengſtlichkeit hielt er ſich an dem Stabe feſt. Endlich war die Gegend milder, er befand ſich in einem gebirgigen Tannenwalde, der Stab ruhte, und er warf ihn, indem er wie aus einem tiefen Traume, ſich noch nicht ganz bewußt, erwachte, fluchend weit von ſich. Kaum hatte er ſich von dem beſchwerlichen Werkzeuge befreit, als er ein anderes, dicht neben ſich ſtehend, ſah und ſeinen alten Stab unverletzt wieder erkannte. Mit Vergnügen ergriff er dieſen und wanderte fort, indem er ſich nach und nach erholte. Der Wald ward lichter, die Gegend freundlicher, eine grüne Gebirgswieſe lag vor ihm und in der Ferne ein Dorf. Hier beſann er ſich völlig, jetzt erſt war es ihm wunderbar, den eigenen Stab unverletzt in den Händen zu haben, da er ihn doch in einer weit entfernten Gegend zerbrochen hatte. Daß die finſtere Geſtalt der Herr des Gebirges ſein mußte, war ihm gewiß, er erinnerte ſich vieler ähnlicher Erzählungen, und zweifelte nicht, daß der Stab ſich in Gold verwandelt hätte. Nachdem er in einer ärmlichen Wohnung ausgeruht, ſuchte er, von einem Bauer begleitet, die Stelle, die er genau zu kennen meinte. Aber der Stab war nirgends zu finden.

5.

Ein Kutſcher rollte ein Rad mit vieler Mühe durch das Gebirge. Er hatte es eben eine große Höhe hinaufgeſchleppt, als er es ermüdet an einen Baum lehnte, ſich ſelbſt an einen andern hinlegte und einſchlief. Rübezahl nahm die Geſtalt des Rades an. Der Kutſcher erwachte, um es weiter zu rollen, aber es ſchien erſt jeder Bemühung zu widerſtreben, es war nicht von der Stelle zu bringen. Mit vieler Anſtrengung riß er es von dem Baume los, aber nun fiel es zentnerſchwer auf die Erde und war durch keine Kraft aufzuheben. Endlich, wie er fluchend und erſchöpft alle Hoffnung aufgab, ſchien das Rad ſich, kaum berührt, wie von ſelbſt aufrecht zu ſtellen, und nun rollte es mit großer Schnelligkeit über Wurzeln und Steinhaufen den Berg herunter. Der Kutſcher lief keuchend dem Rade nach. Er ſah mit Verwunderung, daß es mit gleicher Leichtigkeit bergauf, wie bergunter, rollte. Wenn er weit entfernt war, ſchien es langſamer zu gehen, und der Kutſcher hoffte es erreichen zu können. Wenn er aber ganz nahe war, daß er es ſchon zu ergreifen meinte, rollte es in großer Eile weiter. So lief das Rad, der Kutſcher hinter her, über Berg und Thal, endlich gelang es ihm, es zu ergreifen, er hielt es mit aller Kraft feſt, da ſank das Rad hin und zog ihn mit ſich zu Boden. Plötzlich erhob es ſich aber, flog durch die Luft und blieb auf einem Miſthaufen vor der Wohnung ſeines Herrn mit dem ganz erſchöpften Kutſcher liegen.

6.

In Warmbrunn wohnte ein ſtiller Handwerker in einem entfernten einſamen Hauſe. Er lebte in großer Armuth, ging faſt mit keinem Menſchen um und beſchäftigte ſich, wie man erzählte, mit chemiſchen Verſuchen, hoffte die Goldtinktur zu finden und durch geheime Kunſt große Schätze zu erwerben. Oft ging er einſam in den wilden Gebirgen hinter dem Kynaſt, verlor ſich in den dichten Wäldern und kam in der Dämmerung erſt wieder zurück. Einem einzigen Manne, mit welchem er öfters ſprach, hatte er vertraut, wie das wilde Gebirge ihn mit geheimer Kraft anzöge, wie ihm das Herz aufginge in den einſamen Schluchten, und wie dort für ihn das Geheimniß ſeines Lebens und große Schätze verborgen wären.

Einſt, als er ſo, trübſeliger, als gewöhnlich, hoch in dem Gebirge unter düſtern Tannen wanderte, ſah er in der Ferne ein helles Leuchten, er kam näher und entdeckte eine Gitterthüre, die eine erleuchtete Höhle verſchloß. Darinnen nahm er große offene Kiſten wahr, in dieſen erblickte er große Schätze an Gold, Silber und Edelſteinen, und das röthliche Gold ſchien ihm wie mit geheimem Zauber zu winken. Eine große Geſtalt ſtand dicht neben ihm. Alle dieſe Schätze ſind Dein, ſagte ſie, nur merke Dir die Stelle genau, wenn Du in drei Tagen wiederkömmſt, wird die Gitterthüre offen ſein. Die Bäume ließen durch eine lichte Stelle einen freien Blick in das breite Thal offen. Links vom Kynaſt weg erkannte man den Thurm in Hermsdorf, kaum hinter dem Berge hervorragend, über der Ruine lag der Thurm von Warmbrunn und im Hintergrunde Hirſchberg. Die Geſtalt zeigte die Stellung der Thürme und entfernterer Gegenſtände gegen einander äußerſt genau. Präge Dir es wohl ein, wenn Du die Stellung grade ſo wieder erkennſt, haſt Du die Stelle gefunden, wenn Du Dich dann umſiehſt, wirſt Du die Höhle erleuchtet und eröffnet finden und glücklich ſein. Der beſtürzte und entzückte Handwerker ſtrengte ſich an, übte ſich auf alle Art, ging weg, kam wieder, und glaubte nun ſeiner Sache völlig gewiß zu ſein. Da haſt Du eine Schaumünze, ſagte die Geſtalt, damit Du nicht Alles für einen bloßen Traum hältſt, gab ihm eine goldne Münze mit fremder räthſelhafter Inſchrift und verſchwand. Als der arme Mann ſich umſah, war auch die Höhle verſchwunden, und er würde Alles für ein Gaukelſpiel gehalten haben, wenn nicht die goldene Münze ihn von der Wirklichkeit überzeugt hätte.

Nachdenklich ging er zu Hauſe, merkte ſich jeden Schritt, bezeichnete einige Bäume, und eilte am dritten Tage ungeduldig die Stelle zu ſuchen. Er fand die bezeichneten Bäume, er erkannte den Fußſteig, er ſah den Fels in der Ferne und verſuchte nun ſich in der Gegend zurecht zu finden. Der Hermsdorfer Thurm erſchien ſchon links neben dem Kynaſter Schloßberge hervortretend, aber er konnte den Thurm in Warmbrunn nicht über der Ruine finden. Endlich, nach langem unruhigen Suchen, ſah er ihn, aber der Herms=

dorfer hatte ſich tückiſch hinter den Berg verſteckt. Er ward unruhig, er ſtieg hinauf und herunter, ſtellte ſich tiefer hinein und weiter hervor, nun rechts, dann links. Bald ſchien ein Theil der Gegenſtände in der richtigen Stellung, er ſuchte die übrigen, dann verſchoben ſich die erſten. Der Angſtſchweiß floß von ſeinem Geſichte herunter, die Augen fingen an wild zu rollen, immer emſiger ſuchte er die wahre Stellung, immer furchtbarer ſtarrte er in die Gegend hinein. Da — ſo — ich habe es, und für einen Augenblick erheiterte ſich ſein Geſicht, aber wie er wieder hinſah, war Alles anders. So von der furchtbarſten Pein fortdauernd getäuſchter Erwartung bis zur höchſten Verzweiflung gequält, blickte er bald von dieſer, dann von jener Stelle in die Gegend hinaus, bis die Dämmerung alle Gegenſtände verbarg. In Wahnſinn verſunken ſuchte er die Stellung jeden dritten Tag auf dieſelbe qualvolle Weiſe immer vergebens wieder. *)

---

*) In den Salzburger Gebirgen hörte ich daſſelbe ſchauderhafte Mährchen.

Die ſchlafende Braut.

Novelle.

Der fünf und ſechzigjährige Herr von Briſſon hatte auf ſeinem Gute Rouſſillon eben ſeinen faſt zwei und neunzigjährigen Vater begraben. Dieſer durchlebte ein ſo ungewöhnliches Alter faſt ohne Krankheit. Erſt in den letzten fünf Jahren hatte er ſeinem Sohne die Güter abgetreten und alle Welt erſtaunte über ſeine Leibes- und Geiſteskraft; denn er hatte das achtzigſte Jahr erlebt, ohne daß ſeine Haare grau wurden, er las faſt bis in ſein neunzigſtes Jahr ohne Brille, und ſeine Stimme hatte eine Klarheit und Kraft, ſeine Gedanken eine Schärfe und Beſtimmtheit, daß man wohl Grund hatte, ſich über ihn zu verwundern. Noch kurz vor ſeinem Tode ſtieg er rüſtig den Berg herunter, auf welchem das Schloß lag, und konnte wohl eine Meile gehen, ohne ſonderlich ermüdet zu erſcheinen. Noch erwartete man keineswegs ſeinen Tod, als die Anzeichen des Sterbens immer deutlicher hervortraten, er fing an ſchwer zu hören, das Auge wurde matt, ſo daß er die Gegenſtände nicht zu unterſcheiden vermochte, die Zunge ſchien faſt ſichtlich zu wachſen und bewegte ſich ſchwer, der Puls ging langſam und ſchien zuweilen ſtill ſtehen zu wollen; auch ward ſein Gang immer ſchwankender und unſicherer, bis er ſich legen mußte. Alle dieſe Zeichen des nahenden Todes entwickelten ſich in weniger als zwei Wochen. Der greiſe Herr ſchien während dieſer Zeit ſo heiter, wie gewöhnlich, nur war ſein Sinn ganz nach innen gerichtet, und von der Erde und ihrer Noth und ihrem Jammer, der eben in allen Ländern überaus groß war, gänzlich ab und dem Himmel zugewandt. Herr von Briſſon war in ſeinen jüngern Jahren Hugenott geworden und hatte immer ein überaus frommes und chriſtliches Leben geführt; auch war er gegen ſeine Unterthanen, wie gegen Arme und Verfolgte, welches Glaubens ſie auch ſein mochten, äußerſt mildthätig geweſen, und obgleich er in ſchweren Zeiten mit verſtändigem Sinn ſeine irdiſchen Güter verwaltete, ſo erſchien er doch faſt als Verſchwender, wenn es darauf ankam, einen Hülfsbedürftigen zu unterſtützen. Während daher im ganzen Lande der Haß zwiſchen den Hugenotten und Katholiken wüthete, lebten beide Religionsparteien auf ſeinen Gütern friedlich beiſammen. Es war, als wenn der allgemeine Sturm, der damals ganz Europa beunruhigte, hier ſeine Macht verloren hätte, und obgleich die eifrigſten Genoſſen des Bundes ihn einen ſchlechten Hugenotten ſchalten und die Katholiken mit ihren Glaubensgenoſſen auf den Gütern des Herrn Briſſon ſehr unzufrieden waren, ſo übte er dennoch eine ſo große Gewalt über ſeine Unterthanen aus, daß der Gedanke an den greulichen Religionshaß innerhalb ſeines kleinen ruhigen Beſitzes gar nicht aufkommen konnte. Wer ihn noch nährte, war gezwungen ihn zu verbergen, oder die hugenottiſchen und katholiſchen Gemeinden, die hier ruhig nebeneinander lebten, zu verlaſſen. Aber ſelbſt die hugenottiſchen Prediger, wie die katholiſchen Pfarrer, theilten die Geſinnung ihres Herrn, denn ſie erkannten, wie der göttliche Segen ſichtbar auf allem ruhte, was der alte Herr unternahm. Dieſer Segen indeß war nicht ohne große Noth und viele harte Kämpfe errungen worden, und die alten Leute der Briſſonſchen Güter erinnerten ſich aus ihrer Jugend wohl der mannichfaltigen Greuel, die auch hier ſtattgefunden hatten. Es war nicht zu verwundern, daß die Nachricht von der plötzlich eingetretenen Hinfälligkeit des greiſen Herrn einen allgemeinen Schrecken erregte. Denn ſo iſt der Menſch; eine alte Gewohnheit des Lebens, auch wenn ihr Fortbeſtehen an ein vergängliches menſchliches Daſein geknüpft iſt, ſcheint ihm, je länger ſie dauert, deſto feſter begründet zu ſein, und ſo war ihnen der Tod des Herrn von Briſſon, den ſie lange hätten erwarten ſollen, unerwartet und ſchrecklich. Um deſto ſeltſamer erſchien dieſe Furcht, da ſein Sohn, ſelbſt ſchon im hohen Alter, die körperliche Geſundheit, die geiſtige Kraft und die milde Geſinnung ſeines Vaters geerbt hatte; auch er war, wie der Vater, ein vielerfahrner Mann, der mancherlei tiefe Studien getrieben, auch ſich auf Reiſen und in den damals nur zu häufigen Kriegen erprobt hatte. Nur freilich in einer Art unterſchied er ſich ſehr von ſeinem Vater; denn dieſer war immer heiter, und ein wunderbares mildes Lächeln, wie das eines ſegnenden Geiſtes, ſpielte um ſeine Lippen und verklärte ſeine Augen. Der Sohn aber war ſtill und wie in ſich ſelbſt verſunken. Eine trübe Hoffnungsloſigkeit und ein tiefer Schmerz ſchienen auf ſeiner Seele zu laſten, und ſie erſchienen denen, die mit ihm umgingen, dann eben am ſchrecklichſten, wenn er ſie auf kurze Augenblicke vergeſſen hatte; denn die kurze Freude war dann wie ein fremder eiliger Gaſt, der ihn ſchnell begrüßte und wieder verließ. Eben weil ſie den jungen Herrn wie den alten liebten, fürchteten ſie nun, daß das geheime Weh, wie es aus dem ſchmerzenvollen Blicke des Sohnes hervortrat, mit dem Tode des Vaters mächtig werden und die Freude ganz verſcheuchen würde. Wenn die Bewohner der Güter bis jetzt in den luſtigen Ebenen heimiſch geweſen waren, fröhlich mit den Bäumen ausſchlugen, mit den Blumen blühten, mit den Früchten reiften und während des Winters im Genuſſe ruhten, während das Gebirge, welches ſie faſt ganz umringte, ihnen eine freundliche Einhegung der lieblichen Heimat ſchien: ſo war es ihnen jetzt, als regten die felſigen Zacken drohend ihre Häupter, als müßten die Gewäſſer, wild brauſend, Felder und Gärten zerſtörend, von den hohen Gebirgen herabſtürzen, als ruhte in den dunkeln Schluchten der geheime Schmerz, der ihnen bis jetzt verborgen geblieben war, aber nun mächtig werden ſollte.

Man hatte ſich Mancherlei erzählt von dem greiſen Herrn, der jetzt, nach ſo langen Jahren, ſterben ſollte. In ſeiner Jugend, verſicherte man, habe er eine geheime Kenntniß mancherlei tief verborgener Kräfte der Natur erlangt. Er kenne, behauptete man, die geheimen Geſetze, nach welchen die Sterne und ihr Lauf geordnet wären, und wie das Schickſal der Menſchen von ihren Einflüſſen abhänge. Er ſtehe, erzählte man, mit dem Geiſte des Gebirges in geheimem Bunde und vermöge ihn zu bändigen und zu beherrſchen. Man erzählte ſich, wie, während Ueberſchwemmungen und Bergſtürze in benachbarten Gegenden viele Verwüſtungen angerichtet hätten, die freundliche Thalweitung, in welcher die Güter des Herrn von Briſſon lagen, verſchont geblieben wären. Dieſer Berggeiſt, der ihnen bis jetzt ſo freundlich erſchien, würde ſich, ſo fürchtete man, von der Knechtſchaft befreit, wegen des Zwanges, den er geduldet habe, rächen wollen; ja man glaubte, daß der Sohn ſich vergebens bemüht hätte, ihn, wie der Vater, zu beherrſchen, daß ſein tiefer Schmerz eben daraus entſpringe, daß er nun die Rache des entfeſſelten Geiſtes befürchte.

So herrſchte, als die Nachricht des bevorſtehenden Todes des Herrn von Briſſon ertönte, in der ganzen Gegend nicht bloß Trauer, ſondern Entſetzen. Die ſchöne friedliche Zeit ſchien ihnen nun verfloſſen, und ſie erwarteten mit Schrecken die wunderbaren Zeichen, die den Tod ihres uralten Beſchützers begleiten würden. Alle Glocken läuteten, die Katholiken beteten ihren Roſenkranz, riefen alle Heiligen an; die Hugenotten rangen nach ihrer Art in tiefem Gebet, und wenn die Bauern von den Weinbergen, die eine Fülle reifender Trauben ſchmückte, von der Beſtellung der fruchtbaren Felder, von den freundlichen Gärten, in welchen die Bäume mit Früchten beladen waren, zurückkamen, ſo ſchien ihnen hinter dieſem lieblichen Reichthum der Natur nicht nur der ſtille Genuß der winterlichen Geſelligkeit zu locken, vielmehr glaubten ſie, was ſo hoffnungsvoll heranreifte, wäre nun der Zerſtörung preisgegeben, wie ſie dem Schmerze.

Während ſo Unruhe, Schreck und traurige Vorahnung alle Einwohner ergriffen hatte, lag der alte Herr ruhig lächelnd in ſeinem Bette, dem Tode nahe, aber ſchmerzenlos und keineswegeſ erkrankt. Die Augen ſchloſſen ſich, wie die Lippen, das Ohr vernahm nicht mehr die Töne der Kinder, Enkel und übrigen Verwandten, die das Bett umgaben. Aber es war nur, als beſänne ſich der Greis immer tiefer in ſich, als hätte er die Augen geſchloſſen, ein höheres Licht zu betrachten, die Lippen, eine mächtigere Sprache zu reden, die, hätte man ſie vernommen, doch unverſtändlich erſcheinen würde, die Ohren, um auf lieblichere Klänge zu horchen. Der Prediger hatte ihn geſegnet, er hatte das heilige Sakrament gläubig genoſſen, die zitternden Lippen öffneten ſich plötzlich, die alten Arme erhoben ſich mächtig, die Hände falteten ſich, und laut, wie in den Tagen ſeiner lang erhaltenen Kraft, rief er: Herr, in Deine Hände befehle ich meine Seele; dann ſanken die Arme, die Hände blieben gefaltet, die Augen waren verſchloſſen, die Lippen drückten ſich dicht zuſammen und bewegten ſich nicht mehr; das alte Herz hörte auf zu ſchlagen, die befreite Seele hatte die höchſte Stufe des in ſich Hineingehens erreicht, und mächtig zog ſie den Leib in den Abgrund der Natur hinein, der den Sterblichen nächtlich und finſter erſcheint, obgleich der Geiſt der Liebe und der ewigen Verjüngung aus ihm heraus zu uns ſpricht. So war er geſtorben, ohne krank zu ſein. Aber noch ruhte das milde Lächeln auf ſeinem Antlitz. Kaum ein Schatten des Schmerzes hatte im Augenblicke des Todes ſich über die klare Freude geworfen, die aus ſeinem Antlitz ſtrahlte. Kinder und Verwandte konnten, als ſie den Greis ſo ſterben ſahen, keinen Raum für die Trauer finden, die warmen Gebete prieſen den Alten ſelig, der heimgegangen war, und der lebensfroheſte Jüngling, das anmuthigſte Mädchen kannte in dieſem Augenblick keinen andern Wunſch, als den, zu ſterben, wie er. —

Der Alte lag in dem Sarge in einem großen Saale, die Fenſter blieben auch am Tage verſchloſſen; große Wachslichter auf mächtigen Leuchtern umgaben den Sarg, katholiſche und hugenottiſche Prediger bewachten betend die Leiche. Alle Unterthanen ſtrömten hinzu, Kinder blickten nach dem freundlich lächelnden Geſicht des Todten, und der Himmelsfriede, der aus ſeinen Zügen ſtrahlte, wich erſt, als das ſtille Werk der Verweſung ſeine Arbeit begann. Da ward der Deckel auf den Sarg gelegt und der Greis der mütterlichen Erde anvertraut, damit er verborgen in nächtlicher Stille (wie jeder lebendige Keim nur ſo ſich zu entwickeln vermag) für eine höhere Zukunft und zu einem verklärten Leibe ſich geſtalte.

Aber auf eine ſeltſam drohende Weiſe, ſchien es, ſollte die ahnungsvolle Furcht der Einwohner ſich bewähren. Der Tag der Beerdigung war ſchwül, finſtere Gewitterwolken häuften ſich auf dem Gebirge, der Prediger hatte die herabgeſenkte Leiche geſegnet, Verwandte, Freunde und alle Unterthanen bildeten einen dichten, andächtigen, trauernden Kreis um das noch offene Grab. Aus dem Grabe klang hohl und dumpf der Stoß der herabgeworfenen Erde auf den Sarg. In dieſem Momente ſchlug ziſchend der Blitz in einen nahe ſtehenden Baum, der Donner krachte unmittelbar darauf, der Sturm wüthete wie ein Orkan aus allen Gebirgsſchluchten, ein Wolkenbruch ſtürzte furchtbare Waſſermaſſen herab, inſtinktmäßig flohen die Erſchrockenen aus der Familienkapelle, die Aeltern trugen die Kinder, und die nahe Kirche vermochte kaum die Maſſe der Flüchtigen, die dort Schutz ſuchten, aufzunehmen.

Obgleich nun die Leidtragenden hier gegen Orkan und Wolkenbruch beſſer geſchützt waren, ſo wurden ſie doch von einer andern Sorge deſto tiefer erſchüttert. Alle Häuſer ſtanden faſt leer, viele waren der unvermeidlichen Ueberſchwemmung preisgegeben. Hülfloſe

Alte, Säuglinge in der Wiege, Kranke in ihren Betten lagen verlaſſen in den gefährdeten Wohnungen, man glaubte ſie für den kurzen Augenblick der Einſegnung der Leiche ohne Vorwurf allein laſſen zu können. Jetzt hörte man nichts, als Klagen und Seufzen, ſah allenthalben blaſſe, faſt verzweifelte Geſichter, alle Gefühle, die früher die Herzen durchdrangen, waren verſtummt und nur der gegenwärtige Jammer nahm einen Jeden in Anſpruch.

Noch verbreitete die dunkle Wolke finſtere Nacht über die ganze Gegend, der Blitz erhellte mit nie aufhörenden Schlägen die Kirche, mitten aus dem Donner heraus ſchrie der Orkan, man hörte losgeriſſene Felſenwände, die ſich übereinanderwälzten, und die Fluthen, die vom Himmel herabſtürzten, wütheten ſchäumend und drohend um die Kirche, ja drangen durch die loſen Thüren und durchſtrömten die Kirche ſelbſt in brauſenden Wogen. Man glaubte, die Erde ſelbſt begrabe ſich mit dem Alten, man erwartete den gemeinſchaftlichen Untergang, das Entſetzen verſchlang ſelbſt das Gefühl der Noth. In furchtbarer Erſtarrung ſchien ein Jeder ſeines Todes zu harren.

Da war es auf einmal ſtill; der Wind hatte ſich plötzlich gelegt, der Himmel war klar und die Sonne ſchien hell herein. In weiter Ferne donnerte es noch, gewaltige Felſenmaſſen hörte man noch polternd herunterſtürzen, wie mit einem allgemeinen mächtigen Seufzer entlud ſich eine jede Bruſt, der zuſammengedrängte Haufe der Menſchen fand die Beſinnung wieder, aber mit dieſer auch das ſchwere, drückende Bewußtſein der gegenwärtigen Noth. Das ganze furchtbare Ereigniß hatte kaum eine Viertelſtunde gedauert, die Fluthen, die von den Bergen herunter durch das Thal ſtrömten, verliefen ſich ſchnell. Schon war die Kirche trocken, man wagte es die Thüren zu öffnen, ein friſcher Hauch drang herein, und obgleich die Erde aufgewühlt, das Fortgehen erſchwert war, drängten ſich doch Alle hinaus, und ein Jeder ſuchte mit Angſt und Schrecken ſeine Heimat.

Es war höchſt ſeltſam, und lange nachher erzählten ſich's die Einwohner, wie wenig Schaden dieſes drohende Ereigniß angerichtet hatte. Die Fluthen, wie von ſchonender Hand geleitet, waren die Häuſer umgangen, ein paar Scheunen, mit Getreide gefüllt, waren zwar weggeſchwemmt, ſie gehörten aber theils der Herrſchaft, theils begüterten Bauern. Der Schaden war leicht erſetzt, die Weinberge waren alle geſchont, keinem Menſchen war irgend ein Unglück widerfahren. Nur in den engen Schluchten hatte der Orkan gewüthet; große Felſenmaſſen, ganze Waldſtrecken waren zuſammengeſtürzt, aber auch hier ſchien ein wohlthätiger Geiſt auf wunderbare Weiſe die Zerſtörung gelenkt zu haben. Locker lagen die geſtürzten Maſſen aufeinander, die Erde, der Lehm war mit den Fluthen fortgeſchwemmt und bot allenthalben den ſchäumenden Gewäſſern freien Abfluß. Der Reichthum der Felder war ſchon in den unbeſchädigten Scheunen geſammelt, die Weinberge durch ihre Lage geſchützt, und der jetzt freigewordene Berggeiſt, glaubten die Leute, hatte zwar, als Zeugniß ſeiner Befreiung, ſein muthwilliges Spiel getrieben, aber doch mit mildem Verſchonen. So war denn der Schrecken ſchnell verſchwunden, rüſtige Thätigkeit ordnete wieder, was zerſtört war, Ruhe und friedlicher Genuß kehrten zurück, aber eine innere Angſt, die alle Einwohner ergriffen hatte, konnte doch nicht unterdrückt werden, und mit banger Sorge ſahen Alle einer drohenden Zukunft entgegen.

Der jetzige Beſitzer erſchien nun ganz ſeinem Vater ähnlich. An ſeinen eigenen Verluſt ward gar nicht gedacht; er und ſeine Geſchwiſter wurden einig, das Jahr nach dem Tode des Vaters in ſtiller Zurückgezogenheit zu verleben, und Alles, was an Ausgaben geſpart wurde, ward darauf verwandt, jenen Schaden zu decken. Es gab wohl Leute, die da meinten, es fühle ſich der Herr von Briſſon in ſeinem Gewiſſen verpflichtet, den Verluſt, der in Folge der geheimnißvollen Verbindung ſeines Vaters mit dem Berggeiſte ſtattgefunden hätte, zu erſetzen. Aber, ſprachen einige Bedenkliche, kann er auch den Verluſt, mit dem die Zukunft uns bedroht, abwehren? Sind wir jetzt nicht, wie der Augenſchein lehrt, dem zornigen Geiſte preisgegeben? Wir waren ſonſt die am meiſten begünſtigten unter allen Einwohnern am Fuße des Gebirges, jetzt haben wir unter allen am meiſten zu fürchten.

1588—1592.

Wir haben den Tod und die Beerdigung des Herrn von Briſſon ausführlich erzählt, weil dadurch die Geſinnung und Lebensweiſe dieſes alten Mannes uns recht deutlich vor Augen traten; was aber die ganze Gegend in Erſtaunen ſetzte, war die Veränderung, die auf eine ſehr auffallende Weiſe mit dem jetzigen Herrn vorgegangen war. Dieſer erſchien viel heiterer, als gewöhnlich; er war theilnehmend und geſprächig, die tiefe Schwermuth ſchien von ihm gewichen zu ſein, und es gab Augenblicke, in welchen die Unterthanen glaubten, den alten, verlorenen Herrn wieder zu erkennen. In's Geheim verbreitete ſich das Gerücht, daß es nun dem Sohne gelungen wäre, wie der Vater den Berggeiſt zu beherrſchen. Sie ſchloſſen dieſes auch aus dem Verlauf des folgenden Jahres, denn dieſes war ein ausgezeichnet ſegenreiches, und da noch immer ein Schwanken im Lande wahrgenommen wurde, da die Einwohner des Landes noch kein rechtes Vertrauen zu dem Beſtande der öffentlichen Verhältniſſe faſſen konnten, obgleich dieſe nach Mazarins Tode unter der Selbſtregierung des jungen Königs ſich zu ordnen anfingen, da auch die Erndten in den übrigen Theilen des großen Landes verhältnißmäßig weniger geſegnet erſchienen, ſo fanden die gewonnenen Produkte einen ſtarken Abſatz, und der in Folge der Ueberſchwemmung erlittene Verluſt ward wohl mehr als zehnfach erſetzt. Durch dieſen Glauben geſtärkt, klärten ſich die Geſichter aller Unterthanen, wie das des Herrn, auf, und ſie ſahen mit Zuverſicht die alte gute Zeit, die ſie ſo lange friedlich genoſſen hatten, in ihrem Thale wieder aufleben, und blickten voll Vertrauen und Hoffnung in die Zukunft. Die näheren Verwandten des Herrn waren beſſer von der Urſache der günſtigen Veränderung ſeiner Stimmung unterrichtet. Der alte Vater hatte eine Schrift hinterlaſſen, die beſonders ein Ereigniß ſeiner jüngern Jahre erzählte, deſſen wahrer Zuſammenhang ihnen bis jetzt verborgen geblieben war. Sie wußten wohl, daß eine ſeltſame Begebenheit auf den

Vater einen tiefen Eindruck gemacht hatte, auch war ihnen das Ereigniß ſelbſt nicht ganz unbekannt, aber nie äußerte ſich der Vater über die näheren Verhältniſſe. Es geſchah wohl, daß es erwähnt wurde, dann ſchwieg der Alte, der ſonſt mittheilſamer Natur war und kein Geheimniß vor ſeinen alt gewordenen Kindern hatte. Aber ſeine Augen leuchteten, die Erinnerung ſchien dieſen ein faſt jugendliches Feuer zu geben. Er faltete andächtig die Hände und betete ſtill. Wie überraſcht war nun der Sohn, als er in der Schrift das Geheimnißvolle ausführlich behandelt ſah. Begierig machte er ſich mit dem Inhalte bekannt, den wir mit den eigenen Worten des alten Herrn von Braſſon dem Leſer mittheilen wollen, da wir das Glück gehabt haben, dieſe alte Handſchrift nicht bloß zu leſen, ſondern auch abſchreiben zu dürfen. Sie lautete folgendermaßen:

Ich bin geboren im Jahre 1557 und habe unter fünf Königen gelebt. Das Elend des Landes, die Bedrückungen meiner Glaubensgenoſſen ſind allgemein bekannt. Mein Vater hing feſt an dem katholiſchen Glauben, in welchem auch ich erzogen wurde, und wir betrachteten wohl, wie die Uebrigen, entfernt von der Hauptſtadt, von den Intriguen der Großen, die Hugenotten als die Urheber aller Greuel. Mein Vater brachte mich in meinem funfzehnten Jahre nach Paris; ich ſollte da meine Ausbildung erweitern und einen Grund legen zu guten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, um mich zu einer Reiſe, die mich in die Nähe der berühmteſten Männer der damaligen Zeit bringen konnte, hinlänglich vorzubereiten. Denn eine große, kaum zu ſtillende Wißbegierde ließ mir in meiner frühen Jugend keine Ruhe, und beſonders wünſchte ich zu erfahren, was tiefdenkende Männer über den Zuſammenhang der Dinge in der Welt in Erfahrung gebracht hätten. So nachſinnend und grübelnd waren mir die Aufſchlüſſe über Mancherlei, was mich kindiſcher Weiſe quälte, wichtiger, als die Herrlichkeit des äußern Lebens, die wohl ſonſt die Jugend nach dieſer vielbewegten Stadt hinzog. Es iſt Euch bekannt, daß ich damals Zeuge der greulichen Bluthochzeit war, und ich wende mein Auge gern ab von dieſer furchtbaren Zeit, in welcher das verborgene Sataniſche in dem Menſchen mächtig ward und an's Tageslicht trat. So wie die Abreiſe nur mit einiger Sicherheit ſtattfinden konnte, eilte mein Vater, die Blutſtätte zu verlaſſen, und nahm mich mit. Die Erde, glaubte er, müßte ſich öffnen, eine ſolche Stadt zu verſchlingen; eine ſolche That, meinte er, könne durch den Fluch von Jahrhunderten kaum geſühnt werden. Ich ſah ihn von dieſem Tage an oft ſtarr vor ſich hinblicken und erblaſſen, dann aber ergoß er ſich in Thränen, die ſtromweiſe aus ſeinen Augen quollen. Nein, ſagte er, das kann nicht die Religion des Heils ſein, ſo wüthet die Hölle, nicht der Himmel der Liebe. Er erbebte und ein entſetzlicher Schauder ergriff ihn, wenn er bedachte, daß auch mein jugendliches Gemüth befleckt worden wäre durch den Anblick ſolcher Greuel. Eine ſtille Neigung für die Verfolgten, für die Ermordeten keimte in ſeiner Seele.

Für mich brauchte er nicht zu ſorgen, ich badete mich in Thränen, und der Abgrund der Liebe, der mir ſonſt im jugendlichen Leben wohl verſchloſſen geblieben wäre, eröffnete ſich, und wie aus einem Urquell ergoſſen ſich Ströme des innigen Mitgefühls aus den Blutſtrömen, die vor meinen Augen floſſen. Wir hatten in Paris durch Zufall einen Gelehrten kennen gelernt, der, obgleich mit dem Nuntius des Pabſtes nach Paris gekommen, deſſen Wuth nicht theilte. Er war ein Italiener, ein Schüler Cardanos, und ſein Name Riccioli. Seine Lage war eine unabhängige, er hatte ſich die Neigung meines Vaters durch den tiefen Abſcheu vor dieſer Art der Verfolgung gewonnen und entſchloß ſich leicht, meinem Vater nach ſeinem Gute zu folgen und dort meinen Unterricht zu leiten. Unter ſeiner Leitung ward ich nun erzogen und eingeweiht in die geheime Phyſik der damaligen Zeit, die in jedem Menſchenleben einen Reflex des Univerſums zu erkennen glaubte, die aus den aſtronomiſchen Einflüſſen auf das Verhängniß der Menſchen ſchloß. Mein Vater hatte eine Neigung für dieſe magiſche Kenntniß, und durch ihn und meinen Lehrer wurde auch ich ganz für ſie gewonnen. Mein früherer Unterricht, ſo wie die Bildung meines Vaters, war in nichts von der ſeit Jahrhunderten gegründeten Form abgewichen. Ariſtoteles, wie er von Albertus Magnus, Raimund Lullius und ſeinen Schülern verſtanden wurde, bildete die, wie es ſchien, unerſchütterliche Grundlage aller Weisheit. Cardano war bekanntlich einer der Erſten, die an dieſem feſten Boden zu rütteln anfingen, und es war natürlich, daß ich, indem ein neues Gebäude aufgeführt werden ſollte, wie an Ariſtoteles, ſo auch an dieſem zu zweifeln anfing. Dennoch lockte mich der magiſche Schleier, der über die Natur geworfen war, noch immer, und obgleich eine grenzenloſe Verehrung für Riccioli mich beherrſchte, vermochte er doch meine keimenden Zweifel, die indeß niemals die geheimnißvolle Lehre zu berühren wagten, nicht zu überwinden. Der Fluch, der auf meinem unglücklichen Vaterlande ruhte, dauerte fort, und mein Vater wünſchte, daß ich fern nach ruhigen Ländern hinzöge, denn auch in unſer Thal drängte ſich jetzt der gegenſeitige Haß und die Verfolgung herein. In Italien machte damals nach Cardanos Tode Teleſius durch ſeine kühnen Angriffe auf Ariſtoteles, durch ſeinen Scharfſinn ein großes Aufſehen. Er war reich, von den Mächtigen geehrt, und ſo gewann ſeine Lehre auch durch ſeine äußere Stellung immer mehr Raum. Ich eilte, von meinem Lehrer begleitet, nach Neapel, wo Teleſius ſich damals aufhielt. Ich lernte dort Campanella, Teleſius Schüler, kennen. Ich konnte läugnen, daß mir die Lehre des berühmten Philoſophen und die Art, wie er Alles aus dem Ort und der Materie, aus Kälte und Wärme ableitete, höchſt dürftig erſchien; aber dennoch war auch bei ihm die magiſche Anſicht der Natur mächtig. So nahm meine ganze Denkweiſe jene geheimnißvolle Richtung. Das Unglaublichſte ſchien mir ganz nahe zu liegen, und während ich an den Grundſätzen, die das Einzelne erklären ſollten, immer zweifelte, behielt dennoch das Ganze ſeinen mächtigen Einfluß, und der Wiederſchein des Weltalls in einer jeden Erſcheinung ſchien mir völlig ſicher und klar, eben weil er mehr ſchlechthin behauptet, als erklärt wurde. Von Deutſchland aus erſcholl nun die Lehre des ſeltſamen Paracelſus, und was ich von dieſer erfuhr und Anſichten, die Campanella mir beibrachte, riſſen mich ſo hin, daß ſelbſt die klarere Einſicht, die ich wohl ſpäter gewann, jene jugendlichen Eindrücke nie ganz zu überwinden vermochte. Während ich ſo mich in Studien vertiefte, die eben in ihrer unüberwindlichen Unklarheit mir am zugänglichſten erſchienen, während indeß alle Verſuche der Erklärung nur neue Zweifel erzeugten, traten nun auch die religiöſen Bewegungen der Zeit mir nah und beſchäftigten mich ſehr. Schon nach jenem ſchauderhaften Ereigniß in Paris, deſſen Zeuge ich war, theilte ich mit meinem Vater die Neigung zu den Hugenotten. Die Ruhe auf ſeinem Gute, der Einfluß der Geiſtlichen hatten zwar bei ihm den zur alten Gewohnheit gewordenen Glauben wieder befeſtigt, auf mich aber machte der bekannt gewordene Beifall, welchen die Bluthochzeit nicht allein bei Philipp dem Zweiten in Spanien, ſondern auch am päbſtlichen Hofe fand, einen unauslöſchlichen Eindruck. Ich geſtand mir, daß die neue Lehre, die an Ariſtoteles ſchüttelte, auch dem päbſtlichen Stuhle gefährlich wäre, und das ſittliche Gefühl empörte ſich, wenn ich mir dachte, daß der Mann, der über die furchtbaren Ermordungen, die erſt in Paris und dann durch ganz Frankreich ſtattfanden, ſeine Freude bezeigen konnte, ſich den Stellvertreter unſeres Heilandes nannte. Dieſer innere Kampf beunruhigte mich unabläßig. Lehrer und Freunde, die mich umgaben, die ich im höchſten Grade verehrte, die eine kühne Selbſtſtändigkeit des Denkens behaupteten, unterwarfen ſich willig der Kirche, und wenn ſie auch eine ſittliche Erneuerung wünſchten, ſo dachten ſie doch nie an eine Erſchütterung der beſtehenden Form, wie ſie ſich in Deutſchland immer weiter verbreitete und auch mir immer nothwendiger erſchien.

Ich ward aus dieſem Grübeln herausgeriſſen, denn mein Vater, obgleich er es gern ſah, daß ich mich den Studien hingab, wünſchte doch auch, daß ich als Edelmann dem Kriegshandwerk mich nicht ganz entzöge. Neben meinen Studien hatte ich von Kindheit an, wie es ſich für einen jungen Edeln ziemt, die ritterlichen Uebungen keineswegs vernachläßigt. Die bürgerlichen Kriege, die noch immer mein Vaterland verwüſteten, waren meinem Vater ein Greuel, und auch ich würde mich damals nicht entſchloſſen haben, gegen die Hugenotten zu kämpfen. So verließ ich nach drei ruhigen Jahren, die ich in Neapel, Pavia und Padua zubrachte, meine ruhigen Studien, trieb mich in den verſchiedenen kämpfenden Heeren herum, in mehreren Ländern, bis ich im Jahre 1588, ein und dreißig Jahre alt, nach meiner Heimat zurückkehrte. Ich lernte in Deutſchland Eure Mutter kennen, auch iſt es bekannt, wie innig wir uns liebten, wie ich nach einer langen, glücklichen Ehe ihren Verluſt beweinte, und wie noch immer meine Seele an ihr hängt. Du, mein älteſter Sohn, jetzt ſelbſt ein Greis, biſt in Deutſchland geboren. Noch immer war die Lage des Landes höchſt zweifelhaft; dennoch begann die allgemeine Neigung für den König von Navarra ſich immer mehr auszuſprechen, und ich hätte dieſe Zeit reifen laſſen, um dann erſt nach Frankreich zurückzukehren, wenn nicht die immer zunehmende Krankheit meines Vaters, wie ich erfuhr, ſeinen nahen Tod hätte befürchten laſſen. Ich kam zurück, drückte meinem ſterbenden Vater die Augen zu, tröſtete die trauernde Mutter und mußte kurz darauf in wichtigen Angelegenheiten nach Bordeaux reiſen. Es war jene entſetzliche Zeit, in welcher alle Parteien wild untereinander ſchwankten, Katholiken ſich an Navarra, Hugenotten ſich an die Guiſen anſchloſſen. Alle Geſetze hatten ihre Macht verloren, der Krieg, der unter dem Vorwande der Religion durch Hofintriguen erzeugt war, trat eben ſo geſetzlos, eben ſo frevelhaft und willkürlich, wie er durch Heere geführt wurde, in engeren Kreiſen hervor. Alter Familienhaß ſtützte ſich auf die Religion, wie am Hofe, Geſchlechter waffneten ſich gegen Geſchlechter, kleinere Herrſchaften bekämpften ſich wechſelſeitig, alle Straßen waren unſicher, Räuber trennten ſich von den Heeren und vermehrten die Verwirrung, und wer am wenigſten an dieſen Kämpfen Theil nehmen mochte, war dennoch in Gefahr, in die unglücklichen Streitigkeiten unwillkürlich hineingezogen zu werden.

So war auch ich genöthigt, meine Reiſe, ſo friedlich meine Abſicht auch war, von dreißig wohlbewaffneten Reitern begleitet anzutreten. Ich ritt an der Spitze meines kleinen Trupps mit ſchwerem Herzen durch einen Wald. Als ich aus dieſem herauskam, entdeckte ich nun die erſten Spuren des unglücklichen Krieges. Hecken waren umgeriſſen, Felder waren zerſtört, Dörfer waren niedergebrannt oder verlaſſen, Haufen von Männern und Kindern ſah ich händeringend in der Ferne herumirren. Als ſie mich und meine Begleiter entdeckten, ſchrieen ſie auf und entflohen. Vergebens ſuchte ich mich irgend Jemandem zu nähern, mich mit ihm zu verſtändigen, ein Jeder floh, und ich mochte die Angſt nicht vergrößern, indem ich ihnen nachſetzte. Es war ein herzzerreißender Anblick.

Es war die zweite Tagereiſe, wir waren früh ausgeritten, und als wir wieder eine zerſtörte Gegend erreichten, war es Nachmittag. Die Sonne ſchien heiß, obgleich der Herbſtmorgen kühl geweſen war, und ich ritt nun gedankenvoll und trübe weiter, als wir in der Ferne das Pferdegetrappel herankommender Reiter hörten, denn die Gegend war öde und ſtill, ſo daß man wohl in weiter Ferne einen jeden Laut vernehmen konnte. Ich war ſehr beſorgt. In einer ſo wilden Zeit konnte ich leicht in einen Angriff verwickelt werden, und meine friedliche Abſicht würde mir zu nichts geholfen haben. Wir ritten langſam und bedächtig weiter, der uns noch unſichtbare Reitertrupp ritt, wie das Getrappel der Pferde bewies, auf uns zu, und endlich ſahen wir, wie eine bewaffnete Schaar langſam ſich aus einem dichten Walde hervor bewegte. Ein Feldweg, der von unſerer Straße rechts abging und nach dem Walde zulief, trennte uns noch; die Sonne ward blendend von den hellen Harniſchen zurückgeworfen. Sie ſchienen, als ſie uns erblickten, zu ſtutzen und mit ihnen zugleich hielten auch wir ſtill. Nachdem einige Minuten auf eine ſolche Weiſe vergangen waren, während wir uns wechſelſeitig aufmerkſam betrachteten, trennte ſich der Anführer allein von ſeinem Trupp, ließ ein weißes Tuch wehen und ritt uns offenbar friedlich entgegen. Als ich dieſes ſah, entſchloß ich mich, auf die nämliche Weiſe ihm entgegen zu kommen, denn ich betrachtete dieſes Vertrauen als ein gutes Zeichen. Als wir die uns unbekannten Reiter und dieſe uns zuerſt erblickten, griffen wir, wie unwillkürlich, beiderſeits nach den Waffen. Die Säbel waren ſchon halb heraus gezogen, jetzt ließen wir ſie wieder in der Scheide ruhen, und ich traf mitten auf dem Feldwege mit dem Anführer zuſammen. Es war ein junger Mann, kaum fünf und zwanzig Jahre alt, und erſchien mir ſo anmuthig, ſo freundlich und einnehmend, daß es mich dünkte, als hätte ich nie einen ſchönern Mann geſehen. Das feine, ſchlanke Pferd ſchien mit fröhlichem Muthwillen unter ihm zu tanzen, und es war, als ginge jede Bewegung des Pferdes, obgleich ſelbſtſtändig, vom Reiter aus. Das ſchwarze Baret mit wehenden weißen Federn hob den feinen, faſt weiblichen Teint ſeines Geſichts. Sein großes Auge blickte mich freundlich an, und dennoch entdeckte ich einen trüben Zug des zurückgedrängten Schmerzes, der durch das anmuthige Lächeln, mit welchem er mich begrüßte, nur vorübergehend verdrängt ward. Ich muß es Ihnen nur gleich ſagen, ſprach er, als er nahe war, daß ich ein Hugenotte bin — und ich ein Katholik, gab ich zur Antwort und reichte ihm zugleich, damit er mich nicht mißverſtehen ſollte, die Hand. Er drückte ſie herzlich und erwiederte: Ich darf dieſem Händedruck trauen, denn er wird durch Ihren Blick beſtätigt. O möchten, rief ich, alle Katholiken und Hugenotten im ganzen Lande ſich ſo die Hände reichen, wie wir, damit der unſelige Krieg endlich aufhörte, durch welchen der Wohlſtand vernichtet, das mächtige Frankreich ein Spielball einheimiſcher und fremder Intriguen wird und, unter allen Uebeln das ärgſte, alle Gemüther verwildern. Ich konnte es nicht verhindern, daß, indem ich ſo ſprach, eine Thräne ſich aus meinen Augen drängte, denn das Elend ſo vieler Jahre und der ſtille Kummer trat vor meine Seele. Ich kann Euch nicht beſchreiben, welche tiefe Liebe, welche feſte Zuverſicht mich auf einmal unwiderſtehlich zu dieſem Manne hinzog, als ich den milden, lieblichen Blick ſah, mit welchem er meine Rede und meine Rührung ſtumm beantwortete. Er ſchwieg einen kurzen Augenblick und antwortete: Wir ſind einig, wir ſind enge Verbündete, als ächte Franzoſen und Bürger des Landes, welches, wie ich zu Gott hoffe, bald wieder in ſeiner alten Herrlichkeit aufſtehen ſoll. Wir ſind verbrüdert in einer Kirche, die uns in der göttlichen Liebe vereinigt, und wir verſtehen uns als Menſchen. In Zeiten, wie dieſe, mag wohl die Liebe ſo ſchnell hervorwachſen, wie Zorn und Haß, und ich ritt heute zu einer glücklichen Stunde aus, denn gewiß, ich habe heute einen Freund gewonnen. Wir nannten uns beiderſeitig unſre Namen, der junge Mann war der Marquis d'Eſpinac. Die Familie war mir wohl bekannt, unſere Väter waren Freunde, und die gegenſeitige Neigung ward dadurch, daß der Vater des Marquis ein Hugenotte ward, nur auf eine kurze Zeit geſtört. Der alte Marquis war ſchon lange geſtorben. Der Sohn, den ich, ſchon faſt zum Jünglinge herangewachſen, als Knaben geſehen hatte, war mir völlig fremd geworden, und ich brauche wohl nicht zu ſagen, wie glücklich mich die erneuerte Bekanntſchaft machte. Ein Jeder ritt nach ſeinem Trupp zurück, d'Espinac führte ſeine Reiter nach unſerer Straße, wir vereinigten uns freundlich und ritten ein paar Stunden miteinander. D'Espinac diente in dem Heere des Königs von Navarra und vergötterte ihn. Er erzählte, wie alle Herzen ihm zuflögen, wie ſelbſt die Katholiken, indem ſie in ihm den rechtmäßigen Nachfolger des Königs erkannten, zugleich auf ihn allein alle Hoffnung für die Zukunft ſetzten. Während wir uns ſo wechſelſeitig begleiteten, entdeckte ich nun zugleich nicht nur ſeine Kriegsluſt und ſeinen ritterlichen Sinn, ſondern auch eine Freude an tieferer geiſtiger Beſchäftigung, und als er mit dem Gange meiner Studien und zum Theil mit meinen Grübeleien bekannt wurde, ſchien er dadurch noch aufmerkſamer zu werden und von mir Aufſchlüſſe über manche Zweifel, die ihn ängſtigten, erhalten zu wollen. So ritten wir ganz in unſere Geſpräche vertieft und achteten weder auf den Weg, den wir verfolgten, noch auf die

Zeit, die verfloß. Ein Reiter näherte ſich nun dem Marquis und flüſterte ihm Etwas ins Ohr. Er erſchrak faſt, blickte um ſich und rief aus: Wie? Iſt das möglich, es iſt, dünkt mich, kaum eine Viertelſtunde verfloſſen, ſeit wir uns trafen, wie können wir in dieſer kurzen Zeit gemächlich fortreitend und redend drei Stunden zurückgelegt haben? Freund, ſagte er und ſah mich luſtig an, wir haben von ſehr hohen und geheimnißvollen Dingen geſprochen, und nun erkenne ich wohl, daß Ihr ein gefährlicher Zauberer ſein müßt. Ihr habt uns im Fluge von einem Orte zum andern verſetzt, und mir iſt es auch, als wäre ich durch die Luft geflogen, ſo wenig habe ich von der Erde geſpürt. Da Eure Reiſe nach Bordeaux geht, ſo müſſen wir uns hier trennen. — Aber wir verabredeten eine baldige, länger dauernde Zuſammenkunft, und ich mußte, als ich allein an der Spitze meiner Begleiter ritt, über die große Gewalt, die der ſchöne junge Mann in den wenigen Stunden über mich errungen hatte, erſtaunen. Die Pferde waren ermüdet und wir ruhten bald nach der Trennung in einem Dorfe aus. Es koſtete uns viele Mühe, die Einwohner, die auch hier flohen, als wir ankamen, zu beruhigen, und ſie kehrten erſt in ihr Dorf zurück, als ſie erfuhren, daß wir Katholiken waren. Meine eigene

Geſinnung, war es mir gelungen, meinen Untergebenen, wenn auch nicht allen, mitzutheilen. Es zeigte ſich klar genug, daß d'Espinacs Begleiter auch ſeine milde Denkweiſe theilten. Hier war es nun anders. Die Einwohner, als ſie zurückgekehrt und beruhigt waren, drängten ſich tumultuariſch um uns herum. Hugenotten hatten kurz vorher das Dorf überfallen und, wie die Einwohner verſicherten, ausgeplündert. Sie hatten Mädchen und Frauen geſchändet und mehrere auf eine freche Weiſe mit ſich geſchleppt. Im ganzen Dorfe forderte man nun Rache. Alle waren ingrimmig und wüthend, was ich wohl entſchuldigen mußte, als ich die Greuel, welche die Hugenotten verübt haben ſollten, hörte, als ich die Klagen der Männer, deren Frauen, der Eltern, deren Töchter in die Gewalt des Feindes gerathen waren, vernahm und die Spuren der Verwüſtung erblickte. Der Dorfpfaff, ein fanatiſcher Mönch, der es nicht verbarg, wie er es als chriſtliche Pflicht betrachte, alle Hugenotten zu vertilgen, drängte ſich an mich heran und forderte mich gebieteriſch auf, ein nahe liegendes hugenottiſches Dorf zu überfallen, die Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, zu vernichten, das Dorf zu verbrennen und jede Spur des ketzeriſchen Ortes von der Erde zu vertilgen. Als ich, entſetzt über eine ſolche Sprache, mit der Antwort zögerte, gerieth er in grenzenloſe Wuth, und die Männer des Dorfes verſammelten ſich lärmend um uns. Könnt Ihr zögern? rief er. Wagt Ihr es, Euch zu beſinnen, wo der Ruf der Kirche ſo entſchieden ertönt? Woher rührt unſer Unglück? Wir haben das Gebot des Herrn nicht erfüllt. Als dieſer befahl, die Kananiter zu vertilgen, und jede Schonung mit ſeinem Zorn zu beſtrafen drohte, da traf dieſer Zorn ein Volk, welches, verglichen mit dieſen Ketzern, unſchuldig genannt werden muß; denn ſind die Hugenotten nicht im Schooße der Kirche geboren? Haben nicht ſie und ihre Geſchlechter Jahrhunderte lang ihre Wohlthaten genoſſen? Dieſe Rebellen ſind der Hölle verfallen, und ein Liebesdienſt gegen den Nächſten iſt dem Zorn entbrannten Gott nicht ſo wohlgefällig, wie die Ermordung eines Ketzers.

So war ich nun mitten in die flammende Gluth des Fanatismus verſetzt, und war genöthigt mich zu entſcheiden. Ich war keinen Augenblick zweifelhaft. Die warmen Ströme der Bluthochzeit ſchienen mir aus dem Munde des verruchten Pfaffen zu fließen. Schweigt, rief ich gebietend, und laßt mich Eure gottesläſternden Reden nicht länger anhören. Solche Teufel, wie Ihr, haben den Fluch über unſer ſchönes Land gebracht! Kaum hatte ich dieſe Worte, wenn auch gebietend, geſprochen, da hob der Pfaff, obgleich er es einſehen mußte, daß der kleine Haufe der unbewaffneten Bauern ganz in unſerer Gewalt war, ein Kreuz in die Höhe und mir entgegen, als wollte er ein ſataniſches Blendwerk wegſcheuchen. Alle Bauern bekreuzten ſich. Verdammter Ketzer, Ketzer! ſchrie er und laut wiederholte die verſammelte Menge dieſen Ruf. Ein Wink war genug, und alle Säbel meiner Begleiter waren gezogen, ſie bildeten um die verſammelten Bauern einen beweglichen Kreis und drängten dieſe immer dichter nach dem Mittelpunkte zu, der von mir und dem Pfaffen eingenommen war.

Als die Bauern nun entdeckten, daß ihr Pfarrer keine Gewalt über mich hatte, als ſie ſahen, daß ſie meinen Reitern preisgegeben waren, und wohl auch mein Geſicht die Spuren der tiefen Entrüſtung, die mich ergriffen hatte, trug, wurden ſie plötzlich ſtumm, und ſelbſt der Pfarrer ward verlegen und ängſtlich. Ich ward jetzt milde, ſtellte ihnen vor, wie ich zwar ihren Glauben, aber nicht ihren Haß theilen könnte, wie ich hergekommen wäre als ein friedlicher Reiſender, zwar von Bewaffneten begleitet, aber nur, um in dieſer unglücklichen Zeit mögliche Angriffe abzuwehren, nicht, um ſelbſt anzugreifen. Ich ſprach über das Elend unſeres armen Vaterlandes, ich predigte die Liebe Gottes, Bibelſtellen ſtanden mir zu Gebote, ich deutete den Fluch, der auf ihnen allen ruhte, ich ſprach von der Verwüſtung, die ich allenthalben getroffen, ich beſchwur ſie, einen prüfenden Blick in das eigene verwilderte Gemüth zu werfen und ſich zu fragen, ob ſie Spuren der ſtillen Ruhe, des Frieden Gottes in ſich fänden, ob nicht Geiſter der Hölle ſtatt Engeln des Himmels die Herrſchaft über ihre Gemüther übten; ich zeigte ihnen als Folge der Verſöhnung, der Duldung den Segen des Herrn, der ſie ſtets begleitet, die ruhigen Dörfer, die ſtille Sicherheit der Familien, die blühenden Felder, die reichen Aecker und den ſtillen Frieden der beruhigten Gemüther. Seht, ſchloß ich, die Säbel ſind gezogen, aber ſie ſollen Euch nicht treffen, es ſind die flammenden Schwerter der Liebe, die die böſen Geiſter verſcheuchen wollen, die ſich an Euch gedrängt haben. Ich will Euch Eure Töchter und Frauen wiederbringen, obgleich ich leider nur zu gegründeten Verdacht habe, daß Ihr dieſe Rache über Euer Dorf durch frühere Greuelthaten Euch zugezogen habt. Aber die Art, wie ich dieſes ausführe, bleibt mir überlaſſen; ich will Eure frühern Thaten genau unterſuchen, die Macht hat mir das Richteramt gegeben und ich will nicht ungerecht ſein. Dieſer wüthende Pfaff bleibt in meiner Gewalt, er ſoll Euch nicht weiter verführen, Gott und die heilige Kirche hat ihn mir übergeben, für ſein Leben hafte ich Euch, ich habe wahres Mitleid mit ihm, ich betrachte ihn als ein Opfer der Verirrungen dieſer unglücklichen Zeit. Gelingt es mir durch dieſes Ereigniß, ihn für eine mildere, liebevollere Geſinnung zu gewinnen, dann ſoll er wieder in Eurer Mitte erſcheinen, ſonſt nie. Gott, ſein gemarterter Sohn und die gebenedeicte Jungfrau Maria ſegne die Kirche und dieſen Augenblick, ſchloß ich und hob ein Kreuz, welches ich um den Hals trug, küſſend in die Höhe.

Ich glaube, daß meine Rede einigen Eindruck gemacht hatte. Mehrere Bauern ſchienen meine Geſinnung zu theilen. Einige ſprachen ſich unumwunden aus und wagten laut zu äußern, was früher für die ärgſte Ketzerei galt. Die Parteien waren im ganzen Lande einander ziemlich gleich, und die Einwohner mußten geſtehen, daß der König von Navarra täglich mächtiger würde und ſelbſt aus einer verlornen Schlacht durch den Zauber ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit Vortheil zu ziehen wüßte, ſo daß er nicht ſelten nach einer Niederlage als der Sieger erſchiene. So hatte ich ſelbſt im Dorfe einen Anhang gewonnen. Da ich aber nicht wiſſen konnte, in wiefern die Nachgiebigkeit der Mehrzahl als ein Erzeugniß der Furcht anzuſehen wäre, hielt ich das Dorf die Nacht über beſetzt und bewachte die

Ausgänge ſorgfältig. Ich ward hierbei, obgleich ganz im Stillen, von mehrern Einwohnern treulich unterſtützt, durch ſie lernte ich auch diejenigen kennen, die vorzüglich gefährlich ſein konnten. Die Bewachung beſchränkte ſich alſo auf wenige Punkte. Die Männer und Pferde ruhten wechſelſeitig aus, und den Tag darauf ritt ich nach dem mir bezeichneten hugenottiſchen Dorfe, von einem Bauer als Wegweiſer begleitet. Den Pfaffen, den ich gar nicht mehr zu ſprechen erlaubte, ſorgfältig verſchloß und die Nacht hindurch bewachte, führte ich mit mir.

Nach einem langſamen Ritte von einigen Stunden erreichten wir das hugenottiſche Dorf. Der Bauer trat zu meiner Verwunderung hervor und bot ſich ſelbſt an, allein und entwaffnet in das Dorf zu eilen, um die Einwohner zu beruhigen. Die Hugenotten hier, ſagte er, ſind zwar eben ſo fanatiſch, wie die Katholiken in unſerm Dorfe, aber doch findet man hier, wie bei uns, Einwohner, die dieſen Haß misbilligen. Die verfolgungsſüchtige Menge vermag das nicht zu begreifen und ſo haben die ſo Geſinnten in beiden Dörfern einen harten Stand. Wir gelten in unſerem für geheime Hugenotten, obgleich wir der heiligen Kirche treu bleiben; und die friedlich geſinnten Hugenotten in dieſem Dorfe müſſen ſich geheime Katholiken ſchimpfen laſſen, obgleich ſie ohne allen Zweifel mit derſelben Treue ihrem Glauben ergeben ſind, wie wir dem unſrigen; ſo geſchieht es denn, daß wir eben ſo gern in ihrem, wie jene in unſerm Dorfe geſehen werden. Ich ſah den Vortheil ein, den wir aus einer ſolchen Botſchaft ziehen konnten, ließ ihn allein nach dem Dorfe reiten, und wir ruhten in einiger Entfernung von demſelben aus. Nach Verlauf von ein paar Stunden war Alles in Ordnung gebracht, denn es war ſchon nichts Seltenes, daß im ganzen Lande ſich die gemäßigten Katholiken an den König von Navarra anſchloſſen. Der Bote kam zurück, von einigen der älteſten Bauern begleitet, und als wir ſelbſt hinkamen, entdeckten wir mit Erſtaunen, daß es unſerm guten Wegweiſer ſchon gelungen war, das zu leiſten, was ich den Einwohnern ſeines Dorfes verſprochen hatte. Frauen und Kinder, die die Hugenotten geraubt hatten, ſtanden da. Hoch und theuer beſchwuren es die Hugenotten, daß ſie ungekränkt geblieben wären, und die Frauen beſtätigten es. Der Prediger war zwar auch nicht frei von Fanatismus und hatte ſelbſt die Einwohner aufgefordert, von einigen hugenottiſchen Brüdern unterſtützt das götzendieneriſche Dorf zu überfallen; was ſie aber dazu bewog, ſeinem Rathe zu folgen, war ein früherer ähnlicher Ueberfall des katholiſchen Dorfes und die Pflicht, die geraubten und gefangen gehaltenen Frauen und Töchter zu befreien. Sie wären, verſicherten ſie, ſehr geneigt, Frieden zu halten, wenn ſie nicht angegriffen würden. Der katholiſche Pfarrer, den ich mitführte, mußte geſtehen, daß er wirklich die Hugenotten zuerſt überfallen hatte. Er ſchien ganz mürbe geworden zu ſein, doch trauete ich ihm nicht. So war dieſe ganze Sache beigelegt und in Ordnung. Die befreiten Frauen und Kinder kehrten freudig nach ihrem Dorfe zurück, und die von allen Seiten in dieſer Gegend bedrängten Hugenotten vernahmen die Worte des Friedens, von einem Katholiken ausgeſprochen, mit Freude und nahmen die Ermahnungen mit Herzlichkeit auf. Ich begleitete die befreiten Frauen bis in die Nähe des katholiſchen Dorfes und ritt weiter, indem ich den Pfaffen mit mir führte, ungewiß, was ich nun mit ihm anfangen ſollte.

Gegen Abend erreichten wir ein Haus, welches einſam auf einer von Wald umgebenen Wieſe dalag. Schon aus der Ferne entdeckten wir ein Gewühl von Menſchen, die dieſes Haus umgaben; als wir näher kamen, entdeckten wir bewaffnete Kriegsleute, die lärmend, ſchreiend und fluchend ſich unter einander bewegten. Ich war ungewiß, ob ich nicht durch einen Umweg das Haus zu umgehen ſuchen ſollte; da entdeckte ich an dem Fenſter des zweiten Stockwerks eine weibliche Geſtalt, deren Haare aufgelöſt um den Kopf flatterten, die die Hände ringend zum Fenſter hinausſtreckte und wie in Verzweiflung laut um Hülfe ſchrie. Ich gebot meinen Begleitern die Säbel zu ziehen und in vollem Galopp ritten wir auf das Haus zu. Ich warf einen eiligen Blick nach dem Fenſter, die weibliche Geſtalt blickte uns an, ungewiß, ob ſie über unſere Ankunft ſich freuen oder erſchrecken ſollte. Mit Entſetzen ſah ich ein zartes weibliches Weſen in dieſer furchtbaren Lage. Durch die von Angſt und Verzweiflung entſtellten Züge leuchtete doch die große Schönheit hindurch.

Was geht hier vor? rief ich gebieteriſch, und ich ſah wohl, daß hier zwei Parteien ſtritten und daß diejenige, die durch mich unterſtützt würde, das entſchiedene Uebergewicht erhalten würde. Meine Ankunft ſchien offenbar dem größten Theile der hier lärmenden Kriegsleute unangenehm, der kleinere dagegen ſchien neue Hoffnung zu ſchöpfen. Einer trat hervor, um mir den verlangten Bericht zu geben. Ich unterbrach ihn und wandte mich zuerſt an das flehende ſchöne Mädchen, die noch jung zu ſein ſchien. Ich beſchwöre Euch, liebliche Geſtalt, ſagte ich, bleibt hier ſo im offenen Fenſter ſtehen, daß ich Euch erblicke; ich muß mich überzeugen, daß nichts Gewaltſames gegen Euch ſtattfindet, während ich Erkundigung einziehe über die Greuelthat, durch welche eine ſo zarte Schönheit in eine ſolche Lage gerieth. Ihr ſteht unter dem Schutze der Ehre eines verheiratheten Ritters, der ſeine junge Frau innig liebt, aber bereit iſt, ſein Leben zu wagen für eine jede bedrängte Frau. — Wer dieſem Mädchen nahe zu treten wagt, während ich hier bin, wird meine Rache fühlen, rief ich gebietend, mich an die Uebrigen wendend. Jetzt ließ ich den ſich nahenden Kriegsmann, der von ziemlich hohem Alter zu ſein ſchien, hervortreten, und er berichtete:

Die Ihr da ſeht, gnädiger Herr, iſt das ſchöne Fräulein Louiſon Gayant. Sie iſt hugenottiſch erzogen, von Aeltern deſſelben Glaubens, beide ſind geſtorben und zu ihrem Unglücke der ihr beſtimmte Vormund ebenfalls. Durch Intriguen wußte der Herr von Santerre, ein Katholik, die Vormundſchaft über das Fräulein und ſomit die Verwaltung ihres bedeutenden Vermögens an ſich zu reißen, aber ſeine Abſicht ging noch weiter. Als ſie ihn einſt, dazu aufgefordert, beſuchte, behielt er ſie zurück. Sie hielt ſich nämlich bis dahin bei hugenottiſchen Verwandten auf und iſt mit einem jungen lieblichen Manne, dem Marquis d'Eſpinac, verlobt. Von Mächtigen unterſtützt gelang es dem Herrn von Santerre, alle Reklamationen der Verwandten des Fräuleins abzuweiſen, und er hatte die doppelte Abſicht, das Bündniß mit dem jungen Marquis zu zerreißen und das Fräulein zu bekehren. Von unſerer Seite geſchahen mancherlei Verſuche, das Fräulein aus ihrer Gefangenſchaft zu befreien. Dieſes Mal ſchien nun Alles gelingen zu wollen. Es war mir, einem alten Diener ihrer Aeltern, gelungen, das Fräulein mit Zeit und Stunde bekannt zu machen, wo wir bewaffnet erſcheinen würden. An dem bezeichneten Orte trafen wir die ſchöne Dame und wurden hier von zurückkehrenden Schaaren, die in hugenottiſchen Dörfern plünderten, überfallen. Dieſe gehörten leider dem Herrn von Santerre zu, und nur Eurer Gegenwart werden wir die Befreiung der Dame hoffentlich zu verdanken haben.

Als dieſer kurze Bericht beendigt war und ich zur Befreiung der Schönen ſchreiten wollte, waren die Gegner verſchwunden. Sie waren durch die Hinterthüre des Gebäudes hinausgeſchlichen und wir entdeckten, wie ſie über Wieſen, Felder und Gräben flohen. Da die junge Dame befreit, die Abſicht alſo erreicht war, ſo wurden wir einig, die fliehenden Schaaren nicht zu verfolgen. Die Dame verſchwand aus dem Fenſter, ich trat in das Haus hinein und erſtaunte nicht wenig, als ich ſie, wie es ſchien, völlig ruhig, die Treppen herunterſteigen ſah. — Ihr könnt Euch denken, wie freudig ich die Nachricht empfing, daß es mir gelungen war, die Geliebte des Mannes, der mir ſo lieb geworden, zu retten. Während die Begleiter ihre Pferde aus den Ställen zogen und ich es doch nothwendig fand, der Dame einige Augenblicke der Beruhigung zu gönnen, traten wir in die Gaſtſtube. Die Einwohner des Hauſes hatten ſich auf dem Boden verſteckt, und es koſtete uns Mühe, ſie, als wir ſie fanden, zu überzeugen, daß ſie nichts zu befürchten hätten. Während nun Wein und Früchte gebracht wurden, erfuhr ich von der Dame ſelbſt, was ſie in der Zeit ihrer Gefangenſchaft gelitten hatte. Wie ſie mir jetzt gegenüber ſaß, glaubte ich nie etwas Anmuthigeres geſehen zu haben. Die Freude über die Befreiung gab ihrer Geſtalt eine Heiterkeit, eine Anmuth, die mir unwiderſtehlich ſchien, und obgleich ich mich ganz in dieſen lieblichen Anblick verlor, war dennoch der Eindruck, den ſie machte, ſo völlig rein, daß es mir unbegreiflich ſchien, wie jemals eine Gewaltthat gegen ſie hatte ausgeübt werden können. Jeder Gegner mußte, glaubte ich, durch ihren bloßen Anblick entwaffnet werden. Denn ſelbſt jetzt, in dem freudigen und unerwarteten Augenblicke der Befreiung aus einer großen Gefahr, jetzt, als die Gewißheit einer unerwarteten Sicherheit ſie glücklich machte, verlor ſie die ruhige Würde nicht einen Augenblick. Sie erzählte nun, wie entſetzlich der erzwungene Aufenthalt bei dem Herrn von Santerre geweſen war. Man ließ mich, ſagte ſie, keinen Augenblick in Ruhe, Pfaffen quälten mich vom Morgen bis Abend, ich war auf meiner kleinen Kammer gefangen; ich ward gehalten und behandelt, wie die geringſte Magd, ich mußte die gemeinſten Dienſte verrichten, ja man ließ mich nicht ſelten Hunger und Durſt leiden; daneben wurde mir das herrlichſte Leben, in Freude und Genuß, lockend dargeſtellt, wenn ich mich willig erklärte, den katholiſchen Glauben anzunehmen und, was freilich damit genau verbunden war, meiner Liebe zu entſagen. Die armen verblendeten Menſchen ſahen nicht ein, daß eine ſolche Behandlung nicht fähig wäre, mich zu gewinnen. Ja ich geſtehe es, es bildete ſich eine Anſicht allmälig aus, die ſelbſt jetzt, nach der Befreiung, eine gefährliche Gewalt über mich behalten zu haben ſchien, die ich früher ſo entſchieden abwies, als wenn nämlich in der katholiſchen Religion etwas Sataniſches liegen müſſe; und doch litt ich ſelbſt an einem innern Kampfe, der mir gefährlicher zu werden drohte, als alle äußere Verfolgung. Bei der grenzenloſen Liebe, die mich mit dem Herrn d'Espinac verband, entſtand der Zweifel, ob nicht meine Treue gegen ihn mächtiger wäre, als die gegen meinen Gott. Ich war ganz allein, in meiner ganzen Umgebung Keiner, der mich nicht als eine Verdammte, der Hölle Preisgegebene betrachtete. Selbſt die Einſamkeit war mir verſagt, denn ein altes mürriſches Weib, die mich als eine von einem böſen Geiſte Beſeſſene betrachtete, die ſich bekreuzigte, wenn ich ihr nahe trat, ſchlief in meiner Kammer. Ich glaube nicht einmal, daß es urſprüngliche Grauſamkeit war, aber ſie ſchien in der That zu meinen, daß es ein gottgefälliges Werk wäre, mich zu quälen, und wenn es ihr nur gelang, meine Hingebung, meine Geduld zu beſiegen, wenn Verachtung, furchtbare Verſchmähung und Spott, in jedem Moment von Neuem in das blutende Herz getröpfelt, die ſchwache Natur beſiegte, daß ich mich wie ein getretener Wurm krümmte und Hände ringend mich in Thränen badete, da war es, als glaubte das Weib ihre gottſelige Abſicht erfüllt zu ſehen. Mein Elend erregte gar keine Theilnahme, aber ich glaubte dennoch in dieſer Härte eine Hoffnung zu leſen, die mir die grauenhafteſte war. Daher brachten ſolche Auftritte mich eben zur Beſinnung. Ihr Himmel iſt Deine Hölle, ſagte ich mir, es iſt ein Kampf mit Gott und für Gott gegen teufliſche Mächte. Ich zog mich dann, wie ſie ſonſt, andächtig und betend von ihr zurück wie vor einem böſen Geiſt, trocknete die Thränen und warf ihr einen Blick zu, der ſie empörte; aber ich war dem Weibe ganz preisgegeben. Sie hat mich bei den Haaren herumgeſchleppt, mit den Füßen getreten, bis ich in Ohnmacht fiel. In der letzten Zeit war ich mit dieſem Weibe allein, der Herr von Santerre und ſeine Familie ließen ſich nie ſehen; auch die Pfaffen, — denn einer nach dem andern verſuchte ſein Künſte, — wurden, je hartnäckiger ich ihnen erſchien, deſto ſchonungsloſer. Endlich ward mir einer gebracht aus einem benachbarten Dorfe, der unter allen in der Gegend, wie man glaubte, am fähigſten war, den böſen Geiſt des Unglaubens zu verbannen. Dieſer trat gegen mich auf, völlig, wie gegen ein geſpenſtiges Weſen, mit Beſchwörungsformeln mancherlei Art. Nicht mit mir ſprach er, ſondern nur über mich mit dem alten Weibe. Es iſt wahr, er hatte es in ſeiner Gewalt, mich zu ängſtigen. Wie geheime Kräfte, aſtraliſche Einflüſſe, ein Geflüſter nächtlicher Dämonen die Seele verlocken können, wie in den Gebirgen, in den dunkeln Wäldern, in den Lüften Geiſter herumſchweifen, die denjenigen, der auf ſie horcht, zur Verzweiflung, zum Wahnſinn bringen, wie dieſer Wahnſinn die anfangende Höllenſtrafe wäre, ſo lange der Menſch lebte, nur im Fegefeuer zu ſeiner Seele Rettung, aber wenn er ſich bis zum Unglauben ſteigerte, die Unſeligen zur ewigen Höllenſtrafe reif machte, wußte er mit ſolcher Gewalt der Darſtellung auszumalen, daß er meine Seele gefangen nahm und eine wirklich bannende Gewalt über mich ausübte. Ich war durch Qual und Furcht geängſtigt, durch Mishandlungen erkrankt, durch eigene innere Kämpfe geiſtig erlahmt, vergebens ſuchte ich die furchtbaren Töne in meiner Nähe abzuwehren, vergebens verſenkte ich mich heftig ringend in Gebet, immer dichter drängte ſich die Sprache an mich heran, es war, als wenn ſchwarze Geiſter mich umſchwirrten, als träten ſie mir dicht vor die Augen, als flüſterten ſie mir tief in das Ohr hinein, und ich fühlte es, ich mußte unterliegen, meinen Glauben aufgeben oder wahnſinnig werden. — In dieſer Lage erſchien nun ein ſchönes Mädchen, kaum funfzehn oder ſechszehn Jahr alt; ſie ward faſt wider ihren Willen in meine traurige Kammer hereingeſchleppt und zeigte, als ich ſie ſah, alle Spuren des Entſetzens. Zu meiner Verwunderung verließ der Pfarrer und das Weib die Kammer, und ich blieb mit dieſem Mädchen allein. Das Mädchen horchte nach der Thüre hin, trat mir dann mit einem ganz veränderten lächelnden Geſicht entgegen. Fräulein, ſagte ſie, fürchten Sie ſich nicht. Ich bin von dem alten Diener Ihres Hauſes abgeſandt, ich habe, hoffe ich, die Mittel gefunden, dieſe Teufel zu

Univ. Bibl.
München

betrügen. Ich erſchien als meinen Eltern entlaufen, ich behauptete, von der heiligen Jungfrau aufgefordert zu ſein, mich an den Pater Anſelmo zu wenden; es gelang mir ihn zu täuſchen und ich ſpielte meine Rolle ein paar Wochen hindurch ſo gut, daß ich, ohne Verdacht zu erregen, es wagen konnte Sie nennen. Das, ſagte ich, war es eben, was die heilige Mutter, als ſie mir erſchien, angedeutet hatte, daß ich berufen wäre zur Rettung der Seele des gefangenen Fräuleins. — Hier iſt ein Brief. Wir müſſen die Täuſchung noch einige Zeit fortſetzen; denn das Schwierigſte iſt noch zurück, es muß mir gelingen, Sie ohne Begleitung nach dem verabredeten Orte zu bringen. — Das Mädchen ſprach dies Alles halb murmelnd und in einem Tone, daß Keiner, der die undeutlich geſprochenen Worte von fern hörte, den Inhalt errathen konnte. Sie näherte ſich nur in dem Augenblicke, als ſie mir den Brief übergab, und ſelbſt dieſes geſchah auf eine ſolche Weiſe, daß wer uns etwa belauerte, eher eine Art magiſches Annähern, eine Art von geheimer Gewalt, die durch Berührung wirken müßte, als die Uebergabe des Briefes würde vermuthet haben. Ich hütete mich wohl, irgend Etwas zu thun, wodurch die Täuſchung aufgehoben werden konnte. Wie furchtbar geiſtig zerrüttet ich noch vor einem Augenblick war, ſo wirkte dieſe Hoffnung doch wie ein Zauber auf mich. Die wilden nächtlichen Träume, die mich geängſtigt hatten, waren verſchwunden, ich hatte meine Beſinnung völlig wieder, und Glaube und Zuverſicht ſiegten. So wie ich Alles erfahren hatte, was nothwendig war, wurden wir einig, nie, auch nicht, wenn wir uns völlig allein glaubten, die Maske fallen zu laſſen. Freilich mußte ich auf die ſeltſame Miſchung von Bösartigkeit und Aberglauben, die meine Feinde beherrſchte, rechnen. Das Mädchen, wie Sie geſehen haben, entwickelte eine bewunderungswürdige Schlauheit. Es gab Augenblicke, wo ich glaubte, daß dieſe nichtswürdigen Menſchen gar keine Religion hätten, daß Alles, was ſich mir als **Kirche** darſtellte, eine furchtbare Erfindung der Pfaffen wäre, die Menſchen zu beherrſchen und zu tyranniſiren; dann aber mußte ich mir wieder geſtehen, daß ſie Geiſter citirt hatten, die ſie nicht zu überwältigen vermochten; daß ſie ſelbſt dem finſtern Aberglauben unterlagen, den ſie doch nur benutzen wollten. Auf dieſen Widerſpruch mußten wir rechnen. Die beſtimmte Zeit lag vor uns und durch einzelne Aeußerungen, die künſtlich in die Geſpräche verflochten wurden, durch welche das Mädchen mich zu bekehren ſuchte, verſtändigten wir uns hinlänglich. Männer würden ohne allen Zweifel eine feinere Intrigue erſonnen haben, wir erſannen die plumpſte, und ſie gelang vielleicht eben deswegen. Ich habe von einem ſehr gelehrten Manne behaupten hören, daß es oft nur deshalb nicht gelänge, die Menſchen zu betrügen, weil man ſie ſich nicht dumm genug zu denken den Muth hätte. Auf das Gelingen der Verſtellung kam Alles an, ich machte mir darüber keinen Vorwurf; ich hatte gegen dieſe Menſchen keine Verpflichtung, ſie durften keine Wahrheit von mir fordern, und einfach kindlich, ja mit frommer Andacht betrachtete ich dieſes ganze Ereigniß als eine göttliche Fügung, die mir Waffen in die Hand gab gegen Verfolgungen, aus welchen ich nur ſo gerettet werden konnte. Längſt hätte wohl eine gewaltſame Befreiung ſtattgefunden, aber d'Eſpinac war in dem Heere des Königs von Navarra; er kannte meine Lage nicht einmal, und eine jede Verbindung mit dem Heere war ſeit Monaten durch die kriegeriſchen Verhältniſſe abgeſchnitten. Die höchſte Noth entwickelt einen wunderbaren Scharfſinn und ich wundre mich über die Kunſt der Verſtellung, die ich mir erwarb und durch welche mein Vormund, ſeine Familie, das hölliſche alte Weib, ja ſelbſt der ſchlaue Pfaff vollſtändig getäuſcht wurde. Die erdichtete Bekehrung ſchritt ſo leiſe, durch ſo unmerkliche Uebergänge fort, die Aeußerungen der Zuneigung zum katholiſchen Glauben, ringend mit demjenigen, der mir durch Erziehung und

Unterricht mitgetheilt war, traten im Anfange ſo ſcheu, ſo furchtſam hervor, daß Alle mit zuverſichtlicher Hoffnung meiner völligen Bekehrung entgegenſahen. Ich wagte kühne Einwürfe gegen die Belehrungen meines geiſtlichen Rathgebers und gönnte ihm den Triumph, ſie zu bekämpfen. Meine Lage ward immer beſſer, ich lebte ſchon wie ein Kind im Hauſe, man ſchmeichelte mir, brachte mich in große Geſellſchaften und glaubte mich ſchon ganz gewonnen. Selbſt das Weib, das mich gequält hatte, ſah ich nicht mehr, ich geſtand, daß ich ſie ohne Grauen nicht anſehen könnte. Und in der That, es war nothwendig, daß ſie entfernt wurde, denn ich fühlte es, daß ich meine Verſtellung in ihrer Gegenwart nicht durchzuſetzen vermochte.

Was ſoll ich Vieles von dem plumpen Kunſtgriff ſagen, der mich befreite. Das Mädchen behauptete, daß ihr die Jungfrau Maria wieder erſchienen ſei. Als letztes Mittel meiner völligen Bekehrung müßten wir beide allein in der Nacht auf einer Wieſe unter einem Kreuze erſcheinen. Nur reine Jungfrauen dürften in dieſem Augenblicke jenen Ort betreten; und jeder unheilige Schritt würde den heiligen Moment der Bekehrung vernichten, ja auch in einen völlig unüberwindlichen Unglauben zurückſtürzen. Ich dachte wohl, daß man uns belauern würde, aber alle Anſtalten zur ſchnellen Flucht waren ſorgfältig getroffen. Die Männer, die Sie hier ſehen, waren beritten zugegen; das Mädchen behauptete ganz ſicher allein fliehen zu können, und Sie können ſich meine Verzweiflung, als ich mich nun wieder in feindlicher Gewalt befand, leicht denken. Ich mußte fürchten, nicht einfach ermordet zu werden, was faſt eine Wohlthat zu nennen geweſen wäre, ſondern den grauſamſten Mishandlungen qualvoll zu unterliegen. Indem ich nun dieſe eben überſtandene Gefahr und die wunderbare Rettung überlege, ſchwebt mir das Bild des holden Mädchens vor. Sie ſchlug eine jede Vereinigung mit uns aus, ſie behauptete, daß man ihretwegen gar nicht beſorgt zu ſein brauche, ſie würde auf jeden Fall ſich zu retten wiſſen, und jetzt, da das Ereigniß ſich mir ſo lebendig wieder vergegenwärtigt, wie der alte vertraute Diener meines Hauſes ſich zu erkennen gab, mich eilig auf den Sattel hob und wir in vollem Gallopp davon ritten, muß ich dieſes Mädchen mit der lieblichen und ſchlauen Miene, mit der wunderbaren Sicherheit, kindiſch faſt und geiſtig bis zum Zauberhaften reif, wie eine göttliche Erſcheinung betrachten, die zu meiner Rettung hervortrat und dann plötzlich verſchwand.

Ich hatte, während das Fräulein erzählte, einen Verdacht gefaßt. Mir fiel der Pfaff ein, den wir gefangen mit uns führten; ich hatte ihn von dem Augenblicke an, wo ich mit der Befreiung der ſchönen Dame beſchäftigt war, ganz vergeſſen, ich befürchtete ſchon, daß man ihn vernachläßigt, daß er die Verwirrung des Augenblicks benutzt hätte und entſchlüpft wäre; aber das war nicht der Fall. Als ich mich erkundigte, erfuhr ich, daß er in einer andern Kammer eingeſchloſſen bewacht würde. Ich trat zu ihm herein und fand ihn in tiefe Gedanken verſunken. Er warf mir einen grimmigen Blick zu, und als ich ihn aufforderte mir zu folgen, ſchien er es hartnäckig verweigern zu wollen. Wir mußten in der That einige Gewalt anwenden, und ſo ſtellte ich ihn wider ſeinen Willen der Geliebten meines neuen Freundes gegenüber. Ein Schrei des Entſetzens, als ſie ihn erblickte, ließ mich dieſe Ueberraſchung nur zu ſehr bereuen. Sie blickte wild um ſich her, ſie hatte erfahren, daß wir Katholiken waren, und glaubte ſich verrathen.

Ich erſchrak heftig und warf mir leider zu ſpät meine unbegreifliche Unbeſonnenheit vor. Ich war voll von Allem, was mir in den zwei letzten Tagen begegnet war. Es war mir, als müßte ihr die Liebe und Zuneigung bekannt ſein, die mich zu ihrem Geliebten hinzog. Während der Erzählung, faßte ich die Vermuthung, daß der Pfaff, den ich mit mir führte, wohl der von ihr erwähnte Pater Anſelmo ſein könnte. Ich wollte ihr den Triumph gönnen, den furchtbaren Peiniger gedemüthigt zu ſehen. Meine Vermuthung war leider nur zu gegründet. Einige meiner Krieger, die ſich mit den Befreiern der Dame aus der Gefangenſchaft unterhielten, glaubten erſt, daß wir Hugenotten wären. Als ſie erfuhren, daß dieſes nicht der Fall wäre, als ſie den Pfarrer in unſerer Mitte ſahen, den einige wohl zu kennen behaupteten, waren ſie ſichtbar ſcheu, verlegen, erſchraken, und einer ſchlich ſich ſtill weg, um der Herrin die bedenkliche Kunde mitzutheilen. Alles dieſes erfuhr ich ſpäter. Es fand ſtatt, als ich ſtillſchweigend die Dame verlaſſen hatte, um den Pfarrer herbeizuholen, und ſo war das Entſetzen, welches ſie ergriff, als ſie mich mit dieſem hereintreten ſah, freilich erklärlich.

Ich war in Verzweiflung. Der Zuſtand der jungen Dame war ſeltſam; auf dem Ruhebette, auf welchem ſie ſaß, ſank ſie zurück. Einige leichte krampfhafte Zuckungen gingen ſchnell vorüber, die Augen waren geſchloſſen. Als dieſe verſchwunden waren, breitete ſich eine himmliſche Ruhe über das Geſicht aus, ſie lag wie in den tiefſten Schlaf verſunken, ich würde geglaubt haben, daß ſie todt wäre, wenn ich nicht geſehen hätte, wie ein wunderbares, heiteres Lächeln um ihre Lippen ſchwebte. Sie verſuchte zu ſprechen, die Lippen bewegten ſich fortdauernd, aber das leiſe Murmeln blieb mir völlig unverſtändlich. Ich rief in meiner großen Angſt Hülfe herbei, der Wirth, ſeine Frau und Tochter erſchienen, wir ſtanden alle rathlos da; ich konnte mich nicht entſchließen, zu irgend einer entſchiedenen Hülfe zu greifen, und verbot, wie durch einen Inſtinkt geleitet, die Schlafende zu berühren. So verging faſt eine Stunde und unſere Lage war um ſo bedenklicher, da jeder Augenblick uns eine gefährliche Verfolgung zuziehen konnte. Endlich erwachte die Schlafende, richtete ſich ſchnell auf, erkannte mich, ſah, wie furchtbar erſchrocken ich war, und obgleich auch ſie furchtſam und ſcheu um ſich blickte, glaubte ich doch zu entdecken, daß ſie ſelbſt an der Urſache Ihrer Furcht zu zweifeln anfing. Ich bat ſie flehentlich mich anzuhören, ich verſicherte ihr auf's Heiligſte, daß ſie nichts zu befürchten hätte. Ich habe zugleich meine Ritterehre für Ihre Rettung eingeſetzt und wäre mit Schande bedeckt, wenn ich Sie nicht dem Schutze freundlicher Verwandten und des Geliebten übergäbe. Sie ſah mich an. Wie thöricht war meine Furcht, ſagte ſie milde; nein gewiß, Ihr ſeid kein Verräther. Ich muß mich des Verdachtes ſchämen, aber verzeiht mir, denn ich bin durch die Folgen hart beſtraft. Sie war jetzt völlig beruhigt. Ich nannte mich und erzählte ausführlich die Ereigniſſe der letzten Tage, wie ich ihren Geliebten kennen gelernt, und wie er meine innige Verehrung und Zuneigung gewonnen hätte. Ich erzählte ferner, wie ich den Pfarrer getroffen, warum ich ihn mit mir führte, und wie ſich mir die Vermuthung aufgedrungen, daß er wohl der von ihr erwähnte Pater Anſelmo ſein könnte. Ich war ſo thöricht, ſchloß ich, zu glauben, daß ich, der ich Ihnen durchaus fremd bin, in wenig Augenblicken ein Vertrauen mir erworben hätte, welches nur Zeit und längere Bekanntſchaft erringen können. Auch ich bin furchtbar beſtraft. Ihr habt mir verziehen, ſchöne Dame, ich kann mir nie verzeihen.

Als ich von ihrem Geliebten zu ſprechen anfing, als ich erzählte, wie ich zuerſt ſeine Bekanntſchaft machte, blickte ſie mich ſo anmuthig, ſo freundlich an, und ihr ganzes Antlitz ſtrahlte jetzt, wie im Schlafe, von heiterer Ruhe und Befriedigung.

Aber wir durften uns nicht ſo weitläuftigen Erklärungen hingeben, der Augenblick drängte und wir mußten ſchnell aufbrechen. Ich war genöthigt, um die Gerettete in Sicherheit zu bringen, einen Theil des Weges zurückzureiten. Sie wollte mir die Stelle angeben, wo ich ſie ohne Gefahr den früheren Begleitern überlaſſen könnte. Ich wunderte mich nicht wenig über die Entſchloſſenheit und über die körperliche Kraft, die ſie zeigte. Feſt und ſicher ſaß ſie in dem Sattel, während wir fortritten, und höchſt anmuthig ſchien die ſchlanke Geſtalt auf dem galoppirenden Pferde mehr zu ſchweben, als zu ruhen. Wenn ſie die großen, von den langen Augenwimpern beſchatteten Augen aufſchlug, der halbe Umriß des Geſichts gegen den hellen Himmel abſtach, erſchrak ich faſt, ſo tief bedeutend, ſo wunderbar ſchön und herrlich erſchien ſie mir dann, indem der Kopf von dem ſchönen Halſe leicht getragen wurde. Es war mir, als ſähe ich eine Göttin des griechiſchen Alterthums, und unbegreiflich ſchien es mir, daß dieſes Mädchen noch vor kurzem den Mishandlungen unterlegen, noch vor wenig Augenblicken mir durch ihren bedenklichen Zuſtand einen ſo großen Schrecken eingejagt hatte. Sie war fröhlich und voller Hoffnung. Ich weiß es wohl, ſagte ſie, die Sache meiner Glaubensgenoſſen ſcheint jetzt ſehr bedenklich zu ſtehen; der König iſt in der Hand des Guiſe, der, mit Spanien vereinigt, unſern Untergang will. Dieſer entſetzliche Menſch wünſcht die Bluthochzeit zu erneuern, ja über das ganze Land auszudehnen. Der König von Navarra iſt von allen Seiten gedrängt und ſcheint faſt der mächtigen Ligue gegenüber waffenlos zu ſein.

D'Eſpinac theilt die Gefahren einer ſo bedenklichen Lage, und dennoch habe ich eine Zuverſicht, die mir unbegreiflich ſcheint. Es iſt mir, als drohte dem herrlichen Könige, der uns beſchützt, als drohete dem Geliebten, der ſeine Kämpfe theilt, gar keine Gefahr. Dieſe Zuverſicht verließ mich in meiner furchtbaren Gefangenſchaft nur dann, wenn der ſchwache Körper den Mißhandlungen unterlag. Es iſt mir, als ſähe ich Heinrich von Navarra ſiegreich, es iſt ein Ereigniß der Zukunft, welches mich mit aller Gewalt und Sicherheit der Gegenwart umſchwebt; ich ſehe d'Eſpinac den König begleiten, indem er ſiegreich in Paris einzieht, ich höre, wie die jubelnde Menge dem Befreier zujauchzt und wie die unglückliche Verblendung, die das Land in Verwirrung bringt, verſchwindet. — Sie erſchien mir faſt wie eine Prophetin, als ſie ſo ſprach, ihre Zuverſicht theilte ſich mir mit, aber ich konnte mich nicht genug wundern über ihre genaue Kenntniß der Lage des Landes. Die Sache, ſagte ſie, iſt leicht zu erklären, ich war, wie Sie aus meiner Erzählung wohl geſchloſſen haben, in den Händen der wildeſten Liguiſten, ſie ſahen wohl ein, daß ihre Verſicherungen kein Zutrauen einflößen konnten; es wurden mir daher alle Briefe ihrer Partei aus Paris mitgetheilt. Sie konnten mir dieſes ſcheinbare Vertrauen ohne Gefahr zeigen; denn ich war ja unbedingt in ihrer Gewalt und an einen Verrath von meiner Seite nicht zu denken. Der Vortheil, den ſie miterlangen konnten, wenn ſie mir ſolche Nachrichten mittheilten, war aber augenſcheinlich; denn es iſt ja entſchieden, daß der Herzog von Guiſe den König, wie ſeine Mutter, ganz in ſeiner Gewalt hat und das Land beherrſcht, als wäre er ſelber König. So bin ich ganz vertraut geworden mit dem hinterliſtigen Plane der furchtbaren Partei, mit ihren tollkühnen Hoffnungen, mit der Gewalt, die die Sechzehn in Paris ausüben, und mit den Gefahren, die den beiden Königen drohen. Ich ſage es Ihnen, denn wie kann ich daran zweifeln, daß Sie zu den milden gemäßigten Katholiken gehören, die die Beruhigung des Landes nur von dem Könige von Navarra erwarten. Nur wünſche ich dringend d'Espinac zu ſprechen, ich glaube mit Intriguen bekannt geworden zu ſein, deren Kenntniß dem Könige von Navarra ſelbſt wichtig ſein möchte. Ich habe mir ſelbſt in der grauenhafteſten Lage den Inhalt der Korreſpondenz genau eingeprägt, ich wiederholte mir denſelben mit krampfhafter Anſtrengung, um den Faden des Zuſammenhanges nicht zu verlieren, ſelbſt unter den härteſten Mishandlungen, und meine beſſere Lage in den letzten Tagen gab mir völlige Muße zur ruhigen Ueberlegung. — Ich mußte das Mädchen bewundern, welches mit einem ſolchen Eifer in einem ſo zarten Alter ſolche ſchwierige, das ganze Land umfaſſende Verhältniſſe feſthielt, klar überſchaute und, obgleich dem Himmel und dem Geliebten andächtig und treu hingegeben, dennoch mit ſo kräftigem Verſtande in der Gegenwart lebte. Aber die entſetzliche Aufregung im ganzen Lande, die allgemein herrſchende Unſicherheit aller Lebensverhältniſſe erregte in den Einwohnern beider Geſchlechter wunderbare, in friedlichen Zeiten gebundene, Kräfte, und wie die wildeſten Leidenſchaften ſich zügellos äußerten, ſo bildete ſich eine kräftige Beſonnenheit aus, die, ſcheinbar zurückgedrängt und thatenlos, dennoch die beſſere Zukunft vorbereitete.

Wir waren mehrere Stunden geritten. In allen Dörfern wich man uns aus, aber es war uns gelungen, eine ziemliche Menge von Lebensmitteln zuſammenzubringen, welche die von uns vertriebenen Krieger zurückgelaſſen hatten, und die im Hauſe ſelbſt aus dem Vorrathe des Wirths vergrößert wurde. Eine ſchöne Wieſe lud uns zum Ausruhen ein. Ich ſuchte mit meiner Begleiterin den Schatten am Rande eines Waldes und wir unterhielten uns faſt heiter, nur ſorgten wir dafür, daß der gefangene Pfarrer von der Dame nicht geſehen wurde. Ich hatte bemerkt, daß, wenn bei einer Biegung des Weges die hinterſten Glieder des Zuges ſichtbar wurden, in deren Mitte Pater Anſelmo bewacht wurde, und wenn dann die Augen der Dame zufällig auf ihn fielen, ein leiſes Zittern ihren Körper bewegte und ein plötzliches Erblaſſen, ſelbſt, nachdem die Bewegung des Rittes die Geſichtsfarbe erhöht hatte, eintrat. Wir hatten, wie es die Nothwendigkeit forderte, Wachen ausgeſtellt, und kaum war das mäßige Mahl zu Ende, als ein ausgeſtellter Wachpoſten einen Zug von Kriegern anſagte, der in der Richtung nach unſerm Ruheplatze zu fortſchritt. Schnell beſtiegen wir die Pferde, bildeten breitere, kompaktere Maſſen, in deren Mitte die Dame gebracht wurde. Ich ritt etwas vor, damit ich erfahren könnte, ob die Krieger, die uns entgegen kamen, Feinde oder Freunde wären, und ob die Menge uns gefährlich ſein könnte. Leider war, wie die Verhältniſſe der Gegend ſtanden, das Uebergewicht der Liguiſten in dieſer Gegend zu entſchieden. Mit der größten Wahrſcheinlichkeit konnte ich daher Katholiken erwarten, gegen die ich feindſelig hervortreten müßte. Meine ganze Lage im Lande, die ganze Stellung meiner Familie war gefährdet, und unterlag ich in dieſem zweifelhaften Kampfe, ſo war das arme Mädchen rettungslos verloren, und auch mich und meine Begleiter konnte nichts vom Untergange retten. In den Augen wüthender Liguiſten mußte die Unterſtützung der Flucht einer Hugenottin, die mit dem katholiſchen Glauben ein ſo freches Spiel getrieben hatte, und die Gefangennehmung eines Pfarrers als Todesverbrechen erſcheinen. Indem ich nun voller Sorge dieſe Lage der Sachen erwog, war es mir vor Allem darum zu thun, Gewißheit zu erlangen. Ich verließ mich auf mein gutes Pferd, ließ meine Begleiter ſtille halten und ritt galoppirend grade auf den Zug los. Ich ſah bald, daß er uns an Anzahl der Truppen weit übertraf, aber eben, was unſere Lage gefährlicher zu machen ſchien, trieb mich immer näher. Da ſah ich an der Spitze der anrückenden Truppen den Anführer mir allein entgegenreiten, ich erkannte das ſchwarzſammtene Baret, die weiße wehende Feder, die Tücher wurden beiderſeits luſtig geſchwenkt und ich ſtand d'Espinac gegenüber.

Jetzt erſt erfuhr ich, wie die ungünſtigen Nachrichten, die er von der Lage ſeiner Geliebten nach langer Zeit erhalten hatte, ihn aus der Nähe des Königs von Navarra, der in einer ganz andern Gegend des Landes ſich aufhielt, hierhergezogen. Als ich ihn zuerſt getroffen, war er eben bemüht, eine hinlängliche Mannſchaft mit Aufopferung großer Summen zuſammenzubringen, ſeine Geliebte zu befreien. Als ich nun eilig erzählte, wie nahe ſie ihm war, und wie ſie durch mich gerettet worden, war er von freudigem Erſtaunen ergriffen. Er blickte zum Himmel hinauf, reichte mir ſtillſchweigend die Hand, aber mit einer Miene, die mehr enthielt, als die lauteſte Dankſagung. Auch ich war überaus glücklich, wir gehörten uns von jetzt an zu im Leben und im Tode. Ich hatte mir nicht Zeit genommen, ihm das Ereigniß hinreichend zu erzählen. Er gebot ſeinem Trupp langſam vorzureiten, und wir beide ritten allein, damit meine Krieger und vor allen die Dame unbeſorgt blieben, pfeilſchnell zurück. D'Espinac umarmte ſeine Geliebte, Beide ſtanden ſo in einander geſchlungen, das lieblichſte Paar auf der grünen Wieſe, die Sonne ſchien heiter über uns, die Truppen bildeten einen Kreis und mit flammender Begeiſterung ſprach d'Espinac: Wie lag Alles finſter vor mir, wie gering war meine Ausſicht, Dich zu erretten, und kaum betrete ich dieſe Gegend, da ſchenkt mir der Himmel einen Freund, wie ich ihn lange ſuchte, wie er mir ein tiefes Bedürfniß geworden war. Und durch ihn gerettet liegſt Du in meinen Armen. Dieſe wunderbare Fügung ſoll für uns ein Zeichen ſein. So wird Gott den Gegenſtand unſerer gemeinſamen Liebe, das theure Vaterland, retten. Was Du, Freund, für meine Geliebte warſt, das wird der herrliche König für unſer Land ſein, er muß, das Land zu retten, Katholik werden und Du, Freund, wirſt unſern Glauben theilen.

Das ganze ſeltſame Ereigniß lag ſchon einige Tage hinter mir. Es war mir wie ein Traum, und nur die Gegenwart des gefangenen Pater Anſelmo bezeugte die Wahrheit. Ich näherte mich Bordeaux und war mit dem Pfaffen in keiner geringen Verlegenheit. D'Eſpinac hätte ihn zwar gern mit ſich geführt, aber wir ſahen ein, daß ich, wenn ich einen katholiſchen Pfarrer den Hugenotten überließe, meine ſchon bedenkliche Lage dadurch noch ſehr verſchlimmern würde. Ich wußte, daß in Bordeaux im Stillen viele gemäßigte Katholiken geheime Verbündete des Navarra waren. Ich war genöthigt, dem Pfarrer ſeinen prieſterlichen Anzug auszuziehen. Er mußte es ſich nach vielem Sträuben gefallen laſſen, ſich als Reiter zu verkleiden, aber was in den letzten Tagen geſchehen war, hatte ihn ſo fügſam gemacht, er war ſo geduldig, ſo kriechend, daß ich eben dadurch auf ihn aufmerkſam wurde und die geheime, lauernde Tücke, die er vergebens zu verbergen ſuchte, ſehr wohl entdeckte. Ich fand in der That Freunde in Bordeaux, in deren Hände ich ganz im Stillen den Pfarrer übergab, verließ die Stadt, nachdem ich meine Geſchäfte geordnet hatte, und kam in meine ſtille Heimat zurück, auf deren Grenzen alle Verwirrung der Zeit verſchwunden ſchien. Ich ſah d'Eſpinac zuweilen, und wenn er von ſeiner Geliebten ſprach, ſchien er trübe geſtimmt, nachdenklich und als wollte er mir irgend Etwas verbergen. Indeſſen wälzten ſich in meinem unglücklichen Vaterlande Greuel über Greuel. Der ſchwache König glaubte ſich erleichtert, als es ihm gelang, den Herzog von Guiſe nicht richten, ſondern ermorden zu laſſen. Durch den König ſelbſt ward ſo die ſchauderhafteſte Geſetzloſigkeit ſanktionirt; er fiel kurz darauf ſelbſt durch einen fanatiſchen Mörder. In wenigen Monaten folgten dieſe beiden Mordthaten auf einander, und hatten wir früher geglaubt, daß das Elend ſeinen Gipfel erreicht hätte, ſo erfuhren wir jetzt, daß es noch um Vieles geſteigert werden konnte. Allenthalben im ganzen Lande fand die furchtbarſte Willkür und jede Leidenſchaft Thür und Thor offen. Die Geſetze ſchwiegen, die Gerichte waren ohnmächtig, die Richter ſelbſt verdorben und wahnſinnig, wie das Volk, der Handel ruhte, alle arbeitſamen Hände feierten, das Vermögen war unſicher, die Gemüther verwildert. Da erkannte das Volk, daß es ſich ſelbſt nicht zu retten vermöchte, und während Rebellen, verfolgungsſüchtige Katholiken, ſelbſt vom Pabſt dazu ermuntert, während die Ligue im Lande, die Sechzehn in Paris den Pöbel in Bewegung ſetzten und beherrſchten, entwickelte ſich im Stillen eine noch unſichtbare Macht. Keiner war ſtark in ſich. So wie ſie ſich zuerſt auszuſprechen wagte und lange ſich ſchon geregt hatte, ſchien ſie dem leichteſten Widerſtande unterliegen zu müſſen, aber ſie erkannte ihre eigene Kraft in der trefflichen Perſönlichkeit, die jetzt erſt die wahre Weihe erhalten hatte. Der König von Navarra war jetzt der rechtmäßigſte König von Frankreich. War er nicht ohnmächtig, waffenlos ohne die Zeit, die Verhältniſſe, vor Allem die Geſinnung, die ſich in ihm erkannte und ihn trug? Keiner liebte Heinrich den Vierten mehr, als ich, Keiner diente ihm treuer; er konnte unbedingt über mein Leben gebieten, ich würde ſterbend triumphirt haben, wäre mein Tod ihm nützlich geweſen, aber mein ganzes Leben, mein inneres Sinnen war nicht auf die großen äußern Thaten gerichtet, vielmehr auf die innere geiſtige Ordnung, die Alles zuſammenhält. Heinrich der Vierte theilte die Schwächen ſeines Volks, wie ſeine Tugenden. Es konnte Verhältniſſe geben, in welchen die nämliche Perſönlichkeit, eben ſo liebenswürdig, eben ſo begabt, einen Thron geſtürzt hätte, wie ſie jetzt berufen war, den umgeſtürzten zu heben. Dieſe Fügung, die von keinem Einzelnen ausgeht, die höher iſt, als eine jede Perſönlichkeit, mußte ich wohl, als ſie die furchtbare Verwirrung zu löſen, die Wuth der Leidenſchaften zu beſchwören verſprach, göttliche Gnade nennen. Ich nannte ſie ſo und gab mich ihr völlig hin. Klar war es mir, daß ſie und ſie allein den Thron der Bourbons damals ſtützte. Früher ſchauderte ich zurück, wenn ich daran dachte, daß ich ſelbſt unwillkürlich in die Bürgerkriege verflochten werden könnte. Jetzt hatte Gott ſelbſt das Schwerdt der Gerechtigkeit in die rechte Hand des rechtmäßigen Herrſchers gelegt, der es mild und doch entſchieden führen würde, die Zeit beherrſchend, weil er ſie kannte. Ich hielt es für meine Pflicht, für ihn zu ſtreiten. Früher waren die Könige ohnmächtig, und an wen man ſich anſchließen mochte, Jeder bildete nur eine geſetzloſe Partei, die von dem Könige bald verſchmäht, bald unterſtützt wurde.

Ich war eben im Begriff mit ſo vielen Männern, als ich zu ſtellen wußte, meine Heimat zu verlaſſen. Auch die Lage meiner eigenen Unterthanen war dadurch gebeſſert. Es war fanatiſchen Katholiken gelungen, auch unter uns Unruhen zu erregen; dieſe wurden eben dicht um mich herum mir zu mächtig, als der ſtille Ruf, der, obgleich noch nicht laut geworden, dennoch wie ein geheimes Geflüſter alle Gemüther in Bewegung ſetzte, die alte friedliche Geſinnung wieder hervorrief und ſtärkte. Mit wunderbarer Zuverſicht waffneten ſich die jungen Leute; die Mütter ſegneten ihre Söhne, die junge Frau ſah den rüſtigen, eben verheiratheten Jüngling mit ſtolzer Freude wegziehen, die Braut weihete den Geliebten zum Kampf, und alle Hoffnungen des Landes ſchienen, hier zuſammengedrängt, die freudige Fahne zu erheben. Die Thränen der Trennung erſchienen wie flüchtige Regentropfen, von der Sonne verflüchtigt, und der bunte Regenbogen göttlicher Verheißung trat aus allen Gemüthern wie am Himmelsbogen bedeutend hervor, die innige Verſchmelzung von Freude und Wehmuth anzudeuten. D'Espinac hatte den verfolgten, oft bedrohten König ſchon lange begleitet. Er war, ich wußte es, von ſeinem Könige geliebt und auch jetzt ſeit längerer Zeit an ſeiner Seite. Als ich eben im Begriffe war mich in den Sattel zu ſchwingen, erhielt ich einen Brief. Er war von d'Espinac und enthielt die wenigen Worte:

„Freund, daß ich Euch im Heere des Königs treffen werde, ſetze ich voraus. Der herrliche, von Gott berufene Mann ſchätzt Euch hoch, liebt Euch und erwartet Eure Ankunft, aber ich beſchwöre Euch, daß Ihr Euern Weg über † † † nehmt; meldet Euch bei dem Kaſtellan des Schloſſes, nennt Euern Namen, man wird Euch nach einem verborgenen Gemach führen, Ihr werdet da meine Braut treffen; aber ich bitte Euch, laßt keinen Menſchen wiſſen, was Ihr im Schloſſe ſucht, weder jetzt, da Ihr die Geliebte aufſucht, noch nachdem Ihr ſie verlaſſen habt.“

Ich verbarg den Brief und wir ritten nach der Stadt, die, wie meine eigene Beſitzung, in einem Pyrenäenthale dicht an dem Fuße der rauheſten Gebirge lag. Meine Begleiter waren über die Richtung dieſes Weges ſehr verſtimmt; ich hatte aber über unſere Marſchroute nie etwas geäußert und meine Krieger waren gewohnt zu gehorchen. Wir kamen nach fünf bis ſechs Stunden in der Stadt an; ich befahl, hier einen Ruhetag zu halten, die Krieger vertheilten ſich bei den Einwohnern und ich ritt gerade auf das Schloß zu. Dort wollte ich übernachten, begnügte mich aber, um nicht aufzufallen, mit einer Wohnung in einem Nebengebäude. Es war die des Kaſtellans, der mich höchſt verlegen und ängſtlich aufnahm, aber nicht zu widerſprechen wagte. Ich ſandte meinen Diener nach dem Stall, und als wir allein waren, nannte ich mich. Der Kaſtellan äußerte nun die lebhafteſte Freude. Sie ſind es, ſagte er, Sie werden von einem alten Freunde ſehnlichſt erwartet. Hier glaubt Jeder, daß das Schloß von böſen Geiſtern bewohnt ſei, es bleibt verſchloſſen, und was es verbirgt, weiß nur ich und ein alter Diener, der mit mir dieſes Nebengebäude bewohnt. Ich habe dem Scheine nach andere Dienſtboten zu erhalten geſucht, war aber ſehr erfreut, als ich erfuhr, daß kein Mädchen in der Nähe des Schloſſes zu wohnen wagte. Daß das, was Andere abſchreckt, für einen kühnen Ritter einen Reiz hat, wird man natürlich finden. Wir müſſen aber ſehen, wie es uns gelingt, Ihren Buben zu entfernen. — Nichts war leichter. Der alte Diener hatte ihm ſchon ſo viel von dem Schloſſe erzählt, daß er voller Angſt an die nächſte Nacht dachte. Das Haus war enge, der alte Diener ſchlief in dem Stall und für meinen Buben ſchien kaum Platz zu ſein. Darauf berief ich mich, als ich ihn gegen Abend mit dem Diener nach der Stadt ſchickte, mein Pferd für die Nacht dieſem zur Pflege überließ und ſo allein blieb. Wir erwarteten nun die Zurückkunft des alten Dieners, der Kaſtellan nahm den Schlüſſel, öffnete eine kleine Thüre des mächtigen Schloſſes, die hinter Gebüſch verſteckt war und zu einer geheimen Treppe führte. Es war dunkel, in einer Niſche ſtand ein Licht, er zündete dieſes an und wir gingen weiter. Wir ſtiegen die Treppe hinauf, ſchritten durch eine Menge dunkler Gänge, eine Thür ward geöffnet, ein großer, gewölbter Saal, dämmernd erhellt durch eine herabhängende Ampel, lag vor mir, eine Kerze leuchtete, auf eine niedere Bank geſtellt, aus der Ferne. Der Saal war zierlich eingerichtet, ſchwere ſeidene Vorhänge ſchloſſen die hohen Fenſter und fielen in weiten Falten herunter; eine kleine Geſtalt, mit einem ſchwarzen Baret bedeckt, in einen eben ſo gefärbten Mantel gehüllt, bewegte ſich vor dem Lichte langſam und trat mir entgegen. Ein Mädchen ſaß neben einer mit Polſter verſehenen Ruhebank und auf dieſer lag hingeſtreckt eine zweite weibliche Geſtalt. Ich war im höchſten Grade geſpannt. Der Herr kam mir langſam entgegen, die Dämmerung in dem Saale erlaubte mir nicht, die Geſichtszüge zu unterſcheiden, aber er reichte mir freundlich, wie einem alten Bekannten, die Hand. Kennt Ihr mich nicht, Guido? ſagte er, und ſeine Stimme, ſein Accent, der den Ausländer erkennen ließ, verrieth bald, daß mein alter Lehrer Riccioli, den ich, ſeit ich vor mehrern Jahren Neapel verließ, nicht geſehen hatte, vor mir ſtand. Er nahm mich ſtill bei Seite. Durch ihn erfuhr ich nun leider mit Entſetzen, daß der Schlafzuſtand, der ſich zum erſten Male zeigte, als ich das Mädchen ſo unbeſonnener Weiſe in Schrecken geſetzt hatte, ſie ſeit dieſer Zeit öfter befiel, ſich aber auch auf eine ſo ſeltſame Weiſe ausbildete, daß der Arzt, dem es ſtrenge geboten war, über ihre Krankheit das größte Stillſchweigen zu bewahren, in Erſtaunen geſetzt und immer rathloſer ward. Ich hatte, fuhr Riccioli fort, Gelegenheit gehabt, zwei Mal ähnliche Zuſtände zu unterſuchen, und theilte meine Bemerkungen dem alten berühmten Botaniker Camerarius in Nürnberg mit. Er, der mit Cluſius in Verbindung ſtand, theilte dieſem mit, was ich Seltſames erfahren hatte, und ſo ward es dem Arzte der Familie bekannt, der die Botanik liebte und ſich oft an Cluſius wandte. Ich hielt mich damals in Straßburg auf, beſuchte, nur ausdrücklich und dringend dazu aufgefordert, wenig Kranke, und als ich jetzt von den Krankheitserſcheinungen der Dame unterrichtet wurde, als man mich beſchwor hinzukommen, zugleich aber mir mittheilte, daß der ſeltſame Schlafzuſtand, der ſie ſelten befiel, oft Wochen lang ausblieb, durchaus ein Geheimniß bleiben müßte, entſchloß ich mich ſchnell, eine ſo wunderbare Entdeckung weiter zu verfolgen. Keiner iſt mit ihrer Krankheit bekannt, außer wenigen Verwandten; nur ein wunderbares Mädchen, eine vertraute Dienerin, pflegt ſie während dieſer Zeit. Daß ſie an einer Krankheit leidet, läßt ſich freilich nicht verbergen, aber der Arzt wußte ſchon es ſo darzuſtellen, als wenn ein Nervenangreifendes Leiden ſich ſelbſt durch einen ruhigen Schlaf wieder herzuſtellen ſuchte, daß ſie aber dann, im höchſten Grade gereizt, keinen Andern, als den Arzt und die vertraute Dienerin, um ſich dulde. Sie erwacht aus dieſem Zuſtande immer wunderbar geſtärkt, und was der Arzt denen, die nicht in das Geheimniß eingeweiht waren, ſagte, konnte man keine Unwahrheit nennen, nur daß die geheimen Umſtände, die den Schlaf begleiteten, verborgen blieben, und in der That alle Verhältniſſe forderten das tiefſte Geheimniß. Die Dame iſt, wie Sie wiſſen, eine Hugenottin, Sie haben ja ſelbſt dazu beigetragen, ſie aus einer gefährlichen Verfolgung zu retten. Würden die Erſcheinungen des Schlafes bekannt, dann erzeugten ſie ohne allen Zweifel einen gefährlichen Aberglauben, der leicht einen fanatiſchen Charakter annehmen könnte. Während die Hugenotten Alles von guten, würden die Katholiken dieſe Erſcheinung von böſen Geiſtern abzuleiten ſuchen. Dieſe anmuthige, geiſtige, zarte, herrliche Dame würde vielleicht in die Gefahr gerathen, für eine Zauberin zu gelten, und welche entſetzlichen Vorſtellungen die Zeit damit verbindet, iſt uns ja allen bekannt. Zu gleicher Zeit, während der Schlafzuſtand ſich ausbildete, ſuchten ihre frühern Verfolger auf alle Weiſe ſie in ihre Gewalt zu bringen. Die Liguiſten waren mächtig, der Geliebte, der durch ſeine gewinnende Perſönlichkeit nicht bloß unter den Hugenotten, ſondern auch unter vielen Katholiken einen großen Anhang hatte, mußte die Gegend verlaſſen und ſeinem großen Könige folgen. Er iſt in der That in ſeiner Gegend, was ſein Herr für das ganze Land iſt. Aber er mußte ſich entfernen; [illegible] keiner drang heftiger auf ſeine Entfernung, als eben ſeine Geliebte. Die rüſtigſten Anhänger des Königs hatten ſich unter d'Espinacs Fahnen geſtellt und zogen fort. So war die zurückgelaſſene Geliebte den jetzt hier mächtigen Gegnern preisgegeben. Dieſes alte Schloß war ſeit einigen Jahren unbewohnt; Greuelthaten, geheime Mordthaten haben hier ſtattgefunden, und als der Beſitzer, ein Verwandter der Louiſon Gayant, das Schloß verließ, breitete ſich ſchon das Gerücht aus, daß der Mörder, mit Ketten belaſtet, polternd die Treppen auf und abgehe, durch die Gänge ſchleiche und einigen Bewohnern flehend erſchienen wäre. Dieſe furchtbaren Erſcheinungen, behauptete man, hätten die Herrſchaft aus dem Schloſſe getrieben. So viel iſt gewiß, eine geheime Angſt hatte ſie verſcheucht und die Familie theilte ſelbſt den Glauben des Volkes, doch ohne ſich jemals deutlicher darüber zu äußern. D'Espinac ſelbſt erſchrak heftig, als ſeine Braut dringend forderte, nach dieſem Schloſſe ganz im Stillen gebracht zu werden. Man ſollte ihr dieſen Saal, deſſen ſie ſich erinnerte, aus deſſen Fenſter man in die finſterſten Gebirgsſchluchten hineinſah, freundlich einrichten, ſie wollte ſich auf Wegen, die ſie genau kannte, in einem verſteckten Tragſeſſel in der Nacht hinbringen laſſen. Ich war eben angekommen, als dieſe Forderung die ganze Familie beunruhigte. Nachdem ich mich mit ihrem Zuſtande bekannt gemacht, das genaue Tagebuch des Arztes geleſen und von allen Verhältniſſen gehörig unterrichtet war, erklärte ich mich ganz entſchieden für die Erfüllung ihres Wunſches, erbot mich, ſie nach dem Schloſſe zu begleiten, mich von keinem Menſchen ſehen zu laſſen und mich mit ihr einzuſchließen. Dieſes Anerbieten, das unbedingte Vertrauen, welches man meinen Rathſchlüſſen ſchenkte, bewirkte endlich die Zuſtimmung. Die Dame verſchwand mit mir und der vertrauten Dienerin aus der Gegend. Unbemerkt ſind wir hier angekommen und halten uns in dieſem Schloſſe ſeit zwei Wochen auf; zugleich mit uns zog d'Espinac mit ſeinen Mannen zum König.

Riccioli hatte ſeinen Bericht beendet. Er ſprach leiſe und als er ſchloß, näherten wir uns der ſchlafenden Dame, die fortdauernd von dem Mädchen ſorgfältig beobachtet wurde. Louiſon lag völlig angekleidet, von einer dünnen Decke umhüllt, in tiefem Schlafe. Die Augen waren dicht verſchloſſen und wie nach in=

nen gezogen. Der Arzt verſicherte, daß man in dieſer Lage ſelbſt mit der größten Gewalt die Augenlider nicht zu öffnen vermöchte. Die Schlafende war, wie ich ſie damals ſah, nicht völlig beruhigt, es war, als wenn eine innere Sorge ſie bewegte, als beſchäftigte ſie ſich innerlich, ja ängſtlich mit einem bevorſtehenden Unglücke; es war ſehr ſeltſam, wie dieſe Unruhe ſich äußerte, während ſie ganz nach innen gekehrt war, ſo daß ihre ganze Seele, völlig von jeder äußern Empfindung abgewandt, in ihre eigene Tiefe verſunken ſchien. Riccioli hatte mir nichts von ihrem wunderbaren Zuſtande erzählt, er hatte nur darauf hingedeutet, daß er im Ganzen ſehr abweichend wäre von dem, was man gewöhnlich bei Schlafenden, ja bei Schlafwandelnden wahrzunehmen pflegte. Er wollte, wie er mir ſpäter ſagte, mich in die Lage ſetzen, völlig unbefangen zu beobachten; auch war ich in der größten Spannung, die Schlafende nahm mein ganzes Daſein in Anſpruch, nicht der aufmerkſame Blick allein, der auf jede Regung lauerte, alle meine Gedanken wurden von ihr angezogen und feſtgehalten. Wenn man ſonſt ſelbſt mit Anſtrengung ſich mit irgend einem Gegenſtande beſchäftigt, ſo pflegen wohl immer andere Gedanken ſich neben den herrſchenden einzuſchleichen; oft vermögen wir dieſe nicht völlig abzuweiſen und ſie treten ſtörend in die Reihe der Betrachtungen, die wir rein abgeſondert verfolgen möchten. Jetzt war es anders, die ganze Welt ſchien mir verſchwunden, die angeſpannteſte Aufmerkſamkeit, die mich unwillkürlich feſthielt, hatte jeden fremden Gedanken weit weggewieſen, alle andere Erinnerung war verſtummt, die wunderbare Umgebung machte keinen Eindruck auf mich, Riccioli, das Mädchen, welches neben mir ſaß, der Saal mit ſeiner dunkeln Beleuchtung, der mich ſo ſehr überraſcht hatte, Alles, was mich umgab, war wie verſchwunden. Ich war ganz an die ruhende, ſchlafende Geſtalt gefeſſelt. Eine lange Zeit ſaß ich ſo ſtill da, was ich dachte, weiß ich nicht mehr, denn die innerſte Denkkraft, auf welche ſich doch Alles bezieht, ſchien nicht in ſich, ſondern durch den Gegenſtand gefangen genommen zu ſein. Sie öffnete die Lippen, erſt, wie es ſchien, mit Mühe, ſie kämpfte mit innerem großem Widerſtand, der die Worte tief in dem Innerſten des Leibes feſt zu halten ſchien. Die erſten Worte tönten wie von außen herein und zogen mich, den Horchenden, nach ſich; aber ſie blieben, wie von mir abgewandt, dunkel, verworren. Ich vermochte nicht ſie zu faſſen, der Inhalt ſchien mir bekannt, ja das Innerſte meiner Seele zu durchdringen; aber ich begriff ihn nicht. Endlich ſchien ſie in dem ſeltſamen Kampfe zu ſiegen. Die Lippen bewegten ſich freier, die Töne klangen klar, verſtändlich, aber tief, wie aus dem innerſten Abgrunde ihres Daſeins hervor. Mir war es, als würde nun auch ich frei, losgelaſſen und an mich ſelbſt gewieſen.

Du wirſt, ſprach ſie und ſchien die Rede, wie der Erfolg zeigte, an den entfernten Geliebten zu richten, Du wirſt in der kleinen Stadt ** in große Gefahr gerathen, laß Dich aber nicht ſchrecken; ein Freund wird in Deiner Nähe ſein, er hört mich jetzt, ich ſage ihm aber nicht, wann dieſe Gefahr ſtattfinden wird, er wird auch wider ſeinen Willen zur rechten Zeit da ſein. — Sie ſchwieg und ich war erſtaunt. Sollte ſie in dieſem Zuſtande Zukünftiges erkennen? Iſt es die tiefe Liebe, die dieſe geheime Macht in ihre Seele gepflanzt und entwickelt hat? — Nach einiger Zeit fing ſie wieder an zu ſprechen. Nein, nein, ſagte ſie, das darf nicht ſein, Du wirſt Deine Treue bewahren, wie ich meine; aber erſt muß das Unglück des Landes verſchwunden, erſt müſſen die Verblendeten, die jetzt in Haß und Feindſchaft gegen einander gewaffnet ſind, die Augen öffnen, daß ſie ſich wechſelſeitig erkennen. Erſt, wenn Heinrich, Dein trefflicher König, Frankreich wahrhaft beſitzt, wenn die Gegner waffenlos ſind und er alle Gemüther beherrſcht, bin ich völlig Dein. In dieſem Zuſtande, von dieſem wunderbaren wachenden

Schlafe werde ich feſt gehalten und erſt völlig aufwachen, wenn das Land die klaren Augen aufſchlägt. — Sie ſchlief wieder. — Du zweifelſt, fing ſie nach einigen Minuten an, zweifle nicht, ich ſehe den König, Dich an ſeiner Seite jubelnd in Paris einziehen, ich ſehe, wie das freudige Volk ſeinen frühern Haß nicht mehr kennt, wie die böſen Geiſter murrend ſich in die Nacht zurückziehen und furchtſam verſtummen, ich ſehe Frankreich glücklich und geehrt und die ſchöne beruhigte Gegend, die unſere Heimat ſein wird. Dieſes heitere Leben wird aber leider nicht lange dauern; der alte Haß wird wieder wach werden. Eine wilde Zeit wird Widerſtreben und Feindſchaft verwirrender, als jetzt, hervorrufen, die Grundlagen des Staats werden in den wilden Gedanken der Menſchen in Schwanken gerathen, die erſchöpften Kräfte werden matt in ſich ſelbſt verſinken und ſich einem kalten königlichen Glanze ergeben, dann wird über uns das höchſte Unglück ausbrechen. Ströme von Blut des Glaubens wegen ſehe ich fließen, aus den tiefſten Gründen der erſchütterten Gemüther werden ſeltſame Verirrungen ſich erzeugen, die Verzweiflung wird den Trotz, die Erbitterung ſteigern. Wehe mir, daß ich ſehe, was ich ſehe! — Das Geſicht drückte den grenzenloſeſten Schmerz aus. — Ach, ich muß noch fernhin ſchauen, die ſcheinbare Ermüdung dauert fort, die ruhenden, ermatteten Völker laſſen ſich durch das Angſtgeſchrei der Verfolgten nicht ſtören, unſer Volk beherrſcht Europa mehr durch Thorheit und Eitelkeit, als durch innere Macht. Dann erwacht die Geſchichte zu neuen Greueln, die Grundpfeiler des Daſeins werden allenthalben erſchüttert; ich ſehe in ferne Zeiten, aber ich ſehe das Ende des Jammers nicht. — Sie ſchwieg wieder. — Dir ſchaudert's, hub ſie wieder an, und dennoch mitten in allen dieſen Zerſtörungen, mitten in dieſem hohlen Einverſtändniß mächtiger Geiſter ſchaue ich den Glanz der göttlichen Liebe. Die Welt kennt ihn nicht, er ſtrahlt offen durch alle Zeiten, und die Verblendeten ſehen ihn nicht. Aber er verſenkt ſich tief in die innerſte Seele vieler Menſchen, er ſcheint für die Wenigen, die ſich ihm zuwenden, immer heller, immer wärmer und lebensvoller, immer reicher und in ſich mächtiger hervorzutreten, je dunkler die Nacht um ſie her wird. Er enthält die Zukunft der Liebe. Wir wiſſen noch nicht, wann ſie erſcheinen wird, ich ſchaue in der langen Reihe der Jahrhunderte und erkenne ſie nicht, und dennoch iſt ſie mit ihrer ganzen Verheißung mit der Fülle der innerſten Geſchichte, mit der unerſchütterlichſten Zuverſicht in der Seele derer, die ſich der göttlichen Liebe hingeben. Blick nicht um Dich her, laß Dich nicht ſtören durch die äußere Verwirrung, die immer troſt- und hoffnungsloſer Dir entgegentritt, verſenke Dich reinigend in Dich ſelbſt, betend, ringend, flehend. Von daher tönt die Stimme, die Dir zuruft, was Du thun ſollſt, von da aus keimt das Leben, welches Deiner That geſchichtliche Kraft gibt, und es geht ſegenvoll, wenn auch von keinem Menſchen, auch von Dir ſelbſt nicht bemerkt, ſchöpferiſch durch alle Zeiten. Ich höre Worte, die geſprochen ſind, ich erkenne Betrachtungen, die angeſtellt wurden, ich ſehe ſtill geübte Thaten herniedertauchen in nächtliche Vergeſſenheit; der Redende, der Betrachtende, der Handelnde ahnet kaum ihre Bedeutung, die Gegenwart vernimmt ſie nicht, aber nach langer Zeit, nach Jahrhunderten erhalten ſie neues Leben, und einem vergrabenen Schatze ähnlich, der aber auch im Grabe fortwuchs und mit ſeinem Reichthume wucherte, wacht das Verborgene wieder auf, wird das Verſtorbene wieder lebendig und erhebt ſich aus ſeinem Grabe; der ausgezeichnetſte Geiſt verkennt den Schatz, den er ſich ſelbſt unbewußt in ſich trug, und die reiche Hoffnung der Zukunft. Immer entfeſſelter ſehe ich die Geiſter, die ganze Laſt der Geſchichte wird immer ſchwerer auf einem jeden Gemüthe laſten, und was Jahrhunderte in Verwirrung brachte, wird eine jede Seele durchkämpfen müſſen. Da wird die Nacht des äußern Lebens viele Unglückliche verhüllen, den Schatten der Verwirrung in das innerſte Gemüth werfen, und die Verzweiflung wird ihr Loos ſein. Ihr aber, Glückliche, die Ihr im Innerſten den Glanzpunkt Euers Daſeins feſthieltet, Ihr kennt den Faden der göttlichen Liebe, der ſich durch das Leben zieht, Euch iſt die Vergangenheit freundlich, die Gegenwart heiter, die Zukunft tröſtend; denn Ihr ruht in dem innerſten Mittelpunkte der unwandelbaren göttlichen Liebe, die Alles trägt. Und ich ſehe ihn, den herrlichen Gott der Liebe ſelbſt, aber ich darf ihn nicht nennen; er gibt ſich ſelbſt einem Jeden kund.

Ich habe ein jedes Wort, was die Schlafende ſprach, behalten, jedes Mal, wenn ich die Gedanken auf ſie wende, ſehe ich ſie, höre ich ſie wieder ſprechen, laure ich auf ihre Worte und ſie wiederholen ſich unverändert bis zur vollendetſten Täuſchung. Ich vernehme auch jetzt, indem ich dieſes ſchreibe, die nämliche Stimme. Tief, wie ſie mir erklingt, weiſſagend, richtend und ermunternd, ſtreng und mild, erſchütternd, wie die Wahrheit ſelbſt, hat ſie mein ganzes Leben von dieſem Augenblick an ergriffen. Auch ich glaubte den zu ſehen, den ſie nicht nennen durfte, und er iſt mir immer nahe geblieben. Von jetzt an ſprach ſie nicht mehr. Ihre Geſichtszüge waren mild und heiter. Ich glaubte zu ſehen, wie das Augengewölbe, tief in die

Höhlen verſenkt, allmälig hervortrat und die dicht verſchloſſenen Augenlider hob, wie die gefeſſelten Geſichtszüge freier, beweglicher wurden, ſelbſt, ohne ſich deutlich zu bewegen; wie die Bruſt ſich hob, der Athem freier nach außen ging, wie allmälig der ſeltſame Schlaf in einen gewöhnlichen ſich verwandelte. Es war ein Aufſchwellen des Lebens nach außen, ein Heraustreten des tief in ſich verſunkenen Leibes aus ſeinem eigenen Grabesabgrunde. Der Athem wurde immer vernehmlicher, die Augenlider ſchloſſen ſich leichter, die Lippen wölbten ſich nach außen, das nahe Wachen ſpielte mit den beweglichern Geſichtszügen und ſie erwachte wie aus einem tiefen Schlaf. Sie warf die Blicke um ſich und entdeckte mich anfänglich nicht. Sie betrachtete nämlich das Mädchen, die mit einer großen Theilnahme ſich an das Kopfkiſſen lehnte und aufmerkſam auf das Erwachen lauerte. Ich finde mich, ſagte die Dame, wunderbar geſtärkt. Ich hatte kurz vor dem Erwachen ſehr heitere Träume, die aber, als ich die Augen aufſchlug, ſämmtlich verſchwunden ſind. Aber die Heiterkeit iſt, Gottlob, geblieben. Habe ich lange geſchlafen? Drei Stunden, antwortete das Mädchen; hier iſt, während Sie ſchliefen, ein Fremder angekommen — Kein Fremder, wiederholte ſie, ſich den Ausdruck verbeſſernd, und erſchrak heftig. Nein, nein, rief ſchnell das beſtürzte Mädchen, kein Fremder! Wie konnte ich Thörin Sie ſo erſchrecken, Herr von Briſſon iſt hier. Der iſt hier? rief ſie, und blickte ſchnell um ſich und ſah, wie ich noch unbeweglich am Fuße des Ruhebettes ſaß. Sie kommen von d'Espinac? fragte ſie, als ſie mich erkannt hatte. Ich ſuche ihn, antwortete ich ihr, und habe den Auftrag erhalten, von Ihnen, meine Gnädige, einen Gruß zu bringen. Sie ſuchen ihn und unſern geliebten König, fuhr ſie fort. Gewiß, Sie werden mit meinem Könige und mit meinem Geliebten für das theure Vaterland thätig ſein. Das fühle ich mit unüberwindlicher Gewißheit, daß meine Liebe zu d'Espinac innig verbunden iſt mit meiner Liebe zu meinem Volke. Andere Mädchen, ſagte ſie lächelnd, ſind darin glücklicher, als ich; wenn ſie den halsſtarrigen Vater oder den widerſtrebenden Onkel oder den hartnäckigen Vormund gewonnen haben, ſind die Schwierigkeiten, die die erſehnte Vereinigung verhindern, glücklich überwunden. Mir aber iſt der zerſtörende Zorn, der die Gemüther in Frankreich bewegt, das ſtrenge Verbot meiner Ehe. Heinrich iſt der Ritter, der mir die Zuſtimmung erſtreiten ſoll, und das ſieht etwas weitläufig aus; doch müſſen wir Geduld haben.

Ich war noch voll von dem, was ich geſehen und gehört hatte, es koſtete mir viele Mühe, mich in das gewöhnliche Verhältniß mit dem ſeltſamen Mädchen zu verſetzen. Sie ſelbſt wußte von Allem, was ſie im Schlafe geſprochen hatte, offenbar nichts. Riccioli und ich verließen ſie einen Augenblick. Während der Zeit hatte ſie ihren Anzug etwas in Ordnung gebracht, trat mir freundlich entgegen und unſere Geſpräche waren jetzt die gewöhnlichen. Sie gab mir einige Zeilen für ihren Geliebten mit und Riccioli drang auf meine Entfernung. Nach dem Schlafe, ſagte er, bedarf ſie der Ruhe, und ſie findet dieſe am ſicherſten in dem ſtillen Leſen der heiligen Schrift. Die aufregende Beſchäftigung mit ihrem Verhältniß zu d'Espinac muß ſoviel, wie möglich, zurückgedrängt werden, und ich habe es erlebt und weiß es, wie die Worte der Schrift ſie recht innig beruhigen. Es gibt keine Arznei, die mit dieſer verglichen werden kann. Sie haben wohl recht, alter Freund, ſagte die Braut, und wenn der Arzt ſolche Arznei verſchreibt, darf man am wenigſten ungehorſam ſein; doch ſehe ich meinen gütigen Erretter unruhig, und es ſchwebt ihm eine Frage auf den Lippen; es iſt billig, daß ſie beantwortet wird. Liebe Jeannette, fuhr ſie fort und wandte ſich an das Mädchen, Du mußt uns auf einige Augenblicke verlaſſen, ich werde Dich bald wieder rufen; und wundre Dich nicht, Du Liebe, daß ich auf Deine Entfernung dringe, ich will es Dir nicht verhehlen, es wird eben von Dir die Rede ſein. Jeannette erröthete tief, ſchlug die Augen nieder und war bald verſchwunden. — Nicht wahr, Herr von Briſſon, Sie vermuthen, daß dieſes Mädchen dieſelbe iſt, die mit einem ſo bewunderungswürdigen Geſchick mich aus der Gefangenſchaft bei dem Vormund errettet. In der That, meine Gnädige, antwortete ich, ich muß Ihr Geſchick, Gedanken zu errathen, bewundern, und ich geſtehe, daß ich höchſt begierig bin, von dieſem Mädchen mehr zu erfahren. Wie iſt ſie damals den Verfolgungen entgangen? So lange Euer Schlaf dauerte, war ich zu ſehr mit Euch beſchäftigt, ich ſah ſie kaum; aber als ich ſie entdeckte, erſchien ſie mir ſehr räthſelhaft und wunderbar. Es liegt eine ungeheure Beweglichkeit in dieſem Geſicht, und ſo ruhig, ſtill, hingegeben, wie ſie hier erſcheint, iſt es mir doch, als wenn die tiefſte leidenſchaftlichſte Erregung unter der ruhigen Fläche ruhte.

Riccioli, ſagte die Dame, wird wohl die Güte haben, die Reſultate ſeiner Nachforſchungen und Beobachtungen uns mitzutheilen. Jeannette war, ſeit mein gütiger Arzt in unſer Haus kam, fortdauernd der Gegenſtand ſeiner angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit. Manches Einzelne habe ich zwar von ihm erfahren, aber ich bin begierig, das Ganze im Zuſammenhange zu hören. Gern, antwortete Riccioli, theile ich Euch mit, was ich weiß, und eine ſolche zuſammenhängende Darſtellung kann wohl ſelbſt mir nützlich ſein. Ich werde, denke ich, indem ich dieſen noch keineswegs enträthſelten Gegenſtand überſichtlich zu entwickeln ſuche, vielleicht über Manches ſelbſt in's Klare kommen. Jeannette iſt in einem Dorfe in der Nähe des d'Espinacſchen Schloſſes geboren. Ihr Vater war ein Italiener, auf deſſen Herkunft und früherm Schickſale ein großes Dunkel ruhte. Seine ſeltene Bildung, ſein Anſtand und Benehmen und ſein Aeußeres bewies, daß er den höheren Ständen zugehört hatte. Er kaufte einen kleinen Weingarten, lebte völlig ſtill und eingezogen, und ſeine trübe Stimmung, die Einſamkeit, in welcher er lebte, und ſein geheimnißvoller Verkehr mit dem hugenottiſchen Prediger des Dorfs, der Manches von ihm zu wiſſen ſchien, aber ſorgfältig verbarg, rief im Dorfe die Vermuthung hervor, daß er in früheren Zeiten ſich wohl irgend eine Unthat hätte zu Schulden kommen laſſen, die er jetzt abbüßte. Als einſt ein Kardinal, von mehreren katholiſchen Geiſtlichen begleitet, nach Madrid reiſte und auf dieſer Reiſe ſich der Gegend des Dorfes näherte, verſchwand der Italiener und kam erſt nach der Entfernung des hohen Geiſtlichen, ſichtbar angegriffen und ängſtlich, zurück. Auch will man an ihm eine große Unruhe bemerkt haben, bis er erfuhr, daß der Kardinal mit ſeiner Begleitung von Barcelona nach Livorno gegangen war und nicht wieder nach Paris zurückkehrte. In der Gegend hatten die Geiſtlichen während der Durchreiſe nachgeforſcht, ob man nichts von einem Marquis ††† erfahren habe, der ſich, wie ſie vermutheten, hier oder in geringer Entfernung von hier aufhalten ſollte. Es war ein Glück für den Italiener, daß man ſich mit dieſer Nachfrage, die doch nur wie im Vorübergehen ſtattfinden konnte, da der Kardinal ſich nur wenige Stunden aufhielt, an einen Mann gewandt hatte, der gegen ihn freundlich geſinnt war. Ich habe dieſen ſelbſt geſprochen, denn er lebt noch. Er ahnete wohl, daß die Nachfrage dem räthſelhaften Fremden galt, und antwortete eben daher, um jede fernere Unterſuchung zu verhindern, daß ein ſolcher Fremder, wenn er auch unter einem fremden Namen Stand und Herkunft zu verbergen ſuchte, allgemeine Aufmerkſamkeit erregen müßte; daß man aber von einem ſolchen Menſchen nichts wiſſe. Den Namen des Marquis hatte er ſich genau gemerkt, aber aus Schonung, was er erfahren hatte, als ein tiefes Geheimniß bewahrt, auch niemals gegen den Italiener etwas davon geäußert. Wie Ihr wißt, lieber Briſſon, kam ich mit dem päpſtlichen Nuntius nach Paris. Ich kannte dort einen Marquis †††, der ſpäter ein trauriges Schickſal erlebte; er kam in den Verdacht, hugenottiſche Geſinnungen zu haben, und da er die Tochter eines eifrigen Katholiken liebte und ihre Zuneigung gewann, lud er den Haß des Vaters und Bruders auf ſich. Man ſuchte ihn nach italieniſcher Sitte aus dem Wege zu räumen. Er ward, wie man glaubte, von dem Bruder ſeiner Geliebten und einem Bedienten überfallen, es gelang ihm aber, ſeine Gegner zu entwaffnen und niederzuſtoßen; auch der Bediente ward ſchwer verwundet. Die Sache machte damals — es war kurz vor der Bluthochzeit — doch nur für kurze Zeit, großes Aufſehen; aber die nachfolgenden Greuel ließen bald das Ganze in Vergeſſenheit gerathen. Der Marquis war verſchwunden und kurz darauf erſchien der Italiener in dieſem Dorfe. Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Jeannettens Vater der unglückliche Marquis ††† war. Nach ein paar Jahren ſchien er ruhiger und milder zu werden. Er gab ſich gleich für einen Hugenotten aus, und man mußte es ſchon deswegen natürlich finden, daß er die Aufmerkſamkeit der Katholiken von ſich abzuwenden ſuchte. Man erkannte klar, daß es ſeine Abſicht war, hier verborgen zu ſterben und nie wieder zu ſeinen Verwandten und Glaubensgenoſſen zurückzukehren. Er blieb zwar ſtill und in ſich gekehrt, aber er floh die Menſchen weniger, unterſtützte hier und da arme Bauern, obgleich er ſelbſt nicht reich war und nur einen geringen, wenn gleich für ſeine jetzigen Verhältniſſe hinreichenden Theil ſeines Vermögens gerettet hatte. Er heirathete die Tochter eines wohlhabenden Bauern, die ſich durch ihre Schönheit auszeichnete, ſtarb wenige Jahre nachher und hinterließ Jeannette als das einzige Kind. Dieſe nun zeigte, als ſie ſich zu entwickeln anfing, immer deutlicher eine ſehr auffallende Eigenthümlichkeit. Von der früheſten Kindheit an war der Sinn des Mädchens unbeſchreiblich thätig nach außen gewendet; es war, verſicherte man, überraſchend, mit welchem beſonnenen Blicke ſie fremde Menſchen zu fixiren wußte. Alte Männer konnten dem Kinde gegenüber in Verlegenheit gerathen und verwirrt erſcheinen. Auf alle Verhältniſſe der äußern Welt richtete ſie ihre kindliche Aufmerkſamkeit. Sie war bald mit Allem, was im Dorfe geſchah, mit den innerſten Angelegenheiten der Familien auf eine faſt unbegreifliche Weiſe bekannt. In dem Unterricht übertraf ſie Alle, und ihre Entwickelung war zum Erſchrecken ſchnell. Sie las und ſchrieb in einem Alter, in welchem viele Kinder kaum fertig zu ſprechen vermögen. Sie trieb ſich in den Freiſtunden in der ganzen Gegend herum, verſchwand oft des Morgens früh, kam erſt ſpät Abends zurück, und man erfuhr ſelten, wo ſie während der Zeit geweſen war. Zwingen ließ ſie ſich durchaus nicht. Die ſchwache Mutter, die eine geheime Achtung, ja faſt Ehrfurcht für das wunderbare Kind empfand, ließ ihm um ſo eher ſeinen eigenen Willen, weil ſie geſtehen mußte, daß es eine große Beſonnenheit beſaß und leichter, als viel ältere, ſich ſelbſt zu leiten wußte. So war ſie niemals Jeannettens wegen beſorgt; und dieſe konnte, als ſie zehn Jahr alt war, ohne daß die Mutter ſich ängſtigte, ſelbſt die Nacht über wegbleiben. Man fragte nicht bei ihrer Rückkehr, wo ſie geweſen wäre. Aber auch bei dieſem Herumſtreifen entwickelte ſich das ganz eigenthümliche Talent auf eine auffallende Weiſe. Sie kannte nicht allein alle Gebirgsthäler und Schluchten genauer faſt, als die Bauern und Jäger, auch einzelne Naturgegenſtände beſchäftigten ſie. Sie pflückte Pflanzen, beobachtete, verglich ſie auf ihre Weiſe und war bald mit allen Gewächſen der Gegend auf eine bewunderungswürdige Weiſe bekannt. Diejenigen, die auch von den Einwohnern unterſchieden und benannt wurden, bezeichnete ſie mit den gewöhnlichen Namen. Aber ihre Unterſcheidungen waren viel feiner; Pflanzen, die ihr als eigene Arten erſchienen, gab ſie eigene Namen, und man kann ſich denken, mit welcher Scheu die einfachen Bauern im Dorfe ein ſolches

Kind betrachteten. Man traute ihr übernatürliche, dämoniſche Kräfte zu, und dieſer Glaube hätte ihr leicht gefährlich werden können, wenn nicht ihre milde Geſinnung und die lobenden Aeußerungen des Predigers ſo ſehr für ſie geſprochen hätten. Sie wurde oft in verwickelten Fällen zu Rathe gezogen und konnte dann mit einem Ernſt an den Berathungen Theil nehmen, der das höchſte Erſtaunen erregte. Sie wagte dabei nie irgend eine Sache auf die Spitze zu treiben, und wie entſchieden ſie auch ſelbſt handelte, ſo ertheilte ſie nur mit großer Umſicht den verlangten Rath. Ihr Gedächtniß übertrifft Alles, was ich bis jetzt kennen gelernt habe, ihre körperliche Gewandheit iſt unglaublich, in den Gebirgen ſpringt ſie mit der größten Leichtigkeit die ſteilſten Wände hinauf, halb wie im Fluge, man kann es kein Klettern nennen. Sie läuft mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß der ſchnellſte Läufer ſie kaum einzuholen vermag; ſie iſt mit allen Verſtecken der ganzen Gegend, mit den Berghöhlen, Ruinen, verlaſſenen Scheunen, dichten Gebüſchen in den einſamſten Waldungen bekannt, und wenn ſie will, iſt ſie wie ein Geiſt plötzlich verſchwunden, und ganz vergeblich würde es ſein, ihr nachſpüren zu wollen. Sie kleidet ſich phantaſtiſch leicht und bunt, die grellſten Farbenkonſtraſte und flatternde Bänder wählt ſie zu ihrem Anzuge.

Die Tracht des Mädchens muß Euch ſchon aufgefallen ſein, und Ihr werdet geſtehen, daß, obgleich die Einzelnheiten des Anzuges etwas Bizarres haben, dieſes doch in der Zuſammenſetzung zu verſchwimmen ſcheint, und daß ſelbſt dieſe ſeltſame Art ſich zu kleiden ihre Anmuth und Schönheit erhöht. Sie iſt jetzt ſechzehn Jahr alt, und obgleich die Jünglinge des Dorfs ſie bewundern, ſo ſcheint dennoch die Scheu, mit welcher man ſie als ein höheres Weſen betrachtet, keine zärtlichere Neigung aufkommen zu laſſen. Ihr ſelbſt ſcheinen alle jungen Männer vollkommen gleichgültig. Merkwürdig iſt es, daß ſie nie ſingt, ja ſelbſt dieſe Eigenthümlichkeit in einer Gegend, in welcher der Geſang faſt ſo allgemein iſt, als die Sprache, dieſes Verſtummen, wo rund um ſie herum die leichten Töne der Lieder laut erſchallen, vermehrt das Wunderliche und Fremdartige ihres Weſens. Dennoch verliert ſie ſich ganz in die Muſik. Stundenlang lauſcht ſie an rauſchenden Bächen; wenn ein Gewitter herannaht, horcht ſie fortdauernd auf den rollenden Donner, als verſtünde ſie, was er ſagen will. Das Brauſen des Sturmes reißt ſie hin, und ſie kann, wenn er am heftigſten wüthet, auf eine kahle Felſenſpitze ſich hinſtellen, das Geſtein feſt umarmen und den ſtärkſten Windſtößen ſich preisgeben, während wunderlich hohle Töne ſtoßweiſe das Sauſen des Sturmes begleiten, als ſchlüge ſie den Takt zu einer Melodie, die den übrigen Sterblichen unbekannt bleibt. Der Vogelgeſang ergreift ſie auf's Tiefſte, und wo ein Inſtrument ſich hören läßt, wo ein inniges Volkslied durch eine ſchöne Stimme laut wird, iſt ſie ganz hingeriſſen, ihr Weſen wie aufgelöſt. Sie ſcheint in den Tönen zu zerfließen und die Thränen ſtürzen ſtromweiſe aus ihren Augen. Wenn ihre jetzige Herrin ſingt, habe ich oft Gelegenheit gehabt, dieſen ungewöhnlich tiefen erſchütternden Eindruck, beſonders des menſchlichen Geſanges, auf dieſes Gemüth zu beobachten.

Sie war in der ganzen Gegend bekannt; die, deren treue Dienerin ſie werden ſollte, hatte Manches von ihr gehört, Uebertriebenes, Widerſinniges ſogar, hatte ſie aber nie geſehen; denn ſie vermied ſorgfältig ſich den Vornehmen zu zeigen, nur unter den Dorfbewohnern war ſie heimiſch und jede Aufforderung, noch mehr jeder Befehl, ſich dem Herrn des Schloſſes oder ſeinen Verwandten zu zeigen, regte nur ihren Trotz auf. Sie war dann oft auf längere Zeit ſpurlos verſchwunden.

Es war natürlich, daß man, als man den Entſchluß gefaßt hatte, ſelbſt mit Gewalt die gefangene Dame zu erretten, daran dachte, dieſe ſchöne Wilde auf irgend eine Weiſe einzufangen und zu gewinnen. Es war nur durch den Prediger, den ſie grenzenlos verehrte, möglich, aber auch viel leichter, als man glaubte. Kaum hatte der Prediger die traurige Lage der Gefangenen geſchildert, als das Mädchen von einer wunderbaren heftigen Theilnahme ergriffen ward. Ja, ja, rief ſie, zu ihr muß ich hin, ich muß, ich werde ſie retten, ich weiß, daß es mir gelingen wird. Ihr habt erfahren, wie es ihr gelang, mit welchem wunderbaren Geſchick das junge Mädchen das ganze Unternehmen einleitete und lenkte. Ihre Herrin hat es mir geſtanden, daß das Mädchen einen unglaublichen Einfluß auf ſie ausgeübt hat. Sie hing an ihrem Blick, ihre Mienen ſprachen vernehmlich, und Alles, was die Herrin that, geſchah nach dieſer geheimen Angabe. So konnten Menſchen getäuſcht werden, die in Intrigue und Hinterliſt ergraut waren. Aber die ganze Tiefe ihres Gemüths thut ſich in ihrer grenzenloſen Neigung zu dieſer ihrer Gebieterin kund. Es iſt offenbar ihre erſte, grundlos und ſtark, wie die Liebe, mit welcher ein Mädchen zuerſt ſich einem Jünglinge hingibt. Es iſt wunderbar, mit welcher Zufriedenheit ſie ſich in dieſem Gefängniß gefällt, die Neigung, ſich in weiten Gegenden umherzutreiben, ſcheint ganz verſchwunden zu ſein. An ihre Stelle iſt eine andere höchſt leidenſchaftliche getreten. Mit einer Begierde, die faſt krankhaft ſcheint, ſucht ſie ſich mit den geheimſten Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Ich kann dieſer heftigen Luſt nicht widerſtreben, ſie ſcheint bis auf einen gewiſſen Punkt Alles mit erſtaunlicher Leichtigkeit zu faſſen, mit großer Freudigkeit zu ergreifen, und mir iſt es faſt immer, als entſpränge die innige Freude daraus, daß ſie jetzt den rechten Ausdruck für Dinge und Verhältniſſe fände, die ihr längſt bekannt wären. Wunderbar iſt mir aber die Entſchiedenheit, mit welcher ſie alle Abſtraktionen abweiſt. Was wir durch ſtreng abgezogene Begriffe zu verbinden ſuchen, ſcheint bei ihr durch die lebendige Phantaſie auf eine für ſie völlig klare und zufriedenſtellende Weiſe verknüpft. Wenn ich in meinem Unterricht mich dem Gebiet der Abſtraktion nähere, weiſt ſie jeden Fortgang auf dieſem Wege zurück. Ich will nichts davon wiſſen, ſagt ſie dann ganz entſchieden, verſteht es aber durch Bilder, die mir anfänglich wild, bizarr, willkürlich vorkommen, Anſichten zu eröffnen, wunderbare Verknüpfungen hervorzurufen, die höchſt fruchtbar, mir ſelber lehrreich ſind, und die ich auf meinem Wege nie gefunden hätte. Mit einer großen Leichtigkeit hat ihre Sprache in kurzer Zeit ſich geändert. Sie ſprach von jeher beſſer, als ihre frühere Umgebung, jetzt ſind alle Provinzialismen verſchwunden, und ihre Ausdrücke haben nicht ſelten einen wunderbaren Schwung, die Bilder drängen ſich dann, phantaſtiſche Geſtalten jagen ſich um uns herum, und das ſeltſame Mädchen reißt uns mit Gewalt in die Zauberwelt ihrer Dichtungen hinein. Sie iſt eine geborne Dichterin, ſchöpferiſch, produktiv, wie Wenige, und ich danke Gott, daß meine trockne Studien mir nicht die Fähigkeit geraubt haben, von ihr zu lernen. In der That, ſie iſt meine Lehrerin in viel bedeutenderer Art, als ich mich ihren Lehrer nennen darf. —

Als Riccioli ſeinen Bericht geſchloſſen hatte, trat Jeannette wieder herein, und ich drang nun darauf mich zu entfernen. Louiſon ſchien ſehr bewegt und gab mir einen Brief an d'Eſpinac mit; Riccioli zog mich aber in ſeine nahe Kammer, um noch Einiges über den Schlafzuſtand der Dame zu ſagen. Ich habe, ſagte er, obgleich ich nach ſorgfältiger Erkundigung erfuhr, daß ein ähnlicher Schlafzuſtand nicht ſo ſelten iſt, doch nie einen Fall erlebt, der mit dieſem verglichen werden könnte. Was ſo aus dem Schlaf heraus geſprochen wird, iſt zwar immer weiſſagend und trifft meiſtens genau ein, aber es trägt doch auch das Gepräge eines verworrenen oder wenigſtens beſchränkten Gemüths. Freilich erſcheint das Bewußtſein erweitert bei Allen, ſie ſind über ſich klar, und es iſt mir ſeltſam geweſen, wie ſie mancherlei Vorurtheile, denen ſie wachend unterworfen waren, im Schlafe belächelten und dennoch, wenn ſie wieder aus dem Schlafe erwachten, ſo wenig, wie früher, zu bekämpfen vermochten. Oft trat eine Neigung ein, ſich über geheimnißvolle Dinge, Verhältniſſe der Natur und der Geiſter zu äußern. Sie hatten ſelbſt Viſionen, aber dieſe erſchienen mir als trübe, verworrene Gaukeleien, als ein Wiederſchein ungereimter Anſichten, wie ſie in beſchränkten Seelen tief verhüllt herrſchend zu werden pflegen, oft bis zur völligen Albernheit verzerrt. Hier aber iſt es ganz anders; einem in ſich klaren, reinen, faſt heiligen, Gott, das Vaterland und den Geliebten in Liebe umfaſſenden Gemüthe ſcheint ſich im Schlafe die höhere Welt, für die ſie im Wachen keinen Ausdruck finden kann, in ihrer innerſten Tiefe zu eröffnen. Genau und ſorgfältig habe ich Alles aufgezeichnet, was ſie geſprochen hat, aber ich theile es ihr nicht mit. Sie hat zwar früher Manches über ihren Zuſtand während des Schlafs und über ihre Ausſprüche erfahren, aber ich habe dieſes auf keine Weiſe billigen können. Ich geſtand ihr daher, daß ich die Abſicht hätte, Alles, was ich auf ſolche Weiſe beobachtete, für jeden Menſchen verborgen zu halten, und daß ich es für beſſer hielte, wenn auch ſie nichts davon erführe. Sie hat ſich mit einer bewunderungswürdigen Entſagung darein gefunden. Ich glaube zwar bemerkt zu haben, daß ich während des Schlafes einigen Einfluß auf ſie ausübe, habe mich aber ſehr gehütet dem Zauberkreiſe näher zu treten, ja ich halte es für ein großes Glück, daß wir dieſen Zuſtand nicht ſelbſt hervorzurufen vermögen. Sollte es jemals in der Zukunft möglich werden, dann würde daraus, befürchte ich, manches Uebel entſtehen. Die Verwirrung, die jetzt ſchon aus vielen Gemüthern hervorbricht, würde dann endlos werden. — So wichtig alles mir ſchien, was er mittheilte, ſo aufmerkſam ich zuhörte, ſo ſehnte ich mich doch darnach, mich entfernen zu können. In wenigen Stunden mußte ich wieder aufbrechen, und die Dame hatte mir befohlen, einen Umweg zu machen, der meinen Zug um einen ganzen Tag verlängern würde. Wehmüthig trennten wir uns, und mein alter Lehrer wies Jeannette an, mich zu begleiten. Wer weiß, ſagte Riccioli, indem er mich umarmte, wie lange dieſe ſonderbare Lage dauern, wie ſie ſchließen wird. Nach ihrem eigenen Ausſpruch im Schlaf, der bis jetzt unfehlbar war, vielleicht mehrere Jahre, und ich werde über meine Gefangenſchaft auch dann nicht klagen, wenn ich nur hoffen darf, daß der Erfolg ein günſtiger iſt. Zwar im eigentlichſten Sinne krank kann ich die Dame nicht nennen. Sie iſt während des Wachens ruhig, empfindet keine Schmerzen irgend einer Art, doch fühlt ſie ſich nicht ſelten erſchöpft, am meiſten dann, wenn der Schlaf nicht vollkommen ruhig war; denn ihre Rede verliert ſich dann nicht in ein Flüſtern. Iſt aber der Schlafzuſtand völlig ausgebildet geweſen, dann erwacht ſie geſtärkt und auf jede Weiſe geſund. Aber wenn wir ſie ſo auch nicht eigentlich krank nennen können, iſt dieſer Zuſtand, der in Eurer Gegenwart zuerſt ſich entwickelte, doch kein natürlicher und offenbar durch die grauſamen Mishandlungen während ihrer Gefangenſchaft veranlaßt. Ich weiß wohl, daß Ihr Euch Vorwürfe macht, als wenn durch Euch der Grund zu dieſer ſeltſamen Erſcheinung gelegt wäre, aber in dieſer Rückſicht kann ich Euch entſchieden beruhigen. Sie würde ſich auf die nämliche Weiſe früher oder ſpäter entwickelt haben, und es iſt vielleicht gut, daß ſie ſo ſchnell, wie möglich, zum Vorſchein kam. — Der Alte ſchlüpfte wehmüthig in ſeine Kammer hinein und Jeannette führte mich, mit einer Kerze vorleuchtend, durch die langen Gänge.

Ich wünſchte ſie zum Sprechen zu bringen. Du wirſt hier gelehrt werden, ſagte ich, und bleibſt Du lange hier eingeſchloſſen und in der Nähe des gelehrten Mannes, ſo wirſt Du eine tiefe Kenntniß der geheimſten Wiſſenſchaften erlangen. Sie ſchlug die Augen auf und blickte mich ſcharf an, daß ich faſt erſchrak.

Riccioli, ſagte ſie, iſt brav genug, und ich erfahre durch ihn recht viel, aber, Herr, kennt Ihr die ächt lebendigen Gedanken, ſolche, die wirklich da ſind, einen Leib haben, ſich fortpflanzen? Dieſe ſchrumpfen durch Eure Gelehrſamkeit ſo in ſich zuſammen, daß es ein Jammer iſt, ſie anzuſehen. Die meiſten Menſchen haben zwar weder Sitz, noch Stimme; manche nur den Sitz und behelfen ſich, wie ſie können. Eure Gelehrten haben die Stimme ohne Sitz und ſie dünken ſich was, wenn ſie dieſen glücklich weggeſtoßen haben, ſie nennen dieſes Abſtrahiren. Was ſie dann ſprechen, klingt mir recht widerwärtig und innerlich hohl. — Aber was ſagſt Du denn von Deiner Herrin, fragte ich. Die, antwortete ſie, hat ihren Sitz im Himmel, und von da her klingt ihre Stimme. In dieſem Augenblick entdeckte ich den Kaſtellan, der mir entgegenkam, und wie ich mich umſah, hatte Jeannette die Kerze ausgelöſcht und war in dem dunkeln Gange verſchwunden.

Nach einer kurzen Ruhe ritt ich weiter, und das Seltſame, was ich in dem verlaſſenen Schloſſe erlebt hatte, ſchwebte mir fortdauernd vor. Zwar geſpenſtiſche Verbrecher, mit Ketten raſſelnd, hatte ich nicht gefunden, aber die drei Geſtalten, die hier hauſten, die herrliche, faſt der Erde entrückte Louiſon, die wie ein himmliſcher Geiſt mir erſchien, dann der bewegliche, unruhige Erdgeiſt, der in dem ſeltſamen Mädchen thätig zu ſein ſchien, und der brütende Gelehrte, der wie ein Zauberer die beiden Geiſter zu bewachen ſchien, bildeten doch ſo wunderliche Geſtalten, einen ſo von allem Gewöhnlichen abweichenden Verein, daß es mir manch Mal vorkam, als läge etwas Spukhaftes in dem geheimen Treiben auf jenem Schloſſe. — Du haſt einen Auftrag erhalten, ſagte ich mir, den Du ausführen mußt, Du wirſt Deinen Freund aus einer Dir bis jetzt unbekannten Gefahr retten, und in einer recht ſeltſamen Stimmung ritt ich weiter. Aber nach und nach gewann die umfaſſendere Viſion der ſchlafenden Dame eine große Gewalt über meine Seele. Der ganze Auftritt ſchwebte mir wieder mit aller Macht der Gegenwart vor. Es war nicht blos die matte Erinnerung, die aus dem erblaßten Gedächtniſſe das früher Erlebte hervorrief, es war eine wirkliche Erſcheinung. Die Schlafende lag wieder vor mir, ich hing an ihren Lippen, ich hörte, was ſie ſprach, und verſank tief in das Innerſte meines eigenen Weſens, indem ich doch zugleich mich in die herrliche Welt der Liebe verſenkte, die ſie mir eröffnete. Ich konnte den Weg zum äußern irdiſchen Leben nicht wiederfinden. Ich war mir ſelbſt wie entrückt, wie ein Träumender ritt ich mechaniſch fort und meine Begleiter waren in großer Sorge. Durch dieſe erfuhr ich ſpäter, daß ich zwar die Ruheſtunden am Tage und das Ausruhen in der Nacht angeordnet hatte, aber völlig inſtinktmäßig, ohne ſcheinbar auf etwas Aeußeres zu achten, daß ich, als mein Diener mich in der Nacht entkleidete und zu Bett brachte, auf keine Frage zu antworten, auf nichts zu merken ſchien, daß auch der Schlaf nicht mich zu mir ſelbſt brachte. Am Morgen, ſagten ſie, wäre ich eben ſo in mich verſunken aufgewacht und hätte das Städtchen genannt, welches nur noch einige Stunden entfernt war. Die Krieger waren durch den ſeltſamen Zuſtand ihres Anführers in Schrecken gerathen und hatten zwar beſchloſſen, mich nach dem Städtchen zu begleiten, dann aber den Rath eines Arztes einzuholen und mich wieder nach meiner Heimat zurückzuführen. Das Morgenroth glühte im Oſten, als wir ausritten. Es war ein ſehr heiterer Tag; wir ritten auf dem erhabenen Rande eines Gebirges, welches ſich gegen Oſten ſenkte; ich erinnere mich, wie der Purpurſaum, der die aufſteigende Sonne verkündete, und den ich über der niedrigen Ebene am fernen Horizont entdeckte, meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Je weiter das Morgenroth ſich verbreitete, je glühender es ward, deſto mehr fand ich die Beſinnung wieder, und als die Sonne klar und unverhüllt wie über eine Meeresfläche ihren obern Rand erhob und ihre Strahlen über die ganze Gegend warf, fühlte ich ein ſeltſames Fröſteln, blickte verwundert um mich und wußte kaum, wo ich war. Wie iſt mir geweſen? rief ich aus und wandte mich an den Krieger, der an meiner Seite voller Sorge ritt und mein Pferd an dem Zügel gefaßt hatte. Es iſt mir, als wäre ich eben aus einem langen Schlaf erwacht, wie bin ich hierher gekommen? — Meine Krieger, die ſehr erfreut waren, als ſie mich ſo ſprechen hörten, verließen die Ordnung des Zuges und drängten ſich um mich. Was es geweſen iſt, rief einer aus ihrer Mitte, wiſſen wir wohl, es iſt der Spuk auf dem verdammten, verhexten Schloſſe geweſen, die hölliſchen Geiſter haben es Euch angethan, und nehmt es nicht übel, Herr, in aller Demuth ſei es geſagt, es iſt nicht recht, ſich mit ſolchen unheimlichen Weſen abzugeben. Ein allgemeines Gemurmel ſchien zu beweiſen, daß ein Jeder dieſe Meinung theilte. Ich hatte mich jetzt vollkommen gefaßt, ſprach ihnen erſt gütig zu, wies jede Vermuthung, als wenn ich auf dem Schloſſe irgend etwas Unheimliches erfahren hätte, zurück, erinnerte an einen Zufall, dem ich früher auf einem nächtlichen Ritt unterlegen, und als das Gerede doch nicht aufhören wollte, nahm ich den befehlenden

Ton des Gebieters an, gebot Allen, ſich wieder in den Zug zu ordnen und mir ſchweigend zu folgen. Sie gehorchten, aber ich glaube, daß es dieſes Ereigniß beſonders war, welches das Gerücht, als ſtünde ich mit Geiſtern in Verbindung, wie es ſich in meiner Gemeinde ſeit der Zeit nie verloren hat, zuerſt erzeugte.

Als wir nach dem Städtchen kamen, ſollte da eben ein Feſttag begangen werden. Ich ſah zwiſchen den unbedeutenden Häuſern einen jener hohen, mächtigen Dome großartig hervorragen und auf die frühere große, jetzt verſchwundene Macht der Stadt deuten. Die Einwohner waren, wie ich wußte, fanatiſche Liguiſten. Wir gaben vor, den Grafen von Mayenne aufſuchen zu wollen, ſtiegen ab in der Nähe der Kirche, ließen dort die Pferde von einigen Kriegern bewachen, während ich mit den andern dem Gottesdienſte beiwohnte. Dieſer war höchſt feierlich; eine Menge Kerzen brannten auf dem Hochaltar, der Prieſter las die heilige Meſſe, vor allen Nebenaltären rund umher knieten die Andächtigen; die ganze Menge der dicht zuſammengedrängten Menſchen war in tiefe Andacht verſunken und murmelte Gebete; die Gemälde, die den Heiland, die gebenedeiete Jungfrau und Heilige darſtellten, blickten ernſt und gebietend in dieſe Feier hinein. Die ſchlanken Säulen, die das ſchöne Gewölbe trugen, ſchienen die Grundpfeiler einer eigenen heiligen Welt; die Sonnenſtrahlen, die durch die bemalten Fenſter hindurch ſchienen, ertheilten den heiligen Geſtalten eine himmliſche Verklärung; Orgel und Geſang ertönte, und ich mußte mir's geſtehen, daß dieſer Tempel, die Weihe der Prieſter, der Glanz der Kunſt, die Töne der heiligen Muſik und die Andacht der Menſchen ſich zu einem höchſt würdigen Ganzen vereinigten, daß man es wohl die leuchtende Blume aller Blüten der Erde nennen könnte. — Ich, der ich erkannte, daß ich eigentlich ſchon innerlich aufgehört hatte, ein Katholik zu ſein, der ich ſeit jener nächtlichen Viſion geneigt war, mich von allem irdiſchen Glanze abzuwenden, um in innerer einſamer Selbſtbetrachtung und Prüfung Gott und die göttliche Gnade und Liebe zu erkennen, konnte nicht läugnen, daß eine ſo würdige Welt, wie diejenige, die ſich hier vor mir entfaltete, geeignet war, mich gewaltſam in ihre Mitte zu ziehen und dorthin zu führen, wo ich im ſtillſten Innern Gott ſuchte. Ich hatte Alles, was mich von dem äußern Cultus meiner Glaubensgenoſſen abſtieß, völlig vergeſſen, ich war ganz in Andacht verſunken, wie die Menge, die mich umgab, und wie das glänzende Morgenroth und die erſten Strahlen der glühenden Sonne mich wieder zur irdiſchen Beſinnung zurückriefen, ſo ſchien hier eine glanzvollere, mächtigere Sonne das geiſtige Sinnen zu pflegen und zu tragen.

Der Gottesdienſt ſchloß, ein Pfarrer beſtieg die Kanzel, die Gemeinde erhob ſich, Wenige verließen die Kirche, die größte Menge drängte ſich zur Kanzel, einen verworrenen Haufen bildend. Eine große Unruhe ſchien ſie ergriffen zu haben und berührte mich höchſt widerwärtig. Die Rede begann. Es war eine rohe Kapuzinade, die Sprache barbariſch, was er vortrug, unklar, verworren, abergläubiſch; zuletzt ſprach er die ganze Wuth der Verfolgung aus. Der König von Navarra ward genannt, alle Hugenotten wurden der Vernichtung preisgegeben. Es wird, ſagte er, keine Ruhe im Lande ſein, bis wir das Blut des Letzten dieſer Verfluchten geſehen haben. Tödtet ſie, rief er, wo Ihr ſie findet, das waffenloſe Weib, das ſchlummernde Kind muß dem Zorne des Herrn geopfert werden. Er wird dem Lande zürnen, ſo lange noch irgend ein Ungläubiger in unſerer Mitte athmet, wie er den Juden zürnte, als ſie die Kananiter ſchonten. — Eine grenzenloſe Wuth ſchien alle Zuhörer zu ergreifen; auf allen leidenſchaftlich verzerrten Geſichtern las man die Mordgedanken, und dieſe ſataniſche Diſſonanz, die unter denſelben Gewölben laut ward, in welchen eben die ſüßeſte Harmonie himmliſcher Andacht tönte, während noch immer die Lichter auf den Altären brannten, die Geſtalten des Heilandes und der Heiligen in die Kirche hineinſchauten, ſchien mir ſo furchtbar, ſo entſetzlich, daß ich mich hier, an dieſer heiligen Stätte, von der Hölle umſchloſſen und von böſen Geiſtern verfolgt glaubte. Unwillkürlich bekreuzte ich mich, als wollte ich mich ſchützen. Die Predigt war zu Ende, die Gemeinde ſtürzte hinaus, und ich, erſchüttert von dem, was ich ſo eben erlebt hatte, ſelbſt den mir ſo wichtigen Auftrag vergeſſend, ſammelte meine Mannſchaft, wir beſtiegen die Pferde, und ich wollte eben die Stadt verlaſſen, um in der Nähe, nur nicht hier, auszuruhen.

Die Reiter hatten ſchon die Pferde beſtiegen, die Züge waren geordnet; eine Menge Menſchen waren um uns verſammelt und wünſchten uns Glück zur endlichen Ausrottung aller Hugenotten. Als wir nun ſo im Begriff waren eine Straße zu durchreiten, auf welcher noch die zerſtreute Gemeinde, welche die Kirche verlaſſen hatte, ſich langſam bewegte, glaubte ich in der Ferne das ſchwarze Baret und den wehenden Federbuſch d'Espinacs zu erkennen. Die Geſichtszüge waren zwar nicht zu unterſcheiden, aber der ruhige, würdige Anſtand, die Leichtigkeit und Anmuth, in welcher die ſchlanke Geſtalt, leicht ſpielend mit dem ſchönen Pferde, mir aus der Ferne ſich zeigte, beſtärkte meine Vermuthung. Der Auftrag der ſchlafenden Prophetin trat jetzt mit Macht hervor, und mit großem Schrecken ſah ich ihn, nur von einem Krieger begleitet, in dieſer eben fanatiſch aufgeregten Stadt. Er wollte, wie es ſchien, mit den auf der Straße Gehenden ein Geſpräch anknüpfen, er ſuchte ſich einigen zu nähern, aber ſie wichen ihm ſcheu und furchtſam aus. Neben mir ſchien man noch nicht auf ihn aufmerkſam zu ſein, aber einige Männer hörte ich rufen: Zum Gefängniß, zum Gefängniß, die gefangenen Hugenotten dürfen nicht länger leben! Ein immer wachſender Haufe ſtieß ein wildes Geſchrei aus und zog durch eine Nebenſtraße ab, als plötzlich ein lauter Ruf den Strom hemmte und in einem Augenblick den wilden Haufen auf der Straße vermehrte. Ein Ketzer, rief man, ein Hugenotte, ein Verdammter, mordet ihn, tödtet ihn, der Kananiter darf nicht leben! Der wilde Haufe umringte d'Espinac und ſeinen Begleiter. Sie waren mit Lanzen, die aus den Häuſern geliefert wurden, bewaffnet. Dennoch ſchien anfänglich ein Schwanken in ihren Bewegungen ſtattzufinden; es iſt der Herr d'Espinac, rief man, der milde, wohlthätige, gütige Herr! Wie viele von Euch haben ihn gelobt. Schont ihn, wir beſchwören Euch, ſein Blut würde über uns kommen. — Wer ſeid Ihr? — hörte man eine mächtige Stimme rufen, Ungläubige, Verbündete derer, die der Zorn des Herrn uns preis gegeben hat. So ſchnell habt Ihr vergeſſen, was der Prieſter ſprach? Dieſes Mitleid, dieſe ſataniſche Liebe ſtammt aus der Hölle, die Euch verlocken will. Rottet ſie aus, vernichtet ſie, ertränkt ſie in dem Blute des Verfluchten; Abraham war willig ſeinen Sohn zu opfern, und Ihr wollt Euch beſinnen, die ſündhafte Neigung zu einem Ketzer zu überwinden? Sind verborgene Hugenotten unter uns? Die mögen fallen, wie der Verruchte da, der ſich, durch den Herrn verblendet, ſelbſt in unſere Hände geliefert hat. — Dieſe Rede, ſchnell geſprochen, verſtärkte die Wuth. D'Espinac und ſein Begleiter hatten das Schwerdt gezogen und ſich durch die Menge nach einer Mauer glücklich durchgeſchlagen, um einigermaßen den Rücken frei zu haben; aber ſchon war das Pferd des Begleiters von einer Lanze durchſtochen und ſtürzte, man ergriff den gefallenen Krieger und entwaffnete ihn. Vorwärts, Kinder! rief ich und drängte galoppirend mitten in die Menge herein. Sie wich nach allen Seiten, und eben hatten tollkühne Menſchen d'Espinacs rechte Hand ergriffen, als ich neben ihm war. Er erkannte mich und ſchien ſelbſt in dieſem gefährlichen Augenblick nicht ſeine ruhige Beſinnung verloren zu haben. Ihr ſeid hier? rief er mir zu; es war die höchſte Zeit, ich hatte Euch erwartet. Ich hatte keine Zeit mich dem Erſtaunen hinzugeben, das mich bei dieſer Anrede ergriff. Meine Reiter hatten die Straße in einem ziemlichen Umfange geſäubert, und ich flüſterte dem Freunde zu: Wir müſſen nach dem Gefängniſſe eilen, man will die gefangenen Hugenotten ermorden! Fürchtet nichts, antwortete d'Espinac, das Gefängniß iſt in Sicherheit, es iſt von meinen Kriegern umringt. — Indeſſen war die ganze Stadt in Aufruhr. Reiterſchaaren drohten uns zu umringen, und wir mußten uns zu einem ſehr ungewiſſen, verzweifelten Kampfe gegen eine ſo überwiegende Menge bereit machen. D'Espinac war unbegreiflich ruhig, ja lächelte, als er die Heerſchaaren herbeiſtürmen ſah. Er bat mich, meinen Reitern zu befehlen, eine drohende Stellung anzunehmen, übrigens aber ſich ſo lange, als möglich, ruhig zu verhalten. Dann ergriff er ein Hüfthorn, welches durch einen Riemen über den Schultern getragen wurde, und als der weithallende Ton des Hüfthorns erklang, ſchienen plötzlich die Gegner ihre Schritte, wie beſorgt, zu hemmen, die heraneilenden Schaaren blieben ſtehen und blickten beſorgt um ſich. Als aber dieſer laute Hülferuf keinen Erfolg zu haben ſchien, rückten ſie, obgleich bedächtiger und langſamer, vor. D'Espinac blieb völlig ruhig, da aber noch den Hugenotten keine

Hülfe kam, entſtand abermals ein wildes Geſchrei. Der Ketzer will uns täuſchen, greift ihn an, hörte man allenthalben, vernichtet die verrätheriſchen Katholiken, die den Verdammten unterſtützen! Schneller rückten unſere Feinde zum Angriffe heran und zum zweiten Male erſcholl das Hüfthorn, jetzt lauter, anhaltend. Auch dies Mal blieb es nicht ohne Wirkung. Die ſchon gegen uns eingelegten Lanzen ſenkten ſich, die Angreiſenden ſtutzten abermals, eine ſeltſame Furcht ſchien die heftigen Gegner zu lähmen und ward durch unſere unbewegliche ruhige Haltung noch vermehrt. Es war eine höchſt wunderbare Pauſe, die jetzt eintrat. Einige Minuten lang herrſchte eine Stille auf der ganzen Straße, die etwas Furchtbares hatte. Ein Jeder ſchien tiefer Athem zu holen, man hörte die leiſeſte Bewegung jedes Einzelnen. Als aber noch Alles ruhig blieb, als nichts den Gegnern anrückende Truppen vermuthen ließ, trat erſt leiſe, dann laut, endlich mit furchtbarer Gewalt die entſetzlichſte Wuth hervor. Die Lanzen drängten uns, meine Reiter griffen an, da tönte der laute Ton des Hüfthorns, jetzt mit einer gewaltigen Kraft, und wiederholte ſich drei Mal ſchnell hinter einander. Und in demſelben Augenblicke hörte man ein ängſtliches Geſchrei der entfernten Volksmaſſe. Die Straße war von allen Seiten geſperrt, von unüberſehbaren

Maſſen bewaffneter Reiter ward der erſchrockene und muthloſe Haufe immer enger zuſammengedrängt. Die uns eben angriffen, ſahen ſich von hinten und von vorn bedroht. Legt Eure Waffen nieder, ertönte laut und gebietend d'Espinacs Stimme, jeder Widerſtand wäre Wahnſinn. Meine Krieger ſind dieſem Haufen um das Zehnfache überlegen. Es ſind erprobte, tapfere, kriegserfahrene Männer, jeder nimmt es — Ihr wißt es, denn Ihr habt's erfahren — mit zehn Eures Gleichen auf. Noch iſt kein Blut gefloſſen, ergebt Euch, hört mich an, erfüllt, was ich von Euch fordere, und dieſer drohende Augenblick ſoll Euch gefahrlos vorübergehen.

Noch immer ſchienen einige Tollkühne geneigt, den Angriff fortzuſetzen, aber es waren nur wenige; die Meiſten ſahen es ſehr wohl ein, daß jeder Widerſtand thöricht wäre. Als d'Espinac zu ſprechen angefangen hatte, drückte ſein Geſicht einen finſtern Zorn aus, er erſchien ſo furchtbar drohend, daß ich ihn verwandelt glaubte. Nie hatte ich gedacht, daß ein ſolcher Ingrimm den milden d'Espinac ergreifen könnte. Jetzt war jede Spur der Wuth verſchwunden. Mit ruhiger Milde ſetzte er ſeine Anrede fort. Kinder, ſagte er, ſeid vernünftig. Wie meine Krieger an mir hangen, wie ſie mich lieben, mehr, als ich verdiene, wißt Ihr ja alle;

Ihr könnt Euch glücklich ſchätzen, daß ich unverletzt bin. Wird einer hier in dieſem engen Kreiſe verletzt, dann kann ich der Wuth der Meinen nicht gebieten, dann wehe Euch, Euern Greiſen, Frauen und Kindern, wehe Eurer Stadt! Der hier zuſammengedrängte Hauſe würde dann einen ſcheußlichen Knäuel verſtümmelter Leichen darſtellen; und Eure Nachbaren würden ſich entſetzen, wenn ſie unter den rauchenden verödeten Trümmern der Stadt vergebens die Spuren der vertilgten Einwohner aufſuchten. Noch vermag ich es, der Wuth des Heeres zu gebieten. Laßt die Waffen ruhen und hört mir aufmerkſam zu.

Jeder Angriff hatte aufgehört, Alles war ruhig, obgleich die ganze Straße, ſo weit man ſehen konnte, von Menſchen wimmelte. Aller Fanatismus war verſchwunden oder mußte ſich tief im Innern verbergen. Ein Jeder fühlte, daß er von der Gnade ſeiner Gegner abhing; ja faſt Alle prieſen ſich glücklich, daß d'Espinac, deſſen Güte und Milde bekannt war, und nicht ein Anderer, als Sieger hier hervortrat. Viele fühlten ſich innerlich bewegt; es war, als träten die echt menſchlichen Gefühle, die die wilde religiöſe Verwirrung verſcheucht hatte, jetzt mächtig hervor. Sie fühlten ſich, da ſie d'Espinacs Milde vertrauten, im tiefſten Innern erleichtert und dankten Gott, daß er ſie verhindert habe einen Frevel zu begehen, den ſie in ihrer jetzigen Stimmung verabſcheuten. Der Kreis, den meine Begleiter um uns beide geſchloſſen hatten, öffnete ſich. D'Espinac ritt mitten unter die Menge, die ihm noch vor wenigen Augenblicken den Tod geſchworen hatte. Sein Schwerdt ruhte in der Scheide, und er ſchien, freundlich, wie er um ſich blickte, ruhig und heiter, wie er war, einem himmliſchen Friedensboten ähnlicher, als einem erzürnten Krieger, der von ſo ingrimmigen Feinden umgeben war. Seine Mannſchaft ſtand wie das noch drohende und unvermeidlich treffende Gericht im Hintergrunde, während er nichts, als Verſöhnung und Liebe, darbot. Er fuhr in ſeiner Rede fort, und das Volk lauſchte auf jedes Wort, halb ängſtlich, halb vertrauensvoll.

Unglückliche, bemitleidenswerthe und verirrte, mir doch immer im innerſten Herzen theure Landsleute und Mitbürger! Soll ich Euch an Euer bisheriges Benehmen erinnern? Zwingt Ihr mich nicht ſelbſt ruhmredig hervorzuheben, was keinen Ruhm verdient, weil es der Herr der Liebe geboten hat, dem wir alle gehorchen ſollen. Ihr habt meine Glaubensgenoſſen getödtet, gemishandelt, die Frauen geſchändet, ich komme jetzt eben von den Trümmern durch Euch verbrannter Dörfer, aus den öden Gegenden, die, ſonſt von wohlhabenden Familien bewohnt, jetzt durch Euch verwüſtet und entvölkert ſind. Ich weiß es leider, meine Glaubensgenoſſen ſind ſchuldig, wie Ihr. Ja ſie haben nicht bloß Rache ausgeübt, was ſchon dem Herrn ein Greuel iſt, denn er hat ſich die Strafe vorbehalten; wo ſie die Mächtigern waren, erſchienen ſie verfolgungsſüchtig, grauſam, mordend und ſchändend, wie Ihr. Nicht von dieſen iſt die Rede. Ich aber habe Jahre lang mit meinen treu Verbündeten ihre Strafe getheilt; wer von Euch, die Ihr mich kennt, kann ſagen, daß ich ihre Schuld theilte? Wie oft habt Ihr die von uns ermordet, die in Eure Gefangenſchaft geriethen. Wir erfuhren es, wir beweinten den Tod unſerer lieben, tapfern Mitgenoſſen, und mit feuchten Augen und gebrochenem Herzen entließen wir die Gefangenen, die in unſerer Gewalt waren, und geboten der Rache zu verſtummen. Hier unter Euch entdecke ich Viele, die mit Entſetzen den Tod erwarteten und jetzt gegen uns kämpften. Es ſchien, als wäret Ihr durch dieſe anhaltende Milde, die nie nachließ, obgleich Eure Grauſamkeit immer dieſelbe blieb, innerlich bewegt. Ich weiß es, viele Herzen unter Euch neigten ſich zu mir, und Ihr konntet nicht glauben, daß eine ſo ſchonende Milde aus der Hölle komme. Schon erwartete ich das Beſte, ich hoffte auf einem engen Raume einen Keim der Verſchnung zuſäen, der heranwachſen und wuchernd um ſich greifen ſollte. Ich ſah Hugenotten und Katholiken, jeden ſeinem Glauben getreu, jeden die Lehre des Andern verſchmähend und dennoch in dem, was heiliger iſt, als alle Lehre, in der Liebe verbunden. O, wie habt Ihr die theuerſte aller meiner Hoffnungen furchtbar getäuſcht! — Seine Stimme bebte, eine Thräne perlte in ſeinen Augen, ein ſtilles Schluchzen, eine in dieſem Augenblicke ſelbſt ſeltſame Rührung drang hier und da hervor, aber keine Stimme ward laut, es war, als laſtete die harte Schuld ſchwer auf den Gemüthern.

Ihr habt in dieſen Tagen meinen geliebten Bruder gefangen genommen, gewiß, Ihr habt ihn mishandelt, denn ich kenne die teufliſche Wuth Eurer Pfaffen, er hat Hunger, Durſt und ſelbſt körperliche Verletzung ertragen müſſen, ich zweifle nicht daran, doch er lebt, nicht wahr, er lebt noch? — D'Eſpinacs Geſicht verfinſterte ſich, ſeine Augen ſprühten Zorn. Nein, fuhr er fort, und eine wunderbare Miſchung von grenzenloſer Wuth und inniger Rührung bewegte ſein Geſicht; nein, rief er, und laut tönte ſeine Stimme in die verſtummte Maſſe hinein, nein, auch der Ruchloſeſte unter Euch konnte meinen waffenloſen Bruder nicht ermorden, den blühenden Jüngling, der die Gefangenen pflegte, die Ermüdeten unterſtützte, ſeinen letzten Heller den Entlaſſenen mitgab. Die Hand würde Euch zittern und den Mordſtahl fallen laſſen, der ihn bedrohte — nicht wahr? fragte er noch ein Mal, mit donnernder Stimme. Alles um ihn blieb ſtumm. Da ſah ich d'Eſpinac von einer furchtbaren Wuth ergriffen, ſeine Augen ſchienen Flammen zu ſprühen, ſeine Lippen bebten, und hart, wie das ewige Gericht, rief er aus: Wehe über Euch, wenn er todt iſt, wenn Eure Mishandlungen ihn ſo hart trafen, daß er, wenn auch nicht todt, einem elenden Leben in der Zukunft entgegenſieht; weh Euch, wenn Ihr zum Lohne für meine Güte mein eignes Blut verletztet. Hier, ich erkläre es, hat meine Nachſicht ihre Grenzen. Bringt ihn her, wenn auch gemishandelt, doch unverletzt, die Reihen meiner Krieger ſollen ſich für die öffnen, die ihn aus dem Gefängniſſe mit den übrigen gefangenen Hugenotten mir gegenüber ſtellen. Seid Ihr noch ſtumm, antwortet Ihr nicht? Nun ſo wüthe losgelaſſene Rache, Schwert und Flamme ſoll Euch, Unſelige, treffen, ein mächtiger Leichenhaufe ſoll ſein Grabhügel werden! Schon befahl er den Angriff, die Krieger ſetzten ſich in Bewegung, ein Jammergeſchrei ertönte aus der Mitte des zuſammengedrängten Haufens. Hier erhoben wenige Kühnere verzweiflungsvoll die Lanzen, um nicht, ohne ſich zur Wehr geſetzt zu haben, zu ſterben, dort wurden flehende Hände zum Himmel gehoben. Da hörte man, erſt leiſe, eine wie durch Angſt gedämpfte Stimme tönen, ſie rief: Er lebt. Wenige hörten ſie, aber es war, als lauerte der gute Engel des d'Espinac auf dieſen Ton und flüſterte ihn ihm zu. Er lebt! rief er; o wiederholt es, laßt die ſchwache Stimme lauter erklingen, daß ſie den finſtern Geiſt vertreibt, der ſeine Klauen nach mir ſtreckt. Er lebt, erklang es jetzt immer lauter. Ein Verſuch, das Gefängniß zu erſtürmen, iſt mislungen, er lebt und wir bringen Euch alle gefangenen Hugenotten her. — Eilt, befahl d'Espinac, daß mich der Augenſchein von der Wahrheit überzeuge.

Einige Männer wurden ausgewählt, mit der größten Schwierigkeit wurde ihnen Platz gemacht und ſie entfernten ſich; d'Espinac ſchien ſehr erſchöpft.

Es trat jetzt eine erwartungsvolle Stille ein. D'Espinac ſchwieg, und es war merkwürdig, die zuſammengedrängten gefangenen Einwohner, den großen Kreis ſie umſchließender Krieger auf ihren Pferden mit gezückten Säbeln zu überſehen, wie ſie faſt ganz unbeweglich erſchienen, als wären ſie, wie alte Sagen erzählen, ſämmtlich erſtarrt. Alle Augen hefteten ſich auf d'Espinac, als wollte man in ſeinen Zügen leſen, ob man Leben oder Tod, Erbarmen oder Rache erwarten könnte.

D'Eſpinac betrachtete dieſe Menge mit großer Aufmerkſamkeit. Seine Bruſt war offenbar erleichtert, als er erfuhr, daß ſein Bruder noch lebe; aber mir flüſterte er doch zweifelnd zu: In welchem Zuſtande werde ich den Armen finden? Die Angſt, die unter den Einwohnern zu herrſchen ſcheint, verſpricht mir nichts Gutes. — So verging eine Zeit, die uns allen lang dünkte. Alle waren von einer zweifelhaften Hoffnung ergriffen, und ſelbſt d'Eſpinac und ſeine Umgebung ſchienen die Gefühle der gefangenen Einwohner zu theilen. Wer in dieſem Augenblicke die wunderbare Stellung der Einwohner und der Krieger ſah, ohne, was vorhergegangen war, zu kennen, würde die Bedeutung dieſer ſeltſamen Erſcheinung nicht haben enträthſeln können; denn wenn alle Verhältniſſe darauf zu deuten ſchienen, daß eine waffenloſe Menge, von bewaffneten Feinden umgeben, der Rache preisgegeben wäre, ſo mußte doch die wunderbare Ruhe der drohenden Krieger und die ängſtliche Erwartung, die dieſe mit den waffenlos Gefangenen theilten, einem Jeden räthſelhaft erſcheinen und den ganzen Auftritt unverſtändlich machen. Nur wenige rohere Männer ſah man, unzufrieden mit der milden Wendung, die die Sache genommen hatte, mürriſch und trotzig die Menge und den Feldherrn betrachten.

Endlich hörten wir in weiter Ferne eine Bewegung. Eine neue Schaar bewaffneter Krieger näherte ſich. Zwiſchen ihnen ſah man einen Haufen Menſchen, die langſam fortzuſchreiten ſchienen, und d'Espinac, der dieſe Maſſen, die in der Ferne nur undeutlich unterſchieden werden konnten, ſogleich erkannte, befahl, daß ſeine Reiter den Kreis öffnen, aber genau aufpaſſen ſollten, daß kein einziger der Einwohner entwiche. Wenige Krieger aus dem engen Kreiſe, der ihn umgab, wurden jetzt beordert, einen Weg zu bahnen, damit die freigelaſſenen hugenottiſchen Gefangenen durch die Reihe der Einwohner bis zu ihm gelangen könnten. Es koſtete viele Mühe. Die begleitenden Reiter blieben zurück und ſchloſſen ſich auf Befehl an diejenigen an, die den größern Kreis bildeten. Zwei der Abgeordneten gingen voraus, und auf den mühſam von der Volksmenge befreiten Platz ſchwankten hinter dieſen eine Menge Männer, blaß, elend, in Lumpen gehüllt. Ein zurückgedrängtes Angſtgeſchrei drückte die Beſorgniß der Bürger aus, als ſie dieſe jämmerlichen Geſtalten ſahen. Ein zorniges Murmeln ließ ſich drohend in den Reihen der Krieger vernehmen; doch unterſchied man eine jugendliche Geſtalt im kriegeriſchen Gewande, die zwar entwaffnet, doch keck und zuverſichtlich den übrigen voranſchritt.

Die freigelaſſenen Hugenotten kamen nun näher. D'Eſpinacs Züge hatten ſich verfinſtert, als er den elenden Zuſtand ſeiner Glaubensgenoſſen wahrnahm, aber blühend und heiter ſtand ſein Bruder ihm gegenüber. Noch immer war die ganze Lage zweifelhaft. Die Einwohner ſchienen die Rache zu fürchten, die Krieger ſie zu fordern. Du biſt geſund, ſagte d'Eſpinac, als ſein Bruder ſich ihm näherte, hielt aber jede Aeußerung der Freude zurück, und als dieſer, fröhlich geſtimmt durch die Rettung, mit Ja antwortete, befahl er ihm, in die Reihe der ihn umgebenden Krieger zu treten. D'Eſpinac betrachtete die übrigen Gefangenen mit großer Aufmerkſamkeit und ſichtbarer Theilnahme und Rührung. Sie ſtanden, zwanzig der Zahl nach, gedrückt und elend vor ihm. D'Eſpinac wandte ſich an dieſen jammervollen Haufen. Ihr ſeid frei, ſagte er, Liebe und treue Pflege wird Eure Noth bald verdrängen, daß dieſe nur in der Erinnerung zurückbleibt. Eure Feinde ſind ganz in unſerer Gewalt; wenn Ihr Rache fordert, nichts hindert uns, ſelbſt die grauſamſte auszuüben. Ich wünſche, wie ſo oft, und leider bis jetzt vergebens, den armen Bewohnern dieſer Stadt, die ich bejammere, die hier lange in Todesangſt mir und meinen Kriegern preisgegeben waren, zu verzeihen. Aber ich wünſche eben ſo ſehr, daß dieſe Verzeihung von

Euch ausgehe. Könnt Ihr Euern Feinden vergeben? Vermögt Ihr es, Euch daran zu erinnern, daß ähnliche Härte von unſern Glaubensgenoſſen ausgeübt wurde, wenn Katholiken in ihre Gewalt geriethen? Auf keinen Fall würde ich erlauben, daß dieſe hier vereinigte Menge, die größtentheils an Euerm Elende unſchuldig iſt, beſtraft würde.

Wir wollen keine Rache, antworteten faſt Alle mit ſchwankender Stimme, nur der Pfaff, der uns durch Grauſamkeit, Hunger und Durſt bekehren, der uns unſerm Glauben abwendig machen wollte, der darf nicht ohne Züchtigung wegkommen. Nennt mir ihn, rief d'Espinac, und: Pater Anſelmo, hörte man allgemein rufen. Gut, antwortete d'Espinac kurz und wandte ſich an die Menge; vernehmt, rief er laut, die Bedingungen, unter welchen Ihr frei ſeid. Eine ſtarke Abtheilung unſeres Heeres iſt in der Nähe, die Stadt bleibt zu unſerer Sicherheit beſetzt, Ihr unterhaltet die Truppen, vor Allem aber wird uns ein Haus eingeräumt, eines der angeſehenſten in der ganzen Stadt, ich werde es ausſuchen. Die Bewohner verlaſſen es, Betten und alle übrige Bequemlichkeiten für Kranke bleiben zurück; hier werden dieſe zwanzig befreiten Gefangenen einquartirt, ein jeder erhält in einem eigenen Gemache ein Lager, ſo bequem, weich und reinlich, wie die der reichſten Bürger, Arznei, ſpäter Wein, der ſorgfältig unterſucht wird, ſtärkende Nahrungsmittel werden täglich geliefert. Die hier zurückbleibende Beſatzung wird von Euch unterhalten, Pater Anſelmo ausgeliefert. Wenn dieſe Bedingungen erfüllt ſind, verſpreche ich Euch vollkommene Verzeihung. Ja ich gebe Euch mein Wort darauf, meine Mannſchaft, die hier zurückbleibt, wird ſich nicht allein keine Gewaltthat irgend einer Art erlauben, wird nicht allein Eure Perſon und Euer Eigenthum ehren, ſondern auch jeden möglichen Angriff, jede Mishandlung oder Plünderung, die von andern Abtheilungen unſeres Heeres verſucht werden könnte, entſchieden abwehren und ſich als Eure Vertheidiger zeigen. Die zuerſt genannten Bedingungen werden in wenigen Stunden erfüllt. Ihr aber bleibt hier, ſo wie jetzt, von meinen Kriegern umringt, bis Anſelmo in meiner Gewalt iſt. — Ueber dieſe letzte Forderung entſtand von Neuem ein allgemeiner Schrecken. Wir finden ihn nicht, riefen einige furchtſame Stimmen, er wird ſich verſteckt haben. Er iſt vielleicht entflohen, riefen Andere. Aber aus der Reihe der Reiter, die die Gefangenen herbeigebracht hatten, hörte man einen Ruf, daß er da wäre. Man hatte ihn aus dem Gefängniſſe heraustreten ſehen, als dieſes umringt wurde. Er wollte ſich wegſchleichen, man hielt ihn aber feſt. Und als nun die gefangenen Hugenotten entlaſſen wurden und ſelbſt ihre Erbitterung gegen dieſen Pfaffen laut werden ließen, hielten ſie es für das Beſte, ihn mitzuführen. Einer der Krieger, der, den blaſſen und zitternden Pater an einem kurzen Strick führend, ſich mühſam durch die Menge drängte, ſtellte den Unglücklichen uns gegenüber. Wie groß der Einfluß war, den er auf die Einwohner ausübte, erkannte man jetzt. Denn ſo gefährlich es ſchien, vermochte man dennoch nicht die allgemeine Theilnahme zu unterdrücken. Den heiligen Mann müſſen wir ſo ſchmählich als einen Verbrecher behandeln ſehen, riefen einige, den Gottgeweihten, unſeres Glaubens feſteſte Stütze. Wie wird doch unſere heilige Kirche gekränkt und mit Füßen getreten! Die innere Bewegung ward immer größer, man hörte das Wort Ketzer ſchon mit Erbitterung ausſprechen. Es war, als hätte man die eigne Gefahr ganz vergeſſen. D'Eſpinac erſtaunte, er gab einen Wink, die Reiter ſchloſſen ſich dichter, man las Zorn und Erbitterung in ihren Geſichtern, die Lanzen waren angelegt, noch immer über die Köpfe weg, aber ſie ſenkten ſich drohend, als wollten ſie den waffenloſen Haufen durchbohren. Dieſer ward immer enger zuſammengepreßt. Ein verworrenes, mattes Geſchrei verkündete die Gefahr der Menſchen, die, eingepreßt in der dichten Maſſe, zu erſticken drohten. Wollt Ihr Euch den Bedingungen unterwerfen, rief d'Espinac zornig, dieſen nichtswürdigen, verfolgungsſüchtigen, verdammten Pfaffen, Euern Götzen, der der Hölle entſtiegen iſt, auf Gnade und Ungnade und ohne Murren uns überlaſſen, oder unſere Rache fühlen? Ihr habt die Wahl. — Flehende Hände erhoben ſich, aller Muth, alle Halsſtarrigkeit war geſchwunden. Die Lanzen wurden gehoben, der Kreis der Krieger erweiterte, ja öffnete ſich, und die entlaſſenen Einwohner ſtrömten nach allen Richtangen hin.

Noch immer hatte d'Espinac ſeinen erretteten Bruder kaum begrüßt. Ganz ſchien er noch von größeren, wichtigeren Geſchäften ergriffen. Wein und Lebensmittel wurden herbeigeſchafft, die Erſchöpften zu ſtärken, die Einwohner wurden gezwungen, Lehnſtühle für Alle zu bringen, die eilig in Tragſeſſel verwandelt wurden. Das Haus, welches den Kranken eingeräumt werden ſollte, hatte er ſchon gewählt, es ſchien ihm ſchon früher bekannt zu ſein. Ein anderes, dicht daneben, wählte er für ſich, ſeinen Bruder und mich. D'Espinac ſorgte nun für die Ordnung in der ganzen Stadt; auch ich mußte meine Begleiter unterzubringen ſuchen, die freilich genöthigt waren, ſich an die Hugenotten anzuſchließen. Ein großer Theil des Tages war ſo verfloſſen, die Sonne ſenkte ſich ſchon, ich kehrte nach unſerer gemeinſchaftlichen Wohnung zurück und fand d'Espinacs Bruder, der höchſt unwillig und ſcheltend in der Stube auf und abging, und ſeiner Ungeduld auf jede Weiſe freien Lauf ließ. Iſt das nicht unausſtehlich, rief er, nachdem er mich kaum begrüßt hatte; ich war wochenlang in Lebensgefahr, und wenn es mir auch beſſer gegangen iſt, als ich erwarten durfte, ſo konnte er das doch nicht wiſſen und jeder Augenblick konnte die härteſten Mishandlungen, ja meine Ermordung herbeiführen. Der ganze Tag iſt jetzt vergangen, er läßt ſich nicht ſehen und ich habe kein freundliches Wort von ihm gehört. Glaubt Ihr, lieber Eugen, fragte ich, daraus ſchließen zu können, daß er Euch weniger liebt, glaubt Ihr, daß die Trennung ihm weniger ſchmerzhaft geweſen iſt, als Euch? Ihr fangt ſchon an ein rüſtiger Jüngling zu werden, und ich geſtehe Euch, ich hatte erwartet, daß Ihr jetzt ſchon einzuſehen im Stande wäret, was ſich für einen ſolchen Bruder ziemte. Es war lieblich zu ſehen, wie der beſchämte Jüngling die Augen niederſchlug, tief erröthend, als er dieſen Vorwurf hörte, und dennoch ſchmollend und mit einem geheimen Verdruß kämpfend, den er nicht überwinden konnte. Ach, antwortete er, mein Bruder hat wohl Recht, er thut immer, was ſich für ihn ziemt, aber er iſt in Thätigkeit, beſchäftigt mit großen Dingen, während ich nichts zu thun habe, nichts thun darf. Die erſten paar Stunden gingen noch ſo hin, weil ich für die armen kranken Mitgefangenen, für ihre Bequemlichkeit und Pflege ſorgte; als das aber beſorgt war, als ſie vor Allem Ruhe forderten und ich ſie verlaſſen mußte, da blieb mir nichts übrig, als hier wie ein eingeſperrtes wildes Thier zornig auf und abzulaufen. Und ich habe mich während der Zeit in den Verdruß ſo hinein gebrummt, daß ich mich faſt wieder in das Gefängniß zurück wünſchte. Verlaſſen konnte ich ja dieſe verdammte Stube nicht; denn er kann wohl gar hereintreten, während ich fortgegangen bin. — Nie habe ich die tiefe und grenzenloſeſte Liebe ungebehrdiger ſich betragen ſehen. Wir hörten ſchnelle Schritte auf der Treppe, d'Eſpinacs Stimme auf dem Flur, er ſchien ſich zu nähern, trat aber in ein anderes Gemach, von Mehreren begleitet. Die Ungeduld des Jünglings ergriff nun auch mich. Ich wünſchte Vieles auch von ihm zu erfahren, aber es kam kein Geſpräch zwiſchen uns auf. Hatte doch auch ich keine Gelegenheit gefunden, mit d'Eſpinac zu ſprechen, und wie räthſelhaft war unſer Zuſammentreffen, welch' ein wunderbares, unbegreifliches Ereigniß hatte uns zuſammengeführt. Wir, Eugen und ich, durchſchritten beide ſchnell die Stube, beide mit der heftigſten Ungeduld kämpfend. Es dauerte wohl eine Stunde. Die Sonne war faſt ganz geſunken, die letzten Strahlen fielen durch die Fenſter, wir hörten, wie die Männer, die mit d'Espinac gekommen waren, ſich entfernten, wir erwarteten jeden Augenblick, daß die Thüre ſich öffnen ſollte, aber noch verging eine lange Zeit.

Endlich trat er herein, in einem bequemen Nachtkleide und völlig entwaffnet. Er ſtürzte auf den Bruder zu, preßte ihn heftig an ſeine Bruſt, und über ſein männliches Geſicht rollten die Thränen herab. Und ſo habe ich Dich wieder, rief er, ich habe Dich wirklich wieder, welche Wochen haben wir erlebt, guter Eugen! Ich wäre gleich hierher geſtürzt, Dich zu erretten, aber ich konnte, ich durfte nicht; eine heilige Sache hielt mich von Dir fern, und doch, lieber Junge, ich habe mir es tauſend Mal vorgeworfen, ich hatte keinen ruhigen Augenblick, ich theilte Deine Gefangenſchaft, Dein Elend, Deine Gefahr. Kannſt Du mir verzeihen, Eugen, daß ich Dich ſo lange den Feinden preis gab? Der Jüngling lag ſchluchzend an ſeiner Bruſt, er wollte ſprechen und konnte nicht. D'Espinac betrachtete ihn mit rührender Milde. O Bruder, rief endlich der bewegte Jüngling und blickte zu d'Espinac auf, wie biſt Du ſo liebevoll und gut, ach, nur zu gut.

Es war ein ergreifender Anblick. D'Espinac faßte ſich, ſchob den noch immer tief bewegten Jüngling von ſich und betrachtete ihn aufmerkſam. Aber, was iſt das! rief er, es fiel mir ſchon gleich auf, Du biſt ja ſtark, geſund, blühend, als hätteſt Du in unſerer Mitte gelebt; und ich habe am Ende alle Leiden Deiner Gefangenſchaft allein zu tragen gehabt, erzähle mir doch, wie geſchah es, wie konnte das ſo Unglaubliche ſtattfinden?

Das verdanke ich ja wieder Dir, lieber Bruder, und Deiner unbeſchreiblichen Güte. Höre nur: Als ich nach dem Gefängniß geſchleppt wurde, ward ich in ein feuchtes, dunkeles Loch geſperrt, Pater Anſelmo war bei der Hand und ich hörte ihn ſchreien: Dieſen, dieſen vor Allen müßt ihr kurz halten, er gehört der verdammten Brut zu. Es iſt der Bruder des heimtückiſchen Ketzers, dem die Hölle den Schein der Tugend, Milde und Freundlichkeit gegeben hat, damit er die Gläubigen deſto beſſer verlocken könne. Einen Ablaß gebe ich Euch für alle Eure Sünden, wenn Ihr ihn recht zu peinigen wißt. — So ward ich denn weinend und betend und in großer Todesangſt in das furchtbare Loch geſteckt. Ich mußte im Dunkeln herumtappen, um eine harte Bank zu finden, auf der ich niederſank. Ich hörte, wie die eiſerne Stange vor die

Thüre gelegt wurde, und wie der ſchwere Schlüſſel ſich in dem mächtigen Schloſſe drehte. Wohl ein paar Stunden lag ich ſo und erwartete auf die qualvollſte Weiſe zu ſterben, nicht durch einen Dolchſtoß auf ein Mal. ſondern durch die verpeſteten Ausdünſtungen dieſes dunkeln Gefängniſſes, durch Hunger, Durſt und Mishandlung. Das war wohl eine ſchreckliche Zeit, als ich junges Blut nach meiner erſten Waffenthat nun in ein ſo furchtbares Elend gerathen war. Da hörte ich das Schloß wieder drehen, die Thüre des Gefängniſſes ward geöffnet, vermittelſt des Lichts, welches jetzt von außen eindrang, ſah ich einen ſchönen jungen Mann hereintreten, der auf mich zukam, meine Hand ergriff und mich freundlich bat, ihm ja ſogleich zu folgen. Obgleich er nun ſehr gütig gegen mich geſtimmt ſchien, ſo war ich durch das, was ich bisher erlebt hatte, doch ſehr mistrauiſch geworden. Ich glaubte, man würde mich jetzt ermorden, und er mußte faſt Gewalt anwenden, mich aus dem Gefängniſſe zu ſchleppen. Die Thüre ward wieder ſorgfältig verſchloſſen und er flehte mich dringend an, ſchnell und leiſe auftretend, ihm zu folgen. Fürchten Sie nichts, ſagte er, Sie ſind verloren, wenn Sie zögern. Ich ſchöpfte Muth, folgte ihm durch einen langen Gang. Wir ſtiegen die Treppe hinauf, und ich ward in eine ſehr freundliche Kammer gebracht, wo ein Tiſch gedeckt ſtand, mit gebratenem Geflügel und Wein beſetzt. Mein Begleiter ſchloß die Thüre nach innen ab und bat mich, immer leiſe ſprechend, zuerſt, was da war, zu genießen. Ich hatte nach dem, was ich jetzt ſah, ſchon fröhlichen Muth, aß, trank und fühlte mich völlig geſtärkt und voll Hoffnung. Während der Zeit blieb der junge Mann ehrerbietig an der Thüre ſtehen, und blickte mich ſo wehmüthig und milde an, daß mir das Herz aufging und ich ihn recht lieb gewann. Nun, Du guter junger Mann, ſagte ich, tritt näher und ſag' mir nur, was hat Dich bewogen, mich aus dem finſtern Gefängniß zu erretten, und wie war es Dir möglich? Und Ihr erkennt mich nicht, da ich Euch doch gefangen nahm? antwortete er. Nein, erwiederte ich, ich war in dem Augenblick, als ich mich ergriffen fühlte, zu betäubt. Doch erzählt, ich beſchwöre Euch, wodurch wurdet Ihr ſo freundlich gegen Euern Gefangenen geſinnt? Ich bin, erzählte er, der Sohn des Gefangenwärters. Als wir vor zwei Tagen gegen Euch ausrückten, folgte ich zum erſten Male unſern Truppen. Es ging hart her. Euer tapferer Bruder hatte ſich zu ſehr hervorgewagt. Er ward umringt und mußte ſehen, wie ich Euch gefangen nahm und faſt unter ſeinen Augen wegſchleppte. Wie ein erzürnter

Löwe ſtürzte er auf uns zu, von Wenigen begleitet, ein Kreis von Todten lag um ihn her, und er verübte Waffenthaten, die uns alle mit Schrecken und Entſetzen erfüllten. Aber immer Mehrere von unſerer Seite drängten ſich herzu, Ihr wurdet weggeſchleppt, er abgeſchnitten, und konnte ſich und ſeine Begleiter nur mit Mühe retten. Ich ward nun hoch geprieſen, daß in meinem erſten Gefecht eine ſolche große That mir gelungen wäre. Kurz darauf überfielen wir ein Schloß der Hugenotten, beſetzten es, alle Bewohner waren entflohen und wir vertheilten uns in alle Gemächer zum Plündern. Während der Zeit hatte Euer Bruder Truppen geſammelt und überraſchte uns ſo im Schloſſe zerſtreut, wie wir waren. Viele wurden niedergehauen, nur Wenige zu Gefangenen gemacht. Ich war in einem der innerſten Gemächer und wußte noch von allem dem nichts. Ich hörte zwar den Lärm, glaubte aber, er rühre wohl von unſern eigenen Truppen her. Ich hatte durch einen Mönch leſen gelernt und durch ihn auch erfahren, daß Ihr Hugenotten eine Schrift heilig haltet, die vorzugsweiſe den furchtbaren Widerſtand begründet und Euch gegen unſere heilige Kirche bewaffnet. Nun ſah ich in dieſem Gemach ein großes Buch, genannt: Biblia oder die heilige Schrift. Da erinnerte ich mich, wie der Mönch mich ermahnt hatte, dieſes Buch, wenn es in meine Gewalt käme, allenthalben zu vernichten, und wie eine ſolche Vernichtung mehr Früchte brächte für meine Seele, als viele Ave Maria und Pater noster. Ich fiel daher wüthend über das Buch her und anſtatt die Koſtbarkeiten, die ich entdeckte, zu plündern, zerriß ich die Blätter, zerſtreute ſie um mich her und zertrat ſie mit den Füßen, mehr für meine Seligkeit, als für meinen Beutel beſorgt. Während dem ward die Thür ſchnell und heftig eröffnet, und ich ſah Euern Bruder, den wir ja alle kennen, erhitzt hereinſtürzen, ein entblößtes Schwerdt in der Hand. Ihr kennt Euch denken, wie mir zu Muthe war, als ich, auf eine ſolche Weiſe aus meiner Sicherheit aufgeſchreckt, den gewiſſen, nahen Tod vor Augen ſah. Euer Bruder entdeckte bald meine That und ſtürzte wüthend auf mich zu. Ich hatte, ſo plötzlich überraſcht und dem großen, berühmten Helden, der von Vielen verehrt und von Allen gefürchtet wird, gegenüber, nicht den Muth, nach meinem Schwerdte zu greifen. Nichtswürdiger Frevler, rief er, für dieſe Unthat ſollſt Du büßen! In dieſem Augenblick fixirte er mich, ſein Blick, früher zornig, ward jetzt fürchterlich. Ich erkenne Dich, rief er, und ſeine Stimme bebte vor Wuth. Du biſt es, Du haſt mir ihn entriſſen, Du nahmſt meinen Bruder gefangen und haſt ihn den Mishandlungen Deiner Rotte preisgegeben. Meinſt Du, ein Schwerdthieb, der Dir einen rühmlichen Kriegertod gäbe, wäre hinlänglich? Nein, Du ſollſt büßen für die Leiden des geliebten Bruders. Nicht wahr, fragte er hart und gebietend, Du warſt es? Ich hatte nicht den Muth, es zu läugnen. — Auf einmal, wie ich ſo in Todesangſt vor ihm ſtand, blickte er mich an. Seine Züge wurden milder, er ſank auf die Knie und betete, und ich war ſo überraſcht und innerlich erſchüttert, ſo tief bewegt, ich wußte ſelbſt nicht, wovon, ſo mild, weich, liebend geſtimmt, als würde ich angeweht von einem Hauche des himmliſchen Friedens. Bewußtlos ſank auch ich kniend hin und bat, flehte, ich weiß nicht, warum, und ſtromweiſe ſtürzten die Thränen aus meinen Augen. So wunderlich, auf eine ſo geheimnißvolle Weiſe fand ich mich ergriffen, daß ich den Todesſtreich ſelbſt von ſeiner Hand als einen wohlthätigen Liebesdienſt lächelnd und dankend empfangen haben würde. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, ſtand der kühne Held mild, wie ein Engel, da und beugte ſich über mich. Horch, ſagte er, ich höre rufen, man ſucht mich. Du bleibſt hier ruhig, bis ich wiederkomme. Mein Gefangener biſt Du nicht mehr, aber ich muß Dich ſprechen, Gott hat Dich und mich beſchützt. In einer Stunde bin ich wieder hier.

Halte Dich indeſſen ruhig, Keiner darf ahnen, daß Du hier biſt. — Euer Bruder entfernte ſich und verließ mich in einer wunderbaren, mir ſelbſt unbegreiflichen Stimmung. Es ahnete mir, daß ich einen furchtbaren Frevel begangen hätte; ich blickte die zerriſſenen, zerſtreuten Blätter mit einer entſetzlichen Scheu an, als fürchtete ich, daß in ihnen ſelbſt, wie ſie da lagen, eine mir drohende vernichtende Macht verborgen läge. Ein Blatt, entfernt von den übrigen, lag mir näher; zitternd faſt ſtreckte ich die Hand aus, nahm es auf und las: „Ihr habt gehört, daß geſagt iſt, Du ſollſt Deinen Nächſten lieben und Deinen Feind haſſen, ich aber ſage Euch: Liebet Eure Feinde, ſegnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch haſſen, bittet für die, ſo Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Kinder ſeid Eures Vaters im Himmel, denn er läßt ſeine Sonne aufgehen über die Böſen und Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Als ich dieſes las, war es mir, als würden mir plötzlich die Augen geöffnet, was ich erlebt hatte, wurde mir jetzt klar und begreiflich, es war mir, als hätte ich etwas ganz Anderes gewonnen, als das bloße kurze, ſo eben bedrohte Leben. Ich las und las immer weiter, die zerriſſenen Blätter ſelbſt winkten, ſprachen mir zu, begrüßten mich und ich glaubte die Worte zu hören: Auch wir lieben die, die uns haſſen, und erretten, die uns verfolgen. Während ich ſo ganz in mich ſelbſt verſunken war, ohne daß ich von Jemand geſtört wurde, ward die Thüre geöffnet und Euer Bruder trat wieder herein, ich merkte es kaum. Ihr ſeid frei, Gott ſchütze Euch! Trägt dieſer Augenblick Früchte, ſo iſt er ein geſegneter für Euch, wie für mich. In dieſem Augenblicke ſchwebtet Ihr vor mir, wie ich Euch ergriff, entwaffnete, wie man Euch unter Mishandlungen fortſchleppte, wie vielleicht Euer Leben in Gefahr ſchwebte. Ich zitterte heftig, Euer Bruder bemerkte es und fragte, was mich ſo ſtark ängſtigte. Da beſchwur ich ihn, mir Mittel zur ſchnellen und geheimen Flucht zu ſchaffen. Gewiß, ſagte ich, Euer Bruder lebt, ſie wagen nicht ihn zu tödten. Ich muß ihn zu retten verſuchen, ich ſetze mein Leben dran. Ich traue Dir, antwortete Euer Bruder, thut, was Ihr vermöget, und vergeßt dieſe Stunde nicht. Er führte mich durch einen Gang, rief einen Stallknecht, befahl dem Verwunderten eins der ſchönſten Pferde eiligſt zu ſatteln. Das Pferd iſt Dein, rief er mir zu, fort, fort! Er fragte nicht nach den Mitteln, die mir zu Gebote ſtänden, er erkundigte ſich nicht einmal nach meinem Namen, ein höheres Vertrauen ſchien ihn zu leiten und auch mich zu durchdringen. Ich eilte und kam eben hier an, als man Euch in das Gefängniß ſchleppte. Und auch hier zeigte ſich nun ſchon, wie das Vertrauen gegründet war; mein Vater ward eben krank, meine Mutter und ich müſſen ſeine Stelle vertreten. Wir haben nur für die Sicherheit der Gefangenen zu ſorgen; Pater Anſelmo, dieſer furchtbare Menſch, der eine gräßliche Gewalt über uns ausübt, ſinnt die Qualen für die Gefangenen aus und ſorgt für die Ausführung ſeiner Beſchlüſſe. Meine Mutter iſt mild, ſie hat nie den Haß verſtehen können, der uns gegen die Hugenotten waffnet; ihr Beichtvater hat dieſe, wie er ſie nannte, Seelen verderbende Schwäche beſtraft. Anſelmo, der in der letzten Zeit ihr die Beichte hörte, gab ihr nur unter der Bedingung die Abſolution, daß ſie mit aller Macht gegen eine ſo unheilige, gottesſchänderiſche Neigung kämpfen ſollte. Ich erzählte ihr mit flammenden Worten meine Todesgefahr, wie ich gerettet wurde und wie der Gott der ewigen Liebe mir erſchienen war. Ich nahm die zerriſſenen Blätter, die ich wie ein Heiligthum mit mir genommen hatte; wir laſen, die Augen wurden meiner Mutter, wie früher mir, eröffnet und wir waren alle beide von jetzt an Hugenotten. Wir vereinigten uns für Eure Rettung, und ſo ſeid Ihr hier.

Du kannſt Dir denken, lieber Bruder, wie mir bei dieſer Geſchichte zu Muthe war. Ich mußte den ſchönen, milden jungen Mann umarmen; die Mutter erſchien öfters und pflegte mich, als wäre ich ihr Sohn, und Beide bedauerten, daß ſie für meine übrigen Glaubensgenoſſen nichts zu thun vermöchten. Pater Anſelmo, ſagten ſie, wäre der eigentliche Kerkermeiſter, und jede Bitte um Milderung würde nur ſeine Wuth verſtärken. Vielfältig wurde über meine Befreiung berathſchlagt. Sie ſchien bei der äußerſt genauen Bewachung unmöglich, obgleich der Vater, der ganz in den Händen des Paters war und den ich nie geſehen habe, fortdauernd bettlägerig blieb. Ich hatte indeß allen Muth wieder gewonnen, genoß, wie ich jetzt einſehe, recht leichtſinnig, was mir geboten wurde, und behielt, während ſie die Unmöglichkeit meiner Flucht beweinten, das feſte Vertrauen auf meine baldige Rettung. Ich war ſo leichten Sinnes, daß ich mich nicht einmal erkundigte nach den Mitteln, die es ihnen möglich machten, mich hier zu verbergen und zu pflegen. Nun bemerkte ich aber, daß mein Befreier täglich magerer, bläſſer ausſah, daß er nur auf Augenblicke blieb, und ſich dann ſchnell und ängſtlich entfernte. Da ahnte ich, daß er meinetwegen litt. Ich bat, ich flehte, ich weinte und preßte ihm endlich das Geſtändniß ab, daß er meine Stelle vertrete. Man hatte mir gleich am erſten Tage unter dem Vorwande, bei einer möglichen

Ueberraſchung mich für einen Verwandten ausgeben zu wollen, der aus der Ferne komme und ſie beſuche, eine bürgerliche Kleidung gebracht. Mein Anzug ward indeſſen, wie ſie behaupteten, von ihnen ſorgfältig aufgehoben. Jetzt erfuhr ich nun, daß dieſer von meinem braven Befreier getragen wurde, und daß er meine Stelle in dem finſtern, ungeſunden Loche vertrat. Im Anfange erſchien der quälende Pater zu beſtimmten Stunden, und der junge Mann durfte nur eine kurze Zeit in dem Gefängniſſe zubringen, in welchem er die furchtbaren Schmähungen des Paters anhören mußte. Nach einigen Tagen aber erſchien der Pater unerwartet zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit. Zum Glück beſuchte er die Gefängniſſe der übrigen Hugenotten zuerſt, und der junge Mann, der heftig erſchrocken war, hatte eben Zeit, den Anzug in Eile zu wechſeln und in das Gefängniß zu ſchlüpfen. Die Mutter war, noch ganz erſchrocken, damit beſchäftigt die Thüre des Gefängniſſes zu ſchließen, als der Pater herantrat. Er fragte raſch, was ſie wolle, und ſie antwortete beklommen und beſtürzt, daß es jetzt die Zeit wäre, in welcher ſie den Gefangenen einen Krug Waſſer und ein Stück Brot zu bringen pflege. Mein Befreier, obgleich wenigſtens fünf Jahr älter, als ich, war doch nur unbedeutend größer. Er hatte bis jetzt ſich ſo in dem dunkeln Gefängniß hinzulegen gewußt, daß ſeine Geſichtszüge nicht beleuchtet waren. Er antwortete auf die Fragen des Paters nur durch Seufzer und Stöhnen und wenige jammernde Worte. Der Pater ſchien ſich über ſein Elend zu freuen, aber von jetzt an wagte er das Gefängniß nicht mehr zu verlaſſen; höchſtens nur für wenige Augenblicke, wenn der Pater eben weggegangen war. Dadurch ſei er freilich etwas angegriffen, das habe aber nicht viel zu bedeuten, verſicherte er. Ich werde, ſagte er, von meiner Mutter gut gepflegt, Ihr aber würdet viel mehr zu leiden haben, Hunger und Durſt. Ihr ſeid zwar groß und mächtig für Euer Alter gewachſen, aber doch jünger und zarter, und wäret verloren geweſen. Ich dahingegen werde mich ſchnell wieder erholen. Jetzt erſt erkannte ich die große Gefahr, in welcher Mutter und Sohn ſchwebten. Es ſchien mir nichtswürdig und ſchlecht, mich hier pflegen zu laſſen und ruhige Tage zu genießen, während ſie ſich dem Tode für mich preisgaben. Ich drang darauf, daß man mich nach dem Gefängniſſe wieder zurückbrächte, ich ſtellte ihnen vor, daß ich jetzt mich völlig erholt hätte, ſtark und geſund wäre, daß einige Tage in dem Gefängniſſe mir nicht ſo gefährlich ſein könnten, daß eine Entdeckung, die ſo leicht ſtattfinden könnte, uns alle drei in's tiefſte Unglück ſtürzen würde, und daß man mich ja auch da ſo gut, wie möglich, pflegen könnte. Es ſind nur wenige Tage, ſagte ich, mein Bruder wird bald erſcheinen, mich zu befreien, daran zweifle ich keinen Augenblick. Ich mußte dieſe Bitte mehrere Tage hintereinander dringend wiederholen; endlich gab man mit blutendem Herzen nach. Ich ward, in das Gefängniß geführt, als man von der Straße her einen entſetzlichen Lärm, Geſchrei von allen Seiten und den Ruf hörte: Tödtet die Hugenotten! Kaum aber erſcholl dieſes Geſchrei, als wir Schaaren herannahender Reiter hörten. Es waren Deine Mannen, die das Gefängniß beſetzten und das wüthende Volk verjagten. Ein paar Stunden lang blieb Alles ruhig, mein Gefängniß war verſchloſſen; endlich erſchien mein Freund mit dem Pater Anſelmo und einigen Andern, die Gefängnißthür ward wieder eröffnet. Der Pater entſetzte ſich, als er mich geſund und blühend heraustreten ſah, bekannte freundliche Geſichter traten mir entgegen und ich war befreit.

D'Espinac hörte dieſer Erzählung mit großer Theilnahme zu. Wo iſt Dein Befreier, rief er beſorgt aus, als die Erzählung zu Ende war. Er, ſeine Eltern werden in Gefahr ſein. Auch ich habe daran gedacht und habe mich ſehr geängſtigt, weil er ſich gar nicht ſehen ließ, antwortete der Bruder, und d'Espinac fiel es jetzt ein, daß ein junger Menſch mit einer ältlichen Frau ſich in das Haus hereingedrängt habe, als er eben ausgegangen war, um die nothwendigen Anordnungen in der Stadt zu treffen. Sie verlangten ihn zu ſprechen und wurden entſchieden, ja hart von den Wachen zurückgewieſen. Ich befahl, ſagte d'Espinac, daß man Beiden eine Stube anweiſen ſollte, damit ſie da meine Zurückkunft erwarteten. Ich gebot ihnen Speiſe und Trank zu reichen und ſie mit Milde zu behandeln. Mit den allgemeinen Anordnungen beſchäftigt, achtete ich nicht weiter auf ſie, ſie ſtanden in der Ferne und ich habe ſie nicht gekannt. Ich will indeſſen hoffen, daß man ſich genau nach meinem Befehl gerichtet hat und daß ſie noch da ſind. Er klingelte, ein Krieger trat herein und erhielt den Befehl, die Menſchen, die nach ſeinem Gebot noch da ſein müßten, beide heraufzubringen. Es dauerte nicht lange, da erſchienen ſie. Die Frau, ſchüchtern und verlegen, blieb ehrfurchtsvoll an der Thüre ſtehen, Eugen aber ſtürzte ſeinem Befreier entgegen, und auch dieſer ſchritt, indem er mehr ſeinem Gefühl gehorchte, als an äußere Rückſichten dachte, ſchnell vor und drückte den Jüngling an ſeine Bruſt. Aber als beſänne er ſich eben, ſuchte er den jungen Mann von ſich zu entfernen, und dieſer ſtand nun ehrerbietig ſich verneigend d'Espinac gegenüber. Du haſt, ſagte dieſer, Dein Wort als ein redlicher Krieger gelöſt, Du haſt mehr gethan, als dieſes. Eben habe ich durch den Bericht meines Bruders erfahren, was Du ſeinetwegen gewagt, gethan und gelitten haſt. Ich bin in Deiner Schuld, braver Jüngling, und ich will ſie tilgen. Aber ein Räthſel mußt Du mir noch löſen. Umringt von der ganzen Volksmenge, die ich gefangen hielt und mit meinen Truppen einſchloß, forderte ich Rechenſchaft über das Schickſal meines Bruders. Ich war in einer grauenhaften Stimmung, ich glaubte, daß ich ihn todt oder verſtümmelt wiederſehen würde, der finſtere Geiſt blutiger Rache hielt mich feſt; lange dauerte das ängſtliche Stillſchweigen der Menge, ich war ſchon im Begriff, dem lichten Pfade der Milde, der mir bis jetzt geleuchtet hat, zu entſagen. Die finſtere Nacht der Wuth drohte ſchon mit einem dunkeln Schatten meine ganze lichte Vergangenheit zu bedecken, es war ein furchtbarer Wendepunkt, einem Kampfe zwiſchen Hölle und Himmel ähnlich; da ertönte, erſt ſchwach und leiſe, aus der Menge die Verkündigung ſeines Lebens und ſeiner Geſundheit. Ich vernahm ſie, obgleich ſie faſt noch Keinem verſtändlich war; denn bis in die innerſten Tiefen der Seele erſchüttert lauerte ich auf ſie. Sie hat mich gerettet, wie ſie die Stadt rettete. Aber wie war ſie möglich, da nur Deine Mutter und Du um das

Geheimniß wußten? Ich war es, antwortete der junge Mann. Als ich das Gefängniß von Euern Truppen umringt ſah, war ja alle Gefahr für Euern Bruder verſchwunden; ich aber wollte wiſſen, ob Eure Macht groß genug wäre, um die fanatiſche Wuth der Einwohner zu beherrſchen. So gerieth ich unter die Menge und war mit dieſer gefangen. Als ich Euch ſo furchtbar verwandelt ſah, erſchrak ich, ich geſtehe es, ich kannte den Mann nicht wieder, der ſeine Feinde liebte und denen wohlthat, die ihn verfolgten. Es war mir wie in einem böſen Traume, in welchem der Schrecken die Zunge lähmt, und eine ungeheure Angſt ergriff mich, als eine innere Stimme mir zurief: An Deinen Worten hängt ſeine Rettung und die der ganzen Stadt. Eben dieſe Gewißheit, dieſe furchtbare Nothwendigkeit, ſprechen zu müſſen, ſchien es mir unmöglich zu machen, und wie ein Wunder erſcheint es mir, daß Ihr meine Worte vernommen habt; denn mir war, als ſchlöſſe eine geheime Gewalt meine Lippen, als flüſterte ich nur in mich herein, was ich vergebens laut zu verkündigen ſtrebte. Jetzt ſah ich, wie die Milde mit dem Zorne rang, wie die ſchöne Geſtalt die grauenhafte Maske des Ingrimms abwarf, und liebevoll und gütig wieder hervortrat. Da war der böſe Zauber, der meine Zunge band, verſchwunden, meine Lippen bewegten ſich, und ich rief meinen Nachbarn zu, ſie ſollten laut die Verſicherung wiederholen, daß Euer Bruder lebe, geſund ſei und keine Mishandlungen erduldet habe. — Nun wahrlich, rief d'Espinac heiter und freundlich, das iſt kein bloßes äußeres Bündniß! Du haſt Dich an mein innerſtes geheimſtes Daſein hinangedrängt, und ich ſehe nicht ein, wie ich Dich jemals loswerden kann; und Ihr, liebe Frau, fuhr er fort, gehört mit zu dieſem Bündniß. Aber Euer Mann iſt ja krank, bettlägerig, wie geht es ihm? — In dieſem Augenblick, antwortete die Frau beſcheiden, wird er liebevoll von Euern Kriegern gepflegt. Euer Bruder hörte nicht auf, die unbedeutenden Bemühungen, den Zuſtand eines ſo herrlichen jungen Helden zu erleichtern, laut zu preiſen, und ſo hatten wir ſo viele gütige Freunde, wie Ihr, gnädigſter Herr, Krieger habt.

Es wurde nun ausgemacht, daß der Gefängnißwärter und ſeine Frau unſere Truppen begleiten ſollten, um Sicherheit in einer von dem hugenottiſchen Heere beſetzten Gegend zu finden. Der junge Mann aber ſchloß ſich an d'Espinacs Heer an.

Endlich fand d'Espinac Ruhe genug, ſich an mich zu wenden. Er zog ſich in ein fernes Gemach zurück und forderte mich auf ihm zu folgen. Nun, ſagte er, Ihr habt meine Braut geſehen? Ich erzählte Alles, und ſeltſam trat nun die erlebte Nacht mit ihrer ganzen Gewalt wieder vor meine Seele. Das Tiefe, was ſie geſprochen hatte, die Wiedergeburt, die in dem Innerſten eines jeden Menſchen ſtattfinden müßte, wenn es je gelingen ſollte, das verborgene Göttliche für uns zu gewinnen, wie es das Geſchlecht trägt, in einem jeden Gemüthe in ſeiner ganzen Fülle ruht, da, wie in einer finſtern Stätte gefeſſelt, nach dem Tageslichte ringt, daß es ſich offenbare, ſchwebten mir mit einer ſolchen Gewalt vor, daß Alles um mich her verdrängt ſchien. D'Espinac verſicherte mir ſpäter, daß ich wie verwandelt geweſen wäre, daß ich wie aus einem tiefen Schlaf herausgeſprochen hätte, daß ſelbſt meine Stimme einen andern ſeltſamen Klang angenommen hätte. Er hörte mit der größten Spannung zu, ſelbſt, wie er äußerte, in den ſeltſamen Kreis meiner Empfindungen wie durch eine unwiderſtehliche Gewalt hineingeriſſen. Es fing ein Geſpräch an wunderlicher Art, es ſchloß ſich unmittelbar an meinen eben beendigten Bericht an und ſteigerte ſich in ſich ſelbſt bis zum höchſten Gipfel. Die Sprache war uns wie ein uns jetzt aufgeſchloſſenes Myſterium; was wir ſchauten, was wir dachten, ſchien uns ſelbſt eine innere Welt zu ſein, die, ſo wie ſie jetzt klar vor uns lag, verſchwinden müßte, wenn wir in die gewöhnlichen Umgebungen des täglichen Lebens hineinträten. Die Nacht verging über dieſem Geſpräche ganz. Wir hatten das Maaß der Zeit verloren und wachten aus dieſer Traumwelt eines höhern Lebens erſt auf, als ſtark an die Thüre geklopft wurde. Die Truppen regten ſich, zu unſerer Verwunderung war die Stunde gekommen, die d'Eſpinac beſtimmt hatte, um die Stadt mit ſeiner Mannſchaft zu verlaſſen. Als wir uns nun beſannen, war uns zu Muthe, als wären wir aus einem tiefen Schlafe erwacht, als hätte Jeder ſeinen eigenen und doch Beide einen gemeinſchaftlichen Traum gehabt; auch fühlten wir uns erquickt, wie nach einem langen, geſunden Schlaf. Wenn ich, ſagte d'Eſpinac, an Eure Erzählung zurückdenke, ſo erinnere ich mich aller Umſtände, und dennoch iſt es mir, als hörte ich ſie immer leiſer und leiſer verklingen, bis die Stimme ſich verwandelt, Alles aus einer höhern Region herausklingt und da erſt ſeine Bedeutung erhält. Doch Eins muß ich Euch ſagen. In derſelben Stunde, als meine Geliebte mit Euch ſprach, ward auch ich, obgleich von meiner Mannſchaft umgeben, in der Dunkelheit durch eine einſame Gegend reitend, gewaltſam an ihre Seite hingezogen; was Ihr dort vernahmt, war die Erwiederung auf das, was ich ſprach. Ich habe auf dieſe

Weiſe einige Mal ſolche wunderliche Geſpräche mit der Entfernten geführt.

Die Geſchichte, die ich Euch mittheilen wollte, ſo lautet die Handſchrift weiter, iſt eigentlich geſchloſſen. Es iſt Euch bekannt, wie ich in dem Heere des Königs von Navarra, jetzt Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich, kämpfte. Als in der Schlacht von Ivry Schomberg in der Nähe des Königs ſtürzte, als der Fahnenträger und mit ihm die Fahne ſank, als der königliche Held ſich mitten unter die Feinde ſtürzte, während ſeine Truppen zurückzuweichen anfingen, als er ausrief: Mein Helmbuſch iſt Eure Fahne, weicht dieſer, dann dürft auch Ihr fliehen, — in dieſem großen Augenblick, an welchem Frankreichs Schickſal hing, war d'Espinac mit ſeinem Bruder, der wie ein junger Löwe kämpfte, der Sohn des Gefangenwärters und ich in ſeiner unmittelbaren Nähe. Später, als Heinrich in Paris einzog und nun der unſelige Krieg beendet war, ſprach er: Die bei Ivry in meiner Nähe waren, ſollen auch hier meine nächſte Umgebung ſein. Es war eine kleine Schaar, und wir alle gehörten dazu.

Wir waren endlich zur Ruhe gekommen. Erſchöpft und ermüdet von den Anſtrengungen des Tages, betäubt durch das Jubelgeſchrei und die öffentliche Freude, ſaß ich neben d'Espinac, als dieſer mich auf einmal mit einem geheimnißvollen Tone anſprach: Der wunderliche Zuſtand meiner Braut, der nun faſt fünf Jahre gedauert hat, iſt völlig verſchwunden, ſie flüſtert mir es eben jetzt in die Ohren. Dieſe innere, verborgene Verbindung mit ihr hört nun auf, und als der König das Land gewann, gewann auch ich für ein jetzt beginnendes geſundes Leben meine Geliebte.

Und ſo war es in der That. Schon einige Mal, während der Krieg ſich unentſchieden hinſchleppte, während der langweiligen und grauenhaften Belagerung in Paris, erlebten d'Espinac und ich Stunden viſionären Träumens, wie früher. Von jetzt an war dieſer Zuſtand völlig verſchwunden. Wir konnten über dieſelben Gegenſtände, die uns ſonſt in Extaſe zu bringen pflegten, uns mit Wärme, ja mit Begeiſterung unterhalten, aber die beſonnene Klarheit des Bewußtſeins verließ uns nie. Auch was wir ſpäter von d'Espinacs Braut erfuhren, zeigte, daß dieſer von der Veränderung ihres Zuſtandes in demſelben Augenblick, als ſie eintrat, unterrichtet war. In ihrem Schlaf, erzählt Riccioli in einem an uns beide gerichteten Briefe, der von einem andern der Braut an ihren Geliebten begleitet war, in ihrem Schlaf fing ſie ſchon an zu verkündigen, daß derſelbe ganz aufhören werde. Sie verbot ausdrücklich, ihr mitzutheilen, was während dieſes wunderbaren Zuſtandes mit ihr vorgegangen wäre. Alles, was ich jetzt innerlich ſchaue, erlebe, rede, ſagte ſie, wird, wenn das geſunde ſinnliche Leben wieder das Uebergewicht erhält, ſich in die innerſte Tiefe meines Bewußtſeins verhüllen. Dort wird es meine Gedanken leiten, meine Handlungen ordnen, von dem heiligen Glanze des religiöſen Glaubens umſtrahlt werden, aber nie ſelbſt mit Schauen, Denken oder Reden hervortreten. Ich darf nichts wieder davon erfahren; eine entſetzliche innere Zerſtörung der Seele, die mit Unklarheit, Formloſigkeit aller Gedanken, ja mit Wahnſinn endigen könnte, würde die unſelige Folge einer ſolchen Mittheilung ſein. Sie befahl, Diener und Mägde für einen beſtimmt angeſagten Tag aus dem Hauſe der Eltern kommen zu laſſen, damit ſie ſich in der Nähe des Schloſſes verſammelten. Als ſie dann zum letzten Male einſchlief, ſchien der Schlaf tiefer, die Stimme war klarer, ihre Viſionen heller, beſtimmter. Sie erzählte uns, als wäre ſie unmittelbarer Zeuge, den Einzug des Königs in Paris. Es war noch dunkle Nacht, um 4 Uhr des Morgens im Februar, dennoch ſah ſie die Geſtalten vollkommen hell und klar. Heinrichs Truppen ſtanden vor dem Thore, bald darauf erſchien er ſelbſt; ſie ſah den treuen Sully an ſeiner Seite, ſie erkannte d'Espinac und ſeinen Bruder und den Herrn von Briſſon, wie den jungen Sohn des Gefangenwärters. Das Stadtthor wurde geöffnet, Ruſſac überreichte dem Könige eine Schärpe, Huillier die Schlüſſel der Stadt. Sie beſchrieb den Zug äußerſt genau, ſie folgte Briſſon und d'Espinac in die Wohnung, in welche ſie ſich erſchöpft zurückzogen, und hier veränderte ſich die Erzählung in ein Geſpräch mit ihrem Geliebten. Aus dieſem erfuhren wir nun, daß Frankreich beruhigt wäre, daß für ihn, wie für ſie ſelbſt und ihre Liebe die glückliche Zeit eines ſtillen, geordneten Lebens hervorträte. — Es waren ihre letzten Worte, ſie verſtummte, und der ſtille Schlaf, der jetzt folgte, dauerte ſehr lange. Sie ſchien während der Zeit kaum zu athmen, aber ihre Geſichtszüge waren ſehr ruhig und heiter. Als die tief nach innen gezogenen Augen allmälig hervortraten, als die Augenlider, gehoben, immer ſtärker gewölbt erſchienen und loſer zuſammenſchloſſen, ſchien das Geſicht noch beweglicher, als ſonſt, die Blutadern drängten ſich belebender hervor, eine angenehme, geſunde Röthe färbte die Wangen, und als ſie die Augen aufſchlug, ſtrahlte aus dieſen eine große Klarheit und Friſche. Sie war nun völlig erwacht.

Ich weiß nicht, rief ſie heiter, ich bin heute ganz anders, wie ſonſt, ich mag nicht länger hier eingeſperrt ſein, die Sonne ſcheint ſo heiter, der leichte Froſt lockt mich, der Frühling begrüßt mich in der heitern Luft, ich glaube, dieſer wunderbare Schlaf, der mich Jahrelang geplagt hat, wird nicht wiederkommen. Ich war nun, fuhr Riccioli in ſeinem Schreiben fort, genöthigt, den Charletan zu ſpielen, und mußte als ein Ergebniß meiner geheimen Kunſt ihr mittheilen, was ich ihr ſelbſt verdankte. Ich ſetzte ihr ausführlich auseinander, wie ich ſorgfältig alle Symptome der Krankheit verfolgt hätte, wie ich ſchon lange vorausgeſehen habe, daß die Natur allmälig eine günſtige Kriſis vorbereite, und alle Anſtalten getroffen habe, um, wenn dieſe eingetreten ſei, ſie aus der Gefangenſchaft, die nun ſo lange gedauert hätte, zu erlöſen. Sie blieb überaus heiter, bewunderte die tiefen Geheimniſſe meiner Kunſt in den wärmſten Ausdrücken. Ich war genöthigt, dieſes Lob verlegen hinzunehmen, während Jeannette mich recht höhniſch anſah. Eure Geliebte empfing die alten Diener ihrer Eltern freundlich und munter; zur Verwunderung der Einwohner des Städtchens ward das große Portal des geheimnißvollen Schloſſes eröffnet. Die neugierigen und erſtaunten Einwohner ſahen die Dame in allem Glanz der Schönheit und Geſundheit, blühend und friſch, von ihren Dienern umringt, heraustreten, in den Wagen ſteigen und wegfahren, und Ihr, gnädiger Herr, werdet Eure Braut ſo ſchön, ſo jugendlich friſch, ſo heiter wiederfinden, wie das Glück, welches jetzt, nach ſo vielen Jahren des Leidens, über das Land aufgeht.

Wenige Monate nach dem Einzuge Heinrichs, als Paris und das ganze Land beruhigt war, verließen wir (d'Espinac mit ſeinem Bruder, der Sohn des Gefangenwärters — Jacques war ſein Name — und ich), von Wenigen begleitet, die Stadt. Das Schloß, in welchem die Braut die trüben Jahre in einem ſo ſeltſamen Zuſtande zugebracht hatte, war ausgeſchmückt, heitere Gemächer waren eingerichtet, und dort ward d'Espinacs Hochzeit gefeiert. Die Braut war geſund, heiter und zufrieden, d'Espinac glücklich; aber unter dem Volke bildete ſich eine Sage, welche ſich immer weiter verbreitete. Das Geſpenſt, welches früher fluchbeladen, mit Ketten belaſtet in den finſtern Gängen des Schloſſes hauſte, verwandelte ſich in einen guten Geiſt. Von dieſem beſchützt, einem jeden Auge unſichtbar, erzählte man, habe die Braut da die unſichere

Zeit zugebracht; es war, wie man behauptete, ein plötzlich verſtorbener Herr des Schloſſes und Ahnherr der Familie. Er wäre von einem eiferſüchtigen Nebenbuhler, der, in heftiger Liebe gegen ſeine Braut entbrannt, von dieſer abgewieſen worden wäre, ermordet worden; auch nach ihrem Tode, ſo erzählte man, ward dieſer Kampf fortgeſetzt, bis endlich der gute Geiſt das Uebergewicht gewonnen und von da an, als Schutzherr der Familie, dieſe vor Unglück warne, wichtige Nachrichten von entfernten Dingen mittheile und in jeder Gefahr beiſtehe. Mein geheimer Beſuch auf dieſem Schloſſe konnte meinen Kriegern nicht unbekannt bleiben. Mein ſeltſames Betragen auf der Reiſe mußte ihnen eben ſo ſehr auffallen; daß ein Geiſt mir erſchienen war, wurde daher als etwas Unwiderlegliches angenommen, daß ich mit ihm ein Bündniß geſchloſſen hätte, glaubte man mit Sicherheit annehmen zu können, und ſo waren d'Espinac und ſeine Frau ſowohl, als ich dieſen Männern ſeltſame und unheimliche Menſchen, obgleich die Liebe zu uns Alles in ein freundliches Licht ſtellte, ja auf eine heitere Weiſe uns als Begünſtigte über die gewöhnlichen Menſchen erhob. Ich konnte es nicht verhindern, daß dieſe Sage ſich durch die zurückkehrenden Krieger in meiner Gegend ausbreitete, und da der innere Zuſammenhang dieſer Ereigniſſe, wie es Euch bekannt iſt, geheim blieb und bleiben mußte, ſo hatte ich kein Mittel, dem Aberglauben, der unter dem Volke ſich ausgebreitet hatte, entgegenzuwirken. Noch mehr wuchs er, als Jacques ſich mit Jeannette verheirathete, und dieſe als Frau zwar das wüſte Umhertreiben ihrer Kindheit aufgab, aber dennoch fortdauernd jedem Menſchen wunderbar, unerklärlich und wie von einem höhern Geiſte getrieben erſchien. Die Kunde geheimer Wiſſenſchaften, die ſie im Schloſſe erhalten hatte, erſchien ſo außerordentlich, der gelehrte, immer in ſeine Studien vertiefte, in der Gegend ganz unbekannte Riccioli ſo myſtiſch, daß die Einbildungskraft des Volks freie Bahn hatte. Der dichte Schleier, der auf dem Leben des Italieners ruhte, den man als Jeannettens Vater kannte, vermehrte noch das Unerklärbare einer Menge von Erſcheinungen, die nur in einer höhern Geiſterwelt einen Zuſammenhang finden konnten. Italiener erſchienen in dieſer Gegend ſehr ſelten, und ſo war es der Phantaſie der Einwohner leicht, Riccioli mit Jeannettens Vater in eine verborgene Verbindung zu bringen, und ich muß geſtehen, daß wohl ſelten eine ſagenhafte Ueberlieferung in ihrem Urſprunge ſo wohl begründet erſchien, wie dieſe.

Es iſt Euch bekannt, daß wir alle nach Paris zurückkehrten und dort blieben, ſo lange, als unſer herrlicher König lebte, daß wir in ſeiner Nähe thätig waren, durch ſeinen Schutz gehoben wurden. Es war eine lange glückliche Zeit, wenn auch nicht ohne Schatten. Das Verhältniß Heinrichs zu den Frauen ſtörte nicht ſelten das friedliche Leben. Euch iſt die ſtrenge Geſinnung Eurer verſtorbenen Mutter bekannt, und auch d'Eſpinacs Frau, ihre treueſte Freundin und Vertraute, fand dieſe Untugend des Königs tadelhaft, daß ſie ſelbſt dann, als ſich Alles ſo licht und glücklich um uns her geſtaltete, als der Religionshaß verſchwinden ſchien, in allen Gegenden der Wohlſtand zunahm und die Liebe zu dem Könige, die Achtung für ſeinen trefflichen Rathgeber den höchſten Gipfel erreicht hatte, ein unheimliches Gefühl gar nicht zu unterdrücken vermochte. Daß der König gegen eine ſolche Frau, die als die erſte Schönheit allgemein bewundert wurde, nicht gleichgültig bleiben konnte, war natürlich; aber die Würde ihres Betragens, der immer heilige Ernſt, der niemals verſchwand, ſelbſt dann nicht, wenn ſie am heiterſten und unbefangen erſchien, ließ eine tadelnswerthe Neigung in ihrer Gegenwart nie aufkommen, und in der That hatte Louiſon eine Gewalt über ihn, die einen Jeden in Erſtaunen ſetzte. Sie zog ihn unwiderſtehlich an, er zeichnete ſie auffallend aus, und wo es mit Anſtand geſchehen konnte, war er in ihrer Nähe.

Aber dieſer König, von einer heftigen wechſelnden Neigung zu den Frauen nur zu ſehr beherrſcht, ſeiner perſönlichen und königlichen Gewalt ſich ſehr wohl bewußt, er, der ſo rückſichtslos und zuverſichtlich, oft ſchonungslos gegen die Frauen erſchien, war immer in der Nähe dieſer Frau ſchüchtern, verlegen, es lag ein geheimnißvolles Geſtändniß ſeiner Untugend in der Verwirrung, die ihn dann ergriff, und man hätte glauben ſollen, daß dieſes Muſterbild reiner, keuſcher Schönheit beſtimmt wäre, das Gericht über den Sünder zu ſprechen, dem er vergebens zu entfliehen ſuchte, und daß er immer von Neuem wider ſeinen Willen herbeigezogen würde, ſein Urtheil zu hören.

Dennoch waren dieſe ſiebzehn Jahre die glücklichſten unſeres Lebens. Die furchtbare Weiſſagung der ſchlafenden Braut ward vergeſſen, es war, als wenn die fröhliche Zuverſicht des Königs ſich uns allen mitgetheilt hätte; aber leider, die Welt weiß, auf welche grauenhafte Weiſe ſie in Erfüllung ging. Als Sully Paris verließ, gaben wir alle unſere Stellen auf; d'Espinac und ich zogen uns auf unſere Güter zurück, die wir nicht wieder verließen, nur Eugen konnte ſich nicht entſchließen, die bedeutende Stelle im Heere, die er bekleidete, aufzugeben. Obgleich Jacques aus dem geringeren Stande, in welchem er geboren und erzogen war, heraustrat und eine nicht unbedeutende Stelle bekleidete, ſo entſchloß er ſich dennoch, mit uns die Hauptſtadt zu verlaſſen, und ſeine Aeltern wohnten bei ihm. Während er von einer Stufe zur andern ſtieg, blieb die wunderbare Jeannette immer in demſelben Verhältniß einer Dienerin zu ihrer Herrin. Dieſe ward dadurch oft in Verlegenheit verſetzt, denn Jeannette war bald der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. In Paris, wo zu jeder Zeit das pikant Geiſtreiche ein allgemeines Aufſehen erregt und in der That eine höhere Schätzung findet, als ſonſt irgend wo, mußte ſie beſonders bedeutend erſcheinen. Die ausgezeichnetſten Geiſter drängten ſich in ihre Nähe, ihre meiſtens in ironiſchem Lobe ausgeſprochene Kritik entſchied über das Schickſal junger Schriftſteller. Ihre Aeußerungen wurden in der ganzen Stadt herumgetragen, und ihre Urtheile und Geſpräche übten, obgleich ſelten richtig verſtanden, oft wohl auch abſichtlich dunkel gehalten, eine größere Gewalt in der damaligen franzöſiſchen Literatur aus, als die meiſten erſchienenen Schriften. So behauptete ſie theils durch den Rang ihres Mannes, theils durch ihre in der That außerordentlichen perſönlichen Vorzüge eine der bedeutendſten Stellungen in den geiſtreichſten Kreiſen der Hauptſtadt, und dennoch zeigte ſie fortdauernd nicht bloß Demuth und Achtung, ſondern ſelbſt Unterwürfigkeit gegen die, als deren Dienerin ſie ſich fortdauernd betrachtete. Louiſon verſuchte vergebens, ſie auf das Peinliche dieſes ganzen Verhältniſſes aufmerkſam zu machen. Wenn Jeannette mit ihrer Herrin allein oder in unſerem Kreiſe ſich befand, erſchien ſie immer ſo ſeltſam und unerklärbar, wie in ihrem früheren Alter. Meiſt ſchwieg ſie und horchte mit großer Aufmerkſamkeit auf das Geſpräch. Sprach ſie, ſo war jede Aeußerung kurz, oft ſchneidend, immer treffend, nicht ſelten voll dunkeln Sinnes. Warf ihre Herrin ihr die unpaſſende Lage vor, in welche ſie ſelbſt durch ihr Betragen verſetzt würde, ſo legte ſie ſtillſchweigend die Hände auf die Bruſt und blickte die Gebieterin flehend an. Einſt, als dieſe mit Heftigkeit in ſie drang, das jetzt unpaſſende Verfahren aufzugeben und als das zu erſcheinen, was ſie ja doch wäre, nämlich die vertraute Freundin; als ſie endlich der immer wärmer ausgedrückten Vorſtellung ein größeres Gewicht zu geben verſuchte, indem ſie, was ſie bis jetzt ſo dringend gewünſcht hatte, als letzten Befehl der Gebieterin, der ſie Gehorſam ſchuldig wäre, ausſprach, brach Jeannette in Thränen aus. Wir hatten ſie nie weinen ſehen und waren alle erſchüttert. Sie ſprach nur die wenigen Worte: Ich kann nicht, ich vermag es nicht; ein tiefes Geheimniß macht mich, ſo lange ich lebe, zu Eurer Sklavin.

Alles, was die Uebrigen ſagen, iſt mir gleichgültig, was Ihr ſagt, meine Gebieterin, was Ihr thut, iſt mir heilig. D'Espinacs Frau entſetzte ſich und tief erſchüttert rief ſie aus: Und ſo wagſt Du es, einem ſchwachen, ſterblichen, ſündhaften Geſchöpf Dich unbedingt hinzugeben? O entſage einer ſolchen frevelhaften Neigung, ſie wird, ſetzte ſie hinzu und zitterte, wie vor geheimer Angſt, mich, wie Dich in's Verderben ſtürzen. Aber d'Espinac und ich erſchraken nicht weniger. Wir erkannten die geheime Gewalt, die Jeannette gefangen genommen hatte. War ſie doch Jahre lang Zeuge der Viſionen der ſchlafenden Braut geweſen. Jeannette ſelbſt ſchien nicht weniger ergriffen. Sie beſann ſich. Ich habe mich, ſagte ſie, läppiſch, thöricht, übertrieben ausgedrückt! Man ſah, wie ſie auf ſich ſelbſt zürnte; aber, fuhr ſie noch immer unter Weinen fort, warum quält Ihr mich? Ich will mich beſſer zuſammennehmen, ich will mich Euch gegenüber freier darzuſtellen ſuchen; nur quält mich nicht. Wir hatten Mühe, ſie einigermaßen zu beruhigen, ganz gelang es uns nicht. Indeſſen war die Angſt, daß eine Erinnerung an den frühern Schlafzuſtand in der Frau auftauchen könnte, die uns am meiſten in Schrecken verſetzte, glücklich verſchwunden.

Ganz anders verhielt ſich Jeannette zur großen Geſellſchaft. Sie ſchien einen Jeden zu durchſchauen, mit den Meiſten ein leichtes ironiſches Spiel zu treiben, und wenn man ihre Kenntniſſe bewunderte, ſo lachte ſie nur und behauptete, dieſer ganze Plunder hafte nur an ihr wie wider ihren Willen und wäre kaum des Aufhebens werth.

Riccioli, der während unſeres Aufenthalts in Paris, ganz in Studien vertieft, ſich um die Welt gar nicht kümmerte, ward von Jeannette beſucht, die ſich nicht ſelten Stundenlang mit ihm einſchloß, aber er ward immer ſchwächer und ſtarb zuletzt. Wir beweinten ſeinen Tod; auch Jeannette ſchien ihn ſchmerzlich zu vermiſſen und war ein paar Wochen lang nur mit ihren Kindern beſchäftigt, aller Welt und dem Manne ſelbſt unſichtbar. Dieſer ertrug die Launen und Seltſamkeiten ſeiner Frau auf eine bewunderungswürdige Weiſe. Ich kannte ſie ja, ſagte er, wenn wir ihn in vertraulichen Stunden oft bedauerten, ehe ich ſie heirathete; ſie verſtellte ſich nie, und wie könnte ich von einer ſo ausgezeichneten Frau eine Umwandlung ihres Weſens erwarten, ja nur wünſchen. Ich habe ſie genommen, wie ſie damals war, und wünſche ſie mir ſo zu erhalten. — Nach einigen Wochen erſchien Jeannette wieder. Sie war lebhaft, entſchieden geſprächig und in ihrer Art heiter, wie gewöhnlich. Kinder, ſagte ſie, wenn ich ein recht offenes Bekenntniß ablegen ſoll, ſo muß ich Euch ehrlich geſtehen, ich habe den vertrockneten Pedanten doch am meiſten unter allen Männern geliebt; von jetzt an muß ich nun mit Dir vorlieb nehmen, ſprach ſie lachend, ihrem Manne zugewandt, indem ſie ihn umarmte, küßte und ſich ſo zärtlich und lieblich benahm, daß er nicht zu zürnen vermochte. Ricciolis Tod fand kurz vor der furchtbaren Ermordung des Königs ſtatt, und als wir uns, — wie der Menſch ja doch, mag ſein Schmerz, ja ſein Entſetzen ſo groß ſein, wie es will, ſich zuletzt in das Unvermeidliche zu finden weiß, — aus der Betäubung erholten, die die unerwartete Gräuelthat erzeugte, und nun die Abreiſe beſchloſſen war, wunderten wir uns nicht wenig über Jeannettens Fröhlichkeit. Und Dir, ſagte Louiſon, iſt es möglich, den bedeutendſten Kreis, den geiſtreichſten in Europa, der ſich bewundernd um Dich bewegt, ſo ohne allen Schmerz zu verlaſſen? O ſchweigen Sie, gnädige Frau, antwortete Jeannette; ſeit der alte Schulmeiſter todt und der König ermordet iſt, habe ich nichts zu verlieren. Ich habe die Fratzen alle geſehen, die ſich hinter heitere Masken bis jetzt zu verbergen ſuchten, ſie werden unbefangen hervortreten und ſich wechſelſeitig Geſichter ſchneiden, ich danke Gott, wenn ich weit weg bin, ihre alberne Bewunderung ekelt mich an. — Und ſie hatte völlig recht. Nie habe ich ein Weib, ja ſelbſt keinen Mann gekannt, der ſo durchaus gleichgültig gegen allen äußern Beifall war, wie ſie, und wie durch ihre Mäßigkeit im Genuſſe, durch die mütterliche Sorgfalt, mit welcher ſie ihre Kinder pflegte und erzog, durch ihre tiefe Neigung gegen ihre Gebieterin, erſchien ſie auch durch dieſe erhabene Gleichgültigkeit faſt wie ein höheres Weſen.

Seit wir Paris verlaſſen hatten, lebten wir nun ſtill auf dem Lande, und obgleich faſt eine Tagereiſe von einander entfernt, ſahen wir uns doch oft, und Ihr kennt ja dieſen Umgang und dieſe Menſchen, die Euch alle lieb und werth ſind. Schon vor dem Einzuge in Paris ward ich ein Hugenott, meine Frau, Eure Mutter, war, wie Ihr wißt, in der proteſtantiſchen Kirche erzogen. Es gelang uns, ein vollkommen freundliches Verhältniß auf unſern Gütern zwiſchen den verſchiedenen Glaubensgenoſſen zu erhalten und zu immer größerer Innigkeit auszubilden, während Haß und Verfolgung wieder mächtig wurden, ſo wie der König das Auge ſchloß. Wir nahmen keinen Theil an dieſem Kampfe, der ſich immer von Neuem entzündete nach jedem nie ernſtlich gemeinten Frieden. Das religiöſe Element dieſes Kampfes verlor ſich immer mehr, immer deutlicher trat es hervor, daß Alles ſich um die Parteikämpfe ehrſüchtiger und intriguanter Großen drehte. Die Hugenotten verdienten die Zuchtruthe, die durch einen mächtigen und gewandten Miniſter ihnen alle politiſche Bedeutung raubte, aber auch mit dieſer eine jede Garantie für die Zukunft. Wir erkennen es wohl, daß ſie jetzt völlig waffenlos — wenn ſie die Verzweiflung nicht etwa bewaffnen wird — dem verborgenen Haß der Katholiken, der nur von dem Könige angefacht zu werden braucht, preisgegeben ſind. Ich habe in meinem hohen Alter noch den Kampf der Fronde, der die Exiſtenz des Staates in Frage zu ſtellen wagte, erleben müſſen, ich ahne eine trübe Zukunft, ich ſehe eine Verwirrung des Geſchlechts, die ſich für Jahrhunderte vorbereitet, und lebendig ſchwebt vor mir die Weiſſagung der ſchlafenden Braut.

Aber ich habe eine höhere Zuverſicht gewonnen, das Fegefeuer der Geſchichte mag lange dauern, aber es iſt reinigend, nicht vernichtend, und wer in dem Herrn lebt, dem ſchenkt er dieſen Glauben, daß er nicht verzweifle. Dieſer war es, der d'Espinac mit mir, die Frauen beide unter ſich und uns alle unter einander verband. An dem Kampfe konnten wir nicht theilnehmen, er hatte ſeine Bedeutung verloren, als Heinrich ſtarb. Wichtiger war es uns, einige kleine Flecke des Landes rein zu erhalten, hier den Sinn, der unſern trefflichen König leitete, zu pflegen und zu fördern, wo möglich, in noch größerer ſittlicher Reinheit, wie es die einfachen Verhältniſſe wohl erlaubten, hier die Hugenotten auf die ihnen bevorſtehenden harten Prüfungen vorzubereiten. Es iſt uns zwar nicht ganz, aber doch über alle Erwartung durch göttliche Güte gelungen.

Ich, obgleich der ältere, habe alle meine Freunde begraben. Als Louiſon ſich dem Tode näherte, ſchien, was ſie im Schlafe geſchaut hatte, im wachen Zuſtande hervorzutreten, und mit heißem Flehen rang ſie zu Gott, daß er den Glaubensgenoſſen Kraft, Muth und fromme Zuverſicht ſchenken möchte, wenn die Wuth der Verfolgung gegen ſie losbräche, die ſie auf eine erſchütternde Weiſe und mit einer entſetzlichen Gewißheit weiſſagte. D'Eſpinac überlebte ſeine Frau nicht lange; ſein Bruder war leider von den Intriguen des Hofes umſtrickt und glaubte für ſeine Religion zu kämpfen, wenn er ſich mit großen Empörern verbände und ihre ehrſüchtigen Pläne auszuführen ſtrebte. Als Krieger und Held hat er ſich einen großen Namen erworben, aber d'Espinac beweinte ihn und gedachte ſeiner noch wehmüthig, als er ſtarb. —

Das iſt nun die Geſchichte meiner Verbindung mit der Familie d'Eſpinac. Ihr, meine Söhne und Töchter, habt ſie gekannt und verehrt; auch Jacques und Jeannette waren Euch lieb geworden. Noch leben unter Euch d'Eſpinacs Kinder. Der unglückliche Sohn, ſchon frühzeitig gealtert, iſt Euch bekannt, wie er in ſeinem eigenen Beſitze zwar den größten Theil des Jahres ruhig zubringt, ſeine Güter verſtändig verwaltet, und von ſeinen Unterthanen geliebt und geehrt iſt, aber dennoch wie durch einen geheimen, wunderbaren Trieb nach dem hieſigen Gebirge hingezogen wird, und in den warmen Sommermonaten ſich zwiſchen den wüſteſten und unzugänglichſten Felſen, Schluchten und Höhlen umhertreibt. Nie haben wir, wie Ihr wißt, erfahren können, was ihn dort hinzieht. Nur dieſes wiſſen wir, daß er häufig von einem jeſuitiſchen Mönche, Pater Laurentius, beſucht wurde, einem Fanatiker, der dem grauenhaften Anſelmo ganz ähnlich iſt. Wir warnten ihn, aber der Pater ſchien ihn immer mehr zu beherrſchen. Plötzlich trieb er ihn gewaltſam von ſich und verbot ihm ſtreng, je wieder in ſeiner Nähe zu erſcheinen. Hatte der lauernde Mönch etwas von dem Schlafzuſtande der Mutter erfahren, hatte er dieſe

Kunde benutzen wollen, um d'Espinac noch entſchiedener zu beherrſchen? Hat er dadurch eine Saite berührt, die Entſetzen erregte, ſtatt Vertrauen, wie er erwartete? — Wir vermutheten, wir befürchteten es. Er aber ſprach nie über dieſe ſeltſame Neigung, und jedes Geſpräch, wenn es auf dieſen Gegenſtand anſpielte, trieb ihn aus unſerer Mitte. Hat das wunderbare viſionäre Weſen ſeiner Mutter ſich auf ihn fortgeerbt und nur eine andere Geſtalt angenommen? Iſt er gezwungen, ſich einem geheimen Triebe willenlos hinzugeben, wenn die größere Wärme der Atmoſphäre ſeine Organiſation anregt, um für die übrige Zeit ruhiger zu leben? — Ich weiß es nicht. Wie ganz anders iſt ſeine Schweſter, Deine Schwägerin. Dieſes liebliche Weſen hat ganz die fröhliche Zuverſicht des Vaters geerbt. Sie lebt heiter und verſtändig in der Gegenwart. Die geiſtige Tiefe der Mutter iſt als in ſich geordnete und die Umgebung mild beherrſchende fromme und edle Geſinnung an's Licht getreten. Daß ſie die geheime Geſchichte ihrer Mutter nicht kennen darf, daß ſie daher auch noch immer ein Dir anvertrautes Geheimniß bleiben muß, darüber kann kein Zweifel walten; aber Deiner beſonnenen Klugheit überlaſſe ich es, wem Du es mittheilen willſt. Vielleicht könnte eine ſolche Mittheilung d'Espinac nützlich ſein. Ich habe oft darüber nachgedacht, konnte aber zu keinem Entſchluſſe kommen. Gewagt ſcheint mir der Verſuch auf jeden Fall.

Ich ſelbſt ſehe, ich geſtehe es, lächelnd auf manche Anſichten meiner Jugend zurück. Der innere Umſchwung der geiſtigen Richtung unſerer Tage iſt zu mächtig geweſen, um nicht auch mich zu ergreifen, der ich in ſtillen Studien meine Zeit verlebte. Es iſt ein neuer Anfang, ein neues Sichbeſinnen des Geſchlechts in ſich ſelbſt: wir ſind wie aus einem Traume erwacht. Noch übt er eine Gewalt über uns aus, wir ſuchen die Gegenſtände des beſonnenen Wachens, die uns Jahrhunderte lang verborgen blieben, wieder zuſammen, aber Alles, was wir ſehen, Alles, was wir entdecken, hat ſich völlig verändert, erſcheint uns neu, und wir können den alten Zuſtand des Wachens, wenn er jemals da war, nicht wieder finden; und dennoch zieht uns dieſe neue Lage unwiderſtehlich an. Gallilai, Baco, ſelbſt Montaigne haben an den Schlafenden gerüttelt, Descartes wagte den rieſenhaften Gedanken, Alles von ſich zu ſchütteln, damit wir uns nur des Denkens zuerſt verſichern könnten, damit wir gewiß werden, nicht länger von wilden Träumen irregeleitet zu werden. So Vieles hat auch mich innerlich bewegt. Aber ich erlebte auch Ereigniſſe, die mich verhinderten, mich dieſer Richtung ganz hinzugeben. Ich ſah ein verborgenes Leben und wie die Seele, ſich in ihre innerſte Tiefe verſenkend, eben in dem tiefſten Traume die höchſte Wahrheit fand. So iſt es mir klar geworden, daß der Text des Denkens, der eigentliche verborgene Inhalt, das, worüber wir uns wahrhaft zu beſinnen haben, tiefer liegt, als Alles, was der wache Zuſtand des Denkens durch Worte auszuſprechen vermag. Dieſes höchſte Myſterium des Daſeins, durch welches mein Leben Sinn und Bedeutung, mein Handeln Form und Zweck, mein Denken Kern und Inhalt erhält, iſt mir der heilige Glaube, ſcheinbar ſchwach nach außen, doch innen mächtiger, als Alles, was äußerlich denkend hervortritt, und ich erkenne meine Selbſtthat nur in der unbedingten Hingebung.

Betrachte dieſe Blätter als die letzten Zeilen Deines alten Vaters. Du ſelbſt näherſt Dich dem Greiſenalter, mein Sohn, und Dir wird, wie ich Dich kenne, das Leſen dieſer kleinen Schrift heilſam und wichtig ſein.

1683.

Der alte Briſſon ſtarb umgeben von Kindern, Enkeln und Urenkeln. Der Sohn des älteſten Briſſon war, als ſein Großvater ſtarb, ſchon 40 Jahre alt, und bildete nun den väterlichen Mittelpunkt einer anſehnlichen Familie. Ein großer Theil derſelben hielt ſich nicht hier auf. Brüder und Neffen waren im Heere, bei den Gerichten angeſtellt. Einige bekleideten bedeutende Poſten und zeichneten ſich zum Theil in dieſen aus, aber dennoch war der Kreis, der ſich um ihn verſammelte, bedeutend genug. D'Espinacs Tochter war die Gemahlin des jüngſten Bruders; Beide führten eine ſehr glückliche Ehe, Beide ſtarben in ſehr hohem Alter und hinterließen wieder eine zahlreiche Familie. D'Espinacs Sohn war alt geworden, aber von ſeinen Felſenwanderungen ließ er ſich nicht abhalten. In einem vertraulichen Kreiſe brach er einſt das lange Stillſchweigen und hub, zum Schrecken der Verwandten, von ſelbſt an, über ſeinen Zuſtand zu ſprechen. Die Gebirgseinſamkeit, ſagte er, iſt mir nothwendig geworden. Lange kann ich das geordnete Leben um mich nicht feſthalten, ich betrachte mich dann als einen Fremden, ich ordne meine Geſchäfte, ich bin thätig für das Nächſte, für meine Unterthanen, ich fühle mich befriedigt, ja für eine kurze Zeit glücklich; dann wird es mir plötzlich, als fehlte der Gedanke, der dieſes Alles zuſammenhält, als müßte ich dieſen mit glühender Begierde aufſuchen, als könnte ich ſo nicht länger gedankenlos fortleben. Da muß ich hinaus, da muß ich in den wilden Gebirgen Beruhigung finden, und je verworrener Alles um mich her iſt, deſto klarer wird es mir innerlich. Wo Felſen auf Felſen geſtürzt ſind, wo in der blinden Verwirrung die Gebirgswaſſer ſchäumend herunterſtürzen, ſich unter wilde Steinmaſſen verbergen und wieder brauſend zum Vorſchein kommen, da hat die Natur noch nicht abgeſchloſſen, da ertappe ich ſie in ihrer unfertigen That. In den Thälern, unter den Menſchen, da täuſcht ſie uns, da glauben wir, ſie habe Alles für uns geordnet und zurecht gelegt, und wir laſſen uns täuſchen und ſchwimmen, den Thieren ähnlich, auf dem ſcheinbar beruhigten Strome der Gewohnheit und des heimatlichen Gefühls fort. Es iſt die willenloſe Ruhe vor einem mächtigen Waſſerſturze. Sie entſpringt, wie dieſe, aus den ſchäumenden Wogen, hinter ihr und vor ihr liegt die zerſplitterte Maſſe und ihr jäher Sturz. Da in den Gebirgen fühle ich die Rieſenkraft der Natur mir verwandt, wie ſie mit dem Geſchlechte in den ungeheuern Stadien einer gewaltigen Entwickelung ihr Spiel treibt. Dann, wenn ich mich ſo beſonnen habe, erſcheinen mir, was die Menſchen Glück oder Unglück nennen, ihre Irrthümer und ihre Wahrheit, ihr Glaube und Aberglaube, Syſteme und Staaten, wie etwas Untergeordnetes, ihre ganze

Geſchichte wie ein unbedeutendes Zwiſchenſpiel in einer viel größern, und wenn ich mich in dieſen Urgedanken alles Daſeins verſenkt habe, dann kehre ich zum Leben beruhigt zurück.

So ſprach d'Espinac einige Jahre nach dem Tode des alten Briſſon. Er fing ohne alle Veranlaſſung an, zum erſten Male ſich ſo über ſeinen innern Gemüthszuſtand zu äußern, und der jetzige Herr der Beſitzung mit der ganzen Familie, die Zeugen dieſer wilden Sprache waren, fühlten ſich innerlich erſchüttert, am meiſten Herr von Briſſon. Dieſer hatte lange hin und her gedacht, ob er dem Unglücklichen die Handſchrift mittheilen ſollte; er fürchtete eine gefährliche Kriſe herbeizurufen, er wagte es nicht die Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen. Auf ihn ſelbſt zwar hatte die Erzählung wohlthätig gewirkt; der beruhigte Sinn ſeines Vaters war in ihm erwacht, er las die Handſchrift wieder und wieder, und jedes Mal fühlte er ſich geſtärkt. Sollte, was Dir ſo heilſam war, nicht auch dem Unglücklichen nützlich ſein können? fragte er ſich. Aber dann ſchauderte er wieder vor den Folgen zurück; die ſtille Schwermuth, die ihn früher verfolgte, ließ ſich mit dem Zuſtande des verwirrten d'Espinac nicht vergleichen. So fortdauernd zweifelnd beſchloß er oft, den Verſuch zu wagen, und dann ward er wieder von neuen Zweifeln ergriffen und konnte zu keiner Ruhe kommen.

Als die Familie vereinigt an einem ſchönen Sommerabende zuſammenſaß und nun Eſpinac unvermuthet, wie ein verirrter Geiſt, auf eine ſo wilde Weiſe ſein Inneres aufſchloß, wurde ſeine ſonſt ſo heitere Schweſter von Entſetzen ergriffen und fiel in Ohnmacht. Die Verwandten, die ſich fröhlich verſammelt hatten, gingen beſorgt aus einander, und Herr von Briſſon wollte ſich, um wieder beruhigt zu werden, mit der Handſchrift ſeines Vaters beſchäftigen. Eine eigene verborgene und ſorgfältig verſchloſſene Schublade war der gewöhnliche Ort, wo ſie ſorgfältig aufgehoben wurde. Er erſchrak heftig, als er ſie nicht fand, und plötzlich erinnerte er ſich, daß er vor ein paar Tagen eine Stelle der Handſchrift, die ihm vorſchwebte und die ihn verfolgte, weil ihm der Zuſammenhang entgangen war, nachgeſchlagen habe, als plötzlich ein Feuerlärm in der Wohnung entſtanden ſei. Eine Scheune brannte, die lichte Flamme brach zum Dache hinaus und der Wind trieb ſie auf das Gebäude. Er warf die Handſchrift hin, eilte die drohende Gefahr abzuwehren, war mehrere Stunden lang damit beſchäftigt, es gelang das das Feuer zu löſchen, die Gefahr war beſeitigt, der Verluſt gering, aber Herr von Briſſon hatte, durch die angeſtrengte Beſchäftigung zerſtreuet, die Handſchrift völlig vergeſſen. Erſt jetzt fiel ihm der Umſtand ein; er ſuchte allenthalben in der Stube herum, immer ängſtlicher, immer unruhiger, aber ſie war verſchwunden. Es war ſpät in der Nacht geworden, Herr von Briſſon konnte keinen Schlaf finden. Die Handſchrift, dachte er, kann ſich irgend wo verborgen haben, rufſt Du Hülfe, frägſt Du Deine Verwandten, die Diener, ſo ziehſt Du die Aufmerkſamkeit auf dieſe Blätter, die verborgen bleiben ſollen. Er warf ſich erſchöpft und geängſtigt auf das Lager und ſchlummerte erſt gegen Morgen ermattet ein. Als er ſpät erwachte, ſchlug ein heftiger Sturm von den Felſen her gegen die Fenſter. Ein dichter Regen ſtürzte herab, ein finſterer Nebel wogte und kochte aus den Thälern und Schluchten hervor, ein Diener trat ängſtlich herein und erzählte, wie in dieſem Wetter d'Eſpinac verſchwunden ſei. Herr von Briſſon fühlte ſich von einer gräßlichen Angſt ergriffen, ohne daß er ſagen konnte, warum. Er mußte ſich geſtehen, daß d'Eſpinac nicht ſelten in ähnlichem Wetter dem Gebirge zueilte, aber die geſtrigen Worte des Unglücklichen, die zum erſten Male das qualvolle Geheimniß ſeines Daſeins enthüllten, die Angſt der Nacht und der wahrſcheinliche Verluſt einer ſo wichtigen Handſchrift hatte ihn aufgeweckt.

Wie durch eine dunkle Ahnung getrieben, ging er nach d'Espinacs Gemach. Dieſer pflegte ſelbſt hier, wo ſein ganzes Leben ſo phantaſtiſch wild ſchien, Alles ſehr geordnet zu erhalten, ja er gefiel ſich in einer faſt pedantiſchen und peinlichen Ordnung. Jetzt lag Alles verwirrt unter einander; Bücher und Papiere lagen aufgeſchlagen, hingeworfen, zerſtreut auf Tiſchen, Stühlen, ja auf dem Boden herum, und mit Entſetzen entdeckte Briſſon die verſchwundene Handſchrift. Er erinnerte ſich, wie d'Espinac nicht ſelten die Wirthſchaftspapiere durchlas, wenn er ſelbſt abweſend war; es war ihm ſogar lieb, denn eine Beſchäftigung, die ſo übereinſtimmend war mit derjenigen, die bei ihm den größten Theil ſeines Lebens in Anſpruch nahm, ſchien auf ihn beruhigend zu wirken. Ohne allen Zweifel hatte der Unglückliche, als die Gefahr der Feuersbrunſt verſchwunden, Briſſon aber noch lange mit Anordnungen allerlei Art beſchäftigt war, die Stube beſucht, die Handſchrift entdeckt, ihren wichtigen Inhalt erkannt und ſie mit ſich genommen. So war nun durch einen Zufall geſchehen, was Herr von Briſſon ſelbſt abwechſelnd zu thun beſchloß und dann wieder fürchtete. Daß die Kriſe eine gefährliche geweſen war, bewies die wilde Sprache des Unglücklichen. Die innere Erſchütterung hatte ihm das tiefe Geheimniß ſeines Lebens entlockt, aber dennoch fand ſich Briſſon einigermaßen beruhigt, als dieſe Kriſe ohne ſein Zuthun herbeigeführt war. Schnell ergriff er die Handſchrift, verbarg ſie ſorgfältig und wartete nun mit großer Angſt auf die Zurückkunft ſeines Verwandten. Seine Beſorgniß hatte ſich der ganzen Familie mitgetheilt. D'Espinacs Schweſter war von einer heftigen Krankheit ergriffen, die ſich in wilden phantaſtiſchen Bildern der Fieberhitze äußerte. Die entſetzlichen Worte des Bruders wurden auf eine verworrene Weiſe wiederholt, flüſternd, ängſtlich, wie ein gräßlich Geheimniß, welches auf ihrer innerſten Seele laſtete und nur leiſe angedeutet, nicht klar ausgeſprochen werden durfte. Der größte Theil des Tages verging, der Regen hatte aufgehört, der Sturm ſchwieg, der kochende Nebel zog ſich in die Tiefen der Schluchten und Thäler zurück, die Sonne ſchien heiter, aber d'Espinac erſchien nicht. Sein Verſchwinden, die bedenkliche Krankheit ſeiner Schweſter löſte ganz die gewöhnliche Ordnung des Lebens im Schloſſe auf. Rathlos und verworren liefen die Bewohner unter einander, und nur in der Stube der kranken Frau beſchäftigten ſich der Arzt, der von ſeinem Unglück gebeugte Gatte, der Hausherr und ein paar Dienerinnen mit der Pflege der fortdauernd Phantaſirenden. Vom Schloſſe aus verbreitete ſich die Verwirrung in alle Häuſer, die

Phantaſie der Gebirgsbewohner war aufgeregt. D'Espinac war, ſagten ſie, der Sendbote des alten verſtorbenen Herrn an den Geiſt des Gebirges, er war in ſeine Gewalt gerathen und hatte ſich verpflichtet, ihm drei Monate im Jahre zu dienen und unterwürfig zu ſein. Jetzt behält ihn der Geiſt, ſeine Zeit iſt um, er wird nicht wieder erſcheinen.

Und in der That, ſie ſchienen Recht zu behalten. Am Nachmittage ſchon machten ſich die rüſtigſten jungen Leute auf, vertheilten ſich, durchſtrichen das Gebirge in jeder Richtung und entdeckten ihn nicht. Erſt in der Nacht des langen dunkeln Sommertages gaben ſie das Suchen auf. Herr von Briſſon glaubte, daß d'Espinac verloren ſei. Am andern Tage fing das Suchen wieder an, eben ſo vergeblich. Erſt am dritten Tage fand man die Leiche furchtbar zerſchmettert in einer der wildeſten Gegenden des Gebirges. Oben am Rande eines ſteilen Felſens flatterte der weiße Mantel, von dem Gebüſch feſtgehalten. — Jahre vergingen, ehe die Familie ihre frühere Heiterkeit wiedergewinnen konnte.

Indeſſen fing die Lage der Hugenotten an immer bedenklicher zu werden. In ſeinem 85ſten Jahre ſtarb der Herr von Briſſon, früher waren ſchon ſeine Brüder geſtorben, auch d'Espinacs Schweſter. Sein Sohn, der ihm folgte, ging ſelbſt ſeinem Grabe entgegen, und es war vorauszuſehen, daß nach kurzer Zeit das Gut in die Hände ſeines Enkels fallen würde. Der älteſte ſeiner Enkel war geſtorben, dieſer in dem hohen Alter ſeines Vaters erſt geboren, ein Jüngling von 20 Jahren. Der Großvater, als er ſeinen Tod nahe ſah, erkannte die bedenkliche Lage ſeiner Nachkommen. Die Krankheit ſeines Sohnes führte ihn ſichtbar dem Grabe entgegen, der Arzt gab ihm kaum ein Jahr, und dann trat, als der Herr dieſer Gegend, ein noch nicht mündiger Enkel ein. Schon jetzt mußte der Jüngling unter der Leitung eines Oheims ſich den Geſchäften widmen. Zwar verſprach dieſer junge Mann viel. Er hatte ſich die mannigfaltigſten Kenntniſſe erworben, ſein Gemüth war freundlich, ſein Sinn heiter, aber jung ſchien er, unreif und unerfahren für die gefährliche Zeit, die ſich jetzt näherte. Den Tag vor dem Hinſcheiden ließ der ſterbende Briſſon ſeinen hoffnungslos erkrankten Sohn und ſeinen blühenden Enkel zu ſich rufen. Alle mußten ſich entfernen, nur ein alter ehrwürdiger hugenottiſcher Prediger und der Oheim des Jünglings, ſein für den wahrſcheinlich nahen Tod des Vaters beſtimmter Vormund, blieben bei dem Sterbenden.

Du gehſt Deinem Tode entgegen, mein Sohn, ſprach der Alte, und es iſt möglich, daß die heitere Zeit, die ſo lange in dieſer Gegend Friede und Wohlſtand aufrecht hielt, ſich noch erhält bis nach Deinem Tode; Du aber, Jüngling, mußt Dich auf eine furchtbare Zeit bereit machen. Die Vertilgung der Hugenotten iſt beſchloſſen, ſie iſt ganz feſt und entſchieden beſchloſſen, und nichts vermag ihren Untergang abzuwenden, ſelbſt der Kampf der Verzweiflung nicht. Du wirſt das Land Deiner Väter verlaſſen müſſen, wenn Du, wie ich zu Gott hoffe, Deinem Glauben treu bleibſt. Die heitere Seite des Lebens wendet ſich frühzeitig von Dir ab, es tritt Dir in ſeinem vollen furchtbaren Ernſte entgegen; Du mußt den Spielen und Neigungen des Jünglings frühzeitig entſagen, noch biſt Du jung, aber es ergeht die Forderung an Dich, plötzlich ein Mann zu werden. So lange Dein Vater lebt, erdulde im Stillen Alles; die Liebe, die in dieſer Gegend Katholiken und Hugenotten mit einander verbindet, durch göttliche Fügung von meinem alten Vater gegründet, iſt nun in die Familien hineingedrungen, iſt nun ſeit faſt hundert Jahren feſte Geſinnung geworden; ſie wird die Gefahr für einige Zeit aufhalten, dieſelbe abzuwenden vermag ſie nicht. So, hoffe ich, wird mein Sohn noch hier ſeine Grabſtätte finden. Jetzt ſchon iſt die Gefahr ſo nah, daß binnen kurzer Zeit entſchiedene Schritte geſchehen müſſen, wenn die Hugenotten gerettet werden ſollen. Eine gewaltſame Bekehrung ſtehet nahe bevor; in den öſtlichen Provinzen denkt man ſchon an eine nahe Auswanderung. Du mußt Dich auf eine ähnliche hier vorbereiten, denn die Grauſamkeit unſerer Gegner wird uns bald das Wegziehen verbieten, uns als die beſtimmten Opfer ihres Gottesdienſtes hinzuſchlachten. Bei der herrſchenden Stimmung, und ehe die jetzt noch friedlichen Einwohner durch hergeſchickte Pfaffen aufgeregt und fanatiſirt werden, läßt ſich im Stillen ein Umſatz der Güter durch Scheinverkauf auf eine vortheilhafte Weiſe einleiten. Ich bin überzeugt, der treffliche katholiſche Prediger wird ſelbſt ſeine Hand dazu bieten, auch nach ihm habe ich geſandt, ich will an der Schwelle des Grabes das Schickſal meiner Glaubensgenoſſen in ſeine Hände legen, er vermag am meiſten. Du aber, mein Enkel, biſt zu größeren Gefahren berufen. Täglich rückt das unvermeidliche Schickſal näher, aber wehe Dir, wenn Du Deinen Vater verließeſt.

Seine übrige Rede war von der Erde ab dem Himmel zugewandt. Der katholiſche Geiſtliche ſah den ſogenannten Ketzer mit Ruhe, ja mit Heiterkeit ſterben, ganz Gott und ſeinem Heiland hingegeben. Er machte keinen Verſuch die heilige Zuverſicht der letzten Stunde zu trüben, freundlich mit dem hugenottiſchen Prediger vereinigt, ſegnete er den Sterbenden ein, im Namen deſſen, von welchem Beide des Heil erwarteten, und Beide ſchloſſen ihm die Augen, als er geſtorben war.

Das Edikt von Nantes war aufgehoben. In allen Gegenden Frankreichs, wo Hugenotten lebten, fanden die furchtbarſten Verfolgungen ſtatt, und in den Gebirgen der Cevennen waffnete man ſich zum verzweifelten Widerſtande. In dem einſamen Gebirgsthale unter den ſchroffen Pyrenäen war Alles friedlich und ruhig, aber die Einwohner gingen traurig herum, denn faſt die Hälfte war verſchwunden. Seit einem Jahrhundert und länger hatten die Hugenotten und Katholiken hier friedlich nebeneinander gewohnt. Durch den ſtillen Einfluß des Gutsbeſitzers war es gelungen, für die hieſige Gegend Pfarrer zu erhalten, die Duldung als religiöſe Pflicht betrachteten. Ganz im Verborgenen und ohne Aufſehen zu erregen bildeten dieſe eine Schule, man konnte es eine Sekte nennen, die ſich von den übrigen Katholiken nicht trennte, die alle gottesdienſtlichen Ceremonien der Kirche feſthielt, treu den Kultus in allen Richtungen bewahrte, aber dennoch in religiöſer Liebe den ſogenannten Ketzern zugethan blieb. Eine ſolche Anſicht konnte ſich nicht ausbilden, ohne ein gemeinſchaftliches, ſelbſt religiöſes Band zu erkennen, welches die im Glauben Getrennten verband, und ſo trat die Gewalt der innern Geſinnung als der eigentliche Kern aller äußern Ceremonien hervor, eine wahre Herzensfrömmigkeit im proteſtantiſchen Sinne, verhüllt in den bunten Wechſel, in die blühende phantaſtiſche Welt der Heiligen, der Meſſen und Prozeſſionen, wie ſie bei der Stufe der Bildung, die hier ſtattfand, faſt natürlicher und mit der eigentümlichen Natur der Einwohner, mit der üppigen Vegetation und der glühenden Sonne übereinſtimmender erſchien, als jene allem äußern Lebensreize ganz entſagende Lehre der Hugenotten. Dieſe friedlichen Katholiken, abgeſchnitten von dem übrigen Frankreich, durch die Milde ihres Glaubens ſelbſt liebevoll geſtimmt, ſahen eine jede Verpflichtung gegen einen Hugenotten um ſo mehr als eine nie zu verletzende an, je tiefer ſie dieſe bedauerten, daß ſie den Schutz der gebenedeiten Jungfrau und der Heiligen und der kindlichen Freude der Prozeſſionen und Feſtlichkeiten entbehren müßten. Es war nicht zu verwundern, daß der Janſenismus in ſeiner reinſten Geſtalt den Pfarrern zum Stützpunkte ihrer wohlthätigen Lehre diente; aber auch dieſe neue Lehre blieb verborgen. Die Sekte nahm an den Streitigkeiten keinen Antheil, ſelbſt ein altes Auguſtinerkloſter, deſſen Beſitzungen an das Thal grenzten, deſſen Mönche von den Jeſuiten und Benediktinern abgewandt waren, diente dazu, die Abweichung der innern Geſinnung von dem herrſchenden Katholicismus zu verheimlichen. So gelang es den guten Hugenotten, faſt ohne daß es bemerkt ward, allmälig zu verſchwinden. Was ſich in Geld umſetzen ließ, ward auf geheimen Wegen verkauft, die Güter der Entwichenen wurden von den zurückgebliebenen Katholiken treu verwaltet, ſcheinbar als ihr Beſitz. Die letzte Familie machte ſich zur Abreiſe bereit. Es war ein heiterer Frühlingstag, nachdem in dem vergangenen Herbſte der Vertilgungskrieg gegen die unglücklichen Hugenotten von dem irre geleiteten Könige beſchloſſen war. Wer jetzt floh, hatte mit großen Gefahren zu kämpfen, denn das Auswandern war ſtreng verboten, die Küſten und Grenzen beſetzt, und obgleich alle Maaßregeln ſorgfältig getroffen waren, obgleich ein kleines Schiff auf den Küſten von Rouſſillon bereit lag, die Fliehenden nächtlich aufzunehmen, war man doch wegen der letzten ausgewanderten Schaar, die, um weniger aufzufallen, getrennt in einzelnen Partieen fortzog, äußerſt beſorgt. Unter Thränen hatte man ſich von dieſen Ausgewanderten, die mit Frauen, Kindern und Greiſen ſo großen Gefahren entgegengingen, losgeriſſen. Ein tiefes Element der geheimnißvollſten Liebe drohte mit den Hugenotten zu verſchwinden. Das religiöſe Mitleiden, welches ſie mit den Ketzern verband, durch die Verehrung für die Beſten erhöht, diente dazu, dieſer Liebe eine Innigkeit und Tiefe zu ertheilen, die reinigend auf die Geſinnung der Meiſten wirkte. Die hochgeachtete Familie des Gutsbeſitzers war ſelbſt Hugenottiſch geworden. In vielen ſeiner Glaubensgenoſſen hatten ſie die ausgezeichnetſten Bewohner des Thals anerkannt. Sie begriffen es nicht, wie dieſe Männer ſich entſchließen konnten, dem heitern Cultus, der ſie beglückte, zu entſagen; und obgleich auf der Familie des Herrn ein geiſterhafter Schleier ruhte, obgleich ſie die Hauptglieder deſſelben in einem geheimen Bunde mit unſichtbaren Geiſtern glaubten, nahm dennoch dieſer Glaube, der ſonſt, wo er entſteht, ſo gefährlich zu werden pflegt, hier eine Wendung, die die Verehrung ſteigerte. Der mächtige Geiſt, der mit der Familie im Bunde war, galt ihnen als der Schutzgeiſt der Gegend. Alle Hugenotten betrachteten ſie als ſolche, die, wenn auch nur mittelbar, in näherer Beziehung zu dieſem ſtänden. So war es ihnen, als wäre mit den Hugenotten auch dieſer Geiſt, der ihre Gegend beſchützte, verſchwunden.

Dieſe Unglücklichen hatten nun die ſchöne blühende Heimat verlaſſen. Weit entfernt in einer weniger glücklichen, ja, ihrem Sinne nach, traurigen, nördlichen Gegend von Deutſchland, unter fremden Menſchen, deren Sprache ihnen unbekannt war, hatten ihre früher ausgewanderten Glaubensgenoſſen liebevolle Aufnahme, Hülfe und Schutz gefunden; und um jene traurigen Gegenden, wo die warme Sonne erkaltet ſchien, wo ſich die trüben Waldungen, das düſtere, ſtarre Grün des wilden Gebirges in die Ebenen hinabzog, daß die Bäume, die als die finſteren Wächter der untern ſchönern Wäldern aus den Höhen herunterblickten, den lebendigen Pflanzenwuchs verdrängten und dicht ihre zukünftigen ärmlichen Wohnungen umſchloſſen, — um dieſe Gegenden, wo die Sprache ſelbſt als eine völlig fremde, rauhe, hart klingende ihnen erſcheinen mußte, zu erreichen, mußten ſie das Leben wagen. In allen Häuſern der zurückgebliebenen Katholiken war es traurig und öde. An dem frühen Morgen des heitern Tages, der die letzten Hugenotten verſchwinden ſah, lagen Frauen und Töchter in Kapellen und auf den Straßen knieend da, und riefen den Schutz der Heiligen für die Ausgewanderten an, die ihre Hülfe verſchmähten. Die Glocken läuteten, als der Tag höher ſtieg, der Prediger erſchien in vollem Ornat, das Kreuz hochtragend, welches für Katholiken, wie Hugenotten gleich heilig war. Eine feierliche Prozeſſion ging nach der Kirche. Was ſie bedeuten ſollte, ward nicht ausgeſprochen, aber Jeder verſtand es. Still bewegte ſich der Zug fort, alle Einwohner ſchloſſen ſich an, ein feierlicher Choral empfing ſie in der Kirche, tauſend Ströme von Thränen floſſen während des ſtillen Gottesdienſtes, das Ganze klang wie eine düſtere Todtenmeſſe in einer Gegend, wo die Peſt gewüthet hat.

Aber noch war ein Hugenott zurück, und es war ihnen der theuerſte unter allen, es war der junge Briſſon ſelbſt, der heitere, liebevolle Jüngling, der allgemein angebetet war. Wie ſehnſuchtsvoll hatte man der Zeit entgegen geſehen, in der er als der mündig erklärte Herr die Herrſchaft übernehmen würde. Gern nannten ſich Alle ſeine Unterthanen; ſeit langer Zeit an liebreiche Herren gewöhnt, hatte die kleine Gemeinde, für alles Glück, das ſie genoß, für den wachſenden Wohlſtand, das Heil der Familien einen perſönlichen, lebendigen Mittelpunkt in dem Herrn gefunden. Die treue Anhänglichkeit war ihnen Natur geworden, die Liebe, die von dem Herrn ausſtrahlte, gehörte ſo unverändert zu ihrem innern Weſen, wie das Sonnenlicht zur äußern Natur; aber keiner von denen, die jetzt lebten, hatte einen Jüngling die Herrſchaft übernehmen ſehen. Ueber allen Aeußerungen der Liebe ruhte bis jetzt der Ernſt des Alters, der den hellen Glanz, wenn auch leicht, verſchleierte. Jetzt zum erſten Male ſahen ſie die Gluth der ungetrübten Jugend ſich am wolkenloſen Horizont erheben. Es war der ſchönſte, heiterſte innere Morgen, der ſie begrüßte, und Alles jubelte ihm entgegen. Und eben dieſer Jüngling ſollte nun fliehen. Und man mußte es als ein großes Unglück beweinen, daß er nicht fliehen konnte. Sein Vater näherte ſich dem Tode, aber lebte noch. Seit zwei Jahren erwartete er den Tod, an Rettung war gar nicht zu denken, und die letzten Monate brachte er von furchtbaren Schmerzen gepeinigt zu. Man hatte die übrigen Glieder der Familie zum Auswandern faſt zwingen müſſen, man ſtellte ihnen vor, daß Alles zu Grunde ginge, wenn ſie blieben, und ſie mit. Nur der junge Briſſon harrte pflegend an dem Sterbebette ſeines Vaters aus und mit ihm ſein junges Weib. Sie war vor wenigen Tagen ihm angetraut, die Tochter eines hugenottiſchen Gutsbeſitzers der Nachbarſchaft, mit d'Espinac verwandt. Als die Eltern und Geſchwiſter auswanderten, erklärte ſie, daß ſie ihren Geliebten aufſuchen, ſich nie von ihm trennen würde. Man wollte ſie zwingen, ſie ward bis zur Abreiſe eingeſperrt und bewacht, war aber des Morgens auf eine geheimnißvolle Weiſe verſchwunden. Das Gemach, ſo erzählte man, in welchem ſie gefangen gehalten wurde, war eröffnet. Die Wache verſicherte, daß ſie in der Nähe des Gemachs nichts vernommen habe, aber als der Morgen zu dämmern anfing, entdeckten ſie von den Fenſtern aus eine Geſtalt, in einen weiten weißen Mantel gehüllt, die ein zartes Mädchen zu tragen ſchien, am Rande des Waldes, in welchem ſie verſchwand.

Das Mädchen erſchien am frühen Morgen deſſelben Tages ohne alle Begleitung auf der äußern Treppe des Schloſſes; Keiner hatte ſie kommen ſehen. Ihr Anzug war prächtig, wie für ein Feſt beſtimmt, ſorgfältig geordnet, als wäre ſie aus einem benachbarten Hauſe herausgetreten. Sie ſtieg ruhig mit feſten Schritten die Treppe hinauf und zeigte keine Spur von Ermüdung. Selbſt ihre Schuhe, zart von ſeidnem Stoff, glänzten, von keinem Schmutz befleckt. Der junge Herr erſchien an der Thür, als hätte er ſie erwartet. Der hugenottiſche Prediger, der erſt mit der letzten Familie entfliehen wollte, kam ungerufen eilig herbei. Sie blieben ſtundenlang in einem einſamen Gemach zuſammen. Wie ſie gekommen war, auf welchem Wege Briſſon und der Prediger von ihrer Ankunft unterrichtet wurden, was unter ihnen in dem entlegnen Gemach verhandelt ward, hat Niemand erfahren. Aber die Geliebte erſchien nicht in dem Prachtgewande, welches ſie bei der erſten Erſcheinung trug, ſondern in einem einfachen Hauskleide, am Sterbebette des Vaters ihres Geliebten. Tag und Nacht pflegte ſie ihn mit einer ununterbrochenen Sorgfalt. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft wurden einige der vertrauteſten Freunde im Dorfe, Katholiken und Hugenotten, nach dem Schloſſe beſchieden. Die Letztern waren ſchon zum Auswandern gerüſtet und ſchoben die Reiſe einige Stunden auf. Hier wurden ſie in das Krankenzimmer des Sterbenden geführt. Dieſer hatte ſein Teſtament aufgeſetzt, machte die Verſammelten mit deſſen Inhalt, als mit ſeinem letzten Willen, bekannt, dann trat der Prediger hervor und ſprach auf eine ergreifende Weiſe: Wir ſind aus der Heimat getrieben, unſer alter Herr wird von Gott abgerufen, daß er nicht länger unſern Jammer ſehe. Dieſe fromme Maid iſt mit demjenigen, dem die Herrſchaft hier gebührt, in dem wir alle unſer zukünftiges Glück zu finden glaubten, in treuer Liebe verbunden. Sie gehören sich zu, ein gleicher Sinn, der gleiches Unglück tragen ſoll, hat ſie vereinigt, und was Gott verband, darf der Menſch nicht trennen. Ich aber will, von Gott dazu berufen, dieſem Bündniß die heilige Weihe geben, damit die, welche in inniger Liebe ſich zugethan ſind, fortan für die harten Prüfungen, die ſie zu beſtehen haben, auch irdiſch unzertrennlich bleiben. — Er wechſelte die Ringe, verrichtete die Trauung, während die Liebenden kniend, flehend, die Braut weinend, vor ihm lagen. Während dieſer Zeit faltete der Sterbende die Hände, die ſchon halb gebrochenen Augen leuchteten, ein fröhliches Licht glänzte aus ihnen. Die Trauung war vollendet, das Brautpaar kniete vor dem Bette des Sterbenden, der ſie ſegnete. Dieſem ward jetzt das heilige Abendmahl gereicht, und der Prediger und die Zeugen eilten fort. Wenige Stunden nachher hatten der Prediger und die hugenottiſchen Zeugen die Gegend verlaſſen. Mehrere Tage vergingen noch; der Vater ſchien dieſe Tage ganz nach innen gekehrt zuzubringen, ſeine Hände waren gefaltet; man hörte ihn murmeln, ohne ihn zu verſtehen. Die Gefahr war eben am drohendſten. Ein paar verdächtige Mitglieder der Gemeinde, die allgemein mit Mistrauen betrachtet wurden und ſich von den Berathungen zum Beſten der fliehenden Hugenotten ausgeſchloſſen ſahen, auch einige Zeit abweſend geweſen waren, kamen jetzt zurück. Sie wurden von Unbekannten begleitet, und man mußte den Aufenthalt des Sterbenden und ſeiner Umgebung geheim zu halten ſuchen. Es gelang, erzählt die Sage, auf eine unbegreifliche Weiſe, die Verdächtigen waren wie verblendet. Man konnte nicht verhindern, daß ſie das verlaſſene Schloß unterſuchten. Einige treue Freunde des Briſſonſchen Hauſes begleiteten ſie; ſie waren in der tödtlichſten Angſt. Die Feindſeliggeſinnten hatten ſchon das ganze Schloß unterſucht, ſie gingen durch die wüſten, öden Säle, alle Thüren ſtanden offen, ſie näherten ſich dem Flügel, in welchem der Sterbende lag. Eine Küche war ganz nahe bei dem Krankenzimmer, auf der andern Seite das Schlafgemach des jungen Ehepaares und die Kammer des treuen Dieners. Dieſe ganz abgeſonderte Partie war durch eine Thüre verbunden, die zu einem eigenen ſchmalen Gange führte, der hier den großen Hauptgang verengerte. Schon hatten, ſo erzählten die begleitenden Einwohner, die feindlichen Späher die Thür erreicht, die Entdeckung ſchien unvermeidlich; da wandte ſich, eben wo die Thüre war, einer um. Wie iſt das möglich, ſagte er, daß ſich hier eine ſo lange Wand hinzieht, ununterbrochen, ohne irgend einen Eingang? Zwar, antwortete ein Anderer, iſt das eine ſeltſame

Bauart, aber erinnert Euch doch, von jenem Nebengange aus, aus dem wir eben herkommen, durchſchritten wir ja eine ganze Reihe von Gemächern, die alle mit einander verbunden waren und keine Oeffnung nach dieſem Gange heraus zeigten. Die Uebrigen waren verwirrt, beſannen ſich, und da der Gang wenige Schritte weiter völlig geſchloſſen war, ſo kehren ſie um, andere Gegenden des Schloſſes ſorgfältig unterſuchend. Da erkannten wir, erzählen die Zeugen, daß Gott den Sterbenden und das junge Ehepaar beſhützte, daß er die Feinde verblendet und ihre Sinne verwirrt hatte. Sie verließen das Dorf und berichteten, daß alle Hugenotten verſchwunden wären. Nur ein Späher blieb zurück.

Ein paar Tage nachher ſtarb der Alte und ſollte begraben werden. Das war nun eine ſchwere Aufgabe. Der muthige junge Herr erklärte, das Begräbniß müſſe feierlich und öffentlich ſtattfinden. Wer den Muth hat, die Leiche des geliebten Herrn zu begleiten, der folge. Mein Vater ſoll ruhen neben ſeinen Vätern. Die hugenottiſche Kapelle iſt noch da; wagt der hölliſche Sinn unſerer Verfolger die geweihte Grabſtätte zu erbrechen, zu zerſtören, ſo ſoll er das gemeinſchaftliche Schickſal ſeiner Väter theilen. Ich werde mit meinem Weibe und dem alten treuen Freunde die Leiche feierlich begleiten. Wir werden ihn, wenn Keiner uns zu helfen wagt, auf den Leichenwagen heben. Lange erwartete mein Vater ſeinen Tod, der Sarg ſteht da, in der Kapelle iſt der Platz für ihn lange bereitet.

Und ſo geſchah es. Früh des Morgens traten in tiefe Trauer gehüllt, blaß und ſchmerzerfüllt der junge Herr von Briſſon mit ſeiner anmuthigen Frau aus dem wüſten Schloſſe. Der Sarg ſtand auf dem alten, mit Zierathen überladenen Leichenwagen; Pferde mit ſchwarzen Decken zogen ihn, faſt alle Einwohner des Dorfes begleiteten ihn. Ein jeder wollte die Schuld theilen.

Die Kirche der Hugenotten ſtand verlaſſen auf einem einſamen inſolirten Berge, der ſich faſt mitten im Thale, von den Häuſern etwas entfernt, erhob. Als der Leichenzug ſich dieſer näherte, hielt der Zug auf einmal voll Schrecken ſtill, denn ſie hörten ſehr vernehmliche Orgeltöne; doch der junge Herr von Briſſon und ſeine Frau faßten ſich bald. Voll Erwartung der ſeltſamſten Dinge ſchritt der Zug immer näher, den Choral, welchen der junge Mann bei der Beerdigung ſeiner Mutter und, ein Jahr ſpäter, ſeines Großvaters gehört hatte, erkannte er immer deutlicher. Der Sarg hielt vor der Kirchenthür, man glaubte dieſe aufſchließen zu müſſen, aber beide Flügel waren weit geöffnet.

Der Zug ging nun in die Kirche hinein, die, mit Blumen und Kränzen geputzt, völlig gereinigt war, nach der Grabkapelle der Familie, die ſie ebenfalls geöffnet fanden, der Stein war von der Familiengruft gewälzt und Alles auf das Sorgfältigſte zum Herabſenken des Sarges vorbereitet. Alle waren erſtaunt, glaubten aber, daß dieſes in's Geheim von dem Pfarrer des Dorfes mit Hülfe ſeiner Vertrauteſten veranſtaltet wäre, daß ſie aber aus Furcht vor den Spähern in der Nacht alle Anſtalten getroffen hätten. Die Orgel ſpielte indeſſen fort, aber ein hohes Gitter verbarg den Organiſten. Der geſpielte Choral ward mit der geheimnißvollen Begleitung von dem Herrn von Briſſon, ſeiner Frau und dem Diener geſungen. Man ſprach ein Gebet über die Leiche, nachdem ſie heruntergelaſſen war, der ſchwere Stein ward mit Hülfe der Einwohner über die Gruft gewälzt, und alle verließen die Kapelle wehmüthig, an den guten Herrn denkend, den ſie liebten und verehrten, der Jahre lang dem Tode entgegen geſehen hatte, dem es unter ſo gefahrvollen Verhältniſſen dennoch gelungen war, ruhig und den Verfolgern verborgen in ſeiner Heimat zu ſterben, und der jetzt neben ſeinem Vater und Großvater ruhte. Blaß und in tiefe Trauer verſunken ſchwankten die drei jetzt allein übrig gebliebenen Glaubensgenoſſen des Verſtorbenen durch die

Kirche. Als ſie den Hauptgang wieder erreichten, ſtutzte der ganze Zug. Auf der Kanzel kniete eine Geſtalt, die das Geſicht mit den gefalteten Händen verbarg. Man erſchrak heftig, als dieſe jetzt plötzlich ſich erhob und man den hugenottiſchen Prediger erkannte, der vor einigen Tagen das junge Ehepaar getraut, dem Sterbenden Troſt zugeſprochen und das Abendmahl gereicht hatte, und der dann mit der letzten Familie weggezogen war. Sein Geſicht war blaß, ſein Kleid zerriſſen, aus der verwundeten Bruſt quoll Blut. Er ſprach in einem hohlen Tone von dem, was jetzt ſeinen Glaubensgenoſſen bevorſtände, von ihrem Unglücke, ihrem verzweifelten Kampfe, den Wundern, welche dieſen begleiten würden, und ihrer völligen Unterdrückung. Wenn drei Menſchenalter verſchwunden ſind, ſchloß er, dann werden die Hugenotten zwar zurückkehren, aber in ein furchtbar zerrüttetes Land. Zwei Geſchlechter ſehe ich dieſem folgen, dann wird der Herr des Landes wieder friedlich in der hieſigen Gegend wohnen. Dich, mein Sohn, ſchloß er, und Deine junge Frau wird Gott beſchützen, und Du wirſt mitten unter Deinen Feinden unangetaſtet davon ziehen und auf wunderbare Weiſe gerettet werden, damit Du ſeine Macht erkennen und ihn nie vergeſſen ſollſt.

Obgleich von Entſetzen ergriffen, blieben doch alle Begleiter der Leiche wie betäubt ſtehen, ſtarrten die Geſtalt an, vernahmen die Worte; als der Prediger geſchloſſen hatte, war er plötzlich verſchwunden. Wer die Orgel geſpielt hatte, wußte Keiner, und man erfuhr es nie. Man hörte ein Arbeiten in der Kapelle, Einige, die den Muth hatten, zurückzugehen, ſahen, wie die Bretter, die, als ſie die Leiche hineintrugen, um die Gruft lagen und von ihnen in der Kapelle bei Seite geſtellt waren, die Stricke und was ſonſt als Vorbereitung zur Herabſenkung der Leiche vorgefunden wurde, verſchwunden war. Kaum hatten ſie durch einen flüchtigen und erſtaunten Blick dieß erkannt, als die Flügel der Thüre zur Kapelle wie von ſelbſt ſich ſchloſſen. Als Alle die Kirche verlaſſen hatten, ſchloß ſich auf die nämliche Weiſe langſam und ſtill die Kirchenthüre, als würde ſie durch eine unſichtbare Hand bewegt. Viele hörten, wie der Schlüſſel ſich umdrehte, aber man ſah Niemand.

Mit einem unheimlichen Gefühle zerſtreuten ſich die Begleiter der Leiche, die drei Leidtragenden aber durften ſich nicht dem Erſtaunen und dem Schrecken hingeben. Denn bis jetzt hatten ſie noch nicht an ihre eigne Rettung gedacht, ja voller Verzweiflung mußten ſie geſtehen, daß ein Entweichen faſt unmöglich ſchien.

Voll Sorge, ungewiß, welchen Entſchluß ſie faſſen ſollten, ſaßen ſie nun allein in den bekannten Gemächern des verlaſſenen Schloſſes. Da trat der katholiſche Pfarrer, von einigen alten Einwohnern begleitet, blaß und zitternd herein. Das Thal, ſagten ſie, iſt von Truppen umringt, die mit der größten Grauſamkeit gegen alle Hugenotten wüthen. Eine Abtheilung der zuletzt entflohenen Familie, an welche der Prediger ſich angeſchloſſen hatte, iſt überraſcht worden, ein einziger junger Mann iſt entflohen, der Prediger ward erkannt und durch einen Lanzenſtich in die Bruſt ermordet; einige der Begleiter wollten ihren Prediger retten. Ueber den Widerſtand entrüſtet, wurden nun alle Männer, Weiber, Greiſe und Kinder erſchlagen. Der arme Hugenotte erſchien bald darauf, ein junger, ſtarker Mann, der Arm war verwundet; Blut lag geronnen auf dem Kleide und deckte die Wunde. — Jetzt, da die Gefahr ſo entſchieden da war, ſchien der alte Heldenmuth der Familie den jungen Briſſon zu erheben. Du bleibſt hier, ſagte er zu dem Verwundeten, Du theilſt unſer Schickſal, vor Allem muß augenblicklich für Deine Wunde geſorgt werden. Ihr aber, gute, treue, alte Freunde, die Ihr den Glauben, aber nicht den Haß unſerer Verfolger theilt, ich beſchwöre Euch, entfernt Euch eilig, Euer Hierſein kann die Entdeckung beſchleunigen und Euch in Gefahr bringen.

Was von jetzt an in dem Schloſſe geſchah, erfuhr man nur durch ein Mädchen, die den jungen Mann liebte und ſich auf dem Schloſſe einſchlich. Wunderliches erzählte dieſe. Als die Wunde des jungen Mannes unterſucht und verbunden war, die man zum Glück nicht bedeutend fand, wären alle vier unwillkürlich in einen tiefen Schlaf verſunken; als ſie furchtſam hereintrat, fand ſie ſie hier und da zerſtreut und in voller Bekleidung auf Stühlen ruhend, in Ecken, an Tiſche gelehnt. Ihr fielen die Geſchichten von verfallenen Schlöſſern ein, und ſie wußte nicht, ob ſie bleiben oder ſich eilig davon machen ſollte. Noch mehr entſetzte ſie ſich, als ſie ein Lärmen in der nahen Stube hörte. Schubladen wurden eilig aus- und eingeſchoben und, wie es ſchien, ausgeleert; ſie glaubte, daß plündernde Räuber in das Schloß eingebrochen wären. Als nun die Schlafenden völlig erwacht waren, ſahen ſie ſich erſtaunt an und alle ſagten zu gleicher Zeit: Die Kleider, die wir brauchen, die Sachen, die wir mitnehmen wollen, Juwelen und Geldſummen ſind ja ſchon eingepackt, und uns bleibt nichts übrig, als nach dem Gebirge zu entfliehen. Ja, ſprach die Frau, und das ſchwerſte Paket trägt der im weißen Mantel! Wir haben ihn alle geſehen, erwiederten die Andern. Hier liegt das ſchwerere Paket für mich, ſagte der Verwundete, — und hier das leichtere, für mich beſtimmt, ſetzte der alte Diener hinzu. Der Mann in dem weißen Mantel hat verſprochen, zur rechten Zeit da zu ſein, wir müſſen gehen. — Sie erhoben ſich wirklich, aber noch immer verwirrt und wie im Traume. Alle vier erſchienen dem Mädchen faſt geſpenſterhaft. Sie zogen eilig bereit liegende Reiſekleider an, hüllten ſich ſtillſchweigend in die Mäntel und ſchwebten Schatten ähnlich an dem erſchrockenen Mädchen vorbei. Sie ward nicht bemerkt, ſtarrte blaß und zitternd die Geſtalten an, und hatte nicht den Muth, den Geliebten, der jetzt auf immer verſchwand, anzureden. Der junge Mann und der Diener gingen voran, jeder ſein Bündel tragend. Herr von Briſſon und ſeine Frau folgten. Die Magd ſah, wie ſie die Treppen hinunter eilten, und ſchlich wie betäubt nach. Das Dorf war ſchon von den königlichen Truppen beſetzt. Alle Häuſer wurden durchſucht, und die Truppen waren eben im Begriff, nach dem Schloſſe heraufzuſteigen, als, ohne um ſich zu ſehen, die drei Hugenotten mit der zarten Dame in der Mitte die hohe Treppe hinunterſtiegen und ruhig, mit ſichern Schritten, fortgingen. Es war, als löſete ein unbekanntes Schrecken die Verfolgung, ſie blieben erſtarrt ſtehen und rührten ſich nicht. Plötzlich drängte ſich lärmend ein Geiſtlicher durch, es war Pater Laurentius. Was ſteht Ihr hier? rief er. Die ſind es ja; ergreift, ermordet dieſe Halsſtarrigen, die Tollkühnen, die ſich noch hier herumzutreiben wagen. — Als Keiner ſich zu rühren wagte, ſchritt der Pater, ein Kreuz in der Hand haltend, kühn dem Zuge vor und ſuchte das Fortſchreiten zu hemmen.

Aber die theilnehmenden Einwohner des Dorfes, die ſcheu und erſchrocken in der Ferne ſtanden und nach Allem, was ſie geſehen hatten, jetzt ein Wunder zur Errettung der fliehenden Herrſchaft erwarteten, hatten ſchon lange nach dem Gebirge hingeſtarrt; dort, zwiſchen den wildeſten Felſen, die ſich dem Dorfe näherten, ſahen ſie einen Mann ſchnell hervortreten. Er ſchien mit Rieſenſchritten von einem Felſen auf den andern zu ſchreiten, er hatte einen mächtigen Knotenſtock in der Hand, den Kopf und das Geſicht bedeckte ein breiträndiger Hut, er war in einen weißen Mantel gehüllt und auf dem Rücken laſtete ein ſchwerer Mantelſack, durch Riemen, die über die Schultern gingen, feſtgehalten. Es iſt d'Espinac, flüſterten ſich die Einwohner zu, den wir zerſchmettert aus dem Gebirge bringen und begraben ſahen.

Der Mönch ſtand eben vor den Fliehenden und ſperrte ihnen den Weg. Er ſprach eine Beſchwörungsformel, und die Fliehenden ſtutzten und blieben ſtehen, aber ſo ruhig, mehr erſtaunt, als erſchrocken, als hätten ſie von der Gefahr, in welcher ſie waren, gar keinen Begriff. In demſelben Augenblick trat der Mann in dem weißen Mantel dicht neben den Mönch. Seid Ihr endlich da? ſprach der junge von Briſſon, als hätte er den Mönch gar nicht geſehen, was er ſprach, durchaus nicht vernommen. Nun müſſen wir eilen, nach dem Gebirge zu kommen. — Ihr habt recht, ſprach die geheimnißvolle Geſtalt, folgt mir nur. Er hatte den Mantel in die Höhe gehoben, der Hut bedeckte das gebückte Geſicht, und der Mönch hatte noch nicht den Muth verloren, obgleich die Truppen, noch immer von Entſetzen gelähmt, ſich nicht rührten. Wer biſt Du? rief der Mönch und hielt der Geſtalt das Kreuz entgegen. Da erhob dieſe den Kopf, zog den Mantel von dem Geſicht zurück und ſtarrte den Mönch an. Blaß, am ganzen Leibe zitternd, ſtürzte dieſer zurück. D'Eſpinac, ſchrie er, warum verfolgſt Du mich noch? Halb beſinnungslos nannte er eine Menge Heilige und ſank taumelnd hin. Von jetzt an war an keine Verfolgung mehr zu denken. Ruhig gingen die vier Männer und die junge Frau nach dem wildeſten Gebirge zu, dort verſchwanden ſie in einer Gegend, die allgemein als völlig unzugänglich betrachtet wurde. Lange blickten die freundlichen Einwohner, wie die Verfolger nach dem Gebirge hin. Die Fliehenden waren verſchwunden; die Truppen ſowohl, als die Einwohner fingen an ſich zu zerſtreuen. Da ſah man ſie zwiſchen den wildeſten Felſenzacken wieder zum Vorſchein kommen. Der weiße Mantel flatterte im Winde, und man erkannte, wie die unheimliche Geſtalt bis zur Rieſengröße ſich ausgedehnt hatte, und ſorgfältig verhüllt in ihren Armen die junge Frau, die mit ihm verglichen nur ein Kind zu ſein ſchien, forttrug. Von jetzt an waren ſie völlig verſchwunden. Viel ſpäter erfuhr man auf geheimen Wegen, daß ſie einen nördlichen Hafen in Catalonien unerkannt erreicht und dort ein Schiff gefunden hatten, durch welches ſie glücklich in einen italieniſchen Hafen gelangt waren.

In der Gegend erhielt ſich die Sage, daß, wenn fünf Geſchlechter hingeſtorben wären, die Familie Briſſon wiedererſcheinen würde.

1835.

Jedermann kennt den Herrn von Briſſon, den wunderlichen rüſtigen Greis, der noch bis vor zwei Jahren in Berlin unter den Linden eine Belle-Etage bewohnte, deſſen großes Vermögen und Gaſtfreiheit allgemein bekannt war. Er zeichnete ſich durch ſeinen ſorgfältigen Anzug, der um etwa 30 Jahre hinter der Mode des Tages zurückblieb, aus und erſchien immer in Galla. Dieſer Mann hielt das Hofleben unter Friedrich dem Erſten für die eigentliche Blütezeit der preußiſchen Monarchie. Der Herr von Beſſer war ihm eine der großartigſten Geſtalten dieſer Zeit, und obgleich er mit der deutſchen Poeſie bis auf Göthe eben ſo genau bekannt war, wie mit der franzöſiſchen Schule bis vor der Revolution, war ihm doch der Freiherr von Kanitz einer der allervollkommenſten Dichter. Er hatte in ſeinem Hauſe ein ſtrenges Regime. Sein Kabinetsſekretär ward als der erſte Beamte betrachtet. Dieſer gab dem Haushofmeiſter Audienz; alle untergeordneten Diener des Hauſes mußten in dem Vorgemach des Kabinetsſekretärs warten, bis ſie vorgelaſſen wurden. Der Kammerdiener war dem Haushofmeiſter, der Jäger dem Kammerdiener und ſo weiter nach unten ſtrenge ſubordinirt. Keiner durfte anders, als durch den Kabinetsſekretär, und zwar meiſtens ſchriftlich, Klagen oder Wünſche dem Herrn von Briſſon vortragen. Selbſt der Kammerdiener zog ihn ſtillſchweigend aus und an. Dennoch war dieſer wunderbare Mann ein religiöſer Freidenker, und haßte und verachtete tief alles Phantaſtiſche. Er war ſeiner politiſchen Ueberzeugung nach ein Liberaler. Wenn er ſeine ſehr feinen Diners gab, waren der Speiſeſaal und die Nebenzimmer von prächtig gekleideten Bedienten erfüllt; ſie bewegten ſich ſtill flüſternd untereinander, und hinter dem Stuhle des Herrn ſtand der Kammerdiener. Dem Kabinetsſekretär wurde in dem Nebenzimmer ſervirt und alle Gäſte wurden vortrefflich bedient. Während der Zeit ergoß ſich Herr von Briſſon in der Sprache, die zu Ludwig des Vierzehnten Zeit herrſchte, in philanthropiniſche Deklamationen. Die Revolution war ihm zwar verhaßt, aber die menſchliche Glückſeligkeit liebte er überſchwänglich, und die Befreiung aller Geringern von der Dienſtbarkeit, als das höchſte Gut einer herrlichen Zukunft, bildete faſt immer das Hauptthema ſeiner Geſpräche; die Schriften Malesherbes, Sentenzen aus Rouſſeaus Emil, Reminiscenzen aus Baſedow, Kampe, aus Salzmann über das menſchliche Elend, und dergleichen Schriften ſpukten in ſeinem Kopfe. Als die allgemeine deutſche Bibliothek aufhörte, ſchloß er mit der deutſchen Literatur ab, und ſelbſt Bieſters berliniſche Monatsſchrift ward ſeitdem nicht mehr geleſen. Heinrich der Vierte war ihm der Anfang der Menſchengeſchichte, was vor ihm lag, mythiſch. Die neueſte Geſchichte ſpielte in Verlin und ging mit dem Anfange des Jahrhunderts zu Ende.

Ich hatte beſchloſſen, eine Reiſe nach den Pyrenäen zu machen, als ich das Glück hatte, dieſen ſeltſamen Mann kennen zu lernen, der übrigens in vieler Hinſicht liebenswürdig genannt werden konnte. Als er nun meine Abſicht erfuhr, ſtutzte er und verfiel in tiefes Nachdenken. Er ging auf mich zu, als wollte er eben ein Geſpräch mit mir anknüpfen, ſchien ſich darauf zu beſinnen, warf mir, offenbar nur der Höflichkeit wegen, einige Worte zu, verbeugte ſich und ſchien ſehr zufrieden, als er erfuhr, daß aufgetragen war. Das Diner war zu Ende, die Gäſte entfernten ſich und auch ich wollte mich empfehlen, als er mir kaum hörbar zuflüſterte: Ich wünſche Sie zu ſprechen.

Nun erfuhr ich Manches über ſeine Familie aus der Zeit vor der Auswanderung. Genauere Bekannte wußten zwar ſeit lange, daß wunderbare Ereigniſſe mit dieſer Auswanderung verbunden geweſen, daß man die Tradition in der Familie ſorgfältig bewahre. Was ich aber jetzt hörte, bewies, daß der alte Herr ſelbſt zwar eine große Idee von der Wichtigkeit ſeiner Familie hatte, daß ſeltſame Traditionen, die völlig fabelhaft klangen, die Auswanderung bezeichneten, aber einen verſtändigen Zuſammenhang wußte man in allem dieſem nicht zu finden. Die Tradition hatte beſonders einer Handſchrift erwähnt, die den älteſten Einwohnern der Stadt verſiegelt übergeben worden war; in dieſer wäre, ſo erzählt man, die geheime Geſchichte des Hauſes vor der Auswanderung ſorgfältig verzeichnet. Bei der Familie Briſſon erſchien die Gegend der Pyrenäen, in welchen die verlorene Beſitzung lag, als ein Paradies, und der alte Herr bezeichnete mir deutlich die Lage des Guts. Es wird Ihnen, ſagte er, ſelbſt wenn ſie Perpignan erreicht haben, ſchwer fallen, den Weg nach dieſem abgeſchloſſenen Thale zu finden. Es muß nach Allem, was ich weiß, äußerſt verſteckt liegen. Die Glieder unſerer Familie wurden immer abgehalten, die Gegend aufzuſuchen. Nun beſchwöre ich Sie, wenn Sie doch die Pyrenäen bereiſen, beſuchen Sie die Gegend. Nach Allem, was ich gehört habe, wird Sie dieſer Ausflug nicht gereuen. Die Einwohner ſollen, behauptet man, wenig von der Zeit berührt ſein. Der alte Aberglaube, aber auch die alte Rechtlichkeit und natürliche Unſchuld ſoll noch da herrſchen; auch, hat mir ein flüchtig Reiſender geſchrieben, herrſcht in der Gegend unter dem Volke eine Art von Weiſſagung, als würde die Familie Briſſon wieder zurückkehren. Die prophetiſch angedeutete Zeit wäre jetzt da, man erwartet uns, und dennoch, ſetzte er lächelnd, wie von der Macht des Geheimniſſes ergriffen, hinzu, ich zwar bin zu alt, aber mein dichteriſcher Sohn, von überſchwänglicher, phantaſtiſcher Poeſie und äſthetiſcher Religioſität durchdrungen, könnte ſich wohl entſchließen die Gegend zu beſuchen, ja, wenn es die dortigen Verhältniſſe erlauben, ſich dort anzukaufen. Sind die Sagen von der Unſchuld der Einwohner gegründet, ſo wäre es wohl möglich, denkbar wenigſtens, daß die Pietät der Einwohner die Handſchrift unentſiegelt erhalten hätte. Sie darf nur von demjenigen entſiegelt werden, der, wäre die Familie in dem Beſitz geblieben, als Majoratsherr Beſitzer des Gutes wäre. Das bin in dieſem Augenblicke ich, ſchloß er feierlich, und Sie werden, haben Sie die Güte, meinen Wunſch zu erfüllen, vidimirte Dokumente, die es beweiſen, erhalten.

Ich lernte ſeinen Sohn kennen, aber er gehört zu der herrſchenden Sorte, die jetzt auf allen Straßen zu finden iſt; hatte zehn Jahre lang bei der Univerſität Vorleſungen gehört und Alles genoſſen, was in irgend einer Beziehung für etwas Apartes gilt. So war er Philoſoph, Poet, Naturforſcher ſelbſt, betete Göthe, Byron, Tieck an, drängte ſich zu Rahel und Bettine, und liebte Bilder, Theater und auch wohl Kirchen ab und zu, über alle Maßen.

Ich war ein Jahr ſpäter in Perpignan. Ein großer Theil der Pyrenäen war mir ſchon bekannt. Der unglückliche Bürgerkrieg war nahe, aber noch nicht ausgebrochen. Mit Mühe gelang es mir, das verſteckte Thal zu entdecken. In der Stadt ſchien es faſt unbekannt. Auf ſehr beſchwerlichen Wegen gelangte ich endlich hin, und der Leſer wird mir verzeihen, daß ich die Lage der Gegend nicht genauer angebe, ſelbſt den Namen des Guts geheim halte, ich wünſchte nicht die Fluth der Reiſenden hinzuziehen. So viel iſt gewiß, dringen neugierige Reiſende hier herein, ſo wird es Keiner, der es früher kannte, wieder erkennen. Binnen kurzer Zeit werden franzöſiſche und engliſche Hotels von Equipagen und Gäſten wimmeln, und die wunderliche, anmuthige, unberührte Magd wird einer Dirne ähnlich ſehen, die nur zu viel erlebt hat. Wirklich ſchien das ſechzehnte und ſiebzehnte Jahrhundert unverändert ſich hier erhalten zu haben. Ich ward freundlich und mit einer Vertraulichkeit aufgenommen, die mir ſelbſt wie ein Wunder erſchien. Die guten Menſchen ſchienen von einem möglichen Betruge keine Ahnung zu haben, und als ich Briſſons Namen nannte, als ich ihnen ſagte, wie ich im Auftrage des Mannes erſchiene, der, wäre die Familie nicht ausgewandert, jetzt ihr Herr ſein würde, brach das Entzücken laut in der ganzen Gegend aus.

Ich erfuhr nun, daß der uralte Briſſon, obgleich in den Augen der Kirche ein Ketzer, hier durchaus als ein Heiliger verehrt wurde, der eigentliche Unterſchied zwiſchen Hugenotten und Katholiken hatte ſich in der Länge der Zeit ganz verwiſcht. Die Briſſonſche Familie galt für eine rechtgläubige, die in genauerer Beziehung, als alle andern, zu der Madonna und zu den Heiligen geſtanden hätte; ja durch eine Art von heiligem Betruge hatte man dem alten Briſſon eine Kapelle errichtet. Er hieß mit Vornamen Guido, und dieſem Heiligen, dem ſelten die Ehre zu Theil wird, ward die hugenottiſche Kirche geweiht, aber die Einwohner verehrten dort Briſſon, und ich ſelbſt habe das „Sancte Brissonie, ora pro nobis“ gehört. Er war der Schutzgeiſt des Gebirges geworden, blieb aber unſichtbar; öfters aber erſchien, wie in ſeinem Auftrage, der in ſeinen weißen Mantel gehüllte d'Espinac, dem Guten hülfreich, dem Schlechten ſtrafend. So war das Gebirge ſelbſt ſein mächtiges Schloß, und in der That, ſie hatten Grund, dieſes Gebirge zu ſegnen, welches ſie wohlthätig von der verworrenen Welt ausſchloß.

Sie zeigten mir die verſiegelte Handſchrift. Sie war immer dem älteſten der Einwohner anvertraut, die Siegel waren völlig unverletzt, das Papier, in welchem es lag, vom Alter gelb, ſie galt als der heiligſte Schatz der Gegend und das Haus glaubte man geſegnet, in welchem es aufbewahrt würde. Als ich den Wunſch andeutete, die Handſchrift für den jetzt lebenden Briſſon zu erhalten, fand ich einen entſchiedenen Widerſtand. Es half mir nichts, daß ich die Dokumente vorlegte. Wir kennen kein Mißtrauen, ſagten die alten Bauern, die eine Art Ausſchuß bildeten, um wöchentlich ein Mal ſich von dem Zuſtande des anvertrauten Schatzes zu überzeugen, aber ein heiliges Gelübde verpflichtet uns, die Handſchrift nur in die Hände des dazu berechtigten Briſſon zu übergeben. Ein ſolcher lebt, wie wir mit Freuden erfahren. Er oder ſein Sohn wird hier erwartet; ſagen ſie ihm, wie ſorgfältig der Schatz hier aufgehoben wird, wie ſehnſüchtig wir ſeiner harren, ihm gebührt es allein, das geheimnißvolle Dokument zu entſiegeln.

Ich konnte den Wunſch des alten Herrn nicht befriedigen, aber ich erhielt eine Abſchrift von den Sagen, die ſich mit dem Verſchwinden des letzten Briſſon gebildet hatten, wie ich ſie hier mitgetheilt habe. Sie war aus den Ueberlieferungen der Einwohner im Jahre 1726, vierzig Jahre ſpäter, zuſammengetragen. Im Dorfe wäre es gefährlich, an ihrer Wahrheit zu zweifeln.

Ich bereiſte zwei Jahre Spanien, kam wiederum zurück und konnte der Neigung, die herrlichen Einwohner des Thales zu beſuchen, nicht widerſtehen. Da fand ich das Schloß bewohnt, der junge Briſſon war da, ſein Vater geſtorben. Das Dorf fühlte ſich unbeſchreiblich glücklich, und es ſchien faſt, als wollte die Gewalt der Liebe, die ſich an ihn andrängte, reinigend auf ſeine Geſinnung wirken. Ihm war das ungemein erfreulich, ſich ſelbſt in die Mitte eines mythiſchen Daſeins verſetzt zu ſehen. Ich erhielt die Handſchrift und durfte ſie abſchreiben. Das fernere Schickſal dieſer ſeltſamen Gegend und ihrer Einwohner, die jetzt der Sorge eines ſo phantaſtiſchen Menſchen anvertraut ſind, iſt mir unbekannt geblieben. Er hatte das Gut von einem Beſitzer gekauft, der nur, als er es erhielt, auf wenige Tage dahin kam, ſeitdem nie wieder dort erſchien. Auch Herr von Briſſon wollte nur 2 Monate im Jahre hier zubringen, ſonſt nur in Paris leben. Ich war einigermaßen beruhigt, als er mir heilig verſprach, nie die Aufmerkſamkeit anderer Menſchen auf dieſe Gegend hinzulenken, er ſah es ein, daß nur das tiefſte Geheimniß ihm dieſen ſeltenen Schatz zu bewahren vermöchte.

Die Trauung.

Die Inſel Seeland iſt gegen Nordweſten durch eine ſchmale, wüſte, ſandige Landſtrecke mit einer Halbinſel verbunden, die anmuthig, fruchtbar, mit Dörfern bedeckt iſt, und einen eigenen Bezirk (Olsherred) bildet. Aber jenſeit der einzigen kleinen Stadt der Halbinſel ragt ein Theil derſelben in das wilde Kattegat hinein. Es bildet eine Gegend von einem furchtbar öden und wilden Anſehn. Der Flugſand hat allen Pflanzenwuchs verdrängt. Bewegliche Sandhügel, das Spiel der Stürme, die von dem rauhen Meer unbehindert über das Land ſauſen, verändern fortdauernd ihre Stelle, entſtehen, verwehen und häufen ſich an einem andern Orte wieder an Ich brachte, die Gegend durchreiſend, hier eine Stunde zu, die mir ein unvergeßliches Bild der wildeſten Zerſtörung hinterließ, und nicht ohne Gefahr war. Indem ich die öde, ſandige Gegend einſam durchritt, erhob ſich vom Meere, aus Norden her, ein Sturm mit Gewitter: Die Wellen hoben ſich, die Wolken jagten ſich unruhig, der Himmel ward dunkler und drohender, der Sand fing an, ſich immer in größern und größern Maſſen unter den Füßen des Pferdes zu bewegen, er erhob ſich im Wirbel und erfüllte die Luft. Der Weg ward unkenntlich, das Pferd ſank tief in den loſen Sand hinein; Himmel, Erde und Meer wurden vermiſcht und alle Gegenſtände in eine Staub- und Sandwolke verhüllt. Keine Spur von Leben oder Vegetation; der Sturm ſauſte durch die Luft, die Wellen des nahen Meeres peitſchten das Ufer, der Donner rollte in der Ferne, und durch die Staubwolke drang der Blitz, trübe, dunkel, röthlich, kaum hindurch. Die Gefahr war augenſcheinlich, als ein plötzlicher gewaltiger Gewitterregen den Sand zur Ruhe brachte und mich, völlig durchnäßt, den Weg nach der kleinen Stadt finden ließ. Es war eine grauenhafte Vermiſchung aller Elemente. Wie das Erdbeben ein Seufzer der Natur aus tiefer Bruſt iſt, gab dieſes Chaos das Bild eines wild zerriſſenen Gemüthes: alle Hoffnung zerſtört, jede Freude verſchüttet, die Trümmer der Vergangenheit, grauſe Wuth und Kummer verdeckend, unter der wüſten Stätte unruhiger Leidenſchaften vergraben, die Stimme des Gewiſſens drohend, donnerähnlich, in der Ferne das verzehrende Feuer dunkel leuchtend in der trüben Seele, bis die längſt verſiegten Thränenquellen ſich gewaltſam fluthend eröffnen, und die Wehmuth die zerriſſene Seele in ihren Wellen begräbt.

In dieſer traurigen Gegend war vor Zeiten ein Dorf, Rörwig, etwa eine Viertelmeile vom Ufer entfernt. Der Flugſand hat das Dorf verſchüttet, die Einwohner, meiſt Schiffer und Fiſcher, haben ſich dicht am Ufer angebauet, nur die feſte Kirche, auf einem Hügel erbaut, ſteht noch einſam, von der traurigen, beweglichen Oede umgeben. Sie iſt der Schauplatz dieſer räthſelhaften Erzählung.

In der einſamen Stube ſaß, in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte ehrwürdige Prediger des Ortes, in fromme Betrachtung verſunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner kannten das wechſelſeitige Mistrauen ſo wenig, daß Schloß und Riegel ihnen fremd waren, und jede Thüre offen blieb. Die nächtliche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille ward nur von dem Rauſchen des Meeres unterbrochen und der blaſſe Mond ſpiegelte ſich in ſeinen Wellen. Da hörte er die Thüre unten öffnen, vernahm ſtarke Männertritte auf der Treppe, und erwartete ſchon die Aufforderung, irgend einem Sterbenden mit geiſtlichem Troſte beizuſtehen. Zwei fremde

Männer traten ſchnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte ſich ihm höflich. Mein Herr, ſagte er, Sie werden uns ſogleich folgen. Sie müſſen eine Trauung verrichten; das Brautpaar wartet ſchon in der entfernten Kirche. Dieſe Summe, ſprach er ferner und zeigte dem Greis eine volle Geldbörſe, wird Sie für die Mühe und für den Schrecken über eine ſo unerwartete Aufforderung hinlänglich entſchädigen. Der Greis ſtarrte die fremden Geſtalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Geſpenſtiſches zu haben ſchienen, ſtumm und erſchrocken an. Der Fremde wiederholte ſeinen Antrag dringend und gebieteriſch. Als der Greis ſich erholt hatte, fing er mild an, dem Fremden vorzuſtellen, wie ſein Amt ihm nicht erlaubte, eine ſolche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Perſonen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Geſetze fordern, zu begehen. Da trat der andere drohend hervor. Mein Herr, Sie haben die Wahl, folgen Sie uns und nehmen Sie die angebotene Summe, oder bleiben Sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch Ihren Kopf. Er hielt ihm ein Piſtol vor die Stirne und erwartete die Antwort. Der alte Prediger erblaßte, erhob ſich furchtſam und ſtillſchweigend, kleidete ſich ſchnell an und ſagte dann: Ich bin fertig. Die Fremden hatten zwar Däniſch geſprochen, aber ſo, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Die räthſelhaften Männer gingen ſchweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbſtnacht, denn der Mond war ſchon untergegangen. Als ſie aus dem Dorfe traten, ſah der von Schrecken und Erſtaunen betäubte Greis die Kirche hell erleuchtet; und noch immer ſtillſchweigend ſchritten ſeine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, ſchnell durch die öde, ſandige Fläche, während er mühſam und nachdenklich zu folgen ſtrebte. Als ſie die Kirche erreicht hatten, verbanden ſie ihm die Augen. Die dem Prediger wohl bekannte Nebenthür öffnete ſich knarrend, und er ward in ein dichtes Gedränge von Menſchen gewaltſam hineingeſtoßen. Um ſich her hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in ſeiner Nähe Geſpräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie er vermuthete, war es Ruſſiſch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung daſtand, fühlte er ſich von einer Hand ergriffen und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es ſchien, zurückgewichen; man löſte die Binde, er erkannte den einen ſeiner nächtlichen Begleiter und fand ſich vor dem Altar ſtehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter, in prächtigen ſilbernen Leuchtern, zierte den Altar; die Kirche ſelbſt war durch viele Lichter ſo hell erleuchtet, daß man die entfernteſten Gegenſtände erkannte; und war kurz vorher, als er erblindet in das Gewühl des dichten Hauſens gedrängt ward, das Gemurmel ihm fürchterlich, ſo erfüllte jetzo die furchtbare Stille unter der großen Menge die bange Seele mit Entſetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menſchen beſetzt waren, ſo war dennoch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein friſch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es ſonſt bedeckte, ſtand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger ſah nichts, als Männer, nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß Jemand ſich rührte. So mag in der verirrten Seele ein ſtilles, dumpfes Brüten jeder entſetzlichen That vorangehen.

Endlich richtete ſich ein Mann auf, deſſen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterſchied und ſeinen hohen Stand verrieth. Er ſchritt raſch den leeren Gang entlang, indem die Menge ihn anſtarrte, und ſeine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchſe, breitſchultrig, von gedrungenem Bau, ſein Gang trotzig, das Geſicht gelblichbraun, die Haare rabenſchwarz, die Züge ſtrenge, die Lippen wie voll Ingrimm geſchloſſen, eine kühn gebogene Naſe erhöhte das Gebieteriſche ſeines Anſehens, lange dunkle und buſchige Augenbraunen überſchatteten die kleinen ſchwarzen Augen, in welchen eine wilde Gluth brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit ſtarken goldenen Treſſen beſetzt, und an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm kniete, war prächtig, ja mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber beſetzt, umſchlang die ſchlanke Geſtalt und warf ſich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem, von Edelſteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchſte Anmuth und Schönheit ließ ſich in den obſchon entſtellten Zügen des Geſichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erſtarrt, kein Zug bewegte ſich, die erblaßten Lippen ſchienen todt, die Augen wie gebrochen, und die erſchlafften Arme hingen völlig gerade an dem zuſammengeſunkenen Leib herab. So kniete ſie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entſetzen ſchien ſo Bewußtſein, wie Leben in einem wohlthätigen Schlummer feſtzuhalten.

Jetzt erſt entdeckte der Prediger ein altes häßliches Weib in einem fratzenhaft bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja ſpöttiſch über die knieende Braut weg blickte. Hinter den Bräutigam hatte ſich ein rieſenhafter Mann geſtellt, von finſterm Anſehen, der unbeweglich, ſtarr und ernſt vor ſich hinſah.

Der Prediger, vor Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit ſtumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar ſeine Sprache verſtehen würde. Es war ihm nicht wahrſcheinlich. Dennoch faßte er ſich und wagte es, den Bräutigam nach dem Namen des Brautpaars zu fragen. Neander, Feodora, antwortete dieſer mit einer rauhen Stimme.

Der Prediger fing nun an, die Trauungsformel herzuleſen, indem ſeine Stimme ſchwankte und er, oft ſich irrend, die Worte wiederholen mußte, doch ohne daß das Brautpaar ſeine Verwirrung zu bemerken ſchien, wodurch er in ſeiner Vermuthung, daß Beiden die Sprache, wenn auch nicht völlig, unbekannt ſein müßte, beſtätigt ward. Als er nun fragte: Neander, willſt Du die hier neben Dir knieende Feodora für Dein rechtmäßiges Eheweib erkennen? da zweifelte er, ob der Bräutigam, der Sprache unkundig, antworten würde; aber zu ſeinem Erſtaunen ſprach dieſer laut, ja faſt ſchreiend, das Ja, in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang. Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Menge hervordrangen, begleiteten das entſetzliche Ja, und ein ſtilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, ſetzte die todtenbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte ſich darauf, lauter redend, als wollte er ſie aus dem Todesſchlummer erwecken, an die Braut, indem er ſagte: Willſt Du, Feodora, den neben Dir knieenden Neander für Deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, ſo antworte durch ein vernehmliches Ja! Da erwachte die entſeelte Braut, ein tiefes, grauenhaftes Entſetzen bewegte die erſchlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein ſchnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Bruſt hob ſich, ein gewaltſamer Thränenguß löſchte die Gluth der Augen, und das Ja ließ ſich hören wie das Angſtgeſchrei einer Sterbenden, und ſchien in den unwillkürlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Bruſt der Menge hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden. Die Braut ſank der widrigen Alten in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillſchweigen. Da ſah der Prediger die leichenblaſſe Braut, wie vorher, in tiefer Betäubung knieen und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob ſich und führte die ſchwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der rieſenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erſchienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn, nicht ohne Mühe, durch das Gedränge, und nachdem ſie ihn aus der Thür geſtoßen hatten, verriegelten ſie dieſelbe inwendig und überließen ihn ſich ſelber.

Hier ſtand er nun einſam und ungewiß, ob das ſchauderhafte Ereigniß, mit allen ſeinen furchtbaren, ja geſpenſterähnlichen Umſtänden nicht ein Traum wäre, der ihn ängſtigte. Als er aber die Binde von den Augen geriſſen hatte, als er die hellerleuchtete Kirche vor ſich ſah und das Gemurmel der Menge hörte, mußte er ſich wohl von der Wirklichkeit der räthſelhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg, ſo viel möglich, zu erfahren, verbarg er ſich in einem Winkel außerhalb der Kirche, an der entgegengeſetzten Seite, und indem er hier lauſchte, hörte er, wie das Gemurmel immer ſtärker ward. Es war, als entſpönne ſich ein heftiger Streit; er glaubte die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieteriſch Stillſchweigen gebot. Dann erfolgte eine lange Pauſe. Ein Schuß fiel, das Geſchrei einer weiblichen Stimme ließ ſich hören. Darauf wieder eine Pauſe; dann ein Wühlen und Arbeiten, welches faſt eine Viertelſtunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöſcht, das Gemurmel erhob ſich wieder, und die ganze Menge ſtürzte zur Kirche hinaus und eilte lärmend dem Meere zu.

Jetzt erhob ſich der alte Prediger und eilte nach ſeinem Dorfe. Dort erweckte er Nachbarn und Freunde, indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnet war, noch von Schrecken ergriffen, erzählte. Aber ſo ruhig, ſtill, durch die gewohnten Grenzen des Herkömmlichen beſtimmt, war alles, was dieſen einfachen Menſchen entgegentrat, daß ſie von einem ganz andern Entſetzen ergriffen wurden. Sie glaubten nämlich, daß irgend ein unglücklicher Zufall die Einbildungskraft des geliebten Lehrers in Unordnung gebracht hätte, und nur mit vieler Mühe, und indem ſie ſich nach ſeinen vermeintlichen Phantaſieen richten wollten, überredete er einige, ſich mit Brecheiſen und Schaufeln zu verſehen und ihm nach der Kirche zu folgen.

Indeſſen war die Nacht verſchwunden, die Sonne zeigte ſich ſchon, und als der Prediger mit ſeinen Begleitern den Hügel zur Kirche hinaufſtieg, erkannten ſie ein Kriegsſchiff unter vollen Segeln, welches ſich vom Ufer entfernte und nach Norden hinſteuerte. Ein ſo überraſchender Anblick in dieſer einſamen Gegend machte die Begleiter ſchon zweifelhaft; aber noch geneigter waren ſie, dem Greiſe Glauben beizumeſſen, als ſie die Nebenthüre der Kirche gewaltſam erbrochen fanden. Voll Erwartung betraten ſie die Kirche. Der Prediger zeigte ihnen nun das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt geſehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von Neuem daraufgelegt war. Das Brecheiſen ward angeſetzt und in dem eröffneten Grabe fand man einen neuen, reich geſchmückten Sarg. Mit faſt jugendlicher Ungeduld ſtieg der Greis ſelber mühſam in das Grab hinab, Andere folgten ihm; der Deckel ward abgehoben und der alte Prediger fand ſeine entſetzliche Ahnung beſtätigt. In dem Sarge lag die Braut ermordet. Das prächtige Diadem war verſchwunden. Die Kugel war in der Gegend des Herzens durch die Bruſt gegangen. Die entſtellenden Züge des tiefen Grames waren aus ihrem Antlitze verſchwunden, ein himmliſcher Friede hatte das ſchöne Geſicht verklärt, und wie ein Engel lag ſie da. Der alte Greis ſtürzte laut weinend neben dem Sarge nieder und betete für die Seele der Ermordeten, und ſtumme Verwunderung und Grauen ergriff die Begleiter.

Der Prediger fand ſich verpflichtet, dieſes Ereigniß dem Biſchofe von Seeland, als ſeiner höchſten Behörde, ungeſäumt und umſtändlich zu melden, und bis er aus Kopenhagen Nachricht erhielt, nahm er den Freunden einen Eid ab, daß ſie ſtill ſchwiegen. Das Grab ward wieder zugedeckt und Keiner wagte etwas zu ſprechen. Plötzlich erſchien ein angeſehener Mann aus der Hauptſtadt, erkundigte ſich genau nach Allem, ließ ſich das Grab zeigen, lobte das bis dahin beobachtete Stillſchweigen, forderte ſtrenge, daß der Vorfall beſtändiges Geheimniß bleiben ſollte, indem er jeden, der davon zu ſprechen wagte, mit der härteſten Strafe bedrohte.

Nach dem Tode des Predigers fand man einen ſchriftlichen Aufſatz, die Erzählung dieſes Ereigniſſes, dem Kirchenbuche beigefügt. Einige glauben, daß es mit den ſchnellen und gewaltſamen Thronveränderungen nach Peter des Erſten und Katharinens Tode in irgend einer geheimen Beziehung ſtehen mag. Das tiefe Räthſel dieſer ſchauderhaften That zu löſen, wird ſchwer, wo nicht unmöglich ſein.

Inhalt.

Seite

1) Ueber Sagen und Mährchen aus Dänemark . 9

2) Mährchen und Sagen aus dem Rieſengebirge . 25

3) Die ſchlafende Braut 77

4) Anhang: Die Trauung 289

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Zweites Bändchen.

A D
BIBL. UNIV.
KONAC

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Zweites Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

Die Familien
Walſeth und Leith.

Ein Cyclus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Erſter Band.

Dritte verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC

Universitäts-
München
Bibliothek

Der
Schlossbrand.

In einem ziemlich großen Saale Kopenhagens ſaß eines Winter-Nachmittags eine Menge meiſt junger Männer, verſchiedene Gruppen bildend, in lebhaftem Geſpräche. Der Saal war zwar weitläuftig genug, in einem anſehnlichen Hauſe, aber keinesweges zierlich eingerichtet. Alte Tiſche und Stühle ſtanden an den Wänden, ein großer Tiſch in der Mitte und ein dicker Tabaksqualm verfinſterte faſt die Stube. Die Ausſprache der Redenden verrieth Norweger, die hier in den Tabaksdampf wie in nördlichen Nebel geiſterhaft verhüllt ſchienen. Ein kleines ſchäkerndes Mädchen lief geſchäftig herum, Thee und Wein reichend, und ward bald von Dieſem, bald von Jenem kurz, faſt immer mit irgend einem Scherze angeredet.

In einer Ecke ſchien das Geſpräch beſonders lebhaft, und am lauteſten ſprach ein junger Mann, der durch ſein jugendliches Ausſehen, durch ſehr blühende Farbe und große helle Augen ſich auszeichnete. Die Uebrigen ſprachen zwar hart, entſchieden, aber nicht lebhaft; ihre Bewegungen waren, ſelbſt wenn ſie heftig zu widerſprechen ſchienen, gemäßigt. Dieſer junge Mann unterſchied ſich von Allen durch eine große Beweglichkeit. Seine Augen ſprachen, die feinen Züge um die Lippen veränderten ſich, jede Miene prägte die ſchnell vorübergehende und wechſelnde Stimmung ſpiegelhell ab, beſonders waren die Arme in beſtändiger Bewegung, und ſo ſchien er in jedem Augenblicke ein Anderer zu ſein.

Obgleich man ihn ernſthaft, ja heftig beſtritt, ſchien dennoch die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft vorzüglich auf ihn gerichtet zu ſein, und man hörte dem, was er ſprach, mit augenſcheinlicher Theilnahme zu.

Nein, rief er ſehr heftig aus und ſchien einen frühern Vorwurf ablehnen zu wollen, nein, das dürft Ihr mir nicht vorwerfen, ich ſollte mein theures Geburtsland weniger lieben, als Ihr? Ja, Ihr ſeid nicht bloß da geboren, wie ich, ſondern auch erzogen, Euch iſt die große Natur nichts Fremdes, Ihr ſeid vertraut mit den wilden Felſen, mit den rauſchenden, rauchenden Waſſerſtürzen, mit den derben, treuen Bewohnern, Ihr ſeid aus ihrer Mitte. Mir aber ſchwebt das alles wie ein wunderlicher Traum vor der Seele, eigene kindliche Erinnerungen und Erzählungen der Eltern haben ſich zu einem ſeltſamen Bilde vereinigt, das mir fortdauernd folgt. Dieſes Bild iſt auf das Innigſte mit meinem ganzen Daſein verflochten, es hat mich in Deutſchland, in Italien, in Frankreich, in England nie verlaſſen; ich fühlte, als ich den letzten Sommer in Stockholm zubrachte, daß Schweden, bei aller ſcheinbaren Aehnlichkeit, doch ganz etwas Anderes ſein muß, als mein theures Norwegen. Ich werde dieſes mir ſo liebe, ſo theure Land nun bald ſehen, der kommende Frühling wird mich zu den erſehnten Bergen bringen, und es iſt Euch nicht unbekannt, wie Ereigniſſe, über die ich nicht zu gebieten hatte, mich zwangen, die meiſten europäiſchen Länder früher zu beſuchen, als mein Vaterland. Ich kann es jetzt, da es ſo gekommen iſt, nicht bedauern, ſo unangenehm es mir auch war, ehe ich die Reiſe antrat. Aber, liebe, theure Landsleute, ich ehre und ſchätze Euch zu ſehr, um die geheimſten Wünſche für mein Norwegen Euch zu verhehlen, die nicht laut werden könnten, wenn ich verbergen wollte, was ihm fehlt, was mich drückt und quält, wenn ich daran denke.

Nun, was fehlt uns denn, rief eine laute Stimme, daß wir nicht ſo geleckt und geſchniegelt, ſondern hart und rauh wie unſere Felſen ſind, das bedauerſt Du wahrſcheinlich? Du möchteſt uns in blaſſe, empfindelnde Kopenhagener verwandeln. Hol' der Teufel das empfindſame Pack! Wir wollen ſtark ſein, wie unſere Felſen, und auch unerſchütterlich, wie ſie. Willſt Du hier unſere zwanzigjährige norwegiſche Geſellſchaft umſtürzen, daß das flache Land das Gebirge, die Schwächlichkeit die Kraft überwinde? Warum haben wir uns hier ſo lange verſammelt, warum haben unſere Stifter ſich gegen die weichliche Art geſtemmt und, wie unſere jungen Studenten die Jütländer von der Univerſitätstreppe, ſo die Dichter-Pygmäen der Hauptſtadt mit ihrer angemaßten Herrſchaft geſtürzt? Wir wollen bleiben, wie wir ſind, und nur ein echter Norweger kann einen Norweger ſchätzen — weg mit den ausländiſchen Fratzen! Es lebe die norwegiſche Geſellſchaft! Sie ſoll das kernhafte Norwegen mitten in der flachen Hauptſtadt erhalten, ihren Schriftſtellern und geſchwätzigen Thoren zum Trotze, rief er laut und ſchwenkte ſein Glas.

Mehrere thaten das Nämliche. Es lebe die norwegiſche Geſellſchaft! riefen ſie. Andere ſchwiegen und ſchienen zu erwarten, daß der junge Mann fortfahren würde.

Ich darf alſo nicht weiter ſprechen, denn nach dem, was ich vernommen, muß ich wohl befürchten, Euer Misfallen noch mehr zu erregen, ſagte er; Du haſt mich recht unfreundlich unterbrochen, lieber Kiärulf! —

Du ſollſt ſprechen, antwortete jener, nun zum Teufel, was fehlt uns denn? —

Der ſo laut Redende war ein langer, hagerer Mann, etwa ſechs und zwanzig Jahre alt, mit einem länglichen, etwas blaſſen Geſichte, einer großen Naſe, kleinen lebhaften Augen. Die bräunlichen Haare hingen verworren über die Schultern, er trug einen dunkeln, nicht ſehr reinlichen Ueberrock, ohne Weſte, die Wäſche zeigte eben ſo wenig von großer Reinlichkeit. Der gelblichbraune Hals, wie ein Theil der Bruſt, war entblößt, ein ſchmutziges buntſeidenes Halstuch war nachläßig um den Nacken geſchlagen und die Enden über der Bruſt in einer loſen Schleife verbunden. Ehe er ſprach, war er unruhig, den Tabakrauch immer heftiger aus einer abgebrochenen, ganz braungerauchten thönernen Pfeife von ſich ſtoßend, auf und nieder geſchritten.

Laßt ihn doch ruhig reden, ſprach ein, wie es ſchien, etwas älterer Mann, deſſen milder und ruhiger Blick für ihn einnahm, und, indem er einen Stuhl ergriff, ſetzte er ſich an den Tiſch, näherte ſich dem jungen Manne freundlich und bat, alles, was ihm auf dem Herzen liege, recht unumwunden zu äußern.

Der Norweger, ſagte er, kann auch Tadel vertragen, vor allem wohlmeinenden, theilnehmenden Tadel, ſelbſt, wenn er ungerecht ſein ſollte. Ich glaube nicht, daß es ein Lob für den Norweger wäre, wenn man behaupten müßte, er könne nur Lob dulden, und noch wiſſen wir ja nicht einmal, was Jener Tadelnswerthes an uns findet.

Du haſt recht, Steenerſen, antwortete der heftige Kiärulf, und ich bin ein hitziger Thor. — Dein Berſerkergang, lieber Kiärulf, ſprach Steenerſen und wollte weiterreden, als jener ſich ebenfalls an den Tiſch ſetzte und dem jungen Manne freundlich auf die Schulter klopfte, höchſt gutmüthig ihn anredend:

Sprich Du ungeſtört, lieber Bull, und ſei nur nicht böſe.

Ich habe nun, fuhr Bull fort, drei Jahre im Auslande zugebracht. Alles deutet auf eine naheliegende, bedeutende, ja großartige geſchichtliche Kriſe. Welche allgemein bewunderte nationale Kraft entwickelt ſich in England, eine Freiheit, nicht auf Meinungen und Theorien von heute, ſondern tief geſchichtlich begründet; in Frankreich, — Ihr wißt, wie die Grauſamkeiten, deren Zeuge ich zum Theil war, mich von dem furchtbaren Wahne, als dürften Meinungen der Gegenwart die ewige Geſchichte überflügeln, zurückgebracht, wie Burke und Robespierre, jeder auf ſeine Weiſe, mich glücklich geheilt haben. Aber mag die Revolution, aus den irrigſten Principien entſprungen, ſich in den ſchauderhafteſten Verbrechen herumwälzen: dennoch hat ſie, gegen die Geſchichte kämpfend, deren innerſten Kern, das, was das Geſchlecht von jeher am tiefſten bewegte, zu Tage gefördert; die wichtigſten Probleme ſind wieder laut geworden und ſetzen alle Gemüther in Bewegung; große Talente ringen mit der gährenden Maſſe, und was auch geſchehen mag, irgend etwas Rieſenhaftes, nie Geſehenes muß ſich aus dem Chaos entwickeln. — Und während nun Alles ſo äußerlich ergriffen iſt, wie tief bewegt iſt der herrliche deutſche Geiſt, der ſich in ſich ſelber beſinnt, alle verborgenen, tief vergrabenen Schätze der Geſchichte hervorzaubert, damit das große Geiſtergeſpräch anfangen könne, auf welches die Völker mitten unter Kriegen und Misverſtändniſſen, wie auf das letzte Zeichen, lauſchen.

Ja, wir wiſſen es ſchon, rief Kiärulf, Du biſt ein deutſcher Windbeutel geworden, ſeit Du ein paar Univerſitäten in dieſem Lande beſuchteſt.

Ein Franzoſe, antwortete Bull, hatte ſich eine Zeit lang in Dänemark aufgehalten. Bei ſeiner Heimkehr nach Frankreich befragten ihn Freunde wegen der Art und Weiſe dieſes entfernten Volks. Ihr könnt es Euch denken, ſagte der Reiſende achſelzuckend, die Deutſchen ſind ihre Gascogner. —

Ich mag es willig bekennen, daß, was mir in Deutſchland entgegentrat, mich wie eine große Ahnung ergriffen hat. Aber, wenn mir nun lebendig jener geſchichtliche Reichthum, die Volksgährungen mit ihrer bedeutſamen Rohheit, die veralteten Regierungsformen, die große Kräfte in Bewegung ſetzen müſſen, wenn ſie ſich erhalten wollen, die geiſtigen Keime der wiedererwachten Poeſie in Kunſt und Wiſſenſchaft vorſchweben; wenn eine glühende Sehnſucht mich ergreift, daß mir das Leben keinen Werth zu haben ſcheint, außer inſofern ich an dem mächtigen Kampfe theilnehmen darf, deſſen Vorſpiele bedeutungsvoll begannen, — und ich ſehe nun meine entfernten Landsleute, ausgeſchloſſen von Europa, von allem höheren geiſtigen Verkehr, an das dürftigſte Treiben des engſten Lebens elend gebunden, fremd allem, was für mich einen Werth hat: muß ich da nicht in Wehmuth vergehen, muß mich nicht ein unergründlicher Schmerz um ſo verwundender treffen, je ſchneidender der Widerſpruch zwiſchen der tiefen, mit der Muttermilch eingeſogenen Liebe, zwiſchen der innigen Neigung, die, in die früheſten Träume meiner Kindheit verwebt, immer mächtiger heranwuchs, und allem, was mich ſpäter anzog und hinriß, hervortrat, je unüberwindlicher er ward? Liebe ich etwa meinen Bruder, den entfernten Ernſt, der, wie Norwegen ſelbſt, nur in ſchwachen Erinnerungen meiner Kinderjahre mir vorſchwebt, weniger, weil ich es bedaure, daß die ſchönſten Talente, durch widerſtrebende Beſchäftigungen erdrückt, gelähmt, vernichtet werden? Alle ſeine Briefe beweiſen, wie er mit innern Widerſprüchen kämpft; die tiefſten Gefühle können den wahren Ausdruck nicht finden und treten, wie erſchöpft, aus dem mühſamen Kampfe mit holprigen Worten hervor, und jedes Ringen nach Klarheit drängt ihn nur immer tiefer in eine ängſtigende Verworrenheit hinein.

Ihr beruft Euch auf Eure großartige Natur, auf die hohen, ſchroffen, kühnen Felſen, auf die Waſſerſtürze, auf das brauſende Meer, das Eure ausgedehnten, wild zerriſſenen Küſten peitſcht. Aber die Natur kann den Menſchen nicht erwecken, ſie wartet auf das erlöſende Zauberwort der Geſchichte, um in ihrer Bedeutung hervorzutreten. Die Neger wandeln stumpfſinnig in der Mitte der reichſten, phantaſtiſch blühenden Natur; die kühnen Berge in Mexico, die großen Vulkane in Peru ſind von einem ſchwächlichen Volke bewohnt, und der immerfort glühende, bebende Veſuv vermochte nur durch ſeine Lava-Ströme Gärten und Häuſer zu zerſtören, aber nicht den Geiſt der ſchlaffen Neapolitaner zu entzünden. —

Welch eine Vergleichung! rief entrüſtet Kiärulf; den kühnen, felſenſtarken Norweger ſtellſt Du neben den entnervten Neapolitaner, neben den weichen, trägen Inca, ja neben den ſtumpfen Neger! —

Ich will ja nur zeigen, daß die großartigſte Natur den Menſchen nicht zu erwecken vermag. Iſt der Norweger tüchtiger, geiſtig reicher ausgeſtattet, ſo verdankt er es ſeinen Bergen nicht. Aus einer andern, höhern Quelle fließt der Reichthum der Geſchichte. Wenn nun aber ein ſo entferntes, durch ſeine Lage einſiedleriſches Volk ſelbſt zerſplittert iſt, wenn unwegſame Berge den einſam Wohnenden von ſeinen nächſten Nachbaren trennen, wenn diejenigen, die in den Städten leben, nur mit Erwerb, mit nichts anderem beſchäftigt ſind: wo ſoll da Platz gewonnen werden für die edlern Früchte des Geiſtes? Ach, und doch iſt dieſes nicht Alles! Wenn nun jede großartige nationale Erinnerung in die tiefſte, faſt ungewiſſe Vergangenheit entflieht, wenn gar kein bedeutendes, aufregendes Ereigniß ſeit Jahrhunderten ſich begab, wenn man einzelne Thaten, wie die Vernichtung der durch Guſtav Adolf angeworbenen, in Norwegen eindringenden Schotten unter Sinclair im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts, die nicht ſehr bedeutenden Begebenheiten des letzten Schwedenkrieges, ſeit denen auch ſchon mehr als ſiebzig Jahre verfloſſen ſind, hervorrufen muß, während das Land, von aller Berührung mit dem innern Leben Europas ausgeſchloſſen, nur eine Verbindung durch Eiſen- und Holzladungen unterhält: wie, frage ich, ſoll da irgend etwas geiſtig Großes ſich erzeugen können? Ich habe oft daran gedacht, ob es nicht möglich wäre, das norwegiſche Volksleben zum Gegenſtande einer dichteriſchen Behandlung zu machen. Ja, es war in frühern Jahren einer meiner liebſten Träume; aber, wahrlich, es iſt nicht möglich; alles, was ich vernehme, hat ein ſo hartes, rohes, platt proſaiſches Gepräge, die großen Erinnerungen der längſt verſchwundenen Vergangenheit ſind ſo durchaus dem jetzigen Leben entfremdet, daß ich mir nichts Troſtloſeres denken kann, als etwa einen norwegiſchen Roman. Eure Landprediger und Sorenſkriver, Eure Rektoren und Lieutenants ſehen einander ſo ähnlich, daß man einen gar wohl für den andern nehmen kann; und nun vollends die Weiber! — die insgeſammt gute Hausmütter ſein mögen, Eure Mädchen, deren jungfräuliche Scheu Euch entzücken mag, die aber wahrlich, in irgend einer Dichtung hervortretend, nur geringes Intereſſe erregen könnten, um ſo weniger, da ſie ſelten ſchön ſind.

Du wirſt grob! ſchrie ein junger Mann; es entſtand ein lebhaftes Gemurmel. Nein, dergleichen hörten wir noch nie in unſrer Geſellſchaft, riefen Andere, und es war, als wollte eine bedeutende, dem Unbeſonnenen gefährliche Gährung entſtehen, als Kiärulf aufſtand, der ſich ganz geändert zu haben ſchien.

Ich habe ihn aufgefordert zu reden, rief er, und er darf nicht geſtört werden. — Die Andern ſchwiegen ergrimmt. — Nun, fuhr Kiärulf fort, und der norwegiſche Bauer, iſt er denn auch ein ſo gewöhnlicher, für die Dichtung ganz unbrauchbarer Spießbürger?

Er wäre trefflich, wenn er nicht ſo ganz allein ſtünde, ſagte Bull, der, von ſeinem Gegenſtande ergriffen, kaum auf die Bewegung um ihn her zu achten ſchien. Leider, ich habe das Schlimmſte noch zurück, und ſeid Ihr gegen mich entrüſtet, weil ich ſo offen über Eure Landsleute geſprochen habe: ſo fürchte ich Euch ſogar zu beleidigen, wenn ich über Euch ſelbſt, über uns, über dieſe Geſellſchaft ſprechen muß. Aber iſt es nicht redlich, ja iſt es nicht ächt norwegiſch, wenn man das Härteſte, was man über Jemanden zu ſagen hat, ihm ſelbſt ſagt? Wie hier unter Euch, rede ich nie über die Norweger, und es fehlten mir noch niemals die Worte, wenn ich den Dänen, wenn ich den Ausländer von der herrlichen Natur, von der reinen, kühnen, unverfälſchten Unſchuld der alten, edeln Gothen, die in dem fernen Gebirge die uralten Sitten bewahrten, zu unterhalten anfing.

Aber wie bringſt Du, lieber Bull, dieſes Lob mit Deinem vorigen Tadel in Uebereinſtimmung? fragte ruhig Steenerſen. Man ſollte doch glauben, die unverfälſcht erhaltene alte Unſchuld und Sitte, rein bewahrt in einer verworrenen Zeit, müßte ein Gegenſtand der Poeſie, ja eben der edelſten ſein können.

Lieber Freund, die bloße Unſchuld iſt lobenswerth, aber als ſolche keinesweges ein Gegenſtand der Dichtkunſt. Nur ein bewegtes Leben vermag das zu erzeugen, was den eigentlichen Reiz der dichteriſchen Darſtellung ausmacht, den Reiz des Eigenthümlichen; ein ſolches Leben allein kann große Ereigniſſe herbeiführen, welche die Perſonen aus den gewöhnlichen Kreiſen des einfachen Lebens herausreißen und ſie zwingen, ihr Inneres in Freude und Schmerz, in Leidenſchaft und That nach außen zu wenden. Dieſen Reiz finde ich nicht in dem, was mir von dem norwegiſchen Leben bekannt iſt.

Du ſchmähſt Deine Landsleute, weil ſie kein Thema für einen Roman abgeben, rief Kiärulf, halb lachend, halb ergrimmt; nein, das iſt unausſtehlich! —

Nimm es, wie Du willſt; aber hängt dieſes nicht genau mit dem zuſammen, was ich wahrlich aus andern, aus höhern Gründen bei ihnen vermiſſe? Muß es mich nicht quälen, wenn ich einen Mann, vielleicht geboren, bedeutend in die geiſtige Entwickelung des Geſchlechts einzugreifen, in einer gedrückten Lage finde, wie er die halbverlorenen Worte, die ihm zufällig zugeweht werden, kümmerlich ſammelt und mühſam ein ungenügendes Werk zu Stande bringt? Ja, wenn ich mich an die Hauptquelle aller geiſtigen Bildung in Norwegen wende, an den Mittelpunkt, aus welchem alles, was Intelligenz in dieſem Lande genannt werden kann, ausfließt, an dieſe Geſellſchaft nämlich, was finden wir hier? —

Nun, riefen Viele mit einer gedehnten Stimme und ſchienen, eben nicht mit freundlicher Geſinnung, auf die Fortſetzung der Rede geſpannt zu ſein. —

Müßt Ihr nicht bekennen, rief Bull mit großer Heftigkeit, daß Ihr alle Eure Bildung von den verſchmähten Dänen zu borgen genöthigt ſeid, während dieſe ſich mit dem abgetragenen geiſtigen Kleide der Nachbarn unter beſtändigem Schelten begnügen?

Du mußt ruhiger werden, ſagte Steenerſen und faßte ihn bei der Hand; Deine Aeußerung iſt ungerecht, einſeitig im höchſten Grade, und Du weißt das ſelbſt. Wenn eine geiſtige Verwandtſchaft Dänemark und Deutſchland verbindet, Wer ſollte dieſe höher ſchätzen, als Du? Ja, wenn Du irgend etwas Bedeutendes erworben haſt, ſo haſt Du es als ein ächter Däne erworben. Du weißt recht wohl, daß der Haß gegen die hier eingedrungenen Deutſchen einen ganz andern Urſprung hat, daß wir es vielmehr loben müſſen, wenn neben dieſem Haſſe die Liebe, die Bewunderung für die großen Geiſter der edeln, verwandten Nation beſteht. Was Du über unſere Geſellſchaft zu ſagen haſt, das ſage nur ohne Scheu; wir können es vertragen. —

Bull fand ſich durch dieſe Ruhe und eine Zurechtweiſung, die er nur zu wohl zu verdienen fühlte, in einige Verlegenheit verſetzt. Es währte längere Zeit, ehe er Worte finden konnte; erſt dann, während die Gegner triumphirten, fing er wieder an:

Ich rede mich leicht ſelbſt in eine immer größere Heftigkeit hinein, und mag dann unter Freunden die Worte nicht wählen; doch haſt Du nicht Unrecht, Steenerſen.

Aber um auf unſere Geſellſchaft zu kommen — ich weiß es zu ſchätzen, was ich ſelbſt ihr verdanke; ich habe die vielen frohen Stunden, in welchen Scherz, ja Uebermuth, mit Ernſt vermiſcht, uns eine ſchöne, oft geiſtreiche Unterhaltung gewährte, die Keime der treuen Freundſchaft, die hier geſäet wurden, um mit nordiſcher Unwandelbarkeit das ganze Leben hindurch zu blühen, nicht vergeſſen. Allein es gibt doch eine höhere Betrachtung, eine wichtige ohne allen Zweifel, wenn wir bedenken, daß faſt jeder bedeutende Mann, der durch Kenntniſſe und Geiſt auf ſeine Landsleute zu wirken berufen iſt, in dieſer Geſellſchaft die Tage der folgenreichſten Empfänglichkeit zubrachte. Ich will auch nicht rechten mit Euch über den Sinn, der bei ihrer Stiftung — es ſind zwanzig Jahre ſeitdem verfloſſen — in dieſer Geſellſchaft herrſchte und ſie bezeichnete. Der geiſtige Uebermuth, der ſich den Götzen des Tages entgegenſtellte, hatte etwas Friſches und Einnehmendes, und ſelbſt die Gegner mußten ihn ehren.

Aber darf ich die Stifter dieſes Vereines loben, wenn ſie als die Oppoſition gegen die erſte nach langem Schlummer wieder erwachte Poeſie hervortraten? Als Ewald ſich vernehmen ließ, war es, als wenn das alte, lang verſtummte Geiſterflüſtern der Buchenwälder ſich wieder regte; der Meergeiſter Klagetöne hörte man an den Ufern hallen, der Schmerz verſchmähter Liebe, die Trauer des Daſeins hatten ihren Ausdruck wieder gefunden, und welche nie gekannte Anmuth brach aus der ſchönen, heimatlichen Sprache wie ihre heiterſte Blüte hervor! —

Ich mag dem, was Du ſagen willſt, und was ich wohl voraus ſehe, nicht vorgreifen, unterbrach ihn

Steenerſen; aber, lieber Freund, kannſt Du wohl behaupten, daß Ewald ſich bloß den Deutſchen nachgebildet habe, etwa weil er ſich an Klopſtock, obgleich eben ſo lebendig an Milton, anſchloß? Du beſonders wirſt geſtehen, daß nicht bloß die Kehltöne, ſondern auch die wahren Bruſttöne der Poeſie aus Ewalds Gedichten, die ich ſchätze, wie Du, klangvoller hervortönten, als aus denen ſeiner erwähnten Meiſter. Und kann ich es wohl unterlaſſen, Dich auch an die vielen, keinesweges deutſchen Männer zu erinnern, die eine Zierde unſerer Literatur ſind, an unſere Naturforſcher aus Linnés Schule, an unſern Kofoed Anker, an unſere Geſchichtsforſcher, an Gram, Schönning, Langebek, Suhm, von welchen man behaupten kann, daß ſie eine eigene Schule bilden, vor Allen an Holberg. —

Bull drückte ihm ſtillſchweigend und wie zur Verſöhnung die Hand.

Von Holberg werde ich noch reden müſſen, ſagte er, ja es iſt mir lieb, daß Du mich an ihn erinnerſt, denn ſeine Eigenthümlichkeit bildet den natürlichſten Uebergang zu dem, was ich über jene erwähnte polemiſche Stellung unſerer Geſellſchaft gegen Ewald zu bemerken habe. Gewiß iſt Holberg einer der ausgezeichnetſten Geiſter ſeiner Zeit. Ich will nicht darüber ſtreiten, ob ihm der Vorzug vor denen gebühre, die mit ihm um den Kranz als Luſtſpieldichter rangen, ob er Molière vorzuziehen ſei, obgleich er mir reicher, mannigfaltiger ſcheint; aber es war nicht bloß ein bewundernswürdiges Talent, perſönliche Thorheiten in komiſche Masken zu verwandeln, ſo daß wir unſere eignen Nachbarn und die Spießbürger aus der nächſten Straße verkleidet und in ergötzliche Verlegenheiten gebracht zu ſehen glauben, was ihn auszeichnete; auch die geſchichtlichen Thorheiten der Gelehrſamkeit, der Staatseinrichtungen, der bürgerlichen Geſellſchaft überhaupt treten lebendig in ſo ſcharfen, ſchneidenden Umriſſen in ſeinen Schriften hervor, daß wer nur ſeine Schauſpiele, aber nicht ſeinen Peder Paars, ſeinen Niels Kliim kennt, gar nicht den Umfang ſeines Talents zu beurtheilen vermag. — Ich habe mich in Deutſchland nicht wenig gekränkt gefühlt, wenn ich allenthalben dieſen trefflichen, ächt einheimiſchen Dichter ſo völlig verkannt ſah, als könne er nur noch dem roheſten Pöbel genießbar ſein. Und dennoch fand ich es begreiflich. Denn nicht bloß die herrſchende, alle wahre Poeſie der Luſt verdrängende, alle Thorheit, ja Laſter und Verbrechen umhüllende, keinesweges verbergende Glätte der Geſelligkeit, jene elegante Heuchelei, die immer gefährlicher an die Stelle der frömmelnden tritt, jenes leichtſinnige Tändeln mit dem Teufel, der ſich gar artig zu betragen weiß und allerliebſt erſcheint, während unſre alten Heuchler ihre Vertrautheit mit ihm durch Augenverdrehen zu verheimlichen ſuchten: nicht dieſe Jämmerlichkeiten allein ſtehen ſeiner Derbheit entgegen, Manches iſt auch zu national, um ganz von Ausländern geſchätzt zu werden, und die Deutſchen können ihn durchaus nicht ſpielen. Wir hingegen haben, wenn auch Klementin, Hortulan, Londemann längſt von unſerer Bühne verſchwunden ſind, jene Schauſpieler, die ſich unter Holbergs Augen bildeten, doch noch Reſte ſeiner Schule, und ich nenne wohl mit Recht den vorzüglichſten, Lindgreen nämlich. Ein Deutſcher, der Holberg wahrhaft ſchätzen ſollte, — und dennoch können wir nur in dieſem Lande erwarten, daß er hier vielleicht einſt in ſeinem Werthe erkannt wird — müßte ſein Talent beſitzen, aber höher ſtehen, als er; ein ſolcher müßte die Kunſt verſtehen, ihn nicht bloß zu überſetzen, ſondern auch umzuſetzen in's Deutſche, ohne ihn zu verwandeln. Holberg wäre in einer großen Umgebung, getragen von einer mannigfaltig ausgebildeten Zeit, noch bewundernswürdiger geweſen. Sie hätte ihm die Grazie gegeben, die ihm fehlte, und wäre ſie ächter, tüchtiger Art geweſen, ſo würde ſie ihm nichts geraubt haben. — Aber eben deßwegen können wir ihn nur uneigentlich einen Dichter nennen. Ein Jeder weiß, wie ſeltſam hölzern ſeine

Liebe iſt, wie platt proſaiſch ſeine ernſthaften Betrachtungen; ja in den Luſtſpielen werden dieſe ganz ehrlich ohne alle Ironie gemeinten Stellen ergriffen von dem neckenden Dämon, der über das Ganze waltet, der gegen ſeinen Willen den Dichter ſelbſt erfaßt und in eine komiſche Maske verwandelt, doppelt poſſierlich und im höchſten Grade ergötzlich. Es gibt einen Witz, der ſeinen Werth hat, der, wenn er auf einem größern Leben voll mannigfaltiger Keime der Kunſt ruht, wie von ſelbſt eine höhere Bedeutung gewinnt; der aber, ſteht er allein, und müſſen wir ihn gar als eine nationale Eigenthümlichkeit, die ſich einſeitig ausgebildet hat, betrachten, etwas durchaus Unerquickliches, Unfruchtbares genannt werden muß. Es fehlt dieſem Witze der wahre Kern, er kann das Thörichte vernichten, aber das Herrliche vermag er nicht zu erzeugen. Ein freundlicher Herbſttag ruft uns allen Zauber des Frühlings wieder hervor, ſpielt mit den welkenden Blättern, das bunte Farbenſpiel der Wälder verwandelt den Tod und Untergang in Luſt; — aber er zeigt uns auch den ſtillen Keim, die überſchwängliche Fülle, die ſich reumüthig von der Pracht der brennenden Sonne und des äußern Lebens abwendet, um ſich als Frühlingshülle in das finſtere Grab der Erde zu verſenken. So iſt der wahre Witz zugleich unendlich reich, und alle jubelnde Freude deſſelben dem Schmerze auf das Innigſte verwandt; — nicht die dürre Dialektik trockner Skeptiker, vielmehr die lebendige der wahren Spekulation, die, indem ſie mit den Blättern des gemeinen Verſtandes ein zerſtörendes Spiel treibt, indem ſie den Geiſt in die nächtliche Finſterniß des innerſten Gemüths hineindrängt, den Keim eines großartigen Lebens einſchließt, verwahrt, nährt für einen kommenden Frühling.

Keiner wird läugnen, daß Beſſel, dieſes Haupt und Wahrzeichen unſerer Geſellſchaft, ſich durch einen höchſt eigenthümlichen Witz auszeichnete, ſeine Liebe ohne Strümpfe iſt eine höchſt ergötzliche Traveſtie des leeren theatraliſchen Pathos und hat es verdient, ein National-Gedicht zu werden. Hätte er ſich nun an den tiefen, ſchmerzlichbewegten Ewald angeſchloſſen, hätte er dieſe herrlichen Töne einer wiedererſtandenen Poeſie erkannt, geſchätzt und fröhlich begrüßt: wie viel größer wäre er ſelbſt erſchienen, nicht bloß als ein wild zerriſſenes Gemüth, ohne irgend einen innern mächtigen Grundton, durchaus proſaiſch, mit leeren Moralitäten ſich herumtreibend, wo der tändelnde Witz ihn verließ. Der mächtige Klang eines höhern Lebens würde aus ſeinen ſcheinbaren Spielen hervortönen. Wie er nun da ſteht, mag er uns ergötzen, aber wir wenden uns völlig unbefriedigt von ihm ab. Und wäre es nur nicht zu wahrſcheinlich, daß dieſe Art tändelnder Witzeleien, deren verletzende Spitze, wo ſie treffen, keine heilſame Erregung, keine friſche Kraft in dem verwundeten Gemüthe hervorbringt, leider als etwas rein Nationales zu betrachten iſt! — So finde ich jetzt, ergriffen von einer tödtenden Vorſtellung, die ſich mir unwillkürlich aufgedrängt hat, wo ich hinſehe, das liebliche Bild kindlicher Träume, früher jugendlicher glühender Zuneigung verunſtaltet, dürftig, leer. Ein großer geiſtiger Reichthum, eine Mannigfaltigkeit und Fülle der Erſcheinung hat ſich vor mir enthüllt, und ich kann ſie mit der Geſtalt meiner frühern Liebe nicht vereinigen. So mag ein junger Mann, den eine irrende Zuneigung in engen Verhältniſſen an ein dürftig-ausgebildetes Mädchen feſſelte, nachdem ein höheres Bild der Weiblichkeit in einem größern, wechſelnden Leben ihm entgegentrat, verwirrt, im Innern zerriſſen zu ſeiner erſten Liebe zurückkehren. —

Armer Teufel! ſagte Kiärulf und ſah Bull gutmüthig lächelnd an; aber Du biſt doch hoffentlich noch verliebt?

Das iſt ja eben mein Unglück, antwortete dieſer lachend.

Du liebſt uns alſo noch, theurer Geliebter! Sieh, dann wollen wir auf eine rührende Weiſe Dich an

Deine jugendlichen Zärtlichkeiten erinnern, und wie Du damals ganz allerliebſt warſt, bis eine neue, fremde Liebe Dein treuloſes Herz bewegte. Wir geben noch nicht alle Hoffnung auf.

Ich begreife es wohl, fing Steenerſen an, wie Du, hingeriſſen von einer neuen Welt, deren Daſein Du nicht geahnet haſt, und die ſich plötzlich mächtig in ſo vielen Richtungen Dir aufſchloß, nur mit Wehmuth an ein entferntes, in der Kälte erſtarrtes, in nordiſchen Nebel gehülltes Land, deſſen rauher, felſiger Boden Deine bunten Blüten nicht tragen kann, zurückdenkſt, an eine Heimat, die mehr ein Traumbild aus kindiſchen Vorſtellungen, halbverklungenen Erinnerungen und aus dem Andenken an einige in unſerer Mitte erlebte fröhliche Thorheiten zuſammengewebt iſt, als für Dich Daſein und Wirklichkeit hat. Auch Deine neue Göttin wird beſcheidener werden, wird andere neben ſich dulden und nicht dabei verlieren. Ein jeder Dichter — und Du ſcheinſt mir faſt einer zu ſein — mag eine eigenthümliche Art der Darſtellung beſitzen, die man im edlern Sinne Manier nennen kann; aber er iſt verloren, wenn irgend eine Manier, und wäre ſie aus den mannigfaltigſten Anſchauungen entſtanden, gehörte ſie der ausgebildetſten geiſtigen Geſelligkeit der ſchönſten Zeit an, ſeine ganze dichteriſche Empfänglichkeit beſchränkt. Unſer armes Vaterland ſoll nicht ein Gegenſtand eines Gedichts ſein können. Aber, lieber Bull, ſind denn die Landprediger, Gerichtsperſonen und Lieutenants da draußen ſo ſonderlich poetiſche Figuren? Aus dem Gewäſche der Familien-Schauſpiele und häuslichen, überaus lehrreichen, gemüthvollen und tugendhaften Romane ſollte man dies nicht ſchließen. Das bedeutungsvollere Leben iſt Dir dort aufgegangen, und wenn nun das rauhe Gebirge einen verſchloſſenen Schatz enthielte, den Du noch heben wirſt? — Ich ahne dergleichen, und die urſprüngliche Verwandtſchaft wird Dir ſchon das Verſtändniß eröffnen. Ich überlaſſe es daher ganz ruhig den Norwegern, ihre eigene Sache zu verfechten; aber Deine Anſicht von Weſſel und von dem nordiſchen Witze ſcheint mir doch zu ſchief. Kennſt Du den in Schweden ſo allgemein beliebten Bellmann? —

Ich traf ihn nicht, als ich in Stockholm war. Seine Gedichte ſah ich, aber ich verſtehe ſie durchaus nicht. Sein Witz und ſeine Einfälle ſind mir völlig unzugänglich. —

Und doch iſt er nicht bloß einer der ſeltſamſten, ſondern auch einer der merkwürdigſten Menſchen, die jemals gelebt haben, ja eine eigenthümliche ächt nationale Geſtalt, die auf etwas ganz Beſonderes, mit dem, was man bei andern Völkern findet, Unvergleichbares hindeutet. Denken wir uns eine Geſellſchaft, etwa wie diejenige, die in Boccaccios Decamerone der Peſt entrinnend ſich fröhlich verſammelt. Die Mitglieder dieſer Geſellſchaft ergötzen ſich nicht, wie bei Boccaz, mit Novellen, in ihrer Mitte aber iſt ein Menſch, der die Fähigkeit beſitzt, alles, was geſchieht, in ein anmuthiges Spiel zu verwandeln. Er kennt Alle, er ſpielt auf Alles an, ſelbſt die geringern Hausgenoſſen, Pächter, Bauern, Dienſtboten entgehen ſeiner Aufmerkſamkeit nicht. So verſteht dieſer Mann die Wirklichkeit zu verdrängen und eine leichte Welt luftiger Anſpielungen aus ihr zu bilden. Worte, die ſonſt keinen Sinn haben, Aeußerungen, die außerdem bedeutungslos ſcheinen, werden in dieſem zauberiſchen Gewebe beziehungsreich, erregen tauſend Erinnerungen, Alles iſt mannigfaltig wechſelnder Anklang, ſo daß nichts in ſeiner gewöhnlichen Geſtalt hervortreten kann. Beſteht nun die Geſellſchaft aus ernſten Naturen, haben traurige Ereigniſſe, ein hartes Loos, Kämpfe mit einem ſtrengen Leben die Meiſten urſprünglich zur Trauer geſtimmt, ſo daß ſie ſich, aufgeregt durch das ſeltſame Talent, in eine eigene, träumeriſche Welt hineinſtürzen, um dem Ernſte zu entfliehen; und weiß der Alles beherrſchende Geiſt dieſen ſchmerzlichen Grundton — als wollte die Zauberwelt entſchwinden, als drohte die kalte, herbe

Wirklichkeit das willkürliche Gebäude zu zerſtören — aus der innern Tiefe ahnungsvoll hervortönen zu laſſen, daß er wie eine erſchütternde wehmüthige Klage in den Jubel hineinklingt: dann wird dieſer gewaltige Schmerz der Freude erſt den rechten Stachel geben, daß man ſie deſto inniger empfinde. — In eine ſolche Welt verſetzt, verſtehen wir Alles, kein Genuß entgeht uns, und jede Aeußerung iſt genußreich, alle Klänge des ganzes Traumes wiederholen ſich, ſind dieſelben und doch in einem jeden andere, wie in einer wunderbaren Muſik, die das ganze Daſein und alle Gedanken feſthält und in ihren Zauber bannt. Treten wir aus einem ſolchen Verhältniſſe heraus, dann iſt es uns, als erwachten wir aus einem Traume. Alle Beziehungen, die uns ergötzten, ſind verſchwunden, Worte und Anſpielungen verlieren ihren Werth, und wir begreifen uns ſelbſt in unſerem nun verſchwundenen Zuſtande nicht. Es gibt wohl keinen Menſchen, der nicht etwas, was wenigſtens einer Annäherung zu dieſem Zuſtande ähnlich wäre, erlebt hätte. Ein fröhlicher Abend, an welchem ein ergötzlicher Menſch uns mit tauſend Poſſen unterhielt, erſcheint uns nicht ſelten den Tag darauf völlig unbegreiflich, und leer und albern dünkt uns in einer nüchternen Stimmung, was uns ganz hinriß. Iſt es nun aber nicht etwas Seltſames, ja Wunderbares, wenn ein ganz ernſthaftes, ſtilles, in anſtrengender Thätigkeit und Armuth lebendes Volk ein ſolches Verhältniß mitten in der harten Wirklichkeit feſtzuhalten, auszubilden vermag? Ich bin in einer Geſellſchaft geweſen, wo Bellmann ſich ſeiner eigenthümlichen dithyrambiſchen Wuth ganz überließ. Daß Alles, auch das Vorzüglichſte von ihm, ein Produkt der augenblicklichen Begeiſterung iſt, muß Dir bekannt ſein. Er ſetzte ſich an's Klavier, ſpielte und ſang; die Sprache, in ihrer willkürlichſten Tiefe aufgeſchloſſen, war mir oft unverſtändlich, viele Anſpielungen fremd, aber dennoch ward ich auf das Gewaltſamſte ergriffen, die Geſellſchaft ſchien die Begeiſterung des Dichters zu theilen. Einige Stockholmer Hetären, die allgemein bekannt waren, bizarre Menſchen, die ſich auf den Straßen und an den öffentlichen Orten in Stockholm herumtrieben, Schauſpieler der dortigen Bühne, traten als ergötzliche Larven hervor; das Spiel ward immer bunter, die Anſpielungen immer häufiger, Sprache, Ton, Miene, Gebährde verwandelten ſich fortdauernd, während das Inſtrument mit ſeltſamen rollenden Tönen, die wie Wellenſchläge klangen, den wunderlichen mimiſchen Geſang begleitete. Und dennoch verbarg dieſes Spiel eine ſchmerzliche Wehmuth, die etwas unendlich Ergreifendes hatte, ja zuweilen ſchien das Inſtrument unwillkürlich, unaufhaltſam in eine tiefe Klage ausbrechen zu wollen, die plötzlich verſtummte und irgend einer bizarren Geſtalt, die ſich wie ein Kobold heranwälzte, Platz machen mußte. Wenn nun in dieſem lebendigen Gedichte, wie ich es nennen muß, wenn auch kein äſthetiſches Handbuch es zu klaſſificiren oder ihm auch nur einen Namen zu geben weiß, der tiefſte Sinn nordiſchen Witzes läge? Wenn es der ſeltſame nächtliche Spuk wäre, wie er in unſern Gebirgen ſein Weſen treibt, der geheime Ton, wie ein Echo aus den tiefen Thälern, die verborgene Muſik aus den dunkeln Gebirgshöhlen hervordröhnend?

Unſer Beſſel ſcheint mir ein Bellmann, dem nur der rechte Schauplatz fehlte. Wir haben keine eigene Hauptſtadt. Die tiefe Subjektivität einer eigenthümlichen Geſelligkeit, die ſich in größern Kreiſen bewegt und ſich, immer wechſelnd, beſtändig von Neuem erzeugt, iſt die eigentliche Mitte, aus welcher eine ſolche Geſtaltung hervorgehen kann. Hier in Kopenhagen kann ſie nie ſo ſich ausbilden; das Widerſtreben eines fremden Geiſtes, der dieſe Beſonderheit weder kennt, noch begreift, und die Beſchränkung auf ein paar Stuben, wo einige Menſchen ſich kurze Zeit verſammeln, um ſich bald wieder zu zerſtreuen, kann ein ſo höchſt eigenes, in ſeiner Art einziges Gebilde nicht pflegen und gedeihen laſſen. Zwar iſt Alles in Bellmanns Gedichten höchſt ſubjektiv, hat nur für eine beſtimmte Stimmung einen Werth, aber daß dieſe ſubjektive Stimmung ſich erweitern, zu etwas wahrhaft Nationalem ausbilden könnte, gibt ihr eine höhere, objektive Bedeutung. Die gedruckten Gedichte von Bellmann können dabei gar nicht, wie andere, geſchätzt werden. Sie ſind die Reſte, das Reſiduum eines eigenthümlichen geiſtigen Zuſtandes, wie Noten zu einer höchſt ſeltſamen Kompoſition, nur dem Kundigen zugänglich. —

Und nun geſchloſſen, rief ein luſtiger junger Mann. Welch ein Geſpräch! Iſt nichts Neues geſchehen, ſingen keine Piecen hier von Freiheit, Gleichheit und Menſchenrechten, hat nicht irgend einer unſrer jungen Geſellen etwa in der letzten Nacht einen Angriff auf den Hof und die Miniſter drucken laſſen, um dieſen Morgen früh, ehe das Zeug verkauft wird, nach Schonen zu entfliehen? Ich muß die Adreßzeitung nehmen, die Beförderungen, die geiſtreichen Artikel vom Verkaufe, von den verlornen Sachen drei, vier Mal durchleſen, um mich wieder zu erholen. Unſere Geſellſchaft iſt verloren, wenn ſolche phantaſtiſche Spukgeiſter hier rumoren. Und all' das verdammte geſpenſtiſche Unweſen ſollten wir armen Norweger in unſerer eigenen poetiſchen Haut verbergen? Ich mag mich in allen möglichen Poſituren betrachten, ſo finde ich, Gottlob! doch nicht das Geringſte, was auf ſolche aparte Dinge deutete; — und nun der arme luſtige Veſſel, der einen ſolchen Kobold in ſich getragen haben ſoll, wie ein verborgenes Talent, aber zu unſerm Glück verſchloſſenen Leibes blieb ſein Lebenlang. Hoffentlich hätten wir andern dem Wechſelbalge den Hals umgedreht, ſo bald er nur das Licht erblickt haben würde. —

Man ſtand auf, und da die Stunde nach Mittag, in welcher man ſich hier zu verſammeln pflegte, vorüber war, gingen die Meiſten fort, wie es ſchien wenig erbaut von einem Geſpräche, welches mit ihren gewöhnlichen Unterhaltungen ſo wenig übereinſtimmte.

Kiärulf ging auf Bull zu und ſchüttelte ihm die Hand. Ich habe jetzt ſehr viel, nur zu viel hören und dulden müſſen, ſprach er. Allein auf Deiner Stube wollen wir recht gemächlich uns ſtreiten und zanken, wie gewöhnlich. Du haſt Dein Herz von Deiner erſten Liebe abgewendet, die ſtille, unſcheinbare Magd erſcheint Dir unbedeutend, jetzt, da Du das publike Weib der äſthetiſch-philoſophiſchen Bildung, die allgemeine europäiſche Kokette, kennen lernteſt und von ihr gefeſſelt biſt. Höre aber, Freund, ich bin der nahe Verwandte Deiner verſtoßenen Magd und ein Ritter. Gehe in Dich, hüte Dich! — Damit ging er ſchnell fort.

Kennſt Du Kiärulf genauer? fragte Steenerſen. —

Er bringt faſt täglich ein paar Stunden mit mir zu, er hat ſeinen eigenen Stuhl, in einem Winkel ſteht ſeine durchräucherte thönerne Pfeife, die ich mit keiner neuen vertauſchen darf. Zuweilen kömmt und geht er, ohne ein Wort zu ſprechen, zu andern Zeiten platzt er in die Stube hinein und ſcheint ein Selbſtgeſpräch, welches jetzt laut wird, fortzuſetzen, vertieft ſich immer mehr in irgend einen Gegenſtand, hört gar nicht auf zu reden und geht, ohne zu ſchließen, wie er hereintretend mich mitten in ſeinen Ideengang hineinverſetzte. Ich habe dann nur das Zuhören, und er überläßt es mir, Anfang und Ende ſelbſt hinzuzudenken. Dann iſt er aber wieder höchſt zuthulich, ſucht ein Geſpräch, horcht, wenn mich ein Gegenſtand ergreift, mit großer Theilnahme, bewundert jede Aeußerung und kann ſo in Entzücken gerathen, daß ich ſelbſt davon hingeriſſen werden muß. Sehr ſchmeichelhaft ſind dieſe Beifallsbezeugungen eben nicht; denn ſchwerlich kann irgend ein Menſch unkritiſcher ſein, als er. Er brachte mir neulich voll Entzücken ein Buch. Es war ein erbärmlicher Roman. Wenn irgend ein Bekannter ihm ein Gedicht oder einen Aufſatz vorlieſt, iſt er fortdauernd in Bewunderung verſunken, und Jedermann muß ſie theilen. Er erſcheint in ſolchen Augenblicken höchſt aldern. Es iſt aber nichts, als eine grenzenloſe Gutmüthigkeit, die alle Kritik entwaffnet. Erhält er eine neue Schrift, ſo ſitzt er mit dem Verfaſſer in der einſamen Stube, ſchwitzt, peinigt ſich mit ihm, um Alles ſo gut, wie möglich, darzuſtellen, denkt ſich die Angſt, mit welcher er dem öffentlichen Urtheile entgegenſieht, und ſein eigenes wird durch dieſe wunderliche Schwäche völlig gelähmt. Wenn nun, was natürlich oft geſchieht, eine Anſicht, die er geprieſen, ein Buch, das er gelobt, ein Gedicht, welches ihn entzückt hat, unbarmherzig getadelt wird: dann geräth man nicht wenig in Erſtaunen, den gutmüthigen Rühmer in einen höchſt ſcharfſinnigen Vertheidiger verwandelt zu ſehen. Er vermag in das Albernſte eine Bedeutung hineinzulegen, und nur ſelten weiß der Gegner auch das Erbärmlichſte ſo anzugreifen, wie er es vertheidigt. Wenn er ſich auf ſeine Weiſe der Furie gutmüthiger Beſchützung aller Dummheit überläßt, gelingt ihm oft das Seltſamſte, daß ich ganz irre werde, daß, was geiſtreich ſchien, mir verdächtig wird, als wenn es wohl eine Albernheit in ſich verbergen könnte, während vor meinen Augen das Albernſte die Geſtalt eines Geiſtreichen gewinnt. Kiärulf beſitzt mannigfaltige Kenntniſſe. Er bringt faſt ſeine ganze freie Zeit auf den großen öffentlichen Bibliotheken zu, und man findet ihn da immer von einer Menge

Folianten umgeben. Berühmte Gelehrte ſchätzen ihn, aber nur ſeine vertrauteſten Freunde kennen ſein höchſt originelles kombinatoriſches Talent. Er iſt ſehr arm, das ſiebente Kind eines Landpredigers in Romsdalen. Er verzehrt kaum hundert Thaler jährlich, und ſo lange ich ihn kenne, trägt er den nämlichen Rock. Sein dürftiges Auskommen erhält er, indem er dem ſtumpfſinnigen Sohne eines Hökers grammatikaliſchen Unterricht ertheilt, deſſen Vater, ein Bauerſohn aus Jütland, ſich hier ſo viel erworben, daß er ein großes Haus gebaut hat. Bei anſtändigern Familien würde er, wie er iſt, kaum Zutritt erhalten. —

Wißt Ihr, ſagte der junge Mann, der das heutige Geſpräch unterbrach, wißt Ihr, was er thut, wenn er unerkannt ſein will? — — Er wäſcht ſich. —

In der That, ſeine Unreinlichkeit geht weit. Als er ſich einmal im Sommer gebadet und reine Wäſche angezogen hatte, kannte ich ihn kaum. —

Ich finde ihn immer, ſo oft ich hier bin, ſprach Steenerſen; zwar, ich komme ſelten. — Er iſt alle Tage hier. Wir ſind einig geworden, ihm ſtillſchweigend den Beitrag zu erlaſſen, und wenn wir nun des Abends beim Punſche verſammelt ſind, ſetzt er ſich immer mit hin, nimmt ein Glas an, trinkt aber nie mehr. Dabei iſt er ſtets luſtig, oft aufbrauſend, beſonders, wenn ſeine Landsleute nicht genug geprieſen, wenn irgend etwas Norwegiſches getadelt wird. Seltſam iſt es aber doch, daß ihn hier ſein ſonſtiger Scharfſinn ganz verläßt. Er iſt zwar ein eifriger, aber in der That ſchlechter Vertheidiger ſeines Vaterlandes, und ſeine blinde Anhänglichkeit, die er durchaus nicht zu begründen weiß, ſein Zorn, der aus einem Bewußtſein ſeiner Schwäche entſprungen zu ſein ſcheint, hat meiner früheren Begeiſterung für Norwegen mehr geſchadet, als er wohl ahnet oder ich ihn jemals möchte merken laſſen. Er theilt ſonſt jeden Scherz, weiß in jeden Witz mit lebendiger Beweglichkeit einzugehen, und kann mit der trockenſten Ernſthaftigkeit das Uebermüthigſte unternehmen. — Einen Sommerabend waren wir fröhlich verſammelt. Ein altes Mitglied, jetzt ein anſehnlicher Beamter in Norwegen, war ſeit einer zehnjährigen Abweſenheit auf kurze Zeit wieder in unſerer Mitte. Das Geſpräch drehte ſich um die alte, beſſere, lebendigere Zeit unſerer Geſellſchaft, mehrere ältere Mitglieder waren zugegen, und wir jüngern freuten uns, durch ſo viele lebendige Erinnerungen in eine Zeit verſetzt zu werden, die uns allen ſo theuer iſt. So war die Zeit unvermerkt verſtrichen, es war weit über Mitternacht. Der Beamte, der ſich ganz vergeſſen hatte, merkte erſt, als Einige Miene machten aufzubrechen, wie ſpät es war, und ſchien verlegen. Ich wohne bei einem Freunde, ſagte er, deſſen ſtille Familie jetzt lange zur Ruhe iſt. Man erwartet mich um ſo weniger, da ich meine Abſicht, die Nacht bei einem alten Bekannten auf ſeinem Landſitze zuzubringen, dem Freunde mitgetheilt habe, und ich weiß jetzt in der That nicht, wo ich die Nacht zubringen ſoll. Mein Herr, ſagte Kiärulf, ich werde Sie beherbergen, wenn Sie verlieb nehmen wollen. Der Beamte ſah ihn verwundert an. Er mochte nach ſeinem Anzuge nicht die bequemſte Herberge erwarten. Wir, die wir ihn kannten, waren im höchſten Grade erſtaunt. Indeſſen ſchwiegen wir alle, denn wir erwarteten irgend einen luſtigen Streich. Kiärulf veränderte keine Miene und ſchien mit der größten Ruhe vorauszuſetzen, daß der Beamte ſein Anerbieten annehmen würde. Wir brachen auf, der Fremde ſchien noch auf eine günſtigere Einladung zu lauern, aber eine ſtillſchweigende Uebereinkunft unterſtützte Kiärulf. Keiner lud ihn ein, und wie etwas erſtaunt, ja beleidigt über eine ſo unerwartete Unfreundlichkeit in einer Geſellſchaft von mehreren anſäßigen, verheiratheten Norwegern, ſtand er auf und folgte Kiärulf mit einem verdrießlichen Trotz. Den Tag darauf ſuchte ich, von einigen Freunden begleitet, den Beamten auf, theils, um ihn über ein Betragen, welches einem Norweger unter ſeinen Landsleuten beſonders auffallen mußte, aufzuklären, theils, um den Verlauf des nächtlichen Abenteuers zu erfahren. Er kam uns lachend entgegen, und als wir ihm geſtanden, daß wir wohl voraus geſehen hätten, wie es auf irgend einen Uebermuth von Kiärulf angelegt geweſen wäre, den wir nicht ſtören wollten, erzählte er, daß er dieſes jetzt ſelbſt ſehr wohl einſähe und ſich freute, daß die alte Stimmung in der Geſellſchaft noch vorherrſche, obgleich er ihr eine ſeltſame Nacht verdanke. Kiärulf war mit ihm unter mancherlei Geſprächen in der Nacht durch mehrere Straßen gegangen. Als er den Schloßplatz erreichte, waren ſie bis an der rechten Seite nach dem Kanal zu gekommen. Hier ſtand Kiärulf ſtill und öffnete eine platt liegende Luke, die zu einer Vertiefung führte. Der Beamte wußte nicht, was es zu bedeuten hatte. — Hier iſt meine Wohnung, ſagte ganz kaltblütig Kiärulf. Wollen Sie die Güte haben herabzuſteigen.

Ich war zwar, erzählte uns der Fremde, auf ein ſchlechtes Nachtquartier bereit, aber dieſes ſetzte mich doch in Erſtaunen, ja ein ſo ſeltſames Anerbieten ſchien mir etwas Unheimliches. Ich blickte ſcheu nach allen Seiten umher. Die Schloßkirche erhob ſich im Finſtern vor uns, auf den Schiffen, die in dem Kanal lagen, war Alles ſtille, kein Menſch ließ ſich hören.

Er mußte meine Aengſtlichkeit merken. — Sie ſcheinen ſich über meine Wohnung zu wundern, ſagte er. Es iſt eine Sandgrube; da hier nichts zu ſtehlen iſt, läßt man die Luke offen. Ich habe das zufällig bemerkt und habe ſchon mehrere Nächte auf dem Sande ſehr ruhig geſchlafen. — Aber wie konnte es Ihnen einfallen, mir ein ſolches Nachtlager anzubieten? — Warum nicht, antwortete er ſehr ruhig. Sie wußten nicht, wo Sie die Nacht zubringen ſollten, kein Anderer wollte oder konnte Sie aufnehmen. Mir macht das, wie Sie ſehen, wenig Umſtände, und als reiſender Norweger müſſen Sie ſchlechtere Nächte zugebracht haben, als hier, wo Sie, in ihren Mantel gehüllt, friſche Luft, ein weiches Lager finden, und gegen Wind und Regen geſchützt ſind. — Ich war völlig beruhigt, ſchämte mich meiner Aengſtlichkeit, erkannte den Spukgeiſt der norwegiſchen Geſellſchaft, ſtieg getroſt herunter und habe wirklich ein, zwei, bis drei Stunden recht ruhig auf dem Sande geſchlafen. Natürlich erhoben wir uns in der Morgendämmerung, und ſelbſt da war ich nicht wenig beſorgt, daß irgend Jemand mich möchte aus einer Sandgrube hervorkriechen ſehen. Der Morgen war ſehr ſchön und heiter. Wir gingen über die Brücken längs den Kanälen über Chriſtianshavn, und genoſſen mit der ſteigenden Sonne den Anblick der erwachenden Thätigkeit auf der Straße, auf den Kanälen und Schiffen. Ich mußte natürlicherweiſe vermuthen, daß Kiärulf in der drückendſten Armuth lebte, wußte aber nicht, wie ich es anfangen ſollte, ihm eine Unterſtützung anzubieten. Sein ganzes Betragen erregte in mir eine Scheu, die ich nicht zu überwinden vermochte. Als ich ihn doch endlich fragte, wie er zu einer ſo ſeltſamen Wohnung gekommen ſei, antwortete er lächelnd: Sehr natürlich. Ich pflege wochenweiſe ein kleines Stübchen zu miethen. Mein letzter Wirth hatte mir gekündigt, ich dachte aber nicht daran, und als er am letzten Tage der Woche mich an das Ausziehen erinnerte, ließ ich ein Bündel Wäſche und meine Bücher zu einem Freunde hintragen. — Er nannte Sie, Herr Bull.

(Wirklich hatte er mir dieſe Sachen gebracht und mir geſagt, er bezöge ein anderes Quartier und würde ſie abholen laſſen. Als ich nach ein paar Tagen ihn an ſeine Sachen erinnerte, antwortete er kurz: Ich brauche ſie noch nicht, und ſo blieben ſie mehrere Tage bei mir liegen.)

Ich habe nun einige Tage vergeſſen, für ein Quartier zu ſorgen, fuhr er fort. Heute will ich mich darum bekümmern.

Sein Geſpräch erregte bei mir die höchſte Theilnahme; es iſt ein bedeutender Menſch. Kann man nicht auf irgend eine Weiſe ſich ſeiner annehmen? —

Ich verſicherte, daß man ihn, wie er jetzt wäre, durchaus ſich ſelbſt überlaſſen müßte, daß aber doch wohl eine Zeit kommen würde, wo man ihm nützlich werden könnte.

In der That hat dieſer Mann, Amtmann Riegels, mir ſeinetwegen neulich geſchrieben, und es könnte wohl ſein, daß ſich eine Veränderung in ſeiner Lage vorbereiten ließe. —

Ein wunderlicher Menſch, ſagte der junge Mann, aber ein braver Norweger; und entfernte ſich nun auch, ſo daß Steenerſen und Bull allein zurückblieben.

Ich hoffe, ſprach Steenerſen, daß wir ein paar Stunden hindurch ungeſtört ſein werden, und daß Dich nichts verhindert, mir dieſe Zeit zu ſchenken. Ich wünſchte Dir eine Begebenheit mitzutheilen, die ich in den einſamen norwegiſchen Gebirgen, auf meiner Geſchäftsreiſe im Junius, erlebte. Du wirſt hoffentlich dadurch eine vortheilhaftere Vorſtellung von dem Leben dieſer Leute erhalten, und, irre ich nicht, muß Dir dieß Ereigniß aus andern, ſelbſt perſönlichen, Rückſichten wichtig erſcheinen.

Bull nahm das Anerbieten mit Freuden und nicht ohne geſpannte Neugier an, und die beiden Freunde zogen ſich in eine entfernte Stube, die nach dem ſtillen Hofe zu lag, zurück, ließen ſich eine Flaſche Wein geben und ſchloſſen die Thüre ab.

Ich hatte, begann Steenerſen, ein Geſchäft in Över-Tellemarken, und nach allem, was ich von dieſer Gegend und ihren Bewohnern gehört hatte, war ich ſehr begierig, ſie kennen zu lernen. Jenſeit Kongsberg war es, als wenn die gewöhnliche bewohnte Welt aufhörte. Ich ritt mit meinem Begleiter, der ſelbſt des Weges nicht ſehr kundig zu ſein ſchien, lange über moraſtige, ſteinige Höhen, wir verloren öfters den Weg, geriethen in Tannenwälder und ritten Stunden lang umher. Endlich fanden wir einen Weg, der über einen anſehnlichen Berg führte. Wir hatten den rechten gefunden, und ein Fußgänger, der mit raſchen Schritten, ſelbſt wenn wir ſcharf trabten, uns begleitete, fiel mir auf. Es war ein kleiner, vierſchrötiger Menſch mit einem derben, platten Geſichte, breiter Naſe und halbverſteckten, kleinen blitzenden Augen. Wenn er ſprach, verzerrten ſich ſeine Mienen zu einem widerwärtigen, grinſenden Lachen, und ſeine Ausſprache verrieth, daß er, obgleich Norweger, doch nicht aus dieſer Gegend gebürtig war. Er ſchien mir eine Art Bedienter zu ſein. Mir war er höchſt unangenehm. Mit meinem Begleiter unterhielt er ſich ſelbſt im ſtärkſten Gehen fortdauernd. Offenbar war er hier mit dem Lande und deſſen Bewohnern ſehr genau bekannt, ſchien aber lange entfernt geweſen zu ſein. Er erkundigte ſich ſehr angelegentlich nach einer Menge von Perſonen und ihrem Befinden. Beſonders hörte ich den Prediger Aamod in Tind oft nennen und einen Eiſtein Biörn. Die Art, mit welcher er nach dem Letzteren fragte, war mir beſonders verdächtig. Wir waren indeſſen auf den Gipfel des Berges gekommen. Bolkeſiö-Heia nannte ihn mein Begleiter.

Du weißt, lieber Bull, daß ich in ſüdlicheren, milderen Gegenden von Norwegen geboren bin. Zwar ſind mir ſchöne, auch wilde Gebirge nicht unbekannt, aber hier traten zum erſten Male die furchtbar großen, rauhen Gebirgsmaſſen mir fremd entgegen. Nach allen Richtungen eröffnete ſich eine weite Ausſicht. Die Berge häuften, drängten ſich in mancherlei Geſtalten neben, hinter einander; ſchroffe, zerriſſene Spitzen ragten kahl empor, und in geheimnißvoller Ferne erhob ſich über alle der mächtige Gouſta. Eine Felſen-Pyramide ſtrebte ſtolz hinter den wildzuſammengehäuften Bergen in die Wolken, an dem fernen Geſtein wechſelte ſeltſam das blendende Weiß mit dem dunkelſten Schwarz. Der ewige Schnee hat ſich in Schluchten gelagert, während die völlig ſchroffen Wände in düſterer Nacktheit daſtehen. Es war ein ſchwüler, trüber Sommertag. Kein Nebel, aber ein Duft, der auch das Entfernteſte erkennen ließ, hüllte die Gegend ein. Die Berge waren, einige bis an den Gipfel, mit finſteren Tannen und Fichten von großer Höhe, die ſchlank und ſchön ſich dicht aneinander drängten, allenthalben bedeckt — ein weites, düſteres Waldmeer von unermeßlichem Umfange. Tief ſchnitten die Schluchten und Thäler nach allen Richtungen hinein, und eine furchtbare Stille herrſchte überall, nur durch das Geflüſter meiner Begleiter unterbrochen. Kein Vogel war zu ſehen, kein Thier ließ ſich blicken, kein Waſſer rieſelte; alles Lebendige und Bewegliche ſchien in den tiefen Thälern wie vergraben, und der ſteinerne Rieſengeiſt des erſtarrten Nordens ſchien hier kaum hörbar athmend in ſeiner Felſenburg zu ſchlummern, während die ſchlanken Fichten und Tannen als ein unabſehliches Heer feſtgewurzelter Schildknappen ſeinen Schlummer bewachten. Selbſt der Weg, den wir verfolgten, verlor ſich, ſchroff hinablaufend, geheimnißvoll in einen düſtern Wald, der ſich vor unſern Füßen in ein enges Thal hineindrängte.

Mich durchflog eine Ahnung, als könnten die verſteckten Thäler, die entfernten Gegenden, die wie verſchloſſene Gräber von rieſenhaften Felſen und von den dunkeln Wäldern bedeckt waren, irgend eine ſeltſame Begebenheit in ſich bewahren, als wollte ein verborgener Schmerz ſich plötzlich an mein Herz drängen, und es ſchien mir, als müßten die Menſchen, die ſich in dieſe ſteinerne Welt hineingewühlt hätten, in einer grauenvollen Einſamkeit leben, als müßten die ſtarren Berge jedes Gefühl in ſich verſenken, und die dunkelgrünen, ſpitzen Nadeln der Bäume tief in das immer verwundete, blutende Herz hineinſtechen.

Der fremde Begleiter ward mir immer mehr zuwider. Ganz dem Anſchauen hingegeben, hatte ich wohl eine ganze Stunde auf dem Berge zugebracht und hoffte, da der Fremde offenbar Eile zu haben ſchien, daß er uns verlaſſen würde. Aber er blieb, obgleich er weniger ſprach, nachdem er alles erfahren hatte, was mein Begleiter wußte, der lange nicht ſo bekannt in der Gegend ſchien, wie er. Nur glaubte ich zu bemerken, daß er mit ſpähenden Augen den ganzen Geſichtskreis überſchaute, beſonders ſah er aufmerkſam nach einer Richtung hin.

Wir ritten weiter. Der Weg führte uns abwärts durch einen dunkeln Wald, und als die Abenddämmerung anfing, ſahen wir in einem engen, von ſchroffen Felſen umſchloſſenen Thale ein einſames Haus liegen.

welches nicht unanſehnlich ausſah. Ich beſchloß, die Nacht da zuzubringen.

Als wir näher kamen, waren eine Menge Menſchen vor der Thüre verſammelt, Bauern in ihrer Nationaltracht. Schneeweiße Jacken von Wadmel (grober Wolle), unter welchen ſie andere von grellen Farben, grüne, blaue trugen, lange Beinkleider von derſelben Farbe, mit bunten Bändern verziert, die Haare lang über die Schultern hangend. Die Frauen waren in ſchwarze Tuche gekleidet. Ich erfuhr, daß es Gäſte von einer Hochzeit in der Nähe waren, im Begriffe, nach Hauſe zu reiſen. Auch die Bewohner des Hauſes waren von der Hochzeit gekommen und, wie die Uebrigen, gekleidet. Ein Mann von ſehr anſehnlicher Größe, von mittlerem Alter fiel mir beſonders auf. Das Offene, Heitere, Verſtändige und Zuverſichtliche in ſeinem Weſen mußte beim erſten Anblicke einnehmen. Gang, Miene und Haltung deuteten auf ungewöhnliche körperliche Kraft.

Wir hatten uns kaum dem Hauſe genähert, als der widerwärtige Fremde unruhig zu werden ſchien. Er blieb ſtehen, ungewiß, wie es mir vorkam, ob er uns folgen ſollte. Aber plötzlich trat der große Mann hervor, eilte ihm entgegen und faßte ihn raſch bei der

Hand, daß ich ungewiß war, ob er ihn bloß begrüßen oder feſthalten wollte.

Ei, Kasper, rief er, biſt Du da! Ich hatte nicht erwartet, Dich jemals wieder zu ſehen.

Kasper war offenbar verwirrt, faßte ſich aber und antwortete mit ſeinem grinſenden Lächeln:

Bin ich doch gekommen, um Euch nach langer Zeit zu beſuchen. Der alte Prediger lebt doch wohl und ſeine Tochter? —

Wie kannſt Du fragen, unterbrach ihn der Bauer; weißt Du doch, was ſie leiden. Bringſt Du Nachrichten? —

Von dem Herrn, meinſt Du; ei freilich, recht gute; aber ich ſpare ſie für den Prediger und für die Frau. —

Halt' es, wie Du willſt, ſagte der Bauer; aber jetzt darfſt Du nicht weiter gehn, es iſt ſchon ſpät. Du mußt dieſe Nacht bleiben, und morgen magſt Du dann mit mir reiſen.

Sehr gern, Eiſtein, antwortete Kasper, beſſere Begleitung kann ich ja nicht wünſchen. —

Er riß ſich nun von Eiſtein los und miſchte ſich unter die Uebrigen. Dieſe hatten ſich indeſſen neugierig an mich herangedrängt, ohne daß ich auf ſie geachtet hätte. Ich war zu begierig, etwas über den Fremden zu erfahren, der, ich wußte nicht warum, mir immer verdächtiger wurde. Eiſtein ſah ihm höchſt mißtrauiſch nach, ſchüttelte den Kopf, und kam nun zutraulich und mit einem zuverſichtlichen Anſtande, der mich faſt überraſchte, auf mich zu.

Verzeih, Vater, daß ich Dich nicht früher begrüßt habe, ſagte er, indem er mir die Hand reichte und ſeine Mütze abnahm; aber mit dem fatalen Burſchen da mußte ich nothwendig erſt ein paar Worte ſprechen. Wer biſt Du und wo kommſt Du her?

Bekannt mit der treuherzigen und unbefangenen Art der norwegiſchen Bauern im Innern der Gebirge, wohin ſelten ein Fremder kömmt, ihre Neugierde zu äußern, eilte ich meinen Namen zu nennen.

Ei, rief er erfreut, da biſt Du wohl gar der Steenerſen, den wir ſo lange erwarten; dann ſei uns doppelt willkommen. Ich bin Eiſtein Biörn, und Du wirſt ja wohl auch mit mir Manches zu verhandeln haben.

Ich erinnerte mich jetzt erſt ſeines Namens und daß ich an ihn gewieſen war.

Wohnt Ihr hier, Eiſtein? fragte ich.

Nein, meine Wohnung iſt dicht unter dem Gouſta; Du wirſt bei mir wohnen müſſen, denn bei dem Prediger iſt es gar zu traurig.

Eine höchſt theilnehmende, ja ſchmerzliche Miene, die etwas unbeſchreiblich Einnehmendes hatte, ließ mich vermuthen, daß der Prediger in einer unglücklichen Lage ſei.

Wenn ich bei Dir willkommen bin, lieber Eiſtein, entgegnete ich ihm. —

Was das Haus vermag, gibt der Norweger gern, das weißt Du wohl, erwiederte Eiſtein.

Indeſſen war die Wirthin herbeigekommen. Sie warf uns vor, daß wir ſo lange draußen verweilten.

Du biſt ja noch gar nicht in meinem Hauſe geweſen, ſagte ſie, indem ſie mich bei dem Arme faßte und mich gutmüthig in die Stube hineinzog.

In dem großen Gaſtzimmer ſtanden zwei mächtige Betten mit blauen kattunenen Gardinen. Auf den Wänden und an dem Himmel der Betten waren, auf Mannshöhe, mit auffallend großen Buchſtaben Bibelſtellen geſchrieben, die Gottesfurcht und Häuslichkeit prieſen. Die reinlichen hölzernen Tiſche, Bänke und Stühle waren wie hellpolirt, und auf einem Brette über der Thüre prangten drei blanke, völlig neue kupferne Keſſel. Jeden Hammerſchlag konnte man noch wahrnehmen, was bezeugte, daß ſie noch unberührt, wie ſie aus den Händen des Kupferſchmiedes gekommen waren, da lagen. Ein vierter, zum täglichen Gebrauche, hatte keinen ſo ausgezeichneten Platz erhalten.

Die Bauern in dieſen Gegenden ſind nicht von lauernden Beamten umringt, ſie fürchten den Diebſtahl nicht, der hier völlig fremd iſt, und ſo mögen ſie gern ihren Reichthum, den ſie nicht zu verbergen Urſache haben, bekannt werden laſſen.

Ein jeder ſolcher Keſſel deutet auf tauſend Thaler Kapital, welche Summe der Bauer entweder auf Zinſen anlegt oder in ſeinem Hauſe bewahrt.

Als ich hineintrat, war ſchon für mich in der Gaſtſtube ein reinlicher Tiſch gedeckt, Milch, Bier, Butter, flache Gerſtenbrote, alter Käſe, getrocknetes Fleiſch im Ueberfluß. Die Wirthin nöthigte mich auf eine gutmüthige Weiſe; doch war das Bier, obgleich ſehr ſtark, für mich doch ungenießbar, wie die Butter. Ich war müde, hatte noch Mancherlei für mein Geſchäft zu ordnen und bat, mich allein zu laſſen.

Das ganze Haus war, wie alle Bauerhäuſer in den Gebirgen, von aufeinander gelegten Balken erbaut. Die Gaſtſtube war durch eine dünne Bretterwand von einer größeren, in welcher ſich Alle verſammelten, getrennt, ſo daß ich ohne Mühe alles verſtehen konnte, was dort geſprochen ward. Das Geſpräch drehte ſich um Mancherlei, bald ward vom Holzhandel, dann von den Ausſichten des Jahres, von dem neuen Wegebau und dergleichen geredet. Mit inniger Liebe und Verehrung äußerten ſich Alle über den alten Prediger in Tind, ſeine Tochter und Enkelin, die ſie herzlich zu bedauern ſchienen. In alle Unterredungen miſchte ſich Eiſtein; nur fiel es mir auf, daß er ſtillſchwieg, als von dem Prediger und ſeiner Familie die Rede war. Kasper ſchien ganz ſtillſchweigend dazuſitzen. Endlich ward das Geſpräch lebhafter, daß es ſchwer war, den Gegenſtand zu unterſcheiden. Man lachte, ſcherzte, und einige junge Leute machten ſich bereit, den Halling-Tanz aufzuführen.

Meine nothwendigſte Arbeit war beendigt, ich ſah ein, daß ich doch keine Ruhe finden würde, weiter zu arbeiten, und war begierig, den Tanz, der mir freilich nicht unbekannt war, in den Gebirgen ſelbſt zu ſehen.

Zwei junge, ſchlank gewachſene Burſchen traten hervor. Die reinliche Tracht ſtand ihnen ſehr gut, und ſie ſchienen es zu wiſſen. Indem ſie hervortraten, hoben und ſenkten ſie die Schultern, gingen leiſe und nicht ohne Ziererei vor, mit Wohlgefallen die bunten Bänder, die von den Hüften an bis auf die Knöchel die Beinkleider ſchmückten, beſchauend. Die Mädchen betrachteten ſie mit behaglichem Lächeln. Ein Bauerburſche ſtrich gewandt genug, wenn auch nicht ſehr anmuthig, die Violine, und der Tanz fing an. Meine Gegenwart ſchien den Burſchen angenehm.

Die Burſchen machen's gut, ſagte mein Nachbar; Du haſt gewiß noch keinen beſſern Tanz geſehn.

Und, in der That, man mußte ſie bewundern. Bald wendeten ſie die Füße einwärts, auf die Spitzen tretend, und ſchnellten ſich in dieſer beſchwerlichen Stellung in die Höhe, dann auswärts, und traten hart und feſt auf die Ferſen. Während deſſen erhoben ſie ſich wechſelnd und ſenkten ſich wieder, die Kniee auswärts biegend. Der Körper war fortdauernd in den gewaltſamſten Stellungen, vorwärts, hinterwärts, nach den Seiten, in allen möglichen Richtungen gebogen; die Arme ſchwenkten ſie über den Kopf, dann neigten ſie ſich nach einer Seite, ſo daß der Körper auf einem Beine und einem Arme ruhte, wieder eben ſo nach der andern Seite, ja zuweilen ſchlugen ſie ein Rad, und bei den höchſten Sprüngen klatſchten ſie, ein lautes Jubelgeſchrei erhebend, mit den Händen, als wollten ſie triumphirend zeigen, wie wenig Anſtrengung ihnen die gewaltſamſten Bewegungen koſteten. Man kann vielleicht behaupten, daß dieſe Sprünge, einzeln betrachtet, etwas Verzerrtes und Bizarres haben; allein man muß die unglaubliche Leichtigkeit ſelbſt ſehen, die auffallende Anmuth der Geſtalten, die ſich bei den größten

Anſtrengungen erhält, um zu begreifen, wie ein ſolcher Tanz, wenn er immer lebhafter, immer wilder wird und zuletzt ſich einer jubelnden Furie der Begeiſterung überläßt, den Zuſchauer unwillkürlich in ſeine Luſt hineinzieht.

Alles war von dem Tanze entzückt, auch ich verfolgte die Sprünge mit immer ſteigendem Wohlbehagen und mußte mir geſtehen, daß ich eine ſolche ſeltſame Verbindung der unglaublichſten Anſtrengung mit leichter Zierlichkeit und Anmuth noch nie geſehen hatte, als Eiſtein auf einmal mit lauter Stimme „Halt!“ rief. Die erſchöpften Burſchen ſtanden plötzlich ſtill, die Violine ſchwieg, und Alle ſahen verwundert auf ihn.

Wo iſt Kasper? rief er. Man ſah ſich um und fand ihn nicht.

Iſt ſein Reiſeſack da? fragte er eilig. Auch der war verſchwunden.

Ein plötzlicher Zorn ergriff Eiſtein. Ergrimmt ballte er die Fauſt, ſtampfte mit dem Fuße auf und ſah in dieſem Augenblicke ſo furchtbar aus, daß ich es als ein Glück betrachtete, wenn man den Entflohenen nicht ſogleich ergriffe. Mir ſchauderte, wenn ich mir die möglichen Folgen dieſes unmäßigen Zornes dachte.

Auf, Burſchen! Wir müſſen ihn greifen, müſſen ihn herſchleppen. Jetzt bin ich endlich gewiß, daß der Nichtswürdige die Unthat begangen hat. Daß ich ihn aus den Augen verlor, den Niederträchtigen! Ich Thor, ich Thor, rief er und ſchlug ſich vor die Stirn mit der geballten Fauſt. Hinaus! rief er dann noch ein Mal.

Es war ſpät, nicht weit von Mitternacht; aber die helle Sommernacht in dieſen nördlichen Gegenden erlaubte uns, die Gegend noch in ziemlicher Ferne zu überſchauen. Alle ſtürmten zur Stube hinaus.

Eben war Eiſtein im Begriffe die Richtungen zu beſtimmen, in welchen man den Entflohenen verfolgen müſſe, als ich auf dem Gipfel eines Berges eine Geſtalt wie einen Schatten ſich bewegen ſah, die ſich eilig einem Walde zu nähern ſchien. Ich zeigte ſie Eiſtein.

Da iſt er, rief dieſer. Geh Du rechts in den Grund hinein, Biörge, und nimm ein Paar Burſchen mit. Er könnte die ſteile Wand rechts herunterklettern, obgleich das kein Kinderſpiel iſt. Ich will hier links die Schlucht hinaufſteigen. Wir treffen da auf den einzigen Fußſteig, der herunterführt. Folgt Ihr dem Thorwald, ſagte er zu ein Paar Burſchen. Ihr andern vertheilt Euch in der Ferne nach allen Richtungen. Er darf uns nicht entſchlüpfen. Und bindet ihn nur, wenn er ſich ſperrt. Ihr habt doch Stricke bei der Hand? Ich will Alles vertreten.

In einem Augenblicke waren Alle verſchwunden. Man hörte, wie ſie ſich in den Wäldern, in den fernen Felſen zuriefen, und ich ſah die kecken Burſchen, die mir eben nach dem anſtrengenden Tanze ſo erſchöpft ſchienen, mit der größten Eile und Leichtigkeit die ſchroffen Felſen hinanklettern. Ich war mit einigen älteren Frauen zurückgeblieben. Denn auch die Mädchen ſcheuten ſich nicht, den Burſchen bei der Verfolgung beizuſtehen.

Wer iſt dieſer Eiſtein? fragte ich die Wirthin.

Ich dachte, Ihr kenntet ihn ſchon, antwortete die Frau. Ei, das iſt ein gar mächtiger Mann in hieſiger Gegend. —

Iſt er Lehnsmann, liebe Frau, oder gehört er ſonſt zur Obrigkeit? —

Ach nein, antwortete ſie, er iſt nur ein Bauer; aber gar mächtig an Speiſe und Trank, an Kleidern und Vieh. Ihr findet ſechs blanke Kupferkeſſel über ſeiner Thüre, und wir danken Gott, daß wir drei haben.

Sie betrachtete dabei die blinkenden Keſſel über der eigenen Thür mit ſichtbarem Wohlbehagen.

Ja, Gott hat uns geſegnet reichlich in dieſem Lande. Aber Eiſteins Stolpebod *) ſollteſt Du ſehen. Ei, Du lieber Gott, was iſt da für eine Fülle von Allem, Milch und Butter und Gerſtenbrot (Fladbröd), und getrocknetes Fleiſch und Würſte; Alles ſo voll, daß man ſich kaum rühren kann. Und dann die Menge von Kleidern und Pelzwerk, und Sättel und Zeug, Alles vom Beſten. Und dann iſt er auch der klügſte Mann in der ganzen Gegend, und der Prediger und der Sorenſkriver halten gar viel auf ihn, ſo daß er ihnen rathen und helfen muß bei Allem. Die Einheimiſchen ſehlen freilich nicht; aber vor einigen Jahren waren doch ein paar ſchlechte Burſchen, die hatten lange bei den Regimentern in Kopenhagen gedient. Sie machten uns die Schande, hier zu ſtehlen. Aber was geſchah? Eiſtein wußte genau, wo das Geſtohlene verborgen war und wer es geſtohlen. Wie er es erfahren hatte, weiß Keiner. Seit der Zeit iſt nie etwas auf viele Meilen umher weggekommen. Auch die Fremden fürchten den Eiſtein. Man ſagt, er weiß, was die Menſchen denken. Dann iſt er auch der ſtärkſte Mann

---

*) Hölzerne Vorrathskammern, die, für ſich in der Nähe der Wohnung gebaut, auf ſenkrechten Balken, wie auf Säulen, ſchwebend ruhen.

weit und breit. In ſeinen jüngern Jahren ward er oft herausgefordert, ſich mit den ſtärkſten Leuten aus Numedalen zu balgen, und er ſchlug ſie alle. Wenn er jetzt zuweilen ſo herausgefordert wird, dann lacht er nur und meint, das würde ſich ſchlecht für ihn ſchicken, ſich in ſeinem männlichen Alter mit den Burſchen herumzubalgen. Und er iſt bei Allem dem eine treue Seele und ſo gut, wie der Tag lang iſt, jetzt nämlich zur Sommerszeit, und daher liebt ihn alles Volk, alt und jung, reich und arm, und Alle thun, was er will, daß man ihn wahrlich den Herrn nennen kann in dieſer Gegend. Und was er für den armen Prediger und ſeine Enkelin, die ein Engel iſt, Alles thut. Die ſind immer zuſammen, und er ſcheint nur für ſie zu leben.

Wie iſt das, fragte ich wieder, mit dem Prediger und ſeiner Familie; es hat ihn wohl ein Unglück getroffen?

Ach, das iſt, fuhr die Frau fort, eine ſehr betrübte Geſchichte, die Du am Beſten von Eiſtein ſelbſt erfahren magſt. Wir wiſſen nur, daß die Tochter des Predigers einen Herrn heirathete, der von einer gar vornehmen Familie ſein ſollte. Das iſt nun wohl ſiebzehn Jahre her. Sie lebten ſehr gut zuſammen, und liebten einander herzlich und hatten eine Tochter, ein herziges, liebes Kind. Vor zwei Jahren verſchwand der Mann plötzlich, und Keiner hat ſeit der Zeit etwas von ihm gehört; im vorigen Jahre aber kam ein anderer Herr hier an, der ein Verwandter von dem Verſchwundenen ſein ſoll, und ihm folgte der Kasper, der jetzt davonlief. Die arme Frau iſt, ſeit ihr Mann fortging, ganz trübſinnig, und ſeit der Verwandte da war, hat das noch zugenommen, ſo daß die liebe Tochter und der alte Großvater recht traurige Tage haben. Sieh, das iſt alles, was wir wiſſen. Ob Du etwas Näheres von Eiſtein erfahren wirſt, kann ich Dir nicht ſagen. Er vermeidet es ſtets, das Geſpräch auf dieſe Sachen zu bringen, und wenn Andere davon reden, ſo ſchweigt er.

Weißt Du nicht, liebe Mutter, was der Kasper begangen?

Gar nichts weiß ich, und die Andern, die ihn nun verfolgen, eben ſo wenig. Er iſt ſeit der Zeit, daß er dem Verwandten von dem Schwiegerſohne des Predigers hieher folgte, nicht hier geweſen; damals mochten ihn die Burſchen hier nicht leiden. Aber Eiſtein muß wohl wiſſen, was er verbrochen hat; und wenn er ſagt, daß man ihm folgen ſoll, ſo thun ſie es ohne Bedenken. —

Ich war freilich ſehr müde; da ich aber den Ausgang der Verfolgung zu erfahren begierig war und jeden Augenblick erwarten konnte, daß der ganze Haufe lärmend wiederkehren würde, entſchloß ich mich, während der nächtlichen Dämmerung die Berge in der Nähe zu beſteigen. — Die hellen Sommernächte im Norden haben einen ſeltſamen, höchſt eigenthümlichen Zauber. Zwar ſind die tiefen Thäler im Ganzen finſter, aber je höher man ſteigt, je mehr der Horizont ſich erweitert, deſto heller wird es. Um Mitternacht, wenn in den gebirgigen Gegenden die Abendröthe gegen Weſten noch ſichtbar iſt, während die Morgenröthe ſchon anfängt einen hellen Schein von Oſten her zu verbreiten, lagert eine ſeltſame gelblichgraue Dämmerung auf der ganzen Gegend, die keineswegs mit dem Mondlichte verglichen werden kann. Alles iſt in eine gleiche Dämmerung gehüllt, von einem gleichen Halblichte beleuchtet, kein Schatten iſt ſichtbar. In dieſem ſchattenloſen Dämmerſcheine herrſcht die feierlichſte Stille. Die Häuſer ſtehen klar, in jedem Theile zu überſehen, vor Augen, aber keine Bewegung iſt zu ſpüren. Die Hunde bellen nicht, die Vögel ruhen, alle Thiere, wie die Menſchen, ſchlafen, nur das ſtets bewegliche Waſſer ſtrömt rieſelnd die Berge herunter, und das Rauſchen der Bäume ſäuſelt fortdauernd in die erhabene Stille hinein. Ich verlor mich ganz in die Betrachtung der rauhen Gegend, wo die Felſen und dunkeln Tannen mir von allen Seiten entgegenſtarrten. Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich auf einen hohen Berg gerathen war, als ich — die Morgenröthe zeigte ſich deutlicher, und eine Stunde mußte ich wohl auf den Bergen herumirrend zugebracht haben — an eine wilde Schlucht kam. Der Berg, auf dem ich ſtand, ſtürzte ſich plötzlich ſchroff und zackig herunter, und in der Tiefe des Abgrundes herrſchte die finſterſte Nacht — ein wunderbarer Gegenſatz gegen die Helle des Morgens, die von Oſten her mir immer klarer entgegenſtrahlte. Ich war nicht wenig überraſcht, als ich unten in dem Grunde ein wandelndes Licht wahrnahm, welches von der einen Seite her ſich der Gegend unter meinen Füßen immer mehr zu nähern ſchien. Vorſichtig legte ich mich an dem Rande nieder, beugte das Geſicht über dieſen, und ſchaute horchend und geſpannt in die wilde Finſterniß hinein. Ich ſah zwei Perſonen und glaubte Eiſtein mit Kasper in einem eifrigen Geſpräche wahrzunehmen. Nur wunderte es mich nach dem, was ich früher geſehen. ſie, wenn auch heftig redend, doch ruhig neben einander gehend zu bemerken. Als ſie dicht unter mir ankamen, konnte ich nicht länger zweifeln. Ich erkannte Eiſteins und Kaspers Stimmen ganz deutlich, und ſah, wie ſie immer tiefer in die Schlucht hineingingen. In einiger Entfernung ſchienen ſie eine Zeit lang ſtille zu ſtehen. Das Licht bewegte ſich in einer Richtung und ward dann ausgelöſcht, und mit ſteigender Verwunderung erblickte ich Eiſtein allein den Berg erkletternd, auf welchem ich mich eben befand. Ich eilte ihm entgegen. Er kam mir tief bewegt, ja erſchüttert vor.

— Ich ſprach den boshaften Menſchen und mußte ihn gehen laſſen; ja ich muß nun eben ſo ſorgfältig verhindern, daß die Burſchen ihn ergreifen, wie ich es vorhin zu befördern ſuchte, ſprach er und rief daher mit mächtiger Stimme nach den verſchiedenen Richtungen hin, daß es in allen Thälern und Schluchten wiederhallte; und nun hörte man bald hier, bald dort die einzelnen Stimmen der vertheilten Bauern, die die ſeinige zu kennen ſchienen. Sie näherten ſich von allen Seiten immer mehr und mehr, und in kürzerer Zeit, als ich vermuthen konnte, waren die meiſten beiſammen. Einige fehlten noch, und unruhig auf und abgehend ſchien Eiſtein dieſe noch zu erwarten, während er ſein Karriol*) herbeiſchob, ſein Pferd aus dem Stalle zog und Alles zur Abreiſe fertig machte. Endlich waren auch die Letzten zurückgekommen. Er redete ſie alle an.

---

*) Zweirädrige Wagen, oft recht zierlich, die von einem Pferde gezogen werden.

Ich habe den Kasper geſprochen, ſagte er. — Alle erſtaunten. — Die Sache verhält ſich anders, als ich glaubte. Keiner darf ihm etwas in den Weg legen; aber ich werde Euch herzlich danken, wenn Ihr auf ihn Acht gebt und mir Nachricht bringen wollt, wenn er ſich irgendwo lange aufhält. — Zwar verſprachen Alle, ihm zu gehorchen, doch waren ſie augenſcheinlich verwundert. Eiſtein ſchien nichts, was um ihn vorging, zu bemerken. Aus ſeinen Geſichtszügen ſprach die tiefſte Erſchütterung, und nur mühſam konnte er die Thränen zurückdrängen. —

Lieber Bull! Du würdeſt dann erſt den echten norwegiſchen Bauer ſchätzen lernen, wenn Du den gewaltigen ſtillſchweigenden Schmerz, der auf ſeinem ſtarken Herzen laſtet, wenn Treue, Hingebung und Liebe in ihm mächtig geworden ſind, kennen lernteſt. —

Eiſtein kam auf mich zu. Ich muß eiligſt den Prediger beſuchen, Dich erwarte ich in meinem Hauſe, wo Du Alles zu Deinem Empfange bereit finden wirſt, ſagte er, beſtieg ſeinen Wagen und fuhr ſchnell weiter.

Alſo kann der kluge Eiſtein ſich doch auch irren, riefen, als er weg war, einige Burſchen. Ja, ja, wir übrigen ſind nur einfältige Leute, aber der Kasper iſt ihm zu ſchlau.

Was Ihr ſchwatzet, ſagte ein Anderer; Eiſtein weiß ſchon, was er thut, und der Kasper wird ihn nicht betrügen.

Weiß, was er thut? Nun, dieß Mal hat er es doch eben nicht gezeigt, ſollte ich meinen. Feſſelt ihn nur, ich will es vertreten. Sagte er nicht ſo? Wenn wir ihn nun gefunden und gefeſſelt hätten? — Will er etwa Beides vertreten, daß wir ihn feſſeln und er ihn ſelbſt losläßt?

Freilich wird er das, ſagte ein junger Burſche, und mehr dazu.

Die Meiſten ſchienen zweifelhaft, was ſie glauben ſollten. Offenbar übte das Geheimnißvolle, was über dem ganzen Ereigniſſe ſchwebte, eine große Gewalt über ſie aus.

So aufgeregt ich auch war, behauptete dennoch die Natur ihr Recht. Ich ſchlief ein und erwachte erſt ſpät am andern Tage. Zwei Tage mußte ich in Geſchäften zubringen, und ſo ſehr nahmen mich dieſe in Anſpruch, daß ſelbſt die ſchöne Gegend, eingeſchloſſen von mächtigen Felſen, mir nur wie im Fluge erſchien. Am dritten Tage konnte ich nun endlich Eiſtein aufſuchen. Die Reiſe ging auf dem Tindſee, einem ſchmalen, von ſchroffen Felſen dicht umringten Gebirgswaſſer. Eine Menge kleiner Flüſſe ſtürzen ſich von beiden Seiten lothrecht in den See, und erſcheinen zum Theil, ehe ſie die Waſſerfläche erreichen, in Staub aufgelöſt, wie weiße, herabhangende Faden. Selten eröffnet ſich eine, dennoch immer beſchränkte Ausſicht, und es war mir ſeltſam zu Muthe, als ich durch dieſe düſtere Pforte der Gegend zueilte, die mir über Ereigniſſe, welche mir ſo wichtig geworden waren, Aufſchlüſſe verſprach.

Es war in einer hellen Sommernacht, als ich hier ruderte, und die Stille um mich her, nur von den Ruderſchlägen und den muntern Geſprächen der Bauern um mich unterbrochen, war mir höchſt angenehm. Wir kamen kurz nach Sonnenaufgang nach einem ſehr anmuthigen Thale, Weſtfiordthal. Grüne, liebliche Wieſen bilden den Grund, düſtere Wälder reichen bis an die Spitzen der Berge. Gegen Süden thürmen ſich die wilden Gebirge immer mächtiger. Es ſind die Kniee des gewaltigen Gouſta, die den höchſten, ſtreifenweiſe mit Schnee bedeckten Gipfel verbergen. Von dieſen Bergen, aus engen Schluchten ſtürzt ſich wild rauſchend ein reißender Fluß, und läuft über den rauhen, felſigen Boden ſchäumend durch das Thal. Mehrere Häuſer, die zerſtreut umherlagen, Getreidefelder, die ſorgfältig bearbeitet waren, zeigten in dieſen entlegenen Gegenden von Wohlſtand. Unter den Häuſern zeichnete ſich eines durch Größe, heitern, reinlichen Anſtrich und ſpiegelhelle Fenſter aus. Fruchtbäume ſtanden in der Nähe, ein kleiner Garten prangte mit Blumen und Küchenkräutern. Es war Eiſteins Wohnung. Indem ich mich ihr näherte, ſah ich von einem jäh herablaufenden Berge ein zierliches Karriol herunterrollen und erſtaunte, als ich eine ſehr nett gekleidete junge Dame, die Federn an dem Hute in der Luft wehend, allein den Zügel führend, den Wagen lenken ſah. Ich blieb vor dem Hauſe ſtehen, um ihn, da er noch bei dem Hauſe vorbeifahren mußte, zu erwarten. Eine höchſt liebliche jugendliche Geſtalt ſaß, freundlich lächelnd, in dem Wagen, die, als ich ſie begrüßte, den Gruß mit vieler Anmuth und Schüchternheit erwiederte; dann aber nickte ſie vertraulich offenbar Jemandem zu, der hinter mir ſtehen mußte. Es war Eiſteins Frau, die, von mir unbemerkt, herausgekommen war. Sie warf der ſchönen ſchnell vorübereilenden Geſtalt die zärtlichſten Blicke zu. Der Wagen war bald aus unſern Augen verſchwunden, und ich wandte mich an die Frau. Sie war über die erſte Jugend hinaus. Ohne ſchön zu ſein, hatte ſie etwas ſehr Einnehmendes, und die hellen, blauen Augen lächelten mir freundlich entgegen. Dabei ſchien ſie, bei einiger Schüchternheit, doch etwas ſehr Beſtimmtes und Rühriges zu haben, ſo daß ich ſehr bald in ihr die tüchtige Hausmutter wahrnahm.

Willkommen, ſagte ſie, mein Mann iſt nicht da, aber ich erwarte ihn jeden Augenblick. Für Dich iſt Alles bereitet; denn Du biſt doch der Steenerſen, Vater? —

Ja, der bin ich, liebe Frau, antwortete ich und ging mit wahrem Wohlbehagen in die reinliche Stube hinein. Kaum war ich eingetreten, als Eiſtein mit Brecheiſen und Axt ankam. Er ſchüttelte mir die Hand.

So früh ſeid Ihr ſchon bei der Arbeit, Eiſtein? ſagte ich. —

Ja, denkt Euch nur; ich habe die Aufſicht auf die Wege hier. Einen Weg, 20 Ellen lang, ſoll man eine Elle tiefer graben; aber außer einer Menge kleiner Steine liegen da zwei mächtige Felsblöcke, die keine menſchliche Gewalt bewegen kann. Sie müſſen geſprengt werden. Ich verdung die Arbeit an zwei Bauern, und ſie behaupteten, ſie könnten in weniger als zwei Tagen nicht fertig werden. Ich wandte mich nun an zwei der ſtärkſten Kerle in dieſer ganzen Gegend; aber auch die forderten eine eben ſo lange Zeit. Es iſt eine Schande, ſage ich Dir. In meiner Jugend ſuchten wir jungen Burſchen etwas darin, was uns aufgetragen war, ſchnell zu fördern, wenn es auch Tagelohn galt, ſo daß der Faule mehr verdiente, als der Fleißige; denn die Ehre iſt dem Norweger wichtiger, als das Geld. Jetzt leider! brauchen ſie mehr; ſie vertrinken es in den Gaſthäuſern. Wenn der fatale Branntwein nur nie in unſere Gegend gekommen wäre; der verdirbt uns alle. — Mutter, Du haſt doch einen Schluck? ſagte er darauf und leerte das Glas mit vielem Wohlbehagen. Ich lächelte. Ja, ſprach er, Du mußt wohl lachen, ich bin vielleicht nicht beſſer, als die Andern; aber habe ich deswegen weniger Recht? Nun, es mag wohl anderwärts doch noch ärger ſein, als hier. — Doch weiter, ich wollte den Burſchen zeigen, daß die Arbeit, für welche zwei Kerle zwei Tage forderten, nicht mehr wäre, als was ein Mann in einem Tage ausrichten könnte. Und als die faulen Burſchen geſtern Abend die Arbeit verließen, nahm ich Brecheiſen und Axt, ging hin, brannte und ſprengte die Steinblöcke, warf die Stücke die Gebirgswand herunter, grub die zwanzig Ellen Weges eine Elle tiefer und war fertig, als die Sonne aufging. Ja, in der Nacht arbeitet ſich's trefflich in dieſer Jahreszeit. —

Er erzählte dieſe Geſchichte mit augenſcheinlicher Selbſtzufriedenheit. Dann ſah er ſich um, wiegte ſeinen Knaben, hob ihn heraus, trug ihn liebkoſend in der Stube herum, brachte getrocknetes Fleiſch zum Frühſtücke, briet und kochte, reinigte Taſſen und Teller, und deckte den Tiſch, indem er mich gutmüthig nöthigte. Für mich hatte er eine ſehr freundliche Stube zurechtgemacht, und den ganzen Tag über arbeitete er, trotz der nächtlichen Anſtrengung, munter und unverdroſſen, wie die Uebrigen. Während der Zeit ſaß die Frau ſtillſchweigend und emſig am Webſtuhle. —

Ich bin etwas ausführlich geweſen in der Erzählung dieſer erſten Ereigniſſe, die mir noch ſo lebhaft vorſchweben. Ich will Dir jetzt nur noch ſagen, was Du ſelbſt ſchon vermuthen mußt, daß die junge Dame die Enkelin des Predigers war. Als ich meine Verwunderung über eine ſo frühe Spazierfahrt eines jungen Mädchens ohne alle Begleitung äußerte, lachte Eiſtein. —

Wäre ich nicht in Kopenhagen geweſen, antwortete er, ich würde Dich kaum verſtehen. Es gibt hier unter uns norwegiſchen Bauern ſo wenig männliche Raubthiere, wie Haifiſche oder Krokodille in dem Tindſee. Auch war ſie ja nicht ohne Begleitung. —

Ich war zu ſehr in ihrem Anblick verſunken geweſen, um einen Burſchen, der hinten auf dem Wagen ſaß, gewahr zu werden. —

Die gute Luiſe, ſagte die Frau, bringt oft die Abende und Nächte bei einer Freundin zu, und eilt dann mit Sonnenaufgang zu ihrer kranken Mutter zurück. Aber in unſerem Hauſe iſt ſie noch öfter. — Sie lächelte dabei ſehr zufrieden.

Ein Thing war den Tag darauf bei der Kirche in Tind verſammelt, und ich erwartete dort, der Verabredung gemäß, den Amtmann, den Sorenſkriver (die Gerichtsperſon des Diſtrikts) und mehrere Lehnsmänner. Früh Morgens fuhren wir hin. Einzelne Häuſer, die Wohnung des Predigers, lagen hier, am Ufer des Tindſees, in der Nähe der einfachen Kirche, von Wieſen, Aeckern, Bergen und Wäldern umgeben. Die Morgenſonne erleuchtete die hellen Wände eines reinlichen Hauſes und ſpiegelte ſich brennend auf den Fenſterſcheiben ab. Einzelne Boote bewegten ſich eilig über den See, Alles eilte jenem Gebäude zu, um welches eine Menge Bauern verſammelt waren. Als wir hineintraten, waren Wirthin, Mägde, Hausknechte in voller Arbeit. In der Küche brannte auf dem Heerde ein mächtiges Feuer, und wir ſahen die geſchäftige Wirthin mit großem Eifer ſich zu dem Empfange ſo vieler vornehmer Gäſte vorbereiten.

Du kannſt hier hineingehen, Vater, rief ſie, als ich ankam, und öffnete die Thüre zu einer netten

Stube; früh biſt Du gekommen, Vater, und hier iſt noch Nichts in Ordnung. — Oube, trag die Papiere für den Herrn hinein. — Guten Morgen, Eiſtein, wie geht es? Erich, beſorge die Pferde; was ſtehſt Du da? flink, eilig, hier darf Keiner ruhen. — Trag den Thee hinein, Maren. — Da läuft die Milch über, rief ſie und lief fort.

Die Bauern hatten die Hüte abgenommen und bildeten eine Reihe, die uns umgab. Mehrere kannte ich ſchon, dieſe reichten mir freundlich die Hand. Wer nicht in den innern fruchtbaren Gebirgsthälern Norwegens war, kann ſich von der gutherzigen Freimüthigkeit der Einwohner keinen Begriff machen; Freiherrn ſind ſie im edelſten Sinne, unabhängig, reichlich verſorgt mit allem, was das einfache Leben fordert, kühn durch eine gewaltige Natur, die ſie umgibt, und die fortdauernd zu einem bedeutenden Kampfe aufregt, nur Gott, dem Könige und dem Geſetze unterworfen — dennoch nie übermüthig; Du findeſt nie unter ihnen die Spuren der Frechheit freigelaſſener Sklaven, die ſich für den Druck vergangener Knechtſchaft entſchädigen wollen. Jeder ächte norwegiſche Bauer iſt ein wahres Heldenkind, zuverſichtlich und anſpruchslos, und die freiwillige Huldigung gegen höhere Bildung, die wahre Demuth und treuherzige Unterwerfung hat etwas Rührendes, Treffliches, durchaus nichts Knechtiſches. Wer ſie mißbrauchen will, mag ſich hüten. Sein Uebermuth wird nie anerkannt, ſeine Anmaßung findet kein drückendes Geſetz, das ihr zur Stütze diente, und die derbe Natur weiſt ihn ſicher ſchnell und auf eine demüthigende Weiſe in ſeine Schranken zurück.

Während ich mit Eiſtein den Thee trank, ſahen wir zum Fenſter hinaus, wie die Anzahl der Bauern ſich vermehrte. Die kleinen Karriole rollten von den Bergen herunter, die Boote wurden an dem Ufer feſtgemacht, Männer und Frauen traten heraus und begrüßten ſich, freundliches Bewillkommnen hörte man von allen Seiten; Einzelne bildeten Gruppen, die ſich unterhielten.

Indem ich dieſe Menge fröhlicher Menſchen, von der Morgenſonne in der heitern Gegend beleuchtet, mit Wohlbehagen ſich bewegen ſah, erblickte ich auf einem nahen Berge ein Karriol, das in ungewöhnlicher Eile herabrollte. Bald hielt es vor dem Hauſe ſtill, das ſchnaufende Pferd war mit Schaum bedeckt, die Bauern ſammelten ſich neugierig um den Wagen, und ein junger, elegant angezogener Herr ſtieg ſchnell heraus. Er ſchien mir bekannt, und als ich ihn genauer betrachtete, erkannte ich Franz Ulf, — den Du ja auch wohl kennſt, lieber Bull, — nicht wenig erſtaunt, ihn hier zu treffen. Ich ging ihm entgegen; und als er mich geſehen und erkannt hatte, eilte er mit großer Haſt auf mich zu.

Gottlob, daß ich einen Bekannten treffe, ſagte er, indem er ſich ängſtlich umſah.

Ich richtete meine Augen aufmerkſamer auf ihn. Ein großer Schrecken ſprach aus ſeinen Zügen, der Angſtſchweiß ſtand auf ſeiner Stirne, und die Augen rollten ihm wild im Kopfe.

Was, um Gottes Willen, hat Sie ſo beſtürzt gemacht? fragte ich.

Er ſah mich an, blickte um ſich und ſchien ſich zu beſinnen. Endlich, nachdem er tief Athem geholt hatte, faßte er ſich.

Ich bin ja der Gefahr entronnen, ſagte er; ich habe eine gräßliche Nacht verlebt.

Was kann Ihnen denn in dieſer ruhigen Gegend ſo Gefährliches begegnet ſein? fragte ich weiter.

Er ging mit mir in die Stube hinein; ich konnte es nicht verhindern, daß mehrere Bauern ſich mit hineindrängten, die, durch ſeine Ausrufungen aufmerkſam geworden, begierig waren, das nächtliche Abenteuer des jungen Mannes zu erfahren. Da ihre Gegenwart Ulf gleichgültig zu ſein ſchien, ſuchte ich ſie um ſo weniger zu vermeiden. Er warf ſich in einen Stuhl, ich reichte ihm Thee und Rum, er ſuchte ſich noch mehr zu faſſen und begann endlich:

Ich war in Öſterrieſſör von Dänemark angekommen, und nachdem ich dort einige Handelsgeſchäfte beendigt hatte, wünſchte ich das nördliche Gebirge zu beſuchen. Ein Handelsfreund hatte mir ſo Vieles von dem großen Gouſta, von dem mächtigen Waſſerfalle erzählt, daß ich der Luſt, hieher zu reiſen, nicht widerſtehen konnte. Da ich von da nach Chriſtiania gehen wollte, führte ich eine bedeutende Geldſumme bei mir, und der Kaufmann verſicherte, daß ich ſie ohne Bedenken mitnehmen könnte. Die Reiſe war höchſt beſchwerlich, mühſamer, ja oft gefährlicher, als ich ſie mir gedacht hatte. Geſtern Abend überredete mich der Bauer, der mich begleitete, ſpät noch weiter zu fahren, weil das Wetter ſo ſchön und die Nacht ſo heiter ſei. Ich willigte ungern ein. Ich mußte mich dieſem Menſchen, den ich nicht kannte, anvertrauen, während wir in der ſtillen Nacht durch das öde, wilde Gebirge fuhren. —

Ein leiſes Gemurmel ließ ſich unter den Bauern hören, doch unterbrachen ſie ihn nicht. —

Nach Mitternacht hielt der Wagen vor einem ganz einſam liegenden Bauerhauſe. Es mußte mir auffallen, daß der Bauer und einige Knechte noch wach waren. Wenn der Menſch, der Dich hergeführt hat, mit dieſen einverſtanden. Dich berauben wollte, wenn Du Dich hier in dieſen wilden Gegenden hülflos preisgegeben hätteſt! dachte ich; aber ich faßte mich. —

Das Gemurmel nahm zu, Ulf ſtutzte.

Erzähl' nur weiter, ſagte ein Bauer, unruhig geſpannt. Ulf blickte ängſtlich um ſich und ſchien ſich zu beſinnen.

Was Ihnen auch begegnet ſein mag, redete ich ihn an, Sie können es in meiner und dieſer Männer Gegenwart getroſt erzählen. —

Nun wohl. — Ich war, einer ſolchen Anſtrengung ungewohnt, höchſt ermüdet und fragte nach einem Nachtlager. Ein großer, ſtarker Mann mit harten, ſtrengen Geſichtszügen, und mit einer Flinte bewaffnet, der Wirth, wie es ſchien, trat hervor und ſagte kurz: Du biſt willkommen; Platz und ein bequemes Ruhebette für Dich werden wir wohl finden. Er winkte mir, daß ich ihm folgen ſollte, und führte mich nach einem Gebäude, welches, abgetrennt von dem eigentlichen Wohnhauſe, eine Art Flügel bildete, öffnete eine Thüre, die nach dem Felde hinausging und ohne irgend einen Vorhof nach einer recht ſaubern Stube führte. Hier ſetzte er ein Licht hin, zeigte mir ein reinliches Bette, und als ich auf ſeine Frage, ob ich vor dem Schlafengehen etwas genießen wolle, dies verneinte, bot er mir gute Nacht und verließ mich. Ich konnte nicht unterlaſſen, die Stube genauer zu betrachten. Zwei niedrige Fenſter ſahen nach einer kahlen Gebirgswand hinaus, die ſich dicht hinter dem Gebäude ſteil und dunkel erhob, ein anderes, eben ſo niedriges Fenſter nach dem Felde. Die Thüre war nur mit einer loſen Klinke zugemacht, und obgleich ich ſie mit einem Bindfaden von innen befeſtigte, war es doch klar, daß die geringſte Gewalt von außen ſie eröffnen konnte. Eine zweite Thüre, eben ſo wenig verſchloſſen, führte nach einem dunkeln Schoppen, in welchem Wagen ſtanden und allerlei Gebälk lag, und dieſer war, ihr grade gegenüber, offen. Alſo nirgends Sicherheit.

Ich war zwar völlig erſchöpft und warf mich angezogen, wie ich war, auf das Bette, aber die Angſt hielt mich lange wach. Alles um mich her war ſtill, nichts rührte ſich, und ſchon fing ich, trotz meiner innern Unruhe, an einzuſchlafen, als ich dicht neben mir ein Flüſtern vernahm. Aber ich ſah keinen Menſchen, obgleich die Nacht ſehr hell war. Mein Bett ſtand nah an einem Fenſter. Ich vermuthete, daß Menſchen dicht an demſelben ſein müßten, und daß die dünne bretterne Wand das Flüſtern auch in der Stube ſo deutlich hören ließe. Ich ſchlich ſacht aus dem Bette, ſah vorſichtig aus dem Fenſter heraus und erblickte mit Schrecken zwei Männer mit Flinten bewaffnet. Der Athem ſtockte mir, ich glaubte ſchon zu merken, wie ſie ſich dem Fenſter näherten, und horchte mit Todesangſt auf ihre Geſpräche.

Der Ulf ſoll uns dieß Mal nicht entgehen, ſagte der eine. Geh Du links um das Gebäude herum, ich bleibe hier ſtehen. Schade nur, wenn der Herr erwacht; aber ich kann ihm nicht helfen, dieſe Gelegenheit kömmt ſo leicht nicht wieder.

Alſo ſie kannten mich, dieſe entſetzlichen Räuber, ſie hatten ohne allen Zweifel erfahren, daß ich bedeutende Summen bei mir führe, ſie hatten mir ſchon früher aufgelauert, und jetzt, das ſah ich wohl, war ich rettungslos verloren. Ich weiß kaum, was ich that. Ein Schrei des Entſetzens entfuhr mir unwillkürlich, und ich ſah, wie die Männer verſchwanden und bald durch die Thüre auf der entgegengeſetzten Seite in die Stube zu kommen ſuchten. Sie fanden ſie verſchloſſen und riefen: Was fehlt Dir, warum ſchreiſt Du? Mit einem Stoße ſtanden ſie in der Stube und wiederholten die Frage. Ich faßte mich, wie ich konnte, ja einen Augenblick glaubte ich, daß ich den Leuten doch wohl Unrecht thäte.

Ich hatte einen furchtbaren Traum, antwortete ich, die Ruhe iſt hin, ich kann nicht ſchlafen und wünſche ſogleich weiterzufahren.

Wie Du willſt, erwiederte der Eine, den ich für den Wirth erkannte, und befahl, eilig vorzuſpannen.

Wie haſtig ſtürzte ich auf den Wagen zu, hineinzuſteigen. Ich wartete nicht einmal, bis der Bauer, der mich begleiten ſollte, ihn beſtieg, ließ vielmehr das Pferd, ſo ſchnell es laufen konnte, davoneilen. Der Begleiter lief neben dem Wagen. Der Weg ging bald darauf bergan und der Begleiter dicht neben mir. Kaum hatte ich die Höhe des Berges erreicht, ſo ſah ich einen Bauer zu Pferde hinter mir herjagen; er rief mir zu — ich ſah vor mir eine lange Gebirgsebene, kein Haus, kein Menſch, und der Räuber hinter mir. Ich trieb das Pferd immer ſchneller, immer ſchleuniger über Steine und Löcher; der Wagen flog in die Höhe, die Räder hoben ſich, das Pferd flog ſchnaubend, von mir getrieben, in raſendem Jagen. So ging es in die Thäler hinein, über Berge fort — bis dieſen Augenblick, gewiß vier bis fünf Stunden. In den erſten hörte ich immer das Geſchrei, und wenn ich mich umſah, ritt der Räuber in vollem Galopp hinter mir her. Zuletzt ſchien er zwar zurückzubleiben, aber die Angſt ließ mir keine Ruhe, bis ich hieher kam. —

Die Bauern ſchüttelten ungläubig den Kopf.

Die Furcht hat Dich irre geführt, junger Mann, ſagte Eiſtein; in unſern norwegiſchen Gebirgen hauſen keine Räuber, aber dennoch iſt die Geſchichte ſeltſam genug. —

Wer die Erzählung in der Nähe gehört hatte, ſchien mehr erſtaunt, als überzeugt. Der Schrecken, welcher ſich noch immer in dem Geſichte des Reiſenden zeigte, die Angſt, mit welcher er angekommen war, ſprachen deutlich für die Wahrhaftigkeit ſeiner Erzählung; und dennoch vermochte Keiner zu begreifen, wie ein norwegiſcher Bauer, der Beſitzer eines anſehnlichen Gehöftes, ein Räuber ſein könnte. Aber die Geſchichte theilte ſich ſchnell mit; Alle hatten geſehn, wie der Fremde, als drohte ihm eine gefährliche Verfolgung, von Entſetzen ergriffen, herbeigeſtürzt war. Das Neue, Seltſame, Fürchterliche findet leicht Eingang, und von Munde zu Munde ging nun die Nachricht: Es ſeien Räuber in dem Gebirge, ein vornehmer junger Herr ſei, völlig ausgeplündert, dem Tode kaum entronnen. Eine große Unruhe entſtand unter dem Haufen, die Frauen waren erſchrocken, die Männer ſprachen von den nöthigen Anſtalten, die Räuber zu ergreifen. Aus dem offenen Fenſter bemerkte ich, wie dieſe Neuigkeit ſich erſt allmälig verbreitete, dann immer größere und größere Haufen in Bewegung ſetzte, endlich eine tumultuariſche Unruhe unter Allen erzeugte.

Plötzlich entſtand eine Stille. Man wich zurück, und ich ſah einen ehrwürdigen Greis, von einer höchſt anmuthigen, jugendlichen, ſchlanken weiblichen Geſtalt begleitet, langſam auf das Haus zugehen. Er trat unter die Bauern. Die Frauen drängten ſich heran, die Männer blieben mit unbedecktem Kopfe ſtehen, Beide grüßten freundlich nach allen Seiten und fragten, was hier eine ſo augenſcheinliche Unruhe hervorbrächte. Alle wollten zugleich erzählen, und man hörte nur ein verworrenes Gerede von mörderiſchen Anfällen, Räubern, Plünderung, welches den Greis in Erſtaunen, ſeine Enkelin in Schrecken zu ſetzen ſchien. Er kam zu uns herein.

Etwa ſechzig Jahr alt, hatte er eine imponirende Geſtalt, die Geſichtszüge waren ſcharf, das Auge tief. Er ſah einem im edelſten Sinne vornehmen, bedeutenden Staatsmanne ähnlicher, als einem Landprediger. Die allgemeine Achtung, die er genoß, ſprach ſich deutlich in dem Benehmen der Bauern aus. Seine Enkelin war wohl kaum ſechszehn Jahr alt. Ich geſtehe es, nie ſah ich eine vollendetere Schönheit. Die rothen lieblich geformten Lippen waren unbeſchreiblich fein geſchloſſen, alle ſpielenden Züge fanden hier einen Vereinigungspunkt, wie in einer unendlich reichen, ſtummen Sprache der Anmuth, der Unſchuld, des geiſtreichen Scherzes. Der ſtolze, ſchneeweiße Hals trug den lieblichen Kopf mit reizender Leichtigkeit, die ſchlanke Geſtalt war einfach durch ein weißes Kleid geſchmückt, durch keine künſtliche Tracht entſtellt. Die glänzenden braunen Haare hingen in freien Locken über den Rükken und die Schultern, und erhöhten das blendende Weiß und das zarte Roth der Wangen. Als ſie, die langen Augenwimpern aufſchlagend, mich mit den lebhaften, großen, ſchwermüthigen braunen Augen anſah, erſchrak ich faſt; man ſah durch die Augen tief in die Seele hinein. Sie verbargen nichts, aber es war dennoch, als ſchaute man in einen unermeßlichen Abgrund von kindlicher Unſchuld, von Heiterkeit und Trübſinn, von keimenden Gefühlen, die ſich ſelbſt noch nicht kennen, und klarem Verſtande, der Alles durchblickt. —

Du geräthſt ja in Begeiſterung, Steenerſen, unterbrach ihn Bull. —

Ja, ich geſtehe Dir, niemals werde ich es vergeſſen, wie das liebliche Kind, unter der Menge der Bauern, mit aller bewußtloſen Anmuth der Jugend und Schönheit vor mir ſtand. Auch hefteten ſich alle Augen auf ſie, Jeder, jung und alt, drängte ſich hervor, ſie zu ſehen, und Keiner wandte die Augen von ihr. Viele kannten und grüßten ſie, und reichten hier und da und dort ihr die Hände. —

Guten Morgen, Vater Aamod! Guten Morgen, Luiſe! ſagte Eiſtein und ſchüttelte ihnen ebenfalls die Hände. Der hier iſt Herr Steenerſen.

Ich grüßte Beide. Die Wirthin drängte ſich mit Gewalt durch den Haufen. —

Ich muß doch Vater Aamod und meine liebe Luiſe grüßen, rief ſie; der Thee wird bald erſcheinen, und ſo verſchwand ſie, wie ſie kam.

Ulf mußte dem Prediger ſein nächtliches Abenteuer vortragen, auch ihm dünkte die Geſchichte, wie ſie erzählt wurde, unbegreiflich. Indeſſen ritt ein Bauer, der einen ſchweren Kaſten vor ſich hatte, gemächlich vorbei.

Guten Morgen, Torſten, riefen ihm die Andern entgegen, welch eine ſchwere Laſt ſchleppſt Du da mit Dir? —

Iſt hier nicht ein junger geputzter Mann angekommen? fragte Torſten. —

Ja freilich, er iſt dieſe Nacht unter Räubern geweſen und kann Gott danken, daß er mit dem Leben davon kam. —

Albernes Geſchwätz, antwortete der Bauer, der ein ältlicher Mann zu ſein ſchien. Führt mich zu ihm hinein. —

Er iſt in der Stube bei dem Herrn Aamod und einem andern fremden Herrn. —

Torſten gab ſein Pferd an den Hausknecht, trug den Kaſten mit beiden Händen und trat herein. Er grüßte den Prediger und einige Bekannte flüchtig, und eilte auf Ulf zu.

Du biſt ſo ſchnell abgefahren, es muß wohl der ſchwere Traum ſein, der Dich ſo verwirrt machte; als ich in die Stube kam, fand ich dieſen Schrein, den Du wohl nicht entbehren kannſt. Ich ritt Dir nach, ich ſchrie hinter Dir her, aber Du fuhrſt wie ein Unſinniger, daß Du mein Pferd wohl ruinirt haſt. Hier haſt Du Deinen Schrein. —

Schon als Ulf den Alten hereintreten ſah, war er äußerſt erſchrocken und verwirrt; die Anrede benahm ihm völlig alle Haltung. Schrecken, daß er in der Todesangſt die bedeutenden Summen ganz vergeſſen hatte, tiefe Beſchämung, daß er dieſen Mann aus feigherziger Furcht für einen Räuber angeſehn, das Gefühl der vernichtendſten Demüthigung, in Gegenwart ſo vieler Menſchen, in Gegenwart des ſchönen, lieblichen Mädchens, deren Anmuth ihn ganz feſſelte, ſich ſo bloßgeſtellt zu haben, alle dieſe Empfindungen wechſelten in ſeinen Zügen. Er wagte die Augen nicht aufzuſchlagen. Die Freude, daß ſo bedeutende Summen gerettet waren, fand in dieſem Augenblicke keinen Zugang zu ſeinem zerſtörten Gemüthe, und ich glaube faſt, daß er lieber die Angſt der Nacht noch ein Mal, als dieſe Demüthigung würde erlebt haben. —

Alſo Du warſt der Räuber, Torſten, ſagten einige junge Bauern und lachten herzlich. —

Aber warum eilteſt Du denn ſo, ſagte ein anderer, es war ja nur Einer hinter Dir? Du mußt wohl nicht viel Muth haben. —

Die Thränen traten Ulf in die Augen. Luiſe ſchien an ſeiner Beſchämung Theil zu nehmen, ſie ſchlug die Augen nieder, wie in ſeiner Seele geängſtigt. Zufällig hörte Torſten Ulf nennen, und nachdem er vernommen hatte, was den jungen Mann in Schrecken geſetzt habe, trat er zu deſſen Vertheidigung hervor.

Kinder, ſagte er, Ihr dürft den Herrn da nicht verſpotten; er kennt die norwegiſchen Bauern nicht, er mag in andern Ländern wohl Räuber kennen gelernt haben. —

— Ich war in den Händen engliſcher Räuber, antwortete Ulf, die mich völlig ausplünderten und mißhandelten. —

Hört Ihr? ſprach Torſten. Nun ſeht, ein Wolf beunruhigte uns mehrere Nächte hintereinander. Wir erwarteten ihn wieder und lauerten mit unſern Flinten. Mitten in der Nacht findet der Herr uns ſo bewaffnet. — Es mag wohl viel Geld in dem Schreine ſein?

Freilich iſt eine bedeutende Summe darin, erwiederte Ulf.

Ich dachte es wohl, antwortete Torſten, denn er fiel mir ſehr ſchwer. — Er iſt in ſeiner Stube allein, er kennt keinen von uns und nun hört er uns von dem Wolfe (Ulven) reden. Er muß glauben, er ſei erkannt und genannt worden. Wahrlich, der bravſte Kerl kann unter ſolchen Umſtänden wohl für ſein Leben zittern. —

Bravo, Torſten, ſagte Luiſe, ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Ihr müßt nicht gleich ſo herausplatzen, Kinder, fuhr ſie fort; ganz an ſeiner Stelle, einſam, in einem Lande, wo Ihr fürchten könntet, Räuber zu finden, mit vielem Gelde, würdet Ihr gewiß eben ſo in Schrecken geweſen ſein, wie der Herr da. —

Die Burſchen ſchämten ſich und ſchwiegen, indem Ulf wieder Athem ſchöpfte. Der Klang ihrer Rede war lieblich, man ſah, welche große Gewalt ſie über die Menge ausübte.

Verzeih mir, ſagte ein Burſche und reichte Ulf die Hand. Dieſer, über eine ſolche Vertheidigerin entzückt, ſchlug fröhlich ein, aber bald drohte ein neuer Lärm.

Stillſchweigend war Ulf bei Seite gegangen, hatte ein ſehr elegantes Reiſebureau aus dem hölzernen Kaſten genommen, aufgeſchloſſen, etwas herausgenommen und näherte ſich nun Torſten.

Ich habe Dir ſchweres Unrecht gethan, ſagte er, und wünſche nach Vermögen meinen Fehler gut zu machen. Drauf drückte er ihm etwas in die Hand.

Torſten wußte erſt nicht, was das bedeuten ſollte, ſah ihn verwirrt an, dann betrachtete er, was Ulf ihm in die Hand gedrückt hatte. Es waren einige Goldſtücke. Plötzlich verfinſterte ſich ſein Geſicht, er glühte vor Zorn. — Dummer Junge, rief er, was ſoll mir Dein lumpiges Geld! und ſchleuderte es von ſich. Ulf erſchrak; als der Prediger hervortrat: Du haſt Deinen Gaſt von voriger Nacht ſo ſchön vertheidigt; nun erlaube mir, ihn zu vertheidigen. In den Ländern, in welchen er gelebt hat, unter den Menſchen, die er bis jetzt kannte, iſt es Sitte, daß ein Dienſt, wie dieſer, mit Gelde belohnt wird. Was ihm hier eine ſo harte Rede zuzieht, würde man da als Großmuth preiſen. Nach ſeiner Einſicht hat er brav gehandelt, und Deinen Vorwurf verdient er keinesweges.

Du haſt doch immer Recht, Vater, antwortete Torſten und verſöhnte ſich bald mit Ulf.

Aber Dein Geld brauche ich, Gottlob, nicht. Ich bin ein Norweger und laſſe mich nicht bezahlen, bloß weil ich kein Schuft bin.—

Der Thing war Nachmittags zu Ende, und ich eilte, Du kannſt denken, mit welcher Begierde, in die Wohnung des Predigers. Herr Ulf begleitete ihn ſchon früh und beſchloß auf ſeine Einladung, bis zum nächſten Tage hier zu verweilen, um ſich von ſeinem Schrecken zu erholen.

Als ich in die Predigerwohnung eintrat, ward ich nicht ſo ſehr durch Pracht, als durch eine gewiſſe Eleganz der häuslichen Einrichtung, wie man ſie bei einem Landprediger nicht erwarten konnte, überraſcht. Aber auch das ganze Benehmen, die Geſpräche, der Anſtand zeigten von einer geſelligen Bildung, wie man ſie gewöhnlich nur in höhern Kreiſen findet, nur daß die Feinheit nicht als Glätte, die anmuthige Leichtigkeit nicht als Ziererei erſchien, und daß die größere Gewandtheit der herzlichen, offenen Freimüthigkeit, die den Norwegern eigen iſt, keinen Eintrag that. Mit dem alten Prediger war ich bald in ein lebhaftes Geſpräch verflochten, und er war mit allem, was Staaten und Menſchen bürgerlich und geiſtig in unſeren Tagen bewegt und aufregt, bekannt. Der ſtille Kummer, der auf ſeinen Zügen ruhte, ſchien durch das Geſpräch zu weichen. Ab und zugehend zeigte ſich, ſehr beſchäftigt, Luiſe, und Ulf war in ihrer Gegenwart ſich wohl bewußt, daß die Art und Weiſe, wie er zuerſt erſchienen, ihm nicht ſehr vortheilhaft ſei, ſehr verlegen. Und obgleich Luiſe ihn mit der Aufmerkſamkeit behandelte, die ein Gaſt fordern kann, glaubte ich doch zu bemerken, daß er nicht Unrecht habe. Für ein Mädchen, wie ſie, mußte der Mangel an Muth und Entſchloſſenheit als etwas durchaus Erniedrigendes erſcheinen, und die Vertheidigung, die ſie aus Mitleid gegen ſeine unangenehme Stellung in der Verſammlung übernommen hatte, konnte ihre innere Achtung nicht ſteigern.

Unter den Gäſten ſah ich einen langen, dürren Mann mit einer ſpitzen Naſe. Er trug eine ungepuderte runde Perücke, unter welcher einzelne ſchwarze, ſtruppige Haare hervorſtachen, und einen ſchwarzen Rock, deſſen Aermel, eng und kurz, die Arme nur nothdürftig bedeckten. In einer Ecke der Stube ſaß er, als ich hineintrat, in einen Quartanten vertieft, und nachdem er mich ſtumm begrüßt hatte, ſetzte er ſich wieder, ohne von der Geſellſchaft irgend Notiz zu nehmen. Er wurde mir als der Kapellan Nordahl vorgeſtellt. Erſt ſpäter legte er das Buch hin, ging auf

Eiſtein zu, der vertraulich, als zur Familie gehörig, ſich darſtellte, und ſprach ihn in einem kreiſchenden Kanzeltone an.

Jetzt, ſagte er, bin ich endlich ſo glücklich, Euch einen wahrhaften Bericht über das alte Gemäuer, welches ſich drei und funfzig Schritt von Euerm Hauſe befindet, abſtatten zu können. Es ließ, wie mich alle Papiere belehren, weiland John Gudmunſen, damaliger Bauer und Lehnsmann, der ein reicher Mann geweſen ſein muß, im Jahre 1648, in demſelben Jahre, in welchem Gott der Chriſtenheit durch den weſtphäliſchen Frieden die langerſehnte Ruhe gönnte, an dieſem Orte einen von Grund aus gemauerten Pferdeſtall erbauen. Es ſind ſeit der Zeit bis jetzt, da wir 1793 nach Chriſti Geburt ſchreiben, 145 Jahre verfloſſen, ſo daß beſagtes Gemäuer ſchon jetzt ein ſehr achtungswerthes Alter hat, und wenn Ihr und Eure Nachfolger, wie wir nicht anders hoffen und erwarten, ein ſolches Dokumentum vergangener Zeiten gehörig veneriret, ſo kann es, da es alle Tage älter wird, in zwei- bis dreihundert Jahren eine ſehr reſpektable Ruine werden. —

Schade, antwortete Eiſtein lächelnd, ich habe es ſchon abgetragen, weil es mir im Wege war; im nächſten Jahre wird man die Stelle, wo es ſtand, nicht mehr erkennen.

Auch der Greis konnte ein Lächeln nicht verbergen; und ich betrachtete mit Verwunderung die hagere Figur, die jetzt die runde Perücke ungeduldig von einer Seite zur andern ſchob, mit ſteifer Gravität den rechten, nur halb bedeckten Arm ausſtreckte und mit dem Zeigefinger, ihn hebend und ſenkend, gegen Eiſtein gewandt demonſtrirte.

Das iſt bedauernswerth, rief er aus, und ſehr zu beklagen, daß man hier zu Lande ſolche ehrwürdige Reſte des Alterthums nicht ſchont, weßhalb ſie auch faſt allenthalben verſchwunden ſind. Wie glücklich iſt der Prediger in Vang, der in ſeinem Kirchſpiele die merkwürdige Ruine der alten katholiſchen Kirche von Storhammer hat. So gehen Zeugniſſe des Alterthums verloren, die ſchriftlichen wie die ſteinernen, und nichts bleibt dem fleißigen Forſcher übrig. Bejammernswerth iſt aber auch die Unordnung, die in alten Papieren ſtattfindet. Welche Widerſprüche findet man da! Als ich neulich die Papiere über die Ausgaben für den bei der Predigerwohnung hieſelbſt aufgeführten Schafſtall für das Jahr 1728, wie ich ſie glücklicher Weiſe auf dem Rathhauſe zu Stren rettete, da man ſie eben kaſſiren wollte, mit denen des hieſigen Predigerarchives verglich, fand ich dort fünf und zwanzig Thaler zwölf Schilling, hier nur fünf und zwanzig Thaler acht Schilling verzeichnet. Welche Summe iſt nun die richtigere? —

Die kleinere Summe können Sie, lieber Herr Nordahl, unbedenklich dafür nehmen, erwiederte der Prediger. —

Meinen Sie? So werde ich denn auch dieſe Summe in meine ſtatiſtiſch-topographiſche Beſchreibung vom Tinder Kirchſpiele eintragen. Sie wiſſen, ich ſchätze Ihr Judicium ſehr hoch. —

Er war aufgeregt, und je ſtillſchweigender er früher war, deſto geſprächiger ward er jetzt.

Ich habe, fuhr er fort und rieb ſich die Hände, etwas gar Seltenes für dieſe Gegend entdeckt, wenn es gleich anderswo häufig genug ſich vorfindet, nämlich den Calcareum rudem, oder richtiger Marmor unicolor colore fusco Wallerii, da doch unſere hieſigen Gebirge ſonſt nichts, als Quarz, Schiefer u. dgl. enthalten. Daß es dieſe Gattung iſt —

Den Kalkſtein meinen Sie, unterbrach ihn der Prediger. —

Ja allerdings, dieſe Gattung iſt es, denn ſie brauſt mit Eſſig, und muß Marmor genannt werden, weil ſie Politur annimmt. —

Er ſprach darauf weitläuftig von Pflanzen und Thieren, die er beobachtet und gefunden hätte; in welcher Menge einige Vögel da wären; um welche Zeit ſie anzukommen und zu verſchwinden pflegten, indem er fortdauernd die Linnéiſchen Benennungen, ſelbſt ſtatt der gewöhnlichſten, brauchte.

Die Hirundo rustica, ſagte er, ſei heuer ſpät angekommen, weil der Winter ſo lange angehalten habe. Ein Bauer habe beſonders ſchöne Exemplare der Columba domestica; die Fringilla domestica falle uns auch hier, wie anderswo, beſchwerlich, während die Alauda pratensis uns nur ſelten mit ihrem anmuthigen Geſange erquicke.

Als ich ihn fragte, weßhalb er die breiten und weitläuftigen Linnéiſchen Benennungen brauche, und nicht lieber Schwalbe, Taube, Sperling und Lerche ſage, was Jedermann verſtehen würde, gerieth er in Eifer.

Der berühmte Linné, behauptete er heftig, habe ſeit der uralten Sprachverwirrung bei dem Thurmbau zu Babel zuerſt wieder, gleichſam wie ein zweiter Adam, allen lebendigen Geſchöpfen Gottes, Thieren und Pflanzen, neue Namen gegeben, ja ſei dazu von Gott beſonders beſtellt und berufen; daß es ein Frevel ſei, ſich dieſen Benennungen zu widerſetzen, vielmehr Pflicht aller Lehrer, frühzeitig den Kindern in allen Ländern und Sprachen dieſe allgemein geltenden Namen beizubringen. Auch habe er hier den Verſuch gemacht, nur legten ihm die ungelenken Bauerjungen große Hinderniſſe in den Weg, die er doch durch Geduld und Beharrlichkeit zu überwinden hoffe.

Es wird Dir nicht gelingen, rief Eiſtein; die Jungen danken Gott, wenn ſie für die Vögel und Kräuter einen Namen haben, und wir Alten mögen das Kauderwälſch nicht leiden.

Ja, Eure Halsſtarrigkeit iſt bekannt, ſprach der Kapellan mit Heftigkeit, und wir hatten Mühe, ihn zu beſänftigen. Er entfernte ſich mit Eiſtein, um einen Kranken zu beſuchen.

Sie wundern ſich, ſagte der Prediger, als er fortgegangen war, über dieſen ſeltſamen Menſchen. Er iſt tief in den Funfzigen, brachte vor einigen zwanzig Jahren ſeine Zeit in großer Armuth und Zurückgezogenheit auf der Univerſität zu, und lebte ſeitdem, da er nicht ſehr glänzend in ſeiner Prüfung beſtand, als Hauslehrer bei Beamten. Seit acht Jahren iſt er mein Gehülfe und bei aller Sonderbarkeit eine treue Seele. Seine ungeheuchelte Frömmigkeit und ſein großer Eifer haben ihm das allgemeine Vertrauen erworben, und ich darf behaupten, daß ſeine einfältige Lehre für das einfache Volk ſehr heilſam iſt. Die Meiſten betrachten ſeine Seltſamkeit gar nicht als etwas Beſonderes und halten ihn für einen grundgelehrten Mann. Seine geographiſchen Kenntniſſe ſind in der That nicht zu verachten, und da er, von ihrer früheſten Kindheit an, eine beſondere Vorliebe für meine Enkelin gezeigt hat, hat ſie in der Länderkunde überraſchende Fortſchritte gemacht. Das Beiſpiel einiger ausgezeichneten Prediger, die ſich um die Naturbeobachtung ihrer Gegend verdient gemacht haben, wie Ström und Wilſe, hat ihn angefeuert, und er läßt ſich um ſo weniger ſtören, da er von den Kenntniſſen, die Unterſuchungen der Art erfordern, gar keinen Begriff hat.

Hier ſehen Sie, fuhr der Prediger fort, indem er mir einen Haufen Papiere hinſchob, ein dickes Manuſkript, welches er mir mitgetheilt hat, indem er von mir verlangt, daß ich es durchſehe. Vergebens habe ich ihm verſichert, daß ich mich mit ſolchen Gegenſtänden nicht beſchäftige. Auch hoffe ich dadurch, daß ich zu fortdauernden Verbeſſerungen Anlaß gebe, den Druck des Manuſkripts, deſſen Betreibung ihm manche Kränkungen zuziehen würde, aufzuſchieben, ja, ich habe die Schwierigkeiten ſo zu häufen gewußt, daß, ſelbſt wenn ich ſterbe, er doch wohl kaum während ſeines Lebens fertig werden wird. Mit der ängſtlichſten Gewiſſenhaftigkeit ſucht er die Schrift höchſt vollſtändig zu machen. So beſchäftigt er ſich auf eine unſchuldige Weiſe, es ergötzt ihn, und er wird darüber ſterben. Einzelne Beobachtungen ſind auch nicht ganz ohne Werth und können von Kundigeren benutzt werden. Er hat auch ſchon das Glück gehabt, ſich öffentlich genannt zu ſehn. Ich habe dieſen Weg, der ſeine Zufriedenheit nicht ſtört, für den beſſeren gehalten; wie nothwendig es aber iſt, die Bekanntmachung dieſer Schrift zu verhindern, werden Sie einſehen, wenn Sie z. B. dieſe Stellen leſen. — Er zeigte mir folgende:

> Canis familiaris, cauda sinistrorsum recurvata. Linn. Der Haushund. Die Varietäten, die in den Häuſern der Bauern befindlich ſind, laſſen ſich ſchwer beſtimmen und ſcheinen gemiſchter Art zu ſein. Aber ein ſeltenes Exemplar von Canis familiaris melitaeus var., der Bologneſerhund, befindet ſich in der Behauſung der achtbaren Jungfrau Maren Ingleif, des weiland Lehnsmanns Herrn Ingleif hinterlaſſener ehelicher Tochter.

Unter einer Menge ſorgfältig angeſtellter Barometerbeobachtungen ſtand folgende Bemerkung:

> Es iſt höchſt merkwürdig, daß das Barometer, welches ich durch einen ſehr berühmten Mechanicum

in Kopenhagen habe verfertigen laſſen, hier oben in unſerem Gebirge niemals beſtändiges Wetter anzeigt.

Er beobachtete Jahre lang das Barometer alle Tage, ohne zu wiſſen, daß die Wetterbezeichnung nur für einen Ort am Meeresufer beſtimmt war.

Durch ein Geſpräch von mehreren Stunden hatten wir uns genähert. Der alte Prediger kannte die Familie meiner Frau, perſönliche Verhältniſſe, übereinſtimmende Anſichten des Lebens machten uns vertraut, und bald war es mir, als hätte ich dieſen herrlichen Mann ſchon lange gekannt, ja, als hätte er ſchon früher einen bedeutenden Einfluß auf meine Denkweiſe ausgeübt. Der Kapellan und Eiſtein kamen zurück. Ulf war, ohne an unſerem Geſpräche Theil zu nehmen, verdrießlich, wie es ſchien, weggegangen und kehrte nun auch wieder. Die Tochter des Predigers, die Mutter der reizenden Luiſe, ließ ſich nicht ſehen, und eine geheime Scheu band meine Zunge. Alles im Hauſe ging nach einer ſtillen, ungeſtörten Ordnung. Man hörte keine laute Stimme, nahm keine unruhige Bewegung wahr, und ſelbſt die Bauern, die den Prediger, hier durch den Thing verſammelt, beſuchten, ſchienen die herrſchende Ruhe ſchonungsvoll zu achten.

Du wirſt mir Deinen Gaſt überlaſſen müſſen, lieber Eiſtein, ſagte der Prediger, und auch mir war es, als wenn es ſo ſein müßte.

Es wäre mir ſehr lieb, antwortete dieſer, wenn der Herr bei mir bliebe; aber Du weißt es, lieber Vater, daß ich Dir gern Alles überlaſſe, was Dir lieb iſt.

Ich weiß es, erwiederte der Alte; und bald ward ein Wagen abgeſchickt, um mein Gepäck nach der Predigerwohnung zu bringen. Den Tag darauf reiſte Ulf weiter.

Ich wohnte ſchon acht Tage lang bei dem trefflichen alten Manne. Die Stille in ſeinem Hauſe, die ſegensreiche Einwirkung auf ſeine Gemeinde, ſeine Enkelin, die, wie eine höhere Erſcheinung, geräuſchlos beſchäftigt, dennoch Zeit fand, an unſerer Unterhaltung Theil zu nehmen, wenn wir ſprachen oder laſen, die ſelten redete, uns aber doch oft durch Bemerkungen überraſchte, die das tiefſte Verſtändniß verriethen, feſſelten mich wie mit unſichtbaren Banden an dieſen kleinen, von der Welt abgeſchloſſenen Kreis, daß ich alles Uebrige vergaß. Glücklicher Weiſe war mein Geſchäft faſt beendigt, und was fehlte, konnte ich auch hier verrichten. Ich erfuhr, daß der alte Prediger ſeine Jugend in einer ſehr bedeutenden Umgebung zugebracht hatte, daß ſeltſame Ereigniſſe, in welche er verflochten war, und die Dir nicht unbekannt bleiben ſollen, ihm einen größeren Wirkungskreis zu eröffnen ſchienen; aber die Tochter ſah ich nie, auch ſprach er noch nie von ihr oder von ihrem verſchwundenen Manne, obgleich ich mir ſchmeicheln konnte, ſchon ganz ſein Vertrauen zu beſitzen.

An einem ſchönen Morgen ſaßen wir, Aamod, Luiſe und ich, in einem Boote und ruderten bei hellem Sonnenſcheine längs dem weſtlichen Ufer des Tindſees. Die Felſen warfen einen dunkeln Schatten auf den See, während die Sonne ihre Gipfel erleuchtete. Der Alte war dieſen Morgen beſonders ernſt. Es war unſere Abſicht, den großen Waſſerfall (Riukand Foſſen) unter dem Gouſta zu beſuchen, und wir wollten in der Nähe von Eiſteins Wohnung ausſteigen, um den übrigen Weg zu Fuß zurückzulegen. Indem wir fortruderten, eröffnete ſich ein Abhang, auf welchem zwiſchen kahlen Felſen eine feuchte grüne Wieſe hinaufſtieg, und ein Bauermädchen ſaß auf einer über den See hervorſpringenden Spitze, neben ſich eine Sichel. Sie ſchien auszuruhen, und als wir näher kamen, hörten wir ſie ſingen. Die helle, klare Stimme tönte mächtig zwiſchen den Felſen. Es war eins jener einfachen Lieder, die man in den Gebirgen hört, welche oft ein geheimes

Weh laut werden laſſen und tief ergreifen. Seltſam, ja phantaſtiſch war es anzuſehn, wie das Mädchen, deſſen weiße Bekleidung in der Ferne ſich ſehr anmuthig ausnahm, feenartig und mit geiſterhafter Sicherheit über dem Abgrunde ſchwebend daſaß, und wie die traurigen Töne in den Bergen wiederhallten. Das Lied war mir bekannt; ſo ſang ſie:

Der Seeman, der küßte den Roſenmund
Und zog die ſchön' Elſe in den Meeresgrund.

Drei Jahre in der Tiefe verfloſſen ſind,
Die ſchön' Elſe gab dem Seemann ein einziges Kind.

Schön Elſe erhob ſich am weißen Strand,
Sie führte wohl das einzige Kind an der Hand.

Die Haare, die trieften, das Kleid war naß,
Die Augen waren trübe und das Antlitz war blaß.

Es reißt ſich das Kind von ſchön Elſe los
Und ſtürzt ſich ſchnell hinab in den Meeresſchooß.

Da wandelt ſchön Elſe den ſchweren, ſchweren Gang,
Es rührten ſich die Lippen, doch ohne Geſang.

Schön Elſe, die tritt in die Kirchthür mit Graus,
Und alle hellen Lichter, die löſchten ſich aus,
    Ja, ja,
    Alle hellen Lichter, die löſchten ſich aus.

Sie blickt nach der Kirchenwand angſtvoll und ſtumm,
Denn alle kleinen Bilder, die wandten ſich um;
Stumm, ſtumm,
Denn alle kleinen Bilder, die wandten ſich um.

Herr Aage erkennt die verſchwundene Braut,
Schön Elſe iſt geſtorben ohne Seufzer und Laut;
Braut, Braut,
Schön Elſe iſt geſtorben ohne Seufzer und Laut.

Obgleich der Geſang in dieſer Umgebung höchſt traurig klang, ſo ſchien es mir doch, als wenn die Erſchütterung, ja das Entſetzen, welches ſich auf dem Antlitze des Alten und ſeiner Enkelin zeigte, einen tiefern Grund haben müßte. Beide ſchwiegen, und lange dauerte es, ehe ſie ſich erholen konnten. Die Geſtalt war aus unſern Augen verſchwunden, denn wir waren um eine Felſenecke herumgerudert, die Stimme ertönte kaum vernehmlich aus der Ferne und verhallte zuletzt ganz.

Luiſe, ſing' Du uns einmal das Lied, ſagte der Alte. Sie erſchrak offenbar bei dieſer Zumuthung, wandte aber nichts ein und ſang.

Ich war acht Tage in dem Hauſe des Predigers geweſen und hatte ſie nie ſingen hören. Norwegen iſt kein geſangreiches Land, die Muſik iſt kein weſentlicher Theil der Erziehung, und es wunderte mich alſo gar nicht, in einer Familie, die freilich ſonſt durch geſellige Ausbildung ſich auszeichnete, kein Inſtrument zu finden und keinen Geſang zu hören.

Wie erſtaunte ich, als ich nun die herrlichſte Altſtimme vernahm, als der ausdrucksvollſte Geſang dem einfachen Liede einen unbeſchreiblichen Zauber verlieh. Die melodiſchen Klagetöne ſchienen über den Wellen zu ſchweben, wie ein laut gewordener Seufzer des Abgrunds, den ſie verbargen. Als der Geſang vorbei war, bedeckte das liebliche Mädchen das Geſicht, wie in tiefen Schmerz verſunken. Ein langes Stillſchweigen erfolgte, und ſie war von dem mir unbekannten Kummer überwältigt. Nach einigen Minuten hatte ſie ſich völlig gefaßt; die wallenden lockigen Haare warf ſie zurück, und ſah mich, noch immer ernſt, aber klar und ſicher an. Ich lobte den Geſang, die Stimme. —

Ich darf dieſes Lob nicht zurückweiſen, ſprach ſie, Sie würden es als eine erlogene Ziererei betrachten; aber geſtehen Sie mir, auf ein unbefangenes Gemüth muß dennoch der Geſang des Mädchens am Felſen einen tiefern Eindruck machen. Die rauhe Weiſe des Liedes, die ſchroffen Umriſſe, die das Furchtbarſte, bloß angedeutet, roh hinſtellen, ohne daß es ausgemalt würde, das ungeſchickte Metrum, welches einzelne Sylben ausläßt und wieder einſchiebt, gehören zum Weſen dieſer

Liederart und ſtimmen mehr zu dem härteren, ungebildeteren Naturtone, als zu unſerer geglätteteren, weichlicheren Manier. Dieſer ſcheinbar rohere Ton findet in der harten Umgebung eine natürliche Reſonanz. War es nicht, während wir an den Felſen hinruderten, wo die gewaltig trauernde Stimme des Mädchens erklang, als wenn die plätſchernden Wellen, an das ſteinige Ufer anſchlagend, den geheimen Kummer der Tiefe ausplauderten, als wenn der brauſende Bergſtrom ſchreiend, heulend dazwiſchen tönte, als wenn die hohen Gipfel der ſpitzen Fichten aus innerer Angſt erbebten, ja, als hätten die Felſen ſelbſt einen klagenden Ton gefunden, als wäre der uralte Schmerz laut geworden, der ſie vor Zeiten verſteinerte, der ſie ſpäter zertrümmerte und wild zerriß. —

Welche Anſchauung von einem ſiebzehnjährigen Mädchen, unterbrach Bull den Erzählenden. Zwar dieſe ſeltſame Gebirgsblüte mag manches Abweichende zeigen; aber in der That, eine ſolche Aeußerung eines jugendlichen, weiblichen Weſens dünkt mir faſt unglaublich. —

Und dennoch, fuhr Steenerſen fort, iſt meine Erinnerung matt. Indem ſie ſo ſprach, ſchienen alle Geſichtszüge eine höhere Bedeutung anzunehmen, es war mir, als wenn das geheime Weh des ganzen Daſeins ſich in dieſer Geſtalt zuſammengedrängt hätte, und nun aus der innerſten Tiefe ihres Weſens melodiſch heraustönte. Auch dem Alten entging der Eindruck, den ihre Rede auf mich machte, nicht.

Sie erſtaunen, ſagte er, ſo Gewaltiges von einem ſo zarten Mädchen zu vernehmen. Aber, lieber Freund, eine mächtige Umgebung mag den Stumpfen überwältigen, daß die ſtärkſte Empfindung, ehe ſie keimt, erſtickt wird, dem Empfänglichen bietet ſie immer neuen Reiz dar, dann aber vor Allem, wenn ein ungewöhnliches Geſchick das reizbare Gemüth aufregt; und meine arme Luiſe, durch einen ſeltenen Vater in früher Kindheit gebildet, hat das jugendliche Daſein auf dem harten Boden des furchtbarſten Jammers aufbauen, an der Thränenquelle des namenloſen Grames in den letzten Jahren entwickeln müſſen. Sie wundern ſich, daß dieſes Lied einen ſo tiefen, erſchütternden Eindruck auf uns gemacht hat. Ein finſterer Dämon, noch kennen wir ſeinen nächtlichen Urſprung nicht, ragte aber auch in unſer ruhiges, ach ſo glückliches, heiteres Leben hinein und zerſtörte urplötzlich, was wir unwandelbar glaubten. Wie oft rührten ſich die Lippen, aber ohne Geſang, wie oft erloſchen plötzlich die hellen Lichter des Lebens, wie oft wandten ſich die bunten Bilder um. Heute vor achtzehn Jahren hub das Ereigniß an, welches in dieſem ſtillen Thale aus ſo vielem Glücke eine ſo unnennbare, vernichtende Qual erzeugen ſollte. Ich habe den Muth, dieſe Begebenheit noch ein Mal zu erleben, indem ich Sie nach dem Schauplatze hinführe, wo ſie begann; ich traue meiner Enkelin die Stärke zu, das Unglück, welches uns ſo zerſchmetternd traf, ſich nah zu rücken; der tiefe Schmerz einer peinigenden Erinnerung verläßt uns ja doch nie ganz. Es iſt heilſam, die Prüfung, die der immer gütige Gott uns zugeſendet hat, genau zu durchſchauen; auch die herbe Lehre muß gründlich erforſcht werden. Und welche Zeit iſt heilſamer, als die er ſelbſt erwählte, die er mit aller Pracht des blühenden Jahres ausſchmückte, in welcher er uns einen theilnehmenden Freund ſchenkte, damit wir, gedrückt durch Schmerz und Leid, auch ſeine liebende Vaterhuld erkennen mögen. —

Er faßte meine Hand und drückte ſie. Noch nie ſah ich ein ſolches Bild ruhiger, demuthsvoller und dennoch kräftiger Ergebung. Aus ſeinen Augen ſtrahlte, ſo ſchien es mir, ein helles Licht, ſein verklärtes Antlitz ſchien eine verborgene heilige Geſtalt zu enthüllen, die nur, noch mit dem irdiſchen Daſein ringend, nicht frei hervorzutreten vermochte. Luiſe faltete die Hände in ſtillem Gebete und ich — mußte weinen; was mir das Herz gedrückt hatte ſeit vielen Tagen, vermochte ich nicht zu überwältigen, ich wollte es nicht. Ich ergriff die Hand des Alten, ich preßte ſie gewaltſam an die Lippen, ich bedeckte ſie mit Thränen. Nach einigen Minuten ſprach der Alte mit ruhiger Faſſung:

Das war unſere Morgenandacht, Kinder. Aber ſie ſoll uns ſtärken, nicht erdrücken, und wir bedürfen der Stärke für den heutigen Tag.

Die Bauern, die uns ruderten, waren ergriffen, wie wir, ſie weinten mit uns, wie dem ſtarken Norweger die Thränen der Theilnahme leichter, als dem Südländer, in die Augen treten. Wir waren ſehr langſam gerudert, oft ruhten die Ruder völlig und das Boot trieb langſam mit den Wellen. So hatten wir faſt zwei Stunden gebraucht, um nach Eiſteins Wohnung zu kommen, die man ſonſt in weniger, als einer Stunde, erreicht. Als wir landeten, fanden wir Eiſtein und ein paar rüſtige junge Leute bereit, uns zu begleiten. Eiſtein aber ſchien zu zögern, ja den Spaziergang nicht zu billigen. Ein reinliches Frühſtück ward von unſerer Wirthin aufgetragen, die, gegen Luiſen zumal, eine ängſtliche Zärtlichkeit äußerte.

Sie müſſen doch mein Stübchen ſehen, Herr Steenerſen, ſagte Luiſe. Ich bringe oft halbe Tage und Nächte bei dieſer meiner lieben Freundin zu. —

Sie öffnete eine Thüre, und ich trat in ein niedliches Zimmer hinein. Eine Guitarre hing an der Wand, ein Flügel ſtand unter dieſer, eine kleine Büchersammlung war in einem zierlichen Schranke aufgeſtellt.

Meine arme Mutter kann die Muſik nicht vertragen, ſprach ſie, nur ein leiſer geiſtlicher Geſang gewährt ihr Troſt. Es gibt Zeiten, wo auch ich ihre Gegenwart entbehren muß; dann flüchte ich mich hieher und ſtürze mich in die Wellen der Tonkunſt, die mich freundlich aufnehmen und Alles, was mich ängſtigt und innerlich verzehren würde, in ſtille Wehmuth auflöſen. —

Wir genoſſen wenig, und nachdem der Alte mit Eiſtein allein geſprochen hatte, ſchien auch dieſer den Gang nach dem Waſſerſturze zu billigen. Wir gingen. Das Thal, durch welches der ſchäumende Fluß hindurchbrach, ward immer enger, die Thalwände immer höher; wir ſtiegen auf der einen Seite immer mehr empor und wanderten durch einen dichten Tannen- und Fichtenwald. Neben uns ſtürzte ſich die Gebirgsmaſſe in eine unabſehbare Tiefe hinab; die gegenüberſtehende Wand, wie diejenige, die wir beſtiegen, war mit Wald bedeckt, Nadelhölzer und Birken untereinander gemiſcht. Faſt eine Stunde ſtiegen wir langſam aufwärts, die Vertiefung des Thales erſchien immer mächtiger. Der ſchäumende Fluß verſchwand unter den bedeckenden Bäumen, und das ferne Rauſchen in der Tiefe belehrte uns von der bedeutenden Höhe der Thalwand. Nach einiger Zeit ſahen wir, wie das Thal ſich im Hintergrunde mit noch höheren, kahlen, ſchwarzen Felſen ſchloß. Die keſſelförmige Vertiefung ragte dunkel und nackt aus dem dichten Walde hervor, und aus dieſem Rieſenkeſſel ſtieg eine mächtige Dampfſäule hoch in die klare Luft hinein. Sie verſchwand und bildete ſich immer wieder in beſtimmten Pauſen, wie der aufſteigende Dampf von einer unermeßlich kochenden Waſſerfläche. Es war die Dampfſäule des rauchenden Waſſerſturzes (riukand Foſſen), eines der mächtigſten in Norwegen.

Die Dampfſäule ſteigt ſehr hoch, ſagte Eiſtein, der ſtarke Regen hat den Fluß angeſchwellt, Ihr werdet den Sturz gar mächtig finden.

Indem wir fortſchritten, hörten wir nun immer vernehmlicher neben dem Rauſchen des Fluſſes dumpfe Schläge, wie einen fernen Donner. An ſtillen Abenden vernimmt man ſie in Tind. Der Boden ſchien unter unſeren Füßen zu beben. Jetzt traten wir aus dem Walde heraus, und der mächtige Waſſerſturz lag ganz vor uns, obgleich wohl eine halbe Meile entfernt.

Aus einer engen Oeffnung, als hätte die furchtbare Gewalt der ungeheuern Waſſermaſſe zornig ſo eben den Widerſtand überwunden, ſtürzt ſie wüthend hervor, ein großer, dichter Bogen, und der ſchneeweiße Schaum, gekräuſelt, Dampf erzeugend, tanzt auf der ſtrömenden Wölbung, ſich ewig und ewig raſtlos wieder geſtaltend. Indem das mächtige Waſſer Raum gewonnen hat, zertheilt es ſich nach allen Richtungen, es bildet durchſichtige Waſſerdecken, durch welche man die düſtere, kahle Gebirgswand erkennt, die ruhig ſcheinen, aber mit gewaltigen Schlägen die nackten, ſchräg anſtehenden, glatten, feuchten Felſen ſchäumend peitſchen, und hier vorzüglich entſteht der aufſteigende Dampf, der, ſchon aus der Ferne erkannt, hoch in die Luft ſpritzt. Tauſend Seitenſtrahlen zertheilen ſich in allen Richtungen, aber in der Mitte drängt die Hauptmaſſe ſich zuſammen, und umwirbelt von tauſend Strahlen, immer wilder, wüthender vom ſchneeweißen, gekräuſelten Schaume umtanzt, ſtürzt ſie ſich brüllend in eine grundloſe Tiefe. Das Auge vermag kaum dieſes ewige, unabläßige Spiel, die fortdauernd wechſelnden, unaufhörlichen Zerſplitterungen zu verfolgen. Der ungeheure Zorn einer raſenden Natur tobt, peitſcht, ſchäumt umher, und die der Wuth preisgegebenen Felſen ſcheinen vor Schreck erſtarrt. Das ganze Thal unter dem Sturze iſt von einem See erfüllt, und obgleich die furchtbare Waſſermaſſe ſich unabläſſig brüllend hineinſtürzt, ſo iſt dennoch die Waſſerfläche dicht am Sturze völlig ruhig. Dunkel, nie von einem Sonnenſtrahle erleuchtet, ſcheint ſie die erſchöpfte Wuth darzuſtellen.

So wird das Gemüth, wenn die härteſten Schläge des Geſchicks unaufhörlich das Innerſte treffen, äußerlich ruhig. Aber die Ruhe iſt nur Schein. In der Tiefe wühlt der zurückgedrängte Zorn, und brauſend, rauſchend, mit erneueter Wuth ſtürzen die Fluthen über die großen, eckigen Steine, als triumphirten ſie über den zertrümmerten Feind.

Du haſt Schaffhauſen geſehn; wohl mag die Waſſermaſſe größer, breiter ſein, aber ſelbſt die größte Höhe des Sturzes erreicht nur fünf und ſiebzig Fuß; dieſer Fall ſtürzt ſich vier bis fünf hundert Fuß herunter, und noch behält die mittlere Maſſe, wo ſie in den finſteren Abgrund hinabſtrömt, ihre ganze Gewalt.

Die Sonne ſchien ſchräg in den Sturz hinein und erleuchtete den weißen Schaum, und der Dampf ſpielte blendend in ihrem Lichte. Dumpf hallte das Thal wieder von dem Gebrülle, das ſich mit dem gewaltigen Rauſchen des noch immer ſtürzenden Fluſſes verband. Schon hier übertönte der Sturz die menſchliche Stimme. Wo der erhabene Zorn der Natur, wo das mächtige Element mit Felſen ſpielt, gebietet es dem Menſchen Stillſchweigen.

Indem wir uns dem Sturze nähern wollten, ſah ich eine jäh herabfallende, faſt nackte Felſenwand, ſie verſenkte ſich in die ſchwindelnde Tiefe. Wir waren ſehr hoch, der Fluß wühlte immer tiefer unten, und wohl ſtanden wir vierhundert Fuß über ihm. Mir ſchauderte, da ich dieſe Wand anſah, und hier iſt ein Fußſteig längs dem Abhange, Marieſtien nennen ihn die Einwohner. Sie gehen ruhig, unbekümmert darüber, obgleich er in der Umgegend berüchtigt iſt. Ein kleines Mädchen iſt in die Tiefe hinuntergeklettert, um eine verlorne Kleinigkeit aufzuheben, ein Krämer, um die Trümmer ſeiner heruntergerollten Waaren zu ſammeln, ja, wie man berichtet, iſt ein Krüppel ohne Füße auf den Knieen über dieſen furchtbaren Fußſteig gerutſcht. Man rieth mir die Stiefeln auszuziehn, damit ich nicht ausgleiten möchte. Der Alte, ſelbſt Luiſe ging leichten Fußes vorwärts, während Eiſtein mich mit ſeiner kräftigen Hand faßte. Ich wandte das Geſicht — man iſt zum Theil dazu genöthigt — von der Tiefe ab, der Gebirgswand zu, aber dennoch erbebte mein Inneres, und es war mir, als zöge der Abgrund unter meinen Füßen mich unwiderſtehlich hinab. Die Waldungen waren ſcheu vor der Gewalt des wüthenden Waſſers zurückgetreten; einzelne Gebüſche nur ſtanden, als glaubten ſie von dem zornigen Elemente in ihrer kümmerlichen Kleinheit nicht bemerkt zu werden, hier und da, vermochten aber nicht die grauenhafte Tiefe zu verbergen. In der Nähe des Sturzes hatte der Fußſteig ſich immer mehr geneigt, und als wir ihm zur Seite waren, konnten wir auf mächtigen Steinen, die er in ſeiner Wuth bei Seite geſchleudert zu haben ſcheint, mitten in ihn hineintreten. Das Gebrüll iſt hier am mächtigſten. Von furchtbaren ſtürzenden Waſſermaſſen umgeben, in einem großartigen Waſſerbade, hineingetaucht in das ewige Naß, hat man auf jedem Schritte einen andern, einen veränderten Auftritt. Ueber uns ſahen wir die Spalte, aus welcher der Sturz ſich hervordrängt. Sie ſcheint ſo eng, daß man hinüberſpringen möchte. Die Sonne ſchien hinein, und hier, umfluthet von ſpritzendem Schaume und herabrollenden Wogen, umdonnert von dem krachenden Sturze, der, wie alles Gehör vernichtend, die Felſen zittern machte, in der Mitte des entfeſſelten, wüthenden Elements, ergötzte uns die Natur mit einem leichten, feenartigen, bunten Spiele. Unter unſerem Fuße tanzte auf dem blendend weißen, rauchenden Schaume ein völlig geſchloſſener Regenbogen. Die feurigen Geiſter, aus Licht und Schatten geboren, wählten eben die Stelle, wo das Waſſer ſeine wildeſte Wuth losließ, um im leichten Tanze das Feſt des friedlichen Lichts zu feiern.

Wir ſaßen ermüdet an dem ſpäten Mittagstiſche bei Eiſtein. Eine kräftige Brühe, Lachsforellen aus dem nahen See, friſcher Rennthierbraten und vortrefflicher franzöſiſcher und ſpaniſcher Wein, den der Prediger mitgebracht hatte, überzeugten uns, daß man mitten in dem Gebirge ein delikates Mahl bereiten kann, und bekamen den erſchöpften Wanderern wohl. — Wie das Sonnenbild, wenn man in die Sonne geſehen hat, verfolgte mich das Bild des mächtigen Sturzes fortdauernd. Immer noch ſchwebte der wilde ſchneeweiße Schaum auf dem dunkeln, naſſen Felſengrunde vor mir, immer noch drohte die ſchwindelnde Tiefe neben meinen Füßen, immer noch hörte ich das furchtbare Gebrüll, und es waren Augenblicke, wo es mich faſt ängſtigte, daß die nahen Gebirge eine ſo gewaltige, erſchütternde Scene verbargen.

Die Mahlzeit war geendigt, der alte Prediger hatte, troß der Erſchöpfung, wenig genoſſen und blieb in ſtillen Ernſt, ich möchte behaupten, in ſtilles Gebet verſunken. Wir rückten zuſammen, und der Alte begann:

Sie kennen nun den Schauplatz. Es war heut vor achtzehn Jahren; meine gute Frau war drei Monate vorher geſtorben. Der Tag war heiter und lieblich, wie heut; meine Tochter, damals ſo alt, wie Luiſe jetzt, begleitete mich. Auch wir ſahen den Waſſerſturz in ſeiner mächtigſten Geſtalt, bewunderten den Regenbogen und waren, nach einem genußreichen Tage, im Begriffe zurückzukehren, als wir, mitten auf dem ſchmalen, gefährlichen Fußſteige, einen Reiſenden wahrnahmen, der uns mit ſeinem Begleiter entgegenkam. Wir näherten uns eben einer gefährlichen Stelle und überlegten, nicht ohne Aengſtlichkeit, wie wir vorbeikommen ſollten, als wir plötzlich vor uns ein lautes Geſchrei hörten. Da wir, bange an den Felſen angelehnt, aufblickten, ſahen wir den Reiſenden ſchwebend über dem Abgrunde, der eine Fuß war aufgehoben, die Arme ausgebreitet, die Haare hingen wild um den Kopf, der Hut fiel ihm eben hinab in die Tiefe, und indem ich ihn ſo vor meinen Augen hinabſtürzen zu ſehen glaubte, erblickte ich zugleich Amalie, meine Tochter, vor Schrekken hingeſunken, und auch vor meinen Augen verwirrten ſich die Gegenſtände, daß ich, von Schwindel ergriffen, mich ängſtlich an die Felſenwand anklammerte.

Wir erholten uns, von den rüſtigen Begleitern feſtgehalten, noch von Schrecken gelähmt, als wir vernahmen, daß der Reiſende noch da war. Da wir hinkamen, ſahen wir, wie der Begleiter ihn nur mit Mühe auf dem ſchroffen Abhange feſtzuhalten vermochte. Dieſer berichtete, wie der Reiſende, der ihm völlig unbekannt, bisher ganz ruhig, ſtill und in ſich gekehrt fortgeſchritten ſei, überhaupt ein rüſtiger Gebirgsgänger zu ſein ſchiene und auch auf dem gefährlichen Abhange ſeine Unterſtützung abgewieſen habe, auf einmal in ein lautes Geſchrei ausgebrochen und zugleich im Herunterſtürzen begriffen geweſen ſei. Er wußte nicht, ob es eigne That oder die Folge eines plötzlichen Schwindels geweſen wäre. Es war ihm gelungen, den Herunterſtürzenden im Fallen beim Rockzipfel zu ergreifen und ſo wieder an ſich zu ziehen. Aber er hatte alle Beſinnung verloren, bewegte ſich krampfhaft, und der Bauer mußte ſeine ganze Kraft aufbieten, damit er ihn nicht mit ſich in den Abgrund riſſe. So wie wir hinkamen, waren unſere Begleiter zu Hülfe geeilt, und alle hielten ihn. Ich betrachtete den Fremden. Es war ein ſchöner, junger Mann in einem feinen, reichen Anzuge; aber alle Züge entſtellt, die Lippen bebten, eine tödtliche Bläſſe hatte ſich über das Geſicht verbreitet.

Hört Ihr, rief er, indem er die Arme ausſtreckte und ſich loszureißen ſuchte, hört Ihr, wie er unten ſchreit? Doch nein, er ſchreit nicht, es ſind nur die wilden Wogen, die ſich freuen, daß ſie ſeinen Leichnam gegen die Felſen ſchleudern und zerfleiſchen können. Ich komme, ich komme ja auch, ſchrie er laut, daß er faſt den Waſſerſturz übertönte, und ſchien ſich hinabſtürzen zu wollen.

Wir hatten alle vier Mühe, ihn zu halten, und ich zitterte für meine Tochter. Die großartige Umgebung, die wir eben mit geheimer Scheu bewundert hatten, verkehrte ſich jetzt in einen Grauſen erregenden Dämon. In furchtbarem Geſchrei wetteiferte der mächtige Sturz mit dem Raſenden. Bald däuchte es mir, als führten Beide ein lautes, gräßliches Geſpräch, als wären dort im wilden Gebrülle die Felſen wach geworden, wie hier ein zerriſſenes Gemüth. Die Sonne ſchien nicht mehr. Dunkle Wolken hatten ſich zuſammengezogen, ohne daß wir es merkten, und plötzlich erhellte ein furchtbarer Blitz das finſtere Thal, und ein gellender Donnerſchlag, der von allen Felſen wiederhallte, ſchien einen dritten Geiſt anzukündigen, der ſich in das zerſchmetternde Geſpräch miſchen wollte. Da war es mir, als wenn aller Jammer der Welt eine

Geſtalt, und alles Aechzen und Seufzen einen vernehmlichen Ton gefunden hätte.

Mein Gott! rief Amalie, und ich ließ den Raſenden los, meine Tochter zu unterſtützen. Langſam ging ſie, von mir begleitet, langſam ſchleppten die Bauern den Unglücklichen, der fortwährend in das Gebrüll des Sturzes und den ſchmetternden Donner hineinſchrie: Hört Ihr, hört Ihr, wie er ſchreiet da unten; doch er iſt es nicht, es ſind die ſchäumenden Wogen, die ſeinen Leichnam zerfleiſchen! Häufige Blitze erleuchteten den dunkeln Grund und die feuchten, jähen Wände, an welchen wir zitternd fortſchritten.

Endlich erreichten wir den Wald. Immer noch ſchrie der Raſende: Hört Ihr, hört Ihr, wie er dort unten wimmert! Drei ſchreckliche Stunden brachten wir auf dem Wege bis zu dieſer Wohnung zu. Ich eilte ein Boot nach meinem Hauſe abzuſenden, um Alles zur Aufnahme des Kranken zu bereiten. Nach einer Stunde ruderte ich mit ihm fort; Amalie war zu angegriffen und mußte hier bei Eiſteins Vater übernachten.

Nach und nach war der Kranke ſtill geworden. Er ſchien erſchöpft, und ich konnte ihn, ſcheinbar beruhigt, über den See nach meiner Wohnung bringen. Bald zeigte es ſich, daß er von einer gefährlichen nervöſen Krankheit, deren drohende Symptome ſich immer deutlicher entwickelten, angefallen war. Ein Arzt aus Skeen beſuchte ihn, ſein Zuſtand ward immer bedenklicher, er ſchien ohne Hoffnung, und wir erwarteten täglich ſeinen Tod. Während dieſer Zeit war er völlig beſinnungslos, die Finger ſpielten auf der Decke, und was er phantaſirend murmelte, konnte Niemand verſtehen. Keiner in der Gegend kannte ihn. Sein Begleiter hatte ihn von den hohen Gebirgen in Numedalen gebracht, und, wie dieſer berichtete, war er von der Weſtküſte über die wildeſten und ödeſten Gebirgszüge in Norwegen dahin gekommen. Er war ſtets ſtill, in ſich gekehrt und traurig geweſen. Da es mir nothwendig war, etwas Genaueres von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen zu erfahren, hielt ich es für meine Pflicht, die Papiere, die er bei ſich führte, wenigſtens in ſofern ſie mir hinreichende Aufſchlüſſe geben könnten, zu unterſuchen. Eine Menge Briefe und Aufſätze ließ ich unberührt liegen. Ich glaubte mich nicht berechtigt, in die Geheimniſſe ſeiner Perſönlichkeit einzudringen. Einige Briefe aber, die über ſeine Familienverhältniſſe Aufſchlüſſe gaben, belehrten mich, daß er Edward Walſeth hieß. —

Mein Gott, rief Bull, mein unglücklicher Oheim! Er war von jetzt an mehr noch, als bisher, auf die Erzählung geſpannt. Luiſe, deren Schilderung, er mußte es ſich geſtehen, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, war ihm von dieſem Augenblicke an noch intereſſanter.

Steenerſen nahm, nach einer kurzen Pauſe, den abgebrochenen Faden der Erzählung wieder auf. —

Ich wußte alſo, ſagte der Prediger, wie der Fremde hieß, ich erfuhr aber auch, daß er älternlos, im Beſitze eines großen Vermögens, neulich mündig geworden ſei, und daß einer meiner genaueſten Jugendfreunde, ſein bisheriger Vormund, noch immer ſein Vermögen verwaltete, und war nicht wenig erſtaunt, als ich in ihm den Sohn eines mir und der Familie meiner Frau genau bekannten Mannes erblickte. Seit ſeiner Kindheit hatte ich nichts von ihm vernommen. Während der Schwangerſchaft der Mutter ward aber der Vater, in ihrer Gegenwart, mörderiſch angefallen, und das Entſetzen hatte für das Kind die traurigſten Folgen. So viel war mir bekannt. Die letzten Briefe von dieſem waren nach Bergen adreſſirt, und es war nach einigen Zetteln, die kleine Notizen über Oerter im Innern von Hardangerfiord, wie Ullenswang, Eidsfiord enthielten, entſchieden, daß er die von dem Bauer, der ihn aus Numedalen begleitete, bezeichneten beſchwerlichen, einſamen und wilden Gebirge durchreiſt hatte.

Ich eilte an meinen Freund in Kopenhagen zu ſchreiben, und als ich die Antwort erhielt, hatte die Krankheit eben den höchſten Gipfel erreicht. Mein Freund ſchrieb mir, daß der Kranke der Sohn eines reichen Kaufmanns in Drontheim, daß er dort geboren und erzogen ſei. Er wäre in ſeiner Kindheit immer ernſt, in ſich gekehrt und ſtill geweſen. Frühzeitig habe er ſich durch angeſtrengten Fleiß ausgezeichnet und wäre allen übrigen Kindern vorgeeilt, ſo daß man von ihm die größten Hoffnungen gehegt hätte. Aber je älter er ward, deſto bedenklicher wurde ſein verſchloſſenes, nach Innen gewandtes Weſen. Bald verfiel er in religiöſe Grübeleien, er warf ſich vor, ein furchtbarer Sünder zu ſein, der der Gnade Gottes völlig unwürdig wäre. Oft war er wie gezwungen, ſtill für ſich wahre Gotteslästerungen zu denken, zu ſprechen, und dann ergriff ihn plötzlich die ſchrecklichſte Angſt. Er habe, meinte er, ſich der Sünde gegen den heiligen Geiſt ſchuldig gemacht, für welche keine Vergebung zu hoffen, weder dieſſeits, noch jenſeits; einen Prediger, der ihn vielleicht nicht richtig zu behandeln verſtand, hatte er zu ſeinem Vertrauten gemacht, dem er ſeine Höllenangſt und tödtende innere Qual entdeckte. Bisweilen war es ihm, als müßte er nun bald das ſchauderhafteſte Verbrechen begehen, Vater, Mutter, Freunde ermorden; ja es kamen Augenblicke, wo er wähnte, ein ſolches Verbrechen ſchon begangen zu haben, und er konnte aus der innern vernichtenden Angſt mit Grauen erwachen, wenn nun die geliebte Perſon, die er ermordet zu haben glaubte, plötzlich geſund vor ihm ſtand. Man ſollte glauben, daß eine ſolche an Wahnſinn gränzende innere Zerrüttung alle ſeine Seelenkräfte hätte lähmen müſſen; aber dieß war keineswegs der Fall. Mannigfaltig bildete ſich ſein Geiſt; er ſprach und las die meiſten alten und neuen Sprachen, Geſchichte und Poeſie beſchäftigten ihn vorzüglich, und es gab Wochen, ja Monate, in welchen die finſtere dämoniſche Begleitung ihn verließ, ſo daß er in ſeiner geiſtigen Beſchäftigung völlig glücklich ſchien. Von ſeinem achten Jahre an war er ein Nachtwandler, und beſonders bei hellem Mondſcheine ſah man ihn oft aufſtehen und, mit ſtarren Augen umhergehend, Manches verrichten. Dieß ſchien ſich zu verlieren, und als er ſein ſiebzehntes Jahr erreicht hatte, hegte man die ſchönſten Hoffnungen. Sein großes blaues Auge glänzte heiterer, ſeine Stirn war weniger umwölkt, die öffentliche Anerkennung ſeiner Kenntniſſe bei einer höchſt rühmlich beſtandenen Prüfung erfreute ihn, und jetzt, da er die Univerſität beſuchen ſollte, fühlten ſich die Aeltern von dem ſchweren Kummer, ihren Sohn mit allen Vorzügen des Geiſtes von einer finſtern, nächtlichen Gewalt bezwungen zu ſehen, befreit. Sein Auftreten auf der Univerſität war glänzend. Sein ſpekulatives Talent, ſeine Kenntniſſe, ſeine übrigen Talente, auch muſikaliſche, erregten die allgemeine Aufmerkſamkeit. Nachdem er ſeine Studien beendigt hatte und in die größeren geſelligen Kreiſe trat, drängte ſich Alles um ihn. Seine ſchöne Geſtalt, ſein Witz, ſein gutmüthiger Humor zogen Jedermann an. Doch ſchien eben dieſer letztere oft regellos, übertrieben, nicht ſelten bizarr, und ſein Lachen hatte, meinte man, etwas Unheimliches. Zwei Jahre reiſte er in Europa herum, und beſonders in Deutſchland lebte er mit den bedeutendſten Männern der Zeit in vertrautem Verhältniſſe. Er wollte nach Italien reiſen, England und Frankreich kannte er ſchon, als er unvermuthet die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters und kurz darauf auch von dem ſeiner Mutter erhielt. Plötzlich erſchien er wieder in Kopenhagen. In Gotha, wo er die letzte, ihn völlig zerſchmetternde Nachricht erhalten hatte, ließ er alle ſeine Sachen ſtehen und merkte nicht einmal, daß er ſie vergeſſen habe, bis er hier ankam. Sein Zuſtand erregte Schrecken. Sein Auge war ſtarr, ſeine Geſichtszüge wie von einem Todesſchlafe feſtgehalten, er ſchloß ſich ein, ſprach mit keinem Menſchen, und des Nachts ſah man ihn in ſeiner Stube unruhig auf und abgehn. Nach einiger Zeit ſchien er ſich zu erholen, man glaubte zu bemerken, daß er in einer Gegend in der Nähe der Stadt, wo er öfter einſam zu wandeln pflegte, eine Bekanntſchaft gemacht habe, die ihn anziehe; ein Mann, der unter Struenſee viel Vertrauen genoß, jetzt einſam lebte, hatte, obgleich viel älter, als er, allem Anſcheine nach ſein ganzes Vertrauen gewonnen. Man ſah ſie faſt immer zuſammen. Aber dieſer wollte ſich, wenn man ihn fragte, darüber nicht äußern. Ein dritter junger Mann hatte ſich an Beide angeſchloſſen, aber ein trauriges Ereigniß, welches eine Zeit lang der Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs war, ſtürzte dieſen jungen Mann in Wahnſinn und trennte Walſeth von ſeinem Freunde. Auch der Freund war in ſchmerzhafteſter Spannung. Er beſchloß nun nach Bergen zu reiſen. Er behauptete, da wichtige Geſchäfte zu haben. Auch ſein bisheriger Freund war dorthin gegangen. Von dem Letztern erfuhr man nur, daß er auf der Weſtküſte von Norwegen, nicht in Bergen ſelbſt, ſondern auf Bommelöen, einer der vielen Inſeln, ſüdlich von Bergen liegend, angekommen, aber da ſpurlos verſchwunden ſei. Walſeth hielt ſich in Bergen bei einem Verwandten auf und wußte hier ſeinen keimenden Wahnſinn ſo zu verbergen, daß man es gar nicht bedenklich fand, als er ſich entſchloß, eine Fußreiſe auf mehrere Tage zu machen. Mit einem kleinen Ränzel auf dem Rücken war er zu Fuße weggegangen und muß mit irgend einem Boote weiter gefahren ſein. Aber alle Erkundigungen waren bis jetzt umſonſt geweſen. Die erſte Nachricht ſeit ſeiner Abreiſe von Bergen, die mein Freund in Kopenhagen erhalten, war die, daß er todtkrank in meinem Hauſe läge.

Alles, was ich auf dieſe Weiſe erfuhr, mußte die größte Theilnahme erregen. Ich betrachtete den armen jugendlichen Mann, wie er dalag. Die blauen Lippen bewegten ſich, die Augen ſchienen gebrochen, er röchelte, und wir erwarteten jeden Augenblick den letzten Athemzug. Plötzlich ſtöhnte er laut auf, das Herz klopfte nicht mehr, kein Athem war zu ſpüren. Amalie zerfloß in Thränen, und wer konnte ſich der innigſten Wehmuth erwehren, daß ein trefflicher Geiſt nun ſo enden ſollte. Der Arzt kam.

Ich komme alſo zu ſpät, ſagte er, ich eilte, was ich nur vermochte, denn ich hatte es erwartet.

Der einfache Sarg ward beſtellt, die Beerdigung ſollte ſtill ſein; weil wir aber, wie der Arzt verſicherte, keinen Grund hatten, damit zu eilen, da eben ein ſtrenger Winter war, wurde der Sarg in eine entfernte große Stube geſetzt. Wachslichter brannten daneben,

Univ. Bibl.
München

und die Stube war mäßig erwärmt, weil, um den Todten auszuzeichnen, fortdauernd zwei Frauen die Leiche bewachten.

Meine Tochter hatte den Brief geleſen und war tief erſchüttert, ja ich glaubte zu bemerken, daß ſie den Todten nicht bloß als einen Fremden, deſſen Tod freilich unter ſolchen Umſtänden Theilnahme erregen mußte, beweinte. Oft ſchlich ſie ſich am Tage, wenn Keiner bei der Leiche war, dahin. Ein mal traf ich ſie, indem ſie ſich betrachtend über das todte Antlitz neigte. Vater, ſagte ſie, nie ſah ich einen ſchönern, männlicheren, milderen, geiſtreicheren Mann. Wie er ſo ruhig daliegt; heiter ſcheint er mir zu ſein; ja ihm iſt wohl, allen Kummer hat er hier ertragen müſſen, um dort gereinigt zu erſcheinen. Gewiß, es war ein herrlicher Menſch! Und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Ich las in ihrer Seele, denn ich kannte ſie. Kaum war ſie ſich bewußt, wie die Liebe zu dem jungen Manne erwachte; aber ſo lange er lebte, würde eine geheime Scheu jede offene Aeußerung zurückgedrängt haben. Doch nun war er todt. Alles war jetzt vorbei, und das wehmüthige Andenken an einen Verſtorbenen konnte ſich unbefangen äußern. Mich ergriff es, wenn ich bedachte, daß ihre erſte, tiefe, reine Liebe nun im Grabe ruhen ſollte; und doch mußte ich geſtehen, daß ich mich glücklich zu ſchätzen hatte, daß es ſo gekommen war. Konnte ich ihre Zuneigung mißbilligen? Wie er da lag, lächelte er mild, wie ein Engel, und das zarte, jugendliche Antlitz zog mich unwiderſtehlich an. Alles Unruhige, Leidenſchaftliche war verſchwunden, und es war mir, als ſpräche der Friede, den er nun nach ſo harten inneren Kämpfen genoß, vernehmlich aus ſeinen Zügen.

Er ſollte am dritten Tage Nachmittags begraben werden. Sein Herz ſtockte in der zehnten Vormittagsſtunde. Die Veranſtaltungen zum Begräbniſſe gaben im Hauſe Manches zu thun. Auf dem Lande, wo die Wenigen, welche die Leiche zum Grabe begleiten, Gäſte des Hauſes ſind, muß man mancherlei Vorkehrungen treffen. Ich ſann über einer paſſenden Rede am Grabe, bei einer ſo ungewöhnlichen Gelegenheit, nach, da ſtürzte Amalie in derſelben zehnten Stunde in meine Stube hinein. Vater, rief ſie voll Entſetzen, Vater! Aber mehr vermochte ſie nicht hervorzubringen. Sie zog mich mit Gewalt nach ſich, bis zur Leichenſtube hin. Als ich hineintrat, ſaß der Todte aufrecht. Amalie blieb entſetzt an der Thüre ſtehen, auch ich war erſchrocken. Da ich aber bei der Art ſeines Todes wenigſtens die Möglichkeit eines Wiederauflebens einſah, wenn ich ſie mir gleich nicht gedacht hatte, ſo wandte ich mich nur kurz gegen meine Tochter, verſicherte, daß Fälle der Art ſchon bekannt ſeien, und ging auf den Wiedererwachten zu.

Er ſah ſich zerſtört in der Stube um und ſchien ſich zu beſinnen, blickte auf ſeine Umgebung, beſah das Leichentuch und rief nun mit einer ſchwachen Stimme: Mein Gott, ich liege ja in einem Sarge! Jetzt wandte er mit Erſtaunen die Augen nach mir hin und ſchien zu überlegen, ob er mich kenne oder nicht. Ich bat ihn, ſich zu beruhigen, verſicherte ihn, daß er unter Menſchen ſei, die ihm wohlwollten, erzählte ihm, wie er, beſinnungslos und von einer tödtlichen Krankheit ergriffen, in mein Haus gebracht worden wäre, wie wir ihn todt geglaubt hätten; daß aber dieſer Scheintod ohne allen Zweifel eine Kriſe wäre, die ſeine Krankheit gebrochen hätte.

Der Arzt, der an dem jungen Manne vielen Antheil genommen hatte, wollte ihn auch zu dem Grabe begleiten und war zugegen. Er eilte herbei. Walſeth ward aus dem Sarge gehoben und in ſeine Krankenſtube gebracht. Er war ſehr ruhig, äußerſt matt, und obgleich ſeine Vorſtellungen völlig geordnet waren, ſchien doch das Gedächtniß faſt ganz verloren. Einige Tage lag er wie in einem Halbſchlummer, erholte ſich aber immer mehr und mehr, und nun fing er an zu ſprechen und erzählte von ſeiner Reiſe in Frankreich, England und Deutſchland. Zuerſt waren ſeine Erzählungen nur einzelne, abgebrochene Bruchſtücke, und er beſtrebte ſich mühſam, den Zuſammenhang zu finden; ohne daß es ihm gelang. Allmälig ſtellte ſich das Gedächtniß wieder her, wehmüthig, doch ohne irgend ein beunruhigendes Symptom, beſann er ſich jetzt auf den Tod ſeiner Aeltern. Dagegen wußte er von den letzten Tagen ſeines Aufenthalts in Kopenhagen, von ſeiner Reiſe nach Bergen und über das öde Gebirge faſt nichts. Dieſe ganze Zeit lag wie ein wüſter Traum vor ihm, und nur dunkel wußte er ſich zu entſinnen, daß er von Kopenhagen abgereiſt war, daß er, wie im Traume, eine Seereiſe gemacht hatte, ohne doch dieſe Vorſtellungen von mancherlei Phantaſien ſeiner Krankheit ſondern zu können. Immer aber ſchüttelte er voll Verwunderung den Kopf, wenn man den Or[illegible]annte, wo er ſich jetzt aufhielt. Ich brachte jede freie Stunde bei ſeinem Bette zu.

Amaliens Zuſtand ängſtigte mich. Ihr erſtes Gefühl, als ſie den Schreck überwunden hatte, war eine Freude, die ſie nicht verbergen konnte. Sie ſprach viel, vergaß ſich in ihrem innern Jubel ganz und überließ ſich völlig einer Neigung, die ſich in das eben ſo ſeltſame, als glückliche Ereigniß hüllte, und deren ſie ſich ſelbſt nicht deutlich bewußt war. Aber bald fing ſie an ſtill, in ſich gekehrt, ängſtlich zu werden. Oft überzog eine plötzliche Schamröthe ihr Geſicht und wechſelte mit einer Leichenbläſſe. Wie ſie mir ſpäter geſtand, war es die Erinnerung an ihr Benehmen gegen den Scheintodten in meiner Gegenwart, welche ſie dann peinigte. Was damals eine unbefangene Aeußerung war, erſchien ihr jetzt höchſt bedenklich, ſo wie ſie ſich des Grundes derſelben immer klarer bewußt wurde. Sie war von jetzt an auch in meiner Gegenwart befangen und ängſtlich. Früher war ſie ſtets heiter, jetzt trüb, ſchweigſam. Keine Beſchäftigung genügte ihr, und der ſtille, ſich verbergende Fleiß, der ſie von Jugend an ausgezeichnet hatte, war verſchwunden. Beſtändig ſorgte ſie für den Kranken, ſie fragte den Dienſtboten, die Wärterin, die ihn pflegte, nach ſeinem Befinden, den Arzt mit Aengſtlichkeit nach ſeiner Diät, und bei Allem, was ſie, immer ſelbſt, für ihn bereitete, hatte ſie tauſend Zweifel, ob es auch ſo, wie es zubereitet war, ihm heilſam wäre. Ihn ſelbſt ſah ſie nie, verbarg ſich vielmehr vor ihm, und ich ließ das richtige Gefühl walten.

In der Gegend hatte das Ereigniß großes Aufſehen erregt. Pfeilſchnell verbreitete ſich das Gerücht, und wie es zu geſchehen pflegt, in fernen Gegenden gewann das Ereigniß ein völlig phantaſtiſches Anſehn. Die mancherlei Gegenſtände, mit welchen ich mich beſchäftigte, mancherlei Vorfälle in fremden Ländern, die ich durch unmittelbare Korreſpondenz erfuhr, und deren Kunde dann erſt auf einem weit langſameren Wege in das Gebirge eindrang, meine, für eine Gegend, wie dieſe, bedeutende Bibliothek und die vielen Bücher, die zur See immer von Neuem ankamen, dann einige Inſtrumente, ein Himmels- und ein Erd-Globus, ein Teleſkop u. dgl., endlich mein nächtliches Studiren hatten die ſeltſamſten Vorſtellungen in den einfachen Menſchen, denen das Nächſte und Natürlichſte immer am fernſten liegt, erzeugt. Ich ward der kluge Prediger, der weiſe Mann genannt. Ich ſollte die Fähigkeit beſitzen, Alles, was geſchehe, ſelbſt an den entlegenſten Orten, in demſelben Augenblicke, wo es ſich ereignete, zu wiſſen; und jetzt behauptete man, ich hätte einen Todten wieder belebt. Von den fernſten Gegenden in Numedalen, ſelbſt in Valders reiſte man her, um ſich von dem Wunder zu überzeugen, und es koſtete mir Mühe genug, den guten Leuten den ganz natürlichen Hergang der Sache glaublich zu machen.

Aber bald wurde meine Aufmerkſamkeit von dieſen äußeren Verhältniſſen abgewendet; denn der Zuſtand meiner Tochter ward immer bedenklicher, ich wußte nicht, welchen Weg ich ergreifen ſollte. Bisher hatte ich ihr, ſie mir nichts verborgen. Offen lag ihre Seele vor mir und auch jetzt durchſchaute ich ſie ganz. Aber ein Verhältniß hatte ſich gewaltſam zwiſchen uns gedrängt, welches uns beiden die Zunge band. Walſeth kannte ſie nicht einmal, er hatte ſie nie geſehen, beſinnungslos, wie er war, bis ihn der Scheintod ergriff, hatte er keinen von ſeiner Umgebung erkannt. Auch ſie ſagte ſich, daß es ſo ſei; aber wie ſollten wir ein ſo zartes Verhältniß berühren? Selbſt wenn der Fall eintreten ſollte, daß meine Tochter einen eben ſo großen Eindruck auf ihn, wie er auf ſie machte: konnte ich ſie ruhig verbunden ſehen mit einem Manne, der, wie von böſen Geiſtern gepeitſcht, bis jetzt ein furchtbares, faſt geſpenſterhaftes Leben geführt hatte? Voller Sorgen ſah ich der Entwickelung eines ſo bedenklichen Zuſtandes entgegen, indem ich erkannte, daß ein jedes voreilige Eingreifen unverſtändig ſein würde.

Walſeths Geſundheit nahm indeſſen immer mehr zu, jede Gefahr war verſchwunden, und er konnte ſchon Stunden lang das Krankenlager, wenn gleich noch nicht die Stube verlaſſen. Unſere Geſpräche wurden immer lebhafter. Ich ſuchte jeden Gegenſtand, jede Erinnerung, die ihn ſchmerzhaft berühren konnte, zu vermeiden, und ſein reicher Geiſt entfaltete ſich immer ſchöner. Die lang entbehrte geiſtreiche Unterhaltung wurde mir nun auf eine ſo unerwartete Weiſe zu Theil, und ich geſtehe es, ich ſchwelgte darin und konnte alles Drückende, Quälende vergeſſen.

Eines Tages, als ich ihn, wie gewöhnlich, beſuchte, ſchien er mir ängſtlich über irgend etwas nachzudenken. Er wollte ſprechen, und es war, als wagte er es nicht. Ich konnte nur einen Augenblick bei ihm bleiben; Amtsgeſchäfte riefen mich nach einer entfernten Gegend meines Kirchſpiels und forderten eine Abweſenheit von mehreren Tagen. Als ich wegreiſen ſollte, verlangte meine Tochter, daß ich ſie mitnähme. Ich war in der That in Verlegenheit, ich fühlte wohl, daß ſie Recht hatte, und doch peinigte es mich, wenn ich bedachte, daß der Kranke in der Zeit ihrer Pflege entbehren müßte. Indeſſen, wenn ich erwog, daß die Anweſenheit meiner Tochter ihm unbekannt war, daß er von ihr nichts wußte, daß die alte, ſorgſame und verſtändige Bauerfrau, die ſeine Pflege übernommen hatte, ihn gewiß nicht vernachläßigen würde, ſo mußte ich wohl ihren Wunſch erfüllen; und ſie reiſte mit. Aber die augenſcheinliche Aengſtlichkeit, die ſie nicht zu verbergen vermochte, und die Sorgfalt, mit welcher ſie ein jedes Geſpräch vermied, wenn es auf unſer Verhältniß zu dem Kranken führen konnte, überzeugten mich nur zu ſehr von der unüberwindlichen Gewalt ihrer ſtillen Liebe. Es war eine höchſt traurige Reiſe. Wir wußten beide, wie wir gegen einander ſtanden, und keiner durfte ſprechen. Konnte ein Vater, der ſeine Tochter grenzenlos liebte, konnte eine Tochter, deren ganzes Leben bis dahin in dem vertrauteſten Umgange mit einem geliebten Vater verfloſſen war, in eine peinlichere Lage verſetzt werden? Wie auf einer einſamen Inſel hatten wir Jahre lang mit einander gelebt, und das Heiligſte und Beſte, was wir beide beſaßen, hatten wir gemeinſam genoſſen, und nun ſaßen wir da, ſtarrten uns an und mußten uns geſtehen, daß Schweigen und Sprechen gleich ängſtlich war.

Als ich zurückkam, fand ich den Kranken ſehr heiter. Er hatte Shakeſpeares Hamlet vor ſich liegen. —

So war mein Leben, ſagte er, ein Spielball herrſchender Empfindungen, die ich weder abzuweiſen, noch zu gebrauchen vermochte; aber ich fühle es, ich bin wieder auferſtanden, ich fange ein neues Leben an, und je mehr die phyſiſchen Kräfte zunehmen, je klarer ich mich und meine Lage zu durchſchauen vermag, deſto deutlicher fühle ich es, daß ich hier leben muß, in dieſem ſtillen, einſamen Thale, unter den natürlichen, einfachen Menſchen, geſchützt gegen die Verwirrung der Welt durch dieſe Gebirge, die wie eine liebliche Heimat mich umgeben. Nur in dem Gebirge kann der Menſch ruhig leben, das flache Land hat etwas Wüſtes, Unheimliches, die öde Unendlichkeit, die ſich nach allen Richtungen eröffnet, läßt uns nicht zur Ruhe kommen. Wo ich große bewohnte Sandflächen ſah, da wunderte es mich, daß die Häuſer ſtehen blieben, daß ſie nicht davon gingen, wie der bewegliche Sand. Der Menſch, ſagt man, ſoll ſich beſchränken; aber am natürlichſten beſchränkt er ſich da, wo die Gegend ſchon für die Schranken geſorgt hat; da hat er eine liebe, warme Heimat, ja, hier im einſam ſchönen Thale will ich meine unſtäten Wünſche begraben und als ein wahrhaft neu Belebter wieder erſtehen.

Lieber Herr Paſtor! Sie ſind allein; vielleicht haben Sie eine geliebte Frau verloren, wahrſcheinlich ſind Ihre Kinder verheirathet, fern, Sie ſind allein, ſein Sie mein Vater, nehmen Sie mich in Ihr Haus auf, dulden Sie mich wenigſtens in Ihrer Nähe, lieber, mir ſo theurer Vater, dem ich mein Leben, dem ich mein erneuertes Daſein verdanke. —

Ich erſchrak, aber ich ſah wohl ein, wie tödtend eine abſchlägliche Antwort wirken müßte. Wäre ich allein, wie Walſeth meinte, kein größeres Glück könnte ich mir denken, als einen ſolchen Freund fortdauernd in meiner Nähe.

Walſeth, erwiederte ich, habe ich wohl daran gedacht, Sie zu entfernen? Mein Haus könnte keinen mir liebern Gaſt aufnehmen, bleiben Sie, ſo lange es Ihnen gefällt, nur vermeiden Sie ſolche gar zu leidenſchaftliche Scenen; glauben Sie mir, noch ſind Sie nicht ſtark genug.

Er ſchien mit dieſer halben Antwort nicht ganz zufrieden, er hatte eine andere erwartet. Indeſſen gelang es mir doch, ihn zu beruhigen.

Ich war nicht wenig verwundert, als ich ſah, daß Walſeth wirklich glaubte, ich wohne ganz allein mit den Dienſtboten in meinem Hauſe; ich erfuhr aber bald, daß Amalie dieſen und der Wärterin eingeſchärft hatte, den Kranken nichts davon merken zu laſſen, daß ich eine Tochter hätte. Ich warf mir vor, daß ich nicht, wie ich hätte thun ſollen, ſeine Täuſchung aufhob; aber ein ſeltſames Widerſtreben im Innerſten meiner Seele verhinderte es. Jetzt war es zu ſpät, obgleich ich wohl vorausſah, daß die unvermeidliche Kataſtrophe nahe war, die ich nicht abzuwenden vermochte, die ich mit geheimer Angſt erwartete. Sie ſollte auf eine ſchnelle, entſcheidende, mir unerwartete Weiſe eintreten.

An einem ſchönen, warmen Sommerabende, einige Tage nach dieſem Geſpräche mit Walſeth, fuhr ich mit meiner Tochter auf dem See. Als die Dämmerung einbrach, näherten wir uns der Wohnung und ruderten längs dem felſigen, mit Gebüſch bewachſenen Ufer hin. Amalie hatte die Guitarre mit, und nachdem ſie mehrere Lieder geſungen hatte, fing ſie an, während wir auf das Haus näher zufuhren, daſſelbe Lied zu ſingen, welches wir dieſen Morgen hörten. Luiſe hat die Altſtimme von der Mutter geerbt. Seit dem Erwachen des Kranken vom Scheintode hatte meine Tochter nie zu Hauſe geſungen. Als ich eine Stunde ſpäter etwa Walſeth beſuchte, fand ich dieſen völlig angezogen. Er ſaß nachdenklich, den Kopf auf den Ellbogen geſtützt, und kam mir erhitzt und bewegt entgegen.

Ich bin etwas angegriffen, ſprach er, indem er ſich gleich niederſetzte, und merke nun wohl, daß ich mir zu viel zugetraut habe.

Was haben Sie gethan? rief ich etwas beſtürzt.

Sie werden ſchelten; aber hoffentlich wird meine Uebereilung keine ſchädlichen Folgen haben. Der Abend war ſo ſchön, die milde Wärme ſtrömte erquickend zum Fenſter hinein, vor mir lag nur die düſtere Gebirgswand, aber hinter dem Hauſe hörte ich die Wellen des Sees an die ſteinigen Ufer ſchlagen. Kein Lüftchen rührte ſich. Ich konnte der Luſt nicht widerſtehen, die freie Luft, eine freiere Gegend zu genießen, benutzte die

Abweſenheit der Wärterin und ſchlich herunter. Die Treppe koſtete mir etwas Mühe, auf den Stock geſtützt erreichte ich den Garten, die Ufer des Sees, und genoß mit heißer Begierde, in vollen Zügen den erquikkenden Luftſtrom. Alles, was mir in dieſen Tagen begegnet war, mein Sterben, mein Wiederaufwachen ſchwebte vor meinem Innern, und ich ſank erſchöpft, in ſeliger Ermattung, hinter dem Gebüſche auf eine Felſenbank hin. Da trat mit ungewöhnlicher Deutlichkeit ein Traum hervor oder vielmehr eine Viſion, eine Erſcheinung, ich weiß keine paſſendere Benennung für ein Ereigniß, welches mit aller Klarheit einer wirklichen Begebenheit mir vorſchwebt, ohne daß ich's wagen darf, es ſo zu nennen. Eine geheime Scheu verhinderte mich, Ihnen dieſen Theil meiner Krankheitsgeſchichte mitzutheilen.

Er ſchwieg einen Augenblick, und die ſchwache Stimme, noch durch die Krankheit gebrochen, hatte etwas Mildes, Weiches, höchſt Eindringliches.

Oft, fuhr er dann zaudernd fort, haben in den letzten Nächten die Träume mir die Zeit, während ich vom Todesſchlafe überwältigt in dem Sarge lag, vor die Seele gebracht. Die Empfindung war höchſt angenehm, ich war von einem ſtillen Entzücken durchdrungen, es war mir, als wäre der Körper die weiche, bequeme Ruheſtätte, in welcher nach harter Anſtrengung der ermüdete Geiſt voller Luſt ſich niederließe. Ich fühlte ein ſanftes Wogen und Schwanken, ſpürte durchaus kein Verlangen, meine Lage im Geringſten zu verändern, und überließ mich mit völliger Hingebung dem erquickenden Eindrucke einer ſeligen Ruhe ganz. Zuweilen ſchien es mir, als hörte ich aus der Ferne eine himmliſche Muſik, und noch, indem ich jetzt die Erinnerung mir zurückrufe, iſt es mir, als durchwehte ein leiſes Gefühl der tiefen, friedlichen Stille mein Innerſtes. Indem ich nun ſo lag, ſah ich eine jugendliche, ſchöne weibliche Geſtalt ſich dem Sarge nähern. Meine Augen waren feſt, ja wie durch eine unwiderſtehliche Gewalt, zuſammengedrückt, und dennoch erblickte ich die Geſtalt äußerſt deutlich. Ich würde ſie augenblicklich erkennen, wenn ich ſie ſähe, denn völlig lebendig ſchwebt ſie fortdauernd in meiner Seele. Sie neigte ſich über den Sarg, das blaſſe Antlitz war mit Thränen bedeckt, ich fühlte, wie ſie meine Wangen benetzte. Sie bedauerte meinen Tod. O! Du Lieber, Geliebter, ſagte ſie, ſo ſollte ich Dich nur kennen lernen, um Zeuge des furchtbaren Kampfes zu ſein, und nur der Tod vermochte den Frieden in Deine Geſichtszüge zu bringen. Ich darf nicht wiederholen, was ich ſo hörte, jede Aeußerung verſetzte mich in den Himmel. Einige Male hörte ich einen Namen rufen. Plötzlich erhob ſich dann die Geſtalt, trocknete die Thränen ab und verſchwand. Des Namens, den ich auf dieſe Weiſe während des Todesſchlafes hörte, erinnerte ich mich jedes Mal ſehr deutlich in den Träumen der vergangenen Nächte; aber es war mir unmöglich, mich auf ihn zu beſinnen, wenn ich erwachte. Die Unruhe, mit welcher ich dieſen Namen wieder in das Gedächtniß zurückzurufen ſtrebte, als hinge mein innerſtes Wohl davon ab, mag vorzüglich dazu beigetragen haben, in den letzten Tagen das Fieber zu erzeugen, welches meinen Arzt etwas beunruhigte. Je mehr ich dieſe Träume mir wiederholte, deſto feſter überzeugte ich mich, daß dieſe Erſcheinung, die nichts von den wilden, willkürlichen Kombinationen eines Traumes zeigte, eine wirkliche Begebenheit enthielte, ich erinnerte mich, auf meiner Reiſe von bedeutenden Aerzten ähnliche Fälle gehört zu haben, ich hatte deren in älteren Schriften ſelbſt geleſen. Dieſen Nachmittag ſchlummerte ich ſanft ein, die Erſcheinung trat mit erſchreckender Klarheit wieder vor meine Seele, und als ich erwachte, war es vorzüglich die innere Bewegung, die mich, wie ahnend, was mir begegnen ſollte, in die freie Luft trieb.

Als ich nun erſchöpft auf die Felſenbank hinſank, hörte ich Ruderſchläge in der Nähe, langſam näherte ſich ein Boot, ich erkannte Ihre Stimme, Amalie ſagten Sie, ich hörte nichts weiter; denn das war der lange vergebens geſuchte Name.

In der höchſten unruhigen Spannung bog ich mich über das Gebüſch, dennoch bemüht, mich zu verbergen, und ſah eine jugendliche weibliche Geſtalt, ſchlank, anmuthig, das Geſicht von mir abgewendet.

Eine Guitarre ruhte in ihren Armen und ſie ſang ein trauriges Volkslied. Ich erkannte Sie, theuerſter Freund, und fürchtete ſchon, daß das Gebüſch und die Dämmerung mich nicht hinlänglich verbergen würden. Das Boot kam ſo nahe, die klangvolle, herrliche Stimme war ſo klar und deutlich, daß ich jedes Wort verſtehen konnte. Da war es mir, als wenn der böſe Geiſt, der mich in früher Jugend ergriffen hatte, noch ein Mal hervorträte, immer näher kam er, er wollte ſich ſchon in meinem Innerſten anklammern, daß ich mich ergeben mußte, und — alle kleinen Bilder, die wandten ſich um. — Da ertönten die letzten Worte des Liedes; Braut, Braut, und er iſt geſtorben ohne Seufzer und Laut, ſo klangen ſie in meinem Innerſten wieder; der Geiſt verſchwand, das ſelige Gefühl, daß er mich nun auf immer verlaſſen habe, durchdrang mich, und als das Lied geendigt war, fing die ferne himmliſche Muſik, wie ich ſie im Sarge gehört hatte, zu ertönen an. —

Er ſchwieg, ich auch; aber er ließ mir keine Zeit, mich zu beſinnen, was ich antworten ſollte. — Sie haben eine Tochter; warum haben Sie Ihre Amalie, warum hat ſie ſich ſelbſt vor mir verbergen wollen? Im Sarge bin ich mit ihr verlobt. Wohl mag eine Ahnung des Traumes mich durchflogen haben, als ich Ihnen den Wunſch äußerte, hier in dieſem ſtillen Thale mein Leben zu beſchließen. Sie beſitzen den Engel, der meinen böſen Dämon abwenden ſollte, Sie haben mich nicht aus dem Sarge gehoben, um mich in die finſterſte Nacht der ſchwärzeſten Verzweiflung zurückzuſtoßen; und Amalie liebt mich, mit der ſeligſten Gewißheit darf ich es behaupten. —

Ich ſah das Unvermeidliche vor mir. Folgen Sie mir, Walſeth, ſagte ich; und verwundert, ungewiß, was er glauben ſollte, erhob er ſich. Ich reichte ihm die Hand, geleitete ihn die Treppe hinunter in meine Arbeitsſtube, wo Amalie mich beim Thee erwartete. Sie erſchrak, als ſie den Kranken hereintreten ſah. Sehen Sie, Amalie meine Tochter, ſagte ich, indem ich ſie ihm vorſtellte. Amalie! rief er und ſtürzte mit offenen Armen auf ſie zu. Edward! antwortete ſie und ſank an ſeine Bruſt. Sie haben ſpäter verſichert, daß ſie ſich durchaus nur als lange in wechſelſeitiger Liebe verbunden vorgekommen wären, als ſähen ſie ſich jetzt nach einer langen, ſchmerzhaften Trennung wieder vereinigt.

So war der Schritt, den ich, unſchlüſſig ſchwankend, vermeiden und nicht vermeiden wollte, gethan. Die Liebenden waren ſelig; doch trennte ich ſie nach kurzer Zeit, und Amalie drang nun ſelbſt mit Aengſtlichkeit auf ſeine Entfernung. Ich befürchtete ſchlimme Folgen, meine Tochter brachte die Nacht voller Sorgen zu. Als ich aber des Morgens früh, von Unruhe getrieben, mich nach Walſeths Krankenſtube ſchlich, war ich nicht wenig erſtaunt, ihn völlig angezogen zu finden. Er trat mir heiter, kräftig entgegen. Dieſe Nacht hat alle Schwäche von mir entfernt, ſagte er, ich fühlte in der letzten Zeit deutlich nur die Qual, in welcher eine unbefriedigte Sehnſucht mich feſt hielt, nur die peinigende Ungewißheit, wie ich dasjenige, was mein Traum mir als Wirklichkeit ſchon geſchenkt hatte, das höchſte Glück, was mir ſo nahe lag, erreichen ſollte; nur dieſer innere Zwieſpalt war es, der meine Geneſung aufhielt. Es war mir, als wenn alle Pulsſchläge ſich nach raſcherer Bewegung ſehnten, als wenn alle geſunden Kräfte des Lebens da wären und ungeduldig auf die Entfernung der widerſtrebenden Unruhe harrten. Glauben Sie nicht, daß ich die Nacht wachend, ungeduldig zugebracht habe. Ich habe vortrefflich geſchlafen. So mag einem Menſchen zu Muthe ſein, wenn er nach einem gewaltſamen Sturme, auf dem Meere herumgetrieben, zuerſt ſicher und ruhig auf dem feſten Lande einſchläft.

Amalie ſah nach der unruhig durchwachten Nacht hinfälliger aus, als Walſeth; aber die Freude, als ſie ihn wie durch einen Zauber kräftig und geſund fand, wirkte faſt eben ſo ſchnell auf ſie.

Kinder, ſagte ich, als wir ruhig beiſammen ſaßen, was auf eine ſo ſeltſame, ſo gewaltſame Weiſe, einer unwillkürlichen Naturthat ähnlich, geſchah, dem ſoll der Menſch ſich nicht gedankenlos hingeben. Ich kenne keine beſchränktere, in vieler Rückſicht keine ſchädlichere Meinung, als die, welche in ſolchen Fällen Winke der Vorſehung ſieht, der man ſich willenlos ergeben ſolle. Alles, was von oben kömmt, nimmt die ganze volle geiſtige Kraft, die klare Beſonnenheit in Anſpruch, und was nur aus dem dunkeln, ſich ſelbſt nicht faſſenden Gefühle geboren wird, iſt vom Uebel. Hierin liegt der Keim der furchtbarſten Schwärmereien, die bald das Gemüth einzelner Menſchen, bald größere geſellige Verbindungen, nicht ſelten ganze Zeitalter und Staaten durch innern Zwieſpalt und grenzenloſe Verwirrung zerſtören. Ihr habt Euch auf eine ungewöhnliche Weiſe gefunden, Ihr liebt Euch wechſelſeitig, und ich will Eurer Neigung keine Hinderniſſe in den Weg legen. Das aber fordere ich: der geſtrige Auftritt ſoll keinen von Euch binden. Sie, lieber Walſeth, ſehen ſelbſt ein, daß Sie jetzt nicht länger in meinem Hauſe leben können. Ich rathe, daß Sie ſich noch heute eine andere Wohnung ſuchen, etwa bei Biörn, einem verſtändigen, wohlhabenden Bauern, der Sie gern aufnehmen wird. Wenn Sie mich beſuchen, ſind Sie mir willkommen, und wenn, was ſo unvermuthet herbeigeführt wurde, Euch beide nach einem halben Jahre noch durchdringt, dann gebe ich Euch meinen Segen, wenn Gott mir bis dahin das Leben gönnt.

Leichter, als ich vermuthete, willigten Beide ein; ihre Zuneigung trug überhaupt ein Gepräge der Mäßigung, alles wild Leidenſchaftliche war verſchwunden, und ich fing an, mich über dieſes Ereigniß völlig zu beruhigen. Walſeth zog noch denſelben Tag in dieſe Wohnung, bei Eiſteins Vater, ein; er wollte, gab er vor, bis zu ſeiner völligen Herſtellung eine ſchriftliche Arbeit vornehmen. Hier, in dieſer ruhigen Gegend, fand er eine Muße, wie er ſie anderswo vergebens ſuchen mochte. Als ſeine Geſundheit völlig wieder hergeſtellt war, gab die noch nicht vollendete Arbeit, der heranrückende Winter, der die Abreiſe aus dieſen rauhen Gebirgsgegenden erſchwerte, hinlänglichen Vorwand, ſeinen Aufenthalt zu verlängern. Sein Umgang erheiterte mich, ſeine Arbeit, es war nicht ein bloßes Vorgeben, gewährte uns hinreichenden Stoff zur Unterhaltung, er und Amalie waren vollkommen glücklich. Auch ſein vormaliger Vormund, ſeine entfernten Verwandten mußten ſeinen Entſchluß billigen, und eine ſtille Hochzeit verband die Beglückten, die von nun an in meinem Hauſe wohnten, ſo daß meine Tochter, wie bisher, die Wirthſchaft beſorgte.

So verfloſſen funfzehn volle Jahre. Keine Spur der trüben Stimmung zeigte ſich, und was ſo lange gedauert hatte, erſchien uns ſicher. Zuweilen, in den erſten Jahren, beſchlich mich wohl die geheime Furcht, aber ſie verſchwand zuletzt ganz. Amalie kannte ſie nicht, ihre Liebe ließ keine Beſorgniß in ihr aufkommen.

Es war eine glückliche Zeit, und ich darf es nicht läugnen, ich verdanke meinem Schwiegerſohne viel. Ich hatte in früher Jugend ein buntes, mannigfaltiges Leben voll bedeutender geiſtiger Anregungen durchlebt, ich befand mich in großen Umgebungen, ich glaubte hohe

Anſprüche an mein Daſein machen zu können, und ſelbſt, nachdem ich lange hier gewohnt hatte, warf ich von dieſen entfernten, abgeſchloſſenen Gebirgen unruhige Blicke nach der bewegten Welt. Eine jede bedeutende Nachricht aus der Hauptſtadt, jedes Ereigniß zog meinen ſehnſüchtigen Geiſt von der ſtillen Umgebung weg. Ich muß mir es vorwerfen, daß ich meiner Gemeinde nur mit halber Seele zugehörte. Durch Walſeth lernte ich meine Einſamkeit ſchätzen. Sie war freilich unendlich reicher durch ihn. Er war fortdauernd thätig; er ließ keinen Augenblick unbenutzt vorübergehn, und meine Thätigkeit ward durch die ſeine geſteigert. Er unterhielt, wie ich, eine beſtändige, meiſt literariſche Korreſpondenz, alle bedeutenden neuen Schriften wurden uns zugeſandt, und die große Bücherſammlung, die Sie in meinem Hauſe finden, rührt hauptſächlich von ihm her, obgleich lange Gewohnheit mich dazu brachte, auch nach dem unerwarteten Unglücke, welches uns traf, den Bücherſchatz, wenn auch nicht ſo reichlich, zu vermehren. Sein anſehnliches Vermögen ward faſt ganz für die Gegend verwendet, und er war der Abgott der Bauern, mit welchen, für welche er fortdauernd lebte. Nichts, behauptete er, iſt thörichter, ja betrübender, als die Selbſtſucht der Menſchen, wenn ſie ſelbſt da ſich hineindrängt, wo ſie für Andere, für das allgemeine

Beſte, für den Staat thätig ſein wollen, und ſo die eigne Abſicht zerſtört. Iſt dieſes aber nicht der Fall, wenn man große, weitläuftige äußere Veranſtaltungen trifft, Inſtitute bildet und dann erſt die Menſchen, als etwas Sekundäres, ſucht, den Geiſt von außen hineinpflanzt, der das äußerlich Gewordene erſt beleben ſoll? Wie viel Herrliches würde ſich erzeugen, wenn man ſolche Veranſtaltungen nicht aus allgemeinen Begriffen, ſondern aus der lebendigen Idee eines mächtigen Geiſtes ſich frei bilden ließe. Aber man will ſelbſt hier, wo man für Andere zu wirken meint, immer nur wieder ſich ſelbſt, der arme Menſch vermag ſich nicht loszureißen von der Selbſtſucht, die ihn feſt umſtrickt hält. Freilich, die Großen würden nicht genannt werden als Gründer ſolcher Anſtalten, wenn der Geiſt ſein Recht behauptete und da herrſchte, wo ihm die Gewalt gebührt. Wie vieles Große würde ſchon unter uns leben und gedeihen, wenn wir nicht den freien Geiſt in ſeinen Beſtrebungen durch beſchränkende Einrichtungen hemmten; wenn wir vielmehr dieſen erſt zu erkennen ſtrebten und ihm mehr als unſern dürftigen Anordnungen zutrauten, wenn wir uns begnügten, wo wir es vermöchten, ihm freie Bahn zu machen; ja wenn wir uns nicht ſcheuten, neue Einrichtungen als nothwendig zu betrachten, bloß, weil ein beſonderes Talent ihr Daſein forderte. Aber freilich, wer dieſe höchſte Gabe, die Geiſter zu unterſcheiden, und die noch höhere Liebe, die, nach dem Apoſtel, ihr erſt einen Werth gibt, beſitze, den würden wir wohl alle ſelbſt als den erſten Geiſt anerkennen; und es iſt wohl thöricht von mir, das Höchſte und Seltenſte als das Allgemeinſte und Gewöhnlichſte zu fordern. Das, was in den größeren, verworrenen Kreiſen der Menſchen nicht Staat finden kann, ſollte das nicht in engeren, abgeſchloſſenen, in unſern Thälern auszuführen ſein?

Und in dieſem Sinne handelte er. Alles blieb äußerlich, wie es war, wie es ſich in den einfachen Verhältniſſen durch das dringende Bedürfniß ſeit Jahrhunderten gebildet hatte. Schulen können hier nicht beſtehen. Durch Berge und unwegſame Gegenden ſind die zerſtreuten Wohnungen von einander getrennt. Daher findet man hier nur wandernde Schullehrer, die von Einem zum Andern gehen, bald hier, bald da bei den reichen Bauern leben. Die näher liegenden ſchikken dann ihre Kinder dahin, und ſelten bleibt ein ſolcher mehr, als zwei Monate, an einem Orte. Die Kenntniſſe eines ſolchen Schullehrers ſind natürlich nicht die ausgebreiteteſten, und man muß ſich wohl wundern, daß deſſen ungeachtet unſere Bauern denen anderer Länder, wo man eben auf die Schulanſtalten ſo viele Aufmerkſamkeit verwendet, wo alle Künſteleien verſchiedener Erziehungsmethoden ſich wechſelſeitig zu verdrängen und zu überbieten ſuchen, was die Bildung betrifft, nicht bloß gleichgeſtellt werden können, ſondern ſogar dieſe übertreffen. Aber eine einfache, durch die Natur, durch das Bedürfniß ſelbſt gebotene Einrichtung behauptet ihren Werth, ihre Vorzüge. So auch dieſe. Was die Schullehrer nicht leiſten können, müſſen die Aeltern ſelbſt erſetzen. In den kurzen ruhigen Wintertagen ſieht man ſie ſelbſt den Unterricht beſorgen. So wird nicht allein das Erworbene fortgepflanzt, es erhält ſich auch, und jeder junge Mann, jedes Mädchen ſucht nicht bloß ſich durch die Schulzeit hindurch zu winden, wie durch einen läſtigen Zwang; ſie müſſen ſich, wie für den Ackerbau, den Fiſchfang, die Jagd, die häusliche Arbeit, ſo auch für den Unterricht ihrer zukünftigen Kinder ausbilden. So erhält die Ausbildung für dieſe Menſchen einen bleibenden Werth, und die dürftigſte Mittheilung wird ein Keim, aus dem ſich geſunde Früchte erzeugen, während die üppigſte Mittheilung in andern, ſcheinbar mehr begünſtigten Gegenden ſich oft als nutzlos vergeudet zeigt. Jeder Bauer kann ſchreiben und fertig leſen. Man findet bei ihnen immer Andachtsbücher, oft die Bibel, und die Beſchäftigung mit dem religiöſen Unterrichte erhält den frommen Sinn. Nicht ſelten trifft man die alten Geſchichtſchreiber des Vaterlandes, vor Allen den herrlichen, prächtigen, mit Herodot zu vergleichenden Snorro Sturleſon. Manches andere nützliche Buch, faſt immer ernſthaften, öfter hiſtoriſchen Inhalts ſieht man, und dann alte Sagen, Erzählungen aus der Ritterzeit, Mährchen. Ich habe nie gefunden, daß ſie ſchädlich wären. Freilich herrſchen noch viele Vorurtheile, Aberglaube, und der Bauer iſt halsſtarrig, er leidet es nicht, daß, was für ihn einen Werth hat, gradezu angegriffen wird, ſein Stolz artet oft in widerwärtigen Eigendünkel aus, er iſt zankſüchtig, und die unbändigſte Rachſucht hat er von ſeinen Voraltern geerbt mit ihren Vorzügen; ſo daß wir wohl inne werden mußten, daß wir mit Menſchen zu thun hätten. Aber er iſt bieder und treu. Veraltete Vorurtheile, Aberglaube, der durch Jahrhunderte fortwuchs, müſſen abfallen von ſelbſt, wie überreife Auswüchſe, müſſen von der geſunden geiſtigen Organiſation abgeſtoßen werden und ſo ſich allmälig ablöſen, die revolutionäre Chirurgie unſrer Tage, der Schnitt, iſt immer gefährlich und verletzt leicht die edelſten Theile. Wir änderten nichts in dem Beſtehenden, aber ſich den wandernden Schullehrern gleichſtellend, unterſtützte Walſeth die Aeltern in dem Unterricht, indem er nichts ſorgfältiger vermied, als die eigenthümliche Richtung des Geiſtes zu ſtören, die natürlichen Schranken, innerhalb welchen ſo vieles Herrliche gedeihen kann, niederzureißen. Er gab ihnen einen Begriff von fernen Ländern, mehr auf eine ſolche Weiſe, daß ſie ein lebendiges Bild mannigfaltiger menſchlicher Eigenthümlichkeiten erhielten, als indem er ihnen Tabellen und Namen, Staatsverfaſſungen und Einwohnerzahl beibrachte, was freilich unſerm guten Kapellane beſſer zuſagt.

In unſern Thälern, wie in allen höhern Gebirgsthälern herrſcht das praktiſche Geſchick vor, und wird durch den beſtändigen Kampf mit einer mächtigen Natur angeregt. Mechaniſche Talente ſind bei uns, wie in allen Gebirgsländern, nichts Seltenes, oft erfindet ein Bauer, ohne irgend eine Anleitung, die komplicirteſten Maſchinen, andere ſind ganz auf ihre Weiſe Uhrmacher, und nicht ſelten übertreffen ihre eigenen Arbeiten die Muſter, nach welchen ſie ſich richten. Angebornes mathematiſches Talent, welches bei der geringſten Anleitung ſich wie von ſelbſt entwickelt, findet man häufig.

In allen ſolchen Fällen wußte Walſeth den ohne Hülfsmittel Fortſtrebenden die angemeſſenſten zu verſchaffen. Wenn irgend ein ſolcher Bauer ein Werk unternahm, war immer die nothwendige Unterſtützung da, und wenn es öfter mißlang, konnte Walſeth eben ſo unverdroſſen und thätig für die neuen Verſuche ſich intereſſiren, als wäre es ſeine eigene Arbeit. Denn die That, das Streben, das Talent, welches ſich dabei zu entwickeln ſtrebte, nicht das Werk, war es, was ihn anzog. Es ſcheint nicht recht gehen zu wollen, ſagte er dann; aber ich bin begierig, wie er ſich helfen wird. Wenige nur, ein paar junge Männer, die Talent für das Zeichnen hatten, einen, der auf eigne Hand, und ohne jemals etwas Vorzügliches geſehen zu haben, eine ganz erträgliche Marmorbüſte zu Stande brachte, unterſtützte er, daß ſie nach Kopenhagen, ja der erwähnte ſpäter nach Italien reiſen konnte. Er that es immer ungern und bedauerte die Armen, daß ſie das ſtille Thal und das ruhige Leben verlaſſen müßten.

So lebten wir keinesweges müßig. Nur ein Mal beſuchten wir auf einige Monate Chriſtiania. Alles ging hier ſeinen gewöhnlichen Gang, und auch die herandringenden Wellen der revolutionären Ueberſchwemmung brachen ſich an unſern feſten Felſen, hinter welchen wir ſicher und zufrieden lebten. Daß der Mann, der ſo thätig für die Ausbildung um ſich her wirkte, nicht ſein eignes Kind vergaß — Liebe Luiſe, Du haſt viel verloren — Er ſchwieg. —

Ich habe, fuhr Steenerſen fort, gefliſſentlich Alles ſo weitläuftig erzählt, wie es mir der alte Prediger mittheilte. Auch er machte die Bemerkung, daß er nur zu gern bei einer Zeit verweile, in welcher er ſo glücklich gelebt habe, daß er ſich ſcheue, dem Augenblicke nahe zu treten, der Alles zerſtörte.

Luiſe hatte ſich entfernt; ſie war äußerſt bewegt.

Es iſt mir lieb, ſagte der Alte, daß ſie weggegangen iſt; ſie ſcheint zu ahnen, wie in dem letzten Theile unſerer Begebenheit Fälle vorkommen, die ſie nicht kennt; und in der That, ich hätte Einiges verſchweigen müſſen, wenn ſie dageblieben wäre.

Siebzehn Jahre hatte die glücklichſte Ehe gedauert, Keiner ahnete auch nur von fern, daß der heitre, thätige Mann noch Spuren der alten finſtern Stimmung in ſich verbergen könnte. Da fiel einmal, als einige Kaufleute aus Skeen uns beſuchten, zufällig die Rede auf einen gewiſſen Franz Leith. Eiſtein, der dabei war, wollte bemerkt haben, daß Walſeth, als er dieſen Namen hörte, ſehr geſpannt auf das Geſpräch horchte. Man erzählte, wie dieſer Leith, der ſich eine Zeit lang in der Gegend von Skeen aufgehalten hätte, vor etwa ſiebzehn Jahren von Kopenhagen nach Bergen gereiſt, wie er gar nicht dieſen Ort erreicht habe, ſondern ſeitdem ſpurlos verſchwunden ſei. Walſeth war offenbar bei dieſer Nachricht erſchrocken, er blieb, ſo viele Mühe er ſich auch gab, es nicht zu ſcheinen, zerſtreut und verwirrt, und ſeine Frau zeigte ſich zum erſten Male ſeinetwegen beunruhigt. Auch ich erſchrak, als ich zu ahnen anfing, daß Leiths Schickſal mit der unglücklichſten Periode in Walſeths Leben in Verbindung ſtünde. Franz Leith war ein naher Verwandter meiner Frau, die jugendlichen Begebenheiten, die ſein Vater mit dem Walſeths erlebt hatte, waren ſeltſamer Art und mir wohl bekannt, ja mit Franz Leith war ich ſelber erzogen; ſeit langer Zeit hatte ich nur gehört, daß er unter Struenſee eine bedeutende Rolle ſpielte, daß er es aber war, der von meinem Freunde in Kopenhagen bezeichnet ward, als ich die erſte Nachricht von Walſeths frühern Verhältniſſen erhielt, konnte mir nicht einfallen. Zwar hatte Walſeth ſich den Tag darauf völlig ermannt, die lange Gewohnheit eines hellen, beſonnenen Nachdenkens, einer überlegten Thätigkeit half ihm jetzt auf eine kräftigere Weiſe, als früher, den finſtern Geiſt, der ihn ergreifen wollte, bekämpfen; doch bemerkten wir, daß er oft die Einſamkeit ſuchte, man erblickte ihn, wenn er ſich allein glaubte, wie er erſchüttert und angſtvoll zu Gott flehte, wie er knieend und händeringend zum Himmel ſchaute. Eine bange Ahnung fing an mein Inneres zu durchſchauern.

Seltſam iſt es, fuhr der Prediger mit feierlichem Ernſte fort, wie bedeutende Ereigniſſe, die im menſchlichen Leben zum Glück oder Unglück ſich entwickeln ſollen, vorbereitet werden durch ſolche, die mit ihnen in keiner Berührung zu ſtehen ſcheinen. Der unermüdliche Eifer des guten Kapellans, alte Papiere zu durchſuchen, ſollte das zur Reiſe bringen, was die Erzählung der Gäſte in der Seele des unglücklichen Walſeth angeregt hatte. Ein Beamter in Skeen war geſtorben, und unter ſeinen Papieren fanden ſich viele, die auf den vormaligen Zuſtand unſeres Kirchſpiels Bezug hatten. Er machte ſelbſt eine Reiſe nach Skeen und ruhte nicht eher, bis man ihm die Erlaubniß ertheilt hatte, dieſe Papiere mitzunehmen und zu durchforſchen. Triumphirend trat er zu uns herein, belaſtet mit ſeinem Paket, und hoffte nun endlich über Manches, in ſeinen Augen höchſt Wichtige, Aufſchlüſſe zu erhalten. Unter ſeinen übrigen Sachen wurden auch dieſe hingelegt. Zufällig ergriff Walſeth die Neugierde, dieſe Akten flüchtig zu durchblättern. Man ſah ihn damit beſchäftigt und wie er ein Blatt fand, erſchrocken es hinwarf, laut aufſchrie, ſchnell auf ſeine Stube rannte, dort mit Mancherlei herumkramte und davon eilte — und ſeit der Zeit — es ſind zwei Jahre ſeitdem verfloſſen — haben wir ihn gar nicht geſehen.

Es war im Junimonat. Daß er den ganzen Vormittag hindurch ſich nicht ſehen ließ, war etwas ſehr Gewöhnliches. Als er den Mittag nicht kam, wunderten wir uns, denn er pflegte nie, ohne es uns vorher wiſſen zu laſſen, wegzubleiben; als er aber auch den Abend nicht erſchien, ward meine Tochter, die überhaupt in der letzten Zeit durch ſeine Stimmung geängſtigt war, ſehr unruhig, und als wir wartend da ſaßen bis gegen Mitternacht und er immer noch nicht da war, da ergriff uns die höchſte Angſt. Wir weckten die Dienſtboten auf und erfuhren jetzt erſt, was ich eben erzählte, welches einer von ihnen wahrgenommen, aber uns wiederzuerzählen ſich nicht getraut hatte. Ich eilte zu Nordahl, er mußte mir die Papiere zeigen, und als ich lange vergebens geſucht hatte, fand ich endlich unter den vielen, unordentlich zuſammengehäuften Sachen auf den Boden hingeworfen, und offenbar mit Wuth zerdrückt, folgenden damals ſiebzehn Jahr alten Brief, der durch einen höchſt unglücklichen Zufall unter dieſe ſich verloren hatte.

Ich habe für Dich, lieber Bull, eine Abſchrift genommen, ſprach Steenerſen, holte ſie aus ſeiner Brieftaſche hervor und las:

Kopenhagen, den 8. Juni 1775.

Ja ein Thor bin ich, der ich ein verwegenes Spiel mit meinem ganzen innern Daſein treibe — ich habe es zum dritten, hoffentlich zum letzten Male verloren. Das Leben ekelt mich an, die Menſchen ſind mir fremd geworden. Ich mag das alberne Spiel nicht noch ein Mal wagen. Was ich verlor, iſt unerſetzlich, ich habe keinen Begriff von einem Gewinne, der mich reizen könnte.

Als die kühne Geſtalt in unſerem erſtarrten Norden erſchien, friſch, heiter, ſchön; als er, der einzige, der mir bemerkenswerth war, den Muth hatte, die größte Gewalt, die unbeſchränkteſte in Europa als ein ſeinem Geiſte gebührendes Eigenthum zu betrachten; als er rückſichtslos gegen jedes Hinderniß losſtürmte, daß ihm die Mächtigſten weichen mußten; als neben ihm die herrlichſte königliche Frau ſtand, die ihm ihr Vertrauen ſchenkte: wie ſchön, wie heiter erſchien mir mein Leben! Und ich wurde ihm werth. Dem entfeſſelten Geiſte ſollte ich freie Bahn bereiten, die Trägen entfernen, die Schlummernden erwecken, die Starken zu einem mächtigen Bunde vereinigen. Die höchſte Gewalt ſtand mir zu Gebote, und ich hatte den Willen, ſie zu brauchen. Frei will der Menſch ſein, und dennoch ſträubt er ſich am meiſten gegen die Freiheit, die wahre, innere, die alle Willkür verſchmäht. Das höchſte Glück, ſo glaube ich, hatte ich errungen und ſchwelgte in dem Genuſſe, denn eine unbegränzte Thätigkeit lag vor mir, und was ich klar dachte, das vermochte ich auch. Kein äußeres Ehrenzeichen hatte ich erhalten, ich verſchmähte es, keine Reichthümer wurden mir geboten, ich wollte ſie nicht. Das verborgene Vertrauen war mir das ſchönſte, und geheime Thätigkeit hatte für mich den größten Reiz. Ich ſah es wohl, wie die Gegner flüſterten, es entging mir nicht, wie ſie ſich vereinigten, wie ihr verſtecktes Spiel ihn immer näher umſchloß.

Eine innere Angſt ergriff mich; aber Struenſees völlige Sicherheit, ſein Vertrauen, daß er nächtlich wandelte in der ſchwindeligen Höhe, als ginge er auf dem feſten Boden, vernichtete jede Furcht. Als er geſtürzt wurde, glaubte ich ihn am Sicherſten. Der Pöbel ſchrie, die Liſt, die nichts Großartiges wollte, und der eben daher durch kleinliche Mittel Alles gelingt, ſiegte. Ich ſah ihn wanken, ſah ihn gefeſſelt, ſah ihn auf dem Blutgerüſte, wie einen reumüthigen Sünder, ſterben, ſah die königliche Frau, mit Schmach bedeckt, vertreiben. Gleichgültig war es mir, daß auch mich der Hohn der triumphirenden Stumpfheit traf. Hohnlachend betrachtete ich die wüſten Trümmer meines Glükkes, meiner Hoffnungen. Ich wollte fliehen, ob aus dem Leben oder nur aus dem Norden, wußte ich noch nicht. Da lernte ich einen ſeltenen, ſeltſamen Menſchen — Walſeth hieß er — kennen. Unſere Väter waren durch die ſeltſamſten Ereigniſſe, in welche auch ich hineingezogen wurde, innig verbunden, die treueſten Freunde. Man hielt ihn für halb wahnſinnig. Er floh die Welt, deren Abgott er geweſen war, die Welt ihn. Ein lichter Grund von Liebe und Treue blickte durch die finſtern Wolken einer furchtbaren Schwermuth hindurch, ein heller Himmel und eine nächtliche Hölle, beide gleich grundlos, hatten ihre Wohnſtätte in einer menſchlichen Bruſt gefunden. Ein ſeltſames Geſpräch ließ uns wechſelſeitig in den Abgrund einer tiefzerrütteten Seele hineinblicken. Was ſuchteſt Du? dachte ich. Kampf der Geiſter und Sieg der beſſeren. Thor, Du wähnteſt ihn zu finden, wo eine blödſinnige Menge um Nichtswürdiges würfelt. Ein Menſch iſt mehr, als der Staat, im Innern, im Innerſten iſt die Stätte der mächtigſten Kämpfe, der räthſelhafteſten, da iſt der ſchönſte Sieg, den Frieden zu erringen; es iſt kein Wahn, denn haben nicht Viele den innern Frieden wirklich errungen? Walſeth glaubte nicht an die Welt, nicht an ſich; aber mir ſchenkte er das vollſte Vertrauen. Ich wagte den Kampf mit ſeinen Furien, ich lächelte, wenn ſie ihre Schlangenhäupter ſchüttelten und mich mit den ſtarren, leichenhaften Blicken ihrer hohlen Augen durchbohren wollten; denn ein felſenfeſtes Vertrauen trug uns, das Feld war unſer, und muthvoll führte ich den gefährlichſten Krieg. Wie oft waren wir an den Gipfel des Wahnſinnes gekommen, daß wir fragten, ob Etwas ſei, daß die großen, eiſernen Flügelthüren der Vernichtung ſich aufthaten und hinter uns zuſchlugen, uns trennten von der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, daß vor uns lag das ewige Nichts und wir an der Verzweiflung verzweifelten. Freund, haſt Du jemals den entzückenden Schauder, das reizende Entſetzen gekannt, wenn Alles ſich wirbelnd herumdreht, wenn die erſchöpfte Einbildungskraft unter den verworrenen Trümmern ihrer eigenen Herrlichkeit zuſammenſtürzt, ſie anlächelt, wie ein Kind, und ausruft: Es iſt zwar zertrümmert, aber es war ja Nichts. Ich ſchloß mich immer feſter, immer inniger an dieſen mächtigen Menſchen und ſeinen nächtlichen Kampf an. Er ſchien mir ſo großartig, ſo tief, ſo unergründlich. Aber konnte ich es ahnen, daß das Kleinſte, daß die jämmerliche Pein ſchwacher Seelen, daß die armſeligſte Megäre der Stumpfſinnigſten, daß die geringſte der Furien, die das Mistrauen erzeugt, den Verdacht unter Freunden, dieſe feigherzige Verbrecherin, die mit geheimer Vergiftung ſpielt, ſich in den großen, offenen Kampf auf Tod und Leben miſchen würde! Allein ſie that es, und ich ſank, mitten in dem heißeſten Kampfe, von ihrem Gifte angeſteckt. Wir wurden plötzlich in eine furchtbare Begebenheit verflochten. Ich hatte für ihn gehandelt, ich mußte es; die That zerriß das letzte Band, welches mich noch an die Menſchen knüpfte. Ich erwähne es nicht, als wenn es etwas Beſonderes wäre. Ich achtete den Verluſt nicht. Aber eben das Opfer, das ich brachte, wenn man es ſo nennen will, erregte den Verdacht. Wir aber waren auf immer getrennt, und ich hatte nun Alles verloren. Ein heftiger Ingrimm waffnete mich gegen Alles, was mich umgibt, ich haſſe die Menſchen, bloß weil ſie da ſind, und eine Eiskälte macht mein Innerſtes erſtarren. Ich habe keine Thräne mehr und kein Mitleid, auch mit meinem eigenen Zuſtande keines, und ich treffe mich oft in hellem Auflachen. Nur fliehen muß ich, ich weiß nicht, wohin; Du wirſt aber lange nichts von mir hören.

Franz Leith.

Ich will, ſagte der alte Prediger, nachdem er mir dieſen Brief überreicht und ich ihn geleſen hatte, nicht mit einer Beſchreibung der Empfindungen, die uns niederdrückten, als wir dieſes Schreiben gefunden hatten, beſchwerlich fallen. Es war unmöglich, es vor meiner unglücklichen Tochter zu verheimlichen. Sie lief mir nach, ſie war Zeuge meines Entſetzens, als ich ihn las, ſie riß ihn mir aus den Händen und ſank in tiefe Ohnmacht hin, als ſie den Inhalt kannte. Eine langwierige, gefährliche Krankheit nahm ihr das Bewußtſein ihres Unglücks; und ſeit der Zeit ſitzt ſie, ſtill, ergeben, zuweilen in Gebet verſunken, und dann wieder wie von einem geheimen Grauen ergriffen, in völliger Einſamkeit; nur ich, ihre Tochter und eine Magd, die ſie von jeher liebte, durften ihre Wohnung betreten. Ich merkte es nur zu bald, daß die gräßliche Vermuthung, die auch noch jetzt, wenn ſie mich ergreift, mein Innerſtes mit Entſetzen erfüllt, ihr vorſchwebte. Mußten nicht die furchtbaren unwillkürlichen Aeußerungen des Unglücklichen, als wir ihn fanden, die Nachrichten über ſeinen früheren Zuſtand, ſeine innere Unruhe, als er nach langen Jahren den Namen Franz Leith nennen hörte, das Verſchwinden dieſes ſeines vormaligen Freundes, endlich ſein eignes Verſchwinden, nachdem er den Brief gefunden hatte, uns, die wir beſtändig über ſein Schickſal nachſannen, eine Vermuthung aufdrängen, die wir uns zu nennen ſcheueten, die wir uns, obgleich ſie immer von Neuem uns vernichtend entgegentrat, niemals wechſelſeitig mitzutheilen wagten? Die Heiterkeit und Ruhe, die der Unglückliche in ſo langer Zeit ununterbrochen gezeigt hatte, ſchien mit einer ſo entſetzlichen That im Widerſpruche zu ſtehen. Wenn wir aber bedachten, wie er früher, und bis die Krankheit und der Scheintod als eine wohlthätige Kriſe eintrat, in halbem Wahnſinne lebte; wie Alles aus der letzten Zeit vor der Krankheit entweder ganz aus ſeinem Gedächtniſſe verſchwunden war, oder wie ein wüſter Traum, deſſen Erinnerung er floh, nicht als Wirklichkeit ihm vorſchwebte: ſo konnte dieſe Ruhe nicht ſo ganz unerklärbar ſcheinen. Und dennoch werde ich durch ein mächtiges Gefühl aufrecht erhalten, durch einen Glauben, der zuweilen zwar ſchwankt, mich aber nie ganz verläßt. Es kann nicht wahr ſein, ſo tief läßt Gott den redlich Kämpfenden nie ſinken; ja ſein eignes Geſtändniß würde mir dieſen Glauben nicht nehmen. Der war es auch gewiß, der ihm ſo lange die Heiterkeit und Ruhe einer reinen Seele ſchenkte. Aber ſtill und öde iſt es ſeitdem in meinem Hauſe, jede Freude ſchweigt und tritt zurück, indem ſie ſich meiner Schwelle nähert. Alles trauert um mich her, denn Jeder hat verloren, wie ich. Ich trete in kein Haus, ohne daß mir unterdrückte Seufzer entgegenkommen, keine Mutter begegnet mir, ohne mir wehmüthig die Hand zu drücken.

Wir ſuchten den Unglücklichen anfänglich allenthalben, wir hofften noch, ihn zu finden. Nachrichten aus Skeen zerſtörten dieſe Hoffnungen auf immer. Er war dort erſchienen, hatte vorgegeben, daß er, um einem bedeutenden Verluſte ſeines Vermögens zu entgehen, eilig nach Hamburg reiſen müßte. Aus dieſem Verluſte erklärte man ſein zerſtörtes Weſen, ſo wenig kannte man ihn. Er erfuhr, daß ein Schiff ſegelfertig nach Hamburg in Portsgrund liege, und eilte dahin. Bekannt, wie er war, in der ganzen Gegend, erhielt er ohne Bedenken gleich einen Paß ausgefertigt, und ſchon den Tag darauf ging das Schiff ab.

In Portsgrund hatte er, was bei ſeinem Reichthume keine Schwierigkeiten fand, Wechſel auf Hamburg genommen. Es war, als wenn Alles ſeine Flucht unterſtützen ſollte. Der Wind war günſtig, und als Verwandte in Kopenhagen, denen wir die unglückliche Nachricht mitgetheilt hatten, ſich an die Häuſer in Hamburg wendeten, auf welche die Wechſel geſtellt waren, war er auch da verſchwunden.

Vorigen Sommer kam hier ein Herr Ulf an, der Vater des jungen Mannes, der eben nicht zu ſeinem Vortheile ſich in dieſen Tagen unter uns zeigte, und der nicht bloß zufällig dieſes Gebirge beſuchte. Der

Verwandte bewies eine große Theilnahme, erkundigte ſich genau nach allen Umſtänden und verließ uns, ohne daß wir über die Abſichten ſeines Beſuchs den geringſten Verdacht hatten. Ihn begleitete der Bediente, den Sie, wie mir Eiſtein erzählte, in Bolkeſiö trafen. Kurz nach ſeiner Abreiſe vermißten wir alle Dokumente über Walſeths Vermögen. In dieſer Gegend hatten wir ſeit langen Jahren verlernt, uns gegen Diebſtahl zu verwahren; wie konnten wir einen theilnehmenden Verwandten verdächtig finden? Zwar hatte er ſich ſehr genau nach den Vermögensumſtänden des Unglücklichen erkundigt, zwar ließ er ſich die Dokumente zeigen; aber es geſchah Alles auf die unverdächtigſte Weiſe. Auch jetzt noch, nachdem wir dieſen Verluſt bemerkt hatten, mochten wir dieſem unwürdigen Verdachte keinen Raum geben. Wir ſollten bald die volle Ueberzeugung erhalten. Herr Ulf hatte, wie wir erſt ſpäter erfuhren, einen geſetzlichen Anſpruch auf einen großen Theil von Walſeths Vermögen, wenn dieſer erblos ſtürbe. Er fing jetzt darüber einen Prozeß an; und um ſeine Anſprüche gegen meine Enkelin zu begründen, behauptete er, daß wir den bekannten Wahnſinn, an welchem Walſeth gelitten, benutzt hätten, um ihn zur Heirath zu verleiten und ſo zu dem Beſitze ſeines Vermögens zu kommen. Unter den Dokumenten waren mehrere, die auch dieſe Behauptung vernichten mußten. Aber einige Beamte, der Arzt, Eiſteins Vater, die als Zeugen der Hochzeit beigewohnt hatten, waren geſtorben, nur das Kirchenbuch in meinen Händen und die Unterſchriften der Zeugen bekräftigten den Akt der Vermählung. Dieſer Menſch iſt noch weiter gegangen; Eiſtein, der, als Kind in unſerem Hauſe erzogen, Freude und Leid mit uns getheilt hat, vermuthete immer, daß Kasper der Entwender der Dokumente ſein müſſe, und ward völlig davon überzeugt, als dieſer zu entweichen verſuchte. Als er ihn nun ſelbſt ergriff, zog Kasper ein Papier hervor, von Walſeths Hand geſchrieben, in welchem dieſer ſich ſelbſt als Mörder Leiths angibt; er zeigte ferner, wie man genaue Erkundigungen über Leiths letzten Aufenthalt in der Gegend von Bergen eingezogen hätte, die deutlich bewieſen, daß dieſer eben zu der Zeit, als auch Walſeth ſich da aufhielt, auf einmal verſchwunden war. Kaspers Abſicht, weshalb er ſich in dieſe Gegend geſchlichen hatte, war keine andere, als mich aufzuſuchen, um, indem er mir dieſe Umſtände vorlegte, mich zu bewegen, für meine Enkelin auf das Vermögen gutwillig Verzicht zu leiſten. Dem handfeſten und derben Eiſtein wollte er aber ausweichen. Eiſtein, mit allen Umſtänden bekannt, wie wir von der entſetzlichen Vermuthung gequält würden, glaubte, als er ſie auf eine ſo unvermuthete Weiſe beſtätigt ſah, nicht etwas Gewaltſames wagen zu dürfen. Kasper, der jetzt ſeinen Aufenthalt in dieſer Gegend bedenklich finden mochte, iſt ſeitdem völlig verſchwunden, der Sohn des Herrn Ulf unterließ aber nicht, mir alle dieſe Umſtände drohend vorzuhalten. Ich war, ich geſtehe es, zuerſt unſchlüſſig; aber bald trat der feſte Glaube mit voller Gewalt hervor. Ich erklärte ihm entſchieden, daß ich die Hülfe der Obrigkeit nachſuchen würde, um Kasper als den vermuthlichen Entwender der Dokumente zur Unterſuchung zu ziehen, ihnen aber überließe, ihre Sache, wie ſie es vermöchten, zu betreiben. Es iſt nicht von dem Vermögen die Rede. Es gilt meine Ehre, die Ehre meiner Tochter und meiner Enkelin. Zwar iſt es entſetzlich, daß die Bosheit es wagt, meine in Unſchuld und ſtillem Frieden alt gewordene Tochter vor den Gerichten als die Buhlerin eines Mörders in Anſpruch zu nehmen, daß ſie die Abkunft meiner lieben, reinen, unſchuldigen Luiſe zu beſchmutzen ſuchen; aber die Schmach, die Schande ſoll ſie ſelbſt treffen, und gewiß, je genauer jedes Zuſammenkommen der beiden ſich verkennenden Freunde unterſucht wird, deſto gewiſſer wird auch die Unſchuld Walſeths, deren er ſich leider ſelbſt nicht bewußt iſt, hervortreten, unſern, ſeinen eigenen Wahn zu vernichten. Dieſe letzteren Umſtände ſind für Mutter und Tochter ein Geheimniß; mögen ſie nie davon etwas erfahren. —

Während dieſer langen Erzählung war der Abend herangekommen, die Stube war ſchon ganz dunkel, ohne daß ſie es gemerkt hatten, ſo ſehr war der Eine in die Erzählung, der Andere in das Zuhören vertieft. Bull war ſeltſam bewegt. Eine ſolche Begebenheit, die phantaſtiſch aus der trägen gewöhnlichen Wirklichkeit herausſprang, zog ihn an, während das dunkle Schickſal eines Verwandten, der ſeinen Aeltern ſo theuer geweſen war, von welchem er oft auf eine geheimnißvolle Weiſe hatte reden hören, ihn ſchmerzhaft berührte. Das anmuthige Gebirgsmädchen in einer ſolchen Umgebung, unter ſo wunderbaren Verhältniſſen, ſchwebte fortdauernd vor ihm, und als Steenerſen aufhörte, lauerte er noch immer, ob die Fortſetzung der Erzählung ihm mehr Licht zu geben vermöchte. Auch ſchien Steenerſen noch ſeine Erzählung fortſetzen zu wollen, aber ſchon lange fand in dem Hauſe eine große Bewegung ſtatt. Man lief hin und her, die Thüren wurden auf und zugeſchlagen, ohne daß die eingeſchloſſenen Freunde es bemerkt hatten. Endlich, als die Pauſe in der Erzählung eintrat, ward man auf die immer zunehmende

Bewegung, auf das laute und haſtige Sprechen und Laufen aufmerkſam.

Was mag das wohl bedeuten, ſagte Steenerſen, als die Magd eben eilig und ſtark an die Thüre klopfte und rüttelte.

Mein Gott, rief ſie, als man aufſchloß, Sie ſitzen hier im Dunkeln, während die ganze Stadt in Angſt iſt. Das Schloß brennt. —

Nun, ſagte Steenerſen ruhig, da werden ja wohl Tauſende zum Löſchen ſein. Das Schloß brennt wohl nicht ſo leicht. —

Nein, nein, rief ſie äußerſt unruhig, gehen Sie aus dieſem dunkeln Loche heraus, wo freilich, in dem engen, finſtern Hofe, nichts zu ſpüren iſt. —

Beide traten in die große Stube und erſchraken, als ſie dieſe ſeltſam erleuchtet ſahen, ohne daß ein Licht angezündet war. Bull riß ſchnell ein Fenſter auf. Auf der Straße liefen eilig einzelne Menſchen, Wagen raſſelten auf dem Pflaſter in furchtbarer Haſt. Der Himmel war feurig roth und ein Regen von glühenden Funken fiel auf die Dächer herunter. —

Um Gottes Willen, dieſes Leuchten iſt doch nicht von dem brennenden Schloſſe? — Ei freilich, antwortete das Mädchen. — Beide griffen nach ihren Mänteln. Nur das mußt Du noch wiſſen, ſprach

Steenerſen, indem ſie hinauseilten, Eiſtein iſt hier, ich habe ihn geſehen, wenn gleich nicht geſprochen. Er verſchwand in einem Hauſe, aber ich erwartete ihn. —

Bull hörte kaum, was er ſagte. Sie ſtürzten davon. Der Verſammlungsort der norwegiſchen Geſellſchaft war ziemlich weit von dem Schloſſe entfernt. Ueber die Straßen leuchtete der feurige Himmel, eine Menge Funken fielen allenthalben hin; aber Lichter waren in die Fenſter geſtellt, und ſtill und eifrig liefen einzelne Menſchen fort. Die Menge ward immer größer, das Gedränge immer furchtbarer, das brauſende Getümmel immer gewaltiger, je mehr ſie ſich dem Schloſſe näherten. Mächtige Rauchſäulen wirbelten von der Höhe herunter, und die Flammen ſah man über die Häuſer ihre feurigen Zungen ſtrecken. Sie traten aus einer engen Gaſſe hervor, die Brücke, die zum Schloſſe führt, der große Platz und das brennende Schloß lagen vor ihnen.

Das Schloß liegt auf einem großen Platze, einer künſtlichen Inſel, die durch einen weiten Kanal einen bedeutenden Theil des der Inſel Amak gegenüberliegenden Ufers abſchneidet. Nach dieſem Ufer zu iſt der rechte Flügel gegen Süden an andere Gebäude, an ein Zeughaus, an Packhöfe, die hinter dieſem liegen und bis zum Ufer reichen, angelehnt. Hier iſt die große Bibliothek und die Kunſtſammlung, bei dieſer ein großes Gebäude, welches die wichtigſten Archive enthält, und in welchem zugleich die höchſten adminiſtrativen Behörden des Reichs ihre Sitzungen halten. Nicht weit davon liegt die alterthümliche, ſchöne Börſe, in welcher eine große Menge Laden aller Art, auch bedeutende Bücherladen ſind, und eine Reihe Häuſer, von Kaufleuten und Schiffern bewohnt, läuft längs dem mit Schiffen beladenen Kanale bis nach einer Brücke, welche die eigentliche Stadt Kopenhagen mit derjenigen Abtheilung derſelben, die auf der Inſel Amak gebaut iſt, (mit Chriſtianshavn) vereinigt. So war ein ſehr bedeutender Theil der wichtigſten Beſitzthümer der Nation auf dieſer Seite mit dem Schloſſe verbunden. Auf allen übrigen Seiten war und iſt noch das Schloß frei, die vordere Fronte deſſelben ging nach einem großen Hofe, von bogenförmigen Arkaden, denen der Peterskirche in Rom ähnlich, umſchloſſen, hinter welchen die anſehnlichen königlichen Ställe angebracht ſind. Dieſe Arkaden ſind durch eine eiſerne Thüre geſchloſſen und führen nach einer mit marmornen Gebäuden verſehenen Brücke. Die Fronte zeigt nach dem weſtlichen

Walle der Stadt und iſt durch kurze, aber meiſt breite Straßen von dieſem getrennt.

Gegen Norden liegen die Seitengebäude des Schloſſes ziemlich nah an dem Kanale, und neben der hintern Fronte auf dieſer Seite war die Schloßkirche. Dieſe Fronte, groß, hoch, war vor dem Brande die am meiſten imponirende, ſie zeigte die ganze anſehnliche Breite des Schloſſes und war in der Mitte mit einem großen Portale verſehen, das einen Balkon trug. Von der Größe der Fenſter mag man ſich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß nach dem Stadtbrande, als ein bedeutender Theil der Einwohner ohne Wohnungen war, die Aermeren in den Fenſterruinen des abgebrannten Schloſſes ſich Wohnungen von zwei Stockwerken bauten. Vor dieſem liegt ein großer Platz, ſo ausgedehnt, daß eine kleine Stadt, aus mehreren ſich durchkreuzenden Straßen und aus kleinen, hölzernen Häuſern beſtehend, hier gebaut war, nach dem Stadtbrande von vielen Menſchen bewohnt. Der Kanal iſt daher dieſer hintern Fronte gegenüber am weiteſten von dem Schloſſe entfernt, und links läuft die oben erwähnte Straße, die nach Chriſtianshavn führt, die Börſe und Reichskanzelei liegen daneben. Hier iſt der Kanal immer mit Schiffen bedeckt, und zwei Brücken, eine nach Norden zu, in der Nähe der Kirche, vor dem rechten Flügel des Schloſſes, eine andere dem großen Portale gegenüber, führen über dieſer. Jenſeit des Kanals, der rechten Seite des Schloſſes gegenüber liegt eine Kirche, der linken gegenüber läuft eine anſehnliche Häuſerreihe, die ſich vor dem Brande umbog und eine Straße zwiſchen ſich ließ, wo jetzt ein Platz iſt.

Des Nachmittags ſaß die königliche Familie in den Gemächern des rechten Flügels bei Tafel, als man die Nachricht brachte, daß es in dem Schloſſe brenne. Es erregte kaum einige Unruhe. Daß ein Brand in den Ofenröhren, am hellen Tage entdeckt, in einem ſo maſſiven Gebäude gefährlich werden könnte, vermochte man ſich nicht vorzuſtellen. Einen ähnlichen geringen Eindruck machte das Gerücht, welches ſich ſehr ſchnell in der Stadt verbreitete. Nach kurzer Zeit drang aber in die königlichen Gemächer und faſt eben ſo bald durch die Stadt die beunruhigende Nachricht, daß der Brand auf eine ſehr bedenkliche Weiſe überhand nehme, das Feuer zeige ſich an mehreren Orten zugleich. Jetzt gerieth Alles im Schloſſe, welches von einer großen Menge höherer und niederer Beamten mit ihren Familien bewohnt war, in unruhige Bewegung. Das unerwartete Gerücht verſammelte eine ungeheure Menge von Menſchen, die ſich jeden Augenblick vermehrte, um das Schloß.

Mancherlei Vermuthungen äußerten ſich ſpäter über die Möglichkeit, daß der Brand ſo verzehrend um ſich greifen konnte in einem ſo feſten Gebäude. Die wahrſcheinlichſten ſind dieſe: Schon ſeit zwei bis drei Wochen hatte man in mehreren Gemächern einen brandigen Geruch verſpürt, der anzeigte, daß einige Röhren brennen müßten. Die Röhren waren mit einander in Verbindung, ſie waren, um die ſich durchkreuzenden Gänge zu erwärmen, durch die Mauer geleitet. So mag das Feuer ſchon ſeit längerer Zeit ſtill und unbemerkt im Verborgenen gewühlt haben. Wahrſcheinlich ſind mehrere Schornſteine zugleich geſprungen. Die weitläufigen Böden des Schloſſes dienten als Niederlage für getrocknete Bretter und Balken, die plötzlich Feuer fingen, und brennende Balken ſtürzten durch eine große Oeffnung, die von oben bis unten durch die ganze Höhe des Schloſſes ging, weil man da eine marmorne Treppe bauen wollte. Sie zündeten unten, und ſo füllten ſich plötzlich alle die verſchlungenen Gänge mit dickem Rauche, der jeden Zutritt den Rettenden gefährlich, oft unmöglich machte. Dennoch drangen Viele kühn hinein, aber nur Wenige kamen zurück. Sie verirrten ſich in den langen mit Rauch erfüllten, labyrinthiſchen Gängen, in welchen ſelbſt mit völliger Ruhe, am hellen Tage ſich zurecht zu finden dem Unkundigen ſchwer ward. Wirklich behauptet man, daß bei dem Schloßbrande eine größere Anzahl Menſchen das Leben verlor, als bei dem großen Stadtbrande, ein Jahr ſpäter, wo doch ein brennender hoher Kirchthum herunterſtürzte und auf einmal faſt eine ganze Straße anzündete.

Als unſere Freunde den Schloßplatz erreichten, ſtand der rechte Flügel in vollem Brande, die Flammen brachen aus den mächtigen Fenſtern hervor und wirbelten, zu einer ungeheuern Feuermaſſe zuſammengedrängt, aus dem entzündeten Dache. Die Mitte des Schloſſes und der linke Flügel lagen dunkel und düſter da, und über ihnen ſchwebten drohend die Flammen. Die königliche Familie hatte das Schloß verlaſſen. Ein unermeßlicher Menſchenhaufe wogte, von Erſtaunen und Entſetzen gefeſſelt, auf dem weitläuftigen, durch die Feuerſäule erleuchteten Platze. Funken fielen, wie ein dichter Regen, auf die erhellten Häuſer jenſeit des Kanals, auf die Schiffe, auf den Platz. Hier raſſelten Wagen, liefen, wie betäubt, Menſchen mit Kleinigkeiten, die ſie gerettet hatten, ertönte das dumpfe Geſchrei, während Polizeidiener die Rettenden, wie die bloß Neugierigen ergriffen, damit ſie Reihen bildeten, die das Waſſer in Schläuchen von dem Kanale bis zu den Spritzen ſich reichen ſollten. Bull ward von Steenerſen getrennt. Er eilte durch die Menſchenmaſſe gerade auf das große Portal des Schloſſes zu. Oft ward er ergriffen. Man wollte ihn, wie die Uebrigen, zwingen, ſich in die Reihen, die ſich die Schläuche zureichten, zu ſtellen. Mit Macht riß er ſich los und ſuchte immer eiliger nach dem Schloſſe durchzudringen. In dem Portale waren Wagen, Spritzen, Menſchen zuſammengedrängt, ein verworrenes Geſchrei, eine mehr ſtörende, als fördernde Anſtrengung, zwecklos nach allen Richtungen. Die befehlenden Anführer vermochten kaum einige Ordnung in dieſes Chaos zu bringen, und Bull ſah kaum die Möglichkeit ein, wie er hindurchkommen könnte. Aber er mußte. Hin und her geſtoßen, getreten, oft ſelbſt in gebietendem Tone zurückgewieſen, drang er immer vorwärts und erreichte den Hof. Hier wohnte zwei Treppen hoch, in dem linken Flügel des Schloſſes, die Schweſter ſeiner verſtorbenen Mutter. Durch Möbel, Wagen, Spritzen, hin und her laufende Menſchen, oft von den Waſſerſtrahlen benetzt, ſuchte er mit großer Anſtrengung den wohlbekannten Eingang zu finden. Aber auch da noch waren die Schwierigkeiten nicht überwunden. In erſchrockener Eile ſtürzten die Meiſten, mit großen Bündeln beladen, die Treppe herunter und hinderten die wenigen Kühneren, die hinauf wollten. Eilt, eilt hinunter zu kommen, eilt um Gottes Willen aus dem Gebäude, ſchrien die Erſteren. Viele von den Letztern ließen ſich abſchrecken. Sie liefen mit den Uebrigen hinunter. Wenige drängten ſich noch immer vorwärts. Bull ſtieß Jeden zurück, und je größer man ihm die Gefahr ſchilderte, deſto mehr eilte er. Um ihn her kniſterten die Flammen; ob auch unter ihm, vermochte er nicht zu unterſcheiden. Ein langer ihm wohlbekannter Gang lag vor ihm. Allenthalben lagen zerbrochene Möbel, Kleider, Geräthe von allerlei Art; aber kein Menſch war mehr zu ſehen. Die Thüren an beiden Seiten waren offen und zeigten in den verlaſſenen Gemächern die größte Verwirrung. Endlich erreichte er die Wohnung der theuern Tante. Sie hatte in ſeiner Kindheit, in ſeiner frühern Jugend die Stelle der verſtorbenen Mutter vertreten, ſie war ihm über Alles werth. Auch dieſe Wohnung ſchien verlaſſen. Die Thüren waren alle geöffnet, und in der Wohnſtube erblickte er heruntergeriſſene Spiegel, zerbrochene Stühle, Wäſche, Kleider, Betten unter einander, die Schubladen aller Schränke herausgezogen, und ein brennendes Talglicht ſtand düſter leuchtend auf einem Tiſche. Laut rief er in die leeren Stuben hinein. Da trat ein alter Diener hervor, noch beſchäftigt, einige Sachen von Werth zu retten.

Knud, rief Bull, wo iſt die Frau?

Fort, gerettet, antwortete dieſer; aber das arme Kind, das liebliche Mädchen aus Tellemarken, die liebe, liebe — Luiſe, ſchrie Bull und der Athem ſtockte. —

Ja dieſe. Sie rettete mit aller Beſonnenheit, und während die Frau in großer Verwirrung herumlief, beſchwur ſie ſie, ſich auf das Wichtigſte zu beſinnen. Da beſann ſich die Tante auf eine Schatulle in einem entfernten Gemache. Das Mädchen eilte dahin, ſie waren eben kurz vorher zuſammen da geweſen — und wir haben ſie nicht wieder geſehen. —

Ohne weiteren Beſcheid zu erwarten, ſtürzte Bull faſt beſinnungslos zur Thüre hinaus, mehr durch Inſtinkt, als durch Ueberlegung geleitet, lief er die Treppe hinauf, die zur Manſarde führte. Aber eben, indem er ſich der Kammer näherte, in welcher nach dem Berichte des Dieners die Schatulle ſtand, ſtürzte krachend und brennend das Gebälk herunter, Flammen und Rauch wirbelten ihm entgegen, und er hörte, wie die herabbrechenden Balken und Mauern, immer tiefer herunterfallend, die untern Decken im Fallen zertrümmerten. Die Treppe, die er eben beſtiegen, war zerſtört, der Rückweg ihm geſperrt, und halbbewußtlos eilte er in der Richtung nach der Façade des Schloſſes, die dem Schloßplatze zugekehrt iſt. Um ihn kniſterten Flammen, krachten die brennenden Balken, und während die entſetzliche Gewißheit: ſie iſt verloren, dumpf in ſeinem Innern wiederhallte, ergriff ihn mit Grauen das Gefühl, daß auch er in dem wüſten, ungeheuern Gebäude, von dem Abgrunde der Flammen rings umgeben, dem furchtbarſten Tode preisgegeben ſei. Die Rauchſäulen drängten ſich hinter ihm her und drohten ihn zu erſticken. Er fand eine Treppe, die noch nicht brannte, er erreichte glücklich die hohen Gänge des erſten Stockwerkes. Kein Menſch war zu ſehen. Alle hatten ſich aus dem verzehrenden Feuerſchlunde gerettet, in deſſen Mitte er ſich noch immer befand. Der breite Gang mit den anſehnlichen Gemächern auf beiden Seiten dehnte ſich vor ihm aus, und führte nach der großen Treppe hin, die nach dem Portale hinunterlief. Schon hörte er in der Ferne das Gemurmel der Menſchen und fing an Hoffnung zu ſchöpfen, obgleich der Rauch ihm den Athem hemmte. Düſter leuchteten die Flammen durch die Fenſter der offenen Zimmer und erhellten den Rauch, der die Gänge erfüllte. Da wälzte ſich eine furchtbar dicke Rauchſäule aus einem Nebengange hervor und ſperrte ihm den Weg. Dunkel röthlich blickten die Gluten durch die dicken ſchwarzen Dampfwolken hervor, und mit der letzten Anſtrengung der Verzweiflung, den Athem an ſich haltend, ſtürzte er ſich in den brennenden Rauch hinein. Es gelang ihm, von ſeinem Mantel geſchützt, den er über das Geſicht hielt, durchzubringen. Eine offene Thüre gab der Dampfſäule eine Richtung quer über den Gang. Kaum war er durchgedrungen, als er ein einzelnes Mädchen angſtvoll laufen, ſchwanken, hinfallen ſah. Er eilte auf ſie zu, ergriff ſie, und ſelbſt erſchöpft, mußte er das ohnmächtige Mädchen mehr ſchleppen, als tragen. Sie näherten ſich ſchon der Treppe, als eine helle Flamme ihnen den Weg verſperrte; durch dieſe war der Rauch verzehrt, allein eine brennende Hitze an deſſen Stelle getreten. Das Mädchen ſchöpfte Athem, richtete ſich auf, er umfaßte ſie, ſchob ſie von der Richtung des Feuers weg, ſchützte ſie und ſich mit dem Mantel, den er der Flamme vorhielt, und drang noch ein Mal glücklich durch. Das Mädchen hatte ſich, wie es ſchien, gänzlich erholt, ſie lief mit ihm eilig vorwärts, und eben, als ſie die große Treppe erreicht hatten, ſahen ſie in dem fernen Gange durch den dicken

Rauch zwei männliche Geſtalten auf eine Flügelthüre zuſchreiten. Sie war verſchloſſen, mit großer Gewalt ergriff der eine, ein mächtig hoher Mann, das Schloß, die Thüre ging krachend auf, und ſie ſtürmten in das Gemach hinein, indem ſie die Thüre, offenbar um den Rauch abzuhalten, ſchnell wieder ſchloſſen.

Als nun die ſichere Treppe vor ihnen lag, wagten Beide zuerſt für einen Augenblick ruhig Athem zu ſchöpfen, und indem das Mädchen die langen Augenwimpern aufſchlug, die großen Augen öffnete und ihren Retter anblickte, erſchrak dieſer, und er zweifelte nicht mehr, daß es ihm gelungen ſei, die zu retten, die er ſchon für verloren anſah. Seine Vermuthung ward Gewißheit, als er die kleine ihm wohlbekannte Schatulle erblickte, welche die Geängſtete noch immer krampfhaft feſthielt. Er ließ ſich nichts merken, auch konnte er ſich über die mannigfaltigen, ſich durchkreuzenden Gefühle, ſeine eigene Rettung, die Rettung des Mädchens und die ſeltſamen Verhältniſſe, unter welchen er ſie zuerſt kennen lernte, noch keine Rechenſchaft geben. Denn noch immer drohte die Gefahr, die Flammen und die dicken Rauchſäulen erfüllten den Gang und näherten ſich immer mehr. Sie eilten die Treppe hinunter und waren nun in dem gedrängten Haufen von Menſchen unter dem Portal. Aber es war unmöglich durchzudringen. Sie wurden unwillkürlich nach dem innern Hofe hingeſchoben und ſuchten hier einige ruhige Augenblicke. Unter dem verworrenen Haufen von Möbeln und Geräthen allerlei Art fanden ſie ein Sopha, und ließen, völlig erſchöpft, auf dieſem ſich nieder. Ihre Lage war nichts weniger, als gefahrlos, und nur das Gefühl, daß ſie einer weit größeren Gefahr, faſt wie durch ein Wunder, entgangen waren, daß ſie hier die geringere mit einer Menge kühner, emſig beſchäftigter Menſchen theilten, ließ ſie eine Zeit lang das Bedenkliche ihres Zuſtandes überſehen. Aus allen Fenſtern ſchlugen die hellen Flammen heraus, und ſelbſt in dem Mittelpunkte des Hofes, wo ſie unter hin und herlaufenden Menſchen den Ruheplatz fanden, in der größtmöglichen Entfernung von dem Gebäude, herrſchte eine furchtbare Glut. Das Waſſer der Spritzen ſtrömte durch den Hof und über die hier und da eingeſtürzten Mauern, die Feuerfunken fielen in dichten Haufen herunter, und das Gewirr der einander durchkreuzenden, rufenden, ſchreienden Stimmen erfüllte einen Jeden mit Entſetzen. Ein Geſpräch konnte ſich unter ſolchen Umſtänden nicht anknüpfen, obgleich alle Verſuche, durch das Gedränge von Wagen, Spritzen, Möbeln und Menſchen, die das Portal erfüllten, durchzudringen, lange fruchtlos blieben.

Endlich, als das Mädchen verſicherte, daß ſie ſich völlig erholt habe, wagte man den entſcheidenden Verſuch. Beide wurden nun von einer Maſſe Menſchen ergriffen, welche die nämliche Abſicht hatten. Sie geriethen in die Mitte dieſer immer gewaltſamer, immer ängſtlicher vordringenden Maſſe; das zarte Mädchen war in Gefahr erdrückt zu werden. Mit großer Anſtrengung hob Bull ſie in die Höhe, daß ſie von den Nächſten getragen wurde. Der Gewalt der vorwärts dringenden Menge mußte jedes Hinderniß weichen, und wie ein mächtiger Strom, wenn er, eingeengt durch Felſenwände, dann ſich wieder frei bewegen kann, nach allen Seiten ſich ergießt: ſo zertheilte ſich, wie fortgeſchnellt von elaſtiſchen Federn, der zuſammengepreßte Haufe, ſo wie ſie den freien Platz erreichten. Jetzt erſt waren Beide gerettet und durften ſich es geſtehen. Sie eilten, ſich von dem Schloſſe zu entfernen, und eben wollten ſie ſich über die Richtung, die zu nehmen ſei, berathen, als ſie ein mächtiges, lautes Rufen um Hülfe hörten.

Mein Gott, rief das Mädchen, er iſt es! und wandte ſich, Angſt und Entſetzen in allen Zügen, nach dem Schloſſe. Das Rufen erſcholl wieder, noch ängſtlicher, noch ſtärker, und das Mädchen, als hätte ſie die Gefahren vergeſſen, denen ſie kaum entronnen war, ohne jene Scheu, die man bei einer ſo zarten weiblichen Geſtalt vorausſetzen mußte, drängte ſich furchtlos zwiſchen die Menge, die durch den Ruf herbeigezogen wurde. Bull eilte ihr nach, mit aller Anſtrengung bemüht, ſich in ihrer Nähe zu halten. Der Ruf nach Hülfe erſcholl von dem Balkon über dem Portale. Hier ſah man, faſt mitten unter Flammen, die von allen Seiten zuſammenſchlugen, einen Mann ſtehen, und ein zweiter ſchien ſich mühſam aufzurichten, indem er ſich an das Geländer des Balkons ſtützte. Der große Haufe unten ſtarrte das entſetzliche Schauſpiel an, die beiden Männer ſchienen rettungslos verloren, und jeden Augenblick erwartete man, ſie entweder von den Flammen verzehrt oder ſich voller Verzweiflung von dem hohen Balkone herunterſtürzen zu ſehen. Keine Leiter war hoch genug, kein mögliches Mittel zu erfinden. Das Mädchen blickte mit ſtarren Augen, mit feſtgebannten Zügen, wie verſteinert, todtenblaß und unverwandt nach dem Balkone hin. Die ganze Menſchenmaſſe war wie von Entſetzen gelähmt, kein Laut ließ ſich hören.

Platz da! rief eine Stimme, und man ſah einen kurzen, ſtämmigen Mann in einem groben, blauen Oberrocke mit rothem Kragen ſich mit Gewalt durch die Menge drängen. Einen langen, ſtarken Strick, an deſſen einem Ende ein eiſerner Haken befeſtigt war, trug er um den einen Arm gewunden.

Ihr müßt zurücktreten und mir Platz gönnen, rief er, indem er den Strick aufwickelte, das eine Ende anfaßte und den Verſuch machte, das mit dem Haken verſehene nach dem Balkone zu ſchleudern. Die dicht um ihn gepreßte Menge hinderte ihn.

Zurück da! rief er, Andere halfen ſie zurückdrängen, und als er ſo viel Raum hatte, daß er den Strick einigermaßen in großen Bogen ſchwingen konnte, drängten ſich die Nächſten von ſelbſt zurück, um nicht von dem eiſernen Haken getroffen zu werden.

Nach einigen vergeblichen Verſuchen gelang es ihm, den Strick nach dem Balkone zu werfen. Man erſtaunte, als man es ſah, denn Jedermann hatte es für unmöglich gehalten. Bei einem jeden vergeblichen Verſuche hörte man von dem ſtämmigen, trocknen, lakoniſchen Manne nur ein verdießliches: Eh! Als es gelungen war, rief er laut hinauf: Mach' ihn feſt! Es geſchah, und mit unglaublicher Schnelligkeit kletterte er zum Balkone hinauf.

Hier ſah man, wie der, welcher um Hülfe gerufen hatte, mit ſtarken Armen den Zweiten über das Geländer hob und ſo hinſtellte, daß er den Strick bequem umfaſſen konnte, während der kühne Retter ihn von unten unterſtützte. Schon waren Alle von den Flammen umzingelt, aber die beiden an dem Stricke Schwebenden glitten ſicher und langſam herunter, während der Zurückgebliebene kühn über das Geländer ſprang, mit einem Arme ſich feſthielt und ſo frei in der Luft in der größten Höhe ſchwebte. Erſt als Beide unten waren, ſchwang er ſich nach dem Stricke hin und glitſchte ſchnell herunter.

Ein Jubelgeſchrei ertönte von allen Seiten; aber mit unglaublicher Schnelligkeit drängte ſich das Mädchen durch den Haufen, und Bull eilte ihr nach. Kaum waren Beide gerettet, als ſie ſchon in ihrer Nähe war.

Eiſtein, rief ſie. — Luiſe, Du hier! —

Luiſe! rief der zuerſt Gerettete, der, wie man ſah, mit einem gebrochenen Beine dalag. Das Mädchen hörte kaum ſeine Stimme, als ſie erſchüttert zu ihm hineilte, neben ihm hinſank und kaum hörbar: Vater, Vater, ſprach. Auch ich war faſt verbrannt, dieſer junge Mann hat mich gerettet, ſagte ſie und zeigte auf Bull.

Wo iſt unſer kühner Retter, fragte Eiſtein und blickte nach der in ſtummes Erſtaunen verſunkenen Menge. Er war nicht zu finden.

Ich ſah ihn, ſprach Einer aus dem Haufen, als Beide gerettet waren, einen Augenblick ruhig nach dem

Balkone hinſehen. Schade um den ſchönen Strick, ſagte er darauf und verſchwand unter der Menge.

Ja, riefen Mehrere, ſo machen es unſere braven Schiffszimmerleute von Holmens feſtem Stock immer.

Eiſtein konnte ſich nicht beruhigen. Aber hier war ſchnelle Hülfe nöthig. Eine Tragbahre ward herbeigeſchafft, einige Betten glücklich aufgefunden, der Kranke aufgeladen, und von den ſeltſamſten Empfindungen durchdrungen begleiteten Eiſtein, Luiſe und Bull den Kranken, der von ein Paar mächtigen Männern getragen wurde.

Sie hatten ſchon einen großen Theil des freien Platzes überſchritten, als ſie hinter ſich ein furchtbares Kniſtern und Krachen und eine plötzliche blendende Erleuchtung der ganzen Gegend wahrnahmen. Die unruhig ſich hin und her bewegende Menge ſchien wie eingewurzelt, auch die Träger kehrten ſich unwillkürlich um und blickten das brennende Schloß an, indem ſie die Tragbahre hinſetzten. Die wüthenden Flammen wurden jetzt aus allen Fenſtern des großen Gebäudes herausgeſtoßen. Hoch in die Atmoſphäre entwichen die dampfenden Rauchſäulen. Die großen Flammenzungen aus mehreren hundert Fenſtern vereinigten ſich nach oben mit der großen Feuermaſſe des brennenden ungeheuern Daches. Die Kupferdeckung färbte dieſe Flammen purpurroth und ſmaragdgrün. Mitten in dieſem furchtbaren buntgefärbten Feuerkoloß ſtand der brennende Thurm, eine Flammenpyramide in einem Flammenmeere. Man ſah den Thurm wanken, man ſah, wie er ſich immer ſtärker nach einer Richtung bog, man ſah ihn brennend, in lichter Lohe in das bunte, wogende Glutenmeer krachend hineinſtürzen — und eine dichte, dunkle Rauchſäule, die plötzlich mächtig aus der Tiefe herausbrach und die blendende Erleuchtung in eine nächtliche Finſterniß verwandelte, bezeichnete die Stelle, wo er hinſtürzte.

Es war der höchſte Gipfel des furchtbaren Brandes.

Steenerſen, durch das große Gedränge von Bull getrennt, verfolgte den nämlichen Weg, wie dieſer. Auch er war mit der Tante, Madame Kittel, genau bekannt, ja er war bei den wichtigſten Angelegenheiten in der letzten Zeit und ſeit ſeiner Zurückkunft von Norwegen ihr Vertrauter und Rathgeber. Als er nun durchdringen wollte durch das Gewühl von Menſchen, war er nicht ſo glücklich, wie Bull. Ein Beamter der Reichs-Kanzlei, der ihn ängſtlich ſuchte, traf ihn, eben als er dem Schloſſe zueilte, und die Nachrichten, die er ihm mittheilte, nöthigten ihn, ſich nach dem Kanzleigebäude ſchleunig zu begeben. Hier war man in großer Verwirrung, im Begriffe, die Archive zu retten, und es war nur zu wahrſcheinlich, daß übereilte und verworrene Rettungsverſuche durch die herbeigeführte Unordnung gefährlicher, als das Feuer, werden könnten. Ein, wenn auch dem Umfange nach nicht großer, doch wichtiger Theil dieſer Papiere war ihm vertraut, und ſeine Stellung gebot ihm, hier zuerſt thätig zu ſein. Als er alles Nothwendige angeordnet hatte, eilte er wieder dem Schloſſe zu. Aber bald überzeugte er ſich, daß hier alle Rettung zu ſpät wäre, und tröſtete ſich damit, daß ſeine alte Freundin ohne allen Zweifel ſchon aus dem Schloſſe gerettet wäre, als er laut aus einem Wagen, der nur mühſam durch das Gedränge fortzukommen ſuchte, ſeinen Namen nennen hörte. Er eilte nach dem Wagen und erkannte ſeine Freundin, die mit ihrem Kammermädchen fortfuhr. Schnell befahl er dem Kutſcher, über die Brücke nach der Oſterſtraße, wo er wohnte, zu fahren, indem er mit Mühe für den Wagen einen Platz durch das nach der Brücke zu ſich immer mehrende Gewühl zu eröffnen ſtrebte. Nach vieler Anſtrengung gelang es. Der Wagen hielt in der dunkeln, ſtillen Straße. Die alte Frau, in tiefe Ohnmacht geſunken, ward herausgehoben, und Steenerſens junge Gattin kam der ohnmächtigen Freundin erſchrocken und mit rührender Theilnahme entgegen.

Endlich ſehe ich Dich; wie habe ich mich in dieſen ſchrecklichen Stunden nach Dir geſehnt, rief ſie Steenerſen zu.

Madame Kittel hatte ſich noch nicht erholt, als das Mädchen mit geläufiger Zunge, wie furchtſame Menſchen gewöhnlich, wenn ſie eben einer großen Gefahr entgangen ſind, erzählte, wie dieſen Vormittag eine ſehr ſchöne Verwandte aus Norwegen, begleitet von einem großen norwegiſchen Bauer, angekommen, wie ihre Hausfrau faſt erſchrocken, als ſie ihren Namen hörte, wie das liebliche Mädchen ſehr zärtlich und ſehr betrübt geweſen wäre. Madame Kittel hätte den ganzen Tag mit der Verwandten allein zugebracht, und ſie hätten viel zuſammen geſprochen und zuſammen geweint. Nun wäre die Nachricht von dem Brande im Schloſſe gekommen. Eine Menge Bedienten wären erſchrocken hereingeſtürzt, weil doch die Madame die Oberaufſicht über das königliche Porcellain, Linnenzeug und dergleichen habe, und die alte Frau hätte ſich nicht zu rathen gewußt. Die junge, ſchöne Verwandte hätte ihr aber den beſten Beiſtand geleiſtet. Das Meiſte wäre gerettet geweſen, als auch der Flügel, welchen die Frau bewohnte, von dem Feuer angegriffen worden wäre. Da wäre die gute Frau ſehr beſtürzt geweſen, aber die ſchöne Luiſe, ſo hieß die Verwandte, hätte auch hier mit großer Beſonnenheit retten helfen, und als die Frau von einer Schatulle, die ſie erſt ein paar Stunden vorher eröffnet, und die in einer entfernten Stube aufbewahrt war, geſprochen hätte, wäre Luiſe hingeeilt, um ſie zu retten. Aber ſie wäre ſehr lange weggeblieben, Knud, ſie ſelbſt, ja die Frau hätten ſie vergebens geſucht, während ſchon alle Gänge voll Rauch geweſen wären, und das Feuer ſich kniſternd und leuchtend immer mehr genähert hätte.

Es war ein Jammer, die arme Frau zu ſehn; ſie rang die Hände und fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Knud und ich mußten ſie mit Gewalt aus dem brennenden Gebäude tragen. — Und nun erzählte ſie weiter, wie viele Mühe es gekoſtet, einen Wagen zu finden und aus dem gefährlichen Hofe zu kommen.

Madame Kittel ſchlug die Augen auf, blickte verwundert umher, und als ſie Steenerſen und ſeine Frau erkannte, rief ſie auf eine erſchütternde Weiſe:

Iſt ſie verloren, iſt ſie verbrannt? O, Ihr wollt mir's nur verheimlichen. Ach, es war ſo ſchön, nach langen ſchweren Jahren lächelte mir eine unerwartete Hoffnung entgegen — und nun iſt Alles aus. —

Steenerſen und ſeine Frau waren äußerſt bewegt; man beſchwur ſie, ſich zu beruhigen, und Steenerſen verſprach, jede mögliche Erkundigung einzuziehn. Ich komme nur zurück, wenn ich ſichere Nachricht erhalten habe. Bis dahin halten Sie die Hoffnung feſt. Er überließ die Freundin dem Troſte und der Pflege ſeiner Frau, und eilte fort.

Als er nun wieder im Begriffe war, ſich in das verworrene Gewühl hineinzubegeben, als er einſam und nachdenklich die dunkle Straße durchſtrich, durchdachte er alle die ſeltſamen Räthſel, die ſich auf die wunderlichſte Weiſe zuſammengedrängt hatten in wenigen Tagen, und die, als die ſchönſte Hoffnung keimte, in dem grauenhaften Feuerſchlunde, der jetzt immer mächtiger, immer flammender ſich eröffnete, ihre letzte, ſchreckliche Löſung finden ſollten. Madame Kittel war Walſeths älteſte Schweſter, viel älter, als er, und ſeine Mutter war die zweite Frau des Vaters, Bulls verſtorbene Mutter die jüngere. Die erſte hatte von jeher, ſelbſt in ſeinen trübſten Momenten, ſein größtes Vertrauen genoſſen, und als man vor vielen Jahren, nach ſeiner Reiſe nach Norwegen, lange keine Nachricht von ihm erhalten hatte, gelangte ein Brief, der ſich lange Zeit herumgetrieben, in ihre Hände. Er war von Walſeth und datirt von Numedalen. Er war in furchtbarer

Geiſteszerrüttung geſchrieben. In dieſem Briefe ſchilderte er ſich mit der größten Verzweiflung als den Mörder ſeines Freundes, beſchrieb mit Zügen, durch welche ein verborgener Wahnſinn hindurchblickte, die Mordthat, und die unglückliche Schweſter verſank, obgleich geneigt, das Ganze als einen Traum ſeiner zerrütteten Einbildungskraft zu betrachten, dennoch in tiefen Trübſinn.

Mit möglichſter Vorſicht ſuchte ſie alle Nachrichten von Leiths Aufenthalte zu ſammeln. Selbſt ihrem Manne, der damals noch lebte, blieb Alles ein Geheimniß. Aber was ſie erfuhr, konnte das innere Entſetzen nur vermehren. Leith war verſchwunden. Sie kannte nun keine Freude mehr, und ſelbſt, als ihr Mann ihr die Nachricht von Walſeths Aufenthalte brachte, als ſie Briefe, in einer heitern Gemüthsſtimmung geſchrieben, erhielt, als ſie ſeine Verheirathung, ſein glückliches, ruhiges Leben in der fernen Gebirgsgegend erfuhr, verbitterte ein ſtillnagender Wurm, eine ſchwarze Ahnung ihr ganzes Leben. Deßwegen ſprach ſie nie von ihrem Bruder, mit ängſtlicher Sorgfalt ſuchte ſie, ſelbſt nach dem Tode ihres Mannes, ſeinen Aufenthalt verborgen zu halten, und ſo hatte Bull dieſen nie erfahren und wußte nur aus dunkeln Erinnerungen, aus früheren Mittheilungen ſeiner Mutter, daß ihr Bruder einem finſtern Verhängniſſe unterliege. Dieſes myſtiſche Dunkel, welches er ſich nicht zu erhellen vermochte, hatte von früher Jugend an ſeine Einbildungskraft beſchäftigt. Als nun Walſeth verſchwunden war, brach die alte, nie geheilte Wunde blutend wieder auf, und die Erinnerung der furchtbaren Mordſcene ſchwebte, wie ein fortdauernd drohendes Geſpenſt, vor ihrer Seele. Steenerſens Frau hatte ſie ſchon als Kind gekannt und gepflegt, und als dieſer aus Norwegen zurückgekommen war, hatte er das ganze Ereigniß der mütterlichen Freundin ſeiner Gattin erzählt. Dieſe hatte nun, nach langen Jahren, in welchen das finſtere Geheimniß in einſamen Stunden an ihrem unruhigen Herzen zehrte, einen Freund gefunden, dem ſie ihren ſtillen Kummer mittheilen konnte. Der unglückliche Brief hatte auch ihn mit Schauder erfüllt.

Vor einigen Tagen erhielt Madame Kittel ganz unerwartet ein Schreiben von ihrem verſchwundenen Bruder. Ein ſeltſames Ereigniß hatte den finſtern Traum von ihm genommen; ſo fand ſie ſich von einem jahrelangen Kummer befreit, ja ſie fing an ſich den ſchönſten Hoffnungen hinzugeben. Als ſie dieſen Brief, in welchem Walſeth ſeine bald zu erwartende Ankunft in Kopenhagen gemeldet hatte, Steenerſen mittheilte, fanden es Beide rathſam, Bull mit dem Schickſale Walſeths bekannt zu machen. Steenerſen wählte dazu dieſen Nachmittag, und als er ihn von dem Inhalte des letzten Briefes unterrichten wollte, ward er durch den Brand geſtört.

Eilig drängte ſich Steenerſen durch das Gewühl, der Brand hatte nun, gegen Mitternacht, den höchſten Gipfel erreicht. Aengſtlich ſuchte man die Schiffe in dem Kanale zu entfernen. Die ungeheuere Flammenmaſſe wirbelte von dem linken Flügel, wo das Schloß dem Kanale am nächſten liegt, über die Schiffe und über die Häuſer, und drohte die ganze Häuſerreihe anzuzünden. Auf allen Dächern ſah man Menſchen, welche die Ziegeln mit Waſſer benetzten, das Anzünden zu verhindern. Viele Fenſter der Häuſer waren zerſprungen, man erblickte die Bewohner, die, von wenigen Freunden unterſtützt, im Begriffe waren, ihre Sachen zu retten. Lichter bewegten ſich hin und her in den Stuben, die Straßen waren mit Geräthen aller Art gefüllt, und Geſchrei, Toben, Weinen, Verwirrung und Entſetzen herrſchte allenthalben in dem großen Umkreiſe, während man mit völliger Reſignation die Rettung des Schloſſes aufgegeben hatte. Und hier, in dieſer verworrenen, erſchrockenen Menge ſollte Steenerſen Nachrichten von dem Schickſale eines Jedermann unbekannten Mädchens ſuchen, die, aller Wahrſcheinlichkeit nach, unbemerkt und hülflos ihren letzten Seufzer in dem unermeßlichen Feuerheerde ausgeſtoßen hatte. An Wen ſollte er ſich wenden?

Rathlos ging er über den weitläuftigen Platz. Könnte ich nur Bull finden, ſagte er. Er kam nach dem rechten Flügel, wo das Feuer ſchon zu erlöſchen anfing. Die kahlen Mauern ſtanden da, Alles war heruntergebrannt. In dem Hofe, der zwiſchen dieſem Flügel und dem Bibliothekgebäude liegt, traf er endlich Kiärulf. Er kam von der Bibliothek und begleitete einen Wagen, mit Manuſkripten und Inkunabeln beladen. Aber auch dieſer hatte nichts von Bull vernommen.

Indem er nun, ohne zu wiſſen, wo er ſich hinwenden ſollte, über den Schloßplatz ging, betäubt durch das Gedränge, durch das Geſchrei, ſah er einen Wagen mit Möbel und Betten beladen, und erkannte Knud, den Bedienten der Madame Kittel. Er eilte auf ihn zu. Allein, was er von dieſem erfuhr, konnte nur ſeine Angſt vermehren. Mit Lebensgefahr war dieſer, (wie er erzählte) in der Wohnung geblieben, um noch zu retten, was er vermochte; da war Bull hineingeſtürzt, und als er ihm erzählt hatte, wie die ſchöne, junge Verwandte verſchwunden wäre, war dieſer, ohne auf ihn zu hören, nach den Stuben geeilt, die er genannt. Kaum war er fort, als mit furchtbarem Gekrache die Decke einſtürzte. Knud ſelbſt war von Feuer und Rauch umgeben, und nur wie durch ein Wunder gerettet, und er mußte leider vermuthen, daß Bull das Leben verloren habe.

Wenn eine Maſſe von Unglücksfällen unvorbereitet auf uns losſtürmen, dann geſchieht es nicht ſelten, daß das Gefühl für alle abgeſtumpft wird.

Faſt mechaniſch ging Steenerſen neben dem Wagen fort, ohne auf den Bericht zu antworten, und mit einem tiefen, dumpf aus dem Innerſten des erſchöpften Gemüths hervorhallenden Grauen betrachtete er die große Feuermaſſe, die zwei ihm ſo theure Weſen erbarmungslos verſchlungen hatte. Als das abgeſtumpfte Gefühl ſich wieder zu regen anfing, da ſagte er ſich ſelbſt: Und iſt es denn gewiß, dieſes unglaubliche Unglück? Können ſie nicht gerettet ſein, wie dieſer Bediente gerettet iſt? Die Hoffnung belebte ihn wieder, ja je genauer er überlegte, deſto wahrſcheinlicher wurde ihm ihre Rettung, daß er wie aus einer tödtlichen Angſt erwachte. Er befahl Knud, die Sachen in ſeiner Wohnung abzuladen, und eilte voraus. Hier bat er ſeine Frau, ohne daß die arme Freundin es merkte, das Mädchen herauszurufen, erkundigte ſich bei dieſer nach Eiſteins Wohnung und ſuchte ſie ſchnell zu erreichen.

Er ſah ein, daß Luiſe, wenn ſie gerettet wäre, doch wahrſcheinlich dort hingebracht worden ſei.

Dieſe Wohnung war weit entfernt, am äußerſten Ende der Amalienſtraße, in der Nähe der Zollbude. Als er über die öden, von dem feurigen Himmel düſter beleuchteten Plätze mit beſchleunigten Schritten fortging, ſchallte jeder Tritt wieder, immer ferner tönte durch die erhellte Nacht das Geſchrei, der Lärm der tobenden Menge. So erreichte er die ſchöne, breite Amalienſtraße und erblickte in ihrer Mitte eine dunkle Maſſe ſich langſam fortbewegen. Wie er näher kam, ſah er zwei Männer auf einer Tragbahre einen Menſchen langſam forttragen. Ein Mädchen und zwei Männer begleiteten den Kranken.

Wie geht es Dir, lieber Vater? ſagte das Mädchen, und Steenerſen ward aufmerkſam, als er die Stimme hörte.

Ich fühle keine Schmerzen, da ich Dich wiederſehe, liebe, liebe Tochter, antwortete dieſer; wüßte die gute Mutter nur Alles, die Arme.

Von Erſtaunen ergriffen trat Steenerſen näher, und noch ungewiß, ob ſeine frohe Ahnung Täuſchung ſei, fragte er theilnehmend, ob der Getragene vielleicht bei dem Brande beſchädigt worden wäre.

Steenerſen, rief Bull, der ihn ſogleich an ſeiner Stimme erkannte, und dieſer ward nun bald von allem, was ſich ereignet hatte, unterrichtet.

Luiſe freute ſich, den Freund ihres Großvaters zu treffen, und machte ihren Vater mit ihm bekannt.

Eben wollte Steenerſen, jubelnd, daß ſeine Hoffnung erfüllt war, zurückeilen, um Madame Kittel die frohe Nachricht zu bringen, als man einen Menſchen ſah, der dicht an die dunkeln Häuſer ſich andrängte und an Etwas ziemlich ſchwer zu tragen ſchien. Plötzlich ward er angehalten, es entſpann ſich ein Streit, man hörte Flüche und Schimpfen, und Eiſtein ging hin, um zu erfahren, was es wäre. Ein Polizeidiener hatte den Menſchen, der ſich offenbar zu verbergen ſtrebte und in ſo ſpäter Nacht auf eine ſo verdächtige Weiſe eine ſchwere Laſt fortſchleppte, ergriffen.

Mehrere hatten ſich eben deßwegen in die entfernteren Theile der Stadt vertheilt, um diejenigen anzuhalten, die etwa, die Verwirrung benutzend, was ſie geraubt hätten, in Sicherheit bringen wollten. Der Angehaltene behauptete mit vielem Drohen und Schimpfen, daß, was er trage, ſeinem Herrn zugehöre, daß er es für ihn gerettet habe, was man ja bald erfahren könnte, wenn man ihn begleiten wollte. Der Polizeidiener war entſchloſſen, ihn zu ſeinem Herrn zu führen, als Eiſtein mit Verwunderung Kasper erkannte.

Und was haſt Du denn da, ſagte er; laß mich doch ſehen. Aber Kasper ſuchte auf alle mögliche Weiſe, was er trug, Eiſtein zu verbergen. Sie gingen eben bei einer Laterne vorbei, und nun erkannte Eiſtein, was der Menſch trug. Es war einer jener Toilettenſchränke aus einer frühern Zeit, von Ebenholz, mit Perlmutter eingelegt und mit einer Menge meſſingener Nägel beſchlagen.

Als Eiſtein dieſen Schrank erblickte, rief er ſogleich: Ich kenne den Menſchen und was er trägt. Es iſt geſtohlen, zwar nicht jetzt, aber vor zwei Jahren etwa, nicht hier, ſondern in Norwegen. Ich fordere, daß er arretirt wird.

Kasper erſchrak zwar, als er Eiſtein erkannte, faßte ſich aber ſchnell.

Wer iſt der Menſch, rief er, der es wagt, mich des Diebſtahls zu beſchuldigen? Mein Herr iſt der Kaufmann Ulf, ein wohlbekannter, angeſehener Mann. Ich kann fordern, zu ihm gebracht zu werden, er wohnt hier in der Nähe, und er mag ausmachen, ob der Schrank ihm gehört oder nicht.

Der Diebſtahl, antwortete Eiſtein, den ich hier zu entdecken das Glück hatte, iſt den Gerichten angezeigt, dieſer Menſch iſt als der Verdächtige in Unterſuchung, und wir dürfen ihn jetzt nicht entſchlüpfen laſſen.

Der Polizeibeamte ſchien unſchlüſſig. Die Behauptung eines unbekannten norwegiſchen Bauern ſchien ihm nicht hinzureichen, um den Aufgegriffenen in das Gefängniß zu bringen, und die Forderung des Letzteren zu billig. Jetzt trat aber Steenerſen als ein dem Polizeidiener wohlbekannter Beamter hervor, verſicherte, daß er, wie Eiſtein, von dieſem Diebſtahle unterrichtet ſei, forderte ebenfalls, das Kasper und der Schrank in gerichtlichen Verwahrſam genommen würden, und nahm jede Verantwortung auf ſich.

Da Eiſtein befürchtete, daß der Gefangene entſchlüpfen möchte, beſchloß er, mit dem Polizeibeamten dieſen bis zum Gefängniß zu begleiten. Kasper war, als er keine Rettung ſah, wie verwandelt; er ſchwieg. Eiſtein nahm ihm den Schrank ab und trennte ſich von dem Kranken. Ich komme bald wieder, rief er, indem er fortging, und Luiſe, wie Bull und Steenerſen, waren über das Zuſammentreffen ſo vieler Ereigniſſe im höchſten Erſtaunen.

Obgleich Steenerſen ſo eilig, wie möglich, die frohe Kunde der in tödtlicher Sorge ſchwebenden Freundin zu bringen wünſchte, ſo glaubte er doch um ſo weniger jetzt den Kranken verlaſſen zu dürfen, da ſeine Wohnung in der Nähe war. Bull und Steenerſen begleiteten ihn alſo. Bis Walſeths Wohnung war das Gerücht von der Gefahr des Vaters und der Tochter ſchon gedrungen, ſein Wirth war in großer Unruhe, ein geſchickter Wundarzt von dem nahe gelegenen Hospitale erwartete ſchon den Beſchädigten.

So war Alles bereit, ſie zu empfangen, als Luiſe und Steenerſen mit Erſtaunen, Bull faſt mit Entſetzen, den Kranken ſich mühſam auf der Tragbahre aufrichten ſahen, um einem Manne in die Arme zu fallen, der theilnehmend auf ihn zueilte, indem er rief: Leith, lieber Freund, auch Du biſt jetzt ſchon hier! — Es war Franz Leith.

Körperlich und geiſtig völlig erſchöpft war erſt gegen Morgen Bull in einen Todtenſchlaf gefallen, und erwachte ſpät am folgenden Tage. Kaum vermochte er ſich auf alles das Seltſame, was er in einer ſo kurzen Zeit erlebt hatte, zu beſinnen. Er war nicht fähig, ſeinen gegenwärtigen Zuſtand mit dem früheren zu verknüpfen. Bis jetzt, wie bedeutungslos war ſein äußeres Leben erſchienen, daß nur ein in dem revolutionär-ſtürmiſchen Paris erlebtes Ereigniß ihm eine

Bedeutung zu haben ſchien, und auch dieſe nur durch die Verknüpfung mit den wunderbaren Begebenheiten der feurigen Nacht erhielt. Bis jetzt war ſeine ungezügelte Phantaſie in unermeßlichen Räumen herumgeſchwärmt, nur bemüht, eine andere Welt zu ſuchen, die für die unſägliche Leere der wirklichen, in welcher er ſich gefeſſelt fühlte, ihn ſchadlos halten ſollte. Nun hatte die Erzählung des Freundes eine Wunderwelt aufgeſchloſſen, die durch die Feuermaſſe der Nacht zur Reife gedieh, die ihn mit Gewalt aus der trägen Wirklichkeit herausriß und in die Mitte ihrer Zaubereien verſetzte, daß er ſich fragen mußte, ob das ſo Seltſame nur ein Traum ſei, oder nicht. Die ungeheure Flamme ſchwebte noch brennend um ihn, ihre feurigen Zungen ſtreckten ſich gegen ihn aus; aber als wären ſie ruhige, ſchimmernde Lichter, beleuchteten ſie die neueröffnete Welt ſeiner überſchwänglichen Gefühle. Er hörte das verworrene Geſchrei, vor ſeinen innern Blick drängte ſich das geängſtigte Volk, er durchlebte die Nacht mit allen ihren Schrecken; aber da trat die räthſelhafte Enträthſelung, die wie eine eigenthümliche Geburt aus dem feurigen Schlunde hervorſtieg, ihm entgegen, er fand die ihm theure Geſtalt dem Tode preisgegeben, er ſah Walſeth, Eiſtein von drohenden Flammen umgeben, er entdeckte den im Dunkeln ſchleichenden Kasper, er erkannte den verſchwundenen Leith — und das allgemeine Geſchick der Stadt, des Landes, nach langer, ſtiller Ruhe aufgeregt, verband ſich mit ſeinem eigenen zu einem geiſterhaft, zauberiſch verſchlungenen Gewebe, deſſen mannigfaltige Verſchlingungen er nicht zu durchſchauen vermochte. Aber wie eine heitere, himmliſche Erſcheinung aus dem Flammenmeere, wie ein Phönix aus der zwiſchen den Trümmern vergrabenen Aſche erhob ſie ſich, die einzige Geſtalt, die in aller Verwirrung Ordnung, in allem Tode das Leben ihm ſchien, durch welche das verzehrende Feuer, die äußere Glut in ein ſtilles, belebendes Licht verwandelt wurde, das, von Ahnungen umhüllt, von dem durchſichtigen, bunten Nebel überſchwänglicher Hoffnungen verſchleiert, wie die zukünftige Sonne ſeines Daſeins ihm entgegen leuchtete, daß er von jetzt an nur in ihrem Scheine gedeihen konnte. Aber, fragte er ſich bedenklich, wird ſie Dich jemals lieben, lieben können, wie Du ſie jetzt ſchon? Unbedachtſam nährſt Du eine Neigung, deren Erwiederung nur zu ungewiß iſt. Nähren? Hat die Neigung nicht plötzlich, unaufhaltſam, wie in dieſer Nacht das Feuer das große Gebäude, mich ergriffen, daß ſie alle Bronnen meines Innerſten durchdringt? Wie ſoll ich dieſe Neigung hemmen, bekämpfen, da kein Theil meines Daſeins da iſt, der ihr nicht diente?

Dann ſann er über die ſeligen Stunden nach, die er in der Nacht an dem Krankenlager des Vaters mit ihr zubrachte. Ja, Du darfſt es Dir geſtehen, ſie hatte von Dir gehört, wie freuete ſie ſich, als ſie erfuhr, wer ihr Leben gerettet. Wie biſt Du durch ſeltſame Ereigniſſe in ein ſo vertrautes, enges Verhältniß mit ihr hingeriſſen, wie es langer Umgang kaum herbeizuführen vermöchte. Wie heller Glockenklang tönte ihm das traute „Du“ der nahen Verwandten. Dann ſah er ſie in der Mitte der Flammen und zitterte jetzt vor der Gefahr, die ſie damals umgab, die er, von Schrecken umringt, kaum ſo fühlte; ſah ihre wunderbare Beſonnenheit, ja ihre Kühnheit; ſah ſie aber auch am Krankenlager des Vaters, in freudiger Trauer, mit aller mädchenhaften Schüchternheit. Dann ſchlichen ſich mitten in ſeine ſeligen Träume bange Zweifel: Zu groß iſt das Glück; Unbeſonnener, darfſt Du es Dein nennen? Selige Tage der erſten Liebe fröhlicher, reiner Jugend, glückliche Leiden, ſchmerzliche Freuden wechſeln in unſerer Seele; aber heiter lächelt uns der blaue Himmel, und die fremde Welt und das friſche Leben lockt uns. Selige Tage, in welchen der Geiſt die Kinderaugen aufſchlägt und um ſich ſchaut in ſchuldloſem Entzücken, in welchem wir Alles verſtehen, weil wir uns noch nicht ſelbſt ein Räthſel geworden ſind, in welchem wir, auf den wogenden Wellen der Geſchichte, wie in einer Wiege, erwachend, die verlangenden Arme ausſtrecken nach dem fernen, lockenden Gute und Alles erhalten, Alles beſitzen, weil wir Alles wollen und Nichts, weil wir uns ganz hingeben, indem wir empfangen, Alles wollen, nur uns ſelbſt nicht. Da findet der Menſch ſeine Aufgabe, ſeine Beſtimmung und begrüßt ſie wie einen heiligen Schatz; da tritt aus der verworrenen Welt die Holde, wie der ſichtbare Geiſt, hervor und ergibt ſich uns, wie wir uns dem Höchſten hingeben; da umarmen ſich Himmel und Erde, der zarteſte Hauch hoher Seligkeit umgibt die ſchnell verwelkende Blüte des Lebens — ſie ſtirbt, wie alle Blüte, indem ſie den Keim einer kommenden Zeit entfaltet; aber in dieſem Abgrunde der verborgenen Liebe liegt das Geheimniß der Erzeugung alles deſſen, was groß und herrlich und bedeutend auf der Erde erſchien.

Bull ſuchte Steenerſen auf, um ſeine Tante zu beſuchen. Sie hatte ſich völlig erholt; aber jetzt trat das ſchmerzhafte Gefühl hervor, welches ſie an die völlige Zerſtörung des gewohnten Daſeins mahnte, an den Verluſt ſo mancher Beſitzthümer, die, von Aeltern und Großältern ererbt, durch eigenen langen Gebrauch ihr nur noch theurer geworden waren, die Sorge, wenn ſie an die Unordnung und Verwüſtung des ihr vertrauten königlichen Beſitzes dachte. Noch fehlte ihr Kunde von der Lage der Sachen, nur einzelne Nachrichten von Unterbeamten, die ſie beſucht hatten, ließen nicht viel Tröſtliches erwarten, und ſie ſah mit vieler Aengſtlichkeit den genaueren Berichten entgegen. Aber Alles, was ſie von der Rettung ihrer theuern Luiſe, von der Ankunft ihres Bruders, deſſen Beſchädigung man zwar nicht verheimlicht, aber doch als nicht ſehr bedeutend geſchildert hatte, von dem Leben des verſchwundenen Leith vernommen, hatte die furchtbare Angſt, in welcher ſie noch neulich ſchwebte, hatte den jahrelangen Kummer, den ſie ſtill getragen, ſo plötzlich vernichtet, daß die Freude jede Sorge überwand.

Du biſt in großer Gefahr geweſen, lieber Adolf, ſagte ſie, als Bull hereintrat. Aber Gottes Hand hat über Dir und der theuern Luiſe gewaltet, hat Euch bewahrt, hat Euer Leben, Dir einen trefflichen Verwandten, Luiſen einen theuern Vater, mir einen lieben Bruder erhalten. Wo ſo Viele großen Verluſt bejammern, wo ſo Viele auf eine ſo furchtbare Weiſe das Leben verloren, müſſen wir Gott preiſen — ach! darf unſere Freude laut werden unter ſo vielen Klagen? Ueber meinen eignen Verluſt, obgleich er mich quält, darf ich freilich nicht klagen, da er mir ſo großen Gewinn brachte.

Bull eilte nun mit ſeinem Freunde dahin, wo jeder Gedanke, wo Sehnſucht und Liebe ihn hinzogen. Zuerſt beſuchten ſie aber die Brandſtätte. Die großen Mauern, von Rauch geſchwärzt, ſtanden unverwüſtet da, aus den zerſtörten Fenſtern blickte hie und da ein ſchwarzer Balken hervor, dicke Rauchſäulen ſtiegen noch aus dem Innern heraus, an einzelnen Stellen brannte das Holzwerk, und zuſammengeſtürzte, verkohlte Balken, glimmende Aſche und Glut erfüllten die niedergebrannten weitläuftigen innern Räume. Karren brachten noch, eilig über das Pflaſter des großen Platzes rollend, Waſſertonnen, Spritzen wurden hier und da angebracht, einzelne Stimmen riefen ſich in den wüſten Räumen zu, während eine große Menge Menſchen betäubt und ermüdet, wie noch von dem Schrecken der Nacht gelähmt, in trübſeligem Stillſchweigen ſich um das Gebäude bewegten.

Wenn ich dieſe Menſchen betrachte, ſagte Steenerſen, das Schrecken, welches ſie noch nicht zur Beſinnung kommen ließ, in allen Zügen, betäubt, ermattet, wie ſie da herumſchleichen, viele von ihnen großen Verluſt beklagend; wenn ich die Unſicherheit in allen ihren Bewegungen, die ſtumme Erſtarrung des Gemüths, wie ſie aus allen Mienen ſpricht, wahrnehme: iſt dann nicht dieſer verworrene, wie zerfallene Haufe der treueſte

Widerſchein dieſer wüſten Ruine, verbirgt er nicht, wie dieſe, unter Schlacken und Aſche die zehrende Glut? —

Und in der Nacht dahingegen, rief Bull feurig, wie ganz anders erſchienen dieſelben Menſchen! Der Geizige vergaß ſeine Reichthümer, die ängſtlich beſorgte Hausmutter öffnete ihre Schränke und vertheilte freigebig längſt ſorgfältig bewahrte Schätze, alle Häuſer waren aufgeſchloſſen, wie alle Herzen, es war, als wenn die feurige Glut alle Gemüther erwärmt hätte, daß ein Jeder ſich ſelbſt vergaß und nur für Andere lebte. Wie Viele, die kühn ihr Leben wagten, ſind unbemerkt geſtorben! Wie durch einen Zauberſchlag eröffnete das Unglück den unter kleinen Sorgen, unter Erbärmlichkeiten verborgenen Schatz der Liebe; und wenn der Menſch am glücklichſten iſt, indem ſein Geiſt in verherrlichter Geſtalt, der Urquelle ſeiner Erzeugung nahe, ſich verklärt: darf man ein Ereigniß, wie dieſes, ſo unbedingt ein Unglück nennen?

Wir müßten, erwiederte Steenerſen, dieſe Begebenheit ein Glück nennen, wir dürften den Verluſt, den eine geliebte königliche Familie, den das Land, den ſo viele Menſchen erlitten, ja wir dürften ſelbſt die traurigen Opfer, die das Feuer nahm, wenn auch nicht vergeſſen, wenn auch mit trüber Theilnahme ihrer gedenken, doch nicht als ein großes Unglück betrachten, wenn dieſer Erfolg ein bleibender wäre, wenn die höhere Glut eines edleren Daſeins nicht erlöſche, wie die Feuersbrunſt. Dir erſcheint freilich, trotz aller Gefahr und alles Verluſtes, dieſe Nacht in einem heiteren Lichte; aber nicht Einer hob einen Schatz aus der lodernden Flamme, wie Du.

Bull drückte ihm ſtillſchweigend die Hand. Sie hatten ſich verſtanden.

Mich aber, mich erfüllt eine traurige Ahnung. Du beklagteſt Dich noch geſtern über die große Ruhe im Norden, die alle großartige Bewegung der Gemüther verhindere. Wenn dieſe ſchöne Ruhe nun bald verſchwunden wäre? Bedenklich ſind die Gährungen in den Staaten und in den Gemüthern. Innere und äußere Kriege haben eine andere Richtung genommen. Große Maſſen, nicht bloß äußerlich zugerichtet, auch innerlich aufgeregt, wälzen ſich gegeneinander, und alle Kriege ſind von nun an Meinungskriege geworden.

Wenn nun dieſe gährenden Maſſen ſich unſerm ſo lange in Ruhe und Frieden eingeſchlummerten Norden zuwälzten, wenn dieſer Brand, indem er die königliche Stätte verzehrte, der rothe Hahn wäre, der krähend die feurige Morgenröthe einer blutigen Zeit verkündigte? —

Sie verließen beide nachdenklich die Brandſtätte, um ſich nach Walſeths Wohnung zu begeben.

Bulls Seele war zu voll, um nicht Alles, was er in ſo kurzer Zeit erlebt hatte, ſeinem Freunde mitzutheilen. Mit ſeiner ſchwarz durchräucherten thönernen Pfeife ſaß rauchend Kiärulf bei ihm und hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit erſt die Wiederholung der Erzählung, dann die Ereigniſſe der Nacht. Er war äußerſt bewegt, oft erhob er ſich und durchſchritt eilig die Stube, oft weinte er, umarmte ſeinen Freund und zeigte die größte, leidenſchaftlichſte Theilnahme. Die Erzählung war beendigt. Wie von Erſtaunen ergriffen ſaß er ſtillſchweigend da, dann veränderten ſich die Züge. Lächelnd ſprach er: Es iſt ſeltſam genug, was Du erlebt haſt; aber ich rathe Dir, erzähle es keinem Menſchen.

Nun, antwortete Bull, über die Veränderung verwundert, für Jedermann wäre die Mittheilung freilich nicht geeignet. Aber wie kommſt Du darauf?

Es iſt gar zu unwahrſcheinlich. —

Wie? Du biſt tief in die zwanzig hinein und haſt von einem ſolchen ſeltenen Exemplar von einem Onkel nichts erfahren? —

Es iſt ſo, das Wenige, was ich von ihm wußte, war bis dieſen Augenblick in großes Dunkel gehüllt; aber das könnte, glaube ich, keinen, der mit ſeinen Schickſalen bekannt iſt, in Erſtaunen ſetzen. —

Und denn, kaum haſt Du die faſt unglaubliche Erzählung gehört, kaum trittſt Du aus der Thüre: ſo ſchwärmen alle Helden des Romans, wie die Mücken um das Licht, um das Feuer des brennenden Schloſſes. — Und die Haupt- und Helden-Mücke, die ſelbſt ſo viele Mücken im Kopfe hat, dieſer ſeltſame, trübſelige Onkel, iſt es nicht, als wenn er aus der bekannten Mozartſchen Oper, die jetzt eben ſo viel Aufſehen macht, entſprungen wäre? Erſt mußte er die Waſſer-, jetzt die Feuer-Probe aushalten. Die erſte Probe hat der mondſüchtige Held trefflich beſtanden. Daß er ſtarb, iſt lobenswerth, und daß er ſich gemächlich und in behaglicher Ruhe in den Sarg legen ließ, um ſich von einem ſchönen Mädchen auf die bequemſte Weiſe die Liebe erklären zu laſſen, iſt auch nicht zu tadeln. Er verlor dabei nur drei Kleinigkeiten, den Hut, den Verſtand und das Leben, doch fand er ja die zwei letzten Sachen wieder. Aber Schade, daß er aus der zweiten Probe alt, grau, mit einem zerbrochenen Beine und auf jeden Fall mit verſengten Flügeln herausgekommen iſt, daß er kaum mehr zu einer Hauptfigur in dem nur halbentwickelten Romane taugt. In der That, ich befürchte, daß er, wie in der erſten Probe den Hut, ſo jetzt auf immer den Kopf verloren hat. Indeſſen mag er immerhin abtreten, an ſeine Stelle tritt jetzt ein anderer Held, an den Spieß des Schickſals geſteckt und oft genug um das große Feuer herumgedreht, um als ein delikater, romantiſcher Braten zu erſcheinen; ein völlig gar gewordener Held, Lebensretter und Verliebter, ſchon früher in ſo hinlänglichem Maaße ein Phantaſt, daß es an einer ſchönen Brühe von Edelmuth, großer Geſinnung und überſchwänglicher Liebe keinesweges fehlen wird. Iſt nicht aus der großen Flamme, von dem jungen Helden ſelber getragen, die Dulcinea als ein Phönix erſchienen, die den lieblichen Honig aus den nordiſchen Bauerblüten in einem kalten Toboſo geſogen? Ich freue mich nur, daß Du, übermüthiger Frevler, noch ehe der Tag verfloſſen war, der Deinen ſtrafbaren Uebermuth vernahm, Dich in ein norwegiſches Mädchen verlieben mußteſt.

Das iſt faſt zu toll, rief Bull, anfänglich verdrießlich, lachte aber dennoch, zu glücklich, um durch ſolche Ausſchweifungen ſeines Freundes ſich verletzt zu fühlen. Er wußte es wohl, daß dieſer eine tiefe, kaum zu überwältigende Rührung durch Aeußerungen der Art zu bekämpfen ſuchte.

Apropos, ſagte Kiärulf, Amtmann Riegels ſchreibt mir eben, daß ich eine Konrektorſtelle bei der gelehrten Schule in Chriſtianſand erhalten habe.

Das iſt ja ſehr ſchön, rief Bull höchſt erfreut, und ich wünſche Dir von Herzen Glück.

Ich will mich beſinnen, ob ich die Stelle annehme, antwortete Kiärulf ſehr kaltblütig. —

Du beſinnſt Dich? —

Meinſt Du denn, daß es mir ſo leicht wird, meine lieben, alten Folianten, die alle meine Einfälle und Träume tragen und pflegen ohne Widerſtand, mit den widerſpenſtigen dummen Jungen umzutauſchen? —

Norwegiſche Heldenkinder, unterbrach ihn Bull. —

Ich will ſie genugſam loben und preiſen, wenn ich nur nichts mit ihnen zu ſchaffen habe, erwiederte Kiärulf und ging verdrießlich weg.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Drittes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Drittes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

Die Familien

Walſeth und Leith.

Ein Cyclus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Zweiter Band.

Dritte verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

Universitäts-
München
Bibliothek

Walſeth und Leith,

die Väter.

I.

In einer anmuthigen Gegend der Lauſitz lag ein ſehr anſehnliches gräfliches Schloß. Im Jahre 1737 hatte ein Graf Kronfels, der eine bedeutende Stelle an dem polniſch-ſächſiſchen Hofe bekleidete, dieſes Erbgut, nachdem er es lange nicht beſucht hatte, zum Sommerſitze eingerichtet und nach dem damals herrſchenden Geſchmacke prachtvoll ausſchmücken laſſen.

Geſchäfte hatten die Familie lange in Warſchau zurückgehalten, und erſt im Juni konnte der Graf mit ſeiner Gemahlin die neu eingerichtete Sommerwohnung beziehen. Es war ein ſehr warmer Sommertag, und ein paar Tage nach der Ankunft des Grafen erwartete man eine glänzende Geſellſchaft aus der Nachbarſchaft. Aus einem großen Saale, deſſen Flügelthüren nach dem Garten eröffnet waren, ſah man nach einer mächtigen Allee von großen Bäumen hin, und im Hintergrunde erblickte man das lauſitzer Gebirge.

Eben wurden durch zwei Bedienten in prächtigen Livreen die Thüren mit Geräuſch geöffnet, und die Gräfin trat, gekleidet in dem Koſtum der damaligen

Zeit, begleitet von einem nahen Verwandten, dem Herrn Baron von Landau, in den noch leeren Saal hinein.

Aber, meine Gnädige, ſprach der Baron, indem er im Eintreten ein ſchon angefangenes Geſpräch fortzuſetzen ſchien, was konnte Sie bewegen, dieſes armſelige Mädchen in Ihr Haus aufzunehmen, ja, als Tochter anzuerkennen? Von dem unglücklichen, ſeit Jahren verſchollenen Vater vernahmen wir ja in der letzten Zeit nichts; oder — ja jetzt beſinne ich mich auf die damals mir ſo dunkeln Ausdrücke in Ihrem letzten, mir ſo theuern Briefe aus Warſchau — deuteten Sie auf ein Ereigniß, welches Sie, meine Gnädige, dem Papiere nicht anzuvertrauen wagten? —

Sie haben es errathen, Herr von Landau, und ich ſuchte vergebens eine Stunde, die mir die Muße geben könnte, Ihnen etwas mitzutheilen, was für Sie ein bedeutendes Intereſſe haben muß. Die Geſellſchaft wird ſich wohl erſt in einer Stunde verſammeln, wir ſind hier völlig ungeſtört, und ſo vernehmen Sie, wie ich, auch in der Ferne, an Sie gedacht habe. —

War es nicht dieſe Ueberzeugung, die mich die unglückliche Trennung ertragen ließ? —

Die Gräfin reichte ihm die Hand, die er mit Zärtlichkeit an die Lippen drückte. Er begleitete ſie nach einem Kanapee, worauf ſie ſich, mit den breiten Reifröcken und eng geſchnürt, mühſam niederließ, und nachdem er ſich auf einen Stuhl neben ihr geſetzt hatte, rief er: Ich bin ganz Ohr. —

Der Halbbruder meines Gemahls, fing die Gräfin an, war in ſeiner frühen Jugend ſchon verdorben. Ein Hauslehrer, der ſein ganzes Herz gewann, hatte ſeinem Geiſte eine völlig verſchrobene Richtung gegeben. Griechen und Römer waren ihm Muſter, und er trieb die Lektüre nicht mit jener anmuthigen Leichtigkeit, die den geiſtreichen Geſellſchafter auch in den höhern Ständen bildet, ſondern mit jenem ſchwerfälligen Ernſte, der allen anmuthigen Genuß tödtet. Es war vergebens, ihn davon abzuhalten, und als man den Hauslehrer wegſchickte, ſchien er trotzig die einſeitige Richtung nur noch eifriger zu verfolgen. Er hatte nur ein geringes Vermögen zu erwarten und war genöthigt Kriegsdienſte zu nehmen. Unter dem Herzoge von Deſſau ſoll er ſich in dem ſchwediſchen Kriege ausgezeichnet haben. Seine Familie hörte lange nichts von ihm, und obgleich ſeine Halbſchweſter, die alte, züchtige Jungfrau, die, mit einem großen Vermögen, den Tod eines unter Marlborough gebliebenen Bräutigams fortwährend beweinte, ihn von ihrer frühen Kindheit an beſonders geliebt hatte, vernahm doch auch ſie nichts von ihm. Endlich erfuhr man, mit Entſetzen, den Grund. Er hatte, verwundet in dem pommerſchen Kriege, ſeinen Abſchied genommen, obgleich er noch immer das Vertrauen ſeines Feldherrn beſaß. In einer kleinen Stadt in der Nähe von Deſſau, wo er ganz zurückgezogen lebte und ſeine Studien trieb, hatte er, ohne allen Zweifel durch ſeinen rohen, alle geehrten Verhältniſſe rückſichtslos verachtenden Feldherrn verleitet, der Zuneigung zu einem bürgerlichen Mädchen, der Tochter eines Handwerkers, die ſogar in einem adeligen Hauſe gedient haben ſoll, Raum gegeben, und mit der ſchonungsloſen Gradheit eines ſolchen Philoſophen wagte er es, ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter dieſe empörende Verbindung anzuzeigen. Sie können ſich denken, welchen Eindruck eine ſolche Schmach auf den Grafen Kronfels machen mußte. Es ward beſchloſſen, daß man ſeinen Namen nie nennen ſollte. Die Schweſter fühlte dieſe, wie man glauben ſollte, einem Grafen Kronfels kaum mögliche That faſt ſchmerzhafter, als den Tod des geliebten Bräutigams. Dieſen durfte ſie beweinen, und ſie fand Troſt in ihren Thränen, wenn ſie jährlich ſeinen Todestag mit ſtillen Betrachtungen feierte; jede Erinnerung an den Bruder aber erneuerte eine furchtbare Schmach, die nichts mehr zu vertilgen vermag. Selbſt ich vernahm nach meiner Heirath, lange Zeit nichts von dem Daſein dieſes Bruders, der auch nie von ſich hören ließ. Vor drei Jahren etwa fing eine ſeltſame Veränderung mit der, jetzt alten, Schweſter an. Sie war in die Hände einiger Pietiſten gerathen und fortdauernd von Gewiſſensangſt geplagt. Beſonders bemerkten wir, daß ſie ſich das Benehmen gegen den vergeſſenen Bruder vorwarf. Ich erfuhr jetzt von dem Grafen das ganze Verhältniß und eilte der Schweſter eine Umgebung zu verſchaffen, die über jeden Schritt uns genaue Kunde ertheilen könnte. Es war eine ältliche Frau, die mit der wunderlichen Sprache der Pietiſten wohl bekannt war, und es gelang ihr in der That, das Vertrauen der Schweſter ganz zu erwerben. Wir erfuhren nun, daß ſie ſich wirklich an den Bruder gewendet, ja ſich ihres bisherigen Betragens wegen reuevoll geäußert, daß dieſer in einem ſchön geſtellten Briefe für die erneuerte Liebe gedankt, über die frühere Verſchmähung ſich gar nicht beklagt und ihr Herz ganz gewonnen hatte. Sie erkundigte ſich nach ſeiner Lage, und als ſie hörte, daß dieſe keineswegs glänzend war, bot ſie ihm einen Theil ihres Vermögens an. Er ſchlug dieſes Anerbieten aus, bat ſie aber, wenn er ſterben ſollte, für Frau und Kinder zu ſorgen. Kurz darauf ſtarb er. Die Frau erhielt eine anſehnliche Unterſtützung, überlebte aber den Mann nicht lange, und Sie wiſſen, daß vor einem halben Jahre auch die alte Schweſter ſtarb. Als wir erfuhren, daß die Krankheit eine gefährliche Wendung nahm, ermunterten wir die vertraute Frau, durch Mittel, die Sie leicht errathen können, zu verdoppelter Aufmerkſamkeit. Bald kam ſie, noch ehe wir nach Warſchau reiſten, nach Dresden; Sie wiſſen, daß das Gut der Schweſter einige Meilen von dieſer Stadt entfernt iſt. Was ſie uns mittheilte, konnte uns freilich nicht gleichgültig ſein. Der Bruder hatte zwei Kinder hinterlaſſen, einen Sohn, der kurz nach dem Tode ſeines Vaters verſchwunden war, und dieſe Tochter, die ihre Mutter in der letzten Krankheit pflegte und nach ihrem Tode, unterſtützt von der Schweſter des Grafen, zu einer Freundin zog. Die alte Schweſter hatte nun während ihrer Krankheit Vieles mit einem Geiſtlichen beſprochen, und es war ſelbſt der Vertrauten nicht möglich geweſen, den Inhalt der Geſpräche zu erfahren. Plötzlich wurden die Gerichtsperſonen aus der Stadt eingeladen, und es war klar, daß ſie ihr Teſtament dieſen feierlich überreichen wollte. Nachdem dieſes geſchehen war, reichte der Geiſtliche ihr das Abendmahl, und ſie ſchien ruhig den Tod zu erwarten. Indeſſen erholte ſie ſich und brachte mit der vertrauten Frau die Nacht in fortdauernden Andachtsübungen zu. Da ſchien auf einmal das Vertrauen die

Oberhand zu gewinnen. Ich ſterbe ruhig, ſprach ſie, denn die größte Laſt, die mich drückte, habe ich glücklich von mir gewälzt. Ich habe den Kindern meines geliebten Halbbruders Alles vermacht, worüber ich frei gebieten kann. Ich habe den Wunſch geäußert, daß die Tochter in unſere Familie heirathen möchte. Aber Keiner ſoll den Inhalt des Teſtaments erfahren, bis die gute Amalie das zwanzigſte Jahr erreicht. Bis dahin ſoll das ganze Vermögen in den Händen des Aelteſten, des Grafen, verbleiben, und er ſoll für die ſtandesmäßige Erziehung der Kinder Sorge tragen. Es war bei dem unangenehmen Falle noch ein Glück, daß die bekannte Schwatzhaftigkeit der Schweſter — man durfte ihr nie ein Geheimniß anvertrauen, und ſie iſt daher mit Allem, was um ſie her vorging, auf eine faſt unglaubliche Weiſe unbekannt geblieben — ſie noch zuletzt überwältigte. Zwar hatte die Vertraute ihr verſprechen müſſen, das mitgetheilte Geheimniß zu bewahren; aber da wir ihr begreiflich machten, daß ihre Verpflichtung gegen uns die frühere ſei, und vollwichtige Gründe brauchten, ließ ſie ſich bereden, uns dieſen thörichten, aus Andächtelei und Alterſchwäche entſprungenen letzten Entſchluß mitzutheilen. Sie zu einer Aenderung zu bewegen, war es zu ſpät, denn ein Rückfall der Krankheit führte bald darauf den Tod herbei.

Der Grund, warum das Teſtament, bis Amalie ihr zwanzigſtes Jahr erreicht hat, geheim bleiben ſoll, iſt in der That der ganzen Geſinnung, aus welcher ihr letzter Wille hervorging, völlig würdig. Die gute verſtorbene Schweſter hofft nämlich, daß irgend ein ſeufzender Schäfer aus unſerer Familie ſich einſtellen wird, der, entzückt von den beſcheidenen Verdienſten des Mädchens, ihr, ohne nach Vermögen zu fragen, Hand und Herz anbieten wird. So hat ſie ſich vor ihrem Tode gegen die Vertraute geäußert: Nach dem hinterlaſſenen Teſtamente iſt nun dem Grafen Kronfels das ganze Vermögen vorläufig übergeben und ihm zur Pflicht gemacht, theils für die Erziehung der verwaiſten beiden Kinder des verſtorbenen Bruders, theils, wie es recht tückiſch heißt, für ihr zukünftiges Unterkommen zu ſorgen. Aus dem jetzt öffentlich mitgetheilten Theile des Teſtaments würde man daher durchaus nicht auf den Inhalt des bis jetzt geheimen Theiles ſchließen können. Sehen Sie, ſo liſtig können die alten Betſchweſtern ſelbſt in ihrer letzten Stunde ſein. Ohne allen Zweifel hat der würdige Geiſtliche keinen geringen Antheil an der Art der Abfaſſung gehabt. Es heißt nun ferner, daß das verſiegelte Teſtament von den Gerichten den 6ten Oktober 1740, an dem Sterbetage der Schweſter, feierlich eröffnet werden ſolle, und daß man aus dieſem die fernere Beſtimmung über das Vermögen erfahren werde. Zwar ſcheint es, nach den Aeußerungen des hinterlaſſenen Kodicills, nicht der Wunſch der Verſtorbenen geweſen zu ſein, daß die Tochter des Bruders, die kurz vor dem Tode der Tante ſie beſucht und ihr ganzes Herz gewonnen hatte, in unſerem Hauſe erzogen werden ſollte; da ſie ſich aber, wahrſcheinlich aus ſchweſterlicher Schonung, ſehr unbeſtimmt darüber geäußert hat, ſo finden wir nichts, was uns verhindern könnte, ſie in unſere Kreiſe aufzunehmen, und ich vermochte den Grafen dazu, um — in dieſer Kleinen Ihre zukünftige Braut, Herr von Landau, zu erziehen.

Ich erſchrecke, meine Gnädige, antwortete dieſer mit allen Zeichen des Erſtaunens; konnten Sie, Sie ſelbſt vergeſſen, was mir es unmöglich macht, eine ſolche, ja irgend eine Verbindung der Art einzugehen, könnten Sie meine, unſere Liebe vergeſſen? —

Aber mein Gott, unterbrach ſie ihn ungeduldig, es iſt ja nicht von Liebe, nur von einer Verbindung die Rede, die Familienverhältniſſe, äußere Umſtände wünſchenswerth machen, und wenn ich nun ſelbſt dieſe, eben dieſe Verbindung gern ſähe, die einer, die meiner Neigung weniger gefährlich werden kann, als jede andere, doch mögliche — Sie ſehen, ich bin offenherzig, offenherziger, als ich ſein ſollte. Selbſt, wenn der

Bruder zurückkehrte, iſt das Vermögen, welches Amalie zu erwarten hat, bedeutend, und wir haben die gegründete Hoffnung, daß er nie erſcheinen wird. Er verſchwand mit einem kleinen Kapitale, welches der Vater ihm hinterließ, kurz nach deſſen Tode, ohne Zweifel nach ſeinem Rathe, und aus einem Schreiben, welches er zurückließ, muß man ſchließen, daß er, durch irgend eine überſpannte Grille bewogen, einen andern, bürgerlichen Namen angenommen, ja daß er ſogar Europa verlaſſen hat. Eine öffentliche Aufforderung, die ohnehin erſt nach der Eröffnung des geheimen Teſtaments ſtattfinden wird, kann ihm alſo kaum in die Hände fallen, und Sie erhalten das Mädchen mit der anſehnlichen Erbſchaft. Da der Vater völlig zurückgezogen gelebt hat, da ſeine Ehe in den größeren Kreiſen ein Geheimniß blieb: ſo läßt ſich leicht ein Schleier über die geringe Herkunft der Mutter werfen, ja es ſteht in Ihrer, wie in unſerer Gewalt, eine großmüthige Rolle zu ſpielen. Sie, lieber Herr von Landau, entzücken das Mädchen mit einer Neigung, die ſie in ihrer verlaſſenen Lage nicht erwarten durfte, und ich müßte Ihre Gewalt über die weiblichen Herzen — ſetzte ſie mit einem zierlichen Seufzer hinzu — wenig kennen, wenn es Ihnen nicht gelingen ſollte, das unbefangene Mädchen zu gewinnen, und wir erklären, daß, wenn ein Theil oder die ganze Erbſchaft der Schweſter uns überlaſſen bleibt, wir den Theil, der, wie wir wiſſen, ihr ſchon beſtimmt iſt, ihr ſchenken wollen. —

Ich geſtehe, meine Gnädige, die Rolle, die Sie mir hier zu übertragen geruhen, iſt mir peinlich, unangenehm, ja ich darf mir die Fähigkeit, ſie zu ſpielen, keineswegs zutrauen. Halten Sie es für ſo leicht, eine Neigung zu heucheln, während eine andere unſere ganze Seele einnimmt? —

Herr von Landau, ich verkenne Sie ganz in dieſer Aeußerung. Sind wir nicht alle, mehr oder weniger, in dieſer Lage? Bilden unſere künſtlichen Verhältniſſe irgend etwas Anderes, als jenen großartigen Schein, den ein anderes, ein fingirtes Leben nach außen wirft, welcher das wahre, innere, geheime mit allen ſeinen Umtrieben verſchleiert und eben dadurch den Genuß erhöht. Sie, Meiſter der Intrigue, können eine ſolche Sprache führen? —

Ich gebe mich gefangen. Meiſter nennen Sie mich, als wenn Sie nicht meine Lehrmeiſterin, ich nur Ihr ungeſchickter Schüler wäre. Von jedem Schritte, den ich auf dieſem Boden einer erlogenen Zuneigung mache, ſollen Sie unterrichtet werden. Aber nun laſſen Sie mich etwas von dieſer Amalie, die ich kaum geſehen habe, erfahren. —

Ich will, ich muß wohl offenherzig ſein. Sie für die höhern und glänzenden Verhältniſſe des Lebens zu bilden, iſt eine ſchwere Aufgabe. Wäre ſie ohne alle Erziehung aufgewachſen, dann würde die Löſung dieſer Aufgabe weniger ſchwierig ſein; aber von einem Vater erzogen, der ein dichteriſcher Ritter, durchdrungen von überſchwänglichen Ideen der Treue und Ehre, dabei ein religiöſer Philoſoph war, von einer Mutter, die, wie es ſcheint, in einer beſtändigen Ueberſpannung lebte, und die ſie faſt anbetete, bis vor wenigen Jahren von einem Bruder umgeben, der alle Grillen des Vaters, alle Empfindungen der Mutter mit jugendlicher Heftigkeit übertreibt, endlich noch durch die Frömmigkeit der Tante exaltirt, läßt ſie ſchwer die frühen Keime in ſich vertilgen und ſich für das große Leben kühler Beſonnenheit, für das künſtliche Gewebe unendlicher Rückſichten gewinnen. Als ich mich entſchloß, ſie in meinem Hauſe aufzunehmen, ſchrieb ich ihr einen Brief, in welchem ich ihr meldete, daß nach dem Beſchluſſe der verſtorbenen Tante, der, wie ich verſicherte, meiner Neigung völlig entſpräche, ich jetzt die Mutterſtelle einnähme, und forderte ſie auf, ſich bald möglichſt in Dresden einzufinden. Sie hatte in der That die

Kühnheit, zu antworten, daß ſie ſich in ihrer gegenwärtigen Lage äußerſt glücklich fühle, daß ſie meine mütterliche Sorgfalt anerkenne, aber befürchten müſſe, daß ihre bisherige Erziehung in einem zu ſchroffen Gegenſatze mit den Formen einer höhern Bildung ſtehen werde. Der Brief war geſchickt genug geſchrieben, und ich ſah wohl ein, daß ich eine ſchwere Aufgabe zu löſen hatte. Sie können ſich meine Antwort denken. Ich ſandte durch eine Gouvernante, die beſtimmt iſt, ihre zukünftige Erziehung zu leiten und ihre Schritte zu bewachen, ihr den Befehl zu, ſich nach dem letzten Willen der Tante zu richten; doch war der Befehl noch durch Aeußerungen zärtlicher Zuneigung verſüßt. Die Gouvernante hatte den gemeſſenen Auftrag, jede Spur der früheren gemeinen Bildung ſo viel möglich zu vertilgen, beſonders für einen ſtandesmäßigen Anzug Sorge zu tragen, und erzählte, wie die Kleine ihr unter tauſend Thränen gefolgt wäre. Doch fand ſie ſich, nach einem kurzen Widerſtreben, mit wirklich bewundernswürdiger Standhaftigkeit in das Unvermeidliche. Als ſie in unſerem Palaſte in Dresden ankam, war ſie völlig gefaßt. Doch hatte jede Bewegung, durch den Anzug gezwängt, etwas Aengſtliches, und der Empfang war lächerlich-rührend. Ich erwartete ſie, auf dem Kanapee ſitzend, die Bedienten öffneten die Flügelthüren, und ſie trat, begleitet von der Gouvernante, herein. Schon in der Ferne ward ſie mir als die Komteſſe Kronfels vorgeſtellt, und nun ſchien ſie irgend ein Gefühl zu überwältigen. Sie flog über den glattpolirten Fußboden auf mich zu. Aber ungewohnt, auf hohen Abſätzen mit Sicherheit fortzuſchreiten, beengt durch den ihr neuen Anzug, knickten ihr die Füße, und ſie fiel in die Arme der Gouvernante. Dadurch wurde ſie nun völlig verwirrt, ſchlug die Augen nieder und ſchien zu zittern. Komteſſe Kronfels, ſagte ich, indem ich mit Mühe ein Lächeln unterdrückte, Sie ſehen, wie der Anzug unſerer Tage und der höhern Stände geeignet iſt, die größte Beſonnenheit in allen Fällen in Anſpruch zu nehmen. Er mahnt uns fortwährend, daß wir uns nie irgend einer Empfindung, ſelbſt nicht der tadelloſeſten, unbedingt und unbedachtſam überlaſſen dürfen. —

Wie richtig haben Sie, gnädige Gräfin, die Bedeutung unſerer Lebensweiſe, unſerer geſelligen Verhältniſſe bis in die größten Kleinigkeiten hinein, ja bis auf unſere Kleidung aufgefaßt. In der That, dieſer gelungene Verſuch, alles bloß Natürliche, alles Nackte, möchte ich es nennen, des Lebens, des Sprechens, des Denkens in das große künſtliche Gewebe des Anſtandes hineinzufeſſeln, hat etwas Bewunderswürdiges.

Es iſt der endlich errungene Sieg der Geſchichte über die rohe Natur. Die Frauen erſcheinen als die wahren Burgfeſten, als die unüberwindlichen Bollwerke des höheren Lebens. Die Abſätze mäßigen den unbeſonnenen Schritt, die Reifröcke halten den Unbeſcheidenen in gebührender Entfernung, und ich möchte die Schnürbrüſte weibliche Harniſche nennen, die an die Stelle jener alten ritterlichen getreten ſind. Sie ſind mehr gegen innere Verräther, als gegen äußere Feinde beſtimmt. Die erzwungene grade Stellung hält die kalte Ueberlegung, wie ein ſtets aufmerkſamer Kämpfer, beſtändig wach; verrätheriſche Seufzer werden, nur wenn ſie ſich hinter einem ſchalkhaften Lächeln verbergen, aus der Feſte gelaſſen, und alle Gefühle werden aus dem gepreßten Herzen nach dem kühlen Kopfe gedrängt. Die hohe Friſur zwängt alle Geſichtszüge in die Höhe, eine nie nachlaſſende aufmerkſame Spannung zu erhalten, ja ich möchte in den Schönpfläſterchen ſelbſt jene Ironie erkennen, die, nachdem die innern Wunden glücklich geheilt ſind, ſich nicht ſcheut, mit äußeren ein leichtes Spiel zu treiben. So ſind unſere äußeren Kämpfe verſchwunden, die wahren Turnierplätze ſind unſere geſelligen Kreiſe. Hier wird der Ungeübte, der ſich unter uns wagt, mit Leichtigkeit abgewieſen; Jeder, der nicht turnierfähig iſt, muß ſich beſchämt zurückziehen, dem gewandten Kämpfer winkt der ſüßeſte Lohn. Aber die wahren Heroen, diejenigen, die in dem Centrum des Kampfes ſtreiten und ſiegen, das ſind jetzt nicht mehr die Männer, es ſind die Frauen. Die Bürger ſcheinen leider manchen gewonnen zu haben, aber dieſe Burg iſt ihnen bis jetzt unüberwindlich, ja ſo fremdartig erſcheint ihnen dieſer ſeltſame Bau mit ſeinen mannigfaltigen belebten Springfedern, daß dem kühnſten der Angſtſchweiß ausbricht, daß da, wo uns die Beſonnenheit die ſiegreichſten Waffen giebt, ihnen alle Beſonnenheit entgeht. Wie oft habe ich es erlebt, daß ein geiſtig gebildeter Mann, der irgend einer Ueberzeugung ſein ganzes Leben geweiht hat, der voller Begeiſterung alles Widerſtandes ſpottet, fröhlich Gunſt, Vortheil, äußere Ehre, ja das Leben opfert, ſo wie er ſich dieſer myſtiſchen Burg des wohlbewaffneten vornehmen Anſtandes auch nur aus der Ferne nähert, unſicher wird, in der Nähe alle ſeine wohlbekannten Waffen hinter ſich läßt und, durch den bloßen Blick einer jener Amazonen des geheiligten Tempeldienſtes, durch die vorbereitenden Ceremonien des myſtiſchen Dienſtes ſchon völlig entwaffnet, ein leichtes Spiel ſeiner Gegner wird. Man erzählt, daß Thiere durch ihren bloßen Anblick bezaubern; ein ſolcher mächtiger Zauber hat ſich für die höheren Stände ſchützend, als eine Wohlthat der Zeit, gebildet, und es iſt eine große Pflicht, ihn, ſelbſt in den ſcheinbar unbedeutendſten Aeußerungen feſtzuhalten. Sollte die Zeit kommen, wo man das Unbedeutende, die ängſtliche Sorge, Alles bis auf die größte Kleinigkeit zu bewahren, aufgäbe: in der That, eben weil das Ganze ein Zauber iſt, deſſen verborgene Gewalt der Zauberer ſelbſt nicht zu durchſchauen vermag, eben weil ein Naturinſtinkt mit ſeiner ganzen bewußtloſen Sicherheit ſich hineingebildet hat, würde der geringſte Stein, der verrückt wird, den ganzen Zauber löſen, daß — mir ſchaudert, wenn ich daran denke, — das ganze glanzvolle Gebäude, in ſich zuſammenſtürzend, einen Trümmerhaufen bilden würde, widerwärtig, ja lächerlich anzuſchauen. —

Hören Sie auf, Herr von Landau, ich bitte Sie, hören Sie auf. Wir Frauen dürfen ſolche bedenkliche Betrachtungen nicht anſtellen, ſollen wir den Muth behalten. Wir wiſſen es nur zu gut, daß unſer Sieg darauf beruht, daß wir den Feind, der nur zu oft Verbündete in unſerm Herzen findet, in der Ferne halten. Läßt er ſich nicht abſchrecken, ſo müſſen wir in einem Bündniſſe mit ihm unſere Sicherheit ſuchen. — Sie reichte dem Vetter die Hand. Er drückte ſie zärtlich an ſeine Lippen, indem er fortfuhr:

Ueber dieſer Betrachtung haben wir unſere kleine Komteſſe aus den Augen verloren. Ich kann mir ihre Lage denken. Wie muß das Gefühl, ausgebildet in den freien Räumen der Natur und eines ungefeſſelten Geiſtes, ſich gehemmt, gedrängt fühlen. Die Empfindung flieht aus dem zuſammengeſchnürten Herzen nach dem friſirten Kopfe und wieder nach dem Herzen zurück, und kann nirgends eine Stätte finden, wie ein Zugvogel in dem Käfige, wenn die Zeit der Auswanderung da iſt. —

Sie benimmt ſich erträglich genug; aber ich darf nicht hoffen, daß ich bis jetzt das Geringſte über ſie gewonnen habe. Sie iſt höchſt verſchloſſen, und jetzt müſſen Sie ſehen, was Sie über ſie vermögen. —

Die Gräfin griff nach einer Klingel, der Bediente erſchien. Die Komteſſe, befahl ſie.

Sie müſſen, ſprach der Baron, als der Bediente ſich entfernt hatte, mir es erlauben, die Kleine nach meiner Weiſe zu behandeln. Sie dürfen freilich von dem einmal eingeſchlagenen Wege nicht abweichen. Man kann aber herrſchende Vorurtheile oft am ſicherſten ausrotten, wenn man ſie zu unterſtützen ſcheint. Sie, gnädige Gräfin, können die Gewalt der geſelligen Verhältniſſe in ihrer imponirenden Größe auf das widerſtrebende Gemüth einwirken laſſen. Ich will den Widerſtand in ſeinem Innern zu lähmen verſuchen. —

Ich habe das volle Vertrauen zu Ihren Fähigkeiten, Herr Baron; handeln Sie ganz nach Ihrer Ueberzeugung, nur theilen Sie mir Alles mit. —

Indem öffnete ſich die Thüre. Ein junges, etwas blaſſes Mädchen, nicht ſo ſehr ſchön, als einnehmend, mit großen, lebhaften Augen, trat ernſt und ſchüchtern herein. An der Thüre ſtehend verneigte ſie ſich, ging dann ohne Verlegenheit auf die Gräfin zu, verneigte ſich noch ein Mal und küßte die ihr dargereichte Hand.

Als die Gräfin ſie dem Baron vorſtellte und dieſen als einen Verwandten nannte, wandte ſie ſich gegen ihn und verneigte ſich, ohne ihn anzuſehen. Auf dieſen machte ſie einen tiefen Eindruck, den er aber zu verbergen wußte. Indeſſen trat der Graf, mit einem flachen, dennoch liſtigen, ſüßlächelnden Geſichte, in eine große Wolkenperücke eingehüllt, einen großen Stern auf dem ſteifen Rocke, gravitätiſch herein, auch die Geſellſchaft ſammelte ſich nach und nach, und in feierlicher Prozeſſion, bei welcher inſtinktmäßig die Verhältniſſe des Standes und Alters auf das Genaueſte beobachtet wurden, gingen Alle nach dem Saale wo die Mittagstafel angerichtet war. Eine Menge Bedienten ſchwärmten im Saale herum, und ein Kammerdiener und Jäger erwarteten den Grafen, der ſich mit der vornehmſten Dame oben hinſetzte, indem ihm die Bedienten die Rockſchöße nach beiden Seiten wie ein tiefes Flügelpaar ausbreiteten. Die Etikette hatte dem Baron nicht erlaubt, ſeine reizende Verwandte zu Tiſche zu führen.

Die Mittagstafel ſollte eben aufgehoben werden, als ein Bedienter eintrat und der Gräfin etwas in's Ohr flüſterte. Sie ſchien zu ſtutzen, erholte ſich aber ſchnell, und halb zu dem Grafen, halb zu der übrigen Geſellſchaft gewendet, kündigte ſie an, daß der Graf Zinzendorf ſeinen Beſuch anmelde. In den Gartenſaal, rief ſie darauf dem Bedienten zu, und die Geſellſchaft erhob ſich nun, um wieder nach dieſem Saale zurückzugehen.

Während ſie durch die eine Thüre eintraten, ſchritt ein einfach gekleideter Mann zur entgegengeſetzten hinein. Er war wie ein Geiſtlicher gekleidet, in einem ſchwarzen Rocke, der bis unter das Kinn zugeknöpft war, und trug eine ungepuderte Perücke, deren Haare ſchlicht zurückgeſtrichen waren und ſich hinten in einzelne Locken rundeten. Die Stirn war frei und hochgewölbt, die Augen äußerſt lebhaft, und ein unbeſchreiblich milder Zug ſchwebte um die Lippen. Die ſchlanke Geſtalt ſeiner frühern Jugend war noch zu erkennen, und alle ſeine Bewegungen zeigten eine durch Ueberlegung zurückgedrängte Lebhaftigkeit. Es war leicht zu bemerken, daß er äußerſt kurzſichtig war. Er ging indeſſen mit der Zuverſicht eines Mannes, der gewohnt iſt, in den höchſten Kreiſen zu leben, auf die Dame des Hauſes zu. Der größte Theil der Geſellſchaft kannte ihn genau, ſchien aber über die Art, wie ſie ſich gegen ihn benehmen ſollte, unentſchloſſen. Die Gräfin aber und der Graf riſſen ſie bald aus dieſer Verlegenheit.

Ich muß Sie ſchon aufſuchen, Herr Graf, ſagte ſie, indem ſie ihm ſehr freundlich und wie höchſt erfreut über ſeine Ankunft entgegen ging. Ich weiß, Sie ſuchen mich, und bei Ihrem kurzen Geſichte würden Sie vielleicht Mühe haben, mich aus den übrigen Damen herauszufinden. — Auch der Graf Kronfels eilte ihm entgegen, und nun war die ganze Geſellſchaft über ſeine unvermuthete Ankunft entzückt.

Ich muß, ſagte der Graf, meinen verehrten Gäſten die angenehme Nachricht ertheilen, daß wir nun die ſchöne Hoffnung haben, den Grafen Zinzendorf in unſerer Nähe zu behalten.

Die meiſten ſchienen über die Aeußerung erſtaunt, aber alle bezeigten ihre Freude auf die lebhafteſte Weiſe.

Der Wirth zog bald den Grafen mit ſich, und ſie ſprachen lange und ſehr ernſthaft.

Wir alle, lieber Graf, die wir es ſo herzlich wohl mit Ihnen meinen, fing Graf Kronfels an, die wir recht ſchmerzhaft Ihren Verluſt bedauerten, thaten bei Sr. Majeſtät alles Mögliche, um ihn zu einem milderen Entſchluſſe zu bewegen.

Sie können überzeugt ſein, daß wir Alles aufgeboten haben, was in unſerer Gewalt ſtand, und wir dürfen die Erlaubniß, die Sie erhalten haben, jetzt nach Bertholdsdorf zu reiſen, eine Erlaubniß, die wir freudig als einen Vorboten einer größeren Gnade begrüßen, wohl zum Theil wenigſtens als einen Erfolg unſerer eifrigen Bemühungen betrachten. Selbſt die Verwendung des Feldmarſchalls, Ihres Herrn Vaters, würde, wenn wir ſie nicht unterſtützt hätten, kaum Sr. Majeſtät bewogen haben, den ſtrengen, einmal gefaßten Entſchluß wenigſtens in Etwas aufzuheben.

In ſo fern Sie und Ihre Freunde mir wirklich gedient haben, danke ich Ihnen recht herzlich, erwiederte Zinzendorf, und die harmloſe Milde und Ruhe, mit welcher er dieſe, ſonſt etwas zweideutigen Worte ausſprach, benahm ihnen jeden Stachel.

Hoffentlich werden die Ereigniſſe in Berlin, die Unterſuchungen und Prüfungen, die ich gefordert und beſtanden habe, die entſchiedene Weiſe, auf welche Sr. Majeſtät, der König von Preußen, ſich für mich und meine nur auf das Seelenheil der Menſchen zielenden Beſtrebungen erklärt hat, beſonders das Jahr meiner Entfernung, den König zu meinen Gunſten geſtimmt haben. Man hat Gelegenheit gehabt, und ich habe ſie immer von Neuem und ſo öffentlich, wie möglich, benutzt, ſich davon zu überzeugen, daß ich der Lutheriſch-evangeliſchen Kirche treu anhange, daß ich nicht allein den Namen eines Separatiſten von mir abzuwälzen das Recht habe, ſondern daß ich auch jeder Zeit, wo aus religiöſem Irrthume eine Neigung, ſich von der herrſchenden Kirche abzuſondern, entſtand, dieſe, zwar durch die einzigen Mittel, die mir zu Gebote ſtanden, die einzigen, die ich billige, durch Milde, Sanftmuth, Belehrung, zu verhindern ſuchte, und daß mir dieß durch Gottes Gnade auch oft gelungen iſt. —

Zwar, allerdings, erwiederte Graf Kronfels, über dieſe entſchiedene Sprache offenbar verlegen, Sr. Majeſtät haben durch unſere vielſeitigen unabläſſigen Bemühungen mildere Geſinnungen angenommen; aber, theuerſter Graf, geſtehen Sie nur (er ſagte dieſes mit der größten Freundlichkeit), wir müſſen Ihren großen Eifer loben, er entſpringt aus dem reinſten, ja aus einem wahrhaft heiligen Gemüthe —

Schmeicheln Sie mir nicht, Herr Graf, unterbrach ihn Zinzendorf; ich bin ein Sünder und bin mir bewußt, daß ich mannigfaltig gefehlt habe, was mir der Heiland, wo es aus Irrthum oder menſchlicher Heftigkeit geſchah, verzeihen wird.

Graf Kronfels glaubte durch dieſe Aeußerung viel gewonnen zu haben. Nun, lieber Freund, ſagte er höchſt vertraulich, Sie werfen ſich ſelbſt mehr vor, als wir Ihnen je vorzuwerfen wagen. Aus Mangel an Kenntniß mancher Rückſichten, die, wie ſie einmal in der Welt ſind, geſchont werden müſſen, ſind Misverſtändniſſe, nur Misverſtändniſſe entſtanden, die freilich, von dem Standpunkte eines Regenten betrachtet, oft ein bedenkliches Anſehn annehmen. Um nun dieſe auf immer zu heben, hat Sr. Majeſtät beſchloſſen, daß Sie einen Revers, der Ihnen nach Ihrer Ankunft in Bertheldsdorf vorgelegt werden wird, unterſchreiben ſollen. Sie werden dadurch nur einige frühere Irrthümer bekennen, die Ihrem Herzen, Ihrer Geſinnung zur Ehre gereichen, und das Beiſpiel von wahrer chriſtlicher Demuth, welches Sie dadurch ablegen, daß Sie ſich der Obrigkeit, die von Gott iſt, auch da unterwerfen, wo dieſe Sie vielleicht zu ſtrenge beurtheilt, wird gewiß viel Segen ſtiften, und Sie werden dann ohne Störung in Ihrem Vaterlande, unter uns, die wir Sie lieben und achten, und gern in unſerer Mitte behalten, von einem milden Könige geſchützt, Ihre ſegensreichen Bemühungen fortſetzen. —

In einer Reihe von Jahren hatte Zinzendorf, der aus langer Erfahrung ſeine Feinde kannte und ſich jetzt nicht leicht täuſchen ließ, die Maſſe von Intriguen, die ihn umſpannen, durchſchaut, und es war alſo natürlich, daß er hier eine neue Schlinge vermuthete. Die Sprache ſeiner Gegner, wenn ſie ihn umſtricken wollten, war ihm wohlbekannt.

Wahrlich, Herr Graf, gern, recht gern werde ich jede Schmach erdulden um des Heilands Willen, antwortete er mit vieler Ruhe, gern mich der Obrigkeit unterwerfen, die von Gott iſt, wie ich, Gott iſt mein Zeuge, meinen König ſegnen werde, ſelbſt, wenn ſeine Hand mich hart trifft. Ich wünſchte, die liebe Heimat, das theure keimende Herrnhuth, als einen Zufluchtsort zu behalten, und es iſt mir keineswegs gleichgültig, von der Ungnade meines Herrn und Königs getroffen, als ein Landflüchtiger herumzuirren. Doch das ſteht in Gottes Hand. Wo er mich hinſchickt, da gehe ich, wo er mich hinſtellt, da handle ich, wo ich in ſeinem Namen thätig ſein kann, da iſt meine Heimat. Ich werde Alles unterſchreiben, denn ich bin gewiß, daß man mich nicht auffordern wird, wirklich falſche

Beſchuldigungen als wahre anzuerkennen. Ich danke Ihnen, Herr Graf, für die gütige Mittheilung. —

Sie trennten ſich. Zinzendorf war völlig ruhig und unbefangen, und begrüßte mehrere Bekannte und Nachbaren.

Als die Gräfin den Beſuch des Grafen Zinzendorf ankündigte, war Amalie im höchſten Grade erſchüttert. Nur mit Mühe faßte ſie ſich, und zum Glück ward die innere Bewegung, in welche ſie gerieth, nicht bemerkt, weil man eben die Tafel aufhob. Nach derſelben ſuchte ſie auf alle mögliche Weiſe, und ſo weit es geſchehen konnte, ohne zu ſehr aufzufallen, in ſeine Nähe zu kommen. Er wird mich in meinem jetzigen Anzuge, ſagte ſie ſtill für ſich hin, nicht kennen. Auch war jedes Beſtreben, von ihm bemerkt zu werden, umſonſt. Man war es gewohnt, daß Zinzendorf ſich oft plötzlich von der Geſellſchaft trennte, und einſam auf und nieder ging. Er ſchien dann in tiefes Geſpräch verſunken, er ſchien zu lauſchen und zu antworten. Auch jetzt war er verſchwunden, ohne daß es Jemandem auffiel, nur daß man, als man ſeine Abweſenheit wahrnahm, ſich unbefangener, obgleich immer um ſich blickend, über ihn äußerte. Die Meinungen waren ſehr verſchieden, die Milderen ließen ſeiner Geſinnung Gerechtigkeit widerfahren, tadelten aber ſeinen blinden Eifer, ſeine Neigung zur Schwärmerei; Mehrere behaupteten, daß ſein einfältiger Aberglaube, ſein Hochmuth, ſeine unerträgliche Rechthaberei, die ſich hinter Demuth verberge, das Volk verwirre, und daß man keine Ruhe haben werde, bis er entfernt ſei. Graf Kronfels lächelte nur, und die Gräfin wußte, indem ſie ihn ſehr mild zu beurtheilen ſchien, das ſchonende Urtheil ſo zu beſchränken, daß es dem härteſten nichts nachgab. Der Baron war in beißendem Witze, ironiſchem Lobe über das abſonderliche Betragen des Grafen unerſchöpflich, und zuletzt ergötzten ſich Alle, und ſelbſt die milder Beurtheilenden fanden des Grafen Beſtrebungen, wenn auch nicht gefährlich, doch wenigſtens höchſt lächerlich. Amalie, die freilich oft mit tiefem Schmerze die härteſten Urtheile über einen Mann, der ihr wichtiger geworden war, als Jemand in dieſem Hauſe ahnete, hatte hören müſſen, ſchauderte, als ſie den frechen Spott vernahm, der ſchonungslos das Heiligſte traf und ſelbſt diejenigen, die ihr als die Beſſeren bis jetzt bekannt waren, zu ergötzen ſchien.

Da trat ein Mann hervor, der, in eine Ecke zurückgezogen, die Geſellſchaft ſtill betrachtet hatte. Es war ein rüſtiger Mann von mittleren Jahren, in preußiſcher Uniform, mit einem klaren Auge und ſehr feſten Geſichtszügen. Er war als Major in preußiſchen Dienſten, Fell[illegible]g ſein Name.

Mein Herr Baron, mit leichter Mühe feinden Sie ſpottend einen der außerordentlichſten Männer der Zeit an, den Sie am wenigſten begreifen. Wo war ein Mann in unſeren ausgetrockneten, an verſteinerte Formen, an peinliche Aeußerlichkeiten geketteten Tagen, der, wie er, ganz, durchaus von einer großen Idee durchdrungen, in dieſe völlig verſunken, nur für ſie lebte, einer Idee, die ihm die heiligſte iſt, die es uns allen ſein ſollte? Und was hat er gethan, dieſer eine, in allen großen Zirkeln verſchmähete, von ſo Vielen verſpottete, nicht einmal in ſeinem Vaterlande geduldete Mann? Wie haben ſich Menſchen um ihn verſammelt, die, wie er, bereit ſind, Alles zu opfern. Gibt es eine That in unſerer armſeligen, thatenleeren Zeit, die ſich mit der Entſchloſſenheit meſſen darf, mit welcher Männer und Frauen, von ihm angefeuert, ſich der Bekehruug der Heiden widmen? Wenn ich die Gemeinden überſchaue, die allenthalben ſich bilden, wenn ich die Miſſionen in den Antillen, in Nordamerika, in Grönland betrachte, wenn ich bedenke, wie er, oft allein ſtehend, nicht allein mit dem Widerſtreben der eigentlichen Gegner, ſondern auch mit tauſend Irrthümern derer, die ſich mit ihm verbündet haben, kämpfen muß: ſo erſtaune ich über ein Ereigniß, welches mir ein Wunder ſcheint. Ja, der Herr iſt mit ihm, etwas Größeres, etwas Heiligeres, als was ſterbliche Menſchen vermögen, leitet ſeine Schritte. Dieſe große Gabe iſt ihm geworden, weil er ſich ganz hingab, nichts für ſich wollte. Sollte dieſe verehrte Geſellſchaft nicht einen Sinn haben für die Entſagung, einen hohen Orden freiwillig abzulegen, eine Excellenz zu verſchmähen; was doch wohl vorausſagt, daß dieſer gering Geſchätzte für Etwas lebt, das ihm mehr iſt, gegen welches gehalten, dieſes höchſte Ziel der Eitelkeit als etwas Nichtiges erſcheint? Zwar allgemein verſtanden wird Zinzendorf nie werden. Für Lehren kann man das Volk entflammen, für Meinungen läßt es ſich begeiſtern; aber der innerſte, verborgenſte, gediegenſte Kern des Gemüthes, die unſcheinbarſte, nur für den Himmel duftende Blüte der ſtillen Demuth, das tiefe, unergründliche, heilige Geheimniß der ewigen Liebe, in welche der Geiſt ſich verſenkt, untergeht, ſtirbt zum ewigen Leben, wird der Menge immer verborgen bleiben. Aber wenn Zinzendorf auch immer nur von Wenigen begriffen wird, anerkannt wird er einſt werden, und der Hohn wird dann ſeine Verfolger treffen. Für jetzt aber muß ich mir ausbitten, daß ein Mann, den mein König ehrt und auszeichnet, wenigſtens in meiner Gegenwart ſchonend behandelt werde. —

Ein allgemeiner Schrecken hatte die Geſellſchaft gelähmt. Wie hatte ſie vermuthen können, daß ein feingebildeter, gewandter Mann, ein Krieger eine ſolche Sprache führen konnte! Noch, als er aufgehört hatte zu reden, herrſchte ein allgemeines Stillſchweigen. Er wartete es nicht ab; nach einer kurzen Verbeugung wollte er eben den Saal verlaſſen, als eine laute Stimme ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Von den widerwärtigſten Empfindungen ergriffen, kämpfend mit der tiefen Verachtung gegen die ganze Geſellſchaft, welche die ſchüchterne, demüthige Seele vergebens abzuwehren ſtrebte, ſaß die arme Amalie da, als der Major hervortrat. Sie hatte bemerkt, daß er ſtillſchweigend die Geſellſchaft beobachtete, und verfolgte ſeinen Gang mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Während er ſprach, wurden ſeine Augen immer glänzender, ſeine beſtimmte Sprache, ſeine Heftigkeit ſelbſt zog ſie an. Seine Züge ſchienen ſich zu verklären. Da war es ihr, als träte ihr der Geiſt des Vaters entgegen, die Gegenſtände verwirrten ſich vor ihren Augen, ſie vergaß ſich ganz und rief, ohne zu wiſſen, was ſie that: Mein Gott, mein Vater! —

Erſtaunt und aufmerkſam blickte ſie der Major an, wie er eben im Begriffe ſtand, den Saal zu verlaſſen. — Komteſſe, rief die Gräfin, was fehlt Ihnen? Verlaſſen Sie uns! — Sie ſah, ſich beſinnend, um ſich und ging aus dem Saale. Der Major trat in den Garten hinaus.

Er entdeckte hier, in einer entlegenen Gegend desſelben, den Grafen Zinzendorf, der mit ſchnellen Schritten einen Gang auf und nieder ging. Bald blieb er einen Augenblick ſtehen, blickte ſtill gen Himmel und bewegte die Lippen, dann eilte er weiter. Lange ſah ihn der Major an, als ſcheute er ſich, ihm näher zu treten. Endlich ging er auf ihn zu.

Herr Graf, redete er ihn an; und dieſer, obgleich er ihm unbekannt war und er ihn in der Geſellſchaft kaum bemerkt hatte, hieß ihn freundlich willkommen; — Herr Graf, ich habe lange Ihre Bekannſchaft geſucht und gewünſcht. — Dieſer reichte ihm die Hand. — Ich habe, Gott weiß es, mit redlichem Streben verſucht, mich der Quelle der Seligkeit, des Friedens, der Liebe zu nähern, die ſo reichlich für Sie fließt. — O, die fließt ja, antwortete der Graf, für uns alle. — Ach, ich weiß es wohl, wir ſelbſt ſind es leider, die ihren Fluß hemmen. Darf ich Sie in Herrnhuth beſuchen? — Wie herzlich ſind Sie mir willkommen!

Kommt alle zu mir, die Ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will Euch erquicken, ſpricht der Herr. Nicht wahr, ihn wollen wir aufſuchen, ſeiner Hülfe bedürfen wir alle zu jeder Zeit, und er weiſet Keinen zurück. — Ja, das wollen wir, Du Mann Gottes, antwortete der Major und ſchien äußerſt bewegt.

Es gibt Gegenſtände, die zwei Geiſter in einem Augenblicke gemeinſchaftlich ergreifen und innerlich verbinden. Grundtöne, die zu gleicher Zeit aus den innerſten Tiefen zweier Seelen heraustönen und in beiden wiederklingen. Zinzendorf und der Major kannten ſich ganz, und in einem innigen tiefen Geſpräche begriffen, gingen ſie nebeneinander hin. Der Graf ſchien ganz ſelig.

Indeſſen hatte Amalie ſich entfernt; aber anſtatt ihre Kammer zu ſuchen, ſchritt ſie eilig durch einige Gänge und ſchlich durch eine Nebenthüre in den Garten. Bald entdeckte ſie den Grafen und den Major in einem fernen Gange. Das konnte ſie nicht abhalten, näher zu treten; es war ihr ein Grund mehr. Herr Graf, redete ſie ihn leiſe und ſchüchtern an, Sie kennen mich wohl nicht mehr? —

Er ſchien ſich zu beſinnen — Amalie Kronfels — Mein Gott! meine Tochter, Sie hier in dieſem Hauſe, in dieſem Anzuge! —

Man hat mich ja hergeſchleppt, aus meiner ſtillen Ruheſtätte gezogen in dieſe leeren, öden Hallen, wo nichts mich an die Liebe, an die Freude früherer Zeiten erinnert. —

Sie haben mich alſo noch nicht vergeſſen, ſprach Zinzendorf. —

O Gott, ich ſollte Sie vergeſſen, den theuerſten Freund meiner Aeltern, Sie, der Sie mir wie ein tröſtender Engel erſchienen, als ich in ſo kurzer Zeit Vater, Mutter, Bruder verlor. Ach, ich war damals, ich bin, ſeit ich aus meiner ſtillen Einſamkeit herausgeriſſen wurde, ſo verlaſſen, recht ſehr verlaſſen. —

Nur wer ſich nicht verlaſſen fühlt, der iſt es wahrhaft, verſetzte der Graf; dem Verlaſſenen iſt aber der Herr nahe, ganz nahe. Behalte ihn lieb, nur ihn von ganzer Seele, ſuche nach ſeinem Troſte; er wird Dich nicht verſtoßen.

Amalie Kronfels, ſagte der Major und ſchien ſich zu beſinnen, ſo heißen Sie und lebten ſonſt in anderen Verhältniſſen; war Ihr Vater nicht einſt Offizier in preußiſchen Dienſten?

Ja, mein Herr, antwortete ſie.

Ich kannte ihn, ich war viel jünger, als er, er trat mir väterlich nahe, er ſtand als Muſter vor mir, ich habe ihn nie vergeſſen; wie freue ich mich, ſeine

Tochter kennen gelernt und ſo kennen gelernt zu haben. Ihr Vater iſt geſtorben? —

Vor faſt einem Jahre; er lebte, ſeit er verheirathet war, ſtill und eingezogen in einer kleinen Stadt.

Ich habe davon gehört, antwortete der Major. —

Die Geſellſchaft ſaß einige Zeit in ſtillſchweigender Verlegenheit. — Wollen wir nicht dem Herrn Major folgen? ſprach die Gräfin, die ſich zuerſt gefaßt hatte, als wäre nichts vorgefallen. Das Wetter iſt ſo einladend, der Abend hat die Hitze gemildert.

Während die Herren und Damen, in verſchiedene Gruppen vertheilt, die große Allee langſam durchſchritten, warf die Gräfin ihre Blicke forſchend nach allen Richtungen. Endlich glaubte ſie in der Ferne Stimmen zu hören. Sie entdeckte bald den Major, den Grafen und Amalie. Raſch ging ſie näher, und ohne irgend eine Verlegenheit rief ſie den beiden Gäſten zu: Sie haben ſich zuſammengefunden; nun das freut mich. Herr Graf, Sie haben an dem Herrn Major einen ſehr warmen Freund. — Dieſer ſah ſie faſt mit Verwunderung an. — Sie hier, Komteſſe? wandte ſie ſich darauf an Amalie. — Ich ſuchte den Grafen, ſagte ſie ruhig, aber entſchieden. — Und was, wenn ich fragen darf, konnten Sie dem Grafen auf eine ſolche Weiſe, und wie in's Geheim, zu ſagen haden? — Ich war, gnädige Gräfin, unterbrach ſie der Graf, der treue Freund ihrer Aeltern; auf meinen Reiſen durch die kleine Stadt, wo ſie lebten, war ich oft in ihrem Hauſe; ich habe die Komteſſe als Kind gekannt, und ſie hat ſich meiner in Liebe erinnert. — So! ſagte die Gräfin, und Alles, was ihr Verdrießliches begegnet war, drängte ſich in dieſen Augenblick zuſammen. Mit erzwungener Ruhe ſprach ſie aber: Komteſſe, verfügen Sie ſich auf Ihre Kammer. — Dieſe ſchien ſich zu beſinnen. — Gehorche, meine Tochter; vergiß nicht, daß Er der Verlaſſenen nahe iſt, halte feſt an ihm im Gebet. — Die Gräfin hatte Mühe ſich zu faſſen. Amalie ging, und auch Graf Zinzendorf empfahl ſich. Ich muß, ſprach er, nach dem, was der Graf mir gütigſt mitgetheilt hat, eilen, nach Bertholdsdorf zu kommen. — In der ganzen Geſellſchaft war eine Verſtimmung zu ſpüren, die ſich nicht verbergen ließ. Der Baron ging, laut redend, mit dem Grafen, welcher ihn zu beſänftigen ſchien. Der Major ſuchte ſeinen Freund, der ihn in dieſe Geſellſchaft gebracht hatte, auf und empfahl ſich mit dieſem. Allmälig zerſtreute ſich die ganze Verſammlung.

Wochen waren verſtrichen, und das unangenehme Ereigniß, welches ſo viele Pläne zerſtört hatte, wirkte noch in der Familie des Grafen fort. Sie ſahen es wohl ein, daß die unerwartete Bekanntſchaft des Majors mit dem Grafen Zinzendorf, ob ſie ſich nun jetzt erſt gebildet hatte oder ſchon ſeit längerer Zeit ſtattfand, worüber ſie ungewiß waren, alle Mittel, auf dieſen irgend einen Einfluß zu gewinnen, völlig vernichtete. Der Plan, eine Verbindung zwiſchen dem Baron und Amalien einzuleiten, war, kaum gereift, ſo gut, als zerfallen. Sie zitterte, wenn der Baron ſich ihr nur näherte. Dieſer ſprach oft davon, wie er den Major zur Rechenſchaft fordern wolle, und die Gräfin ſuchte ihn dann zu beſänftigen, obgleich ſie ſelbſt nicht zu glauben ſchien, daß es ſein Ernſt ſei. Oft verſuchten ſie es, das ganze Ereigniß als ein lächerliches, den Major als einen Don Quixote, mit verachtender Gleichgültigkeit zu betrachten. Aber jedes Mal, wenn die Rede von dieſer Scene war, verſtummten ſie plötzlich, ſie erſchienen ſich ſelbſt, ſie konnten es ſich nicht läugnen, in einem verächtlichen Lichte. Der ſtrafende Geiſt war wach geworden, und ſie ſuchten vergebens ihn zum Schweigen zu bringen.

Amalie litt bei dieſer allgemeinen Verſtimmung am meiſten. Ueber ſie ergoß, hinter einem Scheine von herablaſſender Güte, oder vielmehr Duldung, ſich der ganze Strom von innerem Zorn und Unzufriedenheit. Aber ſie war ſeliger, als je, ſeit ſie dieſes Haus betrat. Oft, wenn ſie in ihrer Kammer allein kniend hinſank, klangen die Worte wieder: Er iſt mir Verlaſſenen nahe. Da war es ihr, als fühlte ſie ſeine Nähe, als hörte ſie milde Töne leiſe flüſternd durch die Kammer zittern, als legten ſie ſich nahe, ganz nahe, tröſtend an ihr Ohr, an ihr Herz. Ein unbeſchreibliches Gefühl begann, zum erſten Male mit dieſer Klarheit, die ihr ganzes Weſen durchdrang, immer mächtiger ſie zu ergreifen. Es war ihr, als wenn ein verborgener, ihr befreundeter Geiſt das ganze Räthſel des Daſeins gelöſt, die ſchwere, drückende Laſt aller irdiſchen Erſcheinung von ihr abgewälzt habe. Jedes Wort der Bibel, ſelbſt das ſcheinbar unbedeutendſte, klang ihr anders, als alle andern Worte, der Sinn war ihr immer klar, und doch fand ſie keine Worte, ihn auszudrücken. Die letzten Jahre ihrer Aeltern, deren ſtiller Tod, der Abſchied des Bruders, die früheren Ermahnungen des Grafen, die Andachtsſtunden mit einer Freundin der Mutter, die mit ihr der Sterbenden die Augen ſchloß, der letzte Beſuch bei der von Reue ergriffenen Tante und jetzt das Hervortreten des Majors, als er den Grafen vertheidigte, und Zinzendorfs Zuruf: das waren die Momente ihres Lebens, die alle anderen aus ihrer Seele verdrängten; ſie bildeten ihr eigentliches Leben, alles Uebrige war todt, ſie ſchien ſich ſelber todt und für ein anderes Leben wiedergeboren. Sie kannte jene myſtiſche Lehre von der Wiedergeburt nicht, ſie hatte keinen Namen für einen Zuſtand, der ſie ſelig machte. Aber dieſe Ruhe, die ununterbrochene milde Fröhlichkeit, die ihre ganze Seele durchdrang, wirkte ganz anders auf die Umgebung. Heuchleriſch nannte ſie dieſe und völlig unfähig, in dem Stande, in den Verhältniſſen zu leben, mit welchen die Gräfin ſie zu beglücken ſtrebte. Man dachte ſchon ernſthaft auf ihre Entfernung.

Indem Amalie öfter, als ſonſt, ſich in die Erinnerung ſolcher Momente der Vergangenheit verſenkte, die mit ihrer jetzigen Stimmung am meiſten in Einklang ſtanden, mußte ihr das Bild einer Freundin der Mutter, die auch ihre Pflegerin in der Kindheit geweſen war, der einzigen aus den früheren Verhältniſſen übrig gebliebenen, die ihr unendlich theuer war, lebendiger vorſchweben. Als ſie ſich trennten, hatten ſie ſich wechſelſeitig verſprochen, ſich zu ſchreiben. In der erſten Zeit hatte ſie auch Antwort erhalten, aber jetzt ſchon ſehr lange nicht mehr. Sie war darüber ſehr ängſtlich. Es war ihr bekannt, daß dieſe Frau, die Witwe eines fleißigen Handwerkers, in dürftigen Umſtänden lebte, ſie dachte ſie ſich mit Armuth, mit Krankheit kämpfend, ohne Pflege, und ihre Sorge würde einen hohen Grad der Aengſtlichkeit erreicht haben, wenn ſie nicht mit derſelben Zuverſicht, die ſie für ſich ſelbſt fühlte, auch die mütterliche Freundin der Obhut deſſen im Gebete übergeben hätte, der ſie durch ſeine grenzenloſe Liebe ſo ſehr beglückte. Indeſſen kehrte dennoch die Erinnerung an dieſe Frau immer von Neuem, und nicht ohne Sorge, zurück, und beſonders ängſtlich war es ihr, daß ſie, umgeben von Menſchen, die bloß beſtimmt waren, alle ihre Schritte zu bewachen, kein Mittel ſah, irgend eine Nachricht über ſie zu erhalten. Sie entſchloß ſich endlich, ſich offen an die Gräfin zu wenden. Gegen ihre Erwartung nahm dieſe die Bitte, auf irgend eine Weiſe ihr Nachricht zu verſchaffen, äußerſt liebreich auf, ſie rühmte ihre treue Anhänglichkeit und verſprach Alles zu thun, um die beſtimmteſten Erkundigungen einzuziehen. Die Adreſſe „Frau Kunzin, die hinterlaſſene Witwe des Tiſchlers Kunz in Zörbig“ konnte ſie freilich nicht ohne ein geheimes Lächeln anhören.

Nach Verlauf einiger Wochen war in dem Dorfe eine Hochzeit. Die reiche Pächtertochter, deren Vater ein bedeutendes Vorwerk des Grafen am Ende des Dorfes in Pacht hatte, heirathete einen Amtmann von dem benachbarten Gute. Der Graf und die Gräfin mit der Komteſſe waren eingeladen, die beiden erſten ſchlugen die Einladung aus, die Komteſſe aber ſollte mit der Gouvernante erſcheinen. Dieſe war noch nicht ſehr alt, von franzöſiſchen Aeltern in der Rheingegend geboren, und obgleich ſie von äußerſt geringer Geſinnung war, ſo daß eine Annäherung zwiſchen ihr und Amalien unmöglich, ſo wußte ſie dennoch mit vieler Klugheit eine eigene Stellung zwiſchen ihr und der Gräfin zu behaupten. Der Letzteren war ſie völlig recht, ſie widerſprach nie, ſie ſprach ſehr fließend franzöſiſch und hatte ſich mit vieler Leichtigkeit den Ton der großen Welt angeeignet. Amalien machte ſie es ſehr begreiflich, daß ſie leicht eine ſtrengere Gouvernante, als ſie ſein wollte, erhalten könnte, daß Alles darauf ankäme, ſich unter einander zu verſtändigen, daß daher Amalie ſich den Ton der Umgebung, ihre Sitten ſo viel, als möglich, aneignen, daß ſie der Gouvernante erlauben müßte, ſich über ſie zu beklagen, daß ſie ihr aber jede Freiheit geſtatten würde, ſo weit es ſich thun ließe, ohne in die Augen zu fallen. Amaſie glaubte, beſonders im Anfange, als ſie wider ihren Willen aus ihrer lieben Einſamkeit geriſſen wurde, daß ſie das Recht habe, ſich jede Erleichterung in ihrer unfreiwilligen Gefangenſchaft zu verſchaffen; und ſo hatte ſich ein Verhältniß gebildet, welches ſie jetzt, mit einer mehr gereinigten Geſinnung, nicht ſo ganz billigte, aber auch nicht zu ändern wußte.

Von dieſer Gouvernante begleitet fuhr ſie nun zu der Hochzeit, die ſehr glänzend und lärmend war. Beamte, Pächter, Prediger aus der Gegend mit Frauen und Kindern waren da, eine faſt unüberſehbare Maſſe von Menſchen. Sie kamen kurz vor der Trauung, und nach dieſer ſetzte man ſich ſogleich an den ſchwerbeladenen Mittagstiſch. Unter den Gäſten hatte Amalie, nicht ohne Erröthen, einen jungen Mann erkannt, der ihr, ſie mußte es ſich geſtehen, nicht gleichgültig war. Der ſtarke Knochen- und Muskel-Bau deutete auf ungewöhnliche Kraft, doch war er ſchlank und ſchön gebildet. Seine freie Stirn zeigte Verſtand, ſeine Züge waren regelmäßig, und allenthalben trat er feſt, mannhaft und freimüthig auf. Seine Gradheit war aber mit der größten Gutmüthigkeit verbunden, und obgleich in ſeiner Rede verſtändig, ſchien er faſt ein Kind. Sein Name war Lögh. Er war ein Norweger, aus Soendmoer auf der Weſtküſte zwiſchen Bergen und

Drontheim. Sein Vater, ein reicher Gutsbeſitzer (dort Bauer genannt), hatte ihn, nachdem er durch einen Pfarrer eine mehr als gewöhnliche Erziehung erhalten, nach Hamburg geſchickt, um dort die Handlung zu lernen; es war ſeine Abſicht, daß ſein Sohn ſich in Bergen niederlaſſen ſollte. Durch einen Zufall lernte er einen Hamburger Kaufmann kennen, der auf einer Reiſe von Archangel genöthigt wurde, in einem Sturme ſeine Zuflucht in Soendmoer zu ſuchen, und dieſes hatte ihm, da er ſeine Abſicht mit ſeinem Sohne erfuhr, begreiflich gemacht, welchen Vortheil dieſer davon haben würde, wenn er ſich mit mehr als gewöhnlichen Kenntniſſen in Bergen niederließe. Er erbot ſich ihn mitzunehmen, und der Vater gab es zu. Zu Hamburg erwarb Lögh ſich die Liebe ſeines Handelsherrn, und da er gern reiſte, Länder und Städte kennen lernte, ſo ſandte der Kaufmann, der ihm ganz trauen konnte, ihn als Kommis, um ſeine Handels-, beſonders Weingeſchäfte im Innern von Deutſchland zu betreiben. So machte er ſchon einige Reiſen, und vor zwei Jahren, als ihn, auf ſeiner erſten Reiſe, eine plötzliche Krankheit zwang, in der kleinen Stadt, wo Amaliens Vater lebte, zu verweilen, hatte er dieſen kennen gelernt, war öfter in ſeinem Hauſe, wo man ihn liebgewann und Amalie einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Er hatte ſie, zu ſeinem Schrecken, in Warſchau als eine vornehme Komteſſe wiedergefunden, und jetzt war er hier, weil der Graf auf ſeinem Gute einen Weinkeller anlegen wollte, auf deſſen ausdrücklichen Befehl.

Die Geſellſchaft, die in mehreren Stuben an vielen Tiſchen vertheilt war, wurde nach ein paar Stunden laut und lärmend. Man ſtand auf, Bekannte, die getrennt waren, ſuchten ſich, es wurde geſprochen, geſungen, gelacht, und die Verwirrung nahm immer mehr überhand. Lögh hatte Amalie mit den Augen verfolgt. An einen entfernten Tiſch erſt gefeſſelt, ſchien er ungeduldig den Augenblick zu erwarten, wenn er in ihre Nähe kommen könnte. Als die Gäſte aufſtanden und unter einander zu laufen anfingen, wagte er es endlich, ſie aufzuſuchen. Sie gerieth bei ſeiner Annäherung in eine Bewegung, die ſie vor ſich ſelbſt zu verheimlichen ſuchte.

Gnädige Komteſſe, redete er ſie an, ich habe es gewagt, Sie in dieſer Geſellſchaft aufzufinden, anzureden. Es iſt vielleicht nicht ganz ſchicklich, um ſo weniger, da ich kaum erwarten darf, daß Sie ſich meiner noch erinnern, fügte er ſchüchtern hinzu. —

Ach ja, Herr Lögh, ſollte ich die Freunde meines Vaters ſo bald vergeſſen? Auch habe ich ja das Vergnügen gehabt, Sie in Warſchau zu ſehen. — Sie erinnern ſich meiner? Nun, da haben Sie gewiß noch weniger die gute, fromme Frau Kunzin vergeſſen. — Mein Gott! rief ſie erſchrocken und wandte ſich jetzt von dem Tiſche ab gegen den jungen Mann; wiſſen Sie etwas von dieſer Freundin meiner Mutter, Sie war meine Pflegerin, meine zweite Mutter. Ich bin ihretwegen in großer Sorge. Sie hat auf alle meine letzten Briefe nicht geantwortet. —

Sie haben geſchrieben? fragte Lögh erfreut. —

Wie oft; erhielt aber ſeit drei Monaten keine Antwort. —

Aber die Frau, gnädige Komteſſe, erhielt keinen Ihrer Briefe, ſchrieb ſelbſt öfter, ohne Antwort zu erhalten. —

Meine Ahnung, rief Amalie, war alſo richtig. Um Gottes Willen, ſagen Sie mir Alles, was Sie wiſſen. —

Da ſie lange vergebens auf einen Brief gewartet hatte, fuhr Lögh fort, wurde ſie höchſt unruhig. Sie erfuhr, daß der Graf den Sommer auf ſeinem Gute zubringen wollte. Da machte die alte, kränkliche Frau ſich auf und wanderte hieher, um die von ihr ſo innig Geliebte, die ſie noch bis jetzt ihre Tochter zu nennen wagte, ſelbſt aufzuſuchen. —

Iſt ſie noch hier? rief Amalie in ſteigendem Tone. —

Und auch das wiſſen Sie nicht? Sie hat ſich oft, wiederholt auf dem Schloſſe anmelden laſſen. Im Anfange wurde nur geſagt, Sie wären in der Nachbarſchaft zum Beſuche, man dürfe jetzt Keinen anmelden, dann, Sie wären bei der Gräfin. Mit unermüdlicher Geduld erneuerte die Frau ihre Beſuche auf dem Schloſſe; ſie konnte noch immer die alte Zuneigung nicht vergeſſen, ſie vermochte es ſich nicht zu denken, daß ſie vergeſſen, ja daß ihre Liebe verſchmäht, verachtet würde. Indeſſen wurde die Art, wie ſie abgewieſen ward, immer kürzer, beſtimmter: die Komteſſe könne ſie nicht ſprechen. Sie ward immer unruhiger, aber ließ noch nicht nach. Geſtern kam ich hieher und ſtieg in der Schenke ab, wo auch ſie eingekehrt war. Wie freute ſie ſich, als ſie mich ſah, mich erkannte. Sie erzählte mir nun Alles. Eben war ſie auf dem Schloſſe geweſen; die Bedienten waren ihr gleich ungeſtüm entgegengetreten: Was will Sie hier? Was drängt Sie ſich immer von Neuem auf? Wenn die Komteſſe Sie ſprechen will, wird Sie es Ihr zu wiſſen thun; wir wiſſen, wo Sie wohnt. — Du lieber Gott, hatte ſie geantwortet, ich bin von weit hergekommen, um die liebe Amalie zu ſehen, ich habe ſie in ihrer

Kindheit gepflegt, ich habe ihrer Mutter die Augen zugedrückt, die meine beſte Freundin in dieſer Welt war. — Sie die Freundin einer Gräfin Kronfels? Liebe Frau, Sie iſt wohl nicht bei Sinnen, antwortete der Bediente. Bernhard, unterbrach ihn ein anderer, das könnte doch wohl ſein. — Sie flüſterten ſich jetzt etwas in die Ohren, kicherten, verhöhnten die Frau. Hat Amalie mich vergeſſen, vergeſſen können, rief ſie in großer Bewegung, dann iſt ſie ja höchſt unglücklich, dann muß ich ſie ſehen, dann muß ich rufen, ſchreien, bis ſie mich hört. Es gilt ihre Seele; ſollte die Mutter ihrer jenſeits vergebens warten? — Sie zitterte, und die innere Erſchütterung ſetzte mich in Schrecken. — Gott wird mir beiſtehen, daß ich ſie noch treffe. — Als ich ihr nun das Geſchäft mit der gräflichen Familie anvertraute und ihr bemerklich machte, wie ich wohl Gelegenheit finden würde, Sie zu ſprechen, ſchien ſie zwar einige Hoffnung zu ſchöpfen, indeſſen antwortete ſie doch: Ich weiß wohl, Sie werden auch thun, was Sie vermögen, gewiß das werden Sie; aber auch ich muß das Meinige thun. Bis man mich völlig vom Schloſſe abweiſt, bis man mir es entſchieden ſagt, Amalie will mich nicht ſprechen, verlaſſe ich das Haus nicht. Eilig ſetzte ſie die ſchwarze Kappe auf, eilig entſchlüpfte ſie, es war nicht möglich, ſie abzuhalten.

Nach kurzer Zeit kam ſie wieder, völlig erſchöpft; was ſie erwartet hatte, war geſchehen. Man hatte ſie auf eine rauhe Weiſe vom Schloſſe weggewieſen, man hatte ihr gerathen, ſogleich das Dorf zu verlaſſen, wenn ſie ſich nicht wollte über die Grenze bringen laſſen. Die Komteſſe hat ausdrücklich befohlen, Euch nicht vorzulaſſen, ſagten ſie. Ihr Zuſtand war ſchrecklich, ſie redete irre, und ich warf mir es vor, daß ich nicht auf jede Weiſe, wenn auch mit Gewalt, den letzten Beſuch verhindert hatte. Die Wirthsleute, denen die Lage der Dinge nicht verborgen bleiben konnte, haben das größte Mitleid mit ihr gehabt, und ich habe harte Worte über eine Dame hören müſſen, deren Ehre ich unter andern Umſtänden mit meinem Leben vertheidigt hätte. Ich überredete nun die Wirthsleute, daß ſie die Frau verbergen ſollten in einer fernen Kammer und ausſtreuen, daß ſie nach ihrem letzten Beſuche auf dem Schloſſe weinend das Dorf verlaſſen hätte und nicht wiedergekehrt wäre. Mit vieler Mühe gelang es mir, von der innerlich erſchütterten Frau gehört zu werden. Ich bürgte mit meiner Ehre für Ihre Geſinnung, gnädige Komteſſe, ich hätte, verſicherte ich, ſchon in Warſchau wahrgenommen, daß Sie nur ungern in dem gräflichen Hauſe ſich aufhielten, daß Sie ſich nach den früheren einfachen bürgerlichen Verhältniſſen zurückſehnten. Die

Briefe der Komteſſe ſind unterſchlagen, Eure Antworten eben ſo; ſie hat nie Euer Hierſein, Eure Beſuche auf dem Schloſſe hat ſie nie erfahren. Sie iſt, ich ſage es Euch, eben ſo ſehr Euretwegen in Sorgen, wie Ihr, liebe Frau, ihretwegen. Sie horchte auf. Ich habe mir's, ſagte ſie beruhigt, auch ſo gedacht; aber dann ſchwebten mir die Gefahren des großen Lebens vor, wie einfache Liebe und Gottesfurcht da nicht geduldet, und wie leicht der jugendliche Sinn geblendet wird. Zwar, wenn ich mir die ſtille Amalie dachte, und wie ſie ſo fromm und ſo ſittſam, und doch ſo feſt ſchien, dann wollte mein Glaube an ſie nicht wanken. Ich bin wohl recht ſchlecht, daß ich ſie ſo verkennen konnte, während Ihr, die Ihr ſie doch ſo wenig kennt, den guten Glauben feſthaltet. War es mir doch, wenn ich an ihr zweifelte, als verzweifelte ich an meiner eigenen Seligkeit. —

Ich nahm es nun auf mich, auf jede Weiſe Ihnen Nachricht zu verſchaffen, und preiſe meine Vorſicht, die Frau verborgen zu halten; denn kaum hätte ich, ahnete man ihr Hierſein oder meine Bekanntſchaft mit ihr, die Gelegenheit gefunden, die ich jetzt das Glück habe benutzen zu können. —

Während Lögh leiſe, um nur von Amalien gehört zu werden, ſprach, ganz in den Gegenſtand des Geſprächs vertieft, waren Beide nach einem entfernten Winkel gekommen. Zwar ſprach Lögh leiſe, aber lebhaft, leidenſchaftlich. Natürlicher Weiſe erregte die Scene eine allgemeine Aufmerkſamkeit. Man war von allen Gliedern der gräflichen Familie die größte Förmlichkeit gewohnt, gegen geringere Perſonen äußerten ſie ſich immer nur mit einer gnädigen Herablaſſung. Jetzt ſah man die Konteſſe aufſtehn, mit einem jungen, ſchönen Manne, einem Handlungsdiener, in einen entfernten Winkel gehn, dort mit ihm in's Geheim angelegentlich reden. Man gerieth in Erſtaunen, es entſtand ein allgemeines Flüſtern, und alle Augen wendeten ſich auf Amalie und Lögh. Sie merkten nichts. Amalie unterbrach den Redenden mit keinem Worte, ſie ſchien an jeder Sylbe zu hangen, ſie zog das zehrende Gift ihrer jetzt erſt völlig klar gewordenen unglücklichen Verhältniſſe wie begierig ein, und erſt, als er zu reden aufhörte, rief ſie haſtig: Und die Frau Kunzin iſt alſo hier, iſt krank, krank, weil ſie glaubt, daß ich ſo tief ſinken könnte? Ich muß ſie aufſuchen, gleich. Führen Sie mich zu ihr. —

Auf einmal kam die Reflexion auf die äußern Verhältniſſe, ſie blickte in der Geſellſchaft um ſich und bemerkte nun wohl, daß ſie der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit ſei. Ein innerlich vernichtendes Gefühl, wie ſie es bis dahin nicht kannte, durchzuckte ſie. Wo iſt die Gouvernante, fragte ſie? Sie war nicht zu finden. Vergebens wurde ſie von der ganzen Geſellſchaft geſucht.

Dieſe war, wie damals ſo viele ihres gleichen, eben durch das Eintreten in höhere Verhältniſſe durchaus verdorben. Sie hatte eine geheime Verbindung mit einem Beamten des Grafen, und da ſie in einer ſolchen Geſellſchaft unter ſo vielen Menſchen, die nur aus der Ferne ſich der Komteſſe zu nähern wagten, dieſe völlig ſicher glaubte, wähnte ſie nichts zu wagen, wenn ſie ſich in der herrſchenden Verwirrung, in welcher das Einzelne nicht leicht bemerkt wurde, ſtill mit dem Geliebten fortſchlich.

Alsbald faßte Amalie einen Entſchluß, den einzigen, den ſie unter dieſen Umſtänden faſſen konnte. — Der Herr hat mir die Nachricht gebracht, daß eine liebe Bekannte, die Pflegerin meiner Jugend, die Freundin meiner Mutter, wie die meinige, (ſie ſprach die letzten Worte mit großem Nachdruck) ſich krank und verlaſſen in dieſem Dorfe aufhält. Meine Begleiterin iſt nicht zu finden. Ich muß ſie beſuchen. Würde wohl irgend eine gute Frau in dieſer Geſellſchaft ſich entſchließen können, die Freuden der Hochzeit zu verlaſſen, um mich zu der kranken Freundin zu begleiten?

Das werde ich herzlich gern thun, ſagte eine ältliche Predigerfrau.

Nur die nächſte Umgebung vernahm deutlich, was vorging, während die Uebrigen die Komteſſe das Haus mit der Predigerfrau verlaſſen ſahen. Lögh glaubte das Recht zu haben, nachzugehen. Die Komteſſe war nie in dem Dorfe geweſen, ſie durfte das Schloß und den Garten nur in einer Kutſche eingeſchloſſen verlaſſen. Jetzt ſah man ſie in dem beſchwerlichen Hochzeitanzuge, von der geputzten Predigerfrau begleitet, über die Straße gehn, ſah, wie ein fremder junger Mann ihr folgte, und wie ſie alle drei in die Schenke hineintraten. Die Hochzeitgäſte drängten ſich nach der Thüre und nach den Fenſtern, und ſahen ihnen verwundert nach, gaffende Bauern, Weiber und Kinder, durch die Feſtlichkeit in dieſe Gegend gelockt, verſammelten ſich nun um die Schenke. Die Wirthin, eine dicke, gutmüthige Frau, kam Amalien entgegen. — Ja Sie, liebe Komteſſe, ſind gut, das wiſſen wir wohl, Sie werden eine arme Frau, die Sie von Kindheit an geliebt und gepflegt hat, nicht verlaſſen. Wenn nur alle Leute dächten, wie Sie. — Amalie fragte eilig nach Frau Kunzin. Sie wurde in eine Hinterſtube gebracht, die reinlich und ſauber eingerichtet war. — Amalie, rief die Frau, erhob ſich ſchnell von ihrem Lehnſtuhle und flog auf Amalie zu. — Mutter, Mutter, was haſt Du Alles meinetwegen dulden müſſen, o, ich bin unſchuldig; wie habe ich mich nach Dir geſehnt, mich für Dich geängſtiget, für Dich gebetet. — Ja, nun iſt Alles gut, ſagte die Alte. — Sie umarmten ſich, ſie weinten, ſie ſprachen, fragten, wiederholten oft daſſelbe und wußten ſich in ihre wechſelſeitige Freude nicht zu finden. Gerührt ſtanden die Wirthin, die Predigerfrau und Lögh da, und Keiner wagte die gewaltſamen Aeußerungen des Entzückens zu ſtören. Aber bald war die Alte erſchöpft, ſo Manches, was heftig auf ihr Gemüth gewirkt hatte in den letzten Tagen, kam jetzt, bei der letzten Erſchütterung, zum Ausbruch. Sie ſank in eine tiefe Ohnmacht, und Amalie gerieth in die höchſte Angſt. Lögh ritt fort, einen Arzt aus der nächſten Stadt herbeizuholen. Amalie ſaß händeringend und betend neben dem Bette ihrer Freundin.

Während der Zeit war das Gerücht von dieſem Ereigniſſe, mannigfaltig ausgeſchmückt, bis auf das Schloß gedrungen. Mehrere Diener des Grafen, der Rentmeiſter, der Kammerdiener, der Kellermeiſter, die Kammerfrau der Gräfin waren auf der Hochzeit geweſen. Sie hatten es geſehen, wie die Komteſſe mit dem jungen Mann aufgeſtanden, in einen Winkel getreten war, mit ihm geſprochen hatte; ſie hatten ſie aus dem Hauſe hinausgehn, in die naheliegende Schenke treten ſehn, hatten das allgemeine Aufſehn, die Verwunderung, das Flüſtern wahrgenommen. Sie erzählten, wie die Komteſſe ohne Begleitung der Gouvernante, von einer fremden Frau geführt, fortgegangen ſei, wie der junge Mann, mit welchem ſie ſo angelegentlich geſprochen hätte, und den der Kellermeiſter als den erwarteten Weinhändler aus Hamburg kannte, bald nach der Komteſſe die Schenke betreten habe. Die Gouvernante, die ſich mit vieler Gewandheit von den Beamten huldigen ließ, hatte gewußt, ſich bei allen einzuſchmeicheln. Sie verſicherten, daß dieſe ſich nur für einen Augenblick entfernt habe, und daß, wenn es der Komteſſe Ernſt geweſen wäre, ſie aufzuſuchen, ſie ſich leicht hätte finden laſſen.

Dieſe hatte nun lange nichts von dem, was geſchehen war, vernommen. Als ſie, nach Verlauf einer Stunde, zurückkam, erzählte man ihr Alles, und nun drang ſie, voller Angſt, in die Schenke ein, ſtürzte, da die Wirthin ihr den Zutritt nicht zu verſagen wagte, ungeſtüm in die Krankenſtube hinein, wo ſie die Komteſſe, deren Anzug ſehr in Verwirrung gerathen war, mit der Kranken eifrig beſchäftigt fand. Die Kranke war über den Lärm erſchrocken, und Amalie, die bis jetzt über den, wie ſie glaubte, bedenklichen Zuſtand der Freundin alle ihre eigenen Verhältniſſe vergeſſen zu haben ſchien, gebot Stillſchweigen, als die Gouvernante laut mit Fragen auf ſie einzuſtürmen anfing. Erſt nachdem ſie die Kranke wieder zur Ruhe gebracht hatte, zog ſie dieſe in einen entfernten Theil der Stube, wo ſie ihr das ganze Ereigniß, ſo wie ihr Verhältniß zu der Kranken, darſtellte und ſie bat, gleich auf das Schloß zu eilen, um der Gräfin Nachricht zu bringen, da ſie ſich nicht entſchließen könnte, ſelbſt die Kranke zu verlaſſen, ſo lange dieſe ſich noch nicht völlig erholt hätte. Ich werde, ſetzte ſie tröſtend hinzu, alles Mögliche thun, um Ihre Entfernung zu entſchuldigen. Die Gouvernante war in großer Angſt und fürchtete das Aergſte, wenigſtens verſuchte ſie Amalie zu bewegen, die Kranke der Pflege der Wirthin zu überlaſſen; dieſe war aber entſchloſſen, ſo lange da zu bleiben, bis ſie beruhigt die Freundin verlaſſen könnte, und verſprach, dann nach einem Wagen zu ſchicken. Die Gouvernante kam ſo mit ſchwerem Herzen auf das Schloß und fürchtete nichts Geringeres, als ihren Dienſt zu verlieren. Die genannten Bedienten kamen ihr entgegen, erzählten, wie ſie dem Grafen und der Gräfin die Sache dargeſtellt, was ſie über ihre Entfernung geſagt hätten, und da ſie alle ſchon ſeit langer Zeit merkten, daß die arme Amalie keineswegs ein Gegenſtand der Liebe ihrer Anverwandten ſei, daß die Gräfin und der Baron beſonders in der letzten Zeit mit ihr ſehr unzufrieden wären, da ſie überhaupt, wie die Bedienten faſt immer, das ganze Verhältniß durchſchauten, ſo beſchloſſen ſie, die ohnehin auf dem Schloſſe ſchutzloſe Komteſſe, ſo viel es in ihrer Gewalt ſtände, preiszugeben; um ſo mehr, weil ſie ſich bewußt waren, durch die rohe Art, wie ſie die alte Frau behandelt hatten, durch welche das ganze Ereigniß herbeigeführt worden war, den Auftrag, dieſe auf eine milde und wenig auffallende Weiſe von Amalien entfernt zu halten, überſchritten zu haben. Die Gouvernante, die, ſoweit es ihr ihre leichtſinnige Geſinnung erlaubte, eine Art Zuneigung für Amalie gefaßt hatte, entſchloß ſich ungern zu dieſem Schritte; es blieb ihr aber, wollte ſie ſich ſelbſt nicht aufopfern, keine Wahl übrig. Mit ſchwerem Herzen näherte ſie ſich der Gräfin und ward beſſer empfangen, als ſie es vermuthete. Zwar warf ſie ihr die Entfernung von der Komteſſe vor, hörte aber ihre Entſchuldigung ruhig an. Sie hätte ſich, behauptete die Gouvernante, nur auf einen Augenblick entfernt, wäre, als ſie zurückgekommen, ſogleich der Komteſſe nachgeeilt und hätte ſich alle mögliche Mühe gegeben, dieſe zu bereden, die Kranke zu verlaſſen, aber umſonſt. Die ſchlaue Gouvernante bemerkte gleich hinter aller angenommenen Mäßigung, daß es der Gräfin angenehm wäre, die Komteſſe ſo ſchuldig, als möglich, zu finden, und ſie verfehlte nicht, dieſe Stimmung, deren ſich die Gräfin vielleicht ſelbſt nicht deutlich bewußt war, zu benutzen.

Indeſſen hatte in der Schenke die Frau Kunzin ſich erholt, ſie behauptete, ſich viel beſſer zu befinden, als in den letzten Tagen der Unruhe und Angſt. Amalie ſah ſich jetzt nach langer Zeit wieder mit einer Frau vereinigt, die jede Erinnerung früherer Zeiten erneuerte, die Alte mußte ihr Alles erzählen, was ihr während ihrer Abweſenheit begegnet war, und als ſie nun aufgefordert wurde, über ihre eigene Lage, die in den frühern Briefen nur angedeutet war, ſich zu äußern, zögerte ſie, bis die Predigerfrau, die es wohl merkte, daß ihre Gegenwart die freie Mittheilung hemmte, aufſtand, um ſich zu entfernen.

Sie werden uns doch nicht verlaſſen, rief Amalie, die, ohne ſich es deutlich zu denken, doch zu ahnen ſchien, wie wichtig es ihr wäre, daß dieſe Frau ſie nicht verließe.

Ich werde nur die Wirthin aufſuchen, antwortete ſie freundlich und verließ die Stube.

Jetzt erſt ergoß ſich die lange zurückgehaltene Klage, ſie konnte ſich zum erſten Male ohne Rückhalt einer treuen Freundin mittheilen. Wie ſie verlaſſen, ohne irgend eine freundliche Seele, wie in einem Gefängniſſe, unter Menſchen, deren Weſen und Treiben ihr fremd wäre, deren Hoffnung und Furcht, deren Freude und Leid ſie nicht begriffe, ihr ganzes freudeloſes Daſein verlebte. Dann fing ſie an, das Glück der letzten Tage mit aller Glut einer jugendlichen bis in die innerſten Tiefen bewegten Seele, ihr Zuſammentreffen mit Zinzendorf, wie herrlich und kühn der Major ihn vertreten habe, zu erzählen. Die alte Frau war ganz hingeriſſen. —

O mein Gott! und ich Thörin konnte befürchten, daß der finſtere Geiſt mit ſeinen Netzen dieſes holde Kind umſtricken könnte, während der Heiland mit ſeiner gewaltigen Liebe ſie ſchützend umgab und an ſich zog. Da Du dieſen Weg betreten haſt, liebe Tochter, fürchte ich nichts mehr, jetzt hat die Welt keine Gewalt über Dich. —

O Mutter, möchteſt Du nicht ſo reden. Wohl fühle ich, daß ſie mich nicht losläßt. Bilder, Erinnerungen, geheime Wünſche treten aus den verborgenſten Tiefen meiner Seele hervor, locken, verfolgen, ängſtigen mich. Glaube mich nicht ſicher. So lange ich lebe, bete für mich, nie, ich weiß, ich ſpüre es, bedurfte ich der höhern Hülfe nothwendiger, als jetzt.

Die Alte blickte ſie erſtaunt an, aber ſie ſchwieg. Indeſſen trat die Predigerfrau herein und mit ihr Lögh, der einen Arzt aus der Stadt mitbrachte. Dieſer erklärte, daß der Alten Zuſtand keineswegs bedenklich wäre, daß ſich alle Zufälle aus heftiger Gemüthsbewegung erklären ließen. Amalie ſandte nun eilig auf das Schloß nach einem Wagen, verließ unter Thränen die Freundin, bat ſie, ſich ja nicht zu ängſtigen, wenn ſie morgen nicht kommen ſollte, was ihr wohl kaum möglich wäre, auf jeden Fall ihren nächſten Beſuch abzuwarten. Sie bot ihr ihre Börſe an. Mein Kind, ſagte die Alte, Geld brauche ich nicht. Sie ſah dabei Lögh an, der ihr einen ſtrafenden Blick zuwarf. Amalie ſchien das Verhältniß zu ahnen, dankte der Predigerfrau, die dem Vergnügen der Hochzeit entſagt hatte, um ſie zu begleiten, und entfernte ſich.

Auf dem Schloſſe herrſchte indeſſen eine finſtere Stille. Die Gräfin beſprach ſich in's Geheim mit dem Grafen und dem Baron, erſchien wieder, aber von der Komteſſe wurde gar nicht geſprochen. Als dieſe etwas ſpät zurückkam, ließ ſie ſich bei der Gräfin melden, aber ſie wurde nicht angenommen. Sie fragte nach der Gouvernante, doch dieſe war nicht zu finden. Jetzt erſt, als ſie allein auf ihrer Kammer ſaß und das unerwartete Ereigniß des Tages überdachte, ſah ſie wohl ein, daß Manches geſchehen ſei, was die Mißgunſt benutzen könnte. Sie tröſtete ſich aber mit der vollkommenen Oeffentlichkeit eines jeden ihrer Schritte, es ſchien ihr leicht, jeden Vorwurf, der ihr gemacht werden könnte, von ſich abzuwälzen. Nur das Verhältniß zu Lögh beunruhigte ſie immer, ſie konnte nie ohne Unruhe an ihn denken. Da nahm ſie ihre Zuflucht zum Gebet. Erhalte mich rein vor Deinen Augen, Du einziges Heil meiner Seele, daß nichts mich von Deiner heiligen Nähe entferne, betete ſie und ſchlief ſpät völlig beruhigt ein.

Den Tag darauf ließ ſie ſich noch ein Mal bei der Gräfin melden, ward aber wieder nicht angenommen. Sie ließ jetzt fragen, ob es ihr erlaubt wäre, in Begleitung ihrer Gouvernante die kranke Freundin zu beſuchen. Es wurde nicht gradezu abgeſchlagen, nur ward ihr geſagt, daß ſie den Beſuch bis auf den Nachmittag verſchieben möchte. Sie wartete ruhig, die Gouvernante ließ ſich nicht ſehen.

Indeſſen hatte die Gräfin nicht geruht. Daß der junge Mann Amalien früher gekannt hatte, daß er mit der alten Frau bekannt war, daß Beide ſich hier zuſammenfanden, daß er lange in's Geheim mit

Amalien geſprochen hatte, waren Umſtände, die in der That benutzt werden zu können ſchienen, um einen Verdacht auf Amalie zu werfen; ja es gab Augenblicke, wo ſie ſelbſt, zu ihrer Beruhigung, aus innerer Ueberzeugung dieſen Verdacht gegründet fand. Nur vermochte ſie ihn nicht feſtzuhalten, ſie war nicht im Stande, das verunſtaltete Bild eines geſunkenen Mädchens mit dem zu vereinigen, welches ſich ihr unwillkürlich aus Amaliens ganzem Leben aufdrängte. Sie ließ den Juſtitiarius zu ſich rufen und trug ihm auf, über die alte Frau, über den reiſenden Weinhändler, über das ganze geſtrige Ereigniß genaue Erkundigung einzuziehn. Ich erwarte Sie nach Tiſche, mein Herr, ſprach ſie, indem ſie ihn entließ.

Zur Mittagstafel trat nun Amalie, wie gewöhnlich, herein. Man empfing ſie mit kalter Höflichkeit. Es wurde über mancherlei Gegenſtände geſprochen, das geſtrige Ereigniß wurde mit keiner Sylbe erwähnt. Man hatte es darauf angelegt, durch imponirendes Stillſchweigen das arme Mädchen zu ängſtigen. Man irrte ſich. Amalie war völlig ruhig und unbefangen. Sie ſchwieg, weil Keiner auf ſie zu achten ſchien. Die Gräfin ſchien durch dieſe Ruhe faſt die Faſſung zu verlieren. Sie ſprach zwar nicht, aber warf Amalien zornige Blicke zu.

Lögh mußte heut den Grafen ſprechen. Das Geſchäft war von Bedeutung, und er hatte gefordert, daß es mit ihm perſönlich abgemacht werden ſollte. Je mehr Lögh nun die ganze Begebenheit in ihrem Zuſammenhange mit Amaliens Verhältniß zur gräflichen Familie überdachte, je wahrſcheinlicher es ihm ward, daß man vorausſetzen müßte, er habe in dem langen Geſpräche, welches vor ſo vielen Augen ſtattgefunden, Amalien die Nachricht von der Unterſchlagung der Briefe, von den abgewieſenen Beſuchen der alten Frau mitgetheilt: deſto mehr überzeugte er ſich, daß ſein Beſuch bei dem Grafen zu unangenehmen Auftritten Anlaß geben könnte. Der Hochmuth der gräflichen Familie war ihm bekannt, ihm ſelbſt war von ihr unwürdig begegnet worden, und er hatte es nur geduldet, weil der Vortheil ſeines Principals, den er nicht vernachläßigen durfte, von ſeiner Geduld abhing, weil das Verhältniß nur ein vorübergehendes war, und weil ein ſolcher Hochmuth ihm ſo lächerlich dünkte, daß man ſich wohl entſchließen möchte, ihn zur Ergötzung nicht nur zu ertragen, ſondern ſelbſt zu reizen, daß er ſich recht mannigfaltig ausbilde und geſtalte.

Ein Nachbar des Grafen war ein Kriegsmann, der als Obriſt den Dienſt verlaſſen hatte; er war in Frankreich geweſen, hatte unter Prinz Eugen gedient, war in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht worden. Er hatte etwas Entſchiedenes, Feſtes, erſchien Lögh als ein ſehr bedeutender Mann, und das höfiſche Weſen des ſächſiſchen Hofes war ihm ganz zuwider. Lögh hatte vor ein paar Monaten ſeine Bekanntſchaft in Dresden gemacht. Als der Obriſt hörte, daß er ein Norweger ſei, ſtieg das Intereſſe, welches ſein derbes, grades, verſtändiges, ja ſchönes Anſehn immer erregte. Lögh mußte bei ihm eſſen, und er gewann ihn lieb. Ein alter Invalide, der ihn ſtets begleitete, hatte Lögh beſonders angezogen. Er war ein durchaus roher, aber redlicher Soldat, dabei liſtig, und hatte noch auf ſeine alten Tage eine große Luſt, irgend etwas Kühnes und Abenteuerliches zu wagen. Dieſem Manne, lang, hager, mit einer großen Naſe und langen, grauen Augenbraunen, die über die Augen herabhingen, hatte der Obriſt ein Forſthaus mitten im Walde, nur eine Viertelmeile von dem gräflichen Schloſſe, eingeräumt, wo er, nur mit einem halberwachſenen Knaben, lebte. Es fiel Lögh ein, daß er dieſe Bekanntſchaft benutzen könnte, und da er ihn ſchon beſucht hatte, kannte er den Weg. Unvermerkt ging er alſo zu dieſem Invaliden, fand ihn und erzählte ihm das ganze Ereigniß. Daß er Amaliens Bild mit Vorliebe ausmalte, iſt natürlich.

Die hochadeligen Schufte, ſchrie der Invalide; daß ich über ſie könnte!

Ich habe ein bedeutendes Weingeſchäft mit dem Grafen abzuſchließen und darf es nicht vernachläſſigen, fuhr Lögh fort, nachdem er die Erzählung beendigt hatte. Er hat verlangt, daß ich dieſes Geſchäft mit ihm perſönlich abmache. Ich werde ihn alſo beſuchen. Ihr ſeht ſelbſt, daß dieſer Beſuch Folgen haben könnte. Ich bin ein Norweger; wir ſind zwar geduldig, aber nur bis auf einen gewiſſen Grad. Wenn wir in Wuth gerathen, kennen wir uns ſelbſt kaum mehr. Ich werde mich auf Alles bereit machen. Geht es friedlich ab, deſto beſſer. Sollte aber irgend Etwas geſchehen und ich glücklich entſchlüpfen, dann rechne ich auf Euch. Ich bin fremd, Keiner wird ſich meiner annehmen, und der Graf iſt mächtig, ſteht bei dem Könige in großem Anſehen, und ſo könnte mir, wie unſchuldig ich auch wäre, das Aergſte begegnen.

Nicht ich allein werde Euch beiſtehen, erwiederte der Invalide, ich ſtehe Euch auch für meinen Herrn. Habt Ihr den noch nicht beſucht? Er ſpricht oft von Euch und hat Euch ſehr lieb. —

Noch beſuchte ich ihn nicht. —

Wann werdet Ihr zum Grafen gehn? —

Nach der Tafel wäre er, hat man mir geſagt, zu ſprechen. Ich habe gehört, daß er dann in dem Gartenſaale Audienz giebt. Wenn es ſchönes Wetter iſt, ſieht er es gern, daß man durch die große Allee auf den Gartenſaal zugeht. Die Gartenthüre iſt dann immer offen. Er ſitzt ſo, daß er die Kommenden erblicken und alſo zum Voraus beſtimmen kann, ob er ihnen Audienz geben will oder nicht. Nun habe ich beſchloſſen, ganz ſtill meinen Mantelſack auf das Pferd zu laden, dieſes durch einen Burſchen nach der Gartenthüre führen zu laſſen und von da den Grafen aufzuſuchen.

Gut, antwortete der Invalide; habt Ihr Waffen? —

Ich nehme keine Waffen mit, mein Sattel trägt zwei Piſtolen, ich will mich zwar wehren, aber keinen Menſchen tödten. Ich verlaſſe mich auf meine Fauſt, mit einem halben Dutzend ſeiner galonirten Tagediebe werde ich ſchon fertig. —

Ihr ſeid ein braver Burſche, ſprach der Alte. Ich gehe jetzt zu meinem Herrn, es iſt gut, wenn er vorher unterrichtet wird. Ich werde zur rechten Zeit hier ſein und erwarte Euch. Kommt auf jeden Fall, auch wenn nichts geſchehen ſollte, ich bin begierig zu erfahren, wie das ablaufen wird. Auf mich könnt Ihr Euch verlaſſen. — Sie trennten ſich.

Nachmittags hielt das Pferd vor der Gartenthüre. Lögh ging langſam die Allee hinauf und erblickte einen Bedienten, der vor der Thüre auf und nieder ſchritt.

Melden Sie dem Grafen meine Ankunft, ſagte er; ich bin der Weinhändler Lögh und auf des Grafen Befehl hiehergekommen.

Lögh, Lögh, alſo Monſieur Lögh, der Norweger, ſagte der Bediente und betrachtete ihn mit einem verächtlichen Blicke von oben bis unten. Nun ja, Er wird dem Grafen und der Gräfin herzlich willkommen ſein, mein Freund.

Melde Er mich nur, ſagte Lögh ungeduldig, wie es Seine Pflicht iſt, und führe Er keine unnützen Reden.

Nun, nun, lieber Freund, Er wird immer noch früh genug erfahren, was Ihn erwartet.

Der Anfang verſpricht Etwas, ſagte Lögh, als der Bediente hineinging. —

Der Menſch iſt da. — O, laß ihn kommen, laß ihn kommen! hörte er eine weibliche Stimme rufen.

Die Gräfin glaubte wirklich, daß Amalie Lögh in's Geheim liebe. Manche ſtille Bemerkung hatte dieſe Vermuthung hervorgerufen, und während der Tiſchgeſpräche ſagte ſie, gegen ihren Gemahl gewendet, indem ſie Amalie ſcharf beobachtete: Sie erwarten ja

Lögh, den Weinhändler aus Hamburg. — Da ich erfahren habe, daß er ſchon hier iſt, antwortete der Graf, muß ich mich wundern, ihn noch nicht geſehen zu haben. — Amalie war in der That verlegen, und eine plötzliche Röthe überflog die Wangen. Als er nun, mit vieler Sicherheit, ja mit einem Trotze, den er zu überwältigen ſuchte, eintrat, machte die ſchöne männliche Geſtalt einen großen Eindruck auf die Gräfin; ſie ſagte ſich nun ſelbſt entſchieden: das iſt der Geliebte; ſie zweifelte nicht, daß auch Amalie geliebt werde, und ſie hielt ſich überzeugt, daß eine ruhige, imponirende Vornehmheit, ein Anſpielen auf Verhältniſſe, welche die Komteſſe in Verlegenheit bringen müßten, auch ihn aus der Faſſung bringen würde. Sie hatte den jungen Mann in Warſchau nicht geſehen, der Eindruck, welchen er machte, die Anſicht, die ihr bei ſeinem Anblick entſtand, und der Entſchluß, ſie zu benutzen, waren alſo neu, augenblicklich. Amaliens Ruf zu ſchonen, war jetzt gar nicht ihre Abſicht. Sie war ſchon entſchloſſen, ſie als eine beſchwerliche, ſtörende Perſon zu entfernen, und eine ſolche Gelegenheit mußte benutzt werden.

Er iſt Lögh, der Weinhändler aus Hamburg?

Ja, gnädige Gräfin, antwortete dieſer und verbeugte ſich tief.

Er hat geſtern ſehr unangenehme Auftritte veranlaßt. — Sie ſprach dieſe Worte, indem ſie Alles hervorrief, was vornehmer Anſtand Gebietendes zu geben vermag. — Er hat ſich mit einer unſchicklichen Zudringlichkeit in Gegenwart vieler Menſchen einer Perſon genähert, deren Stand, wie ihre Verhältniſſe gegen uns, Ihm Achtung einflößen mußte. Er hat dadurch zu den unziemlichſten Gerüchten Anlaß gegeben und den Ruf der Komteſſe kompromittirt.

Ihro Gnaden, antwortete Lögh, durch dieſen Vorwurf, den er ſich ſelbſt im Stillen gemacht hatte, ohne daß er ihm ſo deutlich vorſchwebte, in ſichtbare Verlegenheit verſetzt, — Ihro Gnaden, ich muß leider bekennen, daß ich dieſe Zurechtweiſung verdiene, daß ich mein Betragen, indem es eine ſo verehrte Perſon betrifft, kaum zu entſchuldigen weiß, wenn nicht die Wichtigkeit der Mittheilung —

Wichtigkeit, unterbrach ihn die Gräfin ſpöttiſch.

Das Schickſal einer armen Frau mag etwas ſehr Gleichgültiges ſein, fuhr Lögh ſchüchtern fort, daß aber die Komteſſe dieſe Frau von früher Kindheit an liebte, daß ihre Ruhe an das Schickſal dieſer Frau geknüpft war, das wußte ich.

Es ſcheint überhaupt, als wenn Er ſich auf eine ſehr unziemliche Weiſe für die Komteſſe intereſſirte, erwiederte die Gräfin. Leider war die Erziehung der Komteſſe in früheren Zeiten nicht die beſte, es wurden ihr Geſinnungen beigebracht, die allein die unbedachtſame Aufführung, die unwürdige Vertraulichkeit gegen einen herumſtreifenden Krämer erklären können. Er kannte ſchon früher die Komteſſe, wie ich erfahren habe, und nun erſcheint Er hier mit einem fremden Weibe, die ſich, faſt mit Gewalt, zudrängen will, benutzt die erſte Gelegenheit zu einem geheimen Geſpräche und hat die Frechheit, alle Welt zum Zeugen eines Verhältniſſes aufzurufen, welches die Ehre der Komteſſe auf das Tiefſte verletzt, misbraucht die Ihm wohl aus früherem Umgange bekannte Schwäche ihrer Jugend, nur um ſeine Eitelkeit zu kitzeln, nachdem die Verſuche, durch die alte Frau Zuſammenkünfte auf eine geheime Weiſe vorzubereiten, mislungen waren. Begreift Er, wie die Welt, wie wir das geſtrige Ereigniß beurtheilen müſſen? —

Indem die Gräfin ſo ſprach, mag ſie ſich ſelbſt in der That überredet haben, daß es ſich ſo verhielte. Das Schonungsloſe in ihrem Verfahren war mehr gegen Amalie, als gegen Lögh gerichtet, ja dieſer ſchien ſelbſt ihre Theilnahme zu erregen. Amalie war wie vernichtet, Lögh ſtumm, beſchämt, völlig entwaffnet, und die Gräfin, der Graf und der Baron weideten ſich an ihrem Zuſtande, deſſen furchtbare Peinlichkeit ſie durch ein feierliches Stillſchweigen verlängerten. Es war eine ſeltſame, ſtumme Liebeserklärung Amaliens und Löghs. Jetzt erſt erfuhr Amalie, daß ſie Lögh und er ſie, Lögh, daß er Amalien und ſie ihn liebte, und die ſiegenden Verfolger genoſſen in vollem Maaße den Triumph, Zeugen dieſer Aeußerung wechſelſeitiger Zuneigung zu ſein, die deſto unverholener war, je weniger ſie ſelbſt deutlich über ihr Verhältniß zu einander gedacht hatten, je unſchuldiger ſie waren.

Er begreift ſelbſt, mein Freund, fing jetzt der Graf an, daß ich nach dem, was geſchehen, kein Geſchäft mit Ihm abſchließen kann, ich gebiete Ihm vielmehr, mein Haus und das Dorf ſogleich zu verlaſſen, und ich warne Ihn, ſich je wieder hier treffen zu laſſen.

Noch immer war Lögh verlegen, unentſchloſſen, wie er eine ſolche Beſchimpfung abwehren ſollte. Dieſe Unentſchloſſenheit gab dem Baron Muth, auch zu reden.

Nun, was beſinnt Er ſich? Pack' Er ſich fort, rief dieſer, wenn Er nicht will, daß wir Ihn durch die Bedienten wegpeitſchen laſſen.

Auf einmal veränderte ſich die Scene. Lögh, der bis jetzt den Kopf hängen ließ und die Augen niederſchlug, richtete ſich in die Höhe, eine Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht, die Augen rollten ihm im Kopfe; aber die Wuth, die ſich ſeiner bemeiſterte, äußerte ſich keineswegs, wie bei den Südländern, durch heftige Bewegungen oder durch laute Stimme. Er ging, äußerlich ganz ruhig, auf den Baron zu, ſah ihn wüthend an und fragte ihn, ohne die Stimme zu erheben: Willſt Du mich durchpeitſchen laſſen, Lump? — Alle waren wie verſteinert. — Rufen wir die Leute, rief mit vor Angſt gepreßter Stimme die Gräfin. — Aber Lögh hatte raſch beide Hände des Barons gepackt, hielt ſie wie mit eiſernen Klammern und ſprach, nach der Gräfin gewendet: Sie rufen nicht. So wie ein Ton laut wird, klappe ich dieſen Menſchen zuſammen wie ein Taſchenmeſſer; ſo wie ein Bedienter erſcheint, greife ich ihn und brauche ſeinen leeren, gepuderten Kopf als eine Keule, um mich zu wehren. Du glaubſt doch, daß ich es vermag, fragte er den in Todesangſt daſtehenden Baron, indem er deſſen Hände mit ſeiner gewaltigen Fauſt zuſammenbrückte.

Entſetzen hatte alle drei Perſonen ergriffen, als ſie plötzlich den waffenloſen, demüthigen Menſchen in einen wüthenden Tiger verwandelt ſahen, der, ſich ſeiner Uebermacht bewußt, mit ruhiger Schadenfreude, wie ſpielend mit ihrer tödtenden Angſt, ſie anblickte. Keiner wagte laut zu werden. Die gravitätiſchen Züge des

Grafen erſchlafften, die Arme hingen ohne Spannkraft herunter, und ein völlig bedeutungsloſes, vor Schrecken erſtarrtes Geſicht blickte albern aus der Wolkenperücke hervor. Die Gräfin wollte in Ohnmacht fallen, und es war, als öffnete ſie den Mund, um zu ſchreien. — Fall' in Ohnmacht, Weib, rief ihr der Wüthende zu, mitten in ſeiner Wuth beſonnen genug, um ſeine Stimme nicht zu erheben, — fall' in Ohnmacht, ſo viel Du willſt, aber ſtill, ich rathe es Dir. Der Baron wand ſich in furchtbarer Angſt, daß der Graf oder die Gräfin die Stimme erheben könnten. Es war natürlich, daß Amalie im erſten Augenblicke, als Löghs Betragen ſich änderte, ſich wie erleichtert fühlte; ſie war zu tief durch die Bosheit der Gräfin verletzt; als ſie aber die Wuth wahrnahm, die den armen Lögh ergriffen hatte, konnte ſie das liebliche Bild nicht wieder erkennen, ſie ſchauderte vor dem Raſenden zuſammen, und ein Gefühl ſchlich ſich in ihr Herz, welches, nur zu ungünſtig für ihn, den früheren Eindrücken entgegenkämpfte. Sie ſtarrte ihn mit Entſetzen an.

Ich kann dieſe Stelle nicht verlaſſen, ſagte Lögh, ohne mich vertheidigt zu haben. Wie auch meine Gefühle gegen die junge edle, nicht bloß adlige Dame ſein mögen, ich halte ſie in meinem Innerſten verborgen, aber nie iſt ein Wort über meine Lippen gekommen, nie eine Aeußerung irgend einer Art laut geworden, die auch nur auf die entfernteſte Weiſe die Achtung, die Verehrung verletzen konnte, die ich ihrem Stande und noch mehr ihrer Geſinnung ſchuldig bin. Ich erkenne mich ihrer unwürdig in jeder Rückſicht. Ihr aber habt ſie aus dem ſtillen Zufluchtsorte geſchleppt, um ſie dem Götzen Eurer Eitelkeit, Eurer Selbſtſucht zu opfern. —

Während er ſprach, ſchienen ſeine Züge gemildert, und die Gräfin machte Miene zu rufen. Er aber verfolgte jede Miene mit der größten Aufmerkſamkeit. — Still, rief er drohend, und die Stimme erſtarb auf den Lippen der Gräfin. —

Ihr habt, fuhr er fort, jede Erinnerung, jedes heilige Gefühl der Gemarterten ſchonungslos verletzt, Ihr habt die Briefe, die ſie an die einzige Frau, die ihr aus frühern, beſſern Zeiten übrig blieb, geſchrieben hatte, unterſchlagen; Ihr habt durch Eure nichtsnutzigen Knechte dieſe redliche Frau verhöhnen, mishandeln laſſen, — und nun erkühnt Ihr Euch, die Folgen Eurer eignen Schlechtigkeit auf die edle Dame, auf mich, weil ich ſie entdeckte, zu wälzen. Es war Eure heilige Pflicht, ihre Ehre heilig zu halten, und Ihr ſeid nichtswürdig genug, Verläumdungen, deren Ungrund Euch hinlänglich bekannt iſt, zu benutzen, um ſie zu beſchimpfen. — Still, ich bin noch nicht fertig. Ich bin fremd, unbedeutend in Euern Augen, jung, unbeſonnen; Ihr ſeid mächtig, in allen Künſten geheimer Kabale wohl erfahren. Da glaubt Ihr auch jetzt in Eurer Armſeligkeit mich in Eurer Gewalt, Ihr denkt jetzt ſchon über die Rache nach, die mich, den Unbekannten, treffen wird. Ihr irrt Euch, ich bin jetzt ſchon frei, völlig frei. Ich aber habe Euch in meiner Gewalt, und werde ſie benutzen, wenn Ihr irgend einen Schritt gegen dieſe junge Dame wagen ſolltet.

Herr Baron, ſprach er darauf und wendete ſich mit ſpöttiſcher Höflichkeit gegen dieſen, Sie haben die Güte, mich durch den Garten zu begleiten. Ich werde Sie mit einiger Innigkeit — unter den Arm faſſen. Sie werden ſo gnädig ſein, dem Bedienten, der vor der Thüre ſteht, zu befehlen, daß er ſtehen bleibe, weil Sie mit mir allein zu ſprechen wünſchten. Haben Sie mich verſtanden?

Sie, Herr Graf, Sie, gnädige Gräfin, werden ſich indeſſen ruhig verhalten. Der geringſte Laut, die geringſte Bewegung, die ich hinter mir wahrnehme, könnte dem Herrn Baron gefährlich werden. —

Noch immer ſchwiegen Alle, Lögh faßte den Baron derb unter den Arm, verneigte ſich und ging.

Neugierig hatte indeſſen der Bediente gelauſcht; da er ſich aber dem Fenſter nicht zu nähern wagte, da das Geſpräch in dem Saale keineswegs den gewaltſamen Auftritt vermuthen ließ, ſo ahnete er nichts. Plötzlich erſchien der Baron, und Lögh hatte ihn vertraulich unter den Arm gefaßt.

Reden Sie, Herr Baron, ſagte dieſer, als er den Bedienten anzureden zauderte, indem er zugleich den Arm kraftvoller drückte.

Ich habe mit dem Herrn Lögh etwas zu ſprechen, ſagte der Baron ängſtlich, entfernt Euch.

Der Bediente ſtarrte Beide verwundert an, indem ſie mit eiligen Schritten die Allee hinuntereilten. Der Knabe hielt dort noch das Pferd. Noch während Lögh ſich in den Sattel ſchwang, hielt er die Hand des Barons feſt. Jetzt ließ er ihn los. Nun ſchrei, Wurm, ſagte er und ritt im Galopp davon.

Der Baron ließ ſich dieß nicht vergebens geſagt ſein. Ein ängſtliches Geſchrei um Hülfe ertönte. Bediente ſtürzten herbei. Aber der ſchnelle Reiter war längſt verſchwunden. Er hatte ſich den Weg zu dem Invaliden wohl gemerkt. Hinter dem Garten war ein Gehölz, der Weg nach der Stadt führte vor der Gartenthüre vorbei, bog dann um, und ein Holzweg führte rechts nach der einſamen Wohnung des Invaliden.

Er hatte aber dieſen Morgen bemerkt, daß ein Fußſteig, breit genug, um durchzureiten, zwiſchen Gebüſch verſteckt, in denſelben Weg früher einbiege. Dieſen wählte er, und da Keiner vermuthen konnte, daß er in dieſer Richtung fliehen würde, war es nicht zu verwundern, daß ihn kein Nacheilender entdeckte, daß er, wie durch ein Wunder, plötzlich verſchwunden war.

Der Invalide erwartete ihn, als er in fliegender Eile auf das Haus zuritt. Eure Schnelligkeit bedeutet etwas, rief er Lögh entgegen. — Ihr müßt mich verſtecken, antwortete dieſer haſtig. — Gut, alle Anſtalten ſind getroffen, ſchnell vom Pferde, den Mantelſack abgenommen, es iſt doch wohl rathſam, auch die Piſtolen hier zu behalten. — Gottfried, rief er jetzt, Du reiteſt mit dieſem Pferde auf das Schloß und meldeſt Dich ſogleich bei dem Obriſten, hörſt Du! Er weiß Beſcheid. Setzen ſie Euch nach? — Allerdings, antwortete Lögh; der Baron ſchrie. — Ich bin zwar ſehr begierig, Euer Abenteuer zu vernehmen, aber am beſten iſt es doch, ich nähere mich dem gräflichen Schloſſe. Ich muß doch etwas von der tollen Jagd erfahren. Bleibt Ihr indeſſen nur ruhig hier. Der Burſche kommt nicht zurück. Der Obriſt wird ihn nach einem fernen Gute ſchicken, damit er nicht plaudern ſoll, er hat mir Bücher für Euch gegeben, und wird Euch ſelbſt beſuchen. Auch für die Küche hat er geſorgt, Wildprett und Wein werdet Ihr finden. Haltet Euch ruhig. Wenn ich wiederkomme, klopfe ich drei Mal an das Fenſter, damit Ihr wißt, daß ich es bin. Riegelt aber nach innen zu und macht keinem Menſchen auf, er mag klopfen, ſo viel er will.

Der Invalide ſchob nach dieſer Rede den erhitzten Lögh in das Haus hinein, wo dieſer ſich einſchloß. Er ſelbſt eilte nach dem gräflichen Schloſſe zu, und bald hörte er Stimmen und Pferdegetrampel. Jetzt mäßigte er ſeine Schritte und ſchien, ſchlendernd, für ſich murmelnd, ſeine Pfeife rauchend, ganz in ſeine eigenen Betrachtungen vertieft. Bald erſchien ein Reiter.

Habt Ihr nicht einen jungen Menſchen zu Pferde geſehen?

Allerdings, antwortete der Invalide, ich ging dort am Wege nach der Stadt zu. Da flog ein Reiter, erhitzt, in ſolcher Eile, als wenn der Tod hinter ihm her wäre, bei mir vorbei. Er trug einen dunkeln Ueberrock, hinten auf das Pferd war ein ſchwerer Mantelſack gebunden. Er ritt einen recht tüchtigen Braunen. Es ſchien mir ein Fremder. Wer mag den verfolgen, dachte ich, und ſah auch bald einige Reiter hinter ihm herjagen. Doch hatte er einen gewaltigen Vorſprung und ritt, wie der Teufel. Sollte er es wohl ſein, den Ihr meint? —

Freilich iſt er es, ganz wie Ihr ihn beſchreibt. Welchen Weg nahm er, ritt er auf die Stadt zu? —

Ich ſah ihn links abbiegen, nach dem Dorfe da unten. Vielleicht ſucht er die böhmiſche Grenze, — was hat der arme Teufel verbrochen?

Ich wollte es Euch wohl ſagen, alter Jochim, antwortete der Reiter, ein Stallknecht des Grafen; aber nun muß ich nach dem Schloſſe zurückeilen und Eure Nachricht überbringen. Wir waren alle ſchnell auf und hinter ihm her; aber es war, als wenn die Erde ihn verſchlungen hätte. Wir fragten alle Welt. Kein Menſch hat ihn geſehen. —

Das iſt ja recht ſeltſam, Gottfried; ſollte denn kein Bauer auf dem Felde ſein? Ich habe ihn ja mit meinen leibhaftigen Augen geſehen, und wie ſollte ich ihn ſo genau beſchreiben können, wie Ihr geſteht, daß ich es gethan habe, wenn ich nicht den Rechten geſehen hätte? —

Ihr habt Recht, Jochim; wollt Ihr mir wohl den Gefallen erzeigen, Euch in der Nähe des Schloſſes aufzuhalten, damit der Graf Euch ſelber ſprechen kann, wenn er in meinen Bericht Zweifel ſetzt.

Sehr gern, antwortete der Invalide. Der Reiter eilte nach dem Schloſſe zu, und der Alte ſchritt langſam und bedächtig hinter ihm her. Während er ſo ging, ward er von Mehrern angeſprochen, denen er immer in einem treuherzigen Tone das Nämliche ſagte, aber Keiner wollte ihm Rede ſtehen. Alle eilten nach dem Schloſſe zurück, dem er ſich immer mehr näherte. Er trat in die offne Gartenthüre. Es war in der Dämmerung. Die Lichter leuchteten aus dem fernen Gartenſaale, und als er näher trat, hörte er laut ſprechen. Der Kammerdiener trat heraus:

Ei ſieh, da iſt ja der alte Jochim.

Führ' ihn herein, rief die Gräfin. — Der Invalide zog ſeine Mütze ab und trat ein. —

Und Er hat den frechen Menſchen geſehn? Schnell, erzähle Er uns Alles. — Sich ehrerbietig verneigend wiederholte er nun wörtlich ſeinen Bericht.

Seltſam, rief die Gräfin; unſere Leute haben in der Gegend alle Bauern erforſcht, keiner will ihn geſehen haben. —

Ich muß doch, Ihro Gnaden, meinen eignen Augen trauen, er ritt ganz dicht bei mir vorbei. —

Ja, und Eure Beſchreibung trifft vollkommen. —

Nun, hat er dieſen Weg gewählt, wie wir jetzt wohl glauben müſſen, dann finden wir ihn ſicher, ſagte der Baron, etwas beruhigt, obgleich er noch ganz blaß und elend ausſah. Er muß da über Bernſtadt, Oſtritz und Seidenberg, wenn er die böhmiſche Grenze erreichen will, unſere Eilboten haben einen viel kürzeren Weg genommen. Doch wäre es wohl gut, Herr Graf, wenn Sie an Ihre Freunde in Böhmen ſchrieben.

Richtig, ſagte dieſer und entfernte ſich, um die Briefe zu ſchreiben und Eilboten zu expediren. Selbſt in Böhmen ſoll er uns nicht entkommen. Da habt Ihr ein Trinkgeld, Jochim, weil Ihr Euch herbemüht habt, uns die willkommene Nachricht zu bringen.

Jochim entfernte ſich, ſchlich aber in die Geſindeſtube, wo Bediente und Dienſtmädchen noch beſtürzt und laut unter einander redend verſammelt waren.

Jochim war immer gern geſehen, er erſchien ſo völlig arglos und erzählte von ſeinen Feldzügen unter Eugen, und da er in der Nähe des gräflichen Schloſſes wohnte, ſo kam er nicht ſelten herüber.

Ei, Ihr ſeid da, ich ſuchte Euch in Eurer Wohnung, um Euch zu erzählen, was ſich hier zugetragen hatte, rief ihm ein Bedienter zu.

Ihr ſeid bei meiner Wohnung geweſen, fragte der Invalide und ſah ihn bedenklich an. —

Ei freilich, aber da war Alles zugeriegelt, und als ich klopfte, antwortete Keiner. —

Ja, wenn ich aus bin, iſt es ſtille in meiner einſamen Wohnung, antwortete beruhigt der Invalide. Nun ſagt mir doch, um Gottes Willen, was iſt geſchehen? Das iſt ja ein Höllenſpektakel; was kann der einzelne Mann gethan haben? Er hat doch nicht etwa geraubt, gemordet, mitten im Schloſſe, am hellen lichten Tage — und wie konnte er Euch entſchlüpfen, der mannhafte Ritter, die Ihr in ſo großer Anzahl zugegen waret.

Alle wollten zugleich reden. — Da werde der Teufel klug aus Euerm Geplärre. Du, Gottlieb, erzählſt ſo anmuthig, ſetze Du Dich hier hin, ergötze mich mit der Geſchichte, und Ihr andern ſchweigt mir, wenn ich bitten darf.

Gottlieb ſetzte ſich, die Uebrigen ſchwiegen. Er erzählte nun das ganze Ereigniß, aber, wie zu geſchehen pflegt, hier mehr zum Nachtheile der Herrſchaft, mehr zum Vortheile der Komteſſe und Löghs, obgleich er ſelbſt dazu beigetragen hatte, den Verdacht der Gräſin zu beſtärken. — Und nun ſiehe, dieſes Alles war geſtern geſchehen. Haſt Du nichts davon vernommen? Das ganze Dorf war in Bewegung. —

Nicht eine Sylbe, Du anmuthig Erzählender; ich ſitze in meinem einſamen Hauſe im Walde, und die Bäume erzählen keine Dorfneuigkeiten. Nun weiter! —

Alſo heute iſt Alles hier auf dem Schloſſe ruhig, die Mittagstafel iſt beendigt. Ich ſtehe vor der Thüre am Gartenſaale, da erſcheint der Lögh, läßt ſich melden, und ich war wohl begierig zu erfahren, was da drinnen vorginge. Sie ſchienen zwar zuweilen lebhaft, aber eben nicht heftig zu ſprechen. Im Anfange ſprach nur die Gräfin, dann entſtand eine Pauſe, und nun ſprach der Lögh, daß ich mich wundern mußte, wie er ſo das große Wort führen durfte vor ſo anſehnlichen Perſonen, da er doch nur ein herumreiſender Handelsmann iſt. Alle ſchienen ihm ſehr aufmerkſam und ruhig zuzuhören. Mit einemmale trat der Lögh heraus und hatte den Herrn Baron ſehr vertraulich unter den Arm gefaßt, als wenn ſie Brüder wären. Der Baron gebot mir, fern zu bleiben, weil er etwas Angelegentliches mit Herrn Lögh zu ſprechen habe. Darauf eilten ſie die Allee hinunter, und plötzlich ſtieß der Baron ein Jammergeſchrei aus, der Lögh war verſchwunden. Ein Bauerjunge aus dem Dorfe, der Löghs Pferd hielt und ein unmäßiges Trinkgeld, einen ganzen Thaler, bekam, verſichert, daß der Lögh ganz ruhig ſein Pferd beſtiegen und nun dem Baron zugerufen habe, jetzt möchte er ſchreien, was er denn auch that. Aber nicht ſo bald ſchrie der Baron, als auch der Graf und die Gräfin laut riefen, und, ohne ſich um den ſchreienden Baron zu bekümmern, uns allen herbeizukommen befahlen und uns aufforderten, Lögh eiligſt zu verfolgen. — Kannſt Du nun klug daraus werden? Wir haben uns vergebens die Köpfe zerbrochen. Der Graf, die Gräfin, der Baron waren ganz blaß, als wenn ihnen etwas Schreckliches begegnet wäre, und die Komteſſe lag in Ohnmacht.

Das arme Kind, ſagte der Invalide.

Ja, Keiner bekümmert ſich jetzt mehr um ſie. So lange ich ſie noch in meinem Hauſe behalten muß, ſagte die Gräfin dem Kammerdiener und der Gouvernante, die es uns wieder mittheilten, mag ſie thun, was ſie will; ich werde mich gar nicht um ſie bekümmern. Keiner von Euch ſoll nach ihr fragen. Auch die Gouvernante hat den Befehl erhalten, ſich von ihr entfernt zu halten. Die Arme ſitzt auf ihrer Stube, und weint und betet. —

Als der Invalide Alles gethan, was er thun, und Alles erfahren hatte, was er erfahren wollte, eilte er davon, aber noch nicht nach Hauſe, ſondern grade nach dem Schloſſe zu ſeinem Herrn. Dieſer hatte zwar darein gewilligt, ſeinen Liebling zu retten, aber ehe er weiter in der Sache vorſchritt, wollte er doch durch ſeinen Vertrauten einen genauen Bericht über das ganze Ereigniß von Andern erhalten, und nicht allein, um die

Verfolgenden irre zu leiten, ſondern auch und vorzüglich, um ſeinem Herrn genauen Bericht abzuſtatten, war der Invalide ſo plötzlich weggegangen und hatte Lögh allein gelaſſen. Der Obriſt war mit dieſem Bericht wohl zufrieden und verließ nun mit dem Invaliden, ohne irgend eine andere Begleitung, das Schloß, was für die Bedienten nichts Auffallendes hatte, weil er oft, nur mit dem Alten, des Abends den Prediger beſuchte, der als Feldprediger den Krieg mitgemacht hatte.

Lögh ſaß indeſſen in dem einſamen Hauſe allein. Er wollte zwar leſen, aber er hatte keine Ruhe. Das Abenteuer, in welches er ſo plötzlich verwickelt war, beſchäftigte ihn zu ſehr, vor Allem beunruhigte ihn die Lage, in welcher er Amalie und die alte Frau zurückgelaſſen. Er befürchtete, daß dieſe, die ganz in ſeiner Feinde Gewalt waren, die Folgen ſeiner Wuth tragen würden. Er ſah ein, wie ihre Rachſucht ſteigen würde, wenn ſie dieſe nicht an ihm auszulaſſen vermöchten, und es waren Augenblicke, wo er ſich verpflichtet fühlte, ſich hinzugeben und Beide zu retten. Zugleich war nun ſeine Liebe ihm völlig klar geworden. Ich kann die Gegend nicht verlaſſen, rief er dann, ohne ſie noch ein Mal zu ſehen, zu ſprechen. Er ging dabei unruhig auf und ab. Es fing ſchon an dunkel zu werden. Aber er wagte nicht Licht anzuzünden. Auf einmal ward angeklopft, er horchte, es war eine Zeit lang ruhig. Man klopfte wieder und ſtärker, man rief. Er war zu neugierig, ſchlich ſich auf den Boden, und da es noch nicht ganz finſter war, erkannte er die Livree des Grafen an einem Manne, der ſich entfernte.

Indeſſen ward es immer mehr Abend und er vernahm nichts von dem Invaliden. Er lauerte, oft glaubte er ein Klopfen am Fenſter zu hören; aber er hatte ſich geirrt. Stunden vergingen, und Lögh ward immer unruhiger und wußte durchaus nicht, was er glauben ſollte. Es fiel ihm manch Mal ein, ob vielleicht der Alte ſich ſelbſt verrathen hätte, ob nicht plötzlich Menſchen erſcheinen könnten, die mit Gewalt in das Haus eindringen würden, ihn zu ergreifen. Dann dachte er, ob es nicht am rathſamſten wäre, jetzt, wie er da war, zu entweichen. Schon wollte er ſeinen Mantelſack öffnen, um Geld herauszunehmen. Thor, ſagte er dann, die Finſterniß und Einſamkeit macht Dich feig. Schäme Dich und warte. Wie ſollte der alte liſtige Soldat ſich ſelbſt verrathen. — Es wurde ſpät, er lauſchte immer aufmerkſamer, dicht an dem bezeichneten Fenſter ſtehend. Endlich hörte er Fußtritte, aber er vernahm auch Stimmen. Es war nicht Einer allein. Wer könnte der Zweite ſein? — Die Männer gingen grade auf das Haus zu, einer näherte ſich dem Fenſter und klopfte drei Mal an.

Mach' auf, Freund, rief der Invalide, und Lögh eilte, die Thüre zu öffnen. Ihr habt mich lange warten laſſen, ſagte Lögh. —

Iſt Euch die Zeit lang geworden? Ich glaube es wohl. —

Aber Ihr ſeid nicht allein? erwiederte Lögh.

Ihr werdet ſchon erfahren, wer mit mir kömmt, antwortete der Invalide.

Beide Männer traten nun in das völlig dunkle Haus hinein, der Invalide ſuchte das Feuerzeug. Ein Licht ward angezündet, und neugierig, ja unruhig betrachtete Lögh den zweiten Mann, der den Invaliden begleitete. Es ſtand in einen weiten Mantel eingehüllt ein anſehnlicher rüſtiger Mann da. Lögh erkannte den Obriſten.

Guten Abend, Freund, ſagte dieſer. Ich wünſchte ſelbſt aus Euerm eigenen Munde das Abenteuer zu erfahren, in welches Ihr uns verwickelt habt.

Herr Obriſt, ſagte Lögh, und Sie haben ſich ſelbſt in dieſer dunkeln Nacht herbemüht um meinetwillen.

Ich habe Dich lieb, junger Mann, antwortete der Obriſt, ich traue Dir alles Gute zu; aber ſelbſt der Beſte kann dumme Streiche machen, die man weder vertreten kann, noch ſoll. Ich trug meinem alten, braven Kriegskameraden auf, ſich nach der Lage der Sache zu erkundigen. Nach Allem, was ich erfahren habe, bin ich mit Dir zufrieden. Du hätteſt vielleicht Alles vom Anfange an klüger einrichten können, aber, was geſchah, kann ich, wie ich es bis jetzt erfuhr, obgleich mir Manches dunkel iſt, nicht tadeln. Ich bin um ſo mehr berechtigt, dieſen Bericht zu fordern, da ich Amalien als Kind gekannt habe, da ihr Vater mein Freund war, da ich den Bruder in einer ſeltſamen und bedenklichen Lage in Korſika traf und ſchätzen lernte. Seine Stellung war ſo bedenklich, daß ich es rathſam fand, ein Zuſammentreffen mit ihm vor ſeinen Verwandten geheim zu halten, und der Erfolg hat dieſe Vorſicht gerechtfertigt; denn der arme Julius iſt ſeit länger, als einem Jahre, verſchwunden, vielleicht ermordet.

Mein Gott! rief Lögh —

Du haſt ihn gekannt? fragte der Oberſt.

Nur kurze Zeit, aber er ward mein Freund, antwortete Lögh.

Du ſollſt, was ich mit ihm erlebte, erfahren, erwiederte der Oberſt. Nun erzähle mir erſt Alles, ausführlich, aufrichtig, auch Dein früheres Verhältniß zu der Komteſſe, wenn ein ſolches ſtattfand. —

Sie ſetzten ſich. Lögh brauchte einige Zeit ſich zu faſſen und erzählte dann von der erſten Bekanntſchaft mit dem Grafen Kronfels in der kleinen Stadt bis jetzt. Bei einigen Stellen wurde ihm freilich das offenherzige Bekenntniß ſauer, aber er ſchien zu bedenken, daß Amaliens Ruf eher dabei gewinnen, als verlieren würde, und verbarg nichts. Der Obriſt hörte genau und aufmerkſam zu. Die Bosheit, mit der man Lögh und Amalie gedemüthigt, empörte, die Scene der Wuth ergötzte ihn.

Du biſt ein braver Junge, rief der Obriſt und reichte ihm die Hand.

Ein Schwerenöther iſt unſer Lappländer, ſchrie der Invalide, ſprang auf und umarmte ihn; der beſte deutſche Soldat könnte es nicht beſſer machen.

Kaum ſo gut, Alter, meinte der Obriſt. Es gehören dazu die gewaltigen nordiſchen Knochen, die nur unter dem Pol zu gedeihen ſcheinen. — Sie ſprachen hin und her. — Wie die Sache liegt, ſagte der Obriſt, erzeige ich offenbar meinem Nachbar einen Dienſt, wenn ich Euch fortbringe. Seiner Ehre, der Ehre des Herrn Barons iſt am meiſten damit gedient, daß von der Sache gar nicht mehr die Rede iſt, obgleich ihre Rachſucht, die ich mir denken kann, es nicht glauben mag. — Der Obriſt war ſehr aufgeräumt, es war ein Ereigniß, welches ihn auf mehrere Tage beſchäftigen konnte, und nach einem thätigen und reichen Leben war ihm die Ruhe auf ſeinem Landſitze doch oft läſtig. Das Verhältniß zwiſchen ihm und Lögh wurde immer vertraulicher, und zuletzt wagte dieſer den Wunſch zu äußern, auf irgend eine Weiſe Amalie noch zu ſprechen, ehe er die Gegend verließe.

Das iſt brav, rief der Obriſt, freilich mußt Du das Mädchen ſprechen. Die Geſchichte wäre nur halb, wenn Du ſo davon liefſt, ohne Dich um das arme Mädchen und ihre Lage zu bekümmern.

Lögh war ſehr erfreut; denn ohne ſeine Erlaubniß hätte er es nicht unternehmen dürfen, und dieſe hatte er kaum zu erwarten gewagt. —

Alſo ſehen mußt Du das Mädchen; aber wie? —

Manches ward ausgedacht und wieder verworfen. Der Invalide erzählte nun, was er über die Lage der Komteſſe erfahren, wie man beſchloſſen hätte, ſie thun zu laſſen, was ſie wollte, wie Keiner ſich um ſie bekümmern dürfte.

Ein boshafter Entwurf, ſagte der Oberſt empört. Die feine Gräfin hofft, daß das junge Mädchen, ohne irgend einen Rathgeber, von Allen verlaſſen, irgend etwas Thörichtes unternehmen werde, wodurch der Verdacht gegen ſie verſtärkt werden könne. Aber trauen wir dieſem Scheine nicht zu ſehr. Wenn auch Keiner ſich um das Mädchen zu bekümmern ſcheint, ſo werden, ohne Zweifel, alle ihre Schritte aus der Ferne beobachtet. Ich zittre für die Arme, es iſt faſt unmöglich, daß ſie dieſen Netzen entgeht.

Und ich wage es, für ſie zu bürgen, rief Lögh. Sie hat den beſten, den ſicherſten Rathgeber; wenn ſie ſich an ihn wendet, erhält ſie den beſten Rath.

Wie? fragte der Obriſt.

Sie iſt fromm, ſie kann beten; o ſie betet, wie Keiner.

Der Obriſt blickte ihn ernſthaft an und ſchwieg.

Aber wenn das der Fall iſt, lieber Lögh, wollen wir dann dem beſten Rathe, den der, an den ſie ſich im Gebete wendet, geben kann, den, Dich zu vergeſſen, Dich nie zu ſehen, freventlich in den Weg treten, die Rolle des Verſuchers dem Herrn ſelbſt gegenüber ſpielen?

Lögh fuhr zuſammen. — Mein Gott, nein, nein, dann will ich ſie nicht ſehen.

Wir wollen es beſchlafen, ſagte der Obriſt. Du bleibſt noch einige Tage hier ſicher, für Deinen Unterhalt ſorge ich. Du kannſt am beſten fort, wenn der Eifer des Nachſpürens nachgelaſſen hat. Adieu, wir ſehen uns wieder.

Alter, morgen darfſt Du Dich nicht auf dem gräflichen Schloſſe ſehen laſſen. Hörſt Du? — Der Alte machte ſich bereit, ihn zu begleiten. —

Bleib da, ich will allein gehen. —

Aber, lieber Herr, ſagte der Alte, in dieſer ſtockfinſtern Nacht —

Was bildeſt Du Dir ein, Alter, antwortete kurz der Obriſt; meinſt Du etwa, ich kann nicht eben ſo gut allein nach meiner Wohnung, wie Du alter Knabe nach Deiner, zurückgehen? Bleib da, ich befehle es Dir. — Der Alte leuchtete, und der Obriſt ging.

Ein trefflicher Herr, ſagte Lögh, wie männlich, wie offen, wie gut, wie ganz anders benimmt er ſich, als die hochmüthigen Fratzen da drüben. —

Ei freilich iſt er brav, und Ihr könnt Euch glücklich ſchätzen. So lange ich um ihn war, habe ich es kaum erlebt, daß er in ſo kurzer Zeit ſo ganz für Jemand eingenommen wurde. Brav genug, nur manch Mal dünkt er ſich gewaltig klug. Da warnt er mich, morgen nach dem Schloſſe zu gehen, mich alten Fuchs; als wenn er mir einen ſolchen dummen Streich zutrauen könnte. Morgen gehe ich nicht hin und kaum übermorgen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht einige von den Tagedieben des Grafen hieher kämen.

Ja, unterbrach ihn Lögh, in Eurer Abweſenheit iſt einer hier geweſen, der wie toll anklopfte.

Ich weiß es, ſagte der Alte. Aber es iſt ſpät, und Du mußt ausruhen.

Er führte Lögh nach einer kleinen Kammer, eine Treppe hoch, bot ihm gute Nacht und verließ ihn. Lögh konnte keine Ruhe finden, ſo unruhig der Tag ihm auch verfloſſen war. Daß er die Gegend verlaſſen ſollte, ohne Amalie zu ſehen, war ihm furchtbar, und doch ſchauderte er vor der letzten Bemerkung des Obriſten zuſammen. Er konnte zu keinem Entſchluſſe kommen, und erſt gegen Morgen ſchlummerte er erſchöpft ein. Als er erwachte, war es ſchon hoch am Tage. Er glaubte unten im Hauſe ſprechen zu hören und irrte ſich nicht, beſonders ſprach der Alte ſehr laut, ohne allen Zweifel, damit er es hören ſollte. Er hielt ſich daher völlig ruhig.

Nur eine hölzerne Wand trennte die Kammer von der Treppe, und Lögh konnte daher faſt jedes Wort verſtehen, was geſprochen wurde. Er öffnete vorſichtig die Thüre und lauſchte.

Nein, hörte er nun den Invaliden ſagen, ich werde den Brief nicht annehmen. Ich alter Mann will Ruhe haben und mich nicht in Eure Sachen miſchen. Geh, Junge —

Ach, lieber Alter, antwortete eine jugendliche Stimme, Ihr hättet ſie nur ſehen ſollen. Sie ſah ſo blaß und doch ſo geduldig aus. Sie bat mich ſo innig; da mußte ich ihr geſtehen, daß wir den Befehl hätten, alle Briefe, die ſie jemandem von uns übergeben wollte, an die Herrſchaft abzugeben. Gieb mir den Brief wieder, rief ſie nun ganz erſchrocken, Du ſahſt ſo gut, ſo ehrlich aus; aber es iſt wahr, Du mußt Deiner Herrſchaft gehorchen.

Ich werde den Brief nicht an die Herrſchaft abgeben, verſprach ich nun. Wo ſoll ich ihn hinbringen?

Zu dem Grafen in Bertholdsdorf, ſagte ſie. Zu dem frommen Grafen? Nun dann iſt es ja ein Gottes-Werk, den Brief zu überbringen, antwortete ich.

Aber wie ſoll ich armer Junge zu dem Grafen kommen, der weit von hier wohnt? Doch ich kenne Einen, wenn der den Brief überbringen will, dann könnt Ihr ſicher ſein.

Wenn er es nun aber nicht thut? meinte die Komteſſe.

O! er thut es gewiß, ſagte ich und nannte Euch. — Sie gab mir Geld für Euch, und ich mußte ihr verſprechen, ihr den Brief wiederzugeben, wenn Ihr ihn nicht übernehmen wolltet. —

So bring ihr den Brief wieder, rief der Invalide verdrießlich. —

Wenn ich ihn nun annehme, ſo werdet Ihr es doch gleich ausplaudern, mein Herr erfährt es, der nicht will, daß wir uns in fremde Händel miſchen, und ich habe den Verdruß davon, und dann, was hilft es? Ich kann ja doch nicht mein Haus verlaſſen und drei Meilen nach Bertholdsdorf laufen, und dann will ſie ja doch wohl Antwort erhalten. Wer ſoll die bringen? Ja, das iſt ſchlimm; dann freilich müßet Ihr den Brief dem Grafen ſelbſt übergeben. — Gut, ich übernehme es; aber wenn Du plauderſt, Junge! ſagte der Invalide nach einigem Bedenken. — Wie dürfte ich das? Ich würde ja ſogleich in's Loch geſperrt, wenn die Herrſchaft es erführe. — Es iſt wahr, erwiederte der Alte, Dein eigner Vortheil wird Dir ſchon Stillſchweigen gebieten. Sag' der Komteſſe, ſie könne ſich auf mich alten Mann verlaſſen. Ich werde den Brief ſogleich ſelbſt nach Bertholdsdorf bringen und die Antwort zurücknehmen. Das Geld will ich nicht. — Aber was ſoll ich mit dem Gelde anfangen, fragte der Burſche erſtaunt? — Es der Komteſſe wiederbringen oder behalten, wie Du willſt. — Nun gut. — Der Briefbote ging, der Invalide riegelte die Thür hinter ihm zu und ſtieg die Treppe hinauf. Ich habe Alles gehört, rief ihm Lögh entgegen. Der Brief war an den Grafen Zinzendorf, und der Alte beſchloß ſogleich den Obriſten aufzuſuchen. Man unterſuchte die Lebensmittel, fand hinlänglich Proviant für mehrere Tage, und Lögh mußte alſo, bis der Invalide von Bertholdsdorf zurück kam, ſeinen Betrachtungen überlaſſen, die Zeit allein in ſeinem Gefängniſſe zubringen.

Ein Tag war ſo verfloſſen, und am zweiten Tage des Morgens früh ſaß ſchon der rüſtige Alte in der Schenke des gräflichen Dorfs. Er war zwar in ſeiner Wohnung geweſen, aber nur um Lögh eine Frage vorzulegen, und als er die eilig und beſtimmt geforderte Antwort erhalten hatte, ging er ſogleich wieder fort, ohne auf Lögh, der ihn mit Fragen beſtürmte, zu achten. Er nahm einen Umweg, kam von der Landſtraße, ermüdet und mit beſtaubtem Fußwerk, in der Schenke an und warf ſich dort auf eine Bank.

Wo kommt Ihr ſo früh und eilig her? grüßte ihn die freundliche Wirthin, indem ſie ihm einen Morgentrank hinreichte.

Von weit her, liebe Frau, antwortete er, ich bin die ganze Nacht gelaufen, mein Herr hat mich weggeſchickt, und ich darf mich nicht lange ausruhen, denn er wartet auf die Antwort, die ich ihm überbringen ſoll. —

In Euerm Alter müßt Ihr noch ſo herumlaufen, ſagte die Frau und ſah ihn mitleidig an.

Ich kann es, Gottlob, vertragen, erwiederte er, und für meinen Herrn thue ich's gern.

Ja, wer thäte nicht gern Alles für ihn; in der ganzen Gegend iſt kein Herr, wie er, der ganz für ſeine Bauern lebt, als wäre er nur da ihretwegen.

Eure Herrſchaft, ſagte der Alte.

Ih nun, mit der verhält ſich's zwar anders, antwortete die Frau, brach aber darauf kurz ab.

Mit ſeiner gewohnten Gewandtheit wußte indeſſen der Invalide das Geſpräch auf die Komteſſe und die alte Frau zu bringen. Nachdem er das bekannte Ereigniß auch hier, nur noch entſchiedener zum Nachtheile der Herrſchaft, hatte hören müſſen, erzählte ihm die Wirthin, wie man erſt die Frau Kunzin mit Fragen beſtürmt, wie man ſogar Miene gemacht hätte, ſie aus dem Dorfe hinauszujagen. Auf einmal aber, fuhr ſie fort, hat ſich Alles geändert; man fragt gar nicht nach der Frau, die ſehr ſchwach iſt, und alle Tage beſucht die Komteſſe ſie, ohne alle Begleitung. Wir begreifen das nicht. Erſt kam die Komteſſe nie zum Vorſchein, immer war ſie von der Gouvernante umgeben, die gute alte Frau, die ſie aufſuchen wollte, ward abgewieſen, gemißhandelt, — und nun läßt man ſie gehen und kommen, wie ſie will, was uns ſelbſt unſchicklich dünkt. Zwar ſcheint man ſie deßwegen doch nicht aus den Augen zu verlieren. Hier ſchnüffeln immer einige von den Bedienten um's Haus, kommen auch wohl herein.

Habt Ihr nichts von dem Kaufmann gehört? fragte der Invalide.

Der iſt wie verſchwunden, erwiederte die Wirthin.

Indeſſen hörte man von fern ſchwere Wagen rollen. Mehrere Frachtfuhrleute, einige Reiſende traten herein, die Stube füllte ſich nach und nach, und Wirthin, Hausknecht und Dienſtmädchen wurden von den Hereinſtürmenden in Bewegung geſetzt. Dieſen Augenblick erwartete der Alte.

Hört, Frau Wirthin, frug er, indem er die ſtark beſchäftigte Wirthin mit Mühe zum Stehen brachte, Eins iſt mir eingefallen. — Die Wirthin blieb ſtehen, obgleich unruhig. — Die Frau heißt Kunzin, nicht wahr? — Ei freilich. — Die Aeltern der Komteſſe lebten im Deſſauſchen. — Richtig. — Iſt dieſe Frau nicht eine Tiſchlerwitwe aus Zörbig? — So ſagt ſie, kennt Ihr ſie? — Ih, mein Gott, ei freilich kenne ich ſie. Gewiß ſie wird ſich freuen einen alten Bekannten zu finden. — Ich kann Euch nicht begleiten, wie Ihr ſeht; Johann, zeig' dem alten Jochim, wo die Frau Kunzin wohnt. — Sie eilte davon, denn mehrere Reiſende riefen ungeduldig. So gelang es dem Alten, wie er es wünſchte, ohne Begleitung die Frau zu beſuchen.

Liebe Frau Kunzin, ſagte er, indem er in die Stube trat, ich bin Euch unbekannt, unten aber gab ich mich für Euern Bekannten aus, und Ihr müßt dieſe unſchuldige Lüge unterſtützen. — Sie ſah ihn verwundert an. — Ich komme von Bertholdsdorf und bringe dieſen Brief für die Komteſſe von dem frommen Grafen.

Ihr habt, guter Alter, dem Grafen den Brief der Komteſſe überbracht? fragte die Frau. —

Selbſt perſönlich überbracht, und dieſes iſt die Antwort. —

Aber wie ſollen wir Euch belohnen? —

Ich will nichts. Gott ſorgt für die Frommen und beugt die Herzen der Menſchen, daß ſie ihnen dienen müſſen. Das ſagt der Komteſſe. Gott ſei mit Euch! —

Er ging, aber nicht um Lögh aufzuſuchen, ſondern nach dem Schloſſe des Obriſten. Als dieſer Alles vernommen hatte, ſann er nach. Der junge Mann, ſagte er überlegend, darf das Mädchen nicht ſehen. Es taugt nicht. Sie hat, verlaſſen, wie ſie war, den beſten Rathgeber gehabt. — O Herr Obriſt, der Graf iſt ein Mann

Gottes, und ich, ich bin ein armer Sünder. — Der Obriſt ſah ihn erſtaunt an. Der Graf hat Dein Herz gerührt, Alter? ſagte er und klopfte ihm freundlich auf die Schulter. Wahrlich, er hat eine große Gewalt über die Menſchen. Nun, Du biſt alt, und wenn gleich noch rüſtig, ſo biſt Du doch nicht weit vom Grabe, es iſt natürlich, es iſt gut, daß Du an den Tod und an Gott denkſt. — Jetzt müſſen wir handeln. Freilich darf Lögh das Mädchen nicht ſehen, grauſam aber wäre es, ihn fortzuſchicken, ohne daß er erführe, was aus der Armen wird. Irre ich nicht, ſo wird die Antwort des Grafen der Geſchichte eine entſchiedene Wendung geben. Morgen mußt Du nach dem Schloſſe. Es iſt ein gutes Werk, und für das Spioniren in dieſer Sache kann ich Dir die Abſolution verſprechen. — Hätte ich nie etwas Schlechteres gethan! antwortete der Alte, der ſich doch wohl innerlich freute, daß hier ſeine Neigung nicht mit ſeinem gerührten Gewiſſen in Widerſpruch ſtand.

Lögh fand indeſſen Muße genug, über ſeine Lage, über die mannigfaltigen Gefühle, welche die Ereigniſſe der letzten Tage hervorgerufen, die ſeine Seele hin und her bewegten, nachzuſinnen. Er war nun entſchloſſen, Amalie nicht zu ſehen. Daß ſie ſich an den Grafen Zinzendorf gewandt hatte, befeſtigte vorzüglich dieſen

Entſchluß. Was er ſelbſt gegen den Obriſten wie weiſſagend äußerte, ward ihm lebendig, ja ergriff ihn auf wunderbare Weiſe. Manches hatte Lögh ſchon von dem Grafen gehört, ſein eignes Urtheil war unſicher, und er war ſehr geneigt geweſen zu glauben, daß eine Stimmung, wie diejenige, in welche der Graf ſeine Anhänger verſetzte, nicht ohne Gefahren wäre. Der Streit zwiſchen Wolf und den Pietiſten in Halle, der damals noch alle Gemüther in Bewegung ſetzte, und von welchem er, durch mancherlei Umgang geiſtig aufgeregt, mit einem offenen Sinne für das Höhere, ja für das Höchſte, nicht blos oberflächlich unterrichtet war, hatte ihm keinen vortheilhaften Begriff von den Frommen, am wenigſten von den Orthodoxen der damaligen Zeit beigebracht. Er hatte aber auch vernommen, daß dieſe mit dem Grafen keinesweges zufrieden wären, ja, daß ſie ihn, wie Wolf, anfeindeten. Die rüſtige, kecke Jugend, ein friſches Leben, in welches er ſich, zwar mit reinem Sinne, mit unſchuldigem Herzen hineinſtürzte, würden ihm nicht erlaubt haben, ſich ſolchen überſchwänglichen Gefühlen hinzugeben, wenn nicht die Aeltern Amaliens ſich dem Grafen geneigt gezeigt hätten, wenn er nicht das junge Mädchen, welches einen ſo tiefen, bleibenden Eindruck auf ſein Herz machte, von ihm hingeriſſen gefunden hätte. — Und nun ſollte eben dieſer Mann eine Kataſtrophe zu Ende führen, die er herbeigeführt hatte.

Es war ſpät Nachmittags, als der Invalide, belaſtet mit Wein und Lebensmitteln, ſeine Ankunft durch das verabredete Zeichen zu erkennen gab. Lögh beſtürmte ihn mit Fragen, merkte aber bald, daß der Alte nicht in ſeiner gewöhnlichen Stimmung war. Er erzählte zwar Alles, aber in einem trüben Tone, der Lögh auffallen mußte. Aus der Erzählung mußte Lögh vermuthen, daß es Amaliens Abſicht ſei, ſich an die Gemeinde anzuſchließen, und er konnte ein widerſtrebendes Gefühl nicht zurückweiſen. Die Gemeinde ſchien ihm, in ſeinem empörten Gefühle, einem proteſtantiſchen Kloſter ähnlich; und freventlich dünkte ihm die Abſicht, ein junges Mädchen von ihrer natürlichen Beſtimmung ab in einen Abgrund von empfindelnder Religioſität und myſtiſcher Träumerei hineinzuziehen. Obgleich er die trübe Stimmung des Invaliden wahrgenommen hatte, ſo zweifelte er doch nicht, daß auch dieſer ihm beiſtimmen müßte, und es war ihm ein Bedürfniß geworden, ſeinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Er äußerte alſo ſeine Meinung unverholen, erſtaunte aber nicht wenig, als der Invalide ihm keinesweges beiſtimmte. Dem jungen Manne gegenüber fühlte dieſer ſich freier, als im Geſpräche mit dem Obriſten, den er verehrte, gewiſſermaßen, bei aller Vertraulichkeit, fürchtete. Mit einer Bewegung, die faſt erſchüttern mußte, mit einer Beredſamkeit, die auch dem gemeinen Manne nicht entgeht, wenn ein tiefes Gefühl ſein Innerſtes aufgewühlt hat, erzählte er ſein Geſpräch mit dem Grafen, wie dieſer ihm in ſeine eigene Seele einen Blick eröffnet habe, vor welchem er zurückſchaudere, wie das Grab ihn mahne, die Rechenſchaft, die er Gott für ſein Leben zu geben habe, ihn mit Entſetzen erfülle; wie aber auch der Graf ihm die Morgenröthe in dieſer finſtern Nacht, die Rettung aus dieſer Qual gezeigt, wie er entſchloſſen ſei, durch Reue und Buße um das Heil zu ringen, welches ihm der barmherzige Gott, noch ehe es zu ſpät ſei, kennen zu lernen vergönnt habe. Es war nicht zu verwundern, wenn Lögh, jung, lebhaft, in einem abgeſpannten Zuſtande, nur durch ein vorübergehendes Gefühl nach der entgegengeſetzten Richtung hingedrängt, der Gewalt der Empfindungen, die der alte, tief ergriffene Mann in Bewegung ſetzte, nicht widerſtehen konnte. Thomas a Kempis und Fenelon, von dem Lehrer ſeiner Jugend ihm geſchenkt, waren auf der Reiſe ſeine ſteten Begleiter. Stimmungen, in welche dieſe ihn oft verſetzten, traten mit einer früher nie gefühlten Stärke hervor. Daß ſeine Geliebte ſich eben in eine ſolche Stimmung verloren hatte, daß er ſich auf demſelben Wege mit ihr befand, unterſtützte, belebte ohne allen Zweifel die Richtung, welcher er ſich nach und nach hingab, und ein Geſpräch ſeltſamer Art, oft verworren, nur durch den Blitz einer ſeligen Hoffnung durchzuckt, hüllte die Seelen Beider in eine wunderbare Nacht, aus welcher ſie ſich mit aller Macht, wie von einem ſchweren, furchtbaren Traume geängſtigt, herauszuarbeiten ſtrebten, um nach dem fernen Lichte, welches ihnen nur augenblicklich entgegen geleuchtet, zu gelangen. Da griff der Alte nach einem Buche, welches der Graf ihm geſchenkt hatte, und tröſtende Gedanken, Hoffnungen, daß der innere Kampf glücklich enden würde, erquickten die Erſchütterten, die ihre Andacht mit Gebeten, Seufzern und Geſang endigten.

Als Lögh ſich allein befand, klangen die wunderbaren Worte, die ſeltſamen Beſorgniſſe, welche ſeine Seele ſo plötzlich ergriffen hatten, in ſeiner Seele nach. Fern lag ihm die Welt, er konnte zu keiner klaren Anſicht ſeiner Lage kommen, alle Verhältniſſe des Lebens wogten verworren vor ihm, und ſelbſt die Erinnerung an Amalie war wie verſchwunden. Erſt ſpät ſchlummerte er unruhig ein, ungewiß, ob er ein ſo gewaltiges Gefühl loben oder tadeln ſollte. Als er wieder erwachte, war er kaum im Stande, die Empfindungen des Abends wiederzufinden. Sie waren wie ein Rauſch, der verflogen, und die Erinnerung ſchien ihm keineswegeſ angenehm. Die Sonne ſchien hell und vergoldete die Spitzen der Bäume, ruhig und geſchäftig murmelte ein Waldbach in der Nähe, auf der grünen Wieſe weidete in der Ferne das Vieh, die Vögel ſangen und das Glockengeläute der fernen Dörfer erinnerte ihn, daß es Sonntag war. Was iſt es doch, daß eine ſolche finſtere Nacht der Verzweiflung, wie ein geheimes Weh, ſich aus der verborgenſten Tiefe der Seele urplötzlich zu erheben vermag? Nagt denn wirklich fortdauernd ein tödtender Wurm an allen Blüten des Lebens, daß wir ſie abbrechen, wegwerfen, zertreten müſſen? Iſt jede Freude ſo gefährlich, alle Luſt ſo furchtbar, jede Anmuth und Schönheit ſo verlockend, daß wir uns von Allem abwenden müſſen, um in einem freuden- und lichtleeren, öden Daſein, getrennt von Allem, was Leben und Liebe fordert, Leben und Liebe zu ſuchen? Scheint nicht die Sonne heiter? Willſt Du verlocken, ſchönes, liebliches Grün, quillſt Du aus der Hölle, ſanft rieſelnder Waldbach, daß Dein Murmeln mich verſtricken will, wollt Ihr mich verführen, luſtige Waldſänger? Warum nimmſt Du die Glockentöne der Andacht auf, verpeſtete Luft, daß ſie mein Ohr treffen, wie das Rauſchen der Bäume, das Murmeln des Baches, der Geſang der Vögel? Dieſer Wechſel von Wonne und Schmerz, dieſe Quelle von Genuß und Entſagung, iſt es nicht der lebendige Pulsſchlag des wahren Daſeins? —

Riegelt die Thüre zu, rief der Invalide von unten. In Gedanken vertieft ſtieg Lögh die Treppe hinab, riegelte zu, ſtieg wieder hinauf und ſah den Invaliden, wie er mit ſchnellen Schritten nach dem Walde zuging und ſich unter den Bäumen verlor. Ein ferner Gedanke an das Schloß, an Amalie, an ſeine Lage regte ſich zwar, aber verſchwand. — Wie die Natur vor uns liegt, ſo auch die Völker, die Menſchen, — und was ſie bewegt unter einander, iſt zwar verworren genug, und Dein jugendlicher Sinn kann es nicht faſſen. Ja, was Deine eigene Seele ergreift und hierhin, dorthin bewegt in ſtets wechſelnden Schwingungen, kannſt Du es feſthalten, da es vorbeieilt und die Betrachtung ſelber von dem Wechſel ergriffen iſt? Und dennoch haſt Du ein Bleibendes gehabt, das kindliche Sonntagsgefühl, welches Dich bewußtlos begleitete, die Lehre Deines herrlichen Führers, als er ſich von Dir trennte, den Segen der Mutter, als ſie weinend von Dir ſchied. — Die Glocken tönten fort; die Erinnerung führte ihn zurück nach dem hohen Norden, nach den nackten, von dem unermeßlichen, ſtets wogenden Weltmeere umrauſchten Felſeninſeln, nach den ſtillen Scenen ſeiner Kindheit, und immer zuverſichtlicher wuchs der reine, kindliche Sinn in ihm hervor, der ihn mit Welt und Menſchen, mit allen kleinen Sorgen und Mühen, mit Freude und Luſt innig, ja liebend verband, indem er zugleich mit fröhlicher Zuverſicht ſich ſagte: Das ſind die Bande, durch welche Er uns an ſich zieht, wenn wir uns an ihn halten. Die Sonne ſteht glühend am Himmel da, der Widerſchein des lebendigen Gottes, der in Allem, bis in die verborgenſten Tiefen, quillt und treibt und keimt und blüht, der Wiederſchein der ewigen Liebe, die Alles trägt, die Alles iſt, die allein iſt, — und wir freuen uns in ihrem Scheine. Wollen wir wähnen, wir hätten ſie nicht, wenn wir uns nicht abwenden von Allem, um ſie, nur ſie krampfhaft anzuſtarren, bis wir erblinden? Haben wir ſie nicht wahrhafter, wenn wir ſie ſpielen ſehen in den Thautropfen, glänzen ſehen in dem Grün? Ja, wer in Dir lebt, der findet Dich allenthalben, der erkennt Dich, ſelbſt wenn Wolken und Nebel Dich verbergen, der erwartet Dein Wiederkommen in doppeltem Glanze, wenn die nächtliche Finſterniß ihn umgiebt. — O, halte meinen Sinn rein und bewahre mich vor dem Irrthume, der Deine Gabe ſchmäht, wie vor dem Frevel, der ſie misbraucht. — Er hatte aus ſeinem Mantelſack den Fenelon herausgenommen. Ein ſtiller Friede durchdrang ihn, er glaubte den ehrwürdigen Lehrer ſeiner Jugend zu hören, er ſah die ſegnende Mutter, und Amalie ſtand, in holder Schönheit, wie ein tröſtender Engel vor ihm.

Der Tag verging faſt, und auch heute ließ man ihn völlig allein.

Als der Alte den Abend ſpät ankam, brachte er die Nachricht, daß Amalie, von der Frau Kunzin allein begleitet, das Schloß verlaſſen, daß die Gräfin in den letzten Tagen ihre ganze Aufführung gegen ſie geändert, daß bei dem Abſchiede die Gouvernante geſchluchzt, die Gräfin geweint hätte, und daß ſie, wie er, der in einem bereitſtehenden Wagen ihnen von des Obriſten Schloſſe aus nachgeeilt wäre, nach Löbau gefahren wären. Von da ſchickten ſie des Grafen Equipage ſogleich zurück, mietheten einen Wagen in der Stadt und fuhren nach Bertholdsdorf, wo er ſie glücklich ankommen ſah. Er, der Invalide, ließ ſich vor ihnen gar nicht ſehen. — Da Ihr, ſagte er, nun über das Schickſal der Komteſſe, die in den beſten Händen iſt, völlig beruhigt ſein könnt, ſo hört Euer Gefängniß auf. Ihr nehmt einen andern Anzug aus Euerm Mantelſack heraus, und der Obriſt leiht Euch dieſen Mantel. Morgen gehen wir vor Tages Anbruch bis nach der Landſtraße, die nach Bautzen führt. Dort trifft Euch in der Nähe der Schenke der Obriſt. Euern Mantelſack bringe ich noch heut Abend nach der Schenke. Wenn der Obriſt Euch ſieht, ſteigt er aus, erkennt in Euch einen Bekannten. Von Euch erfährt er, daß Ihr im Begriffe ſeid, nach Deſſau zu fahren, daß Ihr eben in der Schenke abgeſtiegen ſeid und, es iſt dort ein Poſtwechſel, einen andern Wagen erwartet. Er bietet Euch den ſeinigen an, weil er ſelbſt eben nach Deſſau reiſen wird. Ihr ſteigt ein, und er begleitet Euch. Das Uebrige könnt Ihr ihm überlaſſen. Euer Pferd reitet einer ſeiner Bedienten. — Lögh eilte ſeine Kleider umzutauſchen. Der Alte trug den Mantelſack fort und kam dann zurück.

Den Morgen darauf ſtand Lögh in der Nähe der Schenke, der Obriſt kam. Das Geſpräch fand laut genug Statt, daß der Kutſcher es verſtehen konnte. Vor der Schenke hielt der Obriſt an. Lögh machte Miene auszuſteigen. Bleiben Sie nur ſitzen, ſagte der Obriſt, ich habe ohnehin Etwas mit dem Gaſtwirthe zu beſprechen, und werde den beſtellten Wagen abſagen und Ihren Mantelſack herausbeſorgen. Lögh ließ ſich etwas nöthigen, fügte ſich aber zuletzt. Der Obriſt ging hinein, befahl aber dem Kutſcher, auf dem Bocke zu bleiben. Nachdem er einige Augenblicke in der Gaſtſtube verweilt hatte, kam er, begleitet von einem Hausknechte, der den Mantelſack auf den Rückſitz des Wagens legte. Er ſtieg ein, und man fuhr zu. Sie vermieden die Städte oder hielten ſich nicht in dieſen auf, übernachteten in einer Dorfſchenke und erreichten den zweiten Tag Deſſau.

Mein Sohn, ſagte der Obriſt, als Beide ruhig in Deſſau im Gaſthauſe zuſammenſaßen, ich habe aus manchen Aeußerungen, die Dir auf der Reiſe entſchlüpften, wahrgenommen, daß nicht bloß die Liebe, daß auch tiefere Gefühle Dich ergriffen haben, daß der Einfluß, den Zinzendorf auf ſeine Umgebung ausübt, ſich auch durch Dich bewährt. Doch, geſtehe es mir, kaum würde dieſer Eindruck ein bleibender ſein, wenn ihm nicht die Liebe den Weg gebahnt hätte.

Wie ſollte ich das läugnen können, antwortete Lögh verlegen, was Ihnen, Herr Obriſt, doch nicht verborgen bleiben konnte? Aber, wie wäre es auch möglich, daß Fragen, die das Tiefſte, Unergründlichſte des Daſeins berühren, mit ſolcher Gewalt ſich dem Nachdenkenden aufdrängen könnten, ohne eine innere Bewegung hervorzurufen, ja ohne uns zu erſchüttern?

In der That, lieber Sohn, Du würdeſt mir weniger theuer ſein, wenn Du ſtumpfſinnig der Gewalt ſolcher Erſcheinungen, die eine recht eigentliche, eine große geſchichtliche Bedeutung haben, Dich zu entziehen vermöchteſt. Aber eben deßwegen, weil Erſcheinungen der Art nicht allein ſtehen, weil ſie nur aus der Zeit, in welcher ſie hervortreten, begriffen werden können, ziemt es ſich für den beſonnenen Mann, der ſich nicht bloß dem Strome der Ereigniſſe hingibt, unbekümmert, welche Richtung ihn ſelber zufälliger Weiſe in Bewegung ſetzt, dieſe in's Auge zu faſſen. Auf wunderliche Weiſe wird der Menſch auf ſich ſelbſt, auf ſeinen Standpunkt in der Welt aufmerkſam gemacht, wird in ſich ſelbſt hineingedrängt, daß er einen Mittelpunkt der mannigfaltigen Erſcheinungen finden muß, die ihn wechſelnd anziehen und zurückſtoßen, ihn hin und her treiben, und ſelten über ſich ſelbſt aufzuklären vermögen. Wenigen gelingt es, einen Standpunkt der Ruhe zu erlangen, einen höhern und tiefern, der ſich in das Innerſte des Geſchlechts und der eigenen Bruſt hineinverſenkt. — Wie es mir gelang, einen ſolchen Standpunkt zu finden, von welchem aus ich jetzt, zurückgezogen und für einen kleinen Kreis lebend, die Verwirrung der Welt betrachte und den Tod ruhig erwarte, möchte ich Dir mittheilen, denn ich liebe Dich, wie Wenige — ich ſtehe allein in der Welt, ein liebes Weib verlor ich, und ſie hinterließ keine Kinder. Dich möchte ich meinen Sohn nennen — es ſoll nicht ſein; aber ich glaube, Du wirſt mich verſtehen, ich möchte

Dich ſchützen vor zukünftiger Verwirrung, und meine Mittheilung kann wohl Etwas dazu beitragen.

Ueberwältigt durch den Ausdruck der Liebe von einem Manne, den er ſo tief verehrte, ſtand Lögh auf, wollte die Hand des Obriſten faſſen und an ſeine Lippen drücken, aber dieſer ſchloß ihn in ſeine Arme. Höre mich ruhig an, ſagte der Obriſt und entfernte ihn ſanft. Gerührt ließ er ſich nieder, in geſpannter Aufmerkſamkeit anzuhören, was, wie er ahnete, ihm über ſich ſelbſt, über alles das, was in ſeinem Innern vorging, was ihn ängſtigte und quälte, bedeutende Aufſchlüſſe verſprach.

Ich bin, begann der Obriſt, aus einem berühmten Geſchlecht. Mein Großvater ſtarb, noch rüſtig, in ſeinem ſieben und achtzigſten Jahre. Er hatte in ſeinem neunzehnten und zwanzigſten Jahre den Feldzug unter Guſtaf Adolf mitgemacht, hätte bei Leipzig, bei Nürnberg, bei Lützen gefochten, in der letzten Schlacht unter Herzog Bernhard. Mich liebte er vorzüglich, ich war, als er im Jahre 1699 ſtarb, zwölf Jahr alt. Sein für ſpätere Ereigniſſe geſchwächtes Gedächtniß verſetzte ihn mit der größten Lebhaftigkeit in jene ſchönen, begeiſterten Zeiten eines großen Kampfes für den Glauben. Ich bin daher, obgleich fünf und funfzig Jahre nach dem Tode Guſtaf Adolfs erſt geboren, dennoch wie in ſeinem Feldlager groß geworden. Meine Ohren hingen an den Erzählungen des Greiſes, ich muſterte die Soldaten, ich trug die Beſchwerden der Märſche, erlebte die Abenteuer der Einquartierungen, theilte die großartige Begeiſterung der Zeit, und meine innigſten kindlichen Gebete richtete ich an Gott knieend auf dem Felde, wenn die Heere, in Schlachtordnung geſtellt, einem furchtbaren Kampfe entgegengingen. Ich ſtürzte mich in die Reihen der Feinde, drang vor, unterlag, ſiegte mit dem großen Könige, der mir, verklärt durch die Erinnerung des Greiſes, immer, wie von einer Glorie umgeben, als ein höheres Weſen erſchien. Da es meinem Großvater gelungen war, in den Schlachten bei Leipzig und Nürnberg ſich auszuzeichnen, da die erſten friſchen Lorbeeren auf den dortigen Schlachtfeldern ſeine jugendliche Stirn zierten, daß er als der zukünftige Held erſchien, von dem man Großes erwartete, da er die Aufmerkſamkeit des Glaubenshelden auf ſich zog, der ihn in ſeine Nähe brachte, ihn rühmte, ermunterte, liebte, da der Ruf von dem jungen Helden mit der warmen Begeiſterung das ganze Land durchzog, welches, aus einer bedenklichen Lage geriſſen, von dem Jubel der Befreiung, die wie ein Wunder hervortrat, durchglüht war: ſo ſchien jene Zeit dem Alten, meinem Vater, der ganzen Familie, die Blütezeit ſeines Lebens, ihres Ruhmes zu ſein. Ich lebte mehr in jener Zeit, als in der engern Umgebung, ſie ſchwebte mir vor wie im hellen Sonnenſcheine, ich ſah die Helden in glänzenden Rüſtungen, die Federn wehend, die Säbel gezogen. Die Kanonen donnerten, die Flinten knallten, die Trompeten ſchmetterten, und die Töne des Sieges, der Andacht, des heiligen Glaubenseifers zogen laut durch meine ſtille Welt, über Wunden und Tod, wie über ein buntes Roſenfeld, auf welchem ſelbſt der Jammer der Fallenden, die Angſt der Fliehenden nur als diſſonirende Töne die harmoniſche Melodie hoben, die hell und klar in meinem Innerſten erklang.

Leider ſtimmten die äußern Verhältniſſe wenig mit dieſen Träumen überein. Ich genoß eine gelehrte Erziehung, ein pedantiſcher Lehrer quälte mich mit der ſtarreſten Orthodoxie, mit Lehren, deren kalte, ſteife Formen mir alle Religion ſelbſt unverſtändlich gemacht hätten, wenn nicht Guſtaf Adolf für ſie gelebt, geſtritten, geſiegt und geblutet hätte.

Neben dem Religionsunterrichte hing der Mann noch an allerlei Ueberreſten der vergangenen Zeit, an einer Art ſeltſamer Naturwiſſenſchaft, die den Betrachtenden der Natur eben ſo ſehr entfremdete, wie die ſtarre Religionslehre der Offenbarung. Er trieb Negromantie, Chiromantie, Aſtrologie, und ich mußte dieſen Plunder, ohne daß ich wußte, was er zu bedeuten hätte, aus trocknen Handbüchern lernen. Ich kann verſichern, daß es mir, obgleich mir nicht Phantaſie fehlte, kaum einfiel, es könne hinter dieſen Zeichen etwas Geheimnißvolles, Seltſames ſich verbergen. Du würdeſt es begreifen, wenn Du jemals ein ſolches Kompendium, wie ſie noch in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts auf unſern hohen Schulen ſpukten, kennen lernteſt. Jetzt ſind ſie, Gott Lob, verſchwunden. Auch in den alten Sprachen wurde ich auf die widerſinnigſte Weiſe unterrichtet, und ich erinnere mich recht wohl, daß ich mir als Kind in den Kopf ſetzte, es wäre die lateiniſche Sprache gar keine ſolche, die jemals geſprochen worden, ſie wäre nur eine Erfindung der Alten, um die Kinder zu beſchäftigen und zu quälen. Daß ich alſo nicht mit ſonderlicher Liebe an meinem Unterrichte hing, begreifſt Du leicht. In meiner Kindheit fing eben jene Art der Erziehung an, die jetzt noch herrſchend iſt. Die Kinder wurden äußerſt ſtreng gehalten. Mein Großvater, der, obgleich rüſtig, die Geſellſchaft nicht liebte, hatte ſich zurückgezogen, und zu ihm durfte ich nicht allein kommen, ich brachte ſogar meine meiſte Zeit in ſeiner Nähe zu. Die Aeltern ſah ich aber nur ſehr ſelten, und immer näherte ich mich ihnen mit einer geheimen Scheu. Ich mußte dann geputzt ſein, viele Verbeugungen machen, ihnen ehrerbietig die Hand küſſen, ſie ſprachen ein paar ermahnende, öfters ſtrafende Worte, und ich wurde wieder entfernt. Meine Zeit war ſo zwiſchen der einſamen Kammer des Greiſes und der dunkeln Schulſtube, an der Seite eines mürriſchen, oft körperlich züchtigenden Lehrers, getheilt. Man hatte mir als Geſellſchaft einen Bauerjungen von dem Gute und einen armen Bürgerſohn aus der Stadt zugeſellt, die natürlich meiner Laune ganz preisgegeben waren, damit ich, gezüchtigt von dem Lehrer, mit entfremdender Härte von den Aeltern behandelt, doch auch früh genug lernen möchte, daß die geringern Stände mir zum Spielwerk dienten.

Meine Aeltern lebten auf einem großen Fuße. Aus der entfernten Schulſtube, wo ich meine Zeit zubrachte, ſah ich eine bunte, glänzende Welt ſich bewegen. Die großen Säle waren oft hell erleuchtet, Muſik ertönte, man tanzte. Ich kam bei dieſen glänzenden Geſellſchaften nie zum Vorſchein. Aber meine jugendliche Phantaſie war deſto thätiger. Der Greis erzählte mir wohl zuweilen von den Höfen, von glanzvollen Tafeln in den großen Städten, wo Fürſten und große Herren und Damen in voller Pracht erſchienen, und die mit den Feldzügen wechſelten; wie in dieſen großen, feierlichen Umgebungen Manches verabredet, die

Univ. Bibl. München

Pläne für zukünftige Schlachten entworfen, Bündniſſe geſchloſſen würden. Das, dachte ich mir, geſchah nun hier auch, die Schlachtfelder, auf welchen ich träumend lebte, ſchwebten mir eben ſo klar vor, wie jene wirkliche Umgebung, ſie bildeten zuſammen eine eigene, meine eigentliche Welt, und während Chiromantie, Negromantie, ſchlechte Grammatiken und Katechismen mich wirklich umgaben, lebte ich in einer bunten Welt voll ſeltſamer Ahnungen und Hoffnungen, die meine Zukunft erleuchteten. Aber jene heilige Begeiſterung der vergangenen Zeit, jener kühne Kampf für das Höchſte war der eigentliche Maaßſtab für das Leben, um dieſen ſtolzen, heitern Mittelpunkt bewegte ſich Alles.

Ich werde Dir meine ſpätern Ereigniſſe, was ich als Jüngling, als Mann erlebte, nicht ausführlich erzählen. Wenig Erfreuliches, wenig Erhebliches würde ich vorzutragen haben, was mit dieſen ſchönen kindlichen Träumen, bei deren Andenken ich immer gern verweilte, verglichen werden könnte. Früh genug wurde ich aus dieſem frohen Leben herausgeſtoßen; aber es iſt mir, Gottlob, geblieben, als der innerſte, ja als der reinſte, edelſte Kern meines Daſeins. Immer bedaure ich die Menſchen, die über den ſpätern Jahren die frühern, die frühesten verlieren. Wer ein ganzes Leben fühlen will, dem muß es nicht fragmentariſch erſcheinen; wenn der Faden zerreißt, der uns an der Kindheit Träume feſthält, ſteht der Menſch leer da. Ja ich möchte behaupten, der Menſch wird nicht klüger, wenigſtens gewiß nicht reicher mit den Jahren, meiſt dümmer, wenigſtens beſchränkter, und wie die edelſten Völker, die ein großes, mannigfaltiges, geiſtreiches Leben aus ſich entfalteten, auch am tiefſten in der Erinnerung zurückſchreiten, bis dahin, wo dieſe ſich in ſeltſame Träume verliert, ſo muß auch der Menſch ſeine Kindheit ſich lebendig erhalten bis in das höchſte Alter, wenn ſein Leben ſich friſch und fröhlich, mannigfaltig und reich geſtalten ſoll.

Als die, früher für ihn verſchloſſenen, Säle dem Jünglinge eröffnet wurden, fand er freilich nichts von dem, was er ſuchte, was er ahnete. Ich mußte ſchon in meinem ſechzehnten Jahre in Kriegsdienſte treten. In Italien kämpfte ich unter Eugen, oft iſt der Tod, in mancherlei Geſtalten, mir nahe getreten, ich ſah nun die Heere in Schlachtordnung, ich hörte die Trompeten ſchmettern, ja ich konnte mich an der Spitze der Krieger in Gefahren und Tod ſtürzen. Oft ergriff mich der Moment, der nicht ſelten erhaben und groß erſchien, ich fühlte mich für Augenblicke ganz glücklich. Aber wenn nun Alles vorbei war, wenn ich mich nun fragte, warum, wozu? dann bebte mein armes, verlaſſenes Herz zurück, und Alles ſchien mir ſo leer, ſo nichtig. Ich ſtieg, man brauchte mich bei Verhandlungen der Höfe. Jetzt erſt wußte ich klar, was die Heere bewaffnete, und ſchauderte zurück. An die Stelle der heitern Idee, die mir als Stern leuchtete, trat nun die Kenntniß einer finſtern Politik, der Selbſtſucht der Höfe, die klare Einſicht, daß ich, mit den vielen Tauſenden, ein elender Miethling ſei, an ein Intereſſe verkauft, deſſen unbeſchreibliche Kleinlichkeit mir täglich deutlicher wurde. Die Liebe beglückte mich auf kurze Zeit, ihre Freuden ſtärkten mein ſchon ermattetes Herz. Aber die Geliebte ſtarb, und die Welt hatte nichts, was mich reizen konnte. Da zog ich mich aus dem Gewühl zurück und fing an mich ſelbſt zu fragen, was iſt das denn nun? und ſuchte mich ſelbſt zu erforſchen, und was ich fand, und wie ich es fand, will ich Dir mittheilen, mein Sohn. Ich denke, es kann Dir nützlich ſein.

Die Spekulation hatte mich ſchon früh angezogen. Ich lernte in jüngern Jahren Leibnitz perſönlich kennen, wechſelte Briefe mit ihm, ſpäter mit ſeinen beſſern Anhängern. Auch Spinozas Lehre war mir nicht ganz fremd, und wenigſtens kannte ich ihn genug, um ſeine Verfolger gering zu ſchätzen.

Legh ſtutzte; ja er erſchrak, als Spinoza, den er nur als ein Haupt der Atheiſten, als furchtbaren Gottesläſterer hatte nennen hören, ſo von dieſem Manne erwähnt wurde, deſſen religiöſe Geſinnungen ihm nun faſt zweifelhaft wurden, ſo daß er, bei aller Verehrung und Liebe für den Oberſten, nicht ohne Scheu ſeiner fernern Rede zuhörte.

Der Obriſt ſchien es nicht zu merken.

Das war mir klar, ſollte ſich mir ein feſter Punkt zeigen, von welchem aus ich mich ſelbſt und die verworrenen Erſcheinungen um mich her in friedlicher Eintracht zuſammenfaſſen könnte, dann mußte ich einen Grundton auffinden, der Alles einigend verbände, derſelbe in mir und in Allem außer mir. Was die Bedeutung in die verworrene Geſchichte brachte, mußte auch in mir die höchſte Bedeutung erhalten, das höchſte, belebende, ordnende Licht der Geſchichte mußte auch für meinen Geiſt das Belebende, Erhaltende ſein. Der frühe, jugendliche Eindruck hatte mich nie ganz verlaſſen, ich war gewiſſermaßen religiös, ich verſäumte nicht den Gottesdienſt, einige Reden erbaueten mich, obgleich die meiſten mich zurückſtießen durch die nämliche dürre Kälte und leere Begriffs-Weisheit, die in meiner Kindheit mich geängſtigt und gequält hatte.

Die Bibel ſelbſt kannte ich gar nicht. Einzelne Sprüche, die gebraucht wurden, um Lehrſätze zu beweiſen, waren meinem Gedächtniß geblieben, aber meinem Herzen fremd. Ja ich fand eine gewiſſe Abneigung, mich mit der Bibel zu beſchäftigen. Ich glaubte in dieſer alles das Finſtere und Trübe wiederzufinden, womit mich der Lehrer gequält hatte. Meine Geſchäfte in der Welt konnten mich nicht dazu bringen, mich in Unterſuchungen ſolcher Art zu vertiefen. Als ich aber nun mir die Frage ernſthaft aufwarf: Was vermag die Verwirrung der Geſchichte zu löſen, oder, da dieſes nicht möglich iſt, weil ſie ſich aus einer Verwirrung in die andere hineinſtürzt, was vermag Dir das Ende und Ziel dieſer Verwirrung zu zeigen? war es wohl natürlich, daß mir die Bibel einfiel, und ich mußte mich über mich ſelbſt wundern, daß bei einem ernſthaften, auf das Innere gerichteten Sinne mir das Hauptbuch meines eigenen Glaubens ſo lange unbekannt geblieben. Ich fing, jetzt etwa vor zehn Jahren, an, erſt das neue Teſtament zu leſen. Wie erſtaunte ich, nichts von dem zu finden, was ich befürchtet hatte. Nicht auf ein Mal wurde mir das grundloſe Geheimniß klar; aber ich ließ nicht nach, konnte nicht nachlaſſen, es ergriff mich immer mehr, immer tiefer. Nun ward mir die Geſchichte wichtig. Ich ſah Ihn hervortreten und die bedeutungsvolle Zeit, in welcher er hervortrat, ich ſah ſeine Lehre die Völker ergreifen, wachſen, gedeihen; ich ſah ſie verunſtaltet, verzerrt, ich erkannte die Wohlthätigkeit der Reformation, meine jugendlichen Träume wurden wieder wach, und ich kniete nun wieder mit dem geordneten Heere auf dem Schlachtfelde, betete und ſtritt. Das iſt der Grundton, ſagte ich mir, der durch die ganze Geſchichte durchklingt, und ganz, ungetheilt, wie da, aus der innerſten, verborgenſten Tiefe Deines eigenen Geiſtes wiederklingt; das iſt der verborgene, quellende Trieb in allem menſchlichen verworrenen Streben, und wenn alle Blüten verwelken und alle Stiele verdorren, und die mächtigſten Stämme umſtürzen und vermodern, ja wenn die Blüte ſelbſt abfällt und hinwelkt, die Frucht entfaltet ſich dennoch für ein höheres Daſein der ewigen Liebe, die Alles trägt. Ich wurde Chriſt, ich darf ſagen echt bibliſcher Chriſt, denn die Bibel allein hatte mich geleitet, und die großen Schickſale der Völker, in deren Mitte ich ihre Verkündigung hingeſtellt ſah, als das löſende Wort der Aufgabe, in welche ſie verflochten waren. Mir war es, als durfte ich das Geheimniß kaum nennen. Wie die Alten dem unbekannten Gotte einen Altar bauten, wie die heilige Roma das tiefſte Myſterium ihres gewaltigen Daſeins in einem Ausdruck zuſammendrängte, den ſie nicht laut auszuſprechen wagte: ſo war mir das Chriſtenthum ein unnennbar Heiliges, dem ich nur in völlig reinen Stunden mit Furcht und Entzücken nahe zu treten wagte. Und ſo erſcheint es mir noch. Du darfſt mich nicht mißverſtehen. Er ſoll verkündigt werden, wie er ſich ſelbſt verkündigt hat, durch den Gottesdienſt, der uns losreißt von dem Erſcheinenden, damit wir uns, Kraft gewinnend, der ewigen Liebe ganz hingeben mögen. Aber alles wahre Chriſtenthum iſt That, ja weltliche That, damit Alles von ihm durchdrungen ſei, in ihm lebe. Wenn nun dieſer Sinn als der lebendige in allen Adern des Lebens ſtrömte, wenn er, als der friſche Lebensſaft, alle Wurzelfaſern, den Stamm, alle Aeſte und Zweige, die Blätter und Blüten, der echte Trieb in Allem, durchdränge, dann würden die zertrümmerten, in ſich zerfallenen Völker ſich aufrichten, ſich in ſich ſelbſt beſinnen, und der heitere Frühlingstag der Geſchichte würde anheben; dann würde ein fröhliches Gewimmel uns in den Städten, Jubel auf den Feldern entgegenkommen, das Wort des Nachſinnenden würde Geſtalt gewinnen durch das Gedicht, durch die Kunſt, Alles würde ſich verſtehen und verſtändigen, die Stände ſich wechſelſeitig erkennen, tragen, lieben, die Herrſcher als das ſtets fröhlich ſchlagende Herz einer großartigen Geſtaltung das lebendige

Blut nährend und erhaltend nach allen Organen forttreiben, und die armen Menſchen würden erwachen aus den finſtern Träumen, die ſie feſthalten, in welchen ſich anfeindet, was ſich lieben, vernichtet, was ſich wechſelſeitig erhalten ſollte, wenn nicht ein ſinnzerſtörender Irrthum es triebe und ängſtigte. Es iſt nicht ſo, und abermals verſetzt mich der Gedanke auf die Schlachtfelder von Guſtav Adolf, wie in jener frühern Zeit. Was war es, was mit bebendem Entzücken alle Gemüther durchdrang, als der Weg eröffnet wurde für die Freiheit des Glaubens? War es nicht die Hoffnung kommender heiterer Tage, die man als Folge der Freiheit des Glaubens fröhlich begrüßte? Die blühende Hoffnung wurde nicht erfüllt. Der Sieg bei Lützen trug bittere Früchte. Der Krieg zog ſich von dem ſchönen Mittelpunkt der Begeiſterung in die ränkevollſte Politik hinein, und ſchleppte ſich ſo viele Jahre hindurch fort. Keiner wußte mehr, warum er kämpfte, aber Alle fühlten den Druck. Eine furchtbare Erſchlaffung war die Folge. Das große Reich zerfiel, die Staaten untereinander und in ſich ſelbſt. Wie wüſte Trümmer liegen die auseinandergefallenen Säulen einer bedeutungsvollen Vergangenheit. Die Stände begreifen ſich nicht mehr. Der Bauer wird zertreten und in ſtumpfſinniger Knechtſchaft erhalten, der Bürger verroſtet in einem engen, ſpießbürgerlichen Sinne, der Adel brüſtet ſich in leerer Eitelkeit, die Höfe haben ſich von den Völkern getrennt, und die Gelehrſamkeit ragt wie ein dürres Reis, in dieſer winterlichen Oede, vertrocknet in die kalte Unendlichkeit hinein, die für ſie keine Erquickung hat. Sie iſt dem Volke, ja der Religion fremd, und ſelbſt der Geſchichtsforſcher hebt die ausgeſtorbenen Thatſachen, wie die getrockneten Pflanzen in einem Herbarium, ſaftlos zwiſchen den Blättern auf, um ſie zu erhalten. Wenn nun der Lebensſaft der Geſchichte, der — Er hat es verheißen — nie vertrocknen ſoll, überfließend hervorquillt in irgend einem Zweige des erkrankten Lebens, wo ſoll er eine Stätte finden? Die zerriſſene Rinde hat den zarten Splint entblößt, der rauhen Luft preisgegeben, daß die Faſern erſtarren, die leeren Gefäße vertrocknen und der Stamm verblutet. Siehe, lieber Sohn, das iſt die Lage der gegenwärtigen Zeit. Die Religion iſt nur leere Gewohnheit bei den Meiſten, iſt ein Gegenſtand des Spottes bei Andern, ſie ſelbſt, wie ſie ſich äußerlich geſtaltet, iſt in der Schule der Theologen erſtarrt, bei den Pietiſten in Geſetzlichkeit vertrocknet, bei den Herrnhutern in Empfindung und dunkles Gefühl zerfloſſen. Du wirſt ſagen, ſo iſt es nicht; Spener und Frank, Zinzendorf und Spangenberg würden auf jede Weiſe zu hart beurtheilt, wenn man die Erſten vertrocknete, die Zweiten in Empfindungen zerfließende Chriſten nennen wollte. Gewiß, und ich würde mir es nie verzeihen, wenn ich ein ſo hartes Urtheil über Männer fällte, deren ſchöne, wahrhafte Geſinnung ich verehre. Aber ſie ſtehen nicht allein, aller Anfang in der Geſchichte hat etwas Fröhliches, es iſt ihre innere, geheimſte Wahrheit, die ſich in einer ſolchen Erſcheinung zuſammendrängt. Das aber behaupte ich, dieſe Beſtrebungen zeigen den Anfang einer Verwirrung, für welche die Zukunft büßen muß. —

Der Obriſt ſchwieg, und auch Lögh. Dieſer ſchien zu erwarten, daß der Obriſt ſeine Rede fortſetzen ſollte, ſie ſchien ihm keinesweges geſchloſſen. Manches zwar war ihm klar, ja die Anſicht, daß das Chriſtenthum das ganze Leben durchſtrömen müſſe, als das geheimſte Lebensprincip, war ihm ſehr einleuchtend; doch ſchien ihm der ganze Ton nicht heilig genug, und beſonders die Anſicht der neuern Beſtrebungen zu hart, zu grell, obgleich ſie ihn überraſchte. —

Wenden wir uns, fuhr der Obriſt fort, zu Zinzendorf, er hat doch für Dich das lebendigſte Intereſſe. Ich ſchätze ihn ſehr hoch, ja begreife, daß er einen ſo gewaltigen Eindruck auf viele Menſchen macht. Sein in früher Jugend für das Geheimniß der ewigen

Liebe aufgeſchloſſener Sinn hat der älteſten proteſtantiſchen Gemeinde einen Zufluchtsort bereitet, hat ſie gereinigt, da ſie, von Verfolgungen umſtrickt, in einer engen, beſchränkten, ja gefährlichen Lage eingeſchnürt, mancherlei Irrthümer erzeugte, er hat ihr einen ſchönen, weiten Wirkungskreis eröffnet. — Aber wie ſteht dieſe Gemeinde da? Mitten in einem chriſtlichen Staate dem Staate fremd; wie geſellen ſich zu ihr nur diejenigen, die ſich aus den allgemeinen bürgerlichen Verhältniſſen hinausgepreßt fühlen, weil ſie dieſe nicht mit ihren innern Gefühlen, mit ihrer Anſicht in Uebereinſtimmung bringen können. — Wohl ſind die Miſſionen etwas Herrliches, Großes; aber denke Dir dieſen Sinn mit Allem, was in der Geſchichte für die ewige Liebe keimt, auf's Innigſte verbunden, denke Dir eine geiſtige Kraft, welche die harten Töne der Zeit löſte, die allem Treiben der Zeit eine fröhliche, geſunde Richtung gäbe, anſtatt über unſere Köpfe weg nach Afrika, Amerika und Grönland zu fliehen. Wie viel großartiger würde ſie erſcheinen? Es ſoll der Gemeinde nicht zum Vorwurf dienen, ja genau betrachtet iſt dieſe geſchichtliche Verirrung, die aus einem allgemeinen Uebel entſteht, ein perſönlicher Vorzug. Was für die Zukunft der Gemeinde eine höhere Bedeutung geben wird, iſt das Miſſionsgeſchäft. Durch dieſes wird die löbliche Geſinnung ſich nicht bloß in Lehre, in Gefühl, ſondern auch in rein menſchlicher That darſtellen. Die Gemeinden der Bekehrten müſſen kleine bürgerliche Geſellſchaften bilden, die aber, weil ſie vereinzelt ſtehen, mit keiner andern in Widerſpruch ſind, und im Kleinen und Beſchränkten wird an urſprünglich rohen Maſſen in leicht zu überſehenden Verhältniſſen derjenige Sinn ſich geſtaltend erproben, der auch die größten Verhältniſſe geſchichtlicher Entwickelung in irgend einer Zukunft bilden und verklären ſoll. Nur die Ueberzeugung habe ich gewonnen, daß wir, indem wir ein ſolches Gefühl, welches überfließend ſich in der Zeit ergießt, nicht bloß dulden, ſondern auch ehren, uns doch keineswegs dadurch verleiten laſſen ſollen. Frage ſich ein Jeder, ob ſein eigenthümlicher Standpunkt in der Welt, ob die Gabe, die ihm verliehen iſt, und ihr lebendiger Zuſammenhang mit dem, was ſich geſchichtlich geſtalten will, nicht empfänglich iſt für die Keime der ewigen Liebe, und eine beſonnene Ueberlegung — der wahre fromme Sinn iſt nie leidenſchaftlich — wird ihm zeigen, daß ein verborgener Faden das ſcheinbar zertrümmerte Daſein noch zuſammenhält. An finſtern Orten wachſende Pflanzen verlängern ſich in dürre Stiele, um, erregt durch das ferne Licht, dürftige Blätter zu treiben; aber fröhlicher gedeihen ſie von dem belebenden Lichte allſeitig umfloſſen. —

Durch dieſes Geſpräch waren Beide in eine ernſthafte Stimmung verſetzt. Die ganze Anſicht ſtimmte zu ſehr mit der Geſinnung des jungen Mannes überein, als daß ſie ihn nicht hätte beruhigen ſollen. Sie erhöhte ſeine Liebe, ſeine Achtung für den Obriſten, der ja doch ganz ſich dem hingegeben, was auch ihm das Höchſte war, der allem äußern Glanz entſagt hatte, um ein Leben in freier Liebe zu führen.

Ich habe, fuhr der Obriſt fort, ein ſolches Leben, wie ich wünſche, gefunden, und mit zwei Freunden, einem Geiſtlichen und einem Arzte, lebe ich für meine Bauern, ſeit ich weiß, daß ſie nicht für mich da ſind. Ein zehnjähriges Leben, nicht ohne manche trübe Erfahrung, hat mich belehrt, daß man dann am heilſamſten, am dauerhafteſten zu wirken vermag, wenn man ſich zu beſchränken weiß. —

Sie, theuerſter Vater! — Sie haben mir das Recht gegeben, ſie ſo zu nennen. —

Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich es wirklich wäre, antwortete der Obriſt und umarmte ihn gerührt; Beide waren von dem Gefühl der nahen Trennung bewegt.

Sie, fuhr Lögh fort, haben Ruhe gefunden, weil es Ihnen vergönnt war, der heiligen Quelle aller Ruhe nahe zu treten, aber wie Viele gehen unter und verſtummen — welch ein Bild des traurigen Verfalls aller Lebensverhältniſſe haben Sie mir vorgeführt. Meinem fernen, rauhen Vaterlande hat die Natur Vieles verſagt, aber die zerſtörenden Zweifel haben das Leben nicht zerriſſen, in einfachen Verhältniſſen lebt ein treues Volk, ohne jene Verwirrung des Tages zu theilen, und ich möchte mich zurückſehnen nach den kahlen Felſeninſeln im hohen Norden, wenn ich —

Wenn nicht Dein Herz hier gefeſſelt wäre. Getroſt, lieber Junge, auch dieſen Kummer kann die friſche, fröhliche Jugend überwinden. —

Ich werde ſie nie vergeſſen, nie eine Andere lieben können, ich weiß es gewiß. Wenn auch Irrthümer ſich aus dem Gefühle, dem ſie ſich ganz ergeben hat, entſpringen können, in ihrer Seele geſtaltet ſich es völlig rein. Ja ſelbſt für die heilige Andacht ſoll das Andenken an ſie mich rein erhalten, — und darf ich nicht ohne Frevel eine Neigung, wie dieſe, als eine höhere Fügung zu meinem Heile betrachten? Die Dichter erzählen uns, wie der Liebende den Mond anblickt und entzückt iſt, wenn er denkt, daß nun die entfernte Geliebte ihn auch anſieht, entzückt durch eine Vereinigung, die doch keine iſt. Aber ſind wir in Ihm nicht verſchwiſtert? Wie ganz anders iſt das Andenken an ſie, wenn die ganze Seele ſich Ihm hingibt und das makelloſe, verklärte Bild mir nahe, ganz nahe tritt, um die ſelige Wehmuth, die mich durchzittert, zu heiligen, zu ſtärken, nicht zu ſtören. —

Einſylbiger wurde jetzt das Geſpräch, lange, traurige Pauſen entſtanden. Das Pferd hielt ſchon vor der Thüre, der Mantelſack war aufgeſchnallt. Still und traurig ſtand Lögh da. Plötzlich ſtand der Obriſt auf. Gott ſegne Dich, mein Sohn, ſagte er kurz und verließ die Stube. Lögh warf ſich betäubt auf das Pferd.

Als er nach Hamburg kam, erfuhr er mit Entſetzen, daß ſein älterer Bruder geſtorben ſei. Er ſollte zurückeilen, um ſeine Stelle zu erſetzen, jetzt dazu beſtimmt, das bedeutende Gut des Vaters zu übernehmen. Und ſo iſt dieſer junge Mann uns nach ſeiner weit entfernten Heimat entrückt. Aber Amaliens Bild und das Andenken an den Obriſt begleiteten ihn beſtändig.

Als Lógh den Baron am Arm faßte und mit ihm den Gartenſaal verließ, blieben der Graf und die Gräfin in ſtarrem Entſetzen zurück. Beide blickten, wie von Todesangſt ergriffen, nach der Allee und ſahen es, wie Lógh mit dem Baron ſchnell davoneilte. In der Ferne erkannten ſie die Gartenthüre, und tödtende Angſt ſchärfte den Blick. Amalie war ohnmächtig. Eine Todesſtille herrſchte in dem ganzen Saale. Deutlich vermochten ſie zwar nicht wahrzunehmen, wie Lógh das Pferd beſtieg und davon eilte, aber ſie hörten das Geſchrei des Barons, und in demſelben Augenblicke ſahen ſie ihn, noch wie von Angſt getrieben, die Allee allein, ohne Begleitung, hinauf eilen. Da war es, als wenn ſtarre Bildſäulen auf einmal in heftige Bewegung geſetzt würden. Das laute Rufen, das Hin- und Herlaufen, das Schlagen der Thüren erweckte die ohnmächtige Amalie. Die Gräfin war von einer unmäßigen Wuth ergriffen, der Graf vor Aerger blutroth, der Baron noch todtenblaß und konnte lange die Worte nicht finden, ſich nicht beſinnen. Das ganze Haus gerieth in Bewegung. Alle Pferde wurden geſattelt, die ganze Dienerſchaft, Ackerknechte, Bauern eilten davon, den Flüchtigen aufzuſuchen. Auf dem Wege, auf welchem Lögh geflohen war, wurden Fußgänger, Reitende, Fahrende, wer auf den Feldern in der Nähe des Weges war, angehalten, keiner wollte einen Reitenden, wie der beſchriebene, geſehen haben. Wir wiſſen, wie der Invalide die Verfolgenden irre führte; da man keinen Grund fand, ſeinen Bericht in Zweifel zu ziehen, ſo fing die Gräfin an zu glauben, daß die Uebrigen falſch berichtet hätten. Ihr Zorn erreichte die größte Höhe: man ſollte dieſe Menſchen, die den Frevler unterſtützten, ergreifen, man ſollte ſie verhören; ſie müßten mit dem Nichtswürdigen in irgend einer Verbindung ſtehen. Aber ſie waren verſchwunden, man kannte ſie nicht, es waren Fremde von entfernten Gütern, die auf dieſem Wege, der nach vielen Dörfern führte, zufällig gereiſt waren. Bis tief in die Nacht dauerte das Nachforſchen; aber Lögh ſchien wie durch ein Wunder verſchwunden.

Amalie war indeſſen ſtill nach ihrer Stube geſchlichen. Je verworrener ihre äußere Lage war, je verlaſſener ſie ſich fühlte, deſto inbrünſtiger wandte ſie ſich an den, der ihr zu jeder Zeit Troſt gewährte. Bald war ſie völlig ruhig, und während Alles im Hauſe in unruhiger Bewegung war, herrſchte der ſtille Friede eines gottergebenen Gemüths da, wo Jedermann die größte Angſt, ja Verzweiflung vorausſetzte. Amalie wachte geſtärkt auf am andern Morgen. Sie wartete lange, kein Menſch ließ ſich ſehen. Sie klingelte; keiner kam zum Vorſchein.

Haben ſie Lögh ergriffen? Kann er entkommen, da der Graf ſo viele Mittel hat, ihn zu ergreifen? Werden ſie nicht ihren ganzen Zorn gegen die arme Freundin auslaſſen? Was werden ſie mit Dir anfangen? Sie erwog jedes Wort der Gräfin, als dieſe aus dem Zuſammentreffen Löghs mit der Frau Kunzin jene Beſchuldigung zuſammenſetzte, die ihrem Rufe ſo nachtheilig war, ſie begriff, daß die Gräfin Alles thun würde, um die Sache bis auf das Aeußerſte zu treiben, und die Ruhe, die nach der Erſchöpfung gefolgt war, mußte einer unbeſchreiblichen Angſt weichen. Sie verließ die Stube, um endlich einmal einen Menſchen zu finden. Bediente, die ſie traf und anredete, machten eine verlegene Verbeugung, aber antworteten nicht. In ihrer Angſt wollte ſie zur Gräfin dringen. Der Kammerdiener ſtand vor der Thüre und verſicherte, daß weder die Gräfin, noch der Graf ihren Beſuch annehmen würde.

Aber mein Gott, rief ſie nun und rang die Hände, was haben ſie mit der armen Frau gemacht? —

Das werden Sie leicht erfahren, wenn Sie ſich nach ihrer Wohnung bemühen wollten. —

Wer ſoll mich begleiten? Die Gouvernante läßt ſich nicht ſehen, iſt in ihrer Stube nicht zu finden.—

Die Gräfin hat mir aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß man Ihnen keine Hinderniſſe in den Weg legen wird. Sie mögen gehen oder kommen, wenn Sie wollen; aber Sie haben von jetzt an keine Aufwartung von irgend Jemand in dieſem Hauſe zu erwarten. —

Amalie ſah den Menſchen ſtarr an, ſagte aber entſchloſſen: Nun, dann gehe ich.

Sie eilte nach der Schenke, fragte ängſtlich nach der Kunzin und ſtürzte erſchrocken in ihre Stube.

Mein Gott, rief dieſe, Amalie, was fehlt Dir?

Sie mußte Athem ſchöpfen.

Habt Ihr nichts vernommen? fragte Amalie ſchnell.

Allerdings, antwortete die Alte, man hat mich ſehr in Schrecken geſetzt, und ich war Euretwegen ſehr beſorgt, bin es noch. Ein fremder Herr, man nannte ihn den Herrn Juſtitiarius, kam hier her, und ein Schreiber mit ihm, er wollte erſt, daß ich in die große Schenkſtube hinunter gehen ſollte, um mich da, im Angeſicht der verſammelten Gäſte, verhören zu laſſen. Da aber die Wirthin ihm ſagte, daß ich krank ſei, ſo fing das Verhör hier an. Ich wurde hin und her gefragt: Wie lange ich Dich kenne, wo ich Lögh kennen gelernt? Ich erzählte Alles, auch was mich hertrieb; mein Gott! ich hatte ja nichts zu verheimlichen. Er ſah meine Sachen durch und fand einige Briefe.

Wer ſchrieb dieſe Briefe? fragte er.

Meine Amalie, antwortete ich.

Er nahm ſie zu ſich. Ich beſchwur ihn, dieſe Briefe nicht zu nehmen.

Ich habe ſie auf die Reiſe mitgenommen, weil ſie mir ſo theuer ſind, weil Manches darin vorkömmt, worüber ich mein liebes Kind fragen wollte, rief ich. Rauben Sie mir die Briefe nicht.

Er antwortete nicht, verſicherte aber, daß er bald hinter die Wahrheit kommen würde, daß man den frechen Menſchen, Lögh, ergriffen hätte. —

Gott! ſchrie Amalie. —

Aengſtige Dich nicht, mein Kind, die Wirthin hat mir nachher verſichert, daß es nicht wahr ſei. Lögh iſt auf eine faſt unbegreifliche Weiſe verſchwunden. Er muß wohl Freunde gefunden haben, die ihm fortgeholfen. Man gibt ſchon die Hoffnung auf, ihn zu finden.

Iſt das gewiß? fragte, noch ängſtlich, Amalie.

Das ganze Dorf iſt, wie die Dienerſchaft, in Bewegung geſetzt, ihn zu verfolgen, verſicherte die Alte, und Alle wiſſen, daß man ihn noch nicht gefunden.

Amalie ſchöpfte freier Athem. Einer großen Sorge war ſie entledigt.

Der Juſtitiarius, fuhr die Alte fort, drängte mich recht, er drohte mit einem harten Gefängniß. Ich weiß nicht, wie es kam, aber er konnte mich nicht erſchrecken.

Da Sie, ſagte ich, die Briefe mit ſich nehmen wollen, ſo können Sie ja aus dieſen am leichteſten erfahren, in welchem Verhältniſſe ich mit Amalien lebe. Ich bin übrigens eine redliche Bürgerfrau, ich bin mit Paß, wie ſich es gebührt, verſehen, und ich glaube nicht, daß man ein Recht hat, ſo mit mir zu verfahren.

Er ſchien doch etwas ſtutzig zu werden. Gefangen bin ich indeſſen. Ein Menſch hält Wache vor meiner Thüre, und er hat den Befehl, nur Dich einzulaſſen.

Ich begreife nicht, was man mit uns anfangen will, ſagte Amalie. Ihr Benehmen gegen mich vermag ich nicht zu faſſen.

Sie erzählte nun der Frau das ganze Ereigniß, was die Gräfin in ihrem Zorne ihnen alles vorgeworfen hätte, Löghs Wuth und Flucht, und wie man ſich jetzt gegen ſie betrüge. Die Alte war ſehr erſchrocken, und man überlegte hin und her, was zu thun wäre.

An ihn, ja, ja, an ihn will ich mich wenden, rief, wie von einem glücklichen Gedanken ergriffen, Amalie; Bertholdsdorf iſt ja nicht ſo weit von hier, — an Zinzendorf, er kann rathen, helfen.

Nach einer kurzen Zeit ging Amalie wieder nach dem Schloſſe. Keiner kam ihr entgegen, nur ein Bedienter brachte ſtumm das Eſſen und ging wieder. Sie ſchrieb den ganzen Tag. Alles legte ſie dem Grafen vor, ihr Widerſtreben, in dieſem Hauſe zu leben, wie man ſie in die Verhältniſſe der großen Welt hineinzuziehen ſuchte, ihren Kummer, ihre inneren Kämpfe, ihr Glück, auch die letzte Begebenheit erzählte ſie ausführlich, nur ihr Verhältniß gegen Lögh ſetzte ſie in Verlegenheit; aber ſie überwand ſich. Er ſoll Alles wiſſen — und ſie beichtete, indem ſie mit zarten Worten die Neigung gegen den jungen Mann erwähnte, gegen welche ſie aber aus aller Kraft kämpfte. Sie endigte mit dem Wunſche, in die Gemeinde aufgenommen zu werden, mit der Bitte, auch ihrer Freundin dort einen Platz zu gönnen. Sie glaubte, daß ein kleines Kapital, welches die verſtorbene Tante ihr geſchenkt, und welches man ihr nicht entziehen könnte, hinreichen würde, um Beide zu erhalten. Sie verſtünde mancherlei weibliche Arbeiten, könnte wohl auch Unterricht darin ertheilen. Zuletzt ſprach ſie den Wunſch aus, einen Namen, der ihr ſo vielen Kummer gebracht, der ſo viele Anſprüche begründete, denen ſie völlig zu entſagen entſchloſſen wäre, abzulegen und, wie ihr Bruder, mit dem bürgerlichen, mütterlichen Namen: Leith in die Gemeinde einzutreten. Während ſie ſchrieb, beſchäftigte ſie der Gegenſtand des Schreibens ganz, ſie ſah ſich in der Gemeinde, eine ſchöne Hoffnung trat ihr entgegen, und es war ihr, als wenn alle Laſt der Gegenwart abgewälzt wäre. Als der Brief geendigt, zugeſchloſſen, verſiegelt war, ſtieg erſt der Gedanke in ihr auf: Wer ſoll ihn überbringen? Ein Jeder flieht Dich; wird man den Brief, ſelbſt wenn man ihn annimmt, nicht der Gräfin ausliefern? Sie ſteckte ihn ein und ging, wie bewußtlos getrieben, in den Garten. Hier traf ſie nach kurzer Zeit den Burſchen und wagte es, ihn anzureden. Ein ſtilles Gebet hatte ihr Zuverſicht gegeben, ſie gab ihm den Brief, und wir kennen den Erfolg.

Jede kalte und beſonnene Ueberlegung überzeugte die Gräfin von Amaliens Schuldloſigkeit, ſie wollte das ſich ſelbſt überlaſſene, unerfahrene Mädchen theils durch die ſtille Demüthigung ängſtigen, theils ſie verleiten, irgend einen unbeſonnenen Schritt zu thun, der den Verdacht verſtärken könnte. Ein anderes unangenehmes und unerwartetes Ereigniß hatte den Grafen und die Gräfin ohnehin bitter geſtimmt. Der Graf gehörte zu denen, die vorzüglich den König gegen Zinzendorf aufgebracht, die ſeine erſte Landesverweiſung veranlaßt hatten. Daß er in Berlin ſo günſtig aufgenommen wurde, daß der König von Preußen ihm wohlwollte, war den gegen ihn Verbündeten höchſt unangenehm, und als der Feldmarſchall Natzmer ihm die Erlaubniß auszuwirken ſuchte, nach ſeinem Gute zu reiſen, wagten ſie nicht, es zu verhindern. Sie ſahen wohl ein, daß die Landesverweiſung, nachdem dieſe Erlaubniß ihm erſt ertheilt worden war, aufgehoben werden könnte; um nun nicht als ſolche zu erſcheinen, die Zinzendorf verläumdet, den König zu einem ungerechten Verfahren verleitet hätten, legten ſie ihm einen Revers vor, den er unterſchreiben ſollte. Man rechnete auf ſeine große Nachgiebigkeit, die ihnen natürlicher Weiſe Schwäche ſchien. Hätte er dieſen Revers unterſchrieben, dann hätte er ſich ſelbſt ſolche Vergehungen Schuld gegeben, durch welche ſie gerechtfertigt geweſen, er, ſelbſt öffentlich, gedemüthigt, und die Aufhebung der Landesverweiſung als ein Akt der unverdienten Gnade erſchienen wäre. Aber jetzt erfuhren ſie, daß Zinzendorf zwar in Vielem nachgeben wollte, ſich Manches, ſelbſt Hartes und Kränkendes wollte gefallen laſſen, aber zugleich entſchieden erklärte, daß er dieſen Revers, wie er da wäre, nicht unterſchreiben würde, weil er durchaus falſche und grundloſe Beſchuldigungen keinesweges durch ſeine Unterſchrift ſanktioniren wollte. Er war entſchloſſen, lieder noch ein Mal landflüchtig zu werden. Die Nachricht von dieſem Entſchluſſe des Grafen Zinzendorf war wenige Stunden vor Löghs Beſuch angekommen; und ſo fanden ſie ſich auf vielfache Weiſe durch die unbequeme religiöſe Schwärmerei gekränkt und verletzt.

Bald aber ſollte die Gräfin Erfahrungen machen, deren Gewalt ſie nicht abzuweiſen vermochte. Der Juſtitiarius trat herein, Bericht über das Verhör abzuſtatten.

Ich vermag, ſagte er, nichts auf die Frau zu bringen, die Abſicht ihres Beſuchs iſt offenbar völlig argslos geweſen. Ja ich befürchte, daß wir ſchon zu weit gegangen ſind.

Die Gräfin ſah ihn mürriſch an und ſchwieg. —

Ich fand dieſe Briefe und nahm ſie mit. —

Er legte ſie ſtumm hin, verneigte ſich und ging. Die Gräfin konnte zwar, nach der Art, wie ſie dieſe Briefe empfing, nicht vermuthen, daß ſie etwas enthielten, was eine Beſchuldigung oder einen Verdacht begründen könnte; aber Aeußerungen der Unzufriedenheit, die ihrem Haſſe Nahrung verſprächen, erwartete ſie gewiß. Sie hatte ſich getäuſcht; nicht eine Klage war dem armen, gequälten Mädchen entſchlüpft, ſie zweifelte nicht, daß die Gräfin ihr Glück wollte, ſie klagte ſich ſelbſt an, daß ſie ſich nicht genug in ihre

Lage zu finden wüßte. Einzelne Aeußerungen, die auf die ruhigen Tage der Einſamkeit, die ſie ſo ſehr vermißte, deuteten, kamen zwar vor, aber ein milder Geiſt der Duldung, des Friedens ſprach ſich in jeder Zeile aus.

Es gibt eine Gewalt des ſtillen, ſcheinbar waffenloſen Gemüths, der ſelbſt der Härteſte nicht widerſtehen kann.

Indem die Gräfin die Briefe durchlas, ging die friedliche, liebreiche Stimmung, die in ihnen herrſchte, unwillkürlich auf ſie über, ja eine Thräne trat ihr in die Augen. Sie ſtand ſchnell auf, ſchrieb ein Paar Zeilen an den Juſtitiarius und trug ihm auf, die Unterſuchung gegen die Frau ſogleich abzubrechen, verſiegelte Amaliens Briefe und ſandte ſie ihm. Dieſer hatte es erwartet und ging ſogleich nach der Schenke.

Wir ſind von Eurer Unſchuld völlig überzeugt, ſagte er, indem er zu der Frau Kunzin hereintrat; hier habt Ihr Eure Briefe wieder.

Die Frau hörte ihn ruhig an. Er verließ die Stube und nahm die Wache mit. Dieſes Alles geſchah gegen Abend.

Der nächſte Tag verſtrich in ſchwankender Ungewißheit von allen Seiten. Man gab nun die Hoffnung auf, Legh zu ergreifen, ja es gab Augenblicke, wo der Graf und die Gräfin es nicht einmal wünſchten. Nur der Baron konnte ſich gar nicht beruhigen. Die Gräfin war in einer ſehr peinlichen Lage. Das Bewußtſein ihrer Härte gegen ein ſo mildes Weſen quälte ſie fortdauernd, und ſie wußte nicht, wie ſie einlenken ſollte.

Amalie war keinesweges ruhig. Zwar erfuhr ſie, als ſie die Frau Kunzin beſuchte, was hier Günſtiges geſchehen war, aber das Benehmen gegen ſie ſelbſt war noch immer das nämliche; vor Allem ängſtigte ſie der Brief. Der Burſche, der ihn an den Invaliden abgeben wollte, ließ ſich gar nicht ſehen. So verging der Tag, und erſt am Abende, in ihrer Stube, gab ihr das Gebet, wie gewöhnlich, die Ruhe wieder.

Als ſie den Tag darauf die Freundin aufſuchte, trat ihr dieſe fröhlich mit der Antwort des Grafen Zinzendorf entgegen. Mit freudigem Zittern erbrach ſie den Brief. Er billigte Alles, ſelbſt die Namens-Veränderung, bot willig die Hand zur Aufnahme Beider in die Brüdergemeinde, fand die genannte Summe für Beide hinreichend. Er zweifelte nicht daran, daß die Gräfin ſelbſt ihren Entſchluß unterſtützen würde. Er hatte durch einen Eilboten ein Schreiben auch an ſie geſandt. Da knieten Beide und dankten Gott, erhoben ſich und ſangen zuſammen, in frommer Andacht, ein Danklied. Sie wurden einig, ihren Entſchluß geheim zu halten, da Amalie ihren Namen verändern wollte.

Nachdenklich ging nun Amalie nach dem Schloſſe zurück. Jetzt mußte ja doch die Gräfin ſich äußern, nachdem ſie ſo lange ſich auf eine ſo ſeltſame Weiſe zurückgezogen hatte. Wie wird ſie ſich benehmen? Nicht ganz ohne Furcht erfuhr ſie, daß die Gräfin nach ihr gefragt, daß ſie befohlen hatte, bei ihrer Zurückkunft ſie ſogleich zu ihr zu führen.

Sie haben an den Grafen Zinzendorf geſchrieben, Komteſſe? frug die Gräfin mit einer ſtrengen Miene. —

Ja, gnädige Gräfin. —

Wer hat den Brief überbracht? —

Sie werden mir erlauben, es geheim zu halten. Ich möchte nicht gern Jemanden, der mir einen wichtigen Dienſt erwies, bei Ihnen in Ungunſt bringen. —

Die Gräfin ſchwieg und drang nicht weiter in ſie.

Sie haben ſich beklagt, Komteſſe. —

Ich habe mich über meine Lage beklagt, gnädige Gräfin, und wahrlich, Sie werden mir ſelbſt geſtehen, daß dieſe ſehr unglücklich iſt. —

Ihre Unbeſonnenheit hat Sie, hat uns alle in eine unangenehme Lage verſetzt. Sie wollen ſich mit den Schwärmern in Herrnhut verbinden. —

Gnädige Gräfin! Sie werden ohne allen Zweifel ſelbſt fühlen, daß ich nach dem, was vorgefallen iſt, nicht länger hier bleiben kann. Sie ſelbſt müſſen meine Entfernung wünſchen. —

Allerdings, rief die Gräfin heftig, es iſt mir lieb, daß Sie das ſelbſt fühlen. Ich billige gewiſſermaßen Ihren Entſchluß, da Ihr Geiſt doch einmal für die größern Verhältniſſe des Lebens nicht geboren zu ſein ſcheint. Aber unausſtehlich iſt mir der Gedanke, daß eine Komteſſe Kronfels, daß dieſer bedeutende Name den Schwärmern in Herrnhut einen unverdienten Glanz geben, unſerer Familie zur Schmach gereichen ſoll.

Gnädige Gräfin, antwortete Amalie, dieſer Name hat meinen Aeltern vielen Kummer verurſacht, mein Bruder hat ihm entſagt, erlauben Sie mir, den beſcheidenen Namen der mütterlichen Familie anzunehmen. Ich entſage willig allen Anſprüchen der Geburt, Allem, was man gewöhnlich Glück zu nennen pflegt, was es aber für mich nicht iſt. Sie werden aus dieſer Antwort des Grafen ſehen, daß es mein Wunſch ſchon früher war.

Die Gräfin war überraſcht. Daß dieſes friedliche Mädchen ihr ganz in die Hände arbeitete, ihr gar keinen Widerſtand leiſtete, rührte ſie faſt. Es war ihre Abſicht, Amalie ganz verſchwinden zu laſſen. Man wollte ausſtreuen, daß ſie in eine ferne Gegend zu mütterlichen Verwandten gezogen ſei, weil es doch einmal unmöglich geweſen, ſie zu produciren, weil ſie ſich einer ſtandesmäßigen Erziehung durchaus widerſetzt, und weil ihre geringe Geſinnung nur in einer beſchränkten Lage Glück und Zufriedenheit finden könnte. Und nun unterſtützte Amalie ſelbſt dieſe Abſicht. Die Stimmung, in welche Amaliens Briefe die Gräfin verſetzt hatten, nahm überhand, und die Schlechtigkeit ihrer verborgenen Pläne ſchien ihr durch eine unwillkürliche Rührung wie veredelt.

Wir wollen uns nicht im Zorne trennen, ſagte ſie und nahm einen milden Ton an. Als einen Beweis meiner guten Geſinnung gegen Sie will ich die kleine Summe, welche die Verſtorbene Ihnen geſchenkt hat, verdoppeln.

Gnädige Gräfin, der Graf Zinzendorf hält dieſe Summe hinreichend für mich und meine Freundin, die mit mir in die Gemeinde eintreten wird.

Nein, erwiederte die Gräfin, die Summe müſſen Sie annehmen.

Amalie ſchwieg. Die Anſtalten zur Abreiſe wurden nun getroffen. Die Gouvernante, die ſich das Wohlwollen, ja das größte, geheimſte Vertrauen der Gräfin erworben hatte, durfte wieder erſcheinen. Sie fiel Amalien um den Hals. Der Baron küßte ihr ehrerbietig die Hand, der Graf mit rührendem Anſtande die Stirn. Die Gräfin war faſt gerührt, ſie begleitete ſie bis an den Wagen, umarmte, küßte ſie, weinte; aber Komteſſe wurde ſie von ihr nicht mehr genannt.

So fuhr Amalie zu ihrer Freundin, Beide verließen das Schloß, und ſehnſuchtsvoll, wie aus einem Gefängniſſe befreit, ſahen ſie ihrer Aufnahme in die friedliche Gemeinde entgegen.

Die beiden Freundinnen erblickten in einem freundlichen Thale die rothen Dächer von Herrnhut; ſie fuhren durch die breiten, reinlichen Straßen, an deren Seiten immer mehr neue Häuſer entſtanden, ſie ſahen die Kirche, die frei, auf einem Platze in der Mitte der Stadt, lag, als der eigentliche Mittelpunkt des ganzen Lebens, der ganzen Verbrüderung. Eine große Stille herrſchte allenthalben, nirgends eine Spur unruhiger Bewegung. Die Männer in dunkelem, einfachem Anzuge gingen langſam, wie in ſich verſunken; die Frauen, alle auf dieſelbe Weiſe angezogen, alle ſchmucklos, in grauen Röcken und Jacken, Hals und Bruſt mit weißen leinenen Tüchern verhüllt, mit einfachen Mützen, die das Haupthaar verbargen, zogen ſtillſchweigend und einzeln durch die Straßen, ohne um ſich zu blicken.

Kinder ſah man kaum. Amalie konnte eine ängſtliche Empfindung nicht zurückdrängen, als ihr dieſe feierliche, finſtere Stille entgegentrat. Indeſſen rollte der Wagen durch die Stadt, man erreichte das Schloß in der Nähe, und Amalie ließ ſich und ihre Freundin bei dem Grafen anmelden. Sogleich wurden ſie vorgelaſſen, und zwar empfing er ſie zuerſt allein.

Nach den ſtrengen ſittlichen Anſichten der damaligen Zeit ward es vorausgeſetzt, daß ein Mädchen nie von einer entſchiedenen Neigung für irgend einen jungen Mann beherrſcht werde. Die Liebe ſollte die Folge, nicht der Grund jeder ehelichen Verbindung ſein, und höchſtens durfte das Mädchen eine ſolche Verbindung abweiſen. Daß Amalie, obgleich ſie eine ſtreng ſittliche und fromme Erziehung erhalten, dennoch einer ſolchen Neigung unterlag, erklärt ſich aus der Geſinnung, aus der frühern Geſchichte der Aeltern. Der freier gebildete Sinn des Vaters hatte in ihm eine lebhafte, ja leidenſchaftliche Oppoſition gegen die Feſſeln der bürgerlichen Verhältniſſe erzeugt und genährt, ſeine eigne Ehe war auf eine heftige, gegenſeitige Liebe, die mit den herrſchenden Anſichten der Zeit in Widerſpruch ſtand, gegründet, die Quelle aller Freuden und aller Sorgen ihres ehelichen Lebens. Die frühe Geſchichte der älterlichen Liebe, die Hinderniſſe, mit welchen ſie zu kämpfen hatten, die verächtliche Art, mit welcher ſie von den hochmüthigen Verwandten des Vaters behandelt wurde, konnten Amalien, die in den letzten Jahren, beſonders nach dem Tode des geliebten Mannes, nach der Entfernung des Bruders, das ganze Vertrauen der Mutter beſaß, nicht verborgen bleiben; und ſo bildete ſich, neben der höchſten Frömmigkeit und Sittenreinheit, dennoch eine Anſicht der Liebe, die durch treue Neigung der Aeltern gerechtfertigt, ja veredelt ſchien. Konnte nun bei einer ſolchen Anſicht die Liebe gegen Lögh in Amaliens Seele keimen, ſo mußte ſie dennoch in ihr eine gefährliche Verſuchung erkennen, gegen welche ſie mit aller Inbrunſt der Andacht, mit ängſtlichem Gebet kämpfte. Der Graf Zinzendorf mußte eine ſolche Neigung des Mädchens, wie leiſe ſie in ihrem Schreiben auch angedeutet war, als eine jener Schlingen des Verführers betrachten, die den nach ſeinem Heile ſtrebenden Menſchen zu umſtricken ſuchen, und er glaubte ſich um ſo mehr berechtigt, ja verpflichtet, jedes Mittel, welches in ſeiner Gewalt ſtände, zu ergreifen, um dieſe Neigung in der Geburt zu erſticken. Ja deßwegen vorzüglich mochte er Amaliens Eintreten in die Gemeinde billigen und anrathen. Hier war ſie durch die ſtrenge Enthaltſamkeit in allem ſinnlichen Genuſſe, durch die Einrichtungen der Gemeinde, durch das Leben ſelbſt, welches ein fortdauernder Gottesdienſt genannt werden konnte, mehr, als in irgend einer andern Lage, gegen die Gefahr einer tadelnswerthen Liebe geſchützt.

Je mehr Zinzendorf dieſe Neigung mißbilligen, ja verdammen mußte, deſto unbedingter konnte er ihrer Neigung, den väterlichen Namen und alle Anſprüche, die mit dieſem verknüpft waren, aufzugeben, beiſtimmen. Lobenswerth und als ein Zeichen eines wahrhaft chriſtlich demüthigen Sinnes erſchien ihm dieſer Entſchluß, und da er mit ihrer Erziehung, mit den Schickſalen ihrer Aeltern genau bekannt war, ſchien ihr Ausweg für die innere Ruhe ihrer Zukunft verſtändig gewählt. Die eigne Erfahrung hatte ihn, auf eine oft recht harte Weiſe, belehrt, wie viele Hinderniſſe ihm ſein Stand, ſeine Geburt bei ſeinen heilſamſten Beſtrebungen in den Weg gelegt, und er mochte Amalie beneiden, daß ihr möglich war, was ihm ſeine Stellung in der Welt nicht zu thun erlaubte.

Der Kampf mit dieſer verborgenen Liebe war ein Geheimniß, welches er zu ehren ſich verpflichtet fühlte; er hatte nicht das Recht, irgend Jemandem das mitzutheilen, was ein ſchönes, ja heiliges Vertrauen ihm gebeichtet; eben ſo nothwendig ſchien es ihm, Amaliens wahre Herkunft als ein ihm anvertrautes Geheimniß zu bewahren, ſo daß beide Freundinnen und er die einzigen waren, die es hier kannten. Der ganz fremde Anzug, der Amalie unkenntlich machte, der Umſtand, daß ſie nur wenige Wochen in dieſer Gegend und in einer Umgebung, die mit der Gemeinde in keiner Verbindung ſtand, gelebt hatte, endlich das einſame, klöſterliche Leben ließ mit Grund hoffen, daß es Geheimniß bleiben würde. Dies waren Gründe, weßhalb Zinzendorf zuerſt allein mit den beiden Freundinnen ſprechen wollte.

Mit freundlichem heitern Sinn trat er Beiden entgegen, und ſeine Rede hatte etwas ſo Mildes, ſelbſt ſeine Warnungen hatten ſo wenig Verletzendes, daß Amalie mit vollem Vertrauen ſich gegen ihn äußern, ihre ganze innere Seele, ihre Kämpfe, ihre Seligkeit ihm darlegen konnte, daß es ihm wohl klar wurde, wie ſie die Neigung faſt noch mehr ſcheute, als er. Er verſprach ihr nun, das Geheimniß vor Jedermann, ſelbſt vor ſeiner trefflichen Frau, die ſein ganzes Vertrauen beſaß und verdiente, verborgen zu halten, begrüßte die treue, mütterliche Freundin, ſegnete Beide mit gerührtem Herzen, und Amalie wurde nun, mit Frau Kunzin, der Familie des Grafen als Amalie Leith vorgeſtellt. Da der Vater, ſeit Amaliens Geburt ,ein völlig bürgerliches Leben geführt hatte, ſo konnte man, wenn über ihr früheres Leben die Rede war, der Wahrheit völlig getreu bleiben, nur der Aufenthalt in Warſchau und auf dem gräflichen Schloſſe wurde nicht erwähnt.

Das Leben in der Gemeinde verfloß in geräuſchloſer Stille. Auf dem großen Saale, in welchem die Nachtlager der ledigen Schweſtern aufgeſtellt waren, brachte ſie ſchlafend die Nächte zu, während die Freundin zu den übrigen Witwen zog. Der Tag war zwiſchen Arbeit und Gebet getheilt; der einfache, rührende Gottesdienſt wurde ihr allmälig ein Bedürfniß, und die mächtige Gewohnheit wiegte alle übrigen Wünſche in einen wohlthätigen Schlaf, während die ruhige Gegenwart ſie völlig befriedigte.

Als ſie in die Gemeinde trat, war eben eine Kommiſſion aus Dresden da, um eine ſtrenge Unterſuchung über alle Verhältniſſe derſelben anzuſtellen. Mancherlei falſche Gerüchte hatten einen Schatten auf ſie geworfen. Aber ſie ging ſiegreich aus dieſer Unterſuchung hervor. Nichts wurde den ſtreng Prüfenden verheimlicht, Alles ging, während ſie da waren, ſeinen gewöhnlichen Gang, und die Gemeinde überließ getroſt den Erfolg der Unterſuchung demjenigen, der ſie bis jetzt geſchützt hatte, und dem ſie allein vertraute. Dieſe offene, von allen Ränken entfernte Handlungsweiſe mußte Amalie, die eben einen Kreis verlaſſen hatte, in welchem die Intrigue die Seele des ganzen Lebens war, vorzüglich anſprechen; ſie, die durchaus die freimüthige Wahrheit liebte, ſo daß ſelbſt die Verheimlichung ihrer Herkunft, ſo rein und tadellos die Abſicht auch war, ihr oft quälende Gewiſſensbiſſe zuzog. Doch auch dieſe Vereinigung, obgleich ernſthaft mit dem Höchſten beſchäftigt, konnte die Gewalt der geringern menſchlichen Begierden nicht vertilgen. Wohl bemerkte Amalie, daß das enge Zuſammenleben in beſchränkten Verhältniſſen auch den Geiſt beſchränkte, und daß neben einer zur Gewohnheit gewordenen Frömmigkeit kleine Leidenſchaften, Neid, Verläumdung, Geklätſch, laut wurden. Sie ſchwieg, wenn das Geſpräch zuweilen eine ſolche Wendung nahm, und zuletzt ſcheute man ſich, in ihrer Gegenwart Geſpräche der Art zu führen. So blieb ſie mit allen den kleinlichen Umtrieben um ſich her zuletzt völlig unbekannt. Eben ſo wenig nahm ſie Antheil an Religionsſtreitigkeiten, die, obgleich ſie ſich jetzt weniger heftig äußerten, als im Anfange der Stiftung, wo mancherlei Schwärmereien die Gemeinde beunruhigt hatten, doch noch keinesweges ganz verſchwunden waren.

Dieſes ſtille, friedliche Leben, die ungeheuchelte, ſchwärmeriſche Andacht übte zuletzt eine große Gewalt auf die Umgebung, die auch durch ihre äußere Stellung, durch das verhältnißmäßig bedeutende Kapital, durch das feine, anmuthige Betragen, die Folge einer ſorgfältigern Erziehung, als die meiſten Uebrigen ſie genoſſen hatten, allmälig gewohnt wurde, die noch kaum achtzehnjährige Amalie mit einer Art von Verehrung zu betrachten.

Es waren nur wenige Monate verfloſſen, als Graf Zinzendorf, der den ihm vorgelegten Revers, wie er war, zu unterſchreiben verweigerte, freiwillig ſeine Heimat verließ, und Amalie empfand dieſe Trennung ſehr tief. Der Graf hatte vor ſeiner Abreiſe die verſchiedenen Abtheilungen der Gemeinde, die Brüder, die Frauen und die ledigen Schweſtern, verſammelt, und die milde Gewalt ſeines Geiſtes über innerlich bewegte Menſchen, die ſein Eifer, ſeine Liebe hier verſammelt hatte, äußerte ſich mächtig. Es war, als wenn der reine, nur gegen das Vorbild der ewigen Liebe gerichtete Sinn, aus welchem die Stiftung hervorging, in ſeiner urſprünglichen Reinheit wieder hervorgetreten wäre, als wenn Alles, was Misverſtändniſſe und Leidenſchaftlichkeit in der Verbindung ſtörend erzeugt hatte, dem heitern frommen Geiſte weichen müßte. Auch die ledigen Schweſtern ſchloſſen ſich, mit erneuertem Eifer, ſich wechſelſeitig ermunternd, an einander, und Amaliens ganze Seele verlor ſich in den überſchwänglichen

Gefühlen einer Alles tragenden, Alles läuternden Liebe, die denjenigen, der ſich ihr ganz ergäbe, von allem Nichtigen befreite und, aus der tiefen Nacht der hemmenden, feſſelnden Begierde, verklärt zu dem ewig hellen Himmel des Friedens emporhöbe.

Zwei Jahre vergingen auf dieſe Weiſe in ſtiller Ruhe, und Amaliens Beſchäftigung hatte an Bedeutung gewonnen, indem ſie die kleineren Mädchen zu unterrichten anfing. Zwar lockte ſie die Erde, wunderliche Töne, wie aus einer fremden Welt, drangen tief in ihre Seele hinein, der keimende Frühling, das Blütenmeer der Fruchtbäume, ein ſtiller heimlicher Sommertag, weckten Sehnſucht und Ahnungen in dem jugendlichen Gemüthe, die Bilder eines mannigfaltigen Lebens, welches ſich wogend bewegte, zogen an ihr mit verführeriſchem Glanze vorüber, und Löghs anmuthige Geſtalt trat aus dem Blütenmeere hervor, beherrſchte die Traumwelt und erhob ſich unter allen Geſtalten, die in Liebe und Haß kämpfend, unterliegend, ſiegend ihr vorſchwebten. Aber das ſtille Gebet beſchwichtigte ihr unruhig ſchlagendes Herz, das Wort der Liebe vernichtete die bunte Welt, daß die Geſtalten verſchwanden, und der klare, wolkenloſe Himmel des Friedens ihr wieder leuchtete.

Da ſtarb die bewährte mütterliche Freundin. Dieſer Tod kam nicht plötzlich. Ein langwieriges Krankenlager führte ſie allmälig dem Grabe entgegen, lange erwartete die Frau ſelbſt, erwartete Amalie ihre endliche Auflöſung. Die fortdauernde ſorgfältige Pflege, die Andacht der alten Frau, die faſt ununterbrochenen Betrachtungen des Todes und der Ruhe, die Heiterkeit, ja die Sehnſucht, mit welcher die Leidende ihrer Heimkehr, wie ſie es nannte, entgegenſah, eröffneten auch Amalien das Grab. Sie litt, ſie kämpfte, ſie errang den Sieg und ſtarb mit der Freundin, die von ihrer Kindheit an ſie gepflegt, geliebt, alle ihre Schritte geleitet hatte. Zu lieblich erſchien ihr der Tod, die fröhliche Heimkehr, als daß das Sterben der treuen Mutter ihr etwas Schreckhaftes hätte haben ſollen. Sie ſchloß mit ſtillem innigen Gebete ihre Augen und bewachte die Leiche, ganz in friedliche, ſelige Gefühle verſunken.

Als der Tag der Beerdigung erſchien, ſtand Amalie früh auf. Bekanntlich hat die Gemeinde für jeden Tag eine ſogenannte Looſung aus dem alten, und Lehrterte aus dem neuen Teſtament. Dieſe Bibelſtellen werden durch Zufall auserleſen, und ſollen den Gliedern der Gemeinde als Gegenſtände der vorzüglichen Betrachtung des Tages dienen. Es iſt natürlich, daß ſolche Stellen oft eine Bedeutung enthalten, die eine ganz beſondere Beziehung auf die perſönlichen Verhältniſſe anzunehmen fähig iſt, und wenn man ſich in die herrſchende Geſinnung der Brüder hineindenkt, ſo wird man ſich nicht wundern, daß ſie nicht ſelten, bei Gelegenheiten, welche die ganze Gemeinde oder einzelne Glieder betroffen, als ein Wink des Heilandes betrachtet werden, feurige Ergebung, wundervolle Zuverſicht, entſchiedene That erzeugten.

Der Herr hat, ſagte Amalie, indem ſie ſich dem mit Blumen geſchmückten Sarge näherte, Dich, theure Mutter, zu ſich berufen; was hat er über mich beſchloſſen? Wie ſoll ich für ihn thätig ſein, bis ich Dich, die Geliebten in der Heimat aller Liebe wiederfinde? —

Mit klopfendem Herzen öffnete ſie das Buch, in welchem die Looſungen und Lehrtexte des Tages verzeichnet waren. Für Dich, für Dich vor Allen ſind die Worte verzeichnet; ſie ſchlug auf und fand:

Looſung: Ich will ihrer Etliche, die errettet ſind, ſenden zu den Heiden am Meer, und in die Ferne zu den Inſeln, da man nichts von mir gehöret hat, und ſollen meine Herrlichkeit unter den Heiden verkündigen. Jeſ. 66, 19.

Lehrtext: Sie hat gethan, was ſie konnte. Marc. 14, 8.

Sinnend ſaß ſie lange, und es ſchien ihr, als könnten die Worte nicht auf ſie Beziehung haben, fernab lag ihr jeder Gedanke an das Miſſionsgeſchäft, welches ſie zwar als ein ſchönes, heiliges Werk betrachtete; aber nie hatte ſie ſich als thätig dabei gedacht. Jetzt durchfuhr es ihre ganze Seele, wie ein Blitz: Dich, Dich will der Herr! Dieſer Gedanke faßte von jetzt an Wurzel; aber ſie bewahrte ihn als ihr innerſtes Geheimniß.

Die Männer traten herein, den Sarg zu ſchließen und wegzutragen, Frauen, Witwen und ledige Schweſtern ſammelten ſich, und begleiteten die Leiche in ſtummem Gebet durch die ſtillen Straßen bis nach dem ſchönen Berge, dem echten Tabor der Gemeinde, wo ſich für das ſinnliche Auge eine weite Ausſicht eröffnet, während das geiſtige von hier in das Land des Friedens hineinblickt. Tröſtende Geſänge, welche die Ruhe und den Frieden der Entſchlafenen prieſen, erfüllten die Zurückgebliebenen mit froher Hoffnung, und Amalie verließ die Grabſtätte, den Verluſt tief fühlend, von inniger Wehmuth und ſeliger Hoffnung durchdrungen.

Wohl mußte Amalie, und zwar je länger, deſto tiefer, die Trennung von der mütterlichen Freundin fühlen. Von dem entfernten Bruder, den ſie innig liebte, hatte ſie, ſeit ſie das väterliche Haus verlaſſen, nichts erfahren, und ſein Schickſal betrübte und ängſtigte ſie auf's Höchſte. Durch den Tod der alten Frau war jeder Faden zerriſſen, der ſie an die frühe, liebliche Vergangenheit knüpfte, und dieſes zerſchnittene Band theurer Erinnerungen konnte ihr nichts erſetzen. Zwar waren unter den Schweſtern einige, an welche ſie mit vieler Liebe ſich angeſchloſſen hatte; aber jenen durch Gewohnheit befeſtigten, durch kindliche Liebe geheiligten Umgang, jene Uebereinſtimmung aller Gedanken, die ſich begegnen und durch die leiſeſte Anregung verſtändigen, fand ſie nicht wieder.

Oefter, als bisher, drängte ſich ihr zukünftiges Schickſal als Gegenſtand ſorgenvoller Betrachtung ihr auf. Sie war jetzt ein und zwanzig Jahr alt, und mit einer geheimen Scheu, ja mit Angſt ſah ſie, wie die ledigen Schweſtern durch das Loos ihre Gatten erhielten. Man muß, um zu begreifen, wie dieſe Einrichtung entſtehen konnte, nicht vergeſſen, daß die Liebe, nach den ſtrengen Anſichten der Zeit, nicht Grund der Ehe war, ja nicht ſein durfte; daß in dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben faſt immer äußere Rückſichten, Familien-Verhältniſſe, Stand, Ausſichten, Vermögen den heiligen Bund ſchloſſen, ja daß ſolche Gründe als die beſonnenſten und anſtändigſten geprieſen wurden. Die ganze Einrichtung der Gemeinde ſchloß dieſe Gründe aus, alle ledigen Brüder und Schweſtern ſtanden, entfernt von einander lebend, in einem gleichen Verhältniſſe gegen einander, von einer Möglichkeit, daß wechſelſeitige Zuneigung entſtehen könnte, war gar nicht die Rede, ja eine ſolche, als etwas Verwerfliches, zu verhindern, war die beſtimmte Abſicht. Die Vereinigung der ledigen Schweſtern war ſelbſt, einige Jahre vor Amaliens Eintritte, unter dieſen entſtanden, um jede ſolche ſündhafte Begierde zu vertilgen und das Herz rein zu halten für denjenigen, der allein Gegenſtand der Liebe ſein ſollte, und deſſen Willen man ſich willenlos zu ergeben entſchloſſen war. Das Loos trat nicht an die Stelle der Liebe, an die Stelle einer andern Willkür vielmehr, welche die Ehe im bürgerlichen Leben beſtimmte. Hier alſo drängte ſich die Anſicht auf, daß, wo keine irdiſchen Rückſichten die Wahl beſtimmen durften oder konnten, der Herr ſelbſt unmittelbar entſcheiden mußte. Doch keiner von beiden Theilen wurde durch das Loos gezwungen; die erklärte Abneigung, eine Verbindung einzugehen, wurde als ein eben ſo göttliches Zeichen betrachtet und heilig gehalten.

Aber auch in dieſer mildern Form mußte eine Einrichtung, wie dieſe, eine zarte weibliche Seele, die einmal die Liebe kannte, wenn auch bekämpfte, auf das Tiefſte verletzen. Amalie ſah immer mit einem innerlichen Schauder die ledigen Schweſtern dem Looſe folgen, und ſie fühlte eine entſchiedene Abneigung dagegen, je einem ihr fremden Manne die Hand zu reichen. Jetzt fing ſie an, die Folgen der Verheimlichung ihrer Herkunft, die ſie ſelbſt gegen Zumuthungen der Art geſchützt haben würde, ſorgenvoll zu empfinden. Ihre Abneigung wurde dadurch noch geſteigert, daß ſie zwar die religiöſe Geſinnung der Männer ſchätzte, aber, wie ſie ihr aus der Ferne entgegen traten, ihre ganze Bildung doch zu ſehr von dem abweichend fand, was durch frühe Erziehung für ſie einen großen Werth hatte. Sie war alſo entſchloſſen, jede Verbindung abzulehnen und als ledige Schweſter zu ſterben. Aber auch dieſe Stellung, die einzige, die ihrer Wahl übrig blieb, erſchien ihr nicht wünſchenswerth.

Einmal mit der eignen Zukunft beſchäftigt, getrennt von der mütterlichen Freundin, die jeden Gedanken ihrer Seele theilte, gezwungen, was ſie quälte, als ſtilles Geheimniß zu bewahren — denn wie durfte ſie Geſinnungen, die mit der ganzen Einrichtung in Widerſpruch ſtanden, den Schweſtern mittheilen — gerieth ihr Gemüth in eine innere Unruhe, die ſelbſt die Andacht nicht immer zu beſchwichtigen vermochte. Da trat, öfter, als ſonſt, das Bild des verlornen Jünglings vor ihren Geiſt, und geheime Vorwürfe warfen einen Schatten in die reine Seele, die es erfahren mußte, daß ſie noch nicht ausgekämpft hatte. Sie konnte ſich's nicht abläugnen, daß die ganze Einrichtung der Gemeinde eine geiſtige Beſchränktheit herbeiführte, ein Ausſchließen ſo vieler höheren Genüſſe, die früher für ſie eine Quelle reiner Andacht geweſen waren, dieſe geſteigert, nicht geſtört hatten, und deren Verſchmähen ſie nicht billigen konnte.

In dieſer Zeit wurden die Miſſionsgeſchäfte der Gemeinde mit vielem Eifer getrieben. Graf Zinzendorf hatte die Negermiſſion auf den Antillen beſucht und bereitete ſich zu einer Reiſe nach Nordamerika vor. Die Berichte wurden oft vorgeleſen, mit großer Aufopferung unterſtützte man ſie, die zu entfernten Miſſionen beſtimmten Männer folgten dem beſchwerlichen, mühſeligen, oft gefährlichen Rufe mit der größten Bereitwilligkeit. Mit der höchſten Theilnahme wurden die Nachrichten aus fernen Welttheilen angehört, wie dort die Brüder mit Entſagungen aller Art, mit der Rohheit der Menſchen, für deren Heil ſie thätig ſein wollten, mit Gefahren zu kämpfen hatten. Jede kleine, keimende Hoffnung, eine Seele zu gewinnen, wurde als ein großer Sieg begrüßt, und Loblieder feierten ihn. Unter den Brüdern zeichnete ſich beſonders einer, Martin Wachsmuth, aus; wenn er die Berichte vorlas, funkelten ſeine Augen, keiner war, wie er, von der Größe, von der Heiligkeit des Geſchäfts durchdrungen. Er war ein Bürgerſohn aus Löbau, wo der Vater, ein Greis, noch lebte, und er ſelbſt war Tiſchler. Ohne die feinere Bildung zu beſitzen, zeigte ſein Aeußeres eine Klarheit und Beſtimmtheit, die für ihn einnahm. Wenn er ſprach, war ſeine Rede nicht zierlich, in einfachen, ſchlichten Worten ſprach er ſeine Meinung aus, aber die Worte waren treffend und drangen, ſchmucklos, wie ſie waren, tief in die Seele. Ein feſter Wille, ein klarer Verſtand ſprach aus ſeinen Reden, wie Handlungen, und gab ſelbſt ſeiner Haltung, ſeinem Gange etwas Edles, obgleich er immer völlig anſpruchlos erſchien.

Zu den beſchwerlichſten und in jeder Rückſicht bedenklichſten Miſſionen der damaligen Zeit gehörte die in Grönland. Das wüſte Land, das furchtbar rauhe Klima, mit ewigem Eis bedeckte nackte Felſen und ein ſtumpfes, in der herben nördlichen Kälte erſtarrtes Volk boten ein Bild der höchſten menſchlichen Entſagung, der ein Jeder, welcher dort ſich aufhalten, auf dieſes Volk wirken wollte, ſich aufopfernd unterwerfen mußte. Schon ſeit einigen Jahren beſtand die dortige Miſſion, von dem Grafen beſchloſſen, um den herrlichen norwegiſchen Prediger Egede, den Apoſtel der Grönländer, zu unterſtützen. Die Fortſchritte dieſer Miſſion waren bis jetzt nur gering geweſen, die Stumpfheit der Einwohner ſchien jede geiſtige Berührung und Anregung zu verhindern; nur einzelne waren für ein höheres, chriſtliches Leben gewonnen, und die Berichte ſtellten die unglaublichen Schwierigkeiten, welche Klima und Menſchen den Miſſionairen in den Weg legten, in einfachen Worten zwar, aber mit ſchauderhafter Wahrheit dar. In einer Verſammlung, wo der Bruder Wachsmuth die letzten Berichte vorlas, wurde die ganze Geſellſchaft bewegt, er benutzte die Stimmung und riß Alle hin. Zwar wurde, was für die Miſſionen geſchehen ſollte, in der Konferenz der Aelteſten beſchloſſen; aber der Eindruck ſeiner Rede, ſeiner Gebete, die Gewalt ſeiner klaren Perſönlichkeit wirkte auch auf dieſe, und man faßte den Beſchluß, daß er ſelbſt, deſſen Eifer ſo viel Segen verſprach, als Miſſionair nach Grönland geben ſollte.

Amalie war in der Verſammlung gegenwärtig. Auf einmal ſtand die Verkündigung, die ihr die Looſung gegeben zu haben ſchien, mit wunderbarer Gewalt vor ihrer Seele. Als ſie, tief ergriffen, allein war, ſuchte ſie die Berichte über die grönländiſche Miſſion zu erhalten. Egedes Geſchichte, die beigefügt war, fiel in ihre Hände. Sie las, wie dieſer Mann, bewegt durch das Unglück ſeiner Landsleute, die vor Zeiten in Grönland wohnten, und von welchen man, ſeit Verwirrungen in dem Vaterlande die Verbindung aufgehoben und ein Eismeer ſich drohend um das Land gelagert hatte, nichts vernommen, Grönland wieder aufzuſuchen ſich entſchloſſen, wie er durch ein Wunder alle Schwierigkeiten überwand, Kaufleute, die däniſche Regierung zu gewinnen wußte und nun Amt, ruhiges Leben, Alles verließ, um die verwilderten Landsleute für das Chriſtenthum wieder zu gewinnen. Sie las, wie die Frau den Mann ermunterte, die kühne Fahrt zu unternehmen, und ſelbſt alle Gefahren zu theilen bereit war, es ſtand verzeichnet, wie Egede, nachdem er in Grönland angekommen war, nur ſtumpfſinnige Wilde fand, und traurige Ruinen hier und da die Vernichtung ſeiner Landsleute kund thaten, wie er und ſeine Frau mit Sorgen und Kummer, mit Hunger und Kälte kämpften, wie einſt die Mannſchaft, einer ſolchen Lage überdrüßig, beſchloſſen hatte, das Land zu verlaſſen, wie ſelbſt Egede zu ſchwanken anfing, und wie nun das herrliche, muthige, von der Zuverſicht des Glaubens durchdrungene Weib den Mann und die Begleiter gewann, daß ſie ſich theilten und einige dem Vaterlande zueilten, während die übrigen zurückblieben, und daß ſie ſo die Miſſion, dem in ſtumpfer Geiſtesnacht verſunkenen Volke die Verkündigung des Heils erhielt.

Es war, als wenn Amalien jetzt erſt die eigene Zukunft klar würde. Der kühne Geiſt des Vaters, des Bruders durchdrang ſie; daß ſie für ſich allein keinen Schritt thun könnte, um einem ſolchen Ziele näher zu treten, daß eine Verbindung mit dem gewählten Miſſionair nothwendig ſei, das ſchwebte ihr nur dunkel vor, denn ihre ganze Seele war für die verkündigte Zukunft entflammt.

Wie ward ihr nun, als ſie erfuhr, daß Wachsmuth der gewählte Miſſionair für Grönland ſei, daß die Konferenz der Aelteſten es wünſchenswerth fände, daß er eine Frau mitnehmen möge, weil ein verheiratheter Bruder mit ſeiner Frau einen größern Einfluß auf das häusliche Leben der Grönländer haben würde, daß Wachsmuth ſich erklärt hätte, die ledige Schweſter, die ihm das Loos zuwieſe, heirathen zu wollen. Mit einer innern Angſt erwartete ſie den Ausfall dieſes Ereigniſſes. Lieben konnte ſie keinen Mann, denn einer beſaß ihre Liebe; aber, daß ſie ſich einem ſo großen, heiligen Zweck opfern, mit ganzer Seele opfern konnte, das fühlte ſie. Trotz des eingeſchloſſenen Lebens der ledigen Schweſtern war das Gerücht dennoch eingedrungen, und eine geheimnißvolle Stille, die in ihrer Mitte herrſchte, bewies, daß es ihnen nicht gleichgültig war. Die meiſten zitterten, daß ſie ein ſolches Loos treffen könnte.

Eines Morgens trat eine verheirathete Schweſter herein, um mit bedenklicher, ja mit mitleidiger Miene Amalie mit der Nachricht zu überraſchen, daß ſie das Loos beſtimmte, als Frau den Miſſionair nach Grönland zu begleiten. Sie erwartete offenbar, daß dieſe Nachricht mit Schrecken aufgenommen, ja entſchieden abgewieſen werden würde. Amalie war unter die eingetreten, über die man für die chriſtlichen Abſichten der Gemeinde gebieten konnte, ihre wahre Herkunft war unbekannt, und die Frau, die ſie kannte, war geſtorben, der Graf hatte ſchon Europa verlaſſen. Sie konnte alſo, wenn man das Loos zu Rathe zog, nicht ausgeſchloſſen werden; aber dennoch erſchraken ſelbſt die Aelteſten, als das Loos ſie traf. Ihre feinere Erziehung, ihre Anmuth und Lieblichkeit ſchienen mit einem ſolchen Leben, wie dasjenige, welchem ſie ſich jetzt unterwerfen mußte, in einem gar zu grellen Widerſpruche zu ſtehn. Sie erwarteten, ja wünſchten einen entſchiedenen Widerſtand. Wie verwunderte ſich die Frau, wie entſetzten ſich faſt die Aelteſten, wie freudig erſtaunte Wachsmuth, als das ſchüchterne, ſtille, ſittſame Mädchen mit großer Wärme und wie begeiſtert erklärte: Sie nehme es an, denn es ſei unverkennbar des Herrn Wille. Sie wurde mit Wachsmuth zuſammengeführt, und eine innere Angſt konnte ſie nicht unterdrücken, als er ſich näherte. Aber die wunderbare Gewißheit, daß jetzt der Herr ſelbſt ihre Zukunft entſchieden habe, daß ſie, von allen innern quälenden Zweifeln erlöſt, ihren eigentlichen Auftrag kenne, erfüllte ſie mit einer Heiterkeit und Zuverſicht, die Alles, was ihr innerlich bebendes Herz ihr zuflüſterte, gewaltſam zurückdrängte.

Die einfache Hochzeit wurde ſtill gefeiert; zwar zitterte ſie, und ein kaum wahrnehmbarer Seufzer erſtickte in der ſtummen Bruſt, als ſie dem verehrten Manne die Hand reichte; zwar ſah ſie mit Wehmuth die Anſtalten zur Abreiſe treffen und trennte ſich mit Schmerzen von einer Gemeinde, in welcher, bei mancherlei innern Kämpfen, doch die ſelige, freudige Gewißheit ihres Heils ihr immer heller entgegenſtrahlte; aber die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß des Herrn Ruf an ſie ergangen ſei, gab ihr eine unüberwindliche

Sicherheit und Ruhe, die ſie nie verließ, die auf der beſchwerlichen Reiſe, in dem rauhen Lande, unter den ſtumpfen Einwohnern ſie aufrecht hielt. Immer lieber wurde ihr der herrliche Mann, dem ſie mit ganzer Seele anhing. Und ſo iſt auch ſie, die uns ſo theuer geworden, von einem innern Ruf ergriffen, in ein fernes, ödes, freudenleeres Land, in den hohen, ja in den höchſten Norden verſetzt.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Viertes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Gesammt-Ausgabe.

Viertes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

Die Familien
Walſeth und Leith.

Ein Cyclus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Dritter Band.

Dritte verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

Universitäts-
München
Bibliothek

Walſeth und Leith,

die Väter.

II.

An einer Gartenmauer zwiſchen den Landhäuſern der reichen Einwohner und der europäiſchen Konſuln an der Oſtſeite der Stadt Tunis ſchleppte ein Chriſtenſklave ſich langſam fort. Er trug zwei ſchwere Oelkrüge und eben ſetzte er ſie vor ſich hin, um, ermüdet, wie er ſchien, ſich etwas zu erholen. Es war gegen Mittag, ein heißer Auguſttag, die Sonne prallte brennend von den weißen Kreidehügeln zurück; aber eben erhob ſich ein Wind aus Norden, wehte über den naheliegenden Hafen und brachte eine Kühlung, die dem Erſchöpften wohl that. Hinter ihm, im Süden, erhoben ſich die Aeſte des Atlasgebirges; die Hügel, auf welchen man die Ruinen des alten Karthago zu finden glaubte, lagen gegen Oſten; weſtlich dehnte ſich die Stadt mit ihren vielen Kuppeln und Minarets bis gegen den Hafen aus, von thurmreichen Mauern umgeben. Auf dieſem wimmelte es von Schiffen, Barken brachten Menſchen und Waaren von dieſen nach der Stadt, und in der Ferne entdeckte man, kaum erkennbar, auf einer vorſpringenden Erdzunge das durch Kaiſer Karl den

Fünſten und Juan d'Auſtria ſo berühmt gewordene Golette. Ueber alle Gartenmauern ragten Orangenhaine, Roſen- und Olivenwaldungen hervor, und die Dattelpalme erhob ſich mit dem dunkeln Lorbeer aus dem Blütenmeere der Gebüſche, während durch die leiſe bewegten, feingegliederten, lichten Akazienblätter das dunkle, tiefe Blau des wolkenloſen Himmels und ſein Wiederſchein auf der leicht gekräuſelten Meeresfläche hindurchblickte.

An einen Kreidehügel lehnte ſich der ermüdete Sklave, ein ſchöner, etwas blaſſer Jüngling, und ſein trübes, großes Auge erhob ſich, und blickte lebendiger in die bezaubernde Gegend hinein. Dicht über ihm hingen Pomeranzengebüſche und ſenkten ihre goldenen Früchte einladend über ſein Antlitz, während die betäubenden Düfte der Blüten ihn umgaben; aus dem hellen Blättermeere der Granatbäume ſahen die brennendrothen Blüten und Früchte ihn an. Cactus und Aloe wucherten an den Mauern. Er ſchien wie geblendet, wie verſunken, die betäubenden Düfte, die brennenden Blütenfarben hatten ihn gefangen genommen. Er ſchien ſich, ein buntgefiederter Vogel, von Blüte zu Blüte zu ſchwingen, dann ein Sturmvogel weit über den Wellen in das unermeßliche Meer hinein zu ſchweben, dann ein Adler ſich hoch in die Luft in leichtem Fluge zu erheben. Sein Jammer, ſeine Feſſeln, ſein ekelhaftes dunkles Lager waren wie verſchwunden, und während er, ein gedrückter Sklave, die beſeligende Gegenwart in vollen Zügen genoß, wie von einem ſchönen, ſeltſamen Zauber feſtgehalten, ſah er aus einem nahen Garten eine hohe weibliche Geſtalt herausſchreiten. Vor ihr gingen zwei Bediente in türkiſchen Kleidern, hinter ihr eine Duenna. Er mußte ſie für eine fränkiſche Dame halten, obgleich ſie, mit leichtem griechiſchen Gewande bekleidet, ihm einer Göttin ähnlich ſah. Ein hellblaues Kleid fiel leicht in großen Falten über die Hüften, und nichts verbarg die hohe, ſchlanke, majeſtätiſche Geſtalt, ein koſtbarer Gurt wand ſich dicht unter dem Buſen, und ein langer Schleier verhüllte das Geſicht. Sie ſchritt ſtolz und raſch auf die Gegend zu, wo er ſtand, und ſchien unverrückt nach ihm hinzublicken. Er blieb wie verſteinert ſtehen und konnte die Augen von der herrlichen Erſcheinung nicht abwenden. Sie mäßigte ihren Gang, als ſie mit ſtolzer Haltung ihm näher trat, die Augen unverwandt nach ihm gerichtet. Ganz nahe bei ihm ſchlug ſie plötzlich den Schleier zurück, ging dicht und langſam bei ihm vorbei, ihn aufmerkſam, ja mit Erſtaunen betrachtend.

Mein Gott, ſagte er, als ſie vorübergegangen war, ſie iſt es ja.

Sie ſchien es zu hören, ſie ſah ſich um; aber der Schleier war gefallen. Sie beſchleunigte ihre Schritte und verſchwand in einem naheliegenden Garten.

Haben Dich die Düfte verwirrt, hat die Glut um Dich her Dich in Wahnſinn verſetzt? Du blutrothe Blume, die Du ſo tückiſch aus den freundlichen Blättern herausblickſt, biſt Du die feurige Zunge, die aus der alten, ſtillglühenden Aſche herausragt, meinen Kerker zu erleuchten, indem Du Dich von dem innerſten Marke meines Lebens unterhältſt? Sie hier, und eben jetzt, als eine glühende Erſcheinung mitten in dieſem brennenden Meere von hölliſchem, lockendem Entzücken.

Das ſchöne Antlitz ſchwebte langſam dicht vor ihm vorbei, und die feurigen Augen, die ihn unverwandt anblickten, ſchienen ihn zu durchbohren. Die Wonne wollte ihn verzehren, und er war getröſtet, wenn das Geſicht allmälig nach einer Richtung hin zu verſchwinden ſchien. Aber plötzlich trat es auf der entgegengeſetzten wieder hervor und näherte ſich immer mehr, und ſchien immer lockender, die Augen immer feuriger, bis er, in Wonne und wilden Schmerz verſunken, das Bewußtſein verlor. Ein Mitſklave näherte ſich.

Leith, ſprach er, was fehlt Dir? aber kaum konnte dieſer antworten.

Drei ganze Monate hatten ſie in dem Sklavenbehälter den größten Theil des Tages mit niedrigen Arbeiten in den ſchmutzigen Mauern eines verſchloſſenen Hofes zubringen müſſen. Heute befahl man ihnen, das gewonnene Oel in den Keller eines Gartenhauſes zu tragen. Es war die Mittagszeit, in welcher man ihnen eine halbe Stunde Ruhe gönnte; und es war natürlich, daß die glühende Pracht einer überreichen Natur ſie gewaltſam aufregen mußte.

Kaum hatte der junge Sklave ſich etwas erholt, als er den Sklavenwächter, der ſie immer aus der Ferne beobachtete, ſcheltend ſich nähern hörte. Von der Erſcheinung ergriffen, hatten die Sklaven die Zeit überhört. Schon ſahen ſie, wie ihr Peiniger die Peitſche ſchwenkte, ſahen ſich den roheſten Mishandlungen preisgegeben, — da trat aus dem nämlichen Garten, in welchem die Dame verſchwunden war, ein anſehnlicher Mann, in türkiſcher Kleidung, hervor. Zwei Bediente begleiteten ihn, und er ging mit eiligen Schritten grade auf die beiden Sklaven zu. Indem er ſich ihnen näherte, fühlte der junge Sklave einen ſchmerzhaften Stich.

Mein Gott, rief er.

Was fehlt Dir? fragte der türkiſch gekleidete Herr in deutſcher Sprache.

So eben, antwortete der verwundete Jüngling, fühlte ich einen ſchmerzhaften Stich.

Er bückte ſich, und ein großer Skorpion hatte ſeinen Stachel oberhalb der Sandalen in den Fuß eingebohrt.

Eilig rief der Herr einen Bedienten, der Fuß ward entblößt, die Stelle, die der Stachel verletzt hatte, mit einem ſcharfen Meſſer geöffnet und die Wunde ſtark mit Oel gerieben. —

Du kannſt ruhig ſein, guter Freund, das Glück will Dir wohl, wie es ſcheint. Daß wir herkamen, daß das Oel gleich bei der Hand war, daß Du augenblicklich Hülfe fandeſt, hat Dich gerettet. Zwar iſt der Stich nicht immer tödtlich, doch in dieſer glühenden Hitze wäre Dein Tod unvermeidlich geweſen. — Dein Name?

Ich heiße Julius Leith. —

Aus dem Deſſauſchen? unterbrach ihn der Herr.

Ja, antwortete Julius, deſſen erſte Beſtürzung, einen Herrn in dieſer Tracht hier zu finden, der ſeine Sprache redete, noch geſteigert wurde, als er ſich von ihm erkannt ſah. Er blickte ihn genauer an. Seine helle Geſichtsfarbe bewies zwar, daß er ein Franke war, aber nur wie eine dunkle Erinnerung ſchwebte es ihm vor, daß er ihn einmal vorübergehend geſehen hatte. —

Wie lange biſt Du hier? —

Seit drei Monaten. —

Wer iſt Dein Herr? —

Abu Ferec. —

Der Beſitzer dieſes Gartens? —

Ja. —

Ich verſpreche Dir die Freiheit, Freund, ſei guten Muthes. —

Herr, antwortete Julius, wie glücklich mich auch ein ſolches Verſprechen macht, ich möchte es doch nicht benutzen, wenn dieſer Freund, der mein Elend mit mir theilte, nicht auch an meinem Glücke theilnehmen ſollte. —

Der Herr ſchien faſt verdrießlich, betrachtete den Mitſklaven genau, beſann ſich einen Augenblick und ſagte darauf mit einem einnehmenden flüchtigen Blicke:

Gut, Freund! Du verlangſt viel. Vergiß nie, was Du mir verdankſt.

Wie iſt Dein Name? fragte er und wandte ſich an Julius Freund. —

Georg Walſeth. —

Dein Vaterland? —

Ich bin ein Norweger. —

Haſt Du denſelben Herrn? —

Ja. —

Ihr werdet von mir hören. —

Der Sklavenwächter ſtand während der Zeit ehrerbietig in der Ferne.

Ich werde Deinen Herrn, Abu Ferec, ſprechen, redete er dieſen auf Arabiſch an. Ich befehle Dir im Namen Deines Herrn, dieſen beiden Sklaven mit Auszeichnung zu begegnen. Du bringſt ſie in eine anſtändige Wohnung, jede Mißhandlung, ja jedes unſchickliche Benehmen fällt auf Deinen Kopf. Du kennſt mich doch!

Ja, Herr, antwortete der Sklavenwächter und verneigte ſich tief bis auf die Erde. —

Noch waren alle drei faſt betäubt, die beiden Sklaven von der ſeltſamen plötzlichen Ausſicht auf eine nahe Errettung lebhaft ergriffen, der Sklavenwächter über die veränderte Stellung ſeiner Sklaven beſtürzt. Und bald ſollten Julius und Georg erfahren, welchen mächtigen Einfluß der Befehl des räthſelhaften Mannes auf den Sklavenwächter hatte. Dieſer näherte ſich ihnen ehrerbietig.

Ich werde gleich ſorgen, ſagte er, daß andere Sklaven herkommen, die Oelkrüge nach dem Garten zu bringen.

Die Zeit der Sieſte näherte ſich, und um der Ruhe zu pflegen, verließen die beiden Sklaven mit dem

Wächter den Garten, gingen durch das Bab Elmarſa (das Hafenthor) durch die ſchmutzigen Gaſſen bis nach der Bagne Baſſa, wo das Sklavengefängniß war; aber hier führte ſie der Wächter nach einem andern Gebäude. Sie wurden getrennt, Jeder erhielt ein eigenes helles, geräumiges Gemach, mit bequemer Ottomane. Sie verſuchten vergebens den Wächter zu bewegen, daß er ſie zuſammenließe. So nachgiebig, ja demüthig er ſich ſonſt zeigte, ſo beharrte er doch feſt auf ihrer Trennung, und da ſie ſo vieles Günſtige, was ſich ſo plötzlich ereignet hatte, mit den ſchönſten Hoffnungen belebte, glaubten ſie dieſes vorübergehende Uebel, ſo ſchwer es ſie auch eben jetzt traf, doch geduldig ertragen zu müſſen.

Julius konnte, als er ſich allein ſah, keine Ruhe finden, auch Walſeth verſank in unruhige Träume. Sie hatten ſich beide erſt in der traurigſten Lage, als Sklaven kennen gelernt, eine wechſelſeitige Neigung, dadurch genährt, daß Beide ſich in einer den übrigen Chriſtenſklaven unverſtändlichen Sprache unterhalten konnten, verband ſie, ſie benutzten jeden Augenblick, der ihnen von der mühſeligen Arbeit übrig blieb, zur wechſelſeitigen Unterhaltung; aber die unbequeme Lage, die Unruhe, die Klagen, die Verzweiflung ihrer Mitſklaven, das Auflauern des Sklavenwächters, und die Erſchöpfung, die Mishandlungen, die finſtere Stimmung, in welche beſonders Julius, der keine Hoffnung ſeiner Erlöſung ſah, oft verſank, hemmten die Mittheilungen, und nur ſehr unvollſtändig war ihnen ihre gegenſeitige Lage bekannt. Jetzt hatten ſie die Hoffnung genährt, ſich ohne Zeugen einander ganz vertrauen zu können, und in ihrer Lage, die ihnen ungeahnet die ſchönſten Erwartungen ſo nahe rückte, die ihre Feſſeln zum Theil ſchon gelöſt hatte und eine noch freiere, ſchönere Zukunft verſprach, mußten ſie in trauriger Einſamkeit jede Mittheilung entbehren. Doch lange ſollte die Ungewißheit nicht währen.

Nach einer unruhig von ihnen verbrachten Nacht erſchien der Sklavenwächter bei Julius mit einem türkiſch gekleideten Bedienten, der zwei große Pakete trug. Er legte das eine ſtillſchweigend hin, verneigte ſich und ging. Er ward darauf zu Walſeth geführt, wo er eben ſo ſtillſchweigend das zweite Paket hinlegte. Die beiden Freunde fanden feine Wäſche und anſtändige türkiſche Kleidung. Sie wurden von dem Sklavenwächter in ein Bad geführt, Jeder erhielt ſeine abgeſonderte Badeſtube. Sie eilten mit vielem Behagen ſich der lange getragenen Sklavenkleidung zu entledigen, und reinlich und anſtändig, wenn auch nicht prächtig gekleidet, in einer Tracht, welche die ſchlanken, tüchtigen, jugendlichen Geſtalten vortheilhaft heraushob, ja freier, kühner, feſter einherſchreitend, traten faſt zu gleicher Zeit die verwandelten Jünglinge aus den Badeſtuben hervor. Der Sklavenwächter wartete und gebot, ihm zu folgen. Sie wurden wieder nach dem Garten geführt und traten durch die Gartenthüre, in welcher Julius die reizende Dame verſchwinden ſah, aus welcher ihr Befreier herauskam, in einem Walde von bunten, ſtark duftenden Roſenhecken, Orangen, Limonen, Granatäpfeln, zwiſchen großen, brennenden Blumen, in den Saal hinein, der Mitten in dem Garten einen Theil einer ſchönen Villa ausmachte. Die äußere Form des Gebäudes war zwar orientaliſch, aber der Saal ſelbſt mit europäiſchem Luxus ausgeſchmückt. Bediente erſchienen, verneigten ſich und gingen, und nach kurzer Zeit trat der fremde Herr herein. Stolz, doch freundlich und einnehmend, redete er zuerſt Walſeth an.

Sie ſind Kaufmann, mein Herr, und reich. Sie können nicht erwarten, Ihre Befreiung umſonſt zu erhalten. Indeſſen habe ich, was ich von dem däniſchen Konſul über Ihre Verhältniſſe erfuhr, wie billig, geheim gehalten.

Er nannte eine Summe, die für Walſeths Befreiung gefordert wurde, und die ſo bedeutend war, daß dieſer, der einen ſolchen Ausgang der Sache vielleicht nicht vermuthet hatte, erſchrak.

Indeſſen beſann ſich Walſeth nur einen Augenblick. Die Summe mußte, wenn ſie für die Auslöſung beider Freunde gefordert wurde, mäßig genannt werden. Er erinnerte ſich, wie Julius geſtern, ohne Bedenken, ihm ein weit größeres Opfer zu bringen bereit geweſen war, wie er entſchloſſen erklärt hatte, Gefangenſchaft und Freiheit mit ihm zu theilen. Gewiß, dachte er, man will aus irgend einem geheimen Grunde ſich das Anſehen geben, Julius Leith ohne Löſegeld befreit zu haben, und man hat daher beſchloſſen, daß die doppelte Summe nur mir zur Laſt fallen ſoll. Ich kann und werde mich dieſem Entſchluſſe nicht widerſetzen. Er behauptete indeß, nur mit großer Mühe eine ſo bedeutende Summe aufbringen zu können.

Es ward über die Art der Zahlung geſprochen, und als Walſeth erwiederte, daß ſein Haus eine bedeutende Niederlage in Livorno beſitze, und daß ein dortiges Haus einen Wechſel auf die genannte Summe honoriren würde, war die Sache um deſto ſchneller in Richtigkeit gebracht, da der Unbekannte ihnen kund that, daß ein korſiſches Schiff, welches eben ſegelfertig lag, die beiden Freunde nach dieſer Stadt bringen würde. Der Wechſel ward auf eine etwas größere Summe ausgeſtellt, der Ueberſchuß an Walſeth ausgezahlt, und nun wandte ſich der Unbekannte an Julius.

Wenn Ihre Geſinnungen die nämlichen ſind, die Sie in Amſterdam in einer Geſellſchaft mit Feuer und Begeiſterung äußerten, dann darf ich das kleine Opfer, welches ich bringe, um Ihre Befreiung zu bewirken, nicht ſcheuen. Nicht für mich, für eine ſchöne, ja für eine große Sache, möchte ich einen jungen Mann gewinnen und ihm eine Zukunft eröffnen, die ſeinen Anlagen, ſeiner Geſinnung, wie ſeiner Geburt entſpricht.

Das Wort Geburt ſprach er mit einem beſondern Nachdruck aus, und Julius, der ſich durchaus unbekannt glaubte, erſchrak heftig, als er nun faſt vermuthen mußte, daß ſein tiefſtes, ſelbſt dem Freunde verborgenes Geheimniß auf eine ihm unbegreifliche Weiſe verrathen ſei. Auch Walſeth horchte auf, und betrachtete ſeinen Freund aufmerkſam und wie mit Erſtaunen.

Julius wollte ſeine Dankbarkeit äußern, aber der Unbekannte unterbrach ihn.

Nicht ſo ſehr mir verdanken Sie Ihre Befreiung. Das Glück wollte, daß eine Dame ſich Ihrer Züge erinnerte und Ihre Lage entdeckte.

Julius erröthete, aber der Unbekannte reichte ihm, ohne darauf zu achten, verbindlich die Hand. —

Sie werden ohne Zweifel wünſchen, dieſer Dame perſönlich Ihre Dankbarkeit zu bezeigen, und — Sie werden erwartet. —

Er ließ Walſeth verwundert in dem Saale zurück und führte Julius nach einem entfernten Gebäude.

Durch einen dunkeln Hain von Pomeranzenbäumen und Cypreſſen ſchlängelte ſich ein enger, gekrümmter Pfad, und obgleich die Sonnenſtrahlen nur mühſam einen Weg durch die Zweige fanden, herrſchte dennoch eine drückende Hitze, die den Gehenden faſt den Athem benahm. Zwar hatte Julius bis jetzt die Fußwunde kaum gefühlt, die beſonders nach dem Bade wie völlig geheilt erſchien. Hier aber, in dieſer ſchwülen Hitze, war es ihm, als erneuerte ſich der Skorpionſtich, er glaubte einen heftigen Schmerz zu fühlen, ja für einen Augenblick, daß ein giftiges Inſekt dieſelbe Stelle von Neuem tödtlich verletzt habe. Der Unbekannte bemerkte ſein Erſchrecken und ſah ihn fragend an.

Seltſam, antwortete auf die ſtumme Frage Julius, mir iſt es, als fühlte ich den geſtrigen Stich, deſſen wunderbar ſchnelle Heilung ich Ihnen, wie meine Befreiung, verdanke, ſich erneuern.

Es iſt, erwiederte der Unbekannte, wohl nur eine vorübergehende Wirkung der ſchwülen Hitze.

Julius bekämpfte den Schmerz und ſchritt, obgleich hinkend, weiter, auch verſchwand der Schmerz nach kurzer Zeit.

Mitten in dem dunkeln Haine entdeckten ſie ein freies Gewölbe, mit rankendem Epheu und Wein völlig bewachſen, blutrothe Granatblumen und Früchte hingen aus den Gebüſchen hervor, und ſchienen den Eingang faſt zu bedecken. Auf einem freien Platze ſprangen mächtige Waſſerſtrahlen aus Springbrunnen, die das Gewölbe umgaben. Sie traten ein Eine ſeltſame kühle Dämmerung herrſchte in dem gewölbten Saale, das Licht fiel magiſch von oben herab, ein großes Waſſerbecken mitten in dem Saale nahm von einem Springbrunnen die fallenden Waſſerſtrahlen auf. Antike Statuen waren um das Waſſerbecken und an den Wänden in Niſchen hingeſtellt, koſtbare perſiſche Fußdecken mit brennenden Farben bedeckten den Boden, durch die Fenſteröffnungen blickten, faſt unheimlich, große Blumen in dichter Menge herein, die Wände waren mit prunkenden Teppichen behängt, und auf einer Ottomane mit hellgelben, ſeidenen Kiſſen und Polſtern lag, auf die Hand ſich ſtützend, wie in tiefes Sinnen verloren, die reizende Dame. Sie war in ein leichtes weißes Gewand gekleidet, der Gurt, der es unter dem kaum verhüllten Buſen zuſammenhielt, ſtrahlte von Diamanten, ſilberne Franzen hingen über den Buſen, über die nackten Arme und über die Füße herunter, und in den dunkeln Haaren, leicht geflochten, ſchwebte ein glänzendes Diadem. Um die rothen, anmuthigen, etwas hervortretenden Lippen ſpielte ein zurückgedrängter Trotz, mit geheimer Luſt gepaart, das leichte Roth der Wangen ward durch ein blendendes Weiß gehoben, und aus den dunkeln, großen, feurigen Augen blitzte Herrſchſucht und geheimes Verlangen.

Als der Unbekannte mit Julius ſich näherte, ſchien ſie ihre Annäherung nicht zu merken. Lange, und bis ſie ganz nahe traten, behielt ſie die liegende, verführeriſche Stellung.

Hier bringe ich Ihren Freund, der es wohl zu erkennen weiß, wie viel er Ihnen ſchuldig iſt, ſagte der Unbekannte, und ohne eine Antwort zu erwarten, entfernte er ſich. Ja auf ſeinen Wink entfernten ſich auch die Bedienten und die Duenna, die in dem Saale zugegen waren, und Julius ſah ſich nun ganz allein in das Zaubergewölbe, in die gefährliche Nähe ſeiner Geliebten verſetzt.

Als die Dame die Stimme des Unbekannten vernahm, richtete ſie ſich ſchnell in die Höhe, ſetzte ſich hin und rieb ſich mit der zarten Hand die Stirne, als beſänne ſie ſich. Doch ſchnell war er verſchwunden, ehe ſie noch reden konnte. Als ſie ſich mit Julius allein ſah, ſtand ſie auf und ging ihm langſam entgegen.

Graf Kronfels, redete ſie ihn in franzöſiſcher Sprache an, und als ſie merkte, daß dieſe Anrede ihn in Erſtaunen ſetzte, fuhr ſie mit freundlicher Vertraulichkeit fort:

Sie erſtaunen, lieber Julius, daß ich Sie mit einem berühmten, bedeutenden Namen, den Sie ſo ſorgfältig verheimlichen, begrüße. Fürchten Sie nichts, Ihr Geheimniß iſt bei mir ſicher, wie in Ihrer eigenen Bruſt.

Zwar war Julius erſtaunt, als er ſein tiefbewahrtes, wie er glauben mußte, Keinem bekanntes Geheimniß verrathen ſah; aber dieſes war jetzt, in dieſem Augenblicke, ſeine geringſte Sorge. Ein anderes quälendes Geheimniß, ſeine heiße, brennende Liebe, die er der Zauberin gern entdecken mochte und nicht zu entdecken wagte, quälte ihn allein. Er war ſtumm, während ſeine Augen feurig an der Geliebten feſthingen, während eine glühende Leidenſchaft ſein Inneres verzehrte.

Franzeska, ſprach er, ſo ſagten Sie ja, ſollte ich Sie nennen, als in jener mir unvergeßlichen Stunde wir uns ſahen und trennten, ohne daß ich Armer die Hoffnung hatte, Sie je wiederzuſehen.

Und doch, unterbrach ihn Franzeska, hat ein günſtiges Geſchick uns wieder vereinigt, in dem ſeltſamſten Augenblicke, während die außerordentlichſten Ereigniſſe, wie hoffnungsvolle Blüten, ſich keimend entwickeln wollen. Mir ſind die Gründe, die Sie bewogen haben, Ihre Herkunft zu verheimlichen, nicht unbekannt, ja in den Verhältniſſen, in welchen Sie ſich damals befanden, mußte ich ſie billigen. Aber ſie haben ſich geändert. Glauben Sie mir, ein anderes, bedeutenderes Leben ruft Sie jetzt, ein Leben, in welchem eben die Abſtammung von einem berühmten Geſchlechte Ihnen wichtig wird. Damals ſchon, als wir Sie in Amſterdam trafen, glaubten wir auf Sie rechnen zu können, als Sie uns auf eine faſt unerklärbare Weiſe entriſſen wurden. Aber das Schickſal, die ſeltſamen Verflechtungen des Lebens, die großen Unternehmungen günſtig ſind, hatten Sie für eine kurze Zeit in eine drückende Lage verſetzt, um Sie für größere Ereigniſſe aufzubewahren. Sie haben jene kurze Stunde unſeres letzten Geſprächs, Sie haben mich doch nicht vergeſſen?

Franzeska, rief Julius, und obgleich die wunderlichen Andeutungen wie ferne, ſeltſame Zauberklänge in ſeiner Seele wiedertönten, ſo beherrſchte ihn doch jetzt nur allgewaltig ein mächtiges Gefühl. Franzeska, rief er, wie außer ſich, und ſtürzte zu ihren Füßen, ich Dich vergeſſen, ich hatte keinen andern Gedanken, ſeit ich Dich ſah, kein anderes Gefühl, ich bin Dein, Dein. — Liegt nicht, ſeit die Welt ſich mir eröffnete, in welcher Du thronſt, die ganze frühere fernab, nur einzelne Trümmer einer halberloſchenen Erinnerung treten aus meinem vergangenen Leben hervor; aber blühend, in buntem, heißem, zehrendem Glanze iſt eine neue Welt unnennbarer Luſt wach geworden und hat mich gefeſſelt, und alle meine Gedanken, die hin und her ſchwanken in Träumen, die ſich nicht feſthalten laſſen, in Ahnungen, die wieder entfliehen, Hoffnungen, die uns entſchlüpfen, haben nur einen Mittelpunkt, in welchem alle Träume und Ahnungen und Hoffnungen ſich zuſammenfinden, eine Sonne, die dieſe neue gährende Welt erleuchtet und belebt — und die biſt Du, göttlichſte aller Frauen, deren hohe Geſtalt und großer Sinn und feuriger Geiſt mir den Himmel gewähren, oder troſtlos in die Hölle mich hineinſtoßen kann. Als ich in dem Gefängniſſe, an niedrige Arbeit gekettet, rohen Mishandlungen preisgegeben war, da lebte Dein Bild, und meine glühende Liebe verzehrte die Noth, daß ich ſie kaum erkannte; ja ſo ganz war ich in den Gedanken an Dich verloren, daß ich Dich von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde erwartete, wie in ſeligen Wahnſinn verſunken, der mich das Leiden nicht fühlen ließ, und als ich nun hinaustrat zum erſten Male in die brennende Blütenwelt: da mußteſt Du aus dieſem heißen Zauber hervortreten, und ich beſchwur Dich, zu kommen, und Du kamſt, herbeigerufen, meine Ketten zu löſen. —

Seine Augen ſprühten Funken, ſein Geſicht glühte, und ſeine Rede brach hervor, wie das lange verhaltene, durch verhängnißvolle Erdbeben vorher verkündigte Feuer aus dem Krater, der nun endlich die verborgenen Schlacken eines innerlich zerriſſenen Gemüths als glühende Lava verzehrend vor ſich herſtürzt.

Franzeska war von dieſem gewaltſamen Ausbruche ſeiner Leidenſchaft erſchüttert. Ein unheimliches Gefühl ergriff ſie, als wäre ſie wirklich, wider ihren Willen, durch geheimen Liebeszauber in dieſe glühende Gegend hineingezogen, als wäre ihr Leben nun unwiderruflich an ſeines gekettet. Aber gewohnt, ſich zu beherrſchen, überwand ſie den Schrecken, das innere Verlangen ſelbſt, welches gewaltig ſie ergriff, als ſie den ſchönen Jüngling ſo hingeriſſen zu ihren Füßen liegen ſah. Sie ſetzte ſeiner Glut eine ruhige Milde entgegen.

Lieber Julius, ſagte ſie, indem ſie ihn aufhob, liebe ich Dich denn nicht? — Konnteſt Du die ſtumme Sprache, die unſer kurzes Zuſammenſein allein erlaubte, verkennen? Lieber, glühender Jüngling! biſt Du wirklich aus Norden?

Sie ſank in ſeine Arme, er drückte ſie, von heftiger Leidenſchaft durchglüht, an ſeine Bruſt, und Minuten vergingen, ehe er zur Beſinnung kam.

Uns iſt, ſagte Franzeska und wand ſich ſanft aus ſeinen Armen, auch jetzt nur kurze Zeit vergönnt. Wir müſſen uns auch jetzt trennen, aber mit der ſchönen Hoffnung, uns bald wiederzuſehen. Beſinne Dich, Freund, aus unſerer Liebe müſſen Thaten reifen, und dieſe wilde Glut kann Dich, kann mich nicht beglücken.

Wir müſſen uns wieder trennen? rief Julius, wie angſtvoll ergriffen.

Hier, lieber Julius, kannſt Du ja doch nicht bleiben; aber dieß Mal ſehen wir uns bald, in wenigen Wochen, wieder, beruhige Dich, Geliebter. Haben die Ereigniſſe, die Deine Befreiung herbeiführten, haben die Reden Deines außerordentlichen Befreiers gar keinen Eindruck hinterlaſſen?

Ach, Franzeska, antwortete Julius, nachdem er ſich etwas beruhigt hatte, kann ich jetzt, ſogleich, nachdem ich mit ſo langem, bangem Zweifel gekämpft habe, meines Glückes gewiß ſein? Gönne mir Zeit, daß ich mich überzeuge, daß das geblendete Auge ſich an das neue, geahnete, gefürchtete Licht gewöhne, welches jetzt ſo plötzlich hereinbricht, daß ich ruhig mich hinſtellen kann, um alle die herrlichen, reichen Schätze kennen zu lernen, die in Leben, Genuß, That ſich entfalten ſollen, belebt, erleuchtet durch Deine Liebe — Deine Liebe, o Franzeska! Kann, darf ich an dieſes überſchwängliche Glück glauben, kann ich dieſes höchſte, herrlichſte Gut, den Kern meines neuen Daſeins, jetzt ſchon ſo ganz ruhig als einen Beſitz betrachten, den ich brauchen, ausſpenden darf, daß er ſich äußere hier und dort, in Handlung und Leben?

Stunden vergingen, ehe er völlig ruhig ward; Franzeska ſprach ihm immer zu, deutete immer von Neuem auf ein naheliegendes großes Ereigniß, welches auch über ihre gemeinſchaftliche Zukunft bedeutende Gewalt üben würde, wußte, obgleich nur angedeutet, was ſie von ihm erwartete, ſo gewandt mit den Aeußerungen der innigſten Liebe zu verbinden, daß er nach und nach wie aus einem Rauſche erwachte, und nun ein heftiges Verlangen zeigte, über das, was man von ihm erwartete, über ſeine Umgebung aufgeklärt zu werden.

Franzeska, ſagte er, ſo nenne ich Dich, aber wer biſt Du?

In der That, antwortete Franzeska, laut lachend, man muß ſo ganz von dem Wahnſinne der Liebe ergriffen ſein, wie Du, mein Geliebter, wenn man ſeine

Liebe erklärt, das zärtlichſte Verhältniß einleitet, Stunden mit der Geliebten zubringt, ohne ſich auch nur darum zu bekümmern, wer ſie iſt. Ich bin halb eine Spanierin, halb eine Franzöſin, von einem ſpaniſchen Vater und einer franzöſiſchen Mutter auf dem ſüdlichen Abhange der Pyrenäen in Navarra geboren. Mein Bruder iſt der hieſige ſpaniſche Agent, Antonio Fario de Suza, in deſſen Hauſe Du Dich jetzt befindeſt, und deſſen Bekanntſchaft Du ſchon gemacht haſt, obgleich er damals, als Du ihn ſaheſt, einen andern Namen trug. Du wirſt ihn bei der Tafel treffen, und er wird ſich freuen, die Bekanntſchaft zu erneuern. Unſere wechſelſeitige Neigung iſt ihm bekannt, Deine Liebe wußteſt Du ſchlecht zu verbergen, und meine, die Dir verborgen blieb, entdeckte er bald. Er billigt dieſes Verhältniß, und ein Spanier würde unter anderen Umſtänden eine ſo lange einſame Zuſammenkunft nicht geduldet haben. —

Fabiani, der in Amſterdam Dich begleitete, war alſo Dein Bruder? —

Richtig. —

Aber nun mein Befreier, — ich erinnere mich, ihn vorübergehend in Amſterdam geſehen zu haben, — wer iſt er? —

Er iſt, antwortete Franzeska, einer jener außerordentlichen Menſchen, die faſt Alles, was ſie wollen, auszurichten vermögen, ein Mann, der ohne allen Zweifel, obgleich nicht mehr jung, doch zu etwas Großem berufen iſt. Erlaube mir ſeinen Namen noch geheim zu halten, Du wirſt ihn früh genug und in einem ſehr entſcheidenden Momente kennen lernen.

Indem Franzeska von dem Unbekannten ſprach, ſchien ihre Zunge ſich zu beleben, das Geheimnißvolle, was ſich ihm aufdrang, ihn in Anſpruch nahm, hatte etwas Unheimliches — und plötzlich entſtand ein Verdacht, der wie ein ſchneidender Dolch durch ſein Herz fuhr. Er erblaßte. Franzeska bemerkte es und ahnete den Grund.

Dieſer außerordentliche Mann, deſſen Frau, ſagte ſie völlig ruhig, eine genaue Freundin meiner noch lebenden Mutter iſt, ſo wie ſein Sohn, von Deinem Alter etwa, mit mir zuſammen aufwuchs, führte ſeit Jahren ein ſehr unruhiges Leben, kennt alle großen Verhältniſſe in Europa und die geheimſten Fäden, die ſie verknüpfen, an welchen ſie ſich entwickeln, äußerſt genau, und beſitzt höhere Kenntniſſe, deren geheime Gewalt Erſtaunen erregt. Wir wollen Dich nicht feſſeln, nicht zwingen, ſelbſt meine Liebe fordert nichts, als Deine Gegenliebe. Dein eigner freier, männlicher Entſchluß ſoll Dich gewinnen, und dieſer kann ſich ungehemmter äußern, wenn Er ſich entfernt hält, bis das große Ereigniß ſelbſt als eine Aufforderung erſcheinen wird, die Du dann abweiſen oder deren Ruf Du folgen magſt.

Julius war beruhigt und entſchloſſen, die Aufklärung von Allem, was jetzt geheim blieb und, mit ſeiner Liebe verbunden, ihn wie in einer wunderbaren Zauberwelt feſthielt, ruhig abzuwarten, nur die nahe bevorſtehende Trennung quälte ihn.

Der Bruder erſchien mit dem Unbekannten. Franceſka ſtellte Julius Beiden als ihren Geliebten vor, und der Bruder erneuerte die frühere Bekanntſchaft, indem er ihm und ſeiner Schweſter Glück wünſchte. Von ihrer zukünftigen Verbindung ward wie von einer entſchiedenen Sache geſprochen, und Julius war, nach einer ſo plötzlichen Veränderung ſeiner Stellung, wie von einem fortdauernden Freudentaumel ergriffen. Walſeth, der den däniſchen Konſul beſucht, das Schiff, in welchem ſie abreiſen ſollten, beſtiegen, mit dem Schiffskapitain Alles abgeſchloſſen hatte, kam zurück, und da der Wind günſtig und das Schiff ſegelfertig war, ward beſchloſſen, daß die Freunde gegen Abend abreiſen ſollten. Der Tag verging in mancherlei Geſprächen.

Zwiſchen den großen Mächten in Europa herrſchte ein allgemeiner Friede, und die Empörung der Korſen gegen die Genueſer nahm damals die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die öffentliche Meinung entſchied zum Nachtheile der Genueſer, die gedankenloſe Tyrannei, mit welcher die Handelsrepublik ſeit Jahrhunderten ihre Provinz behandelt hatte, erregte allgemeinen Unwillen, und auch diejenigen, die den rohen Zuſtand der Korſen und die wilden, oft blutigen Familienfehden, welche kein geſetzliches Verhältniß gedeihen ließen, misbilligten, waren doch darin einig, daß dieſer Zuſtand eben durch die ſchlechten Grundſätze der genueſiſchen Verwaltung feſtgehalten und genährt würde. Es war natürlich, daß auch jetzt, in der Geſellſchaft, der Kampf der Korſen ein Gegenſtand des Geſprächs wurde. Die Grundſätze, mit welchen Julius erwachſen war, machten ihn zu einem entſchiedenen Feinde aller rohen, hemmenden Gewalt. Er ſprach ſich jetzt heftig gegen die Genueſer aus.

Wollte dieſe niedrig geſinnte Handelsrepublik, rief er, nicht die edeln Häupter des frühern Freiheitskampfes, Giafferi, Ceccaldi, Rafalli und den Pieron Aitelli, nachdem ſie ſich unter dem heiligſten Verſprechen der Sicherheit, beſiegelt durch das kaiſerliche Wort, geſtellt hatten, ermorden? War es nicht die eifrigſte Bemühung des tapfern Prinzen von Würtemberg und des heldenmüthigen Prinzen Eugen, die allein ihr Leben retteten, nachdem ſie durch falſche Berichte ſelbſt den Kaiſer für dieſe Unthat gewonnen hatten? Mein Vater bereiſte in ſeinen jüngern Jahren Italien und hat, als Freiwilliger, an einigen Feldzügen des Prinzen Eugen theilgenommen. Er lernte damals einen edeln Korſen, Dominico Rivarola, kennen. Sie wurden die genauſten Freunde, und bis zu ſeinem Tode blieb er mit Rivarola in Briefwechſel. Dieſer edle Mann, der mir von meiner früheſten Kindheit an als ein Bild eines großartigen Sinnes vorſchwebt, durch die liebevolle Schilderung meines Vaters verklärt, ſuchte erſt durch alle möglichen Mittel die Empörung ſeiner Landsleute zu verhindern, trat Jahre lang als ein beſonnener Vermittler zwiſchen Korſika und Genua hervor; aber die unverſtändige Tyrannei der Republik empörte ihn. Er ſah, daß nur ein Kampf ſein Vaterland retten könne. Die Genueſer zogen diejenigen ſeiner Güter ein, die in ihrer Gewalt waren, ja es gelang ihnen, die Söhne des Rivarola aufzufangen. Jetzt glaubten ſie über den Vater ſchalten zu können. Du erhältſt Deine Güter wieder, ſchrieben ſie ihm, und Deine Söhne, wir vertrauen Dir den Oberbefehl über unſere Truppen in Korſika. Sie wußten es wohl, daß die adlige Geſinnung des herrlichen Mannes ihm nie erlauben würde, wenn er einen ſolchen Oberbefehl übernähme, eine zweideutige Rolle zu ſpielen. Den offenkundigſten Beweis von dem fleckenloſen Rufe dieſes edeln Ritters hat die Republik gegeben, die, ſelbſt jeder Unthat, jeder Schlechtigkeit fähig, doch das Zeugniß eines ſo ehrenvollen Vertrauens abzulegen gezwungen war. Aber eben deßwegen, weil er klar, edel, unverſtellt hervortreten wollte, ſchlug er das Anerbieten aus. Die Gefahr der Söhne, die in der Gewalt eines treuloſen Feindes waren, kannte er wohl; aber mit altrömiſchem Sinne beſchloß er, die Sicherheit, das Leben ſeiner Söhne nicht dadurch zu retten, daß er ſein Vaterland, ſeine Ehre aufopferte. Was hätten ſie mit dem Leben gewonnen, wenn er ihnen einen geſchändeten Namen hinterließ? Ich habe, ſeit dem Tode meines Vaters, von den Schickſalen dieſes trefflichen Ritters nichts vernommen, ich weiß nicht einmal, ob er noch lebt.

Mit großer Aufmerkſamkeit hatte der Unbekannte und der Bruder ſeiner Geliebten Julius angehört. Der Unbekannte trat jetzt hervor und überreichte ihm einen Brief, adreſſirt an Dominico Rivarola in Livorno.

An dieſen Mann habe ich Sie eben empfehlen wollen, er ſoll, hoffe ich, Ihr zweiter Vater werden, und es iſt mir lieb, daß ſein Andenken aus den Erzählungen Ihres Vaters ſich lebhaft erhalten hat. Er iſt ein heller Spiegel der echten Ritterſchaft, und kein edleres Vorbild konnte das reine Gemüth eines ritterlich geſinnten Jünglings ſich wählen.

Julius war über dieſe Empfehlung entzückt.

Wie? Soll mir hier, in dieſem Zauberlande, alles Herrliche entgegentreten? In der Sklaverei ſollte ich den treueſten Freund entdecken, als ich zuerſt frei athmend die reiche Natur begrüßte, trat die Göttin der Liebe, meiner Liebe, aus dieſer Fülle hervor und ergab ſich mir, eine wundervolle Ahnung zukünftiger Thaten ſchwebt vor mir, mein Befreier will mir eine neue Welt, in welche die goldnen Träume ſchon hinüberfliegen, eröffnen, und der Freund meines Vaters, das ritterliche Vorbild meiner Kindheit, tritt, damit auch die früheſten, heiterſten Träume erfüllt werden, mir in ſchöner Wirklichkeit winkend entgegen.

Indeſſen trennte die Sieſte die Geſellſchaft, und als dieſe beendigt war, hemmte die herannahende Trennung jedes lebhafte Geſpräch. Schon ſenkte ſich die Sonne, die Schiffsleute erſchienen und mahnten zur Abfahrt. Der Unbekannte trennte ſich von Julius mit einer gewiſſen Feierlichkeit, von Walſeth verbindlich, der Bruder ſchloß Beide in ſeine Arme.

Wir ſehen uns bald, in wenigen Wochen, in Livorno, ſagte Franceſka, indem ſie zum letzten Male in ſeine Arme ſank.

Julius riß ſich mit ſtürmiſcher Gewalt von ihr los und eilte, wie ein Träumender, von Wonne und Schmerz ergriffen, von Walſeth begleitet, nach dem in der Nähe der Gärten liegenden Hafen.

Hier war Alles lebendig. Ein anhaltender Nordwind hatte viele Schiffe in dem Hafen feſtgehalten, die jetzt, den günſtigen Wind benutzend, davoneilten. Die Barken, welche Reiſende und ihre Effekten, Schiffer, Matroſen und Waaren über den ſeichten Binnenſee nach den weiter hinausliegenden Schiffen brachten, drängten ſich. Mehrere losgekaufte Chriſtenſklaven ſtiegen jubelnd in die Böte und freuten ſich, das Land ihres Elendes zu verlaſſen. In den Böten ſang, ſchrie man, das Rufen auf den fernen Schiffen kündigte an, daß mehrere im Begriffe waren, den Anker zu lichten. Feurig fielen die ſich ſenkenden Sonnenſtrahlen auf die Kreidehügel, auf die bunte Blumen- und Fruchtfülle der Gärten. Eine Barke, in welcher Julius, Walſeth und der korſiſche Schiffskapitain ſaßen, drängte ſich zwiſchen den übrigen durch. Man beſtieg das Schiff, lichtete den Anker, ſpannte die Segel auf und eilte zum Hafen hinaus. Die Sonne ſank immer tiefer, und während das Schiff, von Wogen und Wind günſtig fortgetrieben, in das Meer hinausſegelte, erhoben ſich immer tiefer in das Land hinein die Zacken, Nadeln, Kegelſpitzen und Tafelflächen des Atlasgebirges, die höchſten Gipfel von der untergehenden Sonne vergoldet. Die glühende Küſte war kaum mehr zu erkennen. Entfernung und Nacht verſchleierten alle Gegenſtände. Aber immer noch ſtarrte Julius nach der Küſte hin, und ſchien erſt nach und nach, wie aus einem Traume, zu erwachen.

Wie ſeltſam hat ſich das alles fügen müſſen, ſagte er, indem er jetzt erſt Walſeth anredete. Dieſer aber hatte ſich mit voller Ueberlegung während der erſten Momente des Schmerzes entfernt gehalten. Wie ſeltſam hat es ſich fügen müſſen, daß dieſe Küſten, die ich zitternd als Sklave betrat, nun Zeugen meines höchſten Glückes werden, daß meine Trennung von ihnen ſchmerzhaft ſein mußte, wie meine Ankunft. —

Lieber Julius, Du biſt aus einer Gefangenſchaft in eine andere gerathen, antwortete warnend der Freund; lockender, angenehmer iſt die zweite; ob weniger gefährlich, muß die Zukunft zeigen.

Walſeth hatte jetzt Gedanken angeregt, die dem glühenden Julius keinesweges fremd waren. Eine innere Unruhe, die er nicht zu unterdrücken vermochte, trieb ihn, wie mit geheimer Angſt, zu ſeinem Freunde hin. Alte Erinnerungen traten mahnend hervor, das kränkende Gefühl, daß er ſich der Geliebten ganz hingegeben hatte, daß ſie ihn ganz kannte, ja mit ſeinen tiefſten Geheimniſſen vertraut war, noch ehe er ſie ihr mitgetheilt hatte, während man ſich vor ihm zurückzog, auf eine Zukunft deutete, die ſeine Thätigkeit in Anſpruch nehmen ſollte, ohne ſie zu enthüllen.

Und ſie, Franceſka, konnte ſie mich belauern, ausforſchen, (ſagte er ſich,) ehe ſie mich liebte, ſich verhüllen, jetzt, da ſie mich liebt, da ich mich ganz hingebe! —

Etwas Unweibliches von ihrer Seite, indem ſie ſo handelte, etwas Unmännliches von ſeiner Seite, indem er dieſen Verhältniſſen ſich völlig hingab, glaubte er immer klarer zu erkennen, und er fand Franceſkas Bild in Schatten geſtellt und ſich gedemüthigt. Selbſt in ihrer Gegenwart keimte dieſes Gefühl, aber die Gewalt der Liebe hielt es zurück, daß es nur als ein geheimer Stachel die Freude, das Entzücken anregte, ihnen einen erhöhten Reiz gab. Aber jetzt ſtieg es immer mächtiger hervor, er vermochte einen innern Verdruß, einen ſtechenden Vorwurf nicht abzuweiſen, und wie ward es ihm zu Muthe, als nun der Freund eben dieſe Sache ſo ſchmerzhaft und ſchonungslos berührte.

Schon wollte er ſich, verdrießlich und in einer Stimmung, deren Möglichkeit er ſich wenige Augenblicke vorher kaum gedacht hatte, von Walſeth zurückziehen, als dieſer, der ſeine Stimmung zu ahnen ſchien, ihn feſthielt.

Julius, ſprach er, laß eine ſolche Aeußerung uns nicht trennen. Wer weiß, es konnte von meiner Seite wohl der Neid ſein, der eine ſolche Bemerkung erzeugte. Ein höchſt anmuthiges Abenteuer hat Dir die glühende afrikaniſche Küſte gebracht, und daß es zugleich unſere Feſſeln zerbrach, iſt nicht der geringſte Vortheil dabei. Daß ich einigen Neid empfand, iſt wohl gar zu natürlich. Denke Dich in meine Stelle. Ein bezauberndes Mädchen, jung, ſchön, geiſtreich, glühend vor Liebe, ſieht, liebt Dich, ſtürzt in Deine Arme. Ich bin der Zuſchauer. Deinetwegen wird ein uns unbekannter, offenbar höchſt ſeltener, mächtiger Einfluß benutzt, unſere Freilaſſung zu bewirken. Ich — muß bezahlen. Auf Dich iſt alle Aufmerkſamkeit gerichtet, Du ſollſt der zukünftige Ritter ſein, der Du, irgend einen Drachen erlegend, die Prinzeſſin erhältſt. Du haſt ſie zwar ſchon, aber die Tapferkeit ſoll die kühnen Thaten nachliefern. Geſchenkt werden ſie Dir nicht — und meine Thätigkeit wird indeſſen gleich in Anſpruch genommen; ich muß mit dem Schiffer die Abrede treffen, mit den Bootsknechten mich herumzanken, Weine und Eßwaaren nach dem Schiffe ſchaffen. Bei meiner Seele, es gibt Augenblicke, wo ich mir in dieſem heißen afrika=

niſchen Drama wie ein Grazioſo vorkomme, dem nur der Witz abgeht; beſonders, ſeit ich erfahren habe, daß Du ein Graf biſt. — Ja — apropos — wie hängt das mit dieſem Grafentitel, wie hängt es überhaupt mit Deinem frühern Leben zuſammen? Ich will, wenn Du es erlaubſt, mit meinen höchſt intereſſanten Abenteuern und frühern Ereigniſſen anfangen, um mir ein Recht zu erwerben, Deine Geſchichte vollſtändig zu erfahren. Doch es iſt wahr, von mir weißt Du ja Alles. Daß mein Vater ein Kaufmann, Walſeth in Drontheim, iſt, ich ſein Sohn und Kommis Georg, daß meine Braut Elſe heißt und neunzehn Jahr alt iſt, daß ich wegen des edeln Stockfiſchhandels hieher reiſen wollte, aber unterweges aufgegriffen und nach Tunis geſchleppt ward, und daß ich, auch ohne Deine Dazwiſchenkunft, durch die noble Handelſchaft in Livorno wäre aus dieſer Gefangenſchaft nach irgend einem Komtoir ſpedirt worden, nach der nämlichen Taxe, nach welcher im vorigen Jahre eine in Algier aufgebrachte Ladung von Stockfiſchen ausgelöſt wurde. Das iſt nur ein kurzer, jedoch vollkommen hinreichender Auszug aus meiner romantiſchen Lebensgeſchichte — und nun — hier iſt Wein, hier ſind vortreffliche Lebensmittel, den Schiffskapitain habe ich ſchon, während Du im Liebeszauber verſteinert warſt, ſo mit Fragen gequält, daß er Gott danken wird, wenn wir ihm Ruhe laſſen. Der Himmel iſt klar und wolkenfrei, dort ſenkt ſich ſchon der Halbmond im Weſten wahrhaft golden — o wie herrlich, daß er nicht bloß blaß und ſchmachtend an die graue Hinterwand angeheftet iſt, nein, daß er wahrhaft frei ſchwebt in dem unermeßlichen Aether! Und wirft er nicht ſeinen Glanz dorthin, nach Nordoſt, auf den Gipfel des alten Lilybäums? Iſt es mir nicht, als erblickte ich auf dem Gipfel einen Späher, der bewegliche Feuerzeichen erlauſchen will aus dem Hafen von Karthago? Wie traulich plätſchern die Wellen um das eilende Schiff, wie leuchtet der Mondſchein in den weißen Schaum. Sieh! dort in der Ferne ſpritzt ſchäumend das Waſſer in die Höhe, und der Mond ſpielt mit den fallenden Tropfen. — Horch! hörſt Du nicht die Guitarre, tönt nicht der ferne Geſang wie ein geheimer Zauber durch die ſtille, dunkle, warme Nacht? — Trägſt Du wieder den Arion auf Deinem Rücken, tanzender Delphin?

Der Geſang ward immer deutlicher, nun nahm man auch das Schlagen der Wellen wahr. Allmälig trat aus der Dunkelheit eine große, mit drei Maſten verſehene Barke hervor, die, während ein Sänger, die Guitarre ſchlagend, ſeinen melodiſchen Geſang auf dem

Verdeck ertönen ließ, pfeilſchnell nach Oſten an dem Schiffe vorbeiflog. Walſeth fuhr begeiſtert fort:

O Du Thaten- und Kampf- und Sagen- und Geſangumkränztes, herrliches, heiliges Meer, iſt es nicht, als wenn Dein Rauſchen uns noch Kunde brächte, wie von ſchönbegabten, fernen Küſten, ſo von fernen Zeitaltern, als enthielte es die letzten, noch nicht ganz verklungenen, leiſe bebenden Schwingungen aller der herrlichen Töne, die es einſt vernahm! In ſolchen Nächten war es, wo der alte Phönicier das Meer durchſchnitt, und Gades und die herkuliſchen Säulen, und immer kühner gemacht, unſer hohes, in Nebel und Eis verhülltes Land, die Ultima Thule, ſuchte. In ſolchen Nächten lauerten die kühnen Helden von Karthago und, ungeſchickt noch, aber den Tod verachtend, ſtandhafte Römer auf einander, — in ſolchen Nächten zogen die Flibuſtier, beutebeladen, von den beraubten Küſten, und das Klagen der entführten Mädchen tönte in die warme Luft. In ſolchen Nächten zogen, voll Zuverſicht, die chriſtlichen Kämpfer um dieſes Vorgebirge herum, nach Jeruſalem hin, und auch unſer wundervoller nordiſcher Held, Sigurd Jorſabafar, kannte die Zaubernächte dieſes herrlichen Meeres. Zwar Griechenland iſt geſunken, und Rom iſt gefallen und alle die herrlichen Thaten des Glaubens, der Liebe, des Ruhmes ſind verſchollen; aber die Natur hat ſie in ihren geheimen Zauber feſtgebannt, und ihr Freund kann den Zauber löſen, daß die alten Zeiten aufwachen und laut werden. O Du grundloſe, geheimnißvolle Nacht, bringt Dein warmer Südwind nicht Kunde von Afrika, und weht er uns nicht die Blütendüfte des heißen Landes zu und Dir, Freund, in leiſem Geflüſter die ſüßduftenden Liebesklagen Deiner Franceſkablume, indem er die Segel ſchwellt und unſere jugendliche, ahnungsvolle Bruſt. — Doch, ich wollte Dich auffordern, dieſe ſchöne, heimliche Stunde zur Erzählung Deiner frühern Ereigniſſe, die ich doch nur ſehr fragmentariſch kenne, zu benutzen, und da verliere ich mich ſelbſt unwillkürlich in unnütze Ausrufungen.

Die heitere, friſche Stimmung und die einladende herrliche Nacht hatte nun Julius alle ſeine jugendliche Kraft wiedergegeben. Man ſetzte ſich auf das Verdeck. Eine Mahlzeit wird in jenen heißen Gegenden in den kühlen Nächten am liebſten genoſſen. Kühlende Früchte, Weine, mit Waſſer verdünnt, wurden herbeigeſchafft, und da die beiden Freunde die einzigen Reiſenden auf dem Schiffe waren, ſo drängte ſich Keiner hinzu, und ſicher, daß ſie nicht belauſcht wurden, fing Julius an:

Ueber mein Leben weiß auch ich wenig zu ſagen, und überhaupt würdeſt Du Dich täuſchen, wenn Du glaubteſt, daß es reich wäre an ſeltſamen Ereigniſſen. Mein Vater war der zweite Sohn aus einem ſehr anſehnlichen, gräflichen Hauſe; frühe Neigung, Talent und der Einfluß eines von ihm immer ſehr hochgeachteten Lehrers, zog ihn zu den Wiſſenſchaften hin. Sein freier Geiſt fühlte ſich von dem hemmenden Einfluſſe der Zeit auf alle Weiſe gedrückt. Er bereiſte Italien, trat in preußiſche Dienſte, wurde in einer Schlacht verwundet und nahm, noch in ſeinem beſten Alter, den Abſchied. Die Liebe gegen ein bürgerliches Mädchen, welches er heirathete, trennte ihn von ſeiner Familie, die ihn nicht anerkennen wollte. Sie wußten ihm, beſonders meiner Mutter, die Angriffe tiefer fühlte, mancherlei Kränkungen zuzufügen, und da mein Vater von früh an durch ſeinen Lehrer alle adeligen Vorrechte als ſchädlich betrachtete, da meine Mutter durch die Verfolgungen der Familie wirklich litt, ſo war es natürlich, daß bei mir, wie bei meiner Schweſter, ſich frühzeitig eine Abneigung, ja ein Haß gegen den Adel erzeugte, der kaum durch die mildeſten Ermahnungen der Eltern überwunden werden konnte. Mein Vater lebte ſonſt in ſeinem höhern Alter keinesweges in unangenehmen Verhältniſſen. Er liebte ein ſtilles, geräuſch- und prunkloſes Leben und ſtrenge Mäßigkeit; meine Mutter hatte durchaus keine Neigung, aus den engen Schranken bürgerlicher Verhältniſſe, in welchen ſie erzogen war, herauszutreten, und ſo wurde ich und meine Schweſter ſtreng, in großer Enthaltſamkeit erzogen. Mein Vater genoß aber nicht allein das ganze Vertrauen ſeines vormaligen Befehlhabers, des Herzogs von Deſſau, in deſſen Staaten er lebte, ſondern auch das des Königs. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, welches Aufſehen es in unſerm kleinen Städtchen machte, wenn Couriere aus Berlin kamen, die meinem Vater Ordre brachten. Er erhielt nicht ſelten bedeutende Aufträge; aber immer ſuchte er fortdauernde Anſtellung zu verhindern und kam nach ſeinem ſtillen, unbemerkten Aufenthaltsorte zurück. Als er ſeinen Tod herannahen ſah, rief er mich allein zu ſich. Er ſuchte mir das Misverhältniß zwiſchen einem bedeutenden Familiennamen und einer in allen übrigen Rückſichten unbedeutenden Stellung im Leben klar zu machen, und kurz, er ſchlug mir vor, die Anſprüche meiner adeligen Geburt zwar nicht aufzugeben, aber doch eine Stellung im Leben zu wählen, die ſich nur durch das, was ich wirklich leiſtete, erlangen ließe, und daher, im Anfange wenigſtens, meine Herkunft zu verbergen. Ich hatte, als der Vater mir dieſen Vorſchlag in einer ſo ernſthaften Stunde machte, eben mein dreiundzwanzigſtes Jahr erreicht. Er ſelbſt hatte meinen frühern Unterricht mit Sorgfalt geleitet, ich begleitete ihn öfter nach Berlin, ich brachte ein Jahr auf der Univerſität zu. Nichts konnte mir erwünſchter ſein, als dieſer Vorſchlag, der früh genährte Haß gegen den Adel hatte, als jugendlicher Trotz, den Wunſch erzeugt, mich ganz von ihm zu trennen, und nun billigte mein Vater dieſen Wunſch. In Europa ſchien es aber ſehr ſchwer, ſeinen Namen zu verbergen. Die Robinſonaden beſchäftigten damals die jugendliche Phantaſie faſt ausſchließlich, und ohne mir es deutlich merken zu laſſen, beſchloß ich Europa zu verlaſſen und einen andern Welttheil aufzuſuchen. In Berlin war mein Vater durch wichtige öffentliche Geſchäfte in genaue Verbindung mit einem Banquier, Adrian van Enkhuyſen aus Amſterdam, getreten, und als er kurz nach dieſem Geſpräche ſtarb, fand ſich ein Teſtament, durch welches mir ein nicht ganz geringes Kapital überlaſſen wurde, und Adrian war, da ich ſchon mündig, nicht ſowohl mein Vormund, als derjenige, bei welchem ich das Kapital heben ſollte, und an welchen mein Vater es ſchon vor ſeinem Tode ausgezahlt hatte. Ich ſchloß daraus, daß dieſer auch meine Abſicht, Europa zu verlaſſen, kannte und billigte, und es gelang mir, obgleich mit Mühe, Mutter und Schweſter von der Nothwendigkeit einer ſolchen weiten Entfernung zu überzeugen.

So kam ich im Anfange dieſes Jahres in Amſterdam an. Das große Gewühl in der Stadt, das Rathhaus, die reichen Kaufmannshäuſer, die Kanäle beſchäftigten mich einige Tage, in welchen ich mich, unbeſtimmt und unbekannt, in der gedrängten Menſchenmaſſe verlor. Am vierten Tage ſuchte ich den Banquier Adrian van Enkhuyſen auf. Ich fand einen ruhigen, behaglichen Holländer, in deſſen etwas rohen und unbeweglichen Zügen eine ernſthafte Ueberlegung vorherrſchte. Alle ſeine Bewegungen waren bedächtig, und bei Allem, was er ſprach oder unternahm, zeigte ſich eine auffallende Langſamkeit, dennoch, wie man wohl wahrnahm, mit einer großen Beſtimmtheit und Beharrlichkeit gepaart. Er kam mir auf ſeinem reinlichen Komtoir, wo eine Menge Handlungsdiener beſchäftigt waren, von dem entfernten, etwas erhöhten Pulte langſam entgegen, nahm mir ein Empfehlungsſchreiben ab, und als ich meinen Namen, Leith, nannte, wandte er ſich kaltblütig an einen in der Nähe ſtehenden jungen Mann.

Leith? Leith? wiederholte er bedächtig. Habt Ihr, dieſen Herrn Leith betreffend, irgend Aviſo erhalten?

Der junge Mann beſann ſich, ſchlug in einem großen Buche nach.

Ja, ſagte er, aus Leipzig, datirt vom 18. Dezember, von Banquier Weickarth. Julius Leith —

So heiße ich, antwortete ich, doch etwas ſtutzig gemacht durch dieſen ſeltſamen Empfang, denn Herr van Enkhuyſen würdigte mich während dieſes ganzen Geſprächs kaum eines Blicks. Jetzt entfaltete er den Brief, las ihn bedächtig durch und betrachtete mich von oben bis unten mit einem forſchenden Blick, der mich ſo ſehr beleidigte, daß ich kurz abbrach.

Mein Herr, ſprach ich heftig, es iſt für mich ein Kapital bei Ihnen niedergelegt; wollen Sie mir es auszahlen oder nicht? Ich mag mich hier nicht von Ihnen und Ihren Geſellen begaffen laſſen.

Junger Mann, antwortete Herr van Enkhuyſen, ohne eine Miene zu ändern, man muß ſich erſt überzeugen, ob Sie der rechte ſind. Das, wodurch ſie ſich beleidigt glauben, geſchieht ja eben des wahren Herrn Leith wegen, dieſer ſollte uns für eine Vorſicht danken, die ſein Eigenthum ſichert.

Er zog mich in eine entfernte Ecke.

Leith iſt nicht Ihr rechter Name, für einen Herrn Leith habe ich kein Kapital. Man beruft ſich auf ein anderes Schreiben, und obgleich ich Sie zu kennen glaube, ſo muß ich mir doch dieſes Schreiben ausbitten. Sind Sie derjenige, den ich vermuthe, dann können Sie auf mich wie auf einen Vater rechnen.

Ich hatte in der That ein Schreiben, welches mein Vater, kurz vor ſeinem Tode, aufgeſetzt hatte, es ſchien mir aber ein Heiligthum, und es ſollte von der Art, wie ich empfangen würde, abhängen, ob ich es abgeben ſollte oder nicht. Die letzte Verſicherung überwand mich, ein rührendes Wohlwollen drang durch die ſonſt unbeweglichen Geſichtszüge, ſelbſt das kalte Auge belebte ſich, und als ich ihm das Schreiben meines Vaters überreichte, als er die unſichern Züge ſeiner Handſchrift erkannte, ſchien der ruhige Mann tief bewegt, ſeine Hand zitterte, und indem er die äußere Würde in ſeinem Komtoir zu erhalten ſuchte, zog er mich in ein Hinter-Gemach hinein. Hier erbrach er den Brief, und die Thränen rollten über die runden Wangen herab. Du kannſt Dir leicht vorſtellen, wie ich, nach dieſem Empfange, in ſeinem Hauſe aufgenommen war. Ich mußte bei ihm meine Wohnung aufſchlagen, ich wurde ſeiner Familie, der Frau, einem verheiratheten Sohne und einer verheiratheten Tochter vorgeſtellt. Sohn und Schwiegerſohn hatten Antheil an der Handlung. In ſeiner Wohnung herrſchte die größte Reinlichkeit und eine ſchwerfällige Pracht; nicht die Geſchäfte allein, Schlafen und Wachen, Eſſen, Trinken und Beluſtigung hatten ihre beſtimmte Zeit, und Alles kehrte immer auf die nämliche Weiſe wieder. Man hörte ſelten laut ſprechen, und was ſich am lauteſten machte, war das ewige Scheuern, Reinigen und Putzen, wodurch etwas Wüſtes, Unruhiges zum Vorſchein kam, welches mit der ſonſtigen Ordnung und Ruhe in grellem Widerſpruch ſtand. Auch die Andacht hatte ihre Stunden, ja ihre Minuten, und mir war dieſe mechaniſche Wiederholung zuletzt ſo ängſtlich, daß ich ſo oft, als möglich, außer dem Hauſe Athem ſchöpfen mußte. Die Unterhaltung mit der Frau, mit dem Sohne und Schwiegerſohne war eben ſo peinlich, am meiſten aber quälte mich das Geſchäft mit dem Alten. Meinen Entſchluß, Europa zu verlaſſen, wollte er anfänglich durchaus nicht billigen. Sehr oft mußte ich ihm weitläufig alle Gründe auseinanderſetzen, ihn erinnern, daß ſelbſt meine Mutter mit dieſem Entſchluſſe zufrieden ſei, mußte ihn darauf aufmerkſam machen, wie mein verſtorbener Vater ſich zwar nicht ausdrücklich geäußert habe, gewiß nur, wie ich ſeine Geſinnung kenne, um meiner eigenen freien Ueberlegung nicht in den Weg zu treten; wie aber eben der Umſtand, daß das Kapital in Amſterdam deponirt wäre, auf ſeine Billigung deutete, um ſo mehr, da mein Wunſch, der ſich ſchon früh geäußert und ſich in mancherlei Geſprachen keinesweges verborgen habe, ihm nicht unbekannt hätte ſein können. Hatte ich dieſes alles entwickelt, dann ſchwieg er, ſchien zu überlegen.

Hm! ſagte er dann, ja, ja — da ſcheint der Vater es doch ſelbſt gewünſcht zu haben.

Aber wenn ich den Tag darauf die Sache mit ihm beſprach, dann war es, als hätte er Alles wieder vergeſſen, und er ſetzte meine Geduld auf eine harte Probe. Endlich bat ich ihn, das letzte Schreiben meines Vaters noch ein Mal durchzuleſen. Er hatte es ſeit dem erſten Empfange, wie er geſtand, nicht wieder geleſen, weil die zitternde Handſchrift ſeines Freundes ihn zu ſehr erſchütterte. Er überwand ſich und las es nun öfter langſam durch, theilte mir einzelne Stellen mit, und obgleich der Vater keinen beſtimmten Rath ertheilte, ſo machte doch endlich folgende Stelle auf den bedenklichen Mann Eindruck:

„Wenn mein Sohn den Wunſch äußern ſollte, „ſelbſt in einer weit entfernten Weltgegend ſein Glück „zu ſuchen, ſo glaube ich, daß man dieſen Wunſch „ihm gewähren muß, und ich habe zu meinem treuen, „verehrten Freunde das Zutrauen, daß er ihn dann „mit Vorſicht auf eine Bahn leiten werde, die, mit „ſeinen Kenntniſſen und Neigungen übereinſtimmend,

„ihm am ſicherſten eine feſte und ſolide Lage in der „Zukunft bereiten kann.“

Dieſe Stelle des Briefes war nun zwar deutlich genug; aber ſeine ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit verſetzte ihn abermals in eine qualvolle Lage. Ich will Dir mit allen den Beſchlüſſen, Ueberlegungen, Entwürfen, die hin und her erwogen wurden, nicht beſchwerlich fallen; aber das kann ich Dich verſichern, nie hatte ich geglaubt, daß treue Gewiſſenhaftigkeit, redlicher Eifer mir ſo furchtbar langweilig, ja unausſtehlich werden könnten. Endlich ward es doch ausgemacht, daß ich mit einem ſeiner Schiffe nach Paramaribo gehen ſollte, ein Theil meines Vermögens wurde in Waaren verwandelt und vorſichtig verſichert, das Uebrige blieb in ſeinen Händen. Ich ſollte einen Cargo über die ganze Ladung vorſtellen und die vier Monate bis zur Abreiſe benutzen, um mir die für dieſen Handlungszweig nothwendigen Kenntniſſe zu verſchaffen. Da mir Sprachen und Rechnungsweſen nicht fremd waren, fiel es mir nicht ſchwer, dieſe zu erlangen, und die Beſchäftigung ergötzte mich; aber ſie füllte nicht meine ganze Zeit aus. Ich trieb mich an den öffentlichen Orten herum, beſuchte die Schauſpiele, machte mit mehreren jungen Leuten Bekanntſchaft, und obgleich bei meinem gütigen Wirthe immer für mich Mittags und Abends ein Couvert bereit ſtand, obgleich es ihm offenbar lieb war, wenn ich bei ihm erſchien, ſo fiel es doch auch nicht auf, wenn ich wegblieb. Nur Eins war mir unbequem. Das Haus wurde pünktlich alle Abende um zehn Uhr geſchloſſen, und ſelbſt glänzende Abendgeſellſchaften, bei welchen die Maſſen der koſtbaren Speiſen und Weine beſonders auffielen, waren um dieſe Zeit beendigt. Die Gäſte ſchienen die feſtſtehende Ordnung des reichen, bedeutenden Mannes zu ehren. Als ich aber einige Wochen in dem Hauſe zugebracht und wohl auch gegen die jüngern Bewohner etwas darüber geäußert hatte, erfuhr ich, daß die junge Welt Mittel beſaß, dieſe Unbequemlichkeit zu umgehen. Ein alter Bedienter wurde durch ein Geſchenk gewonnen, und ich erhielt den Schlüſſel zu einer kleinen Pforte, die durch mehrere Nebengänge mit dem Hauptgebäude, in welchem meine Wohnung war, in Verbindung ſtand. Indeſſen dauerte es lange, ehe ich dieſen Vortheil benutzte. Das wüſte Herumtreiben wurde mir aber bald zuwider, die Unterhaltung mit den jungen Leuten hatte keinen Reiz für mich, und eben, als es in meiner Gewalt ſtand, ſelbſt die Nächte unbemerkt außer dem Hauſe zuzubringen, blieb ich ganze Tage und auch Abende auf meiner Stube. Geſchichtliche Werke, die Schriften von Montesquieu und Voltaire, die eben die Aufmerkſamkeit aller Geiſter auf ſich zogen, nahmen alle Zeit, die meine regelmäßige Beſchäftigung mir übrig ließ, in Anſpruch. Es freute mich, daß mein väterlicher Wirth mit dieſem Leben ſo zufrieden war. Er kam mir viel freundlicher, als ſonſt, entgegen, wenn ich bei der Tafel erſchien, obgleich das Geſpräch dadurch weder belebter, noch intereſſanter wurde. Nur dadurch ward es mir freilich lehrreich, daß er mir über meine zukünftigen Geſchäfte viele Aufſchlüſſe geben konnte und es gern ſah, wenn ich ihm beſtimmte Fragen vorlegte; wahrſcheinlich auch deßwegen, weil er aus dieſen auf meine Fortſchritte ſchließen konnte.

Drei bis vier Wochen hatte ich ſo, völlig abgeſchieden, nur daß ich an den ſteifen Geſellſchaften meines Handelsherrn Theil nehmen mußte, zugebracht, und wenn irgend einer meiner jüngern Freunde mich traf, wurde ich über dieſe ſeltſame, ihnen unbegreifliche Zurückgezogenheit ſo ſehr mit thörichten Fragen beläſtigt, daß ich ſchon aus dieſem Grunde allen bisherigen Umgang abzubrechen beſchloß. Es war unter ihnen auch nicht einer, deſſen Geſpräch oder Bildung oder Geſinnung mich anzog, und wir ſind, irre ich nicht, eben in der Epoche, wo die eigne Bildung anfängt, uns am meiſten zu beſchäftigen, im Umgange am unduldſamſten und mögen uns nur an diejenigen anſchließen, die, von gleicher Verwirrung beherrſcht, nach gleicher Klarheit trachten.

Eines Abends hatte ein Schauſpiel, ich weiß nicht wie, mich angezogen, und doch freute ich mich, als es zu Ende war. Um auf einem kurzen Wege meine Wohnung zu erreichen, ging ich durch eine ſchmale Gaſſe mit hohen fenſterloſen Mauern, den Seitenwänden von anſehnlichen Häuſern, die nach zwei Hauptſtraßen hinauslagen. Es war ſehr dunkel, und nur eine Laterne warf nach der Mitte der Gaſſe einen trüben Schein. Ich glaubte, als ich um die Ecke bog, um zwiſchen den engen Mauern durchzugehen, ein Degengeklirr zu hören. Ich eilte daher auf die Gegend zu und ſah einen Mann, in einen Mantel, den er zurückgeſchlagen hatte, gekleidet, ſich gegen zwei andere, die auf ihn eindrangen, mit Mühe vertheidigen. Ich zog meinen Degen und ſtellte mich dem Angegriffenen zur Seite, der in Gefahr war zu unterliegen. Die beiden fechtenden Männer wichen nicht, und es waren, wie ich es bald erkannte, gewandte Fechter. Daß Männer von Bildung einen alten Mann meuchelmörderiſch anfielen, empörte mich, und ich griff denjenigen, der mir gegenüber ſtand, mit Wuth an. Ich erhielt eine Wunde, mein Mitkämpfer hatte ſeinen Gegner verwundet, aber wir ließen nicht nach, und der Ausgang des doppelten

Zweikampfs würde zweifelhaft geweſen ſein, wenn nicht ein Dritter, der den Angegriffenen kannte, herzugeeilt wäre und ſich mit uns vereinigt hätte. Jetzt wichen unſere Gegner. Mein Mitkämpfer zog ein Schnupftuch hervor, wiſchte mit großer Ruhe das Blut von der Klinge und ſteckte dieſe in die Scheide.

Ich bin Ihnen Dank ſchuldig, mein Herr! Sie kamen gerade zur rechten Zeit, ſagte er äußerſt kaltblütig gegen mich, ſind Sie hier? gegen den eben Angekommenen gewandt. Ich empfehle mich.

Er ging darauf, indem er ſich in ſeinen Mantel hüllte, mit gemeſſenen Schritten vorwärts. Ich blieb, über eine ſolche, faſt unbegreifliche Ruhe und Gleichgültigkeit erſtaunt, ſtehen. Beſonders ſeltſam ſchien es mir aber, daß der Mann es nicht einmal der Mühe werth fand, ſich zu erkundigen, ob ich etwa verwundet wäre. Auch der andere Herbeigeeilte blieb ſtehen, näherte ſich mir und fragte, was ſich zugetragen hätte? Ich erzählte, was ich wußte, und durch den Schein der Laterne entdeckte er nun, daß ich blutete. Er fragte ſehr beſorgt nach meiner Wunde. Ich verſicherte ihn, daß ſie nur unbedeutend ſein könnte, er zwang mich aber ihn zu begleiten. Die Seitenwand, die nach der engen, dunkeln Gaſſe hinausging, gehörte zu einem großen Gaſthauſe; als wir umbogen, entdeckten wir den hellerleuchteten, durch Schweizer bewachten Eingang, und hier, wo ſeine Wohnung war, führte er mich hinein. Die Wunde im Arme bedeutete wirklich nicht viel, ſie wurde verbunden, und ich wollte mich empfehlen. Das Stillſchweigen des Menſchen hatte mich verdroſſen, und ich that nun auch, als erſchiene mir die Sache höchſt unbedeutend.

Mein Herr, ſagte nun der Fremde, Sie haben uns eine groſſe Verpflichtung auferlegt, Sie haben das Leben eines Freundes gerettet, und ſo dürfen wir uns nicht trennen. Wundern Sie ſich nicht über das Betragen deſſen, dem Sie beigeſtanden haben, er iſt ein ſeltſamer Mann, und Sie werden ihn, da dieſe Berührung doch nicht ohne Folgen bleiben kann, in der Zukunft ohne allen Zweifel kennen und ſchätzen lernen. Auf jeden Fall werden Sie nie Urſache finden, dieſe That zu bereuen.

Er wünſchte meinen Namen zu wiſſen. Ich nannte mich.

Leith? ſagte er aufmerkſam und betrachtete mich genauer. Sie wohnen bei dem Herrn van Enkhuyſen?

Als ich es beſtätigte, äußerte er eine lebhafte Freude.

Ich habe lange gewünſcht, Ihre Bekanntſchaft zu machen, ich habe Manches von Ihnen gehört. Erlauben Sie, daß ich Sie morgen beſuche.

Ich verſicherte ihn, daß es mir angenehm ſein würde. — Er nannte ſich Fabiani und ſprach das Franzöſiſche, wenn gleich fertig, doch ſo, daß man den Ausländer erkannte. — Es war der Herr Antonio Fario de Suza, der Bruder meiner Franzeska.

Den Tag darauf erſchien nun Herr Fabiani, wie er ſich nannte, ſeinem Verſprechen gemäß, da aber Geſchäfte mir nicht erlaubten, lange Zeit zu verweilen, verabredeten wir, daß wir uns an einem bekannten öffentlichen Orte treffen wollten, und von jetzt an ſah ich ihn alle Tage. Seine Geſpräche waren lebhaft, die Gegenſtände der Unterhaltung riſſen mich hin, und nachdem ich meine Zeit ſo lange abgeſchnitten von jedem geiſtreichen Umgange zugebracht hatte, ſchwelgte ich in dieſem mir ſo reizenden Genuſſe. Ja, ich bekenne, nie einen Mann gekannt zu haben, deſſen Perſönlichkeit mich ſo eingenommen hätte. In Tunis, wo Du mit den Geſchäften, ich mit meiner Leidenſchaft, die beiden Männer mit irgend einer bedeutenden, naheliegenden That beſchäftigt, wir alle durch die Hitze gedrückt waren, wo die Zeit uns drängte, konnte er das große Talent der Unterhaltung nicht entfalten. Er ſpricht die meiſten lebenden Sprachen — deutſch freilich nicht — mit der größten Gewandtheit, er hat an den meiſten Höfen gelebt, ſcheint alle bedeutenden Männer zu kennen und eröffnete mir zuerſt dieſe geheime Welt der Staatsverhältniſſe, aus welcher das Glück und Unglück ſo vieler Tauſende entſpringt. In Amſterdam hielten ſich damals Männer auf, die geheime Aufträge hatten, die Staatsanleihen einleiten, irgend ein anderes großes Geſchäft begründen wollten. Ich lernte ſelbſt einige kennen, ich erfuhr, wie man durch Gewandtheit, auch ohne Mittel, bei Großen Zutritt erlangen kann, wie es möglich iſt, ſich Kenntniſſe geheimer Bedürfniſſe, geheimer Wünſche hoher Perſonen zu verſchaffen und ſie mit Geſchick zu benutzen. Es war nicht der Eigennutz, der mir dieſe Thätigkeit ſo anziehend machte, es war die unabläſſige Anſtrengung, das fortdauernde Aufmerken auf alle Rückſichten, die nie nachlaſſende geiſtige Beweglichkeit, das verführeriſche Beherrſchen der Menſchen, die ſich unſerer als Mittel zu bedienen wähnen, das mächtige Eingreifen in weithin wirkende geheime Verhältniſſe. Wie kümmerlich erſchien mir der kleinliche Erwerb, wie eng, wie beſchränkt die dürftige Ordnung, die geiſtlos, träg und langweilig immer auf die nämliche, verdrießliche Weiſe ſich wiederholte.

Einſt waren wir in einer ſehr belebten Geſellſchaft geweſen, es war ein ſchöner Frühlingstag, und wir hatten uns in einem großen Garten vereinigt. Nachdem die Geſellſchaft ſich getrennt hatte, blieben Fabiani und ich allein zuſammen. Die Geſellſchaft war ſehr bunt zuſammengeſetzt, und ich von der Mahlzeit und von dem Weine ſehr erhitzt.

Ich führe Sie nach einem Orte, den Sie kennen lernen müſſen, ſchlug mir Fabiani vor, wenn es Ihnen ergötzlich ſcheint, viele Menſchen durch dieſelbe ſtarke Leidenſchaft in Bewegung geſetzt zu ſehen.

Wir erreichten das Gaſthaus, wo er wohnte, und traten in einen großen, prächtig erleuchteten Saal hinein. Eine Menge Menſchen war um einen großen Tiſch vereinigt, und was mir gleich bei dem erſten Eintreten auffiel, war die ängſtliche Stille, die in dem ganzen Saale herrſchte. Du wirſt errathen, daß es ein Pharaotiſch war. In Leipzig hatte ich das Spiel zwar geſehen, auch wohl, doch ohne Leidenſchaft, daran Theil genommen. Aber ſo im Großen ſah ich es noch nie. Mächtige Goldrollen lagen da aufeinander gehäuft, bedeutende Summen ruhten auf vielen einzelnen Karten, das Geld ging wie in Strömen von der Bank weg und nach ihr zu.

Gewonnen, verloren, ſagte, mit demſelben ruhigen Tone, ein Mann mit einem finſtern Geſichte, einer großen, gekrümmten Naſe und langen Augenbrauen, die weit über die Augen herabhingen. Er regte ſich kaum, bewegte aber die Augen, ohne den Kopf zu rühren, nach allen Seiten, zahlte mit der gleichgültigſten Miene hierhin, dahin die ungeheuerſten Summen. Mir ward die Bruſt zuſammengeſchnürt, als ich mit Fabiani an den verhängnißvollen Tiſch trat.

Man hält es nicht aus, flüſterte ich ihm in's Ohr, wenn man nicht mitſpielt.

Wir müſſen, antwortete er, da wir nun einmal hier ſind, einige Goldſtücke wagen.

Ich merkte gleich, daß er ein alter Spieler war. Seine Augen waren, wie die des Banquiers, allenthalben, und binnen kurzer Zeit ſchien ihn das Spiel ſo einzunehmen, daß er auf mich nicht mehr achtete. Ich hatte zufällig eine ziemlich anſehnliche Summe bei mir. Anfänglich ſpielte ich vorſichtig, und wie mit Angſt, mit furchtſamer Erwartung betrachtete ich die Karte, und binnen einer Viertelſtunde hatte ich mehr, als die Hälfte meiner Baarſchaft, verloren, ein Verluſt, der für mich bedeutend war. Ich wollte ſchon abbrechen; aber ich wagte nicht meinen Begleiter anzureden. Große Summen lagen vor ihm aufgehäuft, und er war wie verwandelt. Voller Angſt wagte ich noch, wie in Verzweiflung, einen bedeutenden Satz, bog, als ich gewann, änderte die Karte, bog noch ein Mal, endlich zum vierten Male und hatte nun eine Summe gewonnen, die meinen Verluſt mehr, als um das Fünffache, überwog. Von jetzt an blieb mir das Glück gewogen. Ich gewann eine Summe nach der andern; aber meine ganze Seele war nun auch von dem Spiele gefeſſelt. Es war mir, als wenn ich der geheimen Quelle des Glücks nahe wäre, das Gold blickte mich mit der glänzenden gelben Farbe räthſelhaft an, der mühſelige Erwerb mit aller ſeiner Noth und ſeinen Qualen ſchien mir von der Erde verſchwunden, während die Ströme des Goldes ſich eröffneten, und das klingende Metall fortdauernd hin und her rollte. Eine Summe, die mir ſonſt wichtig, bedeutend ſchien, war mir jetzt gering, ja verächtlich, nachdem ich ganze Haufen von Gold gleichgültig in den beweglichen Goldberg hingelegt und wieder erhalten hatte. Ich weiß nicht, wie lange geſpielt wurde. Auf einmal ward geklingelt, die Bank war für heute aufgehoben, und alle meine Taſchen waren voll.

Sie haben bedeutend gewonnen, mein Freund, ſagte Fabiani.

Ich wachte wie aus einem Traume auf und bemerkte wohl, wie tief mein erſtes Glück mich ergriffen hatte. Wir trennten uns, ich eilte, gequält von einer peinlichen Luſt, nach Hauſe, und als ich den Morgen, nach einer ſehr unruhigen Nacht, aufwachte, ſah ich den Goldhaufen, der auf dem Tiſche lag. Ich konnte es nicht unterlaſſen, mich mit der Summe, über deren Größe ich faſt erſchrak, zu beſchäftigen, ich zählte mit immer größerem, aber doch ängſtlichem Vergnügen die Goldſtücke, und meine ganze Phantaſie war noch an den zauberiſchen Tiſch gefeſſelt.

Schon den nächſten Abend ſtand ich — Fabiani hatte ſich nicht blicken laſſen — mit einem bedeutenden Theile meines Gewinnes am Spieltiſche. Ich vermochte nicht den Abend vorher, theils weil die ganze Erſcheinung mich beklommen machte, dann weil das eigene Spiel mich ganz feſſelte, die Geſellſchaft zu betrachten. Heute beobachtete ich, während ich ſelbſt nur unbedeutende Sätze wagte, wie den erſten Anlauf zu einem gefährlichen Sprunge, die Spieler. Die meiſten waren wie verſteinert, einige unruhig, konnten nicht aufhören, im Stillen ſich über die Launen des Spiels zu wundern, und murmelten, doch immer vor ſich, einzelne Worte — Wer hätte das denken ſollen! — Wie iſt das möglich, die Karte ſchlägt zum ſiebenten Male um! — Hätte ich das ahnen können! — Andere ſetzten mit immer ſteigender Angſt, man ſah es, ſie wagten

Alles; wieder andere brachen plötzlich ab und verſchwanden, während einige, die Alles verſpielt hatten, unruhig, rathlos in dem Saale auf und nieder gingen, und nicht fähig ſchienen, ſich von dem magiſchen Tiſche zu trennen, von deſſen zauberiſchen Glücksgaben ſie doch ausgeſchloſſen waren.

Die Angſt, die mich verfolgte, ſtieg, indem ich ſo die Spielenden betrachtete; aber das Gold rollte mir in die Hände, es kam mir zuletzt ganz natürlich vor. Ich wagte die komplicirteſten Sätze, faſt immer ſchlugen ſie mir zu, und ich ging heut Abend mit einem noch größeren Gewinne, als geſtern, nach Hauſe. Ich war bedeutend ruhiger, aber alle Geſchäfte waren mir ekelhaft. Fabiani fand ich nicht im Spielſaale.

So ſpielte ich nun mehrere Tage hintereinander; oft verlor ich, aber im Ganzen blieb mir das Glück treu, und die gewonnene Summe nahm bedeutend zu.

Eines Abends ſtehe ich im Parterre noble, man gab ein Stück von Marivaux und zwar herzlich ſchlecht, ich wünſchte mich fort und konnte mich doch nicht entſchließen, das Haus zu verlaſſen. Da entdeckte ich in einer Loge Fabiani, der ſich mit einer jungen Dame unterhielt. Ich betrachtete ſie genauer und glaubte, nie eine ſo hinreißende Schönheit geſehen zu haben. Warum ſollte ich hier ihre Schönheit, meine keimende Leidenſchaft ſchildern? Du erräthſt es ſchon; es war Franceſka. Ich konnte kein Auge von ihr wenden. An eine Säule, der Loge gegenüber, hingelehnt, ſtand ich ruhig, ohne nach dem Schauſpiele hinzuſehen, ganz im Anſchauen verloren. Ich bemerkte, daß Fabiani ſich nach der Dame hinbog und ihr etwas zuflüſterte, er zeigte darauf mit den Augen nach der Stelle, wo ich ſtand. Sie horchte, ließ ſich, wie es ſchien, immer deutlicher die Stelle beſchreiben, ergriff ein Opernglas und fixirte, wie ich glaubte, grade meine Perſon. Ich wollte wegſehen, aber ich vermochte es nicht. Da legte ſie plötzlich das Opernglas hin und ſchien, aufmerkſamer ſelbſt, als bisher, in das Schauſpiel vertieft. Das Stück konnte gar kein Ende finden. Als es endlich geſchloſſen war, drängte ich mich eilig und mit Gewalt nach dem Ausgange des Schauſpielhauſes. Lauernd ſtand ich da und ſah nun Fabiani die Dame zum Wagen begleiten, mehrere Damen folgen und mit einem ältlichen Herrn einſteigen. Fabiani aber wandte ſich, als der Wagen fortrollte, gegen mich.

Ich habe Sie ſchon geſehen, ſagte er, wollen wir ſpielen?

Ich habe keine Luſt, antwortete ich. —

Gut, ſo wollen wir den Abend allein verplaudern, es geſchah früher ſo oft, jetzt lange nicht mehr. —

Das wünſchte ich eben. Wir ließen uns in dem Gaſthauſe ein einſames Zimmer geben, Eſſen und Wein ward gebracht, und wir ſchloſſen die Stube ab, um jeden zudringlichen Beſuch zu verhindern.

Wir ſprachen von Mancherlei, und ich ſcheute mich nach der Dame zu fragen. Endlich, ſo weit war ich ſchon gekommen, warf ich mit einem leichten Tone die Frage hin:

Apropos, Sie begleiteten eine reizende Dame aus dem Schauſpiele. Wie konnte mir eine ſolche Geſtalt bis jetzt entgehen?

Sie haben ſie bis jetzt noch nicht ſehen können, antwortete er. Erſt heute iſt ſie mit der Familie des franzöſiſchen Geſandten, die ſich hier einige Wochen aufzuhalten gedenkt, aus dem Haag angekommen. Der Bruder des Geſandten begleitet die Familie. Es iſt eine Bekanntſchaft, die Ihnen nützlich werden kann, und, irre ich nicht, werden Sie die Dame auch in der Nähe intereſſant finden. Ich werde Sie morgen einführen; aber Sie müſſen durchaus als Edelmann erſcheinen. —

Ich bin einer, ſagte ich und glaubte durch dieſes Geſtändniß mich nicht zu verrathen, wenn ich nur meinen wahren Familiennamen geheim hielt. Da ich aber beſchloſſen habe, mich dem Handel zu widmen, und alſo von einem adeligen Namen keinen Gebrauch machen kann, ſo habe ich ihn nicht produciren wollen.

Wahrlich, lieber Freund, antwortete Fabiani, bei Ihrem Talente, bei Ihren Kenntniſſen und, ich ſage es ohne Schmeichelei, bei Ihrer großen Gewandtheit im Umgange, die nur etwas mehr ausgebildet zu werden braucht, ſchien mir der Entſchluß, ſich dem kümmerlichen Erwerbe zu widmen, immer höchſt ſeltſam. Und nun erfahre ich, daß Sie auch den Vortheil haben, ein geborner Edelmann zu ſein. Ich hatte es vermuthet, denn eine gewiſſe leichte Sicherheit in der Art, wie man unter die Menſchen tritt, einen beſtimmten Takt des Schicklichen und allenthalben Angemeſſenen erhält der Bürgerliche nie. Man merkt es ihm, ſelbſt wenn er lange in großen Cirkeln gelebt hat, an, daß er auf ſich achten, ſich mit Ueberlegung zuſammenfaſſen muß, als wenn er für den nächſten Augenblick fürchtete, als wenn er, ſollte es auch nie geſchehen, doch ſtets in Gefahr wäre, Blößen zu geben. Welche Ausſichten eröffnen ſich Ihnen! Benutzen Sie die Bekanntſchaften, die Sie ſchon gemacht haben. Ihre Geburt, Ihr Aeußeres, die Leichtigkeit, mit welcher Sie ſich in mehreren Sprachen ausdrücken, würden allein, ohne die geiſtigen Vorzüge, ohne die großartigen Anſichten, von welchen Sie durchdrungen ſind, und die freilich oft etwas mehr den herrſchenden Verhältniſſen angepaßt werden müſſen, hinreichen, Ihnen eine glänzende Laufbahn zu eröffnen.

Herr Fabiani, erwiederte ich, meine Erziehung hat mich für eine andere beſtimmt, ich befürchte, daß die Grundſätze, mit welchen ich erwachſen bin, die mir heilig ſind, in einem zu ſchneidenden Widerſpruche mit der Lebensweiſe ſtehen werden, die Sie mir anzurathen ſcheinen. Ja, ich will es Ihnen nicht verbergen, daß meine jetzige Lebensweiſe mich öfters mit inneren Vorwürfen quält, die ich nicht abzuweiſen vermag. —

Sie ſpielen leidenſchaftlich, Herr von Leith, und wie können Sie dann dem innern Vorwurfe entgehen? Es giebt keine unglücklichere Stimmung, als diejenige, die uns leidenſchaftlich an das Spiel feſſelt. —

Ich erröthete. —

Laſſen Sie uns ernſthaft reden. Die Lage, in welcher Sie ſich befinden, verdient reifliche Erwägung, denn ſie iſt gefährlich, es wäre umſonſt, wenn ich Ihnen verbergen wollte, was das beſſere Gefühl Ihnen ſelbſt laut geſagt hat. Sie verdienen es, daß ich Ihnen das Geheimniß eines Lebens enthülle, für welches Sie, wie ich überzeugt bin, geboren ſind. —

Ich horchte mit großer Spannung. —

Welch ein geheimer Zauber feſſelt die Menſchen an den Pharaotiſch, warum erſcheint dieſes Spiel eben den geiſtreichſten Menſchen ſo lockend, ſo gefährlich? Alle Ermahnungen vermögen die keimende Leidenſchaft nicht zu unterdrücken, ja thöricht müſſen wir ſie nennen, denn, was dieſe uns lehren können, liegt ſo nahe, iſt ſo handgreiflich, daß nur der ſtumpfe Menſch glauben kann, es könnte dem geiſtreichſten entgehen, was ſich ihm aufdrängt. Alle Leidenſchaft iſt Verzerrung einer urſprünglichen Wahrheit. Es gibt ein doppeltes Leben. Die Herrſcher haben die Gewalt, die Reichen den Genuß an ſich geriſſen, alle übrigen Menſchen müſſen ſich dieſen verkaufen, ſind Knechte. Zwar der Geiſtreiche bauet ſich eine erträumte Welt, in welcher er ſich frei dünkt; aber der innere Widerſpruch, aus welchem er niemals herauskömmt, überzeugt ihn, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt iſt. Jede beſchränkte Thätigkeit iſt eine knechtiſche, ſchon, daß ſie ihre Schranken fühlt, iſt das Geſtändniß, daß ſie gefeſſelt iſt. Die Thätigkeit, die Kraft kann armſelig erſcheinen oder großartig, gering oder erhaben; aber die natürlichen Bedingungen ihrer treuen Aeußerung dürfen niemals fehlen. Zwei ſolche Bedingungen treten mächtig und Alles beherrſchend hervor, es ſind: das Gold und die Geſundheit. Die letztere iſt das reine Gold der Natur, die erſtere die ungetrübte Geſundheit der großen geſelligen, der geſchichtlichen Verhältniſſe. Vergebens widerſetzt ſich der beſchränkte Thor der Gewalt des Geldes, er unterliegt, indem er gegen ſie ſtreitet, und die erhabenſte Geſinnung muß ſich verkaufen, eine Stelle, ein Amt annehmen, das heißt, Feſſeln tragen, indem ſie ſich bezahlen läßt. Gibt es wohl einen Menſchen, der ſich nicht reich träumte, der die Hoffnung aufgäbe, einmal in freier Thätigkeit die ungehemmten Kräfte in die Weite wirken zu laſſen? Sein Sinn mag dieſen Traum innerhalb engerer Schranken feſſeln, die dann keine ſind, weil er ſie nicht fühlt, oder eine großartige Welt mächtiger Thaten ſich denken: immer bleibt der Grund derſelbe. Wie der Gelähmte, an das Krankenbett gefeſſelt, ſich, fröhlich tanzend im Sonnenſcheine, in der blühenden Natur träumt, ſo träumt ſich der Arme aus einer Lage herausgeriſſen, die ihm unnatürlich iſt. Ja, der innerſten geſunden Natur widerſpricht die Armuth, wie die Krankheit. Betrachten wir die Menſchen, ſo finden wir, daß ſie zwei Wege wählen, jene geſunde Stellung unter den übrigen zu erlangen. Den einen wählt der urſprünglich Beſchränkte, und er mag ſich glücklich fühlen durch Entſagung; der zweite ſteht weniger offen, denn er erfordert, wenn man ihn zu wählen wagt, einen kühnen, die Welt beherrſchenden Sinn, es iſt der Weg des Glücks im eminenten Sinne. Alle wollen dieſen Weg verfolgen, die Wenigſten erkennen den rechten, noch Wenigere vermögen, ſelbſt wenn ſie ihn erkannt haben, ſich auf ihm zu erhalten. —

Er hielt einen Augenblick inne. —

Seinen ſeltſamen Reiz, fuhr er fort, theilt das Pharaoſpiel mit keinem andern Hazardſpiele, alle übrigen ſcheinen roh, ungeſchickt gegen dieſes. Aber es zeigt auch eine myſtiſche Tiefe, wie kein anderes Spiel. Scheinbar einfach, eröffnet es unzählige Kombinationen des Zufalls, die räthſelhafteſten Verſchlingungen des Geſchicks drängen ſich gewaltſam in wenige Augenblicke zuſammen und treten uns nahe; dann iſt es, als ahnete man ein verborgenes Geſetz, und immer tiefer, immer mächtiger wird man von einem Räthſel ergriffen, deſſen löſendes Wort ſo nahe liegt. Jetzt fangen wir an zu ahnen, daß es einen Punkt gibt, wo das Glück aufhört Zufall zu ſein, wo es in unſere Gewalt kömmt. Es iſt wahrſcheinlich, daß irgend ein mächtiger Geiſt, eben indem ihn das Pharaoſpiel mit ſeinem geheimen Reiz hinriß, daß große Problem nicht bloß ahnete, ſondern auch feſthielt; aber ſo viel iſt entſchieden, am Spieltiſche, in der bloßen Form dieſes Spiels, liegt die Enträthſelung nicht. Wer ſie da ſucht, wird fortdauernd betrogen, ihn beherrſcht das Spiel, und er muß einen Standpunkt gewinnen, von welchem aus er das Spiel beherrſcht. Wer aber dieſen erreicht hat, der verſchmäht zwar nicht dieſes Spiel, welches, möchte man ſagen, die Vorbereitung zu einer höhern Anſicht bildet; aber es hört auf, jene Wichtigkeit für ihn zu haben, und er behandelt es nur wie etwas durchaus Untergeordnetes. —

Er ſchwieg abermals, und ich horchte aufmerkſam, obgleich mit einem unheimlichen Gefühle. —

Die beſondere Thätigkeit der einzelnen Klaſſen der Menſchen iſt beſtimmt, die Landbeſitzer, die Handwerker, die Künſtler, die Gelehrten haben ihren abgemeſſenen Wirkungskreis, und ein jeder mag die Bedürfniſſe ſeines Daſeins durch ſeine Thätigkeit befriedigen. Aber die Aufgabe, die Bedürfniſſe des Staates zu befriedigen, wird immer verwickelter, ja myſtiſch, unüberſehbar kann man ſie nennen, und alle Finanziers unſerer Tage wiſſen, daß ſie von den wunderbaren, ſeltſamen Verſchlingungen eines räthſelhaften Spiels ergriffen ſind. Daher die vielen kühnen Kombinationen, Laws Syſtem, die Lotterien, viele Anleihen. So wollen die Staaten ſich durch Hazardſpiele bereichern. Sie legen Bank auf und haben, wie bei der Pharaobank, augenſcheinliche Vortheile — doch nicht dem kundigen Spieler gegenüber. Der Reichthum der Staaten bedingt ihre Thätigkeit, ihre Macht, und wer als kundiger Spieler in dieſes große Spiel ſich hineinwagt, der greift mächtig in das Schickſal aller Staaten ein. Aber auf dieſem höhern Standpunkte, wo das verborgene Räthſel ſich uns aufdrängt, vermag der kühne Geiſt tiefer zu blicken, als die gewöhnlichen Sterblichen. Natur und Geſchichte ſind ſich nicht fremd, wer, das Myſterium des Goldes, wie der Geſchichte ahnend, die geheimen Wege, die es wählt, lauſchend verfolgt hat, der verſteht die Erzeugung deſſelben, dem iſt, wie das Geheimniß der geſchichtlichen, ſo das der lieblichen, der natürlichen Geſundheit offenbar. Er wird nothwendig ein wahrer Adept. Man laſſe ſich nicht durch die engen Geiſter täuſchen, die einzelne Worte des großen Geheimniſſes erlauſcht haben; nur wer ſich mit beſonnener Kühnheit in die Mitte des Lebens zu ſtellen weiß, wer alle Genüſſe, wie alle Thorheiten überſieht, der entdeckt die magiſchen Kreiſe, die das geſchichtliche Daſein umſchlingen, und vermag es, die räthſelhaften Worte zu deuten, die in alten Schriften verſchloſſen ruhen; und was als beſchränkter Aberglaube am Pharaotiſche, ja als Wahnſinn in dem Laboratorium der Alchymiſten erſcheint, das iſt die wirkliche echte Kabbala, die man geahnet hat, und deren tiefe Geheimniſſe einige Geiſter unſerer Tage kennen und zu brauchen wiſſen. Die Großen wiſſen dieſes ſehr wohl, und ſie unterſcheiden ſich nur dadurch, daß einige ſich an die Meiſter, andere mit beſchränktem Sinne nur an die elenden Pfuſcher halten, wie Eure Könige und Fürſten, die Könige von Preußen und von Polen, der Kurfürſt von Baiern und andere; während Frankreich und Spanien ſich die Meiſter anzueignen wußten. Dieſes große, freie Spiel mit der Geſchichte bietet uns alle ihre Schätze dar, alle Genüſſe, die ein feineres Leben, die Anmuth, Schönheit, Reichthum und Geiſt uns reichen können, erhalten wir in vollem Maaße, wir gehören keinem einzelnen Hofe zu, ſondern allen. Leicht beweglich erſcheinen wir, den Gnomen ähnlich, in ſtets wechſelnder Form, wir dürfen die Blüten der Liebe, wie im Fluge, abbrechen, und die Gunſt der Großen verſchmähen wir nicht, obgleich ſie uns nicht zu feſſeln vermag. Dieſes große Spiel mag gefährlich ſcheinen, und viele, auch tüchtige Meiſter ſind gefallen; aber Gefahren der Art erhöhen den Reiz eines Daſeins, mit deſſen innerem Reichthum und innerer Fülle kein anderes der Erde verglichen werden mag. Wir dürfen ſolche Verhältniſſe, die andere, ſelbſt mächtige Männer als das Höchſte, was ſie erreichen können, was ſie unter jeder Bedingung feſthalten müſſen, betrachten, mit ſpielender Leichtigkeit aufnehmen, genießen und wieder gleichgültig aufgeben, weil wir, den höhern Geiſtern ähnlich, alle ſolche Stellungen und Konfigurationen des Lebens als magiſche Charaktere betrachten, die wir, wohnend in einer höhern Region, verſchmähen, wenn wir ſie enträthſelt haben. — Einige, die zu unſerm Bunde gehören, beherrſchen wie verborgene Genien wichtige Verhältniſſe und dürfen nicht genannt werden, weil der Zauber nur gelingt, wenn das Wort verſchwiegen wird. Aber nicht wenige ſind bedeutend hervorgetreten, haben mit Gefahren geſpielt und ſcheinbar das große Spiel verloren; allein ſelbſt der Verluſt, und was ſie retteten, und wie ſie es retteten, mag uns von der Bedeutung ihres Spiels und von ihrem tiefen Einfluſſe zeugen. Ein ſolcher war der Baron von Görz, der im hohen Norden den kühnen Karl den zwölften, nachdem er Alles verloren zu haben ſchien, noch in dem letzten Augenblicke ſeines Daſeins hervorhob und ihm eine Stellung verſchaffte, die ihn ſelbſt ſeinen Siegern gefährlich machte. Nur der Tod ſeines Herrn und eine Barbarei, die alles Völkerrecht verſpottete, brachte ihn auf das Schaffot. Ein ſolcher Mann war Bonneval, der in Frankreich, in Oeſterreich den höchſten Einfluß genoß und reich, mächtig, wie mit allen Formen des Lebens, ſo auch mit den religiöſen ſpielend, in Konſtantinopel lebt, wo er ſeinen vorigen Herren gefährlich wird. Als einen ſolchen nenne ich auch unſern Ripperda, einſt Miniſter, der jetzt mit großem Vermögen und vielleicht thätiger, als früher, in Tetuan lebt. Ich muß Ihnen noch einen nennen, ſagte Fabiani, indem er aufſtand und Miene machte, ſich zu entfernen, — und das iſt der Mann, deſſen Leben Sie gerettet haben. —

Er verſchwand, und ich blieb, mit einem ſchwer zu beſchreibenden Gefühle; einige Minuten noch ſtehen, als erwartete ich, daß er weiter reden ſollte. Offenbar hatte er ſich in mir getäuſcht, ſo lockend das Leben, in welches ich mich verloren hatte, mir auch erſchien, vor dieſer Enthüllung ſchauderte ich zurück, und die Helden, die er nannte, konnten mich nicht reizen. Ich beſchloß, nie mehr zu ſpielen, und habe Wort gehalten, und ohne allen Zweifel wäre ich ganz zur Beſinnung gekommen, wenn ich nicht Franzeſka kennen gelernt hätte.

Den Tag nach dieſem merkwürdigen Geſpräche brachte Fabiani mich zu der Familie des franzöſiſchen Geſandten. Ich fand eine ſehr anmuthige Frau, eine liebenswürdige Tochter, ich ſah Franzeſka, die ſich gern mit mir unterhielt; aber immer in Geſellſchaft. Einmal brachte der Bruder des Geſandten einen Mann mit, deſſen Aeußeres mir auffiel, — es war der Unbekannte, der uns aus der Gefangenſchaft erlöſt hat, —

ich ward ihm vorgeſtellt, und als er meinen Namen nennen hörte, betrachtete er mich genau. Seine Stimme ſchien mir bekannt, und ich hatte mich nicht geirrt. Er erinnerte mich an das nächtliche Ereigniß in der engen Gaſſe, und mir erſchien er, nach den geheimnißvollen Aeußerungen Fabianis, wie ein unheimliches Weſen. Ich ſah ihn ſpäter nie, und es war daher natürlich, daß ſeine Geſtalt nur in einer dunkeln Erinnerung mir vorſchwebte, als ich ihn ſo unerwartet und in orientaliſcher Tracht in Tunis traf.

Meine Abreiſe näherte ſich. Fabiani that Alles, um mich zu überreden, dieſe Reiſe ganz aufzugeben, und ich ſelbſt ſah ſie als ein großes Unglück an. Wie ganz anders war jetzt meine Lage, meine Anſichten, als da ich, das älterliche Haus verlaſſend, hier ankam. Erfüllte gleich die Welt Fabianis mich mit einem geheimen Schauder, ſo lockte mich doch der Glanz. Man kam mir allenthalben gütig, ermunternd entgegen, die Genüſſe eines feinern Lebens waren mir zum Bedürfniß geworden, die trübe, ängſtliche Genauigkeit des Erwerbes war mir unausſtehlich, und wie konnte ich nun auch daran denken, das Recht meiner Geburt aufzugeben, da ich doch nur durch dieſe die Hoffnung auf Franzeſkas Beſitz gründen konnte, die ich mir als eine

Verwandte des Geſandten dachte, obgleich weder Fabiani, noch die Frauen ſich deutlich darüber äußerten.

Als ich eines Nachmittags hinkam, traf ich ſie allein. Die Frauen waren ausgefahren, ſie befand ſich nicht ganz wohl. Ich war ſchüchtern, wagte nicht zu ſprechen, und auch ſie ſchien ſehr verlegen.

Sie wollen uns verlaſſen, ſagte ſie endlich, wie ich höre, und eine ſo weite, bedenkliche Reiſe antreten, daß wir wohl alle Hoffnung aufgeben müſſen, Sie wiederzuſehen. Das ſchmerzt mich in der That, fügte ſie hinzu, aber dieſes ſo ganz bloß in dem leichten, verbindlichen Tone der Konverſation, daß, ſo freundlich mir die Worte auch klangen, ſie mir dennoch alle Hoffnung benahmen.

Gedenken Sie unſer, ſagte ſie ferner und reichte mir die Hand, die ich, überwältigt, mit Heftigkeit an die Lippen drückte. In dieſem Augenblicke ſchien eine Spur von Neigung ſich zu äußern. Ich fühlte den leiſen Druck ihrer Hand. Sie verſchwand, und ich ſah ſie nicht mehr. Oft hatte ich aus ihrem Benehmen die ſchönſte Hoffnung geſchöpft, aber eben ſo oft wieder aufgegeben. Sie ſchien mich wechſelweiſe anzuziehen und wieder zurückzuſtoßen, ohne daß ich ihr den Vorwurf irgend einer überdachten Abſicht beizulegen wagte. Sie übte eine große Herrſchaft über ihre

Umgebung aus, alle Herren drängten ſich zu ihr, und mir ſchien ſie allerdings den Vorzug zu geben.

Als ich Franzeſka verließ, ergriff mich eine unnennbare Angſt. Alles, was in der letzten Zeit mich beunruhigt hatte, ſchien mit vereinigter Kraft ſich über mich zu wälzen, mich erdrücken zu wollen. Wo iſt ſie geblieben, fragte ich, die ſchöne, heitere Zeit, als Du, ohne Anſprüche, die fremde Welt lockend vor Dir liegen ſahſt und fröhliche Hoffnung Dich zuverſichtlich trieb? Was hat die wüſten, ungeſtümen Wünſche herbeigerufen, die meine kindliche Welt zerſtören? Ich nähre ſie mit heißer Begierde, und ein Schauder ergreift mich, wenn ich an ihre Erfüllung denke. Haben ſie nicht meine einſamen Träume verpeſtet, meine ſtillen Betrachtungen verunreinigt, daß ich mich von Genuß zu Genuß in brennender, zehrender Luſt fortgetrieben fühle, daß meine frevelnde Phantaſie ſelbſt Franzeſkas reines Bild zu entweihen wagt? Iſt das die Liebe, nach welcher Du Dich unbeſtimmt geſehnt haſt? Liebte Dein Vater ſo? — Fort, fort, die Hölle iſt wach geworden und ſtreckt die glühenden Arme nach Dir aus. —

Zu Hauſe hatte Herr van Enkhuyſen ängſtlich nach mir gefragt. Er hatte in der letzten Zeit ſein ganzes Benehmen gegen mich geändert. Ich merkte es wohl, wie er ſich betrübte und doch einſah, wie wenig Ermahnungen zu fruchten pflegen. Nur erinnerte er mich oft an meine Abreiſe, und es ſchien ihn zu verdrießen, daß ich jetzt, da ich mit doppeltem Eifer mich mit dem Naheliegenden beſchäftigen ſollte, Alles mit Widerwillen trieb.

Herr Fabiani iſt bei mir geweſen, ſagte er mit ruhigem Ernſt, indem ich hereintrat, ich muß wohl glauben, in Ihrem Auftrage. Er ſuchte mich durch viele Gründe zu überzeugen, daß das Geſchäft, welches Sie übernommen haben, mit Ihren Talenten und Kenntniſſen, mit Ihrer Bildung, die Sie zu viel höheren Anſprüchen berechtigte, in Widerſpruch ſtünde. Er machte mich darauf aufmerkſam, daß Ihre Wünſche und Neigungen eine andere Richtung genommen hatten. Ich mußte ihm geſtehen, daß auch ich dieſe Veränderung wahrgenommen. Er verſicherte mich darauf, daß ſich ſchöne Ausſichten für Sie eröffneten, und war überzeugt, daß ich nicht, durch ein hartnäckiges Beharren auf den von Ihrer Seite eingegangenen Verpflichtungen, Ihr zukünftiges Glück ſtören würde.

Und Sie, Herr van Enkhuyſen, was antworteten Sie darauf? unterbrach ich ihn ungeduldig.

Ich antwortete ihm, erwiederte dieſer: Herr Leith hat als ein beſonnener, vernünftiger Mann, nach gehöriger Ueberlegung, in Uebereinſtimmung mit den Wünſchen ſeines verſtorbenen Vaters, einen Vertrag mit mir geſchloſſen; ſollte er nun, was ich keineswegs vermuthe, ohne irgend eine Veranlaſſung von meiner Seite, geſonnen ſein, dieſen Vertrag aufzuheben, ſo muß er mir eine, durch die Gerichte zu beſtimmende, hinlängliche Entſchädigung geben.

Sie haben geantwortet, wie ich es wünſchte, rief ich aus, nur hätten Sie nicht vorausſetzen dürfen, daß ich einem Anderen einen Auftrag geben würde, wo ich ſelbſt zu handeln habe. Lieber wäre es mir allerdings geweſen, wenn Sie den Herrn Fabiani völlig abgewieſen und ihm zu verſtehen gegeben hätten, daß Sie in Sachen, die mich ſo nahe beträfen, nur mit mir verhandeln könnten.

Ich war über dieſes unbefugte Einmiſchen in meine perſönlichſten Angelegenheiten empört und feſt entſchloſſen, meinen frühern Vorſatz auszuführen. Ich erklärte dem Herrn van Enkhuyſen, daß ich es nothwendig fände, um allen bisherigen unangenehmen Verhältniſſen zu entgehen, ſogleich Amſterdam zu verlaſſen und nach dem Texel zu reiſen, wo das Schiff lag. Ich übergab ihm, zu ſeinem Erſtaunen, den bedeutenden Spielgewinn, der in der That mein ganzes Vermögen überwog, und ſo ſehr war er Kaufmann, daß er Verhältniſſe, deren Gefahr er wohl einſah, doch nicht ſo ganz misbilligen konnte, da ſie nun ſo glücklich abgebrochen waren und einen ſo ſchönen Vortheil gewährt hatten. Wenn Nachfrage entſtünde, wollte man vorgeben, ich wäre plötzlich nach Deutſchland berufen worden.

Ich trennte mich mit Wehmuth von dieſem redlichen Manne, und der Trotz, mit welchem ich einen mir läſtig gewordenen fremden Einfluß abwies, mehr, als alle beſſeren Gründe, erleichterte mir das Losreißen von ſo vielen lockenden Genüſſen, ja von der Liebe.

Das Schiff ging ab, und Du kennſt unſer Schickſal. So lange das unermeßliche Meer, die neuen Gegenſtände erregend wirkten, war es mir, als wenn das frühere ſchöne Leben, ohne Angſt und Unruhe, wieder hervorträte. Als uns aber die Barbaren gefangen nahmen, als ich in einer düſtern Umgebung den eigenen Träumen preisgegeben war: da trat zuerſt das ſchöne Bild hervor und ich gerieth mehr, als je, in die Gewalt einer glühenden Leidenſchaft, die auf eine ſo ſeltſame Weiſe genährt, ja geſteigert werden ſollte. —

Als Julius ſeine Erzählung geſchloſſen hatte, ſchwieg Walſeth lange. Er mußte wohl die Lage ſeines Freundes ſehr bedenklich finden. Die Verbindlichkeit gegen einen Unbekannten, deſſen Pläne und verborgene, wie es ſchien, weit reichende Entwürfe ein ſo verdächtiges, ja vielleicht gefährliches Gepräge trugen, die unerwartete Verflechtung der Ereigniſſe, die ſeine Gefangenſchaft aufhob, um ihn der Gewalt ſo gefährlicher Menſchen, die ihn ſchon früher gelockt hatten, zu überliefern, ließ ihn das zukünftige Schickſal ſeines Freundes mit tiefer Beſorgniß betrachten, und deſſen Leidenſchaft für Franzeſka konnte ihm nur als eine ſein Inneres zerrüttende Verführung erſcheinen. Die Erzählung hatte indeſſen gezeigt, daß Julius ſelbſt die Gefahr ſeiner Lage wohl kannte; der Freund nahm mit Freude wahr, daß ein einfacher, frommer und klarer Sinn wie eine helle Sonne unverändert durch die trüben Wolken des verdüſterten Gemüths hindurchblickte, und er konnte ſich nicht denken, daß der Mann, der im höhern Alter, für ſein Vaterland glühend, dieſem die größten Opfer brachte, der vieljährige Freund von Julius Vater, die Verruchtheit und Verworfenheit der frechen Abenteurer, wie ihm Franzeſkas Bruder und der Unbekannte erſchienen, zu theilen oder nur zu billigen vermöchte. Julius ſelbſt war während der Erzählung von der Erinnerung der früheren Zeiten ganz ergriffen; aber eben, indem ſich dieſe erneuerte, nicht wie bisher, wenn ſie, von allen Träumen ſeiner Liebe umgaukelt, ſelbſt traumähnlich, im Innern herauftauchte, um immer wieder von Neuem in das verworrene Spiel der aufgeregten Phantaſie zu verſchwimmen, vielmehr ſo, daß ſie, als ein klares Bild, in Worte gefaßt, für den Freund ſich geſtaltete; indem ſie ſo in klaren Umriſſen ihm vorſchwebte, war es, als wenn eine Decke ſich von ſeinen Augen wegzöge, daß er den Abgrund erkannte, der ſich für ihn öffnen wollte. Dann aber ſagte er ſich: Kann das, was Franzeſkas Liebe von Dir fordert, ein Verbrechen ſein? Und führen mich die ſchwellenden Segel nicht zu dem Freunde meines Vaters, zu dem Vorbilde meiner Jugend, zu dem großen, ſtarken Dominico Rivarola? Der Schatten, der ſich ſelbſt über das Bild ſeiner Liebe drohend werfen wollte, ward durch die Hoffnung, von Rivarola über Alles aufgeklärt zu werden, verſcheucht, und als die Freunde ſich gegeneinander laut zu äußern anfingen, trafen ſie in Allem zuſammen, ſchloſſen ſich immer vertraulicher aneinander, und Walſeth faßte ſtillſchweigend den Entſchluß, ſo weit ſeine Lage es nur immer erlaubte, ſich nicht von ſeinem Freunde zu trennen, ſo lange er von dieſen gefährlichen Lockungen umſtrickt wäre.

Indeſſen brach der Morgen an. Der Schiffs-Kapitain, deſſen Wache anfing, ſteckte den Kopf aus der Kajütenthüre gähnend hervor, blickte nach Wind und Wetter um ſich, und fand die Freunde noch da ſitzend, wo er ſie ſpät verlaſſen hatte. Er trat ihnen freundlich, gewiſſermaßen ehrerbietig, näher, und ein Geſpräch entſpann ſich, in welchem er mit großer Heftigkeit ſeinen Haß gegen die Tyrannen ſeines Vaterlandes, gegen die Genueſer, äußerte, von dem Kampfe ſeiner Landsleute, ihrem Muthe, ihrer Beharrlichkeit ſprach und nur wünſchte, daß irgend ein auswärtiger Held, irgend eine angeſehene Perſon erſcheinen möchte, der die gegen einander feindſeligen Gemüther durch die Gewalt ſeiner Perſönlichkeit vereinigte. Die Lebhaftigkeit ſeiner Darſtellung, die vielen einzelnen, oft ergreifenden Scenen des Aufſtandes verſetzten ſie lebendig in die Mitte der Ereigniſſe, die Theilnahme für das unglückliche, in einem mehr als zweifelhaften Kampfe begriffene Volk, die ihre jugendlichen Gemüther ſchon früher in Bewegung geſetzt hatte, nahm hier, wo die Klagen der Einwohner unmittelbar vernommen wurden, wo ſie ſich den Küſten des unterdrückten Landes näherten, ein faſt leidenſchaftliches Gepräge an, und indem auf dieſe Weiſe, was nur als Ueberlieferung aus fernen Zeiten ihnen im früheren Leben entgegentrat, mit aller Gewalt der Wirklichkeit ſich ihnen aufdrängte, fingen Beide an zu ahnen, daß der Unbekannte vielleicht mit den Korſen in irgend einer Verbindung ſtünde, daß er ſie, Julius wenigſtens, für dieſen Kampf gewinnen wollte. Als der Schiffs-Kapitain ſie verließ, ward die Vermuthung, die ihnen beiden über die Zukunft ein helles Licht zu werfen ſchien, faſt gleichzeitig laut.

Freund, rief Julius, wenn es ſich ſo verhält, wenn ich, vielleicht auf eine nicht ganz unbedeutende Weiſe, thätig ſein dürfte für ein gedrücktes Volk, wenn der herrliche Rivarola meine Schritte leitete, wenn Franceſka des Kampfes Preis iſt, was wäre dann, was mich ſchrekken könnte?

Beide waren jung, die Erinnerung der Vorzeit ſchwebte ihnen in lebendigen Bildern, durch die Umgebung heiter angeregt, vor, die Gegenwart, die ſeltſame, geſpannte Lage ſteigerte jedes Gefühl zur heißen Begeiſterung, und ſie überzeugten ſich beide leicht, daß mächtige Naturen in einer bedeutungsloſen Zeit eben den größten Irrthümern unterliegen, daß ſie aber, wenn ein würdiger Gegenſtand ihrer Thätigkeit erſcheint, ſchnell ſich zuſammenfaſſen und in ihrer reinern Geſtalt hervorzuleuchten vermögen.

Indeſſen fuhr das Schiff ſchnell durch die Wellen. Der Wind blieb fortdauernd günſtig, die rauhen ſardiniſchen, die mildern korſiſchen Küſten, hinter welchen ſie wilde Gebirge im Innern des Landes entdeckten, flogen pfeilſchnell vorüber, und am Abende des vierten Tages ankerte das Schiff in dem Hafen von Livorno.

An einem ſchönen Frühlingstage, Nachmittags, als die Sonne ſich ſchon ſenkte, ſah man vier Reiter wie klebend an den ſteilen Felſenwänden der berüchtigten Scala de ſanta Regina auf Korſika. Schroff ſtarrten dieſe auf der einen Seite in die Höhe, ſenkrecht ſtürzten ſie ſich auf der andern Seite nach dem tief unten ſchäumenden Golo hinunter, und nur ein ſchmaler, mit loſen Steinen gefüllter Steg blieb den Pferden übrig. Wer es von unten anſah, mußte jeden Augenblick erwarten, daß die tollkühnen Reiter mit ihren Pferden hinunterſtürzen würden. Aber die kleinen, doch muthigen Pferde, für das Gebirge geboren, unterſuchten vorſichtig bei jedem Schritte, ob die Steine feſt lägen, und führten die Reiter ſicher über den gefährlichen Steg. Von dieſen Reitern ſchienen drei Reiſende zu ſein, der vierte ein Diener. Einer der Reiſenden ſah völlig gleichgültig um ſich, daß man wohl wahrnahm, es erſchienen ihm Reiſen an ſolchen gefährlichen Stellen, wie die Gegend und die großartige Umgebung, als etwas ganz Gewöhnliches. Der zweite ſchien ängſtlich einen Blick nach dem gähnenden Abgrunde, der ſich vor ſeinen Füßen eröffnete, zu vermeiden, der dritte hingegen blickte mit freiem, freudigem Auge um ſich. Nicht ſowohl Erſtaunen, als träte ihm zum erſten Male etwas bis dahin völlig Unbekanntes entgegen, vielmehr die angenehme Ueberraſchung, hier unerwartet das wiederzufinden, was ihm ſtets in der Erinnerung vorſchwebte, ſprach ſich in den heitern Zügen aus.

Sie waren einen großen Theil des Tages hindurch zwiſchen dieſen Felſen geritten. Bald ſenkte ſich der Weg bis nach dem über Felſentrümmer fortbrauſenden Golo hinunter, bald erhob er ſich, oft bis zur ſchwindelnden Höhe, an der ſchroffen Gebirgswand, jetzt auf der rechten, dann auf der linken Seite des Fluſſes. Alles ſchien, zwiſchen dieſen rauhen, ungeheuern Steinmaſſen, öde. In der Tiefe drängten ſich aus den Schluchten blühende Hecken, an den Felſenwänden wurzelten immergrüne Eichen, höher verſchwanden dieſe, von düſtern Tannen verdrängt. Der kleine Mouffoli, die rinderartige, aber ſchlanke Gemſe der Inſel, ſprang in kühnen Sätzen von einer Felſenſpitze zur andern. Im Hintergrunde entdeckte man, wenn die Ausſicht ſich erweiterte, weſtlich den Berg Cynthio und die mächtige Gebirgskette, deren Höhen die Seen Iro und Creno umſchließen, aus welchen die Flüſſe Golo und Tavignano entſpringen, mit Schnee bedeckt. Heerden hörte man zwiſchen den Schluchten auf den Höhen ſich bewegen, nicht ſelten ſah man Männer und Weiber, die Erſtern mit Flinten bewaffnet, zum Vorſchein kommen; aber nirgends nahm man eine Wohnung wahr, man glaubte in einer völlig öden, wilden, zum Theil waldigen Felſengegend zu ſein, keine Spur irgend einer menſchlichen Anlage zeigte ſich, und die gefährlichen Wege, dicht an tiefen, ſchwindelnden Abgründen, über wilde Felſentrümmer führend, vollendeten das wüſte Bild einer menſchenleeren Einöde. Nur wenn man genau die hohen iſolirten Bergſpitzen betrachtete, entdeckte man mit Mühe niedrige Gebäude, die man kaum als Wohnungen betrachten konnte, eng aneinander geſchloſſen, von Ferne kleinen, unanſehnlichen Feſtungswerken nicht unähnlich. Dieſe kleinen Dörfer ſind die kümmerlichen Wohnungen der Einwohner, am Tage kaum erkennbar. Steile, gewundene Wege führen zu den dunkeln, niedrigen Häuſern, tiefe Schluchten trennen ſie von einander — ein lebendiges Bild des zerrütteten Lebens, der in gegenſeitigem Haſſe, ja durch fortdauernde kleine Kriege getrennten Gemüther.

Als die Reiſenden den gefährlichen Gebirgsſteg glücklich zurückgelegt hatten, erweiterte ſich die Gegend, die obere Felſenwand wich zurück, und ſie erreichten eine grünende, hohe Ebene, deren ſchroff nach dem Fluſſe herabfallende Seiten durch Sträucher verſteckt wurden. Grade gegenüber ſtieg eine dunkle, völlig unzugängliche Felſenwand in die Höhe und endigte in zackige Spitzen. Indem die Reiter langſam und ſtillſchweigend fortritten, hörten ſie mehrere Stimmen, die heftig, wie ſtreitend, ſich vernehmen ließen. Sie hielten die Pferde an und lauſchten aufmerkſam. Die Stimmen kamen aus der Tiefe, die rechts durch das Gebüſch verſteckt war, und näherten ſich immer mehr. Man hörte nun einen Mann, der faſt dicht hinter den Hecken verborgen ſein mußte, andern zurufen, und aus der Tiefe antworteten viele Stimmen, einige näher, andere entfernter. Endlich war das Gebüſch zertheilt, man ſah zuerſt eine Flinte, dann ein braunes wildes Geſicht, bedeckt mit einer bunten Mütze, deren Rand auf allen Seiten aufgeſchlagen war, aus den Sträuchern von unten hervorblicken. Der Mann ſchien erſt zu ſtutzen, als er die Reiſenden wahrnahm, beſann ſich aber nicht lange, ſondern ſprang leicht aus dem Gebüſche hervor. Er trug eine kurze dunkle Jacke, ſcharlachrothe Beinkleider und ſchwarze Kamaſchen; ihm folgten Mehrere, und die

Reiſenden ſahen ſich bald von einer lärmenden, ſchreienden Menge umgeben, die immer mehr anzuwachſen ſchien, wild, erhitzt, ja, wie es ihnen vorkam, durch irgend ein Ereigniß zum heftigſten Zorne aufgeregt war. Als ein großer Theil auf dieſe Weiſe ſchon aus der ſteilen Schlucht heraufgeſtiegen war, ſah man zwei Männer ein Mädchen auf eine rohe Weiſe heraufſchleppen. Sie ſchien faſt ohnmächtig, und zuerſt fiel ihre ſeltſame Tracht in die Augen. Ein Hemde war, wie die Männerhemden, dicht unter dem Kinne zugeknöpft und ragte nur ein wenig über das ſchwarze, ſchwere, wollene Kleid hervor, welches eben ſo eng den Hals umſchloß; von hier fiel es, ohne an den Leib anzuſchließen, in großen, dicken, ſchwerfälligen Falten bis auf die Füße herab, daß die Geſtalt nicht bloß verborgen, ſondern völlig verunſtaltet war; dicke, unförmliche Tuchmaſſen hüllten die Arme ein, und nur ein mit rothem Tuche eingefaßter Schlitz reichte über die Bruſt, die einzige Zierrath. Auf dem Kopfe trug ſie eine ſeltſame Bedeckung, eckig, einem Turbane nicht ganz unähnlich. Aber durch die unformliche und entſtellende Kleidermaſſe hindurch entdeckte man ein feines, feuriges Geſicht, jetzt mit Todesbläſſe bedeckt, von Angſt erſtarrt; eine zarte, kleine Hand ragte aus den plumpen Aermeln hervor. Sie wurde auf dem Wege heraufgebracht, mehrere Männer ſtürmten nach, und vierzig bis funfzig mochten in wildem Getümmel ſich hervorgedrängt haben, die ſich verworren und ſchreiend unter einander bewegten, als der eine Reiſende, ruhig und mit gebietender Miene, unter ſie ritt und die nächſtſtehenden in der Landesſprache aufforderte, ſich über dieſen Auftritt zu erklären. Sie ſchienen erſt wenig auf ihn zu achten, bis einer ihn genauer anſah, zurückprallte, die Flinte neben ſich haltend eine ehrerbietige Stellung annahm und den Kopf entblößte. Ein Flüſtern ging nun durch die ganze Verſammlung. Ruhiger, wenn gleich murmelnd, bildeten ſie einen Kreis um die Reiſenden, das Mädchen wurde von denjenigen, die ſie zu bewachen ſchienen, in den Kreis hineingeführt, der Reiſende ſtieg ab, und ein Huſſa, ein „Es lebe unſer Feldherr, der tapfere Giacinto Paoli!“ tönte durch die Luft und hallte von den Felſen wieder.

Lange dauerte es, ehe ſich aus dem verworrenen Geſchrei der Menge, welche ſich immer erzählend herandrängte, irgend Etwas vernehmen ließ. Paoli gebot mit lauter Stimme Stillſchweigen und befahl dem einen Begleiter des Mädchens hervorzutreten. Sie ſchien ſich erholt zu haben, ſtand frei, faſt furchtlos da, und ein junger rüſtiger Mann näherte ſich Paoli, während unter Allen ein tiefes Stillſchweigen herrſchte, und redete ihn an:

Ich bin, ſagte er und ſah auf das Mädchen mit einem grimmigen Blick, Antonio Grimaldi, mein Vater iſt das Haupt einer bedeutenden Familie, und dieſe, Marton, die da ſteht, iſt leider meine Schweſter, die unſer Geſchlecht entehrt, Schande über den Vater, über mich, über den hochgeehrten Stamm der Grimaldis bringt. Die Grimaldis und Sebaſtianis haſſen ſich. Seit faſt einem Jahrhundert leben wir mit den verhaßten Gegnern in Fehde, und neulich noch ward der kühne, tapfere Fabio, die Leuchte aller kriegeriſchen Tugenden, von einem Sebaſtiani getödtet. Und nun finden wir dieſes Mädchen da, ich die Schweſter, in den Armen eines Sebaſtiani. Er ſah uns kommen, er, ſie, ſie auch, wollten entfliehen, aber wir riſſen das Mädchen aus ſeinen Armen, er wehrte ſich, rächende Kugeln umflogen ihn, ohne ihn zu treffen. Er entkam, und dieſe ſoll für das entehrende Vergehen büßen.

Wie? fragte Paoli mit einer ruhigen, ſtrengen Miene.

Könnt Ihr fragen? antwortete Antonio, ohne ſich zu ſcheuen.

Kann, darf ein Grimaldi dieſe Schande überleben? Sie ſoll bluten.

Ja, erſchallte ein verworrenes Geſchrei aus der Menge, ſie ſoll bluten — und die arme Marton zitterte.

Mädchen, ſagte Paoli und wandte ſich mit der nämlichen Ruhe gegen Marton, wie durfteſt Du es wagen, eine ſolche gefährliche Neigung zu nähren, ja wie konnte ſie nur entſtehen? Rede, Marton, nicht ein leichtſinniges Mädchen ſcheinſt Du mir zu ſein. Jetzt, da die Angſt gewichen iſt, zeigt ſich eine Zuverſicht in allen Deinen Mienen, die dem ſchamloſen Vergehen fremd iſt. Rede. Ich hafte für Dein Leben, für Deine Sicherheit.

Ein Murmeln entſtand in der ganzen Verſammlung, es ward lauter und immer lauter. —

Will er ſich in unſere Fehden miſchen, will er die Blutrache hemmen, die Schande feigherziger Duldung über unſer Geſchlecht bringen? —

Stille, rief Paoli mit lauter Stimme und wandte ſich an den Diener. Dieſer hob eine große Schnecke, an der Spitze durchbohrt, in die Höhe, und ein ſchmetternder Schall ertönte, von den Felſenwänden vielfältig zurückgeworfen. Die Menge erſtaunte, doch griff einer der Kühnſten den Diener an, mehrere legten die Flinten an, und die Reiſenden ſchienen verloren. Allein man merkte eine gewiſſe Aengſtlichkeit, die meiſten blickten verlegen, ja furchtſam um ſich, und ehe ſie einen gefährlichen Entſchluß faſſen konnten, ſtürzten aus den Schluchten, kletterten auf den engen Wegen, drängten ſich durch das Gebüſch am Rande des Abgrundes eine Menge Bewaffneter, in nichts von den frühern verſchieden, wie dieſe wild ausſehend, in mannichfaltigem, oft zerriſſenem Anzuge, und die Grimaldis waren umringt.

So zerrüttet waren alle geſelligen Verhältniſſe, ſo gewaltſam die Privatfehden, welche die kämpfenden Feldherrn auf jede Weiſe zu hemmen ſuchten, daß ſelbſt der allgemein verehrte Held, der nur zu wahrſcheinlich ein Ereigniß, wie das jetzt erlebte, erwarten konnte, ohne eine beträchtliche Bedeckung ſich nicht in die innern Gebirge, in die Wohnſtätte der wildeſten Einwohner, hineinwagen konnte.

Tretet zurück, Ihr Grimaldis, rief Paoli, als er ſich von ſeinen eigenen Schaaren umgeben ſah; ich will Euer freches Murmeln, Eure aufrühreriſchen Drohungen nicht gehört haben.

Sie traten zurück oder wurden vielmehr mit Gewalt zurückgedrängt.

Du bleibſt hier in meiner Nähe, Antonio, und noch zwei andere der nächſten Verwandten des Mädchens. Nun rede, Marton, Du biſt ſicher.

Marton hatte ſich, als das Murmeln ſich erhob, als ſie die gefährliche Drohung der Erbitterten, die ihr Leben, wie das Leben der Reiſenden bedrohte, wahrnahm, angſtvoll an Paoli geſchmiegt, der ſie anfaßte. Als ſie das wachſende Getümmel der herandringenden Schaaren erblickte, ſtieg ihr Schrecken; doch merkte ſie bald, gewohnt, wie es ſchien, Greuelthaten zu erleben, daß mächtige Hülfe herannahte, ſah die Unſchlüſſigkeit, die Furcht ihrer Verwandten und faßte ſich allmälig, ſo daß ſie, als Paoli ſie nun anredete, ſeine Hand fahren ließ, ſich kühn hinſtellte und, zuverſichtlich Paoli anblickend, zu ſprechen begann.

Ich bin alſo ſicher vor Mishandlungen, ich darf hier vor dem trefflichen Paoli, gehört von ihm, meine Liebe, die ich mich nicht zu bekennen ſcheue, mein Verbrechen, wie der Bruder es nennt, kund thun. Wundert Euch nicht, wenn meine Erzählung eine Anklage wird. Ich muß nicht nur mein Leben, auch meine Ehre vertheidigen. So hört mich denn.

Freilich, die Grimaldis und Sebaſtianis haben ſich gehaßt. So lange ich lebe, ſah ich in der Ernte unſere verwüſteten Felder ohne Getreide, unſere Bäume ohne Früchte, unſere Heerden zerſtreut und beraubt, hörte blutige Nachrichten von erſchlagenen Verwandten, beraubten Freundinnen, hörte unſer Geſchlecht in wildem Jubel erzählen, wie es ihnen gelungen wäre, Rache zu nehmen und den Sebaſtianis daſſelbe Elend zu bereiten, dem wir unterlagen. Unſer Geſchlecht war mächtig und reich geweſen, jetzt verarmt, man wagte es nicht, die Felder zu bauen, die der Verwüſtung preis gegeben ſind. So erſchienen mir die Glieder des verhaßten Geſchlechts wie finſtere zerſtörende Berggeiſter. Nur aus der Ferne hatte ich ſie geſehen, und ein Grauen geſellte ſich zu dem Haß, um ſie in die furchtbarſten Geſchöpfe zu verwandeln. Ich dachte ſie mir nur, wie ſie nächtlich auf die Felder ſchlichen, um ſie zu zerſtören, wie ſie die Finſterniß benutzten, um die Heerden zu verheeren, wie ſie hinter den Büſchen lauerten, die Männer meines Geſchlechts zu tödten und uns Mädchen zu mishandeln. Ich war ſelbſt Zeuge der Fehden, ich habe das Blut beider Geſchlechter fließen ſehn, und bin ſo in Haß, Rache, in Armuth und Gefahr aufgewachſen. Eine Mordthat machte die Zahl der gefallenen Opfer auf beiden Seiten gleich. Man ſah ein, daß die Folgen des wechſelſeitigen Haſſes, gleich verderblich für beide, den höchſten Gipfel erreicht hatten, und da nun die Wage der Rache ſeit langer Zeit zum erſten Male gleich ſchwebte, ſo benutzte man die Gelegenheit, eine Verſöhnung, von beiden Seiten durch das Elend gleich erwünſcht, einzuleiten. Lange dauerte es, ehe man den alten Haß vergeſſen konnte, ja ich geſtehe es, ſelbſt mir ſchien eine Verſöhnung faſt unnatürlich. Wohl haßte ich, als ein korſiſches Mädchen, unſere Tyrannen, die Genueſer; aber näher, tiefer wurzelte der glühende Haß, den ich mit der Muttermilch eingeſogen hatte, der täglich durch Unthaten neue Nahrung erhielt. Endlich kam die Verſöhnung zu Stande, und ich ſollte das Opfer ſein. Man wollte ſie durch eine Verbindung zwiſchen mir, als der Tochter des mächtigſten Grimaldi, und Baptiſto, als dem Sohne des angeſehenſten Sebaſtiani, befeſtigen. Man lobte ſeine Schönheit, man pries ſeine Tapferkeit, man erhob ſeine große Geſinnung, ſein Herz, ſeine Bildung. —

Und man hatte Recht; ich kenne ihn, wenige Korſen achte ich ihm gleich. Er iſt eine Zierde des gedrückten Vaterlandes, unterbrach ſie hier Paoli, indem er mit Wohlgefallen das ſchöne, kühne, wenn gleich durch die ſeltſame Tracht verunſtaltete Mädchen betrachtete.

General, ſagte ſie, und eine ſtolze Freude leuchtete aus den feurigen Augen, möchte Euer Lob bis zu ihm dringen, es iſt der ſchönſte Lohn, es iſt Ehrenkranz und Orden. Ihr habt meine Liebe geheiligt. Aber wie konnte ich, durch den alten, grauen Haß verblendet, ein ſolches Lob auch nur begreifen, den finſtern Geiſt, der, nächtlich lauernd, heimtückiſch Verderben droht, in einen Engel des Lichts verwandeln? Ich ward mit Widerwillen zu den verſöhnten Sebaſtianis geführt, man ließ mich mit Baptiſto allein. Und wie er mich beſiegte, wie die Liebe allen Haß vertilgte, werdet Ihr begreifen, da er Euch bekannt iſt. Durch ihn erwachte ich, wie aus einem tiefen, geiſtigen Schlafe, er war ſelbſt in glücklicheren, friedlicheren Gegenden erzogen, er lehrte mich die furchtbaren Folgen unſeres innern Zwieſpalts kennen, durch ihn lernte ich nur einen Feind, den Genueſer, haſſen, jetzt doppelt haſſen, da ſeine Bedrückung nicht bloß unſeren Wohlſtand hemmt, nicht bloß unſere Freiheit vernichtet, vielmehr uns in dem knechtiſchen Zuſtande, in dem ſtumpfſinnigen, zerrütteten Daſein feſthält, welches keinen Wohlſtand erzeugen kann und keine Freiheit verdient. Ich war glücklich durch ſeine Liebe. Zwei Jahre verſtrichen ſo. Unſere Felder ſtrotzten von Aehren, unſere Bäume trugen reichliche Früchte, unangetaſtet hingen die ſchweren Trauben an den Weinſtöcken, die Heerden weideten friedlich neben einander, und die Männer reichten ſich, wo ſie ſich trafen, zutraulich die Hände.

Als aber die Erinnerung an das alte Elend faſt erloſchen war, da keimte der alte finſtere Haß von Neuem, man fing ſchon an, ſich triumphirend das Ungemach zu erzählen, welches man ſich wechſelſeitig zugefügt hatte, die geheime Erbitterung ſog Nahrung aus den geringſten Aeußerungen, und die verborgene Peſt ſchlich ſich immer tiefer in die Herzen hinein. Fabio Grimaldi war einer der wildeſten, kühnſten Männer unſeres Stammes. Er allein hatte die Verſöhnung nie gebilligt, und daß eine Grimaldi einem Jünglinge des verhaßten Stammes überliefert wurde, dünkte ihm eine ewige Schmach. Er hatte ſich faſt ganz von uns getrennt. Einſam ſtrich er in dem rauheſten Gebirge umher, jagte die Hirſchkühe und die Muffolis, verweilte an den Ufern der hohen Gebirgsſeen und trat nur zerſtört, finſter, grämlich zuweilen zu uns herunter, um über die Schande, die auf unſerem Geſchlechte, über die Schmach, die auf mir laſtete, in den wüthendſten Ausdrücken ſich zu äußern. Baptiſto und ich ſahen das Gewitter ſich immer mehr nähern. Da ſchwuren wir, daß unſere Liebe höher ſtehen ſollte, als dieſer rohe Haß der Geſchlechter. Einſt waren die Beſſern, die Verſöhnlichern beider Stämme vereinigt, man berathſchlagte, wie man dieſen gefährlichen Keim der Zwietracht erſticken könnte, auch mein Bruder theilte damals den Wunſch des Friedens. Indeß hatten ſich von beiden Seiten Mehrere herbeigeſchlichen, als auch Fabio, zum allgemeinen Schrecken, hereintrat. Man ahnete das Schlimmſte; aber er ſchien ganz verändert.

Ihr ſeid hier ſo friedlich beiſammen, ſagte er, nun da muß ich ja wohl auch einmal nachgeben.

Man fing ſchon an das Beſte zu hoffen. Aber er ſuchte nur eine Gelegenheit. Man ſcheute ihn jetzt nicht, und das war es, was er wünſchte. Nach und nach fing er an, gehäſſige Erinnerungen zu erneuern, anfänglich, als wollte er auch an Dieſes oder Jenes nicht mehr denken. Das ſollte nun alles vergeſſen ſein. Aber, was er wollte, gelang, die erneuerte Erinnerung erbitterte die Gemüther. Nun ſprach er immer unumwundener.

Wir Grimaldis konnten wohl, ſagte er, ohne Schimpf den Frieden eingehen, denn auf unſerer Seite war der Vortheil. Die Anzahl der Getödteten war freilich gleich, aber nimmer der Werth; da mußten die unbedeutendſten, die verarmten, ja ſelbſt die Diener von unſerer Seite Euern edelſten Gliedern gleichgeſetzt werden, damit nur die gleiche Zahl herauskam.

Dann erzählte er mit Vergnügen, wie er dieſen rücklings erſchoſſen, einen andern von einer ſteilen Felſenwand heruntergeſtürzt hätte, und erreichte ſeine Abſicht nur zu gut. Die Grimaldis glaubten über ihre Gegner, wie über einen unterjochten, getäuſchten Feind, triumphiren zu können, die Sebaſtianis fanden ſich gekränkt. Es kam zu wechſelſeitigen Drohungen, welche die Beſſern kaum äußerlich ſchlichten konnten. Die Sebaſtianis drangen auf Fabios Entfernung, die mächtigſten Grimaldis unterſtützten dieſe Bitte. Er ging wirklich in ſtiller Wuth, innerlich erfreut, während viele Sebaſtianis ihn aufforderten, ſich zu ſtellen, und viele der Unſrigen ihn prieſen und ihn faſt zwingen wollten, dazubleiben. Indeſſen trennten ſich beide Parteien, ohne daß eine öffentliche Feindſeligkeit ſtattfand. Aber den Morgen darauf fanden wir einige unſerer Felder, wie in frühern Zeiten der Zwietracht, verwüſtet. Bald erfuhren wir, daß die Gegner ſich über eine ähnliche Verwüſtung beklagten. Schon bewaffneten ſich beide Geſchlechter, da verließ Baptiſto mit einem Verwandten des Abends unſer Haus, um ſeine Bergfeſte zu erklimmen. Kaum hatte er ſich wenige Schritte entfernt, als er eine Flintenkugel an ſeinen Ohren dicht vorbeiziſchen hörte. Er drehte ſich um, Fabio ſtand da und hatte wieder angelegt, der Verwandte ſchoß und Fabio ſtürzte.

Ich hörte den Knall, die Angſt der Erwartung ließ mich in der letzten Zeit keine Ruhe finden, und ich eilte hinaus. Noch ſtand Baptiſto da. Ich eilte in ſeine Arme, und er trug mich, bewußtlos faſt, nach ſeiner Wohnung. Alles ſtürmte herbei, und als man Fabios Leiche fand und erfuhr, daß ich verſchwunden war, brach der Haß in vollen Flammen hervor. Den Tag über blieb ich bei Baptiſtos Schweſter. Gegen Abend führte er mich wieder nach Hauſe und trat ruhig zu dem Bruder hinein. Antonio ehrte, als ein Korſe, das Gaſtrecht; daß aber die unſelige Fehde wieder da war, daß nichts den Bruder verſohnen konnte, war nur zu klar. Wenn Baptiſto anfangen wollte, das unglückliche Ereigniß zu erzählen, unterbrach ihn Antonio.

Du weißt, es ziemt ſich nicht für einen Korſen, wenn er ſeinen Feind beherbergt, über ſeine Streitigkeiten zu reden. Schweig daher, auch Du wirſt das Gaſtrecht nicht verletzen, ſagte er.

Alles war verloren. Antonio begleitete den unglücklichen Baptiſto bis an die Grenze, ihn gegen jeden Grimaldi zu vertheidigen. So war die alte Feindſchaft in voller Wuth wieder ausgebrochen.

Ihr könnt mich tödten, ließ Baptiſto die Grimaldis wiſſen; aber nie werde ich gegen Euch ſtreiten.

Marton, redete mich Antonio an, Tod einem jeden Sebaſtiani, der in unſere Hände fällt. Eines der angeſehenſten Glieder unſeres Geſchlechts iſt durch Baptiſto getödtet.

Nicht durch Baptiſto, rief ich, und ſein Begleiter hat ſich nur vertheidigt, wie ein Räuber hat Fabio ſie angefallen.

Schweig, ſchrie er, ein ewiger Schimpf würde unſer Geſchlecht treffen, wenn wir dieſen Mord nicht rächten. Du mußt jeden Sebaſtiani haſſen. —

Ich liebe Baptiſto, ich will ihn lieben. Ich ſollte das Opfer Eurer Verſöhnung ſein, nun ſoll ich das Opfer Eurer Zwietracht werden. Ihr möget ein ruchloſes Spiel mit Eurer Verſöhnung treiben; ich, ein korſiſches Mädchen, eine Grimaldi, will meine Treue heilig halten. Schimpflicher iſt es für unſer Geſchlecht, die Treue zu brechen, als den Haß aufzugeben, einen ungegründeten Haß; denn Fabio, der Unverſöhnliche, der Treuloſe, hat Euch beſchimpft, hat den Tod verdient.

Du ſiehſt Baptiſto nie mehr, und finden wir Euch zuſammen, dann werdet Ihr beide ſterben, ſagte Antonio finſter und kalt.

Ihr könnt unſere Herzen durchbohren, antwortete ich, aber während aus den offenen Wunden das Blut herausſtrömt, verſchließen ſie deſto feſter die heilige Treue, und ſo will ich mein Geſchlecht ehren.

Ich ward eingeſperrt. Erſt heute gelang es mir zu entſchlüpfen. In den letzten bedenklichen Zeiten hatten wir eine verborgene Bergſchlucht zu unſern Zuſammenkünften gewählt. Da überraſchten uns die Verwandten, und Ihr wißt nun Alles. —

Die Wahrheit ſpricht aus Deinem Munde, Marton, ſagte Paoli. Kannſt Du es läugnen?

Antonio ſchwieg, aber blickte wüthend die Schweſter an.

Du biſt des braven Baptiſto Braut, fuhr der General fort, Du haſt ihn gewählt, die Verwandten haben Deine Wahl gebilligt, ja ſie haben Dich zuerſt zu dieſer Verbindung gezwungen. Heilige Bande können ſie, einmal geknüpft, nicht frech löſen. Ich ſchütze Deine Liebe.

Sie iſt unverheirathet, ſchrie Antonio, ſie iſt meine Schweſter, wollt Ihr Euch, ein ärgerer Tyrann, als die Genueſer, in die Familien-Verhältniſſe des freien Korſen miſchen?

Du biſt den Geſetzen verfallen, Antonio, mein Gefangener. — Haſt Du nicht die Frechheit gehabt, mir zu geſtehen, daß Du Deine Schweſter ermorden wollteſt, Ungeheuer? Danke Gott, daß ich früh genug kam, es zu verhindern; denn, bei Gott, Du und noch einige, und zwar der angeſehenſten Eures Geſchlechts, ſollten an dem Galgen bei Aleria lernen, was die Geſchlechter ehrt und ſchändet. Ihr elenden Barbaren verdient es nicht, daß eine ſolche hochgeſinnte Schweſter Euern Namen trägt. Du und Ihr beide bleibt bei mir. Du mußt erfahren, wo ich Deine Schweſter hinführe.

Reitet hin, zwanzig Mann, und bringt mir drei der angeſehenſten Sebaſtianis. Schnell; wir werden Euch erwarten.

Sie ritten ab und verſchwanden in einer fernen Bergſchlucht.

Während der Zeit lagerten ſich Alle. Die Grimaldis wurden ſämmtlich entwaffnet und bewacht. Mit ſtillem Ingrimm duldeten ſie es, und Julius und Walſeth, — denn dieſe waren die beiden andern Reiſenden, — erkannten mit innerm Grauen die furchtbare Barbarei des Volks, mit welchem, für welches ſie zu kämpfen gedachten. Aber das heldenmüthige Mädchen, das anmuthige Bild des entfernten Geliebten, ſchien das Volk ſelbſt zu heben, zu verklären, und wie durch die bizarre Kleidung die edeln Züge, die Schönheit Martons hindurchleuchteten, wie ſie, als ſie mit ſtolzer Haltung daſtand, ſich, ihren Geliebten, ihre Liebe zu vertreten, die Unform der rohen Umhüllung zu überwinden ſchien, ſo blickten aus der Wildheit und Rohheit des Volks dieſe Züge der Großmuth, des hohen Sinnes, wie eine, nur mit widerwärtigen Stoffen überladene, in dieſen verborgene, edle Form hervor.

Die Sonne ſank in Weſten frühzeitig hinter die hohen Berge, deren Spitzen ſie vergoldete. Allmälig, als die Finſterniß eintrat, entdeckte man auf den iſolirten Berggipfeln die Nachtfeuer der Hirten, welche die Heerden der ſchwarzen, mehr ſtraffhaarigen, als wolligen Schaafe bewachten, und die Flammen ragten über die niedrigen Häuſer der Dörfer, die ſie beleuchteten, hervor, ſo daß dieſe hervorſtechender in der Nacht, als am Tage, in die Augen fielen. Hier und da ertönten die Hörner der Hirten. Man beſchloß, hier auf der Ebene die Geiſſeln von dem Geſchlechte der Sebaſtianis zu erwarten. Wachen wurden an allen Schluchten und Zugängen aufgeſtellt, Packpferde führten Zelte, Matrazen, Feldtiſche und Stühle herbei, und drei kleine Zelte, eins für den General Paoli, eins für Marton, und ein drittes für die beiden Freunde, wurden aufgeſchlagen. Martons Zelt war in der Mitte, und eine Wache umgab es. In dem Zelte des Generals waren die Freunde noch mit Marton zuſammen. Es wurde beſchloſſen, daß dieſe in ein Nonnenkloſter nach Korte gebracht werden ſollte, und Manches ward über die unſeligen Familienſtreitigkeiten, die alle tüchtige Vereinigung gegen die Genueſer lähmten, geſprochen; ſo vergingen mehrere Stunden, als man eine Bewegung unter den hin und her zerſtreuten Kriegern wahrnahm. Es waren die zurückkehrenden Reiter. Ihnen folgten vier Männer, und ein Greis von hoher Geſtalt, mit grauen Haaren, trat in das Zelt des Generals hinein.

Mein Gott! rief Paoli, und ſprang auf und dem Greiſe entgegen; ehrwürdiger Jeronimo, Du biſt hier, Du kömmſt ſo zu mir, mein Lehrer, mein Vater.

Ich wollte wiſſen, was der General Paoli von dem Geſchlechte Sebaſtiani verlangt, daß er Krieger hinſchickt, unſere Beſten, und zu dieſen wage ich auch mich, in meinem hohen Alter, zu rechnen, mit Gewalt vorzufordern, antwortete der Greis mit ſtillem Ernſt. —

Daß Du nicht gemeint warſt, nicht gemeint ſein konnteſt, durfte ich erwarten, daß Du vorausſetzen würdeſt. Mußte ich nicht glauben, daß Du Dich, wie immer, von den unglücklichen Fehden getrennt, in Korte aufhielteſt? Haſt Du erfahren, was ſich ereignet hat, was Dich ſelber, was Deinen Sohn Baptiſto ſo nahe angeht, dann bin ich in Deinen Augen gerechtfertigt. —

Du biſt es, Paoli, ſagte er.

Ruh' Dich aus; ich vermag mich nicht darüber zu beruhigen, daß Du in Nacht und Finſterniß hergeritten biſt, ſagte dieſer.

Ich bin noch nicht ſo ſchwach, antwortete der Greis, nur dieſer nichtswürdige Hader beugt mein Alter.

Marton, ſagte er darauf, indem er dieſe erblickte. Gott Lob, daß Du hier in Sicherheit biſt. Ich war Deinetwegen in großer Sorge.

Lieber Vater, antwortete Marton und näherte ſich ihm ehrerbietig, wie freue ich mich, Dich hier zu ſehen!

Aber Tochter, fuhr er fort, wie konnte Baptiſto Dich verlaſſen, warum iſt er nicht, Dich vertheidigend, an Deiner Seite geſtorben?

Das wollte er ja; er ſchoß, er wehrte ſich dann mit dem Kolben ſeiner Flinte, immer mich vertheidigend, ſie überwältigten, entwaffneten ihn, ſie riſſen uns auseinander, und ich ſah, in Todesangſt, wie ſie ihn fortſchleppten, um ihn zu ermorden. —

So hat man mir erzählt, nur, wie er von Dir getrennt wurde, erfuhr ich nicht; Du haſt mich beruhigt. Er iſt gerettet. Vorſichtig hatte er, da er Ueberfall vermuthete, einen Hinterhalt hinter eine Gebirgswand geſtellt. Zwar nicht Viele waren da verborgen, denn die Meiſten waren zerſtreut, genug aber, um ihn durch das plötzliche Hervorbrechen, durch die Verwirrung des Augenblicks von denen zu trennen, die ihn feſthielten. Wo er aber hingeflüchtet iſt, weiß Keiner.

Einer der Freunde, die ihn befreit hatten, mußte ihm eine Flinte geben. Man ſah ihn eilig einen Felſen hinaufklettern. Grüße meinen Vater, ſei meinetwegen unbeſorgt, rief er und verſchwand.

Was brachte Dich in dieſe Gegend? unterbrach ihn Paoli.

Ich erfuhr, antwortete Jeronimo, von der Verſohnung, ich erfuhr, daß Baptiſto mit dieſem herrlichen Mädchen verlobt war. Im Anfange hatte ich kein Vertrauen zu dieſer Verſöhnung, da hörte ich, daß zwei Mal die geſegnete Ernte in die Scheunen gebracht worden, zwei Jahre lang die Heerden friedlich und ungeſtört geweidet hatten. Ich ſehnte mich nach meinem Sohne, ich wollte Marton kennen lernen, und bin hergekommen, um Zeuge der neuen Verwirrung zu ſein, die uns alle ſo elend gemacht hätte, wenn Du nicht erſchienen wäreſt.

Paoli ſchien von einem Gedanken ergriffen, er ging einige Male heftig auf und nieder.

Bringt Antonio her, rief er eilig.

Antonio wurde in das Zelt gebracht; als er Jeronimo wahrnahm, ſtutzte er zwar, aber faßte ſich bald. Mit übereinander geſchlagenen Armen ſtellte er ſich trotzig hin, blickte den General mit Ingrimm an und fragte kurz: Was will man von mir?

Freundlich ging der General auf ihn zu, als merkte er nicht ſeinen Trotz.

Antonio, ſagte er mild, ſieh hier dieſen ehrwürdigen Greis, einen der größten, herrlichſten, verehrteſten Männer. zwei Mal haben die Grimaldis ſeinem Sohne, auf welchen — ſelbſt er ſtolz ſein kann, nach dem Leben getrachtet; das eine Mal ward er nur dadurch gerettet, daß ſein Begleiter den Mörder erſchoß, eine gerechte Strafe für ſolchen Frevel; das zweite Mal, als ſein Tod unvermeidlich ſchien, befreiten ihn die Freunde. Dieſer Greis und ſein Sohn haben Euch nie gehaßt, willig wollten ſie ſich mit den Grimaldis durch das ſchönſte Band vereinigen; dieſe Zuneigung habt Ihr durch Verfolgung, durch Nachſtellung belohnt, und dennoch iſt der Greis bereit, Euch die Hand zur Verſöhnung zu reichen. Schlag ſie nicht aus, Antonio. —

Der Alte näherte ſich dieſem.

Du haſt in meiner Seele geleſen, Paoli, ſagte er, ja iſt irgend etwas geſchehen, wodurch Ihr Euch beleidigt glaubt, hiemit bitte ich es Euch ab, von Allem, was von Euch geſchah, ſoll nicht mehr die Rede ſein. Antonio, ſtoß' einen bittenden Greis nicht zurück. Sieh, ich demüthige mich vor Dir und bettle um den Frieden, wie der Hungrige um ein Almoſen.

Aber Antonio rührte ſich nicht. Die zitternde Hand des Greiſes ſchwebte vor ihm, aber ſeine Arme blieben verſchränkt, er ſchwieg, richtete den Kopf nicht einmal in die Höhe, den bittenden Greis anzuſehen. Die innere Wuth ſchien ihn nur grimmiger noch zu verzehren, er biß die Lippen zuſammen, die Augen ſprühten Flammen.

Paoli ging mit immer ſchnellern Schritten. Von Zorn überwältigt wandte er ſich an Antonio, der noch immer nicht ſeine Stellung veränderte.

Elender, rief er, gut, Du willſt, und es ſoll ſo ſein. Feſſelt ihn, befahl er.

Marton hatte den ganzen Auftritt mit großer Angſt betrachtet. Sie kannte ihren Bruder, ſie erwartete den Erfolg. Jetzt trat ſie hervor.

General, ſagte ſie, ſeid nicht ungerecht.

Und Du willſt ihn, willſt dieſen empörenden Trotz vertheidigen, Marton? ſprach Paoli und ſah ſie verwundert an. —

Ihr kennt die Korſen. Antonio würde handeln, wie Jeronimo, mehr könnte er anbieten in einer andern Lage. Jetzt iſt er ein Gefangener, jede Bitte muß ihm als Spott erſcheinen. Den Zwang, die Feſſeln kann kein Korſe tragen. Dem Feuerſteine ähnlich, laſſen ſie ſich, unter Waſſer erweicht, in jede Form bringen; aber mit dem Stahle geben ſie nur Funken. Ihr ſeid ſelbſt ein Korſe, General! Das Beſte, was wir ſind, hängt mit dieſem Trotze zuſammen. —

Mädchen, wer lehrte Dich dieſe Sprache?

Er, Paoli, er, mein Geliebter, mein herrlicher Baptiſto: wenn ich rede und denke, ſo iſt er es.

Es war, als vergrößerte ſich ihr Geſicht, als ſpränge es erleuchtet aus der ungeſchickten Umhüllung hervor, als ſie von ihm redete.

Antonio, ſagte Paoli mild, unſere Geſellſchaft quält Dich.

Es ſchien, als wollte die Scene Antonio überwältigen. Die Arme ſanken unwillkürlich zuſammen, die ſtarren Züge ſchienen ſich zu erweichen; aber er raffte ſich zuſammen und verließ ſtillſchweigend das Zelt.

Paoli war äußerſt bewegt.

Seht, Ihr edeln Fremden, die Ihr hergekommen ſeid, mit uns zu kämpfen, ſo ſind die Korſen. Was kann man uns nicht vorwerfen, was hat man uns nicht vorgeworfen, und nicht mit Unrecht. Wir ſind hartnäckig, grauſam, rachſüchtig, fähig, wegen geringer Beleidigung zu ermorden, wir ſind faul, unwiſſend, roh, kurz Barbaren, die nicht genug gezügelt werden können. Schwere Beſchuldigungen wahrlich, und kaum können wir ſie abwälzen. Sie werden in Staatsſchriften entwickelt, Zeitungen wiederholen ſie, ſie ſind die Hauptwaffen unſerer Gegner. Dieſe Beſchuldigungen beſchönigen die von großen Mächten bewilligte Unterſtützung unſerer Tyrannen, dieſe Beſchuldigungen zeigen uns als ein elendes, unruhiges Volk, und jede Aeußerung der Unzufriedenheit wird aus unſerm Trotze hergeleitet, jeder Widerſtand als Empörung betrachtet; ſelbſt die mildeſte Regierung, die doch Ordnung, Maaß, Geſetz handhaben muß, würde, meint man, uns als ein unerträgliches Joch erſcheinen. Nur ein Volk gibt es, welches mit ähnlicher Geſinnung ein gleiches Loos mit uns theilt. Es ſind die Griechen, dieſe von Ungläubigen, wie wir von habſüchtigen Krämern tyranniſirt. Ihr habt es geſehen, wie die rohe Schaale wohl etwas Beſſeres verbergen mag. Wehe Euch, Ihr Phariſäer und Schriftklugen, die Ihr am offenen Markte daſteht und Gott dankt, daß Ihr nicht ſeid, wie wir Sünder, wehe Euch doppelt, denn unſere Laſter habt Ihr unterhalten, indem Ihr unſere Tyrannei duldet, unſere Tugend, die doch, wie durch ein Wunder, geblieben, verdanken wir Gott. Wir würden auch unter der mildeſten Regierung unzufrieden, ungebändigt bleiben, ſagt Ihr. Habt Ihr es veſucht, Ihr Thoren, was eine großmüthige Herrſchaft über uns vermag? Und würde man nicht ſelbſt dann thöricht ſein, wenn man erwartete, daß Uebel, die der Druck von Jahrhunderten, durch Euch herbeigeführt oder geduldet, erzeugt hat, wie durch einen Zauber verſchwinden ſollten? Wie lange wird es nicht dauern, ehe das natürliche Mistrauen, durch Treuloſigkeiten aller Art genährt, überwunden wird? Wie oft haben wir uns, zerfallen in uns ſelbſt, erboten, uns jeder andern Herrſchaft zu unterwerfen, wenn man uns nur von den Genueſern befreien wollte. Aber der Eine gönnt unſern Beſitz dem Andern nicht, und ſie meinen uns am beſten verwahrt, wenn wir die Genueſer, dieſe uns, und wir uns untereinander aufreiben. Wehe meinem Vaterlande! denn ich ſehe nicht ein, wie dieſe Qual enden ſoll, wenn nicht etwas Außerordentliches, Unglaubliches geſchieht. Am furchtbarſten ſind die Friedensſchlüſſe, die den Genueſern eine menſchlichere Behandlung auferlegen, allerlei Bedingungen vorſchreiben. Wer nichts zu halten gedenkt, beſinnt ſich nicht bei Verſprechungen, ja wenn nun die Mächte, nachdem hier Alles beruhigt iſt, uns verlaſſen, dann fängt der Druck fürchterlicher an, als er früher war. Hat man uns nicht, nach dem letzten Friedensſchluſſe, Schulen abgeſchlagen, als wir nur die dürftigſten errichtet wünſchten? Oft muß ich, ſagte Paoli bitter lachend, bei dieſen Friedensſchlüſſen an den armen Burſchen denken, der ſo trefflich von dem Spiegel der Ritterſchaft, von dem mannhaften Don Quixote, gegen alle Ungebühr ſeines Herrn beſchützt wurde. Er nahm dem tyranniſchen Herrn die ſchönſten Verſprechungen ab, aber der arme Burſche ward doppelt gezüchtigt. Möchte Gott alle irrenden Ritter ſtrafen, ſagte der Burſche, als er ſeinen Retter ſpäter traf. —

Während Paoli ſo heftig und bewegt ſprach, entſtand eine unruhige Bewegung. Ein Offizier erſchien und meldete, daß man Truppen bemerkt hätte, die ſich zu nähern ſchienen. Paoli trat, von Julius und Walſeth begleitet, aus dem Zelte. Die Wachtfeuer loderten hell, und warfen einen ungewiſſen Schein auf die kahlen Felſen und auf die Bäume, die Tritte von vielen Menſchen, die nach einander den Felſen erkletterten und ſich wechſelſeitig zuriefen, ſchallten vernehmlich aus der Ferne, und nach einigen Augenblicken hörte man die äußerſten Vorpoſten die Herannahenden anrufen, vernahm die Antwort, und aus dieſer Gegend traten nun Krieger hervor, die einige Männer durch das Gedränge der Hin- und Hergehenden, meiſt aber im Graſe um die Wachtfeuer der Gelagerten nach Paolis Zelte führten. Dieſer ging wieder beruhigt mit den Freunden in das Zelt hinein, um die Ankommenden zu erwarten, und kurz darauf trat, ohne Begleitung, und indem die Uebrigen, wie es ſchien, aus Ehrfurcht vor dem Zelte warteten, ein junger, kühner Mann, in Uniform, völlig bewaffnet herein. Es war Baptiſto Sebaſtiani, der ſich freute, als er Marton ſah, die er aber, wie es ſchien, hier zu finden erwartete, erſtaunte, als er ſeinen Vater erblickte, ſich aber ſchnell faßte, und ohne Marton oder den Vater zu grüßen, ſich militairiſch dem Generale, der ihm würdig entgegen trat, gegenüber ſtellte.

General, berichtete er, Euern Auftrag habe ich, wie ich glaube, nicht ohne Erfolg, erfüllt. Die Einwohner von Gravellina, Roſtino, Caccia, Andrea, Guiſſani, Llmi, Oſtricone, Petralba, vor allen die braven Bewohner des heitern Niolo ſind ſämmtlich aufgebrochen. Ich habe ihnen die Marſchrouten aufgegeben, und in drei bis vier Tagen werden ſie in den Ebenen von Aleria eintreffen, über fünf tauſend Mann, glühend vor Eifer, die Unterdrücker aufzuſuchen, ihnen die Feſtungen zu entreißen. Zwar haben ſie faſt Alles, was ſich von Waffen vorfand, mitgenommen, aber ganz wagten die wenigen Zurückgebliebenen ſich nicht von Waffen zu entblößen. Flinten, Pulver, Kleidungsſtücke, vor Allem Schuhe, bleiben daher Bedürfniſſe, für welche Sorge getragen werden muß. Ich habe mich genau nach dem Zuſtande, ſo wie nach der Stimmung jeder Abtheilung erkundigt, und dieſer ſchriftliche Aufſatz enthält den ausführlichen Bericht. Leider lauten meine Nachrichten aus den nördlichen Theilen der Provinz nicht ſo erfreulich. Die Einwohner von Capo Corſo, Nebbio, Patrimonio, Barbaggio, Farinole huldigen noch immer den Tyrannen, und erhalten aus Baſtia Waffen und Munition. Auch in andern, ſonſt gut geſinnten Gebirgsgegenden ſind Einige, die durch die unglücklichen Familienſtreitigkeiten abgehalten werden, dem glorreichen Rufe zu folgen. Wie bedaure ich, daß mein eigenes Geſchlecht zu dieſen gerechnet werden muß. Die neu ausgebrochenen Feindſeligkeiten der Grimaldis verhindern die ſonſt gutgeſinnten Sebaſtianis, ihre Heimat zu verlaſſen. Sie wagen es nicht, ihre Familie, ihre Heerden, ihre Felder den erbitterten Feinden preiszugeben. —

Baptiſto hielt einen Augenblick inne.

Ich habe noch eine perſönliche Sache zu berichten, fuhr er darauf fort, die ich um ſo weniger verbergen darf, da ich mich ſelbſt, obgleich die Ausführung des Entſchluſſes verhindert ward, für ſtraffällig erkennen und mein Verhalten dem Richterſpruche eines Kriegsgerichts unterwerfen muß.

Der Vater erſtaunte, der General ſchien das Vergehen zu ahnen, Marton erſchrak, und Julius und

Walſeth blickten den ſchönen Mann mit Bewunderung an.

Das Verbot iſt bekannt, fuhr Baptiſto fort, und wie durchaus nothwendig erſcheint es in unſerer Lage, in einem Lande, in welchem alle Bande des Gehorſams erſchlafft ſind, daß Keiner die Krieger, die für das Vaterland in dieſem Kriege beſtimmt ſind, jemals brauchen darf, um ſeine Privatſtreitigkeiten auszukämpfen. Eigentlich verſteht es ſich von ſelbſt, und daß ein ſolches Verbot nothwendig war, zeigt den tiefen Verfall unſerer bürgerlichen Lage. Doppelt ſtrafwürdig erſcheint der Offizier, der, mit einem höchſt wichtigen Auftrage in einem bedeutenden Momente beehrt, die Kräfte, die ihm zu Gebote ſtehen, auf eine ſolche Weiſe misbrauchen kann. Auch ſchärft das Geſetz in dieſem Falle ausdrücklich die Strafe, ja es hat für das wirklich ausgeführte Verbrechen Todesſtrafe feſtgeſetzt, wie billig. Eines ſolchen Verbrechens habe ich mich ſchuldig gemacht, und daß ich an der Ausführung verhindert wurde, kann um ſo weniger zu meiner Entſchuldigung dienen, da ich theils die mir anvertrauten Krieger ſchon mit meiner Abſicht bekannt gemacht und zu einer geſetzwidrigen Handlung, zu einer That, die durch unſere National-Vorurtheile nur zu ſehr unterſtützt, ja geheiligt erſcheint, verleitet habe, theils von der Ausführung, die ſonſt unzweifelhaft ſtattgefunden hätte, keineswegs durch Reue, ſondern nur durch Umſtände, die ſie überflüßig machten, abgelenkt wurde. Die Grimaldis riſſen mit überlegener Gewalt die Braut aus meinen Armen. Ich rettete mit Mühe mein Leben und eilte unverzüglich nach dem nächſten Verſammlungsorte der mir anvertrauten Truppen. Ich gewann ſie, und wir eilten nach dem Dorfe der Grimaldis. Es war meine Abſicht, meine Braut, die ich in Gefahr glaubte, zu retten. Ich erfuhr, daß ſie durch Euch, General, der Gewalt der Verwandten entriſſen ſei, und eilte hieher, um Euch über meine Bemühungen Bericht abzuſtatten und mich als Euern Gefangenen zu ſtellen.

Baptiſto, ſagte der General, noch immer die würdevolle Stellung eines Befehlshabers behauptend, Euer Vergehen ließe ſich doch wohl von einer mildern Seite betrachten.

Kaum, mein Feldherr! antwortete dieſer. Von der That, als einer rein menſchlichen, iſt hier nicht die Rede. Sie war, unter den gegebenen Umſtänden, nothwendig, und ich würde ſie, in die nämliche Lage verſetzt, noch jetzt ausführen. Die Sebaſtianis waren zerſtreut, die Grimaldis vereinigt, alle bewaffnet, von Freunden unterſtützt, und im Verzuge lag die Gefahr. Ich habe mir als Menſch nichts vorzuwerfen, als Krie-

Univ. Bibl. München

ger bin ich unbedingt ſtraffällig, und Ihr könnt, Ihr dürft mich nicht freiſprechen, ſo wie ich mich ſelbſt nicht loszuſprechen vermag. Ihr habt mich ausgezeichnet unter Vielen, habt mich begünſtigt, wie Wenige, habt mich mit den wichtigſten Aufträgen beehrt. Eine Parteilichkeit unter ſolchen Umſtänden, angewandt, um die Strafe für ein Vergehen zu mildern, welches unter allen möglichen eben in dieſer Zeit das gefährlichſte iſt, eine Strafe, welche eben jetzt rückſichtslos den Mächtigſten treffen muß, würde den Gehorſam, die Einheit, die nationale Kraft in ihren Wurzeln tödten.

Du wunderſt Dich, lieber Vater, Du ſcheinſt zu erſchrecken, theure Marton; — verzeiht, General, daß ich mich jetzt an die Verwandten wende — ich finde es nothwendig, daß ein Kriegsgericht meine That richte, und daß ich es fordere, ſcheint mir gar nichts Außerordentliches. Iſt die That ſelbſt doch, wenn auch keine beſonders muthige, ſo doch keine ſchlechte, ja ſie war unvermeidlich. Die innere Kraft des Volkes zu ſtärken, iſt aber eben ſowohl die Pflicht eines Kriegers, als die Gewalt des Feindes zu lähmen, und ob wir durch rückſichtsloſe Handhabung des Geſetzes, durch unbedingte Achtung für ſeine Gebote nicht dem Feinde eben ſo gefährlich werden, wie durch einen perſönlichen Angriff, iſt die Frage.

Ihr habt Recht, unterbrach ihn der General; er rief darauf einen Offizier herbei. —

Nehmt Baptiſto den Degen ab.. —

Der Offizier ſtutzte; aber Baptiſto reichte ihm ruhig den Degen. —

Er iſt Euer Gefangener. —

Baptiſto wollte gehn; aber der General gebot dem Offizier, ſich zu entfernen. —

Ich hafte für Euern Gefangenen, ſagte er und der Offizier ging fort, voller Verwunderung. —

Willſt Du, Baptiſto, nicht Deine Geliebte, Deinen Vater begrüßen? ſagte Paoli; laß uns doch auch einige Augenblicke freundlich zuſammen zubringen. Bald finden wir ſie in dieſer unruhigen Zeit ſo nicht wieder.

Er hatte jetzt Stellung, wie Ton völlig geändert. Marton empfing ihren Geliebten mit einer Art Entzücken. Was ſie eben vernommen, erſchien ihr ſo groß, ſo erhaben, und in der geſpannten Stimmung, in welche Korſikas gegenwärtige Lage, die letztern Ereigniſſe und ihre Liebe ſie verſetzten, mußte ſelbſt dann, wenn ein großer Entſchluß ihren Geliebten in die größte Gefahr brachte, die freudige Bewunderung mit der weiblichen Angſt kämpfen. In der Gegenwart des Generals aber, bemerkte man, war ſie zurückhaltend, und ihre Zärtlichkeit, ihre Liebe, ihre Bewunderung wagte ſich nicht unbefangen zu äußern. Der Vater ſchien, mehr ſelbſt, als das Mädchen, mehr als Paoli, der keine Sylbe davon ſprach, über die Folgen der Selbſtanklage, die ihn den vielen feindlich Geſinnten preisgab, beſorgt zu ſein. Der General machte nun dieſen und Baptiſto mit Julius und Walſeth bekannt, und bald entſtand, unter den Jüngeren zumal, eine Art von Vertraulichkeit, die ſich da ſo leicht bildet, wo wechſelſeitige Achtung und gleichzeitiger Enthuſiasmus herrſcht. Die edeln fremden Jünglinge, die hier waren, um an dem bedenklichen Kampfe der Korſikaner Theil zu nehmen, warm empfohlen von ſeinem Feldherrn, mußten Baptiſtos, er, nach Allem, was ſie vernommen hatten, der Freunde Zuneigung gewinnen.

Von den zukünftigen Hoffnungen, von den Schwierigkeiten, mit welchen ſie zu kämpfen hätten, wurde geſprochen, und Paoli geſtand, daß, wenn Ihnen auch ein ſchnell auflodernder Enthuſiasmus manche Vortheile verſpräche, dieſe doch nie von dauerndem Erfolge ſein könnten, woſern nicht andere Verhältniſſe eintreten ſollten.

Wo Waffen, Munition, Kleidung, Geld fehlen, ſagte Paoli, wie ſoll man da mit einiger Hoffnung eines günſtigen Erfolges gegen einen Feind kämpfen können, dem alle dieſe Mittel, außerdem fremde geübte

Truppen, die er zu beſolden vermag, zu Gebote ſtehen? Und dennoch iſt dieſer Mangel, der allein einen glücklichen Feldzug unmöglich zu machen ſcheint, nicht das Schlimmſte. Viel ſchlimmer iſt die Zerſplitterung, die ſich allenthalben zeigt. Nicht die Familienkriege allein trennen uns. Gilt es überall für nothwendig im Kriege, daß Einer unbedingt befehle, Alles anordne, Alles ausführe und alle Verantwortung übernehme: ſo iſt es, beſonders in unſerer Lage, von großer Wichtigkeit; aber Wer ſoll dieſer ſein? Faſt kann nur von Giafferi und mir die Rede ſein; aber wenn ich nun auch willig bin, unter Giafferi zu dienen, in der That, meine ſogenannten Anhänger, die ſich nur darin gefallen, daß derjenige, dem ſie ihr Vertrauen ſchenken, an der Spitze ſteht, würden ſich erniedrigt glauben und mich verlaſſen. Daſſelbe Verhältniß würde bei Giafferi eintreten. Dann, was hilft es uns, daß ein glühender Enthuſiasmus, der Alles vernichten zu wollen ſcheint, große Heere in Bewegung ſetzt, da wir es ja zum Voraus wiſſen, daß dieſe ganze Menge in kurzer Zeit auseinander läuft, daß es uns nicht erlaubt iſt, irgend einen weitausſehenden Plan zu entwerfen, irgend einen dauernden Vortheil zu verfolgen, weil jene unglücklichen Pauſen eintreten, die wir nur unterbrechen können, indem wir neue Heere bilden. Und iſt Alles, was geſchehen iſt bis jetzt, irgend etwas Anderes, als ein regelloſes, geſetzloſes Zuſammen- und Auseinanderlaufen? Kann der Krieg mit Ordnung, mit Kraft geführt werden in einem Lande, wo ſelbſt keine Ordnung, kein ſtrenges Regiment herrſcht. Ein allgemein anerkannter Herrſcher iſt nothwendig; ohne dieſen kann nichts gelingen.

Den Freunden erſchien nach Allem, was ſie vernommen hatten, die Lage der Korſikaner äußerſt troſtlos, ſie konnten ſich noch immer nicht beſtimmen, thätig an dem Kampfe Theil zu nehmen. Baptiſto ſchien noch große Hoffnungen zu hegen, und Paoli geſtand, daß naheliegende Ereigniſſe, die er erwarte, ohne daß es ihm erlaubt wäre, ſich deutlicher darüber zu äußern, ihm noch einige Hoffnung gäben.

Es ward beſchloſſen, daß ein anderer Offizier das Kommando über die Truppen übernehmen, und daß dieſe den kürzeſten Weg nach Aleria einſchlagen ſollten, während Paoli, von Wenigen begleitet, weil die Gegend, die man zu durchreiſen hatte, gutgeſinnt war, nach Korte ginge. Baptiſto wollte, als Gefangener, die Truppen begleiten. Es war ſpät geworden; man beſchloß, ein paar Stunden zu ruhen, um mit Sonnenaufgang ſich zu trennen.

Baptiſto ſchlug das Anerbieten, das Lager mit Julius und Walſeth zu theilen, aus. Er blieb, von einigen Soldaten bewacht, unter offenem Himmel, nachdem er noch einige Zeit in Martons Zelt mit ihr und dem Vater zugebracht hatte. Dieſer letzte ging nach dem Zelte des Generals zurück.

Am Morgen waren früh Alle in Bewegung. Als aber die Truppen, die Baptiſto hergebracht hatte, erfuhren, daß ein Anderer ſie führen, ja daß ſie ihren bisherigen Befehlshaber als Gefangenen mit ſich führen ſollten, entſtand ein unruhiger Auftritt. Mit großer Heftigkeit wollten ſie ihren Befehlshaber befreien, ſie riefen, ſchrieen, man hörte ſie mit Kolben in Wuth gegen die Felſen ſchlagen, und nur mit Mühe gelang es Baptiſte gehört zu werden, indem man ihm für's Erſte den Degen wieder gab, und er ſich alſo wirklich, als wäre er befreit, unter ſie begab.

Kein Anderer, ſagte er, hat mich angeklagt, als ich ſelbſt. Ich habe, indem ich mein Vergehen bekannte, verlangt, ein Gefangener zu ſein, verlangt, vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden. Denn ich bin ein Korſe. Es iſt keiner unter Euch, der nicht, wie ich, gehandelt hatte. Der General mußte meine Anklage hören, durfte mir meine Forderung nicht abſchlagen; denn wir Korſen ſind frei; über dem General, wie über mir, ſteht das Geſetz, in deſſen Namen ſprach ich und werde ich immer ſprechen, ſelbſt wenn es mich verdammt.

Er kannte ſeine Landsleute, und er konnte nach einem großen Siege, an der Spitze eines Heeres, nicht einen größern Triumph feiern, als ihm jetzt zu Theil wurde. Ein unbeſchreibliches Jubelgeſchrei erhob ſich. Als die übrigen Truppen es hörten, theilten ſie den Enthuſiasmus. Man wollte ihn feierlich auf einem Tragſeſſel emporheben, man flocht ihm einen Kranz von immergrünen Eichenblättern, und ein halbverdorbener Gelehrter, der als Freiwilliger mitging, ſchlug vor, ihn den ritterlichen Helden des Geſetzes zu nennen. Dieſes fand allgemeinen Beifall, wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Benennung durch die ganze aufgeregte Truppenmaſſe. „Es lebe Baptiſto, der ritterliche Held des Geſetzes!“ erſchell es aus tauſend Kehlen, daß die Felſen wiederhallten. Marton, die es hörte und die Urſache vernahm, war, obgleich ſie ſich eben von dem Geliebten getrennt hatte, von freudigem Entzücken ergriffen; aber Paoli, Jeronimo, Julius und Walſeth mußten über dieſe tumultuariſche und geſetzloſe Huldigung des Geſetzes lächeln.

Wie ſchwer iſt es, ſagte der Erſte, eine Maſſe zu lenken, die von Allem in plötzliche Bewegung geſetzt wird, ohne von irgend Etwas wahrhaft durchdrungen zu ſein, die ſelbſt für Mäßigung und Gehorſam in eine Glut geräth, welche die Gegenſtände ihrer Verehrung verzehren muß.

Baptiſto hatte Mühe, ſich aus ihren Händen loszureißen, ihnen begreiflich zu machen, daß einem Gefangenen keine ſolche Auszeichnung gebühre, und daß, ihm jetzt einen Triumph bereiten, mit ſeinem Entſchluſſe Spott treiben hieße.

Endlich entfernte ſich der bunte Haufe, mannigfaltig, oft kümmerlich bekleidet, Mehrere zwar mit Flinten bewaffnet, die aber zum Theil ohne Lauf waren, ſo daß die Kolben ihnen als Waffen dienten, Andere mit großen Knütteln, Senſen, Heugabeln ausgerüſtet. Statt der gewöhnlichen kriegeriſchen Muſik hörte man den gellenden Laut der Schnecken, die den Aufbruch bezeichneten, einzelne Flinten, obgleich es ſtreng-verboten war, wurden abgefeuert, und man merkte es wohl, wie es bei dem ganzen Haufen an Zucht und Ordnung fehlte. Paoli ſeufzte, als er die rohe Maſſe ſich ſo, mehr lächerlich, als furchtbar, fortbewegen ſah.

Anſtatt ſich, wie urſprünglich ſeine Abſicht war, rechts nach den anmuthigen und fruchtbaren Thalweitungen von Niolo zu wenden, was die gelungenen Veranſtaltungen Baptiſtos überflüßig machten, wandten

Paoli, Julius, Walſeth, Jeronimo und Marton mit ihrem Gefolge ſich rechts, um über das hohe Gebirge, unter dem Gipfel des Cynthio, das liebliche Thal zu erreichen, in welchem Korte an dem Tavignano liegt. Sie begleiteten zwanzig Bewaffnete und die Geiſſeln, unbewaffnet.

Ich kann Dich nicht als Geiſſel behandeln, Jeronimo, ſagte Paoli.

Das habe ich vorausgeſetzt, erwiederte dieſer, und ich habe daher drei aus der Familie Sebaſtiani mitgebracht. —

Der fortdauernde ſtille Ingrimm des Antonio ängſtigte Marton.

In Korte wurde dieſe in einem Nonnenkloſter der Obhut einer Aebtiſſin anvertraut, und man verließ, nach einem kurzen Aufenthalte, und nachdem die anſehnliche Truppenmaſſe aus Korte ſelbſt und den benachbarten Pieven ſich verſammelt hatte, die Stadt, um mit dieſen über das weſtliche Gebirge nach den Ebenen von Aleria zu eilen.

Jeronimo blieb in Korte zurück. Es war ſein gewöhnlicher Wohnort. Julius und Walſeth begleiteten Paoli, und man ließ den Truppen einen Tagemarſch Vorſprung. Manches hatte Paoli auch noch unterweges anzuordnen, einzurichten. Man ſah ihn in unabläſſiger Thätigkeit. Endlich erreichten ſie die Hügel, die ſich in die weiten Ebenen von Aleria verlieren. Sie entdeckten über dieſer Ebene mehrere Tauſend Menſchen in buntem Getümmel. Die Truppenabtheilung, die Paoli in Korte an ſich gezogen hatte, trat eben aus den Hügeln hervor und verbreitete ſich unter die übrigen auf der Ebene. Nördlich drängten ſich andere aus den Thälern. Dreiſsigtauſend Mann waren hier verſammelt. In unordentlichem Gedränge bewegten dieſe vielen Menſchen ſich untereinander. Kaum war es möglich, ſie für Krieger anzuſehen. Hier ſah man einen armſeligen Haufen, baarfuß, ſchmutzig, in Lumpen gehüllt, dort Andere phantaſtiſch in bunte, ſchreiende Farben gekleidet, mit großen, brennend rothen oder gelben Leibbinden angethan; hier Mehrere ohne Waffen, Andere mit Stangen, Knütteln bewaffnet, Viele freilich mit Flinten, und Einige mit Säbeln, Stiletten, zwei Piſtolen und prachtvollen Flinten, mit glänzenden Waffen überladen. Die Reiter, bunt und roh, wie das Fußvolk, waren meiſt nicht beritten. Die Pferde klein, aber größtentheils muthig, graſten hier, während die Reiter ſich im Graſe dehnten. Hier und da ſchienen einzelne Truppenabtheilungen ſich zu üben. Einige Maſſen, von hundert Mann etwa, marſchirten, ſchwenkten, übten ſich in den Handgriffen, einige Reiterhauſen ritten über die Ebene. Aber ſchwer konnte man irgend einen Hauſen als einen geſonderten, in ſich geſchloſſenen, geordneten von den übrigen unterſcheiden. Kanonen waren an einigen Orten aufgepflanzt, Munitionskarren ſtanden an andern, beide, für ein ſolches Heer, nur in geringer Menge.

Als Julius und Walſeth von dem nächſten Hügel dieſen unordentlichen Hauſen, dieſes Chaos von Tauſenden überſahen, waren ſie betäubt. Ueber die Menge weg erhoben ſich in der Ferne die Mauern und die Thürme von Aleria, und man entdeckte die blauen Fluthen des Meeres. Die Sonne ſchien hell auf die belebte Menge; aber Paoli ſah über ſie hinaus, ergriff ein Fernrohr und blickte, unruhig, wie es ſchien, nach dem Hafen. Er glaubte ein Schiff wahrzunehmen und theilte ſeine Vermuthung den Freunden mit. Walſeth erkannte eine Brigg in dem Hafen. Paoli ſchien einen Augenblick erheitert; aber offenbar beunruhigte ihn irgend eine Erwartung, wie er ſie ſchon öfter angedeutet hatte.

Sie ritten unter die Maſſe hinein, und die Erſten, die ſie trafen, ſchienen dem General unbekannt. Indeſſen hüllte er ſich in ſeinen Mantel ein, ſchob den Hut tief in's Geſicht, um ſo lange, wie möglich, unkenntlich zu bleiben. Um ihn herum lagen und ſaßen die Korſen, in allen möglichen Trachten, ſie ſchrien, ſchimpften, lachten, die Meiſten dehnten ſich träge in dem Graſe, mehrere Reiter ſchliefen neben ihren Pferden. Hier wurde gebraten, gekocht, dort gegeſſen, an einem andern Orte ſtanden die Männer faſt nackt, um ihre ſchmutzigen Lumpen in einem Bache zu waſchen. Marketenderinnen boten ihre Eßwaare, zwiſchen den Haufen ſich drängende Hauſirer ihren Kram feil; aber die Meiſten zuckten die Achſel, ſie hatten kein Geld. Einzelne Offiziere, oft elend genug bekleidet, kaum von den Gemeinen weder durch Kleidung, noch durch Betragen zu unterſcheiden, gingen mit ſelbſtzufriedener Miene unter ihrer Mannſchaft herum; aber wenige ſchienen mit dem Dienſt beſchäftigt. Einige bedeutendere, wie der Anzug zeigte, hatten ſich in Gruppen formirt und flüſterten, von der Menge getrennt, untereinander, als hielten ſie geheimen Rath. Es war unmöglich, dieſe chaotiſche, aufgelöſte, durch nichts in ſich geordnete, vielmehr losgebundene Maſſe zu überſehen, ohne von einem unheimlichen Gefühle ergriffen zu werden, und obgleich Paoli, in den Mantel gehüllt, das Geſicht unterwärts hielt, ſo warf er doch ſeitwärts manchen bedenklichen Blick. Endlich erreichte er ſeine eigenen Truppen. Man erkannte ihn ſogleich, und ein jubelndes Geſchrei: „Es lebe der korſiſche Held Paoli!“

erſcholl plötzlich; es ſetzte, wie durch einen Zauber, die ganze Maſſe in Bewegung, die Liegenden erhoben ſich, die Entfernten ſtrömten herbei, und es entſtand ein ungeheures Gedränge, ſo daß Paoli mit ſeinem Gefolge nicht weiter fort konnte. Mit Gewalt mußte man ihnen Platz machen, und aus der Ferne kam eilig ein hoher Offizier, von mehreren begleitet, um Paoli zu empfangen. Es war Giafferi. Sie begrüßten ſich. Paoli ſtellte ihm die Freunde vor, die er mit franzöſiſcher Galanterie bewillkommte.

Nun, was ſagen Sie zu unſeren Kriegen? Nicht wahr, die verſchiedenen Truppenarten zu unterſcheiden, möchte ſchwer fallen? Bei alle dem, zu Einem werden ſie gut ſein. Futter für's Pulver, und dann unſere Feinde haben eben, wenigſtens jetzt, keine beſſeren.

Paoli unterbrach ihn plötzlich, zog Giafferi bei Seite, ſie ſprachen angelegentlich und kamen bald darauf zurück. Das Geſpräch ſchien nichts zu Paolis Beruhigung beigetragen zu haben. Heiterer, ja leichtſinnig ſchien Giafferi, wie jünger. Paoli hatte ſtarke Züge, etwas ſehr Beſtimmtes und Entſchiedenes ſprach ſich in Gang, Miene, Gebehrden und Sprache aus. Nur im vertrauten Kreiſe erſchien er offen, freundlich, theilnehmend, öffentlich immer ſtreng, ja finſter. Giafferi war luſtig, heiter, faſt tändelnd, und es war, als wenn er die ganze Inſurrektion als eine Poſſe betrachtete; er konnte ſelbſt das Ernſthafteſte kaum anders, als ironiſch behandeln.

Wir erwarteten Eure Ankunft, ſagte er, und ich ließ daher dieſe ganze gegen ihren Hirten ſich auflehnende korſiſche Heerde zuſammentreiben, um ſie zu muſtern. Ihr werdet ſogleich die anmuthigſten Bewegungen entſtehen ſehen, wenn dieſes vielköpfige Ungeheuer die tauſendfältigen Glieder zu bewegen anfängt. —

Und in der That, ſeltſamer, zugleich unangenehmer kann man ſich nichts denken, als die grenzenloſe Verwirrung, die jetzt entſtand, als Giafferi und Paoli nach ihren Heeren hinritten, als die Adjutanten den Befehl überbrachten, daß die verſchiedenen Truppen ſich ſondern, ſammeln, ordnen ſollten. Alles läuft unter einander, Offiziere, Soldaten und Reiter drängen, ſtoßen, quetſchen ſich, und als, nach Verlauf einiger Stunden, die Maſſen ſich nothdürftig geſondert hatten, die Geräthe bei Seite geſchafft, die gleichartigen Abtheilungen ſich zuſammengefunden, enthüllte der Verſuch, einige Ordnung hervorzurufen, erſt die furchtbare Unordnung. Widerwärtiger erſchienen dieſe mislungenen Verſuche, als die völlige chaotiſche Verwirrung, die doch das Auge ergötzte durch eine bunte, wenn gleich regelloſe Mannigfaltigkeit, durch ein Gemiſch von Dürftigkeit und Reichthum, durch eine ſchnell wechſelnde Verwandlung gebildeter Gruppen, die, faſt wie im Traume, ſich auflöſten, um andere, ganz verſchiedene zu erzeugen. Aber dieſe halbe Regelmäßigkeit, die nie zu Stande kam und ſchon im Keimen erſtarb, dieſe verſuchte Entfaltung, deren Blüten-Blätter verwelkt, verſchrumpft ſchon aus den Kelchen hervorbrachen, dieſer fortdauernde Verſuch, Harmonie, leichtes, ſchönes Ebenmaaß zu erzeugen, der immer von Neuem nur dazu diente, die Häßlichkeit offenbar zu machen, dieſes Schimpfen, Schreien, Wüthen, welches ohne Erfolg blieb, dieſer barbariſche Ton der Schnecke, die alle kriegeriſche Muſik erſetzen ſollte, ſtellten etwas ſo Wüſtes, ja Grauenhaftes dar, daß jede Hoffnung verſchwinden mußte, mit einer ſolchen Maſſe, die in jeder Bewegung ſich ſelbſt ſtörte, hemmte, bekämpfte, Etwas auszurichten.

Mitten in dieſer Maſſe ſah man mit Verwunderung eine Reiterſchaar von einigen Hunderten, die, als gehörten ſie einem andern Geſchlechte zu, über Alle hervorragten. Während alle die übrigen den erſten Verſuchen, ſich zu entwirren, unterlagen, hatten dieſe ſich ſchnell zuſammengefunden, in dichten gleichen Reihen ordneten ſich die muthigen Pferde, ein gemeinſchaftlicher Wille, wie ein Leben, ſetzte alle Glieder zugleich in Bewegung, als gehörten ſie einem Leibe zu. Stolz ſaßen die Reiter da, nicht prächtig, aber ſchön und gleich gekleidet, die blanken Säbel ſchienen alle zugleich durch die eine männliche Hand, die, von demſelben Willen gelenkt, ſich hundertfach vervielfältigt hatte, in Bewegung geſetzt, und die fröhlichen Männer ſchienen, der Lenkung der Pferde, der Handhabung der Waffen gewiß, ohne Anſtrengung das Schwierigſte zu leiſten, während den Uebrigen mit großer Anſtrengung das Geringſte nicht gelingen wollte. Ja leichter, natürlicher, als dieſe wüſte Verwirrung, ſchien jene Ordnung, man glaubte in ihr das Urſprünglichſte zu erblicken, wie es das Heiterſte war, woraus die todte, zerſtörende Unordnung erſt, wie durch eine Krankheit, durch eine Auflöſung aller Kräfte entſtanden wäre. Hier das ſchmerzhafte Geſchrei, krampfhafte Bewegungen der Glieder, die das Gebot der Seele überhören, Worte, die auf der gelähmten Zunge ſich wider Willen des Redenden in andere verkehren, dort die Stille des Lebens, die ruhige Fülle der Geſundheit, die Thätigkeit einer friſchen Natur.

Paoli ritt, von den beiden Freunden begleitet, unmuthig unter die unordentlich zuſammengehäuften Maſſen, und doch mußte er ſeinen Unmuth verbergen, mußte ermuntern, wo alle Ermunterung ihm ſelbſt fruchtlos erſchien, nachgeben, wo nur Strenge helfen konnte, Beifall äußern, wo der ſchwache, aber gute Wille das Ungeſchickteſte ausführte, ja loben, wo das Mittelmäßigſte gelang. Man ſah, welche Anſtrengung es ihm koſtete, welchen großen innern Kampf er beſtand.

Kann der Kopf geſund bleiben, ſagte er, an die Freunde gerichtet, der durch ſolche Organe ſich äußern muß, der ſolche Glieder leitet? Müſſen die ſauern Dämpfe aus dieſem vervielfältigten Bauche nicht jeden Gedanken verdüſtern, das ſchwere, keuchende Athemholen aus dieſer monſtröſen Bruſt nicht das Blut erdrückend nach dem Gehirne preſſen? Werden meine Schritte nicht unwillkürlich rückwärts gelenkt, wenn ich vorwärts ſchreiten, ſtürmen ſie nicht gegen meinen Willen, wie von Wuth ergriffen, vorwärts, wenn ich ſie anhalten möchte? — Es iſt nicht das Ungeſchick allein, dieſes getraute ich mich zu überwinden, aber der Trotz, der wilde Sinn wird, muß uns verderben.

Und dieſe ſchöne Schaar, fragte Julius, die einen ſo ſeltſamen Kontraſt bildet, mit Verwunderung habe ich ſie betrachtet, welch ein Gegenſatz gegen das herrſchende Ungeſchick!

Was Ihr da ſeht, iſt der vielgegliederte Körper des Jünglings, der Euch ſchon bekannt iſt.

Baptiſtos Schaaren! riefen Beide, von freudigem Erſtaunen ergriffen. Wie erſcheint dieſer Jüngling als von einem Gotte geboren, einem Halbgotte ähnlich, der unter Barbaren herumwandelt!

Er war, als Knabe, mein Zögling, fuhr Paoli fort, mein Kind, verzeiht, daß ich es mit Stolz ſage; in der Fremde, bei geordneten Heeren, lernte er den Dienſt, und dieſe Jünglinge wußte er zu gewinnen, ihren Sinn erſt zu wecken, dann ihr Geſchick auszubilden. Es iſt die Jugend von Niolo, jener anmuthigen Gegend, in welcher die Natur lockend genug iſt, um den Fleiß zu ermuntern, nicht reich genug, um die Trägheit zu begünſtigen; der Fleiß hat den Wohlſtand, der erworbene Beſitz die geordnetere Geſinnung feſtgehalten, ohne die Kraft zu lähmen. Dort brach zuerſt die Flamme der Freiheit aus; hätte ſie ſich nur wärmend und erleuchtend erhalten allenthalben, wie da!

Sie näherten ſich den geordneten Schaaren.

Die Jünglinge müſſen noch die Lage ihres Befehlshabers nicht kennen, ſagte Paoli, ſie blicken alle ſo fröhlich, ſo zuverſichtlich um ſich.

Er ritt hin, ſie zu begrüßen, und ein junger Mann, der ſie anführte, ritt ihnen begrüßend entgegen, während die ganze Schaar ein lautes: „Es lebe Paoli!“ anſtimmte.

Ihr ſeid hier, General, und unſer Baptiſto fehlt noch? Tauſende hat ſein Wort aus den Gebirgen hergeſandt, und ihn ſelber erwarten wir noch immer vergebens, Ein wichtiges Geſchäft hält ihn wohl auf? Ihr zeichnet ihn durch große Aufträge aus, wie wir vernehmen, und wir alle finden uns durch ihn geehrt.

Die Frage wurde von den Nächſten gehört, theilte ſich ſchnell der ganzen Schaar mit, und man ſah die geſpannte Aufmerkſamkeit, mit welcher die Antwort erwartet wurde.

Ihr habt alſo nichts vernommen? fragte Paoli.

Nichts.

Nun, es iſt mir lieb, daß Ihr ein unangenehmes Ereigniß, welches aber in aller Korſen Augen ſeinen glänzenden Ruf noch erhöhen muß, von mir zuerſt erfahren werdet.

Mit ängſtlicher Neugierde näherten ſich die Nächſten; aber ſie wagten es nicht, die geordneten Reihen zu verlaſſen. Er gebot der Schaar, einen Kreis um ihn zu ſchließen, und in der Mitte deſſelben, von den Offizieren umringt, erzählte er das Ereigniß, ganz wie wir es vernommen haben.

Die Geſetze müſſen verſtummen, einer ſolchen Geſinnung gegenüber, ſchloß er ſeine Erzählung; wer eine ſolche That freiwillig als Vergehen ſtempelt, der vernichtet ſelbſt den Schein des Vergehens, wer dem Geſetze ſich ſo unterwirft, der überwindet es, und ſeine großartige Freiheit offenbart ſich am glorreichſten in dem Kerker, den er ſelbſt wählte.

Still, und ohne den General zu unterbrechen, hörten ſie ihn an; aber Baptiſtos ihnen wohlbekannter Sinn erſchien ihnen durch die Erzählung ſo mächtig, trat ihnen ſo klar und überwältigend entgegen, daß ſie, als Paoli ſeine Rede ſchloß, in ein lautes Jubeln ausbrechen wollten.

Still, gebot dieſer, in Baptiſtos Namen; er will nicht, daß eine That durch lauten Jubel geprieſen werde, die nur durch ſtille Duldung ihren Werth erhält.

Alle ſchwiegen. Auf Paolis Befehl ordneten ſich die Schaaren wieder, und er ließ ſie vorbeireiten, indem er von dem Pferde herabſtieg und würdevoll zwar, aber mit geneigtem Säbel daſtand, dem edeln Corps ſeine Achtung zu bezeigen. Aber eine traurige Stille herrſchte unter Allen, und mit geſenkten Blicken und nachdenklichen Mienen ritten ſie vorüber.

Wären alle Korſen, wie dieſe, nie könnten ſie unterdrückt werden, ſagte Paoli, als ſie vorüber waren;

wer den Verſuch machen wollte, würde unterliegen; aber die Schlechtern würden es nicht wagen, die Beſſern nicht wollen.

Die beiden Generale vereinigten ſich. Der Ueberblick, der durch die, wenn auch unvollſtändige Ordnung erſt möglich ward, zeigte erſt mit einer nur gar zu betrübenden Gewißheit, wie ſehr es dem Heere an Allem fehlte. Man entdeckte mit Schrecken die Dürftigkeit der Bekleidung. Kaum ein Drittel war nothdürftig bewaffnet, und man ſah wohl ein, wie nothwendig es ſei, den größten Theil zu entlaſſen, der unnütz die kaum hinreichenden Lebensmittel verzehrte, alle Uebrigen bei den wichtigſten Operationen störte, und indem er eben der unruhigſte war, zugleich alle Zucht und Ordnung unmöglich machte.

Während dieſer ganzen Muſterung waren fortdauernd Offiziere nach dem Hafen geritten und kamen wieder zurück. Zu den Generalen traten andere mächtige Männer der Inſel, welche die Inſurrektion mit leiteten, hinzu, Coſta, Don Caſſonio, Arighi, Fabiani, Giabicomi Taglio und Xavier Matra mit ihren Bedienten. Ihre Aufzüge waren meiſt prachtvoll, eine Menge Bedienten begleiteten ſie. Sie bildeten, während die beſten Truppen ſich näherten, Baptiſtos Reiter in gehöriger Entfernung einen Kreis ſchloſſen, eine anſehnliche Gruppe. Walſeth und Julius ſchloſſen ſich an die Reiter an, und das Heer ſchien von der Wichtigkeit der ſtillen Berathung durchdrungen. Eilig erſchien wieder ein Offizier. Man hob die Verſammlung auf, Paoli ſuchte die Freunde und gab ihnen zwei Schreiben an den Kommandanten von Aleria.

Das eine betrifft Baptiſto, es wird erſt abgegeben, nachdem Ihr den Gefangenen zu ſprechen verlangt habt, ſagte er, und verließ mit Giafferi und Coſta die Ebene, um ſich nach dem Haſen zu begeben.

Einige jüngere Offiziere, deren Bekanntſchaft Julius und Walſeth ſchon gemacht hatten, und die, ſo lange die Freunde den General begleiteten, ſich in ehrerbietiger Ferne hielten, ſchloſſen ſich jetzt an ſie an. Ein Murmeln der Erwartung ging durch das Heer. Es ſei in der Nacht ein Schiff angekommen, flüſterte man ſich zu, man hatte es als ein Kriegsſchiff wohl erkannt. Dieſes würde erwünſchte Hülfe bringen, doch Keiner wußte zu ſagen, von welcher Art. Auch die Freunde waren voller Erwartung. Das groſie Ereigniß, welches nicht Korſika allein, nein Europa in Erſtaunen ſetzen ſollte, welches ihnen ſchon in Tunis verkündigt worden war, ein beſtändiger Gegenſtand mannigfaltiger Andeutungen in Livorno, von dem ſtrengen, ernſten Rivarola, von Franzeska ſelbſt als etwas Außerordentliches bezeichnet, war nun da. Stand nicht dieſes lang erwartete Ereigniß in einer nahen Beziehung zu ihrer eigenen perſönlichen Lage? Doch eben ſo ungewiß, wie bisher, wußten ſie ſich von dem, was ſie zu erwarten hatten, keine deutliche Vorſtellung zu machen. Zwar, daß der Unbekannte eine Unternehmung leiten würde, war ihnen klar; aber welche? Wie ſtanden ihm, einem Privatmanne, einem Abenteurer, wie es ſchien, die Mittel zu Gebote, einem Inſurgenten-Volke über mächtige Herrſcher, die über große Summen, ja zuletzt wohl jetzt, wie früher, über Hülfstruppen der größten Mächte gebieten konnten, die noch immer alle feſten Plätze inne hatten, den Sieg zu verſchaffen.

In Aleria herrſchte die nämliche Verwirrung, die ihnen auf der großen Ebene ſo ſtörend erſchien, ja größer noch zeigte ſie ſich hier. Die engen, dunkeln Gaſſen, die hohen, ſchmutzigen Häuſer der verfallenen Stadt gewährten den Hineinreiſenden einen unerfreulichen Anblick, und die Menſchenmaſſe, die ſich zwiſchen Wagen, Karren, Kanonen hineindrängte, trug nicht dazu bei, das trübe Gemälde zu erhellen. Ohne Scheu wurde hier die Unzufriedenheit laut, man klagte über Mangel, man beſchwerte ſich über die Nachläſſigkeit der Feldherrn in der Sorge für den geringern Mann, man ſchimpfte laut, und die eine Partei ſchob alle Schuld auf Paoli, während die andere alles Unheil Giafferi zuſchrieb. Prieſter und Mönche wurden bemerkt, die lauernd unter der Menge herumſchlichen, um die Unzufriedenheit zu nähren. Sie waren von den Biſchöfen geſandt, die ſich an die Tyrannen angeſchloſſen, die ihre Sprengel verlaſſen hatten und in Genua ſich aufhielten. Das Gottloſe einer ſolchen Empörung ſuchten ſie darzuthun, boten denjenigen, welche die Sache der verruchten, heidniſchen Anführer verlaſſen wollten, Ablaß. Einige Haufen ſchienen zwar ihre Aeußerungen mit Ingrimm zu hören, den ſie dennoch nicht laut zu äußern wagten, andere nahmen ſie mit Jubel auf; doch vermied ein Jeder eine Neigung gegen die Genueſer zu äußern.

Julius und Walſeth bemerkten dieſe Bewegungen mit Sorge. Da ſprang ein junger Mann auf eine Treppe hinauf, rief mit lauter Stimme, verlangte gehört zu werden, und in einer glühenden, bilderreichen Rede erhob er die Tapferkeit der Korſen, verfluchte die Genueſer, rühmte die Feldherrn. Aller Zwieſpalt ſchien auf einmal verſchwunden, jede Spur der Unzufriedenheit war vernichtet, Alle ſchwuren, der heiligen Sache treu zu bleiben, die Nächſtſtehenden umarmten ſich, die ganze Volksmaſſe ſchien durch daſſelbe Gefühl hingeriſſen und vereinigt. Mitten in dieſem Jubel nahm man in der Ferne ein dumpfes Murmeln wahr, welches ſich zuerſt kaum hörbar äußerte, wie ein fern rollender Donner heranwuchs, bis man die furchtbaren Worte: Verräther, wir ſind verrathen! laut, immer lauter, dann wie ein zerſchmetterndes Geſchrei durch die Menge tönen hörte. Keiner konnte irgend eine Auskunft geben; aber Jeder rief mit, und das Geſchrei ſchien, von einem Jeden unterſtützt, durch ſeine Gewalt, wie es von der Menge wiederhallte, eine überzeugende Kraft zu gewinnen, die alle Beweiſe überflüſſig machte. Man drängte ſich zuſammen, Einige flüſterten, Andere drohten, auf den Redner hörte Keiner mehr. Er war zu ſeinem Glücke verſchwunden. Denn da Keiner ſagen konnte, wer der Verräther ſei, und man ſich erinnerte, daß dieſer eben die Rede gehalten, fiel es Einigen ein, daß er es wohl ſein müßte, und weil der unbeſtimmte Verdacht keinen andern Gegenſtand fand, wollte man eben ihn ergreifen, als man wahrnahm, daß er verſchwunden ſei. Dieſes Verſchwinden galt für einen hinlänglichen Beweis.

Wo iſt der Verräther, ſchrien Alle, was er geſprochen hatte, ſchien Keiner mehr zu wiſſen, und das Toben, Schimpfen, Wüthen hatte ſchon die gefährlichſte Höhe erreicht; man ſah Dolche blitzen, Einige, die man für verdächtig erklärte, wurden ergriffen, als eine Wolke, die einige Tropfen ſchon fallen ließ, auf einmal ſich in Strömen ergoß.

Julius und Walſeth, die gewohnt waren, Regenſchauer der Art zu ertragen, deren Aufmerkſamkeit jetzt mehr auf das Schauſpiel der erſten Verwirrung, als auf den Regen gerichtet war, blickten um ſich und erſtaunten, als ſie den Platz, auf welchem ſie ſich befanden, und die benachbarten Straßen wie durch einen Zauber geleert ſahen. Kein Menſch war zu ſehen, keine Stimme ließ ſich hören. Die Korſen, obgleich ſie in den rauhen Gebirgen leben, haben eine ſeltſame Scheu vor dem Regen, und da jeder, der es vermochte, heute, der Muſterung wegen, ſeinen beſſern Anzug trug, da die Sorge für ihre Flinten faſt jede andere überwindet, ſo eilten ſie ſich in die Häuſer zu verbergen, und wie die mürriſche Unzufriedenheit durch die begeiſternde Rede, der Eindruck, den dieſe erzeugte, durch das aus unbekannter Quelle entſtandene Geſchrei von Verrath verdrängt ward: ſo ward dieſe letzte auflodernde Brunſt, als ſie eben in helle Flamme ausbrechen zu wollen ſchien, plötzlich von dem Regenguſſe ausgelöſcht.

Die Freunde wurden in ein weitläufiges, graues, altes Gebäude geführt. Breite, aber durch Alter und Schmutz geſchwärzte Treppen mit verfallenen Gelän=

dern ſtiegen aus einer finſtern Vorhalle herauf und führten zu weiten Gängen. Sie traten in ein hohes dunkles, weitläufiges Gemach, deſſen faſt ſchwarze Wände einſt weiß waren. Die großen, ſchlecht ſchließenden Fenſter klapperten, vom Winde hin und her bewegt, Steinplatten bedeckten den Fußboden, und in dem weiten Raume ſah man nur zwei Betten, einige Stühle und einen alten Tiſch.

Als die Freunde ſich endlich allein ſahen — lange wurden ſie von einigen Offizieren gequält, die ſich verpflichtet fühlten, ſie zu unterhalten, — warfen ſie ſich erſchöpft auf die Betten. Sie hatten erfahren, daß der Kommandant erſt gegen Abend von der Muſterung zurückkäme, und endlich fanden ſie einen Augenblick, in welchem ſie ihre Gedanken und Empfindungen über Alles, was ſie in den letzten Tagen erlebt hatten, über die ſeltſame Art, wie ſie in Ereigniſſe, die ihnen ſo fern lagen, hineingeriſſen worden waren, unbefangen äußern konnten.

Nun, Julius, ſagte endlich Walſeth, deſſen Laune, je bunter und verworrener es um ihn her zu werden ſchien, deſto heiterer zu ſein pflegte, während Julius freilich in einer weit peinlichern Lage, von der Verworrenheit und Dunkelheit erdrückt wurde. Nun, Julius, fing Walfisch an, was ſagſt Du? Iſt nicht Alles, was um uns vorgeht, hinlänglich toll, ein barockes Gemiſch von Albernheit, Dummheit, blinder Volkswuth und erhabener Geſinnung, Verſtand und Tüchtigkeit? Wie liegen die Trümmer eines ſeltſamen Volkes wüſt untereinander geworfen, roh, in ſcharfen Stücken! So mag eine Stadt ausſehen, die durch ein Erdbeben zuſammengeſtürzt iſt. Sind die leicht beweglichen, ſchwankenden Gemüther nicht aufgeriſſen, wie die Wohnungen in der zuſammengeſtürzten Stadt, daß man hineinblickt in die verborgenſten Plätze, und neben Angſt, Noth, allgemeiner Verwirrung ſieht man glimmende Küchenfeuer auf dem öffentlich gewordenen Heerde mit den Töpfen, die halbverzehrten Reſte auf den Tellern von dem verwüſteten Marktplatze aus, wie den Rock, der ruhig an der Wand hängt. Mich ergötzt das wunderliche wüſte Weſen, ich freue mich, wenn ich dieſe Faunen und Silenen aus den Gebirgswaldungen hervorſtromen ſehe, wie ſie den Tritonen des Meeres die großen Schnecken geraubt haben und nun durch den gellenden Schall ihre tollen, wüſten Bewegungen leiten, die aus jeder anfandenden Ordnung neue Verwirrungen erzeugen.

Und das kann Dich ergötzen, unterbrach ihn Julius, was mich ängſtigt und quält. —

Und warum nicht? Jede ſolche Volksbewegung hat doch auch ihre erfreuliche Seite. Die Scene, Du kannſt es nicht läugnen, endigte auf eine recht ergötzliche Weiſe. Dieſer ſchnelle Wechſel der Stimmungen, und wie die Geſpenſterfurcht vor dem erdichteten Verräther ſo plötzlich durch den Regenguß weggeſchwemmt wurde, war doch wie eine luſtige Farce. Das drohende Murren eines aufgeregten Volks, wie das ſtille in ſich Hineinbrummen eines Stiers, trat es nicht mit einem Ernſt hervor, der Entſetzen erregen mußte? Einige unbedeutende Worte, und der Stier wurde zahm, noch ein Wort, und er trug fröhlich dieſelben, die er mit ſeinen Hörnern zu zerfleiſchen drohte. Doch plötzlich glaubt er blutrothe Farbe zu ſehen, die ihn wüthend macht, wirft den Reiter ab und will ihn zertreten. — Es regnet, und er geht ſtill nach ſeinem Stalle, damit ihm der Pelz nicht naß werde.

Lieber Walſeth, erwiederte Julius, wenn dieſe Thorheit nur nicht ſo innig verbunden wäre mit dem Furchtbarſten, wenn nicht das Spiel, was heute Dich ergötzte, weil alles Gefährliche ſich in's Lächerliche auflöſte, auch mit Blut endigen konnte; wenn wir nicht in der Gewalt dieſes vielköpfigen Ungeheuers wären, — ja es iſt mir, als müßte ich ſelbſt von dem Wahnſinn ergriffen werden, der um mich herum herrſchte.

Wir wollen uns frei halten, ſagte Walſeth, noch ſind wir keine Verpflichtungen eingegangen, und man hat kein Recht, ſie von uns zu fordern.

Die Verpflichtungen abzuweiſen, durch welche man uns zu binden ſuchen wird, meinte Julius, wird nicht ſo leicht ſein. Auf jeden Fall ſind wir in ihrer Gewalt, und wenn nun der Unbekannte erſcheint? Und müſſen wir ihn nicht erwarten? —

Ja freilich, erwarten müſſen wir ihn — und Alles abwarten, lieber Julius, mit ſo vieler Ruhe, wie möglich.

Wäre Paoli nicht, wären Baptiſto und die herrliche Marton uns nicht erſchienen, ich würde mich gefeſſelt von böſen Dämonen dünken, ſagte Julius ängſtlich.

Julius, fuhr Walſeth fort, indem er von ſeinem Lager aufſtand und ſich neben ſeinen Freund ſetzte, Du erhielteſt, ehe wir Korte verließen, einen Brief von Franceſka; ſeitdem biſt Du trübe, ich ſehe Dich oft tief in finſtere Gedanken verſunken. Darf ich die Urſache wiſſen? — Er ergriff ſeine Hand und neigte ſich theilnehmend zu ihm.

Habe ich Dir, ſeit wir ſo nahe verbunden ſind, nicht mein ganzes Vertrauen geſchenkt? antwortete Julius; ach! ich möchte mir ſelbſt verbergen, was nie, nie gut endigen kann. Sie liebt mich, aber mit einer Gluth, die mich martert. Augenblicke erlebte ich, in welchen wir beide, wie von einem heftigen Rauſche ergriffen, das volle, grundloſe Entzücken der Liebe genoſſen; aber dann war es, als erwachte plötzlich die Erinnerung an irgend etwas Grauenvolles, eine zehrende Unruhe veränderte, ja entſtellte die Züge, und eine innere Angſt vor etwas Entſetzlichem packte auch mich. Und ſo lautet der Brief, dieſe Qual ſpricht ſich in jeder Zeile aus. Höre nur den Schluß:

„Seit Du uns verlaſſen haſt, ängſtigt mich Alles, die Geſellſchaft am Meiſten, und dennoch fürchte ich mich vor der Einſamkeit. Daß unſere Verbindung in Livorno verborgen bleiben mußte, daß über meinem Leben ein Geheimniß ruht, welches ſelbſt die Liebe nicht zu entſchleiern wagte, quält Dich; wie oft merke ich es. Laß mich nur noch ein Mal die Freude in vollen Zügen genießen, den höchſten Triumph des Lebens laß mich wie im gedankenloſen Rauſche ergreifen, um dann — zu ſterben.“

„O glaube nicht, daß ich dieſes etwa im Erguſſe einer vorübergehenden trüben Stimmung ſchreibe. Es iſt meine beſtändige, deutliche, klarſte Ueberzeugung. Nur der Tod kann mir Ruhe geben. — Wenn einſt das Geheimniß aus ſeiner ſtillen Hülle entflieht, dann wird auch mein Geiſt aus der ſeinigen entſchlüpfen. Nur" — —

Hier bricht der Brief ab, völlig wie ich ſie ſo oft reden hörte. Es war, als wollte irgend ein Geſtändniß unwillkürlich laut werden, und plötzlich beſann ſie ſich dann. Mich befällt ein geheimer Schauder, wenn ich bedenke, wie dieſe Leidenſchaft mich erfaßte, wie ſie ſich in der trüben Gefangenſchaft bis zum Wahnſinn ſteigerte, wie ich, als ich nun aus dem Kerker in den blendenden Glanz des Landſitzes verſetzt, befreit in ihren Armen ruhte, betäubt aus einem langen, ſchweren Schlaf erwachte, wie, nachdem ich mich ſo plötzlich von der Geliebten trennen mußte, die Liebe erkaltete, daß ich mich ſelbſt kaum mehr zu erkennen vermochte, und wie ein tief verletztes Gefühl mir zuraunte: Sie liebt Dich nicht, ſie hat Abſichten, die ſie verbirgt. — Ich erwartete ihre Ankunft in Livorno keinesweges mit der Freude, die einem entzückten Liebhaber wohl anſteht, ich vermochte kaum in den Briefen den Ton der frühern Leidenſchaft nur einiger Maßen beizubehalten, und ich erſchrak, als ich erfuhr, daß Franzeſka da ſei. Sie ſchien meine veränderte Geſinnung nicht gemerkt zu haben, oder that wenigſtens ſo. Daß unſere Verbindung, ohne daß ich den Grund erfahren durfte, geheim bleiben müßte, drohte das letzte Band zu zerreißen und überwand faſt ganz den Eindruck, den ihre Geſtalt, ihre Schönheit, ihr Alles beherrſchender Geiſt durch die Gegenwart ausübte. Als nun aber die Leidenſchaft, die in meiner Seele dem Erlöſchen nahe war, in demſelben Maaße, als ſie hier ſchwächer wurde, die ihrige anzufachen ſchien, als ſie immer mächtiger wurde und zuletzt in brennender Glut hervorbrach: da merkte ich, wie mit ihrer Liebe eine innere verzehrende Unruhe heranreiſe, wie ſie bald in tiefes, düſteres Nachſinnen verſank, bald von einer qualvollen Angſt ergriffen ſchien, und ich zweifelte nun nicht mehr, daß Verhältniſſe, die ſie bis jetzt nicht zu enthüllen wagt, gegen ihre Liebe ankämpfen, daß das unglückliche Geheimniß, wie es, ſchon ehe es enthüllt iſt, meine Liebe geſchwächt, ja vernichtet hat, ſo nach der Enthüllung jede Verbindung zwiſchen uns aufheben wird. An die Stelle der Liebe trat nun die Theilnahme für das unglückliche Mädchen. Sie konnte ſich's nicht länger verbergen, daß ſie mir gleichgültiger geworden ſei; aber ſie ertrug es mit einer Ergebenheit, die ich faſt noch mehr ſchätzen mußte, als ihren frühern Stolz.

Julius, unterbrach ihn hier der Freund, da die Liebe, die mächtigſte aller Leidenſchaften, jetzt keine Gewalt mehr über Dich hat, da Franceſka in die Reihe der übrigen Frauen getreten iſt, wie vermag dieſe Theilnahme Dich auf eine ſo gewaltſame, zerſtörende Weiſe in Anſpruch zu nehmen?

Sie iſt nicht in die Reihe der übrigen Frauen getreten, fiel Julius mit Heftigkeit ein. Ich liebe ſie nicht, ja die Vorſtellung, als wäre ich mit ihr durch unauflösliche Bande verbunden, erfüllt mich mit Entſetzen; und dennoch iſt mir, als wäre mein Schickſal an das ihrige geknüpft, als drohte ein finſteres Unheil uns beide zu verſchlingen, ja als würde ihr letzter Verluſt mich tiefer, furchtbarer noch verwunden, als wenn der Tod mir eine Geliebte raubte. —

Er verließ unruhig das Lager, auch auf Walſeth machte dieſe leidenſchaftliche Aeußerung einen erſchütternden Eindruck, und das Geſpräch von dieſem Gegenſtande ablenkend, fing er an:

Daß wir beide hier ſind, erſcheint mir nicht ſelten ſeltſam genug. Zwar begreiſe ich, wie Deine Liebe und meine Freundſchaft, wie die Theilnahme an dem Schickſale eines Volks, welches mit Gefahren für die Freiheit gegen eine anerkannte, nur durch äußere Verhältniſſe geduldete Tyrannei kämpft, uns damals in Bewegung ſetzen konnte; aber geſtehe es, da der Zauber Deiner Liebe verſchwunden iſt, da wir, ſchon ehe wir Korſika ſahen, von ſo vielem unterrichtet waren, wovon uns jetzt eine drückende Gegenwart überzeugt hat, würde Rivarolas kalte, wenn auch unerſchütterliche Politik uns kaum hergeführt haben.

O ſchweig mir von dieſem langen, düſtern, ſtarren Italiener. Wie konnte ich vermuthen, das Vorbild meiner Jugend, den Freund meines Vaters, der mir ſtets in heiterer Glorie vorſchwebte, ſo zu finden! Dieſes lauernde Mistrauen, dieſe Verachtung gegen alle Menſchen, dieſer kalt berechnende Verſtand, an deſſen Klarheit wir nur deßwegen zweifeln müſſen, weil wir ſein Ziel, ſeinen Gegenſtand nicht kennen, ja nicht begreifen können, iſt gar zu erſtarrend, und ich wundere mich nur über die Gewalt, die er dennoch über die Menſchen ausübt. Was will er? frage ich mich oft und finde keine, auch nur mögliche Antwort. Für Wen handelt er? Für ſein Vaterland? Aber was kann ihm dieſes ſein ohne Menſchen, die er verachtet? Auch Korſika will er brauchen, aber wozu? Gibt es einen Fanatismus des Verſtandes, der Alles irgend einem Begriffe opfert? Kann der bloſe Begriff ein Götze werden, dem man Altäre bauet, daß er abergläubiſch verehrt werde, können Menſchen ſich als die hohen Prieſter dieſes Götzendienſtes betrachten und andere mit ihrem fanatiſchen Wahne anſtecken?

Iſt das denn nun wirklich jene antike Größe, die wir von früher Kindheit anzuſtaunen gewohnt ſind?

nahm Walſeth das Wort. Ich glaube es nicht, wie ich überhaupt nicht glauben kann, daß daſſelbe auf die nämliche Weiſe ſich wieder zu erzeugen vermag. Unſere, beſonders die italieniſche, Politik der letzten Jahrhunderte iſt zu tief in das Verderben der künſtlich ausgebildeten Argliſt verſunken, als daß ſie die einfache Größe früherer Zeiten darzuſtellen vermöchte, ja nur für ſie empfänglich ſein könnte. Mögen wir Rivarola, wenn er ſeine Kinder preiszugeben vermag, loben. Er konnte nicht anders handeln. Aber ſeine ganze politiſche Größe ſieht einer erhabnen, aber ſtarren Maſſe eines Gebirges ähnlich. Die Sonnenglut vermag ſeinen ſchneeweißen Scheitel nicht zu erwärmen, tiefe Furchen, die Denkmäler der ſtürmiſchen Bildung, der überſtandenen innern Kämpfe, durchziehen, den Gebirgsſchluchten ähnlich, ſein Antlitz; aber im Innern herrſcht ſtarre Kälte, Ruhe des Todes; die Thränenquellen dürfen, Gras und Blumen benetzend und befruchtend, nur unter ſeinen Füßen hervorſtrömen, währen wilde Fluten die losgeriſſenen Steinmaſſen zerſtörend über die blühenden Felder wälzen. So häufen die Fluten, indem ſie ſich Bahn brechen wollen, ſelber Hinderniſſe auf, um ſchäumend gegen ſie anzukämpfen.

Es war mein Schickſal, ſagte Julius, daß Alles, was mir dort in der glühenden afrikaniſchen Zauberwelt ſo heiter, ſo ätheriſch, ſo feenhaft entgegentrat, meine Liebe und meine ſchönſte kindliche Erinnerung, ſich, wie durch die Gewalt eines feindſeligen Dämons, verwandeln ſollte. Wie ganz anders erſchien der herrliche Paoli, wie menſchlich, kindlich, offen und vertraulich, wie ein blühender Jüngling. Er war es, der uns herzog, uns beide.

Ja, unterbrach ihn Walſeth, und ſoll ich redlich die innern Gründe meines Entſchluſſes bekennen? Dieſes Mal war es nicht bloß freundſchaftliche Anhänglichkeit, die mich bewegte. Auf den Trümmern Deiner Liebe war auch ich einheimiſch geworden, und da ich in unſicherer ſchwankender Ferne Fario de Souzas und des Unbekannten zweideutige, faſt geſpenſterhafte Geſtalten herbeiſchleichen ſah, während der ſtarre, kahle Fels in dieſer liebeleeren, wenn gleich von finſterer Leidenſchaft erkalteten und erhitzten, vulkaniſchen Oede hervorragte, war es zu verwundern, daß ich, wie Du, daß wir beide, ein Mal in dieſer beſtimmten Richtung angereizt, uns anſchloſſen an dieſe anmuthige Geſtalt, die uns in derſelben Gegend, in welche ſeltſame Ereigniſſe uns geführt hatten, eine blütenvolle Welt verführte, in welcher auf dem ſchönſten Kampfplatze uns die lockendſten ritterlichen Kämpfe erwarten?

Ja, danken wir Gott, fuhr Julius fort, der uns an dieſen herrlichen Mann anſchloß und den trefflichen Jüngling.

An Baptiſto, rief Walſeth und zog die Uhr heraus; die Stunde iſt da, die uns für den Beſuch bei dem Kommandanten feſtgeſetzt wurde, eilen wir; dieſer Beſuch muß uns Baptiſtos Gefängniß öffnen.

Sie ließen ſich zu dem Kommandanten von Aleria hinführen und entdeckten jetzt, daß er in derſelben Wohnung, die ſie bezogen hatten, ſich aufhalte. Sie fanden einen Mann, in deſſen Zügen deutlich etwas Lauerndes, Argwöhniſches, ja Verſchmitztes ſich ausſprach. Er betrachtete ſie mistrauiſch, als die Sprache, wie das Ausſehen, ihn bald belehrte, daß ſie keine Korſikaner, ja nicht einmal Italiener wären; ſie eilten daher, als ſie ſeine Stimmung wahrnahmen, das Schreiben von Paoli zu überreichen. Kaum hatte er es geleſen, als ſeine Mienen ſich veränderten, er ſchien, wie früher kalt und mistrauiſch, ſo jetzt ſchmeichleriſch, ja kriechend, nicht weniger widerwärtig.

Paoli, ſprach er, unſer großer Feldherr, nennt Euch ſeine Freunde. Dieſe haben über mich zu befehlen. Sie ſind doch mit Ihrer Aufnahme zufrieden?

Völlig, ſprach Walſeth, wir haben jede Bequemlichkeit, ja eine größere, als wir in dieſem Gedränge von Menſchen in dieſer Zeit der Verwirrung verlangen dürfen. —

Ihr ſeid ſehr gütig, meine Herren; aber äußert nur ein Verlangen, ich wünſche nichts ſehnlicher, als eine Gelegenheit zu erhalten, meine Ergebenheit gegen den General und ſeine Freunde zu beweiſen.

Wir haben eine ſolche Bitte, Herr Kommandant, ſprach Julius; Baptiſto, unſer Freund, iſt hier in Aleria gefangen, wir wünſchen ihn zu beſuchen, und nur in Eurer Gewalt ſteht es, uns ſeinen Kerker zu eröffnen.

Der Kommandant ſchien äußerſt verlegen, und nach einigen Aeußerungen Paolis konnten die Freunde es vermuthen. Walſeth ſtand ruhig und aufmerkſam da, und ergötzte ſich während des folgenden Geſprächs an der augenſcheinlich ſteigenden Verlegenheit des Kommandanten.

Verzeiht, ſagte er, Baptiſto Sebaſtiani iſt als Staatsgefangener mir übergeben worden, und Niemand darf ihn ſprechen. Ich bin ſehr unglücklich, daß meine Amtspflicht mich zwingt, dieſe Bitte nicht zu gewähren.

Ihr kennt ſein Vergehen, Herr Kommandant? fuhr Julius fort. —

Allerdings. — Und ſeinen Kläger? — Ich weiß, daß er ſich ſelbſt angab, Gefängniß, Unterſuchung und Strafe forderte; ſein Vergehen war aber auch ſo öffentlich, daß er, ſich ſelbſt anklagend, nur der ſonſt unvermeidlichen Anklage durch einen Andern zuvorkam.

Ihr ſcheint nicht vollkommen unterrichtet, erwiederte Julius, und daher Eure Anſicht, die ganz abweicht von der aller Anderen, die wir über dieſe Sache urtheilen hörten, ja von der Paolis. Die That iſt nicht ausgeführt worden, die Krieger, die er aufgefordert hat, würden ihn höchſt wahrſcheinlich nicht angegeben haben, und hätte ſich auch ein ſolcher Nichtswürdiger vorgefunden, die Generale hätten, ſo weit es, ohne Aufſehn zu erregen, geſchehen konnte, ihm Stillſchweigen geboten und ſeine Anklage ignorirt.

Wenn dieſes auch der Fall und ich von der Sache nicht vollſtändig unterrichtet wäre, ſo ändert dieß doch in meiner Amtspflicht nichts, erwiederte der Kommandant.

Ich bin alſo genöthigt, Euch dieſen offenen, von beiden Generalen unterzeichneten Befehl zu übergeben, ſagte Julius. Wir hatten nur in dem Falle, daß der Beſuch uns abgeſchlagen würde, einem Falle, der von den Generalen nicht vorausgeſetzt wurde, den Auftrag, ihn Euch zu überreichen. Die Generale behaupteten, daß er, als auf ſein Ehrenwort ſich ſelbſt verhaftend, ein anſtändiges Gefängniß fordern und jeden Beſuch annehmen könnte. — Der Kommandant gerieth durch den überreichten Befehl in ſichtbare Verwirrung.

Allerdings, unter dieſen Umſtänden — ich werde den Herrn Baptiſto ſogleich aus dem Gefängniſſe los und hieher kommen laſſen.

Verzeiht, Herr Kommandant, ſagte Julius mit derſelben Ruhe und zur größten Ergötzung ſeines Freundes, wir müſſen auf die pünktliche und wörtliche Erfüllung des Befehls dringen. Es wird Euch aufgetragen, uns nach ſeinem Gefängniſſe zu führen, wo wir dann ihm die unſtreitige Freilaſſung, unter der Bedingung, daß er ſich zu jeder Unterſuchung zu ſtellen verpflichtet ſei, anzukündigen haben. Er iſt dann beordert, in unſerer Wohnung die genauere Nachricht von einer Dienſtleiſtung, für welche er beſtimmt iſt, abzuwarten. Ich habe, glaube ich, den Befehl genau wiederholt.

In der That, antwortete der Kommandant, indem er das Schreiben noch ein Mal durchlas, als wäre ihm der Inhalt beim erſten Durchleſen nicht ganz klar geworden, ſo heißt es.

Er machte eine kleine Verbeugung und verließ die Stube, kam aber nach einer kurzen Abweſenheit wieder, ſuchte ein Geſpräch anzuknüpfen und offenbar die Freunde dadurch aufzuhalten.

Julius aber drang immer beharrlicher auf die Erfüllung des Befehls.

Wir müſſen uns jeden Augenblick, den Baptiſto von jetzt an in ſeinem Gefängniſſe zubringt, vorwerfen, ſagte er, und der Kommandant war genöthigt, ſie hinzuführen.

Langſam, als wollte er noch immer Zeit gewinnen, gingen ſie durch lange, dunkle Gänge, und je länger ſie fortgingen, deſto unruhiger wurde der Kommandant. Endlich erſchien der Gefangenwärter, ſchon von Ferne durch die raſſelnden Schlüſſel angekündigt.

Habt Ihr meinen Befehl nicht ausgeführt? ſchrie ihm ergrimmt der Kommandant entgegen.

Allerdings, antwortete dieſer mit rauher Stimme; aber der Gefangene weigert ſich durchaus, das Gefängniß zu verlaſſen; auch läugnet er, daß Ihr, Kommandant, das Recht habt, ihm die Ketten abzunehmen.

Dieſer ſtand einen Augenblick unſchlüſſig da; dann aber faßte er ſich trotzig, wie Jemand, der entſchloſſen iſt, dem Unvermeidlichen mit Kühnheit entgegen zu gehen.

Führt uns zu ihm, ſprach er; und ſie folgten nun dem Gefangenwärter.

Der Weg ging immer tiefer auf verfallenen feuchten Treppen. Jeder erhielt, wie in einem Bergſchacht, eine Lampe, um die eigenen Schritte vorſichtig zu beleuchten. Obgleich die Freunde ſich einen finſtern Keller gedacht hatten, ſo glaubten ſie doch nicht, daß die

Bosheit eine augenblickliche Gewalt ſo tückiſch mißbrauchen könnte. Sie erſtaunten, erſchraken faſt, als nun der Gefangenwärter raſſelnd das ſchwere Schloß einer eiſernen Thüre umdrehte und dieſe ſich knarrend in ihren Angeln bewegte. Sie traten in ein faſt durchaus finſteres, niedriges, feuchtes Loch, wo Baptiſto auf einer Bank gefeſſelt ſaß. Die Lampen blendeten ihn, der jetzt ſchon mehrere Tage in dieſer Finſterniß gelebt hatte, und erſt allmälig erkannte er ſie, zuerſt den Kommandanten.

Ihr habt mir ſo eben ein beſſeres Gefängniß anweiſen, mir die Ketten abnehmen wollen. Ihr habt Eure Pflicht erfüllt, wenn auch ſtreng, indem Ihr mich auf dieſe Weiſe in dieſen Kerker brachtet; aber es kömmt Euch nicht zu, was die Pflicht Euch gebot, zu meinen Gunſten zu ändern. Ich beklage mich nicht über Euer Verfahren; aber ich kann ein Recht nicht erkennen, welches Ihr nicht beſitzt.

Der Kommandant ſchwieg trotzig, und Julius trat hervor.

Im Namen der beiden Generale Paoli und Giafferi, ſagte er, ſich an den Gefangenwärter wendend, befehle ich Euch, dem Gefangenen die Ketten abzunehmen, der von jetzt an aus dieſer Gefangenſchaft erlöſt und uns übergeben iſt.

Baptiſto ſtrengte ſich an, die beiden Fremden genau zu betrachten. Endlich erkannte er ſie.

Ei ſieh da, lieben Freunde, Ihr ſeid es. Ich lernte Euch in Paolis Zelt kennen, er liebt Euch, wie ſollte ich Euch nicht lieben? Der Befehl kömmt alſo wirklich von den Generalen, und Ihr ſeid mit der Ausführung beauftragt?

So iſt es, antwortete Julius.

Indeſſen waren die Ketten dem Gefangenen abgenommen, der mit der munterſten Laune hervortrat, als wenn ihm nichts Unangenehmes begegnet wäre.

Ein ſolches Loch kann doch eine wahre Wohlthat werden, ſagte er; ich habe reiflicher über mich ſelbſt und meine Lage in dieſen wenigen Tagen nachgedacht, als ſonſt in Jahren. Nur zu kurze Zeit hat es gedauert; ſo wird die heitre Luft und das aufgeregte Leben bald alle Spuren von dem, was ich durch das Nachdenken gewonnen habe, verlöſchen.

Indem ſie ſich den obern Gängen näherten, wandte ſich Walſeth, der bis jetzt gar nicht geſprochen hatte, an den Kommandanten.

Wie uns Paoli verſicherte, gehört Ihr, Herr Kommandant, zu einer Familie, die mit den Grimaldis verbunden, mit den Sebaſtianis in uralter Fehde lebt. Ihr ſeid ein Korſe, und die Korſen ſind großmüthig.

Ich kann mir Eure Qual denken, als das edle korſiſche Blut, welches in Euern Adern rollt, Euch großmüthige Schonung gebot und die Pflicht, nach Eurer Ueberzeugung, Euch zwang, Baptiſto in einen ſolchen Kerker zu werfen. Es iſt groß, aus Pflichtgefühl den Verdacht niedriger Rache auf ſich zu laden.

Der Kommandant ſah ihn mit einem wüthenden Blicke an, aber antwortete nicht. Bald darauf ging er, nach einer kurzen, äußerlich ſogar freundlichen Begrüßung, nach ſeiner Wohnung und die Freunde mit Baptiſto nach der ihrigen.

Ihr habt nicht vorſichtig gehandelt, ſagte dieſer warnend, als der Kommandant ſie verlaſſen hatte. Ihr ſeid fremd, ſelbſt nicht Paoli, Giafferi, noch weniger ich, vermögen Euch hier gegen geheime Feinde zu ſchützen. Der Einzelne, ſelbſt der Mächtigſte, iſt, in dieſer Rückſicht, ohnmächtig in einem Lande, wo keine Geſetze Kraft haben, und Ihr habt Euch einen höchſt gefährlichen, grimmigen Feind aufgeladen.

Sie erreichten die wüſte Kammer und freuten ſich der gegenſeitigen Unterhaltung.

Schon ſeit einigen Tagen hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß ein Schiff mit Hülfe bei Aleria vor Anker läge. Man ſah auch da eine Brigg von zehn Kanonen, mit engliſcher Flagge, in einiger Entfernung liegen. Aber kein Menſch von dem Schiffe kam an's Land. Wohl aber ſah man Boote mit Offizieren nach dem Schiffe hinrudern, und wenn ſie wieder an das Ufer kamen, ſah man ſie Pferde beſteigen, die da bereit ſtanden, um eiligſt die Generale aufzuſuchen. Dieſe ſelbſt beſtiegen die Boote, Paoli, Giafferi, Da Coſta, Gasſeri, Giabicomi, alle Großen der Inſel ruderten nach einander nach dem geheimnißvollen Schiffe hinaus und verſammelten ſich zu wichtigen, geheimen Berathſchlagungen, wenn ſie wieder zurückkamen. Endlich erſchienen aber nur Matroſen, in großen Booten, die ſchwer belaſtet waren, ſie landeten, und Kanonen, Flinten, Säbel, Pulver, Kugeln, große Maſſen von Getreide, Kleidungsſtücke, kurz Alles, was man am Nothwendigſten brauchte und bis jetzt ſchwer vermißt hatte, erſchien, wenn auch nicht im Ueberfluß, ſo doch in ſolcher Menge, daß das augenblickliche Bedürfniß auf eine Weiſe, wie man es nie hoffen durfte, befriedigt werden konnte.

Wer bringt uns dieſe bedeutende Hülfe? fragte man anfänglich, und Keiner konnte eine hinreichende Auskunft geben. Bald erfuhr man aber, daß auf dem Schiffe ſich ein außerordentlicher Mann befinde; es ſei der Abgeordnete einer großen Macht, behaupteten Mehrere, die ſich entſchloſſen habe, den Korſen gegen ihre Tyrannen beizuſtehen. Man nannte England, Frankreich, Spanien. Er ſei ein Prinz, meinten Andere, und eine frohe Erwartung verbreitete ſich durch die ganze Menge. Das Gerücht von dieſem freudigen Ereigniſſe durchlief die ganze Inſel. Aus den entfernteſten Gegenden ſtrömten die Menſchen herbei, die Einwohner der nördlichen Provinzen, eingeklemmt zwiſchen die Feſtungen Baſtia und Fiorenza, hatten noch nicht gewagt, ſich für die Inſurrektion zu erklären; aber jetzt verließen ſie haufenweiſe ihre Heimat, um die blühende Hoffnung, die ihnen ſo freudig entgegen ſtrahlte, in der Nähe zu begrüßen. Von den nahen Höhen ſah man immer neue Schaaren herbeiſtrömen, Weiber und Kinder begleiteten die Alten, Greiſe ſchleppten ſich mit Mühe fort. Es ſchien, als wenn der räthſelhafte Befreier ſich gefliſſentlich zurückhielte, um dieſen Schaaren aus allen Gegenden Zeit zu laſſen, ſich zu verſammeln.

Jetzt wurde bekannt gemacht, daß die Generale und Großen dieſen Fremden als Vicekönig begrüßt hätten, eine Menge hoher Offiziere waren ernannt mit anſehnlichem Gehalte, und ſie ließen die Goldſtücke blicken, die wie ein Zauber wirkten. Aber höher ſtieg die freudige Erwartung, lebendiger wuchs die Hoffnung in allen Gemüthern, als nun auch Goldſtücke unter die gemeinen Krieger vertheilt wurden, die ſich verpflichten wollten, den Krieg ganz gegen die Tyrannen auszukämpfen, als die Unbewaffneten und Zerlumpten bekleidet wurden. Ungeheuer nannte ſchon das Gerücht die ausgetheilten Summen, die angehäuften Vorräthe, und die erhitzte Einbildungskraft vervielfältigte jedes Goldſtück, jedes Kriegsgeräth, daß ſie ſich, von Ueberfluß umgeben, hinreichende Mittel zu beſitzen dünkten, um den verhaßten Feind ganz aus der Inſel zu vertreiben.

Wer iſt dieſer Großmüthige, der uns eine ſolche Hülfe bietet, ohne daß wir ihn kennen, je Etwas für ihn gethan haben? Warum erſcheint er nicht, die Huldigung zu empfangen, die ihm, ihm vor Allen gebührt?

Die Ungeduld hatte den höchſten Grad erreicht, und nun vertheilten ſich höhere Officiere unter die Menge.

Die Generale und Großen, hieß es, hätten den edeln Fremden, der nun bald ſich den dankbaren Korſen zeigen würde, vorläufig zum Vicekönige ernannt.

Sie glaubten nicht, daß ihre Befugniß weiter gehe. Aber dieſer Titel wäre doch gar zu ſeltſam. Ein Vicekönig wäre nur der Repräſentant einer höhern Gewalt. Wo wäre dieſe? Man mußte den verhaßten Genueſern beweiſen, daß man entſchloſſen ſei, die Unabhängigkeit der Inſel bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Welches beſſere Mittel ließ ſich denken, als wenn man einen eigenen König wählte, dieſem huldigte, dieſem Treue ſchwüre? Dadurch, und dadurch allein, würde die Kluft zwiſchen ihnen und ihren Feinden auf immer befeſtigt, daß nun an keine Uebereinkunft zu denken wäre. Denn welcher Korſe würde ſo nichtswürdig denken, den ſelbergewählten, freiwillig erwählten König, ſelbſt in den dringendſten Gefahren, zu verlaſſen? Ein König allein, der freilich die höchſte Gewalt nur erhielte unter Bedingungen, welche die Freiheit des korſiſchen Volks ſicherten, könnte die verſchiedenen Parteien einigen, die ewigen Fehden unterdrücken, die gefährlichen Verräther beſtrafen. Und wer verdiente die korſiſche Krone, wenn nicht dieſer großmüthige Wohlthäter, der hier erſchien, um alle Gefahren mit ihnen zu theilen, der in der dringendſten Noth eine ſo bedeutende Hülfe anböte, und deſſen große Reichthümer, die er verſchwenderiſch vertheilte, als gälten ſie ihm nur wie geringe Summen, ſeine geheime Verbindung mit bedeutenden Mächten auf eine entſchiedene Weiſe darthäten? Nur dem hier verſammelten korſiſchen Volke käme es zu, ſo große Wohlthaten mit dem edelſten, dankbarſten Vertrauen zu belohnen, und man ließe gewiß nur den lebendigen, bis jetzt ſtummen, Wunſch der edeln Korſen laut werden, wenn man ſie ermunterte, den fremden Helden, ſobald er ſich zeigen würde, als König auszurufen. Theodor nannten ihn dieſe Männer, meiſt ſolche, die zu den anſehnlichſten Familien gehörten und das allgemeine Vertrauen beſaßen.

Dieſe Mittheilungen wirkten wie ein Zauber. Das Geheimnißvolle, welches den noch nicht bekannten Helden umgab, erhitzte die Einbildungskraft. Faſt wie ein übernatürliches Weſen erſchien er ihnen, und es gab Viele, die dieſe unerwartete Hülfe als ein Wunder betrachteten.

Das Wetter war während aller dieſer Tage trübe geweſen, düſtere Wolken bedeckten die Sonne, die fernen Berge und das Meer waren in Nebel eingehüllt, die immer fort aus dem Innern des Landes herbeiſtrömende Menge trat faſt geſpenſterhaft aus dem Nebel hervor, und die ganze Natur ſchien eine magiſche Decke, die das Geheimniß des räthſelhaften Befreiers umhüllen ſollte. Endlich glaubte man einen ſchönen Tag herannahen zu ſehen. Allerlei Anzeichen ließen ſchon den Tag vorher dieſe Veränderung erwarten.

Morgen wird es helle, ſagten die Wetterkundigen; ja, und dann wird Er erſcheinen, erwiederten Andere, als der Abend herannahete; und wirklich, noch ehe die Nacht eintrat, kam die lang erſehnte Nachricht. Sie wurde unter der ganzen Volksmenge ausgeſtreut, man ſah Anſtalten treffen, die beſten Truppen wurden reinlich gekleidet, die Flinten geputzt, die Befehlshaber ſuchten ihre Schaaren zu vereinigen, daß ſie ſich früh genug ſammeln könnten. Die Nacht verging in ungeduldiger Erwartung, und allenthalben herrſchte eine beſtändige Thätigkeit, um Alles für den kommenden Tag, den unerwarteten Feſttag des bis dahin verlaſſenen Volks, zu ordnen, das Fehlende zu erſetzen, den Empfang recht feierlich zu machen.

Baptiſto erhielt den Befehl, ſeine Schaaren, die auserleſenſten des ganzen Heeres, an dem Ufer aufzuſtellen, um den gefeierten Helden als Garde zu begleiten. Paoli befahl Julius und Walſeth, ſich an ihn anzuſchließen.

Daß jetzt der Unbekannte erſcheinen würde, litt keinen Zweifel. Beide Freunde waren erſtaunt, als ſie die Schätze ausladen, die entblößten Krieger waffnen und bekleiden, die Goldſtücke austheilen ſahen.

Er hat, meinte Walſeth, höchſt wahrſcheinlich irgend einen Hof gewonnen, ein junger Held aus königlichem Blute hat ſich, ohne ſich noch nennen zu wollen, an ihn angeſchloſſen, man wird erſt verſuchen, ob die Begeiſterung des Augenblicks, durch ein ſo außerordentliches Ereigniß erregt, nicht im Stande iſt, die Genueſer von der Inſel zu vertreiben, ohne alle Hülfe fremder Truppen. So lange dieſe nicht erſcheinen, läßt ſich die Theilnahme der Macht, die noch nicht hervortreten will, geheim halten.

Aber wer iſt nun er, dieſer räthſelhafte Mann, der Dir erſt in Amſterdam unter Abenteurern und Spielern erſchien, dann mitten unter Barbaren uns ſo nahe trat, eine ſo große Gewalt ausübte?

Sie wurden mit einander einig, gegen keinen Korſen, ſelbſt gegen Baptiſto nicht, ſich ihre frühere Bekanntſchaft mit dieſem räthſelhaften Fremden merken zu laſſen, und mit der größten Ungeduld erwarteten ſie, wie die ganze, meiſt auf den Feldern unter offenem Himmel gelagerte Volksmenge, den kommenden Morgen.

Die Prophezeiung wurde erfüllt. Der Nebel ſank, der Himmel erhellte ſich, die Sonne ſchien hell und klar, und ein heiterer Frühlingsmorgen zeigte die fernen Schneegebirge ohne Wolken, die warme Luft über dem ſpiegelglatten, ſtillen Meere durchſichtig bis in die weiteſte Ferne.

Schon vor Tages Anbruch war Alles in Bewegung. Die Volkshaufen drängten ſich auf den Straßen in Aleria, man ſtrömte zu den Thoren hinaus, auf den Feldern regten ſich die Gelagerten, die kaum geſchlummert hatten. Eine unüberſehbare Menſchenmenge wälzte ſich nach dem Meeresufer hin. In den Straßen ertönten die Schnecken, welche die Krieger herbeiriefen, man hörte die ordnende Stimme der Befehlshaber, und Baptiſto, Julius und Walſeth, welche die ganze Nacht in Geſprächen zugebracht hatten, eilten von ihrem Lager, um mit den ſchon aufgebrochenen Schaaren den bezeichneten Platz einzunehmen.

Die Stelle, wo die ganze große Volksmenge ſich verſammelt hatte, war dicht bei dem ſüdlichen Thore von Aleria, am Meeresufer. In der ungewiſſen erſten, halbnächtlichen Morgendämmerung bewegte ſich die große Volksmaſſe, die, eben von einem unruhigen und unbequemen Lager ſich erhebend, in zerſtreuten Haufen ſich regte. Keine laute Stimme erhob ſich, allenthalben vernahm man ein halblautes Flüſtern, welches in der Dunkelheit, von ſo vielen Menſchen wiederholt, von den entfernteſten Gegenden herkommend, dennoch wie ein ſeltſames und eben durch die gehemmte, wie unterdrückte, Aeußerung, gewaltiges Murmeln ertönte. Still ſah man, indem die Maſſen ſich theilten, Baptiſtos Reiterhaufen nach dem Meere hinunterreiten, Krieger ſtellten ſich auf beiden Seiten nach dem leiſen Befehle der Anführer auf. Noch immer hörte man, wie die Volksſchaaren ſich vermehrten, von den Mauern, von den Häuſern, die über dieſe hervorragten, hörte man viele halblaute Stimmen; aber die Umriſſe der Geſtalten traten noch nicht beſtimmt aus der Dämmerung hervor.

So erwartete man den Anbruch des Tages. Gegen Oſten flammte über das ſtille Meer die Morgenröthe hervor, und als nun die glühend rothe Sonnenſcheibe ſich an dem wolkenloſen Himmel zeigte, als ihre Strahlen auf dem Meere ſpielten, die Gegend, die Stadt beleuchteten: da erhob ſich zuerſt ein allgemeiner freudiger Ruf, daß der Tageskönig den feſtlichen Tag ſo feierlich begrüßen wollte, da entdeckte ein Jeder zugleich, wie er ſich umringt ſah von ſo vielen Tauſenden. Auf den nahen Mauern der Stadt wimmelte es von Zuſchauern, Frauen, Männern und Kindern, jedes Fenſter, wo es nur über die Mauern ragte, faßte, wie ein Rahmen, eine gepreßte Menſchengruppe ein, auf den Dächern ritten die Kühnſten und begrüßten die ſteigene Sonne, die Mützen jubelnd ſchwenkend. Alle

Bäume trugen, ſtatt Früchten, kühne Jungen. Lauter wurden, lebendiger bewegten ſie ſich unter einander, und bis tief in das Land hinein ſah man die unüberſehbare Volksmenge ſich in einer ungewiſſen Ferne verlieren.

Weiter von dem Ufer weg erhebt ſich die Gegend, Hügel ſteigen halbkreisförmig in die Höhe, und man erkannte dort undeutlich leere Gerüſte, die von Kriegern bewacht wurden und mit bunten Teppichen behangen waren.

Auf dem ſtillen Meere ſah man das geheimnißvolle Schiff liegen, mit Wimpeln und Flaggen geziert. Aber mit Erſtaunen entdeckte man ein zweites, welches in der Nacht angekommen und, wie das erſte, feſtlich geſchmückt war. Auf beiden Schiffen ſchien es noch ruhig, man ſah nur die wachthabenden Seeleute auf und nieder ſchreiten. Alle Augen waren auf die Schiffe geheftet. Allmälig fing die Mannſchaft an ſich zu regen, einzelne Geſichter blickten aus der Kajütenthüre hervor, und als die Seeleute die helle Sonne, das große, unüberſehbare Menſchengewühl am Ufer erblickten, wurde es auf dem Verdecke immer lebendiger. Ein Boot wurde herabgelaſſen, ein anſehnlicher Mann, — wahrſcheinlich ein Befehlshaber, denn als einen ſolchen ſchien ſein ſtattlicher Anzug ihn zu bezeichnen — ſtieg in das Boot hinab, und mehrere feſtlich geſchmückte, in weiße, mit bunten Bändern verzierte Hemden gekleidete Seeleute ergriffen die Ruder; das Boot legte bei dem in der Nacht angekommenen zweiten Schiffe an, der Befehlshaber ſtieg hinauf, und kurz darauf ſah man zwei Frauen, von ihm und zwei anderen Männern begleitet, in das Boot ſteigen. Trompeten erſchallten, als ſie das Boot beſtiegen, von beiden Schiffen. Von der geheimnißvollen Brigg ertönten drei Kanonenſchüſſe, und mit einer gleichen Anzahl antwortete die Stadt. Mancherlei Vermuthungen äußerten ſich unter dem geſpannten Haufen.

Iſt es die Gemahlin des Befreiers, iſt es die Tochter? Keiner wußte es, und das myſtiſche Dunkel, welches über der ganzen Begebenheit ſchwebte, ſteigerte das erwartungsvolle Gefühl.

Das Boot ſtieß von dem Schiffe ab. In zwei Reihen ſaßen die geſchmückten, rudernden Seeleute, auf mit rothen Teppichen bedeckten Sitzen die Frauen und ihre Begleiter. Hinter ihnen am Ruder ſtand ein Seemann mit einer ſilbernen Kette, an welcher eine elfenbeinerne Pfeife hing. Alle Ruder ragten auf beiden Seiten wagerecht von dem Boote heraus, genau in einer Ebene liegend. Kaum aber ertönte die Pfeife, ſo ſchlugen ſie die Wellen mit gleichen Schlägen, und in wenigen Minuten hatte das Boot das Ufer erreicht.

Noch ein Mal ließ die hellklingende Pfeife ſich hören, plötzlich erhoben ſich, wie mit einem Schlage, alle Ruder lothrecht, und das Boot legte an.

Die zwei herausſteigenden Frauen waren verhüllt, die eine offenbar die Herrin, die zweite die dienende Begleiterin. Beide waren in ſchwarze Mäntel gehüllt, große Strohhüte ragten über das Geſicht hervor, und von dieſen hingen dichte lange Schleier herunter. Ein beifälliges Murmeln der Umſtehenden begrüßte ſie; aber das Geheimnißvolle ihrer Erſcheinung dämpfte jede laute Aeußerung. Gaffori, einer der korſiſchen Großen, begleitete die Frau, die Dienerin trat ehrerbietig hinter ſie, und die Reiterſchaar öffnete den Weg nach einem leichten, zierlichen, hohen Wagen, der indeſſen den Platz auf der einen Seite nahe am Ufer eingenommen hatte, mit zwei muthigen ſchwarzen Pferden beſpannt. Die Frauen beſtiegen ihn, der Zügel lag loſe auf dem Sitze, als wollte eine der Frauen ihn ergreifen, und Bediente in prächtigen Livreen umgaben den Wagen und hielten die Pferde, damit bei dem bald zu erwartenden Tumulte ihre Unruhe gebändigt würde.

Jetzt wuchs die Erwartung. Das Boot legte wieder bei der Brigg an. Man ſah eine Menge Herren aus der Kajüte herausſteigen. Zwei andere Boote, zierlich, wie das erſtere, mit geſchmückten Ruderern beſetzt, wie dieſes, wenn gleich nicht ſo anſehnlich, wurden in Bewegung geſetzt. Bald füllten ſie ſich, die mit Teppichen gezierten Sitze wurden von den Herren eingenommen, und das größere Boot, welches die Frauen an das Ufer gebracht hatte, ruderte, den übrigen in einiger Entfernung folgend, nach dem Ufer zu.

Indem es vom Schiffe abſtieß, ſchmetterten auf beiden Schiffen die Trompeten, wirbelten die Trommeln. Auf das Land hatte man ähnliche Inſtrumente gebracht, dieſe antworteten, und die Korſen hörten zum erſten Male dieſe, ihnen bis jetzt fremde, kriegeriſche Muſik. Alle zehn Kanonen des Schiffes wurden auf ein Mal gelöſt, eine gleiche Anzahl donnerte von der Stadt her, drei Mal wiederholte ſich dieſer Gruß, und das Echo hallte gewaltig von den fernen Gebirgen und von dem Meere wieder her.

Indeſſen entſtand unter dem verſammelten Volke eine große Bewegung. Alle drängten ſich nach dem Ufer zu, ein unmäßiges Getümmel erhob ſich. Nur mit Mühe vermochten die in Reihen aufgeſtellten Krieger die ſtürmiſch ſich herandrängende, tobende Menge zurückzuhalten. Baptiſtos Reiter öffneten ihre Reihen, und zwiſchen ihnen trat ein Mann von ſchlankem, majeſtätiſchem Wuchſe an das Land. Er ſtellte ſich mit zuverſichtlichem Anſtande dar, ſeine Geſichtszüge ſchienen zwar auf ein inneres, zweifelhaftes Sinnen zu deuten, aber mit ſeinen lebendigen Augen blickte er frei und unbefangen um ſich. Sein Blick war ernſt, gebietend, doch zugleich mild, und er erſchien in einer ſeltſamen Kleidung, die mit dem Räthſelhaften ſeiner Erſcheinung wohl übereinſtimmte. Er trug ein langes, ſcharlachrothes, mit Pelz gefuttertes Gewand, nach morgenländiſcher Art, ſtatt des Turbans aber eine wohlfriſirte Perücke und einen dreieckigen mit goldenen Treſſen beſetzten Hut. An der Seite hatte er einen ſpaniſchen Degen und ſtützte ſich auf einen prächtigen Stock mit gewundenem Knopfe. An ſeiner rechten Seite ging Paoli, an ſeiner linken Giafferi, und nach ihm ſtiegen ſechzehn Perſonen von fremdem Anſehen, ein Offizier, ein Beamter, ein Geiſtlicher, mehrere höhere und niedere Bediente und drei Mohren, aus.

Indem er Korſika betrat, brach das lange verhaltene Jubelgeſchrei betäubend los. Aus allen Fenſtern wehten Tücher, Mützen flogen in die Luft, und mit dem Donner der Kanonen, deren Krachen von vielen tauſend Flinten, dem Schmettern der Trompeten, dem gellenden Laut der Schnecken, der ſchneidend durchdrang, erhob ſich die gewaltige, Alles übertäubende Stimme der ganzen, unüberſehbaren Volksmenge: „Es lebe un-

„ſer König, König Theodor von Korſika, unſer Befreier, unſer Retter!“

In dieſem Augenblicke zweifelte Keiner an der gewiſſen Rettung. Man ſah die Feinde von der Inſel verdrängt, Korſika befreit, ein ſelbſtſtändiges, nach den eigenen Geſetzen regiertes Königreich. Der furchtbare Druck, der ſeit Jahrhunderten auf dem Lande ruhte, war ſchon verſchwunden. Zukünftige Siege, ſchöne, heitere Tage eines nahen, der gegenwärtigen Generation unbekannten Glückes, lächelten Jedem entgegen; und alle dieſe Gefühle, alle dieſe Hoffnungen wurden nun auf ein Mal laut. Wer hat jemals die zerſchmetternde Gewalt einer Stimme vernommen, die aus einer tauſendfach vervielfältigten Bruſt mächtig hervordringt, und konnte den Eindruck vergeſſen? Rührt uns die Freude des Einzelnen, wenn nach langem Leid ihn das Glück begrüßt: wie viel mehr dieſes furchtbare Hervorbrechen eines gemeinſamen Gefühls. Alle kleinen Leidenſchaften, alle enge Perſönlichkeit geht unter in dieſer Stimme oder brennt unvermerkt fort, wie das Kerzenlicht in der Sonne. Es iſt, als eröffneten ſich alle verborgenen Quellen der vereinigten Kraft, um Haß und Neid, Geiz und Hochmuth zu erweichen, zu zerſchmelzen, daß ſie fortſtrömen in das große Bewußtſein, welches um ſo mächtiger iſt, weil es ſich nicht zu faſſen vermag, und in jeglicher Bruſt nur begriffen wird, wenn es ſich hingibt. Ein überſchwängliches Gefühl ergreift uns, mitten in der Freude erbeben wir, als wären wir es nicht, als wäre eben unſer Innerſtes nicht wir ſelbſt, und dieſe geheimnißvolle Angſt ſteigert die Freude, die man krampfhaft feſtzuhalten ſucht, damit ſie nicht entſchlüpfe.

Immer noch miſchte ſich der Donner der Kanonen mit dem betäubenden Geſchrei. Zuweilen ſank, als fehlte der ungeheuern Bruſt der Athem, die Stimme und ſchien ſich zu verlieren. Aber plötzlich, von irgend einer Seite, erhob ſich nach einer kleinen Stille, oft kaum vernehmbar, als beſinne ſich der mächtige Geiſt, der Alles durchdrang, in weiter, weiter Ferne eine Stimme von Neuem, und mehrere ſchloſſen ſich an, und die Stimme drängte ſich immer mächtiger, immer lauter heran, und wälzte ſich, wie ein heranwachſendes Meer, wenn es die Länder bedroht, über die ganze Maſſe, bis ſie abermals an ihrer eigenen Wuth zerbrach.

Zwar waren anfänglich alle Augen auf den Mann gerichtet, den man als König begrüßt hatte, aber dennoch richteten ſich allmälig die Blicke nach einer andern Seite. Auf dem Wagen erhob ſich die verhüllte Frau, noch immer von dem lang herunterhängenden Schleier bedeckt. Sie ſtand kühn und frei, die eine Hand anmuthig in die Höhe haltend, während ſie mit der andern nachläſſig den Zügel ergriff. Die durch die Schüſſe, durch das Geſchrei unruhigen, wild ſchnaubenden Pferde wurden nur mit Mühe zurückgehalten. Es war, als wüchſe die edle Geſtalt, als blickten die anmuthig geformten Gliedmaßen durch die Hülle hindurch, indem ſie, leicht ſchwebend, als merkte ſie nicht die Unruhe der Pferde, die ungeduldig mit den Füßen die Erde aufwühlten, auf dem erhabenen Sitze über die ganze Menge hervorragte. — Ein ſtummes, bedeutendes Zeichen einer dunkeln, verhängnißvollen Zukunft.

Allmälig lenkten ſich die Augen nach dieſer edeln weiblichen Geſtalt, die, wie eine Erſcheinung aus einer fremden Welt, den unſichern Wagen mit loſen Tritten nur berührend, in der hellen Luft glänzte. Einer flüſterte dem Andern zu, alle Blicke wandten ſich, das Jubelgeſchrei verſtummte, und man ſchien ungewiß, ob man das räthſelhafte, ſtumme Bild, das wie eine geiſterartige Erſcheinung daſtand, als ein ermunterndes oder warnendes Zeichen betrachten ſollte.

Julius und Walſeth, die, am Ufer haltend, den König Theodor, wie wir ihn von jetzt an nennen wollen, ganz in der Nähe ausſteigen ſahen, erblickten in ihm den Unbekannten. Er war es alſo ſelbſt, er leitete alſo nicht allein die Unternehmung, er ſtand ſelbſt an der Spitze! Welche Mittel ſtanden ihm zu Gebote, Wer war er? — Das Erſtaunen über dieſe, das Räthſel aller frühern Ereigniſſe übertreffende Entwickelung keimte zwar; aber das Fortrauſchen des gewaltſam aufgeſchloſſenen Lebens um ſie her ergriff auch ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt und ließ kein beſtimmtes Gefühl aufkommen. Nur die weibliche Geſtalt feſſelte Julius immer mehr, ſie erſchien ihm ſo weiſſagend, faſt grauenhaft, eine bange Ahnung, die er zu unterdrücken ſuchte, durchdrang ihn unwillkürlich, und immer von Neuem wandten ſich die Augen nach ihr hin.

Alles, was wir bis jetzt darſtellten, war das ſchnell vorübergehende Ereigniß weniger Minuten. Indeſſen hatten die Krieger, das Volk mit Mühe zurückdrängend, einen freien Weg bis nach dem in der Ferne errichteten Gerüſte gebahnt. Der König und ſeine Begleiter beſtiegen Pferde, die man bereit hielt, die Reiter öffneten einen Platz, wo der Wagen ſtand, und die unbekannte Frau ergriff den Zügel, mit Kraft die ungeduldig ſchnaubenden Pferde zurückhaltend. Unruhig tanzten die kraftvollen Thiere, der Wagen fuhr langſam nach dem entfernten Hügel zu, und wie ſie früher einem ſtummen Bilde verhängnißvoller, zukünftiger Tage ähnlich ſah, ſo glaubte man jetzt die verhüllte Siegesgöttin zu ſehen, die den feierlichen Zug eröffnete. Der

Wagen war von Bedienten umgeben, der König, auf beiden Seiten von den Generalen umringt, ritt unmittelbar hinter dieſem, ſeine übrigen Begleiter und dann die Reiter folgten.

Vor dem Gerüſte hielt der Wagen ſtill. Dieſes war mit bunten, mit Silber- oder Goldborten umfaßten Teppichen, mit brabantnen Tapeten bedeckt, und die Frauen der Großen, in prächtigen Anzügen, ſchauten von den erhabenen Sitzen herab. Ein Platz, der erſte, war leer, und dieſen nahm die verhüllte Frau ein, hinter welche ſich die Begleiterin ehrerbietig ſtellte. Zwiſchen den Gerüſten und nach den ſich halbkreisförmig erhebenden Hügeln gewandt war eine erhabene Tribune errichtet. Alles Volk hatte ſich nach den Hügeln gedrängt und überſah wie von einem Amphitheater den Platz zwiſchen den Gerüſten, der von den Begleitern des Königs, von den Großen der Inſel beſetzt war. Der ganze Raum war durch die Reiter geſchloſſen. Der König ſelbſt beſtieg die Rednerbühne. Ein Zeichen wurde gegeben, daß er zu reden begehre, und eine große, erwartungsvolle Stille herrſchte in der ganzen Verſammlung.

Mit einer lauten, hellen, in weiter Ferne vernehmbaren Stimme ſprach er in reinem Italieniſch:

Edle Korſen! Ganz Europa nimmt Theil an Euerm Kampfe, ſo weit die Stimme der Geſchichte reicht, ſchließt ſich jedes edle Gemüth mit warmen Wünſchen an Euch an, ein Jeder haßt Eure Tyrannen, bewundert Euern Muth, Euern feſten Sinn, Eure Ausdauer. Mich hat Euer großartiger, kühner Kampf aus fernen Ländern hergelockt. Ich biete Euch Hülfe dar, und was ich brachte, ich darf es feierlich verſprechen, iſt nur der Anfang bedeutender Hülfsmittel, die mir zu Gebote ſtehen. Mächtige Fürſten, noch verbieten Verhältniſſe mir, ſie zu nennen, ſind bereit, Euch zu Hülfe zu eilen, wenn Ihr, alle Privatfehden vergeſſend, vereinigt zu einem innerlich verbündeten Volke, Euch der Hülfe würdig zeigen wollt.

Seid Ihr nicht Abkömmlinge des Herkules? In uralten Zeiten herrſchte, wie die alte Geſchichte berichtet, eine Handelsrepublik auf dieſer Inſel. Es war das mächtige Karthago, welches Rom zittern machte. Manchen Druck mußten Eure Ahnherrn leiden; doch ſelbſt dieſe ſtarke Republik vermochte nicht, Euch zu unterdrücken. Die gewaltige Roma, die Weltbeherrſcherin, herrſchte auch hier. Welche Gewalt konnte dieſem Volke widerſtehen, als Gott die Welt in ſeine Gewalt gab? Aber die edelſten Römer haben das Zeugniß ablegen müſſen, daß, während alle Völker ſich ihnen knechtiſch unterwarfen, ſie nur in Korſika keinen Knecht fanden. Später fielen Barbaren mancherlei Art, Sarazenen und Normannen, Eure Inſel an; doch das Gebirge dort war Eure unbezwingbare Feſte. In dieſen rauhen Thälern, auf dieſen unzugänglichen, von wilden Felſenwänden umgebenen, von Waſſerſtürzen umrauſchten Höhen bewahrte ſich der freie Sinn, unzugänglich, wie die große Felſenburg ſelbſt; ſtarr, rauh, in Kämpfen geübt, mit Gefahren vertraut ſah man Euch dort hauſen, wie Adler, die, den frechen Feinden unheilbringend, aus den Thälern verwüſtend hervorſtürzten. An die Genueſer hattet Ihr Euch angeſchloſſen. Aber, was waren ſie, und was ſind ſie jetzt? Damals die Herren faſt in Konſtantinopel, ihre mächtigen Arme über das ganze Mittelmeer ausbreitend. Ihre Kolonien blühten bis in den cimmeriſchen Bosporus, und Venedig zitterte. Jetzt, — wie iſt das Volk geſunken, der Name Doria lebt noch, aber der Sinn, der Muth iſt längſt verſchwunden, und wie ſie ſich ſelbſt bedeutungsloſer fühlten, wuchs der Uebermuth. Was die kühnern Geſchlechter des alten, blühenden Genuas nicht wagten, das wagen dieſe tief geſunkenen Abkömmlinge. Sie wagen es, die Armſeligen, das Heldengeſchlecht der Korſen wie einen elenden Haufen von Knechten zu behandeln, Eure Rache heraufzufordern. Habt Ihr ſie geſehen, dieſe Krämer, die Euch beherrſchen, unterdrücken zu können meinen, knechtiſch, ängſtlich beſchäftigt mit dem kleinlichen Erwerb, der dem Geringſten unter Euch verächtlich ſcheint? Habt Ihr ſie geſehen, dieſe Großen von Genua, wie ſie, die Naſe mit der Brille bewaffnet, die Feder hinter den Ohren, von ihren Schreibern umgeben, mit kummervoller Miene den kleinen Gewinn berechnen, die unwürdig und durch Wucher zuſammengeſcharrten Geldſummen nachzählen, und bei den ſchwankenden Preiſen zittern und erblaſſen? Wer von Euch ſchritt nicht, wenn er nach Genua kam, wie ein Held aus einer andern Welt zuverſichtlich durch die Straßen, während das zaghafte, kümmerliche Krämer-Volk Euch nicht zu nahe zu treten wagte? Und dieſe nennen ſich Eure Herren! Habt Ihr es nicht gehört, wie die hochmüthigen Weiber der Stadt in ihrem eiteln Sinne ſich Eure Königinnen nennen? Einem kühnen Helden zu unterliegen, iſt keine Schande; aber wie kann ein Heldenvolk, wie können Herkules Abkömmlinge ſich von Knechten feſſeln laſſen? — Laßt die Weiber in Euern Häuſern herrſchen, verbergt Euch ſchmachvoll unter Euer eignes Geſinde, verkriecht Euch hinter die Wiege Eurer Kinder, wenn ein ſolches elendes, entnervtes Volk Euch beherrſchen ſoll.

Nein, Männer von dem rauhen Gebirge, eiſerne Korſen! Kein Genueſer darf auf dieſer Inſel athmen. Nicht mit eigener Kraft vermochten ſie Euch zu unterdrücken, kaufen mußten ſie die Hülfe, und Heerſchaaren von Söldlingen erſchienen hier. Ihr habt ſie geſchlagen, aber immer neue kamen. Ein anderer Sinn iſt in Europa wach geworden. Die Republik, ſo wortbrüchig, wie ſchwach, ſo treulos, wie feige, iſt Gegenſtand der Verachtung geworden. Es gilt für Schande, ſie gegen Euch zu unterſtützen.

Ihr braven Einwohner von Niolo, muß ich Euch nicht zuerſt begrüßen? In Eurer Mitte entzündete ſich zuerſt die Heldenflamme, die ſeitdem alle korſiſchen Helden erwärmt. Es war eine geringe Münze, ein Paolo nur, der den erſten Funken auflodern ließ; aber er hat mächtig gewirkt, hat jede Heldenbruſt entflammt, ja dieſer Paolo hat die Paolis erweckt, wie jede Kraft.

Ihr habt mich mit einer großen Würde begrüßt, ich habe ſie nicht gefordert, ich bin nicht eitel genug, zu glauben, daß ich ſie verdiene; noch habe ich wenig für Euch gethan, aber ich nehme ſie freudig an, dieſe geheiligte Würde, wenn ihr Darbieten aus feſtem Vertrauen entſprungen iſt. Das Vertrauen hat wunderbare Kraft, wo wir von dieſem getragen werden, wird das eigene Urtheil ſicher, der eigene Entſchluß feſt, die herumirrenden Gedanken finden einen ruhigen Mittelpunkt der Klarheit; und dieſer fehlte Euch. Habt Ihr mich als Euern König begrüßt: ſo habe ich Euch, als einem edeln Volke, ſchon in der Ferne gehuldigt. Habe ich alle Macht über Euch: ſo habe ich auch alle Macht durch Euch; und wie könnte ich das je vergeſſen! Ihr übergebt mir die höchſte Gewalt; bin ich nicht ganz in Eurer? Vertraut mir, wie ich Euch vertrauen muß; und vor Allem eilt kühn mir nach, den Feinden entgegen, bis der letzte die befreite Inſel verläßt. Eure Sache iſt eine heilige, mächtiger Schutz liegt für Euch bereit; der mächtigſte iſt Euer eigener Muth und die Hülfe Gottes, die dem Kämpfer für die gerechte Sache nie entgeht. —

Er ſchwieg; wer ihn hörte und verſtanden hatte, war durch die Art, wie er der Volkseitelkeit geſchmeichelt hatte, entzückt, die Hülfe, die er brachte, die größere, die er verſprach, erſchien ſo lockend. Und ein gewaltſames Beifallrauſchen ertönte ſinnbetäubend von allen Seiten, daß die Erde zu zittern ſchien, während er einen ruhigen, freundlichen, aber feſten Blick auf die wogende Menge warf.

Da nahm Paoli eine Lorbeerkrone, betrat die Tribune, ſetzte ſie auf ſein Haupt und begrüßte ihn als König, unter Bedingungen, die, wie er feierlich erklärte, die Freiheiten des korſiſchen Volks ſicher ſtellen ſollten, und die, wie man überzeugt wäre, wenn ſie bald öffentlich bekannt gemacht würden, jeden edeln Korſen befriedigen würden.

Das Beifallsrauſchen ſchien, wo möglich, ſich noch zu verſtärken.

Als der König ſeine Rede ſchloß, hatten die verhüllte Frau und ihre Dienerin die Hülle abgeworfen; in einem prachtvollen, enganſchließenden, hellblauen, mit Silber durchwirkten Kleide, der Gürtel, der Hals, die dunkeln zierlich geflochtenen Haare von Diamanten blitzend, ſtand Franzeſka da, einer Königin ähnlich. Alle Augen ſtarrten nach dieſer Erſcheinung hin. Daß die Inſel, daß die Erde keine Schönheit, dieſer ähnlich, beſäße, dünkte den glühenden Korſen entſchieden. Während aber Paoli ſich dem Könige näherte, ihn zu krönen, ſtieg ſie von dem Gerüſte herab und beſtieg ebenfalls die Tribune. Sie ſtand an ſeiner Seite, als Paoli die Krone auf ſein Haupt ſetzte; und als das Beifallsjauchzen aufhörte, machte er ein Zeichen, daß er noch ein Mal das Wort verlange:

Ihr habt mir die Krone anvertraut, und ich werde ſie zu behaupten wiſſen. Die gottesdienſtliche Feierlichkeit, die dieſen Entſchluß eines freien Volkes heiligen ſoll, werde ich zu ſeiner Zeit anordnen. Jetzt führt mir die edeln Fremdlinge her, daß ich ſie hier öffentlich begrüße.“ —

Man hatte Julius und Walſeth angedeutet, daß ſie von den Pferden herabſteigen ſollten, ſie thaten es, ohne den Grund zu wiſſen. Julius war faſt nicht erſtaunt, als er in der enthüllten Geſtalt Franzeſka erkannte. Eine Ahnung hatte ihm geſagt, daß ſie es ſein mußte, obgleich er die Rolle nicht begriff, die ſie bei einer ſolchen Feierlichkeit ſpielen würde. Wie erſtaunten, ja erſchraken aber Beide, als nun Paoli ſie feierlich nach der Tribune führte, wo auch Franzeſka ſtand.

Korſen! ſprach der König, nachdem er zuerſt die Angekommenen freundlich, aber wie mit königlicher Herablaſſung, begrüßt hatte. Korſen, dieſe Freunde ſind hergekommen, wie ich, an Euerm Kampfe Theil zu nehmen. Dieſer, von einem edeln Geſchlechte, hat Franzeſka, meine Tochter, zu ſeiner Geliebten erkoren, und ich gebe ihnen hier, vor Euern Augen, meinen Segen. Nehmt ſie als meine Verwandte auf, liebt ſie als ſolche. Auch einen Sohn will ich Euch bringen, der Eure Liebe ſich erwerben mag. —

Mit lautem Beifall wurde auch dieſes unerwartete Ereigniß begrüßt.

Wie ſchön ſind ſie! Welch ein ſchönes, herrliches Paar! hörte man flüſtern. Welch ein treffliches Geſchlecht wird Korſika veredeln!

Alles, was mit dem Könige in Verbindung ſtand, erſchien in dem magiſchen Lichte des neuen Zaubers. Alles ſchien ihnen eine glückliche, heitere Zukunft zu weiſſagen, und ſelbſt die ſtumme, warnende Stellung, in welcher ſie ſtehend auf dem Wagen erſchienen war, erhielt jetzt eine fröhliche Deutung.

Franzeſka ging, mit feurigen Augen, wie von einer unnatürlichen Begeiſterung ergriffen, auf Julius zu, und dieſer wagte, betäubt durch eine Begebenheit, die er gar nicht geahnet hatte, unwillkürlich in Verhältniſſe hineingeriſſen, aus welchen er ſich nicht loszureißen vermochte, kaum die ihm dargebotene Hand zu ergreifen, wagte nichts zu ſagen, als der König ihre Hände vor allem Volke zuſammenfügte; obgleich ihn ſchauderte. Dennoch fühlte er, daß er jetzt, eben jetzt, einen entſchiedenen Schritt wagen müßte, daß jeder ſpätere Entſchluß zu ſpät kommen würde. Er verlangte das Wort, und der König, der neugierig ſchien, zu erfahren, was er ſagen wollte, unterſtützte ſein Verlangen.

Als das Beifallsrufen nachließ, ſprach er laut und beſtimmt, daß alles Volk es vernahm:

Euer Majeſtät haben öffentlich meine Liebe gebilligt; ſoll ich verſichern, daß ich ein ſo hohes Glück zu ſchätzen weiß? Hier aber, vor dem verſammelten Volke, erlauben Euer Majeſtät mir, von den Bedingungen zu reden, unter welchen ich, wie mein Freund, an dem Kampfe der edeln Korſen Theil nehmen will, ja, Theil zu nehmen ſehnlich wünſche. Ich würde nicht gewagt haben, einen ſo unbedeutenden Gegenſtand in einem ſo feierlichen Augenblicke zu berühren, wenn Euer Majeſtät nicht geruht hätten, ihn ſelbſt öffentlich zu erwähnen. Wir beide alſo wollen den edeln Kampf theilen. Treue geloben wir, Eifer und was wir mit geringen Kräften auszurichten vermögen, um den Feind zu bekriegen und Euch nützlich zu ſein — aber als Freiwillige. Kein Amt, keine feſte Stellung können wir annehmen, wir dürfen es nicht. Glücklich werden wir ſein als Zeugen Eurer kühnen Thaten, Eurer Siege, ſo lange unſere Lage und heiligere Pflichten es erlauben. Uns aber muß es erlaubt ſein, wenn wir es für nothwendig erachten, die Inſel zu verlaſſen. — Euer Majeſtät gebührt es, dieſe Bedingung zu genehmigen, ſagte Julius ferner, indem er ſich ehrerbietig gegen den König verneigte.

Dieſer ſchien ſeinen Verdruß zu unterdrücken, nahm aber die Bedingung an, und als Julius Franzeſka anblickte, ungewiß, wie ſie die Erklärung aufnehmen würde, merkte er, daß ihre Geſichtszüge ſich plötzlich wie veränderten. Bisher ſchien ſie wie von einem erhabenen Wahnſinne ergriffen, ein brennendes, trübes Feuer leuchtete aus ihren Augen. Jetzt milderten ſich plötzlich alle Züge, eine ſanfte, freudige Wehmuth trat an die Stelle der feurigen Gluth, ſelbſt die ſtolze Haltung war verſchwunden. Sie ſchien ganz eine Andere zu ſein.

Jetzt zum Kampfe! rief der König laut.

Zum Kampfe! ſchrie die begeiſterte Menge, und tauſend Stimmen hallten in rauhen Tönen Daſſelbe wieder. Die Kanonen donnerten, die Trompeten ſchmetterten, die Trommeln wirbelten, die Schnecken ließen ihren durchdringenden Ton hören. Der König und ſeine Begleiter beſtiegen die Pferde, die Frauen den Wagen; und Alle eilten nach Campoloro, wo ein Kloſter zur einſtweiligen Wohnung für den König eingerichtet war.

Der Enthuſiasmus, welcher durch die geheimnißvolle Erſcheinung des Königs und durch das Dunkel, welches ſeine Perſönlichkeit umgab, erweckt war, dauerte fort. Zwar gab er ſich als einen weſtphäliſchen Baron von Neuhof, in Frankreich geboren, zu erkennen; aber dieſe unbekannte, dunkle Geburt aus einer Provinz, die für die Korſen in mythiſcher Ferne lag, verglichen mit den bedeutenden Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, ſteigerte das Seltſame, Unbegreifliche, faſt Uebernatürliche ſeiner Hülfe. Der König benutzte dieſe Stimmung. Wo die Genueſer ſich blicken ließen, wurden ſie nicht bloß geſchlagen, nein, im erſten Angriffe überwältigte die ungeheure Wuth der entflammten Korſen die Feinde, daß an keinen Widerſtand zu denken war. Sie ſelbſt fühlten ſich von einem gewaltigen Geiſte ergriffen, zu jeder kühnen That entſchloſſen und ſchrieben dieſe mächtige Flamme, die ſie durchglühte, ihm zu. Was das Volk begeiſterte, wirkte auf ihn ſelbſt zurück. Er ſelbſt fand ſein Daſein erhöht, ſeine Gefühle veredelt. So begleitete ihn der Sieg bis Porto, welches fiel, und die genueſiſchen Pilger mußten ihre

Sicherheit in den entfernten nördlichen Provinzen und in den Mauern von Baſtia ſuchen.

Des Königs perſönlicher Muth erwarb ihm die größte Verehrung. Zwar war der Korſe tapfer im Angriffe, und die Erbitterung des Gefechts vergrößerte oft ſeine Kühnheit, wie ſeine Wuth; aber der paſſive Muth, mit welchem ein Krieger ſich ruhig unter einem Kugelregen verhält und in Gefahren ausdauert, und der ſich, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur durch Gewohnheit und in regelmäßigen Heeren ausbildet, war ihnen fremd. Wenn ſie den König mit ſeiner Umgebung, ganz in Ueberlegungen vertieft, in der gefahrvollſten Nähe der Feſtungen ruhig und unbefangen herumreiten ſahen, bewunderten ſie ihn, und er, wie ſeine Begleiter erſchienen in ihren Augen faſt als höhere Weſen.

Auch in ſeinem Benehmen wußte er jenes zuverſichtliche Weſen mit milder Herablaſſung zu paaren, welches Ehrfurcht erregt, ohne zurückzuſtoßen. Der König war jedem Korſen zugänglich; aber er verſäumte nicht, dem Zutritte durch Etikette, durch mancherlei Förmlichkeiten ein Achtung gebietendes Gepräge aufzudrücken, durch eine imponirende Würde jeden Hineintretenden in eine feierliche Stimmung zu verſetzen. Vor ſeiner Wohnung in Campoloro waren zwei Kanonen aufgepflanzt, er war beſtändig von Baptiſtos wohlberittenen und eingeübten Reiterſchaaren, die ſeine Garde ausmachten, umgeben, und ſeine Tafel war prächtig.

Julius, Walſeth und Baptiſto, der Letzte als Anführer ſeiner Garde, gehörten zu ſeiner engſten Umgebung, und der Erſte wurde, nach jenem feierlichen Auftritte bei der Huldigung, allgemein als ein Mitglied der königlichen Familie betrachtet, eine Auszeichnung, die keineswegs den tiefen Eindruck auf ihn machte, der unter anderen Umſtänden nicht würde ausgeblieben ſein; ja im Vertrauen geſtand er ſeinem Freunde, daß er jetzt erſt, obgleich er von ſeiner Kindheit an gelernt hätte, den Adel gering zu ſchätzen, dennoch die Spuren des angeborenen Gefühls in ſeinem Innern entdeckte, und durch dieſes Poſſenſpiel einer königlichen Verwandtſchaft verletzt würde. Es war ihm daher lieb, daß der König ihn zwar als Edelmann von einer bedeutenden Familie nannte, ihm aber dennoch erlaubte, ſeinen angenommenen Namen zu behalten.

Die Stellung der Freunde war übrigens angenehm. Die Verehrung, die man dem Könige erwies, trug man, in dieſer Zeit der glücklichen Begeiſterung, auf ſeine nahe Umgebung; auf ſeine Vertrauten über, beſonders auf die Fremden, deren Herkunft und Hierſein das Gepräge des Geheimnißvollen trug, durch welches die Erſcheinung des Königs erhöht, ja verklärt wurde. Oefter hatten die Freunde ſchon Gelegenheit gefunden, ſich durch Muth und geiſtige Gewandtheit bemerkbar zu machen, und der König zeichnete ſie ganz beſonders aus. Seine Unzufriedenheit mit Julius freimüthiger Aeußerung war oder ſchien wenigſtens ganz verſchwunden, und dieſer durfte vermuthen, daß er noch immer die Hoffnung feſthalte, ihn ganz zu gewinnen. Es war einleuchtend, daß er dazu das Verhältniß mit Franzeſka benutzen wollte. Beide, ſie ſowohl, als Julius, ſchienen davon überzeugt, und ohne Verabredung, wie ſelbſt ohne deutliches Bewußtſein, waren ſie dennoch bemüht, ihm dieſe Täuſchung zu erhalten. Beide waren eben ſo innig davon überzeugt, daß niemals eine unauflösliche Verbindung zwiſchen ihnen ſtattfinden würde. Julius betrachtete eine ſolche Verbindung mit Entſetzen, und Franzeſka ſah ſie, mit ſtiller Hingebung, als aufgehoben an. Sie ſahen ſich nur ſelten, und auf kurze Zeit; denn die fortdauernde Thätigkeit des Heeres beſchäftigte Julius, der an allen Gefechten und Unternehmungen lebhaften Theil nahm, während Franzeſka in Campoloro, zwar von fürſtlicher Pracht und einer bedeutenden Dienerſchaft umgeben, aber dennoch völlig zurückgezogen lebte. In dieſer Gegend konnte ſie vollkommen ruhig ſein. Selbſt dann, wenn das Glück, das jetzt mit den korſiſchen Waffen war, wechſeln ſollte, wenn ſie ſich nach den Gebirgen zurückziehen müßten, war dieſe Gegend völlig ſicher. Porto vecchie war in den Händen der Korſen, die ganze Gegend war dem Könige Theodor völlig ergeben, blieb es, ſelbſt lange nachher unter den ungünſtigſten Verhältniſſen, und die Beſatzung in Baſtia durfte ſich, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollte, abgeſchnitten zu werden, nicht ſo weit wagen.

Wenn Franzeska, nach einer immer mit Gefahr verknüpften Abweſenheit Julius wieder ſah, leuchteten ihre Augen vor Freude. Aber dieſe verſchwand nach dem erſten Augenblicke der Begrüßung. Ein ſtiller, wehmüthiger, ja weicher Trübſinn war der herrſchende Grundton ihrer Stimmung, und dieſer nahm immer mehr zu, wenn Julius, wie öfter der Fall war, eine an Zärtlichkeit grenzende Theilnahme zeigte. Wenn ihm aber irgend eine ungeduldige Aeußerung entſchlüpfte, irgend eine Spur von Kälte, dann ſchien ſie ſich faſt zu erholen; es war, als wünſchte ſie eine harte, ja rohe Behandlung, die freilich durch dieſes Beſtreben, wenn auch ſonſt Julius Geſinnung ſie ihm erlaubt hätte, völlig unmöglich wurde. Dieſes ſeltſame, geſpannte Verhältniß, welches ſich bis zur ängſtlichſten Höhe ausbildete, mußte Julius peinigen, und er ſah immer mit Qual jedem Zuſammentreffen mit Franzeſka entgegen. Wie durch eine geheime Uebereinkunft hatten ſie mit keiner Sylbe von der öffentlichen und feierlichen Erklärung des Königs geſprochen, und durch keine Frage ſuchte Julius eine Auskunft über die plötzliche Verwandlung der Schweſter des ſpaniſchen Agenten in eine Königstochter, ſo wie auch ſie jede Erklärung zu vermeiden ſchien. Sie erwarteten beide den gefürchteten, aber unvermeidlichen Augenblick der völligen Entſchleierung aller Geheimniſſe, Keiner ſuchte ihn herbeizuführen.

So geſpannt und ängſtlich erſchien dieſes Verhältniß, wenn ſie allein unter ſich waren. Aber Keiner ahnete es; nur durch Julius vertraute Mittheilungen war es Walſeth bekannt. Aeußerlich erſchienen ſie, obgleich ohne Verabredung, einander gegenüber ganz anders. Julius war aufmerkſam, ja zärtlich, Franzeſka ſchien faſt glücklich und zeigte eine Gewalt über ſich ſelbſt, die dem abtrünnigen Geliebten Bewunderung abzwang. Ihr früherer Stolz trat dann unverändert hervor, und ſie übte auf die ganze Umgebung, auf die vornehmſten korſiſchen Damen, auf das Volk, wenn ſie ſich, obwohl ſelten, ſehen ließ, eine große Gewalt aus.

Paoli, Da Coſta und andere Große ſchienen den König vom Anfange an kaltblütig zu beobachten, und ſtimmten keinesweges in die Bewunderung des Volkes ein, obgleich ſie dieſe nicht hemmten, vielmehr zu unterhalten ſuchten. Die freimüthige Aeußerung bei jener feierlichen Erklärung des Königs unter ſo bedenklichen Umſtänden hatte Paolis Achtung für die Freunde erhöht, überzeugte ihn zugleich, daß ſie, wie er ſelbſt, den König durchſchauten, und er bedachte ſich daher nicht, ſich ſelbſt gegen den erklärten Schwiegerſohn unbefangen zu äußern. Ja ſeinem durchdringenden Blick blieb das zweifelhafte Verhältniß gegen Franzeſka nicht verborgen, und er hielt es für ſeine Pflicht, was in ſeiner Gewalt ſtand, zu verſuchen, um einer Verbindung, die für Julius nur Unheil bringen könnte, entgegenzuarbeiten. Jetzt ſollten Julius und Walſeth nun mit Grauen erfahren, wie ſelbſt die Trefflichſten, wenn ſie in die Gewalt des politiſchen Dämons gerathen ſind, mit dem, was dem einfachen Menſchen das Heiligſte iſt, mit Huldigung, mit Eid, mit Treue ein frevelhaftes Spiel treiben können; und was ihnen, in Beziehung auf Rivarola, ſo furchtbar erſchienen war, ſollte nun einen zweifelhaften Schatten auf des herrlichen Paolis Geſinnung werfen. In den erſten zwei Monaten zwar ſchien dieſer noch einiges Vertrauen in die

Verſprechungen des Königs zu ſetzen; dann traten Zweifel hervor, die auch weder durch die günſtigen Erfolge, noch durch die Begeiſterung des Volks, noch durch einige neue Hülfsmittel, die während der Zeit ankamen, beſchwichtigt werden konnten; endlich wagte er es, gegen ſeine vertrauten Freunde ſeine Anſicht unverholen zu äußern.

Der Menſch, ſagte er verächtlich, iſt ein Abenteurer und nichts weiter. Um zu begreifen, wie es einem ſolchen Menſchen möglich wird, eine ſolche Rolle zu ſpielen, muß man die gegenwärtige Lage der Staaten kennen. Unter der Maske des Syſtems des Gleichgewichts belauern ſich alle, ſuchen, wo ſie können, ſich wechſelſeitig zu ſchaden, und in der Verwaltung hat ſich eine geheime Richtung ausgebildet, die durchaus in den Händen verwegener diplomatiſcher Abenteurer iſt. Wie tollkühne Spione ſich von beiden feindlichen Mächten benutzen laſſen, verſtehen dieſe den geheimen Ränken mehrerer Kabinette zu dienen und auf dieſe Weiſe über Mittel zu gebieten, die man wie auf ein Spiel wagt, bei welchem, wenn es verloren geht, nur der verliert, der ſeine Perſon einſetzte; bei der willkürlichen Verſchwendung vieler Summen wird der Verluſt an Geld für nichts geachtet. Ein geheimer Bund ſolcher Abenteurer übt ſeinen verborgenen Einfluß über mehrere

Kabinette aus, und ſeit ich mit Gewißheit weiß, daß er mit Ripperda in Marokko und Bonneval in Konſtantinopel in Verbindung ſteht, bleibt mir über die Natur ſeines tollkühnen, ja frechen Unternehmens kein Zweifel mehr übrig. Ich bin völlig überzeugt, daß er mehrere Höfe benutzt und ſie alle zu täuſchen meint, wie ſie ihn, kein Hof hat ihm ein beſtimmtes Verſprechen gegeben, und dennoch wäre es möglich, daß ein ſo gewagtes Unternehmen, welches ſich nur aus einem unnatürlich geſpannten politiſchen Verhältniſſe, das in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen muß, erklären läßt, trotz der an Wahnſinn grenzenden Frechheit gelingen könnte, wenn durch die Gewalt der begeiſterten Stimmung der Korſen die Genueſer wirklich vertrieben würden. Wir waren in einer ſo verzweifelten Lage, daß wir jede Hülfe, auch die zweifelhafteſte, anzunehmen gezwungen waren. Es bleibt ihm, wie wir auch die Unternehmung und ſeine perſönliche Geſinnung beurtheilen mögen, immer das Verdienſt, unſere Kräfte, vereinigt und durch Enthuſiasmus erhöht, auf einen Punkt geleitet zu haben, und wir müſſen dieſen Augenblick nicht bloß benutzen, um die äußern, ſondern auch um die innern Feinde zu bekämpfen, um geſetzliche Ordnung zu begründen und zu erhalten. — Und in der That, in dieſem Sinne wurde von den Korſen die Gewalt, die König Theodor ausübte, trefflich benutzt. Verräther, ſelbſt aus mächtigen Familien, wurden gerichtet, die Privatfehden durch ſtrenge Geſetze ohne Anſehen der Perſon beſtraft, mancherlei treffliche Anordnungen wurden getroffen, ein geordnetes Heer gebildet, welches den Krieg hindurch, ohne, wie bisher, willkürlich die Fahnen verlaſſen zu dürfen, ſich zum Dienſte verpflichtete; und ſo gewann die ganze Lage der Korſen, obgleich von einem tollkühnen Abenteurer geleitet, durch die Thätigkeit hellſehender Großen, die ſeine faſt magiſche Gewalt benutzten, bald ein beſſeres Anſehen, und hätte dieſer Zauber länger ausgehalten, ſo würde eine geſchichtliche Erſcheinung hervorgetreten ſein, die, in ihrem Urſprunge ſo ſeltſam und räthſelhaft, in ihrem Erfolge außerordentlich geweſen wäre.

Wir haben, ſagte Paoli, dieſen Menſchen immer in unſerer Gewalt; aber ich kann nicht wünſchen, daß junge Männer, deren Bildung und Geſinnung eine achtungswerthere, wenn auch weniger auffallende Stellung verdienen, ihr Schickſal zu genau und innig an das ſeine anſchließen.

Eine ſo freimüthige Aeußerung verdiente offenherzige Erwiederung, und die Freunde entſchloſſen ſich, ihn und Baptiſto völlig mit ihrer Lage vertraut zu machen. So bildete ſich eine Art von ſtiller Vereinigung gegen den König, und die Ereigniſſe der Freunde mußten

Paoli, wenn er noch neue Beweiſe für ſeine Anſicht bedurfte, noch ſtärker in ſeiner Ueberzeugung befeſtigen. Anders dachte Giafferi, der ſich mit abergläubiſchem Leichtſinne an den König anſchloß, allen ſeinen, oft wiederholten Verſprechungen bedeutender Hülfstruppen einer Macht, die ſich noch nicht nennen wollte, vollen Glauben beimaß und ſich willig überreden ließ, daß die Schreiben, die von Eilboten aus mehreren Gegenden Europas häufig genug einliefen, geheime Depeſchen von den erſten Höfen Europas wären.

Der König ſelbſt merkte nichts von dieſer veränderten Stimmung weniger Großen und der Freunde, und die Letztern erfuhren nun ſelbſt die Gewalt der verwickelten Verhältniſſe. Julius mußte ſich, indem er Paoli tadelte, daß er Eid, Treue, den königlichen Namen mißbrauchte, ſelbſt vorwerfen, daß er mit erheuchelter Miene Vertrauen log, ja Liebe, ein heiliges Band vorſpiegelte, und konnte ſich nicht enthalten, über dieſe zweideutige, die Geſinnung verpeſtende, Rolle, die er zu ſpielen genöthigt war, ſich ſelbſt gegen Paoli und Baptiſto zu äußern. Dem derben, freimüthigen Norweger war das ganze Verhältniß im höchſten Grade widerwärtig; aber Alle ſahen ein, daß ſie durch ein unbeſonnenes Betragen großes Unheil herbeiführen würden, daß ſie nur dem gegen ſie ausgeübten Betruge mit erlaubter Verſtellung entgegen arbeiteten, obgleich ſie, bei dem Beſtreben, ihr Betragen vor ſich zu entſchuldigen, dennoch den innern Widerſpruch nicht heben, ſich nicht zu rechtfertigen vermochten. Ruhiger war Paoli, der das Beſte des Landes, ſeine größere Thätigkeit feſt im Auge hielt, und für den alles Uebrige, was ihm menſchliches Gefühl und jugendlicher Eifer zurief, nur einen untergeordneten Werth hatte.

Paoli und Da Coſta übten über den König eine große Gewalt aus; aber dieſer verbarg ſich ihnen dennoch. In ihrer Gegenwart ſchien er zwar ganz Vertrauen; aber deſſenungeachtet verrieth er nie ſeine innere Geſinnung, äußerte ſich nie offen über ſeine Hülfsmittel. Anders verhielt er ſich gegen ſeine engere Umgebung, gegen ſeinen franzöſiſchen Obriſt, ſeinen Sekretair aus Elba, ſeinen Haushofmeiſter aus Livorno, ſeinen Geiſtlichen, ſo wie gegen Julius. Zwar blieb er auch dieſem ein Räthſel, aber er ließ doch den Zwang fahren. Sie ſahen ihn oft, wenn er ein paar Tage in Campoloro zubrachte und nach einem in ununterbrochener Thätigkeit zugebrachten Tage ſich in ihre Mitte zurückzog, in ſeltſamer Unruhe herumgehen, faſt einem Nachtwandler ähnlich. Das zur königlichen Reſidenz eingerichtete Kloſter lag auf einem Hügel, die Fenſter des Gemachs, in welches er ſich mit ſeinen Vertrauten zurückzuziehen pflegte, zeigten nach dem Meeresufer, und man ſchaute von da weit in das Meer hinein. Dort ſahen ſie ihn oft mit ſtarren Augen in die Weite hineinblicken, als erwartete er etwas Außerordentliches; dann durchblätterte er, wie träumend, die letzten Schreiben, die eingelaufen waren, ſchien die Nachrichten, die er aus mehreren Gegenden erhielt, zu vergleichen, ſchrieb nur ihm verſtändliche magiſche Zeichen auf, baute Pyramiden, deren Geſtalt er nachdenklich unterſuchte, ſchien ſtille Fragen zu thun und durch die magiſchen Zeichen die Antwort zu ſuchen. Plötzlich zerſtörte er, als erwachte er aus einem Traume, Alles, verbrannte die Schreiben, ſorgfältig bemüht, alles zu vernichten, daß nichts übrig blieb, was den Inhalt verrathen konnte oder auch nur errathen ließ, faßte ſich dann und ſprach über mehr oder weniger wichtige Dinge mit ſcheinbarer Ruhe und Klarheit. Seine Begleiter betrachteten dieſe Operationen mit der größten Aufmerkſamkeit, ja mit Andacht, und in der That erſchien er dann wie ein Hoherprieſter in der Mitte ſeiner abergläubiſchen Verehrer. Seltſam war es, dieſe Menſchen zu betrachten. Der Obriſt ein blaſſer, trockner, durch Ausſchweifungen entnervter Menſch, der ſich nur durch die ſtärkſten Reizmittel aufrecht erhielt, der Sekretair ein kalter, lauernder Italiener, der Haushofmeiſter ein ſchlauer, feiner Menſch, der dicke Pfaff ſtets hämiſch lächelnd, und ein deutſcher Kammerdiener, der alle Sprachen mit gleicher Leichtigkeit ſprach, die abgeſpannte Sinnlichkeit des Obriſten durch Zweideutigkeiten, die kalte Ironie des Sekretairs durch hämiſche Anekdoten, den fein beobachtenden Haushofmeiſter durch liſtige Anſpielungen und den Pfaffen durch Unanſtändigkeiten reizte. Man mußte es ſehen, wie ſie alle mit dem Aberglauben der Menge Spott trieben, wie ihnen nichts heilig war, und wie ſie dennoch dieſen Ceremonien mit einer Andacht beiwohnten, die gegen ihre ſonſtige Frechheit ſeltſam abſtach. Offenbar glaubten ſie den König im Beſitze großer Geheimniſſe, ſahen die Königswürde als einen Erfolg ſeines Zaubers an; und obgleich Julius dieſe Gaukeleien mit Schauder betrachtete, gab es dennoch Augenblicke, wo er faſt irre wurde, ſo ſeltſam und über das Gewöhnliche täglicher Erſcheinung hervorragend trat ihm Alles entgegen. Wie ſein Verhältniß gegen Franceſka, ſo erſchien auch das gegen den König ihm zwar im Grunde leer, und in dieſer Leere ein geheimes Grauen verborgen; aber doch zugleich ſo räthſelhaft, daß es dadurch einen gefährlichen Reiz erhielt. Er glaubte nicht berechtigt zu ſein, was er auf eine ſolche Weiſe erfuhr, Paoli und Baptiſto mitzutheilen, und nur vor Walſeth blieb nichts verborgen.

Zwei Monate hindurch war das Glück den Korſen fortdauernd günſtig, nur die feſten Plätze hielten ſich noch. Baſtia war zwar von einem bedeutenden Heere eingeſchloſſen, aber die Hoffnung, daß es ſich ergeben ſollte, verlor ſich nach und nach, da die nothwendigen Hülfsmittel einer regelmäßigen Belagerung fehlten; und dennoch ſah man es nur zu deutlich ein, daß wenig gewonnen war, ſo lange die Genueſer, im Beſitze der Feſtungen, immer neue Hülfsquellen, neue Truppen nach Korſika bringen konnten.

Eines Abends ritt Walſeth, der mit Paoli vor Baſtia lagerte, eilig nach Campoloro hinein. Die letzten Nachrichten, die man erhalten hatte, lauteten äußerſt günſtig, und es waren nur ein paar Tage verfloſſen, ſeit der König ſelbſt ſein ſiegreiches Heer verlaſſen hatte. Walſeth ſtieg von ſeinem ſchäumenden Pferde ab und eilte die Treppen hinauf. In einem weitläufigen Saale, der als Vorgemach diente, gingen die fremden Begleiter des Königs und Offiziere müßig auf und ab. Korſiſche Bürger, und einige Frauen, denen man es anſah, daß ſie Bitten vorzubringen hatten, ſtanden verlegen und ſchüchtern an der Thüre, den Augenblick erwartend, wenn ſie vorgelaſſen werden könnten, als Walſeth, von dem angeſtrengten Ritte erhitzt, eilig hereintrat. Man drängte ſich um ihn herum, weil man ihm wohl anſah, daß er wichtige Nachrichten brachte. Er faßte ſich, drückte Julius, der ſeine Ankunft erfahren hatte, als er in den Saal hineintrat, bedenklich die Hand, behauptete aber, daß er nur gekommen wäre, um dem Könige von Paoli Bericht abzuſtatten, und ohne Aufſchub vorgelaſſen werden müßte. Er wurde angemeldet und ſogleich hineinberufen.

Die Sachen, Euer Majeſtät, ſprach er, nehmen eine bedenkliche Wendung, und ich habe keine angenehmen Berichte abzuſtatten. Baſtia, Algoglia und St. Fiorenza haben bedeutende Verſtärkungen erhalten, die Feinde haben unter die genueſiſch geſinnten Einwohner von Nebbio und Calenzano Munition und Waffen vertheilt. Die Ausfälle aus dieſen Gegenden und aus den Feſtungen geſchehen mit immer größern Maſſen, man ſieht, daß dieſe in Uebereinſtimmung handeln, daß geheime Verbindungen zwiſchen den Feſtungen und den den Genueſern ergebenen Gegenden, ſelbſt mitten durch unſere Heere, ſtattfinden müſſen, ohne daß wir im Stande ſind, ſie zu entdecken. Unſere Truppen, die, den gegebenen Verſprechungen gemäß, den lange erwarteten Hülfstruppen ſehnlich und vergebens entgegenſehen, während die feindlichen Maſſen immer mehr anwachſen, ſind mismüthig, ja mistrauiſch geworden, der lange, gefährliche und anſtrengende Dienſt hat das erſte Feuer gelöſcht, viele ſind, trotz aller Verbote, ihrer alten Gewohnheit gemäß, verſchwunden, ohne daß wir ſie aufzuhalten vermochten, auf mehreren Punkten ſind die Truppen zurückgedrängt, und Giafferi ſowohl, als Paoli halten es für nothwendig, eine mehr zuſammengedrängte Stellung in dem Gebirge anzunehmen, obgleich es da noch ſchwieriger ſein wird, die unzufriedene und entmuthigte Mannſchaft zuſammenzuhalten.

Walſeth ſchwieg.

Haben Sie mir noch mehr mitzutheilen? fragte der König.

Mein Bericht iſt zu Ende, antwortete Walſeth.

Der König zog, ohne eine Miene zu ändern, die Klingel. Dem Kammerdiener befahl er, Baptiſte, Julius und den Obriſtlieutenant zu rufen. Als dieſe eintraten, befahl er, die Truppen in und um Campoloro ſchnell zu ſammeln, daß ſie den Tag darauf mit Tagesanbruch marſchfertig wären, und zog ſich, Walſeth entlaſſend, ſtillſchweigend in ſein Kabinet zurück; alle Bittenden wurden abgewieſen.

Julius erwartete ſeinen Freund, und als er die bedenklichen Nachrichten erfuhr, glaubte er ſchon das letzte, traurige Schickſal des gekrönten Abenteurers zu ſehen. Bald aber erſchien der Diener, die Abendtafel anzuſagen, an welcher Julius ſonſt nicht Theil nahm.

Der König, der franzöſiſche Obriſtlieutenant, der Haushofmeiſter, der Sekretair und der Geiſtliche, ſeine Vertrauteſten, waren allein zugegen, und mit Julius zugleich trat Franceſka herein. Während der ganzen Zeit der Abendmahlzeit ſchwieg der König. Man ſah auf einem Tiſche die Spuren einer eben zerſtörten Pyramide, und als die Tafel aufgehoben war, die Bedienten ſich entfernt hatten, fing der König ſelbſt an, über ſeine Lage zu reden. Er verbarg ſich nicht das Bedenkliche derſelben.

Könntet Ihr glauben, ſagte er, daß ich das Gefährliche meiner Stellung ſo ruhig in's Auge zu faſſen vermöchte, die zunehmende Uebermacht der Feinde, den Mismuth, die Unzufriedenheit der eigenen Truppen, wenn ich nicht mit Gewißheit Hülfe erwartete?

In den letzten Monaten hatten die Vertrauten des Königs mit immer größerer Zuverſicht eine Unterſtützung aus Spanien erwartet. Alle europäiſchen Zeitungen ſprachen davon, ſie enthielten die Nachrichten von der Ausrüſtung einer Flotte bei Valencia, deren Beſtimmung geheim gehalten würde, von Truppen, die man zuſammenzöge, die ſich ebenfalls nach Valencia in Bewegung ſetzten. Man zweifelte nicht daran, daß es ihre Abſicht ſei, die bedrängten Korſen zu unterſtützen. Dieſe Nachrichten waren von der Umgebung des Königs ſelbſt ausgegangen, er hatte durch ſeine Korreſpondenten dieſe Gerüchte ausſtreuen laſſen, und die Art, wie ſie entſtanden waren, war den Vertrauten nicht unbekannt. Deſſenungeachtet wirkten ſie, als ſie auch in andern Ländern Glauben fanden, auf die Erfinder zurück, und ſie ſelbſt fingen an, als hätten ſie den Urſprung der Gerüchte vergeſſen, ihnen Glauben beizumeſſen, ja auf dieſe, von ihnen ſelbſt erdichtete, Hülfe die ſchönſten Hoffnungen zu bauen. Die eigentliche Quelle dieſer Gerüchte war der König. Er ſchien in der That auf ſpaniſche Hülfe mit Zuverſicht zu rechnen, und heute geſtaltete ſich dieſe Hoffnung zu einer Viſion. Mit ſtarren Blicken ſchien er in die Weite zu ſehen.

Ich ſehe, ſprach er, die Truppen wimmeln auf den Höhen bei Almanſa, ich erkenne die Regimenter, die Mannſchaft dehnt ſich von dem Fuße des Puerto del Almanſa bis zu Venta del Romento aus. An dem Meilenzeiger ruht eben der Anführer. Sie ſind im Begriffe nach dem Ufer von Valencia herabzuſteigen. Achttauſend Mann, wohl ausgerüſtet, zähle ich. Die Schiffe in dem Hafen ſind bereit. Die Fahnen wehen, die Pferde wiehern. Jetzt drängen ſich die Schaaren nach den Thälern herunter. Nur drei bis vier Wochen Geduld, und wir haben Hülfe.

Die Begleiter des Königs waren entzückt, ſie ſchienen gar keinen Zweifel in die Wahrheit dieſer Viſion zu ſetzen, ja, während er ſprach, ſtarrten ſie in die nämliche Ecke hin, und es war, als ſähen ſie wirklich Alles mit, was er zu ſehen vorgab. Franzeska ſchlug, wie verlegen, die Augen nieder, und Julius wußte nicht, ob er, was er hörte, für Betrug oder Wahnſinn erklären ſollte. Faſt ſchien ihm das Letztere das Wahrſcheinlichſte, um ſo mehr, da der König, obgleich er die Ankunft der Spanier erſt nach einem Zeitraume von einigen Wochen angekündigt hatte, aufſtand, das Fenſter aufriß, nach dem Meere hinausblickte, nach dem Winde fragte und ſich benahm, als müßte jetzt in dieſem Augenblicke, eine unerwartete Hülfe erſcheinen.

Den Morgen darauf ſetzten ſich die Truppen mit Anbruch des Tages in Bewegung, um gegen Norden grade auf Baſtia loszugehen. Aber ſchon, als ſie eine kurze Strecke zurückgelegt hatten, kamen Eilboten, die den König bewogen, bedeutende Abtheilungen zurückzulaſſen, um Campoloro, wo eine große Niederlage von Munition angehäuft war, wo Franzeska ſich aufhielt, ſicher zu ſtellen. Walſeth erhielt, was ihm unangenehm war, den Befehl, ſich an dieſe Truppen anzuſchließen, während der König, von Baptiſtos Reitern und Julius begleitet, ſich nordweſtlich nach den Gebirgen zu wandte.

Hier trafen ſie die Truppen, die gegen Baſtia, Algoglia und Fiorenza angerückt waren und die genöthigt wurden, ſich ebenfalls zurückzuziehen, und der König entdeckte nun, nicht ohne Sorge, wie ſehr alle Zucht unter der Mannſchaft abgenommen hatte. Indeſſen ſchien ſeine Gegenwart einen guten Eindruck zu machen; noch wirkte das große Vertrauen, welches man in ſein Geſchick, in ſeinen Muth und in ſeine Verſprechungen ſetzte, und ſeine ermunternden Reden wirkten in der That einem Zauber gleich. Die Nachricht, daß man ein zur Unterſtützung nach Baſtia geſandtes, reich beladenes genueſiſches Schiff genommen habe, ſtärkte die Hoffnung, man vereinigte ſich, neuen Muth ſchöpfend, um den König, und die Truppen näherten ſich, doch ohne das Gebirge zu verlaſſen, der Gegend von Baſtia wieder.

Eines Tages eilten Baptiſto und Julius nach den Ebenen hin, um die Stellungen der vorgeſchobenen Truppenabtheilungen, welche die Bewegungen der Beſatzung in Baſtia beobachten ſollten, zu unterſuchen. Sie entdeckten ein kleines Corps, etwa ſechzig Mann ſtark, in einer Stellung, die ihnen ſehr gefährlich ſchien. Baptiſto machte, mit der Gegend genau bekannt, ſeinen

Freund auf die Gefahr, in welcher dieſe kleine Abtheilung ſchwebte, aufmerkſam. Da ſie von den Bergen in die Ebene herunterritten, lag die Feſtung vor ihren Augen. Eine Hügelreihe verdeckte einen Theil der Stadt gegen Norden und dehnte ſich gegen Weſten aus. Unter dieſen hatte ſich die unbedeutende Mannſchaft aufgeſtellt; aber, ohne von ihnen bemerkt zu werden, konnten Truppen aus der Feſtung, hinter die Hügel kommend, ſie umzingeln. Es war ein trüber Abend, und finſtere Wolken ruhten auf den Bergen, ein Nebel machte die fernen Gegenden undeutlich. Beide waren entſchloſſen, die Truppen von ihrer Gefahr zu unterrichten. Sie ließen die Begleiter zurück und ritten ſchnell über die Ebene hin. Als ſie die Krieger erreicht hatten, fanden ſie dieſe völlig ruhig im Graſe liegend, als drohte ihnen nichts; kaum gelang es Baptiſto, ſie zu überzeugen. Er aber eilte auf einen nahen Hügel, um zu erfahren, ob ihr Rückzug mit Sicherheit ſtattfinden könnte. Aber hier entdeckte er eine große Schaar genueſiſcher Truppen, die eilig vordrangen und ſchon ſo weit vorgerückt waren, daß keine Rettung möglich ſchien. Die ſechzig Mann hatten zu derſelben Zeit bedenkliche Töne, wie von hervordringenden Kriegern, gehört, und kaum hatten ſie die Waffen ergriffen, als die Genueſer mit fürchterlichem Geſchrei auf ſie losſtürmten. Es war klar, daß ſie durch irgend einen Verrath eine genaue Kunde von der Stellung der Korſen erhalten hatten, denn ſie lieſen in voller Wuth grade auf dieſe Stelle zu. Es gelang ihnen auch bald, dieſen kleinen Haufen zu zerſprengen. Nur achtzehn Mann Fußvolk blieben zurück, mit dieſen Julius und Baptiſte. Der Letztere erkannte ſchnell von dem Flügel herunterreitend die rettungsloſe Lage, ritt auf Julius zu, und es gelang ihm, dieſen zu erreichen. Die zwanzig Korſen waren durch einen Bach, der das Vorrücken der Genueſer wenigſtens einige Augenblicke hemmte, von dieſen getrennt. Aber die Menge der Feinde nahm immer zu, der gröſte Theil der Korſen jenſeit des Baches wurde umzingelt, die Zurückgebliebenen ſahen, wie ſie ſich vergebens wehrten, wie ein Theil erſchoſſen, erſchlagen, die übrigen entwaffnet wurden. Funfzehn hundert Genueſer ſtanden den zwanzig Korſen gegenüber. Unſer Leben können wir nicht retten, ſprach Baptiſte, aber wir können es theuer verkaufen. Die Korſen antworteten mit einem wilden Geſchrei. Indeſſen hatte Julius in einiger Entfernung einen einſam ſtehenden Thurm entdeckt. Schnell wurde beſchloſſen, ſich, wo möglich, in dieſen zu retten. Die Korſen, alle gewandte Jäger, ſind vortreffliche Schützen. Sie ſtellten ſich wie mit einem Schlage in eine Reihe, legten kaltblütig an und ſchoſſen. Jede Kugel traf, und nun benutzten ſie die Zögerung, die dadurch entſtand, um in groſser Eile nach dem Thurme zu laufen. Unzählige Kugeln pfiffen ihnen um die Ohren. Noch ein Mal wandten ſie ſich, legten an, zielten und ſchoſſen. Die Genueſer, die, in geringer Anzahl durch den Bach ſchreitend, den Flüchtigen nachgeeilt waren, zogen ſich, als ſie durch die Schüſſe, die ſie nicht erwartet hatten, den größten Theil hinſtürzen ſahen, voll Entſetzen zurück und hemmten dadurch die übrigen, die nach ihnen auf die Flüchtigen losſtürmten. Dadurch gelang es dieſen, bis an die Thüre des Thurmes zu kommen. Julius und Baptiſte waren indeß von ihren Pferden abgeſtiegen, die ſie den Feinden preisgaben. Jeder Korſe, ſelbſt wenn er reitet, trägt auf dem Rücken ſeine Jagdflinte, und ſo waren auch die beiden Freunde bewaffnet. Sie hatten, ehe der Feind nahe kam, Zeit genug, noch ein Mal zu laden, legten noch ein Mal an, und die Genueſer, welche die mörderiſche Gewalt der nie fehlenden Schüſſe der Korſen nun aus zweimaliger Erfahrung kannten, blieben, als ſie die gefährliche Stellung ſahen, voll Furcht in der Ferne ſtehen. Während der Zeit hatten die Korſen die Thüre des Thurmes geöffnet, hatten die ſtarken Balken, die ſie nach innen verwahrten, zurechtgelegt und erwarteten ruhig den Angriff. Unterdeſſen waren alle Genueſer über den Bach gekommen. Beſchämt, als ſie ſahen, daß ein kleiner Haufe einer ſo bedeutenden Anzahl Trotz zu bieten wagte, befahlen die Anführer anzugreifen; es geſchah, aber mit großer Vorſicht. Die Genueſer ſuchten ſich in gehöriger Entfernung um den Thurm herum zu ſchleichen und ſo die Korſen von hinten anzufallen; dieſe aber beobachteten mit der größten Aufmerkſamkeit jede Bewegung ihrer Feinde, und da ſie nie auf Schußweite nahe kamen, ſchlüpften ſie eilig in den Thurm hinein, legten die dicken Balken in die feſten eiſernen Haken, verrammelten auf dieſe Weiſe die Thüre, und erſchienen ſogleich, vertheilt, an den kleinen Fenſtern, aus welchen ihre Flinten drohend herausragten.

Der Thurm, aus ſehr alten Zeiten, war zwar noch feſt genug, aber nicht durchaus gemauert. Man findet hin und wieder ſolche Thürme in Korſika, die wohl zu Zufluchtsörtern in den Familienfehden gedient haben mögen. Dieſer war viereckig, an den Ecken mit ſtarken, durch das Alter geſchwärzten Pfoſten verſehen, die Wände mit Sparrwerk gemauert, die Fenſter klein, faſt nur wie Schießlöcher, und das Dach, mit Schiefer bedeckt, ziemlich flach. Die Thüre war ſehr ſtark. Im Innern war Alles verfallen, in der Dunkelheit war es ſchwer, ja faſt gefährlich, die Stellung vor den

Fenſtern einzunehmen. Als die Korſen ſich aber hier, ohne daß ein Mann gefallen, ja nur verwundet war, verſammelt ſahen, ermunterten ſie ſich wechſelſeitig. Einſtimmig beſchloſſen ſie, ſich unter keiner Bedingung zu ergeben, und es wurde entſchieden, daß der erſte, der eine feige Aeußerung laut werden ließe, einen Vorſchlag machte, der ihrem Entſchluſſe, ſich ſämmtlich dem Tode zu weihen, entgegen wäre, ſogleich erſchoſſen werden ſollte. Zwar keimte die ſchwache Hoffnung bei Einigen, daß ſie ſich vielleicht hier ſo lange halten könnten, bis die Schüſſe, oder irgend ein aus der Gegend nach den Gebirgen hin Eilender der Hauptmacht der Korſen Nachricht von ihrer Gefahr brächte. Baptiſto und Julius, die mit der Stellung des Heeres genau bekannt waren, hatten die Hoffnung gar nicht. Sie gaben ihr Leben auf.

In ſolchen Augenblicken, wo das ganze Gefühl des Daſeins ſich in den letzten Moment zuſammendrängt, wo jede zagende Empfindung von einem feſten Entſchluſſe zurückgewieſen wird, drängt ſich die innere Kraft zuſammen, und das klare Bewußtſein iſt, wie gefeſſelt, auf den einen Punkt der gegenwärtigen That gerichtet.

Im Innern des Thurmes waren keine von einander getrennte Abtheilungen, keine Zwiſchenmauern.

Die Treppen führten zu einzelnen Brettern, welche einen ſchmalen Boden vorſtellten und nach den Fenſtern hinliefen. Schwarze Balken, auf welchen die Treppen und dieſe Fußböden ruhten, durchkreuzten ſich, und durch einen Wink konnten Alle ſich finden, ſich vereinigen. Ein völliges Stillſchweigen herrſchte allenthalben.

Die Genueſer ſcheuten ſich, als ſie merkten, wie der Thurm beſetzt war, wie aus den Fenſtern die Flinten drohten, noch immer, näher zu treten. Indeſſen ſchlichen, aufgemuntert durch die Anführer, die Kühnern voran. Aber ſo wie ſie ſich näherten, ſtürzten ſie hin. Jetzt wurde ein allgemeiner Angriff befohlen. Die Feinde ſtürzten ſchreiend auf den Thurm zu und ſuchten die Thüre aufzubrechen. Obgleich dieſe wohl verwahrt war, konnte man doch nicht wiſſen, wie lange ſie dem vereinten Angriffe ſo Vieler widerſtehen würde. Die Korſen vereinigten ſich alſo vorzüglich um die Fenſter, durch welche ſie den Zugang zu der Thüre durch ein Kreuzfeuer rein halten konnten. Es gelang.

Jetzt fing man an, ſie aufzufordern, daß ſie ſich ergeben möchten. Man rühmte ihren bisherigen Muth, man ſtellte ihnen das Unnütze des Widerſtandes vor, man verſprach ihnen Leben, ja zuletzt ſogar Freiheit. Baptiſto und Julius antworteten nur mit Schüſſen, die wilderen Begleiter ſchimpften, trieben Spott mit der ſo oft gezeigten Zaghaftigkeit und reizten die Wuth des übermächtigen Feindes auf alle Weiſe.

Zwei Stunden waren ſo verfloſſen, es fing an dunkel zu werden, die Schüſſe der Korſen wurden ſeltner, weil ſie faſt alle ihre Patronen verſchoſſen hatten; aber rund um den Thurm lagen haufenweiſe die Leichen und die verwundeten Feinde. Die Genueſer machten nun, durch den verhältnißmäßig faſt unglaublichen Verluſt, durch die Halsſtarrigkeit, durch den Hohn der wenigen Korſen auf das Aeußerſte gebracht, Anſtalten, den Thurm anzuzünden. Sie wurden muthiger, als ſie merkten, daß die Schüſſe nachließen, und ſie leicht die Urſache errathen konnten. Reiſig wurde in großen Haufen herangeſchleppt und rund um den Thurm angehäuft; die Korſen ſahen die gefährlichen Anſtalten.

Baptiſte fragte noch ein Mal entſchieden, ob ſie den Entſchluß, ſich dem Tode zu weihen, feſthalten wollten.

Ja, riefen ſie, wir wollen lieber verbrennen, als uns ergeben.

Gut, ſprach er; doch kann dem entſchloſſenen Muthe noch wohl etwas Beſſeres gelingen. Wir wollen nicht hier verbrennen, wir wollen mit den Waffen uns unter die Feinde ſtürzen und kämpfend ſterben.

Ein jauchzender Beifall ſcholl ihm entgegen, und ſchon wollten Einige auf die verrammelte Thüre zueilen, ſie zu öffnen.

Halt, rief Baptiſto, noch iſt der Augenblick nicht da, noch droht uns das Feuer nicht.

Bevor die Genueſer das Reiſig anzündeten, forderten ſie die Korſen noch ein Mal auf. Als ſie das Geſchrei in dem Thurme vernahmen, glaubten ſie, daß ein Zwieſpalt unter den Eingeſchloſſenen herrſchte; aber bald erſchienen dieſe vor den Fenſtern, trieben ihren Spott mit den Feinden, ja forderten ſie auf, nur ja den Thurm anzuzünden.

Wir verachten Eure Wuth, ſprachen ſie, und fürchten das Feuer nicht.

Wenn der Menſch erſt wirklich alle Hoffnung, das Leben zu erhalten, aufgegeben hat und ernſthaft den Entſchluß gefaßt hat, zu ſterben, dann vermag er im Tode ſelbſt einen Genuß zu finden, der jedes Vorgefühl des augenblicklichen Leidens, des Schmerzes überwindet.

Die von Wuth entflammten Korſen dachten mit grimmiger Wolluſt an eine jede tödtliche Wunde, die ſie den Feinden noch beibringen würden, und erblickten mit einer entſetzlichen Freude die herumliegenden Leichen, die ihre Schüſſe hingeſtreckt hatten. Baptiſto war durch die Größe des Augenblicks ergriffen und verklärt. —

Die Genueſer kennen Dich, ſie werden Deinen Leichnam finden, ſie werden den Geiſt dieſes Widerſtandes ehren müſſen. Findeſt Du nicht einen Tod, wie Du ihn Dir gewünſcht haſt, ganz auf Dich gewieſen, daß Du, im vollen Gefühle Deiner Kraft, noch in dem letzten Momente Deinen Feinden furchtbar, triumphirſt, indem Du unterliegſt? — Marton, ſagte er faſt laut, Du wirſt mein Andenken bewahren, herrliches, heldenmüthiges Mädchen!

Julius war ſtill, ein innerer Friede hatte ſich über ſein Inneres ergoſſen, und indem er an die Entfernten, an Mutter und Schweſter, an Walſeth und Franzeſka dachte, ſtärkte er ſich durch ſtilles Gebet. So für das Leben kämpfend war ihm, im Gefühle der friſchen jugendlichen Kraft, der Tod ein Gewinn, der alle nicht gelöſten Räthſel ſeines Daſeins aufklären ſollte, und durch einen erhebenden Glauben ihm in dieſem furchtbaren Momente Ruhe und Seligkeit verſprach.

Das Reiſig war angezündet, die Flamme ſchlug hell auf und erleuchtete die dunkle Nacht, die nun völlig eingetreten war. Bald griff das Feuer um ſich, der Thurm füllte ſich mit Rauch, und ein kühner Kerſe kletterte bis unter das Dach in den dickſten Rauch hinein, wo er mit ſeiner Flinte die Dachſchiefer abſtieß, um dem Rauch nach oben einen Ausgang zu verſchaffen. Aber auch das Feuer erhielt dadurch neue Nahrung. Man ſah die Flamme zum Dache hinauswirbeln, man hörte das Kniſtern und wie das Sparrwerk im Innern herunterſtürzte. Jeder Augenblick wurde entſchiedener. Die ganze Schaar der Genueſer ſtand um den Thurm herum, voller Verwunderung, denn da drinnen war es völlig ſtill. Wenn auch Viele, empört durch den großen Verluſt, mit grauſamer Freude die Korſen dem qualvollen Tode preisgegeben ſahen, ſo wurden doch Andere unwillkürlich von Entſetzen ergriffen, als jetzt der furchtbare Augenblick immer näher trat.

Plötzlich wuchs die wirbelnde Flamme, ſchlug hoch in die Luft von dickem Rauch begleitet hinauf, und krachend ſtürzte das Dach in den Thurm hinein.

Sie ſind erſtickt, riefen Alle und ſtarrten betäubt nach dem Thurme.

Aber in demſelben Augenblicke ſprang die Thüre auf, die helle Flamme erleuchtete das Innere, und aus dem Thurme traten, während das Dach einſtürzte, mitten aus den Trümmern die Korſen hervor, breiteten ſich dicht an der brennenden Wand aus und erſchienen als dunkle bewegliche Maſſen vor dem erleuchteten Hintergrunde. Kaum hatten ſie ſich vertheilt, als die mörderiſchen Schüſſe in die gedrängte hinſtarrende Kriegerſchaar hineinfielen. Das krachende Stürzen des Daches, der plötzliche Angriff der Korſen, die man erſtickt glaubte, das Geſchrei der Verwundeten, das Winſeln der Sterbenden, die dunkle, von der Flamme erleuchtete Nacht, hatte die Genueſer ſo betäubt, daß ſie in den erſten Minuten ſich nicht zu faſſen vermochten, ja, wie von einem paniſchen Schrecken ergriffen, ſah man die Nächſtſtehenden, ſich zur Flucht wendend, die Uebrigen drängen. Indeſſen hatten die Korſen die Flinten umgekehrt, und mit großem Geſchrei ſtürzten ſie auf die fliehenden Feinde, Jeden, den ſie trafen, mit den Kolben niederſchmetternd.

Nach einigen Augenblicken ſchienen die Genueſer ſich beſonnen zu haben, die Kühnern ſtürzten, als ſie die Niederlage ſahen, die ſo wenige Korſen in verzweiflungsvoller Wuth um ſich her verbreiteten, auf ſie los, und es entſpann ſich in der finſtern Nacht bei dem flammenden Lichte des noch brennenden Thurmes ein mörderiſches perſönliches Gefecht. Genueſer und Korſen rangen mit einander, mit Kolben, Degen, Dolchen griffen ſie ſich an. Piſtolen knallten dazwiſchen, und die fechtenden Maſſen ſchienen ein Ungeheuer zu bilden, welches, in einen ſchauderhaften Knaul zuſammengeballt, die eigenen furchtbaren Glieder verzehrte. Schon war ein Theil der Korſen hingeſtreckt, viele verwundet, auch Julius und Baptiſto hatten mehrere Wunden, und das Blut ſtrömte aus dieſen heraus, während Schimpfen, Toben, Geſchrei des Angriffs, Winſeln der Verwundeten aus dem verworrenen fechtenden Haufen heraustönte. Da erſchollen Befehle der genueſiſchen Anführer, die allmälig gehört wurden. Man ließ die erſchöpften, meiſt verwundeten Korſen los und bildete in einiger Entfernung einen Kreis um ſie her. Die Korſen hatten keine Schüſſe mehr, und wo ſie mit den Kolben vordringen wollten, wichen die Feinde zurück, ohne den Kreis zu öffnen. Aber von allen Seiten richteten ſich die Flinten auf den Haufen, eine furchtbare Salve war ſchon gefallen. Baptiſto, Julius, die meiſten Korſen ſtürzten getroffen nieder, nur vier ſtanden noch unverwundet, grimmig, daß ſie nirgends Feinde trafen, die ſie tödten konnten.

Da hörte man auf einmal ein mächtiges Feuern in dem Rücken der Genueſer, zugleich ſtürzte, in vollem Galopp, eine Reiterſchaar in die gedrängten Maſſen hinein. Ein plötzliches Entſetzen ergriff dieſe, nach allen Seiten wichen ſie. Kaum ein Drittel der ganzen Schaar rettete ſich eilig hinter die Hügel und zog beſchämt nach Baſtia zurück. Aber unter den Leichen der Genueſer und Korſen ritt jetzt Giacinto Paoli hervor. Nur die vier Uebriggebliebenen fand er da, die, durch die plötzliche Rettung verwirrt, ſich erſt faſſen mußten, ehe ſie zu antworten vermochten.

Ein einziger von den früher Verſprengten war den Genueſern entronnen. Lange hatte er ſich in den Thälern, in den Schluchten, in den Gebirgswäldern verirrt, ehe es ihm gelang, Korſen zu finden, die, als ſie das Schickſal der Verlaſſenen hörten, und wie Baptiſto und Julius in ſo großer Gefahr waren, eilten, ihn zum Könige zu bringen. Bei dieſem war Paoli, und als dieſer die entſetzliche Nachricht erhielt, eilte er, Baptiſtos Reiterſchaaren aufzuſuchen.

Ihr müßt Euern Anführer, Ihr müßt den heldenmüthigen Jüngling retten, den Ihr ſo oft an ſeiner Seite fechten ſaht. Eilt mir nach.

In großer Eile ſchwangen ſie ſich auf die Pferde und kamen an, als ſchon Alles verloren ſchien.

Wo ſind ſie, rief Paoli, Korſikas Helden, wo ſind ſie?

Todt, wie wir glauben, antworteten die Korſen, wir ſahen ſie ſtürzen.

Da ertönte eine Wehklage aus der tiefſten Bruſt. Man ſtieg ab, man ſuchte unter der grauenvollen Menge der Todten und Verwundeten, die einen dichten Hauſen, neben-, aufeinander gewühlt, einen gräßlichen Knaul von Freunden und Feinden bildeten. Man fand ſie noch lebend. Sie ſchlugen die matten Augen auf, das Blut ſtrömte aus den Wunden, eine Kugel hatte Baptiſto in den Schenkel, Julius eine andere in die Schulter verwundet. Eilig wurden von Zweigen Tragbahren verfertigt, und in ſtillen Gram verſunken trugen die Korſen ihre blutenden, wie ſie glaubten, tödtlich verwundeten Helden nach dem Gebirge zu.

Auf dem einſamen Lager erwachte Julius. Er fühlte ſich völlig erſchöpft, ein ſeltſamer Traum von Flammen, die ihn drohend umgaben, von Gefechten, von Verwundungen, dazwiſchen Geſtalten, nach welchen er ſich vergebens geſehnt hatte, ſeine Mutter, ſeine Schweſter, Walſeth, andere, die ihn freundlich zu umgeben ſchienen, Paoli, Franzeſka, Alles in wunderlicher Verwirrung, ſchwebte vor ſeiner Seele, wie in Dämmerung. Dann ſchien es ihm, als wäre er ſchon geſtorben, als wäre Baptiſto neben ihm todt hingeſtürzt, und er kennte ſich in den bunten verworrenen Bildern einer erhitzten Phantaſie, die ihm das Leben zu rauben ſchienen, um es ihm zu geben, die es ihm zu ſchenken ſchienen, um es ihm zu rauben, lange nicht zurecht finden.

Wo biſt Du? fragte er und blickte um ſich; da entdeckte er ein Mädchen in einem reinen, weißen, einfachen Anzuge, mit ſchwarzen Haaren, die verworren über die Schultern hingen; mit dem blaſſen, ſchmerzensvollen Antlitze ſchien ſie ihm faſt etwas Geiſterhaftes zu haben. Er ſtarrte ſie an; da erkannte er ſie.

Franzeſka! rief er; mein Gott, was fehlt Dir?

Sie erſchrak, als ſie ihren Namen nennen hörte.

Julius! rief ſie, Du kennſt mich? Du wirſt Dich erholen, Du wirſt leben! Der gute deutſche Arzt hat Wahrheit geſprochen; — und mit leidenſchaftlicher Inbrunſt ſtürzte ſie knieend vor ſeinem Bette nieder, murmelte leiſe Gebete und drückte die magere, matte Hand, heftig weinend, an die Lippen.

Franzeſka, Du weinſt? ſagte er beſorgt. —

O laß mich weinen, lieber Julius, ſüße, ſelige Thränen; wie lange kannte ich ſie nicht. —

Dann aber ſprang ſie plötzlich auf, trocknete die Thränen und rang die Hände.

Mein Gott! rief ſie, was habe ich gethan, meine Heftigkeit wird Dich in den furchtbaren Zuſtand zurückwerfen, dem Du eben entronnen biſt. Ach, ich bin nur zu Deinem Unheile geboren!

Liebe, liebe Franzeſka, ſagte Julius, eine milde, wohlthuende Mattigkeit hält meine Glieder, aber auch meine Empfindung an, wie im ſüßen Schlummer. Sei nur ruhig. — Wo iſt Walſeth?

Er iſt nicht hier, antwortete das Mädchen. —

Nicht hier, er konnte mich verlaſſen? —

Nein, nein, gewiß, lieber Julius, er verläßt Dich nie. Du wirſt ihn bald ſehen, Du wirſt bald Alles erfahren.

Und Baptiſto, fragte er wieder, iſt wohl todt? Ich ſah ihn ſtürzen, den herrlichen, muthigen Jüngling. —

Er lebt, er iſt hier, er iſt in ſeiner Heilung weiter vorgeſchritten, als Du; auch ihn wirſt Du ſehen. —

Und Paoli? —

Der kämpft muthig und ſiegreich. —

Nun Gott Lob! — Aber wo bin ich? —

Sieh um Dich, lieber Julius; ſollteſt Du die Wohnung nicht kennen? —

Er blickte um ſich. Das weitläufige, finſtere, faſt leere Gemach, mit den geſchwärzten Wänden und großen klapprigen Fenſtern, erinnerte ihn an ſeine Wohnung in Aleria; und dieſe war es.

Aber, fragte er wieder, wie bin ich hergekommen? Wie lange Zeit iſt ſeit meiner Verwundung verfloſſen? —

Du warſt als tödtlich Verwundeter hieher gebracht worden. Wir hatten alle Hoffnung, Dich gerettet zu ſehen, ſchon aufgegeben. Drei Wochen lang ſchwebteſt Du zwiſchen Leben und Tod. Da erſchien als ein tröſtender Engel ein Arzt aus Deutſchland, von einem andern, ebenfalls deutſchen Manne, den man Obriſt nennt, begleitet. Er war der Erſte, der uns Hoffnung gab. Durch Fario de Suza hatte der Obriſt, der ſich in Rom aufhielt, Deine gefährliche Krankheit erfahren. Als er Deinen Namen hörte, erkundigte er ſich genauer nach Deiner Herkunft, er kannte ſowohl Deinen wahren Namen, als Deinen angenommenen, und eilte nun, durch Suza ſowohl an den König, als an Paoli empfohlen, mit dem Arzte hieher.

Kaum hatte Franzeska dieſen Bericht beendigt, als die Thüre ſich öffnete und zwei Männer leiſe hereintraten. Der eine groß und ſchlank, mit ſehr feſten und entſchiedenen Zügen, in einen Mantel gehüllt; der zweite ein kleiner, freundlicher Mann. Franzeska eilte ihnen fröhlich entgegen, und ſie erfuhren, wie ſehr es ſich mit dem Kranken gebeſſert habe.

Noch darf die größte Vorſicht nicht aufhören, ſagte der kleine Mann, indem er nach dem Bette eilte, die Hand des Kranken ergriff, ſich genau nach Allem erkundigte, Arznei verordnete, den Bedienten nach der

Apotheke ſchickte, und ſich überhaupt ſehr aufmerkſam und emſig betrug.

In dem ſchlanken Manne, der ſich theilnehmend dem Bette näherte, erkannte Julius mit Erſtaunen einen Edelmann aus der Lauſitz, der, in der Nähe ſeines Onkels wohnend, ein Freund ſeines Vaters war. Er hatte ihn in Berlin öfters geſehen.

Sie wundern ſich, ſagte dieſer, mich hier zu finden. Mein Freund, der als Arzt mich auf mehreren Feldzügen begleitete, wollte eine Reiſe nach Italien machen, ich verließ meinen ſtillen ländlichen Aufenthalt, um ihn auf ein paar Monate zu begleiten und alle Gegenden zu beſuchen, die ich in früherer Zeit der Kämpfe kennen gelernt hatte, und als ich Ihre gefährliche Krankheit erfuhr, freute ich mich, dem Sohne meines Freundes nützlich werden zu können, und eilte hieher. —

Wie freue ich mich, in Ihnen den Freund meines theuern Vaters begrüßen zu können; wie dankbar erkenne ich die Neigung, die Sie von ihm auf ſeinen Sohn, der ſie ſo wenig verdient, übertragen! Sie kommen, Herr Obriſt, aus der Gegend, wo meine Mutter, meine Schweſter leben. Seit ich ſie verließ, hat mich ein wildes, ſeltſames Schickſal ergriffen, daß ich nicht im Stande war, ihnen irgend eine Nachricht von mir zukommen zu laſſen, daß ich auch von ihnen nichts erfuhr. O gewiß, Sie können mir berichten, wie die Theuern leben?

Als ich meine Heimat verließ, antwortete der Obriſt zögernd, war die letzte Nachricht, die ich erhielt, daß Beide noch wohl und ſtill in der ruhigen Landſtadt leben. Doch wiſſen Sie, daß mein Landſitz in einer bedeutenden Entfernung von dieſem Städtchen liegt, und ſo ſind meine letzten Nachrichten von ihnen ſchon ſehr alt. Doch hoffen wir das Beſte. Sobald ich dieſe Gegend verlaſſe, werde ich über Ihre Familie die genaueſten Erkundigungen einziehen.

Sie hatten deutſch geſprochen, und Julius freute ſich, in dieſer entfernten Gegend Landsleute, freundliche Erinnerungen an frühere Zeiten zu finden; aber bald fühlte er doch, wie ſehr die Krankheit ihn geſchwächt hatte. Er verſank unwiderſtehlich in einen träumenden Zuſtand, alle Geſtalten ſchwankten vor ſeinen Augen, und er vernahm nur, wie die Umſtehenden leiſe flüſterten, während er, ſchlaftrunken, das Bewußtſein verlor. —

Die Wiederherſtellung ging äußerſt langſam, aber ſicher. Nach und nach erfuhr er nun, was während ſeiner langen, gefährlichen Krankheit geſchehen war, wie es erſt dem deutſchen Arzte gelungen war, durch eine gefährliche Operation die Kugel aus der Schulter zu ziehen, wie er von fortdauernden Fieberparoxysmen ergriffen geweſen, wie Franzeſka in derſelben Stube mit ihm gelebt, ihn keinen Augenblick verlaſſen hatte. Er entdeckte in einer entfernten Ecke des großen wüſten Gemachs ihr Lager, von einem Schirm umgeben. Der Arzt erſchien öfter alle Tage, faſt immer von dem Obriſt begleitet, und dieſer wußte ſo geſchickt ſeine keimenden Seelenkräfte allmälig in Thätigkeit zu ſetzen, ihn ſo zweckmäßig zu unterhalten, daß er ungewiß war, wen er als ſeinen geſchickteſten Arzt betrachten ſollte, obgleich ihn auch der kleine freundliche Mann mit gutmüthiger Aufmerkſamkeit behandelte und ſeine Arzneien höchſt wohlthätig wirkten.

Jetzt erſchien auch Baptiſto, wenn auch noch äußerſt ſchwach, und Julius war freudig bewegt, als er den Freund erblickte, der mit ihm einen ſo bedeutenden Augenblick erlebt hatte. Dieſer Moment vereinigte ſie nur noch inniger, und Baptiſto, der, wie Julius, wohl fühlte, daß ſie beide auf Jahre für den Kampf untauglich wären, ſehnte ſich von Korſika weg, wo die Unruhe und die Verwirrung immer mehr überhand nahm.

Monate verfloſſen auf dieſe Weiſe; wie unruhig auch Alles um ſie her war, ſie erfuhren wenig davon. Baptiſto ſprach manch Mal von der lieblichen Marton auf eine räthſelhafte Weiſe, ſchien ſorgenvoll und mit unruhiger Sehnſucht an ſie zu denken, aber äußerte ſich nie deutlicher, ſo daß Julius äußere Lage, da auch Walſeth gar nicht erſchien, verwickelter und dunkler war, als je. Was ihn am meiſten peinigte, war Franzeſka. Je mehr Julius ſich erholte, deſto bedenklicher ward ihr Zuſtand. Sie hatte ſchon längſt das entfernte Lager in ſeiner Stube verlaſſen, Baptiſto bewohnte jetzt das wüſte Gemach mit ihm. Sie war indeſſen in demſelben Hauſe geblieben und brachte faſt die ganze Zeit in ſeiner Nähe zu, indem ſie ſtill und ſorgfältig ihn pflegte, jeden geheimen Wunſch ihm ablauſchte, aber über das Verhältniß zu ihm, wie immer, ein tiefes Stillſchweigen beobachtete. Dabei nahm ihre Geſundheit täglich ab; ein innerer Gram zehrte an ihrem Leben, und es war Julius klar, daß dieſer unheilbar ſei. Baptiſto, der ſie, während ſie in Campolero eine glänzende Rolle als Königstochter ſpielte und Alles entzückte, mit einer auffallenden ſchneidenden Kälte behandelte, ſchien jetzt ſeine Geſinnung geändert zu haben. Er äußerte fortdauernd eine innige Theilnahme, ſuchte ſie zu tröſten, zu erheitern. Beſonders aber war es Julius auffallend, daß ſie hier ganz ohne alle vornehme Umgebung, nur von der bekannten Begleiterin bedient erſchien, daß nichts von der Pracht, die ſie in Campolero umgab, zu ſehen war, daß kein Menſch ſich um ſie zu bekümmern ſchien, und daß ſie nie ausging. Einſt bat er ſie, dieſes Räthſel zu löſen.

Alle Räthſel ſollen gelöſt werden, antwortete ſie; und bald wird es in mir, um Dich hell werden, lieber Julius; glaube mir, ich fühle es, die Zeit naht heran.

Sie ſprach dieſe Worte in einem ſeltſamen, faſt weiſſagenden Tone, aber ohne ſichtbare Unruhe, und ſeine Krankheit hatte auch ihm eine Reſignation gegeben, die er früher nicht kannte.

Unter den Menſchen, deren Beſuche er nicht abzuwehren vermochte, war auch der Kommandant von Aleria, der mit ihm daſſelbe Haus bewohnte. Er ſchien ganz Verehrung, konnte nicht aufhören, von der großen That zu reden, die einen Glanz auf Korſikas Freiheitskampf würfe, die ganze Inſel, ja Europa mit Bewunderung erfüllte. Seine Schmeicheleien waren Julius in tiefſter Seele zuwider, Franzeska haßte ihn und ſchien ſein Betragen aufmerkſam zu beobachten. Sie hatte das Geſpräch, welches zwiſchen dem Kommandanten, Julius und Walſeth ſtattgefunden, als dieſe Baptiſte in ſeinem Gefängniſſe beſuchen wollten, erfahren und ahnte Unheil.

Julius hatte das Bette verlaſſen, er ſchlich, ſchwach zwar, in der Stube herum, und beſonders quälte ihn ein krankhafter Appetit. In Gegenwart des Kommandanten hatte der Arzt ihm kraftvolle Brühen verordnet, und den Tag darauf ſandte der Kommandant eine Brühe, deren Geruch ſchon den Kranken reizte, daß er mit heißem Verlangen ſich nach dem Genuſſe ſehnte.

Um Gottes Willen! ſchrie Franzeſka und nahm ihm die Schüſſel; wie kannſt Du von dieſem hämiſchen Italiener ſo unbefangen das dargereichte Gift annehmen! —

Liebe Franzeſka, zu ſchlecht denkſt Du doch von dieſem Menſchen. —

Zu ſchlecht? Ich weiß gewiß, daß dieſe Speiſe vergiftet iſt, ich habe den Menſchen ſtill beobachtet, und gewiß, ich irre mich nicht.

Schnell rief ſie einen Hund, der im Hauſe herumlief, ſetzte ihm das Eſſen vor, und kaum hatte das Thier Weniges davon genoſſen, als es zu taumeln anfing und nach kurzer Zeit todt hinſtürzte.

Siehſt Du, ſagte Franzeſka, das arme Thier hat für Deinen gutmüthigen Zweifel büßen müſſen; hätteſt Du den tückiſchen Menſchen erkannt, wie ich, das Thier lebte noch.

Baptiſte trat herein, erfuhr, was geſchehen war und wie Franzeſka eiferte. Sie wollte den Kommandanten anklagen. Julius war durch die Greuelthat erſchüttert. Baptiſto aber warnte den Freund und bat Franzeſka, ruhig zu ſein.

Ihr kennt unſere Lage nicht. Zweifelhaft, wie jetzt alle Verhältniſſe in Korſika geworden ſind, haben die Geſetze keine Kraft mehr, der Kommandant, mit vielen Misvergnügten in geheimer Verbindung, würde große Unterſtützung finden, und Ihr würdet Euern Freund, der hier verlaſſen iſt und ohne Stütze, in eine ſehr bedenkliche Lage verſetzen.

Er rief einen vertrauten Diener, empfahl dieſem Stillſchweigen und befahl ihm, das vergiftete Thier wegzuſchaffen und das Gift an einem geheimen Ort zu verſchütten.

Keine Stütze? rief Franzeſka. Iſt der König nicht grade hier in Aleria mächtig?

Das iſt er, antwortete Baptiſto; aber woher wißt Ihr, daß ſeine Anhänger auch die unſrigen ſind?

Julius und Franzeſka waren erſtaunt.

Was hat ſich zugetragen? fragten Beide.

Nun, Paoli iſt mit dem Könige zerfallen, dieſer hat ihn öffentlich angeklagt, und meine braven Truppen haben ſich von dem Könige getrennt und ſind ihrem alten Feldherrn treu geblieben.

Jetzt erfuhr Julius, wie ſehr die Verwirrung auf der Inſel zugenommen hatte, wie die beſtändig erneuerten leeren Verſprechungen des Königs ein unüberwindliches Mißtrauen erzeugt hatten, während Andere, unter dieſen Giafferi, ihm unbedingt anhingen; wie Paoli den König gezwungen hatte zu erklären, daß er freiwillig der Regierung entſagen würde, wenn nicht binnen einer beſtimmten Zeit die Hülfe erſchiene, und ſeit der Zeit, abgeſondert von ihm, den Krieg gegen die Genueſer fortſetzte. —

Dieſer unglückliche König hat die Verwirrung auf der Inſel nur vermehrt, ſein verwegenes ſinnloſes Spiel hat einen Schatten auf die Reinheit unſerer Sache geworfen, ja lächerlich erſcheint unſer Kampf durch den gutmüthigen Glauben an einen ſolchen nichtigen Abenteurer. Wären die Genueſer nicht jetzt eben ſo geſchwächt, wie wir, wir wären verloren. —

Ein tiefer Schmerz ſchien ihm die Worte zu lähmen, und ſtillſchweigend ſchritt er durch die Stube.

Verzeiht, lieber Freund, ſagte er, gegen Julius gewandt, daß ich Euch mit meinem Kummer beſchwere, den Ihr nicht fühlen könnt, wie ich. Du Glücklicher, biſt kein Korſe!

Der Obriſt und der Arzt kamen, das angefangene Geſpräch wurde fortgeſetzt, man blieb den Abend zuſammen, und als Franceſka die Stube verlaſſen hatte, ſuchte der Obriſt dem Geſpräche eine allgemeinere Richtung zu geben, um dadurch die Sorge Baptiſtos zu zerſtreuen. Nach und nach hatte er Alles erfahren, was Julius, ſeit er ſeine Heimat verlaſſen, erlebt hatte, und ſo kannte er die Art, wie man ihn an ſich gezogen, ſeine Dankbarkeit, ſeine Liebe gemisbraucht hatte.

Wohl haben zu allen Zeiten Menſchen gelebt, fing er an, die jede Verwirrung der geſelligen Verhältniſſe zu benutzen wußten, in jede offene Lücke hineinſchlüpften, jedes Misverſtändniß zu ſteigern, jedes Mistrauen unheilbar zu machen verſtanden, um aus der dadurch entſtandenen Gährung den Vortheil zu ziehen, Menſchen, deren Gewandtheit und ſchnelle Umſicht ſogar Bewunderung erzeugen mußte; aber unſere Zeit der herrſchenden Kraftloſigkeit ſcheint doch vorzüglich dieſe Geſtalten hervorgebracht zu haben, ſie haben ſich in dem ſtehenden Sumpfe verſinkender Staatsverhältniſſe, aus der immer frecher werdenden Irreligioſität erzeugt. Seit das Anſehen der Kirche einer Seits, die ſchöne Begeiſterung des proteſtantiſchen Deutſchlands anderer Seits nach dem erſchlaffenden dreißigjährigen Kriege verſchwand, ſeit die Religion in jeglicher Form der Verfolgungsſucht als Vorwand diente, Bluthochzeiten, Edikte von Nantes in Frankreich, Königsmord dort heimlich, in England öffentlich erzeugte, ſeit der ſtille Kampf ringender Gemüther in ein verſtecktes Gewebe diplomatiſcher Ranke ſich verkehrte, entſtand jenes frevelhafte Spiel mit Allem. Bodenlos erſchien das Daſein und wollte nirgends Wurzel faſſen. Da trat der ſchauderhaft verlockende Dämon des Genuſſes, der betäubende Rauſch einer vorübergehenden Gegenwart hervor, die in immer gehaltleererem Streben, unruhig, athemlos fortgetrieben, wie einem dunkeln verwirrenden Schatten nach, dahineilt, indem ein verführeriſches Licht den nächſten Augenblick beleuchtet; ein furchtbarer Aberglaube an ein Daſein, deſſen Weſen das Schwankende, Wechſelnde, Unerwartete, nirgends Beharrende iſt. Es bildete ſich in mancherlei Formen aus, die bald Kühnheit, dann Liſt und Betrug, dann unſinnige Gaukeleien brauchten. So erſchien der Proteus der Finſterniß von dem Armſeligen an, der zitternd den erſten Betrug an dem Pharaotiſch wagt, bis auf dieſen ſeltſamen König, der durch ein Sept leva ein Königreich und dennoch nichts Bleibendes gewinnt, wie der Unglückliche, der ſeine zukünftige Armuth mit dem Goldhaufen der geſprengten Bank nach Hauſe trägt.

Ja, lieber Julius, Dein Fabiani hat Recht, der Pharaotiſch iſt das erſte, einfachſte Symbol dieſes unſeligen Strebens.

Von dieſen Menſchen wimmelt es in allen Ländern; doch ſcheinen die Deutſchen am wenigſten geeig=

net, die mannigfaltig wechſelnden Rollen zu ſpielen. In Rom, in Venedig — obgleich dort nur im Dunkeln, — an allen Höfen erſcheinen ſie immer häufiger, und man könnte an einen geheimen Bund glauben, wenn das Geheimniß nicht in der eigenthümlichen Verwirrung der Zeit läge, die freilich unter den nämlichen Umſtänden immer das Nämliche erzeugen muß und ſo verwirrte Geiſter hervorrief, die dieſelbe Sprache erhielten und ſich wechſelſeitig verſtehen.

Mein Gott, rief Julius, wie nahe bin ich dieſem Abgrunde geweſen! —

Du warſt vor dieſer Verführung ſicher, eine gewiſſe Gewandtheit und Beweglichkeit der Phantaſie hat ſelbſt den liſtigen Fabiani getäuſcht; aber wem einmal der tiefe Ernſt des Lebens entgegentrat und wen er bis in das reifere jugendliche Alter begleitete, den kann dieſer Wahnſinn nie befallen. Dein Verführer iſt indeſſen wirklich einer der gewandteſten, die ich je ſah. An vielen ſehr entfernten Orten erſcheint er plötzlich, immer unter anderm Namen. Man glaubt ihn hier, und er tritt an einem ganz andern Orte in einer andern Geſtalt hervor, daß es unmöglich iſt, die ſchnell erſcheinende und wieder verſchwindende Figur zu verfolgen. Und jede Form iſt ihm recht, den Bauern kann er vertraulich beſchwatzen, von dem Gelehrten weiß er eine Anſicht abzuhorchen und behandelt ſie gleich als ſein altes Eigenthum mit einer Leichtigkeit, die keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß er ſie früher, gründlicher gekannt, erwogen hat, als derjenige, der ſie ihm eben erſt mittheilte; den Miniſtern weiß er auf halbe Worte ihre geheimſten Unternehmungen abzulauern, und ſcheint in diplomatiſchen Verhältniſſen mit allen Geheimniſſen bekannt, ehe man ihm irgend Etwas vertraut hat; nur Eins kann dieſer Dämon nicht erkennen, nicht faſſen, höchſtens ihm aus dem Wege gehen und ſelbſt das nicht immer, eine vollkommen reine, Gott vertrauende Geſinnung, wo ſie wahrhaft befeſtigt iſt.

Julius, ſagte er darauf, ſich ernſthaft an ihn wendend, Du mußt fort; ſobald Du es vermagſt, mußt Du dieſe Inſel verlaſſen; auch Du — ich begrüße Dich als meinen Sohn, edler Korſe, — auch Du, Baptiſto, biſt zu gut für dieſes verworrene Spiel.

Ich ſoll jetzt, in dieſer zweifelhaften Zeit, mein unglückliches Vaterland verlaſſen? rief Baptiſto faſt entrüſtet.

Nein, das ſollſt Du nicht, dienen ſollſt Du ihm, Deinem Vaterlande edle Freunde gewinnen, wenn gleich in der Ferne, in ruhigern Gegenden die Zeit abwarten, wo Dein Arm wieder ſtark iſt, das Schwert zu führen, wo die geſetzloſe Verwirrung der Inſel verſchwunden iſt, und edlere Geiſter für Ruhe und Ordnung thätig ſein können. Ich vermenge nicht das Streben des edlern Korſen mit der wilden Wuth mancher Bewohner, noch weniger mit dem unbefugten Hineinmiſchen abenteuerlicher Fremdlinge.

Ich will die Inſel verlaſſen, aber Franceſka? ſagte Julius. —

Sie rührt mich. Nie ſah ich eine ſtillere, wie abbüßende Hingebung, ihre Pflege — unſer guter Freund hier geſteht es, — hat Dein Leben gerettet; aber Du kannſt ſie nicht retten, ſie iſt verloren, ob Du hier bleibſt oder weggehſt, ein ſtrafendes Bewußtſein drückt ſie zu Boden. —

Ich kann ſie nicht retten, ich weiß es, ich wußte es längſt; aber, Gott ſei mein Zeuge! ich werde ſie nie, nie verlaſſen. —

Sie hat Dich betrogen, unterbrach ihn der Obriſt.

Iſt ſie nicht betrogen worden, betrog ſie ſich nicht ſelbſt? Ich kenne ihre Geſchichte nicht, aber ich ahne ſie. Wer wagt es, den erſten Stein zu werfen? Wenn eine ſolche Reue nicht verſöhnt, wer kann einſt Barmherzigkeit erwarten? Sie betrog mich; aber ihre rührende Treue iſt ſpäter; ſoll ich nur den Betrug feſthalten in einem harten Gedächtniſſe, die Treue aber vergeſſen?

Julius brachte nach dieſem Geſpräche eine unruhige Nacht zu. Seine verworrene Lage peinigte ihn, er ſah nicht ein, wie er ſich aus den verwickelten Verhältniſſen herausreißen ſollte, und vor Allem quälte es ihn, daß er nichts Entſchiedenes von Walſeths Schickſale erfahren konnte. Offenbar waren ſeine Freunde, wenn von Walſeth die Rede war, zurückhaltend, ſie ſuchten ihm Etwas zu verheimlichen; ſelbſt Baptiſto ſchien von ſeiner Lage unterrichtet, ohne daß er ſie entdecken wollte, und die unbeſtimmten Aeußerungen von dem Wohlbefinden des Freundes konnten ihn keinesweges befriedigen.

Den Tag darauf entfernte ſich Baptiſto, der, obgleich er hinkte und ſich auf einen Stab ſtützen mußte, doch zuweilen das Haus verließ. Er kam nach kurzer Zeit zurück und überreichte Julius einen Brief. Dieſer erſchrak faſt vor Freude, als er Walſeths Handſchrift erkannte, erbrach eilig den Brief und las:

Livorno, den 23. September 1736.

„Ich bin hier glücklich großen Gefahren entronnen, obgleich noch nicht ſicher. Rivarola hat Livorno verlaſſen müſſen; ſeit es entſchieden iſt, daß Frankreich die Genueſer unterſtützen wird, hat ſich die günſtige Stimmung des Florentiner Hofes gegen die Korſen wenigſtens äußerlich, ſehr geändert, und ich muß eilen, mich zu entfernen. Ich erfuhr bald Deinen gefährlichen heldenmüthigen Kampf, ganz Korſika erſcholl von Deinem und Baptiſtos Lobe; aber ich erfuhr auch Deine tödtliche Verwundung. Du kannſt Dir mein Entſetzen denken. Lange blieb ich in der furchtbarſten Ungewißheit, und erſt jetzt habe ich ſicher erfahren, daß Franceſkas Pflege und die Geſchicklichkeit eines deutſchen Arztes Dein Leben gerettet hat. Gott weiß es, ich wünſche den braven Korſen alles Glück, obgleich ich wenig Hoffnung habe; der ſeltſame König hat zwar die Begeiſterung des Volkes belebt, aber durch ſein kernloſes Unternehmen die Lage der Inſel nur noch mehr verwirrt. Welche Wendung nun auch das Schickſal des unterdrückten Volkes nehmen wird, ſo wünſche ich doch Nichts ſehnlicher, als daß Du, wie ich, glücklich und ſobald wie möglich, aus dieſem Lande — einer Inſel der Bezauberung für uns — entrinnen mögeſt. Ich habe keine Ruhe, bis ich erfahre, daß Du der Gewalt der Menſchen entgangen biſt, die uns in ihr dunkles Treiben zu verwickeln ſtreben. Wie unglücklich bin ich. Weit weg riefen mich Pflicht und Verhältniſſe, aber ich werde nicht ruhen, bis ich Dich, hoffentlich zum geordneten, ruhigen Leben zurückgekehrt, wiederfinde."

„Walſeth."

Beigefügt war eine Adreſſe nach Bordeaux und eine Bitte an Julius, die erſten Augenblicke einer freiern Lage und einer ſichern Gelegenheit zu benutzen, um ihm Nachricht zu geben.

Dieſes Schreiben beruhigte Julius in doppelter Hinſicht über die Lage ſeines Freundes. Oft hatte er ſich's vorgeworfen, daß Walſeths treue Freundſchaft dieſen aus ſeiner ſtillen, bürgerlichen Laufbahn herausgeriſſen, in ſein verworrenes Leben hineingezogen hatte. Es war ihm lieb, daß er ſich ihn jetzt in einer ruhigern Lage, zu ſeinen gewohnten Beſchäftigungen zurückkehrend denken durfte, und dieſes tröſtete ihn eben ſo ſehr, als die Nachricht, daß er glücklich großen Gefahren entgangen ſei. Aber weicher geſtimmt durch die Schwäche, die ſelbſt die kräftige Natur noch nicht zu überwinden vermochte, konnte er ſich die weite Entfernung von ſeinem Freunde, die lange Trennung auf eine unbeſtimmte Zeit, ja die Wahrſcheinlichkeit, daß er ihn vielleicht nie wiederſehen würde, nicht ohne tiefe Wehmuth denken. Er fühlte ſich allein, er vermochte es kaum zu ertragen, daß er von jetzt an, noch von dunkeln, wenig aufgeklärten Ereigniſſen umgeben, die ſüße Gewohnheit des vertrauten Umganges mit einem ſo ſeltenen, treuen Freunde entbehren ſollte, und noch nicht geſtärkt genug, um einen entſchiedenen Entſchluß zu faſſen, verfiel er in einen ſchweren Trübſinn, der durch Franceſkas zunehmende Schwäche und ſtillen Gram noch tiefer Wurzel faßte, und den der Obriſt, der Arzt und der treue Baptiſto vergebens zu unterdrücken ſuchten.

Der Kommandant war verſchwunden, und Franceſka hielt ſich für überzeugt, daß man auf neue gefährliche Angriffe von ſeiner Seite gefaßt ſein müßte.

Er weiß jetzt, daß ſein Verſuch, Dich zu ermorden, entdeckt iſt, warnte ſie beſorgt Julius. Dieſes wird ihn nur mehr erbittern, und ich lebe Deinetwegen in beſtändiger Angſt.

Der Obriſt und Baptiſto konnten ihr nicht Unrecht geben, der Letztere glaubte ſich eben ſo wenig ſicher, und ſie ſannen nur darüber nach, wie ſie entweichen könnten.

Wochen ſchlichen indeß langſam und trübe hin. Franzeſka ließ ſich faſt gar nicht mehr ſehen. Als die Geſundheit des Geliebten ſo weit vorgerückt war, daß er der beſondern Pflege nicht mehr bedurfte, überließ ſie ihn ganz Baptiſto, und es war deutlich, daß ſie ſeine Nähe mied. Dahingegen hatte der Arzt ſich an ſie angeſchloſſen, ſie brachten viele Stunden einſam mit einander zu, und dieſer Umgang hatte auf ihr Verhalten, auf ihre Geſinnung einen auffallenden Einfluß.

Wenn ſie auch immer mit ſtiller Ergebung litt, ſo konnte ſie doch manche leidenſchaftliche Aeußerung, die das Feuer eines gewaltſam bewegten Gemüths verrieth, nicht unterdrücken. Dieſe waren nun ganz verſchwunden. Ein rührender, ſtill duldender Friede ſprach ſich aus den wehmüthig trüben Augen aus, und wenn Julius, der jetzt die Stube verlaſſen durfte, über die langen, düſtern Gänge nach ihrem fernen finſtern Gemache hinſchlich, fand er ſie oft in Thränen gebadet, vor einem Kruciſixe knieend, in ſtilles Gebet verſunken. Je mehr ſie ſich von ihm zu trennen ſuchte, deſto mehr fühlte er das Bedürfniß, ſie aufzuſuchen, ja es war ungewiß, ob er das tiefe, wehmüthige Gefühl, welches ihn fortdauernd zu der ſtill Leidenden, in Reue Verſunkenen hinzog, nicht Liebe nennen ſollte, ob er ſich nicht bekennen müßte, daß die alte Neigung wieder wach werde, obgleich ſie ſich ſo ganz anders, mild, weich, allen Genuß ausſchließend, geſtaltete, als in jenen Tagen der feurigen Glut, die ihm wie eine furchtbare Verlockung erſchien.

Täglich überlegten nun Julius und Baptiſto mit den älteren Freunden, wie ſie die Inſel verlaſſen könnten. Es war dem Obriſten gelungen, Baptiſto zu überzeugen, daß eine Entfernung unter den gegenwärtigen Umſtänden, da er ja doch ſein Leben unthätig in der Verwirrung, die er nicht zu heben vermöchte, zubringen müßte, für ihn das Rathſamſte wäre, und ein verborgener Grund, den er andeutete, ohne ihn zu entdecken, ſchien ihn fortzutreiben. Aber, wie ſollten ſie fortkommen? Baptiſto fand es ſeiner unwürdig, ſich ohne Erlaubniß ſeines Feldherrn, ja des Königs fortzuſchleichen, und Julius konnte ſich nicht entſchließen, ein Verhältniß, in welches er durch eigene freie Wahl getreten war, auf eine ſo unſchickliche Weiſe aufzuheben, und dann hielt ihn Franzeſka immer feſter. Er vermochte es nicht, ſich von ihr zu trennen, und ihre Leiden, ihre Krankheit feſſelten ihn jetzt ſtärker, als ihre ſtolze Schönheit, ſeine eigene glühende Leidenſchaft früher. Alle ihre Ueberlegungen ſcheiterten an unüberwindlichen Schwierigkeiten, als ein Schiff in dem Hafen von Aleria erſchien und dem Obriſten Nachrichten brachte, die ſeine ſchleunige Abreiſe unvermeidlich machten. Auch der Arzt entſchloß ſich mit ihm nach Rom zurückzugehen, und eine kleine Felucke lag ſchon bereit, ſie nach Oſtia zu bringen. Der Obriſt riß ſich ungern von ſeinen jungen Freunden, die er in einer ſo bedenklichen Lage verlaſſen mußte, los; der Arzt brachte noch die letzten Augenblicke eingeſchloſſen mit Franzeſka zu, und Julius, ſchon längſt überzeugt, daß ihre Unterhaltungen religiöſer Art waren, dankte dem freundlichen, ſtillen Manne, deſſen Kunſt ihm das Leben gerettet hatte, daß er Franzeſka den einzigen Troſt gab, der für ſie übrig blieb, und den er ihr zu reichen ſich noch fähig fühlte.

Als dieſe treuen Männer fort waren, fühlten die Zurückgelaſſenen ſich völlig einſam; Franzeſkas Gram, Julius Trübſinn warfen auch auf Baptiſto, der ſich in ſtiller Sehnſucht nach Marton verzehrte, einen finſtern Schatten, und immer einſylbiger wurde die Unterhaltung, immer trüber die Stimmung der drei Verlaſſenen, die einſam in den wüſten Räumen herumirrten. Zwar umringte Baptiſto, wenn er ſich auf der Straße blicken ließ und eben ſo Julius, wenn er ſpät, um friſche Luft zu ſchöpfen, zur Stadt hinauszuſchleichen ſuchte, nicht ſelten ein Haufe, der die Helden jubelnd begrüßte, zwar drängte ſich, als man die Wiederherſtellung der Verwundeten erfuhr, mancher Beſuch zu ihnen; aber um jeder Huldigung zu entgehen, blieben ſie zuletzt faſt immer in [illegible]r finſtern Wohnung eingeſchloſſen, und die Beſuche ſuchten ſie unter dem Vorwande, daß ſie noch der Ruhe bedürften, ſo viel, wie möglich, abzulehnen, immer in ſtille Einſamkeit zurückgezogen, nur mit ſich ſelbſt und ihrem Zuſtande beſchäftigt.

Da erſchollen die Gerüchte von der bedenklichen Lage der Inſel. Die korſiſchen Truppen wurden immer mehr von den Genueſern gedrängt, keine bedeutende Hülfe erſchien, und der König ſelbſt hatte eingeſehen, daß er ſich nicht länger auf der Inſel halten könnte, wo er nicht allein den offenen Angriffen der Feinde, ſondern auch den Dolchen der Misvergnügten preisgegeben war. Er hatte in Sartine die Korſen verſammelt, ſeine Verſprechungen erneuert; und ſo groß war ſein Einfluß auf die Gemüther, daß alles bisherige Mistrauen ſeinen Ueberredungen weichen mußte, daß man ihn noch in der Abweſenheit als König anzuerkennen beſchloß, daß die Misvergnügten ſelbſt jetzt, da er die Inſel verlaſſen wollte, ſich an ihn anſchloſſen. Ja auch Paoli unterſtützte dieſen Beſchluß des Volks und der Großen, verſöhnte ſich mit dem Könige und unterſchrieb die öffentliche Erklärung, daß Theodor als anerkannter König von Korſika die Inſel verlaſſe, um in der Ferne ſeinem Volke nützlicher zu ſein, als er es, unter den jetzt obwaltenden Umſtänden, durch ſeine Gegenwart ſein konnte. Paoli, Giafferi und Ornano war während ſeiner Abweſenheit die Regierung der Inſel anvertraut. Baptiſto und Julius waren über dieſe Vorgänge erſtaunt, und konnten ſich das ſcheinbar Zweideütige in dem Benehmen Paolis nicht erklären.

Kaum war dieß Gerücht erſchollen, als man eine große Bewegung in der Stadt wahrnahm. Alles drängte ſich nach den nächſten Hügeln, auch Baptiſto und Julius ſuchten der Menge zu folgen. Von Süden ſah man einen großen Volkshaufen herkommen, Truppen, Bürger, Weiber, und erfuhr, daß der König nach Aleria käme, um da ſich auf eine provenzaliſche Tartane zu begeben, die bereit lag, ihn nach Livorno zu bringen, daß alle Einwohner, wo er durchkäme, ſich aufgemacht hatten, ihn zu begleiten, daß die Begeiſterung für ſeine Perſon, das Vertrauen auf ſeine Verſprechungen nie größer geweſen wäre, als jetzt, da er ſie verlaſſen wollte. Als Baptiſto und Julius ſich von dieſer lärmenden Annäherung des Königs überzeugt hatten, ſuchten ſie ſich durch das Gedränge der Menſchen, deren Aufmerkſamkeit durch die herannahenden Schaaren beſchäftigt war, hindurchzuſchleichen, und es gelang ihnen, ſeltſam bewegt, die ausgeleerte, öde Stadt und die einſamen, wüſten Wohnungen zu erreichen. Hier hatten ſie die Ankunft des ſeltſamen Menſchen vor wenigen Monaten erwartet, und hier ſollten ſie nun die Abreiſe des entweichenden Königs erleben.

Franzeſka war, als ſie die Annäherung des Königs erfuhr, ſichtbar erſchrecken, ſie zitterte, und die herrſchende Bläſſe des Geſichts wechſelte mit einer plötzlichen Röthe.

Gott, rief ſie, wenn der ſchreckliche Menſch mich mit ſich fortſchleppt! Habe ich Unglückliche es nicht geduldet, daß er mich ſeine Tochter nannte? Was werde ich antworten können, entgegnen dürfen, wenn er fordert, daß ich ihn begleiten ſoll?

Sie war ſo heftig bewegt, daß die Freunde die gefährlichſten Folgen fürchteten. Zwar ſuchten ſie ſie zu tröſten, aber wenig vermochte ein Troſt, der nicht auf der eigenen Ueberzeugung ruhte. Sie mußten vielmehr bekennen, daß ſie nicht einzuſehen vermöchten, welchen Einfluß die Gegenwart des Königs und ſeine Abreiſe auf ihre eigene Lage haben würde. Beſonders war aber Julius ſowohl ſeinet, als Franzeſkas wegen äußerſt beſorgt. In großer Unruhe erwarteten ſie den Ausgang einer Begebenheit, die ihre nächſte Stellung ſo drohend und plötzlich zu verändern ſtrebte.

Indeſſen zeigte das ferne Murmeln ſchon an, daß der Haufe ſich der Stadt näherte. Bald wimmelte es in allen Straßen, das Volk drängte ſich; aber keine laute Stimme ließ ſich hören. Baptiſtos Reiter eröffneten den Weg, und durch ihre Reihen ritt der König, von den Generalen und mehreren Großen begleitet. Er ſtieg ab in einem anſehnlichen Hauſe, auf dem nämlichen Platze, auf welchem die Freunde beherbergt waren, ihrer Wohnung grade gegenüber.

Man hörte das Wehklagen des Volks, es drängte ſich weinend, klagend um ihn, als er die Stufen nach der Wohnung hinaufſtieg. Franzeſka ſtarrte nach dem Hauſe hin, und ihre Angſt wuchs. Die Freunde waren unentſchloſſen, was ſie thun ſollten. Sie hatten ſich, noch ehe der Obriſt Aleria verließ, an Paoli gewandt und den Wunſch geäußert, daß es ihnen erlaubt ſein möchte, die Inſel zu verlaſſen, um in einer ruhigeren Gegend ihre völlige Wiederherſtellung abzuwarten. Noch hatten ſie keine Antwort erhalten und beſorgten, daß dieſe Bitte eine ungünſtige Aufnahme gefunden haben möchte. Sie fanden es indeſſen nothwendig, ſich bei dem Könige zu melden. Schon bereiteten ſie ſich zu dieſem unangenehmen Beſuche, als ſie eine Menge Menſchen aus der königlichen Wohnung heraustreten ſahen. Er ſelbſt erſchien, die Generale und mehrere Anführer folgten ihm. Sie ſahen ihn mit ſeinen Begleitern über den Platz gehen und merkten nun, nicht ohne Schrecken, daß er grade auf ihr Haus zuſchritt. Eilig entfernte ſich Franzeſka, und kaum war ſie verſchwunden, als ein Diener eintrat, den königlichen Beſuch anzukündigen. Baptiſto und Julius eilten, erſtaunt über eine ſolche Herablaſſung, verlegen, den König in dem wüſten Gemache zu empfangen, ihm entgegen, und er trat kurz darauf herein. Er blickte um ſich, als vermißte er Etwas, faßte ſich aber ſchnell und ſprach die Freunde an:

Unter den bewunderungswürdigen Thaten der Korſen, die dieſen Freiheitskampf verherrlichen, trat Eure als eine der glänzendſten hervor. Das Wohl des Landes fordert es, daß ich auf eine Zeitlang dieſe Inſel verlaſſe. Ich gehe, um mit bedeutenden Hülfsmitteln, um mit Truppen wieder zu erſcheinen, ich gehe, um deſto ſchleuniger dieſen unſeligen Kampf zu beendigen, meinen theuern Unterthanen Frieden und Freiheit zu verſchaffen. Wie meine Ankunft von dem Jubel, iſt meine Abreiſe von Klagen und Thränen begleitet. Aber nicht lange ſoll dieſe Trauer dauern; und wie darf ich an der heiligen Sache der Korſen verzweifeln, wenn ſie dieſes Vertrauen feſthalten, wenn ich ſehe, wie ein günſtiges Geſchick dem Lande, wie durch ein Wunder, Helden erhalten hat, deren Verluſt wir ſchon beweinten. Ich bin hieher gekommen, damit alle Einwohner erfahren mögen, wie hoch ich Euern allgemein bewunderten Muth achte, und der Beſuch Euers Königs iſt der Ausdruck der allgemeinen Huldigung, die laut gewordene Aeußerung der öffentlichen Meinung, die ausgeſprochene Bewunderung des ganzen Volks.

Er ließ ſich die Zeichen des von ihm neuerrichteten Ritterordens der Befreiung geben, um ſie den beiden Helden umzuhängen, und ſchloß ſeine Rede, indem er ſagte:

Wie ich durch den General Paoli erfahren habe, wünſcht Ihr, in einem ruhigen Lande Eure völlige Wiederherſtellung abzuwarten. Ich billige dieſen Wunſch, ertheile Euch die Erlaubniß, Euch einen bequemen und ſichern Aufenthalt aufzuſuchen. Ihr werdet die erſten Augenblicke Eurer wieder erneuerten Kraft benutzen, um Euch neue Kränze zu erwerben; wir werden noch alle heitere und glückliche Tage erleben, Tage, die mich in den Stand ſetzen werden, ſo viele Treue und Standhaftigkeit, ſo viel Muth zu belohnen.

Julius war zu ſehr von widerwärtigen Gefühlen gequält, zu ſehr durch Franzeſkas Lage geängſtigt, als daß er hätte antworten können. Baptiſto nahm für ihn das Wort mit, er ſprach, daß er bis zu dem letzten Athemzuge für Korſikas Freiheit kämpfen würde, daß die Hoffnung, die Selbſtſtändigkeit, das Glück ſeines Landes zu erleben, allein dem Leben in ſeinen Augen einen Werth gäbe, daß er ſie nie aufgeben werde. Er konnte es aber nicht über ſich gewinnen, durch irgend eine Aeußerung anzudeuten, daß er ſie von einem Manne erwartete, den er geringſchätzen mußte.

Der König ſchien dieſe Vernachläßigung nicht zu bemerken, ging auf Julius zu und forderte dieſen auf, ihn zu Franzeſka zu führen. Er befahl ſeinem Begleiter zurückzubleiben, und als ſie in Franzeſkas einſames Gemach traten, fanden ſie dieſe, in Thränen gebadet, faſt ohnmächtig, und die Dienerin beſchäftigt, ſie zu tröſten, zu ſtärken. Der plötzliche Schrecken ſchien, als der König ſich ihr näherte, ihre letzte Kraft noch zu beleben. Sie ſtarrte ihn an. Er war zwar bei dem Anblicke ihrer elenden, blaſſen Geſtalt überraſcht, aber nicht gerührt. Es war nicht die kalte Härte, die jedes Gefühl der Theilnahme abweiſt, es war die dürre Leere eines für alle Liebe abgeſtorbenen Gemüths. Nie erſchien er Julius widerwärtiger, ja grauenhafter, und ſelbſt abſtoßende Kälte würde ihm wie ein Zeichen des Lebens dieſer ſtumpfen Gleichgültigkeit gegenüber erſchienen, würde ihm willkommen geweſen ſein. Ein ſolcher Zuſtand des Gemüths kann mit gleicher Leichtigkeit die Maske der Liebe und des Haſſes annehmen, er kann, wenn es äußere Verhältniſſe wollen, Alles gewähren, weil kein innerer Grund vorhanden iſt, Etwas abzuſchlagen. Julius machte, um die Qual des armen Mädchens abzukürzen, den

König auf ihren elenden, ja gefährlichen Zuſtand aufmerkſam.

Die Gefahr, in welcher ich lange ſchwebte, ſagte er, die Angſt und Anſtrengung der Pflege hat mein Leben gerettet, aber ihre Geſundheit zerrüttet. Ihre Krankheit fordert Ruhe. Ich hoffe, daß Euer Majeſtät erlauben werden, daß ſie mich begleitet.

Es ſei, antwortete der König, ich ſehe beſchwerlichen, unruhigen Tagen entgegen, ich kann die Begleitung eines kranken Mädchens, das in meiner Nähe weder Pflege, noch Ruhe finden würde, nicht wünſchen.

Franzeſka ſchöpfte Athem, ja ſo erfreulich war ihr in dieſem Augenblicke dieß unerwartete Verſprechen, daß aller Kummer verſchwunden ſchien, daß ſie, als wäre die alte Kraft und Stärke wiedergekehrt, plötzlich aufſprang und mit einem lauten Rufe des Entzückens Julius umarmte. Seit langer Zeit hatte ſie ſich ſcheu vor ihm zurückgezogen, und er erſchrak über dieſe gewaltſame Aeußerung der Freude.

Jeder erſtaunte über die äußere Ruhe und ſichere Haltung, mit welcher der König unter ſo bedenklichen Umſtänden hervortrat. Das Volk erfuhr bald die Abſicht des königlichen Beſuchs, und was vorgegangen. Ein lautes Geſchrei: Es lebe König Theodor, es leben die Helden Baptiſto und Julius! erſcholl es von der

Menge, die ſich um die Wohnung der Freunde gedrängt hatte, erneuerte ſich, als dieſe mit dem Könige erſchienen, und verlor ſich in Klagen und Trauer, als dieſer das Schiff beſtieg und, umringt von vielen Tauſenden, die Inſel verließ.

Paoli brachte nach der Abreiſe des Königs den Abend vertraulich mit den Freunden zu. Sie konnten ihre Begierde, über ſein eigenes Benehmen, welches ſie nicht zu faſſen vermochten, Aufſchlüſſe zu erhalten, nicht unterdrücken, und Paoli ſchien ſelbſt nicht weniger begierig, ihnen dieſe Aufſchlüſſe zu ertheilen.

Je länger ich dieſen ſeltſamen Mann beobachtete, deſto inniger ward meine Ueberzeugung, daß man ihn als einen Wahnſinnigen betrachten müſſe. Herumgetrieben in ſtets wechſelnden Verhältniſſen, bald in eine ſcheinbar glückliche Lage verſetzt, deren Unſicherheit ihm nur zu bekannt war, dann plötzlich von allem Glücke verlaſſen, ohne wahre, feſte Geſinnung, nur entſchloſſen, durch jedes Mittel jede Gelegenheit zu ergreifen, die günſtig entgegentrat, dadurch in immer größere Verwickelungen, deren Anfang und Ende er ſelbſt nicht zu überſehen vermochte, hineingezogen, hat er das allgemeine menſchliche Gefühl, das ordnende Maaß der Anſchauung verloren und betrachtet die Dinge der Welt wie ein betrunkener, närriſcher, raſender Menſch.*) Zu allen Zeiten bewieſen gewiſſe Arten des Wahnſinns einen beſondern Einfluß auf die Menſchen und erſchienen nicht ſelten als höhere Inſpiration. Die Zuverſicht, mit welcher ein ſolcher Menſch ſeinen einmal gefaßten Wahn feſthält, das inſtinktartige Geſchick, mit welchem er handelt, der Scharfſinn, der oft grade bei den Wahnſinnigen einen höhern Grad erreicht, feſſelt die Menge, die, ſelbſt wenig nachdenkend, von irgend einem Wunſche, irgend einer Hoffnung leidenſchaftlich angeregt, in dieſem feſten, ſtarren Sinne einen unwandelbaren Stützpunkt zu finden meint. Daher der Zauber, den dieſer unglückliche König über das Volk ausübt. Ich hätte dieſe geheime Gewalt benutzt, ohne ſie zu zerſtören, wenn ſie nicht eine gefährliche Richtung genommen hätte. Aber die **Grimaldis**, erſt im Verdacht verrätheriſcher Verbindungen mit den Genueſern, haben gewußt, ſich bei ihm einzuſchleichen. Durch den inſtinktartigen Scharfſinn des Wahnſinns entdeckte der König bald, daß wir ihn durchſchauten, viele Aeußerungen bewieſen ſeine Furcht, und die Grimaldis, beſonders der Kommandant von Aleria, der Euch mit dem furchtbarſten Haſſe verfolgt, wußten die Gemüthsſtimmung zu benutzen. Bald zeigten ſich die Wirkungen der geheimen Einflüſterungen. Der König äußerte ein entſchiedenes Mistrauen gegen Deine Reiter, die bis dahin ſeine Garde bildeten, und das dadurch erzeugte Misvergnügen galt ihm für einen Beweis, daß ſein Verdacht gegründet wäre. Die wechſelſeitige Spannung ſteigerte ſich täglich. Wo einer der Grimaldis ſich blicken ließ, wurde er von den Reitern beſchimpft, von dem Könige vertheidigt, und wir konnten die unglücklichſten Folgen dieſer Misverſtändniſſe erwarten. Da ſchlug ich dem Könige vor, meine Truppen von den ſeinigen zu trennen. Er gerieth in Wuth, glaubte in dieſem Vorſchlage Verrath zu erblicken und überließ ſich einem ſo unſinnigen Zorne, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mich ſtillſchweigend von ihm zu trennen; ein Schritt, der unvermeidlich war, wenn nicht die gefährlichſten Feindſeligkeiten losbrechen ſollten. Die Grimaldis, die auch Giafferi gewonnen hatten, wagten nicht ſich dieſer Trennung zu widerſetzen, und als das Volk durch die Anklage des Königs nicht dahin gebracht wurde, mich als einen Verräther zu betrachten, hielt er es für klüger, den zweifelhaften Kampf gegen mich aufzugeben und die Grimaldis, wenigſtens äußerlich, fallen zu laſſen. Indeſſen fing das Vertrauen, welches er bisher genoß, auf eine ſehr bedenkliche Weiſe an zu ſchwanken, neue Hülfstruppen der Genueſer drängten die Unſrigen fortdauernd in die Gebirgsthäler hinein, die Summen, über welche der König gebieten konnte, reichten nicht hin, und als ich vernahm, daß es ſeine Abſicht ſei, die Inſel zu verlaſſen, hielt ich es auf alle Weiſe für heilſam, mich wieder an ihn anzuſchließen. Die herannahende Abreiſe, ſeine Klagen, ſeine Vorwürfe, ſeine erneuerten Verſprechungen gewannen die Herzen der Korſen, und jetzt konnte er, entfernt von der Inſel, als ein Vereinigungspunkt der getrennten Gemüther dienen. Ich zweifelte gar nicht, wie ich ihn kennen-gelernt hatte, daß die fixe Idee, als König in Korſika zu regieren, ihn auch in der Entfernung ganz beherrſchen würde, ich war überzeugt, daß er, mittelbar auf die mit ihm Verbündeten einwirkend, mehr ausrichten würde, als in unſerer Mitte, und in Verbindung mit Giafferi und Ornano konnte ich als ſein Stellvertreter mit größerer Zuverſicht handeln, als wenn es in meinem eigenen Namen geſchähe. Meine Hoffnung, daß Korſika als ſelbſtſtändiger Staat aus dieſem Kampfe hervortreten werde, iſt verſchwunden. Ich habe die ſicherſten Nachrichten, daß Frankreich die Genueſer auf das Nachdrücklichſte mit einem bedeutenden Heere unterſtützen wird. Gegen dieſe Gewalt vermögen wir freilich nichts. Es bleibt uns nichts übrig, als uns, ſo lange wir es vermögen, den Feinden entgegenzuſtellen. Ich kann nicht glauben, daß Frankreich ein Intereſſe daran hat, uns der Willkür der Genueſer unbedingt zu überliefern, und je ſtandhafter unſer Widerſtand erſcheint, deſto günſtiger werden die Bedingungen der Unterwerfung ſein. So iſt es meine Abſicht, den Kampf fortzuſetzen, ſo lange ich es vermag, und, wenn die Unterwerfung nicht mehr zu vermeiden iſt, mir einen friedlichen Aufenthalt in einer andern Gegend zu ſichern, um mich, meinen Sohn und Dich, lieber Baptiſto, den ich auch wie meinen Sohn liebe, für einen günſtigern Zeitpunkt zu erhalten. Euch aber rathe ich, Eure Abreiſe zu beſchleunigen. Zwar ſind die Grimaldis zum Theil geſtürzt, augenſcheinliche Beweiſe ihrer verrätheriſchen Verbindungen mit den Genueſern ſind in meinen Händen; aber dennoch dauert ihr geheimer Einfluß fort, ihre Anhänger ſind gefährlich, nicht durch öffentlichen Widerſtand, wohl aber durch geheime Ränke. Der Kommandant beſonders, der jetzt wieder in Aleria iſt wird Alles aufbieten, Euch in ſeine Gewalt zu bekommen, ja Euer Leben iſt in Gefahr. Ich habe eine Felucke beſtellt, die hier eine Ladung einnimmt. Dem Schiffer dürft Ihr unbedingtes Vertrauen ſchenken, und während Ihr öffentlich die Anſtalten trefft, mit einem andern Schiffe ſpäter abzuſegeln, um die Aufmerkſamkeit abzulenken, könnt Ihr Euch früher insgeheim auf dieſer Felucke einſchiffen. Die Bewegungen der Feinde zwingen mich, Aleria morgen früh ſchon zu verlaſſen. Ich laſſe hier einige Mann von Deinen vertrauteſten Reitern, Baptiſto, zurück. die Euch ſchützen werden, bis Ihr glücklich das Schiff beſteigen könnt. — Gott weiß, ſetzte er wehmüthig hinzu, in welcher Lage wir uns wiederſehen. Unter traurigen Ausſichten gehe ich einem zweifelhaften Kampfe entgegen. Das Schickſal der unglücklichen Inſel, die Lage meiner Freunde erfüllt meine Seele mit bangen Ahnungen, ich kann keinen fröhlichen Hoffnungen, die früher meine Bahn erhellten, gebieten, daß ſie mir tröſtend entgegentreten. Euch aber beſchwöre ich, achtet auf Alles, auf jeden Schritt des Kommandanten, ich habe keine Ruhe, bis ich erfahre, daß Ihr die Inſel verlaſſen habt.

---

*) Boswell, an Account of Corsica. 2. Edit. Lond. p. 106. But the truth is, Theodore was a most singular man, and had been so beaten about, by change of fortune, that he had los the common sentiments of mankind and viewed the things as one who is mad or drunk, or in a fever. — Die Meinung der Großen in Korſika, wahrſcheinlich auch Paſcal Paolis.

Baptiſto verſicherte, daß ſie Beweiſe der hinterliſtigen Geſinnung des Kommandanten hätten, erzählte den Verſuch, Julius zu vergiften, und Paoli billigte das Verfahren Baptiſtos.

Wehrt jeden Verſuch, ſo viel möglich, ab; aber hütet Euch, öffentlich gegen den Kommandanten aufzutreten; nicht eher dürfen wir ihn angreifen, bis wir ſicher ſind, daß er uns nicht zu entſchlüpfen vermag.

Zwar ſehe ich es ein, daß unſere Lage hier nicht ohne Gefahr iſt, ſagte Julius, aber dennoch iſt unſere Abreiſe in dieſem Augenblicke unmöglich. Franzeſkas Krankheit hat auf eine höchſt bedenkliche Weiſe zugenommen. Ihre Gemüthsſtimmung iſt zwar ruhiger, ſie ſcheint erleichtert, ſeit der König die Inſel verließ.

Ich bin jetzt ganz aus der Gewalt dieſer Menſchen, ſagte ſie mir, die meine Jugend, meine Unſchuld tödteten. Gott hat mich aus ihren Händen gerettet.

Aber dieſe innere Ruhe hat nicht auf ihre Geſundheit gewirkt. Ihre Krankheit hat vielmehr zugenommen, die Reiſe kann ſie ohne augenſcheinliche Gefahr nicht antreten, und ich darf, ich kann ſie nicht hier hülflos zurücklaſſen.

Paoli ging unruhig auf und ab.

Jede Stunde in Aleria bringt Euch neue Gefahren, ſagte er. Es ſind nicht die Grimaldis allein und ihre Anhänger, die Euch bedrohen, auch der König trachtet nach Euerm Leben.

Der König? riefen Beide erſtaunt.

Könnt Ihr zweifeln? Weiß er nicht, daß Ihr ihn durchſchaut habt? Muß er nicht fürchten, daß Franzeſka Euch Verhältniſſe entdeckt hat, die nie offenbar werden dürfen? Franzeſkas Begleiterin iſt ſeine Kreatur, ein Vertrauter ſah ſie nach der Wohnung des Kommandanten ſchleichen, und die Krankheit des Mädchens iſt ohne allen Zweifel ihr Werk. Darf ich ſie beſuchen?

Julius bat um die Erlaubniß, ſie auf dieſen Beſuch vorzubereiten. Sie ſchien ihn ſogar zu wünſchen, und Paoli fand ſie, ſchwer athmend, die Augen matt, faſt wie gebrochen; eine Todtenbläſſe bedeckte die Wangen, auf den Lippen war keine Spur von Röthe, und der kalte Schweiß perlte auf der Stirn. Sie grüßte ihn freundlich.

Ich werde bald ausgerungen haben, ſprach ſie leiſe, bewacht meinen Freund, ſeid ſein Schutzgeiſt in dieſem Lande, wo heimlicher Tod und Verrath ihn umgeben.

Paoli war erſchüttert; er ſuchte ſie zu tröſten. —

Ich fürchte den Tod nicht, ich habe keine Rettung, als durch ihn; ich habe ihn Monate lang ſehnlich herbeigewünſcht; wie ſollte ich zittern, jetzt, da er erſcheint, der langerſehnte?

Als Paoli zu den Freunden zurückkam, ſagte er: Franzeſka wird Eure Abreiſe nicht lange verzögern, der Tod ſitzt auf ihren blaſſen Lippen, hat ihre Augen, wie der tiefe, ſtille Kummer ihr Herz, gebrochen.

Julius erſchrak; zwar hatte er ſich ſelber oft geſagt, daß für ſie keine Rettung mehr wäre, ſich gedacht, daß der Tod ihr wünſchenswerth erſcheinen müſſe; aber er dachte ſich ihn nie ſo nahe. Paoli trennte ſich mit ſchwerem Herzen und ſpät von den Freunden. Julius brachte die Nacht in wilden Träumen zu, und früh am Morgen wurde er aufgeweckt, Franzeſka wünſchte ihn zu ſprechen.

Er eilte zu ihr hin. Sie empfing ihn mit einem feierlichen Ernſt, auf ihren blaſſen Wangen ſpielte ein flüchtiges Roth, die Augen ſchienen ihren alten Glanz erhalten zu haben, und ſie bat ihn, ſich an ihrem Lager niederzulaſſen. Die Begleiterin erhielt den Befehl, die Stube zu verlaſſen. Sie ſchien es nicht zu hören. Julius wiederholte den Befehl der Gebieterin, ſie widerſetzte ſich, und obgleich ihn ein widerwärtiges Gefühl in dieſem Geſchöpfe ſchon lange eine Kupplerin vermuthen ließ, ſo erſchien ſie ihm doch nie ſo abſtoßend, ſo grauenhaft, wie jetzt. Ruhig erhob er ſich, ſchob die ſich Sträubende zur Thüre hinaus, ſchloß dieſe ab und ſetzte ſich ſtill an das Bett der ſterbenden Franzeſka.

Der Augenblick iſt da, ſagte ſie, den ich lange herbeigewünſcht und gefürchtet habe, ich darf ihn nicht verſchieben, weiß ich doch nicht, ob der nächſte in meiner Gewalt iſt. Es iſt, als wenn das Bewußtſein, daß ich jetzt meine letzte, ſchwerſte Pflicht zu erfüllen habe, mir eine wunderbare Stärke verleihen wollte. Ich fühle mich ſtark, geſund, wie ſeit langer Zeit nicht, und dennoch durchdringt mich die Gewißheit, daß der Tod nahe, ganz nahe iſt. — So höre denn ruhig mein Bekenntniß, lerne die Schlingen kennen, denen Du glücklich entronnen biſt, und wie Du zu meiner Rettung beſtimmt warſt.

Mein Vater war ein armer franzöſiſcher Edelmann, der durch Spiel und mancherlei in den höhern Klaſſen nur zu oft geduldete Machinationen ſeinen Mangel an Vermögen zu erſetzen ſuchte. Er verführte die Tochter eines ſpaniſchen Granden, und meine Geburt wurde verheimlicht. In einem Dorfe im Königreiche Navarra, am Fuße der Pyrenäen, verlebte ich meine Kindheit in dem Hauſe eines wohlhabenden Pächters. Meine Pflegemutter war eine ſehr brave Frau. Unbekannt mit meiner Herkunft, galt ich den Leuten, wie mir ſelbſt, für eine Verwandte des Pächters, und ſeine Tochter, von meinem Alter, war meine Geſpielin und beſte Freundin. Eine bedeutende Unterſtützung, die der Pächter auf geheimem Wege erhielt, um meine Erziehung zu beſorgen, ſetzte ihn in den Stand, auf einem beſſern Fuße, als die übrigen Einwohner des Dorfes, zu leben, und der Pfarrer des Orts beſorgte meinen Unterricht. So verlebte ich dreizehn glückliche Jahre in ungeſtörter ländlicher Ruhe und Unſchuld, von der Pflegemutter geliebt, mit meiner Geſpielin in ſchönſter Eintracht; ich hatte kaum eine Ahnung von der mir fremden Welt, und meine Wünſche und Begierden reichten nicht über meine enge Umgebung hinaus. Noch immer ſchwebt mir das ſchöne, heitere, friedliche Thal wie in beſtändigem Sonnenſcheine vor der Seele. Es war die glücklichſte Zeit meines Lebens. Ich war in dieſem Alter ſchon völlig entwickelt, keimende Gefühle, die ich ſelbſt nicht verſtand, fingen an mich zu beunruhigen, und ich horchte auf, wenn man meine Schönheit pries, und fing an zu bemerken, daß ich manchem jungen Manne nicht gleichgültig war, obgleich ſie alle mich mit einer Scheu behandelten, die mir um deſto mehr auffiel, da ich bemerkte, wie man bei den übrigen Mädchen nicht ſolche Zurückhaltung zeigte.

Um dieſe Zeit kam ein vornehmer Herr in einer glänzenden Equipage, der ſich ſehr angelegentlich nach mir erkundigte. Er zeigte Briefe von meinen Eltern, er wußte ſich ſo durchaus das Anſehen eines beſonnenen väterlichen Freundes zu geben, daß er bald das Vertrauen meiner guten, unerfahrenen Pflegeältern ganz gewann. Durch ihn erfuhr ich meine Herkunft. Er wohnte auf einem Schloſſe in der Nähe des Dorfes, ſein erſter Beſuch traf nur wie zufällig den Pächter, und er wußte es ihm einleuchtend zu machen, daß ſeine zukünftigen Beſuche geheim ſein müßten. Im Anfange war ſeine Aufführung völlig tadellos, er ſprach mit mir nur in der Gegenwart meiner Pflegeältern, und ich hing mit kindlicher Zärtlichkeit an dem gewandten, freundlichen Manne. Ich erfuhr jetzt erſt, daß meine Herkunft bis dahin zwar mir, aber keineswegs den Dorfbewohnern unbekannt geweſen, und konnte mir zugleich die Scheu, mit welcher ſie meiner Schönheit huldigten, erklären. Aber ich ſelbſt erſchien mir auch von nun an in einem andern Lichte. Eine geheime Eitelkeit faßte tiefe Wurzel in meiner Seele, unbeſtimmte Wünſche zeigten mir eine fremde, zwar unbekannte, aber zauberiſche Welt, der ich eigentlich angehörte, und der gewandte Menſch — es war derjenige, den Du als Fabiani in Amſterdam, als Fario de Suza in Tunis kennen lernteſt, — ſchien meinen innern Zuſtand, meine Sehnſucht genau zu kennen. Bald wußte er Augenblicke, wenn er mich allein ſah, zu benutzen. Er hatte mir eben von dieſer fremden Welt und ihrer Herrlichkeit ſo Vieles zu erzählen, und brach plötzlich ab, wenn meine Pflegeältern oder meine Geſpielin hereintraten. Es gelang ihm dadurch, eine heiße, unruhige Begierde nach vertraulichen Unterhaltungen zu erregen, und, irre ich nicht, ſo ließ ich ſelbſt zuerſt den Wunſch darnach laut werden. Bald kamen wir ganz insgeheim zuſammen, und brauche ich Dir die Folgen dieſer Zuſammenkünfte zu entwickeln? Ich, völlig unerfahren, von keiner Seite durch Rath oder Ermahnung unterſtützt, in dem gefährlichen Alter keimender, halbgeahneter Wünſche und Begierden, dem ſchlaueſten Menſchen preisgegeben. Leider erfuhr ich ſpäter, daß ich ſelbſt von meinen Aeltern ihm übergeben war. Mein Vater hatte das Verhältniß zu meiner Mutter nur als ein vorübergehendes Abenteuer betrachtet, die Hoffnung, ſich mit ihr zu verbinden, hatte er längſt aufgegeben, und meine Mutter hatte einen ſpaniſchen Großen geheiratet. Ihr war es alſo wichtig, daß man nie mein Daſein erführe, und jeder Verpflichtung gegen mich glaubte ſie durch die Unterſtützung, die meine Pflegeältern erhielten, Genüge geleiſtet zu haben. Mein Vater aber, alt geworden in einem wüſten, verworfenen Leben, kannte das ganze weibliche Geſchlecht nur von der ſchlechteſten Seite. So war meine Zukunft Beiden gleichgültig, ja es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ich an den verführeriſchen Menſchen von meinem Vater ſelbſt verkauft worden war. Durch die Kunde von meiner Herkunft, von meiner Geburt, hatte er ohnehin meine Aeltern ganz in ſeiner Gewalt. War es unter dieſen Umſtänden zu verwundern, daß ich plötzlich mit ihm aus der ſtillen Gegend verſchwand? — Ich ſah ſie nie wieder. — Laß mich einen Schleier ziehen über die folgenden acht furchtbaren Jahre meiner Verblendung. Ich durchzog mit dieſem Menſchen Frankreich, England, Spanien und Italien. Bald lebten wir in der höchſten Dürftigkeit, dann in großer Pracht; bald galt ich für ſeine Geliebte, dann für ſeine Frau, dann für ſeine Schweſter. Wir wechſelten Namen eben ſo oft, wie Verhältniſſe, und in kurzer Zeit war ich in die geheimſten Intriguen mehrerer Höfe, in die ränkevollen Unternehmungen ſchlauer Günſtlinge eingeweiht, ja oft die Theilnehmerin ruchloſer Pläne. Oft, wenn wir irgendwo ein Verhältniß recht feſt begründet zu haben glaubten, wurden wir plötzlich geſtürzt. Prinzen ſtießen mich, nachdem ich ſie unbedingt gefeſſelt hatte, verächtlich von ſich; aber zuletzt ſtumpfte ſich, an dieſen Wechſel gewöhnt, das Gefühl ab, keine wahre Neigung keimte in meiner Seele, zuletzt nicht einmal gegen meinen Begleiter, und wenn ſelbſt ein günſtiges Verhältniß lange gedauert hatte, wünſchte ich irgend ein Ereigniß, wodurch es geſtört werden könnte, was dann auch nicht ausblieb. Ich kam nicht leicht in den Fall, wahre Liebe zu täuſchen, ich betrog den, der mich betrügen, benutzte den, der mich benutzen wollte, und der beſtändige Wechſel, dem unſere ſchwankende Lage unterworfen war, der ununterbrochene Sinnenrauſch, die betäubenden Genüſſe aller Art, die unabläſſige Bemühung, wenn irgend ein Verhältniß zerſtört war, ein neues anzuknüpfen, die mannigfaltigen Verwickelungen, in welche jede neue Lage uns brachte, und die beſtändige Aufmerkſamkeit, die eine angeknüpfte Intrigue forderte, ließen mich nie zur Beſinnung kommen. Die Weiber und Mädchen, mit denen ich oft in Berührung kam, ja deren Vertrauen ich gewann, waren ſelten beſſer, als ich, und wo einmal Unſchuld und wahre Liebe auf meiner rauſchenden Bahn hervortrat, da erſchienen ſie mir als eine Art von Stumpfheit, von bedauernswürdiger Beſchränktheit, als ein Gegenſtand des Spottes. Doch eile ich bei dieſer furchtbaren Zeit vorüber.

In Amſterdam waren eine Menge Menſchen unſerer Art verſammelt. Schon lange hatten die Verwirrungen in Korſika die Aufmerkſamkeit ſolcher Abenteurer auf ſich gezogen, und der Baron von Neuhof, der an mehreren Höfen eine vorübergehende Rolle geſpielt hatte, ſchien durch ſeine an Wahnſinn grenzende Tollkühnheit vor Allen geeignet zu ſein, hier bedeutend aufzutreten. Von Dir erfuhr Fabiani, wie er ſich damals nannte, bald durch den Schwiegerſohn des Bankiers van Enkhuyſen, daß Du ein Graf Kronfels ſeiſt. Er ſelbſt war zwar in Deutſchland unbekannt, aber Baron von Neuhof und mehrere unſerer Verbündeten waren mit dem ſächſiſchen Hofe, der durch die polniſche Krone in die verwickeltſten diplomatiſchen Verhältniſſe gerathen war, in mannigfaltiger Berührung, und einer Deiner Verwandten, ein gewiſſer Baron von Landau, war beſonders der Vertraute, den man benutzte. Fabiani war ſchon lange auf Dich aufmerkſam geweſen; dennoch wärſt Du ihren Schlingen wahrſcheinlich völlig entgangen, wenn nicht der Zufall Dich zum Retter des Lebens des Baron von Neuhof gemacht hätte. Ereigniſſe der Art erſcheinen dieſen Menſchen als geheime, magiſche Andeutungen, die ſie ſich jederzeit zu benutzen verpflichtet fühlen, und Fabiani ſuchte nun durch alle Mittel Dich an ſich zu ziehen. Deine lebendige Theilnahme an der Welt, die er Dir aufſchloß, Deine Leidenſchaftlichkeit ließen ihn hoffen, in Dir einen für ihre Zwecke fähigen jungen Mann zu finden, und Dein Spielglück galt in ihren Augen als ein zweites bedeutungsvolles und günſtiges Zeichen. Ich erhielt nun den Auftrag, Dich zu feſſeln, und übernahm ihn gleichgültig und als einen neuen Zeitvertreib, wie ich dergleichen Aufträge ſo oft übernahm. Fabiani ſtellte Dich mir als eine Art ſittlichen und ritterlichen Don Quixote dar, behauptete, daß der bürgerliche Trotz dem verarmten Grafen, der von einem zweiten Sohne abſtammte, und deſſen Ahnen durch eine Mesalliance in Unordnung gerathen wären, ſehr gut ſtände, und ich erwartete einige Beluſtigung. Du weißt, daß ich Dir nicht eben entgegen kam. Als ich Deine Leidenſchaft merkte, zog ich mich ſo ſehr zurück, wie eben nöthig war, um Dich nachzuziehen, und Du bliebſt immer in Ungewißheit, ob ich Dich liebte oder nicht. Plötzlich warſt Du verſchwunden. Fabiani erfuhr, daß er durch ſeine zudringliche Einmiſchung in Deine Angelegenheiten Dir die Augen geöffnet hätte; da aber ſolche Täuſchungen eben nicht ſelten waren, ſo vergaß er Dich leicht. Ich hingegen entdeckte mit Erſtaunen, daß Dein Verſchwinden mir höchſt ſchmerzlich war. Oft ſchwebte Dein Bild vor mir, und es war mir, als müßteſt Du mir wieder erſcheinen, ja Erinnerungen früherer Zeiten, die ich ſeit langer Zeit nicht kannte, traten wieder hervor, mahnten, beunruhigten mich.

In dem Wirbel eines ſtets wechſelnden Lebens gingen indeſſen dieſe Empfindungen bald unter, und wären ohne allen Zweifel auf immer verſchwunden, wenn Du nicht, auf eine ſo unerwartete Weiſe, in Tunis als Sklave erſchienen wärſt. Ich hatte, als ich Dich entdeckte und ſogleich erkannte, Mühe, meine Freude zu verbergen. Daß ich einer ernſthaften Neigung fähig wäre, durften die Menſchen nicht ahnen, und ich ſelbſt war mir zum erſten Male ein Räthſel.

Durch Ripperda, der, obgleich äußerlich in Ungnade, noch immer einen geheimen Einfluß auf das ſpaniſche Miniſterium ausübte, gelang es Fabiani oder Fario de Suza, wie er hier hieß, auf eine Zeitlang als ſpaniſcher Agent, mit ſehr ausgedehnter Vollmacht, in Tunis zu erſcheinen. Hier erſchienen der Baron von Neuhof ſowohl, als Suza in den Augen des Beys als ſehr bedeutende Männer, und beſonders der Erſte wußte ihn ganz für ſich zu gewinnen, ſo daß er eine große Gewalt beſaß. Hier ſtrömten, ohne Aufſehen zu erregen, die Summen und die Hülfsmittel zuſammen, mit welchen man die Korſen überraſchen wollte, und die theils von Konſtantinopel aus durch Bonneval, theils von Spanien durch Ripperda, der ſich in Tanger aufhielt, theils durch andere Verbündete herbeigeſchafft wurden; von hier aus endlich wurden die Unterhandlungen mit Rivarola und Paoli, die ſchon früher angeknüpft worden waren, erneuert.

Dein Erſcheinen als Sklave in Tunis war die dritte entſchiedene magiſche Signatur Deiner Geſtaltung. Jetzt wurde es als gewiß betrachtet, daß Du beſtimmt ſeiſt, irgend einen bedeutenden Einfluß auf die Unternehmung auszuüben, in welcher tollkühne Abenteurer eine bis jetzt unerhörte Rolle zu ſpielen wagten, und jetzt erſt war es ihr Ernſt, Dich völlig feſtzuhalten. Wie angenehm alſo war es ihnen, Dich in einer Lage zu finden, die Dich durch dankbare Verpflichtung faſt ganz in ihre Gewalt lieferte.

Ich empfing Deinen erſten Beſuch faſt mit Zittern, und die unbändige Gewalt Deiner Leidenſchaft, die Glut in allen Deinen Aeußerungen entzündeten mich zugleich, ja mir ſchauderte, da Du mein Erſcheinen in dieſer Gegend als durch den magiſchen Zauber Deiner Liebe bewirkt darſtellteſt, und es durchfuhr mich eine Ahnung, ſehr verſchieden von der, welche die Männer bewegte, als würde durch Dich mein ganzes Leben eine andere Richtung nehmen. Ich zitterte vor der Zukunft, die mir entgegentrat, und dennoch wünſchte ich ſie herbei.

Zu ſchnell verſchwandeſt Du damals wieder aus meiner Nähe, und als ich Dich in Livorno wiederfand, hatte ich alle Kraft geſammelt, um einen Eindruck abzuwehren, dem ich mich hinzugeben fürchtete. Man hatte in Livorno zu viele Abſichten zu erreichen, die Rolle, die ich zu ſpielen hatte, war ſehr komplicirt und mußte Dir zweideutig erſcheinen, weil ſie es war. Aber ſie nahm anfänglich meine ganze Thätigkeit ſo völlig in Anſpruch, ich mußte eben jene glänzenden Eigenſchaften, die mir oft die Bewunderung der Verbündeten erwarben, entfalten, daß dadurch jede andere Empfindung verdrängt wurde, und Du machteſt im Anfange in Livorno weniger Eindruck auf mich, als in Tunis, ja ſelbſt als in Amſterdam. Schon glaubte ich, daß Du alle Gewalt über mich verloren hätteſt, ich fühlte mich in den ſtumpfen Zuſtand früherer Zeiten zurück verſetzt und war gewiſſermaßen beruhigt.

Aber lange ſollte dieſe Ruhe nicht währen. Gewohnt Menſchen zu beobachten, konnte es mir nicht lange verborgen bleiben, daß Du uns und unſer Treiben zum Theil durchſchauet hatteſt. Der klare, treffliche Paoli erſchien. Ich ſah, wie Du, wie Dein hellſehender Freund, wie Ihr Euch beide nach und nach von dem kalten Rivarola entferntet, und ganz an Paoli anſchloßt. Da fing ich an zu fühlen, daß Du mich verachten müßteſt, und zum erſten Male durchdrang mich wie ein ſcharfſchneidendes Schwert das drückende Bewußtſein, ein Gegenſtand der Verachtung deſſen zu ſein, den ich zu achten, ja zu lieben genöthigt war.

Was iſt das, fragte ich mich ſelbſt, Du glaubteſt Dich ſchon von dem furchtbar mahnenden Eindrucke befreit, und er tritt ſtärker, als je, hervor. Er iſt nicht mehr in Deiner Gewalt; aber Du, Du biſt rettungslos in die ſeinige gerathen.

Ein Zorn gegen die eigene Schwäche wollte dem Entſchluſſe, Deiner auf immer zu entſagen, zu Hülfe kommen. Ich wollte mich lieber der Demüthigung ausſetzen, Fabiani meine ſchwache Neigung zu geſtehen und auf Deine Entfernung zu dringen, als dieſen quälenden Empfindungen mich hingeben. Aber es war zu ſpät. Ich wußte, wie wichtig Du in ihrem abergläubiſchen Sinne ihnen warſt, ſie erfuhren eben jetzt durch den Baron von Landau, daß während Deiner Abweſenheit eine reiche alte unverheirathete Verwandte Dich als Erben eingeſetzt hatte, und ſo war man doppelt bemüht, den reichen Grafen feſtzuhalten. Unter ſolchen Umſtänden mit etwas ſo Unerhörtem, wie eine empfindelnde Neigung, hervorzutreten unp ſo das glücklich geſponnene Gewebe zu durchkreuzen, erſchien unmöglich, ja ich mußte vielmehr auf jede Weiſe zu verheimlichen ſuchen, wie gering meine Gewalt über Dich geworden ſei. Ich hatte jetzt ein ſchwieriges Spiel, und meine bekannte Virtuoſität konnte mir hier nicht helfen.

Eines Abends, es war kurz vor Deiner Abreiſe nach Korſika, warſt Du eben von einer kleinen Reiſe zurückgekommen. Du hatteſt eine kleine ländliche häusliche Scene erlebt, zwei Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren waren in ihrer ſtillen, ſchuldloſen, frohen Laune Dir ſo reizend erſchienen, die Aeltern ſo treuherzig. Du warſt von dieſem Bilde der Unſchuld und des Friedens ganz hingeriſſen, und ſeltſam, die Gegend, die Aeltern, wie ſie in Deiner Erzählung hervortraten, die Mädchen ſelbſt erſchienen mir wie bekannt, endlich, wie durch einen Zauber, wurde es mir klar, es war die Gegend meiner Jugend, der Pächter und ſeine Frau waren mit den beſtimmteſten Zügen dargeſtellt, die Mädchen waren Roſe, meine Geſpielin, und ich ſelbſt.

Wie außer mir rief ich laut: Roſe, Franzeska!

Woher haſt Du erfahren, fingſt Du an und ſahſt mich verwundert an, daß die lieben, kleinen Bauerdirnen ſo hießen?

Ich war ganz außer mir; aber Du hatteſt ſchon den Kampf eines erwachenden Bewußtſeins geahnet, Du warſt ſchon Ausbrüche ſeltſamer Art gewohnt, und an die Stelle der Liebe trat eine innige Theilnahme, die mir wohlthat und doch mich quälte.

Aber an dieſem Abende ſollte eine andere, tiefere Erſchütterung mein erwachendes Gewiſſen ergreifen. Kaum hatteſt Du Dich entfernt, ich war in unruhiges Träumen verſunken — da öffnet ſich plötzlich die Thüre und ein junges, bürgerliches Mädchen ſtürzt herein, fällt knieend vor mir hin, will ſprechen; aber die Thränen erſticken ihre Stimme.

Ich war erſchrocken; innerlich ſelbſt zu bewegt, neigte ich mich mild gegen das Mädchen und ſuchte ſie zu tröſten, ihr Muth einzureden. Endlich gelang es mir; und nun erzählte ſie, wie Fabiani ihr nachſtellte, wie ſie, ein verlaſſenes, armes, älternloſes Mädchen, ganz in der Gewalt einer eigennützigen Verwandten wäre, die mit Fabiani in Bund getreten, wie ſie einem, jetzt entfernten Geliebten Treue gelobt hätte.

Liebe, gnädige Dame, Sie ſollen ſo gut ſein, Sie ſind die Schweſter des Herrn, der mir ſo grauſam nachſtellt, o retten Sie, retten Sie meine Unſchuld, meine Ehre!

In dieſem Augenblicke war es mir, als wenn das lange, lange ſchlummernde Gewiſſen nicht bloß Worte, nein Donner erhalten hätte. Ein lautes Geſchrei entfuhr mir, Thränen, die erſten Thränen der Reue ſtürzten aus meinen Augen.

O Gott! hätteſt Du Rettung geſucht, wie dieſes arme Mädchen!

Sie war erſchrocken, ich tröſtete ſie, ich ſuchte ſie zu verbergen, und meine gewöhnliche Gewandheit in Intriguen ſchien mir jetzt geheiligt, da ich ſie zum erſten Male dazu anwandte, die Unſchuld zu retten. Der Geliebte wurde benachrichtigt, entferntere Verwandte zum Schutze aufgefordert, und in wenigen Tagen war das Mädchen aus Livorno entfernt, mit dem Geliebten auf immer verbunden, ohne daß Fabiani eine Ahnung von meiner geheimen Hülfe hatte.

Aber dieſe mir bis jetzt ſo neue Thätigkeit hatte meine ganze Seele in Anſpruch genommen. Jetzt reifte der Entſchluß, mich völlig von meiner Umgebung loszureißen. Aber wohin? Deine Hülfe, Dein Mitleid in Anſpruch zu nehmen, wie vermochte ich das? Da wurde es mir plötzlich klar, daß es nur eine Hülfe für mich gäbe, — die, zu ſterben. Von jetzt an ſchwebte der Tod immer vor meinen Augen. Du verließeſt Livorno, und ich war ganz mir ſelbſt überlaſſen.

Seltſam wird es Dir erſcheinen, aber dennoch war es ſo. Neben dieſen trüben Gedanken, die den Tod als das einzige Rettungsmittel erkannten, geſtaltete ſich ein ſonderbares phantaſtiſches Traumbild, welches ich nicht abzuweiſen vermochte. Schon ſeit langer Zeit dachte ich mir den Augenblick, wenn die magiſche Geſtalt aus der Mitte der Verbündeten, wie durch die Gewalt des geheimen Zaubers, als Herrſcher hervortreten ſollte, als die Glorie meines finſtern Lebens, ich mußte, ſo ſchien es mir, als die Zauberin bei dem unheimlichen Feſte erſcheinen, und dann war es mir wieder, als wäre dieſer Triumph des böſen Geiſtes nur der Durchgangspunkt zur völligen Vernichtung der Gewalt, die er über mich ausübte.

Du mußt ihn hervorlocken, daß er ſich an das Tageslicht wagt, dann haſt Du ihn überwunden. Wenn er Dich als Göttin des Feſtes hinſtellt, dann wird die letzte Glorie des Stolzes und der übermüthigen ſinnlichen Schönheit in Dir zuſammenbrechen, daß die herbe Geſtalt der Thränen und der Reue hervorbrechen kann, Dich für den ſüßen Tod reif und rein zu machen.

In wunderbarem Wahnſinne überließ ich mich dieſen Träumen, und wirklich in der Gewalt eines böſen Dämons erſchien ich mir ſelbſt, als ich erhitzt und innerlich entzündet an jenem feſtlichen Tage der Krönung erſchien.

Meine Ahnung wurde erfüllt. Daß der König mich für ſeine Tochter ausgeben würde, war mir bekannt. Hatte ich doch ſelbſt den Auftrag, Dich für dieſe Scene vorzubereiten. Es wäre mir freilich ein Leichtes geweſen, Dir irgend einen Grund vorzuſpiegeln, warum ich dieſe meine wahre Herkunft bis jetzt verborgen gehalten hätte; aber Dein Vertrauen war verſchwunden, wie Deine Liebe, und Dir gegenüber war mir jede Lüge unmöglich geworden. Als Du mir da, an dem Krönungstage, gezwungen die Hand reichteſt, da war es mir, als ſtürzte die finſtere Geſtalt in mir zuſammen, als entwiche ein böſer Geiſt aus meinem Innern, aber mit dieſem auch jede Kraft, jede Zuverſicht. Wenn ich mit Dir allein war, kehrte zu jeder Zeit dieſelbe Empfindung zurück; aber unter andern war es mir, als müßte ich die alte Maske noch tragen. Oft, in den kurzen Stunden, die Du, von den kriegeriſchen Ereigniſſen gedrängt, bei mir zubrachteſt, erinnerteſt Du mich an den Tod, an die Religion — ach! ihre Tröſtungen waren mir ganz fremd. — Du gabſt mir den Fenelon und ſchenkteſt mir die heiligen Bücher unſeres Glaubens, mir völlig unbekannt. Ich mußte mich noch immer an die irdiſche Liebe halten, die mich jetzt für die höhere gewinnen wollte.

Da wurde Deine verwundete Geſtalt, Deine Leiche, wähnte ich, gebracht; und es war mir, als wäre nun alles Heil für mich verſchloſſen.

Wer hat ihn frech und betrügeriſch hergeſchleppt, ſagte ich, biſt Du es nicht?

Ich ſtarrte verzweiflungsvoll nach Deiner zerrütteten Geſtalt hin und nannte mich Deine Mörderin. Ach, Dich hatte ich mir immer von der Fülle der Geſundheit, von dem heiterſten Glück umgeben, bekränzt von Siegen, als einen kühnen, unüberwindlichen Helden gedacht, daß der Tod ſich Dir zu nähern wagte, ſchien mir unglaublich, nur mich wähnte ich dem Tode geweiht.

An Deinem langen Krankenlager blickte ich, unterſtützt durch einen milden Pfarrer, immer tiefer in mein verworrenes Daſein hinein; aber ein Strahl der Hoffnung, daß der Allbarmherzige ſich über mich erbarmen würde, leuchtete durch die finſtere Nacht meiner innern Kämpfe. Als ich Deine Verwundung erfuhr, eilte ich, ohne irgend eine Begleitung, hieher, und meine alte, mir jetzt ſo widerwärtige, Begleiterin iſt erſt ſpäter nachgeſchlichen. Der Pfarrer ſtellte meinen Entſchluß, ſo in dürftiger Einſamkeit Dich in Deiner Krankheit zu pflegen, als eine ſtille Buße dar, durch welche ich meine, wie Deine Sünden abbüßen wollte. Troſtlos ſaß ich lange an Deinem Bette, bis jene redlichen Deutſchen erſchienen und ich die erſte ſchwache Hoffnung faßte. Als Du mich erkannteſt, war es mir, als wenn Du nun aufgeweckt wärſt zum Leben, ich reif wäre für den Tod. Nie vermochte ich zu faſſen, wie ich ſterben ſollte, ehe ich wußte, daß Du für das Leben gewonnen wäreſt. Oft, wenn ich weinend, betend vor dem Bilde der Mutter Gottes kniete, um Dein Leben und meinen Tod inbrünſtig bat, keimte die ſchönſte, ſeltſamſte Hoffnung: Du wirſt ſein werden, wenn Du todt biſt, er, der die Gewalt hat, alle Sünde zu tilgen, wird Dich reinigen, für ſein Heil, und für den Geliebten, ſetzte ich heimlich, mir es kaum geſtehend, hinzu. Der Arzt ſtärkte meine Hingebung und indem ſeine Kunde mich belehrte, daß der Tod unvermeidlich ſei — mehrere Zeichen überzeugten ihn, daß ich ein langſam wirkendes Gift erhalten hätte, — gab er mir den vollen Troſt unſeres heiligen Glaubens, durch welchen ich Verzeihung meines in furchtbaren Verirrungen durchlebten Daſeins hoffe und ruhig den Tod erwarte. Jeder irdiſche Wunſch iſt verſchwunden; und jetzt, da ich dieſes ſchwere Bekenntniß beendigt habe — ach, ſchon lange hatte ich es ſtillſchweigend abgelegt! — fühle ich, daß die Kraft, die mir's möglich machte, erſchöpft iſt.

Sie reichte Julius ſtillſchweigend die Hand und ſank völlig ermattet zurück.

Julius war im höchſten Grade erſchüttert. Er ſank kniend, betend vor das Bette der Geliebten hin.

Ja, Franzeſka, Du biſt gerettet, der Herr hat Deine Verirrungen vernichtet und Deine Reue angeſehen. Ach, wer hätte ſich rühmen dürfen, daß er einer ſolchen Verſuchung nicht unterläge! Herr, führe uns nicht in Verſuchung! Ich, ich werde Dich nie, nie vergeſſen, einſt beſaßeſt Du meine Liebe, im Tode haſt Du ſie wieder; dort bin ich nicht der Beſſere, Du nicht die Schlechtere. —

Noch eine Bitte habe ich, lieber Julius. —

Er horchte aufmerkſam. —

Ich bin Mutter. Einen zweijährigen Knaben habe ich, noch ehe ich Livorno verließ, einer zweideutigen Pflege entriſſen. Das Mädchen, welches ich vor den Verfolgungen Fabianis rettete, iſt mit ihrem Geliebten nach den mailändiſchen Gebirgen gezogen. Hier findeſt Du die Adreſſe.

Es iſt mein Kind, antwortete Julius, es ſoll meinen Namen tragen.

Sie vermochte kaum zu reden, winkte, daß ſie Ruhe wünſchte. Die Thüre wurde geöffnet, der Pfarrer wartete, bis Julius wegging, brachte die Nacht bei der Sterbenden zu, und den Tag darauf, als Julius hereintrat, fand er ſie ruhig entſchlummert.

Während Julius keinen Gedanken hatte, als den an den Jammer ſeiner unglücklichen Franzeſka, war Baptiſto fortdauernd thätig geweſen. Er verhandelte öffentlich mit einem Schiffer, während er Alles durch die Vertrauten zur heimlichen Abreiſe auf der von Paoli bezeichneten Felucke vorbereitete. Seine Reiter zogen die Kleidungsſtücke an, die fortgebracht werden ſollten, andere trugen Waffen einzeln weg, und Alles war ſchon in andern Händen, während noch Koffer und Kiſten in den Stuben ſtanden. In dem Hauſe eines vertrauten Freundes wurden die Sachen unter andere Waaren gepackt und nach der Felucke gebracht. Noch war Franzeſka nicht geſtorben, als Baptiſto einige verdächtige Männer bemerkte, die ſich fortdauernd in dem Hauſe, auf den Gängen herumtrieben, immer bewaffnet. Er hielt es für das Rathſamſte, ſich zu ſtellen, als bemerkte er ſie nicht; aber in's Geheim machte er ſeine Reiter — Paoli hatte ihm zwanzig Mann überlaſſen — auf dieſe heimlich ſchleichenden Menſchen aufmerkſam.

Nach Franzeſkas Tode verſank Julius in eine tiefe, ſtumme Schwermuth. Sie wurde am vierten Tage begraben, und Baptiſto und Julius konnten nicht verhindern, daß es mit großem Prunk geſchah. Für die Königstochter wurde in der Hauptkirche ein Requiem aufgeführt. Der Sarg ſtand erhaben, mit Kandelabern umgeben, Geſang und Muſik ertönte, und der Tod der ſchönen Tochter in der Blüte ihrer Jahre erinnerte das trauernde Volk, welches ſich nach der Kirche gedrängt hatte, an die Abreiſe ihres Königs. Die allgemeine Klage ſchien durch den Geſang laut zu werden, und Alle blickten aus ehrerbietiger Ferne mit wehmüthiger Theilnahme nach Julius, der in tiefe, ſtille Trauer verſunken war, hin.

Als alle Feierlichkeiten beendigt waren, als Baptiſto und Julius ſich mit Mühe von den Bedauernden losgeriſſen hatten, als ſie allein in der einſamen Kammer ſaßen, fand Julius zuerſt Worte.

Freund, ſagte er, was iſt das Leben? Wie liegt Alles, was ich ergreifen, aufbauen, genießen wollte, zertrümmert vor mir da! Wie ſchnell iſt die kurze Zeit entflohen, ſeit ich das ſtille Haus der Mutter, die liebende Nähe der Schweſter, die Grabſtätte des Vaters verließ. Wie ſchwebten mir damals die heitern Bilder der Zukunft vor, als die ſchönſten, Kampf für Freiheit und Recht, und Liebe. — Der Kampf nahte ſich, die Liebe winkte, und welch' eine Verworrenheit des Lebens that ſich auf, die mich verſchlungen, innerlich zerriſſen hat. Ich habe gekämpſt, aber der Kampf brachte der Freiheit keinen Sieg und mir keine Lorbeeren; ich habe geliebt, aber die Trauerweide des Todes, die an dem Grabe der Liebe emporwuchs, trug ſtatt Blüten wehmüthiger Erinnerung die Früchte der herben Reue, die um fremder Vergehungen Willen in meiner Seele ſich fortentwickeln, während ſie da, wo ſie keimten, abgeſtorben ſind, um dem ſtillen Frieden Platz zu gönnen. Ich wollte vergehen, als ich die Täuſchung, die ſo ſchmerzhaft, ſo vernichtend von mir gewichen iſt, ihr trügeriſches Spiel mit dem Volke treiben ſah. Als in dem heiligſten Augenblicke das Volk das Andenken des Königs und meiner Liebe theilnehmend feierte, während ich auf die Trümmer aller meiner frühern Träume, von dieſen ergriffen und feſtgehalten, als ich ihren Trug ſchon kannte, in meinem zerſtörten Innern, wie auf eine dürre Oede hinblickte: da ergriff mich ein tiefes Entſetzen über den Abgrund der Misverſtändniſſe, deren Netze das arme, trübe Leben der Menſchen umſchlingen.

Julius, unterbrach ihn Baptiſto, und dennoch war der Kampf herrlich und groß; wir haben ſeine Folgen nicht zu vertreten und dürfen nicht nach der Bewunderung fragen. Deine Liebe war rein und hat, als Du ſie in Theilnahme verwandelt feſthielteſt, die Verirrte gerettet, gereinigt und, als ſie für die Reuige an ihrem Sterbebette wieder auflebte, ſie beſeligt. Und haſt Du nicht Freunde gewonnen, Freunde auf ewig, die es zu ſein verdienen? Walſeth, Paoli, — mich, ſetzte er leiſer hinzu und ſprang zugleich heftig auf, riß den Freund an ſeine Bruſt und weinte laut.

Zum erſten Male brachen aus Julius Augen die Thränen erleichternd hervor.

Ermanne Dich, Freund, rief Baptiſto; Deine ſtille, verzehrende Schwermuth zerreißt mir das Herz. Du biſt getäuſcht; aber das Leben iſt keine Täuſchung. Sie iſt todt; mußte ſie nicht ſterben? Erkannteſt Du nicht lange ſchon, daß der Tod ihre einzige Rettung ſei? Du biſt der Gewalt der trügeriſchen Menſchen entgangen; das friſche Leben tritt wieder mit ſeiner heitern Wahrheit Dir entgegen, Du biſt jung und ſollteſt nicht muthig ſein?

Die Erſchütterung, die lebhafte, ja heftige Theilnahme des Freundes wirkte heilſam auf Julius. Er faßte ſich, und es war ihm, als wenn die ferne Morgenröthe zukünftiger fröhlicher Tage in die finſtere Nacht ſeiner Schwermuth hineinſchiene.

Wir haben, ſagte Baptiſto, jetzt hier nichts mehr zu thun. Wir müſſen fort.

Ja fort! rief Julius heftig, als drängte ſich alle wiederauflebende Empfindung in die eine der ſchleunigen Entfernung zuſammen; aber wann, wie? fragte er ungeduldig.

Jetzt gleich, erwiederte Baptiſto, ſobald es dunkel wird.

Julius erſtaunte.

Alle Anſtalten ſind getroffen, fuhr Baptiſto fort, in Deine Schwermuth verſunken merkteſt Du nicht, was um Dich herum vorging. Die Stuben ſind leer, dieſe Koffer laſſen wir zurück. In ein paar Stunden liegt ein Boot bereit, uns zu erwarten. Indeſſen iſt unſere Abreiſe nicht ohne alle Schwierigkeit. Schon ſeit ein paar Tagen merke ich, daß verhüllte Menſchen in unſerm Hauſe herumſchleichen, ſich oft auf den Gängen ſehen laſſen; offenbar werden wir beobachtet. Zwar glaube ich das Geheimniß unſerer Abreiſe in der Felucke nicht entdeckt; ich habe Grund, zu vermuthen, daß die geheimen Feinde ſich durch die öffentlich getroffene Veranſtaltung täuſchen ließen; aber dennoch ſcheint es, als wenn ſie irgend einen unbeſtimmten Verdacht hegten. Einen öffentlichen Angriff dürfen ſie hier, wo wir ſo viele Freunde haben, auf keinen Fall wagen, und gegen einen geheimen bin ich auf jeden Fall gerüſtet. Einige meiner Reiter ſind im Hauſe vertheilt und verborgen, wir bewaffnen uns und gehen.

Seit Julius dieſe Ausſicht einer ſchleunigen Abreiſe hatte, war er im höchſten Grade aufgeregt, er erwartete die herannahende Nacht mit ſteigender Ungeduld und ſchien ſich ſelbſt nach einem Kampfe zu ſehnen.

Bis dahin unterhielten ſich die Freunde, und je näher die beſtimmte Stunde kam, deſto lebendiger, ja heiterer wurde Julius. Die Stunde ſchlug. Die Freunde hüllten ſich in ihre Mäntel, nahmen die Waffen und verließen die leeren Stuben. Da ſie auf die dunkeln Vorhöfe hinaustraten, hörten ſie Tritte. Aus mehreren Winkeln ſchienen Männer hervorzukommen, die ſich nach dem Ausgange zu vereinigten. Baptiſto und Julius hielten die Piſtolen vor, zogen die Degen und gingen mit ſchnellen Schritten auf die Hausthüre zu. Sie war verſchloſſen; aber von der Seite traten Männer hinzu. Einer griff Baptiſto, ein zweiter Julius an, und mehrere ſetzten ſich in Bewegung, dieſe zu unterſtützen. Sie ſchienen auf die nach der Krankheit zurückgebliebene Schwäche der beiden Helden zu rechnen. Aber Beide ſchleuderten die zuerſt Angreifenden von ſich, trafen ſie mit dem Säbel, und Baptiſto pfiff. Jetzt ſtürzten ſeine verborgenen Reiter hervor, und in wenigen Augenblicken waren die zehn Mann entwaffnet, gebunden, und alle gingen wieder nach der wüſten Stube zurück. Alles war in großer Stille geſchehen. Baptiſto hatte ſeinen Reitern befohlen, keinen Laut von ſich zu geben, und die Angreifenden fürchteten jedes Aufſehen. So hörte man nur das klirrende Geräuſch der Waffen im Dunkeln und die hohlen Tritte der ſich Sträubenden, zuletzt Ueberwundenen.

In der Stube wurde ein Licht angezündet, und Baptiſto fing mit Julius ein Verhör an. Man erkannte Einige als Vertraute des Kommandanten, und an dieſe wendete man ſich vorzüglich. Es dauerte lange, ehe ſie ſich zu irgend einem Geſtändniſſe bewegen ließen. Derbe Hiebe, Drohungen vermochten nichts, bis endlich Baptiſto das Fenſter öffnete und nun drohte, die Stadt in Bewegung zu ſetzen, wenn ſie nicht ſogleich Alles geſtehen wollten. Er machte ihnen begreiflich, daß ſie bei einem offenen Geſtändniſſe nichts zu befürchten hätten.

Wir ſind, wie Euch gewiß ſchon bekannt iſt, im Begriffe, Korſika zu verlaſſen. Wir wollen nur unſere Feinde kennen und erfahren, was wir noch zu bekämpfen haben. Euch laſſen wir los, wenn wir das Boot beſteigen. Rufe ich aber die Einwohner der Stadt zu Hülfe, dann ſeid Ihr, dann iſt Euer Kommandant verloren.

Das wirkte; und die Freunde erfuhren nun, wie die Dienerin Franzeskas, die ſich jetzt bei dem Kommandanten aufhielt, aus einigen Aeußerungen auf eine geheime Abreiſe geſchloſſen hätte. Jener hatte dieſen zehn Mann befohlen, die Freunde, wenn ſie im Dunkeln, in Mäntel gehüllt und bewaffnet, zuſammen das Haus verlaſſen wollten, plötzlich zu überfallen, zu knebeln und nach den Gefängniſſen zu bringen, die Baptiſto ſchon kannte. Sie ſollten dann, den Tag darauf, das Gerücht verbreiten, daß Beide in der Nacht verſchwunden wären und wahrſcheinlich in Porto vecchio oder an einem andern Hafen ein Schiff beſtiegen hätten, um die Inſel zu verlaſſen.

Hat nun aber dieſer gute Freund keine anderen Anſtalten getroffen, um uns zu ergreifen? fragte Baptiſto weiter.

Sie zögerten mit dem Geſtändniſſe. Endlich geſtanden ſie, daß, wenn der Verſuch, Beide, ehe ſie das Haus verließen, zu ergreifen, durch irgend einen Zufall mislingen ſollte, zehn andere Bewaffnete den Befehl hätten, bei dem Thore nach dem Hafen zu ſie anzugreifen, um ſie dort ſofort in den naheliegenden Thurm zu werfen.

Ihr bleibt hier, befahl Baptiſto; und acht Männern wurden die Hände auf den Rücken und die Füße feſt mit Stricken gebunden. — Ihr beiden folgt uns, ſagte er darauf wieder, und ſie traten zum zweiten Male auf den dunkeln Vorhof hinaus, öffneten die Thüre und gingen durch die öden, ſtillen Straßen. Einzelne Menſchen, die Schaarwächter blickten zwar neugierig hin, als ſie im Dunkeln die bewaffneten Männer mit zwei Gefangenen erkannten; da aber in dieſen unruhigen Zeiten Auftritte ähnlicher Art nichts ganz Ungewöhnliches waren, ſchlichen ſie ſtillſchweigend und furchtſam vorbei. Als ſie das Thor erreichten, war dieſes verſchloſſen, und eine einſame Schildwache ſtand da. Sie rief ſie an.

Bewaffnete, ſchrie Baptiſto, die Euch befehlen, das Thor zu öffnen.

In dieſem Augenblicke ſtürzten Mehrere aus der nahen Wachſtube heraus. Sie ſchienen ſich erſt wehren zu wollen; als ſie aber die überlegene Anzahl ſahen, als ſie bedachten, daß es die tapferſten Korſen, angeführt von den ausgezeichnetſten Helden, wären, ließen ſie jeden Gedanken an Gegenwehr fahren. Sie ſtellten ſich in eine Reihe und, um jeden Angriff abzuwenden, legten ſie die Flinten hin. Julius ging allein auf ſie zu.

Ich, Julius Leith, der Eidam Euers Königs, verlaſſe die Inſel, Ihr wißt es, mit ſeiner Bewilligung, und befehle Euch, das Thor zu öffnen.

Man zögerte.

Greift ſie, rief Baptiſto entrüſtet, ſprengt das Thor, laßt die Schnecken laut erſchallen, daß die treuen Einwohner dieſe Verräther kennen lernen.

Kaum hatte Baptiſto dieſe Drohung ausgeſprochen, da öffnete ſich knarrend das Thor. Der Anführer näherte ſich Baptiſto.

Elender Verräther, ſchrie ihm dieſer ergrimmt entgegen, ſiehſt Du hier Deine gefeſſelten Spießgeſellen? Ich kenne Euern Verrath und Euern nichtswürdigen Herrn. Sagt es ihm nur, die Rache ſchlummert, aber ſie ſtirbt nie.

Er ſtieß ihn, daß er zurücktaumelte.

Ja, rief eine hohle Stimme aus der dunkeln Ferne, Ihr habt Recht; bekennt das ſelbſt, Ihr übermüthigen Thoren, die Rache der Korſen ſtirbt nie, ſie trifft Euch, Euch gewiß.

Baptiſto und Julius horchten auf, blickten mit Erſtaunen, faſt mit Schrecken nach der Gegend, aus welcher die Stimme tönte. Sie kam von einer Geſtalt, die in einiger Entfernung an die Mauer gelehnt ſtand, und ſchnell lief Baptiſto auf ſie zu. Mehrere eilten ihm nach; aber die Geſtalt war, wie plötzlich, verſchwunden. Sie war in den Thurm hineingeſchlüpft, und eine eiſerne Thüre ſchlug eben knarrend zu, als ſie hinkamen.

Wie beſchämt, daß ihn der Zorn überwältigt hatte, kehrte Baptiſto zurück und befahl ſeinen Begleitern, welche die Thüre erbrechen wollten, ihm zu folgen. An dem Ufer lag das Boot, und die harrenden Seeleute fingen, als die verabredete Stunde ſchon längſt verfloſſen war, als ſie endlich die lauten Stimmen an dem Thore vernahmen, ſchon an ſehr beſorgt zu werden. Mit Freuden begrüßten ſie Baptiſto.

Jetzt drängten ſich die zwanzig Männer um ihren Anführer, um ſeinen Freund, der ihnen ſo theuer geworden war. Das feierliche Begräbniß, die Nothwendigkeit, noch ehe dieſes beendigt war und während ſie hoffen durften, das Haus unbewacht zu finden, ſich zu verbergen, die Ereigniſſe der Nacht endlich hatten ſie ſo beſchäftigt, daß ſie kaum an den Abſchied gedacht hatten. Hier überwältigte ſie der Gedanke, daß ihr theurer Anführer, kaum von einer gefährlichen Krankheit geheilt, die Inſel verlaſſe, und auch Baptiſto fühlte zum erſten Male jetzt, wie er ſich von ſeiner Heimat, von ſeinen Kampfgenoſſen losreiße.

Ich bin bald wieder unter Euch, auch in der Ferne habe ich keinen andern Gedanken. Was auch geſchehen mag, haltet Euch an den trefflichen Paoli. Bringt ihm, bringt Euern theuern Kampfgenoſſen meinen Gruß, rief er und riß ſich ſchnell von ihnen los.

Sie mußten eilen, denn hinter ſich vernahmen ſie einen fernen Laut von Menſchen, die ſich vom Thore heraus bewegten, und wollten jeden fernern Angriff vermeiden. Das Boot ruderte fort, die Reiter beſtiegen ihre Pferde, die hieher gebracht worden waren, und während die Freunde auf das Schiff zu ruderten, hörten ſie die Tritte der Pferde ſich nach Norden verlieren. Die Reiter ritten nach Campoloro zu, wo ſie Paoli und ihre Genoſſen zu treffen hofften. Zugleich bemerkten ſie, daß Männer ſich dem Ufer näherten, die, als ſie hier keine Menſchen mehr trafen, ſich wieder zu entfernen ſchienen.

Auf der Felucke war Alles in Bewegung, ſie zu empfangen.

Die Stunde iſt ſchon lange verfloſſen, und wir waren Euertwegen beſorgt; deſto willkommner ſeid Ihr uns, ſagte der Schiffer. Wir ſind ſtolz darauf, Korſikas gefeierte Helden aufzunehmen. Doch in der Kajüte wartet Eurer eine freudige Ueberraſchun

Baptiſto horchte geſpannt auf, und der Schiffer begleitete ſie. Als ſie in die Kajüte traten, ſaß dort ein alter Mann und ein Mädchen. Dieſe erhob ſich ſchnell, ſtürzte auf Baptiſto zu und lag in ſeinen Armen. Es war Marton. Faſt erſchrocken erwiederte er ihre Umarmung.

Du hier! rief er; und Ihr, alter Vater, habt Euch aufgemacht, Euern Sohn zu empfangen?

Er war durch dieſe Ueberraſchung, durch die Anſtrengung der Nacht völlig erſchöpft und fühlte, faſt mehr noch, als Julius, die Folgen der Krankheit.

Ich fühle mich ſchwach, ermüdet, ſagte er; und faſt ſchäme ich mich, ſo hinfällig meiner geliebten Marton entgegenzutreten.

Auch Julius empfand die Folgen der Anſtrengung, und Beide brauchten einige Zeit, ehe ſie ſich erholen konnten.

Marton erſchrak, als ſie den Geliebten ſo angegriffen ſah, auch der alte Vater war beſorgt, und ſie warfen ſich vor, daß ſie ihn nicht auf ihre Anweſenheit vorbereitet hatten. Indeſſen wurden die Anker gelichtet, die Segel aufgeſpannt, der Wind war günſtig, und das Schiff flog durch die Wellen.

Einige Stunden brauchten die Freunde, um ſich völlig zu erholen. Marton und Sebaſtiani konnten ruhiger ſein, und Baptiſto forderte ſeine Geliebte auf, die Geſchichte ihrer Entweichung aus dem Kloſter zu erzählen.

Ich hatte Euern heldenmüthigen Kampf erfahren, fing ſie an, ja Euern Tod, und einige Tage hindurch beweinte ich Deinen Verluſt. Eine ſchwere Krankheit befiel mich, der alte Vater konnte mich, ſelbſt durch die nämliche Nachricht gebeugt, nicht tröſten, als das Gerücht mit Gewißheit Euer Leben verkündigte. Doch behauptete man noch immer, daß Eure Wunden ſo gefährlich wären, daß man die Hoffnung aufgeben müßte, Euch zu retten. Mit dieſem Gerüchte zugleich kam eine umſtändliche Nachricht von Paoli. Deine Wunden, mein Baptiſto, waren, wie ich jetzt erfuhr, die weniger gefährlichen, Dein Freund lag hoffnungslos. Ich ſah Euch beide der Pflege fremder Menſchen preisgegeben, und mit der Hoffnung, die ich ſchon aufgegeben hatte, ſtieg meine Sorge. Indeſſen jene behielt die Oberhand, die Nachrichten wurden immer günſtiger, allmälig verließ mich die Krankheit, und der alte Vater erſchien, wie gewöhnlich. Ja völlig beruhigt waren wir, als ich das erſte Schreiben von Deiner Hand ſah.

Einſt ſaß ich ſo in meinen Gedanken mit Dir beſchäftigt, als ich in das Sprachzimmer gerufen wurde. Ein junger Korſe ſtand da, gekleidet, wie Deine Reiter.

Ich bringe Euch, ſagte er, einen Gruß von Baptiſto; obgleich noch ſchwach, hat er ſich aufgemacht, Euch zu ſehen. Er iſt hier.

Iſt hier? rief ich erſtaunt. Zwar in ſeinem letzten Briefe verſichert er mir, daß er ſich kräftig und geſund fühle; aber die unſichern Zeilen, der abgebrochene, unzuſammenhängende Styl widerlegen nur zu ſehr den Inhalt; ich erſchrecke faſt mehr über Eure Nachricht, als ich mich freue.

Die Reiſe, verſicherte der junge Mann, hat ihn wunderbar geſtärkt; er ſchickte mich eilig hieher und wünſcht, daß Ihr in zwei Stunden Euch in den Garten des Kloſters ſchleichen mögt, wünſcht Euch, aus wichtigen Gründen, in's Geheim zu ſprechen und hat gewußt, ſich Zutritt zu dem Garten zu verſchaffen.

Ich thörichtes Mädchen war über die Ausſicht, Dich zu ſehen, zu ſprechen, ſo von Freude verblendet, daß ich das höchſt Verdächtige dieſer Sendung ganz überſah. Wie außer mir vor Freude erwartete ich die Stunde, und in der ganzen Zeit regte ſich gar kein Zweifel in mir. Da erſchien der alte Vater; ich erzählte ihm die Botſchaft.

Um Gottes Willen, gehe nicht! rief er. Es iſt Betrug.

Ich erfuhr jetzt, daß Paoli Walſeth hergeſandt habe, damit er mich durch jedes Mittel aus dem Kloſter retten ſollte; daß in Korte ſich eine Menge der wieder mächtig gewordenen Grimaldis in's Geheim verſammelt hätten, daß ich in großer Gefahr wäre, und daß der Alte beſchloſſen hätte, mich noch heute fortzubringen. Sebaſtiani ſuchte die Aebtiſſin auf, zeigte dieſer einen Befehl von Paoli, mich ihm zu überlaſſen, und unterrichtete ſie von der Nothwendigkeit, meine Entfernung geheim zu halten. Das Schreiben Paolis wurde ihr mitgetheilt, damit ſie ſich, wenn jemand von meinen Verwandten ſich nach mir erkundigte, rechtfertigen könnte. Ich verbarg mich nun, die Aebtiſſin kündigte den Nonnen an, daß ich ſo eben mit Sebaſtiani das Kloſter verlaſſen hätte, und es wurde verabredet, daß dieſer mit Walſeth mich, von einigen Bewaffneten begleitet, in der Nacht aus der Stadt bringen ſollte.

Es wurden Männer nach dem Kloſtergarten geſchickt, die ſich verſteckt hielten. Sie erblickten einen Mann, der, in einen Mantel gehüllt, ungeduldig auf und ab ſchritt, ſich aber in dem entfernten waldigen Theile des Gartens aufhielt, der mir auch als der Ort der Zuſammenkunft bezeichnet war. Er verweilte da eine ganze Stunde, ſeine Ungeduld ſchien zuletzt in Wuth überzugehen, und er entfernte ſich ſchnell. Auch hatte man mehrere Männer entdeckt, die bewaffnet um das Kloſter herumſchlichen. Kurz darauf forderte der Kommandant von Aleria die Aebtiſſin zu ſprechen. Sie erſchien in dem Sprachzimmer, und kaum im Stande, ſeinen Ingrimm zu verbergen, befahl er, daß ich ſogleich erſcheinen ſollte. Die Aebtiſſin iſt eine Frau von einer heroiſchen Gemüthsart, als Vorſteherin des anſehnlichſten Nonnenkloſters in Korſika mit einem hohen Range bekleidet, und trat ihm mit der ganzen Würde ihres Standes entgegen.

Ihr habt hier nichts zu befehlen, antwortete ſie, Marton iſt meinem Schutze anvertraut, und ich habe ſie bis jetzt eben gegen Euch und Eure Anhänger zu ſchützen verſprochen. Doch wäre ich auch nichtswürdig genug, dieſes Verſprechen zu vergeſſen, ſo könnte ich Euch doch jetzt nicht mehr Marton zeigen. Sie hat, begleitet von dem alten Sebaſtiani, ſo eben das Kloſter verlaſſen.

Es iſt nicht ſo, ſchrie der Kommandant; heute hat keine weibliche Perſon das Kloſter verlaſſen. Ihr betrügt mich; wenn Marton nicht ſogleich erſcheint, werde ich mit meinen Begleitern in das Kloſter eindringen und jeden Winkel durchſuchen.

Ich bin Euch keine Rechenſchaft ſchuldig, antwortete gelaſſen die Aebtiſſin; und ob Eure Gewalt groß genug iſt, die geheiligte Ruhe unſeres Kloſters am hellen Tage, mitten unter den chriſtlich geſinnten Einwohnern, zu ſtören, werde ich ruhig abwarten.

Ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern, verneigte ſie ſich ſtolz und verließ das Sprachzimmer. Sie ſuchte mich in meiner entfernten Zelle auf, und nicht ohne Beſorgniß erwarteten wir den Abend.

Indeſſen hatte Walſeth eine Menge Bewaffneter um das Kloſter verſammelt, und als er erfuhr, daß der Kommandant da war, eilte er ihm entgegen. Er traf ihn eben, als er im Begriffe war, außer ſich vor Zorn, das Kloſter zu verlaſſen.

Euch treffe ich hier, Herr Kommandant, ſagte er. Dieſer nahm aber plötzlich eine freundliche Miene an.

Und Ihr habt ohne allen Zweifel die ſchöne Koſtgängerin entführt? ſprach er hämiſch lächelnd.

Der Vater ihres Bräutigams, antwortete Walſeth, hat ſie vor Euern Nachſtellungen gerettet, und ich bin hier, im Auftrage Paolis, das Kloſter zu ſchützen.

Ihr, rief ſpöttiſch der Kommandant, der Ketzer hat den Auftrag, unſeren Klöſtern gegen die Rechtgläubigen beizuſtehen.

Es iſt ſo; und ich werde meine Pflicht thun, erwiederte Walſeth gelaſſen.

In der That hatte Walſeth, in Uebereinſtimmung mit dem Kommandanten von Korte, das Kloſter von ſeinen Kriegern umringen laſſen; und ſo blieb Alles ruhig. Der heimtückiſche Verfolger verſchwand, und als die Nacht hereinbrach, wurde ich durch Sebaſtiani aus dem Kloſter geführt. Damit unſer Zug nicht auffallen ſollte, ritten wir beide allein, nur mit zwei bewaffneten Begleitern, auf Mauleſeln, während zerſtreute Männer, die auf ein gegebenes Zeichen herbeieilen konnten, uns in einiger Entfernung folgten. Sebaſtiani, der die Gegend kannte, wählte bald Umwege, und als der Tag anbrach, hatten wir, ohne beunruhigt zu werden, uns bedeutend von Korte entfernt. Indeſſen mußten wir erwarten, daß man uns verfolgte; und wenn gleich die ſtarke Bedeckung, die uns aus der Stadt führte, die Annäherung der Verfolgenden hinderte und uns erlaubte, verborgene Wege in's Geheim einzuſchlagen: ſo war es doch zu vermuthen, daß die Spähег, ſo wie der Tag anbrach, uns entdecken würden. Dennoch ging ein Theil des Tages ruhig vorüber, und wir erreichten nach Mittag das hohe wilde Monte Rinta d'Orno. Hier erhebt ſich das Gebirge plötzlich, die Straße iſt weit in der Ferne zu erkennen, und wir ſahen durch die Thalweitung Reiter, die, als ſie uns wahrnahmen, im Galopp uns nachſetzten. Wir waren nicht weit von einer Höhe entfernt, und hier gebot mir Sebaſtiani abzuſteigen.

Mögen ſie im Thale eilen, dieſe ſchroffen Felſenwege werden ſchon ihren Ritt hemmen, ſagte er; indeſſen können wir hier nicht mit Sicherheit auf dem Wege bleiben.

Wir drangen links durch dichtes Geſtrüppe, ein ſteiler Abhang führte in enge Gebirgsſchluchten hinein, und wir verloren uns in ein labyrinthiſches Gewirre von ſchroffen Thälern. Sebaſtiani ſchien hier wie zu Hauſe. An einer Stelle wölbten ſich die Felſen über uns, ein Gebirgswaſſer rauſchte durch das Gewölbe hindurch, ich wurde getragen, die Mauleſel nachgeſchleppt, und an einigen Stellen war das Gewölbe ſo niedrig, daß mein Kopf an die Decke anzuſtoßen drohte, und es wurde immer finſterer. Faſt eine Viertelſtunde krochen wir durch dieſen finſtern Bogengang, ehe uns das ferne Tageslicht den Ausgang verkündigte. Endlich traten wir heraus. Die Gebirgsſchluchten erweiterten ſich. Sebaſtiani führte uns durch Gebüſche und Felſenwände hinauf, und wir gelangten gegen Abend an der Wohnung eines Buonaparte an, der uns erwartete. Der Alte war, wie ich, höchſt ermüdet. Walſeth erſchien, ſammelte die Mannſchaft um unſere Wohnung, und die Nacht verging ruhig.

Den Tag darauf wollten wir den Weg nach Porto vecchio fortſetzen, und man beſchloß, daß die bewaffneten Begleiter ſich näher, als bisher, an uns anſchließen ſollten; doch wollte man noch immer, ſo viel wie möglich, ein offenes Gefecht vermeiden. Wir kamen glücklich und unangefochten bis in die Nähe von Porto vecchio, wo die Beſatzung Paoli und Dir ganz zugethan war, als auf einmal eine Menge Bewaffneter zu Pferde ſich von allen Seiten näherten und uns zu umzingeln drohten. Wir ſchienen ohne Rettung verloren, und ich zitterte; aber bald merkten wir eine ſeltſame Verwirrung unter den Schaaren, die auf uns zuſtürzten. Schüſſe fielen, Gegner h[illegible]n ſich unter die Verfolgenden gedrängt, mehrere ſtürzten, die übrigen verſchwanden, und ſtatt von Feinden ergriffen zu werden, wurden wir von Freunden im Triumphe nach Porto vecchio gebracht. Walſeth, deſſen Schaaren von andern aus der Feſtung unterſtützt wurden, hatte uns gerettet. Das Schiff wartete auf uns. Sebaſtiani, ſelbſt der Kommandant der Feſtung ſuchten Walſeth begreiflich zu machen, wie gefährlich ſein Aufenthalt auf der Inſel für ihn ſein würde, riethen ihm dringend, mit uns das Schiff zu beſteigen.

Die Grimaldis, ſagte der Kommandant, haben den König gewonnen; vermag doch kaum der mächtige Paoli ſich zu erhalten, und wie ſollte ein Fremder hinlänglichen Schutz finden?

Ich werde mich nicht heimlich wegſchleichen, antwortete Walſeth, ich muß beſtimmte Nachricht von meinem Freunde haben; ich bin von meinen Schaaren umringt und darf heimlichen Anfällen Trotz bieten. Zwar ſehne ich mich von dieſer Inſel und ihrer unglücklichen Verwirrung weg, aber ohne Erlaubniß und förmliche Entlaſſung gehe ich nicht.

Alle Ueberredungen waren vergeblich, und ich geſtehe, daß ich nicht ohne Schauder an das Schickſal des treuen Freundes denken konnte.

Wir ſegelten nach Livorno, wo uns Rivarola Schutz verſprochen hatte. Hier verweilten wir lange, ohne irgend eine Nachricht von Walſeth und ſeinem Schickſale zu erhalten; ſelbſt Deine Briefe, lieber Baptiſto, enthielten nichts Tröſtliches, und wir glaubten ihn verloren.

Indeſſen hatte ſich die Lage der Sachen in Livorno ſehr verändert. Rivarola vermochte kaum, Deinen Vater länger zu ſchützen, als plötzlich Walſeth erſchien. Du wirſt nicht eiferſüchtig ſein, Geliebter, wenn ich

Dir geſtehe, daß ich mich kaum inniger gefreut hätte, wärſt Du ſelbſt erſchienen.

Er war als ein Soldat, der auf eine verbrecheriſche Weiſe die Privatfehden erneuern wolle, angeklagt, ſein Leben war öffentlich von einem Kriegsgerichte, in's Geheim von Meuchelmördern bedroht worden und wäre unvermeidlich verloren geweſen, wenn nicht gegen das Erſtere die Entſchloſſenheit Paolis, gegen die Andern die Treue ſeiner Genoſſen, gegen Beide ſeine eigene Kühnheit ihn geſchützt hätte. Er hatte den Muth, an Paoli, mit dem Auftrage, es dem Könige mitzutheilen, ein Schreiben zu ſchicken, in welchem er erklärte:

„Heimlich werde ich mich nie entfernen. Ich habe ein verlaſſenes Mädchen, Baptiſtos Braut, welche die Korſen als ein Heiligthum betrachten ſollten, gegen die Verfolgungen von Meuchelmördern vertheidigt, die den Geſetzen verfallen ſind, und die der König zu ſchützen wagt. Wenn ich mich den Kriegsgerichten ſtelle, klage ich den König förmlich und öffentlich an. Ich werde die Inſel nur verlaſſen, wenn der König mich ohne Vorwurf, mit Anerkennung meiner Dienſte entläßt, unter keiner andern Bedingung.“

Paoli legte dieſes Schreiben nicht allein dem Könige vor, ſondern er erklärte auch, daß er ſich an Walſeths Stelle dem Kriegsgerichte ſtellen müßte, weil Alles auf ſeinen Befehl geſchehen wäre; daß er, um ſich zu rechtfertigen, die Grimaldis und ihre Beſchützer anklagen würde. Er wünſche zwar nicht, dieſen gefährlichen Feuerbrand in die ohnehin brennende Volksmaſſe zu werfen, er wäre willig, Alles, was er billig nicht dulden ſollte, ſtillſchweigend zu ertragen; er forderte nicht einmal die Beſtrafung der wahren Verbrecher; aber er müßte, im Namen ſeines jungen Freundes, auf die buchſtäbliche Erfüllung ſeiner gegründeten, höchſt mäßigen Forderung dringen.

Der König war erſt wüthend; aber einiges Nachdenken überzeugte ihn bald, daß er es nicht wagen dürfe, ganz mit Paoli zu brechen. Dieſer entwarf die Entlaſſung Walſeths in den gnädigſten Ausdrücken, und der König unterſchrieb.

Drei Mal waren indeſſen Meuchelmörder nächtlich in ſeine Wohnung gedrungen, und ihre Schandthaten ſcheiterten nur an der fortdauernden Aufmerkſamkeit ſeiner treuen Genoſſen. Ein norwegiſches Schiff mit Getreide für ſeine Rechnung hatte er aus Livorno kommen laſſen; die Ladung vertheilte er großmüthig unter die zum Theil hungernden Korſen und verließ ſo die Inſel.

Indeſſen wurde das Benehmen des florentiniſchen Hofes gegen die Korſen immer bedenklicher. Walſeth reiſte, in großer Sorge wegen ſeines Freundes, den er, wie er glauben mußte, in einer höchſt gefährlichen Lage in Korſika zurückließ, nach Norwegen, und wir eilten nach Neapel, wo uns Paoli einen ruhigern Aufenthalt bereitet hatte. Wir erfuhren durch ihn, daß dieſe Felucke beſtimmt ſei, Dich, mein Baptiſto, und Deinen Freund aufzunehmen, und Dein alter Vater, der wohl meinen ſtillen Wunſch, den ich nicht zu äußern wagte, kannte, kam mir mit dem freundlichen Anerbieten, ſich mit mir einzuſchiffen, entgegen. Meine Sehnſucht, Dich zu ſehen, meine beſtändige Sorge, die mich nicht ruhen ließ, vermag indeſſen kaum, ich fühle es wohl, es zu entſchuldigen, daß ich ein ſolches Anerbieten annehmen konnte.

Schon, als Julius im Anfange Marton erblickte, vermochte er kaum zu glauben, daß es daſſelbe korſiſche Mädchen ſei, deſſen Schönheit und Anmuth, wie er ſie geſehen, nur dürftig durch eine entſtellende Kleidung hindurchblickte. Jetzt wurde die ſchlanke Geſtalt durch einen leichten Anzug gehoben, der ſich eng an die Glieder anſchloß, und ſie ſchien ihm eine der lieblichſten Frauen zu ſein, die er je geſehen hatte. —

Iſt das ganze irdiſche Leben mit allen ſeinen Verſuchungen und Verirrungen nicht eine ſolche entſtellende Hülle, durch welche die urſprüngliche Schönheit der reinen Seele getrübt wird? Vermag nicht die ſtille, alles Irdiſche abſtreifende Reue dieſe Hülle zu zerſtören, daß ſie abfällt im Tode? Und wie viel herrlicher, anmuthiger erſcheinſt Du, meine geheiligte, gereinigte Franzeſka-Magdalena jetzt in Deiner verklärten Geſtalt! —

Er verlor ſich in dieſe ſtille Betrachtung, und die Hände falteten ſich unwillkürlich zum Gebet.

Indeſſen hatten Alle ſich wechſelſeitig ſo viel mitzutheilen, das Glück ſeines Freundes ergriff auch Julius, daß er faſt heiter ſich zeigte; und die Nacht verging, ohne daß ſie es merkten, Keiner dachte an Schlaf. Als die Sonne hell im Oſten hervortrat, erkannte man kaum in dunkler Ferne die korſiſchen Berge, in Morgenduft verhüllt, und wohl erſchien Julius jetzt die Inſel als eine verzauberte und, was er dort erlebt hatte, als ein ſeltſamer Traum. Aber wehmüthig blickte Baptiſto nach ſeinem unglücklichen, zerrütteten Vaterlande hin, und ſelbſt Martons Nahe konnte die Thränen nicht zurückhalten, die an ſeinen Wangen herunterrollten, als die letzte Spur der Inſel dem Auge entſchwand.

In einer kleinen Stube in der Feſtung Ollmütz ſaß an einem mit Papieren und Büchern beladenen Tiſche ein ernſthafter, ſtiller Mann in ſeinen beſten Jahren. Er war in Arbeiten vertieft, und ein achtjähriger, ſchöner, geſunder Knabe ſaß neben ihm, ebenfalls ruhig beſchäftigt.

Vater, ſagte der Knabe nach einiger Zeit, biſt Du auf Korſika geweſen?

Warum, mein Sohn? ſprach, faſt wie beſtürzt, der Vater. —

Da iſt ja ein ſolcher ſeltſamer König dageweſen, den ſie vertrieben haben, und geſtern ſagten mir die Leute, Du wärſt mit ihm verwandt. Jetzt leſe ich nun eben hier von Korſika, und da fiel mir es ein: iſt das wahr, Vater, daß Du mit dem vertriebenen Könige verwandt biſt? —

Der Vater lächelte.

Nein, mein Sohn, ſagte er; die Leute ſprechen nur ſo, obgleich ich hier feſtgehalten werde, weil ſie ſich dergleichen einbilden. —

Der Vater war Julius. Er war ſechs Jahre älter, ſah aber völlig geſund und heiter aus. Der

Knabe wollte noch mehr fragen, als die Thüre ſich öffnete. Ein Fremder trat herein, den Julius zuerſt unſicher anſah, dann immer feſter anſtarrte; endlich ſprang er eilig auf, ſtürzte in ſeine Arme und rief, ohne daß er ſich zu faſſen vermochte:

Walſeth, Walſeth, lieber, treuer Freund! Und Du wußteſt den Weg zu dem verborgenen Aufenthalte Deines Freundes zu finden? Doch, was bleibt der treuen Freundſchaft verborgen!

Walſeth hatte noch nicht geantwortet, als Julius merkte, daß auch der Kommandant der Feſtung ſich freundlich näherte.

Sie wiſſen es, Herr von Leith, ſprach er, wie lieb Sie mir und meiner Familie geworden ſind, wundern Sie ſich nicht, wenn einige Wehmuth ſich in meine Freude miſcht, indem ich komme, Ihnen Ihre völlige Freiheit anzukündigen. Dieſer Herr hat mir den Befehl überbracht, Sie nicht allein freizulaſſen, ſondern Ihnen auch eine Entſchädigung zu überreichen, welche die gerechte Königin einem Manne, der ſo viel und ſo lange durch einen falſchen Verdacht gelitten hat, wie das königliche Reſkript lautet, von Rechtswegen ſchuldig iſt.

Julius, dem nun ſo plötzlich, nach langer, wenn auch in den letzten Jahren leichter, Gefangenſchaft, Freiheit und Freundſchaft entgegentrat, konnte ſich kaum in ſeinem Glücke faſſen. Walſeth ſprach ihm freundlich zu, der Knabe jubelte, und es wurde beſchloſſen, daß Julius ſich ſogleich nach der Stadt, in den Gaſthof, wo Walſeth abgeſtiegen war, begeben ſollte, damit das volle Gefühl der wiedererlangten Freiheit das Geſpräch erheitern möchte. Der freundliche Kommandant trat beſcheiden zurück, um die Freunde nicht in ihrer Unterhaltung zu ſtören.

Ich ſehe Sie doch noch, ehe Sie uns verlaſſen? ſprach er, denn ich kann mir vorſtellen, daß Sie aus einem Orte eilen werden, der Ihnen nur trübe Erinnerungen gewährt. —

Nein, Herr Kommandant, erwiederte Julius; ich darf behaupten, er iſt mir in mehr als einer Rückſicht höchſt wichtig geworden; und wie ſollte ich das Wohlwollen vergeſſen, das mir in Ihrem Hauſe, in Ihrer Familie entgegengekommen iſt. Mein Franz wird viel verlieren, mehr vielleicht, als ich durch meine Freiheit gewinne. —

Sie trennten ſich gerührt, und Julius bat ſich die Erlaubniß aus, ſeinen Freund in eine Familie einzuführen, die ſeine Gefangenſchaft verſüßt hatte. Verbindlich dankte der Kommandant und entfernte ſich. —

In der Stube des Gaſthofes ſaßen die Freunde.

Nun, lieber Walſeth, nun ſage mir, wie haſt Du den entlegenen Ort meiner Gefangenſchaft entdecken, wie meine Freiheit bewirken können? Denn daß ich ſie Dir verdanke, iſt mir gewiß; und wie gern verdanke ich ſie eben Dir, Du herrlichſter, treuſter aller Freunde.

Beide waren nun ruhiger geworden, und Walſeth begann ſeine Erzählung:

Ich war genöthigt, nach meinem Vaterlande zurückzureiſen, als ich Livorno verließ. Ich mußte fünf Jahre dort zubringen, ich heirathete, mein Vater ſtarb, mein Vermögen hatte, und zwar zum Theil durch meinen abenteuerlichen Aufenthalt in Italien und Korſika, ſich verringert. Aber durch Anſtrengung, durch gelungene Spekulationen, durch die bedeutenden Summen, die mir die Kupfermine in Röraas brachte, ſtieg mein Wohlſtand, ja, wenn Du willſt, mein Reichthum. Ich dachte fortdauernd an Dich; ich hoffte auf Nachricht und erhielt keine. Meine Sorge ließ mir keine Ruhe, ich dachte mir, wie Du vielleicht krank, verlaſſen, in Noth, ohne Freunde lebteſt. Da riß ich mich los, ein bedeutendes Handelsgeſchäft gab mir hinlänglichen Vorwand. Ich durchſtrich Holland, Frankreich, die Schweiz. Zwei Mal traf ich den unglücklichen, herumirrenden

König Theodor; das eine Mal galt er in Chur für einen engliſchen Lord. Er kannte mich, und ich drängte mich an ihn; aber von Deinem Schickſale ſchien er nicht unterrichtet oder wollte es verheimlichen. Noch immer war er nicht von ſeiner fixen Idee geheilt, und, ſeltſam genug, noch immer ſtanden ihm auf unbekanntem Wege bedeutende Mittel zu Gebote. Du wirſt es vielleicht ſchon erfahren haben, daß er Verwandte und Freunde mit bedeutenden Hülfsmitteln nach Korſika geſendet hat, daß, obgleich Frankreich faſt ganz Korſika beſetzt hat, ſein, in einigen Gegenden geheimer, in andern öffentlicher Anhang mächtig, ja gefährlich erſcheint. Faſt iſt mir dieſer wunderbare, an das Geiſterhafte grenzende Spuk aus der Ferne, der ſich ſeit mehreren Jahren immer erneuert, räthſelhafter noch, als ſein perſönliches Auftreten im Anfange. Ich kam nach Livorno, und hier traf ich ihn zum zweiten Male. Er lebte im Verborgenen, und der Hof ſchien ſeinen Aufenthalt zu dulden und zu begünſtigen. Er lauerte auf eine Gelegenheit, nach Korſika zu kommen. Hier geſtand er mir, daß er erfahren hätte, Du wärſt als ſein Verwandter von den Oeſterreichern ergriffen und nach einer Feſtung gebracht worden; aber dieſe konnte er mir nicht nennen. Er ſchien ſie in der That nicht zu kennen. Ich eilte nach Neapel. Ich traf da Paoli, der freiwillige Verbannung gewählt hatte; ich ſah Baptiſto mit ſeiner Marton und drei Kindern, ich lernte den herrlichen, in den verfloſſenen Jahren zum Jünglinge herangewachſenen, Paſkal Paoli kennen, und ich konnte nicht glauben, daß Korſika zur Knechtſchaft beſtimmt ſei, da ſolche Korſen lebten. Der alte Sebaſtiani war geſtorben. Ich verlebte ſchöne Tage der erneuerten Freundſchaft; aber eben hier, wo Alles an Dich erinnerte, wo Du der Gegenſtand der allgemeinen Theilnahme, der rührendſten Liebe, ja der Verehrung wareſt, hier mahnte mich die heiligſte Pflicht. Ich durfte nicht verweilen.

Du hätteſt Dich, erzählten ſie, nachdem Du aus Korſika abgereiſt wäreſt, nur kurze Zeit in Neapel aufgehalten. Du hätteſt Dich nach Deiner Heimat geſehnt und wäreſt durch Mailand gegangen, um dort einen Knaben, Franzeſkas Kind, mit Dir zu nehmen. Von da aus hätteſt Du geſchrieben; aber ſeitdem hatten ſie keine Nachricht von Dir erhalten. Gerüchte, die ſich ſpäter beſtätigten, hatten nur ausgeſagt, daß Du in Oeſterreich ergriffen worden. Einmal wagte ſich Baptiſto nach Wien, obgleich es auch für ihn nicht ohne Gefahr war. Aber nur eine Beſtätigung der früheren Gerüchte war die Frucht der Reiſe.

Nun, dachte ich, wenn Du alle öſterreichiſchen Feſtungen bereiſeſt, mag es Dir doch wohl zuletzt gelingen, ſeinen Aufenthalt zu entdecken.

Ich riß mich von den Freunden los und reiſte faſt ein halbes Jahr von einer öſterreichiſchen Feſtung zur andern. Zwar, daß ich, deſſen Sprache den Nordländer verrieth, der als norwegiſcher Kaufmann reiſte, mit dem abenteuerlichen korſiſchen Könige oder ſeinen Verwandten in irgend einer Verbindung ſtehen ſollte, konnte Keiner vermuthen; aber dennoch mußte ich vorſichtig ſein. Das Geſpräch auf einen Gegenſtand zu lenken, der noch immer die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war freilich nicht ſchwer. So hörte ich endlich, daß in Ollmütz ein Verwandter des Königs Theodor ſeit mehreren Jahren als Staatsgefangener ſitzen ſollte. Man erzählte ſich von Dir die abenteuerlichſten Sachen. Ich aber eilte, voll ſchöner Hoffnung, hieher. Es war kein Geheimniß. Ich hörte, daß Dein Gefängniß ſehr gelinde ſei, daß man Dich mit großer Achtung behandele, daß der allgemein verehrte Kommandant Dein Freund ſei. Ich eilte zu dieſem, ich erfuhr bald, daß er viel von den Ereigniſſen Deines Lebens kannte, ich geſtand ihm meine Freundſchaft, unſere gemeinſchaftlich erlebten Abenteuer in Korſika, geſtand ihm, daß ich, weil ich das größte Vertrauen zu der Gerechtigkeit der Königin hätte, ſolche Umſtände entdecken könnte, die Deine Freiheit herbeiführen müßten. Du hätteſt ſeine Freude, das Entzücken ſeiner Frau, ſeines Sohnes ſehen ſollen. Sie weinten, ſie umarmten mich. Wie biſt Du geliebt! Aber wer kennt Dich und liebt Dich nicht.

Ich bat ſie, mein Hierſein durchaus geheim zu halten, ich wollte Dich nicht beſuchen, nur ſehen wollte ich Dich; und als ich Dich ſah, freute ich mich; denn Du biſt ja trefflich in Deiner Gefangenſchaft gediehen. Der Kommandant gab mir wichtige Empfehlungsſchreiben nach Wien. Aber zuerſt wandte ich mich an den däniſchen Geſandten. Dieſem erzählte ich Alles; ich verbarg ihm nichts, nicht einmal Deinen wahren Namen; es gelang mir, dadurch das lebhafteſte Intereſſe für Dich zu erregen.

Sie müſſen den franzöſiſchen Geſandten gewinnen, ſagte er, und ich zweifle nicht, daß es gelingen wird; durch ihn können Sie Alles ausrichten.

Er führte mich bei dieſem ein. Auch ihm erzählte ich Alles, auch er war von dieſen ungewöhnlichen, faſt romanhaften Ereigniſſen ergriffen und verſprach mir die eifrigſte Unterſtützung, wenn ich im Stande wäre, meine Erzählung zu beweiſen.

Jetzt wandte ich mich an van Enkhuyſen, ich ſtehe ohnehin mit ihm in genauer kaufmänniſcher Verbindung, an Paoli, an Rivarola. Alle Nachrichten ſtimmten überein; und der Geſandte trug die Sache der Königin Maria Thereſia vor.

Auch auf ſie machte die Erzählung einen großen Eindruck; ich erhielt eine Audienz, ſie wollte die Geſchichte aus meinem eigenen Munde hören. Ich verbarg nicht meine Theilnahme an dem Schickſale der unglücklichen Korſen, meine große Verehrung für Paoli und Baptiſto, und ſelbſt dieſe freimüthigen Aeußerungen ſchienen ihr nicht zu misfallen. Daß ich meine Wünſche für Korſika nicht weiter ausdehnte, als daß ich es unter dem Scepter eines mächtigen Monarchen glücklich zu ſehen wünſchte, verſteht ſich von ſelbſt. Und, in der That, ſo nur kann es zur Ruhe und zu innerer Ordnung gelangen.

Meine Erzählung iſt zu Ende, wie Du ſiehſt. Wenn es uns gelingt, einer Perſon und ihren Schickſalen einen pikanten Anſtrich zu geben, dann haben wir bei den Höfen Alles gewonnen. Dein Heldenthum, Deine ritterliche Geſinnung, Deine Liebe ſelbſt, die ich indeſſen natürlich nur mit einer gewiſſen Zartheit berührte, verſchaffte Dir, wenigſtens auf kurze Zeit, das Glück, der Held des Tages zu ſein. Nur der däniſche und franzöſiſche Geſandte kennen aber Deinen wahren Namen. Ich theilte ihnen dieſen als ein ihrer Ehre anvertrautes Geheimniß mit; ich habe es ihnen geſagt, wie dieſer Name niemals von König Theodor verrathen wurde. Es hängt nun aber ganz von Dir ab, ob Du nach Wien gehen, den vortheilhaften Eindruck benutzen, Deinen wahren Namen annehmen und Hofgunſt und Glanz genießen willſt.

Gott ſoll mich bewahren, ſagte Julius; aber mit inniger Freude hatte er aus dieſer ganzen Erzählung die große Treue ſeines Freundes wahrgenommen.

Du kennſt ſchon meine Geſchichte, ſagte Julius, als ſein Freund ihn aufforderte, ſein Leben während der langen Trennung zu erzählen; denn was kann ein Gefangener viel zu erzählen haben? Ich wurde anfänglich hart gehalten, beſonders, weil der unglückliche König ſich bald hier, bald da ſehen ließ, allenthalben Verbindungen zu haben ſchien. Der arme Knabe litt dabei, möchte ich ſagen, faſt mehr, wie ich. Man wußte nicht, was man mit ihm anfangen ſollte, er wurde in eine Armenanſtalt gethan, kümmerlich gehalten. Ich durfte keinen Menſchen ſehen, an keinen ſchreiben; doch erlaubte man mir Bücher. Dieſe Zeit iſt mir ſehr wichtig geworden. Das Leben bringt uns fortdauernd in's Gedränge; wir müſſen uns durchhelfen, Hemmendes abweiſen, Förderndes benutzen, Gedanken, Entſchlüſſe, Handlungen auf unſere eigne enge Perſönlichkeit beziehen, ſelbſt die freieſten, ſchönſten Entwürfe bringen uns nicht aus dieſem Gedränge heraus. Wer hat es nicht gefühlt, wie es, wenn in ruhigen, einſamen Stunden die Natur, das Menſchenleben um ihn her, die Geſchichte den Forſchenden ergriffen und feſthielten, ihm gelingen mag, für Augenblicke wenigſtens, einen freiern Platz zu gewinnen, wo der von der Perſönlichkeit entfeſſelte Geiſt freier Athem ſchöpft und in ſeiner wahren, eigenthümlichen Heimat lebt. Schon früher wünſchte ich mir oft ein Gefängniß, welches mich innerlich befreien ſollte, ich betrachtete es nicht als eine poſitive Kette, ſondern als ein Ausſchließen des Störenden, welches mir eben die höhere Freiheit enthüllen ſollte. Freilich, als ich nun wirklich eingeſperrt wurde, wollte dieſes Gefühl keineswegs lebendig hervortreten. Da erſchienen tauſend andere quälende Bedenklichkeiten. Nicht die Gefangenſchaft allein peinigte mich; ich fand mich auch gedemüthigt, beſchimpft. Mit einem ſolchen Abenteurer in Verbindung geſetzt, als ſein Verwandter, als Theilnehmer ſeiner wahnſinnigen Unternehmungen betrachtet zu werden, ſchien mir eine ſo drückende, ſo ſchimpfliche Rolle zu ſein, daß es Augenblicke gab, wo ich mir den Tod wünſchte. Au- jedes Gefühl ſtumpft ſich allmälig ab; die erſte Blüte meines jugendlichen Ehrgeizes, wie die meiner Liebe trug ſchon einen Wurm in der Knoſpe, und ſo fing auch ich bald an, Leben und Daſein aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten. Die klaſſiſchen Geſchichtsforſcher zogen mich wieder an, die Philoſophie beſchäftigte, die Dichtkunſt ergötzte, die Religion ſtärkte mich; und als die günſtigere Zeit hervortrat, konnte ich das Gewirre des Lebens und die eigene kleine Rolle, in die ich mehr unwillkürlich hineingedrängt wurde, als daß ich ſie gewählt hätte, mit völliger Ruhe betrachten. Die Liebe war für mich ausgeſtorben, die Freundſchaft, die nicht von perſönlichem Umgange allein abhängt, wenn ſie auch aus dieſem geboren wird, blieb unter allen irdiſchen Gütern mir allein übrig, wie die Liebe meiner Mutter und meiner Schweſter. Aber die Erinnerung an ſie quälte mich fortdauernd. Oft habe ich in den letzten paar Jahren geſchrieben, aber nie erhielt ich eine Antwort; und eine unruhige, trübe Ahnung treibt mich nach meiner Heimat, obgleich ich dort nur Beſtätigung meiner quälenden Furcht erwarten darf.

Wir eilen dahin, ſagte Walſeth, und wollen noch das Beſte hoffen. Die letzten Jahre ſind eben in dieſen Gegenden unruhig geweſen, Veränderungen des Aufenthalts in ſo vielen Jahren ſo wahrſcheinlich, das ungewiſſe Schickſal Deiner Briefe, tauſend Umſtände können für Dich einen ungünſtigeren Schein über das Befinden Deiner Verwandten werfen. — Haſt Du darüber nachgedacht, was Du nun ferner treiben wirſt?

Gar nicht, antwortete Julius. Meine ganze nächſte Zukunft beſchränkt ſich auf den Wunſch, Mutter und Schweſter zu ſehen, oder wenigſtens ihr Schickſal zu erfahren.

Sie überlegten jetzt, ob Julius die Entſchädigung annehmen ſollte, die ihm die Königin angeboten hatte, und die bedeutend war. Julius, deſſen alter Stolz erwachte, wünſchte ſie ausſchlagen zu können; aber ſie ſahen beide ein, daß dieſes eine Art Trotz ſein würde, den man mit Recht als beleidigend anſehen könnte; und da Walſeth ihm Nachricht brachte von dem Zuſtande ſeines Vermögens, welches, ſo lange faſt unangetaſtet, in den Händen des van Enkhuyſen ſich bedeutend vermehrt hatte: ſo fand er ſich in einer Lage, die ihm, bei ſeinen geringen Anſprüchen, eine völlig unabhängige Stellung verſprach.

Es freut mich meines kleinen Franz wegen, ſagte Julius, deſſen Neigungen zu verfolgen und zu regeln, deſſen keimende Talente zu wecken und zu leiten, das größte Vergnügen meiner letzten Jahre war. Ein eingeſperrter Philoſoph iſt kein unebener Schulmeiſter.

Mit wehmüthiger Rührung trennten ſie ſich den Tag darauf von dem Kommandanten, und reiſten eilig durch Schleſien und die Lauſitz nach dem kleinen deſſauiſchen Städtchen.

Schon lange ſtockte die Unterhaltung. Denn als Julius ſich der bekannten Gegend näherte, als Bäume, Häuſer und Hügel ihm die Nähe ſeiner Vaterſtadt anzeigten, war es ihm, als wollte die innere Angſt ihm den Athem rauben. Sie fuhren langſam durch die ſtillen Straßen; Julius betrachtete die Menſchen, die ihnen entgegen kamen, aber ſie waren ihm unbekannt. Mit Zittern näherte er ſich dem väterlichen Hauſe. Sie traten hinein. Julius klopfte. Ein fremdes Geſicht öffnete die Thüre; es war eine anſtändige Bürgerfrau, die ſchon erſtaunt ſchien, als ſie Reiſende vor ihrem Hauſe halten und abſteigen ſah. Sie blickte die Reiſenden verwundert an.

Mit bebender Stimme fragte Julius, ob die Gräfin von Kronfels nicht hier wohne?

Mein Gott, rief die erſtaunte Frau, wo kommen Sie her? Sie fragen nach einer Dame, die freilich hier wohnte, aber ſeit faſt acht Jahren todt iſt.

Walſeth ſah den faſt vernichtenden Eindruck, den dieſe Antwort auf ſeinen Freund machte, und nahm das Wort.

Liebe Frau, fragte er, können Sie uns keine Nachricht von der Tochter geben, wiſſen Sie nicht, wo dieſe ſich aufhält?

Sie iſt zu einem Oheim, dem vornehmen Grafen in der Lauſitz, hingezogen; aber da iſt ſie nicht mehr, und wir haben ſeit vielen Jahren nichts von ihr gehört.

Lebt, fragte nun Julius wieder, dem das Gift tropfenweiſe zugemeſſen werden ſollte, lebt die gute Tiſchlerfrau nicht mehr?

Ueber dieſe Frage, die eine ſo völlig vertraute Bekanntſchaft mit der Familie vorausſetzte, erſtaunte die Frau noch mehr. Sie betrachtete Julius ſehr genau.

Mein Gott, rief ſie, Sie ſind wohl gar der junge gnädige Herr? —

Ja, liebe Frau; kannten Sie meine Mutter? Ich bin Julius.

Er war erblaßt; die Thränen traten ihm in die Augen. —

O treten Sie näher, verzeihen Sie, daß ich ſo geradezu von dem Tode der Mutter ſprach. Wohl kannte ich ſie, kannte Ihre Schweſter, die Tiſchlerfrau war meine gute Freundin.

Lebt ſie denn nicht mehr?

Ach nein, ſie ging der lieben Comteſſe nach. Man ſagt, ſie wären beide unter die Frommen in Herrnhuth gegangen, und da iſt die gute Frau geſtorben.

Julius fragte nun nach den wenigen Bekannten. Einer war todt, der zweite fortgezogen; keiner war mehr zu finden.

Nun, ſagte Julius, wie aus der ſtillen Verzweiflung erwachend, ſo will ich doch das Grabmal meiner Aeltern beſuchen.

Die Frau wollte ihn begleiten.

Es iſt nicht nöthig, liebe Frau, ſagte er. Sie ruhen doch neben einander?

Freilich, antwortete die Frau, und die Thränen traten ihr in die Augen, als ſie Julius ſtummen Schmerz und blaſſe Wangen ſah.

Sie fuhren hin. Julius kannte die Stelle. Die Gräber der Bürger waren mit hölzernen Denkmälern verſehen, die oft dicht neben einander ſtanden. Kein Denkmal bezeichnete die Stelle, wo ſeine Aeltern ruhten. Die Gräber drängten ſich, das Unkraut wucherte, ſie konnten die zertretenen, mit hohem Graſe und Kraut überwachſenen Grabhügel nicht unterſcheiden; aber Julius verweilte lange in ſtillem Gebete.

Nach der Lauſitz! rief er jetzt; und nun fuhren ſie ſtill wieder zum Thore hinaus.

Das Gut des Grafen von Kronfels erreichten ſie am zweiten Tage und fuhren grade auf das Schloß zu.

Iſt der Herr Graf hier? fragte eilig Julius. —

Seiner Exzellenz halten Mittagsruhe. —

Kann ich die Ehre haben, der Gräfin meine Aufwartung zu machen? —

Wen ſoll ich Ihro Exzellenz anmelden? —

Den Grafen Kronfels. —

Der Bediente ſtaunte den Fremden an. —

Melde Er den Grafen Julius von Kronfels, lieber Freund! —

Der Bediente ging. Es währte ziemlich lange, ehe er wiederkam. Endlich wurden ſie in den Gartenſaal geführt. Einige Augenblicke darauf trat ein eleganter Herr von mittlern Jahren herein.

Mit Vergnügen, ſprach er ſie an, erfahre ich, daß ich das Glück habe, einen Vetter zu begrüßen, von welchem wir ſo lange, ſo ſehnlich und bis jetzt immer vergeblich Nachrichten zu erhalten wünſchten. —

Ich darf fragen, mit wem ich die Ehre habe zu ſprechen? —

Baron Landau. —

Julius wußte, daß er einen ſolchen Verwandten hatte; aber eine Erinnerung, als wenn dieſer eine Rolle in ſeinem letzten verworrenen Leben geſpielt hätte, ſchwebte ihm, wenn gleich unbeſtimmt, doch lebhaft vor. Endlich erinnerte er ſich, daß und wie die ſterbende Franzeſka ihn in ihrem letzten Bekenntniſſe erwähnt hatte. Er begrüßte ihn kalt, ſtellte ſeinen Freund vor, und das Geſpräch ſtockte.

Die Flügelthüren wurden weit und ſchnell eröffnet, und in voller Pracht trat die Gräfin mit Geräuſch herein. Auch ſie war erſtaunt, entzückt, die unvermuthete Gegenwart eines lange vermißten, ſehnlichſt erwarteten Verwandten hatte ſie mit freudigem Schrecken ergriffen. Wirklich ſah man Spuren des Schreckens, und nur allmälig gelang es ihr, die äußere Ruhe und Haltung zu gewinnen. Nach den Begrüßungen und wechſelſeitigen, auf beiden Seiten gleich erzwungenen Verſicherungen fragte Julius nach ſeiner Schweſter Amalie.

Den Bericht der Gräfin hier ausführlich zu erwähnen, wäre überflüßig. Nur den Schluß führen wir an.

So ſtieg, ſchloß ſie, die unglückliche Schwärmerei von Stufe zu Stufe, bis ſie endlich ſich entſchloß, einen Handwerker zu heiraten, den ſie als Miſſionair zu den Wilden begleitete. In welche Gegend, iſt mir unbekannt.

Mein Gott! rief der unglückliche Julius und ſprang auf; verzeihen Sie, gnädige Tante, aber ich muß nach Herrnhuth eilen.

Wir ſehen Sie doch, lieber, theurer Vetter? rief ſie ihm nach.

Gewiß, antwortete dieſer und verließ mit ſeinem Freunde eilig das Haus.

Sie eilten zu dem Obriſten.

Julius! rief dieſer und ſtürzte ihm entgegen.

Julius ſchöpfte wieder Athem, als er den herrlichen Mann umarmte. Er ſtellte den Freund vor.

Walſeth, rief der Obriſt fröhlich, der treue Norweger. Ich traf Sie nicht in Korſika. Nun, auch ich lernte einen treuen Norweger kennen, der Dir, lieber Julius, nicht gleichgültig ſein darf.

Jetzt erfuhr nun Julius umſtändlich das Schickſal ſeiner Schweſter.

Sie iſt nach Grönland gegangen, ſie hat, mit ihrem Manne, dieſes Land wieder verlaſſen, ſchloß der Obriſt; aber ſeit der Zeit hat man nur eine unbeſtimmte

Nachricht, daß das Schiff an der norwegiſchen Küſte geſcheitert iſt. Das iſt Alles, was ich bis jetzt aus Herrnhuth erfahren konnte.

Eine ſolche völlige Zertrümmerung ſeiner ganzen Vergangenheit ſtürzte den unglücklichen Julius in den tiefſten Trübſinn. Zwar durch die Darſtellung des Obriſten erſchien die verlorne Schweſter wie verklärt, obgleich auch er ihre Verirrung bedauern mußte.

Es giebt Verirrungen, ſagte er, die wir nicht billigen können und dennoch bewundern, ja verehren müſſen.

Aber hinter Julius lag ein zerrüttetes Daſein, und er erblickte in der Zukunft nichts, als eine fürchterliche Leere. Er war nach Herrnhuth gereiſt, aber auch hier erfuhr er nichts Beſtimmteres.

Nach Norwegen, Walſeth, ich begleite Dich! rief er.

Auch ſein Freund, ja ſelbſt der Obriſt billigte dieſen Entſchluß. Aber dieſer zwang ihn, noch einige Tage ſich bei ihm aufzuhalten.

Du haſt eine groſe Erbſchaft zu erwarten, und dieſe darfſt Du nicht verſchmähen. Erſt mußt Du mit Advokaten unterhandeln, Vollmachten ausſtellen. Zwar zweifle ich nicht, daß man wiſſen wird, den Prozeß noch Jahrelang fortzuſchleppen, aber gewinnen mußt Du doch zuletzt.

Es war dem Obriſt wirklich gelungen, den trübſinnigen Julius einigermaßen zu beruhigen; an den klugen, umſichtigen Walſeth ſchloß er ſich mit ganzer Seele, und dieſer verehrte ihn wie einen Vater; der kleine Franz jubelte im Dorfe herum. Der Invalide war geſtorben.

Nach Verlauf einiger Tage hatten ſie den ſchweren Abſchied von dem Obriſten überſtanden, ſaßen auf dem Wagen, um über Kopenhagen nach Norwegen zu reiſen, und zum dritten Male ſehen wir Menſchen, die uns theuer geworden ſind, ſich in dieſe entfernte Gegend verlieren.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Fünftes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Fünftes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Die Familien

Walſeth und Leith.

Ein Cyclus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Vierter Band.

Dritte verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Walſeth und Leith,

die Väter.

III.

Es war zwei Stunden nach Mitternacht im Juni-Monat 1742. Ein Boot mit drei kleinen Maſten, von denen jeder mit einem mächtigen Segel verſehen (ein Ottring), war mit acht Mann beſetzt. Dieſe waren in kurze, meiſt wie Hemden verfertigte Jacken von grober Wolle gekleidet, die Beinkleider von Segeltuch, ſteif und glänzend geſchwärzt durch Thran, die Hüte, den Kopf eng umſchließend, mit breiten Rändern, aus grober zuſammengekneteter Wolle, mit Häuten überzogen, glänzend und ſchwarz, wie jene. Die meiſten waren junge rüſtige Burſchen, zwei Aeltere, mit langem, ſtruppigem, röthlichem Barte geziert. Zwar trug ihr Ausſehen das Gepräge der Rohheit ihrer Lebensweiſe, aber eine gewiſſe derbe Gutmüthigkeit war dennoch ein unverkennbar herrſchender Zug.

Das unabſehbare Meer umgab das Boot, die Meeresfläche ſchien ſpiegelglatt, und die kleinen Wellen in der Nähe ſchaukelten es. Hier wechſelte, wie die Farbe, ſo das Anſehen der See. Strömungen kräuſelten das Waſſer, unterbrachen die ruhige Fläche und bildeten breite, dunklere Straßen, die ſich in grader Richtung, meiſt von Norden nach Süden, erſtreckten und in derſelben Richtung ſich in ſich bewegten. In fernem Weſten erkannte man, tief in das Meer getaucht, das Abendroth, weit in Oſten zuckten einzelne Strahlen herauf und deuteten auf die kaum unter dem Horizonte verborgene Sonne. Ein Nebelſtreifen, gleich einem dunkeln Balken, der das feurige Roth quer durchſchnitt, bezeichnete die fernen felſigen Ufer der Heimat. Rings umher herrſchte eine feierliche Stille, ſelten flog eilig ein Vogel durch die Luft, nur ſchwarze Delphine in Menge wälzten ſich, und das Plätſchern tönte in die Meeresſtille hinein. Ein unermeßliches Heer durchſichtiger, gallertartiger Meduſen, größere und kleinere, ſah man den runden, ſcheibenförbigen Leib wechſelnd ausdehnen und zuſammenziehen; man glaubte ſchwimmende Schwämme zu erblicken.

Ruhig ſaßen die Männer auf der Mitte des Königsrandes (Kongseggen), einer großen Tiefe in der Nordſee, zwölf Meilen von Haram in Soendmoer, und blickten geſpannt in den Abgrund hinein. Nur durch einzelne Töne und kurze Befehle der älteren wurde das Stillſchweigen unterbrochen, wenn ſie mit den mächtigen Fiſchſchnuren, die über hundert Faden in die Tiefe reichen (Diubsaagn), einen Kabeljau heraufzogen und mühſam in das Boot warfen; oder wenn es ihnen gelang, eine mächtige Scholle (Qveite) zu fangen, deren fetter Rücken getrocknet einen ſeltenen Leckerbiſſen der Einwohner abgibt, oder wenn ſie jubelnd einen Haifiſch fingen, dem ſie die Leber ausſchnitten, und dann das getödtete Thier dem Meere überließen. Bei ſolchen Gelegenheiten entſtand eine augenblickliche allgemeine Bewegung, die einige Zeit fortdauerte. Darauf aber kehrte Jeder zu ſeiner früheren Beſchäftigung zurück, und blickte ſtillſchweigend und aufmerkſam in die Tiefe. Es wird als ein beſonderes Glück betrachtet, wenn das Meer über dieſer Untiefe völlig ruhig iſt. Dann hangen die ſtarken Fiſchſchnüre ſenkrecht herunter, und der Fang gelingt vorzüglich. Dies war jetzt der Fall, und eben deßwegen war Jeder aufmerkſam, emſig bemüht, den Augenblick zu benutzen, deſſen Vortheile ſie bald zu verlieren befürchten mußten. Gewöhnlich herrſcht über der Untiefe ein ſtarker Strom, der beſonders in der Mitte ſelten nachläßt, ſo, daß er eben das Zeichen iſt, daß man die rechte Stelle gefunden hat. Dieſer zeigte ſich jetzt und trieb die Schnur mit ſich, daß dieſe den Grund nicht finden konnte, und die Fiſcher ließen nun auch das Boot in der Richtung des Stromes nach Norden treiben. Noch gelang es ihnen, einige Fiſche zu fangen, aber der Strom nahm ſo ſtark zu, daß ſie in kurzer Zeit einige Meilen nach Norden trieben. In dieſer Richtung entfernten ſie ſich immer mehr vom Lande, welches hier gegen Oſten umbiegt.

Wir müſſen aus dem Strom heraus, ſagte Ola.

Ei freilich, antwortete Thorwald, und dann ausruhen.

Mit Anſtrengung gelang es. Der Morgenwind war vorüber, das ganze Meer, auf deſſen unermeßlicher Fläche das Boot ſchwamm, noch immer ruhig, die Segel zuſammengerollt, die Ruder lagen unberührt in dem Boote, und die Fiſcher verzehrten als Frühſtück getrocknete Fiſche, etwas alten Käſe und flaches trockenes Gerſtenbrot. Ihr Trank war eine Miſchung von Waſſer und ſaurer Milch.

Als wir geſtern früh ausfuhren, fing Thorwald an, ſah ich in dem dicken Nebel den Seebrou leibhaftig am Seehauſe ſtehen. Wir hatten eben das Boot aus der Scheune gezogen, ich ging zurück, die Ruder zu holen; da ſtand er, als Seemann gekleidet, in der Thüre und war verſchwunden, als ich hinkam.

Da Du das erzählſt, unterbrach ihn Ola, ſo will ich Dir auch ſagen, daß ich den Drouſpeichel als einen Schaum in dem Boote fand, nachdem wir einige Meilen geſegelt waren. Svend ſah es auch, wir wollten aber nicht, daß Ihr es wiſſen ſolltet.

Gott ſtehe uns bei! Das iſt ein ſchlimmes Zeichen, antwortete Thorwald.

Ei nun, ſagte jetzt Svend, ein ſchöner junger Fiſcher, der Drou bedeutet zwar Unglück; aber ob es uns gilt, können wir nicht wiſſen. Wir werden bald etwas anderes zu thun haben, als unglücklichen Vorbedeutungen nachzugrübeln. Ich ſage Euch, in einer Stunde haben wir Südwind, jetzt können wir die Segel nicht brauchen, der Strom treibt uns mit Gewalt gegen Norden, und das Rudern wird wenig helfen. —

Die Fiſcher blickten ängſtlich nach Süden und mußten Svend Recht geben.

Wir werden ſobald nicht nach Hauſe kommen, fuhr Svend fort.

Wenn wir überhaupt Soendmoer je wiederſehen, ſagte Ola trübe.

Warum nicht? erwiederte Svend, verdrießlich, wie es ſchien, über den Kleinmuth des Alten; noch geht ja Alles wohl, das Boot iſt tüchtig, es fehlt uns nicht an Speiſe und Trank, wer möchte gleich die Hoffnung aufgeben? —

Sie ergriffen die Ruder, und ſuchten völlig aus dem Strome heraus und, ſo viel möglich, gegen Süden zu kommen. Während ſie alle mit großer Anſtrengung ruderten, die Richtung des Boots durch den Kompaß beſtimmend, bewölkte ſich der Himmel, die Sonne trat unter dicke Wolken, die ſchwarze Meeresfläche kräuſelte ſich immer mehr, und ein Wind blies aus Südoſten. Eilig wurden die Ruder eingezogen, alle Segel aufgeſpannt, und ſie ſuchten, den Wind bis auf wenige Grade durchſchneidend, und ſo hin und her kreuzend, die Höhe, die ſie erreicht hatten, zu behaupten und zu verhindern, daß ſie nicht immer weiter gegen Norden trieben. Indeſſen erhob ſich der Wind immer ſtärker, die Wellen wurden mächtiger, das Meer immer unruhiger, und fortdauernd ſtrebten die kühnen Fiſcher dem Winde zum Trotz ihre Richtung zu behaupten. Die Wellen ſpielten an dem Rande des ſchiefſegelnden Bootes, überſtrömten es oft, und als der Wind ſich bis zum Sturme ſteigerte, ſpritzte der wilde Schaum vorn und an dem bis auf die Waſſerfläche geneigten Rande hoch empor. Das Boot war in der Mitte des tobenden Elements ſchwer zu erkennen. Nur die Worte: Schöpft das Waſſer aus, rieft die Segel ein, das Ruder nach der Leeſeite (Roer i Läe)! tönten zuweilen aus den Wellen hervor und würden einem nahen Schiffe verrathen haben, daß hier ein offenes Boot in dem wüſten Oceane mit den empörten Wellen kämpfte. Gegen Mittag brach ein wüthender Sturm los. Die Wellen tobten immer furchtbarer, es bildeten ſich unermeßliche, nach unten gerundete Gewölbe, deren Seitenwände in großer Höhe ſich verengten. Auf dieſer Schärfe brachen ſich die Wellen, ſich zerſplitternd in ſchneeweißen Schaum, der hoch in die Luft ſpritzte, während ein Theil des Waſſers von dieſer Höhe auf die geneigte Fläche wie auf eine feſte abſchüſſige Wand herablief. Aber die große rieſenhafte Waſſermaſſe hob ſich, indem ſie ſank, ſank, während ſie ſich hob, und ſo ſchien ſie, betrachtete man die einzelnen Wellen, immer die nämliche Geſtalt zu behalten, während der innere Grund, in furchtbarer Haſt von dem Oceane gepeitſcht, nach Norden gejagt wurde. Die Fiſcher eilten, als der Sturm ſich ſo gewaltig erhob, die Segel, die Maſten herunterzuziehen, ſchnell griff Jeder nach ſeinem Ruder, nur bemüht, dem Boote eine ſolche Richtung zu geben, daß es die immer wachſenden Wellen durchſchneiden mußte. Während von der Oberfläche der aufwärtsſteigenden Wellen das Waſſer neben dem Boote abwärts lief, wurde dieſes ſelbſt von der mächtigen Woge, an welcher es ſchwebte, wie an einen ſchroffen Hügel hinauf nach der ſchäumenden

Spitze getragen, um wieder mit Blitzesſchnelle herunterzuſtürzen. Die Hälfte der Mannſchaft ruderte ohne Unterlaß, während Einer ſteuerte und die Uebrigen, die Ruder in Bereitſchaft, aufmerkſam daſaßen, um die Rudernden, wenn ſie ermüdeten, abzulöſen. So geſpannt waren ſie auf das Nächſte, auf das Nothwendigſte, daß die Furcht keine Gewalt über ſie erhielt. Der Himmel ward immer finſterer, das Meer, die brauſenden Wellen immer ſchwärzer, der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen herunter und füllte das Boot, zwei Männer mußten ununterbrochen das Waſſer ausſchöpfen.

Sie entdeckten einen Nordlandsfahrer, ſchwebend auf dem hohen Schaumgipfel einer fernen Welle, kaum erkennbar. Der große Maſt trug das eine mächtige Segel aufgerieft. Aber nur einen Augenblick erblickten ſie das Schiff; der nächſte tauchte es zwiſchen die Wellen hinein, als wäre es von ihnen verſchlungen. Plötzlich erſchien es wieder, und jetzt ſah man es von der Höhe der Welle in die gewölbte Vertiefung ſchwebend. Jetzt war es ihnen nah. Es flog an dem Boote pfeilſchnell vorüber, und ſie ſahen, wie das Schiffervolk das Entſetzen auf mannigfaltige Weiſe äußerte, als ſie Fiſcher in einer ſo gefährlichen Lage, mitten im Meere den tobenden Wellen preisgegeben erblickten. Aber wie eine augenblickliche Erſcheinung eilte an ihnen das Schiff mit der Mannſchaft vorüber, bald ſahen ſie es in der düſtern Ferne wie einen dunkeln Punkt auf der Schaumſpitze tanzend verſchwinden, und fühlten ſich doppelt verlaſſen.

Mehrere Stunden waren ſchon verfloſſen, die Mannſchaft erſchöpft, als gegen Abend der Sturm nachließ. Die Wellen brachen ſich, einzelne Waſſermaſſen erhoben ſich kugelförmig mit ſchäumendem Gipfel, und von der regelloſen Bewegung der Wogen ergriffen, ſchwankte das Bott unbeſtimmt in allen Richtungen. Schon war es ſpät geworden, noch immer mußten ſie mit Anſtrengung rudern, als Svend jauchzend bemerkte, daß der Wind ſich in Nordweſt erhob. Dieſer nahm fortdauernd zu, die Wellen fingen allmälig an eine regelmäßige Bewegung zu erhalten. Die Maſten wurden aufgerichtet, die Segel ausgeſpannt, und das Boot flog mit dem Winde der Heimat entgegen, während die Fiſcher, die ſich jetzt völlig ausruhen konnten, die Gefahr, der ſie entgangen waren, kaum erwähnend, theils Hunger und Durſt ſtillten, theils einſchliefen.

Der Wind iſt zwar gut, ſagte Ola, aber wir ſind noch weit vom Lande; und da der Südſturm ſich gegen Abend legte, ſo können wir ihn gegen Mittag wieder erwarten und ſo Alles verlieren, was wir gewon=

nen haben. Der Drou iſt nicht umſonſt erſchienen. Ich ſehe ihn noch, wie er drohend vor mir ſtand und darauf verſchwand.

Ich erblicke jetzt etwas Beſſeres, Ola, erwiederte Svend, erkennſt Du dort nicht die drei Schweſtern? Wir haben den richtigen Cours gehalten und gehen gerade auf das Land zu.

Ola ſtrengte ſich an. Nur das geübte Auge der Fiſcher konnte in der großen Ferne in dem bewölkten Morgenrothe drei ſchwarze Punkte wahrnehmen.

Indeſſen dauerte der Nordwind fort, das Boot flog durch die Wellen und die Sonne erhob ſich allmälig am fernen Horizonte. Die Schlafenden wurden aufgeweckt. Ruhig ſetzten die Fiſcher ſich hin, entblößten die Häupter und ſtimmten mit rauhen Kehlen einen geiſtlichen Geſang an, deſſen harte Töne ſich mit dem Brauſen des Meeres verbanden und in das weite Meer hineinſchallten. Ola ſprach darauf ein einfältiges Morgengebet, in welchem in ſchlichten Worten Gott für die Rettung aus drohender Gefahr gedankt und er um fernere gnädige Hülfe angefleht wurde. Die Fiſcher murmelten das allen wohlbekannte Gebet leiſe nach, und die zwar ſtumme, aber doch tiefe Freude über die Rettung bewegte, eben weil ſie keine eignen Worte finden konnte, die rauhen Gemüther in hingebender Andacht.

Der Cours ging nun immer mehr gegen Süden, der Mittag war vorüber, das Land lag mit den rauhen Felſenſpitzen und Inſeln, die wie chaotiſch unter einander geworfene, mannigfaltig zerriſſene Rieſenmaſſen ſich darſtellten, wenn auch fern, doch erkennbar vor ihnen.

Erkennſt Du Godöe, ſiehſt Du, Ola, wie der Nebel ſich an den nördlichen Abhang gelagert hat? rief Svend. Wir werden guten Wind behalten und dies Mal, mit Gottes Hülfe, nach einem guten Fange glücklich zurückkommen.

Sprich nicht ſo, erwiederte verdießlich Ola, Du kannſt den Wind beſprechen, daß er umſchlägt. Bis der Fiſcher in dem Hafen iſt, muß er fürchten, ohne furchtſam zu ſein. Die Jugend wird immer tollkühner, ſie will nicht mehr erkennen, wie wir ganz in der geheimen Gewalt des wüſten Meeres ſind, wenn wir uns ſeinen Wellen mit ſo zerbrechlichen Fahrzeugen preisgeben. Vor Zeiten ſah dieß Jeder ein und nahm's zu Herzen. Wenn unſere Väter, von ſolcher Gefahr bedroht, dem Leben nur noch halb zugehörten, ſcheuten ſie ſich, auch die gemeinſten Dinge mit den gewöhnlichen Worten zu bezeichnen, in ſo ungewohnter, unſicherer Lage. Das war der alte ſtille Ernſt; doch jetzt ſieht Jeder leicht darüber hinweg.

Du haſt wohl nicht Unrecht, erwiederte Svend, wenn nicht oft auch eine recht trübſelige Angſt daraus entſtünde, daß der Seemann unmännlich zittert, wenn ein zufälliges Wort die abergläubige Regel verletzt. Aber wo ſtarrſt Du ſo hin, Thorwald? —

Ich habe lange in Süden etwas Schwarzes entdeckt, mitten auf dem Meere, erwiederte dieſer. Erſt erſchien es als ein kleiner ſchwarzer Punkt, der immer wieder verſchwand, daß ich mich zu täuſchen glaubte; aber nun bleibt es. Seht Ihr es nicht? —

Lange ſuchten ſie mit den Augen nach der bezeichneten Gegend vergebens, endlich entdeckten ſie es nach und nach Alle, und in der That trat es immer deutlicher hervor.

Es iſt ein Wrack, rief plötzlich Svend, nachdem er aufmerkſam hingeſehen hatte. Wir müſſen darauf zu, vielleicht iſt dort noch etwas zu retten.

Und zu verdienen, riefen Andere, Svend beiſtimmend.

Sie ſteuerten grade auf den Punkt zu. Da glaubten ſie auf einmal in weiter Ferne einen Blitz von dieſem Punkte ausfahren zu ſehen, der Rauch wirbelte, kaum wahrnehmbar, über das Waſſer empor, und bald darauf glaubten ſie nun auch einen kaum hörbaren Schuß zu vernehmen.

Ein Nothſchuß, ſagte Ola, und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit verfolgten ſie den ihnen jetzt ſo wichtigen Gegenſtand. Immer entſchiedener wurde Svends Vermuthung beſtätigt. Man war ſchon einig, daß es eine Brigg ſein müßte, man erkannte den abgebrochenen Fockmaſt, den faſt verſchwundenen Boegſpriet und ſah, wie die zerriſſenen Taue um den einen kahlen Maſt herumflatterten. Jetzt kam man immer näher, die Mannſchaft des Schiffes hatte das Boot erkannt, alle bewegten ſich lebhaft, ſtreckten die Arme, wie um Hülfe flehend, heraus, während das Schiff, den Wellen preisgegeben, unſicher hin und herſchwankte. Früher hätten ſie es ſchon erreicht, wenn es ſich nicht mit dem Winde fortbewegt hätte. Als ſie näher kamen, ſahen ſie das Ruder zerbrochen, das Hinterkaſtell zerſtört und hörten das Jammergeſchrei der Männer. Endlich legten ſie an das Schiff an. Es war ſchwer, weil die unſtäte Bewegung deſſelben ein ruhiges Anlegen nicht erlaubte. Stricke wurden von dem Schiffe in das Boot geworfen, wie es ſchien, von äußerſt kraftloſen Armen. Svend war der Erſte, der ſich durch den Strick auf das Schiff hinaufſchwang. Andere folgten, und Alle erſchraken, als ſie den Jammer erblickten, der auf dieſem halbzertrümmerten Fahrzeuge herrſchte. Zehn bis zwölf Menſchen ſchwankten, Leichen ähnlich, auf dem Schiffe herum, die Augen ſtarr und tief in den blaſſen abgemagerten Geſichtern liegend. Kaum vermochten ſie zu reden. Ein einziger junger Menſch ſchien mehr Kräfte, als die Uebrigen, behalten zu haben. Er ſprach däniſch. Man erfuhr durch ihn, daß ſie Grönlandsfahrer wären, und daß ihre jetzige dringendſte Noth der furchtbarſte Hunger ſei. Kaum hatte Svend dieſes gehört, als er eilig ſich in das Boot ſchwang. Alles, was dort an Lebensmitteln übrig war, und eine beträchtliche Menge der gefangenen und zubereiteten Fiſche wurden auf das Schiff gebracht, dann eine kleine Tonne friſches Waſſer. Wie grimmige Thiere ſtürzten die Matroſen über die rohen Fiſche her. Vergebens beſchwur man ſie, zu warten, bis ſie gekocht wären.

Da entdeckte Svend vorn im Schiffe eine hochſchwangere Frau, die wie in Ohnmacht lag. Eine Todtenbläſſe hatte ſich über das hagere Antlitz verbreitet; aber die zarte Haut, die feinen Züge bewieſen, daß ſie beſſere Tage erlebt hatte. Sie lag mit gefalteten Händen, die Augen geſchloſſen, da. Eine einfache, weiße Mütze ſchloß ſich dicht an den Kopf an, ein weißes, breites, leinenes Band ging quer über die Stirn, und ähnliche Bänder waren unter dem Kinne zu einer großen Schleife vereinigt. Sie trug eine Jacke und einen Rock von grauem Tuche, ein weißes leinenes Tuch war über Hals und Schultern geworfen, und verhüllte dicht und züchtig die Bruſt. Neben ihr lag ein ältlicher Mann mit ſtarken Geſichtszügen, wie es ſchien, dem Tode nahe. Er trug eine runde, ungepuderte Perücke, und der braune Rock mit breiten Schößen, die Aermel mit herunterhängenden Klappen, war durch eine Reihe großer Knöpfe bis dicht unter den Hals zugeknöpft. Um dieſen war ein ſchwarzſeidenes Tuch eng geſchlungen, ſo daß die Enden weit über den Rock herunterhingen. Svend eilte zuerſt auf die Frau zu. Noch war der Branntwein im hohen Norden ſelten. Man führte ihn nur als Stärkungsmittel gegen die völlige Erſchöpfung mit ſich, und die rüſtigen Fiſcher hatten es noch nicht nöthig gefunden, zu dieſem koſtbaren und ſeltenen Mittel zu greifen, obgleich ein Jeder ein kleines Fläſchchen bei ſich trug. Mit Waſſer verdünnt flößte Svend der ohnmächtigen Frau einige Tropfen ein. Sie erholte ſich etwas, und ihr erſter Blick war nach dem Manne gewandt, der neben ihr lag. Beide ruhten auf einem Lager von Segeltuch. Auch den Mann verſuchte Svend durch dieſes Mittel zu ſtärken.

Während er hier beſchäftigt war, hatten einige Fiſcher die Fiſche gekocht, dieſe und Gerſtenbrot wurden den Hinfälligen geboten. Sie genoſſen gierig, und ſchauderhaft erſchien es dem guten jungen Manne, als er dieſe feine, edle Geſtalt von einem faſt thieriſchen Heißhunger ergriffen ſah. Die Frau richtete ſich auf und fühlte ſich ſichtbar geſtärkt. Sie ſchien weniger, als die Uebrigen, gelitten zu haben, und bald erfuhr man, daß der Mann, der neben ihr lag, als noch einige Lebensmittel im Schiffe waren, auf jede Weiſe die Frau getäuſcht hatte, um von den ſeinigen ihr einen bedeutenden Theil zu geben. Sie hatte es nur zu ſpät gemerkt, und daher war der Mann früher ſchon, als die meiſten Uebrigen, von dem Hunger ergriffen worden. Es ſchien ihnen ein Räthſel, daß er noch lebte. So elend indeß die Mannſchaft auch war, ſo wurden ſie doch durch die frohe, unerwartete Hoffnung aufgerichtet.

Schnell hinunter in das Boot! rief Ola, und Svend ſetzte ſchon zwei Ruder in Bewegung. Das Boot zog nun das Schiff nach dem Lande zu, indem man ſowohl Segel, als Ruder benutzte. Svend war durch den Jammer auf dem Schiffe ſichtbar erſchüttert.

Mein Gott, rief er ungeduldig, wie langſam geht es!

In der That ging das Schiff ſehr langſam nach der, noch neun bis zehn Meilen entfernten Küſte zu. Während die Fiſcher mit großer Anſtrengung ruderten und ſchon zweifelten, daß ſie Kräfte genug haben würden, um das Schiff ſo weit zu ſchleppen, entdeckten ſie in der Ferne zwei Boote. Man rief der Mannſchaft zu, daß ſie eine Kanone löſen ſollte. Aber das Schiffstau war lang, der Wind noch immer ſtark, ſie ſchienen den Ruf nicht zu verſtehen. Man war genöthigt, wieder auf das Schiff zuzurudern. Svend beſtieg es, er ſah nur flüchtig die Frau, die erſchöpft da lag, den Mann, der mit dem Tode zu ringen ſchien, und eilte, die drei Kanonen, die hinten ſtanden, zu laden und alle drei abzufeuern. Mit Vergnügen merkte er, daß die fernen Boote ihren Lauf änderten. Er eilte nun in das Boot, die beiden übrigen kamen bald heran. Einige brachten Lebensmittel, die nun für die kurze Zeit in hinreichender Menge da waren. Die Boote verbanden ſich mit dem erſten, und das Schiff ging jetzt ſchon ſchneller nach dem Lande zu.

Indeſſen neigte ſich der Tag, der Wind hörte auf, in der ſtillen Nacht tönten die vereinigten Ruderſchläge, die Wellen brachen ſich an den Seiten des Wracks, und immer eiliger ſuchte man das Land zu erreichen. Man glaubte auf dem Schiffe zuweilen ein Wimmern zu hören.

Auf Godöe erhob ſich der hohe Berg gegen Norden. Sie näherten ſich dem Ufer immer mehr, und als ſie gegen Morgen in Breeſund hineinruderten, erblickten ſie eine große Menge Boote. Schon in der Nacht entdeckten rudernde Schiffer ein Wrack, welches am Schlepptau dem Lande zugeführt ward. Das Gerücht verbreitete ſich ſchnell, Boote ſtrömten von allen Seiten herzu, die Anzahl derer, die das Schiff hineinſchleppten, konnte vermehrt werden, die erſchöpften Fiſcher wechſelten mit andern ab; und nach wenigen Stunden lag das Schiff bei Kalveſtad, dicht unter einer ſteilen, drohend herunterhängenden Felſenwand feſt angebunden.

Am Ufer war eine große Menge Menſchen verſammelt, Mehrere von der Mannſchaft des Schiffes hatten ſich ſo weit erholt, daß ſie ohne Hülfe das Schiff verlaſſen konnten. Sie lachten, weinten, umarmten ſich wechſelſeitig, ſtürzten auf die Knie, und die gewaltſamen Aeußerungen der Freude ergriffen die Zuſchauer, die ſie neugierig umgaben.

Unſer Schiffer verließ, gefährlich krank, Grönland, erzählte einer den ſich zudrängenden Zuſchauern, die ſie mit Fragen beſtürmten, und war ſchon geſtorben, ehe der wüthende Sturm losbrach, der unſeren großen Maſt zerſplitterte, auch unſer Steuermann, jetzt todt, lag krank in ſeiner Koye, und wir anderen wußten uns kaum zu helfen. Das Schiff trieb hin und her, das Steuerruder war, ehe wir uns verſahen, zerſchmettert, und ſeit zehn Wochen trieben wir in dem wilden Meere herum. Einmal war ein Schiff uns nahe, wir erwarteten ſicher Hülfe; aber es eilte an uns, mit gutem Winde, pfeilſchnell vorüber. Seit acht Tagen nahmen die Lebensmittel ſo ab, daß wir den Hungertod vor Augen ſahen, in den drei letzten kaueten wir das Leder, und ſchon fingen Einige an, das Schauderhafteſte vorzuſchlagen, als wir durch Euch gerettet wurden.

Man umringte nun die Frau, Svend näherte ſich, und ſie erkannte den jungen Mann, der ſie ſo freundlich unterſtützt hatte. Aber ſie ſprach deutſch, und Keiner verſtand ſie. Sie pflegte mit angſtvoller Sorge ihren Mann, kniete neben ſeinem Lager hin und betete. Jede Hülfe wurde verſucht; allein ſie kam zu ſpät. Mit einem matten Blicke nach ſeiner Frau, dann nach oben gewandt, mit gefalteten Händen, wie in ſtilles Gebet verſunken, athmete er zum letzten Male. Die Frau war ohnmächtig auf das harte Lager hingeſtürzt. Nach einiger Zeit ſchlug ſie die großen Augen auf, ſie ſchien ganz in innere Betrachtung vertieft, ſie blickte ruhig nach oben, und die von Schmerzen krampfhaft bewegten Züge beruhigten ſich, ein klares Licht ſchien die hellen Augen zu erleuchten, eine wehmüthige Freude ſpielte um die blaſſen Lippen, und mit einer innerlich zitternden, bewegten, aber unendlich rührenden Stimme ſang ſie:

Er wird es thun, der gute, fromme Gott;
Er läßt nicht ohne Maaß verſuchet werden,
Er bleibet noch ein Vater in der Noth,
Sein Troſt erleichtert ſeines Kind's Beſchwerden.
Ei, höre nur, wie er ſo freundlich ſpricht:
Verzage nicht.

Und alſo bricht das Herz ihm gegen Dich,
Er ſpricht: ich muß mich über Dich erbarmen,
Du armes Kind daß Niemand, außer mich,
Drum halt' Ich Dich in meinen treuen Armen:
Sei gutes Muths, die Hülf' iſt Dir ſchon nah,
Der Troſt iſt da.

Die Fiſcher hatten ſich mit ihren Frauen, Söhnen, Töchtern und Mägden um die Leiche und um die trauernde Frau geſtellt, und als ſie zu ſingen anfing, waren ihnen freilich die Töne der fremden Sprache unverſtändlich; aber die rührende Andacht, die ſich durch die Stimme und mehr noch durch die verklärten Züge ausſprach, erregte eine andächtige Stille. Die Männer entblößten die Häupter, die Frauen falteten die Hände, und während des Geſanges hörte man nichts, als ein tiefes Schluchzen in der Verſammlung.

Lange dauerte die feierliche Stille. Die fremde Frau hatte ſich gefaßt aufgerichtet, die rührende Andacht, die alle Zuſchauer zeigten, ſchien das Vertrauen geſtärkt zu haben, ſie blickte mild um ſich her, reichte, mit Thränen in den Augen, den Nächſtſtehenden die Hände, und es war ihr, als fühlte ſie ſich heimatlich unter dieſen wohlwollenden Menſchen, die ihren Kummer theilten, obgleich ſie es nicht vermochte, ſich ihnen verſtändlich zu machen. Noch ein Mal kniete ſie, betete über der Leiche des Mannes und ſprach: Du haſt Dich für mich und für Dein Kind geopfert, treu bis in den Tod.

Alle Frauen drängten ſich um ſie herum, jede bot ihr Hülfe, Pflege, Herberge an, und die Schiffsleute erhoben die Theilnahme durch ihre Erzählung.

Sie iſt die Frau des deutſchen frommen Predigers, deſſen Tod ſie beweint. Sie waren nach Grönland gegangen, um die Heiden zu bekehren. Die Wilden haben ſie wie eine Heilige angebetet; denn allen erſchien ſie hülfreich und verſchmähte es nicht, lehrend und helfend in ihre niedrigen, ſchmutzigen Hütten einzukehren. Auf dem Schiffe war ſie ein tröſtender Engel, wenige Männer ſo muthig, wie ſie, und wenn die Noth wilde Leidenſchaften unter uns erregte, ſo war ein Wort, ein

Blick von ihr hinreichend, um die Wildeſten zum Stillſchweigen zu bringen.

Während die Fremde ſo alle Theilnahme der Umſtehenden beſchäftigte, während die kundigen Frauen unter ſich murmelten, daß ihr Zuſtand baldige Ruhe und Pflege forderte, ſah man von Norden her ein ſtattliches Boot ſich nähern. Im Hintergrunde ſtand ein anſehnlicher Herr, der das Ruder führte, und ein Knabe an ſeiner Seite.

Da kömmt der Herr von Gidſköe, rief das Volk, er wird ſchon für die Frau Sorge tragen.

Er näherte ſich dem Schiffe, beſtieg es und ging auf die Fremde, die, wie er ſah, der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit war, mit einem vornehmen Anſtande zu.

Es war ein kleiner, breitſchultriger Mann, der einen dunkeln Ueberrock trug, ſich aber beſonders durch eine wohlfriſirte, gepuderte Perücke auszeichnete; dieſe war mit einem Haarbeutel beſchwert, von welchem breite ſchwarzſeidene, an den Rändern gezähnte Bänder um den Hals loſe und zierlich nach vorn liefen, wo ſie ſich über der feinen Hemdkrauſe vereinigten. Die Perücke bedeckte ein dreieckiger, wie die Weſte, mit goldenen Treſſen gezierter Hut.

Der höchſt einfache Anzug der fremden Frau ließ ihn vermuthen, daß ſie von geringem Stande ſei, und er redete ſie in dieſer Vorausſetzung etwas herriſch auf däniſch an, ſie auffordernd, ihm über ihre Lage Bericht abzuſtatten.

Ich bin, antwortete ſie im reinſten Franzöſiſch, nicht ſo glücklich, mein Herr, Ihre Sprache zu verſtehen; und als ſie merkte, daß er aufhorchte und ſie zu verſtehen ſchien, ſprach ſie weiter:

Ich komme von Grönland, wir trieben zehn Wochen, als unſer Schiff zertrümmert wurde, unſtät auf dem Meere herum, der Hungertod drohte uns, und, leider, mein Mann, ein Miſſionair aus der Brüdergemeinde, der im Begriffe war, nach Deutſchland zurückzukehren, iſt eben ein Opfer der Noth geworden. Die braven Einwohner haben uns gerettet, haben uns unterſtützt, und ſo weit ich ſie verſtehe, will ein Jeder mir Hülfe und Herberge anbieten. Ich danke Gott, der mich in einer ſo hülfloſen, verlaſſenen Lage zu einem wohlwollenden, chriſtlichen Volke führte, und Sie, mein Herr, werden mir Hülfe, Rath nicht verſagen, wo ich deſſen ſo dringend bedarf. Ohne irgend eine freundliche Stütze, — die letzte, theuerſte, habe ich auf immer verloren, ſagte ſie, indem ſie die Thränen zu verbergen ſuchte, — nähere ich mich Ihnen, mein Herr, mit vollem Vertrauen.

Während ſie ſprach, hatte das ganze Benehmen des Herrn ſich auffallend verändert, er entblößte den Kopf, nahm die Stellung eines gebildeten Mannes an, welcher die Bitte einer Dame mit verbindlicher Aufmerkſamkeit anhört. Er hatte ihre anmuthigen, ja auf einen höhern Stand deutenden Züge betrachtet, bewunderte die Feinheit ihrer Rede, die Zierlichkeit und Reinheit ihrer Sprache, und wollte ſeinen Ohren nicht trauen, da ſie ſich ſelbſt als die Witwe des eben verſterbenen Miſſionairs angab.

Wahrlich, Sie können unbedingt über mich befehlen, antwortete er; Sie bedürfen weiblicher Hülfe, und meine Frau und Schweſter werden ſich glücklich ſchätzen, Ihnen dieſe leiſten zu können. Ich erſuche Sie, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, die freilich einige Meilen entfernt iſt; und es ſollte mir lieb ſein, wenn ſie ſich ſtark genug fühlten, mein Boot zu beſteigen und dieſe kleine Reiſe zurückzulegen.

Der Mann zeigte ſo viel wohlwollende Theilnahme, er hatte ſo viel Vertrauen Erweckendes, und die Hoffnung, in ihrer Lage in einer wohlgeordneten Wohnung die Hülfe von Frauen zu genießen, denen ſie ſich verſtändlich machen könnte, wirkte ſo mächtig, daß ſie ſich ſtark genug fühlte, das Anerbieten anzunehmen. Der goldlockige Knabe hatte ſich indeſſen von den Umſtehenden, die ihn zu kennen und zu lieben ſchienen, Alles erzählen laſſen, trat auf die Frau zu, und redete ſie freundlich und ermunternd ebenfalls auf Franzöſiſch an.

Gidſköe iſt eine Inſel, die gegen Weſten an den großen Ocean grenzt. Sie unterſcheidet ſich auf eine auffallende Weiſe von allen übrigen dieſer Gegend; denn während dieſe aus Felſen beſtehen, die meiſt gegen Norden ſchroff abfallen, iſt Gidſköe flach, fruchtbar, am Ufer ſandig; nur in der Mitte der kleinen Inſel, die eine Meile im Umkreiſe hat, erhebt ſich ein mäßiger Hügel. Von der Nordſee umflutet, von hohen felſigen Inſeln umgeben, erſcheint ſie in dieſen nördlichen Gegenden freundlich und würde anmuthiger ſein, wenn ſie nicht von Bäumen entblößt wäre. Nur am Fuße des Hügels findet man niedrige Eichen und Eſchen, und in der Nähe des Hofes alte Bäume; aber Aecker, die ſich ununterbrochen ausdehnen, ſind in dieſen rauhen Gegenden eine große Seltenheit, werden von den Einwohnern hoch geſchätzt und dieſe Inſel hat daher ſeit den älteſten Zeiten in der norwegiſchen Geſchichte eine große Rolle geſpielt. Die ganze Provinz iſt geſchichtlich merkwürdig. Von hier aus bildeten ſich die Züge der Normannen, die ſich in der Normandie feſtſetzten, England, Neapel, Sicilien eroberten. Olaf der Heilige war öfter hier, ja von hier floh er, nachdem der mächtige Erling, von Knud dem Großen unterſtützt, durch ſeine Anhänger ermordet war, von Erlings Söhnen und Hakon Jarl verfolgt. Beſonders aber ragt Gidſköe in der norwegiſchen Geſchichte hervor. Die Arneſöhne, die unter mehreren Königen mächtig waren, wohnten hier; ſpäter zeichnete ſich das mächtige Gidſke-Geſchlecht aus, und Sagen, die freilich durch ſpätere Unterſuchungen zweifelhaft werden, laſſen Axel und Walborg, deren Liebe durch das in ganz Skandinavien bekannte Lied ſo berühmt wurde, in dieſer Gegend leben. Auf dem Kirchhofe der Inſel zeigt man noch das Grabmal der unglücklichen Walborg.

Das berühmte Kloſter war ſchon ganz verſchwunden, die Mauern des alten Edelhofes waren abgetragen und von den Bauern angewendet worden, die alte Kirche ſtand da, aber ſeit lange unbenutzt. Gemauerte Kirchen ſind im hohen Norden ſelten, dieſe war nach Außen mit Marmor belegt.

Hier, auf dieſer einſamen Inſel, in der Nähe der alten Mauern hatte Martin Hörlock, ein vermögender Mann, ſich angekauft und ein freundliches Haus gebaut. Gidſköe war in alten Zeiten eine der mächtigſten Beſitzungen in Norwegen, große Güter in verſchiedenen Gegenden gehörten den Beſitzern zu, und noch ſechzig Jahre früher war es unter dem Namen Marſilii Gut ſehr anſehnlich, und zählte hundert und dreizehn Bauerhöfe. Nach und nach iſt es zerſtückelt worden, und Martin Hörlock beſaß nun den Hof und einen bedeutenden Theil der Inſel. Es war ein ſeltſamer Mann. Nachdem er in Frankreich und England gereiſt war, wählte er, mit ſeiner Frau, ſeiner Schweſter und einem Vetter, dieſen fernen, von aller Welt abgeſchiedenen Aufenthalt, wo das ſtürmende Meer ſeine einſame Wohnung umſauſte, aus Liebe zum nordiſchen Alterthume. Die alte Kirche, die er mit bedeutenden Koſten wiederherſtellen ließ, die Ruinen, Walborgs Denkmal, das Andenken an den alten Helden zog ihn an, und ſo entzog er ſich der lebendigen Welt, um mit den Geiſtern der Vorzeit einen ſtillen, ungeſtörten Umgang zu genießen. Sein Haus war durch die Frau, mehr noch durch die Schweſter bequem, ja zierlich, wie man es in einer ſolchen Gegend nicht hätte erwarten ſollen, eingerichtet. Um die Kirche herum und in der Nähe des alten abgetragenen Schloſſes ſtanden noch lange große Bäume. Er benutzte ſie zur Anlage eines Gartens, der in der ganzen Gegend berühmt war. Eine Allee führte von der Wohnung nach dem Meeresufer, und von dem obern Stockwerke blickte man in die wilde Nordſee gegen Weſten, nach den felſigen Nachbar-Inſeln gegen Norden, Süden und Oſten. Hier lebte er völlig abgeſondert, nur zuweilen von begüterten Einwohnern und Beamten der Provinz beſucht, die er dann mit faſt verſchwenderiſcher Gaſtfreundſchaft bewirthete. Die Welt um ihn her war ihm faſt fremd geworden, ſeine Schweſter und Frau beſorgten Alles, ſo daß er ſich nur dann um die Wirthſchaft bekümmerte, wenn er für ſein Studium eine bedeutende Summe brauchte. Er liebte Beide, und ſie ſorgten mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit für die Befriedigung ſeiner kleinen Bedürfniſſe, daß in der ſtillen Haushaltung Alles ſtets ruhig fortſchritt, ohne äußern Wechſel. Die Frau war ſtill, mild, ſprach ſelten, und kaum merkte man, wie ſie Alles in Ordnung hielt. Die Schweſter gehörte zu den tüchtigen, herrſchenden Frauen, wie man ſie in Norwegen nicht ſelten findet, die faſt etwas Männliches haben, aber deren weiche Gutmüthigkeit das flinke, entſchiedene Weſen mildert. Beide lebten in vollkommenem Einverſtändniſſe. Hërlocks Ehe war kinderlos;

aber da er, und beſonders der Vetter, ihrer Gelehrſamkeit wegen bekannt waren, hatte ein Bruder des Letztern, der Kaufmann Aamod in Bergen, ihnen ſeinen Sohn gern überlaſſen, deſſen Unterricht ſie beſorgten.

Dieſer Vetter war Hörlock beſonders unentbehrlich. Aamod war älter und ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten. Im Beſitze eines großen Vermögens hatte er von ſeiner Jugend an ein völlig unabhängiges Leben geführt. Neigung und Talent zogen ihn zur Geſchichtsforſchung, er hatte beſonders Deutſchland und die Schweiz bereiſt, und in dem Kloſter zu St. Gallen das Niebelungen-Lied gefunden, welches er früher noch, als Bodmer, kannte. Die Uebereinſtimmung zwiſchen den alten deutſchen und nordiſchen Sagen war ihm aufgefallen, er kannte alle die Schätze der alten Ueberlieferungen, die in Kopenhagen aufbewahrt ſind, ja lange hielt er ſich in Island auf, um die Sprache zu lernen. Er hatte Hörlock für dieſe antiquariſchen Bemühungen gewonnen, und dieſer ſah ſich als ſeinen Schüler an.

In dieſer ſtillen Wohnung fand die verlaſſene Witwe liebevolle Aufnahme, Pflege und Ruhe. Das Gerücht war ihrer Ankunft ſchon vorangeeilt, und mit Ungeduld erwarteten die Frauen die Fremde. In einer ſo entlegenen Gegend hat Alles, was die Einwohner mit der entfernten Welt in Verbindung bringt, einen groſsen Reiz; knüpft ſich aber ein ſolches Ereigniß an menſchliche Schickſale, nimmt ein verlaſſenes Weſen, deſſen Herkunft und Verhältniſſe unbekannt ſind, die Hülfe in Anſpruch, dann ſteigert ſich die Theilnahme nicht ſelten bis zur Leidenſchaft, und was ſie von der unglücklichen Frau erfuhren, ihre Anmuth, ihre ſtille Ergebung, ihre Andacht, und dann, wie ſie, kaum dem Hungertode entriſſen, ihren Mann verloren hatte, war ſo auſserordentlicher Art, daß ihre ganze Seele von dem Verlangen, der Unglücklichen beizuſtehen, durchdrungen ſchien. Auf einem zweite Boote kam die Leiche des Verſtorbenen an.

Amalie trat in die wohleingerichtete, bequeme und reinliche Wohnung, und die Frauen, die ihr mit der innigſten, freundlichſten Theilnahme entgegentraten, bedauerten nur, daß ſie einander gegenüber eine ſtumme Rolle ſpielen mußten. Die arme Amalie war völlig erſchöpft, augenſcheinlich waren ihre Kräfte durch die letzte Anſtrengung der Ueberfahrt ganz verzehrt, und man eilte, ſie in eine freundliche, ja zierlich eingerichtete Gaſtſtube zu führen.

Bei den gaſtfreien Norwegern der gebildeten Klaſſe ſind die für die Gäſte beſtimmten Stuben gewöhnlich die beſten und am prächtigſten ausgeſtatteten im ganzen Hauſe.

So fand ſich Amalie auf eine überraſchende Weiſe plötzlich aus Noth und Elend gerettet, nachdem ſie zwei Jahre in einer unwirthbaren Gegend mit Entbehrungen aller Art gekämpft hatte, von Bequemlichkeiten umgeben, die ihr, ſeit ihrem Scheiden aus dem Hauſe der Verwandten, ganz fremd geworden waren.

Die Frauen traten mit rührender Scheu in die Stube, das Beſtreben, ihr Hülfe zu leiſten, kämpfte mit der Furcht, zudringlich zu erſcheinen, als der Vetter erſchien und Amalie in ihrer Mutterſprache anredete. Eine unwillkürliche leichte Freude ſpielte um die wehmüthig ruhenden Lippen, als ſie die heimatlichen Töne vernahm, und ſie wagte, leiſe und ſchüchtern, die Bitte, daß man ſie allein laſſen möchte. Die Frauen ließen ſich aber nicht gleich abweiſen. Sie halfen ſie auskleiden, ſtellten die Geräthe, die mitgebracht waren, in Ordnung, brachten eine Stärkung und ſuchten durch Zeichen der Erſchöpften begreiflich zu machen, daß vor Allem Ruhe ihr nöthig wäre.

Als Amalie ſich allein fand, fühlte ſie ſich ſo ermattet, Gedanken und Gefühle durchkreuzten ſich ſo mannigfaltig, daß ſie kaum einen feſtzuhalten vermochte. Sie hatte erfahren, daß die Gegend von Norwegen, an welcher ſie gelandet war, Soendmoer heiße, eine lange bekämpfte Erinnerung verband dieſen Namen mit dem Namen Löghs und brachte ſie in ſeltſame Verwirrung. Aber der Verluſt des Gatten, die ſchauderhafte Art ſeines Todes wirkte zu gewaltſam; kein anderer Gedanke, als dieſer, der ſich immer mit verzehrendem Gram erneuerte, vermochte ſie feſtzuhalten, und als ſie, überwältigt von Ermüdung, in das reinliche Bett, wie in Todesſchlaf hinſank, war die letzte Aeußerung des dämmernden Bewußtſeins ein ſtilles Flehen um Stärke.

Amalie hatte ein Nachtlicht, welches man anzünden wollte, ausgeſchlagen; als aber die lauernden Frauen merkten, daß ſie eingeſchlafen ſei, wagten ſie es, leiſe in die Stube hineinzuſchleichen; ſie durften vermuthen, daß ſie ſehr feſt eingeſchlummert wäre, ſetzten ſtill die Nachtlampe hin und nahten ſich behutſam dem Bette. Hier lag nun die ermattete Frau, blaß, aber ſtiller, himmliſcher Friede in allen Zügen, die Hände wie zum Gebet gefaltet; und gedenkend des harten Schickſals, welches die jetzt ruhig Schlummernde ausgeſtanden hatte, und wie ſie jetzt ihrer Pflege anvertraut ſei, ſanken die Frauen einander weinend in die Arme. Aber die Ruhe der Ermattung, die jetzt Amalie genoß, war ihnen nicht vergönnt. Die erfahrene Schweſter, eine Witwe, deren erwachſene und verheirathete Kinder in einer andern

Gegend lebten, behauptete, daß die Niederkunft der Frau ſehr nahe wäre; ein Eilbote wurde nach dem entfernten Arzte geſandt, damit ſeine Hülfe, wenn man ſie bedürfte, nicht fehlen möchte; ein anderer rief die geſchickteſte Hebamme eilig herbei; die mitgebrachten Sachen wurden unterſucht, und da fand ſich, daß Manches mangelte, obgleich man über die Menge und Feinheit der Wäſche, die ſie, wie die anmuthige Geſtalt und das zarte Betragen, nicht mit dem geringen Stande der Witwe reimen konnten, in Erſtaunen gerieth.

Hätte ſie ſich nicht ſelbſt für die Frau des verſtorbenen Miſſionairs ausgegeben, ſagte die Schweſter, wäre es nicht aus allen Umſtänden klar, daß ſie es iſt, wäre ſie nicht aus einem ſo rauhen, nördlichen Lande, wie Grönland, gekommen, wohin nicht leicht eine Frau aus den höhern Ständen verſchlagen wird, und wäre ihr Anzug nicht übereinſtimmend mit der Lage, in welcher ſie ſich jetzt befindet: ſo würde ich ſie durchaus für eine vornehme, adelige Dame halten, und gewiß iſt ihr Schickſal von ſeltſamer Art. Schade, daß wir ihre Sprache nicht verſtehen. Doch jetzt müſſen wir Hülfe ſchaffen.

Die ganze Nacht hindurch wurde Alles bereit gemacht, um eilig Kinderzeug zu verfertigen, und kaum erlaubten ſich die Frauen gegen Morgen eine kurze Ruhe.

Der nächſte Tag wurde mit Vorbereitungen zur Beerdigung des Verſtorbenen zugebracht. Lange Unterhandlungen über die Diät der ſchwangern Frau fanden zwiſchen den Freundinnen Statt, und Amalie, die gerührt war, als ſie die große Sorgfalt bei der Pflege wahrnahm, die ſelbſt mit einem peinlichen Gefühl, welches zarte Frauen am wenigſten abzuweiſen vermögen, die einer fremden Familie durch ihren Aufenthalt verurſachten Beſchwerden, die in ihrer Lage noch zunehmen mußten, empfand, verſuchte auf jede Weiſe zu zeigen, wie ſehr ſie von der lebhafteſten Dankbarkeit durchdrungen ſei. Auf ihrer Reiſe nach Grönland, während ihres Aufenthalts in dieſer Gegend und während der unglücklichen Abreiſe, hatte ſie ſich möglichſt angeſtrengt, däniſch zu lernen, und hatte es wirklich ſo weit gebracht, daß ſie ſich, wenn gleich mit Mühe, verſtändlich machen konnte. Nur die abweichende norwegiſche Ausſprache der Fiſcher machte ihre Rede unverſtändlich, und die gewaltſame Gemüthsbewegung und Erſchöpfung raubte ihr die beſonnene Aufmerkſamkeit, die nothwendig war, um den Frauen, deren Sprache doch auch manches Fremde hatte, zu folgen. Jetzt verſuchte ſie ihren Dank für die ſorgfältige Pflege däniſch auszudrücken, und die unbeſchreibliche Freude, welche die Frauen äußerten, als ſie erfuhren, daß es ihnen möglich ſein würde, ſich mit der neuen Freundin zu unterhalten, rührte ſie tief. Der Tag verging in ſtiller Trauer, wie der nachfolgende, und der dritte Tag war zur Beerdigung beſtimmt. Der Prediger von Borgund erſchien früh Morgens, und Amalie freuete ſich, einen würdigen Geiſtlichen zu ſehen.

Hagerup war ein alter, ehrwürdiger Mann, er ſprach fertig deutſch und gewann bald Amaliens volles Vertrauen. Sie nannte ihm ihren Geburtsort, erzählte Manches aus ihrem frühern Leben, und er ſchien erſtaunt. Es war Löghs Lehrer und Erzieher; eine Begebenheit, wie die Bekanntſchaft mit Amalien, konnte ihm nicht verborgen bleiben, und eine leiſe Ahnung ließ ihn vermuthen, daß er dieſe vor ſich ſehe; nur war es ihm unwahrſcheinlich, daß ſie ſich in eine Stellung ſollte verſetzt haben, die mit ihrer Herkunft und ihrer Erziehung in ſo großem Widerſpruche ſtand. Bis zukünftige Ereigniſſe dieſe Vermuthung beſtätigten, beſchloß er, ſie ſtill für ſich zu behalten. Lögh war ſeit mehreren Monaten auf einer Reiſe nach andern Gegenden begriffen.

Das Leichenbegängniß war ſehr feierlich. Der alte Aamod hatte das Grab in der Nähe von Walborg zubereitet. — Auch er war treu bis in den Tod, ſagte er.

Eine unzählige Menge Menſchen hatten ſich von allen benachbarten Inſeln und vom feſten Lande mit dem Schiffervolke eingefunden, und die Rede des alten, ehrwürdigen Predigers machte den tiefſten Eindruck.

Amalie war der Gegenſtand der allgemeinen Theilnahme. Die blaſſe Geſtalt, der ſtille Kummer, die tiefe Andacht ließ ſie wie eine Heilige erſcheinen, und der einfache, fromme Sinn der Bewohner äußerte ſich auf eine auch für die leidende Frau tröſtliche Weiſe. Bis jetzt hielt Amalie ſich noch aufrecht. Es war, als wenn eine krampfhafte Anſtrengung jede körperliche Kraft auf dieſen Augenblick zuſammengedrängt hätte. Bald nach der Beerdigung aber ſtellten ſich die Zeichen der nahen Niederkunft ein, und gegen Abend gebar ſie, faſt ohne Schmerzen, eine geſunde Tochter. Als man ihr das Kind reichte, glänzten ihre Augen, eine fliegende Röthe färbte die Wangen, und mit klarer Stimme pries ſie Gottes Güte.

Die Frau Hörlock freuete ſich; aber die erfahrene Schweſter ſah ſehr beſorgt aus, obgleich ſie ſich gegen die Mutter nichts merken ließ.

Die große Leichtigkeit der Niederkunft iſt ein Zeichen gefährlicher Schwäche, ſagte ſie, die Spannung, in welche die Wöchnerin gerieth, ängſtlich, und ich fürchte die Folgen. Der Arzt ſtimmte ihr bei und beſchloß auf der Inſel zu bleiben.

Was ſie beſorgte, traf nur zu genau ein; das harte, von allen Bequemlichkeiten entblößte Leben in einer wilden, rauhen Gegend, die große Noth der Reiſe, der Tod des Mannes und ein innerer Zwieſpalt, der um deſto tiefer wühlte, um deſto zerſtörender wirkte, je weniger er ſelbſt innerlich laut wurde, untergrub die Geſundheit der Wöchnerin, und ſie wurde von einer Krankheit ergriffen, die bald äußerſt gefährlich erſchien. Das Kind mußte von der Mutter getrennt werden, die Frauen pflegten es. Sie brachten wechſelnd die Nächte an dem Krankenbette Amaliens und an der Wiege des Kindes zu.

Hagerup ſchenkte jede Stunde, die ſein Amt ihm übrig ließ, der Kranken. Oft phantaſirte ſie, und die Frauen hörten dann mit Erſtaunen Löghs Namen nennen, ohne daß ſie den Zuſammenhang faſſen konnten. Hagerup aber fand ſeine Vermuthung, ſo unglaublich ſie ihm auch geſchienen, beſtätigt. Sie erwartete den Tod und zuletzt ſchien auch der Arzt alle Hoffnung aufzugeben.

Noch nie, ſagte der Prediger, ſah ich eine Frau mit dieſer Ruhe, mit dieſer heitern Zuverſicht dem Tode entgegengehen. Ihr geſtärkter Geiſt ſcheint die Schmerzen der Krankheit nicht zu fühlen, es iſt, als wenn die Palmen des ewigen Friedens ihr Kühlung zuwehten; oft, wenn ich an ihrem Bette allein betend ſitze, glaube ich das Rauſchen der Flügel, die Lobgeſänge der himmliſchen Heerſchaaren, ja mit freudigem Zittern die Nähe des Heilandes zu ſpüren. Wenn ſie das Kind ſegnet, will mein altes Herz vor überſchwänglichen Gefühlen brechen, und während der Körper dem Grabe näher geht, ſpielen die zukünftigen Freuden um die blaſſen Lippen, lächeln durch das heitere Antlitz, leuchten in den verklärten Augen.

Ein Mal, als ſie ſich beſonders matt bis zum Tode fühlte, ließ ſie das Kind bringen, ſegnete es noch ein Mal und bat um ein Geſpräch mit dem Prediger. Alle entfernten ſich beſorgt; es ſchien ihnen, als wenn die letzte Stunde nahe wäre.

Jetzt, ſprach ſie, da alles Irdiſche ſeinen Werth in meinen Augen verliert, da Gott mir vergönnt hat, ſo viel glücklicher, als mein armer Mann, umgeben von liebenden Menſchen, den Tod nahen zu ſehen, in dieſem Augenblicke muß ich Ihnen noch das letzte Geheimniß eröffnen. Es wohnt in dieſer Gegend ein Mann, Lögh, wahrſcheinlich in einer ſolchen Entfernung, daß er von meinem Hierſein nichts erfuhr. — Kennen Sie ihn?

Amalie von Kronfels, antwortete der erſchütterte Prediger, Lögh iſt in meinem Hauſe, unter meinen Augen erwachſen; er wohnt auf der nächſten Inſel, in Valderhoug, kaum eine Meile von hier. Er hat nie ein Geheimniß vor mir gehabt, das Andenken an Amalie begleitet ihn, ſeine einzige reine Liebe, ſchützend durch das Leben. Seit einigen Monaten iſt er aber abweſend.

Wie klar erkenne ich auch hierin Gottes Güte, der uns beiden einen ſchweren Kampf erſpart hat, antwortete die Kranke. — Ich darf es Ihnen nicht verheimlichen, daß er mir ſehr theuer war, daß es mir ſchwere Kämpfe koſtete, der ſtillen Neigung, die, wenn ich ſie überwunden glaubte, immer wieder hervortrat, zu entſagen. Sagen Sie ihm, daß das Andenken an ihn mir in das Grab folgt. Sie ſind alſo der ehrwürdige Lehrer, von welchem er in dem Hauſe meines Vaters oft mit ſo vieler Verehrung, mit ſo warmer Liebe ſprach, der meiner jugendlichen Seele damals ſo oft vorſchwebte, ſo theuer war, und den Gott berief, mich ſo tröſtend auf dem letzten Wege zu leiten. Ihnen, dem Lehrer, dem väterlichen Freunde Löghs, ihm und den freundlichen Bewohnern dieſes Hauſes überlaſſe ich mein Kind. Ich wünſche nicht, daß es nach Herrnhuth geſchickt wird; kann es hier nicht, ohne daß es aus der geordneten

Bahn des allgemeinen Lebens, aus dem ſtillen, regelmäßigen Kreiſe des Wirkens, der den Frauen beſtimmt iſt, herausgeriſſen wird, zum Glauben und zur Frömmigkeit erzogen werden? Sonſt freilich kenne ich außer Herrnhuth keinen Ort, dem ich mein Kind anvertrauen könnte. Wenn Sie ſich an den Grafen Zinzendorf wenden, werden Sie über mein kleines Vermögen und über meines Kindes zukünftiges Schickſal das Weitere erfahren. Nennen Sie es in der Taufe Julie, und beſorgen Sie dieſe heilige Handlung bald, damit ich den Troſt habe, mein Kind in die chriſtliche Gemeinſchaft aufgenommen zu ſehen, ehe ich ſterbe.

Der Prediger hielt es für ſeine Pflicht, dieſen Wunſch gleich zu erfüllen. Das Kind wurde getauft, und jetzt war es, als wenn die letzte Stunde herannahete. Das Bewußtſein verlor ſich, die blauen Lippen zogen ſich krampfhaft zuſammen, der Athem ging immer ſchwerer, die Augen ſchienen brechen zu wollen. Weinend ſtanden die Frauen um das Bett. Hörlock, der alte Aamod, der junge Halfdan, den ſie öfter an ihr Lager gerufen hatte, den ſie oft belehrte und ermahnte, das ganze Haus, ja alle Bewohner der Inſel trauerten, als verlören ſie eine alte Freundin, eine lange geſchätzte Wohlthäterin.

Aber am tiefſten war die Frau Hörlock ergriffen. Dieſe hatte ſich in der letzten gefährlichen Zeit faſt nie von dem Krankenbette trennen können, und die kranke Amalie bemerkte es wohl, wie ſie ſtill und ſchüchtern, ohne Worte, um ihr Vertrauen, um ihre Liebe flehte. Sie fühlte ſich auch von dieſer beſcheidenen, demüthigen Zuneigung beſonders angezogen, und manche Augenblicke waren in gemeinſchaftlichem Gebete verfloſſen. Jetzt ſtürzte ſie auf die Knie, die Gewißheit des nahen Verluſtes ſchien ſie zu überwältigen, und händeringend bat ſie, daß das Gebet wie ein ängſtliches, erſchütterndes Geſchrei tönte und die Umſtehenden faſt mit Entſetzen erfüllte: O Herr, mein Gott! raube ſie mir, raube ſie mir nicht, die Du mir ſo gnädig geſchenkt haſt. Du weißt, ich kann ſie nicht entbehren. — Doch Dein Wille geſchehe, nicht der meine, ſetzte ſie leiſe hinzu und fiel ohnmächtig hin, daß der Mann, die Schweſter, alle Umſtehenden ihr erſchrocken zu Hülfe eilten.

Während dieſer Zeit hatte der Arzt mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit die Sterbende betrachtet.

Es iſt ſeltſam, ſagte er, indem er auf jeden Athemzug lauſchte, den Puls unterſuchte, die Veränderung der Züge verfolgte, es iſt ſeltſam, alle Symptome, die auf den letzten Augenblick deuteten, fangen an eine andere Richtung zu nehmen. Der Puls hebt ſich, die Wärme zeigt ſich wieder, der innere Kampf iſt beruhigt, und was ich ſelbſt für den Todeskampf hielt, erſcheint mir jetzt als eine Kriſe, die, wenn ſie glücklich überſtanden iſt, höchſt wohlthätig wirken, ja zur völligen Geſundheit führen kann. Dieſes Ereigniß iſt mir ein wunderbarer Beweis von der Gewalt des Geiſtes; die Ruhe, die Heiterkeit, mit welcher die Sterbende dem Tode entgegenſah, daß ſie ihn nicht ungeduldig herbeiwünſchte, aber doch ſeine Annäherung, ohne ihn zu fürchten, mit ſtiller Ergebung erwartete, wird ſie von dem Tode retten.

Die Frau Hörleck horchte mit immer geſpannterer Aufmerkſamkeit zu; endlich ſprang ſie auf, die Augen glänzten von Freude und zuverſichtlicher Hoffnung.

Ja, ſie wird leben, ich weiß es gewiß, ich werde ſie behalten. Als ich, von aller Hoffnung verlaſſen, den heißeſten Wunſch meiner Seele Ihm überließ, als in dem ſchweren Kampfe alle Gedanken mir vergingen, daß ich wie im Tode hinſank, da flüſterte ein Engel mir zu: Dein Gebet iſt erhört; und daher weiß ich, daß ſie leben bleibt. —

Alle waren erſtaunt, man hatte ſolche leidenſchaftliche Aeußerungen von der ſtillen, ſonſt faſt ſtummen Frau nicht erwartet. Aber die Beobachtung des Arztes, die Prophezeiung der Frau trafen ein. Der Erſte erklärte nach wenigen Tagen, daß alle Gefahr vorüber ſei, und kaum war ein Monat vergangen, als Amalie unter den Freundinnen ſaß und ſelbſt das Kind pflegte, welches immer mehr zu gedeihen ſchien.

Der Sommer und auch der Winter vergingen. Amalie erfuhr, daß ihre Reiſegefährten ſich noch immer in Soendmoer aufhielten. Da Schiffer und Steuermann geſtorben waren, mußten die Beamten den Zuſtand des Schiffes und der Mannſchaft nach Kopenhagen berichten, und ehe die grönländiſche Kompagnie von da aus einen neuen Schiffer und einen Steuermann herſchicken, die nöthigen Summen anweiſen, Schiffszimmerleute aus Bergen verſchreiben konnte, verging der Sommer, während des Winters mußte die Arbeit ruhen, und es war klar, daß ein großer Theil des Sommers verfließen würde, ehe das ſtark beſchädigte Schiff vollkommen wiederhergeſtellt werden könnte, um weiter zu reiſen.

Amalie ſah dieſe Zögerung mit ſteigender Angſt. Oft ſprachen die Frauen von Lögh, der ein genauer Freund des Hauſes war; oft hörte ſie, wie er in der dortigen Gegend in großem Anſehen lebte. Die Bauern und Fiſcher ſchätzten in ihm den reichen, wohlthätigen, kundigen und nicht weniger den ſtärkſten Mann, den gewandteſten Jäger, der auch bei der immer ſeltener werdenden, oft gefährlichen Bärenjagd ſich vor Allen auszeichnete. Hörlock und Aamod fanden in ihm einen Alterthumsforſcher, der mit Kenntniß und klarer Ueberſicht an ihren Unterſuchungen Theil nahm; die Frauen liebten den frommen, guten, hülfreichen Mann, und Alle ſehnten ſich nach ſeiner Zurückkunft; auch Halfdan erwartete dieſe mit Verlangen. Oft ſchien das Geſpräch, wenn es auf ihn hingeleitet wurde, Anſpielungen zu enthalten, die Amalie beunruhigten, und brach dann plötzlich ab.

Der Winter war ruhig vorüber gegangen, die kleine Julie gedieh zuſehends. Die mit Eis belegten Felder, die ſchneebedeckten Felſen, das offene brauſende Meer mußten Amalie an das traurige Grönland erinnern. Sie erzählte wohl dann, was ſie, was ihr verſtorbener Mann dort erduldet hätte, mit welchen großen Schwierigkeiten ſie hätten kämpfen müſſen, wie ſchwer es geweſen ſei, die rohen Menſchen zu gewinnen, aber wie groß auch die Freude, wenn einer gewonnen wurde. Wenn wir ſelbſt, ſagte ſie, zu der klaren Ueberzeugung gekommen ſind, daß nur der heilige Glaube an den

Erlöſer unſerem Leben einen Werth gibt und uns die zukünftige Seligkeit mit Zuverſicht erwarten läßt, gibt es dann wohl ein ſchöneres, herrlicheres Geſchäft, als ſeinen Namen denen zu verkündigen, die, von einer rauhen Natur ergriffen, von aller geiſtigen Gemeinſchaft ausgeſchloſſen, nichts vernehmen, als die ſchreienden Bedürfniſſe der engſten, dringendſten Gegenwart? Das Reſultat, was uns mit höherer Hülfe gelingt, und wenn es noch ſo wenig wäre, iſt ſo rein, liegt ſo klar vor uns. Auch entſtand eine ungeheuchelte Freude. Wir, die wir, von der Welt ausgeſchloſſen, in dieſer rauhen Einſamkeit lebten, jubelten, wenn wir ſahen, daß Gott ein Herz, unter ſo vielen, gerührt hatte, und ganz ſind unſere Bemühungen nicht verloren.

Sie erzählte dann, wie die Geſundheit ihres Mannes immer mehr abgenommen, daß er genöthigt geweſen ſei, ſeine Stelle aufzugeben, deren Pflichten er nicht mehr zu erfüllen vermochte; ſie ſchilderte das trübe Leben in dem übel verwahrten Blockhauſe, den Schmutz, die Wildheit, aber auch die Gutmüthigkeit der Grönländer. Sie zeigte manches Geräth, künſtliches Strohgeflechte, kleine Modelle von den Schlitten, grönländiſche Puppen und den Anzug der Einwohner an dieſen. Ja ſie ſelbſt hatte Seehundsfelle, deren Feinheit und Glanz überraſchte, zu einem weiblichen Anzuge benutzt, und beſonders erſtaunte man über die Kunſtfertigkeit der rohen Einwohner. Für Halfdan waren dieſe Sachen, die ihn ſo lebhaft in eine entfernte Gegend verſetzten, höchſt anziehend. Wenn nun, an einem ſolchen rauhen Wintertage, der Sturm heulte, das Eis krachend zuſammenbrach und das Andenken an Grönland recht lebendig in ihrer Seele wurde: dann konnte ſie doch ein gewiſſes angenehmes Gefühl, daß ſie ſich hier in einem bequem eingerichteten Hauſe, unter ſo wohlwollenden, unterrichteten Menſchen befand, nicht unterdrücken. Ja es gab Augenblicke, in welchen ſie ſich geſtand, daß ſie ſeit dem Tode ihrer Aeltern ſich nie ſo wohl, ſo innerlich in jeder Rückſicht mit ſich ſelbſt und ihrer Umgebung zufrieden gefühlt habe, wie in dieſem ſtillen, geräuſchloſen Leben. Auch hier fand alle Tage, nach alter, hergebrachter Gewohnheit, eine Hausandacht ſtatt. Ihr wurde von allen Dienſtleuten beigewohnt, der alte Aamod las eine Abtheilung aus der heiligen Schrift, ein Gebet, es ward geſungen; und eine ſtille, ungeheuchelte Frömmigkeit, — Amalie mußte es geſtehen, — herrſchte hier, eben ſo rein, wie in Herrnhuth, ja von manchen, dem geringern Manne kaum heilſamen Grübeleien befreit; aber ſie verdrängte die fröhliche Umſicht des Lebens nicht, welches hier zwar, in enge Kreiſe eingeſchloſſen, einfach dahinfloß, doch ohne künſtliche Abmarkung. Jede Richtung, die ſich aufthat, wurde freundlich begrüßt, unbefangen betrachtet, man fürchtete ſich nicht auf jedem Schritte vor gefährlicher Verführung, und ahnete nicht hinter jeder Freude einen verlockenden Dämon. Faſt immer war die Familie allein, der Arzt, der Prediger, der Amaliens volles Vertrauen beſaß, erſchienen noch am häufigſten; wenn aber zuweilen Mehrere ankamen, Beamte, reichere Gutsbeſitzer mit ihrer Familie, wurden ſie freundlich, ja fröhlich empfangen, das ganze Haus ſchien dann zur Aufnahme ſolcher Gäſte eingerichtet, und einige Tage vergingen in Jubel, wie in einem frohen Rauſche, der nie einen ſtörenden oder widerwärtigen Eindruck hinterließ.

Amalie war in Grönland hinlänglich abgehärtet. Sie lernte in den hellen Wintertagen, die freilich in dieſen Gegenden nicht häufig ſind, die Inſel kennen, und war bald mit allen Einwohnern bekannt und vertraut. Die Sprache verſtand ſie ſchon vollkommen und konnte ſich mittheilen. Es überraſchte ſie im Anfange nicht wenig, die Rauchhäuſer der Grönländer, freilich höher, bequemer, wieder zu finden. Auch hier fehlten die Fenſter, durch die engen Thüren konnte man nur gebückt hineingehn. Dicht an der Thüre ſteht der gewölbte Ofen, der allen Rauch nach oben treibt. Hier drängt er ſich zuſammen unter dem allenthalben ſichtbaren Gezimmer des Daches, und färbt die Wände, von einer beſtimmten Höhe an, ſchwarz. Iſt das Feuer ausgebrannt, dann wird die Oeffnung im Dache (Liören) entweder durch einen hölzernen Deckel zugeſchloſſen, und dann iſt die Stube faſt ganz dunkel; oder, wenn man es hell haben will, durch in einem Rahmen ausgeſpannte Kuhdärme, welche dann ſtatt Fenſter dienen. Zwar ſind die Einwohner auf Gidſköe Bauern, aber doch zugleich Fiſcher, und führen ein ſehr beſchwerliches und mühſames Leben; allein in der friedlichen Berührung mit Amalien erſchienen alle ſo wohlwollend, daß ſie ſich gern an die freundlichen Frauen und Kinder anſchloß. Auch ſind die Frauen, durch den harten Sinn der Männer eingeſchüchtert, vorzüglich mild, obgleich wegen der Gefahren, mit welchen ſie oft zu kämpfen haben, wegen der mannigfaltigen Arbeiten keineswegs weichlich, vielmehr entſchloſſen und muthig.

Ich könnte mich entſchließen, unter dieſen freundlichen Menſchen zu leben, dachte dann manch Mal Amalie; die Rückkehr nach Herrnhuth, das Leben unter den Schweſtern hatte nichts Lockendes für ſie. Aber dann beunruhigte ſie der herannahende Sommer, der, wie ſie hörte, Lögh herbringen würde, und ſie konnte die alte mächtige Neigung weder billigen, noch abweiſen.

So kam der Frühling heran, der Schnee ſchmolz, das Eis brach mit gewaltigem Krachen, langſam ſproßte das ſpärliche Grün der Felder hervor, und faſt erſt im Junius konnte man den Anfang des Sommers begrüßen.

Das Verhältniß, in welchem Amalie zu den Einwohnern des Hauſes ſtand, die ſie ſo gaſtfreundlich aufgenommen hatten, geſtaltete ſich immer angenehmer. Am ſchwierigſten war es, der Schweſter ganz zu gefallen. Sie war heftig, entſchieden, und ſelten mit der von ihrer eigenthümlichen Denkweiſe abweichenden Art irgend eines Menſchen vollkommen zufrieden. Ihre Urtheile waren ſchneidend, und ſie kannte die Schwächen ihrer Umgebung nur zu gut, beſonders faßte ſie mit ſcharfem Auge jede Lächerlichkeit auf. Auch an Amalien fand ſie Manches zu tadeln. Ihre Religioſität ſchien ihr an Schwärmerei zu grenzen, und ſie konnte ſich über den Einfluß, welchen ſie auf die Frau Hörlock ausübte, nicht beruhigen. Amalie nahm einen in den Augen der ſtreng richtenden Witwe zu lebendigen Antheil an den Nachforſchungen der Männer, deren Studien ſie, ſo ſehr Jene von ihr geliebt und gepflegt wurden, ſehr wenig achtete. Ja die Gleichgültigkeit der Männer gegen alle äußeren Ereigniſſe, ihre geringe Theilnahme an Allem, was um ſie her vorging, ſelbſt an ihrer eigenen Lage, erzeugte eine Geringſchätzung gegen Beide; obgleich ſie kaum zufriedener geweſen wäre, wenn ſie ſich in Geſchäfte gemiſcht hätten, die ihrem Gutdünken jetzt durchaus überlaſſen waren. Dennoch gelang es Amalien, die Zuneigung der ſtrengen Witwe in einem ungewöhnlichen Grade ſich eigen zu machen. In der Familie ihrer Aeltern war ſie gewohnt, alle Geſchäfte der innern Haushaltung zu treiben, und that es mit Liebe; ſeit ſie das väterliche Haus verlaſſen hatte, in der vornehmen Umgebung der Verwandten, unter den Herrnhuthern, in Grönland, war dieſes ſtille Leben der geordneten Häuslichkeit ihr ganz entrückt oder war auf eine ſo abweichende, faſt verzerrte Weiſe erſchienen, daß ſie ſich dieſen Geſchäften hier, wo ſie ihr ſo geordnet und für das ruhig fortſchreitende Leben ſo bequem entgegentraten, mit doppelter Freude hingab. Da Manches, durch das Klima, durch die Lebensweiſe bedingt, von der ihr aus einer früheren Erinnerung bekannten Weiſe abwich, wurde ſie die gelehrige, aufmerkſame und thätige Schülerin der Witwe, die eine ſolche lange zu erhalten gewünſcht hatte. Die Schwägerin galt dieſer zwar als eine nützliche, nie widerſtrebende Stütze; aber es fehlte ihr die umſichtige Thätigkeit, die Amalie, was die Schweſter nie gehofft hatte, ihrer religiöſen Schwärmerei ungeachtet, immer mehr entwickelte. Sie ſtatteten zuſammen die Beſuche bei den Einwohnern ab, und Amalie lernte durch ihre ſtreng meiſternde Lehrerin das innere Leben, die Streitigkeiten, die Fehler mehr, als die Vorzüge der Einwohner, kennen; und obgleich die Witwe ſelten zufrieden war, ſahen dieſe ſie doch meiſt nicht ungern, weil ſie immer thätig, belehrend, hülfreich erſchien.

Ganz anders hatte ſich das Verhältniß zwiſchen Amalien und der Frau des Hauſes geſtellt. Zwar beklagte dieſe ſich nie, ſie war mit Allem, was die Schweſter unternahm, vollkommen zufrieden, nie merkte man, daß irgend ein Geſchäft ihr beſchwerlich, irgend eine getroffene Einrichtung ihr unbequem oder unangenehm geweſen wäre; aber das ganze Daſein ſchien zentnerſchwer auf ihr zu laſten, ihre Kinderloſigkeit nährte eine urſprüngliche tiefe Schwermuth, und mit einer an Leidenſchaft grenzenden Zärtlichkeit pflegte ſie die kleine Julie. Jede fremde Noth, der ſie nicht abhelfen konnte, drückte ſie zu Boden, und zu ihrem eigenen Unglücke war ſie mehr geneigt, mit den Nothleidenden zu klagen, als geſchickt, ihnen zu helfen. Der ſo innerlich Gequälten war Amalie eine tief ergreifende Erſcheinung. Dieſe Zuverſicht, nicht, wie die der Schwägerin, für ein Leben, welches ihr wenig Freuden gab, vielmehr für ein höheres, von welchem ſie allein Heil erwartete, dieſe Freudigkeit im Tode war ihr das Muſter, das höchſte Vorbild. Sie liebte, ſie verehrte ſie. Gern ſchloß ſich Amalie an eine Freundin, deren innere Kämpfe ſie aus eigener Erfahrung kannte, an, und in der That konnte ſelbſt die Schweſter nicht läugnen, daß der Einfluß, den ſie auf die trübſinnige Frau äußerte, dieſer heilſam ſei, daß ſie heiterer, freudiger erſchien, als je.

Die Männer fühlten ſich durch die Gegenwart einer geiſtreichen Frau, die mit lebhafter Theilnahme ihre Forſchungen begleitete, im höchſten Grade beglückt; und ſo mußte Amalie ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie gewiſſermaßen ein unentbehrliches Glied der ſtillen Familie geworden ſei; das peinliche Gefühl, daß ſie ganz von fremden Menſchen abhing, hatte ſich völlig verloren, und ſie würde ſich ganz glücklich gefühlt haben, wenn nicht die Neigung für Lögh, die ſie fürchtete und doch kaum zu unterdrücken vermochte, ſie fortdauernd gequält hätte. Oft, wenn von ihm die Rede war, ſchien es, als wenn das Geſpräch eine Beziehung enthielte, die man zwar andeutete, aber gefliſſentlich wieder zu verhüllen ſtrebte, und dieſes geheime Verhältniß war wie die wunde Seite des ſtillen geſelligen Bundes, welche man nur mit Zartheit berührte, und die ſelbſt die ſonſt ſo ſtrenge und rückſichtsloſe Schweſter mit Schonung behandelte.

Unter den Mitgliedern der Familie war der kleine Halfdan Aamod keinesweges der Unbedeutendſte. In ſeinem neunten Jahre war er ein rüſtiger, aufgeweckter Knabe, der Liebling der Bauern, er folgte dieſen auch auf ihren Böten, und die Schweſter, die alle Verzärtelung haßte, hatte auf ſeine Erziehung einen wohlthätigen Einfluß. Zugleich entwickelte er frühzeitig entſchiedene Talente. Schon in ſeinem achten Jahre war er mit der alten Geſchichte ſeines Landes vertraut, und die Gebirge und das Meer, wie die Geiſter der Vorzeit, die noch in dem alten Gemäuer zu hauſen ſchienen, beſchäftigten ſeine Einbildungskraft. Auch er ſchloß ſich an Amalie an, deren tiefere geiſtige Bedeutung er zu ahnen ſchien, und das durch die ſtille Hausandacht, die als ein weſentlicher Beſtandtheil des Lebens von ſeiner frühen Kindheit an täglich regelmäßig wiederkehrte, genährte Gefühl ſteigerte ſich in ihm durch dieſe faſt unbemerkt zur lebendigen Religioſität. Ihm ward das große Glück, welches ſo ſelten der Jugend wird, daß der tiefſte Ernſt des Glaubens ihm mit der höheren, heiligeren, das kindliche Gemüth leicht gewinnenden Anmuth entgegenkam und ihn für ſein ganzes Leben feſſelte.

Es war ein ſchöner, heiterer Juliusmorgen, als die ganze Familie eine große Sommerreiſe antrat. Ein Jahr war nun ſchon verfloſſen, ſeit Amalie die Inſel betrat, die kleine Julie war heiter und geſund, Halfdan jubelte. Schon viele Tage vorher war die Schweſter, und unter ihrer Anleitung die Frau und Amalie, mit der Zubereitung zu dieſer Reiſe beſchäftigt. Man wollte nach langer Zeit alte Freunde beſuchen, die beiden alten Herren wollten an vielen Orten alterthümliche Unterſuchungen anſtellen, endlich wünſchte man die Freundin des Hauſes mit den großartigen Gegenden im Innern der tief hineinſchneidenden Meerbuſen bekannt zu machen. Hier hat das Meer die ſteil herabſtürzenden Felſenwände in den mannichfaltigſten Richtungen durchſchnitten und windet ſich, rauhe Inſeln und ausgezackte Landzungen bildend, zwiſchen den ſchroffen, oft engen und ungeheuer hohen Wänden hindurch. Die kleinſte Entfernung verändert die Anſicht der ganzen Gegend, die bald ein milderes Gepräge annimmt, Thalweitungen zeigt mit Wäldern, grünenden Feldern und Wohnungen, dann plötzlich in kahlen Felſenmaſſen erſtarrt, daß man, wie durch einen Zauber, aus einer bewohnten, anziehenden Gegend in eine einſame, ſteinerne, rauhe Wüſte verſetzt wird.

Svend, der junge Mann, der ſich bei der Errettung der verunglückten Seeleute, bei der erſten Hülfe, die der verſchmachtenden Amalie geleiſtet wurde, ſo thätig bewies, Thorwald, Ola und noch ein Vierter, Alle Fiſcher, die Amalien in der großen Noth ſo hülfreich erſchienen waren, zeigten ſich unten an dem Garten mit einem großen Boote. Man hatte in der Mitte ein Dach, welches aufgerollt werden konnte, um gegen den Regen geſichert zu ſein, eine große Menge Lebensmittel, Kleidungsſtücke gegen die rauhe Witterung, die in dieſer hohen nördlichen Gegend mit der mildeſten oft unerwartet und plötzlich wechſelt, wurden in das Boot gebracht, und da der Wind günſtig war, wurden die Segel aufgeſpannt. Man durfte hoffen, in kurzer Zeit Balderhoug, Löghs Wohnort, auf der nächſten Inſel, Balderöe, zu erreichen.

Svend war ein Verwandter von Lögh und erſchien oft auf Gidſköe, wo man den gewandten und tüchtigen jungen Mann ſehr lieb hatte. Durch den genauen, freundlichen Umgang mit Lögh hatte er viel gewonnen, und Amalie ſah ihn gern. Oft ließ er ſeine ganz angenehme männliche Stimme ertönen. Wenn an einem gelinden Sommerabende das Meer ruhig war, ſah man ſein Boot auf der Waſſerfläche treiben, er ſaß drinnen mit einer Violine und begleitete ſelbſt den Geſang.

Es waren jene alten einfachen Weiſen des Nordens, und die Geſänge rührten, wenn ſie, wie klagend, über das Meer ertönten, deſto mehr, da Jeder es wußte, wie er ſich in liebender Sehnſucht verzehrte.

Sigrid, die Tochter eines reichen Bauern zu Engeſät, auf der benachbarten hervorſpringenden Küſte des feſten Landes, war ſeine Geliebte. Alle Mädchen prieſen ſie glücklich, ſie ſich ſelbſt am meiſten; auch die Eltern ſahen dieſe Verbindung gern. Nur ein Umſtand verzögerte ſie und quälte den armen jungen Mann.

Der alte Lögh war der reichſte Gutsbeſitzer in der ganzen Gegend, und ſeit ſein Sohn die Verwaltung des Gutes übernommen hatte, ſtiegen ſeine Einkünſte bedeutend. Dieſer ließ durch arme Einwohner wüſte Strecken urbar machen. Er gab ihnen alles Geräth, überließ ihnen die vollen Früchte ihrer Arbeit in den erſten Jahren und theilte ſpäter das Eingebrachte.

Die Anlage von Waſſerleitungen, die Verbeſſerung der Torfmoore vergrößerte die Einkünſte bedeutend. Der alte Lögh beſaß nicht allein den größten Theil von Valderöe, auch auf anderen Inſeln und auf dem benachbarten Feſtlande beſaß er bedeutende Güter. Ein ſolches war Gryte, ein Gut, welches an Engeſät grenzte. Seit ſehr langer Zeit herrſchten über die Grenzen dieſer Güter nie zu ſchlichtende Streitigkeiten. Bei den

Gerichten ſchleppten ſie ſich ſeit mehreren Generationen fort, und die Hartnäckigkeit der Norweger ließ keine Uebereinkunft hoffen. Auch der alte Lögh ſowohl, als Sigrids Vater ſetzten dieſe Streitigkeiten mit großem Zorne, ja mit Wuth fort. Der Erſte konnte ſeinen Gegner nicht nennen hören, ohne in unmäßige Hitze zu gerathen; und ſo erwünſcht dem Letzteren die Verbindung zwiſchen Svend und ſeiner Tochter erſchien, ſo wollte er doch nie ſeine Zuſtimmung geben, ſo lange Svends Verwandter ihn anfeindete. So war keine Hoffnung, ſo lange Lögh lebte. Die Geſinnung des Sohnes war bekannt; aber auch der Vater kannte ſie, und mit Entſetzen fürchtete Svend, daß dieſer, noch vor ſeinem Tode, ſeinen Sohn durch ein feierliches Verſprechen binden könnte. Verſprechen der Art ſind nicht ſelten, und ſie werden, wie unvernünftig ſie auch ſein mögen, immer heilig gehalten. Oft hatte man verſucht, den Alten zur Nachgiebigkeit zu vermögen, aber immer vergebens. Ein Grund, warum man jetzt nach Valderhoug reiſte, dem Alten einen Beſuch abſtattete, war, um einen neuen Verſuch der Art zu wagen. Die Schweſter traute ſich in dieſer Rückſicht beſonders eine große Ueberredungsgabe zu, und man mußte geſtehen, daß ihr nicht ſelten faſt das Unglaubliche gelungen war. Durch einen Zufall hatte es ſich grade bis jetzt nicht geſchickt, daß ſie mit dem Alten über dieſe Sache hätte reden können, und ſie ſchien an dem Erfolge nicht zu zweifeln, ja es war ihr höchſt verdrießlich, daß Svend ihre Hoffnungen nicht zu theilen ſchien.

Sie kamen ſchnell bei Valderhoug an. Es war Amalien angenehm, nachdem ſie ſo lange auf einer völlig flachen Inſel gelebt hatte, einmal eine Felſeninſel zu beſteigen, angenehmer noch das Gewühl von Menſchen und Schiffen. Wie die Berge, zeigten ſich auf Gidſköe die Schiffe nur in der Ferne. Selten ſetzte ein Reiſender ſeinen Fuß auf dieſe Inſel. Die Nordlandjachten aber müſſen, wenn ſie vom hohen Norden die Fiſche nach Bergen bringen, wenn ſie nach ihrer Heimat zurückkehren, bei Valderhoug vorbei. Sie fand vierzig bis funfzig ſolcher Schiffe ankernd in dem Hafen, ein Gewühl von Menſchen. Auch Reiſende aus den höhern Ständen nehmen dieſe Gelegenheit wahr. Das verunglückte Schiff, welches Amalie von Grönland gebracht hatte, war hergebracht worden, weil im tiefen bequemen Hafen die Ausbeſſerung allein möglich war, weil hier mancherlei Vorkehrungen mit größerer Leichtigkeit getroffen werden konnten.

So traf ſie hier ihre Reiſegefährten, die ſie und ihr Kind mit großem Jubel begrüßten. Wehmüthig beſtieg ſie das Schiff, ſah, nicht ohne eine ſtille Angſt, die ſie nicht zu deuten wagte, wie dieſes, welches auch ſie aus dieſer Gegend weg bringen ſollte, in wenigen Wochen völlig ausgebeſſert ſein würde; dabei drängte ſich ihr das Andenken an den furchtbaren Tod ihres Mannes auf, an ſeine Liebe, an ſeine Treue bis in den Tod, und in einer qualvollen Stimmung, in welcher alle Leiden der einſam durchkämpften Prüfungsſtunden ſie überfielen, verließ ſie das Schiff und ihre Reiſegefährten.

Nicht weit davon, nahe an dem Ufer, liegt Löghs Haus. Sie trat in die reinlichen Stuben hinein, und wenn die Erinnerung an ihren verſtorbenen Mann ſie auf dem Schiffe marternd verfolgt hatte, ſo fand ſie ſich nicht weniger geängſtigt durch das Andenken an Lögh, welches ſich hier, wo er geboren, erzogen war, noch lebte und wirkte, ſo unbeſchreiblich lebhaft erneuerte. Lögs Vater hieß ſie freundlich willkommen. Es war ein langer, noch immer rüſtiger Greis von wenigſtens ſiebzig Jahren, der ſich ſehr grade trug und feſt einherſchritt. Er zeigte, indem er ihnen entgegentrat, und gaſtfreundlich Alles zu ihrem Empfange und ihrer Erfriſchung vorbereitete, etwas ſo Mildes, daß Amalie ſich ihn durchaus nicht als einen ſo halsſtarrigen, harten Mann denken konnte. Er lud ſeine Gäſte ein, den Tag und die Nacht bei ihm zuzubringen, und da die Anordnung der Reiſe, wenn nicht Gegenden beſucht werden ſollten, die dem Alterthumsforſcher merkwürdig waren, ganz von der Schweſter abhing, dieſe aber während des verlängerten Aufenthalts eine bequeme Veranlaſſung zu finden hoffte, ihre Abſicht zu erreichen, ſo ward die Einladung angenommen.

Ich darf, ſagte der alte Légh, meinen Sohn in dieſen Tagen erwarten. Er hat, ſchreibt er mir aus Chriſtiania, in Kopenhagen einen Jugendfreund aus Deutſchland gefunden, und dieſe haben, mit einem Norweger, der den Freund begleitet, beſchloſſen, die Landreiſe durch Hedemarken und Guldbrandsdalen zurückzulegen. Den Brief erhielt ich ſchon vor mehreren Tagen, er iſt lange unterweges geweſen, und faſt wundere ich mich, daß die Reiſenden nicht ſchon da ſind.

Amalie wurde durch dieſe Nachricht ſo unruhig, daß es den Frauen auffiel, die durch wechſelſeitiges Mienenſpiel ſich merken ließen, daß ihnen der Grund dieſer Unruhe bekannt ſei.

Der Tag neigte ſich ſchon, ſie hatten die Gaſtfreiheit des Wirthes in vollem Maaße genoſſen und ſaßen, die ſtarke Abendmahlzeit erwartend, in freundlichem Geſpräche, als die Schweſter meinte, es wäre jetzt die Zeit, den verabredeten Gegenſtand zu berühren.

Sie fing zuerſt von Weitem an, daß die Verwandten wohl, ſo wie Svend, der gegenwärtig war, der alte Løgh aber keineswegs ihre Abſicht ahnen konnte. Sie war unerſchöpflich in Erzählungen von Trübſalen redlicher Liebenden, deren Verbindung durch mancherlei Schickſale verhindert wurde, ſie erzählte lebhaft und wußte die Theilnahme der Zuhörer wohl zu erregen. In der That ſchien der Alte gerührt. Sie rückte jetzt näher; was die Liebenden trennte, war die Hartnäckigkeit unvernünftiger Aeltern. Noch immer ahnete der Alte nichts. Einige ſolche Fälle aus der Bekanntſchaft gaben ihm Veranlaſſung, ſein Urtheil zu fällen, welches jedes Mal gegen die Aeltern ausfiel, es ſchien der Schweſter, als wenn der alte Mann durch dieſe Urtheile ſich jeden Weg abſchnitte, gegen ihre ſpäteren ſchneidenden Gründe irgend eine gewichtige Einwendung vorzubringen, und ſie triumphirte ſchon im Stillen, während Svend immer ängſtlicher wurde, und auch Amalie und ihre Freundin mit Furcht die naheliegende Wendung des Geſprächs erwarteten.

Endlich fing die Schweſter wirklich an, von Svend zu reden, von ſeiner Liebe, von ſeinem Kummer. Der Alte horchte auf, man ſah es ihm an, daß er mit ſich ſelbſt kämpfte. Er erkannte jetzt die Abſicht ihrer früheren Erzählungen, und dieß verſtimmte ihn noch mehr.

Indeſſen hatte ſie noch nichts von den Grenzſtreitigkeiten, nichts von dem verhaßten Gegner erwähnt. Der Alte hatte in der That Mitleid mit Svend, und ſich zwingend, antwortete er mild genug:

Liebe Frau! Ich lege ja der Verbindung keine Hinderniſſe in den Weg. Svend iſt ſelbſtſtändig, ſeine Aeltern todt, er hat eigenen Beſitz, wenden Sie ſich an den Mann, deſſen Halsſtarrigkeit die Verbindung hindert.

Herr Løgh, erwiederte die Witwe, wie flehend, Sie ſind reich, Ihr Sohn gewinnt durch Fleiß in jedem Jahre innerhalb der unbeſtrittenen Grenzen ihrer Beſitzthümer zehn Mal mehr, als jener zweifelhafte Strich werth iſt.

Das Recht muß ſeinen Gang gehen, antwortete der Alte hart, offenbar in der Abſicht, das verhaßte Geſpräch abzubrechen. Aber die Witwe ward dringender.

Sie ſind ein alter Mann, ſagte ſie, allgemein in der ganzen Gegend verehrt und geliebt. Alle Welt weiß, wie reich Sie ſind, wie leicht es Ihnen iſt, den Prozeß fortzuſetzen, ja ihren Gegner in Armuth zu ſtürzen. Wenn Sie nun, nachdem Sie ſo lange das Recht behauptet haben, nicht Ihretwegen, nein, um der armen, getrennten Liebenden Willen, nachgeben, ihren Gegner beſchämen, welch ein Jubel wird allenthalben laut werden. Sie wiſſen, wie alle guten Einwohner Svend und Sigrid lieben, man wird Sie ſegnen für dieſe That, und welches ſchöne Beiſpiel chriſtlicher Liebe werden Sie geben, daß Jeder ſich ſchämen wird, hartnäckig ſeinen Haß, ſeine Rechthaberei feſtzuhalten, nachdem der alte, ehrwürdige Lögh nachgegeben hat.

Das Recht ſoll ſeinen Gang gehen! rief der Alte mit einer Stentorſtimme, daß Hörlock, ſeine Frau, Aamod, Amalie, und vor Allen Svend, erſchraken. Aber die Schweſter ließ ſich noch nicht abſchrecken. Sie wiederholte alte Gründe, brachte neue vor, ward immer dringender.

Madame, unterbrach ſie nun Lögh mit mühſam bekämpfter Heftigkeit. Madame, Sie ſind gaſtlich in meinem Hauſe aufgenommen worden, ich bin verpflichtet, von Ihnen Manches zu ertragen; ich bitte Sie aber, ja ich flehe Sie darum an, wählen Sie einen andern Gegenſtand des Geſprächs. In dieſer Sache iſt mein Entſchluß unerſchütterlich.

Aber die Frau ſchwieg nicht, ſie ſchien alle Rückſichten über dem Gegenſtande, der ihr ſo wichtig war, vergeſſen zu haben. Ihre Rede wurde immer ſchneller, immer wärmer, mit einer unendlichen Geläufigkeit wechſelten Gründe, Beſchwörungen, Ermahnungen, und es ſchien, als wollte ſie gar nicht aufhören.

Anfänglich blieb der Alte ziemlich ruhig, obgleich ſeine Lippen zitterten. Er wandte ſich an die Uebrigen, fing an von einem andern Gegenſtande zu reden, und ließ ſie ſprechen, ohne auf ſie zu hören. Alle Uebrigen waren in der ängſtlichſten Verlegenheit, der Bruder und die Schwägerin machten vergebens die deutlichſten Zeichen, ja die Letztere ſtand, von der Angſt überwältigt, auf und bat ſie, doch ja das Zureden zu laſſen. Vergebens; nichts konnte ihren Gang hemmen.

Jetzt erhob ſich der Alte plötzlich.

Chriſtian, rief er mit einer donnernden Stimme, Chriſtian! und dieſer, der dieſe Stimme und ihre Bedeutung zu kennen ſchien, kam gleich herbei, mit ſichtbarer Furcht.

Der verdammte Hund da drunten im Hofe bellt immer zu. Jag' ihn zum Henker, das unnütze Bellen iſt mir unausſtehlich.

Chriſtian erſtaunte. Keinen Hund hörte man; aber er kannte ſeinen Herrn, widerſprach gar nicht und ging.

Hörlock, ſeine Frau und Aamod zitterten, Svend war im höchſten Grade unruhig, und Amalie erblaßte. Wie der alte Lögh daſtand, war er ſeinem Sohne, in der verhängnißvollen Stunde der Wuth, die ihn von

Amalien trennte, der großen Verſchiedenheit im Alter ungeachtet, täuſchend ähnlich. Aber, wie damals, konnte ſie nicht läugnen, daß auch jetzt der alte Mann das Recht hatte, über die unbeſcheidene Zudringlichkeit in Zorn zu gerathen; obgleich eine Vergleichung zwiſchen den erſten Urſachen des erhobenen Streites freilich ſehr zum Vortheile des Sohnes ausfiel.

Ein langes Stillſchweigen folgte auf dieſe heftige Scene. Das Geſpräch war geſchloſſen, der Alte faßte ſich auf eine bewunderungswürdige Weiſe, und als die Gäſte zur Mahlzeit gerufen wurden, konnte Keiner ahnen, daß ein ſolcher Streit ſtattgefunden hatte.

Der Alte war der freundlichſte Wirth, vor Allen bewies er der Witwe die größte Aufmerkſamkeit, als wollte er ſich mit ihr verſöhnen. Sie war genöthigt, von ihrem Unternehmen abzuſtehen, ja ſie ſchien Gott zu danken, daß es noch ſo ruhig abgegangen war; die große Heftigkeit und die bedenkliche Aeußerung hatten ihr ein wahres Entſetzen eingejagt, und als ſie zur Beſinnung kam, erſchrak ſie über ihre eigene Zudringlichkeit.

Früh, den Morgen darauf, führte der Alte ſelbſt die Witwe nach ihrem Boote, Alle trennten ſich freundſchaftlich.

Mehrere Tage vergingen jetzt auf eine höchſt angenehme Weiſe, die heitere Witterung, die ſtets wechſelnde Gegend, der freundliche Empfang, der ihnen allenthalben zu Theil wurde, verſetzte die Reiſenden in die freundlichſte Stimmung. Je tiefer ſie in den zwiſchen Inſeln und Ufern des feſten Landes hineinſchneidenden Meerbuſen kamen, deſto höher, deſto ſchroffer und wilder wurden die Ufer. Sie waren hin und her gefahren zwiſchen den Inſeln, fuhren durch den äußerſt ſchmalen Vegſund, der Sulöe von dem feſten Lande trennt, und ſetzten jetzt ihre Reiſe ſüdlich fort in den ſeltſamen Jörgenſiord, einen grade gegen Süden laufenden Meerbuſen, hinein. Ihre Abſicht war, einen Freund in Säeböe zu beſuchen. Als ſie durch die Mündung des Jörgenſiord kamen, eröffnete ſich vor ihnen ein ungeheurer Schlund. Der finſtere Kanal ſchien ſich immer mehr zu verengen, die ſteilen Ufer erhoben ſich auf beiden Seiten zu einer unermeßlichen Höhe, und auf dem Gipfel ſahen ſie große Schneeflocken, die niemals wegſchmelzen. Dieſe Schlucht läuft drei norwegiſche Meilen (vier deutſche) in völlig grader Richtung fort, ſo daß man dieſe große Strecke tief in den ſchauderhaften Kanal hineinblickt. Die weſtliche Seite iſt furchtbar ſchroff, die öſtliche zwar weniger; aber wilde Berggipfel erheben ſich, bald wie Thürme und Pyramiden, dann den Dachgiebeln Gothiſcher Gebäude ähnlich, oft treppenförmig und zu einer erſtaunlichen

Höhe. Als ſie eben in den Meerbuſen tiefer hineinſegelten, ließ ſich in einiger Entfernung ein dumpfer Laut hören. Schnell wurden die Segel heruntergezogen, und die Fiſcher brachten das Boot durch Rudern etwas zurück.

Es wird ein Schnee- und Felſenſturz, (et Snee og Steenſkred) ſein, ſagten ſie, warten wir ihn hier ab.

Der dumpfe Ton wurde immer lauter. Sie ſahen von dem höchſten Gipfel eine dichte Schneemaſſe ſich losreißen, im Herunterſtürzen von der ſchroffen Wand ward ſie durch Steinhaufen gehemmt. Augenblicke einer ängſtlichen Stille erfolgten jetzt, während der ungeheure Schneeklumpen in einer ſeltſam hängenden Stellung liegen blieb; aber bald riſſen ſich die Steine mit der Maſſe los, das tobende Geräuſch ſteigerte ſich, Steine warfen ſich wild auf andere, und unter furchtbarem Getöſe, welches in der ganzen Schlucht vielfältig wiederhallte, ſtürzte die rieſenhaft heranwachſende Maſſe in den Meeresbuſen hinein, daß das Waſſer hoch und ſchäumend in die Höhe ſpritzte. Noch ein Augenblick und ein völliges Stillſchweigen herrſchte in der tiefen Schlucht, deren dunkle Wellen, von keinem Sonnenlichte erleuchtet, ſich trübe fortwälzten. Die Fiſcher nahmen die Segel herunter, obgleich der Wind nicht ungünſtig war. Oft iſt dort eine völlige ängſtliche Windſtille, die Waſſerfläche iſt ſpiegelhell, in dem finſtern Thale herrſcht eine verhängnißvolle Ruhe; dann erheben ſich plötzlich aus den wilden Thälern und Schluchten heftige Windſtöße, ein ſchneller Sturm ſauſt zwiſchen den engen Felſenwänden, das Waſſer kräuſelt ſich in kleinen, kurzen, ſchwarzen Wellen, die ſich pfeilſchnell jagen, und oft verunglücken die ſegelnden Boote. In der Mitte ruderte das Boot in dieſen drohenden Schlund hinein. Alle Augenblicke horchte man, ob nicht irgend ein Getöſe einen Steinſturz erwarten ließe. Die ſogenannten Mehlſtürze von loſem Schnee ſind die gefährlichſten. In einem Augenblicke ſtürzen ſie herunter, wälzen Häuſer und Boote unwiderſtehlich mit ſich fort, und erzeugen heftige Windſtöße. Beide Ufer drohten mit gleicher Gefahr, und mit ängſtlicher Sorgfalt ſuchte man ſich von beiden gleich weit entfernt zu halten. Da entdeckte man die ſeltſame Beſchaffenheit der weſtlichen Felſenwände. Unaufhörlich rieſelt von der obern Schneedecke das Waſſer die ſchroffen Wände herunter, und ein friſcher, lieblicher Graswuchs bedeckt die ganze Wand an einer Stelle, während mächtige Tannen, Fichten und Birken eine dichte Waldung an andern Stellen bilden. Aber ſchwarze, kahle, mit loſen, chaotiſch unter einander geworfenen Steinblöcken erfüllte Zwiſchenwände, das Bild der wildeſten Zertrümmerung, trennten immer von Neuem dieſe milderen, anmuthigen Plätze. So wechſelten ſchnell, unbegrenzt, dicht neben einander in ſcharfen Gegenſätzen das freudigſte Leben mit dem Tode.

Iſt es nicht, wie der Eingang zum Acheron? ſagte Aamod. Alle Geiſter der Natur haben ſich erhoben, dieſen grauſen Eingang zu bewachen, Luft und Waſſer haben ſich gegen die kühn Eindringenden verſchworen, und ſelbſt das ſtarre Gebirge trennt, was ſeit der Urzeit zuſammenhing, und ſchleudert dem Wanderer ſeine Steinmaſſen entgegen. Wenn hier Schnee und rieſenhafte Steine uns zu begraben drohen, dort nach einem furchtbaren Stillſchweigen der Wind plötzlich aus den Schluchten heult: wer kann ſich verbergen, daß die Natur ein geheimes Schrecken in ſich birgt und es an ſolchen Stellen losläßt, damit man es erkenne?

Immer enger wurde das Thal, immer düſterer das Waſſer, immer ſtiller und ängſtlicher wurden die Reiſenden, die furchtſam hinhorchten, ob das Schrecken nicht da oder dort plötzlich hervorbrechen und ſie verſchlingen würde. Aber nichts rührte ſich, kaum ein lebendiges Weſen regte ſich in dieſer Stille. Die ruhigen Wellen ſchlugen an die grasreichen Ufer, und glücklich landeten die Reiſenden bei dem Freunde.

Den Tag darauf ruderten ſie quer über den Meerbuſen, der hier enger und weniger wild und gefährlich iſt. Die Frauen äußerten keine Luſt, aus ihm wieder herauszufahren. Die Fiſcher erhielten den Befehl, das Boot rechts von der Mündung nach Sylt in Nordahlsfiord zu bringen, während ſie die beſchwerliche, aber weniger Furcht einjagende Reiſe quer über das Land machten. Sie erreichten nach großer Anſtrengung Nordahlsfiord, ließen ſich nach Sylt überſetzen, wo ſie ihr Boot noch nicht vorfanden. Sie hatten jetzt den Ort gefunden, wo das Meer am tiefſten in das Gebirge hineinſchneidet. Hier war die Stelle, wo Olaf der Heilige, von Hakon und den Erlingſöhnen verfolgt, aus Norwegen flüchtete. Hier, in Muri, wohnte der treue Bruſe, das Oberhaupt über Valdalen, der den verfolgten König aufnahm, als Kalv Arneſohn von Gidſköe und mehrere Anführer ihn verlaſſen hatten. Mit den wenigen Begleitern mußte er ein furchtbares Gebirge durchbrechen. Quer durch ein Thal, zwiſchen den Bauerhöfen Alſtad und Gröning, liegen rieſenhaft aufgethürmt furchtbare Felſenſtücke, die einen Damm bilden und alle Durchfahrt ſperren. Und hier mußte er, um ſich zu retten, Felſen wegräumen. Er wagte es. Die ungeheuern Steinmaſſen wurden in die Höhe gerichtet; ſeine vierhundert Begleiter, hundert Bauern, die der treue Bruſe verſchaffte, vollendeten in kurzer Zeit die rieſenhafte Arbeit. Der Damm iſt über eine halbe Viertelmeile breit. Einen Weg findet man da noch, nur ſo breit, daß ein Menſch durchgehen oder durchreiten kann, und die aufgerichteten Felſenſtücke bilden auf beiden Seiten Wände, die mehr als Mannshöhe erreichen. Noch dauert das faſt übermenſchliche Werk, man entſetzt ſich über die Kraft, die dazu erfordert wurde, und iſt geneigt, der Sage zu glauben, die uns verſichert, daß Olaf der Heilige durch ſeine Gebete es dahin brachte, daß zwanzig Männer mit Leichtigkeit Steine fortwälzten, die hundert Menſchen anfänglich nicht von der Stelle bewegen konnten. Noch wird dieſer merkwürdige Weg von den Bewohnern benutzt. Ein anderer, jenſeit des Fluſſes, der durch das wilde Thal rauſcht, iſt zwar da, aber eng und gefährlicher, weil von den hohen, auf dem Gipfel mit ewigem Schnee bedeckten Felſenwänden Steinſtürze mit Gefahr drohen und oft plötzlich den Weg ſperren. Seltſam iſt es, wenn die durch den engen Weg von den niedern, mehr bewohnten Strecken getrennten Bewohner der höhern Gegend einzeln aus den dicht nebeneinander geſtellten Steinmaſſen heraustreten, wenn ſie ihr Vieh hineintreiben, wenn ſie den Vorrath der Sennhütten (Sätereien) jenſeits aufhäufen und nun in kleinen Partien hindurchbringen, weil kein Gefäß, keine Tonne hindurch kann.

Hier in dieſem wilden, von einem tobenden Bergſtrome durchrauſchten, von unermeßlich hohen Gebirgen umſtarrten Thale, wo eine ſeltſame Naturkraft furchtbare Steinmaſſen hinwälzte, die eine Viertelmeile weit unbewohnbar machen, wo eine faſt noch ſeltſamere Heldenkraft ſich in großer Gefahr einen Weg bahnte, ſtanden, von Erſtaunen ergriffen, die faſt betäubten Reiſenden, die nicht ohne Anſtrengung von dem Meeresufer den Weg bis hierher zurückgelegt hatten.

Hier iſt ein geweihter Ort, rief der entzückte Aamod: welche Erinnerungen knüpfen ſich an ihn! Unſere Gegend hat manches Denkmal, welches an Olaf den Heiligen erinnert. Aber hier, wo er die rieſenhaften Fußtritte ſeiner Flucht hinterließ, in dieſer großartigen Umgebung, wo ſeine kühne Gewalt, wie die der griechiſchen Heroen, mit der wildeſten Natur kämpfte und ſie überwand, iſt es, als träte er uns ganz nahe, als lebte er noch. In welche wunderbare Zeit der ſeltſamen Vergangenheit verſetzt uns dieſer Anblick; wie leben wir hier mit dem großen verfolgten Könige, dem die Norweger ſo viel zu verdanken haben, den ſie verließen, verjagten und nach ſeinem Tode vergötterten.

Noch lange ließ er ſeine freudige Bewunderung durch ähnliche Ausrufungen laut werden. Noch während man, Einer nach dem Andern, den wunderbaren engen Weg betrat, ſprach er, — als man einen Ruf aus der Ferne vernahm. Dieſer Ruf deutete an, daß von der entgegengeſetzten Seite Wanderer kamen, und da zwei nicht beieinander vorbeigehen können, mußte man wieder umkehren und ihre Ankunft abwarten.

Immer näher kam der Ruf, man ſah einen Wanderer, deſſen Anzug auf einen Mann von Anſehen deutete. Mehrere gingen hinter ihm her. Als nun aber der Erſte aus dem engen Steinraume heraustrat, wuchs das durch den Ort erregte Erſtaunen. Alle brachen in frohen Jubel aus. Es war Lögh. Hörlock, Aamod, die Frauen, Halfdan ſtürzten ihm entgegen, und da Amalie ſchüchtern, ja zitternd zurückblieb, entdeckte er ſie nicht gleich. Aber ihr Erſtaunen ſollte noch den höchſten Gipfel erreichen. Der Zweite trat aus der düſtern Pforte hervor. Sie ſtand, wie verlaſſen, der Oeffnung gegenüber. Der Heraustretende ſah ſie lange ſtarr, zweifelnd an, ſie ihn. Einige Sekunden blieben ſie ſo einander gegenüber ſtehen, dann ſtürzten ſie ſich in die Arme.

Amalie! rief er, Julius! ſie, — und Lögh und alle Uebrigen ſahen ſich mit Verwunderung an.

Lögh wußte ſich, als er Amalie erkannte, über dieſes Wunder nicht zu faſſen, und freudiger Schrecken, Jubel und geheime Furcht, Fragen, Antworten, Stillſchweigen und dann lautes Geſpräch, plötzlich abgebrochen, um ein anderes anzuknüpfen, alle liebliche Verwirrung eines ſo unerwarteten Zuſammentreffens an einem ſo ſeltſamen Orte betäubte, berauſchte die ganze Geſellſchaft, eine Verwirrung, die der fröhliche und heitere Walſeth, eben weil er ſie am wenigſten theilte, am behaglichſten genoß.

Lögh war ſchon ſeit zwei Jahren verheirathet. Seine glückliche Amalie beſorgte ſeine Wirthſchaft mit derjenigen Emſigkeit und Umſicht, die ſie in Gidſköe gelernt hatte. Sie hatte ihrem Manne einen Knaben geſchenkt, der ſchon über ein Jahr alt war, und die dreijährige Julie ſtrotzte von Geſundheit.

Valderöe erhebt ſich gegen Norden terraſſenförmig. Hier iſt das Gebirge der Inſel am höchſten, und es fällt, wie alle Gebirge der Inſeln, gegen Norden ſchroff ab. An einer ſolchen Terraſſe hatte Julius ſich eine ſchöne, geräumige Wohnung gebaut, nicht aus Holz, ſondern aus Steinen, um die Einwohner zur Nachahmung zu reizen. Kaum einen Flintenſchuß war ſeine Wohnung von der ſeiner Schweſter entfernt. Oft fuhren ſie nach Gidſkée, oder die Freundinnen kamen mit den Männern nach Valderhoug. Löghs Lehrer erſchien oft. Halfdan brachte ganze Monate in Valderhoug zu; doch näherte ſich die Zeit, wo er dieſe Gegend verlaſſen ſollte, um in Bergen für den Beſuch der Univerſität ausgebildet zu werden. Franz Leith, wie Franzeskas Sohn allgemein genannt wurde, ward von dem Vater unterrichtet. Es fehlte nicht an mannigfaltiger Unterhaltung, an Nachrichten von alten Freunden, ja regelmäßig alle Jahre erſchien Walſeth aus Drontheim.

Alle waren glücklich, nur der arme Svend ſchien in liebender Sehnſucht zu vergehen, und Sigrid ſeufzte, denn keiner der halsſtarrigen Alten wollte nachgeben.

Kurz nach Johannis, in der Zeit, die faſt allgemein für ſolche Feierlichkeit als die bequemſte angeſehen wird, war eine Hochzeit in einem Hofe in der Nähe von Gryte. Die Gäſte waren verſammelt, und ſämmtliche Einwohner von Valderhoug waren eingeladen.

Löghs Vater war noch rüſtig genug, der Hochzeit mit ſeinem Sohne und Julius, wenigſtens für eine kurze Zeit, beizuwohnen. Sie wohnten in Gryte, wo die Familie für ſich einige Stuben eingerichtet hatte, und hier blieb Amalie mit ihren Kindern.

Schon den Tag vorher waren die Hochzeitgäſte eingeladen. Die Hauptſtube war geputzt, die Wände gereinigt, der Hochzeittiſch mit geräuchertem Fleiſche, Speck und großen Kabeljaus, die in einer Tiefe von fünfhundert bis tauſend Fuß gefangen waren, und die man für vorzüglich würdig hält, bei ſolchen Gelegenheiten genoſſen zu werden, beſetzt. Das flache, harte Reggenbrot war dünner, als gewöhnlich, und ſorgfältiger gebacken, und die Scheiben aufeinander gehäuft, Butter in Menge. Hölzerne Teller und Löffel zierten den Hochzeittiſch (Hoegabore), der mit zwei Flügeln gedeckt war, und nur die Braut, der Bräutigam und die Brautfrauen hatten ſilberne Leffel. Kein friſches Fleiſch erſchien bei dieſer Tafel, ja ſelbſt die Fiſche waren einige Tage alt und geſalzen. Nur ſo reizen beide Speiſen den Gaumen der norwegiſchen Bauern.

Am Hochzeittage des Morgens früh ward den Gäſten, noch ehe ſie aufſtanden, vor dem Bette erſt Branntwein, dann Eſſen und Bier dargereicht. In Körben ſieht man Weiber dieſes Frühſtück herumtragen, und Spielleute ſchreiten muſizirend voran, eine Trommel wirbelt dazwiſchen. Die ganze Geſellſchaft ruderte in Böten nach der Kirche in Borgund. Hier zeigte ſich die Braut, eine Bauertochter von Valderöe, geputzt, gekleidet in ſchwarzer Wolle. Eine ſilberne

Krone ſchmückte das Haupt, eine ſilberne Kette war um den Hals geſchlungen, und dieſe trug eine vergoldete Münze; ähnliche Ketten hingen über die Achſel und reichten, kreuzweiſe geſchlungen, mit ſeidenen Bändern abwechſelnd, über die Bruſt. Sie wurde von den Brautfrauen, Brautmädchen und Brautgeſellen begleitet.

Die jüngſten Mädchen gingen zuerſt, ihnen folgten die ältern, dann ein junger Burſche als Brautgeſell, hinter welchem die ſtattliche Braut mit niedergeſchlagenen Augen allein ging. Ein zweiter verheirateter Brautgeſell folgte hinter der Braut, und die Brautfrauen beſchloſſen den Zug. Von dieſem Zuge abgeſondert erſchien, ihm folgend, der des Bräutigams, eines jungen Bauern, der an der Spitze ſeiner Begleiter ſtolz und zufrieden einherſchritt.

Trommeln wirbelten, die Violinen ließen ihre ſchreienden, nicht ſehr angenehmen Töne hören, Schüſſe fielen abwechſelnd dazwiſchen.

Nach der Trauung eilte man nach Gryte, und das feſtliche Mahl begann, und hier, ſo wie bei der ganzen Feſtlichkeit, wechſelte Scherz mit Ernſt. Der erwählte Küchenmeiſter, einer der nächſten Verwandten des Brautpaares, leitete die ganze Feierlichkeit, bei welcher mancherlei, zum Theil luſtige Farcen vorkommen, die ſich bei jeder Hochzeit auf die nämliche Weiſe wiederholen. Alle Männer ſitzen bei Tiſche mit bedeckten Köpfen, nur wenn der Küchenmeiſter ſie anredet oder für irgend einen Gebrauch die Aufmerkſamkeit fordert, nehmen ſie die Hüte ab. Mit Gebet wird die Mahlzeit angefangen und beſchloſſen, und nur am dritten Tage, wenn das ſtarke Bier fleißig herumgeht, wird die Ordnung weniger ſtreng beobachtet; dann erheben ſich die Gäſte, ſammeln und trennen ſich willkürlich, die Geſpräche werden lauter, und damals noch endigten die Hochzeiten ſelten ohne Zank, ja es gab Gegenden in Norwegen, wo kaum eine Hochzeit ohne Blutvergießen abging. Leider ſollte auch dieſes Mal ein ähnliches Ereigniß eintreffen.

Nur an dem Tage der Trauung brachte der alte Lögh und ſein Sohn mit Julius einige Stunden im Hochzeithauſe zu. Aber ſie wollten noch einige Tage in Gryte bleiben, wo Amalie mit den Kindern war.

Am dritten Hochzeittage ging es ſehr lärmend zu. Leider beſchränkten ſich die Grenzſtreitigkeiten, die zwiſchen den Beſitzern von Gryte und Engeſät ſo lange ſtattfanden, nicht bloß auf dieſe, auch unter den arbeitenden Bauern hatte ſich Zorn und Haß eingeſchlichen, mehrere Schlägereien fielen auf der Grenze vor, wo das ſtreitige Land unbenutzt lag, wenn irgend ein Arbeiter es verſuchte, ſeinen Pflug etwas weiter und bis auf dieſen Landſtrich arbeiten zu laſſen.

Zwei ſolche Arbeiter, die zur Hochzeit eingeladen waren, zankten ſich. Man hatte ſchon lange gemerkt, daß ſie Streit ſuchten, mehrere ältere Bauern ſtrebten vergebens, ſie zur Ruhe zu bringen.

Even, ſchrie jetzt der eine, Du prahlſt, daß Du mich über die Grenze geworfen haſt, feige Memme, Du lügſt.

Das fordert Blut, Erik, antwortete Even ruhig.

Nun wohl, erwiederte Erik, Du willſt mein Blut, und ich wünſche Deines fließen zu ſehen. Laß uns die Meſſer verſuchen.

Als dieſe wenigen Worte geſprochen waren, entſtand eine allgemeine Bewegung in der ganzen Verſammlung, die Männer erhoben ſich, die Frauen, die wohl wußten, was folgen würde, flohen ſchreiend aus dem Hauſe und nach Grpte zu. Indeſſen waren die Beiden, Erik und Even, auf einen freien Platz vor dem Hauſe gekommen. Beide waren völlig ruhig, man hörte keinen Zank, kein Schimpfen mehr, und wer zufällig dazu gekommen wäre, würde eher vermuthet haben, daß die Männer da verſammelt wären zur freundſchaftlichen Berathung, als, um Zeugen eines ernſthaften, ja höchſt gefährlichen Kampfes zu ſein. Die jungen Männer zogen die Jacken aus, ſtreiften das Hemd herunter, ſo daß beide bis an die Hüſten völlig entblößt waren. Ein großer Riemen ward um Beide unter den Hüſten geſchlungen und durch eine Schnalle befeſtigt, dann zogen ſie aus den Taſchen ihre Meſſer, die in ledernen Futteralen ſtaken. Es waren eine Art ganz kurzer Dolche, mit einem dicken Rücken, vorn ſehr ſpitz zulaufend und äußerſt ſcharf.

Wie tief kannſt Du es vertragen? fragte Erik.

Ein halber Zoll ward gewählt, und Beide faßten mit feſtem Griffe das Meſſer einen halben Zoll von der Spitze. Es wird bei dieſem Kampfe (Knivgang — at ſpande Belte) für eine Ehrenſache gehalten, nie das verabredete Maaß zu überſchreiten, — und nun ſingen ſie an, mit der Spitze ſich in den entblößten Leib hineinzuſchneiden. Die übrigen Bauern ſtanden ruhig und betrachteten den Kampf.

Aber kaum hatte er angefangen, da drängte ſich Lögh, der, von Julius begleitet, eben von einer Jagd nach Hauſe gehen wollte, als er durch die fliehenden Frauen erfuhr, was hier vorging, durch den Kreis. Er trug eine Flinte über der Schulter, einen Hirſchfänger an der Seite. Dieſen hatte er entblößt, durchſchnitt mit ſtarkem Arme den Riemen und ſchleuderte mit unwiderſtehlicher Gewalt die Kämpfenden auseinander. Einige Wunden hatten ſie ſchon erhalten, und das Blut ſtrömte die nackten Leiber herunter.

Wer gibt ihm das Recht, den Kampf zu unterbrechen? ſchrien die Bauern; ein lautes, ja gefährliches Geſchrei des Misvergnügens erhob ſich, und nur die allgemeine Achtung und Liebe, die er als der Verſtändigſte und Stärkſte in der ganzen Gegend genoß, hielt ſie von wirklichen Mishandlungen ab.

Laßt mich reden, rief Lögh.

Laßt ihn reden, ſchrien Einige, Andere wollten es verhindern, mit vieler Mühe gelang es ihm. Die Verwundeten wurden weggebracht, und Lögh hob an:

Harald Haarfager, der große König, der alle übrigen überwand, ganz Norwegen vereinigte, und dem der mächtige Graf Ragnwald hier in Soendmoer die langen Haare abſchnitt, die er, ſeinem Gelübde gemäß, zehn Jahre lang wachſen ließ, bis er alles Land unter ſich gebracht, hatte drei Söhne. Erik tödtete Biörn, und als Halfdan, der dritte Sohn, den Tod ſeines Bruders rächen wollte, unterſtützte Harald, der Vater, den Mörder. Vater und Sohn ſtanden bewaffnet einander gegenüber, Bürger gegen Bürger, Könige gegen Könige. Ein Bauer aber und berühmter Skalde, Guttorm Sindre, war von Beiden geſchätzt. Er hatte einen ſchönen Geſang zu ihrem Lobe verfertigt, ſie boten ihm große Gaben; aber er nahm ihnen nur das Verſprechen ab, daß ſie ſeinen erſten geäußerten Wunſch erfüllen möchten. Jetzt trat er hervor und forderte, daß die gerüſteten Könige Frieden halten, den ſchon angehenden Kampf aufheben ſollten. So wagte es ein Bauer, den Kampf der mächtigen Könige zu unterbrechen, und nicht beſchimpft fühlten ſie ſich; nein, ſie lobten ihn und dankten ihm, und unſere alte herrliche Chronik hat das Andenken an Guttorm verewigt. Wer unter Euch hat mir nicht Gaben reichen wollen, wer hat mir nicht Manches zu verdanken? Hört jetzt meine erſte Bitte, laßt dieſen barbariſchen Kampf, einen Reſt des wilden Heidenthumes, fahren.

Viele gaben ihm Recht, Andere murrten; aber der erſte Zorn war verflogen, und als der alte ehrwürdige Lögh, der Prediger zuletzt erſchien, die Bauern mit ſtarken Worten tadelte, daß ſie den ſtreng verbotenen Kampf geduldet hätten, ſchlichen die meiſten ſich beſchämt weg; die Beſonnenſten aber vereinigten ſich, um dieſer Art, eine Beſchimpfung zu rächen, auf immer ein Ende zu machen.

Vater, ſagte Lögh, als ſie nach Hauſe gingen, weißt Du die Veranlaſſung zu dieſem Kampfe, der leicht mit einem Morde hätte enden können und mich in Gefahr ſtürzte?

Nun? ſagte dieſer. —

Zürne nicht, daß ich's Dir ſage; es waren Deine Grenzſtreitigkeiten. —

Der Alte ſchwieg nachdenklich.

Amalie erſchrak, als ſie die Nachricht von dieſem widerwärtigen Kampfe erhielt, über die Rohheit der Einwohner, entſetzte ſich über die Gefahr ihres Mannes, aber umarmte ihn mit doppelter Freude, da ihm die ſchöne That gelungen war. Doch die Nacht hatte ein neues großes Schrecken für die Einwohner aufbewahrt. Sie war hell, Alles war ſtill, als man ein dumpfes Rollen vernahm. Es nahm immer zu, und als es den höchſten Grad der Stärke erreicht hatte, entſtand ein furchtbares Getöſe. Die ganze Gegend zitterte, wie bei einem Erdbeben. Es währte faſt eine Viertelſtunde, dann ließ es nach, nur einzelne Stöße vernahm man noch, auch dieſe hörten auf, und Alles war ruhig.

Erſchrocken ſtürzten alle Einwohner aus den Häuſern und nach der Gegend zu. Auch der alte Lögh, ſein Sohn, Amalie, Julius, Halfdan eilten dahin. Allenthalben ſah man die Einwohner der Gegend herzueilen; und bald entdeckte man, was ein Jeder ſchon vermuthet hatte, daß ein mächtiger Schnee- und Steinſturz ſeine Rieſenmaſſen heruntergewälzt hatte. Der

Berg war durch ein breites Ackerland von dem Ufer entfernt, und der fortſtrömende Schlamm hatte einen tiefen Graben durch das Feld gebildet. Jenſeit des Grabens ſah man die Einwohner von Engeſät herbeikommen. Der Beſitzer ſelbſt war da, Mutter und Tochter begleiteten ihn. Lögh betrachtete die Stelle genau.

Mein Gott, rief er, Vater, Eure Grenzſtreitigkeit iſt beendigt! Betrachtet den Gang dieſes tiefen Grabens, er geht genau in der Mitte durch das ſtreitige Land, theilt es in zwei Hälften.

Sigrids Vater, der alte Lögh betrachteten mit ſtummem Erſtaunen dieſes Wunder.

Gott hat gerichtet! ſagte der alte Lögh, entblöſte das graue Haupt, ſein ſtarres Herz war gebrochen, und Alle waren bewegt, als ſie die Reue des alten ehrwürdigen Herrn ſahen.

Gott hat gerichtet! ſagte nun auch Sigrids Vater, und ſie reichten ſich über dem wunderbaren Graben die Hände zur Verſöhnung.

Eine freudige Bewegung erhob ſich unter der Menge, Alle jubelten, Even und Erik, deren unbedeutende Wunden verbunden waren, umarmten ſich.

Noch zwei Hände ſehnen ſich nach der Vereinigung, rief Lögh und zog Svend herbei.

Dieſer ſprang freudig über den Graben, näherte ſich zuverſichtlich dem Vater ſeiner Braut, der ihn freundlich empfing; bald ruhte Sigrid in ſeinen Armen, und die beiden Alten ſegneten den Bund.

Gott hat gerichtet! rief Lögh, als er die allgemeine Erſchütterung der Gemüther wahrnahm. Und nun, hier, wo ſein wundervoller Richterſpruch allen Haß vertilgte, und Friede und Verſöhnung und Freude in alle Herzen bringt, hier gelobt mir feierlich, daß Ihr dem wilden Gebrauche entſagen wollt, daß jener rohe Kampf auf immer unter Euch verſchwunden ſein ſoll.

Wir geloben es, riefen Alle.

Andächtig ſtimmte der Prediger ein Lied der Verſöhnung an, in welches Alle einſtimmten, als der glänzende Aufgang der Sonne das ſchöne, wundervolle Feſt der Verſöhnung würdig beſchloß.*)

---

*) Die Erzählung von dieſer wunderbaren Schlichtung einer alten Streitigkeit über die Grenzen zwiſchen Gryte und Engeſät findet man in Ströms Soendmoers Beſkrivelſe. 2r Thl. S. 66.

Walſeth und Leith,

die Söhne.

I.

Ganz Paris beſchäftigte ſich ſeit einigen Tagen mit Nichts, als mit der Niederlage des franzöſiſchen Heeres bei Roßbach. Die Pariſer trauerten und jubelten; für ihre beſtändig heitere Laune war es aber am Heilſamſten, daß jede Erwähnung dieſer nationalen Demüthigung mit einem Spott über die Pompadour und ihren General, wie ſie Soubiſe nannten, ſchloß.

Eine Geſellſchaft geiſtreicher Männer war im Palais royal unter dem berühmten Baume, deſſen Verluſt ſie noch lange nachher bedauerten, (Arbre de Cracovie) verſammelt. Sie ſprachen lebhaft. In einiger Entfernung ſaß ein finſterer Italiener, der mürriſch vor ſich hinblickte und gar nicht auf ihre Geſpräche zu achten ſchien. Ein zweiter junger Mann war deſto aufmerkſamer. Er blickte mit den großen, hellen Augen freundlich umher, und das Geſpräch, welches leicht wechſelnd, von den ernſthafteſten zu den gleichgültigſten Sachen überſpringend, alle mit gleicher Wichtigkeit behandelte, ſchien ihm höchſt ergötzlich.

War es zu verwundern, daß unſer Heer eine ſo ſchmähliche Niederlage erlitt? Nicht bloß die Unfähigkeit der Feldherrn mußte dieſe ſchimpfliche Folge nach ſich ziehen, ſagte ein ernſthafter Mann, vor Allem das unnatürliche Bündniß. Wir können mit Oeſterreich im Bunde ſo wenig ſiegen, wie die Griechen mit den Perſern.

Unſer Lager, meinte ein Anderer, ſah aber doch, als es dem ſiegreichen Könige in die Hände fiel, einem perſiſchen Satrapenlager ähnlicher, als einem griechiſchen.

Pah! rief ein Dritter, der Abbé de Tournay, der ſich munter aufrichtete, die Tapferkeit des franzöſiſchen Volks kennt die Welt, dieſe zu beweiſen bedarf es keiner neuen Siege. Die Pompadour mußte den ſchlechteſten Feldherrn und die untauglichſten Truppen gegen den tapferen nordiſchen Helden ſchicken, damit dieſer Gelegenheit fände, auf eine recht auffallende Weiſe zu zeigen, wie er den franzöſiſchen Geiſt ſchätze. Dieſer Sieg, vor den Augen von ganz Europa, gebührte uns; und der große Barbar mußte unſere Soldaten ſchlagen, verjagen, damit es deſto klarer würde, daß dieſe Huldigung nur unſerm Geiſte gelte.

Bravo, riefen Andere.

Beſſer iſt immer eine Armee von Haſen, angeführt von einem Löwen, als ein Heer von Löwen, die einem Haſen folgen müſſen, meinte ein Vierter.

Nur ein ſeltſames Schauſpiel iſt es, die Löwen dem Haſen folgen zu ſehn, bemerkte bedenklich der Erſte.

Das iſt ja eben das Auffallende bei dieſem Ereigniſſe, nahm Abbé de Tournay das Wort; aber wie es auch geſchehen ſein mag, jener Löwe, der die Unſrigen ſchlug, iſt durch uns genährt, gehört uns zu, weiß es, bekennt es; und daß unſer königlicher Held unſern Soubiſe überwand, können wir nie eine nationale Niederlage nennen.

Alle ſchienen mit dieſer Anſicht übereinzuſtimmen, und das Geſpräch ging jetzt zu einer Betrachtung über, die das Wunderbare heraushob, wie der ferne Norden mit ſeinem geiſtigen Ungeſchick durch einen großen König ein ſo bedeutendes Uebergewicht erhielte. Immer mehr vertiefte man ſich in dieſen Gegenſtand, man ſprach von den Schweden und der großen Rolle, die ſie früher geſpielt hatten, von Guſtav Adolf, von Oxenſtiernas Erſcheinung in Richelieus Vorgemach, erinnerte an viele Einfälle der wunderlichen, geiſtreichen Chriſtine, erzählte Mancherlei von Maupertuis, Clairauts und der übrigen franzöſiſchen Gelehrten Aufenthalt in Tornea, und Einer erwähnte noch, daß ein ſonderbares Volk an der ſchwediſchen Gränze wohnte, welches Norweger genannt würde. Er verwechſelte ſie mit den Lappländern, erzählte, wie ſie in den Wäldern unter Zelten von Rennthierfellen wohnten, mit ihren Rennthieren in den kalten Wäldern herumzögen, im Winter ſich in die Erde hineinwühlten. Die Uebrigen nahmen an dieſer Unterhaltung Theil, vermiſchten Halbgehörtes und Mißverſtandenes auf die ſeltſamſte Weiſe, und entwickelten jene naive geographiſche Unwiſſenheit, die damals noch den Frauen und den Franzoſen ſo wohl ſtand.

Der junge Mann mit den hellen Augen, der bis jetzt ſo aufmerkſam zugehört hatte, ſtand nun auf und näherte ſich beſcheiden, aber ohne Verlegenheit, indem er lächelnd die Geſellſchaft anredete.

Sie werden mir erlauben, meine Herren, ſagte er, daß ich es wage, mich ſelbſt der Geſellſchaft vorzuſtellen. Es iſt mir ſchmeichelhaft, zu hören, daß mein fernes Vaterland ſo eben in dem Mittelpunkte der intereſſanteſten Vereinigung der gebildetſten Hauptſtadt der Welt ein Gegenſtand der Unterhaltung geiſtreicher Männer geworden iſt. — Ich bin ein Norweger. —

Die Geſellſchaft betrachtete ihn erſt mit Erſtaunen, dann entſtand ein Gelächter, welches aber mehr ihnen ſelbſt, als dem jungen Manne galt und nichts Beleidigendes hatte. Der Abbé ſtand auf, zwang ihn auf eine ſehr verbindliche Weiſe, in ihrer Mitte Platz zu nehmen, und er nahm dieſes Anerbieten auf eine ſo unbefangene Weiſe an, daß man darüber faſt noch mehr, als über ſein Vaterland, in Erſtaunen gerieth. Jetzt fingen eine Menge Fragen an, wie ſie einem Norweger wohl auch ſonſt noch, wohl auch von ſehr gebildeten Männern ſelbſt in Deutſchland, entgegentreten; wer ihr König wäre, ob ſie eine eigene Sprache hätten oder ſchwediſch ſprächen, ob es in dieſer Sprache Bücher gäbe, Bibeln z. B. und dergleichen.

Der Norweger beantwortete alle dieſe Fragen mit bewunderungswürdiger Langmuth, und die Pariſer wußten kaum, ob ſie dem Erzählenden glauben ſollten, als ſie erfuhren, daß es eine eigene däniſche Literatur gäbe, von welcher ſie nichts wußten. Als ſie ihn baten, ſeinen Namen und ſeinen eigentlichen Geburtsort zu nennen, nannte er ſich Aamod, ſeinen Geburtsort Soendmoer; und als er ihnen die Lage dieſes Orts deutlich zu machen ſuchte, rückte der Italiener neugierig näher und fixirte ihn, wie es ſchien, mit großer Aufmerkſamkeit. Das Geſpräch wurde immer intereſſanter.

Verſuchen Sie es doch, ſagte der Abbé, uns eine Darſtellung von den geiſtigen Fähigkeiten dieſes Volkes zu geben; ſind Sie keine überaus ſeltene Ausnahme in dieſem Lande, ſo muß es ein ausgezeichnetes Volk ſein, ſetzte er verbindlich hinzu.

Ohne auf dieſe Schmeichelei zu achten, erwiederte Jamed: Meine Herren, wie ſoll ich Ihren Wünſchen am Beſten entſprechen? Die Aufgabe, das geiſtig Eigenthümliche eines Volkes darzuſtellen, iſt immer ſchwierig; doch mag es mir durch eine Vergleichung vielleicht noch am Beſten gelingen. Was zeichnet das liebenswürdigſte Volk der Erde vor allen übrigen Völkern aus? Ohne allen Zweifel der Esprit, dieſes unendlich vieldeutige Wort, welches dennoch, indem es das Eigenthümliche des Volks bezeichnet, eine ſehr beſtimmte Bedeutung annimmt. Der Nordländer, Sie rechnen bekanntlich zu dieſen auch die Deutſchen, mag Geiſt haben, ich bin genöthigt, dieſes Wort auf Deutſch zu nennen, weil es eben, ſo lautend, das Abweichende von Esprit bezeichnet. Geiſt haben alle Völker, die nur einige Bildung beſitzen. Er kann tiefer oder flacher, bedeutender oder ſeichter ſein, ganz darf er nicht fehlen; aber er iſt gefeſſelt wei bei den übrigen Völkern, daß er ſich ungeſchickt, ſeltſam, verworren äußert; bei dem franzöſiſchen hingegen iſt er frei, durchſichtig, beweglich in jeder Richtung und ſo wird er Esprit. Er rundet ſeine Perioden und ſeine Haarlocken, ſelbſt die der Perücke, er macht den Zuſchnitt der Gedanken und der Röcke, er mäßigt den Zorn, die Begierden, wie den Gang, er ordnet die geſelligen Verhältniſſe, den Staat, die Syſteme. Weil dieſer Esprit allenthalben jeden Einzelnen, wie das Ganze, durchdringt, die Füße auswärts biegt, die Stellung, den Kopf grade macht, die Augen feurig, die Lippen beweglich, in einer jeden Fingerſpitze ſpielt und bei allem Farbenwechſel, bei allen Verwandlungen doch ſtets der nämliche iſt, erſcheint er allgemein verſtändlich, in allen Lagen gewandt, in allen Unternehmungen geſchickt, in der Poeſie anmuthig, in der Proſa gerundet, in den Syſtemen populär, in der Politik gewinnend, in der Geſelligkeit hinreißend und — immer liebenswürdig.

Ah, riefen die Pariſer, mein Gott! Das iſt ein Mann von außerordentlichem Esprit, ſagte der Eine.

Und doch ein Norweger, erwiederte der Zweite; begreifen Sie es?

Es iſt ſeltſam, ſagten ſie alle. — Dieſes Zwiſchengeſpräch fand flüſternd ſtatt, und Aamod ſetzte ſeine Rede fort:

Die nordiſchen Völker in Ihrem Sinne, alſo auch die Deutſchen, kennen dieſe Vorzüge, ſie ringen darnach; aber mit welchem Ungeſchick! Ihr Geiſt iſt kein Esprit, er ſtolpert über die ungeſchickten Worte, er keucht und martert ſich, und das Bedeutendſte ſeiner Rede ſtößt nur zurück, während wir durch die unbedeutendſte Aeußerung des wahren Eſprit entzückt ſind. Der Deutſche kann das Nämliche ſagen, und es tönt widerwärtig. Er gibt ſeiner Sprache, wie ſeinen Kleidern den franzöſiſchen Zuſchnitt; vergebens. Was hier leicht, voll Grazie und Anmuth iſt, erſcheint plump, ungeſchickt; ſeine Gedanken verhüllen ſich, ſeine Perioden ſind ſeinen Landſtraßen ähnlich, und es gibt in der Welt keinen ſchlechtern Politiker. Zwar, wer das Volk in ſeinem frühern Zuſtande kannte, der weiß, daß es eine ſchönere Zeit gehabt hat, daß die Sprache wunderbar tief, voll herrlichen Wohlklanges, das Leben groß war, und begreift nicht, wie es ſo hat ſinken können. Eben ſo hat Deutſchland jetzt Geiſter, die den erſten Keim einer zukünftigen Zeit zu enthüllen ſcheinen. Wird dieſe Blüte reif, dann wird ſie freilich anders erſcheinen, als diejenige, deren anmuthige, faſt betäubende Düfte mich umgeben; aber Frankreich dürfte einen Rival erhalten.

Iſt das möglich? riefen ſie; die Deutſchen ſollten es jemals wagen, mit uns zu wetteifern!

So lange ſie halbe Franzoſen ſind, gewiß nicht, antwortete Aamod; und es wird lange dauern, ehe ſie ſich entſchließen, ganz Deutſche zu ſein.

Bis dahin können wir alſo ruhig ſein, ſagte der Abbé höhniſch. Aber nun ihre Landsleute —

Sie ſind geiſtvoll, meine Herren! — aber ſie ſcheinen arm, ſie verſtehen es nicht, den Aufwand des Geiſtes zu machen, ſie ſind nicht geiſtreich, ſie haben keinen Eſprit.

Und Sie ſind ein Norweger, mein Herr! ſagte der Abbé; noch nie hat ein Menſch ſeine Behauptung ſchöner ausgeführt, geiſtreicher entwickelt und ſich ſelbſt dennoch unmittelbarer widerlegt.

Ein anſehnlicher Mann kam eilig, winkte Einigen von der Geſellſchaft und ſchien ihnen etwas höchſt Wichtiges mitzutheilen. Das Geſpräch war unterbrochen; aber der Abbé ſchloß ſich an Aamod und bot ſich an, ihn zu begleiten.

Der Herr ſchien den Uebrigen etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen, ſagte Aamod; und Sie waren ſo wenig neugierig, es zu erfahren!

Gewiß nicht, antwortete der Abbé; ich kenne den Herrn, alle ſeine Neuigkeiten beziehen ſich auf das Theater und die Mädchen. Aber wie lange leben Sie in Paris? —

Seit einem Jahre, mein Herr. —

Haben Sie Bekanntſchaften gemacht, ſich in Geſellſchaft einführen laſſen? —

Bis jetzt noch nicht, ich arbeitete auf der Bibliothek, lernte ihre Kunſtſchätze kennen und lebe völlig einſam, nur mit einigen Deutſchen von meinem Alter habe ich Umgang. —

Erlauben Sie, daß ich Sie in einige Kreiſe einführe, ſagte der Abbé. Das heutige Geſpräch wird nicht ohne Folgen ſein, es waren Männer dabei, die in den angeſehenſten Kreiſen viel gelten. Man wird begierig ſein, Sie kennen zu lernen.

Indem ſie ſo fortgingen, blickte der Abbé oft ängſtlich um ſich.

Kennen Sie den Italiener, der uns nachfolgt? fragte er.

Er iſt mir völlig unbekannt, erwiederte Aamod.

Bemerkten Sie aber nicht, fuhr der Abbé fort, wie er ſich an den Tiſch drängte, als Sie zu ſprechen anfingen, beſonders fiel mir ſeine geſpannte Aufmerkſamkeit auf, als Sie Ihren Geburtsort nannten, ſeine Lage beſchrieben. Jetzt verfolgt er uns, und es gilt Ihnen, wenn ich nicht irre. Haben Sie etwa ein Abenteuer gehabt, eine Liebſchaft? Die Italiener ſind gefährlich.

Weder das Eine, noch das Andere, verſicherte Aamod; mein Leben war zu eingezogen, meine Beſchäftigung zu beſchränkt, zu ernſthaft, wenn Sie wollen, und ich wüßte nicht, wie ich mit einem Italiener in ein bedenkliches Verhältniß gerathen wäre.

Der Abbé verſprach, den Norweger, deſſen Adreſſe er empfing, den Tag darauf zu beſuchen, und auf den Boulevards trennten ſie ſich. —

Aamod hatte ſeit einem Jahre ſein Vaterland verlaſſen. Sein Vater, ein Kaufmann in Bergen, war ſeit einigen Jahren geſtorben und hatte ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlaſſen. In Soendmoer war er in ſeiner Kindheit bei dem alten Alterthumsforſcher erzogen worden, und als er auf einer Reiſe durch Deutſchland und Italien in Livorno eine Gelegenheit nach Norwegen fand, wuchs ſeine Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande ſo ſtark, daß er ſeine Abſicht, Frankreich zu bereiſen und Paris zu beſuchen, aufgab und wieder zurückkehrte. Hier fand er die ſiebzehnjährige Julie Wachsmuth, Löghs Stieftochter. Die kindliche Zuneigung nahm ein ernſthafteres Gepräge an, fand Erwiederung, und Amalie, die Aamod wie ihren Sohn liebte, die ſeine ruhige, gemäßigte Geſinnung kannte und die durch ein Vorurtheil, welches uns nicht ſelten für gewiſſe Menſchen einnimmt, vorausſetzte, daß die glückliche Ruhe der Geſinnung, wie durch eine präſtabilirte Harmonie, auch den Gang ſeines Lebens ebnen würde, unterſtützte, wie Lögh, gern eine Neigung, die, ihren Anſichten nach, das Glück eines geliebten Kindes gründen würde. Julie ward Aamods Braut. Ihr ſtilles Glück wurde indeſſen durch die heftige Leidenſchaft getrübt, die Franz Leith für Julie gefaßt hatte. Es war nicht zu verwundern, daß ſie die Neigung der jungen Männer gewann. Eine blendende Schönheit, mit jener jungfräulichen Milde gepaart, ausgebildet durch eine Mutter, die ſo reich war an inneren Erfahrungen, durch den Umgang mit Männern, wie ſie ſich damals in Soendmoer durch einen glücklichen Zufall vereinigt fanden, mußte unter den rauhen Felſen als eine liebliche ſeltene Blume erſcheinen.

Aber Julie, die ihre frühere Kindheit mit Franz Leith, wie mit Halfdan Aamod verlebt hatte, fand ſich von der wilden, brennenden Leidenſchaftlichkeit des Erſtern eben ſo ſehr zurückgeſtoßen, wie ſie durch das ſtille, ruhige Wohlwollen des Letztern angezogen wurde. Es war ſchon beſchloſſen, daß die beiden jugendlichen Freunde ſich auf ihrer Reiſe begleiten ſollten; als aber Franz erfuhr, daß Julie Halfdans Braut ſei, wußte er ſeinen Vater dahin zu bringen, daß er ihm erlaubte, allein nach Deutſchland zu reiſen. Der Prozeß über die väterliche Erbſchaft war noch nicht beendigt, und es war ihm leicht, dem Vater zu zeigen, daß ſeine perſönliche Gegenwart dort wichtig werden könnte. Er verſchwand plötzlich, und Aamod ahnete den Grund.

Aamod hatte mit Neigung die Theologie ſtudirt und war ſchon ſeit mehreren Jahren Kandidat, eilte aber um ſo weniger mit ſeiner Anſtellung, als weder ſein Alter, noch ſein Vermögen ihn dazu zwang; er riß ſich von der Geliebten los und hielt ſich jetzt ſeit einem Jahre in Paris auf, wo er, da der däniſche Geſandtſchaftsprediger eben geſtorben war, deſſen Stelle vertrat, ohne doch der dringenden Bitte des Geſandten, ihm nachzufolgen, Gehör zu geben.

Aamod wurde nun wirklich in die geiſtreichen Kreiſe der damaligen Zeit eingeführt. Zuerſt bei der bekannten blinden Madame Du Deffand, wo er Diderot, Helvetius und mehrere der berühmteſten franzöſiſchen Gelehrten kennen lernte, ſogar dem allmächtigen Herzog von Choiſeul vorgeſtellt wurde. Sein ſtiller Ernſt, ſeine mannigfaltigen Kenntniſſe imponirten, und ſeine pikante Unterhaltung gewann die Männer, ſeine Geſtalt und ſeine Sitten die Frauen, und als der Abbé, der ihm beſonders zugethan war, ihn den jungen Anacharſis nannte, die Pariſer alſo eine allgemeine Benennung für ihn hatten, ward er Mode. Man trug ſich mit Bonmots, die theils wirklich von ihm herrührten, theils unter ſeinem Namen erzählt wurden.

Eines Abends, als er ſich früh aus einem ſolchen Kreiſe, der ihm ſchon läſtig zu werden anfing, weggeſchlichen hatte, fand er in ſeiner Wohnung einen Bedienten, der ängſtlich auf ſeine Rückkunft wartete.

Sie ſind der Prediger Aamod? fragte ihn der Bediente.

Er wurde öfters ſo genannt und fand es zu weitläuftig, jedes Mal die Benennung abzuweiſen, die ihm doch gewiſſermaßen zukam. Er antwortete alſo: Ich bin es.

Da erſuche ich Sie, mein Herr, mir gleich zu folgen. Ein deutſcher Edelmann, der auf dem Tode liegt, wünſcht dringend, Sie noch vor ſeinem Hinſcheiden zu ſprechen.

Aamod folgte dem Bedienten ohne Bedenken, und dieſer führte ihn eilig nach der Rue St. Honoré, wo er in einem anſehnlichen Hauſe nach einer entfernten Stube geführt wurde. In dem Vorſaale wartete der Arzt auf ſeine Ankunft.

Sie werden, ſagte er, einen Mann finden, der ſich todtkrank glaubt. Er iſt plötzlich von einem Blutſturz angegriffen worden; obgleich er aber, ſeit langer Zeit durch Ausſchweifungen zerrüttet, kaum lange leben wird.

ſo iſt doch ſeine gegenwärtige Krankheit keinesweges ſehr gefährlich. Noch nie ſah ich einen Menſchen ſich auf eine ſo höchſt armſelige Weiſe vor dem Tode fürchten. Ich glaubte, ohne mir Vorwürfe darüber machen zu dürfen, dieſe Stimmung benutzen zu müſſen; denn in der That ſcheint irgend ein Vergehen ihn vorzüglich zu quälen. Eilen Sie alſo zu ihm. Er iſt ein Baron von Landau, aus Sachſen.

Als Aamod zu dem Kranken hineintrat, fand er einen kaum funfzigjährigen Mann, abgemagert, kaum frei athmend, den Todesſchrecken in allen Zügen. Er bat ihn mit zitternder Stimme, einen Auftrag zu übernehmen, der für ſeine Ruhe ſehr wichtig wäre.

Dieſe Papiere, ſagte er, bitte ich denjenigen mitzutheilen, in deren Händen ſie längſt hätten ſein ſollen. Der Inhalt wird Ihnen das hinreichende Licht über die Sache geben, und wie ich glaube, wird der däniſche Geſandte die Fortſendung derſelben am Sicherſten befördern können.

Ein Paket wurde Aamod überreicht, der nun die Stimmung benutzen wollte, um ein ernſthafteres religiöſes Geſpräch einzuleiten. Aber jede Andeutung der Art erzeugte eine große Angſt, eine Miſchung von Furcht und Widerwillen, die ihn bald überzeugte, daß der Unglückliche, Beängſtigte für eine heilſame religiöſe Unterhaltung nicht reif ſei. Von Entſetzen über den Anblick einer ſo tiefen Verworfenheit, wie ſie ſich hier enthüllte, ergriffen, wollte Aamod ſich mit den ihm anvertrauten Papieren entfernen, da rief ihn der Kranke plötzlich zurück:

Geben Sie mir das Paket wieder, ich habe mich beſonnen, ich kann, ich darf es nicht aus meinen Händen laſſen.

Zögernd kehrte Aamod um und reichte ihm das Paket hin.

Er riß es auseinander und durchwühlte es mit ſichtbarer Unruhe. Dann ſchien er auf einmal wieder von einer ungeheuern Angſt befallen. — Nein, nein, es brennt in meinen Händen, retten Sie mich von dieſer Hellenqual, nehmen Sie es, eilen Sie.

Der Arzt ging auf Aamod zu.

Entfernen Sie ſich ſchnell, nehmen Sie die Papiere mit, unterſuchen Sie den Inhalt, er hat Ihnen ja das Recht gegeben, ſagte er ihm eilig, und Aamod ging.

Als er nach Hauſe kam und das Paket öffnete, entdeckte er mit Erſtaunen, daß es ihm ſelbſt ſehr wichtige Dokumente waren; Papiere, die ſich auf die Erbſchaftsangelegenheiten des Grafen Kronfels bezogen, und die längſt in Julius Leiths und ſeiner Schweſter Händen hätten ſein ſollen. Er war mit dem Gange des Prozeſſes nicht unbekannt, und je genauer er den Inhalt der Dokumente unterſuchte, deſto mehr überzeugte er ſich, daß ſie den Ausgang der gerichtlichen Verhandlungen, die jetzt ſich über zwanzig Jahre fortſchleppten, zum Vortheile ſeiner norwegiſchen Freunde ſchnell entſcheiden müßten. Es war ſpät, und nach einer unruhigen Nacht eilte er, wohl einſehend, daß dieſe Dokumente in ſeinen Händen nicht ſicher wären, früh nach der Wohnung des däniſchen Geſandten. Er forderte, der ungewöhnlich frühen Stunde ungeachtet, ſogleich vorgelaſſen zu werden, legte ihm die Sache vor, erzählte alles, was er von dem Prozeſſe wußte, und ſtellte ihm vor, wie er mit Grund fürchten müßte, daß der kranke Baron, wenn er die Todesangſt überwunden hätte, alles Mögliche anwenden würde, um die Papiere wieder zu erhalten. Der Geſandte, der jetzt das Intereſſe däniſcher Unterthanen in einer ſo bedeutenden Sache in ſeinen Händen hatte, ſah die Nothwendigkeit ein, ſchnell zu handeln, und da er Depeſchen an ſeinen Hof zu ſchicken hatte, forderte er Aamod auf, ſogleich einen ausführlichen Bericht, der die Papiere begleiten ſollte, zu entwerfen. Dieſer war in wenigen Stunden fertig, ein Kourier wurde beauftragt, dieſe Papiere mit andern Depeſchen nach Kopenhagen zu bringen, und Aamod ſah mit Beruhigung dieſe wichtigen Dokumente aus den Händen der Feinde befreit und auf dem Wege nach ſeinem Vaterlande, als er den Geſandten verließ. Indeſſen war er keineswegs ohne Sorge. Er ſah ſich in eine Sache verwickelt, die für ihn die unangenehmſten Folgen haben konnte.

Als er in ſein Haus trat, ſtand auch wirklich der Bediente des Baron von Landau da. Er forderte mit Ungeſtüm die Papiere zurück.

Ich komme ſo eben, antwortete Aamod, von dem däniſchen Geſandten, dem ich ſie, wie mir aufgetragen war, übergeben habe. Dieſe Quittung, die ein vollſtändiges Verzeichniß der Uebergabe, gleichlautend mit der, welche ich bei dem Empfange ausſtellte, enthält, beweiſt die richtige Ablieferung. Ich glaubte dem Wunſche des Herrn Barons am Beſten zu entſprechen, wenn ich für die ſchleunige Beförderung der Dokumente Sorge trüge, und ſie ſind ſchon mit anderen Depeſchen durch einen Kourier nach Kopenhagen abgegangen.

Der Bediente, ein Deutſcher und, wie es ſchien, ein Vertrauter ſeines Herrn, erſchrak.

Es iſt alſo unmöglich, das Paket wieder zu erhalten? fragte er ängſtlich.

Unmöglich, antwortete Aamod ruhig; und ich werde Euch einige Zeilen mitgeben, die den Herrn Baron, wie ich hoffen will, zu ſeiner Beruhigung, von der Eile, mit welcher ich ſeinen wichtigen Auftrag erfüllt habe, in Kenntniß ſetzen werden.

Der Bediente eilte erſchrocken fort.

Mein Herr iſt verloren! rief er, indem er ſich entfernte.

Baron von Landau lebte lange in dem Hauſe des Grafen von Kronfels, als der vertrauteſte Freund der Gräfin und dem Grafen ſelbſt unentbehrlich. Seine Verbindung mit vielen bedeutenden Abenteurern der damaligen Zeit, ſein großes Talent für die Intrigue benutzte der Graf auf mannigfaltige Weiſe. Aber eben eine ſolche mislang oder zerbrach vielmehr durch eine andere, glücklicher und geſchickter angelegte. Um ſich zu retten, war der Graf genöthigt, den Baron fallen zu laſſen, der ſich, mit Zeichen der Ungnade, entfernte.

Indeſſen wagte Graf Kronfels nicht, einen Mann, der von den innerſten und geheimſten Verhältniſſen ſo wohl unterrichtet war, ganz zu verlaſſen. Als dieſer nach Paris ging, hatte er wichtige geheime Aufträge, die ihm ſelbſt unter Mitwiſſen des Königs anvertraut worden waren und ihn überzeugten, daß die Ungnade nur eine Folge der Rückſichten gegen eine eben ſiegende Partei ſei, ſeine Entfernung daher nur temporär ſein würde. Aber er ſelbſt kannte deſſen ungeachtet das

Schwankende einer ſolchen durch die Intrigue begünſtigten und locker gewordenen Stellung zu genau. Sein vertrautes Verhältniß zur Gräfin erlaubte ihm, unumwunden alles zu enthüllen, was er für ſeine Sicherheit nothwendig hielt, und es gelang ihm durch ihre Schwäche, die Papiere zu erhalten, durch welche die Ehre des Grafen ganz in ſeinen Händen war. In Paris wollte dem Baron Nichts gelingen, jede Karte, die er beſetzte, ſchlug um, jede noch ſo künſtlich angelegte Intrigue mislang, ſelbſt ſeine geheimen Aufträge verwickelten ihn in die Schlingen ſeiner Gegner und in Verhältniſſe, die für ihn die unangenehmſten Folgen nach ſich ziehen konnten. Verdruß, Aerger und Ausſchweifungen brachten ihn der Verzweiflung nahe, und in einer ſolchen Gemüthsſtimmung, wo er innerlich ſich völlig verlaſſen fand, von einem wüſten Leben erſchöpft, fiel er in die Hände eines düſtern Mannes, deſſen ſeltſame Grübeleien ihn einer furchtbaren Seelenangſt preisgaben. Verworrene Vorſtellungen von einer ſtrengen Vergeltung ergriffen ihn, mehr abergläubiſche, als eigentlich religiöſe. Zwar rettete er ſich noch für Augenblicke durch Ruchloſigkeit von ſeiner tödtenden Furcht; aber dieſe trat dann um ſo entſetzlicher wieder hervor. In dieſer Stimmung hörte er den jungen Anacharſis nennen. Seine geſelligen Tugenden, ſein Witz und ſeine Religioſität waren Eigenſchaften, die er nie ſich hatte verbunden denken können; und in der Hoffnung, daß er ihn durch mildere Vorſtellungen von ſeiner düſtern Höllenqual retten könnte, ſehnte er ſich nach ſeiner Bekanntſchaft. Als nun ein Blutſturz allen Qualen des nahen Todes ihn preisgab, glaubte er nur durch die Auslieferung der Dokumente ſich retten zu können. Er wußte, daß der Graf von Kronfels unter dem Namen Leith in Norwegen lebte, daß ſeine Schweſter, Amalie, dort verheiratet ſei, er hatte erfahren, daß Aamod aus derſelben Gegend war, und erblickte in dieſen Umſtänden einen geheimen Zuſammenhang, der ihn überraſchte. So ließ er Aamod zu ſich rufen. Aamods religiöſe Anſichten beruhigten ihn keinesweges, die düſtere Verworrenheit ſeiner zerrütteten Einbildungskraft erlaubte ihm nicht, den hellen, ruhigen Mittelpunkt der ewigen Liebe, des Heils zu erkennen; vor dieſer ſchauderte er vielmehr furchtbarer, als vor allem andern zurück, als ahnete er, daß ſie ihn härter, als Alles, verurtheilen müßte. Es war jene armſelige Furcht geringer Naturen, die ihn zwang, die Papiere abzugeben, die ihm den Muth benahm, ſie wieder zurückzufordern. Als aber Aamod nun mit den ihm ſo wichtigen Dokumenten verſchwunden war, ergriff ihn eine Angſt über die ſein ganzes irdiſches Glück vernichtende That, zu welcher die Schwäche ihn verleitet hatte, entſetzlicher, als die vor dem Tode.

Was haſt Du gethan, Unglücklicher? Ich muß die Papiere wieder haben! ſchrie er.

Der Arzt ſuchte ihn zu beruhigen, — der Bediente war nicht zugegen.

Ihre Unruhe kann Ihnen plötzlich den Tod bringen, ſagte Jener.

Plötzlich den Tod? fragte der Kranke und blickte den Arzt mit blaſſen, vor Entſetzen erſtarrten Zügen an.

Allerdings, antwortete der Arzt; einige Ruhe kann jetzt die Krankheit völlig brechen, eine ſo leidenſchaftliche Unruhe bringt aber unausbleiblich den Tod. —

Ich will gar nicht an die Sache denken, es iſt doch auch gut, daß die Dokumente in die rechten Hände kommen. Ich will mich bekehren; wer weiß, es kann noch Alles gut werden. —

Und wirklich ſchien die völlige Erſchöpfung dem Kranken einige Ruhe zu verſchaffen. So verging die Nacht, der Kranke verſank in tiefen Schlaf, und als er ſpät am andern Morgen erwachte, fand er ſich faſt völlig wieder hergeſtellt, nur etwas matt. Er ſchien das Ereigniß des vorigen Tages ganz vergeſſen zu haben.

Gottlob, ſagte er fröhlich, als der Bediente eintrat, dieß Mal ſterbe ich noch nicht. Es iſt doch etwas Wunderbares, daß man ſich ſo ſehr vor dem Tode fürchten kann. Jetzt kömmt er mir gar nicht ſo fürchterlich vor. Nicht wahr, Johann, fuhr er fort, mit dem Tode iſt Alles aus?

Sie haben mich das ja ſo oft gelehrt. Ich glaubte es nicht, bis ich es von Ihnen erfuhr, antwortete Johann, und jetzt wollen Sie es von mir lernen? —

Was gäbe ich darum, daß ich es gewiß wüßte, recht gewiß; das Leben iſt armſelig, es macht mir Langeweile, alle Geſichter ſind mir zuwider, das Spiel iſt mir ekelhaft, die Intriguen mißlingen, für die Liebſchaften bin ich zu alt, das Eſſen ſchmeckt mir nicht mehr, ich wollte, es wäre aus; aber der Tod iſt furchtbar. —

Er war aufgeſtanden, hatte ſich angezogen, erkannte in dem Spiegel, wie blaß und mager er war, ließ ſich eine Taſſe Bouillon reichen. —

Ich darf keinen Wein trinken, und ich möchte mich in Wein baden. Doch ich darf nicht. — Wie war es doch, es iſt mir, als wenn geſtern Abend Jemand bei mir geweſen wäre, ein Fremder; war es nicht ſo, Johann? —

Ei freilich, Herr Aamod, der junge norwegiſche Prediger; ich mußte ihn ja rufen. —

Aamod, ja, ja, es war — wovon war doch die Rede? fragte der Baron.

Sie überreichten ihm ein Paket mit wichtigen Papieren.

Höll' und Teufel, was habe ich blödſinniger Thor gethan? ſchrie er auf. Geh, lauf, eile, was Du kannſt; er muß, er ſoll, ſoll, hörſt Du, das Paket wieder herausgeben. Du mußt bitten, flehen, drohen, ich will Tauſende geben, ich will ihn ermorden, wenn er es herausgibt, wenn er es nicht herausgibt. Was ſtehſt Du da? Eilen mußt Du!

Es dauerte lange, ehe Johann wiederkam; das Schreiben von Aamod vermehrte die Angſt des Barons.

Einen Fiakre! rief er.

Johann wollte warnen, mußte aber gehorchen. —

Aamod ſaß indeſſen noch immer ruhig auf ſeiner einſamen Stube, als er Etwas die Treppe heraufpoltern hörte.

Bleib da, ich will allein hineingehn, hörte er eine Stimme rufen, ſtand neugierig auf und ſah nun den Baron mit verwildertem Blicke, eine geſpannte Piſtole in der zitternden Hand, hereinſtürzen.

Meine Papiere, ſchrie er, Räuber, Betrüger, meine Papiere!

Aber Aamod hatte die matten Arme ergriffen, ihm die Piſtole aus den kraftloſen Händen gewunden, und zwang ihn nun, ſich auf einem Stuhle niederzulaſſen. Völlig erſchöpft und ermattet konnte er nicht widerſtehen.

Wo ſind ſie, rief er nur noch, mehr flehend, als drohend; haſt Du mich wirklich an meine Feinde verrathen? Was habe ich Dir gethan; Dir wenigſtens fügte ich nie ein Leid zu. Du haſt die Papiere geleſen, haſt es ſehen müſſen, daß Alles, mein Glück, meine Ehre von ihrem Beſitze abhängt, und Du konnteſt meine Schwäche, meine Krankheit, meinen Wahnſinn, mein blödſinniges Vertrauen ſo furchtbar misbrauchen, Entſetzlicher! Jetzt erinnere ich mich der unbegreiflichen, der verrückten Stimmung. Ich Thor wollte den Himmel erwerben, indem ich die Papiere herausgab, und habe mich noch vor der Zeit in die Hölle geſtürzt. Es gibt keine andere Hölle, als die, die ich Blödſinniger als den Himmel mir erkor, und Du biſt des Satans Erzengel, hergeſchickt, um meine reife Seele ihm zu bringen. Ich ſehe Dein triumphirendes Lächeln. Wie kannſt Du, wilder Lappländer, Dich um mein Thun bekümmern, brennt das ewige Feuer unter Eurer Eisdecke? Ja, Zauberer ſeid Ihr;

einer ergriff mich einmal mit ungeheurer, mit übermenſchlicher Gewalt, und Du kömmſt aus dem finſtern Abgrunde, um mir jede Höllenqual zu bereiten.

Mein Herr, erholen Sie ſich, antwortete Aamod: für eine Gewaltthat haben Sie nicht Kräfte genug, und ein Mord würde Sie auf das Schaffott, aber nicht die Papiere in Ihre Hände gebracht haben. Sie ſind fort; als ich den Inhalt erkannte, hielt ich es für meine Pflicht, ſie ſchleunig in die rechten Hände zu bringen.

Er ſetzte nun ſein Verhältniß zu der Familie des Grafen Kronfels in Norwegen auseinander und ſuchte den Unglücklichen, ſo viel er vermochte, zu beruhigen. Es ſind, ſagte er, allerdings eine Menge Umſtände und Thatſachen in dieſen Dokumenten berührt, deren Bekanntmachung der gräflichen Familie in Sachſen und Ihnen, mein Herr, ſehr unangenehm, ja gefährlich werden könnte. Ihre Verwandten in Norwegen haben aber kein Intereſſe dabei, dieſe zu entdecken. Es war nicht möglich, die Papiere zu ſondern; was meine Freunde wiſſen mußten, war zu genau mit dem Uebrigen verbunden, und ich darf Ihnen, im Namen Ihrer und hoffentlich bald auch meiner Verwandten, da ich ſie kenne, die beruhigende Verſicherung geben, daß ſie nur in ſo fern die Dokumente benutzen werden, als dieſe durchaus nothwendig ſind, um den langwierigen

Univ.-Bibl.
München

Prozeß, den ſie längſt hätten gewinnen müſſen, zu beendigen.

Es ſchien, als wenn die Angſt, der lähmende Schrecken, die Verzweiflung, die aus allen Zügen des Barons ſprachen, durch die beruhigenden Worte etwas nachließen; aber er konnte kein Vertrauen faſſen.

Es iſt unmöglich, ſagte er, die Aeltern des Grafen, er ſelbſt, ſeine Schweſter ſind zu hart behandelt worden. Ihr ganzes Leben haben wir verbittert, wir haben ſie aus ihrem Vaterlande nach jenen elenden Gegenden getrieben, wo ſie ein ihrem Stande unwürdiges Leben unter rohen Barbaren dahinſeufzen müſſen; wir wollten ihnen ihr Vermögen rauben; und jetzt, da ſie alle Mittel in den Händen haben, für ſo vieles Leiden volle Rache zu nehmen, ſollten ſie die Gelegenheit nicht benutzen? Es iſt unmöglich, es iſt undenkbar.

Mein Herr Baron, erwiederte Aamod, lächelnd über die Darſtellung ſeines Vaterlandes, Sie ſind von den Verhältniſſen, in welchen Ihre Verwandte leben, ſehr falſch unterrichtet, ſie fühlen ſich in der Geſellſchaft vortrefflicher Menſchen, geachtet und geliebt von den braven Einwohnern, ſehr glücklich, und ſelbſt ihre äußere Lage iſt ſo gut, daß, wenn ſie nicht Kinder zu verſorgen hätten, wenn ſie es nicht unverantwortlich fänden, das Vermächtniß einer geehrten Tante den räuberiſchen Händen übermüthiger Verwandten zu überlaſſen, ſie ohne großen Kummer der Erbſchaft zu entſagen im Stande wären. An Rache denken ſie nicht.

Indeſſen hatte der Baron ſich gefaßt, ſeine beſinnungsloſe Wuth, eine Folge ſeiner leidenſchaftlichen, geſpannten und krankhaften Stimmung, hatte ſich gelegt. Ja es ſchien, als wenn das Recht, einen Menſchen zu haſſen, ihm einige Erquickung gäbe. Noch matt verließ er Aamod mit Aeußerungen, die dieſen überzeugten, daß ſein Aufenthalt in Paris nicht mehr ſicher ſei.

Einige Tage darauf, als er die Madame Du Deffand beſuchen wollte, fand er die blinde Dame allein. Hoffeſte beſchäftigten die Meiſten.

Es iſt mir ſehr lieb, ſagte die noch immer höchſt anmuthige Dame, als ſie ihn empfing, daß ich Sie allein treffe. Lange habe ich mich nach einem einſamen Geſpräche mit Ihnen geſehnt. Sie wiſſen es nicht, wie ſehr Sie den Beifall der geiſtreichſten Pariſer erworben haben, man findet alles, was Sie ſagen, ungemein ſinnreich. Erſchienen Sie als ein Deutſcher, Sie waren verloren mit Ihrer auffallenden Behauptung, daß dieſes plumpe, ungeſchickte Volk mit uns je rivaliſiren könnte. So betrachtet man Sie als eine Abart von den Engländern, die Behauptung als eine

Grille, wie die Engländer deren tauſend haben, und findet ſie, als ſeltſame Paradoxie, höchſt ergötzlich. Daß Sie ein Grönländer ſind —

Ein Norweger, Madame. —

Nun, der Unterſchied kann doch nicht groß ſein, die Länder gränzen an einander. —

Mein Geburtsort, Madame, iſt mehr als doppelt ſo weit von Grönland, als von Paris entfernt und wird durch einen unermeßlichen Ocean davon getrennt.

Es iſt nicht möglich, ſagte die Dame, doch laſſen wir dieſe geographiſche Kleinigkeit; — als Norweger ſind Sie pikant, man findet es wunderbar, daß Sie unſere Sprache mit einer für Ausländer ſeltenen Fertigkeit ſprechen, daß Sie mit unſerer Literatur ſo genau bekannt ſind, wie wir ſelbſt, daß Sie mit der geiſtreichſten Leichtigkeit ſich in unſern Geſprächen bewegen, ja, worüber ich am Meiſten erſtaune, man entſchuldigt ſogar, daß Sie religiös, daß Sie ein Chriſt ſind und es nicht verbergen. Indem ich nun manch Mal in meinen ſeltenen einſamen Stunden mir dieſes Räthſel zu löſen ſuchte, erſtaunte ich noch mehr, als ich fand, wie ſehr Sie meine Neigung gewonnen haben. Ich bin alt und blind, ich habe Sie nie geſehen, Sie ſprechen gut, aber doch ſchlechter, wie alle Franzoſen, ich höre Sie zwar reden, aber theile faſt in Nichts Ihre

Meinung. — Nun, um Gottes Willen, ſagen Sie mir doch, durch welchen Zauber bin ich gezwungen, Sie zu lieben?

Aamod war durch dieſe Aeußerung einer der berühmteſten und geiſtreichſten Damen überraſcht und gerührt.

Madame, ſagte er, wenn ich das Glück wirklich beſitze, die Zuneigung trefflicher Menſchen mir zu erwerben, wenn ich mir ſchmeicheln darf, daß mir das große Glück Ihres Beifalls, Ihrer Gunſt zu Theil geworden, ſo genieße ich es vielleicht eben nur deſswegen, weil mir die Art, wie ich es erwecke, unbekannt blieb. Wie das erſte laute Wort manchen Zauber vernichtet, ſo der erſte klare Gedanke eines überlegenden Bewußtſeins den ſchönen Beſitz der würdigſten Zuneigung, wenn man ſie zu erringen ſucht.

Sie mögen Recht haben, erwiederte Madame Du Deffand; genießen Sie Ihr bewußtlos erlangtes Glück. — Vielleicht iſt es eine ſolche ſchlummernde Bewußtloſigkeit, welche die unbegreifliche Verbindung des frommen Glaubens und des durchdringenden Verſtandes erzeugt und duldet. Ich, lieber Monſieur Anacharſis, — ſo nannten ihn die Pariſer, — ward im Unglauben geboren, zum Unglauben erzogen, und man fand meine frühen Zweifel zu liebenswürdig, als daß ich ſie nicht ſelbſt hätte hoch halten ſollen. In meiner Jugend, als ich die Abgöttin aller Männer war, die mich umgaben, für ſchön, für geiſtreich galt, ſah ich zu Viel, als daß ich auf irgend etwas Anderes hätte hören ſollen, als auf mich ſelbſt und was mir ſchmeichelte. Später, als meine Augen ſich ſchloſſen, eröffnete ſich zwar das Ohr; aber die ſtummen Zeugen des geſchriebenen, des gedruckten Worts, die in den ſtillen Stunden der Einſamkeit uns anreden und feſthalten, die uns unmittelbar aufregen, die ſind mir fremd geworden, und meine Freunde halten ſtrenge Kontrolle. Was ſie in mein horchendes Ohr hineinſchlüpfen laſſen, hängt von ihnen ab, aller geiſtige Genuß wird durch die fremde Stimme vermittelt. Ja, könnten ſie die Sperre vollkommen machen, verriethen nicht tauſend Aeuſſerungen eben das, was ſie verbergen wollen, ſchlüpfte nicht unwillkürlich mit manchem Zweifel das ein, was er bekämpfen will, dann wäre ich vielleicht ruhiger. Aber nun iſt es mir oft, als wenn eine verhüllte Welt, eine ganz andere wunderbare ſich hinter der wirklichen verbärge. Wenn ich Menſchen nahe treten höre, erwarte ich nicht ſelten, daß nun irgend eine Kunde von daher laut werde, und kann erſchrecken, wenn ich den Witz, den Spott vernehme, der ſie verhüllen will.

Wenn nun, ſagte Aamod, als ſie ſchwieg, wenn nun zwar nicht die laute Stimme aus dieſer Welt, wohl aber eine leiſe Ahnung, daß ſie in meiner Bruſt ſchlummert und ſich ſehnt nach der Befreiung, nach dem Worte, das wäre, was mir das Glück Ihrer Gunſt, Ihrer Zuneigung verſchaffte?

Das iſt es, ſagte ſie mit einer Kraft der Stimme, die ihn erſchütterte, weil ſie ihr fremd, weil ſie ihr ungewöhnlich war.

Er fühlte ſich ſeltſam bewegt und trug um ſo weniger Bedenken, eine Thräne ungeſcheut herabrollen zu laſſen, als er zwei große Tropfen aus den verſchloſſenen Augen herausquellen ſah.

Sie ſind bewegt, ſagte die Frau, als hätte ſie ſeine ſtille Thräne gehört; die Stunde nähert ſich, in welcher ich den Spötter Diderot erwarte, und er darf uns nicht ſo treffen. Sie haben ein ſeltſames Ereigniß in dieſen Tagen erlebt, ein armer Sünder hat Ihnen in einem reuigen Augenblicke wichtige Familien-Dokumente anvertraut und nachher ſeine Reue bereut. —

Und das wiſſen Sie, Madame? —

O, wir hier in Paris wiſſen Alles, beſonders, wer ſo, wie ich, tauſend Stimmen hört und nichts zu thun hat, als zu hören. Uebrigens beſucht mich der allwiſſende Polizeiminiſter und weiß, daß ich mich für den jungen Anacharſis lebhaft intereſſire. — Aber hören Sie weiter. Waren Sie nie mit dem vor vierzehn bis funfzehn Jahren berüchtigten Könige Theodor in Korſika in Berührung? — Doch dazu ſind Sie viel zu jung, bemerkte ſie darauf, indem ſie, lächelnd, ſich ſelbſt berichtigte; aber waren nicht Freunde, Verwandte vielleicht, mit ihm in Verbindung? —

In der That, Madame, ich erſtaune über das, was Sie mir erzählen. Ein väterlicher, genauer Freund ſtand einſt mit ihm in naher Verbindung und hat durch dieſen ſeltſamen Menſchen viel gelitten, ja er durchkreuzte die raſche Laufbahn ſeines Strebens, eben, als ſie anfangen ſollte, und hemmte, ſtörte ſie auf immer. —

Wohl, dieſes weiß man, Feinde benutzen es. Sie kennen nicht Paris, kennen dieſe Stadt und ihre unendlichen Kabalen nicht. Nicht umſonſt habe ich dem Geſpräche eine ſo ernſthafte Wendung gegeben. Sie müſſen uns verlaſſen. Sie ſind hier nicht mehr ſicher. Haben Sie ſich nie in politiſche Intriguen verwickelt?

Nie, nie, rief Aamod lebhaft, ich haſſe, ich verabſcheue ſie.

Wie lebhaft, wie wahr ſpricht ſich dieſer Abſcheu aus, bewahren Sie ihn immer, ſagte die Dame. Eilen Sie Paris zu verlaſſen. Sollte die Verfolgung Sie früher treffen, dann verlaſſen Sie ſich auf mich;

für eine reinere Sache verwandte ich mich nie, und nie für eine, die meinem Herzen näher lag. Ich höre Diderot ſich im Vorgemache bewegen, jetzt gehen Sie; aber beſuchen Sie mich noch ein Mal, wenn es Ihnen möglich iſt.

Er wollte gehen. Diderot trat herein, zu aufmerkſam, um nicht die innere Erſchütterung des jungen Mannes, der Frau wahrzunehmen.

Warum entfernt ſich unſer Anacharſis? ſagte er, indem er ihn mit ſtechenden Augen verfolgte; und Madame Du Deffand merkte wohl, daß ihr Tête à tête zum Theil verrathen war. —

Wie biſt Du zu beneiden, ſagte Stinner, ein junger deutſcher Gelehrter, der Aamod auf der Straße traf und von ihm erfuhr, daß er eben die Madame Du Deffand verlaſſen habe; wie biſt Du zu beneiden, daß Du ſolche Kreiſe beſuchen darfſt. Wie ſelten gelingt es Fremden, in ſie einzubringen; und Du darfſt Dich rühmen, einen ausgezeichneten Platz in der Mitte der geiſtreichſten Männer und Frauen einzunehmen, darfſt den mächtigen Männern, die das Schickſal der größten Nation, ja Europas lenken, nahe treten. Wenigen iſt es, wie Dir, gelungen.

Sie gingen nach dem Garten der Tuilerien, verloren ſich in den entfernteſten Partien unter dem

Schatten der Kaſtanienbäume, die eben prachtvoll blühten.

Und wie unausſtehlich iſt mir Paris, entgegnete Aamod, eben ſeit ich mich in dieſen Kreiſen herumdrehe, die mich immer von Neuem anziehen, und die ich jedes Mal leer, unzufrieden mit mir ſelbſt wieder verlaſſe. Dieſes ruchloſe Hineinſchleppen des Heiligſten, deſſen, was kaum in der Stille der tiefſten Einſamkeit keimen und gedeihen kann, in das lärmende Gewühl der nichtigſten Geſelligkeit, dieſer leere Pomp der Sentiments, dieſer ewig wiederkehrende Witz, der immer einen Werth hat, weil er mit Virtuoſität den einzelen Punkt genau trifft, aber nie großartig wird, dieſe Miſchung von Intrigue und ewiger Mediſance muß jeden geſunden Sinn zuletzt anekeln. Ganz Paris, in allen Richtungen ſeines Lebens, iſt ein ſeltſames, wundervolles Kunſtwerk; aber durchaus manierirt. —

Sie ſtanden vor einer marmornen Statue. —

Betrachte nur dieſe Figur; mit welcher ekelhaften Ziererei heben ſich die Arme, krümmen ſich die Finger; ſieh doch nur, wie unverſchämt die Naſe in die Luft hineinſchwebt, mit welcher albernen Affektation der Kopf auf dem Halſe verdreht iſt, die Schultern ſich heben. Jedes Glied will ſich bemerkbar machen, anſtatt ſich in die ſtille Größe der ganzen Geſtalt zu verſenken. Das iſt Paris. Mit welcher Wehmuth erfüllt mich die Erinnerung an meine erſte Bekanntſchaft mit den vorzüglichen Geiſtern in Deutſchland. Klopſtock war von Kopenhagen, wo ich ihn ſchon kannte, nach Quedlinburg gereiſt, um ſeine Eltern, ſeine Freunde zu beſuchen. Ich brachte ihm Briefe, ich lernte Gleim, Schmidt, Klopſtocks Fanny kennen. Freilich erſcheint mir der Kreis, in welchem ſie ſich bewegten, jetzt beſchränkt. Aber welche tiefe, innere Wahrheit in Allem neben dieſer glänzenden Lüge. Sie fanden keine Welt für die Gefühle, die ſie durchdrangen; wie rührend iſt das ängſtliche Streben, durch Worte darzuſtellen, was ſich erſt in einer mannigfaltigen Welt lebendiger Geſtalten abſpiegeln muß, ehe es das rechte Wort, den bedeutenden Ausdruck finden kann; wie herrlich erſcheint der treffliche Dichter, deſſen ganzes Leben geheiligt iſt durch den großen Gegenſtand, deſſen würdigem Lobe er ſein ganzes Leben weiht.

Du biſt ungerecht, unterbrach ihn der Freund, und offenbar durch irgend ein Ereigniß in eine gereizte Stimmung verſetzt. Können wir läugnen, daß wir dieſem gebildeten Volke ſo manches verdanken, was uns fehlt? Ihre geſelligen Tugenden gelten mit Recht als ein Muſter für alle Völker, und es iſt eine Frage, ob ohne ſie Europa die Anmuth des Umganges, der Unterhaltung kennen würde. Wärſt Du ein Naturforſcher, Du würdeſt den ſicheren Takt ihrer Beobachtungen, das Geſchick ihrer Unterſuchungen, ihrer Verſuche bewundern; und dieſes ſchöne Talent kann ſich nicht bloß hierauf beſchränken, muß ſich auch in andern, in weitern Kreiſen kund thun. —

Du magſt nicht Unrecht haben, lieber Freund, und es iſt keinesweges meine Abſicht, der Nation ihre eigenthümlichen Vorzüge abzuſprechen, ja, ich will Dir geſtehen, daß dieſe in den höhern Pariſer Kreiſen verlebte Zeit mir ſehr wichtig geworden iſt, und kaum werde ich dem Einfluſſe, den ſie auf mein ganzes Leben haben wird, entgehen. Aber man ſoll mir in der Kirche nicht vortanzen, und wer mit den tiefſten Problemen beſchäftigt iſt, wer das Räthſel ſeines innerſten Daſeins ergründen möchte, wird hier wenig finden, was ihm zuſagen möchte. Uebrigens kenne ich die Welt, in welcher ich gelebt habe, viel weniger, als Du glaubſt; ich ſuche nichts, ich will nichts, und ich nehme keinen Theil an ihren Intriguen; was ſie mir daher als Unterhaltung hinwerfen, iſt nicht viel mehr, als was man eben auch in ihren Schriften finden kann, mir mitgetheilt, damit ich ihnen zur Unterhaltung diene. Wie lange ich ihnen aber dazu tauglich ſcheine, iſt eben die Frage, und wenn ich überflüſſig bin, kannſt

Du überzeugt ſein, daß ſie mich mit eben ſo großer Leichtigkeit und Galanterie aus ihren Kreiſen hinausſtoßen werden, wie ſie mich aufnahmen. —

Sie trennten ſich, es war ſpät geworden; und als Xamod längs der einſamen Terraſſe Rivoli ging, hörte er hinter ſich ein Rufen, er ſah, daß einige Polizeidiener eben einen Mann ergriffen und einen Dolch aus ſeiner Hand riſſen. Als er ſich den Polizeidienern näherte, trat der eine, höflich grüßend, auf Xamod zu.

Mein Herr, ſagte er, Sie haben einen geheimen Feind, der Sie im Stillen ſeit längerer Zeit verfolgte; wir waren ihm auf der Spur und haben ihn jetzt, eben, als er den Dolch aufhob, um Sie zu ermorden, glücklich ergriffen. In der Dunkelheit ſchlichen wir ſtill dicht unter der Mauer, daß man uns nicht ſehen konnte.

Ich bewundre, ich verehre dieſe Aufmerkſamkeit der Polizei, die ohne Geräuſch für die Sicherheit eines ſo unbedeutenden Menſchen, wie ich bin, unter ſo vielen Tauſenden ſorgt, ſagte Xamod. Aber verzeihen Sie mir eine neugierige Frage, die der Ergriffene ſelbſt in ſeiner jetzigen Stimmung wohl kaum zu beantworten geneigt ſein möchte. Ich wurde vor langer Zeit durch einen Freund darauf aufmerkſam gemacht, daß ein Italiener mich verfolgte.

Dieſer iſt der Italiener, ſagte der Polizeidiener.

Nun weiß ich aber, fuhr Aamod fort, durchaus nicht, was einen ſolchen Mann bewegen konnte, mir nach dem Leben zu trachten. Vergebens wiederhole ich mir die Ereigniſſe meines einfachen Lebens, ich vermag keine Veranlaſſung zu einer ſolchen That zu ergründen.

Reden Sie den Herrn an, ſagte der Polizeidiener.

Aamod that es höflich und auf Italieniſch; aber es erfolgte keine Antwort.

Vielleicht kann ſein Name Ihnen auf die Spur helfen, ſagte der Beamte; er heißt Antonio Grimaldi und iſt ein Korſe.

Mein Gott, rief Aamod, gegen dieſen gewandt, Unglücklicher, alſo ſo unerſättlich iſt Deine Rache? Alles, was mit Walſeth nur in Berührung ſteht, willſt Du ermorden?

Ja, ſchrie jetzt der ergrimmte Italiener, ich will mit ihm reden, ich will es, führt mich irgendwo hin, ich muß ihn ſprechen.

Erlauben Sie es, bat Aamod; an irgend einem öffentlichen Ort wollen wir eintreten; von dem entwaffneten Italiener habe ich ja wohl nichts zu fürchten.

Du haſt von dem Korſen nie etwas zu fürchten, wenn er Dich einer Unterredung würdigt, ſagte zornig Grimaldi.

Ich bin auch darüber völlig ruhig, antwortete Aamed kalt.

Es gelang ihm den Polizeibeamten zu bereden, daß ſie in ein nahes Kaffehaus hineintreten durften. Die Polizeidiener blieben in der äußern Stube, und Grimaldi trat mit Aamed in die innere ein.

So wiſſe denn, ſagte Grimaldi mit ſtillem Ingrimm, daß ich nur für die Rache lebe, für nichts, als für dieſe; daß ich alle meine Seelenkräfte anſtrenge, den Nichtswürdigen zu treffen, der mir meine Schweſter entriß und ſich dann feigherzig in ſeine kalten nordiſchen Felſen verbarg. Er und Leith ſollen büßen, ich ſchwur es in jener Nacht, an dem düſtern Thurme ſtehend in Aleria, ich werde Wort halten.

Aber, mein Herr, ſagte Aamed, dieſe blinde Wuth würde mich ja verpflichten, auf Ihre beſtändige Einſperrung zu bringen.

Keine Kette hält mich; ich durchbreche ſie, rief der finſtere Italiener, wie ich es oft that. Zu einem unſtäten, furchtbaren Leben hat mich die Rache verdammt, wie ein Geſpenſt gehe ich um, erſcheine bald hier, bald da, kenne den Schlaf nicht und keine Ruhe. —

Unglücklicher! wäre Deine Schweſter entehrt, wie ſie hochgeſtellt, geliebt und angeſehen unter Deinem Volke iſt, dieſe Wuth wäre dennoch unnatürlich. —

Woran erinnerſt Du mich, plagender Geiſt, iſt das nicht eben das Entſetzliche, was mich mit zerfleiſchendem Ingrimme erfüllt? Die Sebaſtianis mächtig, angeſehen, Paoli der Herr, der Herrſcher der Inſel, und meine Schweſter, ſtolz, angeſehen, in der Mitte der verhaßten Feinde; o, wäre ſie die Beute des niedrigſten Knechts geworden, ſo hätte ſie uns nicht beſchimpft, wie jetzt, da ſie in den Armen des Geliebten triumphirt, während wir vertrieben ſind.

Eure Rache iſt nicht ohne bittere Früchte für Euern Feind geweſen, ſprach Aamod.

Wie? was? unterbrach ihn Grimaldi und ſchien faſt wie erleichtert. Es wäre nicht wahr, was ich doch allgemein gehört habe, daß die Wunde, die ich Walſeth beibrachte, nur leicht war, daß er bald wieder hergeſtellt worden, daß er noch lebt? Ich habe ihn alſo doch wohl ermordet?

Nein, antwortete Aamod, und das Entſetzen faßte ihn eiskalt an; nein, Walſeth lebt noch.

Grimaldi knirſchte mit den Zähnen.

Walſeth lebt, aber dennoch fühlt er die Folgen Eurer Rache nur zu hart. —

Grimaldi horchte geſpannt. —

Ihr erſchient in jener hoch im Norden liegenden Stadt, deren Daſein Euch unbekannt war, bis die

Rache Euch den Weg zeigte. Ruhig ging Walſeth im Dunkeln, von ſeiner hochſchwangern Frau begleitet, in einer einſamen Gegend, wo man aber Eure Rache, Euern Meuchelmord nicht kennt. Da ſtürztet Ihr, wie ein grimmiges Thier, auf den Sichern. Die Rache ſchläft nicht, Antonio kann auch den Weg nach Drontheim finden, ſo lautete Euer Geſchrei, als Ihr ihm den Dolch in die Bruſt ſtießet und nach dem ſegelfertigen Schiffe floht. Der Mantel mäßigte den Stoß. Euer Schiff lag noch vor der Stadt; aber Walſeth nannte ſeinen Mörder erſt, als Ihr in Sicherheit waret.

Alberne Großmuth, ſchrie der Korſe, ich danke ihm nicht und ermorde ihn, wo ich ihn nur finde; — nun weiter. —

Seine Wunde heilte ſchnell, aber das Entſetzen hätte die hochſchwangere Frau ergriffen. Sie ſah von jetzt an ihren Mann beſtändig von mörderiſchen Dolchen umgeben, ſie ſchrie plötzlich in der Nacht auf, und ſo, unter Wehklagen, von fürchterlichen Phantaſien geplagt, reifte die Frucht unter ihrem Herzen. Das Kind zeigte die Folgen. Schon als Säugling bemerkte man mit Schrecken, wie es oft von einer innern Angſt ergriffen ſchien, wie es wild um ſich blickte. Es war ſeltſam und entſetzlich anzuſchauen, wie das kleine Kind nicht ſelten wie voll Jammer die Hände rang. Als ich es zuletzt ſah, war es ein achtjähriger Knabe, ſchön, von den herrlichſten Anlagen, aber fortdauernd gequält von den düſterſten Phantaſien.

Aha, rief der Korſe, alſo in dem kleinen Krötenherzen blieb der Dolch ſtecken, der ungeſchickt das Herz des Vaters nicht finden konnte. Brav, das iſt Etwas, aber nicht genug. — Doch ich danke Euch, Ihr habt mich erquickt. Hütet Euch vor dem deutſchen Baron — Landau iſt, glaube ich, ſein Name. Führt mich fort, ſagte er darauf, indem er hinaustrat, und die Polizeidiener nahmen ihn in die Mitte, während die wenigen Gäſte mit dem Wirthe ſich neugierig um Aamod drängten, der ſich nur mit Mühe von ihnen losriß.

Am folgenden Tage erhielt er von dem Polizeipräſidenten der Stadt eine höfliche Einladung.

Sie ſind, ſagte dieſer, als Aamod eintrat, als höchſt verdächtig angezeigt, Sie ſollen preußiſcher Spion ſein, verwandt mit einem Manne, der einſt eine Rolle als König Theodors Schwiegerſohn ſpielte, für politiſche Intriguen erzogen, und ſo weiter. Zu Ihrem Glücke bin ich nicht allein über Ihre Verhältniſſe, ſondern auch über die Ihres Verwandten oder Freundes vollkommen unterrichtet. Seine frühere Verbindung mit dem König Theodor wurde in Wien genau unterſucht, und es zeigte ſich, daß er von dieſem getäuſcht worden war. Auch Ihren Ankläger, der indeſſen ein äuſerſt gefährlicher und intriguanter Menſch iſt, kenne ich hinreichend, bin aber, aus mancherlei Gründen, genöthigt, ihn zu ſchonen. Daß ich Sie eingeladen habe, iſt nun vorzüglich deshalb geſchehen, um Sie auf die mancherlei Gefahren aufmerkſam zu machen, von welchen Sie in Paris bedroht ſind. Haben Sie Gründe, Ihren Aufenthalt hier zu verlängern, ſo können Sie auf unſern thätigen Schutz rechnen; aber Ihnen müſſen wir die größte Vorſicht anrathen. Der geſtrige Anfall kann ſich erneuern; denn Antonio iſt nicht allein.

Aamod dankte für dieſe Mittheilung, bewunderte die Umſicht und Thätigkeit einer ſo wachſamen Polizei, die dem Fremden nie beſchwerlich werde und ihn dennoch ſo aufmerkſam ſchütze, verſicherte aber zugleich, daß ſchon Alles zu ſeiner Abreiſe bereit ſei. Der Polizeipräſident rieth ihm, noch einige Tage in Paris zu bleiben, und ſich öffentlich und in den Kreiſen, die er zu beſuchen pflegte, zu zeigen.

Man muß nicht glauben, daß eine Berührung mit der Polizei Sie die Stadt zu verlaſſen zwinge. Sie haben an der Madame Du Deffand eine warme Freundin, ſagte er noch, indem er ihn verbindlich begleitete; und Aamod mußte geſtehen, daß die Höflichkeit gegen Fremde nicht weiter gehen könnte. Indeſſen waren ihm

Thatſachen genug bekannt, die ihn überzeugten, daß er dieſe Auszeichnung nur ſeinen Bekanntſchaften verdankte.

Er zeigte ſich nun allenthalben und trieb ſeine Abreiſe mit der größten Oeffentlichkeit. Madame Du Deffand erzählte ihm mit Entzücken, daß ſie die Bekanntſchaft des berühmteſten Geſchichtsforſchers und Philoſophen, David Hume, gemacht habe; er merkte wohl, daß der vorübergehende Eindruck, den er auf dieſe merkwürdige Frau gemacht hatte, bald verſchwinden würde, und verließ mit leichtem Herzen Paris.

In einem Zelte lag ein junger Mann, höchſt ermüdet, in tiefem Schlafe. Es war Franz Leith, der ſeit einem Jahre unter dem wahren Namen ſeines Vaters, als Graf von Kronfels, preußiſcher Offizier war. Den Abend vorher kam er ſpät in dem Lager an, anſtrengende Märſche hatten ihm mehrere Nächte hinter einander keinen ruhigen Schlaf gegönnt, und als er das Lager von Hochkirch erreichte, wo Alles ruhig ſchien, verſank er in einen wahren Todesſchlaf.

Man muß die völlige Ermattung, die Erſchöpfung bis zum Hinſinken, die eben am ſtärkſten iſt bei jugendlicher Kraft, ſelbſt erfahren haben, um die unendliche, grundloſe Gewalt des Schlafes zu kennen. Durch ihn erfährt der Menſch erſt völlig, wie er bis in die innerſten Tiefen ſeines Daſeins von einer mächtigen Natur ergriffen iſt, die ihm das vorübergehende Spiel des Wachens innerhalb feſter Grenzen nur erlaubt, um ihm deſto deutlicher die unergründliche Gewalt, die ihn feſſelt, darzuthun, wenn er ſich der Grenze nähert oder ſie zu überſchreiten wagt. Was ganz der ſpielenden Willkür preisgegeben ſcheint, jene ſtille Arbeit der ewig thätigen Natur, die ſich uns demüthig gehorchend unterwirft, daß uns jeder Widerſtand unmöglich ſcheint, tritt dann allgewaltig hervor, die ſonſt gebietende Kraft kennt ſich nicht mehr, wie ein Gebirge wälzt ſich der allmächtige Schlaf über uns und trägt uns triumphirend in ſein ſtilles, wunderbares, nächtliches Reich hinein.

Wach auf, Kronfels! rief der junge Felsberg und ſchüttelte den tief Schlafenden, wach auf!

Kronfels richtete ſich auf, ſtarrte ihn verwirrt an, wandte ſich und ſchlief wieder ein.

Was fange ich mit dem armen Freunde an, rief Felsberg ängſtlich; ich höre eine bedenkliche Bewegung im Lager, ich muß fort, und wie kann ich ihn hier laſſen? Geſtern ſprach mein Vater von unſerer mißlichen Stellung, wir könnten alle Augenblicke einen Ueberfall erwarten. Wenn dieſer nun da iſt, wenn der Feind unſere ungünſtige Lage benutzt hat? — Er ſprach mit einem alten Feldwebel. —

Laſſen wir, ſagte der, den jungen Mann ruhen, der Vater iſt ja in der Nähe, vielleicht iſt es auch nichts. — Sie gingen, kamen aber nach kurzer Zeit wieder.

Nun, ſagte der Alte, war es nicht gut, daß wir den armen Herrn ſchlafen ließen? Es war ein blinder Lärm. Daun fürchtet ſich vor unſerm Fritz. Die Kavalerie hat Ordre erhalten, wieder abzuſitzen, und wir können uns noch ruhig hinlegen. — Gähnend wollte er das Zelt verlaſſen.

Kronfels lag noch immer ruhig da, von dem feſten Schlafe überwältigt.

Bleib, lieber Alter, oder vielmehr höre meine Warnung, folge dem Befehle Deines Obriſten, laß keinen Mann des Regiments einſchlafen, laß ſie bereit ſein, daß ſie bei dem geringſten Lärm ihre Waffen ergreifen. Du haſt doch gehört, was mein Vater warnend ſprach? Er wundert ſich über die ſeltſame Sorgloſigkeit des Königs; er iſt überzeugt, daß die Bewegung in dem feindlichen Lager höchſt bedenklich iſt. —

Ich habe ſo oft dem Schlafe entſagt, wo er mir nöthiger war, als jetzt. Man ſoll mir nicht vorwerfen, daß ich läſſig war, wo man von mir Aufmerkſamkeit fordert; aber es wird ſchwer werden, die Soldaten wach zu erhalten.

Horch, fiel nicht da ein Schuß? rief der junge Felsberg. —

In der That, ſo ſchien es mir. —

Noch einer ward gehört.

Der Feldwebel ſtürzte zum Zelte hinaus, Felsberg rüttelte ſeinen Freund, der nach vieler Mühe ſich zu ſammeln ſuchte, die Augen rieb, ſich nicht beſinnen konnte; aber mehr, als das Rütteln des Freundes, wirkten jetzt die Schüſſe, die immer häufiger wurden, erſt Flinten-, dann Kanonenſchüſſe in furchtbar drohender Nähe, wie mitten im Lager.

Eilig raffte Kronfels ſich auf, eilig traten Beide aus dem Zelte hinaus. Es war die erſte Morgendämmerung, unſicher ſchwankten die Geſtalten, nur das mächtige Gebot des Anführers ertönte und bezeichnete die Stelle, wo man hineilen ſollte. Indeſſen ſauſten die Kanonenkugeln an ihnen vorbei, ſchlugen tödtend mitten in die noch unordentlichen, ſich ſammelnden Maſſen hinein, erhoben ſich, die Erde aufwühlend, um an einer andern Stelle tödtend zu treffen. Die Flintenſchüſſe pfiffen von allen Seiten, man hörte in der ungewiſſen Nähe das Rufen der Anführer, das Mordgeſchrei der mitten in das Lager eingedrungenen Feinde, Zelte wurden umgeriſſen, fliehende Soldaten, halbbekleidet, niedergeſtoßen, Felsberg und Kronfels mußten ſich kämpfend den Weg durch die verworrenen Haufen der Feinde bahnen, und völlig zerſtreut, in furchtbarer Unordnung, ſchien das aufgelöſte Heer dem Tode und Verderben preisgegeben.

Aber der mächtige ordnende Geiſt des großen Königs, dem Europas Schickſal anvertraut war, wirkte hier mitten in der Verwirrung, in dem Tode, wie eine höhere Gewalt. Als wenn durch einen ſeltſamen Zauber, während ein Erdbeben die Mauern einſtürzt, die Tempel verſenkt, auf den zuſammenſtürzenden Ruinen neue Gebäude auf dem zitternden Grunde ſich erhöben, ſo erſtanden aus dem zertrümmerten Heere, während Tod und Untergang gähnende Abgründe vor ihren Füßen öffneten, die geordneten Reihen der Krieger. Zwar einzeln mußten ſie kämpfen; aber ſie kannten ſich, ſie hatten ſich gefunden, ſie wußten, daß Er die Gefahr theilte: und der Geiſt des unbedingten Gehorſams, mit dem tiefen Gefühle der unüberwindlichen Kraft, wie ſie aus ſeinem Geiſte ausſtrömte, erſetzte die geraubten Kanonen, die ſich feindlich gegen ſie gewandt hatten. Jedes Regiment kämpfte für ſich.

Während rund umher immer mehr Krieger hinſtürzten, brach der Morgen an. Aber ein dicker Nebel ſenkte ſich, verbarg die gemeinſchaftliche Verwirrung und verhinderte jede Schlachtordnung.

Dicht vor Hochkirch, ſchon Hunderte von ſeinen Kämpfern vermiſſend, von Feinden umringt, die von allen Seiten aus dem dicken Nebel neue Schaaren entwickelten, ſtand das Regiment Felsberg. Man hörte das Kniſtern des brennenden Dorfes auf der Höhe, trübe drangen die Flammen durch den Nebel hindurch, Stunden waren vergangen. Da erhob ſich der Nebel.

Kinder, rief der alte Felsberg, die Kanonen dort ſind gefährlich, wie dicht haben ſie ſich an uns herangewagt. Wir müſſen ſie nehmen.

Kaum waren die Worte ausgeſprochen, als Franz, vom blutigen Kampfe erhitzt, ſich anbot, die Krieger zu führen, die ihm folgen wollten. Freiwillige ſchloſſen ſich an, und mit gefälltem Bajonette, in ſtürmender Eile, ſchritten ſie den Hügel hinan, während die Feinde den Angriff abzuwehren ſuchten. Schon ſahen ſie dieſe ſchwanken, ſchon die drei Kanonen in ihrer Gewalt, als Kronfels, immer an der Spitze, ſich verwundet fühlte. Das warme Blut ſtrömte aus ſeiner rechten Seite heraus, die Gegenſtände ſchwankten vor ſeinen Augen, und er hörte um ſich her das Jauchzen der

Soldaten, welche die eroberten Kanonen fortſchleppten, als er ohnmächtig in die Arme anderer ſank, die ihn aufnahmen.

Indeſſen war, als der Nebel verſchwand, die furchtbare Unordnung in beiden Heeren ſichtbar geworden, faſt größer noch in dem feindlichen Heere, welches, ohne zu wiſſen, wie und wo, auf allen Seiten angegriffen, nach allen Richtungen ſich ausgebreitet hatte.

Zerſtreute Haufen irrten zwiſchen Leichen auf den Feldern, auf den Bergen herum; aber auch die Preußen entdeckten erſt jetzt ihren ungeheuern Verluſt. Der König war ſelbſt in Gefahr geweſen, berühmte Feldherren waren gefallen, viele Regimenter waren aufgerieben. Es entſtand eine furchtbare Pauſe, während welcher beide Heere ſich zu einem neuen Angriffe ordneten. Es iſt bekannt, daß der König erſt nach einem fünfſtündigen Kampfe, als er faſt allenthalben umringt war, den Entſchluß faßte, ſich zurückzuziehen. Seit zwei Stunden lag der verwundete Franz auf einem Wagen, der langſam dem Regimente folgte. Die Wunden brannten, der ſtarke Blutverluſt hatte ihn erſchöpft, und unter furchtbaren Schmerzen, die nur durch wechſelnde Ohnmachten erleichtert wurden, erwartete er die Hülfe des Wundarztes.

Das Heer nahm eine feſte Stellung. Felsberg konnte jetzt erſt für ſeinen Freund Sorge tragen. Faſt der dritte Theil des Regiments war todt oder verwundet: Auf dem gefährlichſten Punkte war es vom Anfange der Schlacht an von allen Seiten den Angriffen des Feindes ausgeſetzt geweſen. Aufgepflanzte Batterien hatten die Reihen niedergeſchmettert. Reiterſchaaren ſtürzten wüthend auf die zerſtreuten Haufen los, ehe ſie ſich ordnen konnten, mächtige Kolonnen von Fußvolk rückten auf ſie ein, und ein dichter Kugelregen, wie unſichtbar aus dem Nebel hervordringend, ſtreckte ganze Glieder hin. Der König ritt ernſt und ſinnend, aber mit ruhiger Zuverſicht unter den Truppen umher. Wo er ſich zeigte, blickten die Soldaten ihm aufmerkſam nach, und jeder ſchien beruhigt, wenn er den unerſchütterlichen Gleichmuth des Königs wahrnahm.

Sein Regiment hat ſich brav gehalten, ſagte der König, indem er ſich dem Oberſten Felsberg näherte, und viel verloren, nicht wahr?

Der Reſt, Ihro Majeſtät, hat den Muth, die Tapferkeit, die Kraft der Geſtorbenen in ſeinen Reihen behalten; ſo ſind wir ſtark, wie wir waren, und bereit, für Euer Majeſtät zu ſterben.

Beſſer, Ihr fechtet brav, ohne zu ſterben, antwortete der König. Ich ſah einen Haufen aus Eurer Schaar einen Hügel hinaufſtürmen, einen Offizier an ihrer Spitze, ſie nahmen dem Feinde Kanonen, die uns ſehr verderblich waren. Eine Verwirrung entſtand unter ihnen, eben, als ſie ihre Beute in den Händen hatten. Der brave Offizier iſt doch nicht gefallen? —

Dort blutet er unter den Händen des Wund-Arztes. —

Der König ritt auf das Strohlager zu, wo der Wundarzt eben im Begriffe war, die Wunde zu unterſuchen.

Iſt die Wunde tödtlich? fragte er dieſen.

Ich hoffe, daß ſie es nicht ſein wird, wenn der Verwundete einige Tage Ruhe genießen kann, antwortete der Arzt.

Wir bleiben hier, ſagte der König kurz und näherte ſich Franz, der eben aus einer Ohnmacht, die ihm die Unterſuchung der Wunde zugezogen hatte, erwachte. Wie ein Traum kam es ihm vor, als er den bewunderten Helden des Jahrhunderts, die Reihe der Befehlshaber, die ihn in ehrerbietiger Entfernung umgaben, an ſeinem Lager ſah.

So jung, ſagte der König und wandte ſich an die Generale; aus dem jungen Manne kann ein tüchtiger Soldat werden. Er muß mir dieſen Offizier erhalten, hört Er?

Euer Majeſtät, antwortete der Wundarzt, ſein Leben ſteht in Gottes Hand; was meine geringe Kunſt vermag, wird nicht fehlen.

Franz hatte ſich aufgerichtet. Ein wunderbares angenehmes Gefühl durchſchlich alle ſeine Adern und ſchien jeden Schmerz in dieſem Augenblicke zu dämpfen, die feurigen ſchwarzen Augen blickten den König mit zuverſichtlicher Freude an.

Wie heißt Er? fragte der König theilnehmend. —

Kronfels, Euer Majeſtät. —

Schmerzen Ihn die Wunden? fragte er wieder. —

O! tauſend Wunden wiegen dieſen ſeligen Augenblick nicht auf.

Ich werde an Ihn denken, ſagte der König, und wandte ſich an die Generale und an den alten Felsberg.

Es iſt doch, fragte der König, ein Graf von Kronfels?

Ja, Euer Majeſtät, antwortete Felsberg.

Schade, erwiederte der König, die Familie taugt nichts. —

Euer Majeſtät, dieſer Kronfels iſt zwar ein Verwandter von der Familie, die ſich Euer Majeſtät Ungnade zugezogen hat und verdient. Sein Großvater war der Bruder von dem am ſächſiſchen Hofe ſo thätigen; aber er ſelbſt hat unter dem Fürſten von Deſſau gedient und war als ein ſehr tüchtiger preußiſcher Offizier bekannt.

Das iſt mir lieb, erwiederte der König; freilich war der ein ſehr braver Offizier; ich erinnere mich ſeiner noch ſehr wohl.

Der König ritt fort. Eine freudige Stimmung hatte ſich unter die Krieger verbreitet, man hätte geglaubt, ein ſiegendes, nicht ein überfallenes Heer zu ſehen, welches eben einen ſo großen Verluſt erlitten hatte.

Franz wurde in ein Zelt gebracht, ein Feldbett wurde aufgeſchlagen, und die Muße, während das Heer ausruhte, erlaubte dem jungen Felsberg, ſich ganz der Pflege ſeines Freundes zu widmen. Indeſſen war das Wundfieber doch ſehr bedenklich. Die Kugel war dicht zwiſchen zwei Rippen fortgegangen, und die Wunde ſchien ihre Wirkung nach den innern Theilen auszubreiten. Der Wundarzt war in großer Sorge, denn jeden Tag erwartete man den Befehl zum Aufbruch. Er kam, und noch immer war die Lage, in welcher ſich

Franz befand, gefährlich. In einer ruhigen Stunde, wo die Schmerzen etwas nachließen, ſprach der alte Felsberg ihm tröſtend zu.

Wir können Dich nicht mit uns führen, der Marſch geht morgen nach Schleſien. Zu Deinen Verwandten, die freilich ganz in der Nähe wohnen, Dich zu bringen, finde ich nicht rathſam.

Um Gottes Willen nicht! rief Franz. —

Fürchte Dich nicht, der König ſelbſt würde das ſehr übel nehmen; aber ich habe hier ganz in der Nähe einen ſehr guten Freund, der auch ein Freund Deines Vaters und Großvaters war, ein ausgezeichneter Greis, der in ſeinen jüngern Jahren als Offizier diente. Da bringe ich Dich hin. Ich weiß wohl, daß die Gegend in die Gewalt der Oeſterreicher kommt ſo wie wir ſie verlaſſen, aber gewiß wird es nicht lange dauern; und ſelbſt in dieſem Falle wird er Dir Gelegenheit verſchaffen, unbemerkt zu entkommen, wenn Du hinlänglich geheilt biſt. In ſeinem Hauſe findeſt Du Liebe, Pflege und einen vorzüglichen Arzt.

Franz ſah ein, daß dieſer Vorſchlag für ſeine Wiederherſtellung der vortheilhafteſte war, und als das Heer den Tag darauf ſich nach Schleſien in Bewegung ſetzte und noch den nämlichen Tag der Wohnung des gelobten Greiſes ſich näherte, wurde er von Soldaten in

Betten auf eine Tragbahre gelegt und, von dem jungen Felsberg begleitet, nach dem bezeichneten Landſitze gebracht. Der Greis hatte ſchon von Ferne den Zug geſehen und ſtand erwartend in der Thüre; aber die ungleiche Bewegung des Tragens verſchlimmerte die Zufälle des Kranken. Kaum ſeiner ſich bewußt, erkannte er nicht die Gegenſtände um ſich her. Wie von einem wüſten Traume gefeſſelt, wurde er in das Haus hineingetragen, hörte er Menſchen um ſich her ſich bewegen, hin und her gehen, ſprechen, und verſank erſchöpft in einen tiefen Schlummer.

Nach einigen Stunden erwachte er und blickte um ſich. An ſeinem Bette ſaß ein blühendes ſchönes Mädchen und ſchien auf ſein Erwachen zu lauſchen. Erſtaunt blickte er ſie an, ſie war ihm völlig unbekannt, ſie nickte ihm freundlich zu, legte aber den Finger auf den Mund, als wollte ſie ihm Stillſchweigen gebieten.

Sie dürfen nicht ſprechen, ſagte ſie mit einer ſanften Stimme.

In demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre, ein langer ſchlanker Greis mit ſcharfen, aber doch milden Zügen trat herein, ihn begleitete ein kleiner, breitſchultriger Mann. Franz rieb ſich die Augen. Es war ihm, als hätte er alles, was ihm jetzt begegnete, ſchon ein Mal erlebt, er glaubte die Männer ſchon zu kennen; und doch war es ihm gewiß, daß er ſie niemals geſehen hatte. Plötzlich war es ihm klar, daß, was er jetzt ſah, eine Scene aus dem Leben ſeines Vaters ſei. Die Erzählung hatte einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht, und unwillkürlich ſchwebte es ihm oft vor, wie ſein Vater, aus ſeinen ſchweren Phantaſien erwachend, die pflegende zarte Geſtalt an ſeinem Lager fand, wie die Thüre ſich aufthat, und die freundlichen Männer eintraten.

Biſt Du wahnſinnig, dachte er, daß Du glaubſt, was Dein Vater vor vielen Jahren erlebte, noch ein Mal zu erleben?

In einer ſeltſamen, ängſtlichen Verwirrung ſah er die Männer dem Bette näher treten.

Wie befindeſt Du Dich, ſagte der Alte mit derber Zutraulichkeit und mit einer Art von väterlicher Autorität, als wäre ihm der Kranke ſchon lange bekannt, und als betrachtete er ihn als ſeinen Sohn, wie befindeſt Du Dich, Franz? Der Transport hat Dich angegriffen; aber dieſer gute Mann, der einmal in einer viel gefährlichern Krankheit Deinem Vater das Leben gerettet hat, wird auch Dir helfen.

Er winkte dem Mädchen, und ſie ging.

Jetzt erfuhr Franz, daß, was er gedacht hatte, nicht ein wüſter Traum der erhitzten Phantaſie ſei, daß wirklich derſelbe Obriſt, der von ſeinem Vater als ein ſo trefflicher Mann erwähnt worden war, ihn in ſeinem Hauſe aufgenommen habe, daß derſelbe Arzt ihn behandele.

Tage vergingen in ſtillem Ernſt, und tröſtend erſchien immer auf eine kurze Zeit der ehrwürdige Greis. Franz merkte wohl, daß der alte Arzt, der ihn behandelte, ſeine Krankheit in einem weit höhern Grade durchſchaute und beherrſchte, als der frühere. Beide ſuchten im Anfange jedes weitführende Geſpräch zu vermeiden. Aber die ſorgfältige Pflege, die durchdachte Behandlung eines kenntnißreichen Arztes verminderten die Anfälle des Wundfiebers, und nach kurzer Zeit fühlte Franz ſich ſehr geſtärkt. Im Hauſe herrſchte fortdauernd die größte Ruhe; zuweilen zwar hörte Franz in ſeiner entlegenen Krankenſtube eine vorübergehende lebhafte Bewegung, erfuhr wohl auch, daß öſterreichiſche Truppen im Dorfe, Offiziere in dem Schloſſe wären, aber das Ehrfurcht gebietende Anſehn des Greiſes verhinderte jeden lärmenden Auftritt, jede unziemliche Forderung. Das Mädchen ſah er nie mehr, er erfuhr nur, daß ſie eine Verwandte des Obriſten ſei, und daß ſie gewagt habe, ſeine Krankenſtube zu betreten, weil ſie erfahren, daß er in beſtändigem Schlummer läge, und neugierig geweſen ſei, ihn zu ſehen. Die Wärterin, eine alte Frau, die ihn beſtändig pflegte, war einen Augenblick ausgegangen, und der Obriſt hatte ſeiner Verwandten verboten, ſich ſehn zu laſſen.

Allmälig ſuchten zwar die beiden Alten die Aufmerkſamkeit des jungen Mannes für ernſthafte Betrachtungen zu gewinnen, ſie knüpften manches Geſpräch an; aber ſelten wurde es lange fortgeſetzt. Der Jüngling fühlte ſich, als er ſeine Kräfte ſich erneuern ſah, von der ganzen jugendlichen Gluth eines feurigen Temperaments durchdrungen, wenig aufgelegt, ſich in ernſthafte Betrachtungen, in allgemeine Anſichten über das Leben und ſeinen Werth zu verlieren. Ihm ſchien es wichtiger, das Leben zu ergreifen, mächtig zu benutzen, zu genießen, ſich in die ſtürmenden Wogen einer kriegeriſchen Gegenwart zu verſenken, als ſich müßigen Betrachtungen hinzugeben. Der Ruhm, den er ſich erworben hatte, der Beifall des Königs, wie er da ſtand und ihn theilnehmend anſah, ſchwebte, wie eine höhere Erſcheinung, beſtändig vor ſeiner Seele, ſchien ihm eine Glorie über ſein ganzes jugendliches Daſein zu verbreiten, und ein grenzenloſer Ehrgeiz verdrängte faſt jede andere Empfindung, ja ſchien in dieſem Augenblicke ſelbſt das Gefühl der glühenden Liebe, wenn auch nicht zu dämpfen, ſo doch zu mäßigen.

Nur wenn das Geſpräch der Alten ſich auf das Leben ſeines Vaters lenkte, horchte er aufmerkſam, ja mit großer Spannung zu, als ſuchte er in jeder unwillkürlich entſchlüpften Aeußerung die Löſung eines ihm wichtigen Räthſels zu erſpähen. So vergingen Wochen, und die Ruhe war ihm unerträglich. Schon fing der Winter an, die Felder waren mit Schnee bedeckt, die Kälte nahm zu, und um ſo weniger war es ihm erlaubt, die Stube zu verlaſſen. Unruhig betrachtete er die fliehenden Wolken, eine raſtloſe Ungeduld ſetzte ſein Blut in gewaltſame Bewegung und verzögerte ſeine Heilung, ja die Geſpräche der Alten, die ihm zuletzt faſt wie Belehrungen, wie Ermahnungen klangen, die Vorwürfe, wenn auch nicht ausſprachen, doch anzudeuten ſchienen, machten ihn höchſt verdrießlich, und kaum vermochte die Dankbarkeit, die er beiden Männern ſchuldig war, nicht allein für die willkommene Hülfe, die er hier gefunden hatte, ſondern auch, weil ſie ſeines Vaters Leben gerettet hatten, ihm ihre Gegenwart erträglich zu machen.

Es ſind treffliche Menſchen, auch klug, ausgezeichnet, in der That, was ſie ſagen, verdient große Aufmerkſamkeit, nur muß man dieſe nicht von mir fordern. Ich verehre ſie; aber ſie ſind unausſtehlich, mummelte er vor ſich hin.

Hätte er irgend einen jugendlichen Freund gehabt, der die Brücke über die große Kluft, welche durch Alter und Geſinnung zwiſchen ihm und den Alten lag, geworfen, einen Freund, der mit jugendlichem Feuer eine größere innere Beſonnenheit verbunden hätte, ſeine Lage wäre angenehmer, ja er wäre für manche Betrachtung zu gewinnen geweſen, die ihn jetzt abſtieß.

Einſt, es war die Mitte des Dezembers, traten Beide ſehr beſorgt in ſeine Stube.

Sie ſind, ſagte der Obriſt, noch lange nicht ſo weit wieder hergeſtellt, daß Sie in dieſer rauhen Jahreszeit eine Reiſe antreten dürften, um ſo weniger, da dieſe geheim, ja mehrere Meilen im Dunkeln und zu Fuß ſtattfinden muß. Und dennoch glaube ich, daß Sie es wagen müſſen. Nach den Aeußerungen einiger öſterreichiſcher Offiziere muß ich befürchten, daß Ihre Anweſenheit verrathen iſt. Noch ſcheinen ſie ihrer Sache nicht gewiß; aber ſo wie ſie erfahren, daß ein feindlicher Offizier ſich hier als Rekonvaleſcent aufhält, würde man ihn ohne allen Zweifel als Gefangenen fortbringen.

Ich will, ich muß bald fort, rief Franz; nichts Schimpflicheres könnte mir begegnen, als wenn ich hier mich als Gefangenen wegführen laſſen müßte.

Er fing ſchon an einzupacken.

Uebereilen Sie nichts, ſagte der Alte; es kann Ihnen nicht unangenehmer ſein, als mir, wenn Sie in meinem Hauſe gefangen genommen würden. Ich habe ſolche Anſtalten getroffen, daß Sie auf jeden Fall in dem drohenden Augenblicke fort können. Sie können ſich feſt auf einen alten Militär verlaſſen, der ſolche Fälle nicht zum erſten Male erlebt.

Franz ſchwieg zwar, war aber von jetzt an doppelt unruhig. Das Dorf wurde den Tag darauf von Oeſterreichern beſetzt, eine Menge Offiziere kamen auf das Schloß, die Alten waren ängſtlich. Schon hatte Franz Alles aufgepackt, der Begleiter erſchien, der ſeine Sachen tragen ſollte, als ein Reiter eilig auf das Schloß ſprengte. Sein Pferd ſchäumte, und die Offiziere, die ruhig trinkend und jubelnd in dem Saale ſaßen, ſahen ihn hereinſtürmen. Er ging auf einen Obriſten zu und raunte ihm etwas in's Ohr. —

Was Teufel! Kerl, weißt Du das gewiß? —

Ei freilich. Alle Truppen ziehen ſich —

Halt's Maul! rief der Obriſt erbittert. Meine Herren, wir müſſen fort, es iſt uns ein anderes Standquartier angewieſen worden, ſagte er.

Aber Alle ſchienen ihn zu verſtehen, denn in weniger als einer Viertelſtunde waren alle Oeſterreicher verſchwunden.

Der Wirth eilte zu dem Kranken.

Jetzt können Sie ruhig Ihre Geneſung in meinem Hauſe abwarten. Die Oeſterreicher ſind fort, und die Preußen rücken ein.

Kaum wußte Franz, ob er ſich freuen ſollte; da er aber doch ſelbſt fühlte, wie gefährlich eine ſolche Fußreiſe ihm ſein würde, da er hoffte, jetzt, von Mitkämpfern umgeben, manchen Freund zu ſehen, manches Neue zu erfahren, wurde er ruhig und erwartete mit Verlangen die Ankunft der Truppen.

Seine Hoffnung wurde nicht erfüllt. Zwar erfuhr er, daß ganz Schleſien wieder von preußiſchen Truppen beſetzt ſei, daß die Oeſterreicher ſich nach Böhmen gezogen hätten; aber in dem Dorfe erſchienen nur kleine Partien von Gemeinen und Unteroffizieren, kein Offizier ließ ſich ſehen. Sein Regiment war nach dem Königreiche Preußen kommandirt, kein einziger Bekannter, — er hatte zu kurze Zeit gedient, um eine ausgebreitete Bekanntſchaft zu machen, — war in der

Nähe, und ſeine Ungeduld erreichte den höchſten Gipfel. Er verzehrte ſich durch Langeweile, und hatte ſchon ſeine Zuflucht zum Leſen und Arbeiten genommen, fing ſchon an, dadurch ſich zu ergötzen und zugleich den Beifall der alten Herren zu erhalten. Und ſo fand er ſich einſt des Abends in dieſer Geſellſchaft durch ihre Unterhaltung mehr, wie gewöhnlich, erheitert, als ein Wagen vorfuhr, ein Reiſender abſtieg und in die Stube hereingeführt wurde. Kaum ſah ihn Franz, als er mit fröhlichem Entzücken aufſprang und in ſeinen Armen lag.

Halfdan, rief er, wie biſt Du zu einer glücklichen Stunde erſchienen!

Kaum vermochte dieſer ſich aus ſeiner ungeſtümen Umarmung loszureißen, um ſich dem Wirthe vorzuſtellen. Er überreichte dieſem Briefe von Lögh und Leith, und wurde mit ausgezeichnetem Wohlwollen bewillkommt.

Wie Sie mir hier angemeldet werden, ſagte der Greis, wüßte ich keinen Gaſt, den ich lieber in meinem Hauſe aufnehmen möchte. Wie freue ich mich, zu erfahren, daß meine Freunde glücklich ſind. Sie, Herr Aamod, heirathen, wie ich leſe, die Tochter der herrlichen Amalie. Zwar ſah ich dieſe zuletzt als Kind;

aber dennoch kenne ich ſie hinlänglich, um ſie unter die trefflichſten ihres Geſchlechts zu rechnen.

Der Arzt reichte ihm freundlich die Hand, und kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, als Halfdan ſich völlig wie einheimiſch fand unter Menſchen, die er von früher Jugend an als die edelſten zu verehren gewohnt war, nach deren Bekanntſchaft er ſich lange geſehnt hatte. Aber auch Franz ſchien ihm völlig verändert. Er hatte die Folgen der Verwundung faſt ganz überwunden, er ſchien ſo heiter und unbefangen, ſo froh, als er erfuhr, daß Aamod in Kopenhagen ſeine Braut, ihre Aeltern und den alten Leith finden würde, als der Obriſt aus dem Schreiben erzählte, was er nicht zu erwähnen gewagt hatte, daß in kurzer Zeit die Hochzeit ſtattfinden würde, daß er wohl einſah, es müßten ihm unbekannte Ereigniſſe die Leidenſchaft ſeines Freundes erſtickt oder ihr eine andere Wendung gegeben haben, und ſich nach einem vertrauten Geſpräch mit ihm ſehnte. Aber ſobald konnte er ſich von ſeinem freundlichen Wirthe nicht trennen. Dieſer hatte nach ſo Vielem zu fragen, nach ſo Manchem ſich zu erkundigen, ſchien ſich über der freudigen Erinnerung an alte Zeiten, an ſeine entfernten Freunde zu verjüngen.

Nun, Franz, ſagte Aamod, als eine Pauſe des Geſprächs eintrat, Du biſt alſo Offizier, Du darfſt

Deinen Muth, Deinen kriegeriſchen Sinn, der ſich frühzeitig kund that, unter den Augen des größten Mannes unſerer Zeit ausbilden?

Der Obriſt nahm das Wort und erzählte die Veranlaſſung ſeiner Verwundung, ſeine kühne That, wie er die Aufmerkſamkeit des großen Königs auf ſich gezogen hätte und ohne allen Zweifel einer glänzenden Laufbahn entgegenginge. Franz war ſtill, ja mit einer Schüchternheit, die man jungfräulich nennen könnte, hörte er die Lobſprüche des ehrwürdigen Greiſes.

Und mächtig iſt dieſer König. Das große kriegeriſche Ereigniß, welches in unſerer Nähe vorging, fuhr der Obriſt fort, dieſe durch ſeine, dieß Mal ſich irrende Zuverſicht veranlaßte Niederlage, die ihn aber, ſeinen zaudernden Feinden gegenüber, mit Ruhm krönt, wie ſeine glänzendſten Siege, ſcheint mir ein zuſammengedrängtes Bild des ganzen Krieges zu ſein. So baut er fortdauernd auf das Bewußtſein ſeiner eigenen Kraft, auf die Schwächen ſeiner mächtigen Gegner, die in der Geſchichte, wie bei Hochkirch, die bedeutendſten Höhen beſetzt haben, ihn von allen Seiten überflügeln zu wollen ſcheinen. Aber ſelbſt, wo dieſe Zuverſicht ſich irrt, muß die Entwickelung einer überraſchenden Kraft, muß der Erfolg ihm Recht geben, und er verſteht dann, wenn man ihn verloren glaubt, durch die unermeßlichen Hülfsmittel, die er zu brauchen weiß, wo man ihn von allem entblößt wähnt, ſeine Feinde in Schrecken zu ſetzen. Er iſt ein Herrſcher im eigentlichſten, tiefſten Sinne. Verſtünde ich ihn nur ſo in ſeiner geiſtigen Entwickelung, wie ich ihn als Feldherrn, als König zu faſſen vermag und bewundere. Aber ich bin zu alt; ſelbſt, als die Zeit ſich zu entwickeln anfing, der er zugehört, war ich nicht mehr jung, meine ganze Erinnerung knüpft ſich an eine frühere Zeit, in welcher der einfachere Sinn ſich an Glauben und ſtille Andacht anſchloß. Zwar war mir einſeitige Frömmelei fremd, zwar wünſchte ich, daß ein mannigfaltiges Leben in Wiſſenſchaft und Kunſt die dicke Schaale des Ungeſchicks, die jede Fähigkeit unſeres Volks umſchloß und verbarg, zerbrechen möchte; aber an dieſen tiefen, heiligen Kern ſollte alles Neue ſich anſchließen, grünen und blühen um ihn. Jetzt iſt mir die Welt fremd geworden, die Blüten meines Daſeins ſind lange abgeſtorben, die Blätter verwelken, und ſelbſt die Früchte ſind von den Stürmen der Zeit ergriffen, um, mir unbewußt, in fernen Gegenden zu keimen oder zu Grunde zu gehen; aber dieſer Kern iſt geblieben, und wer wäre ich, wenn ich ihm zu entſagen vermöchte? Tauſend Mal ſage ich es mir, Er kann nicht wollen, was dieſe fremden Geiſter wollen, die ſich an ihn herandrängen, ein ſeltſames Misverſtändniß hat ſie mit einander verbunden.

Sein Unglaube, behauptete der Arzt, wird das Volk irre führen, und ſeine Siege werden eine Zeit der Verwirrung einleiten, an welcher noch unſere Enkel leiden werden.

Mir ſcheint es, ſagte Aamod, als wollten die mancherlei Misverſtändniſſe, die das Leben der Völker verwirren, ſich in große Maſſen ſondern, der Anfang eines zukünftigen Einverſtändniſſes. Der einfache, religiöſe Sinn des deutſchen Volks hat ſich immer mehr von dem öffentlichen Leben abgeſondert und droht in dieſer Einſeitigkeit zu erſtarren, der große König, berufen, mächtige Kräfte in Bewegung zu ſetzen, erkennt nicht, was als ſtiller Keim für die Zukunft in dieſer Maſſe ruht, ihn drängt die Gegenwart. Das Volk verſteht ihn nicht, aber folgt ihm doch und bewundert ihn, wenn es ſieht, was es auszurichten vermag, indem es ihm gehorcht; Er kennt das Volk nicht, aber leitet es doch und muß es lieb gewinnen, wenn er ſieht, wie es ihm dient, ihn unterſtützt. An die Geiſter einer fremden Welt hat er ſich angeſchloſſen; aber er würde erſchrecken, wenn er die Zukunft klar erkennen ſollte, die ſie vorbereiten; ſie verehren ihn, aber ſie würden ihn haſſen, wenn ſie die Kraft ahneten, die ſich durch ihn entwickelt, deren tiefſter Grund ihm ſelbſt verborgen blieb, und die, gegen ſie einſt in den Kampf tretend, ihren eiteln geiſtigen Hochmuth zerbrechen wird, wie die äußere bei Roßbach.

Es iſt Zeit, daß wir uns trennen, ſagte der Obriſt; die jungen Freunde werden ſich Manches wechſelſeitig mitzutheilen haben, und ich finde es faſt grauſam, daß wir ſie ſo lange daran verhindert haben.

Die Alten erhoben ſich. Aamod ward nach ſeiner Stube begleitet, und Franz folgte ihm. —

Nun, Franz, ich kann Dir nicht ſagen, wie begierig ich bin, zu erfahren, was Dich in den Kriegsdienſt trieb; wie verwandelt ſchienſt Du mir, und ich will Dir's nicht verhehlen, daß ich mich über dieſe Veränderung freue.

Wer ſoll anfangen? ſagte Franz munter; auch Du haſt viel zu erzählen, ja ſehr viel, weil wir uns doch, als wir uns in der Heimat trafen, ſehr wenig nahe traten. Ich war damals unausſtehlich, nicht wahr? Ich fühle es ſelbſt, und obgleich ich noch keinen ſonderlichen Grund habe, mit mir ſelbſt zufrieden zu ſein: ſo darf ich Dir doch die tröſtliche Verſicherung geben, daß, was uns damals trennte, auf immer aus meiner Seele verſchwunden iſt, wie theuer mir Deine Julie auch immer bleiben wird.

Aamod fand ſich durch dieſe Verſicherung ſehr beruhigt und bat ſeinen Freund, ſeine Erzählung anzufangen.

Was ich erlebt habe, erfährſt Du immer früh genug; obgleich Einiges mitunterläuft, was Dir nicht gleichgültig ſein kann.

Franz fing an: Ich verließ Euch in einer höchſt unglücklichen Stimmung, gekränkt, verletzt bis in die innerſten Tiefen meines Daſeins. Es war, wie Du weißt, meine Abſicht, grade hierher zu reiſen, nach dieſer Gegend, wo wir uns jetzt finden; denn daß meine saubern Verwandten hier ganz in der Nähe wohnen, wird Dir ja aus der Jugendgeſchichte Deines Vaters bekannt ſein. Als ich nun nach Kopenhagen kam, lernte ich da einen jungen Engländer kennen. Wir ſchloſſen uns aneinander, trieben uns zuſammen in der Stadt herum, und er überredete mich, ihn nach London zu begleiten. Mein Vater, — wie wünſchte ich, daß ich ihn mit Recht ſo nennen dürfte, —

Halfdan ſtutzte.

Sei geduldig, ſagte Franz, die Frage unterdrükkend, die ſchon auf des Freundes Lippen zu ſchweben ſchien. Mein Vater erlaubte es, und ich reiſte nach London, um ein paar Monate da zuzubringen. Wie mir England erſchien, wie ſeltſam das große Treiben mich ergriff, dieſes wunderbare nationale Geſammtleben, wie wir es auf dem Feſtlande freilich gar nicht kennen, würde ich Dir in einer anderen bequemeren Stunde wohl ſagen, wenn ich vermuthen könnte, daß mein beſonnener Freund irgend einen Werth auf das unreife Urtheil eines unſtäten jungen Menſchen legte. Jetzt nur ein Ereigniß, welches leider einen zu großen Einfluß auf mein ganzes zukünftiges Leben haben wird. Ich trieb mich mit meinem Freunde an manchen Orten umher. Eines Tages, als wir in einem Kaffehauſe ſaßen, wurde in unſerer Nähe ein ſehr heftiges und gegen die herrſchende Gewohnheit ziemlich lautes Geſpräch geführt. Einige Männer ſtritten ſich, und die heftige Rede galt dem Könige Theodor von Korſika. Ich horchte mit Aufmerkſamkeit zu und vernahm mit Erſtaunen, daß dieſer ſeltſame Menſch noch lebte, und zwar in London. Man ſtritt ſich über ſeine Perſönlichkeit. Einige bedauerten ihn, Andere betrachteten ihn als einen Wahnſinnigen. Freilich, ſagten ſie, je unbeſonnener ſeine That, deſto ungewöhnlicher und ſeltſamer mußten ihre Folgen ſein. Er war eine Zeitlang Schulden halber in Kingsbench im Gefängniſſe geweſen, erſt ſeit einem Jahre etwa war er durch eine Parlamentsakte, welche die Gefangenen, deren Zahlungs-Unfähigkeit entſchieden wäre, befreite, aus dem Gefängniſſe erlöſt worden, der berühmte Horace Walpole hatte die Einwohner Londons für ihn gewonnen, und er lebte jetzt von den nicht unbedeutenden zuſammengeſchoſſenen Summen.

Er iſt verrückt, rief Einer, und noch immer glaubt er ein König zu ſein. Als Lord Littleton, von mehreren angeſehenen Männern begleitet, ihm das Almoſen brachte, ließ der Thor ſeine Wohlthäter bei dem Wirthe warten, während er ſeine armſelige Kammer auszuſchmücken ſuchte. Er ſtellte einen Lehnſtuhl unter die Vorhänge des weggeräumten Bettes, und ſo empfing der Bettler die, welche ihm das Almoſen brachten, auf ſeinem Stuhle wie auf einem Throne ſitzend. Iſt das nicht eine Scene aus Bedlam?

Rührend, erſchütternd ſcheint ſie mir, rief ein junger Mann, Shakſpeare hat nichts Ergreifenderes erfunden. Wer von Euch trug wirklich eine Krone, wer war der Gegenſtand der glühendſten Anhänglichkeit, ja der abergläubiſchen Verehrung eines kühnen, aufgeregten, für ſeine Freiheit, ſeine Unabhängigkeit kämpfenden Volkes? Darf der abgeſetzte Miniſter nicht die Würde ſeines früheren Standes ſelbſt in der bedeutungsloſen Einſamkeit noch zeigen, und Ihr verlangt, daß dieſer Mann, der eben von uns ſo ſchnöde behandelt wurde, vergeſſen ſollte, daß er einſt der König eines tapfern Volks, der Gegenſtand der Bewunderung von ganz Europa war? Nein, Du Starker, von Allen Verlaſſener, ſo, indem Du in Deiner armſeligen Stube, unter den Lumpen Deiner Armuth noch die Krone erblickſt, die Du einſt getragen, haſt Du bewieſen, daß Du ſie verdienteſt; ſo haſt Du, die ſich Deine Gläubiger nannten, in Deine Schuldner, die Großen, die ſich mit dem ſtolzen Gefühle, die Wohlthäter eines Königs zu ſein, Dir näherten, in Deine Diener verwandelt und empfingſt, auf Deinem wurmſtichigen Lehnſtuhle ſitzend, indem die verblichenen Vorhänge des Bettes Deinen Thronhimmel vorſtellten, Tribut ſtatt Almoſen. —

Du kannſt Dir denken, welchen Eindruck dieſes Geſpräch auf mich machen mußte. Ich näherte mich der Geſellſchaft.

Meine Herren, ſagte ich, verzeihen Sie, wenn ein Fremder es wagt, ſich in Ihr Geſpräch zu miſchen.

Der König Theodor, der Gegenſtand Ihrer Unterhaltung, hat einen zu großen Einfluß auf mein ganzes Schickſal gehabt, ich habe ſeit langer Zeit nichts von ihm gehört und erfahre nun mit Erſtaunen, daß er ſich hier in London aufhält. Vielleicht bin ich ſo glücklich, daß einer von der verehrten Geſellſchaft mir genauere Kunde von ihm zu verſchaffen weiß.

Als ich geſprochen hatte, erwartete ich auf eine ſo freundliche Rede eine Antwort, aber ich erhielt keine. Sie blickten mich mit einem unerträglichen Hochmuthe an, und das Geſpräch verſtummte. Schon fing das Blut in mir an zu kochen, ich war im Begriffe, eine Unbeſonnenheit zu begehen, als ein dicker engliſcher Bürger die Bemerkung machte, daß ich, als Theodor ſeine Rolle auf Korſika geſpielt, ja kaum hätte geboren ſein können.

Den ſcharfſinnigen Engländer, antwortete ich, belehren zu wollen, daß oft die Fäden unſeres Geſchicks vor unſerer Geburt geſponnen ſind, würde ich für eine Beleidigung halten, und zu großmüthig iſt der freie Mann, als daß er einem Fremden, der ſein Land mit Vertrauen aufſucht, eine Nachricht, die er ſich höflich, ja ſchüchtern erbittet, vorenthalten ſollte.

Da haben Sie Recht, mein Herr, ſagte nun ein Zweiter, und wenn der Mann, den Sie ſuchen, Ihren Beſuch annehmen will, ſo haben Sie ſich an den Rechten gewandt; denn dieſer König, der von Londoner Bürgern unterhalten wird, lebt in meinem Hauſe. Doch kann ich Ihnen nur geringe Hoffnung geben. Theodor wünſcht keinen Menſchen zu ſehen, hat bis jetzt jeden Beſuch abgewieſen und iſt ſo ſchwach, daß er kaum lange noch leben wird. —

Ich heiße Graf von Kronfels; wenn Sie mich nennen und ihm dabei ſagen, daß ich mich ſonſt wohl auch von Leith genannt habe, ſo werden dieſe Namen, wenn ich nicht irre, mir den Zutritt verſchaffen.

Gut, ſagte der Engländer darauf, indem er die Rede abbrach; wenn ich gehe, können Sie mir folgen.

Ich ärgerte mich über dieſe kalte, abſtoßende Form, die ſelbſt jeder Gunſt ihren Werth benimmt; aber der Beſuch war mir zu wichtig. Noch verging faſt eine Stunde, der Herr nahm ſich Zeit, trank, ſprach, und als er aufſtand, forderte er mich auf, mit ihm zu gehn. Als ich ſeine Wohnung erreicht hatte, führte er mich, ohne ein Wort zu ſprechen, in ſein Komtoir und verſchwand. Sehr lange blieb er weg.

Kommen Sie, ſagte er dann und führte mich eine Treppe hinauf in einen recht anſtändigen Vorſaal; auch hier mußte ich lange warten, bis ein kleiner Bedienter die Thüre aufſchloß und mich eintreten ließ. In einer ziemlichen Entfernung von der Thüre ſtand, mit der einen Hand ſich auf einen Tiſch ſtützend, ein langer, ſchlanker Mann mit bedeutenden, ſtrengen Zügen, matt und angegriffen, wie es ſchien, der ſich aber bemühte, eine ſtolze, königliche Haltung zu behaupten.

Sie ſind Graf von Kronfels? ſagte er.

Der Sohn von dem Grafen von Kronfels, antwortete ich, der in Korſika unter Ihren Befehlen gefochten hat.

Der Sohn von Julius Leith? ſprach er erſtaunt; wie hieß Ihre Mutter? —

Franzeſka, ich hörte ſie nie anders nennen. —

Und wie alt ſind Sie? —

Zwanzig Jahr. —

Und Julius Leith nennt ſich Ihr Vater? —

Ich habe ihn immer ſo genannt. —

Franzeſkas Sohn, ſei mir willkommen, ſagte er, ohne ſeine Stellung zu verändern; aber Leith iſt nicht Dein Vater.

Er that noch einige kurze Fragen über meine zukünftige Beſtimmung und trat darauf, ſich gegen mich verneigend, einige Schritte zurück. Ueberwältigt, theils durch die überraſchenden Aufſchlüſſe über meine Geburt, theils durch den ſeltſamen Empfang, empfahl ich mich mit einer Verbeugung, wie ſie nur ein König erwarten konnte, und kam aus einer Art von Betäubung erſt zu mir ſelbſt, als ich ſchon lange das Haus verlaſſen hatte.

Was biſt Du? Welch ein ſeltſamer Schwindel ergreift Dich, als wollte der ſichere Baum Deines Daſeins einſtürzen? Armſeliger, Namenloſer, der Du mit der Würde eines großen Namens prahlſt und bewußtlos ein Lügner wurdeſt, vor der Welt und vor Dir ſelbſt? So rief ich, und eine tiefe Beſchämung, ein Gefühl, als müßte ich über mein eigenes Daſein erröthen, trat mit furchtbarer Allgewalt hervor, mich zu vernichten. War es Bosheit von dem alten Sünder? und ein fernes Licht fing an zu dämmern in der tiefen Nacht meiner Verzweiflung. Freilich war es Bosheit, daß er Dir mittheilte, was Dir ewig verborgen bleiben ſollte. Aber bloße Bosheit, Lüge, um Dich zu bethören? Ach nein! dieſe kleine Hoffnung verſchwand, wie ich ſie zu betrachten anfing. War es Dir, ſeit Du über Dein eigenes Daſein nachzudenken anfingſt, nicht ein ſeltſames Räthſel, warum der Mann, der ſich Dein Vater nannte, über Deine Mutter, über ihre Herkunft, über ſein eignes Verhältniß zu ihr, ja über Deine Geburt einen dichten, undurchdringlichen, geheimnißvollen Schleier warf? Weißt Du doch nicht einmal, wo Du geboren biſt.

Ich hatte ſeit Jahren verſucht, alles Beunruhigende, welches dieſes ſeltſame Verhalten meines ſonſt ſo offenen, ſo freimüthigen Vaters enthielt, von mir zu entfernen. Aber tief im Innern wühlte die verborgene Wunde, die ſich jetzt furchtbar, gähnend eröffnete und mein edelſtes, wärmſtes Herzblut ausſtrömen ließ. So verſank ich in den tiefſten Trübſinn, und mein Freund, Jeder, der mich kannte, war über die furchtbare Gewalt, die ein Geſpräch von wenigen Minuten mit dem räthſelhaften Manne ausgeübt hatte, erſtaunt. Dieſes auffallende Ereigniß konnte nicht verborgen bleiben. Man erzählte ſich, wie ein junger, lebensluſtiger, fremder Mann den König Theodor, wie er allgemein genannt wurde, beſucht habe, wie dieſer ihn mit königlichem Anſehen empfangen, nach wenigen Augenblicken kalt entlaſſen, und wie der junge Mann ſeit der Zeit, blaß, entſtellt, wie verwandelt, von einem unbegreiflichen Trübſinne ergriffen wäre.

Einige Tage nach dieſem unſeligen Beſuche ſaß ich in tiefen ſchwermüthigen Gedanken allein auf meiner Stube, die ich ſelten verließ; da ging die Thüre ſchnell auf, und mit raſchen Schritten trat ein anſehnlicher, in einen großen blauen Mantel gehüllter Mann herein. Er warf den Mantel zurück, trat näher, und mit durchbohrenden Blicken betrachtete er mich. Etwas wahrhaft Vornehmes lag in den mächtigen Zügen, er ſchien eine lebendig gewordene antike Statue, und alles, was die Züge ſeines Geſichts Gebietendes hatten, wurde durch eine tief greifende Theilnahme gemildert.

Ja, Du biſt es, ſagte er, und faſt ſchien es mir, als befeuchtete eine Thräne ſein klares Auge; Du biſt Franzeſko Leith, nicht wahr?

Ich war erſtaunt, ja ich erröthete, wie ſeit der unglücklichen Entdeckung faſt immer, wenn mein Name genannt wurde. Ich wollte ihn fragen, wer er wäre; aber eine innere Angſt, eine Zaghaftigkeit, wie ich ſie nie gekannt hatte, ſchien mein Zunge zu lähmen. Er mochte meine Frage ahnen.

Ich heiße Baptiſto Sebaſtiani, ſagte er.

Sebaſtiani, rief ich, wie außer mir, Sie ſind, Du biſt derjenige, der bei dem Thurme mit meinem Vater, mit Julius Leith, den kühnen Kampf beſtand; der Mann, der mir als Muſter, als Vorbild vorſchwebte ſeit meiner früheſten Kindheit? O Sebaſtiani! — und es war mir, als wäre der vertrauteſte Freund, der einzige, dem ich mich ganz vertrauen könnte, eben in dieſem erſchütternden Augenblicke mir entgegen getreten, und jedes tief zehrende Gefühl wurde wach und ertönte in meinem Innern. O Sebaſtiani! rief ich und ſtürzte in ſeine Arme, und die lange verhaltenen Thränen ergoſſen ſich ſtromweiſe. Mein ganzes Daſein liegt zertrümmert vor mir, der Boden iſt unter meinen Füßen verſchwunden; ich habe keinen Namen, keinen Vater, keine Heimat.

Sebaſtiani war über das Ungeſtüm meiner Umarmung ſichtbar erſchrocken; als er meine Klagen hörte, drückte er mich noch inniger an ſeine Bruſt.

Armer Franzeſko, ſagte er mild, das war es alſo, was der Unſinnige Dir vertraute?

Es dauerte lange, ehe es ihm gelang, mich ſo weit zu bringen, daß ich ihn ruhig anhörte.

Was Julius von Kronfels Namen, ſagte er, auf Dich übertrug, war die heiligſte Verpflichtung, eingegangen in dem entſcheidenden Momente, als Deine Mutter verſchied. Du hältſt mich doch, Franzeſko, für einen Mann von unverfälſchtem Ehrgefühle, und ich ſchwöre Dir zu, Rechte, die ich erhalten hätte, wie Du die Rechte auf Deines Vaters Namen und Vermögen, würde ich unbedenklich als die meinigen behaupten.

Aber ſelbſt die Geſetze aller Länder würden ſie mir abſprechen, wandte ich ein.

Niemand weiß, daß Du nicht Julius von Kronfels Sohn biſt, nur dieſer Unſinnige, der, wie ich höre, eben geſtorben iſt, ich und zwei genaue Freunde Deines Vaters in Deutſchland. (Er meinte ohne Zweifel unſern jetzigen Wirth und den Arzt.) Er hat Dich für ſeinen Sohn erklärt, über ſein Vermögen hat nur er zu gebieten; oder glaubſt Du, daß ſeine Schweſter, daß Lögh Dir das Vermögen ſtreitig machen würden, daß ſie an Deiner Herkunft zweifeln?

Ich fühlte mich keineswegs überzeugt; aber, wie die Jugend einen ſchweren Kummer nie lange mit gleicher Stärke zu nähren vermag, minderte ſich auch der meine. Er führte mich wieder unter Menſchen und in ſein Haus. — Nachdem die franzöſiſchen Truppen Korſika verlaſſen hatten, war Hiazintos Sohn, Paſkal Paoli, nach Korſika gekommen, hatte den Krieg gegen die Genueſer fortgeſetzt und übte als Generaliſſimus die höchſte Gewalt aus. Die Engländer ſchienen, beſonders durch den König von Sardinien dazu aufgefordert, der korſiſchen Sache geneigt, und Sebaſtiani war nach London geſandt worden, um für die Inſel bei der Regierung thätig zu ſein. Er hatte ſeine Frau und ſeine Tochter mitgebracht.

Nichts iſt erwünſchter, behauptete er, als, daß der Menſch jede Gelegenheit benutzt, die ihm erlaubt, die engen Schranken der Gewöhnung zu durchbrechen, und die korſiſchen Frauen hängen, meinte er, faſt noch feſter an den Vorurtheilen des iſolirten Lebens der Inſelbewohner, als die Männer.

Thereſe — Franz ſchwieg.

Habe ich es errathen? ſagte Aamod und lächelte.

Was ſoll ich ſagen? Nichts iſt alberner, als weitläufig von ſeiner Liebe zu reden; am wenigſten ſoll man es wagen, wenn man ſich glücklich fühlt, denn beklagen kann man ſich ſchon eher. Sebaſtiani billigte unſere Neigung und wünſchte mich für ſein Vaterland in Thätigkeit zu ſetzen:

Geh erſt nach Deutſchland, da findeſt Du den trefflichſten König und Feldherrn des Jahrhunderts in einem großartigen Kampfe begriffen. In dieſem Kriege mag es Dir gelingen, Dich auszuzeichnen.

Sebaſtiani ſchrieb an meinen Vater, der ſich zu freuen ſchien, als er erfuhr, daß ich für eine Verbindung, eine Beſtimmung gewonnen wäre, die beide mit meiner Geburt und meiner Geſinnung übereinſtimmten. Leicht gelang es ihm, durch alte Freunde mir bedeutende Empfehlungen zu verſchaffen, und Felsberg, ein alter Freund und Verehrer meiner Tante, verſchaffte mir die Stelle, die ich noch bekleide. Obgleich mich nun die Liebe und das Kriegsglück begünſtigen, ſo gibt es doch Augenblicke, wo die unerwartete Entdeckung mich niederdrückt. Oft, wenn ich mich am Glücklichſten fühle, fahre ich plötzlich zuſammen; mein Gott, es iſt Dir ja ein großes Unglück begegnet, ruft es dann innerlich: und wenn ich mich beſinne, ſo iſt es dieſes. Bin ich nicht von Allem losgeriſſen? Im Süden geboren, durch den kalten, ſtarren Norden ſchon meiner urſprünglichen Heimat entfremdet, im Norden erzogen, durch die ſüdliche Gluth unfähig, dort zu leben. Wie deutlich fühlte ich, als ich Thereſe kennen lernte, daß meine erſte Leidenſchaft für Deine Julie ein Misverſtändniß war, durch Einſamkeit und gekränkte Eitelkeit genährt. Wie ich bin und mich erkenne, gehöre ich dem Norden nicht an. Aber wo gehöre ich hin? Heimatlos, vaterlos, namenlos werde ich nur durch Liebe und Ehre an die Erde gefeſſelt.

Aamod war über die Lage ſeines Freundes erfreut und geängſtigt, und ſuchte ihn zu beruhigen.

Wenige Menſchen werden, ſagte er, wie Du, ſo heiter von Liebe, Glück und Ruhm bei dem erſten Eintritt in das Leben begrüßt; und gewiß, der einſame Aufenthalt auf dieſem Schloſſe während Deiner Heilung hat am meiſten dazu beigetragen, die alten Grillen wieder hervorzurufen.

Ei freilich, rief Franz, Du haſt keinen Begriff von der Langenweile, die mich hier quält; nun Gottlob, die Zeit iſt bald vorüber; der Arzt meint, daß ich binnen kurzer Zeit meinen Dienſt wieder antreten kann.

Du haſt, ſagte Aamod, von der bedeutenden Erbſchaft, von den Verwandten, von der eigentlichen Abſicht Deiner Reiſe nichts erwähnt.

Nun, davon iſt wenig zu ſagen, erwiederte Franz. Die quaſi Verwandten habe ich gar nicht geſehen und habe auch nach dem, was ich von meiner Herkunft erfahren, wenig Luſt, ſie aufzuſuchen. Wie mir erzählt worden iſt, hätte der Name, den ich trage, mir leicht bei dem Könige ſchaden können, der dieſe Verwandten haßt; und was die Erbſchaft betrifft, habe ich wenig Tröſtliches erfahren, der Anwald in Dresden behauptet, daß der Prozeß immer unentſchieden bleiben müſſe, ſo lange die wichtigſten Papiere, die gleich, als die Sache eingeleitet wurde, auf eine unbegreifliche Weiſe verſchwunden ſind, nicht wieder aufgefunden werden.

Franz, rief Halfdan, und wenn nun dieſe Papiere in meinen Händen wären?

Franz erſtaunte, und Xamod erzählte, was wir ſchon wiſſen.

Nachdem er Paris verlaſſen hatte, hielt er ſich eine Zeit lang in der Schweiz auf, erneuerte ſeine Verbindungen mit den Gelehrten in verſchiedenen Gegenden von Deutſchland und ging nach Hamburg, um die wichtigen Papiere, die er in Paris gerettet hatte, ſicher hierher und durch den Obriſten in die Hände des Anwalds zu bringen. Schon vor ſeiner Ankunft hatte er erfahren, daß er Franz verwundet und ſeine Heilung abwartend bei dem Obriſten treffen würde.

Das war eine verdammte Fahrt, ſagte verdrießlich Franz, und warf ſich ermüdet in einer Ecke auf eine hölzerne Bank. Weiß Gott, wenn ich den Grund einſehen könnte, möchte ich glauben, daß der nichtswürdige Kutſcher ein gedungener Spitzbube wäre, der uns gefliſſentlich irregeführt hat. Nie war der Wagen auf dem richtigen Wege, aus einem Holze weg, querfeldein, durch Dick und Dünn nach einem andern, über Löcher, durch halbdurchbrochenes Eis, durch tiefen Schnee, mitten in den gebirgigen Wäldern ſind wir gefahren, um nach einer Fahrt von ſechs Stunden dieſes fatale Neſt zu erreichen, welches mir faſt wie eine Mördergrube vorkömmt.

Es iſt unangenehm, antwortete Aamod; aber dieſe Nacht wird doch hoffentlich ein Ende nehmen.

Zwei Bediente begleiteten die Reiſenden, der eine ein tüchtiger preußiſcher Soldat, der Franz während ſeiner Krankheit gepflegt hatte, der zweite ein derber norwegiſcher Bauer. Beide legten die Mantelſäcke hin und entfernten ſich.

Es war völlig dunkel, und nur ein einziges Talglicht brannte auf einem ſchmutzigen Leuchter, ſo daß die kahle Stube mit geſchwärzten Wänden, mit unreinlichen Betten, hölzernen Stühlen, Bänken und Tiſchen, nur trübe beleuchtet war.

Wie viel bequemer hätten wir die Reiſe nach Pirna, um den guten Lieutenant Felsberg zu beſuchen, von Dresden aus zurücklegen können, ſagte Franz, der ſeine Ungeduld nicht länger zu bekämpfen vermochte; dann ſäßen wir nicht hier, und ich muß mir's vorwerfen, daß ich Dich in dieſe unangenehme Lage gebracht. Wüßte ich nur, wo wir ſind; aus dem verdammten Kutſcher kann ich nicht klug werden. Es ſcheint mir faſt, als wollte er den Namen der Gegend, in welche er uns geführt hat, vor uns verbergen.

Wie kann ein Soldat, ſagte Xamod, der ſich auf ſo viele unangenehme Lagen bereiten muß, bei einer ſo kleinen Unannehmlichkeit ſo ungeduldig werden!

Indeſſen brachte ein Mädchen Eſſen; aber Alles war ſo unreinlich, daß den Fremden aller Appetit verging, das Mädchen konnte ſich nicht verſtändlich machen, ſie ſprach wendiſch, und als ſie den Wirth rieſen, um ſich nach der Gegend zu erkundigen, konnte auch dieſer kein Deutſch ſprechen oder ſtellte ſich wenigſtens ſo.

Wir dürfen nicht ſchlafen, ſagte Xamod, ich fange jetzt ſelbſt an zu glauben, daß man uns in eine Falle gelockt hat; wenn wir nur unſerer Bedienten habhaft werden könnten; aber die ſchlafen gewiß ſchon.

Sie glaubten eine Bewegung, als wenn mehrere Menſchen in das Haus träten, zu vernehmen, ja ſie hörten ein kurzes, ſchnell abgebrochenes Geſchrei; dann war Alles ruhig. Die Degen lagen entblößt neben ihnen, ſie ergriffen die geladenen Piſtolen: da öffnete ſich die Thüre; aber nur das Mädchen trat völlig unbefangen herein, und fing an den Tiſch abzuräumen und zwei Betten mit reinen Ueberzügen zu verſehen. Franz und Halfdan foppten ſich wechſelſeitig über ihre Furcht. Noch ein Mal trat das Mädchen an den Tiſch, um die letzten Teller wegzunehmen, da ſtieß ſie, wie zufällig, an den Leuchter. Er fiel, das einzige Licht war ausgelöſcht, ſie hörten, wie die dunkle Stube ſich mit Menſchen füllte, und ehe ſie ſich zu wehren vermochten, fanden ſie ſich überwältigt und entwaffnet. Man band ihnen die Hände auf den Rücken, und ſie wurden aus dem Hauſe hinaus durch die Wälder geſchleppt. Es war eine rauhe Gebirgsgegend, ſie mußten bald Berge erklettern, bald in tiefe Thäler hinabſteigen, durch fußhohen Schnee waten, immer von einer lärmenden Menge von Männern, die ſie in der Dunkelheit nicht erkennen konnten, umgeben. Von ihren Bedienten erfuhren ſie nichts, und man hielt Beide ſo weit von einander getrennt, daß jedes Geſpräch unmöglich war. Stunden lang ging es ſo fort, und die beiden Freunde wollten, durch die anſtrengende Fahrt ſchon erſchöpft, vor Müdigkeit hinſinken. Tritte von Pferden überzeugten ſie, daß ſie auch von Reitern begleitet wurden, und in der Dunkelheit glaubten ſie zwei Männer zu Pferde wahrzunehmen, die ſich beſtändig in der Nähe hielten und den übrigen zu gebieten ſchienen. Endlich wurden ſie angerufen, ein Wachtfeuer brannte, Soldaten waren um dieſes gelagert, und ſie ſahen nun, wie die beiden Reiter ſich der Wache näherten, die ſich auch gleich in Bewegung ſetzte. Die beiden Gefangenen wurden der Wache übergeben, und ſie konnten nicht mehr zweifeln, daß ſie in die Gewalt öſterreichiſcher Truppen gerathen waren. Ein Offizier kam und gab den Befehl, die beiden Gefangenen nach dem nächſten Dorfe zu bringen. Franz wüthete, Aamod wollte, als er den Offizier erblickte, ſprechen; aber dieſer unterbrach ihn: Wenn Sie Etwas zu ſagen haben, meine Herren, ſo reden Sie mit dem kommandirenden Offizier im nächſten Dorfe.

Als ſie dort ankamen, ſchlief dieſer. Sie wurden in eine dunkle Stube geſperrt, zwei Mann mit geſpannten Büchſen ſtellten ſich vor die Thüre, und ſie ſanken, Aamod unruhig, Franz voll Ingrimm, auf die hölzerne Bank, wo die große Ermüdung ſie trotz ihrer unbequemen und bedenklichen Lage bald einſchlummern ließ.

Nach einigen Stunden, als der Tag anfing, trat die Wache ein, um ſie zu dem kommandirenden Offizier im Dorfe zu führen. Hier fand Aamod mit Erſtaunen, ja mit Entſetzen Antonio Grimaldi und den Baron von Landau.

Was hat, ſagte Franz, indem er trotzig dem Offizier entgegentrat, Sie, meine Herren, Männer von Ehre, bewogen, nicht nach der Sitte des Krieges, ſondern nach Räuberweiſe durch verkleidete Menſchen nicht allein einen feindlichen Offizier, ſondern auch einen friedlichen Reiſenden aufzuheben.

Sie ſind, mein Herr, nicht als Offizier, dieſer nicht als ein friedlicher Reiſender, Sie ſind beide als Spione ergriffen worden, antwortete der Kommandirende.

Als Spione? rief Franz ergrimmt, wer wagt das zu behaupten? Kennen Sie das Kleid, was ich trage?

Sie müſſen ſich an dieſe Herren wenden, antwortete der Offizier, ich geſtehe, es ſcheint, als hätten ſie uns irre geführt; indeſſen habe ich ſtrenge Ordre, Sie beide gebunden in das Hauptquartier zu führen.

Da Sie, mein Herr, hier nicht nach Ihrer eigenen Ueberzeugung handeln dürfen, ſagte Aamod ruhig, würde jede Klage, jede Rechtfertigung hier unnöthig und unnütz erſcheinen, ich bin von dem Ehrgefühle der öſterreichiſchen Krieger zu ſehr überzeugt, als daß ich mich nicht freuen ſollte, zu erfahren, daß wir in ihre Hände und nicht, wie wir erſt glauben mußten, in die Gewalt von Räubern gerathen ſind. Hätte ich nur dieſe Beiden und ihre Spießgeſellen geſehen, dann würde ich das Rettungsloſe unſerer Lage wohl erkannt haben. Es iſt der Pariſer Polizei hinlänglich bekannt, daß dieſe Herren verſucht haben, mich meuchelmörderiſch zu überfallen.

Grimaldi und Landau lachten hämiſch, und verließen das Haus, um die Wagen zur Fortbringung der Gefangenen zu beſorgen.

Indeſſen hörte man plötzlich von den Grenzpoſten her Schüſſe fallen, und wie in einem Augenblicke waren alle Ausgänge des Dorfes von preußiſchen Reitern beſetzt. Der Offizier verließ voll Schrecken das Haus, die Gefangenen hörten, gebunden, wie ſie waren, in der verſchloſſenen Stube das hoffnungsvolle Gefecht — als plötzlich die Thüre von außen aufgeriegelt wurde, und Grimaldi wie ein Wüthender hereinſtürzte.

Ich muß ſterben, ſchrie er; aber mit Luſt ſterbe ich, denn Euch, Euch tödte ich zuerſt!

Schon ſchwebte das tödtende Schwert über Aamod, als Grimaldi, von hinten über den Kopf gehauen, blutend hinſtürzte. Der gewaltige Schlag zerſchmetterte den Schädel, und er ſtarb, ohne einen Laut hören zu laſſen. Der norwegiſche Bauer hatte ſeinen Herrn gerettet. Schnell wurden ſie von ihren Banden erlöſt, auf öſterreichiſche erbeutete Pferde geworfen, und man eilte über die Grenze, um in Sicherheit zu kommen, denn der Ueberfall ſetzte ſchon die umliegenden Truppen in Bewegung.

Sie erfuhren nun, daß die Bedienten, die, in dem Stallgebäude verborgen, von den Männern nicht entdeckt wurden, durch bedeutende Verſprechungen Bauern gewannen, die den Weg ausſpähten, den die Räuber nahmen, und ihnen Boten zuſchickten. So ſuchten ſie einen nahen preußiſchen Reiterpoſten auf, der eilig die Räuber verfolgte und glücklich überraſchte.

So war der letzte Verſuch der alten, unvertilgbaren Rache mislungen, und Grimaldi ſtarb an den Folgen ſeiner eigenen Wuth.

Landau wurde von den preußiſchen Truppen gefangen mitgenommen, und als die Freunde ſich in Stolpe zuerſt ruhig begrüßen konnten, wurden ſie durch dieſes gewaltſame Ereigniß gezwungen ſich zu trennen.

Franz mußte nach Preußen eilen, dort ſein Regiment zu ſuchen, und Aamod kam ruhig nach Kopenhagen. Hier fand er ſeine Julie, ihre Aeltern, den alten Leith. In Soröe lebte er, als glücklicher Ehemann, als Vater einer Tochter, hier wurde ſeine Amalie geboren. In der anmuthigen Gegend, wo ſchöne Seen von herrlichen Buchenwaldungen umkränzt ſind, hatte der berühmte Abſalon ſchon im zwölften Jahrhunderte einen wiſſenſchaftlichen Sitz gegründet; das Grab dieſes geiſtlichen Heros aus der blühendſten heiterſten Zeit der däniſchen Geſchichte bewahrt dieſer bezaubernde Hain. Hier wurde ſpäter eine Ritterakademie gegründet, und der berühmte Holberg hatte einen bedeutenden Theil ſeines großen Vermögens dieſer Stiftung geſchenkt. Zwar von den Adeligen wurde die Akademie nur wenig benutzt; aber die Stiftung verſchaffte vorzüglichen Geiſtern eine angenehme Muße. Schöning, Erikſen, Schytte, Sneedorf, Elias Schlegel lebten damals in Soröe, und in ſtiller Beſchäftigung der glückliche Aamod unter ihnen. Oft ſah man ihn in der Hauptſtadt, wo damals Cramer und Klopſtock lebten, wo das Edelſte, was Deutſchland beſaß, theils erzeugt, theils genoſſen wurde, und während der große Friedrich die Keime, die in ſeinem Vaterlande hoffnungsvoll ſich zeigten, verkannte, während Berlin ein Zufluchtsort für die franzöſiſchen Gelehrten wurde, bildete ſich durch den trefflichen Bernſtorf eine ſolche ruhige Stätte für deutſche Geiſter, die keine würdige Stellung in ihrem Vaterlande erlangen konnten, in Kopenhagen.

Indeſſen ſtarb Aamods Vater, Unglücksfälle hatten vor ſeinem Tode ſein Vermögen zerrüttet. Zwar war Julie durch den nun gewonnenen Prozeß reich; aber Aamod wollte ſich durch die Frau nicht ernähren laſſen, er wünſchte ohnehin eine beſtimmte Thätigkeit, und ſo fanden wir ihn, als Prediger in Tellemarken, glücklich, bis die Ereigniſſe, die wir kennen, ſeine und ſeiner Tochter Ruhe ſtörten. Der leidenſchaftliche Franz Leith mußte aber, von den Verwickelungen des geſchichtlichen Lebens ergriffen, den Becher äußerer und innerer Verirrungen bis auf den letzten Tropfen leeren.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Sechstes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Sechstes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Die Familien

Walſeth und Leith.

Ein Cyclus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Fünfter Band.

Dritte verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Walſeth und Leith,

die Söhne.

II.

Edward Walſeth zeigte ſchon ſeit mehreren Jahren keine Spur des früheren Trübſinns. Die Reiſen in Frankreich, England und zuletzt in Deutſchland, der wechſelnde Umgang mit den bedeutendſten Männern der Zeit hatten den finſtern Geiſt, der die früheſten Jahre ſeiner Kindheit und Jugend trübte, wie es ſchien, auf immer verſcheucht. Er hielt ſich damals in Dresden auf. Ein lieblicher Frühling ſchmückte Berge und Thäler, ein Blütenmeer färbte die Hügel und Höhen, und die majeſtätiſche Elbe bog um den ſchönen Wald, der an ihre Ufer herannaht, durchſchnitt die Stadt unter der prächtigen Brücke und floß ſtolz zwiſchen den blühenden Bergen fort. Alles lächelte ihm entgegen. Hier lernte er Kunſtſchätze kennen, die ihm die Freude, Italien nun auch bald kennen zu lernen, vergrößerten. Freunde, mit welchen er in andern Gegenden glückliche Tage verlebt hatte, fanden ſich hier wieder zuſammen, und heiter und freundlich genoß er dieſen Frühling der Kunſt, der Freundſchaft und der Natur.

Als er, ermüdet von den vielfachen Genüſſen, nach einer Reiſe von mehreren Tagen in ſeinen Gaſthof zurückkam, fand er einſt einen Brief. Oft, wenn Edward nach einem froh verlebten Tage ſich von ſeinen Freunden trennte und allein nach ſeiner Wohnung zurückging, ſchlich eine ſtille Angſt ſich in ſeine Seele, es war wie eine ferne dunkle Wolke, die gewitterſchwanger drohte, in den heitern Himmel hineinzubrechen. Dann war es ihm, als müßte irgend ein Unheil auf ihn lauern, das nun, wie er den Fuß in die einſame Wohnung ſetzte, plötzlich losbrechen würde. Nie, ſelbſt in ſeinen beſten, fröhlichſten Tagen, konnte er dieſes Gefühl ganz überwinden; je mehr ihn die Freude, das Glück des Lebens ergriffen hatte, deſto tiefer wühlte die Angſt in ſeinem Innern, und wenn er länger abweſend geweſen war, ſteigerte ſie ſich zur wahren Qual. Ja, wenn er nun auch zurückkehrend nichts fand, was ihn ängſtigen konnte, vermochte er dennoch oft nicht das innere Beben zu unterdrücken. Es war, als wenn eine feurige Zunge aus dem nächtlichen Abgrunde, der ſeine Kindheit, ſeine Jugend zu verſchlingen ſuchte, noch ſein Weſen verhängnißvoll drohend durchzuckte. Auch jetzt quälte ihn dieſes angſtvolle Beben, und als ihm der Brief der Mutter gereicht wurde, zitterten ihm die Hände.

„Lieber Sohn! ſchrieb ihm die Mutter, die Kränklichkeit Deines Vaters hat eine gefährliche Wendung genommen. Ich darf Dir es nicht verhehlen, die Aerzte zweifeln an ſeinem Aufkommen. Er wünſcht Dich noch zu ſehen, und wir bitten Gott, daß er ſein Leben erhalte, bis Du zurückkömmſt.“ Sie ſchilderte darauf ihren Kummer mit lebendigen Zügen, ſuchte den Sohn zu tröſten, weil ſie, wie ſie ihn kannte, den Eindruck, den dieſe Nachricht auf ſein reizbares Gemüth machen könnte, fürchtete, und bat ihn noch, bei der eiligen Rückreiſe doch ja an ſeine eigene Geſundheit zu denken.

Poſtpferde! rief Edward, und noch war keine Stunde verfloſſen, als er in dem Wagen ſaß und ſeiner weit entfernten Heimat zueilte. Unter den ſchwarzen Träumen, die ihn früher verfolgt hatten, war einer der grauenhafteſten der, daß ſein Vater ermordet worden wäre, ja, daß er ihn ermordet habe. Nun hatte er die Nachricht von ſeinem wahrſcheinlichen Tode durch Krankheit an einem weit entfernten Orte erhalten; aber die düſtere Phantaſie verirrte ſich in den alten Wahn, und es war, als wären die Tage der Freude, des Genuſſes nur eine dünne Decke, welche die Nacht ſeines innern zerrütteten Weſens nur leicht verhüllte, und die wie eine vorübergehende Täuſchung jetzt plötzlich zerriſſe, daß er das Grauen ſeines Innerſten als die eigentliche Wahrheit ergreifen ſollte. Dennoch ſuchte er ſich zu retten, er rang in ängſtlichem Gebete.

Entferne Dich, furchtbarer Geiſt, laß mich los; warum greifſt Du nach mir? Ich gehöre Dir nicht zu, rief er; und ſo kämpfend, ringend, oft, doch nur für Augenblicke, unterliegend, eilte er Tag und Nacht, ruhe- und raſtlos, durch Deutſchland, Dänemark, Schweden, Norwegen. Kaum nahm er in Eile die nothwendigſte Nahrung, kaum ſchlummerte er unruhig wenige Stunden, und jede Ermüdung ſchien, auf eine unbegreifliche Weiſe, ſich von ihm fern zu halten.

In wenigen Wochen hatte er den langen Weg zurückgelegt, und Drontheim lag vor ihm. Eine furchtbare Unruhe ergriff ihn, als der Wagen an der Häuſerreihe, die offen ſteht nach den Bergen zu, daß man die Feſtung Munkholmen auf den Felſen erblickt, rollend vorbeifuhr. Zu dieſer gehörte das älterliche Haus. Er ſtieg bebend ab. Alles im Hauſe war ſtill, Niemand trat ihm entgegen, und ein tiefes Grauen, als müßte nun etwas Entſetzliches ſich aufthun und ihn verſchlingen, hemmte ihm den Athem. Er wagte kaum die Thüre zu öffnen. Ein Mädchen empfing ihn mit verweinten Augen und ſah ihn fremd an.

Iſt mein Vater geſtorben? rief mit angſtvoller Stimme Edward dem Mädchen zu.

Ach Gott, antwortete ſie weinend, ſind Sie der Sohn, den die Aeltern ſo ſehnlich erwartet haben? Wie ſind Sie zu einer unglücklichen Stunde gekommen! Der Vater iſt ſchon begraben, und nun iſt ja auch ſeit wenigen Stunden die Mutter geſtorben.

Edward ſtarrte die Magd an, ſprach aber kein Wort. Rechts an dem Flur lag die ihm wohlbekannte Thüre, die zu der Wohnſtube ſeiner Aeltern führte.

Mein Gott, gehen Sie da nicht hinein! rief ihm das Mädchen ängſtlich nach.

Aber er hörte es nicht, er ſchritt ſtillſchweigend in die Stube hinein. Hier ſtand ein Bette, und er entdeckte die Leiche der Mutter. Sie lag noch auf dem Krankenlager, die Augen waren ihr zugedrückt, die Hände gefaltet. Er ſtürzte wie beſinnungslos auf ſie zu, umarmte ſie mit wahnſinniger Heftigkeit und bedeckte die blauen, verſchloſſenen Lippen mit Küſſen. Dann richtete er ſich heftig empor, die Augen rollten wild, die Haare ſträubten ſich, ein tiefes Entſetzen ſprach aus allen ſeinen Zügen.

Mutter, rief er, Mutter, ich wollte Dich ja nur umarmen; ſprich doch, warum willſt Du Deinen Sohn nicht begrüßen? — Du biſt todt? — Ich Wahnſinniger, ich habe die kranke Mutter überfallen, ich habe ſie getödtet, ſie iſt an meiner krampfhaften Umarmung geſtorben. So — ſo iſt denn doch wirklich geworden, was mir drohend entgegen trat von meiner Wiege an, was das wilde Auge des Säuglings, was die furchtbaren Träume des Kindes weiſſagten. Muttermörder — Oho! Nun greift kein böſer Geiſt nach mir — ich bin es ſelbſt, aus dem Abgrunde aufgeſtiegen, ein Wechſelbalg, der die fromme Frau als Kind täuſchte, der ſich als Jüngling entfernte, daß ſie der ſchönen mütterlichen Freude der Umarmung nach langer Trennung entgegenſehen ſollte. Dieſen Augenblick wählte ich — um ſie zu ermorden. —

Er durchſchritt wüthend die Stube, er ſchrie, wälzte ſich auf der Erde, zerriß die Kleider.

Indeſſen hatte die Magd der älteſten, lange verheiratheten Halbſchweſter, (denn Edwards Mutter war Walſeths zweite Frau) der Madame Kittel, die Ankunft des Bruders angeſagt. Sie hatte ſich eben von der Leiche entfernt und ſaß in tiefer Trauer in ihrer einſamen Kammer.

Unglückliche! rief ſie, als die Magd ihr erzählte, daß ſie dem Bruder den Tod beider Aeltern bekannt gemacht habe, und daß ſie ihn nicht habe verhindern können, in die Stube hineinzugehen, wo die Leiche ſtünde.

— Unglückliche, rief ſie, und alles Unheil ahnend eilte ſie voll Entſetzen, um den Bruder zu ſuchen. Furchtbar tobend fand ſie ihn, und ſein früherer Wahn, ſeine jetzigen Ausrufungen entdeckten ihr leicht, was ihn zerſtörte.

Die lange Anſtrengung auf der Reiſe, die gewaltſame Anſpannung aller Empfindungen bis zur höchſten Wuth hatten alle ſeine Kräfte gelähmt, und er ſank in völliger Erſchöpfung hin, wie in eine tiefe Ohnmacht. Er hatte die Schweſter nicht gekannt, die, durch den Zuſtand, in welchem ſie den Bruder fand, in Schrecken verſetzt, mit furchtbarer Scheu ſich entfernt hielt. Als ſie ihn aber hinſinken ſah, eilte ſie hinzu, er ſank auf einen Stuhl, und ſie ſaß händeringend neben ihm. — Meinen Vater begrub ich vor einigen Tagen, meine Mutter liegt dort todt, und nach Jahre langer Trennung finde ich den Bruder wahnſinnig! Wie ſoll ich dieſen Jammer ertragen, ſchluchzte ſie, und das Unheil, welches ſo plötzlich auf ſie losbrach, wollte ſie zu Boden drücken. Da regte ſich der Bruder. — Sie war von Natur emſig, wo irgend eine Noth ſich zeigte, thätig, helfend und muthig. — Alle Scheu vor dem Bruder, den ſie innig liebte, war verſchwunden.

Lieber Edward, ſagte ſie, Du kennſt mich doch noch, Deine Sophie kennſt Du doch?

Edward ſchlug matt die Augen auf, und als er die Schweſter, deren Gegenwart er nicht erwartete, erkannte, als er, nachdem er ſo lange einſam, von den finſtern Gedanken gequält geweſen war, ſich in der Nähe einer theuern, lieben Schweſter ſah, da war es ihm, als ſähe er den finſtern Geiſt den Rücken kehren und in der grenzenloſen Oede ſich entfernen. Wo bin ich? ſagte er und ſchaute furchtſam um ſich. Die Schweſter hatte beſonnen ihn ſo geſetzt, daß er die Leiche nicht erblicken konnte; — Wo bin ich? Biſt Du das, liebe, liebe Schweſter? Wie lange haben wir uns nicht geſehen? — Aber wie iſt mir. Es iſt mir etwas Entſetzliches begegnet. Noch ſpüre ich das Grauen, obgleich ich mich nicht auf das Unglück beſinnen kann. — Ach! ja wohl, Deine Mutter ward ja, noch ehe der Vater ſtarb, auch krank; ſie ſehnte ſich ſo innig nach Deiner Ankunft; aber ſo ſtarb ſie in meinen Armen. —

Schon fing das Entſetzen an ſich in ſeinen Zügen abzuprägen; da ſie aber die Art ſeines Wahnes kannte, ſo fing ſie mit großer Herzlichkeit und recht ausführlich an, die letzten Stunden der ſterbenden Mutter zu ſchildern. Viele kleine Züge wurden ausgemalt, damit ſie ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zögen; die allmälige Annäherung des Todes, die Geduld, die ruhige Ergebung, mit welcher ſie ſtarb, ihre freudige Hoffnung im Tode, und wie ſie mit ſchöner Entſagung auch die Hoffnung, den Sohn zu ſehen, aufgab, Alles erzählte ſie ſo allmälig ſteigernd, daß der Arme, Gequälte die Erzählung mit immer vermehrter Theilnahme verfolgte, zwar betrübt, aber dennoch ſeltſam erleichtert, als fühlte er, daß dieſe Erzählung ihn von irgend einer andern, weit furchtbareren Vorſtellung befreite. Die Angſt, die Liebe hatten die kunſtloſe Frau in eine wahre Dichterin verwandelt. Ihre Darſtellung war in der Art, wie die kleinen Züge wechſelten, in der Anordnung und allmäligen Steigerung wahrhaft kunſtreich. So gewiß iſt es, daß die wahre Dichtkunſt nichts iſt, als die innerſte Wahrheit des lebendigſten Daſeins.

Während ſie ſprach, horchte Edward mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Der natürliche, aber geordnete Schmerz über den Verluſt der Aeltern nahm immer mehr überhand; nur wie ein drohender finſterer Hintergrund erſchien ihm der vergangene Traum, und indem er mit wehmüthigem Kummer an allen einzelnen Zügen der Erzählung hing, indem er die Kunſt der ſonſt ſo einfachen Frau bewundern mußte, durchſchaute er mit zwar ſtillem, wie zurückgedrängtem, doch deßwegen nicht weniger ſicherem Bewußtſein ihre Abſicht. Die ängſtliche Haſt, mit welcher ſie die Züge zu einer neuen Scene ſammelte und ihm vorhielt, wenn eine Art von Schluß eine, wenn auch noch ſo kurze, Unterbrechung befürchten ließ, zeigte ihm die Gewalt der Furcht, wie ihre ſorgende Liebe. Dieſe Schweſter eben war es, die mit der größten Geduld ihn begleitet, gepflegt, getröſtet hatte in den frühern trüben Jahren. Er verſetzte ſich in ihre Lage, er dachte ſich die Maſſe von Unglücksfällen, die ſich über das arme, liebende Gemüth gewälzt hatten, bis zu dieſem Augenblicke, wo ſie ihn wahnſinnig wiederſah, und es ſchien ihm, als wenn ſeine eigene innere Laſt gering wäre, verglichen mit dem grundloſen Weh, welches hier eine ſtille und leidende weibliche Seele ergriffen hatte, die es dennoch mit Stärke und Muth ertrug. Selbſt der ſchwermüthigſte Menſch geht der Rettung entgegen, wenn er ſich theilnehmend in fremden Schmerz verſenken kann; das Hineinwühlen in ſich ſelbſt mit ſelbſtſüchtigem Grauen, die ſich ſelbſt quälende, ſich ſelbſt durch geſteigerte Verzärtelung ſchwächende, entkräftende Sorge, die Maſſe der thörichten Ueberlegungen, in welche man ſich immer tiefer und tiefer verwickelt, tritt dann zurück, und aus dem mephitiſchen, verpeſtenden Dufte der verſchloſſenen Selbſtſucht befreit, athmet das entfeſſelte Gemüth reiner, friſcher in der heitern, geſunden Luft der Theilnahme, der Liebe. Zwar drohte der finſtere Wahn, der wie zornig zurückgewieſen und in den innerſten Tiefen ſeines Weſens gefeſſelt, unwillig die Ketten ſchüttelte; aber die ſchweſterliche Liebe ſtand, ein ſchützender Engel, an ſeiner Seite, und ſo lange ſie um ihn war, ſchien er völlig ſicher. Auch verließ ſie ihn ſelten, und beſonders rührend erſchien ihre Sorfalt, wenn Bekannte, wenn Freunde aus der Stadt kamen, wenn dann die Theilnahme alle Wunden der Erinnerung wieder öffnete und ſie es verſtand, dem ſtummen, ſtarren Kummer des Bruders Worte zu leihen, daß er wie flüſſig wurde, und ſich in Thränen und Klagen ergoß.

So erkannte er ſeinen Wahnſinn, begann ſich in ſich ſelbſt zu faſſen und fühlte den Schmerz über den Verluſt der Aeltern mit jener ſtillen Wehmuth, die für Troſt empfänglich, den ſchönſten durch gläubige Andacht erhält. Die Mutter ward beerdigt, er beſuchte das Grab des Vaters, er beſorgte mit Aufmerkſamkeit die dringendſten Geſchäfte, ja die Schweſter, die, klar, beſonnen, eben, wo eine unvermeidliche Gefahr drohte am meiſten zur Thätigkeit geſpornt ſich fühlte, wußte es ſo einzurichten, daß Manches ihm überlaſſen blieb, als hätte ſie ſich ohne ſeine Hülfe nicht zu rathen gewußt, als müßte ſie in ihrer verlaſſenen Lage in ihm eine Stütze ſuchen.

Wie wäre ich, ſagte ſie dann, verlaſſen und unglücklich, wenn Du, lieber Bruder, mir nicht erſchienen wäreſt; wie muß ich Gott danken, daß er mir dieſe Hülfe ſandte, als ſie mir ſo nothwendig war, und wie getroſt kann ich es wagen, Dir ſo viele unangenehme Geſchäfte, ſo manche drückende Sorge aufzuladen, da ich weiß, daß Deine Liebe ſie gern trägt.

Edward war auf dieſe Weiſe beſtändig beſchäftigt, ja mit einer ängſtlichen Sorgfalt überließ er ſich der Anordnung der dringendſten Geſchäfte und fühlte ſich immer mehr erleichtert. Wenn bei der erwachenden Theilnahme für fremdes Leid die düſtern Wolken des innern Grames ſich zu vertheilen anfangen: ſo zerſtreuen ſie ſich ganz, wenn man mit liebender Sorgfalt für Andere thätig iſt, während die Trägheit, die alle Sorge auf Andere wälzt, und ſich unthätig tragen und pflegen läßt, alle wüſten Geiſter aufruft, daß ſie uns verlocken und feſthalten.

Als ſo einige Wochen vergangen waren, fand die Schweſter es nothwendig, daß Edward Drontheim verließe. Er ſelbſt ſah die Nothwendigkeit ein und riß ſich mit innerer Angſt von ihr los. Er ſollte nach Kopenhagen reiſen, aber zuerſt in Bergen einen Verwandten aufſuchen. Während der Seereiſe, die kurz war und glücklich von Statten ging, mußte er Familienpapiere durchſehen und Manches zur Durchſicht für den Verwandten anordnen, und die Freude, die eine ſolche Reiſe längs der ſeltſam gebildeten Weſtküſte von Norwegen in der ſchönſten Jahreszeit ihm gewährte, und die er ſo lange nicht genoſſen hatte, die Eile, mit welcher die Segel, von günſtigem Winde angeſchwellt, das Schiff wie tanzend auf den Wellen forttrugen, ergötzte ihn, daß er, obgleich von der Schweſter getrennt, ſich erleichtert fühlte.

In Bergen in Norwegen liegt auf einem Platze ein anſehnliches Haus, das ſchon, als noch faſt alle übrigen Häuſer der Stadt, wenn auch ſchön, doch von Holz gebaut waren, aus dicken, feſten Mauern beſtand. Eine hohe Treppe führt zum mittleren Theile des Gebäudes zwiſchen zwei Flügeln, und man tritt auf einen großen Flur. Links findet man in dem einen Flügel unten einen Saal und eine große Stube, deren Fenſter ſich nach einem einſamen, mit vielen Bäumen und Gebüſchen bewachſenen Garten öffnen. Dieſe Stube iſt ſehr hoch, denn das untere, nur durch ein niedriges Erdgeſchoß erhöhte Stockwerk iſt das größte, und es hat etwas Einſames, ja Finſteres, weil der Garten nach einem tief zwiſchen den Bergen einſchneidenden, die Stadt gegen Süden ganz umgebenden, ſchmalen Theile des Meerbuſens hinunterführt. Die kahlen Felſen, zwiſchen welchen die Stadt eingeklemmt liegt, zeigen ſich auf beiden Seiten des Waſſers, und durch die Bäume blicken nur die hintern Seiten einiger Häuſer hervor.

Hier ſchritt Edward Walſeth allein unruhig auf und ab. Die Schritte hallten wieder in der ſtillen hohen Stube, in dem ganzen großen Gebäude war ſonſt kein Menſch. Es war ſpät und die beiden Lichter erhellten nur trübe das einſame Zimmer.

Walſeths Verwandter in Bergen war der erſte Beamte der Provinz (der Stiftsamtmann und bewohnte als ſolcher das große Gebäude. Er erwartete Edward, aber eine nothwendige Reiſe forderte eben um dieſe Zeit ſeine und ſeiner Familie Abweſenheit. Zwar hofften ſie bei deſſen Ankunft wieder in Bergen zu ſein; aber dennoch hatten ſie alle Vorkehrungen zu ſeinem Empfange ſelbſt während ihrer Abweſenheit getroffen. Edwards Reiſe war ungewöhnlich kurz. Die Bedienten, ein alter Verwalter des Hausweſens, kamen ihm entgegen, und als er in das düſtere Gebäude trat, als nach einigen Stunden der Verwalter mit den Bedienten ſich in die hinteren Gebäude zurückgezogen, blieb er in jener einſamen Stube in dem weitläufigen, öden Gebäude allein, und nur ein großer Hund ging, das Haus bewachend, auf dem Flure knurrend hin und her.

So ſinden wir Edward in der ſpäten Abendſtunde unruhig auf und abſchreitend. Alle innere Ruhe, die er bis jetzt empfunden, war nur Folge der äußeren Beſchäftigung, die einen beſtändigen, ängſtlichen Kampf unterſtützen ſollte. Jetzt, als er ſich in dem ſtillen, verlaſſenen Hauſe allein befand, als ihm die bekannten freundlichen Verwandten nicht entgegen traten, deren theilnehmenden Gruß und herzliche Umarmung er ſchon in der Erwartung genoſſen hatte, ehe er das Haus betrat, war es ihm, als ſingen nun alle die Feſſeln, die den mächtigen Geiſt in ihm feſthielten, plötzlich an zu klirren; da regte ſich die dunkle Geſtalt, ſchüttelte die Ketten, warf voll Ingrimm die feurigen, zornigen Augen hin und her, und richtete ſich in die Höhe, und wuchs immer mehr, bis zur rieſenhaften Größe, die ſchwarzen Haare ſielen wie Schlangen herunter, die Locken richteten ſich wie Schlangenköpfe in die Höhe und ſpielten ziſchend mit den langen Zungen, nächtliche Flügel breiteten ſich aus, und drohend dröhnte ein furchtbares Geſchrei, halb wie ein Hohnlachen, halb wie eine Herausforderung, durch die ſtille Stube.

Edward lag, noch angezogen, auf das Bette hingeſtreckt.

Habe ich geſchrieen? ſagte er und blickte ängſtlich um ſich, und bewegte die Hände, als wollte er die drohende Gewalt des Geiſtes von ſich abwehren. Da trat die Geſtalt des blutenden Vaters wieder hervor, er ſah die Mutter ſich krampfhaft winden, während er ſie mit wüthender Gewalt umklammerte, bis ſie entſeelt dahin ſank. Es war ihm, als ſchritten mehrere Geiſter, die in verzerrter Geſtalt ſich nach allen Richtungen dehnten und zuſammenzögen, durch die Stube, indem ſie in ſchneller Bewegung ſich durchkreuzten; es ſchien, als flögen feurige Funken von den Lichtern aus, und als fielen ſie zwiſchen die gelblich grauen Geſpenſter, die ſich grinſend begrüßten, als erhöbe ſich ein ſtinkender Dampf, der ihn zu erſticken drohte. Er riß ſich gewaltſam in die Höhe, eilte nach dem Fenſter hin, um ſich durch einen Blick in die freie Luft zu retten. Es war Mondſchein, die Wolken jagten ſich unruhig am Himmel, die ſchwarzen Felſen ſtarrten in der ungewiſſen Ferne, die Wellen ſchlugen an das ſtille Ufer. Da war es ihm, als erhöbe ſich das unendliche, tiefe Weh des ganzen menſchlichen Daſeins, als bildete es ſich, faßte ſich, daß es eine Geſtalt gewänne, in ſeiner Bruſt, als breitete es ſich von da nächtlich über die ganze Natur, als geſtalteten ſich die düſtern Träume wie Wolken, die ſich jagten und ſich in dem blaſſen Monde wie in einem halb ermatteten Bewußtſein ſpiegelten; während alles lebendige Gefühl als dunkles Kahles Gebirg erſtarrte, und eine herzzerreißende Wehklage, nicht wie ein Geſchrei, vielmehr wie ein ſtilles Schluchzen, aber wie tödtend, aus der innerſten Tiefe der Seele und den verborgenſten Gründen der Natur hervortönte; und es brauſte vor ſeinen Ohren, als flögen die Geiſter, die ihn umringten, aus dem geöffneten Fenſter, als eilten ſie den fliegenden Wolken, den dunkeln Bergen und den ſchluchzenden Wellen wie ihrer Heimat zu.

Da ſtrömten die Thränen, eine unendliche Wehmuth ergriff ihn, er hatte ſich wie aus einem wilden Traume wieder gefunden, und wie getröſtet, aber mit dem Gefühle der furchtbarſten Einſamkeit, als wäre Alles todt und er allein und verlaſſen in der verödeten Welt, ſchlummerte er ein.

Im Schlafe ſchien es ihm, als hörte er eine klagende Stimme, ſie klang ſeltſam in ſeine Träume hinein, aber immer lauter, immer vernehmlicher. Er erwachte, rieb ſich die Augen, blickte in der Stube herum, die hell von dem Monde erleuchtet war. Noch immer hörte er die Stimme. Er horchte genau, ſie tönte aus dem Garten, dicht unter ſeinem Fenſter, er unterſchied die italieniſchen Worte, er erkannte die Begleitung der Guitarre. Es war ein ſeltſames Klagelied in einer fremdartigen Mundart; die lang anhaltenden, einfachen Töne ſchwebten wie geheime Seufzer über dem Grün der Gebüſche, und das Saitenſpiel zitterte wie das laut gewordene Beben des Herzens durch die Luft. Immer genauer horchte er.

Iſt es wieder Deine Welt, die ſich regt? Wann haben die Geiſter, die Dich verfolgten, ſich in ſo weichen, lindernden Tönen vernehmen laſſen? Nein, dieſer Ton klingt nicht aus dem Abgrunde Deiner Seele, um die Welt zerreißend zu durchzittern, er kömmt, Dich freundlich grüßend, von dieſer Welt, die ſich ſonſt vor Dir zurückzieht.

Er ſprang auf, eilte nach dem Fenſter und öffnete es. Nach dieſer Bewegung verſtummte der Geſang. Er ſah eine ſchlanke, weiße Geſtalt mit langen fliegenden Haaren, die ſich plötzlich erhob und mit einem kurz abgebrochenen, halblauten Angſtgeſchrei ſchnell in das dichte Gebüſch verlor. — Sinnend ſah er der verſchwundenen Geſtalt nach, aber vergebens, nichts rührte ſich, nur die Wellen tönten aus der Ferne, das Gebirge lag ſtumm vor ihm, und die Wolken zogen ſchnell dahin. Eine unbeſchreibliche Ermüdung überwältigte ihn, und halb träumend von der Erſcheinung, die ihn noch immer umgaukelte, innerlich bewegt, ſank er bald wieder in tiefen Schlaf.

Da klang es abermals um ihn her, und immer ſtärker hörte er den Geſang und die Begleitung der Guitarre, wild und ungeſtümer tönte die Klage, die Töne jagten ſich, wie die Wolken. Er eilte wieder nach dem Fenſter, ſah noch ein Mal die Geſtalt ſich erheben und plötzlich zwiſchen den Gebüſchen verſchwinden. Für ihn, der fortdauernd von innern grauenhaften Erſcheinungen verfolgt wurde, war dieſe eine Wohlthat, ſie rief ihn gewaltſam aus ſeinem innern Brüten heraus, ſie feſſelte ſeine ganze Seele, und um deſto ſicherer, deſto feſter, je näher ſie ſeinen finſtern Traumbildern verwandt war.

Nachdenklich ſtarrte er abermals nach den Bergen, horchte auf die Wellen, betrachtete die Wolken, und erſchienen ihm das erſte Mal die Seufzer durch den fernen Wellenſchlag fortgeſetzt, ſo war es ihm jetzt, als hätte die ungeſtüme Klage des verſtummten Liedes ihre Stätte in den unruhigen Wolken gefunden, die ſich drängten und den Mond für Augenblicke verfinſterten.

Doch auch dieſes Mal ergriff ihn der Schlaf von Neuem, er glaubte ſich wie von einem ſeltſamen Traume feſtgehalten und hatte das angenehme Gefühl, welches uns durchdringt, wenn wir uns aus einem klaren Traume herausarbeiten, der deutlich in das erwachende Bewußtſein übergeht, aber uns wieder mit ſeinem unnennbaren Zauber umfängt.

Und zum dritten Male erwachte er durch den Klang des Geſanges. Jetzt tönte er wie ein furchtbar ſchwerer Kummer, der ſich bleibend in der Seele niedergelaſſen hat, ſie nie zu verlaſſen, wie eine drückende Laſt, die ſich auf uns gewälzt hat und jeden Widerſtand vernichtet.

Ich will mich ſtill hinſchleichen, ſagte er, ich will das Fenſter leiſe öffnen, es muß mir doch gelingen, die ſeltſame Sängerin zu überraſchen.

Er that es. Als er hinausblickte, ſah er ſie dicht unter ſeinem Fenſter ſitzen, er ſah, wie die Guitarre in ihrem Schooße ruhte, wie die langen geringelten Haare wild über das Antlitz fielen. Noch ſang ſie, noch tönte die ſchwere Klage wie eine furchtbare Hingebung, die ſich nicht zu retten vermag, die ermattet hinſinkt und jeden Widerſtand aufgibt, und ſchienen ihm die Wellen das erſte Mal die Seufzer der Wehmuth, wie ſie aus dem Geſange hervortönte, fortzuſetzen, ſchienen die unruhigen Klänge der wildern Klage ſich das zweite Mal in den fliegenden Wolken zu geſtalten: ſo war es ihm jetzt, als erſtarrten die härtern des unüberwindlichen Schmerzes in den fernen finſtern Gebirgen, als ſie inne hielt. Denn, ſo leiſe er auch herangeſchlichen war, ſo vorſichtig und ſtill er auch das Fenſter geöffnet hatte, ſo ſchien ſie doch wie durch einen Inſtinkt von ſeiner Nähe unterrichtet. Sie nahm die Guitarre in die Hand, der Geſang hörte auf, ſie ſchüttelte die langen Locken aus dem Geſichte, wandte ſich nach dem Fenſter hin, und ein blaſſes weibliches Antlitz ſchaute, von dem Monde ſeltſam beleuchtet, ihn einen Augenblick mit großen ſchwarzen, trüben Augen an. Er ſprang, entſchloſſen, ſich der räthſelhaften Geſtalt zu nähern, aus dem Fenſter. Es war kein ſehr hoher Sprung; als er aber in dem Garten war, fand er ſie nicht mehr. Er durchſtrich das Gebüſch in allen Richtungen; vergebens. Zuweilen ſchimmerte das weiße Kleid durch die dichten Zweige; aber wenn er näher trat, entdeckte er nichts. Faſt eine Stunde ging er ſo hin und her, und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, ſie zu finden; allein ſie war verſchwunden. Ermüdet ſtieg er wieder durch das Fenſter in die Stube, und was einen Andern unruhig aufgeregt hätte, wirkte mit ſtiller Beruhigung auf ihn, obgleich ſeine Begierde, dieſe Geſtalt näher kennen zu lernen, immer ſtärker wurde. So legte er ſich zum dritten Male hin und erwachte ſpät am andern Tage, durch einen langen, feſten Morgenſchlaf wunderbar geſtärkt.

Er hörte im Hauſe eine lebendige Bewegung und erfuhr bald, daß der Herr des Hauſes mit ſeiner Familie zurückgekommen ſei. Sie hatten die ſchöne Nacht zu einer kleinen Seereiſe von einer ſüdlichen Inſel benutzt, und da das bequem eingerichtete Fahrzeug ihnen nächtliches Ausruhen verſchaffte, waren ſie keinesweges erſchöpft. Walſeth fand ſich durch die Geſellſchaft vorzüglich geſtärkt; als die erſten trüben Stunden, die der Erinnerung ſeiner verſtorbenen Eltern geweiht wurden, verſchwunden waren, ſchien er ſogar erheitert, und ſeine Verwandten, die ſo manches Beſorgliche von ihm vernommen hatten, freuten ſich über eine Stimmung, die ſie nicht hatten erwarten dürfen.

Walſeth nahm nun die erſte Gelegenheit wahr, ſeine ſeltſame nächtliche Erſcheinung zu erzählen, er verheimlichte nicht, daß ſie ihn aus einem großen Trübſinn geriſſen, ihn wunderbar ergriffen habe, und er hoffte, durch ſeine Verwandten irgend einen Aufſchluß zu erhalten. Dieſe ſchienen, als er zu erzählen anfing, erſchrocken; als ſie aber vernahmen, daß das nächtliche Ereigniß keine gefährlichen Folgen für Edward gehabt hatte, beruhigten ſie ſich, und der Wirth des Hauſes erzählte, wie im Frühlinge (der Herbſt nahte, als Edward nach Bergen kam) ein Schiff angekommen wäre, aus welchem ein alter Italiener mit einer nicht mehr jungen Frau ausſtiegen. Dieſer führte eine nicht unbedeutende Geldſumme mit ſich, kaufte ſich ein kleines Haus und pflegte die Frau, die an einem ſtillen Wahnſinne zu leiden ſchien. Das Haus iſt unter dem Namen des alten Mannes eingetragen; aber man zweifelt, daß dieſer angegebene ſein wirklicher Name iſt, und es ſcheint der alte Bediente der Frau zu ſein. Er hat eine ältliche Magd angenommen, die Alles im Hauſe und für die Frau beſorgt, was er nicht beſorgen kann, und dieſe kennt ihre Herrſchaft ſo wenig, wie die übrigen Einwohner der Stadt, ja kann nicht einmal mit ihr ſprechen. Nur einzelne Worte unſerer Sprache hat der alte Mann ſich behalten, um dürftig der Magd die nothwendigſten Aufträge zu geben. Mit der Frau kann ſie ſich nur durch Zeichen verſtändigen, aber deſſenungeachtet liebt dieſe Magd ihre Frau bis zur Anbetung, hat ihr alle Bedürfniſſe abgemerkt, pflegt und bewacht ſie mit der rührendſten Sorgfalt. Die drei Bewohner des Hauſes gehen mit keinem Menſchen um, ſelbſt die alte Magd hat ſich von allem Umgange zurückgezogen und ſcheint ihre eigene Sprache verlernt zu haben, ohne eine andere zu verſtehen oder ſprechen zu können. Daß dieſe ſeltſamen Fremden im Anfange die Aufmerkſamkeit der ganzen Stadt auf ſich zogen, war natürlich.

Kann, ſagte man, nicht der Alte ein Verbrecher ſein, der die Frau wider ihren Willen mit ſich führt, und ſie hier verbergen will und ſich mit ihr? Iſt es nicht nothwendig, eine gerichtliche Unterſuchung gegen dieſen einzuleiten? Man drang in mich, dieſe zu veranlaſſen, ſagte der Stiftsamtmann: aber ich merkte wohl, wie es die ſchlecht verhehlte Neugier war, die dieſen Eifer für die Gerechtigkeit erzeugte, daß die Frau keineswegs ſich ungern bei dem Alten aufhält, daß dieſer nur für ſie lebt, war klar, und da ſie Niemandem beſchwerlich fallen, drang ich darauf, daß man ſie ungeſtört und in Ruhe laſſen ſollte, bis etwa irgend ein beſtimmtes, einen Verdacht begründendes Anzeichen ſich zeigte. Der Alte hatte richtige Päſſe aus Bourdeaux, in welchen die Frau als eine entfernte Verwandte eingetragen war, was ſie indeſſen wohl nicht ſein mag; denn er ſcheint von geringerem, ſie offenbar von höherem Stande zu ſein. Als die Nächte anfingen heller und wärmer zu werden, kam der Alte zu mir mit einer Bitte, die mich überraſchte. Er ſprach erträglich franzöſiſch und bat, daß ich ſeiner armen kranken Verwandten erlauben möchte, zuweilen des Nachts in meinen Garten zu gehn. Das Haus, welches ſie bewohnen, liegt dicht hinter der Gartenmauer, und ganz in der Nähe iſt eine kleine Hinterthüre, die nach dem Meerbuſen führt.

Die arme Frau, ſagte er, hat viel gelitten, ſie verbirgt ſich am Tage vor aller Welt; aber in der ſtillen Nacht ihr Leid durch Lieder zu klagen, iſt ihr größtes Verlangen. Schon lange ſah ich ſie einen trüben, ſehnſüchtigen Blick nach den Bäumen hinwerfen, die, über die Mauer ragend, unſere Fenſter beſchatten. Ich verſtand ihren Wunſch nur zu gut. In den letzten Tagen ſteht ſie in der Nacht auf, öffnet das Fenſter, nimmt die Guitarre, als wollte ſie ſingen und den Geſang begleiten, aber dann ſieht ſie kopfſchüttelnd nach dem Garten und legt die Guitarre ſtillſchweigend wieder hin. Mir zerreißt es das Herz. Die traurigen Lieder ruhen auf ihren Lippen, die ſtillen Saiten halten die begleitenden Töne feſt, und ſo durchbebt ihr Innerſtes ein melodiſcher Gram, der ſie verzehrt; ſie verwelkt, wie die Blume, die zu duften aufhört. Wenn in der nächtlichen Stille das Lied durch die Luft zittert, dann wird das innere Erbeben aufhören und ſie wird ruhig werden. Meine arme Verwandte iſt nicht wahnſinnig, ihre ſtille Schwermuth möchte Alles lieben und tragen, wenn nicht ihre Flügel gelähmt wären, und nur ſich ſelbſt verzehren. Nun kann ich den Jammer nicht länger anſehen und wage Sie zu bitten, daß der Garten in der Nacht für die leidende Frau offen ſein möge.

Noch nie ſah ich eine feſte, ſich ganz opfernde Treue ſich rührender äußern, und gewährte ihm ſeine Bitte gern. Wir ſchlafen in dem entgegengeſetzten Flügel; aber oft ſchlichen wir uns nach der obern Stube, deren Fenſter ſich nach dem Garten öffnen, und ein Garten hat wohl niemals eine reizendere Nachtigall gehabt. Wir verſtehen die Worte nicht, aber doch die Lieder; der dumpfe Schmerz, die tiefen Seufzer, die zerſchneidende Klage, tönen ſo verſtändlich, ſo harmoniſch, es gibt Augenblicke, wo die Töne mir wie Düfte, ſie mir wie eine Nachtblume erſcheint, die ſich ſcheu vor der brennenden Sonne verbirgt und nur höherem, aus der Unendlichkeit ſtrahlendem Sternenlichte ihren Kelch aufſchließt. Seit langer Zeit war ſie nicht erſchienen, ich erkundigte mich theilnehmend bei dem Alten und erfuhr, daß ſie krank ſei; daher trugen wir kein Bedenken, Dir die Stube zu geben, die Du bewohnſt, lieber Edward; und da Dir der nächtliche Geſang wohlthätig geweſen iſt, ſo freue ich mich doppelt, zu erfahren, daß unſere liebliche Nachtigall wieder ſchlägt.

Dieſe Erzählung machte auf Edward einen tiefen Eindruck; aber die nächſten Nächte waren unfreundlich, die Stürme ſauſten in den Bäumen des Gartens, die

Wellen ſchlugen ſchäumend an die Ufer; der Regen goß in Strömen, und dichter Nebel bedeckte die fernen Gebirge. Da war es Walſeth, als ſchritten nächtliche Geiſter rieſenhaft in unbeſtimmten, wechſelnden Formen durch den dicken Nebel von einem Berggipfel zum andern, als zerträten ſie heulend alle Blüten; aber in der ſtillen Kammer, vor ihrer Wuth geſchützt, barg ſich die ſchönſte Blume, verſtummte der herrliche tief klagende Geſang, ruheten die Saiten der Guitarre, um, wenn die wilden Geiſter gebändigt wären, in der heiteren, befreiten Luft zu duften, zu tönen, zu rauſchen. — Edward hörte ſie nicht mehr. Das Schiff, welches ihn nach Kopenhagen bringen ſollte, lag bereit da. Er mußte ſich von ſeinen Verwandten trennen und reiſte ab.

Wie glücklich, ſagte Franz Leith, daß wir uns endlich gefunden haben.

Ich habe mich nach Deiner Bekanntſchaft von der früheſten Kindheit an geſehnt, antwortete Walſeth; was ich hier von Dir hörte, wie das thörichte Volk über Dich urtheilte, und wie Du ſtill und abgeſondert Dich um das Gerede um Dich her nicht zu bekümmern ſchienſt, mußte meine Sehnſucht nach Dir bis zur Ungeduld ſteigern.

Auch ich, fuhr Franz fort, hatte manches Seltſame von Dir vernommen, und Alles, was ich hörte, was die Menſchen von Dir abſtößt, zog mich an, daß meine Begier, Dich kennen zu lernen, immer höher ſtieg. Haben doch unſere Väter die lebendigſte Zeit mit einander verlebt, in einem unbedeutenden Zeitalter den einzigen Punkt gefunden, wo ein wunderbares Leben wie durch einen unbegreiflichen Zauber aus der Maſſe des Alltäglichen hervorſprang.

Wir, ſagte Edward, ſind nicht ſo glücklich, wie Sie. Sie durften dem mannichfaltigen Spiele eines bewegten Daſeins ſich ergeben, und wenn auch Irrthum, doch dieſen in ſeltſamer Täuſchung, unter dem bunten Wechſel von Schmerz und Freude, genießen; wir ſind fremd in der Welt und können nichts mit einander theilen, als die erhabene Einſamkeit, in welcher wir, wie in einer uferloſen Oede, durch das wüſte Leben als Geſpenſter ſchreiten.

Ja, rief Franz, mich hat die Welt ausgeſtoßen.

Und ich, erwiederte Edward, habe mich nie in ſie hineinfinden können.

Mit ſchnellen Schritten gingen beide Freunde eine entfernte Allee in dem königlichen Garten der Sommerreſidenz Friedrichsberg bei Kopenhagen auf und ab. Aus der Ferne wurden ſie von Wandernden betrachtet.

Da haben ſich die beiden Verrückten gefunden, par nobile fratrum, ſagte ein Doktor der Philoſophie, der ſie ſah, ein politiſcher und ein religiöſer Phantaſt. Es müßte ergötzlich ſein, ihre Geſpräche zu belauſchen.

Schade um Walſeth, antwortete ſein Begleiter, ein Dichter; er verſprach früher ſehr viel, obgleich ſeine ungeregelte Phantaſie immer in höhern Regionen ſchwebte, daß es nicht zu verwundern war, wenn er zuletzt Grund und Boden verlor.

Ja, ja, Bruder, antwortete der Doktor, Du bleibſt mit Deinen Reimen auf der Erde, und der nüchternſte Verſtand kann nichts Ungereimtes in Deinen Verſen finden, die Du, Verſtändiger, wohl nie verfertigt haſt, damit ſie für Gedichte gelten ſollen.

Sie verſchwanden, und man ſah die Freunde, in tiefes Geſpräch verſunken, auf nichts, was um ſie her vorging, achten. —

Walſeth lebte in Kopenhagen ganz einſam. Ein paar Mal hatte er es nicht verhindern können, in Geſellſchaft zu erſcheinen; aber man erſtaunte, ja man erſchrak über ſeine Aeußerungen, die mit allen herrſchenden Anſichten auf das Seltſamſte im Widerſpruch ſtanden. Seine Schwermuth machte den Umgang mit ihm ängſtlich, und gern entbehrte man ihn; ſeine Aeußerungen wurden in den Geſellſchaften herumgetragen, kommentirt, verdreht, wunderbar genug klangen ſie in wahrer Geſtalt, ein Wort konnte ſie in baaren Unſinn verwandeln, und ſo waren ſie den Menſchen am liebſten. Man betrachtete ihn wie einen Wahnſinnigen, den man bedauern müſſe, der nicht zu retten ſei. Die Frauen und Mädchen fühlten das tiefſte Mitleid, und wenn ſie Edward, einen der ſchönſten jungen Männer, auf ſeinen einſamen Wegen zufällig ſahen, wenn er die großen, ſchwermüthigen Augen, die meiſt auf die Erde hinſtarrten, plötzlich aufſchlug, wie erſtaunt um ſich blickte, und ſie ſchnell niederſchlug und ſich entfernte, wenn er Menſchen ſah: ſo traten manchem Mädchen die Thränen in die Augen, und ſie glaubte ſeinen ſtillen Schmerz zu verſtehen, wünſchte ihn tröſten zu können, aber hielt ihn keineswegs für wahnſinnig, wie oft auch die Männer die Beweiſe ſeiner geiſtigen Zerrüttung vorbrachten, wie bündig dieſe auch klangen.

Wie Walſeth lebte, hatte er nie etwas von Franz Leith erfahren. Einſt, als er in einen öffentlichen Garten ging, hörte er dieſen Namen nennen. Die Erinnerung aus ſeiner Kindheit, das jugendliche ihm aus der Erzählung wohl bekannte Leben ſeines Vaters erwachte plötzlich in ſeiner Seele. Da hörte er, wie ein gewiſſer Leith, in Norwegen erzogen, wunderliche Schickſale erlebt, wie er im ſiebenjährigen Kriege gefochten, in ſüdlichen Ländern gelebt, ſich an Struenſee angeſchloſſen und eine kurze Zeit hindurch eine bedeutende Rolle geſpielt habe; wie er aber auch, mit dieſem geſtürzt, jetzt zwar nicht arm, aber verlaſſen, ja verachtet lebe. Das frühere Leben Leiths war ihm bekannt, es war ſeine Abſicht geweſen, ihn auf Korſika, wo er ihn damals noch glaubte, aufzuſuchen; jetzt entſtand die größte Sehnſucht, ihn zu treffen.

Auch Leith hatte Walſeth nennen hören, und wie ſein Zuſtand bald ein Gegenſtand des Geſpöttes, bald des Mitleids war; aber manche Aeußerung, die man als Wahnſinn verwarf, ſchien ihm, aufgeregt, wie er war, bedeutender.

Unſere Väter, ſagte er, wurden durch eine ungewöhnliche Verflechtung des Schickſals einander zugeführt. Sind wir nicht beide mitten in der Hauptſtadt wie in einer fremden Welt, beide allein? Wohl mögen unſere inneren Kämpfe viel Aehnliches haben; und wenn auch unſere Waffen verſchieden ſind, bekämpfen wir nicht denſelben Feind, hoffen wir nicht denſelben Sieg?

Was Beide noch einige Zeit von einander entfernt hielt, war die wechſelſeitige Scheu. Jeder fürchtete als eine ſtörende Erſcheinung in die ſtille Einſamkeit des Andern einzubringen, bis endlich der zwar ältere, aber ungeduldigere Franz ſeinem heftigen Wunſche nach einer Bekanntſchaft, von welcher er Troſt und Ermunterung hoffte, nicht länger zu widerſtehen vermochte. — Walſeth erhielt folgende Zeilen:

„Edward, ich begrüße Dich als einen alten Freund, obgleich ich Dich nie ſah, ja einen Verwandten möchte ich Dich nennen, wenn ich an die innige Freundſchaft unſerer Väter denke. Sehnſt Du Dich nicht, meine Einſamkeit zu theilen, wie ich keinen höhern Wunſch kenne, als Deine, wenn es mir möglich wäre, zu erheitern? Ich verlange nur zu hören, daß Du mich nicht ungern empfangen willſt, um Dich aufzuſuchen. Mir ahnet, daß wir uns verſtehen werden.“

„Franz Leith.“

Edward war durch dieſe Zeilen freudig überraſcht. Er eilte Franz aufzuſuchen. Wie alte Freunde, die ſich lange gekannt haben, traten ſie ſich entgegen. Von dem Mistrauen, welches ſie gegen alle Menſchen fühlten, war von dem erſten Augenblicke ihrer Bekanntſchaft an keine Spur. Es war ihnen, als ſetzten ſie das vertraute Verhältniß der Väter nur fort, und wenige Worte waren hinreichend, um ein Vertrauen, eine wechſelſeitige Verſtändigung zu erzeugen, wie ſie oft unter Freunden nach Jahren ſich nicht zu bilden vermag. Aber dennoch war das erſte Geſpräch unterbrochen, fragmentariſch. Fragen und Antworten drängten ſich, die Unterhaltung konnte keinen ruhigen Zuſammenhang gewinnen, und nur die heftige Begierde nach einer klaren Mittheilung durchdrang Beide, als ſie ſich trennten, um ſich bald wiederzufinden.

Nach einer Verabredung trafen ſie ſich jetzt in dem Garten und verließen ihn, um nach einem luftigen öffentlichen Gartenſaale zu gehn, in welchem ſie ſich bei einer Abendmahlzeit und einer Flaſche Wein verſchloſſen.

Franz Leith fing an ſein Leben zu erzählen. Man erlaube uns aber ſtatt dieſer Erzählung eine unmittelbare Darſtellung der wichtigſten Ereigniſſe.

Es war im Juli-Monat, eben, als nach Peters des Dritten Tode Katharina ihrem Generale Czerniſchef befohlen hatte, ſich von den preußiſchen Truppen zu trennen. Es iſt bekannt, daß Friedrich die Gegenwart der fremden Truppen, die nun nicht länger mitkämpfen durften, benutzen wollte, um die Oeſterreicher mit dem Scheine eines ſehr mächtigen Heeres zu täuſchen. Zu keiner Zeit konnten Spione gefährlicher ſein, und es iſt begreiflich, daß jeder Verdächtige aufgegriffen und dann ſcharf inquirirt wurde. Die Oeſterreicher hielten Glatz und das ganze ſchleſiſche Gebirge beſetzt, ſo in der Nähe konnten ſie leicht eine Nachricht erhalten, durch welche die königliche Unternehmung ganz hätte ſcheitern können.

Um dieſe Zeit ſah man am Schweidnitzer Thore in Breslau eine große Menge Menſchen verſammelt. Soldaten ſchleppten einen ältlichen Mann, mit braunem Geſicht, ſchwarzen Augen und ſcharfgeſchnittenen Zügen, tumultuariſch herbei, und er ſchien, indem man ihn ſtieß und vorwärts drängte, mehr erbittert, als furchtſam.

Du infamer Spion! ſchrie man, Du wirſt frühe genug den Galgen kennen lernen.

Er aber ſchien von allem, was man ſagte, kein Wort zu verſtehen. Als ſie ſich dem Thore näherten, als der Tumult und die Ausbrüche der Wuth immer lauter wurden, ſo daß dem Alten gefährliche Mishandlungen drohten, drängte ſich ein blühender junger Mann, mit einem militäriſchen Orden geziert, deſſen Tracht auch einen höhern Rang verrieth, durch die Menge, die ehrerbietig zurücktrat. Er befahl, daß man den gedrängten Mann loslaſſen ſollte, und fragte ihn, wer er wäre. Dieſer antwortete auf Italieniſch.

Du biſt ein Italiener? fragte der Major. Du übſt ein gefährliches Handwerk, und Dein Tod iſt in dieſem Augenblicke unvermeidlich.

Führen Sie mich, ſagte der alte Mann, ohne auf die Drohung zu achten, zu dem Major Grafen von Kronfels, der wird am Beſten beurtheilen können, ob ich ein Spion bin, oder nicht.

Ueberraſcht fragte dieſer ihn ſchnell: Kennſt Du ihn?

Perſönlich nicht, erwiederte der Italiener; aber ich habe Briefe an ihn.

Was habt Ihr für Gründe, zu vermuthen, daß dieſer Menſch ein Spion iſt? ſprach der Major, indem er ſich zu den Soldaten wendete, die ihn herbeigeſchleppt hatten.

Nichts iſt klarer, Herr Obriſtwachtmeiſter, antwortete ein Unteroffizier, der aus der Menge hervortrat; ich ſah dieſen Menſchen ergreifen, als er in der Nähe von Frankenſtein ſich durch unſere Vorpoſten zu ſchleichen ſuchte. Er wurde fortgeſchleppt, aber es fing an dunkel zu werden, und es gelang ihm durch die Nachläßigkeit der Wache zu entkommen. Päſſe hat er gar nicht.

Folgt mir nach, ich werde den General aufſuchen, bringt ihn auch dahin, ſagte der Major; aber mishandelt ihn nicht; iſt er ſchuldig, ſo wird er ja der Strafe nicht entgehen.

Es war Franz, der durch ſeine Tapferkeit und des Königs Gunſt ſeit Kurzem Major geworden war.

Euer Exzellenz, ſagte Franz, indem er zum General Tauenzien hineintrat, man hat ſo eben einen Italiener ohne Paß ergriffen, man vermuthet, daß er ein Spion iſt.

So laſſen Sie ihn hängen, antwortete der General verdrießlich. Was geht das mich an?

Ich kam, fuhr Franz ruhig fort, eben dazu, als man ihn fortſchleppte. Ich redete ihn an. Er beruft ſich, ohne mich zu kennen, auf mich, er behauptet, für mich Briefe zu haben, und ich bin gekommen, um Euer Exzellenz zu bitten, daß dieſer Menſch hier inquirirt werde, daß ihm die Briefe, die er für mich zu haben vorgibt, in Euer Exzellenz Gegenwart abgenommen werden.

Leſſing, ſagte der General, inquiriren Sie den Menſchen. Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan, Herr Major. Iſt er hier?

Der Italiener wurde hereingeführt, und ihn begleitete der Unteroffizier, als der gefährlichſte Zeuge gegen ihn. Leſſing, der Sekretär des Generals, fragte den Italiener, der trotzig und mit großer Ruhe daſtand, nach ſeinem Namen und Vaterlande.

Ich heiße Roberto und bin ein Korſe, antwortete dieſer kurz. —

Wo kommt Ihr her?

Aus Korſika. —

Welchen Weg habt Ihr gewählt? —

Ich bin durch Oeſterreich und Böhmen gegangen. —

Habt Ihr einen Paß? —

Für Oeſterreich ja, für dieſe Gegend konnte ich keinen erhalten. —

Was bewog Euch dazu, dieſe gefährliche Reiſe zu unternehmen? —

Ich hatte es auf mich genommen, auf jede Gefahr dem Grafen von Kronfels, der unter den preußiſchen Truppen dient, Briefe zu überbringen. —

Haſt Du ſie? —

Allerdings. —

Gib ſie mir, ſagte Leſſing. —

Keiner erhält ſie von mir, als der Graf ſelbſt. —

Ich bin der Graf Kronfels, den Du ſuchſt, ſagte Franz und trat vor.

Der Korſe ſchüttelte ungläubig den Kopf.

Dieſe Briefe ſind von Sebaſtiani und von ſeiner Tochter Thereſe, meiner Geliebten, ſprach Franz.

Ja, Ihr ſeid der Rechte, rief Roberto, und mit vieler Mühe wurde eine dünne lederne Taſche, in welcher er die Briefe auf der bloßen Bruſt trug, herausgezogen, während er noch aufmerkſam Franz betrachtete, als wollte er ihn durchſchauen. Als dieſer die Briefe erhielt, überreichte er ſie dem General.

Was thut Ihr? — O weh mir! rief er, wie in Verzweiflung; ich Thor, Ihr könnt der wahre Graf Kronfels nicht ſein, ich bin betrogen. —

Ihr ſeid ein Korſe; in beſtändigem Kriege erwachſen und ergraut, begreift Ihr nicht, daß ein preußiſcher Offizier keine Briefe annehmen darf von einem Manne, der ſich ohne Paß durch die Vorpoſten ſchleicht?

Während des ganzen Geſprächs hatte der ruhige Trotz, nachher die heftige Leidenſchaft des Korſen den General ſehr ergötzt. Leſſing hatte ihm alles, was geſprochen wurde, überſetzt, und er ſchien von ſeiner Unſchuld faſt überzeugt.

Euer Exzellenz, ſagte Franz, es ruht noch ein ſchwerer Verdacht auf dieſem Menſchen. Dieſer Unteroffizier behauptet, ihn zu kennen. Er war dabei, als er ſich, in der Nähe von Frankenſtein, durch die Vorpoſten ſchleichen wollte. Er wurde ergriffen, benutzte aber die Nacht und die Nachläſſigkeit der Wache, und entſchlüpfte.

Mit ſchwerem Herzen brachte Franz dieſen für den Korſen ſo gefährlichen Umſtand an's Licht, er ſah aber ein, was ſeine Stellung forderte, und daß dieſer Umſtand doch auf keine Weiſe verheimlicht werden könnte. Der General forderte den Unteroffizier auf, ſeinen Bericht abzuſtatten, und ſchien auf einmal verändert.

Der Kerl iſt ein Spion, er hat die Gelegenheit, Ihnen, Herr Major, die Briefe zu überbringen, benutzt, um ſich deſto ſicherer einſchleichen zu können. Doch mit Ihren Briefen hat Dieſer nichts zu ſchaffen. Da haben Sie ſie. Keiner hat das Recht, ſie zu erbrechen, als Sie ſelbſt, jeder Verdacht wäre unwürdig.

Indeſſen wandte ſich Leſſing an den Korſen, der ſchon ruhiger wurde, als er die Briefe wieder in Franzens Händen ſah, und bei der veränderten Stimmung des Generals völlig gleichgültig blieb. —

Ihr war't ſchon von den preußiſchen Vorpoſten ergriffen und dieſen entſchlüpft; was konnte Euch bewegen davonzulaufen? —

Von den preußiſchen Vorpoſten? rief der Korſe erſtaunt. Ich wurde vorgeſtern ergriffen. Es waren Huſaren, die mich entdeckten, auf mich zuritten und mich fortſchleppten. Einzelne Soldaten kamen dazu, alle in Mäntel gehüllt, weil es ſtark regnete. Ich glaubte noch nicht über die öſterreichiſche Linie zu ſein, ich hielt ſie für Oeſterreicher; und deßwegen dankte ich Gott und der heiligen Jungfrau, als es mir gelang, zu entfliehen.

Das ſind Flauſen, rief der General, ſchleppt ihn weg!

Aber Franz hatte ſich zurückgezogen, erbrach eilig Thereſens Brief, durchlief ihn mit den Augen, um Nachricht über den Boten zu finden. Da las er, daß dieſer der Mann der Amme ſeiner Braut ſei, daß er von Kindheit an treu an Sebaſtianis Vater, an ihm, an Thereſe gehangen habe, daß ſie ihn als ihren zweiten Vater verehrte. Meine Unruhe, ſchrieb ſie, als ich ſo lange keine Nachricht von Dir erhielt, keine Antwort auf meine Briefe, ſtieg von Tage zu Tage. Da erbot er ſich, Dich aufzuſuchen, wir ſträubten uns, wir wollten den treuen Diener nicht den Gefahren einer ſolchen Reiſe in unruhigen Gegenden preisgeben, bis wir ſchwach genug waren, nachzugeben, und nun bereuen wir es, indem es geſchieht.

Euer Exzellenz, ſprach Franz ſchnell hervortretend, ich garantire für dieſen Korſen.

Herr, ſagte der General ſtreng, Sie wollen ſich für einen offenbaren Spion verantwortlich machen?

Daß ich die Verantwortung auf mich nehme, muß Euer Exzellenz von ſeiner Unſchuld überzeugen, ſprach er lebhaft und übereilt. Das unbeſonnene Wort war ausgeſprochen.

Muß, muß? ſagte der General höchſt entrüſtet. Sie gehen auf die Hauptwache, Herr Major, und übergeben dem Offizier Ihren Degen.

Ich gehe, ſprach Franz erſchüttert, aber ich beſchwöre Euer Exzellenz: wenn ich eine Uebereilung begangen habe, laſſen Sie es den armen Mann nicht entgelten. Er iſt der treueſte Diener einer Familie, die mir theuer iſt, er iſt der zweite Vater meiner Geliebten. Nur die Treue hat ihn in dieſe Gefahr geſtürzt.

Wollen Sie mir eine rührende Theaterſcene vorſpielen? ſagte der General und wandte ihm den Rükken. Bringt den Spion in's Gefängniß, befahl er in hartem Tone.

Wie in Verzweiflung ging der Major, Leſſing biß ſich die Lippen zuſammen und ballte die Fauſt.

Franz ging nach der Hauptwache und übergab ſeinen Degen. Es war das erſte Mal, daß ihn irgend eine Zurechtweiſung traf; aber an ſich dachte er in dieſem Augenblicke nicht, nur die Gefahr, in welcher der treue Diener ſchwebte, erſchütterte ihn.

Nach einer kurzen Zeit trat Leſſing ein.

Herr Major, ſagte er, die Sache iſt nicht ſo gefährlich, als Sie denken. Es iſt mir gelungen, den General von der Unſchuld des Korſen zu überzeugen, er iſt in ein ganz erträgliches Gefängniß gebracht und ohne allen Zweifel gerettet.

Gegen Abend kam ein Offizier, der Franz ſeinen Degen reichte, und er beſuchte Roberto in ſeinem Gefängniſſe. Er hatte die Briefe geleſen, eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach ſeiner Geliebten, nach Freiheit ergriff ihn, und in dieſer Stimmung machte das Geſpräch mit dem Generale einen ſtarken Eindruck auf ihn. Alle Auszeichnungen, die er erhalten, das Glück, welches ihn in kurzer Zeit emporgehoben hatte, ſchien ihm den Mangel an Freiheit nicht erſetzen zu können. Den Tag darauf kam die Nachricht von dem glänzenden Siege. Die Feinde waren aus dem Gebirge getrieben, und man ahnete einen ehrenvollen Frieden. Aber als nun eine Waffenruhe eintrat, als die großen Bewegungen aufhörten und nur in der Ferne einzelne Streifzüge ſtattfanden, konnte Franz nicht länger ſeine Ungeduld unterdrücken. Roberto, der völlig entlaſſen war, wohnte bei ihm, ſeine Erzählungen verſetzten ihn nach Korſika, nach einem ſüdlicheren, begünſtigteren Lande, nach der Gegend ſeiner Liebe, in die Mitte eines freien

Volkes. Eine Krankheit hatte ihn verhindert, an dem letzten Feldzuge Theil zu nehmen.

Franz war jetzt nicht mehr der leichtſinnige junge Mann, der nur das Leben genießen wollte, er hatte Vieles erlebt und erduldet, der Ernſt des Lebens war ihm näher getreten, und während große Maſſen faſt aller europäiſchen Völker ſich kämpfend gegen einander erhoben, und die gewaltſame Bewegung oft auch den Mächtigen, der den Zügel der Begebenheiten mehr, als ein Anderer, mit ſicherer Hand führte, willkürlich hin und her zu ſchleudern ſchien, mußte ihm das Schickſal der Völker in großen, imponirenden Formen näher treten. Für ſeinen großen König ſchien Alles verloren, da ſtarb Katharina, und ein gefährlicher Feind war in einen mächtigen Bundesverwandten verwandelt, dieſelben, die das Land verheerten, ſollten es jetzt beſchützen, und gleichgültig ließ ſich das Heer brauchen, die, für welche ſie noch vor Kurzem gekämpft hatten, jetzt zu ermorden. Sie hatten noch nicht die vorigen Freunde angegriffen, da verſchwindet das eben errichtete Bündniß wie ein Traum, das helfende Heer iſt, wie durch einen Zauber, für den Kampf gelähmt, und dennoch dienen die ruhenden Maſſen dazu, den Feind zu ſchrecken. So wälzt ſich ein ſeltſames, großes, unerwartetes Ereigniß herbei, Freunde werden in Feinde, Feinde in Freunde verwandelt, ein Gebot reißt die frühere Geſinnung aus vielen Tauſenden heraus und pflanzt plötzlich eine andere hinein; und wozu? Damit der ermüdete Kämpfer, der eben am Schluſſe des heißen Kampfes niederſinken will, ſich ermannen ſoll. Ich wollte Dich ſtärken, ruft eine unbegreifliche Stimme; jetzt, da Du Deine Kraft wieder errungen haſt, ſollſt Du ſelbſt fortkämpfen, ich will Dir die Palme des allein errungenen Sieges nicht rauben, ſieh, ich verwandle das Heer in eine ruhende Maſſe, daß es Deinen Kampf ſchauen, über Deinen Sieg jubeln, ihn aber nicht theilen ſoll. — Der Bauer muß gezwungen werden, die Waffen zu ergreifen, der Bürger treibt ſein Geſchäft und ſeufzt nur, wenn der Krieg ihn ſtört, der Gelehrte verliert ſich in Unterſuchungen, trägt die neuen Siege in die Chroniken ein zu den vielen, deren Folgen in dem Laufe von Jahrtauſenden ſpurlos verſchwanden; und das Heer kämpft, — wofür? Für den Krieg, für die Ehre; — und dennoch erhebt ſich aus dieſem Kampfe eine neue Geſinnung, eine neue geiſtige Gewalt, in ſchneidender Eigentümlichkeit wurzelt ſie tief in der Geſchichte, nie mehr zu verdrängen.

So erſchien der Krieg und ſeine Folgen Franz, und er verlor ſich in Forſchungen, die ihm wichtig wurden; aber ſeine Natur forderte äußere Thätigkeit, Handlung. An die Stelle der Kampfluſt, die ihn bisher allein bewegte, trat die heiße Begierde, zu wirken, zu ſchaffen, die glühende Ruhmſucht nahm eine andere Richtung. Da traten die Bilder, die Wünſche der Kindheit mächtig hervor. Damals lebte er unter einem freien, von einem unumſchränkten Könige beherrſchten, aber nicht gehemmten Volke, in den einfachen Verhältniſſen konnte der freie Sinn ſich rückſichtslos ausbilden und that es. Der Kampf ſeines Vaters für ein unterdrücktes Volk hatte ihn als Kind ſchon begeiſtert, die Liebe forderte ihn zu dieſem nämlichen Kampfe auf, und Paskal Paolis Ruf, der ſich ſchon glänzend auszubreiten anfing, winkte ihm dahin, wo Freiheit und Liebe ſeine Gegenwart forderten. So wurde die Freiheit ſeine Göttin; für ſie wollte er leben, und wo ſie ſich Hütten baute, wollte er wohnen. Du haſt kein Vaterland, ſagte er, und keinen Namen. Beide ſollſt Du erringen, ſo biſt Du frei, zum Weltbürger hat Dich das Schickſal beſtimmt. Die religiöſe Einfalt ſeiner Kindheit war durch die herrſchende Geſinnung längſt verſchwunden, alles innere Grübeln war ihm zuwider, hoffnungsvoll eröffnete eine weite Welt ſich für ihn. Handeln, dachte er, ſchaffen will ich, daß die Geſchichte mein Andenken bewahrt; und dann — nun ſterben, wie ich es furchtlos jeden Augenblick im Kriege erwartete. — Eben war Rouſſeaus contrat social herausgekommen. Er machte einen tiefen Eindruck auf ihn.

Leſſing ſchätzte die Kenntniſſe und den Eifer eines noch jungen Mannes, der ſich als Soldat ausgezeichnet hatte und ſo viel verſprach; und Franz verehrte Jenen.

Nun, Herr Graf, ſagte Leſſing, zu ihm hereintretend, haben Sie es gehört? Der Friede iſt vor der Thüre, die Bevollmächtigten ſind verſammelt, und wir dürfen hoffen, daß die Unterhandlungen nicht lange dauern werden.

Deſto beſſer, ſagte Franz, Niemand kann ſich mehr nach dem Frieden ſehnen, als ich. Das Geſuch um den Abſchied iſt ſchon entworfen, und ſo wie der Friede bekannt gemacht wird, werde ich mich entfernen.

Sie gehen nach Italien, Glücklicher, wie wünſchte ich, Sie begleiten zu können. Die alte Kunſt beſchäftigt mich ganz, die großartige innere Ruhe und Vollendung, die in den Staaten, in dem Leben, in den Gedichten, wie in der Philoſophie der Griechen, die überall ſich zeigt, ſo daß ihre Zeit die heiterſte des Geſchlechts iſt und alles Edle ſich nur als ein Wunſch geſtalten kann, das wiederkehren zu ſehen, was einſt ſo herrlich da war, dieſes Fertige und dennoch nie zu Ergründende tritt uns doch am Deutlichſten, daß wir es überſchauen, in einen Blick faſſen können, durch die Kunſt entgegen. — Wir wollen ihre Geſänge, ihre Philoſopheme, ihr ganzes geiſtiges Leben faſſen; aber erſt müſſen dieſe Steine reden.

Können wir wohl ein Leben, wie das der Griechen, erwarten, ſagte Leith, ſo lange die großartige Freiheit ihrer Staatsverfaſſung uns fremd iſt?

Freilich, antwortete Leſſing, ohne Freiheit iſt das nicht möglich, das Waſſer allein kann ſo große Dinge nicht ausrichten, und Freiheit iſt Geiſt, ſie iſt Alpha und Omega, Anfang, aber auch das Ende.

Wie meinen Sie das, erwiederte Franz, muß der Menſch ſich nicht erſt frei fühlen, ehe er ſich zu etwas Großem und Tüchtigem zu entſchließen vermag?

O ja, und er muß erſt tüchtig ſein, ehe er ſich ſeiner Freiheit bewußt wird, ehe man ihn frei nennen kann. Das Letzte iſt ſo wahr, wie das Erſte, und Sie kommen nie aus dieſem Zirkel heraus, lieber Freund. Hüten Sie ſich vor den Leuten, welche die Völker befreien wollen. Man kann einem Sklaven ſeine Ketten abnehmen, aber man verwandelt ihn dadurch nur in einen entfeſſelten Knecht; einen freien Mann vermag man nicht aus ihm zu ſchaffen. Die Freiheitsmacher ſind alberner, mitunter wohl auch ſchlechter, als die Goldmacher. — Was haben Sie da, fuhr Leſſing fort, indem er den Contrat social, der eben aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag, emporhob und anſah; wieder ein ſchlechtes Buch, das viel Lärm macht.

Das ſchneidende Urtheil überraſchte, ja verletzte Franz, der eben durch dieſes Buch ſich heftig bewegt fühlte; aber ſeine Achtung, ja eine gewiſſe Furcht vor der kühnen Klarheit des Geiſtes, der ſich durch Leſſing ausſprach, erſtickte, wie öfters bei ſolchen Gelegenheiten, jeden Widerſpruch.

Ich nenne es ein ſchlechtes Buch, fuhr Leſſing fort, weil Unzufriedenheit mit der Gegenwart und verletzte Eitelkeit faſt jede Zeile diktirt haben. Es gibt keinen größern Gegenſatz gegen die geſunde Friſche der alten Zeit, die in der friedlichen Zufriedenheit, wie in dem mächtigen Zorne gleich natürlich, gleich klar erſchien. Ich nenne es vielleicht richtiger ein ungeſundes Buch. Aber leider, der Keim dieſer Krankheit iſt allgemein, und das Buch ſelbſt, wie der Beifall, den es erhält, iſt allerdings beachtenswerth, eben, weil es ſo auf ein bedeutendes Symptom einer zukünftigen Krankheit hinweiſt. Ich möchte es wohl wiſſen, ob eine tiefgreifende Geſchichte der Arzneikunde uns nicht ähnliche Erſcheinungen zeigen würde, periodiſche Verirrungen der Heilmethode, die keimende Epidemien unterſtützen.

Franz fühlte ſeine Bruſt zuſammengeſchnürt.

Iſt denn, ſagte er endlich, die Unzufriedenheit mit der Gegenwart unter jeder Bedingung eine Krankheit?

Unterſcheiden wir, Freund, erwiederte Leſſing. Mit der Gegenwart im Allgemeinen, — ja; mit dem, was weſentlich zur Gegenwart gehört, — ja —; mit dem, was auch gegenwärtig iſt, aber der echten, wahren, lebendigen Gegenwart, wie ſie ſich entwickeln will, widerſtrebt, — keinesweges; dieſe muß ich wohl loben, weil ſie zu meinem Weſen gehört, weil ich ihr nicht entſagen kann, nicht entſagen mag.

Ich verehre, ſagte Franz, zum Beiſpiel meinen König, ich achte ihn nicht allein als Feldherrn, ſondern auch als König ſehr hoch; aber wenn ich ſehe, wie durchaus der Geiſt des Volks ihm fremd iſt, wie er das Fremde übermäßig ſchätzt, wie wir ihn in dieſer Rückſicht beſchränkt nennen müſſen: iſt es da nicht natürlich, daß wir unzufrieden ſind mit einer unbeſchränkten Gewalt, die dieſe Beſchränktheit hemmend wirken läßt in jeder Richtung? Sie ſelbſt ſind ein auffallendes Beiſpiel. Jedes kleine Verdienſt ſeiner Fähnriche oder ſeiner Räthe iſt ihm bekannt; was Sie geleiſtet haben und zu leiſten vermögen, weiß er nicht, es fehlt ihm die Fähigkeit, es jemals zu erfahren.

Das iſt ein argumentum ad hominem, rief Leſſing lächelnd, und zwar von der Art, wie es eigentlich nicht erlaubt iſt; aber ich will, nach meiner Art, ganz offen und freimüthig antworten. Ein König, und zwar je größer er iſt, deſto gewiſſer, lebt ganz in — mit — durch — für die Gegenwart; er iſt die Gewalt der lebendigſten Gegenwart. Es gibt jedoch eine andere, die ſtill keimende, man könnte ſie Zukunft nennen, aber wer ſie erkennt, für den iſt ſie ja, und wer ſie nicht erkennt, für den wird ſie ſo wenig, als ſie für ihn da iſt; dieſe gedeiht im Stillen, wie alle Keime ſich vom Lichte abwenden; auf dieſe deutet mein Leben, wenn es überhaupt eine Bedeutung hat. Deßwegen bin ich dem Könige fremd und muß es bleiben, und beklage mich nicht darüber. Daß es hier Manches gibt, was mich genirt, will ich nicht läugnen; aber deßwegen muß man nicht Alles auf den Kopf ſtellen, um zu verſuchen, ob es ſo beſſer geht; einen behaglichen Platz zu finden, darf ich ja wohl auch hoffen, und mehr bedarf der Menſch nicht und ſoll es billiger Weiſe nicht fordern.

Franz hatte ſich durch den Umgang mit Leſſing ſehr ausgebildet, ihm verdankte er vorzüglich die ernſthaftere, großartigere Richtung ſeines Geiſtes; aber nicht leicht vermag ſelbſt der mächtigſte Geiſt, was tief Wurzel gefaßt hat in unſerm Innerſten, auszurotten, und durch tauſend dialektiſche Künſte wiſſen wir jedes ſcharfe Urtheil, wenn wir es nicht abweiſen können, mit jenem Grundtone unſeres Denkens in Einklang zu bringen. Auch Franz deutete ſo lange, bis Dieſes und Mehreres, was er durch ſeinen berühmten Freund erfuhr, und was ihm billig als Warnung hätte dienen ſollen, alle Wirkung verlor. Und kurz darauf ſehen wir ihn, fliegend durch Deutſchland, kaum wenige Tage in Rom und Florenz verweilend, dem Zauberlande ſeiner Liebe und ſeiner Freiheits-Träume zueilen.

In dem Hafen von Aleria lag die Brigg, die ihn hinüberbrachte. Seine Abreiſe war von Livorno aus gemeldet, und zwei Kanonenſchüſſe verkündigten ſeine Ankunft. Franz wollte das Schiff verlaſſen, aber der Kapitain hielt ihn freundlich zurück.

Sie müſſen warten, bis ein Boot erſcheint, es wird auf das gegebene Zeichen bald da ſein, verſicherte er.

Franz ging ungeduldig auf dem Verdecke auf und ab. Er ſah eine Menge Menſchen ſich an das Ufer herandrängen; aber noch immer ſtieß kein Boot vom Lande ab. Endlich öffnete ſich der Haufe, zwiſchen den auf beiden Seiten zuſammengepreßten Menſchen ſah er einige Männer und Frauen gehen, die jubelnd von dem Volke begrüßt wurden, ein großes, prächtiges Boot nahm ſie auf, Schüſſe donnerten, Trompeten ſchmetterten auf dem Schiffe, welches ſchnell erreicht war, und die ganze Geſellſchaft ſtieg hinauf.

Sebaſtiani, ſeine Frau und Tochter wurden von den edeln Korſen Maſſeſſi, Tatis und Butafoco begleitet, und Alle erſchienen, um den preußiſchen Helden, der ſich der korſiſchen Sache widmen wollte, feierlich zu empfangen. Dieſe Auszeichnung war ihm unerwartet, ſie überraſchte ihn; er beantwortete die ehrenvolle Begrüßung, aber ſeine Augen ſuchten Thereſe, und bald lag ſie in ſeinen Armen. Sieben Jahre waren verfloſſen, ſie hatte ein Alter erreicht, welches die korſiſchen Mädchen ſelten unverheirathet abwarten: aber ſie erſchien als eine vollendete Schönheit. Ein ſchwermüthiger Zug, der ſelbſt durch die Freude ſich nicht ganz verdrängen ließ, konnte die Folge des langen, ängſtlichen Wartens ſein; ſah ſie doch ihren Geliebten in dieſer langen Zeit fortdauernd von großen Gefahren umgeben. Sebaſtiani, Marton, die noch mit weiblicher Zartheit jene Entſchloſſenheit verband, die ſie auszeichnete, empfingen ihn mit herzlicher Freude, und in der fröhlichſten Stimmung verließen nun Alle das Schiff. Mit wenigen Ruderſchlägen war das Land erreicht, und mit Rührung hörte er, wie das Volk das

Andenken ſeines Vaters jubelnd erneuerte, während es ihn mit tauſend lauten Stimmen begrüßte. So näherten ſie ſich dem Thore. Franz hatte ſich die Geſtalt des Thores, durch welches ſein Vater in der Nacht, von Gefahren umringt, ging, als er die Inſel verließ, wo ihm die verhängnißvollen Worte einer unauflöslichen Rache entgegentönten, die dem Sohne mit dem Tode drohte, ſehr beſtimmt ausgemalt.

Das iſt alſo das düſtere Thor? fragte er, an Sebaſtiani gewandt, und dieſer beſtätigte es, während er die Erinnerung auf angenehmere Gegenſtände hinzulenken ſuchte. Aber Franz blickte wie unwillkürlich immer nach dem Thore hin. Da ſah er auf einem Steine über die Menſchenmenge hervorragend einen Mann, ruhig an die Mauer gelehnt, in einen Mantel gehüllt, wie eine Statue ſtehen. Es fuhr ein Grauen bebend durch ſein Inneres, ohne daß er ſich den Grund erklären konnte, als er ihn anſah. Aber die Augen hefteten ſich immer feſter auf die lange, hagere Geſtalt, die unbeweglich daſtand. Als ſie näher kamen, als ſie dicht an der Mauer vorbeigingen, ſtarrten ein paar glühende Augen wie Unheil drohend aus einem düſtern Geſicht unverwandt nach Franz hin.

Ich kenne ihn, ſagte Franz leiſe, aber wer iſt es; Mein Gott, rief er laut, es iſt ja Antonio Grimaldi, erſcheinen denn die Todten?

Ein Entſetzen ergriff Sebaſtiani,' vor Allen Marton, die hinſinken wollte.

Grimaldi! ſchrie das Volk, darf der Verräther ſich blicken laſſen? Greift ihn, greift ihn; aber die Geſtalt war in der Verwirrung verſchwunden.

Als der Volkshaufe ſich nach vergeblichem Suchen einigermaßen beruhigt hatte, flüſterte Thereſe leiſe Franz zu: Es war Antonios und meiner Mutter unglücklicher Bruder, und wohl begreife ich Deine Täuſchung, denn ſie ſind ſich äußerſt ähnlich. Aus Rache hat er ſich mit den Genueſern verbunden und iſt hier vogelfrei erklärt.

Franz hatte Mühe, den Eindruck zu verhehlen, den dieſe Erſcheinung auf ihn machte; ein verhängnißvolles, ſchwarzes Zeichen ſchien es ihm, daß mitten aus der jubelnden Menge, aus dem fröhlichen Gewühle der freundlichen Begrüßung dieſe finſtere Geſtalt der unauslöſchbaren Rache ſich wie ein Geſpenſt drohend erhob.

Indeſſen faßte ſich Marton, obgleich man Schrekken und Schmerzen in ihren Zügen las. Die jubelnde Begrüßung erneuerte ſich, der Zug ging weiter; aber die Freude wollte nicht zurückkehren. Eine böſe Ahnung hatte Alle ergriffen, und ſtumm und nachdenklich erreichte man den großen Platz in der Stadt. Ein anſehnliches, neu angeſtrichenes Gebäude mit großen hellen Fenſtern ſah man vor ſich und ging darauf zu.

Dieſes Gebäude war Deinen Eltern wohl bekannt, ſagte Thereſe, hier wohnten Dein und mein Vater; aber damals war es finſter, verfallen, düſter, jetzt iſt es heiter und freundlich, wie unſer zukünftiges Glück.

Ein Schimmer von Freude tauchte wieder auf in der Seele des trüben Fremdlings, als ſie die hellen Treppen hinaufſtiegen, durch den großen Flur in einen weitläufigen, aber zierlich meublirten, ſchönen Saal traten.

Hier wohnte Dein Vater, ſagte Sebaſtiani.

Hier? ſagte Franz und blickte verwundert um ſich herum.

Eben hier; aber jetzt iſt freilich Alles anders, erwiederte Sebaſtiani.

Auf Franz machte es einen ſeltſamen Eindruck, wenn er die Räume, die ihn jetzt mit freundlicher, heiterer Reinlichkeit aufnahmen, mit den Bildern ſeiner jugendlichen Phantaſie verglich.

Hier alſo lebte mein Vater, hier ſchien er dem Tode preisgegeben? Und hier — er ſchwieg nachdenklich, und auch Sebaſtiani ſchwieg, denn die Herren, die ihn bewillkommt hatten, begleiteten ſie bis in die Wohnung hinein und waren eben im Begriffe ſich zu entfernen, um der Familie die Freude des vertraulichen Zuſammenſeins nicht zu rauben. Sie trennten ſich ernſthafter, als ſie ſich auf dem Schiffe begrüßten; aber das Vertrauen zu ſeinen Einſichten, zu ſeinem Muthe, welches alle Korſen gefaßt hatten, die großen Hoffnungen, die ſie auf ſeine Ankunft, auf ſeine Thätigkeit gründeten, ſprachen ſich lebhaft aus, und er antwortete mit beſcheidener Würde, was er zu leiſten hoffte, weder überſchätzend, noch herabſetzend.

Sebaſtianis muntre Laune vertrieb bald die trübe Stimmung. Die lange Trennung, nach einem kurzen Zuſammenleben, machte trotz dem fortdauernden Briefwechſel, der nur in der letzten, für den König von Preußen ſo bedenklichen Zeit unterbrochen wurde, eine erneuerte Bekanntſchaft nothwendig; und nach einigen Tagen, als Franz von der gegenwärtigen Lage der Inſel, von der Schwäche der Genueſer, die außerhalb der Feſtungen, welche ſie noch beſaßen, nichts vermochten, von den ſchönen Hoffnungen auf eine vollſtändige Unabhängigkeit der Inſel völlig unterrichtet war; als er erfuhr, mit welchem Anſehn Paoli herrſchte, welches Vertrauen er genoß, wie die Geſetze immer mehr Kraft gewannen, ein ſtehendes Heer den Muth der Korſen regelte, Schulen, ja eine Univerſität die Bildung des Volks beförderten, ſchätzte er ſich glücklich, hier zu leben; jede düſtere Ahnung verſchwand, Thereſe erſchien ihm im Sonnenglanze ſeiner Liebe täglich anmuthiger, liebenswürdiger, und er hoffte hier thätig mitwirken zu können, wo es galt, ein edles, aber verwildertes Volk für höhere Bildung und geſellige Ordnung zu gewinnen.

Der Bergmann weiß es, ſagte er, wie ſchwierig es iſt, alte Baue aufzunehmen, die hinter der verfaulten Zimmerung dürftig zuſammengehaltenen Trümmer früherer Arbeiten abzuräumen, mit **dem alten Mann** zu kämpfen. Hier iſt ein unaufgeritztes Gebirg, ein hartes, aber kein liederliches Geſtein. Werden die Schachte mit Verſtand angelegt, die Stollen zur Ableitung in gehöriger Tiefe angebracht, dann werden wir herrliche Schätze zu Tage fördern. Nur hier und da iſt die Zimmerung nothwendig, aber auf lange Strecken trägt das edle, feſte Geſtein ſich ſelbſt. In den meiſten europäiſchen Staaten löſen ſich alle Verhältniſſe auf, eine chaotiſche Zeit droht hervorzubrechen und findet ein verwahrloſtes, ſchwaches Geſchlecht. Hier iſt Alles roh, aber feſt; ungebildet, aber tüchtig. So waren die Griechen, ſo die Römer, ehe die geſellige Ordnung ſie bändigte, und wir werden wie die Heren ihnen erſcheinen, wenn wir vermögen, die alte Kraft mit der Bildung der Jahrhunderte zu vereinigen.

So ſchöne Hoffnungen, ſo blühende Ausſichten erheiterten ihn völlig, und er pries den Tag glücklich, der ihn auf die Inſel gebracht hatte.

Paoli hatte eben, als Franz ankam, Korte, wo er ſich meiſt aufhielt, verlaſſen, er bereiſte die ſüdlichen Gegenden der Inſel, und erſt in ein paar Wochen erwartete man ſeine Zurückkunft. Sebaſtiani war, obgleich nicht mehr jung, noch rüſtig und ſchlug Franz vor, eine Gebirgsreiſe zu machen.

Wir wollen, ſagte er, wie echte Korſen reiſen, im flachen Lande bringen die Mauleſel uns und unſer Gepäck fort, in dem Gebirge gehen wir zu Fuß.

So verlebten ſie einige heitere Tage, ſie ſtreiften in den Gebirgen umher; allenthalben in den Dörfern ſammelten ſich die Einwohner neugierig, allenthalben wurden ſie freudig empfangen. Weiber trugen oft das Gepäck auf dem Kopfe, und die Einwohner jauchzten, luſtig ſpottend, wenn ſie dieſe mit ſteifem Nacken fortgehen ſahen.

Die Weiber her, die Weiber her! riefen ſie, wenn ſie ſahen, daß die Reiſenden Miene machten, das Dorf zu verlaſſen. Einige Male, wenn es ihnen gelang, Männer ſtatt Weibern zu bewegen, ihr Gepäck zu tragen, verweilten ſie Tagelang in den Wäldern, ſie lebten, wie die Führer, ſchoſſen ab und zu ein Wild, ſchüttelten die Kaſtanien von den Bäumen zur Nahrung, tranken Waſſer aus den friſchen Bergquellen und ruhten des Nachts unter den Eichen. Die wilden Gegenden mit ihrer üppigen Vegetation, das heitere Wetter, das Gefühl der Freiheit, belebten die fröhliche Hoffnung, erheiterten die Reiſe.

Wie glücklich iſt dieſes Volk, rief Franz entzückt. Die Natur ſchenkt mit reicher Hand, was das Leben bedarf, das rauhe Gebirg, mit allen lebendigen Schätzen eines ſüdlichen Klimas reichlich, ja üppig verſorgt, ſtärkt die Kraft, ohne ſie zu erſchöpfen. Möchten nur die verwirrenden Begriffe, die weichlichen Gedanken und Sitten hier nie eindringen. — Doch nein, die kühne Natur wird ſo ſchwächliche Einwohner nicht dulden.

Wie fröhlich eilten ſie nach den glücklich verlebten Tagen nach Aleria zurück, wie heiter umarmte Franz ſeine Thereſe, die frohlockend in ſeine Arme ſtürzte. Geſundheit, Liebe, heitere Ausſichten trugen ihn.

Ja, Du biſt ein Korſe, rief er, hier iſt Deine Heimat. Der Ehrgeiz, der unruhig tobend eine Welt umfaſſen wollte, ſoll in dieſen Gebirgen, auf dieſer von dem ſtolzen Meere umfloſſenen Inſel ſeinen Tod finden, um in ruhiger Thätigkeit wieder zu erſtehen.

Er nannte ſich, ſeit er in Korſika war, wieder Leith; dieſer Name war den Korſen theuer, und ihm war es, als fühlte er ſich erleichtert, indem er einen Rang, eine Benennung ablegte, die ihn quälte.

Eines Tages, als er ſpät, faſt gegen Mitternacht, ſich von der Familie entfernte, um über den großen Flur ſeine Schlafkammer zu ſuchen, warf die trübe brennende Lampe einen düſtern Schein nach dem Hintergrunde. Er ſah Gänge, die auf beiden Seiten weiter führten. Noch kannte er nur den bewohnten Vordertheil des Gebäudes. Da erinnerte er ſich, wie ſein Vater von den dunkeln Gängen, die Manches verbärgen, geſprochen hatte, wie dieſes weitläufige Gebäude durch dieſe Gänge mit andern zuſammenhinge, wie es Gefängniſſe verbärge, die in der Tiefe von vermodernden Mauern umgeben wären. Eine unwiderſtehliche Begierde, die Gänge genauer zu unterſuchen, ergriff ihn, und er wagte es, indem nur ſein Nachtlicht ſeine Schritte beleuchtete, unbewaffnet die Gänge zu betreten.

Was kann Dir, dachte er, in dieſem Hauſe jetzt, da Alles in der Gegend, ja auf der Inſel ruhig iſt, während einer der mächtigſten Korſen das Haus bewohnt, begegnen?

Er ging durch die langen Gänge, Stufen führten nach anderen, ein Modergeruch wehte ihm entgegen, er verirrte ſich immer mehr und mehr in den ſich durchkreuzenden Gewölben, ſeine Schritte hallten wieder, Waſſer tröpfelte von dem gewölbten Dache herunter, und der Schall von den fallenden Tropfen tönte aus der Ferne, wie in der Nähe. Die Lichtflamme fing an immer unruhiger ſich zu bewegen, er befürchtete, daß ſie erlöſchen würde, und war ſchon entſchloſſen umzukehren. Da glaubte er in ſehr weiter Ferne einen dumpfen Schall, wie von Männertritten, zu hören, und in demſelben Augenblicke pfiff ein heulender Wind wie durch eine nahe Oeffnung und das Licht erloſch. Er wußte kaum, wo er war, und wollte, an den Wänden forttappend, den Rückweg zu finden ſuchen, als der Schall der Männertritte deutlicher wurde. Sie kamen aus den Gängen, die er eben verlaſſen hatte, und er beſchloß, obgleich nicht ohne Unruhe, den Erfolg abzuwarten. Bald hörte er mehrere Männer ſich nähern. Einer trug eine Blendlaterne, die nur vorwärts leuchtete, und er ſchlüpfte dicht an eine etwas vorſpringende Wand. Es waren vier Männer. Sie ſchienen leiſe aufzutreten und jedes Geräuſch zu vermeiden, und als ſie bei ihm dicht vorbeigingen, hörte er ſie flüſtern, doch ohne ein Wort verſtehen zu können. Er ſah wohl ein, daß ſeine Lage gefährlich ſei; aber die Vermuthung, daß hier irgend ein Greuel ſein geheimes Weſen treibe, die Hoffnung, ihn entdecken, vielleicht vernichten zu können, ſteigerte ſeinen Muth bis zur Tollkühnheit. Er zog die Schuhe aus und betrat, um alles Geräuſch zu vermeiden, den feuchten Boden mit unbedeckten Füßen. So ſchlich er ſich leiſe hinter die Männer, die wie wandelnde Schatten durch die niedrigen, weitgedehnten Gewölbe fortſchritten, indem das trübe Licht der Laterne die dunkeln Umriſſe erkennen ließ. Da ſchien es, als öffnete ſich eine Thüre, die man ſchnell wieder zuſchloß. Das Licht der Laterne war verſchwunden. Franz tappte im Finſtern lange herum, bis er eine Mauer fühlte und eine Thüre unterſchied. Indem er mühſam mit den Händen die feuchten Mauern betaſtete, glaubte er vor einem runden Gewölbe zu ſtehen. Verſchließt dieß Gewölbe eine Unthat? dachte er, wie ſoll es Dir gelingen, ſie zu entdecken? Vorſichtig und leiſe vor ſich fühlend, merkte er, daß der Gang ſich um das Gewölbe rund herum bog, und plötzlich ſah er, aus einer nicht zu großen Höhe deſſelben, Lichtſtrahlen, welche die Decke des finſtern Ganges erleuchteten. Dort muß ein Theil des Gewölbes eingeſtürzt ſein, dachte er. Wäre es wohl möglich, die Oeffnung zu erreichen? Aber die Unternehmung war ſchwierig. Die Wand hinaufzuklettern ſchien unmöglich und der Verſuch konnte Steine von der morſchen Mauer losreißen, das Geräuſch vernommen werden; ſeine Gegenwart wäre verrathen und er der augenſcheinlichſten Gefahr ohne irgend einen Nutzen preisgegeben geweſen. Rathlos irrte er hin und her, tappte in den Gängen herum, entfernte ſich bald in dieſer, bald in jener Richtung, doch ſo, daß er den Lichtſchimmer nie aus den Augen verlor. Da ſtieß er an Etwas an, was ſeinen Gang hemmte. Er befühlte es und fand, daß es hölzerne leere Kiſten waren, die man an der Wand hingeſtellt hatte. Mühſam unterſuchte er ihre Größe, die bei den verſchiedenen Kiſten ſehr verſchieden war, und er hoffte, daß es ihm möglich ſein würde, durch dieſe eine Art Leiter zu bilden, die hoch genug wäre. Vorſichtig hob er einige auf, trug die größte nach dem Gewölbe, ſetzte immer kleinere darauf, und eine Leiter war fertig. Aber eine halbe Stunde war wenigſtens über dieſer Arbeit verfloſſen, und er befürchtete, daß die Verſammlung ſich ſchon trennen würde. Voll ängſtlicher Erwartung kletterte er vorſichtig auf den Kiſten hinauf und blickte durch die Spalte.

Er entdeckte ein rundes Gewölbe, durch einige Laternen erleuchtet, welche theils von den Männern getragen wurden, theils in Vertiefungen der Mauer hingeſtellt waren. Zehn Männer waren verſammelt, die ſich halbleiſe beſprachen; ſie ſtanden gedrängt, in Mäntel gehüllt, in der Mitte des Gewölbes, und er glaubte Grimaldis Geſtalt unter ihnen zu erkennen; aber das unſichere Licht ließ ihn keine Geſtalt beſtimmt unterſcheiden. Alle waren mit Piſtolen, Dolchen und Degen bewaffnet. Er legte das Ohr an die Spalte; aber den Zuſammenhang ihres Geſpräches vernahm er nicht, obgleich er auf den gefährlichen Inhalt leicht ſchließen konnte, denn deutlich hörte er Paoli, Maſſeſſi, Tatis, Buſſiciampe, Sebaſtiani nennen, die bekannten Häupter des korſiſchen Volks, auch ſein Name wurde öfters genannt. Noch war er unſchlüſſig, was er anfangen ſollte, als ein Knabe aus dem dunkeln Winkel des Gewölbes herbeigeſchleppt wurde. Er glaubte ſchon, während er auf das Geſpräch lauſchte, ein leiſes Wimmern aus dieſem Winkel vernommen zu haben. Dem Knaben hatte man die Hände auf den Rücken gebunden und um den Mund ein Tuch feſt gewunden. Er war blaß und der Ohnmacht nahe. Man gebot ihm zu knien, und die Männer traten zurück. Ein wilder Korſe entblößte ſeinen Dolch, hob ihn in die Höhe, und es war offenbar ſeine Abſicht, den Knaben zu ermorden, der den Mörder anblickte. Franz ſah mit

Entſetzen dem Augenblick entgegen, wo der kalte Stahl das Herz des Knaben durchbohren würde. Das Blut erſtarrte in ſeinen Adern. Aber ſchnell entſchloß er ſich. Mit einer hohlen Stimme, ſo laut, als ſeine friſche Bruſt es vermochte, damit es vielleicht in irgend einem bewohnten Theile des Gebäudes gehört würde, ſchrie er durch die Spalte hinunter: Mörder, Eure Stunde iſt gekommen! Das große Gewölbe unterſtützte ſeine Abſicht, furchtbar hallte das laute Geſchrei von den Mauern wieder, daß er faſt ſelbſt durch das Dröhnen in Schrecken gerieth. Aber die Männer waren plötzlich wie gelähmt, der Mörder ließ den Dolch fallen, keiner ſprach, die dunkle Beleuchtung zeigte die ſtarren, von Entſetzen ergriffenen Geſichter. Zwei einander gegenüber liegende Thüren eröffneten ſich und die Mörder ſtürzten hinaus. Der Knabe blieb wie in Ohnmacht liegen; aber einer war kühn genug umzukehren, um ihn zu ergreifen.

Wag es nicht, ihn zu berühren! ſchrie Franz wieder durch die Oeffnung hindurch, und jetzt eilte auch dieſer, die entſetzliche Stelle zu verlaſſen. Franz hörte die Tritte der Fliehenden fern in den Gängen wiedertönen, und ſtieg hinunter; mit Vergnügen hatte er bemerkt, daß ſie eine Laterne in einer Maueröffnung zurückgelaſſen hatten. Er fand die Thüre; ſie war offen.

Als er die Lampe nahm und ſich dem Knaben näherte, fand er ihn bewußtlos daliegen. Neben ihm lag der Dolch des Mörders. Dieſen hob er auf, ſuchte den Knaben aufzurichten, löſte die Stricke, welche die zarten Hände, die Binde, welche die Lippen zuſammenſchnürte. Der Knabe war durch dieſe Behandlung aus der Ohnmacht erwacht; als er ſich aber noch immer in dem dunkeln Gewölbe fand, in den Händen eines mit einem Dolche bewaffneten Mannes, da ſtieß er ein fürchterliches Angſtgeſchrei aus, und in demſelben Augenblicke hörte Franz in der Ferne einen Schuß fallen, der furchtbar in dem finſtern Gewölbe wiederhallte. Aengſtlich über die Lage des Knaben, der ſich anfänglich nicht wollte beruhigen laſſen, ungewiß über das, was in der Ferne vorfiele, blickte Franz bald den Knaben an, ihm freundlich zuredend, bald ſah er geſpannt durch die offene Thüre. Da erblickte er in weiter Ferne einen hellen Glanz, hörte ein Geräuſch von Menſchen, die ſich nahten, und laute Stimmen. Er griff nach ſeinem Dolche; als er aber Männer mit Fackeln ſah, als er merkte, daß ſie ſich nicht zu verbergen ſuchten, ſondern offen und laut vordrangen, überzeugte er ſich bald, daß es Freunde ſein müßten, und erwartete ruhig ihre Ankunft. Sie traten in das Gewölbe herein, und Franz erkannte Sebaſtiani, Roberto und mehrere Diener.

Sie erſtaunten, als ſie ihn mit dem Knaben fanden, der Sebaſtiani zu kennen ſchien, und der, jetzt erſt völlig beruhigt, auf ihn zuflog. Sebaſtiani erkannte ihn. Es war der Sohn des vor mehrern Jahren ermordeten Generals Gaffori. Er war ſeit faſt einem Jahre verſchwunden.

Dominico, rief Sebaſtiani, finde ich Dich hier, goldner Knabe?

Franz erzählte ſein Abenteuer, und obgleich Sebaſtiani ihm ſeine Tollkühnheit vorwarf, mußte er ihn doch loben, da der Erfolg ſo glücklich war. Roberto hatte, als er ſeinen Herrn verließ, gehört, wie Jemand bei ſeiner Thüre vorbeiſchlich, den finſtern Gängen zu. Schon öfter vernahm das Geſinde ferne nächtliche Töne aus dem Gewölbe; da es aber eine allgemeine Sage war, daß die Geiſter der in den Gefängniſſen Verſchmachteten in der Nacht die Gänge klagend durchwanderten, ſo wagte Keiner irgend eine Nachforſchung anzuſtellen. Dieſe Tritte waren aber zu deutlich, Roberto öffnete leiſe die Thüre, ſah einen Lichtſchimmer und hörte deutlich, wie Jemand die Treppe hinunter ging. Er lauerte unſchlüſſig, was er thun ſollte. Das Licht verſchwand, Alles war ſtill. Aber unruhig und beſorgt, wie er war, näherte er ſich der Treppe, ſein Aberglaube machte ihn zittern; allenthalben glaubte der ſonſt ſo unerſchrockene Mann Geſpenſter zu ſehen, und er konnte es nicht über ſich gewinnen, ſich zu weit in die dunkeln Gänge zu wagen. Da hörte er die laute Stimme aus der Ferne. Jetzt eilte er zurück. Sein erſter Entſchluß war, Franz aufzuwecken. Er fand ſeine Thüre offen, ſein Bett leer. Schnell rief er die Bedienten zuſammen. Sebaſtiani, der durch das Geräuſch aufwachte, eilte herbei, Fackeln wurden angezündet, und ſie gingen immer tiefer in das Gewölbe hinein, nach der Richtung zu, in welcher Roberto die laute Stimme vernommen hatte. Indem ſie fortſchritten, ſahen ſie einen Menſchen dicht an die Mauer gedrängt. Die hellen Fackeln warfen ihren Schein auf einen Mann, der in trotziger Verzweiflung daſtand und ihnen eine Piſtole vorhielt. Die Kugel ziſchte durch den langen Gang, aber er wurde gebunden und mitgeſchleppt. Ohne Laterne hatte er wahrſcheinlich nicht im Dunkeln den Weg finden können.

Als man zurückkam, waren die Frauen wach und harrten in großer Angſt auf die Männer. Bei dem Eintritte erſchrak Thereſe, als ſie ihren Geliebten ſah. Sein Anzug war ſchmutzig, feucht, zerriſſen, und noch mehr erſchrak ſie, als ſie erfuhr, in welche Gefahr ihn ſeine Kühnheit geſtürzt hatte; aber das korſiſche Mädchen mußte den muthigen Mann um deſto höher ſchätzen.

Der Knabe wurde erquickt, und Alle begaben ſich zur Ruhe, um theils durch ihn, theils durch den gefangenen Verbrecher genauere Auskunft über das noch ſo dunkle Ereigniß zu erhalten. Aber Dominico, ein zehnjähriger Knabe, konnte gar keine Auskunft geben. Aus dem Landhauſe Mäſſeſſis war er geraubt, nach einer entfernten Gegend gebracht worden, die er nicht kannte, während der ganzen Zeit ſeiner Gefangenſchaft hatte man ihn für die genueſiſche Sache zu gewinnen geſucht, man verſprach ihm in Genua Unterricht und ſchöne Tage. Er fand bald, daß er nur durch Verſtellung ſeine Freiheit gewinnen könnte, und wirklich gelang es ihm nach und nach, das Vertrauen ſeiner Wächter zu gewinnen, daß ſie ihn weniger genau bewachten. So durfte er ſchon in einem verſchloſſenen, mit hohen Mauern umgebenen Garten ſpazieren gehen. Er betrachtete hier immer die Mauern und wagte es vor einigen Tagen an einer Stelle, die es möglich machte, hinaufzuklettern. Die äußere Seite war ſteil; aber ohne ſich zu beſinnen, ſprang er hinunter und war ſo glücklich, auf einen Düngerhaufen zu fallen. Er lief über Berge und Thäler, ohne den Weg zu kennen, und ſah ſchon mit Freuden die Fläche, die vor ihm lag. Hier erfuhr er durch Landleute, daß die Stadt, die nicht weit mehr entfernt wäre, Aleria hieße. Dieſe wollte er erreichen, hatte ſich aber aus unglücklichem Mistrauen keinem Menſchen entdeckt, ſich in den Wäldern mit Kaſtanien ernährt und einen Vorrath mitgenommen. Als er ganz nahe bei Aleria war, fing es an zu dämmern, ein Mann ſchlich auf verdächtige Weiſe um ihn herum, und ehe er entſchlüpfen konnte, fühlte er ſich ſchon ergriffen, den Mund verſtopft und ſich in ein einſames Haus hineingeſchleppt, wo ſie ihn mishandelten, ihm die Hände banden und ihn dieſe Nacht nach dem Gewölbe brachten, um ihn zu ermorden. Die Gegend, in welcher er gefangen gehalten wurde, konnte er nur im Allgemeinen bezeichnen; doch würde er ſie wohl wieder erkennen, meinte er, wenn er ſie ſähe, die Menſchen, die ihn umgeben hatten, waren ihm völlig unbekannt. Den Gefangenen hatte er früher nie geſehen. Es war Sebaſtiani wichtig, die Verrätherei zu entdecken. Er nahm den Knaben mit ſich, und Franz begleitete ihn. Sie durchſtrichen einige Tage das Gebirge; bald erkannte Dominico Gegenden, bald ſchienen ſie ihm fremd. Endlich ſah er ein Haus mit einer Gartenmauer.

Das war mein Gefängniß, rief er.

Sie gingen auf das Haus zu. Alles war ſtill, das Haus verſchloſſen. Die Thüren wurden erbrochen, man trat in die leeren Stuben, man durchſuchte es, aber vergebens. Daß man aber das richtige getroffen hatte, litt keinen Zweifel. Dominico erkannte jeden Winkel; zeigte auch die Stelle, wo er über die Mauer geſprungen war. Die Erkundigungen in der Nachbarſchaft waren eben ſo fruchtlos; ſie nannten zwar den Eigenthümer des Hauſes, aber der Name ſchien ein angenommener, er war erſt ſeit einem Jahre nach dieſer Gegend gekommen, hatte ſie jetzt verlaſſen, und Niemand kannte ihn.

Auch die Fragen, welche die Unterſuchung, die mit dem Verbrecher angeſtellt wurde, veranlaßte, führten zu nichts. Er ſprach kein Wort, keine Marter, ſelbſt nicht die grauſamſte, lockte eine Antwort aus ihm hervor, halsſtarrig und trotzig ließ er ſich ſtillſchweigend hinrichten, und nahm das Geheimniß mit ſich in das Grab.

Dieſes zweite Ereigniß bewies zwar Franz, wie die Herrſcher in Korſika, und wer ſich an ſie anſchloß, auf einen hohlen Abgrund träten; aber jetzt ſchien ſelbſt dieſe bedenkliche Seite ſeines Lebens ihm anlockend. Sie reiſten nach Korte. Paoli war da, und Franz zählte die Stunden, bis er ſeine Bekanntſchaft machen würde. Zwar durfte er ſich rühmen, die Gunſt des großen Königs zu beſitzen; aber nur aus ehrerbietiger Ferne konnte er dieſen bewundern, die vertraulichere Bekanntſchaft mit einem ſo bedeutenden Manne, die Ausſicht, mit ihm gemeinſchaftlich zu handeln, erſchien ihm jetzt als ein großes Glück. War es doch bekannt, daß Friedrich der Große Paoli mit Achtung, ja mit Bewunderung genannt hatte. Sebaſtiani hatte ihn vorbereitet:

Du mußt ja unbefangen erſcheinen, und das iſt nicht leicht. Paoli hat oft die entſchloſſenſten Menſchen in Verlegenheit geſetzt. Er traut ſich eine große Menſchenkenntniß zu, er verläßt ſich daher nicht auf Empfehlungen, und obgleich er durch alles, was er von Dir gehört hat, ohne Zweifel ein günſtiges Vorurtheil für Dich hat, ſo wird er doch ſelbſt dieſes unterdrükken, um Dich deſto genauer durchforſchen zu können.

Auf dem Kaſtell von Korte, wo Paoli ſeine Reſidenz hatte, empfing er ihn. Er war ein langer, ſchlank gewachſener, ſtarker, ſchöner Mann und trat Franz mit einer offenen, freien Miene entgegen. Beſonders fiel eine gewiſſe Ruhe und Sicherheit in allen ſeinen Bewegungen, wie in ſeinen Reden auf. Das Geſpräch war lange unbedeutend, ja kalt, und ab und zu betrachtete Paoli ſeinen Gaſt, als wollte er ihn durchbohren. Franz, der eine ähnliche Neigung ſpürte, fing an, durch mancherlei Verhältniſſe, wie durch ſeine Natur von jeder Verlegenheit frei, ihn eben ſo unbefangen, doch mit einigen Spuren der Verehrung zu betrachten.

Ich merke wohl, ſagte Paoli endlich, wir wollen uns wechſelſeitig auf den Zahn fühlen. Es iſt nicht ſo übel, wenn man ſich für die Zukunft ſo ganz vertrauen ſoll, wie wir beide. Ich glaube darin einige Fertigkeit zu beſitzen und täuſche mich ſelten. Ich kenne Sie. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir die ähnliche Verſicherung geben könnten; aber Sie können die ſichere Erfahrung nicht erlangt haben, die ich, von Betrug und Verrätherei umgeben, mir nicht auf die angenehmſte Weiſe erworben habe. —

Dafür, Euer Exzellenz, beſitze ich eine andere Eigenſchaft, die vielleicht ſich meſſen darf mit der langen Erfahrung, welche Sie ſich erworben haben. —

Nun? —

Die den Ruf mich ſchätzen lehrt, der den edeln Korſen durch die ganze Welt hebt und mit einer Glorie umgibt, das Vertrauen der Jugend, das ſich anſchließt, wo mich das Edle und Große ruft, und wo es mir entgegentritt, das geringe Verdienſt, den ſtrahlenden Diamant von geringern Steinen zu unterſcheiden. Nennen Sie nicht Schmeichelei, was unwillkürlich mich zwingt, ſo und nicht anders zu reden. — Mein Herz iſt voll, ſagte er, und die Thränen traten ihm in die Augen; ich ſehnte mich nach dieſem Augenblicke, und die Fülle des Glückes überſtrömt mich, jetzt, da er da iſt. Sie ſollen meine Liebe und meine zukünftige Thätigkeit ſegnen, Sie ſind, wenn ich Bürger bin, mein Herrſcher, wenn ich Soldat bin, mein Feldherr, betrachte ich mich als Menſchen, mein Prieſter. Ich behalte nichts, ich gebe Ihnen mein ganzes Daſein, es iſt mir nur etwas werth, inſofern ich es wieder aus Ihren Händen empfange. —

Paoli war ſichtbar gerührt. Er umarmte Franz, von Zurückhaltung war nicht mehr die Rede.

Ich ſehe Dich als meinen Sohn an, ſagte er; aber, fügte er nachdenklich hinzu, Du überſchätzeſt mich. Es iſt nicht gut, daß Du mit einer Vergötterung anfängſt. Ich begreife, wie das Wenige, was mir gelungen iſt, und wie es mir gelang, einen feurigen jungen Mann begeiſtern kann, ich begreife es; denn ich brauche mich nur in meine eigene Jugend zurückzudenken. Aber bald genug wirſt Du meine Fehler entdecken, meine Schwächen. Glaube nur, Franzesko, wir taugen alle nicht viel. —

Die Hochzeit wurde fröhlich begangen, Franz war ſelig. Es wurde ihm ein bedeutendes Kommando anvertraut und, da er ein bürgerliches Geſchäft wünſchte, die Aufſicht über die Schulen und über die Univerſität, inſofern der Unterricht nicht die Religion betraf. Seine mannigfaltigen Kenntniſſe — nur Paoli ſelbſt konnte ſich in dieſer Rückſicht mit ihm vergleichen, — ſchienen ihn dafür vorzüglich tauglich zu machen. Er arbeitete unabläſſig; die vielen Schwierigkeiten, die Unwiſſenheit nicht blos der Schüler, ſondern auch der Lehrer, ſchreckten ihn nicht. Er unternahm einige Streifzüge gegen die Genueſer, die ſich aus den Feſtungen herauswagten, mit ſo ausgezeichnetem Erfolge, daß ſeit der Zeit ſich jene völlig ruhig hielten.

Immer mehr mußte er Paoli bewundern. Rouſſeau hatte ſich über die Korſen ſehr vortheilhaft geäußert. Im Contrat social meint er, Korſika eigne ſich vorzüglich zur Geſetzgebung. Der Muth, die Entſchloſſenheit in den Kämpfen für die Freiheit beweiſe, daß hier ein tüchtiges Volk nur auf eine verſtändige Leitung harre.

Dieſe kleine Inſel wird einſt, ſo ſchließt er, ganz Europa in Erſtaunen ſetzen. — Wie ſeltſam werden die Menſchen oft Propheten in ganz anderm Sinne, als ſie es ſelbſt meinen und wollen!

Butafoco hatte, durch die Aeußerung über ſeine Landsleute ermuntert, ſich an Rouſſeau gewendet und ihn erſucht, den Entwurf einer Geſetzgebung für Korſika auszuarbeiten; Rouſſeau ſchlug es aber aus, und der Korſe bedauerte, daß dieſer Philoſoph nicht unter günſtigeren Verhältniſſen Korſika, wie Plato einſt Sicilien, beſuchen wollte.

Butafoco iſt ein Thor, ſagte Paoli, als er dieß erfuhr, doch nur im engen Kreiſe ſeiner Vertrauten; wie konnte er glauben, daß ich mir von einem Philoſophen die Form würde gießen laſſen, in welche ich meine Korſen hineinpreſſen wollte. Sie muß lebendig aus ihnen ſelbſt entſpringen.

In allen ſeinen Entwürfen ſchien Paoli klar, bis jetzt in allen ſeinen Unternehmungen glücklich, und die Korſen beteten ihn an. Auch wußte er bei allen Gelegenheiten ſeine Würde zu behaupten.

Einſt drängte ſich eine Menge Menſchen nach ſeinem Hauſe, ſie wollten durchaus den General ſprechen. Vergebens verſicherte man, daß er nicht zu ſprechen wäre. Sie ſtießen die Bedienten zurück und ſchienen mit Gewalt in ſeine Stube eindringen zu wollen. Da öffnete er ſelbſt ruhig die Thüre. Ich gebe heute keine Audienz, ſagte er ſtrenge, — und die ganze Menge ging ſtillſchweigend und beſchämt fort.

Auch die Korſen erſchienen Franz in immer ſchönerm Lichte, und viele Züge einer großartigen Geſinnung mußten ihn immer mehr und mehr einnehmen. Er war gegenwärtig, als Madame Maſſeſſi den Enkel eines Verbrechers bei Paoli einführte. Sie hatte dem jungen Manne, der ſich auszeichnete, verſprochen, die Begnadigung ſeines Großvaters auszuwirken. Sie bot alles Mögliche auf, aber Paoli blieb unerſchüttert; da trat der junge Mann ſelbſt hervor.

Mein Großvater hat ein großes Verbrechen begangen, ſagte er, iſt es aber nicht möglich, daß es auf eine mildere Weiſe, als durch den Tod, geſühnt werden kann? O erlauben Sie mir eine Bitte, nicht lange mehr wird der alte Mann leben, dann muß er ſich dem Urtheile eines höhern Richters unterwerfen. Wir, ſeine Anverwandten, bieten tauſend Dukaten, wir wollen funfzig Soldaten auf unſere Koſten unterhalten, ſo lange die Belagerung von Furiani dauert. Verweiſen Sie ihn von der Inſel; das Exil iſt für den Korſen faſt dem Tode gleich, — ſtoßen Sie ihn in die Fremde, nur laſſen Sie mich das Blut meines alten Großvaters nicht durch Henkers Hand fließen ſehn. —

Er war äußerſt bewegt, die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, er rang die Hände, und Franz war erſchüttert.

Ich kenne Sie, antwortete Paoli, nicht ohne Bewegung, Sie ſind ein Korſe, ein echter Korſe, ich ſchätze Sie. Wohlan, ich lege das Schickſal des alten Mannes in Ihre Hände. Erklären Sie, daß die Begnadigung gerecht, daß ſie unſeres Gerichtes würdig ſei, und Ihr Großvater iſt gerettet.

Gott bewahre mich! rief der Korſe, über die Aufforderung entſetzt; er muß ſterben, ich kann ihn nicht retten, ſagte er dann und ging ſtillſchweigend fort.

Ich bin ein Korſe, rief Franz, entzückt und ſtolz darauf, dieſem Volke anzugehören.

Nicht wahr, ſagte Paoli, und wandte ſich fröhlich und gerührt an Franz, meine Korſen ſind brav? —

So verfloß faſt ein Jahr, und obgleich die Schwierigkeiten, die Franz ſowohl in ſeiner kriegeriſchen, als in ſeiner bürgerlichen Stellung fand, ſich häuften, ſo hielt er doch ſeine Hoffnung und ſeinen frohen Muth feſt. Seine Frau ſchenkte ihm eine Tochter, und er fühlte ſich überaus glücklich. Was ihn am Meiſten in ſeinem Glücke quälte, war die Schwermuth ſeiner Frau, die ſie zwar zu überwinden, beſonders vor ihm zu verbergen ſuchte, die ihm aber nicht entging. Während der Schwangerſchaft nahm die trübſinnige Stimmung zu. Er ſchrieb es ihrer Lage zu und ertrug es mit Geduld. Als aber die Mutter, anſtatt ſich glücklich zu fühlen, immer trüber, immer mehr und mehr in ſich verſchloſſen wurde, da trat die ſchwarze Ahnung hervor, die ihn, als er die Inſel betrat, überfallen hatte, die durch ſeine fröhliche Stimmung zwar zurückgedrängt worden war, ihn aber doch manch Mal augenblicklich wie mit einem Todesſchauer durchbebte, ſie ward immer mächtiger, und er ahnete ein Geheimniß. — Auch ſein Verhältniß zu den Korſen trübte ſich immer mehr.

Die Aufſicht über die Schulen brachte ihn mit den Pfaffen zuſammen; einige Einrichtungen ſchienen dieſen gefährlich, ſie machten Einwürfe, ſie beklagten, ſie weigerten ſich, und als Paoli in letzter Inſtanz Alles billigte, nahm ihre Wuth zu. Aber ſie wußten ſich zu verſtellen. Zwar ſtimmten die Großen von Korſika alle in ihrer religiöſen Ueberzeugung mit ihm überein. Es war die damals herrſchende der franzöſiſchen Schule, die es für Religion hielt, an Gott und die Tugend zu glauben, und Franz theilte dieſe Ueberzeugung. Aber die Korſen waren geborene Katholiken, und die Großen verſäumten nie, als ſolche zu erſcheinen, ſie nahmen oft an dem Gottesdienſte Theil, ja zum Scheine beichteten ſie, obgleich ſie nie unterließen, über die Ceremonie zu ſpotten. Paoli ſelbſt wies jeden Spott über Religion, der nicht ganz im Vertrauen, unter völlig gleichgeſinnten Männern, ſtattfand, hart zurück. Franz aber war ein Proteſtant, er fand es unter ſeiner Würde, mit religiöſen Ceremonien ſeinen Spott zu treiben, und obgleich Paoli ihn in dieſer Rückſicht nachgiebiger wünſchte, ſo konnte er doch nicht ſeine Geſinnung tadeln. Dieß gab den Pfaffen gefährliche Waffen in die Hände.

Er iſt ein Ketzer und ſoll die Erziehung unſerer Kinder leiten? ſagten ſie. Die Beſchränkung, die bei ſeinem Geſchäfte ſtattfand, genügte ihnen nicht. Man tadelte Paoli laut und fing an den Ketzer zu haſſen. —

Er iſt ein Fremdling; wozu brauchen wir ihn? Sind Paoli und Sebaſtiani nicht eben ſo gute Feldherrn, wäre Maſſeſſi oder Butafoco nicht viel fähiger, den Schulen vorzuſtehen? —

Er ſelbſt wurde immer unzufriedener. Aeußerungen dieſer Unzufriedenheit wurden ſorgfältig verbreitet, vergrößert, gehäſſiger wiedererzählt. Wie konnten wir glauben, daß der nordiſche Barbar ein Herz für uns Korſen haben ſollte, wiederholten ſie ſich fortdauernd. Meuchelmörder lauerten auf ihn, und verdrießliche Geſichter traten ihm entgegen, wo er ſich ſehen ließ. Indeſſen wuchs die Schwermuth ſeiner Frau immer mehr. Oft ſchien ſie ſprechen zu wollen und verſtummte plötzlich, als wagte ſie es nicht. Er ſuchte ſie lange Zeit vergebens zu bewegen, daß ſie ihren Kummer entdecken möchte. Endlich, als er ſie einmal in Thränen zerfließend fand und in ſie drang, ſtürzte ſie wie in einer Art krampfhafter Verzweiflung in ſeine Arme und rief: Ach! daß Du ein Ketzer biſt, daß ich Dich ja doch nur hier in dieſem kurzen Leben lieben darf und mir meine Liebe verwerfen muß!

Er ſprang ingrimmig auf, nie hatte er dieſen Grund ihres Kummers auch nur von fern geahnet. Er verehrte ihre ſtille Frömmigkeit, er duldete, daß ein Mann, der ſein Vertrauen beſaß, der ſich über die Religion immer mit großer Duldſamkeit äußerte, ſie als Beichtvater beſuchte, er war von der toleranten Geſinnung ſeiner Frau vollkommen überzeugt. Die verdammten Pfaffen! rief er in großem Zorn und ſtürzte zur Stube hinaus. Thereſe, die ihn zum erſten Male in ſolcher Wuth erblickte, war theils darüber, theils über ſeine Aeußerung erſchrocken. Sie wagte nie mehr dieſen Gegenſtand zu berühren; aber das glückliche Verhältniß war auf immer verſchwunden. — Jetzt beobachtete er auch Paoli genauer. Zwar an ſeinem redlichen Eifer konnte er nicht zweifeln, aber ſeine Ruhmſucht war ihm zuwider; daß er hoffen konnte, die Korſen, dieſes rohe, unbändige, durch Aberglauben verblendete, an Selbſtrache gewöhnte, durch tiefen Familienhaß in ſich zerſplitterte Volk für geſellige Ordnung, für höhere Bildung zu gewinnen, ſchien ihm eine Thorheit. — Auch er war von Meuchelmord umringt. — Muß der Mann, dachte Franz, den Du von ſeinem Volke angebetet wähnteſt, nicht durch Wachen ſich gegen ſein Volk und durch ſehr beißige Hunde, die ſein Schlafgemach theilen, gegen ſeine Wache ſchützen? — Er faßte das äußere Verhältniß von Korſika ſchärfer in's Auge. Franzöſiſche Truppen hatten die Feſtungen beſetzt, die bis jetzt in der Genueſer Beſitz geweſen waren. Zwar miſchten ſie ſich nicht in die korſiſchen Händel, zwar gaben ſie mehre Jahre lang vor, daß es nur ihre Abſicht wäre, die Feſtungen für die Genueſer zu beſchützen. Aber war es nicht klar, daß die korſiſche Freiheit nur geduldet würde, daß ſie auf immer verſchwunden wäre, ſobald Frankreich ſeine Forderungen auszudehnen wagte? Und ſo haſt Du, rief er, Dein Leben vergebens dieſem Volke geopfert, die Welt lag vor Dir, hier biſt Du ein Sklave. Du wirſt nie ein Korſe, ewig werden ſie Dich als einen Fremdling behandeln; der Aberglaube hat Deine Ehre verpeſtet, und Alles, was Dir als Liebe, Ehre und Glück entgegen lächelte, hat ſich in Mismuth, zehrenden Verdruß und Unglück verkehrt. —

Noch immer wollte er ſeine Stellung nicht aufgeben, er ſchämte ſich auf dem halben Wege ſtehen zu bleiben. Er hatte nie einen Gehalt angenommen, weil er ſich völlig unabhängig erhalten wollte, jetzt opferte er einen großen Theil ſeines Vermögens. Vergebens. Selbſt dieſes Opfer vermehrte das Mistrauen.

Er will Euch für ſeine Ketzer gewinnen, ſchrien die Pfaffen. Paoli merkte ſeinen Mismuth wohl und ſuchte ihn zu ermuntern; aber alle Hoffnung war verſchwunden, und es gab Augenblicke, wo er ſich den Tod wünſchte. Nur an Sebaſtiani hing er noch mit voller Seele, dieſer theilte ſeinen Gram, und ſeine Frau ſuchte durch das mütterliche Anſehen, doch vergeblich, die Tochter zu gewinnen.

Als Franz einmal den Mittag bei Paoli zubrachte, warnte ihn dieſer:

Es ſteht Ihnen ein Unglück bevor. Ihre Frau —

Meine Frau? fragte Franz.

Mir träumte, fuhr Paoli fort, dieſe Nacht, daß ich ſie allein, von Ihnen verlaſſen, in große Traurigkeit verſenkt ſah, das Kind war fort. Sie gingen in einer entfernten Gegend und riefen: Thereſe! aber ſie hörte es nicht. Sie wiſſen, meine Träume ſind ſelten ohne Bedeutung.

Wirklich galten Paolis Träume für vorausſagend, und er ſelbſt hatte öfter dieſen Glauben geäußert. In der aufgeregten Stimmung, in welcher Franz ſeit Jahren lebte, bei der Vorſtellung, als wenn die ganze Welt und alle Verhältniſſe ſich gegen ihn verſchworen hätten, war er mehr, als es ſonſt wohl der Fall geweſen ſein würde, für angſtvolle Eindrücke empfänglich. Er eilte fort. Seine Frau war ſeit mehreren Tagen auf einem Landſitze in der Nähe. Mit klopfendem Herzen ritt er hinaus. Als er in das Haus trat, fand er Alles in Verwirrung. Man war im Begriff ſeine Frau zu ſuchen, die ſeit zwei Stunden verſchwunden war.

Ein tiefes Entſetzen ergriff ihn. Man erzählte ihm, daß ſie die letzten zwei Tage beſtändig weinend zugebracht habe. Man bewachte ſie fortdauernd. Jetzt, vor einigen Stunden, bat ſie auf die rührendſte Weiſe, man möchte ſie allein laſſen. Ich will die heilige Jungfrau in meinem Jammer anrufen, ſagte ſie. Aber ſie muß gleich, nachdem die Freundin ſie verlaſſen hat, aus der Stube geſchlüpft ſein. Ein Bedienter ſah ſie blaß und mit ſchwankenden Schritten in dem Garten nach einer Bank zugehen, das Kind führte ſie an der einen Hand. Er fand nichts Auffallendes darin, denn oft pflegte ſie ſich eben da allein hinzuſetzen; nur der tiefe Gram, der aus allen ihren Zügen ſprach, erregte in ihm Mitleid. Zufällig kam kurz darauf die Freundin in den Garten, ſie war voll Unruhe über Thereſens Zuſtand. Sie traf den Bedienten, und von Mitleid ergriffen ſagte er ſeiner Frau, wie er die fremde Dame gramerfüllt mit ihrem Kinde durch den Garten ſchwanken geſehen. Sie eilte nach der Bank, aber Thereſe war nicht da; ſie ging nach der Stube, die ſie bewohnte. Sie war leer; aber ein Zettel lag da, mit Thränen benetzt.

„O zürne nicht Freundin,“ ſo lautete er, „daß ich Euch verlaſſe, daß ich mein Kind mitnehme; aber ich muß, leider, leider ich muß, der Himmel fordert dieſes Opfer. Armer Franzeſko, Dein Kummer quält mich mehr, als der meine. Die Knie zittern mir, es iſt mir, als wollte die Erde ſich unter meinen Tritten öffnen; aber ich muß, ich darf nicht länger zögern. — O tröſte meinen armen Franzeſko! Mich wird die heilige Jungfrau erhalten, daß ich nicht in meinem Innern vergehe.“

„Thereſe.“

Franz nahm das Blatt mit zitternden Händen, er las es mit unbewegten Zügen; aber allmälig drehten ſich die Gegenſtände um ihn her, Alles ſchien wie in der Ferne zu verlöſchen, und der ſtarke Mann ſtürzte wie ein plötzlich Getödteter hin.

Aengſtlich lief man herzu; als er erwachte, ſah man ihn von einer unbändigen Wuth ergriffen.

Ich will ſie tödten, alle, alle tödten, dieſe verfluchten Pfaffen, ſchrie er und knirſchte mit den Zähnen; tödten will ich ſie alle, bis ich den Frevler finde, der mit dem Höllenbrande des Aberglaubens in das Heiligthum meiner Ehe einzudringen wagte. O ich bin ſtark, ich bin unüberwindlich, die Hölle, die man in meiner Bruſt entzündet hat, macht mich unverwundbar.

Die Männer ſtürzten herzu, zum Glück war er unbewaffnet. Sie bändigten ihn nur mit Mühe. Endlich wurde er ſtill, er verfiel wie in eine Art Betäubung und erwachte ruhiger. Das Bewußtſein ſeines Unglücks ſchien ihn keinen Augenblick verlaſſen zu haben. Er forderte ſein Pferd, drückte ſeinem Freunde und der Frau mit Rührung, wie es ſchien, die Hand, und ritt ſtillſchweigend fort. Roberto begleitete ihn mit Thränen.

Er ritt grade nach dem Kaſtell und ſuchte Paoli. Kaum waren wenige Stunden verfloſſen, ſeit er ihn verlaſſen hatte. Paoli erſchrak, als er ſein zerſtörtes Anſehen wahrnahm.

Feierlich begann Franz: Als ich herkam, winkte mir Liebe und Glück. Sie liegen zertrümmert zu meinen Füßen. Ich liebte die Korſen, ich handelte, ich lebte für ſie: ſie haſſen mich; ich liebte mein Weib: ſie iſt für mich verloren, ſie hat mich verlaſſen, ſie hat mir das Kind geraubt und meint den Himmel zu verdienen, wenn ſie mich allen Qualen der Hölle preisgibt.

Ihre Frau —? rief Paoli und war über dieſe ſchnelle Erfüllung ſeines Traumes beſtürzt. —

Iſt fort, ſie iſt fort, mein Kind iſt fort, das Land, für welches ich gelebt habe, hat mir den Rücken gewandt. —

Und iſt ſelbſt verloren, antwortete Paoli mit erſchütterter Stimme. O daß alles Unglück zuſammentrifft! Frankreich ſteigert ſeine Forderung. Es iſt klar: Korſika wird eine franzöſiſche Provinz. Selbſt wenn ich die Einwohner zum Widerſtand auffordern wollte, würde ich keinen finden, der ſich mit mir verbände, ſie haſſen nur die Genueſer.

Franz horchte auf; daß der ganze Zauber, der die Inſel umgab, mit ſeiner Liebe zuſammenſtürzte, war ihm faſt angenehm. Aber ſein Herz war gebrochen. Sebaſtianis und Martons Jammer iſt nicht zu beſchreiben. Thereſens Beichtvater war verſchwunden. Vergebens wurden mehrere Monate hindurch die genaueſten Unterſuchungen angeſtellt; die von den franzöſiſchen Truppen beſetzten Feſtungen gaben allen Verräthern und Verbrechern eine den Korſen unzugängliche Zuflucht. Nur von dieſen hing es ab, was ſie thun wollten. Der Gram zehrte an Martons Leben. Sie ſtarb kurz darauf. Sebaſtiani trug den Kummer, wie ein Mann, und auch Franz ermannte ſich.

Was hilft es, daß ich ſie ſuche? Ich finde ſie nicht. Was hülfe es wenn ich ſie fände? Sie gehört mir nicht mehr. Meint ſie doch, meine Nähe ſei ſelbſt für das Kind gefährlich, ſagte er mit zurückgedrängtem Ingrimm.

Indeſſen rückte die Zeit heran, wo es Paoli klar wurde, daß Korſikas Unabhängigkeit nicht zu retten wäre.

Er entſchloß ſich nach England zu gehen, wo er in großem Anſehn ſtand. Sebaſtiani begleitete ihn und nahm Dominico, der zu einem ſchönen Jünglinge herangewachſen war, mit ſich.

Und wo gehſt Du hin? fragte ſich Franz. Er reiſte mit ſeinen Freunden nach London, um von da, nach ſo vielen Ereigniſſen, ſeinen alten Vater zu beſuchen; aber in London erhielt er die Nachricht, daß ſein Vater geſtorben ſei. Erſchüttert durch dieſen Verluſt, der ihm alles, was ihn an die Erde band, zu rauben ſchien, war er lange unſchlüſſig. Die rauhen nordiſchen Gebirge hatten nichts Reizendes für ihn; in England wurde er zwar mit Auszeichnung als Paolis Begleiter aufgenommen; aber, wenn er ſich's auch nicht geſtehen wollte, ſo war es doch ſo: Die Rolle gefiel ihm nicht, und der Hochmuth der Engländer war ihm zuwider.

Die Sehnſucht, etwas von dem Lande ſeiner Kindheit zu erfahren, führte ihn nach Kopenhagen. Hier ſchloß er ſich an einen Norweger an, der als Beamter nach Skeen verſetzt ward, begleitete dieſen, um doch unter Norwegern, aber in einer mildern Gegend zu leben. Doch nirgends hatte er Ruhe. Er eilte nach Kopenhagen zurück, ſein nicht unbedeutendes Vermögen hatte er in Amſterdam und London niedergelegt, und in Kopenhagen gelang es ihm, Struenſees Vertrauen in einem hohen Grade zu erwerben. Er wurde ſein vertrauter Freund, er ging in ſeine Pläne ein und entwarf ſelbſt neue, bis die gräßliche Kataſtrophe auch ihn traf und er zum zweiten Male für ſeine redlichen Abſichten Haß, Verfolgung, ja zuletzt Verachtung einerntete.

Walſeth erſtaunte, als er das Schickſal ſeines Freundes erfuhr, über die reiche Mannigfaltigkeit ſeines Lebens, am meiſten über den wunderbaren Trieb, ſich immer von Neuem in die allgemeine Verwirrung des Lebens als ordnender Geiſt hineinzuſtürzen, einen Trieb, der ihm ſo fremd war; er erkannte es, welche furchtbare Lehren das Leben ſeinem Freunde gegeben habe, und begriff ſeinen Entſchluß, dem äußern Leben zu entſagen.

Walſeth und Leith brachten nun faſt immer die Zeit mit einander zu. Bald fand man ſie in den einſamen ſchönen Waldungen in der Nähe der Hauptſtadt, bald in den entfernteſten Gegenden der Stadt, wo ſie von einer Straße in die andere gingen, bald an irgend einem großen, viel beſuchten öffentlichen Orte, wo ſie ſich abſonderten, wie es ſchien, ohne auf die Umgebung zu achten, und dadurch nur zu oft Gegenſtand des Beachtens, des Geredes wurden.

Einmal fanden ſie in einer reizenden Waldgegend einen jungen Mann, deſſen ausgezeichnetes Aeußere ſie anzog. An einen Baumſtamm gelehnt, von dichten Zweigen einer mächtigen Buche beſchattet, ſchien er völlig in's Leſen vertieft. Nur zuweilen erhob er das Auge und blickte um ſich in die reizende Ferne. Das unbeſchreiblich Feine und Anmuthige, welches ſo ſelten iſt, der tiefe Genuß, der aus ſeinen Zügen ſprach, als erblickte man den Wiederſchein der geiſtigen Funken irgend eines trefflichen Werkes, die aus allen Mienen leuchteten, fiel ihnen auf; und ſo ſehr ſie auch mit ſich ſelbſt beſchäftigt waren, konnten ſie der Neigung, ſich ihm zu nähern, doch nicht widerſtehen. Das Raſcheln der Blätter erregte ſeine Aufmerkſamkeit, eben, wie es ſchien, in dem Augenblicke, als er das Leſen ſchloß und wie mit Widerſtreben ſich aus einer andern, ſchönern Welt losriß. Er ſprang auf, beſann ſich und ſchien erſtaunt. Leith ſprach ihn grüßend an, und er bewillkommte die Freunde nicht bloß freimüthig und herzlich, ſondern offenbar mit Freuden.

Sie laſen, mein Herr! Das Buch riß Sie ganz hin, ſagte Leith.

Und konnte es anders ſein, antwortete der Fremde, wenn ich hier, während die alten Buchen um mich her flüſtern, die Inſekten ſummen, die ſtillen Bäche neben mir rieſeln, die Hirſche und Rehe auf jenem grünen Platze in großen Haufen ſich verſammeln, das einſame Jagdſchloß über die Baumzweige hervorragt, und das ferne blaue Meer über den grünen Kronen der Buchen ſeine beweglichen Wellen zeigt, während die Sonne ihren hellen warmen Zauber über Alles gießt, und leichte Winde wie Geiſter durch den Wald ſchleichen, — das tiefſte, ſeltſamſte, bei aller Luſt mit geheimem Grauen durchwebte Bild des Waldlebens genieße, wenn ein großer Geiſt allen Geiſtern des Waldes Sprache und Leben gibt, daß ſie, hergebannt, ſich um mich verſammeln müſſen, menſchliche Geſtalt annehmen, unſere Sprache reden, wie wir leben, lieben, ſich ergötzen, leiden, und dennoch den geheimen Zauber bewahren, der ihre eigentliche Natur offenbart; wenn die geringeren Naturen als verlaufene Hausthiere um mich ihr ergötzliches Weſen treiben, der treue Hund, der geduldige Eſel, der gravitätiſche und lächerliche Ziegenbock; wenn Liebesklagen wie Schmetterlinge um die Bäume und Sträucher flattern; wenn der edle Hirſch gejagt, aber auch der Jäger als edles, gehetztes Wild unruhig umhergetrieben wird; wenn die große Noth uns durch die ſchauerliche Einſamkeit ganz nahe gerückt wird, während das ſtill verborgene, durch alle Luſt nur leicht verſchleierte Grauen ſich in wunderbarer Melancholie ausſpricht.

Sie laſen: „As you like it,“ rief Walſeth aus, nicht wenig verwundert, einen jungen Mann zu finden, der in einem ſolchen Sinne den damals außer England noch wenig geleſenen Shakſpeare las und genoß, — dieſes herrliche Werk; haben Sie es zum erſten Male genoſſen?

Zum erſten Male, antwortete der Fremde; und es iſt mir, als wollte der Zauber, der mich ergriffen hat, noch nicht von mir laſſen.

Wir müſſen uns näher kennen lernen, ſagte Leith, von dem jungen Manne ganz eingenommen.

Und ich wünſchte lange, erwiederte der Fremde, mich Ihnen nähern zu dürfen.

Sie kennen uns? fragte Walſeth.

Allerdings, antwortete Jener; und, fügte er lächelnd hinzu, iſt nicht der Jacques der däniſchen Buchenwälder, iſt der vertriebene, gehetzte Held mir nicht erſchienen, daß es mir iſt, als ſetzte ich nur eine Bekanntſchaft fort, die der große Dichter, noch ehe Sie kamen, einzuleiten verſtand? —

Dieß war die Einleitung zu einem Geſpräch, welches den vertrauteſten Umgang zur Folge hatte, und von jetzt an ſahen die ſchönen Geiſter den jungen Mann, nicht ohne Lächeln, ſich an die beiden Verſtoßenen anſchließen.

Riedel war ſehr arm, konnte aber, von einem reichen nahen Verwandten, in deſſen Hauſe er lebte, unterſtützt, anſtändig und in den größten Geſellſchaften erſcheinen. In den bedeutendſten geſelligen Kreiſen der Hauptſtadt war er beliebt, und führte, wie es ſchien, ein ſehr fröhliches und genußreiches Leben. Aber es hatte ſeine Schattenſeite. Die Frau ſeines Wohlthäters, eine geringe Natur, haßte ihn, um ſo mehr, da es ihrem eigenen Sohne nicht gelingen wollte, den Beifall zu erhalten, der dem geiſtreichen Riedel allenthalben entgegen trat. Der Widerſpruch zwiſchen allgemeiner Achtung und Abhängigkeit, ja Geringſchätzung war nicht zu löſen, eine krankhafte Empfindlichkeit, ein oft durch geringe Veranlaſſung verletztes Ehrgefühl vergiftete ſeine beſten Stunden und artete nicht ſelten in Trübſinn aus. Er wurde zwar von den Mädchen ſehr gern geſehn, aber ſeine Liebe wurde nicht erwiedert.

Eine junge, blühende Schönheit aus einer der reichſten Familien wurde von ihm geliebt, und ſchien weniger, als alle, ihn zu bemerken. So vielſeitig verwundet, während er faſt allgemein beneidet wurde, in Klagen über die kläglichen Verhältniſſe der Welt, die mit ſeinen Träumen nicht übereinſtimmten, in Liebesſeufzer, wie ſie damals über ganz Deutſchland ſich vernehmen ließen, ſich auflöſend, mit herrlichen Gaben von einem idealiſchen Träumen ergriffen, mußte er von Menſchen, wie Leith und Walſeth, vorzüglich angezogen werden, ſo wie dieſe ſich von ihm angezogen fühlten.

Der Leſer erlaube, daß wir ihm Fragmente aus den Geſprächen der drei Freunde vorführen, in welchen Walſeths Reden allein uns beſchäftigen werden. Sie waren es, die ihn ſelbſt und die übrigen in Bewegung ſetzten, und ein bedauernswürdiges, ja entſetzliches Ereigniß, wenn gleich nicht herbeiführten, doch in ſeinem Ausgange furchtbar machten.

An einem anſehnlichen öffentlichen Orte war eine bedeutende Menge Menſchen verſammelt. In einem entfernten Winkel ſaßen die drei Freunde. Auſtern ſtanden auf einem großen Teller aufgehäuft, und der Champagner blinkte in den Gläſern.

Was iſt es doch, ſagte Riedel, was den Auſtern den ſeltſamen Reiz ertheilt, was mitten aus der Reihe der geringſten, ja widerwärtigſten Thiere dieſes eine hervorhebt, was Ekel und Genuß auf eine ſo unbegreifliche Weiſe dicht neben einander ſtellt? —

Und daß es Menſchen gibt, unterbrach ihn Leith, die eben ſo entſchieden nur das Abſtoßende in dieſen Thieren erblicken, welches wir glücklicher Weiſe gar nicht kennen, die einen wahren Abſcheu gegen dieſen Genuß fühlen; daß man ſich nie gleichgültig erhält, ſondern ganz entſchieden angezogen oder zurückgeſtoßen wird. —

Einer meiner früheren Freunde rief mit einer tiefen, aus dem höchſten Entzücken entſprungenen Theilnahme, als er eben mit Wohlbehagen eine Auſter nach der andern genoß: Die armen Menſchen, alles Uebrige müſſen ſie eſſen, weil ſie keine Auſtern haben! Auch gegen den edeln Champagner ſind einige Menſchen un=

gerecht, ſagte Walſeth, und ſo hat einer meiner geiſtreichen Freunde ihn einen diplomatiſchen Wein zu nennen gewagt. Die ſpirituöſen Getränke haben einen tiefen Sinn. Wie der Menſch ſich dadurch von den Thieren unterſcheidet, daß er allein weinen und lachen kann, ſo kann er auch allein das Geiſtige der Pflanzenwelt genießen. Der Hund wird in ſeinem Wachsthume gehindert, wenn er es genießt, der Elephant wird wüthend. Wenn die ganze Natur durch die Blumen und Kräuter und Bäume uns entgegenlächelt, und das Sonnenlicht als ein Vorbild der Liebe durch die bunte Pflanzenwelt ſpricht, als wollte ſie ſagen: Sieh hier mein ewiges Gedicht; und wenn wir innerlich verſtehen, wie dieſe Geſtalten tiefe Worte und dieſe Farben Töne ſind: ſo iſt der Wein das innigſte Geſpräch, in welchem der Pflanzengeiſt ſich uns ergibt, wenn wir ihn zu faſſen, zu genießen, uns in ihn zu verſenken vermögen. Daher ſind die geiſtigen Getränke ſo unendlich mannigfaltig, wie die Bildungsſtufen und Geſinnungen der Menſchen, und ſie geſtalten ſich einander gegenüber, wie die Inſekten ſich bilden im Gegenſatz gegen die Pflanzen. Wechſelnd, wie unſere Geſinnungen, iſt unſer Verlangen, unſer Verſtändniß möchte ich es nennen, und ich begreife es, wie unſere rohen Vorfahren dem Trunke ergeben waren. Ihnen war Alles Kampf, und ſelbſt die Liebe mußte errungen werden. So forderten ſie den Geiſt heraus, anſtatt ſich mit ihm freundlich zu beſprechen, und dieſer Kampf galt ihnen, wie die übrigen Kämpfe, der Sieg brachte Ehre, das Unterliegen Schande.

Freilich, rief Riedel munter, blieb doch ſelbſt Alexandern, nachdem er die Welt unterjocht hatte, nichts anderes übrig, als den Proklus-Becher in Babylon zu leeren und dann zu ſterben.

Ueberhaupt, fuhr Walſeth fort, ſind die Menſchen oft ungerecht, beſonders, wenn ſie die Neigung der Dichter zum Wein beurtheilen. Wer wird läugnen, daß der Trunk etwas Gemeines, ja Beſtialiſches iſt, daß die geringern geiſtigen Getränke, die Biere ſelbſt, nur einem gewiſſen niedrigen Grade der Bildung, einer gewiſſen Rohheit zuſagen, und daß der Branntwein vorzüglich nur da genoſſen wird, wo ſchon eine Art Verworfenheit ſich einzuſchleichen droht. Aber, wie der Landſchaftsmaler durch die beſtimmten Beleuchtungen, die unſerer Aufmerkſamkeit entgehen, durch eine Laterne, die einen eignen Schein an einen düſtern Ort hinwirft, wie durch eine Abendbeleuchtung, durch geringes Geräth, welches zerriſſen und verworren, aber auf eine gewiſſe anziehende Art zuſammengehäuſt iſt, wie er durch eine ſchöne Baumgruppe angezogen wird: ſo muß der

Dichter gewiſſe Beleuchtungen, gewiſſe Gruppirungen des Lebens aufſuchen, er fühlt den Trieb, er kennt das Mittel. Auſtern genoß ich oft, wie ſie in Norwegen gefangen wurden, unmittelbar; ſie ſchmeckten mir nicht, der Champagner, auf meiner Stube getrunken, würde mir widerſtehen. Aber ſo, wie ich Beides hier genieße, tritt eine veränderte Welt, eine ganz andere Beleuchtung der Gegenſtände zugleich in meinen Genuß hinein und erhöht ihn. Ja dieſen ſuche ich nur. Daher hat für mich, für den Dichter, — ich nenne mich ſo, und ich glaube, ich bin es, obgleich ein verdorbener, — von jeher eben ein ſolches Frühſtück, obgleich ich es ſehr ſelten genieße, einen gefährlichen Reiz. Es iſt jedes Mal mit dem Entſchluſſe verbunden, mich dieſen Tag über dem ſeltſamen Eindrucke der veränderten Umgebung ganz hinzugeben. Viele Menſchen müſſen da ſein, ein bewegtes Leben, getheilte Gruppen, daß eine jede mich träumend in eine andere Welt hineinführt. Und ſo wie nun die Auſtern vor mir ſtehen, der perlende Champagner mir winkt, iſt es plötzlich, noch vor allem Genuſſe, als veränderte ſich die ganze Umgebung; es iſt, als ſtiege ein Geiſt hervor, der das Innerſte der verſchloſſenen Gemüther aufſchlöſſe, daß ſie durchſichtig werden; ich verſtehe ihre Geſpräche, ohne ſie zu hören; ich kenne ihr Leben, ich durchſchaue ihre Wünſche.

Und wenn auch Alles, einzeln betrachtet, gering, armſelig erſcheint, ſo iſt es dennoch, als wenn die magiſche Beleuchtung einen höhern Reiz über das Ganze göſſe. Trete ich nun auf die Straße, wie ergötzt mich das Laufen und Jagen der Menſchen unter einander. Ich weiß, wo ſie herkommen, wo ſie hinwollen, was ſie erwarten und befürchten, was ſie ſuchen und fliehen, und eine ſeltſame Miſchung von Freude und Leid läßt zwar keine bleibende Luſt, aber auch keinen ſchneidenden Jammer aufkommen. Beides iſt da, aber anmuthig verſchmolzen, wie Licht und Schatten, harmoniſch verbunden, wie in einem ſchönen Gedicht. Nichts vermag uns ſo ſehr, wie dieſe Stimmung, in das ſelige Zwielicht zu verſetzen, wo wir mitten im Gewühl allein ſind, wo die Menſchen und all ihr Treiben uns fremd bleibt, und dennoch unendlich nah, wie die Natur. Wenn aus dieſer Menge dann Jemand heraustritt, mir ein einzelnes Ereigniß, eine Reihefolge beſtimmter Gedanken mittheilt, dann möchte ich ihn haſſen, eine Todesfurcht kann mich ergreifen, wie Daphne, als ſie es wahrnahm, wie ihre Füße wurzelten, wie ihre Arme Zweige trieben und Blätter, es iſt mir, als würde ich, in einem Walde gehend, dem Eindrucke mich hingebend, ſelbſt in einen Baum verwandelt. Wenn ich mich aber jenen Träumen überlaſſe, wie klar iſt es mir dann, daß alles Leben Erinnerung iſt, Wiederklang eines frühern Daſeins. Daher ſind die erſten kindlichen und jugendlichen Erinnerungen ſo unauslöſchbar, erſcheinen ſo unmittelbar, weil das Bewußtſein ſich noch nicht geſondert hat von dem frühern Zuſtande, dieſen mit jenem noch nicht zu vergleichen vermag; und wie die Träume die ſeltſamen, ſonſt ſo verſchloſſenen Vorſtellungen des Hellſehens in das bewußte Denken hinüberführen, ſo jene Erinnerungen. Daher bleiben ſie wie feſte Punkte für das ganze Leben, und die Gegenwart ſelbſt erhält ihre ſchönſte Beleuchtung nur durch ſie. Es gibt, möchte ich ſagen, Zaubermittel, die ſie täuſchender, lebendiger hervorzurufen vermögen, bald beſtimmte Aehnlichkeiten, dann ein Geräuſch, ein Geruch; vor Allem dienen mir einzelne Lieder dazu, die ich, ohne ſingen zu können, mir innerlich wiederhole. Dieſe zaubern eine beſtimmte Erinnerung in die Gegenwart hinein, wenn ſie nur eine entfernte Aehnlichkeit hat, und durchſchauern die Seele mit einem ſeltſamen, wehmüthigen Entzücken. Iſt die Ueberraſchung irgend etwas Anderes, als daß uns etwas entgegentritt, worauf wir uns durchaus nicht zu beſinnen wiſſen?

Die Natur, ſagte Walſeth einſt, als ſie an einem ſtürmiſchen Tage, wo ein dicker Nebel das Land bedeckte, die Wellen wildſchäumend an das Land ſchlugen, am Ufer gingen, — die Natur iſt meine Pflegerin und meine Zuchtruthe, ſtreng behandelt ſie mich, da ich mich ihr ganz ergab. Ich jage, wie gepeitſcht, mit den wilden Wellen, ich ziehe in furchtbarer Eile mit den wechſelnden Wolken, ich heule mit dem Sturme, ich war ſchon oft begraben, ertrunken, ich erſtarre zum Fels, ich lodere auf, wie die Flamme, ich bin unſtät, wie die Luft, ich ergieße mich in wilde Thränen, wie der ſtürzende Gießbach; ach, nur der helle, ſtille Frühling iſt dem zerriſſenen Herzen fremd geworden! — Ein Dichter hat dieſes Gefühl gekannt, er tritt mit der Natur verbündet, von ihrem mächtigen Geiſte belebt wie ein Rieſe hervor. Kennt Ihr Werthers Leiden?

Leith war das Buch unbekannt, obgleich er wohl wußte, wie viel Aufſehn es gemacht hatte. Riedel kannte es nur zu gut, es hatte an ihm jene gefährliche Wirkung geäußert, die damals ſo häufig war.

Laßt Euch, ſagte Walſeth, nicht irre machen durch das allgemeine Gerede. Die ſchwächliche Liebe, das Seufzen und Stöhnen und das Todtſchießen iſt gar nicht die Hauptſache. Die Liebe iſt nur das Organ, um jenes Grauen des Daſeins, um jene innige Verſchlingung der Seele mit dem furchtbaren, vernichtenden Geiſte der Natur zu offenbaren, der erſt den Menſchen lockt durch die Wehmuth, dann aufreizt durch Kränkung, dann anſtarrt wie ein Alles verzehrendes Ungeheuer und endlich mit den wildſchäumenden Waſſerfluten rauſchend wegſpült, daß er an den Felſen zerſchellen muß.

Leith erzählte von einem Krieger, der, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, je mehr der Ausmarſch ſich näherte, deſto ſtiller wurde, der in ſich gekehrt eine nicht zu überwältigende Furcht zeigte und endlich den Tag vorher, ehe ſein Regiment ausrückte, ſich todt ſchoß.

Wie wunderbar, ſagte Leith, ja wie unbegreiflich! Er ſtürzte ſich in den unvermeidlichen Tod, um dem ungewiſſen zu entgehen.

Und das erſcheint Dir ſeltſam? — mir ſehr begreiflich. Er hat Alles erlebt. Die Heere ſtanden da, die Schlacht begann, die Kugeln pfiffen, er kämpfte mit ſich, aber die unglückliche Furchtſamkeit ſeiner Natur überwältigt ihn, zurückgezogen wird er wider ſeinen Willen, er flieht. Ihm folgt die Schande, die Verachtung, er verachtet ſich ſelbſt. Da zerbricht das Herz oder die Kugel zerſchmettert das Gehirn, — es ſind nur zwei Ausdrücke für das Nämliche, — und er ſtirbt. — Wer kann ſagen, er habe dieſes nicht erlebt? Was iſt wirklich, wenn das, was das innerſte Daſein bis zur Vernichtung durchdringt und erſchüttert, nicht wirklich iſt?

Was Du Philoſophie nenneſt, lieber Leith, iſt eben keine oder vielmehr das gefährlichſte Gegengift gegen alle Philoſophie, wahres Arſenik gegen alle ſpekulative Ratten, nur daß, wenn dieſe es von ſich geben, indem ſie ſterben, auch das Brot und jede geſunde Nahrung vergiftet wird. Es war einmal eine Philoſophie unter den Menſchen, wie Kunſt und Poeſie. Jetzt iſt ſie todt und lange vergeſſen. Nur die unverſtandenen Fragmente treiben ſich unter einigen wunderlichen Leuten herum, die man verrückt nennt. Aber wie es in der Geſchichte zu gehen pflegt, ich wette, dieſer gefallene Rieſe kehrt wieder und ſammelt ſeine zerſtreuten Glieder, daß man ihn nicht mehr abzuweiſen vermag. Es gibt Augenblicke, wo dieſes zähe Leben, dieſe furchtbare Reproduktion, daß es iſt, als behandelte ein höherer Geiſt die Geſchichte wie einen Polypen, den man wie einen Handſchuh umkehren, dem man Kopf und Steiß abſchneiden kann, ohne ihn zu vernichten, weil die äußere Seite, umgekehrt, eine innere wird, weil der Kopf, abgeſchnitten, wieder hervorwächſt, — wo dieſe ſeltſame Fruchtbarkeit mich mit Entſetzen ergreifen kann. So wimmelt's, wie von Raupen, von Menſchen einer gewiſſen Art, wenn die geſchichtliche Witterung gehörig anſchlägt, und ein Windesbrauſen vernichtet auf ein Mal den ganzen Schwarm, daß nicht mehr die Rede von ihnen iſt. —

Was geſchehen wird, wenn die Philoſophen wiederkehren? —

O Freund, wie Simſon über die Philiſter, werden dann die Dichter über den Simſon und die Philoſophen über ſie alle herfallen. Glaubet mir, die Spießbürger erſcheinen nicht armſeliger unter den Händen der zerfleiſchenden Heroen, dieſe nicht ſchwächlicher und matter in den langweiligen Geſängen unſerer modernen epiſchen Dichter, als die ganze Welt, wenn ſie einſt gehörig eingefangen und konſtruirt ſein wird. Der philoſophiſche Simſon wird den ekelhaften Honig poetiſcher Bienen aus dem Leibe des getödteten Löwen herausheben, und den Menſchen als das wahre Räthſel vorſetzen. Wie die frühern Philoſophen die Haare ſpalteten, wird er ſie flechten, und mit dieſem Geflechte die Welt überwinden. Eine dichteriſche Delila wird ihn umſonſt in ihrem Schooße einſchläfern und mit ihm tändeln eine Zeit lang, die Haare wachſen wieder, das Flechten wird ihm zu langweilig, da ergreift er die letzten Stützen des Daſeins, daß der ganze Plunder zuſammenſtürzt, und er mit; — und ſo iſt die Geſchichte und die Geſchichte aus.

Wenn das Grauen der Natur und der Geſchichte mich ergreift, wenn die Stürme durch mein innerſtes Daſein heulen, die ſchäumenden Fluthen mich wegſchwemmen, die Abgründe mich verſchlingen, das Feuer mich verzehrt, wenn die wechſelſeitige Zerſtörung, das Leben, um zu morden und gemordet zu werden, der furchtbare Modergeruch des ſich ſelber verſchlingenden Daſeins mir entgegen dampft, wenn das Chaos der Geſchichte und der entſetzliche Wechſel von verweſenden Geſchlechtern und Völkern, deren Gerippe in den Ruinen der Kunſt und der Ueberlieferung, deren Aechzen in der Poeſie, deren ſchauderhafteſte Aeußerung die täuſchende Fröhlichkeit iſt, deren Angſtgeſchrei peinigend aus dem Jubel heraustönt, — mich faßt, daß ich den Kronos erblicke, der ſeine Kinder verſchlingt: dann, in dieſer Stimmung, bin ich hingegeben; es iſt das Gefühl der Ermattung, der Verzweiflung, die an ſich ſelber verzweifelt. Aber eine andere Stimmung ergreift mich nicht ſelten, die entſetzlicher iſt.

Kennt Ihr das Gefühl, welches uns auf einmal von aller Gewohnheit des Daſeins und des Lebens losreißt, daß wir in eine Gegend, in die Stadt, in welcher wir lebten, plötzlich wie Fremdlinge hineintreten; daß die Häuſer, die Menſchen, Felder und Wälder und Gebirge uns entgegentreten, als ſähen wir ſie zum erſten Male. Von einem ſolchen Gefühle ergriffen, treten mir die bekannteſten Geſchichten, ja die genaueſten Freunde wie Menſchen entgegen, wie man ſie wohl in ganz fremden Gegenden trifft, die bloß wie in dunkler Erinnerung an etwas früher Bekanntes mahnen. — Aber dieſes Gefühl iſt nur der erſte leiſe Anklang eines tiefern, entſetzlichern. Hume hebt einen Zuſtand hervor, in welchem er ſich einen Menſchen plötzlich auf die Erde verſetzt denkt, um darüber zu reflektiren, wie dann alles, was uns, zum bewußtloſen Inſtinkt geworden, mit innerer Naturſicherheit leitet, dieſem allmälig werden, entſtehen mußte, um darzuthun, daß die Gewohnheit, Alles in einer gewiſſen geſetzmäßigen Folge verknüpft zu ſehen, den Glauben und dieſer das Erkennen erzeugt. — Hätte er jemals dieſen Zuſtand erlebt, wie er mich plötzlich ergreift, er hätte es nicht vermocht, ihn zum Gegenſtande einer kaltblütigen Reflexion zu machen. Wenn dieſes Gefühl, durch welches das ganze irdiſche Daſein mir entfremdet wird, zu keimen anfängt, dann ſchließt es ſich zuerſt an Kleinigkeiten, die einen gefährlichen Reiz haben. Plötzlich erſcheint mir die Kleidung der Männer und Frauen, als ſähe ich ſie zum erſten Male, höchſt ſeltſam, ich begreife den Bau der Häuſer nicht, Gebirge und Wälder und Wieſen, Thiere und Menſchen und ihre Geſtalt werden mir fremd, Alles ſcheint mir prinziplos, willkürlich. Dann wühlt das mächtig gewordene Gefühl immer tiefer, und alle Meinungen und Gedanken, Glaube und Zuverſicht ſtürzen zuſammen, das ganze Gebäude der Begriffe, die mich ſonſt leiteten, liegt wie eine verworrene Ruine da. Es iſt leider nicht bloß der Zweifel, nicht die bloße verneinende Skepſis, es iſt etwas entſetzlich Poſitives, ein anderes Daſein, welches in mir wach wird und ſich der gewohnten Wirklichkeit feindſelig entgegenſtellt. Die Ideale der Liebe und des Lebens, von welchen in unſeren Tagen ſo viel die Rede iſt, mögen aus einem ähnlichen, aber unreifen Gefühle entſtehen. Auch ſie ſuchen etwas außer der Wirklichkeit und ſtellen ſich ungebehrdet, wie die Kraftmänner, oder ſeufzen, wie die Empfindelnden; aber jene ſuchen tobend und ſchimpfend ein Daſein, welches mich ganz erfüllt, dieſe ſehnen ſich dahin, wo ich einheimiſch bin. Dann iſt es mir, als wollten Natur und Geſchichte mich nur tückiſch verlocken, die Blumen und Bäume grinſen mich an, die lebendigen Geſtalten, auch die menſchlichen, ſcheinen mir Fratzen widerlicher Art und alle geordneten Begriffe gefährliche Schlingen, die mein eigentlichſtes Daſein boshaft verſtricken wollen. Zwar wie finſtere, grauenhafte Nacht iſt es dann in mir und um mich, und ein furchtbares Weh ergreift mich, wenn ich nun die letzten Bande zerreißen will. Aber es iſt nur, weil Licht und Leben, Sonne und Liebe mein wahres Daſein heimtückiſch verhüllen. Doch wenn ich dieſe Geburtswehen überwunden habe, wenn der Geiſt, den ich als meinen eigentlichen, wahren erkenne, in ſeiner nächtlichen Klarheit daſteht, im Mittelpunkte des Unbegreiflichen, weil er ſich auf den Ruinen aller Begriffe erhebt, dann haſſe ich die Wirklichkeit, und mich ſelber am meiſten; was mich mit Liebe verlocken will, Aeltern, Geſchwiſter und Freunde muß ich vernichten, dann iſt das Heiligſte mir ein Greuel. —

Sein ganzes Geſicht ſchien ſich zu verändern, indem er ſo ſprach, das Auge erſtarrte, eine Eiskälte ergoß ſich über alle Züge, und ſeine Freunde ergriff ein Entſetzen, als ſäße ein Anderer da.

Aber es dauerte nur einige Augenblicke, die ſtillen, liebevollen, ſchwermüthigen Züge kehrten zurück, und er reichte ſeinen Freunden die Hand.

Wenn ich dieſen Zuſtand mir ſelbſt, meinen Freunden verrathe, ſagte er, dann iſt er nicht gefährlich. Ich habe ihn überwunden, Ihr ſeid meine Schutzgeiſter, die Freundſchaft hält mich aufrecht, aber nur die Liebe kann mich völlig befreien.

Daß die Menſchen, als ſie mir noch zuhörten, glauben konnten, ich ſpräche nur ſo, um ſie zu ergötzen, zu verwirren, daß ſie das Geſchrei des tiefen Schmerzes nicht heraus hörten aus meinen Worten, obgleich es oft furchtbar laut um die Ohren dröhnt, daß ich mich vor mir ſelbſt entſetze. O ich weiß es wohl, daß es auch für mich eine beſſere Zeit gab, ach! eine ſchöne, ruhige Zeit, die lange, lange dauerte; aber die Gegenwart iſt mir verloren gegangen, eine furchtbare Vergangenheit jagt ſich mit einer Unglück weiſſagenden Zukunft, wie wilde Wolken. Ach! und die Gegenwart iſt die Liebe, ſie verwandelt die Vergangenheit in kindlichen Glauben und die Zukunft in fröhliche Hoffnung, ſie ſchafft die ſtille Mühe, den raſtloſen Fleiß und ſegnet ihn; da ſcheint die Sonne, da ſchweigen die Stürme, da blicken die zarten Frühlingsblumen mich mit Kinderaugen an, da gehöre ich der Welt zu, den Menſchen, und liebe ſie alle und dulde ſie alle. Aber das Leben iſt mir ein Fluch geworden, ich treibe, wie ein Kain, mich unſtät umher. — Wenn ich nur beten könnte! ſagte er dann händeringend, daß die Freunde ſich entſetzten.

Wir wollen dieſe furchtbare Verirrung, in welche der arme Walſeth ſich immer tiefer verſtrickte, nicht weiter darſtellen. Auf ſeine Freunde wirkte ſie ſchrecklich. Das Halbangedeutete, das Verborgene, die nicht gefaßte, nur geahnete Wahrheit, die ſich gleichſam hinter dunkle Wolken zog, wo ſie unkennbar mit dem Irrthum zerrann, hatte für aufgeregte Gemüther einen nur zu gefährlichen Reiz. Alle beſtimmte Beſchäftigung verlor ihren Werth, immer tiefer verſanken ſie in jenes Helldunkel, durch welches das wahre Leben vernichtet wurde, ohne daß ihre Träume Wirklichkeit erhielten, und leider ſog Riedel, wie Leith, das gefährliche Gift eines geiſtig unſtäten, wüſten Lebens immer begieriger ein.

Da trat ein Zufall ein, der ſie alle auf eine furchtbare Weiſe zerſplitterte. Riedels Leben war nicht mehr das geordnete, regelmäßige, welches ſelbſt dem Tadel Stillſchweigen gebot. Die Frau ſeines Wohlthäters fand nur zu gegründete Veranlaſſung, ihm Vorwürfe zu machen, und wenn es nicht grade und offen geſchah, ſo war es nur, weil es ihrem Haſſe mehr zuſagte, es auf eine ſtille, langſam wirkende, empfindlicher quälende Weiſe zu thun. Ein koſtbarer Schmuck war lange als ein vorzügliches Eigenthum der reichen Familie bewahrt worden, man hatte ihn jetzt mehr der Zeit gemäß und eleganter verarbeiten laſſen, neue Brillanten waren hinzugefügt worden, und ſo hatte er einen ſehr hohen Werth. Er war von dem Juwelier zurückgekommen, man bewunderte ihn, er wurde Freunden gezeigt. Riedel war ungewöhnlich aufgeräumt, er fand eine ſymboliſche Bedeutung, ein ſeltſames Geheimniß in der Anordnung der Steine, das wunderbare Farbenſpiel ergötzte ihn, er verlor ſich in Bilder und Andeutungen, die allgemeinen Beifall fanden, bis es dem Verwandten, der gern jede Gelegenheit ergriff, die den jetzt ſo traurigen Riedel erheitern konnte, einfiel, ihn zu ermuntern, ein Gedicht auf dieſen Schmuck zu machen, welches ihn auch bei der Frau empfehlen konnte. Uebereilt verſprach es dieſer.

Nimm den Schmuck mit; der Anblick muß Dich begeiſtern, ſagte der freundliche Alte, und er trug ihn, halb in Gedanken, halb ſein Verſprechen bereuend, in ſeine Stube. Als er ſich hier allein fand, vertiefte er ſich, wie gewöhnlich, in Grillen. Ein Kind war mitgegangen, welches öfter bei ihm ſpielte. Er merkte es kaum. Als er aber anfangen wollte, das Gedicht auszuarbeiten, ſchienen ihm die belobten ſymboliſchen Andeutungen höchſt armſelig, ſeine Bilder elend und albern, es war ihm unmöglich, was ihn ſelbſt anekelte, niederzuſchreiben. Das Kind hatte ſich indeſſen entfernt, der unglückliche Riedel hatte den Schmuck und auch den Auftrag vergeſſen, ſchloß die Stube zu und ging aus. Als er des Abends wiederkam, trat die Frau herein und forderte den Schmuck. Er griff wie mechaniſch nach der Stelle, wo er ihn hingelegt zu haben ſich erinnerte. Er war nicht da. Es war ihm verdrießlich, doch ängſtigte es ihn nicht. Er ſuchte. Nirgends ſah er ihn. Er wühlte unter den Papieren, er blickte in der ganzen Stube unruhig herum, das Blut preßte ihm den Athem, die Gegenſtände bewegten ſich um ihn, eine ungeheure Angſt, ein Schrecken wie zum Tode ergriff ihn. Die Frau, durch ihren Haß dazu geneigt, jetzt durch die Furcht, eine ſolche Koſtbarkeit verloren zu haben, gereizt, ließ ihren kränkenden Verdacht immer deutlicher, immer lauter werden. Riedel ſchien nichts zu hören, aber durchſuchte jeden Winkel mit immer ſteigender Unruhe. Endlich ſtieg der Zorn der Frau bis zur Wuth, ſie blickte ihn verächtlich an. —

O wir kennen den Herrn, ſein wüſtes Leben, wie er ſich mit Menſchen herumtreibt, die aus allen guten Geſellſchaften ausgeſchloſſen ſind, wir kennen ihn, er hat den Schmuck geſtohlen, verkauft. —

Riedel ſtellte ſich wie eine Bildſäule, kalt, ſtarr, der Frau gegenüber, und blickte ſie mit todtenblaſſem Antlitze und wilden Augen an; dann lief er wie ein Wahnſinniger fort. Zu aufgeregt war die Frau, um nicht in dieſem Benehmen eine Beſtätigung ihres Verdachtes zu finden.

Walſeth und Leith ſaßen in einer beſonders trüben Stimmung beiſammen, als Riedel wie ein Raſender hereinſtürzte. Kaum konnten die Freunde aus der verworrenen Erzählung die entſetzliche Begebenheit herausfinden. Die Worte waren unſicher, die Lippen bebten, die Zunge ſchien gelähmt, dann verwirrte ſich Alles, der unglückliche Riedel kniete mit dumpfem Blicke nieder, die Kniee an den Schultern, ruhte er auf den Füßen und ſuchte allenthalben, durchſuchte die Stube in jedem Winkel.

Er iſt wahnſinnig! ſchrieen Walſeth und Leith voll Entſetzen.

Was fangen wir an? fragten ſie.

Wir müſſen es den Verwandten melden, ſagte der beſonnenere Leith.

Ja, ja, ihnen melden, daß ſie mit empörender Grauſamkeit einen trefflichen jungen Mann in fürchterlichen Wahnſinn geſtürzt haben. Auch Leith ſah in dem Benehmen der Frau eine gräßliche Bosheit.

Ich will ſchreiben, rief Walſeth, und was der Ingrimm ihm eingab, ſprach er dem Freunde vor. Aber immer ſchielte er nach dem Unglücklichen, der von ſeinem wahnſinnigen Bemühen nicht nachließ, und zog ſcheu, mit tödtender Furcht, die Augen wieder zurück. Die Hand zittert mir, ſagte er.

Das iſt gut, ſagte der entſchloſſene Leith, der, ſchon gewohnt, das Entſetzen des Lebens anzublicken, in ſolchen Augenblicken ſeine innere Kraft zuſammenfaßte. Das iſt gut, ich will es niederſchreiben. Wal-

Univ. Bibl.
München

ſeth diktirte, Leith ſchrieb, der Verrückte wühlte in der Stube und blickte ſie zuweilen verwundert einen Augenblick an, um ſein unſeliges Geſchäft deſto emſiger fortzuſetzen.

Das Schreiben war in den ſtärkſten Ausdrücken abgefaßt, die zu jeder andern Zeit Leith aufgefallen wären; eilig wurde es abgegeben, und bald erſchien der erſchrockene Verwandte, der in lauten Jammer ausbrach. Walſeth war nicht da. Er hatte keine Ruhe, konnte den gräßlichen Anblick nicht ertragen und lief auf den Straßen herum. Menſchen hatten ſich vor einem Hauſe verſammelt. Er achtete nicht auf ſeinen Gang und erſt, als er, in ſeinen Mantel gehüllt, unter die Menge trat, merkte er, daß er vor Riedels Wohnung ſtand, der bei ſeinen Verwandten wohnte.

Ja, ja, rief man, ſo geht es, die unſinnige Schwärmerei führt zum Verderben. Dieſer Phantaſt, der Norweger, hat Riedel verführt, er trug ihm den geſtohlnen Schmuck zu; als er ſah, daß er entdeckt war, lief er zu ſeinem Verführer und ſoll in ſeiner Gegenwart verrückt geworden ſein.

Oho, rief Walſeth, nun biſt Du frei, finſterer Geiſt, nicht brauchſt Du länger über meinen

Widerſtand zu ſchelten, wie Du bisher gethan. Ich ergebe mich. — Er ging ſtill fort.

In der Stube ſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen Leith und dem Verwandten an. Dieſer, der eine bedeutende Stelle bekleidete und ſich, obgleich erſchüttert durch das Unglück, doch durch die heftigen Vorwürfe beleidigt fühlte, ſagte:

Wer hat ſich unterſtanden, mir das beleidigende Schreiben zu ſenden? Es war nicht unterzeichnet.

Unterſtanden? erwiederte Leith, und die Würde der bedeutenden Stellung, die er eingenommen hatte, ſchien wieder mächtig zu werden. Und ſo wagen Sie, mein Herr, hier zu reden, neben dieſem jungen Manne, den Sie durch die verächtliche Schwäche gegen ein tadelnswürdiges Weib mehr als ermordet haben? Ich habe die Zeilen geſchrieben, es iſt meine Handſchrift, ich vertrete ſie und dieſen Unglücklichen da, und fordre Sie zur Rechenſchaft. Sie waren ihm ein ſchlechter Verwandter, ich bin ihm ein guter Freund. — Leith erſchien jetzt ſo imponirend, ſo wahrhaft vornehm, und der innere Vorwurf lag zu nah.

Der Verwandte ſchwieg; es war ihm, als ſtünde er, ſelbſt ein Verbrecher, ſeinem Richter gegenüber.

Jetzt, fuhr Leith mit Heftigkeit fort, muß vor allen Dingen der Schmuck herbeigeſchafft werden. Er muß, rief er noch ein Mal, und wenn Himmel und Erde in Bewegung geſetzt werden ſollen. Ich begleite Sie, fügte er in einem befehlenden Tone hinzu, ich will bei der Unterſuchung ſein, ich will ſehen, wer ſich unterſtehen will, mich daran zu verhindern.

Ach, lieber Herr, ſagte der weich gewordene Verwandte, der, je entſchiedener und reiner Leith erſchien, deſto unſicherer und ſchwankender ward, gern will ich vergeſſen, was Sie geſchrieben haben, wenn wir den Schmuck nur finden. Ich fühle es, ich werde auch dann mich nicht weniger unglücklich fühlen; aber dennoch habe ich auch keine Ruhe, eh wir wiſſen, wie es zugegangen.

Das weinerliche Bereuen kömmt zu ſpät, ſagte Leith; erſt müſſen wir gemeinſchaftlich handeln, die Welt muß wiſſen, daß mein armer Freund unſchuldig iſt, dann werde ich wiſſen, was ich für ihn zu thun habe.

Er warf dem Verwandten ſeine Schwäche vor; aber, als man nun den Wahnſinnigen ergriff, als er ſich mit aller Macht ſträubte, und mit Gewalt unter dem Gedränge des zuſammengelaufenen Volkes in einen bedeckten Wagen hineingeſchleppt wurde, wo zwei Männer ihn halten mußten, da zerbrach dem Starken das Herz, und er mußte ſich abwärts wenden, ſeine

Thränen zu verbergen. Das Volk folgte, zerknirſcht ging der Verwandte neben dem Wagen, und Leith begleitete ihn. Walſeth kam eben die Straße herauf, er ſah den Verwandten und traute ſeinen Augen kaum, als er Leith ruhig neben ihm gehend erblickte, durch das erſchütternde Verhältniß in ſich vertieft, ohne auf die Menge, die ihn umgab, ohne auf Walſeth, der bei ihm vorbeiging, zu achten.

Was iſt das? ſagte er. Ja, ja, es iſt ſo, er hat ſich mit Deinen Feinden, mit Deinen Verläumdern verbunden, er iſt von Dir geflohen, weil Du beſchimpft biſt. Kannſt Du Dich wundern? Ein Edelmann, ein Offizier, der die Gunſt der Könige genoſſen, der ſich als ein vornehmer Mann fühlt, und Du! Eine ſolche Beſchuldigung läßt die Ehre erblaſſen, man kann den nicht einmal vertheidigen, der ſich einem ſolchen Verdacht ausſetzte. So, nun iſt Alles aus, die Mutter haſt Du getödtet, der eine Freund iſt wahnſinnig, der andere hat Dich verlaſſen; — nun walte, ſchwarzer Geiſt, und zeige, daß Du Herr biſt.

Leith blieb bei dem Verwandten, alle Bedienten wurden verhört, das ganze Haus durchſucht. Nichts war zu entdecken. Der Wahnſinnige wurde in eine Stube gebracht, wo nur ein Bett, ein Tiſch und ein Stuhl waren. Als man ihn losließ, fiel er über die

Bettdecken her, wühlte Alles auseinander, riß das Stroh aus dem Strohſacke, und als dieſes in der Stube zerſtreut war, ſchien er erſt etwas ruhiger, er ſuchte jetzt immer fort, zerſtreute das Stroh, warf es wieder zuſammen, die Kniee gegen die Schultern, auf den Füßen ſitzend. Man wollte ihn binden.

Es rühre ihn Keiner an, ſagte Leith mit gebietender Strenge, wollt Ihr ihn noch wahnſinniger machen? Laßt ihn gewähren.

Und in der That, Alle gehorchten ihm, ſelbſt die herriſche Frau blickte ihn nur ſcheu und von Fern an. Spät, faſt in der Nacht verließ Leith mit ſchwerem Herzen das Haus, um Walſeth aufzuſuchen. Er war um ihn nicht wenig beſorgt. Aber Walſeth war nicht nach Hauſe gekommen. Kaum ſchlief Leith einige Stunden, er eilte früh wieder zu Walſeth. Niemand hatte etwas von ihm vernommen. Leiths Sorge wuchs.

Mein Gott! Was mag ihm begegnet ſein? Wo iſt er? fragte er ſich, als er das unglückliche Gerücht erfuhr.

In der That hielt man ihn allgemein für den Theilnehmer an dem Diebſtahle, man zweifelte nicht an der Schuld des Wahnſinnigen.

Daß er nur dieſes unſinnige Geſchwätz nicht hört, dachte Leith in großer Angſt; — wenn er es vielleicht ſchon gehört hat? Dann iſt er verloren.

Deſto eifriger betrieb er die Verſuche, den Schmuck zu entdecken. Die Polizei hatte ſich hineingemiſcht; aber der ganze Tag ging wieder vorüber. Nichts wurde ausgemittelt. Er ſuchte, von Unruhe geplagt, Walſeth wieder auf und fand ihn nicht; aber einige Zeilen lagen da, an ihn adreſſirt:

„Ich finde es natürlich, daß der Edelmann ſich von dem trennt, der beſchimpft iſt. Ich werfe es Ihnen nicht vor. Sie werden mich nie mehr ſehen, mich aufzuſuchen, wäre vergebens.“

„Walſeth.“

Armer, unglücklicher, verlaſſener Freund, rief er; wo finde ich Dich? Auch Du biſt durch dieſes furchtbare Ereigniß wahnſinnig geworden oder dem Wahnſinne nahe.

Aber er gab die Hoffnung nicht auf. Das Schickſal hatte ihn zum Manne geſtempelt, je drohender das Unglück ihn umgab, deſto ſtärker, kräftiger, thätiger erſchien er.

Walſeth war ganz vernichtet. Man muß, um ſeine gegenwärtige Lage beurtheilen zu können, einen dreifachen Zuſtand unterſcheiden. Wenn der Dämon ihm

Ruhe ließ, war er der liebenswürdigſte Mann, ganz, wie ihn Aamod darſtellte in unſerer erſten Erzählung. Beſonders zeichnete er ſich durch eine anmuthige, ungeheuchelte Demuth, durch ſtille, faſt furchtſame Frömmigkeit aus, und durch eine geheime Scheu vor allem Gewaltſamen, Entſcheidenden, in Handlungen, wie in Worten, als ahnete er in dieſem eine geheime Gefahr. Wenn er mit ſeinem finſtern Geiſte unentſchieden rang, dann erſchien er, wie wir ihn hier dargeſtellt haben; das Pikante, was nur eine Wahrheit andeutet, ohne ſie auszuſprechen, und eben dadurch dem Irrthume, wie der Wahrheit verwandt iſt, reizte ihn vorzüglich, er wühlte in ſich ſelbſt in ewiger Selbſtmarter. Hatte aber der finſtere Dämon den entſchiedenen Sieg errungen, dann wurde er heimlich, verſteckt und konnte ſich bis zur höchſten Täuſchung verſtellen. Es war, als wüßte er, daß jetzt ein böſes Princip in ihm walte, das er verbergen müſſe; nur wenn er allein war, wenn es ihm gelang, in öden Gegenden unbemerkt umherzuſtreifen, dann überließ er ſich dem blinden Wahne in ſeiner ganzen Furie. In dieſem gräßlichen Zuſtande war Walſeth jetzt.

Daher erſchien er äußerlich ganz ruhig. Man glaubte nichts von ihm befürchten zu dürfen, obgleich er ein Anderer war, als in ſeiner ſchönen ruhigen Zeit.

Jetzt war ihm unter allen Menſchen in der Welt Leith der furchtbarſte, und während er ganze Nächte in Wäldern zubrachte, ſchien es ihm, als verfolgte ihn dieſer, ſein Todfeind, als verwandelte ſich ſeine Geſtalt, als grinſte er ihn mit entſetzlichen Zügen an. Als er nach dem entſetzlichen Herumwanken der erſten Nacht nach Hauſe kam, erfuhr er, daß Leith nach ihm gefragt hatte; er ging ſpähend aus und ſah ihn abermals in Riedels Wohnung gehen.

Kannſt Du zweifeln? rief er und beſchloß Kopenhagen eilig zu verlaſſen. Es war im Mai, die Schiffe, die nach Norwegen zu gehen pflegten, lagen lange ſegelfertig da, der Wind hatte ſie nur aufgehalten, und er fand ein Schiff, das nach Bergen fuhr. Er beſuchte ſeinen Schwager, den er ſelten ſah, die Schweſter hatte noch nicht Drontheim verlaſſen können. Er ſchien völlig ruhig, und dieſer, der das Gerücht gehört hatte, obgleich er es nicht glaubte, hielt, wie er Walſeth kannte, es auch für das Beſte, daß er Kopenhagen verließe. Die Polizei war ſchon im Begriff, Walſeth über die Sache zu vernehmen; aber ein ſo verletzender Schritt, der nur durch ein allgemeines Gerücht, ohne irgend eine gegründete Anzeige, veranlaßt worden wäre, wurde noch glücklich durch die Verwandten verhindert. Nichts ſtand ſeiner Abreiſe im Wege und ſchon am Abende des zweiten Tages verließ er Kopenhagen.

Leith erfuhr die Abreiſe ſeines unglücklichen Freundes nur zu ſpät, ſein Wunſch war, ihm nachzureiſen; aber bis es ihm gelungen, über den verlornen Schmuck Aufſchlüſſe zu erhalten, ſah er ſich genöthigt in Kopenhagen zu bleiben. Man hatte ſchon alle Hoffnung aufgegeben, der Schmuck ſchien verſchwunden. Es war Leith um deſto unbegreiflicher, da alle Nachforſchungen ganz klar darthaten, daß Riedel den Schmuck in ſeine Stube gebracht habe, daß er da etwa zwei Stunden und zwar allein geblieben ſei. Kein Menſch hatte ihn während der Zeit beſucht. Er ging fort, ſchloß die Stube zu und fand ſie verſchloſſen, als er wiederkam. Die Frau, die ihren Schmuck wieder zu erhalten wünſchte, war vor ſeiner Rückkunft dageweſen und ſah die Thüre zugeſchloſſen. Die Fenſter waren im zweiten Stock. Man fand durchaus gar nichts, was auf eine Entwendung aus der Stube deuten konnte.

Der Schmuck muß da ſein, ſagte Leith ſich, und noch ein Mal betrat er das Haus und forderte den Verwandten auf, ihn in die Stube des unglücklichen Riedel zu führen. Der Verwandte, ſeine Frau und ein Kommiſſar der Polizei folgten ihm, zufällig lief ein kleines Kind mit. Lange durchforſchten ſie Alles mit größter Genauigkeit ohne irgend einen Erfolg. Da trat Leith noch vor das eine Fenſter, wo, wie die Frau fortdauernd verſicherte, Riedel zuerſt und wie mechaniſch den Schmuck geſucht hatte, ohne ihn zu finden. Die Wand unter dem Fenſter war mit Holzwerk getäfelt. Er bemerkte, daß es ſich geworfen hatte und eine bedeutende Biegung nach außen zeigte, die einen leeren Raum zwiſchen der Wand und der Mauer laſſen mußte, er ſah eine weite Spalte oben, wo der Schmuck gelegen haben ſollte. Ohne es noch als wahrſcheinlich zu betrachten, daß er da hineingefallen ſein möchte, was freilich nur mit Mühe und aus Abſicht geſchehen konnte, fragte er doch, ob die Kapſel, in welcher der Schmuck lag, ſchmal genug wäre, um durch dieſe Spalte zu dringen. Sie war ſchmal, weil der Schmuck platt war, aber man zweifelte an der Möglichkeit. Zufällig ſtand das kleine Kind dabei, eben groß genug, um ſich unter den Leuten herumzutreiben.

Da habe ich etwas Schönes hineingeſteckt, ſagte es jetzt. Leith wurde aufmerkſam. Er wendete ſich an das Kind, nahm es auf den Schooß und ſprach von dem Verſtecken wie von einer gar ſchönen Sache, daß das Kind ganz vertraulich wurde. Mit vieler Mühe brachte man heraus, daß es ſich an Riedel angeſchloſſen hatte, als er den Schmuck in die Stube brachte.

Der Wilhelm, — das Kind pflegte Riedel bei ſeinem Vornamen zu nennen, — ſagte es, war gar nicht gut. Er ſprach nicht und wollte nicht mit mir ſpielen. — Es war der kaum vierjährige Sohn eines Beamten, der den dritten Stock bewohnte, und Leith ließ dieſen erſuchen herunterzukommen, ehe er anfing das Kind auszuforſchen, ſo daß auch er Zeuge des Geſprächs war. Jetzt ſagte ein Dienſtbote ebenfalls aus, daß er ſich deutlich erinnere, wie der Knabe Riedel damals begleitet habe. Es war Leith darum zu thun, den klaren Beweis der Unſchuld ſeines jungen Freundes, den er nun, mit klopfendem Herzen, in den Händen zu haben glaubte, ſo auffallend zu machen, wie möglich. Die Stube füllte ſich mit Menſchen, ein Tiſchler, den man herbeigerufen hatte, ſtand mit ſeinem Werkzeug da. Noch ein Mal wiederholte Leith, als Vertheidiger und Vertreter ſeines Freundes, den ganzen Hergang, erwähnte das unwürdige Gerücht, durch welches Walſeth in Verdacht gerathen war, machte auf alle Umſtände, beſonders auf die Ausſage des Kindes aufmerkſam. Der Verwandte und ſeine Frau befanden ſich während dieſes ganzen Auftritts in der peinlichſten Lage. Der Mann war erſchüttert, die Frau ängſtlich, verlegen, beſchämt. Brechen Sie das Getäfel ab, gebot Leith, — und der Schmuck fiel heraus. Leith hatte es erwartet, den Zeugen war es höchſt wahrſcheinlich, aber dennoch entſtand ein lauter Ruf der Ueberraſchung, als der verlorne Schmuck nun wirklich da war. Aber kein freudiger Ruf; zu gräßlich waren die Folgen, die jetzt erſt, da die Unſchuld des jungen Mannes entſchieden war, den bewegten Zeugen als durch einen furchtbaren Frevel veranlaßt erſchienen. Die beiden Verwandten waren wie vernichtet.

Mein Herr, ſagte Leith, indem er mit zitternder Hand, als überwältigte ihn ein Schauder, den Schmuck aufhob, mein Herr, hier ſehen Sie das unglückliche Familien-Kleinod. Wagen Sie es, es zu berühren? Ergreift Sie nicht ein Entſetzen, indem ſie es anblicken? Dieſes Kleinod haben Sie wieder, aber das edelſte, die Zierde Ihrer Familie iſt verloren. Dieſer koſtbare Schmuck würde der Stolz, die Freude Ihres Alters, der Segen Ihres Lebens geweſen ſein, wenn Sie gewußt hätten, ihn zu bewahren. Was iſt er jetzt? Sehen Sie den Armen, verdammt, mit verwilderten Sinnen fortdauernd zu ſuchen, was wir hier gefunden. Sie aber, was hält Sie vom Wahnſinne zurück, daß Sie, das eigne Bewußtſein verlierend, dieſes in athemloſer Hetze aufſuchen? — Ein erſchütterndes Stillſchweigen herrſchte in der ganzen Verſammlung; aber die Verachtung, die man gegen das unglückliche Ehepaar äußern wollte, verwandelte ſich in Mitleid, als man ihren Zuſtand wahrnahm. Nur Leith ſchien von dieſem Mitleide nichts zu fühlen, ein ſtrenger Ernſt herrſchte in allen ſeinen Zügen, ein glühender Zorn ſprühte aus ſeinen flammenden Augen, er ſtand wie das ſtarre Bild der Rache da, das, verhängnißvoll drohend, den Zeugen Furcht, den Verwandten Entſetzen einflößte.

Ich wünſche Sie allein zu ſprechen, ſagte er, ſich an den Herrn des Hauſes wendend, und dieſer folgte ihm furchtſam und ſtill. Die Frau, von Angſt ergriffen, beſchwur ihn, nicht zu gehen; aber er warf ihr einen zornigen Blick zu und folgte Leith. Noch hatte dieſer den Schmuck in den Händen. Niemand hatte gewagt ihm dieſen abzunehmen.

Als ſie allein waren, ſprach Leith: Ich habe Ihnen wenige Worte zu ſagen. Ich fordere Genugthuung für meine Freunde, für beide, verſtehen Sie mich. Sie müſſen die Grauſamkeit Ihrer Frau vertreten, und der unwürdige Verdacht, der Walſeth trifft, kann nur in Ihrem Hauſe entſtanden ſein.

Ich darf mich nicht weigern, antwortete der Verwandte; erlauben Sie aber, daß ich mit einem Freunde ſpreche. —

Gut, ich erwarte Sie in meiner Wohnung, den Schmuck behalte ich noch eine kurze Zeit; dann muß

Ihre Frau, müſſen Sie ſelbſt in Gegenwart von Zeugen mir ihn abnehmen.

Er ließ ſich die Stube, wo der wahnſinnige Riedel verwahrt war, aufſchließen. Noch immer wühlte dieſer in dem Stroh und blickte ihn mit zerſtörten Augen an.

Riedel, rief Leith, der jetzt der ſchneidenden Empfindung, die ſein Inneres durchbebte, freien Lauf ließ, Riedel, höre mich!

Dieſer blickte ihn verwundert an. —

O höre mich, um Gottes Willen höre mich! — er packte ihn mit ſtarken Armen, — Komm wieder zu Dir, ich beſchwöre Dich, faſſe Dich, hier iſt der unglückliche Schmuck.

Der Wahnſinnige ſtarrte ihn an, riß ſich mit der Kraft des Wahnſinns los, ſetzte ſich aber wieder in die gewohnte Stellung und wühlte in dem Stroh, nur ſcheu blickte er um ſich und nach Leith hin. Aber der Schauder, der dieſen durchdrang, hinderte ihn nicht an neuen Verſuchen.

Der Schmuck iſt gefunden! ſchrie er ihm in die Ohren.

Der Wahnſinnige ſchien aufmerkſam, er machte Miene ſich aufzurichten. Gefunden, ſprach er mit einem tiefen Seufzer und war wenige Sekunden hindurch ruhig; aber dann krümmte er ſich plötzlich zuſammen und wühlte wieder.

Leith ſuchte einige Hoffnung zu ſchöpfen, er erneuerte den Verſuch; aber der Erfolg war immer der nämliche. Erſchöpft, ohne alle Hoffnung, verließ er ihn und ſuchte die Frau. Sie war nicht zu finden.

Ich bleibe, bis ſie erſcheint, ſagte Leith mit angenommener Ruhe.

Nach kurzer Zeit kam ſie.

Madame, ſagte Leith, ich erſuche Sie einige Zeugen zu rufen, in ihrer Gegenwart will ich Ihnen dieſen Schmuck übergeben.

Der Polizeikommiſſar und der Beamte, der das Haus bewohnte, wurden eingeladen.

Madame, ſagte er, ich überreiche Ihnen hiermit den furchtbaren Schmuck, er hat ſich in eine Giftblüte verwandelt, die ihren verpeſtenden Duft über Ihre ganze Zukunft verbreiten wird. Der Unglückliche hat ihn nicht erkannt; empfangen Sie ihn.

Die Frau erblaßte, zitterte und zögerte ihn anzunehmen.

Sie müſſen ihn aus meinen Händen annehmen, rief Leith.

Sie nahm ihn mit zitternden Händen und brach in Thränen aus.

Sie ſind grauſam, ſagte der Beamte, der als Zeuge zugegen war.

Lange nicht ſtreng genug, das beweiſt ſchon Ihr Mitleid, erwiederte Leith und ging.

In ſeiner Wohnung erſchien der Verwandte mit einem Freunde. Beide waren Edelleute. Leith wohnte ſeinem bedeutenden Vermögen gemäß, er war als ein reicher Mann bekannt; aber in den letzten zwei Jahren betrat kein Menſch ſein Haus. Ein Bedienter in einer zierlichen Livree empfing ſie, öffnete die Flügelthüren, die zu einem Saale führten, und ſie erſtaunten über die Eleganz, über den damals in Kopenhagen noch ſeltenen Geſchmack. Die Wände waren mit bedeutenden Gemälden geziert. Leith hatte ſich in Dänemark als einen Mann von bürgerlicher Herkunft dargeſtellt, jetzt erſchien er in preußiſcher Uniform, mit ſeinem militäriſchen Orden geziert.

Meine Herren, ſagte er, ich bin unter dem Namen Leith hier im Lande erſchienen; damit aber das thörichte herrſchende Vorurtheil die Forderung einer Genugthuung nicht hindere, finde ich es nothwendig, Ihnen meinen wahren Stand bekannt zu machen. Ich heiße Graf von Kronfels. Ich habe dieſen Namen den höchſten Behörden genannt, ich hatte Gründe, ihn hier nicht zu brauchen, und wählte den bürgerlichen der mütterlichen Verwandten meines Vaters. Schon er trug ihn, aber wir haben die Anſprüche auf unſern urſprünglichen Stand keineswegs aufgegeben. Dieſe von den höchſten Behörden unterzeichneten Papiere können meine Behauptung beweiſen. Ich bin königlich preußiſcher Major und habe ſeit vielen Jahren nach dem Frieden meine geforderte Entlaſſung erhalten. Dieß wird hoffentlich hinreichen, um jede Einwendung von dieſer Seite zu heben.

Allerdings, Herr Graf, antwortete der überraſchte Begleiter des Verwandten; aber wenn Sie die ganze Lage der Verhältniſſe überdenken, ſollten Sie es billig finden, daß mein unglücklicher Freund, der den armen Riedel wie ſeinen Sohn liebte, der jetzt durch das entſetzliche Ereigniß gewiß eben ſo ſehr leidet, wie Sie, der durch die kaum zu billigende grauſame Weiſe, wie Sie die Sache behandelt haben, den härteſten Urtheilen preisgegeben iſt, noch in die Lage verſetzt werden ſoll, ein Mörder oder ſelbſt ermordet zu werden? Fordern Sie Strafe? — Iſt die Strenge, mit welcher Sie den Mann der öffentlichen Meinung preisgaben, ſind die Folgen dieſer Strenge nicht eine hinlängliche, ja ſehr harte Strafe? Fordern Sie Rache? — Betrachten Sie das Unglück meines Freundes, deſſen ganzes zukünftiges Leben durch das Andenken an dieſes furchtbare Ereigniß verfinſtert iſt.

Mein Herr, antwortete Leith, die Ehre, ja die Gerechtigkeit fordert, wo ein ſolches grauſenerregendes Verbrechen ſtattfand, mehr. Er liebte Riedel, ſagten Sie, aber ſeine Schwäche höher, und die hat den geliebten Verwandten wahnſinnig gemacht. Der Zuſtand dieſes Herrn erregt jetzt ſchon Mitleid, bald wird dieß das herrſchende Gefühl ſein und jeder tadelnden Stimme Stillſchweigen gebieten. Dieſe Theilnahme wird den Stachel des Vorwurfs in der Seele des Verbrechers abſtumpfen, und was ein Frevel iſt, — auch die armſelige Schwäche kann freveln, — wird er ſelbſt nur als ein Unglück betrachten. Die Geſetze des Staats können ihn nicht treffen, er ſelbſt muß ſich glücklich ſchätzen, daß er noch würdig gefunden wird, durch die Geſetze der Ehre gerichtet zu werden. Auch habe ich nicht allein für Riedel, auch für einen zweiten Freund, den man aus dem Hauſe dieſes Herrn mit unwürdiger Verläumdung verfolgte, Genugthuung zu fordern.

Genug, rief der Verwandte, endlich durch die Härte, durch den unbiegſamen Sinn empört, ich wünſche jetzt ſelbſt, mich mit dieſem Herrn Grafen, der ſich ſo übermüthig in mein Familienunglück hineingemiſcht hat, zu meſſen. —

Gut, antwortete Leith ruhig, in dieſe Stimmung wünſchte ich Sie zu verſetzen.

Man ging.

Leith hatte ſeine Lage deutlich überſchaut, er wußte, wie, nach den damals herrſchenden Anſichten der Regierung, die Duelle überhaupt ſtreng beurtheilt würden; er ſah ein, daß das Urtheil, welches gegen ihn und ſeine frühere Thätigkeit herrſchend war, die öffentliche Meinung auch jetzt gegen ihn waffnen würde; es war ihm nur zu einleuchtend, daß das Mitleid mit der gekränkten Familie ſich eben ſo gegen ihn erklären würde; aber was er ſeinen unglücklichen Freunden ſchuldig zu ſein glaubte, wollte er ſolcher Rückſichten wegen, die überhaupt in ſeinen Augen wenig Werth hatten, nicht verſäumen, und in dieſer Stimmung, durch das Schickſal ſeiner Freunde erſchüttert, durch die Trennung von Walſeth im Innerſten verletzt, ward der Brief nach Norwegen, der uns ſchon bekannt iſt, geſchrieben. Alle Anſtalten zu ſeinem Entkommen, wenn er ſeinen Gegner erſchöſſe, waren getroffen, ein Wundarzt begleitete ſie, und Leith ſchlug es ſtandhaft aus, irgend einen Sekundanten zu nehmen.

Ich verlaſſe mich auf Sie, ſagte er, den Begleiter ſeines Gegners anredend.

Sie hatten eine einſame Gegend am Meeresufer gewählt, ein Boot, welches den Fliehenden nach Schweden bringen ſollte, lag bereit. Der Verwandte ſchoß mit zitternden Händen und verfehlte ſeinen Gegner. Leith legte ruhig und ſicher an, ohne zu zielen. Der Verwandte ſtürzte. Alle eilten herbei, auch Leith. Die Kugel war in die rechte Schulter gedrungen und an den Schulterknochen angeprallt. Sie wurde ohne Schwierigkeit herausgehoben, und der Wundarzt erklärte die Wunde, wenn nicht beſondere Umſtände hinzutreten ſollten, für nicht tödtlich; doch konnte man für die Folgen nicht ſtehen. Leith blieb, bis er verbunden war. Der Verwundete reichte ihm die Hand.

Haſſen, verachten Sie mich noch immer? ſagte er, mehr durch die Veranlaſſung, als durch die Folgen des Zweikampfs erſchüttert.

Es war, als wenn das vergoſſene Blut die Rache getilgt hätte in Leiths Seele. Er neigte ſich gerührt zu ſeinem Gegner.

Nein, Unglücklicher, nein, — ach! ein furchtbares Ereigniß hat uns alle getroffen.

Der Begleiter des Verwandten umarmte ihn.

Nehmen Sie meine Achtung, meine Verehrung mit ſich, ſagte er.

Leith beſtieg das Boot, es entfernte ſich ſchnell vom Ufer und verſchwand.

Was Leith vorausgeſehen hatte, traf zum Theil ein; man fand ſein Benehmen empörend, übermüthig, grauſam, die Geſetze verurtheilten ihn; aber Viele vertheidigten ihn, ſie bewunderten den Eifer, durch welchen er die Ehre der Freunde gerettet hatte, ſie entſchuldigten nicht allein, nein, ſie rechtfertigten ſein Verhalten nach der Entdeckung der Unſchuld ſeiner Freunde. Die Folgen des unbeſonnen ausgeſprochenen Verdachtes waren zu furchtbar. Als nach zehn Jahren die damals herrſchende Partei der däniſchen Regierung geſtürzt wurde, fing man auch an, über Leiths frühere Thätigkeit anders zu denken. Er hatte nie einen Rang geſucht, nie einen Vortheil verlangt, kein Gehalt genommen. Die Wenigen, die ſich ſeiner noch erinnerten, ehrten ſein Andenken.

Leith wandte ſich, ehe das Duell ſtattfand, an den berühmten von Berger. Dieſer treffliche Arzt lebte in großem Anſehn und wurde eben ſo wegen ſeiner tiefen Kenntniſſe, als wegen ſeines reinen, von Liebe und Wohlwollen durchdrungenen Herzens geſchätzt. Leith machte ihn auf den Zuſtand des Wahnſinnigen aufmerkſam. Anſtatt ihn in das damals noch furchtbar vernachläſſigte Inſtitut für Wahnſinnige aufzunehmen, wurde er in eine eigene Wohnung gebracht. Berger, der von Leith erfahren hatte, wie der Ruf: Der Schmuck iſt gefunden! einigen, wenn auch nur vorübergehenden Eindruck auf ihn machte, befahl, daß man ihn in ſeinem Suchen nicht ſtören, überhaupt keine Mishandlungen, keine Gewalt ſich gegen ihn erlauben ſollte, die genannten Worte ſollte man aber immer wiederholen und zwar mit lauter Stimme. Man ſollte ſich um ſeine Ungeduld nicht bekümmern, Tag für Tag und fortdauernd mußten wechſelnde Perſonen ihm immer zurufen: Der Schmuck iſt gefunden! Man ließ ihm keine Ruhe. Wochen vergingen, ohne daß irgend ein Erfolg ſich zeigte. Dann aber fing er an, aufmerkſamer zu werden, er horchte hin, er ſchien den Ruf zu verſtehen. Jetzt nahm die Kur eine andere Wendung; jedes Mal, wenn er ſich zuſammenkrümmte, erhielt er ein Sturzbad, und dabei wiederholte man fortdauernd den Ruf. Es wirkte. Nach einem halben Jahre war er völlig wieder hergeſtellt; was ſeine Beſſerung verzögerte, war die Entfernung ſeiner Freunde; und doch dürfen wir ihn glücklich preiſen, daß er aus dieſem Umgange gerettet war. Berger wurde ſein Rathgeber, ſein zweiter Vater, er leitete ſeine Studien, er ordnete ſeine Zeit, er verſchaffte dem jungen Manne eine Beſchäftigung, die jede müßige Grille vertrieb, er wies ihn an die Religion, als die einzige, höchſte Beruhigung, und Riedel geſtand, daß er ihm allein ſeine Rettung verdanke. Er war jetzt unabhängig, aber mit ſeinem Verwandten im beſten Vernehmen, und dieſer war unter Allen der, welcher Leith am eifrigſten vertheidigte, ihn nie ohne Verehrung nannte. Die Frau hatte eine harte Lehre erhalten und war wenigſtens äußerlich gebeſſert. —

Walſeth ſtand auf dem Schiffe, welches pfeilſchnell mit günſtigem Winde die Wellen durchſchnitt. Wie ein Zauberbild flogen die heitern Küſten von Seeland mit den ſchönen waldbekränzten Landhäuſern und Schlöſſern dem Auge vorüber, und als ſie Helſingör erreicht hatten, als ſie in das rauhe Kattegat hineinſegelten, erhob ſich der raſche Wind zu einem wahren Sturme. Die Wellen thürmten ſich und brachen ſich vor dem Schiffe, daß der wilde Schaum hoch in die Luft ſpritzte; der Sturm heulte, die Segel und die Taue lärmten, die Maſten krachten, als wollten ſie zerbrechen, und jetzt erſt war Walſeth wohl. Er ſchlief faſt nie, immer ſchaute er in die brauſenden Wellen hinab, wie ſie ſich vor dem dahinfliegenden Schiffe brachen, er ſah ſeine Mutter aus ſeinen Armen in die Wellen dahinſinken, er erblickte Leith, wie er ſich aus dem bewegten Meere erhob und ihn drohend anblickte, vor ihm ſchwebte der zuſammengekrümmte Riebel, von den Wogen heraufgehoben und wieder hinunterſinkend, wie er fortdauernd in dem Schaume nach dem verlorenen Schmucke ſuchte. Wenn das M[illegible]dlicht nächtlich das ſtürmiſche Meer beleuchtete, da war es, als regte ſich dieſe innere Welt immer gewaltſamer, als lockte ſie ihn, daß er ſich ihr ganz ergeben, alles Grauen auf ſich häufen ſollte. Aber die Geſellſchaft, die auf dem engen Raume des Schiffes ihn beſtändig umgab, verhinderte die wilden Ausbrüche, zwang den böſen Dämon zur Verſtellung, und von den Wellen abgewendet, in der Kajüte, auf dem Verdecke, unter den Schiffsleuten erſchien er zwar ſtill, in ſich gekehrt, traurig, aber ruhig, ſo daß Niemand ſeinen Wahnſinn ahnete. So ſchnell trieb der Wind das Schiff, daß man ſchon am dritten Tage des Morgens ſich in der Nähe der nordiſchen Gebirge befand, daß man am vierten durch den wild zerriſſenen Archipelagus von vielen hundert Felſeninſeln, die nach Bergen führen, hindurchſegelte und am Abend in dem Hafen den Anker auswerfen konnte.

Der Stiftsamtmann, der Walſeths Ankunft nicht erwartete, erſchrak; noch mehr, als er die gräßliche Begebenheit, theils aus Walſeths Erzählung, theils aus dem Briefe des Schwagers erfuhr. Walſeth erzählte die Geſchichte zwar äußerlich ruhig, ja kalt; aber ein geheimes Grauen blickte durch ſeine Worte hindurch, und die Familie ſah ihn ängſtlich und beſorgt an. Doch als nun, damit man das unglückliche Ereigniß vergäße, Alles vermieden wurde, was daran erinnern konnte, als man von andern Begebenheiten ſprach, verſchwand die Beſorgniß allmälig, man fand Walſeths trübe Stimmung ſehr natürlich, aber keinesweges beſorglich und war überzeugt, daß eine ſo alberne Verläumdung, wie die, daß ein reicher, unabhängiger Norweger an einem Diebſtahle Theil genommen hätte, von ſelbſt verſchwinden würde.

Hält meine nächtliche, ſingende Fee ſich noch hier auf? fragte Walſeth; tönen ihre Klagen noch in dem Garten?

Man bejahte es, und ihm wurde dieſelbe Stube angewieſen, die er früher bewohnt hatte. Walſeth hatte, ſeit er Kopenhagen verließ, faſt nicht geruht, er war erſchöpft und wunderte ſich ſelbſt über die Ruhe der Ermattung, die ihn unwiderſtehlich ergriff. In der Nacht erwachte er, die todte Mutter lag in der Stube, Leiths drohende Geſtalt ſtand mit feurigen Augen in einem Winkel, zuſammengedrückt ſuchte der wahnſinnige Freund allenthalben den Schmuck, und Walſeth hörte das Stroh raſcheln, indem er es auseinander warf und wieder zuſammenhäufte, ihn wirklich erblickend, wie er ſich in demſelben Augenblicke mit zerſtörten Sinnen beſchäftigte, obgleich Walſeth ihn nie ſo ſah; und aus dem Garten tönte der klagende Geſang und die Saiten der Guitarre und miſchten ſich mit den Erſcheinungen, welche die Stube belebten. Aber er konnte ſich nicht beſinnen, immer undeutlicher verſchwammen die Geſtalten, immer leiſer tönte der Geſang, und er ſank, wieder vom Schlafe überwältigt, hin. Spät wachte er auf. Er ſchien geſtärkt, und um ſeinen trüben Sinn zu erheitern, ſchlugen ihm Bekannte eine kleine Reiſe vor. Er hoffte hier mehr ſich abſondern, in die Einſamkeit ſich zurückziehen zu können; aber das gelang ihm nicht. Man ließ ihn nie allein, eine Menge Gäſte waren auf dem Landſitze verſammelt, mehrere Männer mußten daſſelbe Schlafgemach theilen. So hielten ſie ihn faſt zwei Wochen feſt. Der beſtändige Zwang der Verſtellung, jetzt, da der nächtliche Geiſt ihn entſchieden in ſeiner Gewalt hatte, rieb ihn auf, die hohlen Augen ſanken tief in den Kopf hinein, er war blaß, mager und ſchwach, und man eilte, ihn nach Bergen zurückzubringen.

Ich kann die ewige, lärmende Umgebung nicht vertragen, ſie iſt mir unausſtehlich, ſagte er, ich muß einige Stunden haben, wo ich, mir ſelbſt überlaſſen, meinen Kummer bearbeiten kann.

Es ſchien ſo natürlich, der ſchlechte Erfolg des entgegengeſetzten Verſuches war ſo augenſcheinlich, daß man es nicht zu verhindern ſuchte, wenn er Tage lang allein in den Gebirgen umherſtrich. Ein anderes Ereigniß ſteigerte indeſſen ſeinen Trübſinn. Er erfuhr, daß die Sängerin mit dem alten Italiener plötzlich verſchwunden ſei. Immer, wenn die Frau mit ihrer Guitarre in der Nacht das Haus verließ, folgte ihr entweder die Magd oder der Alte. Vor ein paar Tagen war der Alte der Frau gefolgt, und da es nichts Seltenes war, daß ſie mehrere Stunden wegblieben, ſo war die Magd eingeſchlafen. Unbedenklich ließ man das Haus offen. Als die Magd erwachte, fand ſie, daß mehrere Schränke leer, Kleider, Koſtbarkeiten verſchwunden waren. Sie gerieth in Angſt, glaubte, daß, während ſie geſchlafen, Räuber in das Haus gedrungen wären, und erwartete mit Zittern die Rückkunft der Frau und des Alten. Aber der Morgen näherte ſich, und ſie kamen nicht. Erſchrocken lief die Magd zu dem Stiftsamtmanne, dieſer begleitete ſie verwundert mit einigen Dienern nach dem leeren Hauſe. Bald fanden ſie einen italieniſch geſchriebenen Brief und eine nicht kleine Summe Geld. In dem Briefe äußerte die Frau ihre lebhafte Dankbarkeit für die Liebe und Sorgfalt, mit welcher die Magd ſie gepflegt hätte, bedauerte, daß die Unkunde der Sprache ſie verhindert hätte, redend ihre Liebe zu erwiedern, äußerte auf eine rührende Weiſe ihren Schmerz bei der Trennung. Wir verlaſſen das Land, ſchrieb ſie, und es wäre vergebens, uns nachzuſpüren. Die kleine Summe, die Du hier findeſt, die Sachen, die wir zurücklaſſen, und das Haus mit allem, was dazu gehört, behalte als ein Andenken unſerer Liebe.

Die treue Magd fühlte den Verluſt einer Herrſchaft, mit welcher ſie zwei Jahre ſtumm zugebracht hatte, tiefer, als die Freude über den großen, unerwarteten Beſitz. Das Verſchwinden der beiden Fremden erſchien noch räthſelhafter, als ihre Ankunft, durch keine Nachforſchung war man im Stande, irgend etwas von ihnen zu erfahren. Bergen iſt von hohen Felſen umſchloſſen, ein unvermerktes Entfliehen nach dem rauhen Lande hinein war undenkbar, und ſo viel man wußte, hatte kein Boot ſie aufgenommen, kein Schiff hatte den Hafen verlaſſen, und keine Spur war zu entdecken, daß die Verſchwundenen ſich auf irgend einem verbärgen. Das Verſchwinden ſchien geiſterhaft, und bald verbreiteten ſich auch die ſeltſamſten Sagen von dieſen Geſtalten, die ſo plötzlich erſchienen und wieder hinweggerückt waren, wie durch einen Zauber, und Walſeth trug ſie unter ſeine geſpenſtiſche Geſellſchaft hinein.

Das Umherſtreifen in den Gebirgen ſchien von den wohlthätigſten Folgen für Walſeths Geſundheit. Er nahm wieder zu, wurde ſtärker, und erſchien offenbar in der Geſellſchaft weniger trübſinnig und ruhiger. Zwar ſchien es den Verwandten bedenklich, als Walſeth die Abſicht, nun eine größere Reiſe von mehreren Tagen anzutreten, ihnen bekannt machte, und ſie ſuchten auf alle Weiſe ihn zu überreden, dieſen Entſchluß aufzugeben.

Du kannſt krank werden, Edward, Du findeſt keine Freunde, die beſtändige Einſamkeit iſt Dir doch wohl nicht gut, ſagten ſie.

Aber ſie ermahnten ihn vergebens und fanden es doch noch bedenklicher, irgend eine Art von Gewalt anzuwenden.

So ſehen wir ihn nun allein, nur von einem rohen, ſtumpfen Burſchen, der das Pferd leitete und Manches trug, begleitet, die Meerbuſen und tiefen Thäler durchreiſen.

Man erzählt von einem Manne, der ſich eine Menge lächerlicher, ſeltſamer Verzerrungen des Geſichts angewöhnt hatte, offenbar eine Art körperlicher Wahnwitz. Dieſer mußte zuweilen am Hofe erſcheinen, und wenn er nun, den königlichen Perſonen gegenüber, genöthigt war, ſich Zwang anzuthun, ſo eilte er, irgend einen verborgenen Winkel zu finden, wo er ſich gehen ließ, pruſtete, Geſichter ſchnitt und dann erleichtert in dem Kreiſe der Geſellſchaft wieder erſchien. Dieſes Bedürfniß, welches hier einen ſonſt ſehr verſtändigen, ja ausgezeichneten Mann körperlich in ſeine Gewalt hineinzog, hatte das ganze geiſtige Weſen des unglücklichen Walſeth ergriffen. Immer entſchiedener bildete ſich der harte Gegenſatz, und unwillig, immer zorniger und grimmiger unterwarf ſich der nächtliche Geiſt, der ihn beherrſchte, der zwangvollen Verſtellung. Er wußte aber, daß er ſich verſtellen mußte, hätte man ihn erkannt, dann wäre das Heer von freundlichen und gewaltſamen Mitteln erſchienen.

Du haſt es gemerkt, ſagte Waiſeth, ſchlauer Dämon, daß man Dich berücken, Dich überliſten, Dich fangen wollte, aber es iſt ihnen nicht gelungen. Du biſt klüger, als ſie. — Nun biſt Du frei!

Und mit allem Grauen und Entſetzen erhob ſich nun die Macht der Hölle und trug ihn, der ſich ihr ergab, in ihr nächtliches Reich. Er ſah ſich von Mördern umringt, er glaubte ſelbſt zu morden, Blut floß um ihn her.

Du biſt als Mörder verfolgt, als Dieb gebrandmarkt, man hat nur Freundſchaft geheuchelt, weil man die Ketten noch nicht fertig hatte, die Dich in einem dumpfen Kerker an vermoderte Mauern feſſeln ſollten.

Er wußte, daß dieß alles Lüge der Hölle war, er wußte, daß der Verdacht, der auf ihm ruhte, gar keinen Einfluß auf ſein Leben haben könnte, verſchwinden mußte, wie er entſtanden war, er war es ſich bewußt, aber auch bewußt, daß er dieſe Wahrheit nicht wiſſen wollte, — der ſeltſame Widerſpruch des Wahnſinns.

Das Wetter iſt in dieſen Gegenden faſt immer trübe, es iſt ſprichwörtlich unter den Schiffern, daß ſie, wenn ſie nach langer Abweſenheit wieder hierher kommen, zu fragen pflegen: Regnet es noch in Bergen? Dieſes Wetter ſtellte ſich jetzt ein. Die feuchten, kahlen, faſt lothrechten Felſenwände ſtanden wie dunkle Schatten da, und dicke Wolken hüllten ihre Gipfel ein. Bald ruderte Walſeth, bald ritt, bald ging er. In dem Boote ſitzend war er immer ruhiger. Reitend oder gehend hörte man ihn oft für ſich reden, nicht ſelten laut. Das ſchien zwar den Begleitern ſeltſam, aber dieſe waren hier, unter den Fiſchbauern, von einer etwas ſtumpfen Menſchenraſſe die ärmſten und roheſten, und ſie konnten keinen Verdacht ſchöpfen. Am dritten Tage ruderten ſie durch Biörnefiord in den Hardangerfiord hinein, zwiſchen ungeheuern, düſtern Felſenwänden, die immer höher werden, je tiefer der Meerbuſen in das Land hineinſchneidet. Hier, zwiſchen wilden Gebirgen, von Sturm umheult, von Regen durchnäßt, in Nebel gehüllt, ſchienen die Geiſter, die ihn verfolgten, ihre Heimat gefunden zu haben. Unter allen Geſtalten erhob ſich aber die Leiths am furchtbarſten.

Er hat Dein Herz geſtohlen, er hat das Vertrauen gemordet, er hat die Liebe verrathen, rief er, und immer drohender ſtand die Geſtalt vor ihm, je mehr er tobte. Auf den Felſenſpitzen erſchien er ihm rieſenhaft in dem Nebel; über die Flächen ſchritt er auf ihn zu; wo eine Menge Menſchen verſammelt waren, ſtand er mitten unter ihnen. So erreichte er Ullenswang, dort ſchrieb er und nachher öfter. Er ſah vor ſich das hohe Gebirge, welches nach dem Innern des Landes ſich erhebt.

Dort mußt Du hinauf, rief er, in jenen Gegenden wohnt Dein Geiſt, auf den wilden Höhen, zwiſchen Eis und Schnee, wo alle Blüten ſterben, alles Gras verwelkt und kein Baum gedeiht, da mußt Du hinauf.

Er drang immer tiefer und kam nach Eidsfiord. Hier ging er an einem beſonders düſtern Tage ohne Begleiter von Hauſe weg. Er ſtieg in den Felſen herum, beſtieg mit unglaublicher Kühnheit die höchſten.

Was iſt das? rief er, — und Leith ſtand drohend hinter dem Geſträuche, mit einer Keule bewaffnet. — Wenn ich ihn überwältigen, wenn ich ihn tödten könnte? rief er, dann wäre ich ruhig.

Der Sturm heulte, als er ſo ſprach, durch das dunkle Thal, an deſſen Abhange er ging.

Aeußerſt Du ſo Deinen Beifall, wilder Gebirgsgenoſſe? rief er; ja, wenn ich ihn tödten könnte, dann wäre mir wohl.

Er kletterte raſtlos fort. Wenn die loſen Steine hinter ihm raſſelten, durch ſeine eigenen Tritte in Bewegung geſetzt, da war es ihm, als eilte Jemand auf ihn zu, als würde er verfolgt, und wenn er ſich umkehrte, ſah er Leith. Immer eiliger ſuchte er die Höhe zu erreichen, er drang durch das Gebüſch, die Sinne verwirrten ſich, und als er ſie erreicht hatte, als der Abgrund in ſchauderhafter Tiefe unter ſeinen Füßen gähnte, als er den rauhen Bergſtrom wild rauſchend unten toben hörte: da fühlte er ſich wie von einer unwiderſtehlichen Gewalt feſtgehalten, eiſerne Arme ſchienen ihn zu umfaſſen, er rang mit einer Geſtalt, die ihn hinunterſtürzen wollte. Es war Leith. Plötzlich fühlte er ſich befreit; aber mit furchtbarem Getöſe wälzte ſich eine Geſtalt den ſchroffen Felſen hinunter, er ſah, wie ſie die Arme hervorhob und weiter rollte, er ſah, wie der wilde Bergfluß Leiths Leichnam ergriff und zerfleiſchte. Er glaubte ein Wehklagen durch das Thal fortrauſchen zu hören und ſank bewußtlos hin.

Seine lange Abweſenheit fing an die Männer in Eidswold zu beunruhigen. Arbeiter aus dem Thale berichteten, wie ein Fremder mit furchtbarer Tollkühnheit einen ſchroffen Felſen hinaufgeklettert wäre, wie ſie ſchon geglaubt hätten, er wäre in den Abgrund geſtürzt, als ſie einen mächtigen Baumzweig von oben herunterſtürzen geſehen, der große Steine mit gewaltigem Getöſe mit ſich führte, faſt wie bei einem Steinſturz. Die Männer in Eidswold eilten nach dem Thale; aber ſelbſt die Kühnſten wagten es nicht, dieſen Felſen zu erklettern. Durch einen weiten Umweg gelangten ſie zu der Stelle, wo der Baumzweig heruntergeſtürzt war, und hier lag Walſeth, dicht an der Felſenwand; die eine Hand hing ſchwebend über dem Abgrunde, und durch die geringſte Bewegung hätte die Tiefe ihr Opfer erhalten. Sie zogen ihn vorſichtig von dem Rande fort und hoben ihn auf. Er erwachte, blickte verwirrt um ſich, und ein dunkles Gefühl mahnte ihn, daß etwas Entſetzliches geſchehen wäre. Die Männer ſtarrten ihn an.

Wie biſt Du hierher gekommen, an dieſen gefährlichen Abhang? fragte ein Bauer.

Ich bin, ſagte Walſeth, der ſich zu faſſen ſuchte, dieſen Felſen hinaufgeſtiegen.

Das war ein kühnes Stück, erwiederte der Bauer, keiner von uns, die wir uns nicht furchtſam dünken, würde es wagen, und ſo lange Bauern in dieſem Thale leben, werden ſie erzählen, wie ein Fremder ſich eine ſolche That auszuführen unterſtand.

Die Bauern erzählten ihm, aus welcher gefährlichen Lage ſie ihn gerettet hätten.

Die Anſtrengung, erwiederte Walſeth, hatte mich völlig erſchöpft, der Anblick der Tiefe machte mich ſchwindeln, und ſo fiel ich hin.

Der Bote, der ihn begleiten ſollte, war mit Walſeths Bündel da.

Ich fühle mich nicht ermüdet, ſagte er, dieſe Höhen ſollten wir doch erſteigen, dort das hohe Gebirg winkt mir, da oben will ich die Nacht zubringen.

Du kannſt es ſchon wagen, denn Du biſt ein tüchtiger Felſenknabe (Du er en dygtig Fieldgut Du,) ſagte ein Bauer, den Fremden bewundernd; und nun ſchritt Walſeth mit einer unglaublichen Kraft, als fühlte er keine Anſtrengung, über Berge in die Thäler hinein, den ſchroffeſten Felſen hinauf, und das Bild des hinabſtürzenden Leith, wie der wilde Bergfluß ſeinen Leichnam fortwälzte, verfolgte ihn überall. Walſeth ſah vor ſich eine lothrechte Felſenwand.

Sollen wir da hinauf, Knabe? fragte er ſeinen Begleiter, der mit gleichgültiger Miene: Ja, ſagte.

Walſeth blickte verwundert die Wand an und eilte ſie zu erreichen. Kaum vermochte der Bote ihm zu folgen; da ſah er, als er näher kam, eine Treppe in den Felſen eingehauen, fünfzehnhundert Stufen wanden ſich im Zickzack unter ſcharfen Winkeln die ſteile Felſenwand hinauf, und Walſeth flog mit einer Leichtigkeit, daß der Bote ihn verwundert anſah, die Stufen hinauf. Nur kurze Augenblicke ruhte er, ohne ermüdet zu ſcheinen, und ſchaute in das wild zerriſſene Thal hinein und ſah, wie der Begleiter mühſam und keuchend an der Felſenwand zu kleben ſchien. Er ſtand oben, er konnte auf den Stufen, die ſich oft unter rauhe, ſcharfe Felſenmaſſen verloren, den Boten nicht entdecken.

Noch ein Mal blickte er, lange wartend, um ſich, und ſah die Felſen mit ihren Thälern wild untereinander geworfen und das Meer, wie es in der Ferne ſich hineinwühlte. Alle Bäume waren verſchwunden, Zwergbirken und krüpplige Weiden bedeckten die Höhen, die düſtern, trockenen Blätter rauſchten unter ſeinen Füßen, Alpenpflanzen verloren ſich hier und da in den ſeltſamen Zwergwald, ragten einzeln über die kleinen Bäume hervor und der Wind ſauſte über die Höhe. Vor ihm erhob ſich das Gebirg und ſchien immer öder, immer wilder zu werden. Er war ungeduldig. Dort, dort, wo alles Leben verſchwindet, wird es Dir erſt wohl werden, rief er ſich zu, als keuchend der Bote erſchien, ſich ermüdet hinſtürzte und, als er ſich aufhob, die ſteifen Glieder kaum zu rühren vermochte. Aber Walſeth zwang ihn weiter zu gehn, und er ſchämte ſich, neben dem Fremden ſo ſchwach zu erſcheinen. So eilten ſie raſtlos weiter, immer den Höhen zu. Der Tag neigte ſich, alle Bäume, ſelbſt die niedrigen Sträucher waren verſchwunden. Sie hatten, ſeit ſie die Höhen erſtiegen, keine Wohnung, keinen Menſchen geſehen, nur ſtarre Felſen ragten aus der Höhe, ſpitzig, thurmähnlich, hervor, und der ewige Schnee deckte ihre Gipfel. Da war es, als athmete Walſeth freier. Sie entdeckten einen rohen Steinhaufen, und als Walſeth näher trat, erkannte er eine Wohnung. Vier niedrige Wände waren von ſcharfen, rohen Steinen ohne Mörtel auf einander gewälzt, aufgebaut, ein halbverfallenes Dach bedeckte die Wände, der Rauch wirbelte aus der Oeffnung, aber drang auch aus der durchlöcherten Wand heraus, die äußerlich von Rauch geſchwärzt war. Der Hund bellte, und ein zwanzigjähriges Mädchen trat aus der ſchmutzigen Hütte hervor, zwei luſtige Knaben von fünf bis ſechs Jahren begleiteten ſie, die jauchzend herumſprangen und den Fremden furchtlos begrüßten. Gedeihen ſolche Blumen hier? rief Walſeth aus, und die unerwartete Erſcheinung ſchien ihm ſtörend entgegenzutreten.

Wie, dieſe Nebel, dieſe kahlen Felſen, die rauhen, düſtern Berggeiſter dulden ſolche Kinder? — Aber ſie liefen herzhaft hinter dem Vieh her, ſpielten mit dem Hunde und waren wie zu Hauſe. Das Mädchen ſchien verlegen.

Ich muß Sie wohl aufnehmen, die Nacht iſt nahe, und kahl und öde und ohne Wohnung iſt das Gebirge rund umher, das nächſte Haus mehr als zwei Meilen von hier, ſagte ſie; aber da drinnen finden Sie keine Bequemlichkeit. Der Bote war ſchon durch die niedrige Thür hineingekrochen und lag ſchnarchend in einem Winkel.

Die Bauern laſſen in dieſen öden, hohen Gebirgen ihr Vieh nur durch Mädchen und Kinder bewachen, die auf ſolche Weiſe von den früheſten Jahren an mit der wilden Gebirgseinſamkeit vertraut werden.

Das Mädchen rief die Kinder herein, dem lechzenden Fremden wurde Milch gereicht, Walſeth legte ſich ermüdet auf einem Schaafsfell in der räuchrigen

Hütte nieder, den Kopf auf ſein Bündel geſtützt, und ſchlief ein. In der Nacht erwachte er, das Feuer kniſterte auf dem Heerde, die Kinder ſchnarchten, von dem Schein der Flamme beleuchtet; von faſt erſtickendem Rauch umhüllt, ſah er das Mädchen und den Boten zuſammenſitzen, und hörte ſie reden. Der Hund bellte, das Vieh bewegte ſich um die Hütte und ſchien in der kalten Nacht an den warmen Wänden ſich zu laben, und dazwiſchen hörte er immer die wilden Bergfluthen toben und ſah Leiths Leichnam von den ſchäumenden Wellen fortgetrieben. Da öffnete ſich plötzlich die Thür, und zwei Männer traten lärmend herein. Walſeths Schlaf war geſtört, er ſprang verdrießlich auf und fragte ärgerlich, was ſie wollten? Es waren junge, gutmüthige Burſchen. Am meiſten ſchien das Mädchen verlegen.

Wir dachten nicht, daß hier ein Fremder wäre, ſagte der eine, und Walſeth erinnerte ſich, wie in den Gebirgen die jungen Burſchen die Mädchen nächtlich zu beſuchen pflegen. —

Alſo noch immer biſt Du in der verhaßten Welt? Auch die Liebe findet den Weg nach dieſen kahlen Höhen. —

Er hob das Bündel auf und gab es dem Boten. — Ich bin geſtört und will fort. —

Aber die Burſchen traten herzu. Bleiben Sie, Herr, ſagten ſie zutraulich; es thut uns leid, Sie geſtört zu haben. Wir wollen uns wieder entfernen.

Aber Walſeth eilte ſtillſchweigend fort, und der Bote begleitete ihn ungern. Es war eine trübe Nacht, obgleich die Dämmerung den Weg wohl erkennen ließ.

Wir werden uns verirren, ſagte der Begleiter.

Uns verirren? antwortete Walſeth. Oho! ich bin hier allenthalben zu Hauſe.

Aber der Begleiter blickte ſorgfältig den Boden an und freute ſich, wenn er die Steinhaufen erkannte, die in dieſen öden Bergen den Weg bezeichnen. So ſchritten ſie weiter, immer noch in die Höhe; die Bäche rieſelten ihnen entgegen, ein kalter Morgenwind erhob ſich, und hell ging die Sonne auf. Nun war auch alles Gras verſchwunden, dürre Flechten bedeckten die rauhen Steine, über welche ſie fortſchreiten mußten, ganze Strecken waren mit Schnee bedeckt und kahle Bergſeen wälzten in träger Einſamkeit ihre kurzen Wellen gegen die nackten Ufer. In der Ferne ſtarrten die ſpitzigen Höhen von Schnee und Eis, durch die Sonne glänzend geröthet.

Der Bote glitt von den runden Steinen ab, ſank in den Schnee und vermochte nur langſam fortzuſchleichen. Aber Walſeth ſchien geflügelt; leicht ſchwebend, wie ein Geiſt, ſchritt er über die Steine, und immer ſchneller, immer raſtloſer eilte er die nackten Höhen hinauf, daß ſein Gang einem niedrigen Fluge ähnlich ſah. Wenn er ſo weit ſeinem Begleiter vorgeeilt war, blieb er ſtehen und erwartete deſſen Ankunft, und die Haare und der Mantel flatterten im Morgenwinde, daß er wie eine ſeltſame Erſcheinung daſtand. Jetzt hatten ſie die größte Höhe erreicht. Die Gewäſſer floſſen abwärts, der Tag war ſchon weit fortgeſchritten, ſie ſahen keinen Menſchen, und Walſeth war faſt ruhig, daß ſelbſt Leiths Geſtalt in die Ferne trat.

Der Begleiter ſetzte ſich hin, er wollte ruhen, er wollte etwas genießen. Stumm, wie er bis jetzt neben Walſeth herging, war er dieſem höchſt angenehm. Klein, mit einer breiten Bruſt, plumpen Gliedern, einem platten Geſicht und ſtruppigen Haaren, ſtumpf und gleichgültig, ſchien er Walſeth wie ein täppiſcher Bergkobold, der neben ihm her ſich keuchend fortbewegte, während er, wie ein heimiſcher Geiſt, der die rauhe Gegend und die ſtarre Welt beherrſcht, mit leichten Schritten über die Felſenblöcke wandelte.

Jetzt ſetzte er ſich vertraulich zu ſeinem Begleiter hin, und dieſer ſprach zum erſten Male: Das muß wahr ſein. Du biſt recht für dieſes Gebirge geboren. Einen ſolchen Mann ſah ich noch nie.

Während er dieſe längſte Rede, die Walſeth vernommen hatte, führte, käute er ſein Gerſtenbrot und trank, was ihm Walſeth reichte.

Ja, antwortete Walſeth und ſchien, etwas beruhigt, das Bedürfniß zu fühlen, ſich auszuſprechen; ja hier ſollte man wohnen. Unten in den trüben Thälern brüten die Würmer lauter Unheil aus, Mord und Verrath. Ein Aechzen tönt durch alle Wälder, alle Blüten ſind Flammen, die das Hoffnungsgrün der Blätter verzehren, alles, was geboren wird, iſt ſchon durch die Geburt verrathen, und Pflanzen und Thiere und Menſchen, wie Staaten, Völker und Gedanken treten hervor, vernichten ſich, und aus der faulen Gährung erzeugen ſich andere, das nämliche Spiel zu wiederholen in ekelhaftem Wechſel. Hier oben lügt keine Liebe, lockt kein Leben, täuſcht keine Hoffnung. Der ſtarre Stein drückt ſich hart und tief in unſer Herz hinein, und der Schnee umhüllt ihn, daß er nicht weich werde. Das iſt ein ſchönes Leben, hier wird ſelbſt der Mörder ruhig. — Ruhig? — Oho! biſt wieder da? — Fort, fort, ſchrie er und trieb den armen Boten, daß er mit ihm forteilte.

Der ganze Tag verging. Erſt gegen Abend ſahen ſie in der Ferne zwei Männer. Wie Schiffe auf dem Ocean treffen die Menſchen ſich in dieſen öden

Gegenden und nähern ſich eben daher freundlich. Wie die Wege beſchaffen ſind, wo ſie herkommen, ob viel Schnee da liegt, die Moräſte, tief oder trocken ſind, theilen ſie ſich freundſchaftlich mit. So auch hier. Aber Walſeth floh vor dieſen Menſchen, die ihn mit Verwunderung anblickten. Die zweite Nacht brachten ſie in einer Steinhütte zu, wie die erſte, und ſpät am Abende des dritten Tages traten ſie in ein Bauerhaus hinein. Aber ſobald Walſeth ſich unter Menſchen befand, erhielt ſein Wahnſinn immer mehr Gewalt über ihn. Die Einwohner betrachteten ihn mit Furcht, der Bote begleitete ihn mit Zittern, bis bei dem mächtigen Waſſerſturze in Tellemarken, wo Aamod ihn fand, ſeine Wuth den höchſten Gipfel erreichte, der böſe Dämon aller Verſtellung entſagte, aber die unnatürlich angeſpannte Kraft ihm auch eine Krankheit zuzog, die ihn zwar dem Tode nahe brachte, aber auch von ſeinem Wahnſinn heilte.

Als Walſeth, ein Jahr lang von ſeinem Wahnſinne geheilt, glücklich durch Liebe und beſchränkte Thätigkeit, zuerſt in jener Stunde von den Kaufleuten aus Skeen Leiths Namen hörte, und [illegible], aus Kopenhagen an der Weſtküſte von Norwegen angekommen, ſpurlos verſchwunden wäre, ergriff ihn plötzlich eine entſetzliche Angſt. Walſeth hatte das furchtbare Ereigniß, welches ihn von Leith getrennt, nie erwähnt, er ſuchte ſelbſt ſorgfältig jede Erinnerung daran zu fliehen, und Aamod, der es, wenn auch nicht genau, kannte, errieth doch leicht, daß es mit ſeinem Wahnſinne zuſammenhinge, und vermied ebenfalls alles, was nur darauf hindeuten konnte. Jetzt drängte ſich dieſe Erinnerung Walſeth gewaltſam auf, und wie entſetzlich mußte die Nachricht von dem plötzlichen Verſchwinden des Freundes ihm erſcheinen. Er hatte oft die verworrenen Zeilen geleſen, die er, beſonders in den letzten Tagen, nachdem er das hohe Gebirg verlaſſen und in bequemern Bauerhäuſern eingekehrt war, niedergeſchrieben hatte, ja er erinnerte ſich, an ſeine Schweſter einen Brief voll wahnſinniger Aeußerungen geſchickt zu haben; aber nie hatte er irgend Zweifel über dieſen Wahn. Keiner durchſchaute deutlicher, als er, die Natur ſeiner geiſtigen Verirrung in den ruhigen Zeitpunkten. Jetzt entſtand ein quälender Zweifel zum erſten Male. Vergebens ſuchte er ihn zu bekämpfen. Wenn es doch geſchehen iſt, das Gräßliche? fragte er ſich und bebte vor der Möglichkeit zurück. Er ſuchte die quälenden Gedanken, die ihn marterten, zu unterdrücken; er ſtürzte ſich in Arbeit, er lebte nur für Andere; aber immer und immer von Neuem traten ſie hervor und feſſelten ihn. Ganz ſich ſelbſt überlaſſen, fühlte er ſich wieder, von den Freunden getrennt, in die freud- und troſtloſe öde Einſamkeit finſterer Gedanken hineingeſtoßen, welche die Quelle ſeines früheren Wahnſinns war. — Wem ſollſt Du, wem kannſt Du Dich vertrauen? — Amalien? O daß ſie nie, nie in dieſen grauſen Abgrund meiner Verirrungen hineinblickte! Es würde ſie ergreifen, daß jede Freude ihr fremd würde, wie ich und meine Liebe. — Aamod? —

Er ſchwankte, es gab Augenblicke, in welchen es ihm rathſam ſchien; ſchon ſchwebte das Geſtändniß auf ſeinen Lippen. Da ſchauderte er zurück, er fühlte, daß es ihm unmöglich wäre. — Es iſt Dein Geheimniß, Dein eigenſtes, unſeliges Geheimniß. —

Amalie merkte ſeinen geheimen Kummer, er ſah ihre Leiden, die ſie zu verbergen ſuchte; aber er hatte keinen Troſt für ſie. Verging er doch ſelbſt in troſtloſem Schmerz. Immer tiefer wühlten die quälenden Gedanken in der Erinnerung an jene Tage, als er ſich in verſtörter Wuth in den hohen Bergen umhertrieb. Er wollte ſich Alles klar machen, aber je länger er grübelte, deſto ſchrecklicher quälten ihn ſeine Zweifel.

Du mußt ihn aufſuchen, rief er dann, oder ſein Grab finden; dann wirſt Du ruhig ſein. Leith ſtand vor ihm. Ein ſo thätiger Mann kann an der Weſtküſte von Norwegen, aber nicht in der Welt ſpurlos verſchwinden. Immer nothwendiger ſchien es ihm, oft ſchon wollte er ſich in's Geheim entfernen; aber die Liebe, ſeine Frau, ſeine Tochter feſſelten ihn. Da fand er den Brief von Leith und floh.

Nicht jener Wahnſinn früherer Zeiten hatte ihn ergriffen, es war eine unſägliche Wehmuth, eine tiefe Reue, die freilich, ſo ſich geſtaltend, alle Ereigniſſe der Welt verworren an ihm vorüber führte, daß ein Chaos von Gedanken ihn irre leitete; aber er war mild und geduldig. In Hamburg kannte Niemand Leith. Er erinnerte ſich, daß Leiths Vermögen bei einem Kaufmanne Amſterdams niedergelegt war, und eilte dahin. Ja, der Name Enkhuyſen fiel ihm ein. Dieſer war todt; aber ſein Haus, ſeine Firma ſogar war noch vorhanden. Als er ſich hier erkundigte, erfuhr er, daß das Vermögen wirklich noch da wäre, und ſchöpfte ſchon Hoffnung; aber dieſe verſchwand bald. Vor vielen Jahren, ja eben in der Zeit, als Leith Kopenhagen verließ, hatte er einem Kaufmanne, der oft nach England und Nordamerika reiſte, Vollmacht ertheilt, die nöthigen Summen zu heben und an ſeinen Erben, wie die Vollmacht ausdrücklich lautete, auszuzahlen; er war nicht verpflichtet, dieſen zu nennen, ſeine bloße Quittung ſollte, nach Leiths ausdrücklichem Verlangen, genügen. Etwas fand ſich Walſeth durch dieſe Nachricht beruhigt, ſie begründete doch die Vermuthung, daß ſein unbemerktes Verſchwinden abſichtlich geweſen. Als er ſich aber nun nach dieſem Kaufmann erkundigte, erfuhr er, daß er auf der letzten Reiſe geſcheitert wäre, daß ſeit der Zeit kein Auftrag, an Leiths Erben Summen zu zahlen, erſchienen wäre. So war auch hier jede Hoffnung verloren. Er reiſte nach der Lauſitz, er beſuchte das Grab des Obriſten, der faſt vergeſſen war. Auch das Haus des Grafen von Kronfels war erloſchen, er hatte keine Kinder hinterlaſſen, und jede Spur der frühern Begebenheiten war in dem Laufe der Zeiten verſchwunden. Rathlos ſtand der unglückliche Walſeth da. Die Verwirrung der franzöſiſchen Revolution hatte ganz Europa in ſtürmiſche Bewegung geſetzt. Wohin ſollte er ſich wenden? In Berlin, wohin er ſich, lebensmüde und der Verzweiflung nahe, geflüchtet hatte, bewohnte er eine einſame Stube. Raphaels bekannter Kampf des Erzengels Michael mit dem Drachen war das einzige Kupfer, welches eine Wand zierte. Die furchtbar phantaſtiſche Umgebung, die brennende Stadt im Hintergrunde, die verhüllten Geſtalten in der öden Gegend, die ſeltſamen, flatternden, ſchwirrenden Thiere und der ſich windende Drache feſſelten ihn immer mehr, ſchon war es ihm, als regten verzerrte Ungethüme die grauen, nächtlichen Flügel und durchſchwärmten die Stube, ſchon fingen die alten Geſtalten an, ſich immer gefährlicher an ihn anzudrängen, und der finſtere Geiſt flüſterte ihm zu, ſich ihm zu ergeben. Lange rang er, in den gefährlichen Kampf hineingezogen; da ſprach Alles von Krieg. — Iſt es nicht der nämliche ſchwarze Geiſt, der Europa verwirrt und Dich? Du willſt ihn äußerlich bekämpfen, vielleicht gelingt es Dir dann auch, in Deinem Innern ſeine Macht zu brechen.

Walſeth war in freundſchaftliches Verhältniß getreten mit einigen Befehlshabern des preußiſchen Heeres, die in dem ſiebenjährigen Kriege mit Leith gedient hatten und ihn hochſchätzten. Wir finden ihn im Oktober 1793 einen preußiſchen General als Freiwilliger begleitend. Schon oft hatte er Gelegenheit gehabt, ſeinen Muth zu zeigen, und nicht ſelten ſtürzte er ſich unter die Feinde, als ſuchte er den Tod. Einſt war ein Theil des feindlichen Heeres abgeſchnitten. Von allen Seiten, von den Reiterſchaaren der verbündeten Truppen angegriffen, bildeten dieſe Truppen ein Quarré. Die einzige offene Seite, die ihnen einen Rückzug zu erlauben ſchien, war durch einen Sumpf geſperrt. Das Quarré wehrte ſich mit bewundernswürdiger Tapferkeit, alle heranſprengenden Reiterſchaaren wichen, ſo oft der Angriff erneuert wurde, zurück, und einer feſten, undurchdringlichen, Tod und Verderben drohenden Maſſe ähnlich, ſtand es lange unbewegt. Alle Aufforderungen, daß es ſich ergeben möchte, wurden mit Schüſſen beantwortet. Endlich rückte Artillerie auf eine gefährliche Höhe, Kartätſchen ſtürzten die vorderſten Linien hin; über den Leichen drängten ſich die Uebrigen zuſammen; aber die Schüſſe wiederholten ſich, die Unordnung nahm zu, und mit verhängten Zügeln ſprengten die Reiter jetzt in das durchbrochene Quarré hinein. Es war verloren. Mitten aus der zuſammengedrängten Maſſe der Krieger ſah man mit Verwunderung eine Frau fortführen. Sie ſchien ſchon ziemlich alt; aber Anſtand, wie Anzug deuteten auf eine Dame von höherem Stande. Sie wurde von dem Generale an Walſeth übergeben.

Man ſtand auf dem Schlachtfelde des zerſprengten Quarrés. Aber Alles hatte ſich hier verändert. Die Maſſen der Gefangenen waren weggeführt, Todte und Verwundete lagen auf dem Felde zerſtreut, Wagen mit Lebensmitteln, mit allerlei Geräth, Reiſewagen, Karren, ledige Pferde dazwiſchen, Reiter waren abgeſtiegen, ſich der Beute zu bemächtigen, Andere drängten ſich hinzu, um wohlfeil das Erbeutete zu kaufen, und es ſchien, als wenn ein ſeltſamer Markt mitten unter den Leichnamen der Getödteten und unter den Verwundeten, deren Geſchrei man hörte, eröffnet wäre. Die Dame ſträubte ſich gegen jede Entfernung.

Mein Mann, rief ſie, mein Mann, wo iſt er?

Ein verwundeter Offizier, der in einiger Entfernung hingeſtreckt dalag, eben von Reitern umringt, die ihm ſeine Börſe abforderten, richtete ſich auf und rief laut: Thereſe!

Die Dame riß ſich von ihren Begleitern los und eilte dem Rufe nach. Franzeſko, Franzeſko, Du lebſt noch? rief ſie, und Walſeth folgte verwundert und voll ſeltſamer Ahnungen der Frau. Es war Franz Leith.

Leith erreichte, nach dem Duell, Schweden und kam nach Gothenburg. Obgleich es bedenklich ſchien, beſchloß er doch, Walſeth in Bergen aufzuſuchen, und fand bald ein Schiff, welches dahin ſegelte. Es war ein Nordamerikaner, der, um den engliſchen Kapern zu entgehen, nördlich um Schottland herumſegeln und in

Bergen einige Waaren einkaufen wollte. Da aber nicht ſelten dieſe Kaper bei Bergen einliefen, beſchloß der Schiffskapitän, ſich von der Stadt fern zu halten und ein Boot dahin zu ſchicken. Er ließ daher bei Bommelöen ein Boot abgehen, und Leith ſegelte mit dieſem durch die Inſeln hindurch nach Bergen.

Das Zuſammentreffen mit dem Nordamerikaner verſetzte Leith in eine ſeltſame Spannung. Dort war der Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit ausgebrochen. Ganz Europa betrachtete dieſen Krieg als ein großes folgenreiches Ereigniß. Die Nordamerikaner wünſchten gebildete europäiſche Krieger zu gewinnen, und als der Schiffskapitän die feurige Liebe des Reiſenden zur Freiheit, ſeine Kenntniſſe, einen Theil ſeines Lebens, ſeine ganze unabhängige und günſtige Lage erfuhr, that er Alles, die keimende Neigung zu beſtärken. Seine Ueberredungen waren überflüßig. Leith ſah in ſeiner gegenwärtigen Lage die Aufforderung, an dieſem großen Kampfe Theil zu nehmen, als einen höheren Wink an, und noch ehe ſie Norwegen erreicht hatten, war er entſchloſſen, dem nordamerikaniſchen Kapitän nach Boſton zu folgen. Aber über das Schickſal ſeines Freundes mußte er erſt beruhigt ſein. Unter die nordamerikaniſchen Seeleute gemiſcht erſchien er in Bergen, wo Niemand ihn kannte, ohne ſich zu erkennen zu geben. Vorſichtig erkundigte er ſich, engliſch redend, nach Walſeth und erfuhr, daß dieſer ſich bei dem Schiffsamtmann, bei der höchſter Behörde der Stadt, aufhielt. Dieſen durfte er ohne Gefahr nicht aufſuchen. Walſeth, erzählte man ihm, ſei zwar traurig, aber geſund, er habe die Stadt verlaſſen und halte ſich bei Freunden in der Nähe auf. Wird er ſich nicht am Beſten ermannen, wenn er in der Einſamkeit, ſich ſelbſt überlaſſen, den Kampf beſteht? ſagte Leith. Kann Deine Zudringlichkeit nicht gefährlich werden für ihn, wie ſie es für Dich offenbar iſt? Schon war er entſchloſſen, Bergen ſtill zu verlaſſen. Die Geſchäfte der Seeleute waren beendigt, das Boot lag bereit zur Abfahrt. Man wollte die kühle, helle Nacht benutzen, um deſto unbemerkter das Schiff zu erreichen, beſonders, da man in der That in dem Hafen einen engliſchen Kaper entdeckt hatte. Noch ging Leith allein, die letzte Stunde vor der Abreiſe benutzend, in den Straßen. Der Zufall, die lockende Einſamkeit führte ihn hinter das große Gebäude des Stifts-Amtmanns, deſſen Mauern in der nächtlichen Dämmerung noch gewaltiger hervortraten. Er überdachte ſein vergangenes Leben. Wehmüthig hing ſeine Erinnerung an den erſten glücklichen Tagen in Korſika, als Hoffnung und Liebe ihm entgegenlächelten, und ſein ganzes Daſein durch ſchöne Entſchlüſſe erheitert war. Wie von fortdauerndem Sonnenſcheine erhellt erſchien ihm dieſe herrliche Zeit, und alle Blüten einer warmen, glühenden Gegend webten ſich mit der Liebe, mit dem Vertrauen, mit der glänzenden Hoffnung zu einem ſchönen, duftenden Kranze. Ach, iſt er verwelkt? rief er und blickte nach den ſtarren Felſen hinüber. Da ſah er eine weiße weibliche Geſtalt mit hängenden Haaren, die langſam, eine Guitarre tragend, aus einem Hauſe heraustrat, nach einigen Minuten ging ein alter Mann ihr nach und folgte ihr in einiger Entfernung. Die Geſtalt trat durch eine enge Pforte in einen Garten. Das in dieſen nördlichen Gegenden ſo ſeltene Abenteuer zog ihn an. Auch der alte Mann war durch die Gartenthüre geſchlichen, und Leith ſtand noch unſchlüſſig, als er die Saiten der Guitarre tönen hörte und bald darauf einen Geſang vernahm. Was iſt das? ſagte er; träumſt Du, wachſt Du, biſt Du wahnſinnig? Es war ihm, als wäre Geſang und Ton ihm bekannt. Leiſe ſchlich er ſich durch die Gartenthüre. Er hatte ſich nicht getäuſcht; noch verwirrt, kaum ſich ſeiner ſelbſt bewußt, trat er der weiblichen Geſtalt immer näher.

Thereſe! rief er, als er ganz nahe war, und mit freudigem Entſetzen richtete ſich die Geſtalt auf, blickte ſchnell unruhig um ſich, indem ſie die lang herabwallenden Haare von dem blaſſen Geſicht zurückſchüttelte, Franzeſko! rief ſie, erkannte ihn und ſtürzte bewußtlos in ſeine Arme. Sie war es. Roberto, der alte Diener, kam herbei. Noch wußte Leith nicht, ob es Wahrheit wäre, was ihn umgab. Alles kam ihm ſo ſeltſam, ſo unbegreiflich vor. Aber die Zeit drängte. Gewohnt, ſich ſchnell zu faſſen, ſprach er: Thereſe, wenn Du es wirklich biſt, wenn nicht ein wunderbarer Wahn mich täuſcht, hier konnteſt Du nur ſein, weil es Deine Abſicht war, mich aufzuſuchen.

Ich gehöre Dir zu, antwortete ſie, im Leben und im Tode, ich begehre keine Seligkeit, als die ich mit Dir theilen kann.

Wir haben keine Zeit zu verlieren, ſagte Leith, das Boot, welches mich wegführt von dieſem Lande, liegt bereit und wartet, ich reiſe in eine ferne Weltgegend.

Ich folge ſogleich, antwortete Thereſe.

Roberto erzählte, nachdem er ſich von ſeiner freudigen Ueberraſchung erholt hatte, wie ſie ein einſames Haus allein bewohnten, von einer einzigen alten norwegiſchen Magd bedient.

Dieſe werde ich zu gewinnen ſuchen, antwortete Leith, und ſie gingen ſchnell nach dem Hauſe zu. Als ſie hineintraten, ſahen ſie die Magd in tiefen Schlaf verſunken.

Laß ſie ſchlafen, ſprach Leith, es iſt ſo beſſer.

Man raffte ſchnell die nothwendigſten Kleider, Kleinodien, Briefſchaften zuſammen, Thereſe ſchrieb den Brief, der nachher gefunden wurde, legte eine bedeutende Geldſumme auf den Tiſch, und unbemerkt eilten ſie nach dem Boote zu, wo die Seeleute ungeduldig warteten. Dieſe waren über ſeine Begleitung erſtaunt; als aber Leith ihnen verſicherte, daß dieſe Dame ſeine Frau wäre, wurde ſie ehrerbietig von ihnen empfangen; der Wind begünſtigte die Fahrt, und am andern Tage erreichten ſie das Schiff. Der Schiffskapitän fand zwar den Wind nicht günſtig, aber eilte doch die für ihn gefährliche Gegend zu verlaſſen, und nach einigen Tagen gelang es ihnen, ohne von engliſchen Kapern entdeckt zu werden, Schottland zu umſegeln.

Während Leith in Deutſchland unter Friedrichs des Zweiten Fahnen diente, lebte die arme Thereſe in einer unglücklichen Spannung. Zwar freute ſie ſich, wenn ſie Siege, die der König erfochten, wenn ſie die Gunſt des Königs, die ſich Leith erworben, erfuhr;

aber die lange Trennung, die beſtändige Gefahr, in welcher ihr Geliebter ſchwebte, erzeugte allmälig eine innere wehmüthige Stimmung, ja einen Trübſinn, der ſpäter nie ganz zu überwältigen war. Ihr Beichtvater, ein ſchlauer, beſonnener und umſichtiger Mann, wußte dieſe Stimmung mit großer Vorſicht zu benutzen. Er war insgeheim den Genueſern zugethan, unterhielt, ganz im Verborgenen, Verbindungen mit den Unzufriedenen in Korſika, ſelbſt mit der Familie Grimaldi, und wußte dennoch Paolis, Sebaſtianis und Martons Vertrauen zu erwerben. Thereſe beherrſchte er ganz. Sie beſaß eine ausgezeichnete Bildung, und er begriff wohl, daß er nicht auf gewöhnliche Weiſe dieſe Seele gewinnen könnte. Er war ſelbſt kenntnißreich und beſonders in der Geſchichte wohl bewandert. Er wußte das Geſchick der Völker, den Untergang blühender Staaten, und was ihn herbeiführte, ſo lebendig darzuſtellen, daß, wenn er ſprach, Thereſe an ſeinen Lippen hing. Die Anſichten, für welche er ſie gewinnen wollte, verſtand er äußerſt geſchickt hinter allgemeinere zu verbergen, die ganz unbedenklich ſchienen. Dann aber erfolgte nach und nach eine Darſtellung der neueren Zeit, wie die Reformation der ewigen Kirche gegenüber ſich zu bilden anfing, wie ſie mächtig ward. Manches Gebrechen der äußeren Erſcheinung der Kirche wurde völlig zugeſtanden; aber wie die unglückliche Trennung den irregeleiteten Verſtand immer weiter führte, wie willkürliche Auslegung erſt die heilige Schrift unſicher machte, Sekten bildete, die mit gleichem Gewichte ſich einander gegenüber ſtellten, die großartige Einheit aller Staaten auf immer zerſtörte, bis man zuletzt Alles verwarf; wie ein Chaos der Meinungen immer mehr und mehr alle Gemüther in gährende Bewegung bringe, und eine trübe Zukunft weiſſage, wußte er ihr ſo einleuchtend zu machen, daß ſie mit Unruhe darüber nachzudenken anfing, wie ſie einem Ketzer ihre Liebe geſchenkt habe. Jetzt ſchon, noch lange vorher, ehe Leith Korſika betrat, ja, als ſie ihn noch nicht erwartete, hatte dieſer Kampf feſte Wurzel in ihrer Seele gefaßt. Sie kannte die religiöſen Anſichten ihres Vaters, ſie wußte, daß auch die Mutter dieſe theilte, und es war dem Beichtvater leicht, ſie zu überzeugen, daß ſeine Belehrungen, daß ihr innerer Kampf geheim bleiben müßte.

Zwar mein Kind, ſprach er tröſtend, iſt Dein Geliebter ein Ketzer, zwar hat der König, deſſen Gunſt er ſich erworben hat, den der Verblendete anbetet, den Gipfel der Ruchloſigkeit der frevelnden Reformation erreicht, und er iſt in einer gefährlichen Schule erzogen; aber die göttliche Gewalt vermag viel, erhebt

Dich, Du könnteſt auserkoren ſein, ihn für unſere heilige Kirche zu gewinnen. Verkenne dieſen heiligen Ruf nicht.

Er führte aus der früheſten Geſchichte der Kirche viele Beiſpiele der Art an, und ſo erwartete ſie Leiths Ankunft mit Zittern. Er kam, aber die Liebe überwand anfänglich jede quälende Angſt, und vergebens erinnerte der Beichtvater ſie an ihre frommen Abſichten. Aber allmälig traten die alten Anſichten, die ſo tief gewurzelt hatten, wieder hervor, und ſie bemerkte mit Schrecken, was ſie ſchon früher befürchtete, daß ſie ſich eine ſolche geiſtige Gewalt über Leith durchaus nicht zutrauen dürfte. Er fand ihre Frömmigkeit liebenswürdig; es konnte ihr aber nicht verborgen bleiben, daß er ſie mehr duldete, als ſchätzte, in religiöſe Unterſuchungen ließ er ſich nie ein und behandelte ihre Aeußerungen nur mit jener Schonung, die oft innerlich verletzender iſt, als der offenbare Widerſpruch, weil ſie von Geringſchätzung zeugt und jeden Angriff abweiſt. Ja, bald wurde die arme Thereſe von einer ganz andern Sorge ergriffen.

Die entſchiedene Klarheit, die in allen ſeinen Gedanken, Aeußerungen und Handlungen herrſchte, übte auch über ſie eine große Gewalt aus, die Liebe, das Vertrauen unterſtützte den Einfluß auf ihr Gemüth, und ihre feſte Ueberzeugung fing an zu wanken. Der Beichtvater, der alle ihre Schritte beobachtete, entdeckte es bald, er machte ſie darauf aufmerkſam, und von einem mannigfaltigen, äußern Treiben ergriffen, war Leith nicht mächtig genug, es mit einem ſolchen bedeutenden Gegner aufzunehmen, deſſen Angriffe er nicht einmal ahnete. Jetzt nahm Thereſens Trübſinn immer mehr zu. Sie wurde Mutter. Was wird aus Deinem Kinde werden? dachte ſie ängſtlich. Vermagſt Du doch ſelbſt nicht einmal dieſer gefährlichen Lockung zu widerſtehen. O, es wäre verloren, und Du, gehſt Du nicht Deinem Untergange entgegen?

Als ſie, von ihrem Beichtvater ermuntert, durch ihre eigne innere Angſt getrieben, jenen erſten unglücklichen Schritt that, erſchrak ſie über Leiths Wuth. Von jetzt an fing der Entſchluß, ſich mit dem Kinde von dem gefährlichen Manne zu entfernen, allmälig an zu reifen; aber jetzt entdeckte ſie auch mit Schrecken, wie innig ſie ihn liebte, wie ſie ganz an ihm hing. Dieſer innere Zwieſpalt ängſtigte ſie, doch er unterſtützte den Entſchluß, denn er ließ ſie in der Liebe die gefährlichſte Lockung erkennen. Der Streit zwiſchen Leith und der Geiſtlichkeit hatte unterdeß den höchſten Gipfel erreicht. Theils aus Rache, theils, weil ſie hofften, ihn leichter von der Inſel zu entfernen, wenn keine häusliche Bande ihn feſſelten, beſtärkten ſie Thereſe durch den ſchlauen Beichtvater in ihrem keimenden Entſchluſſe.

Wenn die Hand, wenn das Auge Dich ärgert, reiß es aus und wirf es von Dir, ſagt der Heiland; wie viel mehr mußt Du Dich, mein geliebtes Kind, zu retten ſuchen, wo die Selbſtprüfung für Dich eine nahe, für Dein Kind eine gewiſſe, unvermeidliche Gefahr Dir zeigt. Flieh, flieh, wir werden Dir eine Ruheſtätte anweiſen, wo Du, ohne von Deinem Gewiſſen gequält zu ſein, Dich und Deine Tochter der Frömmigkeit und Andacht ungeſtört weihen kannſt. Die heilige Jungfrau wird Dich in Deinem Beſtreben, dieſe ſündhafte Liebe zu überwinden, ſtärken und unterſtützen. — So ſprach der Beichtvater und wir kennen den Erfolg.

Verſteckte Mönche erwarteten ſie in dem Garten des Landhauſes, in dem ſie ſich bei der Freundin aufhielt, und führten ſie und ihre Tochter ſchnell auf verborgenen Wegen nach Ajaccio. Hier wurde ſie in ein Nonnenkloſter gebracht; aber eine entſetzliche Unruhe ergriff ſie, als ſie in die Zelle hineintrat. Sie ſchauderte vor den Folgen ihrer That und entdeckte bald, in welche Hände ſie gefallen war. Die Aebtiſſin des Kloſters war eine Grimaldi, ſie war umgeben von Paolis, Sebaſtianis und Leiths unverſöhnlichſten Feinden, und merkte nur zu deutlich, daß man ſie als ein unglückliches Mittel der Rache benutzt hatte. Hier trat ihr kein ſchlauer, vorſichtiger Mann entgegen, der ſie mit ſcheinbarer Schonung behandelte. Die rohen Mönche, die öfter erſchienen, prahlten mit dem gelungenen Streiche, der ihre Feinde ſo hart traf, und eine quälende Gewiſſensangſt drohte ihrem Leben und ihrer Geſundheit. Da erfuhr ſie, daß Korſika franzöſiſches Eigenthum ſei, daß Paoli, daß ihre Aeltern und Leith die Inſel verlaſſen hätten, und glaubte ſich ganz verloren. Die Familie Buonaparte lebte in Ajaccio. Das Haupt derſelben war, ſelbſt ein Korſe, ein Feind der Genueſer, verehrte Paoli, hatte ſich aber, als er ſah, daß Korſikas Selbſtſtändigkeit nicht gerettet werden könnte, an Marboeuf angeſchloſſen. Er erfuhr jetzt, daß Sebaſtianis Tochter in den Händen der Grimaldis in einem Kloſter ſeufze, und durch Marboeuf gelang es ihm, ſie aus dem Kloſter zu befreien. Sie wurde, nach ihrem Wunſche, in ein Kloſter in der Nähe von Florenz gebracht, deſſen Aebtiſſin eine Freundin ihrer Mutter war. Hier lebte ſie beſtändig in der Hoffnung, ihren Mann wieder zu finden. Ein alter ehrwürdiger Beichtvater, ein Schüler von Fenelon, beſtärkte ſie in dieſem Entſchluſſe und zeigte, wie ihr früherer Rathgeber ſelbſt die Vorſchriften der Kirche verletzt hätte. Allenthalben wurde nach Leiths Aufenthalt geforſcht. Vier Jahre verlebte ſie hier in trauriger Einſamkeit, als ſie einmal einen Mann erblickte, der neugierig das Kloſter umging und deſſen Geſtalt ihr bekannt ſchien. Es war Roberto. Sie zitterte vor Freude und ſchickte eilig einen Boten, der ihn einlud; er erſchien vor dem Sprachgitter und als er die Frau erkannte, die er als Kind gepflegt hatte, ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen.

Als alle, die ich liebte, von der Inſel gewichen waren, erzählte er, blieb ich einſam und verlaſſen zurück. Was geht mich die Freiheit an? Ich kenne nur die Treue; Euer Großvater, Euer Vater und Ihr, mein Kind, bildetet meine Welt, und wenn ich für Euch lebte, an Euch dachte, Euch glücklich ſah, war ich frei. Ach, Alles iſt verloren, in ferne Gegenden ſind ſie alle verſchlagen, und Ihr zehrt Euch hier auf. Wie blaß ſeid Ihr, wie elend! Ich ſuchte Euch allenthalben, jetzt erſt erfuhr ich Euern Aufenthalt. —

Und weißt Du nicht, lieber Roberto, wo mein Geliebter lebt? — Ei freilich, antwortete dieſer; ein Korſe, der Paol nach London begleitete, ſich aber nach ſeiner ſchönen Inſel zurückſehnte, erzählte mir, daß er London verlaſſen habe, um nach Norwegen zu reiſen.

Ich muß ihn aufſuchen, rief Thereſe, ich habe keine Ruhe, bis ich ihn finde.

Die Aebtiſſin fand ihren Beſchluß gerecht, der Beichtvater ertheilte ihr den Segen, und Roberto hatte, als er die Inſel verließ, um Thereſe zu ſuchen, ſein ganzes Vermögen in eine Summe umgeſetzt, die er bei ſich trug, und dieſe wurde durch eine größere, welche die Aebtiſſin ihr vorſchoß, vermehrt. Mit ſchwerem Herzen trennte ſie ſich von ihrer Tochter, die im ſiebenten Jahre und kränklich war.

Mein Vater wird die kleine Annunciade aufnehmen, ſagte die betrübte Mutter, und es wurde beſchloſſen, an Sebaſtiani zu ſchreiben.

Sie durchreiſten Frankreich und Holland, und fanden in Amſterdam ein Schiff, welches nach Drontheim beſtimmt war. Es gelang ihnen, den Schiffer durch eine bedeutende Summe zu überreden, daß er in Soendmoer ankerte. Aber alle Freunde waren todt, nur Lögh lebte mit ſeiner Frau noch, einſam in ſtillem Frieden und von Kindern umgeben; Leiths Vater war geſtorben; wo Leith ſich aufhielte, wußte Lögh nicht, der allen Welthändeln abgeſtorben war.

Als Thereſe die wild zerriſſenen Felſen erblickte, die kahl in das trübe brauſende Meer hineinragten, die

Gipfel mit düſterm Nebel bedeckt; als ſie, damit die Gewalt der ſtarren Ertödtung alles Lebens deſto ſchneidender hervortrete, die ſtarren Nadelhölzer mit ihrem dunkeln Grün, einzelne in den rieſenhaften nackten Felſenmaſſen verlorne Grasflecken ſah, als ſie die Einwohner entdeckte, welche ihr als erſtarrte Geſtalten erſchienen, die in trübſeliger Einſamkeit ein kümmerliches Daſein durchkeuchten: da war es ihr, als ſei die Welt ausgeſtorben, als wandelte ſie unter Schatten; aber, daß ſie hier Leith, ihre Liebe finden ſollte, hielt ihre Hoffnung aufrecht. Als dieſe verſchwunden, als ſie ihn nicht fand, wollte Roberto ſie überreden, nach London zu reiſen, um da den Vater aufzuſuchen; aber ſie ſträubte ſich.

Hier, hier will ich, ſprach ſie, unter dieſen ſtarren, fremden Geſtalten, unter dieſen kahlen Felſen als eine fromme Einſiedlerin leben, hier will ich mein Leben verhauchen, daß mein Grab einſt das Zeichen meiner wiedergeborenen Treue ſei. Ihn, nur ihn darf ich aufſuchen in der Welt; bis ich ihn gefunden, bis er mich erkannt, bis er mir verziehen oder mich beſtraft hat, ſoll Niemand erfahren, wo ich bin.

Vergebens ſuchte Roberto ſie von dieſem Gedanken abzubringen, nur mit Mühe überredete er ſie, einen bequemern Ort zu wählen, wo es auch, durch einen

Zuſammenfluß von Menſchen, leichter wäre, Nachrichten zu erhalten. Lögh mußte geſtehen, daß Bergen, die volkreichſte, lebendigſte Stadt in Norwegen, wo Schiffe aus allen Weltgegenden erſcheinen, ein paſſenderer Aufenthalt wäre, als das einſame Soendmoer. Amalie dachte mit Wehmuth an ihre Jugend, und wie auch ſie durch eine religiöſe Verirrung um die ſchönſte Zeit ihrer Liebe betrogen worden, und trennte ſich ungern von einer Frau, die ihr theuer geworden war. So reiſten ſie nach Bergen, wo Roberto einen Landsmann fand, durch welchen er Nachrichten von allen Schiffen einzog. In ſtille Schwermuth verſunken erwartete Thereſe ihren Tod, und nur die ſeltenen milden Sommernächte mit ihrer wunderbaren Dämmerung lockten die klagenden Töne hervor, die auf Walſeth einen ſo tiefen Eindruck machten und, nachdem zwei Jahre verfloſſen waren, auch von Leith vernommen wurden.

Es war den 2. September 1792, Bull hatte eben einen Freund verlaſſen und wollte ſeine Wohnung ſuchen. Man erwartete in Paris einen ſtürmiſchen Tag, und eben vernahm Bull, daß es jetzt ſelbſt gefährlich wäre, auf der Straße zu erſcheinen; aber ſeine Wirthin, eine alte Bürgerwitwe, hatte keinen männlichen Schutz, er hatte, als er ſie verließ, verſprochen wiederzukommen und hoffte, noch ſeine Wohnung zu erreichen.

Ich bin ja kein Adliger; und was ſollte ein Fremder zu befürchten haben? ſagte er, indem er eilig das Haus verließ. Auf den Straßen liefen die Menſchen verwirrt und ängſtlich untereinander. Alle flohen in die Häuſer, er hörte, wie man die Hausthüren verriegelte, die Boutiken und Fenſterladen zumachte, immer einſamer wurden die Straßen, und bald war er allein, als er eben in eine große lange Straße hineintrat. Alles um ihn her war ſtill. — Da tönten die Sturmglocken drohend in die Stille hinein, und in weiter Ferne hörte er ein Getöſe, als wenn wilde Wogen ſich in einer furchtbaren Brandung an den Felſen brächen. Eine Todesangſt durchſchauerte ihn, er wußte nicht, wo er hinfliehen ſollte. Wie in einer Einöde, von wilden Thieren umringt, völlig hülflos, fand er ſich Mittags in der bevölkertſten Straße von Paris. Das Getöſe wälzte ſich immer näher, ertönte immer entſetzlicher, er hörte es von mehreren Seiten und blieb wie erſtarrt mitten auf der öden Straße ſtehen. Jetzt vernahm er ein wildes Geſchrei, welches die Sturmglocken übertönte, und mit rothen Mützen bedeckt, brach erſt vor ihm, dann hinter ihm eine Maſſe raſender Menſchen hervor, daß keine Flucht mehr möglich war. Bald war er umringt. Ein einzelner um dieſe Zeit auf der Straße ſtehender Menſch mußte auffallen.

Wer biſt Du, wo kömmſt Du her? ſchrie ihn ein bewaffneter, wilder Menſch an.

Ich bin ein Fremder, ſagte Bull, und die fremde Ausſprache beſtätigte es.

Der ein Fremder? ſchrie ein Anderer, ich kenne ihn, es iſt ein Adliger. — Er nannte einen Namen.

Herunter mit ihm! rief man um ihn her, er wurde ergriffen, hin und her gezerrt, und gab ſchon ſein Leben auf. Da erſchien ein furchtbarer Menſch mit ſchwarzen Augen und einem großen wilden Schnurrbart.

Du irrſt Dich, Bruder, ſchrie er, dieſer iſt mein Opfer; ſein Vater trat meine Rechte mit Füßen, laß mir ihn.

Die Uebrigen traten zurück.

Wir gönnen Dir die Rache, Bürger, riefen ſie, und Bull ward von dieſem Manne, der ihn mit zitternden Armen, als ließe ihm die Wuth keine Ruhe, roh anpackte, fortgeſchleppt. Er hörte mitten in dem ungeheuern Getümmel das Angſtgeſchrei der Ermordeten, den furchtbar wilden Jubel der Menge. Sie wälzten ſich durch mehrere Straßen nach der Conciergerie zu. Plötzlich drehte der wüthende Menſch, der noch immer Bull packte und fortſtieß, in eine Nebenſtraße hinein, öffnete mit ſchwerem, klirrendem Schlüſſel eine Thüre, ſchob Bull hinein, dem er zuſchrie: Dein Tod iſt gewiß, hier entkömmſt Du mir nicht! Nur muß ich ihn noch fragen, wo die Schätze ſeines Vaters auf dem Gute vergraben ſind, fügte er hinzu, indem er ſich an einen Haufen wandte, der ihm folgte, und darauf die Thüre wüthend zuſchloß. Da ſtand nun Bull auf einem Hausflur, er ſah keinen Menſchen, er hörte keinen, nichts, als das wilde Geſchrei der Menge und die Sturmglocken in der Ferne. Er verſuchte einige Thüren, ſie waren verſchloſſen, ja mit gerichtlichem Siegel verſehen. Während er ſo durch mehrere Gänge in dem Hauſe herumging, glaubte er in der Ferne leiſe Schritte zu vernehmen, es ſchien, als würde in den hintern Theilen des Gebäudes eine Thüre geöffnet und leiſe wider zugemacht. Er ging nach der Gegend zu. Ein dunkler Nebengang lief nach dem größern zu, und hineintretend entdeckte er eine unverſiegelte Thüre. Er horchte, vernahm Stimmen und öffnete die Thüre. Eine noch immer ſehr ſchöne Frau ſchien erſchrocken, als er hereintrat; aber ein alter, rüſtiger Mann mit grauen Haaren wandte ſich entſchloſſen gegen ihn.

Wer ſind Sie, — mein Gott, ſagte er und ſprach Bull auf däniſch an, unſer lieber Norweger!

Es war Leith. Bull hatte vor dem zehnten Auguſt Leith an einem öffentlichen Orte getroffen. Er trug damals die Nationaluniform und erſchien als ein Offizier von bedeutendem Range. Ein eilig Hereintretender hatte gewaltſam die Thüre geöffnet, ſo daß Bull einige heftige däniſche Worte entfahren waren, die Leiths Aufmerkſamkeit erregt hatten. Dadurch wurde die Bekanntſchaft veranlaßt, und Leith nannte ſich als in Norwegen erzogen. Er hatte ſeine Wohnung bezeichnet und Bull eingeladen, ihn zu beſuchen. Ihn begleitete ein Mann von etwa zwanzig Jahren, mit ſcharfen Geſichtszügen, ein Italiener, der ebenfalls die National-Uniform trug.

Liebſter Freund, ſagte Leith, welch eine Zeit haben Sie zu Ihrem Beſuche gewählt, und wie haben Sie uns gefunden?

Bull erzählte ſein Abenteuer, und die junge Frau horchte aufmerkſam zu. Er ſah jetzt eine alte Dame, die Leith als ſeine Frau vorſtellte, die junge war ſeine Tochter. Die Frauen ſchienen in großer Angſt, und die Tochter beſonders konnte ihre Unruhe nicht verbergen.

Leith war ernſthaft, zornig; aber er zeigte keine Spur von Unruhe oder Furcht.

Sie wundern ſich, ſprach er, mich hier in einem verſiegelten Hauſe zu finden, verborgen und, wie Sie leicht errathen können, in Gefahr. Doch worüber ſoll man ſich in dieſer Zeit wundern? Man ſah mich am zehnten Auguſt gegen Frevler, die die Tuilerien beſtürmten, kämpfen, man weiß, daß ich Baillys Freund war, man weiß, daß ich an Lafayettes Seite in Nordamerika gekämpft habe, und jetzt, da dieſer die Armee verlaſſen hat, mußte ich doppelt verdächtig ſcheinen. Ich entfloh, man verſiegelte mein Haus, und Frau und Tochter ſuchten eine andere Wohnung; aber ich konnte dieſe nicht zurücklaſſen; da glaubte ich mich eben in dem verſiegelten Hauſe, wo mich Niemand ſucht, am ſicherſten, und da wir den Ausbruch der Wuth heute erwarteten, glaubten auch die Frauen, hier und in meiner Nähe die größte Sicherheit zu finden.

Die Spannung, in welcher ſich Alle befanden, war zu groß, um ein ruhiges oder zuſammenhängendes Geſpräch zu dulden. Bull erfuhr, daß die Tochter ihren Mann mit großer Sorge erwartete.

Sie müſſen hier bleiben, ſagte Leith, bis die kannibaliſche Wuth ſich gelegt hat. Zwar wagen Sie viel, wenn Sie in der Geſellſchaft eines Verräthers gefunden werden; aber es iſt nicht das erſte Mal, daß ich für einen politiſchen Verbrecher gelte, ich bin es gewohnt, fügte er mit ruhigem Trotze hinzu.

Viele Stunden vergingen, das Toben hatte noch nicht abgenommen.

Er kömmt nicht, rief Annunciade in großer Angſt; ach, die tollkühne Grille koſtet ihm das Leben, er wird verrathen, ich ſehe, wie die Wüthenden über ihn herfallen.

Er ſteht in Gottes Hand, liebe Tochter, ſagte die alte Frau mit mühſam erkämpfter Ergebung; was er thut, wird ihm Gott lohnen.

Und ſtirbt er, ſagte Leith, wohl ihm; kein glänzendes Schlachtfeld nahm ein edleres Opfer.

Man vertraute ſich keinem Bedienten. Die Tochter hatte des Abends, im Dunkeln, ſeit einigen Tagen dem Vater Nahrung gebracht, indem ſie in das Haus ſchlich, und heute konnte Niemand Etwas genießen, nur der Alte und Bull genoſſen ab und zu einige Tropfen Wein und Brot.

So kam der Abend heran, es wurde dunkel, das Getöſe dauerte immer noch fort.

Will die Wuth ſich gar nicht legen, werden ſie nicht müde zu morden, iſt dieſe Hölle nicht zu ſättigen? rief Leith.

Mitternacht näherte ſich, die Lichter brannten trübe, Niemand hatte ſie geputzt, Annunciade ging händeringend in der Stube herum, die Frau murmelte im Stillen Gebete, Leith war unruhig und Bull ſah mit ängſtlicher Spannung der Entwickelung einer Begebenheit entgegen, in welche ihn ein ſeltſames Ereigniß hineingeſtürzt hatte.

Da hörten ſie ſtarke Schritte auf dem Gange, vor Furcht und Freude zitternd, lauerte die Tochter, ſie wagte nicht ſich der Thüre zu nähern. Schnell wurde ſie aufgeriſſen, und Bull ſah mit Schrecken den wilden Jakobiner in die Stube hereinſtürzen. Aber wie erſtaunte er, als Annunciade ihm entgegenlief und ihn heftig in ihre Arme ſchloß.

Dominico, rief ſie, Dominico, ſo kömmſt Du doch!

Er riß ſich aus ihren Armen, warf die rothe Mütze von ſich, riß den ſchwarzen Knebelbart herunter, ſchüttelte die fliegenden Haare aus dem Geſicht, und Bull erkannte den italieniſchen Offizier, den er ſchon ein Mal mit Leith getroffen hatte.

Vater, was habe ich geſehen, ſagte er, was iſt die blutigſte Schlacht doch für ein ergötzliches Spiel gegen das, was dieſer Tag aus dem Abgrunde der Hölle erzeugte. Kann die Sonne noch ſcheinen? Unſchuldige Blumen, wollt ihr die blutgedüngte Erde noch zieren? Wie der Blutflecken an Macbeths Dolch wird dieſer furchtbare ſich nie aus der Geſchichte auslöſchen laſſen, und wenn das ganze Geſchlecht zur Rechenſchaft gefordert wird, dann wird das Blut flüſſig werden, der warme Blutdampf wird bis vor den ewigen Richterſtuhl aufſteigen, das Angſtgeſchrei der Ermordeten mit ihm, und allen, allen Frevel der Erde überſchreien. — Unter den vielen Hunderten, die ich morden ſah, konnte ich nur Zwanzig etwa, durch mancherlei Mittel, retten, doch war es faſt ein Wunder, daß ich nicht verrathen wurde. Oft ſchöpfte man Verdacht.

Während die Frauen ihr Entſetzen, ihren Abſcheu äußerten, ſagte Leith: Aber was fangen wir, was fängſt Du an? Länger können wir doch an dieſen Greueln, die im Namen der heiligen Freiheit ſtattfinden, nicht theilnehmen; und ſo ganz unthätig als Opfer zu fallen, kann ich mich eben ſo wenig entſchließen.

Nein, Vater, antwortete Dominico, Du mußt noch vor Tagesanbruch fort. Pichegrü hat geantwortet, er will Dich vertheidigen, hier iſt ein Paß, der Dich durch die Barrieren bringt, und den ich durch Barnave erhielt, obgleich ſein Anſehen ſchwankt und er wohl bald fallen wird.

So ſchrecklich war die Zeit, daß ſelbſt die Beſten mit einer Art von Gleichgültigkeit von dem nahe bevorſtehenden Unglück der Freunde, der Edelſten reden konnten.

Aber was brachte Sie, junger Mann, zu einer ſolchen Zeit auf die einſame Straße? fragte Dominico, indem er ſich an Bull wandte.

Was bringt den Menſchen vor ein Haus, eben in dem Augenblicke, wo ein Raſender herausſtürzt? Einer Gefahr, die man nicht ahnet, bis ſie da iſt, kann man nicht entgehen, antwortete dieſer.

Eilen Sie nach Hauſe, jetzt ruht die Wuth, ich werde Ihnen aufſchließen.

Bull verließ das Haus, noch erſchüttert von dem Auftritte, den er erlebt hatte, und vernahm nichts von dem fernern Schickſale der Menſchen, die ihn, ſelbſt in Gefahr, gerettet hatten.

Dominico Gaffori hatte Korſika mit Paoli verlaſſen, und als Leiths Tochter nach London kam, ſah er ſie dort aufwachſen. Nach dem Frieden der vereinigten Staaten mit England begleitete er die Geliebte nach Boſton, wo Leith wohnte. In Nordamerika war dieſer glücklich, ſo lange der Krieg dauerte; als er aber nun die Früchte des Kampfes nach dem geſchloſſenen Frieden erwartete, als er dem Großartigen, das aus inniger Vereinigung freier Menſchen hervorblühen ſollte, mit heißer Ungeduld entgegenſah und die enge Spießbürgerlichkeit, die beſchränkte Selbſtſucht, die in alle öffentlichen Angelegenheiten ſich eindrängte, immer deutlicher erkannte, als er wahrnahm, wie Reichthum den Hochmuth, ja die Bedrückung des Adels, nur unter andern Formen, erzeugte, wie die gemeinſte Rohheit ſich hinter der Form der Freiheit verbarg, wie dieſe Menſchen, die in allem Geringern einig waren und eben nur in dem Höchſten nichts mit einander gemein hatten, ſich kalt abſonderten und duldeten, nie etwas Großes aus ihrer Mitte erzeugen würden, daß ſie, ehe ſie ſich in einem wahren groſsartig nationalen Sinne ausbilden könnten, eine Geſchichte erhalten müßten, die mit dem Frieden, kaum angefangen, erloſch, — fühlte er ſich ſehr unglücklich. Auch kannte man ſeine Geſinnung, und es fehlte hier eben ſo wenig, als in Kopenhagen, an Verfolgungen mancherlei Art. Da erſcholl die Nachricht von der Zuſammenkunſt der Notabeln, von den erſten Gährungen in Paris. Hier, dachte er, obgleich er alt geworden war, hier oder nirgends muß es Dir gelingen, die ſchöne Blüte der Freiheit, nach welcher Du Dich in Deiner Jugend ſchon ſehnteſt, die Du Dein ganzes Leben hindurch ſuchteſt, zu finden. Er hatte keine Ruhe, er veräußerte ſeine Beſitzungen und kam nach Paris. Hier gelang es ihm, Baillys Freundſchaft zu erwerben, durch Lafayette wurde er bald in Thätigkeit geſetzt. Sebaſtiani und ſeine Frau waren beide in hohem Alter geſtorben; aber als ein ehrwürdiger Greis trat ihm hier noch ein Mal Paoli entgegen, der, was ihm als Aufgabe ſeines Lebens erſchien, noch immer feſthielt und jetzt, wie ſo Viele, den Zeitpunkt erwartete, wo in Europa ſich die heitern Tage des verſchwundenen Griechenlands erneuern würden. Wohl geſchah Manches, was bei dem erfahrnen Manne ein ſorgenvolles Bedenken erregte; aber er blickte den alten Paoli an, der noch mit jugendlichem Sinne, der

Liebe ſeiner Jugend treu, die Freiheit umfaßte, für ſie lebte, und wie ſein erſter Lehrer, war er jetzt ſeine Stütze. Paoli eilte nach Korſika, wohin ihn Dominico begleitete, er blieb allein; immer unruhiger wurden die Zeiten, die Jakobiner bildeten ſich, Dominico kam aus Korſika zurück. Auch da war Alles in Gährung, auch dort ſuchten die Jakobiner die Volksmaſſe in Bewegung zu ſetzen, ein Sohn des Buonaparte, der Thereſe aus dem Kloſter rettete, Napoleon, war einer der eifrigſten. Paoli ſuchte vergebens ſich ihm entgegenzuſtellen, und Dominico vertraute Leith, daß dieſer den geheimen Plan gefaßt habe, die Unabhängigkeit der Inſel noch ein Mal, auf ſeine alten Tage, zu erklären.

Der Greis überſchätzt ſeine Kräfte, wie die ſeines Volkes. Es iſt ein ſeltſamer Wahn, und zu ſpät wird er einſehen, daß er ſein Leben einem Irrthume hingab, wie wir, lieber Vater, ſagte Dominico. Doch er hat ein Vaterland, für welches er, irrend oder nicht, noch ſeine letzten Kräfte wagt; wofür aber kämpfen wir?

Aber noch wollte der alte Glaube, der ſo lange Leith ein Heiligthum war, nicht wanken. Der zehnte Auguſt kam, die Greuel des Tages erſchütterten ihn, und die Folgen ſeiner Thätigkeit an dieſem Tage ſind uns bekannt.

Leith erreichte glücklich Pichegrus Heer. Er erfuhr die Hinrichtung des Königs. Da fing der Glaube an zu ſchwanken. Dominico war ſo erſchüttert, daß er, entſchloſſen, nie nach ſeinem unglücklichen Vaterlande zurückzukehren, Frankreich mit ſeiner Frau verließ und nach Hamburg floh. Thereſe blieb allein bei einer treuen Freundin in Paris zurück. Sie hielt es für ihre Pflicht, hier zu bleiben, ſo lange Leith noch nicht Frankreich verlaſſen habe; aber ſie ſehnte ſich nach dieſem Augenblicke. Jetzt erfuhr ſie durch Vertraute, daß man im Begriff wäre, einen Befehl auszufertigen, Leith gefangen nach Paris zu führen. Sie verachtete alle Gefahr, ſie hatte in Nordamerika größere beſtanden, verließ Paris, reiſte Tag und Nacht, und ruhte nicht, bis ſie ihren Mann fand. Aber eben war die Abtheilung des Heeres, bei welcher er war, in der gefährlichſten Stellung, eine Flucht war unmöglich, und Leith ſah mit Schrecken, wie ſeine Frau die Gefahr der Schlacht theilen müſſe. Schon, ehe ſie anfing, ſchien ſie zwar verloren; aber der Befehlshaber, der Leiths Freund war, hatte ihm gerathen, die Armee zu verlaſſen, ehe der gefürchtete Befehl ankam. Leith verweigerte es ſtandhaft. Die arme Thereſe ſah ihren

Mann einer unvermeidlichen Gefahr preisgegeben, er ſchien verloren mit den Uebrigen, wenn man in dem Kampfe unterlag, aber eben ſo gewiß, wenn man ſiegte; und von dieſer Sorge gequält, mußte ſie die ihrem Geſchlechte ſo fremden Schrecken einer Schlacht erleben.

In Hamburg finden wir Walſeth und Leith beiſammen, beide krank. Dominico und Annunciade vereinigten ſich mit Thereſe, die Kranken zu pflegen; aber ſie fanden eine ſchöne Erheiterung in einer Familie, deren Namen nur Beſcheidenheit mir zu nennen verbietet, einer Familie, in welcher die großartigſte Handelsbetriebſamkeit ſich mit der umſichtigſten Bildung verband, einem Zufluchtsorte für ſo viele Verbannte, die hier Wohlwollen, Theilnahme und Hülfe fanden; nie kam ein bedeutender Mann nach Hamburg, ohne dieſes Haus zu beſuchen, daß man damals ſagen konnte, wie Leonora von Alfons:

„Die jetz'ge Zeit kennt keinen großen Namen,
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.“

Die edelſte der Frauen verherrlichte das Haus, und ſpäter noch fanden Viele, von den Stürmen des Schickſals vertrieben, einen heitern Ruhepunkt in dieſem Kreiſe. Leiths Wunden waren nicht gefährlich, Walſeths Krankheit hatte einige Aehnlichkeit mit der frühern und erregte anfänglich viele Sorge. Oft verſank er in einen tiefen Schlaf; aber immer erſchien er dann völlig ruhig, und jede Spur von Trübſinn und Schwermuth war aus ſeinem Geſichte verſchwunden. Erſt nach einigen Monaten war er völlig wieder hergeſtellt, Leith ſchon früher. Jener war jetzt ganz der ruhige, ergebene, über ſich ſelbſt und ſeinen Zuſtand klare Mann, und ſelbſt Leith gerieth in Erſtaunen, als er ihn ſo ſah.

Wir müſſen fort, ſagte Walſeth, meine Frau darf ſich nicht länger ängſtigen, und ſie eilten nach Kopenhagen. Der härteſte Winter hatte nachgelaſſen, die Belte waren frei. In Roeskilde war im Gaſthofe Alles in Bewegung. Eine wichtige Unterſuchung war eingeleitet, ein vornehmer Beamter aus der Hauptſtadt war angekommen, die Unterſuchung zu leiten, und Madame Roſted konnte den Gäſten kaum einen ruhigen Platz verſchaffen. Zufällig trat Leith aus der Gaſtſtube, als ein angeſehener Mann, von Mehreren begleitet, in das Thor hereinſchritt. Leith glaubte ihn zu kennen, auch der Fremde fixirte Leith lange. Endlich rief Leith: Riedel! dieſer: Leith! und mit freudiger Haſt eilte Walſeth herbei. Welche verhängnißvolle Zeit lag zwiſchen ihrer Trennung und ihrem Wiederſehen! Leith beſchloß mit den Frauen und Dominico die Zeit mit Riedel in Roeskilde zuzubringen. Zu Vieles hatten ſie ſich wechſelſeitig mitzutheilen. Eine innere Unruhe, eine unbeſtimmte Ahnung trieb Walſeth fort. Er kam nach Mittag nach Kopenhagen. Sein Schwager war geſtorben; aber ein genauer Freund ſeiner Verwandten bekleidete eine Hofſtelle, und bei dieſem wollte er, ängſtlich, wie er geſtimmt war, erſt genaue Kunde von ſeiner Schweſter einziehen, ehe er ſie durch ſeine Gegenwart überraſchte. Eiſtein trat eben herein, als kaum der Verwandte Walſeth erkannt hatte. Walſeth ſtaunte ihn an. Die Freude, der Jubel über dieſes Zuſammentreffen brach laut aus. Daß Riedel ihm in Roeskilde, Eiſtein ihm hier entgegentrat, betrachtete er als ein gutes Zeichen, und voll froher Hoffnung ſchaute er in die Zukunft. —

Wie lebt meine Frau? —

Die Arme hat eine traurige Zeit verlebt, antwortete Eiſtein; aber jetzt, da Du da biſt, iſt Alles gut. —

Und Luiſe? —

Sie iſt hier. —

Hier? rief Walſeth.

Freilich, wir wollen ſie ſogleich aufſuchen. —

Und Aamod? fragte er eilig. —

Er iſt geſund, übrigens, wie Du weißt, ein Chriſt und ein Mann, in ſeinem Gemüthe ſtark und feſt.

Ich muß fort, ſagte er und wollte den Freund, den er aufgeſucht, ſchon verlaſſen, um ſeine Tochter zu ſuchen, als der durch den Brand veranlaßte Lärm im Schloſſe immer mehr zunahm. Sie durften jetzt von dem ängſtlichen Freunde nicht weichen. Beide blieben bei ihm, denn der entgegengeſetzten Seite des Schloſſes drohte keine Gefahr. Sie retteten, ſie halfen, und als ſie ſahen, daß auch da, wo Walſeths Schweſter und Tochter ſich aufhielten, das Schloß brannte, verirrten ſie ſich immer mehr in den Gängen. Luiſe und Bull ſahen ſie, als ſie, um nicht durch den Rauch zu erſticken, ſich in den Saal retteten. —

In Roeskilde ſaßen die beiden Freunde mit den Frauen in ruhigem Geſpräch, als man gegen Abend berichtete, daß eine Röthe am Horizonte eine Feuersbrunſt anzeigte. Man unterbrach das Geſpräch nicht. Als es dunkel wurde, ſah man, wie ſie zunahm, und als man wahrnahm, wie eine furchtbare Gluth ſelbſt in dieſer Ferne leuchtete, als man nicht länger zweifelte, daß in Kopenhagen eine gefährliche Feuersbrunſt ausgebrochen wäre, ließen Riedel und Leith eilig vorſpannen, und fuhren fort. Je mehr ſie ſich der Stadt näherten, deſto mehr wuchs das Feuer. Auf den letzten zwei Meilen war der Weg durch die Flamme erleuchtet, und bald erkannten ſie alle Gegenſtände. Daß das Schloß brannte, verkündigten ſchon Reiſende. Sie kamen ein paar Stunden nach Mitternacht an, und Leith ſuchte gleich Walſeths Wohnung auf. Alles war noch in Bewegung, die Häuſer, wie am hellen Tage, offen. Er erfuhr, daß Walſeth auf dem Schloſſe wäre, und wollte dahin eilen, ſo gering die Hoffnung war, ihn in der Verwirrung zu finden. Da näherte ſich der Zug mit dem kranken Freunde. —

Am zweiten Tage, als Steenerſen und Bull, von ihrer Liebe getrieben, bei Walſeth eintraten, fanden ſie mit Erſtaunen Gerichtsperſonen da. Man ſchien ein förmliches Verhör vorzubereiten, und Walſeth und Leith zeigten ſich eben ſo verwundert, wie die Freunde. Steenerſen und Eiſtein ahneten den Zuſammenhang. Ulf hatte wirklich Walſeth als Leiths Mörder angeklagt, er berief ſich auf das eigene Geſtändniß deſſelben, welches er dem Gerichte mitzutheilen verſprach, er bewies es aus alten Briefen, die er ſich zu verſchaffen gewußt hatte, daß Leith wirklich auf eine völlig unbegreifliche Weiſe verſchwunden war. Zwar ſchien es den Gerichten ſehr ſchwierig, faſt unmöglich, nach neunzehn Jahren eine ſolche Thatſache zu ermitteln, ſie hatten indeſſen eine Unterſuchung auf der Nordweſtküſte von Norwegen eingeleitet, und als jetzt durch den Diebſtahl Walſeths Anweſenheit bekannt geworden, wollten ſie ihn ſelbſt über dieſe Sache vernehmen. Als Walſeth hörte, wie man ihn beſchuldigte, Leith ermordet zu haben, und ſich von der Verwunderung erholte, gab er Leith einen Wink und bat die Gerichtsperſonen, ihm den Ankläger zu nennen. Sie nannten Ulf, und er forderte jetzt die Gegenwart ſeines Anklägers, der ihm wohl bekannt war.

Ich werde, ſagte er, und zwar ſchnell und auf eine ganz entſchiedene, unwiderlegbare Weiſe meine Unſchuld beweiſen. Nur bitte ich, daß man Herrn Ulf den Grund, warum man ſeinen Beſuch wünſcht, nicht bekannt mache.

Ulf wurde erſucht, ſich in der bezeichneten Wohnung, wo man ihm Sachen von Wichtigkeit mitzutheilen hätte, einzufinden, und er kam, völlig ruhig, nur in der Spannung, in welche eine ſolche Aufforderung uns jeder Zeit verſetzt. Zwar war Kasper noch immer nicht erſchienen; aber die Verwirrung der Nacht machte es ihm begreiflich. Er hatte den Auftrag, den Toilettenſchrank, der bei einem Vertrauten auf dem

Schloſſe war, zu retten, und Ulf erwartete ſeinen Diener zwar mit Ungeduld, aber nicht mit Unruhe, weil er deſſen große Gewandheit kannte. Er trat alſo ruhig in die Stube hinein und erſtaunte, als er Gerichtsperſonen fand, erſchrak, als er Eiſtein ſah. Walſeth war ihm ſo gut wie unbekannt.

Sie beſchuldigten dieſen Herrn hier, daß er vor vielen Jahren einen Herrn Leith ermordet habe, ſagte einer der Gerichtsherrn.

Dieſen Herrn? fragte Ulf ſtammelnd, und das Entſetzen, welches ihn ergriff, bezeugte deutlich, wie wenig er ſelbſt von ſeiner Anklage überzeugt war.

Ich bin Walſeth, ſagte dieſer ruhig; freuen Sie ſich nicht, Ihren Neffen ſo unerwartet zu finden?

O allerdings, ſagte Ulf, ohne zu wiſſen, was er ſprach.

Alſo den Leith, fuhr Walſeth fort, der im Jahre 1775 auf eine unerklärte Weiſe von der Bommelöe verſchwunden, habe ich ermordet? Nicht wahr, dieſen meinen Sie doch?

Ja, ſagte er und ſammelte ſo viel Frechheit, wie ſeine Beſtürzung ihm übrig ließ. Freilich, dieſen meine ich.

Sie erlauben doch, meine Herren, daß ich meinen Ankläger inquirire? fuhr Walſeth fort.

Wir betrachten, antwortete einer der Gerichtsherrn, dieß nicht als ein förmliches Verhör, und Ihre Fragen können doch vielleicht am ſchnellſten die Sache aufklären.

Ich bin Ihnen ſehr verbunden, erwiederte Walſeth.

Nun alſo Ihre Beweiſe, theuerſter Onkel? —

Eigne Geſtändniſſe, rief Ulf trotzig.

Ei, ei, mein Herr Onkel, unterbrach ihn Walſeth, ohne Zweifel ſchriftliche, und wie ſind dieſe in Ihre Hände gekommen?

Ulf ſtotterte, und Walſeth nahm das Wort. Wie der Toilettenſchrank geſtohlen und jetzt wieder in ſeinen Händen war, hatte er ſchon durch Eiſtein erfahren. In dieſem lagen die Dokumente über ſein Vermögen, und in einer geheimen Schublade, die man in Tellemarken nicht kannte, die aber dem genauer nachforſchenden Ulf nicht entgangen war, die verwirrten Zeilen, die er in ſeinem Wahnſinne geſchrieben hatte. Walſeth kannte alſo die Quelle der Anklage. Er verhehlte ſie nicht, er erzählte vielmehr mit großer Klarheit und Ruhe ſeine ganze Geſchichte, — und ſo begegnet mir, ſchloß er, der ich doch, Gottlob, weder zum Diebſtahl, noch zum Morde eine ſonderliche Neigung ſpüre, das Seltſame, daß man mich für einen Dieb hielt, als ich Kopenhagen zuletzt verließ, und eine Anklage gegen mich als Mörder erhoben wird, ſo wie ich wieder zurückkehre. Doch Leith iſt wirklich damals verſchwunden, und dieſes Verſchwinden ſetzte mich ſelbſt in eine ſeltſame Unruhe, daß ich Frau und Kinder verließ, um ihn zu finden, — und das iſt mir gelungen, denn, meine Herren, und Sie, theuerſter Onkel, ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hier den ermordeten Leith vorzuſtellen.

Alle waren beſtürzt, Ulf zitterte. Die Thüre ging auf. Siehe da, einen Complicen finde ich doch da, meinen Diebskumpan, rief Walſeth, indem Riedel hereintrat, der ſich verwundert umſah, aber erſt auf Walſeth zueilte, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen.

Es iſt, antwortete Walſeth, wie der Wundarzt verſichert, ein reiner Bruch, ich befinde mich ſonſt völlig wohl, bis auf ein wenig Fieber, aber ich könnte eine größere Krankheit über dieſen abſonderlichen Auftritt vergeſſen.

Leith erzählte Alles, und da eine ſo anſehnliche Perſon ihn als ihren Freund erkannte, ja ſich als genau von den damaligen Umſtänden unterrichtet darſtellte, ſo blieb den Gerichtsherren kein Zweifel übrig, wenn ſie überhaupt irgend einen gehabt hatten. Da Ulf früher Anſprüche auf Walſeths Vermögen gegründet hatte, in der Vorausſetzung, daß er geſtorben oder verſchollen wäre, da die Art und Weiſe, wie er in den Beſitz der Papiere gekommen war, verdächtig ſchien, ſo war ſeine Lage allerdings ſehr bedenklich. Indeſſen wurde Kaſper herbeigeführt, der Toilettenſchrank ſeinem Eigenthümer übergeben. Als die gegenwärtigen Perſonen Kaſper genannt wurden, als er ſeinen Herrn in einer ſo peinlichen Lage ſah, fand er es am rathſamſten, gegen dieſen aufzuſtehen. Es war ihm klar, daß er ſich nicht mehr durch Läugnen retten konnte. Seine Ausſagen waren von der Art, daß man eine ernſthafte Unterſuchung gegen Ulf einleiten mußte.

Alle dieſe glücklichen Ereigniſſe wurden Aamod eilig mitgetheilt. Amalie erfuhr ſie nur allmälig und lebte in der fröhlichſten Hoffnung wieder auf. Luiſe und Bull näherten ſich immer mehr, der Glückliche empfing das Geſtändniß der Liebe und die Einwilligung des Vaters. Gegen den Frühling konnte Walſeth nach Tellemarken reiſen.

Nach Norden wollen wir fliehen, dort in den Gebirgen weilt die Ruhe, der Friede und wahre Freiheit, ſagte Leith.

Dominico und Annunciade entſchloſſen ſich, ihren Aufenthalt in Hamburg aufzugeben, und fröhlich bereitete man ſich zur Abreiſe. — .

Bull hatte Kiärulf lange nicht geſehen. Warum ſieht man Dich nicht? fragte er. Er erzählte ihm ſein Glück, und in welcher trefflichen Geſellſchaft ausgezeichneter, erfahrener Männer er in Norwegen leben könne.

Du mußt mit uns gehn, ſagte er, wir brauchen einen Gelehrten; Steenerſen iſt Amtmann in Bradsbierg-Amt geworden und hat ſchon eine Stelle für Dich ausgewirkt.

Steenerſen, rief er, nach Tellemarken? Nun, zum Henker, man will wohl dort ein Eldorado einrichten? Schade, daß es keine Inſel iſt, oder iſt's vielleicht eine Glückſeligkeits-Inſel auf dem feſten Lande, wie ſie nur Sancho wünſchen kann? Ich befürchte nur, daß dieſer Brei von überſchwänglicher Liebe und koſtbaren Erfahrungen, Tugend und Frömmigkeit mir gar zu zuckerſüß vorkommen wird. Indeſſen ich muß mich wohl drein ergeben, denn — kurz, Bruder, was mich ſo lange von Dir trennte, iſt, daß ich mich während der Zeit verheirathet habe.

Verheirathet? rief Bull, biſt Du toll?

Nun, nun, ſei nicht grob, antwortete dieſer.

Kiärulf liebte ſchon lange ein ſchönes Mädchen, die Tochter eines armen Schenkwirths aus Amack. Der Vater wußte wohl, daß er gar nichts beſaß, erfuhr aber auch, wie man ſeine Kenntniſſe ſchätzte, daß er mächtige Beſchützer gefunden habe, und ſah die Partie daher als ein großes, unerwartetes Glück an. Kiärulf beſann ſich nicht lange. Ohne irgend einen ſeiner Freunde das Geringſte merken zu laſſen, traf er die Anſtalten zu ſeiner Hochzeit, die von Bauern gefeiert wurde; aber, was er bis auf den letzten Augenblick verſäumt hatte, war, — eine Wohnung zu beſorgen. Am Hochzeittage fiel es ihm ein, und glücklicher Weiſe war in dem Hauſe, wo er wohnte, gerade ein Kramladen ledig geworden. Ein junger Krämer hatte fallirt, die Sachen waren verkauft, und dieſen nahm Kiärulf unbedenklich in Beſchlag. Ein breites Ehebett wurde gemiethet und in einen Winkel hingeſtellt. Bull, voll Verwunderung über dieſe Heirath ſeines Freundes, folgte ihm. Aber wie erſtaunte er, als er dieſe ſeltſame häusliche Einrichtung ſah. Einige Würſte hingen noch, wie in einem Kramladen, ſeine und ſeiner Frau Kleidungsſtücke daneben, die Schubladen ſtanden halb offen, faſt alle leer, einige mit Strümpfen, Wäſche, Schuhen gefüllt. Der lange, feſtſtehende Tiſch des Kramladens war mit Tellern, Nahrungsmitteln, einzelnen Taſſen, Papieren und Folianten bedeckt. Ein paar Tiſche und Stühle ſtanden noch da. Die Frau war verlegen und blöde, Kiärulf ſchien ſehr glücklich. Mit Mühe brachte man ihn dazu, eine Summe als Vorſchuß auf ſeinen Gehalt anzunehmen, um ſich eine beſſere Wohnung zu beſorgen. Die Stelle nahm er an.

Die Glücklichen reiſten ab. Wehmüthig trennte ſich Madame Kittel, durch ihr Amt gebunden, von den Uebrigen. Sie war die einzige Traurige. Sie konnte ſich in den Verluſt, in die Verwirrung, in die kleinere und engere Einrichtung nicht finden.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu haben:

Don Alonſo
oder
Spanien.

Eine Geſchichte aus der gegenwärtigen Zeit
von
N. A. von Salvandy.
Aus dem Franzöſiſchen.
Nebſt einem einleitenden Vorwort
von
J. W. von Goethe.

5 Bände. 8. Breslau: Joſef Max und Komp.
Geheftet. Preis: 1 Rtlr. 15 Sgr.

Die neueſten Vorgänge in Spanien und der große weltgeſchichtliche Kampf, der dort geführt wird, veranlaßt uns, auf das obige Werk von neuem aufmerkſam zu machen, weil darin die gegenwärtigen, ſo räthſelhaften Zuſtände jenes Landes, alle die gewaltigen Gegenſätze, wodurch Spanien in ſich getheilt und geſpalten, ja feindlich zerriſſen iſt, in ihrer allmäligen geſchichtlichen Entſtehung und Entwickelung dargeſtellt und veranſchaulicht, und zugleich viele der bedeutendſten Parteihäupter und Stimmführer auf das lebendigſte charakteriſirt ſind. Goethe ſpricht von dieſem Werke in der einleitenden Vorrede, die er der deutſchen Ueberſetzung beigegeben, als von einem durch die Bedeutſamkeit ſeines Inhalts allgemein beachtungswerthen, und ſagt: daſſelbe werde früher oder ſpäter allgemein geleſen werden.

Bermudez,

oder

Die Schule der Leiden.

Aus der
Geſchichte Fortunio's, Königes von Navarra.

Von

S. J. F. Wendal.

8. 1837. Breslau: Joſef Max und Komp.
Geheftet. Preis 22½ Sgr. oder 18 Ggr.

Nach dem Urtheil der öffentlichen Kritik gehören die Wendalſchen Schriften zu den ausgezeichnetſten Erſcheinungen unſerer neueſten Literatur, und empfehlen ſich durch tiefe Lebensanſchauung und anziehende Darſtellungsform, wie durch reine und edle Geſinnung den gebildeten Männern und Frauen aller Stände.

Spohr und Halevy

und

Die neueſte Kirchen- und Opern-Muſik.

Von

J. J. H. Ebers.

8. 1837. Breslau: Joſef Max und Komp.
Geheftet. Preis 10 Sgr. oder 8 Ggr.

A B
BIBL. UNIV.
MONAC.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Siebentes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Siebentes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die
vier Norweger.

Ein Cyclus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Erſte Novelle.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die vier Norweger.

Erſte Novelle.

Bei Bommelöen, vor dem großen, tief in Norwegen einſchneidenden Hardangerfiord ſah man gegen Ende Mai des Jahres 1804 ein Schiff, an deſſen Seite ein großes Boot mit gepolſtertem Sitz und acht Rudern lag; Matroſen waren beſchäftigt, Kiſten und Kaſten aus dem Schiffe nach dem Boote zu bringen. Auf dem Verdeck erblickte man einen ältlichen Mann mit einer hohen, kahlen Stirne und wenigen, ſchlicht herunterhängenden, grauen Haaren. Er trug einen ſchwarzen Rock bis an den Hals zugeknöpft und hatte das Anſehen eines katholiſchen Geiſtlichen. Seine Züge waren ſtrenge, eine große, ſtark gebogene Naſe, lange, buſchige Augenbraunen gaben ihm etwas Finſteres, ſein Geſicht war bedeutend, nur entdeckte man einen lauernden Zug um die Augen, und die Lippen waren zuſammengekniffen. Er ging verdrießlich auf dem Verdeck auf und nieder, weil ihm die Zollbeamten viele Schwierigkeiten gemacht hatten, rechnete darauf mit dem Schiffer ab, und als ihm der Bediente zurief, daß nun Alles glücklich nach dem Boote gebracht ſei, ſtieg auch er hinunter, verglich ſorgfältig alle Kiſten und Koffer mit einem Verzeichniſſe, und ſchickte einen Bedienten auf das Schiff, die Frauen herunterzubegleiten. Eine breite, holländiſche, alte Dame mit einem flachen, verdrießlichen Geſicht trat, von dem Bedienten begleitet, aus der Kajüte, ſie war ziemlich altmodiſch gekleidet, die kleinen Augen lagen bedeutungslos in dem dicken, pockennarbigen Geſicht, die ſtumpfe Naſe war von dem großen Munde faſt nach der Stirne hinaufgedrängt, und die vielen breiten Röcke wurden, während ſie fortſchritt, hin und her geworfen. Eine junge, höchſt anmuthige Dame begleitete ſie. Die ſchlanke Geſtalt ſchien zu ſchwanken und lehnte ſich an die dicke Begleiterin. Lange braune Locken fielen über die Schulter, und das ſchöne blaſſe Geſicht zeigte Spuren des tiefſten Kummers; die großen, hellen Augen blickten zum Himmel auf, als wollten ſie dort Troſt und Hülfe ſuchen, und die Seeleute, die gleichgültig den Herrn und die alte Frau das Schiff verlaſſen ſahen, drängten ſich theilnehmend um das ſchöne Mädchen. Sie ſuchte ſich zu faſſen, indem ſie freundlich grüßte; ehrerbietig ergriff der Schiffer ihre Hand und verneigte ſich tief, und man ſah es wohl, wie ſehr ſie der Gegenſtand der Bewunderung und der mitleidsvollen Theilnahme war. Die Matroſen führten erſt das zitternde Mädchen und dann die Frau die Schiffsleiter hinunter, und jetzt ſtieß das Boot von dem Schiffe ab, während die Seeleute den Fortfahrenden den letzten Abſchiedsgruß zuriefen. Das Boot, obgleich groß, war ſchwer belaſtet und ſegelte in den Hardangerfiord hinein.

Van der Nael, ein angeſehener katholiſcher Geiſtlicher aus den Niederlanden, hatte in Hamburg den Beſitzer von Roſendal, einen Edelhof in Hardangerfiord, kennen gelernt. Dieſer hatte ihm die reizende Umgebung ſeiner Wohnung beſchrieben, und wie einſam und dicht von Felſen eingeſchloſſen, weit von der allgemeinen Fahrſtraße ſie liege, und da er zugleich erfuhr, daß der Beſitzer den ganzen Sommer in Kopenhagen zubringen wollte, ſo gelang es ihm leicht, die Wohnung auf einige Monate zu miethen. Van der Nael hatte Geſchäfte von Wichtigkeit in Norwegen, aber er wünſchte perſönlich ſo unbekannt, als möglich, zu bleiben. Er liebte die Einſamkeit, die Sprache des Landes war ihm unbekannt, und er hoffte hier genauer die ſchöne Nichte bewachen zu können, die er von allem Umgange, wie es in einer großen Stadt nicht zu vermeiden war, abzuhalten, die gegründetſte Urſache hatte. Dieſe, Klara van der Nael, war die einzige Tochter eines der reichſten Banquiers in Brüſſel, der, in die Verſchwörung Pichegrüs und Georges verflochten, ſich früher oft in

Paris aufgehalten hatte und zuletzt, da man ihn verfolgte, plötzlich flüchtig geworden war. Sein großes Vermögen war in Beſchlag genommen worden, doch wollte man wiſſen, daß er den größten Theil zu retten gewußt habe. Seine Frau, eine Dänin von Geburt, in den Rheingegenden erzogen, war, als ſie das Unglück, welches ihm drohte, ohne es vorher auch nur geahnet zu haben, erfuhr, in tiefe Schwermuth geſunken, und der geiſtliche Verwandte, der nächſte, nachdem der Vater verſchwunden war, fand es nöthig, ſie in ein Kloſter einzuſperren und die Sorge für die hinterlaſſene Tochter ſich gerichtlich übertragen zu laſſen.

Es war ſchon ſpät nach Mittag. Die Reiſenden waren kaum eine Meile von Roſendal entfernt, als die Fiſcher die Segel einzogen, indem ſie beſorgt einen Wind bemerkten, der ſüdöſtlich aus den Gebirgsſchluchten, erſt faſt unmerklich, herausblies. Wir können, noch ehe wir landen, einen gefährlichen Windſtoß erhalten, ſagte der eine, und kaum hatte er es geſagt, als ſie vor ſich die Wellen in mächtiger Bewegung ſahen. Finſtere Wolken warfen einen ſchwarzen, dunkeln Schatten auf die Waſſerfläche, die ſich immer höher, immer drohender erhob. Da ſtürzte der raſende Sturm, wie man ihn in wenigen Gegenden der Erde furchtbarer kennt, aus den Schluchten, heulte in den Bergen, brauſte auf den Fiord, allenthalben erhob ſich der ſprützende Schaum thurmhoch, man hörte das laute Krachen von ſtürzenden Bäumen und Steinen, die mit entſetzlichem Geräuſch in das wilde Meer hineinſtürzten. Auf dem Lande wurden Planken aus der Erde geriſſen und umgeworfen, Dächer abgedeckt, und als wollte Alles zu einem wilden Chaos ſich vermengen, ergoß ſich die finſtere Wolke in furchtbare Ströme, daß man nichts um ſich herum erkannte. Von Schaum umſprützt, von den hohen Wellen hin und her geſchleudert, waren unſere Reiſenden in finſtere Nacht gehüllt, und rund um ſie tönte mitten aus dem Geheul des Sturmes das Krachen ſtürzender Bäume und Wohnungen. Die Fiſcher vermochten das Boot nicht zu lenken; der Sturm hatte es indeß in die Nähe von Roſendal und mit wunderbarem Glück zwiſchen die Inſeln, die vor dem Edelſitze liegen, getrieben. Aber dennoch konnten ſie nirgends anlegen. Todesangſt hatte die Reiſenden ergriffen, als ſie die Fiſcher ſelbſt rathlos und verzagt ſahen; dieſe verſuchten inzwiſchen die Hülfe der Bewohner herbeizurufen und feuerten Flinten ab.

Die Wolken zertheilten ſich, auf dem Lande konnte man das Boot ſehen. Zwei junge Leute ſtürzten aus einer Wohnung nahe am Ufer hervor. Kaum vermochten ſie ſich auf dem Lande gegen den Sturm aufrecht zu erhalten. Sie beſtiegen kühn ein kleines Boot, arbeiteten ſich durch die ſchäumenden Wogen und näherten ſich dem größern. Klara, in Todesangſt, mit fliegenden Haaren, ohne zu wiſſen, was ſie that, ſtreckte mit einem Angſtgeſchrei ihre Arme den Kommenden entgegen, und von ſtarken Händen ward ſie in das kleinere Boot hinübergehoben. In dieſem Augenblicke drängte ſich eine mächtige Welle zwiſchen beide Boote, das kleinere ward von dem größern entfernt und nach dem Lande zu geworfen. Nur ein paar Ruderſchläge noch und ſie hatten das Ufer erreicht. Das ohnmächtige Mädchen ward ſchnell in die Wohnung getragen; eine alte Frau trat hülfreich herzu, und jetzt erſt, da ſie ruhig in der Stube waren, entdeckten ſie die große Schönheit der Geretteten, die noch immer blaß und in tiefer Ohnmacht dalag.

Die jungen Männer, die ſie gerettet hatten, waren Freunde; der eine, Asbiorn Thorſtein, der Sohn eines angeſehenen Beamten, war vor Kurzem von Kopenhagen zurückgekommen, um ſeine Aeltern zu beſuchen, ehe er eine Reiſe in das Ausland anträte. Er gehörte zu den, in Norwegen nicht ſeltenen, ſchönen männlichen Geſtalten. Schlank gebaut, feſt, ſicher, das Auge groß, braun und feurig, die Stirne hoch und ſchön gewölbt, die Haare ſchwarz, die Naſe groß und ſanft gebogen, der Mund verſchloſſen, das Geſicht länglich. So erſchien er ſchon in früher Jugend ernſthafter, älter, aber mit den Jahren nahmen die Züge an Bedeutung zu. Sein Freund Ingier war der Sohn eines vermögenden Bauern, durch ihn ſchon frühzeitig für eine höhere Bildung gewonnen. Sein Blick hatte etwas Keckes, ja Trotziges, ſein rieſenhafter Bau war völlig regelmäßig, und eine unbeſchreibliche Güte milderte den Trotz, der nur da hervortrat, wo Anſprüche laut wurden, die er nicht gelten zu laſſen beſchloß.

Beide betrachteten mit ſorgender Theilnahme das ohnmächtige Mädchen. Wie ſie reizend iſt, ſagte Ingier. Aber ſo mächtig war der Eindruck, den ſie auf Thorſtein gemacht hatte, daß er keine Worte fand; ſtumm ſtaunte er ſie unverwandt an, während die Bauerfrau emſig bemüht war, ſie in's Leben zurückzurufen. Dieſe Züge, fuhr Ingier fort, ſind nicht die des Schreckens, es ſind Züge des tiefſten Kummers, die in die Ohnmacht mit hinübergegangen ſind. Thorſtein machte ſtillſchweigend eine Miene, die Beifall andeutete. Die Arme! ſagte die Frau, wer weiß, was ſie leiden mag. Jetzt fing Klara an ſich zu bewegen. Sie öffnete die Augen, blickte verwundert um ſich und ſchien ſich zu beſinnen. Die Frau redete ſie an, ungewiß, ob ſie ihre Sprache verſtehen würde. Klara horchte hin, die Worte ſchienen ihr nicht unbekannt, aber ſie klangen fremdartig. Sie ſchwieg noch immer, ſah die jungen Männer an, ſah ſich auf einem Ruhebette hingeſtreckt und horchte auf die Worte. Endlich rieb ſie ſich die Stirne, ſah die Frau freundlich an und fragte in der nämlichen Sprache: Mein Gott, iſt das nicht Däniſch, was Ihr da redet? Die Frau freute ſich, als ſie die bekannten Töne hörte, und Klara hatte ſich völlig erholt. Ich war, ſprach ſie, wie ich mich jetzt beſinne, auf einem Boote in großer Gefahr, der Sturm heulte, Alle verzweifelten, und ich weiß nicht, wie ich gerettet worden bin. Die Frau erzählte, wie die beiden jungen Männer ſie ohnmächtig in das Haus gebracht hätten, und Thorſtein näherte ſich furchtſam. Wo ſind meine Begleiter? fragte ſie. Thorſtein erzählte, wie es ihnen gelungen ſei, ſie in ihr kleines Boot zu retten. Was aus dem großen Boote geworden iſt, weiß ich nicht, doch ſind einige Fiſcher ihnen zu Hülfe geeilt, und ſie ſind hoffentlich außer Gefahr, obgleich der Sturm noch immer forttobt. Wo bin ich? fragte ſie weiter. — Wenn Du aus dem Fenſter hinausſchaueſt, entdeckſt Du in einiger Entfernung ein großes Gebäude, das iſt der Edelhof Roſendal. — Derſelbe Ort, erwiederte Klara, wo mein

Verwandter ſich einige Monate aufhalten wird. Sie ſind alſo, meine Gnädige, die Nichte des Herrn van der Nael, ſagte Thorſtein. Der Bewohner dieſes Hauſes und die Frau, die Sie hier ſehen, haben in der Abweſenheit des Beſitzers die Aufſicht über den Edelhof, und neulich erhielten ſie ein Schreiben, worin der Beſitzer ihnen auftrug, die Wohnung einem Herrn van der Nael, der mit ſeiner Nichte ankommen würde, zu übergeben. — Jetzt hatte Klara ſich völlig gefaßt. Sie überſah ihre Lage, die höchſt unglücklich war, ſie ſah ein, daß ſie dieſe wenigen Augenblicke, die ſie, ohne beobachtet zu ſein, mit den Fremden zubringen durfte, benutzen müſſe, und indem ſie alle Umſtände ihrer Rettung überdachte, und wie ſie durch eine große Gefahr in eine Lage verſetzt war, die ihr eine unerwartete, nie gehoffte Hülfe darbot, ſah ſie in dieſer ſeltſamen Verſchlingung der Ereigniſſe eine beſondere Fügung, die ſie dankbar anerkannte. Sie faltete die Hände zum ſtillen Gebet und ſchien dann einen Augenblick in tiefes Nachdenken verſunken. Während der Zeit ſtanden die jungen Männer und die Frau in ſtillſchweigender Erwartung um ihr Lager. Darauf erhob ſie ſich, völlig wiederhergeſtellt, wie es ſchien, und offenbar in einer großen Spannung. Sie ließ ſich auf einen Stuhl nieder und fing an: Sie ſind mir unbekannt, meine

Herren, aber Sie haben mich gerettet, ich ſehe Euch zum erſten Mal, liebe Frau, aber Ihr habt mich liebreich gepflegt; wie ſollte ich nicht Vertrauen zu Euch faſſen, da eine gütige Fügung mir durch Euch eine Hülfe bietet, die mir ſo wichtig iſt, die ich kaum erwarten konnte. Ich bin in Brüſſel geboren, wo mein Vater ein angeſehener, reicher Kaufmann war. Der Verwandte, der mich hierher führt, iſt das Unglück meiner Aeltern geweſen, er gab meinen Vater einer politiſchen Verfolgung Preis, — mein armer Vater irrt jetzt, verlaſſen und hülflos in fremden Gegenden umher. — meine Mutter ließ er als eine Wahnſinnige in ein Kloſter ſperren, und als nächſter Verwandter meines Vaters hat er gewußt, ſich meiner zu bemächtigen. Seine Abſichten durchſchaue ich nicht ganz; was ihn vermocht hat, die Reiſe nach dieſer fernen Gegend anzutreten, iſt mir völlig unbekannt, doch ſein Beſtreben, mir meinen Glauben zu nehmen, durch alle möglichen Ueberredungskünſte mich zum Ueberrtritt zur katholiſchen Religion zu vermögen, iſt mir nur zu bekannt.

J. mein Gott! rief die Frau, und der Schrecken malte ſich in allen ihren Zügen, zur Papiſtin will er Dich machen? Das iſt ja ein entſetzlicher Menſch!

Es iſt die Religion meines Vaters, antwortete Klara mild, ich aber bin, wie meine Mutter, in dem lutheriſchen Glauben, dem ſie mit ganzer Seele anhing, erzogen.

Die Frau ſchüttelte den Kopf.

Ablenkend fuhr Klara fort: Ihr verwundert Euch, daß ich Eure Sprache rede. Aber meine Mutter iſt eine Dänin, ſie liebte ihr Vaterland, ſie dachte mit Freuden an ihre Kinderjahre, und oft ergriff ſie eine geheime Sehnſucht nach der fernen, lieblichen Heimat. Ich war das einzige Kind, und durch ſie lernte ich ihre Mutterſprache; nur mit ihr konnte ich mich in dieſer Sprache unterhalten, und Keiner, kaum der Vater, wußte, daß ich ſie verſtand und reden konnte. Verzeiht, daß ich über dieſen Gegenſtand mich ſo ausführlich äußere. Der boshafte Verwandte, in deſſen Gewalt ich bin, kann nicht wiſſen, daß ich däniſch ſpreche, er weiß kaum, daß hier in Norwegen däniſch geſprochen wird, wußte ich es doch nicht. Er darf das nicht wiſſen, ich werde durch eine Frau genau bewacht, aber da weder er, noch ſie glaubt, daß ich mich mit den Einwohnern unterhalten kann, ſo darf ich wohl hoffen, daß ſie mich hier weniger ſtreng beobachten werden. Und nun den Grund, warum ich es nothwendig fand, dieſe Augenblicke für eine ſolche Mittheilung zu benutzen.

Meine Mutter hat einen Bruder in Kopenhagen, er iſt der Einzige, der mich, vielleicht auch meine Mutter retten kann, an ihn werde ich mich wenden.

So weit war ſie in ihrer Erzählung gekommen, als man eine Menge Menſchen, kämpfend gegen den Sturm, der noch immer wüthete, auf das Haus zuſchreiten ſah.

Sie ſind da, es ſind Fremde, einen alten Herrn und eine ältliche Frau erkenne ich, rief Ingier.

Dann muß ich abbrechen, ſagte Klara, aber wie treffe ich Euch, liebe Frau?

Verſuch nur die Stube mit der grünen Tapete zu erhalten, für das Uebrige laß mich nur ſorgen. Mein Gott, liebes Kind, ſie wollen Dich unglücklich, ſie wollen Dich zur Papiſtin machen. Ich wäre ja keine Chriſtin, wenn ich Dich nicht zu retten ſuchte.

Alſo die grüne Stube, wiederholte Klara. Jetzt aber ſeid ſtille, ſie öffnen ſchon die Thüre.

Gleich darauf trat van der Nael und die alte Dame herein. Dieſe ſchien noch immer nicht die Angſt überwunden zu haben; der alte Herr aber blickte ſpähend umher, und beſonders Thorſtein ſchien ihm verdächtig. Er redete die Anweſenden erſt auf Holländiſch an, und als er merkte, daß ihnen dieſe Sprache unbekannt war, wandte er ſich, franzöſiſch redend, an Thorſtein.. Dieſer antwortete ihm unbefangen, und van der Nael erſchrak nicht wenig, als jener ihn bei ſeinem Namen nannte. Aber Thorſtein, völlig beſonnen, that, als merkte er es nicht, erzählte ruhig, wie ſie ſchon durch ein Schreiben des Beſitzers von ſeiner Ankunft unterrichtet wären, wie ſie von dem Hauſe aus ein Boot in großer Gefahr erblickt hätten, wie es ihnen gelungen wäre, die Nichte zu retten, die ſich eben jetzt aus einer tiefen Ohnmacht, die ſie alle ſehr beſorgt gemacht, einigermaßen erhole. In der That war Klara, bis jetzt in eine ängſtliche Spannung verſetzt, völlig erſchöpft, und es ſchien alſo glaublich, daß ſie kaum aus der Ohnmacht erwacht ſei. Van der Nael ſchien dadurch etwas beruhigt und Klara ſchwieg.

Ich bin ſehr erfreut, Sie und uns alle gerettet zu ſehen, ſagte er und näherte ſich mit vieler Höflichkeit dem Mädchen. Vermögen Sie wohl, theure Nichte, das Haus zu verlaſſen, damit wir die uns beſtimmte Wohnung erreichen? Hier können Sie doch keine Ruhe finden.

Ich ſehne mich nach Ruhe und Einſamkeit, antwortete Klara, indem ſie ſich mühſam zu erheben ſuchte.

Sie haben mein Leben mit Gefahr des Ihrigen zu retten geſucht, fuhr ſie fort und wandte ſich mit einem Blicke, über welchen ſie ſelbſt erröthete, franzöſiſch redend, an Thorſtein, ich werde es nie vergeſſen. Danken Sie in meinem Namen Ihrem braven Begleiter, danken Sie der Frau, die mir ſo liebreich Hülfe leiſtete.

Unterſtützt von van der Nael und einem Fiſcher verließ ſie das Haus, und die holländiſche Frau ſchlich ſtillſchweigend und verdrießlich, wie es ſchien, hinter her. Der Sturm wüthete zwar noch, aber ſeine Richtung war gegen den Edelſitz, und ſo gelangten ſie ohne große Mühe dahin.

Als ſie die Stufen hinaufſtiegen, die zu dem anſehnlichen Gebäude führten, war man beſchäftigt, Kiſten und Koffer hineinzutragen. Klara war noch immer in den durchnäßten Kleidern, ein Fieberfroſt ſchüttelte ſie, aber begierig durchlief ſie die Stuben und entdeckte bald eine mit einer grünen Tapete. Dem Anſcheine nach war keine weniger für eine geheime Zuſammenkunft geeignet, als eben dieſe. Sie hatte nur einen Ausgang, dieſer führte nach einer zweiten, völlig eingerichteten Wohnſtube, und es war leicht vorauszuſehen, daß, wenn ſie ſich die innere Stube zur Wohnung wählte, die ſtrenge Wächterin ſich in der äußern einrichten würde, um ſo jede Gelegenheit zu einem fremden Beſuche abzuſchneiden. Aber eine zweite Stube, wie dieſe, fand ſich nicht, ihr Vertrauen zu der gutmüthigen Frau war unerſchütterlich, und ſie ſah wohl ein, daß eben dieſe Lage die Bitte, hier ihre einſame Wohnung aufſchlagen zu dürfen, kräftig unterſtützen würde. Auch fing ſie kaum an, die Ruhe, die abgeſchiedene Lage, die Ausſicht zu rühmen, als van der Nael ihr vorſchlug, dieſe Wohnung für ſich zu wählen, indem er der Frau die vordere Stube einräumte.

Dieſe Frau, die Witwe eines Brüſſeler Bürgers, Magdalena toor Straaten, ſtand ſeit vielen Jahren in einem vertrauten Verhältniſſe zu ihrem gegenwärtigen Herrn, und war eine eifrige Katholikin. Als van der Nael ſich entfernt hatte und ſie ſich in der freundlichen, ſehr anſtändig eingerichteten Wohnung mit Klara allein fand, ward endlich ihre Zunge gelöſt.

Ihr zittert ja vor Kälte, liebes Kind, eilt, Euch umzuziehen, ich bin auch durchnäßt, ſagte ſie, und während ſie ſich umkleideten, ſtellte ſie die Angſt, die ſie ausgeſtanden hatte, in breiten Worten dar. Und welch ein Land iſt das! Nichts, als ſtarre, himmelhohe Felſen, Sturm, Regen und kein Menſch, mit dem man ſprechen kann. Lauter Ketzer, denen Gott eine menſchliche Sprache verſagt hat; denn was ſie reden, verſteht ja kein Menſch, es iſt weder holländiſch, noch franzöſiſch, und ich möchte nur wiſſen, ob ſie ſich unter einander verſtehen. Wie fatal iſt das Volk!

Sie haben doch Euer Leben gerettet, unterbrach ſie Klara.

Ei was! Es ſind Zauberer, Bergkobolde, die unter dem Waſſer leben können, wie in der Luft. Jeſus Maria, rief ſie, als das ſtürmende Meer ſich aufthat, um uns zu verſchlingen, war nicht einer, der ein Kreuz ſchlug, und es iſt entſetzlich, daß wir in dieſem wüſten Lande unter ſolchen Heiden leben müſſen. Sieh, mein Kind, jetzt ſind wir nun ganz aneinander gewieſen; ich will Dich nie aus den Augen verlieren, und Du haſt hier keinen Menſchen, an den Du Dich halten kannſt, als den Herrn und mich. Nun, wir wollen mit Gottes Hülfe für Dich ſorgen, nur gieb Dich ja mit den Leuten hier nicht ab; gewiß, es ſind lauter ſchlechte Menſchen, ohne allen Glauben und von allen Heiligen verlaſſen. Hier kannſt Du nun ſehen, wie die Ketzerei die Menſchen, wie die wilden Thiere, in Wüſten treibt.

Ich ſehne mich nach Ruhe, ich bin matt und müde und will verſuchen, ob ich ſchlummern kann, antwortete Klara und zog ſich ſtillſchweigend in die grüne Stube zurück. Magdalena wagte nicht zu folgen. Sie bleibt immer ſtörriſch, brummte ſie ihr nach, aber hier könnte wohl eine halsſtarrigere, als ſie iſt, zuletzt gebändigt werden.

Roſendal iſt ein anſehnliches Gebäude. Ein ziemlich großer, von hohen Mauern umſchloſſener Garten ſtößt dicht an das Haus. Es iſt dicht von mehr als viertauſend Fuß hohen, ſchroffen Bergen umgeben. Auf dem flachen, hohen Rücken dieſer Berge ruht eins der größten ewigen Schneefelder in Norwegen. Das fruchtbare Ufer iſt ſtark bevölkert, einige Höfe, die dem adeligen Gute ſonſt gehörten, jetzt von Beamten bewohnt, liegen in der Nähe. In einem ſolchen Hofe wohnte Thorſteins Vater. Vermögende Bauern haben ihre zerſtreuten Wohnungen in der nahen Gegend, und in geringer Entfernung iſt eine Kirche. Aber Roſendal ſelbſt iſt nicht bloß durch die hohen Felſen des Feſtlandes umſchloſſen, drei felſige Inſeln beſchränken auch die Ausſicht nach Hardangerfiord. In dieſe Gebirgseinſamkeit zog ſich, als durch Einführung der Souverainität die herrſchende Ariſtokratie des Adels in Dänemark gelähmt wurde, ein mächtiger däniſcher Edelmann, Ludwig Roſenkrantz, zurück, und obgleich ihn eine reiche Heirath in dieſer Gegend feſthielt, ſcheint doch auch Unzufriedenheit mit der Stellung des Adels viel dazu beigetragen zu haben; denn noch immer findet man eine, von ihm herrührende, bedenkliche Inſchrift über dem Thorwege: Melius est in libertate mori, quam in servitute vivere (Beſſer in Freiheit ſterben, als in Knechtſchaft leben), als zöge er den bürgerlichen Tod unter dieſen rauhen Felſen der Knechtſchaft in ſeinem Vaterlande vor. Und hier verbarg van der Nael die geheimen Pläne, die ihn bewogen hatten, eine ſo lange und bedenkliche Reiſe zu wagen. Daß geheime Anſchläge ihn beſchäftigten, merkte man bald. Nach Bergen ward der Bediente ſchon den Tag nach ſeiner Ankunft geſchickt, und brachte einen Advokaten, mit welchem van der Nael ſich faſt einen ganzen Tag einſchloß. Papiere wurden unterſucht, Dokumente dem Advokaten vorgelegt, und dieſer eilte darauf nach Bergen zurück.

Tage waren vergangen, in dem ſtillen Hauſe ſah Klara keinen Menſchen, als den verhaßten Verwandten und Magdalena; ſie verließ das Haus nie, nur zuweilen ging ſie, ſtets von der aufmerkſamen Wächterin begleitet, in den verſchloſſenen Garten. Den Tag über beſchäftigte ſie ſich mit weiblichen Arbeiten und mit Leſen. Oft, wenn ſie allein in ihrer Stube war, unterſuchte ſie dieſe auf das Genaueſte, aber ſie vermochte nicht das Geringſte zu entdecken, was auf einen geheimen Eingang deutete, und ſchon fing ſie an alle Hoffnung aufzugeben, als ſie einmal vom Fenſter aus die hülfreiche Bauerfrau erblickte, die ihr ein Zeichen machte, welches ſie zwar nicht verſtand, aber wodurch doch ihre

Hoffnung neue Nahrung erhielt. Emſig arbeitete ſie daher an einem weitläufigen Briefe, in welchem ſie ausführlich das unglückliche Schickſal ihrer Aeltern und ihre eigene Lage darſtellte. Der Brief, nur in den frühen Morgenſtunden, unter vielen Thränen geſchrieben, war längſt fertig, und ſie ängſtigte ſich ſchon, wenn ſie bedachte, daß alle ihre Behälter ohne allen Zweifel der ſtets lauernden Umgebung zugänglich waren. Sie verbarg ihn deshalb in einer Ritze der Tapete. So verſchwanden die Tage in ſtiller Beſchäftigung dem jungen, in eine ſo peinliche Lage verſetzten, von traurigen Erinnerungen gequälten Mädchen trübe und freudenlos. Zuweilen tauchte die Geſtalt des ſchönen Jünglings auf, der ſie gerettet. Der tiefe Eindruck, den ſie auf ihn gemacht hatte, war ihr nicht entgangen. Aber nur mit einer Art von Scheu betrachtete ſie das Bild. Es ward zurückgedrängt, verbarg ſich aber nur deſto tiefer in das geheimſte Innere der Seele.

Eines Abends, als während des Eſſens van der Nael viel von mancherlei Revolutionsſcenen geſprochen, hatte Klara mehr, als gewöhnlich, an dem Geſpräche theilgenommen. Selbſt eine erzwungene Gewohnheit hat nicht ſelten eine große Gewalt über die Menſchen. Van der Nael war unterrichtet, er konnte ſelbſt geiſtreich über viele Gegenſtände reden. Klara hatte ſelbſt

Revolutionsſcenen erlebt, an welche ſie nicht ohne Schrecken zurückdachte. So entſpann ſich jetzt eine Unterredung, die das Mädchen zu intereſſiren ſchien; ſie ward immer lebhafter, Klara vergaß über dem Gegenſtande die verhaßte Perſönlichkeit, und Beide ſchienen völlig einig, indem der Verwandte mit vielem Geſchick eine jede Aeußerung, die einen Anſtoß geben konnte, zu vermeiden wußte. Magdalena hatte ſich entfernt.

Wenn wir nun aber dem Urſprung aller dieſer Greuel nachſpüren, liebe Nichte, ſagte van der Nael, indem er freundlich näher rückte, können wir läugnen, daß die erſte Quelle aus der Trennung von der Kirche entſtand? Dieſe unglückliche Trennung hat alle Verwirrung hervorgerufen. Man muß blind ſein, um es zu verkennen, ſie hat den ordnenden Mittelpunkt aller großen geſelligen Verhältniſſe zerſtört, daß Gott das verwirrte Volk hingab dem wüſten Sinn, dem verworrenen Streben, daß ein Jeder ſich ſelbſt als Mittelpunkt hinſtellte, daß ein jeder Arm gegen Alle und Alle ſich gegen einen Jeden erhoben. War nicht die erſte Trennung von der Kirche zugleich der Keim der Trennung von dem Reiche? Sie ſind nicht unkundig in der Geſchichte, theure Klara; Sie haben Ueberlegung und Beſonnenheit genug, um in eine weitumfaſſende Unterſuchung einzugehen. Sie wiſſen es, wie der dreißigjährige Krieg ſich entſpann, welche Verwirrung die Hugenotten in Frankreich erregten, und wie ſie den Keim des Unglaubens ſäeten, der fortwucherte, ſelbſt, nachdem ſie vertrieben waren. Sie ſind eine Niederländerin, Ihnen iſt es bekannt, wie mit der Trennung von der Kirche auch hier die Trennung von dem rechtmäßigen Herrn ſtattfand. Aber ſelbſt in England waren es ſchwärmeriſche Sekten, aus der Mitte der abtrünnigen Ketzer erzeugt, die Nordamerika bevölkerten und hier aufrühreriſche Geſinnung nährten, die einen unglücklichen Krieg hervorriefen. Das Geſchrei nach Freiheit ſchlug in Frankreich ein, und die verwilderte Welt ſah die Greuel, die wir alle erlebt haben, und die der mächtige Geiſt, der durch Gottes Macht jetzt herrſcht, kaum zu beſchwichtigen vermag.

Mein Herr, antwortete Klara, die ernſthaft geworden war, als ſie die bedenkliche Richtung wahrnahm, die das Geſpräch genommen hatte, Sie haben mir zu viel zugetraut. Wenn mir die Ereigniſſe, die Sie erwähnt haben, auch im Ganzen nicht unbekannt ſind, ſo kenne ich doch die genauern Verhältniſſe keinesweges. Ich bin ein Mädchen, wie ſollte ich es wagen dürfen, ein Urtheil über die großen Kämpfe der Völker zu fällen?

Aber eben darum muß Ihnen das Urtheil kundiger Männer lieb ſein, erwiederte der Verwandte.

Verzeihen Sie mir, wenn ich durchaus nicht geneigt bin, ein ſolches Urtheil anzuerkennen. Kann ich, darf ich die Gerechtigkeit, die Gründlichkeit des Mannes ſchätzen, der ſich zum Richter aufwirft? Wenn eine Empörung in unſere Nähe tritt, wenn ſie die Treue des Dieners gegen ſeinen Herrn, der Unterthanen gegen ihren Fürſten, wenn ſie allenthalben Freundſchaft und wechſelſeitige Liebe zerſtört, dann wird das Herz, die unmittelbare menſchliche Empfindung verletzt, und auch das Mädchen darf, ja ſoll eine ſolche Empörung haſſen. Habe ich nicht blühende Felder verwüſten ſehen? Haben ſie nicht die redlichſten Menſchen, den König ermordet? War nicht wechſelſeitiges Vertrauen, alle Anmuth und milde Sitte aus der Geſellſchaft verſchwunden, und Rohheit und wilde Sittenloſigkeit an ihre Stelle getreten? Ein ſolcher Sturm verſcheucht die Frauen. Die wilden Amazonen, die ſich unter den rohen Haufen zu miſchen wagten, mußten eine jede Spur der zarten weiblichen Natur verläugnen. Aber weiter gehen wir nicht. Und unſer Glaube, unſere Religion, mein Herr, hängt, Gott Lob! von ſolchen Unterſuchungen nicht ab.

Sie irren ſich, theuerſte Nichte, unterbrach ſie van der Nael. Iſt nicht alle Autorität verſchwunden, ſeit man ſich der Kirche nicht mehr unterwirft? Kein Genie wird anerkannt. Es bildet nur eine Partei, ja verdient nicht anerkannt zu werden, denn durch die Parteiſucht in eine einſeitige Richtung hineingezogen, vermag es nicht, ſich reich und allſeitig zu entwickeln. Eine jede mächtige Natur, bis auf die eine, die jetzt über Frankreich herrſcht und bald über die Welt herrſchen wird, wird zurückgedrängt, denn Keiner will ſich unterwerfen, dem Worte nicht, der Kraft nicht. Aber gilt nicht von der Religion daſſelbe? Was nennen Sie, unter den Abtrünnigen erzogen, das Chriſtenthum? Von denjenigen, die alle Göttlichkeit des Chriſtenthums abläugnen, aber der ſittlichen Einfachheit und Reinheit der Lehre huldigen, bis zu den ſchwärmeriſchen Sekten, welche Menge von Abſtufungen! Und Alle nennen ſich Chriſten.

Auch hier ſtellen Sie mich zu hoch, mein Herr, ſagte Klara. Dieſe Streitigkeiten ſind mir, Gott Lob! faſt alle unbekannt, und wo ich ſie äußerlich kennen lernte, machten ſie keinen Eindruck auf mich. Ich bin von einer frommen Mutter erzogen, von einem chriſtlichen Lehrer unterrichtet, ich habe gelernt den Heiland zu lieben, auf ihn zu hoffen, durch den Sohn zum

Vater zu gelangen. Ich bin noch jung, ich habe wenig Erfahrung; aber Sie wiſſen es, ich habe viel gelitten und leide noch, doch nie hat mein Glaube mir Troſt verſagt, nie habe ich mich vergebens in ſtillem Gebet an ihn gewandt, der einem Jeden nahe iſt, welcher ſich mit Zuverſicht an ihn wendet.

Möchten Sie ſie ſich doch nicht durch ſolche vorübergehende, irreleitende Empfindung täuſchen laſſen. Immer von Neuem, Sie können es nicht läugnen, kommt die zweifelnde Stimmung, die Unſicherheit, die Sie immer von Neuem, wie durch ein künſtliches Reizmittel, durch Gebete, die ohne die Macht der Kirche keine Kraft haben, nur wie durch eine augenblickliche Betäubung beſchwichtigen, aber nicht überwinden können. Auf den Fels Petri hat der Herr ſeine Kirche gebauet.

Iſt der nicht erſchüttert? unterbrach ihn Klara.

Er iſt noch mächtig. Seine Grundveſte iſt unerſchütterlich, ſo lange die Welt ſteht, erwiederte der Geiſtliche und erhob ſeine Stimme.

Sie berufen ſich auf meine geſchichtlichen Kenntniſſe, unterbrach ihn wieder Klara, die mögen freilich ſchwach genug ſein, aber dennoch iſt mir nicht unbekannt, welche furchtbare Verbrechen ſich in dem Innerſten deſſen, was Sie den Fels Petri zu nennen wagen, erzeugt haben, wie ſie öfters verheerend, wie ein feuriger Vulkan, aus dem Sitz des vermeinten Heiligthums hervorbrachen und Völker und Länder verwüſteten.

Sie haben, theuerſte Nichte, von früher Kindheit an die Verläumdungen der Abtrünnigen gehört. Doch Manches wollen wir zugeben; wahrlich, ich will den Verfall der Kirche nicht abläugnen, der ſolche Strafen herbeirief, um eine Reinigung zu bewirken; aber nicht nach den Thaten, nach den Lehren ſollen wir uns richten. Sagt doch die Schrift, daß ſelbſt Kaiphas weiſſagte, weil er hoher Prieſter war.

Und er brachte das Volk durch ſeine Weiſſagung dazu, den Heiland zu kreuzigen, rief Klara, und die Stimme nahm an Kraft zu, als wollte ſie einen jeden Angriff mit dieſer abwehren. Prophezeien konnte Kaiphas, doch Propheten bedürfen wir nicht mehr, ſeit die höchſte, ſeligſte aller Verheißungen in Erfüllung gegangen. Konnte aber Kaiphas das zerknickte Rohr aufrichten, dem beunruhigten Herzen Frieden verſchaffen? Kann die Wahrheit ſich hinter die Lüge, die Liebe ſich hinter den Haß verbergen? Daß Wölfe in Schaafskleidern erſcheinen würden, das lehrt uns die heilige Schrift, und warnt uns vor dieſen. Daß aber das unſchuldige Lamm Gottes in Wolfsgeſtalt erſcheinen und von uns Glauben erwarten ſollte, das ſteht nicht in der Schrift, mein Herr. Sie haben ſeit langer Zeit ein ſolches Geſpräch nicht angefangen, ich fing an zu hoffen, daß Sie den vergeblichen Verſuchen entſagt hätten. Ich bin zu ſchwach, um Ihre Gründe zu faſſen, oder zu unwandelbar in meiner eigenen Ueberzeugung, zu verirrt, um Ihren Glauben anzunehmen, oder zu feſt in meinem. Ich glaube an eine Kirche, aber nicht an diejenige, die mächtig war in der Welt und wieder nach einer ähnlichen Gewalt ſtrebt. Ich glaube an die unſichtbare Kirche, die unſcheinbar in dem Innerſten der Seele die Keime reifen läßt für eine ſelige Zukunft. Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählt.

Und Sie gehören, meine Theuerſte, zu dieſen Auserwählten? fragte der Verwandte und blickte ſie ſchlau an.

Sie wollen mich irre machen, erwiederte Klara, es ſoll Ihnen nicht gelingen. Weiß ich es, weil ich es hoffe? Iſt der Erbe, der zukünftige Erbe Beſitzer des Vermögens? Geht die ſtille Furcht nicht neben der freudigen Hoffnung, bis wir den wahren Beſitz erlangen? Ich müßte an meinem Glauben zweifeln, wollte ich in einem andern mein Heil ſuchen; aber ich zweifle nicht, mein Herr, und ſo iſt ein jeder Verſuch vergebens. Dieſer Glaube iſt mir Alles, er lehrt mich, mein Unglück tragen, ja ſegnen, er lehrt mich ſelbſt diejenigen lieben, die mich haſſen und verfolgen. Ja, mein Herr! ſagte ſie und erhob ſich, iſt der innere, tiefe Wunſch, daß Sie für die heilige Wahrheit, die keinen Trug, für die heilige Liebe, die keine Verfolgung kennt, gewonnen werden möchten, iſt das ſtille Gebet für Sie ein Zeugniß der Liebe, dann darf ich ſagen, daß ich ſelbſt Sie liebe.

Sie ging — und überraſcht durch die Wendung des Geſprächs, die ihm ſo unerwartet kam, wagte er nicht ſie aufzuhalten. So viele Kühnheit in ihrem Widerſpruch hatte ſie bis jetzt nicht gezeigt, und dieſe ſchien ihm, als er Alles überdachte, ſehr bedenklich. Sollte ſie hier, in dieſem proteſtantiſchen Lande, irgend eine Stütze hoffen, erwarten, vielleicht ſchon gefunden haben? Er ließ Magdalena herbeirufen, aber dieſe verſicherte ihm, daß ſie nie, ſeit ſie hier ſei, von ihrer Seite gewichen ſei. Sie hat keinen Menſchen geſehen, ſagte ſie, keinen außer uns geſprochen, ſie war nie außer dem Hauſe, nur ein paar Mal, von mir begleitet, in dem Garten. Van der Nael ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Als Klara ſich in ihre einſame Stube zurückgezogen hatte, war ſie ſehr bewegt. Das Geſpräch hatte ſie mehr, als gewöhnlich, aufgeregt. Sie konnte nicht läugnen, daß in der Art, wie der Verwandte redete, ſich eine wirkliche Sorge, eine innere Ueberzeugung ausſpreche, und, wie bis jetzt noch nie, fing ſie an zu zweifeln, ob ſie ihn nicht zu hart, ob ſie ihn nicht unrecht beurtheile. Dann aber überdachte ſie Alles: Iſt Dein Vater doch vielleicht mehr durch eigene Unvorſichtigkeit, als durch Verfolgung des Verwandten in Unglück gerathen? Manches für Letztern Nachtheilige, was ſie bis jetzt als gewiß angenommen hatte, ſchien ihr wenigſtens zweifelhaft. Aber ſein Benehmen gegen Deine Mutter, ſagte ſie dann, wie empörend! Sie konnte nicht mit ſich einig werden. Lebhafter, als ſonſt, durchlebte ſie die furchtbare Zeit. Die erſte Nachricht von dem Verſchwinden des Vaters, die Angſt der Mutter, die Zerſtörung der ruhigen Lage, ſchwebte vor ihrer Seele. Sie erinnerte ſich, wie die Mutter ſchwermüthig in ſtilles Grübeln verſunken war, wie ſie faſt bewußtlos von ihrer Seite geriſſen ward, ohne daß ſie ſie wiederſah, wie ſie ſelbſt aus dem zerſtörten Hauſe in die enge Kammer geſchleppt wurde, um von der widerwärtigen Frau bewacht zu werden. In wenigen Tagen war ſie plötzlich aus Wohlſtand in Armuth, von der Seite ihrer Eltern, die ſie höchſt unglücklich wußte, in eine nie gekannte Knechtſchaft gerathen.

Thränen ſtürzten aus den Augen. Sie hörte Magdalena kommen, ſich entkleiden und niederlegen. Mitternacht war vorüber, das Licht brannte dunkel, und noch immer ſaß das trauernde Mädchen, den Kopf auf den Arm geſtützt, und blickte weinend vor ſich hin.

Da glaubte ſie ein leiſes Klopfen zu hören. Sie erſchrak. Die ſpäte Stunde, die Einſamkeit, ihre aufgeregte Stimmung machte dieſes geheimnißvolle Klopfen furchtbar. Aengſtlich horchte ſie und vernahm es noch deutlicher. Lange vermochte ſie nicht zu unterſcheiden, wo das Klopfen herkomme. Endlich war es ihr, als käme es aus einem Kleiderſchrank. Sie hatte ſich gefaßt, eine freudige Ahnung gab ihr den Muth, aufzuſtehen. Nicht ohne Furcht öffnete ſie den Schrank. Aber da war nichts zu ſehen. Sie ſchob die Kleider bei Seite. Da hörte ſie abermals das Klopfen ſehr deutlich an der hintern Wand. Sie faßte Muth und fragte flüſternd: Wer iſt da? —

Ich bin es, die Frau, die Euch in der Ohnmacht beiſtand. —

Freudig fragte ſie Klara: Könnt Ihr hereinkommen?

Betrachte nur, antwortete die Frau, die linke Seite des Schrankes. Du mußt auf einen Stuhl ſteigen. Hoch oben wirſt Du eine Feder finden.

Drücke ſie einwärts, dann eröffnet ſich eine Thür, die hinter dem Schrank verborgen iſt.

Klara eilte, Alles zu thun, wie ihr die Frau gerathen hatte. Die Thüre ſprang auf und die Frau trat herein. Obgleich Klara mit vieler Freude die Gegenwart der Frau wahrnahm, zitterte ſie doch, als ſie hereintrat.

Wir müſſen ſtill ſein, flüſterte ſie voller Angſt, die Frau, die alle meine Schritte bewacht, ſchläft hier dicht an dieſer Wand, und kann jeden Augenblick aufwachen und hereintreten. Ihr ſeid lange weggeblieben.

Habe ich doch, antwortete die Frau, jeden Abend nach Euern Fenſtern geſehen, aber immer noch war Euer Licht früher, als die übrigen, ausgelöſcht; erſt heute ſah ich es bis tief in die Nacht brennen.

Wir müſſen uns leider gleich wieder trennen, erwiederte Klara; ach, wie gern ſpräche ich Euch, freundliche, gute, treue Frau; aber es iſt zu gefährlich. — Sie ſchlich ſtill nach der Stelle, wo ſie hinter der Tapete den Brief verborgen hatte. — Seht, hier iſt ein Brief an meinen Onkel in Kopenhagen, den vertraue ich Euch. Iſt eine Poſtſtation in der Nähe? Könnte der junge Herr nicht den Brief beſorgen?

Wen meinſt Du? fragte die Frau, — ach Thorſtein, der iſt ſchon fort.

Fort? rief Klara und vermochte kaum die Stimme zu dämpfen.

Ja, der iſt nach Bergen gereiſt, fuhr die Frau fort, aber fürchte Dich nicht, liebes Kind, mein Mann wird ſelbſt den Brief nach Qvindherred bringen, er wird ihn abgeben und Du wirſt Antwort erhalten.

Ach, liebe Frau, ſagte Klara, Ihr müßt gehen, ich zittre vor Angſt. Und kaum war es geſprochen, als die Frau ſchon wieder durch eine geheime Treppe hinunterſchlüpfte. Als die Thüre mit dem Schrank zugeſchloſſen ward, geſchah es mit einigem Geräuſch, und Magdalena rief: Was iſt das? Schnell eilte Klara nach dem Tiſch, ſtützte, wie vorhin, den Kopf auf den Arm und ſaß ſtill da, mit klopfendem Herzen. Magdalena trat herein.

Ich hörte ein Geräuſch, ſprach ſie, als wenn Etwas umfiele.

Ich ſtieß an den Schemmel, antwortete Klara.

Warum ſitzt Ihr noch hier in der ſpäten Nacht, fuhr die Frau fort.

Ich bin ſo unruhig, antwortete Klara, aber ich will verſuchen, ob ich ſchlafen kann, verlaßt mich nur.

Magdalena ging brummend fort, und Klara verſuchte vergebens zu ſchlafen. Das Abendgeſpräch, die aufgeregte Stimmung, die Freude und Angſt während des kurzen geheimen Geſprächs mit der Frau, verſetzten ſie in unruhige Spannung, vor Allem aber fühlte ſie ſich innerlich gekränkt und gedemüthigt durch die unwürdige Stellung gegen ein geringes Weib, das ſie durch gemeine Liſt und Unwahrheit hinterging. Dann dachte ſie an das Schickſal des Briefes, an die Möglichkeit einer Rettung aus dieſer Lage, und mitten unter den vielen quälenden Vorſtellungen drängte ſich das Bild des jungen Mannes hervor. Und der iſt nun auch fort, ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer, als fühlte ſie ſich durch die Abweſenheit eines Jünglings, den ſie nur einen Augenblick geſehen hatte, ohne ihn je wieder zu ſehen, doppelt verlaſſen. Erſt gegen Morgen fiel ſie in einen unruhigen Schlummer. Das Bett ſtand nahe an dem Schrank, ſie rückte es noch näher und vergaß nie die Thüre des Schrankes zu öffnen.

Abermals vergingen einige Tage in trauriger Einſamkeit; mit unruhiger Sehnſucht blickte Klara nach den fliegenden Wolken, und es dünkte ihr nothwendig, daß nun irgend etwas Ungewöhnliches geſchehen müſſe, um ſie aus einer Lage zu retten, die ihr immer peinlicher ward. Van der Nael war völlig verſchloſſen, ein Geſpräch, wie das letzte, fand gar nicht mehr ſtatt, aber oft blickte er ſeine Nichte an, als wollte er ihr Innerſtes durchſchauen, wenig beruhigt, wenn ſie ſeinem Blick auszuweichen ſuchte, indem ſie eine innere Angſt mühſam bekämpfte. Endlich erſchien wieder der Advokat aus Bergen; van der Nael ſchloß ſich mit ihm ein und erſchien bei Tiſche höchſt verdrießlich.

Wir werden bald dieſes armſelige Land verlaſſen, ſagte er; Ihr könnt Euch nur zur Abreiſe bereit machen. Ei, Sie ſcheinen ja zu erſchrecken, theuerſte Nichte, fuhr er fort, indem er den Eindruck bemerkte, den dieſe Nachricht auf Klara machte und den ſie nicht zu verbergen vermochte. Wodurch iſt Ihnen dieſes traurige Land ſo lieb geworden? — Er blickte ſie mit durchbohrenden Augen an.

Und Sie wundern ſich, mein Herr, antwortete Klara, die ſich völlig gefaßt hatte, über mein Erſchrecken? Muß nicht eine jede Veränderung meiner Lage mich erſchrecken? Gehöre ich zu den Glücklichen, die einem entfernten Vaterlande mit Freuden entgegeneilen? Habe ich eine Heimat, wo ſehnſüchtige Eltern mich erwarten?

Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, aber ſie trocknete ſie ſchnell. Daß dieſer Mann ſie in eine Lage verſetzt hatte, die ſie zur Verſtellung zwang, empörte, erbitterte ſie, und indem ſie ſich ſelbſt gedemüthigt fühlte, erſchien er ihr doppelt verhaßt. Sie erhob ſich, trat mit einem Stolze, der ihr ſonſt fremd war, ihm gegenüber und ſprach:

Können, ja dürfen Sie mir ſolche Fragen vorlegen?

Dann ging ſie ſtillſchweigend fort. Van der Nael ſah ihr verwundert nach.

Wir müſſen fort, rief er, übermorgen, morgen.

Ja, wenn nur ſogleich ein Schiff dawäre. Niemand kann ſich mehr nach einer Abreiſe ſehnen, als ich, ſagte die beſonnene Magdalena.

Es iſt ein fatales, ein widerwärtiges, ein verdammtes Land, rief der Geiſtliche höchſt ungeduldig und mit einer Heftigkeit, die Magdalena kaum bisher an ihm entdeckt hatte. Wir müſſen uns eilig erkundigen, ob irgend ein Schiff ſegelfertig liegt. Wo es hingeht, nach Hamburg oder nach einem holländiſchen oder franzöſiſchen Hafen, das iſt gleichgültig. Wer weiß, was nach wenigen Tagen geſchehen kann. —

Klara war in der höchſten Unruhe. Du wirſt jetzt Norwegen verlaſſen müſſen, ohne Antwort von dem Onkel, ohne Hülfe, rief ſie. Der Tag verging in den troſtloſeſten Betrachtungen, und ſchlaflos brachte ſie einen großen Theil der Nacht zu. Da vernahm ſie deutlich ein Klopfen. Mit Freude ſprang ſie auf, ſchlich in den Schrank und flüſterte: Ihr ſeid es?

Ja, ja, antwortete die bekannte Stimme, mach gleich auf!

Klara zog ſich ſchnell an und öffnete die Thüre.

Komm hierher, ſprach die Frau, auf der Treppe wollen wir ſprechen, damit wir nicht gehört werden. Euer Onkel iſt hier.

Hier? rief die erſtaunte Klara und zitterte vor Freude.

Er iſt dieſen Fiord hinauf gereiſt, erſt geſtern Abend. In Qvindherred iſt ein Skytsort *), dort hat er ein großes Boot beſtellt, um tiefer in den Hardangerfiord nach Aga, einem Hof in Sörfiord, hineinzurudern. Meinem Manne iſt es nach vieler Ueberredung gelungen, das Skytsbuch, in welches er ſeinen Namen eingetragen hat, zu erhalten. Kennſt Du ſeine Handſchrift?

Freilich kenne ich ſie, antwortete Klara, ergriff ſchnell das Buch, eilte nach der Stube zurück, nahm Licht und Feuerzeug mit ſich. Auf der Treppe zündete die Frau das Licht an, und Klara konnte ſich überzeugen, daß es in der That die Handſchrift des Onkels war. Bis jetzt hatte dieſe unerwartete Nach-

---

*) Eine Station.

richt faſt betäubend auf das Mädchen gewirkt, und als die Frau ihr begreiflich zu machen ſuchte, daß ſie jetzt gleich entfliehen müſſe, ſah ſie jene kopfſchüttelnd an. Die Frau fuhr fort ſie zu überreden, aber Klara ſank auf die Treppe hin.

Kind, rief die Frau ungeduldig, jetzt, da Gott Euch unerwartet Hülfe ſchickt, iſt nicht Zeit, in Ohnmacht zu fallen.

Klara antwortete nicht, und bald ſah die Frau, daß ſie die Hände faltete und in ſtilles Gebet verſunken war. Nach einigen Augenblicken richtete ſie ſich getroſt auf, mit einer ruhigen Entſchloſſenheit, welche die Frau in Erſtaunen ſetzte.

Kann ich, ſelbſt wenn meine Wächterin aufwacht, durch dieſe Treppe ſo ſchnell entkommen, daß ich unter dem Schutze Deiner Landsleute bin, ehe man mich findet? fragte Klara.

Allerdings, antwortete die Frau. —

Und würdet Ihr es wagen, mich gegen den Verwandten zu vertheidigen? Würdet Ihr mich gegen ſeinen Willen zu meinem Onkel führen? —

Ei freilich, erwiederte Jene. —

Gut, dann folgt mir, aber ſeid ruhig, ſprecht kein Wort. —

Sachte ſchlüpften nun Beide nach der Stube zurück. Klara ſchlich nach der Thüre, die zu Magdalenas Schlafkammer führte, und ſchob leiſe den Riegel vor. Dann ſuchte ſie mit einer Beſonnenheit, durch welche ſie die Frau völlig beherrſchte, Koſtbarkeiten, Kleider, Wäſche und Mäntel zuſammen. Sie vergaß nichts, was zur Reiſe und für eine längere Entfernung nothwendig war, und reichte das ſorgfältig eingewickelte Bündel der Frau. Selbſt eine Guitarre ward nicht vergeſſen. Die Schubladen hatte ſie leiſe geöffnet, als aber die Frau ſie wieder einſchieben wollte, verhinderte ſie es, ebenſo, als dieſe die geheime Thür zuzuſchließen begann.

Wir laſſen Alles offen ſtehen, ſagte Klara, das Zuſchließen erregt Geräuſch, und ich wünſche, daß ſie erfahren, auf welche Weiſe es mir gelang, in dieſem Lande Schutz zu finden, auf welchem Wege ich entflohen bin.

Sie gingen, ohne geſtört zu werden, die Treppe hinunter, die nach einer Stube führte, wo eine geheime Thüre auf die nämliche Weiſe, wie oben, offen ſtand; die Stube führte nach dem Garten. Sie ſchlichen durch den Garten, die Frau ſchloß auch hier eine Thüre auf, und ein alter, koloſſaler Bauer mit einem grauen Barte ſtand vor ihnen.

Maren, ſprach er, wie ich ſehe, iſt Alles gut gegangen. Endlich ſehe ich Dich, Mädchen; ja wahrlich Du biſt ſchön, ſagte er, indem er ihr die Hand reichte und ſie mit ſtillem Vergnügen betrachtete. Viel habe ich von Dir gehört, ich bedauerte, daß ich nicht da war, als Du ohnmächtig in mein Haus gebracht wurdeſt, aber die Frau hat ſeitdem von nichts Anderem geſprochen, und — weiß Gott, ſie hat Recht.

Mit großer Freundlichkeit, aber auch mit ängſtlicher Unruhe erwiederte Klara den Gruß.

Kannſt Du reiten? fragte der Bauer.

Ich beſtieg noch nie ein Pferd, antwortete Klara, aber ich fürchte mich nicht.

Du brauchſt Dich auch nicht zu fürchten, antwortete der Bauer, unſere Pferde ſind geduldig und treu, wie wir. Halt nur den Zügel ganz loſe, das Pferd wird ſchon mit den unſern zuſammen gehen.

Sie ward in den Frauenſattel gehoben, und man ritt langſam weiter. Anfänglich war Klara wohl etwas ängſtlich, aber bald fühlte ſie ſich völlig ſicher, und zwiſchen dem Bauern und ſeiner Frau reitend, fing ſie an, ſich nach dem Wege zu erkundigen, den ſie zurückzulegen hatten.

Wir reiten nach Qvindhyrred, berichtete der Bauer, dort an dem Skytsorte liegt ein Boot für uns bereit, um uns nach Jondal, einige Meilen gegen Norden, zu bringen. In Jondal beſteigen wir wieder die Pferde, um queer durch das Land nach Aga zu reiten, wo Du Deinen Onkel findeſt.

Halvor, rief die Frau, wie freue ich mich auf den Augenblick, wo ſie ihren Verwandten treffen wird. Das wird ein Jubel ſein.

Sie ritten in der nächtlichen Dämmerung, die alle Gegenſtände erkennen ließ, an mehreren Bauerhöfen vorbei. Alles war ruhig, und Klara hatte ſich allmählig von der ängſtlichen Spannung erholt; ſie war ruhig, ja heiter geſtimmt.

Wie viel verdanke ich Euch, Ihr lieben, treuen Menſchen, ſagte ſie, ich bin aus einer traurigen Gefangenſchaft gerettet, ich athme wieder frei und fröhlich auf in einer großartigen, herrlichen Gegend, unter treuen, verſtändigen Menſchen, die mir wohl wollen, deren Glauben ich theile; Ihr führt mich dem theuern Bruder meiner Mutter entgegen, deſſen Ankunft hier, in dieſem Augenblick, ſo völlig unerwartet, mir die einzige Hülfe gewährt, die ich in dieſer Welt erwarten konnte, der wahrſcheinlich, der gewiß auch für meine armen unglücklichen Aeltern thätig ſein wird.

Halvor wandte ſich gegen das ſchöne Mädchen mit einem unbeſchreiblich liebevollen, väterlichen Blick.

Ja, wir danken Gott, daß er uns erlaubt hat, Dich aus großer Noth zu retten, liebes Kind, er wird Dich auch ferner in ſeinen Schutz nehmen. Gewiß, er wird es, ſagte er, und die Frau weinte.

Jetzt erſt blickte Klara mit freiem Auge um ſich. Wie groß und herrlich erſchien ihr die Natur. Rechts erhoben ſich in nächtlicher Dämmerung die hohen, dunkeln Felſenwände, mit Bäumen bedeckt, in der Höhe kahl, und in die tiefen Schluchten ragten glänzend Schneemaſſen hinein; links wälzte der Hardangerfiord ſeine Wogen; felſige Inſeln und rauhes Gebirg am jenſeitigen Geſtade, undeutlich und finſter in weiter Ferne, Aecker, Fruchtgärten, zerſtreute Wohnhäuſer umgaben die Reiſenden, und als die Morgenröthe klar und wolkenlos hervorbrach, lag die Kirche in Qvindherred vor ihnen, uhd ſie ritten auf den Skytsort am Ufer zu.

Als ſie ſich dieſem näherten, entdeckten ſie einen Mann, der in einem kleinen Boote auf das Haus zuruderte; er war der erſte, der ihnen begegnete. Als ſie eben vor dem Hauſe, wo noch Alles ſchlief, ſtill hielten, legte der Mann an das Ufer an und Halvor erkannte ihn.

Daß auch der nichtswürdige Burſche uns begegnen mußte! ſagte Halvor, er wird uns verrathen. Er iſt ein liederlicher Kerl, der ſich weit in der Welt herumgetrieben hat und jetzt von Schleichhandel lebt. Er war lange in holländiſchen Dienſten und hat mit dem Bedienten Deines Verwandten, und gewiß auch mit dem Herrn Bekanntſchaft gemacht. Doch wir fürchten uns nicht, wenn auch der Herr uns findet; hier in dieſem Lande ſoll nichts uns verhindern, Dich nach Aga zu Deiner Mutter Bruder zu bringen.

Ich weiß das wohl, antwortete Klara, und fürchte jetzt ſelbſt den Herrn van der Nael nicht. Aber dennoch wäre es mir unangenehm, wenn ich die Hülfe fremder Menſchen gegen ihn gebrauchen müßte. Wie ganz anders, wenn mein nächſter Verwandter, der daſſelbe, der größeres Recht hat, als er, mich in ſeinen Schutz zu nehmen, ſich ihm entgegenſtellt. Könnten wir dieſen Menſchen, ſelbſt ſeine Schlechtigkeit nicht benutzen?

Halvor ſann nach.

Allerdings, antwortete er, wenn Du Muth haſt, liebes Kind! Was ich Dir vorſchlage, iſt nicht gefährlich, aber beſchwerlich, und wird Dir, da Du an das Gebirge nicht gewöhnt biſt, faſt zu kühn vorkommen.

Ich verlaſſe mich ganz auf Euch, und ein jedes Mittel, das Ihr zu wählen wagt, ergreife ich unbedenklich, erwiederte Klara.

Nun wohl, fuhr Halvor fort, dann mußt Du von Jondal quer über das Schneefeld reiſen.

Klara erſchrak.

Sind dort nicht gefährliche Klüfte, tiefe Riſſe, von Schnee bedeckt, in welche wir, ohne ſie zu erkennen, hineinſtürzen können? fragte ſie beſorgt. Wie ich geleſen habe, findet man in hohen Eisbergen immer ſolche, die ſelbſt dem Kundigſten gefährlich werden.

Bei uns nicht, antwortete Halvor, der Schnee liegt feſt und treu auf dem tüchtigen Gebirge. Wir miethen Burſchen, die Dich tragen, wir hüllen Dich gegen die Kälte in Pelzwerk ein, und Du wirſt Deinen Onkel auf einem Wege ſuchen, den Dein Verfolger nicht errathen kann.

Du kannſt es unbedenklich wagen, ich bin ſchon ein Mal dieſen Weg gegangen, und wenn das Wetter ſchön iſt, findet man es gar herrlich da droben, ſagte die Frau.

Ich folge Euch, antwortete Klara.

Halvor ging auf den Burſchen zu, er vertraute ihm Alles, nur nicht, daß der Onkel in Aga war.

Siehſt Du, Erik, nun brauchen wir Deine Hülfe, denn Du biſt ein braver Kerl. Viel Geld iſt freilich nicht dabei zu verdienen; denn das Mädchen hat wenig, aber darnach frägſt Du nicht. Setze Dich auf mein Pferd und reite eilig nach Ennäs. Laß Dir da ein Boot nach Jondal bringen. Du wirſt früher ankommen, als wir, beſtelle Pferde nach Aga, hörſt Du?

Ich will es thun, antwortete Erik, nahm eine kleine Geldſumme und ritt fort.

Er würde Dich doch erkennen, ſagte Halvor, als er zurückkam und Klara in das Haus brachte, er würde auf jeden Fall nach Roſendal eilen, jetzt mag er es thun. Habe ich ihn aber für ſchlechter gehalten, als er iſt, nun deſto beſſer.

Der Wirth war aufgewacht und kam heraus, er war von Allem unterrichtet; jetzt erzählte Halvor, wie ſie den ſchwarzen Erik getroffen und benutzt hätten.

Vor allen Dingen laß den fremden Herrn nicht erfahren, daß der Obriſt hier iſt. Schwarz Erik weiß es doch nicht?

Kaum, antwortete der Wirth, denn er iſt ſo eben von Bommelöen angekommen, der Obriſt aber ſegelte zwiſchen Storöen und Tysnäs in den Fiord hinein. Uebrigens kannſt Du Dich auf mich verlaſſen. Kein ächter Norweger wird das ſchöne Mädchen verrathen.

Das Boot lag bereit da, Wirth und Wirthin begleiteten Klara, freundlich Glück wünſchend, nach dem Boote, Knechte und Mägde ſtanden ehrerbietig in der Ferne, und Alle waren über die Anmuth und Schönheit des Mädchens in Erſtaunen. Es war ſpät am Abend, als ſie in Jondal ankamen. Was ſie erwartet hatten, traf ein. Schwarz Erik hatte ſich nicht blicken laſſen. Auch hier vertrauten ſie ſich einem Bauern, der den Skyts beſorgte, ohne Umſtände an. Er erſtaunte, als er das Mädchen ſah, wie alle, die ſie zum erſten Male erblickten, aber er verſprach jede Hülfe.

Du verdienſt Dir einen Gotteslohn, ſagte er, lieber Halver, daß Du das herrliche Mädchen gerettet haſt, und biſt ein glücklicher Menſch, daß Du ihr einen ſo großen Dienſt leiſten darfſt. Für mich und meine Leute hafte ich.

Freilich dachte Halvor erſt daran, Klara jetzt gleich weiter zu bringen; aber eine ſolche Anſtrengung nicht gewohnt, war ſie völlig erſchöpft; es war klar, daß ſie einen langen beſchwerlichen Ritt quer über die Halbinſel, ohne auszuruhen, nicht würde aushalten können, und er blieb daher bei dem erſten Plane, der, obgleich ſcheinbar kühner, doch für ſie mit weniger Anſtrengung verknüpft war. Ein Lehnſtuhl ward zwiſchen zwei ſtarke Stangen feſtgebunden und ſo zum Tragſeſſel eingerichtet, vier ſtarke Burſchen wurden beſtellt, um ſie, abwechſelnd, über das hohe Gebirge und über die Schneefelder zu tragen, und nachdem ſie eine Mahlzeit genoſſen hatten und eben ſich zur Ruhe begeben wollten, trat ein Burſche eilig herein und kündigte an, daß ein Boot mit einem vornehmen Herrn ſich nähere. Man hatte ihm den Auftrag gegeben, genau aufzumerken. Klara zitterte.

Fürchte Dich nicht, ſprach Halvor. Wir müſſen uns alle drei verborgen halten.

Eilt mit dem Mädchen zu meinem Nachbar Thrane, ſagte der Wirth, ich will Euch begleiten, er wohnt auf dem Wege, den Ihr morgen früh zurücklegen müſſet. Dort ſeid Ihr ſicher. Den Herrn werde ich ſchon feſtzuhalten wiſſen.

Sie gingen.

Das Boot legte, kurz nachdem ſie das Haus verlaſſen hatten, an und van der Nael ſtieg an's Land. — In vollem Trabe war der ſchwarze Erik nach Roſendal geritten, noch ſchliefen Alle, und er hatte Mühe, den Bedienten zu erwecken.

Ich habe Deinem Herrn eine wichtige Nachricht mitzutheilen, ſagte er, Du mußt mich ſogleich zu ihm bringen.

Der Bediente beſann ſich, aber Erik trieb mit ſo vieler Unruhe, daß er zuletzt voller Angſt war. Ihm wollte Erik nichts ſagen. Van der Nael erſchien nicht ohne Furcht.

Was habt Ihr mir ſo Wichtiges zu ſagen, Erik? fragte er, denn er kannte ihn.

Eure Nichte iſt entflohen, rief ihm Erik entgegen.

Unmöglich! rief der erſchrockene Geiſtliche.

Ueberzeugt Euch nur, erwiederte Erik, ich habe ſie in Qvindherred geſehen.

Van der Nael eilte nach der Stube, ſchüttelte Magdalena aus dem Schlafe und wollte in Klaras Wohnſtube eindringen. Aber die Thür war verriegelt. Der Bediente, Erik wurden herbeigerufen, Magdalena, die durch die Gegenwart der Männer verhindert ward, das Bett zu verlaſſen, ſchrie und fragte und begriff nichts. Aber keiner antwortete. Die Thür ward mit Mühe erbrochen; man ſah die herausgezogenen Schubladen und die offene Tapetenthür. Mit einem Blicke überſchaute van der Nael Alles. Er war wüthend.

Aber wie konnte ſie hier, in einem fremden Lande, deſſen Sprache ihr unbekannt iſt, wo ſie Niemanden kennt, die Hülfe finden? Thorſtein iſt ja fort.

Sie ſpricht ja däniſch, ſagte kaltblütig Erik.

Sie ſpricht däniſch! O ich Thor, ihre Mutter iſt ja eine Dänin. Aber Du, Nichtswürdiger, dem ich den Auftrag gab, auf alle Schritte der Einwohner zu lauern, wie konnteſt Du das wiſſen, ohne mir es zu ſagen? rief er ergrimmt; Du haſt bei der Entweichung geholfen, und nun kommſt Du her, um auch mich zu betrügen.

Wußte ich es früher, als heute? antwortete Erik; ich ſah ſie zwar hier im Hauſe, aber geſprochen habe ich ſie nie, und wenn man es ihr hätte anſehen können, daß ſie däniſch ſpricht, ſo müßte es ja auch Euch bekannt ſein.

Wo iſt ſie? rief der Geiſtliche, wo iſt ſie? Wer begleitet ſie? Wo iſt ſie hin geflohen?

Ich kann Euch von Allem Bericht geben, lieber Herr, ſagte mit der größten Ruhe Erik, aber —

Nun, was meinſt Du? Heraus mit der Sprache! rief der Herr. —

Was erhalte ich für die Mittheilung? —

Der Geiſtliche griff in die Taſche und reichte ihm verächtlich einige Thaler. Erik nahm ſie an, betrachtete abwechſelnd das Geld und den Herrn. Und das iſt Alles? ſagte er; für eine ſolche Lumpenſumme verrathe ich das ſchöne Fräulein nicht.

Johann, rief der Geiſtliche, bring meine Börſe her!

Indeſſen hatte ſich Magdalena eilig angezogen, noch ohne zu begreifen, was vorging. Erſchrocken trat ſie herein, ſah die Verwirrung und erfuhr Alles. Sie betrachtete die Tapetenthür, beſah die offenen Schubladen, rang die Hände, ſchrie, aber Keiner achtete auf ſie. Der Geiſtliche ging in großer Unruhe auf und ab, und Erik lehnte ſich an die Wand, ſchlug die Arme und die Beine kreuzweiſe über einander, kauete ſeinen Tabak, ſpuckte den Saft weit von ſich in die Stube und betrachtete mit einer Art von hämiſcher Freude die Verwirrung, die rund um ihn herrſchte. Der Bediente kam zurück. Van der Nael verdoppelte die Summe.

Noch etwas klein Geld zum Vertrinken, ſagte Erik. Das große Geld greift man nicht gern an.

Auch das erhielt er.

Nun, was weißt Du? rief der Geiſtliche.

Ich bringe Euch zu Eurer Nichte, antwortete Erik, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen.

Er erzählte ihm nun den Auftrag, den er erhalten hatte, in welcher Begleitung ſie entflohen war, und welchen Weg ſie zu nehmen beſchloſſen hatten. Entrüſtet rief der Geiſtliche:

Alſo mit dieſen Menſchen iſt ſie entflohen! In dem erſten Augenblicke ihrer Rettung, als ſie in einer Ohnmacht lag, entſpann ſich der Verrath. Und welche furchtbare Verſtellung! Aber fort, fort, ihr nach!

Ein großes Boot lag an dem Ufer, eilig wurden ſo viele Fiſcher gedungen, als man aufzutreiben vermochte, damit ſie ſich beim Rudern ablöſen könnten. Alle verließen das Haus, nur Magdalena blieb zurück.

Mein Gott, wollt Ihr mich allein, ganz allein laſſen unter dieſen Ketzern, die mich nicht verſtehen, die mich ausplündern, ermorden werden? O Herr, ſeid doch nicht ſo grauſam.

Sie hielt ihn feſt. Er verſuchte ſich loszuwinden; aber wie in Todesangſt kniete ſie vor ihm, umfaßte ſeine Knie und ſchrie unaufhörlich.

Befreit mich von dem verrückten Weibe, rief er, jetzt durchaus nicht aufgelegt, ſie zu tröſten.

Sie ward losgeriſſen, lief aber mit, wollte das Boot beſteigen und war nur durch Gewalt davon abzuhalten.

Du haſt von dieſen Leuten nichts zu befürchten, in wenigen Tagen komme ich zurück. Schließ die Thüren, achte auf das Haus und ſei ruhig, rief van der Nael, indem ſie vom Ufer abſtießen. Aber von Schrecken gelähmt, mit hängenden Haaren, ſtand Magdalena noch da und ſah das Boot ſich immer mehr und mehr entfernen.

Durch ſtarke Belohnung trieb van der Nael das Boot ſchnell vorwärts. Nur in Qvindherred legten ſie einen Augenblick an, um Erkundigungen einzuziehen, die ſie erhielten, wie der treue Wirth ſie mitzutheilen für gut fand. Sie beſtätigten indeſſen Alles, was Erik berichtet hatte.

Aber was konnte ſie vermögen, in das Land hineinzuflüchten, wo jedes weitere Fortkommen durch wilde Gebirge unmöglich wird? Ich würde es begreifen, wenn ſie Bergen zu erreichen ſuchte. Dieſe Flucht iſt mir völlig unbegreiflich, dachte van der Nael. Iſt es bloße Unbeſonnenheit? Ihre Begleiter können doch nicht ſo unwiſſend ſein? Und wie kann ſie hoffen, mir auf dieſe Weiſe zu entfliehen? Der Weg, den ſie genommen hatte, würde ihm ſogar lieb geweſen ſein, wenn nicht ein unerklärliches Räthſel ihn beunruhigt hätte.

Bei der Schnelligkeit, mit welcher ſie fortruderten, war es begreiflich, daß ſie wenige Stunden nach Klaras Ankunft Jondal erreichten. Der Wirth nahm ſie freundlich auf, erzählte auf ihre Fragen mit großer Unbefangenheit, daß eine junge vornehme Dame, von Halvor und ſeiner Frau, die er beide genau kannte, begleitet, nach Aga geritten ſeien. Van der Nael erhielt ſogleich Pferde und eilte, von dem ſchwarzen Erik begleitet, weiter.

Wenn nun der alte Herr noch in der Nacht nach Aga kommt, wird der Onkel von ihm ſelbſt die Anweſenheit ſeiner Nichte erfahren, ſagte Halvor, der, als er die Abreiſe erfuhr, ſogleich nach Jondal kam. Das Mädchen kann ſich indeſſen erholen, und wir gehen morgen ruhig über das Gebirge.

Bei dem Bauer Thrane war Klara, obgleich in großer Angſt, doch eingeſchlummert. Mit Anbruch des Tages weckte ſie Maren. Sie ward in den Tragſeſſel geſetzt, und die Träger beſtiegen, von Halvor und ſeiner Frau begleitet, das hohe Gebirge.

In einem bequemen, mit einer Art Kajüte verſehenen Boote ſtanden drei Männer, der eine ein däniſcher Offizier in Uniform, der zweite ein junger, ſchöner Mann aus den höhern Ständen, und der dritte ein flinker, hübſcher Burſche in der Landestracht, mit einer reinen, weißen Jacke aus einheimiſcher Wolle, (en Wadmelskofte) rother, zierlicher Weſte und einem runden Hute, der die herabhängenden Haare bedeckte. Es war der däniſche Obriſt von Falmer, der mit Asbiorn

Thorſtein und Ingier die Berge und die ausgedehnten, ewigen Schneefelder beſteigen wollte. Ingier, mit der Gegend wohl bekannt, diente als Führer. Seit einigen Tagen hatten ſie Bergen verlaſſen, und zwiſchen den vielen Felſeninſeln rudernd, waren ſie immer tiefer in den tief einſchneidenden Hardangerfiord hineingerathen. Die wenigen Bequemlichkeiten, die ſie bei den Fiſchbauern der äußern Inſeln fanden, der Schmutz, der Geſtank, die kärgliche Nahrung fiel beſonders dem däniſchen Offizier beſchwerlich, und ſie hatten den Entſchluß gefaßt, die innern, kühnern Theile des Meerbuſens zuerſt zu beſuchen. Theils aus Furcht, allenthalben dieſelbe Unreinlichkeit zu finden, die ihm in den Rauchhütten der Fiſchbauern ſo unangenehm entgegen getreten war, theils um die Reiſe zu beſchleunigen, war der Obriſt mit ſeinen Begleitern, ohne irgendwo anzuhalten, in den Fiord fortgeſegelt, da ein günſtiger Wind es erlaubte, und lächelnd fügten ſich die jungen Norweger dem Wunſche des Fremden. So hatten ſie ſich mehr als zweiundzwanzig Meilen vom Meere entfernt — ſo weit und noch weiter ſchneidet dieſer Meerbuſen zwiſchen hohen Felſen-Inſeln und ſchroffen Ufern in's Feſtland ein, — als die Richtung, die bis jetzt nordöſtlich war, vollkommen öſtlich wurde. Es war Nacht, die Wellen plätſcherten an die felſigen Ufer und die fortdauernde Dämmerung ließ die felſigen Geſtade deutlich erkennen. Neugierig hatte der Obriſt ſeinen kurzen Schlaf abgebrochen, und ſeine Begleiter ſtanden fröhlich an ſeiner Seite. Die Morgendämmerung fing nun an die höchſten Spitzen der ewigen Schneefelder zu röthen, aber lange dauerte es, ehe ſie zwiſchen die hohen Felſen ihre Strahlen werfen konnte. Jetzt aber änderte ſich die Richtung der Reiſe völlig. Die Fiſcher zogen die Segel ein und ruderten um eine breite Landzunge, nach Süden, in einen engern Fiord, Sörfiord, hinein. Wie wenn die Rieſenkuppe Schleſiens, auf ihrem feſten Grund, mit der nämlichen Höhe, an die Ufer der Oſtſee verſetzt würde und dort ſchroff in das Meer ſich hineinſtürzte, ſo zeigten ſich auf beiden Seiten des Meerbuſens ſteile, furchtbare, hohe, ſchroffe Felſenwände, und als ſie tiefer hineinruderten, liebliche Thäler mit Fruchtgärten und Häuſern, und rauſchende Bergflüſſe, die ſich in den Fiord hineinwälzten.

Nun, Herr Obriſt? ſagte Thorſtein und ſah ihn triumphirend an. Dieſer ſtarrte die Gegend an, überwältigt von der unermeßlichen Größe der Erſcheinung, und erſt, nachdem er ſich von dem Eindruck erholt hatte, vermochte er zu antworten.

Freilich, ſagte er, es iſt groß, es iſt ungeheuer, möchte ich ſagen; aber iſt es doch, als würde der Menſch erdrückt von dieſen furchtbaren Maſſen, daß er ſo wenig, wie die Pflanzen, zu gedeihen vermag.

Ich dächte doch nicht, unterbrach ihn, ohne Scheu, Ingier, der Führer. Schau um Dich, Däne; ſiehſt Du dort, wie die Apfelblüthen in voller Pracht die Bäume bedecken und, ſo zart ſie ſind, ſich vor den ſtarren Felſen nicht fürchten? Beſteig die Berge, und Du wirſt die leichtfüßigen Heerden der Rennthiere, zu hunderten verſammelt, wie den Wind auf den Höhen vorbeieilen ſehen, und wir ſind nicht ſchlechter, wie ſie — nein, der Norweger iſt nicht ſchlechter, wie ſie.

Dann ſang er laut, daß die felſigen Ufer wiederhallten:

„Boer jeg — paa det hoye Field
„Hvor en Finn ſkyder Reen med ſin Riſla paa Skien"
u. ſ. w.
(Wohn' ich — auf dem hohen Fels
Wo auf Skie *) kühner Finn ſchießt das pfeilſchnelle
Rennthier)

ein Lieblingslied der Norweger, welches in allen Felſenthälern wiederhallt.

Sie ſcheinen das kümmerliche Leben der Fiſchbauern nicht vergeſſen zu können, ſagte Thorſtein, das einzige

---

*) Skie, Schneeſchuhe.

freilich, was ſie bis jetzt kennen, Herr Obriſt. Und ſelbſt dieſes hat eine bedeutendere Seite, die Ihnen unbekannt blieb. Aber je kühner die Berge werden, deſto kühner der Sinn, nicht gedrückt, ſondern gehoben durch die Größe der Natur.

Indeſſen waren ſie tiefer in den Fiord hineingerudert, ſie legten an das rechte Ufer an, und der Obriſt ſah hier mehrere Häuſer zu einem Gehöfte von ungewöhnlicher Größe vereinigt. Der aus Bruchſteinen gemauerte Grund und die Höhe der Häuſer zeichnete ſie vor allen, die er bis dahin geſehen, aus, und ihre Form deutete auf ein ſehr hohes Alter. Große, giebelförmig zugeſpitzte Thüren und Fenſter gaben den Häuſern ein Anſehen von Kirchen, dem doch alles Uebrige widerſprach. Die Häuſer lagen dicht unter einer rieſenhaften Felſenwand, aber ſonſt von grünem Anger, Feldern und blühenden, bedeutenden Fruchtgärten lieblich umgeben. Gerade gegenüber, am jenſeitigen Ufer erblickte man eine Kirche und die Predigerwohnung. Knechte und Mägde arbeiteten im Felde und auf dem Hofe, und da man beſchloſſen hatte, von hier aus die Berge zu beſteigen und in dem Hofe, der von einem Bauern bewohnt wurde, das Mittagsmahl einzunehmen, eilte der Obriſt nach der Küche, die er ſich zeigen ließ. Er öffnete die Thüre und blickte in einen großen, ziemlich finſtern Raum hinein, von den glimmenden Kohlen auf dem Heerde ſpärlich erleuchtet.

Iſt die Frau hier? rief er hinein, während ſeine Begleiter noch mit dem Auspacken beſchäftigt waren.

Ich bin es, rief eine Frau, die von dem Heerde ihm entgegen kam und, in den Schatten tretend, von ihm nur unvollkommen geſehen ward; ich bin es, was wünſcheſt Du?

O liebe Frau, antwortete der Obriſt, wir beſteigen die Berge und werden um zwei Uhr wieder hier ſein; willſt Du uns wohl ein Mittagsmahl bereiten?

Gern, Vater, antwortete die Frau und machte eine tiefe Reverenz, als ſie den vornehmen Gaſt erkannte.

Was Du haſt, fuhr der Obriſt fort; ein wenig Schmutz kann nicht ſchaden, wir ſind ſchon daran gewöhnt.

Er eilte fort, ohne eine Antwort zu erwarten.

Ich habe Mittageſſen beſtellt, rief der Obriſt ſeinen Begleitern entgegen.

Haben Sie die Frau ſelber geſprochen? fragte Thorſtein. —

Allerdings. —

Wir werden uns hier vortrefflich erholen können. —

Deſto beſſer. —

Sie eilten weiter, den Vormittag zu benutzen. Voll Erſtaunen näherte der Obriſt ſich den ungeheuern Felſenmaſſen, die ſich hinter den Häuſern erhoben. Eine einzelne Säule, von der Felſenmaſſe getrennt, trat in das Thal hinein, und als er ſich dicht unter ſie ſtellte und, die Augen erhebend, den blauen Himmel und die fliegenden Wolken betrachtete, da war es ihm, als ſchwankte die Maſſe hin und her und drohte auf ihn zu ſtürzen. Er ward von einem ſeltſamen Schwindel ergriffen, und hatte ſich kaum erholt, als ihm Thorſtein zeigte, wie die ſchroffen Felſen da, wo ſie von der unermeßlichen Höhe über die See hervorragen, nach allen Richtungen geborſten ſind, daß ungeheure Maſſen den Augenblick zu erwarten ſcheinen, wo ſie ſich krachend in den Fiord hineinſtürtzen ſollen. Aengſtlich blickte Fallmer nach den Felſen. Alte Leute verſichern, erzählte Thorſtein, daß dieſe Spalten größer werden. Der Schwindel hatte den Obriſten noch nicht verlaſſen; dieſer Anblick, das Monſtröſe der ganzen Gegend erfüllte ihn mit Grauen, und er konnte die Ruhe und Heiterkeit, mit welcher eine milde Natur und fröhliche Menſchen eine ſo furchtbare, vernichtende Kataſtrophe erwarteten, nicht begreifen.

Die Gefahr iſt nicht ſo nahe, antwortete Thorſtein, als der Obriſt ſeine Furcht äußerte; es iſt ein hartes, quarziges Geſtein und hält noch Jahrtauſende feſt.

Aber für den Obriſten ſchienen die Felſen alle beweglich zu werden, als drohten ſie mit einem nahen Einſturz, wie wir, von Schwindel ergriffen, auf einem hohen Thurme befürchten, daß die leichteſte Berührung die ſchwebende Spitze herunterſtürtzen könnte. Die Felſen haben eine Höhe von 4—5000 Fuß.

Ingier lächelte; Fallmer, der ein kühner Mann war und keinesweges furchtſam, überwand den gewaltigen Eindruck, und ſie ſtiegen immer höher in die Gebirge hinauf, bis die Bäume und dann die Gräſer verſchwanden, bis der ewige Winter ſie umgab und das unermeßliche Schneefeld Folgefonden, in Nebel eingehüllt, vor ihnen lag. Gegen Süden dehnt ſich dieſes Schneefeld fünf Meilen weit aus. Die Luft war duftig, ruhig; das hineinſchneidende Meer ſah man in unermeßlicher Tiefe zwiſchen den Felſen eingeklemmt, und über hohe, meiſt mit Schnee bedeckte Berge gegen Oſten ragten die höheren Berge im Innern des Landes, Sodnouten, Haarteigen, weiß, glänzend hervor, obgleich weit entfernt, doch durch den blendenden Schnee in täuſchende Nähe gerückt.

Ein Rennthier eilte pfeilſchnell über den Schnee und verlor ſich in der nahen Schlucht. Kaum wahrgenommen, war es wieder verſchwunden.

Hier iſt Alles ſtill, ſprach Thorſtein, nur in mächtiger, ruhender Maſſe tritt die Natur hervor, kalt, einförmig, ſtumm und dennoch ſeltſam drohend. Wie klein erſcheint, von dieſen Maſſen umgeben, das grünende Leben im Thale dort unten! Wie ſcheinen die Menſchen einer übermächtigen, erſtarrten Natur preisgegeben! So ſehe ich das Kind in der Wiege, von ſeiner drohenden Zukunft, von den mächtigen Maſſen ſeiner Zeit umringt, ruhig ſchlummern. - Aber wie das härteſte Herz ſchmilzt, wenn es ſich der Wiege nähert, wie in dem ſtarreſten Sinn die Quellen pflegender Liebe ſich eröffnen, wenn er in das kindliche Auge hineinblickt und ſo die unſchuldige Zuverſicht gerechtfertigt wird, ſo ſchmilzt dieſe harte, farbenloſe Decke und durchrieſelt, in Liebe erweicht, das Gras und die Bäume, und nährt die Blumen und die zarteſte aller, das kindliche Gemüth der Einwohner, daß es heimiſch wird und das verborgene Schrecken vergißt, daß der kalte Schnee nicht wie ein Leichentuch erſcheint, das den zerriſſenen Felſenleichnam der Natur einhüllt, ſondern wie eine wärmende Decke, wie Kinderwindeln, die uns ſchützend umgeben.

Jean Paulisiren Sie ſchon wieder? ſagte der Obriſt und lächelte; wie geſucht, und nun vollends, die Kinderwindel, die, da ſie immer naß bleibt, ſeltſame Ideenaſſociationen erregt. Geſucht, mein junger Freund, verdammt weit hergeholt.

Aber Ingier ſchien Thorſtein doch zu verſtehen, der weich und ſchwärmeriſch auf die Schneefelder blickte, und dann einen heitern Blick nach den tiefen Thälern warf, die freundlich mit ihrem Grün und ihren Häuſern im Sonnenſchein vor ihren Füßen lagen.

Sie eilten von dem Berge herunter. Der Tag war heiß geworden, die Sonnenſtrahlen prallten verſengend von den Felſenwänden zurück. Fröhlich begrüßten ſie das erſte Gras, die erſten Bäume, und die Rauchſäule, die in dem ſtillen Thale unbewegt gerade in die Höhe ſtieg, erregte in den Hungrigen die angenehmſte Hoffnung. Als ſie wieder bei den Häuſern anlangten, ward ihnen eine große, giebelförmige Thüre, einer Kirchenthüre ähnlich, eröffnet, und man führte ſie in einen hohen, weitläufigen Saal, der ſeltſam genug ausſah. Die Wände beſtanden aus ungewöhnlich dicken, dunkelbraunen Balken, die horizontal auf einander gelegt waren; Moos füllte die Zwiſchenräume aus. Auch die Decke der Stube war dunkelbraun und ward von rieſengroßen Balken getragen. Die große, wunderliche

Thüre, die hohen Fenſter, giebelförmig, wie die Thüre, mit einer großen Menge kleiner Scheiben, gaben dem Ganzen etwas durchaus Fremdartiges und zeugten von einem hohen Alter. Aber die Fenſter waren völlig rein, glatt, geſcheuerte Dielen gaben ſelbſt dem wüſten Raume ein heiteres Anſehen, große Schränke, Tiſche und Stühle von hell polirtem Eichenholz bedeckten die Wände, dazwiſchen Spiegel, und mitten in der großen Stube war ein kleiner Tiſch reinlich gedeckt. Tiſchzeug, Porzellan, Gläſer, Alles zeugte von Wohlſtand und erſchien, wie man es nur in dem Hauſe eines höhern Beamten erwarten konnte. Lockend ſtanden Weinflaſchen auf einem nahen Tiſch, und an einem Fenſter ein ſehr liebliches, etwa ſiebzehnjähriges Mädchen in einem grauen, feinen Tuchrock, mit kurzer Jacke gekleidet, die Haare zuſammengeflochten und mit ſeidenen Bändern zu einem Kranze vereinigt. Sie erſchien ſehr blöde, bewillkommte aber die Fremden mit vieler Anmuth, und Thorſtein ging ihr traulich entgegen.

Elſe, ſagte er, kennſt Du mich nicht?

Mein Gott, Asbiorn! rief ſie und reichte ihm ſehr fröhlich die Hand, biſt Du da, lieber Asbiorn? Wie lange biſt Du weg geweſen! erkannte ich Dich doch kaum.

Thorſtein wandte ſich an den Obriſten.

Ich ſtelle Ihnen hier die Tochter unſeres Wirths, des braven Bauern Hermod Aageſen, vor.

Dieſer hatte ſchon die ſeltene Schönheit des Mädchens, die zarte, weiße Haut, das lebendige Auge, den feinen Mund, die Anmuth, mit welcher ſie ſich darſtellte, wahrgenommen, und theils durch die unerwartete Erſcheinung, theils dadurch, daß er ſich als bewirtheter Gaſt von einem Bauern aufgenommen betrachten ſollte, gerieth er in ſichtbare Verlegenheit. Elſe aber, nachdem ſie einen alten Bekannten gefunden hatte, ging mit freiem und ſicherm Anſtande dem Obriſten entgegen, reichte ihm die Hand und hieß ihn willkommen. In einer Art von Zerſtreuung ergriff er die Hand und wider ſeinen Willen verneigte er ſich, indem er ſich dieſer Höflichkeit gegen eine Bauerdirne zu ſchämen ſchien. Ein kurzes Geſpräch knüpfte ſich an, in welchem offenbar der Obriſt unſicher, verwirrt erſchien, das Mädchen aber völlig unbefangen. Während einer kurzen Unterbrechung nahm Thorſtein die Gelegenheit wahr, flüſternd zu fragen, ob Adolf nicht dawäre.

Er iſt, antwortete Elſe, indem ſie ſchnell erröthete, drüben in Allenswang und wird dieſen Nachmittag herüberkommen.

Jetzt trat der alte Bauer Hermod Aageſen, in ſeiner weißen Jacke, mit einem langen grauen Bart, die ſpärlichen grauen Haare mit einer Mütze bedeckt, herein. Sein männliches, faſt vornehmes Ausſehen und ſein ſicheres Betragen imponirte dem Obriſten. Zuletzt erſchien die Frau, wie die Tochter gekleidet, die Stirne aber zum Theil mit einem dreieckigen leinenen Zeug bedeckt, der nach dem Hinterkopf zu angeheftet war, und unter welchem ein langer leinener Streifen längs dem Rücken herunterhing. Sie war lebhaft, das Geſicht durch das Kochen der Mahlzeit erhitzt. Mit ihr kam das Eſſen, der Obriſt ward nach dem Hochſitz (Hoeyſaedet, der gewöhnliche Sitz des Hausvaters) geführt, Hermod ſetzte ſich rechts neben ihn, die Frau links und Thorſtein neben Elſe. Der Obriſt hatte ſich ganz gefaßt, und hungrig, wie er war, ſah er die ſchmackhafteſten Speiſen, eine kräftige Suppe zuerſt, mit großem Behagen auftragen. Neben ihm ſtand ein verdeckter Teller.

Ei, liebe Frau, ſagte er mit dem leichten Ton, der ſich für den Vornehmen gegen die Geringern ziemt, die er durch Vertraulichkeit ehren will, liebe Frau, Sie hat mir etwas Beſonderes zugedacht.

Er deckte den Teller auf und erſtaunte nicht wenig, als er Schmutz fand. Es fiel ihm gleich der Ausdruck ein, den er bei der eiligen Beſtellung gebraucht hatte, und in der That hatte er ſchon, ſeit er in das

Haus getreten war und Alles ſo ganz anders fand, als er erwartete, mit einer innern Beſchämung an ſeine Aeußerung gedacht.

Jetzt, Vater, kannſt Du, ſagte die Frau, ſo viel davon nehmen, wie Du brauchſt; wir brauchen dergleichen hier nicht.

Der Obriſt wußte nicht, ob er ſich durch dieſen kecken Angriff beleidigt zeigen ſollte oder nicht; die Wendung überraſchte ihn, aber dennoch fühlte er wohl, daß es am klügſten war, die Aeußerung als Scherz aufzunehmen.

Ihr habt völlig Recht, liebe Frau! Die Zurechtweiſung habe ich verdient; aber die Schüſſel entbehre ich lieber, ich denke an den übrigen mich ſchon zu ſättigen.

Der Alte, Thorſtein und Ingier lächelten, die verdeckte Schüſſel ward weggetragen, und von dieſem Scherz war nicht mehr die Rede. Fleiſch, Gemüſe, Fiſche, Braten wurden aufgetragen. Das Geſpräch behielt immer etwas Gezwungenes, weil der Obriſt befangen blieb, obgleich der Wein mit Behagen genoſſen ward, und Wirth und Wirthin ſich an dem Appetit der hungrigen Gäſte ergötzten.

Der Obriſt vermochte es immer noch nicht, vollkommen unbefangen zu erſcheinen. Thorſtein beſonders merkte es ihm wohl an, daß ihn irgend etwas quäle, und als das Mahl zu Ende war, zog der Obriſt ſeinen jungen Freund in eine Ecke.

Ich bin, ſagte er, in großer Verlegenheit. Wie ſollen wir den guten Leuten dieſe unerwartete Bewirthung vergütigen?

Um Gottes Willen, unterbrach ihn Thorſtein, reden Sie nicht davon. Sie würden unſern Wirth kränken.

Ich kann mich, erwiederte der Obriſt ſtolz, doch nicht von dem Bauern bewirthen laſſen; ich kann doch eine Mahlzeit nicht umſonſt annehmen, die ich ausdrücklich beſtellt habe! Wir haben uns, wie bei einem Gaſtwirth, uneingeladen eingefunden, und der Mann muß einen hinreichenden Erſatz annehmen.

Ohne eine Antwort von Thorſtein zu erwarten, ſchritt er auf den alten Aageſen zu und ſtellte ſich ihm vornehm gegenüber.

Nun, mein lieber Mann, ſagte er, Ihr habt uns köſtlich bewirthet, und da ich Euer Haus verlaſſe, um weiter zu reiſen, ſo muß ich wiſſen, was ich Euch ſchuldig bin.

Ich verſtehe Dich nicht, antwortete, äußerlich ruhig, der Alte; aber man merkte es wohl, welche Mühe er ſich gab, ſeinen keimenden Zorn zu bezwingen. Der Obriſt ſchien es nicht zu bemerken.

Nun, ſagte er, ich will wiſſen, wie viel ich Dir für die Bewirthung zu bezahlen habe. Du magſt den Preis beſtimmen, aber ohne Bezahlung verlaſſe ich das Haus nicht.

Der Alte ſchien plötzlich verwandelt; die Augen glühten vor Zorn, die Lippen bebten.

Wer biſt Du, rief er mit einer donnernden Stimme, der Du es wagſt in mein Haus einzudringen, um mich zu beſchimpfen? Glaubſt Du nicht, daß ich einen armſeligen, verhungerten Dänen, wie Du biſt, zu bewirthen vermag, ohne ſein Schenkwirth zu ſein?

Er nahm eine ſo drohende Stellung an, daß der Obriſt wüthend ſeinen Degen ſuchte. Will man mich überfallen, rief er in großem Zorn, in einem Hauſe, das ich freundlich betrat?

Freundlich? rief der Alte; freundlich wagſt Du es zu nennen, wenn Du mein Haus betrittſt, um es zu beſchimpfen?

Noch immer drohte der Alte, der Obriſt hatte ſeinen Degen entblößt. Die Hausfrau, anfänglich, wie der Alte, durch die Zumuthung des Fremden empört, ward doch jetzt, da Alles einen ſo drohenden und gefährlichen Anſchein nahm, beſtürzt. Ingier ſtellte ſich ruhig neben den Alten, und Thorſtein war in der peinlichſten Verlegenheit. Ich bin Schuld, rief er, ich wollte den Freund überraſchen. Aber Elſe lief gleich, als ſie die donnernde Stimme des Vaters hörte, voller Angſt und wie durch geheime Ahnung getrieben, nach der Thüre, und in demſelben Augenblick ward dieſe eröffnet, und ein ſtattlicher junger Mann mit einem blühenden Geſicht und großen, feurigen, hellen Augen trat herein.

Adolf! rief die Geängſtigte, und der Hereintretende erblickte mit Erſtaunen den zornigen Alten, und wie der Fremde, deſſen Anweſenheit ihm bekannt zu ſein ſchien, ſeinen Degen entblößte. Schnell hatte indeſſen Elſe den jungen Mann von der Veranlaſſung zu dieſem heftigen Auftritt unterrichtet, und er eilte zu dem Obriſten hin. Sich freundlich ihm gegenüberſtellend, hob er an:

Herr Obriſt, erlauben Sie mir ein ruhiges Wort; ich habe das Recht, mich in einen Streit zu miſchen, deſſen Ausgang für uns alle, auch für Sie nur unangenehm ſein kann; dieſes Mädchen, die Tochter des Hauſes, iſt meine Braut, und ich bin ſtolz darauf, ſie zu beſitzen. Dieſer ehrwürdige Mann will mein Vater ſein, und ich nenne es einen Ruhm für mich, ſein Sohn zu heißen.

Der Obriſt ſenkte, noch zornig, ſeinen entblößten Degen.

Was haben Sie mir zu ſagen? rief er, nur mit Mühe ſeinen Ingrimm verhehlend. Auch der Alte ſchien ungeduldig.

Lieber Vater! bat Adolf, laſſen Sie mich mit dem Herrn reden.

Sie kennen, fuhr er fort, da ihn Keiner verhinderte, den vermögenden norwegiſchen Bauer, den freien Mann, den nur dem Geſetze und dem Könige unterworfenen, unabhängigen Herrn ſeines Beſitzes nicht, ja, ich entſchuldige Sie, da Sie mit der Benennung Bauer den Begriff der Knechtſchaft zu verbinden gewohnt ſind, ſo, daß ſelbſt der Empfang, den Sie hier gewiß gefunden haben, nicht im Stande war, Ihre Vorurtheile zu überwinden. Aber Sie kennen nicht das tägliche Leben Ihres Wirths und ſeiner Familie; Sie wiſſen nicht, wie ſie alle zwar eine kräftige, aber höchſt einfache Nahrung genießen, wie ſie zwar reinlich und ſauber, aber auf die prunkloſeſte Weiſe leben. Sie finden nur zwei Prachtſtuben, eine, um den Fremden zu empfangen, eine zweite, um ihn zu beherbergen. Dieſe ſind verſchloſſen, ſie ſind die ſorgfältig unterhaltenen Heiligthümer des Hauſes. Sie finden das zierlichſte Geräth, aber nur aufbewahrt für den Fremden. Im Keller liegt, nur für ihn, der köſtlichſte Wein. Die Gaſtfreiheit, Herr Obriſt, iſt eine religiöſe Handlung des norwegiſchen Landmanns, ſie iſt ſeine freudigſte That, das Haus eröffnet ſich einem Tempel ähnlich, wenn der Fremde über die Schwelle tritt, es iſt, als wäre das ganze übrige Leben da, um durch den liebevollen Empfang erſt geheiligt zu werden, den ächten Werth, die höhere Bedeutung zu erhalten; und Sie — verzeihen Sie mir, daß ich es freimüthig ſage, — Sie ſehen nicht, wie jener weltbekannte, mannhafte Ritter, die Schenken für Schlöſſer, den Schenkwirth für den Herrn des Schloſſes, die ſchmutzige Magd für eine bezauberte Prinzeſſin an, wohl aber umgekehrt den Tempel der Gaſtfreiheit für eine Schenke, und behandeln den freundlichen Wirth als einen eigennützigen Gaſtwirth. Ich begreife Ihren Irrthum, ja ich entſchuldige ihn, aber Sie, Herr Obriſt, — durch meinen Freund kenne ich Sie als einen edeln, freigeſinnten, hochherzigen Mann, — ſollten Sie nicht fühlen, daß Sie, ohne es zu wiſſen, dieſen ehrwürdigen Greis auf das Tiefſte verletzt, ſein angeordnetes Feſt geſtört haben? Sollten Sie ſeinen Zorn nicht begreifen, ja ehren?

Der Obriſt hatte die Anrede des jungen Mannes erſt mit verdrießlicher Zerſtreuung, dann mit Aufmerkſamkeit, endlich, wie es ſchien, mit Rührung gehört. Als er mit einem Vorwurf zu endigen ſchien, war es freilich, als wollten ſich die freundlichen Züge wieder zornig zuſammendrängen, aber es war nur vorübergehend. Der Degen war ſchon in der Mitte der Rede in der Scheide, und als ſie ſchloß, ſtellte er ihn ruhig an die Wand und ging mit einem milden, von dem bisher gezeigten halb verlegenen, halb vornehmen ſehr verſchiedenen Blick auf den Alten zu, der auch während der Rede, die er offenbar mit Freude anhörte, ruhiger geworden war. Er ſchien zu erwarten, wie nun der Fremde ſich benehmen würde. Dieſer reichte ihm die Hand.

Aageſen, ſagte er, liebreicher Wirth, kannſt Du dem ungeſchickten Dänen verzeihen? Ja, ich war ein Thor; mit meiner eingebildeten Bildung trat ich unter Euch und begriff Euch nicht. Erſt beleidige ich die Wirthin, noch ehe ich in das Haus trete; dann hemme ich eine jede freudige Mittheilung durch ein ungeſchicktes Vornehmthun, und endlich zerſtöre ich das ganze freundliche Feſt durch eine ungehörige Zumuthung. Biſt Du, alter, braver Mann, mit dieſer Erklärung zufrieden?

Ob ich es bin? Du biſt der trefflichſte Däne, den ich jemals traf, Du biſt mir jetzt doppelt, dreifach willkommen, rief der Alte und ſchüttelte ihm die Hand.

Freudig kam die Wirthin heran. Aber jetzt mußt Du nun bei uns bleiben, in unſerm Hauſe wohnen, unſer lieber Gaſt ſein, dieſe Nacht, länger, ſo lange Du in dieſer Gegend bleibſt, ſagte ſie, und die triumphirende Freude glänzte aus ihrem freundlichen Auge.

Ja, ich bleibe bei Euch, damit Eure Güte mich ganz beſchäme, antwortete der Obriſt.

Eine Bouteille Wein! rief der Alte. Nun, Ihr Männer, alle an den Tiſch! Adolf, Du haſt Deine Sachen brav gemacht.

Ja, rief die Frau, unſer Adolf iſt ein ganzer Mann, er ſpricht wie ein Buch und könnte alle Tage Prediger ſein; aber er will ein Philoſoph ſein, wie ſie es nennen, und ich werde wohl nie die Freude haben, ihn predigen zu hören.

Laß das gut ſein, liebe Frau! unterbrach ſie der Alte. Es kommt nicht darauf an, was ein Menſch iſt, ſondern, wie er iſt. Ich weiß freilich nicht, was er will, und verſtehe mich nicht auf die Philoſophie; aber es müſſen auch ſolche Käuze in der Welt ſein, und ſein Bret wird er wohl verdienen.

Thorſtein lächelte. Ja, wenn unſer Freund reden kann, rief er, dann iſt er glücklich. Als wir uns zuletzt in Kopenhagen ſahen, hielt er eine Abſchiedsrede, die vortrefflich war und uns alle rührte, nur wollte ſie kein Ende nehmen. Und kaum treffe ich ihn hier, ſo platzt er wieder mit einer Rede hervor, daß ich ihn nicht einmal begrüßen kann. Du kannſt doch nicht läugnen, lieber Freund, Du hörſt Dich verdammt gerne ſelber ſprechen und haſt jetzt eine geheime Freude, daß Du eine ſolche Gelegenheit gefunden haſt, Deine Beredſamkeit zu zeigen.

Thörichter Thorſtein! rief Adolf, indem er ihm die Hand bot. —

Wieder eine ſeiner eminenten Tugenden! Alle Namen bieten ihm Wortſpiele dar, und er ſcheuet ſich nicht, die nächſtliegenden zu brauchen, die ein Anderer ſich ſchämen würde zu benutzen. —

Ohne ſich ſtören zu laſſen, fuhr Adolf fort: Thörichter Thorſtein, was nennſt Du meine Beredſamkeit; wie darfſt Du ſagen, ich ſuche die Gelegenheit, ich dränge mich vor? Und Du weißt doch, daß, wenn ich zuweilen Thor genug bin, es zu thun, mir nichts gelingt, daß ich dann ungeſchickter, als die Meiſten, bin, über die eigenen Worte ſtolpere, in den eigenen Gedanken mich verwirre und weder aus, noch ein finden kann. Beredt bin ich, wenn die Veranlaſſung mich ergreift, wenn meine Seele voll iſt von einem Gedanken, einer Anſchauung; dann geſtaltet ſich Alles vor mir, und die Geſtalt wird beweglich durch das Wort und laut durch die Stimme. Darfſt Du ſagen, ich ſuche die Gelegenheit, da ſie mich drängt und quält? Ich bemühe mich, etwas zu erhaſchen, da es mich ängſtigt, bis ich es los bin?

Nun, nun, Freund! unterbrach ihn Thorſtein und umarmte ihn herzlich.

Auch Ingier hatte, wie die Uebrigen, dem Obriſten freundlich die Hand gereicht, und Alle ſaßen traulich um den Tiſch, fröhlich die Gläſer leerend. Der Obriſt war jetzt wie ein anderer Menſch; die Mittheilung war freundlich, ja herzlich, und durch den vergangenen heftigen Auftritt ſchienen ſie einander alle näher gerückt. Während der Mahlzeit hatte unter ihnen eine gewiſſe peinliche Verlegenheit geherrſcht. Der Obriſt wirkte abſtoßend auf ſeinen Hauswirth und deſſen Familie. Obgleich er höflich und zuvorkommend ſchien, war es, als fühlten ſie dennoch den geheimen Hochmuth durch, und als müßten ſie ihn abwehren. Jetzt war Alles anders. Mitten in der freimüthigen Vertraulichkeit herrſchte eine Achtung gegen den höhern Stand des Gaſtes unverkennbar vor; ſie zeigte ſich in ihrem ganzen Benehmen, in der Art, wie ſie ihn anhörten, wenn er ſprach, wie ſie ſeine Geſundheit ausbrachten, und mußte dem Obriſten deſto angenehmer ſein, je unbefangener ſie ſich äußerte, je freimüthiger ſie dargeboten ward.

Frau und Tochter erſchienen indeſſen äußerſt geſchäftig. Der Fremde merkte es wohl, wie er der Gegenſtand ihrer Beſchäftigung war, und er fühlte jetzt, daß er ſie wirklich beglückte, wie er ſie früher gekränkt hatte. Er ſah gerührt um ſich, und als die Frau; indem ſie eilig durch den Saal ging, ſich dem Tiſche näherte, ergriff er ihre Hand und die Hand des Greiſes.

Ja, jetzt bin ich in Norwegen, rief er, jetzt erſt bin ich gelandet. Ein freundlicher Hafen winkte mir, aber ich war Thor genug, mich in die Brandung der ſchroffen Felſen zu ſtürzen. Doch, was ſchadet es? Ich habe den feſten Boden gewonnen, und ruhe aus in dem blühenden Thale der ſchönen Liebe und geſchützt von der felſenfeſten Treue.

Beide drückten ihm herzlich und ehrerbietig die Hand, und der Greis ſuchte jetzt, wie vom Anfange an, das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken, mit zarter Schonung einer jeden Erinnerung an den vergangenen Auftritt ausweichend.

Während ſie ſo fröhlich den Wein genoſſen, dann Thee, war es ſehr ſpät geworden, die Mitternacht war nahe und noch immer dauerten die freundlichen Geſpräche fort. Eben wollten die Gäſte ſich zurückziehen, als ein Burſche hereintrat, anzuzeigen, daß der fremde Herr, der in der Abweſenheit des Beſitzers ſeit einiger Zeit in Roſendal wohne, von Jondal angekommen ſei. Der Alte ſchien erſtaunt.

Was kann der ſo ſpät in der Nacht wollen? ſagte er, indem er aufſtand, um ſeinem neuen Gaſt entgegen zu gehen. Einer von Euch jungen Leuten muß mich begleiten; denn der Mann, wie ich gehört habe, verſteht ja die Landesſprache nicht. Was kann der wollen? wiederholte er kopfſchüttelnd, ging und Adolf begleitete ihn.

Thorſtein war, als der neue Gaſt gemeldet ward, offenbar unruhig geworden, und der Obriſt wandte ſich an die Hausfrau, um durch ſie eine Auskunft über dieſen Fremden zu erhalten.

Ja, von dem wiſſen wir wenig, ſagte die Frau. Er ſcheint ein ſeltſamer Mann zu ſein. Vor etwa drei Wochen kam ein Schiff, nach Bergen beſtimmt. Der Herr ließ ſich mit allen ſeinen Sachen auf Bommelöen ausſetzen, und der Beſitzer von Roſendal, der dieſen Sommer in Kopenhagen zubringt, hatte ihm den

Hof zur Wohnung angewieſen. Er geht nie aus, geht mit den Herren, die auf den benachbarten Höfen wohnen, gar nicht um und ſpricht nicht unſere Sprache. Er führt einen Bedienten mit ſich und ein junges, wunderſchönes Mädchen. Aber dieſe ſieht man nie; nur, als ſie in ſtarkem Sturm ankamen, muſten einige Burſchen ihr helfen, und der Fremde, der ſich kaum ſelbſt zu helfen wußte, war höchſt unruhig, als er erfuhr, daß das junge Mädchen eine Zeitlang von ihren Begleitern getrennt geweſen war. Die Leute entdeckten nur, daß das Mädchen fertig däniſch ſprach, und die Burſchen können nicht aufhören, wenn ſie von ihrer Schönheit, von ihrer Angſt und von ihrer lieblichen Stimme ſprechen. Du warſt ja dabei, Thorſtein, und haſt ſie damals geſehen und geſprochen, ſagte ſie; und Thorſtein beſtätigte es mit ſichtbarer Verlegenheit. Kein Menſch hat ſeit der Zeit das arme Mädchen geſehen; ſie wird, behauptet man, ſo gut wie gefangen gehalten, von einer alten, brummigen Frau bewacht, und darf kaum in dem verſchloſſenen Garten freie Luft genießen. Der alte Herr ſoll nur holländiſch und franzöſiſch ſprechen, und Einige behaupten ſogar, er wäre ein Papiſt. Der einzige Menſch, der ihn beſucht, iſt ein Juriſt, der einige Mal aus Bergen kam und ſich dann mit ihm Tagelang einſchloß. Ihr könnt wohl denken, daß dieſer Fremde in unſerer einſamen Gegend viel Aufſehen erregt, und man trauet ihm nicht viel Gutes zu.

Bei dieſer Nachricht ſchien der Obriſt zu ſtutzen, und man erwartete mit großer Spannung die Ankunft des Fremden.

Der Obriſt zog ſich in einen entfernten, dunkeln Winkel zurück, als die Thüre aufging und van der Nael hereintrat. Er war ſehr aufgeregt, und man erfuhr bald den Grund ſeines Beſuchs. Seine junge Verwandte war entflohen, er wußte mit Beſtimmtheit, daß ſie kein Boot benutzt habe, daß ſie noch immer auf der felſigen Halbinſel, die vom Hardangerfiord und Sörfiord gebildet wird, und auf deren öſtlicher Seite Aageſens Wohnung, wie Roſendal auf der weſtlichen, lag, ſich aufhalten müſſe. Er war von Jondal quer über die Halbinſel gegangen, ohne irgend eine Nachricht zu erhalten. Dieſes Alles hatte der Fremde in großer Eile Adolf in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt, und dieſer erzählte es den Uebrigen. Der Fremde hatte von dem bedeutenden Hof, der hier lag, Nachricht erhalten, und glaubte hier das entflohene Mädchen oder wenigſtens Unterſtützung zu finden, um ſie aufzuſuchen. Er drang mit ſichtbarer Ungeduld auf eine Hülfe;

Männer forderte er, die er in allen Richtungen ausſenden könnte; er bot groſse Summen.

Aber noch ehe man überlegen konnte, auf welche Weiſe man ſich bei einem, in dieſen Gegenden ſo ungewöhnlichen Falle zu verhalten habe, trat der Obriſt hervor. Schon das Erblicken einer däniſchen Uniform ſchien den Fremden zu beunruhigen; als aber der Obriſt auf ihn zutrat, ſchauderte er ſichtbar zuſammen.

Herr van der Nael, ſagte der Obriſt, den Fremden franzöſiſch anredend, daß das arme Mädchen, meine — leider auch Ihre Verwandte, zwiſchen den Felſen umherirrt, muß mich beunruhigen; aber ich weiß, daß ſie unter dem Schutze der redlichen Einwohner dieſer Gegend lebt, ich weiß, daß ſie Ihrer Gewalt entgangen iſt. Gewiß, in der ganzen Gegend finden Sie Keinen, der das verlaſſene Mädchen an ihren Peiniger ausliefern wird, und ich betrachte ſie, wo ſie auch ſein mag, jetzt ſchon unter meinem Schutze.

Dieſer Mann, ſagte er darauf und wandte ſich, däniſch redend, an die Uebrigen, hat ſeinen Verwandten, meinen Schwager, einer politiſchen Verfolgung preisgegeben und an den Bettelſtab gebracht, daß er, wir wiſſen nicht, wo, umherirrt; er hat meine arme Schweſter als eine Wahnſinnige einſperren laſſen und ſchleppt ihre Tochter, unterſtützt durch die Geſetze ſeines Landes, die er misbraucht, als Gefangene mit ſich. Ich werde mich an die Gerichte wenden, da ein ſo ſeltſamer Zufall, deſſen Zuſammenhang ich kaum ahne, ihn in meine Gewalt gebracht hat, und das arme, verlaſſene Mädchen vertraue ich Euerm Schutze an, liebe, brave Leute, bis die Geſetze mir hoffentlich das Recht geben werden, ſie in meine Familie aufzunehmen.

Während der Obriſt ſprach, ſah ihn der Fremde, der ihn nicht verſtand, zweifelhaft an, dann aber ſchien er ſich zu faſſen.

Was Sie, Herr Obriſt, dieſen Leuten mitzutheilen beliebt haben, weiß ich zwar nicht, ſagte er, aber auf jeden Fall hoffe ich, in einem Lande zu ſein, wo die Gewalt nicht das Recht verdrängt. Ich bin der geſetzliche Vormund Ihrer Verwandten, mir iſt ſie, noch unmündig, anvertrauet, und ich werde dieſes Recht zu behaupten wiſſen.

Thun Sie, was Sie vermögen, rief der Obriſt — und an die Norweger gewandt:

Wir aber müſſen das Mädchen ſuchen. Jetzt, Aageſen, nehme ich Deine Freundſchaft in Anſpruch. Wie ſegne ich die hellen nordiſchen Nächte!

Ich begleite Dich, antwortete der rüſtige Alte.

Ingier eilte, die Pferde ſatteln zu laſſen, und alle Bewohner des Hauſes geriethen in Aufruhr. Aber die ſorgſame Hausfrau vergaß dennoch nicht, was ſie dem verhaßten Fremden ſchuldig zu ſein glaubte, obgleich ſie ihn kaum ohne ein geheimes Grauen anſehen konnte. In aller Eile wurde ein Tiſch gedeckt, und Adolf lud ihn ein, zu eſſen. Aber er wies jedes Anerbieten mürriſch ab.

Ich ſehe es wohl, daß der Fremde unter dieſen Barbaren nicht auf Hülfe rechnen darf, ſprach er ingrimmig und eilte aus dem Hauſe hinaus. Die Pferde waren indeſſen geſattelt.

Adolf! ſprach Elſe und drängte ſich an ihren Geliebten, als er mit den Uebrigen davoneilte, Adolf, ich zittere vor Freude, wenn ich daran denke, daß das liebliche Mädchen in unſerem Hauſe wohnen wird. Aber, wie werde ich Arme Dir unbedeutend, ungeſchickt erſcheinen neben dieſem ſchönen, vornehmen Mädchen, das Viel geſehen und gelernt hat.

Du kannſt Dich der ganzen Welt zeigen, Geliebte, rief er und eilte den Uebrigen nach.

Van der Nael war mit ſeinen Begleitern verſchwunden. Thorſtein aber rief Ingier.

Ich denke, ſagte er, wir nehmen ein andern Weg.

Und welchen meinſt Du denn? fragte Ingier ſtutzend. —

Ueber Reiſäter, Freund, queer durch den Schnee; es iſt der kürzere Weg, und mir ahnet es, wir finden ſie. —

Aber wie kannſt Du glauben, erwiederte Ingier, daß ſie das zarte Mädchen über die hohen, rauhen Felſen ſchleppen werden?

Nun, meinte Thorſtein, auf jeden Fall erreichen wir Jondal früher.

Ingier gab nach, und eilig theilte Thorſtein dem alten Aageſen ſeinen Entſchluß mit, der ihn billigte.

Es iſt gut, daß wir verſchiedene Wege wählen, ſagte er, aber glaubt mir, obgleich der nichtswürdige Fremdling nichts von dem Mädchen erfuhr, uns bleibt ſie nicht lange verborgen. Wir wollen Thorſtein und ſeinem Freunde auf ihrem Wege folgen.

Reiſäter liegt tiefer in den Sörfiord hinein. Ein ſteiles Thal läuft ſchroff und wild, indem es ſich in einer halben Rundung verengert, nach dem Fiord hinunter. Nach Mitternacht erhob ſich ein heftiger Wind, und die beiden Freunde kämpften mit den bewegten Wellen, welche ſich an den felſigen Ufern brachen. Der frühe Morgen war ſchon angebrochen, als ſie das

Land betraten. Der einſame Hof liegt mehr als tauſend Fuß hoch; ſie ſtiegen den Felſen hinauf, und als ſie den Hof erreichten, lag noch — es war im Juni — der Schnee bis dicht an der Wohnung. Hier war Alles ſtill, der bellende Hund verkündigte die Ankunft der Wanderer, und ſeine Stimme tönte ſeltſam in die Gebirgseinſamkeit hinein. Als ſie ſich dem Hauſe näherten, öffnete ein Bauer neugierig die Thür und ſah um ſich. Die Wanderer ſchritten raſch zu, und der Wirth ſchien, als er zuerſt Thorſtein, in einen Mantel gehüllt, erblickte, ſich zurückziehen zu wollen. Aber kaum erkannte er Ingiers weiße Jacke, als er freundlich hervortrat und mit Erſtaunen fragte: Was bringt Euch ſo früh am Tage her?

Wir wollen nach Jondal, antwortete Thorſtein kurz, aber einige Ruhe müßt Ihr uns gönnen, und eine kleine Erquickung.

Was wir haben, antwortete der Bauer, aber erlaubt uns erſt, uns anzuziehen.

Die Einwohner, Männer und Frauen, ſchlafen in dieſen Gegenden völlig nackt, und der Bauer hatte ſich in der Eile nur dürftig bekleiden können. Die Beiden warteten daher vor dem Hauſe, und die ſtille Gegend, das wilde Thal, welches ſich nach dem Fiord, von ſtarken Felſen umgeben, hinunterſtürzte, die Bäume tief unter ihren Füßen, die Wellen, die ſich an dem Ufer brachen, deren Schaum ſie erkannten, ohne ihr Toben zu vernehmen, die hohe Schneedecke, die ſich in ungewiſſer Ferne, in Nebel gehüllt, in die Wolken verlor, und das einſame Haus, welches ſo verlaſſen in der wilden Gegend lag, nahmen die ganze Seele der Wanderer in Anſpruch.

Und dort, rief Thorſtein, jenſeits der Wolken, mitten in dem ewigen Schnee, glauben wir ein zartes, fliehendes Mädchen, in ſüdlichen Gegenden geboren und erzogen, zu zart für unſern mildeſten Sommer, zu finden. Wie ungereimt, wie thöricht!

Und dennoch durchdrang ihn eine geheime Ahnung, die er ſich nicht zu erklären wußte; eine leiſe, ſonderbare Hoffnung lächelte ihm entgegen, und kaum konnte er den Augenblick erwarten, um weiter zu eilen.

Indeſſen traten die geſchäftige Frau und ihr Mann, völlig angezogen, hervor. Jene hatte einen Tiſch gedeckt, und wollte eben Gerſtenbrot (Fladbröt), Butter und Milch den Gäſten vorſetzen, als Ingier ſein Ränzel aufſchnallte.

Frau Aageſen läßt keinen Wanderer leer aus dem Hauſe gehen, ſagte er, indem er Braten, Brot, Butter und Wein herauslangte.

Nun, ſagte die Frau und wollte das Eſſen verdrießlich wieder wegräumen, Euch dürfen wir unſere geringe Koſt nicht anbieten.

Und dennoch würdet Ihr mir einen großen Gefallen erzeigen, liebe Frau, unterbrach ſie Thorſtein, wenn Ihr mir erlauben wolltet, Euer Brot zu koſten. Die Butter, ſo gelb und reinlich, ſchauet mich gar zu freundlich an, und ein Trunk Milch iſt mir jetzt lieber, als Wein.

Du biſt ein braver Junge (Du er en brav Gut Du), der Bauerkoſt nicht verſchmäht, antwortete die Frau ſehr freundlich; aber, Ingier, daß Du ſo hochmüthig Dich ſtellen könnteſt, hätte ich Dir nimmer zugetraut.

Sei nicht böſe, Karen, ſagte dieſer; mir wäre ein Schluck Wein eben jetzt angenehm, und ich dachte, Ihr werdet auch ein Glas nicht verſchmähen.

Völlig verſöhnt durch die freundliche Art, wie Thorſtein das dargebotene Eſſen annahm, ließen ſie ſich eben nicht nöthigen und ſetzten ſich traulich hin.

Nun, fragte die neugierige Frau, und was in aller Welt bringt Dich zu uns? Du ſcheinſt mir doch eben nicht geboren, auf den Schneefeldern herumzuirren.

Thorſtein, der keine Luſt hatte, ſeine Abſicht mitzutheilen, antwortete:

Was mich herführt? Folgefonden iſt ein Wunder der Natur, liebe Frau, man mag die Schneedecke wohl bewundern, wie ſie da ſo ſtarr auf der Höhe liegt und kalt und weiß in die lieblichen Thäler hineinſchauet. Wir gehen quer über den Brae*) nach Jondal.

Ja, ja, fuhr die Frau fort, das iſt ein gar mächtiger Winter, der über unſern Köpfen ruht und ſich durch keine Sonne jemals verdrängen läßt; nur rückt er uns immer näher und raubt uns am Ende das wenige Land, was wir beſitzen. Wie anders war das, als die ſieben Kirchſprengel mit vielen Höfen den weiten Berg bedeckten, als die Menſchen da oben in Saus und Braus lebten, und Gott und alle Gottesfurcht vergaßen, bis plötzlich die großen Schneemaſſen herunterbrachen, und es ſchneiete und ſchneiete ſechs volle Monate. Die Menſchen wurden von dem ewigen Schnee ganz verwirrt und wußten ſich nicht zu retten. Zuletzt waren alle begraben, und nun nimmt der Schnee immer zu und Alles iſt ſtill da droben, nur wunderliche weiße Vögel — unſere Vorväter meinten gar, es wären die verzauberten Menſchen — fliegen ſchreiend über die weißen Flächen.

---

*) Die Schneefelder.

Thorſtein und Ingier lächelten.

Ja, ja, Ihr glaubt es wohl nicht, rief ſie, jetzt wollen alle jungen Leute klüger ſein; aber kommen nicht Keſſel, Eimer und allerlei Hausgeräth unter dem Eiſe zum Vorſchein.

Habt Ihr ſolches Hausgeräth geſehen? fragte Thorſtein.

Wir freilich nicht, antwortete der Bauer, der bis jetzt ſeine Frau das Wort führen ließ und kein Wort geſprochen hatte; aber wir müſſen doch wohl glauben, was wir von unſern Aeltern gehört haben.

Thorſtein, ungeduldig, weiter zu kommen, brach das Geſpräch ab und die Wanderer entfernten ſich, dankend für die freundliche Aufnahme.

Der Bauer und ſeine Frau begleiteten ſie.

Da geht Ihr jungen Leute nun hin aus einer thörichten Neugierde. Der Wind weht noch, der Schnee wirbelt in der Luft, Schneegeſtöber und Nebel herrſchen da oben, und wenn Euch nun ein Unglück träfe?

Es hat keine Noth, Eure Bauern gehen ja oft von hier nach Jondal, ſagte Ingier, und ich kenne ſchon Folgefonden, ich bin nicht das erſte Mal oben.

Lebt wohl, rief Thorſtein, ſchritt raſch zu und Ingier folgte. Kopfſchüttelnd ſahen ihnen der Bauer und ſeine Frau nach, wie ſie eilig über die aufſteigende

Schneefläche fortſchritten, ſich immer mehr und mehr entfernten, und zuletzt in weiter Ferne im Nebel verſchwanden.

Närriſches junges Volk, wird niemals klug, ſagte ſie und ging mit ihrem Manne zurück.

Faſt drei Mal ſo hoch, als ſie von dem Ufer nach dem Hofe geſtiegen waren, mußten ſie noch in dem ewigen Schnee ſteigen, ehe ſie den hohen, breitgewölbten Rücken erreichten. Rüſtig ging es vorwärts, aber die Eile ermüdete ſie, bald waren ſie von Nebel umhüllt. Links ragte die ſchwellende Schneekuppe empor, die nach Süden zu immer breiter wird, ungewiß durch den Nebel hindurchſcheinend, rechts rauhe Klippen und Felshörner, ſchwarz, kahl, unten von Schnee umlagert. Grauenvoll ſtarrte ihnen der weiße kalte Berg entgegen, der Sturm heulte immer ſtärker, immer wüthender über die Fläche, friſch gefallener Schnee flog, von dem Sturme im Fluge ergriffen, wirbelnd zu den Wolken hinauf. Langſamer, bedächtiger, oft ausruhend, ſchritten ſie ſtumm neben einander weiter. Thorſtein hatte einen Taſchenkompaß, den er immer trug, und ſie ſuchten ſorgfältig die Richtung gegen Weſten feſtzuhalten. Endlich hatten ſie die Höhe erreicht, der Tag war ſchon weit vorgerückt. Die unermeßliche Schneefläche lag in unheimlicher Verhüllung rund um ſie her, Nebel und Schnee erfüllte die Luft, und der Wind wüthete, zum Glück von Oſten her, und ſchien ſie, wie den loſen Schnee, in die erwünſchte Richtung zu treiben.

Der Sturm hat ſich mit uns verbunden, ſprach Ingier, und mußte laut rufen, um vernommen zu werden.

Freilich, freilich, antwortete Thorſtein und eilte jetzt, von dem Winde unterſtützt, und da er nicht mehr zu ſteigen hatte, mit flüchtigen Schritten weiter.

Hin und wieder erkannten ſie, in dem verwehten Schnee, den betretenen Fußſteig, und überzeugten ſich, daß ſie auf dem rechten Wege waren. Bald ging es bergunter, und Thorſtein jubelte. Da ſtand Ingier ſtille.

Horch! ſprach er, ich vernehme Stimmen.

Es iſt der Wind, antwortete Thorſtein und ſchritt weiter.

Nein, nein, rief ſein Begleiter, es ſind Stimmen vor uns, es ſind mehrere, ſie kommen uns immer näher.

Thorſtein horchte.

In der That, Ingier, ſagte er, Du haſt Recht; noch ſehe ich aber Niemand.

Der Nebel verhüllt ſie, wir müſſen ſie gleich entdecken, meinte Ingier, und bald darauf trat eine mächtige Geſtalt, wie gewöhnlich durch den Nebel vergrößert, immer deutlicher hervor und ſchien eilig, aber allein, vorzuſchreiten. Sie hatte unſere Reiſenden auch entdeckt.

Wer iſt da? rief eine tiefe männliche Stimme.

Wanderer, antworteten die Freunde und eilten ihm entgegen.

Ingier! Thorſtein! rief ein rüſtiger Bauer, mit einem langen grauen Barte, Ihr ſeid es. Wie treffen wir Euch auf dieſem Brae, in dieſer Einſamkeit? Doch was Euch auch herbringt, gut iſt es, daß Ihr es ſeid und keine Andern.

Er ſchüttelte ihnen die Hände.

Guten Morgen, Halvor, rief Ingier; aber was ſoll ich von Dir denken? Du pflegſt Dich doch nicht vor Menſchen zu fürchten. Du biſt nicht allein hier, denn wir hörten deutlich mehrere Stimmen, und nun kommſt Du her, furchtſam ausſpähend, wer die Nahenden ſind, läſſeſt die Begleitung in den dicken Nebel verhüllt zurück, als fürchteteſt Du Dich.

Halvor ſchlug die mit großen Pelzhandſchuhen bedeckten Hände kräftig zuſammen, um ſich zu wärmen, und antwortete ruhig: Nun, jetzt giebt es wirklich einen Mann, den ich nicht zu treffen wünſchte, obgleich ich mich auch vor ihm nicht fürchten würde, wenn er einmal dawäre.

Du führſt das entflohene Fräulein von Roſendal über den Schneebrae, Halvor, nicht wahr? rief Thorſtein und erwartete mit großer Spannung die Antwort.

Allerdings, ſagte Halvor, da unten ruhen die Leute, die ſie über den Berg tragen. Vor Dir brauche ich dieſe liebliche Laſt nicht zu verbergen, und Du biſt ein Glückskind, Asbiörn.

Laß uns eilen, rief Thorſtein, ich habe eine fröhliche Botſchaft von ihrem Verwandten, der ſie ängſtlich ſucht.

Von ihrem Verwandten? erwiederte Halvor und ſah einen Augenblick grimmig aus; einen gibt es, der kommen mag, wenn er will, aber nie wird das Mädchen wieder in ſeine Gewalt kommen, ſo lange ich ſie beſchütze. —

Ich weiß Alles, laß uns nur eilen, ich komme von dem Obriſten von Fallmer; wie konnteſt Du glauben, daß ich das Mädchen dem boshaften Fremdling überliefern würde? —

Es iſt ein liſtiger Menſch; konnte ich wiſſen, was er Dir vorgeſchwatzt hat? So bringſt Du uns aber fröhliche Kunde. Wo iſt der Obriſt? —

Bei Hermod Aageſen, antwortete Thorſtein, indem er ſchnell über das Schneefeld ſchritt.

Kaum waren ſie wenige Schritte fortgegangen, als ſie im Nebel einen Lehnſtuhl entdeckten, auf eine Tragbahre gebunden, auf dem Schnee ruhend. Vier Männer und eine Frau, kaum erkennbar, bewegten ſich um den Stuhl, und in ſeltſamer Verhüllung ſaß in dieſem eine Geſtalt, deren Umriſſe nicht zu unterſcheiden waren.

Wer folgt Dir, Halvor? rief die Frau und eilte dem Bauer entgegen.

Gute Freunde, Maren, antwortete dieſer, Ingier und Thorſtein.

Dieſer eilte zu dem Mädchen. Sie war ſelbſt in der Nähe nicht zu erkennen. Vor dem Stuhle war ein Brett ſchief angebracht, damit ihre Füße ſich dagegen ſtemmen konnten, aber dieſe waren in einen dicken Fußſack eingehüllt, und die ganze liebliche Geſtalt in einen großen, mächtigen Pelz von Bärenfell, deſſen Haare nach außen gingen, gewickelt, der Kopf mit einer ähnlichen Mütze bedeckt, die unter dem Kinn zugebunden war, daß man von dem Geſichte kaum etwas ſah und die liebliche Geſtalt in der monſtröſen Umhüllung gar nicht unterſcheiden konnte. Als Thorſtein näher trat, erkannte ihn Klara.

Sie kommen von meinem Oheim, rief ſie. Wunderbar klang die zarte Stimme aus der ſeltſamen, rauhen Hülle hervor, und fremdartig tönte ſie in der kalten, ſtarren Umgebung.

Ja, meine Gnädige, rief der glückliche Thorſtein, in wenigen Stunden werden Sie unter ſeinem Schutze ſein.

Darf ich, nach ſo furchtbaren, in Schmerzen und trauriger Einſamkeit verlebten Tagen, dem Glücke trauen? rief ſie, indem ſie mühſam die Arme erhob, die Mütze aufknüpfte und zurückſchob, daß die Locken frei herumwallten und das anmuthige Geſicht, ohne Verhüllung, ſeltſam aus der rohen, thieriſchen Hülle hervorblickte. Mein Herr, nun zum zweiten Male, in den bedenklichſten Augenblicken meines Lebens, erſcheinen Sie mir als — — aber ſie ſprach nicht weiter, ſie erröthete und ſenkte ſtillſchweigend die Augen.

Eine ſelige Ahnung ergriff den güchlichen Thorſtein, aber auch er wagte nicht das Mädchen anzublicken. Maren, auch die Träger, die er alle zu kennen ſchien, begrüßten ihn.

Du biſt zu einer glücklichen Stunde erſchienen, Thorſtein, ſagte die Frau. Du, Ingier, biſt doch immer mit Thorſtein zuſammen. —

Sollte ich einen Augenblick jetzt mich von ihm trennen, da er uns bald verläßt, weit fortreiſt, und Gott weiß, auf wie lange?

Sie werden bald dieſe Gegend verlaſſen? rief Klara wie unwillkürlich.

So bald nicht, noch werde ich einige Zeit hier bleiben, antwortete zögernd Thorſtein, und Beide ſahen ſich einen Augenblick in trauriges Nachdenken verſunken an.

Der Wind hatte, als man auf den weſtlichen Abhang des Gebirges kam, ganz aufgehört, er kam von Oſten her und trieb ſichtbar den Nebel über die Gebirge gegen Weſten. Plötzlich riß die Nebeldecke auseinander und vor ihnen lag die ganze tiefere Gegend. Thorſtein blickte mit Bewunderung in das Thal hinein. Wie herrlich! rief er.

Aber Klara ſaß in ihrem Stuhle, mit dem Geſichte nach der öden, in Nebel gehüllten Schneefläche, die vor ihr in die Höhe ſtieg.

Das mußt Du ſehen, liebes Kind, rief Maren und befahl den Trägern, den Seſſel aufzuheben und umzukehren.

Da blickte Klara mit Verwunderung in das tiefe Thal hinein. Unter ihr grüne Erlen, Birken, Fichten und Tannen, welche die ſchroffen Felſenwände bedeckten, tiefer die grünen Ebenen, die Felder mit den zerſtreuten Häuſern, der ruhende Meerbuſen mit ſeinem blauen Waſſerſpiegel, jenſeits die dunkeln Felſen, die ſich ſcharf und rauh erhoben. Das ganze Thal, Wälder, Wieſen, Felder, Häuſer und Meer lagen in heiterm Sonnenſcheine, während die Nebelwände dicht auf beiden Seiten der Höhe ruhten.

O das iſt ſchön! ſagte ſie und blickte immer noch mit Entzücken in das Thal hinein. Aber jetzt erſt entdeckte ſie die ſchroff ſich herabſtürzenden Felſenwände, die ſie erſtiegen hatten. Und hier bin ich von Euch hinaufgetragen worden, ſagte ſie, mir ſchwindelt, wenn ich daran denke. Wie vermochtet Ihr es, mich dieſen ſteilen Weg, den der freie Wanderer ohne Mühe und Gefahr kaum erſteigen kann, hinaufzutragen?

Du biſt nicht ſchwer, antwortete ein Träger, und wir ſind das Bergſteigen gewohnt.

Wir müſſen fort, es wird ſpät, rief Halvor.

Ja, ja, eilen wir, ſagte Thorſtein.

Noch ein Mal warf Klara einen bewundernden Blick in das tiefe, ſonnenbeglänzte Thal, verhüllte den Kopf mit der Mütze, die Träger ergriffen den Stuhl, und Alle ſchritten raſch und eifrig vorwärts, die neblichten Schneefelder hinauf. Stillſchweigend, aber in ſelige Träume verſunken, ſchritt Thorſtein neben den Trägern her und die Uebrigen folgten. Bald erreichten ſie wieder den hohen Rücken. Der Nebel hatte ſich geſenkt, in dichte, weiße, von der Sonne glänzend beleuchtete Flocken ballte der Nebel ſich zuſammen, wälzte ſich, immer tiefer ſinkend, um die fernen Berge, die, düſter und zum Theil mit Schnee bedeckt, wie Inſeln aus dem Nebelmeere auftauchten. Als ſie die Höhe erreicht hatten, war der Nebel ganz geſunken, der Wind ſchwieg, die helle Sonne brannte warm auf der grenzenloſen Schneefläche. Da ward es dem Mädchen zu ängſtlich in dem unförmlichen Pelze. Die Frau brachte einen leichten Strohhut mit einem Schleier, Klara richtete ſich auf, der Pelz ward abgeworfen, und ſie hüllte ſich in einen Tuchmantel, während Thorſtein keinen Blick von der anmuthigen Geſtalt verwandte, die wie durch einen Zauber aus der rauhen Umhüllung hervortrat. Aber ſcheu blieb er in der Ferne ſtehen. Hier, wo ſie einen Augenblick ruhten, überſahen ſie ſchon den öſtlichen Abhang, die hohen, ſchneebedeckten Felſen in der Ferne, die rauhen Hörner gegen Norden, die weite Schneefläche, breit, grenzenlos, von der Sonne glänzend beleuchtet, ohne eine Erhöhung, eben, glatt, nur in weiter Ferne den Berg Hunboira, der ſich an dem ſüdlichen Ende erhebt, und Sarakleff, einen ähnlichen kleinen in der Nähe. Einen Augenblick weilte Klara bei dem Anblicke der großartigen Umgebung.

Ich habe keine Worte für die unermeßliche Größe, die mich umgiebt, ſagte ſie, aber nie wird das rieſenhafte Bild aus meiner Seele ſchwinden.

Blick' nicht ſo lange über die Schneefläche hin, rief ihr Halvor zu, es greift die Augen an.

In der That, antwortete ſie, ſie blendet ſehr, und das Auge muß ſich an den fernen, dunkeln Maſſen erholen. Wie ſeltſam liegt das einſame Haus dort unten, und viel tiefer, wie iſt der Meerbuſen eingeklemmt zwiſchen die Felſen hier und jene dunkeln, die ſich dort ſo ungeheuer hoch, ſtarr und finſter erheben, daß man die blaue Waſſerfläche kaum wie einen dünnen Faden erkennt! Wie ſchauet das tiefe Grün ſo warm und anmuthig gegen den klaren Himmel und die helle Sonne, als ahnete es nicht den ſtillen Tod, der in der Nähe herrſcht!

Was iſt das? rief ſie, indem ſie noch ein Mal nach der weiten Schneefläche hinſah und eine Menge großer Thiere, die plötzlich gedrängt aus einer Schlucht hervortraten, erblickte.

Es ſind Rennthiere, rief Ingier, wir müſſen uns ruhig halten.

Fünfzig bis ſechzig weibliche Thiere ſtanden in einem gedrängten Haufen, ihre Hörner ragten in dem unordentlichen Schwarme verworren unter einander in die Höhe, ſie ſchienen ſpähend die bärtigen Hälſe hervorzuſtrecken, und das männliche Thier ſchritt langſam und vorſichtig aus der Gruppe, wie es ſchien, auf die Reiſenden zu. Einen Augenblick ſah es nach der Gegend ruhig hin, dann aber drehte es ſich ſchnell zurück und flog mit einer Schnelligkeit, daß das Auge die dahinſtürmende Geſtalt kaum erkennen konnte, voraus über die Schneefläche und der Haufe ſtürmte nach. Einen raſſelnden, wunderlichen Ton hörte man, indem der fliehende Haufe wie durch einen Zauber verſchwand.

Iſt es mir doch, ſagte Klara, als wäre ich in eine ganz andere Welt verſetzt, als wäre Alles anders, ſeltſam verändert.

Anders, aber hoffentlich nicht ſchlimmer, ſagte Thorſtein, indem er ſich furchtſam und ſchüchtern näherte. Dieſe rauhen Berge ſind ja freundlich, wie die lieben, treuen Einwohner.

Gute, arme Mutter, wärſt Du hier an meiner Seite, ſagte ſie wehmüthig, eine Thräne ſchlich ſich aus dem Auge, und trübe beſtieg ſie wieder ihren Stuhl. Es ging nun ſehr ſteil hinunter, und anfänglich war das Mädchen nicht ohne Angſt, aber bald merkte ſie, mit welcher Ruhe und Feſtigkeit die Träger fortſchritten, und ſie fühlte ſich ſo ſicher, als wenn keine Gefahr vorhanden wäre. Nur ein Mal wechſelten die jungen Männer.

Als ſie ſich Reiſäter näherten, war es ſchon Nachmittag. Der Bewohner, ſeine Frau, Mägde und Knechte hatten auf der jetzt hellbeleuchteten Höhe die Menſchen, und wie eine Perſon getragen wurde, erkannt, und ſtanden vor dem Hauſe, neugierig hinaufblickend, als die Reiſenden von der Höhe herunterkamen. Thorſtein und Ingier eilten voraus, um Alles zum Empfange vorzubereiten.

I, mein Gott, ſchrie die geſchwätzige Frau, Ihr ſeid ſchon wieder da? Ihr habt ja in der kurzen Zeit kaum die Höhe erreichen können. Und Du wollteſt ja nach Jondal, wie Du mir dieſen Morgen weiß machteſt, und kommſt jetzt ſchon in Geſellſchaft zurück. Wer iſt das, der da getragen wird? Was bedeutet das alles, Ihr Leute, das muß ich wiſſen.

Es iſt eine junge, vornehme Dame, antwortete Thorſtein, ſie unterbrechend. Du mußt eilen, liebe Frau, Alles zu ihrem Empfange vorzubereiten. Wir führen Nahrung und Getränk mit, aber wir wünſchen in Deinem Hauſe auszuruhen, und dann haſt Du wohl ein Glas Milch für die junge Dame.

Eine junge, vornehme Dame, die ſich hier über dieſen gefährlichen Brae tragen läßt, anſtatt ſich in einem bequemen Boot zu ſchaukeln? Wer iſt ſie? Ich muß es wiſſen.

Du wirſt Alles erfahren, ſagte Thorſtein, nur jetzt eile, ich bitte.

Sie beſann ſich noch immer.

Karen! rief nun der Mann und warf ihr einen zornigen Blick zu.

Nun, nun, brummte ſie und ging verdrießlich mit der Magd in das Haus hinein. Einige Augenblicke ſpäter erſchienen die Uebrigen. Die Thüre des Hauſes ſah nach dem Thale hinunter, der Stuhl ward niedergeſetzt, und Klara erhob ſich, unterſtützt von Maren, während die Einwohner des Hauſes ſich neugierig herandrängten; auch die Frau trat hervor, ihre Gäſte zu begrüßen. Klara hatte den Strohhut abgenommen, und die Locken fielen über den Hals und Nacken und auf den leichten Anzug hinunter.

Als Karen die ſchlanke, feine Geſtalt erblickte, die anmuthig und wie ſchwebend, mild und freundlich grüßend, zur Thüre hereinſchritt, ſtarrte ſie jene erſt, faſt wie erſchrocken, an, näherte ſich darauf ſchüchtern, ergriff die Hand und küßte ſie.

Guten Tag, liebe Frau, wollt Ihr uns erlauben, einen Augenblick in Euerm Hauſe auszuruhen? ſagte Klara, indem ſie die Hand vergebens zu befreien ſuchte.

Jetzt hatte die Frau ſich gefaßt, noch ein Mal ſah ſie die Fremde mit Erſtaunen an.

Nein, rief ſie nun, ſolch' ein ſchönes, feines Mädchen ſchauten meine Augen noch nie. Du biſt wohl gar ein Engel.

Klara ſchlug die Augen nieder und ſchwieg, während die Frau ſie in die Stube führte, wo hölzerne Stühle um einen reinlich gedeckten Tiſch ſtanden. In irdenen Krügen war Milch aufgetragen, und große Klumpen friſcher Butter lagen auf einem Teller aufgehäuft. Die übrigen Reiſenden traten auch herein. Ingier und Halvor packten das mitgebrachte Eſſen und den Wein aus ihrem Ränzel, und während die Reiſenden das Mahl genoſſen, hatten Karen und Maren ſich in ein Geſpräch vertieft. Sie kannten ſich zwar nicht, aber die vertrauteſte Bekanntſchaft war unter ſo außerordentlichen Umſtänden ſchnell geſchloſſen, und Karen erfuhr bald das Verhältniß der entflohenen Dame. Sie konnte ſich während der Erzählung von ihrem Erſtaunen nicht erholen.

Was man doch Alles erlebt! rief ſie öfters hintereinander. Daß ich eine ſolche Geſchichte in meinem einſamen Hauſe erleben ſollte!

Indeſſen war das Mahl geendigt, Klara erhob ſich, ſie ſehnte ſich nach der freien Luft, die tiefe Schlucht, die ſich nach dem Meerbuſen hinabſenkte, lockte ſie. Alle folgten. Stühle wurden vor dem Hauſe hingeſtellt, und bald drängte ſich Karen, die nun von Allem unterrichtet war, hervor.

Du armes Kind, ſagte ſie, was haſt Du ausſtehen müſſen!

Thorſtein hatte die Scheu überwunden; neben Klara ſtehend, bewunderte er mit ihr die wilde Gegend. Da rief Karen: Welch ein ſchönes Paar! Beide jung, ſchön und vornehm; unſer Thorſtein iſt reich, und das Mädchen iſt wohl auch nicht arm. Nicht wahr, die dürfen nicht getrennt werden?

Thorſtein und Klara waren in der ſichtbarſten Verlegenheit, unwillkürlich entfernte ſich der Erſte und zog Karen mit ſich.

Liebe Frau, ſagte er, wie könnt Ihr ſo unbeſonnen reden? Ich habe das Mädchen früher ein Mal geſehen, ich kenne ſie kaum.

Nun, nun, antwortete Karen, iſt ſie Dir nicht ſchön oder gut genug, ſo kann ich auch ſchweigen.

Einer der Träger trug eine Guitarre. Schnell nahm Thorſtein ihm das Inſtrument, und um die Verlegenheit zu beendigen, trat er auf Klara zu.

Gewiß Sie ſingen, meine Gnädige, ſagte er, indem er ihr die Guitarre überreichte. Sie ſchien ſelbſt gern ein Mittel zu ergreifen, um ſich aus der peinlichen Lage zu retten.

Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſagte ſie und griff in die Saiten.

Man hatte einen Stuhl auf einen etwas erhöhten Felſen hingeſtellt, gegen die Bergwand gelehnt. Der dunkle Mantel war über die Lehne und den Sitz gebreitet. Hier ſetzte das liebliche Mädchen ſich hin, gegen die Sonnenſtrahlen, die heiß und brennend von den ſteilen Felſenwänden zurückprallten, geſchützt. Gebüſche, aus den nackten Steinen hervorwachſend, umgaben ſie, eine Birke, ſchief aus dem Felſen hervorſpringend, wiegte die leicht beweglichen Zweige über ihrem Kopfe, und erwartungsvoll ſtand der kleine Haufe, als ſie mit anmuthiger Leichtigkeit die erſten Töne anſchlug. Es war eins jener ſchlichten altdeutſchen Lieder, aus welchen durch wenige einfache, lang anhaltende, ſchwermüthige Töne Liebe und Sehnſucht, wie tiefe Seufzer, hervorbrechen. Die klare Stimme klang in den Gebirgen wieder und kehrte, als zitterndes, leicht verſchwebendes Echo, aus den Felſen klagend zurück. In ſtillem Entzücken ſtanden die Zuhörer da, lange ſchon hatte das liebliche Mädchen aufgehört zu ſingen, die Guitarre ruhte in ihrem Arm, wehmüthig blickte ſie in die Ferne, und noch immer ſtarrten die Bauern nach der zarten Geſtalt hinauf, die, von dem überhängenden Baume beſchattet, in ſich verſunken daſaß. Thorſtein lehnte ſich an die Felſenwand, als hörte er noch die Töne, nachdem ſie lange verſtummt waren, als wartete er auf die folgenden, als könnte er nicht glauben, daß nun Alles vorbei ſei, die kurze Freude verſchwunden, die ihn in den Himmel hob, der Abgrund von Sehnſucht, der ſich aus der Bruſt der Geliebten erhob, die Felſen zum Seufzen brachte und ſich in ſein Innerſtes verſenkte, um von da, als ewig erneuerte, ſelige Klage wiederklingend, ſich immer von Neuem zu erheben.

Lange dauerte das Stillſchweigen. Durch einen tiefen, gemeinſchaftlichen Seufzer ſchienen Alle zugleich die Laſt ſeliger Wehmuth abzuwälzen.

Was iſt das? rief endlich Karen. Ich habe ja geweint ja, weiß Gott, ich habe geweint und war doch ſo froh, ſo glücklich! Das iſt doch ſeltſam. Nein, das iſt ein Engel, und dieſe Herrlichkeit werde ich nie vergeſſen. Mann, fuhr ſie fort, habe ich es nicht immer geſagt, unſere Mette ſollte nicht ſo eilen mit der Hochzeit? Nun iſt ſie nicht mehr hier, und könnte wohl Vieles, Vieles darum geben, das geſehen zu haben, was wir ſahen, das gehört zu haben, was wir hörten.

Wir müſſen fort, ſprach Thorſtein.

Ja, ja, ſchnell, ſchnell fort! ſagte Klara und richtete ſich auf.

Wartet, wartet nur einige Augenblicke! rief Karen und zog ihren Mann in das Haus. Ungeduldig wartend ſtanden die Uebrigen und begriffen nicht, was das plötzliche Verſchwinden bedeutete. Aber nach wenigen Augenblicken erſchien die Frau in einem ſchwarztuchenen Staatskleide, der Mann in einer neuen weißen Jacke.

Wir begleiten Euch, ſagte Karen, wir müſſen dabei ſein, wenn Du Deinen Verwandten wiederfindeſt; o das wird eine Freude ſein! Und Hermod Aageſen wird uns ſchon freundlich aufnehmen.

Innig gerührt von der Liebe und Zuneigung, die ſich ſo natürlich und offenherzig äußerte, reichte Klara der Frau die Hand, die ſie ſchnell an die Lippen drückte, und Alle gingen nun den ſchroffen Berg hinunter, Klara von Halvor und Maren unterſtützt. Thorſtein wagte es nicht, ihr ſeinen Arm anzubieten. Als ſie das Ufer erreicht hatten und in das Boot ſtiegen, hörten ſie Ruderſchläge. Ein kleines Boot eilte das Ufer zu erreichen, und Adolf Roſſing ſprang heraus. Er ſchien über die Schönheit und Anmuth des Mädchens erſtaunt, wie Alle, die ſie zuerſt ſahen.

Wir kamen, berichtete er, dieſen Morgen in die Nähe von Jondal, van der Nael war uns vorangeeilt, er reiſte nach Roſendal zurück und drohte mit einer Klage, die er in Bergen erheben wollte. Durch ſeine Begleiter erfuhr der Bauer in Jondal, daß wir die entflohene Dame ſuchten. Er eilte uns entgegen, wir erfuhren durch ihn, was uns faſt unglaublich ſchien, daß man ſie über den Schneebrae gebracht habe. Der Obriſt war, als er es hörte, ſehr ängſtlich, und Aageſen vermochte kaum ihn zu beruhigen. Schnell kehrten wir um. Alle ſind im Begriff, hierher zu rudern, ich eilte gleich voraus, und wenn wir ſchnell genug rudern, können wir noch vor ihrer Abreiſe bei Aageſens Wohnung ſein.

Man beſtieg das Boot, die Ruder wurden in Bewegung geſetzt. Thorſtein und Adolf ließen ſich neben Klara nieder, die von einer unruhigen Spannung ergriffen ſchien.

Wenn ich ihn nun nach langer Zeit wiederſehe, ſagte ſie, wie muß ihm, dem Bruder meiner unglücklichen Mutter, dann das Bild der armen Schweſter vorſchweben. Ich trete ihm allein entgegen, ohne ſie, der Gewalt unſeres Verfolgers kaum entronnen.

Der Kopf ſank auf den Arm, die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen.

Ach Gott, ſie weint, ſagte Karen ſchluchzend zu ihrer neuen Freundin, und mit der bangen Erwartung, mit welcher wir einem nahe bevorſtehenden Ereigniß, welches, wenn auch glücklich, doch tief eingreift in das Geſchick geliebter Perſonen, entgegenſehen, ſaßen in rührender Theilnahme Alle da, während das Boot ſchnell unter den ſchroffen Felſen die Wellen durchſchnitt. Schon erblickte man in der Ferne die Fruchtgärten, Männer und Frauen ſtanden am Ufer, wie es ſchien, im Begriff ein Boot zu beſteigen; da entdeckten dieſe das herannahende Boot und blieben erwartend ſtehen. Bald legte es an; Aageſen, ſeine Frau, Elſe ſtanden am Ufer, aber ſchnell ſprang der Obriſt in das Boot und die liebliche Klara ſank tief ergriffen in die Arme ihres Verwandten.

Wenige Städte in Europa haben eine ſo ſeltſame Lage, wie Bergen, die bedeutendſte Handelſtadt in Norwegen. Von einem großen, offenen Platze aus, der ſich nach dem Hafen öffnet, angeſehen, liegt die Stadt recht ſonderbar vor uns. Die anſehnlichen, meiſt zwar hölzernen, hohen Häuſer ſind mit weißer Oelfarbe, die des häufigen Regens wegen oft erneuert werden muß, glänzend angeſtrichen. Die Stadt iſt öfters abgebrannt, die Gebäude erſcheinen daher neu, die rothen oder glänzend dunkelblauen Dächer erhöhen die helle weiße Farbe. In einem Halbkreis biegt ſich die Stadt um die rauhen, in der Höhe kahlen Felſen, die ſie dicht umgeben, Wohnungen erheben ſich auf der nördlichen Seite immer höher, terraſſenförmig übereinander auf dem Gebirgsabhang, und man erkennt Stufen, die zu den höher liegenden Häuſerreihen führen. Dieſe Häuſer ſind zwar kleiner, aber reinlich und glänzend hell angeſtrichen, wie die größern, und ſchauen freundlich auf die Stadt herunter. Fünf hohe Thürme erheben ſich von eben ſo vielen Kirchen über die Häuſer. Auf der nördlichen Seite drängt ſich das rauhe Gebirge bis faſt dicht an den Hafen, aber das ſchmale Ufer iſt mit einer Reihe alterthümlicher Giebelhäuſer beſetzt, deren geringe Breite der ganzen Reihe das Anſehen eines dicht zuſammengedrängten Haufens giebt. Nicht finſter, wie in den alten deutſchen Städten, erſcheint dieſe Reihe. Alle Häuſer ſind auch hier hell weiß; durch die offene Lage gegen den Hafen erſcheinen ſie heiter und freundlich, und hinter ihnen erheben ſich mehrere andere auf dem Abhang des Gebirges. Noch weiter, faſt gegen das Ende des Hafens, dicht unter den rauhen Felſen, liegen die großen, hellen, weißen Packhäuſer, die, aus der Ferne angeſehen, prächtigen Gebäuden ähnlich, den von Süden nach Bergen Hineinſegelnden zuerſt in die Augen fallen. Gegen Süden wird die Stadt durch den tiefer einſchneidenden Meerbuſen, der bis unter die Stadt hineinläuft, von dem Gebirge getrennt, aber eine Erdzunge ſpringt hervor, mit Häuſern und Straßen beſetzt, die erſt gegen das Ende derſelben aufhören, an deſſen äußerſter Spitze eine Feſtung angelegt iſt.

Auf dem Hafen war es eben außerordentlich lebhaft. Norwegiſche Schiffe hatten ihre Waaren in Frankreich, im Mittelmeere vortheilhaft abgeſetzt und kehrten mit reichen Ladungen zurück. Schwarze, hoch gebaute engliſche Briggs lagen neben den niedrigen, gelb und grün angeſtrichenen, reinlichen holländiſchen Jachten; Schiffe von allen Größen, von den größten Fregatten bis zu den Jachten, bildeten ein buntes Gewimmel. Mitten unter ſie drängten ſich acht ſeltſame Fahrzeuge. Dieſe ſahen den Kähnen der deutſchen Flüſſe nicht unähnlich, waren aber von rieſenhafter Größe. Der Kiel verlängerte ſich an dem Vordertheil des Schiffs und ſtieg hier in die Höhe, das Boogſpriet zu erſetzen; ein hoher Maſt ſtand in der Mitte, ungeſchickt mit einem aus Flecken zuſammengeſetzten Segel verſehen. Ein ungeheurer Würfel, der den größten Theil des Schiffes einnahm, reichte bis zur Mitte des Maſtes, aus Stockfiſchen aufgebaut, und auf der obern Fläche ſah man zehn bis zwölf norwegiſche Bauern in ihrer gewöhnlichen Tracht herumlaufen, bemüht, das ungeſchickte Segel ſtückweiſe abzulöſen. Auf einigen Schiffen war Alles ruhig, einzelne Matroſen gingen langſam und bedächtig auf dem Verdeck, andere lehnten ſich an die Kajüte und ſchauten in träger Ruhe nach der Stadt, nach dem Hafen hin. Andere kamen eben an; mit Geſchrei ſuchten ſie ſich durch das Gedränge Platz zu machen. Hier ward der Anker mit Anſtrengung ausgeworfen, dort, durch viele Matroſen, aufgezogen. Sie ſuchten ſich die ſchwere Arbeit durch halb ſingende, halb ſchreiende Töne zu erleichtern. Die Krähne, die vor der giebelförmigen Häuſerreihe angebracht ſind, waren in beſtändiger Bewegung, große Laſten wurden aufgehoben. Eine Menge von Booten landete an dem Hafenplatz, andere verließen ihn, andere ruderten in buntem Gewimmel zwiſchen den Fahrzeugen. Neue Segel kamen hinter dem fernen ſüdlichen Vorgebirge, das düſter in das Meer hinausragt, zum Vorſchein, während andere hinter dem nördlichen verſchwanden.

Auf dem Platze ſah man ein ſeltſames, buntes Gewühl von den verſchiedenſten Menſchen und Trachten. Zwiſchen den Matroſen aller Nationen, die Waaren ausluden, einſchifften oder müßig herumgingen, bewegten ſich die Bauern in ihren eigenthümlichen Trachten. Ein Mann in weißer Jacke ſprach mit einem andern, in eine ſchwarze gekleideten. Man ſah die Frauen aus Voß in ſchreiend ſchwefelgelbe Felle gekleidet, mit einer ſeltſamen, weißleinenen Kopfbedeckung, von welcher zwei breite, große Hörner über die Ohren hervorragten, Mädchen aus Sogn oder Hardanger, die Haare des entblößten Kopfes mit rothen Bändern durchflochten; die Flechten waren bei einigen in einen großen Kranz vereinigt, bei andern ſah man drei lange Flechten über den Rücken und die ſchwarze tuchene Jacke fallen. Schmutzige Striegeln in ſtinkenden Jacken hielten große Fiſche an den Kiefern, während der Schwanz derſelben auf der Straße ſchleifte. Ehrwürdige Matronen ſchritten langſam über den Platz; ſie waren, gegen den hier immer drohenden Regen, in ein Stück von einem ſchwarzen Stoff eingewickelt, welches die ganze Figur bis auf die Füße, Hände und Arme, ja den Kopf und das Geſicht verhüllte, daß man kaum die Augen ſah. Dazwiſchen traten ehrenfeſte Männer in alterthümlichem Anzuge, mit Zopfperücken, aber äußerſt reinlich in das feinſte Tuch gekleidet, und junge Herren nach der neueſten Pariſer und Londoner Mode geputzt. Alle ſchienen mit ſich ſelbſt beſchäftigt, aber ſie bewegten ſich ruhig, ja langſam untereinander. Man vernahm ſelten ein großes Geſchrei oder Gezänk; man ſah kein ſtürmiſches Gedränge, wie in ſüdlichen Häfen.

So erſchien dieſe Stadt, die, mit allen europäiſchen Häfen in lebendiger Verbindung, von dem Lande, auf deſſen Boden ſie gebaut iſt, durch wüſte, rauhe Gebirge, die ſich an ihre Häuſer hinandrängen, aber nach dem Innern zu immer höher, wilder, unzugänglicher werden, völlig getrennt zu ſein ſcheint.

Mitten in dieſem mannigfaltigen Gewühl ſchlich ein einſamer, ziemlich bejahrter Mann herum. Daß er ein Fremder war, erkannte man leicht. Die matten Augen lagen tief in dem blaſſen Geſicht, ein ſtruppiger, ſchwarzer Bart war ſeit Wochen nicht geſchoren, die Haare fielen in wilder Verwirrung vom Kopfe herunter und waren von einem alten, zerriſſenen Hute bedeckt. Er trug einen feinen, aber ſehr abgetragenen dunkeln Rock. Zuweilen erhob er die Augen, und es war, als wenn das Ungewöhnliche der Umgebung, die Heiterkeit der Stadt, das Gewühl in dem Hafen, das Fremdartige der Gegend und der Menſchen für einen Augenblick einen Eindruck auf ihn machten; aber dann ſenkte er plötzlich die Augen, der Rücken krümmte ſich, der trübe Blick ſtarrte auf den Boden, die Arme hingen ſchlaff herunter, und mit matten, langſamen Schritten ſchlich er durch die Menge. Keiner achtete auf ihn, ja Keiner ſchien ihn zu bemerken. Er ſchien keine abſichtliche Richtung zu nehmen, indem er fortſchritt; endlich merkte er, daß das Gewühl um ihn herum aufhörte. Er war an eine einſame Stelle am Hafen auf dem Wege nach der Feſtung gekommen. Eine kleine Mauer ragte hier bis dicht an den Hafen heran. Er lehnte ſich an dieſe und blickte trübe um ſich.

Und ſo biſt Du hier, klagte er, in einem fremden Lande, deſſen Sprache Dir unbekannt iſt, von Allen verlaſſen, und ſollſt nun auch das Letzte, die gemeinſte Noth, kennen lernen. Du haſt nichts, keine Zuflucht, nicht einmal Nahrung. Und wo ſind die Geliebten? Wo? Vielleicht, ach! höchſt wahrſcheinlich in Mangel und Noth, wie Du, und durch wen? Durch Dich, Thor! Wer hieß Dich in das rollende Rad der Geſchichte eingreifen? Und in dem gefährlichſten Moment, als die ganze zerſtreute Maſſe einen mächtigen Mittelpunkt der gewaltſamen Bewegung fand? — Du biſt von der vernichtenden Kraft ergriffen und zerſchmettert, darfſt Du klagen? Ach! Aber daß ſie, ſie mit in das Unglück hineingeriſſen wurden, und ich es nicht mit ihnen theilen darf, das, das iſt es, was mich zum Entſetzen bringt.

Er ſtarrte vor ſich hin, ſein trübes Auge blitzte wie vor Zorn.

Alle haben mich verlaſſen, rief er, aber auch er, dem ich Alles vertraute, dem ich nie mißtraute! Noch ſchwebt ſein treues, offenes Auge vor mir, noch ſehe ich ſeine Thränen, ſeine Angſt, als mein Unglück gewiß war, noch höre ich ſeinen kühnen, gewagten Entſchluß, als er mich verlaſſen mußte, und dennoch hat er mich betrogen — betrogen! Es iſt entſetzlich!

Aber die jammervolle Geſtalt hatte keine Kraft für den anhaltenden Zorn; die nahe Noth umfing ihn mit ihrer finſtern Gewalt.

Und wie willſt Du dem Hunger entgehen? Betteln, — er zitterte, — kannſt Du betteln? fragte er, faſt laut ſchreiend, und entſetzte ſich vor ſich ſelber. Dann war es, als wenn der Jammer ſich in ſich ſelber verzehrte, und eine Windſtille der ruhigen Betrachtung trat ein.

Es iſt ſeltſam, dachte er; ſchon ſeit faſt einem Jahre treibſt Du Dich in dieſem Elende herum, und dennoch kannſt Du nicht heimiſch werden in der Noth; und wie ſchnell ſind wir mit dem Glücke vertraut, als müſſe es nun eben ſo ſein. Iſt die Noth dem Menſchen nicht natürlich? Warum iſt ſie ſo häufig, warum dauert ſie ſo lange?

Er blickte in die Tiefe des Meeres, die ruhige Waſſerfläche ließ tief in die ſtille, feuchte Kühle hineinſehen. Die Wolken hatten ſich vertheilt, die Sonnenſtrahlen drangen durch das Waſſer und beleuchteten die Felſen. Meergräſer, dicht in einen verworrenen Haufen zuſammengedrängt, wuchſen auf den naſſen Felſen, und lange Fäden ragten aus dem verwickelten Haufen hervor, hin und her von den Wellen bewegt; Muſcheln ſaßen ruhig an den Steinen; gallertartige Molluſken öffneten ihre Fühlfäden und zogen ſie wieder ein; Würmer wühlten dazwiſchen und ſchnell ſchwammen Fiſche hin und her. —

Wie ruhig iſt Alles da drunten! Stumm, in ruhigem Wechſel entſteht Alles, und entwickelt ſich und vergeht wieder. Keine Klage wird vernommen, der Untergang iſt ruhig, wie die Geburt; wie die Geſtalten der ſtill träumenden Phantaſie klingt das Leben, wie ein hervortretender Ton, und wirbelt in ſanften Schwin-

Univ. Bibl.
München

gungen durch die wachſende Geſtaltung, und verklingt wieder, in anhaltender Bebung, und wir verfolgen das Verklingen, wie den verhallenden Ton, mit Sehnſucht, aber ohne Schmerz, und lauſchen nur auf den neuen, den wir erwarten.

Es war, als zöge ihn eine ſeltſame Gewalt, als riefe ihn eine Stimme, die aus weiter Ferne kaum vernehmlich erklang, aber einen Wiederhall fand in dem tiefſten, geheimſten, innerſten Gefühl.

Ja, rief er, da iſt Alles ruhig; da ſchlagen die Wellen über die ſtummen Lippen, die nicht mehr klagen. Wir leben nicht; unſere Entſtehung iſt Schmerz, unſer Wachsthum iſt Verirrung und Jammer, unſer Untergang iſt Verzweiflung.

Ein ſchneidendes Gefühl durchdrang den Unglücklichen; es war wie der letzte Todeskampf. Da tönte ihm der ſtille Wellenſchlag, den er bis dahin nicht vernommen hatte, wunderbar in das Ohr, immer ſtärker, immer heller, immer vernehmlicher.

Du biſt geſtorben, dachte er, in ſtilles Brüten verſunken; es iſt das Glockengeläute über Deinem Grabe; warum weilt der Leichnam hier oben? Das Grab iſt offen und freundlich und weich und kühl.

Aber alle Gedanken, alle Gefühle verſchwammen in einer kraftloſen Erlahmung, und lange ſaß die jammervolle Geſtalt und ſchaute in die Tiefe des Meeres hinein, in gefühlloſer Betäubung. Da fing ſtill und leiſe ein ſtechender Schmerz an, ihn an ſich ſelbſt zu erinnern. Er ſchien erſt neugierig zu betrachten, wie er allmälig wuchs und um ſich griff; dann ſchauderte er, wie vor einer großen, nahen, drohenden, aber unbekannten Gefahr, und beſann ſich und ſchien ſich retten zu wollen — und plötzlich, plötzlich ward es ihm klar. —

Ach Unglücklicher, vergebens ſuchſt Du dem Feinde zu entrinnen; er iſt in Deinem innerſten Mark, es iſt der Hunger.

Aus Furcht, zu verhungern, haben ſich Menſchen, oft wohl unmittelbar nach einem ſättigenden Mahle, getödtet, ſelten Jemand, der gegenwärtig an Hunger litt. Ganz in entgegengeſetzter Richtung iſt dann alle Kraft der Seele, jede Gewalt gegen den einzigen Feind gewandt, den wir bekämpfen müſſen. — Angſtvoll ſprang er auf, und wie bewußtlos ging er nach der Stadt zurück. In einer langen Straße, einer Hauptſtraße der Stadt, finden wir die gebeugte Geſtalt. Anſehnliche Häuſer zieren dieſe Straße, aber Alles iſt ſtill. Hier wohnen die reichſten Kaufleute, aber ihre Packhöfe, ihre Comtoirs liegen an den Häfen; nur das ſtille, häusliche Leben zeigt ſich hier. Er ſah einen Mann aus einem kleinen Hauſe herauskommen und trat ihm entgegen.

Mein Herr, ſprach er in franzöſiſcher Sprache, aber er vermochte nicht mehr. Er zitterte, der Kopf war gebeugt, die Augen ſtarrten auf den Boden. Der Mann, den er anredete, hatte das Anſehen eines wohllebenden Kaufmanns. Er ſtutzte, ſah die jammervolle Geſtalt an, und fragte ihn freundlich und theilnehmend, was er begehre.

Mich hungert, ſchrie der Elende; ich bettle! Aber als er es ausgeſprochen hatte, war es ihm, als wäre er ein Anderer, als wäre er der reiche Mann, der helfen müßte, ein tiefes Mitleid, wie mit einem Fremden, ergriff ihn, und plötzlich ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen. Der Angeſprochene war ſichtbar erſchrocken.

Kommen Sie, Unglücklicher, hier iſt mein Haus, hier iſt Rettung und Hülfe, ſagte er und ergriff die Hand des Bettlers. Aber dieſer ſchien erſt auf die Stimme zu lauſchen, dann wie von plötzlichem Erſtaunen ergriffen. Bis jetzt war der Kopf noch immer gebeugt, jetzt erhob er ihn ſchnell.

Was iſt das? rief er und ſtarrte den Angeredeten an. Die matten Augen blickten mit einem ſeltſamen, unheimlichen Feuer aus den tiefen Höhlen hervor. Thaulow, rief er, Du biſt es ja!

Ein tiefes Entſetzen ergriff den Mann, der ſich ſo plötzlich genannt ſah. Auch ihm ſchien die Stimme bekannt, er blickte, von einer wunderbaren Ahnung ergriffen, den Bettler an.

Mein Gott, mein Gott! rief er plötzlich, van der Nael, mein Vater, mein Wohlthäter, er hier, er in dieſer Lage! Er faßte die dürre Hand und bedeckte ſie mit Küſſen.

Ein dicker, reicher Nachbar ging eben vorbei und betrachtete dieſen ſeltſamen Auftritt. Wieder etwas Neues, rief er kopfſchüttelnd. Jetzt wirft er ſich auf öffentlicher Straße ſo weg, daß er einem verhungerten Bettler die Hand küßt. Er iſt verrückt, ich habe es immer geſagt. Nur begreife ich nicht, wie er ein ſo guter Kaufmann ſein kann.

Aber Thaulow zog den erkannten Wohlthäter in ſein Haus hinein und verſchloß die Thüre.

Thaulow war in Bergen geboren, aber frühzeitig ward er von ſeinem Vater, einem verarmten Kaufmanne, nach Hamburg geſchickt. Er machte hier die

Bekanntſchaft mit van der Nael, der ihn nach Paris brachte, wo er ein Comtoir hatte. So war er Jahre lang von ſeiner Vaterſtadt entfernt, und man vergaß ihn. Vor einem Jahre erſchien er wieder. Er war im Beſitze großer Summen, richtete einen bedeutenden Handel ein, ließ ſich in Unternehmungen ein, die ſehr glücklich waren, und ſein Handlungshaus ward unter die anſehnlichſten in Bergen gerechnet. Aber ſeine Firma war die ſeltſamſte und ungewöhnlichſte, die jemals in der Handelswelt erſchien. Er nannte ſeine Handlung die des unbekannten Wohlthäters. Man ſchüttelte den Kopf, fand es bedenklich, ſich mit einem Hauſe, welches eine ſo ſeltſame Firma führte, einzulaſſen, aber die Anerbietungen waren vortheilhaft, die Unternehmungen bewieſen die Leitung eines erfahrenen, kenntnißreichen Kaufmanns, die Zahlungen wurden pünktlich geleiſtet, und bald hatten die Wechſel des unbekannten Wohlthäters ſich auf den berühmteſten Handelsplätzen ein großes Anſehen erworben. Thaulow kaufte ein großes Haus, ließ es prächtig einrichten, aber er ſelbſt bewohnte es nicht. Für ſich richtete er ein kleines Haus in der Nähe ein. Er heirathete ein armes Mädchen, und lebte ſtill und eingeſchränkt. Man kann ſich denken, wie ſehr ſein Leben und ſeine Handlung die Menſchen beſchäftigte. Aber ſein Geheimniß blieb undurchdringlich. Er hatte einen mit ſeinem Siegel und dem der Gerichtsbehörde verſehenen Brief auf dem Rathhauſe deponirt, der nur, wenn er es verlangte, erbrochen werden ſollte, ſonſt nur nach ſeinem Tode.

Den Tag, nachdem Thaulow ſeinen alten Herrn aus einer ſo unglücklichen Lage gerettet hatte, ſah man dieſen zwar matt und erſchöpft, auch mit dem trüben Blick, der in ſeiner Lage nicht mit dem Hunger und dem perſönlichen Elende verſchwinden konnte, aber doch nicht ganz hoffnungslos, wohlgekleidet in einer zierlichen Stube ſitzen. Thaulow ſaß neben ihm und ſchien das Glück, daß er ſeinen Wohlthäter gefunden hatte, noch nicht faſſen zu können. Mit Mühe hatte er die Ruhe errungen, die jetzt nöthig war, um über Alles, was ſeit ihrer Trennung in Paris geſchehen war, zu berichten. Begierig hörte van der Nael, der mit Rührung vernahm, wie ſehr er ſeinen Zögling und Freund verkannt hatte.

Sie erinnern ſich, fing Thaulow an, wie wir ſchon die bedeutendſten Summen unvermerkt aus der Handlung gezogen und nach London und Hamburg in Sicherheit gebracht hatten. Sie ſahen es ein, daß Sie nicht mehr ſicher waren, Sie hatten einen Boten nach Brüſſel geſchickt, auf deſſen Treue Sie ſich verlaſſen zu können glaubten. Er erhielt den Auftrag, Frau und Tochter fort zu bringen. Unglücklicherweiſe erfuhr ich in der Verwirrung nicht, wohin. Zu plötzlich brach die Verfolgung hervor, als man erfuhr, daß Sie bedeutende Summen für die Bourbons nach London geſandt, daß Sie die Vendeer unterſtützten. Ihre Familie war mir ſo gut als unbekannt, nur einige Mal ſah ich Ihre Frau und Tochter, als ſie ſich eine kurze Zeit hindurch in Paris aufhielten. Sie hatten noch immer nicht den Ort beſtimmt, wohin ich mich mit Ihrem geretteten Vermögen begeben ſollte; ausdrücklich hatten Sie erklärt, daß Sie ſich nie in einem Lande niederlaſſen wollten, was mit Frankreich in Krieg ſei. Nun ſtürzten Sie eines Abends in der Dämmerung in das Comtoir. Ich muß fort, Du mußt Dich, mußt mein Vermögen retten, riefen Sie; die Polizei iſt hinter mir. Und kaum hatten Sie es geſprochen, als Sie einige Rollen einſteckten und verſchwanden. Was ſollte ich thun? Ich ſelber war in Gefahr; daß ich Ihr ganzes Vertrauen genoß, war nur zu bekannt. Ich nahm die Chatoulle, die alle wichtigen Papiere enthielt, bepackte mich mit baarem Gelde, wie ich es vermochte, ſchloß das Comtoir zu und ſchlich, völlig rathlos, in meinen Mantel gehüllt, auf den Straßen umher. Nach meiner Wohnung wagte ich nicht zu gehen. Noch jetzt iſt es mir unbegreiflich, wie ich, ſo verdächtig belaſtet, der Aufmerkſamkeit der nächtlichen Polizei entgehen konnte. Endlich ſah ich ein, daß ich einen Zufluchtsort aufſuchen müſſe, und eine arme Frau fiel mir ein, die ich einſt aus großer Noth gerettet hatte. Sie wohnte in der äußerſten Faubourg Montmartre, dicht unter dem Berge. Jetzt, da ich einen Zufluchtsort zu finden hoffte, ward ich erſt ängſtlich. Bis dahin war ich wie betäubt. Ich zitterte, wenn meine eignen Schritte in den finſtern, leeren Straßen wiederhallten; ich bebte, wenn ich eine einſame Geſtalt erblickte; ich dachte mit Schaudern, wie furchtbar es wäre, wenn ich ausgeplündert, wie noch furchtbarer, wenn ich von der Polizei ergriffen würde, wie weit dann beide, Sie und ich, verloren wären. Aber ſeltſam, Keiner ſchien auf mich zu merken; ich ging über den Boulevard, die gedehnte Rue de Poiſſonière entlang. Es ward immer öder, immer ſtiller um mich her, bis ich die kleine, entfernte Rue Pruet erreichte. Hier, in einem kleinen Hauſe, im Erdgeſchoß, wohnte die Frau. Aber es war tief in der Nacht, die Fenſterladen waren geſchloſſen. Ich lauſchte und vernahm keinen Laut. Ich wagte es, erſt leiſe, dann immer ſtärker anzuklopfen. Lange erhielt ich keine Antwort. Endlich ließ ſich eine rauhe männliche Stimme hören. Ich erſchrak, denn ich glaubte dort nur eine alte Frau mit einer Magd zu finden. Schon wollte ich mich voller Schrecken zurückziehen, als das Fenſter geöffnet wurde und ein Mann mir, als er das verdächtige Zurückziehen wahrnahm, zornig zurief, daß ich ſtehen bleiben ſollte. Ich ſah ein, daß eine Flucht unmöglich war. Aus dem Fenſter wäre er mir ſchnell nachgeſprungen, und belaſtet, wie ich war, war an kein Entkommen zu denken. Voller Verzweiflung ging ich auf das Fenſter zu und fragte nach der alten Antoinette Laborde; — die ſuche ich, wohnt ſie nicht hier? Freilich wohnt ſie hier, antwortete der junge Mann, der, wie ich jetzt ſah, ein Militair war, aber wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde? Ich nannte meinen Namen. Ihr ſeid es! antwortete der junge Soldat freundlich. Mein Gott, iſt Euch ein Unglück zugeſtoßen? Kommt herein! Ich kenne Euch nicht, erwiederte ich, nur der Frau kann ich mich anvertrauen. Sie ſchien durch das Geſpräch aufgewacht zu ſein, denn kurz darauf erſchien ſie, ſehr erſchrocken, und beſchwur mich hereinzutreten. Der Soldat war ihr Sohn, der kürzlich nach Paris gekommen. Es blieb mir nichts übrig, als mich ihnen ganz anzuvertrauen, obgleich ich wohl einſah, wie gewagt es ſei, einen armen Soldaten in eine ſolche Verſuchung zu führen, um ſo mehr, da ſeine vermeinte

Pflicht jeden etwa entſtehenden Skrupel leicht beſchwichtigen konnte. Doch mein Vertrauen hat mich nicht gereuet. Er war ein höchſt gewandter junger Mann, wie ſie eben für ſolche Fälle durch die Revolution ſich in Menge ausgebildet haben. Ich ſollte bald einen Beweis ſeines großen Geſchicks erhalten. Der Magd war nicht zu trauen, und wie ſollte man mich in dem kleinen Hauſe vor ihr verborgen halten? Sie war ſtörriſch, man hatte ſchon oft daran gedacht, ſie zu entlaſſen. Morgen früh muß ſie fort, ſagte er: ein franzöſiſcher Soldat kann, wenn es gilt, auch eine Dienſtmagd erſetzen. Ich ward in die Kammer der Alten mit allen meinen Sachen verſteckt, und da die Magd im Hofe wohnte, hatte ſie von meiner Ankunft nichts vernommen. Am andern Morgen wußte Arnaud Laborde auf eine ſo unbefangne Weiſe einen Zank mit der Magd anzufangen, ſchien ſo genau ihre Schwächen zu kennen, daß ſie in die höchſte Wuth gerieth. Ich will keinen Augenblick länger in Euerm Hauſe bleiben, rief ſie, aber meinen Lohn will ich haben, ich rufe die Polizei zu Hülfe. — Und warum? Um Deinen Lohn zu erhalten? Ein franzöſiſcher Soldat bekümmert ſich wenig um Geld, die Geldkaſten aller Länder ſtehen ihm zu Gebote. Und ich gebe Euch, wenn es ſein müßte, das Doppelte, wenn Ihr die Güte haben wolltet, Euch zu entfernen. O recht gern, rief die Magd, ſchnürte ihr Bündel und verließ das Haus. Jetzt zog Arnaud allenthalben Erkundigungen ein. Er erfuhr, daß van der Nael entflohen ſei, daß ich geſucht würde, und hielt es für rathſam, daß ich einige Wochen dabliebe. Eines Tages kam er ſehr nachdenklich nach Hauſe. Ich weiß ein Mittel, Euch zu retten, ſagte er, aber es iſt kühn. Ich wage viel, von Eurer Seite fordert das Unternehmen Muth, Geiſtesgegenwart und Gewandheit, und — Ihr ſeid kein Franzoſe, ſetzte er ſtolz hinzu. Ich forderte ihn auf, mich mit dem Mittel bekannt zu machen. Seht, ſagte er, ich habe eine Geliebte in Auvergne, ihr Bruder war mein beſter Freund. Er iſt nach Mainz gezogen, wo er eine Handlung mit ſüdlichen Weinen angefangen. Auch er war Soldat, iſt ein treuer, braver Menſch, wir haben in den Feldzügen in Italien Manches zuſammen erlebt. Eure Geſtalt ſtimmt ziemlich mit meiner, und auch er iſt wie ich gewachſen. Ich bin hier auf Urlaub, aber bekannt mit einem Offizier, der mir verſchlug, als Courier nach Mainz zu gehen. Ihr könnt dieſen Ritt an meiner Stelle unternehmen; ich bleibe hier verborgen, und mein Freund bringt, wieder an meiner Stelle und in meiner Uniform, die Antwort zurück. Ich unterrichte Euch genau von Allem.

was Ihr zu thun habt. — Ich erſchrak nicht wenig, als ich dieſen Vorſchlag vernahm, die Schwierigkeiten ſchienen mir unüberwindlich, die Gefahr für uns beide zu groß. Bei den Einwendungen, die ich vorbrachte, hob ich die letztere, die Gefahr für ihn, vorzüglich hervor. Wenn Ihr Euch Gewandheit zutrauet, fürchte ich nichts, und mein Freund hat Tolleres unternommen, erwiederte Arnaud. Lange durfte ich mich nicht bedenken. Ich nahm den Vorſchlag an, und Arnaud brachte jeden Augenblick damit zu, mich von Allem genau zu unterrichten. Des Abends in der Dämmerung kam er zu Pferde an, eilig mußte ich ſeine Uniform anziehen und ſeine Depeſchen annehmen, noch ein Mal prägte ich mir auf das Genaueſte Alles ein; ich erſchien vor ihm, er fragte als Befehlshaber, dem der Reiter Ordre überreicht, ich antwortete, und er ſchien zufrieden. Die Trennung, ich geſtehe es, war ſchmerzhaft. Wagte er nicht Alles für mich? Und nur mit Mühe brachte ich den treuen Menſchen dazu, eine mäßige Summe anzunehmen. Nur die Lage meiner Mutter, ſagte er, hält mich ab, härtnäckig ein Anerbieten abzulehnen, durch welches, ich fühle es wohl, Alles, was ich gethan habe, ein ſolches Gepräge annimmt, daß ich nur mit Beſchämung daran denken kann. Ich eilte, Paris zu verlaſſen; auf jeder Station erhielt ich ein anderes Pferd und ritt in furchtbarer Eile. Wie ſeltſam iſt Deine Stellung, dachte ich, indem ich ſo einſam fortritt. Das Schickſal zweier trefflicher Menſchen ruht in Deinen Händen. Ein reicher, angeſehener Kaufmann hat Dir ſein ganzes Vermögen, ein braver Soldat ſeine Ehre anvertrauet. Das Glück meines Retters, das Glück meines Wohlthäters, mein eigenes hing jetzt ganz von meinem Benehmen ab. Ein einziger falſcher Schritt, und wir ſind alle verloren, dieſe Betrachtung hätte eigentlich meine Aengſtlichkeit bis zu einer peinlichen Höhe ſteigern müſſen; Gott Lob! ſie wirkte anders. Ich fand mich durch das Vertrauen ſo trefflicher Menſchen erhoben, ich fühlte eine Ruhe, die mir jetzt, wenn ich kaltblütig meine Lage überdenke, unerklärlich ſcheint. In Verdun mußte ich mich bei dem Kommandanten melden, denn ich hatte ihm Ordre zu überbringen. Er ließ mich kommen; manche Fragen, die er mir vorlegte, wußte ich nicht zu beantworten. Aber ich geſtand meine Unkunde ohne Verlegenheit. Bei einem Soldaten konnte ſie nicht auffallen. Arnaud war aus dem ſüdlichen Frankreich mit Urlaub nach Paris gekommen, er lebte ſtill bei ſeiner armen Mutter, was konnte er erfahren — und ich ſpielte ſeine Rolle. Ein langes Geſpräch war ohnehin nicht möglich, denn meine Sendung hatte Eile. Nach kurzer

Zeit ward ich entlaſſen. In Metz ſpielte ich die nämliche Rolle ſchon mit mehr Zuverſicht, und endlich ritt ich in der Morgendämmerung in Mainz ein. Man mußte mir das noch verſchloſſene Thor öffnen. Hier iſt nun Dein Ziel, aber wie retteſt Du Dich aus dieſer wohl verwahrten Feſte? dachte ich, indem ich durch die engen, krummen, verworrenen Straßen ritt. Dieſe waren faſt leer, ein Knabe zeigte mir die Straße, wo Perraux, Arnauds Freund, wohnte. In ſeinem Hauſe fing man eben an ſich zu regen; er ward auf mein Verlangen geweckt. Ich ſah einen tüchtigen, entſchloſſenen Mann, ſein Ausſehen erregte mein Vertrauen, und ich überreichte ihm ein Schreiben von Arnaud. Er las es bedächtig durch, dann lachte er. Mein Freund iſt immer der Alte, ſagte er, indem er mir die Hand reichte, je tollkühner, deſto beſſer. Aber wahrlich, Ihr müßt ein ſeltener Menſch ſein. Arnaud wagt es, ſeine Ehre Euch anzuvertrauen; das ſieht einem Wunder ähnlich. Ich mußte ihm einen ausführlichen Bericht abſtatten. Er ſah mich verwundert an. Wie? ſagte er; Ihr ſeid ein Kaufmann und habt gehandelt, als wenn Ihr ein alter, erfahrener Soldat wäret? Ihr habt Euch mit Ruhm bedeckt, rief er pathetiſch. Jetzt eilt zu dem Kommandanten, je früher Ihr kommt, deſto beſſer. Laßt Euch durch die Wache anmelden. Eilt ich hoffe, der Kommandant nimmt Euch nicht an. Ich ritt im Galopp fort, mein ſchäumendes Pferd hielt vor der Wohnung des Kommandanten, und eine Ordonnanz brachte ihm, der noch in tiefem Schlafe lag, die Ordre. Er hatte ſie geleſen und ich ward vor ſein Bett gerufen, nicht ohne Angſt; denn wenn auch ich gerettet wurde, kam jetzt Alles darauf an, daß er mich nicht erkenne. Ein Anderer ſollte ja an meine Stelle treten. Aber Alles ging beſſer, als ich zu hoffen wagte. Wie heißt Ihr? rief er mir zu. Arnaud Laborde, antwortete ich kurz, damit meine Stimme ſich ihm nicht zu ſehr einprägen möchte. Gut, Laborde, in drei Stunden kommt Ihr wieder, dann werde ich Euch ſprechen. Hört Ihr? genau nach drei Stunden. Geht. Ich drehte mich mit militairiſcher Haltung und eilte zur Thüre hinaus. Perraux erwartete mich. Das iſt gut, ſagte er, als ich meinen Empfang meldete, aber wir haben in dieſen drei Stunden Vieles zu thun. Manches habe ich ſchon vorbereitet. Meine Entfernung auf einige Tage kann den Bekannten nicht auffallen, und für Euer Fortkommen iſt ſchon geſorgt. Eine Stunde müßt Ihr aber mit mir zubringen; denn ich muß genau alles wiſſen, was Arnaud Euch mitgetheilt hat. Ich faſſe es ſchon ſchneller, wie Ihr. Er ließ Wein bringen, prägte ſich Alles, was ich ihm mittheilte, wohl ein, notirte Einiges. So verging faſt eine Stunde. Auf unnütze und neugierige Fragen, meine Lage betreffend, ließ er ſich gar nicht ein. Ich glaubte ihm eine ziemlich bedeutende Summe anbieten zu müſſen. Er ſah mich an. Ihr ſeid großmüthig, ſagte er, aber habe ich Euch recht verſtanden, ſo gehört das Geld nicht Euch. Ich war, ich geſtehe es, auf dieſe Antwort nicht gefaßt, ſie brachte mich in Verwirrung. Um eine bedeutende Summe zu retten, wagt man ſchon eine kleinere, ſtotterte ich hervor. Ihr kennt mich nicht, aber ſolltet mich kennen, denn ich bin Arnauds Freund, antwortete der Weinhändler. Daß ich keinen Schaden leide, wenn ich Euch behülflich bin, Eure Perſon und ein bedeutendes Vermögen zu retten, iſt billig. Die Hälfte der Summe wird den Verluſt und meine Reiſe hinreichend decken, und Gefahr läßt ein braver Franzoſe ſich nicht bezahlen. Er zählte die Hälfte ab und zwang mich, ſie anzunehmen. Jetzt, Freund, hört Ihr auf, Soldat zu ſein, ſagte er darauf und zog mich nach einer entlegenen Stube. Ich mußte einen Fuhrmannskittel anziehen, einen Hut mit einem breiten Rande auf den Kopf ſetzen, und er führte mich nach einem mit Weinfäſſern bepackten Wagen; auf dieſen wurde die Chatoulle geſetzt, das baare Geld in einem ledernen Gurte mir um den Leib geſchnallt. Sprecht Ihr deutſch? fragte er. Etwas, war die Antwort. Seid kurz, fuhr er fort, unterbrecht jede Rede mit einem hip — hiop! — hia — he! — mit lang anhaltendem Tone, als wenn durch die Gewohnheit, die Pferde anzutreiben, Euch ſolche Ausrufungen zur zweiten Natur geworden wären. Der Kutſcher, deſſen Stelle ich vertreten ſollte, erhielt eine kleine Summe. Keine zu große, rieth Perraux; es iſt nicht ungewöhnlich, daß man ſolche Mittel braucht, um einige Waare unbemerkt über die Grenze zu bringen. Eine größere Summe würde Verdacht erregen. So fuhr ich dann über die Brücke und kam, begleitet von Perraux, der dem Wagen bis Kaſtell folgte, glücklich durch. In Frankfurt war ich an einen Vertrauten adreſſirt, veränderte meinen Anzug, erhielt unter meinem wahren Namen einen Paß, und Sie können ſich meine Freude denken. Ich hielt es für meine Pflicht, mich ſo lange daſelbſt aufzuhalten, bis ich Nachricht von Perraux erhielt. Alles war glücklich ausgeführt. Der indeſſen ſorgfältig eingeſchloſſene Arnaud ſtattete ſelbſt den Bericht von ſeiner Sendung ab, und Perraux kam, ohne daß man die Abſicht ſeiner Abweſenheit ahnete, nach Mainz zurück. Ich ſelbſt habe ihn in Frankfurt geſprochen, und er erzählte das Abenteuer mit vieler Luſt, doch fanden wir es nothwendig, den ganzen Zuſammenhang keinem Menſchen mitzutheilen. Als ich

Hamburg erreichte, ſann ich nun nach, wie und wo ich das Geld anlegen ſollte. Hamburg ſchien mir, da Hannover von franzöſiſchen Truppen beſetzt war, zu bedenklich, nach England zu gehen wagte ich nicht, weil ich Ihre Geſinnungen kannte. Ich beſchloß, meine Vaterſtadt zu wählen, meine Kunde der dortigen Verhältniſſe zu benutzen, aber Alles ſo einzuleiten, daß, wenn Ihnen dieſer Ort unangenehm wäre, Sie zu jeder Zeit das ganze Vermögen an ſich ziehen könnten. Das große Haus ließ ich, als Ihre Wohnung, einrichten, für mich ſelbſt dieſes kleinere. Ich wagte es, mir ſelbſt dieſelbe Summe auszuſetzen, die Sie mir großmüthig in Paris bewilligt hatten, und die mich in den Stand ſetzte, mit meiner jungen Frau anſtändig zu leben. Ein paar glückliche Unternehmungen haben das Vermögen vergrößert und die meiſten, durch die Unterbrechung entſtandenen Verluſte gedeckt. Meine Hauptſorge war nun, die genaueſten Erkundigungen über Ihren Aufenthalt und über die Lage Ihrer Familie einzuziehen. Sie hatten mir öfters einen treuen, von Allem unterrichteten Freund, Lamotte in Brüſſel, genannt, der auch Ihre politiſche Geſinnung theilte. Aber ich wagte es nicht, mich ſchriftlich an ihn zu wenden. Mein jüngerer Bruder hatte eben die Univerſität verlaſſen, er erhielt eine öffentliche Unterſtützung, um Frankreich und Deutſchland zu bereiſen, und kam hierher, um mich vor ſeiner Abreiſe zu beſuchen. Ich kannte ihn kaum, denn als ich das väterliche Haus verließ, war er noch ein Knabe, aber er gewann ſchnell mein ganzes Vertrauen; ihm entdeckte ich Alles und vermochte ihn, über Brüſſel nach Paris zu reiſen. Ich ſetzte ihn in den Stand, über eine nicht unbedeutende Summe zu gebieten, wenn dieſe auf irgend eine Weiſe zum Beſten Ihrer Familie angewandt werden könnte, und gab ihm den Auftrag, Ihren Freund gleich aufzuſuchen. Ich war im Beſitze derjenigen Zeichen, die Sie und Ihre Freunde benutzen, um ſich wechſelſeitig zu erkennen, und ich glaubte ſie meinem Bruder mittheilen zu müſſen, damit er Lamotte Vertrauen einflößte. —

Als Thaulow die Abreiſe ſeines Bruders erwähnte, ward van der Nael unruhig; jetzt unterbrach er die Erzählung und fragte mit großer Ungeduld: Und was hat er erfahren? Wo hält ſich meine Frau mit ihrer Tochter auf? Wie leben ſie? O ſage mir Alles, treuer Freund, verheimliche Nichts.

Thaulow ſchien zu zögern. Sein ganzes Benehmen bewies, daß er nichts Angenehmes mitzutheilen hatte, und van der Nael erblaßte. —

Die fremde Sprache, in welcher mein Bruder ſeine Briefe ſchrieb, das Unverdächtige ſeiner ganzen Stellung und der Umſtand, daß Ihr Name in den Brieſen nie erwähnt wurde, erlaubten ihm, ausführlich zu antworten. Ich erfuhr nun durch ihn, daß Ihre Frau aus Dänemark gebürtig, daß ein Bruder, der Obriſt von Fallmer, in Kopenhagen lebe, und eilte, ihn von der Lage ſeiner Schweſter, von Ihrem Schickſale, ſo weit es mir bekannt war, und von meinem Verhältniſſe zu Ihnen zu unterrichten. Ich erbot mich, Alles zu wagen, um Ihren Aufenthalt zu entdecken, und wenn er es zweckmäßig fände, gleich nach Kopenhagen zu reiſen. Er antwortete ſogleich, daß er ſchon das Schiff beſtiege, um hierher zu reiſen, und jetzt iſt er hier.

Er iſt hier? fragte van der Naal. Ich ſuchte ihn vergebens; man ſagte, er hätte Bergen verlaſſen.

Es iſt nur, antwortete Thaulow, eine kleine Gebirgsreiſe zu ſeiner Erholung. In wenigen Tagen wird er zurückkommen.

Gut! Aber meine Frau, meine Tochter — O Sie zögern. — Sind ſie todt?

Sie leben, antwortete Thaulow, aber leider in einer ſehr traurigen Lage. Ihre Frau, als ſie ſo plötzlich Ihre Flucht und den Sturz des Hauſes erfuhr, verfiel in ſtillen Trübſinn. Ein naher Verwandter, ein Geiſtlicher, der Ihren Namen trägt, ward der Vormund Ihrer Tochter. Er nahm das Eigenthum in Brüſſel in Beſitz; die Mutter ward von der Tochter getrennt, und Klaras Thränen und Bitten konnten es nicht verhindern. Wo Ihre Frau ſich aufhält, hat mein Bruder noch immer nicht erfahren können, und die Furcht, daß ein mislungener Schritt, um ſie zu entdecken, ihr Unglück vergrößern könne, hält ihn von einer jeden kühnen Unternehmung ab. Die Tochter ward nach der Wohnung des Verwandten gebracht, wo ſie unter der ſtrengen Aufſicht einer vertrauten Frau lebte. Mein Bruder hat ſich dem Bergfach gewidmet, er kann daher, ohne Verdacht zu erregen, die Gegenden bereiſen, und ſo ſucht er fortdauernd den verborgenen Aufenthalt Ihrer Frau zu entdecken. Bald bereiſt er die Niederlande, dann kehrt er nach Paris zurück. Kürzlich erhielt ich einen Brief, in welchem er mir ſchrieb, daß Ihr Verwandter mit Ihrer Tochter plötzlich Brüſſel verlaſſen habe. Er war nach Amſterdam gereiſt; ob dieſes das Ziel ſeiner Reiſe ſei, wußte man nicht.

Van der Nael war in Verzweiflung.

Geben wir die Hoffnung nicht auf, ſprach ermunternd Thaulow; mein Bruder wird ſeine Unterſuchungen fortſetzen, der Obriſt wird nicht ruhen, und daß ſo viel Günſtiges geſchah, muß uns mit Muth und froher Zuverſicht für die Zukunft erfüllen.

Daß ich, entgegnete jener, elend, verlaſſen, hungrig, als ein Bettler vor meiner eigenen, mir unbekannten, Wohnung erſcheinen mußte, die treue Liebe mir erworben hat, iſt freilich ein ſeltſames Ereigniß, und hätte ich noch den Muth, der mich in frühern Jahren beſeelte, ich fühle es wohl, wie ſolche Begebenheiten mich mit Hoffnung erfüllen würden. Aber der vergangene Jammer hat mich zu ſehr niedergedrückt, kein froher Gedanke will bei mir weilen; ich ſehe die ſchwermüthige Frau in Noth und Elend, ich höre die Klagen der Tochter, ich höre die Vorwürfe, die ich verdiene, die nie ſchweigen wollen, ſagte er und verſank in ſeinen Schmerz.

Theilnehmend ſaß Thaulow lange neben ihm. Endlich ſuchte er ſeinen Kummer zu zerſtreuen.

Noch weiß ich nicht, wie Sie, theuerſter Vater, ſich aus Paris retteten, weiß nicht, welch ſeltſames Glück Sie nach dieſer fernen Gegend brachte, ſagte er, und van der Nael ſuchte ſeinen Schmerz zu bekämpfen, um ſeinem treuen Freunde zu antworten.

Meine Rettung, meine Reiſen haben wenig Merkwürdiges. Ja, mein Kummer, die quälende Sorge für meine Frau und Tochter, iſt mir allein geblieben. Die Verbündeten für die vertriebenen Bourbons kennen einander. Ein ſolcher, der ſich am wenigſten verdächtig gemacht hatte, brachte mich als ſeinen Bedienten aus den Barrièren. Ich kam von einem Vertrauten zu dem andern; oft mußte ich die Tage in Wäldern zubringen, um des Nachts weiter zu reiſen. Die Richtung meiner Reiſe hing nicht von mir ab. So kam ich nach der Schweiz. Aber auch hier war ich nicht ſicher. Ich ging nach den Rheingegenden, in der Hoffnung, irgend eine Nachricht aus Brüſſel zu erhalten. Drei Mal ſandte ich Boten nach Brüſſel; alle betrogen, verriethen mich und kamen nicht wieder. Wie durch ein Wunder entging ich den Nachſtellungen, die ich mir durch meine Bemühungen, Nachrichten aus Brüſſel zu erhalten, zuzog. Endlich blieb mir nichts übrig, als den Bruder meiner Frau in Kopenhagen aufzuſuchen. Kummer und Gram warfen mich in Hamburg auf ein Krankenlager. Ich glaubte zu ſterben, und mir ſchauderte, daß ich die Welt verlaſſen ſollte, ohne etwas von den Geliebten zu erfahren, die durch mich ſo unglücklich waren. Es iſt ſeltſam, wie die ruhig wirkende Natur in ihrer geheimnißvollen Thätigkeit meine Geſundheit herſtellte. Ich begriff es nicht; ich erſtaunte über die Kräfte, die für mein Leben thätig waren, während der Geiſt, von zehrendem Gram vernichtet, nichts, als Jammer und Verzweiflung, kannte. Ich eilte nach Kopenhagen. Die Stadt, ihre Einwohner waren mir völlig fremd; meine Frau hatte ich in Koblenz kennen gelernt, ihr Bruder hielt ſich eine Zeitlang in meinem Hauſe in Brüſſel auf. Als ich nach Kopenhagen kam, war die Summe, die ich mitgenommen hatte, faſt ganz verzehrt, und ich erfuhr, daß Obriſt von Fallmer nach Bergen gereiſt ſei. Was ſollte ich thun? Ganz ohne Geld fand ich einen Platz auf einem Schiffe, welches nach Bergen ging. Sturm, ungünſtige Winde trieben uns Wochen lang im Kattegat, auf der Nordſee umher, und als ich hier landete, behielt der Schiffer, mürriſch und ſcheltend, mein kleines Reiſebündel als Erſatz für die Zehrung und für die Ueberfahrt. So betrat ich, von Allem entblößt, als ein Bettler dieſe Stadt und fühlte mich gedrückt, wenn ich an den Augenblick dachte, in welchem ich in dieſer Lage mich dem Verwandten zeigen ſollte. Ich erfragte ſeine Wohnung, und, ſo ſeltſam iſt das innere, geheimnißvolle Gewebe unſerer Empfindungen, ſo groß iſt die Gewalt niedriger Leidenſchaften, daß in dieſem Augenblick ein jeder Kummer höherer, edlerer Art zurücktreten mußte gegen das tiefe, beſchämende Gefühl, daß ich, der ich, von großem Reichthum umgeben, ihn vor wenigen Jahren in meinem Hauſe aufgenommen hatte, nun als ein Armer, Nothleidender ihm entgegentreten müßte; mein höchſt dürftiger Anzug peinigte mich, und mit Scheu trat ich in das Haus. Aber wer ſtellt meinen Schreck dar, als man mich mit Verachtung betrachtete, als einen Ueberläſtigen abwies, als ein Mann erſchien, der mir in ſchlechtem Franzöſiſch verſicherte, daß der Obriſt, ſelbſt wenn er hier wäre, keinen lumpigen Bettler, wie mich, annehmen würde; aber er iſt nicht hier, er hat Bergen verlaſſen, rief er verdrießlich. Abgewieſen, als ein zudringlicher Bettler, taumelte ich bewußtlos fort. Ich weiß nicht, wo ich hinging; ich ſah viele Menſchen um mich; einen Augenblick fiel mir die Stadt, die Umgebung, der Hafen mit den Schiffen auf, die Menſchen, Männer und Frauen in fremden Trachten, machten ſeltſam genug einen Eindruck auf mich, es war, als könnte ich die Größe meines Unglücks nicht glauben, als könnte ich, was geſchehen war, nicht faſſen. Dann aber trat Alles mit furchtbar zerſchmetternder Wahrheit vor meine Seele. Ich fand mich in einer einſamen Gegend, ich erinnerte mich, daß ich in das ſtille Meer hineinſchaute, daß ich mich nach ſeiner feuchten, ruhigen Tiefe ſehnte; es war mir faſt, als würde ich hinabgezogen. Aber ich ſaß noch am Ufer. Da weckte mich ein ſchneidendes Gefühl; es war der Hunger. Ich hatte den Tag vorher faſt nichts genoſſen, Kummer und Unruhe quälten mich zu ſehr. Heute hatte der Schiffer mir nichts geboten. So ſchlich ich durch die Straßen herum und lernte das noch niedrigere Gefühl, das rein thieriſche kennen, und mußte abermals erfahren, daß es das höchſte Unglück iſt, wenn die gemeine Noth alle höhere verdrängt, daß es Zuſtände giebt, in welchen wir, zum Thier herabgeſunken, uns nach dem Kummer ſehnen können, der uns zu vernichten drohte, ihn als ein Glück herbeiwünſchen, nun er verſtummen muß. Und ſo haſt Du mich gefunden. —

Und in dieſem furchtbaren Augenblicke mußten Sie vor Ihr eignes Haus treten, ſo nahe war die unerwartete Hülfe, und Sie können noch zweifeln? Sehen Sie, Alles iſt zum Empfange Ihrer Lieben bereitet; ich ſehe ſie kommen, Sie werden glückliche, heitere Tage erleben, van der Nael, und ich werde Ihr Glück theilen.

Die junge Frau trat herein, die ſchüchtern ſich näherte, weil ihr die Sprache fremd war; aber die liebevolle Umgebung wirkte erheiternd auf van der Nael, er fing an zu hoffen. Doch ſchlug er jede Bitte, die Handlung ſelbſt zu übernehmen, ſich zu nennen, ſtandhaft ab. Er blieb, unter einem fremden Namen, als ein holländiſcher Kaufmann, der mit Thaulow Geſchäfte habe, im Hauſe, verließ es nicht, und ſeine Erſchöpfung mußte entſchuldigen, daß er ſich von jedem Umgange zurückzog.

Durch eigenthümliche Verhältniſſe ſeines Vaters geſchah es, daß Thorſtein, nachdem er in Kopenhagen die Prüfung überſtanden, welcher jeder junge Mann, der die Univerſität beſuchen will, ſich unterwerfen muß, zuerſt nach Kiel ging und ſich dort ein Jahr lang aufhielt. Dieſer für einen Norweger ungewöhnliche Umſtand war für ſein ganzes Leben entſcheidend. Es hatte ſich in Jena durch den großen Einfluß, den Fichte und Schiller auf geiſtreiche junge Männer ausübten, ein Kreis gebildet, wir möchten ſagen, eine Schule, die ein ganz eigenthümliches Gepräge trug. Goethe wirkte, durch den Zauber ſeines Genies und ſeiner Stellung, aus der Ferne. Es war mehr die Geſinnung, als die dichteriſche Form ſeiner Werke, die dieſe Jünglinge zu Schiller, mehr die gediegene Kraft, als die ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit, die ſie zu Fichte hinzog, und während man wohl oft über den ſchädlichen Einfluß einſeitiger dichteriſcher und ſpekulativer Richtung auf dieſer Hochſchule Klagen führte, bildete ſie durchaus tüchtige, praktiſche Männer, die, obgleich fortdauernd in großen Entſchlüſſen lebend, durch die Tiefe der Spekulation und durch die Anmuth der Dichtkunſt von jenen einſeitigen und fratzenhaften Extremen befreit blieben, die ſich damals ſchon, und, als die Verirrungen der Zeit zunahmen, häufiger und widerwärtiger entwickelten. Mehrere zu dieſem Kreiſe gehörende Jünglinge, durchglüht von dem ihnen heiligen Feuer, hatten die Hochſchule in Jena verlaſſen und beſuchten die vaterländiſche in Kiel. Hier lernten ſie Thorſtein kennen, und die friſche norwegiſche Natur, der Ernſt, die wunderbare Miſchung von ſtiller, tiefer Verſchloſſenheit und unbefangener Freimüthigkeit, die ihn auszeichnete, wie ſeine edle Geſtalt, zog ſie zu ihm hin. Was er hier vernahm, ſchien ihm nichts Fremdes; es war ihm, als hätten ſie ſeine eigene Natur ihm aufgeſchloſſen, ihr Worte, Ausdruck, Bedeutung verliehen, und er gab ſich dem tiefen Eindruck ganz hin. So hatte er bedeutende deutſche Freunde gefunden und war mit dieſem Lande auf's Innigſte geiſtig verbunden.

Als Thorſtein nach Kopenhagen kam, fand er dort Adolf Roſſing und Edward Thaulow, ſeine Schulfreunde. Von Kindheit an waren dieſe Drei vereinigt, und Thorſtein unterließ nicht, ſeinen Freunden, mit aller Begeiſterung des jugendlichen Gemüths, den innern geiſtigen Reichthum mitzutheilen, der ihm geworden war. Es mag für einen Deutſchen ſchwer ſein, ſich einen klaren Begriff zu machen von dem mächtigen Eindruck, den bedeutende Geiſter eines fremden Volks, durch die Ferne gehoben, auf die bewegten, aufgeregten Jünglinge eines entlegenen Landes machen. Wie in neuern Zeiten der Süden, Italien vor allem, mit ſeinen Ueberreſten einer großen Vergangenheit, ſeinen Geſinnungen, ſeiner Kunſt und ſeiner glühenden Natur ein Gegenſtand faſt allgemeiner Sehnſucht geworden iſt, ſo ſchwebte dieſen jungen Männern Deutſchland als das Land der geiſtigen Verheißung vor. Das widerwärtigſte Gezänk der Gelehrten erſchien ihnen als großartige, rückſichtsloſe Kühnheit, die nichtigſten Streitigkeiten als bedeutende Kämpfe; ein jedes Dorf ſtellte ihnen eine Idylle, eine jede Stadt den Wohnſitz berühmter Männer dar; vor Allem traten ihnen die Univerſitäten als die erhabenſten Sitze tiefer Weisheit entgegen, nur mit den griechiſchen Akademien zu vergleichen. Ein Vierter, Axel Flinthough, hatte ſich an dieſe Drei angeſchloſſen. Auch er war ein geborner Norweger, der Sohn eines armen Arztes, aber ſchon in ſeiner früheſten Kindheit verließen die Aeltern Norwegen, und das ferne Land ſchwebte als ein Traum ſeiner Kindheit vor ſeiner Seele.

Zwei von dieſen Freunden finden wir in dem Ereigniß, welches uns hier beſchäftigt, vereinigt. Ihnen war die lang genährte Hoffnung, Deutſchland zu ſehen, endlich nahe getreten. Der nächſte Herbſt ſollte ſie nach dieſem Lande bringen. Thaulow, durch eine ſeltſame Verſchlingung der Verhältniſſe in daſſelbe Ereigniß verflochten, welches die Freunde in Norwegen, beſonders Thorſtein, anzog, war zwar jetzt in Frankreich und abwechſelnd in den Niederlanden, aber ſeine Abſicht war, mit den Freunden im nördlichen Deutſchland zuſammenzutreffen. Nur Axel hatte, wie es ſchien, keine Hoffnung, ſie zu begleiten. Seine drei Freunde waren, wenn auch nicht reich, doch vermögend, er war arm. Von früher Jugend an hatte die Natur ihn angezogen. Pflanzen, Thiere, Gebirge winkten ihm, die fernen Berge ſeines Vaterlandes vor Allem. Er wollte erſt heimiſch werden in dieſen Felſen, er wollte mit ſeinem ganzen Daſein wurzeln in dieſem feſten Boden, er wollte das Volk kennen, und von da, wie ein Adler von ſeinem Neſt, in die geiſtige Tiefe, die ſich in dem geliebten Deutſchland aufſchloß, ſich hinabſenken.

Die zwei Freunde ſehen wir jetzt bei Hermod Aageſen mit einem Manne vereinigt, der, wie abweichend ſeine Anſichten von den ihrigen waren, wie wenig er ihre goldenen Träume von einer großen Zukunſt, die in Deutſchland aufblühen ſollte, gelten ließ, dennoch, je näher ſie ihn kennen lernten, deſto mehr ihre Hochachtung gewann. Die treuen Wirthe beharrten in ihrer einfachen Weiſe, und immer traulicher geſtaltete ſich das ſtille Zuſammenleben; Klara und Elſe ſchloſſen ſich eng aneinander. Zwar hielt ſich die Letztere anfänglich ſchüchtern und verlegen zurück, aber Klara wollte die Gelegenheit, mit einem jungen, liebenswürdigen Mädchen in ein vertrauteres Verhältniß zu treten, nicht ſo leicht aufgeben. Elſe, obgleich ſchüchtern und ſtill, mußte dennoch einnehmend erſcheinen. Das feine Geſicht, die faſt durchſichtige Haut und das helle, milde, blaue Auge bildeten einen ſeltſamen Kontraſt gegen den etwas ungeſchickten Anzug, der, wenn auch von feinerm Stoff, doch der Form nach ganz wie der des rohen Bauermädchens war. Und dennoch mochte man das liebliche Mädchen, wenn man es erblickte, kaum anders wünſchen. Denn das völlig Anſpruchsloſe ihrer Erſcheinung erhöhte den Reiz, hemmte ihn keineswegs. Klara erſchien neben Elſe höchſt verſchieden. Zwar zeigte auch ſie jene zarte, jungfräuliche Verſchämtheit; ſie war aber in einem vielfältig wechſelnden, höchſt ausgebildeten Kreiſe erzogen, eine politiſche Revolution mit ihren Greueln hatte ſich vor ihren kindlichen Augen entwickelt.

und kaum ſchien eine ruhigere Zeit einzutreten, als eben dieſe das ganze häusliche Glück ihrer Aeltern zerſtörte; ſie fand ſich ſelbſt in einer bedrängten Lage, einer jeden Stütze beraubt, nur an ſich ſelber gewieſen. Unter ſolchen Umſtänden erzogen, in eine ſolche Lage verſetzt, bildete ſich der eigene Wille, das Bewußtſein, ja eine aufmerkſame Beobachtungsgabe, durch welche ſie mit Schnelligkeit die Umgebung durchſchaute. Einzelne, wenn auch halbleiſe, furchtſam hervorgebrachte Aeußerungen der neuen Freundin überraſchten ſie; denn ſie verriethen einen ſo zarten Sinn, wie man ihn in ſolchen äußern Verhältniſſen nicht hätte erwarten ſollen. Bald war auch die Quelle ihrer Bildung entdeckt; denn das Verhältniß zwiſchen Adolf und Elſe äußerte ſich auf die unbefangenſte Weiſe; dieſer war, man ſah es, bemüht, die Vorzüge der Geliebten bemerkbar zu machen; er war bemüht, ſie faſt mit Gewalt in das Geſpräch hineinzuziehen, und indem er an frühere Tage, an manche jugendliche, frohe Stunde erinnerte, erfuhr man bald, daß eine kindliche Neigung Beide früh verknüpft hatte, daß die Geliebte die ſtille Theilnehmerin ſeiner Träume geweſen, daß ſie ſich an ihm, mit ihm entwickelt, und daß auf dieſe Weiſe das jetzige, ernſthafte Verhältniß ſich ausgebildet hatte.

Die erſten Augenblicke der ſtürmiſchen Freude waren verſchwunden; die ſchmerzhafte Erinnerung an das immer ungewiſſe, ja bedenkliche Schickſal der Aeltern hatte das Mädchen und den Onkel trübe geſtimmt; aber ruhigere Augenblicke traten allmälig hervor, und Klara warf einen ſtill beobachtenden Blick auf die Umgebung. Sie war durch ihre Verhältniſſe in der kurzen Zeit in mannigfaltige Berührung mit den Einwohnern der Gegend gekommen und hatte ſie ſchätzen gelernt. In der That muß man den Harbanger Bauer unter die trefflichſten, verſtändigſten, tüchtigſten in Norwegen rechnen. Aber Aageſen ſtand offenbar höher, als alle, die ſie bis jetzt kennen gelernt hatte. Bald ward ihr das Uebergewicht, welches er, als gebühre es ihm, über die übrigen Bauern ausübte, völlig klar; ſie ſah, wie unbefangen es anerkannt ward. So möchten, in den einfachſten, uralten patriarchiſchen Zeiten, ſich Herrſcher unter den Gleichen gebildet haben. Auf ihn blickten Alle, während die Frau mit den Uebrigen ſchon auf einem mehr vertraulichen Fuße ſtand. Sein freundlicher Rath ward faſt wie ein Befehl betrachtet, ohne Widerrede angenommen; ſeine Urtheile ſchien man für unfehlbar zu halten, ja die Achtung, die man den Fremden bezeigte, ſchien in ſeiner Gegenwart ganz durch ihn beſtimmt. So gebietend ohne Herrſchaft, gewaltig durch Rath, nicht durch Befehl, Alles leitend durch ernſthafte Freundlichkeit, betrachtete dieſen Bauer auch Klara mit jener Ehrfurcht, die Alter und gegründetes Anſehen fordern; nicht wenig trug dieſer Eindruck dazu bei, das ganze Haus in ihren Augen zu heben, und die Bedeutung des Hausherrn theilte ſich ſeiner ganzen Umgebung mit. Aber immer mehr und mehr näherte ſie ſich dem ſtillen Mädchen, ſie ging ermüdet mit ihr nach der gemeinſchaftlichen Schlafkammer, und den Morgen darauf erſchienen die beiden lieblichen Geſtalten mit verweinten Augen, einem Zeichen inniger Mittheilung, ganz in einander verſunken, in der ſüßeſten Vertraulichkeit.

Die Nachricht, daß der bedeutendſte Theil des väterlichen Vermögens gerettet ſei und ſich in treuen Händen vermehre, hatte die Hoffnung der Tochter belebt. Man beſchloß, dem eignen Wunſche gemäß, und von dem freundlichen Wirthe dringend eingeladen, ein paar Tage hier ruhig zuzubringen. Der Obriſt wollte, da doch nichts zu befürchten war, es dem Geiſtlichen überlaſſen, die erſten Schritte zu thun. So ſaß die ganze Geſellſchaft, auch die begleitenden Bauern und ihre Frauen, in einem lieblich blühenden Fruchtgarten.

Der Obriſt, Thorſtein und Roſſing hatten ſich in eine Laube zurückgezogen; denn der Letztere fing an von Deutſchland, von der nahe bevorſtehenden Abreiſe zu reden, und es ſchien, als wünſchte der Obriſt dieſes Geſpräch fortzuſetzen.

Zwar verlaſſe ich ein theures Land, treue Menſchen, Verwandte, Aeltern und eine geliebte Braut, ſagte Roſſing, aber meine Anhänglichkeit, meine Liebe hat ſchon eine Trennung überlebt und wird auch die zweite überdauern. Und ſo darf ich meine Freude nicht verbergen, endlich das Land zu ſehen, in welchem eine grenzenloſe Sehnſucht mich ſchon lange heimiſch machte. Wie winken mir die großen Geiſter dieſes herrlichen Volks; ja ſelbſt die Sprache tönt mir wunderbar lockend in's Ohr. Sie lächeln, Herr Obriſt; ich weiß es, man pflegt die Sprache rauh zu nennen. Mag die italieniſche muſikaliſcher ſein, aber die Tiefe der Muſik liegt in der deutſchen verborgen; mag die ſpaniſche volltönender, die franzöſiſche klingender ſein, aber die deutſche klingt aus der Tiefe und man vernimmt den Wiederhall dort. Der unergründliche Gedanke findet ſeinen angemeſſenſten Ausdruck, der leichteſte Witz ſeine ſpielende Aeuſerung in dieſer Sprache, wie in keiner; die wilde Klage ſchreiet in zerſchmetternden Worten aus ihr heraus, während der ſtille Seufzer in ſchwebenden Klängen verſchwindet. Aber die Sprache verbirgt das Schickſal, ſie iſt die verhängnißvolle Phyſiognomie, die verborgene Konſtellation eines Volkes, und ſo iſt dem Deutſchen das Verſtändniß der Vergangenheit, der volle geiſtige Genuß der Gegenwart und die Verheißung der Zukunft vor Allen gegeben.

Sie reden große Worte über die Deutſchen, und es iſt wohl ſelten, ſie ſo von einem Norweger zu hören, erwiderte der Obriſt. Wie es mit der Verheißung einer weit entfernten Zukunft ausſehen mag, weiß ich freilich nicht; aber der Genuß der Gegenwart könnte Ihrem geliebten Volke leicht verdorben werden, und von einer viel verſprechenden Zukunft, die, wie eine jede vernünftige, auf die Gegenwart gegründet ſein muß, kann auch ſchwerlich die Rede ſein. Die beſten geiſtigen Kräfte des Volks zehren ſich in unnützen Träumereien auf; ich möchte es mit einem unglücklichen Jünglinge vergleichen, der, während er verlaſſen, ja verachtet, arm und hülflos darbt, anſtatt einen klaren Blick auf die Verhältniſſe der Welt zu werfen, ſeine Kräfte richtig zu ſchätzen, und nun auf eine zweckmäßige und verſtändige Weiſe dieſe anzuſtrengen, jene zu benutzen, von ſeltſamen Erfindungen träumt, die ihm auf einmal einen Ruf verſchaffen würden, von unerhörten Ereigniſſen, in welchen er eine große, bewundernswürdige Rolle ſpielt, von unerwarteten Erbſchaften, die unzählbare Goldhaufen um ihn aufthürmen, daß er urplötzlich ſich in einen berühmten, allgemein bewunderten, reichen Mann verwandelt ſieht. Betrachten wir dahingegen die weſtlichen Nachbaren der Deutſchen. Mag man über die Revolution urtheilen, wie man will, und ich war immer ein Gegner, nicht allein der Wuth, ſondern ſelbſt der Grundſätze dieſer wilden Gährung; müſſen wir aber nicht geſtehen, daß mitten in der wildeſten Zeit die Wiſſenſchaften, und zwar die erfolgreichſten, ſich zum Erſtaunen entwickelten, daß im Innern die größten Unternehmungen gelangen, daß ſiegreiche Heere ſich bildeten? In allen Ständen haben ſich Talente entwickelt, ſind gewandte Menſchen zum Vorſchein gekommen; Kräfte, mächtiger, als die Geſchichte ſie kannte, ſind in furchtbaren Verein getreten, nicht um zu träumen, ſondern um zu handeln. Und nun iſt die gewandteſte Natur erſchienen, die dieſe furchtbarſten, Alles beſiegenden Gewalten zu benutzen weiß. Frankreich hat ſeit Jahrhunderten Europa, vor Allem Deutſchland, geiſtig unterjocht, hat es mit ſeinem politiſchen Netze umſponnen, und es ſcheint mir reif zum Untergange. Dieſem Manne gegenüber, wo iſt die Kraft, die ihm entgegen zu treten wagt? Mit der geiſtigen Stärke, mit der Alles niederſchmetternden Gewalt, an der Spitze einer ſo gewaltſam aufgeregten Nation, mit einer militairiſchen Genialität, die jetzt ſchon alle beſtehenden Formen der Kriegsführung überwältigt hat, hängt es von ihm ab, ob er Europa unterjochen will, und wer, der die Menſchen und die Geſchichte kennt, kann wohl glauben, daß ein ſolcher Menſch, auf eine ſolche Spitze geſtellt, ſich ſeiner Kraft bewußt ſein ſollte, ohne ſie benutzen zu wollen? Deutſchland wird das erſte Opfer ſein, und nicht ohne Bedauern kann ich es ſehen, daß meine beiden jungen Freunde ihr ganzes inneres Daſein an ein fremdes Volk knüpfen wollen, in einem Augenblicke, wo es ſeinem unvermeidlichen Untergange entgegengeht.

Sie erſchrecken mich, ſagte Thorſtein, der bis jetzt in Träume verſunken und wenig Antheil an dem Geſpräche zu nehmen ſchien, ich habe mit gleicher Luſt die beiden mächtigen Gewalten, die äußere, gewandtere hier, die innere, tiefere dort, ſich bilden ſehen; ich habe mich gefreut, in einer ſo bedeutenden Zeit geboren zu ſein, ich ahne große Kämpfe, ſeltſame Irrthümer, wunderbare Gährungen; ich wünſche zwar nicht, mich von meinem Vaterlande zu trennen, aber mit großer Freude würde ich an jenem friſchen, bewegten Leben, an ſeinen Siegen, ja ſelbſt an ſeinen Niederlagen theilnehmen. Aber nie, ich geſtehe es, habe ich mir Frankreich ſo übermächtig, Deutſchland ſo kraftlos und ſchwach gedacht.

Es giebt, antwortete der Obriſt, da der allgemeine Kampf unvermeidlich ſcheint, kaum eine Rettung; das allgemeine Schrecken wirkt ſchon jetzt lähmend und bricht auf eine troſtloſe Weiſe dem Unheil die Bahn.

Was mich, den Fremden, die Unterjochung tief betrauern ließe, erwiederte Thorſtein, iſt, daß ich dann die ſchöne, zarte Knoſpe des deutſchen Geiſtes erdrückt ſähe. Sie iſt zu innig mit der nationalen Eigenthümlichkeit verbunden, und iſt dieſe von ihrer Selbſtſtändigkeit zu trennen? Sie iſt dem Franzoſen zu fremd. Sie hat mich ſo freundlich angelächelt, ſo ganz meinen Sinn, mein Gemüth gefeſſelt, daß ich ihr Verwelken als den Tod des ſchönſten, mir nahe verwandten Kindes der Geſchichte, das die Zeit vorübergehend hoffnungsvoll begrüßte und alle deſſen Hoffnungen ſie dann in das frühe Grab mitnähme, lebenslänglich betrauern würde. Aber wie ſollte ein Volk nicht bis auf den letzten Mann kämpfen, wenn es einen Dichter erzeugt, wie Schiller! Ich kann mir keinen gebildeten deutſchen Jüngling denken, der nicht wünſchte, ein Marquis de Poſa zu ſein. Wen dieſe Dichtung, ſo ganz gemacht, ein Jünglingsherz zu entflammen, nicht für ſein ganzes Leben erregte, der würde mir als ein Stumpfſinniger, für alles Edle Unfähiger erſcheinen. Die gänzliche Hingebung für Freiheit, Freundſchaft und

Liebe, die großartigſte ritterliche Geſinnung, die wahrhafte Erhabenheit hat nie einen mächtigeren Ausdruck, eine ergreifendere Darſtellung erhalten. Ich ſage, Hingebung auch für die Liebe. Denn können wir zweifeln, daß Poſa die Eliſabeth liebt, ohne den Freund zu verrathen, daß ſie ihn liebt, ohne treulos zu ſein? Auf Eliſabeth und Poſa hat Schiller die ganze Kraft ſeiner dichteriſchen Darſtellung verwandt. Während Carlos in ſchwächlichem Schwanken ſich einer unwürdigen Leidenſchaft hingiebt, nur durch den ſtarken Freund gehalten, tragen ſie die geheime Liebe, ohne ſie ſich gegenſeitig, ja ohne ſie ſich ſelber zu geſtehen, und in dem letzten, entſcheidenden Moment, wo der unvermeidliche Tod über dem Haupte des Geliebten ſchwebt, wo die verborgene Knoſpe der Liebe, am Rande des Grabes, plötzlich, ungeahnet von den Liebenden, wie von dem Leſer, ſich wie durch einen Zauber eröffnet, wo Eliſabeth, alle Rettung unwillig aufgebend, in die Worte ausbricht: Es giebt keinen Mann mehr, und Poſa erwiedert: Ach, das Leben iſt doch ſchön! — da iſt das Stück aus, und ich habe mich gewundert, daß ein Mann, wie Schiller, die letzten Akte hat ſchreiben können.

Was Sie mir da ſagen, erwiederte der Obriſt lächelnd, erſcheint mir ſehr wahr; ja, es giebt mir Aufſchlüſſe über den geheimen Zauber des berühmten Dramas. Aber wie in aller Welt ſind Sie plötzlich von einer Betrachtung über die bedeutende und höchſt bedenkliche Stellung zweier großen Völker bis zur geheimen Liebesqual des Poſa und der Königin hingerathen? Ich vermag in dieſem Drama und in dieſer Darſtellung, ſo ſchön und gelungen ſie auch ſein mag, keine Spur von Rettung für Deutſchland zu finden.

Das Geſpräch führt wohl oft noch ſeltſamere Ideen-Aſſociationen herbei, äußerte Thorſtein verlegen und erröthend. Ich wollte nur andeuten, wie in dieſer Dichtung ſich das Ritterthum und die Liebe, jene großen Triebfedern des früheren deutſchen Lebens, in großartiger Geſtalt an die Geſinnungen und Anſichten der Zeit geknüpft, wieder zu geſtalten ſcheinen, das Ritterthum, allſeitiger, geiſtiger ergriffen, aber deßwegen nicht ſchwächer, die Liebe zarter, edler, aber deßwegen nicht weniger tief. Schiller iſt der Dichter des deutſchen Volks; der allgemeine Beifall iſt das Zeugniß, daß er einen Ausdruck für die herrſchende Geſinnung gefunden hat, und ſo ſtehen ſeine Dichtungen nicht als einzelne, zufällige Erſcheinungen da, ſie ſind ächt nationale Erzeugniſſe und deuten auf eine Kraft der Begeiſterung, die ſich vorahnend, weiſſagend durch den geliebten Dichter ausſpricht, aber auch, wenn das

Unheil, welches Sie erwarten, wirklich dawäre, allgewaltig das Volk aufregen und eine jede drohende Gefahr vernichten würde. Ich nenne Schiller, aber er iſt nicht der Einzige, ja kaum der Wichtigſte, obgleich ſein Einfluß der bedeutendſte. Was ihn vorzüglich allen Edlern ſo theuer macht, iſt der reine, ſittliche Sinn, der ſich in allen ſeinen Dichtungen ausſpricht.

Sie hoffen viel von dieſem Geiſte, deſſen Hülfsmittel mir leider unbekannt ſind, erwiederte der Obriſt, und überhaupt iſt es mir eine überraſchende Erſcheinung, hier, unter dieſen Felſen, eine begeiſterte Anſicht für ein Land zu finden, mit welchem Norwegen in gar keiner Verbindung ſteht. Sie mag in dieſen Gegenden ſelten ſein.

Zufälle haben ſie erzeugt, genährt und ausgebildet, antwortete Roſſing, und wie es zu gehen pflegt, jetzt, da ſie einmal da iſt, ſcheint ſie uns zu unſerm innerſten Weſen zu gehören.

Werden Sie aber nicht, unterbrach ihn der Obriſt, durch ein ſo fremdartiges Element dem Vaterlande, dem Sie doch urſprünglich zugehören, entfremdet?

Hoffentlich nicht, erwiederte Roſſing, zu tief wurzelt der Norweger in ſeinen Gebirgen. Aber warum ſollte die Blüte eines verwandten edeln Volks, wenn auch unter einer andern Form, nicht gedeihen können im Norden? Schweift doch die Erinnerung, wieder von Neuem belebt, in jene alten, heitern Zeiten, die alle gothiſchen und germaniſchen Völker in einem groſſen Sinne verbanden, und ſcheint eine ſchöne, helle Zukunft des wechſelſeitigen Verſtändniſſes zu verſprechen. Ich möchte Ihnen, Herr Obriſt, die Abenteuer einer kleinen Reiſe im Innern des Gebirges mittheilen, die vier Freunde, von welchen Sie hier drei ſehen, erlebten. Sie machten einen tiefen Eindruck auf uns und knüpfen ſich gewiſſermaßen an das Geſpräch über Schiller an, weil in der Erzählung ein norwegiſcher Räuber erſcheint, der wohl, eben, indem er an das bekannte Drama, durch welches Schiller zuerſt Aufſehen erregte, erinnert, geeignet ſcheint, die Verwandtſchaft und doch auch die bedeutende Verſchiedenheit beider Länder zu zeigen.

Erzählen Sie, bat der Obriſt, und Roſſing fing an:

Thaulow —

Der Bruder des Kaufmanns? unterbrach ihn der Obriſt.

Derſelbe, erwiederte Roſſing. Thaulow alſo, Thorſtein und ich hatten von jeher die Begierde, das Innere der hohen Gebirge kennen zu lernen. Es war vor drei bis vier Jahren, als wir dieſe Gegend verlaſſen ſollten, um nach Kopenhagen zu reiſen. Ingier hatte ſchon eine Reiſe nach Chriſtiania über das Gebirge nach Nummedalen gemacht, und ſchloß ſich an. Man muß unſere Gebirge als den ſchroffen Abfall eines mächtigen Hochlandes betrachten. Je tiefer man in das Land eindringt, deſto enger treten die wilden Gebirgsmaſſen zuſammen, ſie bilden zwiſchen ſich Schluchten, die in eine ungeheure Tiefe reichen, enge Spalten, die ſich in ſeltſamen Biegungen durch die zerriſſenen Gebirgsmaſſen ziehen. Je mehr man ſich dem Meere nähert, deſto mehr erweitern ſie ſich, nehmen zuletzt das Meer auf und leiten es in tief einſchneidenden Meerbuſen dem hohen Gebirge zu. Wir ſtanden nach einer langen Wanderung vor einer lothrechten Wand. Es ſchien uns unbegreiflich, wie wir ſie erſteigen ſollten. Da entdeckten wir, indem wir näher traten, Stufen, im Zickzack gewunden, unbequem freilich, bald höher, bald niedriger. Man zählt ihrer an fünfzehnhundert. Mit welcher Beſchwerde wir dieſe Stufen beſtiegen, iſt begreiflich; als wir die Höhe erreicht hatten, waren wir ganz erſchöpft, alle Gliedmaßen wie zerbrochen, aber unter uns in bläulicher, ungewiſſer Tiefe lag das Thal, aus welchem wir heraufgeſtiegen waren, und vor uns erhob ſich das Gebirge. Alle hohen Bäume waren verſchwunden, die kleinen, krüppelhaften Weiden und Birken mit ihren dunkeln Blättern ſtanden dicht aneinander gedrängt und bedeckten die unüberſehbare Anhöhe, einer Pygmäen-Waldung ähnlich. Nur wo ein Bach rieſelte, keimte das ſtets friſche, liebliche grüne Gras und Alpenpflanzen mit ihren weißen Blüten. Je höher wir kamen, deſto düſterer ward Alles. Und hier, in dieſer Höhe, trafen wir einen Bauer; ſein Haus liegt der Schneegrenze ſehr nahe, von allen Wohnungen entfernt; große Schneeflächen befinden ſich in der Nähe, die nie verſchwinden; das Korn gedeiht nicht, das Gras hat eine bräunliche, traurige Farbe, man ſieht keine Blume. Das Vieh allein, Rennthiere, Vogelwild, ernährt den rüſtigen Mann mit ſeiner Familie. Wir ſtiegen in ſeiner Begleitung noch höher, wir drangen bis zu Haarteigen, bis jenſeits der Schneelinie, die hier, in der öden, kahlen Mitte des hohen Gebirges, ein wilderes, furchtbares Anſehen hat, und als wir zurückgingen, bemerkten wir einen Fluß, der in ſchäumender Eile, einem fortdauernden Katarakt ähnlich, durch das Gebirge brauſte. Wir mußten auf der kahlen Höhe die Stellen ſuchen, die am bequemſten waren, und ſo wurde der Fluß öfters durchſchnitten, aber er hatte ſich in das Geſtein hineingewühlt, er floß in den finſtern Grund einer Schlucht, die zwanzig bis vierzig Fuß tief war. Brücken waren über die Schlucht gebaut, die nur der kühne Bergbewohner ohne Schaudern überſchreitet. Leitern ragten von beiden Seiten von den ſchroffen Felſenwänden über die Tiefe, feſtgehalten durch ſchwere Steinmaſſen, die auf den ruhenden Enden laſteten. Zwei ſolche Leitern erreichten ſich aber nicht, daher war eine dritte Laſt auf die hervorragenden Enden gelegt. Man denke ſich das Wandern über eine ſolche Brücke, oft mit ſchweren Laſten. Wenn man auf die loſe, mittlere Leiter tritt, bewegt ſich die ganze Brücke; mehr, als die Laſt von zwei Menſchen, kann ſie nicht tragen; eine größere würde die Steinmaſſen heben, daß man in die brauſende Tiefe ſtürzte. Frei ſchwebend, den gähnenden Abgrund zu unſern Füßen, ſchwankten wir, Seiltänzern ähnlich, über dieſe Brücken. Uns ſchauderte, aber der Wirth in Maurſeth lachte, es war ſein täglicher Gang. Oft verwandelte ſich der Fluß in einen mächtigen Waſſerſturz, und als wir einem ſolchen, der einen aufſteigenden Dampf, wie der rauchende Sturz in Tellemarken bei Gouſta, zeigte, uns neugierig nähern wollten, trat der Bauer auf uns zu. Was wollt Ihr dieſen kleinen Sturz betrachten? ſagte er. Iſt es doch kaum der Mühe werth. Klein nennſt Du ihn? fragten wir erſtaunt. Freilich klein; ich zeige Euch einen andern, der eine halbe Viertelmeile hoch iſt. Wir zweifelten, Folgt mir nur, antwortete der Bauer, er iſt nicht weit. Wir gingen jetzt in eine Wildniß hinein; Berge mußten wir erklimmen, wieder in Schluchten hineinſteigen, durch dichtes Gebüſch uns hindurchdrängen. Endlich vernahmen wir ein dumpfes Brauſen, doch nicht ſo ſtark, wie man es von einem ſo unglaublich mächtigen Sturze erwarten ſollte. Plötzlich traten wir aus einem Gebüſch heraus und befanden uns am Rande einer lothrechten Kluft; jenſeits erhob ſich eine höhere, ſchroffe Felſenwand, ſo nahe, daß man glaubte, ſie mit einem Steinwurf erreichen zu können. Die Felſenwände ſchließen ein enges, tiefes Thal ein, und hier ſtürzte ſich eine ungeheuere Waſſermaſſe, aus der Vereinigung zweier Flüſſe entſprungen, in der rieſenhaften Höhe von achthundert und fünfzig bis neunhundert Fuß herunter. Die ganze Waſſermaſſe tobt, brauſt, wüthet, von den engen Wänden zurückgepeitſcht, in wilden Schaum zerſplittert; der gähnende Felſen nimmt den rieſenhaften Sturz mit trotziger Ruhe auf, verbirgt ihn in ſeinem tiefen Grund und jagt die zerſplitterten Tropfen, in Staub verwandelt, bis zum Anfang des Sturzes zurück. Vergebens bemüht ſich das Auge, in dieſer Tiefe die Gegenſtände zu unterſcheiden; Alles verſchwimmt in einer bläulichen Dämmerung, und ſelbſt die Gewalt, mit welcher das Waſſer in raſender Eile, mit furchtbarer Kraft den Felſen ſchlägt, tönt nur wie ein dumpfes, entferntes Brauſen aus dem grauenhaften, finſtern Abgrunde hervor. So löſt ſich das Waſſer tropfenweiſe von dem blaſſen Schnee ab und tröpfelt über die naſſen, nackten Felſenmaſſen, und durchrieſelt die dürren, grauen Flechten, emſiger ſchon die grünen Rinnen, und wird mächtiger, nimmt aus tauſend Armen die Bäche freundlich auf, und ſie ſtürmen immer raſcher, immer rauſchender fort. Da wird das Rieſeln ſchon ein lautes Rauſchen, leidenſchaftlicher entzündet ſich die Begierde; was ſich freundlich zu vereinigen ſchien, drängt, treibt, peitſcht ſich wechſelſeitig vorwärts, immer heftiger, immer rauſchender, bis die zuſammengedrängte Maſſe, wie von einer Furie des Wahnſinns ergriffen, mit lautem, Alles übertäubendem Geſchrei ſich hinunterſtürzt in den gähnenden Abgrund. Aber in erhabene Einſamkeit verbirgt die Natur dieſe' rieſenhaft ſich immer von Neuem erzeugende That. Die Thiere fliehen aus der Nähe, keine menſchliche Wohnung nähert ſich dieſer geheimnißvollen Stätte, nur die ſtille Vegetation darf ein ſtummer Zeuge des Wunders ſein. Die Geſchichte verſtummt, kein menſchliches Ereigniß drängt ſich in dieſe Einſamkeit, keine Klage, kein Jubel miſcht ſich mit dem Gebrüll des Sturzes, und nur dem einſamen, müßigen Wanderer iſt es vergönnt, ihn in kurzen Augenblicken zu bewundern. *) Uns aber iſt das Bild unvergeßlich, und wir ſchauen das Vaterland wie mit einer heiligen, religiöſen Scheu an, ſeit wir ſeine verborgenen Wunder kennen. Oft tönt mir, wie aus weiter Ferne, der Sturz in das Ohr, und ich ſehe die mächtigen Schaummaſſen, zwiſchen die Felſen eingepreßt, ſich in den Abgrund hinunterſtürzen. Durch enge Fußpfade, zwiſchen wildem Geſtrüpp, über rauhe Felſenwege gelangten wir in das enge Thal; an vielen Stellen füllt das Waſſer die ganze Schlucht aus und brauſt in dieſer düſtern Rinne an beiden Seitenwänden; dann traten wieder ſchmale grüne Stellen hervor, das Thal erweiterte ſich, indem es ſich in mannigfaltigen Krümmungen wand; aber die Felſenwände ſtanden in erſchreckender Höhe und Nähe da, und nur ein ſchmaler Streifen des blauen Himmels warf ein dämmerndes Licht in die enge Tiefe, die uns einklemmte. Hier trafen wir eine Wohnung; ein Bauer mit ſeiner Familie hat ſich

---

*) Wirklich hat der berühmte Phyſiker Hanſtein erſt auf einer Sommerreiſe im Jahre 1821 dieſen Waſſerſturz (Vöringfoſſen, gebildet aus den beiden Flüſſen Byorei und Leiro) ſo gut wie zuerſt entdeckt.

in dieſe einſame Schlucht hineingedrängt, und aus der Rauch- und Lichtöffnung entdeckt man beide Felſenwände zugleich. Es iſt, als drohte ſie hoch über dem Dache des kleinen Hauſes ſich zu ſchließen. Als wir nun in dieſem ſeltſamen Thale den Biegungen folgten, den brauſenden Fluß neben uns, von den drohenden Felſen eng umſchloſſen, ward es immer dunkler. Der Tag iſt hier viel kürzer, ſelbſt mitten im Sommer dringt die Sonne nur ein paar Stunden in die enge Kluft herein, und bald tappten wir im Finſtern. Rieſenhafte Felſenblöcke hatten ſich in dem engen Thale angehäuft, nicht, wie gewöhnlich, von oben heruntergeſtürzt. Die Wände waren unten im Grunde wie zerſprengt; große Aushöhlungen hatten ſich dadurch gebildet, und die feſte Maſſe hing, wie frei ſchwebend, auf beiden Seiten über uns. Dichtes Gebüſch wucherte verworren zwiſchen den Felſentrümmern, die in wilder Unordnung übereinander geſtürzt waren; einzelne große Bäume umfaßten mit ihren kahlen Wurzeln die rauhen Blöcke und ſchauten von der Höhe düſter in das vorüber rauſchende Waſſer. Das Fortkommen ward immer beſchwerlicher, ja, als die Finſterniß zunahm, ſogar gefährlich. Hier iſt die Kirche und die Kanzel, ſagte Ingier, und hier wollen wir bleiben. Unſer Begleiter hatte uns verlaſſen, er war bei ſeinen

Verwandten in der einſamen Rauchhütte geblieben, und Ingier hatte die Führung über ſich genommen. Es war uns, jung und rüſtig, wie wir waren, keineswegs unangenehm, die Nacht auf eine ſolche Weiſe zuzubringen. Eine wilde Zuſammenhäufung von Felſenmaſſen, die einen mannigfaltig ſich windenden, engen Raum einſchließen, nennt man die Kirche, ein ſchmaler Eingang führt zu den Höhlen, und es war unſere Abſicht, Gras und Moos zu ſammeln, um uns dort ein nächtliches Lager zu bereiten. Und hier, wo wir, begraben in den verborgenſten Tiefen der Steinwelt, wie unterirdiſche Geiſter in nächtlicher Stille herumwühlten, während die Gebirgswaſſer neben uns brauſten, erſchien uns Alles wahrhaft geſpenſterhaft. Wir hatten ein Licht angezündet, kein Luftzug drang zu uns. Trockene Zweige wurden zum Brennen gebracht, und ſchnell praſſelte eine mächtige Flamme auf, die eine ſeltſame Beleuchtung auf die Bäume, auf die dunkeln Felſenwände und das brauſende Waſſer warf. Thorſtein kroch, als wir nach langem Suchen den Eingang fanden, hinein. Es ſah aus, als verſchwände er, einem Kobold ähnlich, in dem dichten Felſen. Aber kaum war er verſchwunden, als ſeine Stimme wunderbar hohl aus dem Felſen heraustönte. Wir ſind nicht allein, rief er, ich höre vor mir Tritte von Menſchen, die ſich tiefer in den Felſen hineinbewegen. Reicht mir ein Licht, daß ich um mich ſchauen kann. Wir thaten es, aber er entdeckte nichts, und wir riethen ihm, wieder heraus zu kommen. Es iſt da drinnen gar nicht übel, ſagte er, die Höhle erweitert ſich, und wir könnten an einer Stelle ein bequemes Lager bereiten; doch müſſen wir vorher wohl erfahren, wer uns in dieſer Einſamkeit Geſellſchaft leiſtet. Kaum hatte er ſeinen Bericht geſchloſſen, als wir ziemlich hoch über uns auf einem hervorſpringenden, großen Felſenblock eine große, mächtige Geſtalt, mit einer Keule bewaffnet, erblickten, durch die Flamme geiſterhaft beleuchtet. Wer ſeid Ihr da drunten, rief er mit rauher Stimme, und was ſucht Ihr hier? Wir ſind Wanderer, antwortete Ingier; wir haben den mächtigen Waſſerſturz dort oben beſucht und können in dieſer Finſterniß nicht weiter; da beſchloſſen wir, hier den Tag abzuwarten. Aber wer biſt Du? — Ich bin Halvor Bravkarl (der Brave). Seid wer Ihr wollt, ich verberge mich nicht und fürchte mich nicht. Als er dieſen Namen mit einer drohenden Stimme nannte, erſchraken wir nicht wenig. Es war ein berüchtigter Räuber, der allenthalben in Norwegen, bald hier, bald dort, erſchien, der oft ergriffen und bald auf eine unbegreiflich geſchickte, bald auf eine tollkühne Weiſe entſprungen war.

Wir glaubten ihn ſicher verwahrt auf der Feſtung in Bergen, und nun entdeckten wir ihn hier, in einer ſolchen Nacht, wo ſeine Gegenwart das Schauderhafte der Umgebung erhöhen mußte, wo er, vielleicht mit Spießgeſellen verbunden, uns gefährlich werden konnte. Wir hatten aber ſo viel Gutes von ihm vernommen, Viele rühmten ſeine Geſinnung ſogar, immer waren ſelbſt die tollkühnſten Unternehmungen von ihm allein angefangen und ausgeführt worden, und bald überwog die Begierde, dieſen ſeltſamen Mann kennen zu lernen, jede Furcht. Von uns haſt Du nichts zu fürchten, ſagten wir, und wir, wenn Du ein braver Kerl biſt, wie Du Dich nennſt und Alle Dich nennen, ja wohl auch nichts von Dir. Komm herunter. — Man nennt den hohen Felſenblock, auf welchem Halvor erſchien, die Kanzel, und durch einen ſonderbaren Zufall haben die zuſammengehäuften Maſſen eine Art Wendeltreppe gebildet, die von der innern Höhle nach ſeinem Gipfel führt. Halvor verſchwand nach unſerer Aufforderung, und bald darauf kroch er aus demſelben Eingang, in welchem Thorſtein verſchwunden war, hervor und trat freundlich und freimüthig, keinesweges einem furchtſamen Diebe, aber eben ſo wenig einem gefährlichen Räuber ähnlich, unter uns. Sein gutmüthiges Anſehen, ſeine Freundlichkeit und ſein fröhliches Weſen, als freute er ſich, eine gute Geſellſchaft aufgefunden zu haben, verſcheuchten bald eine jede Spur von Furcht. Unſer Ränzel, gut mit Eßwaaren und Wein verſorgt, ward ausgeleert und Halvor eingeladen, an unſerer Mahlzeit theilzunehmen. Er nahm das Anerbieten mit Freuden an, und abenteuerlich erſchien uns unſere Lage, als wir ſo in der tiefen Nacht mit dem gefürchteten Räuber in einer ſo ſeltſamen Gegend am nächtlichen Feuer unſer Abendbrot genoſſen. Ihr ſeid wackre Knaben, ſprach der Räuber; hat doch keiner von Euch einen Bart um's Kinn, und wagt Euch bei der Nacht in ſolche wilde Gegend, und theilt Euer ſchönes Eſſen und Euern Wein unaufgefordert mit mir. Nun, das trinke ich auf Eure Geſundheit! fuhr er fort und leerte ſein Glas. Du biſt wieder entſprungen, ſagte Thorſtein. Das iſt ausgemacht, antwortete er, ſonſt wäre ich nicht hier. Du biſt ein tiefſinniger Burſche, wie ich ſehe, und führſt ſehr durchdachte Reden. Er lachte laut und wir auch. Ja, dieſes Mal dachten ſie mich recht ſicher zu haben, aber ſie wurden doch betrogen und werden es immer von Neuem. Jetzt bin ich frei und treibe mein ehrliches Handwerk wieder. — Keiner von uns wagte etwas gegen dieſe ſonderbare Benennung einzuwenden; ſeine koloſſale Geſtalt und ſeine Keule flößten uns Reſpekt ein. Aber Du führſt doch ein trauriges Leben, armer Halvor! ſagte Ingier. Ei freilich, ſagte Halvor, bequemer kann man es ſchon haben, als ich. Ja, Du und Deinesgleichen, unterbrach ich ihn etwas unbeſonnen — Meinesgleichen? Wer iſt Meinesgleichen? rief er und ſchleuderte das Glas von ſich. Wenn Dein jämmerliches Milchgeſicht mir nicht Erbarmen einflößte, ſo walkte ich Dich durch, daß Du an mich denken ſollteſt; dummer Junge, wer iſt Meinesgleichen? Ich leide viel, man jagt mich von einer Gegend nach der andern, nirgends habe ich Ruhe, außer, wenn ich mich greifen laſſe, um mich einige Zeit, ſo lange es mir gefällt, in dem Gefängniß auszuruhen; alle Welt flieht mich, — aber dafür bin ich auch einzig, und in Norwegen war Keiner, wie ich bin, weder vor mir, noch wird jemals ein ſolcher erſcheinen. — Er ſchien ſich in dieſer Vorſtellung vorzüglich zu gefallen, ward dadurch ruhiger, und es gelang uns nach und nach, ihn ganz zufrieden zu ſtellen. Wir boten ihm ein anderes Glas, er trank ſchnell mehrere Gläſer hintereinander, und zuletzt gelang es mir, indem ich von jetzt an mehr, als die Uebrigen, mich in ſeinen Sinn hineinzureden ſuchte, ihn zu bewegen, uns ſein Leben zu erzählen. Die Aufforderung dazu war ihm offenbar nicht unwillkommen; er ſchien das Bedürfniß zu fühlen, ſich in unſern Augen zu rechtfertigen. Eine Menge trocknes Holz und Reiſig ward herbeigeſchleppt, das Feuer verſtärkt, daß die Flamme hoch aufloderte; auf dem höhern Stein, von der Flamme beleuchtet, ſaß der Räuber, während wir uns rund um ihn lagerten. Der Rauch wirbelte in die Höhe, die Flamme praſſelte, die Schatten ſpielten auf den düſtern, hohen Felſenmaſſen, die uns ſo eng umſchloſſen, der Bergfluß rauſchte, von dem Schein des Feuers beleuchtet, wir ſaßen in wunderlicher Spannung, und der Räuber hob an:

Ja, Kinder, die Beſtimmung der Menſchen iſt ſeltſam und gar mannigfaltig, und als ich ein junger Burſch war und bei meinen armen Aeltern in der Gegend von Chriſtiania lebte, dachte ich freilich nicht, daß es ſo abſonderlich mit mir kommen ſollte. Aber ich mußte nach der Stadt wandern, einen Dienſt zu ſuchen; da kam ich bei einem alten, reichen Geizhalſe an, der von Wucher lebte. Ich ſah es oft, wie die armen Leute zu ihm kamen und ihre letzte Habe brachten, ich hörte ihn Abends ſpät mit ſeinem Gelde klimpern. Er lebte, wie der ärmſte Mann, und war mir in der tiefſten Seele zuwider. Wenn ein armer Mann kam, ſchrie er immer: Halvor, wirf den lumpigen Bettler zum Hauſe hinaus. Ich zögerte, da that er es ſelbſt. Ich habe geſehen, wie er blaſſe, hungrige Weider mit Fußtritten wegjagte. Das ſchnitt mir in die Seele. Wie liegt da, dachte ich, das ſchöne Geld, das Gott den Menſchen gibt, daß ſie das fröhliche Leben genießen und es Andern gönnen ſollen, und der ſchmutzige Menſch brütet, wie ein Geier, über den unbenutzten Schätzen. Da nahm ich, wo ich konnte, von ſeinem Gelde und theilte es unter die Armen. Es ging einige Zeit hin, ehe er's merkte. Endlich entdeckte er es und klagte mich an. Ich glaubte nichts Böſes gethan zu haben und geſtand Alles ein, wie mein Herr ein ſchmutziger Geizhals wäre, jeden Armen, der bei ihm Hülfe ſuchte, mishandelte, wie das mich wurmte, daß ich es nicht länger anzuſehen vermochte, und wie ich den Armen geſchenkt hätte, was ihnen gebührte. Er ſollte mir danken, ſprach ich, daß ich Gottes Fluch von ihm abwende. Ich ſah wohl, wie die Richter meinen Herrn mit Verachtung anſahen, wie ſie mich nur ungern und ſehr gelind beſtraften. Ich ward in ein leidliches Gefängniß gebracht und nach kurzer Zeit mit vielen erbaulichen Ermahnungen entlaſſen. Aber mir ging es von jetzt an im Kopfe herum und ließ mir keine Ruhe. Du biſt doch nun einmal ein Dieb geworden, und Keiner wird Vertrauen zu Dir faſſen. Gut, wie Du angefangen haſt, willſt Du es fortſetzen. Von den Reichen nimmſt Du und ſchenkſt es den Armen. So habe ich die vollen Kaſten geleert und unter die Armuth vertheilt; die wohl verſorgten Speicher eröffnete ich den Hungrigen und genoß, was ich nöthig hatte; Geld behielt ich nie; wenn mein Kleid abgetragen war, nahm ich ein anderes, und ſo wandere ich nun Jahre lang herum. Vier Mal hat man mich ergriffen, aber keine Mauer iſt mir zu dick, kein Fenſter zu hoch, kein Graben zu tief. Ich habe ganz Norwegen, von den höchſten nördlichen Gegenden bis zu den ſüdlichen, mehr, als ein Mal, durchwandert, habe Wochen lang in den höchſten, wildeſten, einſamſten Bergen gehauſt. Wie ich das zweite Mal nach Drontheim gebracht wurde, muß ich Euch doch erzählen. Da treffe ich ein armes, elendes Weib in der Nähe einer Stadt; ihr Mann iſt geſtorben, die Gläubiger fallen über ſie her, und ſie ſitzt jammernd in der leeren Stube. Ich tröſte ſie und entferne mich. Nach kurzer Zeit kehre ich mit einem Geldbeutel zurück. Da, Weib! ſage ich, nimm dieſes und ſei fröhlich. Du biſt Halvor, rief das erſchrockene Weib und ſtarrte mich an. Ich will das Geld nicht, das iſt unrechtes Gut, hier ſitze ich, in dieſer leeren Stube, und weiß nicht, wo ich Brot finde, meinen Hunger zu ſtillen; aber Gott, der für die Sperlinge ſorgt, wird mich nicht verlaſſen, wenn ich ihm nicht den Rücken kehre. Gehe, Verſucher! rief ſie, wandte ſich von mir ab und betete ſo inbrünſtig, mit ſo vieler Seelenangſt, daß mir die Thränen ſtromweiſe herunterſtürzten. Ich wollte in die Erde ſinken; zum erſten Male kam mir mein ganzes Treiben wie ein Greuel vor, und das unglückliche Geld brannte in meinen Händen. Da ſchlich ich mich leiſe fort; es gelang mir, es wieder unbemerkt in die Wohnung des Eigenthümers zu bringen. Aber ich eilte zu der Frau zurück. Höre Frau, ſagte ich, Du wollteſt meine Hülfe nicht und hatteſt Recht. Aber ich muß Dir helfen, und zwar auf eine Weiſe, die Dich nicht gereuen mag. Es ſind fünfzig Thaler für denjenigen ausgeſetzt, der mich der Obrigkeit überliefert; nimm mich, führe mich nach der Stadt; dann thuſt Du ein gutes Werk. Du haſt mein Gewiſſen gerührt, ich werde ruhig, wenn ich meine verdiente Strafe leide, und Dir iſt geholfen. Von Neuem erſchrak das Weib und wußte nicht, ob ſie mir trauen dürfte, ſo wunderlich erſchien ihr mein Vorſchlag. Es koſtete mich Mühe, ſie zu überzeugen, daß es mein Ernſt ſei, noch mehr, meinen Vorſchlag anzunehmen. Zuletzt gab ſie nach. Das alte Weib erſchien in der Stadt, ich an ihrer Seite. Alle erſtaunten, als ſie mich auf der Straße, am hellen Tage, an der Seite eines armen Weibes ganz ruhig gehen ſahen, denn ich war Vielen bekannt. Lange wagte ſich Niemand an mich; endlich näherte ſich ein Polizeibeamter: Du biſt da, Halvor? Freilich, ſagte ich, ich gehe zur Polizei. Er ſchien erſtaunt, traute mir aber nicht und blieb an meiner Seite. Das Rathhaus war in der Nähe. Mehrere drängten ſich an uns heran. Frage nach dem Polizeimeiſter, ſagte ich, aber das Weib konnte kein Wort vorbringen. Ich fragte, wo er zu finden, und mit Erſtaunen führte man uns hinein. Der Polizeimeiſter ſaß hinter einem großen Tiſche und ſah uns beide mit großen Augen an. Ich forderte die Frau auf, ihre Sache vorzubringen, aber ſie war wie von Schrecken gelähmt, und kein Wort kam über ihre Lippen. Herr Polizeimeiſter, ſagte ich, dieſes Weib hat meinen Aufenthalt entdeckt und liefert mich, Eurer Aufforderung nach, aus. Ihr gebührt nun der Preis von fünfzig Thalern. Der Herr ſchwieg lange, endlich ſchien er ſich von ſeinem Erſtaunen zu erholen. Halvor, ſagte er, Du biſt ein geſcheuter Kerl; das Weib, ſagſt Du, hat Dich der Obrigkeit ausgeliefert? Haſt Du ſie nicht vielmehr hergeſchleppt? Eine Diebsgeſellin von Dir, der Du die ſchöne Summe aufzuheben giebſt, damit Du ſie vorfindeſt, wann Du wieder entweichſt. Nein, Halvor, ſo läßt die Obrigkeit nicht mit ſich ſpielen; Du biſt in unſerer Gewalt, und wir werden Dich beſſer verwahren, als das erſte Mal, und mit Dir, mein gutes Weib, müſſen wir doch erſt genauere Bekanntſchaft machen, ehe wir Dich freilaſſen können. Ketten für Halvor, rief er, und das Weib ſperret ein, bis wir ſie mit Muße verhören. Wie erſchrak ich, als ich die Folgen meiner unüberlegten That wahrnahm. Sie iſt unſchuldig! rief ich, Gott weiß es. Gibt es denn keine anderen Mittel, den ſtarren menſchlichen Sinn zu brechen, als Muskelkraft und Ketten? Ich erzählte Alles. Der Herr ſtutzte zwar, aber die Frau wurde vor meinen Augen in's Gefängniß geführt. Ich bat, ich flehte, ich drohte — umſonſt. Mit großer Mühe ward ich überwältigt und gebunden. In dem Gefängniſſe wüthete ich, die tollſten Entſchlüſſe durchkreuzten meinen Sinn, und mehr, als je, ſchien ich mir berechtigt, mein bisheriges Leben fortzuſetzen. In der dritten Nacht ſchon entfloh ich. Ich kannte einige Menſchen in der Gegend, auf die ich mich verlaſſen konnte, und erfuhr, daß der Polizeimeiſter den großen Vorrath ſeines Leinenzeuges zum Trocknen würde aushängen laſſen. Ich wußte die Nachricht zu verbreiten, daß ich aus der Gegend geflohen ſei, daß ich mein Weſen in einer weit entfernten Provinz treibe, um ihn ſicher zu machen. Alles ging, wie ich vermuthete. Nur ein Knabe, dem ich den Mund zuband, wachte. Ich nahm den ganzen Vorrath, zerſchnitt ihn und ſtampfte ihn in einen tieſen Sumpf hinein. Das iſt der einzige ſchlechte Streich, den ich begangen habe; Gott mag mir ihn verzeihen. Aber ich hatte Mordgedanken, die mir keine Ruhe ließen, und eilte weit, weit weg. Von der Frau habe ich nichts weiter vernommen. — Die Erinnerung an dieſes Ereigniß erſchütterte ihn, und ſeine ſchlichte Erzählung uns alle. Thorſtein erhob ſich. Helle Andersdatter Staavi iſt mir wohlbekannt, ſagte er, und Halvor ſtutzte, als er den Namen hörte. Du kennſt das brave Weib, rief er, wie iſt es ihr gegangen? Sie lebt geſund und wohl in meines Vaters Hauſe und denkt oft mit Rührung an Euch, erwiederte Thorſtein. Man erfuhr bald, wer ſie war, daß ſie mit Dir in keiner Verbindung ſtand, und entließ ſie. Als man aber einen Bericht an eine höhere Gerichtsbehörde abſtattete, ward das ganze Benehmen des Polizeimeiſters höchlich gemißbilligt und ihm befohlen, ihr, obgleich Du wieder entflohen warſt, die verſprochene Belohnung auszuzahlen. Sie nahm ſie an. Das Geld gebührt mir, ſagte ſie, aber Gott behüte mich, daß ich es behalten ſollte. Hättet Ihr Euch benommen, wie es ſich geziemte, ſo wäre die Seele des armen, unglücklichen Menſchen gerettet. So aber iſt es Blutgeld. Ich vermache es den Armen der Stadt, bin ich gleich eine der Aermſten unter allen. So ging ſie in ihre Armuth zurück; aber ein Bürger, der dieſe Antwort gehört hatte, ſuchte ſie auf, und durch ſeine Unterſtützung konnte ſie die Gegend verlaſſen und hierher reiſen, wo ſie Verwandte hat. So kam ſie in unſer Haus und lebt dort, ein gar braves Weib, geliebt und geſchätzt von Jedermann. Oft nennt ſie Euch und bittet Gott um Eure Rettung.

Der Räuber war ſichtbar gerührt, er neigte den Kopf und ſchwieg. Ich näherte mich ihm. Halvor, ſagte ich, möchte die Empfindung, die Dich damals durchdrang, Dich noch ein Mal recht lebendig ergreifen. Wie oft hat der Faule, der Nichtswürdige ſich nicht an Dich gedrängt, Dich auf den Fleißigen gehetzt und deſſen mühſam erworbenes Gut überflüßigen Reichthum geſcholten. Sieh, Halvor, in unſern innern Gebirgen wenigſtens kennt man den Raub kaum; die Häuſer ſtehen offen, das allgemeine, redliche Vertrauen ſchützt ſie, und Du — Schweig! ſagte er, aber in einem mildern Tone ſetzte er hinzu: Glaubt Ihr, daß ich nicht oft daran gedacht habe? Wie oft ging ich an der unverſchloſſenen Thüre vorbei! Ihr ſeid brave Knaben, Ihr habt den armen Halvor nicht verachtet, ich will mich beſinnen, Gott behüte Euch! Er ſtand auf, leerte noch eilig ein Glas, drückte uns mit einem höchſt wehmüthigen Blicke ehrlich die Hände und entfernte ſich eilig. Wir ſahen die große Geſtalt von dem Feuer beleuchtet;

ſie verlor ſich immer tiefer in das enge Thal; wir hörten in der Ferne die Fußtritte und, als er lange verſchwunden war, ein dumpfes Rollen und darauf ein Plätſchern in dem Fluſſe. Wahrſcheinlich war es ein großer Stein, der dem kühnen Kletterer unter den Füßen weggerollt war. Wir konnten, als er uns verlaſſen hatte, lange keine Ruhe finden; erſt gegen Morgen ſchließen wir einige Augenblicke ein und erreichten noch an demſelben Tage unſere Heimat. —

In der That, ſagte der Obriſt, als Roſſing ſeine Erzählung geſchloſſen, die Gegend, die Sie uns geſchildert haben und die Geſtalt, die aus ihr hervortrat, bilden ein ſeltſames Ganzes, als gehörten ſie zuſammen. Denn eine beklagenswerthe Verirrung, wie dieſe, kann nur aus völliger Unkunde aller geſelligen Verhältniſſe entſpringen, kann nur Wurzel faſſen in einem Gemüthe, welches, in großer Einſamkeit entwickelt, eine gefährliche, einſeitige Selbſtſtändigkeit errungen hat. Mich hat die Erinnerung an dieſen Mann immer ſeltſam wehmüthig geſtimmt, ſagte Thorſtein. Wenn wir uns das Bild der vielen edeln Räuber vergegenwärtigen, von dem Urbilde bei Cervantes, dem edeln Roberto in den Wäldern von Barcelona, bis auf Schillers Räuber und das Heer der Nachahmungen, wie ganz anders, ja wie unſchuldig erſcheint dieſer neben jenen. Nicht eine wilde

Furie der Rache treibt ihn in die Wälder, eine einfache, rein menſchliche Vorſtellung drängt ſich ihm auf und faßt tiefe Wurzel, er kann ſie nicht abweiſen; ihm iſt die Möglichkeit benommen, ſie allſeitig zu erwägen, da muß er ſich ihrer Macht ergeben. Nicht mit großen Haufen rückt er an und glaubt nicht, ſeine wilde Bahn mit Blut beflecken zu dürfen. Ein jedes Kind iſt vor ihm ſicher; ja nicht die Härte, die Weichheit ſeines Gemüths leitete ihn irre. Und ſo treibt er ſich einſam, verlaſſen, auch von ſich ſelbſt, in der wüſten, grauenhaften Gebirgseinſamkeit umher. Er iſt das treue Bild meines theuern Vaterlandes, welches ſelbſt aus dieſer unſeligen Verirrung hervorleuchtet.

Die Frauen, der alte Hermod Aageſen traten hinzu, das Geſpräch nahm eine allgemeine Wendung, und als der Alte hörte, daß von Halvor Bravkarl die Rede geweſen war, ſagte er: Wißt Ihr, daß man behauptet, er treibe ſein Weſen jetzt wieder in unſerer Gegend? Die Frauen erſchraken. Für meine Perſon glaube ich nichts von ihm befürchten zu dürfen, ſagte Aageſen. Er war oft in dieſer Gegend, ich hörte von Räubereien bei den Nachbarn, ich aber vermißte nie etwas, ſo leicht es ihm auch ſein würde, mich zu berauben. Kenne ich Halvor recht, behauptete Roſſing, ſo weiß ich den Grund. Er blickte den Alten ehrfurchtsvoll an.

Es ward ausgemacht, daß Thorſtein den Tag darauf nach Bergen reiſen ſollte. Er wollte, wozu er berechtigt war, als der gerichtliche Beiſtand des Obriſten hervortreten, wenn van der Nael wirklich eine Klage gegen dieſen erhöbe.

Ein wunderlicher Prozeß bringt die ganze Stadt in Aufruhr, ſagte der Buchhalter der Handlung, indem er zu Thaulow hereintrat. Ein katholiſcher Geiſtlicher aus den Niederlanden iſt erſchienen, der Allerweltsadvokat Blehr iſt ſein gerichtlicher Beiſtand, er bringt eine Klage gegen ſeine Mündel vor, ein ſehr ſchönes Mädchen, wie man ſagt. Dieſe iſt ihm vom Hofe Roſendal entwichen und hat einen Verwandten, den Obriſten von Fallmer, bei Hermod Aageſen aufgeſucht. Thorſtein macht für den Obriſten ſein Probeſtück als Advokat. Was nur Zutritt erhalten kann, läuft nach dem Rathhauſe, wo die Sache zuerſt polizeilich verhandelt wird, und wohin beide Advokaten und der Geiſtliche vorgefordert ſind.

Thaulow hörte dieſe Nachricht mit freudigem Erſtaunen und ſuchte eilig van der Nael.

Meine Tochter! rief dieſer, o Gott, meine Tochter! Aber wo iſt ſie? Die plötzliche Freude ſchien ihn zu betäuben.

Ich eile nach dem Rathhauſe, ſagte Thaulow, halten Sie ſich bereit, es könnte nöthig werden, daß Sie erſcheinen müſſen. Faſſen Sie ſich, lieber, theurer Vater, ich beſchwöre Sie, faſſen Sie ſich, obgleich es mir ſelbſt ſchwer wird. —

Auf dem Saale des Rathhauſes war ein großes Gedränge; der Polizeimeiſter, wie der Präſident dort genannt wird, ſaß hinter dem Tiſch, Schreiber waren beſchäftigt, und vor dem Tiſche ſtand auf der einen Seite van der Nael, der Geiſtliche, mit ſeinem Anwalt, und auf der andern Seite Thorſtein. Mehr hatte die Klage ſchon vorgebracht.

Das entwichene Mädchen, ſagte er, Klara van der Nael, iſt ihm, als Vormund, anvertraut, in der Abweſenheit der Aeltern iſt er für ihre Erziehung verantwortlich, und ſie darf, ſo lange ſie unmündig iſt und unter ſeiner Obhut ſteht, keinesweges willkürlich ihren Aufenthalt wählen oder einen andern Schutz ſuchen.

Der Herr, entgegnete Thorſtein, iſt der Vormund des Mädchens, ich gebe das zu, und dadurch hat er ein Recht, das Vermögen, welches ſich als unbeſtrittener Beſitz des Mädchens gerichtlich ausweiſen ſollte, zu ihrem Beſten zu verwalten, aber weiter reicht ſein Recht auf keine Weiſe. Wenn ſie aus irgend einem Grunde ſich dem Schutze des Vormundes entzieht, wenn ſie einen andern Schutz ſucht, wenn ſie dieſen bei einem andern, ja bei einem nähern Verwandten findet, wer kann ſie zwingen, zu ihrem Vormunde zurückzukehren, wer ihren Verwandten, den Bruder ihrer Mutter, zwingen, die Nichte, die freie Tochter eines Bürgers, wie eine Sklavin auszuliefern? Ich bin hier, um vorläufig einen Proteſt einzulegen gegen ein jedes Verfahren, welches durch den Vortrag des Klägers zum Nachtheile meines Prinzipals, des Obriſten von Fallmer, oder ſeiner Nichte veranlaßt werden könnte.

Vor Allem, erwiederte Blehr, müßte die angebliche Verwandtſchaft des Herrn Obriſten erwieſen werden. Er hatte dieſen Einwand, ohne ſich mit dem Geiſtlichen zu bereden, vorgebracht, und Thorſtein wandte ſich an dieſen, trug ihm die Forderung ſeines Anwalts vor und fragte ihn in franzöſiſcher Sprache, ob ſie mit ſeiner Einwilligung gemacht würde.

Keineswegs, vielmehr erkläre ich, daß mir der Herr Obriſt von Fallmer, unter deſſen gegenwärtigem Schutz ſich meine Mündel befindet, als der Onkel des Mädchens gar wohl bekannt iſt.

Blehr ſah ihn verdrießlich an, während Thorſtein die Erklärung des Geiſtlichen überſetzte und protokolliren ließ.

Ich habe noch, fing jetzt Blehr an, den Auftrag, das Vermögen des Banquiers van der Nael, des Vaters der entwichenen Klara, in ſo fern es in der hieſigen Stadt ſich befindet, als franzöſiſches Staatseigenthum in Beſchlag zu nehmen. Der genannte, flüchtig gewordene Banquier iſt in Frankreich als Staatsverbrecher überführt und verurtheilt, ſein Vermögen konfiscirt worden.

Thorſtein entgegnete: Ein Kaufmann hat ſein Vermögen oft in fremden Ländern. Ein Staatsverbrecher gilt als ein ſolcher nur in dem Lande, in welchem der Angeſchuldigte lebt, und Frankreich kann nicht ſeine ſtrafende Gewalt über ſeine Grenzen ausdehnen.

Der bedeutende Theil ſeines Vermögens, erwiederte der Gegner, der ſich hier in der Stadt befindet, war, als der Banquier flüchtig wurde, in Frankreich. Sein Vertrauter, der Führer ſeiner Handelsgeſchäfte, rettete dieſen erſt, nachdem das Verbrechen offenkundig geworden war.

Ich könnte fordern, verſetzte Thorſtein, daß man den Beweis führe, es verhalte ſich ſo, daß, was der Vertraute rettete, nicht Dokumente waren, die ſich auf ein auswärtiges Vermögen bezogen, aber überflüſſig ſcheint es mir, weil ein polizeiliches Urtheil, ſelbſt ein höheres provinzielles Gericht das Recht nicht hat, ein ſolches Vermögen auszuliefern, oder in einer ſo wichtigen Sache, die offenbar Gegenſtand einer wechſelſeitigen Unterhandlung beider Staaten werden müßte, irgend Etwas zu verfügen. Eine Sache von dieſer Beſchaffenheit läßt ſich durchaus nicht als eine bloße Privatſache vor irgend einem untergeordneten Gericht verhandeln, und das Gericht iſt verpflichtet, die ganze Forderung meines Gegners als durchaus ungehörig abzuweiſen.

Jetzt drängte ſich Thaulow durch die Menge, ſtellte ſich vor die Schranken und erklärte, daß er der Verwalter des beſprochenen Vermögens ſei. Ich werde, ſagte er, ſolche Umſtände dem Gericht vorlegen, die ohne allen Zweifel geeignet ſind, der ganzen Sache eine andere Wendung zu geben. Ich bitte nur, daß man mir eine kurze Entfernung erlaube.

Als er hervortrat, als die verſammelten Kaufleute nun auf einmal die Quelle ſeines bedeutenden Reichthums und den Grund ſeines ſeltſamen Betragens erkannten, entſtand eine allgemeine Bewegung und man erwartete in großer Spannung ſeine Rückkunſt.

Indeſſen hatten die Verhandlungen eine für Thorſtein ſehr unangenehme Wendung genommen. Blehr nämlich, nachdem er mit dem Geiſtlichen ſich beſprochen, proteſtirte gegen die Kompetenz Thorſteins, als Anwalt in dieſer Sache aufzutreten.

Mein Prinzipal, ſagte er, der bei der Landung von ſeiner Nichte getrennt ward, fand ſie ſpäter in der Geſellſchaft des Herrn Thorſtein; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Herr die Entweichung, wenigſtens mittelbar, geleitet hat; wenigſtens läßt ſich beweiſen, daß die entwichene Klara van der Nael, ſtatt den gewöhnlichen und bequemen Weg zu wählen, der zu ihrem Verwandten führte, einen höchſt abenteuerlichen über das hohe Schneegebirge einſchlug, wo ſie dieſen Herrn traf.

Thorſtein, als er Klaras Ruf, in Gegenwart ſo vieler Menſchen, auf eine ſo ſchonungsloſe Weiſe preisgegeben ſah, gerieth in große Wuth; die Lippen bebten, die Augen rollten und er war im Begriff, in unbeſonnenen Eifer loszubrechen. Ohne allen Zweifel war es die Abſicht ſeines Gegners, ihn zu einem übereilten Schritt zu verleiten. Aber glücklicherweiſe überlegte er, wie wichtig es wäre, jetzt eine ruhige Faſſung zu behalten. Die Zuſchauer, die ſeine Gemüthsſtimmung bemerkten, horchten neugierig auf, als er zu reden anfing. Thorſtein wandte ſich, franzöſiſch redend, an den Geiſtlichen ſelbſt, indem er einen angeſehenen Kaufmann erſuchte, ſeine Anrede buchſtäblich zu überſetzen.

Mein Herr, ſprach er, es iſt Ihnen bekannt, daß Ihr Boot, als es nicht weit vom Ufer entfernt war, in große Gefahr gerieth. Es gelang mir und einem Freunde, Ihre Nichte zu retten, und wir überließen ſie ohnmächtig der Hülfe einer achtbaren Frau. Sie ſelbſt waren kurz darauf ſo glücklich, ebenfalls das Ufer zu erreichen, und fanden uns mit Ihrer noch erſchöpften Nichte, die ſich kaum erholt hatte, beſchäftigt. Ich habe, wie vielen Einwohnern bekannt, die Grenzen des däniſchen Reichs nie überſchritten. Ihre Nichte konnte mir alſo, da ſie eben aus den Niederlanden ankam, nicht bekannt ſein, und ob ein kurzer Augenblick unter den erwähnten Umſtänden geeignet war, eine vertraute Bekanntſchaft einzuleiten, überlaſſe ich Ihnen ſelbſt und allen Anweſenden zu beurtheilen. Den Tag darauf verließ ich die Gegend, der Tag Ihrer Ankunft iſt bekannt, von Roſendal nach Bergen gelangt man nur unter den glücklichſten Umſtänden in einem Tage, und am zweiten Abend nach Ihrer Ankunft traf ich in dem Hauſe des Herrn ein, der die Güte hat, jetzt meine Anrede zu überſetzen. Hier lernte ich den Herrn Obriſten von Fallmer, deſſen Verwandtſchaft mit Ihrer Nichte mir völlig unbekannt war, kennen, machte mit ihm eine Reiſe und blieb fortdauernd in ſeiner Geſellſchaft, bis wir die Wohnung des Bauern Hermod Aageſen erreichten; und als Sie, mein Herr, am erſten Abend, den ich dort zubrachte, uns die Nachricht von der Entweichung Ihrer Nichte brachten, trafen Sie mich noch mit ihm zuſammen. Wir trennten uns, um auf verſchiedenen Wegen die Fliehende zu ſuchen, und ich hatte das Glück, ſie zu finden. Dieſes iſt die treue Darſtellung, die ſich in allen Theilen beweiſen läßt, und ich muß mich wundern, daß Sie, da Sie größtentheils alle dieſe Umſtände kannten, Ihrem Anwalt erlauben konnten, aus dem zweimaligen, zufälligen Zuſammentreffen Beſchuldigungen herbeizuziehen, die dem Rufe Ihrer Mündel ſo gefährlich werden können.

Der Geiſtliche war ſichtbar verlegen und geſtand, daß er ſich in Rückſicht des Verhältniſſes des Herrn Thorſtein und ſeiner Nichte geirrt haben müſſe.

Jetzt erſchien Thaulow, von einem anſehnlichen Manne, deſſen bedeutende Erſcheinung Achtung einflößte, begleitet. Er war Allen unbekannt, trat aber mit feſten, ruhigen Schritten vor die Schranken. Als der Geiſtliche ihn erblickte, war er im höchſten Grade überraſcht. Einige Augenblicke ſahen ſie ſich ſtillſchweigend an und alle Zuſchauer erwarteten in großer Spannung dem Ausgang der Sache. Der Geiſtliche faßte ſich zuerſt.

Seid mir herzlich willkommen, theurer Vetter, ſagte er, indem er ruhig und, wie es ſchien, erfreut ihn begrüßte, ich freue mich, Euch hier, der Gefahr entronnen, zu ſehen, wo Ihr Tochter und Vermögen findet, und mein treues Wort gebe ich Euch, daß auch Eure Frau bald hier erſcheinen ſoll. Manches in meinem Benehmen mag unerklärbar, ja unverantwortlich erſcheinen; manche Umſtände können den Verdacht erregen, als wenn ich zur Entdeckung Eurer geheimen Verbindungen beigetragen hätte. Ich werde Euch Beweiſe geben, daß ich zwar dieſe Verbindungen kannte, daß ich ſie nicht billigte, ja Eure Abſichten zu vereiteln ſuchte, weil ſie, wie Euch bekannt iſt, meinen feſteſten Ueberzeugungen widerſprachen, daß ich aber alles Mögliche that, um die Entdeckung, in ſo fern ſie Eure Perſon traf, zu verhindern. Als Eure geheimen, der herrſchenden Gewalt gefährlichen Verbindungen dennoch bekannt wurden, als Ihr flüchtetet, da, ich geſtehe es, hoffte ich, aus dem Unheil, welches Eure Familie traf, Vortheil zu ziehen. Aber keinen irdiſchen, ich hoffte, daß ſo bedeutende Ereigniſſe, welche das ruhige häusliche Glück geſtört, die leidenden Frauen zur Beſinnung bringen könnten. Ich wagte es, ſie hoffen zu laſſen, daß der Entſchluß, ſich an die mütterliche Kirche anzuſchließen, ſelbſt Eurer Lage eine glückliche Wendung geben könnte. Die ſchwermüthige Frau überließ ich der treuen Pflege der Aebtiſſin du Pleſſis; ich ſelbſt hoffte die Nichte zu gewinnen, und Euer Vermögen wäre in meinen Händen ſicher. Jetzt hat ſich Alles anders gefügt; die Frauen fand ich feſter in ihrer irrigen Ueberzeugung, als ich vermuthetete; unerwartet findet Ihr Tochter und Vermögen; Eure Frau noch von Euch zu trennen, wäre unnütz und thöricht. Ich entlaſſe Sie, Herr Advokat! Meine Sache, meine Forderungen jeder Art gebe ich auf; ſie weiter zu verfolgen, wäre zwecklos.

Van der Nael ließ den Verwandten ſeine Erklärung ungeſtört beendigen, reichte ihm freundlich die Hand und verſicherte, daß er ſich freue, ihn hier zu finden, daß er ſeinen reinen Eifer kenne und ſein Benehmen, obgleich es ſeine Familie hart betroffen, entſchuldige. Jetzt aber fragte er lebhaft: Wo iſt meine Tochter?

Thorſtein wollte eben hervortreten, er hatte mit eben ſo großer Ehrfurcht, als Ueberraſchung den Vater der liebenswürdigen Klara betrachtet, als der Obriſt erſchien und ſeinen Verwandten umarmte. Die Zuſchauer waren von allen dieſen Ereigniſſen überraſcht; van der

Nael, der Obriſt, der Geiſtliche, Thaulow und Thorſtein verließen den Saal, nachdem die ganze Verhandlung aufgehoben war, und die verwunderten Zuſchauer zerſtreuten ſich.

Wir begleiten in unſerer Erzählung die vereinigten Freunde, die alle in den Hardangerfiord hineinreiſen, um dort die zurückgelaſſene Klara zu finden. Der Geiſtliche begleitete ſie bis Roſendal, um ſich da auf immer von den Uebrigen zu trennen. Er verſprach, van der Naels Frau ſelbſt bis nach Koblenz zu begleiten; da wollte der Obriſt ſeine Schweſter treffen, und van der Nael, der Vater, beſchloß, mit der Tochter und ſeinen jungen Freunden die geliebte Frau in Hamburg zu erwarten.

Als der Geiſtliche bei Roſendal das Boot verließ, hatte ein verworrenes Gerücht von den ſeltſamſten Ereigniſſen und von ſeiner nahen Ankunft die Einwohner am Ufer verſammelt. Unter dieſen war Magdalena, die, als ſie ihren Herrn erblickte, ihm ſchreiend entgegenſtürzte.

Nun, Gott Lob, daß Ihr da ſeid, daß ich nicht länger allein und verlaſſen unter dieſen Ketzern lebe, daß meine Zunge endlich ein Mal gelöſet iſt und ich ein vernünftiges, rechtgläubiges Wort hören kann, und nicht bloß dieſe unvernünftigen, ketzeriſchen Töne, die kein ächtchriſtlicher Menſch verſtehen kann.

Sie ſprach noch immer fort, als ſie van der Nael, den Vater, entdeckte. Sie ſchien plötzlich wie von Schrecken gelähmt, ſtarrte ihn an, und ſo geſprächig, wie ſie bis dahin war, ſo ſtumm heftete ſie die ſtieren Augen auf den Alten, als erblickte ſie ein Geſpenſt.

Jeſus Maria! rief ſie endlich und bezeichnete ſich ängſtlich mit dem ſchützenden Kreuze.

Der Geiſtliche ſuchte ſie von Allem, was geſchehen war, zu unterrichten, und ſie hörte ihn mit immer ſteigendem Erſtaunen kopfſchüttelnd an, als erſchiene ihr Alles, was vorging, unglaublich. Als ſie endlich begriff, daß die ganze Abſicht der Reiſe, die ſie nur ſehr unvollkommen kannte, geſcheitert war, konnte ſie ſich gar nicht zufrieden geben, tröſtete ſich aber bald, als ſie erfuhr, daß der Geiſtliche jetzt alle Anſtalten zu einer ſchleunigen Abreiſe treffen würde.

Ich habe viele hundert Ave Maria und Pater noſter gebetet; ich habe in meiner tödlichen Angſt dem heiligen Franziskus zwei Kerzen und drei Schaumünzen verſprochen, wenn er mich aus dieſem furchbaren Lande befreien wollte. Gott Lob, er hat mein Gebet gehört, ſagte ſie. Aber ein ketzeriſches Mädchen mitten unter Ketzern zu hüten, davor ſoll mich Gott bewahren. Wenn ſie ſprechen, iſt es mir, als beſchimpften ſie fortdauernd die Jungfrau und alle Heiligen.

Der Geiſtliche trennte ſich mit Rührung von ſeinem Verwandten, führte die immer fort redende Magdalena mit ſich und zog ſich in ſeine einſame Wohnung zurück. Die Uebrigen ſetzten ihre Reiſe fort.

Aber weit waren ſie noch nicht gekommen, als ein ſeltſames Schauſpiel ihre Aufmerkſamkeit feſſelte. In der Nähe von Qvindherred auf einem großen, grünen Platze, nicht weit vom Ufer, war eine Menge Menſchen verſammelt. Sie hörte mit großer Anſtrengung, ja, wie es ſchien, mit Andacht, einem Manne zu, der in ihrer Mitte mit vieler Salbung predigte.

Das iſt Hans Hauge, ſagte Thorſtein; legen wir an, ich war lange begierig, ihn ein Mal reden zu hören.

Er erzählte nun dem Obriſten und van der Nael, wie dieſer Bauer, nach einem langen Studium der Bibel in ſeiner einſamen Gebirgswohnung, ſich von dem Geiſte getrieben fühlte, im Lande umherzureiſen, um Reue und Buße zu predigen. In unſern Gebirgen, ſagte er, herrſcht fortdauernd ein einfältiger chriſtlicher Sinn; alle unſere Bauern leſen, und wenn ſie eine Bibel beſitzen, beſchäftigen ſie ſich nicht ſelten faſt ausſchließlich mit dieſer. Das ſtrenge Leben, die harte Arbeit, die weite Entfernung von der Kirche, die den Beſuch ſeltener, aber auch, weil er mit Anſtrengung verbunden iſt, werther macht, unterhält den frommen Sinn. Der norwegiſche Bauer iſt von Natur ſo tief, wie verſtändig; die Einſamkeit treibt ihn ernſthaft ſinnend in ſich hinein, daß Gott, die Ewigkeit und ſein Seelenheil ihm wichtig dünken. Leider ſtehen die Vorträge der Geiſtlichen mit dieſem tiefen Sinn ſelten im Einklang; eine oberflächliche Aufklärung genügt der Gemeinde nicht, und ſo findet Hans Hauge allenthalben viele Anhänger. Da, wo, wie hier, ein chriſtlicher Prediger die Gemeinde zu feſſeln vermag, hält man ſich mehr an dieſen. Die Regierung ſuchte den Einfluß des Hauge durch Verfolgungen zu hemmen, was um ſo mehr zu tadeln war, als die achtbarſten, keineswegs ſchwärmeriſchen Prediger das Zeugniß ablegten, daß die Haugianer die Geſittetſten, Arbeitſamſten ſeien und, wo der Prediger nur einigermaßen das Vertrauen der Gemeinde zu erwerben wüßte, ſich nicht von der Kirche trennten. Wie es zu geſchehen pflegt, wurde eben durch die Verfolgungen der Anhang verſtärkt und Manches veranlaßt, was ſonſt nicht ſtattgefunden hätte. Der Prediger in Qvindherred, einer der ausgezeichnetſten im ganzen Lande, ein in vielen Fächern bewanderter, äußerſt thätiger Mann, überläßt es ruhig ſeiner Gemeinde, ob ſie jenen hören will oder nicht. Ich bin überzeugt, ſagt er, daß ein ernſthaftes Wort der Reue und Buße, wenn es ein Mal auf eine ungewöhnliche Weiſe ſich vernehmen läßt, um deſto tiefer eindringen wird, und ich hoffe dabei zu gewinnen, nicht zu verlieren.

Sie landeten und näherten ſich dem Hafen. Ein Bauer von ſchlichtem Anſehen, ohne irgend etwas Auffallendes zu haben, ſtand da, von einem ſtill horchenden Kreiſe umgeben. Er ſchien keinesweges beredt. Es war ein Sonntag; Alle hatten die Predigt gehört, und er wiederholte Manches aus dieſer, indem er ſagte: Wie wir heute im Gotteshauſe vernommen haben. Dann aber, als befeuerte ihn die eigene Rede, erhob er die Stimme und ſprach: Wie da die liebe Sonne auf Gras und Fluren ſcheint, und Alles durch ihre Strahlen erquickt, ſo ſcheint die göttliche Gnade in unſere Seele hinein, daß die zarten Blüten der Andacht wachſen und gedeihen, daß das ſtarre Eis der Selbſtſucht ſchmilzt und ein lieblicher Frühling hervorbricht in dem armen, verlaſſenen Menſchenherzen. O nehmet die Strahlen auf, dieweil ſie hell und erwärmend ſcheinen; vernehmt die Gnade, während ſie Euch ruft! Thut Buße, ringet und betet, daß der Verſucher fern bleibe; denn der Tag des Herrn naht; er kommt wie ein Dieb in der Nacht, und wehe uns, wenn wir nicht bereit ſind. Es wird kommen der Herr und den Weizen von der Spreu, die Schaafe von den Böcken ſondern, und wer unter Euch ihm zugehört, den wird er verſammeln, die Uebrigen zerſtreuen. — Oft wohl hatten ſie daſſelbe gehört, geleſen, aber die Stimme, die hier ertönte, hatte etwas Eindringliches; die tiefe Ueberzeugung, die heilige Wahrheit, die aus dem Redner ſprach, ergriff die Zuhörer. Man hörte Seufzer, man ſah Thränen fließen, man vernahm allenthalben ein ſtilles Murmeln ängſtlicher Gebete. Da blickte Hans Hauge um ſich; ſein Auge ſchien einen beſtimmten Gegenſtand zu fixiren, und indem man ſeinem Blick folgte, entdeckte man einen ſtarken Mann, höher, als die Uebrigen, der ſich ängſtlich dem Kreiſe zu nähern ſuchte.

Und Du Sünder, rief der Redner mit ſtarker Stimme, auch Dich ruft heute die Gnade. Du wollteſt in Gottes Gerechtigkeit eingreifen. Steht nicht geſchrieben, Du ſollſt der Obrigkeit gehorſam ſein, die Gewalt über Dich hat; denn alle Gewalt kömmt von Gott. Unterwirf Dich der irdiſchen Strafe, daß Du der höhern entgehſt.

Ach, ich will es ja, ich will es ja, rief der rieſenhafte Mann. Ich bin Halvor Bravkarl, führt mich zur Feſtung, überliefert mich der Obrigkeit, daß Gott mir gnädig ſei.

Verwundert ſah die Menge dieſen Mann in ihrer Mitte, Viele erkannten ihn. Die Rede war unterbrochen, aber daß es dem geliebten Prediger gelungen war, dieſen Sünder zu bekehren, ſchien den Zuhörern ein Wunder. Kann er das Herz der Verſtockteſten rühren, wie dürfen wir uns ſträuben? ſagten ſie; die Frauen beteten, Pſalmen wurden in einem erſchütternden, aber wenig harmoniſchen Tone angeſtimmt; die Männer waren ernſthaft in ſich verſunken, und in ſtiller Trauer trennte ſich die ſeufzende, ſingende Verſammlung, indem ein Jeder in einer unendlich trüben Stimmung davonſchlich. Seltſam wirkte dieſer Auftritt auf van der Nael; eine geheime, ſtille Angſt ſchlich ſich in die Seelen der Fremden, aber noch immer ſtand Halvor da und ſchien zu erwarten, daß man ihn ergreifen werde. Aber keiner der Einwohner näherte ſich ihm; ein Jeder war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Da gingen die Fremden auf ihn zu und der Obriſt beſonders mit großer Neugierde. Halvor ſah die anſehnliche Geſellſchaft näher treten und erwartete ſie ruhig. Er betrachtete Thorſtein, als beſänne er ſich, und dieſer grüßte ihn.

Erinnerſt Du Dich jener Nacht in der tiefen Schlucht, die Du mit vier jungen Leuten zubrachteſt?

Ja freilich, Du warſt dabei, rief Halvor, Du brachteſt mir die Nachricht von dem armen Weibe, das durch mich ſo leicht hätte unglücklich werden können. Jetzt erkenne ich Dich. Die Nacht vergaß ich nie, ſie iſt mir ſehr wichtig geworden, denn ich ward damals zum zweiten Male gewarnt. Es erſchütterte mich, als ich prahleriſch gegen Euch hervortrat, als der Einzige meiner Art, und Euch doch zuletzt beſchämt verlaſſen mußte. Ich verſchmähte die Warnung, als ich wieder, wie ein gejagtes Wild, einſam und verlaſſen in dem öden Gebirge herumirrte. Aber meine Entſchlüſſe ſchwankten, ich ward wieder ergriffen, ich ſaß Jahre lang ruhig in der Feſte. Da lockten mich die rauhen Felſen, die Waſſerſtürze; es war, als riefen ſie mich, daß ich, wie ſie, mich wieder der wilden That ergeben ſollte. So entwich ich, aber den innern Frieden konnte ich nicht finden; ich bettelte und wagte nur zu rauben, wo man mich hart behandelte. Wie die Berge mich lockten, als ich in der Feſtung ſaß, ſo rief mich jetzt eine Stimme dorthin zurück, und ich erwartete die dritte Warnung, die mich jetzt ergriffen hat.

Armer Halvor, erwiederte Thorſtein, Du mußt aus dieſem Lande hinaus; wenn Du jetzt Dich freiwillig der Obrigkeit überlieferſt, mußt Du dringend bitten, daß man Dich entferne; in den däniſchen Ebenen wird die wilde Kraft brechen.

Ja, antwortete der zerkniſchte Räuber, ich muß fort, ich darf nicht unter dieſen Felſen leben, die Ebene wird mich zähmen — und tödten, ſetzte er wehmüthig hinzu.

Sie gingen indeſſen über die Felder fort, ſie hörten in der Ferne die traurigen Geſänge, und in den Gebirgen verſchwanden die ſtill trauernden Geſtalten, während der Räuber mit ſchwankenden Schritten und geſenktem Haupte ihnen ſtillſchweigend nachſchlich.

Ein ſeltſames Volk, ſagte van der Nael; ſollte aber eine ſolche traurige Stimmung nicht zu finſterer, ja gefährlicher Schwärmerei führen?

Nicht leicht, antwortete Thorſtein, wenn auch hier und da ſich dergleichen entwickelt, ſo wirkt doch eine Stimmung, wie dieſe, wohlthätig auf die Meiſten. Separatiſten entſtehen da, wo die Kirche und der geordnete Gottesdienſt mit Bequemlichkeit eine große Gemeinde verſammelt, und eben dadurch den widerſtrebenden Sinn erzeugt. Aber Dieſe ſind durch die Natur ſtrenge geſchieden. Gefährliche Schwärmereien bilden ſich da, wo aus einem zuſammengedrängten Haufen ſich müßiges Volk einem thatenloſen Grübeln überläßt. Aber hier ſind ſie an rauhe Felſen gebunden, müſſen fortdauernd mit Anſtrengung für ihr Daſein ringen, müſſen Verſtand, Beſonnenheit, jegliche Kraft in Thätigkeit erhalten. Wie eine ferne, trübe, mahnende Stimme ertönt das drohende Wort, mäßigt die unbändige Kraft, zähmt den ſtarren Willen, erweicht den harten Sinn.

Ernſthaft und ſelbſt in einer Stimmung, wie diejenige, die die Einwohner ergriffen hatte, näherten ſie ſich der Kirche und den Wohnungen am Ufer, wohin während der Zeit das Boot gelangt war. Da ſahen ſie ein anderes großes, mit vielen Menſchen beſetzt, ſich langſam dem Ufer nähern. Die Reiſenden ſtiegen aus, man erkannte Hermod Aageſen, ſeine Frau und Tochter, endlich Klara, die, als ſie den Vater erblickte, mit einem lauten Freudenrufe auf ihn zuſtürzte und in ſeine Arme ſank. Das Gerücht von den Ereigniſſen in Bergen war auch bis zu Hermod gedrungen; er erfuhr, daß Klaras Vater den Hardangerfiord hinaufreiſen wollte, die lang vermißte Tochter zu ſuchen. Klara lebte in freudiger Ungeduld und Hermod beſchloß, den geliebten Gäſten entgegen zu eilen.

Auf der weſtlichen Küſte von Norwegen, zwiſchen rauhen Felſeninſeln, lag ruhend ein ziemlich großes Boot. Ein Greis, nah' an neunzig Jahre alt, das gutmüthige Geſicht mit tiefen Runzeln durchfurcht, ſaß in betheertem, ſchmutzigem Anzuge, ſtill vor ſich hinblickend; vier andere Fiſcher unterſtützten einen fein angezogenen jungen Mann. Ein ſtarkes Tau ragte auf einem beweglichen Rade über den Rand des Bootes in das Meer hinein, und ein beträchtlicher Theil des Taues lag, kreisförmig gewunden, auf dem Boden. Ein Netz war an vier ſtarken, eiſernen Stangen angebracht, die ein Viereck bildeten. Die Stange der einen Seite dieſes Vierecks war ſtärker, als die übrigen, und mit einem ſcharfen, ſchneidendenden Rande verſehen. Ueber das Viereck gingen von den Ecken deſſelben vier dicke Bogen aus, die, nach oben vereinigt, einen ſtarken, eiſernen Ring trugen, an welchem das Tau befeſtigt war. Dieſes Werkzeug war beſtimmt, die ſeltſamen Thiere, Schnecken, Muſcheln, Korallen, Sternthiere und gallertartige Molluſken des Abgrundes, während das Boot ſich langſam bewegte, durch den ſchneidenden Rand von den Felſen des Meeresgrundes loszureißen und in das

Netz zu werfen. Eben hatte es den Grund erreicht, und zwei Fiſcher ergriffen die Ruder, während der junge Mann ſinnend in die Tiefe hineinblickte. Ein paar mäßige Ruderſchläge ſetzten das Boot in Bewegung. Halt! rief der junge Mann, denn das ſtraffe Tau deutete auf einen Widerſtand in der Tiefe. Die Fiſcher ruderten zurück, man verſuchte nun bald in dieſer, bald in jener Richtung das Boot in Bewegung zu ſetzen, und nach einiger Zeit befahl der Jüngling den Fiſchern, durch eine Winde das Werkzeug aus der Tiefe zu heben. Er ſah nichts von Allem, was ihn rauh und großartig umgab; der Blick war ſtarr auf das heraufrollende Tau geheftet, und als nun das Netz aus dem bewegten Meere herauftauchte, ſchaute er mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit in daſſelbe hinein. Der Fang ſchien reichhaltig, und eilig ward er in ein großes Gefäß mit Meerwaſſer geſtürzt, wo nun das ſeltſame Gewimmel von Meergräſern und Thieren einen phantaſtiſchen Knäuel bildete. Zwiſchen dunkelgrünen, dickeren und dünneren, zackigen, hier und da zu Blaſen aufgequollenen, verworren ineinander gewickelten Fäden von Meergräſern ſah man ein Gewühl von Schnecken und Muſcheln; kleinere hatten ſich auf den größern, mit wurmförmig gewundenen Röhren gemiſcht, feſtgeniſtet, noch kleinere auf dieſen. Weichere Schnecken waren mit einem zarten grünen, flockigen Gewebe überzogen, und aus dieſem ſtreckten, ſtatt der Schnecken, ſeltſame Krebſe ihre Scheeren hervor, indem ſie den nackten Hinterleib in das Schneckenhaus verbargen. Größere und kleinere gallertartige Mollusken hatten ſich auf den Schaalthieren, auf den mit Meergras bewachſenen Steinen, auf den Korallen befeſtigt, bizarre, zum Theil durchſichtige Geſtalten. Hier ſah man zwei Säcke, durch einen engen Kanal vereinigt; der eine enthielt die Bruſt-, der andere die Bauchhöhle, auf dieſe Weiſe roh verbunden, indem Kopf und Füße fehlten; dort war ein gallertartiger, kurzer Cylinder mit unzähligen Fühlfäden verſehen; mehrere trugen eine große Anzahl ſeltſamer Warzen auf der Oberfläche, und von einer feſtern Geſtalt, den nackten Landſchnecken ähnlich, waren andere. Viele zeigten bunte Farben, helles Roth, Braun, viele waren ſtark, beſtimmt, ja rein gezeichnet. Baumförmige Korallen ſtarrten mit ihren ſcharfen Verzweigungen in dieſes Gewimmel hinein, und unzählige vielfüßige, haarichte, oft bunte, wie Regenbogen in wechſelnden Farben ſpielende Würmer fuhren mit kleineren Fiſchen zwiſchen den ruhenden, phantaſtiſchen Thieren mit Blitzesſchnelle hin und her.

Der junge Mann war, ganz in ſeine Beſchäftigung vertieft, emſig bemüht, das Gewöhnliche von dem

Seltenen, das Bekannte von dem Unbekannten zu ſcheiden. Die Thiere wurden in Gläſer geſondert und vertheilt, Bücher aus den Behältern gezogen, Kennzeichen verglichen, kleinere Thiere mit der Lupe betrachtet und Manches für eine zukünftige, genauere Unterſuchung aufgezeichnet. So vergingen Stunden, während die Fiſcher kopfſchüttelnd ſeine ſeltſame Beſchäftigung betrachteten.

Aber ihn ergriffen die Wunder der Tiefe immer gewaltſamer. Er ſah ſich in die Meerestiefe verſenkt, und die unermeßlichen Maſſen der Thierwelt drangen mit Macht auf ihn ein, indem er dieſe wenigen, welche aus der Tiefe zu ihm herauftauchten, betrachtete. Vor ſeinem Blicke eröffnete ſich der Meergrund aller Welttheile, immer dichter drängten ſich die Haufen. Er ſah den leichten Hauch bewegter Polypen durch Jahrtauſende zu mächtigen Kalkgebirgen erſtarren, das ganze Meer von unſichtbaren, gallertartigen Monaden durchdrungen, Würmer wühlten, Schnecken ragten mit ihren Fühlfäden hervor, tauſend ſpielende Fangarme umfingen eine kleine Welt, ſie verſchlingend. Sepien traten mächtiger zwiſchen dieſe, Raubfiſche verſchlangen das immer Verſchlingende, und in einem ewigen Wechſel von zehrendem Untergange und nie raſtender Erzeugung gebar ſich das allgemeine Ungeheuer aus ſeinem eigenen Fraße. So geſtaltete es ſich bis zu jenen monſtröſen Rieſen, die als Hayfiſche, als Seelöwen, als Wallroſſe, als Wallfiſche den Gipfel der Erzeugung und zehrenden Kraft darſtellten. Fern ab lag für den Betrachtenden Luft und Licht und Pflanzenwelt, indem er heimiſch wurde in der kühlen, naſſen, ſalzigen, embryoniſchen Mutterhülle der Thierwelt.

Iſt nicht, je mehr das Licht- und Luftleben zurücktritt, ſagte er ſich, alles Daſein nach der Tiefe gerichtet? Sind nicht die Bären, die Wölfe, die unermeßlichen Heere der Vögel des hohen Nordens von dem thieriſchen Abgrunde angezogen? Ja, ſproſſen nicht die wenigen kümmerlichen Pflanzen aus den nackten Felſen, aus der durch die Exkremente der Vögel befruchteten Erde hervor? Wie da, wo Luft und Licht walten, Alles an die Pflanzenwelt gewieſen iſt, daß man die thieriſche Ernährung ein Wiederkäuen nennen mag, ſo iſt im hohen Norden alles Leben an die thieriſche Embryonenwelt gebannt. Es war, als würde er von mächtigen Polypenarmen umſchlungen, als hätte der monſtröſe, inſelngroße Krake ihn mit ſeinen rieſenhaften, tauſendfachen Verzweigungen ergriffen, um ihm in der grundloſen, naſſen Tiefe die ſeltſamen Wunder der Urſtätte aller thieriſchen Erzeugung in ihrer unendlichen, phantaſtiſchen Mannigfaltigkeit zu enthüllen. Kühl ſchlugen die Wellen unter ihm, um ihn, über ihm zuſammen. Eine ſeltſame Ruhe, als wären alle Gedanken verſchwunden, und jede geiſtige Kraft in ſtiller Erzeugung und Geſtaltung gefangen und gefeſſelt, herrſchte in ſeinem Innern, und die unruhig ſtrebende Betrachtung verlor ſich in einer ſtillen, ſchwingenden Bewegung, daß jeder Gedanke ſich, wie die Wellen, in allen verlor, während er das Geſchäft der Sonderung mit inſtinktartiger Sicherheit fortſetzte.

Dieſe Arbeit war nun beendigt. Dem jungen Manne war es, als wäre er aus dem Abgrunde aufgetaucht; die Wellen ſchlugen unter ihm zuſammen, und die Tiefe verbarg wieder ihre unergründlichen Geheimniſſe.

Da blickte er um ſich. So lange das Geſchäft dauerte, ruhte das Boot, jetzt ruderte die Mannſchaft, und mit Schnelligkeit durchſchnitten ſie die Wellen. Ein Nebel ruhte auf dem Meer und dem Gebirge. Die kahlen, ſchroffen Felſenwände ſtanden finſter und feucht da, bis zu einer mächtigen Höhe emporragend, und oft ſprangen ſpitze, ſcharfeckige Felſen, finſter und von Nebel umhüllt, einzeln in das Meer hinein. Dunkle Nadelhölzer, dürftige Grasflecke zeigten ſich hier und da in den Thälern, und von den Gebirgen ſtürzten ſich wilde Bäche ſchäumend in das Meer. Sie waren den ganzen

Tag, ohne zu landen, fortgerudert. Jetzt näherte ſich der Abend, und die Fiſcher eilten dem Orte zu, wo ſie landen und ruhen wollten.

Der Jüngling ſprang aus dem Boote, aber die Fiſcher hoben den kindiſch gewordenen Greis nur mit Mühe von ſeinem Sitze, um ihn an's Land zu tragen. Durch das tägliche Sitzen und Rudern waren die Schenkelmuskeln und die Beine völlig gelähmt, während fortdauernde Anſtrengung in den Bruſt- und Armmuskeln ſelbſt im höchſten Alter die Kraft bewahrte. So waren Sinne und Bewußtſein aus dem Kopfe, wie jede Beweglichkeit aus den Füßen verſchwunden, und nur Bruſt und Arme erhielten ein ſtumpfes, dämmerndes Daſein. Stunden lang vermochte der Alte noch zu rudern, faſt wie der rüſtige junge Mann, und während er ſo ſtillſchweigend fortruderte, ahnete man nichts von ſeiner Schwäche. So im Boote ſitzend hatte ihn der Jüngling gefunden, und jetzt erſt, als der Greis nach den Hütten mehr getragen, als geführt wurde, als der Kopf kraftlos auf die Bruſt herunterſank, entdeckte er das Geſpenſterhafte an dieſem ſeltſamen Leichname, deſſen Arme ſich noch mächtig zu bewegen vermochten. Hat das gewaltige Element Dich nicht gefangen genommen, wunderlicher Greis, ſagte er, ſtill den Fortgeſchleppten betrachtend, daß Du nur lebſt in und mit

Deinem Boote, und abſtirbſt, wenn Du an das Land geworfen wirſt, daß Du gekettet biſt an Dein ſchwimmendes Haus, wie das Schleimthier an ſeine Schnecke, kopflos und fußlos, wie dieſes, während die Arme, wie die Fühlfäden, in fortdauernder Bewegung bleiben?

Am Ufer lagen ſechs Rauchhütten ohne Fenſter, die das Licht durch den Rauchfang erhielten. Die Fiſcher näherten ſich einer Hütte, zogen den Greis hinein durch die niedrige Thüre, die, ohne Schloß und Riegel, geöffnet, von ſelber zuklappte. Dicht hinter den Hütten ragten kahle Felſen rauh mit ihren lothrechten Wänden in die Höhe, nur kümmerlich mit einzelnem Geſtrüpp bewachſen. Männer mit dicht anſchließenden Mützen, Röcken wie Hemden, die Alten mit langem Barte, ſchmutzig, betheert, verdrießlich, blickten den Fremdling mistrauiſch an. Weiber, in groben wollenen Röcken, mit hängenden Brüſten, häßlich, roh, unreinlich, wie die Männer, Mädchen, abſtoßend, wie die Frauen, junge Burſchen und halbnackte Kinder drängten ſich um ihn. Auf einem kleinen grünen Flecke, deſſen Gräſer traurig aus dem ſteinigen Boden hervorwuchſen, graſten zwei magere Kühe und ſtruppige Hunde bellten ihn von allen Seiten an. Mit einem unheimlichem Gefühle wand er ſich zwiſchen ausgeſpannten Fiſchernetzen durch, ging er zwiſchen unzähligen, halbverfaulten Fiſchen auf eine

Hütte zu. Schwarz von Rauch und Schmutz, wie ſie war, betrachtete er ſchon von außen die traurige Wohnung mit Grauen. Als nun aber, vor der Thüre ſchon, die Menge der todten Fiſche zunahm, als er den Boden, ſchwarz und fettig von Thran, erblickte, und als er zuletzt, nicht ohne Schauder, ſich tief bückte, die Thüre öffnete und in die dunkle Rauchhütte hineinblickte, fuhr er erſchrocken zurück. Ein heißer Qualm, ein ſtinkender Broden und erſtickender Rauch quoll ihm entgegen, daß es ihm unmöglich war, hineinzutreten. Indeſſen waren ſeine Begleiter aus der Hütte getreten, und die Einwohner drängten ſich um ſie herum und ſchienen ſie ſehr angelegentlich auszufragen. Er merkte wohl, daß die Fragen ihm galten, und als das Geſpräch geendigt war, kam ein alter Mann auf ihn zu; das Mistrauen war ganz verſchwunden, ſie begrüßten ihn höflich und herzlich, Weiber, Burſchen, Mädchen und Kinder näherten ſich zutraulich. Er hatte Mühe, ihre Sprache zu verſtehen, die ihm fremd und ſeltſam klang, obgleich es ſeine Mutterſprache ſein ſollte. Er entdeckte nun ein von den Hütten verſchiedenes Gebäude unter dieſen. Es war aus betternen Balken gebaut, mit kleinen Fenſtern verſehen. Als er hineintrat, ſah er eine mäßig große Stube, hell, nicht unreinlich. Einige Betten ſtanden an den Wänden, eine Menge Stühle waren dicht aneinander gereiht, in der Mitte ein mächtiger Tiſch. Die Stube war nicht unfreundlich, aber in einem Winkel lag ein Haufe getrockneter Fiſche, die einen höchſt unangenehmen Geruch verbreiteten, und um dieſen zu dämpfen, waren zwiſchen die Balken der Decke Zweige von Wachholder und Myrtenheide *) geſteckt, die ihr betäubendes Aroma mit den Ausdünſtungen der Fiſche vermiſchten.

Solche Häuſer, die aus einer Stube beſtehen, findet man zwiſchen den ſchmutzigen Fiſcherhütten, wo mehrere zuſammenliegen. Hier verſammeln ſich die Einwohner, wenn ſie ſich mit einander berathen, hier werden anſehnliche Gäſte eingeführt. In der rauhen Winterzeit, oder wenn ſonſt Stürme und rauhe Witterung die Hüttenbewohner verhindern, die entfernte Kirche zu beſuchen, wird hier der Gottesdienſt gefeiert; ein Fiſcher trägt aus einem Andachtsbuch Gebete und fromme Betrachtungen vor, und Lieder werden geſungen. Hier werden die Hochzeiten gehalten, wohl auch Bälle veranſtaltet; hier ruhen die Leichen, ſchön ausgeputzt, bis man ſie nach der entfernten Kirche bringt. Man braucht die Stube auch als Niederlage für aufgehäufte Vorräthe. So iſt dieſe Stube die Stätte der

---

*) Myrica Gale.

Berathung, der Freude, der Sorge, der Gaſtfreundſchaft, der Andacht, des Todes, und Alles, was Bedeutendes ſich ereignet, knüpft ſich in der Erinnerung an ſie.

Durch die freundliche Zutraulichkeit der Einwohner und durch die reinliche Stube, die in der That, mit den Hütten verglichen, viele Vorzüge hatte, war der Jüngling faſt mit ſeiner Lage ausgeſöhnt. Er ließ Speiſen und Wein kommen, beſtellte ein Gericht friſcher Dörſche und fing an, ſeine eben erworbenen Schätze zu unterſuchen, indem er einen Cigarro anzündete, um durch einen ihm nothwendig gewordenen Genuß die betäubenden Gerüche der Stube ſo viel, wie möglich, zu überwinden.

Es war Axel Flinthough, der ſich eben in einer höchſt bedenklichen, ja, wie ihm ſchien, verzweifelten Lage befand. Eine Geſellſchaft, die ſich in Kopenhagen für die Naturgeſchichte gebildet hatte, gab dem mittelloſen jungen Manne eine Unterſtützung. Er verließ dort eine ſorgenvolle Lage, um ſich in eine noch trübere zu ſtürzen. Gläubiger bemächtigten ſich des größten Theiles der Summe, die er erhalten hatte, und von Allem entblößt kam er nach Bergen. Als er hier in den Gaſthof unter fremde Menſchen, Schiffer, Kaufleute aus Dänemark, Holland, Frankreich und England hereintrat, ergriff ihn eine ungeheure Angſt. Aber ſein natürlicher Leichtſinn, die Hoffnung, daß ſeine Freunde in Kopenhagen, die ſeine Lage kannten, nicht unterlaſſen würden, ihm ſchleunig die letzte Hälfte der geringen Unterſtützung nachzuſchicken, überwand bald alle Beſorgniß. Die mächtige Natur hatte ihn ergriffen. Jetzt erblickte er mit Entzücken das rauhe Gebirge, das ihm ſeit ſeiner frühen Kindheit gewinkt hatte; das Gewühl der Handelſtadt riß ihn hin, und mit zuverſichtlicher Hoffnung genoß er die Gegenwart. Tage vergingen, einige junge Männer, die er von der Univerſität kannte, geſellten ſich zu ihm, und gewöhnt, über Jünglinge ſeines Alters einige Gewalt auszuüben, gefiel er ſich in einer ſonſt nicht ſehr bedeutenden Umgebung, die ihm Manches aus frühern Tagen zurückrief. Er war an reiche Kaufleute adreſſirt, die ihn freundlich aufnahmen. So verſtrichen einige Tage in geſelliger Zerſtreuung; aber innerlich ängſtigte ihn ſeine Unthätigkeit. Die Pflicht forderte ihn auf, die kurze Zeit zu benutzen, aber alle Mittel fehlten ihm. Vergebens hoffte er auf Briefe. Wochen verſtrichen, und ſeine Unruhe, ſeine Angſt wuchs. Schon war er genöthigt, dem Wirth ſeine Lage zu entdecken. Es war ein Glück, daß dieſer ihn liebgewonnen hatte und ihm freundlich Vertrauen ſchenkte.

In dieſer Lage ging eine bedeutende Veränderung mit ihm vor. Zwar hatte der vertraute Umgang mit Thorſtein, Roſſing und Thaulow Manches angeregt, aber ſeine gewaltſam kämpfende Natur konnte die widerſtreitenden Elemente nicht überwinden. Eine grenzenloſe Wißbegierde, die Alles, was ihr dargeboten ward, mit Leidenſchaft aufnahm, mit Leichtigkeit behandelte und ſich einprägte, ſchweifte raſtlos von einem Gegenſtande zum andern, während phantaſtiſche Träume, in dämmernde Empfindungen und Gefühle verhüllt, tief, aber geſtaltlos hervorblickten, ihn einen Genuß ahnen ließen, dem er vergebens nachſtrebte, ihm wunderbare, verborgene Schätze in der Nähe zeigten, die plötzlich verſchwanden, wenn er ſie ergreifen wollte. Jetzt warf ſeine verlaſſene Lage ihn ernſthafter, als je, in ſich ſelbſt hinein. Er zog ſich von allem Umgange zurück, brachte Wochen auf ſeiner Stube verſchloſſen zu, oder ſchlich am frühen Morgen, ein mäßiges Mahl in der Taſche, nach den einſamſten, wildeſten Gebirgen, um erſt am ſpäten Abend wieder zurückzukehren. Schriften der neuern deutſchen Philoſophen erhielten jetzt erſt für ihn Sinn und Bedeutung. Die Morgenröthe einer ſchönen Zeit ging jetzt für ihn auf; was Dichter und Philoſophen vereinigt unternahmen, trat ihm nahe; das allgemein Geſchätzte, was muthig angegriffen wurde, verlor den

Werth und feſſelte ihn nicht länger. Jetzt erſt begriff er Manches, was die Freunde früher geſprochen, und was ihn in der unruhigen Zerſtreuung des Lebens und des Lernens bis dahin nur äußerlich berührt hatte. Tiefere Anſichten des Lebens und Denkens traten ihm allenthalben hoffnungsvoll entgegen. Die dichteriſche Vorzeit des Volks, lange verſchloſſen, erhob ſich, daß jede Zeit den eigenen Gedanken, den eigentlichen innern Zwieſpalt laut werden ließ. Götter wurden wieder lebendig, die Lehren aller Weiſen verwandelten ſich in ein großes Geſpräch, Kriege wütheten dazwiſchen, Völker erhoben ſich und ſanken, Anſichten traten mächtig hervor und gingen unter, die Götter verſchwanden, die Lehre des Heils trat hervor und erzeugte eine neue Weisheit, ein neues Leben und ſcheinbar eine neue Verwirrung, das Ritterthum, die Liebe blühten auf, aber ihm war Alles ein wunderbares Drama, durch deſſen räthſelhafte Verſchlingungen der ordnende Geiſt des großen Dichters hindurchblickte. Vor Allem aber war ihm nun die Natur unendlich lieb und theuer. Aller Tod verſchwand, daß die erſtorbene Natur ſich zum geiſtigen Leben ermannte, lebendig ſich dem forſchenden Geiſte näherte, daß er ſie erkannte und als ſeine eigene zu begrüßen wagte. Die Liebe war ihm bis jetzt unbekannt, aber er ahnete ihre Tiefe; da wurde ihm Natur und Geſchichte, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft klar, da ſtrich er ſelig in den Gebirgen, in den finſterſten Thälern umher, beſtieg die höchſten Berge, ſah fröhlich nach der belebten Stadt hinunter. Natur, rief er, du biſt mir nicht fremd! Ich entfalte mich in deinen Blüten. Starres Gebirg, du verbirgſt meine Geheimniſſe; ſpielende Wellen, ihr ſtellt meine Sehnſucht dar; wechſelnde Wolken, ihr ſeid meine Träume. Iſt die Liebe nicht ganz Natur und ganz Geiſt, ganz ich ſelbſt und ganz ein Anderes? Wozu die Worte? rief er dann — hier iſt die Löſung; und eine Ahnung der höchſten Seligkeit, der ewigen Liebe trat dämmernd vor ſeine Seele. Dann eilte er nach ſeiner ſtillen Stube, und was die tiefen Geiſter ihm ſagten, war ihm klar. Ich verſtehe Euch, rief er, auch wo ich Euch nicht faſſe. Liebe, Liebe, du biſt aller Räthſel höchſt ſeligſte, ewig klare Löſung. Da drängte ſich, was er gelernt und erforſcht, geſehen, geleſen und gehört, wie durch einen Zauber ihm entgegen; was ihn bisher nur als ein Neues reizte, trat als ein Erkanntes hervor; was bloß dem Gedächtniß eingeprägt, durch dürftige Hypotheſen kümmerlich verknüpft war, erhielt Sinn und Bedeutung, und hier und da drängten ſich Ideen wie befreundete Geiſter um ihn, und immer von Neuem ſchwelgte er in dem ſeligſten Genuſſe. Das iſt es! rief er dann, eine plötzliche

Klarheit umgab ihn, und eine ſeltſame Gewißheit vor aller Unterſuchung überzeugte ihn, das Wahre erkannt zu haben. So war ihm Natur und Liebe und Forſchung vereinigt, eine neue Morgenröthe durchglühte ſein jugendliches Leben, und daß großartige Thätigkeit und Ruhm und Liebe ſein Leben erheitern würden, dünkte dem Glücklichen gewiß.

Er war, von einer nie ruhenden Produktion ergriffen, durchaus ſelig, während die Wenigen, die ihn kannten, ihn als einen Verlaſſenen betrachteten. Seine geiſtige Lebendigkeit hatte große Hoffnungen erregt; die Gutmüthigkeit, ja Weichheit ſeines Gemüths, mit einer oft plötzlich auflodernden, grenzenloſen Heftigkeit gepaart, zog wechſelſeitig die Menſchen an und entfernte ſie wieder.

Aber in welchem furchtbaren Widerſpruch ſtand ſeine Lage mit ſeinen fröhlichen Träumen. Er ſah keine Hülfe. Er war mit großen Entſchlüſſen nach Norwegen gekommen, und nun lag die Natur vor ihm, das Meer lockte ihn, und jede Thätigkeit war gehemmt. Du wirſt als ein Verworfener erſcheinen, rief er, wie kannſt Du Dich dem träumeriſchen Dünkel übergeben, da Du der Verachtung preisgegeben biſt?

Eines Abends war ein Mann zu ihm gekommen, der ihn liebte und ſeine Lage ahnete. Er gewann ſein

Vertrauen, er ſchoß ihm die kleine Summe vor, die er noch in Dänemark zu erheben hatte. Flinthough erklärte, daß dieſe Summe auf keine Weiſe hinreichte, um ſeine Verpflichtungen zu erfüllen. Ich kehre nicht nach Kopenhagen zurück, ſagte er, ich wage es, nach Deutſchland zu reiſen. Erſt, wenn ich dieſe jugendliche Unbeſonnenheit abgebüßt habe, wenn mein Fleiß, meine Anſtrengung mir einen Ruf erworben haben, darf ich den Freunden und Gönnern wieder unter die Augen treten. Vergebens ſuchte der Freund ihm dieſen gewagten Entſchluß auszureden. Als er ihn völlig entſchloſſen ſah, gab er ihm eine Anweiſung über eine kleine Summe auf Hamburg. Flinthough, der jetzt eine Ausſicht ſah, aus dieſer Lage gerettet zu werden, wenn auch dadurch, daß er vielleicht in eine noch ſchlimmere geſtürzt würde, verließ ſogleich die Stadt, lebte einige Zeit, mit Unterſuchungen beſchäftigt, zwiſchen den Inſeln, und wir finden ihn jetzt, indem er hier das Schiff erwartet, welches ihn nach Hamburg bringen ſoll. Der Schiffer hatte verſprochen, ihn aufzunehmen.

Wie unglücklich war dieſe Reiſe, ſagte er ſeufzend, die mich zuerſt in meinem Leben aus der bekannten, befreundeten Umgebung herausriß. Ich wollte ſo Vieles ausrichten, und nichts iſt mir gelungen; ich hoffte Ruhm zu erwerben und ernte Schande. Hinter mir liegen die groſſen Wunder des Landes, mir ſo nahe; ich verlaſſe das Land, und ſie bleiben mir fremd; den trefflichen, ſtolzen Bauer, das Kind des Felſens, darf ich nicht begrüßen; nur dieſe mistrauiſchen, unreinlichen Menſchen, in ihrer Armuth, in ihren ſchmutzigen Hütten, kein Freund, der mein inneres Streben theilt oder verſteht, trat mir entgegen. Hoffnungslos betrat ich die Ufer, blieb fremd, ſo lange ich hier verweilte, und gehe fort, verlaſſen und einſam. Keiner trauert bei meinem Abſchiede, Keiner theilt meine nur zu gegründeten Sorgen für die Zukunft. — Er ſtützte ſorgenvoll den Kopf auf den Arm, indem eine ſchmutzige Magd auf unreinlichem Geſchirr das Eſſen brachte und ihn freundlich angrinſete. Aber eine Göttin hat Dich begrüßt, ſagte er, als die Magd die Stube verließ, und erhob ſich; Du haſt in der Einſamkeit die Schätze nicht gehoben, die Du hier erwarteteſt; aber andere, herrlichere hat ſie Dir unerwartet überreicht; Du eilſt einem neuen, ſeltſamen Leben entgegen, Dir winkt ein unbekanntes Glück in fernen Ländern und Du wollteſt zagen?

So lange der Tag es ihm erlaubte, beſchäftigte er ſich mit den Unterſuchungen, die ihn anzogen. Es war ſeine Abſicht, die Ruhe der Seereiſe zu benutzen, um einen Bericht über ſeinen Fund aufzuſetzen, dieſen wollte er von Hamburg aus einſchicken und zugleich ſeine Entſchuldigung vorbringen, ſeinen gefaßten Entſchluß der Geſellſchaft mittheilen. Als die Dämmerung ſpät, faſt gegen Mitternacht, anfing, warf er ſich, völlig erſchöpft, auf das Bett. Aber lange hielt er dieſe Lage nicht aus. Der vereinigte Geruch von den mitgebrachten Thieren, von den trockenen Fiſchen und ſtarkduftenden Kräutern quälte ihn immer mehr, der Athem ging ihm aus, er ſprang ängſtlich auf, warf ſeinen Mantel um, ergriff eine große wollene Decke und ſchlich ſich aus ſeiner Stube durch die Rauchhütten, ſtill, um die Hunde nicht aufzuwecken, nach ſeinem Boote, welches feſt anbunden auf den Wellen ſchaukelte. Hier ſaß er eine Zeitlang, die Gegend betrachtend. Die nackten Felſen erhoben auf dieſer Inſel, wie auf den benachbarten, ihre dunkeln Maſſen, ſtill lagen die Rauchhütten an dem kahlen Ufer. Alles ſchlief, nur über ſeinem Kopfe brauſte ein Sturm von Norden her, und die ſchäumenden Wellen tönten aus der Ferne, wo die nackten Felſeninſeln ſich nach dem Meere eröffneten. Er ſah in der ungewiß dämmernden Ferne den wilden Schaum, der ſich an dem Felsgeſtade brach, während unter der ſchützenden Felſenwand ſein Boot ruhig ſchaukelnd dalag, und die Wellen plätſchernd an dem Ufer ſpielten. Von dieſen leiſen, einwiegenden Tönen in ſeiner Nähe, von den mächtigen, die über ihm und aus der Ferne laut wurden, umfangen, ſank er in eine ſtille, ſeltſame Wehmuth, breitete die wollene Decke in ſeinem Boote aus, hüllte ſich dicht in ſeinen Mantel, indem er ſich auf den Boden des Boots hinſtreckte, und ſchlief endlich ein.

Als Flinthough erwachte, lag das Schiff vor ihm; er erkannte es, eilte ſeine Sachen einzupacken, während das Schiff in der Nähe der Inſel mit vollen Segeln kreuzte, und fand ſich bald auf dem Verdeck von dem Schiffer begrüßt. Flinthough ward von einer großen Aengſtlichkeit ergriffen, als nun ſo plötzlich und faſt, ohne daß er ſich beſinnen konnte, der kühne Entſchluß, ſich einem ungewiſſen Schickſal in einem fremden Lande preiszugeben, wirklich ausgeführt wurde. Mit wehmüthigen Blicken ſah er das Land, in welchem er ſo einſam gelebt hatte, verſchwinden. Das Schiff ging mit vollen Segeln nach der Nordſee zu, der Meerbuſen, von Felſen umſchloſſen, erweiterte ſich immer mehr und mehr, und bald lag das unermeßliche Meer vor dem Reiſenden da. In ſich verſunken ſtand indeſſen der Jüngling, und blickte trübe in das Meer hinein und betrachtete die Wellen. Noch war er nicht in der Kajüte geweſen, und der Steuermann, ein entſchloſſener Mann, ermahnte ihn in harten Worten, das unnütze Grübeln aufzugeben und für ſeine Sachen Sorge zu tragen. Der Koffer wird in den untern Raum gebracht, ſagte er, und Alles, was einigen Werth hat, in dieſem verſchloſſen. Die Kaper können uns zwar nicht aufbringen, dagegen ſchützen uns unſere Papiere; aber ſie nehmen doch gern Alles, was ſie eben vorfinden. — Flinthough ließ es ohne Widerrede geſchehen. Mit andern Sachen belaſtet, ging er in die Kajüte. Dort fand er einen Fremden und eine alte Frau. Jener ſah einem Geiſtlichen ähnlich, und Flinthough betrachtete ſeine Mitreiſenden, ſie ihn, mit derjenigen Aufmerkſamkeit, die ſo natürlich iſt, wenn wir plötzlich mit völlig unbekannten Menſchen in ein Verhältniß verſetzt werden, durch welches ein engerer, ja gewiſſermaßen vertrauter Umgang unvermeidlich ſcheint. Der Geiſtliche war van der Nael, der mit Magdalena einen Platz auf dieſem Schiffe gefunden hatte.

Je länger die beiden Reiſenden einander betrachteten, deſto mehr fanden ſie ſich gegenſeitig angezogen. Van der Nael redete den Jüngling franzöſiſch an, dieſer antwortete erröthend und ungeſchickt.

Sprechen Sie deutſch? fragte wieder der Geiſtliche.

Allerdings, antwortete Flinthough erfreut.

Nun wohl, da wird es ja wohl nicht an Unterhaltung fehlen, erwiederte van der Nael. Ich ward in Weſtphalen für meine Beſtimmung gebildet, ich hielt mich lange in den Rheingegenden auf.

Und mir, ſagte Flinthough, iſt die deutſche Sprache unter allen die wichtigſte geworden.

Einige Bücher, die er mitgebracht hatte, lagen auf dem Tiſche. Es waren die neueſten philoſophiſchen und dichteriſchen Werke der Deutſchen. Der Alte lächelte.

Ich glaube zu begreifen, was Sie für die Deutſchen einnimmt; auch mir ſind dieſe Beſtrebungen nicht unbekannt, ja, in einer gewiſſen Rückſicht erſcheinen ſie auch mir höchſt wichtig.

Dieſes beſchränkte Lob wollte zwar dem begeiſterten Jünglinge keinesweges gefallen, aber daß der Fremde mit dem bekannt war, was ſeine ganze Seele einnahm, daß er hier in der wilden Nordſee eine Unterhaltung fand, die er ſo lange entbehrte, die ihm unter allen die wichtigſte war, war ihm ſehr angenehm.

Leiden Sie an der Seekrankheit? fragte der Geiſtliche.

Wenn ich meiner bisherigen Erfahrung trauen darf, werde ich von dieſer Krankheit befreit bleiben, erwiederte Flinthough.

Deſto beſſer, ſagte der Alte, denn wenigſtens dieſes Uebel wird dann unſere Unterhaltung nicht ſtören.

Ach, könnte ich nur das Nämliche ſagen, ſeufzte Magdalena, die ſich ſchon angegriffen fühlte und jammernd die Koje ſuchte.

Man brach das Geſpräch ab, um auf das Verdeck zu ſteigen. Das Schiff ließ eben die letzte Felſeninſel hinter ſich, und man wollte gegen Süden ſteuern, als der bis jetzt herrſchende Nordwind unſicher zu werden anfing. Der Schiffer ſah mit Sorge ſeine Hoffnung getäuſcht. Da erblickten ſie eine Brigg, die von Norden her kam und alle Segel benutzte, um, ehe der Wind umſchlüge, die Höhe des Meerbuſens zu gewinnen. Jetzt ſegelte dieſe gerade auf ſie zu, ſuchte dem Schiffe an die Seite zu kommen, und durch das Sprachrohr rief der Schiffer unſeren Reiſenden zu: Wohin geht die Fahrt? Nach Hamburg, war die Antwort. Sogleich ward ein Boot herabgelaſſen, der Schiffskapitain beſtieg es und erſchien auf dem Verdeck. Ich komme, ſagte er, von Neu-York, meine Fahrt war langwierig und nicht ohne Gefahr, eine kleine, nothwendig gewordene Haverei zwingt mich, in Bergen einzulaufen, und meine Rheder, mein Vater werden unruhig ſein. Beſorgen Sie dieſen Brief. Der Schiffer verſprach es, und der Kapitain verließ eilig das Schiff.

Mit vollen Segeln ging es in den Meerbuſen hinein, während unſere Reiſenden mit dem widerſtrebenden Winde zu kämpfen hatten. Dieſer ſchlug von Norden faſt ganz nach Süden um, und gegen Abend erhob ſich ein Sturm. Man mußte die Segel einreffen und dennoch, um nicht gegen Norden getrieben zu werden, und den ſchlechten Segler auf ſo wenigen Strichen, wie möglich, zu halten, viele Segel dem Winde darbieten. Die Dunkelheit brach ein; die Maſten krachten, als wollten ſie brechen, die Taue klapperten, das Schiff ſchnitt brauſend durch die Wellen, und auf der feſten Bank, unter den hohen Fenſtern, zwiſchen dieſer und dem feſten Tiſche eingeklemmt, ſaßen der Geiſtliche und Flinthough. Magdalena jammerte in der Koje, und ab und zu hörte man den Schiffer auf dem Verdeck ſchimpfen. Die beiden Reiſenden ſaßen lange, ohne viel zu ſprechen, neben einander; ſie fingen Mancherlei zu reden an, aber kein Geſpräch wollte gelingen. Das befeſtigte Licht bewegte ſich hin und her, daß die Flamme ſchwankte und einen unſichern Schein in den engen Raum warf. Alle Augenblicke wechſelte das Schiff die Lage, und wurde nun nach der rechten, dann nach der linken Seite geworfen. Gegen Mitternacht trat der Steuermann, ein großer Mann, der an die Decke reichte, in die Kajüte und öffnete einen der vielen kleinen Schränke, die alle Wände bedeckten, nahm ein Glas, füllte es mit Genever und leerte es.

Der Wind geht ſchlimm, ſagte er; wenn er erſt aus dieſer Ecke bläſt, pflegt er in dieſen Gewäſſern immer heftiger zu werden und lange anzuhalten. Wir können uns lange hier herumtreiben.

Ihr habt Recht, antwortete der Geiſtliche, ich habe es ſchon erfahren.

Der Steuermann ſtieg wieder die Treppe hinauf, der Schiffer ließ ſich gar nicht ſehen.

Endlich krochen die beiden Reiſenden in ihre Kojen. Flinthough hörte das Brauſen der Wellen, das Klappern der Taue und ſchlief ein. Der zweite Tag brachte wenig Tröſtliches. Der Sturm brüllte aus der nämlichen Gegend, die Fenſterluken der Kajüte wurden aufgezogen und Flinthough, der bald den ſeltſamen Seemannsgang auf der geneigten Fläche des Verdecks wieder einübte, ging auf und nieder, und ſchaute unverwandt in das brauſende Meer hinaus. Eine proſaiſche Ueberſetzung von Macpherſons Oſſian war ihm in Bergen in die Hände gefallen, und wie gewaltſam, hatte ſich ihm eine Stelle unvertilgbar eingeprägt. Die Worte geſtalteten ſich unwillkürlich zu einer klagenden Melodie, und er ſang, auf und nieder ſchreitend, in das unermeßliche Meer hinein: O, wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummer: Erwache! Es war ihm, als ſtänden dieſe klagenden Töne mit den bewegten Wellen, mit den forteilenden, trüben Wolken, mit dem heulenden Sturme in einem geheimen Bündniß, ja, als ſänge er ſie nicht, als tönten ſie vielmehr aus dem naſſen Abgrunde der ſchaumbedeckten Tiefe hervor, als wäre er todt, als ſchlummerte er ſelber im Grabe und fühlte dort die Sehnſucht des Erwachens. So tief prägte ſich dieſe Empfindung ein, daß ſein ganzes Leben hindurch, wenn dieſe Worte, immer mit der nämlichen Melodie, aus ſeiner Erinnerung hervortönten, der ſcheltende Schiffer, der Geiſtliche, der ihm ſo wunderbar vorkam und immer räthſelhafter wurde, und das Schiff, pfeilſchnell forteilend auf den unruhigen Wellen, vorſchwebten.

Zwei Wochen verſtrichen auf dieſe Weiſe; faſt ununterbrochen dauerte der Sturm, oder wechſelte mit Windſtille, das Schiff gerieth in Strömungen, die, wie der Wind, von dem Wege ablenkten. Schon in den erſten Tagen entdeckten die Reiſenden, daß die Unkunde des Schiffers die Reiſe verlängerte. Flinthough war im Beſitz einer Seekarte, man konnte die bekannten Verſuche, die Schnelligkeit des Schiffs zu erproben, man konnte die verſchiedenen Richtungen nicht verheimlichen. Er nahm Sonnenhöhen und gerieth mit dem

Schiffer über die Gegend, in welcher man ſich befand, in einen Streit, der bedenklich geworden wäre, wenn nicht der Steuermann, der früher ſelbſt ein Schiff geführt und durch einen Schiffbruch verloren hatte, und der bei der Mannſchaft mehr Achtung genoß, als der unkundige Schiffer, ſich an den Erſtern angeſchloſſen hätte.

Während dieſer ganzen Zeit hatte Flinthough ſich dem Geiſtlichen immer mehr genähert. Van der Nael kannte bald die ganze Geſchichte des Jünglings, und dieſer fühlte, daß er von ihm ganz durchſchaut wurde. Er dahingegen wußte wenig mehr, als daß der geheimnißvolle Reiſende ein katholiſcher Geiſtlicher ſei. Oft verſuchte er es, die Gewalt, die Jener über ihn ausübte, abzuweiſen, aber ſo wie er zu ſprechen anfing, war Alles vergeſſen und er hing an ſeinen Lippen. Flinthough, ungeduldig über die unangenehme Verzögerung der Reiſe, mußte ſeine Ruhe, ſeine Geduld bewundern. Magdalena litt unaufhörlich, klagte, äußerte ſich verdrießlich; er pflegte ſie mit unermüdlicher Sorgfalt, trug ihre Launen und ſchien gar nicht einmal eine Veränderung dieſer unangenehmen Lage zu wünſchen.

Jedes Geſpräch überzeugte den Jüngling von der tiefen Einſicht ſeines Reiſegefährten. Alle Gegenſtände der Spekulation ſchienen ihm bekannt zu ſein; kaum äußerte Flinthough einen Zweifel, ſo wußte der Geiſtliche ihn deutlicher hervorzuheben, ſchärfer, beſtimmter zu faſſen und eben dadurch der Löſung näher zu bringen. Er faßte von jetzt an viele Aufgaben klarer, ſein Blick drang tiefer, das Weſen der Spekulation lag beſtimmter vor ihm, ſeine Forſchungen wurden ruhiger, beſonnener, er fühlte ſeine Einſicht erweitert und konnte nicht läugnen, daß er einen bedeutenden Lehrer eben in dem bedeutendſten Momente ſeiner ſchwankenden, tief bewegten Stimmung erhalten hatte. So wenig es unſere Abſicht ſein kann, die beiden geiſtig Verbündeten in ihren Unterſuchungen zu verfolgen, ſo nöthig iſt es doch, Einzelnes aus der Unterhaltung hier anzuführen, was auf Flinthough einen entſchiedenen Eindruck machte, und deſſen nachwirkende Kraft Jahrelang in ihm einen tiefgreifenden Einfluß äußerte.

An einigen Abenden ſaßen ſie zuſammen in der Kajüte. Magdalena war dann matt und ruhiger, als gewöhnlich, während eine Windſtille herrſchte, die mit, dem Sturme wechſelte. Das Schiff trieb, ohne Schwanken, mit einem Strom, der es leider von ſeinem Wege ablenkte. Schiffer und Steuermann waren auf dem Verdeck beſchäftigt.

Es iſt ſeltſam, ſagte der Geiſtliche, einmal ein ſchon angeknüpftes Geſpräch fortſetzend, wie die Menſchen das Phantaſtiſche beurtheilen. Viele beſtreiten es, Andere würdigen es herab, die Meiſten möchten es abläugnen. Aber mögen ſeine Aeußerungen ſo wunderbar ſein, wie ſie wollen, nicht bloß unerklärbar, ſondern manch Mal widerſinnig ſcheinen, das Phantaſtiſche gehört dennoch zum Weſen der menſchlichen Seele, und der leerſte, nüchternſte Verſtand wird nicht ſelten, indem er dagegen anzukämpfen meint, ſelbſt phantaſtiſch. Sie, mein junger Freund, gehören nun wohl nicht zu den Menſchen, die der Phantaſie ihr Recht, da und nach ihrer Weiſe thätig zu ſein, abſprechen. Ich möchte Ihnen eher vorwerfen, daß Sie ihr ein zu großes Recht einräumen. Selbſt die Religion entſpringt aus der Phantaſie; warum wagen wir es nicht, ſie phantaſtiſch zu nennen? Deßwegen nicht, weil ſie das Phantaſtiſche iſt, welches, indem es geſchichtlich geworden, aufhört, es zu ſein, und ein Höheres, ja das Höchſte wird. Dadurch erhält das, was nur in der Vereinzelung phantaſtiſch iſt, Bedeutung, Zuſammenhang, organiſche Gliederung, ſtetige, geſetzmäßige Entwickelung, und wie die Natur ohne den Menſchen keinen Sinn hat, ſo hat der Menſch ohne die Religion keinen. Ja, was man gemeinhin Geſchichte nennt, verſinkt entweder zur bloßen ſinnlichen, thieriſchen Natur, oder verfliegt in das zerſtreuende Phantaſtiſche, wenn es nicht in die höhere, wahrhaft geſchichtliche Entwickelung der Religion aufgenommen wird.

Die Kirche iſt das fortdauernde Lebensprinzip der Religion; es kann erkranken, aber es iſt unſterblich. So erneuert ſich, im Leben, ewig die nämliche Geſtalt, die Gattungen bleiben, indem die Individuen vergehen. Wir wollen uns Götter machen, die uns helfen, und die wir anbeten, ſagten die Juden. Wir wollen der Religion eine andere Geſtalt geben, daß ſie uns bequemer ſei, unſern Sinn, unſern Verſtand anſpreche, ſagten die Abtrünnigen, und Beide ſagen im Grunde daſſelbe.

Alles, was lebt, entwickelt ſich; was ſich in der Religion von den Stufen der geſetzmäßigen Entwickelung losreißt, das zerſplittert ſich ſelber, die ſchöne Geſtalt zerfällt in tauſend und aber tauſend phantaſtiſche Monaden, die ſich eilig untereinander bewegen und jubeln, daß ſie nun frei ſind. Das iſt das traurige Bild der Fäulniß der Kirche, wo die abgeſtorbenen Glieder noch Spuren des Lebens zeigen; aber die ſtille Verweſung folgt der Fäulniß; da iſt das Leben verſchwunden und der todte Verſtand treibt ſein vernichtendes Spiel.

Ihr machet Euch Götter, daß Ihr ſie anbetet, — wirft man uns vor — wagt es, mit irdiſchem Sinne die Menſchen ſelig zu ſprechen. Die Religion der Kirche iſt eine eigene, in ſich geſchloſſene Welt, wie die Natur, lebendig, wie ſie, allerzeugend, wie ſie. Ihre Erzeugung iſt Beſeligung, wie die der Natur Belebung. Chriſtus war der Erſtling derer, die auferſtanden ſind, aber nicht der letzte; mit ihm, dem neuen Adam, hob jenes Feſt an, das nicht bloß eine Feier der Erinnerung an eine unfruchtbare Begebenheit, vielmehr eine ununterbrochene Folge ſtetiger Auferſtehungen iſt, und das Oſterfeſt ſteigerte zum Feſt Allerheiligen. Die Heiligen ſtellen den fortdauernden Beſeligungsprozeß des geſchichtlichen Lebens in allen ſeinen Richtungen dar; durch ſie ragt jede That, rein menſchlich und dennoch göttlich, in den Himmel hinein. Wenn das Seligſprechen der Kirche aufhört, ſo ſtirbt ein weſentliches Organ, welches die Erde mit dem Himmel verbindet, ab, die Brücke zerfällt, und die abgeſonderte Erde vermag nur durch Seufzer und Klagen dem verlornen Gut nachzuſtreben. Die Heiligen ſind nicht Götter, aber in Gott, und alles eigenthümliche Leben nur durch ſie. Nicht der Menſch kann ſelig ſprechen, wohl aber die Kirche.

Ueber Aberglauben klagt Ihr, über erdichtete Wunder. Iſt die Religion nicht ganz und durchaus ein Wunder? Kann dieſes Urwunder irgend Etwas erzeugen, was nicht ihm gleich wäre? Aber weh uns, wenn die Wunder erzeugt und erkannt werden aus irgend einem andern Mittelpunkt, als aus dem der Kirche. Da entſtehen jene Zauberer, jene praktiſchen Phantaſten, die mit Recht Abſcheu erregen. Ein jedes Wunder, aus einer andern Stätte, als dem Mittelpunkte der lebendigen, fortdauernden Wundererzeugung, iſt ein falſches; jedes wahre Wunder, aus irgend einem andern Standpunkt, als aus dieſem, betrachtet, erſcheint als ein falſches. Entweder das Wunder — d. h. zu jeder Zeit, ja ſelbſt im Heidenthum, die Religion, — war nie, oder es dauert fort; entweder iſt es ein Todtes, alſo Nichtiges, oder es erzeugt fortdauernd Wunder. Sie ſind nicht verſchwunden, weil bei Vielen, ja bei den Meiſten, der Sinn erlahmt iſt, der ſie erkennt. So glauben die Kinder, man ſehe ſie nicht, wenn ſie die Augen ſchließen. Der Wunderglaube zerſtört nie die klare, ruhige Ueberſicht über das Leben, wenn er auf dem Boden der wahren, lebendigen Erzeugung aller Wunder weilt, wenn er dieſen in der Kirche erkennt, der eine eigene, von der ſinnlichen Welt abgeſchloſſene, dennoch in deren Mitte lebendige Welt iſt, die geheimnißreiche Stätte der verborgenen, in die Sinnlichkeit verhüllten Vernunft.

Die Kirche beſchränkt die Freiheit, hemmt eine jede fröhliche geiſtige Entwickelung. O Ihr Thoren! wenn doch die Zeit der leeren Afterklugheit irgend Etwas erzeugt hätte, was ſich vergleichen ließe mit den großartigen Geſtalten, die jene Zeiten, als die Kirche blühte, die die Geſchichte verherrlichten. Da lag ein wunderbarer Zug geheimer Verbrüderung keimend in einem jeden Streit; der Friede war innerlich geſchloſſen, wenn der Krieg ausbrach, denn das einende Prinzip war nie verſchwunden. Jetzt ſollen mechaniſche Künſte des Verſtandes die Stätte des ewigen, belebenden Prinzips erſetzen, und man arbeitet Tag und Nacht daran, das Perpetuum mobile des ewigen Friedens aus hohlen Begriffen zuſammenzuzimmern. Aber die künſtlichen Räder ergreifen den wahnſinnigen Werkmeiſter, und er geht unter durch ſein eignes, unfertiges Werk. Damals blühten Kunſt und Poeſie, und die Staaten mit ihnen. Wir radotiren über die Kunſt, haben den Glauben an die wahre Poeſie verloren und vermögen nicht einmal jene wundervollen Tempel zu erhalten, die jene Zeiten aufbauten.

Freiheit! Was nennt Ihr Freiheit? Die Natur gab dem Menſchen eine beſtimmte Geſtalt, die Gliedmaßen bewegen ſich nach beſtimmten Geſetzen, jede Muskel hat ihre geſetzmäßige Thätigkeit, die im Zuſammenhang mit allen erſt die freie Bewegung erzeugt. Da treten die Muskeln hervor und fragen: Was bindet uns an dieſes Geſetz, daß wir immer gefeſſelt erſcheinen durch das Ganze? Dieſe Geſtalt iſt mir fremd, ich ergreife die ſelbſtſtändige Bewegung. Und in widerwärtigen, krampfhaften Zuckungen ſtürzt der Menſch zuſammen, der Fluch der furchtbarſten Krankheit iſt über den Unglücklichen ausgeſprochen. Die Gedanken haben ihre Geſetze, das geſammte Denken ſeine geordnete Gliederung; da tritt ein Gedanke gegen den andern auf, ſie verzehren ſich wechſelſeitig, und das Wahnſinnige trägt den Fluch des Abtrünnigen, wir können ihn nicht retten. Geſchichte iſt Entfaltung des Geiſtes, der Geiſt muß in ſeiner geheimnißreichen Tiefe eine geordnete Geſtalt erzeugen, durch ihn, durch ſeine Geſetze, indem wir uns dieſen unbedingt unterwerfen, erzeugt ſich erſt die Freiheit. Ja, wir ſtoßen die Ketzer aus unſerer Mitte, wie der Epileptiſche aus der Mitte der Geſunden, wie der Wahnſinnige aus der Mitte der Verſtändigen geſtoßen wird. Können ſie in unſerer Mitte bleiben? Lebt als geſunde Organe der Kirche, unterwerft Euch ihren Geſetzen, und Ihr werdet die herrliche Geſtalt gedeihen, aufleben, ſich entwickeln ſehen, und das wundervolle Daſein ihrer Herrlichkeit theilen. Dann wird die Wiſſenſchaft einen lebendigen Kern geordneter Entwickelung, die Poeſie die verſchollenen Töne ihrer geheimſten Offenbarungen, die Kunſt den Zauber der verblichenen Geſtalten wieder gewinnen, und die Kirche wird von den Glücklichen, die ihre heilige Gewalt erkennen, in einer wiederkehrenden Zeit als die Mutter der Freiheit jubelnd begrüßt werden.

Der überreife Verſtand hat ſeinen Lauf vollendet; eine mächtige Geſtalt tritt ſiegreich hervor, damit die Welt gehorchen lerne, in einer ſtrengen Schule für die zukünftige Freiheit erzogen werde; und was äußerlich in Frankreich, innerlich, geiſtig in Deutſchland geſchah, deutet auf eine wichtige, hoffnungsreiche Zeit, die nur durch Entſagung errungen wird.

Dieſe Anſichten, die, in mehreren Unterhaltungen geäußert, in dem Zuſammenhange des Geſprächs noch eingreifender erſchienen, mußten Flinthough innerlich erſchüttern. Zu innig waren ſie mit den Ideen verwebt, die ihm in ſeiner Seele keimten. Daß die neuere Philoſophie, wo ſie ſich der Poeſie näherte, dem Katholicismus günſtig war, hatte ſie nicht verhehlt; die tiefſten, die herrlichſten Geiſter ſprachen dieſe Neigung ungehemmt aus; daß dieſe Anſicht folgerecht war, hatte der begeiſterte Jüngling geahnet, ohne es ſich geſtehen zu wollen. Und nun trat dieſer Alte hervor und zwang ihn durch mächtige, geiſtige That, den Geiſt unverwandt auf dieſen heiligen Gegenſtand zu richten. Du haſt Dich von Deinem Vaterlande ausgeſchloſſen, ſagte er, die neue Morgenröthe einer fröhlichen Entwickelung hat die ſtumpfen Vorurtheile früherer Jahre vertrieben; in ſtiller Einſamkeit, als Du von Allen verlaſſen warſt, trat die wunderbare Verwandlung hervor. Jetzt nun, auf der wilden Nordſee, erſcheint dieſer bedeutende, räthſelhafte Mann, und der Sturm ſcheint mit ihm verbündet, Dich an ſeine Seite zu feſſeln, daß er die letzte Hülle abſtreifen ſoll, daß er Dich völlig verwandelt dem neuen Volke, der neuen Verbrüderung der Geiſter, und zugleich dem uralten, heiligen Boden der Geſchichte zuführe, von welchem wir uns thöricht getrennt haben. Aber die große Gewalt der Erziehung äußerte ſich immer kräftiger, je näher er ſich dem Boden der völligen Verwandlung gerückt ſah. Eine geheime, unüberwindliche Gewalt ergriff ihn, und er hütete ſich, irgend eine Aeußerung laut werden zu laſſen, die ſeine, für die katholiſche Kirche nur zu günſtige Stimmung verrathen konnte. Der Alte drängte ihn nie zu einer ſolchen Erklärung, er ſchien ihn ganz ſeinem innern Brüten zu überlaſſen.

Der Sturm brach wieder hervor, wüthender, als je. Häuſerhoch erhoben ſich die Wellen und trugen das Schiff auf den ſchäumenden Gipfel, um es wieder in den Abgrund zu verſenken. Wie klein erſchien das Schiff, wenn die mächtigen Wellen, ein kühnes Gewölbe bildend, ſich weit über die Maſten erhoben, auf den Spitzen in Schaum zerſplitterten, und Flinthough ſich in ein naſſes, wandelbares Thal verſenkt ſah, während die Thalwände das Schiff ergriffen und wieder, wie tanzend, auf den wild bewegten Gipfel hinaufſchleuderten. Die Sonne ſchien hell, und ſo großartig erſchien dem Erſtaunten das Schauſpiel, daß jedes Gefühl der Gefahr verſchwand. Der Schiffer wußte nicht, wo ſie waren. Aus ſeinen fortgeſetzten Beobachtungen ſchloß Flinthough, daß ſie ſich vor der Mündung der Elbe befinden müßten. Der Schiffer läugnete es, und es entſpann ſich ein heftiger Streit. Da entdeckten ſie ein Schiff. Bald erſchien es auf den Gipfeln der Wellen tanzend, wenn ſie in der Tiefe ſchwebten, dann ſchauten ſie von dem Gipfel herab auf das hinuntergeſchleuderte Schiff. Beide Schiffe näherten ſich einander abſichtlich. Für einen Augenblick waren ſie einander ganz nahe. Durch ein Sprachrohr fragte man, wo die Schiffe ſich befänden. Dicht vor der Mündung der Elbe, tönte von dem andern Schiffe aus die Antwort, und mit Verwunderung erkannten ſie die nämliche Brigg, deren Kapitain, als ſie, die Norwegiſchen Inſeln verlaſſend, in die Nordſee hinausſegelten, ihnen den Brief gebracht hatte. Aber eine andere Erſcheinunng machte einen noch tiefern Eindruck auf die Reiſenden. Beide ſtarrten auf das Verdeck und glaubten da bekannte Geſtalten zu erkennen. Aber der Augenblick der Annäherung der Schiffe war zu kurz, die heftige Bewegung des Meeres ſchleuderte ſie, wie durch einen Zauber, auseinander, und zweifelhaft, beunruhigt ſtarrten ſie dem fernen Schiffe nach.

Doch lange durften ſie ſich dieſem Gedanken nicht überlaſſen. Der Wind wüthete heftig aus Weſten. Vor ihnen lag die gefährliche Mündung des Fluſſes, und es war unmöglich, ſich vom Lande entfernt zu halten. Sie waren genöthigt, in die Elbe hinein zu ſegeln, ſo bedenklich, ja gefährlich es auch ſchien. Bald entdeckten ſie die großen, auf einer Seite ſchwarzen, auf der andern Seite weißen Tonnen, die, durch mächtige Anker feſtgehalten, zwiſchen ſich den Weg bilden, den die Schiffe nehmen müſſen. Flinthough hatte, als die Reiſe ſo langwierig ward, den Matroſen geholfen; er verſtand es ſchon, die Taue zu handhaben, die Segel aufzuziehen, herabzulaſſen, einzureffen. Jetzt ſtand er auf dem Maſtkorb, um die Tonnen zu entdecken, die wegen den hohen Wellen auf dem Verdeck nicht zu erkennen waren. Ein Matroſe ſtand auf einer, er auf der andern Seite, mit den Blicken emſig die zweite Tonne ſuchend, wenn ſie die erſte aus den Augen verloren hatten. Eine ſchwarze Tonne rechts! ſchrie der Matroſe; eine weiße Tonne links, ſechs Schiffslängen entfernt! rief Flinthough durch den heulenden Sturm nach dem Verdeck hinunter. Es war, was die holländiſchen und niederländiſchen Seeleute eine Boje-Wedder nennen. Bald ſchien die Sonne hell, dann verhüllte ſie ſich plötzlich; ein Regen, von dem Sturm gepeitſcht, ſtürzte herunter, der Himmel verfinſterte ſich, daß man kaum eine Schiffslänge weit ſah. In einem Augenblick war die Finſterniß verſchwunden und die hell ſcheinende Sonne trat wieder hervor. So wechſelte es unaufhörlich. Vier Männer waren mit Stricken an das Ruder feſtgebunden, um es zu regieren. Eine dumpfe Stille herrſchte auf dem Schiffe, nur durch die Befehle des Schiffers und des Steuermanns unterbrochen. Aufmerkſam, mit ſteter Anſtrengung, aber ohne einen Laut hören zu laſſen, arbeiteten die Matroſen. Man entdeckte das hohe Helgoland, welches, einer ſeltſamen Feſtung ähnlich, ſchroff, aus verſchiedenfarbigen, horizontalen Schichten beſtehend, die wie Baſtionen hier und da hervorſprangen, völlig flach dalag. Die Häuſer und Kirchen erkannte man, man erblickte die Treppe, die von unten nach der obern bewohnten Fläche führte. Lange kreuzte das Schiff, Nothzeichen wurden gegeben, die Brigg zeigte ſich wieder, noch ein drittes Schiff erſchien. Alle Augenblicke erwartete man Menſchen auf der Treppe zu erblicken, hoffte, daß Boote mit Lootſen vor der flachen, ſandigen Erdzunge, die unten an der Inſel in die wüthenden Wellen hineintauchte, erſcheinen würden. Man hoffte vergebens. Es war ſpät, es war augenſcheinlich, daß Niemand ſich herauswagte. Man mußte es wagen, ohne Lootſen weiter zu ſegeln. Ein ſtummer Schrecken bemächtigte ſich Aller, als ſie ſo, ohne ſchützende Begleitung, den Weg fortſetzen. Die zwei Schiffe folgten. Immer tiefer ging es in die Mündung hinein. Man glaubte zu merken, daß der Wind nachließ, aber der Abend näherte ſich, die Finſterniß nahm zu, die Tonnen waren nicht mehr zu erkennen. Das flache Land lag auf beiden Seiten in weiter Ferne, und als es dunkler war, trat etwa eine Meile rechts vom Schiffe das düſtre Feuer aus dem Leuchtthurm zu Neuwerk, bald wie in Wellen hineingetaucht, dann ſich wieder erhebend über die wildbewegte Waſſerfläche, hervor. Man unterſuchte den Grund, auf wenige Klaftern fand man Sand und wagte es, den Anker auszuwerfen.

Während der ganzen Zeit der ſteigenden Gefahr beobachtete Flinthough den Alten. Er war völlig ruhig; keine Spur von Angſt zeigte ſich in ſeinen Geſichtszügen. Er ſtand an ein Boot gelehnt, hielt ſich an dieſem feſt, ſchaute in das Meer hinaus und ſchien in tiefe Betrachtungen verſunken, als wäre ihm jede Gefahr fremd. Magdalena blickte, blaß, von der fortdauernden Krankheit erſchöpft, in Todesangſt, zur Kajütenthüre hinaus.

Es ſchien, als wollte der Anker haften, und plötzlich fingen die Seeleute an Hoffnung zu ſchöpfen. Flinthough hatte durch drei Tage und Nächte, — ſo lange hatte der wüthende Sturm gedauert, — kein Auge zugethan. Er warf ſich in unſäglicher Ermattung auf die Koje. Kaum lag er, als das Schiff furchtbar erſchüttert wurde. Die Erſchütterung theilte ſich allen Theilen mit, ein dumpfes Krachen begleitete den Stoß. Flinthough ſprang erſchrocken aus der Koje. Kaum ſtand er, als eine zweite Erſchütterung ihn faſt zu Boden warf. Gott, wir ſind verloren! ſchrien die Seeleute. Alles ſtürzte auf das Verdeck. Die erſchrockenen Matroſen ſetzten die Pumpen in Bewegung, aber das helle Waſſer ſtrömte herein und benahm ihnen jede Hoffnung. Man ſchrie, betete, heulte, rang die Hände. Fünf engliſche Matroſen, die in Norwegen Schiffbruch gelitten hatten, waren als Paſſagiere an Bord. Man hatte ſie bis jetzt kaum bemerkt. Die Gefahr machte ſie tollkühn, und ſie verſuchten, ſich des großen Boots zu bemeiſtern, um ſich zu retten. Zum Glück betrug die Zahl der übrigen Männer gerade das Doppelte. Die Gefahr ſchien vergeſſen; mitten in der Finſterniß entſpann ſich ein kurzer Kampf, und während Flinthough mit einigen Andern hinzueilte, dieſe Fremdlinge zu bekämpfen, ſah er mit Erſtaunen, wie der Alte mit kräftigen Armen einen Matroſen ergriff und ihn weit weg ſchleuderte. Mitten in der Gefahr mußte er den Alten bewundern, und er erſchien ihm immer räthſelhafter, immer unbegreiflicher, faſt wie ein wunderbares, geheimnißvolles Weſen. Die engliſchen Matroſen wurden überwältigt und gaben ihr Vorhaben auf. Aber das Schiff ſog immer mehr Waſſer, die Gefahr wurde immer dringender; da ergriffen die Matroſen die Aexte, auf der linken Seite des Schiffes wurden alle Taue durchgehauen, die Hiebe trafen jetzt die Maſten und klangen furchtbar in die Finſterniß, in den heulenden Sturm hinein. Endlich brachen ſie und ſtürzten mit entſetzlichem Gekrach nach der rechten Seite, wo die Taue ſie noch feſthielten. Alle Mannſchaft hatte ſich auf die linke gerettet. Das Schiff neigte ſich tief nach der Seite, wo die Maſten fielen, die Wellen ſchlugen hoch und ſchäumend auf, und ſchienen es verſchlingen zu wollen. Aber ſchnell wurden auch rechts die Taue gekappt, die Maſten, von den Wellen ergriffen, verſchwanden in der finſtern Ferne, und das verſtümmelte Schiff ſchwamm, immer tiefer ſinkend, auf dem ſtürmenden Meere, während die Wellen ſich ſchäumend an ſeinen Seiten brachen, und die gefährlichen Stöße nach und nach ſich erneuerten. Alles geſchah in großer Unordnung, ohne Befehl, wie inſtinktmäßig, während man Gebete murmelte, ſeufzte, heulte. Nun wurden die Stöße immer ſchwächer. Die Ebbe hatte ſchon angefangen, ehe man den Anker warf. Wie ſie zunahm, ſank das Schiff immer tiefer in den ſandigen Grund, endlich ſtand es ruhig, feſt, und die Wellen ſchlugen an, ohne es zu bewegen. Die Seeleute ſchöpften Athem. Für dieſen Augenblick ſchien jede Gefahr verſchwunden. Jetzt dachte man daran, zu retten, was einem Jeden das Theuerſte war. Man ſtieg in den untern Raum mit Laternen hinunter. Da fiel es Flinthough ein, daß ſeine Brieftaſche mit der Anweiſung, ſein einziger Reichthum, in dem Koffer lag, den man in den Raum gebracht hatte; er ſah, wie man in Eile mit den Laternen hin und her rannte, vergebens ſuchte er eine zu erhalten, in wildem Getümmel bewegten ſich Alle unter einander. Keiner achtete auf den Andern, jeder Befehl hatte aufgehört, und bald verſchwanden die Laternen; ein Jeder ſuchte ſie dem Andern zu entreißen, und eine nach der andern wurde zerſchlagen. Schimpfend, ſich wechſelſeitig mit Vorwürfen überhäufend ſtanden die Matroſen nun in der Finſterniß da. Kaum vermochte man die einzige übrig gebliebene Laterne, die trübe in der Kajüte brannte, zu retten. Aber die Hoffnung wuchs immer mehr, denn das Schiff war völlig ruhig, das Waſſer ſtieg nicht, der Leuchtthurm brannte winkend in der Ferne. Wir bleiben hier ſitzen, ſprach der Schiffer, bis der Tag graut, der Sturm nimmt wohl auch bis dahin ab, und dann rudern wir an's Land und werden wohl noch das Glück haben, den größten Theil der Ladung zu retten. Alle fühlten ſich ermuntert durch dieſe Rede; die Matroſen drängten ſich in die Kajüte hinein, wo alle Schränke offen waren, Koffer geöffnet umherſtanden, Kleider und Papiere, Segel und Geräth allerlei Art unordentlich zuſammengehäuft waren; Wein, Rum, Genever wurden preisgegeben, alle Reſte der Lebensmittel rückſichtslos verzehrt, und ein jeder Unterſchied zwiſchen Höheren und Niederen war völlig verſchwunden. Alle ſchienen zufrieden, beſonders machte die freudige Geſprächigkeit des vierzehnjährigen Kajütenjungen einen tiefen, rührenden Eindruck auf Flinthough. Jener drängte ſich an ihn, dem er wohl die größte Theilnahme zutraute, heran und war unerſchöpflich in der Erzählung früherer Unglücksfälle, die er, oder ſeine Aeltern und Bekannten überſtanden hatten, in dem eigenthümlichen, bewegten Tone, den Jedermann unter ſolchen Umſtänden annimmt.

Wie ſeltſam, ſagte Flinthough, der die Hoffnungen der Uebrigen keinesweges theilte, zu dem Alten gewandt und leiſe, es ſind lauter erfahrne Seeleute, es iſt Keiner unter ihnen, der es nicht weiß, daß die Fluth noch vor Mitternacht eintreten wird, daß dann die Gefahr wieder da iſt, ja geſteigert werden wird, und doch ſcheinen ſich alle gefliſſentlich zu täuſchen.

Ich bewundere den jungen Mann, antwortete der Geiſtliche, der mitten unter dieſen getäuſchten, ungeblendet von der nahen Gefahr, die ruhige Beſonnenheit behält. Aber geſtehen Sie mir's, iſt nicht dieſe Täuſchung rein menſchlich? Tritt ſie nicht allenthalben im Leben, wie im Denken hervor? Ergeben ſich nicht Völker, wie einzelne Menſchen, der kurzen Ruhe und vergeſſen die gewiſſe Gefahr. Ja, iſt es nicht dieſe

Täuſchung, die uns in ſteter blinder Hingebung an den Augenblick dem unvermeidlichen Tode unvorbereitet zuführt?

Auch Magdalena fing trotz ihrer Ermattung an geſprächig zu werden. Nun, rief ſie, an dieſe Reiſe werde ich denken mein Lebenlang. Nein, wenn der heilige Franziskus mir dieß Mal hilft, ſo werd' ich den lieben Schutzheiligen nicht zum zweiten Mal in Verſuchung führen. Bleibe auf dem Lande und nähre Dich redlich, ſagt König David, das Waſſer hat keine Balken.

Der Geiſtliche fing an die Seeleute auf die bevorſtehende Gefahr vorzubereiten, aber ein betäubendes Geſchrei gebot ihm Stillſchweigen. Der katholiſche Hund, ſchrie ein Matroſe, will uns in Verſuchung führen, will unſern Glauben erſchüttern. Van der Nael zog ſich ſtillſchweigend zurück, und nur der Steuermann näherte ſich den Fremden und theilte ihnen ſeine Beſorgniſſe wegen der nahe bevorſtehenden Gefahr leiſe mit. Wir ſind kaum zu retten, ſagte er, und dieſe thörichte Ruhe wird bald verſchwinden.

Ich habe Alles verloren, ſagte Flinthough, ich bringe Nichts, als dieſen alten, abgetragenen Rock in das fremde Land. Meine einzige Baarſchaft liegt in dem Koffer, den ich nicht mehr retten kann.

Der Geiſtliche ſchien mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu horchen, ja faſt wie erfreut.

Ich bin vorſichtiger geweſen, antwortete er. Alles, was ich von Werth beſitze, trage ich bei mir, und ſollte ich, was freilich kaum zu hoffen iſt, das Leben retten, ſo iſt, was ich verliere, nur unbedeutend. Halten Sie ſich an mich; Sie beſitzen Kenntniſſe, die Ihnen forthelfen müſſen. Wir wollen den Muth, ja den Entſchluß, zu ſterben, nicht verlieren, aber auch die Hoffnung, zu leben, nicht aufgeben.

Es lag etwas in dem Tone, womit dieſes Anerbieten gemacht wurde, was Flinthough, ſo unbedenklich, ja natürlich es ſchien, mit einem geheimen Schauder erfüllte. Zum erſten Male glaubte auch er etwas Lauerndes, eine verborgene Abſicht bei dem räthſelhaften Manne zu entdecken, und wo dieſer es am Wenigſten ahnen konnte, wirkte er zurückſtoßend auf ſeinen jungen Freund.

Es dauerte nicht lange und das Unglück, was ein Jeder vorausſehen konnte, war da. Flinthough bemerkte zuerſt, daß das Waſſer in der Kajüte ſtieg. Man glaubte ihm nicht. Aber es was leider nur zu wahr. Es ſtieg mit jeder Minute, loſe Stühle wurden durch das ſteigende Waſſer gehoben, umgeworfen und ſchwammen in der Kajüte herum, das Schiff fing an zu ſchwanken, dann erneuerten ſich die Stöße immer bemerkbarer, immer ſtärker, und an die Stelle der Zuverſicht trat plötzlich die blindeſte Angſt. Alle liefen wild durch einander; ein betäubendes Angſtgeſchrei erhob ſich. Zwei Boote waren hinabgelaſſen, aber durch den Sturm losgeriſſen und fortgetrieben worden. Zum Glück war noch ein drittes da. Es war ein norwegiſches Lootſenboot, welches für einen Hamburger Kaufmann mitgenommen worden war und, an der Seite des Schiffs feſt angebunden, noch unzerſtört gefunden wurde. Die Gefahr ſteigerte jede Geſchicklichkeit, das Boot wurde mit Vorſicht losgebunden, hinabgelaſſen und ſorgfältiger, als die übrigen, feſtgehalten. Doch Keiner wagte ſich hinein, die fürchterlichen Stöße drohten mit augenblicklichem Untergang. Einige wollten den Boogſpriet abhauen und, ſich auf dieſem in's Meer ſtürzend, ſchwimmend ihr Leben retten. Da ſprang ein kühner Matroſe in das Boot, Flinthough ihm nach. Eben ward das Boot durch die Wellen vom Schiffe getrennt, und Flinthough war im Begriff, zwiſchen beiden in's Meer zu fallen. Der Geiſtliche ſah es, ergriff den Fallenden bei den Haaren und ſchleuderte ihn in das Boot hinein. Magdalena, die den Geiſtlichen nie verließ; ſtand händeringend neben ihm. Er ergriff ſie und warf ſie auch hinab.

Das Beiſpiel wirkte, alle Uebrigen folgten. Aber das Boot war ſtark belaſtet, kaum ragte der Rand über das Waſſer, und die Nähe des Schiffes war höchſt gefährlich. Mit großer Mühe, den Tod vor Augen, entfernte man das Boot. Das verſtümmelte Schiff lag als eine dunkle Maſſe da, der Schaum der anſchlagenden Wellen ſprützte hoch hinauf und umhüllte es. Da erblickte man plötzlich noch eine Geſtalt. Der Kajütenjunge wurde vermißt, man ſah ihn, die Hände angſtvoll ausſtreckend; ſein Geſchrei vernahm man kaum, es ward von den Wellen, von der Brandung übertönt. Der arme Junge, aber Wer kann ihm helfen? Zurückgehen, wäre zu gefährlich, ſagten ſie. Man wollte fortrudern. Da erhob ſich der Geiſtliche wie eine drohende Geſtalt und ſtand kühn aufgerichtet in dem ſchwankenden Boote. Das Grab gähnt zu Euern Füßen, rief er, die ſtrafende Gerechtigkeit ragt mit ihrem rächenden Arm aus einer jeden Welle. Könnt Ihr Erbarmen erwarten, wenn Ihr ſelber keines erweiſt? Zurück, ich gebiete es Euch im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Unwillkürlich, als drohte ihnen der nahe Tod, wenn ſie nicht gehorchten, führten die Rudernden das Boot zurück. Einzelne wagten ihre Stimme dagegen zu erheben, aber leiſe, kaum vernehmlich. Mit Gefahr kamen ſie in die Nähe des Schiffes. Der kühne Steuermann ſprang auf das Verdeck, ſetzte den Knaben herunter und ſtieg wieder ein. Zum zweiten Male mußten ſie dieſelbe Gefahr bekämpfen, und als ſie aus der Brandung des Schiffes heraus waren, machten Alle ſich ein Verdienſt aus einer That, die ſie alle abgewieſen hatten. Aber die Gefahr war noch nicht verſchwunden. Man hatte einen Kompaß und die einzige noch brennende Laterne gerettet. Auch dieſe erloſch, und Niemand konnte jetzt in der Finſterniß die Richtung des Bootes beſtimmen. Noch immer wüthete der Sturm, jede Welle drohte das überfüllte Boot zu verſchlingen. Sie durchſchnitten die Wellen. Zwei Matroſen ruderten; für eine größere Anzahl war kein Platz. Wechſeln konnten ſie nicht, denn eine jede Unterbrechung brachte Gefahr. Flinthough hatte ſich auf den Boden hingeſtreckt, um die Rudernden nicht zu hindern. So lag er da und ſah die brauſenden Wellen hoch über ſich ragen, und hörte engliſche, däniſche, plattdeutſche, holländiſche Gebete murmeln, und wie die Ruderſchläge ſo ſeltſam in den Sturm hineintönten. Ein dumpfes Bewußtſein des nahen Todes durchdrang ihn. Zuweilen, wenn, ungeachtet der Mühe der Rudernden, eine Welle das Boot in einer halb ſchiefen Richtung traf, füllte ſich daſſelbe mit Waſſer und drohte zu verſinken. Dann hörte man ein Angſtgeſchrei; das Waſſer bedeckte Flinthough, die Sinne vergingen ihm, und er glaubte in den Abgrund zu verſinken. Wenn er dann nach einiger Zeit die Augen wieder öffnete, und die murmelnden Gebete und die Ruderſchläge hörte zu dem Sauſen des Meeres, und die empörten Wellen ſah und die ruhige Geſtalt des Alten, dünkte er ſich von einem ſeltſamen Traume befangen. Mehrere Stunden vergingen ſo in ſteter Gefahr; man merkte wohl, wie das Boot ſich von dem feſten Lande immer mehr entfernte und nach dem Meere zugeführt wurde. Der Morgen dämmerte; da ſah man eine dunkle Maſſe vor ſich und erkannte eine Brigg. Man kam näher. Es war das ſchon erwähnte Schiff, welches ſie nun zum dritten Male ſahen. Dieſe Erſcheinung erfüllte Alle mit Freude; es ſchien ihnen ein Zeichen, daß dieſes Schiff zu ihrer Rettung beſtimmt ſei. Sie erreichten es glücklich, doch nicht ohne Mühe und Gefahr gelangten ſie hinauf.

Als ſie nun feſten Boden unter den Füßen fühlten, war der Jubel unbeſchreiblich groß. Alle, Schiffer, Matroſen, Reiſende, umarmten einander. Flinthough konnte ſich kaum beſinnen; es war ihm einige Zeit hindurch, als müßte er ertrunken ſein. Aber der Steuermann trat auf ihn zu. Ich wünſche Ihnen Glück, lieber junger Herr, ſagte er. Sie können ſich rühmen, eine Gefahr beſtanden zu haben, die mancher erfahrne Seemann nicht kennt. Die Mannſchaft der Brigg hatte ſich theilnehmend um die Geretteten verſammelt, aber in der Kajüte ruhte noch Alles. Dieſes Schiff war ſelbſt in Gefahr geweſen, man hatte die ganze Nacht in großer Beſorgniß wachend zugebracht und war erſt gegen Morgen eingeſchlummert. Der lebhafte Auftritt auf dem Verdeck war indeſſen bis in die Kajüte gedrungen, hatte dort die Schlafenden geweckt.

Zwei junge Leute traten hervor, und Flinthough flog erſtaunt auf Thorſtein und Roſſing zu, die er ſogleich erkannt hatte. Van der Nael, der Vater, zeigte ſich, Klara erſchien und ſetzte Magdalena in Erſtaunen; dieſer wunderbare Wechſel der Ereigniſſe betäubte das ſchwache Weib. Aber Flinthough war in tiefer Bewegung; jetzt, da er nach langer Zeit unter befreundeten Menſchen, unter den theuerſten Freunden ſeiner Jugend ſich befand, war es ihm, als wäre er erſt wahrhaft gerettet, als fühlte er ſich von den Trümmern eines ſchwankenden Daſeins auf feſten, ſichern Boden verſetzt. Es war, als laſtete ein gefährlicher, dumpfer Traum auf ihm, der ihn noch in der Erinnerung quälte. Thränen ſtürzten ihm aus den Augen.

O rettet, rettet mich, Freynde, vor mir ſelber, rief er, und die Freunde blickten ihn erſtaunt an, glaubten noch die Folgen des überſtandenen Schreckens zu erblicken.

Ich weiß wohl, ſagte Thorſtein, Deine Lage iſt nicht die beſte. Ich erfuhr vor unſerer Abreiſe Deinen Aufenthalt in unſrer Gegend, Deine Lage, Deinen Entſchluß. Ich ſchrieb Briefe, ohne freilich zu wiſſen, wohin ich ſie adreſſiren ſollte. Hat Dich keiner getroffen?

Keiner, antwortete Flinthough.

Nun, jetzt iſt es gleichgültig, verſetzte Thorſtein. Du wirſt Dich nicht bedenken, einen Vorſchuß von geliebten Freunden anzunehmen. In keinen Händen iſt es ſicherer, als in den Deinen. Aber komm her, lieber Freund, ich weiß, Du theilſt meine Freude. Sieh hier meine Braut; ich habe ſie mir auf dieſer Reiſe erworben.

Er führte ihn zu Klara, die ſeinen Gruß erröthend und mit niedergeſchlagenen Augen empfing.

Die Freunde haben oft mit Sorge und Liebe von Ihnen geſprochen, ſagte ſie. Ich bedaure Ihr Unglück, die Gefahr, die Sie überſtanden haben, aber freue mich, Sie ſo unerwartet gerettet in unſerer Mitte zu ſehen.

Flinthough glaubte nie eine reizendere Geſtalt geſehen zu haben. Auch der ehrwürdige Vater begrüßte ihn herzlich.

Als der Geiſtliche die Bewegung des Jünglings ſah, blickte er ihn theilnehmend an. Auch der iſt wieder verloren, ſagte er ſtill vor ſich hin.

In dem ſchwarzen Adler in Hamburg ſtiegen van der Nael mit ſeiner Tochter, Thorſtein, Roſſing, Flinthough, der Geiſtliche und Magdalena die Treppe hinauf, als ein junger Mann von munterem, entſchloſſenem, ja kühnem Anſehen die Treppe herunterеilte.

Thaulow! rief Thorſtein und flog auf ihn zu.

Thaulow? fragte der Vater van der Nael voll freudigen Erſtaunens. Sie kommen aus den Niederlanden, haben Sie nichts von meiner Frau erfahren?

Sie ſind —? fragte der junge Mann. Van der Nael, antwortete der Alte. Ihre Frau iſt hier, ſagte Thaulow.

Die Stimmen waren in die nahe Gaſtſtube gedrungen. Eine ältliche Dame trat hervor, ſank in van der Naels Arme und riß ſich aus dieſen los, um Klara zu umarmen.

Thaulow war, indem er im Lande ſpähend umherreiſte, in eine entlegene Gegend gekommen, wo ein bedeutendes Nonnenkloſter war. Er traf hier unvermuthet einen Landsmann, und Beide unterhielten ſich in der Nähe des Kloſters mit einander in ihrer Landesſprache. Eine alte Magd ſchien aufmerkſam zuzuhorchen, näherte ſich darauf und fragte, ob die Sprache, die ſie redeten, nicht die däniſche wäre. Sie bejahten es, und die Magd, die beſonders zu Thaulow Vertrauen zu faſſen ſchien, erzählte, wie eine Dame, eine geborne Dänin, in dieſem Nonnenkloſter unter dem Vorwande, daß ſie wahnſinnig wäre, eingeſperrt ſei. Thaulows weitere Nachforſchungen überzeugten ihn bald, daß die Frau, deren Aufenthalt er auszuſpähen ſuchte, gefunden war. Die Magd ward freudig überraſcht, als ſie nun Alles hörte, was er berichtete. Sie eilte zu ihrer Frau, die ſie mit treuer Anhänglichkeit hierher begleitet hattte. Dieſe hatte eingeſehen, daß nur Verſtellung ſie retten könnte. Sie ſchien fortdauernd in ſtill brütende Schwermuth verſunken, beantwortete keine Frage und ſchien für jede Theilnahme an der Welt verſchloſſen. Dadurch gelang es ihr, jenen Ermahnungen, die ihren Glauben wankend machen ſollten, zu entgehen, und allmälig achtete man weniger auf ſie und überließ ſie der Pflege der alten Magd. Dieſe brachte die Nachricht [illegible] den Dänen. Ein Schreiben des Freundes in Brüſſel benahm ihr jeden Zweifel. Ein Wagen ward beſorgt, der Kutſcher mit einer bedeutenden Summe gewonnen; ſie ſchlich ſich aus dem Kloſter und Thaulow brachte ſie glücklich über die Grenze.

Alle waren verſammelt, einige Tage vergingen in Jubel und Freude. Dann trennte man ſich. Der Geiſtliche war ſchon früher mit Magdalena nach ſeiner Heimat gereiſt. Van der Nael und ſeine Frau, ihr Bruder, der Obriſt und Klara reiſten nach dem Norden zurück. Wehmüthig ſchied Thorſtein von ſeiner geliebten Braut, und nun eilten die vier befreundeten Norweger nach den innern Gegenden Deutſchlands, um dort in der Nähe zu genießen, was Bewunderung und Sehnſucht in der Ferne ſo herrlich und hoffnungsvoll geſtaltet hatte.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Achtes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Achtes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV
MONAC

Die

vier Norweger.

Ein Cyclus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Zweite Novelle.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die vier Norweger.

Zweite Novelle.

Adolf Roſſing ritt mit einem Freunde, den wir Julius nennen wollen, durch den wüſten Gryllenburger Wald zwiſchen Freiberg und Dresden, um noch vor Anbruch der Nacht Tharand zu erreichen. Sie hatten ziemlich ſpät Freiberg verlaſſen, und die breiten, ſandigen Wege mit den düſtern, einförmigen Kiefern ſtörten das Geſpräch nicht.

Es war wohl eine ſchöne Zeit, ſagte Julius, die ich in Jena verlebte. Ich kann ohne freudige Rührung, ja ohne Begeiſterung nicht an ſie denken. Ein neues Zeitalter wollte beginnen und regte ſich in allen empfänglichen jugendlichen Gemüthern. Wo wir hinſahen, erblickten wir bedeutende Männer, die hier einen Mittelpunkt des wechſelſeitigen Verſtändniſſes gefunden hatten. Goethe gehörte dieſem Kreiſe zu und ward als ſein Stifter betrachtet. Die bedeutende Stelle, die er bekleidete, wie ſie ſonſt wohl die Jugend entfernt, nicht ſelten zum Widerſtande reizt, erſchien uns durch ihn einen hohen Glanz zu erhalten, indem ſie ihn auch äußerlich erhob. Es war für die anmuthigeren Formen des Lebens, für die zarteren Verhältniſſe der Geſelligkeit nicht ohne Einfluß, daß ein ſolcher Mann der Jugend genähert wurde, wenn er auch nur aus der Ferne erſchien und an keine nähere Verbindung zu denken war. Er war dennoch geiſtig in unſerer Mitte, indem ſein Geiſt durch Männer, die wir ſo hoch verehrten, in ſeiner tiefern Bedeutung hervortrat. Und welche Männer waren hier verſammelt! Der ſtarke Fichte, der mächtige Schelling, deſſen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel. Novalis erſchien als Gaſt. Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreiſe zu, und wenn gleich mancher Widerſtreit unter ſo entſchiedenen Naturen ſich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahneten ihn kaum und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geiſtigen Zeit, den wir mit jugendlicher Heftigkeit frohlockend begrüßten. Ich ſpreche freilich nur von dem engern Kreiſe verbündeter Freunde, denn daß in der Maſſe die leere Rohheit, die mir auf deutſchen Univerſitäten immer zurückſtoßend erſchien, keinesweges ſich verdrängen ließ, verſteht ſich von ſelbſt. Zu dieſem Kreiſe gehörten auch in der Ferne lebende Jünglinge, die ſich früher unter Fichte gebildet und kürzlich die Univerſität verlaſſen hatten. Wir verſammelten uns gewöhnlich in der Wohnung eines Dichters, deſſen vortreffliche Ueberſetzungen ihm einen Ruf erwarben. Ich hatte das Glück, auch bei Schlegel, bei einem Buchhändler eingeführt zu werden, und in dieſen Kreiſen Goethen geſellig näher zu treten. Ich hörte Tieck poetiſche Werke vortragen, lernte den ätheriſchen Novalis kennen, der Natur und Geſchichte wie ein fremder, aber nahe verwandter Gaſt beſuchte, der Grüße und Erinnerungen aus der uralten, gemeinſchaftlichen Heimat brachte, und deſſen Sprache, wie ſeltſame Muſik tönend, äußerlich uns wunderbar erklang, eben weil ſie die tiefſten Grundtöne, das längſt Vergeſſene, was in der Geſchichte, in der Natur, in unſrer eigenen Kindheit, wie ein liebliches Geheimniß verhüllt lag, plötzlich enthüllte, ſo daß die eröffnete Tiefe unſers eigenen Daſeins uns mit freudigem Schrecken ergriff. Freilich waren Viele in unſerm Kreiſe ſelbſt nicht für eine ſo mächtige Erſcheinung reif. Einige ſpielten mit philoſophiſchen Formeln, als wenn es irgend ſolche gäbe, die an ſich einen Werth hätten, ja brauchten ſie als Zauberformeln, die dem Geiſtloſen, dem Todten ein Scheinleben ertheilen ſollten; Andere tändelten mit künſtlichen Versmaaßen, daß der Klang der Worte aus der Ferne an einen tiefen Geiſt mahnte, der, wenn wir näher traten, entwichen war; nicht Wenige ergötzten ſich an den Kämpfen und glaubten ſchon das Höchſte ergriffen zu haben, wenn ſie auf das Gemeine ſchimpften. Vor Allem ſchlich ſich aber ein höchſt gefährliches geiſtiges Naſchen, ein willenloſes Drängen, eine jeden höhern, tüchtigen Keim tödtende Redſeligkeit ein, erhabene Träume, deren gaukelnder Wechſel uns entzückte. Aber dennoch war die ſtarke, mannhafte, nur in beſtimmter That glückliche deutſche Natur in Vielen ſo mächtig, daß ein Jeder derſelben in einer feſten, eigenthümlichen Richtung Meiſter zu werden ſuchte. Ich glaube zwar, daß Novalis phantaſtiſche Anſicht der nächtlichen Beſchäftigung der Bergleute keinen geringen Einfluß auf meinen Entſchluß, das Bergfach zu wählen, gehabt hat; aber der urſprüngliche praktiſche Sinn, der gern mit Schwierigkeiten ringt und ſie überwindet, war es doch eigentlich, der mir dieſes Fach auch früher ſchon angenehm machte, und alle dichteriſchen und philoſophiſchen Träume und Lehren ſchienen mir dann am bedeutſamſten, wenn ich ein ganz beſtimmtes, endliches Ziel mit aller Anſtrengung zu erreichen ſtrebte, wenn ich Gebirge unterſuchte, ihren geheimen Bau enträthſelte, Steine zerlegte. Auch das Fremdartigſte ſchoß, wie Kryſtalle, an dieſen unſcheinbaren Faden an, und nur von einem feſten, ſinnlichen, mühſam erworbenen Punkte vermochte ich ohne Schwindel in die ſeltſame Welt hineinzuſchauen, die ſich vor meinen Augen enthüllte. Ich erinnere mich gern an dieſe fröhliche Zeit, die auch noch heute mein einſames Streben veredelt; jetzt aber rede ich davon, weil ich Dich, lieber Roſſing, auffordern möchte, mir die Geſchichte Deines innern Lebens mitzutheilen. Die Gegend um uns herum iſt reizlos, aber bequem; die Pferde ſcheinen den langſamen Gang zu lieben; und in Freiberg war ſo Vieles zu ſehen, ſo manche Hütte und Grube zu beſuchen, und eine lärmende Umgebung ſo wenig zu entfernen, daß eine Mittheilung der Art nicht möglich war. Wie tief geiſtig bewegt erſchienſt Du mir in Halle, in der Mitte ähnlich geſtimmter Freunde, als ſich auch hier ein Kreis von Lehrern und Zuhörern gebildet hatte, der mich freudig an jenen frühern erinnerte.

Lieber Julius, erwiederte Roſſing, ſoll ich Deiner Aufforderung genügen, dann mußt Du die Geduld haben, Dich mit mir in eine frühere Zeit zu verſetzen. Als ich die Univerſität in Kopenhagen beſuchte, war dieſe in einer traurigen Lage. Ich wüßte in der That nicht mich zu erinnern, daß irgend ein Lehrer, einen jungen Mann ausgenommen, der frühzeitig ſtarb, mich angezogen hätte. Die Träume meiner Kindheit, die ſich wunderlich genug zwiſchen den einſamen Bergen geſtaltet hatten, gingen nicht in Erfüllung. Als bloß äußerliches Werk ward Alles betrieben, und es gab Augenblicke, wo ich mich fragen konnte: Wozu das Alles? Was wollen die Menſchen mit dem allen, womit ſie ſich unermüdlich belaſten? Es war Etwas in mir, was eine beſtimmte Antwort geben zu wollen ſchien, aber es blieb ſtumm. Es war die Zeit der franzöſiſchen Revolution, die ſchon faſt ausgeſpielt hatte; aber in Kopenhagen hatte ihre Geſinnung, in gewiſſen Kreiſen wenigſtens, tiefe Wurzel geſchlagen, und auch ich ward, ich glaube aus geiſtiger Langerweile, Jakobiner. Da wurde ich mit einem Manne bekannt, der ſchon früher der einzige war, der einen freien, geiſtigen Einfluß auf die regſamern ausübte. Seine Ausbildung fiel in eine Zeit, in welcher die dramatiſchen Vorſtellungen faſt allein der Dichtkunſt eine nationale Bedeutung liehen, und er ergriff dieſen Weg mit großer Leidenſchaft. Ein Privattheater, ohne Frauen, verband mehrere Jünglinge unter ſeiner Leitung, und wenn auch einige dadurch von ernſthafteren Beſchäftigungen abgehalten wurden, ſo war ſein Einfluß dennoch wohlthätig. Er war Lehrer der Aeſthetik bei der Univerſität. Obgleich in den Jahren vorgerückt, ſchloß er ſich doch mit jugendlichem Sinn an die Jugend an, und es war ihm Ernſt. Du darfſt, lieber Julius, um den Grad meiner Ausbildung zu ſchätzen, wie die

Umgebung, in welcher ich erzogen war, vergeſſen. Höhere Anſichten waren mir nie nahe getreten, und alles tiefere Geiſtige ſchwebte, wie in einer unbeſtimmten Traumwelt, vor meiner Seele. Durch einen Lehrer, der zugleich mein Freund war, erhielt ich nun den erſten dämmernden Schein; die Poeſie trat zuerſt in ihrer tiefern Bedeutung hervor; aber vor Allem erſchien mir Leſſing, der uns als das höchſte Muſter vorgehalten wurde, als ein unerreichbarer geiſtiger Heros. Ich kann jetzt kaum noch ſagen, was mich ſo gewaltſam hinriß; oft zwar war es der Inhalt, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine Tüchtigkeit und entſchiedene Weiſe, daß er nicht bloß ſtudirt, ſondern auch gelebt hatte, daß ein bedeutendes, mannichfaltiges äußeres, wie inneres Leben aus ſeinen Werken uns anſpricht, aber öfters war es doch die bloße Form, die mich hinriß, ſelbſt, wo der Gegenſtand kaum meine Theilnahme erregte. Ich erinnere mich noch, wie nicht ſelten mir eine ſolche klare Form ohne allen Inhalt vorſchwebte; irgend einen Gegenſtand, ich wußte ſelbſt noch nicht, welchen, wollte ich mit dieſer Klarheit, dieſer Rundung behandeln, und eine ſeltſame, freudige Sehnſucht, als läge die Gewißheit ihrer Erfüllung in einer nahen Zukunft, ergriff mich. Dieſe freie Behandlung, in welcher die Methode ſich nicht aufdrang, vielmehr, wie das Knochengerüſte, ſich hinter die lebendigen Muskeln verbarg, erſchien mir als das Höchſte.

Ich war noch ſehr jung, ich lebte ſtill und eingezogen, meine Aeltern waren vermögend, und noch hatte ich mich nicht entſchloſſen, welches Studium ich wählen ſollte; aber die Geſchichte, die Dichtkunſt, der Menſch, beſchäftigten mich ganz. In einer ſolchen Stimmung, von außen und innen mannigfaltig angeregt, während das Leben fortdauernd, wie in dämmernden Nebel gehüllt, ein Gegenſtand tiefer, ungewiſſer Sehnſucht, mir vorſchwebte, erhielt ich, durch einen Zufall kann ich ſagen, ohne viel davon zu erwarten, aus einer Leihbibliothek Goethes Fauſt. Es mag wunderbar klingen, daß einem Jünglinge, dem es mit ſeiner geiſtigen Ausbildung tiefer Ernſt war, Goethe noch ganz unbekannt war; aber es war in der That ſo. Zwar hatte ich von ſeinem Werther reden hören, und wie eine Ueberſetzung deſſelben durch höhern Befehl unterdrückt worden war, zwar war mir Goethe als ein bedeutender Geiſt bekannt, aber er gehörte nicht zu den Muſtern, die uns vorgehalten wurden, und die uns die eigentliche, gründliche Literatur des auf unſern Kreis mächtig einwirkenden Nachbarlandes ausmachten. Engliſche Dichter, Milton, Pope, ſtanden uns ſehr hoch.

die franzöſiſchen, da ich mich an Leſſing hielt, erſchienen mir ſchon geringer.

Wie ſoll ich Dir, lieber Freund, den Eindruck ſchildern, den Fauſt, dieſes gewaltige Werk, auf mich machte? Es erſchien mir wahrhaft rieſenhaft. Ich darf nicht behaupten, daß ich es damals verſtanden hätte, und doch ſagte mir eine innere Gewißheit, daß ich es begriff. Daß hier ganz etwas Anderes mir entgegen trat, als was ich bis jetzt in der Welt kannte, das war mir zuerſt klar. Selbſt die Sprache, obgleich klar und verſtändlich, ſchien mir eine andere, es waren mir Töne ſeltſamer, tiefer, ergreifender Art, wie aus einer andern Welt. Die unergründliche Tiefe der Liebe in einer einfachen weiblichen Seele und ihre furchtbaren Qualen, das unruhige Streben,

> „der Erde Weh, der Erde Wohl zu tragen,"

und Alles, nicht als ein Einzelnes, Zerſplittertes, nur äußerlich dürftig Zuſammengeſetztes, ſondern als ein Ganzes, Lebendiges in ſeinem Innern zu faſſen, zu geſtalten, zu genießen, ſchwebte mir zuerſt mit einiger Klarheit vor. Ich genoß, ich verſchlang dieſes Werk, ich lernte es auswendig. Margarethas Klage, Fauſts hoher Genuß in der einſamen Berggegend, viele Stellen aus dieſem ſeltſamen Werke tönten, wie eine ferne Muſik, brachen in ſtillen Stunden hervor und häuften

„der Erde Weh, der Erde Wohl“ auf meine tief bewegte, bis in das Innerſte erſchütterte Bruſt. Dieſe mit einer innern Furcht, ja mit Grauen gepaarte Luſt trug ich allein, als ſtilles Geheimniß; ich erinnere mich nicht, daß ich in dieſer Zeit irgend einem Freunde mitgetheilt hätte, was mich bewegte und durchbebte; aber von jetzt an war Goethe mir Alles, er war mein einziger Lehrer, die Uebrigen alle traten in den Schatten. — Ich ward mit einem reichen Bauermädchen in Norwegen erzogen. Frühzeitig bildete ſich ein inniges Verhältniß, welches bei der großen Einfachheit und Unſchuld, die das ganze Leben in den fernen norwegiſchen Gebirgen durchdringt, nie von uns als Liebe erkannt wurde. Alles, was ich dachte, träumte, ahnte und wünſchte, theilte das anmuthige Mädchen, und erſt, als wir uns trennten, erkannten wir, was wir uns waren und, Gott Lob, noch ſind. So bin ich bewahrt geblieben vor allen Verirrungen, die nur zu ſehr das Gemüth vieler Jünglinge zerſtören. Wie ward mir, als ich das Bild der Liebe bei Goethe erkannte! Margaretha, Klärchen in Egmont, waren ſie nicht, wie meine Elſe, ganz Hingebung, ſich ſelbſt erſt erkennend und entfaltend an dem geliebten Manne? Jene freilich wurden in der Blüte des Lebens plötzlich von gewaltſamen Naturen ergriffen und in ihr Schickſal furchtbar hineingeriſſen, dieſe aber war ſtill mit mir herangewachſen. Empfing ſie nicht Alles durch mich? Erhielt nicht Jegliches eine Bedeutung für mich erſt, nachdem ich es ihr mitgetheilt hatte? Quoll nicht aus dem kindlichen Geſpräch, aus dem Geben und Empfangen jener friſche Lebensſtrom unſchuldiger Träume, wie die Vergangenheit in der Geſchichte, in ſüßer, ſich ſelbſt verborgener Hoffnung, der Zukunft unendlich reiche Geheimniſſe verbergend? Egmont ward mir bald ſo wichtig, wie Fauſt. Lebt dieſer nicht in der Fülle, in dem vollen, freien Genuß alles geiſtigen Reichthumes und eröffnet mit frevelhafter Kühnheit den unermeßlichen Abgrund, der ihn zu verſchlingen droht? Er erſchien mir als Werther auf einer höhern Stufe. Iſt jener nicht in die Mitte eines großen Lebens geſtellt, deſſen widerſtrebende Elemente immer verworrener, immer zerſtörender ſich um ihn anhäufen? Aber aus dieſem Chaos der Verwirrung treten Egmont und Klärchen verklärt hervor. Die ſchwellende Knospe der Jamben in den Monologen, die Kühnheit, vor unſern Augen die Geliebten zu verwandeln, die klagenden Freunde ihnen an die Seite zu ſtellen, die ſie der bettelhaften Lumpen der Erde entkleiden, während ſie, Morgenluft witternd, was die Menſchen unter Streit und Elend erringen wollten, ſiegreich retten, daß die Särge ſich in Brautbetten verkehren, das Trauerſpiel in ein Luſtſpiel. Alles hauchte mich, wie der Duft eines ewigen Frühlings, an. Egmont ſchien mir die höhere Stufe von Götz zu ſein. — Ich hatte Spinoza durch Jakobi kennen gelernt. Er war der Erſte, der mir die Vorhallen der Philoſophie eröffnete; er ſchien mir das Ewige, Unverwüſtliche, was die ſehnende Seele in der Dichtkunſt Hülle verehrte und liebte, beſaß und nie erreichen konnte, mit der Wiſſenſchaft Ernſt darzuſtellen. Ein Freund und Landsmann hatte in Kiel die neuere Philoſophie, nicht durch Lehrer, ſondern durch begeiſterte Jünglinge kennen gelernt; er verſammelte eine Geſellſchaft innig verbundener Freunde und unſer gemeinſchaftlicher Wunſch war, Deutſchland zu beſuchen.

Die Philoſophie war es vorzüglich, die mich anzog; wie ſie mir jetzt aus der lebendigen Fülle der Geſchichte und der Natur entgegentrat, war ſie mir das Höchſte, was der Menſch erreichen konnte, und jetzt erſt wußte ich, warum Fauſt mir, in ſeinem dämoniſchen Treiben, ſo rieſenhaft erſchien. Es war der uralte Mythos, nicht wie er äußerlich, todt, unverſtanden uns überliefert ward, vielmehr neu erzeugt, friſch, wie er aus unſerm eigenſten Leben hervorſprang; nicht bloß, was als äußeres Ereigniß die Menſchen bewegt, die innere, ja die innerſte Geſchichte des Geiſtes enthüllt ſich in der ſcheinbaren Verhüllung. Es gelang mir und einem Freunde, nachdem wir unſere Heimat, Norwegen, ich meine Geliebte begrüßt, nachdem das unbewußt keimende Liebesverhältniß ſich völlig beſtimmt entfaltet hatte, den alten Wunſch, Deutſchland zu bereiſen, in Erfüllung gehen zu ſehen. Wir wurden noch vor unſerer Abreiſe in ein Ereigniß hineingezogen, deſſen Zuſammenhang ich Dir in einer andern günſtigen Stunde mittheilen werde, ein Ereigniß, welches uns, mehr oder weniger, in das Schickſal einer niederländiſchen Familie verflocht, zwei andere Freunde mit ergriff, uns alle mit einander inniger verband und gemeinſchaftlich nach Deutſchland führte. Doch trennte ich mich bald von den Uebrigen. Ich ſehnte mich nach einer einſamen Fußreiſe, und während die Uebrigen Berlin, Göttingen aufſuchten, eilte ich über den Harz nach Jena. Die ſchöne Zeit, die Du mir ſo lebhaft vorführteſt, war zwar verſchwunden. Fichte war vertrieben, Schelling, Tieck, Schlegel hatten ſich entfernt, aber er war in der Nähe, der Mann, den ich vor Allen zu kennen wünſchte. Ich ward mit Deinen Freunden bekannt. Eine innere, wunderbar fröhliche Zuverſicht durchdrang mich; ich durfte den verſchloſſenen Geiſt in der Natur als einen verwandten, jegliche Kraft, die in ſchönen Zeiten mächtige Heroen durchglühte, Völker und Staaten verherrlichte, als eine befreundete begrüßen; eine verborgene Sonne beleuchtete, erwärmte, befruchtete eine neue, herrliche Welt, in deren lebendiger Mitte ich meine Heimat fand, und Liebe, Poeſie und Spekulation goſſen einen jugendlich heitern Glanz über mein von großen Hoffnungen gehobenes Leben. Daher trat ich mit Zuverſicht hervor; was mich ergriff, theilte ich in lebhafter Begeiſterung mit, und mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit, die mich dennoch nicht überraſchte, ſtand ich als ein Vertrauter, nicht als ein Fremder in dem Kreiſe, an welchen ich mich anſchloß. In einer Familie, die mich freundlich aufnahm, und an die ich immer mit Liebe denke, ward ich bei einer Abendgeſellſchaft, zugleich mit einem liefländiſchen Baron, der mir keineswegs bedeutend vorkam, zum erſten Male Goethen vorgeſtellt. Ich hatte Manches von ihm gehört, er war mir oft geſchildert worden; als ich ihn ſah, überraſchte er mich dennoch. Die hohe Stirn, das große, brennende, durchbohrende Auge, die ſtarken Züge, wie gewaltſam zur Ruhe gebracht, und die hohe, edle, zuverſichtliche Geſtalt, Alles ſchien mir dieſem Geſchlechte fremd, wie ſein Geiſt. So dachte ich mir Plato, der ja die Griechen ſelbſt durch ſeine Geſtalt, wie durch ſeine Rede beherrſchte. Goethe grüßte mich flüchtig, wandte ſich darauf, ohne auf mich zu achten, gegen den Baron und hatte den ganzen Abend hindurch kein Wort für mich. Soll ich Dir meine Schwäche geſtehen? Und warum nicht? So natürlich wie es war, daß ein unbedeutender, unbekannter junger Mann ihm völlig gleichgültig erſcheinen mußte, dennoch ſchien es mir völlig unverzeihlich. Alſo blind iſt dieſer große Mann doch, wie wir übrigen Sterblichen! Wie, dieſes durchbohrende Auge ſollte Dich nicht unterſcheiden können von den jungen Thoren, die den Verfaſſer von Werthers Leiden aufſuchen, um ein paar Zeilen für ihr Stammbuch zu erhaſchen. Der nordiſche Stolz regte ſich. Du wirſt ihn nie ſehen; vermagſt Du doch, was mehr iſt, als die äußere Erſcheinung, ſeinen Geiſt zu bannen, daß er Dir dienen muß. Wenn Du ihn liebſt, verehrſt, wenn er Dir Alles iſt, was geht das ihn an? ſagte ich mir, jener bekannten Aeußerung in Wilhelm Meiſter mich erinnernd. Ich hielt mich von Geſellſchaften entfernt, wo ich ihn vermuthen konnte, und dieſer Trotz allein ließ mich einen Verluſt weniger fühlen, der mir ſonſt unerträglich geweſen wäre. Aber wie ward mir zu Muthe, als nach einigen Wochen Goethe unvermuthet nach Jena kam, in einen Kreis hereintrat, in welchem ich mich eben befand und, als wären wir alte Bekannte, mit anmuthiger Freundlichkeit auf mich zutrat, ein bedeutendes Geſpräch anknüpfte, mir vorwarf, daß ich ihn in Weimar nicht beſucht hätte, und mich einlud. Ich ſah ihn, ſah ihn öfters in ſeinem Hauſe. Du wirſt mir vorwerfen, daß dieſe ganze Begebenheit höchſt unbedeutend ſei. Mir erſcheint ſie nicht ſo. Der Umgang mit Goethe machte mich, ich möchte ſagen, anſäßig in Deutſchland. Ich war Zeuge ſeiner vielen, bedeutenden Beſchäftigungen, ich ſah, wie das Knochengerüſt ſich unter ſeinen Händen belebte, wie das ſcheinbar Bedeutungsloſe, ja Zurückſtoßende einen lebendigen Zuſammenhang erhielt, wie dieſer reiche Geiſt mit großer Entſagung und Geduld die kleinſte Farbenerſcheinung in allen ihren wechſelnden Beziehungen aufmerkſam verfolgte, und wie mit dieſem ununterbrochenen Fleiße, der das Mühſamſte, Geringſte nicht verſchmähte, ſich das Höchſte verband, wie beides, wie in der Natur, aus der nämlichen, grundloſen Tiefe des Geiſtes auftauchte und ſich geſtaltete. Sein Haus ſchien mir das wahrhaft natürliche, zu welchem eine urſprüngliche Erinnerung aus einer längſt vergeſſenen Kindheit mich wieder zurückführte. Nie beſtieg ich die breiten Treppen, ohne von einem wunderbaren, ſehr beſtimmten heimatlichen Gefühle durchdrungen zu ſein, und das Hausgeräth, die herumliegenden Papiere, die gefärbten Gläſer, die Knochen, die Kunſtſtudien, Alles trat mir, oft bei ſcheinbarer Unordnung, in einen innigen, geordneten, geiſtigen Zuſammenhang. Selbſt die ruhige Weiſe, die oft zu traulichem Geſpräche ermunterte, aber ein jedes zu nahe Verhältniß zu entfernen ſuchte, die manchem jungen Manne, den Goethe an ſich zog, drückend erſchien, die Mehrere mit unbeſcheidener Zudringlichkeit zu ſtören ſuchten, erhielt mir das ganze Verhältniß rein und heiter. Es war mir, als wenn ein bedeutungsvolles Geheimniß mich aus der Ferne begrüßte, welches, zu nahe gerückt, ſeinen Zauber verlieren könnte. Goethes Haus, ſein Leben, war mir ein großes, ſchönes, neues Gedicht, Gott Lob, kein Kommentar ſeiner übrigen Gedichte. Vor Allem ergriff mich hier das Bedürfniß, ja die Nothwendigkeit, die Kunſt zu faſſen. Sie erſchien mir als herrlichere Natur, voll lebendiger Geſtalten, deren Sprache eben durch die Poeſie und die hohere Weisheit laut ward. Dieſe hatten ſich, wie unſichtbar, vernehmen laſſen, aber ich hatte ſie noch nicht von Angeſicht zu Angeſicht geſehen. Zwar fand ich manches Schätzbare in Goethes Wohnung, er ſelbſt aber geſtand, daß es nur für denjenigen einen wahren Werth haben könne, der ſchon in größerem Zuſammenhange die großen Werke der alten Plaſtik, der neueren Malerei überſchaut hätte, und rieth mir, da Verhältniſſe mich verhinderten, Italien zu beſuchen, nach Dresden zu reiſen. Doch erſt mußte ich Schelling aufſuchen, der mir ſo

Vieles geworden war. Ich kam nach Halle, ehe ich nach Würzburg reiſte. Ich ward Schellings Freund, und jetzt eilte ich, Dich, lieber Freund, in Freiberg aufzuſuchen, um mit Dir zuerſt in Dresden mir den erſehnten Genuß zu verſchaffen.

Als ich Freiberg nahe kam, war mir ſeltſam zu Muthe. Es war ein trauriger Abend, dicke Wolken hatten den Himmel überzogen, ein trüber Nebel ſich auf die ganze Gegend gelagert, und dieſe lag öde, finſter und baumlos vor mir; die kahlen Halden, zwiſchen welchen, einſam und ſtill, ermüdete Bergleute in ihrer ſchmutzigen, abgetragenen, ſchwarzen Tracht herumſchlichen, ließen mich den Eingang zum Tartarus erblicken, ſo abgeſtorben, todt, einſam kam mir Alles vor. Glokken, die den Umſchwung der unterirdiſchen Räder zählten, tönten einförmig und in gleichen Pauſen in die grauenhafte Oede hinein, und als ich in die Stadt hineinfuhr, war auch hier Alles ſtill und die Straßen leer. Ich eilte Dich aufzuſuchen, und fand Dich in der Bergmannstracht mit Steigern und Geſchwornen, wie Du Dich mit den Grundriſſen von Schachten und Stollen beſchäftigteſt. Kaum hatteſt Du mich gegrüßt, ſo ward das Geſpräch, welches mir ſo fremd war und mich in die nächtliche Finſterniß der unterirdiſchen Gänge verſetzte, wieder aufgenommen. Den Tag darauf mußte ich die Halsbrückner Hütte beſuchen; die Gluth in den Schmelzöfen, zwiſchen den ſchwarzen, eckigen Schlacken, brannte mir wie aus der Hölle, und als Du mich durch die Schachte, durch die Stollen und Gezeugſtrecken ſchleppteſt, als Du mir die Lampe hinhielteſt, damit ich durch den naſſen Schmutz hindurch die edle Gangmaſſe erkennen ſollte, und mir begreiflich machen wollteſt, nach welcher Richtung ſie hinliefe, und wie ſie ſich kreuzte, ſcharrte und ſchleppte mit andern Gangmaſſen in der finſtern Nacht, und ich Dich ſo daſtehen ſah, wie Dir das Gebirge offen ſchien, daß Du der verſchloſſenen Maſſen verworrene Richtung in der dunkeln, nächtlichen Tiefe verfolgen konnteſt, da glaubte ich in Dir ſelbſt einen ſpukhaften Bergdämon zu erblicken, und vermochte kaum zu begreifen, wie Du, aus dieſer Hölle Dich losreißend, mich in den Himmel der Kunſt begleiten könnteſt. —

Während des Geſprächs hatten die Freunde ein Dorf erreicht. Ein breiter Weg ging durch daſſelbe, der zwar links in eine falſche Richtung führte, da ſie aber keinen andern Weg ſahen, und da dieſer eine breite Landſtraße zu ſein ſchien, ritten ſie, immer redend, ohne ſich zu erkundigen, durch das Dorf und in den Wald hinein. Ziemlich lange blieb der Weg breit; ſie ſprachen, wenig auf die Richtung, die ſie nahmen, achtend, immer fort; es fing an Nacht zu werden, und nun merkten ſie, daß der Weg völlig aufhörte und daß ſie, durch einen Holzweg verführt, ſich verirrt hatten.

Du wirſt, lieber Roſſing, ein zweites nächtliches Abenteuer erleben, ehe Dir die Morgenröthe der Kunſt entgegen leuchtet, ſagte Julius lachend, wer weiß, ob der Bergdämon, der Dich begleitet, nicht ſeinen Spuk mit Dir treibt.

Wohl möglich, erwiederte Roſſing luſtig. Ich bin eben in der rechten Laune, ein Abenteuer zu beſtehen, und nur die armen Pferde dauern mich.

Sie ſuchten aus dem Gebüſch herauszukommen und ritten in der finſtern Nacht, die jetzt herrſchte, auf dem erſten Wege, den ſie fanden, weiter. Endlich befanden ſie ſich auf einem offenen Platze mitten im Walde. Ein einſames Haus lag dicht vor ihnen, und ein Licht leuchtete trübe aus einem Fenſter. Sie ritten auf das Haus zu und fanden es verſchloſſen. Als ſie die Stimmen erhoben, eröffnete ſich im zweiten Stock ein Fenſter, und ein Mädchen fragte verdrießlich, wer da unten in ſo ſpäter Nacht lärmte.

Reiſende, liebes Mädchen, antwortete Julius freundlich, die ſich, auf dem Wege von Freiberg nach Tharand, in dem Walde verirrt haben.

Ihr ſeid wohl mehr verwirrt, als verirrt, rief das Mädchen; der breite Weg lag ja vor Euch, wie ſeid Ihr hierher gerathen? Wir öffnen das Haus nicht in der ſpäten Nacht für ſolche Herumſtreicher.

Das Ding wird luſtig, ſagte Roſſing. Im Nothfall können wir hier kampiren, bis es Tag wird.

Wir müſſen aber doch erſt ſehen, ob das Mädchen nicht zu gewinnen iſt, erwiederte Julius. Sie hat das Fenſter noch nicht zugeſchloſſen und blickt neugierig nach uns herunter.

Hör' Mädchen, rief er und wandte ſich nach dem Fenſter, Du biſt ein gutes, gewiß auch ein hübſches Kind, Du wirſt doch nicht verirrte Reiſende in der finſtern Nacht vor dem verſchloſſenen Hauſe ſtehen laſſen.

Noch ehe das Mädchen geantwortet hatte, ward die Thüre geöffnet; ſie hörten das Mädchen mürriſch, aber ſcheu, als fürchtete ſie ſich, ſchelten, und das Fenſter ward heftig zugeworfen. Aus der Thüre trat ein junger Menſch, mit einem Lichte in der Hand, der einem Bedienten ähnlich ſah.

Steigen Sie ab und treten Sie herein, ſagte er höflich. Sie können doch in dieſer Nacht nicht weiter.

Es würde uns ſehr unangenehm ſein, hier bleiben zu müſſen, erwiederte Julius; Freunde erwarten uns in Tharand, und weit kann es nicht ſein.

Kaum drei Viertelmeilen, antwortete der junge Mann, wenn man den kurzen Weg nach der Weiſeritz durch den Wald kennt, aber für den Unkundigen iſt dieſer Weg ſchwer zu finden bei Tage, jetzt in der Finſterniß wäre es ohne einen Begleiter unmöglich.

Auch unmöglich, mein Freund, gegen eine gute Belohnung einen ſolchen hier zu erhalten? fragte Julius, der mit ſeinem Freunde während des Geſprächs abgeſtiegen und in das Haus getreten war, wo die Reinlichkeit und faſt ſtädtiſche Umgebung auf dem Flur ſchon ſie überraſchte.

Während ſie darüber ſprachen und der Bediente ihnen die Schwierigkeit, einen Begleiter zu erhalten, darſtellte, öffnete ſich eine Thüre, und ſie ſahen in eine hell erleuchtete, wie es ſchien, zierlich eingerichtete Stube hinein. Ein ältlicher Mann, in einen groben blauen Mantel gehüllt, den Kopf mit einem großen Bauerhut bedeckt, deſſen breiter Rand das Geſicht verbarg, trat, mit einem mächtigen Knotenſtock in einer und mit einer Laterne in der andern Hand, heraus und grüßte die Freunde.

Ich werde Sie begleiten, ſagte er kurz.

Aber — ſprach der Bediente.

Schweig, unterbrach ihn gebieteriſch der Mann, und der Bediente zog ſich ſtillſchweigend und, wie es ſchien, verwundert zurück. Aber Julius und Roſſing, obgleich der Auftritt ſie in Erſtaunen ſetzte, nahmen das Anerbieten unbedenklich an, beſtiegen die Pferde und ritten, während der Begleiter mit der Laterne voranſchritt, auf den dichten Wald zu. Als ſie ſo fortritten, fing Julius, dem die nächtliche Waldreiſe auf ungebahnten Wegen gefiel, an, laut das bekannte Schillerſche Räuberlied zu ſingen, und Roſſing ſtimmte mit ein. Der Begleiter ging ruhig fort und ſchien nichts zu hören. Als aber der Weg immer ungleicher, der Wald immer dichter, die nächtliche Finſterniß immer ſtärker wurde, wandte er ſich gegen die Reiter.

Sie thäten beſſer, ſagte er, auf Ihre Pferde Acht zu geben, als ſo in die finſtre Nacht hinein zu ſingen. Die Thiere ſcheinen mir eben nicht den ſicherſten Gang zu haben, und das Wurzelwerk zieht ſich ſo verworren über den ſchmalen Fußpfad, daß Sie leicht ſtürzen können.

Die Bemerkung war nur zu richtig, denn kaum hatte er die Warnung ausgeſprochen, als Roſſings Pferd unſicher ward; er zog den Zügel an, aber eben, indem das Pferd ſchon zu ſtürzen ſchien, ergriff es der Begleiter mit rüſtiger Hand und hob es in die Höhe. Waren ſie in dem Hauſe verwundert, als ſie dieſen Mann, wie es ſchien, ein bloßer Bauer, aus der hell erleuchteten Stube heraustreten, als ſie ihn dem Bedienten gebieteriſch Stillſchweigen befehlen ſahen, ſo überraſchte ſie ſeine Sprache noch mehr, und ohne es ſich einander mitzutheilen, dachten ſich Beide in der That in ein wunderliches Abenteuer verflochten.

Sie reiſen nach Dresden, fing nach einiger Zeit der Begleiter an, während die Freunde ſtillſchweigend, nachdenklich und jetzt auf den ſchwierigen Weg achtend fortritten; aber dieſe Gegend muß Ihnen wohl völlig unbekannt ſein?

Ich war, erwiederte Julius, ſchon einige Mal in Dresden, und ſeit ein Paar Monaten wohne ich in Freiberg, aber durch dieſen Wald komme ich zum erſten Mal. Mein Freund iſt in dieſer Gegend völlig fremd.

Er ſprach mit einiger Scheu und wagte kaum, den Führer als einen bloßen Bauern zu behandeln. Jetzt ging der Weg, noch immer im dichten Walde, ſehr ſteil hinunter. Die Freunde ſtiegen ab und führten die Pferde, und Beide, von gleicher Neugierde getrieben, nahmen den Führer in ihre Mitte. Dieſer wandte ſich gegen Julius.

Sie heißen Julius und Sie Roſſing, ſagte er.

Sie kennen uns? riefen Beide erſtaunt.

Allerdings, erwiederte der Begleiter; Sie beſuchen in Dresden den Doktor Wagner und werden dort eine ſehr angenehme, gefährliche Bekanntſchaft machen, ich warne Sie.

Aber, mein Herr, unterbrach ihn Julius, Sie ſind nicht, was Sie ſcheinen. Wir müſſen es bereuen, Sie unſertwegen in die finſtere Nacht herausgebracht zu haben.

Eine ſolche nächtliche Wanderung macht mir Freude, antwortete der Begleiter, indem er alles fernere Fragen mit Gewandheit zu umgehen wußte.

Die Neugierde der Reiſenden ſtieg immer höher, während ſie den Berg langſam hinunterſtiegen und in das tiefe, enge, von der Weiſeriz durchrauſchte Thal herabkamen.

Auf dieſer Seite des Fluſſes, ſagte der Begleiter, geht nur ein ſchmaler Fußſteg, drüben finden Sie aber einen breiten, bequemen Weg. Zu Fuß kann ich nicht über den Fluß, aber Sie können getroſt durchreiten, und verirren können Sie ſich nicht, Sie ſind kaum eine Viertelmeile von Tharand entfernt. Wenn Sie den Doktor Wagner ſehen, dann ſagen Sie ihm, der alte Edward hätte Sie begleitet. Adieu!

Und damit wandte er ſich ſchnell von ihnen ab, verſchwand mit der Laterne zwiſchen dem Gebüſch, und ſie ſtanden allein vor dem Fluß.

Nun das iſt ſeltſam genug, ſagte Julius.

Es iſt ein verkappter Edler, ein verborgener menſchenfeindlicher Menſchenfreund. Ach, wie viele bittere Erfahrungen drücken Dein edles, warmes, blutendes Herz! rief Roſſing und lachte. Freilich, freilich, der Menſch iſt einem Leipziger Schriftſteller, der ihn noch nicht völlig fertig gemacht hatte, entſchlüpft, um uns hier in der Nacht zum Beſten zu haben.

Zum Beſten, mein Theuerſter? Er hat uns doch hoffentlich den rechten Weg gezeigt, meinte Julius.

Indeſſen entdeckten ſie eine Fahrſtraße, die nach dem Fluße führte, ritten vorſichtig durch und auf der andern Seite weiter. Nach einiger Zeit ſahen ſie einen breiten Weg von dem Fluſſe ab und einen Berg hinauflaufen. Eine Straße, die längs dem Fluſſe weiterführte, glaubten ſie in der dunkeln Nacht nicht erkennen zu können.

Das Thal biegt ſich um den Berg, meinte Roſſing und der Weg führt darüber; jenſeit des Berges werden wir Tharand finden.

Der Weg ging ziemlich ſchroff, der Berg wollte kein Ende nehmen, und die Pferde waren ſo ermüdet, daß ſie ſie führen mußten. Als ſie die Höhe erreichten, ritten ſie eine halbe Stunde über Felder, ohne ein Haus zu entdecken. Julius hielt.

Wir haben uns zum zweiten Mal verirrt, Freund, ſagte er.

Ganz gewiß, erwiederte Roſſing. Der Edle, der uns begleitete, war ein heimtückiſcher Dämon.

Ein Bergkobold, mein Vetter vielleicht, antwortete Julius. Was machen wir aber? Die Pferde können kaum fort; umzukehren ſcheint mir nicht rathſam, und wir werden Tharand aufgeben müſſen; mein Freund Wagner, kenne ich ihn recht, wird ſchon ſeit ein Paar Stunden fort ſein.

Still und etwas verdrießlich ritten ſie langſam weiter und erreichten nach einiger Zeit ein großes Dorf, durch welches die breite Landſtraße lief. Eine Menge Frachtwagen hielten vor der Schenke. Alles ſchlief, ſie mußten ſtark und anhaltend klopfen. Ein gähnender Hausknecht öffnete ſcheltend das Haus, murmelte etwas von nächtlichen Herumſtreichern, und nur durch ein Trinkgeld gelang es ihnen, ſich Eingang zu verſchaffen. Die ermüdeten Pferde wurden in den Stall geführt, ſie ſelbſt beſorgten das Futter und traten in die dunkle, nur durch eine ſchmutzige Lampe ſpärlich erhellte, große Wirthsſtube, wo eine Menge Fuhrleute, dicht neben einander auf einer Streu liegend, ſchnarchten. Man brachte Stroh, ſie warfen ſich neben die Fuhrleute hin; aber Mitternacht war lange vorüber, der Morgen fing an zu dämmern, und laut gähnend erhob ſich ein Fuhrmann nach dem andern. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Als ſie nun ſo unter den gähnenden, polternden Fuhrleuten, die ſich nach und nach aus der Stube verloren, daſtanden, ſahen ſie aus einem Winkel einen jungen Mann ſich erheben, der laut nach Waſſer rief. Die Haare hingen lockig um den Kopf; ein feiner Anzug und noch feinere Züge ſchienen einen Jüngling aus höheren Ständen zu bezeichnen.

Ich wette, flüſterte Roſſing ſeinem Freunde zu, es iſt ein verkleidetes Mädchen. Siehſt Du das bartloſe Kinn, das ſchmachtende Auge, die ſtarken Hüſten?

Ich bitte Dich, Freund, ein ſchmachtendes Mädchen hier, allein, nächtlicher Weiſe auf der Streu, zwiſchen den Fuhrleuten! erwiederte Julius.

Beide betrachteten den Jüngling neugierig. Dieſer machte, als das Waſſer kam, eine ſehr ſorgfältige Toilette, nahm eine Guitarre von der Wand, einen

Wanderſtab und eine Mappe, und näherte ſich den Fremden, indem er ſie höflich begrüßte. Indeſſen brach der Morgen immer heller hervor, die Frachtwagen ſetzten ſich langſam in Bewegung, die Stube war leer, und die Reiſenden ließen ſich einen Tiſch vor das Haus ſetzen und ein ſpärliches Frühſtück bringen. Der Jüngling ſetzte ſich zu ihnen.

Ich bin, ſagte er, auf einer Fußreiſe durch das ſchöne Gebirge begriffen. Zwiſchen Tönen und Farben verſchwebt mein jugendliches Leben, und wenn der Bleiſtift die anmuthigen Umriſſe der Gebirge auf das Papier hinzaubert, dann werden die Geiſter in jenen Saiten wach und jubeln laut. Ach, daß ſich Seufzer zwiſchen dieſe jubelnden Töne, Thränen unter die Farben miſchen müſſen!

O weh! flüſterte Julius, das iſt der zweite; der nächtliche Spuk dauert fort und bekümmert ſich weder um das Hahngeſchrei, noch um die aufgehende Sonne.

Es iſt doch luſtig, lieber Herr, ſagte Roſſing und wandte ſich gegen den Jüngling, ſo zwiſchen Jubel und Seufzern, zwiſchen bunten, hellen Farben, wenn ſie auch mit Thränen eingerührt ſind, in die weite Welt zu wandeln, daß man jubeln und ſeufzen, lachen und weinen kann, wie man eben will.

Ja, Theuerſter, Du verſtehſt mich, rief er, ſprang auf und reichte Roſſing die Hand; Du kennſt das Schwellen der jugendlichen Bruſt, das Sehnen, den brauſenden Strom voll Luſt und Qual, der uns aus den engen Schranken heraustreibt. Du mußt mein Freund ſein.

Gutmuthig empfing Roſſing den Gruß und glaubte in dieſer überſtrömenden Fülle zwar ein unreifes, aber doch wahres Gefühl zu erkennen.

O wie glücklich iſt die Jugend, rief der Fremde, wenn Hoffnung das Leben durchglüht, wenn Himmel und Erde uns winkt, wenn holde Töne uns rufen! Ihr lieben Freunde, ſagte er darauf, Euch darf ich das Gedicht vortragen, daß ich, gefeſſelt an die enge Stube, „zwiſchen Bücher und Papier“ hinwarf und das mich in die Ferne trieb.

Aus der Mappe ſuchte er zwiſchen mancherlei Zeichnungen ein Papier hervor. Es ſah ſehr zerleſen aus, und die Freunde ſchüttelten bedenklich den Kopf. Er las:

Die engen Bande hab' ich kühn zerriſſen,
In ferner Gegend weilt der freie Geiſt.
Die alte Freude will den Freund begrüßen,
Die Phantaſie ſteigt königlich und dreiſt
Hervor aus ängſtlich engbeſchränktem Wiſſen,

Nach ſchönern Ufern die Erinn'rung reißt.
Geſtalten ſeh ich ſich allmälich regen,
Mit heiterm Gruß ſich um mich her bewegen.

Und kühner wölbt ſich ſchon der Himmel oben,
Die Berge ragen hoch und ſchroff empor.
Ich höre die Gewäſſer unten toben;
Die alten Töne ſchmeicheln ſüß dem Ohr.
Die Vöglein ſingen in den Bäumen droben,
Vereinigt in ein lieblich tönend Chor,
Und Stimmen rufen aus dem grünen Walde:
Warum entflohſt Du uns, o Freund, ſo balde?

O komm doch wieder her in unſre Kreiſe:
Wie eilteſt Du mit ſchnellem, flücht'gem Fuß!
Die zarten Blümlein winken Dir ſo leiſe,
Die Felſen ſelber bieten Dir den Gruß.
Es warten Deiner Düfte, ſchwüle, heiße,
Und Dir entgegen rauſcht der raſche Fluß.
Da ſchwindet jedes Sehnen, jede Qual,
Ich finde mich im heimiſch ſtillen Thal.

Die unvorbereitete, zudringliche Vertraulichkeit des jungen Mannes verdroß Julius, der ſich ſtillſchweigend zurückzog. Roſſing aber fand ſich durch die ſeltſame, rückſichtsloſe Hingebung, indem er ſie belächelte, dennoch angezogen. Er ſchloß ſich an den fremden Jüngling an.

Ich heiße Holbein, ſagte dieſer, und ſtamme von dem berühmten Künſtler dieſes Namens her. Ich bin an dem königlichen Rhein geboren, und lebe frei, unabhängig in Dresden für Poeſie und Kunſt. Nach langem Winter kehren ihre ſchönern Tage wieder; die Quellen haben ſich eröffnet, und die ſilberweißen Bäche rieſeln durch die Matten; mit Kindesaugen ſehen uns ihre Frühlingsblüten an, und der jubelnde Sängerchor wiegt ſich auf den grünenden, ſchwankenden Zweigen.

Roſſing erzählte ihm nun auch, wie Philoſophie und Poeſie der Deutſchen ihn aus ſeinem fernen Vaterlande gelockt habe, und wie er erwartungsvoll in Dresden die Wunder der Kunſt zu ſchauen hoffe. Holbein umarmte ihn mit Feuer, Thränen traten ihm in die großen Augen, dieſe blickten ihn freundlich lächelnd an, und Roſſing vermochte nicht das überſchwellende Gefühl abzuweiſen, obgleich er ſich mit einigem Widerſtreben der ſtürmiſchen Umarmung hingab.

Indeſſen ſtrahlte das Morgenroth immer brennender; eben erhob ſich die Sonne über die öſtliche Ebene und warf ihre rothe Gluth auf die Felder.

O daß man dieſe Gluth nicht feſſeln kann, rief Holbein, daß die Andeutungen des Pinſels ſo ſchwach ſind! Wie Ikarus wollte ich mich dieſer Pracht nädern, aber ich fühlte, wie die Flügel ſich löſten, ich ahnte den gefährlichen Sturz, und Wolken verhüllender Sehnſucht ergoſſen ſich in einen Thränen-Regenſtrom.

Julius ward immer ungeduldiger und eilte fort, während Roſſing ſtutzte. Es ward ihm plötzlich klar, daß Aeußerungen der Art nicht wahr ſein könnten. Er fürchtete ſich faſt vor Julius und ſchämte ſich ſeiner Hingebung.

Ich habe einen Boten beſorgt, ſagte der wiederkehrende Julius, unſere Pferde erwarten uns, es iſt Zeit, fortzureiten.

Holbein drängte ſich an Roſſing. Du verläſſeſt mich, Freund, rief er, da wir uns eben gefunden haben? Doch in Dresden finden wir uns wieder. Jetzt, da ich Dich dort weiß, eile ich zurück. Wohl ſind Berge und Wälder und grüne Anger ſchön, wohl ergreifen uns Sonnenſchein und rieſelnde Bäche; aber die Thränen der Sehnſucht in dem Auge des Freundes und der heitere Blick, der mir aus den Wolken hervorſchimmert und, wie die Frühlingsſonne, anmuthig in allen Zügen ſpielt, iſt der verborgene Engel, der uns winkt und uns in weit, weit ſchönere Gefilde führt! — Du kennſt doch den Doktor Wagner? Du mußt ihn kennen lernen; in dieſem ſchönen Kreiſe werden wir uns oft ſehen.

Roſſing konnte ſeine letzte Umarmung nicht abweiſen, warf ſich ſtumm auf das Pferd, und ſtillſchweigend ritten die Freunde hinter dem Boten über die Ebene fort. Keiner wollte das Stillſchweigen brechen.

Nun, fing endlich Julius an, Du haſt ja einen vortrefflichen Freund gefunden, und bei Wagner werden wir von ihm, wie von dem verkappten Boten, ſchon mehr erfahren.

Ich geſtehe es, erwiederte Roſſing verlegen, ich ſchäme mich faſt, daß ich gegen mein beſſeres Gefühl mich für einen Augenblick täuſchen ließ.

Sieh Du nur zu, antwortete Julius, wie Du den Narren loß wirſt, der ſich an Dich feſtgeklammert hat. Ein verſchwimmender Thor, ein Menſch, der Bilder, Worte und Reime, leicht, wie er ſie zuſammengerafft hat, an einen Jeden austheilt, der ſo albern iſt, daß er kaum weiß, wie er ſich und Andere betrügt.

Und warum, unterbrach ihn Roſſing, ſoll man ſich nicht prellen laſſen? Ein ſolcher Thor iſt nicht mit Geld zu bezahlen. Manch Mal, lieber Freund, ſtreifen wir doch ſelbſt an die gefährliche Grenze; die Markzeichen ſind nirgends mit Beſtimmtheit hingeſtellt.

Er aber iſt kühn über die Grenze gezogen, weit in das Feld der Thorheit hinein, und dient uns zur Warnung, wenn er von da aus uns zuruft.

Ein Jeder muß freilich ſich ſelber kennen, fuhr Julius ſtrenge fort. Als der Thor ſeine erſten Töne mit Seufzern miſchte und ſeine Farben mit Thränen einrührte, als er ſein zerleſenes Gedicht, als hätte er es eben verfertigt, uns vortrug, als er ächzte, weil er die Sonnengluth nicht auf das Papier bringen und mit nach Hauſe nehmen konnte, wie konnteſt Du da auch nur einen Augenblick zweifelhaft bleiben? Und bei Wagner treffen wir ihn wieder? Es iſt mir, wenn ich an den nächtlichen Boten und an dieſen Morgengruß der Thorheit denke, als wären mir zwei zerriſſene Blätter aus unſerm zukünftigen Dresdener Roman in die Hände gefallen. Ich möchte das Ganze, nach dieſen Proben, ungeleſen bei Seite werfen — und wir ſollen es noch durchleben! Das iſt zu arg! —

Als ſie nach Tharand kamen, war der Tag ſchon weit vorgerückt. Der Bote war langſam gegangen, und ſie hatten einige Stunden gebraucht, um den Weg zurückzulegen. Die Badegäſte machten ſchon ihre Morgenpromenade, und in dem Badehauſe, wo ſie abſtiegen, ging es ſehr lebhaft zu. Das beſtellte Frühſtück ward ihnen in einen langen, leicht gebauten Gartenſaal gebracht. Als ſie hineintraten, fanden ſie den Saal leer. Nur am Fenſter ſaß eine junge Dame, die vor ſich einen Tiſch hatte und mit vieler Aufmerkſamkeit las. Sie ſchlug, als die Reiſenden herein traten, die Augen auf, aber nur einen Augenblick, und ſchien, ohne auf ihre Gegenwart zu achten, ganz in das Buch verſunken. Der kurze Blick hatte Roſſing getroffen. Weiß Gott, ſie iſt ſchön, flüſterte er ſeinem Freunde zu, indem ſie das Frühſtück in einiger Entfernung von ihrem Tiſche hinſtellen ließen und ſich ſo ſetzten, daß ſie das reizende, im Leſen vertiefte Mädchen unbemerkt beobachten konnten. Die ſchwarzen, lockigen Haare waren ſorgfältig geordnet, die helle Stirne verlor ſich in die zierlich gewölbten, herabgeſenkten Augenlider, die feinen Züge weilten mit ruhiger Aufmerkſamkeit auf dem Buche, und ein ſtilles Wohlbehagen, welches oft durch eine faſt unmerkliche, leiſe Bewegung der verſchloſſenen, zarten Lippen in eine zurückgedrängte Rührung überging, verbreitete einen zauberiſchen Reiz über ihr Geſicht. Die Freunde waren durch dieſen Anblick wie gefeſſelt; ſie ſchwiegen, wagten kaum, ſich zu rühren, und das Mädchen regte ſich nicht. Die Thüre ward endlich eilig eröffnet; eine vorübergehende unangenehme Empfindung zeigte ſich auf dem Geſicht des Mädchens, und Roſſing war ſo ganz in die Betrachtung der ruhenden, geiſtreichen Züge verſunken, daß dieſe kaum merkbare Veränderung ihn faſt in Schrecken ſetzte.

Sophie, ſprach eine ältliche Dame, indem ſie hereintrat und die Freunde flüchtig grüßte, Du ſitzeſt ruhig hier, und es iſt ſpät, die Doktorin wird nicht wiſſen, wo wir bleiben.

Das Mädchen erhob ſich, verließ, indem ſie das Buch liegen ließ, mit der älteren Dame eilig den Saal, und Roſſing konnte der Luſt, das Buch aufzuſchlagen, nicht widerſtehen. Es war: Sternbalds Wanderungen.

Die ältere Dame iſt mir bekannt; ich muß ſie aufſuchen, ſagte Julius, denn wahrſcheinlich werde ich durch ſie, die eine Freundin der Wagnerſchen Familie iſt, erfahren, ob der Doktor geſtern Abend hier war.

Kaum hatte Roſſing das Buch hingelegt, als das junge Mädchen reiſefertig mit der Frau wieder hereintrat. Sophie eilte nach dem Tiſche, nahm das Buch und einen Arbeitskorb, und warf einen flüchtigen, wie es ſchien, verlegenen Blick auf die Reiſenden. Julius begrüßte die Dame, die ihn freudig erkannte.

Ei, rief ſie, ſo ſind Sie doch gekommen; der Doktor und ſeine Familie haben Sie geſtern vergebens erwartet, und erſt ſpät und ungern entſchloß er ſich, abzufahren, ohne Sie geſehen zu haben. Wahrſcheinlich der Freund, den Sie uns angemeldet haben, ſagte ſie weiter und begrüßte Roſſing, der ihr vorgeſtellt ward. Meine Niece, Sophie von Wollmar, fuhr ſie fort, indem ſie ſich gegen dieſe wandte. Ich brauche das hieſige Bad, und meine Niece hat die Güte, mir Geſellſchaft zu leiſten; aber wenn ich hier gebadet habe, eilen wir oft nach Dresden, und dort werden wir auch das Vergnügen haben, Sie und Ihren Freund wiederzufinden. Wir melden Sie vorläufig an.

Julius erwähnte in kurzen Worten des nächtlichen Abenteuers, begleitete die Frau, und Roſſing ſtillſchweigend und nicht ohne Rührung das Mädchen, nach ihrem Wagen; ſie fuhren ab.

Roſſing, ſagte Julius, für einen Bräutigam, der ſich ſo glücklich ſchätzt, ſcheint das ſtumme Fräulein eine zu große Theilnahme zu erregen.

Ei Freund, rief Roſſing, Du glaubſt wohl hier das dritte abgeriſſene Blatt aus unſerm zukünftigen Dresdner Roman zu finden? Nun, auf jeden Fall das intereſſanteſte. Du kannſt nicht läugnen, daß die ruhige Stellung des Horchenden, des aufmerkſam Leſenden für den Beobachter etwas recht Bedeutendes hat. Viele Menſchen, über die ich, ſo lange ſie ſprachen, kein ſicheres Urtheil fällen konnte, waren mir plötzlich klar, wenn ich ſie ſo im Horchen vertieft ſah, wo ſie ſich ſelber vergaßen und ſich nicht beobachtet glaubten. Dann bricht die mühſam verborgene Apathie oder die noch mühſamer zurückgedrängte Lebhaftigkeit des Geiſtes hervor. Dann verläßt Jenen die erborgte Beweglichkeit des Geſichts, die Züge klappen zuſammen, als wären die Reſſorts erlahmt, und das matte Auge verliert jede Bedeutung; bei Dieſem aber iſt es, als wenn ein ſtummer, tiefer Genius jetzt erſt die freien Flügel regte, als wenn das Geſicht ſich verklärte. — Du kannſt nicht läugnen, das ſtille Lauſchen auf den aus dem Buche ihr entgegentretenden Geiſt war etwas höchſt Anmuthiges, und es iſt leicht möglich, daß wir die gute Sophie in ihrer beſten Stunde getroffen haben.

Sie beſtiegen noch die ſchöne Ruine, miſchten ſich unter die Badegäſte und ritten nach Dresden, um noch zur Mittagsſtunde in dem goldenen Engel einzutreffen.

Der ſchöne Tag, das reizende Thal, die anmuthige Stadt, die durchwachte Nacht und die Ereigniſſe, die, wie Keime, auf eine inhaltreiche Zukunft deuteten, ſetzten die Freunde in eine aufgeregte Stimmung. Der Gaſthof wimmelte von Reiſenden; an dem ſchmalen Tiſche war kaum ein Platz zu finden. Mit der Redſeligkeit, die den Reiſenden eigen iſt, ſprachen die Gäſte von den Gegenden und Merkwürdigkeiten, die ſie geſehen hatten, von dem, was ſie noch zu ſehen wünſchten, und aus dem Tone der Rede ſprach ſich das freudige Gefühl lebhaft aus, das mit dem erheiternden Heraustreten aus der gewohnten Weiſe des Lebens, mit dem ſchnellen Wechſel der Gegenſtände gewöhnlich verknüpft iſt. Das verworrene Geſpräch, welches ſich vielfältig durchkreuzte, die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die vorübergehend berührt wurden, betäubte beſonders Roſſing. Beide Freunde verließen den Tiſch, an welchem die meiſten Gäſte in lebhafter Unterhaltung noch weilten, und ließen ſich, Roſſing voller Erwartung, nach der Gallerie führen.

Als ſie in die großen, hohen Bilderſäle hineintraten, war Roſſing nicht wenig überraſcht. Die Menge der Bilder mit den goldenen Rahmen, die dicht nebeneinander hingen, verwirrte ihn. Einzelne Maler und malende Frauen ſaßen an den Wänden in ſtiller Beſchäftigung. Hier und da ſtand ein Betrachtender, das Verzeichniß in der Hand; Männer gingen, leiſe redend, mit langſamen Schritten auf dem glatt polirten Boden; Alles ſchien ein tempelartiges, feierliches Anſehen zu haben. Der Inſpektor führte die Freunde von einem Bilde zum andern, diejenigen, die man für die bedeutendſten hielt, heraushebend. Aber die durchwachte Nacht, die ſeltſame Spannung, in welche die

Ereigniſſe ihn geſetzt hatten, der genoſſene Wein ſteigerte Roſſings Verwirrung bis auf's Höchſte. Die Bilder liefen durcheinander, ſie ſchienen in Bewegung zu gerathen; dann trat irgend ein bärtiges Geſicht hervor und ſtarrte ihn mit ſeltſamen Blicken an. Verworrene Gruppen tanzten in der ſtillen Stube eines einſamen Alten herum, Genien ſetzten ſich zwiſchen die ruhig aufgehäuften Maſſen von Früchten und Eßwaaren eines Stilllebens. Dazwiſchen tönten die Namen: Berghem, Wouwermann, Ruisdal, Rubens, Rembrandt, van der Werft, Holbein, als wären es wunderbare Weſen, die dieſer chaotiſchen Welt zugehörten. Mit einer faſt unnatürlichen Anſtrengung ſuchte er den Schlaf, der ihn immer mehr überwältigte, zu bekämpfen. Als ſie in die innere Gallerie hineintraten, als die verblichenen düſtern Spagnoletti, die Tintoretti, Giordanos und oben die langen Reihen der Albanis ihnen entgegentraten, hatte dieſe verworrene Stimmung ihren höchſten Gipfel erreicht. Alles drehte ſich, wie in tanzendem Wirbel, um ihn herum. Eine ſtrenge Geſtalt — es war Bellonis Chriſtus — ſchien allein ruhig, ernſt und mahnend hervorzutreten, der unruhigen Menge drohend zu gebieten. Auch Correggios Farbenpracht und heitere Welt war für den Betäubten nicht da. Er trat bald auf den einen Fuß, bald auf den andern, er näherte ſich einem Bilde, als wollte er es genauer betrachten, aber nur, um durch einen vereinzelten Gegenſtand den vernichtenden Eindruck aller abzuwehren; er rieb ſich die Hände, die Augen, wagte aber, von der innern Verwirrung ergriffen, nur dieſer ſich deutlich bewußt, keine Frage. Zuletzt verſank er in einen völlig traumähnlichen Zuſtand, in dem nur das Bewußtſein, hier mußt Du als ein aufmerkſam Betrachtender erſcheinen, wie gewaltſam thätig blieb, ſo, daß er einem Schlafenden glich, der ſich wach ſtellt. Die Namen Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Guido Reni, Correggio, Titian, Raphael, an welche die höchſte Sehnſucht ſeines Lebens ſich knüpfte, tönten ihm wie eine liebliche Muſik, die er aus weiter Ferne vernahm, ohne ſich ihr nähern zu dürfen. In dieſer ſeltſamen, gewaltſam geſpannten Stimmung, als ſeine Leiden ſich ſchon ihrem Ende näherten, ſah er ein großes Bild, unten, an einem Fenſter, auf den Boden geſtellt, und bewußtlos trat er dieſem Bilde näher. Eine hohe weibliche Geſtalt, ein wunderbares Kind tragend, ſchwebte in einem hellen, aus wimmelnden, verſchwebenden Engeln gewebten Aether; das grundloſe Auge blickte klar und engelrein ihn an; die ſtillen, großen, milden Züge übten eine wunderbare Gewalt über ihn aus. Sie trat aus dem Bilde hervor und näherte ſich ihm. — Als wenn alle heilige Liebe eine weibliche Geſtalt angenommen hätte, ſich kund zu geben, alle Gewalt der Erde und die ſeligſte Hoffnung, die mit der Welt ringt und ſie überwindet, ſich mit der Unſchuld des wehrloſen Kindes gepaart hätte, und nun, was er gewünſcht, gehofft, geahnet hatte, ihm nahe, in aller grenzenloſen Herrlichkeit ganz nahe träte, geſtaltete ſich der Traum, einer Viſion ähnlich; er vergaß ſeine Umgebung.

O mein Gott! rief er laut, und Thränen ſtürzten ſtromweiſe aus ſeinen Augen.

Der Inſpektor erſtaunte, Julius erſchrak.

Kennt Ihr Freund das Bild? fragte der Erſtere.

Keinesweges, er ſieht überhaupt Bilder großer Meiſter zum erſten Mal, antwortete Julius, und in einer Stimmung, wie dieſe, ſah ich ihn nie.

Ein herrlicher Jüngling, erwiederte der Inſpektor; ich habe es wohl bemerkt, in welcher ſeltſamen Spannung er war, und Raphaels Madonna übt dieſe große Gewalt über ihn aus.

Kennen Sie dieſen jungen Mann? fragte ein Fremder von gebieteriſchem Anſehen, indem er auf den Inſpektor zutrat.

Dieſer Herr, Euer Durchlaucht, antwortete ehrerbietig der Inſpektor, hat mir ihn als einen jungen

Norweger vorgeſtellt, der zum erſten Mal die Kunſt großer Meiſter bewundert.

Es war der Fürſt von †††, der, obgleich Allen bekannt, inkognito ſich in Dresden aufhielt. Er betrachtete Roſſing lange und aufmerkſam.

Ich wünſchte ſeine Bekanntſchaft zu machen, ſagte er kurz.

Der junge Mann wird in freudiges Erſtaunen gerathen, wenn er erfährt, daß er das große Glück gehabt hat, Euer Durchlaucht gnädigſte Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, erwiederte der Inſpektor, indem er ſich tief verneigte.

Indeſſen war Julius mit ſeinem Freunde beſchäftigt, den er lange vergebens zur Beſinnung zu bringen ſuchte. Er blickte verwirrt um ſich, und als er völlig erwachte und durch den Inſpektor erfuhr, wie er ein Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit geworden war, fühlte er ſich tief beſchämt. Denn nicht der Fürſt allein war auf ihn aufmerkſam geweſen. Maler und malende Frauen hatten die Arbeit, herumwandelnde Fremde die Bilder, die ſie betrachteten, verlaſſen, um den ſeltſamen, betäubten Jüngling, der fortdauernd ſeinen Freund in die peinlichſte Verlegenheit ſetzte, mit den Augen zu verfolgen. Das Glück, die Aufmerkſamkeit eines Fürſten auf eine ſolche Weiſe erregt zu haben, die Bewunderung des Inſpektors, konnten das beſchämende Gefühl, ſich auf eine ſolche Weiſe öffentlich preisgegeben zu ſehen, nicht überwinden, und mit einer höchſt unangenehmen Empfindung taumelte er mit Julius die breiten Stufen hinunter.

Nun, ſagte er, die Kunſt hat mich zum erſten Mal auf eine ſeltſame Weiſe begrüßt. Aber die ſtrenge Ordnung gebietende Geſtalt und die liebliche, die mir entgegentraten, die letztere zumal, haben ſich mir dennoch tief eingeprägt; das göttliche Kind wird mir nie verſchwinden. Es war das gebietende Geſetz, das in die ſtrengen Züge der einen Geſtalt ſich gekleidet hatte, es war die ewige, grundloſe Liebe, die aus den göttlich klaren Augen der heiligen Mutter ſtrahlte, und es waren Geſetz und Liebe und unergründliche Unſchuld, höchſte Macht und völlige Hingebung, die aller Hülfe, aller äußern Kraft entſagt, in wunderbarer, räthſelhafter Vereinigung, die ſich aus dem Kinde ausſprachen, als es rieſenhaft thätig und hülflos ruhend in den Armen der Mutter aus dem hellen Engelsäther heraustrat und mir tief, tief in das verſchloſſenſte Innere hineinſchaute, mit einem vernichtenden und belebenden Blicke. Was gehen mich die Leute an?

Julius ſah ihn verwundert an.

Aber dieſes Ereigniß ward von jetzt an eine ſtehende Anekdote, und der gute, alte Riedel glaubte Roſſing, ſo oft er ſpäter auf der Gallerie erſchien, keinen größern Dienſt erzeigen zu können, als wenn er immer von Neuem erzählte, wie ihn das Bild der Madonna ergriffen hätte, ohne daß er es kannte. Roſſing gerieth zwar anfänglich jedes Mal in Verlegenheit, aber zuletzt gewöhnte er ſich daran, und daß der gutmüthige alte Herr ihn liebgewonnen hatte, war ihm nicht unangenehm.

Sophie war unter unglücklichen Verhältniſſen erwachſen, ein liebliches, ſehr biegſames, lebhaftes Kind, jedem Eindruck offen. Die Mutter, eine Dichterin, wollte dem Kinde, was ſie eine geiſtreiche Erziehung nannte, geben. Von ihrer früheſten Jugend an wurden ihr Gedichte, Romane allerlei Art gegeben, und da der Geſchmack der Mutter nicht der ſicherſte war, blieb die Wahl meiſt dem Zufall überlaſſen. Wenn auch unſittliche Schriften nie in die Hände des aufblühenden Mädchens fielen, ſo war doch die Grenze ſchwer zu ziehen. Selbſt, was als Warnung dienen ſoll, erregt nicht ſelten eine verführeriſche Theilnahme der Jugend, während die heilſame Lehre, die ſie enthalten ſoll, unbeachtet bleibt. Als Sophie heranwuchs, entwickelte ſich eine blendende Schönheit; ihre geiſtreichen Aeußerungen entzückten Fremde, vor Allen die Mutter; ihre Stimme war reizend, ihr Talent für die Muſik entſchieden, und ihre Fortſchritte im Zeichnen, ſelbſt im Malen, ſetzten die Lehrer in Erſtaunen. So glaubte die thörichte Mutter die glänzendſten Erwartungen übertroffen und erwartete mit Sehnſucht den Augenblick, wo ſie, in die Welt eingeführt, allgemeine Bewunderung erregen würde. Der Vater, ein anſehnlicher Beamter, in ſein Geſchäft vertieft, überließ der Mutter die Erziehung ganz, und dieſe hielt die Ueberzeugung feſt, daß ein Mädchen erſt, nachdem die geiſtige Ausbildung eine gewiſſe Reife erhalten habe, an der größern Geſellſchaft theilnehmen dürfe. In ſtiller, unſchuldiger Einſamkeit bleibt der Engel des Kindes, der Engel der Unſchuld, in ſeiner Nähe; es lernt ihn kennen, es kann ihn nicht entbehren, er bleibt ſein ſicherer Hüter durch das ganze Leben, pflegte ſie zu ſagen und gefiel ſich in dieſem Bilde. Aber ſie vergaß, daß die Geſellſchaft, die dem Kinde vergönnt war, ja, die ſich im bunten Wechſel ihm aufdrängte, jene ſchnell vorüberrauſchenden Geſtalten, deren Schickſale es theilte, eine Unzahl ſeltſamer Wünſche, unbeſtimmter Ahnungen [illegible] regte, die früh ſchon jene liebliche Einfachheit des jugendlichen weiblichen Gemüths zerſtörte und wenn auch nicht den Engel der Unſchuld verſcheuchte, doch ſeine Sprache dem ſehnſüchtigen, verlangenden Mädchen immer unverſtändlicher machte. Sie lernte die liebliche Gewalt der ſtillen Gewohnheit des Lebens nicht kennen, jene immer wiederkehrende, geräuſchloſe Beſchäftigung, die die Frauen vor Allen feſthalten ſoll an einem beſtimmten Punkt, die ihre ruhige Heimat wird, ein zweiter, anmuthiger Leib, deſſen Glieder ſie leicht, ſicher, in geſetzmäßiger Ordnung in Bewegung ſetzen, wie die Glieder des erſten. Die ſtrenge häusliche Ordnung, ihr Maaß, ihr Geſetz iſt ſo gewiß eine Naturgeſtaltung, wie die körperliche Geſtalt. Wir haben ſie mehr in unſrer Gewalt, wir können ſie ganz zerſtören und dennoch körperlich geſund leben, aber in die heimatloſe Oede hinausgeſtoßen, ſinken wir auf eine tiefere Stufe, ſelbſt mit allen reichen Gaben des Geiſtes, während die geiſtesarme Einfachheit höher ſteht. Ja, ſelbſt die Religion baut ihren häuslichen Tempel nur da, wo dieſe Ordnung heilig gehalten wird, wie ihre göttliche Kraft nie der geordneten Natur widerſtreitet. Sophien blieb der Ernſt des Lebens und die liebevolle Strenge des Glaubens gleich fremd. Die Aeltern lebten in der Nähe einer bedeutenden Stadt. Der Vater war Vorſtand einer Behörde, die hier ihren Sitz hatte. Er ſelbſt fuhr nur hinein, wenn ſeine Geſchäfte es erforderten, Frau und Tochter höchſt ſelten. Die Mutter, ſchon weit in den Jahren vorgerückt, hatte, nach vielen bittern Erfahrungen, endlich der Welt entſagt, und die Tochter war in der ſtillen Einſamkeit ganz ihren eignen Träumen überlaſſen. Als ſie ihr ſiebzehntes Jahr erreicht hatte, beſchloß der Vater, der in ſeinem hohen Alter ſich nach Ruhe ſehnte, im Beſitz eines anſehnlichen eigenen Vermögens, ſeine Stelle niederzulegen, und die Mutter beredete ihn, ſeinen zukünftigen Wohnort in Dresden zu ſuchen. Hier, wo die Künſte ihren Hauptſitz hatten, wo bedeutende Geiſter aus allen Gegenden hinſtrömten, ſollte die Tochter das bedeutende Malertalent ausbilden und, wie die Mutter hoffte, eine glänzende Zukunft ſich ihr eröffnen.

In Dresden erregte Sophie allgemeines Aufſehen; ſelbſt die vorzüglichſten Künſtler bewunderten ihr Talent; ſie kopirte auf der Gallerie, und bald war in allen Geſellſchaften von ihr die Rede. Geiſtreiche Männer erſtaunten über ihre Kenntniſſe, oft über ihr richtiges Urtheil, und mit großer Leichtigkeit fand ſich das junge Mädchen darein, den Mittelpunkt eines Kreiſes von Bewunderern zu bilden, lernte leicht die Faden von den Bedeutendern unterſcheiden, und erſchien allenthalben anmuthig, anſpruchlos und liebenswürdig.

Aber bald ſollte ſie die ernſte Seite des Lebens kennen lernen. Die Mutter erkrankte, dann der Vater, und kaum war ein halbes Jahr verfloſſen, ſo waren Beide todt. Die Pflege während der Krankheit ſchloß jede Zerſtreuung, jede andere Beſchäftigung aus, die letzten Tage der ſterbenden Aeltern rückten ihr den Tod nahe. Sie glaubte in Kummer vergehen zu müſſen, denn ſie liebte ihre Aeltern innig, und was ſie ſo hart, ſo unvorbereitet traf, war der erſte Schmerz, den ſie erlebte. Ein würdiger Prediger, der die Sterbenden zum Tode vorbereitete, hatte tief in die bedauernswürdige Verworrenheit der Mutter hineingeblickt, und er hielt es für ſeine Pflicht, ſie nicht zu ſchonen. Sophie erlebte den erſchütternden Auftritt, daß die ſterbende Mutter, von Gewiſſensbiſſen gequält, ſie vor das Bett rief. Sieh, geliebte Tochter, ſagte ſie mit bebender Stimme, das Heil, welches uns allen geſchenkt iſt, ich ſuche es mit Angſt und Zittern jetzt, weil ich es nicht früher kannte — ach, wie wird der ſtrenge Richter es mir vergeben können, daß ich es Dir, meinem anvertrauten Gut, vorenthielt! Ermattet ſank ſie zurück. Sophie zitterte; eine ſeltſame Angſt, wie vor einem geheimen Verbrechen, welches ſie nur halb ahnte, obgleich ſie ſelbſt ſich als Mitſchuldige fühlte, durchbebte ſie. Vergeſſen Sie, liebes Mädchen, dieſe Stunde nie, ſagte der würdige Prediger, mit liebevollem Ernſt ſie anblickend. Tröſten Sie die Mutter. Mutter, Mutter, rief die bis auf den Tod Geängſtigte, ich will mich an ihn halten, er wird mich nie, nie verlaſſen, ich ihn nie, ich gelobe es hier, in dieſer angſtvollen Stunde; er wird mich, er wird Dich tröſten. Sie kniete vor dem Bette, ein Thränenſtrom ſtürzte erleichternd aus den Augen; zum erſten Mal in ihrem Leben betete ſie mit aller Inbrunſt, und eine Quelle von Troſt eröffnete ſich, ſie fühlte ſich von einer ſeltſamen Beruhigung, ja von einem ſeligen Vorgefühl durchdrungen, als träte ihr eine Ahnung von einem verborgenen, überſchwänglichen Gut entgegen, das ſie bis jetzt nicht kannte, nicht vermißte, und welches doch jetzt ihr Alles ſein ſollte.

Nach dem Wunſche der ſterbenden Aeltern übernahm die Frau von Dahlheim, die Schweſter des Vaters, die Aufſicht über die verwaiſte Sophie. Sie war eine würdige Frau; ruhig, beſonnen, beherrſchte ſie durch ſtillen Anſtand ihre Umgebung, ohne ſie zu hemmen. Das Haus des Herrn von Dahlheim wurde von den bedeutendſten Männern der Stadt beſucht; Reiſende, Künſtler, Gelehrte wurden mit großer Gaſtfreiheit aufgenommen, und die verſtändige Hausfrau genoß eine allgemeine Achtung. Eine geheime Scheu hielt früher Sophie in einiger Entfernung von dieſer Frau, aber bald gewann dieſe ihr volles Vertrauen. Zum erſten Mal lernte das junge Mädchen ein völlig geordnetes Hausweſen kennen und achten. Sie mußte ſich's im Stillen geſtehen, daß dieſes ruhig fortſchreitende, ſich ſtets gleichbleibende Leben entſchiedene Vorzüge hatte, wenn ſie es mit dem hüpfenden, unſtäten, leidenſchaftlichen Weſen der Mutter verglich. Aber dennoch verkannte die Frau von Dalheim das weſentliche Bedürfniß ihrer Nichte. Sie hatte, durch die oft wiederholten Aeußerungen bedeutender Männer, eine große Achtung für Talente, die ſie ſchätzte, ohne ſie ſelbſt zu beſitzen. Die Bewunderung, die Sophie erregte, wirkte auch auf ſie, ſie ſchien zu fürchten, daß ein Eingreifen in den bisherigen Gang ihrer Bildung zerſtören, hemmen könnte, und da Sophie nie die zarte Grenze der Weiblichkeit überſchritt, ſo duldete, überſah ſie Manches, was ſie unter andern Umſtänden getadelt haben würde. Sophie nahm keinen Antheil an den häuslichen Beſchäftigungen. Sie las, ſpielte, malte, wie und was ſie wollte, und ihre bisherige Weiſe mußte ihr um ſo mehr als die richtige erſcheinen, da ſie durch eine ſo würdige, beſonnene Frau beſtätigt wurde. Gleich nach der Ankunft der Aeltern in Dresden war der junge Holbein in ihrem Hauſe eingeführt worden. Er war ein junger, reicher Edelmann vom Rhein, der ſich bei ſeiner phantaſtiſchen Stimmung in der Fiktion einer Abſtammung von einem berühmten Maler gefiel. Er dichtete die künſtlichſten Sonette, die der Mutter gewidmet waren; ſie mußte über die Gedichte das entſcheidende Urtheil fällen, und ſo gewann er ſie bald. Er dichtete, komponirte die eigenen Lieder, ſang ſie zur Guitarre und wollte ein Toubadour der wieder erwachten Poeſie ſein. Er hatte einige Fertigkeit im Zeichnen, und durch eine ſtrenge Schule und wenn er der Entſagung des ſtill fortſchreitenden Lernens fähig geweſen wäre, hätte er vielleicht ein recht guter Maler werden können. Jetzt wagte ſich der unreife Anfänger ſchon an das Höchſte; ja, das Unerreichbare wollte er darſtellen. Muſik, rief er einſt begeiſtert, als die Mutter einige junge Dichter und Künſtler in ihrem Hauſe verſammelt hatte, und Sophie hörte ihm mit Erſtaunen und Bewunderung zu, — Muſik und Malerei, enthalten ſie nicht eine höhere, über der Erde und allen ihren Erſcheinungen ſchwebende Sprache? Beginnt die Malerei nicht, wo alle Worte, ſelbſt die der heiligen Poeſie, aufhören, als verberge des Menſchen innerſtes, heiligſtes Selbſt ſich in den Abgrund aller ſchöpferiſchen Kraft, in die wallende Tiefe aller urſprünglichen Erzeugung, um aus dieſen verborgenen Quellen, aus dieſen unverſiegbaren Brunnen des Lebens Geſtalten zu bilden, die ſtumm und redend, verſchloſſen und durchſichtig, in beſtimmten Umriſſen des ewigen Geiſtes unendliche Fülle darſtellen? Und die Muſik, ſchwebt ſie nicht in der Entwicklung raſtloſem Fortſchreiten, ſcheinbar vernichtend, was ſie bildet, um aus dieſem Tode ein neues Leben, aus dieſem Leben einen ſeligen, freudigen Tod darzuſtellen, damit aus dieſem Ringen und Kämpfen der innerſten Kräfte das Unnennbare vernommen werde? Selig, wer ſich berufen fühlt, ſich in dieſe Fluth des innerſten Lebens muthig zu ſtürzen; einem Phönix gleich, ſtirbt er vor Wonne, von Luſt ergriffen in Tönen, um ewig verjüngt in bunten, glänzenden, tiefen Geſtalten wieder zu erſtehen. — In der That glänzten, während er ſo ſprach, die großen, feurigen Augen, und aus ſeinem Antlitz ſprach ſich ein Entzücken aus, welches die Wahrheit der Gefühle, die ihn durchdrangen, zu beſtätigen ſchien. Oft ſtellte er ſich vor Holbeins Madonna hin, ſie lange tiefſinnend zu betrachten. Ja, ſprach er einſt, als Sophie ihr Bild verließ, um ihn zu begleiten, ja, ich fühle es, auch ich bin ein Maler, ſein Blut fließt in meinen Adern. Herrlicher Holbein, Du wagteſt das hohe, das höchſte Bild der Weiblichkeit zu vergöttern! — Wie ſchön, wie herrlich, wie demüthig! Warum blickſt Du zur Erde? Warum wagſt Du nicht die ſchönen Augen aufzuſchlagen? Willſt Du die Herrlichkeit verbergen, daß wir nicht vergehen vor Wonne, wenn Du uns anſiehſt, wie Moſes das Geſicht verbarg, wenn er den ewigen Geiſt geſchauet hatte? Aber die Zeit iſt reif geworden; die zerſplitterten, herumirrenden Töne haben einen heiligen Mittelpunkt gefunden, ſie rufen in die Welt herein und gebieten, daß die Geſtalt erſcheine. Ja, Du wirſt die Augen aufſchlagen, und Holbein, herrlicher Maler, hatteſt Du wohl eine Ahnung, ehe Du ſtarbſt, daß Dein Name noch ein Mal genannt, geprieſen werden ſollte? — Dieſer hohe Flug ſeiner Phantaſie ſetzte Sophie in Erſtaunen; ſie ſchien zwar zu ahnen, daß ſeine großen Worte leer waren, aber ſie wagte nicht, ſich es zu geſtehen. Die Zuverſicht, mit welcher er ſprach, nahm ſie gefangen, und die Künſtler, die nur zu oft, was Dilettanten leiſten, mit ſchwacher Gutmüthigkeit rühmen, hatten einige ſeiner Entwürfe gelobt. Vieles hatte er angefangen, Alles ging in das Ungeheure, Nichts ward vollendet. Jetzt war es ſeine Abſicht, ein großes Bild anzufangen. Es ſollte die Mutter Erde darſtellen. Ein naſſes Gewand, lange Locken ſollten mit den Wellen verfließen, unter den Füßen ſollte, als wären ſie aller Pflanzen geheime Wurzel, eine Fülle von Blüten hervorſprießen, das Geſicht ſollte ſtrahlend uns anblicken, Wolken ſollten auf der Stirne ruhen, Himmelslicht aus den Augen ſtrahlen, leichte Lüfte aus dem zum Reden geöffneten Munde herauswehen. Von den ſtarren Felſen ſollten die Bäume ſich verneigen und ihr zuwenden, ein dunkler Hain ſollte das tiefſte Geheimniß in ahnungsvoller Ferne verbergen, während die aufſteigende Sonne die ſtille Gluth, die aus den Augen ſtrahlte, über das ganze Bild verbreitete, die fliegenden Wolken das Vorbild der ſinnenden Stirne darſtellten, und Engel über die Herrlichkeit der erwachten Erde und ihre ganze geheimnißreiche Fülle, die ſich in der weiblichen Geſtalt verhüllte und doch zugleich offenbarte, jubelnd aus der feurigen Morgenröthe ſich entwickelten. Allmälig ſollten Wolken und Engel, erſt zerſtreut, ſich immer mehr nähern und, wie Blatt und Blume, zu einem anmuthigen Kranze ſich vereinigen, der über dem Haupte der Mutter, der Gebärerin ſchwebte. — Iſt nicht das Weib das ſüße Geheimniß, wie die Erde uns ſo fern und doch ſo nah, ſo ſeltſam verborgen und unſerm Innerſten ſo klar? ſagte er ſich. Er bereitete Alles zu dieſem Bilde vor. Es ſollte ein mächtig großes Bild werden. Die Leinwand war aufgezogen, er rieb die Farben. Er glaubte im Beſitz von mancherlei Geheimniſſen der alten Künſtler zu ſein. Er vertiefte ſich immer mehr in dieſe Idee und glaubte, wenn er ſich ſeiner Einbildungskraft überließ, ſchon Alles geleiſtet zu haben. Aber die Hauptfigur wollte ihm nicht klar entgegentreten. Die heilige Mutter ſchien ihm immer wie im Nebel zu verſchweben; zuweilen blitzten ihm die Augen aus dem Nebel hervor, er erwartete, daß die Geſtalt jetzt ſich enthüllen würde, ſie ſchien ſchon näher zu treten; aber die Umriſſe der Geſtalt waren nicht beſtimmt, die Züge des Geſichts blieben unſicher. — O enthülle Dich, enthülle Dich, göttliche Mutter! Warum winkſt Du mir? Warum lockſt Du mich? In welchem fernen Lande ſoll ich Dich finden? Sieh, ich vergehe in Sehnſucht. — Plötzlich glaubte er ſie zu kennen. O ich Thor, rief er, ſo wenig kannte ich meine eigenen Gefühle, das Zittern und Zagen in ihrer Nähe und die unnennbare Luſt! Ja, Sophie, Du biſt es. — Wir halten es für überflüſſig, dieſe Thorheit in ihren vielfältigen Richtungen zu verfolgen. — Sophie fühlte ſich von ihm angezogen, er war klug genug, ſeine wildeſten Träume zu verbergen, und wenn nicht außerordentliche Gegenſtände ihm gar zu lockend entgegentraten, eine abenteuerliche Umgebung nicht ſeine Phantaſie erregte, konnte er ganz verſtändig erſcheinen. Die Mutter ſchien die Annäherung Beider zu begünſtigen, als die ernſthafte Krankheit, dann der Tod der Aeltern alle Verbindung unterbrach. Aber Holbein hatte nun das Urbild ſeiner Kunſt, den Mittelpunkt ſeines Lebens gefunden, ſie ſchien ihm geneigt, und er fühlte ſich überaus glücklich.

Als Sophie eine Zeit lang, einſam und zurückgezogen, nur ihrem Kummer in dem Dahlheimſchen Hauſe gelebt hatte, als ſie anfing, ſich wieder der Geſellſchaft zu zeigen, trat ihr auch bald Holbein entgegen. Leicht beweglich, von dem Kummer ſeiner Geliebten überwältigt, wußte er ſie leicht zu gewinnen. Sie verloren ſich in dichteriſche Deutungen, in Bilder, Mythen und ſeltſame Vorſtellungen, und bald war die ernſte, ſtrenge, belehrende Geſtalt des Todes, der Strahl, der aus dem eröffneten Grabe der Mutter ihr entgegenleuchtete, in dem verſchwimmenden Meere der Poeſie untergetaucht. Das Verhältniß zwiſchen Beiden ſchien immer inniger zu werden. Aber die Mädchen beſitzen einen ſichern Takt. Wie ſehr ſie ſich auch von Holbein angezogen fühlte, wie ſeltſam ſeine poetiſche Welt ſie lockte, dennoch ſagte ihr ein inneres, richtiges Gefühl, daß er kein männlicher Jüngling im edlern Sinne des Wortes ſei. Sie wußte ihn, bei aller Vertraulichkeit, in einer beſtimmten Entfernung zu halten, und jedes Mal, wenn er es wagen wollte, ſeine Liebe zu bekennen, ſchien ſie ſeine Abſicht zu ahnen; ſie verſtand es, ſich dann feierlich zurückzuziehen, und das Geſtändniß erſtarb auf ſeinen Lippen. Aber Holbein fühlte ſich immer unglücklicher, ſeine Liebe, ſein Bild, ſein ganzes Leben ſchien ihm unſicher zu werden. Er trieb ſich unſtät in der Gegend herum, und auf einer ſolchen Wanderung fanden ihn Julius und Roſſing.

Als in Tharand Sophie durch das tiefe Sinnen, mit welchem ſie Tiecks ſchönen Künſtlerroman las und genoß, Roſſings Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war ihre Neigung gegen Jenen einer gefährlichen Kriſe nahe. So unähnlich ſich Beide waren, glaubte ſie dennoch in dem weichen Sebaſtian, der ſo oft ein inniges Mitleiden mit ſich ſelber fühlt, eine große Aehnlichkeit mit ihrem Holbein zu finden. Die quälende Liebe hatte ihn weicher geſtimmt, ſchien ſeine Zuverſicht, ſeine kühnen Hoffnungen zu lähmen, und ſie fühlte ſich mehr, als je, zu ihm hingezogen, ſie glaubte zum erſten Male, ihn zu lieben. — Jetzt lernte ſie Roſſing kennen.

Als Roſſing die Gallerie in einem ſeltſamen, halb träumenden Zuſtande verlaſſen hatte, fanden beide Freunde es nothwendig, erſt auszuruhen, ehe ſie den harrenden Doktor beſuchten. Sie erſchienen daher ſpät des Abends. Als Julius hereintrat und Roſſing vorſtellte, ward dieſer mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Der Doktor, ſeine Frau, die Frau von Dahlheim drängten ſich um ihn, und nicht ohne Bewegung entdeckte er das liebliche, ihm ſchon bekannte Mädchen. Das Haus des Doktors war eine ſtets offene Stätte für alle Stadtneuigkeiten. Von den Fremden, die auf der Gallerie erſchienen waren, erhielt man tagtäglich die genaueſten Nachrichten. Heute hatte Sophie ſelbſt da gearbeitet, ſie war Zeuge des Eindrucks geweſen, den die Madonna auf Roſſing machte, und es war natürlich, daß ſie ein lebhaftes Intereſſe für einen Jüngling empfand, der der Gewalt der Kunſt auf eine ſo auffallende Weiſe huldigte. Sie erkannte in ihm ſogleich den jungen Mann, der ſie in Tharand zum Wagen begleitet hatte, und mit lebhaften Worten hatte ſie den ſeltſamen Auftritt erzählt. Mit größter Ungeduld erwartete man daher einen Jüngling, der ſich auf eine ſolche Weiſe angekündigt, und in keinem Kreiſe konnte er beſſer, als in dieſem, empfohlen werden durch eine thörichte Schwäche, an welche er nie ohne Schamröthe zurückdachte.

Aber, mein Gott, wo ſind Sie ſo lange geblieben? rief der Doktor. Erſt erwarten wir Sie vergebens in Tharand, während Sie ſich, wie ich höre, nächtlicherweiſe in den Wäldern herumtreiben; dann erſcheinen Sie auf der Gallerie, anſtatt, wie Sie ſollten, uns aufzuſuchen. Doch wenn wir auch der Kunſt willig den Vorzug einräumen, warum laſſen Sie uns ſo lange warten, nachdem Sie die Gallerie verließen?

Sie wiſſen, ſagte Julius kurz und trocken, wie wir die Nacht zubrachten. Wir haben geſchlafen. —

Julius blieb nur wenige Tage in Dresden, ſein Geſchäft, welches er mit großem Ernſt und Eifer trieb, rief ihn nach Freiberg zurück. Aber Roſſing erſchien von jetzt an oft in dem Hauſe des Doktors. Da Herr von Dahlheim den Sommer auf ſeinem Landſitze zubrachte, hielt ſich die Niece immer einige Tage in der Woche bei dem Doktor auf, um auf der Gallerie arbeiten zu können, und Roſſing traf ſie öfters.

Der Doktor war ein kleiner lebhafter Mann von einer grenzenloſen Gaſtfreiheit. Beſonders waren ihm vornehme, reiche, berühmte oder ſonſt merkwürdige Reiſende höchſt willkommen. Er war ſelbſt reich und machte einen bedeutenden Aufwand. Gelehrte, die öfters in ſeinem Hauſe erſchienen waren, fanden an ihm einen warmen Anhänger. Mit geſteigertem Intereſſe las er ihre Schriften, erzürnte ſich über unbillige Kritiken, hütete ſich aber, je ſich in einen ernſten Streit einzulaſſen, oder in einer Zeit, wo die aufgeregten Geiſter gerüſtet daſtanden, für irgend eine Partei ſich zu erklären. Er zählte Freunde unter allen. Er beſaß lehrreiche Sammlungen von mancherlei Art, ſeine Kupferſtiche waren ſchätzenswerth, und in ſeiner Stube hingen Gemälde von entſchiedenem Werthe. In Italien hatte er ſich eine gründliche Kenntniß der verſchiedenen Schulen erworben, ſo daß ſelbſt Kenner ihn gern zu Rathe zogen. Die Naturwiſſenſchaft, ſein eigentliches Fach, trieb er mit Eifer, wußte beſonders von den neueſten Entdeckungen ſich immer die früheſte Kunde zu verſchaffen, und war den Journalen ein ſehr willkommener Korreſpondent. Er war voll von Notizen, ſein Geſpräch lehrreich und unterrichtend, und der Kundige unterhielt ſich gern mit ihm. Nicht bloß ſein großer geſelliger Kreis bot den Reiſenden mancherlei Bequemlichkeit, auch ſeine an ſeltenen Schätzen reiche Bibliothek ſtand dem Gelehrten zu Gebote, und ſeine ſtrenge Ordnungsliebe zwang ſelbſt den Vergeßlichſten zur pünktlichen Ablieferung des Geborgten. Wenige Menſchen waren glücklicher, wie er. Was er wollte, bot ihm jeder Tag, ja jede Stunde. Alles, was ihm eben der Augenblick bot, war ihm recht; eine neue Entdeckung, ein neues Buch, ein neues Foſſil, ein Kupferſtich oder ein Fremder, der ihn beſuchte, ergötzten ihn auf Wochen lang.

Roſſing fühlte ſich ganz ſelig. Die reizende Gegend, die anmuthige Stadt bezauberten ihn, mit Leichtigkeit ſchloß er ſich an die Reiſenden aus allen Gegenden an, und der bunte Wechſel des Umgangs, die ſeltſame Offenheit, mit welcher die Menſchen in ſolchen kurzen, ſchnell vorübergehenden Berührungen, die von allen drückenden Verhältniſſen fern liegen, einem Jeden, der ſich ihnen freundlich nähert, entgegen zu kommen pflegen, ergötzte ihn ungemein. Mit großer Geduld, ja mit lebhaftem Intereſſe horchte er auf die Darſtellung einfacher Lebensverhältniſſe, welche Reiſende ihm mittheilten, wie ſie waren, oft heiter, meiſt quälend und ängſtlich durch den engen, beſchränkten Sinn, der in ihrer Freude, wie in ihrem Leid ſich äußerte.

Haben Sie wieder einige Lebensbeſchreibungen erhaſcht? pflegte die gutmüthig heitere Doktorin zu fragen, wenn er hereintrat. Allerdings, mußte er faſt immer antworten, und ſie konnte ſich nicht genug über dieſe ſeltſame Liebhaberei wundern, da Roſſing gar keine Neigung zeigte, die häuslichen Verhältniſſe ſeiner Umgebung kennen zu lernen, und jedes Geklatſche auf das Entſchiedenſte verabſcheute.

Iſt nicht der Unterſchied auffallend, ſagte Roſſing. Wenn die Menſchen dieſes ſeltſame Vertrauen faſſen, welches, ſo wunderbar es erſcheint, doch natürlich ſein muß, da es ſo allgemein vorkommt, wenn ſie einem ganz Fremden die Verhältniſſe ihres Lebens offenbaren, ja aufdringen, ſo erſcheint immer der ganze Menſch, ſeine Kindheit, ſeine Jugend, ſein ganzes Leben. Zwar pflegt ſich Alles in einem ſehr engen Kreiſe zu bewegen, um Wünſche, die er erſtrebt und nicht zu erlangen vermag, oder Pläne, die ihm, aller Schwierigkeiten ungeachtet, gelungen ſind, um eine Reihe von Unglücksfällen oder Glücksfällen der alltäglichſten Art, die zwar, wenn ſie Freunden oder uns ſelbſt begegnen, uns erſchüttern oder erfreuen, bei Fremden aber uns nur das allgemeine Loos der Menſchen darſtellen, uns nur vorübergehend berühren.

Aber immer blickt doch ein eigenthümliches Leben durch, und man erkennt, was den Menſchen ängſtigt, quält und erfreut. Es iſt mir zu Muthe, wie wenn ich Abends durch das erleuchtete Fenſter in die Stube einer ruhig beſchäftigten Familie hineinblickte.

Aber, werden Sie ſagen, ſind dieſe Bekenntniſſe wahr? Wie manches Erlogene wird uns auf dieſe Weiſe mitgetheilt. Mir iſt, ſoll ich es geſtehen, dieſe Seite, ob, was die Menſchen unter ſolchen Umſtänden mir mittheilen, wahr iſt oder nicht, eben unter allen Dingen das Gleichgültigſte. Kann ich die Wahrheit auch nicht erproben, verführt mich doch die Lüge nicht. Gewöhnlich entdeckt ſie ſich leicht, und zwar deſto gewiſſer, je treuherziger man ſeine Theilnahme zeigt. Aber glauben Sie nur, liebe Frau Doktorin, ich habe auf dieſe Weiſe ſehr viele, mir ſehr wichtige Entdeckungen gemacht, und oft habe ich Geſinnungen auf die überraſchendſte Weiſe ſich enthüllen ſehen, die ſolche Menſchen in ihrem gewöhnlichen Leben auf's Sorgfältigſte verbargen. Indeß iſt eine ſolche Beichte, gegen mich abgelegt, gewiß keinem Menſchen gefährlich; die Beziehungen der beſondern Umſtände auf eine beſtimmte Perſon halte ich nie feſt, nur der allgemeine Eindruck bleibt. Wie wenig aber dieſe Art vertraulicher Mittheilung, die immer nur auf Reiſen, in Badeörtern, in Gaſthöfen, wenn man mit Reiſenden zufällig in Berührung kommt, ſtattfindet, mit dem Gerede des Tages gemein hat, erhellt ja ſchon daraus, daß ſie zurücktritt, wenn jenes anfängt. Das Geklatſche zerreißt das eigene Leben, wie das der Mitlebenden, zerfleiſcht den Menſchen, um durch das verzerrte Bruchſtück nur ein Afterbild des Ganzen uns zu zeigen.

Es iſt wahr, ſagte Sophie, die immer an ſeinen Lippen hing, wenn er ſprach, wenig Reiſende mögen unſere Gegend auf eine ſo eigenthümliche Weiſe genießen, wie Sie. Sie haben uns noch nie auf einer Luſtpartie begleiten wollen, ſo oft Sie eingeladen wurden. Sie waren dann immer beſchäftigt, und zu andern Zeiten ſtreifen Sie Tagelang in der Gegend herum. —

Ich will offenherzig ſein, und warum ſollte ich es nicht ſein dürfen, hier, wo ſo treffliche Menſchen ſo viele Eigenheiten liebreich dulden, ja mich verziehen? Eine anmuthige Gegend oder eine großartige, kühne, wie ich, durch die Rieſenmaſſen meines Vaterlandes verwöhnt, ſie hier freilich ſelten finde, fordert, um genoſſen zu werden, eine eigene Stimmung. Wie man ein bedeutendes Buch nicht zu jeder Stunde leſen kann, für die beſte Muſik nicht zu jeder Zeit empfänglich iſt, ja nicht in jeder Stimmung beten kann, beten darf, ſo muß auch das Gemüth zubereitet ſein für den ſtillen Genuß einer lieblichen Gegend. Der warme Duft, der ſich über Wieſen und Felder und den breiten Fluß verbreitet, dieſer ſelbſt mir, dem Norweger, beſonders erfreulich, reißt mich hin. Dieſen Genuß habe ich oft, denn Sie wiſſen, ich wohne an der Elbe. Will ich aber die fernen Gegenden kennen lernen, ſo ſuche ich ſie in der Einſamkeit. Im ſüdlichen Deutſchland hatte ich das Unglück, in einer großen, lärmenden Geſchäftigkeit die ſchönſten Gegenden zu beſuchen. Ein genauer Kenner aller ſchönen Partien begleitete uns. Alles war auf das Künſtlichſte berechnet. Da der Tag hell und ſchön war, ſollten wir dieſen Berg am Morgen beſteigen, um die köſtliche Ausſicht gegen Weſten zu genießen, jene anmuthigen Thäler bis gegen Mittag durchwandern, um in dem kühlenden Schatten eines Parks der größten Sonnenhitze zu entgehen.

Der Abend war für die ſchönſte Partie beſtimmt. Ein Berg erhob ſich zwiſchen andern in einer wilden Gegend, dichte Wälder, die enge Schluchten erfüllten, lagen vor unſern Füßen, Bäche rieſelten nach allen Richtungen, ein ſchäumender Waſſerſturz blickte im dunkeln waldigen Hintergrunde durch, und über die Wälder und Berge ſah man den mächtigen Fluß. In der That, die Gegend war herrlich, der Mann hatte Recht; ein Sonnenuntergang, hier genoſſen, mußte einen jeden Menſchen in Entzücken ſetzen. Aber wie wurde mir dieſer Genuß verdorben; ſo oft ich daran denke, vermag ich nur mit Mühe den Verdruß zu überwältigen. Unſer trefflicher Begleiter ſah immer nach dem Stand der Sonne, und wenn der Schatten ſich auf eine beſtimmte Weiſe zeigte, riß er uns fort. Jetzt weiter, weiter, aber ſchnell, daß wir den ſchönſten Augenblick nicht verfehlen. Dann erſtiegen wir Berge, erkletterten einzelne Höhen.

Es iſt wahr, der Augenblick war trefflich gewählt. Aber ſchon hatte unſer Naturlehrer ein neues Zeichen erwiſcht, wir mußten wieder fort, und ſo von Stelle zu Stelle, ohne Athem zu ſchöpfen, damit wir nur eine vollſtändige, gründliche Ueberſicht über alle die vortrefflichen Punkte mit nach Hauſe nehmen möchten. Ich werde Ihnen, wenn wir in Ruhe ſind, ein genaues Verzeichniß der Punkte geben, die wir bewundert haben, auf eine kleine Charte aufgetragen, damit Sie ſie alle, der Reihe nach, mit Muße noch ein Mal in der Erinnerung genießen können, ſagte der Gute und klopfte mir mit vieler Selbſtzufriedenheit auf die Schultern. Jedes Mal, wenn wir eine Stelle erreicht hatten, drängte ſich der ganze Hauſe, Männer und Frauen, auf einen Platz zuſammen. Sehen Sie hier, ich bitte, nein grade hier hin, nach jenem fernen Thurme! Sehen Sie nun rechts, nun links, jetzt in dieſes Thal, in dieſe Schlucht hinein! Nicht wahr, das iſt herrlich? Dieſe Beleuchtung, dieſer Duft in der Ferne, iſt es nicht göttlich? rief er und rieb ſich die Hände. Ein lautes: Oh! ließ ihn zu ſeiner Zufriedenheit die allgemeine Theilnahme wahrnehmen. Aber nun fort! ſchrie er. Ich wollte vor Aerger und Verdruß vergehen; ein Genuß, der mir der ſchönſte, heiterſte, ja heiligſte geweſen wäre, wurde ſo abſcheulich vernichtet, und ich mußte mich noch bedanken. Da ſchwur ich, daß ich nie in meinem Leben mir eine ſolche Qual wieder bereiten würde. — Die Doktorin lächelte, und Sophie ſah ſie ſchalkhaft an. Als kurz darauf die Frau ſich entfernte, ſah Sophie Reſſing lächelnd an.

Sie haben ſich öfters durch die unbefangene und ſchneidende Art, mit welcher Sie Ihre nicht ſelten gar abſonderlichen Meinungen äußern, das Misfallen einiger Zuhörer zugezogen, und es wäre dies Mal nicht beſſer gegangen, wenn nicht zum Glück der Doktor eben abweſend wäre, denn er iſt gerade, wie jener Kenner der Gegenden. Auf der Gallerie können Sie indeſſen einer ähnlichen Gefahr kaum entgehen; dort, wenn Sie eine Zeitlang mit Aufmerkſamkeit ein Bild betrachten, werden oft einige wohlmeinende Seelen hinzutreten, die Ihnen wollen bewundern helfen.

Solche Menſchen quälen mich genug, erwiederte Roſſing, und haben mich nicht ſelten früher, als ich wollte, aus den Sälen weggetrieben. — Ich kann Ihnen mit meinen Fragen noch keine Ruhe laſſen, fuhr Sophie fort, und von einer Sonderbarkeit müſſen Sie mir noch Rechenſchaft geben. Als Sie das erſte Mal die Kunſtſchätze, die hier verſammelt ſind, bewunderten, waren Sie ſo tief ergriffen, kaum Ihrer ſelber mächtig, und doch vergingen Wochen, ehe Sie ſich wieder auf der Gallerie blicken ließen. Ich kann mir es nicht vorſtellen, das es Scheu vor dem Volke war, daß der Vorſatz, den Eindruck, den Ihre erſte Erſcheinung hervorgebracht hatte, ſich verlieren zu laſſen, Sie bewegen konnte, ſich einen Genuß zu verſagen, der Sie ſo mächtig anzog.

Sie haben Recht, mein Fräulein, antwortete Roſſing. Ein ganz anderer Grund hielt mich in den erſten Tagen von dem Beſuch der Bilderſäle ab. Ich hatte eine Ahnung von ihrer hohen Bedeutung, aber was ihren Werken den hohen Werth ertheilte, war noch vor meinen Augen verhüllt. Da wagte ich nicht, mich in dieſes bunte Gewimmel von Bildern unvorbereitet hineinzuſtürzen. Ich durfte nicht hoffen, mich unter den vielen Geſtalten, die tauſend Erinnerungen erweckten, die mannigfaltigſten Gefühle erregten, die meine Phantaſie mehr, als das Auge beſchäftigten, zu recht zu finden. Auch derjenige, der ohne ſelbſt Künſtler werden zu wollen, den Sinn für die Kunſt ausbilden will, darf ſich nicht leichtſinnig unbeſtimmten Gefühlen hingeben; eine jede Ausbildung iſt ein Studium, muß mit Beſonnenheit ſtufenweiſe fortſchreiten. So beſchloß ich, erſt für die reine, ſchöne, menſchliche Form, wie die plaſtiſche Kunſt der Alten ſie darſtellte, das Auge auszubilden. Ich wandelte eine Zeitlang unter den Antiken, unter den herrlichen Abgüſſen umher, aber ſie erregten mir nur ein allgemeines Gefühl des Wohlgefallens, ohne daß ich mir auf irgend eine Weiſe von dem oft gewaltigen Eindruck Rechenſchaft zu geben wußte. Ohne fremde Hülfe wäre ich nicht weiter gekommen. Ich denke mit großer Freude an die Zeit zurück, als mir die große Sicherheit der Umriſſe näher gerückt wurde, als ich die zarte Grenzlinie des Schönen, die nie überſchritten werden durfte, in allen Verhältniſſen der Geſtalt zuerſt zu erkennen anfing. Jetzt erhielt die ganze Geſtalt eine größere Bedeutung, ein neuer Sinn war erwacht und bildete ſich immer ſicherer, immer entſchiedener. Es war, als erkennte ich jetzt die urſprüngliche Form, die die Natur in allen ihren höhern Bildungen ſucht, aber nie völlig darzuſtellen vermag, deren reine Umriſſe in der Phantaſie der bewunderungswürdigen Künſtler erſt erzeugt oder entfeſſelt werden, daß ſie freudig und frei hervortreten können. Es war mir klar, daß dieſe des hemmenden Zwanges entbundenen Geſtalten das Höchſte darſtellen, was die Natur wollte, die Steigerung des Körperlichen bis zur Enthüllung des Geiſtes; ſie bedeuteten nicht Götter, ſie waren es. Wie wurde mir jetzt die Annäherung der großen Griechen zum Plaſtiſchen, zur reinen Vollendung der Form, in ihrer Sprache, in ihren Gedichten, in ihrer Staatsverfaſſung, in ihrem ganzen Leben klar. Aber ich verliere mich in eine zu weit gehende Unterſuchung und muß wohl befürchten, Ihnen langweilig zu werden.

Nein, nein! rief Sophie mit vieler Lebhaftigkeit, und als ſehnte ſie ſich nach einem feſten Punkte, der ihr eigenes, in zügelloſen Gefühlen verſchwimmendes Daſein zur Ruhe bringen könnte, als finge ſie an zu begreifen, daß eine ſtille Ordnung, ein geheimes, ordnendes Geſetz jede Bildung begleiten müſſe, wenn ſie gedeihen ſolle, beſchwor ſie ihn, ſeine Rede fortzuſetzen.

Ich habe erklärt, fuhr Roſſing fort, was mich von dem Bilderſaal einige Zeit entfernte. Ich will es nicht läugnen, meine ganze Gemüthsſtimmung zog mich ſtärker, gewaltiger nach der bunten Bilderwelt, und ich ſelbſt ſehnte mich um ſo mehr nach dieſer, als der erſte Eindruck, den ſie auf meinen träumenden Geiſt machte, mir noch mit ſeltſamer Gewalt vorſchwebte. Aber die klägliche Art, auf welche die Phantaſten ihren Künſtlergenuß äußern, ihre Armſeligkeit, während ſie vor einem Bilde ſtehen, es kaum anſehen, ſich, was es ſein ſoll, in pomphaften Worten verkündigen laſſen, um ihre eigene Eitelkeit in Sonetten, in künſtlich aufgeregten, phantaſtiſchen Träumen laut werden zu laſſen, dieſe tiefe Lüge war mir im Innerſten der Seele verhaßt, und ich befürchtete nichts ſo ſehr, als in eine ähnliche Krankheit zu fallen. Es iſt die Sünde, der wahre Frevel unſerer Tage, daß Wenige mit Entſagung ſich irgend einer Betrachtung hingeben können, die Meiſten ſehen die Kunſt, ſie erblicken die Natur nicht. Beide liegen wie ein wüſtes Chaos vor ihnen da, in welchem die ſelbſtſüchtige Dichtung ein erbärmliches Licht anzündet, um ſich ſelber zu beleuchten. Die Thoren, ſie haben es einigen großen Geiſtern abgelernt, daß die bloße äußere Erfahrung etwas Leeres ſei. Erführen dieſe Armſeligen nur erſt, was die Erfahrung iſt! Das iſt der Grund, warum die Geiſter ſich ſo wenig wechſelſeitig verſtehen, weil ein Jeder ſich nur in ſich ſelber beſpiegelt und freilich ein Prophet iſt in der Wüſte, nämlich in der eignen.

Sophie ſchien faſt ängſtlich zu horchen. Roſſing fuhr fort:

Was ſoll ich Ihnen weiter ſagen? Als ich immer tiefer mich in die herrliche Bilderwelt hineintauchte, als mir die großen Meiſter immer verſtändlicher wurden, da geſchah es, daß allmälig, was mir am erſten Tage wie im bewußtloſen Traume entgegentrat, in holder Wirklichkeit mich umfing. Wirklichkeit ſage ich? Beſonnene Männer werden es einen neuen Traum nennen. Die Bilder fingen an zu leben. Sie drängten ſich um mich herum. Jene glückliche Zeit in allen ihren Verhältniſſen trat hellbeleuchtet vor mich; über das heitere Dresden ergoß ſich der Glanz einer frühern Zeit, in welcher alle Schatten der trüben Wirklichkeit nur dazu dienten, die glänzenden Geſtalten hervorzuheben. Ein wunderbares Geſammtbild umgiebt mich; Ritter ſehe ich und Frauen in holder Liebe verbunden, die Kriege erſcheinen mir als fröhliche Feſte, Länder, Städte und Burgen liegen in heiterm Sonnenſchein da, Päpſte, Biſchöfe und Prieſter in feierlichem Ornat vereinigen ſich zu großartigen Prozeſſionen, von einer andächtigen Menge umringt. Geſänge tönen dazwiſchen, Liebe, Tapferkeit und Glaube verherrlichen das Daſein einer wunderbar blühenden Welt. Wenn ich dem katholiſchen Gottesdienſte beiwohne, dann wölbt ſich ein großer Dom über meinem Kopfe, in noch größerer Ferne, hinter magiſcher Beleuchtung treten die Prieſter an den Hochaltar, von großen Lichtern ſeltſam beleuchtet. Die Meſſe, die Glocken der Chorknaben zaubern mir die ganze Herrlichkeit der vergangenen Zeit hervor. Die mächtige Orgel tönt dazwiſchen; in andächtiger Beſchäftigung knien Tauſende, Gebete murmelnd; die gewaltige Muſik hallt mit mächtigem Klange von den erweiterten Gewölben wieder, und ſelbſt die Heiligen, die Engel ſind heimiſch in dieſer Welt, aus welcher jeder Mißton verſchwunden, aller Unfriede gewichen iſt. Dieſes Bild, welches mich ſo, ich möchte ſagen als mein innerſter Beſitz, umſchwebt, erregt keine ungeſtümen Wünſche, keine heiße, brennende Sehnſucht; ich will

Nichts, ich ſuche Nichts, ich überlaſſe mich ganz dem reinen, ſeligen Eindruck, der nie aus meiner Seele weicht. Ich arbeite dabei mit völliger Beſonnenheit, ja das Studium jener Zeit, die Ueberzeugung, daß rohe Gewalt, daß der Betrug von der geheiligten Stätte ſelbſt, daß Verwirrung, Unfriede, Aberglaube jene Zeit verpeſtete, vermag keinen Schatten in dieſe holde Wirkſamkeit zu werfen, die mich mit geheimem Zauber umgiebt. Ich wohne in dieſer Umgebung, genieße ſie fortdauernd, wie eine ſchöne Gegend, und wie ich, die Fenſter öffnend, mit Freuden den breiten Fluß und die Weinberge auf jener Seite und das Gewühl der Menſchen erblicke, ſo ſchaue ich, wenn ich will, in jene innere heitere Welt hinein, die mir durch die Kunſt geſchenkt ward. — Ihre holde Gegenwart, mein theures Fräulein, Ihre Milde und Güte haben ein Geſtändniß hervorgelockt, welches ich gegen keinen Menſchen, kaum gegen den vertrauteſten Freund abzulegen wagte, ſchloß er, indem er mit Wärme ihre Hand ergriff und an die Lippen drückte.

Sophie war bewegt, ſie betrachtete den glücklichen Jüngling mit Wohlgefallen, ſie glaubte nichts, als jene freundliche Zuneigung, die ſich ſo natürlich da erzeugt, wo man ſein Innerſtes verſtanden glaubt, in ſeinen Augen zu leſen, aber das Verhältniß zwiſchen Beiden war von jetzt an enger, vertraulicher. Sie wußten und erkannten, daß ſie ſich wechſelſeitig verſtanden. —

In dieſer Zeit erſchien der Fürſt zum erſten Mal in dem Hauſe des Herrn von Dahlheim. Er war jung, liebenswürdig, durch Reiſen gebildet und durch ſeinen hohen Stand gehoben. Es war natürlich, daß er Sophie heraushob. Sie ſelbſt ſchien es zu erwarten und nahm ſeine Huldigung unbefangen an. Roſſing lernte den Fürſten kennen, hielt ſich aber gefliſſentlich fern. Er erinnerte ſich, nicht ohne Verlegenheit, wie er zuerſt die Aufmerkſamkeit des Fürſten auf ſich gezogen hatte, aber dieſer ſchien ihn vergeſſen zu haben. Fühlte er ſich beleidigt, weil Roſſing ſeine erſte, wenn gleich mittelbare Einladung nicht geachtet hatte? Er ſchien ihn nicht zu bemerken. Deſto mehr beſchäftigte er ſich mit Sophien. Ihre Talente, vor Allem ihre Bildung, die jetzt durch Roſſing in einem ſchöneren Ebenmaaß erſchien, ſo daß ihre Talente ſicherer wurden, ihre Anſichten einen größeren Umfang gewannen, zogen ihn immer mehr an. Ihre Geſpräche wurden immer ernſthafter, bedeutender, und Sophie war nie glücklicher. Sie fühlte ſich gehoben, indem zwei bedeutende Männer ihren Geiſt, ihre Talente zu würdigen wußten; das Heer der leeren Bewunderer verlor ganz ſeine Bedeutung, und der arme Holbein, der bald nach Roſſings

Ankunft erſchien und dieſen quälte, der ſchon damals ſah, wie ſich Sophie immer mehr von ihm zurückzog, fühlte ſich jetzt ganz verlaſſen. Er trieb ſich ſeufzend in den Wäldern herum, blickte die große, mit rohen Farben belegte Leinwand kummervoll an. Sie iſt mein zerriſſenes Innere, ich kann keine Geſtalt ergreifen, nichts will ſich formen; Alles ſinkt verwelkend in ein wüſtes Chaos zurück, klagte er und tröſtete ſich nur, wenn ſein Schmerz aus einem, wie er meinte, gelungenen Gedichte melodiſch heraustönte. Dann ſprang er auf, weinte, während er voll Freude ſich die Hände rieb, und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo er Roſſing, wo er ſeinen übrigen Freunden ſeinen in eine ſchönklingende Sonettenreihe eingepreßten Kummer vortragen könnte. Nie erſchien Sophie anmuthiger, als jetzt, ihr ganzes Betragen zeigte eine innere Sicherheit, eine bezaubernde Leichtigkeit; Zufriedenheit und innere Ruhe offenbarte ſich in allen ihren Zügen, und ihre Schönheit ſtand in der höchſten Blüte. Alles, was ſie unternahm, gelang ihr, ihre Gemälde waren vollendeter, ihre Stimme heller, volltönender, inniger. Keine zerſtörende Leidenſchaft, nur eine ſtille, ruhige, bildende Zuneigung verband ſie mit zwei geiſtreichen Männern.

Aber leider, das Verhältniß zwiſchen Männern und Frauen behält ſelten dieſes ruhige Maaß. Die Zuneigung des Fürſten ward immer wärmer, ſeine Bewunderung immer feuriger, und Sophie fing an zu ahnen, daß er ſie liebte. Sein Benehmen gegen ſie war, wenn Andere zugegen waren, ſo völlig unbefangen, daß ſelbſt die Frau von Dahlheim betrogen wurde; aber eben die ganz andere Art, wie er erſchien, wenn er ſie auch nur einen Augenblick allein fand, das unruhige Feuer, welches dann aus ſeinen Augen leuchtete und ſich plötzlich, wenn die Thüre ſich öffnete, hinter den ruhigen, zuverſichtlichen Anſtand verbarg, machte Sophie zuerſt aufmerkſam. Als ſie der Leidenſchaft des Fürſten gewiß zu werden anfing, fühlte ſie ſich zuerſt heftig beunruhigt. Aber bald ſchmeichelte ihr die Vorſtellung, von einem ſo ausgezeichneten Fürſten geliebt zu ſein. Mit der keimenden Leidenſchaft ſtürmten alle Bilder, die von früher Kindheit ſie träumeriſch umgaben, auf ihre bewegte Seele ein, und ſchienen jetzt Gehalt und Bedeutung zu erhalten. Unglücklicherweiſe hatte Roſſing ihr ſeine Anſichten von Egmont mitgetheilt, und die herrliche, unſchuldige, wahrhafte Klara ward ihr eine Giftblüte. Es war nicht Liebe; es war der dämoniſche Zauber, aus Eitelkeit und dichtender Wolluſt nächtlich verwebt, der ihre verwirrte Seele verlockte. Ja, ihn lieben, ſagte ſie ſich, ſich ihm ganz, ganz hingeben, alle Formen der Welt, das eigene Daſein, was die Thoren Ruf nennen, ihm opfern, — opfern — o ſelig, wer berufen iſt, eine Märtyrerin der heißen, ſeligen, flammenden Liebe zu ſein!

Aber dennoch übte die Erziehung, die Gewöhnung an ſtrenge Sittſamkeit ihre Gewalt über ſie, und in der Gegenwart des Fürſten ward ſie immer zurückhaltender, je feuriger er, ohne ſich zu erklären, zu werden ſchien. Einſt fand er Dahlheim und ſeine Frau nicht zu Hauſe, ſie waren nach der Stadt gegangen, und er öffnete den Garten, ohne Abſicht. In einer fernen Laube hörte er eine weibliche Stimme, er erkannte ſie voll Entzücken und mit der Abſicht, dieſen günſtigen Augenblick zu benutzen. Leiſe ſchlich er näher. Geliebter, ſang ſie, wo zaudert Dein irrender Fuß? Als das Lied geendet war, legte ſie die Guitarre in den Schooß und blickte wehmüthig träumend in die Ferne. Denkt ſie an Dich, ſagte der Fürſt ſtill vor ſich hin, oder gilt der ſehnende Blick einem fernen Geliebten? Sie liebt, das iſt gewiß. Voll innerer Unruhe trat er näher. Sie erſchrak, erröthete, als ſie ihn erblickte, und obgleich ſie ſich ſchnell faßte und ihn unbefangen, ja heiter begrüßte, ſo hatte doch der erſte Blick ihm die ſelige Gewißheit gegeben, die dem liebenden Fürſten nur zu natürlich iſt. Er wollte ſie überraſchen.

Sie lieben, Sophie, ſagte er; die Wahl des Liedes in dieſer Einſamkeit, wo Sie ſich unbemerkt glaubten, die Wehmuth, die in Ihrer Stimme zitterte, der ſehnende Blick ſprach zu laut die verborgene Liebe aus, o geſtehen Sie es! Sie wiſſen nicht, mit welcher Unruhe ich dem ſüßen Geſtändniß entgegen ſehe.

Sie ſind unbeſcheiden, Herr Baron, erwiederte Sophie, und erhob ſich ſtolz und beleidigt, wer giebt Ihnen das Recht, ſelbſt wenn Ihre Vermuthung gegründet wäre, ſich auf eine ſolche Weiſe in mein Vertrauen hineinzuſtehlen? Nein, mein Herr, ich liebe nicht. Kann man ſich den angenehmen Träumen einer lieblichen Dichtung nicht hingeben, ohne, pfui doch! eine verliebte Närrin zu ſein?

O zürnen Sie nicht, unterbrach ſie der Fürſt und blickte das Mädchen, deſſen zürnender Stolz es doppelt reizend machte, mit feurigen Blicken an. Was Sie läugnen, ich muß es von mir bekennen; ich liebe, liebe Sie, theure Sophie, kenne kein Glück ohne Ihren Beſitz. Das lang' verhehlte, lang' zurückgehaltene Geſtändniß iſt da. — Hat eine freche Zuverſicht mich verleitet? Ach, zu gern glauben wir, was der innigſte, wärmſte Wunſch unſeres Daſeins iſt. Sie können mich furchtbar beſtrafen. Wiederholen Sie, was Sie eben ſagten, wiederholen Sie es, und Sie ſehen mich nie wieder.

Sophie zitterte. Er ergriff ihre Hände, ſie ließ es geſchehen; er zog ſie neben ſich auf die Bank, ſie ſträubte ſich nur ſchwach; er wagte es, den Arm um ihren Hals zu ſchlingen, und ſie ſank, halb erſchrocken, weinend an ſeine Bruſt.

Sophie, rief er, Sie wiſſen nicht, welches Opfer ich Ihnen bringen könnte!

Um Gotteswillen, rief die Geängſtigte, ich höre die Stimmen meiner Verwandten, entfernen Sie ſich!

Er eilte fort. Herr von Dahlheim war zurückgekommen und hatte erfahren, daß der Fürſt in dem Garten war. Er fand ihn allein gehend und führte ihn in das Haus.

Sophie wußte nicht, ob ſie ſich freuen oder ärgern ſollte. Umſonſt ſpielt kein Mädchen mit ihrer erſten Zuneigung; die falſche Träumerei, die ſie zu Holbein hinzog, hatte eine andere Wendung genommen, aber es war die nämliche Lüge. Jetzt war es die letzte Aeußerung des Fürſten, die ſie mit aller Gewalt feſthielt.

Konnte ſie etwas Anderes glauben, als daß ihr das glänzendſte Loos hoffnungsvoll entgegenleuchtete? Sie erblickte ſich als Fürſtin, als angebetete Wohlthäterin des kleinen Landes, wie wollte ſie die Armuth unterſtützen, Künſtler und Dichter um ſich verſammeln; ein Ferrara, ein Weimar ſollte in der kleinen Reſidenz blühen. Sie verlor ſich in dieſe Träume und merkte es kaum, daß nicht die Perſon des Fürſten, nur ſeine glanzvolle Stellung ihre aufgeregte Phantaſie beſchäftigte. — Der Fürſt war über Alles glücklich. Er zweifelte nicht an Sophiens Liebe und dachte nur auf die Art, wie er das Verhältniß auf die zarteſte, ſchonendſte Weiſe einleiten ſollte. An ein Opfer, in dem Sinne, wie es Sophie ſich ausmalte, hatte er gar nicht gedacht. Und dennoch ſprach er Wahrheit, obgleich der zweideutige Ausdruck, man konnte faſt ſagen, mit bewußtloſer Abſicht gewählt war. Eine Partie, die für ſein Land nicht ohne Vortheil war, die aber eine jede Zuneigung völlig ausſchloß, hatte er bis jetzt fern gehalten. Jetzt war er entſchloſſen, ſie anzunehmen; ſie mußte Sophie völlig beruhigen, und er konnte ohne Lüge behaupten, daß er ihr ein bedeutendes Opfer bringe. Sie ſahen ſich von jetzt an öfters im Stillen, und die beſonnene Sophie wußte dieſe geheimen Zuſammenkünfte, die bald einen nur zu gefährlichen Reiz erhielten, in das tiefſte Dunkel zu verhüllen. Oeffentlich erſchienen ſie völlig unbefangen, Niemand ahnete ein geheimes Einverſtändniß; daß der Fürſt Sophien huldigte, fand Jedermann natürlich. Nur Roſſing fiel es auf, daß ihre Aufmerkſamkeit, ihre Theilnahme an ſeinen Unterhaltungen ſichtbar abgenommen hatte; eine innere Unruhe trieb ſie hüpfend von einem Gegenſtande zum andern, aber er ahnete den Grund nicht. Der Fürſt wollte immer das zukünftige Verhältniß berühren, aber eine geheime Scheu feſſelte ſeine Zunge, und Sophie, gewohnt, ſich durch glückliche, träumeriſche Täuſchungen einzuwiegen, ſchien ſelbſt, wie durch ein vorahnendes Gefühl geleitet, eine jede deutliche Erklärung zu vermeiden. Einſt aber, in einer zärtlichen Stunde, entſchlüpfte ihr eine Aeußerung, die auf einmal dem Fürſten die ganze Kühnheit ihrer Hoffnungen von der Zukunft enthüllte. Er hatte den Muth nicht, ſie zu enttäuſchen; um ſein Erſchrecken zu verbergen, umarmte er ſie feurig, drückte ſie an ſeine Bruſt, und das getäuſchte Mädchen, das über ſeine voreilige Aeußerung erſchrak, glaubte ſich völlig ſicher. Wie berauſcht von dem Glücke, welchem ſie entgegen ging, ward ſie weich. O arme Mutter, rief ſie, daß Du das Glück Deines Kindes nicht erleben ſollteſt! Ein jeder Zweifel war aus ihrer Seele gewichen, und jetzt erſt erſchien der

Fürſt ihr in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit, als der Mittelpunkt ihres Glückes. Aber er ſelbſt war in der peinlichſten Lage, er glaubte immer mehr einzuſehen, daß ein Verhältniß, wie er ſich's dachte, unmöglich ſei; ja, edel, wie er war, fühlte er, daß er ſelbſtſüchtig die Geliebte erniedrige. Lange kämpfte er mit ſich ſelbſt, doch zuletzt entſchloß er ſich männlich, das Mädchen aus der gefährlichen Täuſchung zu reißen. Noch war nichts geſchehen, was ihrem Rufe ſchaden konnte; noch durfte er hoffen, daß ihre geheime Liebe ein tiefes Geheimniß ſei, und er wollte ſich, dem Mädchen lieber die tiefſte Wunde verſetzen, als eine unwürdige Täuſchung länger unterhalten. Sophie erſchrak, als er einige Tage ausblieb. Was kann ihn abhalten? Hat meine Aeußerung ihn dennoch entfernt? dachte ſie, und angſtvolle Zweifel quälten ſie unaufhörlich. Zagend, aber mit feſtem Vorſatz erſchien er endlich. Theuerſte Sophie, ſagte er, wie glücklich würde ich ſein, wenn meine Stellung mir erlaubte, Dir als meiner Gattin zu huldigen! Sie ſtarrte ihn an. Er hatte genug geſagt. Sie ſelbſt war anfänglich in Träume verſunken, wie ſie dem Geliebten die größten Opfer bringen wolle. Aber jetzt war ihr ganzes Daſein in eine höhere Welt verſetzt. Sie ſah ſich als eine entthronte, herabgewürdigte, furchtbar gekränkte Fürſtin an. Der ganze Stolz ihres Geſchlechts erwachte; ſie blickte ihn verächtlich an und entfernte ſich ſtillſchweigend.

Ein glänzendes Diner bei Doktor Wagner war zu Ende. Der Fürſt, der unter dem Namen eines Baron von Bernow an dieſem theilgenommen hatte, empfahl ſich, mit vieler Ehrerbietung von dem glücklichen Wirth bis an den Wagen begleitet.

Es iſt doch ein höchſt liebenswürdiger Fürſt, ſagte der Doktor, indem er wieder hereintrat, herablaſſend, geiſtreich. Mit welcher Gewandtheit weiß er ſein Inkognito zu benutzen. Er iſt vertraulich, und dennoch iſt es, als wenn ein geheimes Gebot den Vorwitzigen vor einer jeden zu vertraulichen Annäherung warnte. In der That, ich bewundre ihn, und läugne es nicht, daß ich mich ſehr glücklich ſchätze, ihn für dieſen mir ſo theuern Kreis von Freunden und Freundinnen gewonnen zu haben. Indem er mich verließ, verſprach er, recht oft unſeren ſtillen, einfachen Kreis mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Dieſes Verſprechen ſchien eine allgemeine Freude zu erwecken; ein Jeder erſchöpfte ſich im Lobe des trefflichen Fürſten, deſſen kleines Land ihn ſegnete.

Herr Roſſing, fuhr der Doktor fort, Sie haben vor Allen die Gunſt des Fürſten erworben. Und ich bewundre ihn deswegen um ſo mehr. Denn wahrlich, verzeihen Sie, wenn ich als Wirth dieſe Bemerkung wage, oft ſchienen Sie ganz zu vergeſſen, daß Sie mit einem Fürſten ſprachen. Ich ehre das Gefühl, welches uns, ſind wir in einem Geſpräche über einen wichtigen Gegenſtand begriffen, ganz hinreißt, daß wir Alles vergeſſen, weil die Idee, die uns vorſchwebt, die uns durchdringt, mächtiger iſt, als alle irdiſchen Verhältniſſe. Und heute darf ich Ihnen keine Vorwürfe machen, nein, meinen Dank, meinen innigſten Dank verdienen Sie. Wenn ich, ich geſtehe es, nicht ohne Furcht wahrnahm, wie Sie in den Gegenſtand des Geſprächs immer tiefer einzudringen ſuchten, die Schranken der leicht und anmuthig wechſelnden geſelligen Rede zu überſchreiten ſchienen, dann wuchs die Aufmerkſamkeit des Fürſten immer mehr. Selbſt der lebhafte Widerſpruch, der mich oft in Schrecken ſetzte, war ihm angenehm. Sie, Glücklicher, haben ihn ganz gewonnen, und ich darf es Ihnen nicht verheimlichen, daß er, als ich ihn begleitete, von Ihnen mit lebhaftem Lobe ſprach, daß er mir ausdrücklich auftrug, Ihnen zu ſagen, daß er Ihren Beſuch erwarte, und daß er Sie in meinem Hauſe recht oft zu treffen hoffe. Sie wiſſen, wie angenehm Ihre Gegenwart, Ihr lebhaftes, ſtets angeregtes, mit den höchſten Gegenſtänden beſchäftigtes Gemüth mir iſt. Es bedurfte der Aufforderung des Fürſten nicht, um Sie zu erſuchen, oft, recht oft in meinem Hauſe zu erſcheinen. Bis jetzt erblickten wir Sie nur zu ſelten.

Die meiſten Gäſte hörten dieſe mit verſteckten Vorwürfen gemiſchte Lobrede gern. Roſſing war lange völlig ſtill geweſen; als aber das Geſpräch auf Poeſie und Kunſt kam, als von den größten Dichtern und Künſtlern die Rede war, als der Fürſt Roſſing aufforderte, ſeine Meinung zu ſagen, ward er immer lebhafter, äußerte ſich mit Wärme, mit Begeiſterung, ja mit Heftigkeit; die Geſellſchaft war über dieſe geſellige Unſchicklichkeit erſtaunt, entrüſtet, und ohne allen Zweifel würde Roſſing durch ſeine laute, heftige Rede, die die ganze Unterhaltung zu beherrſchen ſchien, das Misfallen der Geſellſchaft auf ſich gezogen haben, wenn nicht der Fürſt auf die unzweideutigſte Weiſe ihm die größte Aufmerkſamkeit gezeigt hätte.

Die Gäſte verloren ſich, nur ein engerer Kreis der vertrautern Hausfreunde, zu welchen auch Roſſing gerechnet wurde, blieb zurück, und der Doktor wandte ſich nun an Sophie, die, nachdem Frau von Dahlheim das Bad in Tharand verlaſſen hatte, ſich fortdauernd in dem Hauſe des Doktors aufhielt.

Habe ich mich, ſagte er, über die glückliche Freimüthigkeit unſers nordiſchen Hausfreundes gefreut, ſo haben Sie, theuerſte Sophie, mich auf eine ganz entgegengeſetzte Weiſe in Erſtaunen geſetzt. Sie waren bis jetzt immer die Herrſcherin der Geſellſchaft. Soll ich wiederholen, was ich oft ausſprach, wie ſehr ich Ihre Anmuth, die bezaubernde Leichtigkeit, mit welcher Sie ſonſt eine jede Unterhaltung zu lenken wiſſen, bewundert habe? Selbſt über unſern feurigen, heftigen Freund üben Sie die größte Gewalt, und heute —

Ich bitte Sie, antwortete Sophie und lächelte, reden Sie nicht weiter. Ich war nicht wohl, ich war verſtimmt, der verborgene Fürſt war mir zuwider — kurz, ich konnte nicht anders ſein.

Man merkte es ihr an, daß ſie vergebens die gewöhnliche Stimmung zu finden ſuchte, und ihre Verlegenheit, wenn der Fürſt ſie anredete, war ſelbſt Roſſing, der ſonſt auf dergleichen wenig achtete, keineswegs entgangen. Die Doktorin, die ſich an Sophie theilnehmend anſchloß, ſuchte dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, indem ſie über den Eindruck ſprach, den die vertrauliche Herablaſſung hoher Perſonen auf uns macht.

Wenige, ſelbſt die Stolzeſten, geiſtig Selbſtſtändigſten dürften dieſen, wie es ſcheint, natürlichen Eindruck abwehren können, ſagte Roſſing. Es iſt, als wenn die größere Macht, die ſo viele Verhältniſſe des Lebens, von welchen wir uns gedrängt, gequält, gehemmt fühlen, überſieht und beherrſcht, uns ihre Zuverſicht mittheilte; eine gewiſſe freudige Sicherheit ſcheint die innerſten, gebundenen Lebensquellen zu eröffnen, und wir fühlen uns, nicht ohne Beſchämung, durch einen Zweiten, nicht durch uns ſelbſt befreit. Dieſe frohe Stimmung, gegen welche der bedeutendſte Menſch, will er offenherzig ſein, vergebens kämpft, wird durch eine höchſt natürliche Täuſchung unterſtützt. Indem wir uns ſo ſehr angeregt, angezogen fühlen, glauben wir, auf den Mächtigen einen großen Eindruck gemacht zu haben; eine bewußtloſe Ueberzeugung, die alle Reflexion nicht zu unterdrücken vermag, ſcheint uns die Gewißheit zu geben, daß der Fürſt, der Große ſich nun auch mit uns beſchäftigt, wie wir uns mit ihm. Wer reicht ein für ſich wichtiges Geſuch bei einer hohen Behörde ein, ohne darauf zu rechnen, daß die mannigfaltigen Gründe, die er entwickelt, ſein Geſuch zu unterſtützen, einen großen Eindruck machen werden? Die Erfahrung zwar überzeugt uns, daß dieſes Geſuch unter tauſend ähnlichen ſich verliert, in der Ordnung oder Unordnung des Geſchäftsganges eine kaum wahrnehmbare Stelle einnimmt, daß faſt nie unſre Gründe, vielmehr irgend ein uns meiſt unbekannter Umſtand das Schickſal des Geſuchs entſcheidet; aber dennoch kann Keiner ſich von der Täuſchung losreißen. Man erwägt mit dem Miniſter alle Einwendungen, man führt ein ſtilles Geſpräch mit ihm, man fürchtet ſich vor Einwürfen, die gar nicht beachtet werden, ſetzt ſeine Hoffnung auf Gründe, auf welche kein Menſch achtet, und baut ſich eine erdichtete Welt, in welcher wir von Freude und Weh bewegt werden, die uns mit aller Gewalt der Wirklichkeit ergreift, obgleich wir wiſſen, daß von dem, was wir träumen, nichts ſich ereignet. Aber dieſe Täuſchung geht viel tiefer, ſie dringt auf die nämliche Weiſe durch das ganze Leben. Wer kann ein Werk der Welt übergeben, ohne in dieſen nämlichen Abgrund zu verſinken! Immer von Neuem bildet ſich eine illuſoriſche Welt, deren Mittelpunkt wir ſind, während wir, von dem unſichtbaren Centrum aller menſchlichen Ereigniſſe erfaßt, fortdauernd um die eigene Axe gedreht, in der nie zu berechnenden Kometenbahn, oft kernlos, fortgeſchleudert werden. Nur die Natur, nur die rein abgeſchloſſene Vergangenheit des Geſchlechts, wenn ſie mit keinen früheren Fäden in das bewegte Gemüth hereinreicht, gehört uns, gehört der ruhigen Betrachtung ganz. Daher ſtehen wir eben ſo befangen, eben ſo von unvermeidlicher, ewig täuſchender Dichtung umſponnen, unſrer eigenen Vergangenheit gegenüber, weil dieſe nie aufhört, die Gegenwart lebendig zu durchdringen.

Halten Sie ein mit Ihrem Vortrage, Herr Profeſſor! ſagte Arnold, ein junger, ſchwarzäugiger Mann mit einer italieniſchen Phyſiognomie; hier ſind Damen, die ſchwindlicht ſind, und die kernloſe Kometenbahn, bei welcher Sie, wahrſcheinlich nicht ohne Abſicht, den, dem wirklichen Centrum zugewandten Dunſtſchweif vergeſſen haben, wird hier keinen Beifall finden. Der Anfang des Geſprächs iſt uns ganz abhanden gekommen, und den Fürſten, von welchem es ausging, haben ſie fliegen laſſen.

Sie irren ſich, lieber Arnold, unterbrach ihn Sophie, wir Frauen ſind nicht alle ſo ſchwindlicht, ich wenigſtens, die ich auf dem harten Pflaſter mir oft die Füße wund trete und weiß, wo mich der Schuh drückt, ſehe nicht ungern zuweilen den Boden unter den Füßen verſchwinden und erhole mich nicht ſelten im freien Fluge. —

Fliegen Sie immerfort mit ihm, meine Gnädige. Ich fühle die größte Luſt, recht proſaiſch hier zu bleiben und das Geſpräch auf den Fürſten zurückzubringen, den Ihr alle ſo allerliebſt findet. Auf mich hat er gar nicht geachtet. Aber darf man ſich wundern? Ich hatte die trefflichſten Einfälle; die tiefſinnigſten, wunderlichſten, ſeltſamſten Ideen tauchten fröhlich auf, ſahen ſich um und lächelten den Fürſten an; aber da ſtürmte, wie ein brauſender Orkan, die wilde, laute Rede des nordiſchen Aeolus, und die zarten Geſchöpfe tauchten eins nach dem andern wieder unter. Sie thaten wohl daran, ſo gewaltig zu blaſen; denn wäre ich zur Sprache gekommen, von Ihnen wäre gar nicht die Rede mehr, mein Freund. Da es mir indeſſen nicht gelang, meine Phantasmagorien zu produziren, ſo habe ich die ganze hochgeehrte Geſellſchaft und den Fürſten in ihrer Mitte betrachtet. Wie falſch pflegt man zu ſagen: Die Großen entkleiden ſich ihrer Würde, wenn ſie inkognito reiſen. So unſchicklich ſind ſie keinesweges. Sie ziehen nur eine dünne Hülle über, daß man den Stern deutlich durchſchimmern ſieht. Und wie viele Vortheile gewährt ihnen die leichte, durchſichtige Umhüllung. Sie machen keine traurigen Erfahrungen; der verkleidete Jupiter findet überall Philemon und Baucis. Während er uns unbefangen, wie es ſcheint, entgegenkommt, und wir, als wären wir ſeines Gleichen, uns neben ihn ſtellen, ſteht er dennoch gebietend da, und die unſichtbare Geſtalt, ihm gegenüber, bückt und neigt ſich fortdauernd. Es war höchſt ſpaßhaft, dieſe innere Geſtalt in ihren mancherlei Bewegungen wahrzunehmen; der Hofrath beſonders nahm ſich vortrefflich aus. Er ſaß ganz trotzig da und neigte ſich höchſt vertraulich gegen den Fürſten. Aber ich ſah es wohl, wie die verborgene Geſtalt ſich plötzlich aufrichtete und tief verneigte, ſobald das Auge des Fürſten ſich nach ihm wandte. Der Fürſt erkannte dieſe Demuth und winkte ihm gnädig zu. Ward nicht der Stuhl, auf welchem er ſaß, in einen Fürſtenſtuhl verwandelt? Errötheten die Frauen nicht jedes Mal, wenn er ſein Schnupftuch in die Höhe hob, obgleich es nur die Naſe ſuchte?

Sie werden unverſchämt, rief Sophie.

Zürnen Sie nicht, meine Gnädige, fiel Arnold ein, wie konnte ich die Frauen des Hauſes meinen? Ein jeder Fürſt iſt Sklave, wo Sie erſcheinen, und iſt ſtolz darauf, es zu bekennen.

Alles iſt fertig, rief der Doktor, der während des Geſprächs wieder emſig herumlief und die Bedienten in Bewegung ſetzte. Die Wagen ſtehen vor der Thüre, und ich erſuche die Damen, ſich fertig zu machen.

Dieſe wollten den Herrn von Dahlheim beſuchen, der dicht an der Elbe, auf dem Wege nach Meiſſen, ein Landhaus hatte, um bei ihm den Abend zuzubringen. Roſſing und Arnold begleiteten ſie, und zwei Wagen fuhren ab. Der Doktor fuhr mit Roſſing in dem vordern Wagen, die Frauen luden lachend Arnold ein, ſie zu begleiten. Als ſie eine Strecke fort waren, zog ein Gewitter auf. Der ſüdliche und öſtliche Himmel lag in ſtille, furchtbare Finſterniß verhüllt, während der nördliche und weſtliche klar und hell von der ſich zum Untergange neigenden Sonne beleuchtet wurde. Dichte, wild aufeinander gehäufte Wolken bildeten um die finſtere Hälfe einen grauenvollen Rand, matt röthlich von Sonnenſtrahlen beleuchtet; aber unter ihnen blickte man, wie durch einen Schleier, in die grundloſe, nächtliche Tiefe, die dunkelblau erſchien. Alles war ſtill, die Vögel flogen unruhig hin und her, das weidende Vieh verſammelte ſich ängſtlich, die Pferde ſchienen die allgemeine Furcht zu theilen. Aus dem Horizonte zuckten einzelne Blitze hervor und erleuchteten die dunkle Seite. Der drohende Rand der Wolken rückte immer höher, die dunkelblaue, nächtliche Finſterniß breitete ſich immer weiter aus. Von allen Seiten zuckten Blitze hervor, ein blendender Schein erhellte die ganze dunkle Seite des Himmels, und zackige Blitzſtrahlen durchflogen mit feurigem Glanze den erhellten Himmel. Der Doktor und Roſſing waren ſchneller gefahren, und fuhren jetzt langſamer, damit die Frauen ſich ihnen nähern könnten. Aber noch ſahen ſie den hintern Wagen nicht, als der Regen in großen Tropfen herabſtürzte.

Ein Blitz fuhr plötzlich mit blendendem Glanze herunter, der Donner dröhnte unmittelbar darauf, und kaum hatte der Doktor ſich von dem Schrecken erholt, als er Roſſing, über die niedrige Thür weg, aus dem Wagen ſpringen und auf dem Wege ſchnell zurücklaufen ſah. Er blickte hinter ſich, da ſah er, wie die Pferde mit dem hintern Wagen wildſchnaubend fortflogen, ſah die ängſtlichen Gebehrden der beſtürzten Frauen. Aber in demſelben Augenblicke hatte Roſſing die Pferde erreicht, hatte muthig die Zügel ergriffen, als eben der Kutſcher im Begriffe war, vom Bocke zu ſtürzen. Die Pferde ſtanden ſtill. Roſſing preßte ihnen die weit geöffneten Naſenlöcher zuſammen, und Sophie, die ſich zuerſt von dem Schrecken erholte, ſah den ſchönen jungen Mann, wie er ruhig, feſt daſtehend die wilden Pferde bändigte, die ſchwer athmend, zitternd ihm unterwürfig ſchienen. Der Regen ſtürzte noch immer herunter, aber man wagte es nicht, ſich den Pferden anzuvertrauen; die Landſtelle des Freundes war in der Nähe und die Frauen eilten, von den Männern begleitet, dahin. Als ſie um eine Ecke herumkamen, erblickten ſie das Haus und ſahen mit Schrecken aus einer dicken Rauchſäule die Flamme hervorwirbeln. Sie langten an, völlig durchnäßt, und trafen Alles im Hauſe in der größten Beſtürzung. Derſelbe Blitz, von welchem die Pferde ſcheu wurden, hatte in einem Nebengebäude gezündet. Alle waren in unruhiger Bewegung, die Männer beim Löſchen beſchäftigt, und faſt eine Stunde verging, ehe es ihnen gelang, das Feuer völlig zu dämpfen. Zum Glück half der Regen, der noch ſtromweiſe herunterſtürzte. Allmälig verſammelte ſich die Geſellſchaft. Aber erſt jetzt, als die erſte Beſtürzung überwunden, als man erfuhr, daß nur das Dach abgebrannt war, der Verluſt überhaupt unbedeutend, als keine Gefahr mehr vorhanden zu ſein ſchien, fingen die Frauen an, für ihre Geſundheit beſorgt zu werden. Durchnäßt, zitternd vor Kälte, eilten ſie ſich umzukleiden, und kaum hatten ſie in der herrſchenden Verwirrung Zeit gefunden, der beſorgten Hausfrau und dem Freunde zu erzählen, wie ſie ſchon erſchreckt, einer Gefahr entronnen, eine neue zu beſtehen gehabt hätten. Die Frauen hatten ſich zurückgezogen, als der Wirth, Herr von Dahlheim, mit beſorgter Miene hereintrat. Es iſt, ſagte er, als wenn alles Unheil auf ein Mal losbrechen wollte. Wir ſind kaum der Feuersgefahr entgangen, und jetzt droht uns Waſſer. Schon dieſen Vormittag erfuhren wir durch einen Eilboten, daß die Elbe in den höhern Gegenden bedeutend angeſchwollen ſei. Sie hatte ſeit ein paar Stunden hier eine bedenkliche Höhe erreicht, aber jetzt wächſt ſie mit jeder Minute. Der Garten iſt ſchon zum Theil überſchwemmt, und der mächtige, breite Strom nähert ſich immer mehr dem Rande der Deiche. Einige Gebäude, die niedriger ſtehen, ſind der größten Gefahr ausgeſetzt, und der Keller iſt ſchon voll Waſſer. Zwar hatte man ſchon das leiſe, dumpfe Rauſchen des wachſenden Fluſſes wahrgenommen, aber das Feuer hatte jede Aufmerkſamkeit von dem Waſſer abgelenkt, und man glaubte die Gefahr nicht ſo groß, nicht ſo nahe. Jetzt ſtürzten die Frauen herein. Von einem Schrecken, rief die Hausfrau, werden wir in den andern hineingeworfen. Aus den Fenſtern nahmen wir das ſteigende Waſſer wahr; eben ſtürzte mit mächtigem Getöſe das Luſthaus am Ufer ein. Die Männer eilten hinaus und ſahen, wie die Wogen eben an dem Rande der Deiche ſpielten. Man hatte eine ſchwache Stelle entdeckt, das Waſſer drang ſchon durch, und in Eile ward Dünger, feuchte Erde, was man ergreifen konnte, herbeigeſchleppt, um die Oeffnung zu verſtopfen. Mit furchtbarer verborgener Gewalt, wie in ſtillem Zorn, wälzte ſich der grundloſe, zu einem mächtigen See erweiterte Strom weiter, ſchnitt, was er traf, Hütten, Bäume, wie ein ſcharfes Meſſer einen Strohhalm, ab und trieb es als ſeine ſichere Beute weiter fort. Das aufgewühlte Waſſer war mit Schaumhaufen bedeckt, die ſich an den Deichen anhäuften, die furchtbaren Zeichen ſeiner verſchloſſenen Wuth.

Hausgeräth ſchwamm vorbei, Balken von eingeſtürzten Häuſern; Alles deutete auf eine große Verwüſtung in den höhern Gegenden. Plötzlich ſah man Arnold nach einer Ecke hinlaufen, man ſah, wie er verlegen hin und her lief, als wüßte er ſich nicht zu helfen, und wie er bemüht war, Hülfe zu rufen. Die Männer wagten noch nicht, die gefährliche Stelle zu verlaſſen, aber man erblickte einen Fremden, der ſich an Arnold anſchloß. Dieſer zeigte nach einem Winkel, durch die Deiche gebildet, in welchem etwas Schwimmendes feſtgehalten wurde. Er ſchien dem Fremden eifrig anzudeuten, was es war, der ihn kaum vernommen hatte, als er mit großer Gefahr hinunterſtieg und gleich darauf triumphirend eine Bürde in der Hand hielt. Eben war die Gefahr am größten. Einzelne ſtille Waſſerrinnen bildeten ſich hier und da auf den Deichen. Von Schrecken gelähmt, ſah man dem furchtbaren Augenblick entgegen, wo die ganze Maſſe ſich über die Deiche ſtürzen würde. Ein Jeder dachte nur daran, ſich zu retten, als ein beſonnener Arbeiter, ruhig daſtehend, den drohenden Strom zu belauſchen ſchien. Schon hatten die Meiſten ſich entfernt, als er, noch immer den unverwandten Blick auf den Strom geheftet, ihnen laut zurief, umzukehren. Wenige wagten es. Der Fremde, der noch immer ſeine Bürde trug, und Roſing waren die erſten. Das Waſſer fällt, riefen nun Roſſing und der Fremde, und noch erreichten die lauten Stimmen die Uebrigen. Alle eilten herbei. Lange betrachtete man noch die drohende Waſſermaſſe, als traute man der plötzlichen Hülfe nicht. Die Waſſerrinnen, die ſich auf den Deichen gebildet hatten, leerten ſich, ſichtbar ſank der Waſſerſpiegel, und endlich überzeugte man ſich von der unerwarteten Hülfe. Ein tiefer Seufzer, mit welchem man, wie aus der innerſten Bruſt, das Entſetzen abwälzte, ertönte allenthalben, und erleichtert begrüßten ſich die Freunde. Jetzt erſt erkannte man den Fremden. Es war der Fürſt. Erſtaunten Alle, als ſie ihn hier ſo unerwartet fanden, ſo wuchs ihre Verwunderung noch, als ſie ihn auf dem Arm ein liebliches Kind halten ſahen. Eine ehrerbietige Scheu verhinderte den Herrn von Dahlheim, wie den Doktor, ihn zu fragen, Roſſing war eben im Begriff, ihn anzureden, als er unbefangen das Kind ihnen zeigte.

Sehen Sie hier, ſagte er, meine Beute, Herr Doktor. Ein junger Mann, den Sie mir, irre ich nicht, dieſen Mittag vorſtellten, ſah etwas einer Wiege Aehnliches auf dem Waſſer ſchwimmen; er glaubte, indem es dicht an ihm vorübertrieb, ein Kindergeſchrei zu vernehmen, verfolgte die fortſchwimmende Wiege mit den Augen und ſah, wie ſie ſich in einem ſchwer zugänglichen Winkel der Deiche feſtſetzte. Ich eilte hinzu, fand das Kind, welches nicht von ſehr weit hergetrieben ſein kann, ſchreiend in den naſſen Betten, eben, als die Wiege unterzuſinken drohte. Jetzt, da das arme Kind erſchöpft iſt, ſcheint es ruhig; aber wir müſſen doch für beſſere, für weibliche Pflege Sorge tragen.

Herr von Dahlheim lud ihn in ſein Haus ein, verſuchte aber vergebens, ihm das Kind abzunehmen.

Ich muß, ſagte er, meine liebliche, wunderbar erhaltene Beute ſelbſt den pflegenden Händen der Frauen übergeben.

Die Nachricht von der drohenden Gefahr war ſchon zu den Frauen gedrungen, die voll Entſetzen in die wilde Gegend hineinſtarrten, die, plötzlich verwandelt, nichts als Zerſtörung zeigte. Das Gewitter war weiter gezogen, die Blitze zuckten, der Donner rollte kaum vernehmbar in der Ferne. Aber die ganze Gegend nach dem Fluſſe zu war ein trübes, ſich fortwälzendes Meer. Niedrige Häuſer ragten nur noch mit dem Dache, das Gebüſch mit den Gipfeln hervor, und die hereinbrechende Nacht vermehrte das Wüſte, das Traurige der Umgebung. Die Frauen ſtanden rathlos, von den Männern verlaſſen, auf dem Balkon, und die Doktorin hatte ſchon lange Sophie vermißt.

Wo mag ſie ſein? ſagte ſie ängſtlich.

Ohne allen Zweifel in ihrer Stube, antwortete beruhigend die Frau von Dahlheim. Wie ich ſie kenne, ſucht ſie bei jedem ſtark erſchütternden Ereigniſſe, wenn ſie es vermag, die Einſamkeit.

Du kennſt ſie freilich genauer, als ich, erwiederte die Doktorin; aber in einem ſolchen ſchrecklichen Augenblicke iſt es doch zu natürlich, daß die Menſchen ſich gegenſeitig ſuchen.

Jetzt ſtürzte ein Mädchen mit Entſetzen in allen Zügen herein. Das Waſſer ſteigt über die Deiche! ſchrie ſie und rang die Hände.

Die Frauen erſtarrten vor Schrecken.

Um Gotteswillen, rief die Doktorin, ruf die Sophie her! Sie muß in ihrer Stube ſein.

Das Mädchen eilte fort; in tödtlicher Angſt blickten die Freundinnen nach dem furchtbaren Fluſſe. Sie glaubten ihn ſchon mit Wuth hervorbrechen zu ſehen, ſie dachten ſich faſt ohne Rettung verloren.

Was fangen wir an? Kein Mann iſt im Hauſe, rief die Doktorin und lief, wie beſinnungslos, herum.

Liebe Freundin, tröſtete ſie Frau von Dahlheim, die, muthiger und beſonnener, ſich ſchon gefaßt hatte; eben, daß kein Mann hier iſt, tröſtet mich. Wäre die Gefahr ſchon ſo nah, würden ſie nicht eilen, uns, ſich ſelbſt zu retten?

Aber der Schrecken hatte die Dokterin völlig betäubt.

Nach einiger Zeit kam das Mädchen in größter Verwirrung wieder.

Fräulein Sophie, rief ſie, iſt nicht in ihrer Stube, iſt nirgends zu finden.

Will alles Unglück zugleich auf uns losſtürmen? rief die geängſtigte Hausfrau und wollte ſich entfernen, um Sophie zu ſuchen.

Verlaß mich nicht, liebſte, beſte Freundin, verlaß mich nicht in dieſer tödtlichen Angſt! ſchrie die Dokterin.

Aber Sophie! erwiederte die Freundin. Komm mit, wir ſuchen ſie beide.

Aber die Doktorin blickte unverwandt mit ſtarren Augen nach dem drohenden Fluſſe.

Die Männer kommen zurück, rief ſie plötzlich. Sieh, ſie ſchreiten auf das Haus zu. Gewiß, jetzt iſt die Gefahr da, die Wogen wälzen ſich hinter ihnen, ich ſehe, wie ſie herandringen; wir ſind ohne alle Rettung verloren!

Todesſchrecken lähmte ſie. Aber die Hausfrau ſchüttelte ruhig den Kopf.

Sie gehen zu langſam, bemerkte ſie, ſprechen ruhig mit einander. So geht man nicht, wenn man einer nahen, großen Gefahr entrinnen will.

Jetzt kamen ſie näher, auch die Doktorin fing an Athem zu ſchöpfen.

Das Waſſer ſinkt, alle Gefahr iſt vorüber, rief Herr von Dahlheim nach dem Balkon herauf, und plötzlich von Todesangſt zur unmäßigen Freude übergehend, ſtürzte die Doktorin weinend in die Arme der Hausfrau. Mit Erſtaunen hatte dieſe den Fürſten mit dem Kinde entdeckt. Die Männer traten in den Saal herein, und in demſelben Augenblicke eröffnete ſich eine Thüre, und von der entgegengeſetzten Seite erſchien Sophie. Sie war blaß; ſie ſchien nicht bloß von den drohenden Ereigniſſen ergriffen. Ein geheimer Kummer tieferer Art malte ſich in ihren Zügen, und als ſie den Fürſten erblickte, ſchien ſie ſich zu entſetzen. Er war bewegt, hemmte, als er ihren Schrecken wahrnahm, kaum merklich, den zuverſichtlichen Schritt, ermannte ſich aber ſchnell und überreichte mit leichtem Anſtande der Frau von Dahlheim den lieblichen, jetzt ſchlummernden Knaben, indem er mit kurzen, ſchlichten Worten erzählte, wie wunderbar er gerettet worden war.

Ich übergebe dieſes Kind Ihrer Pflege, ſagte der Fürſt; weit kann die unglückliche Mutter, wenn ſie noch lebt, nicht entfernt ſein, und es wird uns wohl noch gelingen, ſie zu finden, Zeugen des nicht erwarteten, glücklichen Wiederſehens zu ſein.

Es iſt ein ſchöner Auftrag, mit welchem Sie mich beehren, Herr Baron, erwiederte die Frau verbindlich, und man hätte nicht erwarten können, daß aus dem Chaos der Verwüſtungen, aus dem gefahrvollen Drohen der wildbewegten Elemente ſich eine ſo liebliche Blume entfalten könnte.

Ich erblicke die Flußnymphe, ſagte Roſſing, indem er ſich dem Kinde näherte, wie ſie mit langen, fliegenden, tröpfelnden Haaren, in naſſem Gewande, zornig den lieblichen Knaben ergreift und wild, wie das Element, in brauſender Eile auf dem Strome dahinfliegt. Da ſieht ſie, wie der Knabe ſie freundlich anlächelt; wider ihren Willen bleibt der Blick auf ihm haften, und während der Strom in unwiderſtehlichem Zorn ſich zerſtörend fortwälzt, wird es ſtill in ihrem Innern; ſie erſchrickt über die wilde Zerſtörung, gebietet den Fluthen und legt das gerettete Kind zu den Füßen des — —

Er hielt hier inne, als unterdrückte er eine Aeußerung, die er nicht wagte laut werden zu laſſen, und der Fürſt lächelte.

Frau von Dahlheim hatte indeſſen das Kind genauer betrachtet und ſchien zu ſtutzen. Eilig zog ſie ein Tuch hervor, welches loſe um den Hals des Kindes hing; ſie entfaltete es ſchnell und ſuchte mit unruhiger Haſt ein Zeichen in der Ecke.

Ich habe mich nicht getäuſcht, rief ſie; in der That, dieſes Kind iſt mir wohl bekannt.

Voll Erſtaunen trat der Fürſt näher.

Sie kennen das Kind? fragte er, und Alle, auch Sophie, Letztere, wie es ſchien, nicht ohne Scheu, drängten ſich um das Kind. —

Und daß Sie, Sie, Herr Baron, dieſes Kind gerettet haben! —

Ich? Wie kann ich mich in irgend einem andern Verhältniſſe zu dem Kinde denken, als in dem, welches freilich ganz natürlich aus der Art entſtanden, wie es mir gelang, es zu retten, und wodurch ich mich allerdings mit ihm und ſeinem zukünftigen Schickſale in Verbindung geſetzt fühle.

Alle waren auf die Antwort der Frau geſpannt, aber ſie zog den Fürſten, indem ſie noch immer das Kind trug, an ein entferntes Fenſter; man ſah, wie ſie eifrig und leiſe mit ihm ſprach, wie er, erſt zweifelnd, dann erſtaunt, dann gerührt, ſich über das Kind neigte. Eine Thräne ſchien in ſeinen Augen zu glänzen, als er zu den Uebrigen trat, indem die Frau ſich mit dem Kinde entfernte. Die Doktorin und Sophie begleiteten ſie, und der Fürſt blickte, innig bewegt, nach der Thür.

Sie werden, Herr von Dahlheim, ſagte er, indem er wieder zu den Uebrigen trat, mir ſchon erlauben, für eine kurze Zeit ein Geheimniß mit Ihrer Frau zu theilen, welches auch Ihnen ein ſolches bleiben muß. Es iſt auf eine ſehr ſeltſame Weiſe zu ihrer Kunde gekommen, und ich geſtehe, was ſich jetzt ereignet hat, bewegt, erſchüttert mich.

Herr von Dahlheim verneigte ſich ſtillſchweigend, und obgleich Alle innerlich voller Begierde waren, den Zuſammenhang zu erfahren, ſo wagte doch Keiner eine neugierige Frage.

Jetzt traten die Bedienten herein, die beruhigende Nachrichten brachten. Das Waſſer, berichteten ſie, ſinkt fortdauernd. Aber man hörte auch vom Hofe her das Wehklagen der armen Menſchen, deren Wohnungen zerſtört waren. Es war völlig Nacht geworden; das dumpfe Brauſen des Fluſſes hörte man aus der Ferne, während die Klagen von unten herauftönten.

Herr von Dahlheim, von ſeinen Gäſten begleitet, ging hinunter; jeder ledige Raum im Hauſe ward geräumt, um die Unglücklichen aufzunehmen, Küche und Keller wurden geleert, um ſie zu ſtärken, alle Vorräthe durchwühlt, um ihre mannigfaltigen Bedürfniſſe, wie man es vermochte, zu befriedigen. Alle Gäſte theilten, was ſie hatten, aus; der Fürſt vertheilte eine anſehnliche Summe und verſprach mehr, und jetzt, da den Klagenden, an Armuth gewöhnt, eine ſo reichliche, unerwartete Hülfe gereicht wurde, ſchienen ſie alles Unglück zu vergeſſen. Alle drängten ſich dankend, weinend, ſegnend um die Wohlthäter, die ſich ſobald, als möglich, zurückzogen.

Der Weg nach Dresden ſtand noch theilweiſe unter Waſſer; an eine Rückreiſe in der finſtern Nacht war nicht zu denken, und die Gäſte waren genöthigt, das Anerbieten des Herrn von Dahlheim, in ſeinem ohnehin ſchon überfüllten Hauſe zu übernachten, wenn gleich mit Sträuben, anzunehmen. Aber das Mahl, welches, wie die Verwirrung es erlaubte, aufgetragen wurde, ward faſt ſtillſchweigend genoſſen. Die Schreckniſſe, die ſich gedrängt hatten, das letzte Ereigniß, welches Alle beſchäftigte und doch die Zungen band, verhinderte eine jede unbefangene Unterhaltung. Nur einzelne, zum Theil lächerliche Züge, an welchen eben

Schreckenstage reich zu ſein pflegen, von Arnold erzählt, wurden als eine Erheiterung mit Wohlgefallen angehört, und ein Jeder ſchien mit Freude den Augenblick wahrzunehmen, der ihnen die einſame Ruhe ſchenkte, nach welcher ſie ſich ſehnten. Nur der Doktor ſchien ſich über ein Ereigniß zu freuen, welches ſein Verhältniß zu dem Fürſten feſter, inniger auszubilden verſprach.

Der Tag war ſchön und heiter; der Fluß, noch mächtig, wälzte ſeinen breiten Strom mit majeſtätiſcher Ruhe fort. Die Männer hatten ſich nach allen Seiten zerſtreut; ſie wünſchten eine genaue Nachricht von dem Verluſt des vorigen Tages zu erhalten; ſie zogen ſorgfältig Kunde ein von den Zerſtörungen, die ihr Eigenthum und das der Nachbarn erlitten hatte. Sie beſahen die Deiche und erfuhren, daß der Verluſt viel geringer war, als ſie erwartet hatten. Niemand ward vermißt, Wenige waren bedeutend beſchädigt, und wenn einige Vermögende von ihrem Ueberfluſſe willig das Nothwendige hergaben, ließ ſich das Beſchädigte beſſern, das Verlorne erſetzen, nach kurzer Unterbrechung und ohne große Opfer, was der Arme jetzt entbehren mußte, wieder erlangen. Roſſing war, indem er der Erzählung einer armen Familie von ihrer Noth, ihrer Rettung, ihrem Verluſt theilnehmend zuhörte und mit ihnen überlegte, wie ſich die frühere, wenn auch beſchränkte, doch nicht unbehagliche Lage wiederherſtellen ließe, von den Uebrigen getrennt. Er glaubte ſie in der Wohnung zu finden. Als er in den Saal trat, fand er dieſen leer, durch die offenen Glasthüren erblickte er aber, auf dem Balkon ſitzend, Sophie, die emſig Kinderzeug nähte.

Für den Knaben? fragte er, indem er grüßend näher trat.

Freilich, erwiederte Sophie, indem ſie ihn freundlich anblickte, für das geheimnißvolle Kind.

Und Sie wiſſen wirklich nichts weiter? fuhr er fort.

Nicht mehr, als Sie, mein Freund, antwortete Sophie. Es giebt nichts Unangenehmeres, als wenn ein verborgenes Verhältniß im Leben uns ganz nahe rückt und ſich dabei immer tiefer verhüllt. Man muß die Neugierde dann beherrſchen, obgleich dies uns Frauen, wie man behauptet, ſchwer fallen ſoll; man muß die Zeit der Enträthſelung ruhig abwarten, obgleich die Phantaſie ſtets die leere Stelle mit den wunderlichſten Dichtungen füllt. Später erfährt man denn faſt immir, daß das Ganze etwas ſehr Gewöhnliches, ja Geringes war. — Laſſen Sie uns daher von dieſem Gegenſtande, mag er uns auch innerlich beſchäftigen, wie er will, abbrechen. Sie haben mich und meine Freundin geſtern durch eine verwegene That aus einer Gefahr gerettet. Ich fand bis jetzt keinen ruhigen Augenblick, Ihnen zu danken, und in der That, nach alle dem Furchtbaren und Seltſamen, was ſich ſpäter um uns drängte, wäre es nicht zu verwundern, wenn ich dieſe kurze Gefahr, das ſchnell vorüberrauſchende Vorſpiel der nachfolgenden, völlig vergeſſen hätte. Aber jetzt, da die Scene lebhaft vor mir daſteht, möchte ich über die Gefahr, in die Sie ſich ſtürzten, erſchrecken. Wie Viele ſind bei ähnlichen Verſuchen das Opfer ihrer Kühnheit geworden!

Die Gefahr war nicht bedeutend, erwiederte Roſſing lächelnd; der Kutſcher hatte noch die Zügel in ſeiner Hand, und die geringſte Hülfe mußte die Pferde zum Stehen bringen. So habe ich ohne große Mühe das Glück gehabt, Sie, wenn auch nicht aus einer Gefahr zu retten, ſo doch von einer Angſt früher zu befreien. Ich weiß es zu ſchätzen, aber ich freue mich, Sie hier und allein zu finden. Ich habe mich, nach aller dieſer Verwirrung, nach einem ruhigen Geſpräche geſehnt. Der Verluſt iſt geſchätzt, der Schaden beſichtigt, die nothwendige Hülfe iſt geleiſtet; aber nun giebt es ſo vieles Unnöthige, was mit breiter Weitſchweifigkeit verhandelt wird, ſo viele Hin- und Herreden, daß die innere Verwirrung der Gedanken mir faſt zerſtörender ſcheint, als die geſtrige der Elemente, ja alle Deiche ſchon durchbrochen hat. Iſt es aber nicht ſeltſam, wenn wir unſere gegenwärtige Lage vergleichen mit der ruhigen Stimmung, in welcher wir geſtern die Wagen beſtiegen, um herzufahren? Wie war damals Alles um uns herum in ſeiner gewohnten, geordneten Weiſe, wir ſelbſt von der ſtillen Gewalt, von dem heimatlichen Gefühl der Gewohnheit getragen, höchſtens durch den fürſtlichen Beſuch angenehm angeregt.

Sophie ſchien, als er dieſen Beſuch erwähnte, nur mühſam einen Seufzer zu unterdrücken, und Roſſing ſchwieg einen Augenblick.

Lauert nicht, fuhr Roſſing fort, ein verborgenes Schrecken tief verſteckt in dem Innerſten des ganzen Daſeins und ſucht heimtückiſch die Gelegenheit, wenn es uns in Sicherheit findet, daß uns ein geheimes Grauen ergreifen muß? So ruft der Tod die Geliebten in der Blüte der Jahre oft ſo plötzlich, daß man ihren Verluſt, die furchtbare Trauer kaum zu faſſen vermag; ſo brechen über die Herrſcher, über die ruhigen Bürger die gährenden Fluthen der Empörung ein und ergreifen einen Jeden, daß er ſich ſelbſt, daß er die nahe liegende Vergangenheit nicht mehr verſteht; ſo finden wir uns ſelbſt oft ſo glücklich und innerlich zufrieden, wir erblicken um uns her nur heitere Tage, und eine Leidenſchaft wühlt im Verborgenen, tritt plötzlich hervor, ſtürzt ingrimmig das ſchöne Gebäude zuſammen, und wir finden uns verlaſſen, zertrümmert, aus unſerm Paradieſe vertrieben; der drohende Engel mit dem gezückten Schwerte wehrt uns jeden Eintritt in die verlaſſene Heimat, und wir treiben uns einſam, mühſelig in einer uferloſen Oede umher, von den Trümmern unſeres entwichenen Glückes traurig umgeben.

Ach! rief die erſchütterte Sophie, Thränen ſtürzten aus ihren Augen, und wie außer ſich ſank ſie ermattet und erblaſſend zurück. Roſſing ſtand voll Erſtaunen und Schrecken.

O verlaſſen Sie mich, überlaſſen Sie mich der eigenen Qual, ich verdiene ſie, rief das unglückliche Mädchen, und Roſſing war in der größten Beſtürzung, ungewiß, ob er da bleiben, ob er ihren Befehl befolgen ſollte. Da hörte man plötzlich Stimmen ſich nähern. Sophie ſtand eilig auf.

Ich kann ſie, ich kann keinen Menſchen ſehen, rief ſie; ſagen Sie, daß ich krank bin, aber um Gotteswillen erwähnen Sie nichts weiter.

Mit mühſamer Faſſung entfernte ſie ſich, und kaum war ſie durch die Thür verſchwunden, als Herr von Dahlheim mit dem Fürſten, dem Doktor und einem Fremden hereintrat. Roſſing erſchrak nicht wenig, als er ihn erkannte. Es war der alte Geiſtliche van der Nael. Er wandte ſich zu Roſſing.

Sie kennen mich doch wieder? Ich brachte Sie auf den rechten Weg durch den Wald, aber, wie ich höre, verirrten Sie ſich wieder. Ich habe das leider nur zu oft erlebt. Ganz nahe dem rechten Pfade, verlor ſo Mancher ihn doch aus den Augen, ſobald ich ihn verließ.

Und Sie waren es, der uns ſo gütig durch den Wald führte? rief Roſſing. Sie erkannten mich beſſer, als ich Sie.

Sie kennen einander ſchon? riefen mit Verwunderung die Uebrigen.

Ei freilich, ſagte der Geiſtliche, ich habe den jungen Mann in ſeinem Vaterlande ſchon begrüßt.

Ich wundre mich nur, ſagte Roſſing, daß ich in dem Bilde, welches Sie, Herr Doktor, von dem alten Edward entwarfen, den Herrn nicht wieder erkannte; aber wie konnte ich ihn hier erwarten!

Haben Sie Sophie nicht geſehen, fragte Frau von Dahlheim.

Sie war hier, antwortete Roſſing, aber blaß, erſchöpft; ich befürchte, daß die vielen Erſchütterungen, die ſie ſo plötzlich erlebt hat, ihr eine ernſthafte Krankheit zuziehen werden. Sie zog ſich nach ihrer Stube zurück und trug mir auf, ſie zu entſchuldigen, wenn ſie nicht bei der Tafel erſchiene.

Sie iſt doch nicht gefährlich krank, fragte der Fürſt mit ſichtbarer Bewegung, und eben wollten die Frauen ſie aufſuchen, als ein erſchütternder Auftritt ſich unter ihren Augen begab.

Eine blaſſe weibliche Geſtalt ſtürzte mit hängenden Haaren und wilden Blicken herein.

Wo iſt mein Kind, mein ertrunkenes Kind? Ihr habt mir die Leiche entriſſen, und wir wollen ja in einem Grabe ruhen, rief ſie. Legt es an meine Bruſt, die blaſſen Lippen werden ſich feſtſaugen, deckt uns mit Rosmarin und Immergrün, dann könnt Ihr uns beide begraben.

Alle fuhren erſchrocken zurück, und die blaſſe Geſtalt ſchrie, mitten in den Saal fortſchreitend: Mein Kind! mein Kind! mein todtes Kind! Ihr dürft, Ihr ſollt es nicht behalten.

Liebe Frau, ſagte der Fürſt und trat innig bewegt auf ſie zu, liebe Frau, Ihr Kind lebt.

Univ. Bibl.
München

Sie ſchien ihn nicht zu verſtehen, ſtarrte ihn aber unverwandt an, daß ihn ein Grauen befiel, dann befühlte ſie ihn, ſtarrte immer von Neuem, ſchüttelte den Kopf und rieb ſich die Augen. Endlich milderten ſich die wilden Züge, eine unbeſchreibliche, tiefe, weiche Wehmuth ſprach aus den großen Augen, und es war, als wenn die erloſchenen Spuren einer vormaligen Schönheit aus den Trümmern der zerſtörten Geſtalt zuſammenträten und leiſe, die vergangene Anmuth beweinend, geiſterhaft ſie umſchwebten.

Du biſt da, Wilhelm, Du biſt da! Meine Jugend, meine ſchönſte Zeit kehrt wieder! Ach, nun iſt Alles gut, rief ſie und warf ſich an des Fürſten Bruſt.

Da brach ihm das Herz, er drückte ſie krampfhaft an ſich, und Thränen ſtürzten ſtromweiſe aus den Augen.

Maria, gute, liebe Maria, ſprach er und ſtreichelte ihre Wangen, ſei vernünftig, erhole Dich. Sieh, hier ſteht ja Deine Freundin, die Dir wohl will.

Frau von Dahlheim näherte ſich.

Liebe, gute Freundin, erholen Sie ſich, ſagte ſie, Sie ſollen Ihr Kind, Ihr lebendiges Kind ſehen.

Sie hatte einem Mädchen, gleich im Anfange, einen Wink gegeben, und eben jetzt trat dieſe mit dem Knaben herein. Er weinte, und die Mutter ſtürzte mit einem lauten Geſchrei auf ihn zu. Mit vieler Mühe gelang es den Frauen, die Unglückliche mit dem Kinde fortzubringen.

Meine Freunde, wie viele Mühe wir uns geben, ſagte der Fürſt, es iſt doch nicht immer möglich, leidenſchaftlichen Auftritten zu entgehen, Eindrücke, die plötzlich, ohne daß wir es ahnen, auf uns eindringen, mit derjenigen Ruhe, die der geſellige Anſtand fordert, abzuweiſen, und da das Schickſal es ſo gewollt hat, daß Sie nicht allein Zeugen meines Erſtaunens ſein ſollten, als das Kind entdeckt wurde, da es auch die unglückliche Mutter herführte, und Sie ſo, ohne mein Zuthun, in ein für mich ſchmerzliches Geheimniß einweihte, ſo finde ich mich verpflichtet, es Ihnen ganz mitzutheilen. — Ich war der zweite Sohn; mein Vater, und noch mehr meine Mutter, die ihn ganz beherrſchte, liebten jene ſentimentale, idylliſche Stimmung, die vor einigen Jahren in Deutſchland herrſchte; ein Landprediger, der ſich einigen Ruf erworben durch ländliche Gedichte voll zärtlicher Empfindungen, in welchen die beſchränkte Lage eines ſtillen Lebens mit Wärme dargeſtellt und in allen kleinlichen Verhältniſſen mit Liebe ausgemalt war, ſchien ihnen der beſte Erzieher zu ſein. Unter ſeinen Augen ſollte ich in reiner, kindlicher Unſchuld, ohne den verführeriſchen Glanz meiner Geburt zu kennen, heranwachſen. Ich ward zu ihm gebracht, ſchon in einem Alter, in welchem alles Neue uns ergötzt, ich war kaum drei Jahr alt. Dort lebte ich in der That glücklich. Ich hatte keine Ahnung von meiner eigentlichen Stellung im Leben; es war meiner Umgebung ſtrenge verboten, durch irgend eine Aeußerung, die mir, wie man glaubte, gefährliche Kunde zukommen zu laſſen. Ich lernte, was ich ſollte, mit Leichtigkeit, ich hatte Lehrer in den alten, in den neuern Sprachen, ich genoß einen vielſeitigen Unterricht. Der Prediger liebte mich, die Mutter verzog mich, und die Tochter, eben bei meiner Ankunft geboren, ſchloß ſich mit kindlicher Liebe an mich an. Meine Aeltern erſchienen alle Jahre ein paar Mal, aber nie als ſolche. Dieſe Beſuche wurden mir als eine ganz beſondere Gnade vorgeſtellt, die dem Verfaſſer geſchätzter Gedichte erwieſen würde. Ich ward geputzt und erſchien, anfänglich mit großer Furcht und Aengſtlichkeit, aber bald durch die mütterliche Zärtlichkeit, die ſich nicht verläugnen konnte, ermuntert, mit unbefangenem Vertrauen; ja, zuletzt freute ich mich, wenn ich die Beſuche erwartete, und ſie bildeten die Hauptepochen in meinem einfachen, kindlichen Leben.

Ich verweile gern bei der Erinnerung an dieſe ſchöne, heitere Zeit, die leider, ſo wenig meiner zukünftigen Stellung angemeſſen, nur zu herbe Früchte trug. Man ließ mich, ich möchte ſagen, völlig verblendet, in dieſer Lage mein achtzehntes Jahr erreichen. Maria näherte ſich dem funfzehnten. Selbſt, wie ſie jetzt zerſtört, verwildert erſchien, — denn daß dieſe Frau die Tochter des Predigers iſt, werden Sie ahnen — ſelbſt jetzt noch ſieht man Spuren ihrer Schönheit. Es war ein liebliches, heiteres Mädchen. Verblendet, wie meine eigenen Aeltern, ſchienen auch die ihrigen. Als wir heranwuchſen, konnten ſie uns nicht verbergen, daß wir keine Geſchwiſter wären. Ueber meine Geburt ruhete lange ein völliges Dunkel, bis einſt ein Diener, der meine Aeltern begleitete und ſich wahrſcheinlich für die Zukunft bei mir einzuſchmeicheln ſuchte, mir Alles entdeckte. Ich war damals fünfzehn Jahr alt. Er hatte mich beſchworen, dieſe Entdeckung keinem Menſchen zu vertrauen. Ich bin, ſprach er, für mein ganzes Leben unglücklich, wenn Sie mich verrathen. Ich fand das Ganze zwar unglaublich, aber für die kindlichen Träume hätt ich nun ein offenes Feld. Das Dunkel, welches auf meiner Geburt ruhte, die vorzüglichen Lehrer, welche, durch große Summen hingelockt in dieſes einſame Dorf, meinen Unterricht leiteten, manche verſteckte Aeußerung, die, wie unwillkührlich, bald meinen Pflegeltern, bald meinen Lehrern entſchlüpfte, eine gewiſſe

Scheu, mit welcher man den heranwachſenden Knaben behandelte, ſelbſt, wenn er ſich verging, endlich die wiederholten jährlichen Beſuche des fürſtlichen Paares fingen endlich an, mir die Augen zu öffnen, und ich beſchloß, das Geheimniß tief in meiner Seele zu verbergen. Ich war glücklicherweiſe in großer Enthaltſamkeit erzogen; ich genoß die Liebe meiner Pflegeältern; nie trat, ſeit ich ſo weit in den Jahren fortgerückt war, irgend ein Umſtand hervor, durch welchen ich mich jetzt, da ich meine Geburt kannte, gekränkt fühlen konnte. Meine glänzende Zukunft ſchwebte wie ein fernes, ſeltſames Zauberbild vor meiner Seele; ich faßte die größten Entſchlüſſe, und die unbekannte Welt erregte meine Sehnſucht. Aber eben in dieſen Träumen, deren lockendem Reiz ich mich hingab, bildete leider Maria das Hauptbild. Wir ſchloſſen uns immer enger zuſammen; der Vater drang auf eine ſtrengere Entfernung, aber die ſchwache Mutter duldete Alles. Vielleicht nährte ſie dieſelbe Hoffnung, die mich belebte. Genau unterrichtet in der Geſchichte der verwandten Fürſtenhäuſer, ein Unterricht, der mir jetzt, als ich meine Geburt zu kennen glaubte, immer mehr Gewißheit gab, war es mir nicht unbekannt geblieben, wie ſelbſt ein regierender Fürſt ein einfaches Bürgermädchen geheirathet, wie ſelbſt der Kaiſer die Rechtmäßigkeit dieſer Ehe anerkannt hatte, und ich beſchloß, Glück und Unglück mit Maria zu theilen. Mit aller Gluth einer aufgeregten jugendlichen Einbildungskraft malte ich mir den Schrecken aus, welcher ſie ergreifen würde, wenn ſie in mir den Fürſtenſohn erkennen würde, die Freude, wenn ſie erführe, daß ich ihr Alles opfern wolle. Es war meine erſte Liebe, wahrlich, ſie war rein, und daß ſie entſtand, entſtehen mußte, durfte ich mir nicht verwerfen. Der Zwang, der, indem wir heranwuchſen, unſern frühern vertraulichen Umgang hemmte, erhöhte den Reiz. Wir lebten ganz für einander, und das Geheimniß, welches ich ſtill verbarg, und welches Jedermann kannte, ja das ſelbſt Maria zu ahnen ſchien, ſtärkte meine Geſinnung. Ich hatte mein achtzehntes Jahr erreicht; die Familie hatte allerlei kleine Vorkehrungen getroffen, um mir am frühen Morgen feierlich Glück zu wünſchen; Maria ſtand freudetrunken an meiner Seite. Da fuhr ein fürſtlicher Wagen vor, und ich erhielt den Befehl, ſogleich mit dem Wagen nach der Reſidenz zu fahren. Ein fürſtlicher Kammerherr überreichte mir einen Brief, in welchem die Mutter mich einlud, jetzt als ihr lieber Sohn am Hofe zu erſcheinen. Ich, ſagte der Ueberbringer, indem er ſich ehrerbietig näherte, bin der Glückliche, der den Auftrag erhielt, Sie, mein Prinz, zu Ihren fürſtlichen Aeltern zu bringen. So iſt es doch wahr, was ich immer dachte, was ich fürchtete, rief unwillkürlich Maria, ſtarr vor Schrecken. Der Kammerherr blickte ſchlau nach dem Mädchen und ſchien das wahre Verhältniß zu ahnen. Ich ward, betäubt, erſchüttert, nach dem Wagen geführt.

Warum ſoll ich Ihnen alle Qual meiner Lage, den Kummer, von welchem Maria ergriffen wurde, ausführlich darſtellen? Ich ſah nur zu bald ein, daß ich meine ganze zukünftige Lage oder alle Hoffnung meiner Jugend aufgeben müſſe. Mein Pflegevater ſtarb kurz darauf; die Mutter, fürſtlich von meinen Aeltern belohnt, lebte anſtändig in einer kleinen Stadt, und es war natürlich, daß ich ſie beſuchte. Es geſchah öffentlich. Aber die Mutter duldete es, daß ich auch zuweilen in's Geheim ſie beſuchte. Auch meine Mutter ſtarb. Bald darauf ging ich auf Reiſen. Die mancherlei Zerſtreuungen, der bunte, mir noch immer fremde Wechſel der Gegenſtände, vor Allem die große, ja unvermeidliche Gefahr, die meinem Vaterlande, die uns ſelbſt immer näher rückt, ſo manche mächtige Sorge ſtellte das ſtille, einfache Bild meiner Jugend, meiner Liebe in Schatten. Mein Vater ſtarb, nach einer kurzen Regierung, die kaum ein Jahr gedauert, mein Bruder, und ich eilte zurück, die Regierung des Landes zu übernehmen. Bei allen dieſen ſchnell wechſelnden Verhältniſſen ſchäme ich mich zu bekennen, daß ich kaum an Maria dachte. Zufällig kam ich in die Nähe der Stadt, wo ich ſie bei ihrer Mutter beſucht hatte. Die Erinnerung früherer Zeiten überwältigte mich, ich wagte nicht, in die Stadt hineinzufahren; aber eilig berief ich einen alten Diener, der, mein Vertrauter, mich früher begleitet hatte, wenn ich Maria beſuchte. Die Mutter, erzählte dieſer, ſei todt, Maria, von dem alten Fürſten in ſeiner Krankheit, von meinem Bruder während ſeiner kurzen Regierung vergeſſen, lebe in großer Armuth, wo ihre Mutter geſtorben. Sie vergeht vor Schmerzen, ſagte er, und nur gegen mich alten Mann wagte ſie es, ihren Kummer zu äußern. Sie ſieht recht blaß und elend aus. So hatte die unſelige Erziehung, der Irrthum meiner Aeltern ein unſchuldiges, herrliches Mädchen von ihrer frühen Kindheit an dem Untergange geweiht. Mein Herz blutete. Ich war durch kein Verſprechen gebunden, nur meine phantaſtiſchen Träume hatten ſie zur Fürſtin erhoben, und ſelbſt in unſern vertraulichen Geſprächen, nachdem ich das Haus der Aeltern verlaſſen hatte, beklagte ich nur das traurige Schickſal, das uns trennte. Aber mit unſerm ganzen Daſein waren wir in einander verſchmolzen, die Wurzel ihres Lebens war vertrocknet, da verwelkte ſie. Sie iſt jung, ſchön, gut, unſchuldig, wie ein Engel, ſagte ich; Adolf, giebt es keinen Mann, der dieſe Vorzüge zu ſchätzen weiß? Ei freilich, antwortete der alte Diener; es lebt in der Stadt ein ſehr braver junger Mann, der trotz ihres Kummers, ihrer Krankheit, nichts ſehnlicher wünſcht, als ſie zu beſitzen. Er hat um ſie angehalten, ſie ſchätzt ihn hoch, ſie hat ihre frühe, unglückliche Neigung ihm geſtanden, und er liebt ſie doch. Ich glaube, ſie könnte ſich entſchließen, ihm die Hand zu reichen. — Ich fragte nach ſeinem Namen, erkundigte mich genau nach ſeinen Verhältniſſen und erfuhr, daß er ein ſehr brauchbarer, zuverläßiger Mann war, der aber mit einem kärglichen Gehalt in höchſt dürftigen Umſtänden lebte. Ich vertraute ihm eine Kaſſe an, unterſtützte Maria und ließ ſie durch den alten Diener wiſſen, wie theuer ſie mir noch immer ſei, obgleich ich ihrer Ruhe, ihrem Rufe das ſchwere Opfer bringen müſſe, ſie nicht zu ſehen. Einige freundliche Zeilen von meiner Hand richteten ſie ganz auf. Sie heirathete.

Nach einiger Zeit hörte ich mit Erſtaunen, daß Köhler, ſo hieß Marias Mann, die Kaſſe angegriffen hatte. Während der Krankheit meines Vaters, unter der Regierung meines Bruders, während meiner Abweſenheit, war in allen Zweigen der Verwaltung große Unordnung eingeriſſen, Veruntreuungen waren nur zu häufig, und ſo war ich genöthigt, gleich beim Antritt meiner Regierung ſtrenge Maaßregeln zu ergreifen. Eine Menge Beamten wurden abgeſetzt, plötzliche, unerwartete Reviſionen verordnet; die ſtrengſten Strafen trafen einen Jeden, der ſich eine Veruntreuung zu Schulden kommen ließ. Ich hielt die größte Strenge nicht allein für nothwendig, ſie ſchien mir milder, als die ſchwache Nachgiebigkeit, die leicht zum Verbrechen führt. Iſt man gegen den treuloſen Diener unerbittlich ſtreng, dann darf man es wagen, dem treuen zu vertrauen. Man verfuhr alſo, meine Befehle achtend, mit aller Strenge. Köhler wurde proviſoriſch ſuspendirt. Ich erſchrak heftig; ich eilte ſelbſt nach der Stadt, ich hoffte immer, mildernde Gründe zu finden. Da erfuhr ich, daß der Unglückliche, von der Schande gebeugt, ſonſt der weichſte, mildeſte Menſch, der ſeine Frau eben ſo ſehr verehrte, als liebte, nachdem er ſich in tiefem Mismuth umhergetrieben hatte, in die Stube der Frau geſtürzt war. Du, Du Elende, hatte er außer ſich gerufen, haſt mich in doppelte Schande geſtürzt; ich habe mich mit dem Abhub ſeiner Liebe begnügt und nun haſt Du mich noch verführt, ſeine Kaſſe zu beſtehlen. Darauf rannte er wild aus der Stube und man ſah ihn nicht mehr. Maria war hoch ſchwanger; ſie war, ſeit die Unterſuchung anfing, tiefſinnig; ſie ſtarrte den Mann an, als ſie die ſchauderhaften Vorwürfe hörte, als verſtände ſie ihn nicht. Ich beſuchte ſie, wußte doch die ganze Welt, daß wir wie Geſchwiſter zuſammen erzogen worden. Sie kannte mich nicht, und als ich nun, nach ſo vielen Jahren, ſie blaß, entſtellt, verwildert liegen ſah, ergriff mich ein furchtbares Grauen; es war mir, als wenn ein entſetzliches Geſpenſt drohend vorüberſchritte, das alle Blüten meiner Kindheit ausrupfte, zermalmte, und mich leer und ausgehöhlt zurückließe. Ich fühlte es, wie der geheime Wahnſinn mit hohlen Augen auch nach mir blickte und mich ergreifen wollte. Und doch mußte ich da bleiben. Ich ſelbſt unterſuchte alle Papiere. Da fand ich einen Brief aus einem naheliegenden Orte; ich erkannte die mir ſo liebe Handſchrift und las: Lieber Mann! Die arme Frau iſt in der höchſten Verzweiflung; man will ihr das Haus, das kleine Eigenthum wegnehmen. Die Summe iſt ja nicht ſo groß, daß ſie ſich nicht leicht erſetzen laſſen ſollte. In wenigen Tagen iſt Dein Gehalt fällig, der Fürſt wird mir einen kleinen Vorſchuß auf meine Penſion nicht abſchlagen. Es iſt meine erſte Bitte. Nimm dieſe Summe aus der Kaſſe, gewiß, Du kannſt es mit der größten Rechtlichkeit wagen. — Ich zitterte. Daneben lag eine angefangene Bittſchrift an mich; ſie war am Tage der unglücklichen Reviſion geſchrieben und wahrſcheinlich durch dieſe unterbrochen.

Ich beſuchte die arme Frau öfters, die Unterſuchung ward niedergeſchlagen, der Verluſt der Käſſe gedeckt, die völlige Unſchuld des Mannes gerichtlich bekannt gemacht. Aber er war nirgends zu finden. Maria kam, als die Zeit, da ſie gebären ſollte, ſich näherte, wieder zu ſich. Meine Gegenwart ſchien ſie zu ſtärken, und ich erzählte ihr, wie die Unſchuld ihres Mannes anerkannt worden ſei, wie die genaue Unterſuchung ihn als einen höchſt redlichen, beſonnenen, tüchtigen Beamten gezeigt habe. Ich bin, fuhr ich fort, entſchloſſen, ihm eine bedeutende Stelle zu geben; alle Welt ſoll wiſſen, wie ſehr ich ihn ſchätze. Aber er war nirgends zu finden. Maria gebar einen Knaben und lebte, trübe und einſam, in der Hoffnung, daß ihr Mann wieder erſcheinen würde. Ich ward immer unruhiger; auch Maria ſchien alle Hoffnung zu verlieren. Ein halbes Jahr war ſchon verfloſſen. Wunderbar gedieh der Knabe, obgleich die Mutter fortdauernd durch innern Gram verzehrt wurde. Ich verreiſe, liebe Maria, ſagte ich, als ich ſie einmal wieder beſuchte. Sie erſchrak. Ich will Deinen Mann aufſuchen, gewiß, ich finde ihn noch, ich werde fleißig ſchreiben, Meine Beſuche waren öffentlich, nie fand ich ſie allein, ich that Alles, um das Verhältniß, wie bisher, völlig rein zu erhalten. Sie verſprach mir, meine Rückkunft ruhig abzuwarten. Ich kam hier an und verſäumte nicht, ihr zu ſchreiben, ſie zu tröſten. Einige Monate vergingen. Mein Begleiter, Herr von Randolph, glaubte einmal, auf der Straße gehend, den Verſchwundenen zu erkennen. Er ſchlich unbemerkt hinter ihm her, ſah ihn in ein Haus hineingehen und brachte mir eilig die Nachricht. Ich eilte, von ihm begleitet, dahin und überraſchte ihn. Mir war der Mann unbekannt, aber er, der mich erkannte, erſchrak heftig. Es gelang mir, ihn völlig zu beruhigen, die Nachrichten von ſeiner Frau rührten ihn. Ich bin, ſagte er, in Armuth aufgewachſen, ich lebte fortdauernd unter Druck, und — ich war mir bewußt, daß ich ein beſſeres Schickſal verdiente. Da bildete ſich ein Ehrgefühl aus, welches durch den geringſten Verdacht ſich verletzt fühlte. Ich kämpfte vergebens dagegen, die geringſte Veranlaſſung konnte mich tödtlich treffen. Doch unter allen Dingen in der Welt ſchien mir eine Veruntreuung, ein Betrug als das Schrecklichſte, was, ſelbſt als leiſer Verdacht, einen Jeden tödtlich treffen müßte. Wenn mir Ereigniſſe der Art, von irgend Einem, ſelbſt dem Unbekannteſten, erzählt wurden, befiel mich eine furchtbare Angſt; ſchon die bloße Möglichkeit, daß ein ſolches Schickſal irgend einen Menſchen treffen könnte, ſchien mich vernichtend zu treffen. Und nun finde ich mich ſelbſt in ein ſolches Ereigniß verflochten, ich ſelber bin der Gegenſtand der Unterſuchung, und die finſtere, furchtbare Gewalt, die, wenn ſie den Unbekannten traf, mich innerlich erſchütterte, hatte mich ſelbſt ergriffen und in den Mittelpunkt des Entſetzens geſtellt. — Ich erfuhr dies nicht bei dem erſten Beſuch. Er kam oft zu mir, ich lernte einen Mann kennen, der mein ganzes Vertrauen beſitzt und gewiß verdient. Denken Sie ſich nun meinen Schrecken, als ich erfuhr, daß Maria mit ihrem Knaben verſchwunden war. Seit meiner Abreiſe war ſie immer tiefſinniger geworden. Plötzlich war ſie in der Nacht verſchwunden. War es Wahnſinn? Hatte ſie auf verborgenen Wegen irgend eine Nachricht von dem Aufenthalt ihres Mannes? Oder war ſie mir nachgeeilt? Das Letzte, was ich auf alle Weiſe zu vermeiden ſuchte, war mir nicht wahrſcheinlich. Ich hatte alle Vorkehrungen getroffen, um ſie über den Ort meines Aufenthalts in völliger Unkunde zu erhalten. Was ich erfahren hatte, wagte ich nicht dem kaum getröſteten Manne zu ſagen, aber ich verſchob meine ſchon beſtimmte Abreiſe von einer Zeit zur andern. — Ich rettete das Kind; aber wie erſtaunte ich, als Frau von Dahlheim mir ſagte, wie eine Frau mit ihrem Kinde ſich in einer ärmlichen Hütte verborgen halte, wie ſie ſie kennen gelernt, ihr Vertrauen gewonnen, wie die Frau, als ſie erfahren, daß ich mich in der Stadt aufhalte, ſich nicht hinein gewagt habe. Die Frau von Dahlheim glaubte, aus zarter Schonung, ein Ereigniß, welches mit den geheimſten Fäden meines Lebens ſo innig verflochten war, Niemandem, ſelbſt Ihnen, Herr von Dahlheim, nicht, entdecken zu dürfen und ſuchte in den letzten Tagen vergebens eine Gelegenheit, mir die Anweſenheit dieſer Frau bekannt zu machen. Jetzt haben Sie Alles erfahren, was ich ſelber weiß. Wie die arme Frau uns hier, ſo unerwartet, in einem ſo furchtbaren Zuſtande, überraſchen konnte, iſt mir ſelber unerklärlich.

Als der Fürſt geendigt hatte, trat die Frau von Dahlheim herein.

Maria, ſagte ſie, hat ſich wieder erholt. Es koſtete uns viele Mühe, ehe wir ſie überreden konnten, daß ſie ihr Kind wirklich lebendig in den Armen halte. Jetzt iſt ſie über das Glück, das Kind wieder zu haben, entzückt; dazwiſchen werden Sie, Herr Baron, genannt, und mit einer rührenden Redſeligkeit erzählt ſie dann von ihrem Manne. Er iſt gewiß auch hier, ſagte ſie; wie ſollte er fehlen, da ich die beiden andern gefunden habe? Die Männer, die ſie hierher geführt haben, erzählen, wie ſie das Kind verloren. Das Ereigniß iſt ſchauderhaft. Die ſteigenden Fluthen drohen dem Hauſe. Die kranke Mutter wird herausgetragen, die Wiege neben ihr hingeſtellt. Aber die Fluthen drängen nach; nur eine alte Frau und ein Mann ſind in der Nähe. Maria wird von einer Ohnmacht ergriffen, und während jene mit ihr beſchäftigt ſind, wird die Wiege von den Fluthen gefaßt. Sie ſchlägt eben die Augen auf, vermißt das Kind, ſieht die Wiege fortſchwimmen und will ſich in die Fluthen ſtürzen. Halbtodt ward ſie fortgetragen, an die Rettung des Kindes war nicht zu denken. Als meine Boten, die ſie geſtern Abends vergebens ſuchten, ſie heute fanden, war ſie ohne alle Beſinnung; aber ſo wie man das Kind nannte, ſprang ſie auf. Wo iſt mein todtes Kind? rief ſie. Es war unmöglich, ihr begreiflich zu machen, daß es noch lebte. Mit wunderbarer Schnelligkeit lief ſie hierher, die Begleiter zur Eile antreibend, und als ſie das Haus betrat, als ſie in dem Saale Stimmen hörte, ſtürzte ſie unaufhaltſam herein.

Sophie kämpfte fortdauernd mit ſich ſelbſt, vermochte aber nicht, den innern Zwieſpalt zu überwinden. Der Fürſt war während der drohenden Ueberſchwemmung, ohne von den Frauen, die nach dem Fluſſe hinſtarrten, entdeckt zu werden, in den Saal getreten und hatte Sophien einen Wink gegeben. In der Verwirrung entfernte ſie ſich, ohne daß ihre Entfernung bemerkt wurde, und ſo ganz waren Beide mit einander beſchäftigt, daß die drohende Gefahr ſie kaum rührte. Der Fürſt ſprach jetzt mit der größten Offenheit; er klagte ſich ſelber an; alle ſeine Aeußerungen trugen jetzt, da er im Begriffe ſtand, ſich von ihr zu trennen, ſo ganz das Gepräge des tiefſten, wahrhafteſten Kummers, daß Sophie mit Beſchämung ſich geſtehen mußte, ſie verdiene eine Liebe, wie ſeine war, keineswegs. Dieſe Entdeckung ſchmeichelte ihr, indem ſie ſich Vorwürfe machte; der Kummer des Fürſten war ihr einziger Troſt, und verſöhnt, nicht ohne Rührung, verließ ſie ihn. Das Haus war öde, Alles lief in Beſtürzung herum, aber ſie ging, wie in Gedanken, nach der Laube, wo ſie der Fürſt zuerſt überraſchte. Sie war auf einer Terraſſe angelegt, die von den Fluthen nicht erreicht wurde. Hier brütete ſie über ihren zertrümmerten Hoffnungen. Sie fühlte ſich innerlich tief beſchämt, gedemüthigt, vernichtet. Alles, was um ſie her vorging, war ihr gleichgültig; ſie kam ſich ſelbſt wie abgeſtorben vor. Als die Männer zurückkehrten, trat ſie, faſt bewußtlos, auf einer andern Seite in das Haus, und ſelbſt die Erſcheinung des ſo wunderbar geretteten Kindes weckte ſie kaum aus ihrer Betäubung. Der beleidigte Stolz hatte ſie bis jetzt aufrecht erhalten. Jetzt war auch dieſer zerfallen; zum erſten Mal in ihrem Leben fing ſie an, ſich ſelber gering zu ſchätzen, und es war ein Glück für ſie, daß Jedermann ihre Betäubung den Gefahren zuſchrieb, die ſie eben kaum bemerkte. Die Nacht brachte ſie unruhig zu; mühſam erlangte ſie ſo viel Gewalt über ſich ſelbſt, daß ſie unter den Frauen erſcheinen konnte; als aber Roſſing ſo kräftig, ſo froh und zuverſichtlich ihr entgegen trat, als ſie an die ſchönen Stunden wechſelſeitiger geiſtreicher Geſpräche dachte, und wie ſie ſich in ſeiner Achtung ſo glücklich gefühlt hatte, und als er nun, nach ſeiner Gewohnheit, mit ſcharfen Zügen, als eine bloße Betrachtung, ihre ganze innere Lage darſtellte, die plötzlich Vernichtung eines fröhlichen Daſeins durch innere Leidenſchaft, da brach die erkünſtelte Kraft, und ſie erſchien ihm gegenüber zum erſten Mal in aller weiblichen Schwäche. Was wird er von mir denken? ſagte ſie ſich, als ſie ihn verlaſſen hatte, wenn er nun — und wie nahe liegt es! — dieſen plötzlichen, unwillkürlichen Ausbruch auf ſich ſelbſt bezöge! Du biſt beſchimpft, der traurige Gegenſtand des Mitleidens der Männer, deren Achtung Dich noch vor Kurzem ſo hoch ſtellte. — Marias Schickſal, die Beſchäftigung mit ihrer Pflege, weckte ſie zuerſt aus den qualvollen Träumen, und als ſie deren frühe Liebe, ihre noch fortdauernde Anhänglichkeit an den Fürſten erfuhr, ſchloß ſie ſich mit heftiger Leidenſchaft an ſie an.

Roſſing war indeſſen keinesweges ruhig. Er mußte es ſich geſtehen, daß Sophie einen ſtarken Eindruck auf ihn gemacht hatte; er erinnerte ſich jetzt zuerſt mit Schrecken, daß er ſeit mehreren Wochen nicht nach Norwegen geſchrieben, daß er den letzten Brief ſeiner Braut nur flüchtig geleſen hatte, ſich jetzt kaum auf den Inhalt beſinnen konnte. Du haſt Dich in das Vertrauen des herrlichen Mädchens hineingeſchlichen; wie Vieles aus ihrem Leben hat ſie Dir redlich mitgetheilt; Irrthümer, die, tief gewurzelt, noch kaum überwunden ſind, hat ſie Dir preisgegeben. Haſt Du Dich nicht zu ihrem Lehrer aufgeworfen? Haſt Du nicht ein gleiches Vertrauen gegen ſie geheuchelt? Warum haſt

Du ihr nichts von Deiner Liebe vertraut? Er entſetzte ſich vor ſich ſelber. Wenn nun ſie für Dich fühlte, was Du unläugbar für ſie fühlſt? Wie tief biſt Du geſunken, während Du Dir in hohen Lehren gefällſt und die Rolle des Wahrhaften, des Freimüthigen bis zur Ungebühr ſpielſt! — So unbehaglich, ſo drückend hatte ſich Alles im Innern geſtaltet, während ſich äußerlich ſcheinbar nichts geändert hatte.

Als Roſſing, wie gewöhnlich, den Nachmittag mit Sophien zubrachte, ſchien dieſe aufgeräumter, als ſonſt; das Geſpräch führte ſie auf frühere Zeiten, auf Erinnerungen aus der Kindheit, auf das Unglück, welches nothwendig aus einer früh verfehlten Richtung entſteht. Das Leben des Fürſten legte ihnen dieſen Gegenſtand ſehr nahe.

Nun Freund, ſagte Sophie, Sie ſind mir noch immer eine recht ausführliche Darſtellung Ihrer eigenen Kindheit und frühen Jugend ſchuldig.

Roſſing ergriff die Gelegenheit. Wie gewöhnlich ſprach er ſich immer tiefer in den Gegenſtand hinein. Die unbefangene Natürlichkeit in allen Verhältniſſen, ſeine Liebe, die, wie Marias Liebe zum Prinzen, in der früheſten Kindheit gegründet, unvermerkt heranwuchs, ſich ſelber nicht kannte, aber auf eine naturgemäße Weiſe mit einer ernſthaften Verbindung ſchloß, wurde mit großer Wärme dargeſtellt. Es konnte nicht fehlen, die einfache Klarheit in dieſem frühen Verhältniſſe mußte manche Schattenſeite der unklaren, in ſich verworrenen Verbildung herausheben. Sophie ſchwieg, Roſſing, von ſeinem Gegenſtand ergriffen, hielt dieſes Schweigen anfänglich für ſtille Aufmerkſamkeit. Als er ſchloß, blieb ſie noch immer ſtill. Dann bemühte ſie ſich vergebens, einige Worte über die ſchöne Zeit ſeiner Kindheit zu ſagen. Sie verwickelte ſich in ihrer Rede immer mehr, und Roſſing, in der peinlichſten Lage, mußte ſich ſtellen, als merke er es nicht. Jetzt erkannte er, mit ſehr vermiſchten Gefühlen, daß ſein Verhältniß zu Sophien auf immer abgebrochen ſei.

Er weiß es jetzt, daß Du ihn liebſt, ſagte ſich Sophie, und jetzt erſt biſt Du verſchmäht; denn was Du Dir nie geſtehen wollteſt, erkennſt Du jetzt; ihn allein haſt Du wirklich geliebt.

Maria ſaß heiter und ruhig in einer freundlichen Wohnung; in Allem herrſchte einfache Reinlichkeit, die Möbel waren hell polirt, in zierlicher Ordnung war Jedes an ſeine Stelle geſtellt. Das Kind ruhte geſund in ihren Armen, ſtreckte die kleinen Hände ungeduldig in die Höhe und blickte unverwandt mit verlangenden Augen nach dem Löffel, der die ſehnlich erwartete, noch zu heiße Nahrung enthielt. Alle Spuren des Kummers waren verſchwunden; die urſprüngliche Schönheit und einfache Anmuth war auf eine überraſchende Weiſe ſiegreich aus dem furchtbaren Kampfe wieder hervorgetreten. Roſſing erblickte eine rein menſchliche Maria mit einem gewöhnlichen, friſchen, geſunden Knaben; aber er fand ſich in einer geſunden, ruhigen Stimmung; Maria und das Kind ſaßen lebendig vor ihm. Plötzlich fiel ihm jener wunderbare Traum, der ihn, als er eben nach Dresden gekommen, ergriff, lebhaft ein; er mußte ſich geſtehen, daß in jenen überſchwänglichen Gefühlen, die ihn ohne alles Maaß in eine ſehnſüchtige Ferne trieben, der Grund aller Verwirrungen liege, in welche er ſich verflochten fühlte, und dieſe Maria erinnerte ihn an Elſe; das Bild ruhiger, friedlicher Unſchuld überwältigte ihn, und er vermochte, aufgeregt, wie er war, kaum ſeine Rührung zu unterdrücken.

Setzen Sie ſich, lieber Herr Roſſing, ſagte das liebliche Weib und reichte dem ungeduldig wartenden Knaben den Löffel hin; mein Mann wird bald kommen.

Roſſing ſetzte ſich der Frau gegenüber.

Sie haben uns noch gar nicht beſucht, lieber Herr, ſagte die freundliche Frau, und ich möchte ſo gern einen Jeden, der mich in der furchtbaren Zerſtörung geſehen, hierher führen, daß er Gottes ewige Barmherzigkeit mit mir preiſe. Sehen Sie, ich weiß es ja wohl, daß ich in wenigen Tagen dieſe Wohnung verlaſſen muß; die mir jetzt ſo theure Heimat winkt mir, ich verlaſſe Dresden mit vielen Freuden. Aber dennoch werde ich dieſe einfache Stube nie vergeſſen, es wird mir vorſchweben, wie die helle Morgenſonne dort hereinſchien, und die Wand und die Schränke ſo freundlich beleuchtete, als der Herr mich ſeiner Gnade würdigte, und die ſchwere Decke des Irrthums und der Sünde von meiner belaſteten Seele wälzte. Erwarten Sie nicht wunderliche Viſionen und Empfindungen. Es hat ſich Alles gar ſchlicht und einfach zugetragen, und es iſt doch wohl auch gut für einen jungen Mann, zu erfahren, wie Gott ſich über arme Sünder erbarmt.

Roſſing horchte mit der größten Aufmerkſamkeit. Die Frau ſaß da in freundlicher Ruhe; er entdeckte keine Spur von einer Ueberſpannung. Die ſchlichten Worte, die nach alt hergebrachter Weiſe das Verhältniß zu Gott prunklos bezeichneten, bewegten ihn, der in den bodenloſen Abgrund geiſtreicher Verwirrung zu verſinken drohte, und es war ihm, als hauchte ihn, nachdem er der Gewalt dämoniſcher Düfte entronnen war, zuerſt eine friſche, kühlende Morgenluft an. —

Ich habe mich ſchwer verſündigt, lieber Herr, und dieſe Sünde fing gar früh an. Als ich die ſchöne brüderliche Liebe, die mich von meiner Geburt an mit meinem Fürſten verband, in eine wilde Leidenſchaft verkehrte, als ich mit ſündlicher Luſt das Gift in mich ſog und den gütigen Bruder, — das war er, das ſollte er mir damals ſein, — mit mir in gleiche zerſtörende Luſt hineinzog, da fing das Unheil an. Zwar, ich weiß nicht, wie ich dieſer Sünde entgehen konnte, ich ſehe noch nicht ein, wie es anders hätte kommen können, aber dennoch ruft mir eine innere Stimme, jetzt, ſeit

Gott mir vergönnt hat, einen Blick in mein innerſtes Herz zu werfen, recht deutlich, recht vernehmlich zu, daß ich, ich allein alle Schuld trage. Ich fühle mich nicht beängſtigt, vielmehr erleichtert durch dieſes Bekenntniß, ſo furchtbar es mich auch anfänglich traf. Es iſt mir, als würde erſt dadurch alle Laſt von mir gewälzt. Mit jener geheimen Schuld, deren verborgenen Urſprung ich noch nicht kenne, fing eine Reihe von Unglücksfällen an, die mich, die einen Jeden, der mit mir lebte, in das höchſte Elend ſtürzte. Ich zertrat freventlich alle Freuden, die der gütige Gott für mich, wie für alle ſeine Kinder, bereitet hatte; ſeine freundliche Sonne ſchien nicht für mich, ich ſah den Frühling nicht kommen, den Sommer nicht ſeine Blüten zu Früchten reifen, den milden Herbſt nicht ſeinen Segen ſpenden; ich ſah die Menſchen um mich her nicht, ich glaubte ihn zu lieben und liebte nur mich, wühlte mich voll zehrender Selbſtſucht immer tiefer in mein Inneres, zerſtörte das innere Glück eines trefflichen Fürſten, hemmte, was er ſeinem Lande Gutes thun wollte, weil ich ſeine innerſte Kraft lähmte. Da ließ es Gott, über mein Verdienſt, gnädig zu, daß ein gar zu guter, reiner, herrlicher Mann, der, als wäre er ein mild warnender Engel, von dem Herrn geſchickt, meine Schwäche, meine Sünde trug, mich zu ſeiner Gattin wählte. Aber auch ihn ſchickte ich, durch zu viele Güte verblendet, in das Elend. Endlich ſchien die göttliche Langmuth ihre Endſchaft erreicht zu haben. Gottes ſtrafender Zorn traf mich furchtbar. Alles Elend, was ich um mich her verbreitet hatte, ſtürmte vernichtend auf mich ein; die Sinne vergingen mir. Ich glaubte mich von dem brüderlich geſinnten Fürſten verlaſſen, von meinem Gatten verachtet, ja verflucht, ich flüchtete, wie Kain, der Brudermörder, von Gottes ſtrafender Hand verfolgt, unſtät umher, ich ſah, wie die wilden Fluthen ſich empörten, indem ich ihnen nahe trat, wie ſie mein Kind ergriffen und im wilden Jubel es dem ſichern Tode preisgaben. Ich fühlte es wohl, Gottes Hand lag ſchwer auf mir, aber der zerſtörte Sinn konnte es nicht faſſen. Da ändert ſich Alles wie durch ein Wunder. Gott ſendet den guten fürſtlichen Bruder, daß er das Kind aus den Fluthen retten muß; ich finde meinen Gatten, von dem Fürſten geehrt, er eilt mir liebevoll entgegen, mein Kind ruht geſund in ſeinen Armen. Ich bin von meinem Glücke wie geblendet, ich konnte im Anfange nur durch meine Freude danken; aber gewiß, es war der wärmſte, der innigſte Dank, ſchon war mein ſündiges Herz unter Jubel und reuevollen Thränen gebrochen, und dem Heilande zugewandt. Schöne Geſänge aus der frühen Kindheit klangen, wie aus der Ferne, in meine Seele. Allmälig fand ich mich in meiner Freude wieder; der laute Jubel verlor ſich in ein ſtilles Gebet, mein Gatte ſchlummerte noch, das Kind lag ruhig in der Wiege, die erſten ſchönen Morgenſtrahlen rötheten die Wand und die Schränke; da war es mir, als erkennte ich den böſen Geiſt, der mich gefeſſelt hatte Jahrelang, da war es mir, als näherte ſich der Heiland, und von furchtbarem Entſetzen und inniger Freude ergriffen, fühlte ich mich bis in die Hölle verſtoßen und bis in den lichten Himmel gehoben in demſelben Augenblicke. Abgewälzt fühlte ich alle Qual, alle Menſchen mußte ich lieben, und hoffe, für den beſten Fürſten, für den geliebten Gatten, für das ſüße Kind zu leben, in der Gnade des Herrn, ihn zu loben und zu preiſen, bis ich ſterbe. Denn er hat der Schwachen geholfen; er hat das zerknickte Rohr aufgerichtet und will nicht, daß der Sünder ſterbe. Sein Name ſei geprieſen, Hallelujah, Amen.

Sie faltete die Hände, in dem klaren Auge ſtand eine Thräne, das Kind blickte freudig nach der Mutter hinauf, und jetzt eben warf ein glühend erleuchtetes Fenſter das Abendroth auf das verklärte Geſicht. Roſſing fand ſich ſeltſam beruhigt; ein Gefühl, wie das andächtigſte in früher Kindheit, durchdrang ihn mit unſäglicher Milde. Elſe in ihrer heitern Unſchuld trat hervor und geſellte ſich zu Maria. Es war ihm, als wenn auch er, aus langem, ſchwerem Traum erwacht, ſich erleichtert fühlte. Da trat Köhler herein. Sie ſind da? ſagte er, der Fürſt wünſcht Sie zu ſprechen.

Köhler begrüßte ſeine Frau, ſie reichte ihm das Kind hin, Beide gingen.

Roſſing war immer mehr in der Gunſt des Fürſten geſtiegen. Es ſchien, als könnte dieſer ihn nicht entbehren.

Herr Roſſing, ſagte der Fürſt, als er hereintrat, der alte Geiſtliche, den Sie kennen, fängt an ſich an Sophie zu hängen; ich weiß es, ſie ſehen ſich öfters, ſie hat lange, geheime Unterredungen mit ihm. Er ſcheint mir verdächtig, und ich fange an die Folgen zu fürchten.

In der That, mein Fürſt, (ſo nannte Roſſing ihn jetzt, wenn ſie allein waren) ich habe dieſen Geiſtlichen als einen eifrigen Bekehrer kennen gelernt, und ich bin überzeugt, daß er die Stimmung, in welche Sophie in der letzten Zeit gerathen iſt, und nicht ohne wahrſcheinlichen Erfolg, benutzen wird.

Es wäre doch entſetzlich, rief der Fürſt, wenn das ſchöne, geiſtreiche Mädchen in den finſtern Aberglauben der katholiſchen Kirche verſinken, wenn ſie den Glauben ihrer Väter verlaſſen ſollte. Ein ſolcher Schritt erſcheint mir einem Selbſtmorde ähnlich. Sie geben vor, die Thoren, daß ſie die geſchichtliche Entwickelung, die Tradition retten wollen, und verlaſſen den Boden, aus welchem Gott uns hervorwachſen ließ; ſie zerſtören die naturgemäße, nächſte Entwickelung, um das Daſein an längſt abgeriſſene Fäden mühſam anzuknüpfen. Wenn die Axt an die Wurzel gelegt iſt, iſt der Baum gerichtet. Geſtaltet ſich Etwas, ſo iſt es ein neues Leben, aus den Urquellen der Schöpfung entſprungen, nicht ein altes, welches ſich entwickelt. Ob ſie das Recht haben, von einer neuen Schöpfung zu reden, will ich nicht entſcheiden; nur von geſchichtlichen, geordneten Fortſchritten ſollten ſie nie zu ſprechen wagen, indem ſie Jahrhunderte und Alles, was ſie geſtaltet haben, überſpringen.

Es iſt ſchwer, erwiederte Roſſing, über den Entſchluß, den in unſern Tagen Einzelne ergriffen haben, etwas Beſtimmtes zu entſcheiden. Ich kenne geiſtreiche Männer, die aus voller Ueberzeugung katholiſch geworden, obgleich ich ſie nicht begreife. Faſt immer erſchien der Uebertritt mir als eine That der Verzweiflung, nicht als ruhige Ergebung, und Alle zeigen eine harte, ingrimmig polemiſche, verſchloſſene Geſinnung, die ſehr abſticht gegen den innern Frieden, der ſich milde ergießt über denjenigen, der ſich von dem innern, beſeligenden Glauben ergriffen fühlt. Ein ſolcher hat nichts zu verbergen, ja, er möchte ſein Glück mit der ganzen Welt theilen. Ich kenne Menſchen, die katholiſch geworden ſind aus einer Art von Hyperproteſtantismus, wie durch eine Hyperſthenie. Das Proteſtiren iſt ihnen ſo zur zweiten Natur geworden, daß ſie gegen den Proteſtantismus proteſtiren müſſen. Ich kann mir wohl denken, wie ein Mann, der ſich durch geiſtige Verwirrung von einer Anſicht in die andere, von unreifer Philoſophie in Poeſie, von halben Gedanken in wache Träume geworfen hat, wie ein Weib, durch das Gewirr innerer Leidenſchaft in einen nie zu ſchlichtenden Zwieſpalt gerathen, ſich ermüdet, erſchöpft in die Arme der Kirche wirft, nicht, damit der Kampf nun muthig beginnen ſolle, deſſen ſiegreichen Erfolg wir zuverſichtlich von der Gnade erwarten, ſondern um nur, wie betäubt, zur Ruhe zu kommen.

Ein Salto mortale in die Barmherzigkeit der Kirche, ſagte der Fürſt, und eine Erinnerung drang ſich Neſſing auf, die eben in dieſer Zeit ſo nahe lag und ihm unwillkürlich ein Lächeln abnöthigte.

Iſt es nicht hier vielmehr ein Sapho-Sprung von dem leukadiſchen Felſen? ſagte der unkundige Köhler, der, ohne von den Umſtänden unterrichtet zu ſein, hörte, daß von einem geiſtreichen Mädchen die Rede war. Er erſtaunte nicht wenig, als, indem er dieſes ſagte, ſowohl der Fürſt, als Roſſing, in große Verlegenheit geriethen, ja noch mehr, als er deutlich ſah, daß Beide über die ſichtbare gegenſeitige Verlegenheit ſich zu verwundern ſchienen.

Das Geſpräch ſtockte, und man trennte ſich mit dem Entſchluſſe, auf den Geiſtlichen und ſeine fernern Unternehmungen genau zu achten, und das Mädchen, wenn es möglich wäre, zu retten.

Holbein erſchien wieder. Man ſah ihn immer mit dem katholiſchen Geiſtlichen, von Sophien hielt er ſich fern. Eines Abends trafen der Fürſt, Roſſing und Holbein bei dem Doktor zuſammen. Sophie war in der letzten Zeit faſt unzugänglich. Heute Abend erſchien ſie, von dem Geiſtlichen begleitet; auch Julius war aus Freiberg herübergekommen, um ſeinen Freund nach langer Zeit zu beſuchen.

Das Geſpräch wollte zwiſchen Menſchen, die einander noch vor Kurzem ſo völlig zu verſtehen ſchienen, die ſich jetzt, ohne es ſich geſtehen zu wollen, wechſelſeitig ſo entfremdet waren, gar nicht in Gang kommen, und Julius, der in Freiberg ganz für ſein Geſchäft lebte, hatte von Allem, was ſich hier zugetragen, keine Kunde. Aber der innere Zwieſpalt, der nur mühſam verheimlicht wurde, war ihm nur zu klar. Er ſah ſich ängſtlich um. Allmälig fing man an, von einigen neueren Gemälden zu reden, die Aufſehen erregten. Das Urtheil war ſehr verſchieden, das Lob ſehr bedingt, die Meiſten fanden Manches zu tadeln.

O redet nicht von dieſer neuern Kunſt, rief Holbein; damit die Kunſt wieder aufblühe, muß die Kirche wieder lebendig in die Zeit hineintreten; ſie hat die Kunſt erzeugt, mit ihr ſteht und fällt ſie.

Du ſprichſt zu allgemein, unterbrach ihn Roſſing, Du kannſt nur von einer eigenthümlichen Richtung der Kunſt reden. Mit demſelben Recht, ja es wäre nicht ſchwer zu beweiſen, mit größerem Recht könnte man ſagen: Das Heidenthum, der Dienſt der alten Götter muß wieder aufblühen, aus dieſem iſt die Kunſt entſprungen, mit ihm ſteht und fällt ſie.

Ich ſprach natürlich nur von chriſtlicher Kunſt, erwiederte Holbein.

Keineswegs, entgegnete Roſſing, Du und wir alle ſprachen von der Kunſt im Allgemeinen. Oder wagſt Du wirklich, der chriſtlichen Kunſt, als ſolcher, den Vorzug vor der alten einzuräumen?

In einen ſolchen unnöthigen Kampf laſſe ich mich gar nicht ein, rief Holbein mit Heftigkeit. Wir ſind Chriſten, oder nennen uns wenigſtens alle ſo; das Reich der Seligen, der Erlöſer, als Kind, als Lehrer, am Kreuze, als Auferſtandener, die heilige Mutter, die Heerſchaaren der Heiligen, die Märtyrer, die Engel, bilden die Welt der Kunſt. Wenn dieſe Welt uns zerrinnt, dann erlahmt die Hand, die ſich nur an dieſer Anſchauung zu ſtärken vermag; die Kirchen zerfallen, irdiſche, bedeutungsloſe Geſtalten treten fratzenhaft an die Stelle der Göttlichen, kleinliche Bedürfniſſe engen uns ein, die Lumpen der Eleganz ſollen die Dürftigkeit des Daſeins illuſoriſch, theatraliſch zudecken, und der Geiſt der Kunſt iſt auf immer entwichen.

Was Du da ſagſt, hören wir mit andern Worten nun an allen Ecken, erwiederte Roſſing. Ich kann Dir keineswegs unbedingt beiſtimmen, und Du haſt meinen erſten Einwurf in ſeinem ganzen Umfange keineswegs verſtanden. Ob die Kunſt überhaupt ſein ſoll, davon kann gar nicht die Rede ſein. Sie iſt die ſchönſte Zierde, die höchſte Blüte der Erde. Aber ob eine beſondere Eigenthümlichkeit der Kunſt in ihrem ganzen Umfange wieder aufblühen ſoll, das iſt eine andere Frage. Sie iſt entſtanden und zu Grunde gegangen mit einer beſtimmten Zeit, ſie kann, in ihrem ganzen Umfange, eben ſo wenig wieder aufblühen, wie dieſe Zeit ſelber. Ich achte die Beſtrebung, den Alten nachzueifern, manches Schöne erhalten wir auf dieſe Weiſe; aber erſt, wenn die Kunſt aus unſerm eigenthümlichſten Leben, aus allen Richtungen deſſelben hervorblüht, lebt ſie wirklich. Alles Uebrige iſt Material, Studium. In unſern Tagen, ſeit Jahrhunderten, hat ſich Alles der freien Perſönlichkeit zugewandt. Tempel bauen wir nicht, aber weder die Griechen, noch die Römer, noch die blühenden Zeiten des Mittelalters kannten die Bequemlichkeit des perſönlichen Lebens, die unſere Tage auszeichnet.

Und das willſt Du nennen, rief Holbein, was die Kirche verödet, jedes große, öffentliche Leben zertrümmert, Alles in ein Chaos von Verwirrung der Staatsverfaſſungen, der Syſteme, der Meinungen geſtürzt hat, daß ein Jeder ſein Haus baut für ſich, ſeine Religion, ſeinen Staat, ſeine Philoſophie, und in abgetrennter

Selbſtſucht feindlich ſteht gegen Alle, wie Alle gegen ihn, das willſt Du loben?

Auch dieſes, lieber Holbein, höre ich ja wohl nicht heute zum erſten Male, und Du haſt, was Du da ſagſt, nicht aus Dir ſelber. Aber, ehe ich Dir direkt antworte, muß ich noch Einiges erwähnen, was mir wichtig ſcheint. Keine einſeitige Anſicht der Zeit, die Alles in Schatten ſtellt, die großen Keime der Entwikkelung, die wir pflegen ſollen, in übermüthiger Beſchränktheit überſieht, kann, ohne ihre Strafe zu finden, verfolgt werden. Dieſe ſtillen Keime, und lägen ſie in der Verwirrung noch ſo tief verborgen, bilden unſern Reichthum, unſern einzigen, wahrhaften; alles Uebrige iſt erborgter Prunk, iſt nichtige Lüge. So gebiert ſich die leere, hohle, in das Blaue — ſie nennen es die blaue Blume, aber es iſt nichts, als Luft — gehende, unendliche Sehnſucht, jene phantaſtiſche Grübelei, die alle Gegenwart gering ſchätzt. Um bei der Kunſt zu bleiben, iſt nicht eine eigene nichtige Generation von armſeligen, ſeufzenden Stümpern, die von Rechtswegen ein inniges Mitleiden mit ſich ſelber fühlen, aus dieſer leeren Richtung hervorgegangen? Kunſt ſetzt zuerſt Talent voraus; wo dieſes fehlt, kann keine Sehnſucht und keine Mutter Gottes es erſetzen. Dieſes Talent iſt, wie alle Gabe, die Gott zwar den Menſchen ſchenkte, aber deren Gebrauch zum Guten oder Böſen, zu ſeinem Heil oder zu ſeinem Unheil er ihnen überließ, ganz von der Religion verſchieden. Phidias war zu genau mit den Philoſophen bekannt, um ein rechtgläubiger Heide zu ſein, und ich kenne meinen Vaſari genau genug, um zu wiſſen, daß der chriſtkatholiſche Glaube keinesweges in der Künſtlerwelt der damaligen Zeit ſo ganz vorzüglich herrſchte. Aber Tüchtigkeit war damals zu Hauſe; kein Schwätzer durfte ſeine Stümperei mit großen Worten zudecken. Man frägt, ob die Kunſt ſich nach der Natur richten ſoll; — ſie ſoll Natur ſein. Tüchtigkeit iſt das Naturgeſetz, nicht das religiöſe Geſetz der Kunſt, obgleich der wahrhaft Religiöſe auch hier, wie allenthalben, das Naturgeſetz als ein göttliches ehrt. Dieſes Naturgeſetz will, daß der Künſtler, als ſolcher, erſt ein Kind ſein ſoll, in bewußtloſer That, durch Gehorſam, durch Entſagung in der Schulen Strenge erzogen; dann erſt darf er Geſelle werden, darf frei um ſich ſchauen, um zum Meiſter heranzureifen. Die hohe Idee mag, wie der mächtige Trieb in gewaltigen Jünglingsnaturen, den Geſellen durchdringen, aber ſie wirklich zu ſchauen, ſie darzuſtellen, vermag nur der Meiſter. Wenn Ihr aber, in unnatürlicher Verkehrtheit, mit dem Ziele der Kunſt anfangt, dann wird die Nichtigkeit Euers Strebens allewege kund werden. Dieſe leeren Madonnenträume haben nicht allein manche Unglückliche irre geführt, die mit Sehnen und Seufzen demjenigen nachjagen wollen, was die Natur ihnen ſtreng verſagt hat; ſie haben auch manches wahre Talent im Keime erſtickt. Mir ſind die gewöhnlichen Portraitmaler, ſelbſt ganz mittelmäßige, die ihr Brot auf eine redliche Weiſe erwerben und ſich um Eure Ueberſchwänglichkeiten gar nicht bekümmern, in jeder Rückſicht reſpektabler. Sie wiſſen doch, was ſie wollen; ſie kennen ihr Ziel, und ich wüßte nicht, wie man ſie tadeln ſollte. Handwerker, auch Gebildete wünſchen ihre Väter, Mütter, Kinder, Bräute, Freunde abkonterfeiet. Es iſt lächerlich, gegen ein Bedürfniß zu deklamiren, welches doch wohl natürlich ſein muß, da es ſo allgemein iſt, und ſelbſt wer von nichts, als von Heiligenbildern, träumt, erblickt ſich doch gar zu gern ſelbſt in einem ähnlichen Bilde. Kurz, es iſt ein allgemeines Bedürfniß, wie Kleider und Hausgeräth. Finden ſich Menſchen, die dieſes zur Zufriedenheit ihrer Kunden befriedigen, dann darf ſich Niemand beklagen. Aber leider, auch dieſe, die in ihrer Naivität oft Beſſeres liefern, als die Ueberſchwänglichen, fangen an, an ſich ſelbſt irre zu werden. Wenn ich einen phantaſtiſch gekleideten Thoren mit fliegenden Haaren ſehe, dann kenne ich ſchon ſeine Kindheit. Er leidet an der Sehnſucht nach Italien; er blickt ſehnſuchtsvoll nach der blauen Blume und hofft, daß er durch irgend einen Zauber plötzlich ein Raphael werden ſoll. In unſern Romanen fängt das Volk ſchon an ſeinen Spuk zu treiben. Es iſt eine Art verkehrter, moderner Helden geworden; ſie laufen irrend in den wüſten Gegenden herum, Madonnen und Heilige zu ſuchen, wie die Ritter die Drachen, mit Seufzern, von welchen ſie Wunder erwarten, armſelig bewaffnet, wie die Ritter mit Feenſäbeln.

Ganz entrüſtet ſtand Holbein auf und verließ das Haus. Roſſing fuhr in ſeiner Erbitterung fort:

Der Thor! Er glaubt, wenn er katholiſch würde und in ein Kloſter ginge, würde die heilige Mutter ſelbſt ſich in ein Bild verwandeln, ſich auf ſeine beſudelte Leinwand aufkleben und ſich für ſein Machwerk ausgeben.

Der Doktor war höchſt unruhig; dieſer leidenſchaftliche Auftritt in ſeinem Hauſe war ihm in der Seele zuwider; aber der Fürſt war ſehr zufrieden, winkte Roſſing Beifall zu und der Doktor mußte ſeinen Aerger verbeißen.

Van der Nael ſaß bis dahin ganz ruhig.

Sie haben harte Worte geſprochen, Herr Roſſing, ſagte er mit vieler Gelaſſenheit; aber das Hauptthema des Streites haben Sie noch gar nicht berührt. Sie behaupteten, daß die Kunſt nichts mit der Religion gemein habe, wenn ich Sie recht verſtehe.

Ich behaupte noch mehr, erwiederte Roſſing, froh, wie es ſchien, daß es ihm erlaubt war, den Hauptfeind anzugreifen, ich getraue mich zu beweiſen, daß die Blüte der Kunſt zu jeder Zeit den nahen Untergang einer beſtehenden religiöſen Form ankündigt. Verſtehen Sie mich recht; eine jede in der Zeit ſich entwickelnde äußere Form, die als *Erſcheinung* Religion zu ſein vorgiebt, geht ihrem Untergange entgegen, ja muß ihre eigene Nichtigkeit erkennen, wenn es ihr gelingt, eine Kunſt aus ſich zu erzeugen; es iſt die allerdings nur irdiſche Blüte, die als der Gipfel des Wachsthumes, ſelbſt zum Tode beſtimmt, das Verwelken der Blätter nach ſich ſchleppt, um ſich in die herbe Frucht der Reue zuſammen zu ziehen. Es iſt das Edle der Kunſt, das Zeichen ihres höhern Urſprungs, daß ſie, obgleich fruchtlos, ihren Tod überlebt, wie die erſtarrten Blumenblätter, die auch die künftige Pflanze umgeben. War nicht das Heidenthum im Schwanken, als die Plaſtik ihre höchſte Stufe erreichte, die Kirche innerlich zerrüttet, als die Malerei ihre Blütezeit feierte?

Und es iſt nothwendig ſo; denn die Kunſt ſteigert die Geſtalt zur Idee, und dieſe gehört nicht der Erſcheinung. Daß das Heidenthum ſich erhielt, wie der Heiligendienſt, ſelbſt, während die Kunſt blühte, und nachher, hat ſeinen Grund darin, daß die Kunſt keine allgemeine erlöſende Kraft hat, wie kein irdiſches Talent. Die Fetiſche, die wahren Götzenbilder, deren Fratze die Idee nicht ausdrückt, ſie vielmehr ausſchließt, behielten ihre Gewalt und mit dieſen der verzerrte Glaube.

Ich bin katholiſcher Prieſter, ſagte van der Nael feſt und ruhig, und darf ſolche Anfälle auf meine Kirche nicht dulden.

Sie haben mich aufgefordert, erwiederte Roſſing; ich finde Sie zum zweiten Male beſchäftigt, Proſelyten zu machen; läugnen Sie es, wenn Sie dürfen — und ich bin Proteſtant.

Der Geiſtliche ſchwieg. Sophie warf einen zornigen Blick auf Roſſing und verließ die Geſellſchaft. Der Doktor konnte nicht länger ſchweigen. Daß ein ſolches Geſpräch in ſeinem Hauſe ſtattgefunden hatte, war ihm zu bedenklich. Er überwand die Scheu vor dem Fürſten, der zwar keinen Theil an dieſem Geſpräche nahm, aber ſeine Freude unverholen äußerte.

Herr Roſſing, ſagte er mit einer ängſtlichen Miene, Sie haben mein Haus gewählt, um einen Streit auszufechten, der, glaube ich, an einer jeden andern Stelle ſchicklicher, als in meinem ſtillen, häuslichen Kreiſe, ſtattfinden könnte.

Ich will Niemandem beſchwerlich fallen, ſagte Roſſing kurz und kalt, und verließ das Haus.

Er ging mit heftigen Schritten, murmelte noch vor ſich hin und warf ſich, als er nach Hauſe kam, verdrießlich, unzufrieden mit ſich ſelbſt und der ganzen Welt, auf das Sopha. Da ſchwebte das ſchöne Bild von Maria und ihrem Kinde, ihre Andacht, ihr ſtiller Friede ihm vor; eine heftige Reue ergriff ihn, und er ſehnte ſich nach den ſtillen Gebirgen.

Aber mein Gott, ſage mir, was iſt das? Was iſt Alles vorgegangen, ſeit ich Euch verließ? rief Julius, der nach einiger Zeit hereintrat. Roſſing fing an, Alles, was ihm begegnet war, zu erzählen. Es ward ſehr ſpät; Julius horchte aufmerkſam, doch blieb ihm Manches noch dunkel.

So viel iſt klar, ſagte endlich Julius, Ihr habt Euch alle in Geiſtreichigkeiten übernommen und den Kopf verdorben. Aus dem Hauſe des Doktors biſt Du nun auf immer ausgeſchloſſen.

Hätte ich es nie geſehen! antwortete Roſſing. — und doch, ich werde mich ſtets mit Freuden mancher ſchönen und reichen Stunde erinnern, die ich dort verlebte.

Ich will Ihnen, lieber Roſſing, jetzt, da ich Sie ganz kenne, ein wichtiges Geheimniß entdecken, ſagte der Fürſt. Dies mag Ihnen als ein Zeichen meines unbegrenzten Vertrauens erſcheinen. Sie ſind ſelbſt Zeuge der Verwirrung geweſen, die von allen Seiten einbricht; die thörichte Menge kann das rechte Maaß nicht halten, die Schriftſteller vergrößern die Verwirrung, — wie ſoll Ordnung und Klarheit ſich erhalten können in dieſem Chaos von Meinungen? Da hat ſich eine Geſellſchaft gebildet von Männern, tüchtig ein Jeder in ſeinem Fache, ausgezeichnete Geiſter, von völlig übereinſtimmender Geſinnung; ſie haben ſich unter ſich verbrüdert, ſich wechſelſeitig Treue geſchworen. Ihre Verbindung bleibt undurchdringliches Geheimniß. Kein Menſch ahnt das Daſein dieſer Verbrüderung; aber je unbemerkter, deſto mächtiger iſt ihre verborgene Thätigkeit nach allen Richtungen. Ich lade Sie, lieber Roſſing, jetzt, da ich Sie kenne, ohne Bedenken ein, an dieſe Geſellſchaft, die nichts als Wahrheit, Schönheit und erleuchtete Religioſität verbreiten will, ſich anzuſchließen. Männer von Gewicht freuen ſich auf Ihre Theilnahme.

Roſſing erſchrak, als er dieſes Anerbieten vernahm; er liebte den Fürſten innig, er ſchätzte ihn hoch, ſeine entſchiedene Gunſt war ihm erfreulich, das Anerbieten ſelbſt war das unverkennbarſte Zeichen ehrenden Vertrauens. Aber er beſann ſich keinen Augenblick.

Mein Fürſt, ſagte er, ich weiß dieſes Anerbieten, wie ich muß, zu ſchätzen, ich finde mich dadurch geehrt, geſchmeichelt. Sie haben mir ſo viele Beweiſe Ihrer Gunſt gegeben, dieſer iſt der höchſte. Aber dennoch, Sie haben meine offene Freimüthigkeit über Verdienſt gelobt, ich wage es, ſie gegen Sie ſelber zu gebrauchen. Ich muß das gnädige Anerbieten ablehnen —

Ablehnen? ſagte der Fürſt, der mit Mühe geduldig die Antwort, die nicht viel Erfreuliches verſprach, bis zu Ende angehört hatte, — ablehnen? Laſſen Sie uns Ihre Gründe hören.

Er gab ſich offenbar Mühe, ſeinen Zorn zu unterdrücken.

Mein Fürſt, erwiederte Roſſing mit großer Kühnheit, ich habe wenigſtens keinen Grund, meine Gründe gegen ſolche Geheimniſſe geheim zu halten; alle Welt darf ſie erfahren.

Er hielt einen Augenblick inne. Der Fürſt ſchwieg.

Wer ſind dieſe Männer, fuhr Roſſing mit entſchiedener Stimme fort, die ſich berufen fühlen, für das übrige Geſchlecht durch geheime Mittel Wahrheit, Schönheit und erleuchtete Religion zu befördern? Wer wählt ſie? Wählen ſie ſich ſelber, — wer hat ſie berufen? Ihre Kenntniſſe? — wer ſchätzt ſie? Ihr Eifer? — den theilen ſie mit allen Fanatikern. Sie ſollen ſich vereinigen, übereinſtimmend denken über das, was in einem jeden beſondern Falle als Wahrheit, Schönheit, ächte Religion zu befördern, was als entgegengeſetzt zu hemmen ſei; denn ohne dieſe zweite Hälfte ihrer Thätigkeit wäre die erſte offenbar nichtig. — Wo findet dieſes Wunder ſtatt? Es wäre größer, als irgend ein Wunder, welches der ſtärkſte Aberglaube uns aufdringen will. Ehe ich in eine ſolche Geſellſchaft trete, muß man mich von der Wirklichkeit eines ſolchen Wunders überzeugen. Mehrere Menſchen können ſich höchſtens vereinigen, eine gemeinſchaftliche Thorheit zu verehren, ſie durch geheime Mittel zu verbreiten; über das Höchſte und Wichtigſte vereinigen ſie ſich nie. Ich glaube den zu kennen, der ſich vorbehalten hat, dieſe heilige Vereinigung allein zu beſorgen. Alle äußeren

Geheimniſſe ſind aus unſerer Schwäche entſtanden, von den größten, die das Höchſte zu verbergen ſuchen, an, bis zu den perſönlichen. Alles Irdiſche hat eine Seite, die es vor jeder Entdeckung zu bewahren ſucht, die Staaten, jede Verbindung, jeder Menſch. Ich ſelbſt habe meine Geheimniſſe, darf ich es läugnen? Daß ich ſie habe, iſt nichts, worauf ich ſtolz ſein darf. Wer wünſcht nicht ſo zu ſein, daß er ſich ganz offen, völlig unverborgen, durchſichtig ganz und gar, hinſtellen könnte vor aller Welt? Wenigſtens bei Allem, was meine Verhältniſſe gegen das Geſchlecht im Allgemeinen betrifft, bei jeder That, die ich mit ſchwachem Willen dem Höchſten weihe, habe ich der völligen Oeffentlichkeit Treue geſchworen. Ich darf mein Gelübde nicht brechen. Gott verzeihe mir die Geheimniſſe, die ich dennoch habe!

Er ſchwieg, der Fürſt lange auch. Dann trat er ruhig einige Schritte zurück.

Ich darf hoffen, daß Sie dieſes Geſpräch wenigſtens mit unter die Geheimniſſe rechnen werden, die Gott Ihnen zu verzeihen hat, antwortete er bitter. Sie ſind hoffentlich ein Mann von Ehre.

Es gehört nicht mir, erwiederte Roſſing. Ein fremdes Geheimniß iſt immer ein Heiligthum, ſelbſt, wenn man wünſchte, es nie erfahren zu haben.

Der Fürſt kämpfte mit ſeinem Zorne, dann trat er noch einige Schritte zurück, machte ein ſtillſchweigendes Kompliment, und Roſſing mußte ſich entfernen.

Auch dieſes Band iſt alſo gelöſt, dachte Roſſing, indem er die Treppe hinunterging. Nun in Gottes Namen! Jetzt kannſt Du ja gehen, Du biſt entlaſſen. Ich will doch noch einen Abſchiedsbeſuch machen.

Er eilte nach Hauſe, ſteckte Abſchiedskarten zu ſich und ging zum Doktor. Er ward wirklich angemeldet. Man könne ihn nicht annehmen, lautete die Antwort. Er gab eine Karte ab. Eilig warf er ſich in einen Wagen und fuhr nach Dahlheims Landſitze. Dieſelbe Scene wiederholte ſich auf die nämliche Weiſe.

Alſo völlig ausgeſtoßen biſt Du. Noch einen Verſuch willſt Du machen.

Er ſuchte Köhlers Wohnung. Maria kam ihm freundlich entgegen.

Nun, das iſt ſchön, ſagte ſie, daß Sie uns noch ein Mal beſuchen.

Lieber Mann, Herr Roſſing iſt da, rief ſie in ſeine Stube hinein.

Dieſer reichte ihm herzlich die Hand.

Wiſſen Sie, ſagte Roſſing, über dieſen Empfang erfreut und verwundert, wiſſen Sie, daß ich das Un=

glück gehabt habe, das Misfallen des Fürſten mir zuzuziehen? —

Wohl weiß ich's, denn ich komme eben von ihm. Er iſt noch ſehr entrüſtet. Daß ich mich ſo in dieſem Menſchen irren konnte, ſagte er; ich hätte das nie erwartet. Aber was es auch iſt, er achtet Sie noch, er bedauert, was er Ihren Irrthum, Ihre Halsſtarrigkeit nennt; und dann, mein lieber Roſſing, den Befehlen meines Herrn bin ich verpflichtet zu gehorchen, aber den Maaßſtab zur Beurtheilung der Menſchen habe ich nicht von ihm empfangen und laſſe ihn mir von keinem Menſchen geben.

Maria brachte den Knaben.

Ich werde, ſagte Roſſing, nie die ſchöne, die heilige Stunde vergeſſen, die Sie, liebe Maria, mir ſchenkten. Gott erhalte ſie mir in ewig friſchem Andenken, daß ſie Früchte bringe. Es war das Schönſte, das Edelſte, das Beſte, was mein hieſiger Aufenthalt mir bot.

Gott ſegne Sie, antwortete Maria.

Er ging, völlig geſtärkt.

Allein, von Allen verlaſſen, ſaß Roſſing auf ſeiner Stube. —

Wo iſt das bunte Gewimmel geblieben, was ſo fröhlich ſich um mich her bewegte? Wo die Welt, in deren Mitte ich mit freudiger, ja übermüthiger Luſt ein geiſtiger Herrſcher mir dünkte? Alles iſt verſchwunden, Jedermann hat mir den Rücken gewandt. Biſt Du denn ſchlechter, oder ein Anderer?

Ein Mädchen kam eilig herein.

Zwei Damen wollen Sie beſuchen, ſie werden von einem Herrn begleitet.

Kaum hatte ſie dies geſagt, als ſein Freund, der Kaufmann Thaulow aus Bergen, mit ſeiner Frau hereintrat.

Dich hat ein Engel geſandt, rief Roſſing und ſtürzte in ſeine Arme. Du biſt von Damen begleitet?

Allerdings, antwortete Thaulow; ein ſchönes Geſicht blickte durch die Thür, und Klara van der Nael trat lächelnd herein.

Nicht wahr, ſagte ſie, Sie freuen ſich doch, mich hier zu ſehen?

Roſſing konnte ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen, jede Spur von Misvergnügen war verſchwunden.

Aber wir führen, ſagte Klara, noch ein Mädchen mit uns, welches Sie kennen, welches Sie noch lieber ſehen, als uns, — und Elſe ſtürzte laut weinend in ſeine Arme.

Er kannte ſie kaum; ſie war gekleidet, wie die Frauen von Stande, ihr Betragen war ungezwungen, er ſah, wie Alles Klaras Werk war. Es wäre überflüſſig, ſeine Freude darzuſtellen.

Van der Nael hatte ein ſehr bedeutendes Kapital nach Berlin gerettet. Dieſes zu heben, machte Schwierigkeiten, die durch eine perſönliche Gegenwart leicht zu beſeitigen waren. Thaulow entſchloß ſich zu einer Reiſe, und van der Nael glaubte, daß es den Frauen angenehm ſein würde, ihn zu begleiten. Elſe wird gern ihren Bräutigam aufſuchen, ſagte er. Sie wußten, daß er in Dresden lebte.

Sie wollten ſich nur wenige Tage aufhalten; aber wie freudig erſchraken ſie, als Roſſing entſchieden erklärte, daß er mitgehen würde, um ſeine Elſe nie mehr zu verlaſſen. Er führte ſie zu Köhler.

Haben Sie gehört, daß der Herr von Holbein und Sophie ganz im Stillen katholiſch geworden ſind? erzählte ihm dieſer.

Ich konnte mir's denken, ſagte Roſſing gleichgültig. Hier iſt es Ihrem Verwandten, liebe Klara, beſſer gelungen, als mit Ihnen.

Er iſt hier? fragte Klara. Ich weiß wohl, daß er öfters in Dresden war. Ich wünſche nicht, ihn zu ſehen.

Maria und die Frauen gewannen einander herzlich lieb. —

Sie reiſten über Freiberg, wo Roſſing ſich mit Rührung von Julius trennte, dann über Halle, wo Klara ihren Thorſtein beſuchte. Er war ſehr glücklich.

Ich darf Dich nicht begleiten, ſagte er; in einer bedenklichen Zeit ruft mich eine Thätigkeit, die mich anzieht; aber lange, gewiß lange verweile ich nicht.

Alle Uebrigen eilten ihrer fernen Heimat zu.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Neuntes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Neuntes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Die
vier Norweger.

Ein Cyclus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Dritte Novelle.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die vier Norweger.

Dritte Novelle.

In einer einſamen Stube in Halle waren am Nachmittage des 15ten Oktobers 1806 drei Frauen, eine ältliche Frau, die Gattin des Majors von Rainer, ihre junge, ſiebzehnjährige Tochter Henriette und ein zweites blühendes Mädchen, Julie von Gleisheim, verſammelt.

Sie ſchienen in großer Spannung. Henriette lief unruhig in der Stube auf und ab, die Mutter blickte ab und zu mit einer halb zerſtörten Miene zum Fenſter hinaus. In der engen Straße bewegte ſich das Volk, hier und da bildeten ſich Gruppen, die ſich bald wieder zertheilten. Plötzlich hörte man aus einem gedrängten Haufen Siegesruf.

Was iſt das? rief die Frau, hörſt Du den Ruf, Julie? Sie klingelte. Geh' hinunter, befahl ſie dem eintretenden Bedienten, ſuch' meinen Schwager, den Obriſten. Ich hörte ein Jubeln, welches Sieg verkündigte. Eile nur, frag' ihn in meinem Namen, ob Nachrichten gekommen ſind. Komm bald wieder.

Julie, die fortdauernd ſtill, in ſich verſunken da geſeſſen hatte, ſchlug die großen, blauen Augen auf, eine plötzliche Freude ſpielte auf den lieblichen Zügen, aber die ſtille Angſt rang mit der vorübergehenden Hoffnung, und die ungewiſſe Freude ſchien ihre Qual ſelbſt zu vermehren.

Asbiörn Thorſtein, der Norweger, trat ſchnell herein.

Noch keinen Brief? rief ihm Julie ungeduldig entgegen.

Ich bringe leider keinen, antwortete Thorſtein.

Wir hörten einen Siegesruf von der Straße, unterbrach ihn die Frau, haben Sie etwas erfahren? Reden Sie, erzählen Sie, ſind Nachrichten, ſichere Nachrichten gekommen?

Das Gerücht, als wenn unſere Truppen einen bedeutenden Sieg errungen hätten, verbreitet ſich allgemein; Niemand weiß, wo es herkömmt, Niemand kennt die Quelle, antwortete Thorſtein ausweichend, aber ſeine Stimmung, ſeine ernſte Miene, die einen tiefen Kummer zu unterdrücken ſchien, widerſprach dem freudigen Gerücht nur gar zu deutlich. Eine große Angſt bemächtigte ſich der Frauen, und ſie wagten nicht weiter zu fragen.

Alſo noch keinen Brief, ſagte Julie; iſt das recht? Darf, kann er mich in dieſer angſtvollen Zeit ohne Nachricht laſſen? O wenn er mich liebte, wie ich ihn, wenn er nur an mich dächte, mitten im Lager, unter dem Getümmel des Krieges würde er Zeit finden, mir zu ſchreiben, Mittel entdecken, den Brief abzuſchicken. Iſt ihm ein Unglück begegnet? In einer ſolchen grauenvollen Zeit, mitten unter den Kriegern, vielleicht auf dem Schlachtfelde, iſt nicht bloß der Soldat den Gefahren preisgegeben. Und verſprachen Vater und Bruder nicht zu ſchreiben? Seit wie vielen Tagen erfahre ich nichts von ihnen! So lange ich Gerhards Verlobte bin, ſchrieb er mir regelmäßig, wenn er abweſend war.

Sie wiſſen es, theure Julie, ſagte Thorſtein, indem er das Geſpräch von dem Gerücht abzulenken ſuchte, ich liebte dieſen regelmäßigen Briefwechſel nie. Es entſpringt immer mehr Unruhe, als Freude, daraus. Man ſchätzt die Menſchen glücklich, wenn ſie wenige Bedürfniſſe haben; aber wie können ſie ein ruhiges Daſein erwarten, wenn ſie es wagen, von dem blindeſten Zufalle regelmäßige Pulsſchläge zu erwarten, wenn der wildeſte Drang der Ereigniſſe ihre Atmosphäre wird, ihre Athemzüge beſtimmt? Je mehr eine täuſchende Ruhe dieſe Gewohnheit nährt, deſto ſchlimmer. Gewiß, Gerhard iſt nicht krank, nicht verwundet, aber er kann nicht ſchreiben. —

Er wollte weiter reden. Da hörten ſie zwei Reiter in großer Eile durch die Straße gallopiren. Die ſchäumenden Pferde hielten vor ihrem Hauſe ſtill. Alle eilten an's Fenſter, und ſahen einen jungen Mann in bürgerlicher Kleidung ſich vom Pferde ſchwingen und dem Bedienten ſein triefendes Thier überliefern.

Es iſt Gerhard, rief Julie und eilte ihm entgegen. Gerhard trat herein. Julie flog in ſeine Arme. Aber bald bemerkte man, daß er blaß, wie erſtarrt ſeiner Braut gegenüber ſtand. Die Frauen ſahen ihn erſchrocken an. Julie wagte kaum zu athmen.

Ach, ich weiß Alles, das Schlimmſte wenigſtens, lieber Gerhard, flüſterte ihm Thorſtein zu.

Alles? rief Gerhard verwundert.

In meiner Unruhe, antwortete Thorſtein, ging ich geſtern nach einer Gebirgshöhe zwiſchen hier und Merſeburg, die vor ſich die große Ebene über Lauchſtädt hat. Der Kanonendonner der Schlacht ſchallte vernehmlich herüber. Ich legte das Ohr an die Erde. Da hörte ich, wie die Schüſſe immer mehr und mehr ſich nach Nordweſt zogen, wie ſie immer undeutlicher wurden und ſich verloren, und jetzt wußte ich, daß unſere Truppen ſich zurückzogen. Die Siegesnachricht konnte mich nicht täuſchen, aber ich ſchwieg.

Wir haben die Schlacht verloren? riefen die Frauen voller Schrecken.

Wir ſind geſchlagen, antwortete Gerhard mit vernichtendem Ernſt, unſer Heer flieht, und der furchtbare Sieger wird, wie immer, ſeinen Sieg zu benutzen wiſſen.

Haben Sie nichts von meinem Manne erfahren? rief Frau von Rainer voller Angſt.

Mein Vater? fragte mit bebender Stimme Henriette, ſtürzte auf Gerhard zu und ſtarrte ihn in angſtvoller Erwartung an. Julie trat erblaßt zurück, eine ſchwarze Ahnung durchzuckte ihr Inneres.

Den Major von Rainer verließ ich noch geſtern Abend geſund in dem Hauptquartier, erwiederte Gerhard. Er iſt nach Magdeburg geſandt und ohne allen Zweifel für jetzt außer Gefahr.

Die Frau und ihre Tochter athmeten freier. Gerhard wandte ſich, kämpfend mit ſich ſelber, an die Geliebte, die ihn zitternd anblickte.

Liebe Julie, ſagte er, Du weißt es, Dein Vater konnte der nächſten Zukunft nicht freudig entgegen ſehen. Dunkle Ahnungen, die er vergebens zu bekämpfen ſuchte, erfüllten ſeine Seele. Du kennſt ſeine tiefe, ſtrenge, ernſthafte Stimmung; Du hörteſt ihn oft wünſchen, daß er das Unglück ſeines Landes nicht erleben möchte. Er hatte ſich dem Tode geweiht.

Er iſt todt! rief entſetzt das Mädchen.

Die Schlacht ſchwankte kaum mehr, der unglückliche Ausgang ſchien nur zu gewiß, fuhr Gerhard fort. An der Spitze ſeiner Reiter ſtürzte er in die Mitte der Feinde — und fiel.

Und mein Bruder? fragte Julie, die eben nur Kraft genug zu haben ſchien, um dieſe Frage zu thun.

Er kämpfte, antwortete Gerhard, an Deines Vaters Seite, ward leicht verwundet, entwaffnet und gefangen.

Julie ſank, von Kummer überwältigt, hin, aber keine erleichternde Thräne trat aus dem matten Auge.

Wenn ein großes Unglück den Einzelnen oder Wenige trifft, dann pflegt die allgemeine Theilnahme lindernd und erweichend unſern Gram zu tragen. Die fremde Thräne lockt die eigene hervor, und die Schärfe des Kummers zerſchmilzt in dem erleichternden Thränenſtrome. Wenn aber die Grundveſten des ſichern Daſeins in allen Fugen erſchüttert werden, wenn der eigne Schmerz aus jedem Antlitz uns drohend entgegen tritt, dann erſtarrt der Kummer, ein verſteinerndes Entſetzen ergreift uns, die Thräne vertrocknet, und die geheime Klage verbirgt ſich in den dunkeln Grund einer finſtern Betäubung, die lautlos an dem innerſten Mark des Lebens zehrt.

Still ſaßen die Unglücklichen da. Keiner wagte es, den Andern anzublicken.

Ich muß Dich verlaſſen. Wo allein Troſt zu finden iſt in dieſem Jammer, weiß meine gute, fromme Julie, und die ſtarke Tochter des heldenmüthigen Vaters wird ihre Herkunft nicht verläugnen, ſagte Gerhard, indem er Thorſtein winkte. Stumm umarmte er die Geliebte, die es in tiefer Betäubung duldete, und entfernte ſich mit ſeinem Freunde.

Sie gingen ſtill nebeneinander; der Jubel der falſchen Siegesnachrichten tönte ihnen wie ein Hohnlachen des finſtern Geſchicks entgegen, und auf der einſamen Stube in Thorſteins Wohnung ſaßen ſie lange ſtumm, wie in ſtiller Verzweiflung, nebeneinander.

Ich habe Dir Wichtiges zu berichten, ſagte Gerhard und ermannte ſich. Ich habe einen Gruß von dem Sterbenden zu bringen, deſſen Augen ich ſchloß, und Dir ein Ereigniß mitzutheilen, welches, irre ich nicht, einen wichtigen Einfluß auf Deine Zukunft haben wird. Höre mich aufmerkſam.

Thorſtein erwachte wie aus einem Traume, und erwartete mit großer Spannung, was er von dem Freunde erfahren würde.

Ein unglückliches Verhängniß, fing Gerhard an, ſchien ſchon vom Anfange an über uns zu walten. Die erſten wichtigen Bewegungen waren gehemmt, ein jeder Angriff mislang, eine tödtliche Verwundung traf den Herzog, mehrere Generale fielen, das Schickſal des Tages ſchwankte ſchon nicht mehr. Durch die Verwirrung war ich von dem Hauptquartier abgekommen und befand mich in der Nähe des Prinzen Wilhelm, der mit ſtarken Kavallerie-Maſſen noch einen muthigen Angriff wagte. An der Spitze ſeiner Reiter griff Gleisheim an. Kurz darauf ſehen wir, wie er blutend zurückgetragen wird, begleitet von einem franzöſiſchen Offizier, der, obgleich Gefangener, nicht an ſich zu denken ſchien. Mit tiefen Schmerzen blickte er nach dem verwundeten Feinde. Beide wurden in ein einſam ſtehendes, verlaſſenes Bauerhaus gebracht, und mit welchen Gefühlen ich dieſes Haus betrat, kannſt Du denken. Der Bediente, der den Verwundeten begleitete, erzählte mir, wie Gleisheim durch eine Kugel in die Bruſt getroffen wurde, wie ſeine Reiter wichen, und wie, indem er taumelnd vom Pferde zu ſinken im Begriffe war, ein feindlicher Offizier dicht an ihm vorbeiritt, ihn plötzlich zu erkennen ſchien, ſchnell vom Pferde ſtieg, den Herunterſinkenden in ſeine Arme nahm und ſich troſtlos neben ihm hinwarf. Indeſſen hatten unſere Reiter ſich zu einem neuen Angriffe geſammelt, ſie dringen vor, die Feinde weichen; indem dieſe den Offizier von dem Verwundeten wegzureißen ſuchen, werden ſie von unſern Reitern überraſcht, und Gleisheim iſt befreit, der Offizier gefangen. Mein Schwager ward bei dem erſten Angriff ſchon entwaffnet und gefangen. Gleisheim lag im Sterben, doch erkannte er mich. Sein brechendes Auge blickte trübe auf mich, mit inniger Bewegung auf den Gefangenen. Julie, ſagte er mit ſchwacher Stimme, indem er meine Hand ergriff, eile Dich mit ihr zu verbinden. Du biſt jetzt ihre einzige Stütze. Iſt mein Sohn auch gefallen? Gefangen, ſagte der Bediente, ich ſah, wie man ihn entwaffnete und fortführte. Und Du, ſprach der Sterbende und wandte ſich, mild tröſtend, an den jammernden Feind. Unglückſeliges Verhältniß! rief dieſer, furchtbarer Tag der ewigen Vergeltung! So ſtraffſt du den unſeligen Irrthum meines Lebens. Entſetzliche Verblendung, die mich erſt für thörichte Begriffe, dann für leeren Ruhm bewaffnete. Ich Unglückſeliger gebot nach ihm zu zielen, ich mordete ihn, meinen Vater, meinen Wohlthäter, und durchbohrte das eigene Herz. Er rang die Hände, ſank, wie von tiefem Entſetzen überwältigt, neben dem Sterbenden hin. O fluche mir nicht, ſagte er, und doch, verdiene ich nicht Deinen Fluch? Ich ſegne Dich, rief der Sterbende. Ein furchtbarer Schmerz ſchien ihn jetzt zu ergreifen, die Lippen zogen ſich krampfhaft zuſammen. Mein armes Vaterland! hörten wir ihn noch, kaum vernehmlich, rufen; die Spuren des nahen Todes zeigten ſich immer deutlicher, und nach wenigen Minuten war er geſtorben.

Wir hatten während dieſes entſetzlichen Auftrittes nicht auf die Umgebung geachtet. Plötzlich hören wir Säbelgeklirr, Stampfen der Roſſe, laute Stimmen. Eine Menge franzöſiſcher Krieger näherten ſich. Die Unſrigen waren wieder zurückgedrängt, ich war in der Gewalt der Feinde und der Offizier befreit. Dieſer zog eilig eine Brieftaſche hervor, gab ſie mir und ermahnte mich, ſie ſchnell zu verbergen. Franzöſiſche Reiter traten herein. Sie waren überraſcht, ihn hier zu finden, es waren ſeine Untergebenen. Bis jetzt ſprach der Offizier deutſch; er war augenſcheinlich ein Deutſcher von Geburt. Jetzt faßte er ſich, trat befehlend unter die Reiter, befahl eine Trage und einige Betten, die ſich vorfanden, zu nehmen, die Leiche darauf zu legen, ſie bis an die Vorpoſten zu tragen und mich eben dahin zu begleiten. Sie gehorchten ſtillſchweigend. Ich lernte vor zwei Jahren etwa einen Norweger, Thorſtein, kennen, ſagte er, zu mir gewandt und deutſch redend. Erkundigen Sie ſich, ob er, wie ich vermuthe, in dieſen Gegenden lebt, und übergeben Sie ihm dieſe Papiere, die ich auf der Bruſt getragen habe, um, wenn ein glücklicher Zufall es erlaubt hätte, ſie ihm zu übergeben. — Ich nannte Dich als einen meiner vertrauteſten Freunde, und ein kurzes Geſpräch überzeugte uns bald, daß Du der warſt, den er meinte. Er äußerte ſeine Freude über dieſes Zuſammentreffen, wie über meine Verbindung mit Julien, die er als Kind gekannt hatte. Bitten Sie Thorſtein, fuhr er fort, daß er dieſe Papiere in einer ruhigen Stunde durchleſe; gewiß, der Inhalt muß ihm wichtig ſein.

Es iſt Reinault, rief Thorſtein.

So nannte er ſich, unterbrach ihn Gerhard und übergab dem Freunde die Brieftaſche.

Ach, wann werde ich jetzt, in dieſer furchtbaren Lage, die ruhige Stunde finden? ſagte Thorſtein und erwartete, daß ſein Freund fortfahren ſollte.

Reinault, fuhr Gerhard fort, warf ſich weinend über die Leiche, umarmte mich mit kummervoller Heftigkeit, nahm den Säbel des Verſtorbenen, ſchwang ſich auf ein erbeutetes Pferd und verſchwand an der Spitze ſeiner Reiter. Von den Zurückgebliebenen hoben vier die Leiche auf, während die andern, ihrer Kameraden Pferde an den Zügeln führend, jene und mich begleiteten. Der allgemeine Rückzug unſerer Truppen hatte ſchon angefangen. Wir erreichten eine kleine Stadt, wo ich die Leiche der ſtädtiſchen Behörde übergab, die ein ſtilles Begräbniß zu veranſtalten und das Grab zu bezeichnen verſprach, daß ich, daß meine Julie es in einer ruhigen Zeit aufſuchen könnten. Nicht ohne mancherlei Abenteuer erreichte ich, auf den äußerſten Poſten von meinen Begleitern verlaſſen, die fliehenden Truppen und das Hauptquartier. Die Geſchäfte für meinen Hof waren jetzt unterbrochen, ich mußte unter dieſen Umſtänden zu meinem Geſandten zurückkehren, und man vertraute mir verſiegelte Befehle für den Heerführer der hier aufgeſtellten Nachhut. So kam ich auf großen Umwegen, oft in Gefahr, unter die Feinde zu gerathen, hierher.

Wie ſchauderhaft die Ereigniſſe um uns ſich auch geſtalten und jeden Gedanken feſſeln, ſagte Thorſtein, dennoch hat Deine Erzählung mich tief bewegt. Mit Reinault wurde ich in Göttingen bekannt; durch eins jener Ereigniſſe, die das Innerſte der Menſchen aufſchließen, wurden wir bald innig vertraut. Er iſt ein Deutſcher, der in ſeiner Jugend durch den feurigen Eifer für Freiheit nach Paris gelockt wurde. Er verließ einen Mann, der ſeine weit ältere Schweſter geheirathet hatte, den er, wie ſie, innig liebte, heimlich. Er hat ſeinen Namen verändert und heißt —

Reinhold? rief Gerhard mit Entſetzen.

So heißt er, erwiederte Thorſtein und erſchrak über den Eindruck, den dieſer Name auf ſeinen Freund machte.

O meine Ahnung! fuhr Gerhard fort. Ich konnte, ich wollte nicht das Furchtbare glauben. Aber es iſt ſo. Unglückſelige Zeit, deren tiefe, furchtbare Verirrung vernichtend in das innerſte Heiligthum der Menſchen hineindringt. Reinhold hat ſeinen Erzieher, ſeinen Wohlthäter, Juliens Bruder, denn als ein ſolcher ward er betrachtet, als einen ſolchen liebte ſie ihn, hat den Vater getödtet.

Thorſtein zitterte.

Sind ſie wieder da, die alten grauenhaften Zeiten, als ein dämoniſches Schickſal die tödtenden Pfeile gegen Freunde, Väter, Brüder lenkte? Iſt die nächtliche Gewalt der grauen Vergangenheit wach geworden, daß ſie herumſchleicht, das Entſetzen zu gebären? Armer Freund, dort liegt das verſiegelte Geheimniß Deiner Schmerzen, Deines verzehrenden Grams. Und dennoch war das Gräßliche nicht geſchehen, als Du dieſe Zeilen für mich niederſchriebſt. Die Feinde hielten Dich gefeſſelt, aber Dein Geiſt floh vertrauungsvoll zu mir und hat mich gefunden. Ich will Deine Qualen theilen; umgeben von Schrecken, auf den Trümmern des geliebten Landes und aller meiner Hoffnungen, will ich Deinem vernichtenden Schmerze mich weihen, und über tiefere Wunden die alten vergeſſen.

Er ergriff die Papiere, im Begriff, ſie zu entſiegeln.

Noch nicht, lieber Thorſtein, noch nicht, rief Gerhard. Bat er Dich nicht, eine ruhige Stunde abzuwarten? Iſt Dir die Bitte des unglücklichen Freundes ſo wenig werth? Die gegenwärtige Lage fordert unſere ganze Thätigkeit. Der ſiegende Feind wird, das iſt gewiß, die hier ſtehenden Truppen aufſuchen, die Nachhut muß die günſtige Stellung benutzen, um ihren Rückzug zu decken, und die Stadt kann ein Kriegsſchauplatz werden. Faſſe Dich, lieber Freund; laß das Grauen, was uns beide ergriffen hat, zurückgedrängt wühlen im Innern. Wir wollen es niedertreten durch Thaten, wie die Gegenwart ſie fordert, die mit allen ihren Schrecken uns heben muß, nicht überwältigen darf. Noch iſt nicht Alles verloren; mächtige Kräfte, der Muth der Verzweiflung, können noch dem furchtbaren Feinde Trotz bieten. Aber auch, wenn Alles verloren, die kämpfenden Heere zerſprengt und zurückgedrängt wären, wenn Schrecken das unterjochte Volk lähmte, daß es ſich ſelber vergäße und alles Heil in knechtiſcher Unterwürfigkeit zu ſuchen ſchiene, kennſt Du die geheime Gewalt der Unterdrückten nicht, dann beſonders mächtig, wenn ein bedeutendes Daſein, in der Entwickelung begriffen, gewaltſam zurückgedrängt wird? Wir wollen uns mit dieſem Geiſte verbünden. Geſtehen wir es nur, die Macht, die ſich jetzt gegen den Feind ſtellte, litt an manchen Schwächen; ein Geſchick, welches ſeine Bedeutung verloren hatte, galt für Kraft und eine leere Erinnerung für Begeiſterung. Wenn nun dieſer Verluſt, ſo groß er iſt, dieſe verlorne Schlacht, mögen ihre Folgen noch ſo weit reichen, dennoch als ein Sieg, als der erſte über den ſiegestrunkenen Feind zu betrachten wäre, wenn der früher herrſchende Geiſt weichen müßte, aber nur, um einem andern, um einem mächtigern Platz zu machen? — Thorſtein, Du biſt ein Fremder, aber dennoch: Wer iſt ein Deutſcher, wenn Du es nicht biſt? Haſt Du nicht dem Geiſte dieſes gefährdeten Landes Treue geſchworen? Blühen nicht alle Deine Hoffnungen, die größten, ja die heiligſten auf dieſem Boden? Und Du kannſt glauben, daß das erſte Unglück dieſen Geiſt, den Du hoch hältſt, überwältigt hätte. Deine Bewunderung wäre ein elender Wahn, Deine Hoffnung armſelige Thorheit, wenn ſie ſo leicht unterlägen. Reich mir Deine Hand, Freund! Verſprich mir, nie die Hoffnung ſinken zu laſſen, nie den Muth zu verlieren, was auch geſchehen mag; verſprich mir, thätig zu ſein gegen den Feind fortdauernd, auch dann, wenn er ſiegreich die Unterjochung vollendet hat. Widerſtand iſt nicht Haß. Bei Gott, ich haſſe jenes Volk nicht. Aber ſo lange der Feind ſiegreich, herrſchend in meinem Vaterlande weilt, ſo lange dieſer fremde Geiſt den unſern niederdrückt, ſoll jede That, jeder Gedanke, jeder Athemzug meines Lebens gegen ihn verſchworen ſein. Nenne es nicht thörichte Verblendung, wenn ich ſo rede, indem ich vorausſetze, daß Alles um mich her ſchwankt und zuſammenſtürzt. Viele Tauſende denken, wie wir, das tief verletzte Ehrgefühl der Krieger waffnet ſich im Stillen, der fremde Druck lockt den ſtillen Bürger aus ſeiner ruhigen Heimat und verwandelt ihn in einen Verbündeten. Verloren ſind wir nur, wenn wir uns ſelber aufgeben. Dieſe Zuverſicht iſt nicht eitle Einbildung, ſie iſt das Beſte, das Höchſte, ja das Heiligſte, ſie iſt Gottes Kraft in uns, das Siegel ſeiner Verheißung, die Macht der Liebe. Wäre unſer Vaterland von innerem Zwieſpalt zerriſſen, wie früher das Land des Feindes, entſtände die bedenkliche Frage, ob wir uns waffnen ſollten für den Fürſten gegen das Volk, oder für das Volk gegen den Fürſten, ja, dann möchte wohl der Beſte ſich zurückziehen. Wenn etwas Gutes, was Du thun kannſt, zu nah' an etwas Böſes grenzt, dann unterlaß es lieber! — iſt eine treffliche Warnung, nicht bloß in dem Munde des einfältigen Kloſterbruders. Aber jetzt — was ſind wir dem Könige, was ſind wir dem Lande, was ſind wir dem Geiſte, der in uns waltet, ſchuldig? iſt die Frage; kann die Antwort zweifelhaft ſein? Der Vater meiner Julie hatte mir früh ſeine Beſorgniſſe mitgetheilt; ich ſah die furchtbare Zeit herannahen, die jetzt auf uns eindringt. Ich verbarg meine Beſorgniſſe, wie meinen Entſchluß. Jetzt tritt er hervor.

Bei Gott, Freund, Du beſchämſt mich, ſagte Thorſtein, aber Du haſt Dich nicht in mir geirrt. Ich würde es ſchlecht, erbärmlich finden, ein Volk, ein Land zu verlaſſen, an welches ich mich mit ganzer Seele angeſchloſſen habe, jetzt, da es unglücklich iſt. Deine Beſorgniſſe waren mir nicht fremd. In einem andern Lande geboren, waren Eure Vorurtheile mir fremd, und die Zuverſicht, mit welcher man dem Feinde entgegenging, ſchien mir Verblendung. Du eröffneſt mir einen Blick in eine andere Welt, deren Daſein, ich geſtehe es, in der Ferne mir wahrſcheinlicher war, als in der Nähe. Ich reiche Dir meine Hand. Gelingt es Dir, mich nur mit wenigen bekannt zu machen, die Dir ähnlich ſind, dann gehöre ich Euch zu; vermagſt Du es, mir eine geheime Gewalt zu zeigen, ich theile redlich den zweifelhaften Kampf. Aber tüchtig muß der Sinn, verſtändig die That, der Erfolg, wenn auch zweifelhaft, doch wahrſcheinlich ſein, und nie darf die ſtrengſte Treue, die zarteſte Ehre verletzt werden. Von kindiſchen Unternehmungen einer leichtſinnigen Tollkühnheit, wie ich ſie wohl nach dem, was ich unter Euch erfahren habe, erwarten darf, ziehe ich mich entſchieden zurück. Der Geiſt der unruhigen, thatenloſen Spannung, durch die bloß leidende Stellung, durch das unruhige Treiben der Menge, das Entſetzen, durch das verhängnißvolle Schickſal eines Freundes erregt, ſind gewichen; Deine männliche Begeiſterung hat ſie verſcheucht, ich hoffe, auf immer. Dir reiche ich unbedenklich die Hand, an einer jeden Unternehmung, die Du billigſt, nehme ich mit Freuden Theil. —

Jetzt von etwas Anderm, ſagte Gerhard; ich heirathe.

Jetzt? fragte Thorſtein erſtaunt.

Morgen, unterbrach ihn Gerhard, und hör' meine Gründe. Juliens Vater iſt todt; es iſt Dir bekannt, daß alle Vorbereitungen zur Hochzeit ſchon getroffen waren, als ſie durch die plötzliche Marſchordre unterbrochen wurden. Ich traf bei dem Herzoge den Feldprediger, den Freund des Hauſes, der ſeinem Regimente nacheilen wollte, aber unter den jetzigen Umſtänden nicht weiter reiſen kann. Er kennt unſere Lage ganz, er war beſtimmt, die Trauung zu verrichten. Er billigt meinen Vorſatz. Julie hat jetzt keinen andern Schutz, ſie muß mir folgen. Daß ich ihre Trauer, das Unglück der Zeit ehren werde, wirſt Du mir zutrauen, aber ſie muß meinen Namen tragen. Ich darf ſie jetzt, da ich von Ereigniſſen ergriffen bin, deren Gewalt über meine nächſte Lage ſich nicht berechnen läßt, nicht ruhig einer Verwandten überlaſſen, deren Geſinnung ich zu genau kenne, als daß ich ihr meine Liebe anvertrauen könnte. Der Major iſt ein harter, ernſter Mann von großer Kühnheit und ſtrengem Ehrgefühl, ganz ſeinem Dienſte ergeben. Er lebte ſelten mit ſeiner Familie, Frau und Kinder erwarteten ihn mit Furcht, und fanden ſich erleichtert, wenn er ſich entfernte. Julie hat Auftritte in dieſem Hauſe erlebt, die ſie in die peinlichſte Lage verſetzten. Eine geheime Verſchwörung verbindet Frau und Kinder gegen den Vater, und die Tochter, in einer Berliner Penſion erzogen, gefällt ſich in einer verſteckten, widerwärtig ſüßlichen Liebelei mit einem Gecken, der von dem Vater mit Recht verachtet, von der Mutter aber begünſtigt wird. Wie kann ich Julie ruhig in einer ſolchen Familie wiſſen?

Die Freunde umarmten und trennten ſich. In Berlin, wo ſie ſich kennen lernten, wären ſie durch wiſſenſchaftlichen Eifer, durch einen Geiſt, der dort nicht herrſchend, den Meiſten fremd war, unter einander deſto inniger verbündet worden. Ernſt von Gerhard war bei der engliſchen Geſandtſchaft in Angelegenheiten ſeines Hofes für ſein Vaterland Hannover beſchäftigt. Dieſes Land, ſeit einigen Jahren den unglücklichen Verhältniſſen, die über Deutſchland walteten, preisgegeben, war von der alten Herrſchaft losgeriſſen, erſt von den Franzoſen, dann eine kurze Zeit von den Preußen beſetzt geweſen, und jetzt ging es wieder einer furchtbaren, nur zu wahrſcheinlichen Veränderung ſeiner Lage entgegen. Die Beendigung einiger Verhandlungen mit dem preußiſchen Hofe zwangen Gerhard, dem Hauptquartier zu folgen, und ſeine Braut folgte dem Vater, den ſie nicht verlaſſen wollte. So kamen Beide nach Halle. Nach einer kurzen Zeit glaubte Gerhard ſeine Geliebte wieder ſehen zu können; aber die kriegeriſchen Ereigniſſe nahmen eine unerwartet ſchnelle Wendung, und Neigung mehr, als Nothwendigkeit, brachte ihn an dem verhängnißvollen Tage auf das Schlachtfeld.

Als Gerhard am folgenden Tage mit zarter Schonung der Geliebten die Nothwendigkeit ihrer ſchleunigen Verbindung vorzuſtellen ſuchte, erſchrak ſie heftig.

Kaum habe ich die Nachricht von dem furchtbarſten Verluſt, unter Thränen und Gebet ringe ich nach der Kraft, ihn zu ertragen, und Du, mein Ernſt, Du der Beſonnene, forderſt von mir eine That, die der Leichtſinnigſten die gerechteſten Vorwürfe zuziehen würde.

Liebe Julie, antwortete Gerhard, nie habe ich einen Beſchluß beſonnener gefaßt, als dieſen. Bedenk' Deine und meine Lage. Ich habe mich dem unterdrückten Vaterlande ganz geweiht. Die nächſte Zukunft kann mich in Ereigniſſe verflechten, die wir nicht kennen, kann mich den größten Gefahren, dem Tode preisgeben. Willſt Du, will meine ſtarke, heldenmüthige Julie mir rathen, dieſen Entſchluß aufzugeben?

Wie kannſt Du von Deinem Mädchen ſo ſchlecht denken? unterbrach ihn Julie. War es nicht dieſe Geſinnung, die für ein Höheres lebt und denkt, die mich an Dich feſſelte?

Wohl, liebe Julie, und wo willſt Du ſein, während ich unſtät und flüchtig nur da weile, wo die gefährlichſte, aber erfolgreichſte Thätigkeit mich feſthält? Willſt Du hier bleiben? Ein anderer Zufluchtsort wäre bedenklich. Bald wird der Feind vordringen, er überſchwemmt das Land, ohne Schutz — und wem willſt Du Dich anvertrauen? — kannſt Du Deinen Aufenthalt nicht verändern. Alſo Du gehſt mit mir, oder Du bleibſt hier bei dieſen Verwandten.

Nein, nein, rief ſie, hier will, hier kann, hier darf ich nicht bleiben. Ich folge Dir.

Julie, fuhr Gerhard fort, ich vermag nicht, Dir mit den Freuden der Ehe lockend entgegen zu treten. Als Mädchen ſollſt Du in meiner Nähe Deinen Vater betrauern, aber meinen Namen tragen. Ich biete Dir das traurige Recht an, meine Sorgen, meinen Kummer, meine Gefahren zu theilen. Wie beſorgt war Dein trefflicher Vater, als Umſtände die Hochzeit verzögerten. Frage Dich ſelbſt, geliebtes Mädchen, ob Dein Vater — Du weißt es, ich nannte ihn mit Stolz auch den meinigen, — unſern Entſchluß nicht billigen würde. Wie oft in der glücklichen Zeit unſerer hoffnungsvollen Liebe träumten wir von verhängnißvollem Weh, das uns ergreifen könnte. Damals war es der Uebermuth des Glücks, der eine Würze, einen Stachel ſuchte, um ſich ſelber deſto lebhafter zu empfinden. Jetzt tritt, was wir träumten, in ernſthafter Strenge in unſere Nähe und fordert uns auf, Wort zu halten. Ich ſuche das ſtarke Weib, welches, während das Daſein in allen ſeinen Fugen zuſammenzuſtürzen droht, über den bebenden Boden zu mir eilt und mir die Hand reicht. Habe ich mich geirrt?

Ich gehöre Dir zu, Dir ganz zu, lieber Ernſt, antwortete Julie; vergieb die mädchenhafte Scheu, die vor dem Ungewohnlichen, ſelbſt vor dem Schein des Unſchicklichen zurückſchrickt. Nein gewiß, Du ſollſt Dich nicht in mir geirrt haben.

Sie war völlig beruhigt, als ſie erfuhr, daß der Feldprediger ſie trauen würde und die ſchnelle Verbindung billigte.

Gerhard wußte die Verwandte für ſeinen Plan zu gewinnen. Sie fand die Trauung unter ſolchen Umſtänden ungemein rührend und freute ſich, das ernſte, ſtreng ſittliche Mädchen loß zu werden. Die Feierlichkeit fand ganz im Stillen ſtatt. Der Schwager der Majorin, ein paar Freunde des verſtorbenen Vaters, die Frau des einen, Juliens Freundin, Thorſtein, die Verwandte und ihre Tochter waren allein zugegen. Der Prediger verrichtete die Trauung, bat Gott, ihnen Stärke und Zuverſicht zu verleihen, die zukünftigen Tage des Jammers würdig zu ertragen, verkündigte den Segen des heldenmüthig gefallenen Vaters, und ſegnete ſie dann ſelbſt im Namen der heiligen Dreieinigkeit zum wechſelſeitigen feſten Beharren, zur Ergebung, zur Duldung der Sorgen und Gefahren, die ihrer warteten. Alle waren ſtill, ernſthaft, feierlich geſtimmt. Es war, als reichten die Neuvermählten ſich über dem friſchen Grabe des Vaters die Hände. Der furchtbare Geiſt der Vernichtung breitete ſeinen nächtlichen Schleier über die zukünftigen Tage. Kein Glückwunſch erheiterte die Neuvermählten. Still weinend umarmten ſich die Männer, die Frauen, und die Braut zerfloſſen in Thränen. Kein Gaſtmahl feierte die Trauung. Kaum war ſie beendigt, als die Offiziere hinausgerufen wurden. Sie traten mit angenommener Ruhe wieder herein.

Der Dienſt, wie es in ſolchen unruhigen Zeiten natürlich iſt, ſagte der Obriſt, fordert unſere Entfernung. Stillſchweigend vereinigte er die Hände des Brautpaars, als ſpräche er einen geheimen Segen, der nicht laut zu werden wagte, und entfernte ſich. Eine unbeſchreibliche Angſt ergriff die Frauen, die Freundin eilte nach ihrer Wohnung. Auf der Straße hörte man einen wilden Lärm.

Der Feind iſt da! riefen die ängſtlichen Frauen.

Bleib hier, lieber Gerhard, ſagte Thorſtein. Ich werde ſogleich Nachricht bringen.

Komm bald wieder, rief Gerhard dem Davoneilenden nach, denn lange darf ich nicht hier weilen.

In banger Erwartung harrte man auf ſeine Rückkunft.

Es iſt nichts, rief er, indem er nach kurzer Zeit eilig hereintrat. Man führt einen franzöſiſchen Gefangenen herein. Er iſt der erſte, und das thörichte Volk jubelt, als wenn damit Etwas gewonnen wäre. Ein kleines Gefecht mag in der Gegend vorgefallen ſein. Die Feinde ſcheinen noch nicht, wenigſtens nicht in großen Maſſen, in der Nähe zu ſein.

Dennoch muß ich eilen, ſagte Gerhard. Liebe Julie, Du mußt Dich reiſefertig machen. Morgen früh reiſen wir ab. Hoffentlich werden wir noch ungeſtört Berlin erreichen. Ich werde Pferde beſorgen.

Haſt Du Deine Braut von dem Tode Deines Vaters genauer unterrichtet, kennt ſie Reinholds Schickſal? fragte Thorſtein, als ſie zuſammen weggingen.

Sie ſoll dieſes für's Erſte nicht erfahren, antwortete Gerhard. Wie wenige Frauen würden Muth genug haben, das zu ertragen, was die ſchwere Gegenwart ihr aufbürdet. Kann es ihr verborgen bleiben, ſo erfährt ſie es nie. Das reinſte Vertrauen kann ohne unbedingte Mittheilung ſtattfinden; Schonung iſt kein Mißtrauen, und ich werde ihr nie verbergen, was ſie wiſſen muß.

Noch immer dauerte der Lärm fort, Gruppen auf der Straße, obgleich es dunkel ward, bildeten und zerſtreuten ſich, einige Abtheilungen bewaffneter Reiter verließen die Stadt. Alles war in Gährung, die gewohnte Ordnung in allen Häuſern geſtört. Die Nachricht von der verlornen Schlacht, vom herrannahenden Feinde verbreitete ſich immer mehr, und man las Unruhe, angſtvolle Erwartung, Schrecken und Furcht auf allen Geſichtern. Nur aus den Erzählungen der Väter kannten die friedlichen Einwohner den Krieg, und jetzt näherte er ſich ihnen mit allen ſeinen Schrecken. Die Furchtſamen klagten über die Anweſenheit der Nachhut. Ihre Gegenwart ſetzt uns den größten Gefahren aus, ſagten ſie. Wollen ſie die Stadt vertheidigen? Sie können es nicht, aber wir werden den Mißhandlungen der Feinde preisgegeben. Hal'e iſt die erſte preußiſche Stadt, die ſie beſetzen. Schon wenn ſie ohne Widerſtand einrücken, werden ſie ihren Haß gegen Preußen an uns auslaſſen. Ihre Wuth wird keine Grenzen kennen, wenn ſie vor der Stadt, vielleicht in den Straßen ernſthaften Widerſtand finden. — Die Muthigern, noch immer von dem Uebergewicht der preußiſchen Krieger überzeugt, hofften Zeugen eines glänzenden Sieges zu ſein, und völlig Verblendete wollten gar nicht an eine Niederlage glauben, behaupteten mit ſcheinbarer Zuverſicht, wenn Feinde in der Nähe wären, könnten es nur Verſprengte ſein, einzelne zerſtreute Partieen des geſchlagenen Feindes, denen der Rückzug abgeſchnitten.

Aber die angſtvolle Spannung war durchaus die herrſchende. Die allgemeine Stimmung war nicht ohne Einfluß auf die Freunde.

Es iſt gewiß, ſagte Thorſtein, indem ſie im Dunkeln durch die bewegten Straßen fortſchritten, der Feind iſt in der Nähe.

Es leidet keinen Zweifel, wir können morgen hier einen ernſthaften Angriff erleben, antwortete Gerhard. Ich werde ganz früh wegfahren. Einige Zeit wird die Stadt ſich wohl halten, und wir gewinnen einen Vorſprung.

Nach langem, vergeblichem Suchen gelang es Gerhard nur für eine bedeutende Summe, Pferde für den nächſten Tag zu erhalten.

Wie bringen wir die Nacht zu? fragte Thorſtein. Ich dächte, wir blieben zuſammen.

Es iſt noch nicht ſpät, antwortete Gerhard, wir beſuchen Kardorf. Er muß uns die Nacht über Geſellſchaft leiſten.

Kardorf war ein königlicher Beamter; ſeit Jahren mit Gleisheims Familie bekannt, lebte er in den vertrauteſten Verhältniſſen mit dem Verſtorbenen und mit beiden Freunden, und ſeine Frau war Juliens Freundin. Beide waren Zeugen der Trauung geweſen.

Wie ſeid Ihr mir willkommen! rief ihnen Kardorf entgegen. Wir ſind in großer Unruhe. Sie kennen, lieber Thorſtein, den wilden Görz. Er hatte den Tag über keine Ruhe, und in der Mittagsſtunde ritt er aus. Er wagte ſich über Lauchſtädt hinaus und ſah bald die ganze Gegend von Feinden überſchwemmt. Ihr Marſch ging offenbar nach Halle, und Görz ſelbſt war in großer Gefahr. Er ſah fliehende Bauern und erfuhr, daß ein ganzes Armeekorps ſich näherte. Einen Augenblick verweilte er im Vorbeireiten bei uns und eilte, dem Herzog einen Bericht abzuſtatten. Morgen früh alſo wird der Kanonendonner uns aufwecken.

Wollen wir ihn nicht hier wachend erwarten? ſagte Thorſtein; wer kann jetzt ſchlafen?

Kardorf billigte den Entſchluß.

Du, liebe Emilie, ſagte er, gegen ſeine junge, ſchöne Frau gewandt, die ein ſchlafendes Kind auf dem Schooße hielt, wirſt wohl Ruhe ſuchen. Wir werden für Dich wachen.

Noch nicht, antwortete dieſe, ich bin zu unruhig, vielleicht vermag ich ſpäter einige Augenblicke zu ſchlummern.

Das Geſpräch wollte nicht in Gang kommen. Die Wohnung lag auf dem einſamen, ſtillen, mit Bäumen bepflanzten Paradeplatz. Die Ruine der Moritzburg zeigte in der dunkeln Nacht ihre finſtern Maſſen, und neben dieſen erblickte man am Tage die lange Brücke, die über die Saale geht, jenſeits das ſächſiſche Dorf Paſſendorf, hinter Baumgruppen verſteckt. Landhöhen erheben ſich in der Ferne. Die Freunde blickten zum Fenſter hinaus. Sie glaubten in der Ferne ungewiſſe Lichter ſchwanken zu ſehen, als wenn es Bivouak-Feuer wären. Um ſie herum herrſchte eine ängſtliche Stille. Die Männer waren höchſt unruhig.

Sieh, ſagte die liebliche Frau und zeigte den Freunden die ſchlummernde Tochter, ſollen wir nicht ſein, wie dieſe, ruhig, ungeſtört dem grauenden Morgen, der drohenden Zukunft entgegenſehen? Werden wir nicht alle von den Armen der ewigen Liebe ſicher getragen, wie dieſes Kind von meinen?

Was meint Ihr, Freunde, von dieſem chriſtlichen, weiblichen Pyrrho? ſagte Kardorf, indem er ſeine Frau zärtlich anblickte. Iſt dieſe Ermahnung nicht eben ſo ermunternd und anmuthiger, als jene des alten Philoſophen, der im Ungewitter mit kaltem Trotz allen Zufällen des Lebens, als Nichtigkeiten, entgegentrat und, als der Untergang drohte, ein ſchlummerndes, ſtumpfes Thier als Muſter der Ruhe, die einem Manne ziemt, aufzuſtellen wagte?

Emilie hatte das Kind ſachte in die Wiege gelegt und ſetzte ſich zu den Männern.

Dieſer Trotz, ſagte Thorſtein, erzeugt die Gleichgültigkeit der Verzweiflung; aus dem Nichts, meinen die Thoren, erzeuge ſich durch eine äquivoke Generation das All der Liebe, aber ſie führt uns nicht weiter, als das beſtialiſche Muſter. Der Schlummer des Kindes trägt die Entwickelung in ſich, es iſt die ſtille Kraft, die, mächtig und reich, eine Fülle der Zukunft ſchließt und, gebunden nach außen, aller kommenden Herrlichkeit ſegensreiche Keime verhüllt und ſchützt. Werdet wie die Kinder, wollt ihr das Himmelreich ſchauen. Lange genug haben wir dieſem nichtigen Trotze gehuldigt. Es iſt Zeit, daß wir an die erhabenere Kraft des Lebens, der Liebe uns wenden, und wo alle Thätigkeit nach außen gelähmt, wo Dulden Muth iſt, da tritt jene geheiligte Zuverſicht, die die Frauen ziert, als das Heldenmüthige auch für die Männer hervor. Sie haben uns alle geſtärkt, gnädige Frau, ſagte er gerührt, näherte ſich der Wiege mit den Uebrigen und Alle feierten in ſtiller Andacht einen ſtummen Gottesdienſt, indem ſie die ruhigen Züge des ſchlummernden Kindes betrachteten.

Wie lebhaft, ſagte Emilie, als ſie wieder beruhigt ſich um den Tiſch geſetzt hatten, wie lebhaft erinnern mich dieſe Tage an die nämliche Zeit vor einem Jahr. Iſt es nicht, als erneuerte ſich die verhängnißvolle Zeit, die wir damals erlebten?

Die Freunde hörten mit Spannung dieſe Worte.

Erzählen Sie, gnädige Frau, ſagte Gerhard, wenn es etwas iſt, was wir erfahren dürfen.

Wir haben keine Gründe es zu verheimlichen, erwiederte Emilie und fing die Erzählung an.

Mein Vater war ein Preuße, der in jüngern Jahren in Anſpach die Bekanntſchaft meiner Mutter machte. Sie beſaß dort anſehnliche Güter, und es war daher meinem Vater ſehr erwünſcht, als er dort eine bedeutende Anſtellung erhielt. Wir lebten auf den mütterlichen Gütern, nahe an der baieriſchen Grenze. Dort lernte ich Kardorf kennen, der in Anſpach ſeine Laufbahn als preußiſcher Beamter anfing. Seit einem Jahre lebte ein ſehr anmuthiges Mädchen, eine Brudersto chter meiner Mutter, in unſerem Hauſe. Sie war in Straßburg geboren und erzogen, und als erſt die

Mutter, dann der Vater ſtarb, kam ſie zu uns. Agnes war ſehr traurig, und es dauerte lange, ehe es mir gelang, ihr Vertrauen einzuflößen. Oft überraſchte ich ſie weinend, aber nie wollte ſie mir den Grund ihres Kummers ſagen. Mein Vater hing mit ganzer Seele an ſeinem Vaterlande; er haßte die Fremdlinge, die ſo viel Unglück über Deutſchland gebracht hatten, und als er nun erfuhr, daß ſie uns wieder bedrohten, äußerte er oft ſeinen Zorn, der auch die mit Frankreich verbündeten deutſchen Fürſten traf, auf die heftigſte Weiſe. Einmal war die Rede von einer Frau, die, in der Nähe geboren, an einen franzöſiſchen General verheirathet, in Paris lebte. Die Unwürdige! rief mein Vater. Als der Feind verheerend in ihr Vaterland eindrang, als Verwandte und Freunde geplündert wurden, feierte das Geſchütz, welches die heimatlichen Wohnungen zerſtörte, ihre ruchloſe Hochzeit. Wenn ich mir dächte, das Du, Emilie, die Du glücklicherweiſe einen würdigen Geliebten haſt, oder Du, Agnes, einer ſolchen Nichtswürdigkeit fähig wäreſt — ich würde Euch, ich würde der Stunde Eurer Geburt fluchen. Ich merkte wohl, wie Agnes zitterte und erblaßte, ich bewunderte ſie, als ſie ſich ſchnell faßte, daß mein Vater nichts merkte, aber glaubte jetzt den Grund ihres Kummers zu kennen. Sie verließ, ſobald es, ohne aufzufallen, geſchehen konnte, das

Zimmer, und ich fand ſie allein, in Thränen gebadet. Du liebſt einen franzöſiſchen Krieger, liebe Agnes, ſagte ich. Ja, rief ſie und ſtürzte in meine Arme, o verrathe mich nicht. In Straßburg ward ich mit ihm bekannt, wie konnte ich Euern Haß kennen, wie ihn theilen! Und wie furchtbar trat er mir entgegen, als ich in dieſes Haus kam. Er ſchloß meinen Mund, er tödtete meine Hoffnung. Emilie, Emilie, rief ſie und rang die Hände, theilſt Du die Geſinnungen Deines Vaters? Nein, liebe Agnes, ſagte ich tröſtend, wie könnte ich? Du biſt in andern Verhältniſſen geboren. Deine Aeltern waren in Frankreich, ſie ſelbſt an Napoleon angeſchloſſen, daſſelbe heimatliche Gefühl, welches unſern Haß nährt, mußte Deine Liebe unterſtützen. Faſſe Dich. Mein Geliebter, ſagte ſie und blickte mich ſchon etwas getröſtet an, iſt ein Deutſcher. Deſto ſchlimmer, erwiederte ich, eben dieſer Umſtand würde den Zorn des Vaters vergrößern, er würde Dir's nie, nie vergeben. Iſt das Band unauflöslich? Unauflöslich, ſagte ſie mit großer Beſtimmtheit; ich habe ihm Liebe und Treue geſchworen. Mein Vater ward plötzlich vom Schlage getroffen, als wir ihm unſer Bündniß vertrauen wollten. Er erholte ſich nur halb, er lebte nach dieſem Anfalle nur noch wenige Tage; die Sprache fand er nicht wieder. Aber mein Geliebter näherte ſich dem Sterbenden unter Thränen; er erkannte ihn, er verſtand ihn, er winkte mir, und ſeine ſterbenden Hände haben unſere Verbindung geſegnet. — Das arme Mädchen dauerte mich. Mußte ich ihre Treue nicht loben? Ich tröſtete ſie, ſo gut ich konnte, und beſchwor ſie, ihre Liebe für's Erſte geheim zu halten. Ich machte Kardorf zu meinem Vertrauten, und auch er hielt es nicht für rathſam, die Aeltern mit dieſer unglücklichen Verbindung bekannt zu machen, wenigſtens nicht unvorbereitet. Unſer Hochzeitstag war feſtgeſetzt. Heute vor einem Jahre fand er ſtatt. Indeſſen verbreiteten ſich die Gerüchte von der Annäherung der Feinde. Sie hatten die Gegend von Ulm erreicht. Wir glaubten uns zwar ſicher, denn Preußens Neutralität war ja anerkannt. Aber die Fortſchritte des Feindes ſteigerten die reizbare Stimmung meines Vaters. Am ſechzehnten Oktober wurden wir getraut. Schon erſcholl das Gerücht, daß die Feinde am vierzehnten, an dem nämlichen Tage, der das Unglück jetzt, ein Jahr ſpäter, über unſere Gegend brachte, einen entſchiedenen Sieg erfochten hätten. Das Gut lag an der bairiſchen, an der feindlichen Grenze. Die verſammelten Hochzeitgäſte waren höchſt unruhig. Mein Vater, unerſchüttert, ſuchte ſie zu beruhigen. Da kam plötzlich an ihn, als einen der anſehnlichſten Beamten, die Meldung, daß ſchon franzöſiſche Truppen über die

Grenze gedrungen wären, daß ſie die Abſicht unumwunden geäußert hätten, ein bedeutendes Korps durch die preußiſche Provinz zu führen. Denken Sie ſich das Erſtaunen, die Wuth meines Vaters. Er verließ uns; Kardorf, ſeiner Pflicht gemäß, begleitete ihn; die Hochzeitgäſte, die in der Nähe wohnten, zerſtreuten ſich voller Angſt und Furcht, und die Feierlichkeit endigte auf eine traurige Weiſe. Daß ich mich durch ein ſolches Ereigniß gedrückt fühlte, iſt natürlich. Meine Mutter ſuchte mich zu tröſten. Aber wo iſt Agnes? fragte die Mutter; es ziemte ſich wohl, daß ſie Dich in einem ſolchen Augenblicke nicht verließe. Das arme Mädchen, antwortete ich und ſuchte meine eigene Verwunderung zu verbergen, war in den letzten Tagen nicht wohl; ſie ſuchte offenbar ihre Krankheit zu verbergen, um unſere Freude nicht zu ſtören. Sie wird ſich zurückgezogen haben. Erlauben Sie, liebe Mutter, daß ich ſie aufſuche. Ich war in der That um ſie beſorgt. In den letzten Tagen war ſie in einer ſeltſamen Unruhe geweſen. Oft zeigte ſie mir die rührendſte Theilnahme und umarmte mich weinend; oft fing ſie an, von ihrem Geliebten zu ſprechen, und dann zog ſie ſich plötzlich ſcheu, ja furchtſam zurück, als wollte ſie Etwas verbergen. Ein leiſer Verdacht drängte ſich allmälig hervor, aber ich ſuchte ihn zu verſcheuchen. Jetzt wollte ich ſie aufſuchen, wollte offen mit ihr reden. Aber ſie war nirgends zu finden. Kein Bedienter, keine Magd hatte ſie geſehen. Ich eilte zu dem Pächter, deſſen Kinder ſie zu beſuchen pflegte, zu dem Prediger des Orts, ſie war nicht da. In großer Angſt entdeckte ich der Mutter, daß Agnes verſchwunden ſei. Sie erſchrak. Der Abend, die Nacht verging unter vergeblichen Nachforſchungen. Den Tag darauf kam der Vater mit Kardorf, Beide höchſt verdrießlich, zurück. Sie mußten, wollten ſie den Expreſſungen Einhalt thun, für die Verpflegung der durchziehenden verhaßten Krieger Sorge tragen, mußten ihre oft unbeſcheidenen, übertriebenen Forderungen anhören, oft, um größern Uebeln zu entgehen, ihnen nachgeben. Die unerwartete Nachricht erſchütterte den ſchon bewegten Mann. Jetzt unterſuchte man Agnes Kammer. Ein großer Theil ihrer Sachen war verſchwunden, und es war klar, daß ſie entflohen war. Mein Vater war in Wuth. Alſo mit Schimpf und Schande hat dieſes leichtſinnige, ausgeartete, nur zu franzöſiſche Mädchen unſer Haus bedeckt! Gewiß, ſie iſt einem von dieſen Räubern nachgelaufen, die unter ihren nichtswürdigen Anführern alle Länder plündernd durchziehen. Ich verwünſche den Augenblick, wo die leichtfertige Dirne in mein Haus trat; ich ſende ihr meinen Fluch. Dieſer ſchreckliche Augenblick überwältigte mich; ohne zu wiſſen, was ich that, ſtürzte ich meinem Vater in die Arme. Halten Sie ein, Vater, um Gottes Willen, halten Sie ein! Ich will Ihnen Alles ſagen. Kardorf erſchrak, aber mein Vater ſtarrte mich mit einem entſetzlichen Blicke an. Du, Du, ſagte er, indem er mich von ſich ſtieß, und ich zitterte, denn jetzt erſt ſtanden die Folgen meiner That deutlich vor mir. In demſelben Augenblicke trat ein franzöſiſcher Bedienter herein. Er fragte nach der Tochter des Hauſes. Ich habe ihr, ſagte er, eigenhändig einen Brief zu übergeben. Ich war einer Ohnmacht nahe, aber eine freudige Ahnung durchflog mein Inneres. Ich ergriff den Brief, erkannte die Handſchrift und überreichte ihn eilig dem Vater, der ſich noch nicht von dem Entſetzen erholt hatte. Leſen Sie, Vater, und dann richten Sie über Ihre Tochter, richten Sie über die arme, gute Agnes. Arme, gute Agnes, murmelte er mit verbiſſenem Zorne und erbrach eilig den Brief. Ein zweiter war in dieſen eingeſchloſſen. Er las den erſten. Seine Züge wurden milder. Er las den zweiten, langſam, einige Mal. Er ſchien, während er las, mit ſich zu kämpfen, aber der Zorn war verſchwunden. Da lies, ſagte er, reichte uns die Briefe und ging fort. Wir kannten ihn und hofften nach dieſem Benehmen das Beſte. Die Noth, die Gewalt der Verhältniſſe hatte dem ſchlichten, ſcheuen Mädchen eine ſeltene Beredſamkeit gegeben. In dem Briefe an mich bat ſie mich um Verzeihung. Ich habe Dich zur Vertrauten meiner Liebe gemacht, ſchrieb ſie, und verheimlichte Dir meine Flucht. Aber ich bitte, ich beſchwöre Dich, überlege Alles. Was mir Pflicht, Treue, Liebe gebot, daran konnte ich nicht zweifeln; aber durfte ich Dich, liebe, treue Schweſter, in einen Verrath gegen Deine Aeltern verflechten? Und das in einem Augenblicke, wo Dich die Liebe auf eine ruhigere Weiſe, als mich, beglückte? — Der Brief an meine Aeltern — er war an beide gerichtet — enthielt eine umſtändliche Erzählung der Entſtehung ihrer Liebe, bis zu dem Augenblicke, als der ſterbende Vater den Segen ſprach. Ich wäre, ſchrieb ſie, als Frau in Ihr Haus getreten, wenn nicht mein Verlobter am Sterbetage meines Vaters Straßburg hätte verlaſſen müſſen; und was mich abhielt, Ihnen dieſes Verhältniß anzuvertrauen, kann Ihnen nicht verborgen ſein. — Zeugniſſe von dem Prediger und dem Arzte waren beigebracht, und überzeugten uns, daß eine geheime Verbindung zwiſchen Agnes und ihrem Geliebten ſchon lange ſtattgefunden hatte. Sie, lieber Onkel, ſchrieb ſie, ſprechen ſo ſtark, ſo entſchieden von der Anhänglichkeit an das Vaterland, von Liebe zum heimatlichen Boden. Iſt mein Vaterland denn mir weniger? Entſtand die Anhänglichkeit an daſſelbe nicht eben ſo, wie die Ihre? Ich haſſe Ihr Land nicht, ich bedaure ſein Schickſal; aber Sie können mir nicht verbieten, mein Land zu lieben. Ihnen iſt Treue, iſt Ehre Alles. Sollen dieſe Heiligthümer des Menſchen denn mir nichts ſein? Gibt es nicht eine weibliche Ehre? Wozu die Liebe mit aller Gewalt mich trieb, daſſelbe forderte die Treue, die Ehre als heilige Pflicht. War nicht das Sterbebette des Vaters eine ſo heilige Stätte, wie der Altar? Zu unumwunden hatten Sie Ihre Geſinnungen geäußert, ich aber hatte heilige Pflichten zu erfüllen; konnte, ja durfte ich, was ich unter jeder Bedingung zu thun verpflichtet war, von der zweifelhaften Entſcheidung eines Dritten, ſelbſt wenn dieſer mein väterlicher Verwandter war, abhängig machen? Sollten Sie einem armen Mädchen zürnen können, weil ſie ſich ſcheut, einen harten Kampf zu beginnen, in welchem ſie nicht nachgeben darf? Wie oft bewunderte ich Ihre ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit, ja Aengſtlichkeit, wenn es die Gerechtigkeit galt. Gewiß, Sie werden fühlen, daß ich nicht Ihre Güte, vielmehr Ihre Gerechtigkeit in Anſpruch nehme, und werden der verlaſſenen Verwandten nicht verſagen, was Sie dem geringſten Fremden nie verweigern. Sprechen Sie den fürchterlichen Fluch nicht aus, mein ſonſt ſo gütiger, gerechter Beſchützer! O, thun Sie es meinetwegen, thun Sie es Ihretwegen nicht. Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Geliebten, jetzt meinen Mann, vorführe, ſegnen Sie unſere Verbindung. Nach zwei Stunden wird derſelbe Krieger, der den Brief brachte, Ihre gewiß gütige, gerechte Antwort in Empfang nehmen.

Wir hatten kaum den Brief geleſen, als der Vater klingelte. Wir kannten ihn zu gut, um nicht zu wiſſen, daß von uns Niemand hineingehen durfte. Der Bediente ging hinein und kam bald wieder. Der Vater forderte die Briefe. Wir warteten, nicht ohne Furcht, aber auch nicht ohne Hoffnung. Nach einer Stunde trat er herein. Agnes hat mir ſehr ſcharf den Text geleſen, ſagte er lächelnd. Gieb Du, liebe Emilie, dieſe Antwort dem Boten, wenn er kömmt. Darf ich den Inhalt erfahren? fragte ich furchtſam. — Nun, der feindliche Schwager wird herkommen. — Ich umarmte den Vater voller Freude. Sie haben, ſagte Kardorf, den Sieg über ſich ſelber erfochten. Erlaubt mir aber, Kinder, antwortete der Beſänftigte, daß ich, was ich nicht mehr als ein Vergehen rügen darf, doch als ein ſehr unangenehmes, als ein unglückliches Ereigniß betrachte. Ich will mich überwinden, ich will den Herrn mild empfangen, aber willkommen kann er mir nicht ſein. Der Bote kam, und kaum eine halbe

Stunde ſpäter erſchien Agnes mit ihrem Gemahl. Es war ein anſehnlicher Mann, ſchön, feurig, aber das Feuer durch einen trüben Ernſt gedämpft. Er ſchien nicht ganz jung, wenigſtens dreißig Jahr alt, und war klug genug, ſich ſeine deutſche Herkunft nicht merken zu laſſen. Es war ihm leicht, für einen gebornen Franzoſen zu gelten, denn er hatte, wie ich durch Agnes erfahren, in früher Jugend, begeiſtert durch die Idee der Freiheit, ſeine Familie verlaſſen und alle Greuel der Revolution erlebt. Er war Kapitain. Er trat höchſt beſcheiden hervor, näherte ſich mit einer Schüchternheit, die dem Manne, der ſo viel erlebt hatte, deſſen kühne Entſchloſſenheit in allen Zügen zu leſen war, beſonders ſchön ſtand. Sein Betragen beſiegte den Vater, der ihn ſehr mild und ſo wohlwollend aufnahm, daß wir überraſcht waren. Agnes war unbeſchreiblich glücklich. Er hieß — —

Während des letzten Theils der Erzählung hatten Gerhard und Thorſtein mit großer Spannung die Beſchreibung des Mannes verfolgt.

Er hieß? wiederholten jetzt Beide.

Reinault, antwortete Emilie und blickte ſie verwundert an.

Reinault! riefen die Freunde erſtaunt.

Kennen Sie ihn? fragte Emilie und hielt inne.

Erzählen Sie, erzählen Sie weiter, bat Thorſtein.

Nun, erwiederte Emilie lächelnd, die Geſchichte iſt eigentlich zu Ende. Denn was jetzt folgt, verſteht ſich von ſelbſt. Reinault konnte nicht lange verweilen; der Vater fand ſich durch den Zwang, den er ſich anthat, ſehr gequält, beſonders, als nun viele franzöſiſche Generale, ſelbſt Bernadotte, erſchienen, um zu der Verbindung Glück zu wünſchen. Agnes mußte ſich von dem Geliebten trennen. Sie ging nach Ulm, während er der Armee folgte. Als kurz darauf Anſpach an Baiern abgetreten wurde, verließ mein Vater die Provinz und wurde in Berlin angeſtellt. Mit Agnes unterhielt ich eine Korreſpondenz, die jetzt, wie ſich von ſelbſt verſteht, unterbrochen iſt. Sie ſcheint nicht glücklich. Zwar liebt ſie den Mann, auch ſeine Liebe iſt nicht erkaltet. Aber ein geheimer Kummer ſcheint ihn zu verfolgen. — So wurde an demſelben Tage, heute vor einem Jahre, meine und meiner Freundin Hochzeit gefeiert, in einem verhängnißvollen Augenblicke, unter ſo ganz verſchiedenen Verhältniſſen. Mußte nun nicht Ihre Hochzeit, die Unruhe der Zeit, die drohende Zukunft, mich gewaltſam an jene Ereigniſſe erinnern? Ich habe geſchloſſen, aber nun, hoffe ich, werden Sie uns auch mittheilen, was Sie von Reinault wiſſen.

Thorſtein kennt ihn, ſagte Gerhard, ich ſah ihn nur ein Mal, und die Begebenheit, die eine innige Freundſchaft zwiſchen Reinault und ihm erzeugte, iſt mir noch unbekannt. Jetzt findet er Gelegenheit, ein mir längſt gegebenes Verſprechen, wie mich dünkt, am ſchicklichſten zu erfüllen. Das Verweilen in der Vergangenheit täuſcht die Unruhe der Gegenwart hinweg, und ſeine Erzählung hilft die Stunden der peinlichen Erwartung ruhig ertragen.

Ich bin bereit, erwiederte Thorſtein. — Als ich, etwa vor zwei Jahren, nach Göttingen kam, hielt ſich dort ein franzöſiſcher Offizier auf, der Aufmerkſamkeit erregte. Er gehörte zu den Truppen, die Hannover beſetzt hielten; ſein Regiment lag in der Nähe, er hatte auf einige Monate Urlaub erhalten und lebte ſtill, ohne Umgang zu ſuchen, ganz mit ſeinen Studien beſchäftigt. Den größten Theil ſeiner Zeit brachte er auf der Bibliothek zu, und die Schriften, die er forderte, die geſchichtlichen Unterſuchungen, die er anſtellte, bewieſen, daß er mit einer tiefgehenden Forſchung beſchäftigt war, daß er gründliche Kenntniſſe beſitzen mußte. Ich war zu derſelben Zeit lebhaft von einer Unterſuchung ergriffen, die mit der ſeinigen verwandt ſein mußte, denn oft benutzte er Schriften, die ich, oder ich ſolche, die er benutzen wollte. Dieſe häufig wiederkehrenden Kolliſionen machten uns erſt auf einander aufmerkſam, und es entdeckte ſich bald, daß der Gegenſtand unſerer Forſchungen faſt ganz der nämliche war. Bald waren wir in Geſpräche über die gemeinſchaftliche Arbeit verflochten, wir theilten uns wechſelſeitig unſere Entdekkungen, unſere Anſichten mit, ja wir vereinigten uns immer inniger zur wechſelſeitigen Unterſtützung. Dann erweiterten ſich unvermerkt die Gegenſtände der Unterhaltung, nicht mehr an dem engen Kreis der Unterſuchung gebunden. Wir ſprachen anfänglich franzöſiſch; als das Geſpräch ſich aber weiter ausdehnte, als die höhern Intereſſen des Geſchlechts berührt wurden, als wir das Tiefſte und Bedeutendſte bezeichnen wollten, fühlten wir die Beſchränkung der Sprache, und er fing, wie ſich vergeſſend, an deutſch zu reden. Seine Ausdrücke, ſeine Worte ſchienen beflügelt, als hätte er läſtige Feſſeln abgeworfen, und ich ward nicht wenig überraſcht, als ich einen gebornen Deutſchen in ihm erkannte. Schon früher hatte er eine in ſeiner Lage ungewöhnliche Bekanntſchaft mit den deutſchen Dichtern und Geſchichtsforſchern, ſelbſt zum Theil mit den Philoſophen verrathen. Das Geſpräch riß uns hin; was mich aber überraſchte, als wir Anſichten berührten, die unſere Tage beſopders bewegen, war eine ſeltſame Scheu, ein offenbarer Widerwille, der ſich nicht bloß äußerte bei Ausdrücken, die durch ihren furchtbaren Mißbrauch dieſen wohl erregen könnten, wie Freiheit, Gleichheit, Menſchenrechte, ſondern auch bei ſolchen, die, wenigſtens in Deutſchland, durch eine umfaſſendere, gemäßigtere Bedeutung veredelt ſind, wie die Ausdrücke: öffentliche Meinung, Volk. Es war um ſo überraſchender, da dieſer Widerwille in einem ſo unbegreiflichen Widerſpruche mit ſeiner umſichtigen, freien geiſtigen Bildung ſtand, daß er faſt wie eine fixe Idee erſchien. Einſt, als ich mit Lebhaftigkeit die ungehemmte Aeußerung der öffentlichen Meinung als die höchſte Wohlthat für ein gebildetes Volk bezeichnete, unterbrach er mich mit großer Heftigkeit. — Daß ich doch immer jene ſinnverkehrenden Ausdrücke hören muß! Junger Mann, ſagte er, Sie treten unbefangen in die Morgenröthe des Lebens hinein, wo da Leben, wie die Liebe, uns ein goldener Traum ſcheint. Was uns durchdringt, muß, ſo glauben wir, Jeden ergreifen; wir ahnen allenthalben, wie in der erſten Liebe, den Wiederhall der eigenen, heiligen Gefühle; da glauben wir, daß die verborgenſten Wünſche laut geworden ſind in der Zeit, in welcher wir leben. Weh uns, wenn wir uns der gefährlichen Täuſchung hingeben! Alles Vertrauen geht mit dieſem erſten, ſchönſten zu Grunde; wir ſtehen leer, verlaſſen von der Welt und uns ſelber;

ja, wir endigen mit Verrath, denn dieſe unſelige Liebe endet nicht, bis ſie uns durch die frechen Buhlerkünſte der Zeit in einen bodenloſen Abgrund von Verworfenheit hineingelockt hat, um uns dann mit Hohnlachen zu verlaſſen. Dann wirft ſie uns ein Afterbild der frühern Neigung hin, und ſinnbethört, wie im Wahnſinn, hängen wir uns an dieſes. Wir haſſen, was wir urſprünglich liebten, und können dennoch die alte Liebe nicht ausrotten. Alles Leben hängt an dem, was wir haſſen, und dem wir dennoch nicht zu entſagen vermögen; und ein innerer Zwieſpalt verzehrt uns. Dann erkennen wir in der öffentlichen Meinung die öffentliche Buhldirne der Zeit, und ihre Schönheit, die uns noch immer verſtricken möchte, miſcht ein grauenhaftes Entſetzen in die lockende Luſt. — Es war etwas Furchtbares in dem Eifer, mit welchem er ſprach, und ich glaubte, die ſchrecklichen Erfahrungen ſeines eigenen Lebens, ein unwillkürliches Selbſtgeſtändniß in dieſen Aeußerungen zu hören. Seine Heftigkeit hatte mich erſchüttert; das Geſpräch ſtockte, und er ſchien zu fühlen, daß ein Bekenntniß der Art, ſo ausgeſprochen, weiter gehen müſſe. Er ſchien ſelbſt über ſeine Aeußerungen erſchrocken, und ich ſuchte die leidenſchaftliche Wendung des Geſprächs durch einen allgemeinern, höhern Standpunkt der Betrachtung zu ebnen. Wenn der Aſtronom, ſagte ich, als ich mich innerlich beruhigt fühlte, ſich in die Betrachtung des Weltalls verliert, dann iſt es ihm vergönnt, die Erde in einen kleinen, aber hellleuchtenden Punkt zu verwandeln; alle trüben Wolken einer engen Umgebung verſchwinden, löſen ſich in ein heiteres Licht auf, in welchem die Erde ihre ruhige Bahn, von der ewigen Ordnung ihr beſtimmt, fortrollt. Iſt dieß dem Forſcher der äußern Erſcheinung gegeben, wie vielmehr muß ein ſolcher ruhiger Standpunkt, der alle Trübſale der Gegenwart und des eigenen Lebens vernichtet, ſich demjenigen aufdringen, der in die heilige, unermeßliche Tiefe der Entwickelung unſers Geſchlechts, des Geiſtes zu ſchauen wagt. Durch die Wolken, die, je niedriger ſie ſind, deſto undurchdringlicher werden, ſchauen wir den Himmel nicht, und erſt, wenn wir die heilige Sonne des Geſchlechts als den ruhigen Mittelpunkt erkannt haben, ordnen ſich die Bahnen aller Zeiten, erſt dann erſcheint eine jede Zeit als eine geordnete; die trüben Wolken ſind verflogen, und Alles leuchtet in dem milden Glanze der ewigen Liebe, dem Wiederſtrahl der erkannten geiſtigen Sonne. Wer ſind wir, wenn wir nichts erfahren haben, als was uns das Scheinleben der Zeit in ewiger, räthſelhaft verſchlungener Verwirrung darbietet, wenn wir gefeſſelt ſind durch einen feſten Punkt, der uns die freie Bewegung um die innere Sonne verwehrt? Die Verwirrung der engen Gegenwart wirft ſich zerſtörend auf Vergangenheit und Zukunft, und in den Abgrund wechſelnder Meinungen hinabgeſtürzt, erſcheint uns der ruhende Geiſt in verworrener Bewegung, und das Nichtige, Unruhige feſſelt uns. Die öffentliche Meinung iſt nicht jene Mannigfaltigkeit wechſelnder Meinungen, die ſich gegenſeitig bekämpfen, hemmen, indem bald dieſe, bald jene vorherrſcht, alle in ihrer Einzelnheit gleich nichtig. Sie ſchließt die Mannigfaltigkeit, wie die Gewalt eines Einzelnen aus. Wenn wir von einem Menſchen ſagen, er meine es gut, oder, man habe von ihm eine gute Meinung, dann geht dieſer Ausdruck nicht auf etwas Beſtimmtes, er bezeichnet ſeine ganze Perſönlichkeit. Wo die Meinungen ſich wechſelſeitig hemmen, iſt die öffentliche Meinung gehemmt; wo eine vorherrſcht, iſt ſie ganz unterdrückt. Sie iſt die ebnende, Alles ausgleichende aller kämpfenden Anſichten; wo ſie waltet, iſt die geſunde Entwickelung des Geſchlechts in fröhlichem Gedeihen, und ſelbſt der Erlöſer, der nicht eine Meinung, der das Unwandelbare ſelbſt, die Sonne des Geſchlechts, ſtrahlend hervortreten ließ, wollte nicht, daß ſeine Lehre die beſtehende Ordnung, den Gang der Entwickelung ſtören ſollte, und wies den bedenklichſten

Kampf in das innerſte Heiligthum des Gemüths zurück. — Indem ich ſo ſprach, ſchien der Fremde äußerſt bewegt; er blickte mich lange freundlich an; eine Thräne drängte ſich unwillkürlich hervor, aber plötzlich richtete er ſich auf, ſchüttelte, wie unwillig über ſich ſelber, den Kopf und verließ mich mit einem bedeutenden Händedruck.

Noch kannte ich ſeinen Namen nicht, noch hatte er mir nicht geſtanden, daß er ein Deutſcher war, und ich wollte mich nicht in ſein Vertrauen hineindrängen.

Obgleich ich wenig genauen Umgang hatte, lebte ich dennoch unter den Studirenden, aß an einem öffentlichen Orte. Unter dieſen fiel mir beſonders ein junger Mann auf. Er war äußerſt lebhaft, ſeine Geſichtszüge waren in beſtändiger Bewegung, die dunkeln Haare flatterten in krauſen Locken um die Schultern, und mit den großen, feurigen ſchwarzen Augen ſchien er einen Jeden durchbohren zu wollen. Er hieß Banner und war aus Straßburg gebürtig. —

Banner aus Straßburg? rief Emilie. Aber verzeihen Sie dieſe Unterbrechung. Erzählen Sie weiter.

Ich vermuthe den Grund, erwiederte Thorſtein, und will nur vorläufig bemerken, daß Sie richtig gerathen haben. Dieſer Banner zeichnete ſich beſonders durch einen grenzenloſen Haß gegen die Franzoſen aus.

Seine Aeußerungen waren oft höchſt unbeſonnen; er ſchalt auf die nichtswürdige Feigheit der Deutſchen, und nicht ſelten klangen ſeine Worte wie eine Aufforderung, die luſtigen Fremdlinge plötzlich zu überfallen und zu morden. Natürlich ward er von den Meiſten vermieden, und nur wenige unbedachtſame junge Männer wagten es, mit ihm umzugehen. Ich erfuhr, daß er von früher Kindheit an bei einem Verwandten in preußiſch Weſtphalen erzogen worden, der dieſen Haß erzeugt und genährt hatte. Er liebte ein Mädchen, welches als das Opfer der Verführung eines franzöſiſchen Offiziers fiel, und ſeit dieſer Zeit kannte ſein Haß keine Grenzen; ja es ſchien in der That, als wenn er es für möglich hielte, eine Verſchwörung gegen die verhaßten Eroberer in Hannover zu bewirken. Er ſei, erzählte man, durch ſeine an Wahnſinn grenzende Handlungsweiſe völlig mit ſeinen Verwandten zerfallen, die eifrige Anhänger der neu begründeten Gewalt wären.

Um dieſe Zeit kam die Nachricht von der bevorſtehenden Kaiſerkrönung. Das Heer, welches Hannover beſetzt hielt, bereitete ſich zu großen Feſtlichkeiten vor. Dieſes Ereigniß ſetzte alle Zungen in Bewegung, aber die Beſorgniſſe, die ſich daran knüpften, durften nicht laut werden. Bei der Mahlzeit war die Kaiſerkrönung ein Hauptgegenſtand des Geſprächs. Ich freue mich, ſagte Banner, daß er endlich die Kaiſerkrone ſich aufſetzt. Du? fragte ein junger Mann, der neben ihm ſaß, verwundert. Ja ich, rief Banner, denn hoffentlich werden ſich einige kühne Männer finden, die bald nach der Krönung den neuen Cäſar wie den alten behandeln. Man that, als hörte man es nicht. Bald darauf war von den Bienen, die den neuen Kaiſermantel zierten, die Rede. Es ſind keine Bienen, rief Banner laut über den Tiſch, es ſind Weſpen, die ſich aufgebläht haben, die Marſchälle des neuen Kaiſerthums. Viele ſtanden auf und entfernten ſich mit ſichtbarer Angſt. Banner ward nachdenklich, flüſterte mit ein paar jungen Leuten, die er als Fremde mitgebracht hatte, und entfernte ſich. Er hatte ſeine Studien vollendet, wohnte aber noch immer, man wußt nicht, warum, in einem Dorfe in der Nähe von Göttingen. Was mir beſonders auffiel, war ſein Benehmen gegen meinen neuen Freund. Der franzöſiſche Offizier ſchien ihn gar nicht zu kennen, ja nicht einmal zu bemerken. Aber Banner vermied nicht allein ſeine Nähe, entfernte ſich ſchnell, wenn er erſchien, ſondern er drückte auch, wenn gleich ſtillſchweigend, Haß, Zorn und Verachtung gegen ihn aus.

Als ich, den Tag nach dieſem Auftritte, den Offizier, wie gewöhnlich, auf der Bibliothek traf, war er ſichtbar zerſtreut und unruhig, ſchlug einige Bücher auf, wühlte unter ſeinen Papieren, rieb ſich die Stirn und entfernte ſich bald. Ich hatte ihn ſchon ſehr lieb gewonnen, und dieſe Stimmung beunruhigte mich. Auch meine Arbeit wollte nicht gelingen. Es war ein recht heiterer Dezembertag, und ich trieb mich den ganzen Tag in der Gegend umher, beſtieg den Hainberg, kehrte in eine Dorfſchenke ein, und ſo überraſchte mich der Abend einige Meilen von Göttingen. Der Mond ſchien hell, und ich eilte, um wenigſtens vor Mitternacht Göttingen zu erreichen. Ich verirrte mich, ſchritt aber immer rüſtig zu. Schon näherte ſich Mitternacht; ich erkannte die Gegend, war aber noch faſt eine Meile von Göttingen entfernt. Da hörte ich in der ſtillen Nacht ein fernes Geräuſch. Ich horchte. Es waren Reiter, die langſam und ſtillſchweigend auf dem Wege fortritten. Etwa zwanzig Pferde zählte ich. Sie ritten in ein Dorf hinein, durch welches auch mein Weg führte. Sie ſchienen mich nicht bemerkt zu haben. Im Dorfe war Alles ruhig; nur die Hunde bellten, als die Reiter ſich näherten. Plötzlich ſah ich ſie halten; ſie umzingelten ein Haus und ſtiegen ab. Ich hörte, wie ſie anklopften. Mir war ſeltſam zu Muthe, indem ich mich der geheimnißvollen Schaar näherte. Noch war das Haus nicht eröffnet; man klopfte immer heftiger, man ſchimpfte, und ich ſah einen Offizier ruhig nach dem Hauſe hinblicken, während die Uebrigen ſich unruhig um ihn her bewegten. Als ich nun bei dem unheimlichen Zuge ſtill vorüber ſchleichen wollte, fühlte ich mich plötzlich feſtgehalten. Ein hoher Reiter hatte mich am Arme ergriffen. Ich ſchleuderte ihn weit weg und fragte zornig, was ihn bewegen könne, einen ruhigen Wanderer anzugreifen. Kaum hatte ich den Angreifenden weggeſchleudert, als ich mich von einer Menge Reiter umringt ſah; die Säbel blitzten über meinem Kopfe; ſchon ſchnitt ein Hieb durch das Kleid, und ich fühlte mich verwundet, als der Arm, der den drohenden Hieb führte, mit Gewalt zurückgezogen wurde. Ein gebietendes Wort entfernte die Reiter, und mein Freund trat mir entgegen. Sie ſind hier? rief er; Sie ſind jetzt hier? Völlig zufällig, antwortete ich; ich trieb mich, wie öfters, in der Gegend umher. Davon ſpäter, unterbrach er mich. Es iſt nicht der, den wir ſuchen, rief er ſeinen Reitern zu. Aber er hat einen franzöſiſchen Soldaten wegzuſchleudern gewagt, ſchrien trotzig mehrere Stimmen. Er hat ſich gewehrt, wie es einem Manne ziemt, rief entſchieden der Offizier; wer wagt es hier, ſeine Stimme gegen ſeinen Befehlshaber zu erheben? Habt Ihr nicht Eure Poſten verlaſſen? Zurück!

Aber jetzt entſtand ein neues Getümmel. Während man mit mir beſchäftigt war, hatte man einige Stellen des Hauſes unbeſetzt gelaſſen. Jemand mußte dieſen Augenblick benutzt haben. Man ſah ein offenes Fenſter, herunterhängende Tücher, und in der Ferne lief ein Menſch in furchtbarer Eile über das Feld. Während Einige ſich auf's Pferd ſchwangen, um dem Fliehenden nachzueilen, ſtürzten Andere wild und ſtürmiſch in das Haus hinein. Der Offizier näherte ſich mir. Eilen Sie, flüſterte er mir ſchnell zu, eilen Sie, dieſen unglücklichen Ort zu verlaſſen. Sie ſind verwundet. Hoffentlich nicht von Bedeutung, erwiederte ich. Wir ſehen uns morgen, rief er mir noch nach und verſchwand. Ich ging, ſo ſchnell ich konnte, weiter. Ich fühlte, wie das warme Blut den Arm hinunterſtrömte. Aber in der Ferne ſah ich auch, wie der arme Fliehende ergriffen wurde, und über die unheimliche Begebenheit vergaß ich faſt meine Wunde. Dieſe war am linken Oberarm; ich wickelte das Schnupftuch dicht um die verwundete Stelle und ſchritt eilig weiter. Die anſtrengende Fußreiſe, der Blutverluſt hatten mich völlig erſchöpft, ich war dem Hinſinken nahe, als ich meine Wohnung erreichte. Ich weckte die Magd, die ſich zwar erſchrocken ſtellte, aber doch heimlich lächelte. Ereigniſſe der Art ſind auf Univerſitäten nicht ſelten, und ich ſah voraus, daß ein Jeder meine Verwundung als die Folge eines Duells betrachten würde. Ein Wundarzt, der geholt wurde, ſagte mir treuherzig: Sie ſind gut davon gekommen; die Wunde wird bald heilen. Den Tag darauf erzählte Jedermann, wie ich in einem Duell verwundet worden wäre; aber Keiner kannte die Veranlaſſung, Keiner wußte einen Gegner zu nennen, und man erſchöpfte ſich in Vermuthungen. Ich ließ ſie reden und behielt mein Geheimniß. Die Verwundung war nicht bedeutend; der Wundarzt verſicherte, daß ich nur wenige Tage das Haus zu hüten brauchte.

Den Morgen darauf ſitze ich verdrießlich in meiner Stube. Ich konnte nicht ausgehen und dachte mißvergnügt daran, daß mein Freund — ſo mußte ich ihn ſchon nennen, obgleich ich ſeinen Namen noch nicht wußte — mich vergebens auf der Bibliothek erwarten würde. Da ſtürmt er in meine Stube herein; blaß, entſtellt wirft er ſich in einen Stuhl, leert mit großer Haſt einige Gläſer Waſſer und geht auf mich zu. Sie ſehen blaß aus, ſagte er, als er mich mit einer Binde ſitzen ſah, und blickte mich theilnehmend an. Die Wunde iſt ſehr unbedeutend, antwortete ich. Wirklich? O jetzt, jetzt dürfen Sie auch nicht krank ſein. Ich kenne Sie nur ſeit kurzer Zeit, fuhr er fort; Sie wiſſen meinen Namen nicht, meine Herkunft iſt

Ihnen unbekannt, aber Sie haben mir ein unbegränztes Vertrauen eingeflößt. Sie müſſen für mich handeln, Sie müſſen meine Ruhe, mein Glück, meine Seligkeit retten! rief er mit erſchütternder Stimme. Sie erſchrecken mich, mein Freund, erwiederte ich. Was iſt Ihnen begegnet? Was kann ich thun? Glauben Sie mir, ich bin bereit, Alles zu thun, was ich vermag, und ſcheue die Gefahr nicht. Ich weiß es, ſagte er, ich ſah es vorige Nacht; Ihr Benehmen gegen die Reiter befeſtigte meinen Entſchluß. Ich habe lange keinen Freund gehabt. Nun hören Sie, erfahren Sie, wie Verirrungen der Jugend furchtbar durch das Leben reichen und alle Blüten zertreten. Ich muß meine Qual, meine innere Unruhe einer treuen Seele anvertrauen; ich kann ſie nicht länger allein tragen. Wir werden doch nicht geſtört? Ich brauche Zeit, und ich wünſche Ihretwegen nicht, daß man mich in Ihrer Wohnung träfe. — Der Wundarzt iſt eben fortgegangen, erwiederte ich; ich werde dem Mädchen ſagen, daß ſie Jedermann abweiſen ſoll, und die Thüre verſchließen. Ich that es und er fing an:

Sie werden es ſchon errathen haben, daß ich ein geborner Deutſcher bin. Ich bin in Hannover, nicht weit von Göttingen, geboren. Mein Vater ſtarb früh; meine ältere Schweſter heirathete einen preußiſchen Offizier, der früher in Göttingen ſtudirt hatte, und mit Bewilligung meiner Mutter nahm mein Schwager mich in ſein Haus auf, um meine Erziehung zu vollenden. So kam ich als achtjähriger Knabe nach Berlin. Es war jene glückliche Zeit, in welcher leidenſchaftliche Meinungen Europa noch nicht in gährende Bewegung verſetzt hatten. Mag auch Manches in dieſer Zeit und ihrer herrſchenden Geſinnung zu tadeln ſein, ſo wird man dem innerlich Zerriſſenen, von dem Strudel einer verworrenen Zeit Ergriffenen verzeihen, wenn er mit Wehmuth an jene verſchwundenen friedlichen, freundlichen Tage zurückdenkt, die die Jahre ſeiner Kindheit, ſeiner frühern Jugend noch in der Erinnerung ſo anmuthig geſtalten. Meine Schweſter war eine treffliche Frau. Sie gebar erſt einen Sohn, dann eine Tochter, und Beide betrachteten mich als ihren ältern Bruder, ja, ſie nannten mich ſo. Wir wohnten in einer entfernten Gegend der Stadt. Unſer geſelliger Kreis war beſchränkt, wie unſere Wünſche. Ein Garten hinter dem Hauſe, mit großen, alten Bäumen, ſchwebt mir noch wie ein verlornes Paradies vor der Seele. Ein Engel mit einem flammenden Schwerte wehrt mir die Rückkehr. Mein Schwager theilte ſeine Zeit zwiſchen Studien und Dienſtgeſchäften; die Abende wurden der ſtillen Unterhaltung gewidmet; zuweilen erſchienen Freunde. Meiſt waren es Gelehrte. Ich erinnere mich nie eine lärmende Geſellſchaft erlebt zu haben. Beſonders liebte mein väterlicher Erzieher die Alten. Auch ich ward frühzeitig für die geſchichtlichen Studien gewonnen. Die Schickſale der Völker, die ſchönen Zeiten, die großen Geſtalten der alten Welt beſchäftigten mich fortdauernd. Die Lehrer waren mit mir zufrieden; der Schwager glaubte mir eine glänzende Zukunft verſprechen zu können; die Mutter, die uns öfters beſuchte, die fromme Schweſter freuten ſich über meine Fortſchritte. Jeder Morgen vereinigte uns zum ſtillen Gebet, jeder Sonntag wurde durch einen häuslichen Gottesdienſt gefeiert, der öffentliche nie verſäumt. Als ich älter ward, merkte ich wohl, daß mein Schwager die religiöſe Richtung nur duldete. Wenn Freunde zugegen waren, vernahm ich Angriffe auf den Glauben, der mir ſo heilig war. Denn fromme Gefühle durchdrangen mich von früher Kindheit an. Als ich heranwuchs, ſtellte ich ſelbſt religiöſe Betrachtungen an, trug ſie vor und fühlte mich in ſolchen Beſchäftigungen äußerſt glücklich. Wie oft, wenn ein Abendgeſpräch zwiſchen meinem Schwager und ſeinen Freunden bedenkliche Zweifel erregte, bat ich im Stillen Gott, daß er doch meinen Glauben bewahren möge. Aber dieſe Verſchiedenheit der religiöſen Ueberzeugung ſtörte den häuslichen Frieden nicht. Meine Schweſter war die lieblichſte, ſanftmüthigſte Frau, die ich jemals ſah. Sie war der Engel, der meine Kindheit, der meine Jugend bewahrte, den ich leider verſcheucht habe. Kleine Mißtöne verklangen leiſe in dem ruhigen, melodiſchen Leben; ich verehrte meinen Schwager, an meiner Schweſter hing ich mit ganzer Seele, und die fröhlichen, herrlichen Kinder liebte ich innig. Mitten in dieſer ſcheinbaren Ruhe lauerte dennoch ſtill heimlich der Dämon, der mein ganzes Lebensglück vernichtete. Wie heiter, wie unſchuldig erſchien er mir; wie lockend war ſeine Stimme. Ich war zwar heftig, aber weich, nach dem heftigſten Aufbrauſen höchſt nachgiebig. Ich konnte wie wüthend auf einen Gegner losſtürmen; aber wenn mein Arm über ihm ſchwebte, drohend mit einem gefährlichen Schlage, war er plötzlich wie gelähmt, und die geballte Fauſt fiel ſanft auf die Schultern herab. Dieſe Gutmüthigkeit ſtumpfte den Widerwillen gegen meine Heftigkeit ab, und mein Schwager glaubte in mir einen jungen Mann zu erziehen, der in der Zukunft vielleicht manche Unannehmlichkeit erleben, aber doch ſich leicht in die beſtehende Ordnung fügen würde.

Aber dieſe ſcheinbare äußere Ruhe verbarg die heftigſten innern Kämpfe. Je älter ich wurde, deſto weniger ſprachen mich die geſelligen Verhältniſſe an. Die

Zeit ſchien mir, verglichen mit der großen Vergangenheit, klein, erbärmlich. Die kühnen Geſtalten einer gewaltigen Vergangenheit ſchwebten lockend vor mir; religiöſe Zweifel zerſtörten die Ruhe des kindlichen Glaubens; und je mehr der fromme, andächtige Sinn mir früher geweſen war, deſto tiefer wühlte der Zweifel in meinem Innern. An die Stelle der gläubigen Ergebung, die das Nächſte, das Dargebotene mit Ruhe pflegt, trat ein unendlicher Thatendurſt, der ſich, um mein oft beunruhigtes Gewiſſen zu beſchwichtigen, in das lockende Gewand des Entſchluſſes, für das Wohl der Menſchheit mich zu opfern, hüllte. Ich konnte nicht ohne geheime Angſt daran denken, in den knechtiſchen Staatsdienſt zu treten. Um dieſe Zeit, ich war damals ſiebzehn Jahre alt, brach die franzöſiſche Revolution aus. Wer weiß nicht, wie dieſes Ereigniß, einem Erdbeben gleich, ganz Europa erſchütterte. Nicht bloß die Jugend, nicht bloß die Heimatloſen, die, für ein unſicheres Daſein kämpfend, eine jede Unruhe begierig ergreifen, erwarteten Alles von der Revolution. Hohe und Niedere, Miniſter, ja Fürſten ſahen in ihr die Morgenröthe einer neuen Zeit. Allmälig drang die Anſicht durch, daß im Fortſchreiten der Zeit ſich Misverhältniſſe gehäuft hatten, die immer drückender geworden, daß durch einen großen, tiefgreifenden Prozeß das Gleichgewicht der einander widerſtrebenden Maſſen erzielt werden müſſe. Auf mich wirkte dieſes Ereigniß nur gar zu entſcheidend. Schulz bekannte, begeiſternde Nachricht von den erſten Auftritten im Palais royal, von der Erſtürmung der Baſtille, dieſes friſche Erzeugniß eines noch unſchuldigen Jubels, fiel in meine Hände. Ich ſah die kühnen Redner die Tiſche beſteigen, ich hörte ihre Reden. Necker verläßt uns! erſcholl es; und obgleich ich ihn, ſeine Verhältniſſe, ſeine Verdienſte kaum kannte, ſo traf mich dennoch dieſe Nachricht wie ein Blitz. Keinen unter den im Palais royal ſtürmiſch Verſammelten konnte die Nachricht gewaltſamer ergreifen, als mich, der ich ſie von einem Unbekannten, ruhig auf meiner Stube ſitzend, vernahm. Ich lief ängſtlich mit dem Haufen, ich ſtürzte in die Baſtille hinein, befreite die Gefangenen. Ich war ſeltſam ergriffen, mein Puls ſchlug heftig, der Athem fehlte mir; es war mir, nachdem ich das Buch durchflogen hatte, als hätte ich mich eben, erſchöpft, erſchüttert, aus dem furchtbaren Getümmel gerettet auf meine einſame Stube. Als ich nun aber das Ungeheure, das Große, was ich geleſen, erlebt hatte, im Zuſammenhange überdachte, da ſchien mir die ſchwere Decke, die eine kühne Vergangenheit von einer bedeutungsvollen Zukunft, wie ich ſie erwartete, trennte, plötzlich zerriſſen; alte Zeiten wurden jung, die eingeſchlummerte Geſchichte ſchien mir wach zu werden, der gewaltige Rieſengeiſt vergangener Jahrhunderte regte ſich nach langem Schlummer, und laut donnernd tönte ſeine Stimme in die Welt herein, daß alle ſchlafenden Geiſter nun aufwachen müßten. Ja, ja, ich höre Dich, der Donner Deiner Stimme erſchreckt mich nicht, ich bin Dein, rief ich. Ich war es.

Es war eben die Zeit, wo ich den ſtillen Kreis verlaſſen ſollte, in welchem ich bisher gelebt hatte. Ich war klug genug, meine Entſchlüſſe geheim zu halten. Aber ehe ich die Univerſität in Halle bezog, warnte mich noch mein Schwager, dem ich meine Begeiſterung für die Revolution nicht verbergen konnte. Die Gewohnheit des ſtillen Lebens dauerte fort; die Rohheit des Studentenlebens hatte für mich etwas Abſchreckendes; ich begriff nicht, wie etwas ſo Geiſtloſes, Plumpes und Geringes, hier mehr faſt, als in andern Verhältniſſen des Lebens, ſich ausbilden konnte. Das Gute hatte Halle wenigſtens, daß man den Stillen, Fleißigen nicht ſtörte. Ich opferte mich jetzt dem geſchichtlichen Studium ganz, ich trieb die lebenden Sprachen mit Eifer. Ich ſprach mit einigen gleichgeſtimmten Freunden franzöſiſch. Mein feſter Entſchluß, nach Paris zu gehen, blieb Jedermann ein tiefes Geheimniß.

Von allen Vorgängen der Revolution war ich auf das Genaueſte unterrichtet; eine jede neue Nachricht ſteigerte meine Begeiſterung, befeſtigte meinen Entſchluß. Nach Verlauf eines Jahres ging ich nach Göttingen. Ich erwartete meine Abreiſe mit Ungeduld; denn in der Nähe von Göttingen lebte ein naher Verwandter, der einen angeſehenen Poſten bekleidete, und der ſeiner warmen Anhänglichkeit an die Revolution wegen bekannt, ja gewiſſermaßen verrufen war. Er iſt jetzt geſtorben. Ich hoffte durch ihn meinem Ziele näher zu treten und hatte mich nicht geirrt. Das erſte Geſpräch ſchon überzeugte mich, daß ich es wagen durfte, ihm Alles zu geſtehen. Er fiel mir, als ich ihm meinen Entſchluß mittheilte, weinend um den Hals. Du Glücklicher, rief er, Du biſt jung, rüſtig, muthig, durch keine Verhältniſſe, durch keinen Eid gebunden. Du kannſt, Du darfſt, ja, ich darf es ſagen, Du biſt bei Deiner Geſinnung verpflichtet, Dich der heiligen Sache der Menſchheit zu weihen. Wie traurig verfließt mir die Zeit in meinen drückenden Feſſeln. Jetzt, wie unverhofft, erlebe ich die Freude, einen herrlichen Jüngling, meinen nahen Verwandten, unter die männlichen, kühnen Streiter für die Freiheit und das Recht ſtellen zu können. Verlaß Dich ganz auf mich. Ich wäre ein Verräther gegen meine eignen Grundſätze, wenn ich nicht Alles aufböte, Deinen edeln Entſchluß zu unterſtützen. Nur gehe vorſichtig zu Werke. Du mußt die Vorurtheile Deiner Mutter, Deiner Schweſter, Deines Schwagers ſchonen. Ihre Einwilligung kannſt Du nicht erwarten. Sie würden, bei ihrer ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit, glauben, die Verantwortung für ein jedes Unglück, welches Dir begegnen könnte, auf ſich zu laden. Ich wage es, wie ich, erlaubte es mein Alter und mein Eid, mein eignes Leben freudig daran ſetzte. Doch auch ſie müſſen Deine Geſinnung ehren, müſſen Deinen Entſchluß billigen, wenn er aus Dir ſelber entſpringt und ohne ihr Zuthun vollführt wird. — Ich war unbeſchreiblich glücklich. Mancher ſtille Vorwurf, der mich doch bis jetzt oft quälte, war glücklich beſeitigt; ich ſah der nahen Erfüllung meines lange gehegten Wunſches entgegen. Der Verwandte verſah mich mit einer anſehnlichen Summe; ſelbſt eine hohe, fürſtliche Frau, die ich in Halle kennen gelernt, machte mir ein bedeutendes Geſchenk, und nachdem ich ein Jahr ſtill und eingezogen in Göttingen gelebt hatte, entfernte ich mich heimlich, um, mit gewichtvollen Empfehlungen verſehen, mich in die Verwirrung einer gährenden, überbildeten, verdorbenen Volksmaſſe zu ſtürzen. Ich hielt mich erſt inkognito ein paar Monate bei einem Freunde meiner Verwandten in Lille auf. Schon als Kind ſprach ich franzöſiſch, und meine Ausſprache, gebildet durch Freunde aus der Kolonie, war nicht ſchlecht. Der Mann war ein Jakobiner, mein Enthuſiasmus entzückte ihn, und wir wurden einig, daß ich meinen Namen Reinhold in Reinault verändern ſollte. Er gab mich für ſeinen Verwandten aus, und in allen Empfehlungen erſchien ich als ſein Neffe.

Was ſoll ich Ihnen von meinem Leben in Paris erzählen? Ein junger Menſch, ohne Erfahrung, den Kopf voll ſeltſamer Grillen, die ihn hier ein neues Paradies erwarten ließen, mußte in dem wüſten Haufen zu Grunde gehen, oder ein Anderer werden. Leider geſchah nur zu ſchnell das Letztere. Ich war in Paris von einer Menge Menſchen umgeben, die, wie ich, dachten, nur nicht ſo unerfahren, ſo unſchuldig waren. Bald gewöhnte ich mich, das Furchtbarſte theils als löblich, und wenn das nicht, doch als unvermeidlich anzuſehen. Zwar ſchauderte ich oft zuſammen, zwar zog ich mich ſcheu zurück, wenn die Verrückten alles Heilige verhöhnten, wenn der wüthende Fanatismus ſeine Fackel ſchwang — aber dennoch ſchwanden meine Hoffnungen nicht. Endlich einmal, ſagte ich immer von Neuem, wird die Sache der Menſchheit ſiegen. Sie werden ſich beſinnen; dann wird der klar ſehende Geiſt, der, ſo ſchien es mir, in Frankreich ſich deutlicher hatte vernehmen laſſen, als in irgend einem andern Lande, ſich ordnend erheben, und alle Wunden werden heilen. Was ich nicht zu billigen vermochte, ſchrieb ich dem Starrſinn der fremden Höfe, den geheimen Intriguen der Emigranten zu. Ich berauſchte mich durch die Ereigniſſe des Tages und bedauerte nur, daß ich nicht Krieger war. Die Siege der Republik ſchienen mir eine Beſtätigung von der Vorſehung, und ich hoffte mit glühendem Eifer, die Zeit zu erleben, wo die Göttin der Freiheit über die ganze Welt herrſchen ſollte. Schon in meinem zwei und zwanzigſten Jahre beſtieg ich die Rednerbühne in dem Jakobinerklubb. Ich ſchloß mich an die Girondiſten an, ward gefeſſelt nach der Conciergerie gebracht, und nur Robespierres Sturz rettete mich von der Guillotine.

Nach dieſer Zeit zog ich mich eine Zeitlang zurück. Geſchichtliche Studien beſchäftigten mich fortdauernd; die Erfahrungen aller Zeiten ſollten meinen Wahn beſtätigen. Ich war ganz und durchaus franzöſiſch. Meine Denkweiſe, meine Wünſche, meine Neigungen hatten ſich ſämmtlich von dem Vaterlande losgeriſſen, und ich hielt es für unmöglich, außerhalb Paris zu leben. Von meiner Familie war ich faſt ganz getrennt.

Auf ein Schreiben von Lille aus an meinen Schwager erhielt ich zwar eine Antwort. Er machte mir keine Vorwürfe, aber er rieth mir, er warnte mich väterlich. Paris, ſchrieb er, wird Dich von Deinem Wahne heilen. In dieſer Rückſicht iſt mir die Reiſe ſogar angenehm, denn ein unverdorbenes Gemüth muß von der zerſtörenden Wuth, von dieſer Miſchung von Irrthum und Verbrechen zurückgeſcheucht werden. Er hatte mich leider zu hoch geſtellt. In Paris erhielt ich ein ganzes Jahr hindurch keine Nachricht. Die Briefe mußten, damit meine wahre Herkunft ein Geheimniß bliebe, über Lille gehen; aber der enthuſiaſtiſche Freund hatte Lille verlaſſen, um in Paris eine Rolle zu ſpielen, und fiel bald als ein Opfer der Parteiungen. Ich ſchäme mich zu geſtehen, daß ich, von dem Taumel der Ereigniſſe ergriffen, das ſtille freundliche Leben meiner Kindheit faſt ganz vergaß. Wenn eine leiſe, mahnende Erinnerung wach wurde, war ſie mit ſo wehmüthigen Gefühlen verbunden, daß ich ſie gewaltſam zu unterdrücken ſuchte. Drei ganze Jahre waren verſtrichen, als, nachdem eine friedliche Uebereinkunft zwiſchen Preußen und Frankreich ſchon eingeleitet war, ein Freund meines Schwagers mir Briefe und Nachrichten vpn meiner Familie brachte. Ich erſchrak, als ich ihn ſah. Alle theils verloſchenen, theils zurückgedrängten Erinnerungen drangen gewaltſam hervor, und die Nachrichten beruhigten mich nicht. Der Freund ſchilderte ſchonungslos die Trauer, die meine heimliche Entfernung in der Familie erregt hatte, das Entſetzen meiner Mutter, die die Revolution verabſcheute, die Krankheit der Schweſter, die ſich ſeitdem nie erholte und kurz vor ſeiner Abreiſe geſtorben war. Er erzählte, wie meine That, als ſie Gegenſtand der Gerüchte wurde, meinen Schwager in eine unangenehme Lage verſetzte. Er hatte Feinde, man ſpottete über den gelehrten Soldaten, viele Aeußerungen ſollten als eine Anhänglichkeit an die Revolution gelten, und meine That mußte als der entſchiedenſte Beweis dienen. Dazu, ſagte man, hat er ihn erzogen, ſolche Grundſätze hat er ihm eingeflößt; das ſind die Folgen, wenn ein Soldat, anſtatt ſich dem Dienſte ganz zu widmen, mit einer unnützen Gelehrſamkeit Prunk treibt. Schon war von ſeiner Entlaſſung die Rede, und nur eine ſtrenge Unterſuchung, die er ſelbſt forderte, konnte ihn retten. In meines Schwagers Briefe war von alle dieſem nicht die Rede. Er meldete mir den Tod meiner Schweſter, er äußerte ſich mit milder Wehmuth über ſeinen eigenen Verluſt, er erzählte umſtändlich von ſeinen beiden Kindern, er ſchrieb mir, als wäre ich noch immer das treue, kindliche, theilnehmende Mitglied ſeiner Familie. Kein Vorwurf kam vor, und nur am Schluſſe des Briefes beklagte er, daß ich nun wohl ſo ſtark gebunden wäre an die fremde Welt, daß ich ſie ohne eine neue Treuloſigkeit nicht würde verlaſſen können, daß auch wohl, ſelbſt wenn ich zurückkäme, ein Verdacht auf mir ruhen würde, der durch nichts zu überwinden wäre. Aber tiefer, als die Nachrichten meines Freundes, verwundete mich dieſe Milde, dieſe Schonung. Den ſtillen Frieden haſt Du auf immer verloren, tönte es in meinem Innern, und zum erſten Mal entſetzte ich mich vor mir ſelber. Der Gram über Dich hat Deine Schweſter, Deine mütterliche Schweſter getödtet; Deine Entfernung hat die Ruhe, das Glück einer herrlichen Familie geſtört. Der Schlaf floh mich; was ich wollte, ſchien mir Frevel; es war, als laſtete ein furchtbares Verbrechen auf meiner Seele. Aber dieß Mal noch ermannte ich mich. Was brachte Dich her? fragte ich in einer ſtillen Stunde. War es nicht die Menſchheit, für die ich mich opfern wollte? War meine Abſicht nicht rein? rein vor Gott und Menſchen? Wollte ich nicht handeln, wie die großen Männer der Vorwelt? Lockte mich Sinnenkitzel oder Eigennutz oder Hochmuth? Und was feſſelt mich hier? Iſt es nicht der alte, feſte, noch unerſchütterte Entſchluß? Geſteht der Mann, den Du verließeſt, nicht ſelbſt, daß Dir der Rückweg geſperrt iſt, daß Du, ohne treulos zu ſein, den Weg nicht verlaſſen kannſt, den Du ſelber, den Du — Du darfſt Dir's geſtehen — aus den reinſten Abſichten gewählt haſt? Ein Mann muß ſeinen Grundſätzen treu bleiben; Du biſt jetzt kein unreifer Jüngling mehr, furchtbare Erfahrungen haben Dich zum Manne geſtählt, der ſelbſt ſein Schickſal bauet und die Folgen ruhig trägt. Arme Schweſter, ich bedaure Dich, ja, nie werde ich ohne Wehmuth an Dich, an Deine Liebe denken; aber kann, darf ich mir vorwerfen, daß meine reine That Dich verletzend traf? Nein, nicht Vorwürfe darf ich mir machen, aber mahnen ſollen mich dieſe Nachrichten, daß ich mich mit ganzer Seele dem heiligen Werke hingebe, das ich ſo theuer, mit ſo herbem Verluſte errang. — So ſprach ich mich von Neuem in die Betäubung hinein. Aber ganz ließ ſich die innere Stimme nicht unterdrücken, und eine ſtille, nur halb bezwungene Furcht ließ mich die zukünftige Qual ahnen.

Larevilliere Lepaux, der ſpäter einer der Direktoren wurde, war mein beſonderer Beſchützer, er wollte mich anſtellen. Ich wählte, zum Erſtaunen aller Freunde, den Kriegsdienſt. Ich wollte die innere Unruhe vertreiben, ich wollte für die Freiheit ſtreiten, ohne an den ewigen Faktionen in Paris theilzunehmen. Von jeher ſchien mir der offene Kampf für die Freiheit das ſchönſte Loos. Ich ſchloß mich an Hoche an. Seine Jugend, ſeine Tapferkeit, ſeine Großmuth würde mich für dieſe Wahl beſtimmt haben, auch wenn er mir nicht perſönlich bekannt geweſen wäre. Nach Verlauf eines halben Jahres wählte er mich zu ſeinem Adjutanten, als er nach der Vendee beordert wurde, um die dortigen Unruhen zu ſtillen. Ich dachte mir die Vendeer als ein ſtumpfes, hartnäckiges Volk; ich verachtete ſie wegen ihres Knechtsſinnes; ich verabſcheute ſie wegen ihrer furchtbaren Grauſamkeit. Sie ſchienen mir Verräther, die die härteſte Züchtigung verdienten. Wie bald mußte ich dieſe Anſicht aufgeben. Ich war gezwungen, ihren Muth zu bewundern. Ich ſah gefangene Greiſe mit ſtolzer Ruhe in die Gefängniſſe gehen, Jünglinge mit leichtem Muthe Schmähungen ertragen. Wir leiden für unſern König, ſagten ſie.

Nach der blutigen Erſtürmung von Penthievre war ich auf einige Tage nach einem entfernten Poſten beordert. Als ich zurückkam, fand ich eine Dame in dem Vorgemache des Generals. Ich ſtellte mich ihr als den Adjutanten deſſelben dar. Ich heiße Turpin, antwortete die Dame, und bin hier, um Unterhandlungen zwiſchen den ſtreitenden Parteien einzuleiten. Sie war von mittlerm Alter, ohne ſchön zu ſein, einnehmend, und erzwang durch eine ruhige Würde Achtung. Ich eilte ſie anzumelden. Madame Turpin, ſagte der General, ſo wie ich nur ihren Namen genannt hatte, indem er die Thür öffnete und mit vieler Höflichkeit ſie einführte. Sie ſind mir willkommen, Madame; die ganze Welt achtet Sie; Sie haben ſchon öfters das ſchöne Geſchäft der Vermittelung geführt, auch dieß Mal wird es Ihnen gelingen, wenn Ihre wilden Chouans Vernunft haben. Herr General, unterbrach ihn die Frau, wozu dieſe gehäſſige Benennung? Wollen Sie uns zwingen, die Demokraten die Blauen zu nennen? Laſſen wir uns wechſelſeitig gelten. Sie vertheidigen Ihre Grundſätze, Ihre Anſichten, wir tadeln Sie deßwegen nicht; wir haben bis jetzt unſern König vertheidigt; Jahrhunderte lang war die Treue gegen den König der größte Ruhm, der Stolz des Volkes; warum ſoll der kleine Reſt, der dieſen Ruhm noch immer feſthält, wenn er auch bekämpft werden muß, zugleich Schimpf leiden? Sie ſind die Siegenden, wir die Beſiegten; wir müſſen nachgeben, das iſt gewiß. Aber auf beiden Seiten ſtehen Franzoſen, und dieſe ſollten ſich wechſelſeitig achten. — Sie ſprach dieſe in ihrer Lage kühnen Worte mit einer ſolchen milden Ruhe, daß der Vorwurf, der in ihrer Rede lag, jeden Stachel verlor.

Sie machte auf den General einen großen Eindruck. — Ja, Madame, wenn Alle wären, wie Sie! — Viele ſind beſſer, antwortete Madame Turpin. Sie ſind halsſtarrig, fuhr der General fort, ihr trotziger Widerſtand iſt wahnſinnige Verwegenheit. Sie haben, unterbrach ihn wieder die Frau, gekämpft, ſo lange ſie eine Möglichkeit ſahen, ſich zu widerſetzen, ſie haben das Aeußerſte gewagt, jetzt und früher, es iſt wahr — aber mußten Sie es nicht erwarten, Herr General? Es ſind ja Franzoſen. Hoche lächelte. Seit wann, fuhr ſie fort, gilt bei unſern Kriegern der tapferſte Widerſtand für Hartnäckigkeit? Ehren ſie nicht den entſchloſſenen Muth, ſelbſt bei ihren Feinden? Und hier ſind zwar Gegner, aber keine Feinde. — So fing die Unterhandlung an, und in der That, Hoche, der zwar entſchloſſen war, dieſen unglücklichen Krieg zu Ende zu bringen, gab, von der herrlichen Frau gewonnen, in Allem nach, wo er nur vermochte. Ich ſprach ſeit der Zeit dieſe Frau öfters, ich beſuchte ſie. Nie hat, ſeit ich meine Schweſter verließ, eine Frau ſo große Gewalt über mich ausgeübt. Madame Turpin hatte viel gelitten; der Mann war der königlichen Familie in die Fremde gefolgt. Verwandte und Freunde waren verfolgt, gefangen, getödtet, ihre Güter waren verwüſtet, ſie ſelbſt ſaß öfters in den Gefängniſſen zu Nantes. Ich lernte mehrere Vendeer kennen, Frauen und Männer, alle von der rührenden Anhänglichkeit an den König, an die alte Weiſe des Lebens durchdrungen. Ganz Europa hatte ſich gegen Frankreich gewaffnet, überall war die Republik ſiegreich, und mitten in dem ſiegreichen Lande, von den Helden umringt, die mächtige Staaten bezwangen, wagte es dieſer kleine Haufe, kühn aufzutreten. Was gab ihnen die Kraft? Welcher geheime Geiſt ſtärkte ſie?

Ich konnte Madame Turpin nur ſehen, wenn ich Aufträge von dem General hatte. Faſt nie waren wir allein. Ich mußte meine Achtung gegen dieſe treffliche Frau hinter kalte Höflichkeit verbergen, um nicht Verdacht zu erregen. Zum erſten Male fand ich mich von Anſichten ergriffen, die der herrſchenden Gewalt entgegen waren; zum erſten Male keimten geheime Gefühle, die mich von dem Syſteme der Freiheit entfernten. Ich ſah ein, daß ich ſie geheim halten müſſe. Noch erkannte ich ſie nicht deutlich, es dämmerte nur erſt in meiner Seele; bald ſollte es Tag werden. Den Tag ſollte ich ſehen, um zu erkennen, wie ich Unglücklicher auf immer einer nächtlichen Macht anheimgefallen bin.

General Hoche hatte die beſiegten Feinde mit vieler Milde behandelt. Wir wollen ſie gewinnen, ſagte er, nicht vertilgen. Er hatte in dieſem Sinne gehandelt, den Ruhigen Schonung, Verzeihung verſprochen.

In dem Konvent herrſchte aber noch die rohe Wuth vergangener Tage. Seine Milde wurde nicht gebilligt, und er legte erzürnt ſeine Stelle nieder. Der großmüthige Mann merkte wohl, welchen tiefen Eindruck die Vendeer auf mich gemacht hatten. Sie dürfen nicht gegen Landsleute kämpfen, ſagte er mit zutraulicher Milde, ein ſolcher Kampf könnte Ihnen gefährlich werden. Ja, mein Feldherr, antwortete ich, ich darf es Ihnen nicht verbergen, ich wünſche weit, weit von dieſer Stelle zu fliehen. Er verſchaffte mir eine Stelle bei der Armee, die unter Buonaparte in Italien einrücken ſollte.

Madame Turpin ſah ich nicht mehr, aber mein Herz blutete, der geheime Stachel des Vorwurfs drängte ſich hervor und hatte Geſtalt gewonnen. Hier waren ſchöne Gärten, ein ruhiges, ländliches Leben; Bauern, Bürger, Adlige lebten in ſtiller Eintracht, alle verbunden durch die gemeinſchaftliche Neigung zum Könige. Die ſtille, ſüße Gewohnheit des Lebens trug ſie, keine wüſten Begriffe ſtörten das ruhige Leben. Da drang das wilde Geſchrei herein. Wir wollen Euch glücklich machen, tobte es in ihre Mitte herein, glücklich wollen wir Euch machen, — und die Adligen, die ſie verehrten, wurden geächtet, der angebetete König getödtet, die ſtille Ordnung vernichtet. Da erhob ſich das

Volk und ſtritt mit verzweifelnder Treue für die Trümmer der zerrütteten Heimat. Ja, das iſt lebendige Treue. Und Deine Treue, wie hohl, wie leer erſcheint ſie neben dieſer tiefen, heiligen, ſich ſelber opfernden. Der Mann muß ſeinen Grundſätzen treu ſein, ſchrieſt Du Dir ſelber zu, wenn um Dich her der wahnſinnige Geiſt, der Dich lockte, immer größere Verwüſtung anrichtete.

Dieſe opfern ſich für die Trümmer eines frühern Daſeins, und Du? — Die ſtille Heimat mit allem Zauber früherer Erinnerung ſtand lebhaft vor mir, das ruhige Haus, das Hausgeräth, wie es ſeit Jahren unverrückt ſeinen Platz einnahm; ich hörte die Uhr ſchlagen, die den ruhigen Wechſel der Stunden angab. In dem Garten blühte Alles. Es war ein milder Frühlingstag. Julie und Ernſt hüpften jubelnd zwiſchen den blühenden Bäumen, der Vater ſaß ſinnend in der Laube, meine alte Mutter ging langſam in den Gängen auf und nieder, und wie ein Engel, wie mein Engel, ſchritt verklärt die zarte, ſanfte Geſtalt der Schweſter vorüber. Durch eine natürliche Täuſchung ſah ich Alle, wie ich ſie verlaſſen hatte, nur ich war älter geworden. Ich trat in den Garten hinein. Alle freuten ſich. Der Vater eilte mir entgegen, die Mutter, die Schweſter umarmten mich, die Kinder drängten ſich freudig an mich heran. Ich hatte alle ihre Hoffnungen erfüllt. Ich bekleidete einen bedeutenden Poſten, ordnend ſchuf meine ſtille Thätigkeit ein Paradies um mich, ich hatte mich dem Vaterlande, dem Dienſte des Königs ganz geweiht, den lockenden Dämon leerer Begriffe glücklich überwunden.

Eine ſtille Wehmuth ergriff mich. Iſt es nur ein Traum? Leider, nur ein Traum. Die Schweſter haſt Du getödtet, der Garten iſt wohl verlaſſen, das Haus hat andere Bewohner. Welch ein feindſeliger Geiſt vertrieb Dich aus der ſtillen Heimat und verleitete Dich zu dem entſetzlichen Verrath? Grundſätze. — Wo iſt der Grund dieſer Sätze? — Einen Götzen haſt Du frech aus hohlen Gedanken geſchnitzelt, damit Du ihn anbeten könnteſt, und haſt ihm, dieſem Moloch, alle Deine Lieben in die glühenden Arme gelegt. Dort war die Stätte der heiligen Treue. — Sei getreu über Wenigem; dann wirſt Du über Viel geſetzt werden, und wirſt eingehen zu Deines Herrn Freude. Ich ſehnte mich nach einem Vaterlande, dem ich dienen, nach einem Könige, den ich lieben könnte. Alles nahm eine andere Geſtalt an. Sind die Menſchen nicht gezwungen, die Treue als das Heiligſte, Unantaſtbarſte zu ehren? Ueber Meinungen ſtreiten ſie, Völker waffnen ſich, ſinnbethört, gegen einander. Aber der Treue müſſen ſie huldigen. Jede Erinnerung aus der Geſchichte ſchien ſich gegen mich verſchworen zu haben. Wenn ein Tyrann, fluchbeladen, den Thron verlaſſen muß, jubelt das Volk, aber der treue Diener, der ihm auf der Flucht, in das Elend folgt, theilt den Haß nicht, er wird bewundert; alle Wuth verliert ihre Kraft, jede feindſelige Geſinnung wird entwaffnet, wo der Engel der wahren, lebendigen Treue erſcheint; ja, ſo geheiligt, ſo geſegnet iſt ſie, daß ſie einen milden Glanz auf ihren verhaßten Gegenſtand wirft, daß wir zweifelnd daſtehen, uns beſinnen, ob der ſo viel Haß verdient, der Gegenſtand einer ſolchen Liebe ſein konnte. Ja, ſie iſt die verborgene Wurzel alles Lebens; ſie trägt die entblätterte Blüte, wie die aufblühende Knoſpe, das verwelkende Blatt, wie das fröhlich grünende, den ausgedorrten, zerknickten Stamm, wie den friſchen, und bewahrt den Keim der Zukunft in ihrem ſtillen Schooße.

Jede tröſtende Täuſchung iſt ſeit der Zeit von mir gewichen. Du haſt, ſagte ich mir, den innerſten Kern Deines Daſeins vernichtet, das Herz Deines tiefſten Lebens haſt Du herausgeriſſen. Wie ein hohles Geſpenſt kam ich mir vor, das nur noch mit einem Schein von Leben die peinliche, zehrende Sehnſucht nach einem wirklichen verband.

Als ich mit dem Heere nach Italien zog, traf ich auf einen Haufen Galeerenſklaven, die ihre ſchweren Ketten trugen. Neben einem Verbrecher ging eine Frau, die ihm den Schweiß abtrocknete, die Ketten tragen half, ihn mild anſah und zu tröſten ſuchte. Der Anblick ergriff mich. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß dieſe Frau, völlig unſchuldig an den Verbrechen des Mannes, die ſie nicht einmal geahnt hatte, in ihrem Wohnorte allgemeine Liebe genoß, daß ſie eine günſtige Lage, Kinder, Verwandte, Freunde verließ, um das furchtbare Schickſal des Mannes, ſo lange es ihr vergönnt würde, zu theilen. Selbſt der rohe Aufſeher begegnete ihr mit ſchonungsvoller Achtung, ſelbſt die Verbrecher verehrten ſie, ſie ging wie eine gebietende Königin unter der ruchloſen Rotte; aber ſie hörte nichts, ſah nichts, als den geliebten Mann. Der Anblick zerſchmetterte mich. Sieh, ſo handelt die lebendige Treue; ſie reinigt den Verbrecher; dieſe Opfer trägt ſie für einen Ruchloſen — und Du haſt Deinen Himmel verrathen.

Laſſen Sie mich über die folgenden, traurigen Jahre ſchnell hinwegeilen. Die Zeit, das wilde, zerſtreuende Leben ſtumpfte die Vorwürfe ab, aber meine ſogenannten Grundſätze waren auf immer erſchüttert. Ruhe genoß ich nie mehr. Der hohle Ruhm ward nun mein Götze, und leicht konnte ich ihn wählen; denn was ich ihm opferte, war nur ein elendes Leben, das ich verachtete. Ich ſtritt in Italien, ich wagte oft mein Leben, und es war, als wenn der Tod, jemehr ich ihn ſuchte, mich deſto hartnäckiger flöhe. Nach dieſen Feldzügen kam ich nach Straßburg, noch immer Krieger, aber auf eine Weiſe beſchäftigt, die mir mehrere Jahre hindurch Muße verſchaffte.

Die vaterländiſche Sprache, die ich hier, wenn auch mit fremdem Klange, vernahm, bewegte mich innig. Sie beunruhigte mich und zog mich dennoch an. Seit vielen Jahren hatte ich ſie nur ſelten gehört, die deutſche Literatur war mir ganz fremd geworden. Hier lernte ich ſie wieder kennen, die Dichter und Philoſophen beſchäftigten mich ganz, und wie leer erſchienen mir die geſchichtlichen Anſichten, die mir bis jetzt als die höchſten gegolten, die meinem ganzen Leben eine ſo unglückliche Wendung gegeben hatten. Aber der Geiſt, der mich ergriff, erhob mich zugleich. Wie ein zündender Blitz brach aus der dunkeln Nacht die tiefe Bedeutung des Daſeins hervor. Mir war es, als würde ich ein Neugeborner, jetzt recht eigentlich meinem Vaterlande von Neuem gegeben; mir war es, als wenn die zürnenden Geiſter mich verließen, und wenn auch in trüber Erinnerung meine zerſtörten Kinderjahre, meine verworrene Jugend mir vorſchwebten, ſo war es mir doch, als wäre ich mit meinem Vaterlande verſöhnt; ja, eine ſtille, wehmüthige Beruhigung beſänftigte alle inneren Stürme. Jahre verſchwanden ſo, mir war die äußere Erſcheinung faſt fremd geworden. Da kam Buonaparte aus Aegypten nach Frankreich zurück. Die betäubende Begeiſterung, die ihn begleitete auf ſeinem Wege nach Paris, die in ganz Europa wiedertönte, iſt bekannt. Europas Schickſal ſchien mir entſchieden. Nach ſo vielen innern Kämpfen, nach einem ſo verworrenen Leben, in falſchem Enthuſiasmus, in Angſt und innerm Entſetzen durchlebt, ſchien es mir ein Troſt, alle umherſchweifenden Gedanken um einen ordnenden Mittelpunkt vereinigt zu ſehen. Die Gewalt, ſo unergründlich, ſo kühn und mächtig, mit Deutſchlands Geiſte verbunden, mußte das geſunkene Geſchlecht heben. Ich verſank in dieſe große Erſcheinung, und glaubte nun auch einen Gegenſtand der Treue gefunden zu haben. Ich eilte unter ſeine Fahnen, ich focht bei Marengo, ich ſah den Frieden geſchloſſen, Ruhe und Ordnung ſah ich herrſchen, und zum erſten Mal alle ſtreitenden Kräfte durch ihn vereinigt. Europa beugte ſich, die ſichere Grundlage zu einem Rieſenwerk war gelegt, und obgleich alle meine früheren Verbindungen, während der Revolution angeknüpft, zerriſſen waren, obgleich ich nur in einer beſchränkten, untergeordneten Stellung lebte, ſehr verſchieden von derjenigen, die die Träume meiner Jugend mir vorgemalt hatten, ſo fühlte ich mich dennoch von neuen Träumen ergriffen, die etwas Beruhigendes hatten, weil ſie nicht von der eigenen That ausgingen, weil ſie in die Ergebung, in die Betrachtung ſich verſenkten.

In Straßburg, wohin ich nach dem Frieden zurückkehrte, lebte ich wie früher. Aber indem ich hier alle die rieſenhaften Begebenheiten in ſtiller Einſamkeit erwog, ſchien auf einmal die heitere Ausſicht, die mich täuſchend umgab, ſich wie durch einen böſen Zauber zu verwandeln. Früher oder ſpäter, das war mir klar, muß dieſe furchtbare Gewalt ſich gegen Deutſchland wenden, und dann, iſt es ein befreundeter Geiſt, der, wohlthuend, nur eine alte Wunde heilt? Mag Veraltetes hinſtürzen, Bedeutungsloſes, was eine Bedeutung lügt, verdrängt werden; vermagſt Du aber irgend eine, wenn noch ſo verborgene Verwandtſchaft zu finden, irgend einen geheimen Punkt, in welchem das Streitende ſich vereinigen könnte? Dann ergriff mich ein inneres Entſetzen; ich erkannte den furchtbaren Dämon, der drohend über meinem zerriſſenen Vaterlande ſchwebte. Er wird, er muß jede Blüte zertreten; was eben jetzt ſich jugendlich geſtalten will, muß er vernichten. Ich fühlte mich ganz in der Gewalt einer feindſeligen Macht, und was mich früher beruhigt hatte, erſchien mir jetzt als der grauenhafte Arm eines rächenden Geiſtes, der mich wild ergriffen hatte, meine Schritte zerſtörend nach der friedlichen Heimat lenkte, und mir ſo für die Verirrungen der Jugend hohnlachend eine entſetzliche Buße auflegte.

Der Krieg brach wieder aus, Mortier rückte in Hannover ein, ich ſah die verhängnißvolle Zeit immer näher treten.

In dieſer Stimmung verirrte ich mich einſtmals ſpät Abends in den Straßen. Ein entferntes Getöſe feſſelte meine Aufmerkſamkeit. Ein Haufe Menſchen hatte ſich lärmend um ein Haus verſammelt. Als ich näher trat, fand ich es von Bewaffneten umringt. Ich erkundigte mich und vernahm, daß ein tollkühner junger Mann, der durch Schmähungen auf die Regierung, auf den erſten Konſul lange die Aufmerkſamkeit der Polizei auf ſich gezogen hatte, jetzt als ein offenbarer Aufwiegler ergriffen werden ſollte. Ich erſtaunte. Den Beſitzer des Hauſes kannte ich als einen eifrigen, redlichen Anhänger der jetzigen Regierung. Ich drängte mich in das Haus hinein. In einer mäßig erhellten Stube ſtand der alte Beſitzer, blaß und ernſthaft, ein Polizeibeamter ihm gegenüber. Ihr Sohn, ſagte dieſer, hat ſich längſt verdächtig gemacht; jetzt haben wir augenſcheinliche Beweiſe, daß er mit den Verräthern, die das kaum beruhigte Land in neue Verwirrung bringen wollen, in einer geheimen Verbindung ſteht. Wir wiſſen, daß er in dieſem Augenblick in Ihrem Hauſe ſich aufhält, und fordern ſeine Auslieferung. Sie kennen meine Geſinnung, antwortete der Vater, es muß Ihnen bekannt ſein, daß mein Sohn nicht in meiner Familie erzogen iſt. Sie wiſſen, daß meine Geſchäfte es mir ſelten erlaubten, nur eine kurze Zeit hindurch mit Frau und Kindern zu leben. In der Ferne erzogen, hat er Grundſätze eingeſogen, die ich verdammen muß. Ich ahnete es längſt; ſollte er ſo tief geſunken ſein, daß er ein Verräther gegen ſein eignes Land würde, ſo mag er als ein Opfer der Gerechtigkeit fallen. — Er zitterte, indem er dieſe Worte mit anſcheinender Ruhe ſprach. Aber kaum waren ſie ausgeſprochen, als er zurückſank. Ein liebliches Mädchen, blaß, von Schrecken erſtarrt, trat hervor, den ſinkenden Greis zu unterſtützen. Ich näherte mich helfend, und wir führten ihn nach einem Seſſel, auf welchen er ſich erſchöpft niederließ. Der Polizeibeamte verließ die Stube. Der Alte erholte ſich. Wie unglücklich iſt dieſe furchtbare Zeit, in der wir leben, fing er an. . Welche Zerſtörungen haben wir erlebt! Sollen ſie nie aufhören? Soll ein ſinnbethörender Geiſt immer von Neuem herrſchen? Das Land war verarmt, die Aecker zertreten, die Dörfer verödet, die Städte in gährender Bewegung, Mistrauen, Verdacht, wechſelſeitiger Haß trennte uns unter einander, alle Bande ſchienen gelöſt, alle Völker ſtanden uns drohend gegenüber — und nun, da der Starke daſteht, der Alles ordnet, da um uns her Vertrauen, innerer Friede herrſcht, nun gebiert die Zeit Ungeheuer, die jede alte Zwietracht von Neuem entzünden wollen. Ich habe viel gelitten, das ruhige Leben floh, wo ich hinkam, nur in kurzen Augenblicken genoß ich das häusliche Glück, mein geliebtes Weib ſtarb nicht einmal in meinen Armen, und jetzt, da ich Ruhe ſuche, tritt mein einziger Sohn als ein Verräther mir entgegen, der Bruder wird ein Fluch für die Schweſter, der Sohn ein ewiger Schimpf für den Vater. — Seine Rede erſchütterte mich. Hier mußte ich nun Zeuge der unglücklichen Verhältniſſe ſein, die aus der Verwirrung der Zeit entſprangen. War ich nicht ein Feind meines väterlichen Wohlthäters, wie dieſer Sohn, geweſen? Ich war es noch immer. In dem Mächtigen, den er lobte, an den auch ich gefeſſelt war, erkannte ich den gefährlichſten Feind meines Volks. Frühere Grundſätze trennten mich von meiner urſprünglichen Heimat, und ich fand mich nun gewaltig ergriffen von Anſichten, die mich äußerlich gefeſſelt, innerlich trennten von der jetzigen. Mit dem unglücklichen Sohn in geheimem Bunde mußte ich dennoch den Vater bedauern, und ſchauderte zurück, indem ich die Verirrungen meiner Jugend, mit ihren furchtbaren Folgen, ſich vor meinen Augen erneuern ſah. Meine Geſchäfte hatten mich oft mit dem Alten in Verbindung geſetzt; wir hatten uns lieb gewonnen, obgleich ich zum erſten Mal ſein Haus betrat. Während er ſich beklagt, und ich theilnehmend an ſeiner Seite ſtehe, hören wir ein beſtändiges Lärmen im Hauſe; Thüren werden auf- und zugeſchlagen, Schränke, Stühle, Tiſche werden von der Wand geriſſen. Die Tochter blickte ängſtlich um ſich, horchte aufmerkſam hin. Als es nun auf den Treppen lebendig wurde, als die Polizeiwache nach den obern Stockwerken lärmend hinaufdrang, ſtieg ihre Aengſtlichkeit, und plötzlich war ſie verſchwunden. Auch der Alte war in großer Angſt; einige Zeit verſtrich in fürchterlichem Stillſchweigen. Da hörten wir in dem angrenzenden Saale Fenſterſcheiben klirrend zerbrechen, darauf ein durchdringendes Angſtgeſchrei. Der Alte erhob ſich von mir unterſtützt, und als wir die Thüren eröffneten, ſahen wir durch andere Thüren eine Menge Menſchen hereinſtürzen. Wie von Schrecken gelähmt, mit den Händen das Geſicht bedeckend, ſtand die Tochter da; mein Bruder, mein Bruder! rief ſie und zeigte zitternd nach dem Fenſter. Hier war ein leinenes Tuch um den Pfoſten gebunden, man zog es herauf, ein zweites war durch einen feſten Knoten an das erſte befeſtigt, dieſes aber durch einen aufgegangenen Knoten von einem dritten getrennt. Er iſt entſprungen, riefen Einige. Er muß zerſchmettert ſein, bemerkten Andere, wenn die Tücher in dieſer Höhe losließen. Indeſſen ſtürmten Alle nach dem Hofe, oben im Hauſe ward es allmälig ſtill, das Mädchen folgte wieder dem Vater, und wir ſaßen in ängſtlicher Stille da. Ihr Sohn ſcheint in der That entſprungen zu ſein, ſagte der Polizeibeamte, der verdrießlich hereintrat; indeſſen bleibt das Haus die Nacht über beſetzt. Sie haben zu befehlen, antwortete der Alte; aber es ſchien, als wenn er die innere Freude zu unterdrücken, vielleicht vor ſich ſelbſt zu verbergen ſuchte. Ich wollte mich empfehlen. Indem ich durch den Saal gehe, winkt mir das Mädchen ängſtlich. Erſtaunt folge ich dem Wink, wir treten in ein Nebengemach. Mein Herr, ſagte ſie, und noch hob ſich die Bruſt und ſank in ſchnellem Wechſel, die Augen liefen unſtät herum, der Schrecken ſpielte in bebenden Zuckungen mit den Geſichtszügen; mein Herr, ſagte ſie mit unſicher wankender Stimme, Sie ſind erſchüttert über unſer Schickſal, ich ſah es. Oft rühmte Sie mein Vater, ich ſtehe hier allein, ganz allein, Niemand iſt da, dem ich mich vertrauen könnte, darf ich es wagen? Gewiß, antwortete ich, gewiß, ich werde Sie nie verrathen. O dann retten, retten Sie meinen unglücklichen Bruder! Ihren Bruder? rief ich; iſt er nicht entſprungen? Es war, als erſchräke ſie über dieſe Frage, als beſänne ſie ſich, ob ſie mir trauen dürfe. Fürchten Sie nichts, fuhr ich fort, vertrauen Sie ſich mir ganz. Plötzlich ſchien die ungeheure Angſt, die ſie bis dahin feſſelte, zu weichen. Er iſt hier, auf dem Boden, flüſterte ſie, indem ſie ängſtlich um ſich blickte. Hören Sie. Mein Bruder flüchtete ſich, als man ihn ſuchte, immer höher, ich verbarg ihn hinter eine bretterne Wand, die, ſchief über eine Ecke geſchlagen, einige loſe Bretter hat. Als ich aber merkte, wie ſie Alles unterſuchten, wie ſie die Schränke aufſchloſſen, alle Oeffnungen, jeden Winkel durchſuchten, da gab ich alle Hoffnung auf; mein Entſetzen ſtieg, als ich nun merkte, daß ſie in die obern Stockwerke ſtiegen. In der grenzenloſen Angſt fiel mir ein Mittel ein. Ich überlegte nicht lange. Ich habe die Tücher aneinander und um den Pfoſten gebunden, ich zerſchmetterte die Fenſter, um die Aufmerkſamkeit dahin zu ziehen. Er iſt noch oben. Aber nun hören Sie weiter. Glauben Sie nicht, daß ich ſeine Vertraute bin, nein, nein, bei Gott! Seine Geſinnung flößt mir Grauen ein; aber er iſt mein Bruder, mein einziger Bruder. Jetzt, in dieſem gefährlichen Augenblicke hat er mir geſtanden, daß er mehrere Verkleidungen, auch eine Uniform beſitzt. Darauf gründet ſich unſere Hoffnung. Sie kamen im Dunkeln in das Haus, Sie mußten ſich durch den ganzen Haufen drängen; ob Sie allein kamen oder in Begleitung, kann Niemand wiſſen. Jetzt ſteht mein Bruder als Soldat angezogen; rufen Sie ihn als Ihren Begleiter. Er wird folgen. Sie ſehen ſich gar nicht nach ihm um; wird er unglücklicherweiſe ergriffen, dann wiſſen Sie nichts, wundern ſich, wie die Uebrigen. Aber er wird, er muß entkommen. Suchen Sie jetzt meinen Vater wieder auf; ich werde den Polizeibeamten, der ſich noch unten aufhält, hier herauf bringen, werde ihm eine Erfriſchung vorſetzen, damit Alles unter ſeinen Augen vorgehe und dadurch deſto unverdächtiger erſcheine. Mein Bruder iſt in der Gefahr beſonnen. — Sie ſprach dieſes Alles mit ängſtlicher Haſt; oft fehlte ihr der Athem. Ich war in einer bedenklichen Stellung; ich ſah deutlich ein, wie viel ich wagte. Aber konnte, durfte ich dieſes ſchöne Vertrauen täuſchen? Ich that Alles, was ſie verlangte. Indem ich ſie verließ, rief ſie mir noch eilig nach: Aber laſſen Sie den Vater ja nichts merken. — Ihr Sohn ſcheint wirklich entkommen zu ſein, ſagte ich, indem ich wieder hereintrat. Ach, darf ich mich darüber freuen? antwortete der Greis. — Und warum nicht? Glauben Sie mir, die Vergehungen einer fanatiſchen Jugend zerſtören nicht immer, nicht nothwendig die Geſinnung. Sie können an dieſem Sohne, der Ihnen jetzt ſo viel Kummer macht, in der Folge noch Freude erleben. Der Alte ſchüttelte zweifelnd den Kopf. Noch ein Mal empfahl ich mich, als ein Zeichen mir bewies, daß Alles vorbereitet war. Indem ich durch den Saal nach der Treppe gehe, treffe ich den Polizeibeamten, der eben, von der Tochter eingeladen, hereintrat. Wir fangen ein Geſpräch an, und ich rufe: Charles! Ich erhalte keine Antwort und rufe zum zweiten Mal. Eine grobe Stimme läßt ſich hören, ein Soldat kommt zum Vorſchein und bleibt in ehrerbietiger Entfernung ſtehen. Ich will gehen. Sie müſſen mir erlauben, daß ich Sie begleite, ſagte der Polizeibeamte; die Wache könnte Ihnen Schwierigkeiten machen. Ich nehme die Begleitung mit Dank an; er geht mit mir durch die Wachen, und mein Begleiter folgt unangetaſtet. So geht er mir durch einige Straßen nach. Plötzlich höre ich hinter mir ein kurzes, durchdringendes, offenbar künſtliches Bellen. Es wird aus der Ferne beantwortet. Ich bin gerettet, rief mein Begleiter, indem er ſich an mich herandrängte und verſchwand. Höchſt wahrſcheinlich hatten Vertraute ſein Zeichen verſtanden. Mir war es gewiſſermaßen lieb, von einer für mich ſo gefährlichen Begleitung befreit zu ſein. Als ich nachher allein auf meiner einſamen Kammer ſaß, da ward es mir klar, wie wichtig mir dieſe Begebenheit geworden. Nicht bloß die mahnende Erinnerung an meinen eigenen Verrath — ſo erſchien mir meine jetzige Knechtſchaft — beunruhigte mich. So lange ich von der wilden, politiſchen Gährung umhergetrieben wurde, konnte die jugendliche Neigung nie zur tiefen Liebe heranreifen. Ich lernte dieſe jetzt, ſchon zum Manne herangereift, kennen. Ich eile zum Schluß; Sie werden nach dem, was ich Ihnen erzählt habe, von mir keine Liebesgeſchichte erwarten. Ich beſuchte den Alten und ſeine Tochter wieder. Dieſe hatte, auf unbekanntem Wege, einige Zeilen von dem Bruder erhalten, die ſie überzeugten, daß er gerettet ſei. Ich gewann das Herz des geliebten Mädchens. Aber die Krankheit des Alten nahm zu. Als wir beide einig waren, unſere gegenſeitige Neigung dem Vater zu entdecken, traf ihn der Schlag; ſtumm, ſterbend verſtand er unſere Wünſche, und ſegnete im Beiſein des Arztes und Predigers unſern Bund. Kurz nach ſeinem Tode werde ich beordert, das Armeekorps des Marſchalls Bernadotte nach Hannover zu begleiten. So mußte ich nun, zum erſten Mal, wenn auch nicht kämpfend, doch als feindlicher Krieger, als Knecht des Eroberers in meinem Vaterlande erſcheinen. Wehmüthig trennte ich mich von der Geliebten, die jetzt zu einem Verwandten in Deutſchland kam.

Eine tiefere Anſicht des Lebens hatte mich von Neuem an mein Vaterland angeſchloſſen, die Gewalt der flachen Begriffe gebrochen; ſelbſt der Glaube der Kindheit blickte mich wieder freundlich an, und das unendliche Naturgefühl der Liebe trug das erneuerte Leben. Aber ſelbſt die Stätte der Seligkeit gebar neue Qualen und vermehrte die alten. Es war mitten im Sommer. Ein ſeltſamer unruhiger Trieb führte mich nach dem Aufenthalt meiner Kindheit. Ein großer, einſamer Teich, von Bäumen dicht umſchloſſen, liegt hinter dem väterlichen Garten, lebendige Hecken führen zu ihm hinunter, eine üppige Pflanzenwelt drängt ſich aus den feuchten Gräben. Vögel flogen über den Bäumen, über den Hecken, Schmetterlinge ſchwebten von Blume zu Blume, Bienen ſummten, und jenes unergründliche ſtille Leben, welches in ſeiner verſchloſſenen Tiefe mit aller Unermeßlichkeit in dem keimenden Gefühl der frohen Kindheit wiederklingt, trat mächtig hervor, daß ich mich in die glückliche, bewußtloſe Zeit zurückverſetzt glaubte. Es war mir, als tönten alle Klänge einer erneuerten Poeſie aus dieſem Leben heraus, als hätte, was die tiefſte Ahnung des Geiſtes jenſeits der Worte ergreift, Geſtalt, Bedeutung, Wirklichkeit erhalten, und die ſehnſüchtige Liebe ſchien als die verherrlichende Sonne über die wieder erſtandene Kinderwelt. Da regte ſich mitten in dieſer milden Welt das geheime Grauen, welches, in der innerſten Tiefe der Seele ſchlummernd, mich nie verlaſſen hatte. Erſt nahm ich es wie ein leiſes Erdbeben wahr, wie eine finſtere Angſt, die ſich zu geſtalten begann, aber ſie zerfloß in wehmüthige Thränen, und ich fühlte mich erleichtert, wie verſöhnt, und verſank in ſtille, ſeltſam ſüße Träume. Ich blickte auf, ich wollte das ſchöne Gefühl der bewußtloſen Freude wieder ergreifen. Aber die Natur war mir fremd geworden, die Thränen waren getrocknet, die Verzweiflung war aus der zerrinnenden Wehmuth hervorgewachſen, und eine kalte, ſtarre Hand ſchien drohend nach mir zu greifen. Da tönten mir die ſtillen Wellen des Teiches wie ſchneidender Spott; die Bäume, die Sträucher, die Blumen ſahen mich hohnlachend an; das Jauchzen der Kinder in dem naheliegenden Dorfe ſchien mir den Verrath laut in die Welt hinauszuſchreien, und wie von böſen Geiſtern gepeitſcht, floh ich die ſchöne, heimliche Stätte der Kindheit und wagte nie, ſie wieder zu betreten. Jetzt lebte ich ſtill, ich floh allen Umgang, ich fürchtete erkannt zu werden, und ſo habe ich Sie getroffen. Nur einen alten, ergrauten Verwalter meines Verwandten ſuchte ich auf und wagte es, mich ihm zu erkennen zu geben. Mein Oheim war, gequält von Vorwürfen, geſtorben. Ich war als ein Verſchollener enterbt, aber mein edler Schwager, der meinen Aufenthalt nicht zu verrathen wagte, hatte durch eine geheime Reſignation mir mein bedeutendes Vermögen geſichert. Der alte Freund meiner Kindheit konnte den Jammer nicht verbergen, als er mich ſo innerlich zerrüttet wiederſah, und ich merkte es wohl, wie er gegen das unheimliche Gefühl, in mir einen Fremdling, einen Feind zu erblicken, mühſam ankämpfte. Meine Geliebte hatte in dem Verwandten, in deſſen Hauſe, in deſſen Gewalt ſie lebte, einen ſo erklärten Feind des franzöſiſchen Volks, vor Allem der franzöſiſchen Krieger gefunden, daß ſie ihre Verbindung nicht zu entdecken wagte. Ich traf hier öfters an öffentlichen Orten mit einem jungen Manne zuſammen, deſſen höchſt unbeſonnene Aeußerungen mich in Schrecken ſetzten.. Ich entfernte mich zuletzt, wo ich ihn traf, ich wollte ihn nicht kennen. Als ich geſtern den Auftrag erhielt, einen Verdächtigen gefangen zu nehmen, vermuthete ich, daß er es ſein möchte, — und zu ſpät erfuhr ich, daß es der Bruder meiner Geliebten ſei. Derſelbe, den ich im Dunkeln befreite, ohne ihn geſehen zu haben, iſt hier durch mich gefangen und dem gewiſſen Tode übergeben worden. —

Reinault ſchloß ſeine Erzählung und ſaß lange, wie erſtarrt, in Verzweiflung da. Ein heimtückiſcher Geiſt hat mich geboren, rief er dann, damit ich bewußtlos Alles vernichten ſoll, was ich liebe. Was mich hinreißt, keimt nur, um mich zu verzehren; die heilige Freiheit ward mir Gift, das tiefſte Erkennen mußte meine Verzweiflung ſteigern, und meine Liebe gebar ein neues Verbrechen. Das Leben iſt mir furchtbar, der Tod kann mich nicht befreien, und wo für alle Menſchen Troſt iſt, regt ſich in mir ein grenzenloſes Entſetzen, und führt mich weit ab von jeder Seligkeit, von jeder Rettung. Er rang die Hände, und mich ergriff ſein Jammer, der räthſelhafte Widerſpruch des Lebens ſo, daß ich keinen Troſt für ihn hatte, daß ich mich ſelber von ſeinen Schmerzen gepackt und zertreten fühlte.

Lange ſaßen wir ſtillſchweigend da. Du mußt ihn retten! rief er und ſank in meine Arme. Ein Thränenſtrom erleichterte den tiefen Schmerz, und ich verſprach, Alles zu wagen, nur müſſe er mir die Mittel angeben. Durch den alten Verwalter gelang es ihm, eine beträchtliche Summe ganz im Stillen zu heben. Er überreichte ſie mir. Ich kenne, ſagte er, einen Soldaten, von guten Aeltern geboren, die ein Opfer der Intrigue geworden ſind; er haßt die gegenwärtige Regierung, und es wird mir gelingen, in einigen Tagen ihn zur Bewachung des Gefangenen beordern zu laſſen. Er muß zugleich mit dem Gefangenen verſchwinden, und iſt ſchon entſchloſſen. Nur ſind, wie ich erfahren habe, Beide in dieſen Gegenden unkundig. Sie müſſen nach Preußen fliehen, dürfen aber auf dem Wege ſich nirgends blicken laſſen. Ich erbot mich, Pferde und Waffen zu beſorgen. Ich war ohnehin entſchloſſen, nach Berlin zu reiſen, und wollte ſie begleiten. Zehn Tage vergingen. Reinault konnte, ohne Verdacht zu erregen, nicht darauf dringen, daß der bezeichnete Soldat zur Bewachung gewählt wurde; er befürchtete täglich, daß der Befehl, den Gefangenen nach Frankreich zu transportiren, erſcheinen würde, und war in einer furchtbaren Spannung. Am zehnten Tage endlich in der Nacht war Alles bereit. Ich hatte von Allen Abſchied genommen, trennte mich mit Schmerzen von dem unglücklichen Freunde und hatte die Freude, eine Meile von Göttingen in der Dunkelheit den entwichenen Banner mit ſeinem Begleiter zu treffen. Das Harzgebirge war mir wohlbekannt, und ich hielt es für das Rathſamſte, von Klausthal über Andreasberg und den Brocken zu reiſen, um von da über Wernigerode Halberſtadt zu erreichen. Als wir noch nicht weit über Klausthal hinaus waren, entdeckten wir mit Schrecken drei Reiter, die uns nachſetzten. Sie riefen uns zu, ſtill zu halten; aber wir ſuchten nur deſto ſchneller zu entkommen. Leider waren unſere Pferde nicht die beſten und durch die Nachtreiſe erſchöpft. Bald hörten wir die gallopirenden Reiter und ihre Drohungen dicht hinter uns. Schüſſe fielen, und die Kugeln pfiffen uns um die Ohren. Wir waren genöthigt, zu den Waffen zu greifen, und indem wir umkehrten, erblickten wir franzöſiſche Reiter, die wüthend auf uns losſtürmten. Auf Banners erſten Schuß ſtürzte der Eine, die Uebrigen ſtutzten einen Augenblick, aber griffen uns darauf mit erneuerter Wuth an. Ich mußte zu dem Säbel greifen, mein Gegner fiel verwundet. Auch Banner hatte eine leichte Wunde erhalten. Der dritte Reiter floh, und wir ſetzten unſere Reiſe, nicht ohne Furcht, fort. Auf der Ockerbrücke mußten wir ausruhen, unſere Pferde waren erſchöpft; und erſt ſpät am Abend erreichten wir Wernigerode. Hier ſahen wir mit Schrecken wieder franzöſiſche Reiter, die uns zu erwarten ſchienen. Auf dem fremden Gebiet wagten ſie nicht uns anzuhalten, folgten uns aber in der Ferne. Es war klar, daß wir erkannt waren. Wir ritten indeſſen ruhig in die Stadt hinein, als wollten wir einen Gaſthof ſuchen. In einem Augenblicke, wo uns die Reiter nicht ſahen, bogen wir eilig in eine Straße hinein, und dieſe führte zum Glück nach dem Thore. Wir ritten immer weiter nach Ilſenburg zu, und von da über Felder und Berge, die ganze Nacht hindurch, bis Halberſtadt. Banner und ſein Begleiter glaubten ſich nicht ſicher in Deutſchland; ſie reiſten von Stettin über Kopenhagen nach England. Der gute Reichsanzeiger mußte eine verabredete, für alle übrigen Leſer unverſtändliche Anzeige aufnehmen, die Reinault von unſerm glücklichen Entweichen unterrichtete, und auf die nämliche Weiſe erfuhr ich, daß in Göttingen weder auf ihn, noch auf mich der geringſte Verdacht fiel. —

Während der Erzählung war es ſehr ſpät geworden. Mitternacht war lange vorüber. Das Schickſal des unglücklichen Reinault hatte Kardorf und ſeine Frau erſchüttert, und Gerhard dachte mit Schauder an ſeine gegenwärtige Lage. Die unruhige Erwartung der verhängnißvollen Stunden, die allmälig näher rückten, vertrieb noch immer den Schlaf. Das Kind weinte in dem angrenzenden Kabinet, die Frau wollte es beruhigen und wünſchte zu ruhen, und die Männer zogen ſich nach einer hintern Stube zurück. Hier ſtockte das Geſpräch; Gerhard und Thorſtein wagten es nicht, die ſchauderhafte Wendung, die Reinaults Schickſal genommen hatte, zu erwähnen. Von den Anſtrengungen der letzten Tage angegriffen, ſank Gerhard, unruhig ſchlummernd, in eine Ecke des Sophas, in einer andern ſchlief Kardorf, und Thorſtein ſchritt in unruhiger Bewegung durch die Stube. Die Lichter brannten trübe. Auf der Straße hörte man keinen Laut.

Vor ihm ſchwebten die Ereigniſſe, die er gehört, die er erlebt hatte. Die Stubenuhr zeigte den herannahenden Morgen. Nach Stunden, ſagte er ſich, kannſt Du die Herannäherung einer zerſtörenden Zeit berechnen, die mit ihrer ganzen dunkeln Gewalt noch in der räthſelhaften Nacht verborgen ſchlummert. Von jenen großen Momenten in dem Schickſal der Völker haſt Du bis jetzt nur verworren geträumt. Jetzt drängt ſich ein ſolches in Dein eigenes Leben herein. Wirſt Du nichts erblicken, als was Dir auch in der Erzählung ſo oft zuwider war, die Frechheit eines höhnenden Feindes, die knechtiſche Unterwerfung der Beſiegten? Wie theuer ſind Dir die geworden, die jetzt unterliegen! Werden ſie, beſiegt, ihre Würde, ihre innere Kraft behaupten? Dann flog die aufgeregte Phantaſie nach ſeiner Heimat zu. Da iſt Alles ruhig, in gewohnter Weiſe treibt der Bürger ſein Geſchäft, und der verfloſſene Tag deutet auf die ſtillen Ereigniſſe des folgenden, wie hier noch vor Kurzem. Dort ſitzt Dein treffliches Mädchen. Kann ſie ahnen, was Dich jetzt bewegt?

Der Morgen dämmerte, und Thorſtein weckte Gerhard, der ſich eilig entfernte, um der Verabredung gemäß Julie hierher zu bringen. Sie ſollte von hier wegfahren, aber die letzten Stunden mit der Freundin zubringen. Der Wagen ſtand gepackt vor der Thüre der Majorin. Julie trennte ſich weinend von den erſchrockenen Verwandten. Der Wagen rollte durch die dunkeln Straßen nach Kardorfs entlegener Wohnung. Truppen zogen jetzt ſchon eilig aus der Stadt, und viele Bewegungen bewieſen die Nähe des Feindes. So von Schrecken umgeben, mußten die Freunde von einander ſcheiden, und Gerhard und Julie waren voller Sorgen, wenn ſie das Schickſal der zurückbleibenden Freunde bedachten, während dieſe, was ſie ſelber erwartete, vergeſſend, die Fliehenden mit ängſtlicher Theilnahme verfolgten.

Der Wagen war ſchon fort. Thorſtein, getrennt von ſeinem Freunde, gequält durch Reinaults Schickſal, fand ſich faſt einſam in der erſchrockenen Stadt. Der Feind näherte ſich, was man befürchtete, geſchah, denn ein Gefecht fand in den Straßen ſtatt; das preußiſche Heer floh, und die Einwohner waren der Plünderung, der Mishandlung der Feinde preisgegeben.

Die vier folgenden Tage vergingen den Einwohnern wie in einer Art von Betäubung. Die große Garde des Kaiſers zog in die Stadt hinein. Auf dem Markte waren die prachtvollen, ſchönen, ſiegreichen Krieger, Reiter und Fußvolk, aufgeſtellt, und als der Kaiſer durch die Reihen ritt, hörte man ein lautes, durchdringendes Jubelgeſchrei, das faſt durch die ganze Stadt wiedertönte. Es lebe der Kaiſer! erſcholl es aus tauſend Kehlen. Marſchälle und Generäle folgten dem Kaiſer, und als nun die triumphirende Schaar der gefährlichen Eroberer in ihren Mauern hauſte, erſtarrte die erſchrockene Stadt vor aller der drückenden Herrlichkeit. Von übermüthigen Forderungen geängſtigt, mit der drückenden Pflege ſo vieler trotziger Feinde unaufhörlich belaſtet, oft durch höhnenden Muthwillen gequält, nicht ſelten gemishandelt, war alle Sorge, jeder Gedanke mit dem nächſten quälenden Augenblicke beſchäftigt. Alle Furcht vor der drohenden Zukunft tauchte in dem Gefühle der drückenden Gegenwart unter. Straßen ſchienen meilenweit entfernt, ein Nachbar erfuhr von dem andern nichts, und viele ängſtliche Gerüchte, die, wie aus einer fremden drohenden Welt, bis zu den fernen Gemächern drangen, in welche ſich die

Frauen zurückgezogen, vermehrten die nie nachlaſſende Furcht. Die Behörden der Stadt ſchlichen mit ſchwerem Herzen und gebeugtem Sinne über die Straße, um Stadt und Univerſität der Gnade des ſtrengen Herrſchers zu empfehlen. Aber die ſtudirende Jugend, von dem fremden Schauſpiele angezogen, gegen den ſiegenden Feind erbittert, zog muthig, unbefangen, ja, höhnend umher und ſchien den übermüthigen feindlichen Kriegern Trotz zu bieten, die eine ſolche unerwartete Kühnheit faſt mit Verwunderung anſahen. Indeſſen ſchlummerte die Bosheit nicht. Einzelne unvorſichtige Aeußerungen wurden mit Verdrehungen dem Feldherrn hinterbracht; falſche Gerüchte, unter den Feinden verbreitet, ſprachen von einem Widerſtande, an welchen die friedlichen, geduldigen Einwohner nie gedacht hatten, und der Kaiſer, der von einer trotzigen Jugend, wenn auch keine Gefahr, doch beſchwerliche Unruhen in dem Rücken der Armee befürchtete, hob den ſchon ein Mal der Univerſität verliehenen Schutz auf und befahl, daß alle Studirende in vier und zwanzig Stunden die Stadt verlaſſen ſollten. Dieſer Befehl, der ſchnell in allen Häuſern erſcholl, verbreitete einen allgemeinen Schrecken. Wenige dachten in dieſem Augenblicke an den Verluſt, den die Stadt erlitt. Die aufgeregte Phantaſie der Einwohner ſah in dieſem Befehle die drohende Einleitung zu noch gewaltſamern Maaßregeln. Man wird die Stadt plündern, anzünden, riefen Einige; man wird die jungen Leute, wenn ſie auswandern, aufgreifen, gefangen nehmen, meinten Andere.

Thorſtein hatte ſich ernſthaft mit geſchichtlichen Studien beſchäftigt und in Göttingen die Doktorwürde erhalten. Als er nach Halle kam, fing er an Vorträge zu halten, und ſeine Jugend hatte ihn mit mehreren Jünglingen in ein genaueres Verhältniß gebracht. Es war eine ſchöne Zeit, die eben in Halle aufzublühen anfing. Lehrer von ausgezeichnetem Verdienſt hatten Schüler aus allen Gegenden Deutſchlands verſammelt, es bildeten ſich wiſſenſchaftliche Verbrüderungen, die für das ganze Leben galten; den keimenden Geiſt ergriff ein nationales Streben im größten Sinne, und Thorſtein ſtand durch ſein Alter, wie durch ſeine Stellung in jener glücklichen Mitte, die ihm erlaubte, die gereiften Blüten geiſtreicher Lehrer und die hoffnungsvollen Knoſpen aufgeweckter Schüler mit gleicher Innigkeit und Vertraulichkeit zu genießen. Als nun die verhängnißvolle Zeit dieſe ſchöne Blume in ihrer herrlichſten Entfaltung vernichtend traf, ſchloſſen ſich viele ſeiner jugendlichen Freunde wehmüthig, feſter an ihn und verſammelten ſich, zum Theil von Angſt ergriffen, bei ihm, als die Studirenden vertrieben wurden. Er blieb aber;

als zögen nun alle ſeine Hoffnungen weit weg, als verſchwände der letzte Pulsſchlag des fröhlichen Lebens, welches noch vor Kurzem in jugendlicher Friſche um ihn grünte und blühte, und ihn ſelbſt und all ſein Wollen trug und hegte, blickte er den unruhig wandernden Schaaren nach. Mancher Freund reichte ihm ſtillſchweigend die Hand, die Bürger ſahen dem verworrenen, erſchrockenen Zuge mit Schrecken nach. Den Armen wurde ein dürftiges Reiſegeld gereicht, und unter Wehklagen der gedrückten Einwohner verließen ſie die Stadt. Auch der Kaiſer und ſeine Truppen zogen fort. Verödet lag die Stadt da, die Straßen leer, nur wenigen Feinden, aber den gefährlichern, den requirirenden, preisgegeben, und die Einwohner erwachten aus ihrer Betäubung, um mit trübem Bewußtſein hereinbrechender Noth, Armuth und, was ihnen das Schmerzlichſte war, fortdauerndem Drucke eines verhaßten Feindes entgegenzuſehen.

Zwei Tage waren vergangen, in der nächſten Gegend war Alles ruhig, und Thorſtein fühlte ſich, von Gerhard, von den beſten Freunden verlaſſen, wie in einer entſetzlichen Einſamkeit. Er war nicht für inneres Grübeln geboren, ihn lockte mehr, als Alles, eine beſtimmte Thätigkeit. Er wollte Halle verlaſſen, er wünſchte ſich mit den Kämpfenden zu verbinden. Noch vor ſeiner Abreiſe wollte er einen ſchönen, heitern Herbſtabend benutzen, um noch ein Mal die ihm ſo theuer gewordene Gegend zu begrüßen. Karsdorf begleitete ihn, und wir finden ihn auf dem Gipfel des Petersberges, von welchem man weit über die umliegende fruchtbare Ebene mit ihren Städten und Dörfern hinblickt.

Wie heiter ſcheint die Sonne, ſagte Thorſtein, welch ein Reichthum von Städten und Dörfern. Die Glocken läuten in den nahen und fernen Kirchen, das Vieh weidet, der Landmann beſtellt ſeinen Acker. Alles ſcheint ſeinen gewöhnlichen, ruhigen Gang zu gehen. Und doch — mir iſt es, als hätte ſich die ganze Gegend plötzlich verwandelt, als kennte ich ſie nicht mehr. Sind wir nicht wie an eine furchtbare, verödete Stelle gefeſſelt, die eben, indem wir ſie hier überſchauen, uns deſto enger, deſto beſchränkter erſcheint? Dort gegen Oſten brauſt nun der Sturm, der alle unſere Hoffnungen verwehte, dort herrſcht die Angſt, das Entſetzen, das hier die Einwohner ergriff, und wir bleiben betäubt zurück. Wie ſchön, wie angenehm erſcheint mir jetzt in der Erinnerung die leichte Verbindung mit der entfernten Geliebten, wie nahe gerückt iſt die ferne Gegend! Jetzt hat ein böſer Zauber uns alle, wer weiß, auf wie lange, getrennt; und wenn es mir nun auch gelingt, in wenigen Tagen jenſeits unter den Kämpfenden zu ſtehen, ſo bin ich dort abgeſchnitten, wie hier! — Von dorther kamen noch neulich Grüße und Nachrichten, die uns in die Mitte des freundlichen Lebens verſetzten; hier erregte ein Verluſt, dort ein Glücksfall unſere Theilnahme; aber in leiſen Schwingungen bewegte ſich das geſunde Leben hin und her, in ſcheinbarer Beſchränkung ruhte eine Fülle der Hoffnung, und das Ferne, wie das Nahe war heiter und anmuthig zu einem Leben verbunden. — Jetzt iſt Alles zerriſſen, zerſplittert. Erinnerſt Du Dich, wie ich geſtern lange ſtillſchweigend aus Deinem Fenſter auf den verödeten Paradeplatz hinausſtarrte. Ich wagte nicht mitzutheilen, was mich mit einem geheimen Schauder ergriff. Der Platz war leer, aber um die gewohnte Stunde kam der traurige Reſt der Befehlshaber, die ſonſt hier wohnten. Als Gefangene auf ihr Ehrenwort trugen ſie Civilkleidung. Als abgeſchiedene Geiſter erſchienen ſie da, wohin ihre frühere Thätigkeit ſie noch bannte, und der grauenhafte Spuk der in ſtiller Unterhaltung verſammelten, an dieſen Platz, in dieſer beſtimmten Stunde hergezauberten Männer verwandelte mir die Mittagsſtunde in eine dunkle Mitternachtsſtunde. Wo ſind die fröhlichen Hoffnungen geblieben, die mich nach Deutſchland riefen, mich von Freunden, Verwandten, ja, von meiner Liebe trennten? Ich kenne ſie nicht mehr; nur wie ein ferner Traum ſchwebt mir das heitere Bild vor, das mir das Land als einen klaſſiſchen Boden, von einer lebendigen geiſtigen Sonne beſchienen, darſtellte. Es hat ſich ein Schleier über die ganze Gegend gezogen. Die Glocken tönen wie zu einem Leichenzuge, als verkündigten ſie die Trauer, die drückend auf einer jeden Seele laſtet, ich höre das ſtille Wehklagen aus allen Häuſern, die Seufzer des Landmannes, der keuchend hinter dem Pfluge ſchreitet, um für die Fremdlinge die zukünftige Ernte vorzubereiten, ich höre die Ketten raſſeln, und ſtehe wie bei einem reichen Manne, dem eine Feuersbrunſt alle ſeine Schätze raubte, und ſuche in der Aſche. Aber in den traurigen Reſten kann ich nicht die vorige Pracht, in den Trümmern nicht die lebendige Herrlichkeit, die genußreiche Fülle wiederfinden.

Lieber Thorſtein, unterbrach den Klagenden Kardorf, das Reich der Geiſter iſt nicht von dieſer Welt.

Ich weiß es, antwortete Thorſtein, ich habe es mir oft geſagt. Aber, theuerſter Freund, nicht jeder Geiſt wird auf die nämliche Weiſe entwickelt. Ich kenne ſolche, die nur in der Einſamkeit gedeihen. Verſetze ſie in die geſelligen Kreiſe, und ſie verſtummen. Mir iſt es anders. Wo Widerſtand mich ſpornt, Beifall mich fördert, in jenem fröhlichen Wechſelkampfe des Lebens fühle ich mich angeregt, meinen Geiſt erweitert, jede Kraft belebt, Zweifel locken Gründe, keimende Ahnungen der Schüler Ideen, Witz den Witz hervor, und oft überraſchte mich der Reichthum von Anſichten, den eine kurze fröhliche Rede mir aufſchloß, und den ich wie einen herrlichen Schatz in die Einſamkeit der Forſchung hinübertrug. Es iſt Dir bekannt, wie es mir gelang, als Lehrer Beifall zu erhalten; um mich verſammelte ſich eine ſchöne Schaar trefflicher Jünglinge. Die aufmerkſame, ſtillhorchende Miene der Zuhörer, die Freude der Ueberraſchung, die ich oft wahrnahm, wirkte wie eine Frühlingsſonne auf mein geiſtig bewegtes Gemüth; ich fühlte mich wie entfeſſelt; die ſtarre Kälte, der Froſt der Gedanken, der mich oft ergreift, wenn ich mich einſam fühle, der mich unbehaglich einengt, als ſchüttelten die ängſtlich gefangenen Gedanken die ſchweren Ketten, war verſchwunden, die Bäche rieſelten, das fröhliche Grün bedeckte Wieſen und Felder, von ſelbſt entwickelten ſich die Frühlingsblüten, und alle Zuhörer waren, ich fühlte es, in meine grünende, blühende Welt verſetzt und theilten meine Freude. Reicher, köſtlicher erſchienen mir dann die Stunden, die ich in traulichem Geſpräche mit trefflichen Geiſtern, mit herrlichen Schülern, die Zeit, die ich mit Forſchungen in der Vergangenheit zubrachte. Und ſo, reich ausgeſtattet, hoffte ich heimzukehren, das Andenken an dieſe Tage wollte ich mitnehmen in mein Vaterland, was hier emporwuchs, ſollte da fortwachſen, mein zukünftiges Leben, meine Thätigkeit, meine Liebe heiligen. Wo ſind meine Träume? Land und Freunde bluten an unheilbaren Wunden, das Wort verſtummt, und weinend haben meine jugendlichen Freunde ſich von mir getrennt.

Thorſtein, rief Kardorf faſt unwillig, ich kenne Dich nicht wieder.

Laß mich nur, fuhr dieſer fort. Dieſe wehmüthige Stimmung entfernt eine Menge quälender Vorſtellungen, die eben, weil ſie zurückgedrängt waren, mich in den letzten Tagen geängſtigt haben. Die heitere Ausſicht, die ſo viel Elend verbirgt, hat ſie hervorgerufen; und warum ſie verdrängen? Warum nicht dieſe trübe Seite meines Daſeins klar in's Auge faſſen? Nur das Unklare wirkt vernichtend.

Seitwärts von der Landſtraße zwiſchen Braunſchweig und Hannover lag ein Gaſthof, in der Nähe eines anſehnlichen Dorfes. Sonſt pflegte es hier ſehr lebhaft zu ſein. Frachtwagen ſah man in Menge vor dem Gaſthofe halten, und in der weitläufigen Schenkſtube war ein unaufhörliches Gewühl von Fuhrleuten und Bauern. Jetzt war Alles ſtill, man entdeckte keinen Wagen, ein paar Knechte, die offenbar zu den Dienſtleuten des Hofes gehörten, ſchlichen ſtill und träge herum, in den weiten Räumen der Schenkſtube ging der dicke Wirth, in der bloßen Weſte, über welche die Bänder, die die ledernen Beinkleider trugen, geſchnallt waren, eine Nachtmütze auf dem Kopfe, die Daumen beider Hände in den Hoſenrand geſteckt, mürriſch auf und ab. Eine kurze Pfeife, das Rohr von den Zähnen feſtgehalten, hing hin und her ſchwankend aus dem Munde, und er blies große Rauchwolken von ſich, indem er zugleich einen Blick auf einige junge Bauern warf, die in einer Ecke der Stube, auf Bänken um einen Tiſch gelagert, in tiefem Geſpräch mit einem alten Manne ſaßen.

Dieſer Mann mußte einem Jeden auffallen. Er war kurz und ſtämmig gebaut, das breite Geſicht war voller tiefer Runzeln, die kurze Naſe hatte etwas Trotziges, die dicht verſchloſſenen Lippen deuteten auf Entſchloſſenheit, die grauen Augenbraunen fielen finſter über die noch lebhaften, kleinen, tiefliegenden Augen, und wenige graue Haare deckten den kahlen Scheitel. Das Geſicht trug die Spuren eines ſehr hohen Alters, aber dennoch erhob ſich der Kopf feſt und ſicher zwiſchen den breiten Schultern. Er war in einen kurzen grauen Ueberrock, der ganz zugeknöpft war, nachläſſig, faſt unreinlich gekleidet, ein ſchwarzes Tuch war loſe um den Hals gewunden, die Klappen der groben Waſſerſtiefeln waren hoch über die Kniee aufgeſchlagen, dicke, wollene Strümpfe ragten noch weit über dieſe hinaus und bedeckten die Hälfte der Schenkel. Seine Geſichtsfarbe war gelblichbraun, und dieſe, wie ſein abgetragener Anzug, deutete auf einen Mann, der mehr unter freiem Himmel, als in Häuſern, zu leben und ſelten die Kleider abzulegen pflegte.

Die emſige Wirthin trat beſorgt herein.

Vater! rief ſie.

Na, was willſt Du wieder? entgegnete mürriſch der Wirth.

Noch immer kömmt Niemand, ſagte ſie, und blickte den Mann furchtſam und ungewiß an.

Werden ſchon kommen, wenn es Zeit iſt, antwortete der dicke Mann, dampfte immer heftiger, blickte abwechſelnd nach der hölzernen Uhr und aus den Fenſtern, und man ſah es ihm wohl an, daß er die Unruhe ſeiner Gattin theilte. Endlich blieb er ſtehen, die Augen ſtarr nach dem Fenſter gerichtet, die Pfeife hatte er aus dem Munde genommen, und ſah immer nach einem Punkte. Die Frau war aufmerkſam, und kaum hatte ſie die Gegend gefunden, die den Blick des Mannes feſſelte, ſo rief ſie:

Da ſind ſie! Ich erkenne Adolf und Fritz! Die Jungen jagen über das Feld grade auf unſer Haus zu. Was ſie wohl bringen mögen?

Die Bauern, die mit dem alten Manne an den Tiſch ſaßen, wurden nun auch lebendig. Kommen ſie endlich? riefen ſie; auch der Wirth vermochte ſeine Unruhe nicht zu verbergen. Nur der Alte ſaß unbeweglich und zündete die braungebrannte Pfeife, die er eben geſtopft hatte, an einem Talglichte mit großer Ruhe an, als merkte er die lebhafte Unruhe, die um ihn herrſchte, gar nicht.

Die Pferde hielten vor dem Gaſthofe, und zwei junge Bauern traten ſchnell und erhitzt herein. Alle blickten ſie an, man ſah tauſend Fragen auf ihren Lippen ſchweben, aber dennoch traten ſie ſtillſchweigend, faſt ſcheu zurück, und die beiden Boten gingen grade auf den Alten zu.

Nun, was bringt Ihr? ſagte dieſer und ſah ſie mit einer ruhigen, faſt gleichgültigen Miene an.

Wir kamen geſtern in die Nähe von Wolfenbüttel, fing Adolf an; gegen Abend erfuhren wir, daß die Stadt von Reubels Truppen beſetzt ſei. Was Sie befehlen haben, Herr Obriſtlieutenant, thaten wir;

wir gingen nach Wolfenbüttel, wir miſchten uns unter die weſtphäliſchen Soldaten in den Schenken. Morgen wollen ſie den Herzog bei Braunſchweig angreifen und hoffen ihn gefangen zu nehmen; denn, wie ſie behaupten, ſind ſie faſt drei Mal ſo ſtark, als ſeine Truppen.

Hm! ſagte der alte Obriſtlieutenant, wenn ſie uns ſo nahe ſind und noch näher rücken, dann müſſen wir genau aufpaſſen. Seid Ihr müde?

Nichts weniger, wir haben die Nacht ruhig geſchlafen, und der kleine Ritt hat uns nur munter gemacht, ſagte Fritz.

Nun wohl, dann haltet Euch auf den Höhen bei Oberingen; weit geht aber nicht; ſtellt einige Männer näher nach uns zu, zwei andere poſtire ich eine halbe Meile von hier. Wenn Ihr Truppen ſeht, die auf Euch zukommen, dann ſagt es den mittlern, Ihr aber kehrt auf Euern Poſten zurück, denn wir werden ſchon Alles durch unſere nächſten Poſten erfahren.

Sie ließen ſich eilig ein Frühſtück reichen und eilten fort, als ein junger Mann mit großer Eile hereintrat, ein ſchweres Bündel auf den Tiſch warf und ſich etwas mißtrauiſch umſah. Eine Zeitlang blieb er ſtillſchweigend ſtehen; endlich ging er auf die jungen Bauern zu.

Ich werde von den weſtphäliſchen Truppen verfolgt, ſagte er, indem er einen kecken Blick um ſich warf, und hoffe hier unter braven Leuten zu ſein.

So? antwortete Anders, ein junger Bauer mit einer ſehr pfiffigen Miene; ſollte das wirklich ſo ſein, fremder Herr? Ja, ſetzte er nachläßig hinzu, dann müſſen wir ja wohl den Herrn ausliefern, denn wir ſind insgeſammt weſtphäliſche Unterthanen.

Ihr guten Leute werdet das nicht thun, erwiederte Jener; ich kenne ja Eure brave, gute Geſinnung.

Da könnte der Herr ſich doch in uns irren, verſetzte Anders, wir laſſen uns mit den Rebellen nicht ein.

Sollte ich mich wirklich geirrt haben? rief der Fremde erſtaunt; nun dann will ich wenigſtens mein Leben theuer verkaufen. Wer wagt ſich an mich heran? rief er, indem er ein Piſtol hervorzog und ruhig ſein Bündel über die Schultern warf.

Sie haben ſich nicht geirrt, Herr Banner, ſagte jetzt der Obriſtlieutenant, der plötzlich aus ſeinem Winkel hervortrat; legen Sie nur Ihr Bündel ruhig wieder hin.

Obriſtlieutenant von Emmerich, rief der erſtaunte Banner, finde ich Sie hier?

Univ. Bibl.
München

Bleiben Sie nur hier, erwiederte dieſer; in dieſem Augenblicke dürften Sie vielleicht nirgends ſicherer ſein; wundern Sie ſich aber nicht über die Art, wie Sie empfangen wurden. Ich freue mich, daß die Burſchen endlich einmal klug geworden ſind. Sie laſſen ſich ſonſt nur zu leicht täuſchen, und es hat mich Mühe genug gekoſtet, ſie ſo weit zu bringen, daß ſie keinem Fremden trauen. Wo kommen Sie aber her, Banner? Was bringt Sie in dieſe gefährliche Gegend? Sollte es Ihnen wirklich unbekannt ſein, daß Sie ſignaliſirt ſind, und daß man einen Preis auf Ihren Kopf geſetzt hat?

Ich weiß Alles, erwiederte Banner; ſeit dem verunglückten Angriff auf Kaſſel lebte ich unter einem fremden Namen in einer kleinen Stadt in Franken. Da erfuhr ich, wie der Herzog von Braunſchweig ſich von der öſterreichiſchen Armee getrennt habe, das ſtille Leben mißfiel mir längſt, und ich beſchloß, ihn aufzuſuchen. Ich lebte ohnehin in beſtändiger Furcht, entdeckt zu werden. Geſtern war ich glücklich nach Wolfenbüttel gekommen. Ich ſaß in der Wirthsſtube, die leer war, hatte einen Trunk vor mir, den ich nach meiner Gewohnheit gleich bezahlte, und behielt den Mantelſack auf den Schultern, weil ich mich unſicher fühlte. Ein Polizeibeamter, der ſich mit der Wirthin unterhielt, ſchielte höchſt verdächtig nach mir herüber und ſchien mir nicht unbekannt. Kurz darauf verſchwand er. Ich benutzte dieſen Augenblick, denn ich merkte wohl, daß er Gehülfen ſuchte, ſtand raſch auf und entfernte mich. Kaum trat ich aus dem Hauſe, da ſah ich denſelben Polizeibeamten, von Häſchern begleitet. Haltet ihn auf! hörte ich ihn rufen; aber wenige Menſchen gingen auf der Straße, und dieſe ſahen mich nur verwundert an, ohne meine Flucht zu hindern. Ich biege, ſchnell laufend, in die nächſte Querſtraße ein und öffne die Hausthüre des erſten Hauſes. Man kommt mir entgegen, und ich äußere den Wunſch, den Hausbeſitzer zu ſprechen. Dieſer erſcheint. Wollen Sie die Güte haben, mich nach einem Hintergebäude zu führen, ſage ich, indem ich ihm entgegengehe; hier bringt mir ein jeder Augenblick Gefahr. Er blickt mich verwundert an, ſchweigt nur einen Augenblick, ſcheint den Zuſammenhang zu ahnen und bietet mir entſchloſſen die Hand. Er führt mich über zwei Treppen in das Hintergebäude hinauf. Ich werde von weſtphäliſcher Polizei verfolgt, ſagte ich, ſchon rief man hinter mir. Dann muß ich Sie ſogleich verlaſſen, rief der Fremde, ich komme ſogleich wieder, bleiben Sie ruhig hier. Er ging, ohne meine Antwort zu erwarten, und wenn ſein offenes Geſicht mir nicht Zutrauen eingeflößt hätte, würde ich Verdacht geſchöpft haben. Ich blieb auf einem faſt ganz finſtern Bodenraume allein, und als faſt eine Stunde verging, ohne daß Jemand erſchien, fing ich an unruhig zu werden. Endlich höre ich Jemanden die Treppe leiſe heraufſchleichen; es ſchienen mir keine Männertritte zu ſein, und eine ſehr ſchöne junge Frau trug Wein und Eſſen herein, öffnete einen Fenſterladen, zeigte mir einen alten Stuhl, rückte einen Tiſch vor und lud mich lächelnd ein, das Aufgetragene zu genießen. Sie müſſen ſchon mit dieſer Umgebung, die weder die heiterſte, noch die zierlichſte oder bequemſte iſt, zufrieden ſein, ſagte ſie. Der unfreundliche Raum hat aber doch einen Vorzug, er iſt der verborgenſte. Mein Mann bittet, daß Sie noch einige Augenblicke hier geduldig verweilen, daß Sie ſein langes Ausbleiben entſchuldigen mögen. Er kann, er darf ſeinetwegen, noch mehr Ihretwegen nicht ſogleich erſcheinen. Dieſe liebliche Erſcheinung hatte mich ſo überraſcht, daß ich in den erſten Augenblicken nichts zu erwiedern vermochte, und als ich nun fragen wollte, war ſie verſchwunden. Ich hörte ſie leiſe die Treppe hinunterſchleichen, aber ich durfte mich nicht rühren. Ich wartete noch lange, die Abenddämmerung näherte ſich ſchon. Endlich erſchien mein Wirth, nahm den zweiten Stuhl, den einzigen außer dem meinigen, und ſetzte ſich zu mir. Herr Banner, fing er an — Sie kennen mich? rief ich erſtaunt. Nein, mein Herr, wenigſtens nicht perſönlich, fuhr der Wirth fort, aber der Polizeibeamte deſto beſſer. Ich hatte Grund, hinunter zu eilen; kaum trat ich auf den Flur, ſo öffnete ſich die Hausthür und der Polizeibeamte trat herein. Ein Flüchtling hat ſich in Ihrem Hauſe verbergen wollen, rief er mir mit vieler Zuverſicht entgegen. In meinem Hauſe? antwortete ich, wie überraſcht durch eine ſo ſeltſame Frage. Wann? Jetzt, in dieſem Augenblick, antwortete er. Unmöglich, unterbrach ich ihn. Sie hören ſelbſt, wie laut dieſe Klingel ein jeder Oeffnen der Hausthür angiebt. Ich ſitze in dieſer Stube, fuhr ich fort, indem ich die Thür öffnete und ihn in das Zimmer nöthigte, um das Zuſammentreffen mit der Magd, die Sie anmeldete, zu vermeiden; ſeit vor mehrern Stunden ein Freund ſich entfernt hat, iſt kein Menſch durch dieſe Hausthür gegangen. Unbegreiflich! rief der Beamte; er lief vor uns her, wir waren dicht hinter ihm, wir ſehen ihn um die Ecke herumbiegen, und auf ein Mal iſt er verſchwunden. Dann nannte er Ihren Namen, erzählte, wie Sie einer von den Anführern der aufrühreriſchen Bauern geweſen ſeien, die gegen Kaſſel zogen, wie er

Sie genau erkannt habe, wie ein recht bedeutender Preis auf Ihren Kopf geſetzt ſei, den er doch gern verdienen möchte. Ich ließ ihn reden und machte ihn dann erſt darauf aufmerkſam, daß dicht an meinem Hauſe eine kleine Thür durch eine Planke in einen Garten führt. Bei Gott! rief er, und ich ſitze hier und habe die koſtbare Zeit verloren! Er eilte fort; ſeine Gehülfen hatten indeſſen das Haus beſetzt, und ſchon fingen die Nachbarn an manches Seltſame zu vermuthen. Ich horchte ſorgfältig, ob Keiner Sie hätte hereintreten ſehen. Sie wiſſen aber, wie ſtill, wie öde unſere Straßen ſind. Ich habe Grund, zu vermuthen, daß Sie von Niemandem bemerkt ſind. Wir finden die Gartenthür verſchloſſen. Der Eigenthümer des Gartens iſt dabei, und zum Glück wundert er ſich darüber. Vor einem Augenblicke war ſie offen; Wer kann ſie von innen verriegelt haben? rief er. Dieſer Zufall kam uns ſehr zu Statten; denn jetzt zweifelte der Beamte gar nicht, daß Sie es gethan hätten, um das Nachſetzen zu verzögern. Mein Nachbar führte uns nun durch das Haus in ſeinen Garten. Zwar geht dieſer nach einem Felde, aber eine hohe Mauer, ein Theil der Stadtmauer, umgiebt ihn. Es war offenbar unmöglich, daß Sie über die Mauer hätten entſchlüpfen können. Wir ſuchten indeſſen vergebens; der Garten, alle Winkel des Hauſes wurden auf das Genaueſte unterſucht. Der Wirth ſelbſt, ein alter, furchtſamer Mann, ſchien vor Angſt zu vergehen, wenn er ſich vorſtellte, daß ein ſo gefährlicher Menſch in ſeiner Wohnung ſein könne. Vergebens brachten wir eine ganze Stunde auf dieſe Weiſe zu. Ich war, nicht ohne Abſicht, mit entblößtem Kopfe dem Beamten gefolgt. Da wir nun die Unterſuchungen weiter fortſetzten und ich, als ſchiene es mir äußerſt wichtig, zu erfahren, ob man den Verräther nicht entdecken könne, beſchloſſen hatte, mit dem Beamten die Nachforſchungen fortzuſetzen, trat eilig in mein Haus. Ein paar Worte, an meine Frau gerichtet, waren hinlänglich, beſonders, da ſie Ihren Namen erfuhr. — Sie kennt mich? fragte ich mit höchſtem Erſtaunen. Perſönlich, antwortete mein Wirth, ſo wenig wie ich. Aber hören Sie weiter. Der Abend nähert ſich; weſtphäliſche Truppen beſetzen in dieſem Augenblicke die Stadt. Ich ging alſo mit dem Beamten und erfuhr alle Anſtalten, die man getroffen hatte, um Sie zu ergreifen. Jetzt folgen Sie mir. — Er führte mich durch das Hintergebäude auf das Feld, begleitete mich bis zu einem nahen Walde und beſchrieb mir ſo genau, wie möglich, den ſicherſten Weg, den ich nehmen könnte, um die braunſchweigiſchen Truppen zu erreichen. Sein ganzes Benehmen zeigte einen gewandten, gebildeten Mann; der Umſtand, daß er ſich offenbar für mich perſönlich zu intereſſiren ſchien, hatte meine Neugierde im höchſten Grade gereizt. Ich wünſche, ſagte ich, während wir im Dunkeln über die Felder fortſchritten, meinen großmüthigen Befreier näher zu kennen. Ich habe keinen Grund, antwortete er, Ihnen etwas zu verheimlichen; ich wohne ſeit ein paar Monaten ganz ſtill und faſt ohne Umgang in Wolfenbüttel unter dem Namen Meisner, als ein Privatgelehrter, der von ſeinen Schriften lebt. Mein Name aber iſt Kardorf. Kardorf? rief ich, doch der, den ich meine, können Sie nicht ſein; wie käme der nach Wolfenbüttel? — Und doch, lieber Banner, ich bin allerdings der Kardorf, den Sie, der Bruder der Agnes Reinault, meinen. — Die Erinnerung an meine Schweſter, die mit einem franzöſiſchen Offizier verheirathet iſt, quält mich, ja ärgert mich ſonſt; jetzt war ſie mir angenehm. Kardorfs Frau iſt nahe mit uns verwandt, meine Schweſter lebte eine Zeitlang in dem Hauſe ihres Vaters. Ich brannte vor Begierde, zu erfahren, wie der Herr von Kardorf, wie ein angeſehener preußiſcher Beamter in eine ſolche Lage nach Wolfenbüttel gekommen ſei. Auf die einfachſte Weiſe, antwortete dieſer auf meine heftige Frage. Ich begleitete Schill, ward gefangen, entſchlüpfte, ſuchte unter einem fremden Namen meine Frau, und lebe ſtill und verdachtlos in dem einſamen Wolfenbüttel, bis ich fort kann, bis die Aufmerkſamkeit ſich von Schills Begleitern abgewandt hat. Indeſſen erkenne ich ſehr wohl das Gefahrvolle meiner Lage, beſonders jetzt, da die Stadt voll weſtphäliſcher Truppen iſt. Schon habe ich ſeit einigen Tagen einige bekannte Geſichter getroffen. Ich wohne zur Miethe, Alles iſt bereit, ich habe ſchon einen Paß auf Hildesheim, und morgen fahre ich mit meiner Frau ab, laſſe die gemietheten Möbel zurück, und habe, um Niemanden zu betrügen, an einen ſtillen Gelehrten, der, wie ich, ſich auf der Bibliothek beſchäftigt, ein Billet hinterlaſſen, um im Falle, daß ich in drei Tagen nicht zurückkehre, Aufträge auszurichten, über welche er in meinem Hauſe in einem bezeichneten, offenen Pulte nähere Aufſchlüſſe erhalten würde. Ich kenne meinen Mann und bin verſichert, daß er keinem Menſchen eine Sylbe von Allem, was ihm anvertraut iſt, mittheilt. Auf dem Wege nach Hildesheim biege ich gegen Norden ab und hoffe die Truppen des Herzogs zu finden. — Von Kardorf erfuhr ich nun auch die Abſicht der Weſtphalen, den Herzog heute anzugreifen. Als er mich verlaſſen hatte, befand ich mich in einem Walde, neben mir ein dichtes Gebüſch, und ermüdet, wie ich war, ſchlummerte ich ein. Die erſte Morgendämmerung zeigte ſich ſchon, als ich erwachte, und ich ging in der mir bezeichneten Richtung über Felder und durch Gebüſche, über Berg und Thal weiter. Ich hatte ſchon überlegt, wie nothwendig es ſei, genaue Kunde einzuziehen, ich hatte ſchon ſo Vieles von der Stimmung der Bauern in dieſen Gegenden vernommen, daß ich beſchloß, gradezu in das erſte Haus hineinzutreten, als ich dieſen Gaſthof, von der Mittags-Sonne freundlich beſchienen, entdeckte, und wie ich es öfters gewagt habe, beſchloß ich auch jetzt, mich ganz zu erkennen zu geben. Hoffentlich würde es mir gelungen ſein, mich mit dieſen braven Bauern zu verſtändigen, auch wenn Sie nicht für mich ſo glücklich als Vermittler hervorgetreten wären.

Sie können hier, ſagte der alte Obriſtlieutenant, völlig ruhig ſein; wenigſtens ſollen Sie drei bis vier Stunden ohne irgend eine Störung zubringen können, ſetzte er lächelnd hinzu.

Das iſt vortrefflich, erwiederte Banner, indem er luſtig den Bauern die Hand reichte. Für eine gute Mahlzeit und einen tüchtigen Trunk wird die freundliche Wirthin wohl Sorge tragen.

Sie ſollen Alles haben, was Sie wünſchen; der brave Deutſche und ein Jeder, der dieſe Weſtphäliſchen haßt, der iſt uns lieb, ſagte die Wirthin und betrachtete den ſchönen jungen Mann mit Wohlgefallen, ohne ſich von ſeinem wilden, düſtern Blick abſchrecken zu laſſen. Banner aß und trank, aber die Bauern wurden jetzt auf ferne Schüſſe aufmerkſam. Alle traten aus dem Hauſe, Bauern aus dem Dorfe geſellten ſich zu ihnen, und immer deutlicher vernahmen ſie ein heftiges Gewehrfeuer in weiter Ferne. Auch der Obriſtlieutenant horchte vor dem Hauſe äußerſt aufmerkſam, aber ohne eine Miene zu verändern.

Die Schüſſe ſcheinen immer ſüdlicher zu tönen, ſagte Banner, und das iſt ein gutes Zeichen, ſie kommen dieſer Gegend nicht näher.

Ich habe, antwortete der Obriſtlieutenant, meine Beobachter bis auf zwei Meilen vorgeſchoben und werde von Allem, was vorgeht, wenn es nöthig iſt, ſchnelle Kunde erhalten.

Banner war unruhig, und mehrere Bauern konnten kaum ihre Angſt bergen; der Wirth trat abwechſelnd in die Gaſtſtube hinein, eilte dann wieder heraus und zeigte eine große Furcht; die Wirthin fragte mit ängſtlicher Miene bald Dieſen, bald Jenen, ohne Antwort zu erhalten. Nur an den Alten wagte ſich Niemand, obgleich ſie ihn ſcheu anblickten, aber in ſeinen unveränderten Zügen war nichts zu entdecken.

Warum kommt Keiner? riefen die Bauern. Adolf und Fritz, die Braunſchweig ſo viel näher ſind, müſſen doch etwas erfahren, Vieles zu berichten haben.

Sie werden kommen, wenn ſie ſollen, ſagte der Alte, und Jeder ſchwieg.

Der Abend näherte ſich ſchon, die Schüſſe wurden ſeltener; da entdeckten ſie einen Bauerwagen und mit dieſem einen Frachtwagen, der auf den Gaſthof zukam. Als der Wagen vor der Thüre hielt, ſtieg ein Bauer heraus und half einer Frau herunter.

Sind Sie der Obriſtlieutenant von Emmerich? flüſterte der Bauer dem Alten in's Ohr.

Ich bin's, antwortete dieſer.

Leſen Sie dieſe Zeilen, fuhr der Bauer fort.

Herr von Gerhard! rief der Obriſtlieutenant, nachdem er, die Brille zu Hülfe nehmend, das Blatt geleſen hatte, und Sie, gnädige Frau, und Ihr Herr Gemahl in dieſer Verkleidung? Sein Sie uns herzlich willkommen, wir haben Sie ſehnlich erwartet.

Sind wir hier ſicher? flüſterte Gerhard dem Obriſtlieutenant in's Ohr; die Pferde ſind ſo ermüdet, daß ſie nicht weiter fortkönnen, wir ſind genöthigt, die Nacht hier zu verweilen.

Hoffentlich werden wir hier dieſe Zeit ruhig zubringen, antwortete der Alte, indem er ihn von der

Frau entfernte, aber ich darf Ihnen nicht verbergen, daß in dieſem Augenblicke um unſer aller Loos auf eine bedenkliche Weiſe gewürfelt wird. Ein Heer von viertauſend Mann hat den Herzog angegriffen, der dieſem viel weniger, als die Hälfte, entgegenzuſetzen vermag, und wird er geſchlagen, dann ſind wir kaum zu retten. Haben Sie die Schüſſe gehört?

Ich hörte ſie, antwortete Gerhard, und meine Frau weiß Alles. Alſo die Männer, die wir hier finden —?

Sind alle Vertraute; auf die Einwohner dieſer Gegend können Sie ſich ganz verlaſſen, antwortete der Alte.

Während dieſer mit Gerhard ſprach, hatte die Frau einen großen blauen Bauermantel, der ihre Geſtalt verhüllte, und eine Kappe, die das Geſicht verbarg, abgelegt, und man ſah mit Erſtaunen die zarte, anmuthige, ſchlanke Geſtalt in einer entſtellenden Bauerkleidung. Gerhard näherte ſich ſeiner Frau und konnte ſich kaum des Lachens enthalten, als er ſie ſo daſtehen ſah, als einen Gegenſtand der Bewunderung der Bauern.

Die Mütze, ſagte er, quält Dich am meiſten; die Haare, in einen großen Knäul zuſammengewickelt, drükken Dich, die Kopfſchmerzen werden Dich nie verlaſſen, ſo lange Du ſie trägſt.

Halb muthwillig löſte er die Schleife unter dem Halſe, die das liebliche Geſicht unnatürlich zuſammenpreßte, zog die Mütze ab, und die langen, dunkeln Locken floſſen an dem ſchlanken Leibe herunter, die ſchöne Geſtalt faſt nach allen Richtungen bedeckend. Die Wirthin ſchrie laut auf vor Bewunderung, die Bauern ſtarrten die herrliche Erſcheinung an, die wie zauberhaft unter ihnen ſtand. Ein ſchöneres Weib ſah ich noch nie, ſchrie die Wirthin, und ſo gewaltig war der Eindruck, daß die Meiſten in dieſem Augenblicke ihre eigene Gefahr und die bedenkliche Lage, in welcher ſie ſich befanden, vergeſſen zu haben ſchienen. Eine ältliche Frau war indeſſen mit Mühe aus dem Frachtwagen gehoben worden. Sie trug einen Knaben, der kaum ein Jahr alt zu ſein ſchien, und überreichte ihn der lieblichen Mutter, die ihn mit ängſtlicher Sorgfalt betrachtete. Aber die Aufmerkſamkeit Aller, bisher durch die überraſchende Erſcheinung gefeſſelt, ward bald auf einen andern Gegenſtand gelenkt. Mit großer Schnelligkeit ſahen ſie einen leichten Wagen auf den Gaſthof zufahren. Ein Bedienter, der auf dem Bocke neben dem Kutſcher ſaß, ſprang ſchnell herunter, während Gerhard, ſeine Frau und Banner ſich vorſichtig zurückzogen und in ein Zimmer hineintraten, das ihnen von der Wirthin eröffnet wurde. Aus dem Wagen ſtieg ein Herr und eine ſo ſchöne junge Frau, daß die Wirthin ungewiß war, ob ſie dieſer oder der verkleideten den Vorzug geben ſollte, und ein kleines Mädchen ſprang luſtig der Mutter nach.

Es iſt eine ſchlimme Zeit zum Reiſen, ſagte die Wirthin, indem ſie den Ankommenden entgegenging und ſie freundlich in das Haus begleitete.

Freilich, liebe Frau, antwortete der Fremde, es wird wohl Niemand in dieſer unruhigen Zeit eine Reiſe unternehmen, wenn er nicht muß.

Während die Reiſenden in das Haus traten, merkte man unter den Bauern einige Unruhe, und es war deutlich zu ſehen, daß ihnen die Ankunft eines fremden Mannes nicht angenehm war.

Was dieſer Herr wohl jetzt auf der Landſtraße will, fragten Einige, flüſterten weiter unter einander und verfolgten ihn mit mißtrauiſchen Blicken.

Kinder, ſagte der alte Obriſtlieutenant, wer jetzt mit Frau und Kind reiſt, iſt nicht verdächtig.

Indeſſen waren die Reiſenden auf den Hausflur getreten; Banner, der die Stimme des Fremden erkannt hatte, lauſchte an der halbgeöffneten Thüre, und kaum erblickte er Mann und Frau, als er auf Beide zueilte.

Treffen wir uns hier ſchon wieder, rief er, mein theuerſter Retter? Sie haben keinen Grund, hier Ihren Namen zu verheimlichen. Herr Obriſtlieutenant von Emmerich, ſprach er ferner, indem er den Fremden zu ihm führte.

Wie? rief dieſer, Sie ſind der treffliche alte Held, der in den letzten Jahren fortdauernd ſein Leben gewagt hat, der mehr, als Alle, die kühne, widerſtrebende Stimmung unter dem Volke erhielt?

Banner nannte Kardorf, und kaum hatten Gerhard und ſeine Frau dieſen Namen vernommen, als ſie, von Erſtaunen und Ueberraſchung überwältigt, aus der Stube heraustraten. Einen Augenblick blickten ſie die Fremden an, die ſie, in ihrer ſeltſamen Verkleidung, wieder prüfend fixirten; dann ſtürzte Gerhard in Kardorfs, Julie in Emiliens Arme, und lange konnten ſie ſich kaum über ein ſo unerwartetes Zuſammentreffen beruhigen. Fragen und Gegenfragen begegneten ſich auf eine verworrene Weiſe, und die Ueberraſchung ward noch vermehrt, als Kardorf Banner vorſtellte, der nicht wenig verwundert war, als er erfuhr, daß auch Gerhard und ſeine Frau ihn und zum Theil ſeine Schickſale kannten. Die ganze Geſellſchaft verſammelte ſich in der Gaſtſtube, die Bauern folgten, der phlegmatiſche Wirth war faſt beweglich geworden, und die Wirthin äußerte durch Fragen und Anerbietungen ihre lebhafte Theilnahme. Auch die Bauern ſchienen bewegt, nur der alte Obriſtlieutenant zeigte jetzt, da alle Uebrigen die nahe Gefahr vergeſſen zu haben ſchienen, einige Unruhe, trat oft vor das Haus, blickte aufmerkſam nach allen Richtungen und ſah bedenklich die Sonne immer tiefer ſinken.

Sie ſcheinen unruhig, ſagte Banner, der ſich ebenfalls fortgeſchlichen hatte, als er ihn in der Hausthüre ſtehen ſah.

Wir haben eine theure Beute zu bewachen, antwortete Emmerich, und noch weiß ich nicht, ob ſie verloren geht oder nicht.

Noch immer blickte er in die Ferne, als er einen Reiter in vollem Galopp über das Feld und auf den Gaſthof zuſprengen ſah. Er kömmt, ſagte er und ſchien den immer näher Herankommenden von jetzt an mit völliger Ergebung zu erwarten. Der Reiter ſtieg ab.

Thorſtein, rief ihm Emmerich entgegen, was bringen Sie?

Gute, unerwartet gute Nachrichten, rief dieſer; der Herzog kann jetzt ohne allen Zweifel hoffen, die Küſte zu erreichen.

Allein? fragte der Alte.

Mit ſeinen tapfern Kriegern, Herr, antwortete Thorſtein; das große Uebergewicht konnte die Feinde nicht retten, ſie fliehen. Iſt Gerhard da? fragte er haſtig.

Er iſt da mit Frau und Kind, antwortete der Alte, und Sie werden, glaube ich, noch mehr Freunde finden.

Thorſtein eilte nach der Gaſtſtube, aber Banner hielt ihn auf.

Kennen Sie mich nicht? ſagte er.

Sie hier? Nun ſein Sie mir herzlich willkommen. Er zog ihn mit ſich in die Stube.

Biſt Du endlich da! rief ihm Gerhard entgegen.

Ach, lieber Freund, ſagte Julie, wie würde ich erſchrocken ſein, Sie nicht hier zu finden, wären dieſe Freunde nicht ſo unerwartet erſchienen, hätten ſie nicht meine Angſt, wenn gleich nicht vernichtet, doch betäubt.

Kardorf! Du lange Erſehnter, Vermißter, Du hier? Und jetzt? Ach, nun iſt Alles gut! rief Thorſtein, wie außer ſich.

Ganz in der nämlichen Lage, wie Ihr alle, antwortete Kardorf; wir ſuchen Schutz, um ſicher aus dieſer unglücklichen Gegend entfliehen zu können.

Nun, rief Thorſtein, höchſt erfreut, ſich ſo plötzlich von Freunden umringt zu ſehen, die verworrene Zeit hat doch etwas Gutes. Noch vor Kurzem war ich allein, einſam ſchlich ich mich unter die unglücklichen Einwohner, deren Elend und Klagen allein mich mit ihnen verbanden. Ich dachte mir die Freunde in fernen Gegenden, von dem allgemeinen Unglücke zerſchmettert, unwillig an die Stelle gebunden, die ſie feſthielt, vielleicht gefangen, getödtet. Wo ſind ſie? ſeufzte ich oft, und es war mir furchtbar, daß ich nun ſo, ohne Kunde von Allen, das unglückliche Land verlaſſen ſollte, das ich mit ſo großen Hoffnungen betrat. Und jetzt — er überblickte, indem er fortſprach, die ganze Verſammlung — hat die Zerrüttung des Landes, die ſo Viele von dem ruhigen Wohnſitze trieb, daß ſie den Gefahren und dem Tode trotzen, mich plötzlich in die Mitte der theuerſten Freunde verſetzt; diejenigen, die meinem Herzen die Nächſten ſind, ſtehen hier verſammelt, und wir blicken uns an, ohne zu wiſſen, wie es möglich iſt, aber ganz von einer ſchönen Gegenwart ergriffen, die uns mit gleicher Gefahr droht, aber auch mit gleicher Hoffnung uns belebt.

Zwar haben Sie in wenigen Worten eine gute Nachricht gebracht, ſagte der Obriſtlieutenant, aber ein genauerer Bericht wird uns allen doch nothwendig ſein; erſt, wenn wir unſere Lage ganz kennen, dürfen wir uns der ruhigen Unterhaltung hingeben.

Verzeihen Sie, theuerſter, ehrwürdiger Freund, antwortete Thorſtein. Mußte ich nicht überraſcht, bewegt ſein, daß ſich Alles ſo ſeltſam um mich her geſtaltet? — So hören Sie. Als ich geſtern das Feldlager des Herzogs erreichte und dort meinen vertrauten Freund, den Hauptmann von O††† traf, fand ich dieſen in einer ſehr unruhigen Stimmung. Man hatte eben die genaue Kunde von der bedeutenden Anzahl der heranrückenden Feinde erhalten. Die Truppen, von den früheren unaufhaltſamen Märſchen, von zehn Gefechten, die in kurzer Zeit hinter einander ſtattgefunden hatten, erſchöpft, ſchienen nicht ſtark genug, um mit einigem Erfolge einen ſo überlegenen Feind, der mit aller möglichen Bequemlichkeit angreifen konnte, Widerſtand zu leiſten. Der Herzog ſchwankte. Schon war er entſchloſſen, die Truppen auseinandergehen zu laſſen. Es war nicht Muthloſigkeit von ſeiner Seite, ſein Muth, der oft an Tollkühnheit grenzt, iſt bekannt; aber er hielt es für gewiſſenlos, ſeine treuen, tapfern Krieger dem augenſcheinlichen Untergange preiszugeben. Man hatte ſchon Anſtalten getroffen, den Herzog mit einer kleinen Begleitung unvermerkt zu entfernen, als einige Offiziere es erfuhren. Hauptmann von O†††, der Chef ſeines Stabes, wenn man dieſen Ausdruck von einem ſo kleinen Kriegshaufen brauchen darf, dringt zu ihm. Er beſchwört ihn, den ſchon gefaßten Beſchluß zu ändern. Darf ich es? rief der Herzog; kann ich die ſchwere Verantwortung, die auf mir, auf mir allein ruht, auf meine Rathgeber wälzen? Was iſt die Abſicht dieſes Zuges? Wagen nicht Alle das Leben für mich, mir eine freie Bahn zu öffnen, daß ich einen Platz finde, wo ich noch kämpfen darf gegen den verhaßten Räuber meines väterlichen Erbes? So lange irgend eine Wahrſcheinlichkeit des glücklichen Erfolges ſtattfand, habe ich mich das Opfer dieſer kühnen Männer anzunehmen nicht geſcheut. Aber jetzt? — Sie irren ſich, Ihro Durchlaucht, rief der Hauptmann; es giebt keinen Mann in Ihrem kleinen Heere, der nicht Ihren Haß theilt, der nicht, wie Sie, dem Feinde ewigen Kampf geſchworen hat. Sie haben Land und Regiment verloren. Die kriegeriſche Ehre dieſer Männer iſt von Nebel umhüllt, aber ſie leuchtet in ungetrübtem Glanze in der Bruſt eines Jeden; damit ſie hell leuchte für die Welt, damit es klar werde, daß ſie der Ehre, dem gedrückten Lande ihr Leben geweiht haden, tragen ſie das Memento mori, wollen ſie ſiegen oder ſterben. Ob hier oder in Spaniens Ebenen, iſt ihnen gleich. Alle haben ſich um Sie verſammelt, gnädigſter Herr, und wahrlich, Sie haben unſere Hingebung belohnt, Sie traten muthig an die Spitze, wo die Gefahr die größte war; aber wenn nun, nachdem Sie uns verlaſſen haben, die Truppen dennoch nicht auseinandergingen, wenn ſie — und ein ſolcher Geiſt herrſcht unter ihnen — unter den Offizieren, die die Ehre haben, Ihrem Zuge zu folgen, den Feinden dennoch eine Schlacht lieferten, wenn ſie ſich ſiegreich eine Bahn brächen und Ihnen, gnädigſter Heer, nacheilten? — Gehen Sie, treffen Sie bald möglichſt alle Anſtalten, ich will den Feinden entgegengehen, rief der Herzog entſchloſſen. — Der Urenkel der Guelfen wird unter den Mauern der alten Stadt ſeiner Ahnherrn ſiegen, ich wage es zu behaupten, erwiederte der Hauptmann und ſetzte nun kurz die innere Schwäche der Gegner, unter welchen ſo viele unwillig, faſt alle ohne Luſt fochten, die Vortheile unſerer Stellung auseinander, und ſo ward der Kampf beſchloſſen. Dieſer war viel weniger ſchwierig, als man unter ſolchen Umſtänden erwarten durfte. Nur im Anfange leiſteten die weitüberwiegenden Feinde einigen Widerſtand; dann wurden ſie faſt aus allen ihren Stellungen vertrieben, zogen ſich in Eile zurück und öffneten uns den einzigen Weg, der uns zum Weiterziehen übrig blieb. Ich verließ das Schlachtfeld erſt, als der Herzog alle Anſtalten traf, um weiter zu ziehen.

Und welchen Weg wird er nehmen? fragte Emmerich mit großer Spannung.

Anſtatt zu antworten, zog Thorſtein den Alten bei Seite; ich habe Aufträge für Sie, ſagte er und fing leiſe ein langes Geſpräch an. Kaum war dieſes beendigt, ſo verließ der Obriſtlieutenant, obgleich es ſchon dunkel zu werden anfing, das Haus, und man erblickte ihn nicht mehr.

Gerhard, Kardorf, Banner, Thorſtein und die beiden Frauen hatten ſich auf die Bänke um einen in einer Ecke ſtehenden Tiſch geſetzt, die Kinder waren zur Ruhe gebracht, die Wirthin trug ein reinliches Mahl auf, die Bauern zogen ſich zurück, einige hatten den Obriſtlieutenant begleitet; der Frachtfuhrmann, der ſich jetzt als Gerhards verkleideter Diener darſtellte, ſetzte ſich, nachdem er für ſeine Pferde Sorge getragen hatte, mit dem Bedienten und der Kinderfrau Kardorfs in eine entfernte Ecke, und unter den Freunden knüpfte ſich bald ein vertrauliches Geſpräch an.

Laß uns doch etwas von dem ſonderbaren Alten erfahren, der, wie ich mit Verwunderung höre, einen ſo anſehnlichen Titel führt, ſagte Frau von Kardorf.

Uns Männern iſt er ſchon bekannt, erwiederte Thorſtein, aber um die Neugierde der Frauen zu befriedigen, muß ich ſchon etwas ausführlicher von ihm ſprechen. Er iſt der Obriſtlieutenant von Emmerich. Dieſer alte Herr, fuhr Thorſtein fort und wandte ſich an die Frauen, war in ſeiner Jugend ein ſehr ausgezeichneter Soldat; ſeine Streifzüge mit fliegenden Truppen ſind in den nordamerikaniſchen Kriegen ſehr berühmt und hemmten lange Zeit die Fortſchritte der Republikaner. Seine frühern Schriften machten Aufſehen, und er hat ſich bedeutende Verdienſte um die Ausbildung der leichten Truppen und der Tirailleurs, die in den neueſten Kriegen ſo wichtige Dienſte leiſten, erworben. Jetzt, in einem langen Frieden ergraut, nahm er ſeinen Abſchied mit dem Titel, den Sie kennen, und die alte Neigung, in den Dörfern, umgeben von Bauern, zu leben, iſt ihm bis in ſein hohes Alter geblieben. Er hat eine unverwüſtliche Geſundheit, wechſelt oft Wochenlang ſeine Kleidung nicht, ſchläft angezogen nur wenige Stunden auf Streu, wandert unermüdlich, immer, wie ein ächter Tirailleur-Offizier, zu Fuß, legt dann in kurzer Zeit weite Strecken zurück.

Er liebt es, auf dieſen Streifzügen die kürzeſten Wege zu nehmen, und ſcheint faſt das Talent der wilden Nordamerikaner zu beſitzen. Wenige kennen die Gegend von der nördlichen Heide durch die Gebirge bis nach Frankfurt hinauf beſſer, als er, und indem er beſtändig den graden Weg über Felder und Wälder, über Berg und Thal wählt, erſcheint er oft plötzlich in einer Gegend, wenn man ihn ſehr weit in einer andern glaubt. Seit Heſſen und Hannover von den Feinden beſetzt ſind, iſt er in fortdauernder Bewegung. Wie Sie ihn hier geſehen haben, können Sie ſich leicht vorſtellen, wie ſehr er das Vertrauen der Bauern ſich zu erwerben weiß; ſie verehren ihn grenzenlos. Viele trauen ihm faſt übernatürliche Kräfte zu, und alle geweſenen Soldaten, beſonders unter den heſſiſchen Bauern, werden, von ihm angeregt, bald wieder eingeübt, ſo daß ſie wie geordnete Truppen erſcheinen. Er betrachtet Heſſen und Hannover noch immer, ſelbſt nach dem Frieden, als vom Feinde beſetzt. So lange der entfernte Kurfürſt von Heſſen nicht in die Abtretung ſeiner Länder willigt, ſo lange der Kurfürſt von Hannover mit Frankreich Krieg führt, dauert dieſer auch hier fort, ſagt er. Ein Jeder führt ihn auf ſeine, ich auf *meine* Weiſe. Ich werbe Truppen auch ohne Geld und thue dem Feinde ſo viel Abbruch, wie möglich.

Ich kenne wenig Männer, die bei einer ſo ſchlichten Art zu leben ſo viel Reſpekt ſich zu erwerben wiſſen, und von den erſten Aufſtänden in Heſſen an bis auf dieſen Augenblick war er unter allen den geheim Verbündeten der thätigſte. Was den Bauern beſonders auffällt, iſt die große Ruhe, die Gleichgültigkeit, die er bei den größten Gefahren zeigt, aber ſie iſt natürlich. Denn es giebt für ihn keine mögliche Gefahr. Für eine Familie hat er nicht zu ſorgen, Schätze kann man ihm nicht rauben, und das Leben iſt ihm unter allen Dingen das Gleichgültigſte. Ein ſo gefährlicher Feind konnte der weſtphäliſchen Polizei nicht unbekannt bleiben; aber bis jetzt war es ihr nicht möglich, ihn zu ergreifen, obgleich er ſich weniger, als Andere, zu verbergen ſucht. Denn er hat gar keinen bleibenden Aufenthalt; wenn die Späher ihn hier gewiß zu überraſchen glauben, iſt er ſchon in weiter Ferne, und ſelbſt, wenn unter den Bauern ein Verräther ſich finden ſollte, ſo würde doch kaum Einer wagen, ihn anzugeben; man fürchtet ihn und ſeinen geheimen, allenthalben verbreiteten Einfluß mehr, als den der Polizei. So iſt er mit allen Unternehmungen des letzten Jahres von Heſſen bis nach Berlin vollkommen bekannt, und ein Jeder, der an dieſen thätig Theil genommen hat, kennt ihn.

Die Frauen hörten mit vieler Aufmerkſamkeit zu und ſchienen ſich zu freuen, daß bei der ſeltſamen, ja gefahrvollen Lage, in welcher ſie ſich befanden, ein ſo außerordentlicher Mann für ihre Sicherheit thätig ſei.

Er entfernte ſich, ſagte Julie, als Sie ihm geheime Aufträge gaben; dürfen wir hoffen, ihn heute Abend noch wiederzuſehen? Denn in der That, nach dem, was Sie uns mitgetheilt haben, bin ich höchſt begierig, ihn näher kennen zu lernen.

Emilie gab die nämliche Verſicherung.

Seine Rückkehr hängt von Umſtänden ab, die nicht in ſeiner Gewalt ſtehen, antwortete Thorſtein, aber es wäre wohl möglich, daß er noch in unſerer Mitte erſchiene, und wenn er es vermag, kömmt er gewiß. Auf unſerer ferneren Reiſe, wenn es uns gelingt, ſie ungeſtört fortzuſetzen, werden wir aber Gelegenheit finden, ihn öfters zu ſehen.

Darfſt Du, lieber Thorſtein, uns, Deinen Freunden, nicht mittheilen, was Du dem alten Herrn vertrauteſt? fragte Gerhard.

Ich, Ihr lieben Freunde, finde durchaus kein Bedenken darin, aber das Geheimniß gehört nicht mir. Was der Herzog jetzt unternimmt, hat man mir anvertraut, weil ich es wiſſen mußte; aber da die Offiziere Euch nicht kennen, wie ich, habe ich mein Ehrenwort geben müſſen, es Niemandem mitzutheilen.

Es iſt, antwortete Gerhard, ein ſtrenges Geſetz, bei geheimen kriegeriſchen Unternehmungen, Niemandem überflüſſiger Weiſe ſein Vertrauen zu ſchenken, und ſelbſt denen, die man benutzen muß, nur das anzuvertrauen, was ſie zu wiſſen brauchen. Das iſt mir wohl bekannt, und alſo von etwas Anderm. Kannſt Du Dich für unſere Sicherheit verbürgen? Können wir ohne Sorge die Nacht über hier bleiben?

Thorſtein ſchien verlegen, als ſcheute er ſich, die Gefahr ihrer Lage den Frauen bekannt zu machen.

Julie weiß, was ſie wagt, ſagte Gerhard; und ich hafte für meine Emilie, verſicherte Kardorf. Gewißheit, klare Ueberſicht unſerer Lage iſt auf jeden Fall tröſtlicher, als die Unklarheit, die der Phantaſie ein unermeßliches Feld von erträumten Gefahren eröffnet.

Es würde doch, antwortete Thorſtein, nicht möglich ſein, die Verhältniſſe unſerer Lage ganz zu verbergen; denn ich muß mit der Bitte anfangen, daß die Frauen ſich entſchließen, dieſe Nacht wachend und in unſrer Geſellſchaft zuzubringen. Ich habe einen Ueberſchlag über die Stärke unſerer Mannſchaft gemacht, und ſehe, daß wir zehn bewaffnete Männer ſtellen können. Vier Bauern ſind noch zurückgeblieben, auf die wir uns verlaſſen können.

Er fing ſchon an alle Anſtalten zu treffen. Die Fenſterladen wurden zugeſchloſſen und ſtark verrammelt. Die vier Bauern wurden vor dem Hauſe aufgeſtellt, zwei in der Nähe der Thür; alle Zugänge zum Hauſe wurden ſo viel, wie möglich, verſchloſſen; verborgene Flinten kamen zum Vorſchein und wurden geladen, alle Waffen, die ein Jeder führte, Piſtolen, Säbel, genau geprüft und bereit gelegt, und als die Frauen doch mit einiger Aengſtlichkeit dieſe bedenklichen Vorbereitungen betrachteten, ſprach Thorſtein ihnen tröſtend zu.

Sie müſſen Zeugen dieſer Zurüſtungen ſein, ſagte er; denn wie konnten wir ſie verbergen? Aber ich hoffe nicht ohne Grund, daß ſie überflüſſig ſein werden. Indeſſen iſt es klar, daß wir hier wie auf einem verlornen Poſten ſind. Sollte aber auch ein Streifkorps des Feindes hierher kommen, dann iſt es im ſchlimmſten Falle nur nöthig, daß wir uns eine kurze Zeit halten. Der Lärm des erſten Angriffes iſt für die in unſerer Nähe vorbereitete Hülfe ſchon hinreichend, um ſie ſchnell herbeizuziehen, und es liegt in der Natur der gegenwärtigen Verhältniſſe, daß ſie nicht früher, als es die höchſte Noth erfordert, ſich zeigt.

Alle Anſtalten waren nun getroffen, und er rief jetzt den Wirth, die Wirthin, Hausknechte und Mägde zuſammen, um der Verabredung gemäß dieſe nach einem entfernten Zimmer im obern Stocke zu führen. Dort wurden ſie eingeſchloſſen und ihnen aufgetragen, wenn ſie unten Lärm hörten, was durch das geöffnete Fenſter möglich war, ſich unter einander die Hände auf den Rücken zu binden. Ein rüſtiger Knecht blieb allein zurück; doch ſollte er an dem Kampfe, wenn dieſer nothwendig würde, keinen Theil nehmen. Er ſollte die nöthigen Dienſte für die Nacht leiſten. Gern ließen die Hausbewohner ſich Maaßregeln, die ſie vor einem jeden Verdachte ſicherten, gefallen, und die Frau, die wohl einſehen mochte, daß ſie in den entfernten Zimmern allen Gefahren am leichteſten entginge, ſchien ſich faſt zu freuen, als ſie ſich entfernte, und ſchlau bemerkte ſie, wie ſelbſt der liſtigſte Spürhund der Polizei auf dieſe Weiſe betrogen würde.

Die Anſtalten waren nun getroffen, die Reſte der Mahlzeit waren weggeräumt, es war den Männern gelungen, die Frauen zu beruhigen, die als gebildete Frauen von höherm Stande, die mit Gefahren nicht unbekannt waren, jene ſtille, heldenmüthige Ergebung in das Unvermeidliche zeigten, die nicht die geringſte Zierde des anmuthigen Geſchlechts iſt. Nur die Kinderfrau konnte ſich nicht faſſen; ſie ſchrie, verwünſchte den Augenblick, in welchem ſie ſich ſolchen Gefahren preisgegeben habe, und war nicht zu beruhigen. Um nicht durch die lauten Klagen fortdauernd geſtört zu werden, drohte man ihr, ſie in einer entfernten Kammer einzuſperren. Dieſe Drohung wirkte. Schrecklicher ſchien ihr die Einſamkeit, als Alles, und ſo eingeſchüchtert ſaß ſie in einem entfernten Winkel, händeringend. Nur zuweilen vernahm man das Seufzen und Stöhnen der mühſam bekämpften Angſt. Zwei kleine Betten waren in der Gaſtſtube für die Kinder bereitet, und ſie ſchliefen feſt, als wäre Alles in der gewohnten Ordnung.

So, nachdem ſie ſich völlig beruhigt hatten, ſaßen ſie wieder um den Tiſch.

Die Frage, wie wir dieſe Stunden ſorgenvoller Erwartung zubringen ſollen, iſt wohl leicht zu beantworten, ſagte Julie. Seit jenem verhängnißvollen Tage in Halle hat die Geſinnung, die die Männer durchdrang, die auch uns Frauen nicht fremd war, ſie und uns in den Strom wechſelnder Ereigniſſe fortgeriſſen, daß wir uns entweder gar nicht oder nur auf Augenblicke, die keine ruhige Mittheilung erlaubten, begegneten. Jetzt hat ein ſeltſamer Zufall in einem bedenklichen Augenblicke uns wieder vereinigt, und wie könnten wir die

Stunden einer unruhigen Erwartung beſſer zubringen, wie uns über das Fortſchleichen der bedenklichen Zeit beſſer täuſchen, als wenn wir ſie für wechſelſeitige Mittheilungen benutzen?

Bravo, Frau! rief Gerhard, aber wer ſoll den Anfang machen?

Ein Jeder wünſchte lieber ſeine Neugierde geſtillt zu ſehen, als daß er hätte eilen ſollen, die der Uebrigen zu befriedigen. Keiner wollte der Erſte ſein. Man ward endlich einig, daß die meiſten Stimmen entſcheiden ſollten, und ſo mußte Thorſtein anfangen. Die Begierde, etwas Beſtimmtes über ſein gegenwärtiges Verhältniß zum Herzoge zu hören, welche mit ihrer Lage in ſo genauer Verbindung ſtand, trug wohl am meiſten dazu bei, daß dieſer Beſchluß einſtimmig gefaßt wurde.

Ich muß, hob Thorſtein an, dieſem Beſchluſſe Folge leiſtend, den Anfang machen mit einem Ereigniſſe, welches Dir, lieber Kardorf, wohl bekannt iſt. Du erinnerſt Dich, daß ich ſchon völlig zur Abreiſe bereit war, als ich unerwartet von einem Freunde die Nachricht erhielt, daß er mich begleiten wollte. Es war mir wichtig, dieſes Anerbieten zu benutzen; denn ſein Einfluß konnte mir für mein Vorhaben, an dem Feldzuge thätig theilzunehmen, nützlich ſein. So wartete ich mehrere Tage in Halle, und Du erinnerſt Dich meiner Unruhe wohl, denn ich hatte viel von Deinen Vorwürfen zu dulden. — Kardorf lächelte beiſtimmend. — Als ich ſo alle Augenblicke meinen Freund anzutreffen hoffte, war ich einmal bei einem Lehrer der Univerſität, zu welchem mich nicht bloß die Gleichheit der Geſinnung und der Hoffnung, nicht bloß die Uebereinſtimmung wiſſenſchaftlicher Anſichten hinzog, ſondern auch heiligere Bande, die den Menſchen, wenn ſie von einem geliebten Vaterlande entfernt ſind, oft als die innigſten erſcheinen. Der berühmte treffliche Arzt Reil, den wir alle ſo hoch verehren, trat ein. Ihr kennt ſeine ſchöne, geiſtreiche, gebietende Geſtalt, die dennoch ſo unbeſchreiblich mild erſcheinen kann. Jetzt las man Zorn und Ingrimm in allen ſeinen Zügen, ſeine Augen glühten, eine Todtenbläſſe hatte alles Blut aus ſeinem Geſicht verdrängt. Leſen Sie, ſagte er und reichte dem Lehrer ein Zeitungsblatt. Dieſer nahm es und war wie erſtarrt. Nichtswürdiger, verächtlicher Räuber, die Redlichen werden Dich nicht unter ſich dulden, rief er, nachdem er lange geſchwiegen hatte, und gab mir das Blatt. Es enthielt jene niederträchtigen Angriffe, die ich nicht wiederholen mag. Thränen der Wuth ſtürzten aus meinen Augen, ich zitterte. Selbſt die größte Gewaltthat findet in der Geſchichte Entſchuldigung, ja, ſie ſcheint oft gerechtfertigt, wo Großmuth ſie mildert. Gilt dieſes doch ſogar von Verbrechern, von Räubern; wie viel mehr dann, wenn der kraftvolle Eroberer zugleich großmüthig iſt. Aber wo dieſe Großmuth fehlt, wo man vergebens nach den Spuren einer ritterlichen Geſinnung forſcht, da ſinkt der größte Held zum Räuber hinab, ja unter ihn muß er geſtellt werden. Bis dahin ſchien mir Napoleon ein Gegner zwar, ein ſolcher, den man nie zu bekämpfen unterlaſſen ſollte, aber ich mußte ihn achten, ja, ich bewunderte ihn; jetzt aber, da er als ein gemeiner, geringer Menſch hervortrat, da er die innere Nichtswürdigkeit ſeiner Geſinnung ſchamlos enthüllte, haßte, ja verachtete ich ihn. Es iſt nicht möglich, rief ich mir zu, daß dieſe Gewalt eine dauernde Stätte in der Geſchichte findet. Die ſtreng richtende Zeit kann dieſe Gemeinheit nicht bewahren. Er muß zu Grunde gehen. Wenn die Geſchichte ihn ſcheinbar hebt, ſo iſt es nur, um ihn zu zertreten. Ich erinnere mich nicht, daß irgend etwas, ſelbſt das Entſetzlichſte, was ich erlebt habe, mich mit einer ſo vernichtenden Gewalt ergriffen hätte; es war mir, als wenn die innere Verweſung des ſonſt bewunderten Helden mich verpeſtend anhauchte. Ein nichtswürdiger, in die tiefſte Gemeinheit verſunkener Bandit kann keine Dynaſtie gründen, kann zu einer Zeit, wo Ehre, Liebe, Glaube, wenn auch noch ſo ſchwach in dem Einzelnen, doch das Gewaltige, das Mächtige ſind im Ganzen, nicht geduldet werden; er muß an dem edlern Sinne einer beſſern Zeit zu Grunde gehen, oder mein Glaube an die Geſchichte, an Gott würde wanken. Und jetzt noch durchdringt mich das nämliche Gefühl; dieſe Schandthat ſcheint mir unter allen, die er beging, wenn auch nicht die ſchwärzeſte, doch die gemeinſte, es war die Schamloſigkeit, die nicht einmal ſich zu verbergen ſucht, und die den Peſthauch der eigenen Anſteckung aus einer jeden geſunden Bruſt einzuathmen glaubt.

Ich kannte die erhabene Frau kaum, aber ſie erſchien mir, getragen von der allgemeinen Anbetung, von einer Liebe, die ich aus allen Ständen vernahm, die aus den geringſten mich am rührendſten anſprach, als eine glänzende, anmuthige Erſcheinung einer bedeutenden Zeit. Meine Geliebte hatte mich kurz vorher durch einen Beſuch überraſcht, ſie war aus meinem fernen Vaterlande gekommen, und in träumende Seligkeit verſunken, doch zugleich von Wehmuth durchdrungen, begleitete ich ſie auf ihrer Rückreiſe, um mich ſo ſpät, als möglich, von ihr zu trennen. In einem Wirthshauſe, wo wir abſtiegen, verſammelten ſich Alle um uns, und ich hatte die Freude zu ſehen, wie mein herrliches Mädchen allgemein mit Wohlwollen empfangen wurde. Sie ſieht unſerer Königin, unſerer lieben Luiſe ähnlich, ſagte die Wirthin, und bald fanden es Alle. Es ging von Mund zu Munde, alle Einwohner des Dorfes verſammelten ſich um uns, ſie erinnerten ſich der glücklichen Zeit, als ſie einſt in ihrem Dorfe geweſen war, als ſie freundlich die Einwohner gegrüßt, als ſie ein ſchönes kleines Mädchen zu ſich gerufen hatte. Noch immer ſchien ihnen das Kind ſeitdem einen ſeltſamen beneidenswerthen Vorzug zu beſitzen. Nie ſah ich die tiefſte Verehrung, die treueſte Liebe ſich inniger äußern, und meine eigene erſchien mir durch den Abglanz der Herrlichkeit, der auf ſie fiel, geheiligt. Ich habe dieſe Aehnlichkeit, als ich ſpäter das Glück hatte, mich der erhabenen Fürſtin zu nähern, nicht gefunden, aber der Eindruck, den dieſer Auftritt auf mich machte, iſt mir unvergeßlich.

Das tragiſche Schickſal, welches die treffliche Königin traf, das dunkle Verhängniß, wie es ſich immer furchtbarer entrollte, mußte einen Jeden, wie an das Volk, wie an den geliebten König, ſo an dieſe anmuthige, trauernde Geſtalt feſſeln, die, wie die klagende Göttin des Landes, alle Schmerzen mit jener Erhabenheit muthvoller Ergebung auf ſich lud und in der ſtillen Bruſt begrub. Von jetzt an ſchien mir der Kampf ein Ritterkampf, ein Zug gegen Barbaren, denen nichts heilig iſt. Ich war immer entſchloſſen, obgleich ein Fremder, den Kampf zu theilen; jetzt ſtärkte, ſteigerte eine geheime Erbitterung den gefaßten Entſchluß.

Ich will Euch nicht von meinen Kriegsthaten unterhalten. Wo ein Jeder mit männlicher Entſchloſſenheit kämpft, kann von den Einzelnen nicht die Rede ſein. Ich durfte, durch die Verwendung meines Freundes, an dem Kampfe als Freiwilliger theilnehmen, ich focht mit bei Eilau und Friedland, und was ich von der Aufführung Napoleons in Tilſit erfuhr, mußte meinen Haß, meine Verachtung ſteigern. Der unglückliche Friede war geſchloſſen, ich hatte das Glück, dem Könige, der Königin vorgeſtellt zu werden. Um nicht ganz die Abſicht, die mich nach Deutſchland brachte, zu verfehlen, verlebte ich faſt zwei für mich ſehr reichhaltige Jahre, ganz den Studien gewidmet, in Berlin, wo ſich damals viele der ausgezeichnetſten Geiſter Deutſchlands aufhielten. Meine Geſinnung machte mich bald mit den geheimen Verbindungen bekannt, die den tüchtigen widerſtrebenden Sinn unterhalten, die eine jede Gelegenheit, die ſich darbot, um einen wirklichen Widerſtand herbeizuführen, benutzen wollte. Manches Kleinliche, ja Lächerliche ſah ich hier, aber es täuſchte mich nicht über die Gewalt der herrſchenden Geſinnung. Zu einer Zeit, wo ein Jeder ſich berufen fühlte, das

Vaterland zu retten, konnte es nicht an Armſeligkeiten fehlen; aber dennoch iſt dieſes Gefühl ſelbſt etwas Herrliches und muß, wenn die Zeit reif ſein wird, Großes erzeugen. Endlich entſchloß ich mich zur Abreiſe. Für die nächſte Zeit war nichts zu hoffen, die Unternehmungen, die im Stillen vorbereitet wurden und mir zum Theil bekannt waren, konnten mich nicht feſſeln; die Liebe winkte mir, und mein Vaterland war ſelbſt in einer Lage, die meine leidenſchaftliche Theilnahme an dem fremden Kampfe kaum entſchuldigen konnte. Ich kam wieder nach Halle. Kardorf war nicht da, nichts als trübe Erinnerungen kamen mir entgegen. Ich erfuhr hier, daß ein Aufſtand in Heſſen vorbereitet werde, Nachrichten aus Berlin deuteten eine geheime Unternehmung von entſchiedener Wichtigkeit an. Der Krieg gegen Oeſterreich war ausgebrochen. Noch ein Mal ſchien eine Zeit ſich zu nähern, die nicht ganz ohne Hoffnung war. Aber der Aufſtand in Heſſen mislang, der Verluſt bei Regensburg ward bekannt, als ich auf geheimen Wegen die Nachricht von Schills kühner That erhielt. Schon hatte ich es nicht vermeiden können, eine Vermittlung zwiſchen Heſſen und Berlin einzuleiten. Ein, wenn auch ſchwacher Hoffnungsſtrahl leuchtete mir entgegen, und ich wollte noch nicht Alles aufgeben. Ich eilte, mich mit Schill zu verbinden. Ich ſuchte es ihm klar zu machen, daß nach dem, was er einmal unternommen hatte, nichts für ihn übrig blieb, als kühn grade zu auf Kaſſel vorzurücken. Wenn er ohne Bedenken, raſch und entſchloſſen dahin ginge, könnte er, glaubte ich, den kaum unterdrückten Aufſtand dort von Neuem beleben. Sie müſſen, ſagte ich, die Einwohner zwingen, ſich anzuſchließen. Viele ſuchen den Vorwand des Zwanges, um, wenn die Unternehmung mislingt, ſich hinter dieſem decken zu können. Noch können die Oeſterreicher, die für ihre Exiſtenz kämpfen, einen Sieg erringen, eine Hülfe, die ſie uns jetzt zu ſenden verſchmähen, würden ſie uns anbieten, wenn unſere Unternehmung eine größere Bedeutung erhielte. Eine Gährung, die gewaltſam, ſchnell im ganzen nördlichen Deutſchlande losbräche, ehe die Feinde es verhindern können, muß Unterſtützung finden. Aber es iſt bekannt, daß für Schill ſeine Unternehmung ſchon alle Bedeutung verloren hatte, als er die Elbe überſchritt. Er ſuchte faſt nur einen ehrenvollen Untergang. Glaubt nicht, daß ich dieſe erſte dämmernde Morgenröthe der nationalen Begeiſterung weniger ſchätze, weil ſie ſich hinter Nebel verbarg. Wir wiſſen es jetzt, die Sonne iſt da, und wenn der helle Mittag kömmt, wird der Nebel ſinken. Aber mir ward Schills Unentſchloſſenheit zu wichtig. Ich ſuchte den Grund. Er erwartete offenbar nicht bloß Unterſtützung von Oeſterreich, er hoffte, daß ſeine raſche That eine Folge haben ſollte, die ſie völlig entſchuldigte. Dieſe Hoffnung ſchwand. Wir ſind von der Geſchichte ergriffen, alle unſere Verhältniſſe ſind durch dieſe beſtimmt. Wie jedes Glied ſich fröhlich entwickelt in dem geſunden Zuſammenhange mit dem Ganzen, ſo wir mit dem Staate, mit dem Könige, dem wir Treue ſchuldig ſind. Das iſt unſere Sittlichkeit, unſer gutes Gewiſſen, denn es nimmt unſer ganzes Daſein in Anſpruch. Wer kann läugnen, daß gewaltige Kräfte ſich ausbilden, die dieſen Zuſammenhang nur als läſtige Feſſeln tragen, die ſie zu zerbrechen trachten, Kräfte, die dem Böſen dienen und oft die mächtigſten ſind. Dann tritt der alte Kampf gegen die göttliche Ordnung hervor, es ſind die alten Titanen, die den Olymp ſtürmen. Als feurige Meteore erſcheinen ſie drohend in der Geſchichte. Eine ſolche Natur war Schill nicht. Es war ein fröhliches, ja, ein kindliches Gemüth, Treue und Gehorſam feſſelten ihn mit innigen, mit religiöſen Banden an König und Land. Es war die Alles überſehende Vaterlandsliebe, die treuherzige Täuſchung und der kühne Muth, die ihn in jedem Augenblicke anfeuerten, die größte Gefahr, den verlornen Poſten zu ſuchen, die ihn aus Berlin hinaustrieben. Der Krieg ruht ſtill, aber drohend hinter

Dir, dachte er; eine kühne That, — vielleicht wird ſie Dein Leben koſten, — nun wohl, das giebſt Du freudig hin, — friſch gewagt, und laut donnernd ſchmettert die Trompete des erwachten Volks, von dem Könige aufgerufen, und Du biſt gerechtfertigt. Es geſchah nicht, und wollen wir beſonnen urtheilen, es konnte, es durfte nicht geſchehen. Und nun ſtand er allein. Das Herz, aus dem lebendigen Leibe geriſſen, zuckte einige Mal gewaltſam auf und fiel in ſich zuſammen. Von dem Staate getrennt, muß man die dämoniſche Gewalt beſitzen, einen eigenen zu bilden, und Schill konnte kein Aufrührer ſein. Sein heitrer Muth, ſeine blinde Zuverſicht, ſeine kühne Vaterlandsliebe zog ihn fort, aber ſein Gewiſſen tödtete ihn, und er, das Opfer, blieb rein. Eben daß er dem Untergang geweiht wurde, daß er ſich ſelber die Strafe der Täuſchung zutheilte, hat ihn gereinigt, und wir dürfen ihn bewundern.

Ich kann Euch kaum ſagen, wie dieſe Erfahrung, die mir zum erſten Mal ſo nahe trat, mich erſchütterte. Denn war ich nicht ſelbſt von demſelben Wahn ergriffen? Was entſchuldigte meine, des Fremdlings, Theilnahme an einer ſolchen That? Reinaults furchtbares Schickſal ſchwebte vor mir. Iſt es nicht die nämliche Verirrung, nur in einer andern Geſtalt? Ich ſchauderte, aber mein Entſchluß war gefaßt. Ich fand Gerhard und Kardorf. Du, Kardorf, ſchwankteſt, oder vielmehr, eine ähnliche Ueberzeugung, wie die, die mich ergriffen hatte, ſchien auch Dich zu beunruhigen, und wir wurden beide einig, uns von Schill zu trennen. Gerhard freilich befand ſich in einer ganz andern Lage. Wenn er früher an dem Kriege theilgenommen hatte, hatte er es als Unterthan des Königs von England gethan; er ſtritt mit Schill bei Kolberg, weil er dort in der Nähe der Küſte mit den Engländern in Verbindung treten konnte, er beſchloß, ihn, unter deſſen Befehlen er früher gedient hatte, auch jetzt treulich zu begleiten, ſo lange er die Waffen führte, um entweder ſeine Unternehmungen in Deutſchland zu unterſtützen, oder die tapfern Männer für ſeinen König zu retten und zu gewinnen. Uns hingegen band keine Verpflichtung. Aber eben, als wir dieſen Entſchluß gefaßt hatten, erfuhren wir, daß man feſt entſchloſſen war, die Truppen, die aus Magdeburg uns entgegenrückten, anzugreifen. Was ſoll ich von dem Gefecht bei Dodendorf Euch ſagen? Wir erlebten es ja alle drei, und in der That, was ich heute wieder ſah, war kaum mit dieſem Gefecht zu vergleichen. Es war eine großartige Miſchung von Beſonnenheit und Todesverachtung, und der Erfolg war bei dem großen Uebergewicht der Feinde glänzend. Wir vermißten mehrere tapfere Männer; Dich, Kardorf, ſah ich nicht wieder, und Dir, lieber Gerhard, reichte ich die Hand, es war mir nur zu wahrſcheinlich, daß ich Euch beide auf immer verloren hätte.

Ich fand es am rathſamſten, um einen jeden Verdacht der Theilnahme an Schills That zu entfernen, ſchleunig nach Halle zurückzueilen, und fand die Stadt in großer Beſtürzung. Eine Abtheilung der Schillſchen Truppen war in Halle geweſen; die weniger bedachtſamen Einwohner geringern Standes hatten die unbegrenzteſten Hoffnungen gefaßt, die Reiter waren von dem laut jubelnden Volke umgeben; aber bald erfuhr man, wie wenig man von dieſer kühnen That hoffen dürfe, und fürchtete von dieſer unbeſonnen laut gewordenen Aeußerung der Volksgeſinnung die traurigſten Folgen. Und jetzt ſah man an die Straßenecken die Namen der flüchtig gewordenen Anführer der Heſſiſchen Inſurgenten angeſchlagen. Wer ſie auslieferte, dem ward Belohnung verſprochen, demjenigen, der ſie zu verbergen oder ihnen fortzuhelfen wagte, Todesſtrafe angedroht. Eine trübe Angſt ſah man auf jedem Antlitz, Einer ſchlich auf den öden Straßen traurig an dem Andern vorbei; die Nachrichten von Oeſterreichs bedeutendem Verluſt verbreiteten ſich immer weiter, eine jede Hoffnung ſchien verſchwunden, und es war, als fühlte man jetzt das Unglück, unter welchem man nur zu lange geſeufzt hatte, doppelt tief.

Für mich war nun der kurze Traum ſchnell verſchwunden, die beſten Freunde mußte ich rettungslos verloren geben, ich dachte mir den Jammer der Frauen. Sollte, durfte ich in dieſer Lage das Land verlaſſen? Ich beſchloß, mir auf jede Weiſe Gewißheit von dem Schickſale meiner Freunde zu verſchaffen. Mein alter Wirth hatte mir die frühere Wohnung eingeräumt. Wie viele Erinnerungen knüpften ſich an dieſe Räume! Ich ſaß in der trübſten Stimmung in meiner einſamen Stube, als eines Abends ein hoher, blonder Mann vorſichtig die Thür öffnete und zu mir hereintrat. Ich kannte ihn nicht. Als er mich aber allein fand, näherte er ſich ſchüchtern und fragte, ob ich Thorſtein ſei? Ich bin es, antwortete ich, und er zog ein Zettelchen, in Eile geſchrieben, hervor. Es war die Handſchrift eines Mannes, der mir öfters auf geheimen Wegen aus Kaſſel zu ſchreiben pflegte. Ich ſandte die Nachrichten, die ich durch ihn erhielt, nach Berlin. Das Zettelchen empfahl mir den Ueberbringer und drei ſeiner Freunde. Es waren flüchtende Anführer der Heſſiſchen Inſurgenten. Ich bot ihm für die Nacht meine Wohnung an, aber wie ich ihn fortbringen ſollte, ſah ich durchaus nicht ein. Ich hatte wenig Bekannte, und wem ſollte ich es wagen mich anzuvertrauen? Mit einem reichen bürgerlichen Gutsbeſitzer in der Nähe von Halle hatte ich früher in vertrauten Verhältniſſen gelebt, ich ſah ihn auch jetzt oft und gern; daß er die Fremden nicht verrathen würde, wußte ich entſchieden, aber ob er helfen, ob er die Verfolgten fortſchaffen könne, das konnte ich freilich nicht wiſſen. Auf jeden Fall kannſt Du ihn um Rath fragen, dachte ich, ſchloß den Flüchtigen auf meiner Stube ein und eilte zu ihm. Bringen Sie die Männer morgen ganz früh hierher, Sie werden einen Wagen finden, antwortete dieſer, als ich ihm Alles anvertraut hatte. Ich beſchloß, die Flüchtlinge bis Deſſau, wo ſie ſicher waren, zu begleiten, und eilte, ſchon etwas getröſtet, zurück. Ich brachte einen traurigen Abend mit meinem Gaſte zu, den noch immer die Erinnerung an die geſcheiterte Unternehmung quälte, der nicht aufhörte ſich zu wiederholen, wie es ſo unglücklich gekommen war, und, fortdauernd an die trübſelige Vergangenheit gebannt, ſich innerlich zu verzehren ſchien. Als der Morgen zu dämmern anfing, ſtanden wir auf, ich begleitete ihn nach Poſſendorf, wo in der Schenke ſeine Freunde geblieben waren, während er mich aufſuchte. Als wir auf die große Brücke kamen, trafen wir zwei junge Männer, die meinem Begleiter bekannt waren. Sie ſtutzten, als ſie ſich begegneten. Sie ſind hier? Wohin fliehen Sie? ſagte mein Begleiter. Nach Oeſterreich, antwortete der Eine und blickte mistrauiſch nach mir hin. Es iſt ein Mann, dem wir trauen dürfen, ſprach mein Begleiter; ich gehe mit meinen Freunden — er nannte ſie — nach Berlin. Das Vaterland ſeufzt, über uns iſt das Loos geworfen, wo werden wir eine Heimat finden? ſprach der Zweite. Ja wo? war die Antwort; meine Frau, meine Kinder, meine Aeltern ſind in der Gewalt der Feinde; das Schickſal hat uns wild gepackt, und wo wir hinkommen, ſind wir Fremdlinge. Glückliche Flucht! erwiederten die beiden Fremden und eilten nach der Stadt zu. Es lag etwas Schauderhaftes in dieſem troſtloſen Begegnen, in dieſem ſtillen Gruß, in dieſem Fliehen nach entgegengeſetzten Weltgegenden. Mein Begleiter ſchien ſchüchtern, ängſtlich. Konnte ich doch kaum den geheimen Schauder abwehren, der mich durchdrang. Wir fanden die drei Flüchtlinge in der Schenke, und über Felder und Wieſen wählte ich unbetretene, mir bekannte Wege, um das Gut meines Freundes zu erreichen. Sein Wagen ſtand ſchon angeſpannt da. Kühn und beſonnen ließ er ſeinen Kutſcher die in der Gegend wohlbekannte Livrée anziehen. Auf dieſe Weiſe entgingen ſie am leichteſten jeder Nachforſchung, aber jeder Zufall, der ſie verrathen hätte, würde auch ihn in's Unglück geſtürzt haben. Ich geſtehe, ich bewunderte den Mann, der durch Beſitz und Reichthum an die Gegend feſtgebunden war. Aber Männer, wie dieſer, ſind in Deutſchland nicht ſelten. Der Kutſcher ahnte nicht, wie bedenklich ſeine Reiſe war. Wir kamen indeſſen ohne irgend eine Störung nach Deſſau, und hier erſt, wo wir ohne Gefahr waren, konnte ich erfahren, was mir wichtig war. Ich vermuthete, daß ich durch ſie mit mehreren der früher Verbündeten in Verbindung treten könnte, ich dachte durch dieſe etwas von Euerm Schickſal erfahren zu können. Ich wußte, daß Du, lieber Gerhard, öfters bedeutende Summen, die von England kamen, unter die Inſurgenten vertheilt hatteſt, Du mußteſt ihnen bekannt ſein. Und in der That verdanke ich dieſen Männern die Bekanntſchaft mit Emmerich.

Jetzt reiſte ich nach Göttingen, um den Heſſiſchen Gegenden nahe zu ſein, ich ſuchte wieder alte Studien hervor, aber ich konnte die Ruhe nicht finden. Es vergingen Monate, ehe ich ſo glücklich war, den allenthalben ſchnell erſcheinenden, aber eben ſo ſchnell verſchwindenden Emmerich zu finden. Gerhard, ſagte er, hat Schill bis Stralſund begleitet, er ward, als dieſer fiel, als der größte Theil der Reiter getödtet oder gefangen, die übrigen zerſtreut wurden, von einem braven Bürger verſteckt, entkam in einer Verkleidung und iſt wie durch ein Wunder gerettet. - Er nannte mir Deinen geheimen Wohnort. Aber zugleich erfuhr ich, wie das Unglück über Deinem Haupte ſchwebte, ohne daß Du es ahnteſt. Dein Aufenthalt war verrathen, Emmerich wußte es gewiß, und er ſelbſt wollte eilen, Dich zu warnen. Wenn es nur nicht zu ſpät iſt, ſetzte er ernſthaft hinzu. So erfuhr ich, daß Du lebteſt, aber nur, indem ich die große Gefahr kennen lernte, die über Dir ſchwebte. Ich werde ſchnell zu ihm eilen, rief ich, und Emmerich ſah es gern, denn dieſer ſeltſame Mann konnte die Hoffnung, einen allgemeinen Aufſtand zu erregen, noch immer nicht aufgeben. Ich fand Dich noch, und finde keinen Ausdruck für die Empfindung, die mich durchdrang, als ich das ſtille, niedliche Haus entdeckte, wo Du in einſamer Zurückgezogenheit lebteſt. Es lag auf einer Ebene, die Bude floß in einiger Entfernung durch grüne Wieſen, die bis zu Deiner Wohnung reichten. Die Ausſicht aus Deinen Fenſtern, in der Nähe des Hauſes ſo mild, eröffnete dem Blick das rauheſte Gebirgsthal des Harzes, wo die Roßtrappe hervorragt. Es war ein ſchöner, heiterer Morgen, das Dorf, das ſchöne Schloß, Deine kleine freundliche Wohnung lagen im hellen Sonnenſchein, und ich bewunderte die friedliche Stille, die mir ſo anmuthig entgegenlächelte. Sie, theuerſte Freundin, ſaßen vor der Thür, das Kind auf dem Schooß, und Gerhard ſchritt munter über die Wieſe. Ich ward nicht ſogleich erkannt, und ich geſtehe, ſo ſehr ich mich freute, Euch wieder zu ſehen, ſo ſcheute ich mich doch, nahe zu treten. Kam ich doch, die ſtille Ruhe auf immer zu ſtören. Da blickteſt Du auf. Julie eilte mir entgegen.

Ich will nichts von dieſem ſchmerzlich freudigen Wiederſehen ſagen. Ich durfte keinen Augenblick verſäumen, ich durfte keine Zeit für allmälige Vorbereitungen verſchwenden. Plötzlich, in kurzen Worten ſollten Sie, theuerſte Julie, die ganze Gefahr kennen lernen. Ich wollte tröſten, beruhigen. Lieber Freund, warum mich beruhigen? ſagten Sie. Daß wir hier nicht ohne Gefahr lebten, wußten wir ja ſchon lange; und nun erfahren wir, was wir lange ahneten, und haben Zeit zu entfliehen. Das Wetter iſt heiter, die Gegend iſt ſchön, und ein Freund, den wir nie wiederzuſehen hoffen durften, begleitet uns auf einer Flucht, deren Unvermeidlichkeit wir kannten, und die nie unter günſtigern Umſtänden ſtattfinden konnte. Das iſt ja Alles vortrefflich und ſo glücklich, wie man es nur wünſchen kann. — Ohne furchtſame Eile, mit großer Ruhe und Beſonnenheit ward die kleine Baarſchaft zuſammengepackt, eben deshalb war Alles in kurzer Zeit fertig, und kaum war eine Stunde verfloſſen, ſo war das Haus verſchloſſen, und Sie fuhren mit Ihrer ganzen Familie langſam, als wollten Sie den ſchönen

Morgen genießen, davon. Es war mir leicht geweſen, einen Ort zu finden, wo mein Freund verborgen ſein konnte. Ich verſchaffte ihm einen geheimen Aufenthalt in Blankenburg, aber wir ſahen wohl ein, daß kein Ort eine dauernde Sicherheit gewährte. Da bekamſt Du den Befehl, nach London zu kommen. Er war höchſt ſchmeichelhaft, die Kühnheit, mit welcher Du ſo lange allen Gefahren Trotz geboten hatteſt, ward rühmend anerkannt, man bot Dir eine bedeutende Stelle an, und ich freute mich, Dich auf eine ehrenvolle Weiſe aus dem kriegeriſchen Strudel der Ereigniſſe herausgeriſſen zu ſehen. Aber wie ſollteſt Du fortkommen? Du warſt der geheimen Polizei nur zu bekannt, allenthalben lauerten Menſchen, die Dich ergreifen wollten. Wir überlegten hin und her, als plötzlich das Gerücht von dem kühnen Zuge des Herzogs von Braunſchweig erſcholl. Ich erwartete, in ſeiner Begleitung mehrere Freunde zu finden, und hatte mich nicht getäuſcht. Gerhards Thätigkeit, ſein Einfluß in London war Mehrern bekannt, und es war dem Herzoge angenehm, ſeine Flucht zu decken. Ich konnte nicht wieder fort, ich nahm an dem Gefecht bei Halberſtadt Theil, und nur mein treuer norwegiſcher Bote konnte Euch Nachrichten bringen. Durch ihn erfuhr ich, wie ein Kaufmann gewonnen war, wie dieſer einen Frachtwagen beſorgte, mehrere Kiſten ohne Werth aufpackte und Eure Sachen dabei, wie er Euern Bedienten mit Papieren verſorgte, die ihn in den Stand ſetzen, einen Fuhrmann vorzuſtellen, und wie Sie, gnädige Frau, den Muth hatten, Gerhard in der Verkleidung zu Fuß zu begleiten. Ich kannte den Weg, den Ihr nehmen wolltet, und konnte noch geſtern Euch die Anweiſung geben, hierher zu fahren. —

Thorſtein ſchwieg. Gerhard, Kardorf, die Frauen ſahen ihn erſtaunt, ja faſt verdrießlich an.

Und Du haſt uns weiter nichts zu ſagen? fing endlich Gerhard an.

Was ſollte ich Euch weiter zu ſagen haben? erwiederte Thorſtein. Die Geſchichte der letzten Tage wird Euch nicht verborgen bleiben.

Banner hatte während der Erzählung ſeine Unzufriedenheit zu erkennen gegeben.

Herr Thorſtein, ſagte er endlich, als die Uebrigen ſchwiegen, daß Sie uns den einzigen kühnen Helden dieſer letzten kümmerlichen Zeit, daß Sie uns Schill als einen reumüthigen Sünder, als ein frömmelndes altes Weib darſtellen, iſt doch gar zu unausſtehlich. In Zeiten der Verwirrung gebührt das Regiment der Kraft; ein deutſcher Mann muß ein ſtählernes Herz haben. Heulen Sie und verkriechen Sie ſich hinter den Beichtvater, wenn Sie ſich durch Ihre Sünden gedrückt fühlen, aber tragen Sie den eigenen Jammer nicht auf ſtärkere Naturen über. Schill ging unter, weil er ein erbärmliches Volk fand.

Warum, wenn ich Sie, den Starken und Gewaltigen, fragen darf, erwiederte Thorſtein, warum haſſen Sie Napoleon?

Weil ich will, weil er kein Deutſcher iſt, weil es der Mühe werth iſt, ihn zu haſſen, antwortete Banner; ich muß den achten können, den ich haſſen ſoll.

Die Frauen blickten ihn faſt erſchrocken an, Gerhard und Kardorf wunderten ſich, Thorſtein, der ihn ſchon kannte, lächelte, brach das Geſpräch ab, und ſchon wollte Kardorf anfangen zu erzählen, was er ſeit ſeiner Entfernung von Halle erlebt hatte, als ein furchtbares Ereigniß Alle mit Entſetzen erfüllte.

Ganz leiſe hatten ſich bewaffnete Männer hereingeſchlichen, und zwölf ſtanden in der Gaſtſtube aufgepflanzt, noch ehe die Freunde nach den Waffen greifen konnten. Aber indem ſie ſich wehren wollten, fühlten ſie ſich plötzlich gelähmt. Zwei Flinten waren gegen die beiden Frauen gerichtet und, ohne daß man es verhindern konnte, beide Kinder in den Händen der bewaffneten Männer.

Wir ſind verrathen, ſagte Thorſtein und ſchlüpfte ſtill durch eine nahe Thür hinaus.

Da iſt Einer entwichen, rief eine donnernde Stimme; Keiner darf entkommen!

Einer wollte ihm nacheilen, aber Gerhard ſchleuderte ihn mit Kraft zurück, obgleich ihm das Entweichen des Freundes in dieſem Augenblicke faſt eben ſo entſetzlich vorkam, wie die Gefahr, in welcher ſie ſich plötzlich befanden.

Keiner wage irgend einen Widerſtand! rief die nämliche drohende Stimme. Laſſen Sie den Mann, den feigherzigen Flüchtling, ſuchen. Bei Gott, ich ſchwöre es, die geringſte Widerſetzlichkeit koſtet den beiden Frauen und den Kindern das Leben; legen Sie die Waffen hin.

Wir übergeben uns, ſagten Kardorf und Gerhard zugleich. Nur Banner wollte noch verſuchen, ſich zu widerſetzen. Die Männer wurden gebunden, und den halbohnmächtigen Frauen wurden die Kinder übergeben.

Indeſſen hatte man vergebens nach Thorſtein geſucht. Er war wie verſchwunden.

Leiſe in der Dunkelheit war er durch eine Hinterthür geſchlüpft, durch ein Gebüſch gekrochen, und eilte wie der Wind auf eine Hütte zu, die in einem Fruchtgarten ſtand. Eine rieſenhafte Geſtalt, in einen zerlumpten Bauerkittel gekleidet, kroch hervor.

Harald, rief Thorſtein in ſeiner Mutterſprache, lauf, gieb das Zeichen! Eilig, eilig, ſo werth Dir Dein Leben iſt! Wir ſind verloren, wenn ſie nicht früh genug kommen.

Wie ein Wind war Harald verſchwunden, und Thorſtein kroch wieder durch das Gebüſch, ſchlüpfte durch die Hinterthür, ſchlich ſich durch die dunkeln Gänge und trat, ſcheinbar ruhig und unbefangen, in die Gaſtſtube hinein.

Hier hat ſich ja Alles verändert, ſprach er und wollte den hinſinkenden Frauen zu Hülfe eilen, als er gewaltſam ergriffen wurde.

Ich kann Euch nicht entgehen, rief er, ich liefere mich ja ſelber aus, wie Ihr ſeht. Da ſind meine Waffen, erlaubt mir nur, den Frauen zu Hülfe zu eilen.

Die bloße Erſcheinung Thorſteins hatte die Männer getröſtet, und hinter ſeiner Ruhe vermutheten ſie eine nahe Hülfe. Indem er ſich zu den erſchrockenen Frauen hinbog, flüſterte er ihnen zu: Faſſen Sie ſich, die Hülfe iſt nahe. Verſuchen Sie, was Bitten vermag, um nur Zeit zu gewinnen. Jetzt ging Thorſtein mit der gleichgültigſten Miene auf die bewaffneten Schergen zu.

Laſſen Sie mich das Schickſal der Freunde theilen, ſagte er und ſtellte ſich, mit den Händen auf dem Rücken, den Männern dar. Man band ihm die Hände, während die Kinderfrau laut heulte, die Kinder ſchrien und die Stimme des Polizeibeamten dazwiſchen ertönte. Thorſtein ſah unter ihnen den Hausknecht, der ſich während der Erzählung fortgeſchlichen hatte, und fing an, den Urſprung des Verraths zu ahnen.

Meine Herren, rief jetzt Julie, die ſich muthig gefaßt hatte, zeigen Sie Barmherzigkeit, kann nichts Ihre Strenge beugen? Sehen Sie hier, ich biete Ihnen dieſen vollen Geldbeutel.

Das Gold blinkte durch, der Beamte betrachtete ihn mit gierigen Augen; plötzlich ergriff er ihn.

Das Geld der Verräther gehört dem Staate, ſagte er kaltblütig und ſteckte den Beutel ein, offenbar bemüht, ſeinen reichen Inhalt den Uebrigen zu verbergen.

Sie können, rief jetzt Emilie und warf einen flehenden Blick auf die kalten Schergen, Sie können nicht ſo grauſam ſein, uns ſo verlaſſen, von Allem entblößt, von der Seite unſerer Männer zu reißen. Wir dürfen ihnen folgen, wir dürfen das Gefängniß, den Tod mit ihnen theilen, nicht wahr?

Wir haben mit den Weibern nichts zu ſchaffen, erwiederte der Polizeibeamte mit rauher Stimme und ſtieß die flehende Frau zurück. Iſt Alles bereit? Wo bleiben die Wagen, um die Gefangenen fortzuführen? Sie ſollten ſchon lange da ſein. Geh Du hinaus, Johann, und horch auf, ob Du ſie in der Ferne heranrollen hörſt. Ein ſchöner Fang, meine Herren! fuhr er fort und rieb ſich die Hände. Dieſer Herr von Gerhard iſt der Hauptſpion der Engländer; er hat ſchon viele Hunderte durch das verfluchte engliſche Geld verführt, dieſer Herr Banner iſt ein Hauptaufrührer, auf ſeinen Kopf ſteht eine ſchöne Summe, und ich zweifle nicht, daß die beiden andern Herren, die wir in einer ſolchen Geſellſchaft gefunden haben, eben ſo einträglich für uns ſein werden. Sie, mein Herr Meisner, — ſo nennen Sie ſich ja, — ſagte er zu Kardorf, ſind glücklicher geweſen, als ich. Welche Mühe gaben Sie ſich, den Herrn Banner in Wolfenbüttel aufzuſuchen; jetzt haben Sie ihn ja glücklich und früher, als ich, gefunden. Aus lauter Eifer haben Sie die Reiſe nach Hildesheim, die wichtigen Geſchäfte aufgegeben. Solche Opfer bringen Sie dem Staate. Wahrlich, mein Herr, ich werde Ihre ſchöne, treue Geſinnung zu rühmen wiſſen.

So fuhr er lange mit ſpöttiſcher Miene fort, indem er immer, nicht ohne Aengſtlichkeit, lauſchte, ob die Wagen nicht kämen. Die Gefangenen ſtanden indeſſen völlig ruhig da; Thorſtein lächelte.

Aber hört, ſagte einer der Bewaffneten, man hat uns ja berichtet, daß dieſe Herren den wohlmeinenden Wirth, ſeine Frau und alle Hausgenoſſen gebunden, und in eine ferne Kammer eingeſchloſſen haben.

In der That, das habe ich vergeſſen, rief der Beamte. Johann, Du wirſt ja die Kammer zu finden wiſſen.

Der Hausknecht, hämiſch lächelnd, begleitete ein paar Männer. Indem trat, zum Erſtaunen der Freunde, der alte Obriſtlieutenant völlig unbefangen herein.

Wir ſind gerettet, flüſterte Thorſtein Gerhard in's Ohr.

Guten Abend, meine Herren! ſagte der Alte; ei, ei, ſeid Ihr nun endlich alle in die Hände der Polizei gerathen? Da muß ich mich ja wohl auch ergeben. Was meinen Sie, meine Herren? Sie kennen mich doch?

Als die Schergen und ihr Anführer Emmerich erkannten, prallten ſie zurück. Der ganze Auftritt ſchien ihnen verdächtig. Wir können nicht auf die

Wagen warten, rief der Beamte; ſchleppt ſie fort, ſchnell! Greift den Alten, den ärgſten unter Allen. Fort, fort!

Mit ängſtlicher Eile wurden die Gefangenen ergriffen, nach der Thür geſchleppt, und die Frauen, die bis dahin immer auf Hülfe gehofft hatten, ſtießen ein Angſtgeſchrei aus. Die Schergen öffneten die Thür und wollten, von einem geheimen Schrecken ergriffen, ſich hinausdrängen.

Wohin ſo eilig? ertönte eine Stimme, und eine Geſtalt trat in die Thür, bei deren Anblick die Bewaffneten vor Schrecken zurückprallten.

Es war ein Offizier in der ſchwarzen Uniform der braunſchweigſchen Truppen. Ihm nach ſtürmte eine Menge bewaffneter Krieger.

Nun, meine Herren, redete der Offizier die Schergen an, Sie werden wohl die Güte haben, Ihre Waffen zu überliefern. — Gerhard, Kardorf, Thorſtein, warum reicht Ihr mir nicht die Hände zum freundlichen Gruß?

Gleisheim, lieber, lieber Freund! rief Gerhard. Gleisheim! rief Kardorf, als Beide ſchnell auf einen Wink von den Banden befreit waren; Ernſt, Bruder, Bruder! erſcholl die laute Stimme der Schweſter, und Julie lag in ſeinen Armen.

Das iſt der Schluß meiner Erzählung, ſagte Thorſtein, und das Schickſal hat für den hinlänglichen Klimax geſorgt.

Die Schergen, von Schrecken gelähmt, hatten ſich gutwillig entwaffnen laſſen. Der Wirth und die Wirthin wollten in den Saal herein.

Laßt ſie nicht herein! rief Thorſtein. Die Nichtswürdigen haben uns verrathen.

Sie wurden von den Kriegern zurückgedrängt und blieben, von Schrecken und Erſtaunen betäubt, in dem dunkeln Gange ſtehen. Jetzt befahl Gleisheim, die entwaffneten Schergen wegzuführen. Man hörte Wagen vorfahren.

Ihre Wagen kommen früh genug, meine Herren, jetzt können Sie ſie nach Ihrer Bequemlichkeit benutzen, ſagte Thorſtein.

Alſo die Wagen, fragte Gleisheim, die wir in der Nähe fanden und in Beſchlag nahmen, waren wohl für Euch beſtimmt, wenn ich richtig vermuthe.

Allerdings, antwortete Thorſtein, und daß Du ihre frühere Ankunft verhindert haſt, iſt uns ſehr heilſam geweſen.

Johann wollte ſich mit den Uebrigen wegſchleichen. Du bleibſt hier, Freund, ſagte Thorſtein, ergriff ihn und ſchleuderte ihn weit von der Thüre weg.

Indeſſen herrſchte noch große Verwirrung in der Stube, die meiſten Krieger gingen fort, aber die Freunde und die Frauen konnten ſich in den ſchnellen Wechſel, der ſie aus einer ſo großen Gefahr gerettet hatte, nicht finden. Noch immer ſchrien die Kinder, noch immer heulte die Kinderfrau. Sie ſchien die Bedeutung der letzten Begebenheit noch gar nicht verſtanden zu haben. Aber Thorſtein führte Wirth, Wirthin, Mägde und Knechte herein.

Wir dürfen hier nicht lange weilen, rief er mit lauter Stimme, aber ehe wir das Haus verlaſſen, iſt eine Unterſuchung nothwendig, wenn wir nicht Unſchuldige in's Unglück ſtürzen wollen. Alſo bitte ich um Ruhe.

Man ſuchte die Kinder zu beruhigen, man gebot der Kinderfrau, die allmälig an die Rettung zu glauben anfing, Stillſchweigen; und als die Ruhe wieder hergeſtellt war, rief Thorſtein Wirth und Wirthin und alle Bewohner des Hauſes zuſammen, dann ward Johann, der blaß war und zitterte, vorgeführt. Die Uebrigen waren zwar verwundert, aber ruhig.

Man hatte uns der weſtphäliſchen Polizei verrathen, ſprach Thorſtein, und der Verrath iſt aus dieſem Hauſe ausgegangen. Wir müſſen in dieſer Sache klar ſehen, ehe wir das Haus verlaſſen.

Der Wirth und ſeine Frau ſchrien laut auf:

Aus unſerm Hauſe? Um Gotteswillen, Herr Thorſtein, Sie kennen uns, und Sie, Herr Obriſtlieutenant, ſchon ſeit langer Zeit; wie können Sie auf den Gedanken kommen?

Wir haben bis jetzt keinen Grund, Euch zu beſchuldigen, fuhr Thorſtein fort; wir erinnern uns, mit welcher Treue Ihr uns gedient habt, oft nicht ohne Gefahr. Aber Euertwegen bitten wir Euch, der Wahrheit gemäß zu antworten. Was wißt Ihr von dieſem Menſchen? In welchem Verhältniß ſteht er zu Euch?

Mein Gott, das iſt ja Johann, ſagte der Wirth, der Herr Obriſtlieutenant kennt ihn ja.

Ich hätte nie geglaubt, daß unter Euch ein ſolcher Schuft ſich finden ließe, ſagte dieſer.

Es iſt ein ſehr tüchtiger Mann, verſicherte die Frau, eines Bauern Sohn, und wir wollen ihm unſere Tochter geben, die wir in dieſer unruhigen Zeit bei einem Verwandten in der Stadt gelaſſen haben.

Daraus wird nun freilich nichts, unterbrach ſie Thorſtein und gebot Johann vorzutreten.

Was brachte Dich dazu, fragte er ihn, uns zu verrathen? Wie hat man Dich verführt? Wie brachteſt Du die Polizeiknechte unvermerkt in das Haus? Geſtehe offenherzig, Dein Verbrechen kannſt Du nicht läugnen, dem Tode entgehſt Du nur durch ein offenes Geſtändniß.

Johann zitterte und ſchien ſich zu beſinnen; Wirth, Wirthin, alle Bewohner des Hauſes ſahen ihn mit Verwunderung, ja, mit Entſetzen an.

Ruft die Mannſchaft herein, ſagte Thorſtein.

Ich will Alles bekennen, ſagte der erſchrockene Knecht. Ich dachte nicht an Verrath. Aber als ich draußen ging, ſchlich ſich ein Mann im Dunkeln an mich heran. Er war allein und unbewaffnet. Der ſprach ſo lange hin und her, und wußte mir ſo viele Verſprechungen zu machen, daß ich mit ihm ging. Nun zeigte man mir Geld und gab mir eine große Summe auf die Hand, und da fuhr der Teufel in mich, und ich führte die Leute über die Hofmauer, eröffnete die Hausthür und lockte die Wache zum Hauſe heraus. So gelang es ihnen, ſich hereinzuſchleichen, und die Wache draußen ward eben ſo unvermerkt überfallen und entwaffnet.

Zeig uns das Geld, ſagte Thorſtein.

Er griff zögernd nach einem Beutel und überreichte ihn. Man fand 200 Thaler darin.

Und das war Alles? fragte Thorſtein. —

Man hatte mir noch viel mehr verſprochen, wenn das Unternehmen erſt gelungen wäre, — tauſend Thaler.

Euch gehört das Geld, lieben Leute, ſagte Emmerich und überreichte es mit einem prüfenden Blicke der Wirthin.

Gott ſoll uns vor dem Sündengeld bewahren! rief dieſe. Weg damit! ſchrie mit rauher Stimme der Wirth, und der Halunke muß gehangen werden.

Schweigt, lieber Mann, nur noch einen Augenblick, fuhr Thorſtein fort.

Haſt Du der Polizei das Einverſtändniß des Wirths mit uns verrathen?

Gott bewahre! Ich wollte ja die Tochter heirathen und dachte nur etwas in's Haus zu bringen, damit es nicht ausſehen ſollte, als wenn ſie mir das Mädchen mit dem ſchönen Gaſthofe nur ſo aus Gottes Gnaden gäben. Man iſt dann doch mehr Herr im Hauſe.

Das Verhör iſt geſchloſſen, ſprach Thorſtein; bringt den Menſchen in Sicherheit. Er darf nie mit den übrigen Gefangenen zuſammenkommen. Du, Johann, mußt uns nach England folgen, Du biſt ein hannöverſcher Unterthan und wirſt dort den gerechten Lohn für Deine Verrätherei empfangen. — Ihr könnt ruhig ſein, liebe, gute, treue Leute; ohne allen Zweifel ahnet die Polizei nichts von Euerm Einverſtändniſſe mit uns.

Wie? Wollen wir dieſe Menſchen loslaſſen? rief Banner. Sie wollten uns tödten, die Barbaren drohten Frau und Kinder zu morden. Sie ſind zu ſchlecht für eine Kugel, ſie müſſen hängen.

Wir müſſen ſie loslaſſen, ſagte Emmerich; wir verringern die Zahl nicht dadurch, daß wir ſie tödten; Schufte der Art findet eine Regierung, wie die hier zu Lande, allenthalben. Aber bis an die Küſte müſſen ſie uns folgen.

Und nun müſſen wir fort, ſagte Gleisheim und drängte. Kardorfs Wagen ſtand angeſpannt vor der Thür. Er ward für die Frauen und für die Kinder beſtimmt. Der Frachtwagen ward ausgeſpannt, was auf dieſem Gerhard gehörte, abgeladen und auf einen leichten Wagen gepackt. Die Männer ritten, und dies Mal der Alte auch.

Ihr wolltet, ſagte Thorſtein, als Alle gerührt von dem Wirthe Abſchied nahmen, das Sündengeld nicht annehmen; unſere Krieger werden nicht ſo gewiſſenhaft ſein und die ſchöne Summe für eine gute Beute erklären. Von uns aber werdet Ihr doch ein kleines Andenken nehmen?

Sie ſträubten ſich lange vergebens. Julie ſuchte ihren Beutel, den ſchwerſten in der Geſellſchaft, und erinnerte ſich, daß er fort war. Sie fürchtete den Verluſt. Gleisheim ließ ſich die Sache erzählen. —

Der Herr Polizeibeamte hat alſo Dein Geld? Glaube mir, es iſt bei dieſem Herrn vortrefflich aufgehoben. Wenn wir ihn haben, haben wir auch das Geld; er weiß wohl, daß er dafür haften muß. Doch ein Gefangener darf nie große Summen bei ſich führen. Er gab einen Befehl, und ein Reiter ſprengte fort.

Alle verließen nun das Haus und erreichten glücklich die braunſchweigiſchen Truppen.

Unſer Unglück und unſer Glück war das feſtgehaltene Geheimniß, ſagte Thorſtein. Hätte man eine Ahnung davon gehabt, daß der Herzog nicht nach Celle, wie er die Miene machte, ſondern nach Hannover zöge, ſo wären wir zwar nicht überfallen worden, aber man hätte uns verhindert, die Küſte zu erreichen.

Kennſt Du des unglücklichen Reinault Schickſal? fragte den Tag darauf, während die Truppen fortzogen, Thorſtein ſeinen Freund Gerhard.

Er iſt ja geſtorben, antwortete Gerhard.

Kennt Deine Frau ſein Unglück? fuhr Thorſtein fort.

Ich wollte es ihr verbergen, erwiederte der Freund, aber leider, ſie hat es erfahren. Oft ſprach ſie von ihm mit inniger Theilnahme. Wo er wohl ſein mag? Ob er wohl noch lebt? fragte ſie. Ich hielt mich im Jahre 1808 in Hannover auf, mein geheimes Geſchäft war während der Zeit beſonders ſchwierig, gefährlich und wenig lohnend, und ich geſtehe es, meine Frau mußte ihren ganzen Muth aufbieten, mich aufrecht zu halten. Nie erſchien ſie mir liebenswürdiger. Als ich einmal, nach einem höchſt verdrießlichen Geſchäft, nach Hauſe kam, erſtaunte ich nicht wenig, ſie blaß und in Thränen ſchwimmend zu finden. Sie hatte einen Brief von Reinault erhalten, der nach langem vergeblichen Nachforſchen unſern Aufenthalt erfahren hatte. Dieſer Brief enthielt die Geſchichte ſeiner Leiden und ſtürzte Julie in eine gefährliche Krankheit. Aber ſie überwand dieſe, ſie überwand das Entſetzen und ruhte nicht, bis ſie mich überredete, Reinault aufzuſuchen. Wir wagten es, nachdem ich aus Stralſund gerettet worden war, nach ſeinem Gute zu reiſen. Er hatte es zum Scheine gekauft und lebte dort, ſeit er verwundet und verabſchiedet war. Als wir hinkamen, war das Haus leer, er war todt, ſeine Frau war weggezogen.

Er ſtarb in meinen Armen, ſagte Thorſtein. Ich wollte dieſen Theil meiner Geſchichte geſtern Abend nicht berühren. Ich ſuchte vergebens in Berlin Nachrichten von ihm zu erhalten. Keiner der franzöſiſchen Offiziere, an die ich mich wandte, kannte ihn. Als ich mich in Göttingen aufhielt, werde ich in einem öffentlichen Garten zufällig genannt; ein franzöſiſcher Offizier, der meinen Namen hört, nähert ſich mir. Verzeihen Sie, ſagte er, wenn ich es wage, mich Ihnen zu nähern. Sind Sie nicht ein Norweger? fragte er, deutſch redend. Ich bin es, antwortete ich und erblickte einen Mann mit einem höchſt einnehmenden Anſtande. Haben Sie nicht einen Freund in der franzöſiſchen Armee? fragte er weiter. Reinault! rief ich. Den meine ich, antwortete er. Lebt er noch? Wo iſt er? rief ich; ich ſuche ihn lange, lange vergebens, führen Sie mich zu ihm. Er ſehnt ſich eben innig nach Ihnen, war die Antwort. Er lebt, dem Tode nahe, hier in der Nähe. Der Offizier folgte mir in meine Wohnung. Ich lernte Reinault erſt genauer kennen, erzählte er, als Sie Göttingen im Jahre 1804 verlaſſen hatten. Sein Schickſal bis dahin iſt Ihnen bekannt. Die Trennung von Ihnen, Banners Entweichung, ſeine große Einſamkeit ſteigerte ſeine trübe Stimmung. Ich genoß ſeit langer Zeit ſeine Zuneigung, kurz vor ſeiner Verheirathung ſchenkte er mir ſein ganzes Vertrauen. Ich hoffte von dieſer Verbindung viel. Seine Gattin iſt eine treffliche Frau, ich möchte ſie groß nennen, ſie lebt nur in ihm und für ihn. Auch ſchien meine Vermuthung ſich zu beſtätigen. Ein Jahr verfloß, zwar in ſtillem Trübſinn, aber doch nicht ohne glückliche Stunden, ja, es gab Augenblicke, wo er mit hellerem, unbefangenerem Blicke ſeinen Zuſtand betrachten konnte. Er war ruhig, und es war ſichtbar, daß die Liebe ihn beglückte. In ſolchen Stunden ſchienen meine Bemühungen, ſeine Selbſtqual zu mäßigen, ſogar Eingang zu finden. Ich mußte zwar, um nur gehört zu werden, zugeben, daß ein Irrthum ſeiner Jugend ihn aus ſeiner natürlichen Stellung geriſſen habe, aber dieſer gehörte der ganzen Zeit zu; wie konnte er mit ſeinem ganzen Gewicht einen Einzelnen erdrücken? Alles ſchien im beſten Fortſchreiten, beſſere, ja, heitere Stunden kamen öfters, und meine Hoffnung für einen Freund, den ich immer inniger lieben mußte, nahm zu — als es wahrſcheinlich ward, daß der Krieg mit Preußen ausbrechen würde. Das erſte Gerücht ſchon verſetzte ihn in tödtliche Unruhe. Man muß ſeine Stellung kennen. Er hatte theilgenommen an den Feldzügen in Italien, er war bekannt als ein talentvoller, kenntnißreicher, braver Offizier, aber er war, wie Viele unter ähnlichen Umſtänden, unbemerkt geblieben. Ein brennender, militairiſcher Ehrgeiz durchdringt ihn. Alle franzöſiſchen Krieger freuten ſich über den Kampf mit Preußen; der Schimpf von Roßbach war nur auf eine zweifelhafte Weiſe durch die Feldzüge während der Revolution getilgt, jetzt ſollte der entſcheidende Kampf mit einer Armee, die durch Kriegserfahrung und Tapferkeit ſo berühmt war, dieſen Schimpf auf ewig auslöſchen. Reinault durfte ſeine Verhältniſſe gegen Preußen nicht bekennen; ohne Schande konnte er ſich nicht von einem Kampfe zurückziehen, der Gefahr und Ehre brachte. Der innere Zwieſpalt erreichte den höchſten Gipfel. Ich bin ein Nichtswürdiger, ja ein Verbrecher, rief er, weil ich nicht den Muth habe, die Schande zu wählen. Wo Ihr im Triumph einzuziehen denkt, da trete ich als ein geächteter Verbrecher hervor. Wie edel, wenn ich Julie, wenn ich die Mutter, die wohl noch ein gramvolles Leben führt, aus der Wohnung vertreibe und in den ſtillen Garten meiner Jugend mit entblößtem Schwerte eindringe! Ja, rief er, dann wird es mir ja wohl gelingen, meine Ruhe zu erobern. Eine neue marternde Vorſtellung bildete ſich jetzt aus. Die Treue, die ruhige, duldende Hingebung ſeiner Frau laſtete wie ein qualvoller Vorwurf auf ihm. Früher hatte er einmal eine Frau geſehn, die tröſtend und pflegend einen Verbrecher nach der Galeere begleitete; jetzt ſchien er ſich ſelbſt dieſer Verbrecher zu ſein, und je mehr die Liebe, die Verehrung gegen ſeine Frau zunahm, deſto mehr wuchs der zerſtörende Schmerz. Ich mußte ihn bewundern. Zwar konnte er der Frau nicht ſeinen Kummer verbergen, aber ſie kannte ihn doch nur halb, obgleich ſie ihn ganz theilte. Aeußerlich, im Leben, in ſeinen Geſchäften, erſchien er zwar ſtill, ernſthaft, verſchloſſen, aber er verrichtete ſeinen Dienſt mit der größten Umſicht und Pünktlichkeit, und die Aufmerkſamkeit und Sorge für ſeine Untergebenen, die mit Liebe an ihm hingen, ließen nicht einen Mann vermuthen, der ſich in innerem Gram verzehrte. Sie können ſich denken, in welcher Stimmung er in das Feld rückte. Am Tage der für ihn ſo unglücklichen, für uns ſo glorreichen Schlacht brachten die Verwicklungen des Kampſes ihn in eine Lage, die unter andern Umſtänden ihm höchſt wünſchenswerth erſcheinen mußte. Ein paar Regimenter, zu deren einem auch er gehörte, geriethen in Verwirrung, die Anführer fielen; ſie ſchwenkten und zogen ſich ſchon in Unordnung zurück. Er hatte das für einen untergeordneten Offizier ſo ſeltene Glück, ſich zu einer ſchnell entſcheidenden, wichtigen Thätigkeit berufen zu ſehen. Er ordnete die in Unordnung ſchwankenden Truppen, ſeine Stellung war äußerſt gefährlich, der Angriff der Feinde muthig. Seine Dispoſitionen waren meiſterhaft, mit Schnelligkeit, Sicherheit, Kühnheit ausgeführt. Die ſchwankenden Truppen drangen muthig vor, und ſein kühner Angriff war wenigſtens auf dieſem Punkte nicht ohne Einfluß auf das Schickſal des Tages. Der Marſchall war von einer Anhöhe Zeuge der Unordnung, der ſteigenden Gefahr; er ſah die Anführer fallen, ſchon eilten ſeine Adjutanten mit Befehlen fort, als er mit Erſtaunen die wieder hergeſtellte Ordnung, den meiſterhaften, ſchnell erdachten, mit Beſonnenheit ausgeführten Angriff ſah. Er erfuhr, daß ein Offizier, der ihm kaum dem Namen nach bekannt war, ihn ausgeführt habe. Er ſtattete dem Kaiſer den Bericht von dieſer That, als einer der glänzendſten des glorreichſten Tages ab, und noch auf dem Schlachtfelde ward Reinault Colonel. Alle erſtaunten, als ſie den Mann, den ſie glücklich prieſen, in tiefen Gram verſunken ſahen. Doch ſelbſt dieſer vermochte ſeinen männlichen Entſchluß nicht zu lähmen. An der Spitze des Regiments, das jetzt ihm zugetheilt war, verfolgte er die Feinde. Ich, der dieſes Alles erfuhr, ward nach Weimar geſchickt. Dort war Reinaults Frau. Ich kam ſpät in der Nacht an, und ſobald meine dringenden Geſchäfte vollendet waren, eilte ich zu Reinaults Frau, ihr die fröhliche Nachricht zu bringen. Kaum war der Bericht geendigt, ſo entſtand eine Bewegung im Hauſe, die Thür ward geöffnet, und Agnes ſah ihren Mann blaß und verwundet hereintragen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die Geduld, die treue, feſte Anhänglichkeit dieſer Frau zu bewundern; aber dennoch ſetzte mich ihr Benehmen in Erſtaunen. Als ſie ihn ſah, war ſie einer Ohnmacht nahe; ich ſah, ſelbſt von Schmerz überwältigt, alle Zeichen des Entſetzens in ihren entſtellten Zügen. Aber plötzlich errang ſie eine mir unbegreifliche Stärke. Lieber Reinault, ſagte ſie, indem ſie mit theilnehmender Milde ſich über ſein Lager neigte, Du biſt verwundet? — und mit zitternder Stimme fragte ſie den begleitenden Arzt: doch nicht gefährlich? Die Kur kann langwierig werden, antwortete dieſer, aber ſein Leben iſt nicht in Gefahr. Er war in die Lende geſchoſſen. Der Arzt hatte den ausdrücklichen Befehl, ihn nicht eher zu verlaſſen, als, nachdem er ihn den geſchickteſten Aerzten übergeben hätte.

Ich mußte fort und verließ meinen Freund und Lehrer, wie ich ihn nennen muß, mit tiefem Schmerz. Den Nachmittag konnte ich ihn nur noch ein Mal beſuchen, in der Nacht mußte ich die Stadt verlaſſen, um den Truppen nachzueilen. Als ich hineintrat, merkte ich wohl, daß er mit ſeiner Frau in einem ſehr ernſthaften Geſpräche begriffen war. Ich wollte ihm ſchon meine Abreiſe in kurzen Worten ankündigen, um mich mit blutendem Herzen zu entfernen. Da ſprach der Kranke: Setze Dich her, lieber Arnaud; ich bin eben im Begriff, meiner Frau Alles, meinen ganzen Kummer, wie Du ihn ſo lange mit mir getragen haſt, anzuvertrauen. Ich werfe mir's vor, daß ich ihr nicht ſchon früher mein ganzes Vertrauen ſchenkte. — Ich erſchrak. Lieber Freund, ſagte ich, wird es Dich nicht angreifen? Nein, nein, rief er mit einer Heftigkeit, daß wir uns entſetzten, das Stillſchweigen ängſtigt mich, quält mich, würde mich tödten. Wir wagten es nicht, uns ihm zu widerſetzen. Er erzählte ſeiner Frau nun Alles, ſeine Erziehung, ſeinen Irrthum, ſein Erwachen aus dem Freiheitstraume, ſeine innere Qual; er geſtand, wie ſelbſt ihre Liebe ihn als ein innerer Vorwurf peinige. Sie kennen die Art, wie er über ſich ſelber ſpricht, die furchtbare Gewalt, mit welcher er einen Jeden in die zehrende Tiefe ſeiner innern Kämpfe hineinzureißen vermag. Aber ſeine Sprache war ſeltſam geſteigert, ein Grauen ergriff mich, der ſchon Alles kannte, ſeine blutende Seele lag vor uns aufgeſchloſſen, wir blickten in die nächtliche Tiefe ſeiner Selbſtmarter hinab — und jetzt erfuhr auch ich zuerſt das furchtbare Ereigniß der letzten Schlacht. Ich bin ein

Vatermörder, rief er, und während Ruhm und Ehre mich krönt, ſchwebt das Racheſchwerdt des Ewigen über meinem verbrecheriſchen Haupte und verlängert die furchtbare Straſe, indem es mich nicht tödtet. Agnes hatte mit krampfhafter Anſtrengung zugehört, der entſetzliche Schluß erſchütterte ſie, wie mich, ſie erbebte, erblaßte und ſaß lange, die Augen gegen den Himmel gerichtet, mit gefalteten Händen, als flehte ſie um Stärke. Nicht wahr? ſprach er wie in Verzweiflung, Du verachteſt den Treuloſen, den Verbrecher, den Unwürdigen, der ſich in Deine Liebe hineinſtahl? Plötzlich ſchien ſie einen Entſchluß gefaßt zu haben. Sie ſtürzte vor ſein Lager hin, ergriff ſeine Hand. — Ich Dich verachten, theurer Reinault, jetzt, da ich Deine Schmerzen kenne, ſie theilen darf? Jetzt erſt weiß ich, daß Du mich ganz liebſt. Wie oft habe ich mit ſtiller Sehnſucht auf dieſen Augenblick gewartet. Du nennſt Dich einen Verbrecher. Hat der edle Mann, den Du Deinen Vater nennſt, der dieſen Namen verdient, Dir nicht geboten, der Sache treu zu bleiben, der Du Dich geweiht haſt? Du haſt ſeinen, Deines Vaters Befehl befolgt; er hat Dich bewaffnet; er fand Dich, wo er Dich erwarten mußte, er traf Dich, wie er es wünſchen mußte, als einen tapfern, kriegserfahrenen Helden. Der Zufall, der Euch einander gegenüberſtellte, ja, der todtbringende Kampf war nur Schein, im Innerſten Eures Geiſtes wart Ihr nie feſter verbündet. Und die Vorſehung gönnte es Dir, Geliebter, in den letzten Augenblicken des ſterbenden Helden ihm die heilige Verſicherung Deiner Liebe zu geben; Du fürchteſt ſeinen Fluch, ich wage es, Dir ſeinen Segen zu verkündigen. — Er ſegnete mich, ſprach der Kranke. Und er ſegnet Dich noch, rief ſie mit erhöhter, ja, mit freudiger Stimme. — Du biſt mein Engel, liebe Agnes, ſagte Reinault, mild lächelnd und offenbar beruhigt. Ja, rief die Frau, wie von einer ſeltſamen Begeiſterung ergriffen, ja, ich bin Dein Engel. Gott, vergib mir dieſe ſtolzen Worte; Du weißt, ich war nie demüthiger, als jetzt; ich bin in Deinen Händen, leite Du mich. Haſt Du mich nicht geſandt, daß ich ſein Troſt, ſeine Hülfe ſein ſoll? Ja, ich bin Dein Engel, rief ſie noch ein Mal, und ein wunderbar freudiges Feuer leuchtete aus den Augen, eine göttliche Heiterkeit verklärte ihre kindlichen Züge, daß ich wahrlich einen Engel zu ſehen glaubte. Und ſieh! fuhr ſie fort, in ſeinem Namen, der mich ſandte, der mir auftrug, Dir Troſt und Ruhe zu bringen, lege ich den heilenden Balſam auf Deine gefährlichſte Wunde und verkündige Dir den Frieden, ſeinen Frieden. — Es herrſchte eine ergreifende Feierlichkeit in ihrer Stimme, indem ſie ſo ſprach.

Zum erſten Male ſah ich den ſtarken Mann weinen. Ein Thränenſtrom erleichterte ihn, und er war offenbar ruhiger. Es iſt, als hätten die quälenden Furien mich verlaſſen, ſagte er; ja, mir ahnet, daß ich noch heitere, ruhige Tage erwarten darf. Der Arzt trat herein, und ich befürchtete in der That, daß die Erſchütterung von übeln Folgen ſein würde. Wie erſtaunte ich, wie erfreut war die Frau, als der Arzt ſich verwundert zu uns wandte. Es muß eine ſeltſame Kriſe ſtattgefunden haben, ſagte er, deren Urſprung ich nicht erkenne. Bis jetzt war der Kranke ſtets in einer großen innern Bewegung, ſein Blut war in einer Wallung, die mir große Beſorgniſſe erregte. Dieſe hat nachgelaſſen, ſein Puls iſt ruhiger ſelbſt, als der Zuſtand der Wunde vermuthen läßt. Da nun die Kugel ohne ſchwere Zufälle herausgezogen wurde, ſo hofften wir für die Kur einen günſtigen Fortgang. Ich mußte ihn verlaſſen, aber aus ſeinen eigenen Briefen erfuhr ich, daß er ſich erholte. Die Verwundung hatte eine Lähmung zur Folge, er erhielt ſeinen Abſchied und zog auf das Gut ſeines Vaters, welches er, um ſeine Herkunft zu verbergen, zum Schein kaufte. Lange vernahm ich nichts von ihm; mein Schickſal führte mich, zum Glück nur auf eine kurze Zeit, nach Spanien, und als ich zurückkam, gelang es mir, hierher verſetzt zu werden. Als ich Reinault wieder erblickte, erſchrak ich. Es war mir klar, daß er dem Tode entgegenginge. Seine herrliche Frau ſah ihn hinwelken, aber ſie verbarg ihren Gram. Reinauld war ruhig, mild; es ſchien, als wenn alle Stürme der Leidenſchaften ausgetobt hätten, als wenn ein ſtiller Friede in ſeinem Innern herrſchte, er liebte, er verehrte ſeine Frau; aber er ſchien ſich, obgleich mit religiöſer Ergebung, nach dem Tode zu ſehnen. Oft ſprach er den Wunſch aus, Julie und Sie vor ſeinem Tode noch zu ſehen. — Der Offizier, der mir dieß mittheilte, hieß Möſer, er war aus den Rheingegenden gebürtig, etwa funfzig Jahr alt. Reinault hat mich verwandelt, ſagte er mit einer ruhigen Heiterkeit; ich verdanke ihm Alles. Sie werden ihn ſehen und bewundern, wie ich.

Ich reiſte nach dem Gute. Als ich in das Zimmer trat, ſah ich einen blaſſen, ſchwachen Mann in einem Lehnſtuhl ſitzen. Kaum erkannte ich ihn; die liebliche Frau ſtand neben ihm. Du biſt es, Therſtein? rief er, als ich hereintrat, erhob ſich mit einer Kraft, die ich ihm nicht zugetraut hätte, und ſank in meine Arme. Er betrachtete mich lange aufmerkſam. —

Ja, Du biſt noch, wie Du damals warſt, Du wirſt mich verſtehen, auch wie ich jetzt bin. Ich habe viel gelitten, lieber Freund, doch es iſt überſtanden. Aber das weiß ich, jetzt, da ich Dich geſehen habe, ſterbe ich. Weine nicht, liebe Agnes; weißt Du doch, wie ich Dich liebe, aber es iſt doch ſo beſſer. — Ich mußte mich neben ihn ſetzen. Er wollte nicht weiter von ſeiner Stimmung, von ſeinen Leiden reden, ich mußte ihm Alles erzählen, was ich gelitten, gethan hatte, und da Möſer wohl merkte, daß Manches von der Art war, daß er es nicht wiſſen durfte, entfernte er ſich. Indeſſen geſtehe ich, daß ich nicht ganz vollſtändig erzählte. Ich ſagte nichts von Deiner Theilnahme an Schills Zuge, nichts von meiner eigenen zum Theil gefährlichen Stellung. Er hörte mit der größten Aufmerkſamkeit, zwang mich zu einer größeren Ausführlichkeit, wo ich mich kürzer faſſen wollte, ſchien ſeine eigene Lage ganz vergeſſen zu haben.

Aber in der Nacht wurde ich aufgeweckt. Er ließ mich rufen. Seine Frau und Arnaud ſtanden mit mir an ſeinem Bette. Thorſtein, ſagte er, ſieh hier den Engel, den mir Gott geſandt hat, geſandt als meinen Todes-, meinen Liebes-Engel — er wies auf ſeine Frau. — Du verſtehſt mich doch? Alle die waltenden Kräfte in dem verborgenen Schooße der Natur arbeiten nach der Verweſung hin; das iſt ihr Ziel. Wenn das geheime Werk gelungen iſt, dann zerplatzt die Schaale, daß die gefangene Frucht Wurzel faſſen kann. Aber in den innerſten Kern meines Lebens hatte ſich ein Wurm tief, tief vergraben; da ließ Gott mich den Ton der Liebe vernehmen, und wie durch einen Zauber geſtaltete es ſich in der engen, dunkeln Behauſung; da fielen alle Irrthümer des Lebens von mir ab, wie welke Blätter, da ſah ich freudig die Zeit der Reife herannahen. Der zarte Keim hat ſich von den Hüllen gelöſt, nur die Liebe trägt mich aus dieſer Welt in jene hinüber; denn ſie iſt auch dort heimiſch. Julie! rief er, ſieh, alle die Uebrigen, die mir übrig blieben, ſind hier; warum Du nicht? Doch Du biſt auch hier. Ich ſehe den Garten wieder, meine Schweſter, meine Mutter, Ernſt. Agnes, ruf den Prediger. — Er ſprach nun immer verworrener; weder der Prediger, noch einer von uns durfte das Bett verlaſſen. Gegen Morgen hatte er wieder das volle Bewußtſein; er ſprach oft wie in Verklärung, und nenne mich nicht abergläubiſch, wenn ich Dich verſichere, daß ſeine Worte wie aus einer höhern Welt zu uns herabtönten. Dieſer Ort iſt zu ſtörend, die Verwirrung der Umgebung zu hemmend, die ganze Richtung unſeres Sinnes zu irdiſch beſchäftigt, von Sorgen niederer Art umſtrickt, ich mag das Höchſte nicht entheiligen, indem ich es in einer Stimmung, wie diejenige, die ich jetzt noch nicht zu verdrängen vermag, ausſpreche, aber ſein Bild ſchwebt vor mir wie ein verklärtes. Er ſtarb, aber auf ſeinen Lippen, in allen den ſtillen Zügen ruhte der Himmel. Können wir es läugnen, daß die Züge eine ſtille Sprache haben? Strafen ſie nicht den Heuchler Lüge? Zeigen ſie nicht den verborgenen Engel, der gefeſſelt durchblickt und nur in einzelnen ſeligen Momenten ſich offenbaren darf, der keine andere Sprache hat, als diejenige, die ſich, wie ſie, ſtill verbirgt in heiliger Schönheit, die höher iſt, als alle leibliche? So ſah ich ihn, ſo lebte er, nachdem er geſtorben, ſo ſprach er, nachdem er auf immer verſtummt war.

Seine Frau hat das Gut verlaſſen. Ein großer Theil des Vermögens iſt zu wohlthätigen Anſtalten beſtimmt worden. Sie wünſchte in Juliens Nähe zu leben; Reinaults brüderliche Liebe zu Julien hat ſie an dieſe angezogen. Ein liebliches Mädchen, die ihren Vater verloren hat, lebt in ihrem Hauſe. Es iſt Ernſt Gleisheims Braut. —

Der Herzog von Braunſchweig wurde von Reubel verfolgt. Er durfte nirgends lange ruhen und mußte fortdauernd, indem er weiter zog, Späher nach allen

Richtungen ſenden. Die Frauen fuhren in der Mitte des Zuges, Gerhard, Kardorf, Banner, Emmerich und Thorſtein mit den Bedienten umgaben den Wagen, aber Gleisheim ließ ſich nur ſelten, nur auf Augenblicke ſehen, und ſelbſt, wenn ſie auf kurze Zeit ausruhten, war er meiſt entfernt, mit der Vorhut oft weit voraus. Als die Truppen ſich der Küſte näherten, ritt er einmal neben ſeiner Schweſter.

Wir können, ſagte er, wie ich hoffe, jetzt endlich einmal eine Stunde mit einander verplaudern; wenn wir glücklich eingeſchifft ſind, werden wir ſchon mehr Zeit finden.

Lieber Ernſt, antwortete Julie, nach einem ſolchen Augenblicke habe ich mich nun alle dieſe Tage hindurch recht geſehnt.

Und doppelt günſtig, fuhr Ernſt fort, iſt der Augenblick, weil die Truppen ſehr langſam fortrücken und der tiefe Sand recht gaſtfreundlich die Räder umfaßt, als wollte er die Forteilenden zurückhalten. Zum Glück drückt er ſein Bedauern, wenn er ſie doch loslaſſen muß, nur durch dumpfes Knurren aus, was uns hoffentlich nicht ſonderlich ſtören wird.

Ernſt, ſagte Julie, und Thränen quollen aus den Augen, als wir uns zuletzt in Halle ſahen, wie viel hofften wir damals! Da blühte noch das Land, da wünſchten wir den Kampf, da lebte der Vater noch.

Ja, liebe Schweſter, antwortete Gleisheim, es iſt jetzt freilich Alles anders; es iſt eine troſtloſe Zeit, und ich glaubte damals, als ich Dich vertrauensvoll verließ und freudig den Kampf ſuchte, nicht, daß ich Dich ſo wiedertreffen würde — aber der Vater ahnte es wohl.

Haſt Du ſein Grab beſucht, lieber Bruder? fragte Julie.

Ich war da, antwortete Ernſt, ich fand es freundlich mit Blumen bewachſen; ich ſah den einfachen Stein, die Aufſchrift der Herrnhuther, die auch ich ſo ſehr liebe: Gleisheim, heimgegangen den 14. Oktober 1806 während der Schlacht. Du warſt mit Deinem Gerhard kurz vorher da geweſen. Es war mir, als reichten wir uns die Hände über dem Grabe des Vaters und des Vaterlandes.

In dieſem Augenblicke ward Gleisheim abgerufen, aber nach kurzer Zeit kam er zurück.

Ernſt, rief ihm Julie entgegen, als er an den Wagen heranritt, wie oft waren wir einander nahe in der langen Zeit; aber wir erfuhren's erſt, wenn es zu ſpät war. Wir hofften immer, daß wir Dich treffen würden, und immer von Neuem trennte uns die verworrene Zeit. Zwar weiß ich, daß Du liebſt, zwar haſt Du oft von Deiner Geliebten geſprochen, obgleich Du ſie ſelten geſehen haſt; aber wie dieſe Liebe entſtand, das konnteſt Du nicht in einem Briefe darſtellen, das ſollte, verſprachſt Du, der angenehme Gegenſtand der Unterhaltung unſerer erſten Zuſammenkunft ſein. Nun halte Dein Verſprechen.

Gern, rief der Bruder. Ich faſſe mich kurz, wie die Zeit es fordert. Ich war, wie Du weißt, in der Schlacht von Auerſtädt gefangen und von dem Schlage betäubt; aber die preußiſchen Reiter hieben tapfer auf meine Begleiter ein, ich hatte mich erholt, die Reiter, die mich fortführten, flohen, wurden eingeholt, und ich war befreit. Jetzt wurden wir von überlegenen Schaaren verdrängt. Wir mußten fliehen. Ich erreichte, mit feindlichem Pferde und feindlichen Waffen verſorgt, die Armee, die ſich zurückzog. In der Nacht und am zweiten Tage nahm die Unordnung immer mehr überhand. Ich fand mich, von etwa zwanzig Reitern begleitet, von den Uebrigen getrennt. Wir irrten lange umher. Ein kleines feindliches Detaſchement griffen wir an. Der Anfang des Gefechts ſchien uns günſtig. Mein Pferd ward verwundet, ich hatte das Glück, ein beſſeres, wohlgenährtes, raſches Thier zu erbeuten. Nun drangen aber immer mehr Feinde auf uns ein, zehn Reiter waren ſchon gefallen, die Pferde waren ausgehungert und durch den Marſch erſchöpft, wir wurden umringt, und nur mir gelang es, durchzuſchlüpfen. Es war in der Dämmerung, ein Gebüſch lag vor mir und verbarg mich, als ich es erreichte, den Feinden. Die ganze Nacht hindurch ritt ich langſam vorwärts. Eine jede Spur von Feinden ſchien verſchwunden, und als der Morgen anbrach, fand ich mich in einem reizenden Thale. Alles ſchien hier ruhig, die Morgenglocke läutete friedlich in den Dörfern, die Bauern beſtellten ihre Aecker, und alle Spuren des Krieges waren verſchwunden. Wie ſeltſam mir zu Muthe war, als ich mich ſo mitten in den tiefſten Frieden verſetzt fand, könnt Ihr Euch leicht denken. Ich erfuhr, daß ich mich in die goldne Au gerettet hatte. Mein ermüdetes Pferd und meine eigne Erſchöpfung forderten mich dringend auf, eine Herberge zu ſuchen. Hinter Gebüſchen nur halb verſteckt, auf einem etwas erhöhten Grunde, entdeckte ich einen weißen, hellleuchtenden Edelhof; hohe Treppen führten zu dem niedriger liegenden Garten herunter, die Sonne, die ſchon hoch ſtand, beſchien das Haus, ein kleiner Thurm gab dem Hauſe ein vornehmes Anſehen, und eine Allee von mächtigen Linden führte grade in den Hof. Ich ritt zwiſchen Hecken langſam, wehmüthig geſtimmt, als ich eine Guitarre hörte und eine ſchöne, hellklingende weibliche Stimme, die in raſchen Tönen ein Lied ſang, welches faſt kriegeriſch klang. Eine Gartenthür nach der Mitte der Allee ſtand offen, ich ſprang ſchnell ab und konnte der Luſt, die Stimme in der Nähe zu hören, nicht widerſtehen. Das Pferd band ich an und ſchlich hinein. Ich erblickte ein Mädchen in einer Laube ſitzend, das Geſicht halb von mir abgewandt, ſo daß ſie mich nicht ſah. Wie war mir zu Muthe, als ich ſie ſingen hörte:

Ich folgt' ihm zum Thor
Mit muthigem Schritt,
Ging durch die Provinzen,
Ging überall mit.
Die Feinde ſchon weichen,
Wir ſchießen darein.
Welch Glück ſonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu ſein!

die letzte Hälfte aus dem bekannten Liede Klärchens in Egmont. Ich ſtand ſchon ganz nahe, ohne daß ſie meine Annäherung merkte. Es war mir, als hätte ich ſie irgendwo geſehen, es ſchwebte mir vor, als wenn ich ſie in einigen großen Geſellſchaften in Weimar getroffen hätte. Nur war es mir völlig unbegreiflich, wie ich ſie jemals hätte ſehen und wieder vergeſſen können, wie eine Geſtalt, wie dieſe, die, wenn ſie uns einmal erſchienen iſt, uns beſtändig verfolgen muß, bloß wie im Fluge an mir vorübergegangen wäre. Ich ſtand wie angewurzelt. Sie hörte auf zu ſingen, drehte ſich ſchnell um und entdeckte mich. Eine Sekunde nur ſchien ſie über die Nähe eines Fremden erſchrocken; dann ſtellte ſie eilig die Guitarre hin und flog mir entgegen; Gleisheim! rief ſie, Gleisheim, Sie hier? — Mir war ſeltſam zu Muthe. — Dann blieb ſie erſchrocken ſtehen. Herr von Gleisheim, ſagte ſie äußerſt verlegen, verzeihen Sie der Ueberraſchung; ich konnte nicht vermuthen — Mich durchzuckte eine ſelige Ahnung, ich glaubte mich von einem wunderbaren Traume befangen, ich wagte kaum ſie anzublicken und hatte Feinde, Schlacht, Verfolgung vergeſſen. Ich war erſchöpft, ermattet, ſtotterte ich; der Zufall brachte mich vom Schlachtfelde in dieſe Gegend; ich wollte den Herrn dieſes Schloſſes um einen Ruheplatz bitten, da hörte ich den Geſang und hatte das Glück — Sie kommen vom Schlachtfelde? unterbrach ſie mich, vom Siege?

Nicht wahr? — Ach, mein Fräulein, antwortete ich, wir ſind geſchlagen, das Heer in Unordnung. Geſchlagen? rief ſie, die Preußen geſchlagen? O mein Gott! Ich ſah ſie erblaſſen, und nie fühlte ich das Unglück der Schlacht tiefer, als jetzt, da ich ſie erblaſſen ſah; es war mir, als wenn Preußens Schutzgöttin, als wenn Bellona zitterte. Geſchlagen! ſagte ſie noch ein Mal, und erröthend, mit geſenktem Blick, mit bebender Stimme, leiſe und doch ſo, daß es mich wie eine furchtbare Donnerſtimme zerſchmetternd traf, ſetzte ſie hinzu: und Sie, Sie hier? Ich war wie vernichtet; ich hatte alle meine Hoffnungen zertreten, das Land in Gefahr, meinen Vater ſtürzen ſehen; aber daß die Schande mich treffen könnte, hatte ich nie geahnet. Da fühlte ich mich plötzlich von einem unwiderſtehlichen Gefühle durchdrungen. Nein, Mädchen, rief ich, Du, Du ſollſt, Du darfſt nicht von mir glauben, daß ich wie ein Geſchändeter vor Dir ſtehe, Du, Du nicht! Ich ſah meinen Vater neben mir fallen, ich ward gefangen und befreit, ich habe mein Schwerdt in das Blut der Feinde getaucht. Sieh mich an, ob Du die Frechheit eines prahlenden Flüchtlings in meinen Zügen lieſeſt. Nein, nein! rief ſie, ich habe mich ſchwer verſündigt, Du biſt der tapfere Gleisheim! — und — weiß ich wie es kam? — noch habe ich nicht Zeit gehabt, mich darauf zu beſinnen — aber ich lag in ihren Armen, ich drückte ſie an meine Bruſt, wir ſchwuren uns ewige Treue, und wie im Traume iſt es mir, daß wir nun Hand in Hand den Vater aufſuchten, daß ich ihn erkannte und jetzt erſt wußte, wer meine Geliebte war, daß ich aß und trank und ganz ſelig war, daß ich dem Baron von Marbach und Eliſen Alles von der Schlacht erzählte, wie wir angegriffen wurden, geſtritten hatten, geſchlagen wurden, wie ich gefochten, von den Uebrigen getrennt, mich gewehrt und allein geretttet hatte, daß ich darauf, müde und matt, mein einſames Zimmer ſuchte, mich auf's Bette warf, einſchlief und über ſechszehn Stunden wie in einem Todesſchlafe lag.

Wilde Träume hatten mich wieder auf das Schlachtfeld gebracht; von Streitenden, Sterbenden, von Verfolgung und Gefahr umgeben, erwachte ich; aber ich vermochte mich nur dunkel auf das zu beſinnen, was mich geſtern ſo ſtark angezogen. Ich konnte nicht recht begreifen, wie das, was ich als das höchſte Gut des Lebens betrachtete, wie die Liebe, deren Glück ich mit einer heiligen Scheu erwartete, nun ſo plötzlich, ſo ohne mein Zuthun dawäre, ja, es fing an mich zu ängſtigen. Manches in dieſem Auftritte erfüllte mich mit wunderbaren Zweifeln; ich zitterte vor dem Augenblicke, der mir das Mädchen wieder nahe bringen würde, und fürchtete, nicht Alles ſo zu finden, wie mein geſtriges geſpanntes Gemüth mir's vormalte. Aber kaum ſah ich Eliſe hervortreten, da ſtand der geſtrige Tag mit allem Zauber, mit allem Glücke vor mir. Ich erinnerte mich, faſt nur dunkel, daß ich geſtern, nach meiner Erzählung von den Ereigniſſen der Schlacht, mit einer mir jetzt unbegreiflichen Kühnheit meine Liebe dem Vater geſtanden hatte, daß er, zwar kopfſchüttelnd, eine ſo bedenkliche Verbindung in einer ſo gefährlichen Zeit nicht misbilligte. Jetzt eilte ſie mir entgegen, als ich, durch den Schlaf geſtärkt, hineintrat; ſie ſank, in der Gegenwart des Vaters, in meine Arme, und mir war es, als müßte es ſo ſein. Unter traulichen Geſprächen verfloß eine Stunde; ich erfuhr, daß Eliſe wirklich an mich, mich Glücklichen gedacht hatte, als ſie das Lied ſang, deſſen naher, zarttönender, lockender Klang mich in ihre Nähe zog; und wer will mir's verdenken, daß ich ſie verſicherte, auch ihr Bild habe mir während der Schlacht vorgeſchwebt, daß ich es ſelbſt glaubte. Doch plötzlich ergriff mich die Nothwendigkeit einer nahen Trennung. Ich muß fort! rief ich; was geſchieht nicht Alles, während ich hier ſitze! Ich muß Dich verlaſſen, ich muß um Deinen Beſitz ringen. — Eliſe ſchien dieſe ſchnelle Trennung vorauszuſetzen. Mein Pferd, durch die lange Ruhe völlig wieder hergeſtellt, ſtand geſattelt vor der Thür.

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen geſpielt!
Mein Liebſter gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!

ſang ſie laut, wie in ſeltſamer Begeiſterung, während Thränen die blaſſen Wangen herunterſtürzten. Ein Blitzſtrahl erleuchtete meine Zukunft, Liebe und Sieg lag vor mir, und ich ritt ſtolz, als ein triumphirender Held, nicht als ein von übermüthigen Feinden verfolgter Flüchtling, fort. Die Tücher wehten aus dem Schloſſe, während ich ſchnell, als hörte ich einen dringenden Ruf in der Ferne, davoneilte.

Du kennſt jetzt den Anfang meiner Liebe, ich darf Dir aber auch nicht verhehlen, wie es jetzt ſteht. Eliſe war, das iſt Dir bekannt, eine Waiſe, Herr von Marbach ihr Oheim und Vormund. Meiner Braut fiel durch Erbſchaft ein Gut in der Gegend von Göttingen zu, und der Vormund reiſte dorthin, um die Bewirthſchaftung zu übernehmen. Es war in den letzten Jahren ſehr vernachläſſigt worden. Sein Nachbar war Reinhold oder Reinault.

Julie blickte den Bruder wehmüthig an, und dieſer verſtand ſie. —

Ach, ich kenne ſein furchtbares Schickſal. —

Ganz? fragte Julie und erblaßte.

Ganz, antwortete Ernſt und entfernte ſich von dem Wagen, damit er, damit die Schweſter ſich faſſen könnte. Ich muß kurz ſein, ſagte er, indem er ſich wieder näherte. Agnes, Reinaults Frau, ward die mütterliche Freundin meiner Eliſe, Marbach ſtarb, Reinault ward der Vormund, und in Uebereinſtimmung mit den Verwandten ward das Gut meines Mädchens verkauft und Alles ſo eingerichtet, daß das Vermögen aus dem Lande gezogen werden konnte. Gleisheim muß keinen Beſitz in dieſem Lande haben, ſagte Reinault. Auch er iſt geſtorben, und erſt, nachdem unſer Zug anfing, erfuhr ich, daß Agnes Reinault und Eliſe an der Küſte leben, um ſich mit uns einzuſchiffen.

Das wollte Gerhard uns verbergen, rief Julie.

Ja, ja, ſagte Emilie. O wie glücklich biſt Du, Freundin; mit dieſer herrlichen Frau wirſt Du leben.

Nun, und ich, rief Gleisheim, der ich mein Mädchen finde, der ich ſie retten darf aus dieſen verwünſchten Gegenden — rechnet Ihr mein Glück für nichts? Welch' eine Rangordnung! Erſt die Freundſchaft und dann erſt die Liebe, als wenn ihr nicht der Vorzug gebührte. —

Den Tag darauf ſahen ſie das ſandige Ufer vor ſich, ein Theil der Truppen hatte, um die Verfolger zu täuſchen, Bremen auf eine kurze Zeit beſetzt, und Gleisheim kam von da ſchnell zurück, als er ein Haus entdeckte, welches im Sande, traurig und einſam, lag; ein kleiner Garten zeigte wenige Fruchtbäume, und als er näher kam, hörte er eine Guitarre von einer weiblichen Stimme begleitet.

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen geſpielt!

ertönte es aus dem einſamen Garten. Den Vogel kenne ich, rief Gleisheim und ſprang vom Pferde. Im Hauſe hatten Julie, Agnes und Emilie ſich gefunden.

Die Frauen hatten zuweilen von fern einen Mann erblickt, den Julie zu kennen glaubte. Auf dem ganzen Marſche hielt er ſich fern, und man ſah ihn nur dann, wenn durch Zufall die gefangenen Polizeibeamten in die Nähe der Wagen kamen. Mit beſonderer Vorliebe ſchien er dieſe zu bewachen, näherte ſich wohl dann und wann Thorſtein, der ihm dann lächelnd eine kurze Antwort gab, und entfernte ſich darauf wieder. Er trug eine betheerte Matroſenkleidung, und zeichnete ſich durch ſeinen ſeltſamen Gang und ſeine plumpen, treuherzigen Manieren aus. Die Krieger ſuchten ihn vergebens zum Plaudern zu bringen. Für Jeden hatte er aber eine kurze, ſchneidende Erwiederung. Er war bedeutend in den Jahren vorgerückt. Als die Truppen noch etwa zwei Meilen vom Meeresufer entfernt waren, ſchien er plötzlich ein Anderer zu werden. Herr, rief er, indem er dicht an den Wagen heranritt, um Thorſtein anzureden, ich rieche Seeluft. Dieſe Worte waren däniſch geſprochen, und Julie, die ihn jetzt deutlich wieder erkannte, bat Thorſtein, ihr den, wie es ſchien, freudigen Zuruf zu überſetzen. Dieſer that es, und wirklich glaubten jetzt Alle einen fremden Geruch zu ſpüren. Sie rief den Matroſen an.

Kennt Ihr mich wieder? fragte ſie ihn.

O ja, antwortete er, der Teufel ſoll mich holen, wenn ich ein ſolches ſchönes Weibsbild vergeſſen kann. Ich brachte Euch einen Brief von meinem Herrn und zeigte Euch den Weg, als die Schnüffelhunde Euch verfolgten.

Wie gern ſehe ich Euch wieder, erwiederte Julie, Ihr wart uns mit eigener Gefahr ein treuer Begleiter in einem ſehr bedenklichen Augenblicke. Wenn Ihr nur nicht faſt jedes Wort mit einem entſetzlichen Fluche begleiten wolltet. Das iſt eine ſehr üble Gewohnheit.

Wenn eine ſolche holdſelige Frauensperſon mich darum bitten kann, daß ich nicht fluche, ſo ſoll der lebendige Sat — —

Schweig, Du Unverbeſſerlicher! rief ihm Thorſtein zu, und der Matroſe ſah ihn verwundert an, als könnte er nicht begreifen, wodurch er ſich vergangen habe; aber er entfernte ſich ſtillſchweigend.

Er ſcheint kaum zu wiſſen, ſagte Julie, daß er eben jetzt die Verſicherung, dem Fluchen zu entſagen, durch einen entſetzlichen Fluch beſtätigte.

Nein gewiß, antwortete Thorſtein, er weiß das nicht; und dieſe ihm zur Natur gewordene üble Gewohnheit iſt ihm auf dem Feſtlande, wo man ſie in dieſem Grade ſelten trifft, oft ſehr ſchädlich geweſen. Viele Menſchen ſah ich, die ſich mit einer Art Entſetzen von ihm abwandten. Gewiß, es iſt ſehr zu bedauern, daß eine ſo rohe, ſo abſtoßende Art, ſich zu äußern, bei einer ganzen Klaſſe von Menſchen zur zweiten Natur werden konnte. Aber erlauben Sie mir, daß ich meinen braven, treuen Freund zu entſchuldigen ſuche. So tadelnswerth dieſe Gewohnheit ſein mag, ſo darf man doch den Einzelnen nicht zu ſcharf beurtheilen. In ihrem Munde hat der Fluch ſeine fürchterliche Bedeutung verloren und iſt einer bloßen einfachen Verſicherung ähnlich. Ich traf einmal an einem einſamen Orte einen Matroſenjungen, etwa zwanzig Jahr alt, der laut fluchte, ſich mit den verkehrten Händen die herunterrollenden Thränen aus beiden Augen wiſchte und ſeine Traurigkeit auf die natürlichſte Weiſe äußerte. Warum heulſt Du, Junge? rief ich ihm entgegen, und er nahm die Hände von den Augen, ſtarrte mich mit einem von Schmerz verzerrten Geſichte an und antwortete: Der Teufel hat meine Mutter geholt.

Entſetzlich! riefen die Frauen.

Gewiß, ſagte Thorſtein, und durchaus unverzeihlich, ja grauenhaft, und ein Zeichen der fürchterlichſten Liebloſigkeit, wenn dieſe Worte in dem Munde des armen Jungen die urſprüngliche Bedeutung behalten hätten. Aber er hat nichts weiter geſagt, als: meine Mutter iſt geſtorben; kein anderer Gedanke kam in ſeine Seele, und er ſprach dieß mit dem unverkennbarſten Gefühle des tiefſten Schmerzes aus. Gelänge es Ihnen, es ihm begreiflich zu machen, was er mit dieſen Worten geſagt habe, ſo wie Sie es fühlen, er würde ſich entſetzen. Wir ſchaudern weniger zurück vor dem Misbrauche des göttlichen Namens in dem Munde des Heuchlers, und iſt er nicht im Grunde viel furchtbarer? Wie oft hat wohl mit einer betrübten Miene ein Scheinheiliger geſagt: Meine Mutter iſt ſelig in dem Herrn entſchlafen! Aber derjenige, der Herz und Nieren prüfet, wird die Wahrheit der plumpen Aeußerung von dem entſetzlichen Misbrauche des Heiligſten wohl zu unterſcheiden wiſſen. Dieſer Harald kennt mich ſeit meiner Kindheit, trug mich auf ſeinen Armen; ich lebte in ſeiner Erinnerung, wenn er in den entfernteſten Gegenden hauſte, er dachte an mich, wenn er ſtrandete, in jeglicher Gefahr, und hat dieſe ſchöne Zuneigung mir erhalten bis auf dieſen Tag. In den letzten Jahren diente er auf einem däniſchen Kriegsſchiffe, und als die Engländer die Flotte wegführten, brach ihm das Herz. Er wäre geſtorben, wenn ſeine Zuneigung zu mir ihm nicht das Leben erhalten hätte. Er ließ ſich meinen Wohnort in Deutſchland ſagen und bettelte ſich durch ein Land, wo der Mund ihm verſiegelt war, vom Meere entfernt, das ihm iſt, was uns die Luft, um den Einzigen zu finden, der ihn, dem dieſe Liebe von jetzt an

Alles war, erhalten konnte. Er focht an meiner Seite, er hat oft ſein Leben für mich gewagt, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Er hat uns gerettet, als wir in der Schenke in der größten Gefahr waren. Er lauerte in einer Verkleidung, die ihn bei der erſten Anrede verrathen hätte, und brachte die Hülfe herbei. Ich kann ihm zu jeder Zeit meine Reichthümer, mein Leben, ja, meine Ehre anvertrauen. Ich will ihn mit Eßwaaren beladen, und er wird ſie mir, ſchmachtend vor Hunger, überbringen, ohne einen Biſſen anzurühren. Er iſt ein Chriſt, andächtig auf ſeine Weiſe. Wenn er das Abendmahl genießt, ſo verdammt er ſich drei Tage zum völligen Stillſchweigen, um Gott nicht durch Flüche zu beleidigen, und ich ſah ihn inbrünſtig beten, wenn ich in Gefahr war. Er iſt ganz Liebe und Treue, und ich habe keinen Freund, den ich inniger liebe, als ihn.

Die Thränen waren Thorſtein in die Augen getreten, indem er ſo ſprach und, gegen die Frauen gewandt, dieſe fragte: Werden Sie ihm jetzt ſein Fluchen verzeihen? Alle waren bewegt, und Thorſtein eilte, ſeinen Freund zu tröſten. Das gelang ihm leicht; denn die Gewißheit, ſich dem Meere immer mehr zu nähern, hatte ihn ſichtbar belebt. Von jetzt an ſuchte er ſich, obgleich auf eine höchſt verworrene Weiſe, mitzutheilen.

Als ſie das Meer erblickten, als die Schiffe erſchienen, war er außer ſich.

Wahrlich, rief Julie Thorſtein zu, jetzt erſt entdecke ich, welches Opfer dieſer treue Menſch Ihnen brachte, als er ſich vom Meere entfernte, um Sie zu ſuchen.

Einſt, als Thorſtein zum Herzoge gerufen worden war, um die Einſchiffung der Frauen mit ihm zu verabreden, ſuchte ihn der treue Harald. Er wälzte eben eine Menge Tabak kauend im Munde, und als er hineintrat, zog er dieſen zerkaut heraus und warf ihn auf den Gang.

Unſauberer Gaſt, rief ihm die Schildwache entgegen, was thuſt Du?

Nun, ich muß doch friſchen Tabak kauen, wenn ich zu meinem Herrn eintrete, antwortete Harald mit großer Ruhe.

Aber den Schmutz ſollſt Du nicht da hinwerfen, erwiederte die Schildwache; der Herzog will es nicht haben.

Will der Herzog es nicht haben, antwortete der Matroſe, ſo kannſt Du es, der Teufel hole mich, nehmen, und ging kaltblütig weiter. Auf dem Schiffe hörte man fortdauernd ſeine laute Stimme, und das Seevolk erkannte bald ſeinen Werth.

Man mußte mit der Einſchiffung eilen. Nach Helgoland ging der gemeinſchaftliche Zug. Gleisheim war einer der letzten, die die requirirten Schiffe beſtiegen; alle Pferde ließ man zurück. Noch ſtand Emmerich am Ufer; vergebens drang man in ihn, das Land zu verlaſſen. Hier bleibe ich, wo ich alt und grau geworden; hier kämpfe ich fort, bis ich falle, ſagte er. Der Herzog, ein Jeder bewunderte den alten Mann, der plötzlich verſchwand. Aber kaum hatten die Schiffe das Ufer verlaſſen, da ſah man aus der Ferne die Verfolger anrücken. Man fürchtete für Emmerich. Die Schiffe entfernten ſich ſchnell, aber noch erblickte man die Ufer, ſah das Gewimmel der Feinde, die nun zu ihrem Verdruſſe entdeckten, daß der kühne Zug gelungen war.

Bei Helgoland glückte es Kardorf und Thorſtein, für eine große Summe ein Schiff zu erhalten, welches ſie nach Hamburg brachte. Die Freunde trennten ſich. Kardorf reiſte nach Königsberg, Thorſtein nach Bergen in Norwegen, wo die Geliebte ſeiner harrte.

Emmerich ward kurz darauf ergriffen. Als er ſah, daß keine Rettung mehr wär, ließ er ſich geduldig fortführen. Er ward als Rebell zum Tode verurtheilt. Als er nach dem Richtplatze geführt ward, ging er mit der gewohnten Ruhe und Gleichgültigkeit in Reihe und Glied mit den Soldaten, die ihn führten, und hielt Schritt mit dieſen. Er rauchte ſeine Pfeife, die er auf dem Wege ſtopfte und anzündete, ſetzte ſich, wie zum Ausruhen, bequem auf den Sitz, wo ihn der Tod treffen ſollte, verbot, ihm die Augen zu verbinden, kommandirte ſelbſt die Soldaten, die ihre Flinten auf ihn richteten, und als der von vielen Kugeln getroffene Leichnam von dem Stuhle fiel, entdeckte man die herabfallende Pfeife. Sie brannte noch.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Anzeige.

Die Inſel Felſenburg

oder

wunderliche Fata einiger Seefahrer.

Eine Geſchichte aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.
Eingeleitet von Ludwig Tieck.

6 Bändchen, enthaltend 2080 Seiten. oder 130 Bog. gr. 16. Elegant gedruckt auf feines Velindruckpapier. Wohlfeiler Preis 1 Rl. 15 Sgr.

Inhalt und Werth

Die Geſchichte der Entdeckung der Inſel Felſenburg, die Beſchreibung des Landes, als eines zweiten Paradieſes, die Menge wundervoller Erſcheinungen auf derſelben, die ſich bis zum Romantiſchen erheben, gewährt einen unendlichen Reiz und feſſelt unwiderſtehlich den Leſer. Dieß iſt auch die Urſache, warum dieſes Werk früher eine Lieblingslektüre aller Stände und namentlich im nördlichen Deutſchland ein Familienbuch wurde. In ganz Ober- und Niederſachſen, in den Seeſtädten fand es eine enthuſiaſtiſche Aufnahme, ja es ſoll ſich in den Städten, wie Amſterdam, Lübeck, Hamburg, Bremen, Roſtock, Leipzig u. ſ. w. eine lange Zeit das Gerücht verbreitet haben, daß, obgleich ſehr Vieles in der Inſel Felſenburg Erdichtung ſei, man doch von berühmten Kaufleuten, Banquiers und Seekapitains im Vertrauen ſehr gewiß erfahren habe, daß dieſes herrliche Land wirklich vorhanden ſei, und wer das Glück hätte, mit den geheimen Abgeſandten von der Felſenburg auf ſeiner Reiſe zuſammen zu treffen, und zur rechten Stunde den Wunſch äußere, als rechtſchaffener Chriſt und ehrlicher Arbeiter ſich anzuſiedeln, der werde nach Leiſtung eines fürchterlichen Eides aufgenommen, eingeſchifft, und es ſei auf dieſe Weiſe ſein irdiſches Glück für immer gemacht Hunderte von Familien-Vätern ſchätzten das Buch ſo hoch, daß ſie es nächſt der Bibel und dem Geſangbuche zu einem Familienſtück machten, das mit an die Söhne als Erbgut überging. Der erfahrne Meiſter gab ſeinem Sohne oder Lehrburſchen, wenn er die Wanderſchaft antreten ſollte, die Felſenburg zum Leſen, um ihn mit den Gefahren in der Fremde bekannt zu machen und durch die vorkommenden Beiſpiele zu warnen. Und es darf in der Geſchichte der Romanen-Literatur nicht übergangen werden, daß, außer den Volks-Sagen, die Inſel Felſenburg und Meletaons Tugendſchule einen nicht unweſentlichen Einfluß auf die Bildung und Geſittung der Bürger gehabt haben.

Es ſind die ſtürmiſchen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, die unruhigen Bewegungen unter Cromwells Protektorat, die Kriege des Schweden-Königs Karls des Zwölften, die Religionsumtriebe in Polen und Preußen, die muthvollen Unternehmungen der niederländiſchen

Republik, in denen ſich das Leben der erzählenden Perſonen bewegt, und deren Schickſale in irgend einer Verbindung mit den Zeitereigniſſen ſtehen. Auch fehlt nicht das Lieblingsthema der damaligen Romanen-Schriftſteller, die Schilderung der großen Leiden, welche gefangene und in türkiſchen Sklavenketten ſchmachtende Chriſten ausſtehen, die ſtandhaft ihren Glauben bekennen, in eine vornehme Türkin ſich verlieben, durch Hülfe derſelben ſich liſtig aus der Gefangenſchaft befreien, die Muhamedanerin bekehren und ſich mit ihr vermählen. Und das vielgeſtaltete Leben der Europäer in Oſtindien, des Vorgebirges der guten Hoffnung, die Canarien, die Inſel Helena, Amerika u. ſ. w. geben Stoff zu anziehenden Scenen. Die Entdeckung eines durch Verwilderung der Gegend lange verborgenen früheren Aufenthalts dreier Spanier auf der Inſel Felſenburg und die aufgefundene Biographie des letzten Bewohners derſelben, führen in die Zeiten Ferdinands des Katholiſchen zurück, und es fehlt nicht an ſchaurigen Geſchichten von Unglücklichen, welche in den unterirdiſchen Gefängniſſen der Inquiſition ſchmachten und endlich wunderbar aus ihrem Kerker befreit werden. Dieß ſind die äußern Momente, welche den Lauf der Schickſale ſo vieler in dem Buche auftretender Reiſender, Abenteurer, Seefahrer, Krieger, Kaufleute und ähnlicher Menſchen beſtimmen, und durch trefflich ausgeſonnene Situationen, durch vollſtändige Vertheilung und genaue Schilderung ein ſehr lebhaftes Bild in der Seele des Leſers erwecken.

Ludwig Tieck ſagt unter andern in der Vorrede:

„Aber eben weil dieſe treuherzige Chronik der Inſel, und das
„Leben des Altvaters, ſo wie die Erzählungen der Bewohner und
„Ankömmlinge, aus einer frühern naiven Zeit herrühren, ſind ſie unſerer
„verwirrten und verſtimmten Zeit von neuem und mehr wie ſo
„vieles andre, ergötzlich und lehrreich, ja ſie können für Manchen,
„der vor Allwiſſen nicht aus noch ein weiß, wahrhaft erbaulich werden.
„Dieſer Autor (der Felſenburg), welcher zu jener Zeit viele
„Bücher geſchrieben hat, zeigt eine vielſeitige Kenntniß ſeines Zeitalters
„und des damaligen Wiſſens, auch Chemie, Aſtrologie und
„die Goldmacherkunſt ſind ihm nicht fremd, er hat die Menſchen
„mit ſicherem und ſcharfem Auge beobachtet. Vorzüglich intereſſant
„ſind die mannigfaltigen Lebensbeſchreibungen der Koloniſten, von
„denen faſt alle den echten Beruf eines Schriftſtellers beurkunden.“

Und ſo hoffen wir, wird die zeitgemäße Erneuung eines ſo ergötzlichen und ſtoffartigen Buches voll ſeltſamen Inhaltes, in welchem Laune und Witz, Schalkheit, und Treuherzigkeit, Wunderbares und Phantaſtiſches, Natur und Geſchichte ſo innig verſchmolzen ſind, ein neues günſtiges Publikum finden, und der gebildeten Leſewelt unſerer Zeit eine willkommene und erfreuliche Erſcheinung ſein!

Buchhandlung Joſef Max und Komp.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Zehntes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Zehntes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die
vier Norweger.

Ein Cyclus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Vierte Novelle.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die vier Norweger.

Vierte Novelle.

Vor dem Poſthauſe einer kleinen ſchleſiſchen Stadt hielt ſpät Abends im Dezember 1812 ein Schlitten. Zwei Reiſende, in Pelze gehüllt, ſprangen heraus, eilten in die Paſſagierſtube, wo ſie ſich ſchüttelten und, indem ſie Holz forderten, ſich gegen die grimmige Kälte zu ſchützen ſuchten. Die Reiſenden wollten eben den Poſtmeiſter aufſuchen, als man gallopirende Pferde hörte; ein franzöſiſcher Offizier ſchwang ſich vom Pferde und verlangte gebieteriſch ſogleich den Poſtmeiſter zu ſprechen.

Sie halten, rief er, als dieſer, über das Benehmen des Offiziers unwillig, erſchien, binnen zwei Stunden zwölf Pferde für drei Schlitten bereit.

Der Poſtmeiſter machte Schwierigkeiten.

Ich verlaſſe Ihr Haus erſt, verſicherte der Offizier, wenn ich ſehe, daß die Pferde bereit ſind, und Ihr ganzes Schickſal hängt von der Art ab, wie Sie in dieſem Augenblick Ihre Pflicht erfüllen.

Darf ich erfahren, fragte der Poſtmeiſter, ſchon etwas eingeſchüchtert, wer die Reiſenden ſind, die in dieſer harten Jahreszeit in der dunkeln Nacht ſo eilig fort wollen?

Nein, mein Herr, das dürfen Sie nicht erfahren, antwortete der Offizier, und dieſes wird Ihnen genügen.

Er zeigte eine Schrift, und als der Poſtmeiſter dieſe geſehen hatte, antwortete er, daß er Alles thun würde, um die Wünſche des Herrn zu erfüllen.

Dieſes Geſpräch fand in Gegenwart der Reiſenden ſtatt. Sie ſuchten vergebens den Poſtmeiſter anzureden, der, von dem wichtigen Auftrage, den er eben erhalten hatte, ergriffen, ſie gar nicht zu bemerken ſchien. Er verließ eilig das Zimmer; der Offizier, von zwei Reitern begleitet, folgte ihm. Die Reiſenden hörten draußen Poſtbediente rufen, in heftigen Worten eilige Befehle in franzöſiſcher Sprache ertheilen, die der Poſtmeiſter überſetzte. Die Reiter forderten eine eigene, warme Stube, Eſſen und Trinken, eine weibliche befehlende Stimme klang dazwiſchen, Thüren wurden geöffnet und zugeſchlagen, das ganze Haus ſchien in eine verworrene Thätigkeit verſetzt, und Niemand achtete auf die Reiſenden, obgleich der eine heraustrat und bald einen Hausknecht, bald ein Mädchen feſthielt, um doch auch gehört zu werden. Sie riſſen ſich von ihm los, ohne auf ihn zu achten, und verdrießlich trat er in die Stube zurück, wo der zweite Reiſende den Pelz und die Mütze abgeworfen hatte, und ſich ruhig und geduldig auf einem Stuhle, neben dem flackernden Feuer im Ofen, dehnte, während das eine trübe Talglicht einen matten Schein in die leere Stube hineinwarf, die nur mit einem großen Tiſche, einigen Stühlen und ſchlechten kolorirten engliſchen Kupferſtichen verſehen war.

Die verdammten Franzoſen! rief Roland, indem er hereintrat, wo wir uns hinwenden, muß das fremde Pack uns beſchwerlich fallen. Vermag ein braver Deutſcher doch kaum den ruhigſten Franzoſen anzuſehen, ohne daß ihn die Luſt anwandelt, dem Feinde das Herrſchen zu verſalzen, und hier werden wir dieſer Wichte wegen vernachläſſigt. Wie laufen die knechtiſchen Menſchen, wo nur der geringſte der Zwingherren ſich blicken läßt, wie muß der ehrliche Deutſche mit ſeinen beſcheidenen Wünſchen zurücktreten, wenn dieſe Vögte des Tyrannen gebieten; ja, wie traurig iſt es, wenn man wahrnimmt, wie ein Jeder aus Furcht vor den Zwingherren mehr thut, als aus Liebe zu dem angeſtammten Landesfürſten.

Roland, der ſo ſprach, war ein langer, breitſchultriger Mann von mittlern Jahren. Seine Manieren hatten etwas Derbes und Plumpes, und es war ſichtbar, daß er Allem, was er that und ſprach, ein gewiſſes Gepräge des Biedern, der handfeſten Rechtlichkeit aufdrücken wollte. Sein nicht ſehr bedeutendes Geſicht ſchien einen ſtrengen Ernſt mehr zu affektiren, als urſprünglich auszudrücken, denn dieſer verlor ſich leicht in einer faſt gutmüthigen Redſeligkeit, aus welcher eine innere Schwäche hervorblickte, die mit vielen harten Worten und faſt grauſamen Anſichten zugedeckt werden ſollte. Er trug einen kurzen ſchwarzen Ueberrock, faſt ſo, wie er ſpäter eine zeitlang als Zeichen der Altdeutſchheit getragen wurde, den Hals bloß und den Hemdkragen über den Ueberrock geſchlagen. Die ziemlich blonden Haare waren geſcheitelt und hingen ſchlicht herunter, und kurze Stutzbärte über den Lippen und auf dem Kinne vollendeten das altdeutſche Anſehen.

Thaulow, der Norweger, ein junger ſchöner Mann, ſtach durch die leichte, in größern geſelligen Kreiſen ausgebildete Anmuth ſeiner Rede und ſeiner Bewegungen ſehr gegen ſeinen Begleiter ab. Seine geiſtreichen Augen blickten unbefangen und kühn in die Welt hinein, und das Entſchiedene in ſeinen Geſichtszügen würde faſt abgeſchreckt haben, wenn es nicht durch eine augenſcheinliche Güte und Sanftmuth gemildert worden wäre. Er ſchien etwa dreißig Jahr alt zu ſein. Jetzt ſaß er ſtill da, ernſthaft, ja, trübe vor ſich hinblickend, den Kopf auf den Arm geſtützt, als Roland ungeduldig hereintrat. Er hörte ſeine Rede lächelnd an.

Sie haben wohl Recht, antwortete er, es iſt nichts drückender, als wenn man wahrnimmt, wie die Menſchen mehr durch Furcht, als durch Liebe in Thätigkeit geſetzt werden. Doch ſcheint dieſer Vorwurf den Poſtmeiſter nicht zu treffen. Er fügt ſich in das Unvermeidliche und erfüllt ſeine Amtspflicht.

Waren wir nicht früher da? rief Roland.

Wohl, ſagte Thaulow, doch, was wir wollen, iſt eine Privatſache, die öffentliche geht vor. Aber, lieber Freund, wenn nun das, was uns ſo unangenehm und ſtörend entgegen tritt, eine ſehr wichtige, ja, vielleicht eine für uns erfreuliche Bedeutung hätte?

Wie ſo? fragte geſpannt Roland.

Die Gerüchte, daß die franzöſiſche Armee geſchlagen ſei, fuhr Thaulow fort, breiten ſich immer mehr aus.

Gerede! unterbrach ihn Roland. Was der treue, tapfere Deutſche nicht vermochte, vermag der Ruſſe nicht. Tauſend Mal ſind ſolche Gerüchte ausgeſtreut worden. Ich hoffe nichts von Armeen; nur der kühne deutſche Volksgeiſt kann ihn ſchlagen.

Thaulow ſchüttelte lächelnd den Kopf.

Die Nachrichten, ſagte er, werden immer beſtimmter, der Krieg wird, das läßt ſich nicht läugnen, von den Ruſſen auf eine großartige Weiſe geführt, das Vordringen ſcheint tollkühn; wenn er doch nun hier ſeine Grenze gefunden hätte? Der Offizier, der hier die Pferde beſtellt hat, iſt ein Colonel; offenbar iſt derjenige, der mit ſeinen Begleitern ſo eilig reiſt, ein ſehr angeſehener Mann, wahrſcheinlich einer der Marſchälle. Wenn er beſtimmt wäre, eilige Hülfe in dringender Noth zu bringen? Denken Sie, die weite Entfernung; wie wahrſcheinlich, daß eine jede Hülfe zu ſpät käme.

Ja, rief Roland, plötzlich zu der fröhlichſten Hoffnung übergehend, wir werden ſie fliehen ſehen, wir werden uns waffnen, ſtreiten, ſiegen.

Aber, unterbrach ihn Thaulow, für's Erſte hier an tödtlicher Langerweile leiden. Sie wiſſen, unſere Damen, die erſt in einigen Stunden ankommen können, erwarten uns hier. Die Begleiterin meiner Geliebten iſt eine Verwandte des Poſtmeiſters, und Beide ſind ſeine Gäſte, auch wir ſind eingeladen, den Abend hier zuzubringen; aber jetzt wird es kaum möglich ſein, den Poſtmeiſter oder ſeine Frau zu ſprechen. Wir könnten zwar auf ein paar Stunden nach dem Gaſthauſe gehen, aber ich geſtehe, die Neugierde feſſelt mich hier. Ich will den Vortheil, den wir durch die Einladung erhalten haben, nicht verlieren. Vielleicht erfahren wir, wer dieſer geheimnißvolle Mann iſt, der ſo eilig reiſt. Ich dächte alſo, wir blieben hier; der warme Ofen zieht mich unwiderſtehlich zu ſich. Aber was fangen wir an?

Gut, wir bleiben hier, ſagte Roland, aber dann müſſen wir auch die ruhigen Stunden benutzen. Erinnern Sie ſich Ihres Verſprechens, mir die Geſchichte Ihrer Liebe mitzutheilen?

Ich bin, erwiederte Thaulow, gern erbötig, Ihre Bitte zu erfüllen, und welche Zeit könnte geeigneter ſein, als eben dieſe, da ich mich in einer zweifelhaften Lage von Dorothea trennen muß? So manches unerwartet günſtige Ereigniß förderte dieſe Neigung, daß ich bei der lebhaften Erinnerung an eine ſeltſam wechſelnde Vergangenheit für die ungewiſſe, ja, bedenkliche Zukunft Muth faſſe. Aber die Geſchichte meiner Liebe iſt die Geſchichte meines Lebens, ohne dieſe nicht zu verſtehen, und obgleich es möglich iſt, daß wir hier unbemerkt und ungeſtört ein paar Stunden zubringen können, kann es doch auch geſchehen, daß man früher auf uns aufmerkſam wird. Indeſſen will ich auf die Gefahr dieſer Unterbrechung meine Erzählung anfangen.

Sie rückten Tiſche und Stühle an den Ofen, Roland putzte das trübe brennende Licht, draußen war Alles ſtill, und Thaulow begann.

Mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in Bergen, der einen bedeutenden Handel trieb, und viele Verbindungen in Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Spanien hatte. Wir lebten, obgleich in Wohlſtand, doch ſehr ſtill, mein Vater haßte das rohe Weſen und beſonders die lärmenden Geſellſchaften, in welchen damals viel getrunken wurde. Ich ſprach ihn ſelten, hing aber mit meiner ganzen Seele an der Mutter und einem ältern Bruder, der ſich dem Handel widmete. Ich war zum Studiren beſtimmt und beſuchte eine öffentliche Schule. Aber obgleich ich fröhlich und guter Dinge war, von den Mitſchülern, wie von den Lehrern geliebt, waren mir doch die ſtillen Abendſtunden, wenn der Vater in ſeinen Handelsbüchern vergraben, ich aber mit der Mutter und dem Bruder in traulicher Unterhaltung begriffen war, unter allen die liebſten. Ich kann es Ihnen nicht beſchreiben, welche innere Seligkeit ich in dieſen Stunden empfand. Die Stimme meiner Mutter hatte für mich etwas ſo Mildes; ſie beherrſchte den Vater, wir Brüder verhehlten ihr nichts, und dennoch war ihr Weſen ſo ſtill, ſo völlig nachgebend, es war, als erlangte ſie Alles eben, weil ſie nichts wollte. Wenn wir heftig waren oder zankten, dann ſchwieg ſie. Aber wie ſoll ich Ihnen die Gewalt dieſes Schweigens, den ſtillen, mahnenden Blick beſchreiben? Wir wurden immer ſogleich ruhig, und ſie lenkte das Geſpräch auf Gegenſtände, die ſich völlig natürlich darzubieten ſchienen, die keine Ermahnung, keinen Vorwurf enthielten, aber dennoch die tiefſte Reue erweckten. Wie oft ſanken wir uns dann, ohne zu wiſſen, warum, weinend in die Arme. Die Geſpräche waren meiſt ernſthaft, religiös. Ich habe es leider geſehen, wie das Chriſtenthum als trockne Lehre die Kinder zurückſchreckt, aber ich habe es erfahren, wie es, aus dem Herzen hervorquellend, das Herz, das ganze Daſein des Kindes ergreifen kann. Es war, als wenn eine unverſiegbare Quelle der Liebe aus der ſtillen Vereinigung entſpränge, die ganze Welt erſchien mir ſo heiter, die Menſchen ſo herrlich, und ich ſchlummerte nach einem ſolchen Geſpräche nie ein, ohne Gott für das ſelige Daſein, für den Genuß der ſtillen Liebe zu danken. Sie müſſen mir's verzeihen, daß ich dieſe ſchönen Stunden ſo ausführlich darſtelle, ſie bilden den Grundton meines Lebens, und mein ſpäteres Geſchick hat dafür geſorgt, daß dieſe Bildung mich nicht zur Weichlichkeit führte.

Ich war dreizehn Jahr alt, die Aeltern ſchienen viel von mir zu hoffen. Aber der Vater, der früher, obgleich ganz in ſeine Geſchäfte verſunken, doch immer heiter erſchien, ward immer trüber, meine Mutter ward, wenn auch nicht trübe, doch ernſter, mein älterer Bruder blickte oft düſter vor ſich hin. Ich ahnete ein Unglück, ohne auch nur vermuthen zu können, von welcher Art es ſei. Einmal, als ich ſo recht wehmüthig mit der Mutter daſaß, ihr in die feuchten Augen blickte, trat mein Bruder herein. Es iſt entſchieden, ſagte er, das Haus in London hat uns völlig geſtürzt. Arme Mutter, armer Bruder, wir ſind Bettler. Kann nichts gerettet werden, fragte die Mutter und blickte den Bruder mit einer wunderbaren Ruhe an. Nichts, antwortete dieſer, wenn wir als redliche Männer handeln wollen. Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, ſein Name ſei geprieſen, ſagte ſie. Wo iſt Dein Vater? Er iſt mit den Büchern beſchäftigt, erwiederte der Bruder. Die Gläubiger werden wenig verlieren, das iſt ſein Troſt. — Ich übergehe die traurige Zeit. Deſſen erinnere ich mich noch deutlich, daß Jedermann die Redlichkeit meines Vaters pries und ſein unverſchuldetes Unglück bedauerte. Wir zogen in ein kleines Haus, mein Vater nährte ſich von Aufträgen, die ihm die reichen Handelsherren gaben, meine Mutter arbeitete, mein Bruder ging nach Hamburg, um in einem Komtoir dort zu dienen. Ich beſuchte fortdauernd die Schule, aber der Vater erkrankte, er hing nur zu ſehr an dem mühſam erworbenen Gut, er ſtarb, und ich blieb hülflos mit der Mutter allein. Ich mußte der gelehrten Bildung entſagen. Ein Freund meines Vaters, der eine anſehnliche Stelle beim Bergamt in Kongsberg bekleidete, ſchlug der Mutter vor, dahin zukommen. Er verſprach einige Unterſtützung, wenn ich mich dem Bergfache widmen wollte, und wir waren gezwungen, dieſes Anerbieten anzunehmen.

Die Trennung von dem geliebten Bruder, deſſen Gegenwart uns ein Theil des eigenen Daſeins ſchien, der Tod des Vaters, die Armuth, in welcher wir, an Wohlſtand gewöhnt, lebten, hatten mich zwar trübe geſtimmt, aber die Fröhlichkeit der Jugend überwand Alles, und inniger, als je, ſchloß ich mich an die Mutter an, die mir jetzt Alles war. Nicht ohne Wehmuth denke ich an den Tag der Abreiſe, an die lange Seereiſe, an unſere Ankunft in Kongsberg. Die Stadt liegt in einem engen Thale; terraſſenförmige Berge, mit dunkeln Nadelhölzern bewachſen, erheben ſich auf beiden Seiten. Mir ſchien ſie trübe, finſter, das Meer fehlte mir, und das große, heitere Leben der Stadt, die ich verlaſſen hatte. Vor Allem machte meine beſchränkte

Beſchäftigung mich unglücklich. Du ſollſt dem Tageslicht, dem heitern, allſeitigen Wiſſen entſagen, um in der Erde zu wühlen, klagte ich. Zwar liebte ich die Beſchäftigung mehr, als ich ſie genauer kennen lernte. Die Gruben liegen mehrere Stunden von der Stadt, die dunkeln Räume hatten etwas ſeltſam Anziehendes. Mathematik, Chemie, Steinkunde waren mir herrliche Studien, aber ich konnte die Alten, konnte die Geſchichte nicht vergeſſen, und daß ich ausgeſchloſſen war von einem Genuſſe, der mich ſo freundlich angezogen hatte, machte mir das Entbehren nur noch theurer. Die Mutter arbeitete treulich, ihre feinern Handarbeiten waren bald bekannt, wurden in Drammen und Chriſtiania geſucht. Aber was ſie erwarb, die Unterſtützungen, die ich erhielt, reichten nur eben hin, uns nothdürftig zu ernähren. Zum Glück hatten wir einige Monate nach unſerer Ankunft die Bekanntſchaft des Predigers Steenſtrup gemacht. Es war ein ſtrenger, ernſthafter Mann, bekannt wegen ſeiner Gelehrſamkeit. Bei einem Beſuche hörte er, daß ich die gelehrte Schule bis zu meinem funfzehnten Jahre beſucht hätte, und meine Mutter bedauerte, daß ich dem Studiren hätte entſagen müſſen. Bis zur Prima iſt man gekommen? ſagte er, mich mit ernſthafter Gravität betrachtend, funfzehn Jahr alt? Man muß doch etwas gelernt haben. Doch die

Jugend iſt vergeßlich. Hat man die Beſchäftigung ganz aufgegeben? — Mit großer Scheu näherte ich mich dem finſtern Manne, der mir näher zu kommen winkte, und hatte kaum den Muth, ihm zu ſagen, daß ich jede freie Stunde benützte, um die erlangte Kenntniß nicht zu verlieren. Hm, ſagte er, wir wollen doch erfahren, was der junge Mann weiß. Ich mußte die Autoren bringen; Horaz, Virgil, Quintilian, Epiktet, Herodot, Homer, das neue Teſtament, die vorzüglichſten Schriftſteller der Alten, die damals auf den gelehrten Schulen getrieben wurden, lagen aufgeſchlagen vor ihm, und mit klopfendem Herzen mußte ich mich einer Prüfung unterwerfen. — Nicht ſo übel, ſagte der Prediger und entfernte ſich, ohne daß wir ſeine Abſicht ahnten. Aber ein paar Tage darauf erſchien er mit einem Lehrer des Bergfachs. Es ward ausgemacht, daß ich bei ihm Stunden in den alten Sprachen und in der Geſchichte nehmen ſollte. Das Bergamt wünſchte, daß einige Bergeleven ſtudiren möchten. Jetzt erſt, da das ganze Feld der Wiſſenſchaften vor mir lag, war mir das Bergfach theuer. Ich arbeitete mit großer Anſtrengung, und glücklicher Weiſe erhielt das Wandern nach den Gruben, die thätige Beſchäftigung mit dem Bergbau meine Geſundheit. Ich lebte jetzt mit meiner Mutter ſehr glücklich, ſie war in der ſtillen Armuth zufrieden, und wir hofften zutrauensvoll, daß, wenn ich ſo weit ſein würde, die Univerſität beſuchen zu können, auch die Mittel nicht fehlen würden. An dem alten, ernſthaften Prediger und ſeinem ſtrengen Unterrichte hing ich mit ganzer Seele. Gegen mich äußerte mein Lehrer nichts, aber kaum waren zwei Jahre verſchwunden, als er meiner Mutter erklärte, daß ich ſchon ſeit langer Zeit reif, daß es wünſchenswerth ſei, wenn ich jetzt die Univerſität beſuchte. Sie ſtellte ihm mit ſorgenvoller Miene vor, wie ihr alle Mittel fehlten, mich in Kopenhagen zu unterhalten. Der Prediger ſchüttelte bedenklich den Kopf. Schade, ſagte er, man könnte ein tüchtiger Menſch werden. Aber auch er beſaß wenig und konnte nur mit Mühe eine anſehnliche Familie erhalten. In der ganzen Stadt begann die Armuth, die ſpäter ſo furchtbar überhand nahm, ſich zu zeigen. Der Bergbau brachte wenig ein, die Gruben waren erſchöpft, und die Einwohner ſahen mit großer Aengſtlichkeit eine trübe Zukunft herannahen. Die Zeit, da ich, um mich der Prüfung zu unterwerfen, erſcheinen mußte, war da, ſie verſtrich, und noch erſchien keine Ausſicht. Unſere Hoffnung verſchwand, aber dennoch konnte ich die Neigung, mich mit den Alten zu beſchäftigen, nicht aufgeben, ja, die Schwierigkeiten reizten mich immer mehr. Ich ſtudirte römiſche und griechiſche

Klaſſiker, deren Bekanntſchaft man nicht zu fordern pflegte, ich war in den Fächern des Bergbaues wohl bewandert, und man betrachtete mich als einen jungen Mann von ſeltenen Kenntniſſen. Aber je mehr meine Mutter mich rühmen hörte, deſto größer ward ihre Sorge. Auch das zweite halbe Jahr war hoffnungslos verſchwunden. Da erhielten wir, mitten im Winter, einen Brief von dem Bruder. Aus Hamburg hatte er fleißig geſchrieben; manche kleine erfreuliche Beihülfe hatten wir durch ihn. Dann zeigte er uns an, daß er jetzt mit einem berühmten, reichen Banquier in Brüſſel nach Paris reiſen würde, um dort in dem Komtoir ſeines neuen Prinzipals zu arbeiten. Er ſchien von dieſer Veränderung ſeiner Lage viel Gutes zu erwarten. Jetzt verging eine ſehr lange Zeit, ohne daß wir etwas von ihm erfuhren. Dieſer letzte Brief aber verſetzte uns in freudige Verwunderung. Er berichtete, daß er das ganze Vertrauen des Banquiers erworben habe, daß er an der Spitze ſeiner anſehnlichen Handlung in Paris angeſtellt ſei, und daß der reiche Banquier ihn fürſtlich belohne. Eine bedeutende Anweiſung, in Chriſtiania zu heben, war beigefügt, und er verſprach, alle halbe Jahre eine ähnliche zu ſenden. Ausdrücklich äußerte er den Wunſch, daß ich jetzt die Univerſität beziehen möchte. Wie glücklich waren wir!

Die Summe war anſehnlich genug, um uns beide auf eine ſorgenfreie und anſtändige Weiſe in Kopenhagen zu ernähren, und die Mutter beſchloß, mich dahin zu begleiten. Das Nehmen mit reinem Herzen aus der Hand der reinen Liebe hat etwas unſäglich Beglückendes, Reinigendes, ja, Erhebendes. Das Geben hat einen größern Reiz, aber in die Freude verbirgt ſich eine gefährliche Lockung. Das Nehmen iſt mit völliger Hingebung verbunden. Wie erſchien der geliebte Bruder uns theuer, wie lebte er in unſerer Mitte, daß ſelbſt die große Entfernung uns zu verſchwinden ſchien! Ich denke nie ohne Rührung an die Freude der armen Einwohner über unſer unerwartetes Glück, denn die Mutter war allgemein verehrt, und von mir erwartete man große Dinge. Ohne uns das Nothwendige zu rauben, konnten wir, in einer einfachen Lage, die die Menſchen mit uns in vertrauliche Verbindung brachte, dieſen manche Gabe reichen. — So lebten wir in ſtiller Freude, in einem fortdauernden Gebet, ſahen die Tage des Winters verſchwinden und erwarteten geduldig den Frühling. Damals ergriff mich aber ein Gefühl, welches ich zwar früher ſchon kannte, das mir aber nie ſo gewaltſam entgegen getreten war, eine geheime Angſt vor dem großen Glück. Ich vermochte ſie nicht zu überwältigen, obgleich ich ſie zu bekämpfen ſuchte, obgleich ſie mir ſündhaft ſchien. Leider ward ſie durch den Erfolg nur zu ſehr gerechtfertigt. Meine ſonſt ſo kräftige, geſunde Mutter fing an zu kränkeln. Die Krankheit nahm unerwartet ſchnell eine gefährliche Wendung, ich wich nicht von ihrem Bette, — ſie ſtarb. O ſchelten Sie mich nicht, wenn ich noch nach ſo vielen Jahren das Unglück, eine ſolche Mutter zu verlieren, ſo tief fühle. Wie ſie nach einem ſolchen Leben ſtarb, wie das Bild des Todes mir heiter erſchien, obgleich der Verluſt mich zerſchmetterte, wie eine ſeltſame Miſchung von unſäglichem Schmerz und ſeliger Hoffnung mein erſchüttertes Gemüth bewegte, das ſchwebt mir noch immer lebendig vor. Ich fühlte mich auf der Erde ganz verlaſſen, aber mir war, als wäre ich von jetzt an einem höhern, ſeligern Daſein geweiht, und Wehmuth und Seligkeit durchbebten in wunderbaren Schwingungen mein Innerſtes. Sie iſt mein perſönlich gewordenes Gewiſſen geblieben; wenn ſie in meinem Andenken lebt, entfernen ſich alle finſteren Geiſter, und ein freudiger Tag beſeligender Hoffnung bricht heiter und beglückend hervor; ja, die Liebe, die mich jetzt ſo glücklich macht, ſcheint mir nur eine Fortſetzung jener reinen, kindlichen zu ſein, die uns beide der ewigen verband, nur durch ſie geheiligt.

In Kopenhagen trat mir nun ein neues Leben entgegen. Meine Prüfung hatte Aufſehen erregt, eine Menge junger Leute drängten ſich an mich heran, und ich ward wohl auch von dem Strudel des fröhlichen Lebens ergriffen. Ich ſchwärmte, genoß, was die Stunden mir boten, aber eine innere Unruhe konnte ich nicht überwinden, der Gewohnheit des fleißigen Arbeitens nicht entſagen. Allmälig wurde mir die Quelle meiner Unruhe klar. Was die Sehnſucht wollte, was die liebedürftende Seele verlangte, das vermochte keine Forſchung mir zu geben. Die Geſchichte war mir eine Reihefolge von Thatſachen, die Natur eine Klaſſifikation von Gegenſtänden, ſorgfältig beſchrieben; die Thatſachen der Geſchichte waren durch die Chronologie, die Geſetze der Natur durch den Calcül geordnet; die Dichtkunſt war in philologiſche Kommentare, in Reflexionen über das Metrum begraben. Wie ſo ſeltſam lag dieſes kalte, gemüthloſe Forſchen der Sehnſucht gegenüber, die meine ganze glühende Seele erwärmte. Ich konnte dieſen Widerſpruch nicht löſen, ich begriff meine Freude an dem ſtrengen Wiſſen nicht. Wenn ich in die Studien verſunken war, ſchien es mir, als müßte, was ſo mein ganzes Daſein ergriff, mit jener Welt der Liebe eine Gemeinſchaft haben, die mich ja auch ganz durchdrang. Aber die Vereinigung verſchwand, in die Sehnſucht löſte ſich alles Wiſſen auf, und wo dieſes mächtig war, traten Zahl und Geſetz mir ſteinern entgegen. Wie zwei unverträgliche Seelen lagen ſie da, die, ſo ſchien es mir, ſich nie zu verſtändigen vermöchten. Immer mehr quälte mich dieſer Widerſpruch; es gab Augenblicke, wo mir die Liebe zum Wiſſen ſündhaft erſchien, als wäre ſie nur ein Fluch, den wir ertragen müßten, wie jenen, der das Paradies zerſtörte, als wäre die Freude, die uns ergreift, aus der finſtern, lockenden Tiefe, und ich begriff, wie jene Sekten, jene trübſeligen Geiſter ſich entwickelt haben, die die ſchönſten, heiterſten, ja, heiligſten Gaben der Geiſter ſinnbethört ſchmähen. Aber nie verſchwand die tiefe Hoffnung, daß dieſer Widerſpruch ſich löſen würde. Es gelang mir, einige Anſichten zu gewinnen, die mir plötzlich manches Dunkle in der Natur erhellten. Meine Freude war unbeſchreiblich. Es war mir, als wäre ich von einer plötzlichen Helle umflogen, als wäre mir ein heiterer Geiſt erſchienen, der einen dunkeln Schleier höbe, damit ich in den unendlichen Reichthum der Natur hineinſchauen könnte. Nein, rief ich, dieſe Freude iſt rein, dieſe Seligkeit verdanke ich Dir, Vater des Lichts! Es war mir, als hätte ich jetzt den erſten verborgenen Schatz des Erkennens gehoben, und meine Hoffnung iſt ſeitdem nie verſchwunden. Ich ahnte es jetzt, daß, was die tiefe Sehnſucht wünſcht, daſſelbe iſt, was erſt dem Wiſſen Gehalt, daß das, was das Forſchen ſucht, daſſelbe iſt, was der Sehnſucht erſt Geſtalt giebt.

In dieſer Zeit lernte ich den raſchen, klaren Thorſtein, den ſchwärmenden Roſſing, den grübelnden Flinthough kennen. Sie erinnern ſich, was ich von dieſen, meinen innigſten Freunden, Ihnen früher geſagt habe. Ich ward heimiſch in Deutſchland. Was die Geiſter dort ſuchten, erſchien mir eben als die Löſung meines Problems, ſie wagten es gleich von vorn herein, den Widerſpruch, der mich quälte, als einen nichtigen aufzuheben; ich glaubte zu finden, was ich ſuchte, die Beſtätigung des Geſetzes durch die Liebe.

Ich hatte mit großem Eifer die Geſchichte meines Vaterlandes ſtudirt. Jetzt gewann das Streben, alle Richtungen der germaniſchen Vergangenheit zu verfolgen, das Leben einer früheren Zeit heiter in unſere Mitte zu zaubern, für mich einen unbeſchreiblichen Reiz. Die Treuherzigkeit der alten Chroniken riß mich hin. Ich verlor mich in die älteſten Zeiten, wo die Geſchichte aus den ſeltſamen Mythen hervortrat, Wahrheit und Dichtung. Ich ſah, wie in grauer Vorzeit der hohe Norden ſich mit Deutſchland im Innerſten verſtand, wie Sagen derſelben Art, ungewiß ſchwankend, bald in jenem Lande, bald in dieſem heimiſch zu ſein ſcheinen. Der wunderbare, tiefe Klang der verborgenen Liebe, der ſchon in der ſcheinbaren Härte der heidniſch-mythiſchen Urzeit verborgen war, der immer klarer, immer vernehmlicher hervortrat, ergriff mich ganz. Es war mir, als wenn ich, mit einem Grubenlicht bewaffnet, in den dunkeln Gängen der vergrabenen Vergangenheit herumginge, wo der in Steinmaſſen gefeſſelte König mir hoffnungsvoll entgegenklänge, wenn ich die reichen, leuchtenden Adern anſchlug. Jetzt war mir die Vergangenheit der Natur theuer und heilig; ich begriff, wie auch ſie eine Geſchichte habe, eine Entwickelung, und dieſe war mir Enthüllung der Liebe, wenn auch nur dunkel, in erſtarrten Hieroglyphen, als räthſelhafte Weiſſagung. Ich verſtand meine Liebe zum Steinreich; der Bergbau ward mir bedeutend, und das ſtille Kongsberg und meine Beſchäftigung dort erſchienen mir reizend. War es doch, als wenn das Alter der Gebirge auch die Menſchen in einer frühern Vergangenheit feſthielte, daß dieſe unverändert in eine bewegliche Zeit hineintrat. Das einfache Leben, die alterthümliche Sprache, die Tracht ſelbſt verſetzte mich in die längſt vergangene Zeit. Die Grubenlichter in den dunkeln Räumen leuchteten mir wie das geheime Zeichen vergrabener Zeiten mit ihren Schätzen entgegen, und ſelbſt die trübe Ausſicht, das verſchwundene Erz, was ſich immer mehr in das taube Geſtein hineinzog und verſteckte, lockte mich, wie ein wichtiges Geheimniß. Die Sehnſucht, mit welcher man ein Kreuzen der Gänge, mit welcher man die Fallbänder, wo die Gänge ſich veredeln würden, ſuchte, erſchien mir als ein ſeltſam bedeutendes Geſchäft; aber vor Allem regte ſich die Hoffnung, daß die verwandten Stämme ſich begrüßen, verſtehen, wechſelſeitig belehren würden, und mein ganzes Leben ſchwebte, wie jene frühern Mährchen, ſelbſt faſt mährchenhaft, zwiſchen dem hohen Norden und dem erwachten Deutſchland, ungewiß, wo ſeine Heimat ſei.

So war ich von einem innern geiſtigen Reichthum erfaßt, der mich von der Geſchichte zur Natur, von Norden nach Süden trieb, als mir plötzlich Hoffnung gemacht wurde, ich würde Deutſchland bereiſen können. Die däniſche Regierung zeichnet ſich durch die große Freigebigkeit aus, mit welcher ſie junge Männer in den Stand ſetzt, fremde Länder zu beſuchen. Ich hatte die Hoffnung, ein ſolches Reiſeſtipendium zu erhalten, als ich eben unerwartet erfuhr, daß mein Bruder eine ſehr bedeutende Handlung in Bergen angefangen. Er bat mich, ihn zu beſuchen, und ich eilte nach Bergen. Nach ſo langer Zeit ſah ich nun den Bruder wieder, der mir früher ſchon ſo theuer war. Wir durchlebten noch ein Mal die ſchöne, ſtille Vergangenheit, und er erzählte, wie ſein Prinzipal, verwickelt in politiſche Unternehmungen für die vertriebenen Bourbons, gezwungen geweſen, plötzlich zu fliehen. Meinem Bruder war es gelungen, den größten Theil ſeines bedeutenden Vermögens auf eine abenteuerliche Weiſe zu retten. Mit dieſem Vermögen trieb er einen bedeutenden Handel, und ſeine Handelskenntniſſe, die Vorſicht, mit welcher er alle gewagten Unternehmungen vermied, und glückliche Ereigniſſe verſprachen ſchon jetzt viele Vortheile. Er war noch nicht ſo glücklich geweſen, Nachrichten von dem Aufenthalte ſeines Wohlthäters zu erhalten, und eben ſo wenig kannte er das Schickſal der Frau und Tochter, die ſich in Brüſſel aufhielten. Alle Erkundigungen mußten mit großer Behutſamkeit eingezogen werden. Er traute mir Gewandheit und Geſchick zu, Nachrichten der Art einzuziehen, und da ich ohnehin nothwendig Paris beſuchen mußte, vertraute er mir eine bedeutende Summe an, um Forſchungen anzuſtellen und die Familie, wenn ich ſie träfe, und wenn es nothwendig wäre, zu unterſtützen.

So durchreiſte ich nun die Niederlande und kam nach Brüſſel, um die Spuren der Familie van der Nael, die freilich allgemein bekannt war, aufzufinden. Ich war an einige ſeiner Freunde adreſſirt, ich war mit den Zeichen bekannt, die die Verſchwornen brauchen, um ſich wechſelſeitig zu erkennen; und mir war ſeltſam zu Muthe, als ich auf eine ſolche Weiſe in ein mir ganz fremdes, gefährliches Verhältniß mich verflochten ſah. Ich erfuhr, daß die Frau des van der Nael in einem Kloſter verborgen war, ohne ihren Aufenthaltsort entdecken zu können, daß der Banquier ſelbſt glücklich entwichen, daß aber Niemand wußte, wo er ſich aufhielt. Die Behutſamkeit, mit welcher ich jeden Schritt, den ich that, berechnen mußte, um weder mir, noch der Familie zu ſchaden, die fremde äußere Welt, die mich zwar nicht anzog, aber doch beſchäftigte, geognoſtiſche Unterſuchungen in den Ardennen und in den rheiniſchen Gebirgen, Studien in Paris, das bunte Leben, ſo viele Ereigniſſe, die mich in Anſpruch nahmen, drängten zwar das frühere Grübeln zurück, daß die äußere Thätigkeit mich feſſelte, ja, einen eignen Reiz für mich erhielt, aber dennoch ſtieg meine Sehnſucht nach Deutſchland immer höher, je länger der wichtige Auftrag mich in Frankreich und in den Niederlanden feſthielt.

Einſt, als ich über den Pont royal ging, ſah ich eine Menge Menſchen, die ſich in der Rüe dü Bac um ein Haus drängten, aus welchem die Polizei eben einen jungen Mann heraus führte. Als ich näher kam, erkannte ich einen Straßburger, Banner, deſſen Bekanntſchaft ich zufällig gemacht hatte, den ich ſpäter in den Kreiſen bourboniſch geſinnter Einwohner traf, und der ſich beſonders durch ſeinen glühenden Haß gegen Napoleon und ſein Heer auszeichnete. Ich drängte mich nahe heran, um mich zu überzeugen, daß ich mich nicht irre. Als ich bei ihm vorbeiging, erkannte er mich. Herr Thaulow, rief er, eilen Sie zu dem Herrn Kolmar in der Rüe Cerütti, — er bezeichnete das Haus — und ſagen Sie ihm, daß ich hier ergriffen worden bin. Ich ſah, wie die Polizeibeamten ſtutzten, als ſie dieſen Auftrag hörten. Ich verſprach in ein paar Worten, ſeinen Wunſch zu erfüllen, und drängte mich unter die Menſchen, um die Aufmerkſamkeit der Beamten von mir abzuziehen.

Der Auftrag ſetzte mich in Erſtaunen. Kolmar war den Verſchwornen wohl bekannt. Er war aus den Rheingegenden, und man bezeichnete ihn als einen der gefährlichſten Agenten der geheimen Polizei. Fouché, behauptete man, benutze ihn vorzüglich, um die Verzweigungen der Verſchwörung nach den Niederlanden und nach den deutſchen Provinzen des Kaiſerreichs auszukundſchaften, und ich ſelbſt hatte bei den Erkundigungen, die ich einziehen mußte, Gelegenheit gehabt, Spuren ſeiner geheimen und ſchlauen Wirkſamkeit zu entdecken. Wie kann Banner zu dieſem Menſchen ſeine Zuflucht nehmen? dachte ich. Oft war die Furie ſeines Haſſes mir ſehr zuwider geweſen; es war mir klar, daß mehr perſönliche Erbitterung, als die Verirrungen der Vaterlandsliebe, ihn in die gefährliche, wie mir ſchien, völlig hoffnungsloſe Verſchwörung hineingeriſſen hatte; aber für redlich hielt ich ihn bis jetzt. Von nun an erſchien er mir in einem beinahe zweideutigen Lichte. Ich hatte leider in der kurzen Zeit nur zu oft Gelegenheit gefunden, meine gute Meinung von den meiſten Menſchen zurückzunehmen. Selbſt die Beſſern waren in der Wahl der Mittel nichts weniger, als gewiſſenhaft. Eine jede geheime Verſchwörung, auch wenn ſie aus den redlichſten Geſinnungen, wenn ſie aus Treue gegen den angeſtammten Herrn entſpringt, führt auf furchtbare Abwege. Ich hatte tief genug in die Maſſe der ſittlichen Widerſprüche hineingeblickt, die den Geiſt der Verſchwornen zerrütteten, um vor einer jeden Theilnahme zurückzuſchaudern. Während ich ſo den langen Weg von dem Boulevard zurücklegte, bedachte ich zugleich, wie bedenklich in meiner Lage ein Beſuch bei dieſem gewiſſermaßen berüchtigten Menſchen ſei. Bei den Männern, die mir ihr Vertrauen geſchenkt hatten, konnte es Verdacht erregen, und ich zog die Aufmerkſamkeit des gefährlichen Kundſchafters auf meine Perſon. Meine Forſchungen waren noch nicht vollendet, ich kannte den Aufenthalt des van der Nael nicht, ich wußte nicht, wo man die Frau verbarg, und durfte meine geheime Verbindung mit den Verſchwornen noch nicht abbrechen. Aber ich hatte mein Wort gegeben, ich mußte es halten. Zum erſten Male konnte ich mir eine Uebereilung vorwerfen, und näherte mich nachdenklich und beſorgt der Wohnung Kolmars. Ich fand einen großen Mann, ſorgfältig angezogen, mit ſchneidenden Geſichtszügen. Er trat mir feſt und ernſthaft entgegen. Was wollen Sie? fragte er kurz. Ich nannte mich, erzählte, was ich geſehen, und was der Ergriffene mir aufgetragen hatte. Kolmar blickte mich ſcharf an, als wollte er mich durchbohren. Wo haben Sie den Herrn Banner kennen gelernt? fragte er. In dem Garten Tivoli, antwortete ich, wo ich, ein Fremder, mit einigen deutſchen Freunden in einer Laube ſaß und Banner ſich zu uns geſellte. Kolmar wandte ſich ſtillſchweigend von mir ab, blätterte einige Augenblicke in einem großen Buche und ging mir darauf wieder entgegen. Sie haben die Wahrheit geſagt, redete er mich an. Sehen Sie ihn öfters? Nur zufällig, antwortete ich; er gehört nicht zu meinem nähern Umgang. Sie ſind ein Norweger, ſagte er, meiden Sie ſeinen Umgang, beſchäftigen Sie ſich nur mit Ihren Studien. Ein Fremder kann nicht vorſichtig genug ſein, und Sie müſſen ſorgfältig einem jeden Verdacht zu entgehen ſuchen. Wie konnte meine Lebensweiſe Verdacht erregen? erwiederte ich. — Doch, mein Herr! Sie ſind in Brüſſel geweſen, in dem Hauſe des Lamotte, der unter die Verdächtigen gehört, und jetzt erſcheinen Sie in meinem Hauſe mit dem bedenklichen Auftrage. Ich will noch kein Mißtrauen in Sie ſetzen, aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu ſagen, daß von jetzt an alle Ihre Schritte ſorgfältig bewacht werden. Sie ſind bald in Paris, bald in den Provinzen. — Er ſchwieg, als beſänne er ſich auf etwas, wiederholte meinen Namen und fragte dann, ob ich nicht vor Kurzem in Weſtphalen geweſen wäre. Ich war in der That erſt vor wenigen Tagen aus der Gegend von Eſſen zurückgekommen, wo ich ganz mit Studien und Unterſuchungen beſchäftigt geweſen war, und geſtand es. Kennen Sie nicht die Familie eines Bergbeamten? fragte er darauf, indem er dieſen nannte. Ich ward in ſeinem Hauſe gaſtfrei aufgenommen, erwiederte ich, und verlebte mehrere Wochen dort, faſt wie ein Mitglied der Familie. Er iſt der Bruder meiner Frau, ſagte Kolmar. Sie korreſpondiren fleißig mit einander, und in den Briefen war oft von Ihnen die Rede. Als ich durch den thörichten jungen Mann auf Sie aufmerkſam wurde, fiel mir Ihr Name auf. Ich verlor Sie aber aus den Augen, ohne daß ich meiner Frau die Vermuthung mitgetheilt hätte. Kommen Sie, fuhr er fort, es wird meiner Frau ſehr angenehm ſein, Ihre Bekanntſchaft zu machen. — Ich folgte ihm, indem er noch ein Mal, mit offenbaren Zeichen der Theilnahme, mich ermahnte, einen jeden verdächtigen Umgang ſorgfältig zu vermeiden. Ich ſah dieſer neuen Bekanntſchaft mit ſehr gemiſchtem Gefühl entgegen. Zwar mußte ich mir ſelber geſtehen, daß Kolmar mir in einem vortheilhaften Lichte erſchien, aber ein unheimliches Gefühl ergriff mich, wenn ich an ſeine ſpähenden Blicke, an ſeine verborgenen Abſichten und an ſeine genaue Kenntniß meines Lebens und Treibens dachte. Er hatte mich zwar vor allem verdächtigen Umgange gewarnt, aber eben der Umgang mit ſeiner Familie machte mich in den Augen derer, die ich liebte und ſchätzte, im höchſten Grade verdächtig. So von mancherlei unangenehmen Empfindungen gequält und mit dem feſten Vorſatze, ſo gut ich es vermöchte, einen genauern Umgang mit einem ſo zweideutigen Menſchen abzulehnen, folgte ich ihm.

Wir traten in eine helle, ſchöne, höchſt zierlich, aber nicht prächtig eingerichtete Stube, und eine Frau trat mir entgegen, deren Anblick mich überraſchte. Doch

Sie kennen ſie, nur war ſie damals neun Jahr jünger. Obgleich ſie ſchon über vierzig Jahr alt war, mußte man ſie noch ſchön nennen. Sie trägt ſich noch ſehr gerade, zeigt jenen Anſtand einer frühern Zeit, und ihre erſte Erſcheinung hat etwas Impoſantes. Eine dunkle Wolke ruhte auf Stirn und Augen, gemildert durch eine Anmuth und ſtille Duldung, die mich erſchütterte. Sie warf einen ſtill prüfenden Blick, als wäre ſie über die Erſcheinung eines unbekannten Mannes befremdet, auf mich, einen fragenden auf Kolmar. Herr Thaulow, ſagte dieſer, indem er mich mit ruhiger Kälte der Frau vorſtellte, der vor wenigen Wochen noch in dem Hauſe Deines Bruders lebte. Herr Thaulow? rief die Frau, und alle ihre Geſichtszüge ſchienen ſich zu ändern; eine plötzliche Freude ſpielte in ihren Augen, die Wolke war verſchwunden, und indem ſie heiter und zutraulich mir die Hand reichte, ergriff mich eine unſägliche Theilnahme; es war mir, als wenn die plötzliche Freude eben den Abgrund des tief verborgenen Schmerzes eröffnete, den ich zu ahnen begann. Sein Sie mir willkommen, ſagte ſie, mein Bruder hat viel, ſehr viel von Ihnen geſchrieben, aber nicht, daß Sie nach Paris kommen würden, nicht, daß ich Sie hier ſehen würde. Der gute Bruder hat mich überraſchen wollen. Indem ſie ſo ſprach, lief ein kaum erwachſenes Mädchen mir freudig entgegen. Sie kommen von dem Oheim, ſprach ſie; Sie müſſen viel, viel von ihm und von der Baſe, und von Wilhelmine, Chriſtiane und Wilhelm erzählen. Der Oheim hat viel von Ihnen geſchrieben, er hat Sie recht lieb. — Ich ſah ſie vielleicht mit einem zu lange verweilenden Blicke an; das keimende Mädchen fühlte ſich wohl, als ſie meinen Blick wahrnahm, durch die letzte kindliche Aeußerung geängſtigt. Sie ſchlug die Augen nieder. Es war nur ein Augenblick, aber wie ſie daſtand, wie von der ſchönen Stirn die ſtarkgewölbten Augenlider ſich in den langen Wimpern verloren, und die dunkeln, tiefen Augen durch dieſe wie das grundloſeſte Himmelblau hervorblickten, wie die feinen Züge ſich alle in der halb kindlichen, halb jungfräulichen Scheu gleichſam zu verbergen ſuchten, wie die zarten Lippen, fein geſchloſſen, nur in der Mitte, anmuthig blühend, roth, wie eine Knoſpe, kaum geöffnet erſchienen, ſo ſchwebt ſie noch immer vor mir, und das liebliche Bild wird nie aus meiner Seele verſchwinden. Dorothea war ein wackeres Kind, und alle ihre Aeußerungen waren kindlich und einfach. Bald war ein trauliches Geſpräch eingeleitet, und ich fühlte mich heimatlich. Im Hauſe des Bruders hatte ich, ſeit meiner Mutter Tode, zuerſt wieder das ſtille Familienleben genoſſen; aber hier war es mir, als wenn die alten, ſchönen Kinderjahre wieder aufleben wollten, ein wunderbarer Zauber verſetzte mich in die ſtille Stube nach Bergen, ſelbſt die Töne der Frau erinnerten mich, wie die Geſichtszüge, an meine Mutter. Ich merkte bald, daß ſie mit Wärme an der Erinnerung früherer Tage feſthing, daß ſie, wie mit Gewalt, alle kleinen Züge des vergangenen Lebens um ſich zu verſammeln ſuchte, um eine drückende Gegenwart zu vergeſſen. Aeußerungen, die aber nie leidenſchaftlich wurden, deuteten auf die Sehnſucht, jene glückliche Zeit wieder zu erleben, und als ich kaum eine Stunde in ihrer Nähe war, lebte ich ganz in dem Hauſe des entfernten Bruders, und ſeine Frau, ſeine Kinder, die Nachbarn, die Dienſtboten ſelbſt, ſchwebten lebhaft vor mir. Damals, als ich in der Mitte der liebenswürdigen Familie verweilte, unterhielt ich mich zwar gern mit dem Vater, mit der Mutter, ſpielte, tändelte mit den fröhlichen Kindern und fühlte mich glücklich in dem ſtillen, wahrhaft häuslichen Kreiſe, der mich hier wieder zuerſt ſeit ſo langer Zeit umgab; aber jetzt erſt ſchienen mir die damals genoſſenen Tage in ihrer vollen Bedeutung entgegenzutreten, jetzt erſt ſchien mir die Freude, die ich damals genoß, geheiligt, und ſeit ich es erfahren hatte, welch' eine herrliche Frau liebend, auch in der Entfernung, in der Mitte jener Familie verweilte, war ſie mir über Alles theuer. Das Geſpräch ward immer traulicher; Alles, was ich ſeit dem Tode der Mutter ſtill im liebenden Herzen getragen, erwachte, und es war mir, als wenn der Engel meiner Kindheit mir entgegenträte, mir alle lang entbehrte, ſtill erſehnte Wonne wieder reichen wollte. Während ich ſo mit der Mutter ſprach und jedes Wort uns inniger verband, ſchwieg Dorothea, aber die ſchönen, milden, kindlichen Augen waren auf uns geheftet, und fröhlich lauſchend, von mancher Erinnerung ſtill ergriffen, oft leiſe aufjauchzend ſaß ſie da, und unbefangene Unſchuld, tiefe, theilnehmende Freude ſpielte aus allen ihren Zügen. Das Geſpräch ſtockte. Mutter, ſprach Dorothea jetzt, darf ich dem fremden Herrn auch einige Fragen vorlegen? Ich wundere mich, ſagte dieſe, Dorothea, daß Du ſo lange geſchwiegen haſt. Ich wollte Dich nicht ſtören, liebe Mutter, antwortete ſie, und alle Deine Fragen waren ja auch meine. Doch habe ich auch noch einige. — Und nun näherte ſie ſich mir unbefangen. Wird der kleine Kindergarten noch immer gepflegt? fragte ſie. O ich habe ſelbſt darin arbeiten müſſen, antwortete ich. Alles iſt in der ſchönſten Ordnung. Iſt der hochſtämmige Roſenſtock noch da? fragte ſie weiter. — Ich ſah ihn in der ſchönſten Blüte, voll Roſen. — O das iſt ſchön! rief ſie, den habe ich gepflanzt. Jetzt erinnerte ich mich, daß die Kinder oft von einer kleinen Dorothea geſprochen hatten, die ſie immer vermißten. Aber wie konnte der Mann, der ſo freundlich gegen mich war, es mir verbergen, verbergen wollen, daß er hier eine Schweſter hat? fragte ich, und kaum war die Frage über die Lippen, als ich ſie bereute. Ich ſah die Mutter verſtummen; der kummervolle Zug, der mir, als ſie mir entgegentrat, auffiel, ſchien jede Freude zu verſcheuchen, und ſelbſt Dorothea war ängſtlich. Ich war in einer peinlichen Lage. In der Angſt erinnerte ich mich, daß eine kleine, kaum zwei Fuß hohe Laube immer feſtlich geſchmückt war. — In dieſer Laube, hatten mir die Kinder geſagt, wohnte, als die kleine Dorothea bei uns war, eine kleine, ſehr ſchöne, geputzte Dame. — Ach, das war die ſchöne Agnes! rief Dorothea und jubelte. Ihre Puppe, ſagte die Mutter lächelnd. Sie ſcheint zwar jetzt ihre frühern Spiele zu vernachläßigen; Mädchen von ihrem Alter ſind hier ſchon Damen, und Kinder, die an ihren Spielen theilnehmen könnten, findet ſie nicht. Aber die Erinnerung an die fröhliche Zeit feſſelt ſie noch an die ſchöne Agnes. — Dorothea erröthete und ſchien faſt wehmüthig; nach kurzer Zeit entfernte ſie ſich. — Ich liebe es, ſagte die Mutter, wenn die Mädchen lange Kinder bleiben. Meine Dorothea hatte für die ſchöne Agnes und Dickchen eine vollſtändige Wirthſchaft, eine nicht unbedeutende Garderobe. Die Küche war immer hell und blank, Alles hielt ſie in der ſchönſten Ordnung, das Leinenzeug ward ſorgfältig gewaſchen, und dieſes liebliche, kindlich phantaſtiſche Vorſpiel des wirklichen Lebens, welches die Stunden der Mädchen mit ſüßen, lieblichen Träumen erfüllt, iſt auch deßwegen ſo wichtig, weil Alles ſich aus der eigenen Seele, ohne Treiben und Künſtelei, in unbemerkter, von aller Eitelkeit entfernter, ſtiller Einſamkeit entwickelt. — Vor einigen Jahren beſuchte Dorothea eine Wöchnerin aus der Verwandtſchaft. Wie ſie nach Hauſe kam, mußte eine kleine Wiege angeſchafft werden, eine Puppe ward reinlich als das Kind hineingelegt, die Wöchnerin lag geputzt daneben. Alle Morgen ward das Kind in reine Windeln gewickelt. Eine Freundin, die mich beſuchte und dieſem Spiele zuſah, fand es ſehr bedenklich. Und ich freute mich. Hätte Dorothea ſich im Geringſten beſonnen, was ſie hier ſah, wie alles Andere in ihre ſtille, genußreiche Kinderwelt unbefangen hinüberzuſpielen, ja, dann würde die erſte Sorge mich beunruhigt haben. Aber von einer ſo zarten Art iſt dieſe leichte, ſpielende Welt, daß der leiſeſte Hauch der Rückſicht, das erſte Hereinſchreiten des Spottes ſie aus der Seele des keimenden Kindes zu verſcheuchen vermag. Der ältere Bruder — er dient in unſerm Heere — fand es unſchicklich, daß ein großes Mädchen noch mit Puppen ſpielte; Mädchen, noch jünger, als ſie, ſahen ſie mitleidig an, wenn ſie ihre Puppen zeigte, und das ſtille Paradies war verſchwunden. Noch immer lebt ſie in jener ſchwankenden Mitte, wo die rohe Wirklichkeit die mährchenhafte verdrängen will. Ich miſche mich nicht in einen Kampf, den ſie ſelbſt auskämpfen muß; aber oft ermuntere ich ſie von fern, wieder heimzukehren in die ſchöne Welt kindlicher Träume und Beſchäftigungen. Ich habe ſie überraſcht, daß ihr die Thränen in die Augen traten, wenn ſie die ganze kleine, ſaubere Einrichtung ſah und nur, wie zweifelhaft, ſie noch in Ordnung hielt. Es iſt der erſte Kummer, den ſie erlebt. — Dorothea kam zurück, die Mutter blieb trübe und ernſthaft geſtimmt, und ich empfahl mich. Dürfen wir hoffen, Sie wieder zu ſehen? fragte die Mutter und ſah mich mit einer faſt zweifelhaften, ſchüchternen Miene an. O mein Gott, Sie wollen mir erlauben? erwiederte ich ſo lebhaft, daß ſie faſt bedenklich wurde. Aber ein tiefes Gefühl überwältigte mich. Ich lebte lange allein, abgeſchieden, einſam mit einer theuern Mutter, die mir noch Alles war, die mir noch Alles iſt, ſagte ich; mir iſt es, als erſchiene ſie mir wieder. Sie kommen alſo doch? ſagte die Mutter ausweichend. O gewiß, antwortete ich. Das iſt ſchön! rief unbefangen das Mädchen; kommen Sie ja recht bald wieder, ich muß noch viel von den Kindern erfahren, ich habe noch viel zu fragen. Ich ging.

Alle Bedenklichkeiten waren verſchwunden, ich fühlte mich durchaus glücklich, und es dauerte lange, ehe die Ueberlegung mir Zweifel erregte. Daß die mistrauiſchen Verſchwornen meine Bekanntſchaft in einem ſo verdächtigen Hauſe bald erfahren würden, daß ich vielleicht in Gefahr geriethe, weil ich in der That Manches verrathen konnte, ſah ich wohl ein. Aber auch, wenn das Gefährliche meiner Lage mich weniger beſorgt gemacht hätte, ſo erforderte doch mein Auftrag, der Hauptzweck meiner Reiſe nach Paris, daß ich meine Verbindung mit den bourboniſch Geſinnten noch nicht aufgeben durfte. Zwar hatte ich unumwunden geäußert, daß ich an ihren geheimen Unternehmungen nicht theilnehmen wollte, daß ich von dieſen nichts zu erfahren wünſchte, aber ſchon, daß ihre Geſinnung, ihre Verbindung mir bekannt war, mußte mich, wenn ich Verdacht erregte, in ihren Augen gefährlich machen. — Ich glaubte jetzt einzuſehen, warum der brave Bruder mir nichts von dem Daſein einer ſo ausgezeichneten Schweſter geſagt hatte, warum ſie, als ich dieſes Stillſchweigen ſeltſam fand, ſo ernſthaft, ja, trübe geſtimmt wurde und die vorige

Fröhlichkeit nicht wieder finden konnte. Wie kann dieſer Mann eine ſolche Frau, ein ſolches Kind haben? fragte ich mich ſelber und fand keine Antwort.

Ernſthafte Ueberlegungen, wie ich der lebendigen Neigung folgen und dennoch meine Stellung gegen die Verbündeten nicht aufgeben ſollte, führten zu keinem Entſchluſſe, und ich befand mich in einer ſehr peinlichen Lage.

So ſaß ich, in mich verſunken und gequält, den Tag darauf, als Banner hereinſtürzte, um mir für ſeine Befreiung zu danken. Er wollte ausführlich von meinem Geſpräche unterrichtet ſein, ich konnte und wollte ihm nicht Alles ſagen. Daß er dem liſtigen Manne verdächtig war, glaubte ich ihm aber nicht verheimlichen zu dürfen. O ich weiß es wohl, rief er, der alte Fuchs hat es erfahren, daß ich ihn zum Beſten gehabt habe, aber mich fängt er nicht. — Seine zweideutige Rolle war mir im höchſten Grade zuwider, und ich verbarg es nicht. — Was können Sie uns vorwerfen? rief er; können, dürfen dieſe Menſchen Wahrheit von uns fordern? Iſt unſere Liſt, gegen die ihre geſtellt, nicht eben unſere Wahrheit? Sie wollen dieſes korſiſche Ungeheuer, das zuſammengedrängte Bild aller revolutionären Gräuel, erhalten; wir wollen die Treue, die Ordnung, durch eine lange Vergangenheit geheiligt, retten, den von Gott berufenen König auf ſeinen alten Thron bringen, und ein ſolches Werk, das Werk von Jahrhunderten, für künftige Jahrhunderte zu befeſtigen, ſollten wir aufgeben, weil wir es nicht durch eine offene Redlichkeit ausführen können? Soll denn die rohe Kraft, der tyranniſche Irrthum immer ſiegreich daſtehen? Nur durch Liſt kann er überwunden, kann er beſiegt werden. — Ich ſah es wohl ein, daß man, wo die Geſinnung eine völlig abweichende iſt, wo der wilde Sinn ſeine Wurzel verloren hat und dem grundloſen Strome der Meinungen preisgegeben iſt, an kein Einverſtändniß denken kann. Ich fliehe, ſagte Banner, und hoffe noch früh genug zu entkommen, um, wenn es Zeit iſt, wieder zu erſcheinen. Wir ſehen uns wieder, wer weiß? Vielleicht früher, als man es denken ſollte, hoffentlich unter Verhältniſſen, die von den jetzigen ſehr verſchieden ſind. Doch rathe ich Ihnen, ſein Sie vorſichtig. Ich habe den Freunden das geſtrige Ereigniß mitgetheilt, und ſie kennen die Folgen. Daß Sie, mein Freund, von jetzt an genau bewacht werden, leidet keinen Zweifel. — Ich erzählte ihm, wie Kolmar mir dieſes ſelbſt erklärt habe. — Sie müſſen ſich alſo jetzt von den Verbündeten fern halten, fuhr Banner fort. In einigen Monaten werden alle Emiſſaire ſich hier koncentriren; ſollte bis dahin irgend eine Nachricht von van der Nael einlaufen, dann erhalten Sie ſie, ohne daß Sie einen Schritt thun. Was wir aber überhaupt erfahren können, wiſſen Sie dann. Glauben Sie nicht, daß eine Mahnung von Ihrer Seite nöthig iſt. Der eigene Vortheil wird ſchon thätig ſein; van der Naels aufopfernde Geſinnung iſt bekannt und ſein bedeutendes Vermögen uns wichtig. — Mit einer Rührung, die mich überraſchte, entfernte er ſich.

Sein Beſuch konnte mich nicht beruhigen. Je mehr ich in dieſes geheime Treiben hineinblickte, deſto klarer wurde es mir, daß Verbrechen, daß geheimer Mord, weder durch die Meinung, die Abſicht, die ſich rein dünkt, noch durch die Kühnheit der Ausführung zu entſchuldigen, im Hintergrunde lag. Nach Allem, was ich hörte, ſchien es, als wenn ein entſcheidendes Ereigniß von den Verbündeten vorbereitet würde; dann aber konnte ich, ſeit ich Kolmar geſprochen hatte, die Ahnung nicht unterdrücken, daß die Gegner von Allem unterrichtet wären. So ſah ich Menſchen, deren Leben tadellos war, ausgezeichnete, kühne Männer, deren Geſinnung in einer geordneten, durch Geſetz und Treue geregelten Zeit preiswürdig geweſen wäre, in den finſtern Abgrund der Liſt, des Betruges, ja, des Verbrechens hineingeriſſen, ſah die verhängnißvolle Stunde, die eine Unthat erzeugen ſollte, drohend herannahen, und erblickte das lauernde Geſicht, was jetzt ſchon alle Schritte der Verirrten leitete, ſie in Träume und Hoffnungen einwiegte, vielleicht ſelbſt neue gefährliche Entwürfe veranlaßte, um ſie mit ſicherer Hand dem Verderben preiszugeben. Wundern Sie ſich nicht, daß ich dieſe Ahnung, die ſich freilich ſpäter völlig beſtätigte, ſchon damals hatte. Das Geſpräch mit Kolmar verband ſich mit vielen frühern Andeutungen, die mir, obgleich jung und unerfahren, dennoch bedenklich waren. In der That ſieht die unerfahrne Beſonnenheit, was der erfahrnen Verſchmitztheit oft verborgen bleibt. Banners Warnung hielt mich von den Verbündeten fern, und obgleich ich mit einiger Aengſtlichkeit überlegte, ob ich wohl meinen Auftrag auch gewiſſenhaft erfüllte, wenn ich mich ſo ganz leidend verhielte, ſo kann ich doch nicht läugnen, daß das Verbot, mich den Verbündeten zu nähern, mir ſehr angenehm war.

Und dieſer verworrenen, nächtlichen Welt gegenüber winkte mir die ſtille, unſchuldige, die von der Kindheit an mir die heiligſte geweſen war, und wiederum in welcher verpeſteten Nähe! Wie früher das kalte Wiſſen ſich der heißen Liebe feindlich entgegenſtellte, ſo trat jetzt das furchtbare äußere Leben mit allen ſeinen Verirrungen in einen gefährlichen Kampf gegen jene unſchuldige, heitere Welt, und wo ich hinſah, fühlte ich mich bedrängt.

Aber die geheime Neigung zog mich wieder zu Kolmar hin. Drei Monate lang beſuchte ich die Familie faſt täglich, und immer herrlicher erſchien mir die Mutter, Dorothea immer lieblicher. Kolmar verweilte oft des Abends einige Stunden in dem ſtillen Kreiſe, und ich konnte ihm meine Achtung nicht verſagen. Von politiſchen Verhältniſſen war nie die Rede, ſeine Liebe zu Frau und Tochter trat immer deutlicher hervor, obgleich es mir auch immer klarer wurde, daß ſein Geſchäft, ſeine Unternehmungen, ſeine politiſchen Geſinnungen der Frau nicht bloß fremd waren, ſondern ſie auch unglücklich machten. Dieſe wunde Seite ihres ſtillen Lebens quälte, ängſtigte mich. Nicht oft erſchien der ältere Bruder, der von ſeiner frühen Jugend an in der Armee diente. Lothar, viel älter, als ſeine Schweſter, etwa fünfundzwanzig Jahr alt, war ganz Soldat. Er war rüſtig, ſchön, luſtig, entſchieden, und obgleich wir ſo durchaus verſchieden waren, daß wir nichts mit einander gemein zu haben ſchienen, wurden wir doch bald die vertrauteſten Freunde. Er liebte Aeltern und Schweſter innig, aber die ſtillen Genüſſe der zarten Liebe waren ihm dennoch fremd, er zerſtörte die anmuthige Kinderwelt der Schweſter, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er irgend eine Seite ihres Daſeins verletzend berühre; er nahm ſelten oder nie an ernſthaftern Geſprächen irgend einen Antheil, dann am wenigſten, wenn ſie auf ein inneres Leben deuteten, wenn ſie eine religiöſe Richtung nahmen, während die kindliche Dorothea, ganz Ohr, lauſchend daſaß und oft Zeichen der tiefſten Anregung nicht zu verbergen vermochte; und dennoch war es der aufmerkſamſte, liebevollſte Sohn und Bruder. Politik nicht allein, nein, Alles, was in's Allgemeine ging, was den Menſchen, was die Fortſchritte des Geſchlechts betraf, war ihm völlig fremd. Er kannte nur eine äußere Verpflichtung, ſeinen Vorgeſetzten unbedingt zu gehorchen. Auf dieſe warf er alle Verantwortung; was ſie geboten, that er unbedingt. Er kannte nur eine innere Pflicht, kühn ſein Leben zu wagen, nur eine Leidenſchaft, den Ruhm, nur eine Freude, die Liebe, denn er liebte ein Mädchen einer Provinzialſtadt, Beide waren für einander beſtimmt, und in ſeinem Verhältniſſe gegen Fremde kannte er nur eine Tugend, grenzenloſe Großmuth; denn kämpfen konnte er mit Jedermann, haſſen Keinen, zürnen leicht, verzeihen, ſich verſöhnen noch leichter. Es iſt kaum möglich, ſich eine Familie vorzuſtellen, in welcher alle Mitglieder ſich gegenſeitig entfremdeter ſchienen. Mutter und Tochter lebten ganz in der ſtillen, religiöſen Häuslichkeit, der Vater trat in dieſen Kreis aus der bewegten politiſchen Welt, die ſeine ganze verborgene Thätigkeit in Anſpruch nahm, wie ein Fremder herein, und der Bruder war nur Soldat. Und dennoch waren ſie durch reine Liebe verbunden. Kolmar war zwar beſtändig ernſt, ja, verſchloſſen, aber die reinſte Theilnahme leuchtete dennoch aus allen ſeinen Handlungen hervor, und die ſtumme Aufmerkſamkeit, mit welcher er die geheimſten Wünſche der Geliebten zu erlauſchen und oft auf eine überraſchende, immer zarte Weiſe zu erfüllen ſuchte, hatte etwas Rührendes, ja, Ergreifendes. Er ward mir immer räthſelhafter. Ich merkte es wohl, daß ſein geheimes Treiben, daß die öffentliche Meinung, die ihn ſtreng beurtheilte, die Frau quälte; der Bruder, der mit grenzenloſer Liebe an der Mutter hing, verbarg mir's nicht, wie ſie alle Gewalt der Liebe vergebens angewandt hatte, um ihn von der Reiſe nach Paris abzuhalten, wie er der ganzen Familie verhaßt, von Allen verlaſſen war, wie die Verwandten der Frau, vor Allen der Bruder, vergebens alles Mögliche angewandt hatten, um ſie zu bewegen, dem Manne nicht nach Paris zu folgen.

Allmälig geſtaltete ſich indeſſen das Leben in Kolmars Hauſe immer ruhiger. Gewöhnlich wurden des Abends geſchichtliche Werke vorgeleſen. Dorothea ar=

beitete, zeichnete ſich durch den ſtillen, unbemerkten Fleiß aus, grüßte mich freundlich, wenn ich hereintrat, aber an eine nähere Verbindung ward nicht gedacht. Sie erſchien mir als eine jüngere Schweſter, deren Anweſenheit mir unbeſchreiblich wohlthat, aber in dieſen ruhigen Genuß miſchte ſich nie etwas Leidenſchaftliches. Am Seltſamſten erſchien mir anfangs der Bruder, deſſen ganze Natur ſo völlig abweichend war. Kolmar war aus den Rheingegenden gebürtig, er, ſeine Frau und Dorothea, wie verſchieden unter ſich, doch ächt deutſch, Lothar ganz ein Franzoſe. Als wir vertraut wurden, konnte ich meine Verwunderung darüber nicht verbergen. Wie Sie ein Mitglied dieſer Familie ſein können, äußerte ich einmal, Sohn ſolcher Aeltern, Dorotheas Bruder, begreife ich nicht. Und wenn ich es nun nicht wäre? antwortete er und lachte. Sie ſind es nicht? fragte ich erſtaunt. O Sie erwarten wohl eine recht ſeltſame Geſchichte, erwiederte Lothar, aber Alles hat ſich gar einfach zugetragen. Ein verarmtes franzöſiſches Bürgerpaar verirrt ſich in eine rheiniſche Stadt, ſtirbt und hinterläßt einen Wurm, der nach Brot ſchreit. Die Frau Kolmar kann das Heulen nicht vertragen, und ſo werde ich das einzige luſtige Mitglied dieſer traurigen Familie. Ich trage ihren Namen, denn ich erinnere mich kaum, wie mein Vater geheiſſen. Ich liebe die Familie, weil ich der Sohn bin, aus Gewohnheit, beſonders aber, weil ich muß und es nicht anders kann. Der Vater zieht ſeine Fäden, lavirt und fängt Fliegen, die Mutter ſpinnt ſich ſelber als eine Raupe zum Verpuppen ein, und oft iſt mir, als ſähe ich in der ſtillen Hülle die zukünftigen Flügel. Schneiden Sie keine Geſichter, Freund. Es iſt mir recht wehmüthig dabei zu Muthe, wenn ich ſie ſo über das Leben wegblicken ſehe, daß ich pfeifen muß, wenn ich nicht aus der Haut fahren ſoll. Sehe ich es nicht, wie ſie das weit ausgedehnte Spinngewebe des Vaters einziehen möchte, um die Fäden in einander zu wickeln, den Vater ſchützend mit einem ſeidenen Geſpinnſte zu umhüllen? Und die Schweſter? Vor wenig Monaten noch ärgerte ich mich, als ich das dreizehnjährige Mädchen mit Puppen ſpielen ſah, aber in der That, wenn ſie ihre Puppen anzog, das kleine Geſchirr putzte, war ſie tiefſinniger und ernſter dabei, als ich, wenn ich in eine Schlacht gehe. Für Sie iſt dieſe Familie recht geſchaffen: Sie haben ein Grauen vor dem Vater und fühlen ſich dennoch angezogen; Sie möchten ſich in die Mutter verlieben, wenn ſie nicht zu alt, in die Tochter, wenn ſie nicht zu jung wäre, und ſo ſchaffen Sie ſich ſelber eine Dulcinea, die aus Beiden beſteht, und die Sie anbeten. O glauben Sie mir, rief er aus, ich bin lange genug unter Euch Deutſchen geweſen, um Eure geheimen Künſte, Eure ſentimentale Magie zu kennen. — Er hatte meinen Zuſtand nur zu richtig geſchildert. Indeſſen, wie ſehr mich dieſer Umgang anzog, ſo daß ich wenig darauf achtete, als ich wahrnahm, daß jüngere Freunde ſich zurückzogen, ſo konnte ich doch mit meiner Lage nicht zufrieden ſein. Mein wichtiger Auftrag ruhte ſeit Monaten, ohne daß ich irgend einen Schritt that, oder thun konnte. Meine Verbindung mit den Verſchwornen ſchien ganz aufgehoben, ohne daß ich ſie als abgebrochen betrachten durfte, und mitten in einem fremden Lande fand ich mich von geheimen Netzen umſponnen und in Verhältniſſe hineingeriſſen, die ich kaum kannte, vor deren verborgenen Keimen ich zurückſchauderte, und an welchen ich keinen Theil nehmen wollte. Von meinem frühern Umgange getrennt, ganz in meine Studien vertieft, in der großen Stadt völlig einſam, regten ſich nun die alten Träume. Die ſchöne, treuherzige Vergangenheit mit ihren offenen Kämpfen, mit ihrem redlichen Haß und mit ihrer treuen Liebe, trat mitten in dieſem finſtern Gewebe von wechſelſeitigem Trug hervor, ich begriff die tiefe Trauer der herrlichen mütterlichen Freundin, den frühzeitigen, ſtillen Ernſt der Tochter. Es war mir, als wären die verdrängten, von dem tückiſchen Dämon der Zeit überwältigten Geiſter der treuen Germanen erſchienen, als ſähe ich die liebevollen Engel einer ſchönern Zeit gefeſſelt, von tändelndem Leichtſinn und lauernder Intrigue bewacht. Ein ſeltſamer Zug geheimer Liebe knüpfte mich immer feſter an Mutter und Tochter. Wenn ſie heiter erſchienen, wenn ihre Feſſeln gelöſt wären, müßte Deutſchland und das liebevolle, anmuthige Leben der Vergangenheit wieder wach werden und herrſchen, dachte ich im Stillen.

Indeſſen wurde, was ich ahnte, immer klarer. Ganz Paris wollte wiſſen, daß Pichegrü und Georges in der Stadt wären, man ſprach von Planen, den erſten Konſul zu ermorden, Moreau, der treffliche, allgemein geliebte Feldherr, ward als Hochverräther eingezogen, ein eigenes Gericht, an der Stelle der geſetzlichen Jury, wurde niedergeſetzt, um über ihn das Urtheil zu fällen, und eine bedeutende Kriſe bildete ſich, die beſtimmt war, den letzten möglichen Widerſtand zu brechen, der der Allgewalt des mächtigen Mannes gefährlich werden konnte.

Alle Gemüther waren in Bewegung, ein Jeder glaubte, daß Kolmar eine bedeutende Rolle ſpiele bei dem geheimen Werke, welches grauenvoll vorbereitet war. Mehr, als ſonſt, war er in Thätigkeit, eine Menge

Menſchen erſchienen heimlich und wurden eben ſo heimlich entlaſſen. Aber wenn er, auf wenige Augenblicke, im Kreiſe der Familie erſchien, war er völlig, wie ſonſt, ſtill und ruhig; ja, eben in dieſer Zeit ſchien es ſein ganzes Geſchäft zu ſein, mit großer Aufmerkſamkeit Frau und Tochter manche Genüſſe zu bereiten. Nie trat er ohne ein angenehmes Geſchenk herein. Er führte ſie in die Oper, wenn Glucks oder Mozarts Meiſterwerke gegeben wurden, er veranſtaltete Koncerte, er wählte zum Vorleſen deutſche Dichter, die ſie vorzüglich liebten; aber bei aller ſeiner Liebe erſchien er unergründlich. Die Frau ſchwieg, aber ſie wußte mehr, als ſie äußerte, und er that nur, als merkte er es nicht. Dorothea war trübe, ſelbſt Lothar konnte ſeine muntre Laune nicht finden, und obgleich Alles äußerlich war, wie ſonſt, ſah man einen finſtern Geiſt über die ſtille Familie walten.

Einſt, als ich in dieſer Zeit, wie gewöhnlich, das Haus beſuchte, war ich nicht wenig überraſcht, als die Mutter, wie ſie mich erblickte, das Geſicht mit den Händen bedeckte und unwillkürlich einen Schrei ausſtieß; Dorothea war blaß und voll Thränen, und Lothar ging unruhig auf und ab. Einige Augenblicke vergingen in peinlichem Stillſchweigen. Und Sie, Sie ſind auch mit den Hochverräthern im Bunde, und haben es gewagt, in unſerm Hauſe zu erſcheinen? ſagte Lothar endlich und trat auf mich zu. Ich wollte antworten, da erſchien Kolmar. Herr Thaulow, ſagte er, folgen Sie mir. Ich folgte. Als wir allein waren, nahm er einen Brief und überreichte mir ihn. Leſen Sie, ſagte er. Das Schreiben war von einem Verſchwornen an einen Freund; er berichtete dieſem, wie er meine Bekanntſchaft gemacht, wie er durch mich mit dem flüchtigen van der Nael in Verbindung zu treten hoffe. Dieſer brave, wohlgeſinnte Banquier, ſchrieb er ferner, hat den größten Theil ſeines großen Vermögens gerettet. Sie wiſſen, wie er zu jeder Zeit bereit war, große Summen für die Sache ſeines Königs zu opfern; der reiche Mann kann auch aus der Ferne uns ungemein nützlich werden. Es kömmt nur darauf an, ſeinen Aufenthalt zu erfahren. — Er äußerte jetzt die größten Hoffnungen. Mein und meines Bruders Verhältniß und meine Geſinnung wurde, obgleich in unbeſtimmten Ausdrücken, gelobt. — Kennen Sie den Briefſteller? fragte Kolmar. Allerdings, antwortete ich ruhig. — Und ſo wenig haben Sie meine wohlgemeinte Warnung geachtet? — Sehen Sie das Datum, erwiederte ich. — Der Brief war faſt ein Jahr alt. — Ich verſichere Sie bei meiner Ehre, daß ich, ſeit ich Ihre Bekanntſchaft machte, keinen Verſchwornen ſah, oder in irgend einer Berührung mit ihnen war, obgleich ich mir ſelbſt deswegen Vorwürfe mache. Nur Banner erſchien den Tag darauf in meinem Hauſe, mir für ſeine Befreiung zu danken. — Kolmar ſah mich ruhig und mit einem forſchenden Blicke an. Sie wünſchen, ſagte ich, Aufſchlüſſe über den Inhalt dieſes Briefes. Ich bin, glaube ich, verpflichtet, ſie zu geben, ſo weit Ehre und Redlichkeit es erlauben. — Ich erzählte nun Alles ſehr ausführlich, und er hörte aufmerkſam. Es thut mir leid, ſagte ich, als ich geendigt hatte, daß ich meinen Auftrag ſo ſchlecht ausgerichtet habe, daß ich mich genöthigt ſehe, den Wohlthäter meines Bruders, deſſen Schickſal meinen ungeſchickten Händen preisgegeben war, in Gefahr zu bringen. Ich hätte Ihr Haus fliehen ſollen, und es iſt mir leider nur zu theuer geworden. — Aber wie konnte der Menſch ſo große Hoffnungen von Ihnen hegen? rief Kolmar. Weiß ich das? Kann ich für die thörichten Hoffnungen anderer Menſchen haften? erwiederte ich. Ich kenne van der Nael nicht, ich weiß nicht, wo er ſich aufhält, ja, ich erwartete nur von den Verſchwornen, dieſes zu erfahren. Aber wenn ich es auch wüßte, welchen Einfluß könnte ich, ein fremder, junger Mann, auf den alten, erfahrnen, vielgeprüften ausüben? — Ihr Bruder hat das van der Naelſche Vermögen gerettet? fragte Kolmar? Einen Theil deſſelben, ja, antwortete ich. Sie kennen einen Theil der Verſchwornen? fragte er weiter. Was ſie wollten, iſt mir nur dunkel bekannt, erwiederte ich; ich ſuchte eine jede Mittheilung abzuwehren, ich wollte ſo wenig, als möglich, wiſſen. Aber die Perſonen, an welche ich mich gewandt habe, nenne ich nie. Ich bin ein Fremder; brüteten dieſe Menſchen über einem Staatsverbrechen, was möglich, ja, wahrſcheinlich iſt, ſo nahm ich doch keinen Theil daran. Ich ſtehe in keinem Verhältniß gegen Frankreich, welches mich zwingen könnte, ein Verräther zu werden, Menſchen in einen gefährlichen Verdacht zu bringen, gegen welche ich nicht einmal irgend eine Beſchuldigung zu begründen weiß. — Das dürfen Sie nicht, das können Sie nicht, ſagte Kolmar. An der völligen Wahrheit Ihrer Mittheilung zweifle ich nicht. Manches, nur nichts Zuſammenhängendes, war mir bekannt, ich wollte mich nicht in Ihr Vertrauen eindrängen; aber ſeit Sie mir lieb wurden, wagte ich ſelbſt eine Kombination, die, obgleich ſie der Wahrheit ziemlich nahe kam, doch manche Dunkelheit nicht aufzuhellen vermochte. Jetzt iſt Alles klar, und ich dürfte nicht an der Wahrheit Ihrer Erzählung zweifeln, ſelbſt, wenn Sie mir weniger bekannt wären. Indeſſen iſt dieſer Brief mir ſehr unangenehm; ich darf ihn nicht verheimlichen, denn er iſt mir nicht allein bekannt. So webt der Zufall unerwartet verwirrende Fäden in das geordnete Geſpinnſt. Alles fügte ſich ſo ſchön, jeder Schritt des Verbrechens war berechnet, wo wir Alles wußten, glaubten die Verblendeten ſich am ſicherſten — und nun, da Alles gelungen iſt, drängt die wohlvorbereitete Entdeckung ſich zerſtörend in meinen engſten Kreis herein. Sie machen mir große Sorge, lieber Freund. — Ihre Freundſchaft, Ihr Wohlwollen, unterbrach ich ihn, rührt mich, aber was kann, was darf ich fürchten, ich, ein ſchuldloſer Fremder? — Ach! Sie wiſſen nicht, wenn man nun — er hielt inne — Sie kennen die Verhältniſſe nicht. Sie können in ſehr unangenehme Verwickelungen hineingeriſſen werden. — Er ging ſinnend auf und ab, und ich war mehr noch über dieſe unerwarteten Aeußerungen der innigen, ſorgenvollen Theilnahme überraſcht, als über meine Lage nachdenklich; denn ich vermochte nicht einzuſehen, wie dieſe ſo gefährlich ſein könne. Kolmar ſann noch unruhig nach, als ein Menſch erſchien und ihm ein Papier überreichte. Ich muß fort, ſagte er; bleiben Sie hier, verſprechen Sie mir, die Stube nicht zu verlaſſen. Ich verſprach es. Er blieb lange aus, und ich ward faſt unruhig. Endlich trat er mit einer ſo lebhaften Freude herein, daß ich faſt einen Andern, einen Verwandelten, zu ſehen glaubte. — Das Schickſal will Ihnen, will uns wohl. Hören Sie! Alles iſt in Bewegung, Pichegrü iſt ergriffen, Georges kann uns nicht entgehen, eine Menge Papiere, in dieſen Tagen geſchrieben, ſind in unſere Hände gefallen, unter andern dieſes. Er zeigte mir ein Schreiben, in welchem ich als ein gefährlicher Menſch geſchildert wurde. Er iſt alle Tage in dem Hauſe des Nichtswürdigen, der uns nachſtellt, kennt viele Verbündete — er muß fallen. Und nun folgte ein Plan, mich nach den Kalkgruben am Montmartre hinzulocken und da zu tödten. Aber wie kann dieſes Schreiben meine Stellung verändern? fragte ich. Sie erfahren ja dadurch nichts, als was Sie faſt vermuthen mußten. Er lächelte, — überlaſſen Sie mir Alles, von dieſer unangenehmen Sache iſt jetzt nicht mehr die Rede; kommen Sie, meine Familie ängſtigt ſich. Ich war völlig im Dunkeln. Noch muß ich Ihnen eine Frage vorlegen, erwiederte ich. Wie ſoll ich nun den Auftrag meines Bruders ausrichten? An wen ſoll ich mich wenden, um über van der Nael, über ſeine Frau Nachrichten zu erhalten? Ueberlaſſen Sie mir das, antwortete er zuverſichtlich. Ihnen? fragte ich und konnte doch nicht unterlaſſen, ihn bedenklich anzublicken. Und warum nicht? fuhr er fort. Fürchten Sie, daß van der Nael durch meine Nachforſchungen in Gefahr gerathen könne? Glauben Sie das nicht. Wir wollen nur die Häupter treffen. Wenn wir den alten Mann auch ergriffen, was wollten wir mit ihm anfangen, jetzt, da der ganze Plan der Verſchwornen geſcheitert, alle Theilnehmer der Verſchwörung zerſtreut und muthlos ſind? Hätten wir ſein Vermögen in unſrer Gewalt, wir würden es wahrſcheinlich für eine gute Beute erklären. — Aber die Frau? fragte ich weiter, ſie iſt noch in Ihrer Gewalt. Was geht uns die Frau an? rief er. Man will ſie katholiſch machen. Glauben Sie, daß wir uns um die Unternehmungen der Pfaffen bekümmern? Es wird mir ſchwer fallen, zu erfahren, wo ſie ſich aufhält, denn die Pfaffen ſind liſtig, wir kennen ihre Schliche nicht, und man will ſie ſchonen. Erfahre ich es aber, dann rechnen Sie auf meine Unterſtützung. — Ich hatte keinen Grund, ein Mißtrauen in ſeine Verſprechungen zu ſetzen, und folgte ihm zu ſeiner Frau. Hier habt Ihr Euern Freund, der uns in Schrecken geſetzt hat, ſagte er. Ich weiß, es freut Euch, zu erfahren, daß er außer aller Gefahr iſt. Die Mutter verbarg ihre Freude nicht, Lothar umarmte mich ſtürmiſch, und Dorothea weinte und lachte, und äußerte ihre Theilnahme unverholen. Ich war gerührt und inniger, als je, mit der Familie verbunden. Sie, lieber Thaulow, laſſen ſich ſo wenig, als möglich, öffentlich ſehen; ohne von Lothar begleitet zu ſein, kommen Sie nie zu uns, wenigſtens in dieſen nächſten Tagen nicht, ſagte Kolmar.

Von jetzt an kam ich täglich, Lothar begleitete mich. Nach wenigen Tagen hatte man auch Georges ergriffen; die Prozeſſe gegen ihn, Pichegrü und Moreau ſetzten alle Gemüther in Bewegung. Gott Lob! ſagte Kolmar, als Georges ergriffen war, die Verſchwörung iſt ganz vernichtet; dieſer unſinnige Verſuch, neue Gährungen in der kaum beruhigten Maſſe zu erregen und die großen Unternehmungen des erhabenen Mannes zu ſtören, iſt völlig geſcheitert. Zum erſten Male ſprach er von öffentlichen Angelegenheiten unter uns, aber auch jetzt brach er kurz ab, und das Geſpräch nahm die gewöhnliche Wendung. Kunſt, Wiſſenſchaft, Geſchichte gaben uns mannigfaltigen Stoff, aber was die Gegenwart bewegte, war völlig ausgeſchloſſen.

Indem ich dieſes Ereigniß überdachte, war doch Manches darin, was mich beunruhigte. Ich befürchtete, daß er, um mich zu retten, mich eine Rolle ſpielen ließe, die mir keine Ehre brächte. Ich verlangte ihn allein zu ſprechen und legte ihm meine Zweifel vor. Allerdings, antwortete er, wird Einer, doch nur dieſer, Sie für einen meiner geheimen Agenten anſehen.

Aber nur, um gar nicht auf Sie zu achten, lieber Freund. Es iſt ein Mann, der Sie nicht kennt, deſſen Aufmerkſamkeit von dem erſten Schreiben durch die Vorzeigung des letzten und durch meine Erklärung abgelenkt wird. Selbſt wenn er Sie unter andern Verhältniſſen wieder trifft, kann er nicht wiſſen, daß Sie es ſind, von dem damals, in einer bedenklichen Zeit, die Rede war, als wichtigere Dinge und Perſonen ihn in Anſpruch nahmen. — Ich mußte mich beruhigen, aber ein höchſt unangenehmes Gefühl vermochte ich nicht zu unterdrücken; ohne ſein Wiſſen theilte ich dem däniſchen Geſandten das ganze Ereigniß mit, und dieſer gab mir den Rath, Paris ſobald, als möglich, zu verlaſſen.

Der Frühling war ſchon weit vorgerückt, der liebliche Mai lockte mich in das Gebirge, und ich trennte mich mit zerriſſenem Herzen von meiner mütterlichen Freundin, von der lieblichen Tochter. Selbſt der räthſelhafte Vater war mir lieb geworden, der luſtige Lothar war mir ein theurer Bruder, wie Dorothea eine Schweſter. Der Vater hat uns verſprochen, daß wir einige Monate bei dem Onkel zubringen ſollen, nicht wahr, da kommen Sie auch hin? rief Dorothea, als ſie mit Thränen mir die Hand reichte. In der That, ſagte die Mutter, wir haben dieſe ſchöne Hoffnung —

und ich wagte nicht, ſie zu zerſtören, ich täuſchte mich ſelbſt; denn mein Aufenthalt in Frankreich hatte zu lange gedauert; von der für die ganze Reiſe beſtimmten Zeit war ſchon mehr, als die Hälfte, verfloſſen, und noch war ich nicht in Freiberg geweſen. Kolmar verſchaffte mir einen doppelten Paß. Einer nannte zwei weibliche Perſonen, die mich begleiteten. Sie können ſie ja finden, ſagte er.

Als ich nun in den Ardennen, in dem Siebengebirge umherreiſte, da fühlte ich erſt, was ich verlaſſen hatte. Ja, jetzt erſt, in der Entfernung, trat Dortheas Geſtalt hervor und verfolgte mich allenthalben. Ich beſuchte die ſchönen niederländiſchen Kirchen, die alte herrliche Kunſt zog mich an. Aber immer war es mir, als wenn die großen Künſtler, wenn ſie weibliche Jugend, Schönheit, Anmuth, Andacht und Unſchuld darſtellen wollten, Dorotheas Züge nachgeahmt hätten. Einſt ergriff mich ein ſolches Bild auf eine ſeltſame Weiſe. Es war mir völlig, als wenn Jahre vergangen wären, als wenn ich Dorothea, zur ſchönſten Jugend herangereift, knieen ſähe. Ich blieb mehrere Tage in der Stadt, ich vermochte es nicht, mich von dem Zauberbilde zu trennen. Am Rhein, in Köln, in Koblenz traf ich eine Vereinigung von geiſtreichen Männern, die ganz für die vergangene Zeit lebten. Die

Ruinen auf den Felſen lockten mich, alle Klänge der Vorzeit tönten wieder, ich lebte in Sagen, Chroniken, Liedern; das Ritterthum, die Liebe wollten wieder, ſo ſchien es mir, hervortreten; und wenn ich die alten, verödeten Kirchen, die zerfallenen Ruinen ſah, dann war es mir, als träten in der dämmernden Nacht die Helden und Frauen alter Zeit aus den Trümmern ſeufzend hervor, als blickten ſie lange, ſehnſuchtsvoll um ſich, als fragten ſie, ob der ſchlummernde Held noch nicht erwacht, ob die Frau und das Kind noch gefeſſelt wären, und als gingen ſie in ſtiller Trauer wieder zurück. Ich habe mich, wenn ich einſam, ermüdet von den Gebirgen zurückkehrte und in mondhellen Nächten bei den Ruinen vorbeiging, gegen dieſe gewandt, ich habe den Geſtalten geantwortet, als hörte ich ihre Frage; ich ſah die Frau und das Kind, noch ſind ſie gefeſſelt, Leichtſinn und Liſt hat ſich liebend zu ihnen geſellt, und ſie verſchmähten die Neigung nicht, aber auch mich traf der hoffnungsvolle Blick, und ich wage es, den Helden zu erwarten. In ſolche Träume verlor ich mich; aber ſelbſt, wenn die Wirklichkeit mit ihrer Strenge mir gegenübertrat, konnte ich die Hoffnung, Deutſchland wieder erwachen zu ſehen, nicht aufgeben. Ich beſuchte den Bergbeamten, der wirklich gegen das Ende des Sommers ſeine Schweſter erwartete. Er haßte, ja, er verachtete Kolmar, den er einen Spion nannte. Vergebens vertheidigte ich ihn, ja, ich mußte es mit Schmerzen bemerken, daß meine Vertheidigung, mein vertrauter Umgang mit Kolmar mich ſelbſt verdächtig machte. Ich ſchrieb an dieſen und an ſeine Frau, und erhielt eine Antwort, die ich dem Bruder mittheilte. Sie benahm ihm einen jeden Verdacht, ja, ſie rührte ihn. Wenn ich Kolmar dennoch Unrecht thäte? ſprach er zweifelnd. Sie thun es, antwortete ich. Ich theile in nichts ſeine Anſicht, ja, ich kann mir Verhältniſſe denken, die mich dahin brächten, mit aller Kraft, mit Gefahr ihm entgegenzuarbeiten; aber ich begreife es, wie der Redlichſte, umhergetrieben in den Greueln der Revolution, mit glühendem Haß gegen die Schlechtigkeit, die ſie hervorrief, ganz denken, ganz handeln kann, wie er. Die Liſt, die ein gefährliches, zerſtörendes Treiben entwaffnet, iſt ein Talent, und ich glaube, Niemand hat einen edlern Gebrauch davon gemacht. — Ich erzählte ihm jetzt meine Begebenheiten in Paris und hatte die Freude, ihn mit ſeinem Schwager zu verſöhnen. Lothar und Dorothea hatten unter den Brief der Mutter ein paar freundliche Zeilen geſchrieben.

Jetzt näherte ſich die Zeit, wo ich die Gegend verlaſſen mußte; meinem Bruder konnte ich nur die Nachricht von van der Naels Aufenthalt in Hamburg mittheilen, von der Frau wußte ich nichts. Ich durchreiſte noch zuletzt die Ardennen. Ein wunderbarer Zufall entdeckte mir das Kloſter, in welchem die Frau lebte; ich konnte ihr Nachricht von meiner Nähe geben; bald ſaß die blaſſe, kummervolle Frau mit einer Begleiterin, einer treuen Magd, aus dem Kloſter entwichen, in meinem Wagen, und wir eilten nach Hamburg, wo durch einen ſeltſamen Zufall der Mann, die vermißte Tochter und meine drei norwegiſchen Freunde verſammelt waren. So viele glückliche Ereigniſſe ſtärkten meinen Muth; ich verließ hoffnungsvoll meine Freunde und reiſte nach Freiberg. Hier lebte ich ein halbes Jahr, und die Treuherzigkeit der Einwohner, die altdeutſche, ehrwürdige Geſtalt meines großen Lehrers Werner, die Bergleute, die Gruben, das alterthümliche Leben, die Bergwerksverfaſſung, die, allmälig herangewachſen, ihren alten Urſprung nicht verläugnete, meine eigene Beſchäftigung, Alles, was mich umgab, war dazu geeignet, die Träume zu nähren. Aber eine ſtille Wehmuth ſchlich ſich immer tiefer in meine Seele; ich ſah Deutſchland bedroht, auf meine Briefe nach Paris erhielt ich keine Antwort, und den nächſten Sommer brachte ich in trüber Stimmung auf Deutſchlands Gebirgen umherirrend zu. Ich kehrte nach meinem Vaterlande zurück, ich kam nach Kongsberg. Blaſſe Geſtalten begegneten mir, alte Bekannte rangen mit der furchtbarſten Armuth. Der Betrieb war ganz aufgegeben, an eine Anſtellung nicht zu denken. Ich beſuchte das Grab meiner Mutter, ich glaubte die zweite Mutter, ich glaubte Dorothea nie wieder zu ſehen. Das Grab der Mutter war mir das Grab aller meiner Hoffnungen. Ich riß mich von den klagenden Freunden los; da erfuhr ich, daß van der Nael ein nicht unbedeutendes Kapital für mich in ſeiner Handlung ausgeſetzt habe; leicht gelang es mir, den Bruder, die Freunde zu überzeugen, daß eine Reiſe nach mehreren europäiſchen Gebirgen mir wichtig ſein müſſe. Meine ſtille Neigung war mein eigenes, inneres Geheimniß. Ich mochte es Keinem, nicht einmal dem Bruder mittheilen. Es ſchien mir, als wenn die letzte Hoffnung meiner Liebe verſchwinden würde, wenn ſie laut würde.

Ich eilte nach Deutſchland. Da war die ſüdliche Hälfte des Reichs ſchon von den Furchtbaren überſchwemmt. Ich irrte in den Gebirgen umher, ich wagte nicht, nach Weſtphalen zu reiſen. Ein Jahr verging, und Norddeutſchland ſah ſich bedroht. Ich hatte keine Hoffnung, ich entfloh nach den Karpaten, nach Siebenbürgen, mein raſtloſes Umhertreiben in der weiten Gebirgseinſamkeit ſtimmte mich immer düſterer. Deutſchland war ganz unterjocht, es war mir, als wenn alles edle Erz, wie in Kongsberg, tief in das verborgene Gebirg ſich hineinzöge, als wenn, wo ich anſchlüge, nur der hohle Klang des tauben Geſteins wiedertönte, als wenn alle Tagewaſſer in die Schachte hineinſtrömten, alle Täufen erſäuften und ſchäumend aus den Stollen herausſtürzten. Dorothea ſah ich in einem tiefen Kerker ſchmachten, die Mutter blaß, den Bruder trübe, und Kolmar ſchien mir, wie in ſtarrer Verzweiflung, dem Wahnſinne nah, ſich ſelber zuzurufen: So, nun iſt Alles gut! Jetzt bin ich ja fertig und habe errungen, was ich wollte. Jetzt kehrte ich nach Deutſchland zurück. Du darfſt ja nichts mehr hoffen, dachte ich, aber Du mußt doch erfahren, wie viel Du verloren haſt. Ich kam nach Eſſen. Der Bergbeamte war todt, von ſeiner Familie, von Kolmar und ſeiner Frau, von Dorothea oder Lothar wußte Niemand etwas zu ſagen. Ich war wie ausgeſtorben. Glauben Sie nicht, lieber Freund, daß ich etwa in Wahnſinn verſunken geweſen ſei. Still war ich, ernſthaft, aber mit der größten Beſonnenheit ſtellte ich meine Beobachtungen an, ja, ſie erfreuten mich, in meinen Briefen las man keine Klagen, aber tief im Innern lagen meine Träume, wie eine verborgene Welt, und zehrten an allen meinen frühern Erinnerungen, verſchleierten die Gegenwart und zerſtörten jede Hoffnung.

In dieſer Stimmung brachte mich der Gang meiner Unternehmungen nach Kaſſel. Mir ſchauderte, indem ich mich der Stadt und ihrem neuen Hofe näherte. Mir ekelte vor dem zuſammgeflickten Königreiche, deſſen Unterthanen, Hannoveraner, Heſſen, Preußen, zum Theil, ohne daß der Eid gegen den alten Herrn gelöſt war, gewaltſam vereinigt worden, während ihre geſchichtliche Entwickelung, ihre ganze Geſinnung ſie trennte, ſo daß ſie nichts mit einander gemein hatten, als den gemeinſchaftlichen Haß gegen den aufgedrungenen, unfähigen Herrſcher. Man beſetzte viele der höchſten Stellen mit Einheimiſchen, und glaubte dadurch die Neigung der neuen Unterthanen zu gewinnen. Man bedachte nicht, daß die Annahme ſolcher Stellen nothwendig einen Schatten auf denjenigen warf, der ſie bekleidete. Auflagen drückten das Volk, Spione lauerten in allen Gegenden, drängten ſich in die vertrauteſten Kreiſe hinein, allenthalben ſprach ſich der Haß, die Gährung aus; aber die ſchwere Hand des eiſernen Geſchicks ruhte noch auf dem Lande.

Es war ein ſchöner Frühlingstag. Mein ermüdetes Pferd brachte mich, als es anfing dunkel zu werden, nach einem Dorfe, zwei Meilen von Kaſſel entfernt, und ich beſchloß, hier auszuruhen, noch unentſchloſſen, ob ich die Nacht da zubringen ſolle oder nicht.

Als ich in das Dorf hineinritt, war Alles in Bewegung. Auf der Straße ſtanden Gruppen von Bauern, die ſich lebhaft unterhielten, andere gingen, Arm in Arm, auf und nieder, hier und da hörte man aus den Häuſern ein wildes Geſchrei, und Knaben jauchzten dazwiſchen. Meine Ankunft ſchien einige Aufmerkſamkeit zu erregen, und als ich nach der Schenke fragte, begleitete mich eine Menge, die mich genau zu beobachten ſchien. Als ich vor der Schenke abſtieg, merkte ich wohl, daß hier der vorzüglichſte Tummelplatz der lärmenden Menge war, die mich neugierig, aufmerkſam, ja, mistrauiſch umringte. Der Hausknecht erſchien, und ich folgte ihm, meiner Gewohnheit gemäß, nach dem Stalle, um dem ermüdeten Pferde ſelbſt das Futter zu reichen. Während ich mich hier aufhielt, war der Ausgang des Stalles von Bauern beſetzt, die ſehr angelegentlich, aber leiſe, unter einander ſprachen und auf alle meine Bewegungen zu achten ſchienen. Ich konnte das Geheimniß dieſer Verſammlung nicht errathen, ſah aber wohl ein, daß ich mich als einen Gefangenen betrachten müſſe. Auf meinen Reiſen war ich oft von Armeen aufgehalten, von ſtreifenden Parteigängern herumgeſchleppt, als Spion behandelt worden; ich hatte einige Fertigkeit erlangt, mein Benehmen bei Ereigniſſen der Art zweckmäßig einzurichten, und beſchloß auch jetzt, den Ausgang der unerwarteten Begebenheit ruhig abzuwarten. Das Pferd ward abgezäumt, das Futter vorgelegt, ich blieb, bis mein Pferd geſättigt war, in dem Stalle, und obgleich eine lange Zeit verſtrich, ehe ich Miene machte, in die Schenkſtube hineinzutreten, warteten dennoch die Bauern geduldig und hielten den Ausgang beſetzt, ohne mich anzureden. Als ich endlich mich anſchickte, den Stall zu verlaſſen, und ruhig und unbefangen die Bauern grüßte, ſtarrten dieſe mich an; einige grüßten wieder, aber ſie zogen ſich zurück, und durch eine ununterbrochene Reihe von Bauern, die von dem Stalle bis an die Hausthür ging, erreichte ich den Hausflur. Ihr ſeid unſer Gefangener, Herr! ſagte ein tüchtiger, entſchloſſener Bauer, der auf mich zutrat. Wenn es ſein muß, antwortete ich, indem ich ihm ruhig die Hand reichte. Unter braven Leuten mag ich wohl einige Stunden verweilen, und ſo viele rechtliche Bauersleute ſind nur zum Guten verſammelt. Unſer Anführer iſt dort in der Stube, er wünſcht Euch zu ſprechen, ſagte der Bauer. Anführer? dachte ich und fing ſchon an zu ahnen, was dieſe Verſammlung bedeute. Es ſoll mir angenehm ſein, ſeine Bekanntſchaft zu machen, antwortete ich, und meine völlige Ruhe und Unbefangenheit ſchien ſchon die Menge ſehr zu meinem Beſten zu ſtimmen. In der großen Gaſtſtube war Alles in unruhiger Bewegung, und aus der lärmenden Menge trat ein anſehnlicher Herr hervor, mit blonden Haaren, einer feinen Haut, gutmüthig und, wie mir ſchien, etwas unſicher in ſeiner ganzen Haltung. Sie reiſen nach Kaſſel, ſagte er, indem er mir, höflich grüßend, entgegentrat. Allerdings, antwortete ich; darf ich aber fragen, was meine Abreiſe, wenn ich ſie beſchließen ſollte, verhindern kann? Ich bin ein Fremder, in der hieſigen Gegend unbekannt, und ich geſtehe, daß der ſeltſame Empfang mich, wenn auch nicht beunruhigt, doch überraſcht hat. Es würde, antwortete der Anführer, vergebens ſein, zu verheimlichen, was ein kurzer Aufenthalt Ihnen doch verrathen würde. Der anhaltende Druck der eingedrungenen fremden Gewalthaber, die Treue gegen den alten Herrſcher, der noch nicht gelöſte Eid, der uns an ihn bindet, die Hoffnung auf Unterſtützung von Seiten der unzufriedenen preußiſchen und hannöverſchen Provinzen, endlich die günſtige Zeit, da Napoleon durch den Krieg gegen Oeſterreich beſchäftigt iſt, hat uns vermocht, aus vielen Gegenden uns zu verſammeln; in der Hauptſtadt ſelbſt wird der Angriff vorbereitet, und wir hoffen morgen die Stadt und den verhaßten König in unſerer Gewalt zu haben. Sie werden einſehen, daß wir unter dieſen Umſtänden genöthigt ſind, einen jeden Reiſenden feſtzuhalten. — Gewiß, antwortete ich, und Niemand kann lebhafter, als ich, wünſchen, daß Euer Unternehmen gelingen möge. Es lebe der Churfürſt, Euer alter beliebter Herr! rief ich laut. Es lebe der Churfürſt! erſcholl es in der Stube, im Hofe, im ganzen Dorfe. Um Gottes Willen! rief der Anführer ängſtlich, dieſes Geſchrei iſt gefährlich, man kann es weit hören, es iſt verrätheriſcher, als die Berichte eines Reiſenden. Mein Herr, antwortete ich, die ganze Gegend iſt doch hoffentlich beſetzt, und nicht das Dorf allein? Freilich, antwortete der Bauer, der mich zuerſt angeredet hatte; bis eine halbe Meile von Kaſſel iſt ein jeder Zugang geſperrt, und wir müßten laut ſchreien, wenn man uns ſo weit hören ſollte.

Es war ſchon völlig dunkel, und der verworrene Haufe mehrte ſich beſtändig. Nachrichten kamen und gingen. Einige zeigten große Unruhe. Noch immer hören wir nichts von den Bauern aus dem Werrathale, ſagte der Anführer. Aber kaum hatte er es geſagt, als man ein lautes Getöſe vernahm, welches wie ein brauſender Sturm aus der Ferne tobte, und immer näher und näher kam. Die Bauern ſtürzten nach der Thür, ich mußte, um Verdacht zu vermeiden, in der Stube bleiben und ſah undeutlich in der dunkeln Nacht eine Kutſche, mit vier Pferden beſpannt und von mehreren hundert Bauern begleitet, langſam heranfahren. Als ſie vor der Schenke ſtill hielt, als ein hoher Mann mit feſtem, ſicherm Schritt heraustrat, ſah ich eine Geſtalt dicht an den Kutſchenſchlag ſich hinandrängen, indem ſie dem Heraustretenden mit einer Laterne das Geſicht beleuchtete. Ein Spion! ſchrie der Mann jetzt, und die Stimme ſchien mir bekannt, der gefährlichſte franzöſiſche Spion! Und glücklich, daß er in meinen Händen iſt; der ſoll uns nicht entkommen. Ein Spion! Ein franzöſiſcher Spion! wiederholte mit lautem Gebrüll der ganze Haufe. Man wollte den Reiſenden ſchon angreifen, ſchon mishandeln. Das Licht der Laterne fiel noch ein Mal hell leuchtend auf ſein Geſicht, und ich erkannte — Kolmar.

Ich weiß nicht, wie ich auf den Hausflur kam, ich ſah, wie zwei ohnmächtige Frauen, von Bedienten getragen, von der Wirthin begleitet, in eine Stube gebracht wurden, aber Kolmar war noch draußen. Die Bauern waren zurückgewichen, um den Frauen Platz zu machen, und ſo gelang es mir, bis zu Kolmar vorzudringen. Man hielt ihn feſt, drohendes Geſchrei ertönte von allen Seiten, ich ſah Waffen allerlei Art in die Höhe heben. Wer wagt es, rief ich, ſo laut ich es vermochte, dieſen Mann einen Spion zu nennen?

Ich, rief Banner, — denn er war es — indem er hervortrat. Sie, Banner? rief ich, Sie vermöchten es, um dieſen Mann Ihrer perſönlichen Rache zu opfern, die braven Heſſen zu einer Unthat zu verleiten, die ſie ewig bereuen würden? Banner ſchien überraſcht, als er ſich nennen hörte, betrachtete und erkannte mich. Die Bauern hatten Kolmar losgelaſſen, aber ihre drohende Stellung, das Geſchrei: Der Spion darf nicht ungeſtraft davon kommen! bewies noch immer die große Gefahr. Packt ihn! rief Banner; was kann Sie bewegen, dieſen Sünder zu vertheidigen? Man drängte ſich an Kolmar, der mit einer ſeltſamen Ruhe daſtand. Keiner wage es, ihm nahe zu treten! rief ich und zog eine Piſtole hervor, ſpannte den Hahn und hielt ſie drohend der Menge entgegen. Die Nächſten wichen. O hört mich! Bin ich gleich ein Fremder, jetzt ſollt, jetzt müßt Ihr mich hören. Eure Sache iſt gerecht, rief ich mit erhobener Stimme, mag der Erfolg der Unternehmung ausfallen, wie er will; ſie ehrt Euch, dieſe Treue, die an dem alten Herrſcher hängt, dieſer Muth, der der Gefahr Trotz bietet. Zwingt mich nicht, gegen Euch aufzutreten, da ich wünſchte, mit Euch, für Euch zu kämpfen. — Hört ihn nicht! rief Banner; er iſt ein Verräther! Hört mich, ich beſchwöre Euch! überſchrie ich ihn mit mächtiger Stimme. Dieſer will Euch zu einem Verbrechen verleiten, ich will es verhindern. Wer iſt Euer Freund? Befleckt Eure reine Sache nicht mit einer Unthat, die Euch ſchändet. Dieſer Mann, der Ankläger jenes Fremden, hat ſeine Geſinnungen unter den Franzoſen ausgebildet. Dort ſah man tauſend Unſchuldige auf das bloße anklagende Geſchrei eines Verruchten ermorden. Wie oft, wenn ich in Euern Hütten einkehrte, wenn ich in Eurer Mitte freundlich aufgenommen ward, war ich Zeuge des Entſetzens, welches Euch durchdrang, wenn ich ſolche Auftritte erzählte. Da beteten Eure frommen Mütter für die unſchuldig Ermordeten, da weinten Eure Töchter, und ich hörte Euch zweifelnd fragen: Kann es ſolche Menſchen geben? Nein, Ihr ſeid nicht, wie die Nachbarn, die Euch drücken. Ich bin ein Fremder, aber Euer Unglück laſtet ſchwer auf mir, es hat mich unſtät in der Welt umhergetrieben Jahrelang. Eure Treue, Euer Muth war das erſte frohe Zeichen der aufblühenden Hoffnung für mich. Es wird mich nicht täuſchen. Das erſte Erwachen der Deutſchen wird ein fröhliches Jauchzen der guten Geiſter ſein, kühn, wo Gefahr droht, aber mild, gütig, großmüthig, vor Allem gerecht. Eure beſonnene Gerechtigkeit, die ſtrahlende Erbtugend der Deutſchen, nehme ich in Anſpruch. Ihr ſtandet noch vor einem Augenblicke drohend da, aber ich ſtelle dieſen Mann, ſeine erſchrockene Familie, mich ſelber unter Euern Schutz, und weiß, daß wir ſicher ſind.

Schon, als ich zu reden anfing, ſtellten ſich einige Bauern ſchützend an Kolmars Seite, und meine Rede, wie das Stillſchweigen, mit welchem ſie angehört wurde, bewies, machte einen großen Eindruck auf die Zuhörer. Wir wollen ihm nichts thun, ſagten die Naheſtehenden, aber wir müſſen doch wiſſen, wer der Herr iſt. Kolmar hatte bis jetzt kein Wort geſprochen, aber er ſtand, während ich ſprach, völlig ruhig da, mich betrachtend, mehr, wie es ſchien, über meine Gegenwart erſtaunt, als durch die Menge beunruhigt. Wenn Ihr mich ruhig anhören wollt, ſprach er jetzt, ſollt Ihr erfahren, wer ich bin, und mein Ankläger, der ja ſelbſt hier zugegen iſt, wird bezeugen können, ob ich irgend etwas zu verbergen ſuche. Redet! riefen Mehrere, Still! riefen Andere, und mit ruhiger Aufmerkſamkeit erwarteten ſie, daß er anfangen ſollte. Ich bin, wie Ihr hört, ein Deutſcher, aber ein geborner franzöſiſcher Unterthan. Euch iſt das Unglück Eurer Nachbarn nicht unbekannt; Ihr wißt es, wie unſre Städte verwüſtet, unſre Aecker vernachläßigt, unſre Prediger verbannt, unſer König ermordet, die bürgerliche Ordnung und Ruhe aufgehoben war, daß Niemand ſicher leben konnte, daß Jedermann Zeuge der frechſten Unthaten ſein mußte, die ſtraflos begangen wurden. Was wir erlebt hatten, ergriff uns mit Entſetzen, die Gegenwart hatte keinen Troſt und die Zukunft keine Hoffnung für uns. Denn wenn eine Partei, die uns unglücklich machte, geſtürzt war, erhob ſich die andere, und wir ſahen kein Ende des Elendes ab. Als nun Napoleon erſchien, hofften Alle auf ihn, das Vertrauen kam ihm entgegen, und nur wenige Verblendete wollten neue Gährungen hervorrufen. Meine Stellung erlaubte mir, ihre Pläne zu hintertreiben, und ich that es. Wenige Häupter haben für das thörichte Unternehmen gebüßt; die Meiſten, und unter dieſe gehört mein Ankläger, ließen wir unbemerkt entſchlüpfen. Habt Ihr nun das Recht, mich zu ſtrafen, weil ich in einem fremden Lande ſo handelte, wie ich mußte? — Das geht uns nichts an, riefen die Bauern. — Dann trete Jemand hervor, der gegen mich zeugen kann, daß ich ihm oder den Seinigen ſchädlich geweſen wäre. Alle ſchwiegen, Banner hatte ſich entfernt. Ich bin von dem Kaiſer Napoleon, meinem Herrn, mit Aufträgen geſandt, fuhr er fort, Ihr könnt von mir nicht fordern, daß ich Euern Aufſtand billigen ſoll; gelingt er aber, dann hat mein Auftrag keine Bedeutung. Auf jeden Fall bin ich in Eurer Gewalt.—Herr, ſagte der Anführer, Sie können völlig ruhig ſein, ich darf für Ihre Sicherheit haften, doch müſſen Sie freilich für jetzt in unſerer Gewalt bleiben. Ich danke Ihnen, mein Herr, ſagte Kolmar mit ſeiner gewöhnlichen imponirenden Kälte; ich durfte dieß von Ihnen erwarten. Wir haben uns zur rechten Zeit getroffen, lieber Thaulow, ſagte er, indem er mir die Hand reichte. Ich will hoffen, daß die Frauen ſich von ihrem Schrecken erholt haben, fuhr er fort; ich werde Sie ſpäter bitten, uns zu beſuchen. Er verließ mich, und ich blieb lange unter den Bauern zurück. Kommen Sie, ſprach er, als er wieder erſchien, und ich folgte ihm. Indem ich hineintrat, ſah ich Dorothea, noch von dem Schrecken ergriffen, knieend, das Geſicht gegen den Himmel gerichtet. War ich von Allem, was ich bis jetzt erlebt hatte, ſeltſam aufgeregt, ſo bewegte, ja, erſchütterte mich dieſer Anblick auf's Tiefſte. Es war das knieende Bild, wie ich es in der Kirche in den Niederlanden geſehen hatte, ganz ſo, wie es Jahrelang mir vorſchwebte. Ich blieb betäubt ſtehen, Kolmar und ſeine Frau blickten mich verwundert an, ich ſah ſie nicht. Endlich erhob ſich Dorothea, ſtarrte einen Augenblick nach mir hin und ſtürzte mit einem lauten Freudengeſchrei, Thaulow! rufend, in meine Arme. Ich umfaßte ſie, ich drückte ſie an meine Bruſt, und wie das unerwartet Seltſame, was uns begegnet, oft durch die Gewalt der Ueberraſchung den ſtärkſten Eindruck abſtumpft und mildert, ſo war es mir, als wenn mein ganzes vergangenes Leben jetzt ſeinen Zielpunkt erreicht hätte, als wäre, was ſich ereignete, nichts Seltſames, vielmehr eben dasjenige, was ich lange erwartet hatte. Es war mir, als riefe eine innere Stimme mir zu: Dachte ich doch, daß es ſo kommen müßte. Ich weiß nicht, wie lange dieſe ſtille Umarmung gedauert hat. Dorothea erwachte wie aus einem Traume und blickte mich verwundert an, als beſänne ſie ſich; dann trat ſie verlegen zurück und ſchlug die Augen nieder.

Es dauerte lange, ehe die Verwirrung, die wechſelſeitige Freude ein ruhiges Geſpräch erlaubte. Kolmar und ſeine Frau ſchienen mein Verhältniß zu ihrer Tochter vorauszuſetzen, und erſt allmälig erfuhr ich, wie ich das Glück gehabt hätte, einen tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüth zu machen, wie, als ſie zur Jungfrau heranwuchs, als junge Männer ſich näherten und um ſie warben, es ihr plötzlich klar geworden wäre, daß ſie ja ſchon liebe. Sie hatte keinen Augenblick an meiner unveränderten Neigung gezweifelt, und die Mutter, die ihr ganzes Vertrauen beſaß, ſah mit großer Sorge dieſe Gemüthsſtimmung, dieſe Liebe für einen Fremden wachſen. Sie hatten Paris verlaſſen, lebten einige Jahre in Marſeille und reiſten durch Italien. Der Vater, dem man die Neigung der Tochter nicht verbergen konnte, weil ſie jeden Antrag entſchieden abwies, war mit dieſer krankhaften, unverſtändigen Verirrung ſehr unzufrieden und hoffte ſie durch Zerſtreuung zu heilen. Als ſie nach Paris zurückkamen, erhielt Kolmar plötzlich jenen Auftrag, den er ungern annahm, aber nicht ablehnen konnte. Sie ſchilderten das Entſetzen, als ſie ſich ſo plötzlich, wo ſie nichts weniger erwarteten, von der drohenden Menge ergriffen, als ſie die Männer auf Kolmar losſtürmen ſahen. Als die Kutſche eröffnet wurde, ſanken beide Frauen in Ohnmacht und erwachten erſt auf den reinlichen Betten, wo ſie von der Wirthin und ihrer Tochter liebreich gepflegt wurden. Aber draußen hörten ſie das Rufen, das Drohen, das laute Reden, und als Kolmar immer nicht erſchien, ſtieg ihre Angſt. Vergebens ſuchte die freundliche Frau ſie zu tröſten, ſie glaubten ihn gemißhandelt, ermordet; ſie erwarteten alle Augenblicke die verſtümmelte Leiche zu ſehen, die Mutter kämpfte mit wiederholten Ohnmachten, als die Thür geöffnet wurde und Kolmar hereintrat. Kaum trauten ſie ihren Augen, als ſie ihn ruhig und unverletzt wiederſahen, ſie konnten lange ihre eigene Hoffnung nicht begreifen. Kolmar erzählte, wie ganz unerwartet, in dem bedenklichſten Augenblicke, als die gefährlichſten Angriffe ihn von allen Seiten bedrohten, ein Freund erſchienen ſei, deſſen Gegenwart auch ihnen lieb ſein würde. Aber er nannte ihn nicht. Dorothea kniete, Gott dankend, und mitten in ihrem inbrünſtigen Gebet drang ſich ihr die Vorſtellung auf, daß ich es ſein müſſe. Als ſie mich nun erblickte, verwebten ſich Traum und Wirklichkeit in einander; die gewaltſame Spannung ihres ganzen Weſens verſetzte ſie in einen halb bewußtloſen Zuſtand, und als ſie erwachte, ſich beſann, fand ſie ſich in meinen Armen. Vater und Mutter ſahen dieſem Auftritte erſtaunt zu. Dorothea, das ſcheue, ſtille, ernſthafte Mädchen, erſchien ihnen verwandelt. Ich vergaß Alles, ſchien die Gegenwart der Mutter nicht einmal zu merken, und erſt als die Verwirrung ſich hob, als ich verlegen und doch voll Vertrauen mich der Mutter näherte, kam der Vater, und führte mich ſtill und ernſthaft zu ſeiner Tochter. Ich war in einer ſeltſamen Stimmung; mir war es, als wären alle Leiden der Welt verſchwunden, als wäre das Land befreit, der trübe Zauber gelöſt. Schon, als ich von dem Muth, von der Treue der Bauern begeiſtert in ihrer Mitte ſtand, ſtrahlte mir die Hoffnung entgegen. War nicht Napoleon in einen bedenklichen Krieg verflochten? Mußte der jahrelange Druck nicht den unwiderſtehlichen Kampf der Verzweiflung hervorrufen? Ich kannte die Stimmung in Norddeutſchland, mir waren die geheimen Unternehmungen, die Kaſſel mit Berlin verbanden, nicht verborgen geblieben. Deutſchland iſt frei, ſagte ich mir; dann wird der Zauber, der Deine Liebe bindet, auch verſchwinden. Ich glaubte Dorothea zu ſehen, ich vermochte es nicht, was jahrelange Träume innig verknüpft hatten, zu trennen. Und jetzt erſchien ſie. In der kindlichen Seele hatte die feſſelnde Neigung gekeimt. Vergebens ſagte ihr die kalte Ueberlegung, daß ich ihr nie wieder begegnen würde, daß mein fernes Vaterland mich feſthalte; in der Entfernung, ohne alle äußere Hoffnung, wuchs eine Liebe, die wir beide nicht kannten, als wir in geſchwiſterlicher Vertraulichkeit zuſammen lebten, — und jetzt, aus der gährenden Bewegung einer tüchtigen, feſten Geſinnung, die, mochte der Erfolg ſein, welcher er wollte, nun einmal da war und Deutſchland eine frohe, freie Zukunft verſprach, trat wie durch ein Wunder die liebende, geliebte Geſtalt hervor und ſtürzte in meine Arme.

Wir waren zu aufgeregt, unſere Lage erſchien uns noch immer zu bedenklich, als daß wir an Ruhe denken konnten, ſelbſt eine geordnete Unterhaltung war kaum möglich. Kolmars Kutſcher und zwei Bedienten waren mit den Bauern in der Schenkſtube, und der eine, ein alter, biederer Deutſcher, trat ſpät herein, um uns über die Stimmung der verſammelten Bauern Bericht abzuſtatten. Sie können ganz ruhig ſein, ſagte er. Zwar iſt der Menſch noch immer da, der die Bauern in Wuth ſetzte. Er ſucht uns auf alle Weiſe verdächtig zu machen. Ihr einfältigen Bauern, ſagte er, kennt die Ränke dieſer abgefeimten Menſchen nicht. Glaubt Ihr, daß dieſe beiden Herren hier zufällig zuſammengetroffen ſind? Wie kurzſichtig ſeid Ihr! Der eine that, als billigte er Euern Aufſtand, als hätte er ſeine Freude daran; er ließ ſogar den Kurfürſten hoch leben, wie ich gehört habe; und eine ſolche plumpe Maske konnte Euch täuſchen? Wie? Derſelbe, der ſich mit Euch verbinden will, ſollte jetzt in der größten Vertraulichkeit mit einem Abgeſandten Eures Tyrannen leben? — Herr, ſagte darauf ein braver Bauer, mögen die Fremden ſein, wie ſie wollen, wir kennen ſie nicht. Als der franzöſiſche Herr ſich vertheidigte, als er uns laut ſagte, daß er Euch das Leben gerettet hat, da wußtet Ihr kein Wort gegen ihn vorzubringen, und nun wollt Ihr ihn verdächtig machen? Wir müſſen uns ſchämen, daß es Euch gelang, uns ein Mal in Wuth zu ſetzen. Zum zweiten Male ſoll es Euch nicht gelingen; denn wer iſt hier unter Euch, der es wagen wird, ein ſolcher Schuft zu ſein, daß er ſein Wort bräche? Wir haben dieſen Männern Schutz verſprochen, und weiß Gott, den ſollen ſie haben. Haben wir nicht die armen Frauen in Schrecken geſetzt? Hat nicht der ganze helle Haufe eine Kutſche angefallen, als wären wir Räuber? Pfui! ſagte er. Ja, riefen die Uebrigen, der Herr hat uns verführt, er wage es nicht wieder. Und wie können dieſe Männer uns ſchädlich ſein, ſo lange ſie in unſrer Gewalt ſind? meinte der verſtändige Redner.

Kolmar, rief ich, als der alte Diener uns dieſes berichtete, ſind es nicht herrliche Leute? Könnten wir unter irgend einem andern Volke, unter ähnlichen Umſtänden, ſo ruhig ſitzen? Ich geſtehe, ſagte Kolmar, in Frankreich würde ein Auftritt dieſer Art für uns bedenklicher ſein. Ich will nicht behaupten, daß das Landvolk dort ſchlechter ſei, aber es iſt leichter in Bewegung zu bringen. In Bewegung zu bringen? fragte ich. Ja, zum Schlechten, zur blinden Rache, zur Verfolgung; aber was iſt das, was jetzt um uns vorgeht? Und haben dieſe Leute nicht Recht, in jeder Rückſicht Recht? Napoleon überſchwemmt das Land, nachdem er die Neutralität anerkannt hat, vertreibt den Herrſcher; der frühere Eid iſt noch nicht gelöſt; nicht bloß jenes allgemeine Recht des Unterdrückten, welches zu jeder Zeit, wie auch äußere Uebereinkunft entſcheiden mag, von der ſtrengrichtenden Geſchichte anerkannt wird, ſpricht für ſie; ein jedes Gericht muß ſie frei ſprechen; nur die rohe Gewalt kann nach Räuberweiſe ſie verdammen. — Ich will nicht über die Sittlichkeit, über die Rechtlichkeit dieſes Aufſtandes ein Urtheil fällen, erwiederte Kolmar; Deutſchlands Verhältniſſe ſind mir ſeit einer Reihe von Jahren faſt unbekannt geworden. Aber handeln Sie klug, vorſichtig. Ein ſolcher Aufſtand, unbeſonnen angefangen, hat zu gefährliche Folgen; in ſolchen Fällen wird Unklugheit ein Verbrechen. Hoffen Sie, lieber Thaulow, wirklich irgend etwas von dieſer That? — Ich geſtehe es Ihnen, antwortete ich, im Anfange, als ich in ihrer Mitte ſtand, beſchlich mich eine Hoffnung, die ich jetzt nicht länger feſtzuhalten vermag. Doch, mag der Erfolg noch ſo ungünſtig ausfallen, von dieſem iſt hier nicht die Rede, vielmehr von der Geſinnung. So einfach, richtig, gerecht würde ein geſunkenes Volk, beſtimmt, die fremde Knechtſchaft zu tragen, ſich gewiß nicht äußern. Dieſe Geſinnung iſt meine Hoffnung. Daß Sie eine unbeſonnene That, die nicht alle Rückſichten kennt, wenn ſie aus beſchränkten Kreiſen, aus welchen man ſie nicht einmal beurtheilen kann, heraustritt, die aber aus reiner Anhänglichkeit, ja, aus heiliger Verpflichtung entſpringt, ein Verbrechen nennen, ſcheint mir doch zu hart. — Kolmar ſchwieg, die Mutter blickte mich ängſtlich an, und ich wußte wohl, daß er Streitigkeiten der Art nicht liebte und auf jede Weiſe zu vermeiden ſuchte. Er vermochte es zwar nicht, den Strom der erſten Erklärungen, die unwillkürliche warme Mittheilung, die ſo plötzlich ein enges, ja, ein unauflösliches Verhältniß zwiſchen Dorothea und mir herbeiführte, zu hemmen, aber er ſchien dennoch mehr das Unabwendbare zu dulden, als ſich zu freuen. Als er ſich überzeugt hatte, daß Frau und Tochter nicht durch den überſtandenen Schrecken gelitten hatten, als er einſah, daß wir von den Bauern nichts mehr zu befürchten hätten, trat ſeine alte, unerſchütterliche Ruhe, die kaum merklich in den bedenklichſten Augenblicken verſchwunden war, wieder hervor. Er lenkte das Geſpräch auf gleichgültige Gegenſtände, auf Erzählungen von ſeinen Reiſen, wie er ſie auch von mir forderte, und wußte eine jede liebevolle Annäherung, eine jede leidenſchaftliche Aeußerung zu verhindern. So verging die Nacht. Die Frauen waren zuweilen auf den Stühlen eingeſchlafen, das Geſpräch war läſſig, obgleich die unruhige Bewegung im Hauſe nicht aufhörte. Als der Morgen zu dämmern anfing, nahm der Tumult im ganzen Dorfe zu. Von allen Seiten ſahen wir Bauern herbeiſtrömen, die mit Flinten, Senſen, Heugabeln und Aexten bewaffnet waren. Sie verſammelten ſich vor der Schenke. Der blonde Anführer und Banner erſchienen, um ſie zu ordnen; Beide hielten ermunternde Reden, deren Inhalt beſonders dahin ging, daß Alles in der Hauptſtadt ſchon vorbereitet ſei, daß ähnliche Schaaren von Bauern aus allen Gegenden herbeiſtrömten, um ſich vor den Thoren der Stadt mit ihnen zu verbinden, daß die tapfern Oeſterreicher, wie man vernommen habe, einen großen Sieg erfochten und bald ſiegreich den alten Churfürſten, dem ſie ſo treu anhingen, nach ſeiner Hauptſtadt zurückführen würden, daß Gott ihre gerechte Sache unterſtützen müſſe. — Die Bauern jubelten. Da erſchien derſelbe, der mich zuerſt angeſprochen, der ſo viel dazu beitrug, Kolmar zu retten, der überhaupt auf den ganzen Haufen einen größern Einfluß, als der Anführer, auszuüben ſchien. Ihr Herren, ſagte er zu uns, wir gehen jetzt einen gar bedenklichen Gang, und wohl würden wir unſchlüſſig ſein, wenn wir den Schritt, den wir wagen, nicht vor Gott und Menſchen verantworten könnten. Wir wiſſen nicht, was uns bevorſteht, wir kennen die großen Staatsverhältniſſe nicht, wir müſſen glauben, was uns die Männer ſagen, die unſer Vertrauen beſitzen. Täuſchen ſie uns, mislingt der erſte Angriff, dann mögen ſie es vertreten. Wir werden uns dann auflöſen, ein Jeder eilt nach ſeinem Dorfe zurück, und Ihr ſeid frei. Kommen wir aber ſiegreich zurück, dann hoffen wir Euch hier zu finden. Wir können keine hinlängliche Wache zurücklaſſen, um Euch zu bewachen; da wurde ſchon vorgeſchlagen, Euch mitzuſchleppen, aber ich bedachte, in welcher Lage dann die Frauen wären, die genug durch den Schrecken der Nacht gelitten haben. Da wagte ich und noch zwei Bauern, die das Vertrauen beſitzen, für Euch gut zu ſagen, wenn Ihr uns das Ehrenwort geben wollt, dieſes Haus nicht eher zu verlaſſen, als bis Ihr erfahret, daß wir uns zerſtreut haben, wenn Gott es ſo beſchließen ſollte, oder bis wir Euch Nachricht geſandt haben, wenn wir zuſammen bleiben. Ich weiß wohl, wie das Ehrenwort den braven Mann bindet. — Ich konnte den herrlichen, tüchtigen Mann, der ſo getroſt einer Gefahr entgegen ging ohne große Hoffnung, nur weil er es für recht hielt, nicht ohne Rührung anſehen. Ihr ſeid ein braver Mann; dieſes Zeugniß will ich Euch vor König und Kaiſer geben, und der wäre in der That ein Nichtswürdiger, der Euch zu täuſchen vermöchte, ſagte Kolmar und drückte ihm mit einer ungewöhnlichen Wärme die Hand. Ich verſichere Euch, fuhr er fort, bei meiner Ehre, daß wir Euch hier erwarten wollen, oder das Haus erſt dann verlaſſen, wenn wir die völlig ſichere Kunde erhalten haben, daß Eure Schaaren auseinander gegangen ſind. — Auch ich gab die nämliche Verſicherung. Die Mutter ging freundlich und gerührt auf ihn zu. Ich möchte gern, ſagte ſie, in dem Andenken eines ſo biedern deutſchen Mannes leben. Hebt dieſen Ring von mir auf. Ich heiße Frau Kolmar und liebe die treuen deutſchen Bauern. Ich darf jetzt nicht nach Euerm Namen, nach Euerm Wohnorte fragen; Ihr habt einen vernünftigen Grund, Beides zu verheimlichen. — Euch, gute Frau, antwortete der Bauer, ſollte ich meinen Namen verbergen, zu Euch kein Vertrauen faſſen? Nein, nein! rief ſie abwehrend, es könnten Augenblicke kommen, wo man Euch einreden möchte, wir hätten Ränke gebraucht, um Euern Wohnort zu erfahren, um Euch und Eure Freunde zu verrathen; dann würdet Ihr das unzeitige Vertrauen bereuen. Aber es wird eine Zeit kommen, wo wir uns ohne Gefahr ſehen können, dann würde ich mich freuen, Eure nähere Bekanntſchaft zu machen. — Ich nehme den Ring, gute Frau, und werde Eure Freundlichkeit nicht vergeſſen, ſagte er. Gott befohlen! — Dorothea war von dieſem Auftritte ſeltſam ergriffen, ſie ſchwamm in Thränen und konnte die Rührung nicht überwältigen. Ich war zwar erſchüttert, begriff aber nicht, was das liebliche, ſonſt ſo ruhige Mädchen in eine ſo heftige Bewegung ſetzen könne.

Jetzt ſahen wir die Bauern ſich entfernen. Ihr Marſch war geordneter, als man es erwarten konnte, ihre Haltung vortrefflich; man ſah es ihnen wohl an, daß die meiſten gedient hatten. Noch aus der Ferne hörten wir das Jubeln der Menge, aber im Dorfe ward es immer ſtiller, alle Männer waren fort, Weiber, Mädchen, Kinder und Greiſe ſchloſſen ſich in die Häuſer ein, und die Ruhe, die in der verödeten Schenke eintrat, ward nur durch die laut befehlende Stimme der Wirthin unterbrochen. Auch unter uns herrſchte ein fortdauerndes Stillſchweigen, Dorothea ſchien ſehr glücklich zu ſein. Daß ich Dich nun wirklich mein nennen darf! flüſterte ich ihr leiſe in's Ohr, während der Vater ein Buch aufſchlug und mit großer Aufmerkſamkeit zu leſen ſchien; daß Du mein biſt! Mir iſt es, als dürfte ich nicht wagen, es zu glauben, als wäre ich in einem ſeltſamen Traume befangen. Daß Deine treffliche Mutter jetzt auch die meine ſein wird! Daß die Welt, die wie ein furchtbares Räthſel vor mir lag, jetzt ſo freundlich in lockender Wirklichkeit mir entgegen kommt! — Thaulow, ſagte Dorothea, Dein war ich ſchon, als ich kaum hoffte, Dich wieder zu ſehen; Dein bin ich und weiß, daß es kein Traum iſt; Dir gehöre ich zu, und es wird eine Zeit kommen, wo ich dieſes Glück reiner genießen werde, als in dieſem ängſtlichen Augenblicke. Die Mutter trat zu uns, und als ſie mich ihren Sohn nannte, trat die ſtille, ungetrübte Zeit der frühen Jugend mit allen ihren heitern Genüſſen hervor, und was mich Jahrelang geängſtigt hatte, war verſchwunden. Aber dennoch ruhte ein ſeltſamer Druck auf dem ganzen glücklichen Verhältniſſe; etwas, was ich dunkel ahnte, aber nicht klar erkennen konnte, lag unheimlich drohend im Verborgenen, und Kolmar hatte ſich offenbar mehr noch von mir entfernt, als bei meinem frühern Aufenthalte in Paris. Nur eine Stube für die Gäſte fanden wir außer der Schenkſtube im ganzen Hauſe, aber ich fühlte, wie drückend meine beſtändige Gegenwart war. Die ängſtliche Stille, die im Dorfe, im Hauſe unter uns herrſchte, die zweifelhafte Lage, in welcher wir uns befanden, noch immer in der Gewalt der Bauern, die, aufgeregt durch Widerſtand, vielleicht erbittert durch manchen Verluſt, in einer ungünſtigen Stimmung zurückkehren konnten, die Anſtrengung, die Unruhe der vergangenen Nacht band uns die Zunge, verhinderte eine jede unbefangene Mittheilung, und Sorge und Erſchöpfung rangen mit einander. Auf irgend einem Bodenraume hoffte ich eine Streu zu finden und wollte mich eben zurückziehen, um der Familie

Ruhe zu gönnen, als die Wirthin hereintrat. Die Mutter und Dorothea empfingen ſie mit vieler Herzlichkeit, ſie und ihre Tochter hatten mit liebevoller Aufmerkſamkeit die erſchrockenen und geängſtigten Frauen getröſtet und gepflegt. Wir ſind Euch um ſo mehr Dank ſchuldig, ſagte Frau Kolmar, da Eure eigne Lage doch ſehr bedenklich iſt, da Eure Männer in Gefahr ſind, und Ihr nicht wiſſen könnt, was der nächſte Augenblick bringt. Habt Ihr, liebe Frau, einen Mann bei dem Haufen oder etwa einen Sohn? Einen Sohn habe ich dabei, antwortete ſie, und meine Tochter einen Bräutigam; aber das ſind tüchtige Burſchen, die werden ſich ſchon zu wehren wiſſen. Ja, jetzt wird wohl der Jammer ein Ende haben. Das war eine Plage, einen Tag und alle Tage. Da mußten wir Kopf- und Topf- und Heu- und Streu- und Butter- und Futter- und Salz- und Malz- und Schmalz-Steuer geben; dann borgten ſie uns das wenige Geld ab, was wir übrig hatten, und gaben uns Papierwiſche dafür, und wenn wir nun uns ganz entblößt und unter Sorgen die lieben Gottesgaben in's Haus gebracht hatten, da kamen die franzöſiſchen Krieger, ſchalten, drohten, fluchten und aßen Alles rein weg, daß uns nur das Zuſehen blieb. Und wenn ſie uns nur gedankt hätten! Geſtern briet ich mein letztes Huhn für ſo einen wetternden Lieutenant oder Kapitain oder was er ſonſt war. Es war wohl nicht ſehr mürbe. I Du, mein Gott! die jungen Hühner hatten ſie längſt verzehrt. Da warf er mir den ganzen lieben Braten in's Geſicht. O, die Bauern werden ihn ſchon packen. Sie wollen ihn herſchleppen, das haben ſie verſprochen; und dann ſoll er Heu freſſen, Heu freſſen ſoll er, wie das Vieh, der Hallunke! Und nun muß unſer gnädigſter Landesherr in der Fremde ſich herumtreiben, während der junge Bengel, der nichts war, ſich König ſchelten läßt und alle Tage in Fleiſchbrühe badet. Pfui über ihn und ſeine Geſellen, die ſo ſtolz thun, wie die Truthühner! — Kolmar hatte geduldig das Buch hingelegt und ſah ſie ſtillſchweigend an; da ſie aber gar nicht aufhören zu wollen ſchien, unterbrach er ſie. Wir wünſchten, liebe Wirthin, jetzt Ruhe — Ihr wißt, wie nöthig ſie uns iſt — und in einigen Stunden eine Mahlzeit. Sehr gern, Herr, antwortete die Frau, eine Mahlzeit ſollen Sie haben, wenn Ihnen eine Fleiſchbrühe und ſchönes Rindfleiſch gut genug iſt. Ich will keinem Menſchen beſchwerlich fallen, aber es könnte wohl eine Zeit kommen, wo die ſtolzen Herren demüthiger werden und eine alte Frau nicht unterbrechen werden, wenn ſie einmal nach langer Zeit ihre gerechten Klagen darf laut werden laſſen. — Sie ging verdrießlich fort, und ich entfernte mich. Es koſtete mir viele Mühe, ehe ich die zürnende Frau dazu brachte, mir an einem ſtillen Orte ein Strohlager zu bereiten; aber trotz der Unruhe, in welche mich die unerwartete Wendung meines Schickſals verſetzt hatte, ſchlief ich, an ſolche Lager gewöhnt, feſt ein und erſchrak, als ich beim Erwachen erfuhr, daß der Mittag ſchon lange vorüber war. Das Eſſen ward aufgetragen, noch war Alles im Dorfe ruhig, aber die Aengſtlichkeit der Einwohner nahm zu, auch die Wirthin ſchien viel von ihrer frühern Zuverſicht verloren zu haben, und ihre Tochter trug das Eſſen mit verweinten Augen auf. Du haſt einen Bruder und einen Geliebten bei der Schaar? ſprach ich ſie an. Ach ja! antwortete ſie, und dieſen Morgen, als ſie ſo fröhlich und muthig fortgingen, da ſchien es mir auch ſo ſchön, und ich dachte mir immer, wie ſie die Franzoſen ſchlagen und als Sieger zurückkommen würden; aber jetzt, da wir ſo lange nichts von ihnen hören, wird mir ganz angſt. Wer weiß? Georg iſt vielleicht ſchon todt, rief ſie und konnte die Thränen nicht zurückhalten. Als es ſchon zu dämmern anfing, ſtürzte ein junger Burſch in das Haus herein. Johann! rief die Wirthin; Bruder! rief die Tochter, wie geht es? Laßt mich! antwortete er höchſt verdrießlich, nahm vorſichtig den ſcharfen Schuß aus der Flinte, hing ſie an den gewohnten Ort, warf alle Zeichen der

Bewaffnung von ſich, beantwortete aber keine Frage. Um Gottes Willen, wo iſt Georg? ſchrie die Schweſter, ſo antworte doch! Sie haben ihn gewiß erſchoſſen. Wo wird er ſein? antwortete dieſer; zu Hauſe, zu Bette, denke ich, und ohne auf die erſtaunten Frauen zu achten, ging er pfeifend nach dem Stalle. Kurz darauf kam Georg und nun immer mehrere Bauern. Die Meiſten eilten durch das Dorf, die hier Einheimiſchen verkrochen ſich, Keiner wollte Rede ſtehen. Endlich trat unſer großmüthiger Beſchützer herein. Es iſt vielleicht nicht ohne Gefahr, ſagte er, aber ich muß Euch ſagen, daß wir jetzt keine Gewalt mehr über Euch haben, daß das Ehrenwort Euch nicht mehr bindet. Kolmar bat um einen kurzen Bericht. Gott weiß, wie es geſchah, antwortete der Bauer. Wir ſtanden vor der Stadt, dicht vor den Thoren, wir hörten die Sturmglocken läuten und dachten, daß es unſere Anhänger wären, die ſie läuten ließen; da ſprengte ein Herr ängſtlich herbei, er zog den Anführer bei Seite, dieſer blickte ängſtlich um ſich. Zerſtreut Euch! rief er er uns zu, Alles iſt verloren, die Thore ſind geſperrt. Er ſelbſt war einer der Erſten, die verſchwanden. Ich verſuchte die Leute noch zuſammen zu halten, ich meinte, man müſſe doch erſt genau erfahren, wie es ſtände, ob die übrigen Bauern noch Stand hielten. Mit Mühe brachte ich es ſo weit, daß ein kleiner Haufe ſich der Stadt näherte. Da wurden wir mit ein paar Kanonenſchüſſen begrüßt, die andern Bauern hatten ſich ſchon zerſtreut, und wir flohen nun auch. — Kolmar wollte ihm eine Summe anbieten. Ich brauche Euer Geld nicht, Herr, erwiederte er kurz. Wenn man Euch ergreifen, wenn man Euch zur Unterſuchung ziehen ſollte, ſagte Kolmar, dann könnte mein Fürwort Euch nützlich werden. Sorgt für das Land, wenn Ihr Macht dazu habt, erwiederte der Bauer; lindert den Druck, ſtellt dem Könige ſein Unrecht und unſer heiliges Recht vor, wenn Ihr muthig genug ſeid. Ich habe noch nicht um Euern Schutz gebettelt, ſagte er, und blickte Kolmar ſtolz und ſicher an. Ich glaubte einen norwegiſchen Hochländer zu ſehen; Kolmar ſah ihn offenbar mit Wohlgefallen an, der Mutter traten die Thränen in die Augen, aber am meiſten überraſchte mich Dorothea. Ihre Augen funkelten wie von einer großen, überraſchenden Freude; raſch ging ſie auf den Redenden zu und ergriff ſeine Hand. Ihr ſeid ein Deutſcher, ja, ſo hoffte ich ſie zu ſehen, mild, edel, großmüthig, wo ſie die Gewalt haben, ſtolz, unerſchütterlich im Unglücke. Nehmt die Hand eines deutſchen Mädchens, das nie vergeſſen wird, daß ſolche Männer in ihrem Vaterlande unter unverdientem Drucke ſeufzen;

nehmt dieſe Kleinigkeit von mir, eine Haarlocke liegt darin, ſie war meinem Geliebten beſtimmt, aber ich weiß es, er ſieht ſie lieber in Euern Händen. Nicht wahr, Thaulow? ſagte ſie, indem ſie ihm eine Brieftaſche überreichte. Ich umarmte den herrlichen Mann; meine Thränen netzten ſeine Wangen. Wir ſehen uns noch, in einer glücklichen Stunde, Gott wird Euch, wird uns befreien! rief ich. Kolmar ſchien über dieſe plötzliche, unwillkürliche Aeußerung ſehr unruhig, der Bauer war erſchüttert. Ihr meint es gut mit mir, mit uns und dem Lande, ſagte er, Gott ſegne Euch dafür, und verzeiht, wenn ich Euch zu hart geantwortet habe. Und nun muß ich Euch verlaſſen, ich muß an meine Sicherheit denken. Eilt, eilt! zum Hinterhauſe hinaus! rief Dorothea in größter Angſt, ich höre Reiter. Er eilte fort, ich begleitete ihn durch den Garten über das Feld nach einem nahen Gehölze, und erſt, als ich ihn in Sicherheit ſah, als ich verſichert war, daß keine Reiterſchaar in der Richtung, in welcher er floh, ſich blicken ließ, verließ ich ihn, nicht ohne Sorge. Noch ehe wir uns trennten, reichte ich ihm die Hand. Wie heißeſt Du, braver Mann? Mir kannſt Du Deinen Namen nennen, ſagte ich; ich bin den fremden Herrſchern nicht verpflichtet, ich haſſe ſie, wie Du, doppelt, ſeit ich Dich fliehen ſah, ſeit ich weiß, daß ſolche Männer ſich verbergen müſſen. Ich heiße Martin, ſagte er, und wohne in Wernersdorf im Werrathale. Ich habe ihn ſeitdem nicht geſehen; aber wie würde ich mich freuen, wenn ich einſt im ſiegreichen Deutſchland dieſen Mann wiederſähe. Sie haben ihn nicht ergriffen. Kolmar erkundigte ſich ſpäter genau — und er konnte es — nach den eingezogenen Bauern; er war nicht unter dieſen.

Als ich nach dem Dorfe zurückkam, war es dunkle Nacht; die Reiter hatten das Dorf beſetzt, eine ſtarke Abtheilung die Schenke. Viele gefangene Bauern ſtanden nun niedergeſchlagen in der Schenkſtube; die meiſten wurden wieder entlaſſen. Die Einwohner des Dorfs verſicherten ſämmtlich, daß ſie nur gezwungen mitgegangen wären, und man ſtellte ſich, als glaubte man es. Johann verſicherte keck, daß er das Haus nicht verlaſſen habe, und die Wirthin trat mit einer furchtſamen und demüthigen Miene zu uns herein. Sie wiſſen es wohl, gnädiger Herr, ſagte ſie, daß man oft ein Wort zu viel ſpricht. Nun, Du lieber Gott! es wäre ſchlimm, wenn man immer für ein jedes Wort haften ſollte, was man ſo, ſo, in der Hitze ausſpricht. — Sie hatte geſehen, daß Kolmar den kommandirenden Offizier zu ſich rufen ließ, daß dieſer, nach einem kurzen Geſpräch, mit vieler Ehrerbietung ſich entfernt hatte; ſie hörte, wie er, indem ſie ſich trenn=

ten, noch ſagte: Sie haben über eine hinlängliche Begleitung zu befehlen, und ſo ſah ſie wohl ein, daß dieſer Fremde, dem ſie ſo unverholen ihre wahre Geſinnung entdeckt hatte, ein bedeutender Mann ſei. Seid ruhig, antwortete Kolmar, als er ihre Angſt ſah; Ihr habt uns in einem gefährlichen Augenblick mit Güte behandelt; was Ihr geſagt habt, habe ich nicht gehört, will es nicht gehört haben; nur ſeid in Zukunft vorſichtiger, liebe Frau. Die Wirthin weinte, ſie hatte ihre Angſt vergeſſen, und als der Wagen vor der Thüre ſtand und mein Pferd vorgeführt ward, führte Kolmar die Wirthin, ihren Sohn und ihre Tochter und Georg, der ſich auch eingefunden, und von ſeiner Geliebten vorgeſtellt worden war, zu dem kommandirenden Offizier. Dieſe braven Leute haben uns ſehr gut behandelt, ſagte er, und ich halte es für meine Pflicht, ſie ſämmtlich Ihrem Schutze zu empfehlen. Der Offizier verſicherte, daß eine ſolche Empfehlung ſie gegen eine jede Unterſuchung und ihre Folgen ſchützen würde, und ſo verließen wir das einigermaßen beruhigte Haus.

Noch vor Mitternacht langten wir in Kaſſel an, wo Kolmar eine große, für ihn bereitete Wohnung, ich einen Gaſthof bezog, und nur ſeine Begleitung verſchaffte mir eine Aufnahme in dieſer bewegten Zeit.

Den Tag darauf herrſchte noch in Kaſſel eine große Unruhe, Reiterabtheilungen durchzogen die Straßen, an allen Straßenecken fand man große Anſchlagezettel, auf welchen die Namen der entwichenen Anführer genannt, ihre Perſonen beſchrieben waren, einem Jeden, der ſie ergriffe, Belohnung verſprochen, einem Jeden, der ſie beherbergte und verſteckte, mit Todesſtrafe gedroht wurde. Dicht daneben fand man mit großen Buchſtaben eine pomphafte Ankündigung von Napoleons Sieg über die Oeſterreicher bei Regensburg. Dieſe willkommene Nachricht war eben in dem bedenklichſten Augenblick eingetroffen.

Aber der Aufſtand war völlig gedämpft, kein Blut war gefloſſen, die Anführer waren entflohen, und in wenigen Tagen waren alle Spuren der Unruhe verſchwunden. Schon, als wir das Dorf verließen, noch mehr, als ich einſam im Gaſthauſe die Ereigniſſe der letzten Tage erwog, beſchloß ich gleich, das Geheimniß, deſſen Deutung ich ahnte, zu lüften, damit mein Verhältniß zu Dorothea ſich auf entſchiedene Weiſe geſtalten möchte. Ich haſſe nichts ſo ſehr, als wenn zwiſchen Menſchen, die ſich lieben, Spannungen beſtehen, die durch eine unumwundene Erklärung gehoben werden können; und hier galt es das Theuerſte, was ich auf der Erde beſaß, ja, das Einzige, was dem Leben einen Werth gab. Es giebt eine Stimmung, die uns erhebt und ſtärkt, ſelbſt, wenn das größte Unglück uns drohend entgegentritt; das iſt diejenige, die dann entſteht, wenn wir entſchiedene Schritte wagen und den Muth haben, ſelbſt dem größten Glück, dem, was uns das Wünſchenswertheſte ſchien, zu entſagen. Kolmars Benehmen ließ mich fürchten, daß ich durch ihn zu einem ſolchen Entſchluſſe gebracht werden könnte. Und dann war wieder ſo Vieles in dieſem, was mit dieſer Furcht nicht übereinſtimmte. Wie es iſt, ſagte ich mir, als ich den Tag darauf, um Kolmars Wohnung aufzuſuchen, durch die ſtillen Straßen ging, durch welche die Truppen in langſamen Schritten zogen, während einzelne Menſchen ſcheu und furchtſam ſich mit einander unterhielten, — wie es iſt, muß ich klar ſehen. Kolmar war nicht zu Hauſe. Die wichtigen Aufträge, die er hatte, hatten ihn zum Könige gerufen. Das war, was ich wünſchte. Ich traf die Mutter. Liebe Mutter, ſprach ich, ſo nenne ich Sie, Sie gaben mir ja das Recht, Kolmar ſcheint mit meiner Liebe unzufrieden zu ſein, und doch duldet er ſie; ich finde etwas Widerſprechendes in ſeinem ganzen Benehmen, und ich glaube den Grund dieſes Widerſpruches zu ahnen, obgleich ich ihn, wie ich Kolmar kenne, dennoch nicht zu heben vermag. Es iſt, irre ich nicht, die völlig verſchiedene Anſicht des öffentlichen Lebens, es iſt die Gewißheit, die er freilich leicht erhalten konnte, weil ich ſie ihm nicht verbarg, daß ich ganz lebe für das, was er zurückdrängen, ja, vernichten möchte. Liebe Mutter! Theure Dorothea! Ich leſe es in Euern Blicken, daß ich nicht falſch gerathen. — Nein, antwortete Dorothea, Du haſt nicht falſch gerathen, und ich erwartete von Dir, daß Du Deine Vermuthung nicht verbergen würdeſt. Sie müſſen ſchon der Anhänglichkeit an Deutſchland entſagen, ſagte die Mutter, Sie müſſen ſich für den mächtigen Kaiſer, für ſeine weitausgedehnten Pläne erklären, wenn Sie hoffen wollen, Dorothea zu beſitzen. Und Sie, gute Mutter, rief ich, faſt erſchrocken, und Du, liebes Mädchen, Ihr beide könntet dies wünſchen? Es iſt nicht von unſerm Wunſche, es iſt von dem feſten, unabänderlichen Willen des Vaters die Rede, fuhr die Mutter fort, und ich würde meiner Tochter nie rathen, ſie würde, auch ohne meinen Rath, nie fähig ſein, gegen ſeinen Willen zu handeln. Aber wie konnte der ſeltſame Mann dann unſere Neigung, die unverſtellten Aeußerungen unſerer Liebe in ſeiner Gegenwart dulden? fragte ich. Lerne meinen Vater recht kennen, fiel Dorothea ein. Kann er über eine Neigung gebieten, die, das ſieht er wohl, mit unſerem innerſten Daſein verbunden iſt? Er kämpft nie unnütz gegen eine Macht, die er nicht zu überwinden hofft. Er wird unſere Liebe dulden, weil er muß, weil er mich kennt und Dich, und weiß, daß wir uns nie untreu werden; aber er wird unſere Verbindung nie erlauben. Sprich mit ihm, er wird Dir ſagen, was Du jetzt von mir vernimmſt. — Alſo muß ich Deinem Beſitz entſagen? rief ich aus. Alſo kann nicht einmal eine Neigung, die wie ein Wunder mir entgegen trat, mich beglücken? — Mir entſagen? antwortete Dorothea und ſah mich mit einem ganz eigenen, lauſchenden Blicke an. Aber ſage mir doch, wie Dir, einem Fremden, das Schickſal eines fremden Landes ſo wichtig werden konnte, daß Du meine Liebe verſchmähſt, um dieſer Neigung nicht zu entſagen? Wie kannſt Du erwarten, daß ich glauben ſoll, Du liebteſt mich, wie ich Dich liebe? Thöricht habe ich mich preisgegeben, als ich meine Neigung unbeſonnen entdeckte, ehe ich die Deine kannte. — Liebe Dorothea, entgegnete ich, Du kannſt Dich nur ſchlecht verſtellen, Du zweifelſt nicht an meiner Liebe, und Deine Worte ſchrecken mich nicht. Aber ſieh, liebes Mädchen, dieſe Geſinnung, der ich entſagen ſoll, iſt nicht verſchieden von meiner Liebe. Seit meiner Jugend ſehnte ich mich nach jener ſchönen, treuen Zeit, als ein wahrhafter Volksgeiſt herrſchte. Ich bin kein ſolcher Thor, daß ich auf ein durchaus tugendhaftes Volk warte, aber es giebt ſchöne Zeiten, in welchen die innere Wahrheit des Gemüths friſcher, fröhlicher hervortritt. In unſern Tagen iſt der Trug der Höfe als Etikette, als Lebensart in die engſten Kreiſe hineingedrungen, Eleganz vernichtet die Schönheit, weil ſie die Häßlichkeit übertüncht und wahre, natürliche Anmuth unſcheinbar macht, Glätte die Güte, weil ſie Bosheit abrichtet und der wahren Güte gleichſtellt. Ich bin unter einem treuen Volke erzogen, zwiſchen den rauhen nordiſchen Gebirgen kennt man den Trug nicht, und unverſtellt tritt das Böſe, wie das Gute, hervor. Es war weibliche Liebe, Mutterliebe, die mich für die innere Wahrheit erzog, die mir den Glauben an die ſiegende Gewalt der treuen Liebe einflößte. Meine Mutter ſtarb früh, aber dieſer Glaube war mir Alles, ich lernte den Punkt kennen, wo ſelbſt die Forſchung ſich mit der Liebe verbindet, und jetzt erſt hatte auch dieſe eine innere Bedeutung für mich gewonnen. Das Leben der Menſchen, das Schickſal der Völker trat mir entgegen; ich lernte es einſehen, daß die innerſte Wurzel eines jeden Lebens die zarteſten Faſern in die verborgenſten Tiefen der Geſchichte ſendet, daß nur, wer dem Geſchlechte lebt, ein wahres Leben führt. Da ward mir das Wunder der Erlöſung klar, jenes heilige Vorbild einer Liebe, die für

Alle lebt, ſich für Alle opfert, der Heiland ward mein Heil, und ein jedes Gebet ſchien mir nur dann Erhörung erwarten zu können, wenn es, indem es für mich rang, zugleich für die Erlöſung des Geſchlechts eine Bedeutung hatte. Ich forſchte in der Geſchichte nach, ich lernte ein Volk kennen, meinem Volke nahe verwandt, einſt mächtig, jetzt in ſich zerſplittert, aber innerlich vereinigt durch Geſinnung, durch Sprache, durch den ähnlichen Geiſt. Es iſt das Volk der Deutſchen. In der Fülle ihrer Gedanken liegt der tiefere Geiſt, aus den Tönen ihrer Sprache klingt die Stimme der verborgenen Liebe, aus den Verwickelungen ihres verworrenen Daſeins blickt der hoffnungsvolle Keim einer heitern Zukunft, durch eine finſtere Zeit des herrſchenden berechnenden Verſtandes in ſeiner Entwickelung gehemmt. Jetzt war mir es klar, daß Frankreich und Deutſchland für große gegenſeitige Kämpfe erzogen würden. Seit Jahrhunderten dauern ſie ſchon, die Geiſter ringen mit einander, die Zahl der Abtrünnigen unter den Deutſchen nahm zu, äußerlich unterlagen dieſe immer, aber mit unverwüſtlicher Hoffnung bildeten ſich neue Verbrüderungen, durch die ſtarke Zuverſicht des Glaubens verbunden. Meine Verhältniſſe führten mich früher nach Frankreich, als nach Deutſchland. Der Kampf, der mir ſo bedeutend erſchien, erzeugt keinen Haß, ſein

Weſen iſt die Liebe. Ich haſſe Frankreich nicht; ich möchte es nicht unter Deutſchland ſtellen; die Gewandtheit, die Ueberſicht, die das leicht zu Ueberſchauende mit Klarheit ergreift und vollendet, iſt ein weſentliches Element derjenigen Zukunft, für welche ich leben und kämpfen möchte. Aber kämpfen müſſen wir, damit der Gehalt nicht entweiche. Ich lernte Deine Mutter kennen, und die weiß, was ſie mir ward, wie ich meine Mutter und allen heitern Genuß der Kindheit wieder fand; ich ſah Dich als ein liebliches Kind, und um uns her war das tiefere Leben in furchtbarer Thätigkeit. Es war mir, als wüchſe die Macht, die allem Gehalt des Lebens ſo gefährlich wurde, immer mächtiger heran, als mehrten ſich die Feinde, als würden wir, wir drei, immer enger eingeſchloſſen. In Deinem Vater lernte ich einen der thätigſten Gegner fürchten und ſchätzen. Er hat das Recht, die Gewalt, das Geſetz, das die Liebe zu leicht verdrängt, für ſich; ich kampfe für dieſe, die das Geſetz beſtätigen ſoll, nie verdrängen darf. Wie ſo eine innere und äußere Welt mit einander rangen, wie Deine Mutter die meine war, die wieder erſchien, weil mich mütterliche Liebe, wie in der Kindheit, ſo auch ferner leiten ſollte, wie Du für mich der Schutzgeiſt meiner innern Welt warſt, Deine Anmuth die entſchleierte Geſtalt der heitern Zukunft: das ward mir erſt klar, als ich Euch verlaſſen hatte. Aber ich mußte fort, und je heller meine Träume ſich geſtalteten, deſto trüber ward es um mich. Die Maſſen, die ſich drohend um uns zogen, wälzten ſich wie ein furchtbarer Strom hinter mir her, alle meine Hoffnungen ſchienen vernichtet; ich wagte nicht, Dich aufzuſuchen, und fand Dich, fand Deine und meine Mutter eben, als ein muthiger Glaube ſich hervorwagte, der freilich nur wie ein Traumbild hervortrat, um ſchnell wieder zurückgedrängt zu werden, deſſen Daſein aber alle Hoffnung neu belebt, wie Deine Gegenwart den Muth.

Dorothea und ihre Mutter hatten mit großer Aufmerkſamkeit angehört, was ich ſprach, und ich merkte, wie ſie immer heiterer wurden. Ich begreife wohl, ſagte Dorothea, wie Du das, was Du eben in mir liebſt, was durch Deine Liebe erſt Bedeutung erhält, nicht von meinem Beſitze zu trennen vermagſt, und jetzt iſt es wohl Zeit, daß auch Du erfährſt, wie es kam, daß meine Mutter Dich als ihren Sohn, ich, als das Bewußtſein der Liebe erwachte, Dich als meinen Geliebten betrachtete. Doch meine Mutter, fuhr ſie fort, wird beſſer, als ich, Dir die ganze Bildung unſeres innern Lebens darſtellen können. Dieſe wurde in ihrer

Jugend gegründet und pflanzte ſich durch die mütterliche Liebe fort.

Ich erfuhr jetzt, wie Kolmars Frau in ihrer Kindheit in Osnabrück erzogen worden, wie in jener ruhigen Zeit durch den herrlichen Juſtus Möſer, deſſen klaſſiſche Schriften nur ein ſchwacher Abglanz ſeiner liebenswürdigen Perſönlichkeit waren, ſich ein bedeutender, wenn gleich kleiner Kreis bildete, deſſen ganzer Sinn ſo in der Vorzeit lebte, daß die Gegenwart ohne dieſe für ihn keine Bedeutung hatte. Die Aeltern waren Möſers vertrauteſte Freunde, und von früher Jugend an hafteten Gedanken, Leben, ja, ſelbſt religiöſer Glaube, der durch den Gegenſatz des Katholicismus ſich friſcher und lebendiger erhielt, an dem heimatlichen Boden. Kolmar war aus den jenſeitigen Rheinprovinzen, er erſchien, ein edler, wenn gleich ernſter, verſchloſſener Jüngling, in dem Hauſe der Aeltern zu einer Zeit, wo der große Zwieſpalt, der Europa erſchüttern ſollte, noch kaum geahnet wurde. Er gewann die Liebe des Mädchens, und ihre Verbindung fand zwei Jahre vor dem Ausbruche der Revolution ſtatt. Die erſten Jahre ihrer Ehe wurden nur durch den Verluſt des erſten Sohnes getrübt. Als die Revolution ausbrach, ward Kolmar von den großen Hoffnungen ergriffen, die ganz Europa bewegten; als ſein Wohnort von dem Geiſte der Revolution erſchüttert wurde, ward er auch hineingeriſſen. Die Frau ſah allmälig, als das unruhige, wüſte Treiben ſich immer deutlicher geſtaltete, nur zu klar, daß Kolmar ſich einer Anſicht hingab, die Allem, was ihr das Theuerſte, ja, das Heiligſte war, widerſprach. Aber er ward immer ſtrenger, immer herber; ohne an den Unthaten der Revolution theilzunehmen, theilte er ihre Grundſätze. Zwar blieb er der zuverläßige, redliche, innerlich wahre Mann, aber ihr war es, als wären ſie im Innerſten getrennt. Es ſprach ſich immer deutlicher aus, daß ihm die Gewalt des ordnenden Verſtandes Alles war, und wenn die Frau ihn an Glaube und Liebe erinnerte, verbarg er ihr nicht, wie wenig er Beides hochhalte. Es ſind weibliche Tugenden, pflegte er zu antworten, die Weiber können lieblich träumen, ja, ſie erſcheinen liebenswürdig in dieſen Träumen, welche die zarteſten Blumen der Weiblichkeit ſchützen, aber der Mann muß handeln. Sie lebten lange in Paris; als aber die Verwirrung der Revolution überhand nahm, zog er ſich zurück. Sie lebten jetzt ſtill, und die Frau fing an zu hoffen. Aber Buonaparte kam aus Aegypten zurück; zuverſichtlich erwartete Kolmar nun entſchiedene Thaten, feſte Entſchlüſſe; die Thränen der Frau vermochten nicht ihn zurückzuhalten. Er erklärte ſich laut und entſchieden für den zurückgekehrten Helden; große Verbindungen aus früheren Zeiten ſetzten ihn in den Stand, eine bedeutende Rolle zu ſpielen, und ein Zufall verſchaffte ihm die Kunde von der geheimen Verſchwörung. Er liebte von jeher ein geheimes Wirken, er war ein eifriger Freimaurer, obgleich er die beſtehende Form des Ordens belächelte. Gegen eine Unternehmung, die eine jede keimende Ordnung in dem zerrütteten Lande zerſtören wollte, hielt er jede Liſt für gerecht; er entwickelte ein großes Talent, er leitete die Verſchwörung, um ſie deſto ſicherer zu vernichten, aber er rettete die Bethörten, wenn er entdeckte, daß Schwäche des Willens, daß Schwanken und Unklarheit ſie weniger gefährlich machte. Zu feſt, um durch die öffentliche Meinung geleitet zu werden, zu unerſchütterlich, um ſie zu achten, zu ſtolz, um ſich zu rechtfertigen, erſchien er der Menge undurchdringlich, den Gegnern gefährlich, den Meiſten ſogar verächtlich. Aber er ging aufrecht und ſtolz unter der Maſſe, die ſich die Miene gab, ihn zu verachten, weil ſie ihn fürchtete. Freunde, Verwandte zogen ſich von ihm zurück, er behielt ſein Ziel feſt im Auge und blieb unverändert; ja, der Trotz gegen die öffentliche Stimme gewährte ihm einen geheimen Genuß. Nur Frau und Tochter litten, und er fühlte es. Von allen Freunden getrennt, hörten ſie nie einen verwandten Ton. Ich beſuchte ihn, ich kannte die Verwandten der Frau, er glaubte in mir einen jungen Mann zu finden, deſſen Geſellſchaft ſeine Frau erheitern würde. Wäre Dorothea älter geweſen, würde er ſich wahrſcheinlich bedacht haben. In der Einſamkeit ihres Lebens ſchloſſen ſie ſich an mich an. Jede Aeußerung überzeugte ſie, daß, was ihre Seele erfüllte, auch mir das Heiligſte ſei; jene tiefe Sehnſucht nach dem Vaterlande erwachte immer mächtiger. Aber auch Dorothea lauſchte ſtillſchweigend, wenn ich ſprach, und eine leiſe Ahnung, daß ich heimatlich ſei in der Welt, in welcher das dämmernde Bewußtſein ſchon lebte, verband ſie inniger mit mir, als ſie ſelbſt wußte. Da ſahen ſie, wie dieſelbe Gewalt, die den Mann, den Vater in eine fremde Welt, in eine entfremdende Thätigkeit hineingeriſſen hatte, das Vaterland überſchwemmte, unterjochte, zerſtörte. Die Klagen der Mutter tönten in der Seele der Tochter wieder, und die Liebe zu dem unterdrückten Lande ſchloß ſich an die nächſte männliche Geſtalt an, die ihr freundlich aus dieſer heimatlichen Welt herübergewinkt hatte, und ward zugleich mit der Liebe zu mir immer feſter, immer inniger.

So waren alſo meine Träume eine holde Wirklichkeit. Was ich geahnt hatte, das hatte ſich in weiter Entfernung in der verſchloſſenen Bruſt des geliebten

Mädchens wirklich gebildet. Ich fühlte eine Zuverſicht zu der Zukunft, die ſeitdem unerſchütterlich iſt. Ein ſolches Wunder, ſo erſchien es mir, fordert unbedingten Glauben. Wir gehören uns zu, Dorothea; unſre Neigung iſt eine Weiſſagung, deren Erfüllung Dein Vaterland beglücken wird, rief ich aus, und mein feſter Glaube ſchien auf Mutter und Tochter eine geheime Gewalt auszuüben. Mit einer innern Ruhe, die mich ſelbſt überraſchte, ſuchte ich Kolmar ſpät am Abend auf, und ſprach mit ihm ſo frei und offen, wie mit der Mutter. Es iſt mir lieb, ſagte Kolmar, daß Sie ſo klar und entſchieden Ihre Sache auf die Spitze ſtellen. So hören Sie mich, ich will eben ſo entſchieden antworten. Ich tadle Ihre Neigung nicht; wie könnte ich es? Auch daß Sie geliebt werden, finde ich natürlich, obgleich es mich überraſcht hat, daß eine kindliche Neigung ſo tiefe Wurzel faſſen konnte. Meine Tochter wird nie treulos werden; ſie wird, ſo lange ſie lebt, nur Sie lieben, denn ſie iſt meine Tochter. Sie wird alſo ehelos ſterben, wenn ſie nicht Ihren Beſitz erlangt; davon gehe ich aus. Aber Sie gehören zu den Männern, die den Kampf in Europa noch nicht für beendigt anſehen. Ich ſehe keinen Gegner mehr, der zu fürchten wäre, aber irgend ein Widerſtand könnte anfangen, an welchem Sie theilnehmen würden. Ich will nicht, daß meine Tochter, mein einziges Kind, auf der Seite der Gegner leben ſoll; ich will nicht, daß ſie Kinder erziehe, meine Enkel, die das haſſen, was ich ſchätze, was ich als das Verſtändige ehre, wofür ich lebe und thätig bin. Sie glauben noch zukünftige Siege da erwarten zu können, wo ich nichts ſehe, als Schwäche und Ohnmacht. Nun wohl, wagen Sie es; knüpfen Sie Ihr Schickſal an dieſe Hoffnung. Verliert die Gewalt, der ich diene, auf eine entſchiedene Weiſe, verliert ſie durch die Macht, die Sie noch im Verborgenen gewaltig glauben, dann habe ich Unrecht; denn in dieſem Falle giebt, wie billig, der Erfolg den Ausſchlag; dann hat der Kampf aufgehört, und ich lege die Hand meiner Tochter in die Ihre. Bis dahin bleibt ſie Ihre jüngere, wie meine Frau Ihre ältere, mütterliche Freundin. Ich ſetze in Sie, ich ſetze in meine Tochter ein unbegrenztes Vertrauen, und ich will es Ihnen beweiſen. Ich habe hier Befehle erhalten, die mich auf mehrere Jahre an dieſem Hofe feſthalten. Frau und Tochter würden unglücklich ſein, wenn ſie hier leben ſollten; ich ſelbſt kann es nicht wünſchen, zurückziehen können ſie ſich nicht. Mit Schmerzen trenne ich mich von ihnen, aber die Trennung iſt unvermeidlich. Meine Frau hat in Breslau eine verheirathete Schweſter, die ſie liebt, die ſie lange nicht geſehen hat. Beide werden dahin reiſen, und Sie begleiten ſie. Da meine Familie nur ſo kurze Zeit hier war, werde ich ſie am Hofe nicht vorſtellen, und in ein paar Tagen reiſen ſie ab. Nehmen Sie den Vorſchlag an? — Mit Freuden, antwortete ich, und ich werde Ihr Vertrauen rechtfertigen. Eins müſſen Sie mir verſprechen, ſprach er noch, daß Sie nie ſich in geheime Unternehmungen, nie in thörichte Verſchwörungen, die Ihrer Sache ohnehin nicht helfen werden, einlaſſen. Ich kann, antwortete ich, dieſes Verſprechen deſto leichter geben, da ich alle geheime Thätigkeit dieſer Art mißbillige und ganz Ihrer Meinung bin. — Und dann, fuhr er fort, wenn wirklich, ſo unwahrſcheinlich es auch iſt, während Ihrer Abweſenheit eine wirkliche Gefahr drohen, wenn ein Kampf, wie Sie ihn hoffen, entſtehen ſollte, muß meine Tochter, wenn ich ſie auffordere, ſogleich mit der Mutter zurückkommen; Beide bleiben dann in meiner Nähe, bis der Kampf entſchieden iſt.

Alſo war jetzt das Schickſal meiner Liebe mit dem Schickſale des Landes verbunden. Ich hatte einen wunderbar freudigen Muth, und Kolmar lächelte, wenn er meine Zuverſicht ſah. Mutter und Tochter trennten ſich mit Schmerzen von Kolmar, den ſie herzlich liebten. So mag eine fromme Hausfrau, eine gläubige

Tochter den redlichen Vater lieben, der ihren Glauben nicht theilt. Wir reiſten ab. Beide waren kaum einige Tage in Kaſſel geweſen, ſie hatten ſich nirgends gezeigt, und auch ich hatte einen jeden Umgang vermieden, die unruhige Bewegung nahm ohnehin alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und ſo vernahm man kaum die Ankunft von Kolmars Familie, die Abreiſe wurde noch weniger bemerkt, und Kolmars entſchiedene Verſchloſſenheit ſchnitt einer jeden Nachforſchung den Weg ab. Er wollte nicht, daß man wiſſen ſollte, wo ſeine Familie lebt. Der weſtphäliſche Hof beobachtete Preußen mit fortdauerndem Mißtrauen, und Kolmar bat mich, ſo unbemerkt, wie möglich, und unter einem fremden Namen die Grenze zu paſſiren. Damals war es, als Sie, im Begriff, ſich an Schill anzuſchließen, mit gleichgeſinnten Freunden die Grenzjäger verjagten, die uns anhielten und in Angſt ſetzten. Sie begleiteten uns, bis wir in völliger Sicherheit waren. So habe ich nun in banger Erwartung drei ſchwere Jahre, meiſt in Dorotheas Nähe, verlebt. Oft ſtieg meine Hoffnung, wenn ich die ſtill herrſchende Geſinnung wahrnahm, wenn ich ſah, wie jeder edlere Einwohner auf den Augenblick der Errettung harrte. Der kühne Kampf, der jetzt begann, ſteigerte meine Erwartung, — der Anfang ſo glänzend, das Vorſchreiten ſo ſchnell.

Wie, wenn in einer gefährlichen Krankheit die Entzündung in allen Adern wüthet, immer ſchneller die Pulſe wechſeln, Tod oder eine bevorſtehende Kriſe andeuten, ſo ſteigt die Hoffnung meiner Liebe, ob für den ſeligen Beſitz oder für die Befreiung Deutſchlands, ich vermag es nicht zu unterſcheiden. Jetzt erſcholl die erſte Nachricht von einem bedeutenden Verluſt, und mit dieſer faſt gleichzeitig kömmt das Schreiben von Kolmar, welches ſeiner Frau und ſeiner Tochter heimzukehren befiehlt. Mich läßt er an die Verabredung erinnern, ich darf ſie nicht begleiten. In Bauzen wartet ein Vertrauter, der ſie begleiten ſoll. Iſt er von Napoleons bedenklicher Lage unterrichtet? Ich muß mich von Dorothea trennen, und ſchwebe zwiſchen Furcht und Hoffnung. Wenn eben dieſe Trennung als das erſte Zeichen einer glücklichen Vereinigung erſchiene? —

Thaulow ſchloß. Roland wollte eben reden, als mehrere Schlitten vor dem Poſthauſe hielten. Im Hauſe entſtand ein großer Tumult; die Freunde horchten aufmerkſam, als die Thüre ſchnell und weit aufgeriſſen wurde. Zwei anſehnliche Männer, mit Orden bedeckt, ſtellten ſich an die Thür; wie inſtinktmäßig drängten ſich die Freunde in eine Ecke der Stube. Ein Mann von mittelmäßigem Wuchs, in einen Pelz gehüllt, den er, indem er durch die Thür ſchritt, einem

Bedienten zuwarf, trat herein. Aus dem gelblichen, etwas verquollenen, düſtern Geſicht blitzten die tiefliegenden, ſchwarzen, feurigen Augen hervor, ein dreieckiger Hut bedeckte den Kopf. Er ſchritt ſchnell auf den Ofen zu, ſtellte ſich mit dem Rücken gegen dieſen und ſah finſter vor ſich hin. Die Strenge ſeiner Geſichtszüge hatte in dieſem Augenblick etwas Zurückſchreckendes. Indem er aufſah, entdeckte er die Reiſenden und blickte ſie mürriſch an. Einer der begleitenden Herren bemerkte ſie nun auch und ging leiſe auf ſie zu. Sie müſſen ſich entfernen, flüſterte er. Das war eben unſere Abſicht, erwiederte Thaulow, als der Mann am Ofen gebieteriſch ihm zurief: Bleiben Sie! Beide blieben.

Wer ſind Sie? fragte er Thaulow. —

Ein Norweger. —

Was treiben Sie? —

Das Bergfach, Sire. —

Kennen Sie mich? —

Ich war in Paris. —

Was trieben Sie da? —

Die Mineralogie. —

Haüy iſt der erſte Mineralog in Europa. —

Nur der Deutſche Werner kann ihm den Rang ſtreitig machen.

Werner? Werner? ſagte der Mann am Ofen, als beſänne er ſich; doch, ich erinnere mich ſeiner, er lebt in Freiberg, aber ſeine Kenntniſſe ſind nicht exakt; nur durch die Chryſtallographie iſt die Mineralogie eine Wiſſenſchaft geworden.

Thaulow ſchwieg.

Für die Naturwiſſenſchaft iſt Paris die Hauptſtadt von Europa, fuhr der Mann fort. —

Seit die Völker des Kontinents nicht verſtanden, ihre nationale Eigenthümlichkeit zu bewahren, antwortete Thaulow, herrſchte Paris, und durch Ihre ſiegreichen Waffen, Sire, iſt dieſe Stadt das gebietende Rom des Kontinents geworden. —

Sie ſind däniſcher Unterthan, ſagte der Mann weiter, Sie müſſen die Engländer haſſen.

Der Angriff auf Kopenhagen, war die Antwort, war ein Attentat gegen das Völkerrecht, war ein treuloſer Misbrauch des Vertrauens. Die engliſche Regierung muß die Schande tragen; aber ſelbſt dieſes Benehmen ſoll mich nicht blind machen gegen die Vorzüge des Volks.

Und wer ſind Sie? fragte der Mann und wandte ſich an Roland.

Ein — ein Deutſcher, Euer Majeſtät, antwortete dieſer, und verneigte ſich tief und verlegen.

Univ.Bibl.
München

Werden Sie nicht noch ein Mal nach Paris kommen? fragte er ferner, ohne auf Roland zu achten, indem er ſich wieder an Thaulow wandte.

Eine frohe Ahnung durchblitzte die Seele des Letztern; er blickte den Fragenden feſt an. Ich hoffe es, antwortete er. —

Dann melden Sie ſich, erinnern Sie mich an dieſes Geſpräch; ich werde es nicht vergeſſen. —

Einer der begleitenden Herren hatte gegen das Ende des Geſprächs durch ein paar Worte angedeutet, daß Alles bereit ſei. Der Mann verließ die Stube, und die Schlitten fuhren fort.

Er war es alſo? fragte Roland, der ſich kaum von ſeiner Betäubung erholen konnte.

Ja, er war es! rief Thaulow, und das dritte, große Zeichen deutet auf das Heil meiner doppelten Liebe. O, wie hätte ich es mir träumen laſſen, daß dieſer trübe Moment der Trennung mir ſo herrlich, ſo hoffnungsvoll erſcheinen würde.

Die Mutter, Dorothea und ihre Begleiterin kamen nun auch an. Thaulow flog jubelnd in die Arme der Geliebten, die ſeine Freude nicht begriff.

Dorothea! rief er, eine höhere Hand leitet das Glück unſrer Liebe und des Volks.

Er erzählte, und ſie begriff ihn. Sie verlebten den Abend mit einander. Sie trennten ſich am Morgen und wußten nicht, ob ſie die Trennung bedauern oder ſich über die Hoffnung, die ihnen in dieſem Augenblick entgegentrat, freuen ſollten.

Wer hat das Glück gehabt, jene Tage der fröhlichen Hoffnung in Breslau zu genießen, und zählt ſie nicht zu den großartigſten Momenten ſeines Lebens, ja, zu dem Erhabenſten und Herrlichſten, was der Menſch erleben kann! —

Der geliebte König und ſeine Familie hatten die Reſidenz verlaſſen und waren, begleitet von den höchſten Beamten, nach Breslau gezogen.

Breslau iſt eine alte, ſtark bevölkerte Stadt, die Hauptſtadt einer mächtigen, reichen Provinz. Eingeengt durch die Feſtungswerke, lebten die Einwohner zu der Zeit, von welcher hier die Rede iſt, obgleich von weit geringerer Anzahl, als jetzt, dicht gedrängt in den hohen Häuſern, die nicht ſelten fünf, ſechs bis ſieben Stockwerke hoch gebaut ſind, und drängten ſich zwiſchen Fuhrwerken aller Art in den engen, finſtern Straßen. Wer an einem Winterabend, wenn in der frühen Dunkelheit noch alle Einwohner in Thätigkeit ſind, über einen der weitläufigen Plätze geht, dem zeigen die vielen Lichter, die aus allen Stockwerken, in jedem aus mehreren Fenſtern leuchten, wie dicht die Familien in den Häuſern zuſammengedrängt ſind, wie klein der Raum, der einer jeden einzunehmen vergönnt iſt. Die vielen Kirchen, mit welchen die Stadt gefüllt iſt, und die, beſonders an der nördlichen Seite, nach der Oder zu, mit vormaligen Klöſtern vermiſcht, faſt die bürgerlichen Wohnhäuſer verdrängen, zeugen von der vor Zeiten herrſchenden Macht der Geiſtlichkeit in dieſem biſchöflichen Sitze. Die eng zuſammengepreßte Volksmaſſe hat ſich, obgleich Adel, Krieger, Beamte, Gelehrte und Gewerbetreibende untereinander leben, doch auch in größere Hauptmaſſen getheilt, die gewiſſe Gegenden einnehmen. So iſt eine Straße, in welcher der Pallaſt der Regierung liegt, vorzüglich von den höhern Beamten bewohnt, und wenn man von den entferntern waldigen Anhöhen jenſeits der Oder die Stadt betrachtet, ſo zeigt links gegen Oſten der Dom und das Sandſtift die Vergangenheit der Stadt, in welcher die Geiſtlichkeit herrſchte, rechts gegen Weſten die weitläufigen Kaſernen die herrſchende kriegeriſche Gegenwart, während das lange, anſehnliche Gebäude der Univerſität, von den Jeſuiten gebaut, urſprünglich beſtimmt, die ſinkende Gewalt der kirchlichen Form der Vergangenheit aufrecht zu halten, von dieſer losgeriſſen und dem forſchenden Geiſte geſchenkt, auf eine bedeutungsvolle Weiſe die Zukunft des Staates bezeichnet. Auf dem Dome herrſcht jetzt noch die Geiſtlichkeit; auf den ſtillen Straſſen begegnet man den Geiſtlichen, und in irgend einer Kirche findet zu jeder Tageszeit ein ſtiller Gottesdienſt ſtatt. Auf der Oderinſel der Kaſernen erkennt man zwiſchen den Handelnden, die der Packhof hinzieht, dennoch das Uebergewicht der Krieger, und um das vormalige Jeſuitergebäude haben ſich Lehrer und Studirende verſammelt. Faſt alle Häuſer ſind mit Laden verſehen, Buden erfüllen die öffentlichen Plätze, zwiſchen die Häuſer drängen ſich enge, dunkle Gaſſen, in in welchen die Fleiſcherboutiken in unangenehmer Nähe ſtehen. Alles zeigt, daß dieſe Stadt beſtimmt iſt, nicht bloß ſich ſelbſt zu verſorgen, ſondern auch als Mittelpunkt des Abſatzes für eine große, reiche Provinz zu dienen. Ja, dieſer Erwerb erſcheint mit dem größern Handelsbetrieb als der eigentliche Grundcharakter der Stadt. Auf dem großen Platze in der Mitte der Stadt, auf welchem oder in deſſen Nähe die reichern Handelsherren ihre Wohnungen haben, erhebt ſich eine Maſſe von Häuſern, an das alterthümliche Rathhaus angelehnt, die eine Art von kaufmänniſcher Burg darſtellt, einem orientaliſchen Bazar ähnlich. Hier ſieht man eine Reihe Häuſer, dem Platze zugewandt, mit den Läden der Juweliere; in der Mitte gehen enge Straßen, wo grobe Eiſenwaaren, Holzwaaren, Mühlſteine angehäuft ſind; ein großes, weitläufiges Gebäude iſt für den für die Provinz ſo wichtigen Leinwandhandel beſtimmt, und zu der Zeit, von welcher wir reden, fand man noch ein merkwürdiges, langes, dunkles Gewölbe, welches die ganze Häuſermaſſe durchſchnitt, wo die Boutiken der Tuchhändler auf beiden Seiten aneinander gereiht waren, ſo lang und breit, daß an der Stelle deſſelben eine neue ſchöne Straße entſtanden iſt, die größtentheils die alte Bedeutung noch behalten hat. Noch immer werden die innern, mit Waaren angefüllten Gaſſen dieſer Häuſermaſſe verſchloſſen, wenn es dunkel wird. Die Juden, obgleich ihre Wohnhäuſer durch die ganze Stadt vertheilt ſind, haben dennoch weitläufige Gebäude in Beſitz, die eigene, halb verſchloſſene Städte bilden. Durch die Thorwege großer Häuſer kömmt man in Höfe hinein, die auf beiden Seiten mit hohen Gebäuden verſehen ſind, in welchen in kleinen Räumen eine große Anzahl Familien leben, während das Gewühl die emſige Beweglichkeit dieſes betriebſamen Volkes zeigt. Die Stadt war damals noch von den traurigen Ruinen der Feſtungswerke umgeben, die wenige Jahre früher von den Feinden zerſtört worden, und die, jetzt völlig abgetragen, in einer friedlichern Zeit den freundlichen, ja, höchſt anmuthigen Spaziergängen haben weichen müſſen.

In dieſe ſchon in ſich überfülte Stadt drängte ſich um den König eine große Menge von Menſchen aus allen Ständen, durch die neu belebte Hoffnung hier verſammelt. Schon ſchien die Stadt die bewegte Menge nicht mehr faſſen zu können, und dennoch ſtrömten immer neue Maſſen herzu. Die Gerüchte von dem großen Verluſte der Feinde mehrten ſich; das fliehende franzöſiſche Heer durchzog, halb aufgelöſt, von den Ruſſen verfolgt, das Land; General Yorks kühne, entſchloſſene That hatte die ſehnſuchtsvoll erwartete große europäiſche Kriſe, wenn auch nicht herbeigeführt, doch beſchleunigt und eröffnete der öffentlichen Stimmung eine freie Bahn. Mit Jubel vernahm man die Begeiſterung, mit welcher Alles ſich in Preußen waffnete. Die in Breslau zuſammen gedrängte Volksmaſſe aus allen Klaſſen, Einwohner und Fremde, lebten in einer großen Spannung. Zwar hatte man keinen Grund zu bedenklichen Zweifeln. Aber wie der einzelne Menſch, wenn ein frühes unerwartetes Ereigniß unglückliche, drückende Verhältniſſe zu entfernen, eine ſchönere, freiere Zukunft zu geſtalten verſpricht, je mehr der erſehnte Augenblick der Entſcheidung ſich nähert, je mehr er entſcheidend hervorzutreten zögert, deſto ängſtlicher wird, ſo träumte man von Möglichkeiten, die, was die nächſte Zukunft verſprach, plötzlich vernichten könnten; eine raſtloſe Ungeduld bewegte jedes Gemüth, und man glaubte ſich weit von dem nahen Ziele entfernt, weil man es noch nicht erblickt hatte.

Da erſchien der öffentliche Aufruf des geliebten Königs. Das Land, erklärte er, ſei in Gefahr; ein jeder waffenfähige Mann werde aufgefordert, ſich freiwillig an die Krieger anzuſchließen. Eine jede läſtige Feſſel war gelöſet. Die Jahrelang zurückgedrängte Volksgeſinnung war dem Könige bekannt. Die freie, ungehemmte Aeußerung derſelben mußte aus ihren innerſten Tiefen eine Geburt erzeugen, mächtiger, als Befehle ſie zu geſtalten vermochten. Glücklich, wem es in dieſem Augenblicke, durch Lage und Verhältniſſe begünſtigt, vergönnt war, das, was Alle bewegte, auszuſprechen. Er war es nicht, der ſprach. Wenn das waltende Geſchick eine große That auf einen Menſchen wälzt, der gewohnt iſt, in ſtiller, geordneter Thätigkeit zu leben, dann häufen ſich die verborgenen Gedanken auf die tief bewegte Seele, und eine innere Unruhe ſcheint den Entſchluß zu feſſeln, bis das erleichternde Wort laut wird. So war, was der Redende ausſprach, das eigene Wort der Zuhörer; ein Jeder erkannte in der laut gewordenen

Rede die eigene Geſinnung, um deſto feſter entſchloſſen, was ſie forderte, unbedingt zu leiſten. Die Stadt, die kaum die Menge der Bewohner zu faſſen vermochte, eröffnete ſich jetzt einem unzählbaren Haufen. Sie ſah einem Feldlager ähnlich. In den Prunkgemächern ſah man Strohbündel liegen, als Schlafſtellen für die kampfluſtige Jugend, auf den Straßen ein Gewimmel fröhlicher Männer, die ſich jubelnd begrüßten. Die ängſtliche Mutter bewaffnete den verzärtelten Sohn, traute ihm Kraft zu, die Anſtrengungen des Kampfes zu ertragen, und die Begeiſterung, durch welche die Schwäche des Sohnes ſich in Stärke verwandelte, machte verzärtelnde Mütter zu kühnen Heldinnen. Männer, die ſonſt trübſelig für den kommenden Tag ſorgten, verließen nun Gattin und Kinder, und zogen in den Krieg, von den Gattinnen ſelbſt ermuntert, die ſonſt zu zittern pflegten, wenn ſich jene auf kurze Zeit entfernten. Die kriegeriſchen Uebungen, die man als eine unerträgliche Laſt bis dahin den niedern Klaſſen aufgebürdet hatte, waren jetzt dem erfriſchten Volke ein fröhliches Spiel. Der Zwang der Unterwerfung, ſonſt ſo verhaßt, erſchien als geordnete Bewegung, die einen Jeden mit dem Ganzen äußerlich verſchmolz. Denn die Geſinnung, die Alle belebte, verwandelte den verhaßten Zwang in heitere Freiheit. Wenn die Hörner der Jäger, die Trompeten der Reiter, die Trommeln des Fußvolkes ertönten, ſonſt dem Volke gleichgültig, Vielen die trübe Erinnerung an eine beſchwerliche Laſt, ſo ſchienen ſie jetzt die laut und fröhlich klingende Begleitung des allgemeinen Jubels zu ſein. Alle Stände waren einander gleich. Der anmaßende Thor, ſonſt mit ererbten Vorzügen prunkend, vermochte ſeine Thorheit nicht feſtzuhalten; was den Höhern mit kriechender Demuth entgegen zu kommen pflegte, trat jetzt mit einer ſichern Zuverſicht ihnen gegenüber, die Achtung erzwang. Die Reichthümer hatten ihren Werth, ihren lähmenden Zauber verloren; denn wo Jeder ſich ganz hingab, hatte die Größe der dargereichten Summe keine Bedeutung mehr. Die prunkende Gelehrſamkeit, der große Ruf, der ſich ſonſt in pedantiſcher Selbſtgenügſamkeit in ſich ſelber zu ſpiegeln pflegte, erkannte ſich nicht mehr, er war von der immer mächtiger heranwogenden Flamme der Begeiſterung verſchlungen und verzehrt. Der Vornehmere ſah den Geringern ohne Murren Befehle ertheilen, und ſtellte ſich neidlos und ſtolz in die Reihe der Gehorchenden. Ja, ſo herrlich war dieſe Zeit, daß eine jede Schwäche, die ſonſt, anſteckend, den Muthigen lähmt, eine jede kleinliche Geſinnung, die ſonſt verpeſtend dem Großen breit in den Weg tritt, verſtummen mußte und nicht laut zu werden wagte. Alle

Schätze waren gemeinſchaftlich; was Familien ſeit langer Zeit als ein Heiligthum bewahrt hatten, ſchien nur darum ſo lange aufgehoben, um jetzt geopfert zu werden. Ein Jeder glaubte ſich müßig, wenn er nicht thätig war für die eine große, gemeinſame That. Viele tauſend Hände arbeiteten gemeinſchaftlich unverdroſſen an der Ausrüſtung des Heeres und ſchienen, je mehr ſie arbeiteten, deſto kräftiger, die Ermüdung nicht zu kennen. Die großen, unüberſehbaren Summen floſſen ungezählt aus den Kaſſen, auf welchen die wachſame Hand ſonſt zu ruhen pflegte, eine kleine Ausgabe mit beſorgter Miene überlegend. Wie neu geboren trat ein neues Geſchlecht, ſo ſchien es, hervor, eine That vorzubereiten, wie ſeit vielen Jahrhunderten die Geſchichte keine ſah. Was einen Jeden durchdrang, das wogte und brauſte in der ganzen Maſſe und ſtrömte, gereinigt, erweitert, mit entflammender Kraft auf einen Jeden zurück, daß er ſich über ſich ſelbſt erhoben, wie durch die Flügel der großen Zeit in die Mitte einer neuen Welt verſetzt ſah, in welcher andere Geſetze galten und eine innere Geſinnung freiwillig leiſtete, was keine Gebote zu erpreſſen vermochten. Ein Jeder ſchien zu fühlen, daß eine große Kriſe in der Geſchichte ſich jetzt in den Mauern der Stadt bilde und ihn in Anſpruch nehme, daß in den fernſten Gegenden die Augen aller Völker auf dieſem Punkte ruhten, und was ein Jeder durch Alle, und Alle durch einen Jeden wurden, das erweiterte ſich zu einer allgemeinen Begeiſterung vieler Völker und erhob den flammenden Enthuſiasmus der Menge, die ſich hier zuſammendrängte, zur hell auflodernden Weltflamme, die ihre den Unterdrückten leuchtende, den Unterdrücker verzehrende Brunſt in die Mitte feindlicher Länder hineinwarf.

Aber der Mittelpunkt aller Bewegung war die heilige Treue, die König und Volk verband durch ein inniges Vertrauen. Und damit jener wundervollen Zeit nicht eine Vereinigung entginge, ein Vorbild, in welchem ſie ſich erkennte und ergriffe, erſchien jener greiſe Held, deſſen ganzes Leben und deſſen Thätigkeit aller Wunder Gipfel zu ſein ſchien. Denn man ſah dem Mächtigen, der ſich in und mit und aus der mannigfaltigen Bewegung der Zeit gebildet hatte, einen Mann gegenüber geſtellt, mehr durch die innere Geſinnung, als durch die Macht äußerer Verhältniſſe dem Volke verbündet; der ausrechnenden Klugheit gegenüber trat die rückſichtsloſe Todesverachtung, der ränkevollen Liſt ward die offenſte Gradheit, dem rüſtigen Manne das höchſte Alter entgegengeſtellt. Es war, als wenn jene Zeiten wieder erſchienen, in welchen begeiſterte Erſcheinungen den kämpfenden Heeren ſiegverkündend voranſchritten und, indem ſie ſelbſt, unverwundbar, ſich in die Mitte der Feinde heiter hineinſtürzten, einem Jeden die Zuverſicht mittheilten, die ihre Schritte bezeichnete. Nicht, als wenn, was die Klugheit gebot, was die kunſtreiche Lenkung des Krieges forderte, in geringerer Maſſe da geweſen wäre, als auf der Seite der Feinde; aber dem Geiſte der Zeit huldigend, ſah man die tiefe Abſichtlichkeit, wie in einem bewundernswürdigen, kunſtvollen Gebäude, ſich verbergen und jenem höhern, Alles lenkenden Sinne, der zum Siege oder zum glorreichen Tode führte, unterordnen. Wie man erzählt, daß der alte Cato alle Ueberlegungen des verſammelten Raths mit der Ermahnung, Karthago zu vernichten, ſchloß, als erhielte, was man auch beſchließen möchte, erſt eine Bedeutung, wenn dieſer Hauptfeind des Staates vertilgt würde, ſo wirkte der unaufhaltſam fortſchreitende Sinn des grauen Helden, der ihm die bedeutende Benennung gab; das Heer ſchien ſelbſt ruhend, ja, ſelbſt zurückſchreitend, in ſtetem Vordringen, da er den wehenden Fahnen vorſchritt, ſeine Mahnung immer den Lauſchenden ertönte, und aller Berathungen oft verworrener Schluß, der die Schritte zu hemmen, den Kampf unſicher zu machen ſchien, verlor ſeine entmuthigende Bedeutung, weil die Mahnung des Helden „Wohl und brav und reiflich überlegt, und dann vorwärts!“ einen jeden Zweifel vernichtete, ſo daß, was beſorgte Klugheit und zagende Ueberlegung erſonnen hatten, nur geſagt zu ſein ſchien, um das Entgegengeſetzte zu bewirken. Und wenn der geheime Geiſt, der den alten Helden trieb, fortdauernd drängend und treibend denen erſchien, die an ihn, wie an ein Zauberbild, gefeſſelt waren, deſſen voraneilender Geſtalt ſie folgen mußten, ſo trat er nicht weniger mächtig hervor, wo er ſich wirklich leiblich zeigte und die Krieger ſeine begeiſternde Rede vernahmen. Im rohen Kriegerhandwerk ergraut, an jene kunſtloſe, ja, jeglicher Anmuth entſagende Sprache gewöhnt, die die Schönheit als eine unmännliche Verzärtelung verſchmäht, waren in ſolchen Augenblicken ſeine Lippen geweiht, daß alle innere Tiefe und jeder Reichthum der bewundernswürdigſten Sprache ſich dem Hochbegabten aufſchloß; und ſo geſchah es, daß, wie mitten aus der Zeit der ſchwächenden Rückſicht, der klügelnden Ueberlegung ſich ein erhabener Sinn, der ſchönſten Zeit würdig, erzeugte, ſo auch eine Geſtalt dieſer Geſinnung gebot, die wie ein Mährchen, wie ein Mythus, der ſich unwillkürlich bildete, aus der bewegten Maſſe hervortrat, an welche die Dichtkunſt in zukünftigen Zeiten, wie an Alexander und Karl den Großen, Alles, was, entſtanden in einer Zeit, wie unſre, unbegreiflich erſcheinen muß, anſchließen wird.

Fröhlich und zufrieden ſaßen drei Freunde an einem heitern Winter-Tage in einem Kaffehauſe vor dem Schweidnitzer Thore. Sie waren alle drei in kriegeriſcher Tracht, zwei als Gemeine und einer als Offizier gekleidet. Du biſt glücklich und doppelt glücklich in dieſer herrlichen Zeit, ſagte der Offizier, daß Dein Kampf, indem er einer großen, heiligen Sache gilt, zugleich für die Liebe gekämpft wird; daß, wie in jenen alten verſchwundenen Zeiten, Volk und Geliebte Dir vorſchweben in inniger Vereinigung. Fühle ich es nicht, lieber Sandow? antwortete der Angeredete; mein ganzes Leben ſteht jetzt erſt in holder Wirklichkeit vor mir; denn mehr, als mein Traum verſprach, hat ſich jetzt vor meinen Augen geſtaltet. Wenn ich bedenke, wie die Geſinnung der aufgeregten Bauern, aus deren unruhiger Mitte mir die verloren geglaubte Geliebte entgegen trat, mich ergriff, wenn ich den verhängnißvollen Augenblick der Trennung erwäge und nun ſehe, wie ein erneuertes Volk in friſcher Kraft ſich regt, dann ſcheint mir das Kleid, was ich trage, ein Hochzeitskleid, und es giebt Augenblicke, wo die ſeltſam große Erſcheinung, die ſich um mein Innerſtes bewegt, daſteht, als wären die Feierlichkeiten für mich da, daß ich mich faſſen muß, um meine beſchränkte Stellung zu erkennen, und wie wenig mein kleines Daſein in der großen Maſſe bedeutet. — Der Deutſche, ſprach Roland, iſt frank und frei und fröhlich und fromm, und ſo mag ich Dir's nicht verhehlen, daß der Gang, den Deine Empfindungen genommen haben, mir gar nicht gefällt. Wozu dieſe moderne Empfindelei, dieſes ſüdliche, welſche Weſen, aus entnervender Anmuth, überſchwänglicher Spekulation und tiefſinnigem Wahnſinn zuſammengeſetzt. Der brave Deutſche iſt derb, ſchlicht, einfach, wie ſeine Vorväter; wir brechen ungezähmt, den Herrmann an unſerer Spitze, aus den Wäldern hervor, wie die Cherusker. Ich ſah Dich klettern auf den Felſen, wie eine Gemſe, Du windeſt Dich mit Leichtigkeit an dem höchſten Baum hinauf, Dein Auge blickt klar und frei und dringt in die weiteſte Ferne, Deine Geſtalt iſt feſt und mannhaft. Du ſtammſt aus den rauhen, nördlichen Felſen, wo die ſchroffen Wände, das wild brauſende Meer und ſchäumende Waſſerfälle alle Weichlichkeit verdrängen und die zierlichen Klagen einer verzärtelten Empfindſamkeit übertäuben ſollten — wo zum Teufel haſt Du dieſe Taubentöne her, dieſes anmuthig widerwärtige Girren, dieſe wäßrige Tiſane, die nach der Apothekerküche riecht, ſtatt der geſunden Nahrung von einem ächten deutſchen Heerde? Deine Dorothea — Schweig, Du thörichter Cherusker! rief Thaulow, oder — Sein zorniger Blick, obgleich halb ſcherzhaft, ſchien Roland in Verlegenheit zu ſetzen. Es iſt ja nicht ſo übel gemeint, fuhr er fort, ich werde ja nie wagen, Deine Schöne herabzuſetzen, und Du weißt, wie ich ſie verehre. Nur iſt Dein erträumtes, philoſophiſch dichteriſches Deutſchland nicht das, wofür wir Deutſche kämpfen. Müſſen doch ſelbſt die Mächtigen jetzt, da ſie Hülfe bedürfen, ſich unſerm ſtarren Sinne unterwerfen; und wenn wir gekämpft haben, wird unſer Deutſchland lebendig werden in großartiger Herrlichkeit. Ein jeder deutſche Jüngling iſt dann ein Edelmann, ſo groß, ſo mächtig, wie tüchtig, nur Gott unterworfen, der Liebe ergeben und dem Freunde. Dann wird man ſich nicht Preuße und Oeſterreicher und Baier, Sachſe, Würtemberger und Heſſe mehr nennen, denn wir wollen alle Deutſche heißen in dem alleinigen, heiligen, ſtarken und mannhaften Deutſchland. Wir ſind geboren, alle Künſte der Diplomatik zu vernichten, alle welſche Liſt von der Erde zu verbannen, damit Redlichkeit und Treue von jetzt an herrſche auf der Erde. Dann wird es keinen Edelmann mehr geben, weil jeder tüchtige Mann ein Edelmann iſt, kein ſtehendes Heer, weil jeder geſunde deutſche Mann ein Krieger iſt; die ſchöne

Erde und ihre Reichthümer werden ſich nicht unnatürlich anhäufen in wenigen Händen, ſpärlich andern zugetheilt, ein feſſelnder Fluch, ſtatt einer ſegnenden Gabe, ſondern gleichmäßig vertheilt ſein unter Allen. Einfach werden wir an unſerm ſtillen Heerde leben, ſchlicht denken, mäßig genießen, nüchtern handeln. Der deutſche Gott ſchirmt ſein auserwähltes Volk, und die entnervende Kunſt, die verwirrende Wiſſenſchaft wird mit dem ſündhaft verwickelten Leben verſchwinden. — Mit der Konſequenz des Wahnſinns, mit welcher Du Deine Anſicht unbefangen preisgiebſt, reden ſie zwar nicht alle, erwiederte Thaulow, und ein trüber Ernſt ſchien allen frühern Frohſinn verſcheucht zu haben, aber Aeußerungen, wie dieſe, bald ſo, bald anders verhüllt, die alle doch zuletzt auf jenen Haß gegen Kunſt und Wiſſenſchaft und das Herrlichſte, was Gott dem Menſchen gönnte, hinauslaufen, hörte ich nur zu oft; ja, ein innerer, furchtbarer Zweifel, als läge ein geheimer Wurm in der fröhlichen Begeiſterung verborgen, der ſich mit ihr zu entwickeln droht, ergreift mich oft, daß ich jetzt, in dem ſchönſten Moment, zage und fürchte. Denn nur zu oft nahm ich wahr, wie diejenigen eben, die der Sinn gegen den Uebermuth ſtark hielt, mehr oder weniger von jenem böſen Dämon beſeſſen ſind, der Alles bilden, erzeugen will, der eine neue Jugend, einen neuen, aus Meinungen zuſammengeflickten Geiſt durch ein ekelhaftes Gemengſel aus Krötenpfoten, Schlangenleber, Mäuſehirn geſpenſtiſch bannen will, als den Geiſt der Zeit. Was ſich allmälig in Deutſchland entwickelte, jener ernſte Sinn, der der Anmuth huldigt, die Schönheit fröhlich begrüßt, jede Forſchung in ihrer Tiefe, jede Entwickelung in ihrer eigenſten Bedeutung ergreift, jener höchſte Sinn für die innerliche Mannigfaltigkeit der Geſtaltungen des Lebens, welchem die Geſchichte heiter entgegen tritt, wie die bleibende Natur in beſtändig anmuthigem Wechſel immer dieſelbe iſt, dieß alles ſah ich keimen; die Zeit verſprach viel, die Forſchung drang immer tiefer, die Sprache trat bedeutender, inniger hervor, was die Vorzeit Herrliches enthielt, ward anerkannt, aber nicht zurückgewünſcht, weil die Gegenwart eine eigene Aufgabe hatte. Ich ſah, wie das geiſtig neu erwachte Deutſchland die Schätze aller Zeiten, aller Völker ſich aneignete, die geſunde Nahrung einer friſch und fröhlich gedeihenden Geſtalt; und nun tritt ein undankbares, rohes Geſchlecht hervor, beſchränkt, einſeitig, armſelig, in flachen Worten ſeinen Haß gegen alles Beſtehende ausſprechend. Selbſt der Druck vermochte es nicht, meine Hoffnung zu zerſtören. Was Schönes und Großes geſchehen iſt, dachte ich, iſt nicht zu vertilgen. Es hat ſich aus der gegebenen Form der Geſchichte erzeugt und wird ſie veredeln, nicht vernichten. Aber nun treten aus dem durch das Unglück locker gewordenen Boden jene Kobolde hervor und ſäen die hohlen Nüſſe leerer Meinungen aus, wahnſinnig wähnend, der Kern ſolle aus der leeren Schale entſtehen und dann durch den lockern Boden befruchtet werden. Aus dieſer geiſtesarmen Einſeitigkeit entſpringt der rohe Haß gegen den mächtigen Mann, gegen das feindliche Heer und Volk. Mag der Pöbel haſſen, einſeitiger Haß bildet ihn; Bildung und vielſeitige Achtung und Liebe iſt Eins, aber ein Kampf wird nur dann edel, wenn man den Gegner ſchätzt. Ich könnte wünſchen, nie theilzunehmen an dieſem Kampfe, wenn ich zu glauben vermöchte, daß dieſer Sinn allgemein wäre. — Du Fremdling, ſchrie Roland, Du bunter nordiſcher Eisvogel, wie glaubſt Du über Deutſchland richten zu können? Bin ich denn ein roher Scythe etwa, erwiederte Thaulow, der nach Athen kömmt raubend und verwüſtend, da ich eben Eure Statuen und Tempel, Eure Dichter und Philoſophen gegen die Wuth eines böotiſchen Pöbels zu ſchützen wünſche? Nun, ſagte Roland, ſchon milder, wir müſſen jetzt kämpfen; wie das herrliche Deutſchland ſich geſtalten wird, das wird offenbar werden, wenn nach der tüchtigen That das tüchtige Wort ſich hören läßt, wenn eine mannhafte Jugend im Kriege, nicht in der Stube, in der Natur, nicht hinter den Büchern, durch Thaten, nicht durch Worte gebildet, ſich mächtig hervordrängt. Ihr, der friſchen Jugend, gebührt die Achtung in der alt gewordenen, erſchlafften Zeit; ſie allein kann neu geſtalten, was durch einengende Vorurtheile hohl und leer geworden iſt; ſie wird herrſchen, und ihr gebührt die Herrſchaft. Sie wird in chriſtlicher Einfalt das Vaterland lieben über Alles und dem Welſchthum ewigen Haß ſchwören. — Thaulow ſchwieg, aber man ſah, wie dieſes Geſpräch ihm Beſorgniſſe erregt hatte, die er vergebens zu verdrängen ſtrebte. Sandow hatte ſtillſchweigend dem Geſpräche zugehört. Du weißt, lieber Thaulow, ſagte er jetzt, wie ich ganz Deine Meinung theile, und obgleich Grillen der Art mich kaum beſorgt machen können, ſo geſtehe ich doch, daß der blinde Haß gegen die Feinde mich Auftritte beſorgen läßt, die ich nie zu erleben wünſchte. Sie haben uns in ehrlichem Kampfe überwunden, und von Rache ſollte gar nicht die Rede ſein. — Haben dieſe Nichtswürdigen uns nicht betrogen, gequält, geplündert, unterdrückt? ſchrie Roland. Und doch möchte derjenige, der uns beſiegte, vielleicht ſchon jetzt, in der Zukunft aber, wie ich hoffe, gewiß, bereuen, daß er uns die Kraft, die verborgene Macht ließ, die ſo drohend ihm entgegen tritt, erwiederte Sandow. Als wenn es in ſeiner Gewalt geſtanden hätte, ſie zu vernichten, unterbrach ihn Roland heftig; drücken läßt ſich der Deutſche, unterdrücken nie. Ich möchte Euch, fuhr Sandow fort, wohl ein Ereigniß mittheilen, welches, irre ich nicht, den wüthenden Roland dort mit den langen Mähnen, der ſeinen Gegnern lieber mit einem Knüppel, als mit einer Flinte, entgegentreten möchte, zu überzeugen vermag, daß auch unter unſern Feinden edle Männer leben. Ihr erinnert Euch jener bedenklichen Zeit im Auguſt 1811, als Preußen eine drohende Miene machte und ſich im Stillen zu einem Kampfe vorbereitete. Viele bedauerten, daß er damals nicht losbrach, die ſich wohl jetzt Glück wünſchen, daß er bis auf einen günſtigern Augenblick aufgeſchoben wurde. Ich lebte zu der Zeit in der Gegend von Halle, wo mehrere Freunde im Stillen einen Aufſtand vorzubereiten ſuchten, ſich die Männer merkten, auf welche man ſich verlaſſen könnte, Pulver und Flinten an geheimen Stellen verbargen, und eine jede Bewegung der franzöſiſchen Truppen aufmerkſam verfolgten. Alles wurde nach Berlin berichtet. Ich konnte mich nicht entſchließen, einem feindlichen Offizier auch nur freundlich zu begegnen; ja, als preußiſchen Krieger verletzte mich die Gegenwart des Feindes ſchon, und ſo gerieth ich mit einem ſolchen Offizier in einen Streit, der nur durch ein Duell entſchieden werden konnte. Ein Menſch hatte ſich unter uns eingeſchlichen, der das Vertrauen meiner Freunde beſaß, der mir aber höchſt verdächtig war. Ich kannte ihn von früherer Zeit als einen heimtückiſchen Geſellen, und mich haßte er perſönlich. Zwar war er jetzt höchſt freundlich, ja, einſchmeichelnd, aber ich traute ihm nicht. Der Tag, wo ich mich mit meinem Gegner ſchießen ſollte, erſchien; wir trafen uns an einem einſamen Orte, die Sekundanten maßen die Entfernung. Mein Gegner, der mit einer heitern Ruhe daſtand, ging auf mich zu. Ehe wir uns die Hälſe brechen, ſagte er, muß ich Ihnen dieſe Papiere abgeben, die mir heute überliefert wurden. Leben Sie, ſo ſind ſie wieder in Ihrer Gewalt. Ich eröffnete einen Brief, in welchem ein zweiter, noch verſiegelter lag, den ich nur zu gut kannte. Es war ein Schreiben nach Berlin, vor zwei Tagen abgefertigt, welches einen vollſtändigen Bericht von allen unſern Unternehmungen enthielt. Ich war wegen des Schickſals dieſes Schreibens um ſo mehr beſorgt, als den Tag nach ſeinem Abgange Nachrichten gekommen waren, die unſere ganze Unternehmung überflüßig machten. Wir waren ſchon einig, die Verbindung aufzuheben, aber der unglückliche Brief konnte mehrere Freunde kompromittiren. Man hatte ihn, ohne mein Wiſſen, dem Nichtswürdigen anvertraut, und ſeine Handſchrift bewies, daß er meinen Gegner fähig glaubte, von einer gehäſſigen Denunciation Gebrauch zu machen. Jetzt, da mein Gegner ſo edel gehandelt hatte, erſchien er mir natürlich in einem andern Lichte; ich mußte geſtehen, daß der Streit durch mich veranlaßt war, daß ich ihn gereizt hatte. Der Auftritt ſetzte mich in große Verlegenheit. Ich zeigte meinen Sekundanten, Vertrauten der geheimen Verbindung, die Briefe, und Sie erſtaunten. Ein großes Unglück war von vielen Menſchen abgewendet durch das edle Betragen des Mannes, der uns bewaffnet gegenüberſtand. Du kannſt, Du darfſt Dich nicht ſchlagen, ſagten Beide, während mein Gegner und ſeine Sekundanten ſtillſchweigend daſtanden. Sind Sie zufrieden, ſprach ich nun, indem ich dem Gegner näher trat, wenn ich erkläre, daß ich, indem ich Sie beleidigt, in dem verhaßten Feinde den edeln Mann verkannt habe? Werden Sie, und Sie, meine Herren, ſagte ich, indem ich mich an die Sekundanten wandte, keine meiner Ehre nachtheilige Folgerungen daraus ziehen, wenn ich erkläre, daß ich mich nicht ſchlagen kann mit einem Manne, welcher in dieſem Augenblicke nicht bloß mein Schickſal, ſondern auch das Schickſal meiner Freunde in ſeinen Händen hatte und die Gewalt, die er durch niederträchtigen Verrath erhielt, großmüthig zu unſerer Rettung benutzt? — Das Duell war aufgehoben. Sie ſind, ſagte ich zur Beruhigung meines großmüthigen Gegners, durch den Verräther von dem Daſein einer geheimen Verbindung unterrichtet; das Mitwiſſen um eine ſolche muß in Ihrer Lage peinlich ſein. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß dieſe Verbindung aufgehoben iſt; die Umſtände, die ſie veranlaßten, haben ſich, eben ſeit Abgang des Brieſes, verändert, und nehmen Sie die heilige Verſicherung an, daß ich von jetzt an nie anders, als in offener Fehde, Ihrem Volke, Ihnen gegenübertreten werde. Sie würden mich verachten müſſen, wenn Sie nicht vorausſetzten, daß ich eine ſolche Fehde ſehnlich herbeiwünſche. — Seine Sekundanten verſprachen tiefes Stillſchweigen. Dieſe Männer wurden meine Freunde, und ich würde mich freuen, wenn ich das Glück hätte, meinen herrlichen, immer luſtigen, durchaus braven Gegner zu finden. Er war ein geborner Franzoſe, aber in den Rheingegenden von einer deutſchen Familie erzogen, deren Namen er angenommen hatte. Er ſprach daher mit großer Fertigkeit deutſch und nannte ſich Kolmar.

Lothar Kolmar! rief Thaulow, der angenommene, nein, der wahre, herrliche Bruder meiner Geliebten. Sandow war erſtaunt. Aber fiel der Name Dir nicht auf? fragte Taulow. Ich kenne Deine Geliebte nicht, antwortete der Freund, und wenn Du mich gewürdigt haſt, an Deinen Entzückungen theilzunehmen, hörte ich Deine Göttin nur Dorothea nennen.

Als Thaulow den Namen Kolmar ſo laut nannte, ſahen ſie einen Mann, der ſtill, ein Glas Bier vor ſich auf dem Tiſche, in einer Ecke geſeſſen hatte, ſich wie erſchrocken erheben. Er war in einen völlig abgetragenen Ueberrock gekleidet, finſterer Unmuth und Gram entſtellten die bedeutenden Züge ſeines Geſichts. Aus den tiefen Augen ſah man ein zorniges Feuer leuchten, und er trat langſam auf die Freunde zu. Wer hat den Namen Kolmar, den verhaßten, verfluchten Namen, genannt? ſprach er mit Ingrimm, mühſam nur in deutſcher Sprache redend. Thaulow und Sandow blickten ihn erſtaunt, faſt erſchrocken an. Etwas Unheimliches, was abſtieß, aber doch zugleich anzog, lag in ſeinen finſtern Zügen. Mir, rief er und ſprach, wie bewußtlos, franzöſiſch, mir iſt der Mann übergeben, meiner Rache iſt er geweiht, der Mann, der dieſen Namen trägt, der Handlanger des Tyrannen, der betrügeriſche Verräther, der ſich in das Heiligthum des Vertrauens einſchlich, um es zu mißbrauchen. Ihr ſeid gegen mein Volk gerüſtet, ich folge Euch, aber ſuche nur ihn — und werde ihn finden. — Er ſetzte ſich, ohne eine Einladung abzuwarten, und fragte: Kennen Sie ihn?

Ich kann nicht wiſſen, welchen Sie meinen, antwortete Thaulow ängſtlich. Den Kolmar meine ich, der die unwandelbare Treue gegen den König zum Verbrechen zu ſtempeln ſich erkühnte, den Verächtlichen, der Fouché diente, den Knecht des uſurpirenden Tyrannen. Ich kenne ihn, ſagte Thaulow kurz. Dann haſſen, dann verachten Sie ihn auch, rief der Fremde. Ich verachte ihn nicht, erwiederte Thaulow. Sie ſollen ihn verachten, Sie müſſen ihn verachten, ſchrie der Fremde, denn Sie ſind ein Menſch.

Roland war längſt ungeduldig. Es war von einem Franzoſen die Rede, der einen Deutſchen haßte. Er glaubte nicht, daß ein ſolcher Haß gerecht ſein könne; er kannte nur einen, und der ging von den Deutſchen aus und war gegen die Feinde gerichtet. Er hörte franzöſiſch ſprechen. Soll ich die verdammten welſchen Töne wieder hören? ſprach er. Ein ächter Deutſcher ſcheint mir verwandelt, wenn die Sprache der Treuloſigkeit von ſeinen biedern Lippen tönt. Er eilte fort.

Aber in angſtvoller Erwartung ſaß Thaulow da, begierig, den zornigen, finſtern, rachedürſtenden Mann weiter zu hören. Folgen Sie mir, ſagte dieſer jetzt, und Sie werden ihn haſſen, wenn auch nicht, wie ich. Er ſtand auf, und die beiden Freunde begleiteten ihn, faſt unwillkürlich. Es war ſchon dunkel geworden. Sie durchſchritten das zerſtörte Glacis, das Gewühl der bewegten Stadt tönte aus den dunkeln Häuſermaſſen. Stillſchweigend ſchritt der Fremde durch das Thor, drängte ſich durch die Volksmaſſe der langen Straße hindurch, die von Norden nach Süden in grader Linie die Stadt in zwei Hälften theilt. Nun ging er aus dem entgegengeſetzten Thore hinaus, über die lange Brücke, immer weiter, in einen entfernten Winkel der Obervorſtadt. Es war völlig dunkel, ſie ſtolperten, von den breiten Straßen abgewandt, über zerfallene Mauern, zwiſchen kleinen Hütten, die ſich traurig unter Ruinen erhoben. Dieſer Theil der Vorſtadt hatte beſonders durch die Belagerung gelitten, und nur arme Hütten waren aufgerichtet, wo die Trümmer zerſtörter Häuſer noch lagen. Ein trübes Licht leuchtete aus einem ſolchen ärmlichen Hauſe, und die hohe, ſchlanke Geſtalt des Fremden bückte ſich, indem er durch die niedrige Thür ſchlich und ſeinen Begleitern winkte, ihm zu folgen. Bis jetzt hatte er kein Wort geſprochen, und mit geſpannter Erwartung ſchlüpften Sandow und Thaulow ihm nach.

Sie traten in eine ärmliche Stube hinein; auf einem alten, ſchwarzen Tiſche brannte eine ſchmutzige Lampe, in einem Winkel ſtand ein Bett, deſſen Unreinlichkeit abſchreckend war, und ein alter Mann, der unaufhörlich in franzöſiſcher Sprache ſchnelle Worte undeutlich hören ließ, lag, ein Bild des nahen Todes, auf dieſem unſaubern Lager; ein altes Weib, in Lumpen gehüllt, ſaß daneben; ein verpeſtender Geruch erfüllte den kleinen niedern Raum, und die Freunde ſchauderten zurück vor dieſem entſetzlichen Bilde des Elendes und des Jammers.

Dieſer alte Sterbende, meine Herren, ſprach jetzt der Fremde, indem er das alte Weib unſanft von dem Bette wegſchob, war einſt ein wohlhabender, glücklicher Mann. Er erhielt durch Gunſt die Aufſicht über einen königlichen Forſt in der Nähe von Paris, lebte ſtill in ſeinem Walde in ländlicher Einfachheit. Durch einen Zufall ward er dem unglücklichen Könige perſönlich bekannt, und dieſer gewann ihn lieb. Wenn er in dieſe Gegend kam, begrüßte er, gütig, wie er war, die ſtille Wohnung, alljährlich mußte der einfache Mann vor ihm erſcheinen, und ſo bildete ſich in der treuen Seele eine tiefe Anhänglichkeit an ſeine Perſon. Als der König ermordet wurde, entfloh er mit einem kleinen erſparten Vermögen, denn von jetzt an erkannte er den königlichen Bruder als ſeinen Fürſten, dem er Treue ſchuldig ſei. So lebte er lange in England. Man wußte, wie man ihm vertrauen konnte, und als die letzten geheimen Unternehmungen in Paris vorbereitet wurden, überredete man ihn, dahin zu reiſen. Leicht war dies geſchehen, denn ein jeder Wunſch deſſen, den er als ſeinen König erkannte, war dem armen Manne ein Befehl. Er lebte nun dort, vertraut mit Allem, was in's Geheim für den entfernten König geſchah, und die Verbündeten wußten den treuen, zuverläßigen Mann zu Manchem zu gebrauchen. Zwei Landsleute aus der Vendee, die einen Theil der Vendeer-Kriege mitgemacht hatten — leider fand man auch unter dieſen trefflichen Menſchen Betrüger — ließen ſich von der herrſchenden Partei als Spione brauchen. Sie wußten die Miene der ländlichen Treuherzigkeit meiſterhaft anzunehmen, ſie erzählten von den Vendeer-Kriegen, von Allem, was ſie für den König gelitten, wußten das Vertrauen des einfachen Mannes ganz zu gewinnen und täuſchten nicht ihn allein, ſondern auch alle übrigen, in Intriguen erfahrenen, zum Theil ergrauten Verbündeten. Dieſe Nichtswürdigen lockten den redlichen Jacques Michaud nach einem Orte, wo man vorzüglich ſicher über manche Gegenſtände von Wichtigkeit ſprechen könnte. Hier wußten ſie, indem ſie ein vertrauliches Geſpräch anknüpften, aus Michaud Alles herauszulocken; alle Verbündeten wurden genannt, Alles geſchah auf eine ſo liſtige Weiſe, daß Michaud die Abſicht gar nicht ahnte. Froh und mittheilend von Natur verhehlte er nichts. — Bis dahin hatte der Fremde mit ruhigem Ernſt geſprochen, jetzt erhob er die Stimme. Kolmar, ſagte er, ſaß in der Nähe mit ſeinen Spießgeſellen, nur durch eine dünne Bretterwand von dem Getäuſchten getrennt, und Alles, was er ſagte, ward protokollirt; Kolmar ließ ihn den Tag darauf vor Gericht fordern, legte ihm das heimlich erſchlichene Protokoll vor und ſtellte die Zeugen, die verborgenen ſowohl, als die Vendeer; Kolmar nannte es Gnade, als er es dahin brachte, daß das geringe Vermögen des Mannes konfiszirt und er wie ein Bettler über die Grenze gebracht wurde. Ich, ſein Sohn, verließ eine Laufbahn, die ſich mir eröffnete, um den unglücklichen Vater in ſein Exil zu begleiten. In einer Reihe von Jahren iſt das Wenige, was wir mitbrachten, verzehrt worden; die Emigranten flohen uns, denn ſie ſchrieben dem Vater das Mißlingen der Unternehmung, ſie ſchrieben ihm Pichegrüs und Georges Verhaftung, wenigſtens zum Theil, zu. Noch tiefer trafen ihn, den Treuen, die eigenen Vorwürfe, die ihn in einen Verräther verwandelten. Armuth, innerer Gram, Verachtung von den Wenigen, die, wie wir vertrieben, unſere einzige Welt gebildet hatten, verfolgten uns, die Geſundheit meines Vaters ging zu Grunde, die Beſinnung verließ ihn, und der

Gipfel des Unglücks brachte uns in die Lage, in welcher Sie uns finden. Wir haben keine Stätte in der ganzen Welt, keinen Menſchen, der unſere Leiden theilt. Das fremde Volk geht gleichgültig bei uns vorüber, das Vaterland hat uns verſtoßen, die übrigen Vertriebenen haben uns verlaſſen, und dennoch bin ich ein Franzoſe. In die finſtere Höhle des Elendes drang die Stimme der Rache gegen den Tyrannen und tönte in mein Ohr; ich ſchleppte, wie halb bewußtlos, den Vater hierher — und dieſe Anſtrengung hat ſeine letzte Kraft erſchöpft; ich habe ihn, fürchte ich, meinem Wahne geopfert. Denn was will ich hier? Ich habe mich gefragt, als ich mich hier mit dem ſterbenden Vater fand, und finde keine Antwort. Darf ich an Euerm Kampfe Theil nehmen? Soll ich ein Verräther werden, weil man die Treue des Vaters Verrath ſchalt? Darf ich mich über Eure Siege freuen? — Ich begreife mich ſelbſt, ich begreife das verworrene Daſein nicht, das mit den Schickſalen des Menſchen ein grauſames Spiel treibt und mich neben den wahnſinnigen Vater ſtellte als ſeine Stütze, indem es den Boden unter meinen Füßen wegzog. — Die Freunde hatten mit inniger Theilnahme dem armen Manne zugehört, aber Thaulow zugleich mit Entſetzen. Es war ihm, als müßte er für das Vergehen büßen, das der

Vater ſeiner Geliebten begangen hatte. O Vater im Himmel, bat er in ſtiller Angſt, vergieb ihm, vergieb ihm; er wußte nicht, was er that.

Noch immer ſtand Michaud, der Sohn, und blickte verzweifelnd nach dem Vater hin; dann erhob er zornig das Geſicht. — Haſſen Sie das Ungeheuer nicht, das einfache Treue ſo furchtbar mißbrauchen konnte? O ſagen Sie, daß Sie ihn haſſen, und ich will mich beruhigen. Liebe gewährt mir kein Mitleid mehr, ſie ſtirbt mit dem Vater, ſie liegt im Sterben; wer mit mir leiden will, muß mit mir haſſen. Sieh, von Allem, was Gott den Menſchen gönnte, von allen Genüſſen, die den Menſchen locken und beglücken, blieb mir nur einer, einer übrig, die Rache. Hat mein Daſein einen andern Sinn?

Keiner unterbrach ihn; das undeutliche Murmeln des Alten ward vernehmlicher. Das tief gefurchte Antlitz erhob ſich, von wilden grauen Locken umgeben; er nannte, indem er verworren um ſich blickte, ſchnell hintereinander eine Menge Namen. Er lebt in den Wäldern, ſagte der Sohn, er ruft die Genoſſen, die Frau, die Tochter, mich, die Mägde. — Ja, das war eine glückliche Zeit, rief der Unglückliche, und ein unbeſchreiblich milder, wehmüthiger Zug verdrängte den finſtern Ernſt, daß Thaulow mit Entſetzen entdeckte, welch' ein herrliches Gemüth hier zertreten war.

Sie müſſen unſere Hülfe annehmen, Sie dürfen es uns nicht ausſchlagen, rief Sandow. Ja, unterbrach ihn Thaulow, aus dieſer finſtern Höhle müſſen Sie, muß Ihr Vater gerettet werden, und von dem Gefühle des Jammers überwältigt, ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen. Was ſehe ich? rief Michaud, Theilnahme? Thränen, über unſer Unglück vergoſſen? Bin ich in eine andere Welt verſetzt? — Michaud, lieber unglücklicher Freund, wo haben Sie gelebt? redete ihm Thaulow zu. Es giebt wenige Menſchen, die, wenn ſie Ihre Lage kennten, wie wir, nicht theilnehmend und hülfreich ſein würden. — Bin ich denn ſchuldig? ſagte Michaud. Ich geſtehe es, ſeit Alle mich verließen, habe ich das Vertrauen verloren. Niemand kannte unſer Elend, und ich bin kein Bettler.

Mit Mühe gelang es den Freunden, eine heitere Stube in derſelben Vorſtadt zu finden. Es ward für Kleidung und beſſere Pflege geſorgt. Ein Arzt wurde für den Kranken angenommen, und Thaulow, der an ein höchſt mäßiges Leben gewöhnt war, konnte, durch ſeine Lage begünſtigt, über eine bedeutende Summe gebieten. Er hob ſie ganz. Die Hälfte, ſagte er ſich, wird dem Soldaten genügen; aber es war nicht leicht, die andere, bedeutende Hälfte Michaud aufzudringen. Er verließ nie das Bett des Vaters, und die wenigen Augenblicke, welche die anſtrengenden kriegeriſchen Uebungen den Freunden übrig ließen, brachten ſie mit ihm zu. Michaud war, wenigſtens ſcheinbar, ruhiger; die Theilnahme hatte ihn milder geſtimmt, eine geheime Ahnung ließ ihn irgend eine Verbindung zwiſchen Kolmar und Thaulow vermuthen. Der Name des Erſtern ward nie genannt. Auch die Freunde ſuchten eine jede Erinnerung der Art zu umgehen. Aber nur wenige Tage waren verfloſſen, als es deutlich wurde, daß der Alte dem Grabe entgegen gehe. Als Thaulow und Sandow einſt den Alten, wie gewöhnlich, beſuchten, fanden ſie den Sohn ſehr aufgeregt. Der Tod nähert ſich, ſagte er und blickte den ſterbenden Vater fortdauernd an. Die Freunde näherten ſich dem Bette. Die Augen des Alten ſchienen ſeltſam belebt. Charles! rief er, mein Sohn! bring' mir meinen beſten Anzug, das grüne Kleid! Der König zieht in Paris ein, die alten Tage kehren wieder. Sieh, welch ein buntes Gewimmel! Truppen aus allen Weltgegenden — viele tauſend Soldaten — die Trommeln wirbeln — das Volk ruft — die ganze Welt ſcheint ſeinen Einzug zu feiern — o hörſt Du das laute Rufen? — Vive le

Roi! rief er mit ſeltſamer Kraft und ſank zurück. Es war ſein letzter Laut.

Der Sohn ſtarrte die Leiche an, aber keine Thräne trat in ſein Auge. Lange hatte er dieſen Augenblick erwartet, er ſchien tief nachzuſinnen. Niemand ſtörte ihn. Die Anſtalten zu dem ſtillen Begräbniſſe wurden getroffen; die Freunde ſahen den Sohn lange wie betend über dem Grabe ſtehen; dann richtete er ſich ſchnell, als hätte er plötzlich einen Entſchluß gefaßt, in die Höhe, ging mit entſchiedenen Schritten auf die Freunde zu, reichte ihnen die Hände. Ich danke Ihnen, ſagte er. Sie haben mich unendlich reich gemacht; durch Sie erfuhr ich, daß Liebe, daß Freundſchaft noch nicht geſtorben ſind — aber ich darf mich dieſen noch nicht ergeben, ein anderer Geiſt ruft mich. — Mit eiligen Schritten verließ er das Grab und die überraſchten Freunde. Vergebens ſuchten dieſe ihn in ſeiner Wohnung. Er war verſchwunden. Er ſucht Kolmar, ſagte Thaulow, als er zum dritten Male mit Sandow ihn vergebens geſucht hatte. Gott verhüte, daß er ihn je findet.

Aber dieſes ganze Ereigniß, ſo tiefen Eindruck es auch auf Thaulow machte, war doch nur wie eine vorübergehende Epiſode in dem großen Schauſpiele, welches ſich jetzt entfaltete. Der Kaiſer von Rußland war während der Zeit in Breslau geweſen und hatte die Stadt wieder verlaſſen; die Truppen ſetzten ſich in Bewegung, um in das feindliche Sachſen einzudringen. Der Krieg winkte den Kriegern, und in dem Drange der großen Begebenheiten, denen man entgegen ging, verloſch allmälig der Eindruck, den das Schickſal eines Einzelnen gemacht hatte, oder er ward wenigſtens zurückgedrängt.

Monate waren verfloſſen. Was hatte Thaulow in dieſer Zeit geſehen, geduldet, erlebt! Er ſah jene Schlachten, nach welchen das Heer ſich ingrimmig zurückzog; das Gefühl, als wären ſie geſchlagen, war einem Jeden fremd. Wie der ergrimmte Löwe ſtill in ſich hinein brüllend, wenn er zu weichen ſcheint, nur ſich für den zukünftigen, gefährlichſten Angriff drohend zu faſſen ſucht, ſo ſchritt das Heer bis dahin zurück, wo die Flamme der Begeiſterung zuerſt aufloderte, und lag ſcheinbar ruhend, ſtill lauernd, auf der geweihten Stätte, um von Neuem wüthend auf den verhaßten Feind zu ſtürzen. Thaulow durchlebte die Qual der Waffenruhe und ihre furchtbaren Zweifel. Er ſah die Schaaren aus Oſten, jene fremden aſiatiſchen Völker, in unüberſehbarer Menge herbeiſtrömen; der mächtige Süden verband ſich mit den kämpfenden Heeren. Die ganze noch vor Kurzem in dumpfe Ruhe verſunkene Bühne der Geſchichte war in Bewegung, alle Völker waren in fechtenden Heeren gegen einander geſtellt, das Innere aller Gemüther war aufgewühlt; was das ruhige Leben Genußreiches darbietet, jede ſtille Thätigkeit des gewohnten Daſeins war zurückgedrängt. Gleichgültig ertrug man Opfer, die in einer ruhigen Zeit den Stärkſten zur Verzweiflung gebracht hätten, und ein Jeder erwartete nur von der großen Zukunft, die ſich zu entſchleiern begann, ſein Heil und ſein Glück. Nur über dem Norden ſchwebte ein dunkles Verhängniß; in dem Widerſtreit der kämpfenden Kräfte ſchien ein zürnender Gott ein unſchuldiges Opfer zu fordern, und mitten in das freudige Gefühl, welches in einer ſo großartig bewegten Zeit den Nordländer durchdrang, ſchlich ſich ein geheimer Kummer über das Schickſal ſeines Landes und ein ſtiller Vorwurf, daß er hier kämpfe für eine fremde Liebe, ſchlich wie ein dunkler Schatten in ſeine Seele hinein, nur durch die heranwogende gewaltige Maſſe der Ereigniſſe, die ihn ergriffen hatten und fortdrängten, betäubt, aber nie verdrängt. Völker, die wechſelſeitig ihr Daſein nicht kannten, kämpften nebeneinander. Kalmücken und Koſacken ſah man Spanier, unwillig in dem feindlichen Heere ſtreitend, zu den Verbündeten herüberführen, durch eine ſcheinbare Gefangenſchaft befreit. Siege folgten auf Siege, um jene größte aller Schlachten, die entſchiedener noch war, als die Schlacht jenes Tages, der Guſtav Adolfs Sieg und Tod verherrlichte, herbei zu führen, die auf Leipzigs Ebenen gekämpft wurde. Bis dahin ſchwebte noch unſicher die Waage des Geſchicks, Furcht und Hoffnung ergriff abwechſelnd die Gemüther; nun war die räthſelhafte Rieſengeſtalt, ſo ſchien es, geſtürzt, die bis jetzt, ein lähmendes Schreckbild für alle Völker, jede Kraft an ſich gezogen, der Zauber war gelöſt, und ein lauter Jubel, wie der erſte befreite Ton aus der gefeſſelten Bruſt, wie das erſte freie Aufathmen, erſcholl über das ganze Land. Wer hoffte nicht zu dieſer Zeit? Wer ſah in dieſer Freude nicht die Morgenröthe einer herrlichen Zeit? Das aufgeregte Gemüth verbarg, ſo ſchien es, die ſchwellende, lebensſchwangere Knospe; das friſche Grün einer veredelten Geſinnung trat aus den Trümmern einer verworrenen, trüben, ängſtlichen Vergangenheit hervor, und Jeder begrüßte den keimenden Frühling.

Thaulow war nach der Schlacht von Leipzig, der er beigewohnt hatte, mit den ruſſiſchen Vorpoſten vorausgeeilt. Die unüberſehbaren Maſſen, die auf dem weiten Schlachtfelde kämpften, verbargen das große Reſultat. Hier erſt, am Morgen des neunzehnten Oktobers, erfuhr er, wie das Heer des Feindes, faſt aufgelöſt, floh, wie Poniatowsky, der Treffliche, fiel, wie ſelbſt der große Eroberer unter den fliehenden Haufen, die ſich aus der beſtürmten Stadt verworren, in dichtem Gedränge zurückgezogen, ſich kaum rettete. Immer neue Schaaren wurden gefangen herbeigeführt, und die ſiegreichen Heere verfolgten den geſchlagenen Feind. Thaulow fühlte ſich gewaltſam ergriffen, als er nun ſeine Träume erfüllt ſah, als das kühn Gehoffte erreicht war. — Deutſchland iſt alſo frei; was Du gegen alle äußere Wahrſcheinlichkeit zu hoffen wagteſt, iſt wirklich. — Dorotheas Bild ſchwebte vor ihm, eine tiefe Sehnſucht erfüllte ihn. Aber jetzt fingen die Tage der Verfolgung an; eine innere Erſchlaffung nach dem errungenen Siege mußte niedergekämpft werden, damit das fliehende Heer keine Ruhe genoß, und in Thaulows Seele ſchlich ſich unvermerkt eine tiefe Theilnahme an dem Schickſal der Geſchlagenen ein. Denn furchtbar waren die Auftritte, die ſich immer mehr und mehr häuften; die Ermüdeten und Erſchöpften ſanken hin, Hungrige, die Gefangenſchaft fürchtend, ſuchten ſich zu verbergen, auf den Landſtraßen lagen die Ermatteten, Halbtodten, und wenn man die Wälder durchzog, wenn man in die Gebüſche hineindrang, ſo tönte das Aechzen eines Sterbenden den Verfolgenden entgegen. Die Spitäler leerten ſich, als die ſiegenden Heere näher rückten; die Kranken ſchienen weniger den Tod, als die Rache der Verfolgenden zu fürchten, und es war, als wollten die furchtbaren Tage an der Berezina ſich erneuern. Wo ſie hinkamen, waren die Dörfer leer, oder die Einwohner mußten den heranſtürmenden Kriegern Platz machen, in den Städten Alles in Verwirrung; und in den Zauberkreis der militäriſchen Verhältniſſe gebannt, ſchritt Thaulow, dem ſtille Häuslichkeit ſo viel galt, über Alles weg, was ihn ſonſt mit unwiderſtehlicher Gewalt anzog. So lange der Ausgang durch manche Umſtände noch zweifelhaft erſchien, ſo lange der Feind noch drohte, war er von dem Kampfe ergriffen, er war ihm Alles. Jetzt war der entſcheidende Sieg errungen. Wohl blieb noch Manches zu thun übrig, aber die Ueberlegung ſuchte andere Gegenſtände, andere Verhältniſſe des Lebens wollten ihr Recht behaupten, und obgleich die Allgewalt der kriegeriſchen That ihn ganz in Anſpruch nahm, erhoben ſich doch Erinnerungen, wie aus einer andern Welt, und ließen ſich nicht verdrängen. Da fühlte er, wie die gewaltſame Maſſe des Krieges ſich über jedes ſtille Verhältniß wälzte, und die Klagen der

Bedrückten vermiſchten ſich mit dem Unglück der Verfolgten. Da verſetzte ihn die Phantaſie in die Familie der Geliebten. Wo iſt die Mutter nun? Welches harte Schickſal kann den Vater getroffen haben! ſagte er ſich ſelbſt. Jetzt erſt ward es ihm klar, daß, was ihm als ein herrlicher Sieg galt, ein vernichtendes Unheil über die Geliebte bringen konnte, und mit Angſt dachte er daran, wie die Wuth des Kampfes ihn von ſeiner Liebe trenne.

Jetzt, da der Kampf, wenn auch vielleicht lange noch nicht geendigt, doch eine ſo entſchieden günſtige Wendung nahm, fragte er ſich ſelber: Was willſt Du? Was brachte Dich her, daß Du hier, ein Fremder, den Kampf theilſt? Daß ſchwer gedrückte Völker ſich in Maſſe erhoben, die Feſſeln zu zerbrechen, das iſt freilich ſehr natürlich. Aber Du? Dein Vaterland hat einen andern Kampf, dort ſollteſt Du ſein — und Du findeſt Dich hier? — Seltſam! Was ihn an Deutſchland anſchloß, war ſonſt der ſchwere Inhalt ſeines ganzen Lebens, und jetzt war es ihm, als könnte er die bedenkliche Frage nicht beantworten. War es Erſchöpfung, Ermattung, waren es die körperlichen Anſtrengungen, die jene freien, mannigfaltigen Bilder, die Vergangenheit und Zukunft verdüſterten, daß er ſie nicht mehr zu faſſen, zu erkennen vermochte?

Thaulow war in der erſten Begeiſterung unbedenklich in die Reihe der Gemeinen getreten. Seine Kenntniſſe, ſein Enthuſiasmus, ſeine Bekanntſchaft mit bedeutenden Männern verſchafften ihm bald im Anfange des Krieges eine Offizierſtelle. Aber nie ſah die preußiſche Armee einen ungeſchickteren Sekondelieutenant. Er hatte nie gedient; ſeinen eigenen Anſichten überlaſſen, war eine jede That bis dahin das Reſultat eigner Ueberlegung geweſen, und nun ſollte er eine unendliche Menge kleiner Fertigkeiten, die doch nothwendig ſind, die aber erſt, nachdem ſie, als inſtinktmäßiges Handeln, mit derſelben Sicherheit hervortreten, einen Werth, eine Bedeutung haben, ſich erſt erwerben. Durch die Schwerfälligkeit ſeiner Ueberlegung, durch die Unſicherheit einer nicht zu verdrängenden Reflexion, ſchien ihm die Aufgabe eine unendliche, und er trat nie vor ſeine kleine Reihe ohne ein vernichtendes Gefühl ſeines Ungeſchicks. Nach einigen peinigenden Erfahrungen der Art war er eben im Begriff, ſeine Stelle niederzulegen. Er wollte ſich wieder in die Reihe der Gemeinen ſtellen, einem Andern, Jüngern ſeine Stelle überlaſſend, als man ihn in das Hauptquartier des Feldherrn berief. Hier, wo er Blücher an der Spitze ſeiner begeiſterten Krieger fand, wo er in der Nähe der Männer lebte, denen er zum Theil durch ſeine innige

Anhänglichkeit an die große Sache, die Alle in Bewegung ſetzte, ſchon früher bekannt war, fand er ſich heimiſcher. Er erfuhr kaum, was Subordination iſt; er durfte in der Nähe ſehen, was in dem großen Heere ſelbſt höher Geſtellte nur als einzelnen Befehl kannten, ſo daß Abſicht und allgemeine Bedeutung ihnen verborgen blieb. Auf dem Schlachtfelde war er in der Nähe des Feldherrn, dicht an der Quelle der Begeiſterung; er hörte ſeine Reden, und wenn auch Manches ihm nicht klar wurde, wenn auch ein Jeder hier, wie allenthalben im Heere, nur erfuhr, was er auszurichten hatte, ſo konnten doch viele Beſchlüſſe ihm nicht verborgen bleiben. In die erſte Schlacht bei Lützen trat er völlig unvorbereitet; man ſchlug ihm ſogar vor, zurückzubleiben. Er drängte ſich dazu, einen Ackergaul reitend, den er in einem Dorfe mit Hülfe ſeines früheren Befehlshabers gewaltſam requirirt hatte. Aber bei der Größe der Umgebung, bei ſeiner völligen Unkenntniß aller Verhältniſſe verließ ihn nie das drückende Bewußtſein, daß er ſich als ein Ueberflüſſiger zu einem ſo wichtigen Schauſpiele gedrängt habe. Wenn ein Mann, gewohnt in ſtiller Einſamkeit, ſich ſelbſt überlaſſen, zu leben, eine unerſchütterliche Feſtigkeit der Ueberzeugung gewinnen kann, aber dennoch, wenn er ſich plötzlich an einen Hof verſetzt ſieht, wo eine jede

Bewegung eine berechnete, ein jedes Wort ein abgewogenes, eine jede That ein Reſultat der Konvenienz iſt, trotz ſeiner innern Tiefe, trotz ſeines Muthes, wo es die Vertheidigung deſſen, was ihm heilig geworden, gilt, wenn ein Solcher ſchwankend, unſicher, zaghaft, ja, albern erſcheint, während ein viel Geringerer ſich mit großer Sicherheit bewegt, wie unendlich unſicherer mußte Thaulow erſcheinen, als er, ungewiß, wo er ſich aufhalten, ungewiß, was er thun ſollte, von einem unermeßlichen Körper, von den Rädern einer ungeheuern Maſchine ſich ergriffen fühlte? Ihm war der Mechanismus unbekannt, und wir müſſen alſo bekennen, daß er in dieſer erſten Schlacht keinesweges als ein Held erſchien. Und dennoch dürfen wir behaupten, wenn Thaulow eine beſtimmte Stellung gehabt hätte, deren Pflichten ihm klar geweſen wären, wenn ihm ein Auftrag ertheilt worden, den er überſehen konnte, den er mit Sicherheit ausführen zu können ſich bewußt geweſen wäre, das Schwankende und Unſichere, welches wir eben am Genaueſten mit der Schüchternheit, mit welcher ſelbſt der größte Geiſt zum erſten Mal in einer großen Geſellſchaft, wo höfiſche Etikette herrſcht, auftritt, vergleichen zu können glauben, würde ganz verſchwunden ſein. Später, als er mit den Verhältniſſen bekannter wurde, als er ſeine

Stellung überſah, war jede Spur jener ſcheinbaren Zaghaftigkeit verſchwunden.

Das Blücherſche Hauptquartier war damals der Vereinigungspunkt vorzüglich gebildeter Krieger. In den vielen Zwiſchenräumen des langſamen Marſches kamen oft Gegenſtände zur Sprache, die wohl ſelten in Feldzügen unter ſolchen Umſtänden verhandelt werden. Philoſophiſche Probleme wurden oft berührt, Gelehrte und Dichter in ihrer Eigenthümlichkeit gewürdigt, und manches bedeutende Wort vernahm Thaulow, wenn gleich die ſchneidende, man möchte faſt ſagen, jeden Einwurf vernichtende, ja, befehlende Schärfe, mit welcher nicht ſelten, wenn auch geiſtreiche, doch einſeitige Behauptungen geäußert wurden, ihn verletzte.

Während der Verfolgung traf er, abgeſondert und einſam grübelnd, indem er langſam fortritt, einen Obriſten, der ihm ſchon früher bekannt geworden. Ein Geſchäft hatte dieſen von ſeinem Regiment in das Hauptquartier gebracht, und da er ihm als ein geiſtreicher, gebildeter Mann öfters erſchienen war, freute er ſich, ihn hier zu finden.

Ei, ſind Sie da? rief der Obriſt ihm entgegen, ſo allein, ſo nachdenklich? Ich habe, ich geſtehe es Ihnen, Langeweile; den General werde ich erſt heute Abend in dem Nachtquartiere treffen und ſprechen; und wenn

Sie nichts dagegen haben, reiten wir in Geſellſchaft. Ich freue mich, erwiederte Thaulow, auf eine ſo angenehme Weiſe geſtört zu werden. Ich freue mich doppelt, da ich endlich einen verdienten Mann das Geſtändniß ablegen höre, daß er an Langerweile leidet. Wie ſo? fragte verwundert der Obriſt. Weil das mein Hauptübel iſt, die größte Qual des Feldzuges, rief Thaulow mit Heftigkeit, den Hunger will ich ertragen, die Kugeln ſcheinen mir weniger gefährlich. Wenn ich ſonſt lateiniſche Reden, wo die Oberflächlichkeit, die Albernheit ſelbſt, ſich hinter zuſammengeflickten Floskeln verbarg, Stunden lang anhören mußte, wenn ich alte Weiber oder aufgeklärte Männer das Leichteſte und Seichteſte mit furchtbarer Breite verhandeln hörte, ſo nannte ich das bis jetzt Langeweile. Ich hatte Unrecht, Herr Obriſt; wie ſo vieles Andere, was uns dieſe konvulſiviſche Bewegung des Lebens erſt kennen lehrt, lernt man auch im Kriege erſt die grundloſe Tiefe, die unergründliche Bedeutung, den wahren unerſchöpflichen Geiſt der Langenweile kennen. — Und ſo höre ich Sie ſprechen? rief der Obriſt und lachte, den Enthuſiaſten, den ſkandinaviſchen Renegaten, der aus Verzweiflung unter die Germanen gegangen und, nach Art aller Renegaten, fanatiſcher, als die gebornen Germanen, iſt, und ſo ſpricht er jetzt, da ſeine ganze Seele voll ſein ſollte von den großen Dingen, die er erlebt, erkämpft hat? Was hilft Begeiſterung, was hilft die erhabenſte Idee, unterbrach ihn verdrießlich Thaulow, wo die Langeweile mit ihrem ſchwerfälligen Schritte, mit ihren Eulenflügeln ſich nähert und jede Kraft der Seele lähmt, ohne ſie völlig einzuſchläfern, wo ſie das ganze Daſein in ein unendliches Gähnen ohne Schlaf verwandelt? Ich bin am glücklichſten in der Einſamkeit; Mittheilung iſt mir zwar Genuß, aber nur auf Stunden. Nun aber kommen im Kriege Tage, ja, Wochen vor, in welchen ich wenigſtens nichts thue, keinen Auftrag erhalte. Meine bedeutenden Freunde ſind beſchäftigt, ich wage es nicht, mich zu nähern. Verlaſſen von dieſen würde ich mich glücklich fühlen, wenn ich allein ſein könnte. Aber da ſchleicht ſich eine Menge Menſchen dicht an mich an, Feldjäger, Ingenieur-Geographen, Offiziere von den Vorpoſten, die Verhaltungsbefehle erwarten, andere, die in das Hauptquartier kommandirt ſind. Mit dieſen muß man den ganzen, unendlich langen Tag langſam reiten, eſſen, trinken, ſchlafen. Wenn ich ermüdet in einer ausgeleerten Bauerhütte einkehre, die doch Schutz gewährt, dann drängt ſich ein ganzer Haufe hinein, auf das zertretene, zerknitterte Stroh wirft man ſich hin und hofft auf Ruhe, aber das unbedeutende, oft unſinnige Geplauder, was den Tag über gehört wurde, dauert die ganze Nacht hindurch und wird jetzt nur mit einem gar anmuthigen Schnarchen vermiſcht. Ich bin nach drei ſo durchlebten Tagen völlig dumm, ich kann keinen Gedanken mehr finden, und doch ſind ſie alle da, aber ſie haften auf der Seele, wie Leichname, und ſtumpfen mich ab, ſtatt mich zu ermuntern. Schlafen kann ich dann nie und doch eben ſo wenig wachen. Ich bin in einer ſolchen Verzweiflung, daß ich mich glücklich ſchätze, wenn Alle melodiſch ſchnarchen, wenn dieſe Sprache die andere, keineswegs bedeutendere für einen Augenblick verdrängt. — Lieber Freund, rief der Obriſt und lachte laut, Sie müſſen eine Geſchichte des Feldzuges ſchreiben, Sie müſſen die militairiſchen Darſtellungen von unſern Plänen, an die Niemand dachte, von Evolutionen, die entweder gar nicht ſtattfanden oder durch den Moment hervorgerufen wurden, in der gelehrten Darſtellung aber reiflich erwogen, als ein Produkt der taktiſchen Virtuoſität der Feldherren erſcheinen, ergänzen; Sie werden die ſchönere, poetiſche Hälfte der modernen Kriege liefern, in welcher das Schnarchen und Plaudern, und dann das unendliche Gähnen des dichteriſchen Hiſtorikers gar anmuthig erſcheinen wird. Ich glaubte Sie in Extaſe über die ungeheuern Reſultate zu finden und finde Sie von Langerweile gequält. Oder iſt es eben die überſtandene Kriſe, die dieſe Erſchlaffung erzeugt? — Wohl möglich, antwortete Thaulow, und dennoch gibt es Augenblicke, wo die plötzliche Umwandlung aller Verhältniſſe mich mit einer ſeltſamen Gewalt ergreift. Dann bin ich in Gedanken in jenen jetzt ruhigen Städten, die hinter uns liegen, ich höre mit ihren Einwohnern die erſte Nachricht, ich ſehe ſie in kleine Gruppen vertheilt, die ſich immer vergrößern, wechſelſeitig ſich nähern, in einander ſchmelzen, bis die allgemeine Freude in einen Alles übertäubenden Jubel ausbricht; ich ſehe die Kirchen gefüllt, ich denke mir die vielen Städte, die weiten Länder, das Aufjauchzen von Millionen, das Erſtaunen der ganzen geſchichtlichen Welt, ſo weit nur Mittheilung möglich iſt, die Weltſchlacht, die einen Weltjubel erzeugte, und kann mir dann kaum vorſtellen, daß ich nun wirklich in die Mitte dieſes mächtigen Ereigniſſes geſtellt war, daß ich es an der Seite des großen Feldherrn erlebt habe. — So höre ich Sie lieber, als gähnen, antwortete der Obriſt, und in der That, Großes iſt geſchehen. Offenbar kann Napoleon erſt jenſeits des Rheines ſeine geſchlagenen Truppen ordnen, wahrſcheinlich wird er noch auf dem Wege von irgend einem ſeiner frühern Verbündeten, die das Geſchick, welches ſie unter ihm ausbildeten, jetzt gegen ihn anwenden werden, aufgehalten, angegriffen, wohl auch noch einen bedeutenden Verluſt erleiden. Sie ſcheinen, Herr Obriſt, ſagte Thaulow, einen Vorwurf auszuſprechen. Keinesweges, unterbrach ihn der Obriſt mit ruhiger Kälte. Regenten können ſeltener, als Andere, frei handeln; Umſtände, Verhältniſſe erzeugen Bündniſſe und heben ſie auf, ſie vergehen, wie ſie entſtanden ſind, und der Befehlshaber muß, wie die Verhältniſſe auch wechſeln, jedes Mal die Befehle ſeines Herrn ausrichten. Aber glauben Sie wohl, daß die früher mit Napoleon verbündeten Truppen nun tapferer gegen ihn, als früher mit ihm fechten werden. Sie zweifeln? fragte Thaulow erſtaunt. Allerdings, fuhr der Obriſt fort, und ich glaube, nicht ohne Grund. Damals waren ſie von dem Bewußtſein durchdrungen, daß der Feldherr unüberwindlich ſei; jetzt haben ſie dieſelbe Ueberzeugung von unſern verbündeten Heeren. Vielleicht kann eine Erbitterung über frühere Zurückſetzung, der Wunſch, an einem ſchon geſchlagenen Feinde den frühern Uebermuth zu rächen, den Angriff etwas lebhafter machen, das iſt Alles. — Und Sie glauben nicht, fragte Thaulow, an moraliſche Kräfte, die ein Heer aufregen, die den Sieg erringen können? Sie können an ihrer Allgewalt zweifeln in unſern erſtaunenswürdigen Tagen, die uns ſo Manches erleben ließen? Was verſchaffte den ungeübten Truppen während der Revolution den Sieg über alle regelmäßigen Heere? Und die Siege, die wir jetzt erfochten haben, können ſie mit einfacherer Wahrheit bezeichnet werden, als wenn wir ſie ein Produkt der Begeiſterung des Volkes nennen? — Lieber Freund, antwortete der Obriſt ruhig, es iſt nie ein bedeutender Sieg ohne moraliſche Kraft, wie Sie ſie nennen, erfochten worden, und wer das läugnet, weiß nicht, was er ſpricht. Oder iſt die unerſchütterliche Anhänglichkeit an einen Feldherrn, er heiße Tilly, Wallenſtein, Guſtav Adolph, Türenne, Eugen oder Friedrich der Zweite, ohne eine ſolche zu begreifen? Strategie und Taktik können ſo große Dinge nicht bewirken und bleiben ohne eine moraliſche Aufregung ewig Rechnungen ohne Wirth. Wenn der alte Soldat bis in ſein höchſtes Alter ſeine Gegenwart, wo ein großer Sieg erfochten wurde, als die Hauptzierde ſeines Lebens betrachtet und ſtolz auf einen Jeden herabſieht, der an einer ſolchen That nicht theilnahm, iſt das nicht das Bewußtſein einer moraliſchen Würde? Ich weiß, was Sie ſagen wollen; Sie möchten den ganzen Erfolg des gegenwärtigen Krieges der ſogenannten Freiwilligkeit zuſchreiben, die ihren Werth behalten ſoll, die uns, in dem Augenblicke, wo ſie wirkte, uns, den eigentlichen Kriegern, herrlich in die Hände arbeitete, die aber nie, ich ſage es mit Beſtimmtheit, nie ohne uns das Geringſte ausgerichtet hätte. Für dieſe erhebt ſich jetzt in Deutſchland das allgemeine Geſchrei; alle Federn ſind in Bewegung, an Kupferſtichen fehlt es nicht; die Braut umarmt, damit der Deutſche ja nirgends ſeine Sentimentalität verläugne, ſchon den tapfern, bekreuzten Zurückkehrenden; und verhielte es ſich, wie die leichtfertigen Skribler behaupten, ſo müßte man glauben, daß das alte Heer, die ergrauten Krieger hinter den tapfern Jungen hergelaufen wären, nur, weil ſie ſich ſchämten, zurückzubleiben, wo ſo erhabene Muſterbilder ihnen vorleuchteten. — Herr Obriſt, ich ſelbſt habe mich oft über ſolche übertriebene Aeußerungen innerlich geärgert, antwortete Thaulow, aber ich habe doch auch geſehen, wie bei Wartenburg die Neulinge, wie erfahrene Offiziere behaupteten, indem ſie ſich mit Ungeſchick dem Tode preisgaben, mit bewundernswürdiger Kühnheit den Wall ſtürmten, wie bei Möckern ihre Schaaren immer von Neuem angriffen, immer andere Reihen über die Verwundeten und Todten vordrangen, den hartnäckigen, mit großer Kühnheit fortdauernd erneuerten Angriff des Feindes abwieſen, bis die letzten Männer, als Alles noch zweifelhaft war, den letzten furchtbaren Angriff wagten, den Feind ſchlugen und in der That jetzt ſchon das Schickſal des großen Kampfes entſchieden, ſo daß man behaupten darf, was ſpäter geſchah, war die Fortſetzung, die Vollendung, wenn man will, eines ſchon durch ſeinen Anfang entſchiedenen Kampfes. — Wer läugnet, daß allenthalben tapfer gekämpft worden iſt, erwiederte der Obriſt. Die Freiwilligkeit iſt ſehr heilſam geweſen, ſie erſparte uns die Werbung, die Weitläufigkeit der Kantonseinrichtungen, es war ſehr bequem, daß die Jugend uns in die Arme lief. Aber, als wir ſie beſaßen, als ſie in unſern Reihen ſtand, als wir ſie gegen den Feind führten, war ſie in *unſerer Gewalt*, und die größte moraliſche Macht lag in dem Entſchluſſe des ſtehenden Heeres, in einem Kampfe, der das Vaterland rettete, zugleich den kriegeriſchen Ruf, der erſchüttert ſchien, recht auffallend und für immer auf eine glorreiche Weiſe zu retten. Nennen Sie mir nicht von den Freiwilligen dieſen oder jenen, der hier und da eine wahrhaft freiwillige Tapferkeit, vielleicht ſelbſt als Befehlshaber, zeigte. Bedeutende Zeiten entwickeln große Talente, und ich zweifle nicht daran, daß auch unter den Freiwilligen kriegeriſche Talente zum Vorſchein kamen, die unſere Bewunderung verdienen. Hier iſt aber von der Maſſe die Rede. Dieſe ward von dem allgewaltigen Geiſte, der im Heere herrſcht, ergriffen, gepackt, und Jedermann iſt tapfer, wenn er es ſein muß. Zählen Sie die Gebliebenen, die Verwundeten, und Sie werden finden, daß unter ihnen eine verhältnißmäßig überwiegend große Anzahl Offiziere ſind. Wir haben keine gedungenen Schriftſteller und brauchen ſie nicht. Das Geſchrei des Tages hat keinen geſchichtlichen Werth, aber die nächſten Folgen dürften traurig ſein. Der Menſch iſt nur zu ſehr zum Uebermuth geneigt. Von jeher haben wir gehört, wie ſelbſt die Feigſten, und dieſe gewöhnlich am Meiſten, mit ihren Heldenthaten prahlen. Wie ſollte die Jugend, zum Theil auf die Schulen, auf die Univerſitäten zurückkehrend, ihren eigenen Ruhm vergeſſen, wenn er, noch ehe ſie das Schlachtfeld verlaſſen, ſo laut verkündigt wird — welch' ein Stoff zum Verderben in einer Zeit, wo die Zucht lokker geworden! Was für wucherndes Unkraut wird vermeſſene Thorheit auf dieſen Boden der Verwilderung zu pflanzen wiſſen. Wie Viele ſind aus einer ruhigen bürgerlichen Lage getrieben, die den Offizier im Kopfe, den Spießbürger in dem gebeugten Nacken tragen, unfähig, in ihre frühere Stellung zurückzutreten, noch unfähiger, etwas Neues anzufangen! Ich ſehe einen Haufen bettelnder Menſchen, die ſich jetzt Offiziere nennen, die uns ſpäter oft genug beſchwerlich fallen werden. — Das Bild, was Sie mir geben, iſt nicht erfreulich, ſagte Thaulow, als der Obriſt ſchwieg und zu erwarten ſchien, daß er reden ſollte, aber mir ſcheint, Ihre Behauptung iſt zu ſtreng; denn wenn ich auch zugebe, daß der alte Soldat oft, ja, am häufigſten den freiwilligen Neuling zwang, vorwärts zu gehen, wo er vielleicht lieber zurück gegangen wäre, wenn auch der Falſtaffſche Strohſeufzer: „Ich wollt', es wäre Abendzeit und Alles wäre aus!" oft genug von den unwillig Vorſchreitenden zurückgedrängt werden mußte, ſo werden Sie mir doch geſtehen, daß die erſte Begeiſterung auf die Armee zurückwirkte, und ich ſehe hier, wie immer, wie das Parteiweſen, das den Grund einer Erſcheinung bald in eine, bald in eine andere Richtung hineinzerren möchte, anſtatt ihn in ſeiner erhabenen Einfachheit zu würdigen, alle nichtigen Gegenſätze erzeugt. Doch dieß quält mich weniger; es iſt, wie Sie richtig bemerken, nur ein Vorübergehendes, und die Geſchichte wird das Urbild der Tapferkeit, wie es aus dem ſtehenden Heere Allen vorleuchtete, ſicher anerkennen. Selbſt die Verwilderung der Jugend fürchte ich nicht; denn ein ſtiller, ſittlicher Ernſt muß in einer Jugend vorwalten, der es unter kriegeriſcher Zucht an ſo großen Thaten theilzunehmen vergönnt war. Was mich aber ängſtigt, daß ich den eigenen Entſchluß, an dieſem Kriege als ein Fremder, der nicht einen eigenen Heerd zu vertheidigen hat, der vielmehr ein gefährdetes Vaterland verließ in einem Augenblicke, wo es gerechte Anſprüche auf ſeine Thätigkeit hat, kaum zu rechtfertigen weiß, dieß möchte ich gern einem ſo würdigen Manne mittheilen, wenn es mir möglich iſt, den Grund meiner innern Sorge Ihnen klar zu machen. — Laſſen Sie hören, Freund, erwiederte der Obriſt; der Weg liegt noch weit vor uns, und der düſtere Wald zeigt nichts, als das gewöhnliche Bild der Zerſtörung. Kanonen rollten vorüber, Truppen zogen vorbei, und an einer Seite der breiten Straße, von düſtern Nadelhölzern umſchloſſen, ritten die Beiden, als Thaulow anfing: Wie ſoll ich das, was mich nach Deutſchland zog, an dieſes Land, an ſein Schickſal feſſelte, Ihnen darſtellen? Ich bin in einem Lande geboren, wo in den rauhen Gebirgen ein tüchtiges, verſtändiges Volk in den einfachſten Verhältniſſen lebt. Mir traten früh die größern Verhältniſſe des Menſchengeſchlechts in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung entgegen, mir ſchien eine Liebe, die keine geſchichtliche Bedeutung habe, keine wahre zu ſein. In Deutſchland ſah ich den Keim einer zukünftigen tiefern, nicht bloß äußerlich glänzenden Entwickelung, ich liebte Deutſchland in aller ſeiner innern Verwirrung, wie es eben iſt. Ein merkwürdiges Verhältniß verband mich inniger mit dieſem Lande. Als verſtändige Männer keine Hoffnung für dieſes Land zu ſehen glaubten, in dem finſterſten Augenblicke wagte ich es, mein Schickſal unabwendbar an ſein Schickſal zu knüpfen, und behielt den Glauben, der ſich bewährt hat.

— Einer Ihrer Freunde hat mir zum Theil Ihre Geſchichte anvertraut, Sie zürnen doch nicht darüber? Und in der That, ich habe Sie bewundert, ſagte der Obriſt, aber nun ſagen Sie mir, was konnte einen ſolchen Glauben, und jetzt, eben jetzt erſchüttern? — Hören Sie, fuhr Thaulow fort. Der Krieg brach aus, der Enthuſiasmus entzündete ſich; aber, wo ich hinblicke, ſehe ich wohl, wie man mit Muth kämpft, aber finde Keinen, der ſein Vaterland liebt; nur die Stillen, die nichts wollen, ſcheinen es zu lieben, aber als einen Ruheplatz ſpießbürgerlicher Trägheit. Wer ſelbſt denkt, will das Deutſchland nicht, was da iſt; er will ein anderes gründen. Zufriedenheit iſt der Grund aller Vaterlandsliebe, ſie ſchließt nicht die Entwickelung aus, aber ſie verhindert die Zerſtörung. Aber allenthalben ſchreit, ſchimpft man, tobt man. Anders ſoll es werden. Dieſer will die Jugend von dem Alter trennen, damit ein neues Geſchlecht entſtehe; Jener will die alten Inſtitutionen umſtürzen, damit ein neuer Staat ſich bilde; wieder ein Anderer will alle kleinen Staaten vernichten, damit ein alleiniges Deutſchland ſich bilde, und während dieſes deutſche Deutſchthum ſich zu verdeutſchen ſucht, ſehe ich auf der andern Seite nur eine negative hemmende Kraft, in welcher ich ebenfalls keinen wachſenden Kern zu entdecken vermag. Und jetzt eben, da die Kataſtrophe ſich nähert, tritt mir dieſe Hohlheit aller Meinungen immer drohender entgegen. — Hat denn nun, antwortete der Obriſt, alles, was früher Ihre Hoffnung begründete, ſeine Bedeutung verloren? Ich begreife Sie nicht. Als Sie keinen Grund zur Hoffnung hatten, zweifelten Sie nicht; denn geſtehen Sie es, hätte die grenzenloſe Ehrſucht des Eroberers nicht die Kataſtrophe herbeigeführt, die ihn wahrſcheinlich ſtürzen wird, ſo hätten Sie Ihre Hoffnung einer ſo nahen Erlöſung auf Sand gebaut. Was damals die unwiderſtehliche äußere Gewalt, die in ſtrenger Wirklichkeit uns feſſelte, nicht vermochte, das ſoll jetzt ein thörichtes Geſchrei vermögen, das ſich nie verwirklichen wird? — Aber dieſes Geſchrei offenbart die Geſinnung da, wo allein Wille, That, Nachdenken im Volke iſt, rief Thaulow. Wo ſoll die Hoffnung ihren Anker werfen, wenn eine Aufregung, wie die jetzige, ohne Grund iſt? — **Das** iſt die Täuſchung, Freund! rief der Obriſt; ſie tritt mir oft genug entgegen, und ich wundere mich nur, ſie hier zu finden bei einem Manne, der mit ſo feſtem Glauben an einem zukünftigen Deutſchland hängt. Dieſe Aufregung gilt für dieſen Krieg, Freund, und nicht weiter. Sie vergeht, wie ſie entſtanden iſt. Sie iſt ein allgemeines Gefühl, welches mit großer Kraft eine drückende Laſt abwälzen will, und es iſt eher zu vermuthen, daß eine Ermüdung, als daß eine neue Kraft aus ihr entſpringen wird. Freilich wird ſich hier und da eine Thorheit Luft machen, aber in dem ganzen Körper werden die Spuren der Ermüdung ſchon ſichtbar werden. Selbſt der ſcheinbare Enthuſiasmus, mit welchem ſie das oberflächliche Geſchrei begrüßen werden, darf man keineswegs als einen Beweis einer neuen Kraft betrachten. Es iſt die allgemeine Täuſchung. Die Jünger Chriſti zankten ſich ſchon um den erſten Platz; ich habe Juden-Miſſionaire gekannt, die ehrlich glaubten, ſie würden die Millionen bekehrter Juden in das neue Jeruſalem einführen; wie Viele erwarten nicht bald in dieſem, dann in jenem Jahre den jüngſten Tag, und auch Sie, lieber Freund, wollen das Gras wachſen hören. — Aber, was ſich laut vernehmen läßt, iſt nicht das Wachsthum, es iſt der Hagelſchlag, der das Gras niederſchlägt, wo ein Unglück ſein ſoll, — es iſt aber auch der erfriſchende Wind, der über die Felder ſauſt, den Strohhalm zerknickt, die dürren Blätter abſchüttelt. — Was gedeiht, wächſt langſam, im Stillen, und wohl dem, der ſeinen ruhigen Sinn mit jener verborgenen Kraft des Wachsthums innig verbunden fühlt.

Das Geſpräch ward unterbrochen; der nicht weit entfernte Feldherr hatte den Obriſten entdeckt und ließ ihn rufen. Aber öfters traf jetzt Thaulow mit dieſem zuſammen, und ſeine Geſpräche beruhigten allmälig den Geängſtigten, der von jeher mehr ein inneres, als ein äußeres Leben geführt hatte.

Es war ein heiterer Novembertag, die Bäume zeigten das bunte herbſtliche Laub, das Gelb der verwelkten Blätter gewann ſchon die Oberhand. Von den Bergen ſchauten die Wälder lieblich mit ihrem bunten Schmuck herab, und ein breiter Weg führte durch ruhige Dörfer. Thaulow fand ſich in einer Gegend, in welche der Krieg kaum hingedrungen zu ſein ſchien; nur einzelne junge Bauern, die jubelnd vorbeizogen und den reitenden Offizier, von einigen Ordonanzen und einem Bedienten begleitet, freundlich grüßten, erinnerten ihn an den Feldzug. Sie eilten frohlockend, ſich mit dem Heere zu verbinden. Thaulow war von dem Hauptquartier aus nach einer entfernten Provinz geſandt, wo noch die Feinde hauſten, doch ohne ſtarke Mannſchaft. Man gab ihm den angenehmen Auftrag, die Einwohner zu vereinigen, um die wenigen Feinde zu verjagen, und vorläufige Einrichtungen zur Aushebung der Mannſchaft zu treffen. So ſah er auf dem

Wege die Dörfer ruhig vor ſich liegen, und der Herbſt, der ihn immer zur ſtillen Wehmuth ſtimmte, erweckte alle Gefühle der Sehnſucht, die nur durch die Anſtrengungen des Krieges verdrängt worden waren. Er war den Tag weit geritten, denn ſeine Reiſe forderte Eile, die Pferde waren müde, und er näherte ſich mit ſeiner kleinen Begleitung einem Dorfe, welches ſich längs der Werra in ein waldiges Thal hineinzog. Wie heißt das Dorf? fragte er einen vorübergehenden Mann. — Wernersdorf. — Wernersdorf? — Der Name tauchte ſeltſam aus ſeiner Erinnerung herauf, — und dieſes iſt ja das Werrathal! — Plötzlich ſtand Alles klar vor ihm. Wohnt nicht in Euerm Dorfe ein Bauer Martin? — Ja, Herr, ein ſolcher wohnt hier und iſt uns allen wohl bekannt. Er hat jetzt einen ſchönen Beſuch von vornehmen Damen. — Führt mich zu ihm, rief Thaulow mit unruhiger Haſt, eilt! Er iſt doch da? Er iſt daheim, erwiederte der Bauer, aber der Herr mit ſeiner Begleitung wird nicht Platz finden in ſeiner Behauſung, wo jetzt Alles voll iſt. Wird ſich ſchon geben, rief Thaulow ungeduldig, führt mich nur hin. Der Bauer zeigte den Weg, voll ſeltſamer Vermuthungen, die ihm doch faſt zu unwahrſcheinlich waren, aber mit großer Unruhe ritt er immer hinter ſeinem Führer her. Sie hielten vor einem reinlichen, ziemlich anſehnlichen Bauerhauſe, und man ſah, wie die Einwohner des Hauſes ſich neugierig nach den zwar kleinen, aber hellen Fenſtern drängten. Thaulow glaubte hinter den herausblickenden Frauen und Dirnen zierlich gekleidete Damen zu entdecken, die aus der Ferne den Ankommenden anblickten, aber ſcheu ſich dem Fenſter nicht zu nähern wagten. Der Hausherr trat hervor. Es war Martin. Thaulow erkannte ihn ſogleich. Martin! rief er ihm entgegen, kennt Ihr mich? Der Bauer blickte ihn zweifelhaft an. Es iſt mir wohl ſo, ſagte er, als ſollte ich den Herrn kennen, aber dieſe Kleidung, die Uniform. — Laßt die Kleidung Euch nicht irre machen, ſagte Thaulow. Als ich Euch, braver Martin, in der unruhigen Nacht in dem Dorfe vor Kaſſel kennen lernte, hatte ich die Uniform noch nie getragen. Indem er ſo ſprach, hatte er ſich vom Pferde geſchwungen und reichte dem Bauer freundlich die Hand. Ihr ſeid alſo Herr Thaulow, ſagte dieſer, mein guter, wohlwollender Beſchützer, und, mir zu jeder Stunde willkommen, tretet Ihr mir in dieſer ehrenden Tracht gekleidet entgegen und habt das Wort wahr gemacht, was Ihr damals mit ſo vieler Wärme ausſpracht. Nun, daß Ihr jetzt, jetzt eben erſcheinen ſolltet, das iſt offenbar Gottes Werk. — Wie ſo? fragte Thaulow. Ich habe gehört, Frauen ſind in Euerm Hauſe — Damen, verſicherte mich ein Bauer. O Gott, iſt meine Ahnung richtig! Kann, was ich nicht zu hoffen wage, möglich ſein. — Alles iſt möglich, lieber Herr, wenn der gnädige Gott es fügt, antwortete Martin und faltete andächtig die Hände. Er öffnete eine Thüre, und vor dem erſtaunten Thaulow, der trotz ſeiner Ahnung ſeinen Augen nicht trauen wollte, ſtanden Dorothea und ihre Mutter. Nur einen Augenblick ſah die Geliebte ihn befremdet, ja, erſchrocken an, aber dann ſtürzte ſie laut rufend in ſeine Arme, und es dauerte lange, ehe ſie aus dem ſeligen Traume erwachten und es zu einem ruhigen Geſpräch kam. Thaulow entdeckte bald, daß ein großer Kummer die Geliebte beugte. Dorothea ſchwamm in Thränen, die noch während der Umarmung herunterſtürzten, und das gramvolle Antlitz der Mutter blickte ihn trübe an. Der verborgene Aufenthalt in dieſem entlegenen Dorfe, Kolmars Abweſenheit ließ irgend ein trauriges Ereigniß ahnen, und nachdem ſie ſich hinlänglich gefaßt hatten, erfuhr nun Thaulow, was ſie hergebracht hatte.

Lothar war während dem ruſſiſchen Feldzuge ſchon in der Schlacht von Smolensk verwundet worden. Sechs Wochen brachte er in dem Spital der Stadt zu und verließ dieſes mit einem lahmen Arme ſchon vor dem unglücklichen Rückzuge. Als invalider Offizier kam er nach Kaſſel, aber er blieb nur kurze Zeit da und verließ den Vater, weil es ſeine Abſicht war, von jetzt an mit ſeiner Familie in ſtiller Zurückgezogenheit in D†††, einer Provinzialſtadt Frankreichs, zu leben. Er war ſchon ſeit ſechs Jahren verheirathet. Mutter und Schweſter hatten ihn noch nicht geſehen, aber er ſollte, wie Kolmar verſicherte, ernſter geſtimmt ſein. Die urſprüngliche Heiterkeit blitzte nur ſelten wieder hervor. Noch hatte er nicht Kaſſel verlaſſen, als Kolmar die erſte Nachricht von der bedeutenden Niederlage in Rußland erhielt. Er war der Erſte, der ſie erfuhr, ſelbſt dem Hofe war ſie noch unbekannt, und daß er ſie erhalten hatte, ſchloſſen ſelbſt die Frauen mehr aus allerlei Aeußerungen, als daß ſie es aus unmittelbarer Mittheilung erfahren hätten. Er verſchloß das Geheimniß in ſein Inneres, ließ Lothar abreiſen, ohne es ihm mitzutheilen, ſchrieb aber den Brief, der die Zurückkunft ſeiner Frau und Tochter forderte. Sie fanden ihn ruhig, aber offenbar trug er eine ſchwere Sorge mit ſtillem Gram. Er war milder, als ſonſt, ſprach gern unaufgefordert von Thaulow, erinnerte ſich ſeiner mit vieler Liebe und billigte Dorotheas Zuneigung mehr, als ſonſt. Als der Krieg in Deutſchland anfing, ſchien er den Ausgang zu ahnen, doch äußerte er ſich darüber ſelten. Die Frauen hielten ſich durchaus vom Hofe entfernt, und in düſterer Einſamkeit verging die Zeit, bis man die Nachricht von den erſten verlornen Schlachten erhielt. Bald verbreitete ſich das Gerücht, daß ſich Ruſſen in der Gegend ſehen ließen. Der Hof verließ Kaſſel ſchleunig, und unglücklicherweiſe traute Kolmar den Nachrichten von der großen Nähe der Feinde nicht. Er zögerte mit der Flucht, und als er ſich endlich entſchloß, war ſchon die Abreiſe gefährlich. In einiger Entfernung von Kaſſel entdeckten die Fliehenden feindliche Truppen. Kolmar ließ den Wagen von der Landſtraße abbiegen, und ſie fuhren die ganze Nacht hindurch, bis ſie in die Nähe ihres jetzigen Aufenthaltes kamen. Aber eben hier zeigte ſich plötzlich ein kleiner Trupp Koſacken. Sie umringten den Wagen, er wurde geöffnet, mit Heftigkeit trat Kolmar hinaus. Sie hatten eine Begleitung von zehn Mann, Kolmar war bewaffnet, und bald hörten die Frauen Flintenſchüſſe fallen, Säbel klirren, wüthendes Geſchrei. Die Kugeln gingen durch den Wagen, bedrohten ihr Leben, und ſtarr vor Schrecken blickten ſie nach dem furchtbaren Schauſpiele hin, als ein Fremder aus dem Haufen der Koſacken hervorſprengte und jetzt erſt Kolmar zu erkennen ſchien. Du biſt es, Verruchter? ſchrie er in franzöſiſcher Sprache. So hat Gott mir doch dieſen Augenblick gegönnt! Kennſt Du den Unglücklichen —? Die

Mutter hörte mit Donnerſtimme einen Namen nennen, auf den ſie ſich aber nicht beſinnen konnte, obgleich die Stimme, wie ein ſchauderhaft drohender Ruf, ihr noch fortdauernd in den Ohren klang. Dorothea, von Schrekken gelähmt, hatte nichts gehört. Aber ſie ſahen, wie der Fremde auf Kolmar losſtürzte, eine Kugel durchflog ſein Gehirn, und er ſtürzte todt nieder. Die Frauen ſanken bewußtlos hin. Was nachher geſchah, erfuhren ſie von den Einwohnern des Dorfs. Die Begleitung war geflohen, die Koſacken waren eben im Begriff geweſen, den Koffer abzuſchneiden, als ſie eine Anzahl Truppen entdeckten und eilig entflohen. Indeſſen waren die Einwohner des Dorfes herbeigeeilt und unter dieſen Martin. Er ſah die bedrängte Lage der Frauen, die er erkannte. Von der Begleitung war die Hälfte getödtet und verwundet, und die übrige Hälfte entflohen. Kolmar ward im Stillen begraben, Dorothea und ihre Mutter waren beide von einer ſchweren Krankheit befallen worden. Martin und ſeine Familie hatten es nicht an Pflege fehlen laſſen. Als die Krankheit ſie allmälig verließ, da fanden ſie ſich in der Mitte der ſtillen, trefflichen Familie des Bauern. — Gott hat es gut gefügt, ſagte die Mutter; denn was wir am meiſten bedürfen, das hat er uns geſchenkt. Dem Einfältigen iſt gegeben, was oft dem Weiſen verſagt iſt.

Hier in dieſem glücklichen Hauſe herrſcht ein ſtiller, ungeheuchelter, frommer Sinn, ein guter Prediger iſt der Freund des Hauſes, und wir haben beide [illegible] uns dem zu ergeben, der, wie über die Schickſale [illegible] Völker, ſo über das Wohl eines jeden Menſchen wacht. Ja, in dieſe ruhige Beſchränktheit hat er uns geſetzt, damit wir uns in uns ſelber zurechtfinden ſollen. — Ich muß mir's, ſagte Dorothea unter Thränen, vorwerfen, daß wir unſer Schickſal an den grauenhaften Wechſel des Glücks der Völker geknüpft haben. Frevelhaft ſcheint mir dieſe That; denn, was wir wünſchten, geſchah, und ich mußte den eigenen Vater vor meinen Augen ermorden ſehen. — Liebe Dorothea, ſagte Thaulow, erinnere Dich, daß es unſre Wahl nicht war. Iſt Deine Liebe zu mir, waren Deine ſtillen Wünſche für das Vaterland denn frevelhaft? Kann ein Zufall zum Verbrechen ſtempeln, was vor Gott und Menſchen recht war? — Guter Martin, Ihr hättet einen ſolchen Wahn nicht dulden ſollen. — Kannte ich ihn? antwortete dieſer; das arme Mädchen trug einen geheimen Vorwurf, der Herr Paſtor hat das wohl gemerkt, ſo gut, wie ich, aber wir kannten ihn nicht. War der Vorwurf mir doch ſelber nicht klar, antwortete Dorothea; es war etwas in mir, was immer von neuem den todten, den ermordeten Vater vor meine Augen brachte. Deine Nähe, Thaulow, hob den Vorwurf hervor, gab ihm Worte, und er ſcheint mir ſelbſt gehoben, indem er ausgeſprochen ward. Iſt es, daß ich Dich in meine Arme ſchließe, iſt es die ſchöne Gewißheit, daß der Vater unſern Bund ſegnet, was mir jetzt, jetzt eben einen Troſt giebt, den ich ſeit ſeinem Tode nicht kannte. — Gott Lob! ſagte die Mutter, Dein geheimer Trübſinn, der mir viele ſtille Sorge machte, hielt auch den Troſt von mir entfernt, und ich freue mich jetzt doppelt, daß Sie uns hier in unſerm verborgenen Aſyle entdeckt haben. Als wir ſo weit wieder hergeſtellt waren, daß wir ſchreiben konnten, fuhr ſie fort, etwa vor vierzehn Tagen, ſchrieben wir an Lothar, aber noch haben wir keine Antwort. — Es iſt nicht zu verwundern, antwortete Thaulow, wenn in dieſen verworrenen Zeiten die Briefe nicht ordentlich gehen, und jetzt dürfen Sie keine Antwort erwarten. Der Rhein trennt ſchon die feindlichen Maſſen, die durch furchtbare Kämpfe ſo viel gelitten haben, daß ſie beiderſeitig ſich vorbereiten und ſtärken müſſen zu einem neuen Angriffe. Der Krieg wird jetzt in das Herz von Frankreich geſpielt werden und kann wohl kaum anders, als mit Napoleons Untergang, enden. — Du haſt mitgefochten, Thaulow, ſagte Dorothea, wie die Uniform, und brav, wie das Kreuz mir zeigt?

Mußteſt Du es nicht erwarten? antwortete dieſer. Es war, ich kann mir es nicht verbergen, etwas Schiefes, Irriges in dem unſtäten Weſen, in der unruhigen Sehnſucht, die an Deinem Beſitz, wie an Deutſchlands Freiheit hing; aber es kann mich nicht gereuen, daß ich erlebt habe, was ich erlebte, daß ich Zeuge dieſer ſchönſten, herrlichſten aller Kämpfe ſein durfte. Ich habe zwar den thörichten Wahn, ein bleibendes ideales Deutſchland wie einen Schwamm über Nacht aufſchießen zu ſehen, aufgegeben; ich ſehe wohl ein, daß ich beſſer meine Tage angewandt hätte, wenn ich in beſchränkter, geordneter Thätigkeit gelebt hätte, daß jene wilde Luſt, die mit unruhiger Haſt nach dem greift, was man in ſtiller Ergebung erwarten ſoll, was dem Nachjagenden nie wird, nicht eine Thorheit allein, nein, eine Sünde war; aber eben, daß Gott mich durch die großen Ereigniſſe des Krieges zu dieſer Erkenntniß geführt hat, macht mich glücklich. — Unter mancherlei Geſprächen verfloß die Zeit; Thaulow ſchien eine Frage auf den Lippen zu ſchweben, die er nicht wagte, laut werden zu laſſen. Endlich äußerte er ſich. Furchtſam fragte er die Mutter: Nannte der Mörder des Vaters ſich nicht Michaud? Die Mutter ſtarrte ihn mit Entſetzen an. Wie kennen Sie den Namen? rief ſie, ſo lautete er, ich höre ihn noch! Und ſchon bereute er, daß er ihn genannt hatte, aber theils quälte ihn eine geheime Angſt, bis er die Gewißheit hatte, theils glaubte er, daß eine gemilderte Darſtellung des Ereigniſſes die Mutter beruhigen könne. Er erzählte daher, was er erlebt hatte; nur die betrügeriſche Art, wie Kolmar, in ſeiner Verblendung, das Vertrauen des armen, einfältigen Mannes gemißbraucht hatte, die er nie auch nur zu entſchuldigen vermochte, verheimlichte er. Es muß Sie beruhigen, liebe Mutter, ſagte er, wenn Sie erfahren, daß, was die ſchwere Rache des Mörders hervorrief, eine That Kolmars war, die, wenn wir ſie auch nicht billigen, doch ein Reſultat ſeiner reinſten, innerlich wahrhafteſten Ueberzeugung war. Die Nacht verging ihnen allen ohne Schlaf. Thaulow mußte den Morgen früh aufbrechen, denn Eile war ihm zur Pflicht gemacht. Sein Beſtimmungsort war nur wenige Meilen von dem Dorfe entfernt, und es ward ausgemacht, daß die Frauen, von dem Prediger begleitet, ihm nachreiſen ſollten.

Als Thaulow ankam, waren ſchon preußiſche Truppen von einem andern Armeekorps dort. Sein Auftrag hatte die urſprüngliche Bedeutung verloren; aber er erhielt den Befehl, die Bewaffnung zu befördern, und verlebte heiter ein paar Monate mit Dorothea, die er jetzt als ſeine verlobte Braut betrachten durfte.

Monate waren verfloſſen. Kurz vor der Schlacht von Brienne war Thaulow wieder in dem Hauptquartier eingetroffen, und nach dieſer Schlacht wurde er nach einem entfernten Truppenkorps hinbeordert. Dieſes fand er eben von den Feinden angegriffen. Er nahm an dem Kampfe Theil und fand ſich ſeltſam bewegt; denn eben waren ſie im Begriff, die Feinde aus D†††, Lothars Wohnort, zu vertreiben. Dieſe zogen ſich zurück, machten aber noch einen Angriff; Thaulow fühlte ſich von einer Kugel verwundet und verlor das Bewußtſein. Als er wieder die Beſinnung erhielt, fand er ſich in einem anſehnlichen, wohl meublirten Gemach. Lothar näherte ſich ihm, und kaum erkannte er den früher ſo heitern Freund, ſo trübe und ernſthaft ſtand er ihm gegenüber. Bald fanden ſich die Freunde zuſammen. Seit Thaulows Verwundung hatten die Preußen wieder die Stadt verlaſſen müſſen, ſie war von den Feinden beſetzt; aber Lothar, von treuen, anhänglichen Männern umgeben, wußte Thaulows Anweſenheit zu verheimlichen. Bald entdeckte dieſer die Urſache von Lothars Trübſinn. Es waren die wiederholten Niederlagen des franzöſiſchen Heeres. Wir haben unſern kriegeriſchen Ruf eingebüßt, rief er. Lothar, ſagte der ſich erholende Thaulow, kann wirklich ein ſolches Wahnbild den ältern, ernſthaften Mann feſſeln? Ganz Europa iſt gegen Euch aufgeſtanden, was Eure Armeen gethan, läßt ſich nicht aus der Geſchichte vertilgen. Napoleons Ehrſucht hat Euch geopfert; ihn wird der Vorwurf treffen, Euch nicht, und wahrlich, was ich von Eurer Armee höre, dieſer Winterfeldzug ſelber, muß dem Heere Ruhm bringen, wenn auch der Ausgang kaum günſtig ſein wird. — Ich kann mich nicht tröſten, ſagte Lothar; das ſchöne tüchtige Heer! Ich war in ſeiner Mitte aufgewachſen, und jetzt, wo ſind alle die Braven? Erfroren, zertreten, zu Tauſenden hingeſtürzt! Nie ſah die Geſchichte eine Tragödie, wie dieſe. O daß ich nicht unter den Brüdern an der Berezina fiel! daß ich hier mit einem lahmen Arme und einem verwundeten Herzen den Sturz der größten Gewalt überleben und bejammern muß!

Thaulows Wunde war nicht gefährlich; in einigen Wochen konnte er ſchon, wenn gleich matt, das Lager verlaſſen. In dieſer Zeit war die Stadt wieder von Deutſchen beſetzt. Es waren **ſche Truppen, die in dem eignen Vaterlande verheerend herumgezogen waren, und ihre Gegenwart lag ſchwer auf den Einwohnern. Auch in Lothars Hauſe lagen mehrere Soldaten. Sie tobten, ſchimpften, mißhandelten die Diener; Lothars Ungeduld hatte den höchſten Gipfel erreicht, und man fürchtete von ſeiner Heftigkeit das Aeußerſte. Ihr feigen Schufte, die Ihr Euch von Moskau bis hierher in Euer Land habt jagen laſſen! ſchrie ein Wüthender, dem Lothar ſein unziemliches Betragen verwies. In demſelben Augenblicke fiel die geſunde linke Fauſt ſo ſchwer auf den Frevelnden, daß er hinſtürzte. Ein Zweiter, der dabei ſtand, floh, aber plötzlich ſtürmte ein wüthender Haufe herein, Lothar ward ergriffen und nach dem Marktplatze geſchleppt. Thaulow ward mit vieler Fürſorge in einen fernen Theil des Hintergebäudes gebracht, man verbarg ihm die unangenehmen Auftritte. Aber dieſer Lärm war zu heftig, er vermuthete Gefahr, zog ſich ſchnell an, ſo matt er war, und war eben im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen, als die Frau ſeines Freundes in Todesangſt hereinſtürzte. O retten Sie, retten Sie meinen Mann! ſchrie ſie. Man hat ihn gewaltſam aus dem Hauſe geſchleppt, man wird ihn ermorden. Erſchrocken ſtürzte Thaulow aus dem Hauſe, aber er war zu matt, er mußte ſich leiten laſſen. In der Stadt vernahm er, daß der brave Hauptmann dieſer Truppenabtheilung wenige Tage vorher geblieben, und daß ein Offizier, der dem franzöſiſchen Heere einen ewigen Haß geſchworen habe, an ſeine

Stelle getreten ſei. Er kam auf den Markt; ſeine Begleiter vermochten kaum, ihn bis zu dem Offizier zu bringen. Dieſer ſtand in der Mitte eines geſchloſſenen Kreiſes, neben ihm Lothar, ſtillſchweigend-finſter, von drei Soldaten feſtgehalten. Die Einwohner liebten den edeln Mann, ſie wagten eine Fürbitte, ſchont ſein Leben, riefen ſie. Er iſt ja ein Ritter von der Ehrenlegion, antwortete der Offizier mit kaltem Spott, die Raſſe darf nicht ausgehen. Wir wollen ihn nur lehren, wie geſchlagene Feinde den ſiegenden begegnen ſollen. Tödten wollen wir ihn nicht, nur ein wenig durchprügeln, damit er ſeinem Orden Ehre macht. So wie er zu ſprechen anfing, hatte Thaulow ihn erkannt. Es war Banner. Das Volk, als es den Ausſpruch des Menſchen hörte, erſchrak. So tief iſt das herrſchende Ehrgefühl dieſes Volkes, daß der Tod ihnen ein geringes Uebel gegen eine Beſchimpfung ſcheint, die ſie alle traf. Ein furchtbares Stillſchweigen trat ein. — Banner! rief eine laute Stimme. Wer ruft mich? fragte dieſer und wandte ſich erſtaunt um; die Stimme war ihm bekannt. Da ward der blaſſe Thaulow in ſeiner Uniform vorgeführt. Ei, treffen wir uns hier? rief ihm Banner entgegen; wir ſind eben im Begriff, einem Ritter der Ehrenlegion eine kleine Lehre zu ertheilen. Dieſe Lektion wird ihm nützlich ſein ſein Lebelang. — Banner, ſagte Thaulow, ich mache Sie verantwortlich für dieſe Unthat. — Und Sie billigen ſie alſo nicht, lieber Freund? In der That, Sie ſetzen mich in Erſtaunen. Aber das verſteht ſich, was ich thue, werde ich verantworten. Er hat einen Soldaten thätlich beleidigt. — Schon machte man Anſtalt, die beleidigende Strafe auszuführen. — Banner, rief Thaulow, ſein Sie menſchlich. Der Soldat hat den Soldaten beſchimpft; wenn Aehnliches von den franzöſiſchen Kriegern unter uns geſchah, ward die Beleidigung perſönlich abgemacht. Kann der Elende, der die tapfern Feinde ſchamlos anzugreifen wagte, ſich nicht ſelbſt vertheidigen? Gönnt ihm die unverdiente Ehre, mit einem tapfern franzöſiſchen Ritter zu kämpfen. Sie beſchimpfen den deutſchen Ruf; Ihre nichtswürdige That iſt eine Schande für das Kleid, welches Sie tragen. — Für dieſe Aeußerung fordere ich Genugthuung, ſchrie Banner. Denken Sie, ich fürchte mich vor dem Manne, der einen ganzen Haufen zuſammen ruft, um einen gelähmten, waffenloſen Mann zu beſchimpfen? rief Thaulow außer ſich. Doch wagen Sie es, dieſen Mann, meinen Freund, anzurühren, vernichten Sie die Bedeutung aller Ehrenzeichen, beſchimpfen Sie das Kreuz, welches Sie tragen, ich ſtehe hier. — Er zog ein Piſtol hervor. — In dem Augenblick, wo Sie

Miene machen, meinen Freund zu beſchimpfen, fliegt eine Kugel durch Ihren Kopf. — Lothar ſtand fortdauernd ſtill. Das Kreuz, welches er trug, hatte er ſchweigend abgelöſt, und ehe man es merkte, flog es über den Haufen, und die Bürger ergriffen es. Ich bin kein Ritter mehr, rief er; mißhandelt mich, armſelige Lumpen. Du, Freund, ſei ruhig; begehe keine Thorheit.

Auf dem ganzen Marktplatze hörte man keinen Laut. Selbſt die rohen Soldaten ſchienen jetzt das Verfahren zu mißbilligen. Noch ſchien Banner ſich zu beſinnen. Da ritt eilig ein höherer Offizier heran und drängte ſich durch den Haufen. Was geht hier vor? rief er, und man ſah, wie eine bedeutende Menge Reiter ihm folgte. Man erzählte, was geſchehen war. Thaulow blickte ihn an. Es war Sandow. Der, den man mißhandeln will, iſt Lothar, iſt Dein Freund, rief Thaulow. Banner ſtand wie vernichtet. Sandow ſah ihn verächtlich an. Ich werde Sie zur Verantwortung ziehen, ſagte er, gehen Sie.

Den Tag darauf erfuhr man, daß Banner in einem Treffen geblieben war. Es koſtete den Freunden Mühe, den gekränkten Lothar zu beruhigen. Schon die Drohung ſchien ihm eine Beſchimpfung. Ich ſehne mich aus dieſem unglücklichen Lande hinaus, rief er.

Auch die Frau hatte viel von der Schwermuth des Mannes zu leiden.

Noch konnte Thaulow, den der letzte Auftritt tief erſchüttert hatte, das Haus nicht verlaſſen. Sandow, der ſich mit inniger Dankbarkeit der Großmuth des Freundes erinnerte, konnte nur wenige Tage bleiben. Nach wenigen Wochen erfuhr man die Einnahme von Paris. Die Waffen ruhten. Lothar reiſte ab, um Mutter und Schweſter nach ſeinem Wohnort zu bringen, während Thaulow ſich völlig erholte; und als die Hochzeit gefeiert war, die die Liebenden verband, als Lothar ſah, wie Mutter und Schweſter dem Geliebten ſo freudig folgten, da beſchloß auch er, das Land zu verlaſſen, welches ihm nichts, als trübe Erinnerungen, brachte, und Alle ſuchten in dem hohen Norden eine Ruheſtätte. Auch da finden wir einen bedenklichen Kampf, ſagte Thaulow, aber auch eine natürliche, mir von Gott angewieſene Heimat, und wenn die Ruhe wiederkehrt, ſollen meine Erfahrungen hoffentlich der Heimat nützlich werden. Möchte ein Jeder ſich beſchränken, ſich in ſich faſſen lernen; nicht eine jede Thorheit trägt ſo ſüße Früchte, wie die meine.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breſlau.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Elftes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Elftes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Die
vier Norweger.

Ein Cyclus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Fünfte Novelle.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die vier Norweger.

Fünfte Novelle.

Vor etwa zwei Jahren erregte eine ſeltſame Erſcheinung in Hamburg in einigen Kreiſen große Aufmerkſamkeit. An einem heitern Juni-Morgen ſah man ein Mädchen, fein und leicht gekleidet, in einem weißen Morgenanzuge, mit furchtbarer Eile den Jungfernſteig herunterlaufen; ſie lief, wie von Schrecken gejagt; die langen, dunkeln, lockigen Haare flogen verworren um die Schultern; ein ſtarres Entſetzen war in allen ihren Zügen ausgeprägt. Einige hatten ſie aus einem Gaſthofe herausſtürzen ſehen. Sie lief, ohne um ſich zu blicken. Wer ſie kommen ſah, trat ſcheu zurück und blickte ihr verwundert nach. Hinter dem prachtvollen Kaffehauſe am obern Ende des Jungfernſteiges war ſie den Blicken der Spaziergänger verſchwunden. Aber immer mehr Menſchen blieben ſtehen, als ſie eilig vorbeilief; Andere, die ſie kommen ſahen, blickten ſie verwundert an, beſprachen ſich mit einander, und man merkte, daß es ihre Abſicht war, die Fliehende, die man wohl für eine entſprungene Wahnſinnige halten mochte, feſtzuhalten. Der Lauf des armen Mädchens war indeſſen ſchon gehemmt. Noch ſchien zwar die Angſt ſie fortzutreiben, aber die geflügelten Schritte waren gelähmt, immer langſamer ſchritt ſie vorwärts, immer unſicherer wurde der Gang, ſie näherte ſich, die Mitte der Straße verlaſſend, den Häuſern, ſie hielt ſich, ſchwankend, faſt taumelnd, an die Wände, und der Haufe von Menſchen, der ſie zu verfolgen ſchien, drängte ſich immer näher an ſie heran.

In dieſem Augenblicke eröffnete ein ſchöner junger Mann die Thüre eines anſehnlichen Hauſes. Er ſah das blaſſe, taumelnde, fein angezogene Mädchen, ſah, wie die verſammelte Menge ſich immer näher an ſie herandrängte, und mit einem Sprunge ſtand er dicht neben ihr, daß ſie in ſeine Arme hinſank. Die Neugierigen hatten ſich indeſſen dicht um Beide verſammelt. Das Mädchen ließ den einen Arm ſchlaff herunterhängen, der Kopf war herabgebeugt, und von dem Körper ab flatterten die langen, braunen Locken faſt bis auf die Erde. Das Geſicht war todtenblaß, die Stirne in tiefe Runzeln gezogen, die Augenbraunen, aufwärts gezogen, zeigten die ſcharfen Winkel des Entſetzens, die halberöffneten Augen ſchienen wie todt, die Muskeln der Wangen waren in krampfhafter Zuckung, die blaſſen, verſchloſſenen Lippen bebten leicht, aber ſchnell; die Bruſt hob ſich gewaltſam, der Athem ging mühſam, das Herz klopfte ſichtbar, man glaubte die Schläge zu hören. Wie ſie da lag in den Armen des jungen Mannes, war es, als ſähe man die lebendigſte Anmuth plötzlich von dem erſtarrenden Entſetzen verſteinert, als wären dieſe fürchterlichen Züge wie durch einen Zauber in den harten, blaſſen Marmor gehauen und ſo verewigt.

Eine tiefe Theilnahme, die verborgene Ahnung eines ungeheuern Schmerzes, der wie aus dem Abgrunde des Lebens eines Jeden hervortrat und die verſteckte Wunde des eigenen Daſeins eröffnete, ergriff Alle. Die Menge ſchien, erſtarrt, wie das betäubte Mädchen, eine verſteinerte Gruppe um den ruhenden Marmor zu bilden. Kein Athemzug war zu hören, kein Laut ward vernommen. Ein ſeltſamer Zauber ſchien anſteckend den Tod des Mädchens auf alle Zuſchauer verbreitet zu haben.

Minuten vergingen; da raffte ſich der junge Mann zuſammen, und noch hatten die überraſchten Zuſchauer ſich kaum beſinnen können, da war er raſch, als trüge er nur eine leichte Laſt, mit dem ohnmächtigen Mädchen die Stufen hinauf geſtiegen. Man ſah den wie todt herabhängenden Kopf, die flatternden Haare, den völlig erlahmten Körper, von ſeinen ſtarken Armen getragen, in der Thüre verſchwinden, man ſah dieſe ſchnell verſchließen, und jetzt erſt ſchien plötzlich das Leben in die betäubte Menge zurückzukehren. Ein allgemeines Gemurmel ward vernommen, eine unruhige, wogende Bewegung äußerte ſich, einzelne, beſonders weibliche Stimmen ließen ſich deutlicher hören, und bald hatte die Neugierde den höchſten Gipfel erreicht. Die Kühnern verſuchten, die Thür zu öffnen; aber es wollte nicht gelingen. Ein paar Frauen, die aus den Fenſtern das Schauſpiel mit Verwunderung betrachtet hatten, waren verſchwunden, die Fenſter waren, wie die Thüre, verſchloſſen, und das Haus, welches das Räthſel verbarg, ſchien ruhig und geheimnißvoll es feſthalten zu wollen.

Indeſſen war der junge Mann ſchnell zu ſeiner freundlichen Wirthin mit der anmuthigen Laſt hineingetreten. Dieſe war die noch jugendliche, ſchöne Frau eines angeſehenen Kaufmanns, nahe mit jenen Geſchlechtern verwandt, die in der frühern, blühenden Zeit, durch Bildung, wie durch Herzensgüte ausgezeichnet, eine Zierde der Stadt waren. Erſchrocken trat ſie dem jungen Manne entgegen und blickte mit inniger Theilnahme auf das noch immer ohnmächtige Mädchen. Doch beſonnen und hülfreich, ließ ſie es nicht bei einer müßigen Theilnahme bewenden. Das Mädchen ward auf einem bequemen Sopha leiſe hingelegt, die Magd mußte ſtärkende Eſſenzen bringen, und emſig ſah man die ſchöne, theilnehmende Frau, die Verwunderung, die Neugierde bekämpfend, mit der Pflege der Unbekannten beſchäftigt. Noch hatte man kein Wort gewechſelt, aber der Jüngling war nicht wenig erſtaunt, als er jetzt die Ohnmächtige betrachtete. Die Stirn war glätter, die ſcharfen Winkel der heraufgezogenen Augenbraunen waren faſt verſchwunden; auf den Wangen, auf den Lippen ſchien die zurückgedrängte ruhige Anmuth mit dem Entſetzen noch zu kämpfen. Die Augen waren verſchloſſen und ſchienen ſich immer dichter, ja, gewaltſamer zu ſchließen, als zöge eine geheime Gewalt das Organ nach den innern Tiefen des Leibes hinein. Das Herz war ruhiger, die Bruſt hob ſich kaum ſichtbar, der Athem war leiſe. Die Frau ſtand neben dem Jünglinge, die Unbekannte betrachtend. Plötzlich ſchien das verdrängte Schrecken wieder mächtig zu werden; es war, als fürchtete ſich das aufgeregte Bewußtſein vor dem letzten Erlöſchen, als ſträubte es ſich gegen die Ruhe, die dennoch mächtiger ward. Wie der tobende Sturm immer aus weiterer Entfernung, immer leiſer tönt, ſo ſchien das Entſetzen immer weiter zu ziehen. Nur noch einen Seufzer hörte man aus der tiefſten Bruſt, und von jetzt an ſah man eine ſtille Ruhe in allen Zügen;

die Augen waren wie mit unwiderſtehlicher Gewalt zuſammengezogen, um die blaſſen Lippen ſpielte eine unbeſchreibliche Anmuth, und ſiegreich trat eine milde Schönheit, eine wunderbare, ſtille, geiſtreiche Heiterkeit hervor, von welcher die Frau und der Jüngling ſeltſam ergriffen wurden. Der Letztere war an die herrliche, ruhende Geſtalt wie feſtgebannt, er ſah, er dachte nichts, alle Erinnerung drängte ſich in dieſen Moment zuſammen; das verſchwundene Schrecken und dieſe ruhige Heiterkeit, das verborgene Schickſal des Mädchens, das Geheimniß, welches ihr Daſein umgab, feſſelte ihn ganz, und er ſchien jetzt ſchon zu fühlen, daß er ſein eigenes zukünftiges Geſchick, wie einen verſchloſſenen Schatz, in den Händen getragen habe.

Sie ſchläft, ſprach die anmuthige Frau leiſe, als fürchtete ſie das Mädchen aufzuwecken; ſieh, die Lippen bewegen ſich, als wollte ſie ſprechen und vermöchte es nicht!

Der Jüngling ſchwieg.

Aber was fangen wir an? fuhr die Frau fort. Dieſer Uebergang aus der Ohnmacht in einen tiefen Schlaf ohne Erwachen iſt ſo ſeltſam, daß ich ohne Arzt nichts vorzunehmen wage. Sie beſann ſich. Geſtern erfuhr ich, fing ſie wieder an, durch meinen Mann, daß ein fremder Arzt in das Haus grade gegenüber gezogen iſt. Man rühmte ihn ſehr. Meine verſtändige Sophie wird ihm den Fall ſchon deutlich vortragen. — Sie wandte ſich gegen dieſe, die hinter ihr ſtand. — Geh, liebe Sophie, zu dem fremden Arzte hinüber und erzähl' ihm, was Du geſehen haſt.

Sie werden aber, ſagte der Jüngling, durch die Hinterthür gehen müſſen; noch immer ſteht der neugierige Haufe lärmend vor dem Hauſe, und ich befürchte faſt, daß die Unbeſcheidenern eindringen würden, wenn die Hausthür geöffnet würde.

Ich werde Alles ausrichten, wie Sie mir's befohlen, antwortete das feine Kammermädchen und ſchlüpfte leiſe zur Stube hinaus.

In der reinlichen, zierlichen, ja, faſt prächtigen Stube war Alles ſtill, während man von der Straße her noch immer den lärmenden Haufen hörte. Man klopfte an die Thür, und die Frau, die zu glauben anfing, daß der Mann auf dem entfernten Komtoir das Ereigniß vernommen habe und nach Hauſe eile, bat den Jüngling, das Fenſter zu öffnen. Er that es ungern. Noch warf er einen Blick auf das ſchlafende Mädchen, das in ſtiller Ruhe dalag, und erfüllte dann die Bitte der Frau. Kaum hatte er das Fenſter geöffnet, als er einen fremden Mann heftig klopfen ſah, der, indem er ihn erblickte, ſich gegen ihn wandte und gebieteriſch eingelaſſen zu werden verlangte.

Mein Herr, antwortete der Jüngling, höflich und abwehrend, wenn es Ihre Abſicht iſt, Aufſchluß über das Ereigniß zu erhalten, welches die Menge Menſchen um das Haus verſammelt hat, dann will ich Ihnen dieſen gern ertheilen, und Sie werden ohne allen Zweifel es ſelbſt billigen, wenn die Hausthür jetzt verſchloſſen bleibt.

Er erzählte nun, was er ſelbſt wußte, ſuchte dem Fremden, der aufmerkſam zuhörte, begreiflich zu machen, daß jetzt die ungeſtörteſte Ruhe dem ohnmächtigen Mädchen vor Allem nothwendig ſei, ſagte ihm, daß man einen Arzt ganz in der Nähe geſucht habe und bald bringen werde.

Wenn Sie, fuhr er fort, was ich nicht bezweifle, berechtigt ſind, von uns Auskunft über Alles, was bisher geſchehen iſt, und was künftig noch mit dieſem Mädchen ſich ereignen könnte, zu fordern, dann werden Sie dieſe zu jeder andern Zeit willig erhalten.

Mir iſt ſie entſprungen, rief der fremde Mann, und ich habe das Recht, ſie aufzuſuchen.

Der Jüngling erſchrak, als er dieſen Mann anſah, deſſen kalter Blick etwas Drückendes hatte, und gern hätte er dem Fremden noch immer den Eingang verwehrt, aber die Frau des Hauſes, die das Geſpräch vernommen und ſich dem Fenſter genähert hatte, fand es rathſam, den Mann einzulaſſen, der von einem bekannten Polizeibeamten begleitet war. Indem ſah der Jüngling, wie Sophie aus dem gegenüberliegenden Hauſe, von einem Manne begleitet, heraustrat. Er rief ihr zu, daß ſie den Arzt durch die Hausthür führen ſollte, und ſah nun, wie dieſer, ein ernſter, ältlicher, hoher Mann, hinter dem Mädchen ſich durch die Menge hindurchdrängte und die Stufen heraufſtieg. Jetzt erſt verließ er das Zimmer, ſchob den ſtarken Riegel von der Thür, und indem er ſie öffnete, beſchwur er den Polizeibeamten, zu verhindern, daß ſonſt Jemand ſich hereindrängte. Aber einige ſtarke, rüſtige Männer aus der ſchwer arbeitenden Klaſſe hatten ſich dicht um die Thüre geſtellt.

Der Menſch da, ſagte einer von dieſen, würde uns ſchwerlich abhalten, wenn wir in das Haus hinein wollten, aber wir haben der Erzählung des Herrn zugehört und ſtehen hier, um einem Jeden zu verbieten, ſich der Thüre zu nähern.

Ich danke Euch, Ihr lieben Leute, rief der Jüngling, und der Fremde, der Arzt, der Polizeibeamte und Sophie ſchlüpften herein, die Thür ward wieder verſchloſſen, und der verſammelte Haufe, der jetzt alle Hoffnung verlor, ſeine Neugierde zu befriedigen, zerſtreute ſich nach und nach.

Die Männer waren, ohne ſich wechſelſeitig zu betrachten, in die Stube hineingetreten. Der Fremde ſchien über die Lage, in welcher er das ſchlafende Mädchen ſah, keineswegs verwundert und näherte ſich, indem er ſie ruhig betrachtete; der Arzt aber erkannte kaum die Züge des Mädchens, als er, wie außer ſich, das Geſicht mit beiden Händen verhüllend, ausrief: Mein Gott! ſie iſt es! So finde ich ſie wieder! Der Fremde, indem er dieſe Stimme hörte, ſchien erſchrocken und blickte den Arzt an, und als dieſer ſich gefaßt hatte, ſtand der überraſchte Fremde ihm gegenüber.

Sie hier? rief der Arzt ihm mit einer drohenden Stimme zu.

Ja, mein Herr, antwortete dieſer; meine Frau und ich, wir haben die weite Reiſe nicht geſcheut, um Ihnen die geliebte Tochter zuzuführen. Obgleich die Umſtände, unter welchen Sie ſie finden, ich geſtehe es, etwas Auffallendes, ja, Beunruhigendes haben, ſo hoffe ich doch, daß Sie keinen Grund finden werden, das Vertrauen, mit welchem Sie uns beehrten, zu bereuen.

Der Arzt ſchien antworten zu wollen, und der Jüngling ſowohl, als die Hausfrau erſtaunten immer mehr, als ſie aus dem gewöhnlichen Gange des Lebens ſich in die räthſelhafte Mitte eines ſolchen Ereigniſſes verſetzt ſahen. Aber bald wurde die Aufmerkſamkeit wieder auf das ſchlafende Mädchen gelenkt. Vater! rief ſie, und der Arzt, der ſchon zu ſprechen anfing, horchte ſtillſchweigend mit großer Spannung. Alle näherten ſich der Schlafenden, in der Meinung, daß ſie erwacht ſei und den Vater erkannt habe. Aber ſie ſchlief feſt, die Augen ſchienen noch immer krampfhaft verſchloſſen, heitere Ruhe herrſchte in allen ihren Zügen, nur die Lippen bewegten ſich. Vater, ſagte ſie, jetzt begreife ich, was mich in Angſt, in Verzweiflung, wie in Wahnſinn von dieſem entſetzlichen Menſchen wegtrieb. Ich ahnte Deine Nähe. Sie ſchien noch mehr ſagen zu wollen, aber der Fremde hatte mit einer Hand die ihrige ergriffen, während er mit der andern die Herzgrube berührte, und das Mädchen ſchwieg. Eine ſeltſame Unruhe ſchien ſich ihrer zu bemeiſtern, man ſah leiſe Zuckungen, und nach kurzer Zeit dehnte ſie ſich. Der Fremde ließ ſie los; ſie öffnete die Augen und ſah um ſich.

Ich habe wohl recht lange geſchlafen, ſagte ſie ziemlich ruhig, als ſie den Fremden erblickte; aber kaum hatte ſie einen Blick auf die Umgebung geworfen, kaum ſah ſie ſich von fremden Menſchen umgeben, als ſie erſt erſtaunt, dann erſchrocken die Augen nach allen Richtungen hinwarf, dann ſich zu beſinnen ſchien, zu zittern anfing und heftig weinend zurückſank. Der Arzt hatte ſich ſeitwärts gezogen. Es ſchien, als wenn er es vermeiden wollte, zuerſt von dem Mädchen entdeckt zu werden. Jetzt, da er ſie weinen ſah, trat er hervor. Nanni, ſprach er.

Was iſt das? rief das Mädchen; wo tönte dieſe Stimme her?

Sie blickte auf, entdeckte den Arzt, und: Vater, Vater! rufend ſtürzte ſie in ſeine Arme. Lange blieben ſie in dieſer Stellung. In ſtille Theilnahme verſunken betrachteten die Frau und der Jüngling Beide.

Aber ihn, ihn ſah ich ja auch! rief das Mädchen, als der Vater ſich ſanft aus der Umarmung loswand. Sie blickte unruhig umher, auch der Vater ſuchte den Fremden; aber während Beide ſich umſchlungen hielten, während die Frau und der Jüngling, von dem erſchütternden Auftritte tief ergriffen, nichts um ſich her wahrnahmen, war er ſtill weggeſchlüpft.

Der fremde Herr, ſagte der Polizeibeamte, der ſtill und ſchüchtern bei einem ſo ungewöhnlichen Auftritte an der Thüre ſtehen geblieben war, als er ſah, daß man den Verſchwundenen mit den Augen ſuchte, der fremde Herr hat ſich entfernt.

Laß ihn gehen, antwortete der Vater.

Auch der Polizeibeamte entfernte ſich beſcheiden. Aber die zartfühlende Hausfrau näherte ſich mit inniger Rührung.

Mein Herr, ſagte ſie, die ſchwache Dame kann ſich wohl kaum ſchon entfernen, und doch begreife ich, wie wichtig es Ihnen ſein muß, mit der Tochter allein zu ſein.

Der Vater nahm das Anerbieten mit Freude an. Wir ſind Ihnen ſchon ſo viel Dank ſchuldig, ſagte er verbindlich, während die Frau das ſchwache Mädchen in ein entferntes Zimmer nach einem Sopha führte, einen Kuß auf die Stirn drückte und ſich entfernte, um ſie mit dem Vater allein zu laſſen. Das Mädchen ließ ſich, noch halb wie im Traume, von ihr führen und blickte kaum um ſich.

Ein ſehr ſeltſames Ereigniß, ſagte die Frau, als ſie zurückkehrte. Ich begreife wohl, daß das Mädchen in einem magnetiſchen Schlafe lag, daß ein unglückliches Verhältniß ſie an den fatalen Fremden, der mir gar nicht gefallen wollte, feſtband, daß ſie ſich, wie in Verzweiflung, von dieſen Feſſeln losriß und ſo, erſchrocken, erſchöpft, von der gaffenden Menge umringt, in Ihre Arme ſank; aber wie ich mir dieſes Verhältniß denken ſoll, iſt mir ein Räthſel. Und daß mein glücklicher Inſtinkt durch den Arzt den Vater herbeiführte, daß auf dieſe Weiſe der kaum geknüpfte romantiſche Knoten ſo plötzlich gelöſet wurde, kommt mir faſt wie eine magnetiſche Kraft vor, die auch mich ergriffen hat, ſo daß ich, die ich durchaus keine Freundin von dergleichen unheimlichem Weſen bin, ein wahres Grauen vor mir ſelber fühle. Nicht wahr, mein Herr, etwas Anſteckendes haben ſolche Ereigniſſe, und man thut wohl, ſie zu vermeiden, wenn man kann?

In der That, antwortete der Jüngling, wahrlich, wie Sie ſagen, Madame, es iſt erſtaunlich, wie Sie richtig bemerken, es iſt viel, wie ſage ich, viel Räthſelhaftes, Unerklärbares in der Welt.

Tiefſinnig bemerkt! erwiederte die Frau lachend, aber wie iſt Ihnen?. Sind Sie auch magnetiſirt? Sie ſitzen ja ſo verdutzt und zerſtreut da, und antworten ſo konfus, daß man nicht aus Ihnen klug werden kann.

Ich bin, ſtotterte der Jüngling und ſuchte ſich zu faſſen, in der That von dieſem plötzlichen Vorfalle ſeltſam ergriffen; ich hatte immer gewünſcht, etwas von den viel beſprochenen magnetiſchen Erſcheinungen ſelbſt zu erfahren, und jetzt drängt ſich dieſe ſeltſame, wunderbare Welt mir unter den außerordentlichſten Umſtänden auf.

Aber die kluge Frau merkte recht gut, was ihn ſo tief ergriffen hatte, und blickte ihn ſtill und lächelnd an. Der Jüngling ſchien indeſſen in großer Verlegenheit; er fühlte wohl, daß er keinen haltbaren Grund habe, der Hausfrau in der noch immer frühen Morgenſtunde beſchwerlich zu fallen, und dennoch fühlte er ſich wie feſtgebannt an dieſe Stelle, ſo lange das ſchöne Mädchen noch in dem nahen Zimmer weilte. Die Hausfrau errieth ſeine Verlegenheit und kam ihm gütig zu Hülfe.

Sie haben ſich, ſagte ſie, ein ſo entſchiedenes Verdienſt um das arme Mädchen erworben, daß Sie billigerweiſe auf Dank Anſpruch nehmen dürfen. Bleiben Sie hier, bis Vater und Tochter ſich erholt haben, bis er — und ſie mit ruhigen Sinnen überlegt haben, wie viel ſie Ihnen zu verdanken haben.

Ich bitte Sie, antwortete der Jüngling, wie kann, wie darf ich auf Dank Anſpruch machen für eine That, die mir, kann ich ſagen, aufgedrungen wurde, die ich nicht abzuweiſen vermochte? Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich Sie, Madame, dadurch geſtört habe.

Er ſtand auf und wollte ſich entfernen. Die Frau, die es wohl merkte, wie ungern er ging, rief ihm zu:

Nein, nein, mein Herr! Sie müſſen in der That hier bleiben, Sie dürfen mich jetzt, da ich jeden Augenblick Vater und Tochter wieder hereintreten ſehe, nicht verlaſſen; es würde mich ängſtigen.

Der Jüngling war offenbar erheitert. Sie ſind gar zu gütig, antwortete er.

Gütig? ſprach die Frau, und ſah ihn ſchalkhaft und mit angenommenem Erſtaunen an. Ich begreife nicht, wie Sie dieſen Ausdruck hier brauchen. Oder iſt es Ihnen alſo doch ſo ſehr darum zu thun, die beiden räthſelhaften Menſchen wieder zu ſehen?

Der Jüngling war in ſichtbarer Verlegenheit, das Geſpräch ſtockte, die Frau ſprach von gleichgültigen Dingen und entfernte ſich dann, um häusliche Geſchäfte zu beſorgen. Indeſſen vergingen Stunden, und die Ungeduld des Jünglings erreichte den höchſten Gipfel. Er griff nach einem Walter Scottſchen Roman und warf ihn weg, nach den Memoiren von St. Helena und fand ſie langweilig, nach dem Morgenblatt und konnte keine Seite herunterleſen. Ab und zu erſchien die Frau auf kurze Augenblicke, ſprach ein paar freundliche Worte mit ihm und verſchwand wieder. Nichts entfernt uns ſo ſehr von uns ſelbſt, von aller innern Betrachtung, wie das ungeduldige Harren. Man vermag keinen Gedanken feſtzuhalten, man iſt voll von dem, was man erwartet, und doch ſo leer, ſo ausgehöhlt. Schon war der junge Mann der Verzweiflung nahe, als der Arzt erſchien, aber allein. Er wünſchte die Hausfrau zu ſprechen, die bald darauf hereintrat und mit ihm in dem anſtoßenden Zimmer verſchwand.

Endlich trat der Arzt mit ſeiner Tochter herein. Aber der Jüngling erkannte ſie nicht. Ein großer Strohhut bedeckte das Geſicht und die Haare, ein ſchwarzer, weiter Ueberrock den leichten Morgenanzug. Sie ſchien völlig beruhigt; und als der Arzt auf den Jüngling zutrat und ihm für die Hülfe dankte, die er ſeiner Tochter geleiſtet habe, näherte ſich auch das Mädchen, blickte ihn an und trat, als ſie ihn ſah, wie erſchrokken, zurück; ſie erröthete ſichtbar und ſchlug die Augen nieder. Der junge Mann war erſchüttert; Keiner konnte ein Wort vorbringen. Nicht ohne Rührung trennten der Arzt und ſeine Tochter ſich von dem Hauſe, von den Menſchen, die ihr unerwartetes Wiederfinden veranlaßt hatten. Der Jüngling begleitete ſie bis an die Thür. Hier hörte er, wie das Mädchen, offenbar in der Vorausſetzung, daß ihm die Sprache unbekannt ſei, den Vater auf Däniſch anredete, und ſetzte dieſe Sprache, ſeine eigene Mutterſprache, ihn in Erſtaunen, ſo ergriff ihn noch tiefer ein freudiger Schrecken, als er die Worte vernahm.

Es iſt ſeltſam, ſagte die Tochter, aber mir iſt es, als wenn ich den freundlichen jungen Mann, dem ich ſo viel Dank ſchuldig bin, kennte, ganz genau kennte, und doch vermag ich mich ſchlechterdings nicht zu beſinnen, wann oder wo ich ihn geſehen habe.

Der Jüngling wollte, als er die bekannte Sprache hörte, nachſpringen, aber die Worte hielten ihn ab. Schon waren Vater und Tochter über die Straße gegangen, er ſah ſie in dem gegenüberliegenden Hauſe verſchwinden. Ihm war ſeltſam zu Muthe, es war ihm, als hätte er ſie auf lange Zeit verloren, als würde er ſie nicht wieder finden. Er warf ſich ſeine Unentſchloſſenheit, ſeine feige Furcht vor, die ihn verhindert habe, ſie in der Mutterſprache anzuſprechen. Aber es war zu ſpät. Er eilte nun fort, trieb ſich unſtät in dem Gewühl der Stadt, in dem Hafen, auf den Promenaden herum. Als er am Mittage wieder in ſeiner Wohnung erſchien, hatte die Frau, voll von dem Ereigniſſe des Morgens, ihrem Manne Alles erzählt. Er hörte nun immer von dem reden, was ſeine ganze Seele erfüllte. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen und mußte am Ende geſtehen, daß man das Räthſel nicht zu löſen vermöge. Scheu und nach langem Beſinnen theilte der Jüngling ſeine Entdeckung mit.

Dieſer Herr, ſprach er, und ſeine Tochter ſind meine Landsleute.

Das hätte ich Ihnen ſchon ſagen können, antwortete der Mann, denn ich wußte, daß der Arzt ein Däne iſt.

Gegen Abend kamen Freunde, man beſuchte das Theater. Aber nichts vermochte den jungen Mann zu zerſtreuen. Mit dem Vorſatze, den Tag darauf den Arzt zu beſuchen, um ſich nach dem Befinden der Tochter zu erkundigen, ſchlief er endlich, nach einer unruhig durchwachten Nacht, gegen Morgen ein.

Der Unglückliche! Er ahnte nicht, was ihm der kurze, unruhige Schlaf raubte. Er eilte nach dem Fenſter. Ruhig lag das Haus gegenüber, und er ſuchte zu errathen, hinter welchem Fenſter die geliebte Geſtalt, die ſeine Seele, die ſein Leben gefangen hielt, jetzt verweilte. Die Stunden des Morgens ſchlichen langſam hin. Endlich ſchlug die ſpäte Stunde, die der Anſtand als die frühſte für einen Morgenbeſuch anſetzt. Mit pochendem Herzen eilte er über die Straße. Die Hausfrau ſah ihm kopfſchüttelnd nach, aber er ſah ſie nicht. Der Name des Arztes war ihm unbekannt, ſein Wirth hatte den Namen zwar gehört, aber er hatte ihn vergeſſen. Er tönte mir fremd und ſeltſam, ſagte er, aber ich kann mich durchaus nicht auf ihn beſinnen.

Jetzt trat der Jüngling in das Haus, eine Magd kommt ihm entgegen, er frägt nach dem däniſchen Arzt, und wer vermag ſeinen Schrecken zu beſchreiben, als er erfährt, daß dieſer ſchon den Morgen ganz früh mit ſeiner Tochter abgereiſt ſei. So völlig unerwartet kam ihm dieſe unglückliche Nachricht, daß er zitternd der Magd gegenüber ſtand und kaum ſo viel Faſſung behielt, um die Frage an ſie zu richten, wo ſie hingereiſet wären.

Mit einer Ewer nach Haarburg, antwortete die Magd.

Aber wie heißt der Doktor? fragte der erſchütterte Jüngling, dem es noch einfiel, wie nothwendig es ihm ſei, den Namen zu wiſſen. —

Und das wiſſen Sie nicht, da Sie ihn doch als einen Bekannten aufſuchen wollten? —

Wie Sie hört, ich weiß es nicht, antwortete der junge Mann verdrießlich.

Ja, das iſt ſchlimm, denn ich kann den Namen nicht recht ausſprechen, erwiederte die Magd. Ich nannte ihn immer nur Herr Doktor. Das weiß ich wohl, daß der Name mit Flint anfing.

Flinthough! rief der Jüngling.

Ja, ſo war es, beſtätigte die Magd, und er ſtürzte nun in furchtbarer Eile aus dem Hauſe.

Ich muß fort, rief er, indem er zu ſeiner Hausfrau eilig hineintrat. Der Arzt iſt ein mir ſehr bekannter Mann, es iſt der, den ich ſuche, den ich vor Allen zu finden wünſche.

In großer Eile wurde ein Boot gemiethet; der Jüngling verließ gerührt das Haus ſeines gaſtfreien Wirthes, und eilte dem Arzte und ſeiner Tochter nach

Lindrup, der junge Däne, der ſich ſo plötzlich von einem Manne, deſſen Bekanntſchaft er ſo eifrig zu machen wünſchte, und von ſeiner Tochter, die einen tiefen, unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, getrennt ſah, ſuchte lange vergebens die Spur der Reiſenden zu verfolgen. Oft glaubte er in den Beſchreibungen, die er erhielt, Beide zu erkennen, dann ſchienen ſie wieder verſchwunden. Er hatte auf dieſe Weiſe einen großen Strich von Deutſchland durchreiſt und zuletzt mismüthig, ja, höchſt unglücklich alle Hoffnung aufgegeben. Es war ſeine Abſicht geweſen, in Berlin die Vorträge einiger berühmten Philoſophen zu benutzen, und er eilte dorthin, mit einem drückenden Gefühle, als ſei in ſeinem ganzen Leben eine Lücke entſtanden, die weder Studium, noch Zerſtreuung und Genuß auszufüllen vermögten. Er lernte hier einen jungen Mann kennen, deſſen ernſthafte Stimmung ihn anzog. Burow war von jener religiöſen Bewegung ergriffen, die in der Hauptſtadt unter vielen Jünglingen zu herrſchen anfing, und Lindrup, der, von dem Gedanken an das verſchwundene Mädchen gequält, aufgeregt durch eine Leidenſchaft, die das Innerſte ſeines Gemüthes ergriffen hatte, die Zerſtreuungen floh, glaubte in jener Stimmung, die ihm nicht fremd war, ein Beruhigungsmittel zu finden und ſchloß ſich immer feſter an den neuen Freund an. Burow war, obgleich noch jung, doch ſchon verheirathet, ſeine Frau aber abweſend. In einer einſamen Gegend von Berlin ſaßen Beide auf dem ſtillen Zimmer. Lindrup, der bis jetzt das Ereigniß, welches ihn ſo tief ergriff, ſorgfältig verhehlt hatte, fühlte ſich jetzt, nach einem Geſpräche über die tiefſten Geheimniſſe des Lebens und des Glaubens, gedrungen, ſeinem Freunde jenes Ereigniß mitzutheilen.

Burow horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und als er Flinthoughs Namen hörte, vermochte er kaum eine innere Bewegung zu verbergen. Doch überwand er ſich. Lindrup glaubte ihn von dem Seltſamen der Begebenheit ergriffen. Burow fragte ihn mit ſcheinbarer Ruhe, was er von dieſem ſonderbaren Menſchen ſonſt wohl vernommen.

Sehr viel, antwortete Lindrup, obgleich es mir, eben nach dieſem Vielen, ſchwer wird, mir eine Vorſtellung von ihm zu machen. Es ſind jetzt faſt zwanzig Jahre verfloſſen, ſeit er von Norwegen aus auf eine abenteuerliche Weiſe als junger Mann nach Deutſchland reiſte. Man erwartete damals viel von ihm. Seine beſten Freunde, die ich in Norwegen kennen lernte, die mit ihm nach Deutſchland reiſten, trennten ſich von ihm, der früher, als die Uebrigen, unmittelbar nach Freiberg eilte. Keiner ſah ihn nach dieſer Zeit. Man nennt ihn Naturforſcher, Politiker, Philoſoph, Dichter, und Viele beklagen, daß er durch eine über alle Grenzen gehende Univerſalität außer Stand geſetzt wird, es in irgend einem Fache zur wahren Meiſterſchaft zu bringen. Ueber ſeine geiſtige Richtung herrſchen die ſeltſamſten Widerſprüche; denn man behauptet, daß er ein Demagoge ſei, während die Demagogen eben ihn einen einſeitigen Ariſtokraten ſchelten. Faſt zu gleicher Zeit hielt man ihn für einen Atheiſten und Katholiken, und jetzt heißt es allgemein, daß er zu der Sekte der Frömmler gehöre, daß er unter Herrnhuthern und Pietiſten als Redner hervortrete, daß er die Wiſſenſchaft und vor Allem die Philoſophie, die ihm ſonſt Alles war, verachte, und diejenigen, die feindſelig gegen ihn geſinnt ſind, laſſen ſich nicht undeutlich merken, daß geheime Sünden, ja, wohl gar Verbrechen, dieſe innere Zerknirſchung erzeugt haben.

Gar ſeltſam, antwortete Burow, erſcheint mir dieſer Mann in Deinem Bericht. Etwas Aehnliches erfuhr ich wohl auch, und ich kann mir vorſtellen, wie die verſchiedenen Stimmen in dem entfernten Vaterlande immer ſchneidender ertönen, immer größere, härtere Widerſprüche erzeugen mußten. Mir iſt Flinthough freilich anders erſchienen; mir war er, in einem bedenklichen Momente meines Lebens, höchſt wichtig.

Du kennſt ihn? rief Lindrup mit großer Heftigkeit. Dann wirſt Du auch ſeinen Aufenthalt kennen.

Wo er ſich jetzt aufhält, antwortete Burow, weiß ich in der That nicht, aber ich erwarte ihn hier.

Lindrup, der ſchon alle Hoffnung aufgegeben hatte, konnte ſeine Freude nicht verbergen, und Burow lächelte, als er ſeinen Freund plötzlich zu einer Heiterkeit übergehen ſah, die er, ſeit ſie mit einander umgingen, nicht an ihm gekannt hatte.

Du ſuchſt wohl nicht bloß den Vater ſo eifrig, Deine plötzliche Freude gilt wohl auch der Tochter, ſprach er, und es iſt Dir nur ſchlecht gelungen, während Deiner Erzählung Deine Leidenſchaft zu verheimlichen.

War es meine Abſicht, meine Liebe zu verſchweigen? erwiederte Lindrup, etwa, weil ich nicht in breiten Worten, den Romanhelden gleich, meine Empfindungen darlegte? Und iſt nicht eine leiſe Andeutung, wenn von dieſem innerſten und tiefſten aller menſchlichen Gefühle die Rede iſt, dem lauteſten Geſtändniſſe gleich? — Alſo Dir iſt die Tochter bekannt?

Ich ſah ſie nie, unterbrach ihn Burow, ſie war, während ich mit dem Vater umging, von dieſem getrennt. Aber ich will Dein Vertrauen vergelten, ich will Dir nicht verbergen, wie Flinthough mir erſchien, als ich eben im Begriff war, einen Schritt zu thun, vor welchem ich jetzt zurückſchaudre. Wir haben bis jetzt Manches mit einander getheilt, was uns tief bewegte, was dem Geſchlecht das Höchſte iſt oder ſein ſollte; aber es erhält doch erſt dann für die Freundſchaft ſeine höchſte Bedeutung, wenn es geknüpft erſcheint an das perſönlichſte Leben, wenn ſeine eigenthümliche Seite als theure, innere Erfahrung enthüllt wird. Du verſicherſt, daß Du nie dieſe Begebenheit, die Dir wichtig wurde, irgend einem Menſchen anvertraut haſt, auch mein Geheimniß, welches ich jetzt Deiner treuen Seele anvertrauen will, habe ich bisher noch Niemandem enthüllt. Wir wollen aber dieſe engen Wände verlaſſen und einen ſtillen Platz im Walde ſuchen; die frühe

Tageszeit führt nur wenige Menſchen dahin. Es iſt mir, als würde der klare Himmel, das friſche Grün, der kühle Fluß meine Erinnerungen heiterer ſtimmen, denn manche ſeltſame Verirrungen muß ich berühren.

Sie gingen. Burow war ſichtbar bewegt, er ſchien jetzt ſchon ergriffen von dem, was er dem Freunde mitzutheilen gedachte. Sie erreichten ſtillſchweigend jenen lieblichen Platz der Louiſeninſel, wo eben jetzt der ſchönſte Blumenreichthum ſich entwickelt hatte, und ließen ſich auf einer einſamen Bank nieder; nur ſelten eilten einzelne Menſchen ſchnell vorüber. Burow begann:

Ich hatte meine Univerſitäts-Studien vollendet und wollte eben Heidelberg verlaſſen. Zwar lag ich mit Eifer der Rechtswiſſenſchaft ob, aber jene tiefere Bewegung der Geiſter, die uns für ein höheres Wiſſen gewinnt, war mir bis dahin fremd geblieben. Vor Allem war ich mir eines Strebens bewußt, ich wollte nicht bloß Wahrheit erkennen, — man erringt ſie nie als ein bloßes Erkennen, — ich wollte wahr ſein. Jene innere Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt, die Leben und Wiſſen auf gleiche Weiſe durchdringt, die alle Täuſchungen, mögen ſie ſich in ſinnliche Erſcheinungen oder in Worte einhüllen, gleich weit von uns entfernt, ſchien mir die wahre Weisheit. Ich fürchtete die Lockungen der herrſchenden Syſteme, Alles, was ein manierirtes

Produkt der Zeit genannt werden konnte, eben ſo ſehr, wie die Störungen der Sinnlichkeit. Aber immer ſchwankender ſchien, indem ich redlich ſuchte, ſo Leben, wie Wiſſen. Nur ein Punkt meines Lebens ſchien einen feſten Halt zu haben. Ich liebte. Antonie war ſtill auf dem Gute ihrer Aeltern erzogen worden, nur ein paar Jahre hatte ſie hier in Berlin gelebt, wo ich ſie, als ich im Begriffe ſtand, dieſe Univerſität zu verlaſſen, kennen lernte. Was mich vorzüglich anzog, war eine einfache, aber tiefe Religioſität, die vorzüglich, wie ich glaubte, den Frauen wohl anſteht. Aber auch in dem, was als geſellige und geiſtige Ausbildung für das weibliche Geſchlecht ſich eignet, zeichnete ſie ſich, ſo wie durch ihre Anmuth, aus. Sie beſaß, wonach ich vergebens rang, jene innere Wahrheit des Daſeins. Wo dieſe fehlt, ſpricht ſich der Mangel nicht bloß in der offenbaren Lüge aus, ja, oft in dieſer weniger; aber es giebt eine immerwährende Lüge, das Gemachte, bloß Aeußerliche, welches mich mehr, als alles Andere, von den Menſchen, vorzüglich von den Frauen entfernte. Hier aber war es mir, als ſtellte ſich das faltenloſe Weſen, wie es in ſeinem Innerſten geſtaltet war, in jeder Bewegung, in jeder Handlung, in jedem Worte dar. Sie ſprach wenig, aber ſo jung ſie war, flößte ſie einem Jeden eine geheime Scheu ein, in ihrer Gegenwart etwas Ungehöriges zu unternehmen oder zu reden, und ich habe mit Verwunderung den kühnſten, geiſtreichſten Schwätzer verſtummen ſehen, wenn ihr ſtiller Blick auf ihn fiel. Sie erlebte, während ich in ihrer Nähe war, Vieles; ihr Vater ſtarb, eine theure Freundin verlor unter erſchütternden Verhältniſſen ihren Geliebten; aber ich ſah nie den tiefſten Kummer ſo ruhig. Sie übte eine große Gewalt über die Umgebung aus, die Mutter liebte, die Freunde achteten ſie; aber ich ſah nie die Zuverſicht ſo demüthig. Ich hatte, ich habe einen Schatz gewonnen, und ich mußte geſtehen, daß, wenn ich den ſtillen Glauben, das Chriſtenthum als Kern, als Weſen dieſes Lebens mir wegdenken wollte, die ganze liebliche Erſcheinung vernichtet wäre. Aber dennoch erregte ſelbſt dieſe innige Liebe, die mir das Chriſtenthum näher rückte, nur eine unbeſtimmte Sehnſucht, kein entſchiedenes Verlangen. Jetzt, da Alles, Wiſſen und Leben, zu ſchwanken ſchien, trat auf einmal jenes ruhige, heitere Bild nicht bloß als Gegenſtand einer ſinnlichen Neigung, vielmehr als Vorbild deſſen, wonach ich ſtrebte, mit unbeſchreiblicher Gewalt mir ganz nahe. Ich konnte die Macht nicht abwehren, es ſchien mir plötzlich, als wäre hier in einem höhern, bedeutendern Anſchließen an jene Geſtalt allein Rettung. Einige junge Männer aus Berlin, die an jenen engern Verbrüderungen chriſtlich Geſinnter der Hauptſtadt theilnahmen, kamen nach Heidelberg. Ihr Leben und Handeln, ihre Aeußerungen ſelbſt waren ganz auf das eine Ziel alles Heils gerichtet. Oft verſammelten ſie ſich zum Gebet, zur Betrachtung; ihre Sprache, wenn von Religion die Rede war, klang völlig bibliſch. Ich geſtehe es, jenes Gefühl, als wenn dieſem Leben die innerſte Wahrheit fehlte, als wenn auch hier mehr ein Manierirtes der Zeit, als eine große, reine, aus allen Quellen des geheiligten Lebens hervorbrechende Erſcheinung mir entgegenträte, ſtieß mich anfangs zurück. Aber, ich weiß nicht, wie es zuging, war es die geheime Gewalt der Liebe, der Zauber, den die entfernte und mir doch ſo nahe Geſtalt der Geliebten ausübte, allmälig hörte die Betrachtungsweiſe auf, mir fremd zu ſein, ich mußte geſtehen, daß in dem, was ich Wahrheit des Daſeins nannte, oft nur eine gewiſſe innere Trägheit walte, die ſich jedem Eindruck unbefangen überläßt, daß der Kampf gegen die gewohnte Weiſe, das beſchwerliche Durchbrechen eines neuen Lebens nothwendig ein gewiſſes Ungeſchick erzeugen, ein Gepräge des Mühſamen tragen müſſe, daß, wenn es einer unſchuldigen weiblichen Seele, die nie auf eine gefährliche Weiſe das Gleichmaaß verlor, vergönnt iſt, es auch dann zu erhalten, wenn jener Durchbruch das Leben verklärt und heiligt, ich doch nicht denſelben müheloſen Uebergang erwarten dürfe. Bald verſtand ich, was mir ſonſt unklar ſchien, fand Enthüllung tiefer Geheimniſſe, wo ich ſonſt nur eine rohe Zuſammenhäufung dunkler Worte ſah. Die innere Bewegung verbreitete ſich über mein ganzes Daſein. Am längſten dauerte es, ehe ich wirklich zu beten vermochte; aber ich rang, und mit welcher Angſt, nach dem Gebet. Ein finſtrer Unmuth ergriff mich immer gewaltiger; die Welt ſchien mir verwerflich, das Wiſſen bethörend, die Natur verlockend, aber in mir ſelber wütheten die dunkelſten Mächte, ich ſah mich der Hölle preisgegeben und rang in dumpfer Verzweiflung nach Rettung. Vergebens! Ein furchtbarer Stumpfſinn, eine hohle Leere, in welche ich wie in einen bodenloſen Abgrund hinabblickte, hielt mich feſt, daß das Wort auf meinen Lippen erſtarb, die Thränen den Augen fehlten, ja, die Seufzer in der verwundeten Bruſt erſtickten. Da ſchien ich mir von dem Heile verlaſſen, von der ewigen Liebe auf immer verſchmäht. Keine Hülfe, kein Troſt trat mir entgegen, kein Freund konnte mir Hülfe leiſten, denn nur zu wahr erſchien mir meine Verzweiflung. O Gott! rief ich, iſt das die Wahrheit, meine Wahrheit, daß ich völlig verſtoßen bin, daß die Liebe ſich von mir abgewandt hat? So rang ich tagelang, nächtelang, immer vergebens; da, nachdem ich einſt, verlaſſen, ohne Troſt, mehrere Nächte ſchlaflos zugebracht hatte, war es mir, als triebe mich eine unwiderſtehliche Gewalt, und ich ſtürzte auf die Knie. Heiland, Erlöſer! ſchrie ich wie in Todesangſt, Erlöſer, der Du die ewige Liebe biſt, errette mich, errette mich, erbarme Dich meiner! Die Hölle liegt offen vor mir, die Qualen der ewigen Verdammniß haben mich ergriffen, ich kann nichts, ich vermag nichts, ſieh, ich bin hülflos ohne Dich. Und ich ſank wie ohnmächtig hin, und die Thränen ſtürzten aus meinen Augen, den längſt verſiegten, und wollten nicht aufhören zu fließen, und die feſtgehaltenen Seufzer löſten ſich von der gepreßten Bruſt. Ich weiß nicht, wie lange ich ſo dalag, aber es war mir, als wenn eine leiſe Stimme Troſtworte mir zuriefe, als wenn der Friede, den ich verloren hatte, ſtill zurückkehrte, als wenn aus weiter Ferne ein Hallelujah der Engel ertönte.

Ich war ein Anderer geworden, ja, mir war zu Muthe, wie einem vom Tode Erweckten; ich konnte beten, ich erkannte, daß ich in den Armen der Liebe ruhe, das heilige Wort war mir theuer, und ich fühlte eine Seligkeit, die allen Ausdruck übertrifft. Das iſt der Weg, die Wahrheit und das Leben! rief ich, und eine ſelige Gewißheit verklärte mein Leben. So ſollte ich ſelbſt erleben, was ich ſchon oft von Andern vernommen, was ich als innere Wahrheit bezweifelt hatte. Meine Qual mußte ich allein tragen; die Freude, die mich jetzt beglückte, mußte ich den Freunden mittheilen. Wie rührte mich die herzliche Theilnahme, wie innig war das gemeinſchaftliche Gebet. Jetzt gehörte ich dieſem engen Kreiſe ganz zu. Zwar traten nicht ſelten trübe Stunden des Zweifels mir entgegen, aber ſie verſchwanden wieder; denn ich hatte die innere Zuverſicht gewonnen, die nichts zu überwältigen vermochte. Ich war der Welt abgeſtorben, um ein neues Leben zu führen. Wie armſelig, wie nichtig erſchien mir alles Wiſſen, wie kleinlich, was wir in den engen Schranken des menſchlichen Erkennens zu erringen ſtreben, gegen dieſe helle, klare, durch die Gnade mir aufgeſchloſſene Welt, in welcher alle Herrlichkeit dem Herrn gehört und wir, eben, indem wir Alles aufgeben, Alles empfangen, Freiheit durch Hingebung, Liebe um Liebe, volle Genüge. So lange ich lebe, wird mir dieſe Stunde theuer und heilig ſein, obgleich — doch ich will der Erzählung nicht voreilen. —

Lindrup hatte ſeinem Freunde mit Verwunderung zugehört, die ruhige, heitere Weiſe, mit welcher er ſich über Glauben, aber auch über Wiſſen, über Seligkeit, ſo wie über jede ſchöne, bedeutende Erſcheinung des Lebens äußerte, ließ ihn ſolche Stürme nicht vermuthen.

Ich erſcheine Dir, ſprach Burow, als er die Verwunderung des Freundes wahrnahm, anders, und doch hoffentlich im Grunde nicht anders. Doch höre weiter. Daß ich eilte, mein Glück der Geliebten mitzutheilen, daß ich mit großer Sehnſucht der Antwort entgegenſah, kannſt Du wohl denken. Aber dieſe erſehnte Antwort kam nicht, und ich gerieth in große Unruhe. Endlich erfuhr ich, aber nicht durch Antonie, daß die Mutter plötzlich geſtorben ſei. Ich verließ Heidelberg, und von mancherlei Gedanken gequält erreichte ich das Gut der Aeltern. Die Schweſter der Mutter hatte es in Beſitz genommen. Dieſe ältere Halbſchweſter war, von einer katholiſchen Mutter erzogen, ſelbſt eine ſehr eifrige Katholikin. Ich hatte zwar oft gemerkt, wie ſie auf die religiöſe Geſinnung meiner Geliebten einzuwirken ſuchte, aber wenig darauf geachtet. Ja, nichts ſchien mir unglaublicher, als daß irgend eine Ueberredung den ſtillen, ungeſtörten Glauben, durch welchen Antonie ſo glücklich war, erſchüttern könne. Die Tante kam mir kalt entgegen. Auf meine Frage, wo Antonie ſei, antwortete ſie ausweichend. In den beſten Händen, ſagte ſie; ihr Vormund hat geglaubt, daß es ihr ſehr heilſam ſein würde, wenn ſie eine Zeitlang unter der Aufſicht einer ſehr reſpektabeln Dame lebte. Ihre oft geäußerten atheiſtiſchen Geſinnungen, mein Herr, Ihre thörichte Philoſophie läßt uns eine Verbindung des guten, frommen Mädchens mit Ihnen nicht wünſchen. Sie wiſſen, antwortete ich und vermochte die Heftigkeit, die dieſe unerwartete Sprache erregte, doch nicht zu unterdrücken, Sie wiſſen, daß Antonie mit Einwilligung beider Aeltern, — auch der Vater lebte damals noch, — meine Verlobte iſt. Sie hat mir Treue gelobt, Sie werden es doch nicht wagen, uns zu trennen? Wenn nun aber, erwiederte die Tante mit großer Ruhe, Antonie ſelbſt eine Verbindung aufzuheben wünſcht, die ſie unglücklich machen würde. Dieſen Wunſch hat ſie nie geäußert, rief ich; das müßte ich von ihr ſelber erfahren. Ich habe ihr Briefe geſchickt und keine Antwort erhalten, man hat meine Briefe unterſchlagen. Ich ſpreche von keiner Vergünſtigung, vielmehr von einem Recht, was ich in Anſpruch nehme. Ich forderte den Namen des Vormundes, und die Tante ſchien bei der Enſchiedenheit meiner Sprache doch in Verwirrung zu gerathen, beſonders, da ich ihr nicht verhehlte, wie ich die Landesgeſetze zu meiner Hülfe aufrufen könnte. Aber auch dieſe Hoffnung ging verloren, als der Vormund genannt wurde. Das Gut war in die Hände der Verwandten gerathen, und das nicht unbedeutende Vermögen meiner Geliebten war in Straßburg niedergelegt worden. Ich ſah eine offenbare Intrigue, Antonie in die Gewalt einer fremden Macht zu bringen, ſie von mir zu entfernen und für die katholiſche Religion zu gewinnen. Ich wußte aber auch nur zu gut, welche geheime Mittel in Frankreich den Katholiken zu Gebote ſtanden, und jetzt erſt war mir die Gefahr, in welcher wir beide uns befanden, völlig klar. Vergebens fragte ich nach Antoniens Wohnort. Die Tante verſicherte, daß ſie den gegenwärtigen Aufenthalt der Nichte ſelbſt nicht kenne. Ich vermuthe, ſetzte ſie hinzu, daß ſie in Paris iſt. Erſt nach einiger Zeit wird ſie nach Deutſchland kommen, um der Leitung einer Frau übergeben zu werden, die allgemein geſchätzt wird. Sie verwies mich mit allen Anſprüchen an den Vormund. Aber dieſer war mir völlig unbekannt, und ich erwartete nichts von ihm.

Hoffnungslos verließ ich das Gut, welches in den preußiſchen Rheinprovinzen liegt. Ich kannte es bisher nur aus den Beſchreibungen Antoniens, aber es war mein höchſter Wunſch, hier mit ihr in ſtiller Zurückgezogenheit zu leben. Jetzt erſchien alſo die erſte ernſthafte Prüfung, und ich konnte die Kraft, die ich gewonnen hatte, erproben. Mein Kummer ſchien zwar ſchon dadurch ſehr vermindert, daß ich jetzt überzeugt war, man hatte Antonie gezwungen. Ich geſtehe, als ich die Nachricht der Tante erhielt, als ſie mir einzureden ſuchte, Antonie ſelber wünſche die Verbindung aufzuheben, da befiel mich eine unbeſchreibliche Angſt, obgleich ich dieſer Nachricht keinen Glauben beimaß; ich mußte mir aber bekennen, daß Antoniens entſchiedene Treuloſigkeit meine ganze Ruhe zerſtören, meinen Glauben erſchüttern würde. Jetzt, als ich alle Umſtände genau überlegte, blieb mir kein Zweifel. Mit ſchwerem Herzen entfernte ich mich, entſchloſſen, ſo wenig Hoffnung ich auch hatte, den Vormund aufzuſuchen und mein Recht geltend zu machen. Als ich eben das Schloß aus den Augen verlor, ſah ich einen Mann aus der Gartenthür hervortreten, der mir zu winken ſchien. Ich ritt auf ihn zu und erkannte einen Bedienten der Mutter. Er überreichte mir einen Brief und entfernte ſich eilig, als fürchtete er eine Entdeckung. Ich erkannte Antoniens Hand. Der Brief beſtätigte meine Vermuthung. Es war wirklich die Abſicht geweſen, ſie nach Frankreich zu bringen; als ſie aber entſchieden erklärte, daß ſie es nie gutwillig leiden würde, daß ſie abwarten wollte, ob man es wagen würde, Gewalt zu brauchen, beſchloſſen ſie, daß ſie vorläufig eine Frau beſuchen ſolle, die ſich in Franken aufhielt und eine entfernte Verwandte des Vaters war. Obgleich Antonie die Abſicht durchſchaute, widerſetzte ſie ſich nicht, ja, ſie wünſchte ſelbſt in der Nähe einer Frau zu leben, die ſie in früher Jugend gekannt und geliebt hatte, und die nach Allem, was ſie vernahm, die größte Verehrung genoß und verdiente. Sie war in der Familie unter dem Namen Tante Sophie bekannt, und oft war in meiner Gegenwart von ihr die Rede geweſen. Man erzählte von ihr Mancherlei. Durch Schönheit, durch Talente, durch eine ſeltene Bildung ausgezeichnet lebte ſie einſt in Dresden. Ein zartes Verhältniß hatte ſich, wie man behauptete, zwiſchen ihr und einem deutſchen Fürſten gebildet; aber noch mehr hatte eine ſtille Leidenſchaft gegen einen Fremden, der, irre ich nicht, ein Norweger war, ihre innere Gemüthsruhe geſtört. In dieſer Stimmung ward ſie katholiſch und blieb es, ja, gewann eine Ruhe und Heiterkeit, die ſie höchſt liebenswürdig machte. Sie trat in ein Kloſter, welches einige Jahre darauf aufgehoben ward. Da vereinigte ſie ſich mit einigen der vertrauteſten Nonnen und wandte ihr bedeutendes Vermögen dazu an, eine Wohnung in der nämlichen Gegend zu bauen, wo ſie, in ſtiller Betrachtung, mit den Freundinnen das ſtrengſte Nonnenleben fortſetzte. Sie iſt ein Segen für die ganze Umgebung, und ein Jeder,

der ihr nahe zu treten das Glück hat, hört nicht auf, von ihrer Milde, ihrer Anmuth, ihrem Verſtande zu reden. Zwar war es Antonien wohl bekannt, daß ſie die einmal gewonnene Ueberzeugung mit großem Eifer feſthielt, daß ſie auf jede Weiſe ihren Verſtand, ihre Beredſamkeit, ja, jeden Vorzug, den ſie beſaß, benutzte, um Mädchen und Frauen für ihren Glauben zu gewinnen. Was die Meiſten eine Verführung nannten, hörte ich Antonie oft mit Wärme vertheidigen. Ich fürchte nicht, ſchrieb ſie, verführt zu werden, und alle Vorzüge der Umgebung ſollen mich nicht blind machen gegen die Verirrungen des Ganzen. Sie äußerte die Vermuthung, daß meine letzten Schreiben unterſchlagen ſein müßten; ſie erzählte, wie ſie einem Bedienten dieſe Zeilen anvertraut habe, weil ſie mit Grund erwarten könne, daß ich, wenn ich den Tod der Mutter erführe und unmittelbare Nachrichten von ihrer Hand ausblieben, nach dem Gute eilen würde. Endlich bat ſie mich, ſie aufzuſuchen — der Wohnort der Tante Sophie war bezeichnet — und Du wirſt Dir vorſtellen können, daß ich ſogleich dahin reiſte.

Es war ein ſehr ſchöner, ſtiller Sommerabend, als ich die Gegend erreichte. Ein anſehnlicher Fluß durchlief das Thal, Trauerweiden und Hängebirken wuchſen an den Ufern, neigten ſich über die ruhig fortfließende Waſſerfläche und ſenkten ihre Zweige ſtill zu ihr herab, grünende Wieſen, fruchtbare Felder liefen, allmälig heranſteigend, auf beiden Seiten bis an die waldbedeckten Berge. Das Vieh ward nach den Dörfern getrieben, die Bauern kehrten von ihrer Arbeit ſingend zurück, die ſinkende Sonne ſchien heiter in das Thal hinein. Ich erreichte eine Anhöhe, und unter mir lag ein liebliches Dorf. Alle Häuſer waren von Gärten umgeben, die Landſtraße, von dem nahen Ufer auf einer, von Wieſen und Feldern auf der andern Seite begränzt, lief breit und eben in das Dorf hinein. Das Vieh zog eben brüllend ein, Wagen, mit Heu beladen, verloren ſich zwiſchen Häuſern, freundliche Frauen und Männer in reinlicher Tracht gingen grüßend bei mir vorüber. Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! klang es mir immer entgegen, und ich konnte jenes: In Ewigkeit, Amen! nicht erwiedern ohne innige Rührung. Wie kleinlich, wie armſelig erſchienen mir unſere Grüße, die nur auf die Wünſche, die ſich zwiſchen Schlafen und Eſſen bewegen, leer und bedeutungslos hinweiſen. Weß das Herz voll iſt, deß fließt der Mund über, dachte ich. Ich hatte jenen ſchönen Gruß der katholiſchen Bauern oft ſchon in meinem Leben gehört und in Zerſtreuung gedankenlos erwiedert. Jetzt trat er mir höchſt bedeutend entgegen. War es der ſchöne Abend, die milde, jedes weiche Gefühl hervorrufende Gegend, war es, was ich erwartete, daß hier meine Liebe wohne, war es der Nachhall jener ſeligen Stunden, deren ſegensreiche Töne noch immer in meiner Seele wiederklangen, oder war es alles dieſes vereinigt — ich war unbeſchreiblich weich, wie in ſtille Liebe, wie in ſanftes Gebet verſunken. Meine Empfindungen hatten keine Worte, aber jene grundloſe Tiefe, in welcher das Leben verſchwimmt, als wäre die Auflöſung, das Zerfließen, das Zergehen die höchſte Seligkeit. Vor dem Dorfe lag eine Kapelle, die Thür war offen. Die kleine Kapelle war voll von Knienden, ſelbſt vor der Thür bis auf die Landſtraße hin lagen die Betenden, eine gedrängte Menge, in ſtille Andacht verſunken. Alle blickten nach dem Altar hin, alle Augen waren nach einem Punkte gerichtet, keins wandte ſich von dieſem ab; die ſchöne, heitere Gegend, das Leben und Treiben auf der Landſtraße war für dieſe in ſtille Andacht verſunkene Menge nicht da. Ich konnte nicht auf dem Pferde bleiben. Ich ſtieg ab, ich ſtellte mich in den Haufen und erblickte, über die Betenden weg, den erleuchteten Altar. Das rothe Kerzenlicht ſah ſeltſam in die helle, von der Abendſonne beſchienene Gegend hinein; die Monſtranz, mit der Glorie umgeben, flammte in lichtem Glanze dazwiſchen, der Prieſter hielt den

Abend-Gottesdienſt und ertheilte den Segen, und das dabei tönende Geklingel, das Schwenken der Räuchergefäße verbreitete einen wunderbar geheimnißvollen Reiz über das Ganze. Wie oft hatte ich in großen Kirchen dieſe Ceremonien, ſo wie die der Meſſe empfindungslos geſehen, ja, unſinnig, heidniſch genannt. Jetzt wollten ſie mir nicht ſo erſcheinen. Ich hätte mit den Knienden hinſinken mögen, wenn ich es nicht für einen Frevel gehalten hätte, und zum erſten Male ſchlich ein herbes Gefühl, daß ich von dieſer Gottesverehrung ausgeſchloſſen ſei, ſich leiſe in meine Seele.

Als ich in der reinlichen Schenke einkehrte, war Alles ſtill, die große Gaſtſtube leer, nur ein Knecht erſchien, um mir mein Pferd abzunehmen, und bat mich, die Zurückkunft der Wirthin abzuwarten. Die heilige Katharina, berichtete er, iſt die Schutzpatronin des Dorfes. Ihr iſt die Kapelle vor dem Dorfe geweiht, und heute iſt ihr Namenstag. Ich wartete geduldig, und nach Verlauf einer halben Stunde erſchienen die Hausbewohner, ſtattlich angezogen. Der Gruß, der mir ſo bedeutend geworden war, tönte mir von allen Seiten entgegen, und als ich mich nach der Allen bekannten Nonne erkundigte und ihnen erklärte, daß ich gekommen ſei, um ſie zu ſprechen, wurden alle Geſichter fröhlich. Da der Abend ſtark heranrückte, ſchrieb ich eilig einige Zeilen, um meine Ankunft zu melden und für den nächſten Tag um ein Geſpräch anzuſuchen. Ein Mädchen empfing das Billet mit Freuden. Du gehſt gern, mein Kind? fragte ich ſie. Ach, ein jedes Mädchen ſchätzt ſich glücklich, wenn ſie zu der heiligen Nonne hineintreten, wenn ſie ihren Segen empfangen darf, antwortete die junge, ſchöne Dirne und erröthete. Wir haben nur Faſtenſpeiſen, gnädiger Herr, ſagte die Wirthin. Ich verſicherte ſie, daß ich gern mit faſten würde. Es wurde aufgetragen, und nach der Mahlzeit führte mich die Frau mit vieler Treuherzigkeit nach der Schlafſtube. Wir ſtiegen eine Treppe hinauf. Werden Sie zufrieden ſein? fragte ſie und zeigte nach dem reinlichen Bette hin. Heiligenbilder hingen an den Wänden, ein Kruzifix ſtand unter dem Spiegel. Das Zimmer war ſehr heiter, freundlich, ſauber, die dichten Zweige einer Linde bedeckten das eine Fenſter, das zweite war frei und hatte eine reizende Ausſicht. Die entfernteren Berge, die das Thal von dieſer Seite begrenzten, lagen jetzt in Abendnebel gehüllt. Die Schenke lag ſelbſt auf einer Anhöhe und ſah in ein heimliches, höchſt einſames Querthal hinein. Zwiſchen den Bäumen entdeckte ich, weiß angeſtrichen, ein heiteres, anſehnliches Gebäude, auf welches ich herab ſah; es war von dem Garten, der einem bunten

Walde ähnlich ſah, umgeben, und nur nach der Schenke zu erblickte man einen weiten Hof, auf deſſen einer Seite eine ziemlich anſehnliche Kapelle lag. Das Ganze war von hohen Mauern umgeben, ſo daß es nur von unſerm höhern Standpunkte aus möglich war, das Gebäude zu entdecken. Iſt das die Wohnung? fragte ich. Ja, erwiederte die Frau, das iſt das neue Kloſter, wo unſere Mutter, unſer Engel hauſet. Seit ſie hier wohnt, iſt Alles geſegnet. Ich dachte wohl, daß es dem Herrn lieb ſein würde, in dieſem Zimmer zu wohnen; denn da Sie ſie kennen und ſprechen wollen, ſo müſſen Sie ſie lieben und verehren. Sie iſt ſo fromm, ſo heilig, ſo freundlich und heiter, wie die lieben Engel im Himmel, ſie lebt in beſtändigem Gebet, und dann iſt ſie auch ſo verſtändig und hochbegabt. Sie ſorgt für unſer Seelenheil, aber vergißt auch das leibliche nicht. Ach, die allerſchönſten Heiligenbilder hat ſie für die Kapelle gemalt. Sie ſollen die Madonna ſehen am Altar, ſelbſt ein Ketzer muß hinknien, wenn er das Bild erblickt. Und wenn ſie ſingt, wenn ihre vollen Töne um Barmherzigkeit flehen für uns arme Sünder, dann iſt es, als wenn man ſich erleichtert, die ſchwere Bürde abgewälzt fühlte und die Gnade ſo recht eigentlich im tiefſten Herzen ſpürte, dann erfährt man recht, was eine Fürbitte bedeutet. Alle unſere Mädchen müſſen täglich in das Kloſter, was ſie erbaut hat und aus ihren Mitteln unterhält, da werden ſie von ihr und drei andern Nonnen, die auch gar fromm und holdſelig ſind, nur nicht mit ihr zu vergleichen, erzogen, und lernen dort ſchreiben, leſen und beten. Sie hat zwei gar fromme, gelehrte und verſtändige Prieſter hergerufen, mit welchen ſie Alles überlegt, und die auch nicht müßig ſind. Dieſe unterrichten die Knaben. Sehen Sie, jener Flügel da iſt ein Hoſpital, da kommen unſere Kranken und wohl auch einige aus der Umgegend hin, daß die zehn Betten immer voll ſind. Ein braver Arzt lebt da, und ſie ſelbſt und die Schweſtern haben auch Einſicht in die Arzneikunde, und pflegen uns, wenn wir krank ſind. Auch ich lag ſelbſt in ſo einem Bette; ſie, die Fromme, reichte mir Arznei in einer gefährlichen Krankheit. Ich glaubte ſterben zu müſſen und freute mich ſchon darauf, ſo lieblich wußte ſie mir den Tod und die Seligkeit darzuſtellen, obgleich ich Mann und Kind ſehr lieb habe, keinen Mangel leide und recht gern lebe. — Jetzt klang in der ſchon hereinbrechenden Abenddämmerung, ernſt und feierlich, die Abendglocke aus dem Kloſter, und ſtillſchweigend kniete die Frau vor dem Kruzifix und murmelte Gebete, indem die Perlen des Roſenkranzes durch die Finger ſchlüpften. Ich war tief bewegt, aufgelöſt in

Thränen, und die Hände falteten ſich unwillkürlich zum Gebet. Die Frau ſtand auf, meine Andacht rührte ſie. Ich bat um Ruhe, und ſie entfernte ſich.

Wie? rief ich, als ich allein war, biſt Du blind geweſen? Iſt die himmliſche Gnade Dir jetzt erſt offenbar geworden? Giebt es eine eigene, dem Verblendeten verborgene, höhere Welt, in welcher dieſe Glücklichen leben, die all ihr Thun regelt, ihr ganzes Leben liebevoll umfaßt? Haben die Gnadenmittel, die einzeln, abgeriſſen in unſern verödeten Kirchen uns gereicht werden, die wie traurige, ſtechende Herbſtblumen unter den verwelkten Halmen daſtehen, ſich noch jetzt zu einem großen, heitern Frühlinge ausgebreitet, daß ein göttliches, wahrhaft verſöhnendes Leben ſelbſt in unſerm irdiſchen wurzelt, daß Blätter und Blüten mannigfaltiger Art ſich entwickeln und in den himmliſchen Aether hineinragen? Haben die Reformatoren, um das Ungeziefer zu vernichten, die Blüten ausgerauft, daß ſie nun freilich ſagen können: Sieh, das Ungeziefer iſt fort! indem ſie uns nur die kahle Erde überließen? Ich fühlte wohl eine heilige Scheu, wenn ich an den Glauben meiner Väter dachte; aber gewohnt, dem, was ungeheuchelte Betrachtung, was innere Wahrheit mir zurief, unbefangen mich hinzugeben, war ich mir auch bewußt, daß keine äußern Rückſichten mich abhalten würden, meiner

Ueberzeugung zu folgen, wenn, was mich jetzt ſo tief ergriff, feſte Wurzel faſſen ſollte.

Das Mädchen war lange weggeblieben, ſie hatte dem Abendgebete beigewohnt und brachte mir die Nachricht, daß die Nonne mich erwarte, und daß den Morgen darauf um zehn Uhr Jemand erſcheinen würde, um mich hinzuführen.

Ich brachte die Nacht ſchlaflos zu; ich glaubte nicht, daß Antonie, die ich nun zu ſehen hoffte, dem Eindrucke, der ſchon bei der erſten Annäherung mich ſo gewaltig ergriff, hätte widerſtehen können, und noch konnte ich mit mir nicht einig werden, ob ich mich darüber freuen ſollte oder nicht. Ich rang im Gebete nach Klarheit, nach Einſicht, aber mein Gemüth war zu unruhig bewegt. Alle harten Urtheile über den Katholicismus tönten vor meinen Ohren, und die Einfachheit unſeres Gottesdienſtes erſchien mir dann reiner, heiliger.

Mit Sehnſucht erwartete ich die Stunde, die mich nach dem Heiligthume führen ſollte. Es war nicht bloß die Hoffnung, meine Geliebte zu ſehen, die mich erfüllte, es war ein heiligeres Gefühl, welches mich zugleich durchdrang, wenn gleich nicht beruhigte. Eine alte Frau erſchien endlich, und ich folgte, mit ſegnenden Wünſchen von der Wirthin entlaſſen. Wir gingen durch das freundliche Dorf, eine Allee führte ſeitwärts in das enge Seitenthal hinein. Wir erreichten die äußern Häuſer, in welchen der Inſpektor, die Prieſter und die Arbeiter wohnten, und die hohe Mauer verbarg völlig das Kloſter. Wir ſtanden vor der ſtarken, wohlverſchloſſenen Thür, und die Frau klingelte. Die Thür, durch eine Feder geöffnet, ſprang auf, wir traten hinein, und ſie fiel hinter uns wieder zu. Die Frau führte mich nicht in das Gebäude, ſondern in die Kapelle. Wohnen Sie erſt dem Gebete bei, ſagte ſie; wenn dieſes beendigt iſt, werde ich Sie unſerer Mutter vorſtellen. Sie ſelbſt ſchlüpfte in einen Nebenſtuhl, ſchlug das Kreuz und betete. Ich ſtand in der Kapelle. Wenige Menſchen knieten hier und da, der Prediger intonirte ein Gebet. Die herrliche Madonna — es war eine Kopie der Dresdener — zierte den Altar, in mehrern Bildern glaubte ich Kopien bekannter Meiſter zu erkennen, ſie waren vortrefflich, mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet, und in dieſem Augenblicke erſchienen ſie mir wie wahre Heiligenbilder. Das Gebet war geendigt, ich war faſt unwillkürlich hingekniet — um kein Aergerniß zu geben, ſagte ich mir, mich zu entſchuldigen, und erröthete über die innere Selbſtbelügung meines Herzens, das ſich die wahre Andacht zu geſtehen ſcheute. Jetzt ertönte hinter dem Gitter, das die Geſtalten verbarg, ein Geſang. Es waren vier weibliche Stimmen, ohne alle Begleitung. Sie ſangen das Cor mundum von Leonardo Leo. Ich kannte es, ich hatte es öfters gehört, katholiſche Muſik bildet ja einen Luxusartikel unſerer Theezirkel. Aber ſo, auf dieſe Weiſe hörte ich es nie. Die tiefen, herrlichen Stimmen der verborgenen Geſtalten tönten in der leeren Kapelle wieder, das cor mundum erſt ganz langſam und tief, dann das crea höher, dringender, und bei der ergreifenden Wiederholung wie flehend. Cor mundum crea in me, Deus, et spiritum tuum innova in visceribus meis, betete ich in tiefer Inbrunſt, während die Töne mich zauberiſch umgaben. Beſonders ein Alt klang mit wunderbarer Kraft und Stärke durch, und es war mir, als erbebte das Innerſte, als wollte das gereinigte Herz, die verklärte Geſtalt ſich loswinden, als tönte die Poſaune, die die Todten aus den Gräbern riefe, als lernte ich die Wonne der völligen Auflöſung kennen.

Der Gottesdienſt war beendigt; ich hörte, wie die Frauen hinter dem dicht verſchloſſenen Gitter die Kapelle verließen; die Knienden erhoben ſich, und mir winkte die Frau, die mich hierher begleitet hatte. Ich ward in das Gebäude hineingeführt, eine Thür ward geöffnet, und ich fand mich nun allein in einem Gemache, völlig, wie die Sprachzimmer der Nonnenklöſter, eingerichtet. Ich durfte nicht lange warten. Hinter dem Gitter trat eine ſchlanke Geſtalt, in Nonnentracht, den langen, ſchwarzen Schleier zurückgeſchlagen, herein. Ich ſah eine Frau, die man noch ſchön nennen durfte. Die ſchwarzen Augen blickten, nicht ohne Feuer, nach mir hin, aber die Bläſſe, der ſtille Ernſt milderte das Feuer derſelben. Alle ihre Geſichtszüge waren höchſt zart, der feine Mund beſonders äußerſt reizend, eine milde Größe, etwas Vornehmes und Geiſtreiches war in dieſen Zügen das Vorherrſchende, und man hätte eher glauben ſollen, eine Dame von hohem Stande, durch ein wechſelndes Leben gebildet, zu ſehen, als eine Nonne, wenn nicht der trübe Ernſt in ihrem Blicke die Spuren der anhaltenden Betrachtung, des büßenden Lebens gezeigt hätte.

Sie ſchritt auf das Gitter zu, und auch ich näherte mich. Ihr Name, ſprach ſie, entdeckt mir den Grund, der Sie herführt. Sie ſuchen Antonie. Iſt ſie nicht hier? rief ich, die Nonne unterbrechend, von Erſtaunen und Schrecken betäubt. Ich muß ſehr bedauern, antwortete ſie, daß der Aufenthalt unter uns dem guten Mädchen nicht zu gefallen ſchien. Sie folgte der Aufforderung der Gräfin Waldberg, die Ihnen bekannt ſein muß, ſie auf ihrer Reiſe nach Rom zu begleiten. Und ſo ſchnell, ſagte ich, konnte ſie ſich entſchließen, einen Ort zu verlaſſen, der nach Allem, was ich in wenigen Stunden erfuhr, ihr theuer werden mußte? Sie forderte mich auf, ſie hier aufzuſuchen, und jetzt, da ich hierher eile, iſt ſie fort. Sie erwartete Ihre Ankunft, erwiederte Sophie, und hat mir dieſes Schreiben anvertraut, es Ihnen einzuhändigen. Es wird ohne allen Zweifel die Gründe der ſchnellen Abreiſe enthalten — und ich ahne den Inhalt, ſetzte ſie mit einem ſchmerzlichen Lächeln hinzu. Vielleicht werden die Gründe auch Ihnen hinlänglich erſcheinen, und Sie werden dann keine Urſache finden, dieſen Ort wieder zu betreten. Sollte dieß aber nicht der Fall ſein, ſollten Sie, nachdem Sie dieſen Brief geleſen haben, noch ein Geſpräch wünſchen, dann werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen jede Auskunft, die ich zu geben vermag, mitzutheilen. Ich muß Sie zwar erſuchen, daß Sie mir die Beſtimmung der Stunde gütig überlaſſen; die ſtrenge Regelmäßigkeit unſerer Beſchäftigungen erlaubt keine willkürliche Unterbrechung. — Als ahnte ſie meine Stimmung, als wollte ſie eine leidenſchaftliche Aeußerung von meiner Seite vermeiden, zog ſie ſich ſtillſchweigend zurück, und mir blieb nichts übrig, als mich, verwundert, überraſcht, verwirrt, zu entfernen.

Noch immer vermag ich nicht ohne eine geheime Angſt an die Gefühle zurückzudenken, die mich ergriffen hatten, als ich nun das Kloſter verließ. Keinen der Eindrücke, die mich kurz vorher bewegten, vermochte ich wieder zu finden. Ich ſah das freundliche Thal nicht, das Gebet war mit ſeinem Segen entflohen, die herrlichen Töne waren verſtummt, die hohen Geſtalten der Kunſt, ja, ſelbſt die Nonne, die als der lebendige, geheimnißvolle Hintergrund das Ganze trug und pflegte, war vergeſſen. So lange ich mit Sicherheit die Gegenwart der Geliebten vorausſetzte, ſo lange ich ſie in der wunderbaren Umgebung ſah, ergriffen von Allem, wie ich, mit dem mächtigen Eindrucke kämpfend, vielleicht ſchon überwunden, ſo lange überließ ich mich jedem Gefühle, und Menſchen und Gegend, Geſtalten der Kunſt, Töne des Geſanges, ſtille Andacht, heiliges Gebet, gleichſam der wohlthätige Segen, der über allem Leben ruhte und, einer innern Sonne gleich, dieſen glücklichen Wohnſitz erhellte, wie die äußere, erfüllten mich mit einem ſtillen Entzücken. Aber ſie war aus dieſer Gegend entflohen, und wie mich die Aeußerungen der Nonne vermuthen ließen, um Gefahren zu entgehen, die in dieſen Reizen lauerten. Ein entſetzlicher Zwieſpalt, aus getäuſchter Liebe und innern religiöſen Zweifeln furchtbar gewoben, ergriff meine erſchütterte Seele, und mit geflügelten Schritten eilte ich zurück nach meiner ſtillen Kammer, um den verhängnißvollen Brief zu eröffnen, deſſen verborgener Inhalt alle meine Gedanken feſſelte, obgleich ich eine geheime Scheu fühlte, wenn ich an ihn dachte.

Ich trage dieſen Brief, der damals meine innere Verwirrung in's Grenzenloſe vermehrte, immer bei mir, ſprach Burow, indem er ihn aus ſeiner Brieftaſche herausnahm und entfaltete. So lautete er:

„Du darfſt Dich, Geliebter, nicht wundern, daß „ich einem Aufenthalte zu entfliehen ſuche, der mir peinigend wurde. Du wirſt mir Recht geben, wenn Du „dieſe Zeilen mit Ruhe durchgeleſen haſt, und wirſt geſtehen müſſen, daß es meine Pflicht war, eine Gelegenheit zu benutzen, die in dem bedenklichſten Augenblicke ſich mir ſo freundlich darbot. Ich bedachte mich „um ſo weniger, da es mir ja bekannt iſt, wie es Deine „Abſicht war, nach Beendigung Deiner Univerſitätsſtudien Italien zu bereiſen. So findeſt Du mich, vielleicht nur wenige Wochen ſpäter, in dem reizenden „Italien und in einer freien, angenehmen Lage.

„Als ich hier ankam, ward ich, wie ich es erwartete, ſehr freundlich aufgenommen. Daß die Wohnung der Tante völlig klöſterlich eingerichtet war, daß „ſie und ihre ältern Freundinnen nicht bloß die Non-

„nentracht noch immer trugen, ſondern ſich auch den
„allerſtrengſten Ordensregeln unterwarfen, überraſchte
„mich freilich; es war mir völlig unbekannt geweſen.
„Gleich nach meiner Ankunft und nachdem ſie mich den
„übrigen Nonnen vorgeſtellt hatte, ſprach ſie: Liebe Antonie,
„ich freue mich herzlich, Dich hier zu ſehen, aber
„ich muß befürchten, daß Dir der Aufenthalt nicht angenehm
„ſein wird. Unſere Lehrſtunden dürfen nicht
„abgebrochen werden, die Stunden, die für die Pflege
„der Kranken einer jeden unter uns zugetheilt ſind,
„müſſen genau gehalten werden, und was wir unſerm
„Gott ſchuldig zu ſein glauben, unſere Gebete, unſere
„Geſänge, die heiligen Meſſen dürfen wir noch weniger
„verſäumen. Unſer ganzes Leben iſt einer ſtrengen Ordnung,
„unabänderlichen Geboten unterworfen, und wir
„geſtehen der weltlichen Behörde die Macht nicht zu,
„einen Eid zu löſen, der uns für unſer ganzes Leben
„bindet, und den wir, durch eine gütige Fügung Gottes,
„in ſeinem ganzen Umfange zu erfüllen in den
„Stand geſetzt ſind. So iſt unſere Zeit völlig mit Beſchäftigungen
„erfüllt, und es bleiben uns für die müßige
„Unterhaltung nur wenige Minuten übrig. Zum
„Glück iſt ein junges Mädchen, kaum älter, als Du
„ſelber biſt, in unſerer Mitte. Sie wünſcht in der Zukunft
„an unſerem Leben theilzunehmen, ſie hat den

„ſchönen Muth gehabt, der Welt zu entſagen, und da „die Prüfungszeit nicht ſo ſtrenge iſt, da ſie an vielen „unſerer Beſchäftigungen noch keinen Antheil nehmen „kann, mag ſie Deine Geſellſchafterin ſein, und wie ſie „ſich über Deine, wirſt Du Dich über ihre Bekanntſchaft freuen. — Kaum hatte die Tante dieſe Anrede „geſchloſſen, die mich doch zu ängſtigen anfing, als ein „junges, höchſt anmuthiges Mädchen, von dem Dorfe „zurückkehrend, hereintrat. Eliſe, ſagte die Tante, ich „ſtelle Dich hier meiner Verwandten vor. O, wie freue „ich mich, liebe Mutter! rief ſie; ich hatte die Ankunft „erfahren und eilte zurück. Die Tante überließ mich „dem Mädchen ganz, ſie ging mit den übrigen Nonnen „fort, und Eliſe führte mich nach dem für mich beſtimmten Zimmer. Es war ſehr freundlich und heiter. „Ueber die Bäume des Gartens ſah ich die Dächer des „Dorfes und ein ſtattliches Haus, die Schenke, wie „Eliſe verſicherte. Seitwärts krümmte ſich der Fluß „zwiſchen Gebüſchen, die waldigen Berge erhoben ſich „in der Ferne, und aus dem Fenſter hinausblickend entdeckte ich einen prachtvollen Blumenflor von hochſtämmigen Roſen. Das Zimmer ſelbſt war elegant, faſt „prächtig, eine Kammer war für das Bette beſtimmt, „Boſſuet, Fenelon, Thomas a Kempis, Stolbergs „Kirchengeſchichte und ſein ſchönes Buch von der Liebe

„ſtanden, prächtig eingebunden, auf kleinen, ſaubern,
„ſchwebenden Bücherbrettern, die durch ſeidene Schnüre
„zuſammengehalten wurden, und ich konnte freilich auf
„die Abſicht ſchließen. Da mir aber dieſe Schriften
„nicht unbekannt waren, da ſie mir alle lehrreich, ja,
„theuer und höchſt ſchätzbar waren, ſo machte dieſe
„Wahl, eben, weil ſie die Geſinnung der Tante und
„den Einfluß, den ſie gern und wohlmeinend auf mich
„ausüben wollte, ſo freimüthig und doch auf eine ſo
„ſchöne, keinesweges zudringliche Weiſe ausſprach, auf
„mich einen ſehr angenehmen Eindruck. Eben ſo we-
„nig ſtörte mich ein ſehr ſchönes Kreuz, welches auf
„einem niedlichen Tiſche ſtand. Ob es meiner Tante
„recht war, daß ich meine Bibel daneben hinlegte, weiß
„ich zwar nicht.

„Eliſe gefiel mir ſehr; ſie hatte etwas überaus
„Wahres, höchſt Einfaches in ihrem Weſen, und daß
„ein geheimer Kummer ſie drückte, daß die zurückge-
„drängte Thräne das Auge feucht hielt und wie eine
„regenſchwangere Wolke den Glanz deſſelben verbarg,
„machte ſie mir nur noch theurer. Unſere Unterhal-
„tung wurde bald zutraulich, und es konnte mir nicht
„verborgen bleiben, daß ſie den Schmerz, der an ihrem
„Daſein zehrte, durch die Religion, durch Andachtsübun-
„gen mehr betäubte, als überwand. Ich entdeckte et-

„was Gewaltſames, etwas Unruhiges in ihrem ganzen „Weſen, und in ihrer Andacht ſelbſt eine verborgene „Angſt, die ſie nicht zu unterdrücken vermochte. Aber „dieſe Schwärmerei, dieſe Anſtrengung, ſich durch über„ſchwängliche Gefühle zu betäuben, zog mich eben ſelt„ſam an, und wenn ich mir die hohe Geſtalt der Tante, „die von ihren Geſchäften, von ihren Andachtsübungen „nur auf Augenblicke ſich losriß, nur während der „Mahlzeit und immer, wenn gleich freundlich, ruhig, „belehrend, wie aus der Ferne erſchien, wenn ich mir „die übrigen Nonnen, ſelten redend, aber immer gütig, „liebreich, vorſtellte, trat mir das einſame Leben mit „dieſem leidenden, ſchönen, herrlichen Mädchen in die„ſer ſeltſamen, mir ſo fremdartigen Einſamkeit höchſt „lieblich entgegen.

„Ich lebte ſo faſt eine Woche recht gemüthlich. „Ich ſtand früh auf, verrichtete mein Gebet, und es „war natürlich, daß hier, wo Alles an die Religion er„innerte, wo Jeder ſich bemühte, nur für ein höheres „Daſein zu leben, dieß auch auf mich wirkte und mich „ganz zur Andacht ſtimmte. Ich nahm Theil an dem „Gottesdienſte, drei Mal täglich. Die ſchöne Muſik, „die herrlichen Stimmen riſſen mich hin, und wenn „ich auch weder an die Madonna, die ſo herrlich von „dem Altare zu mir herüber blickte, noch an die Hei-

„ligen, deren bedeutende Geſtalten die Wände und kleineren Altäre zierten, mein Gebet richtete, ſo war es deſto inbrünſtiger an die Urquelle aller Liebe gerichtet, ja, es gab Augenblicke, wo mich das Gefühl recht lebhaft durchdrang, recht wehmüthig bewegte, wie gnädig mich Gott geführt habe, daß er durch dieſe helle Sonne ſeiner erbarmungsreichen Herrlichkeit mein Daſein erleuchtete und nicht durch die Täuſchung der mannigfachen, bunten Strahlenbrechungen hinter farbige, verwirrende Bilder ſich verbarg. Meine Andacht ſchien Eliſe, ja, ſelbſt die Tante zu ergreifen, und die offenbar erhöhte Stimmung, in welcher ich fortdauernd lebte, zog Eliſe immer traulicher, immer ſtärker zu mir hin, während die Tante aufmerkſam, ja, irre ich nicht, bedenklich wurde.

„Ich beſuchte oft mit dem ſchönen Mädchen das Dorf, ich wohnte zuweilen, aber es ward mir ſelten erlaubt, den Stunden des Unterrichts bei, ich begleitete die Tante, wenn ſie die Kranken pflegte, ich ſah, wie im Sprachzimmer Beamte, Bauern, Frauen kamen und gingen, wie dieſe treffliche Frau das weitläufige Unternehmen in ſteter ſtiller Ordnung erhielt, wie Männer und Frauen in ſchwierigen Verhältniſſen ſich an ſie wandten, wie ſie als die Rathgeberin, wo Hülfe möglich war, als die Tröſterin, wo ein un-

„vermeidliches Unglück zu tragen war, erſchien, und ich
„geſtehe, daß ich ſie bewunderte, daß ich kaum begriff,
„wie es ihr möglich ſei, ſo Vieles zu überſehen, ſo mannigfaltige
„Geſchäfte klar zu überſchauen und zu beherrſchen,
„und zwar auf eine ſo ſtille, ruhige, geräuſchloſe
„Weiſe, ſo ganz ohne den Anſchein einer eilenden,
„haſtigen Geſchäftigkeit, daß, wer ſie ſo walten ſah, ſie
„faſt müßig glaubte. Zwei Prieſter erſchienen täglich
„und näherten ſich mir, aber anfangs ohne alle Zudringlichkeit.
„Ihre Geſpräche waren gewählt, es waren
„Männer von Bildung, geiſtreich, klug, im Umgange
„gewandt, und ich ſah ſie gern. Schon am vierten
„Tage fragte mich die Tante, wie mir mein Aufenthalt
„gefiele, und wie konnte ich den Eindruck verheimlichen,
„den ſo viel Ungewöhnliches und Treffliches
„auf mich gemacht hatte. Die Lebhaftigkeit, mit welcher
„ich meine Umgebung lobte, die Ausführlichkeit,
„mit welcher ich, was ich geſehen, bewunderte, beſchrieb,
„die Herzlichkeit, mit welcher ich meine Freude
„äußerte, ſchien ſie ſehr angenehm zu überraſchen. Es
„war offenbar nicht Eitelkeit, die auf eine geheime
„Weiſe ſich an der Schmeichelei ergötzt, es war jene
„höhere Freude, die ſich da äußert, wo wir glauben,
„daß unſer beſſeres Daſein heilſam auf Andere gewirkt
„hat. Ja, ſie verheimlichte ihre Freude nicht.

„Indeſſen geſtaltete ſich mein Verhältniß zu Eliſen
„immer vertraulicher, und ſie erzählte mir unter tauſend
„Thränen die Urſache ihres Kummers. Sie hatte
„einen jungen Proteſtanten geliebt. Die Aeltern billigten
„dieſes Verhältniß, der Beichtvater ſchien nichts
„dagegen einzuwenden. Der junge Mann war nach
„Italien gereiſt; da wurden ſeine Briefe ſeltener, die
„wenigen Zeilen, die er ſchrieb, lauteten beunruhigend.
„Eliſe theilte mir einige mit, und ich konnte nicht anders
„glauben, als daß irgend ein Geheimniß den innern
„Frieden des jungen Mannes zerſtörte. Während
„der Zeit hatten ſich über ihn die ſchlimmſten Gerüchte
„verbreitet; er ſollte ein wildes, wüſtes Leben führen,
„ein großer Theil ſeines Vermögens ſei durch Ausſchweifungen
„verzehrt, er ſei, behauptete man, in gefährliche
„Verbindungen gerathen und laufe Gefahr, als
„ein Verräther ergriffen und beſtraft zu werden. Endlich
„war ein Brief angekommen; er war ſehr lange
„unterweges geweſen. In verzweifelten Ausdrücken beſchwur
„der junge Mann ſein Mädchen, ihn zu vergeſſen.
„Ich will Dein Bild aus meiner Seele reißen,
„ſchrieb er; wie darf ein Unglücklicher, Geächteter, von
„Allen Verſtoßener, auf das Glück der Liebe hoffen?
„Vergiß mich. Mir verſchwimmt Vergangenheit, Gegenwart
„und Zukunft, ich habe keine Erinnerung mehr.

„Mir iſt es, als hätte ich Dich ſchon vergeſſen. — Dieſe „Aeußerungen hatten die Umgebung, die Aeltern, der „Beichtvater, die jetzt die unglückliche Verbindung auf„gehoben wünſchten, benutzt, um Eliſen zu beweiſen, „daß ſie verlaſſen ſei. Sie konnte nicht läugnen, daß „in den glücklichen Tagen ihres vertraulichen Zuſam„menſeins der Geliebte ihr die Bibel mitgetheilt habe, „daß er, der ſelbſt andächtig, chriſtlich war, oft über „die Geheimniſſe der ewigen Liebe geſprochen, daß ſie „ſchon anfing, Manches anders zu betrachten, als ſonſt. „Ihrem Beichtvater konnte dieß nicht verborgen blei„ben. Jetzt quälte man die Arme mit fortdauernden „Vorwürfen. Dafür, daß er ſie hatte verführen wol„len, dafür, daß ſie ſeinen Lockungen Gehör ſchenkte, „mußten ſie beide büßen. Man brachte ſie dazu, ih„rem Geliebten zu ſchreiben, daß ſie ſeine Entſagung „annehme. Seit der Zeit hatte ſie von dem armen „Verlaſſenen nichts gehört; man verſicherte ihr, er „ſchmachte in einem Gefängniſſe. Sie verfiel in eine „heftige Krankheit und ſuchte jetzt ihren Kummer durch „Andachtsübungen zu betäuben. Ich will Dir's ge„ſtehen, ich ahnte in dieſem ganzen Vorfalle etwas Un„heimliches. Ich fragte nach der Beſchaffenheit der „Gerüchte, und ob dieſe denn auch ſo völlig ſicher wä„ren. Es iſt wohl möglich, daß der Verdacht, als

„wenn Manches herbeigeführt ſei, um die Trennung zu bewirken, auch, ohne daß ich ihn ausdrücklich äußerte, in meinen Geſprächen zu erkennen war. Die Liebe ahnet Alles, was in irgend einem Verhältniſſe zu ihr ſteht. Eliſe war ſichtbar verändert. Sie ward unruhig, die ſchwärmeriſche Andacht hatte, ſo ſchien es, ihren Einfluß verloren, und ich mußte bereuen, aus einer ſchwachen Theilnahme ihren ſtillen Kummer in einen heftigern Schmerz verwandelt zu haben. Aber was mir am meiſten auffiel, war, daß Eliſe von jetzt an ſich von mir entfernter hielt, daß ſie in ihren Geſprächen nie wieder ihre Liebe berührte, daß ſie überhaupt verlegen, ſchüchtern, faſt ängſtlich war, wenn ſie kurze Augenblicke mit mir zubrachte. Auch die Prieſter, die Tante waren nicht, wie ſonſt, die Geſpräche ſahen Ermahnungen nur gar zu ähnlich, eine jede Gelegenheit ward benutzt, um bald verſteckter, bald offener die Ketzer anzugreifen und die Vorzüge der katholiſchen Kirche zu entwickeln. Ich ſah in wenigen Tagen das ganze Verhältniß, welches ſo erfreulich anfing, völlig verändert, ja, ich war zuletzt faſt ganz auf das Leſen beſchränkt. Meine treue Luiſe durfte von Anfang an die Nacht nicht innerhalb der Mauern zubringen. Sie wohnte bei einer Witwe, dicht an dem Kloſter, erſchien täglich auf einige Stunden, und Du

„kannſt Dir leicht vorſtellen, daß ſie wenig mit einem
„ſolchen Leben zufrieden war. Auch bis auf ſie erſtreckte
„ſich die Bekehrungsſucht.

„Ich ſah wohl ein, daß dieſe Lage ſich immer
„ängſtlicher geſtalten würde, und ich beſchloß, obgleich
„nicht ohne Furcht, auf die Großmuth, auf die edle
„Geſinnung der Tante vertrauend, ihr völlig offen
„entgegenzutreten. Da ich ſie in den letzten Tagen
„ſelten ſprach, nie allein, ſo bat ich ſie in einigen Zeilen
„um ein einſames, vertrauliches Geſpräch. Es
„dauerte ziemlich lange, ehe ich Antwort erhielt. Endlich
„öffnete ſich die Thür des Zimmers, in welchem
„ich erwartungsvoll und unruhig ſaß, und ſie trat herein.
„Du wünſcheſt mich zu ſprechen, liebe Antonie,
„ſagte ſie, ſetzte ſich ruhig auf den Sopha und zog
„mich zu ſich.

„Liebe Tante, ſagte ich, ſeit ich anfing über Religion
„und über mein Verhältniß zu Gott zu denken,
„lagen jene beiden unter uns herrſchenden Formen derſelben
„vor mir. Verwandte, die Einfluß auf meine
„Aeltern hatten, ſuchten frühzeitig mich für die katholiſche
„Kirche zu gewinnen. Geiſtreiche Männer haben
„das glänzende Gebäude einer idealen Kirche mit aller
„Gewalt der Beredſamkeit vor mir entfaltet, als ich älter
„wurde. Gegen alle dieſe Verſuche ſchützte mich ein

„Mann, mein Lehrer. Ein jeder Verſuch, mich zu gewinnen, war vergeblich. Aber jetzt wünſche ich Ruhe, „und ich glaube, ich habe das Recht, ſie zu fordern. „Verzeihen Sie, daß ich ſo entſchieden ſpreche. Wenn „von dem Heiligſten die Rede iſt, können billigerweiſe „nicht irdiſche, konventionelle Rückſichten gelten. Sie, „liebe Tante, halten feſt an Ihrem Glauben; Sie wünſchen, daß ich ihn theilen möchte, weil Sie in dieſem „allein alles Heil ſehen, weil Sie mich lieben. Ganz „bin ich zwar nicht in gleichem Falle. Ich bin jung, „ohne Erfahrung, und habe noch Vieles zu lernen. Ich „glaube nicht, daß die Seligkeit an irgend eine Form „des Glaubens gebunden iſt; mein Lehrer hat mich gelehrt, daß ich nie über die Seligkeit eines Menſchen „ein Urtheil fällen darf, obgleich ich, wie Sie, dem „Worte des Heilandes traue und weiß, daß nur der „das Himmelreich erben wird, der an ihn glaubt. Aber „ob dieſer Glaube mir offenbar wird, ob irgend ein „Menſch ihn erfährt, ja, ob nicht derjenige, der in dem „tiefſten Irrthume äußerlich befangen iſt, dieſem Glauben und mit ihm der Seligkeit näher iſt, als derjenige, der ihn mit lauten Worten verkündigt: das bleibt „ein tiefes, unerforſchliches Geheimniß, nur dem zugänglich, dem die innerſten Gedanken nicht verborgen „bleiben. In Einem aber wage ich es, mich mit Ihnen zu vergleichen, in der unerſchütterlichen Anhänglichkeit an dieſen Glauben und an die einfache Form, in welcher er mich beglückt. Der Kampf, den ich zu beſtehen hatte, hat ihn zum beſtändigen Gegenſtande meines Nachdenkens gemacht, der Ernſt, der dadurch in mein jugendliches Leben gekommen iſt, hat mich ganz ergriffen. Sie glauben, daß die Umgebung, daß die ſegensreichen Erfolge, daß der Glanz des Gottesdienſtes, die Gewalt des Geſanges, das ganze der Andacht geweihte Leben mich ergreifen wird. Hoffen Sie es nicht. Wir Frauen ſind ja von Kindheit an gewohnt, alle Eindrücke des Herzens, jedes hervorquellende Gefühl zu beherrſchen, um ſtets mit Beſonnenheit, mit Anſtand zu erſcheinen, um nie die Grenze des Schicklichen zu überſchreiten. Dieſe Erziehung, die durch die Mutter gewöhnlich nur für die irdiſchen Verhältniſſe angewandt wird, habe ich durch den trefflichen Lehrer für die höhern genoſſen. Keine irdiſchen Erfolge, kein bloß irdiſches, menſchliches Gefühl, ſelbſt nicht das heiligſte, wird über meinen Glauben eine Gewalt ausüben. Ja, wenn ich Märtyrer ſähe, die für einen andern geduldig bluteten, es würde mich nicht bewegen. Auch der Irrthum, der Wahn hat zu allen Zeiten ſeine Märtyrer gehabt. Und wenn wir Alles gethan haben, ſind wir dennoch unnütze

„Knechte. Sie leben, handeln nach Ihrer Ueberzeugung.
„Die ſtille Andacht weicht nie aus Ihrer Seele, und
„Sie ſind die Wohlthäterin der ganzen Gegend, in ſtiller
„Entſagung bringen Sie Ihre Tage zu, und glauben
„Sie, theuerſte Tante, dieſes ſchöne Beiſpiel, wenn
„es auch meinen Glauben nicht erſchüttert, wird dennoch
„einen ſegensreichen Einfluß auf mein ganzes Leben
„haben. Auch ich dachte in der Zukunft auf eine
„ähnliche Weiſe, wenn gleich an der Seite eines geliebten
„Mannes, zu leben, zu wirken. —

„Als ich ſo ſprach, ſah ich ſie erblaſſen. Sie
„kämpfte mit Erinnerungen, die nach ſo langer Zeit
„noch nicht alle Gewalt verloren hatten. Aber die
„leiſen Spuren einer vorübergehenden Unruhe waren
„ſchnell verſchwunden.

„Gott hat uns beiden, fuhr ich fort, das Vermögen,
„den Willen gegeben, der, Gott Lob, nicht von
„der Form des Glaubens abhängt. Wie iſt dieſer Entſchluß
„befeſtigt, gereinigt, erhöht, ja, geheiligt worden,
„ſeit ich in dieſem Hauſe lebe. Preiſen Sie Gott für
„dieſen Erfolg, theuerſte Tante; gehen Sie nicht weiter.
„Noch habe ich eine Bitte, eine recht herzliche, die Sie
„mir gewiß nicht abſchlagen werden. Um mich her iſt
„Alles in beſtändiger Thätigkeit. Nur ich ſitze da, als
„wäre ich völlig ungeſchickt. Laſſen Sie mich an dem

„Unterrichte theilnehmen; in Manchem kann ich unter-
„richten, was den Mädchen nützlich iſt und den Glau-
„ben nicht berührt; laſſen Sie mich die Krankenpflege
„theilen, dieſe rein menſchliche That wird doch durch
„meine Irrthümer nicht verpeſtet.

„Ich ſchwieg. Ich ließ Dich ungeſtört fortreden,
„Antonie, erwiederte die Tante, und ein wehmüthiger
„Ernſt ſprach ſich in allen ihren Zügen aus. Kann, will
„ich es läugnen, daß ſchönere Hoffnungen mich belebten,
„als Du in unſer Haus trateſt? Von jetzt an, nach die-
„ſer entſchiedenen Erklärung, ſind ſie aufgegeben; ja, ich
„hatte ſie ſchon früher aufgegeben. Die ehrwürdigen
„Geiſtlichen werden Dir nicht beſchwerlich fallen; Du
„wirſt nie wieder etwas hören, was die Lehre, die Du
„nur zu hoch hältſt, angreifen, Dich verletzen könnte.
„Was unſer Gottesdienſt, unſre Gebete, unſre Geſpräche
„für Dich Störendes enthalten mögen, läßt ſich freilich
„nicht leicht vermeiden, und wir müſſen wohl zu Dei-
„ner gütigen Duldung unſere Zuflucht nehmen. Eliſe
„iſt ſeit Deiner Gegenwart unruhiger, ſchwankender ge-
„worden; ſie hat die Ruhe, die ſie ſchon mühſam erwor-
„ben hatte, verloren und muß jetzt den ſchweren Kampf,
„mit unſicherem Erfolge, von Neuem anfangen. — Darf
„ich Sie unterbrechen, liebe Tante? fragte ich. Sie ſchwieg
„und erwartete, was ich zu ſagen hätte, mit großer

„Ruhe, ja, wie es ſchien, mit Güte. Gewiß, ſagte ich,
„ich hätte klüger gehandelt, wenn ich der armen Eliſe
„nicht zu Betrachtungen Veranlaſſung gegeben hätte,
„die ihr nicht heilſam geworden ſind. Im Stillen habe
„ich mir ſchon Vorwürfe darüber gemacht, und nur
„mein Mangel an Erfahrung kann mich entſchuldigen.
„Wie? dachte ich; darfſt Du ſtillſchweigend mit anſehen,
„daß Gerüchte, die in unſern Tagen ſo oft übertrieben
„werden, Beſchuldigungen, die nicht ſelten den
„Redlichſten treffen, die gute Eliſe zu einem Treubruch
„verleiten, der, wenn ſie ſpäter erfahren ſollte, daß ſie
„Gerüchten einen zu großen Glauben beigemeſſen, auf
„immer ihre Ruhe vernichten müßte? Es war nicht
„von einer leichtſinnig eingegangenen Verbindung die
„Rede; eine Verlobte, die mit Bewilligung ihrer Aeltern
„dem Geliebten Treue gelobt hatte, wandte ſich
„mit Vertrauen an mich. Dieſes Verhältniß ſchien
„mir ein heiliges, und ich will nicht läugnen, daß die
„Trennung, die Eliſen das Herz bricht, mir keinesweges
„hinlänglich gerechtfertigt ſcheint. Wie Sie auch,
„liebe Tante, meine Anhänglichkeit an den Glauben,
„in welchem ich erzogen bin, beurtheilen mögen, in
„meinem Benehmen darf nichts ſich zeigen, was einen
„Schatten auf meine Geſinnung werfen könnte. — Du
„kennſt die Lage der Sache nur, wie Du ſie durch

„Eliſe erfahren haſt, antwortete die Tante, und biſt zu entſchuldigen; aber Du ſiehſt es ein, daß der vertraute Umgang mit Dir, bei dem ſchon von ihr gewählten Stande, nicht heilſam ſein kann. Du wirſt ſie nur in unſerer Geſellſchaft ſehen und ſprechen. Auch Deine Bitte, liebe Antonie, vermag ich nicht zu erfüllen. Unſer Unterricht hat nur ein Ziel, die Gemüther für die heilige Kirche, in welcher allein Heil zu erwarten iſt, zu gewinnen und feſtzuhalten in dem heiligen Glauben. Aus dieſer Quelle entſpringt unſere Mühe, zu ihr ſoll ſie die Kinder führen. Selbſt was ſcheinbar nur dem Leben, den äußern Verhältniſſen dient, darf doch dieſer Beziehung nie ganz entſagen. Unſre Kranken werden zwar durch Heilmittel, wie ſie die Arzneikunde anwendet, geheilt, ſie werden zwar mit menſchlicher Sorgfalt gepflegt, aber der Segen, der ſo ſichtbar auf dieſen ſtillen Bemühungen ruht, entſpringt auch hier aus einer höhern Quelle, und der Troſt, die Ergebung, die durch unſere Gebete errungen wird, iſt heilſamer ſelbſt, als die wirkſamſte Arznei, als die ſorgfältigſte Pflege. — „Ich bin alſo hier wie eine völlig Ausgeſtoßene, wie eine Gefährliche, die man fern halten muß, ſagte ich, und es koſtete mich Mühe, den Unmuth zu verbergen. Es kann nicht Ihre Abſicht ſein, mich auf

„dieſe Weiſe feſtzuhalten. Ich ſah dieſe drückenden
„Verhältniſſe ſich ſchon entwickeln, fuhr die Tante völlig
„ruhig fort und ſchien meinen mühſam bekämpften
„Unmuth nicht einmal zu merken, und der Zufall kommt
„uns zu Hülfe. Die Gräfin Thereſe Waldberg, die
„Dir ſo genau bekannt iſt, wird noch dieſen Sommer
„nach Italien reiſen. Du weißt, daß es längſt ihre
„Abſicht war. Ich erwarte ſie in dieſen Tagen, und
„ſie hat ſich angeboten, Dich mitzunehmen, wenn Du
„es wünſcheſt. Ich wünſche nicht, daß Du in die
„Gewalt des Vormundes gerietheſt, und ich werde ſolche
„Gründe anführen, daß Du ſie billigen wirſt. Auf
„jeden Fall werde ich alle Verantwortung auf mich
„nehmen. Du kennſt die Gräfin, Du weißt, in welcher
„Freundſchaft ſie mit meiner Mutter lebte. — Ich
„nahm mit Dank dieſen Vorſchlag an und ſuchte meine
„lebhafte Freude zu verbergen, um die Tante, die ich
„verehre und liebe, nicht zu ſehr zu kränken. Von
„jetzt an wurde ich mit großer Güte behandelt, obgleich
„das Mitleid durchſchimmerte. Ich weiß nicht, wie
„die Tante es anfing, aber ſie richtete es ſo ein, daß
„ſie mir mehrere Stunden widmen konnte, ſie behandelte
„mich mit Liebe, ja, mit Auszeichnung. Ich ſah
„es der guten Eliſe an, daß ſie mich allein zu ſprechen
„wünſchte, aber ſie wurde zu genau beobachtet. Nach

„wenigen Tagen kam die Gräfin, und ich bin, wenn
„Du dieſe Zeilen leſen wirſt, in der Geſellſchaft einer
„proteſtantiſchen Dame nach Rom gereiſt, wo ich
„Dich mit Sehnſucht erwarte.

„In der Nacht vor meiner Abreiſe ſollte ich noch
„einen erſchütternden Auftritt erleben. Der Mond
„ſchien hell in meine Stube herein, und aufgeregt durch
„die Ereigniſſe nach dem Tode meiner Mutter, die in
„dieſem Augenblicke mir recht lebhaft entgegentraten,
„mit Dir beſchäftigt, indem ich überlegte, welchen Eindruck
„es auf Dich machen müßte, wenn Du mich
„hier ſuchteſt und nicht fändeſt, ſo von mancherlei Gedanken
„gequält, auch über Eliſe und ihr zukünftiges
„trauriges Loos bekümmert, konnte ich nicht einſchlafen.
„Da hörte ich, — die Kammerthüre war offen, — leiſe,
„aber ſehr vernehmlich klopfen; ich horchte; es war
„keine Täuſchung. Ich zog mich ſchnell an, und, als
„ahnte ich, wer es ſei, fragte ich, wer klopfe. Es war
„Eliſe. Ich öffnete ſchnell, und ſie ſtürzte heftig weinend,
„halbohnmächtig in meine Arme; es dauerte lange,
„ehe ſie ſprechen konnte. Ich habe ihn treulos verlaſſen,
„rief ſie, ich bin die Nichtswürdige! Nichts, keine
„Gebete, kein Heiliger kann mich von der Qual retten.
„Du Glückliche gehſt nach Italien, Du wirſt
„da Bekannte treffen. Verſprich mir, daß Du Dich

„nach ihm, nach meinem Julius erkundigen willſt, daß
„Du nicht ruhen willſt, bis Du ihn findeſt, daß Du
„ihm ſagen willſt, wie mein letzter Brief an meinem
„Leben zehrt. Gewiß, ein Verbrecher iſt er nicht. Du
„ſollteſt ihn kennen. Er iſt der mildeſte, gütigſte, offenſte
„aller Menſchen, und ich, ich konnte ihn verlaſſen!
„Aber ſein Bild ruht hier, rief ſie und drückte die
„Hände krampfhaft an die Bruſt; es verfolgt mich
„drohend, es winkt mir liebend, verſöhnend. Ich ſehe
„ihn in Noth und Elend, im Kerker, vom Tode bedroht,
„und wie die unſeligen Zeilen von meiner Hand
„ihm entſetzlicher ſcheinen, als Alles, was ihn ſonſt zu
„Boden drückt. Da iſt es mir plötzlich, als müßte
„meine Angſt, meine Qual ihn in meine Nähe zaubern;
„es iſt mir, als müßte er mich hören, meine
„Klagen vernehmen. Aber das fühle ich, kein Heiliger
„kann mir nahe treten, ſo lange dieſe unruhige Geſtalt
„nicht verſöhnt, erlöſet iſt. — Ich verſuchte ſie zu
„tröſten, wie ich konnte; voller Angſt verſprach ich
„Alles und bin entſchloſſen, Wort zu halten. So ganz
„ſpurlos kann ein Fremder doch hoffentlich nicht verſchwinden.
„Sie ſchlich ſich, wie es ſchien, etwas beruhigt
„fort, und ich ſchließe dieſen Brief noch nach
„ihrer Entfernung.

„Ich bin ſo ausführlich geweſen, damit Du von „meiner ganzen hieſigen Lage wohl unterrichtet wirſt. „Ich habe der Tante dieſen Brief übergeben; Du biſt „berechtigt, ihn ihr zu leſen zu geben. Ja, ich wün„ſche es, damit ſie den nächtlichen Auftritt erfahre. „Sie wird nicht grauſamer ſein gegen die arme, ihr „anvertraute Eliſe, als gegen mich, und ſie wird ein„ſehen, daß ſie das verlaſſene Mädchen bis zum Wahn„ſinne bringen kann, wenn ſie ſie nicht mit Milde be„handelt.“ —

Dieſes Schreiben machte keinesweges den Eindruck auf mich, den Antonie mit Sicherheit zu erwarten ſchien. Die verſtändige Kälte trat mir in meiner damaligen Stimmung feindſelig, der Verſuch, die keimende Seelenruhe eines verirrten Mädchens zu ſtören, ſogar verletzend entgegen. Ich konnte damals in dieſem altklugen, überlegenden Mädchen den Gegenſtand meiner Liebe nicht wieder erkennen, und ein tiefer Zwieſpalt drohte ſie in der innerſten Wurzel zu erſticken. Aber eine quälende Unruhe ergriff mich immer gewaltſamer. Unſeliger! rief ich, Deine Liebe war eine Täuſchung, das erſte heiligſte Gefühl, welches aus der innerſten Wahrheit Deines Geiſtes entſprungen ſchien, hat Dich irre geführt; und jener hohe, himmliſche Augenblick, als die Gnade dem zertretenen Sünder erſchien, als der Himmel ſich eröffnete? Eine furchtbare Angſt verzehrte mich. Da war es, als müßte ich mich ganz in die ruhigen Wellen der heitern Umgebung verſenken. Der Altar ſtand vor mir, die intonirte Meſſe, der herrliche Geſang, die hohen Gemälde, das wohlthätige Leben, die Ruhe, die Klarheit, die Anmuth der neuen Welt, die mir aufgegangen war. Ich mußte mich der herrlichen Frau nähern, die ich als den belebenden Mittelpunkt dieſes heitern Daſeins verehrte; ſie mußte erfahren, was mich beſeligte, Antonie trat, wie mein ganzes vergangenes Leben, in den Schatten, und jener heilige Augenblick, in welchem aus der Nacht der Zerknirſchung die Morgenröthe des Heils hervorbrach, erſchien mir als die Weiſſagung deſſen, was jetzt in dem ganzen Reichthum der Erfüllung mich umfaßte. Noch ein Mal wohnte ich der Morgenandacht bei, und ſchon hatte ich keinen Willen mehr. Wie von einer höhern Gewalt ergriffen, mußte ich mich willenlos ergeben. Als ich die Nonne ſah, übergab ich ihr den Brief. Ich habe, ſprach ich, wie Sie leſen werden, den Auftrag, Ihnen dieſes Schreiben mitzutheilen. Sie nahm es, erſuchte mich, einen Stuhl zu nehmen, und ſetzte ſich ſelbſt ruhig hin. Sie las mit ruhiger Aufmerkſamkeit; nur zuweilen zuckte ein leiſes, wehmüthiges Lächeln um ihre Lippen, und darauf gab ſie mir ſtillſchweigend den Brief zurück. Was ich ihr aber ſagte, wie ich ihr den Eindruck enthüllte, den dieſes ſtille, wohlthätige Leben auf mich machte, weiß ich kaum zu ſagen. Sie ſchien nicht erſtaunt und geſtand, daß, was meine Wirthin und das Mädchen erzählt hätten, ihr die erfreuliche Hoffnung gebe, eine Seele gewonnen zu haben. Ich blieb hier, ich lernte die beiden Prieſter kennen, und nach Verlauf von ein paar Tagen, in welchen ich die Nonne öfters ſprach, wurde beſchloſſen, daß ich nach Rom reiſen ſollte. Sie wollte mir die Adreſſe an einen alten Geiſtlichen geben, deſſen herrliche Gaben, tiefe Einſicht und heiligen Wandel ſie über Alles erhob. Durch ihn, ſagte ſie, wurde ich bewogen, meiner frühern Verirrung zu entſagen und zurückzukehren zu der Kirche, die unſere Väter in unglücklicher Verblendung verlaſſen haben. Die Schatten, die ſich zwiſchen mich und meine Geliebte geſtellt hatten, wußte ſie zu bannen. Der heftige Widerſtand, ſagte ſie, entſpringt nicht ſelten aus dem reinſten Sinn, und oft verkehrt er ſich plötzlich in die völlige Hingebung. Iſt die glückliche Erleuchtung Ihres Geiſtes nicht eine ſchöne Vorbedeutung der Gewalt, die Gott auch über die Geliebte ausüben wird? — Für mich erhielt jetzt meine Liebe eine höhere Bedeutung, und je tiefer ich mich ſelber ergriffen fühlte, deſto weniger zweifelte ich an dem Erfolge.

Vorbereitungen für meine bevorſtehende Reiſe nach Italien mußten getroffen werden, und ich beſchloß, ſie von hier aus einzuleiten und ihren völligen Abſchluß hier abzuwarten. So verſtrich ein Monat; ich wohnte täglich dem Gottesdienſte bei, aber ruhig war ich noch keineswegs. Je feſter meine Ueberzeugung ward, je mehr ich die Zeit des förmlichen Uebertritts herannahen ſah, deſto mehr ſtieg meine innere Angſt. Es war mir, als wenn eine innere warnende Stimme immer lauter würde, als wenn ich Antonie, in Thränen ſchwimmend, von Kummer verzehrt, ſähe, und ich fühlte es, daß ich nur dann durch den Uebertritt beglückt werden könnte, wenn es mir gelänge, auch ſie für dieſen Entſchluß zu gewinnen. Ich verbarg dieſe Stimmung den Prieſtern, der Nonne nicht, und die Letztere ſchien von meinem Aufenthalt in Rom, von meiner Bekanntſchaft mit dem alten Geiſtlichen Alles zu erwarten. — Unter den Prieſtern zog mich der Pater Anſelm beſonders an. Auch er war ein geborner Proteſtant, er hatte alle Verirrungen des politiſchen, äſthetiſchen, philoſophiſchen, religiöſen Lebens getheilt und durchlebt, und der Eifer, mit welchem er der Kirche anhing, war ſo groß, wie ſeine Anſichten tief. Mit Strenge beurtheilte er die abtrünnigen Ketzer. Die Thoren! ſagte er. Gehen ſie nicht unter den Trümmern ihres zerſtörten Lebens herum, wie unter den Ruinen der Tempel, die ſie nicht zu erhalten, viel weniger zu bauen vermögen? Weht nicht ein jeder Windhauch das zerſplitterte Daſein hierhin, dorthin? Wechſeln nicht Verfaſſungen, Meinungen, Anſichten, Geſinnungen in krampfhafter Eile? Von der platteſten Aufklärung ſpringen ſie ſchnell bis zur ſtumpfſinnigſten Frömmelei über, und die Frömmigkeit iſt leider unter ihnen Mode geworden. In einen überreizten Zuſtand verſetzt, ſucht das abgeſtumpfte Leben einen immer heftigern Stachel, um ſich zu fühlen, und ſie rufen die Hölle zu Hülfe und alle Qualen einer ewigen Verdammniß, um nur etwas zu haben, wovor ſie erſchrecken können, ſeit die Thränen der mildern Empfindſamkeit vertrocknet ſind, die Furcht vor Geſpenſtern ſich verloren hat, ſelbſt das vernichtende Schickſal der Tragödie den Eindruck verfehlt. Sie klagen uns an, daß wir lehren, durch Werke erringe man die Seligkeit, als wenn nicht eine jede äußere Form ein Werk wäre, als wenn jene Verbrüderungen, in welche man ſich immer enger einſchnürt, worin man ſich wechſelſeitig ſelig preiſet und Glück wünſcht, liebelt und verzärtelt, etwas Anderes wären. Man ſucht das Gemeinſte, das Geringſte durch jene Ausdrücke, die nur dann ihren Werth behalten, wenn ſie ſelten gebraucht werden, wenn ſie in den höchſten Stimmungen wie unwillkürlich aus der übervollen Seele hervorquellen, zu erheben, zu heiligen; man vereinigt ſich in Gemeinden, deren Grenzen immer enger werden, bis ſie in Abendzirkeln der eleganteſten Welt ihren Platz finden. Die Seligkeit der geiſtigen Armuth, jenes göttliche Wort, das uns lehrt, wie nur in der Beziehung auf das Höchſte, was uns die ewige Liebe offenbart, nur in der Kirche alles Irdiſche, Staat, Sittlichkeit, Wiſſenſchaft, Kunſt, eine Bedeutung erhält, wie der Geiſt, der die Nichtigkeit alles Vergänglichen erkennt und die Hohlheit des Schein-Reichthums, eben dadurch in den engſten Grenzen des Lebens, der geiſtigen Bildung einen unendlichen Schatz bewahrt, verkehren ſie ſo, als wenn der heilige Geiſt die Unmündigen beſonders liebe, als wenn die unverſtändigſte That, die armſeligſte Aeußerung von ihm herrühre. Wenn ein Solcher die Verſicherung hören läßt: Der Herr gab mir die Gnade, ſo oder ſo zu reden, könnt Ihr ſicher ſein, eine Albernheit zu hören. Sie vergeſſen, daß der Geiſt eben irdiſch reich ſein muß, damit die geiſtige Armuth eine Bedeutung habe; die kümmerlichſte Unwiſſenheit bläht ſich in hohler Andacht auf, und Jeder baut ſich, ſeit die allgemeine Kirche verdrängt ward, eine eigne Kirche, deren Altar, Prieſter und Gemeinde er ſelbſt iſt. Derſelbe Apoſtel, der die Ehe für denjenigen, der ſich dem

Dienſt der Kirche weiht, als ein Uebel betrachtete, welches ſich damals noch nicht abwenden ließ, lehrte zugleich, daß die Weiber in der Gemeinde ſchweigen ſollen. Aber ſeit die höchſten Myſterien in den engſten, gewöhnlichſten Kreiſen des Familienlebens entweiht, zur Gemeinheit des täglichen Genuſſes herabgewürdigt werden (da doch jede Familie nur veredelt wird, indem ſie mit heiliger Scheu ſich in das große, Alle umfaſſende Geheimniß eingeweiht fühlt), ſeitdem ſind die Frauen auch Prieſterinnen geworden, und eine jede weiht ſich ſelber. So gilt Unkunde für Frömmigkeit, und man glaubt, daß der Dümmſte auf der Erde eben für den Himmel klug genug ſei. —

Wie kümmerlich erſchien mir das Leben der großartigen, die Geſchichte, die Staaten und Völker, wie die einzelnen Menſchen umfaſſenden Kirche gegenüber. Einſt, als ich einer ſolchen ſchneidenden Beurtheilung beſonders willig das Ohr lieh, gab er dem Geſpräche eine Wendung, die mich entſetzte. Wenn ein Land unter dem Druck eines Deſpoten oder der Anarchie ſeufzt, ſprach er, dann rühmt man die Wenigen, die zu ſolchen Zeiten ſich im Stillen enger verbünden, und Brutus hat Cäſars Ruhm in der Geſchichte getheilt, indem er ihn ermordete. Wenn die Aufgeklärten ſich vereinigen, indem ſie, was ſie Vorurtheile nennen, ſchonen, um den Glauben zu untergraben, den ſie zu lehren berufen ſind, dann werden ſie von den Anhängern gerühmt, und ich brauche diejenigen kaum zu bezeichnen, die berühmt worden ſind durch dieſe Handlungsweiſe. Es ſind die nämlichen, die auf geheime Verbrüderungen für die wahre Kirche am lauteſten ſchimpfen. Iſt es gewiß, daß außer der Kirche kein Heil iſt, dann iſt auch Alles, was dieſer dient, dadurch geadelt. — Mir ſchauderte; es war mir klar, daß ich in die Hände eines Jeſuiten gefallen war. Seine Gewalt über mich war ſchon ſo entſchieden, daß ich keinen Einwurf wagte, aber er merkte mein Entſetzen und ſchien ſeine Aeußerung zu bereuen. Er hatte den Grundton meines Daſeins verletzend berührt. Aber ich ließ mich nicht warnen. Würdeſt Du, ſagte ich mir, je aufhören, durch redliche Mittel das zu befördern, was Dir recht dünkt, weil Andere ſchlechte Mittel brauchen? Und hier gilt es das Heiligſte, das, was allein einen Werth hat. Ja, ich fand Gründe, ihn zu entſchuldigen, obgleich ich nie ſeine Geſinnung theilen würde.

Ich reiſte nach Rom. Die Gräfin Thereſe war mit Antonien nach Florenz gereiſt, und man erwartete erſt in einigen Wochen ihre Zurückkunft. Ich beſuchte den alten Geiſtlichen und fand einen Greis, tief in die Siebzig. Wenig graue Haare umgaben die ſchwarze

Kappe, die den kahlen Scheitel bedeckte. Sein bedeutendes Geſicht war voll tiefer Runzeln, und die Lippen eng zuſammengezogen. Noch hatten die Augen nicht alles Feuer verloren, und man las die Leiden, die er geduldet, die Zweifel, mit welchen er gekämpſt hatte, in allen ſeinen Geſichtszügen. Aber ein ruhiges, tiefes Nachſinnen herrſchte jetzt vor. Er ſchien noch rüſtig, empfing mich gütig, vertraulich und ſchien mich ſchon erwartet zu haben. Den Brief von der Nonne las er aufmerkſam. Es iſt eine treffliche Dame, ſprach er, und es iſt unmöglich, in ihrer Nähe zu leben, ohne ſie zu bewundern. Unſer erſtes Geſpräch war kurz, wenn gleich nicht ohne Bedeutung. Ein Kardinal trat herein, betrachtete mich aufmerkſam, und ich mußte mich entfernen. Ich hatte eine gewiſſe Scheu vor den Landsleuten, die ſich in Rom aufhielten. In meiner damaligen Stimmung ſuchte ich durchaus die Einſamkeit. So ging ich allein, von einem Lohnbedienten aus dem Gaſthauſe begleitet, zwiſchen den Ruinen auf dem Campo vaccino, und die großartigen Trümmer der größten Vergangenheit lenkten allmälig meine Aufmerkſamkeit von dem ab, was in der letzten Zeit mich allein beſchäftigte. Da ſah ich zwiſchen den einſamen, umgeſtürzten Säulen eine verwilderte Geſtalt ſitzen. Sie ſtarrte mich an, die Verzweiflung in allen Zügen, und ſchien entfliehen zu wollen. Es war ein junger Mann; der abgetragene feine Rock deutete, wie die bedeutenden Geſichtszüge auf einen Jüngling aus den höhern Ständen, und die Kleidung, wie die Phyſiognomie auf den Ausländer. Eine unbeſchreibliche Theilnahme ergriff mich, und vergeſſend, daß ich in Rom war, rief ich ihm in deutſcher Sprache zu: Unglücklicher, was wollen Sie thun? Es war mir, als läſe ich den beſchloſſenen Selbſtmord in ſeinen ſtarren Augen. Er blieb ſtehen. Was ich will? ſagte er und blickte mich verwirrt an, fliehen, dahin, wo mich kein Menſch kennt, wo ich mich ſelber vergeſſe, und ehe ich ihn aufhalten konnte, war er zwiſchen den Ruinen verſchwunden. In dieſem Augenblick entdeckte ich einen andern Mann, der mich, ebenfalls auf Deutſch, anredete. Fürchten Sie nichts, ſagte er, dieſen Unglücklichen werden wir nicht aus den Augen verlieren. Es iſt ein armer Ketzer, der mit einem katholiſchen Mädchen verſprochen iſt; er wurde hier verdächtig, aber nach einer genauen Unterſuchung iſt ſeine Unſchuld anerkannt worden; indeſſen hat ſein Mädchen ihn verlaſſen, und er iſt dem Wahnſinne nahe. Wir verlieren ihn nicht aus den Augen, und ich weiß, wo ich ihn jetzt finden werde. — Mir fiel plötzlich Eliſens Geliebter ein. Es ſchien mir faſt gewiß, daß dieſer es ſein müſſe.

und als ich mich bei dem Fremden erkundigte, fand ich meine Vermuthung beſtätigt. Indem ich den Fremden genauer betrachtete, entdeckte ich einen Mann, den ich, wenn auch nur flüchtig, in van der Naels Wohnung geſehen hatte. Wir wurden bald vertraut. Er nannte ſich Eßler, war aus dem ſüdlichen Deutſchland und wußte mir viel von van der Nael zu erzählen. Dieſer war, erzählte er, ſeit vielen Jahren für die Propaganda thätig geweſen, und ſeine Verdienſte waren um ſo bedeutender, da diejenigen, die er gewonnen hatte, faſt immer Männer aus den höhern Ständen, Männer waren, deren ausgezeichnete Bildung ihren Rücktritt zu der mütterlichen Kirche wichtig und erfolgreich machte. Er hatte viel gelitten, und beſonders durch eine faſt fix gewordene Idee. Er glaubte nämlich, daß, damit die wahre äußere Einheit, damit die päpſtliche Gewalt und mit dieſer die innere Kraft der Kirche mächtig werde, dem Papſtthum gegenüber ſich ein Kaiſerthum wieder bilden müſſe, und er erwartete von Napoleon, trotz ſeiner wenig kirchlichen Geſinnung, die Bildung dieſes Kaiſerthums. Als daher dieſer geſtürzt wurde, quälten ihn unſägliche Zweifel; eine Zeitlang verzweifelte er faſt an dem Wiederaufblühen der Kirche, und nur die Zeichen der neuern Zeit haben ſeine Hoffnung wieder belebt. Er lebt jetzt hier, fuhr er fort, in großem

Anſehen und hat einen bedeutenden Einfluß. Eßler ſelbſt ſtellte ſich als einen Geiſtlichen dar, ſchien aber ſeine nähern Verhältniſſe verbergen zu wollen. Auch über den unglücklichen verſchwundenen Fremden erfuhr ich nichts Ausführliches, und Eßler hatte in ſeinem ganzen Benehmen etwas Verſtecktes, was bei aller ſcheinbaren Vertraulichkeit mir abſchreckend ſchien. Doch verſprach er mir, daß ich von dem Unglücklichen mehr erfahren ſollte, und auf jeden Fall, wenn es nöthig wäre, Nachrichten von ſeinem Aufenthalt. Seinen Namen, der mir unbekannt war, verbarg er, und als ich darauf drang, mit dem Verzweifelnden zu reden, als ich nicht verhehlte, daß ich ihm günſtigere Nachrichten von Eliſe bringen könnte, ſah Eßler mich verwundert an und entfernte ſich plötzlich, ohne mir zu antworten.

Aber täglich ſah ich nun van der Nael; er ward mein Lehrer, durch ihn eröffnete ſich meinem Blicke die grundloſe Tiefe der katholiſchen Lehre, ihre unendliche Konſequenz. Meine innere Ahnung, die mir leiſe entgegentrat, als ich in der Nähe der Nonne die mir bis dahin verborgene Welt gleichſam eben erſt entdeckte, ward mir jetzt ſelige Gewißheit. Ich dachte kaum an mich ſelber. Tag und Nacht beſchäftigte mich ein Studium, durch welches ich wie heimiſch wurde in einer höhern Natur. Wie bei der Erforſchung der ſinnlichen Welt ſich das letzte Siegel des Geheimniſſes nie löſt, und dennoch die unergründliche Abſichtlichkeit aus allen Gebilden ſich ausſpricht, ſo erſchien mir auch hier Alles lebendig, bedeutend, was ich früher als leere Ceremonie geringgeſchätzt, ja, als Fratze verachtet hatte, während das heilige Myſterium, je näher ich ihm zu treten ſchien, ſich deſto tiefer verbarg. Wie meine Empfindung früher, war mein Erkennen jetzt verklärt, geheiligt. Ja, die Kirche ſchien mir die tiefe Hieroglyphe deſſen, was die unendliche Natur in ihrem verſchloſſenen Schooße verbirgt, wofür die angeſtrengteſte Betrachtung vergebens den Ausdruck ſucht, das heiligſte Myſterium, ſo tief verborgen und doch ſo unendlich klar. Die Orgel tönte wie des Windes Brauſen, die Gebete rollten wie die Wellen dazwiſchen, die Gewölbe der Kirche erhoben ſich zum Himmelsgewölbe, und wo ich einen Betenden ſah, wo ein Heiliger angerufen ward, ja, wo, ohne Nachdenken, ein Menſch das Kreuzeszeichen machte, war es mir, als wenn eine Frühlingsblume mir entgegenduftete aus der heitern Welt, in welcher ich heimiſch geworden war.

So war ich völlig von einem neuen Leben ergriffen, als ich die Rückkunft der Gräfin erfuhr. Ich eilte, Antonie zu ſuchen. Mein Herz klopfte heftig. Ich hielt mich zwar für überzeugt, daß, was mich ganz durchdrang, auch ſie beglücken müßte. Aber tief im verborgenen Hintergrunde meines Daſeins ward jene geheime warnende Stimme dennoch laut, und eine dunkle Furcht, eine Angſt, die ich nicht überwinden konnte, durchbebte mein Inneres. Ich ſah Antonie zuerſt in Gegenwart der Gräfin. Sie ſtürzte weinend, innerlich erſchüttert in meine Arme. Es war ſichtbar, daß ſie viel gelitten hatte, daß noch immer ein geheimer Kummer auf ihrer Seele laſtete. Auch ich war erſchüttert, aber ein ängſtliches Stillſchweigen herrſchte zwiſchen uns. Es war, als wenn wir beide Eins dem Andern etwas anzuvertrauen hätten, was wir laut werden zu laſſen uns ſcheuten. Die Gegenwart der Gräfin quälte uns, und auch ſie ſchien nicht ohne Verlegenheit. Das ganze Geſpräch drehte ſich um gleichgültige Dinge; ſelbſt die Aeußerungen der Freude über meine Ankunft hatten, nach dem erſten unwillkürlichen Erguſſe, etwas Gezwungenes. Was mir aber am meiſten auffiel, war das ſichtbare Bemühen der Gräfin, Antonie zu entfernen. Aber auch ſie ſchien es zu merken. Antonie, ſagte die Gräfin, Herr von Burow wird ſicher wünſchen, von Deinem gegenwärtigen Verhältniſſe zu Deinem Vormunde unterrichtet zu werden. Die Papiere liegen in meinem Bureau. Er kann ſie mit ſich nehmen, und wir überlegen, was wir zu thun haben. Nur jetzt nicht, liebe Gräfin, antwortete Antonie, jetzt nicht; diese Augenblicke müſſen nicht durch ſo ſchmerzhafte, ſo verdrießliche Erinnerungen getrübt werden. Die Gräfin biß die Lippen zuſammen, und auch ich wunderte mich nicht wenig, denn dieſe Augenblicke waren nichts weniger, als heiter. Das Geſpräch ſchlich ſich nun eine Viertelſtunde träge, oft ſtockend fort. Es iſt doch ſeltſam, Mädchen, daß Du Dein gelungenes Bild vergeſſen haſt, ſagte die Gräfin. Sie werden ſich freuen, wenn Sie es ſehen. Es iſt überraſchend ähnlich. — In der That, rief Antonie aus, es iſt ſeltſam, daß ich das Bild habe vergeſſen können. Freute ich mich doch nur Deinetwegen, lieber Burow, als es ſo ähnlich geworden war. — Aber ſie blieb ſitzen, ergriff eine Klingel. Luiſe erſchien. Du weißt, wo das Bild liegt, ſagte ſie; das Mädchen ging, und die Gräfin war offenbar höchſt verdrießlich. Das Bild kam. Es war ſehr gelungen und beſchäftigte uns eine Zeitlang; ja, das Geſpräch war, weil ein Gegenſtand ſich darbot, der keine jener mir verborgenen Saiten berührte, lebhafter, als bisher. Ich freute mich. Aber nichts vermochte die peinliche Stimmung ganz zu verdrängen. Ich ging fort, und die Gräfin konnte nicht verhindern, daß Antonie mich ſchnell begleitete. Geh, rief ſie eilig und ängſtlich, um das Haus herum.

Du wirſt in der Nebenſtraße eine kleine Gartenthür finden. Um acht Uhr heute Abend. Die Thür wird offen ſein. — Kaum hatte ſie dieſe wenigen Worte geſprochen, als die Gräfin erſchien. Morgen, ſagte Antonie laut, mit einer großen Geiſtesgegenwart, erwarte ich Dich, komm ja nicht zu ſpät. Die Gräfin wiederholte dringend dieſelbe Einladung, und ich verließ das Haus, verwundert, gepeinigt durch die Art der Aufnahme, die mir unerklärbar war. Die geheime Einladung erſchien mir beſonders verletzend. Was mich zu Antonien beſonders hinzog, war die große weibliche Beſonnenheit, jener ruhige Anſtand, der nicht allein jede Unſchicklichkeit von ihrer Seite undenkbar machte, ſondern auch aus ihrer Nähe entfernte. Und daß dieſes geheime Geſpräch mit dem Geliebten hinter dem Rükken der Frau, unter deren Aufſicht ſie allein in einer großen, fremden Stadt mit Anſtand erſcheinen konnte, etwas Unſchickliches hatte, fiel mir ſo ſehr auf, daß es Augenblicke gab, in welchen ich den Beſchluß faßte, nicht zu erſcheinen. Aber dann dachte ich wieder, wie dringend, ja, wie gefährlich die Verhältniſſe ſein müßten, die Antonie zwingen konnten, zu einem ſolchen Mittel zu greifen. Ich war zu unruhig, um heute van der Nael aufzuſuchen, ich erwartete die Stunde mit brennender Sehnſucht. Die Gartenthür war ofſen, und Luiſe führte mich ſtill nach einem verſteckten Luſthauſe. Dieſes lag am Ende einer langen Allee, die von allen Seiten mit dichtem Gebüſch umgeben war. In einer weiten Entfernung trat man in dieſe herein, und ehe man das Luſthaus erreichte, war es leicht, durch eine hintere Thür zu entſchlüpfen. Ich werde früh genug eine jede verdächtige Annäherung bekannt machen, ſagte Luiſe. Treten Sie nur ruhig hinein. Antonie war da und kam mir in einer ſehr aufgeregten Stimmung entgegen. Du darfſt Keinem trauen, rief ſie, Keinem, ſelbſt die Tante hat mich betrogen. Die Gräfin iſt zur katholiſchen Kirche übergetreten; ſie war ſchon katholiſch, als ſie in dem Kloſter erſchien, ſie hatte die Erlaubniß der Kirche, es zu verbergen. Iſt es nicht ſchrecklich, daß ſelbſt die Beſten ſich Alles erlauben zu dürfen glauben, Lug und Betrug, um uns für das, was ſie die heiligſte Wahrheit nennen, zu gewinnen? Kann das, was irgend einen Betrug duldet, die ewige Wahrheit ſein? — Ich war anfänglich erſchrocken; ich wußte, wie wenig Antonie fähig war, eine ſolche Beſchuldigung zu wagen. Aber indem ich die ganze Lage der Geliebten überlegte, vermuthete ich eine Täuſchung, die, wo der Verdacht einmal erregt war, zu natürlich entſtehen konnte. Antonie, antwortete ich, entſchloſſen, ihr meine eigene Geſinnung nicht zu verheimlichen, Antonie, daß die Gräfin damals ſchon, als ſie in dem Kloſter erſchien, für den Katholicismus gewonnen war, will ich nicht läugnen. Du ſelbſt haſt ja den Eifer, mit welchem ſie wünſchen, wünſchen müſſen, daß wir der Kirche angehören mögen, in welcher ſie das einzige Heil ſehen, früher vertheidigt; wie kannſt Du jetzt, da Du ſelbſt der Gegenſtand dieſer liebevollen Sorgfalt biſt, tadeln, was Dir ſonſt lobenswerth erſchien? Ich will Dir's nicht verbergen, es hat mich unangenehm überraſcht, daß Du Dich dem herrlichen, andächtigen Leben, daß Du Dich der heiligen, bedeutungsvollen Welt, die ſich ſo freundlich Dir eröffnete, Dich ſo liebevoll aufnehmen wollte, mit harter Entſchloſſenheit entzogen haſt. Ich begreife nicht, wie Du unempfindlich bleiben konnteſt, wo die Natur, wo das wohlthätigſte, beſonnenſte Leben und Handeln, wo das ganze Daſein mit der heiterſten Offenbarung der Kirche in ein Bündniß trat. Mich hat dieſe neue Welt, ich geſtehe es, ergriffen, und ich würde unwahr ſein, wenn ich Dir verhehlen wollte, daß der Entſchluß, in den Schooß der mütterlichen Kirche, die unſere Väter verließen, zurückzukehren, immer mächtiger in meiner Seele heranreift. — Während ich ſprach, ſtarrte mich Antonie an, eine Todtenbläſſe entfärbte die Wangen, die Lippen zitterten, und ſie ſtürzte ohnmächtig in meine Arme.

Mich ergriff ein furchtbares Entſetzen, als wenn die leiſe, tiefe, warnende Stimme jetzt frei geworden wäre und, laut drohend, wie ein Donner mein Innerſtes träfe. Ich kam mir wie ein Verbrecher vor; es war mir, als wäre ich aus einer ſeltſamen Traumwelt plötzlich aufgerüttelt und könnte mich noch nicht beſinnen. Lange dauerte es, ehe ſie ſich erholte, ehe ſie völlig wieder ſich faßte, um das Unglück in ſeinem Umfange zu fühlen. Alſo, was ſie mir ſagten, rief ſie, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, was ich nie glauben wollte, was, als bloße Möglichkeit in trüben Stunden geahnet, mich zu vernichten drohte, das iſt wahr! Die ſtrenge, ernſte Lehre der Liebe, ihn, den Heiland, der Dir ſo nahe trat, haſt Du entfernt, da er eben winkte! Eine bunte Zauberwelt, durch magiſche Künſte hervorgerufen, von Deiner betäubten Phantaſie mit verſchwenderiſcher Pracht belebt, haſt Du zwiſchen ihn und Dich geſchoben, eben, als er, er ſelber Dir winkte! Aber er wohnt ganz bei dem Vater und ganz in den Herzen derer, die ſich ihm ergeben. — Sie ſprach in heftiger Aufregung, die Bruſt hob und ſenkte ſich gewaltſam, das Entſetzen ſpielte mit allen ihren Geſichtszügen. Du, Du biſt doch nicht ſchon katholiſch? fragte ſie mit bebender Stimme. Sie haben Dir doch nicht das Recht ertheilt, ihre höchſte Wahrheit mit einer Lüge zu verſchleiern? O, dieſe Künſte, die unſelige Liſt, die alles Vertrauen erſtickt und uns für das Heiligſte gewinnen will! — Sie ſah mich zweifelnd, ſcheu, furchtſam an. Ich bin es nicht, liebe Antonie, antwortete ich, wenigſtens noch nicht durch einen förmlichen Uebertritt, eben ſo wenig durch ein bindendes Verſprechen irgend einer Art. Du kennſt mich, ich werde nie glauben, daß man durch den Trug den Himmel gewinne. Ja, ich habe ſelbſt in den Stunden, wo die großartige höhere Welt, die Wunder des Glaubens, der Kirche in ihrem erhabenſten Lichte mir entgegenſtrahlten, wo ich ſah, wie ſie eine höhere Geſchichte mitten in der verworrenen zu geſtalten trachtete, wie die organiſche Seele des verworrenen Geſchlechts aus den zerfallenen, nur äußerlich verbundenen Kräften ein wahres Leben hervorrief, dennoch tief gefühlt, daß ich nie mich an die Kirche werde anſchließen können, wenn es mir nicht gelingen ſollte, Dich auch zum Uebertritt zu bewegen. — Das haſt Du gefühlt? rief ſie; o, der erbarmungsvolle Gott hat dieſes Gefühl in Dir erweckt — gefühlt haſt Du es, aber doch auch verſprochen, Dir ſelber heilig gelobt? — Wäre meine Ueberzeugung völlig befeſtigt geweſen, hätte jene innere, warnende Stimme ſie nicht immer im Schwanken erhalten, ich hätte mich entſetzt vor jenem gewaltſamen Aufdringen. Jetzt war ich ganz in ihrer Gewalt. Das Gelübde ward, wie gegen meinen Willen, ausgeſprochen. Aber ich beſchloß heilig, es zu halten. Und ich, ich verſpreche Dir feierlich, Dich nie, nie zu verlaſſen, antwortete ſie. Du biſt meine erſte, meine einzige Liebe; habe ich Dich zu ſehr, zu innig geliebt, dann mag der Herr mir verzeihen; ich habe Dir Treue gelobt und will ſie halten. Wir ſind von künſtlichen Netzen umſponnen. Ich verlange nicht, daß Du mir unbedingt glauben ſollſt; Manches möchte mir, Deiner Meinung nach, zu verdächtig erſcheinen, was doch unſchuldig iſt. Du ſollſt ſelbſt urtheilen. Aber ſei vorſichtig, ja, ſei liſtig. Ich ſcheue das Wort nicht. Wir wollen Niemanden betrügen, nur einen Betrug verhindern. Unſer Geſpräch bleibe ihnen ein völliges Geheimniß. Noch Vieles habe ich Dir mitzutheilen, nur dieſes noch. Du beſuchſt uns morgen früh; o nimm Dich in Acht, die Gräfin wird Dich prüfen. — Und nun geh! Man darf uns hier nicht überraſchen. Um acht Uhr morgen Abend erwarte ich Dich, wie heute. Gott Lob! ich verlaſſe Dich ruhiger, als dieſe entſetzliche Entdeckung vermuthen ließ.

Wie ganz anders war dieſes Zuſammentreffen mit Antonien, als ich es erwartet hatte. Als ich nach einer unruhigen Nacht erwachte, überlegte ich den geſtrigen

Auftritt. Die Folgen der Ueberraſchung waren verſchwunden, was mich ſo mächtig ergriffen hatte, konnte ſeine Gewalt nicht verlieren, und ich fing an, mein Gelübde zu bereuen. Mit einer großen Seelenangſt ſtürzte ich auf meine Knie. Nie habe ich inniger, flehender gebetet. Gott der Liebe, Heiland! rief ich, ſieh, ich ſuche Dich, und Du haſt verſprochen, daß, wer kindlich um Deine Gnade fleht, ſie finden wird. In jenen Tempeln, die ich verlaſſen will, ſucht man Dich; in dieſen, die mir winken, biſt ja auch Du nur der Herr; o zeige mir den rechten Weg, reinige mich, daß ich würdig werde, Dir anzugehören. Ich fühlte mich wunderbar geſtärkt; aber ſeltſam iſt es mir noch, daß ich nicht erkannte, wie jene Zuverſicht, mit welcher ich eine Erleuchtung von einem Gebet, unmittelbar an ihn gerichtet, ohne alle Vermittelung der Kirche, erwartete, den tiefgewurzelten Glauben meiner Kindheit verkündigte, daß dieſes Gebet ſelber mich zum Proteſtanten ſtempelte. — Ich fand die Gräfin und Antonie, die meine Ankunft erwarteten. Die Letztere war ruhiger, als ich erwartet hatte, ſie erſchien ſelbſt heiter, und jetzt verließ ſie uns nach einer kurzen Zeit, unaufgefordert. Du wirſt, ſagte ſie, indem ſie ſich entfernte, in der Geſellſchaft der gnädigen Gräfin mich nicht vermiſſen. Ich muß recht ſehr bedauern, daß ich übereilt ein Geſchäft übernommen habe, welches ſich jetzt nicht abweiſen läßt. Die Gräfin, die mein Verhältniß zu einer zärtlichen Freundin kennt, wird mich am beſten entſchuldigen; in einer kleinen Stunde denke ich wieder hier zu ſein und hoffe gewiß, Dich noch zu ſehen. — Die Gräfin ſah ſie mit Freude fortgehen, und ich ahnte Beides, ſowohl, daß die Nothwendigkeit dieſer Entfernung von ihr vorbereitet war, als auch, warum Antonie ihrem Plane entgegenkam. Wir müſſen, ſagte die Gräfin, als wir allein waren, die kurze Zeit benutzen. Ich habe durch meine Freundin, ich habe durch van der Nael erfahren, daß Sie im Begriffe ſind, zur wahren Kirche zurückzukehren. Der Letztere verſichert mich, daß er wenige Katholiken kennt, die von der hohen Bedeutung der Kirche ſo tiefe Erkenntniß beſitzen, wie Sie. Ich darf Ihnen alſo nicht verbergen, daß ich ſchon ſeit einem Jahre Katholikin bin; äußere Verhältniſſe verhinderten die öffentliche Bekanntmachung des Uebertritts, und mit Erlaubniß der Kirche habe ich ihn bis vor einigen Wochen verheimlicht. Antonie iſt ein herrliches, hochbegabtes Weſen; die Verwandten, die Tante Sophie, ſelbſt der ehrwürdige Greis van der Nael ſind von Mitleiden durchdrungen. — Doch ich will Dir dieſes Geſpräch nicht weiter mittheilen, es war von der gewöhnlichen Art, wie ſie, oft recht herzlich gemeint, zum Vorſchein kommt. Nur ſah ich freilich immer deutlicher, wie man uns beide umſponnen hatte, und wie tief ich auch noch von der Ueberzeugung, daß die katholiſche Kirche die wahre chriſtliche ſei, durchdrungen war, mein Anſchließen an ſie ſollte unabhängig von allen ſolchen geheimen Mitteln, die ich keineswegs billigen konnte, ſtattfinden. Dieſer Entſchluß hatte ſich ſchon befeſtigt, als Antonie hereintrat. Die Gräfin glaubte aber allen Grund zu haben, mit mir zufrieden zu ſein. Ich ſprach nach meiner Ueberzeugung, ja, ich ſprach mich, um die geheime Gewalt, die mich von der Kirche ablenken wollte, zu bekämpfen, immer heftiger, immer leidenſchaftlicher in dieſe Ueberzeugung hinein, ſo daß die Gräfin nothwendig in mir einen ſehr eifrigen, ja, fanatiſchen Katholiken vermuthen mußte.

Ich will Dir mit dem, was in den einzelnen geheimen Zuſammenkünften beſprochen wurde, nicht beſchwerlich fallen; jetzt, da eine Kataſtrophe herannahte, ſei es hinlänglich, das Hauptreſultat herauszuheben. Von den geheimen Mitteln, die man angewandt hatte, um erſt Antonie zu verlocken, dann, als ich ihnen ſo gutwillig entgegenkam, auch mich zu benutzen, überzeugte ich mich immer mehr. Die Tante und van der Nael hatten die redlichſten Abſichten, nur daß wir, nicht ohne Entſetzen, erfuhren, wie die ſchönſte Geſinnung, das wohlthätigſte Leben, das liebevollſte Gemüth zu einem Bündniß mit der Verworfenheit führen kann, wenn man ſich herabläßt, geheime Mittel zu brauchen. Auf Antoniens Vermögen war es abgeſehen. Dieſes war in Frankreich, man wollte ſie dort feſthalten, man hoffte ſie dort, wo die geheime Gewalt der Kongregationen Manches möglich macht, zu verheirathen. Ein Vikomte, der für einen geiſtreichen, beſonders für einen ſchönen und unwiderſtehlichen Mann galt, hatte es auf ſich genommen, Antoniens Herz zu gewinnen, und die Gräfin, die in der That ſich in das Vertrauen von Antoniens Mutter einzuſchleichen gewußt hatte, deren eigene Vermögensumſtände höchſt traurig waren, ergriff gern eine jede Gelegenheit, ſie zu verbeſſern.

Man hatte aber nicht auf Antoniens Klugheit und Umſicht gerechnet. Sie war im geheimen Beſitz wichtiger Familienpapiere, ſie wußte ein jedes Ereigniß zu benutzen, welches über die Abſichten der Verwandten Aufſchlüſſe geben konnte. Luiſe war mit einem jungen Maler aus Berlin ſchon ſeit früher bekannt, ſelbſt entfernt verwandt. Durch ihn, als einen ſichern Boten, trat ſie mit dem ausgezeichneten Geſandten ihres Hofes, der ſich immer mehr von dem geſetzwidrigen Verfahren der Verwandten überzeugte, in Verbindung. Antonie theilte ihm nun auch Briefe mit, die bewieſen, daß unſere Verbindung, die man aufzuheben ſtrebte, mit der Bewilligung der Aeltern ſtattgefunden hatte und eine förmliche Verlobung war. Alles ward nach Berlin geſandt und mit großem Eifer, mit vieler Gewandtheit und ganz geheim betrieben. Ja, weil der Geſandte es für das Rathſamſte hielt, daß wir uns hier von dem Geſandtſchaftsprediger trauen ließen, da man meine Ankunft erwartete und er keinen Grund hatte, an meiner Einwilligung zu zweifeln, ſo wurden von Berlin aus alle geſetzlichen Schwierigkeiten gehoben, die den Geſandtſchaftsprediger verhindern konnten, die Trauung zu verrichten. Du kannſt Dir denken, mit welchem Erſtaunen ich das Mädchen anſah, welches ruhig, klar und beſonnen die richtigen Wege gefunden hatte, ein ſolches Netz zu zerreißen, wie beſchämt ich war, als ich erfuhr, was ich dem Geſandten ſchuldig ſei, der ſich, ohne daß ich ihm bekannt war, ein ſo großes Verdienſt um mich erworben hatte, den ich, von meinen Träumen umſtrickt, die ſelbſt Roms Herrlichkeit vor mir verbargen, nicht einmal beſucht hatte. Noch ſchwankte mein Entſchluß, mich mit der Kirche zu vereinigen, nicht. Ich fand ihn befeſtigt, und ſchöner erſchien er mir, wenn er völlig frei und ich allen dieſen geheimen Einflüſſen entronnen wäre. Es hängt nun von Dir ab, ſagte Antonie, als ſie die aus Berlin für den Prediger der Geſandtſchaft angekommene Vollmacht zu unſerer Trauung mir erröthend vorlegte; ich durfte Dir dieſe Papiere nicht verheimlichen, obgleich ich ſie Dir nicht ohne Verlegenheit mittheile, und Du mußt entſcheiden, ob unſer unbekannter Freund, wie ohne Auftrag, ſo auch übereilt gehandelt hat. Ich ſtürzte mit Entzücken in ihre Arme.

Aber eine zweite Perſon brachte eine größere Verwickelung in unſere Verhältniſſe. Das war Eliſens unglücklicher Geliebter. Als ich, bei der zweiten geheimen Zuſammenkunft mit Antonien, die Art, wie ich ihn getroffen hatte, erzählte, war ſie höchſt ergriffen. Wir müſſen ihn retten, rief ſie, er darf nicht in der Gewalt dieſer Menſchen bleiben. Ich beſchloß, mit van der Nael zu reden. Der Greis verſicherte mich, daß dieſer junge Mann, Julius Manners, ſo viel er wüßte, nicht mehr in Rom ſei. Ich erzählte, wie ich ihn zwiſchen den Ruinen auf dem Campo vaccino gefunden, und was Eßler mir geſagt hatte, was er mir verbergen zu wollen ſchien. Eßler ward herbeigerufen und ſchien zwar verlegen, als er geſtehen mußte, daß der junge Mann noch in ſeiner Gewalt war, verſicherte aber, daß er in keinen beſſern Händen ſein könne; ja, er erbot ſich, mich zu ihm zu führen. Ich fand ihn wirklich in einer heitern Stube, ſchwermüthig, verſchloſſen; ich überzeugte mich, daß er gut gepflegt wurde, drang aber auf ſeine Entfernung von Rom. Wie kann er eine Reiſe machen? fragte Eßler. Wohl, erwiederte ich, wenn ich Ihnen einen Begleiter ſtelle, gegen welchen Sie ſelbſt nichts einzuwenden wiſſen, werden Sie dann ihm abzureiſen erlauben? Ich darf es ja nicht verhindern, erwiederte Eßler, und ſo verließ ich ihn.

Du kannſt Dir den Schrecken der Gräfin vorſtellen, als ſie einſt an einem Nachmittage Antonie vermißte, die allein ausgegangen war, als ſie ſchon Anſtalten, ſie aufzuſuchen, treffen wollte, die ihrem Rufe hätten gefährlich werden können, und nun wir beide, von dem Geſandten begleitet, hereintraten und uns als eben getraute Eheleute vorſtellten. Sie erblaßte, gerieth in Wuth, wollte proteſtiren, erſchrak aber auf's Höchſte, als der Geſandte hervortrat und bewies, wie Alles geſetzlich und der Ordnung nach geſchehen ſei.

Wir verließen ſogleich das Haus der Gräfin und bezogen einen Gaſthof. Es war unſere Abſicht, jetzt mit Ruhe eine kurze Zeit Rom zu genießen, ich, wenn auch nicht von meinen Träumen geheilt, ſo doch unbefangener. Wir berichteten Alles, was uns hier begegnet war, der Tante Sophie. Es war uns beiden darum zu thun, daß ſie erführe, wie ſehr wir ihre reine Abſicht erkannten und zu ſchätzen wußten, wenn wir gleich die Mittel nicht billigten. Ich beſuchte van der Nael, der, von unſerer Verbindung unterrichtet, meinen Beſuch nicht zu erwarten ſchien. Er verbarg nicht die Vermuthung, daß die proteſtantiſche Behörde, wenig um das Recht bekümmert, die geſetzliche Form nur gebraucht habe, um die geiſtige Gewalt, die einen Unterthan für die wahre Kirche zu gewinnen drohte, abzuwehren. Es war nicht möglich, ihn von den eigennützigen Abſichten der franzöſiſchen Verwandten zu überzeugen. Ich verſicherte ihn, daß äußere Verhältniſſe der Art meine einmal gewonnene Ueberzeugung nicht zu erſchüttern vermöchten, daß ich die Hoffnung, durch eine lebhafte Darſtellung der tiefen Lehre, die ich erkannt hätte, auch die Geliebte zu gewinnen, keinesweges aufgeben wollte, daß, wenn die Vereinigung mit der Kirche durch einen Entſchluß bewirkt würde, der völlig frei wäre von allen äußern Einflüſſen, rein entſprungen aus der Gewalt der Wahrheit, dieſer Schritt vor aller zukünftigen Reue ſicherer bewahrt wäre, ja, der Kirche ſelbſt angenehmer ſein müßte, weil dann alle die Beſchuldigungen, die ſo oft von den Gegnern erhoben und durch die verwickelte Lage, in welche wir gerathen wären, nur zu ſehr beſtätigt würden, widerlegt wären. Er ſchien den verſteckten Vorwurf, der in dieſer Aeußerung lag, zu überhören, ſchüttelte bedenklich den Kopf und reichte mir wehmüthig die Hand.

Als ich Eßler aufſuchte, der ebenfalls Alles erfahren hatte und die Abſicht meines Beſuches errieth, hob er allerlei Schwierigkeiten hervor; als ich aber von unſerm Geſandten ſprach, deſſen Hervortreten er in dieſer Sache beſonders zu fürchten ſchien, willigte er mit Widerſtreben in die Abreiſe des unglücklichen Julius. Schwerer war es aber, dieſen zu bewegen, den Ort zu verlaſſen. Als er erfuhr, daß wir nach Deutſchland reiſen wollten, ſchien er von einem geheimen Entſetzen ergriffen; ich gab ſchon, höchſt traurig, alle Hoffnung auf, und Eßler triumphirte. Da entſchloß ſich Antonie, ihn zu beſuchen und einen Verſuch zu wagen. Schon die trauliche, milde Annäherung einer jugendlichen Frau ſchien eine große Wirkung auf ihn zu äußern. Er horchte aufmerkſam. Sie wagte es, Eliſens Namen zu nennen. Er blickte ſie verwundert, ja, erſchrocken an. Aber man merkte keinen wilden Ausbruch. Er ſchien es zu verſtehen, als ſie verſicherte, daß Eliſe ihre Freundin ſei. Geſchah es, indem eine ſtille, verborgene Ahnung, eine ferne, dämmernde Hoffnung in ſeinem Innern erwachte, aber plötzlich richtete er ſich auf. Ich begleite Sie, ich reiſe mit Ihnen, ſprach er. Und ſo trennten wir uns von dem Geſandten, dem wir ſo Vieles verdankten, und verließen Rom in einer ſeltſamen Begleitung.

Die letzten Tage in Rom erregten uns mancherlei Beſorgniſſe. Zwar konnten wir uns unter dem Schutze des Geſandten gegen alle öffentlichen Angriffe geſichert glauben, aber deſto mehr mußten wir von den geheimen befürchten. Eßler, dieſer liſtige, heimtückiſche Menſch, haßte uns, und der Blick, den er uns zuwarf, als wir den unglücklichen jungen Mann wegführten, war nicht geeignet, uns zu beruhigen. Julius war, unter der genauen Aufſicht meines treuen Bedienten, fortdauernd ruhig, aber es war unmöglich, irgend etwas von ſeinem Schickſale zu erfahren. Er ſchien ein großes Vertrauen zu Antonien zu faſſen, er hörte aufmerkſam zu, wenn ſie von Eliſens Liebe, von ihrer Trauer über ſeine Entfernung ſprach, aber noch wollte die Hoffnung keine Wurzel faſſen. Ich glaubte ein inneres Erbeben wahrzunehmen, als fürchtete er ſich einer Gewißheit hinzugeben, die, wenn ſie ihn täuſchte, die Vernichtung unvermeidlich herbeiführen mußte. Eine Sehnſucht ergriff ihn aber immer mächtiger, je lebhafter der Gedanke an ſeine Rückkehr in die Heimat ſich hervordrängte. Er nannte oft ſeine Mutter, er ſchien mit Aengſtlichkeit an ſie zu denken, doch war ſein Trübſinn unüberwindlich, ſeine Augen ſtarrten fortdauernd auf einen Punkt, und alle ſeine Reden blieben verworren, ſo daß ich dieſen Unglücklichen nicht ohne Sorge als Reiſegefährten meiner Frau betrachtete. Sie aber ſchien meine Furcht nicht zu theilen, obgleich ſie viele Mühe hatte, Luiſe zu beruhigen, die nicht ohne Schauder an eine ſolche Begleitung denken konnte. So ängſtigte mich der ſtille Wahnſinn des armen jungen Mannes nicht weniger, als die geheimen Angriffe, die ich von Eßler zu befürchten hatte.

Das Betragen der Gräfin war uns räthſelhaft, und es war natürlich, daß wir hinter dieſem verſteckte Pläne ahneten. Die Wuth bei der Entdeckung war bald in eine kalte, gleichgültige äußere Ruhe übergegangen; aber ſie verſuchte es vergebens, den inneren Ingrimm hinter einer angenommenen Geringſchätzung zu verbergen. So verließen wir das Haus und ſahen ſie lange nicht wieder. Wenige Tage vor unſerer Abreiſe, eben zu einer Zeit, die wir zu mancherlei Anordnungen beſtimmt hatten, während wir ſonſt, die letzte Zeit benutzend, ſelten in unſrer Wohnung waren, erſchien, als wüßte ſie, daß ſie uns treffen würde, die Gräfin mit dem Vikomte, und Beide traten ſo unerwartet herein, daß an ein Ablehnen des Beſuchs nicht zu denken war. Die Gräfin war wie umgewandelt.

Ich konnte der Sehnſucht, Dich noch ein Mal zu ſehen, nicht widerſtehen, ſagte ſie, indem ſie mit vieler Freundlichkeit auf Antonie zuſchritt. Ich war überraſcht, ich fühlte mich verletzt durch einen Mangel an Vertrauen, den ich nicht verdient hatte. War es zu verwundern? Ich war die vertraute, die herzliche Freundin Deiner Mutter. Mir warſt Du von Deinen Verwandten anvertraut. Wenn ich gewünſcht habe, daß Du meine religiöſe Ueberzeugung theilen ſollteſt, wie konnteſt Du darin meine innigſte Theilnahme verkennen? Und hinter meinem Rücken wandteſt Du Dich an den Geſandten, um eine Verbindung einzuleiten, die ich, ich ſelber befördert hätte? Ich mußte durch Dein Mistrauen als eine Verrätherin erſcheinen, Gerichte mußten Dich gegen mich ſchützen, in einem Augenblicke, wo ich Dein Vertrauen am meiſten verdient zu haben glaube. Eine ſolche Entdeckung empörte mich. Aber ich habe Alles überlegt, was Deinen Verdacht beſtärken mußte, ich habe Dich entſchuldigt, weil ich, die ich mir meiner reinen Abſichten bewußt war, nicht daran dachte, einen Schein zu vermeiden, der mich verurtheilen mußte. Ich komme, um Dir die Hand zu reichen, ich habe das Verletzende in Deinem Benehmen vergeſſen und wünſche Dir zu einer Verbindung Glück, die mir, wäre es mir, Deiner mütterlichen

Freundin, vergönnt geweſen, ſie einzuleiten, freilich erfreulicher erſcheinen würde. — In ihrem ganzen Betragen war jene äußere Sicherheit der vornehmern Welt, die leider nur zu ſehr geeignet iſt, Vertrauen einzuflößen. Auch mir trat ſie mit einer freundlichen Anmuth entgegen, die einen Andern hätte täuſchen können. Der Vikomte war ein ſehr anſehnlicher Mann mit ſehr bedeutenden Zügen. Man konnte ihn ſchön nennen. Es war eine jener Geſtalten, die das Gepräge eines mannigfaltig gemisbrauchten Genuſſes tragen, man las jene ſpöttiſche Gleichgültigkeit, die alle Formen des Lebens kennt, zu beherrſchen ſcheint und verachtet, in allen ſeinen Zügen. Hätte ich Sie gekannt, ſagte er, als ich ihm vorgeſtellt wurde, hätte ich gewußt, welch' einen gefährlichen Nebenbuhler ich hatte, ich hätte es nie gewagt, eine Neigung zu nähren, die mich unglücklich macht. Aber ich finde Sie, Antonie, glücklich. Es giebt Augenblicke, in welchen ich glaube, mein Unglück über Ihr Glück vergeſſen zu können; nur vermag mein ſchwaches, verwundetes Herz ſie nicht feſtzuhalten. — Wie ich die gewöhnliche Bildung der Weiber kenne, konnte ich mir wohl vorſtellen, daß dieſer Menſch ihnen gefährlich werden müſſe; wie aber die Gräfin hatte hoffen können, daß er einen Eindruck auf Antonie machen würde, iſt mir unbegreiflich. Die vornehme Ironie, jene kalte Erhabenheit über ein jedes Gefühl, ſelbſt, indem man ſich ihm völlig hinzugeben ſcheint, ſtieß nothwendig zurück und kann überhaupt nur für ſolche Menſchen etwas Anziehendes haben, die, knechtiſch geboren, nur durch Herablaſſung beglückt werden können. Antonie blieb kalt, ruhig und verſchloſſen. Es koſtete mich Mühe, meine Verachtung zu verbergen. Die Gräfin und der Vikomte ſchienen unſer zurückſtoßendes Betragen gar nicht zu bemerken, warfen ſpähende Blicke nach allen Ecken, offenbar, um Spuren der Vorkehrungen zur nahen Abreiſe zu entdecken. Werde ich Dich öfter ſehen? Wirſt Du mich mit Deinem Beſuche beglücken? Kannſt Du alles Vergangene vergeſſen, wie ich es vergeſſen habe? fragte die Gräfin mit vieler Unbefangenheit. Unſer Aufenthalt in Rom, antwortete Antonie ausweichend, wird nicht mehr lange dauern. Die letzte Zeit benutzen wir noch, um Roms Schätze, ſo weit es die kurze Zeit erlaubt, kennen zu lernen, und der Geſandte hat uns ſo weſentliche Dienſte geleiſtet, daß wir ihm die größte perſönliche Aufmerkſamkeit ſchuldig ſind. Sie werden uns alſo ſo bald verlaſſen, Herr von Burow? rief die Gräfin, indem ſie ſich plötzlich gegen mich wandte. Noch iſt nichts über unſere Abreiſe beſchloſſen, antwortete ich kalt. Sie verließen uns, als wären ſie mit unſerm Empfange völlig zufrieden. Wie freue ich mich, ſagte die Gräfin, indem ſie die Treppe hinunterſtieg, auf den Augenblick, wo Du in meinem Hauſe wieder erſcheinen wirſt.

Was wollen ſie? rief Antonie ängſtlich, als ſie uns verlaſſen hatten. Was kann dieſer unangenehme Beſuch bedeuten? Nie werde ich ihre Schwelle betreten. — Ich konnte nicht läugnen, daß dieſer Beſuch auf eine verſteckte Abſicht deute, und drang auf unſere ſchleunige Abreiſe. Ich verbarg aber, daß ich mich in den letzten Tagen von einem Menſchen genau beobachtet glaubte, der, wenn wir ausgingen, uns immer zu verfolgen ſchien. Später erfuhr ich, daß Antonie dieſelbe Bemerkung gemacht hatte.

Indeſſen verließen wir Rom ohne irgend ein Hinderniß, um über Florenz und Bologna nach der Schweiz zu reiſen. Julius war fortdauernd ſtill, die wilden Blicke ſchienen zu verſchwinden, aber er ſaß trübe und ſtumm neben uns. Wir reiſten durch ein Thal der Apenninen. Der Abend näherte ſich, die Sonne war im Sinken. Steile Berge ſtarrten uns auf beiden Seiten kahl und nackt entgegen, in der Tiefe mit dichtem Geſträuch bewachſen. Wir glaubten nicht weit von den Höhen entfernt zu ſein. Das Thal war einſam, uns war unheimlich zu Muthe. Mein Bedienter, der Kutſcher, ein Reiter, der als Wegweiſer diente, und ich, wir alle waren bewaffnet. Plötzlich ſahen wir bewaffnete Männer aus den Gebüſchen hervorſtürzen. Sie ergreifen die Zügel der Pferde, und als der Kutſcher eine Piſtole losſchießt, hören wir mehrere Schüſſe, und er ſtürzt todt von dem Bocke herunter. Ich war indeſſen aus dem Wagen geſprungen. Ein Schuß aus meiner Flinte ſtreckt einen Räuber zu Boden. Aber ein ganzer Haufe ſtürzt auf mich ein, ich wehre mich vergebens. Ich muß ſehen, wie man Antonie fortſchleppt, wie Julius ſich wie ein Verzweifelter wehrt, aber plötzlich ruhig wird, ja, den Räubern freiwillig zu folgen ſcheint. Meinen treuen Bedienten ſehe ich verwundet und blutend daliegen. Luiſe wird, wie ihre Herrin, ergriffen. Dolche ſind gezückt, und ich ſehe meinen Tod vor Augen. Indeſſen leiſte ich einen verzweifelten Widerſtand, ich fühle mich verwundet, meine Kleider werden aufgeriſſen, meine nackte Bruſt iſt den Mördern preisgegeben, und eine Dolchſpitze droht ſchon mein Herz zu durchbohren. Da ſehe ich plötzlich den Mörder ſein Geſicht verwandeln; er ſcheint von Entſetzen gelähmt, und die wilden Augen ſtarren nach der Bruſt. Seht hier! ruft er und zeigt den Uebrigen, die mich feſthalten, ein Bild, welches ich auf der Bruſt trug. Iſt er es nicht? Er iſt es! riefen ſie alle, von gleichem Entſetzen ergriffen. Heilige Mutter, beſchütze uns! Sie ließen mich los, bedeckten die Geſichter mit den Händen, murmelten voller Angſt Gebete, ſtürzten nach den Gebüſchen zu, und ich ſah mich plötzlich, wie durch ein Wunder, gerettet. Noch waren die Frauen nur wenige Schritte vor uns, die Flucht der Räuber ſchien die übrigen zu erbittern. Einige Worte aber, die ihnen die erſten zuriefen, ſetzten ſie eben ſo in Schrekken. Sie legten die Frauen hin, während zwei Männer, die ihre Angſt nicht theilten, vergebens ſchimpften und tobten. Dieſe hielten noch Julius feſt. Die meiſten Räuber waren ſchon geflohen, als Reiter von der vorliegenden Anhöhe herunterſprengten. Jetzt waren alle Räuber plötzlich verſchwunden, nur die beiden ſchleppten Julius fort, oder vielmehr, er ſchien ihnen gutwillig zu folgen. Ich war nicht weit von ihnen entfernt und ſtürzte auf ſie zu. Piſtolenkugeln ſauſten mir um die Ohren, aber ein Säbelhieb ſtürzte den Einen nieder, und der Zweite floh eilig, als er die Reiter ganz nah ſah. Julius war wie zweifelnd ſtehen geblieben. Jetzt waren die Reiter da. Ein großer Reiſewagen kam zugleich an, und ein reiſender Engländer mit ſeiner Familie, der zu ſeiner Sicherheit die Begleitung mitgenommen hatte, ſtieg heraus. Ich überließ den Reitern Julius, mit der Bitte, ihn zu bewachen, und eilte, um Antonien Hülfe zu leiſten, die, auf das Gras hingeworfen, ſich etwas erholt zu haben ſchien; nicht weit davon lag Luiſe in tiefer Ohnmacht. Die ſcheuen Pferde waren ſeitwärts geſprungen, der Wagen war in einen Graben geworfen worden. Der Kutſcher und der Bediente lagen blutend auf der Landſtraße, neben ihnen der von mir getroffene Räuber, und die Reiter, die Julius bewachten, ergriffen nun auch den verwundeten, während andere die übrigen Räuber aufſuchten. Unſer Wegweiſer war mit dieſen verſchwunden. Mitten in dieſem Auftritt der Angſt und Verwirrung erſchien der Engländer, ſeine Frau und ſeine Bedienten, die uns treulich beiſtanden. Antonie hatte ſich völlig gefaßt, und als ſie mich ſah, als ſie erfuhr, daß Julius da war, daß die Wunden des Bedienten nicht gefährlich waren, erſchien ſie mit einer bewundernswürdigen Ruhe. Der Menſch, der mich aus dem Wagen fortriß, war mir bekannt; ich habe ihn öfters bei dem Vikomte geſehen, flüſterte ſie mir in's Ohr, und der Zweite, der Luiſe fortſchleppte, war es, der uns in den letzten Tagen in Rom auf allen Schritten verfolgte. Der Engländer erkundigte ſich nach den Umſtänden des Ueberfalls, während die Frauen ſich theilnehmend an Antonie wandten, und als ſie erfuhren, daß es ein vorher verabredeter, von geheimen Feinden entworfener Angriff ſei, als ſie erwogen, daß die Nacht mit ſtarken Schritten herannahte, entſchloſſen ſie ſich großmüthig, umzukehren und uns bis Bologna zu begleiten. Wir hatten eben den Anfang des Paſſes über die Apenninen erreicht. Man zwang mich und meinen Bedienten, in den bequemen Reiſewagen einzuſteigen, und drang darauf, daß Antonie und ihr Mädchen ſich zu uns ſetzten. Sie ſelbſt vertheilten ſich in die übrigen Wagen, Vater und Sohn beſtiegen Pferde, die ſie mit ſich führten. Die Reiter hatten außer dem verwundeten Räuber noch den zweiten ergriffen, der Julius feſthielt. Alle übrigen waren verſchwunden. Aus dem vielen Gepäcke wurden Bandagen, die die ſorgfältig Alles berechnenden Reiſenden bei ſich führten, herausgenommen, unſere Wunden verbunden, die Leiche in den beſchädigten Wagen gelegt, und ſo ſetzten wir unſere Reiſe langſam in der Nacht fort, von den Reitern begleitet und beſchützt.

Der Blutverluſt hatte mich ermattet, träge ging der Wagen die Höhe hinan, ich hörte den Wiederhall des Pferdegetrampels in der Nacht, und der gefährliche Angriff mit allen ſeinen Umſtänden ſchwebte lebhaft vor meiner Seele. Unter den Heiligen der Kirche zog mich vor allen Franciskus von Aſſiſi an. Seine heitere Jugend, ſein gebildeter Geiſt, ſein Dichtertalent, und dann ſeine Entſagung, die grundloſe Tiefe ſeiner Liebe, ſeiner Sehnſucht riſſen mich hin. Daß die Kirche alle Herrlichkeit der Erde um ſich zu verſammeln, daß ſie ſelbſt die heiterſte Kunſt, die anmuthigſte Blüte des irdiſchen Daſeins aus ihrem Schooße zu erzeugen vermochte, und daß aus der Mitte dieſes glanzvollen Daſeins die höchſte Entſagung entſprang, als läge eben in der glänzenden Hülle, als der heiligſte Schatz, jene Stärke, die ſie verſchmähte, zeigte mir des Lebens tiefſte, ſegensreichſte Bedeutung. Ich hatte daher Franciskus von Aſſiſi zu meinem Schutzheiligen gewählt, und hielt gleich ein widerſtrebender Sinn mich ab, ihn anzurufen, ſo durchbebte mich doch, wenn ich an ihn dachte, ein geheimes ſeltſames Gefühl, welches oft, wie unwillkürlich, einer Anrufung ähnlich wurde. Er war mein Held, mein Muſter; die tiefen, herrlichen Gedichte drangen ſich mir auf, und ich glaubte ihm nahe, ihm verwandt zu ſein. Und ſein Bild trug ich auf der Bruſt, ſein Antlitz zog die tödtende Dolchſpitze von meinem Herzen zurück, erfüllte die Mörder mit Entſetzen. Du biſt ſein Auserkorener, ſagte ich mir; er, er hat Dich gerettet. Alſo ſind ſie doch wahr, jene Wundermährchen, die man abgeläugnet, beſpöttelt hat. Du ſelbſt biſt plötzlich in die Mitte dieſer ſeltſamen Welt verſetzt. Er, der Heilige, dem Dein ſich ſträubender, widerſtrebender Sinn ſich nicht ganz hinzugeben wagte, hat Dich der Gefahr des Todes preisgegeben, damit Du erfahren ſollteſt, was er vermag. — Ich konnte in dieſem Augenblicke das Band der Ehe, mein höchſtes Glück, als ein Unheil betrachten; ich warf mir's vor, daß ich nicht, wie mein Muſter, der Welt entſagt hatte. Die Vorbereitungen, die getroffen worden waren, um meine Ehe zu beſchleunigen, daß Antonie, wenn ſie auch ohne ihr Vorwiſſen eingeleitet waren, ſie mir vorgelegt hatte, Alles erſchien mir jetzt als eine Verlockung, in der finſteren Nacht erſchien mir ihre Geſtalt, die theilnehmend mir gegenüber ſaß, wie verwandelt, und ein Grauen ergriff mich, während Franciskus, wie von einem Heiligenſchein umglänzt, mich umſchwebte, mir winkte, den ſtillen, keimenden Entſchluß ſtärken zu wollen ſchien.

So rollte der Wagen langſam fort. Ich fürchtete Antoniens Stimme zu vernehmen und ſtellte mich ſchlafend, damit ſie ſchweigen ſollte. Endlich, ermattet von dem Blutverluſt, von dem äußern, am meiſten von dem innern Kampfe, ſchlief ich ein. Als ich erwachte, war der Tag ſchon angebrochen, wir hatten den nördlichen Abhang der Apenninen erreicht, vor uns lag im ſchönſten Morgenroth die Ebene, die nach Bologna führt, und in weiter Ferne das adriatiſche Meer. Der Engländer hatte befohlen, den Wagen ſo zu drehen, daß wir die Anſicht bequem genießen konnten, und fragte, indem er uns begrüßte, wie die Verwundeten die Nacht zugebracht hätten. Antonie ſah beſorgt nach mir hin. Mein Mann, ſagte ſie, hat die ganze Nacht kein Wort geſprochen. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß er immer ſchlief, obgleich ich ihn gegen Morgen ſchlafend fand. Ich wagte nicht ihn zu ſtören, aber ich geſtehe es, lieber Burow, Dein Stillſchweigen hat mich geängſtigt. Sie ſehen, mein Herr, fuhr ſie fort, gegen den Reiſenden gewandt, ich kann Ihnen keinen Bericht abſtatten, ich muß leider ſelbſt fragen. Ich war erſchöpft, antwortete ich, das Ereigniß ſelbſt ſchwebte mir faſt wie eine Viſion vor, das Wunder meiner Errettung hob mich über die Erde und alle irdiſchen Verhältniſſe hinaus; aber meine Wunde iſt ohne allen Zweifel unbedeutend. Jetzt ſah ich Antoniens Antlitz, die Morgenſonne erhellte es, eine Thräne drängte ſich aus dem feuchten Auge, ängſtliche Sorge trübte die Stirn. Es war mir, als hätte ſie Alles vernommen, was mich die Nacht über beunruhigte, und ein ſchneidender Vorwurf drang in meine Seele: Iſt das die Treue, die Du geſchworen haſt? Gilt ſie Dir vielleicht nichts, weil ſie am väterlichen Altare gelobt iſt? Wie wilde Träume erſchienen mir die Gedanken der

Univ. Bibl.
München

Nacht, und die anmuthige Wirklichkeit rief mir laut zu, ſie zu verbannen.

Wir kamen nach Bologna. Bediente waren voraus geeilt, und in einem anſehnlichen Gaſthofe war Alles zu unſerm Empfange bereit. Ein Arzt wartete, um die Wunden zu unterſuchen, und erklärte bald die meinige für durchaus unbedeutend, nur der Blutverluſt hatte mich etwas erſchöpft. Zwar waren die Wunden meines Bedienten auch nicht gefährlich, aber dennoch mußten wir ſeinetwegen einige Tage in Bologna bleiben. Die Frauen hatten ſich einander genähert. Der Engländer nannte ſich Lord Norton. Er ſelbſt war von der großen, ſchlanken Geſtalt, die den engliſchen vornehmen Adel ſo ſehr auszeichnet. Sein längliches Geſicht ſchien zwar unbeweglich, ſeine Sprache — wir unterhielten uns franzöſiſch — war ruhig, abgemeſſen; man würde ihn ohne Theilnahme glauben, wenn nicht ſeine Handlungen die Kälte ſeines Betragens widerlegten, wenn nicht die großen, glänzenden Augen unverkennbares Wohlwollen ausſprächen. Die Frau war eine vornehme Frau im edelſten Sinne, von einer ſtillen, grenzenloſen Milde, und durch den verſtändigen Blick ſchien ſie, des höhern Alters ungeachtet, Antonien auffallend ähnlich. Als ich mit dieſer allein war, konnte ſie nicht unterlaſſen, jene Frau, ihre Güte, ihren Verſtand zu rühmen. Ich bin, ſagte ſie, nun ſo lange unter Menſchen geweſen, die mich nicht verſtanden oder nicht verſtehen wollten, unter Menſchen, von welchen ein Theil ſchlecht, die Uebrigen in einer Welt heimiſch waren, die mir, Gott Lob, fremd iſt, und in welche ſie mich mit Gewalt hineinziehen wollten; wie wohlthätig erſcheint mir der nüchterne Sinn, der klare Verſtand, der Alles in ſeiner Wirklichkeit ergreift und, anſtatt ſich der lärmenden, bunten, verwirrenden Phantaſie mit ihren furchtbaren Selbſttäuſchungen hinzugeben, die einfache Herzensgüte, die reine Liebe hegt, die Alles erkennt, und deren durchſichtige Wahrheit uns bis in das Innerſte einer fleckenloſen Seele ſchauen läßt. Wie angenehm iſt der Anſtand, die ſtille Würde, wenn ſie nichts verbirgt, wenn ſie, indem ſie ſich von uns zurückzuziehen ſcheint, nur deſto mächtiger anzieht. Mir iſt dieſe Frau unendlich theuer. Ich faſſe nicht ſchnell Vertrauen, aber ſie erſcheint mir als eine Mutter, und ich könnte ihr alle meine Leiden vertrauen, überzeugt, daß ſie jedes Leid theilen, jede Sorge verſtehen würde.

Ich fühlte mich, ohne mir's geſtehen zu wollen, durch dieſes Lob verletzt. Der Lord war mir mit ſeiner zudringlichen Großmuth faſt zuwider, und als am zweiten Tage, und nachdem Antonie mit der Frau ein langes Geſpräch gehabt hatte, ſie mir mit vieler Freude verkündigte, daß die ganze Familie beſchloſſen hätte, hier zu bleiben, bis wir Bologna verließen, konnte ich kaum meinen Verdruß verbergen.

Nach wenigen Tagen konnte ich das Krankenlager verlaſſen, und ſaß nun in der Geſellſchaft. Die Gegenwart der Frau wirkte wohlthätig auf mich. Wir haben, fing der Lord an, noch gar keinen klaren Bericht von dem letzten Ereigniſſe, und irre ich nicht, ſo ſind Sie, mein Herr, der Einzige, der ihn zu geben vermag. Die Frauen lagen in Ohnmacht, der arme junge Mann, der Sie begleitet, iſt ſelbſt durch dieſe erſchütternde Begebenheit nicht aus ſeinem Trübſinne erwacht, der Bediente ward gleich im Anfange verwundet, und die wohlthätige Kriſe, durch welche die drohende Gefahr abgewandt wurde, knüpfte ſich an das mir noch nicht klar gewordene Wunder Ihrer Rettung. — Bis jetzt hatte ich in der That dieß, ich möchte ſagen, als ein Geheimniß bewahrt, ſelbſt Antonie wußte nur, daß die Räuber auf einmal erſchrocken entflohen waren, und es blieb ungewiß, ob nicht die Annäherung der Reiter ſie allein erſchreckt hätte. Der Lord bemerkte aber richtig, daß dieſes ihm unglaublich ſcheine, da die meiſten Räuber ſchon entflohen geweſen, ehe ſie die Ankunft der Reiter vermuthen konnten. Dieſe Aufforderung verſetzte mich in eine ſeltſame Stimmung. Ich fühlte eine geheime

Neigung, ein Wunder zu erzählen, welches, faſt mährchenhaft, den kalten Verſtand des ruhigen Engländers, wie ich hoffte, verwirren ſollte; ich dachte zugleich, indem ich öffentlich und ohne Scheu das Wunder meiner Rettung verkündigte, die tiefe Bedeutung Antonien recht klar zu machen, und ſo erzählte ich Alles genau, nur, wie das Bild die Stelle erhalten hatte, verſchwieg ich. — So muß ſchon das erſte Hereintreten in dieſe in finſtern Aberglauben verſunkenen Länder uns mit dieſem entſetzlichen Wahnſinne bekannt machen! ſagte der Lord, ohne daß meine lebhafte Darſtellung den geringſten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Selbſt der glückliche Erfolg, den dieſer Wahn gehabt hat, kann uns niemals mit ihm verſöhnen. Es iſt klar, der Franziskus iſt, wahrſcheinlich durch irgend einen Zufall, der Schutzpatron dieſer Räuber geworden. Zu ihm richten ſie ihre Gebete, wenn ſie ermorden und plündern, und als ſie ſein Bild an Ihrer Bruſt erkannten, wurden Sie als ein beſonderer Schützling des Heiligen betrachtet, gegen welchen auch nur den Arm gehoben zu haben, für einen Frevel galt. Hätten Sie, mein Herr, das Bild nicht getragen, dann würden dieſelben Menſchen Sie ohne Erbarmen, ja, ohne Gewiſſensbiſſe ermordet haben, und in der Zuverſicht leben, daß der Heilige ſie beſchützt. Eine Kirche, die, ſelbſt ohne ihre

Schuld, eine ſolche Verirrung veranlaßt, muß nothwendig an einem innern Uebel leiden; erfährt ſie aber, daß der Wahnſinn da iſt, und ſetzt nicht ihr ganzes Daſein daran, ihn zu vernichten, dann iſt ſie verabſcheuungswürdig.

Hat die Kirche nicht alles gethan, was ſie vermochte? rief ich gereizt. Hat das Concilium zu Trident ſich nicht öffentlich gegen dieſe Misbräuche, als der Kirche fremd, erklärt? —

Ob ſie aber auch Alles thut, was ſie vermag, um die Ausbildung einer ſolchen Verirrung, die hier ſo fratzenhaft erſcheint, die aber in den mannigfaltigſten Abſtufungen ſtattfindet, in den erſten Keimen zu erſtikken, das iſt, glaube ich, eine andere Frage. Eine bloße Erklärung iſt hier nicht hinreichend, und wo das äußere Intereſſe der Kirche gefährdet erſchien, hat ſie thätigere Waffen zu ergreifen gewußt. Doch, mein Herr, ich habe es überſehen, daß das Bild des heiligen Franziskus auf Ihrer Bruſt Sie ja ſelbſt als einen Katholiken bezeichnet, und ich ſchweige. —

Ich bin kein Katholik, erwiederte ich und kämpfte mit einem geheimen Zorne. Bewährt ſich nicht die ächte Freiheit des Geiſtes dadurch, daß der ungefeſſelte Sinn in allen Richtungen des menſchlichen Geiſtes das Höchſte verehrt? Kann nicht eben in der Eigenthümlichkeit der katholiſchen Kirche ein Keim beſonderer geiſtiger Herrlichkeit liegen, die ſich nur hier, nur von einer ſolchen Zeit, von einem ſolchen Glauben getragen, zu entwickeln vermochte? Kennten Sie, mein Herr, den Franziskus, wie ich, und erlaubte Ihre Kirche Ihnen ein unbefangenes Urtheil, Sie würden ihn bewundern, wie ich.

Ich habe dieſen Vorwurf verdient, ſagte der Lord und reichte mir mit ruhiger Milde die Hand. In der That ſtehen die Urheber einer Verirrung der verſteckten Wahrheit, ohne welche ſie nicht einmal entſtehen könnte, immer am Nächſten, und ſo glaube ich gern, daß der erſte Franziskaner ohne Vergleich der beſte geweſen iſt.

Der Herr, mein Lieber, iſt wahrlich kein Katholik, nahm jetzt die Frau das Wort. Gewiß, als er es erlebte, wie ein ſeltſamer, zerrüttender Aberglaube, der die unglücklichen Menſchen in Verbrechen ſtürzt, und Mord und Verwüſtung um ſich her verbreitet, ihm und der Geliebten das Leben rettete, da fühlte er ſich in der Hand des mächtigen Gottes, und alle Gedanken waren ſtille Gebete. Ein eifriger Katholik hätte dieſe Empfindung, die vielleicht kein Menſch ganz zu verdrängen vermag, verzerrt, anſtatt mit Zuverſicht auf denjenigen zu ſchauen, der Erde und Himmel trägt und das ſtille Geſchick eines Jeden; anſtatt Gott einen Tempel zu bauen in ſeinem Herzen und die treue Liebe, deren Fülle er genoſſen hatte, ſegnend um ſich zu ſtreuen, hätte er den heiligen Franziskus zwiſchen ſich und Gott geſchoben, dieſem Gelübde abgelegt, ihm, wäre er reich, einen Tempel gebaut.

Es war etwas in dieſer Aeußerung, worüber ich erſchrak. Die Frau ſprach offenbar völlig unbefangen, ohne irgend eine Beziehung, und dennoch trafen die einfachen Worte. Sie kannte nicht meine wüſten Träume, die zwar mit der Lebhaftigkeit des erſten Eindrucks nicht wiederkehrten, aber ich fühlte mich getroffen. Es war in dieſer Entfremdung von der urſprünglichen, reinen, göttlichen Liebe, die lauter heitere Früchte trägt, etwas ſo Grauenhaftes, daß ich erbebte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich wurde plötzlich unbeſchreiblich weich; es war mir, als hätte ich ein tiefes Unrecht begangen, als hätte, was mich von Gottes unmittelbarem Schutze entfernte, auch die Liebe, die mich hier beglückte, verdunkelt. Ich ſchützte eine Schwäche vor, Antonie folgte mir ängſtlich, und ich ſtürzte laut weinend in ihre Arme.

Antonie ſchien meine innere Bewegung zu verſtehen, ruhte an meiner Bruſt, ſie miſchte ihre Thränen mit den meinen; aber ſie ſchien eine jede Erklärung zu vermeiden, als wollte ſie den innern Kampf nicht ſtören.

Julius blieb auch hier, wie immer, in ſtillen Trübſinn verſunken, der verwundete Bediente war wiederhergeſtellt, und unſere Abreiſe war beſchloſſen. Ich hatte öfters Geſpräche, wie die hier angeführten, mit dem Lord und ſeiner Frau. Obgleich ich aber erkannte, daß mancherlei, ſelbſt gefährliche Irrthümer ſich in meine Seele eingeſchlichen hatten, war ich doch weit davon entfernt, an der Herrlichkeit der Kirche zu zweifeln. Sie erſchien mir noch immer als das höchſte, heiligſte Gebäude der ganzen Geſchichte, deren Glanz oft die Blödſinnigen zu blenden vermöge, während der ſtärkere Geiſt immer ſicherer, feſter in ihm ſeine eigentliche Heimat finde. Wie thöricht, ſagte ich, das Licht auszulöſchen, weil es den Schwachen blendet! Ja, ſelbſt der nächtliche Auftritt trat immer von Neuem hervor, und wenn ich mich auch ſcheute, den Franziskus als den Wunderthäter beſtimmt hervorzuheben, ſo blieb doch eine tiefe Empfindung von etwas Außerordentlichem zurück, was mir zur Gemeinſchaft mit der Kirche winkte, und was ſich nicht verdrängen ließ. Zwar war ich, ſeit ich den Entſchluß gefaßt hatte, zur katholiſchen Kirche überzutreten, gegen meine ſonſtige Weiſe verſchloſſen; aber dennoch waren meine Aeußerungen von der Art, daß das wahre Verhältniß zwiſchen mir und Antonien den Fremden nicht verborgen bleiben konnte. Noch vor der Abreiſe hatten ſie Alles erfahren, Antonie ſchloß ſich mit ganzer Seele an die Frau an. Aber in ſeltſamem Widerſpruche mit meiner innern Empfindung fand ich mich immer mehr an den Lord angezogen. Sein edles Weſen feſſelte mich, ich mußte ſeine ſeltene Großmuth bewundern, und obgleich ich faſt in nichts mit ihm übereinſtimmte, obgleich wir uns faſt immer mit geheimem Verdruſſe trennten, ſehnte ich mich doch immer von Neuem nach Geſprächen mit ihm, und dieſe waren nicht ohne Einfluß.

Wie erſtaunten wir, als den Tag vor unſerer Abreiſe Beide erklärten, daß ſie für jetzt die Reiſe nach Rom aufgeben wollten, daß, wenn ihre Geſellſchaft uns nicht läſtig wäre, ſie uns bis nach Deutſchland begleiten würden. Der Lord äußerte ſeine Abſicht, die Frau in irgend einer deutſchen Stadt zu laſſen, während er nach Paris, wo ſie eben geweſen waren, zurückkehren wollte. Ich habe, ſagte er, da ein wichtiges Geſchäft, und ich kann Ihnen vielleicht nützlich ſein. Er kannte unſere ganze Lage. Zwar hatte durch die Verbindung Antoniens mit mir die Gewalt ihres Vormundes aufgehört, aber einen Theil des Vermögens wagte er noch unter nichtigem Vorwande zurückzuhalten. Ich habe in Paris, verſicherte der Lord, bedeutende Bekanntſchaften, Düpin iſt mein Freund, und wie ich das Verhältniß kenne, darf ich faſt für einen glücklichen Erfolg bürgen. Es war mir wichtig, welchen Entſchluß ich auch faſſen möchte, ihn völlig unabhängig von allen äußern Einflüſſen auszuführen. Daß alle äußeren Verhältniſſe mit denen, die eine geheime Gewalt über mich oder Antonie hatten ausüben wollen, ganz aufgehoben würden, ſchien mir nothwendig. In dieſer Rückſicht war ich durchaus nicht zweifelhaft.

So waren wir nun immer enger mit dem Lord und ſeiner Frau verbunden, die wir ſo zufällig kennen gelernt hatten, und unſere Verpflichtungen gegen ſie wurden immer größer. Am letzten Tage unſeres Aufenthalts in Bologna erfuhren wir noch, daß die beiden gefangenen Räuber entflohen waren. Ihre Ausſagen blieben uns verborgen, und die Umſtände ihrer Flucht machten es nur zu wahrſcheinlich, daß man ſie hatte entſchlüpfen laſſen.

Wir reiſten durch die Schweiz, und unſere Abſicht war, zuerſt den armen Julius, an deſſen Heilung wir immer mehr zu zweifeln anfingen, zu ſeiner Mutter, die in W††† wohnte, zu bringen.

Wir erreichten dieſe Stadt ohne irgend ein Hinderniß. Von hier aus wollte der Lord nach Paris reiſen. In dem anſehnlichen Gaſthofe erregte unſere Ankunft einiges Aufſehen, und als wir uns nach der Mutter des armen, unglücklichen jungen Mannes erkundigten, als der Wirth, dem wir ſeine Anweſenheit nicht verbergen konnten, ihn erkannte, erſchrak er. Er forderte uns dringend zu einem geheimen Geſpräche auf. In welcher unglücklichen Stunde haben Sie den armen Wahnſinnigen hergebracht! ſagte er. Die Mutter, mit mir entfernt verwandt, lebte ſeit ſeiner Abreiſe in beſtändiger Sorge, der Kummer warf ſie auf das Krankenlager. Vor etwa einem Jahre verzehrte das Feuer in der Nacht ihre Wohnung, ſie ward kaum aus den Flammen gerettet, aber ſie iſt ſeitdem völlig gelähmt. Ein ihr verwandter Arzt, der großes Vertrauen beſitzt, behandelte ſie. Alle natürliche Funktionen, früher geſtört, ſind wiederhergeſtellt, aber noch kann ſie kein Glied rühren. Denken Sie ſich, wenn dieſe gelähmte, kaum vom Tode gerettete Frau die Anweſenheit des einzigen, wahnſinnigen Kindes erfährt! — Sie ſind, erwiederte ich, als wir einige Augenblicke ungewiß, welche Maaßregeln wir unter ſo bedenklichen Umſtänden ergreifen ſollten, ſtillſchweigend und überlegend zugebracht hatten, von den Verhältniſſen, wie wir ſehen, genau unterrichtet. Ihnen muß es bekannt ſein, ob nicht irgend ein Mann in genauer Berührung mit der unglücklichen Frau lebt, ihr Vertrauen beſitzt. Können wir uns mit Erfolg an den Arzt wenden? — Dieſer, antwortete der Wirth, iſt ſeit einiger Zeit abweſend, aber ein Mönch, der, früher Beichtvater der Frau, ſeit einem Jahr abweſend war und jetzt wieder zurückgekehrt iſt, wird Ihnen ohne allen Zweifel die beſte Auskunft geben. Er beſitzt ihr ganzes Vertrauen, ja, er iſt gewiſſermaßen an die Stelle des abweſenden Arztes getreten. In dem Franziskaner-Kloſter finden Sie ihn. Er heißt Pater Hilarius. — Iſt die Frau katholiſch? fragte ich erſtaunt. Allerdings, antwortete er; der Vater war aber ein Proteſtant, und der Sohn iſt leider, wie der Vater, in den ketzeriſchen Grundſätzen erzogen und durch den Arzt, der ſein Erzieher war, in ſeiner Verirrung beſtärkt worden. Ich eilte nach dem Kloſter und war erſtaunt, ja, erſchrocken, als ich in dem Pater Hilarius Eßler wiederfand. Er ſchien meine Ankunft zu erwarten und trat mir mit einer ernſten, ja, beſorgten Miene entgegen. Sie wundern ſich, ſagte er, mich hier zu finden. Aber die Geſchäfte, die meine Sendung nach Rom veranlaßten, waren ſchon beendigt, und nur der Wahnſinn des armen Julius hielt mich noch dort, mit Erlaubniß meiner Obern, zurück. Ich hoffe, fuhr er fort, daß die unangenehme Einmiſchung eigennütziger Menſchen in die wohlmeinenden Beſtrebungen, die zu Ihrem Heile führen ſollten, daß ſelbſt die irdiſche Liebe eine Ueberzeugung noch nicht erſchüttert habe, die zu feſt begründet war, um von äußern, zufälligen Umſtänden abhängig zu werden. Ueber mein Verhältniß zu dem ſchwermüthigen jungen Manne darf ich Ihnen jetzt bald jede Auskunft geben, die Sie wünſchen können, und wenn wirklich mein bisheriges Stillſchweigen und das Widerſtreben, den jungen Mann Ihrer Fürſorge zu überliefern, bei Ihnen einen Verdacht erzeugt hat, ſo wird hoffentlich auch dieſer verſchwinden. — Ich verſicherte ihn, daß meine Ueberzeugung noch immer die nämliche ſei, daß ich aber, um einen ſo wichtigen Entſchluß, wie das Ausſcheiden aus der väterlichen Gemeinde, zu faſſen, mir ſelbſt überlaſſen und von jedem äußeren Einfluſſe befreit ſein müſſe. Eine unglückliche Schwäche, fuhr er fort, veranlaßte die Verbindung eines katholiſchen Mädchens mit einem Manne, der eigentlich gar keine religiöſe Geſinnung hatte, aber mit einem unbiegſamen Starrſinne die Erziehung ſeines Sohnes in dem proteſtantiſchen Glauben forderte. Vielleicht hätten wir dennoch nicht das Unglück gehabt, den Abkömmling einer großen, für die Kirche eifrig thätigen Familie in der ketzeriſchen Lehre erzogen zu ſehen, da der Vater früh ſtarb, als Julius kaum das fünfte Jahr erreicht hatte, wenn jener nicht ſterbend verordnet hätte, daß ſein

Sohn im Hauſe des Schwagers, eines Arztes, der auch das Vertrauen der Mutter zu erwerben wußte, erzogen werden ſollte. Aber dieſer, ein philoſophiſch-religiöſer Schwärmer, hat dem Julius einen fanatiſchen Eifer für die Lehre der Abtrünnigen einzuflößen gewußt. Vergebens ſuchten wir den Sohn aus dieſen Feſſeln zu befreien. Flinthough, ſo heißt dieſer Schwager, hatte mächtige Freunde, die den Einfluß der Kirche, der hier ohnehin erſchüttert war, zu hemmen wußten. Als Julius heranwuchs, als ſeine heftige Liebe für Eliſe ſich äußerte, glaubten wir dieſe Leidenſchaft für ſein Heil benutzen zu dürfen; aber leider ſchien ſein fanatiſcher Eifer einen unheilbringenden Einfluß auf das Mädchen zu äußern, und wir waren genöthigt, ihn zu entfernen. Erſchütternde Ereigniſſe, die keine menſchliche Umſicht vorausſehen oder vermeiden konnte, beſtärkten ihn in ſeinem Fanatismus und brachten ihn in die bedauernswürdige Lage, in welcher Sie ihn fanden. — Doch, ſagte er abbrechend, dieſe Begebenheiten werde ich Ihnen künftig mittheilen. Jetzt nimmt die Gegenwart, wie billig, unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ich erzählte ihm, was ich von der Krankheit der Mutter erfahren hatte, und wir waren darin einig, daß dieſe die Anweſenheit ihres Sohnes nicht erfahren dürfte. Sie müſſen die Mutter kennen lernen, ſagte er, und durch mich allein wird es möglich ſein. Er bat mich gegen Abend wieder zu kommen, und ich verließ ihn. Dem Lord und den Frauen, vor Allen Antonien, war die Anweſenheit des Mönchs ſehr zuwider. Keiner im Gaſthofe hatte Julius geſehen, den Wirth ausgenommen, und auf dieſen konnten wir uns, ſelbſt nach Eßlers Verſicherung, völlig verlaſſen. Eine heitere Wohnung ward für ihn beſorgt, und der Lord beſtimmte einen engliſchen Bedienten, der von ſeiner Kindheit an in der Familie erzogen und deſſen Treue bekannt war, zu ſeiner Pflege. Edward, ſo hieß dieſer, war von gleichem Alter mit Julius und ein höchſt einfacher Menſch. Da wir, bis irgend eine entſchiedene Wendung in den unglücklichen Verhältniſſen der Familie, deren zukünftiges Geſchick uns durch die Ereigniſſe aufgeladen war, eintreten würde, alle hier zu verweilen entſchloſſen waren, ſo ſah Edward den Dienſt als einen Auftrag ſeines Herrn an und übernahm ihn willig. Ja, Keiner hatte auf der Reiſe eine größere Theilnahme an Julius gezeigt, als er. Stillſchweigend hatte er ſich immer um ihn bemüht, der arme, in ſich verſunkene junge Mann hatte ſich an ſeine Gegenwart gewöhnt und ſchien ruhiger in ſeiner Nähe. Unter einem angenommenen Namen ſollte dieſer für's Erſte hier leben. Der Wirth beſorgte die Wohnung in einer ſtillen Straße in keiner zu großen Entfernung von dem Gaſthofe, und wir beſchloſſen, den Tag darauf ihn dahin zu bringen. Aber eine beſondere Veränderung war mit dem Schwermüthigen vorgegangen. Wir hatten keine hervorſtechende fire Idee bei ihm bemerkt. Es war mehr eine Erſchlaffung aller Geiſtesthätigkeit, als eine ſchiefe Richtung. Wir hatten auf der Reiſe Augenblicke erlebt, in welchen er die zerſtreuten Spuren einer erlahmten Beſonnenheit zuſammenzufaſſen ſuchte, beſonders, wenn Antonie Eliſe nannte. Es war da, als wenn ein Licht in ſeiner Seele ſchnell aufdämmerte, aber auch eben ſo ſchnell wieder verlöſchte. Seit er in ſeiner Vaterſtadt war, kamen dieſe Augenblicke einer hervorblitzenden Beſinnung häufiger. Als der Wirth erſchien, war es, als beſänne er ſich, als erkennte er ihn; man konnte es ihm anmerken, daß die Umgebung ihm nicht unbekannt war, und in ſolchen Augenblicken ſah er uns nicht ſelten verwundert an, als begriffe er nicht, wie er unter dieſe fremden Menſchen käme. Es war, als wenn ein doppeltes Bewußtſein in ihm wäre, ein dunkles, ſtumpfes der gebundenen Sinne, und wenn dieſes vorwaltete, waren wir ſeine gewohnte Umgebung; dann trat das urſprüngliche zurückgedrängte ſeines eigenthümlichen Daſeins ringend hervor, und die nächſte Welt erſchien ihm als eine fremde, aus deren Gewalt er ſich losreißen müßte, um in der urſprünglichen heimiſch zu werden. Nicht durch Worte, wohl aber durch Gebehrden äußerte ſich dieſer Kampf eines inſtinktmäßigen Stumpfſinnes mit dem erwachten Bewußtſein, und mit Sorge ſahen wir der Entwickelung entgegen.

Der Abend nahte ſich, und ich ſuchte den Mönch wieder auf. Als ich mich entfernte, äußerte Antonie eine beſondere Unruhe. Sie umarmte mich mit ungewohnter Heftigkeit. Wäre es mir doch vergönnt, als ein ſchützender Geiſt Dich zu begleiten! rief ſie; glaube mir, es lauern Gefahren auf Dich, ich weiß freilich nicht ſie genauer zu bezeichnen, aber mich durchdringt eine ahnungsvolle Angſt. Sie ſchien bis jetzt immer ſo ruhig, noch nie hatte ſie mich ſo gradezu gewarnt; auch die Lady ſchien bewegt und beſorgt, und dieſe Stimmung verſetzte auch mich in heftige Unruhe. Ich fühlte es, daß aus der Verwickelung ſo vieler Ereigniſſe ein entſcheidender Moment ſich erzeugen wollte, und konnte mit mir nicht einig werden, ob ich mich freuen oder fürchten ſollte. Der Lord ſchien ruhig, aber ich bemerkte, daß ſein ſcharfer Blick aufmerkſam, durchdringend auf mich gerichtet war.

Ich fand Eßler bereit, mich nach der Wohnung der Mutter zu führen. Der Vater war ein anſehnlicher Handelsherr von bedeutendem Vermögen geweſen. Er hatte, ſchon ehe er ſtarb, die Handlung niedergelegt; die Witwe lebte vor der Krankheit auf einem glänzenden Fuße. Wir ſtiegen die Stufen hinauf in eine weite Halle; breite Treppen, mit Tuch belegt, führten zum erſten Stock. Alles war ſtill, einzelne Bediente ſchlichen leiſe herum. Eßler winkte einem von dieſen, flüſterte ihm einige Worte zu, und wir gingen ſachte auf eine Thür zu, die nach einem prachtvollen Saale führte. Eine Reihe von Zimmern lag vor uns, die Flügelthüren, die ſie trennten, waren alle offen, ein jedes Zimmer hatte eine herrſchende Farbe. Die Wände, die mächtigen Vorhänge, die Stühle und Sophas waren gleichförmig gefärbt, prächtige Teppiche bedeckten den Fußboden, und nur hier und da erſchien ſtumm und ſtill ein Mädchen oder Diener, während wir fünf bis ſechs Zimmer leiſe durchſchlichen. Jetzt wurde eine Thür ſehr leiſe geöffnet. Ich hielt den Athem an; ich erwartete die Kranke zu ſehen. Aber Alles war leer, die großen ſeidenen Vorhänge waren zugezogen, und das Zimmer faſt dunkel. Leiſer faſt, als bisher, näherten wir uns einer zweiten Thür, die äußerſt vorſichtig geöffnet wurde. Ich ſah aufmerkſam und geſpannt in das Zimmer hinein. Auch hier waren die grünen, ſchweren, ſeidenen Vorhänge zugezogen. Die untergehende Sonne warf ein dämmerndes Licht in das Zimmer, und eine feine, wenn gleich nicht ſehr ſchöne junge Dame trat uns entgegen. Sie werden erwartet, flüſterte ſie, und bringen wohl den fremden Herrn mit. Weiß die Frau, welche Nachrichten er bringt? fragte Eßler. Sie weiß noch nichts, antwortete die Dame. Sie iſt, wie mir ſcheint, in einer ungewöhnlichen Unruhe, und ich wagte es nicht, ſie zu vermehren. Gut, erwiederte der Mönch, und wir näherten uns dem Bette. Dieſes war prächtig, wie die ganze Umgebung. Die dunkelgrünen Vorhänge mit goldenen Quaſten hingen in mächtigen Falten herunter, und hier entdeckte ich nun die arme, kranke Mutter meines unglücklichen Freundes. Sie war weiß angezogen, da der Tag warm war, ohne alle andere Bedeckung. Ihre Lage war eine mittlere zwiſchen Liegen, Sitzen und Stehen, und hatte für den erſten Anblick etwas ſehr Aengſtliches. Eine Haube verbarg die Haare, und die herunterhängenden Spitzen zum Theil das Geſicht. Dieſes war todtenblaß, alle Züge ruhten in furchtbarer Erſchlaffung, die Augen waren trübe. Die Arme lagen, wie ohne Leben, ausgeſtreckt, und ſelbſt durch die Bekleidung entdeckte man die völlige Kraftloſigkeit der untern Gliedmaßen. Ich glaubte eine Leiche zu ſehen, und das durch die Vorhänge durchſchimmernde grüngefärbte Licht, welches zufällig auf das Geſicht fiel, vollendete die grauenvolle Täuſchung. Als wir leiſe näher traten, ſah ich die zurückgedrängten Spuren vormaliger Schönheit, ſah das matte Auge ſich bewegen, ohne daß der Kopf ſich rührte, ſah den ſchmerzhaften Zug um die verſchloſſenen, äußerſt feinen Lippen. Sie ſchien noch nicht ſehr alt zu ſein.

Gott ſegne und behüte Dich, meine Tochter, ſagte der Mönch, zwar mit gedämpfter Stimme, aber doch ſo, daß es mir viel lauter klang, als ein jeder Ton, den ich, ſeit ich das ängſtliche, ſtille Haus betrat, vernommen hatte. Er bog ſich, indem er zu ſprechen anfing, über die Kranke und ſchlug das Kreuz. Sie wandte die trüben Augen nach ihm hin, mir ſchien es, als blitzte ein ſtilles Feuer in dieſen, als ſpielte in leiſe angedeuteten Spuren eine keimende fröhliche Hoffnung faſt wie ein anmuthiges Lächeln um ihre Lippen. Aber keine Bewegung des Körpers war ſonſt zu entdecken. Sieh, fuhr der Mönch fort, und ſchon erhob ſich die Stimme etwas mehr, daß ſie mir, mitten in der herrſchenden Stille, faſt gewaltig vorkam, ſieh, da liegſt Du völlig hülflos, wie allem Leben abgeſtorben, und dennoch hat der Herr Dich beſtimmt, die ſtarke Stütze Deines leidenden Sohnes zu ſein, und die heilige Kirche verkündigt Dir dieſen Deinen Beruf durch mich. Als

Du geſund ſchienſt, da warſt Du krank, gefährlicher, als jetzt; da waren die Glaubensſchwingen, die uns ſicher tragen, gelähmt, wie jetzt Deine Glieder; da ſahſt Du Dein Kind dem Verderben entgegen gehen und haſt es nicht gerettet; da ſchlich die furchtbarſte aller Lähmungen, jene erſchlaffende Gleichgültigkeit in Deinen Geiſt, und Du gabſt Dich den Verführungen des Unglaubens hin. Aber aus dieſer Ohnmacht erweckt der Herr die Kraft, aus dieſem Tode das Leben, aus dieſer Krankheit die Geſundheit, daß die Macht der Kirche, wenn ſie durch ihre Diener im Gebete ringt, kund werde der ungläubigen Welt. Hier iſt ein Fremder, der Deinen Sohn kennt, der ihn, wenn Du Dich der Zuverſicht des Glaubens hingiebſt, wenn Du im Gebete nach Stärke ringſt, in Deine Arme führen wird. Ja, dieſe Arme, die jetzt erſchlafft daliegen, werden den hingeſunkenen Sohn mit Stärke umfaſſen, werden den ſchwankenden Sohn mit Kraft halten und tragen; ja, dieſe Lippen, die kaum vernehmliche Worte ſtammeln, werden ſich lebendig bewegen, und mächtige Worte des Troſtes werden in die dämmernde Seele des Sohnes hineinſchallen. Sei getroſt, meine Tochter; die mächtige Kirche, die Dich trägt, hat Dir die frühere Sünde vergeben und fleht für Deine Rettung.

Während er ſprach, wurden die Augen der Kranken immer glänzender, der Blick wandte ſich ſchnell hin und her, die Lippen zuckten, eine plötzliche leichte Röthe färbte die Wangen und verſchwand eben ſo ſchnell, aber keine Muskel bewegte, kein Glied rührte ſich, und dieſe Beweglichkeit der Augen, dieſes leiſe, ſchnelle Zucken der Lippen in dem völlig lebloſen Körper hatte etwas Schauderhaftes. Helfen Sie mir beten, klang jetzt eine leiſe, liebliche Stimme, helfen Sie mir beten; nur wenn die heilige Kirche — nur — nur dann — ich allein — ach — ich bin — ſo hülflos — Die kaum hörbare Stimme erſtarb. —

Wie ich Dir verkündigt habe, ringt die Kirche im Gebet für Dein Heil; bereite Dich vor, und im Glauben; dieſen fordert die Kirche, ihr iſt von dem Herrn die Macht gegeben. — Nun mußte ich, der Verabredung gemäß, meinen Bericht abſtatten, wie ich den Sohn getroffen hätte, wie er an einer tiefen Schwermuth leide und oft an die entfernte Mutter denke, ſich nach ihr ſehne, wie es in meiner Gewalt ſtehe, ihn herzubringen, wenn ſie die Stärke erlangt hätte, die nothwendig wäre, um ſeine Anweſenheit zu ertragen. So blieb ich der Wahrheit treu, und die Kranke ſchien von ſeltſamer Hoffnung belebt. Ja, die ſtarren Glieder ſchienen ſich zu bewegen. Ich fühle meine Glieder, ſprach ſie mit freudigem Erſtaunen, eine ſeltſame Wärme breitet ſich über den ganzen Körper aus, es iſt mir, als müßte ich ſie bewegen. Thue es nicht, meine Tochter, warnte der Mönch, überwinde die voreilige Ungeduld; ſchon öfter bat ich Dich, ſolche vorübergehende Regungen zu unterdrücken. Erſt, wenn der rechte Moment der Erhörung da iſt, wirſt Du plötzlich den Ruf vernehmen, der Dich erheben ſoll. — Ich bemerkte indeſſen, wie der Mönch mit großer Aufmerkſamkeit die Kranke betrachtete. Er ergriff einen Arm, hob ihn leiſe in die Höhe, und nachdem er den Puls befühlt hatte, legte er ihn leiſe wieder hin. Vermeide ja einen jeden Verſuch, die Glieder zu bewegen; ich gebiete Dir's im Namen der Kirche. Es iſt die Feuerprobe, die Du noch zu tragen haſt, ſagte er.

Jetzt intonirte er ein Gebet, wir andern beteten mit, auf ein leiſes Zeichen ließ ſich ein Mater amata von ſchönen Stimmen hören. Die junge Dame kniete vor einem Kruzifix, eine Abendglocke ertönte von einem nahen Kloſter, und die letzte Abendröthe ſpielte magiſch durch die Vorhänge in das Zimmer herein. Eine ſtille hoffnungsvolle Freude ſchien die Leidende, die bewegungslos dalag, zu durchdringen, und wir verließen die Kranke, indem der Mönch ſie noch ermahnte, ruhig zu bleiben. Bereite Dich zu dem großen Werke, ſagte er; wer weiß, wie nahe die Hülfe iſt. Er ſprach feierlich den Segen über ſie, und wir verließen das Haus.

Der ganze Auftritt hatte mich erſchüttert. Ich ſah dieſe große Gewalt der Zuverſicht, die ſelbſt da nicht zweifelt, wo alle äußere Wahrſcheinlichkeit zu widerſprechen ſcheint. Ich ſelbſt theilte dieſen Glauben, ich erwartete mit Sicherheit ihre Wiederherſtellung. Kommen Sie morgen Vormittag wieder, ſagte der Mönch, als er mich, indem wir aus dem Hauſe traten, ſchnell verließ. Er hatte die Stunde genannt, und ohne ein Wort über die Frau, über die Krankheit, über ſeine Abſicht zu verlieren, war er verſchwunden. Er wußte wohl, daß ein Ereigniß, wie das jetzt erlebte, von ſelbſt ſeine Wirkung auf mein Gemüth äußern, daß eine jede Auseinanderſetzung den tiefen Eindruck eher ſchwächen, als ſtärken würde.

Ich war ſo voll von dem, was ich erlebt hatte, daß ich Alles um mich her vergaß. Ich war wie in eine beſſere Welt der unerſchütterlichen Zuverſicht verſetzt. Die Geſänge tönten noch in meinen Ohren, die flehenden Worte der ſtillen Gebete ſtiegen wie Düfte gegen den Himmel, die Abendröthe erſchien mir als die Morgenröthe des verkündigten Heils, und die leidende Geſtalt trat wie eine Verklärte hervor. Der himmliſche Glaube erſchien mir, gleich einem heilenden Balſam, ein neues, ſchöneres Leben hervorzurufen; es war mir, als wäre mir das ſtille Geheimniß des Grabes eröffnet, daß ich die Herrlichkeit des Todes zu verſtehen glaubte. So gehörte ich der Erde nicht mehr an, und wie mechaniſch trugen mich die Füße nach dem Gaſthauſe.

Hier erſt, als ich das Haus ſah, drang meine Lage, mein Verhältniß auf mich ein. Ich dachte an Antoniens Angſt, indem ich ſie verließ; aber es war mir, als müßte nun auch ſie gewonnen werden. Ich vermochte noch nicht das Haus zu betreten. Mit einiger Unruhe überlegte ich, ob ich Alles ſagen ſollte, was ich erlebt hatte. Ich ward endlich mit mir einig, daß ich, was ihr jetzt, ich hoffte nur für eine kurze Zeit, bedenklich erſcheinen könnte, verbergen wollte. Als ich mich völlig gefaßt hatte, trat ich herein. Umſtändlich ſchilderte ich die äußere Umgebung, die Lage, in welcher ich die Kranke gefunden hatte, und wie gering die äußere Wahrſcheinlichkeit ihrer Wiederherſtellung ſei. Sie wünſchte mich morgen wieder zu ſehen, ſagte ich. Ich habe ihr die Hoffnung, ihren Sohn wiederzuſehen, wenn ſie ſelbſt mehr Kraft hätte, nicht vorenthalten. Ich konnte nicht unterlaſſen, das Betragen des Mönches zu loben.

Antonie ſchien ruhiger, als ich erwartete. Die innere Bewegung, die ich nicht zu bergen vermochte, konnte nicht auffallen. Sie war nach dem, was ich erfahren hatte, ſehr natürlich.

Den Tag darauf ward Julius in einer verſchloſſenen Kutſche nach ſeiner neuen Wohnung gebracht. Er ſträubte ſich nicht, nur ſchien er die Häuſer mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit zu betrachten, und als er die für ihn beſtimmten Zimmer betrat, ſchien er erſtaunt. Mein Gott! rief er aus, hier bin ich ſchon geweſen. Wir erſchraken faſt und erwarteten mit großer Spannung, daß ſein Bewußtſein wiederkehren ſollte. Aber es dauerte nur einige Augenblicke. Er ſchüttelte den Kopf, blickte mit Zeichen hervorbrechender Verwunderung um ſich, zum Fenſter hinaus, warf ſich dann in einen für ihn beſtimmten, bequemen Lehnſtuhl und verſank in ſeinen gewöhnlichen Trübſinn. Antonie wollte den Vormittag bei ihm zubringen. Wir hatten beſchloſſen, ihn ſo wenig, als möglich, allein zu laſſen, und ich eilte nun, den Mönch aufzuſuchen. Als ich dies Mal Antonie verließ, fand freilich kein ſo leidenſchaftlicher Auftritt, wie geſtern, ſtatt, aber die geheime Sorge konnte ſie nicht verbergen, und ich vermochte einen ſtillen Vorwurf nicht abzuweiſen.

Ich fand den Pater Hilarius in einer ſehr feierlichen, ja, unruhigen Stimmung. Es war, als quälte ihn eine große Erwartung, als ſchwebte ein bedeutendes Ereigniß ihm vor, deſſen Erfolg ungewiß ſei. Er gab ſich vergebens Mühe, ſeine innere Unruhe zu verbergen. Ein Chorknabe erſchien, um ihn zu begleiten, und als wir in die prächtige Wohnung hineintraten, bemerkte ich, daß etwas Ungewöhnliches ſtattfand. Die Thüre ward ſorgfältig hinter uns verſchloſſen, alle männlichen und weiblichen Bedienten des Hauſes verſammelten ſich um uns, begleiteten uns durch die prachtvollen Zimmer und blieben in der Stube, die an das Krankenzimmer ſtieß, zurück. Ich ſah einen Geiſtlichen unter ihnen, der ein Kruzifix trug, ich ſah ſie alle auf die Knie ſtürzen und beten. Wir traten hinein. Die Kranke war in großer Aufwallung, die Augen glänzten mit ungewöhnlichem Licht, und die Geſichtsmuskeln bewegten ſich deutlich, die Bläſſe war zwar nicht gewichen, aber eine fliegende Röthe zeigte ſich oft und verſchwand nie ganz. Die Arme zuckten, als wollten ſie ſich heben. Warnend trat der Mönch der Kranken näher, beſchwor ſie, indem er ihr den Segen ertheilte, geduldig zu bleiben. Noch dieſen letzten Moment haſt Du, geliebte Tochter, zu überwinden. Laß die Ungeduld nicht verderben, was Dein Glaube und der Segen der Kirche allmälig reifen läßt.

Der Chorknabe erſchien. Er reichte ihr, während herrliche Geſänge aus der Ferne tönten, während die anmuthige Pflegerin knieend betete, das heilige Abendmahl, die Klingel des Chorknaben tönte, der Weihrauch füllte das Zimmer. Mir war es, als wäre der Heiland zugegen. Ich ſank auf meine Knie, und in heißen Gebeten vergaß ich mich ſelber und flehte nur für die Kranke. Jetzt ſank der Mönch ebenfalls hin. Er bedeckte ſein Antlitz, er lag hingeſunken auf der Erde, während der Geiſtliche, der nun auch hereintrat, ihm die Monſtranz vorhielt. Man hörte ſeine heißen, ſtillen Gebete. Abwechſelnd erhob er den Kopf, blickte die heilige Monſtranz mit Inbrunſt an, die gefalteten Hände erhoben ſich, jeder Blick war nach innen, nach oben gewandt, er ſchien der Erde enthoben. Dann ſanken die Arme, der Kopf neigte ſich, er warf ſich wieder flehend hin. Und immer dringender ward nun das Gebet, immer inbrünſtiger erhoben ſich Arme und Antlitz. Es war, als wollte ſein Gebet mit Gewalt die Gnade erringen. Man hörte das Murmeln, und es tönte mit ſeltſamer, immer ſteigender Gewalt; man hörte das ſtille Flehen der Kranken dazwiſchen, man vernahm das Gebet der knienden Dienerſchaft, die Geſänge tönten aus der Ferne. Jetzt erhob der Mönch ſein Haupt zum letzten Mal, ſeine Augen glänzten, die Hände falteten ſich krampfhaft, die Arme zitterten, die höchſte Spannung drückte ſich in ſeinem Geſicht aus.

Eine tiefe Stille herrſchte rund um uns her, die Geſänge ſchwiegen. Es war, als nahte der langerſehnte, heiß erbetene, ängſtlich erwartete Augenblick der Erhörung. Ich wagte kaum zu athmen. Aber unwillkürlich warf ich einen Blick auf die Kranke. Es war, als erwartete ſie den Augenblick, wo ſie ſich erheben ſollte. Eine wunderbare Anmuth, durch Andacht, geſpannte Erwartung, heimliches Entzücken hervorgezaubert, hatte ſich über ihr Geſicht ausgegoſſen. Nie ſah ich eine ſchönere Frau. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, ſtehe auf, Tochter meiner Liebe! ſprach der Mönch feierlich, — und die Kranke erhob ſich, ſchritt ohne Schwanken durch die Stube und kniete vor dem Kruzifix nieder, inbrünſtig betend. Die erſtaunte Dienerſchaft ſtürzte herein, vernahm das Wunder, und Alle prieſen Gott. Aber mit Verwunderung ſah ich zugleich aus einer Nebenthür, die halb offen ſtand, einen ältlichen Mann hervortreten, deſſen Gegenwart, ſelbſt mitten in dieſer Scene des Entzückens, eine Störung zu verurſachen ſchien. Sein tiefer, ſtiller Ernſt hatte etwas Gebietendes. Der Mönch ſchien, wenigſtens für einen Augenblick, verwirrt, als er ruhig ſich der Kranken näherte, die ihm freudig entgegen kam. Danke Gott, liebe Agnes, ſagte er; er hat Dir wunderbar geholfen und

Dir die einzige Hülfe gereicht, die Dich retten konnte. Ich vereinige meine Dankgebete mit den Deinen, aber jetzt ſei ruhig; die Geſundheit, die Dir die göttliche Gnade verlieh, muß die Vorſicht erhalten. Er begleitete ſie langſam einige Mal durch die Stube und gebot ihr, ſich zu ſetzen, während er ſich ſtill neben ſie ſetzte. Auf der andern Seite hatte der Mönch ſich niedergelaſſen, und die Gebete dauerten fort, die Geſänge ertönten dankerfüllt und jubelnd, die Stube füllte ſich immer mehr mit Menſchen. Man mußte die herbeiſtrömende Menge zurückhalten. In der ganzen Stadt hatte das Gerücht von dieſem Wunder ſich verbreitet. Der Biſchof erſchien ſelber, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Die Krankheit war zu bekannt, die plötzliche Heilung durch das Gebet war auf eine auffallende Weiſe unter den Augen ſo vieler Menſchen geſchehen, als daß der geringſte Zweifel hätte ſtattfinden können. Die Frau war ihrer Güte, ihrer Anmuth, ihrer grenzenloſen Wohlthätigkeit wegen in der ganzen Stadt geliebt, und ihrer Leiden wegen allgemein bedauert.

Gott gebührt vor allem Volk der Preis für dieſes Wunder der Gnade, welches er durch die Kirche geſchehen ließ, ſagte der Biſchof; wie er Ihnen die Stärke verlieh, das Bett, welches ſeit Jahren Ihre gelähmten

Glieder trug, zu verlaſſen, ſo wird er Ihnen auch die Kraft verleihen, vor ſeinem heiligen Altare ſeinen Namen zu preiſen. Ja, rief die Wiederhergeſtellte in höchſtem Entzücken, ja, ich fühle mich ſtark genug, den Altar des gnädigen Gottes zu erreichen. Ja, erſt wenn mein dankerfülltes Herz ſich ihm da ganz geweiht, kann ich ruhig ſein. Der Arzt, — denn als ein ſolcher erſchien der ernſthafte Fremde, — widerſetzte ſich nicht. Die Frau verſchwand mit ihrer jungen Freundin und erſchien in einem koſtbaren, aber einfachen Anzuge wieder. Die Prieſter, die hinzugekommen waren, ordneten ſich, die Monſtranz ward vorgetragen. Umgeben von Geiſtlichen, nur leicht angefaßt, wandelte die Geheilte durch die Straßen der Stadt. Eine unüberſehbare Menge, durch das Wunder innig bewegt, erfüllte die Straßen, Betende reihten ſich an den Zug an. Mir überreichte die Kranke ſelbſt einen Roſenkranz, und ich ergriff ihn mit Entzücken. Jetzt war jeder Zweifel gehoben, ein Wunder hatte mich ſelbſt wunderbar ergriffen. Wie konnte ich eine ſchönere, ja, heiligere Gelegenheit finden, meinen lang genährten, allmälig herangewachſenen Glauben öffentlich zu bekennen? Ich ſchritt, dicht hinter den Prieſtern, den Roſenkranz in der Hand, betend durch die Straßen. Wir erreichten die Kirche. Am Hochaltar brannten die Kerzen, der Biſchof intonirte ein Gebet, ein Gloria in excelsis und ein Laudamus ertönte durch die Kirche, andächtige Rührung hatte die ganze Stadt ergriffen, und die Geheilte kniete am Altare. Mir war die Welt verſchwunden; die Heiligkeit der Kirche, die Gewalt ihrer ſegensreichen Herrlichkeit, Gott, der Heiland, die Heiligen, die Geweihten bildeten eine neue Welt, die den Seligen aufnahm. Das Myſterium der Verwandlung, welches eben gefeiert wurde, war mir klar. War ich doch ſelber verwandelt. Meine Verirrung hatte ihren höchſten Gipfel erreicht.

Der Gottesdienſt war zu Ende. Die geheilte Frau erhob ſich vom Altare und wollte ſich entfernen. In der entzückten Stimmung, die mich ergriffen hatte, war mir alles Aeußere verborgen geblieben. Als ich die Augen aufſchlug, war die Kirche faſt leer, und ich erhob mich, um mich zu entfernen. Da näherte ſich ein Mann, in welchem ich, indem er auf mich zutrat, den Arzt erkannte. Aber es war mir, als hätte ich ihn früher ſchon irgendwo geſehen, und jetzt erinnerte ich mich plötzlich, daß ich ihn in Berlin bei Antoniens Aeltern ein paar Mal getroffen hatte, daß er in frühern Jahren ihr Lehrer geweſen war. Herr von Burow, ſagte er, indem er auf mich zutrat, folgen Sie mir; ich wünſche über eine ſehr wichtige Sache mit Ihnen zu ſprechen. Ich war erſtaunt und folgte ihm noch halb wie im Traume. Ich wohne, fuhr er fort, bei meiner geheilten Verwandten, ich muß ſie jetzt beſuchen, und auch Sie werden wünſchen, ſie wieder zu ſehen. Ich kenne alle Ihre Verhältniſſe, ja, ſelbſt der Entſchluß, der jetzt Ihre Seele erfüllt, den Sie, irre ich nicht, ſchon ausgeführt zu haben glauben, iſt mir nicht unbekannt. Mein Herr, ſagte ich, indem ich ihn ſcharf anſah, ich habe Ihren Rath nicht gefordert, und bei den wichtigſten Ueberlegungen erſcheint die Zudringlichkeit eines Fremden uns nicht ſehr angenehm. Ich wollte mich entfernen, denn ſein Aufdringen empörte mich. O hätten Sie immer nur ſich ſelber gefragt! rief, innig bewegt, der Arzt; hätte nie ein fremder Einfluß, ein verabredeter Plan Sie irre geleitet! Ich war dem Schritte, den Sie thun wollen, einmal ſo nahe, wie Sie jetzt. Unter allen Frauen der Welt ſchätze ich keine höher, als die Ihrige, die Sie von ganzer Seele liebt, und die Sie grenzenlos unglücklich zu machen im Begriffe ſind. Was befürchten Sie, wenn Sie mich anhören? Meine Abſicht verberge ich ſo wenig, daß ſie vielmehr das Erſte iſt, was Sie von mir erfahren. Was mich bewog, mich jetzt gleich, in dem Augenblicke der höchſten Gefahr, unumwunden an Sie zu wenden, ja, was mich zu dem Schritte berechtigt, kann Ihnen nicht unbekannt ſein. Fürchten Sie, Gründe zu vernehmen, die Ihren Entſchluß ſchwankend machen könnten? Weh' Ihnen, wenn Sie dieſes Gefühl haben und es abweiſen, abweiſen, bis es zu ſpät iſt. — Nun, ich folge, ſagte ich verdrießlich. Wir kamen in die Wohnung. Agnes, ſagte der Arzt, indem wir zu der geheilten Frau hineintraten, bleiben Sie ja, nur nicht bis zur völligen Ermüdung, in gemäßigter Bewegung; zweifeln Sie nicht, daß, was ſo wunderbar begann, auch Beſtand haben wird." Ruhen Sie aus, wenn Sie eine Ermüdung ſpüren. Sie konnte noch nicht von dem Entzücken zurückkommen; größer, als die Heilung, ſchien ihr das Zeichen einer hohen Gnade, deren grenzenloſer Werth ihre ganze Seele erhob. Der Arzt — Flinthough wollen wir ihn von jetzt an nennen — that nichts, um dieſes Gefühl herabzuſtimmen. Er verſtand, es zu unterhalten, zu beleben. Die Frau wandte ſich an mich und fragte mit lebhafter Bewegung, ob ſie bald erwarten könne, ihren Sohn zu ſehen. Jetzt nicht, ſagte der Mönch, der, faſt erſchöpft, bis jetzt ſtillgeſchwiegen; jetzt vor Allem Geduld, Ergebung, Gehorſam. Sie haben Recht, erwiederte mild die Frau; das thörichte Herz hat noch nicht gelernt, ſich ruhig zu ergeben, o wie ſündhaft muß der Menſch ſein, wenn ſelbſt Wunder uns Ergebung predigen, wenn die gnadenvolle Offenbarung des Herrn uns nahe tritt, wenn die verborgenſte Kraft plötzlich hervortritt, uns zu retten, ohne daß wir hören.

Wir verließen ſie; Flinthough führte mich auf ſeine Stube und wollte ſein Pult öffnen, fand aber den Schlüſſel nicht. Er klingelte. Der Bediente kam. Wo iſt mein Reiſegepäck? fragte er. Es ſteht noch in meiner Stube, antwortete der Bediente. Als wir hier ankamen, war Alles in Bewegung, ich brachte die Sachen nur eilig in Sicherheit, und muß um Verzeihung bitten, daß ich ſie bis jetzt nicht ausgepackt. Ein ſo außerordentlicher Fall entſchuldigt ſchon, erwiederte Flinthough. Bring mir nur das Reiſepult. Es wurde gebracht, geöffnet, der Schlüſſel fand ſich, und Flinthough überreichte mir ein ziemlich ſtarkes Manuſkript. Sie werden ein paar Stunden zubringen, um es durchzuleſen, und dennoch wünſche ich, daß Sie es leſen, und zwar jetzt. Mein Herr, ſagte ich, ich bin erſchöpft, ich bin ſelbſt hungrig, Antonie wird mit Aengſtlichkeit meine Rückkunft erwarten. Gut, erwiederte er, indem er ſich einen Augenblick beſann, auch ich wünſche Ihre Frau nach ſo langer Zeit zu ſehen. Er nahm das Manuſkript mit ſich, und wir gingen. Als ich mich dem Gaſthofe näherte, ward ich ſehr unruhig. Antonie mußte das Wunder, welches die ganze Stadt in Bewegung geſetzt hatte, ſchon erfahren haben. Ich überlegte jetzt, daß die feierliche Prozeſſion durch die Straße, in welcher der Gaſthof lag, gegangen ſein mußte; denn als ich dem Zuge folgte, hatte ich Alles um mich her vergeſſen. Wenn Antonie Dich in der Prozeſſion geſehen hat, rief ich mir zu, betend, einen Roſenkranz in der Hand? Ich fühlte eine unbeſchreibliche Angſt; es ſchien mir unwürdig, daß ich ſo alle Beſonnenheit verloren hatte, daß ich, in einem ungeheuern Widerſpruche befangen, ſelbſtſüchtig die Seligkeit ſuchen und die ſorgenvolle Liebe des treuen Weibes vergeſſen konnte. Zitternd ſtieg ich die Stufen hinauf, und als ich in das Zimmer hineintrat, ergriff mich ein Entſetzen. Alle ſtanden beſorgt um Antonie, die matt, blaß, wie erſtarrt auf dem Sopha lag. Als man mich entdeckte, ſah mich der Lord ergrimmt, ja, mit Verachtung, die Lady mit vernichtendem Mitleiden an. Antonie wandte das Auge ermattet, wie gebrochen, nach der Thüre. Sie erblickte mich, ein Schrei des Schreckens wollte ſchon ihren blaſſen Lippen entfahren, da entdeckte ſie Flinthough, und mit ſeltſamer Kraft ſtieß ſie Alle zurück, erhob ſich und eilte auf ihn zu. Sie, Sie hier und in dieſem Augenblicke? Und Sie führen mir den verirrten, geliebten, guten Gatten wieder zu? O gütiger, allbarmherziger Gott, Du haſt meinen Jammer geſehen, Du haſt mein Flehen erhört! rief ſie. Ich war erſchüttert. Es dauerte lange, ehe wir uns ruhig wechſelſeitig verſtändigen konnten. Ich fand es jetzt nothwendig, das ganze Ereigniß, wie ich es erlebt hatte, auch den geſtrigen Auftritt, ausführlich mitzutheilen. Alle vernahmen den Bericht mit Begierde, Flinthough mit großer Spannung. Beſonders ſchienen einige Stellen ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Liebe Antonie, ſagte ich am Schluß, hier haſt Du mein offenes Bekenntniß. Daß ein Ereigniß, wie dieſes, mich ganz hinreißen mußte, wirſt Du geſtehen. Als ich mich wieder auf die irdiſche Gegenwart beſann, als Dein Bild mir wieder vorſchwebte, mußte ich mir freilich Vorwürfe machen. Ich dachte mit Angſt daran, daß Du mich erblickt haben könnteſt. — Ja, lieber Burow, rief ſie, die Nachricht von dieſem Wunder kam ſchnell nach unſerm Gaſthofe. Ich war noch bei Julius, als meine Luiſe hereinſtürzte, mich herausrief und das Unglaubliche erzählte. Ich erſchrak. Kaum hatte ich den Gaſthof erreicht, als ich die wogende Maſſe herankommen ſah. Wir ſtellten uns in das Fenſter, wir ſahen die Monſtranz in der Luft glänzen, wir hörten die Geſänge, und eine unbeſchreibliche Angſt quälte mich, als ſich der Zug näherte. Er kam heran. Ich ſah die geheilte Frau in der Mitte der betenden Prieſter. Ich war erſchüttert, bewegt, aber meine Angſt wollte nicht nachlaſſen. Da entdeckte ich Dich, wie Du, Gebete murmelnd, den Roſenkranz in der Hand, ein öffentliches Zeugniß Deines Uebertritts vor allem Volke ablegteſt. — Sie ſchwieg. Thränen ſtürzten erleichternd aus ihren Augen. Es war, rief ſie, für mich ein entſetzlicher Anblick, ich kann es Dir nicht verbergen. Es war mir faſt, als wäreſt Du von meiner Seite geriſſen. Doch, Gott iſt gütig. Daß ich den Roſenkranz trug, liebe Antonie, wußte ich kaum, und jetzt erinnere ich mich, daß er mir von der Kranken gereicht wurde, erwiederte ich.

Allmälig erholte ſich Antonie. Flinthough, der ſeine Freude, Antonie wieder zu ſehen, nicht verbergen konnte, leitete das Geſpräch, wie es ſchien, gefliſſentlich auf andere Dinge, beſonders erkundigte er ſich lebhaft nach Julius, deſſen Lehrer er auch geweſen war. Antonie erfuhr nun, daß dieſer Julius, mit welchem wir unter für ihn ſo unglücklichen Verhältniſſen in nahe Berührung gekommen waren, wenigſtens eine kurze Zeit hindurch mit ihr zugleich von Flinthough unterrichtet worden war. Ich bin ihm, dem unglücklichen, jungen Manne, nahe verwandt, ſagte er; denn meine verſtorbene Frau war die Schweſter ſeines Vaters; ich leitete ſeine Bildung von ſeiner frühen Jugend an, und als ich nach Düſſeldorf kam, wo Sie, liebe Antonie, meinen Unterricht, unter der Aufſicht Ihrer Mutter, genoſſen, war er von mir getrennt. In dieſer Zeit der Trennung entſtand die Neigung, die für ihn ſo unglücklich wurde, und als ich ihn wieder traf, war er von ſeinem Schickſal ergriffen. — Wir hatten, wie wir es vermochten, ſeinen Zuſtand geſchildert, und er hörte mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit, fragte nach einigen Umſtänden und gab uns, als er uns verließ, Hoffnung für den jungen Mann, der ihm, wenn es möglich wäre, noch mehr, als uns, am Herzen liege.

Herr von Burow, ſagte er, hier theile ich Ihnen die von mir entworfene Krankengeſchichte der ſo wunderbar geheilten Frau mit. Leſen Sie ſie aufmerkſam; ich glaube, ſie wird Ihnen nicht gleichgültig ſein. Nur Eins dürfen Sie nicht vergeſſen, Pater Hilarius iſt Arzt und, wie ich verſichern darf, kein ungeſchickter.

In der Nacht ſaß ich ſtill, bei mir ſelbſt die Ereigniſſe überlegend und wie ſeltſam ſich Alles gefügt hatte, um meine Sehnſucht nach einer Vereinigung mit der Kirche zu ſteigern. Ich konnte nicht läugnen, daß, wenn Antonie nicht eine ſo große Gewalt über mich ausgeübt hätte, ich ſchon ganz der Kirche angehören würde, und ich konnte mit mir nicht eins werden, ob dieſe Gewalt einer irdiſchen Liebe, die das freie Bekenntniß meiner Ueberzeugung hemmte, mir zum Vorwurf diente oder nicht. Das Manuſkript lag vor mir, und faſt mit Widerſtreben blätterte ich darin, fing an, hier und da zu leſen, ſtutzte und las es mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit von Anfang bis zu Ende. Der Aufſatz war meiſterhaft, klar, gründlich und mit einer ſeltenen Umſicht. Alle Symptome waren mit Scharfſinn aufgefaßt, die angewandten Mittel mußten ſelbſt dem Unkundigen höchſt zweckmäßig erſcheinen, und die ganze Darſtellung führte mich Schritt vor Schritt von der Entwickelung der Krankheit bis zu ihrem höchſten Grade, dann durch alle Stufenfolgen der Beſſerung. Der Einfluß der Gemüthsſtimmung auf die Entſtehung und Ausbildung war einfach und dennoch tief, und trug ein überraſchendes Gepräge innerer Wahrheit. Es war ein ausführliches, nur ſehr ſelten unterbrochenes Tagebuch. Nachdem ich nun, mit immer ſteigendem Intereſſe, die Heilung von Stufe zu Stufe verfolgt hatte, ſchloß der Aufſatz mit der merkwürdigen Aeußerung: „Alle Glieder der wiederhergeſtellten Organiſation ſind geordnet, alle Funktionen in die Schranken ihrer eigenthümlichen Thätigkeit getreten; es fehlt nur die Energie, die ſie treiben, die innere Kraft, die ſie erregen ſoll. Eine gewaltſame Erſchütterung, eine heroiſche pſychiſche Kur könnte die Krankheit plötzlich heben; aber man hat den Erfolg, der auch tödtlich ſein kann, nicht in ſeiner Gewalt. Es giebt, glaube ich, ein Mittel, das heilſamſte unter allen, an das Höchſte geknüpft, und wo die Hülfe von oben kommt. Leider verbietet mein religiöſes Verhältniß zu der geliebten Kranken die Anwendung.“

Als ich dieſes las, ſtutzte ich. Wie, dachte ich, dieſer Arzt hat das Wunder als ein Heilmittel erkannt? Wäre die Kranke proteſtantiſch, wie er, er hätte es angewandt! Und Pater Hilarius iſt ein Arzt! Mir fiel jetzt erſt ſo Manches auf, was freilich nicht meiner Aufmerkſamkeit entgangen war, aber jetzt erſt Bedeutung erhielt, die Spuren einer Kraft, die ſich entwikkeln wollte, die er aber mit vieler Kunſt in ihrer Aeußerung zurückhielt, die überdachte, höchſt beſonnene Berechnung, die es nicht bloß auf das Gebet ankommen ließ, vielmehr, wie es ſchien, des glücklichen Erfolges gewiß war. Alſo ein Gaukelſpiel mit dem Heiligſten! rief ich entrüſtet aus und tiefer, als je, ſank mein Vertrauen zu den Prieſtern, die die Weihe misbrauchten, eben, als es am höchſten geſtiegen war. Der Zorn, die Erbitterung, die mich ergriff, ließ mich nun Alles in einem unvortheilhaften Lichte ſehen. Mein Verdacht fiel auch auf Flinthough. Wenn nun dieſer Aufſatz, den er Dir aufdringt, ſelbſt eine Berechnung wäre, wenn dieſe auffallende Aeußerung, die ſo augenſcheinlich ankündigt, was ſpäter geſchah, erſt ſpäter geſchrieben wäre, erſt, als Flinthough die Abſicht des Mönchs ſchon kannte? Ich erinnerte mich jetzt ſeiner Abweſenheit, ich wußte, daß er erſt denſelben Morgen von einer Reiſe, die mehrere Wochen gedauert hatte, zurückgekommen war, ich hatte die beſtimmte Nachricht erhalten, daß der Mönch erſt zwei Tage vor meinem erſten Beſuch der Kranken eine Hoffnung gegeben hatte, durch die ſegensreiche Kraft der Kirche, durch Glauben von ihrer, durch Gebet von ſeiner Seite, die Krankheit zu heben. Sie ſelbſt, die Kranke, hatte mir's geſagt, und der Mönch erzählte mir, wie ihm der glückliche Gedanke plötzlich wie durch eine Eingebung gekommen ſei. Ich war ſelbſt Zeuge geweſen, als Flinthough das Pult, offenbar zum erſten Male nach ſeiner Zurückkunft, öffnete, und vor ſeiner Abreiſe hatte der Mönch noch keinen Zutritt zu der Kranken erhalten, war nicht einmal hier. Aber am meiſten wurde mein Verdacht durch den Aufſatz ſelber zerſtört; denn dieſer Schluß war nicht zufällig der Darſtellung angeheftet, er ging mit Nothwendigkeit aus dem Ganzen hervor.

Meine innere Unruhe, quälende Zweifel, die Alles, was ich erlebt hatte, angriffen, eine furchtbare Angſt, als könnten alle religiöſe Gefühle, jede innere höhere Erfahrung auf einer thörichten Selbſttäuſchung beruhen, trieben mich in der Nacht unruhig umher, und ich ſank an der Seite meiner ruhig ſchlummernden Frau erſt gegen Morgen in einen unruhigen Schlaf, von wilden Träumen geängſtigt. Gute und böſe Engel umgaben mich, winkten mir, drängten mich. Es war mir, als wechſelten ſie die Geſtalten; mitten aus dem Gebet, aus der heiligſten Stimmung erzeugte ſich Hohngelächter. Mein zerriſſenes Herz fühlte alle Qualen der Hölle, und ich erwachte mit einem Angſtgeſchrei. Mein Gott! rief Antonie, die, in ihrem ruhigen Schlaf geſtört, ſich erſchrocken aufrichtete, was fehlt Dir? Sie las das Entſetzen in meinen verzerrten Geſichtszügen und ſprang zitternd auf. Ich war völlig aufgewacht. Ich muß ihn ſprechen, rief ich, er muß mir die Ruhe, die Seligkeit wiedergeben, die er mir geraubt hat. — Wer, wer? Um Gottes Willen! — Der Menſch, von dem Du ſo Vieles erwarteteſt. — Flinthough? unterbrach mich Antonie. — Ja, eben dieſer. — Gott Lob! ſagte ſie, ich war nicht wenig erſchrocken, jetzt bin ich völlig ruhig. Er wird Dich nicht verlaſſen. — Schon am frühen Morgen klopfte ich an ſeine Thüre. Sieh da, mein Freund, rief er mir entgegen, Sie kommen ja recht früh. Als er mich aber anſah, fuhr er erſchrocken zurück: Es iſt doch kein Unglück geſchehen? Was bringen Sie? Ihr Anblick verkündigt Unheil. Ich konnte vor innerer Bewegung kaum reden. Verworren genug und höchſt leidenſchaftlich theilte ich ihm Alles mit, was mich quälte, und oft mußte er von Neuem fragen, um nur zu verſtehen, was ich wollte. Dann bat er mich mit heiterer Ruhe, ihn anzuhören. Sie haben mich auf eine Weiſe misverſtanden, die mich in Erſtaunen ſetzt, ſagte er, die ich gar nicht erwartete, die mir aber beweiſt, wie wenig Sie eine leidenſchaftliche Stimmung, die man, wenn von dem Höchſten und Heiligſten die Rede iſt, am meiſten vermeiden muß, von Ihren innern Selbſtprüfungen abzuweiſen vermögen. Es war gar nicht meine Meinung, den Pater Hilarius verdächtig machen zu wollen. Ich glaube nicht, daß man ihm mit Recht Vorwürfe machen kann, ja, wie Sie erfahren haben, ich habe Alles gebilligt und mich wohl gehütet, den Gang der wundervollen Heilung zu ſtören. Ich habe nicht gewünſcht, daß Sie, wie ich mir Ihre Lage dachte, wie Sie mir durch Freunde bekannt waren, Zeuge dieſer Heilung ſein ſollten, die Ihnen ſo unheilbringend, wie der Kranken in jeder, ſelbſt in religiöſer Rückſicht, heilſam, ſein konnte. Aber ich müßte den Pater genauer kennen, um ihn zu richten, und von dem Standpunkte ſeiner Ueberzeugung giebt es Manches, was ihn entſchuldigt, ja, rechtfertigt. Hören Sie mich ruhig an, lieber Freund, ſagte er, als ich ihm in die Rede fallen wollte, und ſtören Sie mich nicht. Wenn ich geſchloſſen habe, mögen Sie mir Alles mittheilen, was Ihnen noch zweifelhaft ſcheint, aber das verworrene Hin- und Herreden bringt uns nie zur Klarheit. Ich will mich ſo kurz faſſen, wie möglich.

Es giebt eine Gewalt des Geiſtes über die Erſcheinung, und wir kennen ihre Grenzen nicht. In dieſem Gebiete liegt Alles, was wir Wunder nennen, und wir ſollten uns billiger Weiſe nicht gegen eine Benennung ſträuben, die am ausdrucksvollſten ausſpricht, daß jede Wirkung einer Welt gehört, aus welcher wir zwar herausſchauen, herausdenken, in deren unermeßliche Tiefe wir aber keinesweges hineinzuſchauen, hineinzudenken vermögen. Nicht bloß die Wunder, die die einzelne Perſon treffen, gehören hierher; die Wunder der Geſchichte entſpringen aus der nämlichen Quelle. Daß dieſe Richtung der Betrachtung tauſend Verirrungen, das Thörichteſte, Albernſte erzeugt, ja, erzeugen muß, ſollte uns eben ſo wenig irre machen, wenn wir ruhig erwägen, wovon die Rede iſt. Selbſt wenn der Geiſt ſich ganz in die thieriſche Seele verſenkt, wenn dieſe um ihre Selbſterhaltung ringt, vermag er Wunder dieſer Art hervorzubringen. Doch wir wollen dem Ereigniſſe, welches Sie ſo ſehr in Bewegung ſetzt, näher treten. Gelähmte, die Jahre lang kein Glied rühren konnten, ſind bekanntlich durch plötzlichen Schrecken geheilt worden. Bei Erdbeben haben ſie ſich kräftig erhoben, und obgleich die Meiſten, wenn der Schrecken verſchwunden war, in die frühere Krankheit zurückſanken, fehlt es doch nicht an Beiſpielen, die uns von bleibenden Heilungen auf dieſe Weiſe überzeugen. Ich habe einen Geiſtlichen gekannt, der viele Jahre das Bett hüten mußte; alle Glieder waren ihm gelähmt. Eine Feuersbrunſt in den unteren Stockwerken ſeiner Wohnung brachte ihn in Lebensgefahr. Da ſprang er auf, war geheilt, und obgleich ein alter Mann, konnte er noch zehn Jahre nach dieſem Ereigniſſe ſeine Amtspflichten erfüllen. Ich ſelbſt litt einſt an einer ſchweren Krankheit. Geſchwollene Halsdrüſen hemmten den Athem, ich ſchöpfte nur mit Mühe Luft, ſprechen konnte ich gar nicht. Die Flamme von einem brennenden Hauſe ſchlug in der Nacht auf meine Wohnung, daß ſie in Gefahr kam. Ich ſprang auf, traf alle Anſtalten zur Rettung. Meine Krankheit war völlig verſchwunden. Aber freilich brach ſie, als die lärmende Geſellſchaft ſich entfernt hatte, als die Spannung verſchwand, wieder hervor. Könnten wir, durch eigenen Entſchluß, eine Gewalt gewinnen, die dieſer uns aufgedrungenen ähnlich wäre, wir würden ohne allen Zweifel viele Krankheiten ſelbſt durch den Willen vertreiben. Aber unſere geiſtige Kraft vermag nicht ſo weit zu reichen; wenigſtens iſt ſie, ſelbſt, wo wir ſie in dieſer Rückſicht bewundern, innerhalb ſehr enger Schranken gefeſſelt.

Wir finden aber eine geſchichtliche geiſtige Gewalt, die höher ſteht, als alle perſönliche. Sie zeigte ſich als die ordnende bei der Entwickelung des Geſchlechts, ſie übt ihre Macht, wie über ganze Völker, ſo über Perſonen aus, und nur flache Thoren können dieſes bleibende Wunder der Geſchichte und eines jeden Menſchen abläugnen. Es iſt die göttliche Kraft. Sie wirkt in der Zuverſicht des Glaubens, in der gänzlichen Hingebung, die, ſcheinbar willenlos, wohl mit eben ſo vielem Recht der heiligſte Gebrauch des höchſten, gereinigten Willens genannt werden kann. Nirgends ſah man die Wunder des Glaubens in einem größern Glanze, als im Chriſtenthum. Was er vermag, haben Sie eben erfahren. Daß die heilende Kunſt dieſes Wunder vorbereitete, ſcheint Ihnen ſtörend; ja, ein Gaukelſpiel nennen Sie, was ſo, langſam vorbereitet, der Menge, der getäuſchten Kranken ſelbſt, als ein plötzlicher Erfolg der Gebete dargeſtellt wurde. Ueberlegen Sie aber Alles, erinnern Sie ſich deſſen, was Sie eben geleſen haben. Habe ich es verheimlicht, daß auch ich ein religiöſes

Element als heilendes brauchte, daß es heilſam wirkte, obgleich die bloßen allgemeinen Aeußerungen, die kein recht beſtimmtes Gepräge annahmen, die entſchiedene Wirkung ausſchloſſen? Ich fühlte dieß wohl, aber ich konnte das unbegrenzte Vertrauen der Katholikin nicht erwerben. Nun kommt ein Anderer, mein Nachfolger. Er handelt vollkommen in meinem Sinne, aber hat bedeutende Vortheile. Er konnte ein Vertrauen erwerben, ja, fordern, welches ich nicht zu erringen vermochte. Die kranke Freundin hatte, geſtehen wir es, aus Schwäche in Manchem, was ihrer innern Ueberzeugung widerſprach, dem geiſtigen Uebergewichte ihres Mannes nachgegeben. Der Mönch benutzte dieſes Vergehen. Er zeigte ihr, wie ſie ſich gegen die Kirche, die für ſie alles Heil allein enthielt, verſündigt hätte. War es ein Betrug? Keineswegs. Als Arzt handelte er beſonnen, als Prieſter erfüllte er ſeine Pflicht. Hatte er nicht Recht? Leſen Sie meinen Aufſatz noch ein Mal. Sie werden finden, daß meiner Ueberzeugung nach die religiöſen Zweifel, die ſie nach dem Tode ihres Mannes quälten, die Vorwürfe, die ſie ſich darüber machte, daß ihr einziges Kind nicht in dem Glauben der Kirche erzogen war, die Angſt, die ſie darüber empfand, als nun dieſer Sohn in eine unglückliche Lage gerieth, ein ſehr weſentliches Element der Krankheit ausmachten, und ſagen Sie mir, wie man es anfangen ſollte, dieſen Krankheitsſtoff, damit ich mich recht handgreiflich ärztlich ausdrücke, unſchädlich zu machen, wenn man ihn nicht ſeiner Natur gemäß behandeln wollte? Derjenige, der dieſer Frau, wie ich ſie kenne, etwa zu beweiſen ſuchte, daß dieſes Alles doch nur Aberglaube ſei, würde ſie ſicher tödten; ja, die Bemühungen des Mannes, eine ſolche Ueberzeugung hervorzurufen, hatten ohne allen Zweifel den erſten Keim zu ihrer Krankheit gelegt.

Jetzt aber, da der Pater den Gang der Heilung verfolgte, der, den eigenthümlichen Verhältniſſen der Kranken nach, der naturgemäße genannt werden kann, durfte er einen glücklichen Erfolg ohne Ueberſpannung erwarten. Er ließ ſie die Gnade der verſöhnten Kirche erwarten, er erweckte die Hoffnung, daß ſie die Seele des unglücklichen Sohnes erretten könne, ja, daß ſie dazu berufen ſei. Ich theile ſeine Ueberzeugung keineswegs, ja, es iſt mein feſter Entſchluß, ſeinen Abſichten auf den Sohn entgegenzuwirken. Aber hier kann ich ihn nicht tadeln, an Betrug war kaum zu denken. Daß er die Spuren der herannahenden Heilung wahrnahm, genau verfolgte, die zu frühzeitige Aeußerung der heilenden Kraft zurückdrängte, werfen Sie ihm vor, ja, darin vorzüglich ſcheinen Sie ein vorbereitetes Spiel, einen Betrug zu ſehen, der, den vorausgeſehenen Erfolg für ein plötzlich durch eifriges Gebet errungenes Wunder auszugeben, die Frechheit hatte. Aber welches Heilmittel wandte der Arzt hier an? War es nicht die ſegensreiche, mächtige, göttliche Gewalt, die über dem ganzen Geſchlechte waltet, ſeit faſt zwei Jahrtauſenden das Schickſal des Volkes lenkt, und die ſich hier huldreich herabließ, unter ſeinen Händen eine innere und eine äußere Heilung zu bewirken? Iſt, wo ſo Herrliches und Göttliches uns entgegentritt, nicht das Gebet naturgemäß? Sollte er die ſtillen Spuren des keimenden Wunders nicht aufmerkſam verfolgen? Oder glauben Sie, daß Gott uns des Verſtandes beraubt, wenn er uns unter ſeinen unmittelbaren Schutz nimmt? Sollte er dem ungeduldigen Eigenwillen, der jede göttliche Huld zu zerſtören ſucht, nicht Schranken ſetzen? Was bürgte ihm für den Erfolg, wenn nicht die gläubige Zuverſicht? Und endlich, lieber Freund, war jene äußerſte Spitze der wundervollen Heilung, wie überraſchend für die Menge, nicht eben ſo zugleich ganz entſcheidend für die Fortdauer der Heilung?

Er ſchwieg. Sie haben mich beruhigt, ſagte ich. Aber wie? Sie betrachten alſo dieſe Heilung als erfolgt durch das, was Sie ein Wunder nennen, und zwar ein Wunder der katholiſchen Kirche?

Allerdings, antwortete er, aber ſchließen Sie daraus, daß ich die katholiſche Kirche unſerer Zeit der meinigen vorzöge, ja, nur gleichſtellte, dann würden Sie ſich ſehr irren. Wunder in meinem Sinne, jene Gewalt des Geiſtes über die Erſcheinung, richtig erkannt, nicht blind angenommen, wo das wunderſüchtige Volk in der rohen, albernen, unverſtändigen Täuſchung einen trübſeligen, ja, widerwärtigen und ekelhaften Reiz ſucht, jene Gewalt, ſage ich, iſt ſelbſt, wo ſie ſich wirklich zeigt, kein Beweis für die Wahrheit einer Religion, die Wunder erhalten vielmehr erſt ihre Würde durch die Religion.

Ich begreife Sie nicht, unterbrach ich ihn. Und doch iſt wohl nichts klarer, fuhr er fort. Unter mancherlei Formen, als Begeiſterung zur Zeit großer Gefahren, als ſeltſame divinatoriſche Blicke in die Zukunft, treten diejenigen Wunder hervor, von welchen hier allein die Rede ſein ſoll, diejenigen nämlich, die von einer im Innern des Menſchen erregten Kraft ausgehen. Bleiben wir bei dem gegebenen Falle. Es wäre möglich, es wäre denkbar, daß dieſer Mönch gar nicht die Zuverſicht des Glaubens theilte, die der Kranken ſo heilſam wurde. In dieſem Falle wäre der Geiſt, der die Heilung bewirkte, dennoch der der Wahrheit, der betrügeriſche Mönch wäre das äußere Mittel, und ihm gereichte zur Verdammniß, was ihr Segen brächte. Es wäre dann der Glaube an den Erlöſer, die Zuverſicht, die ſie ſtärkte, auch unabhängig von den Formen, die das Wunder äußerlich umgaben. Dieſer Glaube, und dieſer allein, bewirkte das Wunder, und iſt er nicht eben ſo lebendig in der proteſtantiſchen, wie in der katholiſchen Kirche? Wäre die Kranke eine Proteſtantin geweſen, fragen Sie ſich ſelber, ob ich mich nicht hätte getrauen dürfen, die Heilung durch daſſelbe Mittel zu bewirken, nur, daß es einen ſtillen Segen, eine innere geräuſchloſe Beſſerung für uns beide hervorgebracht hätte, ohne jenen Prunk. Ja, ohne allen Zweifel hätte ich nicht Alles auf eine ſolche Spitze geſtellt, hätte ich, wie das Vertrauen im Innern, ſo die Heilung nach Außen allmälig keimen laſſen, und ich hoffe, ſie wäre in beiden Richtungen nicht weniger gründlich erſchienen, wenn ſie gleich nicht auf einen glänzenden Effekt berechnet geweſen wäre. Das Wunder war für ſie, für die Katholikin, nur auf dieſe Weiſe möglich, denn nur ſo konnte der Glaube ſie mächtig ergreifen. Aber die Wahrheit des Wunders war nicht die Form der katholiſchen Kirche, vielmehr die Zuverſicht des Glaubens, die ihr nicht allein eigen. Wir Proteſtanten würden, wenn wir uns von einer ſolchen Heilung überzeugt hätten, nicht den fremden Gebeten die Kraft zuſchreiben, ſondern ganz und gar der religiöſen Gemüthsſtimmung des Kranken. Die katholiſche Kirche will diejenige ſein, die das Wunder bewirkt; daher ſucht ſie den Effekt, ſie will auf eine glänzende Weiſe als die alleinige Vermittlerin erſcheinen. Wir ſuchen die Heilung, wenn ſie durch die Ruhe des Gemüths befördert wird, nicht in den Gegenſatz gegen die natürlichen Heilmittel zu ſetzen; denn der Gang der Natur ſelbſt, ihre heilende Kraft iſt von demſelben Gott, und wenn einem beruhigten, Gott ergebenen Gemüthe der lindernde Balſam der Zuverſicht zugleich gereicht wird, ſo erkennen wir das Wunder ſeiner Gnade eben ſo klar, wie jene in der überraſchenden Erſcheinung, die wir anerkennen, wo ſie ſich uns aufdringt, aber nie ſuchen werden. In jenen Vorbereitungen iſt, wenigſtens von einer Seite, die Täuſchung möglich; die betenden Prieſter können Betrüger ſein, obgleich das wahre, innere Gefühl den Ergebenen rettet.

Alles, was in Unruhe verſetzt, gewaltſame Spannung unterhält, die Sinne reizt und durch Ergötzung anzieht, wird uns daher nie als Quell der Religion erſcheinen, und erſt, wenn unſer Glaube befeſtigt iſt, wenn wir ſtark ſind in dem Vertrauen, betrachten wir gern, ja, mit Andacht jene Wunder der Geſchichte, wie wir die reinern Wunder der Natur betrachten. —

Die Spannung, in welcher ich in der letzten Zeit lebte, hatte ihren höchſten Gipfel erreicht, als ich von dem Wunder hingeriſſen wurde. Es war natürlich, daß eine Ermattung, eine innere Erſchlaffung nachfolgte, als ich nun dem Wunder näher trat. Denn ich konnte nicht läugnen, daß, was Flinthough Wunder nannte, keinesweges das war, was ich erwartete, daß ſeine Anſicht einen ganz andern Standpunkt der Betrachtung hervorrief. Aber ich faßte den Entſchluß, mich vertrauensvoll an ihn anzuſchließen und die Feſtigkeit meiner Ueberzeugung an dem Widerſpruche zu erproben, und meine nächtlichen finſtern Träume hatte er beſchworen.

Noch an dieſem Tage ſollte ich aber Zeuge eines zweiten Wunders ſein. Flinthough folgte mir nach dem Gaſthofe. Der Lord, die Lady, Antonie und ich begleiteten ihn, als er Julius beſuchte. Wir traten in ſeine Stube hinein und fanden ihn, wie er, aus dem Fenſter blikkend, die Häuſer betrachtete und ſich die Stirne rieb, als beſinne er ſich. Er blieb in dieſe Betrachtung vertieft, als wir hereintraten, als hätte er uns nicht bemerkt. Lange blieben wir ſtehen, er wandte ſich nicht um. Flinthough blickte wehmüthig nach ihm hin, eine Thräne ſah ich in ſeinem Auge, dann trat er ihm näher, klopfte dem armen jungen Manne vertraulich auf die Schulter. Julius! ſagte er, und dieſer wandte ſich haſtig um, als hätte die Stimme ihn ergriffen; dann ſtarrte er Flinthough an, trat einige Schritte zurück, rieb ſich, wie ſeine Gewohnheit war, die Stirn, und plötzlich belebten ſich ſeine Augen, ſein ganzes Geſicht erhielt eine gewaltſame Spannung, erſchien aber wie verändert, ja, geiſtreich. Flinthough! rief er mit einer Stimme, die uns alle erſchütterte, Flinthough! Vater! Freund! Wohlthäter! Dich, Dich habe ich geſucht, Dich allein auf der ganzen Erde. Es war mir, als wenn ich alle Kraft, als wenn ich alle Beſinnung bei Dir finden müßte. Dein armer Julius war ſehr unglücklich; aber jetzt, jetzt iſt Alles gut. — Er ſtürzte in ſeine Arme, der Kopf ruhte, wie ermüdet, an ſeiner Bruſt, und wir hörten ihn laut ſchluchzen. Dann ſchien er zu erwachen, blickte erſt verwirrt, dann verwundert um ſich und ſtarrte uns an. Wir hatten ſchon früher bemerkt, daß ſein ſchlummerndes Bewußtſein alles Aeußere aufnahm wie ein Traumbild, daß aber, in den kurzen Augenblicken einer vorübergehenden Beſinnung, die Umgebung, wir alle ihm wie Perſonen aus einem Traume, auf welchen er ſich nur undeutlich beſinnen konnte, erſchienen, daß er uns dann mit Grauen betrachtete, und niemals trat dieſe Empfindung ſtärker hervor, als jetzt. Flinthough erſchien uns nie bewunderns-würdiger. Man ſah, wie er die Bewegung, das innere Erbeben der Theilnahme gewaltſam zurückdrängte, wie er ſich mit großer geiſtiger Energie zuſammenfaßte und den armen, zerſtörten Freund bis in das Innerſte zu durchſchauen ſuchte. Er ſchien Alles, was er von mir erfahren hatte, die ganze, ihm noch zum Theil verborgene Geſchichte mit der genauen Kenntniß ſeines Gemüths aus früheren Jahren und mit ſeinem jetzigen Zuſtande zu vergleichen; ich ſah nie die tiefe, ſcharfe innere Kontemplation ſo gewaltig mit einem klaren Ueberblick aller äußeren Verhältniſſe verbunden. Wenn die große Zuneigung zu einem Freunde, den wir in einer unglücklichen Lage finden, uns ſonſt wohl verwirrt, die Theilnahme die Beſonnenheit hemmt, daß wir rathlos daſtehen, ſo ſahen wir eben die Theilnahme hier jede geiſtige Kraft zuſammen drängen; keine Spur von Ungewißheit, von ſchwankendem Benehmen, von ſchwächlicher Unſicherheit war in ſeinem Betragen wahrzunehmen. Er verſtand das Entſetzen, welches den Zerſtörten ergriff, als er ſich von fremden Menſchen umgeben ſah, die er in ſeinem bewußtloſen Zuſtande nur um ſich duldete, ohne mit ihnen in einen lebendigen Verkehr zu treten, die ihm jetzt als Geſpenſter, die aus dem Traume entwichen, ſpukähnlich entgegen traten. Er winkte uns; wir verſtanden ihn und gingen. Selbſt der Diener, der ihn ſonſt pflegte, mußte das Zimmer verlaſſen, und jetzt blieb Flinthough mit ſeinem unglücklichen jungen Freunde allein. Sein Diener, der Julius von Jugend auf kannte, ward herbeigerufen, und von jetzt an ſchien Flinthough allein für die Wiederherſtellung ſeines Freundes zu leben. Nur eine Stunde täglich beſuchte er die Mutter in den Abendſtunden mit mir. Er zog in Julius Wohnung ein, um auch die Nächte mit ihm zuzubringen.

Aber dieſe Abendſtunden wurden mir unendlich wichtig, ſie zerſtörten den ſeltſamen phantaſtiſchen Traum, der mich ſo lange gefeſſelt hatte. Antonie war nun glücklich durch meine Liebe und ich ſelber beruhigt. Um Dir ein ſchwaches Bild von dem zu geben, was mir die innere Ruhe gab und erhielt, werde ich Dir, lieber Lindrup, einige Fragmente mittheilen, wie ich ſie nach unſern Geſprächen, gewöhnlich in der Nacht, aufſchrieb. — Burow nahm aus ſeiner Brieftaſche einige Papiere heraus und las.

---

* Einſt verſuchte ein geiſtreicher Katholik mir die hohe Bedeutung der Berufung Petri recht anſchaulich zu machen. Der auferſtandene Heiland, ſagte er, iſt

der eigentliche Gründer der Kirche. Der Lehrende ward, wie von den Juden, ſo auch ſelbſt von ſeinen Schülern nicht begriffen. Wie Johannes der Verkündiger des Erlöſers, ſo war er ſelber, als er noch auf der Erde wandelte, der Verkündiger ſeiner Auferſtehung, ſeiner Herrlichkeit. Alles, was er lehrte, war göttliche Weisheit, war Offenbarung; aber nach ſeiner Auferſtehung offenbarte er ſich ſelber. Im Namen des Auferſtandenen ſprachen die Apoſtel, und dieſes dem Verſtande unerträgliche Ereigniß iſt das erſte Fundament der Kirche. Hätte man dieſes immer aufgefaßt, hätten die Proteſtanten es feſtgehalten, es wäre nie zu jener ſeichten Uebereinkunft zwiſchen einem Verſtande, dem der Glaube eine Thorheit iſt, und einem Glauben, der von dem Verſtande ſeine Beſtätigung erhält, gekommen. Mehr, als alle entſchiedene Verwerfung, hat dieſe Armſeligkeit die Kirche verwirrt. Daher hat Alles, was der Heiland ſprach, nach der Auferſtehung die tiefſte Bedeutung; daher konnte er in wenigen Stunden den wandelnden Schülern die Schrift auslegen, daß ſie jetzt erkannten, was ihnen ſonſt ein Räthſel war; daher erſchien er ihnen immer mit dem himmliſchen Gruß, und daher hat, was er dem Petrus ſo feierlich ſagte, eine rein himmliſche Bedeutung; es iſt die Enthüllung der zukünftigen Kirche, eine Gewalt, die, obgleich ſcheinbar einer einzelnen Perſon ertheilt, durch eben dieſe Perſönlichkeit, wie alles Daſein, welches mit dem Auferſtandenen in unmittelbare Berührung trat, zu einer ewigen, nie untergehenden, im höchſten Sinne geſchichtlichen erhoben wurde. — Es iſt nicht meine Abſicht, antwortete ich, die Bedeutung des petriniſchen Rufes herabzuſetzen. Aber ſelbſt zugeſtanden, daß dieſer durch die katholiſche Kirche, die ja eine wirklich geſchichtlich chriſtliche Bedeutung erhielt, rein dargeſtellt wurde, ſo dürfen wir dennoch nicht vergeſſen, daß durch die ganze Apoſtelgeſchichte dieſe petriniſche Autorität in der erſten Kirche die eine Richtung darſtellte, der gegenüber ſich eine zweite bildete. Petrus war der traditionelle Apoſtel, er blieb in der Beſchneidung. Aber war nicht Paulus, wenn auch ſpäter berufen, als der zweite Hauptpfeiler der erſten Kirche anzuſehen? Es iſt merkwürdig, daß dieſe Apoſtel, die thätigſten Gründer der Kirche, ſich beide gegen ihren Herrn verſündigt hatten. Derjenige, der berufen war, das ſtarre Geſetz der Juden durch die Liebe zu beſtätigen, theilte die Sünde ſeines Volks, zwar nicht wie Judas, der den Herrn verrieth, auch nicht wie das Volk, das ihn verdammte, aber als der Schwankende, der ihn verließ. Paulus, berufen, die Heiden für das verkündigte Heil zu gewinnen, trotzte, ſchmähte den Geiſt, verfolgte ihn und zubelte bei dem peinlichen Tode des erſten Märtyrers, deſſen gewaltige Worte und herrliche Viſion er nicht verſtand. War Petrus durch die Perſon des Heilandes berufen, als ſollte dieſer Akt der Berufung die Heiligkeit perſönlicher Ueberlieferung beſtätigen, ſo war Paulus durch den Geiſt berufen, der frei macht. Er iſt der wahre Apoſtel der unſichtbaren Kirche, wenn man Petrus den Apoſtel der ſichtbaren Kirche nennen will. Daher iſt jener der gewaltige Prediger des Glaubens, daher deutet er auf den Geiſt, die chriſtliche Gnoſis, die ſelbſt in die Tiefen der Gottheit dringt, daher lehrt er die völlige Nichtigkeit aller Erſcheinung, daß wir hier nur wie hingeworfen erſcheinen, dem Lehm ähnlich, aus welchem der Töpfer ein Gefäß der Ehre und ein Gefäß der Unehre macht, wie es ihm beliebt — jene harten Ausdrücke, die, wenn ſie, durch ein furchtbares Misverſtändniß, in das Ueberirdiſche, in das Ewige verpflanzt werden, Gott in einen willkürlichen Tyrannen verwandeln; aber das Myſterium der Wahl ſendet keinen mildernden Strahl in die eitle Welt der Erſcheinung, enträhſelt iſt es nur da, wo der Menſch, als aus einem höhern Daſein entſprungen, ſeine eigne Abweichung, ſeine eigne Sünde und mit dieſer ſein Schickſal in die Welt hereinträgt. Hier iſt kein Geſetz; daß Euch Gott als ein willkürlich Wählender erſcheint, erſcheinen muß, iſt der Fluch der Erſcheinung und zeigt eben, daß wir nun ein höheres Daſein, der erſcheinenden Welt entrückt, erkennen können. — Wenn nun aber die Trennung der Apoſtel, wenn ſie auch die Liebe, die innige Harmonie nicht ſtörte, wenn ſie auch ſo mild hervortrat, mehr als ein Reiz der Vereinigung, denn als eine wirkliche Trennung, jene nothwendige Scheidung war, die erſt möglich macht, daß die Kirche wahrgenommen und vernommen wird? Wenn ſie in der erſten, noch paradieſiſchen Welt der unſchuldigen Kirche die Weiſſagung jenes Zwieſpalts enthielt, der von dem Mittelpunkte der Religion aus alle Richtungen geſchichtlicher Bildung bezeichnen ſollte? Immer mehr verlor ſich die ſichtbare Kirche in das Leibliche, bis die Kirche für viele Tauſende eine Zauberformel abgab, aus welcher der Geiſt entwichen war, und die durchblickende Konſequenz, der Reſt des verzerrten Göttlichen in ihr, ward mehr ein Fluch, als ein Segen. Der Geiſt war in Banden gefeſſelt Jahrhunderte lang, und als er die Ketten ſprengte, ruhte er nicht, bis er alle Offenbarung, die ihre natürliche, ja, leibliche Seite hat, verſchmähte und in der Verirrung immer geiſtloſerer Gedanken ſich verſtrickte. Aber er, der auferſtandene Heiland, iſt ganz Leib und ganz Geiſt, — der offenbar gewordene Leib, eine Blüte, die aus der neuen Erde entgegen duftet, ganz Geiſt, — ſein Geiſt, ein Blitz aus dem neuen Himmel, der uns erwartet, ganz Leib. In der katholiſchen, wie in der proteſtantiſchen Kirche gab es von jeher nur Wenige, die ganz in ihm leben, in ihm ſind, wie der neue Menſch, den unvergänglichen Leib ſchon tragend in der irdiſchen Hülle, die den beiderſeitigen Verirrungen entgingen.

Ob der Katholik, als ſolcher, ein wahrer Chriſt ſein kann? Wer zweifelt daran? Er bringt durch die Vermittlung der Kirche zu der unmittelbaren Vereinigung; ihm wird der todte Leib der Kirche ein lebendiger. Wie ein jeder Chriſt der Erde abſtirbt und lebt in der ewigen Welt der Liebe, ſo wird jede irdiſche Rückſicht, jedes bloß erſcheinende Verhältniß, jede Zauberei der Sinne ihm zum unmittelbaren Glanz des Auferſtandenen. So fanden ihn, ohne alle Mittel, ohne alle Vermittelung der Kreatur, Thomas a Kempis, Tauler, Fenelon, Neri. In dieſem Sinne iſt Stolbergs herrliches Buch von der Liebe geſchrieben. Dieſe ſind ganz Katholiken und ganz Chriſten. Aber, ob wir katholiſch werden ſollen, ob die proteſtantiſche Kirche als eine abtrünnige zu betrachten iſt? Nur derjenige, dem die Idee der Pauliniſchen Sendung durch die Verirrung der flachen Aufklärerei geheim blieb, kann die thörichte Frage aufwerfen. Die bekehrenden Prieſter locken Euch durch die Idee des Katholicismus. Freilich, dieſe iſt viel höher, als die Verzerrung des Proteſtantismus. Aber können Sie ſich, lieber Freund, mit dieſer Idee verbinden? Als ich, verirrt, wie Sie, im Begriff war, das Heil zu ſuchen in der katholiſchen Kirche, als ich anfing zu ahnen, daß etwas Höheres, etwas Bedeutenderes, als was die Sinne uns geben, oder das verworrene Leben uns reicht, oder das abirrende Nachdenken erzeugt, das ganze wunderbare Daſein trägt, als das Myſterium der ewigen Liebe, aller Räthſel heiligſte Löſung, ſich an mein bewegtes Gemüth drängte, da ſtutzte ich erſt. Kennſt Du, was Du haſt? Weißt Du, was Du wählſt? fragte ich. Wenn Jemand in einem freien, geordneten Staate lebt und, ermüdet durch die fortdauernden Debatten, ſich nach der Ruhe einer abſoluten Monarchie ſehnt, und nun Jemand ihm die Idee der Monarchie, die wahrlich eine große, herrliche, bedeutſame iſt, darſtellt, und er ſich beſinnungslos dem benachbarten Despoten ergiebt, weil dieſer nach der äußern Form der Monarchie herrſcht, wäre er nicht ein Thor? Diejenigen, die in unſern Tagen durch geiſtige Verirrung Katholiken wurden, verloren ſich in theoretiſche Unterſuchungen, verglichen Koncilienſchlüſſe, hoben das Tiefe, was der Katholicismus hat, einſeitig hervor und verbargen ſich das Bedeutende ihrer eigenen Kirche. Muß die Kirche, die ſich die einzig wahre nennt, nicht bekennen, daß ſie verfallen war? Ich habe eifrige, kenntnißreiche, redliche Katholiken behaupten hören, daß man durch den Proteſtantismus hindurchdringen müſſe, wenn der ächte Katholicismus wieder aufſtehen ſolle. Gut, wie wird man dann Katholik? Mag dieſe Kirche, aber als ſolche, (nicht bloß hier und da in vertraulichen Geſprächen, wo ſie Manches Misbrauch nennen, was allgemein herrſcht, nicht bloß in Schriften, die die Kirche, wenn ſie auch geduldet werden, doch nicht ſanktionirt) mag ſie, ſie ſelber mit ihrer ganzen Autorität hervortreten und jene Misbräuche ernſthaft rügen, Prieſter beſtrafen, die ſie unterhalten und pflegen; mag ſie nirgends die Abgötterei des Bilderdienſtes, nirgends die Thorheit der bloßen Werke auch nur dulden. Wenn ſie ſich ſo gereinigt hat, wenn ſie in Reue und Buße ſich bekehrt, dann erſt wollen wir ſehen, was ihr übrig bleibt. Wer weiß, vielleicht wird dann ein jeder eifrige Proteſtant, ohne etwas aufzugeben, Katholik ſein. Es iſt nicht möglich, ruft Ihr uns zu. Eine furchtbare Gährung würde alle Gemüther bewegen, eine zerſtörende Zweifelſucht würde von allen Seiten eindringen. Ich will es nicht läugnen. Wohlan denn, ſo ſuche ein jeder Katholik erſt für ſich den innern Kern des Chriſtenthums und halte ihn feſt; dann wirke er, ein rüſtiges Werkzeug, zur Reinigung der Kirche. Unſere heißeſten Wünſche, unſere Gebete ſollen ihn begleiten. Aber bis dahin? — wie könnt Ihr es erwarten, daß wir uns mit Euch vereinigen ſollten? Habt Ihr das Geſtändniß nicht abgelegt, daß die ſündhafte Vergangenheit Euch ſo enge umſtrickt hat, daß Ihr ſie dulden müßt, wie die üble Gewohnheit eines verſunkenen Menſchen keine plötzliche Beſſerung hoffen läßt, ja, ſelbſt die zukünftige zweifelhaft macht. Ihr zweifelt nicht; wir wollen Eure Hoffnungen nicht ſtören; aber wie könnt Ihr erwarten, daß wir ſie theilen ſollen? Verlaſſen Sie die Studien, die Sie getrieben haben, blicken Sie um ſich, machen Sie ſich mit dem Glauben der Mehrzahl der Katholiken, und zwar nicht derer bloß aus den höhern Klaſſen, bekannt, ſehen Sie, welchen Aberglauben, welche Thorheiten die Kirche duldet, vielleicht dulden muß, aber auch durch die Duldung unterſtützt, und ich ſage Ihnen, es iſt unmöglich, daß Sie Katholik werden. Noch nie iſt ein Proteſtant übergetreten, der ſeinen Glauben befeſtigt hatte, der nicht mit der Unkunde deſſen, was das Weſen ſeiner Kirche war, nur die nirgends verwirklichte Idee der katholiſchen verglich. In beiden Kirchen kann man ohne allen Zweifel evangeliſche Chriſten finden, und wir hoffen auf eine Zeit, wo ein Hirt und eine Heerde ſein wird.

Ich war ſchon mehr als ſchwankend, ſchon, ohne mir es geſtehen zu wollen, entſchieden, die Verblendung von mir zu ſtoßen, die mich feſtgehalten hatte. Da entdeckte ich ihm erſt jene ſelige Entzückung, die mich für das Chriſtenthum gewonnen. Es kam mir jetzt recht ſeltſam vor, daß nach einer ſolchen innern Erfahrung, deren völliger Wahrheit ich mir bewußt war, nach einer ſolchen unmittelbaren Erleuchtung, ohne alle Vermittelung der Kirche, mich eine Verblendung ergreifen konnte, wie die, in deren Gewalt ich gerathen war. Er hörte ſehr aufmerkſam zu. Alſo kennen Sie, ſagte er, aus eigener Erfahrung jene Empfindung, die ich ſo oft habe ſchildern hören? Ich kenne Sie auf dieſe Weiſe nicht. Alle plötzlichen Erſchütterungen, alle gewaltſamen, ſtürmiſchen, leidenſchaftlichen Auftritte mußte ich ſchon durchkämpfen, ehe mir das Chriſtenthum ſeinen Frieden gab. Niemals ſtanden meine Zweifel ſo iſolirt, es waren nicht meine eignen Sünden allein, mit denen ich kämpfen mußte, das Elend, die Verworrenheit des ganzen Daſeins drängte ſich beengend, tödtend an mein Herz. Ein gähnender Abgrund jahrelanger Verzweiflung drückte mich zu Boden, um ſo furchtbarer, da ich mich früher reich dünkte. Ich mußte das Monſtrum eines philoſophiſchen Syſtems, welches mir die Welt fertig lieferte, ich mußte die Zauberformeln eines an ſich geſchloſſenen Denkens, ich mußte die raſtloſe Thätigkeit, die nach allen Richtungen erzeugen, beleben wollte, bekämpfen. Ich ſah die Staaten wie in morſche Trümmer zuſammenſtürzen, ſah die Menſchen ſich wechſelſeitig verſchlingen, indem ſie ſich beglücken wollten, ſah die Natur alles Leben verzehren. Abgründe eröffneten ſich zu meinen Füßen, die roheſte Sinnlichkeit trat in ſeltſam lockender Geſtalt mir entgegen, immer mächtiger, je gräßlicher, fratzenhafter ſie mir erſchien. Ich blickte in die tiefen, gähnenden Felſen hinein, und die dunkeln, modernden Räume lockten mich. Es war, als winkte mir ein Kobold, als riefe das ferne Grubenlicht mir zu: Sieh hier! Je finſterer es wird, je tiefer Du Dich hineinwühlſt, deſto heller leuchtet es. Und je tiefer ich drang, deſto mehr wuchs das Entſetzen und die gräßliche Luſt, alle Qualen der zehrenden Verzweiflung auf die zerrüttete Seele zu wälzen. Da keimte die Ermüdung, und ich bekenne es, es war die katholiſche Kirche, die zuerſt den Ermüdeten, völlig Erſchöpften aufnahm. Ich war in allen Richtungen zerſtört, arm, verſchuldet, von Arbeiten gequält, die ein ungeduldiger Trieb unnöthig zuſammengehäuft hatte; von Einem zum Andern überſpringend, war nichts vollendet, und das Unvollendete ängſtigte mich, eine Ahnung von einem innern Zuſammenhange verfolgte mich wie ein vergeſſenes Wort, auf welches ich mich vergebens zu beſinnen ſuchte; die Liebe erſchien mir als ein ſeltſamer Traum, aus welchem ich erwacht war; es war mir, als müßte ich wieder einſchlummern, um in die ſeligen Gefilde zu kommen. Aber der Schlummer wich, ich mußte kämpfen. Da kam, nach langem Kampfe, das Licht, und ich erkannte immer klarer, daß die Liebe die Welt beherrſcht; ich ſuchte ſie mir zu eigen zu machen und fand, daß ſie nur durch Ergebung zu erringen iſt; da blickte ſie mich immer freundlicher an, und das Chaos um mich her fing an zu weichen. Ich erkannte den Heiland, meinen Frieden und träumte nicht mehr. Jene plötzlichen Erleuchtungen haben ſich in unſern Tagen vermehrt, man fängt an, ſie als nothwendige Bedingungen des erwachten Chriſtenthums zu betrachten. So thöricht es nun wäre, ihre heilſame Wirkung zu läugnen, ſo gewiß es iſt, daß wir nur durch den

Tod zum Leben dringen, nur durch eine völlige Wiedergeburt, die alle Gedanken nach dem einen Mittelpunkt hindrängt, wahrhaft Chriſten werden, ſo ſollte man doch nicht überſehen, daß dieſe leidenſchaftliche, ja, krampfhafte Erſcheinung eine Folge der Ueberreizung unſerer Tage iſt. Ich ſelbſt habe die Schwäche der Zeit tragen müſſen, wenn gleich auf eine andere Weiſe. Aber die gewaltſamen Aeußerungen haben oft etwas Sinnliches, ja, Gefährliches. Es giebt auch Todtgeborne im Reiche Gottes, die nur mit der ſtumpfen Erinnerung eines neuen Lebens, das irdiſche mit dem äußern Schein eines höheren, den hohlen Klang der Worte in das vermeintlich neue Leben herüber tragen. Sie werden durch die Erſchütterung mehr entzückt, als wirklich belebt. Es war Ihnen ein neues Licht aufgegangen, aber ſie waren geblendet, und die ſtille, imponirende Erſcheinung eines ruhigen, ſich bewußten, wohlthätigen Daſeins mußte in dieſer Lage Ihnen anziehend erſcheinen. Sie ſuchten etwas, um ſich zurechtzufinden, ſich zu orientiren, und fanden es.

Den Glauben nennen die Menſchen oft eine Schwäche. — Was ich weiß, ſagte mir einſt Einer ſehr naiv, das weiß ich doch, aber was ich glaube, das glaube ich nur. Aber dieſe Menſchen haben freilich keinen Begriff von dem Glauben. Er iſt vielmehr die höchſte Kraft des Daſeins, das Feſteſte, Unüberwindlichſte, was der Menſch zu erringen vermag. In der ſinnlichen Welt wurzeln wir mit unſerm ganzen Daſein, an dieſe glauben wir, und alle Sicherheit unſerer Handlungen entſteht aus dieſem Glauben, iſt in ihm befeſtigt, kehrt aus ihm zurück. Wie unbedeutend iſt dasjenige, was wir in unſerm ſinnlichen Leben mit vollem Bewußtſein ausrichten, gegen die Unzahl völlig bewußtloſer Handlungen; ja, wie ſchleicht ſich dieſer Inſtinkt einer in ſich ſichern Natur ſelbſt in unſer Denken herein, verbindet, ſcheinbar ohne alle Mittelglieder, das Entfernteſte, erzeugt Fertigkeiten, die, wenn wir ſie zerlegen, unſere Bewunderung verdienen, wie ſchon das Sprechen, noch mehr das Leſen, am meiſten das Schreiben. Aber alle dieſe Fertigkeiten beruhen auf der in den Tiefen des Bewußtſeins ruhenden Zuverſicht, mit welcher wir in der ſinnlichen Welt leben, und ohne dieſe, ohne ihre tiefgreifende Gewalt würde das tiefſinnigſte Denken keinen Erfolg haben.

So, mit dieſer Zuverſicht, in der höhern Welt des Heils zu leben, das iſt Glaube. Was wir denken und handeln, muß dann mit derſelben Zuverſicht von dieſem Leben durchdrungen ſein. Dieſelbe Sicherheit muß uns leiten, daß wir uns nicht gebunden fühlen, ſondern frei, wie die innige Verbindung mit der ſinnlichen Welt uns jede Bewegung erlaubt. Daher iſt der Glaube das erſte Fundament, das Zeichen, daß wir wirklich in der Welt des Heils leben, und ohne dieſes iſt kein Heil. Sie fragen, wie dieſe Zuverſicht, dieſer feſte Glaube an eine unbekannte Welt entſtehen könne? Freilich, es bleibt keine Antwort, als die Erfahrung, Keiner kann an die Möglichkeit des Glaubens glauben, wenn er nicht ſelber glaubt. Alle müſſen es geſtehen, und dennoch wollen ſie ihn erjagen mit eigner Kraft. Aber wie die ganze Natur, wie das Leben erfüllt iſt mit Vorbildern des Höchſten, ſo haben wir noch ein Vorbild des Glaubens in jenen beſondern, ausgezeichneten Menſchen, die durch eine hohe Gabe urſprünglich und in früher Kindheit ſchon heimiſch ſind in einer beſondern Welt und durch ſeltſame Fähigkeiten, die wir nicht begreifen, auf irgend eine wunderbare, unbekannte Herrlichkeit hindeuten. Was iſt es, was ſchon das unruhige Kind in Bewegung ſetzt, daß es aus der Gewohnheit hinausflieht, eine eigene Beſchäftigung ſucht, die keine Ermunterung, keine Leitung findet? Warum greift jener Knabe nach dem Thon und ſucht mit ſchwacher Hand die Form zu bilden, die ſeinem dämmernden Geiſte vorſchwebt, während rundum ein Jeder für das nächſte Bedürfniß ängſtlich ſorgt und ihn ſchilt, weil er ſich dem Unnützen hingiebt? Seht, wie dort ein Anderer die ſpielenden Kinder von dem lauten Jubel ablenkt. Warum haben ſie einen ſtillen Kreis gebildet und hängen mit den Augen an ihm? Wenn Ihr Euch nähert, werdet Ihr hören, wie er eine mährchenhafte Welt aus ſeiner reichen Phantaſie hervorzaubert. Vergebens ſucht Ihr die große Gewalt des Genius, der in dieſen Kindern erwacht iſt, zu hemmen, zu zügeln, und wenn es nun dem Knaben verkündigt wird, daß es eine eigene Welt der Kunſt, der Poëſie giebt, die in ſchönen Blüten das enthält, dem ſein unſicherer kindlicher Wunſch nachſtrebt, dann iſt er heimiſch in dieſer Welt, er glaubt an ſie, und keine Armuth, ja, nicht die Gewalt eines Volks, einer Zeit, die keinen Sinn hat für das, was ihm das Wichtigſte, das Bedeutendſte ſcheint, vermag ihn in ſeinem Glauben irre zu machen. Sieh, ſo verſetzt der heilige Glaube, der die Welt für ein höheres Daſein vorbereiten will, den Auserwählten in eine unruhige Bewegung, und der Geiſt gebiert den Glauben.

Meine Geſchichte iſt zu Ende. Ich war völlig geheilt. Flinthough wich den Fragen über Julius aus und erlaubte Niemandem den Zutritt zu ihm. Doch verſicherte er uns, daß wir den beſten Ausgang ſeiner Bemühungen hoffen dürften. Die Mutter hatte ich zwar beſucht, aber ſeltener. Ihre Krankheit kehrte nicht wieder, und die Hoffnung, bald ihren Sohn zu ſehen, trug auffallend zu ihrer Geſundheit bei. Flinthough geſtand, daß er ihr dieſen lange vermißten Sohn zuführen würde. Dem Mönche ſuchte ich zu entgehen, und es war, als wenn er es merkte, er zog ſich freiwillig zurück. Wir brachten faſt einen Monat in W††† zu und beſuchten die nächſten Umgebungen. Noch immer ſahen wir Julius nicht, unſere Verhältniſſe forderten dringend die Abreiſe; aber ungern verließen wir den Ort, ohne beſtimmte Nachrichten von dem Zuſtande des jungen Mannes zu erhalten, ohne ihn zu ſehen, und dennoch ſcheuten wir uns, Flinthough mit Fragen zu beläſtigen, denen er offenbar auszuweichen ſuchte. Endlich kam er uns ſelbſt entgegen. Sie können nicht lange mehr hier bleiben, ſagte er. Sie, Mylord, ſehnen ſich nach Paris, und Burow muß nach ſeinen Gütern reiſen. Ich weiß, was Sie feſthält, aber ich wagte nicht früher zu reden. In einigen Tagen werden Sie Julius ſehen. — Wir beſtürmten ihn mit Fragen, aber er ließ ſich auf nichts weiter ein, und wir erwarteten den Augenblick mit der höchſten Ungeduld. Noch an demſelben Tage trat Flinthough mit einem ſauber, ja, elegant gekleideten jungen Manne herein, der ſich mit vielem Anſtande näherte, obgleich er mit einiger Verlegenheit zu kämpfen ſchien. Ich wage es, ſprach Flinthough, indem er den jungen Fremden näher führte, Ihnen hiermit einen Freund vorzuſtellen. Er ſprach langſam, als wollte er uns Zeit geben, den Freund zu betrachten. Ich fixirte ihn zuerſt, und unwillkürlich rief ich, voller Verwunderung: Julius! Antonie, die Lady, der Lord ſelbſt, der ſeine ruhige Haltung in dieſem Augenblick verloren zu haben ſchien, wiederholte den Ausruf, und Alle ſprangen auf und eilten ihm entgegen. Ja, ich bin der Julius, der Ihnen allen nur zu bekannt iſt, ſagte er und ſchien alle Verlegenheit überwunden zu haben, obgleich ich Niemanden unter Ihnen kenne und der Geſtalten mich nur halb, als wären ſie mir im Traume erſchienen, erinnere. Ich bin, ſetzte er lächelnd hinzu, wie ich erfahren habe, eben kein ſehr angenehmer Reiſegefährte geweſen. Aber ich weiß, wie viel ich Ihnen verdanke. Sie, meine Gnädige, fuhr er fort, indem er der Dame näher trat, die er anredete, ſind ohne allen Zweifel die Lady Norton. Irre ich mich, wenn ich Sie — indem er ſich an meine Frau wandte — als Frau von Burow begrüße? Und Sie Lord Norton, Herr von Burow? ſagte er darauf, indem er ſich halb fragend und höflich gegen uns wandte. Sie kennen uns ja doch, rief der Lord, indem er ihm die Hand reichte. Durch meinen Lehrer und Freund, antwortete Julius. Er war völlig wieder hergeſtellt, und erſchien als ein fein gebildeter und kenntnißreicher junger Mann. Was uns aber noch mehr in Erſtaunen ſetzte, war, daß wir erfuhren, wie die Mutter, in deren Hauſe er wohnte, glücklich, ihn ſo wiederzuſehen, alle Verſuche, ihn zur Veränderung ſeines Glaubens zu bereden, aufgegeben habe. In der That, dieſes Wunder ſchien uns bedeutender noch, als das frühere.

Flinthough ſprach bei ſeinem ſpätern Beſuche von der Heilung der Schwermüthigen. Ich habe mich viel und anhaltend mit den Geiſteskranken beſchäftigt, ſagte er. Glauben Sie mir, eine geheime Schuld iſt immer Grund der Schwermuth, des Wahnſinns. Eben deßwegen darf man die Verirrungen der Kranken nicht dulden, ja, in den meiſten Fällen, wie auch hier bei Julius, irrt man ſich nicht, wenn man vorausſetzt, daß ein zurückgedrängtes überwältigtes Bewußtſein die geheime Schuld kennt und fürchtet. Die Hauptkunſt der Heilung beſteht darin, dieſes hervorzuheben, zu unterſtützen. Eine ſtrenge Zucht, die doch nie das Vertrauen ſchwächen, nie einen Zweifel an der Zuneigung und Liebe darf aufkommen laſſen, iſt oft nöthig. Die Kur bleibt oft zweifelhaft. Ich ſehe ſie nur für beendigt an, wenn der Kranke ſich nicht ſcheut, ſeine Verirrung zum Gegenſtande einer ruhigen Betrachtung zu machen. So lange er der Erinnerung an ſeinen frühern Zuſtand auszuweichen ſucht, iſt ſeine Heilung zweifelhaft. Julius hat einen vollſtändigen Bericht der Entſtehung ſeines Wahnſinns entworfen, und ich habe die Erlaubniß, ja, den Auftrag, Ihnen dieſen mitzutheilen. So wenig religiöſe Betrachtungen heilſam wären, ehe die Kur beendigt iſt, ſo iſt es doch unzweifelhaft, daß nur die Religion gegen einen Rückfall ſichert. Es war mir daher äußerſt wichtig, daß die mütterlichen Wünſche ſich jetzt nicht äußerten. Meine Aufgabe war ſchwierig. Denn einerſeits ſchien die kaum begründete Wiederherſtellung der Mutter mit der Erfüllung ihres höchſten Wunſches genau zuſammenzuhängen, ja, ſie glaubte ſich von Gott berufen, den Sohn zu bekehren, ſie glaubte eben dazu ſich durch ein Wunder wiederhergeſtellt. Andererſeits konnten ſolche Bekehrungsverſuche für den Sohn die traurigſten Folgen haben. Wenn er ſich dachte, daß ſeine innigſt geliebte Mutter, die aus Gram über ſeine Lage, die ſie nicht einmal in ihrer ganzen Entſetzlichkeit kannte, in eine furchtbare Krankheit gefallen war, daß ſie, kaum von dieſer geneſen, wieder erkranken müſſe, wenn er nicht nachgäbe, wo ſeine Ueberzeugung, ſein Glaube es ihm nicht erlaubte, dann hatte er einen Kampf zu beſtehen, für welchen er offenbar nicht reif war. Daß ich ohne den Mönch nichts ausrichten konnte, war klar. Er war der Beichtvater. Ich verband mich alſo mit ihm. Er iſt verſtändig genug, um einzuſehen, daß er hier nichts auf die Spitze ſtellen dürfe. Das Wunder, welches ſo großen Eindruck gemacht hatte, würde ſelbſt ſchädlich werden, wenn die alte Krankheit, höchſt wahrſcheinlich noch viel gefährlicher, ja, tödtlich wieder hervorbräche, wenn der Tod der Mutter und der Wahnſinn des Sohnes der Erfolg eines unüberlegten Eifers wäre. Ich theilte ihm die Krankengeſchichte mit und überließ ihm ſelber die Erwägung, welchen Gebrauch ich von dieſer machen könne. Ich hatte ſie, noch während ich ſie ausarbeitete, einigen ärztlichen Freunden mitgetheilt und verheimlichte es nicht. So gewann ich ihn ganz. Die

Mutter, durch leiſe angedeutete, ſelbſt religiöſe Winke, die an frühere Ueberzeugungen erinnerten, von meiner Seite geſtärkt, durch den Beichtvater beruhigt, glücklich in der Hoffnung, ihren Sohn, deſſen Zuſtand wir ihr vorſichtig mittheilten, aber auch die Ausſicht auf ſeine Heilung, bald wiederzuſehen, fand ſich in Alles, und Gott unterſtützte eine Bemühung, die ſo wenig Erfolg verſprach. Sie können leicht denken, daß ich eine bedenkliche Unternehmung vor dem erwünſchten Erfolge Niemandem mitzutheilen wünſchte, und werden daher mein Stillſchweigen entſchuldigen. Noch iſt eine Schwierigkeit übrig, die Verbindung mit Eliſen zu befördern. Ich habe es gewagt, ihm die Hoffnung zu geben, aber die Schwierigkeiten ſind groß, und ich ſpreche nicht gern von dem, was mir vorliegt.

Wie fanden wir uns zu dieſem trefflichen, hülfreichen Manne hingezogen, ja, wie ſtieg unſere Verehrung für ihn, als wir erfuhren, daß er ſelbſt, während er ſo, mit großer geiſtiger Anſtrengung, für Andere thätig war, ſich in der unglücklichſten Lage befand. Er hatte eine geliebte Frau verloren, und von Kummer gebeugt mußte er den entfernten Wohnort verlaſſen, weil hier ſeine Hülfe ſo nothwendig war. Die häusliche Lage machte es nothwendig, daß ſeine erwachſene Tochter unter der Aufſicht einer Verwandten zurückblieb. Und nun erhielt er von den Verhältniſſen, die ſich in ſeiner Abweſenheit geſtaltet hatten, beunruhigende Nachrichten. Ich kenne dieſe unglücklichen Verhältniſſe nicht; denn wie er unermüdet hülfreich erſcheint, wo fremde Noth ihm entgegentritt, ſcheint es ſein Grundſatz, die eigene Sorge allein zu tragen. Daß aber die Ereigniſſe, die in ſeiner Abweſenheit ſtattfanden, mit dem, was Du erlebt haſt, zuſammenhängen, leidet wohl keinen Zweifel.

Wir beſuchten die Mutter. Sie und ihr Sohn waren ſehr glücklich. Er lebte in der Gewißheit, von Eliſen geliebt zu ſein, die Schwierigkeiten, die ihrer Verbindung entgegenſtanden, zu überwinden, als wir ihn verließen.

Der Lord reiſte nach Paris, noch immer entſchloſſen, dort für uns thätig zu ſein. Die Lady hatte meine Frau ſo lieb gewonnen, daß ſie ſie auf das Gut, wo wir hinreiſten, begleitete. Ich lebte hier einige Monate in der fröhlichen Hoffnung, bald Vater zu werden, als ein nothwendiges Geſchäft mich zwang, hierher zu reiſen. Meine Frau iſt in meiner Abweſenheit, ſchon ſeit acht Wochen, von einem Sohne entbunden. Von Flinthough hörten wir lange nichts. Julius iſt noch bei ſeiner Mutter, und nach dem letzten Schreiden wird der Lord, der ſeine und unſere Geſchäfte in Paris glücklich beendet hat, erwartet.

Burow ſchloß. Die Erzählung hatte die Vertraulichkeit der Freunde geſteigert, und Lindrup nährte feuriger, als je, die Hoffnung, in nähere Verbindung mit einem ſo ausgezeichneten Manne und mit ſeiner reizenden Tochter zu treten.

Der vertraute geiſtreiche Kreis hatte ſich um den Thee ſich verſammelt. Unter den eleganten Keſſeln brannte die Spiritusflamme, und man war mit getheilten Geſprächen beſchäftigt, als die Geheimeräthin, eine geiſtreiche, noch immer ſchöne Witwe, in deren Hauſe die Geſellſchaft verſammelt war, ſich an Herrn Regenſtein wandte. Dieſer war ein ſehr lebhafter, ſchon ältlicher Würtemberger, der ſeit vielen Jahren meiſt in Berlin lebte.

Kennen Sie, fragte ſie, dieſen Herrn von Rohrſtock, den wir erwarten?

Ich kenne ihn ſehr lange, antwortete Regenſtein, und muß mich faſt wundern, daß er Ihnen unbekannt ſein kann. Er hat alle Schulen durchgemacht. Er war nach einander Freiwilliger, Turner und Frommer, um erſt den Staat, dann das deutſche Volk und endlich die verirrten Seelen zu retten. Es giebt keine Theorie, die er nicht eine Zeitlang angenommen, keine Philoſophie, der er nicht gehuldigt, keine Dichtungsart, in der er ſich nicht verſucht hätte. In der Muſik iſt er von Roſſini zu Gluck übergegangen, und endlich, als ein vornehmer Kritiker, iſt er jetzt in den katholiſchen Chorälen ſtecken geblieben, wie man mir verſichert. Er iſt von dem deutſchen Volksthum zu Hallers Reſtauration übergeſprungen, er hat Goethe beſucht, hörte Tieck vorleſen, hat mit Werner geſchwärmt und mit Hoffmann gezecht; er hat gegen einige Krankheiten, die ſein wechſelndes Leben ihm zuzog, ſich magnetiſiren laſſen, vertauſchte aber die Clairvoyance mit der Hungerkur, und ſoll jetzt, um endlich alle dieſe wechſelnden Paroxysmen von Meinungen und körperlichen Schwächen zu überwinden, mit dem größten Zutrauen die künſtlichen Brunnen, die ruſſiſchen Dampfbäder und die Hegelſche Philoſophie brauchen. Kurz, er iſt, obgleich hier nicht geboren, ein ganz vollſtändiger Berliner.

Mein Herr Regenſtein, ſagte die Geheimeräthin, indem ſie, wie die Uebrigen, lachte, Sie können doch als ächter Süddeutſcher Ihren Haß gegen Berlin nie verbergen, und wir müſſen uns nur wundern, daß Sie ſich haben entſchließen können, einen ſo bedeutenden Theil Ihres Lebens unter uns zuzubringen.

Meine Gnädige, erwiederte Regenſtein, iſt dieſe geiſtige Beweglichkeit ſo ganz unbedingt als etwas Tadelnswerthes zu betrachten? Ich glaube es nicht. Zwar erzeugt ſie manche Seltſamkeiten. Wo eine üppige Vegetation in leichtem Boden wuchert, entſteht auch manche taube Nuß. Aber dennoch möchte ich behaupten, daß Berlins größte Vorzüge eben mit dieſer Eigenthümlichkeit genau zuſammenhängen. Unter allen Städten in Europa iſt Berlin in dieſem Augenblicke gewiß diejenige, in welcher die größte geiſtige Mannigfaltigkeit ſich entwickelt. Paris, Rom, Petersburg, weniger Wien und London, findet man hier wieder, und wie der preußiſche Staat ſelbſt alle Modifikationen deutſcher Bildung bis zu den Extremen in ſich ſchließt, ſo findet eine jede ihren Repräſentanten in der Hauptſtadt. Wirklich hat der Aufenthalt in Berlin einen Reiz, der, je genauer man die Stadt kennen lernt, deſto größer wird. Ein jeder auf irgend eine Weiſe bedeutende Mann, der die Eitelkeit einer allgemeinen Verehrung, der er freilich entſagen muß, zu entbehren gelernt hat, kann ohne große Schwierigkeit einen eigenen Kreis bilden. Keine vorherrſchende nationale Einſeitigkeit tritt ihm ſtörend entgegen, wie ſie doch ſelbſt in dem bunten, beweglichen, Geiſt, wie Sinne feſſelnden Paris herrſcht, welches, indem es die Meiſten unwiderſtehlich anzieht, auch Viele zurückſtößt. Iſt die deutſche geiſtige Flora unläugbar die reichhaltigſte, ſo kann man Berlin den botaniſchen Garten nennen, in welchem man Alles wiederfindet. Nur *eine* Gefahr iſt vorhanden, die freilich unvermeidlich ſcheint, weil ſie rein menſchlich genannt werden muß. Sie entſpringt aus der Neigung, die hier gezogenen Exemplare als Muſter-Exemplare, ſelbſt die mancherlei Auswüchſe, ja, Monſtroſitäten als die wahren Kennzeichen der Gattung zu betrachten. Aber dieſe Krankheit, wenn ihre Symptome auch vorhanden ſind, kann ſich, Gott Lob, nicht entwickeln. Das urſprüngliche Gewächs behauptet ſein Recht, und Berlin wird, was London und Paris iſt, auch deßwegen nicht, weil die widerſtrebenden Elemente, die die Hauptſtadt in ſich ſchließt, nie eine Uebereinkunft mit einander treffen können. Für den geiſtreichen Jüngling iſt Berlin eine Pflanzſchule, wie keine, wenn er die eigene Richtung in andern Gegenden, ohne zu viele Berührungen, ſich völlig entwickeln kann; für den Mann, der viele innere Erfahrungen geſammelt, ein eigenes Daſein errungen hat, giebt es keine Stadt, die ſich mit dieſer meſſen kann. Der beſtändig offene geiſtige Kampf hat etwas ſehr Erfriſchendes und Anziehendes, und ich möchte ſelbſt die alte Nikolaitiſche Weisheit in allen ihren Verzweigungen, wie ſie von hier ausging, und wie ſie noch keineswegs verſchwunden iſt, nicht entbehren. Sie iſt mir, wo ſie zum Vorſchein kömmt, höchſt ergötzlich. Am anmuthigſten erſcheint ſie mir da, wo ſie recht deutlich hinter einer aufgetragenen neuern Bildung, die mit ihr im ſtarken Widerſpruche ſteht, mit aller Gewalt einer urſprünglichen zähen Natur ſich hervordrängt.

Selbſt in Ihrem Lobe können Sie die Ironie nicht verbergen, glauben Sie, daß wir ſo blind ſind, dieſe nicht zu merken? ſagte ein General, der mit ſtreng prüfender Miene den Redenden betrachtet hatte.

Giebt es, Herr General, irgend ein Lob menſchlicher Verhältniſſe, welches die Ironie ganz ausſchlöſſe? antwortete Regenſtein. Ich wünſchte übrigens, daß Sie in dem, was ich geſagt habe, dieſer Ironie eine ſo kleine Stelle, als möglich, einräumen möchten. Es iſt gewiß, daß Berlin unter den vielen Richtungen des Geiſtes, die es nicht bloß duldet, ſondern auch pflegt, auch die, welche ſich feindlich ihm gegenüber ſtellt, in ſich aufnahm. In dieſer Rückſicht, und es hat einen großen Sinn, ſteht dieſe Stadt über den ſüddeutſchen Städten. Der Berliner erkennt den Werth der Süddeutſchen, ja, dieſe haben nicht ſelten ihre eifrigſten, ſelbſt einſeitigſten Verehrer hier, die Angriffe der Süddeutſchen aber haben eine Bitterkeit, zeigen oft einen geheimen Ingrimm, der ſich nicht mit dem Gefühle des Uebergewichts zu verbinden pflegt, und deſſen Daſein ich bedauern muß.

Unſer Geſpräch könnte faſt politiſch werden, unterbrach ihn die Geheimeräthin, und es iſt Ihnen bekannt, daß unſer geſelliger Kreis, wie einige Konverſationsblätter, die Politik ausſchließt. Wir möchten es gern, wie Sie, erwiederte Regenſtein, wenn wir nur könnten; aber leider, wir ſind Deutſche. Der Deutſche kann nicht einen Stein zerlegen, ja, nicht eine Suppe kochen, ohne die Politik einzumiſchen. Dieſes oder etwas Aehnliches, ſagte Buonaparte, als er uns kennen lernte. — Sie kennen ja auch unſern jungen Norweger, den Herrn Lindrup, unterbrach ihn die Wirthin, ohne auf ſeine Bemerkung etwas zu erwiedern. Wir erwarten ihn mit dem Herrn von Rohrſtock, doch erſt nach der Oper. — Alſo dieſe beiden Herren, ſagte Regenſtein, werden hier mit einander erſcheinen? Nun, das iſt ſeltſam. — Wie ſo? Sind ſie Feinde? fragte die Geheimeräthin geſpannt. Vielleicht, erwiederte Regenſtein; wenigſtens bezweifle ich ſehr, daß ſie einander lieben. Dieſer Norweger iſt wenigſtens pikant. Er hat aus der Ferne alle Glocken läuten hören und glaubt nun dem Gottesdienſte beigewohnt zu haben. Der junge Mann traut ſich nicht wenig zu. Wir ſind doch ſonſt gewohnt, daß Fremde, die an dem bunten, mannigfaltig wechſelnden, auf tauſend Reminiſcenzen leicht anſpielenden, beweglichen Geſpräch unſerer geiſtreichen Cirkel theilnahmen, anfänglich etwas ſcheu ſind; er aber ſpringt mit ſeiner angenehmen Perſönlichkeit ſo zuverſichtlich in unſre Mitte herein, äußert ſeine Anſicht mit einer vertrauensvollen Naivität, daß er ſchon dadurch intereſſant wird. — Der Herr Lindrup iſt uns bekannt, fiel, etwas ungeduldig, die Geheimeräthin ein, aber Sie ſcheinen von Verhältniſſen unterrichtet zu ſein, deren Mittheilung, wenn ſie nicht geheim bleiben müſſen, uns angenehm ſein würde. Ich bin erbötig, Ihnen, was ich weiß, zu erzählen, ſagte Regenſtein ſchnell, um ſo lieber, als es mir Gelegenheit giebt, ein Ereigniß, welches abenteuerlich genug, ja, faſt romantiſch iſt, in das Gedächtniß zurückzurufen. Romantiſch? rief ein Fräulein, Abenteuerlich? der General; O reden Sie, wir bitten. Die Oper wird noch lange dauern. — Sie bildeten einen engern, aufmerkſamen Kreis, das Klappern mit Taſſen und Theelöffeln hörte für einen Augenblick auf, und Regenſtein fing an:

Als ich vor einiger Zeit von Stuttgard hierher reiſte, kam ich durch ein kleines fränkiſches Städtchen, in welchem mich Geſchäfte einige Tage zu verweilen nöthigten. Es war einer jener lieblichen Flecken, die ſich ſchon von Weitem durch viertelmeilenlange Vorſtädte ankündigen. Von der ſchönſten Landſtraße ſtürzt man in die ſteinigten Löcher dieſer Vorſtädte hinein, und anſtatt Geld zu erhalten, um Pflaſter zur Heilung der faſt unvermeidlichen Wunden zu kaufen, muß man noch Pflaſtergeld geben. Verdrießlich fuhr ich durch das alte Thor, die verfallenen Häuſer grinſeten mich an, drei, vier Menſchen ſchlichen träge über die Straßen, und ich erreichte zerſtoßen und wund an allen Gliedern einen Gaſthof, der doch viel beſſer war, als ich ihn unter ſolchen Auſpicien erwarten konnte.

Ich trat in die helle, reinliche Gaſtſtube, von einem freundlichen, dicken Marqueur empfangen. Aber kaum hörte ich, was er mich fragte, denn drei Figuren nahmen meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sie ſaßen, rauchend, mächtige Biergläſer vor ſich, um einen kleinen Tiſch. Der Eine war ein kleines, ſpitziges Männchen; das Kinn ging einwärts, der Mund war klein und rund, die Augen glotzten wie große runde Kugeln, die faſt herauszurollen ſchienen, und das ganze

Geſicht ſchien eine etwas zuſammengedrückte Kegelgeſtalt zu ſein, die ſich in die ſpitze, aufwärts geworfene Naſe, wie in ihren Gipfel, verlor. Das Männchen war dürr, die Haare waren alle aus dem Geſichte gezogen und faſt gewaltſam in einen geflochtenen zuſammen gewickelten Zopf vereinigt. Der Menſch iſt mir unvergeßlich. Weniger auffallend war der Zweite, ein trübſeliger Menſch mit pechſchwarzen, herunterhängenden Haaren, einer ſtumpfen Naſe, wie ſie zu ſeinen übrigen Zügen gar nicht zu paſſen ſchien, und faſt mulattenartig gefärbt. Der Dritte war wieder intereſſanter. Er war ein ſehr ſtattlicher, runder Mann, der etwas Vornehmes hatte. Sein volles Geſicht blickte vornehm lächelnd und außerordentlich zufrieden in die Welt hinein; die ſpärlichen grauen Haare hingen glatt unter einer Sammtmütze herunter, und man hätte ihn als einen alten Gutsbeſitzer oder Beamten begrüßt, wenn er nicht hier ſaß. Befehlen Sie eine eigene Stube? fragte der Marqueur. Ich bleibe einige Tage hier, antwortete ich ſchnell, um ihn los zu werden; zeigen Sie dem Bedienten die Stube, helfen Sie die Sachen hinauftragen, bereiten Sie mir eine Mahlzeit. Jetzt aber Wein hierher, ſagte ich und ſetzte mich, als ich den Menſchen glücklich los war, ſo, daß die drei Männer meine Abſicht, ſie zu belauſchen, nicht ſo leicht wahrnehmen konnten. Aber ſie ließen ſich auch gar nicht ſtören.

Nicht wahr? ſagte der Kegelförmige und hob den langen, dürren Zeigefinger in die Höhe, die Gewohnheit, das heißt die Art und Weiſe, wie man alle Tage zu leben pflegt, und wie man ſich kleidet und ißt und trinkt, und wie wir gewiſſermaßen, indem wir die Gewohnheit gewohnt werden, ſo zu ſagen, eine zweite Natur werden und bleiben, nicht wahr, Herr Schuſter Stuſcher, dieſe Gewohnheit iſt gleichſam etwas Ehrwürdiges und Heiliges? Allerdings, Herr Schneider Scheidler, antwortete der Trübſelige, wenn ſie mit der Frömmigkeit beſteht. Allerdings, freilich, in der That, denn ländlich, ſittlich, beſonders in einem chriſtlichen Lande, ſagte der Vornehme, und ich war erſtaunt, dieſen ſo reden zu hören, bis ich mich erinnerte, daß ich Geſtalten der Art, mit ſolchen Reden, nicht bloß unter ſolchen Verhältniſſen gekannt hatte. Ich bin Ihrer Meinung, Herr Schuſter Stuſcher, ich denke ganz, wie Sie, Herr Kürſchner Kirchner, antwortete der Kegelförmige; denn warum? Uebereinſtimmung in der Geſinnung, und dann die Frömmigkeit, und endlich die löbliche Gewohnheit, wie ich zu ſagen pflege. Wir wiſſen ſchon, was Sie zu ſagen pflegen, Herr Schneider Scheidler, unterbrach ihn der Vornehme, und verſtehen Sie ganz gut, weil wir alle ſo denken, und damit Baſta. — Und nun ging es mit Herr Schuſter Stuſcher und Herr Kürſchner Kirchner ſo ununterbrochen hin und her, daß ich ungeduldig wurde, obgleich die entſetzlichen Namen, die mir eine Verzerrung der Gewerbe zu ſein ſchienen, mich noch lange nachher verfolgten. Dieſe immer wiederholten Benennungen wurden mit halb ausgeſprochenen Grundſätzen durch: freilich, gewiſſermaßen, ſo zu ſagen, zuſammengeklebt und erſt nach langem Hinhorchen konnte ich klug daraus werden. Es war von einem Fremden die Rede, der durch die Art, wie er lebte, den guten Leuten ein allgemeines Aergerniß gab.

Sehen Sie, ſagte der Kegelförmige, wenn er nur auf der Straße geht, tritt er ſchon durch ſeine verfluchte Art, — Gott verzeihe mir meine Sünde! — eine gute Gewohnheit mit Füßen. Und ſeine Tochter — Nein, meine werthen Herren, ſagte der Vornehme, Ihr Wort in Ehren, wie es ſich ziemt und gebührt, aber die iſt ein Engel. Ein Engel? Nun, nun! Sie ſucht die Armen auf, rief der Kegelförmige — der Trübſelige ſeufzte nur — ſie theilt fromme Schriften aus; Alles gut und wohl und löblich, aber wie? Da kömmt ſie neulich zu dieſem meinem achtbaren Nachbarn, Herrn Schuſter Stuſcher, und muthet ihm zu, einen Ben=

gel, einen Galgenſtrick, einen ſiebenjährigen Buben, der ſchon geſtohlen hat, deſſen Vater Niemand kennt, während die Mutter im Zuchthauſe ſitzt, in ſein reſpektables, chriſtliches Haus aufzunehmen. — Der Eifer machte ihn jetzt verſtändlicher. Er vergaß alle zierlichen Redensarten. Ja, ſagte der Trübſelige, die Sünde, — wie man ſagt, die Bosheit, — weil Gott die Sünder ſtraft im dritten und vierten Gliede, — und daher muß uns die Frömmigkeit, welche da will, daß wir die Sünde von uns halten, — und alſo konnte ich nicht annehmen, was die gute Dame mir anbot. Was gewiſſermaßen ſeltſam, daß eben meine Frömmigkeit die Urſache war, weßwegen die genannte Dame, als aus übergroßem Vertrauen, als wenn die Liebe forderte, — ſagte ſie, — und ſo bei mir anhielt.

Ja, meine Herren, mein Herr Schuſter Stuſcher und mein Herr Kürſchner Kirchner, rief der Kegelförmige mit großer Heftigkeit, und daher ganz verſtändlich. Denken Sie, die Menſchen eſſen zu Mittag des Abends um fünf Uhr. — O, mein theuerſter Herr Schneider Scheidler, unterbrach ihn der Vornehme, ſein Sie nicht zu leichtgläubig. Nein, Freund, man darf von ſeinem Nächſten nicht zu ſchlecht denken. — Sie glauben es nicht, Sie glauben es nicht, Herr Kürſchner Kirchner? rief jener. Drei Mädchen haben ihn verlaſſen, weil ſie den ſündlichen Gebrauch nicht unterſtützen wollten. Ich ſelbſt habe mehr als ein Mal geſehen, wie Gottes Gaben, die nur in der rechten Mittagsſtunde gedeihlich ſind, bei Licht verzehrt wurden. — Es konnte ja aber ein Abendeſſen ſein, mein verehrter Herr Schneider Scheidler. — Das war es aber nicht, ich habe nachgeforſcht, ich habe die Dienſtboten inquirirt; nein, nein, mein theuerſter Kürſchner Kirchner, ich will meinen Nächſten nicht verläumden. Ich habe Alles ganz genau unterſucht. Und er will ein Arzt ſein? Er will umſonſt kuriren? Das danke ihm der Teufel! (Herr Schneider Scheidler! warnte der Trübſelige). Nun, wer möchte nicht aus der Haut fahren? Wer möchte ſich für ſein liebes Geld von ihm behandeln laſſen? Die alte Marthe, die nun zehn Jahre lang leidet, iſt ihm recht gekommen. Er bot ſeine Hülfe an. Nein, lieber Herr, antwortete ſie, Sie ſind uns gar zu fremd, ich habe meinen Arzt, der von dem Magiſtrat bezahlt iſt, der hat nun meine Krankheit die vielen Jahre lang treulich gepflegt. — Das war brav geſprochen, antwortete der Vornehme; aber was antwortete der Arzt? Ich war dabei, rief der Kegelförmige, denn ich bin Armenpfleger, wie Sie wiſſen; aber ich habe ihn nicht verſtanden. Er lächelte. Liebe Frau, ſagte er, wenn Sie und Ihre Krankheit und

Ihr Arzt übereingekommen ſind, ſich nicht zu trennen, ſo kann ich freilich nichts dagegen haben. Und ſo ging er. — Etwas konfuſe, ſagte der Vornehme, wie gewiſſermaßen, wenn ſolche ſeltſame Menſchen, indem ſie, weil mancherlei Gedanken — ich hörte den Schluß nicht, denn der Wirth, der eben nach Hauſe kam und die Ankunft eines willkommenen Gaſtes, der mehrere Tage in ſeinem Hauſe zubringen wollte, erfahren hatte, trat eilig herein. Mein Herr, ſagte er ſchwerathmend, gnädiger Herr, wollte ich ſagen, ich bitte mir Dero Titel ganz gehorſamſt mitzutheilen, damit ich Sie nach Würden benennen kann. Ich heiße Regenſtein, antwortete ich kurz. Aber Dero hohen Titel, wenn ich mein demüthiges Geſuch erneuern darf, erwiederte der Wirth und bückte ſich tief. — Ich habe keinen. — Nun ich will in Dero Geheimniß nicht eindringen. Sie wollen, gnädiger Herr, gleichſam inkognito reiſen. — Der Narr machte mir Langeweile. Ich fragte, ob das Eſſen bald fertig wäre. Mein lieber Geiſt, ſagte der Wirth, als der kleine, kugelrunde Marqueur hereintrat, iſt die Mahlzeit für den Herrn aufgetragen? Sogleich, mein Herr Friede, antwortete dieſer. Ich war, wie in ein ſchlechtes Mährchen verſetzt. Erſt quälten mich die widerwärtigen Namen der Handwerker, nun trat mir der Friede als Gaſtwirth, der Geiſt als kugelrunder

Marqueur entgegen; als der Wagen mich langſam aus einem Loche in das andere durch die Straßen ſchleppte, ſah ich einen Laden, in welchem die Vernunft Materialwaare verkaufte, und ich war an einen Advokaten Liebe adreſſirt. Ich ſandte den Marqueur zu dem Advokaten hin, ihm meine Ankunft anzuzeigen und ihn um die Beſtimmung einer Stunde für einen Beſuch zu bitten, und erhielt folgende Antwort:

Mein Mann, der leider nicht in ſeiner Behauſung, ſondern abweſend iſt, bedauert unendlich, vor ſeiner Zurückkunft Euer Hochwohlgeboren keine Stunde beſtimmen zu können. Er hat mir daher aufgetragen, dem gnädigen Herrn ganz gehorſamſt ſeinen unterthänigen Reſpekt zu vermelden, und wird nicht ermangeln, bei ſeiner Zurückkunft ſogleich ſeine unterthänige Aufwartung zu machen.

Amanda Liebe, geborne Zart.

Ich will Sie nicht länger mit der Darſtellung des Lebens in dieſem traurigen Städtchen aufhalten. Ich lernte den Herrn Liebe kennen, einen dürren Mann, mit zuſammengekniffenen Lippen, kleinen grauen, lauernden Augen und einer unbeſchreiblich pfiffigen Miene. Er hatte gar ſeltſame Manieren; wenn ich ihn auf der Straße mir entgegenkommen ſah, ging er, ſtarr vor ſich hinblickend. Ich mußte glauben, von ihm gar nicht bemerkt zu ſein; aber ſo wie er an meine Seite kam, war es, als würde die träge Maſchine durch eine unendliche Menge Springfedern auf ein Mal in Bewegung geſetzt. Er wandte ſich dann plötzlich gegen mich, erhob die Schultern, ſenkte den Kopf, entblößte das Haupt, und ließ Fragen, Komplimente, Verſicherungen der Verehrung, der Unterwerfung in ſtürmiſcher Eile und mit einem ſchreienden, halb aus der Fiſtel klingenden Tone vernehmen. Er erwartete keine Antwort. Sobald der reißende Strom abgelaufen war, erſchien er wieder, wie vorher; von mir abgewandt, die Augen geſenkt, ging er ſeinen ruhigen Schritt weiter, und ſein Gruß, der ſo plötzlich und gewaltſam hervorbrach, und eben ſo ſchnell und ſpurlos verſchwand, erſchien faſt ſpukhaft. Er widerſprach nie, verſicherte, Alles dem tief gedachten Auftrage gemäß, auf jede eigene Meinung verzichtend, ausrichten zu wollen, that aber dann gewöhnlich ganz das Entgegengeſetzte, und wußte ſo viele Worte vorzubringen, wenn man ihm eben deßwegen Vorwürfe machte, bedauerte ſo unendlich, daß er wahrſcheinlich den Auftrag misverſtanden hätte, verſtand ſo viele Schwierigkeiten zu machen, und war ſo bewegt, ſo erſchüttert, ſo unglücklich, daß ich Gott dankte, wenn er nur aufhörte. In ſeinem Hauſe war Alles in höchſtem Grade ängſtlich; eine ſchon ziemlich alte Tochter, häßlich, trocken, mürriſch und faſt immer ſtumm, ſchien in Häuslichkeiten vergraben, eine Menge Frauen und Mädchen des Städtchens fand ich Nachmittags immer zum Plaudern verſammelt und in ihrer Mitte die Frau. Der Mann bekümmerte ſich um Niemanden, nannte aber die Frau, mit witzigem Doppelſinne, ſeine zärtliche Gattin, die ältern Freundinnen nannten ſie ihre geliebte Amanda, und die jüngern, die Frau des Paſtors und eine Frau Amtmännin, die liebe Liebe, obgleich ſie groß, breitſchultrig war, mit harten Zügen, einem Dragoner nicht unähnlich ſah und ſelbſt einen Anſatz zum Knebelbart hatte.

Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich mich unter dieſen Menſchen ſehr bedrängt fand, daß ich ihnen bald ein eben ſo großes Aergerniß gab, wie der fremde Arzt, und daß ich mich nach der Bekanntſchaft dieſes den Einwohnern ſo räthſelhaften Mannes, deſſen Namen ich nicht einmal erfuhr, ſehnte. Der Gaſthof lag auf dem Marktplatze, der von finſtern, gezimmerten Häuſern umgeben war; das alte, verfallene Rathhaus lag grade mir gegenüber; der Marktplatz war mit großen Steinen, die, unordentlich zuſammengehäuft, nur eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Pflaſter hatten, beſäet, und eine Pfütze prangte in der Mitte. Neben dem Rathhauſe lag ein kleines, freundliches Haus, ſchon dadurch ausgezeichnet, daß es helle Fenster mit großen Scheiben hatte, da die übrigen Häuſer meiſt mit den alten, kleinen, runden Scheiben verſehen waren, die dem Lichte nur einen ſpärlichen Durchgang erlauben; und hier hatte der räthſelhafte Fremde eine Wohnung gefunden. Da ich einige Zeit in dieſem Städtchen zubringen mußte, fand ich es ſchicklich, den Arzt zu beſuchen. Ich trat in das Haus und war nicht wenig erſtaunt, einen Bekannten zu finden. Es war Flinthough, der Däne, der, irre ich nicht, auch Ihnen nicht ganz unbekannt iſt. Aber ich ſah jetzt zuerſt die Tochter, und ich geſtehe Ihnen, nie ein reizenderes Mädchen geſehen zu haben. Nie ſah ich eine ſolche Miſchung von anmuthiger Klarheit und von jener ſtillen Unergründlichkeit, die der reinen weiblichen Natur eigen iſt. Sie war, als ich in W††† mit dem Vater lebte, in dem frühern Wohnorte Beider zurückgeblieben. Flinthough lebte damals in ſeltſamen, zum Theil ängſtlichen Verhältniſſen. Er war nach W††† gekommen, eine Verwandte als Arzt zu behandeln, deren Heilung ein Mönch durch eine Wunderkur, die allgemeines Aufſehen erregte, vollendete, aber er ſelbſt heilte den Sohn, der an einem ſtumpfen Trübſinne litt, der an Wahnſinn gränzte und eine Folge einer unglücklichen Liebe war. Die Geliebte, ein katholiſches Mädchen, war durch den Einfluß eines Prieſters von ihm entfernt worden, nachdem ſie ſchon, mit Bewilligung der Aeltern, mit einander verlobt waren; ſie iſt die Schweſter des Herrn von Rohrſtock. — Iſt dieſer Katholik? riefen hier mehrere Stimmen zugleich, den Erzählenden unterbrechend. — Und das wiſſen Sie nicht? ſagte Regenſtein, oder wundern ſich darüber und halten etwa einen Katholiken nicht für fähig, alle jene geiſtigen Metamorphoſen zu durchlaufen, die ich früher bezeichnete? O, da irren Sie ſich. Herr von Rohrſtock iſt übrigens viel älter, als ſeine Schweſter; er hat ſtudirt und den Wohnort ſeiner Aeltern wenig geſehen, er fand hier eine neue Heimat, und die Eindrücke der früheſten jugendlichen Erziehung ſind längſt verſchwunden. Eliſe, die Geliebte des geheilten, trübſinnigen jungen Mannes, den wir Julius nennen wollen, war, als ſie von dem Geliebten getrennt wurde, zu einer ſehr merkwürdigen Frau gebracht worden, die, nachdem ſie in der Jugend, durch eine unglückliche Leidenſchaft gequält, katholiſch und Nonne geworden, jetzt, nach Aufhebung des Kloſters, das Nonnenleben mit einigen Freundinnen, unterſtützt von einem großen Vermögen und, wie man behauptet, auch von einem proteſtantiſchen Fürſten, der ſie früher geliebt hatte, auf die ſtrengſte Weiſe fortſetzte. Alle dieſe Umſtände waren mir ſchon früher bekannt.

Ich war bald mit meinem alten Freunde in vertraulichem Geſpräche; alte Erinnerungen, ſelbſt aus ſehr frühen Zeiten, aus unſern Univerſitätsjahren, wurden erneuert; die Gegenwart der anmuthigen Tochter, deren ſeltene, aber bedeutende Zwiſchenreden dem Geſpräche jedes Mal, darf ich behaupten, eine bedeutende Wendung gaben, erheiterte uns, und ich hatte faſt ganz vergeſſen, in welcher ſeltſamen, ungewöhnlichen Umgebung wir lebten. Ein Blick aus dem Fenſter erinnerte mich daran. Denn der Kegelförmige ging mit großen Schritten über den Markt und trug die Naſen-Kegelsſpitze ſo hoch in die Luft, daß er einem Jeden auffallen mußte. Wiſſen Sie, lieber Flinthough, ſagte ich, welch' ein Aergerniß Sie den hieſigen Einwohnern geben? Wohl weiß ich es; denn ſie geben ſich gar nicht die Mühe, mir's zu verbergen, antwortete Flinthough, und es thut mir gewiſſermaßen leid. Aber was ſoll ich thun? Ich bin zu alt, Gewohnheiten abzulegen, die dieſen guten Leuten neu vorkommen. Ich kann um zwölf Uhr, meiner Köchin zu Liebe, nicht hungrig werden. Es iſt ein ſeltſames Volk und wirklich, wie es ſcheint, erbittert. — Ich erzählte ihm Alles, was ich gehört hatte, und obgleich es ihn ergötzte, ſchien er doch faſt wehmüthig geſtimmt. — Verzeihen Sie, fuhr Regenſtein mit einem veränderten Tone fort, indem er die Erzählung unterbrach. Ich finde jetzt, indem ich das Andenken an ein bedeutendes Ereigniß erneuere, daß ich vielleicht beſſer gethan hätte, dieſe Erzählung gar nicht anzufangen. Wie ſo? rief die Geheimeräthin erſtaunt. Ich will redlich ſein, erwiederte Regenſtein. Der mannigfaltige, verworrene Wechſel des innern und äußern Lebens ergötzt mich, immer neue Sprungfedern entwickeln ſich aus der Mitte des ſeltſam bewegten Geſchlechts, und die alten erlahmen. In allen Richtungen glaubt man auf dem Gipfel zu ſein, läßt dann Alles plötzlich fallen und fängt mit einem bewundernswürdigen Vertrauen etwas ganz Anderes an. Die Meiſten erinnern ſich kaum mehr, was noch vor wenigen Jahren ihnen das Wichtigſte ſchien. Stehe ich nun in der Mitte des Gewühls, wo Jener den ſchon erlahmten Federn neue Spannkraft ertheilen möchte, Dieſer mit großer Kraft durch die neuen in die Höhe geſchnellt wird, und wieder Andere, die nahe Erſchöpfung ahnend, ſich ſchon nach neuen umſehen, ſehe ich dieſes Auf- und Niederſteigen, dieſes Hin- und Herrennen, dieſes Drängen und wechſelſeitige Verketzern, dann freilich regt ſich — ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, es ſei mir gegeben, oder ob es ein Anflug von dem Schnupfenfieber der ſogenannten Kritik iſt — ein unwiderſtehliches Lachen, das, wie ich bemerkt habe, gefällt. Das Heulen wäre wohl paſſender, es ſchickt ſich aber nicht. Ich erinnere mich, wie ich nach meiner erſten ſchriftſtelleriſchen Arbeit einen damals ſehr beliebten Romanenſchriftſteller nach der Leipziger Meſſe begleitete. Ich hatte das letzte Jahr mit vieler Anſtrengung zugebracht, es war meine erſte bedeutende Arbeit, und ſie hatte meinen ganzen Geiſt, meine Geſinnung ſelbſt in Anſpruch genommen. Sie galt nachher etwas als eine neue Sprungfeder, bis ſie auch in den Händen der Meiſten, die ſie nicht nach ihrer urſprünglichen Beſtimmung zu handhaben wußten, zerbrach. Damals hielten mich die Wenigen, die mich kannten, für einen jungen Mann, der wohl etwas leiſten könnte, und als ich auf die Meſſe kam, kamen die reichſten Buchhändler mir vornehm höflich entgegen. Hier hörte ich von guter Waare und von ſchlechter Waare, von der Menge der Rimeſſen reden, und neben meinem Begleiter, der eben Mode war, erſchien ich halb als ſein Schüler, obgleich ich nichts in der Welt mit ihm gemein hatte. Hier fing der ſpottende Dämon zuerſt an mich zu ergreifen. Ich konnte eine Sache, die ſo behandelt wurde, nicht ernſthaft betrachten. Alles erſchien mir lächerlich, vor Allem, was ich ſelber ausgearbeitet hatte oder auszuarbeiten dachte. Die Buchhändler ſahen mich verwundert an, wenn ich ihre ernſthaft ſpekulativen Fragen auf die luſtigſte Weiſe beantwortete, und es war natürlich, daß ſie mich achſelzuckend verließen. Dieſe Stimmung iſt mir nun geblieben. Was meine ganze Seele erfüllt, wird, ſehe ich, wie es in der Welt getrieben wird, ſeltſam, poſſenhaft; aber Wenige ahnen den geheimen Schmerz, den Ingrimm oft, der hinter dieſer Luſtigkeit ſich verbirgt.

Wenige Menſchen vermögen aber den ſtillen Ernſt, der mir nur in der Einſamkeit vertraulich nahe tritt, jenes höhere heimatliche Gefühl ſo mächtig in mir zu erregen und hervorzulocken, wie Flinthough durch ſeine Gegenwart, ja, durch das bloße lebendige Andenken an ihn. Und ſo fühle ich mich auch in dieſem Augenblicke von ihm überwältigt. Er iſt ganz und durchaus ein Chriſt; für ihn hat nichts eine lebendige Bedeutung, wenn es nicht nach jenem ewigen Heile ringt. Aber dieſes Chriſtenthum iſt völlig geräuſchlos, und es drängt ſich Niemandem mit Lehren und Ermahnungen auf. Er betrachtet die erwachte Neigung, ſich lehrend aufzudrängen, und die ſo ſtark aufgetragene äußere Farbe des Chriſtenthums nicht als das Erfreulichſte unſerer Tage. Dahingegen kann eine ſtille Beſchäftigung, die mit innerer Wahrheit einen Geiſt erfüllt, von welcher

Art ſie ſein mag, ihn hinreißen. Die armen Menſchen! ſagte er einſt; ſie wiſſen es ſelten, wie in einem jeden urſprünglichen Erzeugniſſe des Geiſtes, welches Gott ihnen ſchenkt, die ganze, höchſte Bedeutung des heiligen Urſprungs ruht. Die reine, unſchuldige Freude der erſten Ueberraſchung, wenn uns ein neuer Blick vergönnt, eine bedeutende Ausſicht eröffnet wird, iſt wahrhaft himmliſch, ſie iſt paradieſiſch, und ſelbſt leichtſinnige Menſchen können in ſolchem Augenblicke eine innere Rührung, die bei den Beſſern wahre Andacht iſt, nicht von ſich weiſen. Aber dieſe Augenblicke ſind leider, wie das Paradies des ganzen Geſchlechts, nur vorübergehend. Die Philoſophen ſtreiten über den Urſprung des Böſen; ſie haben es gelernt, den Menſchen als den hellſten Gedanken, als das wunderbare ſich ſelbſt Finden, ſich ſelbſt Faſſen der Schöpfung zu begreifen. Aber ſteht nicht ein jedes geiſtige Licht, wenn es ſich in der erſtaunten Seele erzeugt, wie ein neues Paradies da? Wir ſind ganz Hingebung, wir empfangen Alles aus der fremden Hand als Gabe. Aber dann kömmt die unſelige Bemühung, die Gabe als ein Verdienſt zu betrachten, dann tritt die Eitelkeit hervor, und jene Unſchuld iſt verſchwunden. Spuren des reinen, hohen Urſprunges ſind in einem jeden eigenthümlichen geiſtigen Erzeugniſſe zu entdecken, wenn es nur nicht bis zur entſchiedenen Celebrität ſich für die Welt ausgebildet hat. Hat es dieſen Gipfel erreicht, dann kann nur die eigne Gemüthsſtimmung, die von Anfang an die Entwickelung rettend begleitete, die Reinheit erhalten. — An jugendliche Freunde ſchließt ſich Flinthough mit großer Liebe, ja, mit völliger Hingebung an. Er beſitzt die Gabe, ſich in den eigenſten Sinn der verſchiedenartigſten Menſchen hinein zu denken, und wenn nun der freudige Beſitzer eines ſolchen Schatzes ihm, halb mit kindlicher Freude, halb von Eitelkeit ſchon angeſteckt, ſeine Entdeckung mittheilt, dann weiß er allmälig ihn über die höhere Bedeutung aufzuklären, dann führt er ihn unmerklich bis dahin, wo dieſes Beſtimmte, mit Anderem verbunden, lebendig, wichtig, ja, religiös wird. Wenn ſie es verſtänden, ſagte er mir einſt, die Gabe, die von Gott einem Menſchen geſchenkt iſt, zu reinigen, zu veredeln, anſtatt ſie unverſtändig zu verſchmähen, weil ſie nicht unmittelbar auf das Chriſtenthum hindeutet, ſie würden Seelen gewinnen, wo ſie ſie jetzt zurückſtoßen. Die Thoren, ſie haben den Gegnern Waffen in die Hände gegeben. Wenn ſie das Höchſte und Edelſte, was Gott dem Menſchen als ſeine eigenſte Gabe ſchenkte, verſchmähen, dann haben diejenigen Recht, die ſich von ihnen abwenden; es iſt der Geiſt der innerſten Wahrheit, der ihnen geſchenkten

Wahrheit, der die falſchen Propheten abweiſt. Freilich, ſagte er, erhält dieſe Gabe nur durch die Reinigung ihre höchſte Bedeutung, freilich verliert ſie, wenn auch nicht für die Welt, ſo doch für den Beſitzer, allen Werth, wenn ſie gemisbraucht wird; aber der freche Verſuch, durch frömmelnden Misverſtand (der natürlichen Trägheit ein willkommener Vorwand), die Gabe gering zu ſchätzen, die dem innerſten Weſen zugehört, ja, dieſes ſelber ausmacht, iſt der hohlen Lüge höchſter Gipfel. Er nennt dieſes das Quellenſtudium der Gegenwart, das Studium der Liebe, und behauptet keck, daß, was wir allſeitige, freiſinnige, nirgends engherzig gefeſſelte Bildung des Geiſtes nennen, nur eine Bedeutung habe, wenn ſie dieſer Idee ſich zu nähern ſtrebe, daß alles Uebrige Thorheit iſt, die ſich ſelber nicht begreift. So ſucht er mit der Gewalt des Glaubens die ganze Welt zu umfaſſen, ſo wendet er ſich, wie der Heiland ſelbſt, von den Schriftgelehrten und Phariſäern ab, und lebt mit denen, die ſie Zöllner und Sünder nennen. Ich würde dieſe Bemerkung, die ſich mir unwillkürlich aufdrang, kaum geäußert haben, wenn ſie nicht als eine natürliche Einleitung zu der folgenden Erzählung diente.

Es war nämlich dieſer ſchon alternde Mann beſchäftigt, für ſeinen jungen Freund ein Mädchen aus den Feſſeln des Kloſters zu retten, in welche liſtiger

Betrug und zuletzt ſelbſt eigene Verirrung ſie zu ſtürzen drohte. Die Wahnwitzigen! die Verblendeten! ſprach er, und ſeine Stimme ward laut und heftig, denn viel hatte er in der letzten Zeit von vielen Frommen zu dulden gehabt; ſie ſchmähen, wie Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo auch Freundſchaft und irdiſche Liebe, dieſe herrlichſten *aller göttlichen Geſchenke.* Iſt es nicht ein Wunder, was Dich, der Du Dich ſelbſt kaum begreifſt, mit vollem Vertrauen zu einem Andern hinzieht, daß Du ſeine innere *Wahrheit* wie Deine eigene erkennſt? Dieſe und dieſe allein erkennt die Freundſchaft, und ſie hängt nicht von der Anſicht, nicht von der Richtung der Gedanken ab. Mögen dieſe übereinſtimmend ſein oder abweichend, mögen wir ſie als irrig, als falſch verwerfen, oder als wahr annehmen und ihnen huldigen, das hat auf die Erzeugung jenes wundervollen Vertrauens keinen Einfluß. Wie die heiligſte Wahrheit die innere Lüge oft nicht zu überwinden vermag, ſo kann der größte, ja, der gefährlichſte Irrthum ſich mit der Wahrheit verbinden. Der ächte Chriſt wird jenen nicht ſchonen, aber auch nicht das Vertrauen auf dieſe verlieren. Dieſer wechſelſeitige Sinn für innere Wahrheit hat Vieles mit dem Talente gemein; er iſt, wie dieſes, eine Naturgabe, und der Philoſoph, der die nur durch Reflexion erzeugte Achtung höher, als die Freundſchaft ſetzt, theilt den nämlichen Irrthum mit dem Frömmler. So gibt es auch keine wahre Ehe, wo ſie nicht gegründet iſt auf wechſelſeitige Liebe. Die chriſtliche Ehe heiligt ein Naturverhältniß, und jede Ehe, die man oft in dem Himmel geſchloſſen nennt, weil der wahrhafte Naturgrund fehlt, iſt ein hohles Verhältniß. Daß Liebe, wie Freundſchaft die ſchauderhafteſten Verirrungen erzeugen, wer läugnet es? Beide erhalten nur durch die Religion ihren Werth, aber ſelbſt dieſe vermag nichts an ihre Stelle zu ſetzen, wo ſie fehlen. In einer Zeit, in welcher die Beiden nur noch als ſchöne Träume gelten, die der Dichter etwa benutzen darf, iſt es freilich natürlich, daß man ihren urſprünglichen Werth verkennt; gar zu bequem iſt das Abläugnen, weil es uns erlaubt, bloße Formen an die Stelle der innerſten Wahrheit zu ſetzen, und ſelbſt die Form des heiligſten Glaubens iſt hohl und leer, ja, ein unchriſtlicher Hohn, ein frevelhaftes Spiel, wenn der Naturgrund, wenn das Leben, das Daſein deſſen, was erneuert, geheiligt, beſeligt werden ſoll, fehlt. Aller Fanatismus, alle jene furchtbaren Verirrungen, zu welchen der Glaube an den Heiland den Namen hergeben mußte, entſprangen aus dieſem unſeligen Wahne. Ja, die Wahrheit des Geiſtes iſt auf der Seite derer, die eine ſolche Verkehrtheit nicht dulden wollen. —

Der Flinthough iſt langweilig, flüſterte das Fräulein dem General zu; der Schuſter Stuſcher gefällt mir beſſer. Der General lächelte beifällig. —

Es war die Abſicht des Mönchs, der die Wunderkur verrichtet hatte, bei der Mutter die Vorſtellung recht lebhaft zu erwecken, daß ihr die Geſundheit nur von Gott verliehen ſei, um den Sohn, der in dem Glauben ſeines Vaters erzogen war, für die Kirche zu gewinnen. Flinthough, mit dem innern Fortgange der Heilung genau bekannt, wußte den Mönch dahin zu bringen, daß er dieſe Abſicht nicht bloß aufgeben, ſondern thätig dahin wirken mußte, eine jede Vorſtellung, die ſie unterſtützen ſollte, auszurotten; er wußte auf eine höchſt beſonnene Weiſe, die ich hier nicht mittheilen kann, den Mönch zu benutzen. Der Sohn, ein gebildeter, liebenswürdiger junger Mann, jetzt völlig wiederhergeſtellt, ward der Mutter wiedergegeben, und von einer Bekehrung war nicht mehr die Rede.

Der Mönch ſchien zufrieden, aber es war zu erwarten, daß er ſich rächen würde. Der alte Herr von Rohrſtock iſt ein ſeltſamer Mann, wie man ſie in unſern Tagen wohl findet. Er hat Vieles erlebt, er hat in frühern Jahren nichts geglaubt und glaubt jetzt Alles. Er übertreibt den Katholizismus auf die bizarrſte Weiſe, iſt aber dabei, wenn gleich ein einfältiger, doch ein ſeelensguter Menſch. Er lebte vor der Revolution in Paris, hatte das Glück, Zutritt bei Hofe zu erhalten, und war ſeitdem ein großer Bewunderer der franzöſiſchen Hofſitte, kleidete ſich noch immer nach der alten Art, erſchien immer gepudert, friſirt, in ſeidenen Strümpfen, und auf den Schuhen prunkten große, goldene Schnallen. Nie hatte die Revolution einen heftigern Feind, nie haben die Emigranten einen wärmern Freund, ja, Bewunderer gehabt. Nur, daß ſie nach Frankreich zurückkehren, daß ſie unter Napoleon dienen konnten, war ihm unbegreiflich, verwirrte ihn, ja, machte ihn unglücklich. Seit die Bourbons wieder herrſchen, lebte er in beſtändigem Entzücken, er theilte alle ihre Anſichten, und als es Mode des Hofes ſchien, an Prozeſſionen und Meſſen theilzunehmen, ſah man ihn, das Gebetbuch unter'm Arm, von Mönchen und Prieſtern begleitet, alle Tage nach der Kirche ſchreiten. Er ließ ſich ſagen, daß man in Paris die Jeſuiten begünſtigte. Was man gegen ſie ſchrieb, kümmerte ihn nicht, er kannte ihre Geſinnung, ihre Abſichten, ihre Grundſätze nicht, ihm war es genug, daß er ſie dort geehrt, geachtet glaubte, und ſo ruhte er nicht, bis er einen Beichtvater erhielt, von welchem allgemein behauptet wurde, daß er ein geheimer Jeſuit ſei. Es iſt möglich, daß er es wirklich iſt; wenigſtens wird er nicht ermangelt haben, ſich bei dem ſchwachen alten Herrn dafür auszugeben. Die Frau iſt ſeit einem Jahre todt. Sie war eine treffliche, ſehr verſtändige Frau, und obgleich ſie die tief wurzelnden Thorheiten des Mannes nicht überwinden konnte, ſo beherrſchte ſie ihn doch. Sie unterſtützte die Liebe des jungen Bürgerlichen zu ihrer Tochter. Es wäre ihr vielleicht doch nicht gelungen durchzudringen, wenn nicht Julius das einzige Kind eines ſehr reichen Mannes, und Herr von Rohrſtock etwas zurückgekommen wäre, und wenn nicht der neue Beichtvater die Mutter unterſtützt hätte. Er hoffte den Sohn der katholiſchen Mutter durch dieſe Liebe für die Kirche zu gewinnen. Die Frau von Rohrſtock ſtarb, Julius war nicht zu überwinden, ja, man fing an für Eliſe zu fürchten. Jetzt erhob ſich ein finſteres Geſpinnſt von Täuſchungen aller Art, welches Eliſe in die Gewalt einer eifrigen Katholikin brachte, die ſie für das Kloſterleben erziehen ſollte. Sie glaubte ſich von ihrem Geliebten verlaſſen, ſie ließ ſich überreden, ihm einen Brief zu ſchreiben, der die Verbindung aufhob, ſie in Verzweiflung und Julius zum Wahnſinne brachte. Als nun der Mönch den Einfluß auf Julius und ſeine Mutter aufgeben mußte, ſollte, ſo ſcheint es wenigſtens, die Tochter das Opfer ſeiner Rache werden. Flintbeugh, der ſelbſt erſt ſeit kurzer Zeit das ganze Gewebe durchſchaute, der früher an dem redlichen Eifer des Mönchs nicht zweifelte, beſchloß, Alles in Bewegung zu ſetzen, um die Tochter, um ſeinen jungen Freund zu retten. Ein jeder Zutritt zu dem alten Herrn war ihm verſperrt, ja, dieſer verabſcheute ihn als einen höchſt gefährlichen Menſchen. Julius hatte die ausſchweifendſten Pläne, er wollte ſeine Geliebte entführen, er ſchrieb ihr die leidenſchaftlichſten Briefe, ohne jemals Antwort zu erhalten, und Flinthough hatte Mühe, ihn zu beruhigen. Eliſe hatte durch eine junge Dame eine Ahnung von dem Betruge, den man ihr ſpielte, erhalten und lebte von jetzt an in unruhiger Angſt, von Vorwürfen gequält, von Hoffnungen belebt; aber man wußte dieſen lichten Strahl zu verdunkeln. Es war entſchieden, daß alle Briefe, durch welche Julius ſich ihr nähern wollte, unterſchlagen wurden. Weder Flinthough, noch Julius zweifelten daran. Jetzt erfuhren ſie mit Schrecken, daß der alte Herr von Rohrſtock in der ſeligen Ueberzeugung lebe, daß ſeine Tochter die alte Neigung ganz überwunden habe, daß ſie feſter, als je, entſchloſſen ſei, den Schleier zu nehmen. Ihre eignen Briefe ſollten, wie man verſicherte, es bezeugen. Die merkwürdige Frau, bei welcher Eliſe ſich aufhielt, lebt freilich mit ihren Freundinnen völlig als eine Nonne, das Wohnhaus iſt ganz wie ein Kloſter eingerichtet, und man kann ſie natürlicher Weiſe nicht verhindern, mit ihren Freundinnen ein ſolches mit ihrem frühern Gelübde übereinſtimmendes Leben zu führen. Aber ſie darf kein Kloſter bilden, ſie kann keine Novizen aufnehmen, und die Zeit, die Eliſe bei ihr, wenn gleich völlig als Novize, zugebracht hat, kann man nicht als in einem Kloſter verlebt anſehen. Indeſſen ſchien Eliſe, zur Verzweiflung gebracht, den Augenblick nicht erwarten zu können, der ſie ganz von einer Welt trennen ſollte, in welcher ſie ſich verlaſſen fühlte, die ihr nichts als Sorge und Gram brachte, der Mönch hatte durch ſeinen Einfluß es dahin zu bringen gewußt, daß man ſie in ein franzöſiſches Kloſter bringen, daß man, das klöſterliche Leben, welches ſie faſt ſeit einem Jahre führte, anrechnend, ihre Novizenzeit abkürzen wollte, und eben, als Flinthough hier ankam, um, wenn es möglich wäre, auf irgend eine Weiſe bis zu dem unglücklichen Mädchen zu bringen, ſtanden die Sachen auf der gefährlichſten Spitze.

Ich danke nur Gott, ſagte er, daß es mir gelungen iſt, Julius entfernt zu halten. Ich habe die ganze Gefahr bis jetzt verbergen können; aber wie bald könnte er ſie erfahren. Sie wundern ſich ohne allen Zweifel, daß der Bruder gar keine Rolle in dieſer Begebenheit ſpielt. Aber er lebte ſeit mehr als zehn Jahren vom väterlichen Hauſe entfernt; er kannte die weit jüngere Schweſter gar nicht, und als der Tod der Mutter ihn für eine kurze Zeit zurückrief, war er mit dem, was er erfuhr und nicht durchſchauen konnte, zufrieden. — Erſt in dieſer letzten Zeit war es Flinthough gelungen, ſeinen Aufenthalt zu erfahren und ihn mit der Lage der Sachen bekannt zu machen. Aber er hatte einen Freund auf dem Dampfboote nach London begleitet. Zwar erhielt Flinthough ein höchſt leidenſchaftliches Schreiben, worin Rohrſtock ſein Entſetzen ausdrückt, daß ſolche Schändlichkeiten in ſeiner Familie ſtattfinden könnten; er verſpricht ſeinen Aufenthalt in London abzukürzen. Nur ſtand zu befürchten, daß die Unglückliche noch vor ſeiner Zurückkunft nach Frankreich gebracht würde. Vergebens hat Flinthough verſucht, in das Kloſter zu dringen, er ward beharrlich abgewieſen; vergebens hat er geſchrieben, er erhielt keine Antwort. Flinthough war, als ich ihn fand, in einer höchſt peinlichen Lage. Iſt es nicht furchtbar, ſagte die reizende Nanni, da zu ſtehen, zu ſehen, wie das Glück zweier herrlichen Menſchen durch die Dummheit des Vaters, durch die Blindheit einer vortrefflichen Frau, durch eine trübſelige Miſchung von Fanatismus und Schlechtigkeit rettungslos zu Grunde gehen ſoll? Ich kenne Beide, Eliſe, wie Julius, ſeit früher Jugend und zittere für die Zukunft. — Nicht ohne Grund hatte Flinthough mich zu ſeinem Vertrauten gemacht. Er hoffte meine Hülfe, und ein günſtiger Zufall hatte mich mit der Beſitzerin des Kloſters in Berührung gebracht. Ein Prozeß, der durch die Bemühungen des Advokaten Liebe ſehr verwickelt worden war, und der mir für ein nicht unbedeutendes Kapital Gefahr drohte, war die Veranlaſſung zu meiner Reiſe nach dieſem Städtchen und hielt mich hier einige Zeit feſt. Dieſes Kapital war in den bedeutenden Beſitzungen der Kloſterfrau, wie ſie gewöhnlich genannt wurde, angelegt, und unſer beiderſeitiger Vortheil forderte eine Uebereinkunft. Es war mir ſchon in den erſten Geſprächen mit dem Advokaten aufgefallen, daß er auf jede Weiſe mich von der Frau entfernt zu halten ſuchte. Dieß ſchien mir verdächtig, und ich beſchloß, auf jeden Fall ſelbſt nach dem Kloſter zu reiſen, deſſen Einrichtung und Beſitzerin ich genauer kennen zu lernen wünſchte. Ich theilte Flinthough dieſe meine Verhältniſſe mit, die ihm günſtig zu ſein ſchienen; aber ich machte ihn auch darauf aufmerkſam, daß dieſer liſtige Advokat, der offenbar mit dem Kloſter in Berührung ſtände, vielleicht auch in ſeiner Sache nicht unthätig wäre. Iſt er nicht, äußerte ich, eine Art Spion? Alles, was Sie hier unternehmen, erfährt er leicht; denn es iſt faſt unmöglich, das Geringſte zu verbergen. Iſt nun meine Vermuthung, woran ich kaum zweifle, gegründet, dann wird meine Bekanntſchaft mit Ihnen ihn ſchon aufmerkſam machen, und ich werde, wenn ich mich bei der Kloſterfrau, melde, abgewieſen, wie Sie es bisher wurden. — Ich hatte Flinthough nur ein Mal beſucht, und er ſuchte mich den Tag darauf in dem Gaſthofe auf. Dieſes konnte kaum auffallen, und wir wurden einig, meine frühere Bekanntſchaft vor den neugierigen Einwohnern des Städtchens verborgen zu halten. Mit vieler Entſagung beſchloſſen wir alſo, erſt, nachdem ich einen Verſuch, die Kloſterfrau und Eliſe zu ſprechen, gemacht hätte, uns wieder zu ſehen, und beide wollten wir uns ſo ſtellen, als hätte die neue Bekanntſchaft uns nicht ſonderlich angezogen.

Wiſſen Sie wirklich nichts weiter von Herrn Flinthough? fragte ich den Tag darauf den Advokaten Liebe. Mir erſcheint ſein Aufenthalt hier höchſt ſonderbar. Sie kennen ihn alſo nicht? erwiederte lauernd der Advokat und blickte mich mit einer ſchlauen Miene an. Das ſeltſame Gerede der hieſigen Einwohner machte mich auf ihn aufmerkſam, antwortete ich. Ich beſuchte ihn und er, aus Höflichkeit, mich, aber damit wird ohne allen Zweifel unſer Umgang geſchloſſen ſein. Dieſer verborgene Menſch mit ſeinem geheimen Treiben gefällt mir gar nicht. — Mich, antwortete er, hintergeht man nicht leicht, und ich weiß recht gut, was er hier will. Er lächelte höhniſch. So? erwiederte ich nachläſſig; mir kann es freilich gleichgültig ſein, da es wohl kaum irgend einen Einfluß auf meine Geſchäfte haben kann.

Ein gerichtlicher Termin war nach einigen Tagen angeſetzt, und ich machte den Advokaten mit meiner Abſicht, dieſe Tage in B††† zuzubringen, bekannt. Er ſchien ſehr erfreut, und ich ritt fort, ſuchte aber gleich hinter dem Städtchen auf Nebenwegen ſo ſchleunig, wie möglich, den Wohnort der Kloſterfrau. Es war ein trüber Novembertag; die Blätter fielen, durch einen heftigen Wind bewegt, von den Bäumen, die Gegend war in einen kalten feuchten Nebel eingehüllt, und ohne einen Führer, das ſah ich wohl ein, konnte ich den Ort nicht finden. Als ich ein Dorf erreichte, fing es an zu regnen. Ich ſuchte einen Führer, der mich reitend begleiten ſollte, nannte aber, weil das Dorf nicht weit von dem Städtchen entfernt war, und weil ich von dem Spiontalent des Advokaten zu große Begriffe hatte, einen andern Ort, der, wie ich wußte, auf dem Wege nach B††† lag. Der Führer war bald da, ein luſtiger, zutraulicher Burſche, wie man ſie in Süddeutſchland oft findet, und ich fand es rathſam, ihn zu meinem Vertrauten zu machen. Siehſt Du, Gottlieb, ſagte ich, nachdem ich ſein Alter, ſeine Aeltern, ſelbſt ſeine Liebe kennen gelernt hatte, ich habe einen geheimen Plan, und Du biſt ein kluger Junge, dem man ſich ſchon anvertrauen kann. Bei der Kloſterfrau iſt ein Pfarrer, mein Verwandter. Ich wünſche ihn zu überraſchen, er glaubt mich auf dem Wege nach B†††, und nun eilen wir nach dem Nonnenkloſter. Du darfſt mich in der Zeit nicht verlaſſen, und da Du vor Nacht nicht zurückkommen wirſt, ſo mußt Du von dem nächſten Dorfe Deinen Aeltern die Nachricht bringen laſſen, daß Du erſt morgen zurückkehren kannſt. — Er machte eine bedenkliche Miene, die jedoch nach einem ziemlich bedeutenden Geſchenk bald verſchwand. Der Bote ward von dem Dorfe abgeſandt, und der wohlunterrichtete Burſche führte mich in ſchnellem Trabe durch Wälder und Felder in das Thal, wo die Kloſterfrau wohnte, ſo daß wir das zum Gute gehörige Dorf noch ſehr früh erreichten.

Es regnete, der Nebel dampfte und füllte das Thal, daß man kaum die nächſten Häuſer erkannte. Vom Regen durchnäßt und in einer ſehr geſpannten Stimmung, ſtieg ich vor dem großen Gaſthofe des Dorfes ab und fragte nach der Kloſterfrau. Man wies mich an einen Pfarrer. Ja, gnädiger Herr, ſagte die freundliche Wirthin, wenn Sie unſere liebe Frau ſprechen wollen, müſſen Sie ſich an den Pfarrer wenden; denn durch ihn geht jetzt Alles. Es war mir unangenehm, aber es blieb kein anderer Ausweg. Ich beſuchte ihn, nannte mich, und da ihm das Verhältniß bekannt war, da er wußte, wie viel von meinem guten Willen abhing, ſo daß einige Hartnäckigkeit von meiner Seite der Beſitzerin einen bedeutenden Verluſt zuziehen konnte, da ich mich durchaus ſtellte, als wenn lediglich dieſes Geldgeſchäft mich herbrächte, ſo ward ich ſehr freundlich aufgenommen, obgleich er ſich merken ließ, daß er meine Gegenwart nicht erwartet habe. Es war nicht ſchwer zu entdecken, daß er mit dem Advokaten in Verbindung ſtand. Seine Augen waren lebhaft, ſein Geſpräch gewandt, er faßte die Hauptpunkte der Verhandlung mit Klarheit und Beſtimmtheit auf, und ich ſah wohl, daß ich einen geiſtreichen und vielſeitig gebildeten Mann vor mir hatte. Um ſo weniger verheimlichte ich ihm, daß mir das Benehmen des Advokaten verdächtig vorkam, zeigte ihm, wie ſehr die Sache zu unſerm beiderſeitigen Nachtheil verwickelt war, entwickelte ihm die Art und Weiſe, wie wir die Nachtheile verhindern könnten, ſprach, wie es ohnehin meine Abſicht war, freimüthig, offen, und da er verſtändig genug war, einzuſehen, daß einige Nachgiebigkeit von ihrer Seite ihnen große Vortheile bringen könnte, gewann ich ſein ganzes Vertrauen. Jetzt erſt wagte ich die Bitte, der Frau ſelbſt vorgeſtellt zu werden. Sie vermeidet, antwortete der Pfarrer, ſo viel, als möglich, neue Bekanntſchaften und hat mir die Vollmacht gegeben, Alles, was in dieſer Sache zu verhandeln wäre, abzumachen. Ich bedaure es, ſagte ich, denn ohne daß ich die Frau ſelbſt ſpreche, läßt ſich die Sache kaum zu einem erwünſchten Schluſſe bringen. Sie ſehen aus dieſem Schreiben, daß die Männer, die, wie ich in dieſen Prozeß verwickelt, mit mir gleiches Intereſſe haben, in deren Auftrage ich handle, ausdrücklich wünſchen, daß ich mit der Beſitzerin ſelbſt perſönlich verhandeln ſoll. Sie ſcheinen einen Verdacht zu haben, den ich freilich nicht theile, der vielleicht zu überwinden iſt; aber wir verlieren die Zeit. Bis zum nächſten, für den Ausgang der Sache wichtigen Termin kann nichts Entſcheidendes geſchehen, und ich kann von meiner Vollmacht keinen Gebrauch machen, wenn ich ſie nicht ganz dem Auftrage gemäß benutze. — Dieſes Schreiben hatte ich wirklich; darauf beruhte, wie Flinthoughs, ſo meine Hoffnung. Der Pfarrer ſchien bedenklich, ja, verdrießlich, bedachte ſich, fühlte aber, daß, wenn man einen Verdacht hätte, dieſer verſtärkt werden müßte, wenn er mich ferner verhindern wollte, unmittelbar mit der Beſitzerin zu verhandeln. Auf den guten Willen der mit mir Verbündeten kam aber Vieles an, und ich hatte Grund zu vermuthen, daß, was er auch in andern Verhältniſſen verſchuldet hätte, er in dieſer Sache keine genaue Unterſuchung zu ſcheuen brauchte. So hatte ich alſo erlangt, was ich wollte; der entſcheidende Augenblick näherte ſich, und ich war feſt entſchloſſen, das Kloſter nicht zu verlaſſen, ohne meinen Zweck ganz erreicht zu haben.

Es war noch nicht elf Uhr Vormittags, als ich, noch immer in dicken Nebel eingehüllt, kaum durch einen Mantel gegen den Regen geſchützt, in Begleitung des Pfarrers mich dem Kloſter näherte. Wir gingen durch einen Wald hindurch auf eine hohe Mauer zu; die dürren Blätter hatten den Weg bedeckt, der Nebel verbarg Alles, und nur die mächtige Pforte lag geheimnißvoll vor uns. Der Pfarrer klingelte, und die Pforte ſprang auf. Wir gingen über einen langen Hof, undeutlich ſchimmerte ein Gebäude, eine Kapelle, wie der Pfarrer ſagte, rechts hervor, und kaum erkannte ich das Wohnhaus, das vor uns lag. Ich beſtieg die Stufen, ward durch die Gänge in das Sprachzimmer, völlig wie in den Nonnenklöſtern durch ein Sprachgitter getheilt, hineingeführt. Der Pfarrer verließ mich.

Faſt eine halbe Stunde verging, und ich war noch allein in dem öden Zimmer. Ich hörte die Glocke läuten, in der Ferne glaubte ich ſingende, betende Stimmen zu vernehmen, aber um mich her war Alles ſtill; ich ſah, ich hörte keine Bewegung, und wenn ich nun mein eigentliches Geſchäft überdachte, mußte ich wohl beſorgt ſein. Noch hatte ich keine deutliche Vorſtellung von der Art, wie ich meinen wichtigen Auftrag ausführen wollte; ich konnte keinen Plan entwerfen, nur feſt entſchloſſen war ich, jeden Umſtand zu benutzen, um eine Entſcheidung herbeizuführen.

Ich geſtehe, daß mir das Herz hörbar klopfte, als ich nun ferne Fußtritte vernahm. Eine Thüre ward geöffnet, und eine Frau erſchien, deren Anblick mich durch ruhige Würde, durch Geiſt und jene Spuren andächtiger Uebungen, die das Geſicht verklären, in hohem Grade überraſchte. So viel hatte ich von dieſer Frau gehört, ich war, glaubte ich, vorbereitet, aber dennoch fand ich mich ſeltſam bewegt, und mein Auftrag ängſtigte mich. Die Nonnentracht erhob die noch immer ſchöne Geſtalt, und als ſie ſich dem Gitter näherte, ſah ich, obgleich ich es wohl erwarten konnte, mit Verdruß den Pfarrer an meiner Seite. Die Frau hatte meinen Blick, meine ganze Seele ſo gefeſſelt, daß ich ſein Hereintreten nicht wahrnahm.

Sie wünſchen, ſprach die Frau, als ſie an dem Sprachgitter ſtand, meine Meinung über die für uns beide vortheilhafteſte Art der Beendigung eines Prozeſſes zu hören. Der Herr Pfarrer hat mir die Gründe angegeben, weßwegen Sie ein mündliches Geſpräch wünſchen, und ich muß ſie billigen, ja, ich bin Ihnen recht herzlichen Dank ſchuldig für das Vertrauen, das Sie mir ſchenken. Der Ausgang dieſer Sache kann mir nicht gleichgültig ſein, und ich finde Ihre Vorſchläge ſo billig, daß ich ſie unbedingt annehmen werde. — Ich hatte mich völlig gefaßt; ich ſah ein, daß ich keinen Augenblick verlieren dürfte, meinen eigentlichen Auftrag auszurichten. Gnädige Frau! ſprach ich, und meine Stimme war bewegt, denn es fiel ſchwer auf mein Herz, daß ich nun die ſtille Ruhe einer frommen Seele ſtören ſollte, es war mir, als müßte ich, einen Menſchen zu retten, lärmend in einen Tempel, während die heiligſten Myſterien des Gottesdienſtes feierlich begangen würden, hineinbrechen. Gnädige Frau, Sie werden erfahren, daß das große, ja, grenzenloſe Vertrauen, welches mich zu Ihnen führt, eine Sache betrifft, gegen welche jenes Geldgeſchäft, wie wichtig es uns auch ſcheinen mag, nur als ein nichtiges betrachtet werden kann. — Der Pfarrer ſtutzte, die Frau blickte mich ängſtlich, faſt erſchrocken an, aber ſie ſchwieg.

Ich erſuche Sie dringend, fuhr ich fort, Eliſe von Rohrſtock, die unter Ihrer Aufſicht hier lebt, in das Sprachzimmer zu führen. Nur in ihrer Gegenwart kann ich weiter reden. Der Pfarrer erblaßte, die Frau war offenbar unruhig. Ich ſchwieg und erwartete die Antwort. Da ſtürmte zuerſt der Pfarrer auf mich zu. Alſo deßwegen haben Sie ſich, rief er heftig, in dieſes Heiligthum hereingeſchlichen, um Verführung und Unruhe in dem beruhigten Gemüth zu erregen? Jener geheimen Verbrüderung gehören Sie zu, die ſich auch, Gott Lob, vergebens, zu dem Vater des frommen Mädchens hat drängen wollen? Nein, mein Herr, wir ſind von der Kirche zu Hütern des andächtigen Mädchens berufen, die, ſeitdem ſie den Beſchluß gefaßt hat, eine Braut des Heilandes zu werden, aller irdiſchen Freude entſagt hat. — Ich habe mich nicht an Sie gewandt, erwiederte ich ruhig; ich erwarte die Erfüllung meiner Bitte von der gnädigen Frau. Mein Herr, ſagte dieſe, was auch Ihre Abſichten ſein mögen — und verzeihen Sie, wenn ich nach der Art, wie Sie ſich den Eintritt zu uns verſchafft haben, von dieſen nicht den vortheilhafteſten Begriff habe — doch vielleicht habe ich Unrecht, — ſo darf ich doch auf keinen Fall das jetzt kaum beruhigte Mädchen dem eben erſt überſtandenen Kampfe wieder Preis geben. Sie werden wieder irdiſche Sehnſucht in der Seele erwecken, die jetzt, wenn auch unter Seufzern, nach dem Himmel ringt; ich darf das nicht zugeben und muß Sie bitten, daß Sie ſich entfernen, wenn von irgend etwas Anderm die Rede iſt, als von der Sache, die Ihnen allein das Recht verſchaffte, hier zu ſein.

Hören Sie, ich beſchwöre Sie! rief ich jetzt mit Wärme; Sie ſind ſo gut, Sie wollen nur Frieden und Liebe, ja, Seligkeit um ſich her ſäen, Sie, nein Sie können nicht glauben, daß man dieſen Weg mit liſtigem Betruge, mit herzloſem Zerreißen der zarteſten Bande gehen darf. Sie, Sie glauben das nicht.

Hören Sie ihn nicht! rief der Pfarrer; das Gewebe ſchändlicher Verläumdung, wie es ſich ſeit lange, mir wohlbekannt, geſtaltete, will ſich durch dieſen verkappten Böſewicht in Ihre Nähe drängen. Er klagt über liſtigen Betrug jetzt, in dieſem Augenblick, wo er ſich ſelber durch den nichtswürdigſten hier einſchleicht. Schon dieſe Frechheit bezeichnet ihn hinlänglich.

O hören Sie mich, rief ich und ſuchte den ſchimpfenden Pfaffen zum Schweigen zu bringen. Was dieſen Menſchen zur Wuth bringt, hat ihn verrathen. Ich kannte den Urheber des Verbrechens nicht, jetzt kenne ich ihn, und ſo klage ich dieſen Menſchen der Unterſchlagung der Briefe an, der Entſtellung aller Verhältniſſe, um ein Mädchen zur Treuloſigkeit gegen einen Geliebten zu verführen, dem ſie mit Einwilligung der Aeltern verlobt iſt, der Verfälſchung erhaltener Nachrichten, um das arme Mädchen zur Verzweiflung und durch dieſe, als ein unglückliches Opfer, in ein Kloſter zu bringen, wo ſie, kämpfend mit einer Neigung, die ſie nicht Macht zu überwinden hat, in Gram vergehen wird, während der Mann, den ſie in ihrer Verblendung treulos verließ, in den Wahnſinn zurückfallen wird, von welchem er kaum geneſen iſt. Hören Sie mich um des Glückes und Lebens zweier Menſchen willen! Hören Sie mich um Ihrer Ruhe, um Ihrer Ehre, ja, um Ihrer Seligkeit willen! Im Namen der ewigen Liebe, die wir beide anbeten, rufe ich Sie an, beſchwöre ich Sie, mich zu hören. — Und Du, nichtswürdiger Pfaffe, wage es zu wiederholen, daß ich als Betrüger hier erſcheine in ſolchem Auftrage. — Die Frau ſtand todtenblaß mir gegenüber; noch ſchwieg ſie. Ich muß Ihnen erklären, ſagte ich mit mühſam erkämpfter Ruhe, daß ich entſchloſſen bin, dieſe Stelle nicht zu verlaſſen, bis ich Eliſe von Rohrſtock geſprochen habe.

Die Frau ſtarrte mich noch immer an, wie von Entſetzen verſteinert. Sie ſollen das Mädchen ſprechen, ſagte ſie langſam mit gedämpfter Stimme, aber ruhig. Sie wollen das heilige Werk zerſtören? rief der Pfaffe mit lauter, zorniger Stimme; wohl, ſo wälze ich die ſchwere Verantwortung auf Dich, Tochter der Kirche, die Du treulos verlaſſen willſt. Die Verantwortung ruhe auf mir, erwiederte ſie. Mitten aus dem Entſetzen trat eine ſeltſame ruhige Entſchloſſenheit hervor, und ſie entfernte ſich. Der Pfaffe ging wüthend und in heftiger Bewegung auf und nieder. Nach wenigen Minuten erſchien ſie wieder, von Eliſen begleitet, die ich ſeit ihrer Kindheit nicht geſehen hatte. Sie war blaß, die trüben Augen blickten mich mit Befremdung an, und die Ruhe ihrer Geſichtszüge war die des Todes. Die Kloſterfrau führte ſie zum Sprachgitter, Beide ſtanden ſtillſchweigend mir gegenüber und ſchienen zu erwarten, daß ich reden ſollte. Eliſe ahnte offenbar nichts von dem, was ſie erfahren ſollte. Kennen Sie mich, gnädiges Fräulein? ſagte ich, und ich konnte nicht vermeiden, daß ein tiefes Mitleiden meine Stimme bebend machte. Sie betrachtete mich aufmerkſam. Ach Gott! ſprach ſie, Sie ſind ja Regenſtein. Ich habe Sie recht lange, ſehr lange nicht geſehen. Aber ich weiß wohl, wie willkommen Sie mir in meiner Kindheit waren. Damals brachten Sie mir oft ſchöne Geſchenke; Sie waren ſo freundlich, ſo gut, und ich hieß Ihr Liebling. — Sie vermochte nicht, einen tiefen Seufzer, den Verräther ihres innern Grams, zu unterdrücken. Sie bringen mir, fuhr ſie fort, wohl Grüße von dem armen kranken Vater? Ich habe ihn, erwiederte ich, lange nicht geſehen; aber ich bringe Grüße von Julius. Sie ſtaunte mich an, die Bruſt hob ſich gewaltſam, eine fliegende Röthe färbte die Wangen, aber ſie faßte ſich, wenn gleich mühſam. Ich kenne, ſagte ſie, ſeinen unglücklichen Zuſtand; ich habe lange genug gekämpft; jetzt habe ich es ſo weit gebracht, daß ich auch an dieſen unglücklichen Freund mit Ergebung, obgleich nie ohne Schmerz, denken kann. Er hat mir entſagt, und ich habe gelernt, dieſen Verluſt zu ertragen. Mein Fräulein, ſprach ich und erhob die Stimme, in welche unſelige Verblendung hat man Sie künſtlich hineingelockt. Julius lebt nur für Sie, er kann ſeine Liebe nie vergeſſen. Eliſe kann mich nicht vergeſſen haben, das treue Mädchen kann mich nicht verlaſſen, ruft er, und ſein ganzes Glück beruht auf dieſer Hoffnung.

Herr Regenſtein, rief ſie erſchüttert, richtete ſich auf und ſah mich unruhig, faſt mit einer zerſtörten Miene an, Herr Regenſtein, Sie waren ſonſt ſo gut, und jetzt kommen Sie, um mich in eine Welt, in eine Hoffnung hineinzulocken, die ich, nach ſchweren Kämpfen, aufgegeben habe. O wüßten Sie, was ich gelitten habe, was ich noch — doch ich habe ja überwunden, ſprach ſie mit einem tiefen Seufzer — kennten Sie aber meine Leiden, Sie würden nicht ſo grauſam ſein, ſie wieder zu erneuern.

Hören Sie mich geduldig, erwiederte ich mit ernſthafter Miene, ich komme in ſeinem Namen, Eliſe, Sie an die gelobte Treue zu mahnen. Bedenken Sie wohl, daß ſein Schickſal von Ihrem Entſchluße abhängt. Sollten Sie, nachdem Sie Alles erfahren haben, den jetzt gefaßten Entſchluß nicht aufgeben, dann freilich iſt mein Auftrag zu Ende, und ich muß mich, wenn gleich mit blutendem Herzen, entfernen.

Reden Sie, reden Sie, rief Eliſe mit ſteigender Unruhe; die Kloſterfrau rückte ihren Stuhl näher, man ſah, wie ſie mit ſich ſelber kämpfte; der Pfaffe ſtand mit übereinandergeſchlagenen Armen an die Wand gelehnt und warf mir einen ingrimmigen Blick zu.

Sie ſollen das Schickſal des jungen Mannes erfahren, ſagte ich. Man hat es Ihnen verhehlt, Sie und Ihre mütterliche Freundin ſind ſchändlich betrogen. Julius reiſte nach Rom, er reiſte gern, er hoffte nach kurzer Zeit ſeine treue Geliebte wiederzufinden. Pater Hilarius, der kurz darauf nach Rom kam, hatte ihn an Männer empfohlen, die ihn freundlich aufnahmen.

In ihrer Geſellſchaft lernte er einen jungen Mann aus einer anſehnlichen Familie kennen, der ſich ganz beſonders an ihn anſchloß. Sie lebten auf dem vertrauteſten Fuße mit einander, und ſelten ſah man ſie getrennt. Aber dieſer junge Mann war in ſehr gefährliche Unternehmungen verflochten. Julius hatte keine Ahnung davon, und der ſchlaue Italiener erſchien ihm als der offenſte, unbefangenſte Menſch. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, es iſt bewieſen, daß die ältern Freunde, an welche Julius empfohlen war, die gefährliche Stellung des Mannes kannten; ja, ſie haben ihn verrathen, ſie haben ſeine Verbindung entdeckt, haben ihn ergreifen und beſtrafen laſſen, und doch duldeten ſie es, daß Julius ſich ihm ganz hingab, ohne ihn zu warnen. Eines Abends ſtürzte der junge Mann erſchrocken zu Julius hinein. Ich bin verloren, ſagte er; ein Liebesverhältniß von einer gefährlichen Art iſt entdeckt, ich bin mit genauer Noth entflohen, Sie müſſen mich verbergen. Julius that es. Der Verfolgte blieb Wochenlang in ſeinem Hauſe. Aber Julius ſah ſich belauſcht, er entdeckte Menſchen, die ihm allenthalben nachgingen, und ſagte es ſeinem Freunde. Dieſer beredete den armen Julius, einen gewiſſen Nicolo aufzuſuchen, dem ſie, wie er verſicherte, ganz trauen könnten. Er ging. Nicolo beſorgte Pferde, und alle drei wollten nach Venedig fliehen, bis die Gefahr vorüber wäre. Sie trafen ſich an einem entlegenen Orte in Rom und wurden ergriffen. Julius wird in einen finſtern Kerker geworfen, und jetzt erſt erfährt er mit Entſetzen, daß man ihn als Theilnehmer an einem geheimen Unternehmen betrachtet, welches mit den furchtbarſten Verbrechen verbunden war. Redlich, offen, wie er war, betrachtete er die ganze Anklage als eine falſche. Er glaubte ſeinen Freund ſo unſchuldig, wie er ſich ſelber fühlte. Als ihm die Schuld des Freundes klar wurde, wie dieſer ihn herzlos in ſein Unglück hineingezogen hatte, da begann der erſte Gram an ſeinem Herzen zu zehren. Es war der erſte, es war die Einleitung zu den größern Leiden, die ſeiner warteten. Aber dennoch legte dieſe gräßliche Entdeckung einer Schlechtigkeit, deren Möglichkeit er nicht ahnte, den erſten Grund zu ſeiner ſpätern Zerrüttung. Für ſich fürchtete er lange nichts. Das Gefühl der Unſchuld machte ihn völlig ſicher. Aber jetzt ſchlichen ſich die vorher erwähnten Männer mit ſcheinbarer Theilnahme zu ihm. Sie wußten, unter dem Schein, ihn zu tröſten, die große Gefahr, in welcher er ſchwebte, ihm immer näher zu rücken. Sie bedauerten ihn, indem ſie doch zuerſt nicht undeutlich zu verſtehen gaben, daß nach den vorliegenden Beweiſen es kaum möglich ſei, an ſeine

Unſchuld zu glauben. So dauerte ſein Gefängniß Monate lang. Er ward nur ſelten verhört, und es hatte den Anſchein, als könnte er einer beſchimpfenden Strafe nicht entgehen. Ja, auf die künſtlichſte Weiſe wußte man die Idee, die zuletzt eine fixe wurde, daß er zur Galeerenſtrafe ſchon verurtheilt ſei, daß man aber die Bekanntmachung dieſes Urtheils noch zurückhalte, in ihm zu erwecken. Jetzt fing ſein ganzes inneres Daſein an zu wanken; jetzt dachte er an ſeine Liebe, an Sie, theure Eliſe, und fand ſich grenzenlos unglücklich. Die furchtbar grauſamen Vertrauten ſchienen ſich an ſeinen Qualen zu weiden und vermochten es, ſie zu ſteigern. Die Nachricht von Ihrem Verbrechen, ſagten ſie, und von der unvermeidlichen Strafe iſt bis nach W††† gedrungen. Eliſe iſt krank, ſie wird bewacht, denn ſie hat zu entfliehen geſucht, die Familie iſt höchſt unglücklich. So, in dieſer Lage, brachten ſie den zerſchmetterten jungen Mann dahin, den Brief zu ſchreiben, in welchem er Sie auffordert, ihn zu vergeſſen. Das Unglück hatte ſich um ihn gedrängt, böſe Geiſter flüſterten ihm zu, es gab Augenblicke, in welchen er ſich als ein Verbrecher vorkam — aber ein Gedanke war noch da, der wie ein ſchwacher Funke den letzten Reſt des Bewußtſeins zurückhielt, das war der Gedanke an Deine Treue, Eliſe. — Als ich dieß ſagte, erhob ich die Stimme unwillkürlich. Eliſe war mir ſo nahe gerückt, als es das Gitter erlaubte, das ſtarre Auge ruhte mit wunderbarer Gewalt auf mir. —

Sie wird mich dennoch nicht verlaſſen, rief er; ſie, ſie kann mich nicht verlaſſen; nein, wie an einen Gott glaube ich an ſie. Da kam Dein Brief, Eliſe, und ſeit dieſem Augenblicke konnte Julius ſich auf nichts beſinnen. Ich habe ihn nicht zu Ende geleſen, ſagte er ſpäter. Er war wahnſinnig. —

Eliſe ſank in Ohnmacht hin, und die Kloſterfrau eilte ihr zu Hülfe. Sie ſind grauſam, ſagte dieſe, indem ſie das ohnmächtige Mädchen unterſtützte. Glauben Sie mir, erwiederte ich, dieſer vorübergehende Schmerz iſt heilſam. Der Pfarrer war während der Erzählung in großer Unruhe. Lügen! rief er zuletzt, ſchändliche Lügen! und ſtürzte zum Zimmer hinaus. Eliſe richtete ſich wieder auf. Sagen Sie mir Alles, ſprach ſie matt und leiſe, aber gefaßt. —

Was jetzt folgt, liebe Eliſe, kann Ihnen nur tröſtlich erſcheinen; wenn Sie erfahren, wie es in Ihrer Gewalt ſteht, eine ſolche Zuneigung, eine ſolche Treue zu belohnen. Ihre Freundin Antonie fand den Unglücklichen unter der Pflege des Paters Hilarius. Zu ſpät hatte man ſeine völlige Unſchuld erkannt, und durch die Vermittlung des preußiſchen Geſandten reiſte Julius in Geſellſchaft Ihrer ſchon verheiratheten Freundin nach W†††. Der Gram über den Sohn hatte ſeine Mutter in eine gefährliche Krankheit geſtürzt. Aber er wußte es nicht; noch immer wahnſinnig, hielt man ihn von ihr entfernt, und ſie erfuhr nicht ſeine Anweſenheit. Die Mutter wurde auf eine wundervolle Weiſe geheilt, — doch dieſes hat man Ihnen gewiß nicht verheimlicht. Aber was man Ihnen gewiß abſichtlich nicht entdeckt hat, iſt das eben ſo große Wunder, durch welches Flinthough, den Sie kennen und lieben, Julius völlig wieder herſtellte. Er ſchrieb Ihnen oft, erhielt aber nie eine Antwort, und es leidet keinen Zweifel, daß ſeine Briefe nie in Ihre Hände kamen. — Ich nahm jetzt ein Schreiben, welches Julius Flinthough eingehändigt hatte, in der Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, es in Eliſens Hände zu bringen, und überreichte es ihr. Sie las, las wieder und ſchien wie verwandelt. Dann rief ſie mit großer Heiterkeit: Ja, er hat Recht! Wie kann diejenige, die ihre Treue auf Erden bricht, ſich die Braut des Heilandes zu nennen wagen? Jetzt erſt, o ich fühle es, habe ich Beides gefunden. — Die Kloſterfrau konnte ſich kaum faſſen. In welches Geſpinnſt von furchtbaren Verbrechen, rief ſie, hat man mich hineinzuziehen gewußt. Sie zog Eliſe in ihre Arme, die Thränen ſtürzten aus den Augen. Kannſt Du mir verzeihen? ſprach ſie ſchluchzend. Alle äußere Würde war verſchwunden, und indem ſie ſich einer nur menſchlichen Empfindung hingab, war ſie ganz Weib. Man ſah, daß zurückgedrängte Erinnerungen mahnend hervortraten; man ahnte, daß das Gefühl eines verfehlten Daſeins ſie quälte.

Aber mein Vater? fragte plötzlich Eliſe. Auch er iſt betrogen, wie Sie, antwortete ich. Sein Alter, ſeine Krankheit, ſeine Einſamkeit ziehen ihn immer mehr von allen Menſchen ab, und der Pater Hilarius ſpielt an ihm die nämliche Rolle, die der betrügeriſche Pfaffe hier geſpielt hat. Man ſtellt Ihrem Vater vor, daß der Wahnſinn leicht zurückkehren könne, daß Sie dann unglücklich ſein würden; er kann aus Ihren Briefen nichts Anderes ſchließen, als daß Sie der Welt, Ihrer Liebe gern entſagen. Aber er bedauert ſeine Tochter, und der mächtige Einfluß des Beichtvaters würde ihn nicht vermögen, ſeine Einwilligung zu verſagen, wenn er von der Lage der Sachen völlig unterrichtet wäre. Das zu thun, iſt nun, glaube ich, Ihre Sache, gnädige Frau.

Das ganze Haus war in Verwirrung gebracht. Der Pfarrer war wie wüthend fortgerannt; man hörte laute, ſchreiende Stimmen, die Freundinnen, die mit der Beſitzerin ein gleiches, ſtreng klöſterliches Leben führten, traten beſorgt herein, Dienſtboten drängten ſich heran. Die wohlthätige Frau hatte ein Hoſpital und eine Unterrichtsanſtalt in dem Kloſter. Die geneſenden Frauen kamen herbei, und man hatte die Kinder zur ungewöhnlichen Stunde fortgeſchickt. Bis in das Dorf drang jetzt die Erzählung von dem wunderbaren Ereigniſſe, alle Einwohner geriethen in Bewegung. Die Kloſterfrau war angebetet, man war beſorgt, man erzählte ſich die ſeltſamſten Begebenheiten, man ſprach von Entführungen, von gewaltſamem Einbruch. Niemand wußte, wie die Gerüchte entſtanden waren, aber man verſammelte ſich um das Kloſter. Wir hörten heftig klingeln, und als die Pforte aufſprang, ſtürzte die Menge, Bauern, Frauen, Kinder, herein. Erſchrocken ſah die Frau, ſah Eliſe dieſen Haufen heranſtürmen. Der zweite Pfarrer, ein alter Mann, deſſen ehrwürdiges Ausſehen Vertrauen erweckte, ging, indem man ihm, ſeine Hände küſſend, auf beiden Seiten Platz machte, durch den Haufen und trat herein. Geliebte Tochter, ſprach er, indem er ruhig auf die Beſitzerin zuging, was iſt hier vorgegangen? Welch ein unziemliches, unruhiges Treiben hat den chriſtlichen Frieden aus dieſer der Andacht geweihten Wohnung verſcheucht? Ich habe den Pater Euſebius zornig, erhitzt, faſt wie betrunken, in unſere gemeinſchaftliche

Wohnung hereintreten ſehen. Er läuft nach ſeinem Zimmer, er wühlt in Papieren, er verbrennt, zerreiſt, während große Schweißtropfen ſeine Stirne bedecken. Ich will ihn anreden, er antwortet nicht; ich glaube ihn krank, zerſtört, wahnſinnig, ich rufe nach Hülfe, aber Alles läuft wie verwirrt unter einander; ich trete aus dem Hauſe und ſehe die ſonſt ruhig verſchloſſene Pforte eröffnet, ſehe Männer, Weiber, Kinder hereinſtürzen. — Sie ſollen Alles, was hier geſchah, erfahren, antwortete die Kloſterfrau, indem ſie die plötzliche Rührung überwand und, mit einer bewundernswürdigen Faſſung daſtehend, ganz den vorigen ruhigen, würdigen Anſtand zeigte. Aber zuerſt muß die Ruhe wieder hergeſtellt werden. Der Urheber dieſer Unruhe iſt ohne allen Zweifel der Pater Euſebius, deſſen geheimes, heuchleriſches Treiben eben durch dieſen Herrn entdeckt iſt. — Meine ſtille Ahnung! ſeufzte der Pfarrer und blickte erſtaunt zum Himmel. Ich will, fuhr die Kloſterfrau fort, verſuchen, ob ich, ohne den heiligen Stand in den Augen der Laien zu ſehr herabzuſetzen, das verſammelte Volk zu entfernen vermag. Die Freundinnen bat ſie, wieder ruhig an ihr Geſchäft zu gehen. Beſucht, beruhigt die Kranken, ſagte ſie, ſammelt die Kinder wieder zum Unterricht, bedenkt, daß Geduld eine Haupttugend derer ſein muß, die ſich dem Herrn weihen, und wartet, liebe Schweſtern, die Stunde ab, die mir erlauben wird, Euch die Veranlaſſung dieſer traurigen Störung vertraulich mitzutheilen. Die Schweſtern verließen das Sprachzimmer, im Innern des Hauſes war Alles ruhig, und nun trat die Kloſterfrau mit der ſtillen Würde, die ihr eigen war, hervor, winkte und gebot Stille. Keiner rührte ſich, die Bauern entblößten ihre Köpfe, und ſie fing an:

Lieben Kinder, der Herr, der ſeinen Treuen mancherlei Prüfungen zuſchickt, damit ſie in ſich gehen und wie ſeine Gnade, ſo ſeine Macht verehren ſollen, der auch den Frommen züchtigt, hat den ehrwürdigen Pater Euſebius in einen Zuſtand verſetzt, den wir alle bedauern müſſen. Er iſt, wie ich weiß, unter Euch erſchienen, er hat in heftiger Aufregung von Gefahren geſprochen, und Ihr ſeid in Verwirrung hierher geeilt. Böſe Geiſter, die den Geweihten des Herrn vorzüglich haſſen, haben ihn in ihrer Gewalt, aber die Kirche hat Macht über ſie. Kehrt ruhig nach Hauſe zurück, fleht zu den Heiligen für Euern geliebten, hart geprüften Lehrer und überlaßt den geweihten Dienern des Herrn, für ſeine Heilung, für ſeine Rettung zu ſorgen. Ihnen iſt die Macht gegeben über die böſen Geiſter, ſie zu vertreiben. Jetzt ſtört die Ruhe dieſes Hauſes nicht länger. Bald wird die Glocke läuten, und wir knien vor dem Altar, und im inbrünſtigen Gebet, unter Thränen und Flehen, werden wir die harte Prüfung abzuwenden ſuchen. — Indem ſie ſegnend das Kreuzeszeichen über den Haufen machte, entfernte ſie ſich, und die Menge war eben im Begriff, ſich ſtill wegzubegeben, als eine Dame und zwei Herren, durch den Hof gehend, auf das Haus zuſchritten. Ungewiß und neugierig blieben einige Einwohner ſtehn, aber ſie wagten nicht, lange da zu bleiben, und gingen langſam weiter. Die Ruhe war völlig wieder hergeſtellt; die Fremden ſtiegen die Stufen herauf, und ich erkannte mit Erſtaunen Flinthough, ſeine Tochter und Rohrſtock.

Ich will die neue Verwunderung und Verwirrung nicht darſtellen; am meiſten war der alte Pfarrer zu bedauern, der von Allem, was um ihn her vorging, nichts verſtand. Rohrſtock hatte, kurz nachdem er Flinthoughs Brief empfing, erfahren, daß die Krankheit ſeines Vaters ſehr bedenklich ſei. Er verließ daher ſogleich London und eilte Tag und Nacht nach W††. Der Vater lag im Sterben, der Pater Hilarius ſuchte ihn, ſo viel als möglich, von dem Sterbenden entfernt zu halten, aber er konnte nicht verhindern, daß dieſer noch vor ſeinem Tode Alles erfuhr; und Rohrſtock, indem er dem erſchütterten Mädchen die Nachricht von dem Tode des Vaters brachte, konnte ihr zugleich die

Verſicherung bringen, daß der ſterbende Vater, jetzt von der Lage der Sachen unterrichtet, ihre Liebe billigte, wenn Eliſe ihr nicht freiwillig entſagen wollte. Er kam, um ſeine Schweſter mit ſich zu nehmen.

Eliſe, nachdem ſie dieſe neue, überraſchende Nachricht erhalten hatte, war zu bewegt, um ſich völlig faſſen zu können. Zwar näherte ſie ſich mit großem Vertrauen dem alten Lehrer ihres Geliebten, zwar ſank ſie getröſtet und weinend in die Arme ihrer Freundin, zwar konnte ſie mitten in der Angſt ihres Herzens eine vorübergehende freudige Empfindung nicht verbergen, als Flinthough ihr ein neues Schreiben von Julius überreichte; aber dennoch blieb ſie ſtill, in ſich verſunken, als ſuchte ſie die vielen widerſprechenden Gefühle, die ihre Seele beſtürmten, zu vereinigen und unter einander auszugleichen. Die Kloſterfrau hatte ganz die alte Ruhe wiedererlangt; ſie hörte, was ihr geſagt wurde, mit ungeſtörter Aufmerkſamkeit, nur ſah ich, wie ſie Eliſe forſchend, beſorgt, mit Rührung betrachtete.

Stunden waren vergangen. Wir wollten uns alle entfernen, und Rohrſtock wandte ſich an ſeine Schweſter. Willſt Du uns folgen, liebe Eliſe? fragte er. Da erhob ſich das Mädchen, deſſen ſtilles Hineinbrüten in ſich ſelber Keiner hatte ſtören wollen, und trat vor die Kloſterfrau hin.

Liebe Mutter, ſprach ſie mit bebender Stimme, und ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen, ich ſoll Dich jetzt verlaſſen, aber der Tod eines geliebten Vaters, die Trennung von einem ſtillen, der Andacht beſtimmten Leben, dem ich mich ſchon geweiht glaubte, die Macht einer irdiſchen Liebe, die mich als eine heilige Verpflichtung zur Treue ruft, die bunte Welt, die ich zurückgedrängt hatte, und die jetzt wie von ferne mich lockt, dieſe ſeltſame Miſchung von Trauer, die mich tief ergreift, und von ahnungsvoller Freude, die ſich unwillkürlich an mich drängt, und die ich nicht ganz abzuweiſen vermag, obgleich ich mich ihrer ſchäme, — giebt dieſes verworrene Daſein mir eine Stimmung, in welcher ich ohne Gefahr für meine Seele dieſe ruhige, ſtille, heilige Stätte verlaſſen darf? Liebe Mutter, ich gehöre nicht mehr, wie Du Heilige, der Erde ſchon Entrückte, ganz dem Himmel zu, aber nicht wahr, Du willſt Deine Tochter nicht verlaſſen, jetzt nicht, da Deine Lehren, Deine Gebete mich ſtärken, mich über mich ſelbſt aufklären, mich in der drohenden Gefahr retten müſſen. Darf ich, fuhr ſie fort und blickte die Kloſterfrau flehend, faſt ängſtlich an, darf ich noch einige Tage, ganz in ſtiller Einſamkeit, mit Dir vereinigt, mich dem Gebet, der Andacht weihen, um ſo gereinigt das neue Leben zu beginnen?

Gott ſegne Dich, meine Tochter, antwortete die Kloſterfrau; ſo hoffte ich Dich zu finden. Eine feierliche Stille trat ein. — Gott ſegne Dich, meine Tochter, ſagte Flinthough und legte ſeine Hände ſegnend auf Eliſens Haupt, und wenn es Ihnen Troſt gewähren kann, ehrwürdige Mutter, ſo gebe ich Ihnen im Namen meines Freundes, meines Sohnes, wie ich ihn nennen darf, die heilige Verſicherung, daß Eliſe niemals abgelenkt werden ſoll von einem Glauben, der ſie beſeligt. — Laß uns wiſſen, Eliſe, wann wir kommen ſollen; wir warten in der Nähe auf Dich.

Wir zogen uns ſtill und gerührt zurück. Eliſe flog noch ein Mal weinend in Nannis Arme. In dem Gaſthofe überlegten wir, ob wir die Zeit hier oder in dem nahe liegenden Städtchen erwarten ſollten. Wir entſchloſſen uns endlich, die Nacht in dem freundlichen Gaſthofe zuzubringen, und ich erinnerte mich noch zur rechten Zeit, daß ich mein wichtiges Geſchäft, das ich faſt vergeſſen hatte, nicht aus den Augen verlieren durfte. Ich war in keiner kleinen Verlegenheit. Pater Euſebius war verſchwunden. Während die Menge nach dem Kloſter ſich hindrängte, hatte er ein Pferd gſattelt und war eilig fortgeritten. Mit ihm konnte ich freilich, nach dem, was geſchehen war, nicht mehr das Geſchäft abmachen, auch wenn er dageblieben wäre.

Aber bald ward ich aus dieſer Verlegenheit geriſſen und fand Gelegenheit, die geiſtige Gewalt der Kloſterfrau zu bewundern. Gegen Abend erſchien ein Rechtsgelehrter, den ſie eilig hatte kommen laſſen. Durch meine Vorſchläge war die Sache viel einfacher geworden, und dieſe Frau vermochte es, nach einem ſo erſchütternden Auftritte, mit der größten Ruhe die Vorſchläge zu überlegen, die Vortheile und Nachtheile zu erwägen. Sie wurden angenommen, nur mit einigen Modifikationen, die nicht von dem Rechtsgelehrten herrühren konnten, weil ſie genaue Kenntniß der Verhandlungen vorausſetzten, da er doch in dieſer Sache gar nicht gearbeitet hatte.

Als wir zur Ruhe gekommen waren, als Flinthough, ſeine Tochter und Rohrſtock durch mich das Vorhergegangene erfahren hatten, war die außerordentliche Frau ein beſonderer Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Wir mußten ſie bewundern. Ihr wohlthätiger Wirkungskreis erſtreckte ſich ſehr weit; ihre klare Umſicht, ihre faſt männliche Stärke ſchien ſie zur Regentin zu ſtempeln. Wie ſeltſam! ſagte ich; und dieſe Frau, die eben erfahren mußte, wie pfäffiſcher Trug ſie ſelbſt verleitet hatte, ſie konnte in demſelben Augenblicke, wo dieſe Entdeckung ſie erſchütterte, ſich entſchließen, vor den Augen des Volks das hinterliſtige Verbrechen zu verbergen, den Betrüger als einen Heiligen, der von böſen Geiſtern verleitet wurde, darzuſtellen! Welcher Widerſpruch! — Lieber Freund, erwiederte Flinthough, ruht nicht das ganze Gebäude des gegenwärtigen Katholicismus auf dieſem hohlen Grunde der Täuſchung? Denken Sie ſich, daß die Frau mit chriſtlicher Freimüthigkeit Alles berichtet hätte, denken Sie ſich, wie der Glaube der Einwohner mit dem Glauben an die geweihten Diener zuſammenhängt. Ich weiß wohl, daß man anders lehrt, daß man die Geſinnungen des Prieſters von ſeinem geweihten Amte trennt; aber in der ganzen Art, wie eine Gemeinde, wie dieſe hier, in allen Gliedern organiſch zuſammenhängt, konnte ein Hauptglied, welches man als das wichtigſte, ſelbſt als das geſündeſte betrachtete, nicht plötzlich abfallen, ohne innere Gefahr für das Ganze. Denn es leidet wohl keinen Zweifel, daß dieſer geiſtreiche Pater eine große Herrſchaft über die Gemeinde, ſelbſt über die außerordentliche Frau ausübte. Das iſt das unvermeidliche Uebel, welches daraus entſteht, daß man Irdiſches zu genau, ja, auf organiſche Weiſe, mit dem Göttlichen zu verbinden wagt.

Wir reiſten fort, ohne Eliſe zu ſehen, und wollten ſie der Andacht ganz überlaſſen. Als wir nach dem Städtchen kamen, war Alles in Aufruhr. Dunkle Gerüchte hatten die Ereigniſſe, wunderbar verunſtaltet, nach dem Städtchen gebracht. Wir merkten bald, daß der Pater Euſebius ſeinen Freund, den Advokaten Liebe, auf ſeiner Flucht beſucht hatte, und dieſer erſchien gleich nach meiner Ankunft, einem Ohrwurme gleich. Ich habe erfahren, gnädiger Herr und Gönner, ſagte er, daß Sie ſich ſelber nach dem Kloſter bemüht haben; darf ich fragen, was Höchſtdero fernerer Wille iſt? Ich habe, antwortete ich kurz, einem andern Rechtsgelehrten die Vollmacht für den nächſten Termin aufgetragen. Sollte ich, ſagte der erſchrockene Advokat, das Unglück gehabt haben, Dero Vertrauen zu verlieren? — Ja, Herr, Sie haben mein Vertrauen verloren; ich will, was ich Ihnen vorwerfen kann, verbergen, ich will Sie für Ihre Mühe honoriren, unter der Bedingung, daß Sie ſogleich die Akten des Prozeſſes dem Gerichte übergeben, damit ſie mein jetziger Rechtsbeiſtand erhalten kann. — Er ging, eingeſchüchtert und ohne allen Zweifel ſich weit mehrerer Sünden bewußt, als ich ahnen konnte, und ich erhielt wirklich die Akten. Aber der Kegelförmige, der Trübſelige, der Vornehme, ſelbſt mein Wirth, kurz alle Einwohner flohen uns wie böſe Geiſter. Unſre Bedienten hörten mancherlei von gewaltſamem Einbruch in das Kloſter, von Mishandlungen des Pfarrers, von verſuchter, aber mislungener Entführung. Es half nichts, daß ich eine glänzende Mahlzeit auf dem Rathhauſe gab, die meinem Wirthe einen bedeutenden Gewinn brachte, daß ich alle Bürger einlud, Paſtor, Zollbeamten, ſelbſt den Advokaten Liebe mit ſeiner Familie. Alle erſchienen, aber ſie konnten eine geheime Angſt nicht verbergen. Ich kaufte einen Schafpelz vom Kürſchner Kirchner, ich ließ meinen Bedienten und Kutſcher neu beſtiefeln durch den Schuſter Stuſcher und ließ für den Kutſcher einen Mantel beſtellen bei dem Schneider Scheidler, aber ohne Wirkung. Beſtändig erwartete man eine Militair-Wache zu ſehen, die die ganze gefährliche Bande aufheben würde, und wunderte ſich, daß wir nach einer ſolchen Gewaltthat ſo frech in dem Städtchen zu bleiben uns erkühnten.

Uns ergötzte dieſes Spiel, und ich hatte noch eine andre geheime Luſt, die mir viel Zeitvertreib gewährte. Herr von Rohrſtock hatte eben angefangen, ſeine Frömmigkeit in die Form des höchſten Selbſtbewußtſeins aufzunehmen; doch war er noch nicht ganz damit fertig. Seine Frömmigkeit war nicht eigentlich Heuchelei, es war eine Art ſüßlicher, verſchwimmender Empfindelei, die ſich in den chriſtlichen Ausdrücken gefiel, weil ſie den meiſten Menſchen ein Aergerniß gaben, das ſeine Eitelkeit kitzelte; ſie war indeſſen auch nicht ohne alle

Gewiſſensregung, aber dieſe wurde fortdauernd von einer übermächtigen Natur übertäubt. Jetzt entbrannte er von heftiger Liebe gegen Nanni. Dieſe ſchien Mitleiden mit ihm zu haben; aber ſie war viel zu edel, um auch nur eine Spur von jener liebenswürdigen Koketterie zu zeigen, die ſelbſt den Widerwärtigen nicht zurückſtößt. Es war nicht möglich, ein jedes Zeichen der Zuneigung entſchiedener abzuweiſen. Ein Jeder merkte es, nur er nicht. Ich würde dieſe ſeine Schwäche nicht preisgeben, wenn ich nicht wüßte, daß er für eine jede Dame entbrennt und ſich eine Zeitlang der ſeligſten Täuſchung hingiebt, und wenn ich nicht mit Gewißheit vorausſetzen müßte, daß die beiden liebenswürdigen Damen, die hier anweſend ſind, ſofort nach einander von ihm geliebt und von ſeinen, freilich ſtillen und höchſt beſcheidenen Bemerkungen inkommodirt werden dürften. Daher glaubte ich nicht nöthig zu haben, eine Schwäche, oder vielleicht werden Einige meinen, eine Tugend zu verhehlen, die er ſelber ſo wenig verbirgt. Aber dieß Mal ſchien es mir mehr, als ſonſt, von ſeiner Seite Ernſt.

So brachten wir faſt acht Tage zu. Endlich erhielt der Bruder die Aufforderung, ſeine Schweſter abzuholen, und wir erſchienen wieder in dem Kloſter. Alles ging ſeinen gewöhnlichen Gang, die Kloſterfrau erſchien in ihrer ſtillen Würde. Meſſen wurden für die Befreiung des verſchwundenen Paters geleſen, und Eliſe hatte Faſſung und Ruhe erhalten, und erkundigte ſich mit heiterer Unbefangenheit nach Julius, und wo er ſich aufhalte.

Aber hier war indeſſen ein neues Ereignyß eingetreten, welches nicht wenig Aengſtlichkeit erzeugte. Julius, — das war die Verabredung, — ſollte Flinthough und ſeine Tochter, die Geliebte und ihren Bruder in W††† erwarten. Voller Unruhe benutzte er die Zwiſchenzeit zu einer kleinen Gebirgsreiſe, und man hatte ſeitdem nichts von ihm vernommen. Indeſſen erfuhr Eliſe davon nichts, und Alle hofften, daß, wenn ein kleiner Unfall ihn auch verhinderte zu ſchreiben, ſo würde es ſich doch aufklären, wenn ſie nach W††† kämen. So verließen wir das Kloſter; die Freunde, in deren Schickſal ich unerwartet eine Rolle geſpielt hatte, trennten ſich von mir, und ich blieb in dem Städtchen allein zurück, den Termin abzuwarten. Verdrießlich, von Langerweile gequält, von den Einwohnern, denen ich immer räthſelhafter erſchien, angeſtaunt, brachte ich hier noch einige Tage zu. Wenn ich in die Gaſtſtube hineintrat, ſaßen die drei Freunde freilich da, aber kaum ſahen ſie mich, ſo verſtummten ſie. Die abgeſtumpfte Naſe des Schneiders ragte von der Spitze des Kegels wie verſteinert in die Luft hinein, der Kürſchner machte ein albernes, der Schuſter ein wehmüthiges Geſicht, aber ſie ſchienen wie bezaubert. Der Wirth war zwar äußerſt höflich, ſchien aber meine Gegenwart zu fürchten, und der dicke Geiſt drückte ſeine Angſt auf die poſſierlichſte Weiſe aus. Ich ſehnte mich nach dem Tage meiner Abreiſe und ſah gähnend nach der Straße hinaus, als ein Reiſender ankam, ſich eifrig erkundigte, ob nicht Fremde, die er beſchrieb, hier geweſen wären. Es war Herr Lindrup, und ſeine Beſchreibung paßte ſo genau auf Flinthough, daß ich nicht zweifeln konnte, er müſſe der ſein, den er meinte. Ich nahm ſeine Fragen auf und nannte den Freund. Er iſt es! rief er. Ich erzählte ſeine Abreiſe, und wie er die Hoffnung haben könnte, ihn in W††† zu finden. In W†††? rief er und wollte, obgleich es ſchon dunkel war, ſogleich fort. Nur mit Mühe gelang es mir ihn zu überreden, hier die Nacht zuzubringen. Ich geſtehe, es war Eigennutz, es war ein recht angenehmer, unterhaltender, lebhafter junger Mann, und der Abend verging ſchnell. Aber es koſtete mir nicht viel Mühe zu entdecken, daß er mehr der Tochter, als dem Vater nacheilte, und wenn ich nun dieſe beiden Herren hier zuſammenſehe, ſo kann ich doch kaum glauben, daß ſie, da ſie ohne Neigung nichts zu verbergen vermögen, nicht entdeckt haben ſollten, daß ſie Nebenbuhler ſind. Nur dieſes muß ich noch bemerken, ehe ich die lange Erzählung ſchließe: wie ich vernommen habe, hat Eliſe noch immer ihren Geliebten nicht geſehen; durch eine ſeltſame Verwirrung ſind ſie in Deutſchland hin und her gereiſt, und ſind immer richtig angekommen, wenn die, die ſie ſuchten, weg waren. Geſtern iſt Flinthough mit ſeiner Tochter und Eliſen hier eingetroffen. Ich habe ihn aber noch nicht geſehen. —

Ein rührende Geſchichte, ſagte das Fräulein. Unſere Zeit iſt doch verdammt ſchwach, meinte der General, alle alten Dummheiten ſind noch da, und wo ſie todt ſchienen, ſind ſie wieder lebendig geworden; nur hatten die Alten den Vorzug, daß ſie ganz drin waren und lebten; das jetzige alberne Volk hat aber gerade Verſtand genug, um vollends konfus zu werden.

Die Oper war aus, die Thüre öffnete ſich, und Herr von Rohrſtock trat mit Lindrup herein. Man betrachtete den Erſten genau, der nicht ahnen konnte, wie viel man ſich mit ihm beſchäftigt hatte. Lindrup hatte dieſen vertrauten Kreis ſchon öfters beſucht.

Nun, meine Herren, ſagte die Geheimeräthin, und wie gefiel Ihnen die Aufführung?

Sie war, ſagte Herr von Rohrſtock, ſehr gut, die Alceſte großartig, und ſo war nichts, was mich verhinderte, die erhabene Idee der Darſtellung zu verfolgen. Denn iſt es nicht klar, daß hier eine innere Geſchichte des Selbſtbewußtſeins, wie auseinandergetreten, ſich in einer eigenen Welt äußerer Ereigniſſe aufthut? Das Für ſich findet ſich in einem Andern; da erkrankt es in ſich ſelber, und das Andere muß ſich opfern, damit es geſunde. Aber ein Drittes, das An und Für ſich, das Göttliche erſcheint, die Vernunft, die mit dem Abgrunde kämpft, und Beide durchdringen, faſſen, verſtehen ſich, ſind Eins, ohne ſich aufzuheben. Das iſt der tiefe Sinn der göttlichen Fiktion.

Armer Hegel, ſeufzte Regenſtein, ſolche Schüler ſind weder für Dich, noch für ſich, noch für Andere, ſie ſind überhaupt nicht —

Sehr vernünftig, ſagte der General; aber es blieb ungewiß, ob er das Flüſtern gehört hatte und Regenſtein beiſtimmte, oder ob er ſeinen Spott trieb mit dem Philoſophen.

Mich hat die Darſtellung entzückt, rief Lindrup feurig. Ich bin nicht immer aufgelegt, eine Opernmuſik zu hören; im Norden iſt das Ohr nicht ſehr ausgebildet für die Muſik, wenigſtens nicht allgemein, und ich mag nicht prahlen mit einem Sinne, den ich nicht beſitze. Aber dies Mal riß mich ſchon die feierliche Ouverture gänzlich hin. Ich erwartete ein erhabenes, großes, wundervolles Daſein. Wie herrlich, wie groß war die Alceſte, die große Geſtalt einer Göttin, die vollendete Bewegung, in allen Nüancen plaſtiſch, der Geſang ſo einfach und ſo tief und herrlich, man vergaß alle Schwächen der Uebrigen, ſie ſchienen als Nebenfiguren verklärt, erhöht durch ſie. Alles war natürlich, die Sprache eines ſolchen Geſchlechts mußte im Geſang ertönen, die Geſinnung war melodiſch, es wäre unnatürlich, wenn ſie geſprochen hätten. Die göttlichen Heroen mußten der Familie verwandt, befreundet ſein; man war gar nicht erſtaunt, als der Orkus ſich öffnete und alles Wundervolle in ein Leben hereintrat, welches ſelbſt die tiefſten Wunder der Geſinnung offenbarte. So kann nur die höchſte Muſik zaubern, uns ganz in eine höhere, fremde Welt verſetzen, daß wir uns in ihr heimiſch fühlen. Und als ich nun zum erſten Male den herrlichen Saal überſchaute, das Haus gedrängt voll, die helle Beleuchtung, die geſpannte Aufmerkſamkeit, die Begeiſterung in allen Geſichtern, da fühlte ich mich ſo wohl, ſo vergnügt. Daß Du lebſt in einer Welt, der dieſer Zauber nicht fremd iſt, daß ſie alle in ihr leben, ſich erhoben, erfriſcht fühlen, wie Du, das machte mich einheimiſch unter den Fremden. — Und nun — wie ſoll ich mein Erſtaunen, mein Entſetzen ausdrücken? — auf einmal verſchwindet, wie durch den Zauber eines böſen Geiſtes die herrliche Welt, wirbelnde, geringe Töne zerreißen das Ohr, die herrlichen Geſtalten ſind an die Wände zurückgedrängt, wie verſteinert, hüpfende Geſtalten drehen, kreuzen, drängen ſich, und aus dem ſeltſamen Gemiſch hebt ſich eine lange, dürre Geſtalt hervor, ſtreckt das eine Bein auf die widerwärtigſte Weiſe grade aus, daß es einen rechten Winkel, den ſtarren Tod einer Maſchine darſtellt, und dreht ſich wie ein Kreiſel. Wie iſt Dir? dachte ich und konnte mich nicht faſſen. Es war mir, als wäre ich urplötzlich aus der Geſellſchaft der Götter nach Tongatabu unter wilde Barbaren verſetzt; die zerreißenden Töne dauerten fort. Ich hoffte noch durch das theilnehmende Misfallen der Zuhörer erleichtert zu werden. Aber ein lautes Beifallklatſchen ertönte von allen Seiten. Nicht die Bühne allein, die ganze Welt war verwandelt.

Ich war innerlich zerriſſen; aber es war wie eine Wolke, welche, die Sonne verfinſternd, ſchnell ſich mit Sturm und Hagel ergießt. Die hohe Geſtalt trat wieder hervor, ich wollte das furchtbare Zwiſchenſpiel vergeſſen, aber konnte den Eindruck nicht überwinden, der mich fortdauernd quälte. —

Man lachte über ſeinen Eifer, aber Regenſtein ſchloß ſich ihm mit einer ſo ernſthaften Theilnahme an, daß es die Uebrigen überraſchte. Man ſprach noch von mancherlei Gegenſtänden, die ein höheres geiſtiges Intereſſe erregten, und es war tief in der Nacht, als man ſich trennte.

Antonie und Burow waren mit Nanni in einem vertraulichen Geſpräche begriffen, Rohrſtock brachte Eliſe, die noch immer ihren Geliebten vergebens erwartete und in großer Unruhe lebte. Er entfernte ſich aber finſter und verdrießlich, als Lindrup hereintrat und freundlich eingeladen ward, zu bleiben. Mit Aengſtlichkeit wagte dieſer ſich neben Nanni zu ſetzen, und ſie ſchien nicht weniger ängſtlich zu ſein.

Liebe Nanni, ſagte Antonie, ſeit wir hier ankamen, haben wir noch keine Gelegenheit gefunden, die Geſchichte Deiner Verzauberung, wie Du ſie nennſt, zu hören. Du biſt ſie uns ſchuldig. Ich möchte ſie nicht Jedermann erzählen, erwiederte Nanni, aber wie könnte ich ſie Euch verbergen? Und Herr Lindrup, der die höchſte, ängſtliche Kriſe erlebte, hat faſt eiñ Recht, ſie zu fordern. Indem ſie dieſes ſagte, erröthete ſie hoch, und Lindrup ſchlug verlegen die Augen nieder. —

Meine geliebte Mutter war geſtorben. Ich war ſeit meiner Geburt nie von ihr getrennt geweſen; ſeit ich ſelbſt zu denken anfing, theilte ſie alle meine Gedanken; als ſie ſtarb, wie natürlich, daß ich tief in meinem Innerſten verwundet war. Ich war nicht mehr dieſelbe, in der innerſten Stätte meiner Seele, wo ſie heimiſch geweſen war, ſollte ein anderes, ein fremdes Vertrauen einziehen, und das ſchien mir unmöglich; oder ich mußte ſie leer laſſen und nur ein halbes Leben führen. Doch faßte ich mich, um den Vater zu tröſten. Wir hatten beide ſehr viel verloren. Wir lebten in Düſſeldorf, faſt ohne Umgang; denn frühere Freunde hatten die Stadt verlaſſen, und nur ein Verwandter meiner Mutter, der ebenfalls ein Arzt war, ein ſehr frommer Mann, zu dem ich aber nie ein rechtes Vertrauen faſſen konnte, was ich mir immer vorwarf, kam öfters in unſer Haus. Um dieſe Zeit erfuhr mein Vater die höchſt betrübte Lage der geliebten Verwandten in W††† die Flucht, den Wahnſinn des Sohnes. Zu ihm allein hatte die arme, reiche, aber verlaſſene Frau ein grenzenloſes Vertrauen, von ihm hoffte ſie Alles, ihre Heilung, die Rettung des Sohnes. Es war Winter, mein Vater mußte eilen, ich war ſchwach, ich konnte dem erfahrnen Vater meine Kränklichkeit nicht verbergen. So beſchloß er endlich mit ſchwerem

Herzen, allein abzureiſen. Wird ein längerer Aufenthalt in W††† nothwendig, was möglich, ſogar wahrſcheinlich iſt, ſo kömmſt Du, von Deinem Verwandten begleitet, im Frühlinge nach, ſagte er und ſchloß ſich noch vor der Abreiſe lange mit dieſem ein, um, wie ich ſpäter erfuhr, ihm recht ausführlich vorzuſchreiben, wie er mich behandeln ſollte. Der gute Vater hatte dieſe Verhaltungsregeln ſchriftlich aufgeſetzt, er hatte vorausgeſehen, wie meine Krankheit ſich entwickeln würde, alle zu erwartenden Symptome waren mit der größten Klarheit, auch dem Unkundigen verſtändlich, bezeichnet, die Rezepte, die für jeden Fall gebraucht werden ſollten, waren genau angegeben. Bis die Krankheit einen beſtimmten Charakter annähme, hatte ich ſelbſt die genaueſten Vorſchriften erhalten. Mein Vater reiſte ab.

Ich hatte, um mich zu betäuben, mit eiliger Unruhe das Einpacken beſorgt, es war mein eifrigſtes Bemühen, alle jene kleinen Bequemlichkeiten, an welche die Männer ſich bei herannahendem Alter zu gewöhnen pflegen, zu beſorgen, alle Anſtalten für eine längere Abweſenheit zu treffen, und es ſchien mir, während ich ſo beſchäftigt war, als begleitete ich ihn auf der Reiſe, als wäre ich bei ihm, wenn er nun Dieſes und Jenes zum Gebrauche heraushob. Noch in den letzten Augenblikken war ich ganz in dieſe Beſchäftigung vertieft. Ich zeigte dem Bedienten, wo eine jede Kleinigkeit zu finden war, ich ermahnte ihn, ſie ja eben ſo wieder einzupakken. Ich vergaß die Abreiſe bis zum letzten Augenblicke. Da ſank ich in die Arme des Vaters, aber er hatte mich gelehrt, mich ſolchen Eindrücken nicht waffenlos hinzugeben; er umarmte mich noch ein Mal, ſtieg in den Wagen und verſchwand.

Nun ging ich in das ſtille, öde Haus zurück; die Zimmer, die Gewölbe, die Verwandten ſelbſt, die ſtill herumgingen, wie es wohl immer der Fall iſt, wenn ein Geliebter uns eben verlaſſen hat, kamen mir ganz fremd vor. Eine ſeltſame, drückende, innere Angſt durchbebte mich, und es war mir, als wenn ein zuſammengepreßtes Gefühl mit furchtbarer Schwere auf der Seele laſtete, welches, wenn es lebendig würde, wenn es aufſchwölle, mein ganzes Daſein mit nie gekanntem Schmerz erfüllen müßte. Gewiß, es gibt keine ſchmerzhafte Empfindung unter den vielen, die das arme menſchliche Herz quälen und peinigen, die von herberer Art wäre, als die des völligen Verlaſſenſeins, wenn ſie zum erſten Male das unvorbereitete Gemüth nächtlich ergreift. Alle Schmerzen am Todtenbette der Mutter verbanden ſich mit dem zurückgedrängten beim Abſchiede, und es war mir, als lebte ich nur, um zu fühlen, daß der innerſte Kern meines Lebens vertrocknet ſei.

Ich gab mir vergebens Mühe, dieſe drückende Empfindung zu überwinden; ſie verband ſich mit der Krankheit, war, glaube ich, mit dieſer im tiefſten Grunde Eins. Ich fühlte mich oft erſchöpft, wie halb ohnmächtig, und wachte dann, wie aus einem tiefen Traume, jedes Mal für einige Zeit erleichtert und erquickt auf. Meine gute Thereſe, die mich pflegte und ſelten verließ, ſah dann, wie ich in tiefen Schlaf hinſank, und hörte mich oft, wenn gleich unverſtändlich, ſprechen. Da dieſer Zuſtand in meiner damaligen Lage für mich nichts Beſorgliches hatte, ſo bat ich ſie, den Verwandten nichts davon merken zu laſſen. Ich war mir nicht deutlich bewußt, warum ich eine Furcht hatte, ihm dieſe Zufälle mitzutheilen; aber es war mir, als könnte daraus ein Unglück für mich entſtehen, als wenn dieſe Zufälle, die jetzt für mich eine Erleichterung waren, wenn er etwas davon erführe, etwas Unheimliches erzeugen würden. Zwar ſah ich, die Tochter eines Arztes, wohl ein, daß dieſer Schlaf ein magnetiſcher war, der ſich ohne künſtliche Erregung entwickelt hatte; aber ich hoffte, daß er, ſich ſelbſt überlaſſen und ohne ungeſchickte Einmiſchung, nur deſto heilſamer wirken müſſe. Er ſollte ja ohnehin mir behülflich ſein, die ſchwere Zeit von ein paar Monaten, bis ich entweder hier oder in W††† meinen Vater wiederfände, zu überſtehen.

Aber nach einiger Zeit zeigten ſich kurz vor dem Einſchlafen Krämpfe, die Thereſe auf das Heftigſte ängſtigten. Ich wußte es kaum, und wenn ich gleich beim Erwachen etwas erſchöpft war, fühlte ich mich dennoch fortdauernd erleichtert. Mit größtem Widerwillen mußte ich dem Mädchen erlauben, dem Verwandten Alles zu entdecken. Jetzt war ich nun leider in ſeiner Gewalt. Er war im Beſitze des väterlichen Aufſatzes, der mir, da er auch auf die bedenklichſten Zufälle, die ſich möglicherweiſe entwickeln konnten, Rückſicht nahm, auf keinen Fall mitgetheilt werden konnte. Und Alles, was jetzt geſchah, ſtellte er als väterliche Vorſchrift dar. So mußte ich leider mich darein fügen, den magnetiſchen Schlaf regelmäßig durch eine künſtliche Behandlung erregen und ſteigern zu laſſen. Ich geſtehe es, zuletzt gelang es ihm, meinen Widerwillen zu überwinden. Ich ſchlief ruhiger ein, ich erwachte mit einem angenehmen Gefühle, und der Verwandte wußte es dahin zu bringen, daß ich ſelbſt den Wunſch äußerte, Thereſe bei meinem Schlaf zu entfernen. Die Erſcheinungen griffen ſie an, und ich ſah ſie, bei meinem Erwachen, oft erſchöpft, wenn ich mich erleichtert fühlte.

Der Verwandte, ſeine Frau und ein Geiſtlicher, deſſen graue Haare und ſtilles, andächtiges Weſen mich anzogen, waren allein zugegen. Genau erfuhr ich nie, was mit mir während des Schlafes vorgegangen war, nur im Allgemeinen ſagte man mir, daß ich ruhig geſchlafen, und ich ſelber fühlte eine geheime Scheu, genauere Erkundigungen einzuziehen.

Leicht beredete man mich, dem Vater, den ich ja bald zu ſehen wünſchte, nur mein beſſeres Befinden zu melden. So vergingen drei Monate. Mein Schlaf dauerte immer länger, und als ich endlich hoffen durfte, bald abzureiſen, kam von dem Vater ein Brief, daß er W††† verlaſſen müſſe und nach Berlin reiſe. Iſt Dein Zuſtand ſo, daß Du reiſen kannſt, ſchrieb er, dann wird Dein Verwandter mit ſeiner Frau Dich begleiten; Du wirſt mich in Berlin finden. Das erfreuliche Ereigniß der Heilung der Tante hatte ich ſchon früher erfahren; daß nun auch Julius ganz geheilt war, daß mein Vater die Hoffnung hatte, das unglückliche Misverſtändniß zu heben, durch welches Julius von Dir, liebe Eliſe, getrennt wurde, und das Euch beide ſo unglücklich machte, erfuhr ich jetzt, und ſehr heiter verließen wir Düſſeldorf. Ich war innerlich gewiß, daß mein magnetiſcher Zuſtand, der mich doch ängſtigte, aufhören würde, ſo wie ich nur in der Nähe des Vaters lebte.

Der Verwandte gab vor, er habe Geſchäfte in Hamburg, die er bei dieſer Gelegenheit abzumachen wünſche. Und was konnte ich dagegen einwenden? Unternahm er doch mit ſeiner Frau meinetwegen die langwierige Reiſe. Es fiel mir indeſſen auf, daß wir ſo äußerſt langſam reiſten. In mehreren Städten verweilten wir Tage lang, in Hannover faſt drei Wochen, und er behauptete immer, es hätten ſich während des Schlafes Symptome gezeigt, die eine Weiterreiſe bedenklich machten. Ich war ſehr ungeduldig, denn die Mitte des Sommers rückte heran, und noch hatten wir Hamburg nicht erreicht; doch wagte ich nicht zu fragen. Ein Mal hatte er etwas von Vorſchriften verlauten laſſen, die ich mir ſelber während des Schlafes ertheilte. Ich erſchrak darüber ſo ſehr, daß er ſeitdem es für rathſam hielt, gar nichts von den Erſcheinungen des Magnetismus mir mitzutheilen. Aber meine Angſt ſtieg immer höher. In Hannover ſah ich ihn fortdauernd ſchreiben; er ſchickte das Geſchriebene mit der Poſt fort, erhielt gedruckte Bogen, die er durchſah und abſandte. Da ich wohl ſchon früher wußte, daß er ſchriftſtellerte, ſo war mir nur das auffallend, daß er eine ſo wenig bequeme Zeit wählte.

Wir kamen nach Hamburg. Schon den Tag nach unſerer Ankunft ſitze ich des Morgens allein mit Thereſe in dem Gaſthofe. Wir waren ſehr ſpät angekommen. Die Verwandten hatten den ſpäten Abend in einer Geſellſchaft zugebracht, waren erſt tief in der Nacht nach Hauſe gekommen und ſchliefen noch. Wir hatten in dem Gaſthofe ein Zimmer und zwei Kammern, und indem ich, um ein Andachtsbuch, welches ich auf der Reiſe mitführte, aufzuſuchen, in das Zimmer trete, ſehe ich eine kleine Schrift daliegen. In Gedanken hebe ich ſie auf und entdecke, daß es die Geſchichte einer magnetiſchen Kur iſt. Ich blättere mit einiger Aengſtlichkeit darin und bin ſchon entſchloſſen, ſie wieder hinzulegen. Es iſt nicht gut, daß Du, während Deiner eigenen Kur, ſolche Schriften lieſeſt, Dein Arzt würde es kaum erlauben, dachte ich. Aber indem ich noch immer, wie unwillkürlich angezogen, fortblätterte, fielen mir einige Stellen ſeltſam auf — ich fing an zu zittern — andere Stellen deuteten noch beſtimmter auf meine Ahnung, ich ſchlage den Anfang auf, und brauche nur eine Seite zu leſen, um überzeugt zu ſein, daß ich die Geſchichte meiner eigenen magnetiſchen Kur gedruckt vor mir ſehe. Mit Entſetzen ergreife ich die Schrift, eine furchtbare Begierde treibt mich, ſie zu leſen. Sie war klein und betrug nur wenige Bogen. Ich entferne Thereſe, und vertiefe mich immer mehr und mehr in die Leſung; Angſt, Grauen, tiefſtes Entſetzen werden nach einander wach und führen mich abwärts in einen tiefen, finſtern Abgrund, in welchen ich mich wie durch unwiderſtehliche Gewalt, wie durch einen unheimlichen Zauber hineingezogen fühle. Da leſe ich, wie ich während des Schlafes in einem verklärten Zuſtande geweſen, wie ich entfernte Freunde genannt, meinen eigenen Zuſtand nicht allein, ſondern auch den der entfernteſten Kranken, die mit mir zugleich magnetiſirt wurden, erkannt, durchſchaut, beurtheilt habe, wie, als das Hellſehen ſich bis auf den höchſten Grad entwickelt hatte, Viſionen ſich erzeugten, wie ich Umgang mit Geiſtern pflog und ſie zu nennen wußte, wie Geiſter der Finſterniß mich ergriffen und in die dunkle Nacht finſterer Erſcheinungen fortführten. Wunderbare, ſeltſame Fragen, meiſt religiöſer Art, hatte man mir vorgelegt, und meine Antworten klangen eben ſo ſeltſam. Die Schrift ſelbſt hatte die Abſicht, die magnetiſchen Erſcheinungen als ein Wiederaufleben jener wunderbaren Kräfte der Heilung, die den Heiland verherrlichen, die den Apoſteln mitgetheilt waren, darzuſtellen, und ich erſchien in der That als eine Prophetin. So lange ich las, beſchäftigte mich nichts als der Gegenſtand. Es war mir, als wäre dieſe Perſon, in welcher eine ſolche räthſelhafte, verborgene Welt ſich aufgethan hatte, nicht ich, aber als hinge Alles davon ab, daß ich ihr Schickſal theile, auf mich übertrage, als mein eigenes betrachte. Dann, als ich das Ende des Buches erreicht hatte, war es, als wenn nun dieſes fremde, von böſem Zauber in die tiefſte Unterwelt hineingeſtürzte Weſen ſich immer enger und enger an mich herandrängte, mich immer feſter und feſter umſchlöſſe, ſich in mein Innerſtes hineinwälzte, hineinwühlte, als wollte es mich zehrend durchdringen; dann trat plötzlich, mit allem Grauen der Hölle, die vernichtende Gewißheit hervor, daß ich, ich ſelber dieſes ſpukhafte Weſen ſei. Ich erinnere mich nur noch, daß ich ein unterdrücktes Geſchrei hörte; ich weiß nur noch, daß eine ungeheure Angſt mich forttrieb. Es ſchwebt mir dunkel vor, wie ich große Häuſer ſah, Waſſer, Sonnenſchein, ein Gewühl von Menſchen, und, wie von böſen Geiſtern verfolgt, fortflog. — Sie ſchwieg und ſchien von der Erinnerung angſtvoll ergriffen.

Sie waren plötzlich verſchwunden, ſagte Lindrup, als ich Sie und Ihren Vater ſo früh, wie es nur immer ſchicklich war, aufſuchte. — Wie natürlich, daß mein Vater nach einem Auftritte, der auf eine für uns peinigende Weiſe die allgemeine Neugierde auf uns zog, ſich zu entfernen wünſchte, ſagte Nanni. Mein Vater war ſehr früh nach dem Gaſthofe gegangen; er erfuhr hier, wie der Verwandte, als er nach meinem Verſchwinden erwachte, in das Zimmer trat; Thereſe, die noch nichts wußte, ſah ihn ängſtlich etwas ſuchen und ſehr erſchrocken in meine Kammer hineinſtürzen, als er es fand. Jetzt wurde ich vermißt. Seltſam genug hatte mich Niemand die Treppe herunterlaufen, keiner der Hausbewohner mich aus dem Hauſe herausſtürzen ſehen; aber bald kam die Nachricht von meiner Flucht, und der Verwandte verfolgte, ſorgfältig die noch verſammelten Menſchen ausforſchend, die Spuren derſelben. Was mein Vater mit ihm geſprochen hat, habe ich nie erfahren; ich habe ihn und ſeine Frau ſeit der Zeit nicht mehr wieder geſehen; aber Thereſe, die, als ſie meine Flucht erfuhr, ſelbſt in den furchtbarſten Zuſtand verfallen war, kam mit meinem Reiſegepäck, und wir reiſten ſogleich ab.

Man hatte mein Vertrauen auf eine entſetzliche Weiſe gemisbraucht, man hatte Thereſens Abweſenheit benutzt, und ſowohl in Düſſeldorf, als in den Städten, die wir durchreiſten, waren Zeugen herbeigerufen worden. Mein Vater hatte die wahre Lage, obgleich nicht in ihrem ganzen Umfange, geahnet; er wagte nicht, mir ſeine Vermuthungen mitzutheilen, da meine

Briefe ihn überzeugten, daß mir der Zuſtand meines Hellſehens völlig unbekannt war, und er gebot dem Verwandten, ſchleunig abzureiſen. Aber dieſer benutzte eben die Reiſe, um mit Muße theils Zeugen in mehrern Gegenden herbeizurufen, theils den Aufſatz auszuarbeiten. Er ſchrieb zwar an den Vater, aber dieſer wußte durch eine Zeit von mehrern Wochen nicht, wo ſeine Antworten uns treffen könnten. Aus meinem Briefe wußte er, daß der Verwandte über Hamburg reiſen wollte, und als ſeine Unruhe immer höher ſtieg, reiſte er dahin, wo er ſchon ſeit einer Woche unſere Ankunft ängſtlich erwartet hatte. Alle Anſtalten waren getroffen, um dieſe zu erfahren.

Sie ſind, lieben Freunde, vielleicht verwundert über den gewaltſamen Ausbruch jener Zerrüttung, die, dem Wahnſinne gleich, mich ſo plötzlich überfiel, da ich ſonſt ſelbſt großes Unglück ruhig ertrage. Aber eben dieſes innere, ſtille Wühlen eines tiefen Schmerzes, den ich mit aller Macht zu überwältigen ſtrebte, hatte eine Reizbarkeit erzeugt, die mich in die Gewalt dieſes Menſchen gab. Ich glaubte in der That lange, daß nur die ſtille Ruhe der leiblichen Kräfte, die in dem tiefen Schlafe ſo wohlthätig und ungeſtört wirken konnte, die Heilung allmälig herbeiführen würde. Aber mir waren die Extreme der magnetiſchen Erſcheinungen nicht unbekannt. In den Rheingegenden lebten eine Menge Menſchen, unter ihnen auch redliche, ja, vorzügliche Männer, die eine myſtiſche Offenbarung höherer Wahrheit auf dieſem Wege erwarteten. Sie glaubten meinen Vater gewinnen zu können, und obgleich er wünſchte, mich von dem verwirrenden Abgrunde finſterer Grübeleien zu entfernen, ſo konnte er doch nicht verhindern, daß ich Manches erfuhr. Jetzt fing dieſes an mich auf eine ängſtliche Weiſe zu beſchäftigen, und zwar immer mehr, je mehr eine leiſe Ahnung mir ſagte, daß man mir, was während des Schlafes geſchah, zu verbergen ſuchte. Aus den Träumen des gewöhnlichen Schlafes blieb Vieles in der Erinnerung zurück, was ich als aus jenem ſeltſamen Zuſtande abſtammend betrachtete; denn ich hatte erfahren, daß Fälle der Art wohl vorzukommen pflegen. Ich war nicht gewohnt, was mich auf eine ſolche Weiſe innerlich beſchäftigte, dem Vater zu verbergen. Seine Antwort beruhigte mich, aber trug vielleicht am Meiſten dazu bei, den fürchterlichen Zuſtand hervorzurufen, in welchen die Entdeckung mich verſetzte:

Liebe Tochter! Ob ſolche wunderbare Offenbarungen einer den Sinnen fremden Welt überhaupt möglich ſind? Ob der magnetiſche Schlaf ſie aus dem für das wachende Bewußtſein zu tief liegenden Abgrunde des

Geiſtes, wenn er ſich ganz in die leibliche Welt verſenkt, hervorzuzaubern vermag? Manches iſt hier räthſelhaft, Vieles höchſt ſeltſam und, was die Wiſſenſchaft davon zu halten hat, gehört nicht hierher. Aber glaube mir, Nanni, das Nachgrübeln in dieſer Rückſicht führt nicht weit, und das Nachforſchen, das unruhige, unheimliche Streben nach Entdeckungen auf dieſem Wege iſt frevelhaft. Wer aus dieſem Brunnen der Unterwelt Weisheit ſchöpfen will, der verſenkt erſt ſeine eigene Thorheit und hebt ſie dann, durch eine grauenhafte Täuſchung, als ein Geſchenk eines fremden Geiſtes wieder hervor. Entweder iſt es die einfache Thorheit des Forſchers, die ihn allein betrügt, wenn die Schlafende unwiſſend und unſchuldig iſt, oder die beiderſeitige Verirrung webt ſich nächtlich zu einer wechſelſeitigen Täuſchung zuſammen, die dann noch verwickelter, ſinnzerſtörender wird. — Es ruht allerdings hier eine Magie, die ſchwarze; frühere Geſchlechter ſcheinen ihrer Gewalt preisgegeben geweſen zu ſein, und wie dieſe zu einer ſo mannigfaltigen Welt der Täuſchungen, des Aberglaubens ſich hat ausbilden können, das iſt mir wenigſtens bis jetzt eben ſo räthſelhaft, wie der nächtliche Urſprung ſelbſt. Wir aber ſollen uns abwärts wenden von dieſer verſchloſſenen Welt; uns ruft nur ein Myſterium, das lichte, helle, heitere des Tages, das Myſterium der ewigen Liebe; dieſes durchſtrömt das Leben in allen Richtungen, es lehrt die Natur durchſchauen, es heiligt das Tagewerk unſerer Hände, hebt alle Verhältniſſe des Lebens, es giebt dem Forſchen die Weihe, dem Handeln den Segen und Allem eine fröhliche, fortſchreitende Richtung, die den Gang der Geſchichte beſtimmt; es führt dieſe ihrem Ziele entgegen, wie eine jede Seele über den Tod dem ihrigen, daß ſie ſich entfalte, da, wo die Liebe der Mittelpunkt, die Sonne des Lebens iſt. Wenn dieſer Tag zu grauen anfängt, bei dem erſten ängſtlichen Schrei der kaum dämmernden Seele, ziehen die böſen Geiſter ſich zurück, wie bei dem Hahnenſchrei, und wenn die Morgenröthe hervorbricht, die herannahende Sonne verkündigend, dann verbergen ſie ſich, ohnmächtig drohend, in den tiefſten Abgrund des Gemüths. Aber der Tag trägt, wie das Höchſte und Tiefſte, ſo auch das Nächſte; er faßt, erhöht den Verſtand, trübt ihn nie, er hebt die höhere Vernunft, verdrängt ſie nicht. Laß uns in ſeinem Schutze leben und die verwirrende Nacht fliehen. —

Eben trat Flinthough ſelbſt mit einigen Freunden herein. Es waren chriſtliche Männer von der redlichſten Geſinnung, die er ſehr hoch achtete, obgleich ſie mit ihm ſelten ganz zufrieden zu ſein ſchienen. Er ſchien ihnen in einer zu großen Gemeinſchaft mit der Welt, auch innerlich, zu leben; ſeine Anſicht, als wenn das Treiben der Kunſt und Wiſſenſchaft als ſolches, in ſeiner reinen Eigenthümlichkeit, als wenn die innere Liebe, die uns zu ſolchen Beſtrebungen hinzieht und alle Kraft des Geiſtes in angeſtrengte Thätigkeit ſetzt, ſelbſt ein eben ſo heiliges Geſchäft ſei, wie die unmittelbare Beſchäftigung mit dem Heiligſten, wollten ſie keinesweges theilen, und Flinthough hatte es dulden müſſen, daß man ihn ſelbſt als einen Feind aller Kunſt und Wiſſenſchaft ausſchrie, weil er ſeine Liebe und Achtung für ſolche Männer nicht verbarg, obgleich er ſich oft und nicht ſelten warm mit ihnen ſtritt.

Flinthough ſah ſeine Tochter ungewöhnlich bewegt und erfuhr die Urſache. Zu den Seltſamkeiten unſerer Tage, ſagte er, gehört auch der Verſuch, das Hellſehen und beſonders die Gewalt des Magnetismus als Gegenſtand der Poeſie zu betrachten. Dieſe armen Menſchen, wenn ſie ſich ſo abmühen, etwas ganz Außerordentliches hervorzubringen, haben oft mein Mitleiden erregt. Am Lächerlichſten erſchien mir aber ein Ausdruck, mit welchem man ſchwerlich irgend einen klaren Begriff verbinden kann. Wir haben alle gehört, wie ſie beſonders behaupten, der Erfolg der magnetiſchen Manipulationen beruhe vorzüglich darauf, daß man ſeinen Willen fixire. Nun kann aber der ſtarke Wille wohl eine beſtimmte Richtung erhalten, aber er äußert ſich, obgleich er immer der nämliche bleibt, und zwar deſto unveränderlicher, je ſtärker er iſt, immer nur unmittelbar in einer beſtimmten innern oder äußern That, geht von einer zur andern über; hier aber ſoll der nackte Wille hervortreten in's Blaue hinein, und dann eben ſoll er Wunder thun. — Die beſten Magnetiſeurs ſind, glaube ich, die ſtarken, geſunden, die eben von gar keinen Gedanken gequält werden.

Das Gebet, erwiederte Arnold, einer der ihn begleitenden Freunde, iſt ohne allen Zweifel das Wirkſamſte und vermag zu jeder Zeit Wunder zu bewirken.

Gewiß, antwortete Flinthough, wenn es rechter Art iſt, und dann möchte ich es faſt Weiſſagung des nächſten Erfolges nennen; es iſt der lichte Blick der erleuchteten Seele, welche uns dasjenige, wenn auch nicht mit völliger Klarheit, ſo doch wie in einem Spiegel ſchauen läßt, was auf dem höchſten Standpunkte der ewigen Liebe das Wünſchenswertheſte iſt, und das trifft immer ein, mag es zum Leben oder zum Tode führen. Sie brachten mir, lieber Arnold, geſtern ein paar kleine Schriften; es war die Erweckungsgeſchichte eines Milchmädchens und die Bekehrung eines Schiffskapitains, der auf ſeinem Sterbebette, von der ganzen

Mannſchaft verlaſſen und nur von dem Schiffsjungen freundlich gepflegt, von einem ruchloſen, liebeleeren Leben erwachte und ſich an den Heiland wandte. Beide Geſchichten ſind ſehr gut geſchrieben, mit einer Innerlichkeit des Gefühls, mit einer tiefen Gewalt der Sprache, durch welche ſie in der That, ſelbſt als Kunſterzeugniſſe, einen nicht unbedeutenden Werth erhalten.

Wie können Sie hier von dieſem durchaus untergeordneten Werke reden? unterbrach ihn Arnold; nicht von der eiteln Kunſt iſt die Rede, wenn das Heiligſte gefördert werden ſoll.

Sie wiſſen, erwiederte Flinthough, daß ich nicht dieſer Meinung bin. Die ſchönſte Kunſt genügt mir freilich nicht, wenn ſie zur Darſtellung deſſen, was höher liegt, als alle Kunſt, angewandt wird. Aber ich glaube, daß jene hohen Gaben, die zur Verherrlichung des Irdiſchen dienen, ja, dieſem oft eine über das Irdiſche reichende Bedeutung geben, eben dazu da ſind, daß ſie geweiht werden ſollen durch die ewige Liebe, ihr dienend, und ich war niemals der Meinung, daß eine geringe, pfuſchende Darſtellung eben gut genug für das Höchſte und Heiligſte ſei. Ich erinnere mich jetzt, daß Sie mir neulich einige Gedichte mittheilten.

Sie mögen ſehr gut gemeint ſein, aber ſie waren herzlich ſchlecht.

Arnold ſchien verletzt.

Zürnen Sie nicht, fuhr Flinthough fort. Glauben Sie mir, manche Gegner würden den Glauben nicht beſtreiten, wenn nicht ſo viele Unreife ſich zudrängten, die mit großem Ungeſchick Reden und Aufſätze und Gedichte in Unzahl zu Tage fördern, deren barbariſche Sprache und verworrene Darſtellung eben durch die Frömmigkeit entſchuldigt ſein ſoll. Dieſe guten Menſchen pflegen nicht ſelten ſich als durch den Geiſt berufen darzuſtellen. Aber gewiß, das Erſte, was der Geiſt in dem Menſchen bewirkt, iſt Selbſterkenntniß, die nie ihre Schranken übertritt, und diejenigen, die von ihm wahrhaft berufen ſind, werden zu dem, wozu er ſie brauchen will, jederzeit die geſchickteſten ſein. — Arnold ſchwieg. — Wir kamen von jenen Schriften ab, fuhr Flinthough fort. Sie ſind in der That kunſtreich, ſie haben dichteriſchen Werth, und ich zweifle gar nicht, daß ſie hier und da eine ſehr gute Wirkung hervorrufen. Aber dennoch finde ich Fiktionen der Art immer bedenklich.

Fiktionen? fragte Arnold erſtaunt. — Und Sie glauben an die buchſtäbliche Wahrheit dieſer Erzählungen? Sie meinen, es habe ſich dieſes Alles wirklich ſo, wie es hier erzählt wird, zugetragen? fragte Flinthough, wie es ſchien, nicht weniger erſtaunt.

Ja, ich glaube es, rief Arnold mit Wärme; ſo vermag kein Menſch zu dichten; nur das Erlebte kann mit einer ſolchen Gewalt uns anſprechen, und ich würde eher an einer äußern Geſchichte, deren Verhältniſſe mir alle bekannt wären, zweifeln, als an einer ſolchen, die das höhere, das innere Gepräge der Wahrheit trägt.

Lieber Freund, antwortete Flinthough, hier haben Sie im Sinne der tiefer denkenden, der beſſern Katholiken geſprochen, und hier haben Sie den reinen Urſprung aller Legenden. In der That, ſolche Erzählungen ſind proteſtantiſche Legenden und nichts Anderes. Es iſt freilich ein innerlich Erlebtes, was dargeſtellt wird; ohne ein ſolches iſt ja jede Dichtkunſt nichtig. Aber ſagen Sie mir, ſind es die Konfeſſionen des Milchmädchens, die wir unmittelbar erhalten, oder iſt es nicht viel wahrſcheinlicher die Darſtellung eines chriſtlichen Gemüths, welches aus vielen fremden und eignen innern Erfahrungen dieſes zuſammengedrängte, reinlich gezeichnete Bild erſchuf, das uns ſo ſehr entzückt? Und nun der Schiffskapitain in einer Kajüte; mit einem völlig ungebildeten, zwölf- oder vierzehnjährigen Knaben, deſſen kindliches, jetzt tief bewegtes Gemüth durch ſeine naiven Aeußerungen uns rührt und erſchüttert, überlebt der Sünder den furchtbaren Kampf, fühlt ſich erleichtert, der Erlöſer erſcheint ihm, und er ſtirbt. Wer iſt nun der Berichterſtatter? Sollen wir nun, nach einer ſolchen Erzählung, die leibliche Erſcheinung des Erlöſers glauben? Und wodurch unterſcheidet ſich dieſe von den katholiſchen Legenden? Wahrlich in nichts.

Während dieſes Geſprächs waren Nanni und Lindrup mit Burow an das Fenſter getreten. Beide hatten jetzt faſt einen Monat mit einander zugebracht und waren ſich immer näher getreten. Lindrup fühlte, daß er nicht ohne Nanni leben könne, ſie ahnten ihre wechſelſeitige Liebe, aber ſie wagten kein Geſtändniß, Flintbough nahm das keimende Verhältniß wahr und liebte den offenen, graden, tüchtigen Lindrup zu ſehr, um ſeiner Liebe entgegen zu ſtehen. — Sie haben heute zuerſt, theuerſte Nanni, ſagte Lindrup, jenes Ereigniß erklärt, welches mir das Glück verſchaffte, Sie kennen zu lernen, mir das Recht gab, Ihnen jetzt näher zu treten. Sie ſchienen vor mir zu fliehen. Wie oft glaubte ich die Spuren zu verfolgen, und plötzlich waren Sie verſchwunden. — Es war ſeltſam genug, erwiederte Nanni; wir ſuchten Julius, er uns, und noch iſt ja dieſe Verwirrung nicht gelöſt. Sie kamen nach dem fränkiſchen Städtchen. Nie waren Sie uns näher auf der Spur. Regenſtein ſagte Ihnen, daß wir nach W††† reiſten. Sie folgten uns und fanden uns doch nicht. Als wir nach W††† kamen, war Julius noch nicht von ſeiner Gebirgsreiſe zurück. Wir wunderten uns, ja, Eliſe war höchſt unruhig. Da erhielten wir einen Brief von Julius. Ein genauer Freund, der ihn auf der Reiſe begleitete, war in ein Duell verwikkelt worden. Julius konnte es nicht ausſchlagen, ſeinen Freund als Sekundant zu begleiten. Der Gegner war ſehr gefährlich verwundet worden, und Julius und ſein Freund mußten ſich verbergen. So erfuhren wir ſpät ſeinen Aufenthalt. Wir wollten ihn da aufſuchen, aber er konnte es nicht vermuthen; als wir hinkamen, war er fort. In der Zeit war der Verwundete geheilt, die Sache war unterdrückt. und er hoffte uns in W††† zu finden. Sein verborgener Aufenthalt war aber in dem Sächſiſchen, nicht weit von Berlin. Dahin mußte mein Vater reiſen, und auch Julius, der vor ſeiner Abreiſe nach Rom in Düſſeldorf eine Anſtellung in preußiſchen Dienſten angenommen und als Beamter dieſes Staates auf Urlaub gereiſet war, mußte nach einer ſo langen Abweſenheit nach Berlin kommen. Wir kamen, wie Sie wiſſen, hier an und erwarten ihn noch. — Was brachte Sie dazu, lieber Lindrup, ſagte Antonie, die ſich während des Geſprächs genähert hatte, einen Mann, den Sie nur ein Mal geſehen hatten, mit ſolchem Eifer zu ſuchen? Lindrup und Nanni geriethen beide in die größte Verlegenheit, ſie errötheten und entfernten ſich ſtillſchweigend. Nein, dieſe Scheu, ſagte Burow, geht doch faſt zu weit. Und mir erſcheint er eben dadurch recht liebenswürdig, antwortete Antonie; Du warſt kühner, daran erinnere ich mich wohl. Und alſo nicht ſo liebenswürdig? Ei, ein offenherziges Geſtändniß! antwortete Burow, indem er ſeine Frau umarmte.

Was ſoll ich anfangen? dachte Julius, der, von dem Marqueur begleitet, ſein Zimmer in dem goldenen Adler, wo er abgeſtiegen war, aufſuchte, was ſoll ich anfangen? Es iſt neun Uhr, Flinthough ſo ſpät am Abend aufzuſuchen, iſt unmöglich, da ich mich erſt nach ſeiner Adreſſe erkundigen muß, ſchlafen kann ich auch nicht. Marqueur, ſagte er und wandte ſich an dieſen, giebt es keine Zerſtreuung, keine öffentliche Beluſtigung, an welcher ich noch heute Abend theilnehmen könnte? Ei freilich, gnädiger Herr! antwortete dieſer, und da kommt der Zufall Ihnen ſehr zu ſtatten. In dem Koncertſaal des Schauſpielhauſes iſt heute ein großer Ball; Sie ſehen den König und die ganze königliche Familie da. Ein fremder Herr, der ein Billet hat, iſt plötzlich unwohl geworden, und ich zweifle nicht, daß er ſich ein Vergnügen daraus machen wird, Ihnen ſein Billet abzutreten. — Wohl, ſagte Julius und ließ ſich zu ihm führen. Es war ein junger Mann, den er ſchon kannte; er nahm das Billet, zog ſich an und eilte auf den Ball.

Er trat in den glänzend erleuchteten, anmuthigen, faſt zauberhaften Saal; alle Räume waren gedrängt voll. Faſt betäubt drängte er ſich durch die Maſſe, und um nicht müſſig zu ſtehen, wagte er es, eine Dame aufzufordern. Als der Walzer zu Ende war, ſuchte er ſich durch die Menge der Zuſchauer Platz zu machen und trat dabei einem Nebenſtehenden auf die Füße. Dieſer redete ihn zornig an. Ich bitte um Verzeihung, antwortete Julius; aber der Getretene, ein hoher, ſchlanker Mann, wollte ſich nicht beruhigen, er fing an laut zu werden. Julius wurde nun auch heftig und bat ihn flüſternd, einen ſchicklichern Ort zu ſuchen. Herr von Rohrſtock, ſagte ein Offizier, der ſich näherte. Sie werden zu laut, Sie erregen Aufmerkſamkeit. Herr von Rohrſtock? rief der erſtaunte Julius. Nach einigen Auseinanderſetzungen erkannte Rohrſtock in dem jungen Manne, von welchem er ſich beleidigt glaubte, den Geliebten ſeiner Schweſter, und ſo erfolgte ſchnell die Verſöhnung. Eliſe, ſagte Rohrſtock, hat ſich überreden laſſen, dieſen Ball mit Flinthough und ſeiner Tochter zu beſuchen. Sie iſt hier? rief Julius; um Gottes Willen führen Sie mich zu ihr. Sie ſuchten gemeinſchaftlich, und eben ſah Julius, wie Eliſe einem Mann die Hand zum Tanze reichte. Der Walzer fing an, der Ungeduldige mußte warten, bis er geendigt war. Aber das Mädchen walzte nur ein Mal, obgleich Julius den leichten, anmuthigen Tanz, der allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, mit Entzücken betrachtete. Sie werden mir verzeihen, ſprach ſie leiſe, als ſie ihren Platz erreicht hatte, dicht vor Julius ſtehend, verzeihen Sie, mein Herr, ich habe ſeit zwei Jahren nicht getanzt, der Walzer, ich merke es, greift mich an, und ich muß Sie bitten, mir das fernere Tanzen gütigſt zu erlaſſen. Der Tänzer verneigte ſich verbindlich und verließ ſie. Sie drehte ſich um — und vor ihr ſtand Julius. Sie ſtarrte ihn an; ſie wußte nicht, ob ſie ihren Augen trauen ſollte. Julius, ſchon mehr vorbereitet, zog ſie ſtill weg, damit ſie nicht die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich zögen. Folgt mir, ſagte Rohrſtock; ich weiß, wo ich Flinthough finde. Mit vor Freuden klopfendem Herzen erſtiegen ſie die breiten, großartigen Stufen, die, frei in den Saal hineintretend, nach den Gallerien führen. Hier, in einer Vertiefung, die einen eigenen Saal bildet, ſaß Flinthough mit Regenſtein, Nanni und Lindrup an einem Tiſche, vor ſich Wein und eine Mahlzeit. Der kleine Tiſch ſtand in einer Ecke. Flinthough, Regenſtein und Nanni geriethen in frohes Erſtaunen, als ſie Eliſe, von Julius begleitet, erblickten. Aber auch hier veranlaßte die aufgeregte Welt, die ſie umgab, einen Auftritt, der neue Verwunderung erregte. Das bunte, muntere Gewühl um ihn herum, die Muſik, der feenhafte Glanz verſetzte Lindrup in eine eigene Stimmung; das Geſtändniß ſeiner Liebe flog, wie wider ſeinen Willen, über ſeine Lippen, Nanni, offen und frei, verbarg ihre Neigung nicht. Es war ein ſchon lange ſtillſchweigend geſchloſſenes Bündniß, welches jetzt laut ward. Sie wußten ſchon früher, daß ſie ſich gegenſeitig liebten, und als nun Flinthough ſeine Freude über Julius glückliche Ankunft äußerte, als Regenſtein und Nanni ihn freudig begrüßten, beſchloß der aufgeregte Lindrup, jetzt, in dieſem ſchon gefeierten Augenblicke, ſich auch dem Vater anzuvertrauen. Wohl bewegt ſich eine bunte Welt um uns, ſagte er, aber ſtehen wir nicht einſam in ihrer Mitte? Zu ſehr iſt ein Jeder mit ſich und ſeinem engen Kreiſe beſchäftigt. Nur das allgemeine Gefühl der Luſt geht von Allen auf einen Jeden über. Er wagte ſich dem Vater zu nähern; er geſtand ihm, daß er der Tochter ſeine Neigung entdeckt, die Verſicherung der Gegenliebe erhalten habe. Segnen Sie uns, Vater, ſagte er, und Flinthough fügte ſtill ihre Hände ineinander. —

In der That, ſagte Regenſtein, leichtſinniger kann kein Roman ſchließen, als dieſer. Der Inhalt ſo düſter, Verirrungen, die das Heiligſte angreifen, bilden den Kern, und hier, mitten unter dem Volke, wie auf offenem Markte, unter Muſik, Geſang und Tanz löſet ſich Alles auf die luſtigſte Weiſe von der Welt auf. — Und warum nicht, lieber kritiſcher Freund? fragte Flinthough; warum ſollen nicht in der Mitte einer Luſt, die wenigſtens von unſerer Seite eine unſchuldige iſt, durch die anregenden Wogen der Freude, wie durch ein leicht wehendes Abendlüftchen hier — er ergriff Eliſens Hand — die Früchte einer ſchwer geprüften Liebe ſich abſchütteln, und hier — er blickt die Tochter an — die ſchwellende Knoſpe einer neuen ſich aufſchließen? Wirkt doch dieſer Zauber tief in mein innerſtes Leben hinein. Faſt ein Vierteljahrhundert iſt verfloſſen, ſeit ich aus meinem fernen Vaterlande nach Deutſchland kam. Wie Vieles habe ich erlebt und gelitten, Freude und Schmerz getragen in dieſer langen Zeit. Und dieſer Augenblick trennt mich von Deutſchland, von Euch allen, die Ihr mir ſo lieb ſeid; denn wenn die Liebenden ſich gefunden haben würden, wollte ich Deutſchland verlaſſen.

— —

Flinthough und Nanni waren in Hamburg angekommen; ſie erwarteten Lindrup, der einen Umweg gemacht hatte, einen Freund zu beſuchen. Beide brachten einen fröhlichen Abend bei dem Kaufmanne zu, der die arme Nanni in dem verhängnißvollſten Moment ihres Lebens aufgenommen hatte. Ein Wagen hielt vor der Thür, und Lindrup ſtieg aus. Der Wirth empfing ihn. Ei, rief die liebenswürdige, freundliche Frau, ſehen wir den Herrn wieder, der uns ſo plötzlich verließ? Ich habe Euch beide damals errathen und daher auch jetzt erwartet, ſagte ſie, indem ſie mit Rührung Nanni umarmte; ich ſah ſeine Liebe, ich ahnte die Ihrige in dem erſten Augenblicke der Entſtehung. —

Flinthough reiſte mit ſeiner Tochter nach Norwegen. Er wollte die alten Freunde aufſuchen. Ob er dort bleiben würde, war noch nicht beſtimmt. Seine unabhängige Lage ſetzte ihn in den Stand, ſeinen Aufenthalt frei zu wählen. Lindrup widmete noch ein Jahr den Studien in Berlin; dann ſuchte er die Geliebte in Norwegen auf.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Zwölftes Bändchen.

Universitäts-
München
Bibliothek

Novellen

von

Henrich Steffens.

Gesammt-Ausgabe.

Zwölftes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.
1837.

A D
BIBL. UNIV.
BONAC.

Die

vier Norweger.

Ein Cyclus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Sechſte Novelle.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die vier Norweger.

Sechste Novelle.

Du glaubſt alſo, Freund, daß dieſes Kapital verloren geht? ſagte Thorſtein. Ich ſehe nicht ein, wie es zu retten iſt, erwiederte Thaulow der Aeltere, und wir können uns glücklich preiſen, daß bei einer Unternehmung, die ſo augenſcheinliche Vortheile verſprach, keine größere Summe gewagt worden iſt. Ich bedaure es nur, ſagte Thorſtein, weil die Aufnahme des alten, verlaſſenen Kupferwerks, auf welche Dein Bruder ſo große Hoffnungen baute, dadurch gelähmt wird. Ich wünſchte redliche und verarmte Bergleute, die leider in zu großer Menge feiern müſſen, in Thätigkeit zu ſetzen; ich hoffte einen ſtillen, arbeitſamen, religiöſen und ſittlichen Kreis zu bilden, der allmälig jene fatale, verdorbene Klaſſe herumſtreifender Hauſirer erſetzen ſollte, die, eine Peſt für die Gegend, ganze Gemeinden in gleiche Verworfenheit hinabzuziehen vermag, und die ich mit aller Anſtrengung zu verdrängen ſuche. — Wir müſſen hoffen, erwiederte der Kaufmann, daß uns auf eine andere Weiſe erſetzt wird, was hier verloren geht. Aber leider habe ich eine andere, für Deine ganze Kolonie unangenehmere Nachricht erhalten. Sven Thor kann jetzt jeden Augenblick erwartet werden. Er iſt entſchloſſener, als je, ſeine Odelsrechte in Anſpruch zu nehmen, und will von einem Vergleich, ja, auch nur von einer Entſchädigung für die Verbeſſerungen, die ſein väterliches Erbe in Roſſings Händen erhielt, nichts wiſſen. Ich gebe die Kaufſumme, ſchreibt er, und fordere das Gut. — Haben wir dieſes Unglück doch ſchon ſeit langer Zeit erwarten können, erwiederte Thorſtein. Und ſo ſehe ich nun, nach funfzehnjähriger Arbeit und Mühe, und eben, als ſo manche Schwierigkeit glücklich überwunden war, eine reiflich überdachte, von allen Seiten befeſtigte Unternehmung in ihrem innerſten Weſen erſchüttert. Doch läugnen wir's nicht, es wäre eine große Thorheit, in irdiſchen Verhältniſſen auf irgend etwas Bleibendes zu rechnen. Noch kennen wir den Mann nicht, der nach langer Abweſenheit auf eine ſo ungeſtüme Weiſe ſein Recht in Anſpruch nimmt; aber ſo ſtörend ſeine Forderungen für uns auch ſein mögen, ſo läßt ſich doch Manches zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, und ſollte das Schickſal wirklich einen ſtorrigen, rohen Menſchen in unſere Mitte bringen, ſollte Roſſing genöthigt werden, ſich von uns zu trennen, ſo müſſen wir dennoch verſuchen, die Trümmer der zerſplitterten Gemeinde, wie wir es vermögen, zuſammen zu halten. Wenn menſchliche Unternehmungen, die nach Jahren mühevoller Arbeit gediehen ſind, die Vieles verſprachen, und die durch eine ſchöne Blütenzeit eine freudige Theilnahme ſelbſt der bloßen Zuſchauer erregten, verfielen und uns nur die wehmüthige Erinnerung einer kurzen, ſchnell vorübergehenden Zeit zurückließen, dann waren es nicht immer Unfälle, die ſie zerſtörten; nicht ſelten war es der Verdruß, der Mismuth, die ein ſolches Werk, als es erkrankte, nicht mit der nöthigen Sorgfalt pflegen mochten. Wir ſehen es dann nur als unſere Schöpfung an; daß es dem Unſinn erlaubt iſt, das reiflich Erwogene zu zerſtören, daß veraltete Rechte dem lebendigen hemmend entgegentreten, das iſt es, was uns kränkt. Die verletzte Selbſtſucht findet keinen Troſt, weil ſie keinen will, weil ſie nicht die Unternehmung ſelber liebt, ſondern nur die Art und Weiſe, wie wir ſie bisher geleitet, gefördert, zum Gedeihen gebracht. Erkennten wir, daß, was Geſchick und Glück unſern Händen für eine heilſame Entwickelung anvertraute, nicht unſer Werk iſt, betrachteten wir es mit religiöſer Hingebung als eine Gabe, liebten wir es wie ein Kind, dann würde die Gefahr nicht abnehmen, ſondern wachſen, dann ſäßen wir, ſorgenvoll zwar, aber nicht hoffnungslos, an dem Krankenbette und hielten den Glauben feſt, ſo lange noch die Spur des Lebens dawäre, und begrüben nur die Todten, verließen nicht unwillig die Erſchöpften, die Ermatteten. Oft habe ich mir dieſes in dieſer letzten, drohenden Zeit ſagen müſſen. Es iſt ſchwer, jene ſchöne Entſagung zu erringen; ſie iſt die rechte, die ächte Frucht des Glaubens. Immer von Neuem fand ich mich verletzt, wenn das, was ich Unvernunft nennen mußte, plötzlich mir ſtörend entgegentrat, wo ich von allen Seiten ein ſchönes Werk gedeihen ſah, und doch, wenn in der Fülle der Geſundheit blühend, hoffnungsvoll, aller Liebe ſchöne Knospe entwickelnd, der Knabe durch eine zufällige rohe Verletzung an den Rand des Grabes gebracht wird, wenn ein Stein den Kopf trifft, iſt da der Widerſpruch zwiſchen jenem harmoniſchen, leiblich und geiſtig ſich entfaltenden Leben und dieſer rohen mechaniſchen Gewalt nicht noch ſchreiender? Darf ich mein unvollkommenes Werk vergleichen mit dieſem Abgrunde bedeutſamer Abſichtlichkeit, die in der Tiefe der Natur, wie aus verborgenen Quellen, eine eigene reiche Welt ſchöpferiſch, hoffnungsvoll, ſegensreich hervorhebt? Aber da hält uns der Glaube, da iſt es klar, daß wir als Wächter hingeſtellt ſind, das Gefährdete zu wahren, nicht als Schöpfer, die das Eigene willkürlich aufgeben dürfen. — Gott wird Dir die Entſagung erlaſſen, Du wirſt das kranke Kind pflegen, und es wird nicht ſterben, ſagte Thaulow gerührt. Der alte herrliche Vater ſah es blühen, es war ſeine ſchönſte Hoffnung. — Ja, von Rechtswegen heißt die Beſitzung Naelsro *), erwiederte Thorſtein. So lange der alte, vielgeprüfte Greis in unſerer Mitte lebte, gelang uns Alles, es war, als wenn ſeine Nähe ein Segen wäre. Wie oft habe ich den Alten, von ſeiner leidenden Frau begleitet, von Klara geſtützt, durch ſein bloßes ruhiges Erſcheinen die unwilligen Gemüther beſiegen ſehen, und was weder Gründe, noch Aufopferung von meiner Seite vermochten, das richtete er durch ſein mächtiges Anſehen aus. Es war uns vergönnt, ihm eine ſolche Ruheſtätte zu bereiten, Zeugen ſeiner letzten Tage, ſeines verklärten Daſeins, ſeines ſchönen Todes zu ſein, und die Erinnerung an dieſe ſchöne Blütenzeit unſeres Lebens und Wirkens, als deſſen herrlichſte, ja, geſundeſte Mitte uns nicht eine blühende Jugend, ſondern ein hinwelkender Greis erſchien, giebt unſerm Streben erſt den rechten, ächten Sinn und wird die ſchönſte Hoffnung nicht abſterben laſſen, ſollten auch die Hüllen verwelken, nachdem der Kern reif geworden iſt. —

---

*) Naelsruhe.

Mein Bruder iſt alſo noch nicht von ſeinem Streifzuge nach dem höchſten Norden zurückgekommen? fragte Thaulow. — Noch nicht, ſagte Thorſtein, aber wir erwarten ihn. Er will noch die wüſten Gegenden unſerer Rieſengebirge beſuchen, und ich habe nicht gewagt, ſeiner Frau etwas von dieſem kühnen Unternehmen zu ſagen. Er will verſuchen, ſo tief, als möglich, in die Gletſcher von Juſtedal und Horrungen einzudringen, nicht ganz ohne Furcht begleitet ihn die beſorgte Liebe auf dieſer verwegenen Fahrt. — Ich habe, antwortete der Bruder, keine ſo große Furcht. Er iſt mit der wildeſten Gebirgsnatur vertraut, und findet Richtung und Ausweg, wo jeder Andere nur verwirrende, irreleitende Verſchlingung ſieht. Gegründeter iſt unſere Sorge wegen Roſſing, deſſen ganzer Beſitz mit der Vernichtung bedroht wird. — Ich bewundre ihn, erwiederte Thorſtein; er hängt an Allem, was er in ſeinem ſtillen Sinne beſchloſſen hat, er ſorgt für jeden Theil ſeiner Arbeit, als wäre ſie für die Ewigkeit. Soll ich dem frühern Beſitzer und ſeinem Rechte weichen, ſagte er, ſo ſoll er mich auf die nämliche thätige Weiſe in heiterer Wirkſamkeit finden bis auf den letzten Augenblick. Wenn ich die Knaben, wenn Elſe die Mädchen auseinander gehen läßt, als ſollten ſie den Tag darauf wiederkommen, wenn an den Häuſern, in den Werkſtätten nach der gewohnten Weiſe gearbeitet, jede Zeichnung mit Ruhe ausgeführt wird, und er nun hereintritt in dieſe geſunde, friſche Welt, dann will ich doch ſehen, ob er das Herz hat, ſie zu zerſtören. Will er es, nun wohl! Dann werden wir einen Platz finden, klein zwar, mühſam, aber der friſche Kern wird ſich in den Gemüthern erhalten, bis er durch mich oder einen Andern einen guten Boden findet. — Der gute Roſſing, ſagte Thaulow, er lebt in der Phantaſie. Wie ich ihn kenne, hat ſelbſt dieſes Unglück einen Reiz für ihn; er malt ſich Alles aus, die ſteigende Begeiſterung, je mehr die entſcheidende Stunde heran naht, und wie dann dieſe ſiegen wird. Unſer Gegner ſieht das Recht mit ſeiner rohen Gewalt immer näher dringen; er ahnet keinen Widerſtand, er glaubt ſich ſicher im Beſitze; da tritt die unbekannte Göttin hervor, behauptet ihre Rechte, und der vermeinte Sieger ſteht waffenlos da. Ob er die nämliche Faſſung behalten wird, wenn die rohe Wirklichkeit da iſt, wenn der Sieger ſeine Göttin gar nicht wahrnimmt und mit plumpen Fußtritten das zarte Gewebe ſeiner Träume zertritt? — Ich theile Deine Furcht, Freund, aber ich mag, ich geſtehe es, ſeine heitern Hoffnungen nicht ſtören. — Du weißt doch, daß wir Flinthough erwarten? — Ich habe einen Brief erhalten, erwiederte Thautow, ein paar Zeilen nur; er will von Hamburg aus hierher reiſen. Ein Lord Norton mit ſeiner Gemahlin will unſere nördliche Gebirgsgegend beſuchen. — Wir wollen den alten Freund erwarten, ſagte Thorſtein. Wenn er da iſt, ſind wir alle vereinigt. Wir übrigen behielten auch im Alter den frohen Sinn, das friſche Vertrauen, den freien Blick, der Welt und Menſchen und Verhältniſſe nicht aus einem engen Standpunkte, ſondern aus ſich ſelber zu faſſen ſucht. Iſt er uns fremd geworden? Hat die religiöſe Richtung nicht die Würde geſtört, die den liebenden Sinn mit zarten Faſern in ein redlich ſtrebendes Gemüth verſenkt? Manches habe ich gehört, Manches, was ich vernahm, erzeugt bange Ahnungen. Doch er ſoll uns herzlich willkommen ſein. Geiſter, die einſt ſich erkannten, müſſen ſich vertrauen. Ganz entfremdet iſt er uns gewiß nicht. Daß er jetzt kommt, da ſo viele Sorgen ſich um uns zuſammenziehen, iſt mir ſeinetwegen nicht lieb; und doch, wer weiß, ob er uns nicht bringt, was uns fehlt, was wir uns ſelbſt nicht zu geben vermögen?

Die beiden Freunde hatten, was ſie gemeinſchaftlich auszuführen dachten, überlegt. Thorſtein, im Beſitz eines großen Vermögens, ſuchte eine Stelle für eine erfolgreiche Thätigkeit. Wenn ich, ſagte er, überlege, wie einfach die Verhältniſſe meines Vaterlandes ſind, wie rein die friſche Natur eines hochbegabten Stammes ſich erhalten hat, wie Gott uns Mittel vergönnt, hier auf einem ergiebigen Boden, von den zerſtörenden Stürmen wilder Meinungen entfernt, ein ſtilles Werk zu beginnen, wer würde ein ſo ſeltenes Glück nicht benutzen? Er wählte eine Gegend am Sognefiord, dem kühnſten und großartigſten aller norwegiſchen Meerbuſen. Hier findet man erweiterte Thäler, wenig über die Meeresfläche erhöht, von bedeutendem Umfang und von den rieſenhafteſten Bergwänden umſchloſſen. Sie bilden wahre nördliche Treibhäuſer, gegen die meiſten Stürme, gegen den Einfluß des naheliegenden Polarkreiſes beſchützt. Hier ſieht man ſehr fruchtbare, mit Aeckern und Bäumen bedeckte Ebenen, in welchen man ſchon im April, ja, nicht ſelten im Märzmonate ſäet und in der Mitte des Julius erntet. Hier ſcheint die wildeſte, furchtbarſte Natur nur dazu beſtimmt, den feſten Schutz für einen geheimen Schatz abzugeben, den Niemand ahnet. Und in einer ſolchen Gegend, in welche das wilde Leben der Zeit ſo wenig einzudringen vermag, wie die tobenden Stürme, ward ſchon vor funfzehn Jahren eine Beſitzung gekauft, erweitert, gegen mäßige Preiſe an tüchtige Bauern verkauft, und eine Kolonie gegründet. Ein großer Theil der Kapitalien wurde aus dem Handel gezogen und hier angelegt.

und ſelbſt die unglückliche Zeit des Krieges ſtörte das Unternehmen nicht merklich. Van der Nael hatte eine Kommandite in London, die ſich, als der Krieg ausbrach, trennte und völlig unabhängig handelte. Als der Krieg beendigt war, zeigte es ſich, daß dieſes Handelshaus, ohne mit Norwegen in irgend einer Verbindung zu ſtehen, bedeutend gewonnen hatte. Thorſtein fand, als er aus Deutſchland zurückkam, Roſſing verheirathet und gewann ihn, der bis dahin eine Stelle bekleidete, die für ihn keinen großen Reiz hatte, leicht für ſeinen Plan. Aber erſt bereiſten ſie noch Frankreich und Italien, von den Frauen begleitet. Sie kamen zurück, zogen nach der ſtillen Gegend, in welcher wir ſie finden, und wo der alte van der Nael ſeine letzten Jahre zubrachte. Dort blieben ſie, bis der Krieg beendigt, Norwegen als ſelbſtſtändiger, freier Staat mit Schweden verbunden war; dann bereiſten ſie noch England, eine Reiſe, die ihnen beſonders wichtig ſchien. Thorſtein traf ſeinen Freund Gerhard, eben im Begriff, nach Hannover zurückzukehren.

Jetzt trennte ſich Thorſtein wieder von Thaulow, der, ſchon weit im Alter vorgerückt, verheirathete Töchter hatte und Söhne, die in London, Hamburg und Amſterdam in großen Handelshäuſern arbeiteten. Seine Frau war todt. Ich muß nach Hauſe eilen, ſagte Thorſtein; ich war in der letzten Zeit nie ſo lange abweſend, und es iſt mir, als müßte ich eine jede Entfernung vermeiden. Die Freunde umarmten ſich, Thaulow verſprach in einigen Wochen nach Naelsro zu kommen, und Thorſtein reiſte ſo eilig, wie möglich, den beſchwerlichen Weg über Vinge und Viig nach Sognefiord. Kaum war er in Vinge abgeſtiegen, als er aus der Ferne ſeinen Freund Ingier, der nach ſeiner Zurückkunft ſich an ihn angeſchloſſen hatte, eilig kommen ſah, und eine bange Ahnung ergriff ihn ſchon. Was bringſt Du? rief er Ingier entgegen. Nicht viel Gutes, antwortete dieſer, Deine Frau beſchwört Dich, eilig nach Hauſe zu kommen. Der Sorenſkriver will gefährliche Komplotte unter den Hauſirern in der Umgegend entdeckt haben, er beſonders dringt auf Deine Anweſenheit als durchaus nothwendig, und Klara fing an ſich zu ängſtigen, weil Du ſo ungewöhnlich lange wegbliebſt. — Iſt es weiter nichts? antwortete Thorſtein. Iſt das denn nicht genug? erwiederte Ingier. Kennſt Du die entſetzliche Verworfenheit dieſer Menſchen nicht? Weißt Du nicht, daß der Norweger, hat er einmal den einfachen Sinn, der ihn ſicher trägt, verloren, in die furchtbarſte, roheſte Barbarei verſinkt? — Wohl weiß ich es, ſagte Thorſtein, und habe ja Gelegenheit gehabt, es zu erfahren; aber dieſe Rohheit iſt doch ſo plump, dieſe Barbarei oft ſo unverholen, daß ſie dadurch ſchon weniger gefährlich ſcheint, und die Verbindung mit ſchlechten Winkeladvokaten erſcheint mir traurig zwar, aber keinesweges fürchterlich. — Lieber Thorſtein, erwiederte der Freund, Du biſt zu ſicher. Warſt Du nicht ihren geheimen Angriffen ausgeſetzt? Glaube mir, dieſes Volk ſchaudert auch nicht vor dem entſetzlichſten Verbrechen zurück. — Du haſt doch nichts entdeckt, was auf eine Gewaltthat deutete? fragte Thorſtein ängſtlich. Würdeſt Du mich dann hier ſehen? antwortete der Freund.

Sie erreichten Viig, am Ufer des Meerbuſens. Hier kam der alte Harald, Thorſteins treuer Begleiter in Deutſchland, ihnen entgegen. Ingier, rief dieſer, es iſt Zeit, daß wir unſere Inſel ſuchen, der Wind weht aus Weſten, die ſtürmiſche Zeit will hereinbrechen, und wir dürfen doch nicht fehlen. Du haſt Recht, Harald, ſagte Ingier, ich muß nach meiner Station eilen; Schande wäre es für mich, wenn dort Noth wäre und die Hülfe fehlte.

Lieber Freund, ſprach Thorſtein, kann ich Dich noch immer nicht überreden, dieſen Aufenthalt der furchtbaren Einſamkeit auf der kahlen, öden Inſel, wo Du nur von Meer und Felſen umgeben biſt, aufzugeben? Warum haſt Du noch immer Dein Lootſengeſchäft nicht an Deinen Sohn übergeben, wie Du wollteſt? Du brächteſt dann Deine Tage bei uns zu; Du liebſt die Geſellſchaft; aber dieſe kahle, feuchte Meeres- und Felseinſamkeit kann Dir doch unmöglich erſetzen, was Du bei uns findeſt. — Thorſtein, antwortete Ingier, ich habe oft beſchloſſen, mich aus dieſer finſtern Welt zurückzuziehen; aber dann ruft ſie mich wieder mit mächtiger Stimme, und ich fühle, ich vermag es nicht. Sind die ſtarren Felſen, die hoch und kalt und ſcharf in das Meer hineinſchauen, und die brauſenden Wellen, wenn ſie gegen die Felſenwände, wie in Wuth entbrannt, ſchäumend ſich heranſtürzen, nicht die wahren Rieſengeiſter des Nordens? Wenn ich ihre Geſpräche belauſche, dann iſt mir oft ſeltſam zu Muthe. Wenn an einem heitern Tage das Meer wie eine glatte, ruhige, unendliche Fläche vor mir liegt, wenn die ſchroffen, ſteinernen Wände mit ruhiger Milde in die feuchte Ebene hineinſehen, dann die Sonne die Wand heiter beſcheint und ſich in dem Meere ſpiegelt, wer ahnet dann das Grauen, die geheime Tücke, die ſich in dieſer Ruhe verbirgt? Wir ſtehen leichtſinnig da und können zu den böſen Geiſtern, die uns freundlich locken, ein wahres Vertrauen faſſen; aber plötzlich bricht die Wuth los, die Sonne birgt ſich, in einen zauberiſchen Nebel hüllen die tückiſchen Geiſter ihr zerſtörendes Spiel.

Es iſt, als haßten ſie ſich. Ingrimmig, in kahler, öder Dunkelheit ſtarrt der Fels in's empörte Meer durch den feuchten Nebel hinein, in Wuth ſtürzt ſich das Meer mit thurmhohen Wellen auf die Felſen, zerſplittert ſich, wo dieſe ſich in das Meer hineinwagen, und zornig wird es in ſchäumender, aber ohnmächtiger Furie zurückgetrieben, um den Angriff beſtändig zu erneuen. Da glaubt der einfältige Menſch, ſie haſſen, ſie bekämpfen ſich, und es iſt doch nur das geheime, zerſtörende Bündniß. Jetzt erſt, in dieſem ſcheinbaren Kampfe verſtehen ſie ſich und haben ſich gemeinſchaftlich verſchworen, ein jedes Leben zu vernichten. Und wenn mir das nun recht innerlich klar geworden iſt, da bricht der Ingrimm in meinem Innern hervor, und es iſt mir, als wäre dieſes Heulen des Sturmes, dieſes Brüllen der heranſtürzenden Wogen eine Aufforderung, die ich nicht ausſchlagen darf. Da ſtürze ich mich in den Kampf hinein, und wo Fels und Meer im gefahrvollſten Vereine erſcheinen, da muß ich ihren Angriffen Trotz bieten. Das war der Sinn, der in den früheſten Zeiten die ſtarren Norweger zu den kühnſten Seehelden machte, der ſie die Sicherheit des Landes verachten lehrte. — Und zu Seeräubern bildete, ſagte Thorſtein; wahrlich, ich wundere mich, daß in einem ſo wilden, wüſten Leben nicht das Gemüth verwildert, daß

Dein zartes Gefühl nicht abgeſtumpft wird in einer ſo rohen Umgebung. — Lieber Freund, iſt es recht, daß Du mich zu prahlen nöthigſt? ſagte Ingier. Aber ich darf es thun, es gilt nicht mich allein, es gilt das Geſchäft, Norwegens Stolz, ſo weit die Stimme der Seefahrenden reicht. Dieſes ſchwarze vernichtende Bündniß böſer Geiſter umlagert das gaſtfreie Land. Schon von ferne ſtarrt es dem Reiſenden kalt, unfreundlich entgegen, und nun regen ſich die boshaften Rieſen und drohen dem Unbefangenen Tod und Untergang. In dem ruhigen Thale erwarteſt Du den Freund, Alles iſt heiter zu ſeinem Empfange bereit, die Aecker prangen in fruchtbarer Fülle, die Wieſen in friſchem Grün, die Wälder in üppiger Blätterpracht, die Bäche rieſeln, die Blumen duften, und Du und die Deinigen ſehen ſehnſuchtsvoll dem Freunde entgegen. Da tönt hoch oben in der Luft, über den Gipfeln der höchſten Berge, die drohende Stimme der empörten Geiſter, die ſich zeigen, wie in wildem Halloh. Unten im Thale iſt es ſtill, aber Du weißt, was dieſe Stimme droht. Hier hauſen die Geiſter, deren wilder Kampf zu Dir herübertönt. In ihre Mitte haben ſie das Leben des theuren Freundes genommen. Wer iſt der Ritter, der mit dieſen Rieſen den Kampf wagt? Wer bietet ihnen Trotz und ſtürzt ſich den Geiſtern vertrauensvoll entgegen?

Giebt es noch einen Sinn, der verglichen werden kann mit jenem ſo hochgeprieſenen, durch Sagen und Mährchen verherrlichten? So lebt er nirgends reiner, ich wage es zu behaupten, als in unſerer Mitte. In die dunkeln Gruben wühlt ſich der Bergmann hinein, um verborgene, oft verderbliche Schätze herauszuheben; in Wüſten, in die grauenhafteſte Natureinſamkeit wagt ſich der Forſcher hinein, um Geiſtesſchätze zu gewinnen, die ſeinen Ruhm erhöhen. Hier lebt ein ritterliches Volk, angezogen von der größten Gefahr, und dieſer Sinn, der keinen Vortheil ſucht, der jenes ſelige Gefühl der rettenden Liebe, welches ſelbſt den beſten Menſchen nur ſo ſelten gegeben iſt, als täglichen Genuß kennt, ſollte verwildern können? — Lieber Freund, jetzt wirſt Du begreifen, warum ich mich mit gutem Gewiſſen nicht zurückziehen kann, ſo lange ich noch rüſtig bin. Seit funfzehn Jahren kenne ich die Küſte, und Keiner kennt ſie genauer, kaum Einer ſo genau, wie ich. Wenn ich bei Euch wohnte und der Sturm heulte über Eure Berge, dann würde ich unruhig träumen von Menſchen, die mit dem Tode, mit den Wellen kämpfen, die mich um Rettung anflehen und mich nicht finden. Ich darf meine Inſel nur auf Augenblicke, nur in ruhigen Zeiten verlaſſen. Die kämpfenden Rieſen dürfen ihren Feind nicht fliehen ſehen.

Thorſtein und Ingier trennten ſich. Der alte Harald reichte ſeinem Herrn die treue Rechte. Du liebſt auch das Meer mehr, als mich, alter Kumpan, ſagte Thorſtein.

Eine norwegiſche Brigg verließ Hamburg, um nach Norden zu ſegeln. Lord Norton befand ſich mit der Lady auf dem Schiffe; die großartigen Gebirgsbildungen fingen an in England Aufſehen zu erregen, und der freie Sinn der Einwohner hatte für den freien Britten etwas Anziehendes. Flinthough, der ein ganzes Jahr in Kopenhagen zugebracht hatte, traf in Hamburg mit vielen Freunden zuſammen, er ſah Burow und ſeine Frau, ſelbſt Julius und Eliſe ſcheueten die lange Reiſe nicht, um ihren gemeinſchaftlichen Retter zu begrüßen. Von hier aus benutzte Flinthough die Gelegenheit, um in der Geſellſchaft eines ausgezeichneten Mannes, der auf die Schickſale ſeiner jungen Freunde ſo wohlthätig eingewirkt hatte, ſeinen lange gehegten Plan, die Freunde in Norwegen zu beſuchen, in Ausführung zu bringen. In Kopenhagen erfuhr er, daß die drei Freunde gemeinſchaftlich eine eigene Kolonie begründet hatten. Einige lobten das Unternehmen, Andere zuckten die Achſeln, Mehrern ſchien es eine thörichte Schwärmerei. Die ſeltſamen Menſchen, riefen ſie, wollen ein Utopien in der Nähe des Nordpols, ein Arkadien unter den Eismaſſen gründen. Aber Flintbough ſchwebte die ſchöne jugendliche Zeit vor der Seele, er hatte ſie nie vergeſſen. Er vermochte es nicht, eine ferne Verbindung mit Freunden durch Briefwechſel lebendig zu unterhalten. Die Gegenwart nahm ihn, wo er lebte, beſtändig in Anſpruch, und obgleich wenige Menſchen mehr, als er, das Beſchränkte, Vereinzelte ſcheuten, obgleich er mit ganzer Seele in größern Verhältniſſen lebte, ſo mußte doch die Aufforderung zur Thätigkeit aus der Nähe, aus beſtimmten, gegebenen Umſtänden entſpringen. Allgemeine Freundſchaftsverſicherungen in weite Ferne nach Jahrelanger Trennung durch die Poſt zu ſpediren, ſchien ihm lächerlich und ſeltſam. Aber dennoch vergaß er die Freunde nie. Manches, was er niederſchrieb, war in Gedanken an irgend einen gerichtet; oft fand er ſich in einem lebendigen Geſpräche mit dieſem oder jenem; oft ſchien er, wenn irgend eine Idee ihn lebendig beſchäftigte, die Einwendungen zu ahnen, die Thorſtein, oder Roſſing, oder Thaulow machen würde, er hörte, er widerlegte ſie. Ja, in einigen Schriften, die er herausgab, kommen Stellen vor, die ausdrücklich an einen beſtimmten Freund gerichtet waren, und ſo hat er Briefe, freilich ohne Adreſſe, an Freunde drucken laſſen, die Jahrelang nichts von ihm vernahmen, die ihr Daſein nicht ahnten. Ihm war jene blühende Jugendzeit heilig und theuer. Er mußte ſich's geſtehen, daß das Leben in Kopenhagen, obgleich der Zuſtand der Univerſität zu der Zeit nicht glänzend war, etwas Friſches, Erfreuliches hatte; er ſah mit Freude, als er jetzt zurühkehrte, ſeine beſten Freunde in bedeutender Wirkſamkeit, ſah einen fröhlichen Eifer, eine wechſelſeitige Neigung, ja, einen jugendlich heitern Sinn unter den Lehrern herrſchen, der ihn an die ſchöne Vergangenheit erinnerte; und jetzt wollte er nun die genaueſten Freunde, diejenigen, mit welchen er die ſchönſte Zeit der lebendigſten, ahnungsreichſten Entwickelung erlebt hatte, aufſuchen. Seine Tochter begleitete ihn; Lindrup wollte, von Deutſchland zurückkehrend, die Geliebte in Norwegen aufſuchen. Indem Beide das Schiff beſtiegen, wurden ſie nicht wenig überraſcht, als ſie außer Lord Norton und der Lady noch einen anſehnlichen Mann mit ſeiner Frau entdeckten. Das Schiff war ausdrücklich von dem Lord und Flinthough befrachtet, und beſtimmt, unmittelbar in den nördlichen Sognefiord einzulaufen. Nach dieſem findet aber kein größerer Handel ſtatt; nicht einmal ein Ladeplatz iſt an der Mündung angelegt. Die ganze Wichtigkeit dieſes Meerbuſens beruht auf der Erleichterung der Kommunikation mit dem Innern des Landes. Lord Nortons Abſicht war ihm bekannt, aber was konnte einen Mann, dem man anſah, daß er in großen, bedeutenden Verhältniſſen gelebt hatte, vermögen, eine ſo beſchwerliche Reiſe nach einer weitentfernten, wenig bekannten Gegend zu unternehmen? Der Lord merkte ſein Erſtaunen und ſtellte den Herrn von Gerhard mit ſeiner Gemahlin vor. Er erfuhr nun, daß dieſer Mann, ein Hannoveraner, während die Feinde ſein Vaterland gewaltſam an ſich geriſſen hatten, ſich große Verdienſte erworben, daß er in London einen bedeutenden Poſten bekleidet hatte und jetzt in ſeinem Vaterlande lebte; er erfuhr, daß Gerhard mit Thorſtein die verhängnißvolle Zeit durchlebt, daß dieſer ſein vertrauteſter Freund geweſen, daß er ihm die Rettung aus einer äußerſt gefährlichen Lage verdankte. Bald waren ſie vertraut. Nanni fühlte ſich glücklich in der Geſellſchaft zweier liebenswürdigen Frauen, und bald geſtaltete ſich Alles auf eine höchſt angenehme Weiſe zwiſchen Menſchen, die ſich nicht mehr fremd waren. Der Lord kannte Gerhard ſchon aus London. Unſre Kinder, ſagte Gerhard, leben nicht mehr in unſerm Hauſe. Unſer Sohn hat die Univerſität verlaſſen und bereitet ſich in London zu ſeiner künftigen

Laufbahn vor, die Tochter iſt verheirathet; da ſtieg der langgehegte Wunſch, den alten treuen Freund zu beſuchen, in uns auf. Nichts konnte uns abhalten. Meine Dienſtverhältniſſe erlaubten eine Entfernung von einigen Monaten; meine Julie iſt ſtark und muthig, wie in ihrer Jugend. Wir kamen hierher, um nach Bergen zu reiſen. Daß wir da den Aufenthalt des Freundes erfahren würden, war uns bekannt. Wie freudig überraſchte mich der Lord, als er mir geſtern ſagte, er begleite einen Freund von Thorſtein, der mit ihm ein Schiff gemiethet habe, um dieſen unmittelbar in ſeinem Wohnorte aufzuſuchen.

Wir laſſen das Schiff den langen Weg zurücklegen, nichts von Bedeutung ereignete ſich, was unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen könnte. Eine Woche hatten ſie ſchon, oft von widrigem Winde aufgehalten, in der Nordſee zugebracht, mehrere Tage lang ſahen ſie kein Land. Ein Glück war es, daß ſie ſämmtlich nur wenig von der Seekrankheit litten, die Frauen nur in den erſten Tagen; Gerhard überwand bald den erſten Anfall, der Lord und Flinthough erſchienen als ſeegewohnte Männer, und der letzte wunderte ſich nicht wenig, als er die alte Gewohnheit, nach ſo langem Aufenthalt in der Entfernung von der Küſte, noch ſo mächtig fand. Ein Jeder war mit der naheliegenden

Zukunft beſchäftigt. Der Lord ſehnte ſich nach einem Lande, welches, wie er gehört hatte, in ſeinen kühnen Formen ſelbſt die mächtigſte Alpennatur übertreffen ſollte; Gerhard und Julie dachten an den treuen Freund, Flinthough ſah den Anfangspunkt ſeines höhern Daſeins ſich an die gereifte Erfahrung eines inhaltſchweren Lebens anſchließen, und Nanni konnte doch oft eine geheime Angſt nicht unterdrücken, wenn ſie an die entfernte, abgeſchloſſene Lage des Landes dachte. Es war nicht unwahrſcheinlich, daß der Vater ſich entſchließen würde, hier zu leben. — Wird der Geliebte auch hier bleiben wollen, bleiben können? Sollſt Du den Vater in der weiten Ferne allein laſſen? — Manche trübe Ahnung quälte ſie.

Es giebt wohl nichts, was eine ſo ahnungsvolle Unruhe erzeugt, wie das Herannahen des Zieles einer Seereiſe nach langem Umherirren auf dem Meere. Bei einer Landreiſe rücken wir allmälig von Ort zu Ort; eine jede Gegend, alle Menſchen, die wir ſpäter treffen, ſtehen in einer immer nähern Beziehung zu der Stadt, die wir erreichen wollen. Aber vom Meere aus tritt das ferne Land erſt dunkel aus den Fluthen und blickt uns wunderbar, fremd, ſeltſam an. Selbſt die Ungewißheit, in welcher wir fortdauernd ſchweben, ob dieſe Annäherung uns nun auch wirklich zum erwünſchten Ziele bringen, ob nicht der nächſte Augenblick das erſcheinende Land von uns entfernen und uns in das wüſte Meer hineinſchleudern wird, verſtärkt die ſeltſame, aus Furcht und Hoffnung gewebte Empfindung. Und nähern wir uns nun wirklich, dann fliegen die Ufer mit ihren Wäldern, Feldern, Gebirgen und Wohnungen pfeilſchnell bei uns vorüber; der ſchnelle Eindruck wechſelt, und die Gegend, die wir ſuchen, kommt uns myſtiſch, wie eine verborgene Welt vor. Ich glaube kaum, daß Jemand, ſelbſt der phantaſieloſeſte Menſch, unter ſolchen Umſtänden den Augenblick, wo er das Land betreten ſoll, herannahen ſieht, ohne eine dunkle Ahnung von etwas Seltſamem, was ihn, wenn auch nicht mit beſtimmter Furcht, doch mit einer geheimen Bangigkeit erfüllt.

Man ſah das Ufer am Abend in der weiteſten Ferne, in blauen Nebel gehüllt, eine kaum erkennbare Maſſe. Der Tag war ruhig geweſen, der Wind nicht ſehr günſtig, und am andern Morgen entdeckte man die Berge, zwar nicht viel näher, aber deutlicher. Die Sonne ſtieg über die Bergſpitzen herauf, und mit ſchneidender Schärfe traten die Umriſſe aus dem Morgenroth hervor. Jetzt ſchien der Wind günſtiger zu werden. Das Schiff flog durch die Wellen, die fernen Berge traten immer mächtiger aus der weiten, unruhi bewegten Waſſerfluth hervor. Aber nicht einladend war dieſer Anblick. Wie verworrene Maſſen, chaotiſch in rieſenhaften Dimenſionen untereinander geworfen, traten ſie den Herannahenden entgegen, kahl, nackt, ein Bild der grauenhafteſten Zerſtörung. Mit Aengſtlichkeit ſahen die Reiſenden, die dieſen Anblick nicht kannten, beſonders die Frauen, nach dieſem ſeltſamen Lande hin. Der weſtliche Wind ward gegen Abend mächtiger, die Bergmaſſen traten immer rieſenhafter, dunkler, drohender hervor. Man unterſchied jetzt die Inſeln von der langgedehnten Küſte, man ſah das Meer zwiſchen die Felſeninſeln ſich hineindrängen. Eine jede Lage des Schiffes veränderte das Land; es war, als würde man durch einen Zauber in jedem Augenblicke in eine ganz andere Gegend verſetzt.

Es ward Abend, der Wind ſtand grade auf das Land und ward immer heftiger. Der Schiffer ſchien ängſtlich. Er ſuchte das Schiff auf dem offenen Meere zu halten; denn ein tiefer Nebel machte das Land unkenntlich. Die Segel wurden eingerefft, und eine unruhige Thätigkeit ließ auch die Reiſenden die nahe Gefahr ahnen. Die Nacht war zwar hell, aber die nächtliche Dämmerung verband ſich mit dem Nebel, um die Lage des Schiffes immer bedenklicher zu machen, und die Männer ſchlugen den Frauen vor, ſich ſämmtlich in die Kajüte zu begeben. Wir ſind, ſagte Flinthough, jetzt, da häufige Wendungen nothwendig ſind und immer nothwendiger werden, dem Schiffsvolke im Wege. Seine Abſicht war, ihnen die Gefahr zu verbergen. Aber bald fand er Urſachen genug, dieſen Vorſchlag zu bereuen. Bei den häufigen Wendungen wurde Alles untereinander geworfen; ſelbſt die Menſchen vermochten ſich nicht zu halten. Eine Art Kaſten war vor den Kajütenfenſtern heraufgezogen worden, um das Anſchlagen der heftigen Wellen zu verhindern, das Licht fiel nur ſpärlich von oben in den Kaſten und ſo durch die verdunkelten Fenſter. Anfänglich ergötzte die Verwirrung, und die Frauen, die von Natur muthig waren, glaubten noch an keine Gefahr. Aber jetzt ging der heftige Wind in einen wahren Sturm über; die Maſten krachten, als wollten ſie brechen, denn mit aller Gewalt wollte man, mit dem kleinſten Strich, vom Lande wegſegeln; in allen Fugen dröhnte es, die Wellen ſchlugen wüthend an dem Hintertheil des Schiffes herauf, der Sturm heulte, die Mannſchaft ſchrie, tobte, rannte hin und her. Aber mitten in dieſem Geheul, Gekrache, Geſchrei traf ein neuer, ſeltſamer, verworrener Ton das Ohr, der immer vernehmlicher, immer näher, immer drohender hervortrat und zuletzt den Sturm zu übertönen ſchien. Die Brandung iſt nah, ſchrie der

Schiffer; rette ſich, wer kann! Ein Nothſchuß erſchütterte das Schiff, ward aber kaum vernommen. In Todesangſt trugen die Männer die ohnmächtigen Frauen aus der Kajüte. Es war der Mannſchaft mit großer Mühe gelungen, das Schiff etwas zu entfernen; aber es war eine täuſchende Hoffnung. Der furchtbare Sturm trieb es wieder der Brandung näher. Die Schiffsmannſchaft ſtand betäubt da. Eine jede Kraft ſchien gelähmt.

Ein Tau herabgeworfen! hörte man eine Stimme wie aus dem Meere. Man ſah keinen Menſchen, aber eilte der Aufforderung nachzukommen. Zwei Männer traten auf das Schiff, der eine, ein alter Mann, rief den Matroſen zu: Haltet das Boot feſt! und reichte ihnen einen Strick hin. Der zweite ſtieß Alles von ſich, ſprach mit Keinem, aber hatte in einem Augenblicke das Steuerruder in ſeiner Gewalt. Seine befehlende Stimme ertönte, die Mannſchaft that, was er forderte, und man ſah mit Entſetzen das Schiff mitten in die Brandung hineinſegeln. Von allen Seiten ſchienen ſie von Tod und Verderben umgeben. Aber ſchnell und ſicher ging das Schiff hindurch. Die Gefahr ſchien vorüber. Aber noch bewegte der Mann ſich nicht von der Stelle; neue Brandungen erſchienen, und neue Gefahren drohten; das Schiff ward, ſo ſchien es, grade auf hohe

Felſenwände hingeleitet; ſchon war es, als ſtieße das Bogſpriet an, als müßte die Brandung das Schiff an den Felſen zerſchmettern; da hörte man die laute Stimme eine Wendung gebieten, und das Schiff ging eine kurze Strecke weiter, um von Neuem dieſelbe Gefahr zu beſtehen. Eine Viertelſtunde verging ſo in wechſelnder Hoffnung und Todesangſt. Da hatte man ein ruhiges Fahrwaſſer gefunden. Der Sturm ſchien nachgelaſſen zu haben, und die Kraft, die er noch hatte, ward durch die vorliegenden Felſen gebrochen. Vor ihnen lag eine breite, mäßig bewegte Fläche, der Nebel verzog ſich, die Gefahr war vorüber.

Während der ganzen Zeit war die geſammte Geſellſchaft in einer fortdauernden Betäubung geweſen; ſelbſt die Matroſen, die die Befehle der Lootſen mit längſt erworbenem Geſchick und mit einer Schnelligkeit, die nur die Gefahr erklärbar machte, ausführten, ſchienen bloß inſtinktmäßig zu handeln. Die gebrochenen Wogen ſtiegen bis zur Höhe der Maſten, und der Schaum, der das ganze Schiff umhüllte, ſtürzte in reißenden Strömen, die Alles wegzuſchwemmen drohten, auf das Verdeck nieder. Das furchtbare Geheul des Sturmes, das Brüllen der Brandung ſchienen der gräßliche Jubel eines Geiſtes, der ſeine Opfer höhnend empfing. Der Lootſe mußte ſeine ſtarke Stimme durch ein

Sprachrohr verſtärken, daß ſie hohl und geiſterhaft den Sturm und die Brandung übertönte. Die Reiſenden waren verlaſſen, mit krampfhafter Heftigkeit drückten die Männer die Frauen an die Maſten, hielten ſie und ſich ſelber an Tauen feſt, um nicht durch die herbeiſtürzenden Wellen weggeſchwemmt zu werden. Faſt unbegreiflich ſchien es Allen, als nun der Sturm nachließ, die Brandung zu toben aufhörte, die Wellen beruhigt an die Seite des Schiffs anſchlugen, und dieſes ſelbſt unbeſchädigt und langſam auf der mäßig bewegten, breiten Waſſerfläche hinglitt. Alle ſchienen, noch von der Angſt ergriffen, mit geſpannter Miene eine neue Gefahr zu ahnen, als der Lootſe nun das Steuerruder an ſeinen alten Begleiter übergab und dem Schiffer entgegenging. Guten Morgen, ſprach er. Es war das erſte ruhige Wort, was ſie von ihm hörten, und ein tiefer Seufzer, der aus jeder Bruſt aufſtieg, ſchien die Angſt abzuwälzen, indem Alle ſich zu beſinnen anfingen. Die Matroſen fielen ſich in die Arme, der Schiffer empfing den Lootſen. Die Reiſenden faßten ſich, die Männer ließen die Frauen los; dieſe warfen noch einen unſichern Blick nach jeder Richtung und ſchienen ungewiß, ob ſie an ihre Rettung glauben ſollten. Gebt mir einen Schluck, ſagte der Lootſe, und man eilte, ihm ein Glas Genever zu reichen. Er blickte um ſich, ſeine Augen fielen auf die noch immer zitternden Frauen, auf die Männer, deren Aeußeres eine höhere Bildung anzeigte. Er ſchien verwundert, erſtaunt, erſchüttert. Mein Gott! ſprach er, und ſeine Stimme war bewegt, dieſe Rettung war ein Wunder; eine Minute ſpäter, und wir waren alle verloren. Auch Sie, unſer Retter? fragte Flinthough, Ihr Boot — Sucht es, antwortete der Lootſe, Ihr werdet keins finden. Man blickte aus dem Schiffe, kein Boot war zu ſehen, nur ein zerriſſener Strick flatterte am Schiffe, und ſie erinnerten ſich nun, wie die Stimmen der beiden Männer aus den Wellen ertönten, wie ſie aus dem empörten Meere, aus dem Nebel heraufgeſtiegen waren. Den Frauen erſchien der ſchon alternde Mann mit ſeiner unbeſchreiblichen Milde wie ein Schutzgeiſt, der zu ihrer Rettung geſandt war. Das Boot, fuhr der Lootſe fort, iſt bei der Richtung des Schiffes gegen die Brandung zertrümmert worden; an ſeine Rettung war nicht zu denken. Jetzt ſchienen Alle die Sprache zu erhalten, man ſtürmte mit Dankſagungen auf ihn ein. O ſchweigt, rief er, und immer bewegter klang ſeine Stimme, eine Thräne perlte in ſeinem Auge, wendet Euch an den, der uns allein zu retten vermochte. Ich danke ihm, daß er mich ſandte, wo es ſo theure Leben galt. Die Freunde, die Eure Ankunft erwarten, meine Freunde, erfahren jetzt erſt die Gefahr, nachdem ſie überſtanden iſt. Mir wollt Ihr den Dank bringen, wo eine Fuß-, eine Zollbreite mehr als ein Mal den Tod bringen mußte? Ich überſchaue, was er mir vergönnte, und lobe ihn. Ja, Gott iſt gütig und barmherzig und voller Gnade! rief er und ſtürzte auf die Knie. Da ſanken, wie von einer höhern Gewalt getrieben, Alle mit ihm hin, und der alte Mann am Steuerruder murmelte Gebete. Der Lootſe richtete ſich auf, blickte heiter um ſich, faltete andächtig die Hände und ſang mit heller Stimme, daß der Geſang von den Felſen wiederklang: Nun danket Alle Gott! und Alle ſtimmten mit ein. Eine Pauſe von wenig Minuten erfolgte; dann ging der Lootſe auf die Freunde zu. Wer von Ihnen, meine Herren, ſagte er, deutſch redend, wenn gleich mit einiger Mühe, wer von Ihnen nennt ſich Flinthough? Seine plötzliche Erſcheinung, ſeine unglaubliche Kühnheit, ſeine Rührung und Andacht, und jetzt ſein Anſtand und die Bekanntſchaft mit den Reiſenden, die ſich in ſeinen Worten verrieth, ſetzte Alle in Erſtaunen. Flinthough nannte ſich. O Du heißgeliebter und doch nie geſehener, lang vermißter, erſehnter Freund meiner Freunde, rief der Lootſe, indem er ihn mit Ungeſtüm umarmte. Wo iſt Deine Tochter, daß ich ſie auch grüße? Ingier, rief Flinthough, Du biſt es, kein Andrer kann es ſein.

Ingier! rief Nanni, Julie, Gerhard zu gleicher Zeit; denn Keinem, der mit Thorſtein oder ſeinen Freunden bekannt war, konnte dieſer unbekannt ſein. Dieſer herrliche Menſch, hatte Thorſtein ſeinen Freunden erzählt, hat von ſeiner früheſten Kindheit mit mir gelebt. Wir waren von gleichem Alter, er theilte jeden lebendigen Gedanken mit mir. Außer ſeiner Mutterſprache kennt er die deutſche, durch mich. Aber er zuerſt hat den Zweifel in mir erregt, ob es denn wahr ſei, daß nur die ſogenannte gelehrte Bildung das Urtheil über die wichtigſten Angelegenheiten des menſchlichen Daſeins begründe. Sein einfacher Sinn, ſein reines Gemüth erhält den Verſtand klar, daß er jede Verirrung mit einem ſichern Blick durchſchaut. Er kennt die Geſchichte der Völker, die Philoſophie, die beſten Dichter, doch nur die vaterländiſchen und deutſchen in der Urſprache; er verheimlicht nie die Schranken ſeiner Bildung; er iſt ſtill, beſcheiden, und nur die genauſten Freunde kennen ihn, wenn nicht etwa einmal eine heftige Gemüthsbewegung ihn anregt, daß der Strom einer mächtigen Beredſamkeit gewaltſam hervorbricht und alle Ufer überſchwemmt. Aber ich wünſchte unſern öffentlichen Kritikern dieſen hellen Blick, deſſen größte Stärke das liebende Anerkennen iſt. Ich behaupte, hatte er mit vieler Sicherheit hinzugeſetzt, daß dieſer Bauer, der aus

Neigung zugleich Fiſcher iſt, eine bedeutende Stelle mit Auszeichnung bekleiden könnte; und dennoch iſt ſein liebendes Gemüth, ſeine kindliche Andacht mehr, als alle ſeine Fähigkeiten und Kenntniſſe. Ich verdanke keinem Freunde und keinem Lehrer ſo viel, wie ſeiner klaren, ächten, liebevollen Leitung! — Dieſe Lobſprüche ſchwebten den Freunden, den Frauen vor, und Ingier war erſtaunt, ſich nicht blos von Flinthough und ſeiner Tochter, wie er es erwartete, erkannt zu ſehen. Aber als Flinthough Gerhards und Juliens Namen nannte, war Ingier außer ſich vor Freude. Alſo Sie ſind der Herr Gerhard? Sie, gnädige Frau, die Julie? Und Sie kommen her, uns zu beſuchen? Thorſtein ahnet nicht, welch ein Glück ſeiner wartet, welchem ſchauderhaften Unglück er entronnen iſt. — Ingier, ſprach Nanni auf däniſch, alſo Sie ſind — Du, liebe Nanni, ſagte bittend Ingier. Du, lieber Ingier, fuhr Nanni fort und reichte ihm unbefangen die Hand, die er treuherzig drückte, Du biſt der Schutzgeiſt, der uns aus der Gewalt dieſer furchtbaren, rieſenhaften Dämonen rettete? Als ich die verworrenen, übereinandergeſtürzten Felsmaſſen aus dem Meere herauftauchen ſah, ahnete ich ihr Daſein; es war mir, als erblickte ich ſie, heimtückiſch lauernd, in den fernen Spalten. Und als wir nun von der Wuth des feindſeligen Mächte ergriffen wurden, da ſtieg aus den brauſenden Wellen, aus dem furchtbaren Schaume der rettende Engel hervor; und jetzt, da Alles ruhig iſt, da die ſeltſamen, ungeheuern Berge uns ſchützend umgeben, da wir heiter den harrenden Freunden und ihrer ſtillen Wohnung entgegeneilen, haſt Du die freundliche Geſtalt des geliebteſten Jugendfreundes, des guten Genius unſeres herrlichen Wirthes angenommen. Wie freue ich mich, jetzt, da die Gefahr überſtanden iſt, Dich ſo kennen zu lernen.

Harald, rief Ingier, zwei Strich gegen Süden! Harald? fragte verwundert Julie; Thorſteins Harald, der Mann, ohne welchen wir in einer gefährlichen Zeit kaum das Leben gerettet hätten, er iſt hier, zum zweiten Mal zu unſerer Rettung thätig? Es iſt doch derſelbe? Derſelbe, erwiederte Ingier. Julie ging auf ihn zu. Harald, ſagte ſie, kennt Ihr mich? Harald, der von dem, was in einer bedeutenden Entfernung von ihm verhandelt worden war, wenig begriffen hatte, ſtarrte ſie verwundert an, blinzte mit den Augen und ſchüttelte den Kopf, ohne ein Wort zu ſprechen. Und ſo ganz haſt Du die Freunde vergeſſen, die Dir ſo viel Dank ſchuldig ſind? fuhr ſie fort. Gerhard trat hervor; auch mich kennſt Du nicht? fragte er. Harald ſchien zweifelhaft; man merkte, wie er ſein Gedächtniß anſtrengte. Gerhard nannte ſich; aber auch der Name ſchwebte ihm nur dunkel vor. Jetzt erwähnte Gerhard die Verhältniſſe, unter welchen ſie ſich kennen gelernt hatten, wie er warnend, von Thorſtein abgeſchickt, in ihrem geheimen Wohnort erſchienen ſei, wie er in der Nähe die Hülfe herbeigezogen, die ſie rettete, wie er ſie bis an's Ufer begleitet habe. Richtig, richtig! rief er. O wie wird Thorſtein ſich freuen, der gute Junge, ja, der wird ſich freuen. Er warf die Mütze in die Höhe, der Tabak flog weit aus dem Munde in den Fiord hinein, er biß ein neues Stück ab, wälzte es in unruhiger Freude von einer Seite nach der andern, und eine unbefangene, faſt kindiſche Luſt ſpielte in ſeinen Augen, in allen Zügen. Der Teufel! ich erkannte Dich, ſchönes Weib, ganz und gar nicht, rief er und faßte Juliens Hand, die ſie gutmüthig ihm darbot und von ihm ſchütteln ließ. Es iſt verdammt lange her, und Du biſt noch immer ſo hübſch geblieben. Aber jetzt kenne ich Dich; ich ſah Dich ja zuletzt in dem deutſchen Meere verſchwinden, und nun muß ich hier, in dieſer weiten Entfernung, Dich aus dem Meere herausholen, mitten in Sturm und Brandung. Biſt Du ein Meerweib? Warſt Du ſo lange da drunten? rief er und lachte. Harald, ſagte Ingier verweiſend, darfſt Du Dich unterſtehen, eine vornehme Dame ſo plump zu begrüßen? Schäme Dich. O, laſſen Sie ihn, unterbrach ihn Julie mild. Iſt es doch die herzliche, liebevolle Freude, die aus ſeinem treuen Herzen ſpricht. Mancher wohlgeſetzte Gruß muß den friſchen, lieblichen Kern entbehren, der dieſen veredelt. Sollen wir uns da an der Schaale ärgern? Sie haben Recht, antwortete Ingier, und da Sie ihn kennen, wäre meine Zurechtweiſung überflüßig.

Die Ruhe war wieder hergeſtellt; an die Stelle der Furcht war eine freudige Ahnung getreten, und was Nanni auszuſprechen gewagt hatte, erſchien Allen als eine ſo natürliche Anſicht, daß ſie ſie kaum abzuwehren vermochten. Indeſſen ſtanden der Lord und die Lady von ſtummer, aber freudiger Verwunderung gefeſſelt, und wurden nun auch mit allen Verhältniſſen bekannt gemacht, als drei weibliche Geſtalten, noch immer in Angſt, aus der Kajüte ſtürzten. Es war Thereſe und zwei Kammermädchen. Sie waren die ganze Zeit der Reiſe hindurch ſeekrank geweſen. In den Kojen eingeſchloſſen, waren ſie nie auf dem Verdecke erſchienen. Der furchtbare Lärm hatte ſie in Schrecken geſetzt, ſie ahnten die große Gefahr, ohne ſie zu kennen, und die Schwäche hatte ihnen oft das Bewußtſein geraubt. Jetzt, da das Schiff ruhig ging, kehrte allmälig die Beſinnung zurück; der Schreck und die leichte Bewegung des Schiffes ſchienen ſelbſt die Seekrankheit vertrieben zu haben. Sie blickten ſich verwundert an, ſahen Alles in der Kajüte untereinander geworfen, ſprangen in Angſt aus der Koje, als ſie keinen Menſchen ſahen; denn jetzt fingen ſie an zu glauben, daß alle Mannſchaft verloren gegangen ſei, daß ſie allein auf dem wüſten Meere herumſchwämmen. Als ſie nun aber die von Angſt entſtellten Geſichter zur Kajütenthür hinausſteckten, und ihre Herrſchaft und die ganze Mannſchaft im ruhigen Geſpräche ſahen, traten ſie freudig hervor und beruhigten ſich bald. Jetzt erſt wurden die Männer auf die Frauen aufmerkſam, die erſt über die Angſt, dann über die freudige Ueberraſchung ihren Zuſtand vergeſſen hatten. Ganz durchnäßt ſtanden ſie, zitternd vor Kälte, und wurden nun ermahnt, nach der Kajüte ſich zurück zu begeben, um durch Hülfe der wiederhergeſtellten Mädchen ſich umzuziehen. Die Männer beſchloſſen, ſich von der Sonne trocknen zu laſſen; und bald erſchienen die Frauen heiter und vergnügt wieder, die Mädchen freuten ſich, als ſie das Land ſahen und zwiſchen den Felſen, die bald den Meerbuſen in einen engen Kanal verwandelten, bald auseinander traten, leicht und leiſe fortglitten. Die Brigg blieb indeſſen nicht weit von der Mündung in einem Hafen liegen, und die Geſellſchaft beſtieg das große Boot, um den Meerbuſen hinaufzurudern. Nur einige Diener und Harald blieben auf dem Schiffe zurück, um das Gepäck zu beſorgen, welches man, nach Ingiers Rath, in einem Gaſthofe erwarten wollte. Jetzt, als man in dem Meerbuſen fortruderte, wurden die ſteilen Felſenmaſſen immer rieſenhafter; bald ſah man ſie, zu ungeheurer Höhe heranwachſend, hoch über die Wolken ragen; ewiger Schnee bedeckte die Höhen, und ſie ſtürzten ſich finſter in die unermeßliche Tiefe. Der Himmel, der in dieſen grauenhaften Schlund, in deſſen furchtbarer Tiefe das Boot ſich ruhig fortbewegte, ſeltſam hereinblickte, ſchien ihnen, ſelbſt wo der Meerbuſen ſich erweiterte, nur ein ſchmaler Streifen. Alles war kahler, ſchwarzer Fels, nur hier und da öffnete ſich eine Schlucht, und kümmerliches Birkengebüſch erſchien in der Tiefe. Von der ſchwindelnden Höhe ergoß ſich der ſchmelzende Schnee und ſtürzte, wo die Felſen weniger hoch waren, in mächtigen Strahlen ſchäumend in das Meer; von den höchſten Höhen aber ſchwebten auf eine wunderbare Weiſe ſilberweiße, gebogene Fäden in die Luft hinein. Es waren Waſſerſtrahlen, die im Fallen ſich zerſplitterten und verdunſteten. Verwunderung erregte dieſe gewaltige Natur, dann Erſtaunen, zuletzt aber Entſetzen, und ſelbſt Flinthough ſchien die Freunde zu bedauern, die ſich in dem gähnenden Grabe der rieſenhaft aufklaffenden Erde begraben ließen. Doch als ſie tiefer hereinkamen, ſahen ſie erweiterte Thäler, Bauerhäuſer lagen zerſtreut auf fruchtbaren Ebenen, die Berge rundeten ſich milder gegen dieſe grünen Matten herunter, ſie prangten mit Aeckern, deren reife Aehren wellenförmig wogten, ſchöne Bäume, bald Nadel-, bald Laubhölzer, bildeten Gruppen und ragten bis zu den Bergen hinauf, Flüſſe rieſelten durch die Ebenen und ergoſſen ſich rauſchend in den Meerbuſen, und dieſe von den Bergen beſchützten, engen, friedlichen Thäler hatten etwas ſo Einladendes, ſo Heimatliches, daß man gern die wilde, aber zugleich mild ſchützende Umgebung vergaß. So verfloſſen Stunden, als man einige Häuſer erreichte und unter dieſen einen Gaſthof. Die Geſellſchaft ſtieg an's Land, um hier das Gepäck abzuwarten und mit einem gemietheten, größern Boote die fernere Reiſe nach Thorſteins Beſitzung fortzuſetzen. Mit einem eigenen Gefühle betraten ſie das feſte Land. Noch ſchwankte Alles unter ihren Füßen, und von einem ſonderbaren Schwindel befallen, mußten ſich die Frauen führen laſſen. Die Häuſer, mit wenigen kleinen Fenſtern, düſter, unreinlich, fielen ihnen auf, und mit inniger Beklemmung dachten ſie ſich, daß dieſe wunderliche, nur Stellenweiſe anziehende, im Ganzen ſo abſtoßende Gegend eine Zeitlang ihr Aufenthalt ſein ſollte. Nur der Lord und die Lady ergötzten ſich unbefangen an dieſer mächtigen Natur. Sie waren zu neugierig, um gleich in den Gaſthof zu treten. Den Bedienten ward es aufgetragen, für ihre Bequemlichkeit, den Freunden, für eine Mahlzeit zu ſorgen. Der Engländer vergißt nicht leicht, was zur Bequemlichkeit gehört. Ein Norweger, der lange in England gelebt hatte, gehörte zu ihrer Dienerſchaft und war der Dollmetſcher. Dieſer fand bald einen müßigen Menſchen, von ſchlottrigem Gange, halb berauſcht, unreinlich in einen braunen Frack gekleidet, der ihm weit und widerwärtig um die Beine flatterte. Mit dieſem beſtiegen ſie die nächſten Berge, blickten in die dunkeln Rauchhütten hinein und wanderten in die Schluchten, während die Uebrigen ſich dem Gaſthofe näherten.

Zwiſchen neugierigen Einwohnern erreichten ſie den Hof und traten hinein. Ein ſtattlicher Bauer in einer weißen, feinen Jacke von Wadmel (einheimiſchem Tuch) ſaß dort, der Wirth und die Wirthin kamen ihnen entgegen. Eine Mahlzeit ward beſtellt, und die Geſellſchaft ließ ſich auf den reinlichen Bänken hinter dem hell polirten, hölzernen Tiſche nieder. Kaum ſaßen ſie, als zwei elegant gekleidete Herren, die man ſogleich als Engländer erkannte, hereintraten, ſtillſchweigend, ja, mürriſch, ohne um ſich zu blicken, queer durch die Gaſtſtube ſchritten und durch eine andere Thür verſchwanden.

Hinter ihnen trug ein zierlich, ja, prächtig gekleideter Bedienter einen ſchönen Mahagonykaſten, mit Meſſing beſchlagen, und über dem Arme eine Menge Schnüre. Er folgte ſeinen Herren, und die Geſellſchaft war nicht wenig begierig zu erfahren, was jene wohl in eine ſo entlegene Gegend geführt habe. Flinthough hatte indeſſen den Bauer angeredet und fand einen freundlichen, etwas geſprächigen Mann, deſſen verſtändige Miene anzog, deſſen Antworten durch eine gewiſſe zierliche Leichtigkeit der Sprache, wie man ſie bei Bauern ſelten findet, beſonders auffielen; und war ihm dieſe Entdeckung angenehm, ſo wurde ſeine Freude noch geſteigert, als Ingier auf den Bauer zutrat. Ei, Aage Ruth, ſagte er, finde ich Dich hier? Und was führt Dich hierher, da Du doch ſelten Deine ſchöne Heimat zu verlaſſen pflegſt? Der Vater, antwortete der Bauer, hatte ein Geſchäft in Bergen, und ich komme von da zurück. Aber Du, der Du mich ſo freundlich begrüßt haſt, fuhr er fort und bot Flinthough die Hand, biſt gewiß der liebe Gaſt, der ſo lange erwartet wird? Iſt Dein Name nicht Flinthough? Er blickte ihm dabei ſo heiter, ſo unbefangen in's Auge, daß der freudig überraſchte Flinthough ihn anfaßte und ihn bat, ſich in ihrer Mitte niederzulaſſen. Wir alle ſind Gäſte deſſen, den Du Vater genannt haſt, ſagte er, und werden uns freuen, ſeine Freunde kennen zu lernen. Ohne verlegen zu erſcheinen, erhob ſich der Bauer, ſchritt vertraulich auf die Frauen zu, reichte ihnen freundlich die Hand und ſetzte ſich mit einem ſichern Anſtande zwiſchen Julie und Nanni, wo ihm Flinthough einen Platz anwies. Wie bedauere ich, ſagte Julie, daß ich der Sprache unkundig bin, daß dieſe Unkunde eine unwillkommene Scheidewand zwiſchen uns und einem Manne bildet, deſſen offenes, freimüthiges Auftreten ſogleich Vertrauen erregt. Liebe Frau, erwiederte der Bauer, indem er, zum Erſtaunen Aller, in deutſcher Sprache antwortete, und ich freue mich, daß der Vater, mit welchem ich zwölf glückliche Jahre verlebt habe, mich in den Stand geſetzt hat, mit ſeinen theuern Freunden zu reden. Julie und Gerhard, die ſich ſo unvermuthet in ihrer Sprache von einem norwegiſchen Bauern angeredet ſahen, hießen ihn nun doppelt willkommen, und bald ward das Geſpräch ſehr lebhaft. Ingier, der bis dahin gefliſſentlich allen Fragen nach der Lage der Freunde ausgewichen war, ſuchte auch jetzt den Strom der Fragen und die Neigung ſeines Freundes, ſich breit über die Einrichtung der Kolonie auszulaſſen, auf einen andern Gegenſtand zu lenken. Alle ſahen ein, daß er es auf eine Ueberraſchung anlegte, daß er Thorſtein die Freude gönnen wollte, ſeine Gäſte mit ſeiner Schöpfung bekannt zu machen; ſie bewunderten den zarten Sinn, der in dieſer Entſagung ſich ausſprach, und unterſtützten ſeine Bemühung. Als daher Ingier die Rede auf die Engländer, die eben mit ſo hochmüthiger Verſchloſſenheit die Gaſtſtube durchſchritten hatten, hinlenkte, zeigten auch die Männer und Frauen eine große Begierde, etwas Näheres von ihnen zu erfahren, und auch dem guten Aage Ruth ſchien die Aufforderung ſehr willkommen zu ſein.

Es ſind, ſagte er, junge, vornehme und reiche Engländer, die hierher nach Norwegen gekommen ſind, um — zu fiſchen. Es ſoll jetzt Mode ſein, ſeit die Fuchsjagd immer ſeltener und ſchwieriger wird. Sie führen die ſchönſten Schnüre, die künſtlichſten Angeln, kunſtreich verfertigte Fliegen, allerlei Gewürm in zierlichen Kiſten mit ſich, und man muß geſtehen, daß ſie, wie durch Zauberei, Fiſche in großer Menge zu fangen wiſſen, wo unſere Bauern kaum ein paar finden. Sie ſind von Bergen gekommen, halten ſich ſeit einigen Tagen hier auf, haben ſchon weite Reiſen in die fernen Thäler und ſelbſt in die höheren Gebirge gemacht, und wenn wir ihr Geſchick bewundern müſſen, ſo haben ſie uns doch zugleich gezeigt, wie wenig ſie es verſtehen, mit dem norwegiſchen Bauer umzugehen. Sie ſollten wiſſen, daß er ſich durch hochmüthigen Reichthum nicht einſchüchtern läßt. Hier unten am Meeresufer taugt das Volk freilich nicht viel, wenigſtens nicht allenthalben, und hier haben ſie einen elenden Menſchen gefunden, der früher engliſcher Matroſe war, jetzt einen Hauſirer zwiſchen Bergen und dieſen Gegenden abgiebt, einen Säufer, der ſelten nüchtern iſt, und der ſich jetzt auch, wie ich ſehe, bei der fremden engliſchen Herrſchaft, die mit Euch gekommen iſt, eingeſchlichen hat. Vor ein paar Tagen ſtiegen ſie in den höchſten Gebirgsgegenden bis nach Burgund hinauf, um in den dortigen Gebirgsſeen und Flüſſen zu fiſchen. Sie fanden da Wohnungen der Bauern und traten in das Haus des reichſten hinein. Von dieſem wurden ſie freundlich empfangen, und als ſie ſtolz und faſt ohne den Gruß zu erwiedern, in das gaſtfreie Haus traten, entſchuldigten Mann und Frau die Fremden, die die Sprache nicht kannten, um ſo mehr, als der Führer ihnen berichtete von dem Stande, dem Vaterlande und der Abſicht der Reiſenden. Als ſie aber die ſchöne, friſche Butter, die Milch, das Wildpret, was man ihnen vorſetzte, vornehm und verdrießlich zurückſtießen, verfinſterte ſich ſchon das Geſicht des Wirths, die Frau blickte die hochmüthigen Fremden unwillig an, und der Mann ging aus dem Hauſe hinaus. Jetzt forderten ſie, durch ihren Dollmetſcher, einen Begleiter, um ſie nach den benachbarten Seen und Flüſſen zu führen. Der beleidigte Bauer wollte ſich rächen, er beſorgte einen Führer, trug dieſem auf, die Fremden auf ſchwierigen Wegen nach Seen zu bringen, in welchen ſie immer vergebens zu fiſchen ſuchen ſollten, und freute ſich zum Voraus, wie er die Stolzen erſchöpft, ermüdet und mit leeren Händen wiederkehren ſehen würde. Aber er hatte ſich getäuſcht. Nach einer unglaublich kurzen Abweſenheit erſchienen ſie wieder, und alle Körbe, die ſie mitgenommen hatten, waren gefüllt. Sie traten, als wenn dieſes ſeltſame Glück, welches den Bergbewohnern faſt wie ein Zauber vorkam und den Verdruß des beleidigten Bauern nicht wenig ſteigerte, gar keinen Eindruck auf ſie machte, ſtillſchweigend und mürriſch in das Haus hinein, warfen ſich, kaum grüßend, auf die Bänke, und der Führer ſuchte nun den Bauern begreiflich zu machen, wie ſie durch mancherlei künſtliche Verbeſſerungen das Fiſchen mit Angeln bis zu einem unglaublich hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hätten. Aber der Bauer, der freilich aufmerkſam zuhörte, ward dadurch keineswegs verſöhnt, und ſein Zorn ſollte bald den höchſten Grad erreichen. Die Engländer ſuchten ſorgfältig die größten und ſchönſten Fiſche heraus, ſo viel etwa, wie zu einer Mahlzeit hinreichte, riefen den Führer und befahlen ihm, dem Wirthe die übrigen Fiſche zu ſchenken. Dieſer richtete ſeinen Auftrag aus, während die Herren mit halb mitleidigem, halb höhnendem Lächeln den Bauer betrachteten. Dieſer aber erblaßte vor Wuth, und als die Fremden ſich nun verächtlich umkehrten, um das Haus zu verlaſſen, vertrat er ihnen den Weg. Sie ſtutzten. Deute den Herren an, rief der zornige Bauer, daß ich ihnen etwas zu ſagen habe, daß ſie keinen freien Norweger ſo nichtswürdig behandeln dürfen, wenn er ihnen, ermüdet und erſchöpft, mit Freundlichkeit Haus und Labung bietet. Gott ſei Dir gnädig, wenn Du ihnen nicht Alles ſagſt, was ich Dir auftrage. Der große, ſtarke, zornige Mann flößte den Herren Achtung ein. Sie blieben, etwas verdutzt zwar, doch wie es ſchien, furchtlos ſtehen. Der Wirth rief einen Burſchen, trug ihm etwas auf und bewachte ſtillſchweigend die Thür, während der Führer die Rede überſetzte. So verging eine ziemlich lange Zeit, da hörte man viele Stimmen, und die Stube füllte ſich mit Männern und Frauen. Der Bauer zeigte ihnen den großen Vorrath von Fiſchen und ſprach: Dieſe Herren ſind hochmüthig und mürriſch in mein Haus getreten, als ich ſie, wie einem Norweger gebührt, freundlich empfing; ſie haben verächtlich die Labung zurückgeſtoßen, die ich ihnen anbot, und unſere Gaſtfreiheit durch höhnenden Stolz beſchimpft. Sie beſitzen eine Kunſt, die uns ſehr wichtig ſein würde. Sie haben es verſtanden, aus Seen und Flüſſen, die uns nichts lieferten, dieſen reichen Schatz zu heben. Wären ſie Menſchen, wie ſie nur gefühlloſe Thoren ſind, ſie wären hergekommen, uns eine Kunſt zu lehren, die uns wichtiger iſt, als ſie ihnen jemals ſein kann. Aber ſo ekelt ſie das leere Leben in der Ueppigkeit an, und ſie ſuchen in unſern Gebirgen nur einen neuen Reiz für ihre ſchon überreizten Sinne. Sie wollen jene Kunſt als eine eitle Luſt für ſich behalten und werfen uns nun, als wären wir Bettler, die gewonnene Beute als ein Almoſen hin. Ich finde mich durch dieſes Geſchenk beleidigt und würde lieber hungern, als es berühren. Unter Euch ſind aber arme Leute, Viele, denen ein ſolcher Schatz angenehm ſein mag, Viele, die wohl kaum ſatt geworden ſind an dieſem Tage. Wollt Ihr das Geſchenk der hochmüthigen Männer annehmen? — Viele Augen blickten verlangend nach dem ſchönen Schatze, der ihnen ſo unvermuthet geboten wurde. Aber der Unwille der Menge war zu laut. Kein Norweger rührt dieſe Fiſche an! riefen die Aelteſten, ja, die Aermſten, und die Schwankenden wagten nicht ihren Wunſch zu äußern. Erkläre den Herren, was hier vorgeht, ſagte mit geſetzter Miene und nun ſchon ruhiger der Wirth. Die Engländer ſahen nicht ohne Sorge die Stube ſich füllen, blieben aber noch immer mit ſtolzer und ruhiger Haltung ſtehen, während der Bauer ſprach; ſie horchten aufmerkſam, als der Führer den Inhalt der Rede überſetzte. Jetzt befahl der Bauer einigen Burſchen, die Körbe aufzuheben und dahin zu tragen, wohin er ſie führen würde. Die ganze Geſellſchaft folgte, und die Engländer, die keine Gewaltthat mehr fürchteten, gingen neugierig hinterher. Der Wirth führte ſie alle nach einem nahen See, und hier wurden die Fiſche zum Erſtaunen der Fremden hineingeworfen. Als dieſes geſchehen war, trennten ſich Alle. Keiner ſah ſich nach den Fremden um, der Wirth eilte nach ſeinem Hauſe, verriegelte die Thür, und als die Engländer hinein wollten, reichte er dem Führer Alles, was ſie zurückgelaſſen, zum Fenſter heraus. Sie dankten Gott, daß ſie ſo unangetaſtet fortkamen, und werden ſchon gelernt haben, wie man die Norweger behandeln ſoll.

Dieſes Benehmen zeigt eine große Naturwahrheit, und der Menſch, der nicht ganz in Knechtſchaft verſunken iſt, wird ohne allen Zweifel immer ſo handeln, meinte Gerhard, und Alle ergötzten ſich an der Strafe der abgewieſenen Gentlemen.

Kurz darauf kam der Lord mit ſeiner Gemahlin von der Wanderung zurück, und eben, als ſie hereintraten, eröffnete ſich die gegenüber ſtehende Thür, und die Engländer entdeckten den Lord und die Lady. Sie ſchienen im höchſten Grade erſtaunt, und man erkannte ſich wechſelſeitig. Nach einer kurzen Begrüßung fing ein ruhiges Geſpräch an; die Engländer, die jetzt mit höflichem Anſtande die übrige Geſellſchaft begrüßten, entfernten ſich, und der Lord geſellte ſich zu ſeinen Mitreiſenden. Die frugale Mahlzeit ward aufgetragen und verzehrt. Es war natürlich, daß das Geſpräch auf die Landsleute des Lords fiel, und Flinthough ſuchte, auf eine ſchonende Weiſe, auf das Anſtößige in ihrem Benehmen aufmerkſam zu machen. Der Lord ſchien beſorgt, ängſtlich, und da er aus Flinthoughs Rede auf ein beſtimmtes, unangenehmes Ereigniß ſchließen mußte, ruhte er nicht, bis Flinthough Alles wiederholt hatte. Die Lady erröthete, der Lord war, gegen ſeine Gewohnheit, verlegen. In dieſer Geſchichte, ſagte er, erſcheinen freilich meine jungen Landsleute, die ich kenne und ſonſt zu ſchätzen Grund habe, weder verſtändig, noch liebenswürdig; aber ſchließen Sie aus einer ſolchen vereinzelten Begebenheit nicht auf die Geſinnung des ganzen Volks. Der Engländer darf wohl mit einigem Stolze den wohlthätigen Sinn, der in ſeinem Vaterlande herrſcht, erwähnen. Oft wird dieſer eine wahre Leidenſchaft. Denken Sie an unſre vielen Vereine, an die bedeutenden Opfer, die ſo Viele bringen, an den hülfreichen Sinn, der keinesweges auf das Vaterland beſchränkt iſt, an unſern Howard, unſern Wilberforce und viele Andere. Dieſe Gentlemen mit ihren oft bizarren Beluſtigungen erſcheinen freilich nicht ſelten faſt als Karrikaturen; aber ſelbſt dieſe würden wir mehr entſchuldigt finden, wenn wir dasjenige, was zu ihrer urſprünglichen Natur gehört, wie billig, berückſichtigten.

Der Engländer mag nicht ungeſchickt erſcheinen. Ich will es nicht loben, aber es gehört zu ſeiner Natur. Das Gefühl einer Ungeſchicklichkeit, welches Andere verlegen macht, ſcheucht ihn in ſich zurück, ja, erbittert ihn. Glauben Sie mir, lieben Freunde, hätten dieſe Männer ſich mit den Bauern verſtändigen können, ſie würden ihren Stolz, wie ihre Gaſtfreundſchaft geſchätzt haben; hätten ſie durch Vertrauen ihre Lage kennen gelernt, ſie würden hülfreich, mittheilend erſchienen ſein. So ſtanden zwei ſtark in ſich abgeſchloſſene Naturen, ohne ein Mittel der wechſelſeitigen Verſtändigung, ſtarr und eben daher feindſelig einander gegenüber, und eben dieſelben Eigenſchaften, die unter glücklichern Verhältniſſen das ſchönſte Vertrauen erzeugt hätten, mußten jetzt das unglückliche Misverſtändniß ſteigern. Und dann, meine theuerſten Freunde, vergeſſen Sie nicht das unreine Organ, welches hier als das vermittelnde erſchien. Ich habe in den wenigen Augenblicken, die ich mit dieſem Führer zubrachte, ihn ganz durchſchaut und ſah in der That noch nie einen Menſchen, der ſo unbefangen ſeine eigene Verworfenheit entdeckte. —

Während dieſer Zeit war die Mahlzeit beendigt, die Aage Ruth, ſeinen Platz zwiſchen den Damen mit freiem Anſtande behauptend, mit genoß. Man mußte dem Lord zugeſtehen, daß Manches aus ſeinem Geſichtspunkte ſich milder beurtheilen laſſe, obgleich die bizarre Verbildung, die dieſe Menſchen nach einer fernen Gegend getrieben, wie zu einer Luſtparthie, die ſie mit mürriſcher Miene, in ſtarrer Einſamkeit, alle Umgebung verachtend, genöſſen, keine liebenswürdige Seite der Bildung beweiſe. Der Lord hatte deutſch geſprochen. Er und ſeine Frau hatten ſich lange in Deutſchland aufgehalten und äußerten ſich mit Leichtigkeit in dieſer Sprache, und die Geſellſchaft hatte ſie gewählt, um nicht Ingier und Aage von der Unterhaltung auszuſchließen. Beide äußerten ihre Meinungen und Geſinnungen auf die unbefangenſte Weiſe; dem Erſtern hatte ſein Geſchick, ſeine Kühnheit, die wichtigen Dienſte, die er geleiſtet, ein entſchiedenes Recht dazu erworben, auf welches ohnehin ſeine Bildung Anſpruch machen konnte. Auch erſchien er in Tracht, wie in Betragen ganz als ein Mann der feinern Geſellſchaft. Auffallender war es dem engliſchen Ariſtokraten, der bei allen ſeinen Erfahrungen doch Anſichten, die ihm durch Erziehung und Leben eingepflanzt waren, nicht ganz zu entſagen vermochte, ſich in der Geſellſchaft eines Bauern zu finden; aber er ertrug mit ruhigem Anſtande, was die Geſinnung einer Geſellſchaft, die er ehrte, herbeigeführt hatte. Doch ſeltſam überraſcht, faſt verlegen erſchien er, als Aage, auf welchen Alles, was er zum Lobe der Engländer, zur Erklärung und Entſchuldigung des Betragens ſeiner Landsleute geſagt hatte, einen ſehr tiefen Eindruck gemacht zu haben ſchien, ſich erhob, mit freimüthiger Gradheit auf ihn zuging, ihm unbefangen in's Auge ſah und ihn anſprach. Mylord, ſagte er, was Du da geſprochen haſt, iſt wahr; die Engländer ſind ein ſtolzes Volk, weil ſie frei ſind und mächtig, weil ſie das Meer beherrſchen und die Natur überwunden haben, wie kein anderes Volk. Auch wir ſind ſtolz und haben doch ſo viele Gründe nicht, wie ſie. So ſind harte Keile zuſammengeſtoßen. Wenn ich etwas erzählt habe, was Deine Landsleute in einem nicht ganz vortheilhaften Lichte zeigt, mußt Du mir es verzeihen; und das darf ich Dir doch nicht verhehlen, daß der ruhige Trotz, der keine Spur von Furcht aufkommen ließ, ſelbſt als die unzufriedenen Gebirgsbewohner ſie drohend umgaben, dem Norweger, der einen ſolchen Muth zu ſchätzen weiß, Achtung einflößte. — Der Lord zeigte, als er zu ſprechen anfing, einige Unſicherheit; aber die zuverſichtliche Weiſe, die ſo entſchieden aus der reinen Natur entſprang, die ſich ſo ganz unſchuldig, ja, kindlich, ohne allen prahleriſchen Uebermuth zeigte, überwand ihn, und als der Bauer ſchloß, reichte er ihm, der hier herrſchenden Sitte gemäß, die Hand, duldete er, daß ſie derb geſchüttelt wurde, und antwortete: Ich freue mich, daß ich die Bekanntſchaft eines ſo braven Norwegers gemacht habe, daß es mir gelungen iſt, das Benehmen meiner Landsleute zu entſchuldigen. Der ſtolze Engländer muß die Aeußerungen, die Urtheile des beleidigten Stolzes zu ertragen wiſſen. — Die ganze Geſellſchaft war in einer eigenen, faſt gerührten Stimmung. Obgleich alle Aeußerungen des Geſprächs mehr eine ruhige Betrachtung, als einen Streit verriethen, ſchien doch ein Jeder zu fühlen, daß in dem Tadel der Engländer für den edeln Lord etwas Verletzendes lag, und die würdige Weiſe, mit welcher dieſer ſcheinbar kalte, immer ruhige und klare Mann erſchien, machte einen tiefen Eindruck, ſo daß Flinthough beſonders ſich faſt beſchämt fühlte.

Die Bedienten und Harald waren mit dem Gepäck angekommen. Man hatte zwei Böte gefunden, und die Geſellſchaft ſollte das eine, die Bedienten das zweite einnehmen. Noch immer hatte man ſtillſchweigend angenommen, daß der Lord und die Lady die Uebrigen nach Naelsro begleiten würden, aber jetzt trat der Lord hervor. Nach Allem, was wir vernommen haben, ſagte er, wird die Lady, wie ich, keinen größern Wunſch haben, als den herrlichen Mann kennen zu lernen, deſſen Nähe ſich ſo bedeutend ankündigt. Wir erſuchen, uns anzumelden, und hoffen durch Ihre Empfehlungen uns einen gütigen Empfang vorzubereiten. Wir alle, ſagte Flinthough, hofften, daß Sie, Mylord, uns begleiten würden. Erlauben Sie, unterbrach ihn der Lord, daß ich einige Tage in den hieſigen Gegenden mit meinen Landsleuten zubringe. Aber dieſe dürfen das Land nicht verlaſſen, ohne Männern und Frauen, die ich ſo hochhalte, näher getreten zu ſein; ich darf behaupten, daß dieſe Gentlemen, die bei ihrer erſten Erſcheinung ſich etwas ſchroff gezeigt haben, bei einer nähern Bekanntſchaft gewinnen werden, und ich wage es, dieſe meine Begleiter in einen Kreis einzuführen, der ihnen, wie mir, Bewunderung abzwingen wird. In einigen Tagen dürfen Sie unſere Ankunft erwarten.

Sie fühlten das Zarte in dieſen Aeußerungen. Der Lord fand ſich verpflichtet, ſich an junge Landsleute anzuſchließen, die leicht in gefährliche, wenigſtens unangenehme Verhältniſſe verwickelt werden könnten, und dann leuchtete die Abſicht deutlich durch, den erſten Augenblick der Zuſammenkunft vertrauter Freunde nach einer ſo langen Abweſenheit nicht zu ſtören. Sie ehrten ſtillſchweigend dieſe Geſinnung; aber Ingier und Aage unterließen nicht, auf die lebhafteſte Weiſe zu äußern, wie glücklich ſich Thorſtein ſchätzen würde, den edeln Lord, die Lady und ihre Begleiter in ſeinem Hauſe zu haben.

Die lange Reiſe, die Unterhaltungen in den einſamen Stunden, Nannis vertraute Bekanntſchaft mit Antonie Burow, die Mittheilung bedeutender Lebenserfahrungen, die Uebereinſtimmung der Geſinnungen, endlich die gemeinſchaftliche Gefahr vor Kurzem, hatten eine innige Freundſchaft zwiſchen den Frauen erzeugt; ſie ſchienen ſich ſeit langen Jahren gekannt zu haben, und Nanni und Julie, obgleich ſie in wenigen Tagen die Lady wieder zu ſehen hofften, trennten ſich mit Rührung von dieſer.

Es iſt ein trefflicher Mann, dieſer Lord, und ein ächter Engländer im edelſten Sinne des Wortes, ſagte Gerhard, als das Boot zwiſchen den hohen Felſen ſchnell fortglitt. Das iſt er, erwiederte Flinthough, und Sie werden ihn noch höher ſchätzen, wenn Sie erfahren, was er meinen theuerſten jüngern Freunden und dadurch mir geweſen iſt. Seine beſtändige Gegenwart verhinderte dieſe Mittheilung bis jetzt. Flinthough erzählte nun Burows und Julius Begebenheiten, und mit welcher edeln Selbſtaufopferung der Lord für Beide thätig geweſen war, und ſo, unter freundlichen Geſprächen, durſchnitt das Boot ſchnell den Meerbuſen. Die Gegend behielt das nämliche Ausſehen, Thäler wechſelten auf beiden Seiten mit rieſenhaften Felſen. Der Abend näherte ſich, man durchſchnitt einen großen Arm des Meerbuſens, der gegen Norden zwiſchen den Gebirgen hereinlief; dann kurz darauf einen zweiten, der gegen Süden ſich eröffnete. Ingier und Aage ſahen nach der Sonne und ſchienen unruhig, denn obgleich der Tag nie in der Jahreszeit, die jetzt herrſchte, verſchwindet, ſo verbirgt ſich doch die Sonne früh hinter den hohen Felſen, und ein nächtlicher Schatten wirft ſich von den finſtern Wänden auf die Waſſerfläche. Jetzt griffen Beide nach den Rudern, um die am meiſten Ermatteten abzulöſen, und den mächtigen Ruderſchlägen folgend, flog das Boot mit großer Eile über die Wellen. Ingier und Aage hatten ſich nicht über die Entfernung der Gegend, welche die Reiſenden ſuchten, geäußert. Sie wichen abſichtlich einer jeden Frage aus, aber ihr Benehmen ließ die Nähe wohl ahnen. In geſpannter Erwartung blickten jene um ſich; aber nichts ließ eine heitere Umgebung, wie ſie ſie erwarteten, vermuthen. Die Rieſenfelſen preßten ſich von beiden Seiten enger, drohender, düſterer zuſammen, ſelbſt die Thäler verſchwanden und hatten, wo ſie erſchienen, ein trauriges, ödes Anſehen. Einzelne ſchmutzige Rauchhütten lagen am Ufer, wo Schluchten mündeten, die auf kleinen Flecken einen dürftigen Graswuchs zeigten; verkrüppeltes Gebüſch von Birken und Tannen bedeckte die niedrigſten Theile des Gebirges, und nun ſprang, ſtarr, ſcharf und finſter ein furchtbar hohes Vorgebirge in den Meerbuſen herein, und zwang das Boot, das bis jetzt öſtlich gerudert war, ſich gegen Süden zu wenden. Faſt mit zurück gepreßtem Athem ſahen die Reiſenden dieſe kahle, ſtarre, öde Gegend an. Das Boot hatte die äußerſte Spitze erreicht und umſchiffte ſie.

Da trat, wie durch einen plötzlichen Zauberſchlag, eine ganz andere Gegend hervor. Es war ſchon ziemlich ſpät am Abend, aber kein Wind rührte ſich. Man hatte den Tag über viel von der Hitze gelitten. Jetzt herrſchte eine anmuthige Kühle. Vor ihnen lag eine mächtige Ebene, einige Meilen breit. Das hohe Vorgebirge, auf der Spitze mit Schnee bedeckt, ſchloß ſie gegen Weſten ein; fern im Oſten ſah man ein ähnliches ſich ſchroff erheben, welches, eben weil es in einiger Entfernung erſchien, weil es ganz überſchaut werden konnte, um ſo rieſenhafter erſchien. Es erhob ſich mehr allmälig, erreichte aber in weiter, nebliger Ferne die nämliche Höhe. Ein Schneekranz umgab die Ebene, wie ein greiſes Haupt. Aber hier eröffnete ſich eine Fülle, ein Reichthum des Lebens, der durch den großen Gegenſatz faſt betäubend wirkte. Dicht hinter der Spitze des Vorgebirges erblickten ſie eine Terraſſe, prangend mit einer unzähligen Menge ſüdlicher Gewächſe. Orangenbäume ſah man, mit den goldenen Früchten beſchwert, in mächtigen Gefäßen, Kirſchbäume trugen ihre reifen Früchte, eine Unzahl von Blüten erfüllte alle Stufen der Terraſſe, Georginen, Hortenſien, hochſtämmige Roſen, Jasmin, Tuberoſen, Volkmannien, die baumartige Datura; alle Blumen in buntem Gemiſch erfüllten, durch die Wärme des ruhigen Sommerabends hervorgelockt, die Luft mit einem ſtarken, faſt betäubenden Duft. Ein mächtiger Wald von Laubhölzern, Buchen, Birken, Ellern, in freundlichem Verein, erhob ſich hinter der Terraſſe, reichte bis an das Ufer, und von niedrigen Felſenſpitzen neigten ſich die Bäume über das Waſſer und ſpiegelten ſich in der ruhigen Fläche. Als man weiter ruderte, ſah man, wie dieſer Wald der Theil eines großen Parks war. An den meiſten Stellen war der Wald noch durch ſchroffe Felſenwände über das Meer erhöht, wo dieſe aber fehlten, waren mächtige Mauern aufgeführt, die jeden Zutritt verwehrten. Man ahnte, daß ſie als Schutz gegen feindliche Anfälle dienen ſollten. Fruchtbare Felder wechſelten überall mit lieblichen Gärten und Waldungen, drängten ſich allenthalben von den Felſen in die luſtige Ebene hinein. Flüſſe rauſchten durch Wieſen und Felder. Ein mächtiges, weißes Gebäude mit dunkelblauen Dachziegeln, die in den letzten Strahlen der Sonne glänzten, erhob ſich auf einer Anhöhe, einfach, aber höchſt anmuthig. Die großen Fenſter, die Thür, zu welcher breite Stufen führten, waren in dem wohlthuenden Verhältniß gebaut, das einer bloßen Wand ein bedeutenderes Ausſehen giebt, als alle bunten Manieren der Baukunſt. Durch die Größe und erhabene Einfachheit erſchien das Gebäude im hohen Grade vornehm und gewaltig. Zwei ähnliche Häuſer, nicht ſo groß, lagen in einiger Entfernung, und mitten in der Ebene erblickte man ein ſehr großes, freundliches Gebäude, höchſt einfach, mit einem Thurm. Eben ſchlug die Uhr acht, und die Glocke läutete hellklingend und freundlich in das Thal hinein. Aber am meiſten überraſchten die Bauerhäuſer. Sie waren wie die der Schweizer gebaut, aber in zierlichem Verhältniß, wi man ſie nur zu ſehen pflegt, wenn ein reicher Mann ſich eine Schweizer-Villa baut. Die flachen Dächer ragten weit über die Wände hervor, die Fenſter waren hell, die Scheiben groß, alle Häuſer friſch und luſtig angeſtrichen, und eine Fülle von Blumen zierte die kleinen Vorhöfe. An jedes grenzte ein Fruchtgarten, und Reinlichkeit und ſtille Anmuth ſchienen, wie heitere Genien, in der ganzen Ebene zu herrſchen. Das Boot näherte ſich jetzt dem Ufer, und die entzückten Reiſenden konnten ſich kaum faſſen, als ſie im hohen Norden ſich in eine ſolche Umgebung ſo plötzlich, ſo ohne allen Uebergang verſetzt ſahen. Es ſchien ihnen noch immer ein Traum, ein unwahrſcheinliches Mährchen zu ſein. Jetzt waren ſie nicht wenig verwundert, als ſie hier ein großes, mächtiges Dampfboot entdeckten; die finſtere Feuereſſe ragte zwiſchen den drei kurzen Maſten hervor; aber Kanonen, die von dem Verdeck drohend ihre Mündung ſehen ließen, bewaffnete Männer, die ſich auf dem Schiffe zeigten, ſchienen ihnen wiederum die Zeichen feindlicher Angriffe zu ſein, denen dieſes dem ruhigen Frieden, dem von der Welt abgetrennten, heimlichen und ſtillen Genuſſe geweihte Leben ausgeſetzt ſei. Ihr Boot legte jetzt an. Am Ufer waren viele Menſchen verſammelt; zwei Herren und einige Damen drängten ſich durch, die Ausſteigenden zu empfangen. Man ahnte die Gegenwart der Freunde. Aber viele Jahre waren verfloſſen, ſeit ſie ſich geſehen hatten. Sie betrachteten ſich wechſelſeitig aufmerkſam, um die geliebten Züge wieder zu erkennen, ſie nannten ſich, ſie ſtürzten ſich in die Arme, und die heilige, ſelige Verwirrung des Wiederſehens nach ſo vielen Jahren nahm die Glücklichen in ihre grundloſe Tiefe auf. Wer kann ſie ſchildern! Wechſelſeitig in ſich verſunken, ergriffen von der unermeßlichen Fülle der Genüſſe, die in langer Zeit ſich entwickeln ſollten, aber jetzt, wie in einen Moment zuſammengepreßt, ſich ihnen entgegendrängten, merkten ſie nicht den lauten Jubel der Menge, ſahen ſie nicht die ſtillen Thränen der Freude, welche anhängliche Liebe vergoß, erblickten ſie nicht die muntern Kinder, die reizenden, ſchon erwachſenen Töchter, die ſie gerührt begleiteten. Es war Asbiörn Thorſtein mit Klara und Adolf Roſſing mit Elſe, beide von ihren Kindern begleitet, die, harrend am Ufer, die Reiſenden empfingen.

Nichts Neues gehört? rief ein ſchwarzhaariger Mann, der in eine Gaſtſtube in Bergen hereinſtürzte. Die Oberlippe ſchlotterte reichlich über die untere, die großen Augen waren wie mit Nebel überzogen, jetzt wie von etwas Ungewöhnlichem bewegt. Der Aufwärter brachte ihm unaufgefordert ein großes Glas Rum. Nichts Neues? fragte er, indem er das Glas in einem Zuge ausleerte, und wandte ſich an einen langen, dürren, ältlichen Herrn, der ſeinen Stock gegen die Zähne ſtämmte und lange ſtillſchweigend daſaß. Ich wüßte nichts, antwortete dieſer langſam und bedächtig. Da kann ich etwas erzählen, fuhr jener fort. Siewers aus Hamburg iſt hier. Wer? riefen viele Stimmen zugleich, der reiche Siewers? Er ſelbſt hier? Wie ich Euch ſage, antwortete jener; geſtern mit der guten Hoffnung angekommen und gleich bei Thaulow abgeſtiegen, und als ſpürte das verdammte Dampfboot es ſchon, gleich iſt es auch da, hat ſich richtig neben der guten Hoffnung gelagert. Hm! Hm! ſagte der lange, hagere Mann. Und dann, meine Herren, fuhr der Schwarzhaarige fort, mit Apel in Mandal iſt es aus, rein aus, ich verſichere es Euch. Indem er dieſes ſagte, fixirte er einen großen jungen Kaufmann, deſſen elegantes Ausſehen gegen das etwas vernachläßigte der Uebrigen abſtach. Dieſer ſchien einen Augenblick verwirrt, faßte ſich aber gleich wieder. Der Hagere fragte mit großer Ruhe: Woher wiſſen Sie das? Woher? war die Antwort. Seine Wechſel von Fröhlich in Chriſtiania, von Meyer in Kopenhagen, von Krohn hier mit Proteſt zurückgeſandt, iſt das nicht genug? Er ging nun auf den jungen eleganten Kaufmann zu, neigte ſich freundlich gegen ihn und ſprach flüſternd zu ihm: Ich wünſchte ein paar Worte mit Ihnen zu ſprechen, Herr Windgaard. Der junge Mann ſtand ſchnell auf, und ſie zogen ſich in eine Ecke zurück. Sie wiſſen, Herr Windgaard, ſagte der Schwarzhaarige, ich habe von Ihnen ein Papier in Händen. Jetzt, in dieſem Augenblicke iſt es mir wichtig. Ich darf Ihnen das Papier doch zuſtellen? — Ei freilich, antwortete der junge Mann und ſuchte ſeine Verlegenheit zu verbergen, ei freilich, wenn Sie befehlen. Alſo ich ſchicke, fuhr jener fort, heute? Nicht wahr? Sagten Sie nicht, heute? Wie Sie wollen, antwortete der Elegante. Der ſtille, hagere Mann ſchien das Geſpräch dieſer beiden Kaufleute genau beobachtet zu haben. Herr Blumt, rief er dem Schwarzhaarigen zu, iſt Ihnen, Ihnen ſelbſt ſchon ein proteſtirter Wechſel von Apel zu Geſicht gekommen? Mir? Mir nicht, antwortete der Schwarzhaarige verwirrt. Sie behaupten ja, daß hier welche wären, daß Krohn einen ſolchen Wechſel proteſtirt habe, fuhr der Hagere fort. Ja, Herr Ahlmann, entgegnete der Andere, ich habe es gehört, für gewiß gehört. Nun wohl, mein Herr, ſagte der Hagere, und Sie, meine Herren, die hier verſammelt ſind, ſo hören Sie denn: wenn irgend ein Papier von

Apel hier iſt oder erſcheinen ſollte, dann bringen Sie es mir, ich acceptire es. Er ſtand ſtillſchweigend auf, winkte Windgaard und entfernte ſich mit dieſem.

Verdammt! rief Blumt, es iſt nichts zu machen. Das Volk hängt zuſammen wie die Kletten. Er wandte ſich an einen dicken, runden Herrn, deſſen Augen während der ganzen Zeit in unruhiger Bewegung geweſen waren, obgleich der Kopf völlig unbewegt blieb. Ich hoffte ſicher, ſagte er, den eleganten Windbeutel zu ſtürzen. Er kann das Papier nicht einlöſen; aber ich wette, der alte Narr bezahlt. Der Alte! erwiederte der Dicke; mit dem fangen wir wohl auch einen Tanz an. Er blickte den Herrn Blumt ſchlau und geheimnißvoll an. Mit dem? antwortete Blumt erſtaunt; nein, Freund, er iſt Thaulows Vertrauter, dem können wir nichts anhaben. Hören Sie, erwiederte der Dicke und zog Blumt in eine entfernte Ecke. Blumt lächelte hoffnungsvoll. Es wird gehen, hörte man ihn ſagen, indem er ſich die Hände rieb.

Die Nachricht von der Ankunft des reichen Banquiers hatte eine allgemeine Bewegung hervorgebracht. Man ſprach heftig, theilte ſich in Gruppen; Einige entfernten ſich, Andere kamen; das Gerücht, das war klar, hatte ſich jetzt allgemein verbreitet, und eine Geſellſchaft von vier Perſonen, die das Geſpräch mit angehört hatte, blieb während der Zeit um einen eigenen Tiſch ſitzen und unterhielt ſich unter Weintrinken ſehr lebhaft. Sie hatten von dem Cours geſprochen, von den Preiſen, von dem Binnenhandel, und die Nachricht, die eine ſo ſichtbare Unruhe hervorbrachte, ſchien ihnen zwar auch nicht gleichgültig, aber doch ihre behagliche Ruhe nicht zu ſtören. Zwei waren Kaufleute, der Dritte aber, der vorzüglich ſich auszeichnete, war ein alter Mann mit grauen Haaren, tief liegenden Augen, ſtarken Runzeln, ſüßlich zuſammengezogenen Lippen, die ſich rundeten, daß der Mund ſich ſpitzig verlängerte. Durch eine angenommene Gutmütigkeit blickte die verborgene Liſt hindurch, und während er ſprach, ſchien er alle Anweſende zu betrachten, und ſein lauerndes Geſicht bewies, daß er allenthalben hinhorchte. Er hatte in der That durch lange Uebung ein ganz außerordentliches Geſchick erworben, ſo daß, während er in ein lebhaftes Geſpräch verflochten war, dennoch nichts von Allem, was um ihn her geſprochen wurde, ihm entging. Sein Gehör hatte ſich ſelbſt in hohem Alter in außerordentlicher Schärfe erhalten, und ſo mäßig er auch zu leben pflegte, ſo viele Geſchäfte er auch hatte, fand man ihn doch täglich in dieſem am Hafen gelegenen Kaffehauſe, wo er Gelegenheit fand, das ſeltene Talent immer mehr auszubilden. Dieſer Mann, der das ſechs und ſechzigſte Jahr ſchon erreicht hatte, war der Advokat Blehr, den wir ſchon aus der erſten Erzählung kennen. Neben ihm ſaß noch ein junger, blonder Mann, deſſen Schönheit auffiel. Er ſchien etwa fünf und zwanzig Jahr alt. Das helle, blaue Auge blickte frei und freundlich einen Jeden an, und die feinen Züge ſchienen etwas geiſtig Bedeutendes zu verſprechen. Sein hoher, ſchlanker, feſter Bau erhöhte das Intereſſe, welches er einem Jeden beim erſten Anblick einflößte. Man mußte geſtehen, daß er zu der übrigen Geſellſchaft nur ſchlecht paßte.

Die Geſpräche, nachdem ſie ſich über die nächſten Angelegenheiten erſchöpft hatten, nahmen, wie das ſelbſt unter den gewöhnlichen Menſchen häufig der Fall iſt, eine mehr allgemeine Wendung. Seht, Freunde, ſagte der eine Kaufmann, auf dieſe Weiſe, wenn der Herr Thaulow und der Herr Thorſtein ſo fortfahren, geht aller Handel zu Grunde. Nein, leben und leben laſſen, das iſt mein Grundſatz, und dabei bleibt es. Ei freilich, und zu leben haben; denn wozu iſt die Kaufmannſchaft? Um Geld zu verdienen. Das iſt unſere Profeſſion, das iſt es ja alles, was wir gelernt haben. — Das ließe ſich doch von einem jeden Gewerbe ſagen, ſogar von der Gelehrſamkeit, in ſofern ſie ihren Mann ernähren ſoll, meinte der Blonde, Sie müßten denn etwa glauben, daß der Kaufmann mehr, als alle Andere, auf das bloße Geld angewieſen ſei. Ja, antwortete der Kaufmann, das meine ich ja eben. Der Handwerker, nun, der hat doch auch ſeine Freude an dem, was er vor ſich bringt; der Gelehrte vollends, der will, was weiß ich, ausrichten. Wir aber, was wollen wir? Den Gewinnſt, das Geld! — Und wozu brauchen Sie das Geld? fragte der junge Mann. Wozu? Wir legen es an, wir erweitern unſere Spekulationen, wir gehen immer weiter, wir gewinnen immer mehr, erwiederte der Kaufmann. Und dann? unterbrach ihn fragend der Blonde. Je nun, mein Herr, antwortete der Kaufmann, Sie fragen verdammt naiv. Zum Leben, zum Genießen! Denn ſehen Sie, Leben und Geſundheit iſt Alles, was wir haben. Es ſcheint doch, mein Herr, verzeihen Sie, als wenn es mit Ihrem Glauben übel ausſähe, ſprach der alte Advokat dazwiſchen. — Glauben? Was Glauben? fuhr unterbrechend der Kaufmann mit Heftigkeit fort; der Kaufmann darf nichts glauben; er muß ſicher gehen, wo Einer ſchwankt, ſchnell ſich zurückziehen, das iſt die Hauptſache. Nein, mein lieber Freund, ſagte der andere Kaufmann, da kann ich nun nicht Ihre Meinung theilen, denn auf Treu und Glauben beruht die ganze Kaufmannſchaft. Ach, Sie verſtehen mich nicht, erwiederte der erſte.

Mich, wie es ſcheint, Sie alle beide nicht, ſchloß der Advokat.

Die Kaufleute blickten den Alten verwundert an, die Flaſche war leer, das Geſpräch war unterbrochen, und ſie ſtänden auf und entfernten ſich. Der Advokat und der junge Mann blieben ſitzen. Nun, ſagte der Alte, indem er den Blonden heimlich aufmerkſam belauſchte, was meinen Sie zu dieſen Grundſätzen? Man kömmt, erwiederte der Blonde gleichgültig, auf dieſe Weiſe gewöhnlich gut durch die Welt. Ja, ja, ſagte der Alte ſchnell, das ſind Anſichten, die Hände und Füße haben. Und Sie theilen ſie? Es wären auch Ihre Grundſätze? fragte der Jüngling mit unverholener Verwunderung. Ich, ich ſollte ſie theilen? antwortete, ſich ſchnell faſſend, der Alte; nein, mein junger Freund, gewiß nicht. Merkten Sie nicht, worauf meine an den einen Herrn gerichtete Bemerkung ging? Beide ſchienen mich nicht zu verſtehen. Aber was habe ich geſagt? Die Anſichten haben Hände und Füße, ſagte ich. Ja, jetzt begreife ich Ihren Irrthum. Sie können ja meine Sprache nicht kennen. Wenn man alt wird, gewöhnt man ſich oft an eigene Ausdrücke, die wohl einen beſtimmten Sinn haben, ſie ſind auf lange Erfahrungen gegründet, aber ſie fallen auf. Hände und Füße haben dieſe Anſichten. Was thut das Volk, wenn es nach ſolchen Grundſätzen lebt? Wie laufen und rennen und jagen ſie, wo irgend ein Vortheil zu erhaſchen iſt! Wie brauchen ſie die Füße! Und dann, wie ſchnell greifen ſie zu! Wie brauchen ſie die Hände! Wahrhaftig, Herr Thor, Hände und Füße haben ſolche Grundſätze. Aber Kopf? Herz? Ja, da fehlt es. Und wo das Herz fehlt und die Liebe, da iſt Alles nichts werth. Nicht wahr, lieber Freund, ſo verſtehen wir uns? — Vielleicht, antwortete Styge Thor kalt. Vielleicht? ſagte der Alte; nein gewiß, gewiß. Sie ſind ein frommer, guter junger Mann, man kann es ja aus Ihren Augen leſen. Ich bin alt; lange kann ich nicht mehr leben, Kinder habe ich nicht. Da habe ich beſchloſſen, für die Armuth, für die Unterdrückten zu leben. Das iſt ja eben mein Unglück; das können mir die Reichen, die Mächtigen, die immer mehr an ſich reißen, nie verzeihen. — Der Mittag näherte ſich, die Gaſtſtube ward leer, aber der Advokat ließ eine neue Flaſche kommen und ſchien jetzt erſt ſich recht vertraulich an den jungen Mann anzuſchließen. Da iſt, fuhr er jetzt fort, dieſer Thorſtein, ein Mann von einem ungeheuern Vermögen; er beherrſcht Alles, Jedermann kriecht vor ihm, hofft Alles von ſeiner Zuneigung, fürchtet ſein Misfallen. Was könnte dieſer Mann ausrichten, wie könnte er der Armuth aufhelſen, die armen Menſchen, die ſich's ſauer werden laſſen, das tägliche Brodt zu verdienen, unterſtützen, Thränen der Witwen und Waiſen trocknen! Aber wie braucht er ſeine unermeßlichen Schätze? Es iſt empörend, ſage ich Ihnen. Da ſind die armen Leute, die Waare von hier aus in das Innere von Sognefiord bringen. Viele Familien leben im Schweiße ihres Angeſichts von dieſem Gewerbe. Aus allen Gegenden, über das hohe, rauhe Gebirge, aus dem Innerſten des Landes, aus Valders und Gülbrandsdalen kommen die Bauern nach dem Fiord herunter. Da ſah man oft ein geſchäftiges Leben, einen fröhlichen Jahrmarkt, Alles war thätig, Jeder rührte ſich auf ſeine Weiſe. Sie werden dieſe Gegend ſehen. Welch' ein Jammer herrſcht nun da, allenthalben Todesſtille, nichts als Klagen, Familien bis zum Bettelſtabe gebracht, und wer hat die traurige Verwandlung veranlaßt? Kein Anderer, als derjenige, der, wenn er nicht Schätze auf Schätze häufen wollte, den Handel, den er zerſtört, den er mit ſchmutzigem Geiz an ſich geriſſen hat, recht hätte heben, viele Menſchen hätte beglücken können. Er benutzt die bedeutenden Handelsverbindungen, über welche er gebieten kann; er hat ein eigenes Dampfboot gebaut und ſchämt ſich nicht, den kleinen Vortheil aus den Händen der armen Leute zu reißen, um ſein unermeßliches Vermögen bis in's Ungeheure zu vermehren. Keiner wagt es, gegen ihn aufzuſtehen; aber ich bin ein alter Mann, ich fürchte auf der Erde Niemanden, mich jammern die unglücklichen Familien, und ich habe es bis jetzt allein gewagt, gegen ihn aufzutreten. — In der That, ſagte Styge, nach dem, was ich gehört habe, iſt dieſer Mann ein Fluch für die Gegend; alle Nachrichten, die mein Vater erhielt, ſtimmen darin überein, und eben deßwegen hat er beſchloſſen, auf jede Weiſe ſein väterliches Erbe gegen Erſtattung der Kaufſumme zurückzufordern, und Sie können überzeugt ſein, daß Sie in ihm eine Stütze finden werden. Er liebt es, auf ſeinem Recht zu beſtehen, er haßt die Unterdrückung, und er hat bedeutendere Kämpfe gewagt, als diejenigen, die er hier zu beſtehen haben wird. — Das Recht, erwiederte Blehr, iſt ganz auf ſeiner Seite, und ich mache mir eine Freude daraus, ihn mit Rath und That zu unterſtützen. Wir können Ihren Vater, wie Sie ſagen, bald hier erwarten? — In wenigen Wochen, ſagte Styge. Er iſt jetzt in Chriſtiania und ſandte mich her, um wo möglich es dahin zu bringen, daß er bei ſeiner Ankunft ſeine väterliche Wohnung unverzüglich in Beſitz nehmen kann. Die nöthigen Akten und die Kaufſumme hat er mir anvertraut und rechnet ſehr auf Ihre Thätigkeit. Der jetzige Beſitzer, Herr Roſſing, behauptet, daß das Gut wenigſtens den dreifachen Werth habe; aber mein Vater, der unerſchütterlich in der Behauptung ſeines Rechtes iſt, hat mir den Auftrag gegeben, entſchieden zu erklären, daß er ſich zu keiner Art von Entſchädigung verſtehen würde. Und wenn, ſo lautet ſeine ſchriftliche Erklärung, das Gut einen zehnfach höhern Werth hat, ſo fordere ich es dennoch unbedingt gegen die Kaufſumme zurück, wozu mich mein Odel berechtigt. — Schön! rief der Advokat, herrlich! Da werden die hochmüthigen Herren doch ein Mal erfahren, daß es ein Recht im Lande giebt, das mächtiger iſt, als ſie. Es war etwas in dieſem Ausrufe, was dem jungen Mann auf eine widrige Weiſe auffiel; aber der Advokat, der es merkte, wußte ihn ſo künſtlich mit Reden zu umſtricken, daß der Eindruck bald verſchwand. Ich habe Ihnen, lieber Herr Styge, ſagte er, eine Wohnung verſchafft, ich will hoffen, daß Sie zufrieden ſind. Eigentliche Gaſthöfe von Bedeutung finden Sie leider nicht in unſerer Stadt; aber ich bitte, gebieten Sie zu jeder Stunde über mich. Ihr trefflicher Vater hat Sie mir ſo dringend empfohlen, daß ich mich verpflichtet finde, Ihnen eine jede freie Stunde zu ſchenken. Jetzt, hoffe ich, erzeigen Sie mir die Ehre, eine geringe Mahlzeit bei mir einzunehmen. Styge nahm die Einladung an, und ſie gingen. Als ſie Blehrs Wohnung erreichten, ſtand ein Bauer da, nicht in der Nationaltracht, ſondern in einem groben, braunen Frack mit langen Schößen, die ihm um die Beine ſchlotterten. Er ſchien den Ankommenden zu erwarten. Ich habe dem Herrn etwas vorzutragen, ſagte er, indem Blehr den Jüngling in ſeine Arbeitsſtube hineinführte und dem Bauer zu folgen gebot. Sie ſind ja der Einzige, ſagte der Bauer, der uns gegen dieſe hochfahrenden Herren, die Alles in unſerer Gegend zerſtören und verwirren, in Schutz zu nehmen wagt. Habt Ihr eine Klage vorzubringen, ſprach ihn Blehr rauh an, ſo macht es kurz. Ihr Leute bringt ſo viele unnütze Klagen vor, und wenn Ihr meint, daß ich Eure Halsſtarrigkeit, Eure Rechthaberei unterſtützen ſoll, dann irrt Ihr Euch ſehr. Ich vertheidige nur gerechte Sachen, und hat Euer Gegner das Recht auf ſeiner Seite, ſo thue ich keinen Schritt. Das iſt Euch bekannt, und dennoch fallt Ihr mir immer von Neuem beſchwerlich. Nun, Eure Klage? — Der Bauer berichtete jetzt, wie Thorſtein die Grenzſteine ſeiner kleinen Beſitzung habe verrücken laſſen. Das iſt ja nicht möglich, lieber Mann, erwiederte Blehr, Thorſtein hat ja, um allen Grenzſtreitigkeiten zu entgehen, ſeinen ganzen Beſitz gerichtlich aufnehmen und vermeſſen laſſen. Das hat er freilich, ſagte der Bauer, aber hier iſt von einem Stück Land die Rede, welches er neulich einem Nachbarn abgekauft hat, um eine Baumſchule anzulegen. Ich kann meine Anklage mit drei unverdächtigen eidlichen Zeugniſſen unterſtützen. — Er übergab die Klage. Ich will die Sache genau unterſuchen, ſagte Blehr, ich komme ſelbſt bald in Eure Gegend; aber das ſage ich Euch, finde ich nicht Alles völlig klar, erregen mir Eure Zeugen den geringſten Verdacht, dann ziehe ich mich gleich zurück. — Wie ſollten wir armen Leute es wagen, gegen dieſen mächtigen Herrn aufzutreten, wenn wir nicht das Recht ganz auf unſerer Seite haben? Hat er doch oft genug vermocht, das klarſte Recht zu ſeinem Vortheile zu beugen, ſagte der Bauer, indem er ſeine Sache noch ein Mal dem Advokaten dringend empfahl und ſich entfernte. — Nein, rief Stoge, als ſie allein waren, das iſt nicht möglich. Ein ſolcher mächtiger Mann ſollte ſich eines Verbrechens ſchuldig machen, welches den Geringſten, den Gemeinſten ſchänden würde? Und das bloß, um einen armen Bauer um ein paar Fußbreit ſteiniges Land zu betrügen? — Es iſt wohl möglich, antwortete der vorſichtige Advokat, daß dieſe Klage falſch iſt; es iſt ſogar wahrſcheinlich, und der Bauer hat ein ſo gemeines, hinterliſtiges Anſehen, daß ich durchaus kein Vertrauen zu ihm faſſen kann. Aber in der That, ſo unglaublich es Ihnen auch ſcheinen mag, ſo ſind doch ähnliche Sachen vorgekommen. Er iſt der prozeßſüchtigſte Menſch in der ganzen Gegend. Sehen Sie hier: Peter Winding, Klaus Freeſe, Marten, Randrup und ſo weiter, funfzehn Sachen zwiſchen Thorſtein und den Einwohnern ſeiner Gegend. — Es ſind aber, wie ich ſehe, Alles Klagen gegen Thorſtein, bemerkte Styge, indem er die Titulaturen der Akten durchblätterte, und ſah den Advokaten etwas bedenklich an, keine einzige Klage iſt von Thorſtein ausgegangen. Sehr fein bemerkt, ſagte der Advokat, ich freue mich, in Ihnen einen ſo aufmerkſamen Beobachter zu finden, Sie werden ſich nicht betrügen laſſen. Sie werden Alles klar durchſchauen und werden dieſe Vorſicht nöthig haben. Ihr Gegner iſt, wie ich, ein Juriſt, und wahrlich kein ungeſchickter. Er weiß alle Winkelzüge trefflich zu benutzen und erſcheint als ein ſo frommer, guter Mann, weiß ſo für ſich einzunehmen, daß Wenige ſeinen Schlingen entgehen. Ich habe Menſchen gekannt, die er offenbar betrog, und die er ſo durchaus zu gewinnen wußte, daß ſie ihre Sache freiwillig aufgaben, weil ſie glaubten, daß ein ſolcher Mann unmöglich Unrecht haben könne. Aber hier, mein Lieber, liegt doch die Erklärung ſehr nahe und muß auch Ihnen ſelbſt in die Augen ſpringen. Wer ſollte es wagen, gegen dieſen gefährlichen, mächtigen, kenntnißreichen Mann mit Anſprüchen aufzutreten, die ihn herausforderten? Er aber wagt Alles, und Keiner klagt, bis er ihn zur Verzweiflung gebracht hat. Wenn wir Zeit hätten, dieſe Akten durchzuſehen, würden Sie erſchrecken.

Blehr hielt den jungen Mann feſt. Er wußte eine jede Berührung, die ihm eine andere Anſicht beibringen konnte, abzuwehren, und nach einigen Tagen ſchlug er ihm vor, nach der Gegend hinzureiſen, wo Thorſteins Beſitzungen lagen. Ich habe einige Geſchäfte im Innern von Sogneſiord, ſagte er, es wird Sie freuen, Gegenden kennen zu lernen, die Jeder, der ſie zuerſt ſieht, bewundern muß. Die Reiſe ward beſchloſſen.

Als ſie nach Viig kamen, war der junge Mann, dem die Umgebung immer verdächtiger ward, den das Geſchäft durch die Art, wie es betrieben wurde, anzuekeln anfing, von der kühnen Natur gewaltſam ergriffen. Sein edles, jugendliches Gemüth erweiterte ſich unter den mächtigen Felſen, und immer kümmerlicher ſchien ihm das, was ihm noch vor Kurzem ſo wichtig war. Blehr wich nicht von ſeiner Seite. Hier hörte er nun nichts als Klagen über die Bedrückungen des reichen Mannes, der jede Nahrungsquelle verſtopfe. Aber obgleich die Menſchen, die ihn umgaben, ſich alle Mühe gaben, uneigennützig zu erſcheinen, blickte die gemeine, ja, verworfene Natur doch allenthalben durch, und eben, daß man ſo abſichtlich jede Gelegenheit ergriff, den Verhaßten als einen in jeder Rückſicht Nichtswürdigen darzuſtellen, verwandelte den Verdacht in Gewißheit. Die meiſten Bauern, die er bei ſich hatte, waren betrunken oder trugen die Spuren eines kaum überwundenen Rauſches. Ihre Trägheit, ihre Unreinlichkeit, das ſchlottrige Weſen, die Hinterliſt und das Heimtückiſche, was ſie nicht zu bergen vermochten, das Alles erregte ihm Ekel. Mehr erſchien in dieſer Geſellſchaft unvermeidlich ſelbſt in einem höchſt unvortheilhaften Lichte, und ſo viele Mühe er ſich gab, das Schlechte, was zu klar hervortrat, als entſtanden durch den Druck darzuſtellen, gelang es ihm doch keineswegs. Das iſt der Fluch einer ſolchen ſelbſtſüchtigen Geſinnung, wo ſie ſo ungehemmt wirken kann, wie hier, ſagte er, daß ſie die Menſchen nicht bloß arm macht, ſondern auch ſchlecht. Sie hätten dieſe Menſchen vor zehn Jahren kennen ſollen. Ein emſiges, betriebſames, reinliches, nüchternes Völkchen. In jedem Hauſe Ordnung, ſtiller Fleiß, Heiterkeit. Das Herz blutet mir, wenn ich ſie ſo ſehe, wie ſie jetzt ſind. Durch Verzweiflung ſind ſie immer tiefer geſunken, vertrinken das Wenige, was ſie haben, um den Jammer zu vergeſſen, und ſo bleibt ihnen nichts, als der Haß. Aber ich frage Sie, wie verworfen dieſe Menſchen auch erſcheinen mögen, verdienen ſie nicht unſer tiefſtes Mitleid? Ja, wie unendlich verworfener erſcheint derjenige, der von dem Schickſale den heiligen Ruf erhielt, ſie immer höher, immer ſittlicher zu bilden, und der ſie in dieſe Schlechtigkeit hineinſtürzte!

Aber Reden der Art, die Styge früher getäuſcht hatten, machten jetzt keinen Eindruck mehr auf ihn. Er ſah zu deutlich, wie man bemüht war, ihn zu umſtricken, wie man alle ſeine Schritte belauſchte, wie man ihn von einer jeden Bekanntſchaft abhielt, die er etwa ſelbſt machen könnte. Alles war, das wurde ihm völlig klar, berechnet und beſtellt, die Menſchen, die er ſah, die vermeintlichen Gewaltthaten des Gegners, die er erfuhr. Unter dieſen Verworfenen, die ihm immer widerlicher wurden, erblickte er mit Verwunderung einen jungen, ſchönen Burſchen, mit einem ſo offnen, milden Blick, daß er durch den Kontraſt deſto mehr auffiel. Dieſer ſchien ihn öfters bedenklich anzublicken, ja, ihm wie im Stillen zuzuwinken; aber jedes Mal, wenn er ſich ihm zu nähern ſuchte, zog jener ſich ängſtlich und ſchüchtern zurück. Gequält von ſeiner Lage hatte Styge ſchon beſchloſſen, ſich entſchieden von ſeinem Advokaten zu trennen. Was ihn bis jetzt abhielt, war, daß dieſer plötzlich von einem heftigen Fieber befallen worden war. Er ſtöhnte und that ſehr ängſtlich. Styge hoffte, daß dieſer Anfall ſich verlieren würde, und überlegend, was er thun ſollte, hatte er eines Abends ſpät den kranken Blehr, der mit ihm den Gaſthof am Ufer bewohnte, verlaſſen, um den ſchönen Abend in Freien zu genießen. Er ging in Gedanken immer weiter, kam in eine entfernte Schlucht, die ihn durch ihre rauhen Seitenwände, durch das Dunkel und durch ein ungewöhnlich dicht gewachſenes Gebüſch anzog. Er drang immer tiefer hinein. Er hörte in einiger Entfernung mehrere Stimmen. Es war ihm verdächtig; er ſchlich, von dem Gebüſch bedeckt, leiſe immer näher, und nun konnte er die Worte verſtehen. Er hörte ſeinen, Thorſteins, Roſſings Namen nennen. .Jetzt ſtand er ganz nahe. Auf einem völlig abgeſchloſſenen Orte waren etwa zwanzig Männer verſammelt. Sie mußten ſich hier ſicher glauben. Auch ſah er in der Ferne Einige den offenen Eingang zur Schlucht bewachen. Er ſelbſt war mitten durch das dickſte Gebüſch gedrungen. Die Männer ſprachen heftig. Aber wie war ihm zu Muthe, als er, indem er immer aufmerkſamer horchte, Mitwiſſer eines ſcheußlichen Verbrechens wurde. Das Dampfſchiff, welches Thorſtein hatte bauen laſſen, war immer von bewaffneter Mannſchaft beſetzt. Zwölf Männer waren bereit, einen jeden Angriff, den man von den feindſelig geſinnten Einwohnern erwarten konnte, abzuweiſen. Zwei hielten Wache. Nun war es zwei Verſchwornen gelungen, ſich in Thorſteins Dienſte einzuſchleichen. Sie hatten mit großer Entſagung ein halbes Jahr hindurch ein durchaus geregeltes Leben geführt, und jetzt gehörten ſie zu der Mannſchaft, der man die Vertheidigung des Dampfboots übertragen hatte. In der nächſten Nacht war ihnen in einer beſtimmten Stunde die Wache anvertraut. Dann wollten die Verbündeten leiſe das Schiff beſteigen, die Schlafenden überrumpeln, die Waaren rauben, und Dampfkeſſel und Maſchine zerſtören.

Er hatte genug gehört. Mehrere von dieſen Menſchen, ja, die meiſten waren ihm wohlbekannt. Noch während ſie ſtritten, ſchlich er ſich glücklich fort, entſchloſſen, ſchon den nächſten Tag Thorſtein aufzuſuchen und ihn zu warnen. Sein ganzes Gemüth war in furchtbarer Bewegung. Erzogen in dem ſtillen Hauſe ſeines Vaters, unter den Augen einer frommen Mutter, ausgebildet in einem ſchönen Kreiſe ſittlicher Menſchen, ſah er ſich auf einmal von Nichtswürdigkeit, ja, von Verbrechen umgeben. Es war ihm, als wäre ſein eigenes reines Gemüth von deren Nähe verpeſtet. Wie oft, ſagte er, hat die hartnäckige Behauptung des bloßen Rechts meinen ſonſt ſo gütigen Vater zu den härteſten Schritten verleitet. Es ſoll eine Eigenthümlichkeit meiner Landsleute ſein; mir erſcheint es als ein trauriger Reſt des alten Heidenthums. Und jetzt? — Je nichtswürdiger ſeine Umgebung war, deſto glänzender erſchienen ihm die unbekannten Gegner. Er dachte ſich, wie ſein Vater in den ruhigen Kreis vortrefflicher Menſchen hineindränge, wie er das, was ſie mühſam ſeit Jahren, unter den Angriffen ſo verworfener Feinde, geſtaltet hatten, durch ſeine bloße Gegenwart zerſtörte. Thränen der Wehmuth ſtürzten aus ſeinen Augen, und er wünſchte ſich weit weg von ſeinem Vaterlande, welches er als ein zartes Kind verlaſſen hatte, und welches wiederzuſehen bis jetzt ſeine größte Sehnſucht war. Indem er ſo allein fortging, kam ihm der ſchöne Burſche, der ihm ſchon früher ſo ſehr aufgefallen war, entgegen. Wer biſt Du? fragte er ihn. Du haſt mir gewinkt, als wollteſt Du mich warnen. Jetzt ſind wir allein; was haſt Du mir zu ſagen? Der junge Menſch ſah ſich ängſtlich um, und als er keinen Menſchen ſah, rief er ſchnell: Sie ſind in ſchlechten Händen, der Advokat — Ich vermuthete es, erwiederte Strge, ihn unterbrechend, ich will Herrn Thorſtein, den man hier ſo ſehr haßt, aufſuchen. Eilen Sie, o eilen Sie zu ihm, rief der Burſche, es iſt ein herrlicher, ein trefflicher Menſch. Du kennſt ihn? fragte Styge. Nur wenig, leider, erwiederte der Burſche, aber die ganze Gegend ſegnet ihn; nur einige ſchlechte Menſchen haſſen, verfolgen ihn. Aber wie biſt Du hierher gekommen unter dieſe Menſchen? fragte Styge ferner. Ach, der häßliche Advokat hat meine arme Mutter hergelockt, ſagte der Burſche. Die hofft noch immer, daß er ihr ein Erbtheil verſchaffen ſoll. Es hilft nicht, daß ich ſie ermahne, fortzugehen; ſie will nicht, ſie glaubt es nicht, wenn ich ihr ſage, daß er ſie betrügt, wie alle Welt. Ich habe ihr hundert Mal gerathen, daß ſie ſich doch gradezu an den Herrn Thorſtein halten ſoll. Aber der Advokat hat ſie behext, und ich kann ſie ja doch nicht verlaſſen. — Guter Junge! ſagte Styge gerührt, wer weiß, ich kann Dir vielleicht helfen, aber jetzt brauche ich Deine Hülfe. Kannſt Du mich bis nach Thorſteins Beſitz hinbringen? — Ich werde ſpäter wiederkommen, ich werde der Mutter ſagen, daß ich die Nacht wegbleibe, erwiederte der Burſche. Bis an ſeinen Beſitz bringe ich Sie ſicher und auf geheimen Wegen; dann eile ich zurück, damit meine Abweſenheit nicht auffällt. Erwarten Sie mich in zwei Stunden hier. — Er blickte noch ein Mal ſcheu um ſich und verſchwand. In ängſtliche Gedanken vertieft, erreichte Styge den Gaſthof. Ein Eilbote aus Bergen hatte nach ihm gefragt, und er erfuhr, daß ſein Vater früher, als er erwarten konnte, nach Bergen gekommen war und ihn ſchleunig zu ſprechen wünſchte. Aber er war entſchloſſen, Thorſtein zuerſt aufzuſuchen. Es iſt ein ſehr günſtiges Ereigniß, dachte er, daß der Vater eben jetzt erſcheint. Jetzt kann ich fortgehen, ohne daß meine Entfernung auffällt, und die Krankheit verhindert den verhaßten Advokaten, mich zu begleiten. Er eilte zu dieſem und zeigte ihm den Brief. Blehr war erſchrocken. Ich muß fort, wie Sie ſehen, ſagte Styge, und der Eilbote bringt mich ſchnell nach Bergen. Der Advokat beſann ſich. Wie bedaure ich, ſagte er, daß ich Sie nicht mit begleiten kann. Meine Gegenwart wäre grade jetzt ſehr nothwendig. Indeſſen erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen braven Mann empfehle, auf welchen Sie und Ihr Vater ſich, wie auf mich, verlaſſen können. — Er ließ ſich Dinte, Feder und Papier geben, ſchrieb einen Brief von einigen Zeilen, verſiegelte und überreichte ihn dem Jünglinge, der ſich freute, als er wahrnahm, daß der Alte durchaus keine Ahnung von ſeinem Verdachte habe. Mit Sehnſucht erwartete Styge die zweite Stunde. Er ließ ein Pferd ſatteln und den Eilboten warten, als wollte er in ſeiner Begleitung fortreiten. Die verabredete Stunde kam. Der Burſche war da, und Styge erzählte den Umſtand, der ihm erlaubte, ſeine Reiſe nach Thorſteins Beſitz zu verheimlichen. Der Burſche ging nun (es war faſt Mitternacht) eine halbe Meile etwa auf dem Wege nach Bergen; hier erſchien, begleitet von dem Boten aus Bergen, Styge, der in einem Briefe ſeinen Vater mit der ganzen Lage der Sachen bekannt machte, und wie er durch einen günſtigen Zufall ein bevorſtehendes Verbrechen entdeckt habe und verhindern könne. Beigefügt war das Schreiben des Advokaten, welches er nach Allem, was geſchehen war, zu erbrechen ſich berechtigt glaubte. Und der Inhalt des Schreibens rechtfertigte dieſe That hinlänglich. Es lautete:

„Lieber Freund! Halt den Vater, wie den Sohn
„warm, verhindre ja, daß ſie aus dem engen, vertrau-
„ten Kreiſe kommen, bis ſie ſo weit gegangen ſind, daß
„ſie nicht mehr zurück können. Hier habe ich dem ver-
„haßten Menſchen ein Stückchen eingerührt, woran er
„denken ſoll. Wenn Du es erfährſt, erſchrick nur nicht.
„Ich habe die Leute ſchon ſeit langer Zeit für dieſen
„Anſchlag gewonnen, aber ſo von ferne durch die zweite,
„dritte Hand, daß die armſeligen Halunken jetzt, da ſie
„ihn ausführen, ganz ehrlich glauben, es geſchehe Alles
„nicht allein ohne mein Wiſſen, ſonder auch gegen mei-

„nen Willen. Ich bin krank und muß das Bett hüten; ſonſt hätte ich den jungen Mann nicht aus den „Augen gelaſſen. Es iſt mir aber doch lieb, daß er „jetzt fort muß, denn dieſe Menſchen zeigen ihre Verworfenheit gar zu unbefangen. Bis jetzt habe ich mir „ſein Vertrauen zu erhalten gewußt und glaube, daß „Alles gelingen wird, wenn wir ſie nur von allen gefährlichen Bekanntſchaften abzuhalten wiſſen. Es iſt „nur noch um wenige Tage zu thun."

Daß der graue Sünder der geheime Anſtifter des Verbrechens war, erfüllte den jungen Mann mit Entſetzen, und obgleich er ſonſt nichts erfuhr, als was er ſchon längſt vermuthet hatte, ſo ſchien es doch, als wenn die ängſtliche Sorgfalt, mit welcher er verhindern wollte, daß ſie irgend eine Kunde von dem Gegner durch Andere, als durch ihn und ſeine Verbündeten, erhielten, ſehr zum Vortheile des Letztern gedeutet werden müßte. Eine Sehnſucht, dieſem, der bei dem Einfluſſe, den er auf ſo viele Menſchen ausübte, ein ſehr bedeutender Mann ſein mußte, näher zu treten, ihn kennen zu lernen, ergriff ihn immer heftiger. Er gewann den Boten durch eine ſehr anſehnliche Belohnung. Wenn Du, ſagte er ihm, ohne Aufenthalt nach Bergen eilſt, wenn Du keinem Menſchen auf dem Wege von Deinem Zuſammentreffen mit mir etwas ſagſt, dann kannſt Du von dem Vater noch außerdem eine bedeutende Belohnung erwarten. Auch zukünftige Vortheile darfſt Du hoffen. Erfährt aber Jemand, daß ich Dich auf dem Wege verlaſſen habe, dann könnte es nur durch Dich bekannt geworden ſein, und Dein Lohn iſt hin.

Styge ritt nun öſtlich in die wilden Gebirge hinein, und ſein Begleiter folgte dem Pferde mit rüſtigen Schritten. Die Eile, mit welcher ſie die Reiſe durch das Gebirge zurücklegten, die beſchwerlichen Wege, die oft über ſchroffe Felſen führten, die das Pferd kaum zu erklimmen vermochte, verhinderten eine jede Unterhaltung, und als die Sonne klar über dem Horizonte ſtand, hatten ſie das Ufer eines ſüdlichen Armes von Sognefiord erreicht. Hier ließ Styge ſein Pferd zurück; ſie beſtiegen ein Boot, um über dieſen Arm zu ſetzen, und jetzt erſt, als der junge Bauer in dem Boote ſaß, konnte er anfangen von Thorſtein, von ſeinem Reichthume, von der Pracht ſeiner Beſitzungen, aber auch von ſeiner Wohlthätigkeit, von ſeiner Milde zu ſprechen, und wie er und ſeine Freunde auf alle guten Einwohner wirkten, wie die feindlich geſinnten Männer, die er kennen gelernt habe, herumſtreifende, hauſirende Krämer wären, die nicht allein die Gebirgsbewohner zu manchen thörichten Ausgaben verleiteten, ſondern auch die guten alten Sitten verdrängt, Trunkenheit, Müßiggang und jede Art von Ausſchweifung nach dieſen Gegenden gebracht hätten, wie alle redlichen Bauern es als die größte Wohlthat anſähen, daß Thorſtein ſie vertrieben habe. Die zwar weitläufige, oft verworrene, aber höchſt naive und unſchuldige Weiſe, wie der junge Börge Alles vortrug, verfehlte nicht den tiefſten Eindruck zu machen, und mit unruhiger Haſt eilte Styge, als ſie das jenſeitige Ufer erreicht hatten, über das Gebirge. Sie erreichten eine Höhe, die nach Sognefiord hinunterführte, und jetzt lag nun das ganze bezaubernde Land vor ihnen. Wie ein Traum kam Stygen Alles vor. Was er von den Einwohnern dieſer heitern, reichen Gegend gehört, was er jetzt ſah, ſtellte ihm ſeines Vaters und jetzt ſeine eigene Lage gegen den Beſitzer als die peinlichſte vor. Wie böſe Geiſter, die aus dieſem Himmel verſtoßen wären, und die jetzt einen heimlichen, nächtlichen Spuk trieben, erſchienen ihm die Verworfenen, unter welchen er gelebt hatte. Börge trennte ſich am Ufer von ihm, und Styge verſprach Alles zu thun, um die Mutter aus den Klauen des Advokaten zu retten. Nur mit Mühe drang er dem guten Burſchen eine anſehnliche Summe auf. Er erreichte das jenſeitige Ufer; eine Bangigkeit befiel ihn, als er zwiſchen den ſtattlichen Häuſern und ihren Blumengärten ging. Aber er merkte unter den Einwohnern eine beſondere Stimmung; er ſah ſie aus allen Häuſern ernſthaft und ſtill einem heitern Gebäude, welches ihm eine Kirche ſchien, zueilen, und als er einen Bauer fragte, ob er nicht Herrn Thorſtein ſprechen könne, bot ſich dieſer freundlich an, ihn hinzuführen. Nur mußt Du warten, bis die Andacht in der Kirche geendigt iſt. Früher kannſt Du unſern Vater auch nicht ſprechen. Was verſammelt Euch heute, an einem Wochentage, zum Gottesdienſte? fragte Styge. Ein großes Unglück, welches Gott über uns verhängt hat, antwortete der Bauer, und der neue Prediger, Herrn Thorſteins Freund, will uns lehren, wie wir es ertragen und zu unſerm Heile anwenden können. Eine entſetzliche Ahnung durchbebte den armen Styge, indem er zitternd mit dem Bauern in die gefüllte Kirche hineintrat.

Lindrup wanderte kühn mit einem Führer in jenen wilden Gegenden von Norwegen, wo die größten Höhen ſich zuſammendrängen, wo die kahlen Berge mit ewigem Schnee, die Thäler mit weit ausgedehnten Gletſchern bedeckt ſind. Sie hatten eben die Ufer des mächtigen Alpenſee Bygdin gegen Norden verlaſſen. Der gewaltige Mugnaberg hob ſich rechts mit ſeiner Schneedecke in die Höhe; von den unermeßlichen Bergmaſſen umgeben, befanden ſie ſich auf einer ungleichen Ebene, die Alpenpflanzen waren verſchwunden, nur einzelne kleine, faſt verdorrte Gewächſe blickten traurig, wie furchtſam, in dieſe wilde Gegend hinein. Dichte Flechten überzogen die kahle, ſteinigte Ebene, mächtige Schneemaſſen lagen hier und da, Bergſeen mit ihren nackten Ufern dazwiſchen, und unter ihnen der große See Brgdin, deſſen jenſeitige Felſenufer in meilenweiter Entfernung ſich erheben. Eine unzählbare Menge von mit Schnee bedeckten, ſpitzen Felſenhörnern erhob ſich in der Nähe und Ferne, und eine mit geheimer Furcht gepaarte Luſt durchdrang den kühnen Wanderer, wenn er erwog, wie er jetzt, in einer Höhe, zu welcher keine menſchliche Wohnung reicht, von der ſtarren Pracht der Natur umgeben, in einer Gegend, die noch vor wenigen Jahren wie ein verborgenes, räthſelhaftes Geheimniß den Einwohnern erſchien, in meilenweiter Entfernung von allen Menſchen, von aller Hülfe, mit einem einzigen Führer jedem Zufalle preisgegeben war. Gefühle der Art ſteigern bei kühnen Gemüthern den Genuß, die zurückgedrängte Furcht wirft aus dem Innerſten des Gemüths einen magiſchen Schein auf die Umgebung, und vergrößert die Gewalt der rieſenhaften

Maſſen. Die Sonne ſank immer tiefer, aber kaum unter den Horizont, die Abendröthe warf ihren rothen Schein über die Ebene, ſpielte auf Seen, auf den Schneemaſſen und prallte in feurigem Glanze von allen höhern Bergſpitzen, die in großer Anzahl die Ebene umgaben, zurück. Ein kalter Wind pfiff über die ſtille Ebene, und die Wanderer hüllten ſich dicht in die ſchützenden Mäntel ein. Die feurigen Spitzen waren in täuſchende Nähe gerückt, ſo daß man die Umriſſe der Vertiefungen und Thäler mit ſchneidender Klarheit unterſchied, daß das feurige Licht zurückprallte von den Wänden, ſich mit dem Abendrothe verband und einen ſeltſamen vermiſchten Schein erzeugte, während ſchwarze Felſenwände, die keinen Schnee an ihren ſchroffen Seiten duldeten, wie nächtliche Rieſen in die kalte, allenthalben herrſchende Erleuchtung hineinſtarrten. Eine Todtenſtille herrſchte überall; nur ein tiefes Gemurmel, kaum vernehmbar, deutete auf rieſelnde Bäche in der Ferne, und in großen Zwiſchenpauſen hörte man den dumpfen Ton ſtürzender Lawinen wie einen fernen Donner. Und in dieſer Gegend mußten die Wanderer übernachten. Durch die Beſchwerden des Tages ermüdet, ſuchten ſie Ruhe. Wo die Ebene ſich ſenkte, ſuchten ſie eine Gegend, die Gebüſch duldete, und als ihnen die erſten Wachholdergeſträuche erſchienen, nahm der Führer ſeine Handaxt. Ein mächtiges Bündel loſer Zweige fing bald Feuer, der leichte Feldkeſſel ſtand in der lodernden Flamme, die ſchwankend ihren Schein mit dem matten Abendrothe, mit der von den Bergen ſtrahlenden Gluth vermiſchte, und das Praſſeln der Flamme, das Sieden des Waſſers tönte mit ungewöhnlicher, wunderlicher Stärke in die ſtille Oede hinein. Lindrup fühlte ſich ſehr glücklich. Das ſpärliche Mahl erquickte ihn, das kochende Waſſer mit Rum und Zucker ſtärkte ihn, die Zuverſicht ſeines Gefährten, eines verwegenen Alpenjägers, erhob ſeinen Muth, und die großartige, fremde Natur, in deren Gewalt er ſich gegeben hatte, erſchien ihm zwar nicht als ein vertrauter Freund, in deſſen Nähe man ſich heimatlich fühlt, wohl aber als ein gewaltiger Geiſt, der uns fremd, aber freundlich ermunternd nahe tritt, und deſſen mächtiges Weſen einen Theil der innern Größe in unſerer eignen Seele erweckt. Das warme Leben der Natur, wo blütenvolle Wieſen, fruchtbare Aecker, grüne Wälder, zahme Thiere uns umgeben, erſchien ihm hier als die engere Häuslichkeit, faſt wie das ſchützende Zimmer im Winter, wenn da draußen Kälte und Sturm herrſchen. Hier, wo die Vertraulichkeit des Lebens ihm fern ſtand, war es ihm, als träte er in den großen Palaſt der Natur, in welchem der Urkönig, der Alles trägt, unerſchütterlich bei dem Wechſel des niedern Daſeins, in erhabener Einſamkeit thront. Die ſtille Oede ſchien ihm die Achtung gegen ſeine heimliche Gewalt anzudeuten. In ſeiner Nähe verbergen ſich die wandelbaren Geſtalten des Lebens; gewaltig, wie er ſelbſt, iſt ſein räthſelhafter Hofſtaat, der in ſtarrer Pracht ihn ſtillſchweigend verehrt. Wenn Lindrup während der Mahlzeit ſich mit ſeinem Führer unterhielt, dann geſchah es unwillkürlich mit leiſer Stimme, als fürchtete er ſich, die ſtreng gebietende Stille zu unterbrechen; ja, es war ihm, als entfernte das Geſpräch ihn aus der großen Umgebung, als befände er ſich in einem entfernten Gemache eines Palaſtes, wo man, von den großen Sälen und ihrer feierlichen Stille entfernt, ſich dem vertraulichen Geſpräche zu überlaſſen wagt. Der kecke Führer unterhielt ihn mit Erzählungen von den Gefahren, die er öfters erlebt hatte, wie er von ſeinen Gefährten abgekommen war, wie er ſich im wüſten Gebirge verirrt hatte, von glücklichen Jagden, wie ſie lauernd, kriechend ſich den Rennthieren nähern mußten, wie dieſe ſcheu, vorſichtig, ſchnell wie ein Blitz, der Verfolgung ſich zu entziehen wußten. Aber kaum war die Mahlzeit genoſſen, ſo wirkte die Erſchöpfung, das Geſpräch ſtockte, in ihre warmen Mäntel gehüllt, warfen ſich Beide zugleich auf die harten, ſpitzigen Flechten hin. Die

Augen ſchloſſen ſich, das Feuer kniſterte noch in den halb verkohlten Bränden, die Quellen rieſelten in der Ferne, ab und zu ertönte dumpf ein Donner von herabrollenden Schneemaſſen, das große Schauſpiel ſchwebte noch lebendig vor den verſchloſſenen Augen; aber immer matter ward der Glanz, immer undeutlicher das Kniſtern des Feuers, das Donnern der herunterrollenden Lawinen, und von ſeltſamen Träumen, in welchen das ruhige Leben in tiefen Thälern ſich verworren mit den erſtarrten Rieſenmaſſen vermengte, umgaukelt, ſchlief der ermüdete Wanderer endlich feſt ein.

Als er erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch, die ganze Gegend hatte ein anderes Gepräge, die Schneemaſſen glänzten hell weiß im Sonnenſcheine, von dem Abhange, auf welchem ſie ruhten, blickten ſie in ein weites Thal hinein, und der rüſtige Führer ſtand ſchon reiſefertig da, den Mantel zuſammengerollt über der einen, den Riemen, der die Flinte trug, über der andern Schulter, den Feldkeſſel und die Flinte auf dem Rücken, und die eine Hand mit der Axt bewaffnet, während die andere einen mächtigen Knotenſtock trug, deſſen Ende mit Eiſen beſchlagen war. Er betrachtete ſeinen noch ruhig daliegenden Herrn und erzählte ihm, wie er ſich geſcheut habe, ſeinen Schlaf zu ſtören. Aber ſchnell erhob ſich Lindrup. Sie ſtiegen wieder in die

Ebene, ſie drangen immer tiefer in das wilde Gebirge hinein, ſie erkletterten den hohen Mugnaberg faſt bis auf den Gipfel, immer kühner in die ewige Schneemaſſe hinein, bis dieſe weicher wurde, daß ſie zuweilen faſt bis an die Arme im Schnee verſanken, ſie wandelten über die Gletſcher und hörten donnerähnlich einen Fluß unter ihren Füßen toben, der ſich durch den Gletſcher ſeinen Weg bahnte, während ſie ſicher und ruhig über die Eisbrücke fortſchritten. Sie ſahen am nördlichen Abhange, wie die dunkeln Maſſen ſich in eine furchtbar gähnende Tiefe ſchroff hinabſtürzten, während das Thal, tief unten von Gletſchern erfüllt, gedrängte Eispyramiden, verworren übereinander gewachſene Eismaſſen in unſicherm Glanze zeigte.

So verging ein großer Theil des Tages, ſie ſtiegen über den hohen Galderberg, der höhere Pyramiden und Felſenkegel trägt, zwiſchen welchen ſich die Gletſcher häufen, und als ſie hier, in ein Thal hinabſteigend, eine ſchroffe Felſenwand vor ſich ſahen, wollte der Führer dieſe erſteigen, um über ſie weg die Richtung zu erforſchen, die ſie nehmen müßten. Lindrup warnte ihn; aber er lachte, und kühn ſah ihn der Erſchrockene höher und höher an der faſt ſenkrechten Wand ſchweben. Ihm ſchwindelte, thurmhoch über ihm hing der kühne Menſch, faſt hatte er die Höhe erreicht. Lindrups Angſt ließ ſchon nach; der Führer hatte ihm verſprochen, auf einem andern Wege herunterzuſteigen. Da hörte er ein Rollen, mit Entſetzen ſah er den Führer ſchwanken, eine ganze Steinmaſſe ſtürzte mit furchtbarem Gepolter herunter, und der Führer ſtürzte nach. Die Sinne waren dem erſtarrten Lindrup vergangen. Als er aber nach einer Minute zitternd hinſah, erblickte er den Führer hängend an der Wand; er hatte im Fallen mit unglaublicher Beſonnenheit einen Aſt ergriffen, hing ſchwebend über der Tiefe und ſuchte mit ruhiger Ueberlegung feſten Fuß auf der ſchroffen Felſenwand zu faſſen. Athemlos ſtarrte Lindrup nach ihm hin. Noch hatte er keinen feſten Stand gefunden, nur eine Bewegung fehlte — das Herz klopfte dem Hinſtarrenden hörbar — da krachte der Aſt, und der unglückliche Führer lag zu ſeinen Füßen. Du biſt todt! rief Lindrup, von Entſetzen ergriffen, und wußte nicht, was er ſprach. Aber der rüſtige Führer hatte ſich von dem Falle ermannt, das Geſtrüppe hatte dieſen gemäßigt. Der verfluchte Stein! rief er zornig, und recht heimtückiſch war es, daß, indem der Stein unter meinen Füßen wegrollte, auch der, an dem ich mich mit den Händen hielt, wegglitt. Geſtoßen habe ich mich, daß mich alle Knochen ſchmerzen, aber ich komme ja wohl noch fort. Als Lindrup ihn ſprechen, ſchimpfen hörte, war er ſchon getreſtet. Er bot ihm ſeine Hülfe an. Als er ſich aber zu erheben verſuchte, ſtürzte er wieder hin; Lindrup erſchrak von Neuem. Bleib ruhig liegen, bat er ihn, und er legte ſich brummend hin. Lindrup unterſuchte ihn. Du haſt das Bein gebrochen, ſagte er. Ich fühlte es wohl, antwortete der Führer kalt, faſt gleichgültig; aber iſt nichts ſonſt entzwei? Der Rücken, die Schultern ſchmerzen mich heftig, und bei einem jeden Athemzuge iſt es mir, als fühlte ich Dolchſtiche. Zerbrochen iſt ſonſt nichts, antwortete Lindrup, und ich würde hoffen, daß Du bald wieder hergeſtellt werden könnteſt, wenn ich nur wüßte, wie wir hier in dieſer ſchrecklichen Gebirgseinſamkeit menſchliche Hülfe finden ſollen. Bis dahin hatte der entſetzte Wanderer gar nicht an ſich, gar nicht an die nächſte Zukunft gedacht. Die furchtbare Gegenwart hatte ſeine ganze Seele mit ihren Schrecken erfüllt. Jetzt erſt dachte er an ſeine eigene Lage neben der ſeines unglücklichen Führers, und eine tödtliche Angſt ergriff ihn. Was fangen wir an? rief er troſtlos aus. Du kannſt nicht fort, ich vermag es nicht Dich fortzubringen, und doch wage ich eben ſo wenig Dich zu verlaſſen. Wie kann ich aus dieſen verworrenen Gebirgsmaſſen herausfinden? Wo treffe ich Menſchen? — Und dennoch wirſt Du mich verlaſſen müſſen, ſagte der Führer mit großer Ruhe, wenn wir nicht beide hier ſterben ſollen. Schlepp' mir Strauchwerk zuſammen, ſo viel Du finden kannſt; leg' es hier um mich herum, daß ich es faſſen kann; bring mir in dem Feldkeſſel Waſſer aus dem Bache, den Du dort in der Ferne rauſchen hörſt. — Mit beklommenem Herzen that Lindrup, was der Führer ihm gebot, und die ſeltſame Ruhe des Mannes, der mit zerbrochenen Gliedern dalag, gab ihm ſeine Faſſung, ſeinen Muth wieder. Das Strauchwerk war in der Nähe des Kranken aufgehäuft, der Feldkeſſel ſtand voll Waſſer neben ihm. Nun theilen wir die Eßwaare, ſagte der Führer, als Alles in Ordnung war. Du behältſt Deine Flaſche, ich habe noch meine. Leg mir Mantel und Flinte hierher. Beides hatte der Führer abgelegt, als er den unglücklichen Fels erkletterte. Und jetzt, fuhr er fort, hör' genau zu, was ich Dir ſage. Ich liege in dem Thale weſtlich unter dem dritten Horn der Galderberg-Knaufe. Hörſt Du? — Er wiederholte es, und Lindrup ſuchte es ſich ſorgfältig einzuprägen. — Anderthalb Meilen von hier iſt das erſte Viehlager; Du gehſt durch dieſes Thal gegen Norden, bis Du ein Seitenthal findeſt, das gegen Weſten liegt. In dieſem findeſt Du an der nördlichen Seite einen ſanft aufſteigenden Berg. Wenn Du dieſen erſteigſt, entdeckſt Du eine Ebene, die Du immer gegen Norden verfolgſt. Du trägſt ja einen Kompaß bei Dir. Du kommſt, wenn Du eine ſtarke halbe Meile fortgegangen biſt, an eine Schlucht, die tief in ein dunkles Thal führt. In dieſe gehſt Du nicht hinein, ſondern wendeſt Dich gegen Oſten — und hier kannſt Du nun Deine Flinte abfeuern. Möglich, daß man Dich dort hört; wo nicht, geh' immer gegen Oſten fort, mit einem Strich gegen Norden, dann mußt Du das Viehlager oder wenigſtens Menſchen treffen. Sind wir ſehr glücklich, dann triffſt Du ſie vielleicht auf der nächſten Ebene; denn zuweilen treiben die Knechte ihr Vieh ſo weit. — Die Anweiſung ward öfters wiederholt. Lindrup ſuchte ſie ſich ſo feſt, wie möglich, einzuprägen, und ſo lange er damit beſchäftigt war, blieb er noch muthig; ja, indem er ſich das Bild des Gebirges nach der Beſchreibung immer deutlicher vorſtellte, ſchien ihm dieſer Gang gar nicht ſo ſchwierig, und er fing ſchon an ſich die ſchönſte Hoffnung zu machen. Er ſah ſich noch vor Anbruch der Nacht mit Menſchen zurückkommen, die ſeinem unglücklichen Begleiter Hülfe bringen ſollten. Ich muß eilen, rief er dem Führer zu; ein jeder Augenblick, den Du hülflos zubringſt, wird Deinen Zuſtand gefährlicher machen; die zerquetſchten Glieder ſchwellen an, der Beinbruch wird ſchwieriger heilen. Nur beſchwöre ich Dich, Freund, bewege das gebrochene Bein ja nicht. — Er half ihm in eine bequeme Stellung und verließ ihn, indem er ihn noch zu tröſten ſuchte. Ich komme ſo ſchnell, wie möglich, wieder, rief er ihm noch aus der Ferne zu, indem er mit ſchnellen Schritten durch das wüſte Thal ging, über welches in drohender Nähe die rieſenhaften Pyramiden und Kegel der Galderberg-Knaufe mit ihrem Schnee und ihren Gletſchern ſich ſchroff erhoben.

So lange Lindrup ſeinen Führer noch ſah, blieb er muthig. Als er weiter ging und ſich allein unter den furchtbaren, öden, wüſten Felſen fand, rief er laut und fühlte ſich getröſtet, wenn er die Stimme des Führers wieder aus der Ferne vernahm. Aber dieſes einförmige Geſpräch, welches dumpf von den Gebirgswänden wiederhallte, ward immer ſchwächer und ſchwächer, und jetzt erſt fand er ſich ganz einſam und verlaſſen.

Noch ſuchte er ſich muthig zu faſſen, indem er mit ſchnellen Schritten vorwärts ging, er fand das Seitenthal, welches gegen Weſten lief, und wiederholte ſich's recht deutlich, wie er einen ſanft anſteigenden Berg auf der nördlichen Seite finden und erſteigen ſollte. Getroſt, obgleich mit innerm Zagen, ſchritt er zwiſchen den Felſenwänden des finſtern Thales fort. Da ſah er, wie es ſich in vielen Richtungen trennte. Noch immer konnte er keinen ſanft anſteigenden Berg entdecken. Schon fingen die Berge an, ihn ſeltſam, fremdartig, feindſelig anzublicken. Die erſte Unſicherheit ergriff ihn, daß er mit unſtäten Blicken um ſich ſah. Aber noch ein Mal faßte er ſich. Er nahm den Kompaß. Gegen Norden mußt Du Dich halten, dachte er; denn in dieſer Richtung ſollſt Du ja hinaufſteigen auf die Ebene, die weiter führt. Du kannſt Dich ja nicht irren, dachte er, und getroſt ſchritt er weiter. Aber immer höher ſtieg das Thal, es verwandelte ſich in eine Schlucht. Eine ganze Stunde verging, mühſam ſtieg er immer weiter. Müdigkeit, Erſchöpfung, Angſt nahmen ihm den Athem. Er ſah in der Ferne etwas hell Glänzendes, als er näher kam, erkannte er es als Eis. Es fing ſchon an ſpät zu werden. Er mußte aber ſich geſtehen, er hatte ſich mitten in dieſen furchtbar gähnenden Schlünden verirrt. Der kalte Todesſchweiß perlte auf ſeiner Stirn, ſtarr vor Entſetzen blickte er um ſich; da ſah er ſich von hohen Kegeln, von Pyramiden und ſpitzen Hörnern in grauenhafter Nähe umgeben, bis unter ſeine Füße reichte der ewige Schnee, und die vielen Rieſen, die ſich zu ſeinem Tode verſchworen zu haben ſchienen, grinſeten ihn mit kaltem, verächtlichem Hohn als eine ſichere Beute an. Die Kniee zitterten ihm, die Gedanken verwirrten ſich, er glaubte ſich verfolgt, er ſah ſich allenthalben von Tod und Verderben umgeben, und floh mit furchtbarer Eile die Schlucht hinunter, die er eben erklommen hatte. Aber in der ſchrecklichen Verwirrung merkte er nicht, daß dieſe Schlucht ſich nach unten mehrfach theilte; als er hinaufſtieg, richtete ſich der Blick noch hoffend nach oben, und jede Nebenſchlucht blieb unbemerkt. Er gerieth in eine ganz andere Richtung. Aber er merkte es nicht. Schon ſank die Sonne, die hohen Berge warfen ihre dunkeln Schatten in die tiefſte Schlucht, und er fand ſich plötzlich vor einem jähen Abſturz. Unten, in der finſtern Felſenritze, tobte ein ſchäumender Fluß. Der wilde Geiſt der Gebirge hat uns ergriffen, ſagte er, und das Entſetzen, welches ſeinen höchſten Gipfel erreicht zu haben ſchien, ging in eine matte, verzweiflungsvolle, träumeriſche Ergebung über — der wilde Geiſt hat uns verlockt; er verleitete den Tollkühnen, daß er ſich an ſeine kalte Bruſt warf und wähnte, der Geiſt würde ihn halten, ihn an ſein Herz drücken. Der Thor! er glaubte durch langen freundlichen Umgang ſein Vertrauen, ſeine Neigung erlangt zu haben. Aber dieſe Zuverſicht ſollte ihn nur verlocken, und jetzt ſchleuderte er ihn herunter und lachte höhniſch zu ſeiner Qual. Da trennte er uns; und nun liegt in ſeinem gähnenden Schlunde der Zerſchlagene da, und mich hat er in dieſen Mittelpunkt des

Entſetzens verſetzt, ſeine willkommene Beute. Wie oft, ſprach er mild, ja, weich, wenn ich von der ſichern Ebne jene hohen Alpen in der Ferne ſich erheben ſah, dachte ich: Wie furchtbar, wenn ein einſamer Wanderer hülflos in der Mitte dieſer tiefen Schlucht ſäße; was mich ſo, wenn ich es mit dem Gefühl der innern Sicherheit dachte, wie es ein Anderer, ein Fremder erleben könnte, ſchon mit Grauen erfüllte, das erlebe ich nun ſelber. Dieſe Rieſenmaſſen laſſen mich nicht los. O wie glücklich iſt der Gefangene in ſeinem engen, finſtern Kerker. Mich höhnt der gewaltige Gebirgsgeiſt mit einer unnützen Freiheit. Lauf, lauf nur! ruft er mir ſpottend zu, alle Wege ſind Dir ja offen. Aber wehe mir! Ihm vermag ich nicht zu entlaufen. Aus einem Entſetzen ſtürze ich nur in ein größeres hinein. — So blieb er, völlig dem Untergange ſich hingebend, ruhig liegen. Die kühle Nacht brach in dieſer Schlucht ein, durch den Schatten der Berge dunkler. Unſicher glänzten die Schneefelder, die ihn dicht umgaben; nur auf den höchſten Hörnerſpitzen erblickte er noch das feurige Abendroth. Wild zerriſſene Felſenwände umringten ihn, große Blöcke ragten drohend über ſein Haupt; um ihn herum borſt das Eis, und das wilde Krachen dröhnte in der finſtern Nacht wieder; unten tobte brüllend der Fluß. Er lag wie bewußtlos da; die trockene Zunge klebte an dem Gaumen, aber er dachte an keine Erquickung. Das Bild des zerſchlagenen Begleiters ſchwebte vor ihm. Der iſt nun dem ſchrecklichen Tode geweiht, wie Du, ſagte er ſtill; Nanni trat blaß und traurig vor ihn hin und weinte über ſeiner Leiche. Da war es ihm, als ertönte ein ferner Klang; er horchte, aber die Töne verſchwanden, ſie ſchienen wie in einem bebenden Zittern zwiſchen den Schneemaſſen zu verklingen. Er horchte ſchärfer, aber er hörte nichts weiter. Oft entſtehen durch das Zerſpringen des Eiſes ſeltſame Klänge, die ſchnell wieder verhallen. Undeutlicher wurden die Gegenſtände, er dachte, ſo wie im Einſchlummern, einen ſanften Tod zu finden.

Der Morgen brach an, noch immer lag Lindrup in einer Betäubung zwiſchen Ohnmacht und Schlaf da. Als er erwachte, warf die Sonne einen hellen Schein von den Schneeflächen in das Thal. Er fand ſich wunderſam geſtärkt, obgleich er vor Kälte zitterte. Du haſt die Nacht überlebt, ſagte er, der gewaltige Geiſt hat Dich nicht getödtet, er hat Dich freundlich geduldet; der Tag liegt vor Dir. Wo Leben iſt, iſt Hoffnung. Er ſuchte einen Bach, der aus dem eiſigen Rande der nahen Schneemaſſe herunterrieſelte; in ſeinem Becher miſchte er Waſſer mit Rum. Er aß und trank und ging muthig weiter. Der arme Führer, ſagte er ſich, hat eine ſchlimmere Nacht gehabt, als Du; aber wer weiß, noch kannſt Du ihn vielleicht retten. Er eilte die Schlucht hinaufzuklimmen, alle Erſchöpfung war verſchwunden. Er fand eine andere; er ſtieg in dieſer hinunter und fand ein weiteres Thal. Rüſtig, ja, hoffnungsvoll ſchritt er weiter. Gebüſch wuchs an den Wänden, Blumen und Gräſer an dem Bache, der durch das Thal rauſchte. Die Natur ſchien nun milder, heimlicher, ſeit er die Pflanzen wieder ſah. Er dachte das Thal zu verfolgen. Es würde, meinte er, zu tiefern Gegenden führen. Der Bach, dachte er, mag Dein heiterer Führer ſein. Mit großer Eile ging er weiter. Aber er hatte ſich getäuſcht. Faſt eine Stunde folgte er dem Bache, mehrere hatten ſich aus Schluchten zu dieſem geſellt, und immer ſchneller ward ſein Lauf, immer heftiger ſein Rauſchen über die loſen Steinmaſſen. Und jetzt vernahm er in der Ferne ein furchtbares Toſen, gleich einem ununterbrochenen Donner. Er blieb erſtaunt ſtehen; er lauſchte. Das brüllende Toſen hörte nicht auf. Furchtſam ſchritt er weiter, das Thal ward enger, die Felſen ſtiegen lothrecht in die Höhe, er fand ſich eingeklemmt in eine ungeheure Spalte mit den wilden Fluthen, die jetzt breit und ſchäumend mit furchtbarer Eile fortrannen. Er konnte nicht weiter. Der Bach, zu einem Fluſſe angeſchwollen, füllte das ganze Thal, und das Toſen vor ihm erreichte eine furchtbare Stärke; es war, als wenn die ruhende Natur, die ihn bis jetzt umgeben, auf immer ſich in raſtloſe Bewegung geſetzt hätte, als wenn die ſtummen Berge ſelber in einem ſchrecklichen Geſchrei laut würden und den verborgenen Schmerz in das eigne hohle, öde, kalte Innere hineinheulten. Alles frühere Entſetzen ſchien ihm gering, als dieſes größte ihn gepackt hatte. Vor ſich ſah er eine hohe Waſſerſtaubſäule, die ſich da erhob, wo das Brüllen gehört wurde. Es war ein Waſſerſturz. Erſchrocken wandte er ſich, um dieſen entſetzlichen Ort zu verlaſſen. Noch behielt er Hoffnung, obgleich er mit Entſetzen den Mittag herannahen ſah. Du mußt die Bergebnen ſuchen, dachte er; in den Thälern und Schluchten wirſt Du Dich immer tiefer verirren. Er erinnerte ſich, daß das Thal in der Mitte ſanft geneigte Seitenwände hatte. Der Bach war ihm ein ſicherer Führer, und er eilte zurück, nachdem er ſich nochmals durch Eſſen und einen Trunk geſtärkt hatte. Er fand richtig den ſanft anſteigenden Berg. Er beſtieg ihn, und als er mit einiger Anſtrengung die Höhe erreicht hatte, lag eine weite, rauhe, gebirgige Gegend vor ihm; Berge erhoben ſich allenthalben, wüſte Seen mit ihren kahlen Ufern lagen hier und da, nackte Ebnen dehnten ſich aus und verliefen ſich labyrinthiſch zwiſchen den verworren zerſtreuten Bergen, und kümmerlich gedieh nur dürres Gras zwiſchen den Flechten und Mooſen. Anfänglich fand er ſich getröſtet, als er aus den engen Thälern und Schluchten heraus war. Aber bald bemerkte er mit Schrecken, daß dieſe Berge noch verwirrender waren. Er lief hin und her, und konnte keine Richtung finden. Er klomm mühſam auf einen Berg hinauf; aber andre, höhere ſchnitten alle Ausſicht ab. Er beſtieg mehrere Berge, immer vergebens. Einer ragte hoch empor. Du mußt ihn erklettern, dachte er, obgleich ſeine Kräfte abnahmen. Der Gipfel war mit Schnee bedeckt. Athemlos erreichte er dieſen. Da ſah er die entſetzliche Oede rund um ſich her. Hohe Schneeberge in allen Richtungen, nah und fern — und jetzt hoffnungsloſer, als je, ſtürzte er, wie in Verzweiflung, den Berg hinunter. Die wilde Verwirrung der Berge ſchien alle Gedanken zu verwirren. Der Gegirgsgeiſt hetzt Dich! Halloh! rief er, und Du biſt Wild und Hund und Jäger zugleich. Er lief, er wußte nicht, wohin, Heerden von Rennthieren jagten bei ihm vorbei. Ich bin Euer! rief er, und immer eiliger wurde ſeine Flucht. Er ſtand an einem furchtbaren Abſturz. Ein Rennthier, durch ihn aufgejagt, hatte ſich auf ein Schneedach gerettet, welches weit über die mächtige Felſenwand hinausragte. Plötzlich brach es ein. Das Thier ſtürzte mit der Lawine hinunter. Er ſah die Hörner nun und dann die Füße aus der Lawine hervorragen, er hörte das furchtbare Getöſe. Die Luft ſchien ſich zu verdünnen, der Athem ging ihm aus, und in ſeltſamer Betäubung betrachtete er das wunderbare Schauſpiel, als wäre er ſelbſt außer aller Gefahr. Aber dann packte ihn wieder das Entſetzen, und er ſank ermattet hin. Er fühlte, daß er nicht weiter könne. Er verſuchte es, ſich aufzurichten; aber alle Kraft war hin. — Du haſt mich geſchont, um mich länger zu quälen, furchtbarer Geiſt; Du haſt mich mit Hoffnungen getäuſcht; jetzt gehöre ich Dir. — Jeder Lebensfunke ſchien in ihm erloſchen.

Er warf die Augen unſtät umher; da glaubte er in der Ferne auf den Bergen ſich etwas bewegen zu ſehen. Er betrachtete es genauer. Er glaubte Menſchen zu erkennen. Ein plötzlicher heller Hoffnungsſtrahl durchzuckte ihn. Jetzt konnte er ſich erheben. Laut ſchrie er in die wüſte Gegend hinein. Er ſah die Geſtalten ſtehen bleiben. Er erneuerte ſein Geſchrei, und aus weiter Ferne hörte er ihre Stimmen ganz ſchwach, aber ihm tönten ſie im Innerſten wieder, und gaben ihm Leben und Kraft. Jetzt ſah er ſie eilen, immer rufend; er blieb ruhig, wo er war, und wiederholte ſein Geſchrei. Sie verſchwanden, aber die Stimmen hörte er immer näher. Jetzt vernahm er lange nichts. Schon glaubte er ſich getäuſcht zu haben. Da erſcholl das Geſchrei unter ihm aus dem tiefen Thale, in welches die Schneelawine mit dem Rennthiere hineingeſtürzt war. Er ſah da kühne Männer die ſchroffen Wände eilig erklettern. Er zitterte, er dachte an das Schickſal ſeines Führers, er ſah ſich noch ein Mal dem Tode preisgegeben und ſeine Retter zerſchmettert unten liegen. Aber ſie erſtiegen die Höhe. Es waren ihrer drei. — Sie ſtanden vor ihm. Sie betrachteten ihn mit Schrecken. Das Entſetzen hatte ſeine Züge entſtellt, das Haar ſtand ſtruppig in die Höhe, der Hut war verloren, die Kleider zerriſſen. Ein freundlicher Mann von anſehnlichem Wuchs redete ihn beim Namen an. Herr Lindrup, ſagte er, wir haben Sie den ganzen Tag vergebens geſucht, wir fanden Ihren zerſchlagenen Führer. Der iſt gerettet? rief Lindrup fröhlich. Gerettet, antwortete der Mann. Wir vermutheten, daß Sie ſich verirrt haben möchten. Die Bergbewohner wiſſen ſich beſſer in den Gebirgen zu orientiren, als Fremde. Ihre Beſchreibungen der Wege genügen ſelten. — Aber jetzt kommen Sie. Sie können ſich meine Angſt denken, als ich erfuhr, daß Sie allein in dieſem Gebirge umherirrten. Ich weiß, ſetzte er freundlich lächelnd hinzu, daß die Geliebte Ihre Ankunft erwartet. Ich heiße Thaulow. — Erſt allmälig konnte Lindrup ſich faſſen. Nur eine halbe Meile waren ſie von einer Säterei (Sennhütte) in Gülbrandsdahlen entfernt. Dort ſammelte der Erſchöpfte Kräfte. Er brachte die Nacht da zu. Aber ſie mußten einen Umweg machen. Lindrup wollte ſeinen Führer ſehen. Man kam nach Quikne in Gülbrandsdahlen; den Führer fanden ſie, als ſie, erſt am dritten Tage, nach Lommen kamen, von wo aus Lindrup das Gebirge beſtiegen hatte. Wie freuten ſich die guten Leute, als ſie ihn erblickten. Sie hatten ihn verloren geglaubt. Thaulow, der ſeine Gebirgsreiſe beendigt hatte, begleitete jetzt Lindrup über Aardal nach Naelsre.

Die Freunde waren ſchon mit den Einwohnern der Kolonie und mit den Verhältniſſen ihres Lebens vertraut, und wenn die ſeltene Verbindung mit vielen Bequemlichkeiten, vielen Genüſſen, die die geringere Klaſſe der Geſellſchaft entbehrt, einer mannigfaltigen Bildung, die ſie oft in Erſtaunen ſetzte, mit der größten Einfachheit der Sitten und des Sinnes angenehm überraſchte, ſo erſchien ihnen Alles noch bewundernswürdiger, als ſie die einfachen Mittel kennen lernten, durch welche man dieſes große Werk zu Stande gebracht hatte und erhielt. Schöne, heitere Tage, wie ſie in dieſer Gegend in der ſchönſten Jahreszeit nicht ſelten ſind, wurden jedes Mal benutzt, um die Gegend und die Einwohner zu beſuchen. Wenn ſie am frühen Morgen in die Häuſer traten, hörten ſie von Weitem die Geſänge; der Hausherr las eine Abtheilung aus der Bibel oder eine kurze Betrachtung, und die Morgenandacht ſchloß mit einem ſtillen Gebet. Die Ernte war noch nicht eingetreten, es war jene Zeit, in welcher man von den Frühlingsarbeiten ausruht und ſich ſtärkt zu den zukünftigen der Ernte. In dieſer Zeit werden in den nördlichen Gegenden die meiſten Hochzeiten gefeiert, die entferntern Bauern bringen ihre Kinder zur Taufe, und in vielen Häuſern findet man in dieſer Zeit Alles in fröhlicher Bewegung. Der Kirchſprengel der Gegend war ſehr ausgedehnt, und aus fernen Gebirgsgegenden erſchienen die Männer und Frauen, die, gaſtfrei aufgenommen, unter die Einwohner vertheilt wurden. Täglich zogen die Prozeſſionen, oft mehrere zugleich, feierlich nach der Kirche, die Glocken läuteten, und die herrſchende Stimmung, die zwiſchen Fröhlichkeit und Andacht auf eine anmuthige Weiſe ſchwebte, erhob die ganze zauberiſche Umgebung, ſteigerte jeden Genuß und goß ein Frühlingsgefühl des innern Friedens in das Gemüth der Gäſte. Die Häuſer waren höchſt einfach, aber die Stuben hoch, hell, luftig; Alles, was ſie erblickten, Geräthe, Kleider, Jegliches, was zur häuslichen Einrichtung gehört, war nie von koſtbarer Art, aber ſchön, in den beſten Verhältniſſen verfertigt und von dem dauerhafteſten Stoffe. Oft erſtaunten ſie, wenn ſie den imponirenden Eindruck wahrnahmen, der durch die bloße ſchöne, ſorgfältig unterhaltene Anordnung der einfachſten Geräthe entſtand. Was ſonſt nur mühſam, nur wie krampfhaft aus der wüſten Unordnung des täglichen Lebens, und dann immer mit Ungeſchick, ſich zu ordnen ſtrebt, das war hier zum bewußtloſen Inſtinkt geworden und geſtaltete ſich, wie ohne Mühe, ſtill, geräuſchlos, wie von ſelbſt. Die einfachen Speiſen, in reinlichen Gefäßen aufgetragen, waren jederzeit zierlich geordnet, und es ſchien, als wenn Schönheit und geregelte Anmuth ein weſentliches Element des ganzen Daſeins dieſer glücklichen Menſchen wären. Der freundliche Empfang, die gutmüthige, treuherzige, verſtändige Rede ſchien der ſchönſte Duft dieſer Blüten.

Nicht ſelten trafen ſie die Mütter mit den Töchtern, oft die ältern Töchter mit den jüngern Schweſtern beſchäftigt, wie ſie den Unterricht leiteten, und daſſelbe ſchöne Verhältniß fand zwiſchen den Vätern und den Söhnen, zwiſchen den ältern und jüngern Brüdern ſtatt. Der alte ehrwürdige Prediger, ein heiterer, gebildeter Mann, als Schullehrer, aber auch Thorſtein, Roſſing, Ingier, wenn er da war, und vor Allen die Frauen, leiteten mittelbar den Unterricht. Beſtimmte Zeiten waren für die Aeltern angeordnet, in welchen dieſe ſich in Schüler verwandelten, und dieſer Unterricht fand nach einem gemeinſchaftlich verabredeten Plane ſtatt. Zu andern Zeiten verſammelten ſich Aeltern und Kinder, und auf eine ungezwungene, belehrende Weiſe unterhielten ſich die Lehrer mit ihnen gemeinſchaftlich. Die Kinder wurden, wie Alter und Fähigkeit es erlaubten, auf die höhere Bedeutung des älterlichen Unterrichts, die Aeltern auf das geiſtige Bedürfniß der Kinder aufmerkſam gemacht, und es erzeugte ſich ein mittleres, einigendes Maaß. Der eigentlichen Schulſtunden waren daher nur wenige, aber dieſe wurden in beſtimmter Ordnung gehalten; was hier mitgetheilt wurde, war das ſtreng Geregelte, was alle Willkür ausſchließt und eben daher auch als das Gebietende erſcheinen ſoll, was nie eine Abweichung duldet. Nie ſchritt man in irgend einer Sache weiter, wenn nicht Alles in völliger Klarheit erfaßt, eine jede erworbene Fertigkeit bis zum inſtinktartigen Geſchick gediehen war. Der angeſtellte

Schullehrer, Thorſtein und Roſſing leiteten dieſen Unterricht ganz für beide Geſchlechter, und die Frauen nur einzelne Theile deſſelben unter der Leitung der Männer. Es war die ſtrenge Zucht des Geiſtes für die Kinder.

Die Gäſte bewunderten beſonders die Art und Weiſe, wie die Zeit, die für den häuslichen und öffentlichen Unterricht, für die Belehrung der Aeltern, die mehr einer Berathung ähnlich ſah, für die gemeinſchaftliche Unterhaltung mit Aeltern und Kindern beſtimmt war, organiſch mit dem übrigen Leben, mit den Geſchäften verwebt war. Man hörte nie unanſtändige Ausdrücke, nie einen Fluch; denn die Einwohner hatten dem Gebrauche des Branntweins entſagt. Die entſetzliche Verführung, die in dem Genuſſe dieſes Getränks für die nördlichen Völker liegt, war zu entſcheidend, und nur einigen alten Leuten, die einer langen Gewohnheit nicht entſagen konnten, war ein mäßiger Gebrauch erlaubt. Bier von vorzüglicher Güte vertrat die Stelle. Und dennoch war die beſtimmte, ja, ſcharfe Weiſe, mit welcher die Männer ſich, der Eigenthümlichkeit des Landes gemäß, äußerten, nicht verſchwunden. Der Kampf mit einer wilden Natur unterhielt ſie; das ſtrenge, immer mäßige, durch Bequemlichkeit und Anmuth mehr verklärte, als gemilderte Leben erzeugte ſie in der urſprünglichen Reinheit immer von Neuem.

Es war den Gäſten aufgefallen, daß ſelbſt in Thorſteins und Roſſings Hauſe ein grünliches Brodt genoſſen wurde, welches man ihnen nicht vorlegte. Als ſie ſich darnach erkundigten, erfuhren ſie, daß es eine Miſchung von Roggen und isländiſchem Moos ſei. Unſere Felſen, ſagte Thorſtein, ſind mit dieſen Flechten bedeckt; wenn man die Gegenden in Felder eintheilt und aus der Mitte Quadrate heraushebt, ſo werden dieſe entblößten Stellen in wenigen Jahren wieder mit den nämlichen Flechten völlig überzogen, und die Natur ſchenkt uns ohne Mühe eine Subſtanz, die, wie eine der nahrhafteſten, ſo eine der geſündeſten iſt, die der Menſch genießen kann. Lauge oder gebrannter Kalk ziehen das bittere, allerdings unangenehme Aroma ſo ganz heraus, daß nur wenig übrig bleibt, und wenn dieſes auch dem Brodte eine eigenthümliche Farbe ertheilt, die Manchem anfänglich unangenehm auffällt, und eine bittere Schärfe, an welche man ſich gewöhnen muß, ſo darf ich dennoch mit Sicherheit behaupten, und die allgemeine Erfahrung beſtätigt es, daß, wenn man den Muth hat, es einige Zeit zu genießen, die Gewohnheit dieſem Brodte einen ſo ganz eigenthümlichen Reiz giebt, daß man es ungern mit anderm vertauſchen mag. Es ſchien mir für ein Land, in welchem das Getreide oft fehlſchlägt, in weiten Gegenden ſelten und nur in geringer Menge gewonnen wird, von großer Wichtigkeit, den Gebrauch bis auf die Hälfte herabzuſetzen, und ich kann verſichern, daß es nicht allein viel geſünder iſt, als der verderbliche Baſt der Birkenrinde, den man in ſchweren Zeiten genießt, ſondern auch, mit Roggen, aber auch mit Gerſte genoſſen, das gewöhnliche kleiige Haferbrod an Güte übertrifft. Es koſtete mich viele Mühe, die Einwohner zum Genuſſe dieſer Nahrung zu bewegen. Derſelbe Norweger, der den Schinken ißt, den er von ſeinen Großältern ererbt hat, ſaure Milch, mit Schimmel bedeckt, Butter, vor welcher der Aermſte in einem andern Lande zurückſchrickt, ja, der ſeine Suppe mit Lichttalg umrührt, ſcheut ſich vor den ſchwachen Spuren eines geſunden bittern Aromas, ja, wie ich glaube, noch mehr vor der bloßen Farbe des Flechtenbrodtes. Noch giebt es Einige, die dieſen ſeltſamen Widerwillen nicht überwinden können, obgleich ſie uns und jetzt die meiſten Einwohner das Brodt täglich mit großer Luſt genießen ſahen. — Die Gäſte verſuchten es, legten es aber lächelnd wieder hin, und nur Flinthough und ſeine Tochter hatten den Muth, es fortdauernd zu eſſen. In der That wollten ſie nach

Univ. Bibl.
München

einigen Tagen kein anderes Brod genießen und zogen es ſelbſt dem Weizenbrodte vor.

Aus Getreidemangel brauchten zwar die Einwohner nicht ihre Zuflucht zu einer ſo ungewöhnlichen Nahrung zu nehmen. Die Felder prangten mit vollen Aehren von Roggen, Gerſte und Hafer, der eigentlichen Quelle des Wohlſtandes; denn hier hat das Getreide einen hohen Werth und ſichern Abſatz. Das ſchöne Vieh war in den Sätereien, die beſucht wurden. Jene alterthümliche Weiſe, daß ein jeder Bauer alle ſeine Geräthe ſelbſt verfertigt, Schneider, Schuſter, Schmidt, Tiſchler iſt, der nothwendige erſte Zuſtand eines rohen, ungeſelligen Lebens, war freilich aus dieſer Gemeinde verſchwunden, aber an die Stelle war die Vollendung aller verfertigten Produkte getreten. Die Werkſtätten waren hell, geräumig, mit Allem ausgerüſtet, wie man ſie nur in großen Städten findet, die Handwerker, lauter Einheimiſche, geſchickt, und die Schönheit, die in allen häuslichen Einrichtungen, ſelbſt in der beibehaltenen Nationaltracht vorherrſchte, hatte ihren Urſprung in dieſen Werkſtätten. Obgleich nun die Bauern von dem Verfertigen ſchlechter Werkzeuge befreit waren, bauten ſie dennoch, nur durch freundliche Nachbaren unterſtützt, ihre Häuſer ſelbſt, und deſto mehr mußte man die Feſtigkeit, die Geräumigkeit und die Schönheit dieſer Wohnungen bewundern.

Die anſtrengende Lebensart, die alte Gewohnheit, ſich der Hitze, wie der Kälte auszuſetzen, war völlig unverändert geblieben. Die Knaben wußten ſchon mit Pferden umzugehen, die ſteilſten Berge herunter zu fahren, hüteten das Vieh in den fernen Sätereien; der Hausherr theilte die Arbeit ſeiner Knechte; Jagd, Fiſcherei in den Flüſſen und im Meerbuſen, forderte langen Aufenthalt in der freien Luft im Winter, wie im Sommer, und ſo behielten die Männer dieſelbe Stärke, Gewandtheit, Kühnheit, die ſie früher hatten, ja, ſie zeichneten ſich in dieſer Rückſicht vor den übrigen Nachbaren an den Ufern des Meerbuſens aus, und man erkannte die Geſtalt der höhern Gebirgsbewohner.

Die Meiſten laſen, Einige ſprachen Deutſch, und in den müßigen Stunden beſchäftigten ſie ſich mit Leſen. Die Auswahl der Schriften, die in ihre Hände kamen, hing von Thorſtein und Roſſing ab, und dieſe waren ſorgfältig bemüht, jede Gährung unreifer Meinungen von der Gemeinde abzuhalten; theils die kindlichen Dichtungen der vaterländiſchen, wie der deutſchen Sprache, theils geſchichtliche Werke, die in dem naiven Ton alter Chroniken geſchrieben waren, theils belehrende und religiöſe Schriften waren dasjenige, was den

Lernbegierigen am meiſten geboten wurde. In der alten Geſchichte des Vaterlandes waren faſt Alle unterrichtet; aber einige Wenige, Thorſteins und Roſſings genauere Freunde, meiſt die Wohlhabendſten, hatten es ſo weit gebracht, daß ſie auch die vorzüglichſten Dichter kannten und einen Grad der Bildung beſaßen, über den man erſtaunte.

Was den Gäſten ſehr angenehm auffiel, war die Schönheit und feine Sitte der Frauen; aber ſie waren auch von den härtern Arbeiten befreit und durchaus auf die engere Häuslichkeit beſchränkt. Die vier Frauen, die durch eine Reihe von Jahren einen ſo wohlthätigen Einfluß auf ihr Geſchlecht ausübten, Thorſteins Klara, Thaulows Dorothea, ihre Mutter, die Kolmar, und Roſſings Elſe, lebten auf dem vertrauteſten Fuße mit den Frauen und Töchtern der Bauern, und beſonders die Letztere war, weil ſie ganz in denſelben Verhältniſſen geboren und erzogen worden, als die beſtändige Vermittlerin wichtig, während der klare Verſtand, die lange Erfahrung, das hohe Alter der ehrwürdigen Kolmar ein mütterliches Anſehen, wie über ihre Freundinnen, ſo über alle Frauen und Mädchen gab, daß ſie wie die allgemeine Mutter der ausgedehnten Familie erſchien.

Indem die Hausherren und Hausfrauen, ſo wie ihre Kinder Arbeit, Genuß, Kleidung, Vergnügen mit den Dienern und Mägden theilten, erſchien die Dienerſchaft nur als eine natürliche Erweiterung der Familie. Die beſtimmte, heilſam beſchränkende That hielt alles Schwankende, Ueberſchwängliche wie von den Genüſſen, ſo von den Gedanken entfernt, und die einfachſte Weiſe des Lebens erzeugte die Einfachheit des Sinnes und erhielt ihn in völliger Reinheit, während die Knechte und Mägde alle Stufen der geiſtigen Ausbildung mit den Gliedern der Familie theilen konnten.

In jedem Hauſe ſah man einen verarmten Alten, einen Blinden, Tauben oder Krüppel als ein Glied der Familie; ja, dieſe Armen wurden mit mildem Sinne als ein Segen für das Haus betrachtet, und wie man in einigen Gegenden wohl den Glauben hegt, daß die Schwalben, die ungeſtört ihre Neſter an den Häuſern bauen, oder die Störche, die auf den Dächern niſten, dem Hauſe Glück bringen, ſo herrſchte dort die allgemeine Anſicht, daß, wo ein ſolches hülfsbedürftiges Mitglied der einfachen Familie fehle, es als ein Unglück betrachtet werden, daß man emſig bemüht ſein müſſe, dem Hauſe Glück zu verſchaffen; und dieſe Pietät erzeugte eine Milde in der Behandlung, ſelbſt eine

Verehrung bei hohem Alter, die die Gäſte nicht ſelten mit Rührung wahrnahmen.

Obgleich das Eigenthum ſtreng geſondert wurde, ſo daß eine Familie nur genoß, was ihr eigner Fleiß und ſtrenge Ordnung erwarb, ſo fand dennoch kein großer Unterſchied in dem urſprünglichen Werthe des Beſitzes ſtatt, und Alles, was das Wohl des Ganzen betraf, war Gegenſtand gemeinſchaftlicher Berathung. Der Thing, der ſich in einem großen Saale in Thorſteins Wohnung verſammelte, war beſtimmt, ſolche Angelegenheiten zu behandeln. Hier erſchienen die Beamten, unter deren Leitung die Berathungen ſtattfanden; hier wurden Streitigkeiten meiſt durch gütliche Uebereinkunft und, wenn dieſes nicht möglich war, durch die Gerichte entſchieden; hier trat oft für das kleine Geſammtweſen ein Bauer redend hervor, nicht als ein Einzelner, vielmehr als Stellvertreter ſeiner Familie. Denn in dem engern Kreiſe der Familie, wo nicht bloß die Frau, die Söhne, die Freunde, ſondern oft auch der verſtändige Knecht eine bedeutende Stimme hatte, war das Wichtigſte ſchon voraus berathen, und, was man in der allgemeinen Verſammlung zu äußern hatte, wohl überlegt. Der Thing war auch der Ort, der die Gemeinde mit dem Staate in engere Verbindung brachte. Die genaue Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte, die

Thätigkeit, in welcher man lebte, die Liebe für die Verfaſſung waren es nicht allein, die den vaterländiſchen Sinn ſtärkten. Man könnte Sognefiord wie eine der merkwürdigſten und kühnſten Gegenden Norwegens, ſo auch in geſchichtlicher Rückſicht eine klaſſiſche nennen. Aus der Zeit der Sagen treten hier die Namen der Könige des Tyrſtrandes, Bele, Helge, Halfdan, die Helden Thorſtein und Frithiof auf Framnäs, ja, Halfdan und Signe uns entgegen, und die hellere Zeit der norwegiſchen Geſchichte nennt Halfdan Svarte, Artle Jarl, Hakon Griotgaardsſön, Harald Haarfager, jene kühnen Könige, und einen ganzen nachfolgenden Heldenſtamm, der hier ſeinen vorzüglichen Sitz hatte. Auf ein ſolches Andenken waren die Einwohner ſtolz, und als das Land ſich frei fühlte und ſelbſtſtändig, war der Sinn für das Vaterland, wie in allen Gegenden, ſo vorzüglich hier mächtig. Außer den öffentlichen Abgaben hatte ein jeder Bauer eine eigne Summe für den Staat beſtimmt, die einen feſten Fond bildete; dieſer vermehrte ſich in Thaulows Händen durch die Handlung, durch die jährlichen Zuſchüſſe und durch freiwillige Geſchenke. Denn ein jedes fröhliche Ereigniß, Geburten, Verlobungen, vergrößerte die Summe, und in einer Reihe von Jahren war ſie anſehnlich angewachſen. — Flintbough und Gerhard wohnten- kurz nach ihrer Ankunft einer ſolchen Verſammlung bei, in welcher ſie Gelegenheit fanden, den verſtändigen Sinn der Bauern und die Ruhe und Klarheit ihrer Ueberlegungen zu bewundern. Eben hatte man erfahren, daß der Storthing beſchloſſen hatte, im Auslande eine Anleihe zu eröffnen, und Aage Ruth machte den Vorſchlag, daß man das ganze Kapital, welches in Thaulows Händen war, in dieſer Anleihe anlegen ſollte. Auf eine ſolche Weiſe kömmt nicht allein das Kapital, ſondern auch die Zinſen dem Lande wieder zu gut, ſagte er, und der Beſchluß ward allgemein gefaßt.

Dieſes war es, was die Gäſte in den erſten Tagen ihres Aufenthalts erfuhren; Gerhard wohnte bei Thorſtein, Flinthough bei Roſſing. Sie ſahen, wie beide Männer in einer beſtändigen Thätigkeit lebten, und wie vielſeitig ſie auch mit ihren Angelegenheiten, wie mit denen der Gemeinde beſchäftigt waren, ſo fanden ſie dennoch hinlängliche Muße für ernſthafte Studien. Die geregelte Eintheilung der Stunden und der verſtändige Gemeinſinn der Einwohner rief ſelten fremden Rath zu Hülfe, und die republikaniſche Verfaſſung lud die Sorge für das Ganze nicht auf Einzelne. Ein Mal war Thorſtein und ein Mal Roſſing zum Mitglied des Storthinges gewählt worden; aber ſie wußten meiſt die Wahl auf Bauern zu lenken, die dadurch eine klarere

Ueberſicht über die größern Verhältniſſe des Staats erlangten und die erweiterte Kenntniß in die ſtille, abgelegene Heimat mitbrachten.

Die Gäſte hatten ſchon mehrere Tage bei den Freunden gelebt, als ſie einſt, am frühen Morgen am Ufer wandelnd, eine Menge Böte von den innerſten Gegenden des Meerbuſens kommen ſahen. Die Böte waren meiſt mit rüſtigen Männern beſetzt; doch ſahen ſie auch Frauen, und alle legten in dem Hafen an, wo ſonſt das Dampfboot zu liegen pflegte. Der Jahrmarkt für die Einwohner in Valders und Gulbrandsdalen ward eröffnet. Dieſe Männer waren zum Theil mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern über das hohe Gebirge gekommen, um hier mancherlei Bedürfniſſe einzukaufen. Die Packhäuſer wurden aufgeſchloſſen. Eine Reihe von Buden bildete, längſt dem Ufer, kleine Straßen, und die wohlhabenden Bauern, die, ohne den Ort zu verlaſſen, durch Thaulow den Aeltern ihre Magazine füllten, verwandelten ſich für dieſe Zeit in Kaufleute, die mit geringem Vortheil die Bedürfniſſe der Bewohner der innern Thäler befriedigten. Auch dieſer Handel, obgleich der Vortheil den Einzelnen zufiel, ward als eine Gemeinſache behandelt. Die Güte der Waare, die Rechtlichkeit des Handels ward als eine Ehrenſache der ganzen Gemeinde betrachtet, und wie die Handlung in Bergen für jene bürgte, ſo ſorgte Thorſtein mit beſonderem Eifer dafür, daß nur den anerkannt redlichſten Einwohnern der Verkauf übertragen wurde.

Es war nun ſehr lebhaft in der Gegend. Ein jeder Bauer beherbergte ſeinen Hausfreund, und man hörte allenthalben Jubel und wechſelſeitige freundliche Begrüßung.

Der Tag darauf war der erſte Sonntag. Bei Thorſtein und Roſſing fand die tägliche Andacht, ganz auf die nämliche Weiſe, wie bei den Bauern, ſtatt; der Tag fing an und ſchloß mit Gebet, zu welchem alle Hausbewohner ſich verſammelten; ja, dieſe Männer, ſo wie die Frauen wußten eine beſtimmte Gewalt über die Dienerſchaft, die Gehorſam fordert und erhält, mit jenem vertrauteren Verhältniſſe zu verbinden, welches freilich nur da möglich iſt, wo der einfachere Sinn, wo eine urſprüngliche Unſchuld der Sitten noch herrſcht. Zwar ward der Tag in großer Thätigkeit zugebracht, ſelbſt die Geſpräche wandten ſich nie auf eine geſuchte Weiſe auf religiöſe Gegenſtände, und beſonders hörte man ſelten oder nie jene Anhäufung bibliſcher Ausdrücke, die ſo oft etwas Manierirtes hat und einen wahren Misbrauch herbeiführt; aber man merkte es, wie das ganze Leben durchdrungen war von der ewigen

Liebe, und unwillkürlich, wie aus der innern Fülle der Seele, entfaltete ſich oft der höhere Sinn, der allem Irdiſchen erſt die rechte Weihe, die tiefere Bedeutung giebt. Dieſer innere Segen quälte nicht die allgemeine Luſt, die unbefangenen Aeußerungen einer heitern Freude, hemmte nicht die raſche, ja, oft entſchiedene und ſcharfe Darſtellung der eigenthümlichen Natur, förderte ſie vielmehr.

Aber jetzt, als die Gäſte den erſten Sonntag-Morgen in dieſer Gegend erlebten, fiel ihnen die feierliche Stille auf, die im Hauſe herrſchte. Schon ehe ſie bei Sonnenaufgang erwachten, war Alles im Hauſe geordnet; ein Jeder bewegte ſich ruhig, ſprach leiſe, ſuchte jedes Geräuſch zu vermeiden; reinlich angezogen erſchienen die Hausbewohner bei der Hausandacht, und als die Freunde nach der Kirche fuhren, ſahen ſie von allen Seiten die gefüllten Wagen, mit allen Gliedern der Familien belaſtet, herbeikommen; nur die Kranken und die Wenigen, denen die Sorge für die häusliche Ordnung aufgetragen war, blieben entfernt. Vor der Kirche war ſo zur rechten Stunde die ganze Gemeinde, auch, in dieſer Jahreszeit wenigſtens, aus den entfernteſten Gegenden, verſammelt. Die Männer trennten ſich von den Frauen, und Beide bildeten abgeſonderte Gruppen, die ſich herzlich, aber ſtillſchweigend begrüßten. Richtete hier oder da Einer eine Frage an ſeinen Nachbar, ſo geſchah es flüſternd. Die feierliche Stille unter einer Menge von mehreren hundert Menſchen verſchiedenen Alters und Geſchlechts hatte etwas Rührendes. Die Kirche hatte einen großen Vorſaal, in welchem die ganze Gemeinde ſich zuerſt verſammelte, ſo daß die Geſchlechter zwei große getrennte Gruppen bildeten. Hier erſchien der Küſter und theilte der Gemeinde mit, was man ihre Chronik nennen konnte. Die Getauften, die Verheiratheten, die Geſtorbenen wurden genannt, die bevorſtehenden Heirathen angekündigt, für die Geſtorbenen und Kranken gebetet, und was die Gemeinde noch zu wiſſen brauchte, ihr bekannt gemacht. Ein Jeder, der heute die Kirche beſuchen wollte, war da, Niemand ſtörte den Gottesdienſt durch ein ſpäteres Hereintreten. Obgleich kein Sitz in der Kirche vor den übrigen ſich auszeichnete, ſo kannte doch ein Jeder ſeinen Platz, und durch zwei verſchiedene, jetzt weit geöffnete Thüren ſah man die Gemeinde, die Männer durch die eine, die Frauen durch die andere, hineintreten, ſchon in dem Vorſaale ſo geordnet, wie die Plätze in der Kirche für ſie beſtimmt waren. Die Beamten, Thorſtein und Roſſing zerſtreuten ſich unter die Männer, wie ihre Frauen unter die Bauerfrauen, und ſaßen auf Sitzen, die durch nichts ausgezeichnet waren. Was den Katholiken das Weihwaſſer, das war der Gemeinde die Armenſpende; Keiner trat herein, ohne ſie in den verſchloſſenen Geldkaſten zu legen. In der Gemeinde fand man nur Hausarme, die mit den Familien lebten, und dieſen fehlte es ohnehin nie an kleiner Münze; darum war dieſer Schatz fremden, entfernten Armen beſtimmt.

Die Kirche war ein einfacher Saal, heiter, geräumig; ein Altarblatt zeigte das heilige Abendmahl, eine Kopie nach einem berühmten Meiſter, ähnliche Gemälde, die Wunder und Leiden des Heilandes darſtellend, von Thorſtein aus Italien gebracht, zierten die Wände, die Kanzel erhob ſich an der Seite. Alles zeichnete ſich nur durch reine Verhältniſſe, durch Anmuth, nicht durch Pracht aus. Vor dem Chor ſtand ein Taufſtein von Thorwaldſen mit einem Taufbecken von antiker Form. Die hellen Fenſter waren von Bäumen beſchattet, und durch die grünen Blätter warf die Sonne einen gemäßigten Schein in die Kirche hinein.

Als ſich Alle geräuſchlos niedergelaſſen hatten, intonirte die Orgel, dem Altar gegenüber, und die ganze Gemeinde ſank betend auf die Knie. Die Stille, ſchon in der Familie feierlich vorbereitet, die ruhige

Verſammlung der Gemeinde vor der Kirche in der reizendſten Gegend, dann in dem Vorſaal, und jetzt das ſtumme Gebet, von der Orgel begleitet, das Alles erſchien als eine bedeutende, tiefe Einleitung, als eine Reinigung, durch welche Jeder, ſich in ſich ſelbſt verſenkend, alle abirrenden Gedanken und Wünſche von der Erde und ihren Mühen ablenkte, um ſich dem Herrn ganz zu weihen und ſo die heilige Feier würdig zu begehen. Der Geſang hob an; Allein Gott in der Höh' ſei Ehr', ward geſungen, und die Gäſte erſtaunten, als ſie den Geſang vernahmen. In den reinſten Tönen begann er, ſchwoll immer ſtärker an, meiſt von jugendlichen, klaren Stimmen getragen, und obgleich die ganze Gemeinde an ihm theilnahm, ward dennoch kein ſchreiender und ſtörender Ton vernommen. Beſcheiden, als ehrte die ganze Gemeinde die reine Harmonie, die Gott geweiht war, als herrſchte eine gewiſſenhafte Sorge, die melodiſchen Wellen der ſanft eindringenden Töne nicht zu ſtören, traten die ungeſchicktern Stimmen zurück und verloren ſich in ein ſtilles, den einfachen, klaren, reinen Geſang wunderbar, ja, rührend begleitendes Gemurmel. Nach Beendigung des Geſanges trat ein junger Prediger, deſſen milde, liebevolle Züge auffielen, vor den Altar, die Kollekte wurde recitativiſch vorgetragen, Epiſtel und Evangelium geleſen, und der Gottesdienſt ging den gewohnten Gang, nur daß man lange Lieder, die die Andacht zu leicht ermüden, vermied, daß man alte Lieder aus Kingo wählte, und einige neuere, die, wie die Gäſte ſpäter vernahmen, von Roſſing herrührten. Vor dem Altar ſtand ein Seſſel; der alte, faſt achtzigjährige Prediger, ein großer Mann von wahrhaft apoſtoliſchem Anſehen, ward vom Küſter hereingeführt und ließ ſich auf den Seſſel nieder. Er konnte die Kanzel nicht beſteigen.

Er fing langſam, leiſe, kaum vernehmlich an, die Worte ſchienen nur einzeln zu ertönen. Die Gäſte blickten ihn ängſtlich an, zweifelnd, ob es ihm gelingen möchte, eine verſtändliche Rede vernehmlich vorzutragen. Die Altersſchwäche erſchien bei dieſem herrlichen Manne zwar unſäglich rührend, ja, Andacht erweckte die ſo zitternde Stimme, und das verklärte Antlitz ſchien zu verkündigen, was dem faſt erlöſchenden Leben verſagt war. Aber dennoch war die Bewunderung und die Andacht durch ein unwillkürliches Mitleiden geſtört.

Aber wie erſtaunten ſie, als allmälig die Worte klarer, der Zuſammenhang deutlicher wurde, als die Stimme ſich erhob, immer ſtärker, immer eindringlicher ward, daß jede Altersſchwäche verſchwunden ſchien, daß ſie vernommen ward in der ganzen Kirche und mit ſeltſamer Allgewalt, als tönte ſie aus der innerſten Tiefe des verborgenſten Gemüths hervor, in die geheimſten Falten der dunkelſten Abgründe, wo der geheime Widerwille ſich tückiſch verbirgt, unaufhaltſam hineindrang. Es war keine künſtliche Beredſamkeit, vielmehr jene ſchlichte, einfache Weiſe, die dem Unmündigen verſtändlich und doch ſelbſt dem Gebildetſten eindringlich erſcheint. Die Perikope, für den Sonntag in dieſer freundlichen Zeit beſtimmt, enthielt jenes Gleichniß des Heilandes von dem verlorenen Schafe, welches der Beſitzer, die übrigen vergeſſend, in der Wüſte ſucht und freudig auf die Schultern ladet, nachdem er es gefunden, von dem verlornen Groſchen, den das Weib ſucht, den ſichern Schatz vergeſſend, und wie ſie jubelnd, als ſie ihn gefunden, die Freundinnen ſammelt, daß ſie ihre Freude theilen ſollen, und es wurde dabei die himmliſche Freude der ewigen Liebe geſchildert, wenn eine verlorne Seele gewonnen wird. So lautete der Schluß, den er mit heller, wenn gleich bebender Stimme, mit wunderbarer Gewalt vortrug. Sieh, Herr Jeſu, unſer Heiland, hier ſitzen wir verſammelt, vor Deinem Antlitz, dieſe meine Kinder und ich, der alte, ſchwache Mann, dem Grabe nahe. Du haſt uns Deinen heiligen Schatz anvertraut; haben wir ihn bewahrt, daß Du ihn finden kannſt? Ach nein, Herr! Das Schaf hat ſich in die Wüſte der Begierden verlaufen, der Groſchen iſt in dem Schutte irdiſcher Sorgen vergraben. Und ich armer, unfähiger Mann, den Du zum Hirten dieſer Schafe, zur Wache über dieſen Schatz beriefſt, was ſoll ich antworten? Ich ſehe Dich umhergehen in der Wüſte, Du rufſt und Keiner antwortet; ich ſehe Dich ſuchen in dem Haufen, aber nirgends glänzt Dir der verlorne Groſchen entgegen. Sieh, ich wage es, ich nahe mich Dir zitternd, ſtärke meine Stimme, o Herr, daß ich rufen kann, wie Du, daß die verirrten Schafe meine Stimme vernehmen; erleuchte meine Augen, daß ich ſehen kann, wie Du, und den verlornen Groſchen finde, ihn Dir zu bringen. — Er ſchwieg. Der Kopf ſank kraftlos nieder, die Augen ſchienen trübe, die Hände waren gefaltet, er rang in ſtillem Gebet. Minuten vergingen, überall herrſchte eine rührende Stille, nur hier und da von leiſen, aber tiefen, halb unterdrückten Seufzern unterbrochen. Da hob ſich der Kopf, die Augen glänzten, mächtig drang, wie durch ein Wunder, die hohe Kraft aus der hinfälligen Schwäche hervor, und laut erklang die wunderbar geſtärkte Stimme:

Er hat mich erhört, und Ihr Kinder des Herrn, mir anvertraut, vernehmt meine Stimme, denn ich rufe Euch in ſeinem Namen, erkennt meine Leuchte, denn er hat ſie mir gegeben. Tritt hervor aus der Wüſte Deiner verwilderten Gedanken, verirrte Seele; leuchte mir entgegen aus dem umhüllenden Schmutz Du Glanz des ächten Goldes. Hört meine Stimme, ſie tönt nicht allein; ein Anderer ruft mit mir, ruft gewaltiger, als ich. In den tiefſten Gründen der Verirrung, in der finſterſten Nacht der Wüſte, aus dem eigenſten, verborgenſten Grunde der verfinſterten Seele ruft er; folgt ihm auf die ſchöne Weide; er ſtreckt die Arme aus, Euch liebend auf die Schulter zu laden. Laß die Strahlen meiner Leuchte Deinen verſchütteten Schatz entdecken, doch mein Licht iſt matt; aber ſieh da, ein anderes Licht, heller, als das meine, erleuchtet das Innere; verbirg nicht das Metall, welches die Strahlen kennt, aufnimmt und freundlich dem Suchenden zuſendet. Ja, mein heißes Flehen iſt erhört. Nicht wahr, Ihr lieben Kinder im Herrn, nicht wahr, Ihr habt Euch ihm entdeckt, Ihr habt ſeine Stimme vernommen und werdet ihm folgen; der Glanz ſeines liebenden, ſuchenden Lichts ſtrahlt zurück, daß er Euch findet? O nun wollen wir uns halten an ihn, an ihn allein und an keinen Andern; denn er führt uns zum Vater. O, halt uns recht feſt, Jeſu, unſer Heiland; laß Deine Stimme laut erſchallen, denn von draußen ertönt der lockende Ruf, und ach, wir vernehmen ihn nur zu gern. Vor uns liegt die Wüſte, und der Zauber des Böſen verwandelt ſie in ein Paradies. O ſchließ uns ſorgfältig in Deines Herzens Schrein; draußen lauern die gierigen Hände, die uns rauben wollen. Sie greifen nach uns, und uns dünkt, durch einen unſeligen Zauber, die drohende Hand eine freundlich winkende. Sieh, daher zittern wir ſelbſt von Deinen Armen umſchloſſen, ſelbſt von Deinem Lichte erleuchtet. Gieß Deinen Frieden in unſere Herzen. Ja, Herr, Du erhörſt unſer Flehen, und ich ſehe Deine Freude, ich höre den Jubel der Engel. Amen. —

Eine tiefe Stille herrſchte wieder in der Kirche; die ganze Gemeinde ſtürzte auf die Knie, eine mächtige Erſchütterung hatte Alle ergriffen, und ein linderndes Lied, liebevoll tröſtend und ermunternd, wirkte ſichtbar beruhigend. Da erſchienen die Prediger beide, traten vor den Altar, das höchſte Myſterium unſerer Religion mit heiliger Weihe zu begehen. Viele aus der Gemeinde erhoben ſich und empfingen um den Altar knieend das Abendmahl; es war rührend zu ſehen, wie der zitternde Greis geführt ward, wie die bebenden Hände unterſtützt wurden, während er den geweihten Becher reichte. Die Gemeinde blieb während dieſer ganzen Feierlichkeit beiſammen, Keiner verließ ſeinen Sitz. Alle ſchienen ſtill zu beten, daß das geheiligte Mahl den Genießenden zum Segen dienen möge; und jetzt erſt ſprach der Greis in feierlichen, gemeſſenen Worten den Segen.

Still, wie man hereingekommen war, nur in umgekehrter Ordnung, verließ man die Plätze, und als man nun hinaustrat in die ſchöne Gegend, war es, als wenn eine innere Stärke die Meiſten erfüllte; eine ruhige Heiterkeit ſpiegelte ſich in jedem Auge und ſchien ein Wiederſchein der herrlichen Natur, die, hell von der Sonne beleuchtet, vor ihnen lag. Die vollen Aehren wogten auf den Feldern, die Bäume rauſchten, die Vögel ſangen, die freundlichen Häuſer lagen anmuthig da, die Wellen des nahen Meerbuſens ſchlugen leicht bewegt an das Ufer, und das ſchützende Gebirge warf von der höchſten Höhe den winterlichen Schneeglanz, hell leuchtend, wie ein fernes, kaltes Zauberbild in das warme Leben.

Wie glücklich ſeid Ihr, ſagte Flinthough, indem er ſich Aage Ruth näherte, daß Gott Euch in der Mitte eines ſolchen ruhigen, reinen Lebens einen ſolchen Segen geſchenkt hat. Gewiß, antwortete dieſer, wir dürfen nie vergeſſen, was uns geworden iſt, was wir noch beſitzen, und ein Tag, wie dieſer, müßte uns ſelbſt dann mit Dankbarkeit erfüllen, wenn dieſes ganze ſchöne Leben durch einen plötzlichen Unglücksfall zerſtört würde. Es lag etwas, mehr in der Art, wie er dieſe Aeußerung that, als in den Worten, was Flinthough ſtutzig machte, ja, beunruhigte. Was kann Dich, lieber Aage, ſagte er, in dieſem heitern Augenblicke, in dieſer reichen, anmuthigen Gegend, wo die Fülle eines fruchtbaren Jahres um uns her ſich ausbreitet, und nachdem wir den höchſten, ja, den himmliſchen Troſt genoſſen haben, zu einer ſo bedenklichen Aeußerung bringen? Oft, erwiederte dieſer, lauert ein großes Unglück, der Keim des Unterganges in dem ſcheinbar heiterſten Daſein. Flinthough wollte eben in Aage dringen, daß er ſich über dieſe bedenklichen Worte beſtimmter erklären ſollte, als der Wagen kam. Die Geſellſchaft fuhr fort, aber eine innere Angſt ergriff Flinthough, der, indem er in ſtillem Sinne Manches beobachtet hatte, ein bevorſtehendes Unglück ahnte, welches man aus irgend einem Grunde noch den Fremden verbärge.

Wir haben uns bis jetzt mit der Kolonie und ihren Bewohnern, wie ſie den Gäſten erſchienen, bekannt gemacht; es wird aber Zeit ſein, den engern Kreis der Freunde genauer kennen zu lernen. Thorſtein und ſeine

Frau, Klara van der Nael, bewohnten das größte Gebäude; in dieſem war eine bedeutende Bibliothek. Die Mutter, die ſo viel gelitten hatte, war vor wenigen Jahren geſtorben. Thorſtein hatte einen Sohn, der jetzt in Kopenhagen ſtudirte, ein paar halb erwachſene Töchter und einen noch ganz jungen Knaben. Roſſing mit ſeiner Elſe bewohnte ein zweites Gebäude, welches beſonders einen großen Reichthum an Kunſtwerken enthielt, theils an Modellen, darunter einige höchſt bedeutende Reſte der alten Plaſtik, theils an Gemälden, und auch unter dieſen waren Originale von vielem Werthe, die meiſten aber waren ſchöne Kopien. Thorſtein aber hatte ſeine Schätze bei Roſſing, der ſich eifriger mit der Kunſt beſchäftigte, hinſtellen laſſen, obgleich er, wie ſeine Frau, den hohen Genuß der Kunſt hoch hielt und wohl zu ſchätzen wußte. In Roſſings Wohnung war es meiſt ſtill; denn die Zeichenſchule, die von allen Kindern der Gegend beſucht wurde, lag in einem Nebengebäude, und nur er, ſeine Frau und ſeine Tochter mit einer Magd und einem Bedienten bewohnten das Hauptgebäude. Dieſe Tochter war jetzt neunzehn Jahre alt. Roſſing hatte ihr den Namen Sophie gegeben, und er verheimlichte ſeiner Frau nicht, daß er durch dieſe Benennung das Andenken eines Mädchens ehrte, welches ihm einſt gefährlich war, an welches er nie ohne innige Theilnahme zurückdachte. Sophie war in der ganzen Gegend durch ihre große Schönheit berühmt, mehr noch durch die ſtille, zarte Anmuth ihres Weſens, durch die geiſtigen Vorzüge, die ſie zu verbergen ſuchte, und durch eine Herzensgüte, die ganz in Theilnahme überzufließen ſchien und jetzt ſchon den hülfreichen Sinn neben den trefflichen Frauen ſo entwickelt hatte, daß die Hausfrauen, beſonders aber die deutſchen, ſich mit vielem Vertrauen an ſie wandten. Wo ſie erſchien, ward ſie mit einer Freude empfangen, die die größte Zuneigung bewies, und die Familien der Freunde betrachteten ſie ohne Neid als einen gemeinſchaftlichen Schatz, wie ihr auch Klara und Dorothea völlig wie Mütter erſchienen, und ſie gewohnt war, die alte Kolmar ſeit ihrer früheſten Kindheit Großmutter zu nennen. Thaulow der Jüngere, der jetzt abweſend war, hatte in ſeinem Hauſe einen ſehr vollſtändigen phyſikaliſchen Apparat, und wenn er da war, wußte er in langen, ruhigen Wintertagen mehrere Jünglinge und ſelbſt ältere Männer für dieſe Wiſſenſchaft zu gewinnen. Dorothea fand ſich in der Liebe ihres Mannes, in den Kindern, in der ſchönen Beſchäftigung überaus glücklich, und die alte Kolmar galt, wie wir ſchon früher erwähnt haben, für die allgemeine Mutter der Kolonie. Die trüben Erinnerungen hatten einen ſtillen Ernſt über ihr ganzes Weſen verbreitet. Aber wir fanden bis jetzt keine Gelegenheit, eines zweiten Paares zu erwähnen, welches mit Thaulow daſſelbe Haus bewohnte. Es war Lothar Kolmar mit ſeiner Frau Margot. Lothar hatte hier, fern von allen Erinnerungen, die ihn peinigten, alle jene liebenswürdigen Eigenſchaften eines Franzoſen entwickelt. Er ſchien den frühern Kummer vergeſſen zu haben, und wenn man wußte, was er verloren hatte, mußte man den rührenden kindlichen Sinn, mit welchem er ſich an eine jede heitere Seite des Lebens anſchloß, bewundern. Ein Blumengarten war ſeine Lieblingsbeſchäftigung. Dieſen ſchmückte er aus; Luſthäuſer entſtanden, oft von ſeltſamer Bauart, aber die friſchen Latten immer heiter angeſtrichen. In dieſem Garten brachte er den größten Theil des Tages zu. In Kolmars Hauſe als Kind erzogen, ſprach er das Deutſche wie ſeine Mutterſprache, und es fiel ihm daher weniger ſchwer, als andern ſeiner Landsleute, ſich mit der fremdartigen nordiſchen Sprache bekannt zu machen. Zwar drückte er ſich nie mit Geläufigkeit in dieſer Sprache aus, die fremde Ausſprache fiel denen auf, die ihn zum erſten Male hörten, und machte ihn faſt unverſtändlich, aber hier war er bald allgemein bekannt. Wer es konnte, ſprach Deutſch mit ihm, und die Uebrigen lernten nach einiger Zeit ihn verſtehen. Er war allgemein unter dem Namen des luſtigen Franzoſen bekannt. Wenn er nicht in ſeinem Garten war, fand man ihn bald hier, bald da bei den Bauern; die Frauen traten dem hinkenden Helden freundlich entgegen, kein Mädchen ſchlug dem luſtigen Soldaten einen Kuß ab, die Kinder jubelten, und die Kleinſten hüpften von ſelbſt auf ſeinen Schooß. Alle Taſchen waren voll von kleinen Geſchenken, die er austheilte. Ohne Neid betrachtete er die Thätigkeit der übrigen Freunde, die ihn ſehr hoch hielten, ja, verehrten. Sie kannten den tiefen Gram, der das verletzte Gemüth verzehrte, wie er nie an jene großen Thaten, an denen er Theil genommen hatte, an jene herrliche Armee, deren Name nun verſchwunden war, an jene trefflichen Kriegsgenoſſen, die in thatenloſer Dunkelheit ſich von den ſpärlichen, unwillig gereichten Penſionen kümmerlich ernährten, ohne Schmerz denken konnte. Und doch gedachte er dieſer Zeit vorzüglich gern. Reich an großen Kriegserfahrungen, konnte er Jedem bieten, was für ihn paſſend war. Den Freunden waren ſeine Erzählungen von den Feldzügen in Italien, in Spanien, in Deutſchland äußerſt lehrreich, und den Bauern wußte er das mitzutheilen, was den Kecken, Kühnen, ritterlich Geſinnten beſonders anſprechen mußte. Aber nie hörte man ihn ſeiner Thaten erwähnen, obgleich er ſein Kreuz mit einem gewiſſen Stolze trug. Der norwegiſche Bauer mußte für dieſen alten Kriegsmann etwas ſehr Anziehendes haben, und er war durch ſein Leben mit den Soldaten in einer Armee, wo das hohe Ehrgefühl einen Jeden gleichſtellte und mehr, als in den bürgerlichen Verhältniſſen, den Unterſchied der Stände aufhob, gewohnt, auf einem vertrauten Fuße mit den Geringern zu leben. Die Freunde ſchlugen ſeinen Einfluß auf die Gemüther ſehr hoch an. Thorſtein beſonders wußte, wie nahe ein ſtolzer, ritterlicher Sinn der Gemüthsart dieſer Bauern lag; er wußte, wie wenig dieſer ſich durch Lehren erzeugen läßt, und als Lothar kam — die Kolonie war damals im Werden —, als er allmälig anfing, mit den Bauern bekannt zu werden, ſah er wohl ein, wie wichtig ſein Einfluß ſein müſſe, obgleich dieſer ſelbſt es nie zugeben wollte und behauptete, die Bauern wären beſſer, als ſie alle. Ich wünſchte mir eine Armee von ſolchen Leuten, ſagte er, wenn man ſie mir transportabel machen könnte. Aber leider taugt das Volk gar nichts, wenn man es von ſeiner Felſenwurzel losreißt. — Margot ſprach nichts als Franzöſiſch, und es war unmöglich, ihr irgend eine andere Sprache beizubringen; ſie lebte daher nur für ihre zwei Kinder, ihren Mann und die nächſte Umgebung; aber die Biegſamkeit ihres Geſchlechts und ihres Volkes erſchien in ihr auf eine anmuthige Weiſe vereinigt, und ihre geräuſchloſe Wohlthätigkeit und ihre ſtumme Milde erweckten eine große Theilnahme, daß die freundlichen Geſichter, die ſie allenthalben anblickten, und die ſtillſchweigend wohlmeinenden Grüße ihr Vertrauen einflößten.

Am Abende des Sonntags ſaßen die Freunde bei Thorſtein zuſammen. Der junge Prediger und der ehrwürdige Greis hatten eben die Geſellſchaft verlaſſen. Lieber Thorſtein, ſagte Flinthough, wir haben jetzt mehrere Tage in der Mitte einer kleinen Gemeinde zugebracht, die durch Deine Thätigkeit hier verſammelt iſt; wir haben geſehen, wie Vieles, ja, faſt Unglaubliches Dir gelang, und wohl möchten wir jetzt erfahren, wie der Gedanke in Dir entſtand, mit welchen Schwierigkeiten Du zu kämpfen hatteſt, wie Du ſie überwunden haſt. Du verlangſt viel, antwortete Thorſtein lächelnd, und es iſt mir wohl kaum möglich, dieſes in einer kurzen Rede, die doch die Aufmerkſamkeit der Frauen, wie der Männer in Anſpruch nehmen, mehr einer geſelligen, wenn auch ernſthaften Unterhaltung, als einer eigentlichen Belehrung ähnlich ſein ſoll, zu leiſten. Aber dennoch mag, was ich Euch, lieben Freunde, was ich auch Ihnen, meine theuern Freundinnen, mitzutheilen wage, als eine Einleitung dienen, mehr beſtimmt, den allgemeinen Geſichtspunkt, aus welchem die Entſtehung dieſer Gemeinde betrachtet werden muß, zu bezeichnen, als eine Geſchichte ihrer Entwickelung zu geben. Du, lieber Gerhard, Du, theurer Flinthough, Ihr werdet beide Vieles zu fragen haben, und unſer längeres Zuſammenleben wird dunkle Seiten, die meine kurze Darſtellung nicht aufzuklären vermag, allmälig erhellen. Ueber Manches werde ich Roſſing reden laſſen, ohne deſſen Hülfe mir das Werk kaum ſo weit gelungen wäre. — Begierig näherten ſich die Frauen; die alte Kolmar, Klara, Elſe, Dorothea, ja, Roſſing und Lothar waren begierig, eine Art von Konfeſſion zu hören, die den Meiſten unter ihnen manches Erlebte in einem neuen Lichte zu zeigen verſprach.

Thorſtein begann: Thaulow der Aeltere gehört zu den ausgezeichnet begünſtigten Menſchen, die den ächten Werth des Geldes einzuſehen vermögen. Nie ſah man ihn, ſelbſt nicht im Kleinſten, eine unnütze Ausgabe machen, nie eine Summe, ſelbſt nicht die kleinſte, vergeuden. Wie weit er von allem Geize entfernt, wie ſchön, ja, großartig ſeine Geſinnung iſt, das brauche ich wohl Euch, ſeinen Freunden, nicht zu ſagen, und ſein ganzes Leben ſpricht ihn von einem Vorwurfe frei, den man nur zu oft hört, wo der Reiche dem Verſchwender nicht zu Gebote ſteht, die ungereimteſten Anſprüche nicht ſtets zu erfüllen bereit iſt. Aber Thaulow iſt zugleich Kaufmann im großartigſten Sinne. Als van der Nael alt wurde, übertrug er ihm die Handlung ganz, und der Erfolg rechtfertigte ſein Vertrauen. Der ächte Kaufmann, der am Meeresufer leben oder mit dieſem in leichte Verbindung treten muß, behauptete Thaulow, wenn er erſt einen entſchiedenen allgemeinern Standpunkt gewonnen hat, über bedeutende Mittel gebieten kann, hängt gar nicht von den politiſchen Ereigniſſen ab, ſo lange dieſe nur noch in den meiſten Ländern die ruhige, bürgerliche Ordnung dulden und aufrecht halten. Er muß ein jedes ſolches Ereigniß ahnen, wenige dürfen ihn ganz unvorbereitet treffen, und ſelbſt wenn dieſer ſeltene Fall eintritt, muß er, in ſeinen Geſchäften leicht beweglich nach allen Richtungen, ſich aus einem jeden verwickelten Verhältniſſe ohne großen Verluſt herausziehen können. Selbſt wo der größte Vortheil lockt, darf er nie ſeine Thätigkeit, am wenigſten auf eine gewaltſame Weiſe, in einer beſtimmten Richtung fixiren. Es giebt keine, die nicht über kurz oder lang umſchlüge, und je größer die Lockung, deſto größer auch die Gefahr. Er darf nie nach dem Neuen, ſelbſt wenn es noch ſo vielverſprechend zu ſein ſcheint, haſchen, und ein Theil ſeines Kapitals muß, wie zum vorauszuſehenden Verluſte beſtimmt, zur Ermunterung neuer Unternehmungen daliegen; aber er darf den etwa zu erwartenden Vortheil nie in Anſchlag bringen. Bei der allgemeinen Verſchlingung des Handels iſt es ihm leicht, einen jeden Ort, wohin ſeine Thätigkeit reicht, in einen Mittelpunkt zu verwandeln, wo ſeine Schätze unter eigenem oder fremdem Namen wuchern. — So iſt ihm in der That Alles zum Vortheil geworden, und das Glück hat ſein Talent auf eine wunderbare Weiſe unterſtützt. Die Kontinentalſperre, der Krieg zwiſchen Dänemark und England, ſelbſt ſpäter die gefährliche Kriſe in London, vermehrten die Kapitalien des van der Naelſchen Handelshauſes bis in's Unermeßliche, und es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Neigung, einen freien Ueberblick über den Weltverkehr zu behalten und ihn, wie er es vermag, zu ſeinem Vortheile zu leiten, eine wahre Leidenſchaft geworden iſt. Mir ſchwindelte, wenn ich dieſe Schätze ſah. Zwar war ſchon längst die Anſicht verſchwunden, als wenn ſie nur ſo zwecklos aus ihrer eigenen Maſſe ſich vermehren ſollten, als wenn dieſe ungeheure Geldmaſſe das Eigenthum eines einzelnen Menſchen ſein ſollte; aber dennoch beunruhigte mich der Gedanke, daß ich nun berufen ſei, dieſen unermeßlichen Schatz zu wahren. Der Alte betrachtete mich nach meiner Zurückkunft aus Deutſchland als ſeinen Sohn. Hier, in dieſem Verhältniſſe konnte es Niemandem einfallen, ſolche unüberſehbare Schätze etwa als zukünftiges Erbtheil an die Perſon meiner Klara zu knüpfen. Sie ſelbſt würde ſich davor entſetzt haben. Mir fielen die alten Gedichte ein, wie ſolche Schätze, wie der Nibelungenhort, ganzen Geſchlechtern zum Fluche wurden; mir ſchwebte Johannes Müllers Schweizergeſchichte vor, und welche Verwirrung, welches Verderben erſt die Toggenburger Erbſchaftsſtreitigkeiten, und dann die gewonnenen Schätze Karls des Kühnen unter ein urſprünglich einfaches und unſchuldiges Volk brachten. Oft überlegte ich mit dem herrlichen Greiſe und mit Roſſing, wie wir nun dieſen immer ſteigenden Reichthümern irgend eine ſegensreiche Ableitung geben konnten. Die Quelle zwar, das ſahen wir ein, durften wir nicht verſtopfen, und immer ſollte ein bedeutendes Kapital in der Handlung bleiben; es durfte nicht einmal den Anſchein haben, als beſchränkte das Handelshaus ſeine Unternehmungen. Wir alle haſſen die Schwelgerei, den prahleriſchen Luxus, Thaulow wohnt noch wie ein ſchlichter Bürger in dem kleinen Hauſe, welches er damals, als er mit van der Naels Vermögen nach Bergen kam, neben der großen, für ſeinen

Wohlthäter beſtimmten Wohnung einrichtete, und wenn ich auch mich gern in großen, heitern Räumen bewege, eine Auswahl in Kleidern, in Speiſen, in Wein liebe, ſo überſchreitet mein Aufwand doch niemals den, den ein gewöhnlicher wohlhabender Mann bürgerlichen Standes ohne Vorwürfe machen kann. Lärmende Geſellſchaften haſſen wir alle. So verzehrten unſre perſönlichen Bedürfniſſe kaum ſo viel, wie nöthig war, um die Gehülfen der Handlung zu lohnen. Die Idee, eine ſtille Gemeinde zu ſammeln, wie dieſe, beſchäftigte mich lange und anhaltend. Oft ſprach ich davon mit dem alten Vater, mit Thaulow, mit Roſſing, der ein Amt in Bergen bekleidete, aber wie von einem Traume; den noch war mir nichts klar. Meine Erfahrungen in Deutſchland hatten mich gelehrt, wie unglücklich wir ſind, wie viele Verwirrung wir anrichten, wenn wir immer mit geringen, dürftigen, ſowohl geiſtigen, als äußeren Mitteln uns in's Unermeßliche verlieren. Daß wir uns beſchränken, langſam fortſchreiten müſſen, daß nichts gewaltſam getrieben, Alles wie aus ſich ſelber hervorwachſen müſſe, ohne künſtlichen Trieb, das hatte ich mir freilich ſelbſt geſagt und oft genug wiederholt. Aber eben jenen feſten Punkt konnte ich nicht finden.

Ich war ein Jahr verheirathet und benutzte die ſchöne Jahreszeit, um dieſes merkwürdige Thal zu beſuchen. Ich fand dieſe Gegend. Sie war in ihrem damaligen, ſehr vernachläßigten Zuſtande dennoch bezaubernd. Aber leider, Faulheit und Schmutz, ja, eine Unſittlichkeit, die wenigſtens in dieſen Gegenden auffallen mußte, herrſchte vor. Die Verbindung mit dem Binnenlande hatte eine eigne Klaſſe von Menſchen nicht bloß hergezogen, ſondern auch aus der Mitte der Einwohner ſelbſt erzeugt. Es waren jene handelnden und herumziehenden Krämer, die wie eine Peſt die Handelsſucht unter die Einwohner verbreiteten. Sie leben in den Gaſthöfen; der unglückliche Genuß des Branntweins, die furchtbarſte Verlockung für die Einwohner nordlicher Gegenden, die Gewohnheit der Betrügerei, Alles trug zum Verderben dieſer Menſchen bei, und wenn unter dieſem kräftigen, aber ſtarren, noch zum Theil rohen Schlage der ſittliche Verfall einreißt, ſteigt er mit furchtbarer Schnelligkeit bis zu dem höchſten Gipfel. Leider kennen wir hier und da einzelne Gemeinden, die mitten unter den übrigen ſich auf eine ſolche traurige Weiſe auszeichnen. Die veraltete Verfaſſung trug viel dazu bei, eine von Natur fruchtbare Gegend in eine unfruchtbare zu verwandeln. Die Aecker waren gewiſſermaßen gemeinſchaftlich, der Bauer fand, was ihm gehörte, in kleinen Fragmenten, von fremdem Beſitz umgeben, und oft lag das Land eines entfernten Beſitzers vor ſeiner Thür, während er ſeinen Acker in der Ferne, einzelne Stücke in der weiteſten, aufſuchen mußte. Nicht einmal das Gefühl eines reinen eignen Beſitzes, die Naturquelle aller freudigen Betriebſamkeit, ſelbſt bei den Beſten, konnte ſo entſtehen, und hier war ein verſunkenes Volk. Daß weder der Handel noch die Fruchtbarkeit der Gegend einen geſunden, behaglichen Wohlſtand unter ſolchen Umſtänden erzeugte, war natürlich. Ein Jeder fühlte ſich in einer gedrückten, unangenehmen Lage. Unter dieſen unglücklichen Menſchen wohnte nur ein verhältnißmäßig wohlhabender, ja, reicher Odelsbauer, ein merkwürdiger Mann, von einem ſtarren Charakter, aber edeln Sinne. Er beſaß mancherlei Kenntniſſe, und ſein einziger Sohn, der ganz die Eigenthümlichkeit des Vaters geerbt hatte, ſtudirte, beſuchte fremde Länder, wußte in England ſein Glück zu machen, und als der Vater ſtarb, wünſchte er ſein väterliches Erbe zu veräußern, um in England zu leben. Eben als ich mich in dieſen Gegenden aufhielt, war er da und bot den Beſitz zum Verkauf an. Er war anſehnlich, konnte bedeutend verbeſſert werden, und die Kaufſumme war wenigſtens nicht übertrieben. Der Kauf reizte mich; ich dachte mir die Möglichkeit, auf dieſe Menſchen wohlthätig einzuwirken. Ich ſchrieb an den Vater, an Thaulow; ſie riethen mir ab. Das Leben unter ſo verdorbenen Menſchen, meinten ſie, könnte doch unmöglich einen Reiz für mich haben. Aber der einmal lebendig gewordene Gedanke ließ mir keine Ruhe. Es war, als müßte ich hier thätig werden oder nirgends. Die ſchöne Natur, die Gewißheit, daß hier nie ein großes Weltleben, ein bedeutender Handel entſtehen könne, das heimliche, fruchtbare, vor der Welt, wie vor dem rauhen Klima beſchützte Thal zog mich unwiderſtehlich an. Und wie die läſtige Verbindung mit der großen, ſtörenden, wildbewegten Welt ausgeſchloſſen war, ſo war die hoffnungsvolle mit dem Innern des Landes eröffnet, mit jenen edeln Stämmen, die in den Thälern des Hochlandes die urſprüngliche Reinheit der Sinne und der Sitten erhalten haben, ohne Zweifel die unverdorbenſten Menſchen, wie ſie friſch und geſund, mit einer großartigen Natur im Bunde, ſich erhalten haben. Wenn es Dir gelänge, hier eine Verbrüderung der friſcheſten, fröhlichſten Geſchlechter zu ſtiften, wenn die innige Verbindung mit dem Innern des Landes, indem ſie das Verderben der Welt von dieſen geſchützten Gegenden abhielte, Dir erlaubte, von hier aus, was Europa für die höhere Bildung gewonnen, was es der Natur und ihren Geſetzen abgerungen hat, ohne die verwirrenden Ausſchweifungen dahin zu leiten! Waren doch dieſe Thäler in frühern Zeiten, eben dadurch, daß die mannhafte Kraft vieler Gegenden hier einen Vereinigungspunkt fand, ſo mächtig. — Dieſer Gedanke ſchwebte mir immer vor. Warum ſollſt Du träumeriſch herumſchweifen, da innere Luſt, lebendige Hoffnung und eine unerwartete Fügung des Schickſals Dir winkt? Es gelang mir endlich, den Vater und Thaulow zu gewinnen. Nicht als wenn ſie meine Hoffnung getheilt hätten; aber der Verſuch war nicht koſtſpielig, er konnte, wenn er mißlang, keinen bedeutenden Verluſt nach ſich ziehen; ſie ſahen ein, daß ſie keinen beſſern Vorſchlag an die Stelle ſetzen könnten, und mußten geſtehen, daß wir nicht Jahre mit bloßen Träumen und ausſchweifenden Plänen verlieren dürften.

So kaufte ich denn das Odelsgut und reiſte nach Bergen, kam mit meiner Frau zurück und wohnte hier. Was ſoll ich Euch von dieſem erſten traurigen Jahre ſagen? Ich hatte gewünſcht, mir einen Einfluß auf die verdorbenen Menſchen zu erwerben; mancherlei Verſuche wurden gemacht, ſelbſt mit bedeutenden Opfern, ſie für eine geordnete Lebensart zu gewinnen. Sie mißlangen alle. Ich mußte ſie aufgeben. Doch war ſelbſt dieſes erſte Jahr nicht ganz verloren. Die Bewohner, die, entfernter von dem Meeresufer, an dem Handel keinen Theil nahmen, die mit den tiefer im Lande wohnenden Gebirgsbauern in näherer Verbindung lebten, waren nicht allein weniger verdorben, ſondern ſie wünſchten auch innig, ſich, wenn es möglich wäre, von den verſunkenen Nachbaren ganz zu trennen. Die Hausherren, die älteren Frauen ſahen mit Schrecken, wie die Sittenloſigkeit zunahm.

Ich war bei einem Beſuche dem Greiſe, der Euch bekannt iſt, ſchnell näher getreten. Wie ſoll ich Euch den Eindruck darſtellen, den er damals, obgleich ſchon im hohen Alter, auf mich machte? Er war ſeit mehr als dreißig Jahren nie aus ſeinem Kirchſprengel gekommen. Die benachbarten Prediger, viel jünger, als er, gebildet in Kopenhagen, wo damals, wie allenthalben, ſeichte Aufklärung herrſchte, waren ihm ein Greuel; aber Alles, was er gehört hatte, klang eben ſo; ſelbſt neuere Schriften, die er erhielt, ſprachen vom Gebrauch der Vernunft, vom Prüfen, und das Reſultat dieſer Prüfung war, bald verſteckter, bald unbefangener dargelegt, daß Alles, was ihm das Heiligſte war, als leerer Aberglaube verſchrieen wurde. Da bildete ſich in der langen Einſamkeit der furchtbare Gedanke, daß das Chriſtenthum ausgeſtorben ſei in der Welt.

Und dennoch ſchwankte er nicht; im Gebet rang er nach Stärke. Man erzählt von einem Vertheidiger der letzten Feſte eines unterjochten Landes, daß er, als die belagernden Eroberer ihn wiſſen ließen, daß ſein Herrſcher in den letzten Winkel zurück getrieben ſei und dort Alles nur von der Gnade des Siegers zu erwarten habe, und wie thöricht es von ihm wäre, unter ſolchen Umſtänden noch länger zu widerſtreben, antwortete: Es mag ſein, daß Ihr Recht habt; wohl möglich, daß Ihr das ganze übrige Königreich in Eurer Gewalt habt. Nun wohl, dann hat es ſich hier zuſammengedrängt auf dieſen noch nicht eroberten Punkt. Hier iſt das Königreich, und was Ihr mir ſagt, beweiſt am meiſten, wie heilig die Pflicht iſt, dieſen letzten Punkt, mit welchem das Reich völlig erlöſchen würde, mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. — So dachte der ehrwürdige Greis und beſchloß, dieſen Punkt des übriggebliebenen Chriſtenthums rein zu halten und gegen den eindringenden Feind zu wahren. Und wie der Vertheidiger der Feſte eine zu große Gefahr ſeinen Untergebenen zu verheimlichen ſucht, daß ihr Muth nicht ſinken ſoll, ſo trug auch er dieſen furchtbaren Schmerz allein. Dieſes Alles erfuhr ich, weil die Bekanntſchaft mit mir und Klara ſeine entſetzliche Vorſtellung vertilgte, weil er voller Verwunderung durch uns erfuhr, daß ein wahrer chriſtlicher Sinn noch in vielen Herzen lebendig ſei, daß ſelbſt bedeutende Geiſter, und eben die bedeutendſten, jene Flachheit einer ſogenannten Aufklärung, jene unvernünftige Vernunftreligion gering ſchätzten. Er war bei dieſer Nachricht wie verjüngt. Der Theil der Gemeinde, der ihm anhing, wohnte zerſtreut in den Gebirgen, auf die verworfenen Einwohner der Küſte hatte er freilich gar keinen Einfluß. Aber es gelang mir, ihn für einen Plan zu gewinnen, durch welchen die jetzige Gemeinde erſt gegründet wurde. Ich baute die Kirche, wie ſie jetzt da iſt, und eine Predigerwohnung daneben. Bis jetzt bildete die Ebene nur ein Filial. Ich erhielt die Erlaubniß, hierher den Hauptſitz des Kirchſprengels zu verlegen. Von jetzt an keimte der Plan, die ſchlechten Mitglieder zu entfernen. Es waren einige dreißig Familien. Durch große Opfer ward es mir möglich, ſehr bald die Hälfte zu überreden, ihren Wohnort in Bergen ſelbſt, in Chriſtianſund, in Stavanger aufzuſchlagen. Sie wurden in den Stand geſetzt, dort ſich dem Handel ganz zu widmen. Ihre Beſitzungen kaufte ich und überließ ſie für eine mäßige, nach und nach abzuzahlende Summe an zweite Söhne der Odelsbauern. Um dieſe Zeit eben gelang eine Handelsſpekulation über alle Erwartung, und wir erhielten eine bedeutende Summe. Die Uebriggebliebenen erfuhren, daß ihre geweſenen Nachbaren als Bürger in der Stadt lebten. Sie wünſchten ein gleiches Loos, und in kurzer Zeit war die ganze Ebene längs der Küſte in meiner Gewalt; nur die beſſern Einwohner im Innern des Landes blieben. Der geſchwächte Kern des Verderbens ſollte, hoffte ich, durch den Einfluß des herrlichen Lehrers, durch das Beiſpiel der beſſern Männer, die aus den innern Gebirgsgegenden herzogen, und der alten Bewohner, die tiefer im Lande wohnten, erſtickt werden. Jetzt erſt, da das heitere Thal von den ſchlechten Einwohnern befreit, von einem reinen norwegiſchen Stamme bewohnt war, konnte ich es wagen, an eine weitere Ausführung meines Planes zu denken. Die Ländereien waren vertheilt, ein Jeder wohnte in der Mitte ſeines geordneten, gerundeten Beſitzes. Ich berief die Beſitzer, die mir das heilige Verſprechen gaben, nie einen handelnden Bauer unter ſich zu dulden, und ich überließ die ſo gereinigte Gemeinde eine Zeitlang ſich ſelbſt. Schon ſah ich mit Freuden einen Gemeingeiſt unter den Einwohnern herrſchen; denn die Geringſchätzung des ſchmutzigen, betrügeriſchen Volks, welches ſich jetzt zum Theil in den benachbarten Gegenden zuſammendrängte, oft freilich auf eine rohe Weiſe geäußert, verband ſie inniger, und, angefeindet von den Nachbaren, mußten ſie freilich kühn hervortreten, Furcht einjagen. Ich entfernte mich, nachdem ich ihnen allerlei Rathſchläge mitgetheilt hatte, die ſie vertrauensvoll annahmen; aber meine größte Hoffnung gründete ich auf den ehrwürdigen Greis und auf zwei Bauern, die zu jenen herrlichen, hochbegabten Naturen gehörten, die man nicht ſelten in dem nordiſchen Hochlande findet, und die unter den übrigen ein großes Anſehen gewannen. Einer war aus Valders, der Andre aus Gulbrandsdalen hergezogen. Ich gewann Roſſing für meinen Plan. Selbſt vermögend, gab er gern ein Amt auf, welches keinen großen Reiz für ihn hatte, und wir bereiſten mit unſern Frauen innerhalb zweier Jahre Frankreich, Italien und England. Frankreich wurde den Frauen, Italien Roſſing, England mir am Wichtigſten. Als wir zurückkamen, fing nun die Arbeit an. Was die geiſtige Bildung uns geben kann, ohne die Einfachheit der Sitten, die Treue des Glaubens zu ſtören, was zur Bequemlichkeit des Lebens dienen kann, ſollte das ſtille Leben veredeln. Die Erfahrung, daß Völker, die zwei Sprachen reden, wenn beide einige Vorzüge der Bildung gewähren, wie die deutſchen Grenzvölker gegen Italien, Frankreich, Holland, Dänemark, eine größere geiſtige Beweglichkeit erhalten, erregte den Wunſch, einer zweiten Sprache in dieſer Gegend Eingang zu verſchaffen. Meine Freunde riethen mir, die engliſche zu wählen, und es iſt gewiß, daß dieſe Sprache für Norwegen, wenn wir die Lage des Landes und ſeine Verhältniſſe betrachten, auf jede Weiſe die naturgemäßeſte ſcheint. Aber für dieſe in ſich geſchloſſene Gegend galt es nun keinesweges, da wir den Weltverkehr ausſchließen wollten. Dahingegen ſchien mir die deutſche Sprache, theils als eine verwandte, theils, weil wir alle ſelbſt mit dieſer Sprache vertrauter waren, theils durch die ungemeine Mannigfaltigkeit geiſtiger Entwickelungen, die eine große Auswahl erlaubte, uns näher zu liegen. Was uns nun ſeit funfzehn Jahren gelang, habt Ihr zum Theil geſehen; nur dieſes Eine galt uns, indem der Zuſtand ſich allmälig ſo bedeutend veränderte, als vorzüglicher Grundſatz, daß wir die frühern Verhältniſſe, die naturgemäß ſich geſtaltet hatten, gelten ließen, zu veredeln, nie zu verdrängen ſtrebten. Ein weſentlicher Theil des Gelingens unſers Strebens, wie einige Kritiker ſich ſpottend äußerten, ein Utopien unter dem Nordpol zu gründen, wie Rudbeck von einem Paradieſe in Schweden träumte, hing von Roſſing ab, und ich muß Dich, lieber Freund, jetzt bitten, die Rede eine Zeitlang fortzuführen.

Das thu' ich ſehr gern, erwiederte Roſſing, denn außerdem, daß ich gern etwas Nützliches und Erſprießliches, beſonders, wenn es von dem gewöhnlichen Sinne für überflüßig und unnütz angeſehen wird, mit Luſt unternehme, ſpreche ich auch gern davon, wie alle meine Freunde wiſſen, und ich danke Dir daher recht für dieſe Aufforderung. Ich fange alſo die Darſtellung dieſes großen Unternehmens, inſofern meine kleine Perſönlichkeit dabei thätig war, mit der wichtigen Bemerkung an, daß der Menſch vor allen Dingen ſich waſchen muß. — Die Frauen lächelten, die Männer lachten laut. — Lacht nicht, Freunde; es war das Grundthema, von welchem ich ausging. Hätte ich dieſe erſte nothwendige Bedingung nicht unverrückt feſtgehalten, nichts wäre mir gelungen. Hat doch die körperliche Reinigung von jeher eine hohe, in Griechenland eine philoſophiſche, im Orient ſogar eine religiöſe Bedeutung gehabt. Eine jede Reinigung iſt mit einem Gefühl der Beſſerung, und wenn dieſes auch noch ſo ſehr zurückgedrängt iſt, verbunden, und ich behaupte, daß Keiner aus einem Bade heraufſteigt ohne eine leiſe Mahnung des Gewiſſens, die ihm die höhere Bedeutung der Reinigung vorhält; dem Beſſern iſt ein jedes Bad eine Aufforderung zur Beſſerung. Aber dieſe körperliche Reinigung hat keine Bedeutung, wenn ſie allein ſteht. Lebendig wird ſie erſt durch eine zwar anſtändig verhüllende, aber luftige, leichte Kleidung, die die Ausdünſtung nicht hemmt. Hüllt ſich der Menſch in dicke Stoffe, die zugleich die Ausdünſtung ſteigern und hemmen, dann erſtickt das erfriſchende Gefühl der Reinlichkeit in der Geburt. Ich behaupte, daß eben deßwegen die wiederholten Bäder der Orientalen ihren ganzen wohlthätigen Einfluß verlieren. Dieſe Menſchen hüllen ſich in eine ungeheure Menge Kleider, ſelbſt Pelze; die unnatürlich geſteigerte Ausdünſtung findet keinen Ausweg und wirft ſich zurück, bläht das Gehirn auf und erzeugt jene verzerrte Traumwelt, in welcher Himmel und Hölle, Wolluſt und Grauſamkeit, tiefe Gedanken und bizarre Ausſchweifungen in einem widerwärtigen Gemiſch vorkommen. Wenn Thorſtein ſich freute, als er erwog, was ſich mit dem treuen Sinne, mit der ritterlichen, offenen Denkweiſe der ächten norwegiſchen Bauern ausrichten ließe, ſo freute ich mich nicht weniger, wenn ich einen ſtarken Bauer mit einem ſtattlichen Barte traf, wenn ich im harten Winter die Eiszapfen von dieſem auf die entblößte Bruſt herunterhängen ſah, um ſo mehr, da dieſe Menſchen eine natürliche Neigung zur Reinlichkeit haben. Aber die perſönliche Reinheit kann ſich nicht allein erhalten, ſie muß genährt werden durch einen weit ausgedehnten, die ganze Umgebung umfaſſenden Sinn. Wie die Schaam das Unſchickliche, ſo muß dieſer Sinn das Schmutzige, Widerwärtige nicht allein von jeder unmittelbaren Berührung entfernen, ſondern auch ſchon den Anblick verhüllen. Ihr habt, lieben Freunde, in der geheimſten häuslichen Einrichtung, ſelbſt bei den Bauern, Vorkehrungen angetroffen, die man in den luxuriöſeſten Hauptſtädten nicht trifft, die nur in England allgemein herrſchend zu werden anfangen. Wie ſchrie man, als ich mit entſchloſſenem Eifer dieſen Weg zu gehen anfing. Thaulow der Aeltere rechnete mir die Summen vor, die ich unnütz vergeudete. Ich blieb feſt bei meinem Grundſatze ſtehen. Ohne jenen durchgreifenden Sinn, der das Widerwärtige vom Leibe entfernt hält und, wo es nicht allein ſich nicht entfernen läßt, ſondern auch erhalten, aufbewahrt werden muß, es anſtändig, ja, mit ängſtlicher Scheu verhüllt, iſt an keine durchgreifende Reinigung der Sitten zu denken. Es giebt ſchmutzige **Gedanken**, ſchmutzige Geſinnungen, die demjenigen unmöglich werden, der mit einer Art von Entſetzen ſich von dem Widrigen abwendet, der in einer durchaus reinlichen Umgebung lebt und athmet. Es iſt die erweiterte, heilige Schaam, die ſich verhüllend über die ganze Welt eines Menſchen wirft, der klare Himmel einer aufblühenden, reinern Natur. In dem Miſthaufen mag der Saame keimen und manches Inſekt ſich nähren; aber der Menſch iſt zu Gottes Bildniß geſchaffen, und in ſolcher Hülle gedeiht er nie. Was bei einer größern Maſſe freilich unmöglich iſt, das war hier, in einem beſchränkten Kreiſe, wo uns große Mittel zu Gebote ſtanden, und mit ſolchen Menſchen möglich, und wenn wir ein koſtbares Gebäude mit großer Pracht aufführen wollen, dürfen wir die Ausgaben für ein ſicheres Fundament nicht ſcheuen.

Reinlichkeit in ſolchem ausgedehnten Sinne iſt ohne ſtrenge Ordnung unmöglich. Daher muß der Landmann, wie luftige Kleidung, ſo eine hinreichend weitläufige Wohnung beſitzen. Mag er ſich lieber manchen andern Genuß verſagen, der ihm leicht ſchädlich, ja, ſeiner Geſinnung gefährlich wird. Eine hinlänglich große Wohnung, luftige Stuben, Räume, in welchen Alles, was zum häuslichen Leben gehört, in gehöriger Ordnung geſondert wird, ſind für die ſittliche Ausbildung von hohem Werth. Es iſt unmöglich, daß klare Gedanken, daß reine Geſinnungen gedeihen können in jenen ſchmutzigen, finſtern, engen Räumen, in welchen Eßware, Kleidungsſtücke und Geräthe von allerlei Art in einem widrigen Gemiſch zuſammengehäuft ſind, ſein müſſen. Wie kann in ſolchen Löchern ſich die feſte klare, ſich ſelbſt immer gleich bleibende Geſinnung bilden und erhalten? Die Wohnung, beſonders die des Landmanns, iſt ſein erweiterter Leib, hängt mit ſeinen Gedanken, ſeiner Geſinnung nicht bloß äußerlich und zufällig zuſammen. Man hat mir immer eingewandt, daß eben das Geſchäft des Landmannes jene Scheu vor dem Widrigen keinesweges dulde, daß ich weichliche Zierpuppen bilden würde, untauglich zum Ackerbau, der eben manche Entſagung fordere, zu welcher ein ſolcher an allen Ecken Gewaſchener und Geſcheuerter ſich gar nicht fähig fühle. Welch' eine Thorheit liegt in dieſer Behauptung. Wäre ſie in dieſem Umfange wahr, müßte nicht ein fleißiger Anatom ſo tief herunterſinken, daß kein Menſch mit ihm umgehen könnte? Keiner ſcheut ſich das anzugreifen, was ſein Geſchäft fordert. Dieſes heiligt Alles. Daß aber eben der Ackerbau mit der größten äußern Reinlichkeit und Ordnung beſtehen kann, beweiſen ganze Völker, und beſonders die nördliche Gegend, die mit keiner übermäßig wuchernden Vegetation zu kämpfen hat, beſitzt in dieſer Rückſicht große Vorzüge.

Die Ordnung erzeugt aus ſich ſelbſt den Sinn für angenehme, paſſende Verhältniſſe, für Symmetrie. Als es uns nach manchen Kämpfen gelungen war, die Gemüther für unſere Beſtrebungen zu gewinnen, als die Beſſern uns unterſtützten, als allmälig die Häuſer größer, heller, geräumiger wurden, fing nun auch jener feinere Sinn an ſich auszubilden. Und hier verdanken wir unſern Frauen Vieles, was ſie, wie ſie bekennen, beſonders in Frankreich gelernt haben. Sie ſelbſt ſuchten Alles in ihren Wohnungen gefällig zu gruppiren, und ſie bewieſen bald, wie eine angemeſſene Anordnung, indem ſie den Bauerwohnungen ein gefälligeres Anſehen giebt, zugleich eine zweckmäßige Gliederung erzeugt, in welcher man ſich leichter, ſchneller, naturgemäßer bewegt. Mit den Küchen fingen ſie an, weil die Hausfrauen, wenn ſie flink, häuslich, reinlich ſind, hier beſonders die Zierlichkeit lieben, weil das blanke Geſchirr ſchon dazu auffordert, aber allmälig dehnte ſich die zierliche Gruppirung über alle Räume aus, und wie die verborgenſten Plätze im Hauſe reinlich, luftig, angenehm waren, ſo drang der Sinn für anmuthige Zuſammenſtellung bis in die verſchloſſenſten Schränke, ſo daß man nirgends eine Unordnung, ja, nicht einmal eine ungefällige Ordnung ertrug. Wenn wir in die Häuſer der Bauern traten, ſo war es zur Gewohnheit geworden, einen jeden entdeckten Mangel an Symmetrie ſogleich zu ergänzen. Während des Geſprächs ſtellten wir ſtillſchweigend die Stühle anders, rückten die Tiſche nach einem andern Orte, ordneten, was etwa, eben gebraucht, auf einander lag, auf eine gefällige Weiſe.

Indem wir nun unabläßig bemüht waren, den Sinn für Reinlichkeit und Ordnung bis in die geringſten Aeußerungen des Lebens hineinzubilden, entwickelte ſich der höhere Sinn für Schönheit auf eine für uns alle überraſchende Weiſe wie von ſelbſt. Dieſer Sinn iſt nichts Angelerntes, nichts Künſtliches, am wenigſten ein Vorzug, der nur einzelne, begünſtigte Naturen auszeichnet. Er iſt der natürliche, urſprüngliche, und wenn man dasjenige, was, wie der Natur zum Trotz, durch die Menſchen gewaltſam herbeigeführt wird, künſtlich nennen will, ſo möchte ich vielmehr behaupten, daß das Häßliche künſtlich ſei. Eben ſo wenig iſt die Schönheit eine Art Luxus, ſie iſt keinesweges theurer, als die Häßlichkeit; vielmehr iſt ſie, wenn das Zweckmäßige, Entſprechende am nächſten zum Ziele führt, das Wohlfeilſte, da nämlich, wo ſie ſich naturgemäß geſtaltet hat. Das Zeichnen wird als ein eben ſo weſentlicher Beſtandtheil unſeres Unterrichts angeſehen, wie das Leſen und Schreiben, und wir haben keine Koſten geſcheut, die vorzüglichſten Lehrer zu erhalten. In Handarbeiten werden die Kinder, die Jünglinge, in ſolchen, die ſich für ihr Geſchlecht eignen, die Mädchen geübt, und Alles, was keine gefällige Form hat, wird vernichtet. Wir haben Fruchthäuſer gebaut, unterſtützten mit Rath und Anleitung bei jeder Gelegenheit, und ſo iſt es uns gelungen, den Sinn für Schönheit auf eine ſo ausgedehnte Weiſe auszubilden, daß es uns ſelbſt überraſcht hat. Indem wir den naturgemäßen Gang verfolgten, entfernten wir beſonders alles Fremdartige, Alles, was in dieſer Umgebung nicht als ein Angemeſſenes erſcheinen konnte, wenn es auch an und für ſich noch ſo bedeutend iſt. Daher werdet Ihr keine Nachahmung, weder der antiken, noch der modernen, weder der griechiſchen, noch der gothiſchen Kunſt ſehen. Ob aus Keimen, wie dieſe, jemals eine Kunſt wirklich ſich erzeugen wird, wer vermag es zu ſagen? Daß ſie nur auf ſolche Weiſe vorbereitet wird, und nie durch Nachahmung und Manier, das iſt entſchieden. —

Es war uns aber, nahm nun Thorſtein wieder das Wort, beſonders darum zu thun, alles Manierirte zu entfernen, wie alles Häßliche, auch aus dem Umgange. Wir vermieden eine jede gezierte Wendung und ſorgten beſonders dafür, daß keine Schriften in die Hände der Einwohner kamen, die jene gefährliche Sucht zur Ziererei erzeugen könnten.

Als Thaulows Bruder, der Bergmann, herzog und ſich mit uns verband, erhielten wir eine wichtige Stütze. Er iſt im ſtrengeren Sinne National-Norweger, als wir übrigen, wie er ſich früher inniger mit dem deutſchen Volke verband; denn auch mein Intereſſe für Deutſchlands damals gefährdete Sache war mehr aus dem allgemeinen Standpunkte des Geſchlechts, als aus dem beſondern nationalen entſprungen. Er hat, ſeit er hier iſt, eine geheime Furcht vor allem Ueberſchwänglichen, bloß in das Unbeſtimmte Hinausſtrebenden, und iſt gleichſam, um ſeine frühern Sünden abzubüßen, auf das Beſtimmteſte umgeſchlagen. Sein Unterricht in der ſtrengen mechaniſchen Phyſik iſt ſehr wichtig. Ich behaupte, daß das Studium für die Entwickelung des Präciſen, des Angemeſſenen in Gedanken und Rede wichtiger iſt, als das rein mathematiſche. Das eigenthümliche Talent der Einwohner unterſtützte ihn ſehr, und durch ſeine Gebirgsnatur, durch die Kühnheit, mit welcher er in die wildeſten Gegenden hineindringt, durch ſeine Enthaltſamkeit und rieſenhafte Konſtitution ſteht er unter den Bauern als ein bloßer Bauer, aber zugleich als ein Muſter für alle. Es iſt mir immer höchſt ſeltſam geweſen, wie dieſe heitere Klarheit mit Schwärmerei, dieſe Stärke mit Milde, ja, Weichheit gepaart iſt, und wie dieſe norwegiſche Alpenpflanze in den deutſchen Gebirgen, der eigenſten Natur treu, ſich bewahrt und entwickelt hat. So iſt Thaulow mit ſeiner Thätigkeit auf dem Standpunkte der Natur, Roſſing auf dem der Kunſt, wie ich vielleicht mehr auf dem der Geſchichte, geſtellt, indem wir, ohne daß jene Richtungen ſtreng geſchieden wären, ein Jeder in ſeinem Sinne, thätig ſind.

Gerhard, für deſſen klaren, praktiſchen Sinn ſich ein bedeutender Wirkungskreis eröffnet hatte, ſchien gerührt. Wie verworren, ſprach er, wie unklar geſtaltet ſich Alles in den großen, mächtigen Staaten! Wie müſſen wir uns freuen, wenn es uns hier und da auf einem einzelnen Punkte gelingt, eine erfreuliche Ausſicht zu eröffnen, das ſich Widerſprechende auszugleichen; aber wie unſicher ſchwankt Alles, getragen von einem Ganzen, welches mehr durch die zähe Gewalt der Gewohnheit, als durch innere Stärke zuſammengehalten wird! Hier aber, in dieſem entfernten, dicht von Felſen umſchloſſenen Aſyle, iſt ein geſunder Kern, der Alles trägt, keimen läßt, entwickelt und erhält. Wie möchte ich Euch beneiden, Freunde, daß Ihr durch Natur, durch herrliche Menſchen, durch die einfache, mit keinen bedenklichen Zweifeln kämpfende Religion unterſtützt, es vermochtet, eine Welt um Euch zu bilden, die Eure Mühe ſo trefflich lohnt. — Auch Julie wünſchte den Frauen zu einem Leben Glück, welches immer von Neuem einen ſo herrlichen Genuß darbot, und Nanni träumte ſich mit ihrem Geliebten in dieſer Gemeinde lebend. Er muß hier bleiben; wo könnte er ein Leben finden, thätig, hülfreich, genußreich, wie hier, dachte ſie, und mit Ungeduld erwartete ſie ſeine Ankunft. Aber am meiſten unter Allen ſchien Flinthough von der Darſtellung ergriffen. Er ſtand auf, ſchien innerlich mit einiger Unruhe zu überlegen, ob er das Wichtige, was offenbar auf ſeiner Seele laſtete, mittheilen ſollte oder nicht. Die Geſellſchaft ſah ihn mit Verwunderung an, und geſpannt erwartete ſie, was er ſagen würde, als er ſich entſchloſſen niederließ und zu ſprechen begann.

Eure Gemeinde, wie ich ihr Leben ſah, wie ich den Sinn, in welchem ſie ſich geſtaltet hat, wahrnahm, hob er an, iſt mir wichtiger, als Ihr Euch denkt; und Ihr werdet mich verſtehen, wenn ich Euch in kurzen Worten ſage, was meine ganze Seele erfüllt, und bis auf welchen Punkt, bis zu welcher Ausſicht, ein Leben, unter innern Kämpfen durchlebt, mich gebracht hat.

Als ich nach Deutſchland reiſte, war meine Neigung, dem ganzen Leben eine religiöſe Bedeutung zu geben, ſchon entſchieden. Da trat mir, wie ich damals Natur und Geſchichte lebendig ergriff, lockend der Katholicismus entgegen. Der Menſch, lebend in einer Welt, deren innere Tiefe und Herrlichkeit einen reizenden Mittelpunkt findet in dem eignen Geiſte, erleuchtet durch eine Offenbarung, die ihm das Räthſel der ewigen Liebe verkündigt, die alles Daſein reinigt und weiht, konnte der Neigung, eine eigne Welt zu geſtalten, nicht entſagen. Das Geſchenk, welches Natur und Geſchichte liebend umfaſſen, reinigen, erlöſen ſollte, wurde in eine phantaſtiſche Zwiſchenwelt ſelbſt ſchöpferiſch hineingelockt, und was uns hier anzog, war, daß in dieſe Welt alle Räthſel zuſammen gedrängt wurden, um entweder gelöſt oder als unauflösliche Geheimniſſe feſtgehalten zu werden. Das Natürliche mußte dem Wunderbaren, das Verſtändige dem Unbegreiflichen weichen, und es geſtaltete ſich eine eigene, ſeltſame Welt, in welcher das Wunder wie eine andere Natur, das Unbegreifliche wie ein anderer Verſtand erſchien; was wir nicht zu begreifen vermochten, war eben der geheime Begriff dieſer Welt, der wir uns ergaben; was wir nicht zu ſchauen vermochten, war eben die Wirklichkeit dieſer Welt, in welcher wir lebten oder zu leben meinten, und das Unbegreifliche erhielt die Sicherheit des Verſtandes durch den inneren, feſten Zuſammenhang, das Wunderbare Wirklichkeit durch das ſchöpferiſche Vermögen der Phantaſie, — und dennoch blickte aus dieſem Gebäude uns das Herrlichſte an, dennoch war Jahrhunderte lang für einen Jeden, der nach der Vereinigung mit der ewigen Liebe ſtrebte, hier das mächtigſte Mittel, und es wäre thöricht, zu meinen, daß eine Kirche, die ſo lange eine geſchichtliche Bedeutung hatte und behauptete, Alle verleitet habe, die ſich ihr ergaben. — Der Geiſt wand ſich aus dieſer Träumerei hervor, und vor ihm lag die Welt der Erſcheinung außer ihm und die Welt der Gedanken in ihm. Da entſtand jene endloſe Zerſtreuung, die immer gewachſen iſt, bis ſie in unſern Tagen den höchſten Gipfel erreichte. Dieſe unermeßlichen Schätze der Unterſuchungen lockten die Forſcher, bis ſie ganz in die Gewalt der Gegenſtände geriethen und eine neue, ja, eine gefährlichere Knechtſchaft für die alte eintauſchten. Nur Wenige blieben dem innern wahren Kern der Kirche, der in der Traumwelt früherer Zeiten wie durch einen geheimen Zauber magiſch verſchloſſen lag, treu und ſuchten dieſen höchſten Schatz zu wahren. Aber ihnen war die Welt fremd. Dieſe zu erlöſen, erſchien der Heiland; aber ſie wandten ſich von der Welt ab, die eigene Seligkeit in trübſeliger Andacht zu bereiten. Weil ſie, was Gott als Keim eines höheren Lebens in die Natur, in den menſchlichen Geiſt ſorglich pflanzte, nicht erkennen wollten, behielt der weltlich Forſchende Recht; denn was die misverſtehende Frömmigkeit verwarf, ſollte erhalten, ſollte gereinigt, nicht verſchmäht werden. Aber dieſes Recht verkehrte ſich in furchtbares Unrecht, weil man den Geiſt der ewigen Liebe läugnete. So war die Trennung entſchieden; der Geiſt der ewigen Liebe ſchien das große Erlöſungswerk aufgegeben zu haben, um einige finſtere Geiſter, die nicht, wie er, mit Sündern und Zöllnern lebten, und der Welt ein Heil verkündigten, allein zu erleuchten. Jetzt bildete ſich ein vermittelndes Organ, die Philoſophie. Sie läugnete die Macht des Geiſtes nicht; die, welche ſie anerkannte, war nicht die der ewigen Liebe, es war die des Begriffs. Wie früher Jahrhunderte hindurch eine Wunderwelt, aus ſich ſelber ſich entwickelnd, wie die Natur eine ſtreng ordnende Form ſchuf, ſo ſollte jetzt die Form eine Welt bilden. Es war ein wichtiger, ja, ein heilſamer Durchgangspunkt; denn die zerſtreuende Thätigkeit der Forſcher fand ein Centrum, und die Gewalt der Erſcheinung, der Sinnlichkeit, die alles Erkennen als bloß äußere Erfahrung gefangen genommen hatte, war verdrängt. Ein Großes war gewonnen. Die Natur hatte eine geſchichtliche Bedeutung erhalten. Wie die Welt der Erſcheinung uns zu der Mannigfaltigkeit der Dinge hinzieht, wie dort das am meiſten, ja, bis in's Unendliche Entfaltete, das Todte, das von dem Geiſte ſcheinbar am meiſten Abgewandte für uns den größten Reiz hat, daß wir eben da die höchſte Gewißheit ſuchen und finden, ſo muß die Geſchichte uns in uns ſelbſt hineinwerfen. Denn auch wir, unſer Eigenſtes ſelbſt, haben eine Geſchichte, eine Entwickelung. Da finden wir nun unſer Bewußtſein, unſere Geſchichte im engern Sinne, die Entwickelung von Erinnerung begleitet, und verfolgen ſie, bis ſie ſich in die Bewußtloſigkeit der Kindernatur verbirgt, ohne zu verſchwinden. Wir ſehen unſer eigenes beſtimmtes Bewußtſein mit dem allgemeinen vereinigt, und abermals müſſen wir die Geſchichte des Geſchlechts als unſere eigene verfolgen, bis ſie ſich in die Bewußtloſigkeit der Natur verliert, ohne zu verſchwinden. Dann öffnet ſich der tiefe Abgrund der Geſchichte der Natur, und wir ſehen, wie hier aus der finſtern Nacht der Maſſe das Leben ſich gebiert, wie die Sinnlichkeit nicht ein ſchlechthin Gegebenes, vielmehr ein ſich Entwickelndes iſt, und es muß uns klar werden, daß dieſes Schauen höher iſt, als die Sinnlichkeit ſelber. Da ſehen wir, wie die Natur in gewaltſamen Kämpfen ſich geſtaltet hat, wie, was eine eigene Geſtalt ſuchte, ſie ſelten fand, wie es, wild in den Kampf hineingeriſſen, ſich und die Feinde in ein gemeinſchaftliches Grab ſtürzte, wie aus dieſem Kampfe dennoch das Leben ſiegreich hervorging, wie aber die feindſeligen Kräfte immer ingrimmiger wurden, je bedeutender das Leben als die lichten Gedanken der Schöpfung ſich geſtaltete, bis das, was wir als ein Uebel in der kämpfenden Natur betrachten, was da uns mit Grauen ergreift, obgleich ſie zur Ordnung gebracht und dem Geſetz unterworfen iſt, ſich in unſerm Innern in das Böſe verkehrte, mit welchem das ganze

Geſchlecht und jeder Einzelne den entſetzlichen Krieg, deſſen Anfang wir ſchon in der Bildung der Natur wahrnahmen, ſchutz- und waffenlos dem Feinde ſchon durch die Geburt preisgegeben, ohne Hoffnung zu beſtehen haben.

Wenn wir mit dieſer Einſicht in unſer Inneres zurückkehren, ſollte die Form des Begriffs uns genügen? Selbſtbewußtſein nennen die Philoſophen den höchſten Punkt, aus welchem Alles ſich entwickeln muß, den tiefſten zugleich, in welchem Alles ſeine Löſung findet, den Mittelpunkt zugleich, um welchen Alles ſich geſtaltet. Gut und wohl, aber was iſt nun dieſes Selbſt? Können wir es durch Worte und Begriffe und Formeln beſchwören? Es iſt das Innerſte, Reinſte, das in uns, was uns mit Gott verband, ehe die Welt ward, was, in die Tiefen der Schöpfung verſchlungen, aus dem finſtern Abgrunde aller feindſeligen Kräfte des irdiſchen Daſeins erzeugt und von dieſen gefangen, den Mittelpunkt alles Streites, die zuſammengedrängte Kraft der feindſeligen Elemente, in ſich ſelber findet. Wer vermag dieſes Heiligſte, rein aus Gott Geborne ſelbſt aus dieſem Kampfe, der ſich zur Welt geſtaltet hat, ſiegreich herauszureißen, daß es ruhig daſtehe und ſich ſeiner Reinheit bewußt werde?

Ja, dieß, dieſer troſtloſeſte aller Gedanken drängt ſich uns unwiderſtehlich auf, wenn wir mit der ganzen innern Wahrheit der Forſchung die ſchwindelnde Höhe der Spekulation errungen haben; er läßt ſich nicht abweiſen, und die Täuſchung der Formen iſt eine blendende, nicht erleuchtende. Dann endigt die Spekulation in dem Glauben; ſie begreift, daß nur die ſchon gereinigte Seele in ihrer erhabenen Einfalt Gott ſchauen kann, daß ſie mit einem Reinigungsprozeſſe anfangen muß, den nur die liebende Gnade einzuleiten vermag, daß dieſes wahre durch eine höhere Gewalt für das Bewußtſein gewonnene Selbſt nur der Geiſt gebiert, der Alles durchdringt, ſelbſt die Tiefe der Gottheit.

So wird alle Geſchichte Religion, alles Daſein Entwickelung zu einem höheren, alle Keime, die in den Geiſt geſäet ſind, wenden ſich von dem Abgrunde der Zerſplitterung, der Zerſtreuung ab und aufwärts nach dem Himmel der Gnade, alle todten Kräfte rühren ſich und begreifen ſich innerlich, faſſen ſich, und aus dem ſcheinbaren Tode gebiert ſich hier in der Geſchichte, wie früher in der Natur, das Leben, das Vorbild der Liebe, und die heilige Sonne lockt den Frühling der Geſchichte hervor, daß Jegliches gedeihe auf ſeine Weiſe, wie es Gott urſprünglich in ſeiner

Reinheit ſchuf. So ſoll alles Erkennen nicht verdrängt, ſondern geheiligt werden. Kein Werk, hier im Glauben begonnen, geht für die Ewigkeit verloren, ja, den gelungenſten iſt es vergönnt, ſchon hier das Gepräge der Ewigkeit hoffnungsvoll durchleuchten zu laſſen. Kein Erkennen, hier gewonnen, verliert mit dem Tode ſeine Bedeutung; was wir, im wahren Sinne, begriffen haben, hier nur wie eine Andeutung, wird dort klare Einſicht; ja, das Bewußtſein, daß wir etwas Höheres, über die bloße Erſcheinung Erhabenes errungen haben, ſpricht ſich in dem freudigen, heiligen Gefühl aus, wenn es uns vergönnt war, einen ahnenden Blick in die Tiefe der Schöpfung zu werfen. — Man fand es beſonders heilſam und ſchön, daß der katholiſche Glaube das ganze Leben durchdränge, daß durch die Heiligen, die man als Beſchützer wählte, durch den immer offenen Gottesdienſt, durch die Sakramente die Geburt, Entwickelung, die Ehe, der Tod geweiht, ein jedes Gewerbe, ein jede Stellung des Lebens geheiliget würde; aber jenes Erkennen wird geheiligt, wenn es den Feſſeln der Schule entronnen iſt, indem es einem künftigen Geſchlecht geſchenkt wird, wenn für einen jeden die Perſon, in allem Leben und Handeln, um die heilige Sonne der ewigen Liebe, dem Scheine der Sinnlichkeit zum Trotz, ihre geordnete Bahn zurücklegt, wie die Erde, dem Scheine entgegen, um die ſichtbare Sonne. Dann wird ein Segen auf jedem Werke ruhen, dann wird man nicht glauben, man verlaſſe den Herrn, wenn man ſeinem Ruf im Innern mit aller Kraft der Seele folgt, dann wird jede ſcheinbare irdiſche Forſchung ſich zu einer himmliſchen erheben, jeder, wie es ſcheint, der Erde geweihete Dienſt dem Himmel geopfert ſein, und die finſtere Trennung wird verſchwinden. Das iſt das Johanneiſche Reich, welches wir erwarten dürfen, wenn gleich Zeit und Stunde unbekannt iſt. Wenn das Petriniſche der ſichtbaren Kirche das erſte, das Pauliniſche der ringenden Geiſter das zweite war, ſo iſt das dritte dieß Reich der Liebe, das da kommen ſoll. Wie der Johannes der Wüſte der Verkündiger des kommenden Erlöſers war, ſo iſt der Johannes der Liebe der Verkündiger des wiederkehrenden. Er ruhte am Herzen des Heilandes, er weinte unter ſeinem Kreuze, ihm war die Tiefe des Erkennens gegeben, daß er mit der Schöpfung aus Gott von Ewigkeit anfing, mit grundloſer Tiefe erkennender Liebe jede Lehre, ja, das ganze Leben des Heilandes herausblicken ließ, und weiſſagend den neuen Himmel und die neue Erde verkündigte.

Wohl weiß ich, wie gering dieſe Hoffnung Allen erſcheint, wenn ſie jetzt ausgeſprochen wird. Ein gefährlicher Dämon hat die Welt in ſeinen Klauen, und er und ſeine Künſte ſind mir nicht fremd. Wenige vermögen ſich auf dem eigentlichen Standpunkte der Spekulation zu halten, der auf irgend eine Weiſe ihnen ſelbſt ein Durchgangspunkt werden muß; die Meiſten brauchen die Formeln als Zauberformeln, das Geiſtloſe zu beſchwören; ja, ſelbſt unter Geiſtern, die der Philoſophie feind zu ſein glauben, herrſcht ſie und hat die nichtige Schule der ſogenannten Kritik erzeugt, die ohne allen Maaßſtab oder mit einem willkürlichen, ſelbſt erſonnenen in's Blaue hinein mißt, und nach welcher das Zeitalter ſich ſogar das kritiſche zu nennen anfängt. Halbe Wahrheiten, halb ausgeſprochen, damit man in dem Dämmerlicht ihre Halbheit nicht wahrnehme, erſcheinen als Orakelſprüche, und je weniger ſie ſich zu enthüllen wagen, deſto mehr ſucht man hinter der Verhüllung. Eine nächtliche Poeſie hat ſich mit dieſer Kritik verbunden, deſto gefährlicher, je edler und mächtiger die Geiſter ſind, die ſie verkündigen. In dieſer hat die flache Sentimentalität vergangener Zeiten ſich zu einem entſetzlich tönenden Naturgeſchrei erhoben; der Jammer des Abgrundes regt ſich aus den Tiefen der ingrimmig ſeufzenden Natur, wie aus dem Innerſten der verzweifelnden Seele, und ſie erkennen ſich wechſelſeitig nur an ihrem gemeinſchaftlichen, ſinnbethörenden Elend. Ueber dieſem Abgrunde der Verzweiflung ſchwebt die tändelnde Ironie, die das Heiligſte und Tröſtlichſte nur zur magiſchen Decke braucht, um mit Zauberkünſten der glänzenden Darſtellung die Verzweiflung zu betäuben.

Aber dennoch geht ein leiſer Zug der endlichen Verſöhnung durch die verworrene Maſſe und winkt uns, — und nun, lieben Freunde, wie tief hat Eure Erzählung, hat dieſe Gemeinde mich ergreifen müſſen! Iſt das, was ich hoffe, nicht der Grund dieſes ganzen Lebens? Strömt nicht die Andacht, der Glaube als belebender Geiſt durch alle Adern? Adelt er nicht jede That, heiligt jedes Werk, daß ich dieſen geheimen Geiſt der Liebe begrüße, wo ich hinſehe? —

O Gott! Mein Gott! rief Thorſtein und ſprang in heftiger Bewegung auf, wie weit ſind wir von dem entfernt, was Du willſt! Ja, was wir hätten thun, nie aus den Augen verlieren ſollen, daran haſt Du gemahnt, ſchmerzlich gemahnt. Denn iſt es ſo, blickt etwas von dieſem beſeligenden Geiſte der Liebe aus unſerem Werke, dann war er uns nahe, er würdigte uns, unſer Führer zu ſein, und wir erkannten ihn nicht. Wie war meine Ahnung richtig, die mir ſagte, daß der Herr Dich zur rechten Stunde geſandt habe; Du wirſt uns geben, was uns fehlt. — Die Thränen ſtürzten dem ſonſt ſo ruhigen Thorſtein aus den Augen, er fiel in Flinthoughs Arme, er drückte ihn, als hätte er ihn jetzt erſt getroffen, jetzt erſt nach der langen Trennung erkannt, an ſeine Bruſt, und gerührt, erſchüttert ſahen Alle dieſen Auftritt.

Plötzlich riß er ſich los. Warum biſt Du Arzt, warum nicht Prediger? rief er. O was würdeſt Du uns allen, und jetzt, jetzt eben ſein, wenn Du uns den Segen der Liebe, die Zuverſicht des Glaubens von der heiligen Stätte verkündigen könnteſt! — Flinthough erſchrak faſt, als Thorſtein ſo ſprach, aber faßte ſich ſchnell. Ich bin gleich wieder bei Euch, ſagte er und entfernte ſich. Alle erſtaunten, ſelbſt Nanni begriff ihn nicht, als ſie ihn ſchnell ſein Pferd ſatteln und nach Roſſings Wohnung eilen ſah. Eine große Pauſe trat ein. Was kann dieſe plötzliche Entfernung bedeuten? fragte Kolmar. Niemand vermochte zu antworten, und kein Geſpräch wollte gelingen; Alle erwarteten in großer Spannung ſeine Rückkunft. Roſſings Wohnung war nicht weit entfernt, kaum war eine Viertelſtunde verfloſſen, als Flinthough wieder erſchien. Er war in einer ernſthaften, feierlichen, gerüheten Stimmung.

Freunde, ſprach er, nachdem ich mit allen Zweifeln der Zeit gekämpft habe, in den Strudel eines ſehr verworrenen Lebens hineingezogen, entſtand in mir die innige Sehnſucht, der Ruhe der Religion mich ganz zu weihen. Mein inneres Leben war nie ein getrenntes; die Qual des ganzen Daſeins durchbebte mich bei einer jeden Selbſtprüfung. Obgleich die Neigung mich zur Naturforſchung trieb, Talent und Ruf mich zum Arzt bildeten, ſo war doch die Theologie in meinem Sinne ein fortdauerndes Studium. Ich vernahm, in welchem Sinne meine alten Freunde thätig waren, ich hörte, daß der hieſige Seelſorger ein ſchwacher Greis ſei. Da reiſte ich nach Chriſtiania; ich unterwarf mich dort einer Prüfung, und man beurtheilte mich mit vieler Milde, wahrſcheinlich meine Abſicht höher ſchätzend, als meine Kenntniſſe. Hier iſt das Zeugniß, welches ich erhielt.

Die ganze Geſellſchaft war überraſcht. Das Zeugniß ſchien keinesweges einen Mann anzudeuten, der Schonung bedurfte. Es war glänzend.

Man hatte die Güte, fuhr Flinthough fort, auf meine Bitte die Prüfung geheim zu halten, und ich verbarg den Grund nicht. Ich war faſt ſeit einem Viertel-Jahrhundert von Euch allen getrennt geweſen; zwar hatten ſelbſt die ſpottenden Anfälle, mit welchen man Euer Unternehmen beehrte, mir, einen ſehr vortheilhaften Begriff von dieſem gegeben; aber ich mußte doch ſelbſt ſehen, was ich durch unklare Erzählungen nur ſehr unvollkommen kannte. Man ging in der Nachſicht gegen mich, wohl aus Achtung gegen Euch, noch weiter. Ich bin ordinirter Prediger. Ein Staatsrath, durch die günſtigen Urtheile der prüfenden Univerſitätslehrer gewonnen, berichtete, und ich erhielt eine Beſtallung als Gehülfe des Greiſes, ſo lange er lebte, und als ſein Nachfolger, wenn er ſterben ſollte, und ich bin berechtigt, ſie zu produziren, wenn Ihr, die Stifter der Gemeinde, die man ſehr hochhält, ſo wie die Gemeinde ſelbſt, nichts gegen meine Anſtellung einwenden würdet, und wenn ich ſie wünſchenswerth fände. Hier iſt ſie — und ſo wage ich, lieben Freunde, unter der Vorausſetzung Eurer Einſtimmung, mich als Euern Seelſorger darzuſtellen. Dir, liebe Tochter, wird dieſe Entdeckung am meiſten auffallen. Du biſt nicht gewohnt, daß ich vor Dir Geheimniſſe der Art habe; aber ich wünſchte einen Entſchluß, deſſen Ausführung noch ſo ungewiß war, faſt mir ſelber, wie vielmehr Dir, zu verbergen. Der alte, ehrwürdige Prediger weiß Alles.

Als die Freunde, als die Frauen ſich von ihrem Erſtaunen erholt hatten, äußerte ſich eine innige, herzliche Freude. Kannte ich nicht Deinen geheimen Wunſch, ſagte Nanni. Jetzt iſt er erfüllt, und, o Vater, wie glücklich biſt Du. Doch werde ich auch hier bleiben? Gewiß, die Liebe wird mich beglücken; aber ich kann ohne Zittern nicht an den Augenblick denken, der mich von Dir trennen ſollte. — Wir ſtehen in Gottes Hand, liebe Tochter, antwortete Flinthough, und er hat geboten, daß das Weib Vater und Mutter verlaſſen, und dem Manne folgen ſoll. Wirſt Du mich doch hoffentlich überleben. Auch mir würde eine Trennung von Dir ſehr ſchwer fallen. Aber wie, liebe Nanni, ſollten wir ſie unwillig ertragen, wenn ſein Gebot ſie forderte? — Sie drückte ſeine Hand an das Herz; aber ſie lebte in der ſtillen Hoffnung, daß der Geliebte auch einen Platz in dieſer Gemeinde finden würde, von welcher ſie ſich faſt ſo ungern, wie von dem Vater, trennte.

Thorſtein faßte Flinthough bei der Hand. Setze Dich her, ſagte er; ich, wir alle haben Dir Manches noch zu ſagen, was wir jetzt nicht länger verheimlichen dürfen. Du haſt Dich mit uns verbunden, und wie wir Dich jetzt kennen gelernt haben, wiſſen wir gewiß, daß, was Du erfahren wirſt, Dich nicht bewegen wird, Deinen Entſchluß zu ändern. Du wirſt um ſo inniger Dich mit uns verbinden, wenn Du erfährſt, daß wir in Gefahr ſind. — In Gefahr? riefen Flinthough, Gerhard, Julie und Nanni zugleich. Und, fragte der Erſte, in dieſem ruhigen Leben, welches ſich ſo freundlich geſtaltet hat, ſollte irgend ein Wurm lauern? Roſſing, Lothar und die Frauen blickten wehmüthig vor ſich hin, und Thorſtein fuhr fort: Noch nie war die Gemeinde in ihrem innerſten Weſen ſo erſchüttert, wie jetzt; ja, der wahrſcheinliche Untergang ſchwebt drohend über uns. Und Alles iſt äußerlich ſo ruhig? rief Flinthough mit einem Gefühl, aus ängſtlicher Beſorgniß und Erſtaunen vermiſcht. Wir wollten Eure guten Stunden nicht ſtören, ſagte Thorſtein. Eine furchtbare Gährung herrſcht aber erſt ſeit geſtern in allen Gemüthern, ſtill, verſchloſſen, und ich fürchte ſie faſt mehr, als das Ereigniß, durch welches ſie herbeigeführt wurde. Die Gäſte horchten mit ängſtlicher Spannung, und Thorſtein fuhr fort: So muß ich doch die Schattenſeite dieſes heitern Daſeins hervorheben. Sieh, Freund, ſo ganz überwunden iſt der ſtarre Sinn in der Gemeinde keinesweges. Einige ſind, wie ſehr wir es zu vermeiden ſuchten, in eine Art von Halbwiſſen hineingerathen, welches ſich klug dünkt; dieſe beſonders, durch ein Pochen auf ihre Vorzüge, haben den Stolz der nicht ſchlechtern Nachbaren beleidigt. Ihretwegen müſſen die Beſſern den Haß da tragen, wo ſie liebevolle

Zuneigung verdienten, und wir ſtehen nicht ganz ſo freundlich mit unſeren Nachbaren, wie wir es wohl wünſchten. Dieſe Abneigung hat einen bedenklichen Stützpunkt gefunden. Wir ſahen voraus, daß eine für das Ganze wohlthätige Einrichtung misverſtanden werden könnte, aber wir glaubten uns nicht berechtigt, ſie aufzugeben. Ihr habt unſern Jahrmarkt geſehen. Durch dieſe Einrichtung iſt der Handel für die noch in der Umgegend lebenden wandernden Krämer faſt ganz vernichtet. Sie ſind brodlos und erbittert. Die Feinde, die wir uns durch die Thorheit einiger Mitglieder der Gemeinde zugezogen haben, ſind mit den misvergnügten Krämern in Verbindung getreten, und Alle haben in einem ränkevollen Advokaten eine ſehr gefährliche Stütze gefunden. Ich habe Euch ſchon früher die Geſchichte meiner erſten Bekanntſchaft mit Klara erzählt, Ihr werdet Euch erinnern, daß ſie, als ſie erſt nach Norwegen kam, in der Gewalt eines eifrigen katholiſchen Geiſtlichen war, daß dieſer, als ſie ſich durch die Flucht zu einem Verwandten rettete, die Gerichte zu Hülfe rief. Ein verſchmitzter Advokat unterſtützte ihn. Es gelang mir damals, dieſen zu beſiegen, und ſeit der Zeit hat er einen glühenden Haß auf mich geworfen. Daß ein junger Advokat bei ſeinem erſten Auftreten ihn, der ſich ſo gewandt dünkte, überwinden konnte, war ihm entſetzlich. Der Menſch heißt Blehr und hat keine Gelegenheit vorbei gehen laſſen, mich in unangenehme Gerichtsſtreitigkeiten zu verwickeln.

Er bildet den geheimen Mittelpunkt einer Verſchwörung, deren Ausbruch wir über kurz oder lang befürchten müſſen. Und dennoch iſt dieſes Unglück, obgleich wie es zu jeder andern Zeit ſtark fühlen würden, faſt in den Hintergrund getreten. Die Uebel, die ein Bündniß feindſeliger Menſchen hervorrufen kann, mögen immer bedeutend ſein, ſie können große Verluſte herbeiführen, ſelbſt Verbrechen erzeugen; aber ſie werden nicht leicht das Weſen der Gemeinde treffen. Ein größeres Unheil droht uns mit dem Untergange. Ich habe Euch ſchon geſagt, daß der Urſprung des jetzigen Vereins von einem großen Beſitz eines Odelbauern, Sven Thor, herrührt, der gleich nach dem Tode ſeines Vaters uns ſein Gut verkaufte und das Land verließ. Dieſer Beſitz wird gegenwärtig von Roſſing bewohnt; aber wenig geneigt, ſich mit einem weitläufigen Landbau zu beſchäftigen, hat er nur einen kleinen Theil für ſich behalten, und bei der großen Verbeſſerung des Ackerbaues war der übrige größere Theil hinlänglich, zwei wohlhabende Familien zu ernähren. Dir, Flinthough, iſt das Recht der Odelbauern bekannt. Ihre Güter ſind Majorate und gehen ungetheilt an die ältern Söhne über. Es iſt unläugbar, daß dieſe Einrichtung vorzüglich dazu gedient hat, theils einen edeln Bauerſtand zu erhalten, weil der feſte Wohlſtand eine ſichere, unwandelbare Grundlage hatte, theils eine republikaniſche Hausverfaſſung einzuführen, die Herren und Diener nicht ſcharf unterſchied, weil die dienende Klaſſe zum Theil aus der eigenen Familie, aus den jüngern Söhnen entſtand. Aber damit auch bei einem nicht zu vermeidenden Unglück der Familienſitz erhalten werde, iſt ſeit uralten Zeiten dem Odelbauer ein wichtiges Recht eingeräumt. Er kann, bis nach einer Reihe von Jahren die Verjährung eintritt, wenn er das Gut verkauft hat, es gegen die bloße einfache Zurückzahlung der Kaufſumme wiederfordern. Wir haben oft, halb wie im Scherz, von der Möglichkeit geſprochen, daß der vormalige Beſitzer dieſes für uns ſo gefährliche Recht in Anſpruch nehmen könnte, und was wir dann anfangen würden. Aber wir befürchteten es nie ernſthaft. Bei dem Verkauf erſchien er als ein wohlhabender Engländer; wir wußten, daß er dort, durch männliche Schönheit und viele geiſtige Vorzüge ausgezeichnet, ſein Glück immer feſter gegründet, ja, die Tochter einer anſehnlichen Familie geheirathet hatte. Was ſollte dieſen reichen, verwöhnten Engländer vermögen, für ſich oder ſeinen

Sohn, denn nur auf den älteſten könnte das Recht übertragen werden, eine glückliche Lage zu verlaſſen, um das zwar freie und unabhängige, aber doch beſchränkte und mühſelige Loos eines norwegiſchen Bauers zu wählen? Ein ſolcher Fall war zu unwahrſcheinlich. Und dennoch mußte er eintreten. Es war etwa vor drei Wochen, als Roſſing athemlos in meine Stube ſtürzte und mir den unglücklichen Brief aus London zeigte, in welchem Sven Thor ſeine bevorſtehende Reiſe nach Norwegen anzeigte und ſeine Abſicht, die väterliche Erbſchaft gegen Erlegung der Kaufſumme wieder zu übernehmen. Das nie gefürchtete Unglück war da und leider auf eine das Schlimmſte drohende Weiſe. Der Brief bewies, daß Thor von der Lage des Gutes wohl unterrichtet war, aber auch gegen uns und unſere Unternehmung ein beſtimmtes Vorurtheil hatte. Es ſchien aus dem Schreiben hervorzugehen, daß dieſes Vorurtheil, wie es nun auch entſtanden ſein mochte, wenn auch nicht den Entſchluß erzeugt, ihn doch bewogen hatte, mit halsſtarriger Strenge auf der Behauptung ſeines Rechts zu beſtehen. Als wir den erſten Schreck überwunden hatten, den eine ſo unerwartete Nachricht, die dem unter manchen Kämpfen nach fünfzehnjähriger Mühe endlich gelungenen Werke mit der Vernichtung drohte, nur zu natürlich erzeugte, überlegten wir, was zu thun ſei, und es ward beſchloſſen, daß Roſſing die wahre Lage der Gemeinde, wie ſie entſtanden, wie ſie jetzt beſtände, ihm ausführlich melden ſollte. Wir hofften theils, daß die Nachricht das Vorurtheil, welches ihn gegen uns einnahm, überwinden, wenigſtens ihn dazu bringen würde, andere, unparteiiſche Zeugniſſe über die wahre Beſchaffenheit der Gemeinde einzuſammeln, theils glaubten wir, daß er, an eine ſtolze, herrſchende Lage gewöhnt, ſich ſcheuen würde, ſich in die Mitte ſolcher Menſchen hineinzudrängen, die ihn feindſelig anſehen müßten, die, durch eignen Stolz gereizt, ihn mit Geringſchätzung behandeln würden. Wir hatten von Thor manches Vortheilhafte erfahren, wir beſchloſſen, ihm nicht zu verhehlen, daß die Kaufſumme nur einen ſehr geringen Theil von dem Werthe des Beſitzes bezahlen würde. Was für einen ſchlechten Menſchen den Reiz, ſein Recht zu benutzen, ſteigern müßte, ſollte, hofften wir, den uns gefährlichen, aber edeln Menſchen bedenklich machen. Uns hatte das Glück in den letzten Jahren ſo augenſcheinlich begünſtigt, die Schwierigkeiten, mit welchen wir noch zu kämpfen hatten, die ohnmächtigen Verſuche der erbitterten Nachbaren, unſere Ruhe zu ſtören, waren mehr geeignet, die Sicherheit unſrer Lage uns recht fühlbar zu machen. Als Roſſing mit einer Art Begeiſterung den Bericht für den gefährlichen Gegner aufgeſetzt hatte, ſchien er von dem glücklichen Erfolge faſt überzeugt. Je größer das Unglück war, deſto unwahrſcheinlicher ſchien es uns; wir konnten nicht einmal an die Möglichkeit, daß es nun ſo kommen könnte, glauben. Die Adreſſe, unter welcher das Schreiben ihn treffen ſollte, ſetzte uns freilich in Schrecken. Es mußte an den Advokaten Blehr adreſſirt werden. Indeſſen war es uns nicht wahrſcheinlich, daß er wagen würde, das Schreiben zu unterſchlagen, und um dieſes ganz unmöglich zu machen, vertrauten wir die ganze Sache dem Stiftsamtmann in Bergen, unſerm Freunde, und baten ihn, dem Advokaten das Schreiben perſönlich zu überſchicken. Auch Thaulow der Aeltere ward von der Sache unterrichtet; er erhielt den Auftrag, wenn es nöthig ſein ſollte, ſelbſt die bedeutendſten Opfer nicht zu ſcheuen, um ein ſo großes Unglück abzuwenden. Es gab Augenblicke, in welchen wir glaubten, daß das Gerücht von den vorzüglichen Eigenſchaften unſeres Gegners falſch ſei, in welchen wir vermutheten, daß bloß ein niedriger Eigennutz ihn leite, und daß wir mit dem Verluſt eines vielleicht bedeutenden Kapitals das Unglück würden abwenden können. Bis wir Antwort erhielten, bis die Gefahr als eine unvermeidliche erſchien, blieb ſie hier in der Gemeinde ein tiefes Geheimniß, auch die Frauen wagten wir nicht damit zu beunruhigen. Aber Alles war umſonſt, die Gefahr rückte immer näher, die Antworten waren kategoriſch: die Kaufſumme würde er zahlen und ſein Gut in Empfang nehmen. Auf Roſſings Bericht ſchien er gar nicht geachtet zu haben; alle Anerbietungen einer noch ſo großen Entſchädigung wurden mit höhnendem Stolze abgewieſen. Immer deutlicher entdeckten wir, daß es Blehr war, der ihm zuerſt das Vorurtheil gegen uns einzuflößen gewußt hatte, daß er es war, der Alles betrieb. Wir erfuhren nun, daß der Sohn angekommen ſei, daß Sven Thor erwartet werde. Blehr war äußerſt thätig, und geſtern wurde zum nächſten Mittwoch uns der beſtimmte Termin angeſetzt, das Gut gerichtlich dem mit Vollmacht verſehenen, volljährigen und mündigen Sohne zu übergeben. Jetzt konnte es kein Geheimniß länger bleiben; was wir den Aelteſten und Vertrauteſten ſchon früher, als das Unglück näher rückte, entdeckt hatten, mußte jetzt der ganzen Gemeinde bekannt gemacht werden. Geſtern Abend kam ſie zuſammen, und Ihr erinnert Euch, wie ich Euern Fragen nach der Veranlaſſung zu einer ſo außerordentlichen Zuſammenkunft auszuweichen ſuchte. Die Nachricht traf die ruhigen Hausväter wie ein Blitz; aber mit Schrecken entdeckte ich bald die Spuren des ſtillen Ingrimms. Ich weiß, wie gefährlich dieſer iſt, wenn er Wurzel faßt in einem norwegiſchen Gemüthe; er iſt wie ein Vulkan, der lange in tiefer Verborgenheit den geheimen Brennſtoff ſammelt, die verhängnißvolle Stunde des nahen Ausbruches durch eine dumpfe Erſchütterung ankündigt und dann plötzlich, unwiderſtehlich Tod und Zerſtörung verbreitend, ſich ausleert. Ach, wir hofften dieſen Dämon auf immer beſchworen zu haben, und jetzt trat er uns ſo drohend entgegen. Ich that Alles, um den zornigen Unmuth zu bekämpfen; ich ſtellte den Männern vor, daß, was dieſes Unglück über uns bringe, ein heiliges, altes norwegiſches Recht ſei, das unſchätzbare Palladium ihres eignen Standes, und daß ſie mit männlichem Muthe ſich in das Unvermeidliche fügen müßten, das Unglück nicht durch ungeſetzlichen Widerſtand, der den Untergang der ganzen Gemeinde herbeiführen könnte, vergrößern dürften. Sie wandten nichts ein, und ich verſtand dieſes ſchreckliche Schweigen. Es deutet den ſtill gefaßten, unabänderlichen Entſchluß an. Roſſing und die beiden braven Bauern, die das Odelgut bewohnten, machten der Verſammlung bekannt, daß ſie morgen, am Montage, das Gut räumen, ihren beweglichen Beſitz bei Freunden unterbringen, daß ſie ſelbſt zur Gaſtfreundſchaft ihre Zuflucht nehmen würden, bis ſie in den Stand geſetzt wären, wieder eine eigene Wohnung zu beziehen, daß ſie den Beſtand an Geräthe und Vieh, der nach dem Inventarium abzuliefern wäre, ſorgfältig abgeſondert und hingeſtellt hätten, daß ſie zwar den bedeutenden Ueberſchuß noch unter Bewachung da laſſen würden, doch entſchloſſen wären, auch dieſen an ſich zu ziehen und auf irgend eine Weiſe unterzubringen, wenn der Käufer ihn nicht gegen eine mäßige Summe übernähme. Dieſe Bekanntmachung, die die völlige Zerſtörung des Jahre langen häuslichen Glückes dreier Familien in dürren, aber inhaltſchweren Worten verkündigte, mit der Ruhe des ſchon männlich gefaßten Entſchluſſes vorgetragen, erhöhte den ſtillen Ingrimm, und mich ergreift ein geheimes Entſetzen, wenn ich an die innere Wuth denke, mit welcher die Verſammlung ſich trennte. Ich darf unſere Lage nicht verheimlichen, ich habe faſt gar keine Hoffnung mehr, und durch die Darſtellung meiner Abſichten, meiner Entwürfe, wie ſie geworden, wie ich ſie, unterſtützt von theuern Freunden und Freundinnen, in's Leben rief, ſuchte ich mir ſelber eine wehmüthige Freude zu bereiten, wollte ich mich in einer hoffnungsvollen Lage mehr betäuben, als beruhigen.

Gott, Du haſt mich in einer wichtigen Stunde hergerufen, hilf mir Dein Werk vollenden, ſprach Flintbough und faltete die Hände. Sorgenvoll ſchloß der Tag, der für die Gäſte einen ſo ruhigen, ja, ſegensreichen Anfang genommen hatte.

Den Tag darauf ſah man die Häuſer räumen. Roſſing, mit den vielen Geräthen, die ſich in einer großen Reihe von Jahren anzuhäufen pflegen, mit den koſtbaren Gemälden und Statuen, zog in Thorſteins Wohnung, wo ebenfalls eine Hauptveränderung ſtattfand, um für ſo Vieles Platz zu bereiten. Auch Flinthough und Nanni folgten ihrem Wirthe. Alles war in Verwirrung, in Unordnung; Roſſings Wohnung lag gegen Abend öde und verlaſſen da, und zwiſchen den unordentlich herumſtehenden Schränken, Tiſchen und Geräthen allerlei Art gingen Elſe und ihre Tochter Sophie in gehaltenem Schmerz, ohne Thränen, aber blaß. Ein mildes, verſöhnendes Lächeln ſpielte um die Lippen, wenn theilnehmende Bauern und ihre Frauen erſchienen; es war, als wären dieſe die Unglücklichen, als wollten jene ſie tröſten. So verließen ſie, erſt als es dunkel war, das nun öde Haus, in welchem ſie ſo glücklich gelebt hatten. Sophie war kaum drei Jahre alt, als ſie es betrat; ſie ſuchte eine ſtille Kammer, verſchloß ſich darin und ſank betend auf die Knie, und ihr Kummer löſte ſich in ſtille Thränen auf; dann ſuchte ſie die Mutter, die ruhig, faſt heiter daſtand, Roſſing lächelnd die Hand reichte und ſprach: Nicht wahr, jetzt können wir gehen?

Aber ſo ruhig war der Auftritt nicht da, wo die Bauerhäuſer geräumt wurden. Die würdigen, wahrhaft chriſtlich ergebenen Hausväter gingen ſtill in ſich gekehrt, als die letzten Fuhren die letzten Sachen aus den verlaſſenen Häuſern brachten, aber die Frauen konnten ihren Kummer nicht bergen, die erwachſenen Töchter und Mägde ſchwammen in Thränen, die Kinder ſchrien, die Haushunde heulten dazwiſchen, als ſie die alte Wohnung verlaſſen ſollten, die Söhne und Knechte knirſchten mit den Zähnen, ballten die Fäuſte, und von einer Schaar weinender Frauen wurden ſie begleitet, während eine Gruppe zorniger Männer mit geheimem Grimm in den entſtellten Geſichtern dem erſchütternden Auftritt aus der Ferne zuſah.

Indeſſen hatte Flinthough dem alten Prediger die ganze Lage der Sachen entdeckt. Der alte Mann fühlte ſich ſehr ſchwach, aber er ſah ein, wie nothwendig es war, daß etwas Entſcheidendes geſchähe, wenn man ein großes Unheil verhüten wollte. Er beſonders, der aus langer Erfahrung die Bauern kannte, theilte Thorſteins Furcht und unterſtützte Flinthoughs Vorſchlag. In der Gemeinde bildeten einige der wohlhabendſten und verſtändigſten Bauern einen Kirchenrath. Dieſe wurden eingeladen, ſich bei dem alten Prediger einzufinden; dort ward ihnen Flinthough als der von ihm erwählte Gehülfe in ſeinem Amte vorgeſtellt. Sie waren zwar überraſcht, als ſie aber Alles erfuhren, unterſtützten ſie den Beſchluß, den Flinthough gefaßt hatte. Dieſer hatte in der kurzen Zeit ſich die Zuneigung der Bauern im hohen Grade zu erwerben gewußt. Er war ſo glücklich geweſen, als Arzt einige gefährlich Kranke zu retten. Er behauptete, daß oft in den bedenklichſten Fällen die Religion dem Arzte ein wichtiges Hülfsmittel darbiete, und der chriſtlich geſinnte Arzt würde um ſo weniger Bedenken tragen, es anzuwenden, da der religiöſe Troſt, wenn er auf eine zweckmäßige Weiſe mit der ärztlichen Behandlung verbunden würde, für den Geiſt eben ſo heilſam wäre, wie für die leibliche Geſundheit. Von dieſen Geſinnungen geleitet, war ihm eine Heilung gelungen, die ſeinen Ruf als religiöſer Tröſter und Arzt zugleich in der ganzen Gegend verbreitete. Auf das Volk können aber eben Aerzte, die es zu behandeln wiſſen, faſt einen eben ſo großen Einfluß ausüben, wie die Prediger, und wer beide Vorzüge vereinigt, kann ſchnell und in hohem Grade ſein Vertrauen gewinnen. Als es daher der Gemeinde bekannt ward, daß Flinthough als Prediger den Greis unterſtützen würde, entſtand eine freudige

Bewegung, und da in dem geordneten, ſich täglich auf gleiche Weiſe wiederholenden Wechſel des Lebens ein Ereigniß, wie dieſes, als ein ſehr bedeutendes betrachtet wurde, ſo vermochten ſelbſt die unruhige Gährung und das bevorſtehende Unglück nicht den Eindruck zu ſchwächen, den dieſe Nachricht hervorrief. Ja, Viele brachten dieſes Hervortreten mit dem Unglück in Verbindung; ſie fanden darin, daß jetzt eben, in dieſem bedenklichen Augenblicke, ſo unerwartet ein geſchätzter Mann als ihr zukünftiger Prediger hervortrat, ein gutes Zeichen. Mit Sorge ſahen Alle, — und Keiner lebte unter ihnen, der dieſe Sache als eine gleichgültige betrachtete, — wie die Schwäche des alten Predigers zunahm. Der junge Mann, der bis jetzt als Gehülfe erſchien, war für eine andere Gemeinde beſtimmt, und obgleich viele liebenswürdige Eigenſchaften, eine große Milde und ein ächt chriſtlicher Sinn ihn auszeichneten, ſo ſahen ſie es doch ein, und er fühlte es ſelbſt, daß er die Eigenſchaften nicht beſaß, die er hätte beſitzen müſſen, um als Nachfolger des Alten eine ſolche Gemeinde zu leiten. Der Eindruck ſteigerte ſich, als der alte Prediger bekannt machte, daß er morgen ſeinen Gehülfen feierlich einführen würde. Ich fühle, ſchrieb er mit zitternder Hand, den Tod nahe, ich werde die Gemeinde in dem bedenklichſten Augenblicke verlaſſen müſſen, und eile, Euch den zuzuführen, dem Ihr das Vertrauen ſchenken könnt, durch welches Ihr mich beglückt habt.

Der Dienſtag brach an, und die ſonſt ſo ruhige Gemeinde war auf die mannigfachſte Weiſe in Bewegung geſetzt. Der Jahrmarkt hatte eben begonnen, in allen Häuſern waren fremde Gäſte, viele von dieſen waren Verwandte derer, die arm und ohne Ausſichten vor vielen Jahren hergezogen waren, und die jetzt in ihren hellen und geräumigen Wohnungen die Freunde beherbergen konnten. Der folgende Tag ſollte das gefürchtete, für die Meiſten ſo plötzlich einbrechende Unheil in ihre Mitte bringen, und die Uebrigen ſahen mit Schrecken dem Ausbruche wilder Leidenſchaften entgegen. Die ſtille, gewohnte Ordnung war in den meiſten Familien geſtört. Das drückende Gefühl eines nahen Unglücks preßte die Herzen zuſammen, und der tief verſchloſſene Zorn der empörten Gemüther bereitete Unheil. Der Himmel war heiter, die Sonne ſchien hell und klar in die reizende Gegend mit ihren ſchönen Wohnungen, wogenden Feldern, grünenden Wäldern und ſtarren Gebirgen hinein. Alles war ſo ruhig, nur in den Gemüthern drohte der Ingrimm mit wüthenden Stürmen, zerknickte der Schmerz jede Blüte, und zum erſten Male war es, als ſähen die bedrängten Einwohner nicht die Herrlichkeit, die ſie umgab. Die Glocken läuteten, die Wagen rollten, wie an einem Feiertage, von allen Gegenden nach der Kirche zu, alle Mitglieder der Gemeinde waren verſammelt, aber ſo mächtig war die Gewohnheit, die hier Ruhe gebot, daß ein Fremder, der dieſe Menge verſammelt ſah, keine Ahnung hätte haben können von der innern Unruhe, die alle Herzen erfüllte.

In der Vorhalle war die Gemeinde verſammelt, die Flügelthüren wurden geöffnet, und wie gewöhnlich, mit derſelben Ruhe, wie am vorigen Sonntage, ſchritten die Frauen durch die eine und die Männer durch die zweite Thür. Thorſtein und Roſſing mit ihren Freunden, die Frauen mit ihren Freundinnen erſchienen, die Gäſte der Bauern begleiteten ſie, aber unter dieſen war der hier völlig fremde junge Mann, Styge, der, das Herz voll banger Ahnungen, mit dem Bauer, der ihn herbrachte, in die Kirche hineintrat.

Eine feſte Burg iſt unſer Gott, eine gute Wehr und Waffe, ward angeſtimmt, die Orgel ſchlug gewaltig in den Geſang hinein, und hell ertönten Juliens, Klaras, Dorotheas, Elſens, Sophiens klangvolle Stimmen, ſelbſt die der alten Mutter Kolmar, mächtig der männliche Geſang der Freunde, auch Flinthoughs, den man nicht ſah, aber wohl hörte, und es war, als wollten ſie durch die Macht des Geſanges die Zuverſicht des Glaubens gewaltig herbeiziehen für ſich und die Uebrigen. Da klang es immer voller, da erhoben ſich alle Stimmen immer ſtärker, da war es, als löſten alle Sorgen ſich im Geſange auf, als würden die verborgenen Seufzer von den Fluthen der Zuverſicht getragen und fortgeführt. Luthers mächtiger Geiſt war mahnend unter ſie getreten und bewegte ſie. Da erklang mitten unter den übrigen hell und klar, alle übertönend, eine männliche Stimme, und ſelbſt mitten in der Andacht, die Alle ergriffen hatte, fiel eine ſchöne, hohe, ſchlanke jugendliche Geſtalt auf, die, aufrecht ſtehend, anſehnlicher ſchien, als die der Uebrigen. In den klaren, nach dem Himmel gerichteten Augen perlten Thränen, und die brauſenden Wogen eines erſchütterten Gemüths, durch ringende Zuverſicht nur mühſam beſänftigt, ſpielten auf den männlichen Zügen. Niemand kannte ihn, Jeder erſtaunte, der ihn ſah; aber der Eindruck erloſch, denn die innere ernſthafte Betrachtung, die flammende Andacht zog die Aufmerkſamkeit von jeder äußeren Erſcheinung ab. Es war Styge.

Der Geſang verſtummte, eine feierliche Stille folgte, kein Laut ward vernommen. Flinthough erſchien im geiſtlichen Ornat, von dem Geiſtlichen begleitet oder vielmehr ihn führend, und Alle horchten in ſtiller Aufmerkſamkeit.

Mein Tod iſt nahe, ſprach mit zitternder Stimme der Greis; ich fühle es, Herr, Du rufſt Deinen ermüdeten Diener. Seht! hier ſtehe ich, am Rande des Grabes; aber ehe es mich verſchlingt, war es mir vergönnt, Euch dieſen, den der Herr berufen hat, das Wort zu verkündigen nach mir, zuzuführen. Hört ſeine Stimme, wie meine; wahrlich, der Herr hat ihn geſandt. Gott gebe ihm und Euch ſeinen Frieden, Amen. — Die Stimme ſchwankte, der Alte ward zu ſeinem Seſſel geführt, und Flinthough beſtieg die Kanzel. Er ſank auf ſeine Knie. Nicht an die Gemeinde, an Gott war die Rede gerichtet. Ihm war es, als wenn ſein ganzes Leben ſich in dieſem heiligen Augenblicke zuſammendrängte, als wenn es jetzt erſt Ziel, Abſicht, Bedeutung erhielte. Seine ganze Seele ruhte in Gott, ſein ganzer Geiſt war von heiliger Zuverſicht erfüllt; da eröffneten ſich die wunderbaren, verborgenen Tiefen der Sprache, daß ſie gezwungen ward, die himmliſche Gewalt zu offenbaren, die in ihr verſchloſſen ruht und nur in ſolchen Stunden der heiligſten Weihe ſich hervorwagt. Wer kann ſolche Worte nachſprechen? Nur in geheiligten

Stunden entfliehen ſie, Engeln gleich, den gehobenen, begnadigten Lippen, nur in den innerſten, geheimſten Tiefen des Gemüths, wohin die Sprache ſonſt nie dringt, aus welchen ſie nie laut wird, werden ſie vernommen. Aber er ſprach von Allem, von ſeinem Rufe, von der Gefahr, die Alle umgab und bewegte, und flehte, daß dieſer Augenblick, der drohend für Alle wäre, ſich in einen Augenblick des Segens für Alle verwandeln möchte. — Das Gebet war geſchloſſen, die ganze Gemeinde war kniend hingeſunken, und ſelbſt das härteſte Gemüth war gebrochen. Flinthough richtete ſich auf; aufrecht ſtand er, wie in einer drohenden Stellung, ein furchtbarer, ſtrenger Ernſt ſprach ſtrafend aus ſeinem Antlitze. Erſtaunt, erſchrokken faſt und ängſtlich blickte ihn jedes Auge an.

So ſpricht der Herr! hob er an und hielt den Arm drohend in die Höhe, ſo ſpricht der Herr durch mich, ſeinen Diener: Sieh, ich habe die Fülle des Segens über dich gegoſſen Jahre lang. Ich ſchuf dieſes freundliche Thal, daß es dein Eigenthum ſein ſollte, ein wunderbarer Schatz in einem rauhen Lande, ich ſtellte die Felſen rings herum dir zum Schutz, und gebot dem rauhen Winter und den zerſtörenden Stürmen, daß ſie gefahrlos in der Höhe ihre Stätte fänden und nicht hineinreichten in das ruhige Thal, welches ich beſchütze; deine Aecker prangen mit der Fülle der Aehren, deine Kammern ſind gefüllt mit meinem Segen, daß du aus deinem reichen Schatze der fremden Armuth helfen kannſt, mein Wort klang ſegensreich in dein Herz, und der Liebe reiche Fülle ward dir geſchenkt, wie Wenigen, und du — hier erhob er die Stimme — biſt du dankbar, wie du ſein ſollteſt? Ich habe es vernommen, wie du in eitelem Hochmuthe dich von mir abgewandt haſt und auf deinem eigenen Rechte pochſt. Thörichte Gemeinde, willſt du mir Trotz bieten, der ich den Bergen, die dich ſchützend umgeben, gebieten kann, daß ſie ſich über dich ſtürzen, das Thal, ſeine fruchtbaren Aecker und Einwohner begraben. Ich habe dir eine Ruthe gebunden, damit dein Herz gebrochen werde; ich, ich der Herr, habe den Mann geſandt, gegen welchen du dich empören willſt, willſt du mit mir rechten? Ohnmächtige! Sieh, ich will dein Herz prüfen, und gebiete dir durch meinen Diener. So höre mein Gebot, und was ich dir verkündige. So wie mein Diener dieſe Stätte verläßt, unter offenem Himmel, im Angeſichte des reichen Segens der Felder, meiner Gabe, trete ein jeder, der geheimen Zorn und Ingrimm in ſeinem Herzen hegt, offen hervor, thue Buße vor der ganzen Gemeinde, reiche dem Manne die Hand, den ich geſandt habe, mein Wort zu verkündigen, und gelobe mit freimüthiger Treue, den Gegner freundlich und liebevoll zu empfangen, allen Haß und jeglichen Widerwillen zu vertilgen, ihm als einem Freunde zu begegnen. Und wenn ſo die Gemeinde gereinigt vor meine Augen tritt, damit der Diener, den ich berief, mit freudigem Vertrauen ſein Amt anfangen kann, dann ſoll mein Segen bei dir bleiben, und was dir jetzt harte Strafe dünkt, ſoll dir als neues Zeugniß meiner Liebe erſcheinen. Amen.

Noch ruhten alle Blicke auf der gebietenden Geſtalt, ein tiefes Stillſchweigen herrſchte in der ganzen Kirche. Da hörte man die Stimme des alten Predigers mit ſeltſamer Stärke. Er hatte ſich aus ſeinem Stuhle erhoben und ſtand aufrecht mit einer Kraft, die man an ihm ſonſt nicht kannte. Wahrlich, rief er, Dich hat der Herr geſandt. Wohl mir, daß ich vernommen habe, wie Du meiner Gemeinde einen treuen Hirten gabſt, o Herr! Und nun laſſe Deinen Diener in Frieden fahren, ich ſehne mich nach der Ruhe. — Er ſank ohnmächtig in den Seſſel. Man eilte zu ihm. Aber er war todt. Eine himmliſche Ruhe verklärte ſeine Züge, die Hände waren gefaltet, aber eine wunderbare Erſchütterung hatte die ganze Gemeinde ergriffen. Ein Jeder ging, wie durch eine geheime Uebereinkunft, in ſtiller, ruhiger Ordnung auf den Seſſel zu, erhob die Hand des Todten und küßte ſie. Dieſer ſanfte Tod galt ihnen als ein Zeichen; dadurch ſchien ihnen der Ruf des Nachfolgers von Gott ſelbſt beſtätigt, und als Flinthough vor der Kirche ſich hinſtellte, ſah man die ganze Menge der Männer, Hausväter, ihre Söhne, ihre Knechte, ſich an ihn drängen, ein Jeder warf ſich ſeine Sünde vor, ein Jeder bereute ſeinen Zorn und gelobte mit treuem Handſchlage, der nie gebrochen wird, daß er denjenigen freundlich, ja, liebevoll empfangen wolle, den er kurz vorher gehaßt hatte; die Meiſten ſchwammen in Thränen, die unaufhaltſam hervorbrachen; denn gewaltſam ſtürzt der ſtarre Sinn dieſer ſtarken Naturen zuſammen, wenn er in ſich zerbricht.

Jetzt war die ſonſt gewöhnliche Stille gebrochen in der Nähe der Kirche. Ein allgemeines rührendes Verſöhnungsfeſt ward gefeiert. Männer und Frauen umarmten ſich. Thorſtein und Roſſing gingen frohlockend, wie heitere Kinder, unter der Menge umher, und die Kolmar, Klara, Elſe und Sophie umfaßten die Hausfrauen. Alles Unglück war vergeſſen, und ſelbſt die Familien, die geſtern ihren Beſitz verlaſſen hatten, waren von dem Strom der Freude und Liebe ergriffen, und jubelten mit. Mitten in dieſem Jubel ward die Leiche des Greiſes, deſſen ſtiller Tod das bedeutende Zeichen der Verſöhnung geworden war, aus der Kirche herausgetragen. Die Träger ſangen das ſchöne Lied: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende. Jeder freudige Ton verſtummte; Alle ſtanden ſtill, die Frauen auf der einen, die Männer auf der andern Seite, die Leiche ruhte noch, mit Leinen verhüllt, auf der Tragbahre, und Alle ſtimmten ein. Dann ward ſie ſtill fortgetragen; ein ruhiger Ernſt, eine wehmüthige Stille war an die Stelle der lauten Freude getreten, und Alle trennten ſich ſtumm und in ſich gekehrt.

Stoge, der Zeuge dieſer überraſchenden Auftritte geweſen war, ſchien ſich in wenigen Stunden ein ganzes Leben durchlebt zu haben. Als er in die Kirche trat, merkte er wohl, wie Alle innerlich bewegt erſchienen. Die Reize der Gegend, die Zierlichkeit, Anmuth und Reinlichkeit der Wohnungen hatten ihn tief ergriffen. Jetzt ſah er ſich von einer Verſammlung umgeben, in welcher ein jeder Mann, eine jede Frau bedeutend erſchien, wie verſchieden von der widrigen Menge, in deren Mitte er gelebt hatte! Er ſah Männer von höhern Ständen, ihre Frauen unter die Bauern traulich gemiſcht, und wo er hinblickte, zog ihn eine angenehme Geſtalt, ein vielverſprechendes Antlitz an. Aber eine Geſtalt feſſelte ihn unwillkürlich. Es war ein ſchlantes, ſchönes Mädchen. Sie ſaß an dem äußerſten Ende einer Bank, ihm grade gegenüber. Die ſtille Sorge, die Bläſſe, die jetzt ihr Geſicht bedeckte, konnte die Fülle der Geſundheit nicht verbergen. Sie war in ſich verſunken, und wenn ſie die trüben Augen, thränenſchwanger, erhob, war es Sorge, als blickte er in den Himmel. Er vermochte kein Auge von ihr abzuwenden. Jetzt fing der Geſang an. Er hörte ihre Stimme, aber als die innere Gemüthsbewegung ſich in den Geſang gewaltig hineinbildete und aus ihm heraustönte, als die Stimmen immer mächtiger anſchwollen, da ward auch er ergriffen. Er erſchrak in ſich ſelber; Alles, was er erlebt hatte, das Verbrechen, deſſen drohende Nähe er kannte, das er entdecken wollte, die bange Ahnung, daß die innere Bewegung der Gemüther durch die Anſprüche ſeines Vaters veranlaßt ſei, das Alles beſchäftigte ihn, und vor ihm ſchwebte wie eine Viſion, wie eine Engelsgeſtalt das Mädchen, nach welchem er nicht mehr hinblickte. Die feierliche Einführung des neuen Predigers, die ehrwürdige Geſtalt des alten ſtimmte ihn wehmüthig. Als er aber Flinthoughs Gebet vernahm, als dieſe gewaltſam aus dem innerſten Heiligthum hervorquellenden Worte auch an die verborgenſten Tiefen ſeines Gemüths anſchlugen, da ſchwoll das Herz, durch Glauben ſtark, durch Liebe mächtig, durch Hoffnung erquickt, und er erſchrak nicht einmal, als er nun erfuhr, daß ſeine Ahnung richtig geweſen, daß die ihm nur zu bekannten Forderungen die Gemüther bewegt hatten, daß man das Eindringen ſeines Vaters als ein großes, ſtörendes Unglück betrachte, ja, daß ein geheimer Zorn ſeine eigne Perſon gefahrvoll treffen könne. Er fühlte ſich plötzlich zum Manne gereift, zur beſtimmten That aufgefordert, jedes Opfer ſchien ihm leicht; er beſchloß, in dieſer Sache, die ihm eine heilige war, wenn es ſein müßte, ſelbſt dem Vater, den er fürchtete, entſchieden gegenüber zu treten. Die gewaltige, ſtrafende Rede tönte wieder in ſeiner Seele, der Tod des Greiſes erſchien ihm, umfangen von der ſeltſamen Welt, in welche er ſich plötzlich verſetzt ſah, wie der natürliche Schluß eines Auftritts aus einer höhern Welt, wo Tod und Leben eine andere Bedeutung haben, ja, wo der Tod Leben, und was wir gewöhnlich Leben nennen, Tod genannt werden muß. Der Gottesdienſt war zu Ende; ſeine lebendige Fortſetzung, die Verſöhnungsſcene, ergriff ihn mächtig. Obgleich er im Anfange der Menge aufgefallen war, ſo wirkte doch der ſchnelle Wechſel erſchütternder Auftritte ſo gewaltſam, daß ſpäter Niemand auf ihn achtete. Als man ſich zu trennen anfing, fragte er einen Bauer, ob Thorſtein da wäre. Er war eben mit der Familie fortgefahren. Man zeigte ihm ſeine Wohnung, die nicht weit von der Kirche entfernt war. Die Männer und Frauen waren alle verſammelt. Er trat entſchloſſen hinein, und man erkannte den fremden Jüngling, der in der Kirche die Aufmerkſamkeit auf einen Augenblick auf ſich gezogen hatte. Der Entſchluß, den er gefaßt hatte, ſtand klar vor ihm; er war ganz mit ſich einig und fühlte ſich ſtark. Als er nun dem Manne gegenüberſtand, dem er ſo ſtörend, ſo unheilbringend entgegengetreten war, als dieſer ihn freundlich und mild empfing, überwältigte ihn der Anblick, und mit bewegter Stimme ſagte er: Sie heißen mich freundlich willkommen, Herr Thorſtein, und ich bin in dieſem Augenblicke Ihr gefährlichſter Gegner. Ich bin Styge Thor, der Sohn von Sven Thor, und derjenige, der, unterſtützt durch das äußere Recht, beſtimmt war, einen unglücklichen Eingriff in Ihren ſicher geglaubten, zum Glück ſo vieler Menſchen benutzten Beſitz zu wagen, war, ſage ich, denn ich bin hier, um zu erklären, daß ich Alles, daß ich ſelbſt den Beifall meines Vaters aufopfern werde, um den Fluch einer ſolchen frevelhaften That von ihm und mir abzuwälzen. — Alle waren überraſcht, blickten den ſchönen Jüngling mit Erſtaunen an, wie er ſo frei und offen, ſo entſchloſſen und mild daſtand, und ſie konnten es nicht begreifen, daß dieſer nun der Menſch ſein ſollte, der ihnen allen ſo gefährlich erſchienen war. Flinthough, ſagte Thorſtein, was Du, von dem heiligen Geiſte ergriffen, weiſſagend zu verkündigen wagteſt, geht wunderbar ſchnell in Erfüllung; denn wahrlich, den Vater dieſes Jünglings haben wir nicht zu fürchten. Sei mir willkommen, und jetzt doppelt willkommen, freundlicher junger Mann, der Du uns faſt wie ein böſer Geiſt erſchienſt und nun als ein Engel des Friedens unſer Haus betrittſt. — Er bot ihm einen Sitz, und Styge bat um Gehör.

Mein Vater, ſagte er, — ich darf ihn rühmen, — iſt der mildeſte, beſte, edelſte Mann; aber eine fixe Idee, ein ſtarrer Widerwille gegen alles Unrecht, ein eben ſo ſeltſames, oft aller Rückſichten ſpottendes Verfolgen deſſen, was er Recht nennt, ich möchte es faſt, ſo hart es klingt, eine partielle Geiſteszerrüttung nennen, hat uns und ihm ſelber manches Ungemach bereitet. Er hatte in England ein ſehr bedeutendes Vermögen erworben, das Glück begünſtigte ihn, meine Mutter gehörte zu einer der angeſehenſten Familien, und ihr Vater iſt der zweite Sohn eines großen, vornehmen Hauſes, das einen ſehr bedeutenden Handel trieb. Durch das plötzliche Umſchlagen aller Handelsverhältniſſe vor einigen Jahren fing er an zu ſchwanken. Mein Vater unterſtützte ihn mit einem ſehr bedeutenden Theile ſeines Vermögens, und zwar mit jenem Vertrauen, welches ganz auf die Redlichkeit des Schuldners paßte. Vor etwa einem Jahre ſtarb mein Großvater, und der größte Theil der Schuld war noch nicht bezahlt. Mein Vater war abweſend, erfuhr den Todesfall und fand einen Zettel, mit zitternder Hand geſchrieben: „Meine Schuld „iſt getilgt. Ueber mein Vermögen iſt ſo disponirt, „daß Du auf alle Weiſe ſicher geſtellt biſt. Du wirſt „das Teſtament, welches Dich völlig entſchädigt, finden." So lautete das Schreiben. Es war die eigene Handſchrift des Verſtorbenen. Man wußte, denn eidliche Zeugen beſtätigten es, daß der Geſtorbene wenige Tage vor ſeinem Tode einen Notar hatte kommen laſſen. Aber der Notar hatte ſich ertränkt, und das Teſtament war verſchwunden. Die Anſicht, daß die übrigen Erben, zwei nahe Vettern des Verſtorbenen, den Selbſtmord des Notars gemisbraucht und das Teſtament vernichtet hätten, lag zu nahe. Der Prozeß fing an, koſtete große Summen, füllte das Herz meines Vaters mit Ingrimm und wurde verloren. Jetzt war ihm England verhaßt, die Menſchen ſchienen ihm verächtlich. Zwar boten die Gegner meinem Vater an, die ganze Summe ihm ohne alles Teſtament auszuzahlen. Aber ſtolz, wie er iſt, wollte er nicht als ein Almoſen annehmen, was ihm als ein Recht gebührte.

Ja, dieſer nichtswürdige Edelmuth ſchien ihm die Verworfenheit der Gegner zu ſteigern. In ſeiner erbitterten Stimmung kam ihm der Gedanke, von ſolchen Menſchen getrennt, ſich in ſeine vaterländiſchen Thäler zu vergraben. Er wollte ſein väterliches Gut wieder übernehmen und wandte ſich an Blehr, den er von frühern Zeiten her kannte. Dieſer antwortete, daß die Sache viele Schwierigkeiten haben würde. Der Beſitzer ſei ein reicher und mächtiger Mann, der auf keine Weiſe das Gut freiwillig herausgeben würde. Sie wurden als ein höchſt intriganter, ja, gefährlicher Menſch dargeſtellt. Es war nicht möglich, eine Darſtellung zu wählen, die mehr, als dieſe, geeignet geweſen wäre, meinen Vater auf jede Weiſe zu erbittern und zur ſtrengen Behauptung ſeines Rechts zu vermögen. Er verließ nun mit mir England, und ein Geſchäft brachte ihn nach Chriſtiania. — Hat er mein Schreiben nicht erhalten? rief Roſſing. Stoge ließ ſich die Zeit der Ausfertigung, den Inhalt ſagen. Er hat, antwortete er, nichts der Art erhalten. Blehr behauptete, daß jenes Schreiben an ihn gerichtet wäre. Man erſtaunte über die Frechheit des boshaften Advokaten, und Stoge erzählte nun ferner ausführlich, was wir ſchon wiſſen. — Sie hörten mit Ueberraſchung das Verbrechen, was beſchloſſen und unter den angegebenen Umſtänden nur zu leicht auszuführen war. Die zwei Männer, die jetzt als Verräther bezeichnet waren, hatten in der That verſtanden, ſich das größte Vertrauen zu erwerben. Thorſtein hatte ſeine Freude darüber laut geäußert, daß es ihm gelungen ſei, wenigſtens dieſe Menſchen aus dem verdorbenen Kreiſe, in welchem ſie früher gelebt hatten, zu retten. Roſſing näherte ſich jetzt Stvge. Sie müſſen, ſagte er freundlich lächelnd, doch jetzt die Familie kennen lernen, die Sie ſo feindſelig aus ihrer Wohnung vertrieben haben. Denn, da auf morgen der Termin, an welchem Sie das Gut übernehmen würden, feſtgeſetzt war, habe ich und meine Familie das Haus ſchon verlaſſen. — Ein Termin? rief Stvge verwundert, morgen? Auf welchem ich erſcheinen ſollte? Nun das iſt ſeltſam, denn ich verſichere Sie, ich weiß nichts davon. — Man zeigte ihm die Vorladung, und er erſtaunte über die gewagte Liſt des Advokaten, der, um ihn zu überraſchen, ihn ganz unvorbereitet in der feindſeligſten Stimmung hierher zu führen dachte, und ohne allen Zweifel darauf rechnete, daß die wechſelſeitige Erbitterung eine jede Annäherung unmöglich machen ſollte. Jetzt führte Roſſing nun Stvge zu den Damen, die er nur flüchtig, faſt furchtſam gegrüßt hatte. Meine Frau, ſagte Roſſing, indem er dieſe vorſtellte, und meine Tochter, indem er Sophie bezeichnete. Jetzt erſt entdeckte Styge das Mädchen und erkannte die Engelsgeſtalt in der Kirche wieder. Er erſtaunte, er konnte die plötzliche Ueberraſchung nicht verbergen, ein Jeder merkte den Eindruck, den Sophiens Anblick auf ihn machte. Roſſing lächelte, Sophie erröthete tief und ſchlug die Augen nieder, und ein plötzliches ängſtliches Stillſchweigen entſtand. Styge faßte ſich nur mit Mühe, und die Verlegenheit, die er von jetzt an zeigte und nicht überwinden konnte, ſtach ſeltſam ab gegen ſein früheres offenes und männliches Betragen. Es giebt Augenblicke, die eine entſchiedene, tiefe Neigung plötzlich erzeugen können, und keiner war wohl dazu günſtiger, als der, in welchem Styge und Sophie ſich erblickten. Der Eindruck, den ſie auf ihn in der geſpannteſten Stimmung gemacht hatte, ſteigerte ſich, als er ſie hier in lieblicher Ruhe, in blühender Geſundheit wieder ſah, als er erfuhr, wie viele trübe Stunden und wie viel Kummer er ihr, ohne ſein Wiſſen, verurſacht hatte. Und Sophie ſah den jungen Mann, den ſie ſo ſehr gefürchtet hatte, ſo mild, ſo freundlich hereintreten, ſah, wie mit ſeiner Erſcheinung das größte, das einzige Unglück, was ſie erlebt hatte, plötzlich, faſt wie ein böſer Traum, verſchwand. Denn ſeit dieſer Jüngling erſchien, zweifelte ſie nicht mehr an einem glücklichen Ausgange, ſah die Aeltern wieder nach der anmuthigen, geliebten Wohnung, die vertriebenen Familien in ihre Häuſer zurückkehren und Alles den alten, ruhigen Gang gehen. Wie natürlich, daß das Wohlgefallen, welches ein ſolcher junger Mann erwekken mußte, plötzlich zur ſtillen Neigung heranreifte, als ſie den tiefen Eindruck wahrnahm, den ſie auf ihn machte, den er nicht zu verheimlichen vermochte.

Flinthough hatte ſich entfernt, um die Anſtalten zur Beerdigung des entſchlafenen Greiſes zu treffen, und eben überlegte man die Mittel, die nothwendig wären, nicht allein um das Verbrechen zu verhindern, ſondern auch um die Verbrecher auf das Dampfſchiff zu locken und auf der That zu ertappen. Sie müſſen jetzt, da wir ſie in unſerer Gewalt haben, auf immer unſchädlich gemacht werden, ſagte Thorſtein; es wäre thöricht, die Schonung weiter zu treiben. Wir haben dieſe verworfenen Menſchen nur zu ſehr geſchont. Man ſchickte eine Eſtafette zum Amtmann und zu dem Sorenſkriver. Beide wurden zum Mittage eingeladen. Es iſt ein doppeltes Glück, bemerkte Roſſing, da das Verbrechen einmal beſchloſſen war, daß wir es eben jetzt entdeckten. Die gewaltſam vernichtete Wuth der Menge findet dann eine natürliche Ableitung. Nur müſſen wir, erinnerte Thorſtein, doch auch hier den Ausbruch verhindern. Sie waren eben im Begriff das Zimmer zu verlaſſen, als Aage Ruth ängſtlich hereintrat und fragte, ob man nicht einen Gaſt erwarte. Allerdings, antwortete Thorſtein, den Engländer, der ſich mit ſeiner Frau und zwei Freunden hat anmelden laſſen. Der Lord ſchrieb mir, daß ein Geſchäft in Bergen ſeine Ankunft verzögert habe, aber jetzt können wir ihn wohl erwarten. Aber warum frägſt Du, Aage, und ſo ängſtlich? — Nun Gottlob! antwortete dieſer und holte tief Athem. Von Lommen iſt die Nachricht gebracht worden, daß ein Reiſender, — man behauptete, er wollte weiter nach Naeröro reiſen, — ſich mit einem einzigen Führer in das wilde Gebirge gewagt habe und nicht wieder zum Vorſchein gekommen ſei.. Auf dieſem Zettel iſt ſein Name geſchrieben. — Nanni fühlte ſich ſchon vom erſten Augenblick an von einer geheimen Angſt ergriffen, ſie näherte ſich dem Aage; als er das Unglück erzählte, ſtand ſie ihm ganz nahe, und kaum hatte er geſchloſſen, da ergriff ſie den Zettel, las und ſtürzte ohnmächtig hin. Angſtvoll näherten ſich die Frauen, hoben ſie auf, ſahen den Zettel, welchen ſie krampfhaft in den Händen hielt, und laſen Lindrups Namen. Niemand erwartete ihn ſo bald; nach den letzten Nachrichten von ihm ſollte er wahrſcheinlich erſt nach Verlauf einiger Wochen ankommen; aber Nanni ſchien ſchon ſeit einigen Tagen ſeine Nähe, ſchien ein Unglück, das ihn bedrohe, zu ahnen und fühlte ſich wunderbar beunruhigt. Zu der alten Kolmar hatte ſie ein großes Vertrauen gefaßt, und dieſe kannte ihre Angſt, die ſie ihr mit allen möglichen Gründen auszureden ſuchte. Wie erſtaunte ſie jetzt, als ſie dieſe nur zu gegründet fand! So beunruhigte nun ein neuer Unfall die Geſellſchaft, nachdem der frühere kaum überwunden war; ja, man konnte noch immer nicht mit Sicherheit wiſſen, wie Stryges Vater ſich benehmen, ob er ſich beſtimmen laſſen würde, ſein Recht aufzugeben.

Als die Nacht anfing, die zum Glück etwas trübe und, wo das Dampfſchiff lag, durch den Schatten der Felſen ziemlich finſter war, ſchlichen ſich mehrere Männer nach den Gebüſchen, dicht an das Dampfboot. Den verrätheriſchen Männern war die Wache übergeben, aber den zehn übrigen ward der ganze geheime Anſchlag jener anvertraut, und man überließ es ihrer Klugheit, wie ſie ſich benehmen wollten, wenn nun die zwanzig bewaffneten Räuber das Schiff beſtiegen. Thorſtein und Reſſing kannten ihre Landsleute zu genau, um ihnen mit Rathſchlägen beſchwerlich zu fallen, und dieſe Männer waren größtentheils ihres Muthes und ihrer Schlauheit wegen bekannt. Die auf dem Lande verſteckte Mannſchaft theilte ſich, Einige zogen ſich ſeitwärts in eine einwärts gehende Bucht, wohin man ganz unverdächtig Boote gebracht hatte, die, wenn die Räuber etwa zu Waſſer entfliehen wollten, beſtimmt waren, ihnen den Weg abzuſchneiden.

Das Schiff war in der Nacht mit einer neuen Ladung für den Jahrmarkt angekommen, und pflegte dann erſt nach acht und vierzig Stunden ausgeladen zu werden. Alle dieſe Umſtände mußten den Räubern bekannt geweſen ſein. Mitternacht näherte ſich, Thorſtein, Roſſing, Gerhard, Aage Ruth, Lothar, Ingier und Styge waren mit der Mannſchaft am Ufer. Auf dem Schiffe war Alles ruhig, nur die zwei Mann Wache gingen auf und nieder. Jetzt hörte man ganz leiſe Ruderſchläge, zwei große Boote näherten ſich dem Schiffe, das Zeichen, ein leiſes Pfeifen, ward gehört und beantwortet, die Boote legten an, und man ſah zwanzig Mann, die hinaufſtiegen. Alles geſchah mit der größten Ruhe. Auf dem Schiffe hörte man lange keinen Laut. Eine ängſtliche Stille herrſchte. Von den Räubern ſtieg einer nach dem andern in den untern Raum, und jetzt, als ſchon mehr als die Hälfte von dem Verdeck verſchwunden war und Alles noch ruhig blieb, fing Thorſtein, der es nicht begreifen konnte, an unruhig zu werden. Schon wollte er der Mannſchaft befehlen, plötzlich von der Landſeite das Schiff zu beſteigen, als die Scene ſich auf einmal änderte. Man ſah einen Mann mit Geſchrei aus dem untern Raume heraufeilen, der aber in demſelben Augenblick wieder hinuntergezogen ward. Die Männer, die dem Schiffe am nächſten ſtanden, hatten den Befehl, bei dem erſten lauten Geſchrei hinaufzuſteigen. Das Schiff lag dicht an dem Ufer, eine Treppe führte hinauf, und Stnge hatte, begünſtigt von der Dunkelheit, gewußt, ſich von den Uebrigen wegzuſchleichen und den Platz dicht an der Treppe zu erhalten. Als er das Geſchrei vernahm, ſtieg er ſogleich hinauf, Andere folgten. Stnge fühlte ſich, ſo wie er auf dem Verdecke ſtand, ſogleich von ſtarken Armen ergriffen; aber muthig, gewandt und kräftig hatte er ſich bald befreit, und der Angreifende lag hingeſtreckt vor ihm. Die Räuber, die ſich, ohne daß ſie es erwarten konnten, theils von der Mannſchaft, die vom Lande her das Schiff erſtürmte, theils von den Männern, die aus dem untern Raume hervorſtiegen, überwältigt ſahen, wollten ſich in die Boote retten. Es gelang in der That zweien, in das nächſte zu kommen. Aber hier lagen ſchon die andern Boote, die, hinter einem Felſen verſteckt, als ſie das erſte laute Geſchrei vernahmen, mit wenigen ſchnellen Ruderſchlägen dem Räuberboote den Weg abſchnitten. Alle mußten ſich ergeben. Die zwei Wachen, die auch zu fliehen ſuchten, wurden, wie die Uebrigen, gefangen genommen, und die Männer, die

die gewöhnliche Bemannung des Schiffs gebildet hatten, erzählten jetzt, wie es ihnen gelungen war, die Meiſten, Einen nach dem Andern, ſtillſchweigend und ohne allen Lärm zu fangen. Sie waren den Abend ſehr luſtig und unbefangen geweſen; als die Nacht herannahte, waren ſie hinuntergeſtiegen, als wenn ſie dort die Kojen, ihre gewöhnlichen Schlafſtellen, aufſuchten. Einige hatten ſich wirklich hineingelegt, während ſechs Mann bei der Raumluke im Finſtern ſtehen blieben. Sie hatten bemerkt, wie die beiden Wachen gelauſcht hatten, als dieſe aber Alles ruhig fanden, Einige drunten ſchnarchen hörten, entfernten ſie ſich. Nach Mitternacht merkten ſie nun, wie die Räuber das Schiff beſtiegen. Alles lag aber zu ihrem Empfange bereit, Stricke, feſte Tücher in Menge. Sie hörten, wie ſie ſich beſprachen, wie ſie in die Luft hineinlauſchten und ſich zu beſinnen ſchienen. Als ſie aber auch von weitem ein leiſes Schnarchen, hier und da ein tiefes Aufathmen, wie von Schlafenden, und ſonſt keinen Laut hörten, war der Erſte herabgeſtiegen. Er hatte eine Blendlaterne in der Hand, mit welcher er um ſich leuchtete; aber ſie ſtanden hinter Tauen verborgen, ſo daß er ſie nicht wahrnahm. Plötzlich ward ihm von hinten eine Schlinge über den Kopf geworfen und zugezogen, daß er nicht ſchreien konnte. Er wurde Andern überliefert, geknebelt und gebunden, während einer von ihnen die Laterne hinaufreichte und: pſt! Still! rief, aber nichts weiter. Der Zweite ſtieg herab und ward eben ſo gefangen; bis zu dem Zwölften war es gelungen, als man aber dieſem die Schlinge über den Kopf werfen wollte, mislang es, er ſchrie. Ein Zweiter, der ihm nacheilte, hörte das Geſchrei, wollte wieder hinaufſteigen, ward aber heruntergezogen. Die Wenigen, die in den Kojen lagen, hatten gleich im Anfange dieſe verlaſſen; Alle eilten auf das Verdeck und ſahen ſchon, wie die Mannſchaft vom Lande das Schiff beſtürmte. Thorſtein, Roſſing, Gerhard, Lothar und Ingier waren mitgegangen, um alle unnöthige Grauſamkeit gegen die Gefangenen durch ihre Gegenwart zu verhindern, Styge aus jugendlicher Luſt, ein ſolches Abenteuer zu beſtehen, und weil er die innere Unruhe, die auf ihm laſtete, betäuben wollte. Sollte, ſagte Thorſtein, der Haupträdelsführer auch gefangen ſein? Wie ich weiß, iſt dieſer ein Ausländer, ein Deutſcher, wie man behauptet, der auf den Schiffen vieler Nationen, in allen Welttheilen, als Matroſe gedient hat und jetzt, wahrſcheinlich um dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen, ſich hier verborgen hält. Nach Allem, was ich von ihm vernommen habe, zweifle ich nicht, daß er der Urheber dieſes Anſchlages iſt. — Man verſammelte ſich in der zierlichen Kajüte, die hell erleuchtet war, und ließ die Gefangenen vorführen. Einer erſchien nach dem Andern, die Meiſten trotzig, Einige verzagt, Wenige ſo, daß man merken konnte, ein verbrecheriſches Leben ſei ihnen noch fremd. Endlich, es war der Letzte, weil er am erſten in den Raum hinuntergeſtiegen war, und an den hinterſten Plätzen geknebelt und gebunden gelegen hatte, ward ein Menſch vorgeführt, ſchon hoch an Jahren. Er hatte ein trotziges, finſteres, noch immer drohendes Ausſehen, ſeine Sprache verrieth ihn, und als Thorſtein ihn deutſch anredete, antwortete er ingrimmig: Dich ſuche ich, Dich; denn Du haſt mich in das wilde Leben hineingeſtürzt. Und räche Dich jetzt; ſeit Jahren rührt Alles, was Dir Verdruß macht, von mir her. — Thorſtein betrachtete ihn genau, aber erkannte ihn durchaus nicht. Menſch, ſagte er, ich kenne Dich nicht; ich hab' Dich nie geſehn. Indeſſen war er Gerhard aufgefallen. Dieſer betrachtete ihn genau und glaubte ihn zu erkennen. Biſt Du nicht der Knecht, fragte er, aus dem Gaſthofe ohnweit Wolfenbüttel, den wir gefangen nach England mit uns führten? Gerhard hatte ihn ſpäter in England geſehen; er hatte es dahin gebracht, daß er nach einer ziemlich gelinden Strafe freigelaſſen wurde. Ich bin es, antwortete der Räuber, und Thorſtein war über dieſes Zuſammentreffen erſtaunt. Aus den ſpätern Verhören erfuhr man, daß er ſeine Strafzeit unter Verbrechern mancherlei Art zugebracht hatte; dadurch zum vollendeten Böſewicht kunſtgemäß erzogen, lebte er lange als Taſchendieb, ging, um der Strafe zu entgehen, als Matroſe mit einem holländiſchen Schiffe, diente dann nach einander auf den Schiffen vieler Nationen, lud eine Menge Verbrechen auf ſich und glaubte ſich zuletzt nur hier, in dieſer entfernten Gegend, ſicher. Er war mit einem norwegiſchen Matroſen, der nicht viel beſſer war, hierher gekommen, erfuhr, daß Thorſtein hier lebte, und verband ſich mit ſeinen Feinden, um ſich zu rächen.

Dieſe gefährliche Rotte, die bis jetzt der Gemeinde ſo viel Unruhe gemacht hatte, wurde nun den Gerichten überliefert. Zufrieden mit der glücklich gelungenen That, würde man den übrigen Theil der Nacht nach einem ſo ſtürmiſchen Tage ruhig zugebracht haben, wenn nicht die Furcht, daß Nannis Geliebter in den Gebirgen verloren gegangen ſei, Alle beunruhigt hätte. Sie brachte die Nacht in Thränen, Flinthough im Gebet zu.

Der gefürchtete Mittwoch erſchien. Da derjenige, der nach der Vorladung an dieſem Tage das Gut mit Vollmacht übernehmen ſollte, jetzt unter ihnen lebte, aber unter ſo ganz veränderten Umſtänden, ſo blieben ſie ungewiß, was nun geſchehen ſollte, und dennoch ſehnten ſie ſich nach Entſcheidung, wie ſie auch ausfallen möchte. Sie brachten einen Theil des Tages ſehr unruhig zu. Von dem verſchwundenen Lindrup waren noch keine günſtigen Nachrichten gekommen; von der Uebernahme des Gutes vernahmen ſie nichts, und von Styge, der die Nacht bei dem Bauer, der ihn zuerſt traf, und der ſich das Recht, ihn zu beherbergen, nicht wollte nehmen laſſen, ſchlaflos zugebracht hatte, konnten ſie keine Auskunft über die nächſte Zukunft erwarten. Gleich nach Mittag ſah man ein Boot anlegen, ein ältlicher Mann mit ſtrengen Zügen ſtieg heraus, ließ ſich nach Thorſteins Wohnung führen, und man merkte, wie er alle Gegenſtände um ſich her mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit und immer ſteigender Verwunderung betrachtete. Er trat in das Zimmer herein, als eben die Geſellſchaft die Mittagsmahlzeit beendigt hatte. Ich bin Sven Thor, ſagte er, und ſein Sohn ging ihm freudig entgegen; er hielt ihn aber mit ernſthafter Miene von ſich weg. Ich bin, fuhr er fort, wie Sie wiſſen, darum hier, um mein väterliches Erbe in Empfang zu nehmen; die Kaufſumme zahle ich aus. Roſſing, empört über die ruhige Kälte, mit welcher er ſprach, ging ihm entgegen. Mein Herr, ſagte er, wir wünſchen dieſes Geſchäft ſchnell beendigen zu können. Eine andere Veranlaſſung hat die Beamten hergebracht; der Termin war indeß auf heute feſtgeſetzt, und Alles iſt zu Ihrem Empfang bereit; denn ich und die zwei Bauern, die mit mir bis jetzt das Gut bewohnten, haben es geräumt. — Ich danke, antwortete der etwas verwunderte Sven, ſchon höflicher, für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie meinen Wünſchen entgegengekommen ſind. Dem jungen Styge ſtockte der Athem, alle Frauen blickten den ernſthaften Mann mit Furcht an, und Thorſtein und Roſſing ließen eilig Wagen vorfahren. Beide fuhren mit Sven nach dem Gute, die Beamten folgten, und man nahm die nothwendigen Papiere mit. Als nun Sven Thor ſein ganz verändertes väterliches Erbtheil wiederſah, erſchrak er faſt. Ein Palaſtähnliches Gebäude nahm ihn auf mit glänzenden Sälen, die alle leer ſtanden. Nur zwei Stuben und eine Bedientenkammer waren, um ihn aufzunehmen, freundlich eingerichtet. Man zeigte ihm Alles, jede Einrichtung. Sie fuhren nach den freundlichen, jetzt verlaſſenen Bauerwohnungen. Alles ſetzte ihn in Verwunderung. In der That, ſagte er, ſchon überwältigt, man hat dieſes vormals ſo wüſte Gut in ein Paradies verwandelt. Die vormaligen Beſitzer hatten ſich eingefunden, ſie führten ihn freundlich umher; als ſie aber dieſe Aeußerung hörten, konnten ſie einen Seufzer nicht unterdrücken. Man ſah, daß er mit einer innern Bewegung kämpfte. Jetzt übergab man ihm, was an Federvieh, Geräthen und dergleichen nach einem Verzeichniſſe zu überliefern war. Das Gut fordert jetzt, ſagte Roſſing, der fortdauernd eine kalte Ruhe zeigte, eine viel größere Einrichtung, mehr Geräthe. Wir ſind übereingekommen, Ihnen alles Nöthige zu überlaſſen, wenn Sie es gegen eine mäßige Summe annehmen wollen. — Sven ſah mit Erſtaunen, daß das größte, beſtgenährte Federvieh, die ſchönſten Geräthe unter diejenigen, die, als dem Gute zugehörig, abgeliefert werden ſollten, geſtellt waren, und ſeine Verwirrung ſtieg immer höher. Auf Roſſings Vorſchlag erwiederte er nur, höflich ablehnend: Davon ſprechen wir ſpäter. Es war Abend geworden. Das Vieh iſt, wie Sie wiſſen, jetzt in den Sätereien, hier iſt das Verzeichniß, ſagte Roſſing, und ich denke, wir können jetzt zum Abſchluß eilen. Nein, nein, rief Sven Thor heftig, ich beſchwöre Sie, jetzt noch nicht. Was ich geſehen, was ich erfahren habe, überraſcht, erſchüttert mich. Bei Gott! man hat mich arg, ſehr arg getäuſcht. Wollen Sie die Güte haben, mir meinen Sohn zu ſchicken? Legen Sie es nicht falſch aus, wenn ich jetzt allein zu ſein wünſche. Es ſollte mir leid, ſehr leid thun, wenn ich Ihnen unhöflich erſchiene. — Thorſtein und Roſſing entfernten ſich ſtill; ihr Benehmen zeigte, daß ſie das Peinigende ſeiner Lage erkannten und ehrten.

Sven Thor ging in ſeiner einſamen Stube in einer ſeltſamen Bewegung auf und ab; da trat ein alter Bauer herein. Guten Abend, Sven, ſagte dieſer. Lange ſah ich Dich nicht. Der Bauer trug einen langen grauen Bart und blickte den erſchütterten Sven freundlich an. Es dauerte ziemlich lange, ehe dieſer den alten Mann erkannte. Biſt Du nicht Styr Mogenſen? fragte er endlich und reichte ihm die Hand. Der bin ich, antwortete der Bauer, und habe Dich oft auf meinem Schooße geſchaukelt. Du warſt als Junge ſchon ein harter Klotz und biſt es geblieben, wie ich ſehe; aber ich hatte Dich damals lieb, wie wild Du Dich auch gebehrden mochteſt, und alte Liebe roſtet nicht. — Höre, Mogenſen, ſagte Sven, was hat dieſe Menſchen zu der großen Nachgiebigkeit bewogen? Die Forderung muß ihnen doch ſehr hart fallen? — Was? Das will ich Dir wohl ſagen. Sven, wo Vater Thorſtein lebt und etwas über die Bauern vermag, die ſeine Kinder ſind — ja das ſind wir, wir alle; denn er hat uns in Wohlſtand verſetzt und unſere Kinder in Gottesfurcht erziehen laſſen; er hat Böſes und Gutes mit uns getheilt, und Schufte wären wir alle, wenn wir ihn nicht liebten — die Thränen rollten die gerunzelten Backen herunter und benetzten den grauen Bart — ja, ſiehſt Du, wo Vater Thorſtein lebt und der alte Prediger, den geſtern vor unſer aller Augen Gott in der Kirche zu ſich rief, als er ſegnete, da gilt das Recht etwas, da wird, was man rechtlich fordern kann, willig und freundlich und ohne Murren geleiſtet. — In der That, lieber Mogenſen, man hat mir dieſen Mann falſch geſchildert, ſagte Sven, und hätte ich ihn ſo gekannt, nie wäre ich auf die Weiſe erſchienen, wie Du mich ſiehſt. Er konnte die innere Rührung nicht unterdrücken. Habe ich das nicht immer geſagt? Habe ich Dich nicht vertheidigt, rief Styr, wenn man Dich hart tadelte? Ich kenne Dich ja. — Ich danke Dir, lieber Styr, antwortete Sven. Sein Sohn trat herein, und er bat den Alten, ſeinen Beſuch zu wiederholen, aber ihn jetzt zu verlaſſen.

Der Sohn erzählte jetzt Alles, was ſeit ſeiner Ankunft in Bergen geſchehen war. Die Nichtswürdigkeit des Advokaten war zu augenſcheinlich, und die Ereigniſſe des geſtrigen Tages erſchütterten den Vater. Lieber Vater, ſagte der Sohn, als er die Erzählung geendigt hatte, Du weißt, ich pflege Dir nichts zu verheimlichen, ja, ich habe Dir verſprechen müſſen, wenn ich liebte, ſollteſt Du mein erſter Vertrauter ſein. — Sven horchte aufmerkſam. — Du haſt mir meine Kälte vorgeworfen; ich ſah viele ſchöne Mädchen, ich weiß ſelbſt nicht, warum ſie mich kalt ließen. Aber jetzt, jetzt iſt das Herz bezwungen, mein ganzes Daſein gehört ihr zu. — Und wem denn? fragte der Vater. Roſſings Tochter, antwortete der Sohn. Der Vater lächelte. Seltſam muß ſich Alles fügen, ſprach er; aber liebt ſie Dich? Doch ich zweifle kaum; wie Du ihr erſchienen biſt, mußt Du Eindruck gemacht haben, wenn ihr Herz frei iſt. — Sie liebt mich, Vater! ja, ich weiß es! rief der Jüngling. Zwar ſprach ſie nur wenig, aber es giebt halbe Worte, ein geheimes, ſtilles, ſchüchternes Einverſtändniß — ich weiß, ſie liebt mich. — Wohl, mein Sohn; vielleicht löſt ſich der verworrene Knoten ſo am leichteſten, ſagte der Vater. Jetzt geh, ich muß allein ſein. Ein paar Tage hindurch will ich keinen Menſchen ſehen, keinen, hörſt Du? Du ſtehſt ja freundlich mit Allen; berede ſie, wie Du kannſt, daß ſie mir dieſe Zeit gönnen. John bringt mir das Eſſen, welches, iſt mir einerlei; Du kannſt es beſorgen. Und dann, mein Sohn, — mich ängſtigt das leere Haus; ſuche Roſſing zu bewegen, daß er Alles wieder herbringen läßt, Alles in die alte Ordnung ſetzt; ich bleibe in dieſem glücklicherweiſe entfernten Zimmer. Man muß ſich nicht um mich bekümmern. Auch die Bauern ziehen wieder in ihre Hütten ein.

Styge verließ den Vater voll Freude. Eine glückliche Zukunft lachte ihm entgegen. Herr Roſſing, ſagte er, als er Thorſteins Wohnung erreichte, furchtſam und ſchüchtern, ich habe eine Bitte an Sie. Brächte ſie mein Vater unmittelbar vor, würde ſie beleidigend erſcheinen. Ich darf ſie im Vertrauen auf Ihre Güte wagen. Mein Vater hat ſich noch nicht entſchieden erklärt; aber ſein Entſchluß iſt gefaßt, er übernimmt das Gut nicht, ich verſichere es bei meiner Ehre, ich kenne ihn. Nun hat er mir den Auftrag gegeben, Sie zu bitten, daß Sie Alles, was Sie aus Ihrer alten Wohnung ausgeräumt haben, wieder dahin bringen laſſen. — Vor ſeiner Erklärung, rief Roſſing heftig, nimmermehr. Styge erblaßte, Sophie zitterte. Lieber Roſſing, ſagte Elſe, iſt es des Mannes wirklich unwürdig, ſich nach einer Schwäche, einer Krankheit eines braven Mannes zu richten, der offenbar ſelbſt vergeblich gegen ſie ankämpft? Deine Elſe hat Recht, rief Thorſtein. Ich würde, ſo wahr Gott lebt, ſtillſchweigend Alles in meine Wohnung bringen laſſen, rief Lothar, deſſen Ausſpruch in kritiſchen Ehrenſachen Alles galt. Roſſing wurde von allen Seiten beſtürmt und gab, etwas verdrießlich, nach. Leichter ließen ſich die Bauern überreden, als ſie ſahen, daß Roſſing Alles einräumte. Der Mann, ſagten ſie, kann doch unmöglich die Grauſamkeit haben, uns zum zweiten Male zu vertreiben. Zwei Tage vergingen mit dem Umziehen. In dieſer Zeit waren Nachrichten von dem verſchwundenen Lindrup gekommen, die leider nicht ſehr tröſtlich waren. Man hatte ſeinen verſtümmelten Führer in einem wüſten Thale des entfernteſten Gebirges gefunden. Lindrup hatte ihn verlaſſen, um in den nächſten Sätereien Hülfe zu ſuchen. Aber er mußte ſich verirrt haben. Thaulow, der den Führer gefunden hatte, ſuchte jetzt Lindrup; aber auch er war noch nicht erſchienen. Thaulow wird ihn finden, rief Dorothea mit Zuverſicht und zeigte keine Spur von Aengſtlichkeit. Aber die Uebrigen ſchüttelten bedenklich den Kopf. Finden wohl, meinten ſie, aber wie? Man wußte nicht, wie man dieſe Nachricht der armen Nanni mittheilen ſollte, die unbeſchreiblich leidend dalag; und jetzt, da Alles ſich ſo freundlich zu geſtalten ſchien, mußte noch dieſes unglückliche Ereigniß Sorge und Kummer erwecken.

Der dritte Tag kam. In den drei Wohnungen war Alles in der alten Ordnung. Roſſing ließ ſich von Styge, der mit ſeinem Vater geſprochen hatte, überreden, ein Gaſtmahl anzurichten und alle Freunde einzuladen. Laſſen Sie ein Kouvert für den Vater legen, bat er, und man konnte dem freundlichen, innerlich bewegten Jünglinge nichts abſchlagen. Eben als man ſich zur Tafel verfügen wollte, erſchien Sven Thor. Verzeihen Sie, ſagte er, wenn ich Sie ſtöre. Ich freue mich, Alles in der alten Ordnung zu finden. Aber ich konnte die Bitte, die ich wagen will, nicht dem Manne vortragen, den ich vertrieben hatte. Nein, die mußte in einer wohleingerichteten Wohnung laut werden, und wahrlich, anmuthiger kann kein Menſch wohnen. — Roſſing war ihm höflich entgegen getreten. Sie haben eine Bitte? ſagte er. Ja, antwortete Sven, und zwar dieſe: Styge liebt Ihre Tochter, ich halte in ſeinem Namen um ſie an. Roſſing ſtutzte, doch ſchien ihn die Bitte nicht zu überraſchen. Es war, wenn auch etwas Ungewöhnliches und Seltſames, ſo doch Edles in Svens Benehmen, was Vertrauen einflößte, ja, zu fordern ſchien. Roſſing liebte den graden Weg, den raſchen Entſchluß. Und ich kann Sie verſichern, antwortete er, im Namen meiner Tochter, daß ſie Ihren Sohn nicht abweiſen wird.

Alſo hatteſt Du Recht, Junge, ſagte Sven, gegen ſeinen Sohn gewandt, als Du mir Deinen Sieg ſo zuverſichtlich verkündigteſt. Sophie und Styge umarmten ſich, die Aeltern ſegneten den Bund. Styge wird ſich freilich ſehr wohl in dem Hauſe ſeiner Schwiegeraltern befinden, ſagte Sven, aber wo ſoll ich hin? Bleiben Sie hier, riefen Alle; betrachten Sie, was wir haben, als Ihr Eigenthum. Sie haben uns unbeſchreiblich glücklich gemacht.

Ingier kam eilig herein. Die Engländer ſind da, rief er. Engländer? ſagte Sven und ſah düſter vor ſich hin. Soll ich auch hier dieſes verhaßte Volk treffen? Die Mahlzeit ward auf eine ſpätere Stunde verſchoben; man ging den Gäſten entgegen, und als Lord Norton und die beiden jungen Engländer hereintraten, erblaßte Sven, und Styge zitterte. Aber kaum hatte Lord Norton Sven Thor entdeckt, als er ihm freundlich entgegenging. Das Teſtament iſt gefunden, rief er, und wir haben Sie überall geſucht. Wir hörten, Sie wären in Bergen, wir eilten dahin und erfuhren, daß Sie hierher gereiſt wären. Sie haben uns verkannt, aber wir müſſen Ihnen verzeihen. Die Art, wie das Teſtament verſchwand, war ſo ſeltſam, daß es Verdacht erregen mußte. Wären meine beiden Neffen, die Sie hier ſehen, mündig geweſen, der

Prozeß hätte nicht ſtattgefunden; aber ich als Vormund war leider geſetzlich verpflichtet, ihn zu führen. Das Seltſamſte iſt, daß dieſes Teſtament ſich Jahre lang in Deutſchland umhergetrieben hat. — Sven Thor hörte mit Erſtaunen; er erfuhr, daß ſeine Frau, im Beſitze des ganzen Vermögens auf rechtlichem Wege, ſeine Rückkunft erwartete.

Bald nachdem die letzten Nachrichten von Lindrup, die ſo große Beſorgniſſe erregten, angekommen waren, war mit Nanni eine ſeltſame Veränderung vorgegangen, ſie hatte alle Angſt verloren. Lindrup iſt gerettet, ſagte ſie mit Zuverſicht; ſie nahm an der Geſellſchaft Theil; heute blickte ſie bewegt und unruhig jedes Mal nach der Thür, wenn ſie geöffnet wurde, und in der That, kaum war die Mahlzeit geendigt, da öffnete ſich die Thür, und Thaulow flog in Dorotheas, Lindrup in Nannis Arme.

Alle waren nun glücklich, alles Drohende war aus der Gemeinde verſchwunden, Gerhard und die Engländer blieben noch einen Monat, Ingier kam ab und zu von ſeinen Felſen, Thaulow der Aeltere von ſeinem Komtoir. Alle Bauern jubelten, und in der ganzen Gegend hieß es, Engel beſchützten das liebliche Thal, in welchem Thorſtein walte und Flinthough das göttliche Wort verkündige.

Die beiden Hochzeiten, die Styge mit Sophie, Lindrup mit Nanni verbanden, waren vorbei. Styge und Lindrup blieben in dem freundlichen Thale, der Erſte eine Stütze für Roſſing, der Zweite mit der Ausſicht, der Nachfolger des alten Sorenſkrivers zu werden. Sven Thor reiſte nach England zurück.

Einſt bat Flinthough Roſſing, ihm eine Stunde zu ſchenken. Ich habe Briefe von Burow, ſagte er. Sophie iſt in ihrem Kloſter geſtorben. Die letzten Ereigniſſe, die ſie ſo heldenmüthig trug, ſcheinen doch ihre Geſundheit geſtört zu haben. — Nie kann ich ohne Wehmuth, ohne innern Vorwurf an ſie denken, erwiederte Roſſing und blickte die junge Frau, die ſich in ihrer Liebe ſo glücklich fühlte, und deren Name das Andenken an die ältere Sophie lebendig erhielt, mit Rührung an.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

BIBL. UNIV.
MONAC.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Dreizehntes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Dreizehntes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1838.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Malkolm.

Eine norwegiſche Novelle

von

Henrich Steffens.

Erſtes Bändchen.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1838.

A D
BIBL UNIV.
MONAC.

Skie nennen die Skandinavier ihre Schneeſchuhe, die man von gleicher Form nicht allein bei den Lappen, ſondern auch bei den nördlichen Ruſſen, Mongolen und Nordamerikanern findet. Es ſind ziemlich dünne Bretter, drei bis vier Zoll breit und drei, vier bis fünf Fuß lang, vorn und hinten aufwärts gebogen, in der Mitte gerade und unten äußerſt glatt, die untere Fläche zuweilen mit Seehundsfell bekleidet. Die glatten Haare liegen dann rückwärts. Dieſe Schneeſchuhe werden durch Weidenzweige an die Füße befeſtigt. Oft iſt der eine kürzer, damit man bei dem Hinanlaufen der Berge einen beſſern Halt gewinnt. In der Hand hält der Skieläufer einen Stab, um damit durch Fortſtoßen ſeinen Lauf zu beſchleunigen. Dieſe Schneeſchuhe tragen den Norweger über die Schneeflächen mit einer großen Schnelligkeit, die bis in's Unglaubliche geſteigert wird, wenn er die oft ſehr ſchroffen Abhänge hinabläuft. Wer nicht von Kindheit an ſich geübt hat, wird nicht im Stande ſein, ſich im Gleichgewichte zu erhalten, wenn er mit Pfeilſchnelle von Gebirgshöhen in die Thäler hinabeilt oder wenn er genöthigt iſt, einen kühnen Sprung über eine Felſenkluft zu wagen. Die norwegiſchen Jünglinge, ſelbſt aus den höhern Ständen, wenn ſie nicht in den größern Städten durch die Erziehung verzärtelt ſind, ſetzen einen Stolz darein, als gewandte und kühne Skieläufer zu erſcheinen. In den Kriegen zwiſchen den beiden Nachbarvölkern ſah man Kompagnien von eingeübten Skieläufern in den ſonſt für eine jede kriegeriſche Unternehmung unzugänglichen Gebirgen gegen einander fechten. Noch jetzt dienen dieſe als leichte Truppen. Die norwegiſche Uniform iſt roth, die ſchwediſche blau, und um auf ihren, oft ſehr gewagten, Ausflügen zu täuſchen, war in frühern Zeiten das rothe Kleid des norwegiſchen Skieläufers blau, das blaue Kleid des ſchwediſchen roth gefuttert, ſo daß mit umgekehrten Röcken der Schwede für einen Norweger, der Norweger für einen Schweden, wenigſtens aus der Ferne, gelten konnte. In den Grenzgegenden von Norwegen hört man oft mancherlei abenteuerliche Erzählungen von den Streifzügen dieſer Truppen. Eine ſolche, die ich in meiner Jugend oft erzählen hörte, will ich dem Leſer mittheilen.

Ein Trupp ſchwediſcher Skieläufer hatte die Abſicht, ein norwegiſches Grenzſtädtchen nächtlich zu überfallen. Sie ſuchten den Weg über die unwirthbarſten

Gebirge und zwangen einen Bauer, als Wegweiſer zu dienen. Dieſer ſchritt, eine Laterne tragend, rüſtig vor den ſchwediſchen Skieläufern her, die ihm in der finſtern Nacht über Berg und Thal folgten. Er führte ſie über eine waldige Bergebene, deren dunkle Tannen einen finſtern Schatten auf den Schnee warfen. Der Führer war nicht zu erkennen, nur ſeine Laterne ſah man, wie im Fluge, über die Fläche eilen. Die Skieläufer eilten nach. Aber der Führer, mit der Gegend wohl bekannt, erreichte eine Stelle, wo eine lothrechte Bergwand nach einem fürchterlichen Schlunde ſich hinabſtürzte. Hier warf er die Laterne in einer ſchrägen Richtung in den Schlund hinab, und ſchlüpfte ſchnell und unbemerkt zwiſchen die Bäume. Die Schweden ſehen die Laterne, eilen, in unaufhaltſamem Laufe, dem Scheine nach und ſtürzen zerſchmettert in den Schlund hinab.

Es war vier Tage vor dem Weihnachtabend und ein klingender Froſt. In dem hohen Gebirge, da, wo ſchon die Fichten und Tannen als niedriges Geſtrüppe erſcheinen, und nur die Birken noch einigermaßen gedeihen, lag, an einem Abhange, eine einſame Hütte.

Im Sommer diente ſie als Säterei (Sennhütte); jetzt war ſie verlaſſen. Der tiefe Schnee bedeckte die ganze Hochebene. Das niedrige und dunkle Tannen- und Fichtengeſtrüppe war ſchwer mit Schnee beladen, ſchroffe Felſenwände traten als mächtige, finſtere Parthien hervor, und die Hütte ragte kaum mit dem ſchwer beladenen Dache aus den Schneemaſſen hervor. Gegen Norden und Weſten, nach der Anhöhe zu, war ſie ganz bedeckt, gegen Oſten und Süden blickten die dunkeln Wände hervor, und ſtarke Eiszapfen hingen von dem Dache herunter. Auf der weſtlichen Seite war der Schnee mühſam von dem Eingange weggeräumt; in einiger Entfernung ſah man die mächtige Maſſe deſſelben aufgehäuft und Stufen hineingearbeitet, die zu dem kleinen, entblößten Raume vor dem Hauſe führten.

Es war in der Morgendämmerung; der Mond, im letzten Viertel, ſchien kalt und ſeltſam in die öde, hohe, verlaſſene Gegend hinein, und einzelne Sterne flimmerten noch an dem wolkenloſen Himmel.

Zwei Männer traten aus der Hütte hervor, ein älterer, mit einem Mantelſacke belaſtet, in einen dicken Ueberrock eingehüllt, ein jüngerer, für die Jahreszeit äußerſt leicht bekleidet; Beide trugen die langen Skie auf den Schultern. Sie ſtiegen langſam und bedächtig die Schneeſtufen hinan, blickten ſpähend in die Dämmerung hinein und banden die Skie an die Füße. Torger, ſagte Storm, der jüngere, zu ſeinem rüſtigen Begleiter, das Wetter begünſtigt uns, der Morgen ſteigt heiter und klar herauf, der Schnee liegt feſt, wir werden ſchnell über das Gebirge wegſchreiten und ich Glücklicher werde meine Dorothea überraſchen, werde wenigſtens zwei Tage früher in Swennaes ankommen, als der Schlitten, der ſich unten mühſam durch die Thäler winden muß. Ja, antwortete Torger, die Dordi wird ſich freuen und ich auch, habe ich doch das liebliche Kind, ſeit Ihr Euch vor drei Jahren weinend trennen mußtet, gar nicht geſehen. Gewiß iſt ſie in der Zeit noch ſchöner geworden. Vorwärts! rief Storm und warf einen ſtillen Blick auf die öde Hütte, in welcher ſie die Nacht zugebracht hatten.

Mühſam erſtiegen ſie eine bedeutende Höhe, und von der großen Anſtrengung, der ſchneidenden Kälte ungeachtet, erhitzt, erreichten ſie die weite Gebirgsebene. Die Morgendämmerung war indeſſen gewichen; aus der Ferne erhoben ſich, in Kegelform und als ſpitzige Hörner, mächtige Berge, ſchneebedeckt, von den Strahlen der niedrigſtehenden Sonne glühend erleuchtet. Die weite Ebene dehnte ſich einförmig nach Weſten und Norden aus, aller Baumwuchs war verſchwunden, und die erſtarrten, ſchneebedeckten, kahlen Bergſeen von der Felſenebene nicht zu unterſcheiden. Tiefe Schluchten ſchnitten wild in die Ebene ein, zerſtreute Berge erhoben ihre Häupter, und wie die Sonne höher ſtieg, glänzte Alles von ihrem röthlichen Scheine.

Torger betrachtete die Gegend mit großer Aufmerkſamkeit. Wie lebhaft erinnere ich mich der Zeit vor vier Jahren, als ich im heißen Sommer hier oben eine angenehme Kühlung genoß, ſagte Storm. Wie ganz anders war damals die Gegend! Hier wuchs das dünne Gras, der Zwergbäume dunkles Grün wechſelte mit den Alpenpflanzen, die nicht ſelten mit ihren weißen Blumen über die kleinen Gipfel ragten; in den höhern Gegenden dort lagen einzelne Schneeflecken, und die kahlen Bergſeen glänzten hier und da zwiſchen den Höhen hervor. Allenthalben hörte man das Waſſer rieſeln, aber dennoch ſchien mir die Gegend damals wüſter und, wenigſtens in der nächſten Umgebung, unangenehmer, als jetzt in dem reinen jungfräulichen, unberührten Winterſchmuck. Ja, die raſche, heitere Kälte, die alle Nerven ſtärkt und zur beſtändigen Thätigkeit, zur rührigen Beweglichkeit auffordert, der Athem, der ſich in Nebel verdichtet, die Sonne, die auf die kalte weiße Fläche ſcheint, haben für mich etwas Reizendes, Anſpornendes, daß ich recht innig fühle, wie ich meinem Vaterlande angehöre, und gern die befriedigte Sehnſucht nach südlichen Ländern und ihrer bunten Herrlichkeit aufgebe. Doch, traten jene fernen, ſtolzen, ſchneebedeckten Gipfel damals, im Gegenſatz gegen die entblößte Umgebung, greller, kühner hervor; ſie lagen als eine wunderbare, fremde Welt da. Jetzt ſind wir, auch von ihnen entfernt, in ihre Mitte hineingezogen. Sie aber legen den reinlichen, blendenden Anzug nie ab, ſie kleiden ſich in Morgenroth und hüllen ſich magiſch in Nebel ein, und wenn der Regen, in ſchmutziger, trüber Vermiſchung, ſtrömend in die dunkeln Schluchten von dieſer Ebene ſich herabſtürzt, fliegen die weißen Flocken um jene Gipfel und erneuern das ewig glänzende Kleid. —

Storm verlor ſich in die großartige Umgebung. Berge von ungeheurer Größe, in weiter Ferne, ſchienen nahe gerückt. Bergrücken dehnten ſich in die Länge, Kegel, Zacken, Spitzen, Pyramiden erhoben ſich, ein jeder Schritt veränderte die Stellung, ein magiſcher Wechſel von Schatten und Licht verklärte das Ganze; die ſchroffen Felſenwände ſtanden dunkel neben den ſchneebedeckten Abhängen und wechſelten oft ſtreifenweiſe. Eine weite Gegend, ein Reich der Ausdehnung nach, lag vor ihm. Tief in der größten Entfernung, im weiteſten Hintergrunde, wo die Berge auseinander traten, wo man durch eine Reihe von an einander gedrängten, gewaltigen Höhen von der mannigfaltigſten

Form hindurchblickte, wo der helle Himmel in ſchneidenden Umriſſen das Entfernteſte klar und deutlich dem Auge nahe rückte, lag eine Felſenſpitze ganz in Morgengluth, wie ein ſeltſames Feuerbild, wie eine zweite Sonne, um das wunderbare Gemälde abzuſchließen.

Der ſüdlichere Bewohner der Flächen kann einen ſolchen Anblick kaum auf eine heitere Weiſe genießen. Das Erklettern der Höhen erſchöpft, ermüdet ihn; von der ſtrengen Kälte ſteht er zähneklappernd da, die mächtige Umgebung erdrückt, das Gefühl der gewaltigen Natureinſamkeit, in deren furchtbare Mitte er verſetzt iſt, ängſtigt ihn, und mit Scheu und Furcht blickt er um ſich. Der rüſtige Norweger kennt dieſe Angſt nicht. Er iſt heimiſch in dieſen Gegenden, der mächtige Geiſt der Schneewelt, deſſen Daſein man in den fruchtbaren Thälern kaum ahnet, iſt ihm verwandt, er weiß, daß er ſie beſiegen kann, und wenige Stunden bringen ihn aus der Mitte des einſamſten Gebirges nach der traulichen Wohnung.

Danken wir Gott, ſagte Torger, daß jene Berge ſo unveränderlich ſind; ſie müſſen uns als Führer dienen. Siehſt Du den mächtigen Berg dort, der uns ſo nahe zu liegen ſcheint und wohl ſechs bis ſieben Meilen entfernt iſt? — Es iſt der Mugnafield, rief der Jüngling; er ſuchte, nicht ohne Selbſtgefälligkeit, ſeinen

Begleiter zu überzeugen, daß er die Eindrücke ſeiner Jugend feſtgehalten habe, und zeigte nach den fernen Hörnern der Horrunger, nannte den Bitifield, Senſengfield, Remmifield, Grindedabden, Suletind und gegen Südweſt das Skogshorn. Dort, ſprach Torger, nördlich vom Skogshorn, führt unſer Weg hin. Freilich war ich um dieſe Zeit nie in dem hohen Gebirge, es haben Wenige in unſerer Gegend es je gewagt, und Du haſt mich zu einem kühnen Unternehmen verleitet. Bleibt aber der Himmel heiter, wie bisher, dann ſoll es uns wohl gelingen.

Beide hatten ſich von dem Bergſteigen erholt, die Kälte mahnte an Bewegung, und in fliegender Eile ging es über die Fläche fort, an Abgründen vorbei. Bald erſtiegen ſie mäßige Höhen, bald flogen ſie mit der Schnelle abgeſchoſſener Pfeile in die Thäler hinab. Wenige Augenblicke verſetzten ſie aus der Region des ewigen Eiſes in die tiefern Thäler und unter ſchneebeladene Bäume. Stillſchweigend eilten ſie, nur ab und zu in kurzen Augenblicken Athem ſchöpfend, immer weiter, und als der Mittag ſich näherte, erkannte Torger in einem ſchützenden Thale einen Platz, der ihm günſtig zum Ausruhen ſchien. Ueberragende Felſen bildeten hier eine Art offener Grotte, und der heimliche Raum war von großen Tannen beſchützt, ſo daß nur wenig Schnee hineindringen konnte. Leicht war dieſer von den Felſenblöcken weggeräumt, ein Sitz bereitet und der Platz vor der Grotte gereinigt. Emſig trugen ſie nun dürre Zweige zuſammen, ſchüttelten den Schnee ab, und bald loderte ein mächtiges Feuer vor der Oeffnung. Ein Keſſel ward von dem Mantelſack losgebunden, mit Schnee gefüllt, und das kochende Waſſer mit Zucker und Rum gemiſcht. Toddy, wie er in Norwegen von den Reiſenden oft getrunken wird, ſtärkte und wärmte die Ermüdeten, während ſie mit geſundem Appetit Schinken und Rennthierbraten genoſſen.

Es iſt ein ſchöner, traulicher Platz, begann Storm; die Flamme erleuchtet und erwärmt die Grotte, und eine mäßige Luftbewegung entfernt den Rauch. Eine ſolche Mahlzeit, von aller Welt entfernt, von wilden, einſamen Gebirgen rings umgeben, nach einer anſtrengenden Bewegung, wie unſere war, genoſſen, gewährt doch einen Genuß, den wir vergebens in der Nähe unſerer Wohnungen ſuchen, der den Städtern unbekannt iſt. — Ja wohl, erwiederte Torger, dieſer Genuß, wie ſo viele andere, iſt uns vergönnt, aber kann er Dir, mein lieber Erik, ſo viele Genüſſe erſetzen, die Du kennen gelernt haſt? Dieſe kurze Zeit der Ruhe iſt mir zu wichtig, als daß ich ſie nicht benutzen ſollte. Als Du von der Reiſe zurückkamſt, als Dein Oheim vorgeſtern Dir freudig entgegentrat, und alle Verwandte und Freunde ſich aus der Gegend, Deine Ankunft erwartend, ſchnell verſammelten und neugierig an Dich herandrängten, da blieb mir wenig Zeit übrig, meine Freude, meine Theilnahme, meine Sorgen zu äußern. Mußteſt Du nicht von England, Frankreich, Italien, Deutſchland reden, von dem großen Kriege, den Du erlebt, zum Theil mitgemacht haſt? Der Prediger wollte die gelehrten Meinungen kennen, die jetzt in Europa herrſchen, der Oheim die politiſchen, die Frauen die Moden, und der Landkrämer die Handelsverhältniſſe und wie ſich jetzt, nach der aufgehobenen Kontinentalſperre, Alles geſtalte. Und dazwiſchen ſprachen ſie von unſerm Norwegen, und wie bedenklich unſere Lage ſei, und ein Jeder ſuchte ſeine Anſicht den Andern zu verbergen. Du warſt faſt begieriger zu hören, als zu erzählen, und alle Geſpräche geſtalteten ſich ſo bunt und verworren, daß es wahrlich ſchwer war, wo nicht unmöglich, den Faden zu verfolgen. Ich rechnete auf dieſe Reiſe, die Du mir vorſchlugſt; ja, deswegen eben nahm ich Deinen Vorſchlag an, ſo tollkühn er mir auch ſchien, und will dieſe Augenblicke und die behagliche Ruhe benutzen.

War ich nicht Dein erſter Lehrer, in der Schulſtube, auf der Jagd, im Skielaufen? Arm, wie ich war, von Deinem Oheim als Bruder behandelt, theilte ich in meiner Kindheit ſeinen Unterricht, in ſeiner Jugend ſeine Thorheiten und, als er reiſte, ſeine Erfahrungen. So lebe ich mit ihm, ſein Kammerdiener, Hausverwalter und Freund, Dein Schulmeiſter und Spielgeſelle, der Vertraute der Bauern und der Rathgeber des alten Oberſten, des Predigers und des Landkrämers.

Aber wenn mir unter allen Verhältniſſen, die mich hier im Lande feſthalten, mein Verhältniß zu Dir, lieber Erik, das liebſte war, ſo war es nur, weil alle andern mich peinigten, ängſtigten. Schon als Knabe war mir die Bauerſtube zu eng; als Dein Oheim mich, den rüſtigen Jungen, ſah und in ſeiner Wohnung aufnahm, ging mir die Welt auf. Er ſelbſt war nur wenige Jahre älter, feurig, verwegen. Ich ward mit ihm erzogen. Alles, was ich lernte, ſteigerte meine Luſt, meine wilde Begierde, in eine größere Welt, in eine mächtigere Umgebung, wo Kraft mit Kraft ringt, einzudringen. Wir kamen nach Kopenhagen, die Revolution hatte ihren Gipfel erreicht, und meine höchſte Sehnſucht war, für die Freiheit zu kämpfen. Wir reiſten; ich ſah Paris, London, Rom, und jetzt verſtand ich, was in uralten Zeiten unſere Vorväter von den einſamen, rauhen Gebirgen nach Süden trieb. Es war nicht die bunte Pracht, wohl aber das volle Leben, nicht der Gegenſtand des Kampfes, vielmehr dieſer ſelber, nicht die Meinungen, um welche man ſtritt, aber der Streit, der mich anzog. Was ſoll ich Dir wiederholen, was Du oft genug gehört haſt: wie ich den Sieg als Boxer in London errang, wie Dein Verwandter mich aus dem Gefängniß in Paris retten, aus den Händen der Räuber in Italien mit einer großen Summe loskaufen mußte, und wie ich, als ich von einer bedeutenden Wunde, in einem Duell erhalten, eben geneſen, in einer Art von ſchwächlicher Reue, die ich tauſend Mal verflucht habe, mich hierherſchleppen ließ, wo ich wie ein Prometheus an dieſen verdammten, öden Felſen geſchmiedet bin, und wo der Adler alle Tage einen Strom Galle mir aus der Leber hackt. Dieſe ſeit Jahrhunderten verſauerten, armſeligen Verhältniſſe, wo Häuſer und Masken wechſelten, aber daſſelbe jämmerliche Spiel ſich auf dieſelbe Weiſe, hier und dort, in vier oder fünf Hütten und Häuſern wiederholt, peinigen, erbittern mich. Wenn Deine Baſe ſcheltend im Hauſe herumläuft, das Fleiſch für den Winter einpöckelt, das Frühſtück hereinträgt, die Wäſche beſorgt; wenn der rüſtige Peer Oeſer, uns gegenüber, der ſeinem Sohne ſchon ſeit Jahren ſein Eigenthum übergab, dick, faul, in ſeiner Nachtmütze, mit dem groſen Meerſchaum-Pfeifenkopfe, den ganzen Tag ſich gähnend auf die Hausbank ausſtreckt; wenn der Oheim ſelber alles früher Erlebte vergeſſen hat und in dem elenden Kreiſe, mit dem Pfaffen, dem Lehnsmanne und dem Oberſten klatſchet, ſpielt und unmäßig trinkt: dann kann ich mich nur durch Neckereien erholen, die ich verachte, wie mich ſelber und mein ganzes erbärmliches Daſein — und mittrinken. — Jetzt, erwiederte Storm, da die Verhältniſſe ſich löſen, die ſeit Jahrhunderten gedauert haben, da das ganze Land in Gährung iſt, könnteſt Du doch, Deiner Geſinnung nach, zufrieden ſein? —

Welche Verhältniſſe löſen ſich, wo herrſcht die Gährung? Erik, könnteſt Du die ganze Menſchenmaſſe vom Nordkap bis Lindernaes auf einen Punkt verſammeln, wäre es möglich, den Menſchen dann die ſüdliche Gluth einzupflanzen, hätten ſie ein Jahrhundert mit einander wechſelnd gekämpft und ſich wieder verſöhnt, dann freilich könnten ſich Verhältniſſe löſen, dann möchten wir es erleben, daß aus einer mächtigen Gährung eine neue Geburt ſich entwickelte. Wo das lebendige Wort Hunderttauſende ergreift, wo die erhitzten Köpfe in dem dichten Gedränge ſich an einander reiben, Theilnahme, Liebe, Wuth, Zorn und Haß, Meinungen und Glaube mit einander ringen, wo ein einziges Zeichen ſtürmiſch alle Gemüther in Bewegung ſetzt, da herrſcht eine Gährung. Aber hier? — Mächtige, von einander getrennte

Länder ſind in genauerer Berührung, als die getrennten Hütten. — Glaubte ich nicht auch an eine Gährung, als das Gerücht erſcholl, daß Norwegen ſich trennen müſſe, als meine alten Freiheitsgrillen durch eine Konſtitution verwirklicht ſchienen? Wollte ich Thor nicht einen Aufſtand erregen? Hatte ich nicht alte nordiſche Sagen aus dem mehr als fünfhundertjährigen Schlummer aufgeweckt, die Redensarten von nordiſcher Treue und nordiſchen Felſen, wie man ſie gern hört, in mannhaften Phraſen geſchickt geordnet, und mit Sentenzen aus der neueſten Zeit, mit den anmuthigſten Floskeln von Freiheit, Volksthum, Konſtitution, Repräſentantenweſen, lockend verbunden? In der That, fuhr er fort und lachte ſarkaſtiſch, ich bildete mir nicht wenig ein, als ich dieſe Rede glücklich zuſammengeſetzt hatte; ſie muß die Felſen in Bewegung ſetzen, meinte ich. Als ich nun aber über Gebirg und Thal fortſchritt, um meine Begeiſterung brockenweiſe hier und da an den Mann zu bringen, und die erſten drei, vier einſamen Häuſer erblickte, fragte ich mich, abgekühlt durch die Wanderung: Was willſt Du? Warum bringſt Du Unruhe und Verwirrung in dieſe friedlichen Wohnungen? Iſt es den Einwohnern nicht völlig gleichgültig, ob ein König allein oder durch eine Repräſentation beſchränkt über ſie gebietet? Welche Gewalt kann

Verhältniſſe, die durch Jahrhunderte ſich gebildet haben, die durch die Geſinnung des Volks, mehr noch durch die mächtige Natur geboten ſind, aufheben oder verändern? Wenn nun der tüchtige Sohn und der rüſtige Knecht ihr Leben gewagt, vielleicht verloren haben, wenn ſie, was Fleiß und Anſtrengung mühſam zuſammenbrachten, verſchleppt haben, was haben ſie gewonnen? Selbſt der Sieg bringt ihnen keine Vortheile und die ſcheinbare Unterwerfung keinen Nachtheil. Nur was ſie thöricht opfern in einem nutzloſen Kampfe, iſt baarer Verluſt. — Ich ging in die Häuſer hinein, ſprach in einem Hauſe von der Erndte, von des Nachbars Sohn und von der bevorſtehenden Hochzeit, erkundigte mich nach der Geſundheit der alten gichtiſchen Frau in einem zweiten und kehrte beſchämt zurück.

Doch die Selbſtſucht verleitet mich, nur von mir ſelbſt zu reden, da ich doch von Deiner Lage ſprechen wollte, die mich ängſtigt. Nur dadurch mag ich entſchuldigt werden, daß ja dieſe ganze Darſtellung meiner gegenwärtigen Lage vollkommen ein Bild Deiner eigenen Zukunft enthält, den Gegenſtand meiner Sorge. Du haſt die Hoffnung, in Swennaes einen großen Beſitz zu erhalten, dort, von aller Welt abgeſondert, ſollſt Du leben. Wozu helfen Dir nun Deine Reiſen, warum bringſt Du einen Schatz von Erfahrungen mit, die Dich quälen werden, aber von denen Du Dir nie einen Gewinn verſprechen darfſt. Wer die Welt kennt, darf in dieſe Einöde nicht zurückkehren. Denke Dir einen Menſchen, von Liebe zur Muſik durchdrungen; laſſen wir ihn jahrelang in dem Genuſſe der herrlichſten Töne, in der Mitte der größten Meiſter ſchwelgen und verdammen ihn dann, die ganze übrige Zeit ſeines Lebens hindurch eine Sackpfeife zu hören; in ihm ſiehſt Du das Bild Deiner Zukunft. Zürnen darfſt Du nicht, wenn ſelbſt Deine Liebe meine Beſorgniß vermehrt. Soll nicht Deine Begleiterin durch das Leben Dich an die ſchönſten Stunden Deines Daſeins erinnern? Leben wir nicht immer mehr in der Erinnerung, als in der Gegenwart? Dordi iſt ein anmuthiges Mädchen, aber in den engſten Verhältniſſen geboren und erzogen, und nichts, was Dich bewegt, wird einen Wiederklang in ihrer Seele finden. Was der Mann treibt, mag er in ſich verſchließen, bis es laut wird durch Wort und That, das ziemt ſich; aber dieſes geheime Treiben hat eine verborgene Seite, die in das Gefühl ſich verſenkt, hat eine wunderbare Sprache, die das Weib nicht blos verſteht, ſondern auch am tiefſten zu gebrauchen weiß. Nur will ſie erlernt ſein. Hier aber iſt Alles ſtumm. —

Während Torger dieſe lange Rede hielt, im Anfange ſpottend, dann wie zürnend, zuletzt faſt weich, blickte Storm in die wirbelnde Flamme, verfolgte den Rauch, der ſich in das Thal, in die höhern ſchneebedeckten Schluchten verlor. Jetzt, als Jener ſchwieg, erhob er das ſchöne, milde, männliche Antlitz, ſchlug die großen blauen Augen auf und blickte ſeinen Begleiter freundlich an.

Torger, ſprach er, weil ich Dich gern durch das wildeſte Gebirg begleitete, Nächte mit Dir in den düſterſten Waldungen zubrachte, hinter den Rennthieren jagte in den höchſten Gebirgen, den Wolf, ja, den Bären ſelbſt als Knabe nicht ſcheute, weil ich die rauſchenden Waſſerſtürze, ſchwindelnde Tiefen, ſchroffe Bergwände, die Eismaſſen in den zerriſſenen Thälern gern aufſuchte, weil die großartige, rieſenhafte Gebirgseinſamkeit mich anzog und ich oft durch verwegene That Deine zürnende Ungeduld dämpfte, überwand, haſt Du Dich von jeher getäuſcht und täuſcheſt Dich, wie ich merke, noch. Ich bin nicht der wild und ungeduldig vorwärts Strebende, der in den verwickelteſten Ereigniſſen, wo Thaten und Gedanken chaotiſch in einem zweifelhaften Kampfe mit einander ringen, die höchſte Wolluſt findet. Mit den Gebirgen bin ich bekannt, das ſtumme Geheimniß der wilden Welt iſt mein eigenes inneres, und eben was Du tadelſt, hat für mich einen unbeſchreiblichen Reiz. Die dauernden, engen Verhältniſſe, dieſe einſamen Wohnungen, die in ſcheinbarer Einförmigkeit eine Welt von Gefühlen, Ahnungen, von Sehnſucht und Luſt einſchließen, erſcheinen mir, zerſtreut in den wilden Gegenden, ein lockendes Geheimniß zu verbergen, wie das Gebirge. Glaube mir, lieber Torger, der Menſch, iſt er nur aus dem Zuſtand der völligen Rohheit herausgetreten, kennt nur — und das iſt ſeine eigentliche Würde — eine Hoffnung, die über die Erde reicht, in ſeiner Seele iſt immer ein unergründliches Weſen. Mag er ſeine Kraft entwickeln, daß ſie wirke in der Weite, daß ſie Länder umfaſſe und ordne: der größte Kreis, die mannigfaltigſte Thätigkeit vermag nicht, ihn ganz aufzuſchließen, weder für uns, noch für ihn ſelber. Mag er gefeſſelt ſcheinen in den engſten Verhältniſſen, die größte Beſchränkung vermag nicht die innere Tiefe ſeines Daſeins zu verflachen. Und meine ganze Natur zieht mich inniger nach dieſer ſtillen Tiefe, als nach der gewaltſamen Entfaltung hin. Ich ſehnte mich nach einer größern, mannigfaltigen Welt, aber meine Sehnſucht hatte nichts Unruhiges, nichts Zerſtörendes. Sie iſt befriedigt, und es gereut mich nicht, in reicheren Ländern und in der Mitte eines bewegtern Geſchlechts gelebt zu haben. Die Natur riß mich hin, aber die Erinnerung iſt mir geblieben. Ja, wohlthätiger wirkt ſie, als die unmittelbare Umgebung, die mich betäubte und mir ſelten einen reinen Genuß gewährte. Berge und Thäler, mächtige Waldungen, die warme Sonne, Städte und Dörfer und fruchtbare Aecker gehen oft an meiner Seele vorüber, und ſelbſt hier, eingeſchloſſen von ſtarren Felſen, in der ſchneebedeckten Einöde, kann mich die lebendige Erinnerung heiterer, ſonniger, glühender Gegenden mit der Gewalt der wunderbarſten Gegenwart ergreifen. Dieſer-Genuß iſt ſtill, ohne alle unruhige Sehnſucht. Mir iſt es, als wenn der bunte, wechſelnde Naturreichthum milder, geordneter hervorträte, da ich jetzt die einzelnen Theile des gewaltigen Ganzen nach Willkür hervorrufen und zu einem Neuen verknüpfen darf. Die Gewalt einer jeden mächtigen Wirklichkeit ängſtigt, feſſelt mich; ich ſträube mich gegen den Alles beherrſchenden Eindruck und fühle mich nur frei in der eigenen, ſtillen, innern Welt. Daher werde ich durch laute Geſpräche, durch einen glänzenden, geſelligen Kreis ſchüchtern und ſtumm, und dennoch geht nichts für mich verloren. Geſpräche, die ein höheres Intereſſe berühren, graben ſich tief in meinem Gedächtniß ein und treten wieder hervor in der vertraulichen Nähe eines Freundes, am lebendigſten, wenn ich völlig einſam bin. Dann ſtehen alle Meinungen vor mir, die Redenden erſcheinen, der Streit entzündet ſich immer heftiger, und in den meiſten Fällen tritt ein leitender Grundgedanke hervor, ein höheres, geiſtiges Gefühl, welches, auch wo es keine Worte findet, den Kampf der Meinungen zu einer dramatiſchen Einheit zwingt und ſo ſchlichtet. Die leiſeſten Anklänge vermögen dann die Erinnerungen einer fernen Vergangenheit zu beleben, und ich habe jetzt ſchon mehr innerlich erfahren, als ich mein ganzes Leben hindurch zu bearbeiten vermag. Vor Allem müſſen aber, wo ich handeln ſoll, die Verhältniſſe einfach, die Ueberſicht klar, was ich zu thun habe, unzweifelhaft ſein. Hier, wo eine einfache Natur Wahrheit und Irrthum, Gutes und Schlechtes in ſchneidenden Gegenſätzen neben einander ſtellt, quält mich der Zweifel nicht, der mich oft ergriff, wo ein ſchwer zu entwirrender Knäuel von Licht und Finſterniß mich umgab; und ich haſſe dieſen Zweifel.

Von meiner Liebe laß mich ſchweigen. Was mir Dorothea iſt, kann nur ich fühlen; wie ſie mir in der Entfernung immer nahe war, wie das ſtille, unſchuldige, kindliche Mädchen mir immer theurer ward, je mehr ich ſie mit allen verglich, die ich kennen lernte, mag ich nicht mit Worten entweihen. Was das Licht für das Auge, iſt die Liebe für das Herz; ſie begleitet uns überall, und Natur, Menſchen, Länder, Meere und

Ereigniſſe lehrten mich nur, daß ich ſchon beſaß, was ich ſuchte. Nicht blos, weil der Kindheit, der Jugend ſüße Gewohnheit mich nach dieſen Gebirgen zieht, nein, weil ſie hier wohnt, iſt hier meine Heimat, das reichſte Land voller Blüten, meine Sonne, belebend im Scheitelpunkt.

Und wie meine Dorothea, zieht der ſtille, düſtere Freund, der klagend meine Kinder- und Jugendſchritte begleitete, der gute Halling, mich nach dem einſamen Thale, und ich ſehne mich nach ihm, wie ich mich nach Dir ſehnte. —

Die ſeufzende Kreatur, der weinerliche, kränkelnde Phantaſt! rief Torger ärgerlich. Ich muß Dich aufgeben, befürchte ich. So kommſt Du zurück und biſt wie ein Träumer durch die Welt gegangen. Haſt nichts gethan, nichts erlebt. Wie haſt Du alle meine Erwartungen getäuſcht! Wohl wußte ich es, daß Du ein Träumer warſt, aber ich hoffte, das Leben ſollte Dich erwecken. Du ſchienſt mir ein ſchlummernder Rieſe, der nur kräftig gerüttelt werden müßte. Aber jetzt — wo ſind meine Hoffnungen! Erik, Erik! — Torger ſprang auf und lief unruhig, den tiefen Schnee nicht achtend, umher. Aber Storm ſah ihn ruhig an; er kannte ihn.

Erlebt, ſagte er, habe ich freilich wenig, nach Deinem Sinne, und dennoch ward ich in einer ſehr bedenklichen Lage, kurz vor meiner Rückreiſe, recht entſchieden zum Handeln aufgerufen, und wenn Du dieſes ſeltſame Ereigniß erfährſt, würdeſt Du vielleicht etwas mehr mit mir zufrieden ſein.

Erzähl', rief Torger geſpannt, erzähl', ich bitte Dich. Er ſetzte ſich wieder hin, aber kaum hatte er ſeinen Platz eingenommen, da ſchüttelte ein Windſtoß den Schnee in großen Maſſen von den ſchwerbeladenen Bäumen herab, deren Gipfel an der ſchroffen Felſenwand ſich über die Häupter der beiden Wanderer neigten. Eine Schneelaſt ſtürzte herunter und löſchte das Feuer aus, ein unerträglicher Rauch erfüllte die Grotte, und Storm ſprang auf.

Heute Abend, Freund! rief er, indem er eilig die Schneeſchuhe ergriff und die Grotte verließ. Es war hohe Zeit, daß wir ermahnt wurden, unſere Fahrt fortzuſetzen; Mittag iſt vorüber, der Tag iſt kurz, und noch haben wir einen weiten Weg. Die Sonne hat ſich verhüllt, und Du ſiehſt, der Wind erhebt ſich. — Es ſind Schneewolken, erwiederte Torger; in der That, wir können noch für unſere Kühnheit büßen. Schnell banden ſie die Schneeſchuhe an, Storm, an dem jetzt die Reihe war, warf den Mantelſack über die Schulter, und ſie ſtiegen mühſam, über den Schnee wegſchreitend, einen Abhang hinan. Länger als eine halbe Stunde mußten ſie aufwärts ſteigen, ehe ſie die hohe, kahle Bergebene erreichten. Erhitzt, ermüdet ſchöpften ſie einen Augenblick Athem, und flogen dann eilig und ſtillſchweigend neben einander über die Schneefläche hin. Die Höfe in Norwegen, die immer einzeln, ſelten zu drei oder vier in einiger Nähe liegen, haben eigene Namen. Stokke hieß ein einſamer Hof, der weit von den übrigen entfernt, verlaſſen in dem wildeſten Gebirge lag, und dieſen hatten ſie gehofft, noch ehe es völlig dunkel würde, zu erreichen. Aber die Schneewolken erſchienen immer drohender, der Wind pfiff ſchneidend über die Ebene, und das Gefühl der drohenden Gefahr, eine Nacht in dieſer Höhe, in ſolcher Jahreszeit zubringen zu müſſen, band ihnen die Zunge und beflügelte ihre Schritte. Berge, Abgründe, Schluchten flogen an ihren Blicken vorüber und ſchienen in die gewaltigen Tiefen hinabzuſtürzen. So vergingen einige Stunden. Der Wind ließ nicht nach, die Wolken entluden ſich, der Schnee fiel immer dichter, und auf der Fläche erhoben ſich die eben gefallenen Flocken. Das Schneegeſtöber fing an jede Ausſicht zu ſchließen, und von drohenden Gebirgen umringt, fern von jeder Wohnung, verweilten ſie einen Augenblick in einer finſtern Schlucht. Noch kenne ich die Gegend, dort müſſen wir hin! rief Torger und zeigte nach einem Thale, aber wie wir den Weg aus dieſem Thale finden, mag Gott wiſſen. Raſch zu! antwortete Storm, und ſie flogen hinunter, weithin mit fliegenden Schritten durch das Thal. Es fing ſchon an dunkel zu werden, der Weg war nicht mehr zu erkennen; die Felſenwände, die Höhen, ihre einzigen Wegweiſer, lagen in Dämmerung und hinter Schneegeſtöber verborgen. Indeſſen eilten ſie weiter. Eine ruhige Stelle, an welcher der Wind ſchwieg, erlaubte einige Umſicht. Die Felſen ſind mir fremd, ſagte Torger; dieſes Thal führt uns in einer falſchen Richtung, aber wo iſt die richtige? — Einen Augenblick ſchienen ſie ſich zu beſinnen. Immer vorwärts! rief Storm; ſo lange wir ſehen können, dürfen wir nicht ruhen. Vielleicht treffen wir eine Gegend, die wir kennen. — Was iſt das? rief Storm nach einiger Zeit, als die Dunkelheit ſchon völlig auf dem Gebirge ruhte. Wir ſind auf eine Eisfläche gerathen, ich höre es. Das iſt der Lerungen, antwortete Torger haſtig, von einem weſtlichen Thale aus haben wir ſeine Ufer erreicht. Triumph, Freund, wir haben ein Nachtlager und morgen einen bekannten Weg. Sieh, hier ragt eine ſchroffe Felſenwand in den Bergſee hinein, um dieſe biegen wir uns. Eilig geſchah, was Torger vorſchlug, und eine dunkle

Maſſe, mit Schnee bedeckt, kaum erkennbar, erhob ſich in der Finſterniß. Hier bleiben wir, rief Torger aus, band die Schneeſchuhe ab und öffnete eine Thüre, die in einen finſtern Raum hinein führte. Schnell ward Feuer geſchlagen, ein Wachslicht aus dem Mantelſack genommen und angezündet, und jetzt ſahen ſie ſich in ein Rauchhaus verſetzt. In der Mitte des engen Raumes ſtand ein Heerd, das Dach erhob ſich kegelförmig über dieſem und endigte in den Rauchfang. Die Ermüdeten fanden nichts in der Mitte, als rechts an der Wand eine lange Bank und links ein Bündel leichtes Holz, welches, ſchnell entzündet, mit einer ſtarken Flamme aufloderte, während der Rauch den obern Raum einnahm und zum Rauchfange hinausdrang. Aber bald entdeckten ſie, daß ſie nicht die einzigen Bewohner der Hütte waren. Eine ekelhafte Menge jener nordiſchen Wandermäuſe, der Lemminge, durch die neuen Gäſte und mehr noch durch das Feuer beunruhigt, regte und bewegte ſich aus allen Winkeln. Der hartgefrorne Erdboden wimmelte von dieſen Thieren, die, einzeln betrachtet, nichts Abſchreckendes haben, jetzt aber, in dieſer Menge, Abſcheu erregten. Eifrig ſuchten nun die Wanderer dieſe Thiere zu vertreiben, die, aufgeſcheucht, in dichtem Gedränge zur Thüre hinauseilten.

Die Flamme loderte hell, bald war die enge Hütte angenehm erwärmt; Storm ſorgte für eine warme Fußbekleidung, und Torger eilte ſich durch Rum zu ſtärken. Trink langſam, Freund, warnte Storm, der Rum iſt furchtbar kalt. Aber Torger hatte ſchon das Glas geleert. Die Holzbündel reichen nicht für die lange Nacht, ſagte er. Draußen iſt ein Schuppen, ich werde das alte Dach abbrechen. Kaum hatte er es geſagt, als er zur Thüre hinauseilte. Storm kannte die rüſtige Kraft ſeines Freundes und mußte ſich geſtehen, daß eine Anſtrengung, wie die heutige, ihn ſelbſt, der ſeit längerer Zeit an ein bequemeres Leben gewöhnt war, ganz erſchöpft hatte. Das harte Lager auf der Bank war ihm höchſt willkommen. Behaglich legte er ſich hin und betrachtete die helle Flamme des fetten Tannenholzes, die luſtig in die Höhe ſchlug, die ſeltſamen Windungen der brennenden Holzknoten, den Rauch, der zum Dache hinauswirbelte. Der Wind pfiff um das Gebäude, die nicht ganz verſcheuchten Mäuſe raſchelten in dem alten zertretenen Stroh, das Feuer kniſterte, und Storm verlor ſich in Träume. Der nächſte Tag ſollte ihn nach der ſtillen Heimat ſeiner Kindheit und Jugend zurückführen; ſeine Geliebte, ſein jugendlicher Freund ſchwebten vor ihm, eine peinliche Ungeduld ergriff ihn; dazwiſchen ſah er Schluchten und Abgründe und ſchneeige

Gipfel in Eile vorüberfliegen, und was das Zuſammentreffen mit ſeinen Verwandten, was der bedenkliche Zuſtand ſeines Vaterlandes, was das Geſpräch mit Torger in ihm aufgeregt hatte, wogte traumartig vor ſeiner Seele. Schon fingen die Bilder an ſchwankend in einander zu fließen, ſchon wollten die ermüdeten Augen ſich ſchließen, als ſein Blick auf ein reines, weißes Blatt in einer Ecke fiel. Es war ihm ſeltſam. War es aus dem Mantelſack herausgefallen? Lag es ſchon da, ehe ſie die Hütte betraten? Eine unruhige Begierde, das Blatt zu ergreifen, kämpfte mit der Erſchöpfung. Endlich ermannte er ſich. Er fand einen zerriſſenen Brief, die Schriftzüge waren friſch; offenbar lagen die Blätter erſt ſeit Kurzem in dieſer Ecke. Es fiel ihm auf. Wer war, in dieſer Jahreszeit, in einer Fiſcherhütte geweſen, die, im Sommer benutzt, mitten im Winter nur ganz außerordentlichen Verhältniſſen, wie denjenigen, die ihn ſelbſt und ſeinen Freund herbrachten, einen Beſuch verdanken konnte? Mit geſpannter Neugierde ſuchte er den Inhalt dieſes Blattes zu erfahren. Aber bedeutende Stellen ſchienen zu fehlen, die Handſchrift war ihm unbekannt und ſchwierig, die flackernde Flamme machte die Enträthſelung unmöglich. Faſt ängſtlich und in einer Spannung, die allen Schlaf verſcheuchte, nahm er ein Wachslicht hervor, zündete es an, tröpfelte geſchmolzenes Wachs auf die Bank, und nachdem das Licht ſicher hingeſtellt war, kniete er nieder und breitete die Stücke auf der Bank vor ſich aus. Es war ein Brief, in die Queere und in die Länge zerriſſen; mehrere Stücke fehlten. Es dauerte lange, ehe es ihm gelang, dieſe der Ordnung nach zu verbinden, und dennoch blieb ihm der Zuſammenhang unklar. Aber was er erfuhr, was er ahnen konnte, war hinlänglich, ihn in große Unruhe zu verſetzen.

Das Datum: d. 18ten Dezember 1814, war zu leſen, aber kein Ort angegeben; die Unterſchrift beſtand in einzelnen, undeutlich in einander verſchlungenen Buchſtaben. Der Anfang fehlte ganz. Was er mühſam herausbrachte, war Folgendes:

— — — „das Land aufzuregen. Wenn einige hundert Mann — — — — gelingen — — — ung aufzulöſen — — — — Der alte Heggelund — — — — — — — fährlicher Mann und Torger — — — —“ Von da an war Alles deutlich zu leſen und lautete folgendermaaßen:

„Deine Abſicht mit Heggelunds Tochter mußt Du aufgeben, Dorothea wirſt Du nicht gewinnen für Deinen Plan. Storm iſt bei ſeinem Oheim und wird in wenigen Tagen in Swennaes ſein. Ich habe Dieſes mit Gewißheit erfahren, und Du ſiehſt, wie leicht durch ſeine und Torgers Gegenwart Alles ſcheitern kann. Der Oheim hat Verdacht, und ich befürchte, daß auch der alte Hegglund bald Deine Verhältniſſe durchſchauen wird. Sei vorſichtig, er iſt ſchlau.“

Torger! rief Storm, in Wuth geſetzt durch einen nichtswürdigen Anſchlag, der ſein Glück zu vernichten drohte. Torger! rief er noch ein Mal und eilte in die finſtere, kalte, ſtürmiſche Nacht hinaus. Aber Niemand antwortete. Jetzt fiel es ihm erſt auf, daß Torger ſo lange weggeblieben war. Der finſtere Schuppen ſtand vor ihm, die Sparren des heruntergeriſſenen Daches ſah er in die Luft hineinragen. Zum dritten Male rief er: Torger! und ſtürzte, von bangen Ahnungen ergriffen, auf den Schuppen zu. Er ſtieß an einen weichen Körper, er ſtrauchelte; bald ward er inne, daß es der lebloſe Körper des Freundes war, der ſeine Schritte hemmte. Von einer furchtbaren Angſt ergriffen, mit einer Kraft, wie ſie nur die Verzweiflung giebt, trug er ihn in die Hütte hinein und legte ihn ſanft auf die Bank. Die mühſam vereinigten Blätter des verhängnißvollen Briefes fielen herunter, er merkte es nicht. Er hatte den Brief, er hatte Alles vergeſſen. Die Flamme war dem Verlöſchen nahe; hier und da zuckte ſie auf, und warf einen ungewiſſen Schein auf die entſtellten Züge des Erſtarrten. Der eine Arm ruhte feſt auf der Bruſt, der andere hing völlig ſchlaff herunter. Storm eilte etwas Rum zu erwärmen. Er öffnete den Mund und goß das warme, ſtarke Getränk tropfenweiſe hinein. Aber eine lange, lange Zeit verging, ohne daß er Pulsſchläge, ohne daß er einen Athemzug merkte. In der furchtbaren Spannung, in welche ein ungeheures, plötzlich hervorbrechendes Ereigniß uns verſetzt, ſtarrte er den lebloſen Körper ſeines Freundes an. Er entblößte die Bruſt und rieb die Herzgrube; goß wieder einige Tropfen Rum in den Mund hinein, dann lauerte er in furchtbarer Ruhe und hörte, wie die Mäuſe im Stroh raſchelten, das Feuer kniſterte, der Sturm heulte. Das tiefe Gefühl ſeiner hülfloſen Lage überwältigte ihn einen Augenblick. Die Hand lag auf dem ruhenden Herzen. Es ſchlägt, flüſterte er kaum hörbar; er ergriff die herabhängende Hand, die Gelenke ſchienen biegſamer. Fühlſt Du den Puls, oder iſt es Dein eigener, der ſich angſtvoll bewegt und Dich täuſcht? ſprach er. Er legte ein Blatt an den Mund und lauſchte auf die leiſen Spuren des Athems, ſelbſt faſt athemlos. Das Blatt bewegte ſich, ſeine Hoffnung ſtieg.

Emſiger, freudiger ſetzte er jetzt ſeine hülfreichen Bemühungen fort, und bald merkte er ein leichtes Zucken in den Armen. Der Erſtarrte ſchlug die Augen auf und warf einen matten Blick auf ſeinen Freund.

Wie iſt mir geſchehen? ſprach er mit leiſer Stimme. Lieber Torger, Du lebſt! rief Storm, außer ſich vor Freude. Dieſer richtete ſich mühſam auf. Storm nahm ihn in ſeine Arme und hielt ihn feſt. Ich weiß, ſprach der Wiederbelebte, recht gut, wie es mir gegangen iſt. Ich fühlte eine unwiderſtehliche Schläfrigkeit, ich wollte nach der Hütte zurückkehren und vermochte es nicht. Indem ich einſchlief, ergriff mich ein wunderbares Gefühl, ſeltſam aus wollüſtiger Hingebung und peinlicher Angſt gemiſcht. Die Angſt nahm zu, ich wußte, daß ich mit dem Tode kämpfte, aber ich konnte nicht widerſtehen; alle Kraft verſchwand und zuletzt das Bewußtſein. Du haſt mich gewarnt, Storm, und nachher gerettet. — Er ſprach dies mit einer weichen Milde in Blick und Ton, die den Freund deſto tiefer rührte, je weniger er ſie bisher an ihm kannte.

Lange Zeit verging, ohne daß ein Geſpräch aufkam. Storms Freude war von einer ſtillen Angſt begleitet, die ihn noch nicht verlaſſen hatte. Der Ernſt des Todes war zwiſchen ſie getreten.

Es war, als ob keiner von Beiden ſich auf irgend etwas, was früher geſchehen, beſinnen könnte, und in peinlichem Stillſchweigen ſaßen ſie neben einander, bis endlich Torger, der jetzt alle Kraft wieder erlangt zu haben ſchien, aufſprang. Der Menſch iſt doch ein Lump!

rief er entrüſtet. Wie, meine alten Freunde, der Winter, die Kälte haben ſich gegen mich empört; ich muß zeigen, daß ich ſie kenne und den alten gewohnten Kampf nicht ſcheue. Er eilte nach der Thüre. Biſt Du wahnſinnig? ſchrie Storm und glaubte, von furchtbarem Schrecken ergriffen, wirklich, was er fragte. Er erreichte Torger, noch ehe dieſer die Hütte verlaſſen hatte, und hielt ihn feſt. Laß mich, ſagte Torger, noch immer ziemlich ruhig, obgleich beſtimmt und ſtrenge. Ich laſſe Dich nicht! rief Storm. Torger wiederholte die Bitte, nur ernſthafter, zorniger. Gottlob, ſprach Storm, jetzt wenigſtens habe ich mehr Kräfte, wie Du, und werde ſie benutzen; Dein Zorn, Dein Widerſtreben ſoll mich nicht abhalten. Meinſt Du, Junge? ſchrie nun Torger mit einer erſchütternden Stimme, ſchleuderte Storm zurück und entfloh aus der Hütte. Dieſer, der ſeinen Freund wahnſinnig und ohne Rettung verloren glaubte, eilte ihm erſchrocken nach. Aber Torger war verſchwunden. Die Spuren im Schnee waren in der Dunkelheit nicht zu finden, und obgleich das Schneegeſtöber aufgehört, der Wind nachgelaſſen hatte, konnte er ſich doch in der unbekannten Gegend nicht zurechtfinden. Mit vergeblicher Anſtrengung richtete er ſeine Schritte hierhin und dorthin, alles Suchen war erfolglos, und nur mit Mühe fand er nach ſtundenlangem Herumirren die Hütte wieder. Wirſt Du ihn wieder finden? dachte er, als er angſtvoll in die leere Hütte wieder hineintrat, ach, nach Tagen ſeine Leiche vielleicht! Das Feuer drohte zu erlöſchen, und obſchon er eine ſchneidende Kälte fühlte, dachte er doch nicht daran, es zu unterhalten. So ſaß er in dem kalten, dunkeln Raume, alle Gedanken an den armen, verloren geglaubten Freund gerichtet, als er Schritte hörte. Sollte er es ſein? dachte Storm; und wer ſonſt, wer kann in einer ſolchen Nacht in dieſe Gegend ſich verirren, die Schnee und Eis, Winter und Gebirge und Finſterniß von allen Bewohnern der Erde losgeriſſen, und als ein unbetretbares Heiligthum verborgen haben?

Die Thüre ward geöffnet. Erik, biſt Du da? rief Torger. Torger! antwortete Storm freudig. Aber was Teufel! erwiederte dieſer, hier iſt es ja kalt und dunkel; das Feuer iſt faſt ausgelöſcht, und draußen liegt das ſchöne Holz, welches mir faſt das Leben gekoſtet hat. Biſt Du toll geworden, Freund? — Ich kam erſt jetzt nach der Hütte zurück, antwortete Storm verdrießlich. Ja ſo, ſagte Torger ruhig und kalt, kehrte ſich um, ſchleppte das Holz herbei, und bald loderte wieder ein luſtiges Feuer, ohne daß die Freunde ihr Stillſchweigen gebrochen hätten. Du biſt verdrießlich, Erik, ſagte endlich Torger und ergriff des Freundes

Hand. Dieſer ſchwieg. Ich will Dir den Grund davon ſagen, fuhr Jener fort: Du hielteſt mich für wahnſinnig, als ich aus der Hütte fortlief; Du glaubteſt mich ſelbſt mit Gewalt zurückhalten zu müſſen, und es iſt Dir nicht recht, daß ich vollkommen geſund wieder zurückkehre. Torger! rief Storm, entrüſtet über eine ſolche Aeußerung. Laß mich reden, unterbrach ihn Jener. Ich kann mir Deine Lage denken, als Du meinen erſtarrten Körper in die Hütte hineintrugſt, als Du Dich, vielleicht lange vergebens, bemühteſt, das ſchon entflohene Leben zurück zu rufen, Deine Freude, als es gelang, Deinen Schreck, als ich ſtürmiſch die Hütte verließ und mich neuen Gefahren ausſetzte. Aber höre meine Gründe. Daß ich in einer Stimmung, die ein ſo außerordentliches Ereigniß hervorrief, nicht geneigt war, mich ausführlich zu erklären, wird Dir ohne allen Zweifel natürlich vorkommen. Die Menſchen haſſen die Krankheit und pflegen ſie doch, wie die Sünde, wie den Irrthum. Selbſt in der gefährlichſten Krankheit iſt eine Spur der Geſundheit da, ein Wille des Leibes möchte ich es nennen, der nur unterſtützt zu werden braucht, wie ſelbſt in dem verworfenſten Sünder oft ein Wille des Guten, der nur keine Kraft hat, wie ſelbſt in dem Wahnſinnigen ein Bewußtſein des Verſtandes, welches unterdrückt wird. Dieſer ſeltſame Widerſpruch, dieſer wunderbare Kampf, der nur mit dem Tode, mit der Verdammniß, mit der völligen Bewußtloſigkeit endigt, kann in den erſten Momenten glücklich überwunden werden. Mich hatte der Tod ſchon ergriffen, die Freundſchaft mußte den härteſten Anfall abweiſen. Später, erwacht, wieder belebt, mußte ich ſelbſt den Kampf beſtehen. Ich fühlte, wie der Tod noch in meinen Eingeweiden lauerte, wie er meinen Willen lähmen, mein Bewußtſein in dämmernden Träumen feſthalten wollte. Er war, wie er da wühlte, ich ſelbſt, ein ſeltſames Gegenbild, welches den Tod aus Trägheit wollte, während das andere ein Grauen vor dem Tode empfand und ſich dennoch feſſeln ließ. Glaube mir, Erik, wäre ich, wie Du es wünſchteſt, ruhig liegen geblieben, hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, mich mit aller Kraft aus dieſem trägen, träumeriſchen Schlummer herauszureißen, ich läge noch als ein Kranker da, Du wäreſt morgen genöthigt geweſen, die Hütte allein zu verlaſſen, um in der nächſten Wohnung Hülfe zu ſuchen; man würde mich als einen Schwachen, Ermatteten fortgeſchleppt und ich die Krankheit gepflegt haben. Jetzt fühle ich mich völlig wieder hergeſtellt, rüſtig, wie ich war; das ganze Ereigniß iſt mir wie ein vor langer Zeit erlebtes, und obgleich es mir eine derbe Lehre gegeben hat, die ich nicht ſo leicht vergeſſen darf, werde ich doch nie mehr davon reden, wenn ich nicht Deiner Liebe gedenken will, und wie Du mich erſt gewarnt und dann gerettet haſt.

Lieber Torger, ſagte Storm, meine Freude, da ich Dich hier geſund und freundlich wiederſehe, ſoll nichts ſtören. Ich muß dennoch, begann Torger wieder, mein eben gegebenes Wort brechen und noch ein Mal von meinem Tode reden. Es muß doch eine lange Zeit vergangen ſein, ehe Du mich aufſuchteſt. Wie konnteſt Du ſo lange Deinen Freund vergeſſen? — Jetzt erſt beſann ſich Storm: Mein Gott, wie konnte ich doch, was mich vor Kurzem erſchütterte, ſo ganz aus dem Gedächtniß verlieren! — Ja, Freund, während Du draußen dem Tode entgegen ſchlummerteſt, habe ich hier in dieſer öden Hütte eine ſeltſame, mich quälende Entdeckung gemacht. Wo iſt der Brief geblieben? rief er ängſtlich und ſuchte die Blätter. Sie waren hinter die Bank gefallen. Das Wachslicht wurde wieder angezündet, die Blätter jetzt ſchneller geordnet, und Storm bat Torger, der die Anſtalten mit Verwunderung anſah, neben ihm niederzuknien. Ruhig und mit Bedacht ward der Brief noch ein Mal durchgeleſen.

Den Briefſteller kenne ich zwar nicht, und die Schriftzüge ſind mir fremd, ſagte Torger und ſprang auf; aber der hier bezeichnete Mann iſt mir ſehr wohl bekannt. Du wirſt auch ſeine Bekanntſchaft machen, denn er hält ſich jetzt bei Deinem Vater auf. — Bei meinem Vater? rief Storm. — Allerdings; es iſt ein ſchlauer und feiner Mann, ein Schwede, er nennt ſich bald Jägermeiſter, bald Forſtmeiſter und war mir längſt verdächtig. Wahrſcheinlich ein Abenteurer, der von der ſchwankenden Lage des Landes Vortheil ziehen will. Die letzte Verſammlung des Storthings war ſtürmiſch; mehrere Finanzprojekte haben eine Gährung veranlaßt. Einige verworfene Menſchen hetzen die Bauern in den innerſten Gebirgsgegenden auf. Sie geben vor, im Auftrage zu handeln, zwingen einen jeden Hof, einen Mann, wo möglich einen Reiter, zu liefern, und drohen den Beſitzern, ſie an ihren eigenen Thürpfoſten aufzuknüpfen, wenn ſie ſich nicht ſelber oder einen Stellvertreter ſtellen. Eine Menge Krüppel, Vagabonden und Bettler ſind zuſammengelaufen. Die Elendeſten ſtellen ſich, um einen Sack mit Eßwaaren gefüllt zu erhalten. In Hallingthal, hieß es ſchon bei uns, rüſten ſich die Bauern, daß die Erde bebt. Du wirſt ſchon etwas davon gehört haben; mir iſt das Ganze ſehr lächerlich vorgekommen. Es war uns aber ſehr wahrſcheinlich, daß der verdächtige Schwede in dieſes Spiel mit verflochten wäre; jetzt haben wir die Gewißheit. Man will den Storthing zwingen, gewiſſe Beſchlüſſe zu faſſen, ja, Einige hoffen wohl gar die Konſtitution zu ſtürzen. Der ſchlaue Mann! Hier glaubte er wohl ſeinen Brief auf ewig begraben — und er mußte in unſere Hände und dadurch er ſelbſt in unſere Gewalt gerathen.

Zwar geſtand Torger, nichts von den Anſchlägen des Abenteurers auf Dorothea vernommen zu haben, wußte jene aber von einer ſo lächerlichen Seite darzuſtellen und benutzte dazu ſelbſt die ſchwankenden Aeußerungen des Briefes ſo geſchickt, daß Storm den Freund zu beleidigen fürchten mußte, wenn er nicht den Schein einer völligen Beruhigung angenommen hätte. Torger beſchloß, den Brief, der ihnen ein wichtiges Dokument zu ſein ſchien, nach ſeiner Einſicht aller Verhältniſſe zu benutzen.

Nun, Freund, ſagte Storm, dieſe Hütte iſt doch noch getrennter von allen geſelligen Verhältniſſen der norwegiſchen Städte, als Norwegen von dem bewegten Europa — und was haben wir nicht erlebt, ſeit wir ſie betraten! Der Schauplatz ließ freilich nicht ſolche Scenen erwarten, erwiederte Torger; daß Papierſchnitzel, kalter Rum und Mäuſe ſolche Abenteuer herbeiführen können, ſollte man kaum glauben. — Mäuſe, unterbrach ihn Storm, was haben dieſe mit unſern Abenteuern zu ſchaffen? In der That, lieber Freund, fuhr Torger fort, ich habe die Mäuſe ſehr in Verdacht. Die Beſtien kommen von den Lappen, und hier ſieht es lappländiſch genug aus; als der bunte Haufen ſich zur Hütte hinausdrängte, kam er mir faſt geſpenſtiſch vor. —

Es war Mitternacht geworden; die Ermüdung nach einem ſo angeſtrengten Tage war durch die unerwarteten Ereigniſſe nur gewaltſam zurückgedrängt und kehrte jetzt ſtürmiſch zurück. Das Geſpräch wurde einſylbig. Man fachte das Feuer von Neuem an, legte Bretter neben einander als Lager, bedeckte Geſicht und Hände mit einer wollenen Decke aus dem Mantelſack, als Schutz gegen die Mäuſe, und bald verfielen Beide auf dem harten Lager in einen feſten Schlaf.

Als ſie erwachten, war es ſchon heller Tag. Der Himmel war heiter. Ohne Verzug brachen ſie auf, eilten durch bekannte Gegenden und erreichten bald die bewohnten Thäler. Als ſie in die Nähe der Höfe kamen, war Alles in Bewegung. Die Dreſchflegel ſchallten aus allen Scheunen, Wagen brachten Holz aus den Waldungen, Mägde und Knechte waren beſchäftigt, und wer dieſes bewegliche Leben mit der gewöhnlichen Ruhe verglich, mußte wohl bemerken, daß Zubereitungen zu etwas Ungewöhnlichem ſtattfanden. —

In Norwegen iſt auf dem Lande das Weihnachtsfeſt das größte und wichtigſte häusliche Feſt. Vierzehn Tage lang dauern oft die Luſtbarkeiten ununterbrochen, und während dieſer Zeit werden nur die nothwendigſten

Arbeiten verrichtet. Knechte und Mägde feiern, die Häuſer ſtehen allen Bekannten offen. Es iſt der Karneval der Nordländer.

Es iſt die Mitternacht, wie der Geſchichte, ſo der Natur, die den werdenden Tag verkündigt. Die Eskimos verſammeln ſich, wenn die Sonne verſchwindet, heulend und an ihrer Wiederkehr verzweifelnd. Der Norweger ſieht den keimenden Frühling in der Mitte der finſterſten Erſtarrung, und ſeine Hoffnung wächſt mit den Tagen. Dann keimt die Liebe in allen Herzen, die Armen werden beſchenkt, die Arbeiter ruhen aus, von den geſammelten Gütern wird der Ueberfluß freudig einem Jeden mitgetheilt; ſelbſt für die Vögel wird geſorgt, und in dieſen Tagen Gerſte und Hafer, Bündelweiſe an hohen Stangen, auf den Feldern für die Sperlinge ausgeſetzt.

Mit freudigem Eifer bereitet man Alles zu dieſem lieblichen Feſte vor, und der harte Froſt, der die Südländer in die Häuſer verſchließt, eröffnet die Verbindung entfernter Thäler. Die Schlitten jagen auf allen Wegen, auf Schneeſchuhen eilt die Jugend über das Gebirge, und eben um dieſe Zeit ſehen ſich entfernte Freunde, wie im Süden im Sommer. —

Hoftun war der Hof, den die Freunde gegen Mittag erreichen wollten. Ein Geſchrei der Freude ertönte laut von allen Einwohnern, als ſie den lange Vermißten wieder ſahn; Halling, Storms innigſter Jugendfreund, eilte ihm entgegen und ſtürzte in ſeine Arme. Du biſt da! rief der ſchwermüthige Jüngling, ach, nun iſt Alles gut! Storm erſchrak, als er ihn erblickte, aber eine andere Sorge quälte ihn. Halling, rief er, nach der erſten heftigen, freundlichen, wehmüthigen Begrüßung, ſahſt Du Dorothea? Geſtern noch, antwortete Halling, aber ſie erwartet Dich nicht ſobald. — Jetzt erſt fühlte ſich Storm von der peinlichen Unruhe befreit, in welche ihn der Brief verſetzt hatte.

Das Thal war öſtlich von ſchroffen, mit düſtern, hohen Tannen dicht bewachſenen Bergwänden begrenzt, weſtlich erhoben ſich die Berge allmälig, mit zerſtreuten Höfen bedeckt; ein länglicher Landſee, wie ein erweiterter Fluß, nahm den Platz zwiſchen beiden Thalwänden ein. Zwei Kirchen, eine Kreuzkirche von Holz, braun angeſtrichen, die von Swennaes, und eine zweite, uralte, aufgemauerte, auf einem mit entblättertem Laubholz bewachſenen Hügel, die von Uldnaes, lagen kaum eine Viertelmeile von einander. Gegen Norden entdeckte man eine lange Brücke, die über den See, wo er am ſchmalſten war, nach Uldnaes Kirche führte, und deren zwanzig Bogen, in der Nähe keinesweges bedeutend, aus der Ferne einen imponirenden Anblick darboten. Am meiſten zeichnete ſich ein großes, anſehnliches Haus mit ſeinen bedeutenden Nebengebäuden aus.

Das große Wohnhaus lag heiter, mit glatten Planken bekleidet, hellgelb angeſtrichen, dicht an der ſchönen, großen Landſtraße, die von Chriſtiania nach Bergen durch die wildeſten Gebirgsgegenden führt. Es beſtand aus einem Erdgeſchoß und einem Stockwerk, und die hohen Fenſter prangten mit großen Scheiben, eben von der über das Gebirge heraufgehenden Sonne glühend beleuchtet. Die weiß angeſtrichene Thüre war mit hellglänzendem Meſſinggriff geziert, und ein Gitter von derſelben reinlichen Farbe ſchloß vor dem Hauſe einen kleinen, jetzt mit Schnee bedeckten Blumengarten ein, der bis an die Landſtraße reichte. Das ſchöne, heitere Gebäude würde ſelbſt in einer großen Stadt eine anſehnliche Stelle eingenommen haben. Unter den bedeutenden Nebengebäuden, welche ſich hinter dem Hauſe ausdehnten, zeichneten ſich durch die äußere Form der weitläufige Stall aus, die Brauerei, das Gebäude für das Geſinde (Drengeſtuen) und ein eigenes, durch Steine und ſtarke Pfoſten über die Erde erhabenes, Gebäude (Stolpeboden), beſtimmt, den Wintervorrath und das

Pelzwerk gegen den Angriff der Ratten zu ſchützen. Alle dieſe Gebäude umſchloſſen einen großen Hof, und nach dem Landſee hin, der den Boden des Thales ausfüllte, war die Reihe der Nebengebäude in der Mitte durch ein großes Thor getrennt. Ein Thurm erhob ſich über demſelben, deſſen Uhrtafel mit den goldenen, von der Sonne beſtrahlten Ziffern weithin glänzte.

Die ganze anſehnliche Wohnung gewährte einen durchaus freundlichen, ja, luſtigen Anblick und zeugte von dem Reichthum des Beſitzers. Der friſchgefallene Schnee, der klingende Froſt, die heitere Sonne, gab der ganzen Gegend ein friſches, elaſtiſches, reinliches Anſehen.

Jenſeits des Sees erhoben ſich die hohen, ſteilen Berge; die Tannen ragten ſtolz über einander hervor; ihre Zweige, ſchwer mit Schnee belaſtet, hingen bogenförmig herunter, und hier und da zeigten ſich lothrechte, ſchwarze Felſenwände, durch rieſenhafte, in einander fließende Eisſtalaktiten wie mit einem Vorhang bedeckt. Das von unten traubenartig aufgehäufte Eis reichte in mächtigen Maſſen bis an die herunterhängenden Zapfen, ſo daß ſie hier und da Säulen bildeten, während andere, bald die Hälfte, bald einen größern oder kleinern Theil der lothrechten Wand bedeckend, das ſchwarze Geſtein durchblicken ließen. Die gewaltigen Maſſen, von der Sonne beſchienen, glänzten wie Diamanten.

Die zerſtreuten Bauerhäuſer gehörten zu den anſehnlichern. Die meiſten hatten ein Stockwerk, eine auf Balken erhöhte Vorrathskammer und zwei oder drei hölzerne Scheunen. Die braunen, unbekleideten Balken, deren Fugen mit Moos bedeckt waren, gaben ihnen das Anſehn von Blockhäuſern, und die kleinen Fenſter, mit grünen, von Schmutz bedeckten Scheiben, ließen ahnen, daß Reinlichkeit und Bequemlichkeit in dieſen Wohnungen nicht zu ſuchen war.

Das ſtark bevölkerte Thal enthielt auch Spuren einer fernen, vergangenen Zeit. Längs der Landſtraße erhoben ſich mächtige Grabhügel in Menge und überzeugten den Betrachtenden, daß die Vorzüge dieſer Gegend ſchon in den früheſten Zeiten Bewohner hierher gelockt hatten; und wie durch dieſe Gräber an die heidniſche Urzeit, ſo ward man durch die alte ſteinerne Kirche an die frühere katholiſche erinnert, und wohl mag dieſes von wilden, öden Gebirgen umſchloſſene, von Städten weit entfernte Thal zu allen Zeiten ſtark bewohnt geweſen ſein, wie jetzt.

Alles war auch hier in lebhafter Bewegung. Wagen, ſchwer belaſtet, zogen den Holzvorrath nach den Höfen; mit Säcken belaſtet eilten Fußgänger auf allen

Wegen; auch hier tönten Dreſchflegel aus allen Scheunen. Schwere Stämme ſtürzten von den ſteilen Bergwänden auf die ſchroffen Holzwege herab. Das Kniſtern der auf die hartgefrorne Erde herunterſtürzenden Stämme klang ſeltſam in die kalte Gegend hinein und ward von einem hohlen, ſtärkeren Klange unterbrochen, wenn die mächtigen Blöcke an Steine anſtießen.

Auf dem großen Hofe, Fagerdal genannt, ging es beſonders lebhaft zu. Zwiſchen den Nebengebäuden und dem Hauptgebäude lief das Geſinde hin und her. Aus der Brauerei wurden große Bierfäſſer, aus der Bäckerei mächtige Kuchen, aus den Kellern Flaſchen in Menge getragen. Das Kupfergeſchirr wurde geſcheuert, die Fenſter wurden gewaſchen, die Wände des Hauſes, die Treppen, die Dielen ſorgfältig gereinigt. Weibliche und männliche Stimmen riefen dieſen oder jenen von dem Geſinde bei Namen, der laut antwortete und eilig erſchien. Trotz der anſtrengenden Arbeit ſah man kein mürriſches Geſicht, keine unwillige Miene. Ein Jeder ſchien mit freudigem Eifer ſein ſchweres Tagewerk zu vollenden, und luſtige, wenn gleich kurze Geſpräche, Gelächter, hier und da Geſänge, ließen ſich aus der emſig beſchäftigten Menge vernehmen. Weihnachten näherte ſich; man wußte, daß auf dieſe mühevollen Tage der anſtrengenden Arbeit die langerſehnten der

Ruhe, der Freude folgten. Man ſchien ſchon zu genießen, indem man zu dem fröhlichen Genuſſe die nothwendigen Vorbereitungen traf. Das Bier, mühſam in Fäſſern herbeigeſchleppt, kitzelte ſchon die Zunge, der Wein, der Rum blickte magiſch lockend durch die dunkeln, verſiegelten Flaſchen, und der friſche Geruch der Kuchen verbreitete eine fröhliche Hoffnung, ein vorahnendes Gefühl ſehnlich erwarteter Genüſſe.

Weiter von dem Wohnhauſe entfernt ſtanden rüſtige Knechte, die einen mächtigen Vorrath von Brennholz aufhäuften, ſchöne Pferde wurden in dem hohen Stalle geputzt, das Geſchirr geſäubert, die prächtigen Schlitten gereinigt; die Schellen erklangen an den Bärenfellen, während ſie ausgeſtäubt wurden. Ein junger, ſchöner Mann, beſſer gekleidet, als die übrigen, kam eben auf einem jungen, noch nicht zugerittenen Pferde durch das Thor geſprengt. Das muthige Thier ſchien nur unwillig ſeine Laſt zu tragen, es bäumte ſich, machte gefährliche Sprünge; aber ſicher und ruhig wie angewurzelt, ſaß der junge, rüſtige Reiter, hielt vor dem Stalle, ſchwang ſich leicht herab und führte es hinein.

Indem er wieder heraustrat und ſich den Arbeitenden näherte, ſah man eine unförmliche, dicke Geſtalt ſich mühſam zum Thore hereinwälzen. Sein aufgeſchwemmtes Geſicht war faſt widerlich anzuſehen, ein hängender Bauch wackelte, während er fortging, und obgleich er Eile zu haben ſchien und mühſam Athem ſchöpfte, kam er dennoch nur langſam vorwärts. Even, rief ein anſehnlicher Mann, der eben von dem Wohnhauſe über den Hof ſchritt, Du ſcheinſt ja Eile zu haben. Was bringſt Du? — Nun, antwortete dieſer mürriſch, Ihr könnt doch warten, bis man zu Athem kommt. — Du biſt naſeweis, ſagte der Herr. — Das muß er ſein, rief der junge Mann, der arme Teufel kann nicht anders! — Der Dicke brummte. Der Jüngling ſprach weiter, indem er ſich eine dozirende Miene gab: Die Augen ſind der Seele Spiegel — darin ſind doch alle Gelehrten einig — nun hat dieſer Mann, der dicke Even da, keine Augen; denn die kleinen ſchwarzen Flecken, die man vielleicht für Augen halten könnte, ſind Schmutzflecken, die er dieſen Morgen abzuwiſchen vergaß. Steh ſtill, lieber Even, ich will ſie Dir wegwaſchen. — Unwillig wandte ſich dieſer von ihm ab. Nun, fuhr der junge Mann fort, was ſoll die Seele thun? Augen hat ſie nicht, die Zunge ſchwimmt in Fett und kann ſich nicht rühren; es bleibt ihr nichts übrig, als die Weisheit durch die Naſe zu ſchnauben, und deshalb muß er naſeweis ſein. — Der Herr lächelte, die Umſtehenden ſchlugen ein lautes Gelächter auf, und Even blickte ſeinen Gegner zornig an. Etwas mehr Verſtand, ſprach er, tief athemholend, würde Deinem Witze nicht ſchaden. — O Freund, unterbrach ihn der Jüngling, Dir iſt Verſtand und Fett faſt einerlei; da meinſt Du nun, ich ſollte meinen trockenen Witz in Deinen ſchmierigen Verſtand hineintauchen, um ihn ſchmackhafter zu machen; das thue ich nicht. Ermuntert von den Umſtehenden, die ſich an ſeiner Rede zu ergötzen ſchienen, wandte ſich der Jüngling mit einer mitleidigen Miene an den noch immer keuchenden Even. Guter Freund, ſagte er, wenn ich Dich betrachte, dieſe Beine, die im Gehen nach allen Richtungen ausſchweifen, als wollten ſie dem ſchweren Bauche entlaufen, den ſie auf immer zu tragen verdammt ſind; dieſen Bauch, der in übermäßiger Fülle in mächtigen Falten herunterhängt; dieſe Arme, die durch Fettwulſte von dem Leibe abſtehen; dieſe herunterhängenden Lappen am Kinne; dieſen Mund, der wie die Ritze einer aufgeſprungenen Fettblaſe ausſieht; dieſe verſchwommenen Augen — wenn ich dann bedenke, wie Du innerlich im Kerne ganz vortrefflich, zwar keine gute Haut, denn die taugt am wenigſten, aber doch ein braver Kerl biſt: ſo iſt es mir klar, daß die äußere, häßliche Hülle nur ein Futteral iſt; dann denke ich, welch' ein ſchöner, anmuthiger Jüngling in dieſer Fettmaſſe begraben ſein mag, der ſeine verborgenen Talente, ſeine Beredſamkeit, ſein treffliches Gemüth nicht äußern kann. O, wenn Du zerplatzteſt und nun auf ein Mal in Deiner vollen Vortrefflichkeit daſtändeſt!

Wie oft bedauert man den Hochbegabten, der durch eine ungünſtige Umgebung gehemmt, erdrückt wird, aber dieſe iſt die nächſte. Du Edler, wie muß ich Dich bedauern! — Er ſchien noch lange fortſprechen zu wollen und nicht zu merken, daß ihn Keiner mehr anhörte. Der Herr wandte ſich an Even. Was bringt Dich her, lieber Freund? ſprach er; es iſt wohl nichts Geringes, was Dich in Bewegung ſetzt, und noch haſt Du meine erſte Frage nicht beantwortet. — Kann ich zu Worte kommen, ſo lange Bull witzelt? antwortete dieſer. Ich bin hergekommen, um Euch zu melden, daß Storm und Torger hier ſind. — Wie, rief der Herr, es iſt ja nicht möglich! Der Brief aus Folleboen läßt ihn erſt in einigen Tagen erwarten, und dann geht ja der Weg dicht vor dieſem Hauſe vorbei. — Er ſchien ſehr überraſcht. Ja, fuhr Even fort, wie ſie hergekommen ſind, weiß ich nicht; aber ſie ſind da, ich ſprach ſie bei Vater Storm, und bald werden ſie hier ſein. Noch während er ſprach, ſah man zwei Männer durch das Thor hereintreten. Bull eilte ihnen entgegen und lag, laut aufjauchzend, in Storms Armen.

Der Herr näherte ſich. Verzeihen Sie, ſagte er, daß ein Fremder, daß ein Gaſt dieſes Hauſes Ihnen zuerſt entgegentritt, Sie willkommen heißt. Ich heiße Cederſtröm. Storm erſchrak; der Name, wie die Sprache verrieth den Schweden. Iſt es dieſer, dachte er und konnte nicht mit ſich einig werden. Vor ihm ſtand ein ſchöner Mann von mittlerem Alter, deſſen geiſtreiche Züge und imponirende Geſtalt eine bedeutende Perſon aus den höheren Klaſſen verriethen. Wie ganz anders hatte ſich Storm den herumſchleichenden, böswilligen Schweden gedacht. Die Miſchung von feinem Anſtande und nordiſcher, freimüthiger Treuherzigkeit, die in ſeinem Betragen herrſchte, brachte ihn in die größte Verwirrung, und kaum vermochte er ihm den freundlichen Gruß wieder zu geben. Selbſt Torger ſchien verlegen, als Cederſtröm ſich an ihn wandte und ſeine Freude äußerte, die Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, der ihm durch die Erzählungen der Freunde ſo lieb geworden. Wie oft hat man von Ihnen geſprochen, ſagte er, Storm anredend, wie ſehnlich wurden Sie erwartet, wenn gleich nicht jetzt. Ihre Ankunft hat uns überraſcht, iſt uns räthſelhaft. Wir ſind, antwortete Storm und ſuchte ſich zu faſſen, auf Skien über das Gebirge geeilt. — Auf Skien und in der jetzigen Jahreszeit über das Gebirge! riefen die Umſtehenden, die ſich herangedrängt und Storm herzlich gegrüßt hatten, mit Erſtaunen. — Das war ein gewagtes Unternehmen! rief Bull; aber da Du geſund vor uns ſtehſt, freue ich mich darüber. Das ſind Deine alten Streiche, Torger. — Dies Mal war Storm der Verführer, erwiederte dieſer. — Nun, ſagte Bull, dann biſt Du doch der alte Felſenknabe (Fieldgut) geblieben, und der weiche Süden hat Deine Knochen nicht mürbe gemacht. — Ich hörte Sie in dieſen Tagen, ſprach Cederſtröm, ſo oft nennen, faſt alle Geſpräche riefen Erinnerungen aus Ihrem früheren Leben hervor, da war es freilich unvermeidlich, daß ich mir ein Bild von Ihrer Geſtalt entwarf. Sie waren mir bekannt, und jetzt, da Sie da ſind, erſcheinen Sie mir als derſelbe und dennoch als ein Anderer. Aber, das darf ich verſichern, es giebt nur eine Perſon, die Ihre Gegenwart heißer herbeiwünſchte, als ich. — Er ſprach dies mit einer ſo freundlichen Milde, die früher gefaßte Zuneigung ſprach ſich ſo unverkennbar aus, daß Storm immer verlegener, immer verwirrter wurde. Es iſt nicht möglich, dachte er und ward, wenn gleich immer noch ſchwankend und zweifelhaft, freundlicher gegen den unbegreiflichen, räthſelhaften Gaſt. Während Cederſtröm mit Storm und Bull mit Torger, über den langen Hof gehend, auf das Wohnhaus zuſchritten, waren Mägde und Knechte vorangeeilt; ſchnell hatte ſich die Nachricht von der Ankunft des geliebten jungen Mannes unter den Bewohnern des Hauſes verbreitet, von allen Seiten ſtürmten ſie herbei, drückten ihm die Hand und äußerten ihre Freude. Faſt alle waren Storm bekannt, einige ſogar mit ihm aufgewachſen. Im Taumel des Wiederſehens, voll Sehnſucht, die Geliebte zu begrüßen, gequält von Zweifeln, die ihm völlig grundlos ſchienen, und die er dennoch nicht überwinden konnte, ging er halb träumend weiter. Ein alter Hund bellte ihn erſt an, ging dann wie beobachtend um ihn herum, beroch ihn von allen Seiten. Dreng! rief Storm, ſeltſam bewegt, indem er auch dieſen alten Freund wiederfand, und kaum angerufen, ſprang das treue Thier freundlich auf ihn zu, an ihn heran und äußerte wedelnd, jaulend die lebhafteſte Freude.

Alles war nun in unruhiger Bewegung, die Arbeiten ſchienen für einen Augenblick zu ruhen, ein Gedränge von Menſchen entſtand bei der Thüre, und aus dieſer ſtürzte ein ſchönes, blühendes Mädchen hervor und ſank in Storms Arme. Dieſer vergaß ſeinen Verdacht, ſeine Unruhe und erſtaunte über die ausgebildete Schönheit der lieblichen Jungfrau. Die Menge bildete einen Kreis; Knechte, Mägde und Frauen blickten das ſchöne Paar freundlich und ſtillſchweigend an, als die Mutter Heggelund, — ſo ward die reiche Beſitzerin allgemein genannt, — eine ältliche Frau, fein, aber einfach gekleidet, auf dem Kopfe die gewöhnliche Mütze der Bauerfrauen, hinten mit einer breiten Schleife, hervortrat und, wie es ſchien, mit beſorgter Miene, obgleich freundlich, den angekommenen Jüngling begrüßte. Dorothea, ſagte ſie und legte die Hand auf die Schulter der Tochter, konnteſt Du Dich ſo vergeſſen? Dieſe zog ſich aus den Armen des Geliebten. Du ſiehſt, Erik, ſagte ſie und lächelte, Alles iſt noch, wie es war; der Vater hat ſeine Anſicht, aber auch ich meine Geſinnung nicht verändert. Sie reichte ihm die Hand, und Erik, durch die Umarmung überraſcht, über den nachfolgenden Auftritt beſtürzt, von tauſend Empfindungen beſtürmt, aber dennoch durch die unveränderte Geſinnung ſeines Mädchens glücklich, trat in das Haus hinein. Der reinliche Flur führte zur Wohnſtube, und Storm erſtaunte über die elegante Einrichtung, die ſeit ſeiner Abweſenheit Alles verändert hatte. Londoner Möbel, große Spiegel, feine Fußdecken, zierten den hohen, anſehnlichen Raum, der dennoch etwas Heimliches, Wohnliches, Einladendes hatte, als blickte der einfache, ſtille, häusliche Sinn aus aller fremdartigen Pracht hervor. Die alte Großmutter ſaß, wie ſonſt, in der gewohnten Ecke hinter dem Spinnrocken. Sie konnte ſich nicht erheben, aber die Freude über die Ankunft ihres Lieblings ſprach ſich dennoch aus.

Cederſtröm, Torger und Bull hatten ſich mit den Uebrigen beſcheiden zurückgezogen. Sie wollten die erſten Stunden des freundlichen Wiederſehens nicht ſtören. Erik, ſagte die Mutter, Du mußt den Vater beſuchen, dann komm wieder zu uns, daß wir erfahren, wie Du biſt, wie Du gelebt haſt und vor Allem, auf welchem Wege Du ſo ſchnell hergekommen biſt.

Mit klopfendem Herzen ging Storm über den Flur. Auf der entgegengeſetzten Seite ſah man die Flügelthüren, die zu der Studirſtube des alten Heggelund führten, welche, von dem Hofe abgewandt, nach der Landſtraße zu lag. Man kannte den Alten; Keiner hatte gewagt, ihm die Nachricht von Storms Anweſenheit zu bringen; er ſelbſt mußte der erſte ſein, der durch ſeinen perſönlichen Beſuch zugleich ſeine Ankunft ankündigte.

Der Alte hatte ſeine Beiſtimmung zu einer zukünftigen Verbindung der Liebenden nur bedingungsweiſe gegeben. Manches gefiel ihm an dem jungen Manne nicht, er ſchien ihm zu modern; ſelbſt wenn ſie übereinſtimmten, war in der Art, wie Storm ſich äußerte, in den Gründen, die er brauchte, etwas, was dem ſtarren Norweger zuwider war. Die große Reiſe beſonders erſchien ihm ſchädlich; was die neuere Bildung, nach ſeiner Meinung, an dem Jünglinge verdorben hätte, werde jetzt ſich auf die gefährlichſte Weiſe entwickeln. Er ſah alles, was er gethan hatte, um alte Sitte und einfache Lebensweiſe in der Gegend aufrecht zu halten, jede Einrichtung, die er mit Sorge und Liebe getroffen und gepflegt hatte, vernichtet, wenn ſein einziges Kind die Gattin eines Mannes würde, der Alles, was ſich innerlich und äußerlich in verworrener Eile in fremden Ländern entwickelte, mit jugendlichem Ungeſtüm hier heimiſch machen wollte. Erik und Dorothea durften während der Zeit der Reiſe keine Briefe wechſeln; Nachrichten, die ſie von einander erhielten, kamen ihnen mittelbar durch Storms Mutter zu. Ueber ihre Neigung, ſagte er, als die ſanft vermittelnde Mutter ihn vor der Abreiſe zu einem tröſtenden Verſprechen bereden wollte, über ihre Neigung kann ich nicht gebieten, aber ich muß erſt ſehen, was aus dem Jungen wird; und ich fürchte, er wird mir nach ſeiner Zurückkunft noch weniger gefallen, als jetzt. Eine ſolche Aeußerung duldete keinen Widerſpruch. Während der langen Abweſenheit des Jünglings ſprach der Alte faſt nie von ihm, nur zuweilen ließ er gegen den Vater einige Fragen fallen, und wenn er erfahren hatte, daß er geſund war, brach er das Geſpräch kurz ab, das Keiner fortzuſetzen wagte.

Storm hatte von ſeinen Eltern alles dies erfahren, und man kann ſich denken, daß er nicht ohne Furcht dem alten halsſtarrigen Manne, von deſſen ſeltſamen Launen ſein ganzes Glück abhing, entgegentrat.

Als er zagend die Thüre öffnete, fand er dieſe Stube unverändert. Hell, wunderlich, aber obgleich hoch, ja, weitläufig, erſchien ſie ihm doch kleiner, wie ſonſt. Alle Wände waren mit Büchern und Charten beſetzt; in der Mitte ſtand ein großer Tiſch, mit Papieren und Büchern bedeckt. An einem Pulte ſaß der Alte, von Folianten und Manuſkripten umgeben, ſo tief in ſeine Studien verſunken, daß er das Hereintreten des Jünglings nicht zu merken ſchien. Dieſer nahm ſich zuſammen. Vater Heggelund, ich bin hier, um Ihnen ſelbſt meine Ankunft zu melden, ſprach er laut und ging auf ihn zu. Wer iſt das? erwiederte Heggelund und blickte ihn verdrießlich an. Wie, was — Du biſt es, Erik, fuhr er fort, und die große, männliche Geſtalt, in einen feinen Ueberrock gekleidet, die grauen Haare dünn den kahlen Scheitel bekränzend, erhob ſich. Die ſtrengen Geſichtszüge ſchienen ſich zu mildern, und er ſah ihn noch immer an. Der ſchlanke Jüngling, ein ſchönes Bild der friſchen Jugend, der Unſchuld, mußte einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Erik, ſagte er freundlich, ſei mir willkommen, herzlich willkommen.

Ich weiß nicht. Du biſt derſelbe und doch ſo ganz anders geworden. — Nicht wahr, dieſe Häuſer, dieſe Bauern, dieſe rauhen Berge dürfen ſich nicht vergleichen mit dem ſchönen Süden? Dieſes traurige, einſame Leben iſt Dir doppelt verhaßt, ſeit Du das Gewimmel einer Menge kennſt, die, in beſtändiger Bewegung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Glauben ändert? — Sie irren ſich, mein Herr, antwortete Storm, eben in der Ferne, in dem Getümmel eines raſtlos wechſelnden Daſeins lernte ich die nordiſche Beharrlichkeit ſchätzen, und alle meine Gedanken weilten in der lieben Heimat. Während ich nicht unempfindlich genoß, was der Tag und die oft freundliche, oft trübe Umgebung mir darbot, war mein ſchönſter Gedanke, daß jeder Tag mich meiner Rückkehr näher brachte. — In dieſer Antwort lag etwas, was dem Alten ſeiner Geſinnung nach wohl gefiel, aber der Schluß mißfiel ihm. So, ſagte er kurz; ja, wir wiſſen, was den jungen Mann herzieht. — Verbarg ich es doch nie, erwiederte Storm entſchieden und innerlich entrüſtet. — Aber wie iſt das, Du biſt ja früher gekommen, als man erwarten konnte, fuhr der Alte fort, ohne auf die Aeußerung des Jünglings zu achten. Du biſt vor drei Tagen bei Deinem Oheim geweſen, wie konnteſt Du ſo ſchnell herkommen? — Ueber das hohe Gebirge, Herr, erwiederte Storm, auf

Skien. Wie, was, über das Gebirge? und auf Skien, lieber Erik? ſagte der Alte und faßte ihn freundlich bei der Hand; welchen Weg nahmſt Du? — Von des Oheims Säterei auf Mugnafield zu; wir wollten den Abend Stokke erreichen, verirrten uns im Schneegeſtöber und fanden glücklicherweiſe eine leere Fiſcherhütte an den Ufern des gefrornen Lerungen, dort übernachteten wir. — Der Alte hörte ihn mit Erſtaunen an. Nein, rief er und war wie verwandelt, das hat noch Keiner gewagt; kühn, tollkühn war es, es hätte Dir übel bekommen können. Aber es iſt brav; wer begleitete Dich? — Torger, war die Antwort. — Ei, der alſo, ja, der iſt tollkühn genug, in dieſem, wie in Allem — der ſaubere Geſell hat Dich alſo über die Gebirge geſchleppt. Dachte ich es doch, wie ſollte ein ſo kühner Gedanke in dem Kopfe eines verſchrobenen, ſüdeuropäiſchen Weichlings entſtehn? — Storms Geduld war erſchöpft. Herr, ſprach er heftig, Torger hat hier nichts zu ſuchen, er weiß, daß er hier nicht willkommen iſt. Ich aber liebe dieſen Mann, verehre ihn, vergeſſe nie, was ich ihm verdanke. Mich zogen meine Eltern, jede jugendliche Erinnerung, meine Liebe — der Alte ſah ihn zornig an — ja, meine Liebe hierher; Torger rieth ab, ich überredete ihn, und er folgte, weil er mich liebt. — Doch ich falle beſchwerlich, wie ich merke. Anders, wahrlich, iſt dieſer Empfang, als ich ihn erwarten konnte von einem alten Norweger, der weiß, was der Gaſt fordern darf, wenn der Wirth ihn in ſeinem Hauſe empfängt. — Er verneigte ſich kurz und wollte die Stube verlaſſen. Bleib! rief ihm der Alte zu, — Erik, reich mir Deine Hand; ſo gefällſt Du mir. Aber glaubſt Du das Recht zu haben, in die Berſerkerwuth zu verfallen, weil Du das winterliche Gebirge nicht ſcheueſt? Geh hinüber, wo Du doch lieber biſt; ich komme vielleicht nach, und wenn Du mich überzeugſt, daß Du ein Norweger biſt und bleiben wirſt, dann — nun dann ſollſt Du auch mit mir nicht unzufrieden ſein. — Er ſchob ihn freundlich hinaus.

Erik ging fort, aber tief bewegt, noch innerlich erzürnt. Durch die letzten Worte des Alten keineswegs ganz beruhigt, trat er in die ſtille Kammer der Frauen. Seine Unruhe war leicht zu bemerken. Dorothea eilte ihm furchtſam entgegen, beſorgt blickte die Mutter aus der Ferne ihn an. Mit aufgeregter Stimme erzählte er nun das ganze Geſpräch. Als Dorothea aus dieſer Erzählung die kühne Fahrt über das Gebirge erfuhr, erſchrak ſie zwar; aber er ſtand geſund vor ihr, und ein ſolches Zeichen der ungeduldigen Liebe konnte einem liebenden Mädchen nicht mißfallen. Sie hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Einige Mal konnte ſie den Schrecken kaum verbergen; als aber die Erzählung geendigt war, ſchien ſie völlig beruhigt. Du kennſt meinen Vater zwar, aber kaum ganz, wie er jetzt iſt, ſagte ſie; die letzten unruhigen Ereigniſſe, die unſichere Lage des Landes nach einem ſo langen Frieden, haben ſeine Laune, ſeinen ſtarren Sinn geſteigert; in Allem ſieht er den Untergang der guten alten Zeit, die drohende Herrſchaft gehaßter Nachbaren iſt ihm entſetzlich, und wir werden einen ſchweren Stand haben. Doch konnte dieſes Geſpräch kaum günſtiger enden. Die Gebirgsreiſe und die Berſerkerwuth haben Dich für's Erſte empfohlen. Aber damit iſt noch wenig gewonnen. Er ahnet allenthalben Gefahr, und wie nun einmal Leben und Studium Dich gebildet haben, wird eine jede Aeußerung, ſelbſt die unſchuldigſte, Dich verdächtig machen. Auf uns ſelbſt ſind wir gewieſen — und Du haſt meine Treue! Iſt er ſtarr, ſo ſind wir feſt. Ich gehöre Dir zu, und er ſoll erfahren, daß die Treue eines nordiſchen Mädchens ſo unbeugſam iſt, wie die Laune eines Mannes. Er könnte entſchieden gebieten — hätte er dies damals gethan, als die furchtſame Liebe ſich noch nicht hervorwagte, ich hätte geſchwiegen, geſeufzt und mich gehorſam unterworfen. Was er aber geduldet hat, muß er erlauben. Er darf nicht halb ſein, nicht ſchwanken in einer Beziehung, wenn er alle andern mit halsſtarriger Konſequenz behandelt. — Storm hörte die Geliebte mit Erſtaunen. In ihrem Geſicht, in den milden Augen, in der ganzen zarten Geſtalt zeigte ſich eine liebliche, ſchüchterne Jungfräulichkeit, die ſeltſam der muthigen Entſchloſſenheit der Rede zu widerſprechen ſchien. Storm äußerte ſich darüber. Erik, erwiederte ſie, ich bin ſtark geworden in der Zeit Deiner Abweſenheit; ich hatte manchen harten Kampf zu beſtehen, und nur meine gute Mutter war meine Stütze — Und leider nur eine ſchwache, ſagte dieſe und rückte den Liebenden näher. Es hat nicht an Bewerbern gefehlt, fuhr Dorothea fort, die ſich nach den Launen meines Vaters zu richten wußten, die, durch eine ſo wünſchenswerthe Beſitzung herbeigelockt, gern das Joch einer heuchleriſchen Entſagung trugen, die unter der Maske der kühnſten Freimüthigkeit die niedrigſte Schmeichelei verbargen und meinen Vater zu gewinnen wußten. Während ſie ſo ſprach, ſchwebte plötzlich Cederſtröms Bild drohend vor Storms Augen. Er nannte ihn, er fragte und konnte ſeine Angſt, ſeinen quälenden Verdacht nicht verbergen; Dorothea lächelte und ſchwieg. Storm ward immer ängſtlicher. Er fing an, das nächtliche Abenteuer in der Hütte, die Entdeckung des zerriſſenen Briefes zu erzählen. Die gefährliche Lage, das Abenteuerliche der nächtlichen Scene zog die Frauen an, und als er nun die zerriſſenen Stücke des Briefes hervornahm, nöthigten ſie ihn, erſt ſeine Erzählung zu vollenden. Ueber Torgers Scheintod, über die Lage des Geliebten waren ſie ſo erſchrocken, daß ſie vergaßen, wie ſie den faſt Geſtorbenen geſund geſehen und begrüßt hatten. Auch Storm ſelbſt ward durch dieſe Erzählung ergriffen. Als er, nachdem die Andern beruhigt waren, wieder auf den verdächtigen Brief kam, ſtürmte Bull herein, und ihm folgten Torger und Cederſtröm.

Das Geſpräch war unterbrochen und nahm nun eine lebhaftere Wendung. Storm ſollte erzählen; die bedenkliche Lage des Landes wurde berührt. Die Frauen hofften ruhig Alles abwarten zu können. Auch von den Grillen des Hauswirthes ward Manches erwähnt, obgleich auf eine ſchonende Weiſe, und beſonders Cederſtröm wollte Vieles entſchuldigen, ja, vertheidigen. Es wird eine herrliche Hetze geben! rief der fröhliche Bull; der Alte möchte einen Hakon Jarl ſpielen und ſähe am liebſten, wenn wir die Buchſtaben vergäßen und wieder mit Runen ſchrieben. Wenn die Röcke einen andern Schnitt, die Kuchen eine andere Form erhalten, glaubt er, wir verlieren unſere nordiſche Mannhaftigkeit. Bier und Meth ſollen wir trinken, die Gläſer gegen Hörner vertauſchen, und wo möglich Odin und Thor und die liebliche Freia anbeten. Er iſt wie ein

Kobold der Vergangenheit; Suppe und Branntwein ſind ihm eine Peſt, wie Federbetten und Konſtitutionen. — Du, Erik, findeſt uns allerliebſt, wie wir eben ſind, und das iſt gar freundlich und brav; Torger möchte uns anders haben, europäiſcher, gebildeter, freier. Eine Vergangenheit, die keine Gegenwart duldet und keine Zukunft; eine allerliebſte bequeme Gegenwart, die weder wiſſen will, wo ſie herkommt, noch daran denken mag, wo ſie hingeht; und eine Zukunft, die aus dem hellen Himmel hereinfällt und ſchaffen, nicht erzeugen will, ſtreiten auf die anmuthigſte Weiſe unter einander. Keiner von dieſen Kämpfern weiß aber, wo der andere ſteht, und ſo giebt es die luſtigſten Luftſtreiche, die einen fröhlichen Menſchen, wie ich bin, noch oft genug ergötzen werden.

Während des lebhaften Geſpräches kamen oft Mägde und Knechte herein, die Frau, die Tochter mußten Befehle ertheilen, Anordnungen treffen. Der Spinnrocken der alten halbtauben Großmutter knarrte dazwiſchen. Es war ſpät geworden, und man mußte ſich trennen. Der alte Herr ließ ſich gar nicht ſehen.

Es war drei Uhr Nachmittags; die Sonne war hinter den hohen Gebirgen verſchwunden und der lang erſehnte Weihnachtabend endlich da. Der große Hof war in allen Winkeln gereinigt. Hier erhob ſich ein großer Berg ſorgfältig geordneter Holzſtämme, dort lagen zierlich aufgehäuft die blanken Bretter für einen künftigen Bau; hölzernes Geſchirr, Eimer, Kannen, Faſſer waren ſymmetriſch zuſammengeſtellt vor dem Brauhauſe, vor der Küche. Mächtige Tannenzweige mit ihrem düſteren Laube hatten in dem hartgefrornen Schnee einen ſichern Stand gefunden und bildeten eine Allee queer durch den Hof, von dem großen Thore bis zum Wohnhauſe. Ein rieſenhafter Schneemann, durch Kohlen mit Augen, Naſe und Mund verſehen, das Spielwerk der Kinder, war mit Tannenreiſern bekränzt. Der klare Himmel, der Froſt, der keinen Schmutz verträgt, trugen viel dazu bei, das reinliche Anſehen des ſtattlichen Hofes vortheilhaft hervorzuheben. In dieſe heitere Scene tönte fröhliches Schellengeläute, und drei Schlitten fuhren hinter einander ſchnell zum Thore herein. Dieſe ſind im ganzen Norden leicht und zierlich gebaut, und der innere Sitz iſt nur für eine Perſon eingerichtet. Selbſt die Frauen lenken die Pferde ſelbſt. Mit Bärenfell zugedeckt, in dicke zottige Pelze eingehüllt, mit Bärenmützen auf den Köpfen, ſaßen in dieſen Schlitten der Vater, die Mutter und die Schweſter unſeres Helden, er ſelbſt und Torger ſtanden hinten auf den beiden letzten. Zwar iſt es in Norwegen, wie allenthalben im nördlichen Europa, Sitte, daß eine jede Familie an ihrem eigenen Heerde verſammelt dieſen Abend ſtill feiert. Da aber Storms Eltern alt, die einzige Tochter ſchon lange aus den Kinderjahren heraus war, ſo hatten jene die dringende Aufforderung des Freundes, daß ſie und ihr Geſinde dieſen feſtlichen Abend in ſeinem Hauſe feiern ſollten, obgleich nicht ohne Schwierigkeit von Seiten der Frauen, ſchon ſeit einigen Jahren angenommen. Als ſie durch das Thor fuhren, ſprang Storm von dem Schlitten herunter und warf der Mutter ſeinen Mantel zu. Bald darauf verließ auch Torger den Schlitten der Schweſter, und Beide gingen langſam hinter den Fahrenden über den aufgeputzten Hof. Alles war ſtill. Im Stalle wurde den Pferden ein reichliches Futter vorgelegt, in halbem Putze erſchienen die Mägde und ſtreuten die Körner für das Federvieh und, wenn dieſes hinlänglich verſorgt war, in abgeſonderten Haufen für die Tauben, ja, für die Sperlinge und Krähen. Auf großen Stangen wurden

Aehrenbündel befeſtigt, und in den Feldern aufgepflanzt für die ſcheuen Vögel des Waldes und der Flur. Es war die letzte Arbeit. Der Tag neigte ſich; die meiſten Vögel ruhten ſchon, aber die aufgehende Sonne ſollte am heiligen Morgen ihnen die unerwartete Nahrung bringen, damit der Tag, der allen Völkern das Heil verkündigte, auch ihnen freundlicher erſchiene.

Dieſen Augenblick, dieſe Stunde, wo die letzte Vorbereitung für den heißerſehnten Genuß ſich abſchließt, habe ich vor Allem wieder zu genießen gewünſcht, und ich freue mich, ſo ganz zu rechter Zeit gekommen zu ſein, ſprach Storm; wir wollen recht langſam durch dieſe hergezauberte Allee gehen. — Wie ahnungsvoll und bedeutend erſchien mir in meiner Kindheit dieſer Augenblick, die letzte, leichte Arbeit der ſchon Geputzten; ich durfte nicht hier bleiben. Zu Hauſe war Alles für das ſtille Familienfeſt eingerichtet; aber ſchnell lief ich hierher, um zu ſehen, wie die reinlich angekleideten Knechte und Mägde aus den Thüren traten, und ſich in das Wohngebäude verloren. Das Haus, die wohlbekannten Stuben kamen mir dann ganz fremd und wunderbar vor. Ich konnte mir die ſeltſamſten Vorſtellungen ausbilden, was nun da alles Herrliches und Schönes ſich für dieſen Abend geſtalten würde, und meine Träume wurden immer glänzender, wunderlicher, wenn ich die großen Fenſter hell erleuchtet ſah und undeutlich wahrnahm, wie die Menſchen ſich in den Zimmern bewegten, ſich den Fenſtern näherten und verſchwanden, wenn die Geigen ſich hören ließen. — Deine Träume gönne ich Dir, unterbrach ihn Torger, ich gönne einem jeden Menſchen die ſeinigen, iſt es doch faſt Alles, was wir haben; aber das Läppiſche iſt mir unausſtehlich. Wenn der Menſch die Ueberzeugung hat, daß es ſich für ihn wohl ziemt, auch für die Thiere, für die Vögel zu ſorgen; wenn er fühlt, daß, indem er Alles an ſich reißt, die Felder plündert und alle Thiere dem Hunger preisgiebt, es ſeine Pflicht ſei, einen kleinen Theil des Geraubten abzulaſſen, dann finde ich dieſes lobenswerth und verſtändig; wenn er aber den ganzen Winter hindurch die Vögel hungern läßt, ja, gelegentlich verfolgt und tödtet, und ihnen nur eine Weihnachtsfreude verſchafft; wenn er ihnen ſonſt nicht einmal das leibliche Daſein gönnt und ſie jetzt als Gäſte zu einem religiöſen Feſte einladet: dann wird es mir recht klar, in welcher furchtbaren, faſt wahnwitzigen Verwirrung das Volk lebt, und wie ungereimt es iſt, Ueberlegung und verſtändige Bildung auf einen ſolchen Boden pflanzen zu wollen.

Ich kann Deine Meinung nicht theilen, Torger, erwiederte Storm. Eben dieſe ſtille Wohlthat, mit welcher man die mühſame Arbeit abſchließt und ſich zum Genuß gleichſam einweiht, dieſes Opfer, wenn Du willſt, in welchem jene alten, von den blutigſten bis zur milden Libation, ſich wiederholen, hat mich als Kind unſäglich gerührt. Es ſchien mir eine wahrhaft feſtliche, ja, religiöſe Handlung, und ich habe für mein damaliges Gefühl, wenn ich es wieder hervorrufen, wenn ich es benennen will, keinen andern Ausdruck, als: Andacht. Sollte ich, was mich damals bewegte, was gewiß auf eine ähnliche Weiſe einen Jeden, der die Körner ausſtreut oder auf die Felder hinausträgt, mehr oder weniger deutlich durchdringt, jetzt mir klar machen, dann finde ich es, mitten in der ſtarren Nacht der todten Natur hervortretend, dem heitern Frühlingsgefühl verwandt. Es iſt jenes tiefe Bewußtſein einer innigen, ja, geiſtigen Einheit alles Lebens in jeglicher Form. Wenn die wiederkehrende Sonne Blumen und Kräuter hervorlockt, und alle Vögel ſingen, dann haben wir nichts zu geben, dann bleibt uns nichts, als uns hinzugeben, und wer fühlt dann nicht, daß er nur empfangen kann? Dann ſtrömt das unendliche Leben aus allen verborgenen Quellen und winkt uns, ergiebt ſich uns und ſteigert unſer ganzes inneres Daſein; dann werden wir uns der innern ſeligen Gemeinſchaft mit der heiligen, wohlthätigen Natur wohl bewußt. Jetzt aber iſt das Leben erſtarrt, zurückgedrängt in ſeine geheimſten Tiefen, und da, wo es zur ſelbſtſtändigen That ſich geſtaltet, wo es der Vormundſchaft der allbelebenden Elemente entſagt hat, ſteht es verwaiſt da. Wie mußte dieſes Gefühl ſich ausbilden in den nördlichen Gegenden, in der Zeit, wenn der Tag faſt ganz verſchwindet! Gewiß war es auch unſern heidniſchen Vorfahren nicht fremd, aber das Chriſtenthum hat es belebt, hat ihm Sinn und Bedeutung gegeben. Wenn der Nordländer den wunderbaren Frühlingstag ſeiner Seligkeit feiert, während die Natur um ihn in eiſiger Ruhe ſchlummert; wenn es ihm, wenn auch nur dunkel, vorſchwebt, wie ihm ſeine warme Stube, ſeine bequeme Kleidung, ſeine vollen Scheunen durch eine Entwickelung der Geſchichte zu Theil geworden ſind, die er von der göttlichen Führung, die ihn für ein höheres Heil vorbereiten will, nicht zu trennen vermag; wie das geordnete Leben ihm Sicherheit, Genuß gewährt und erhält, während die verlaſſenen Vögel hungrig ſeine wohlverwahrten Scheunen umkreiſen: ſollte dann nicht das natürliche Gefühl, daß er jetzt geben muß, wie er ſonſt nimmt, recht lebhaft in ihm entſtehen? Ja, das religiöſe Gefühl, wo es ächter Art iſt, hat eine unendliche Tiefe, es dehnt ſich über die ganze Natur aus. Es ſind nicht dieſe Sperlinge, dieſe Krähen, die unſere

Felder, unſere Höfe beſuchen, allein, die dieſes Gefühl ſucht; einmal belebt, bringt es uns das Bild des ganzen verborgenen Lebens nahe. Indem die Vögel aus den Felſenſchluchten, aus den öden Thälern hervorkommen und ſich unſern warmen Wohnungen nähern, ſind ſie Vorboten des verborgenen Lebens, welches, von der irdiſchen Natur gefangen, beſtimmt iſt für die Entwikkelung einer höhern; und die ſeufzende Kreatur, die ſich nach der Seligkeit ſehnt, mag wohl, wenn auch nicht in der einzelnen erſcheinenden Form, eine geheime Ahnung haben von dem ſeligen Gefühl, welches einen Gläubigen an dieſem Tage des Heils durchdringt. — Torger blickte ihn aufmerkſam an und ſuchte ein Lächeln zu unterdrücken. — Storm fuhr fort: Nimm das Gefühl, aus welchem jene Handlung entſpringt, weg, und wahrlich vieles, was noch von milderem Sinne, von Güte und Mitleid übrig blieb in unſern ſelbſtſüchtigen Tagen, würde auch verſchwinden. So unvernünftig ſcheint Dir die Handlung? Trifft ſie doch gerade in die angemeſſenſte Zeit, und ſo unbedeutend iſt das Opfer, wie es aus einem jeden Hauſe dargebracht wird, doch auch nicht. Dieſe That, ein Mal im Jahre mit Freude verübt, klingt nach durch das ganze Jahr, und mag in manchen milderen Menſchen eine beſſere Behandlung der Thiere, bei vielen Gelegenheiten ſelbſt ein ſchönes Mitleid erzeugen und unterhalten; und ſo könnte, glaube ich, ein vernünftiger Lehrer wohl manches Löbliche auf einen ſolchen Grund bauen. — Du biſt der Alte, antwortete Torger, ja, noch ärger geworden, wie ich merke. Ich wette, der alte Heggelund würde ganz Deiner Meinung ſein, aber dennoch höchſt unzufrieden mit der Art, wie Du ſie vertheidigſt. —

Während Beide, ſo redend und langſam fortſchreitend, ſich dem Wohnhauſe näherten, waren die Schlitten ſchon in die große Wagenſcheune gebracht, die Pferde in den Stall geführt worden. Jetzt erklang die Glocke von dem Thurme und aus den Hütten der Häusler; über die beſchneieten Felder ſah man die geputzten Männer und Frauen ſchreiten; aus dem Stalle, aus der Brauerei, aus der Bäckerei, aus der Geſindeſtube traten Knechte und Mägde, jene in reinlichen weißen, wollenen Jacken, dieſe in ſchwarzen Kleidern, mit Bändern geſchmückt. Von allen Seiten kamen ſie, traten in die Allee hier und da ein, und gingen ſtillſchweigend und langſamen Schrittes nach dem Hauſe zu. Storm und Torger ließen ſie vorgehen, und erſt, als Alle vor der Thüre verſammelt waren, gingen Beide nach. Storm war in ein feines, ſchwarzes Kleid nach dem neueſten Schnitte gekleidet, die blendend weiße Wäſche hob den Anzug, und da er ſeit langer Zeit nicht aus den Reiſekleidern herausgekommen war, hatte er jenes Gefühl eines Geputzten, welches in den großen Städten und wo man alle Tage ſorgfältig angezogen iſt, abgeſtumpft wird. Er trug das eiſerne Kreuz, welches er durch ſeine Theilnahme an dem Kriege in Deutſchland verdient hatte. Wir ſind dieſes bedeutende Ehrenzeichen zu ſehen gewohnt, aber in jenen nördlichen Gegenden erfährt man erſt, wie würdig es in ſeiner Einfachheit erſcheint. Dort, wo die Ritterorden noch ſelten ſind, erſcheint der Ritter wirklich als ein ſolcher; es verbindet ſich eine Vorſtellung von etwas Großem, Außerordentlichem, was er erlebt haben muß, mit ſeiner Erſcheinung, und das einfache Zeichen hebt ihn aus dem Kreiſe gewöhnlicher Menſchen, verſetzt ihn in eine phantaſtiſche, mährchenhafte Welt und ſtellt ihn als eine erhabene, vornehme Perſon dar. Als Storm, ſo geſchmückt, ſich dem Hauſe und dem Gedränge näherte, ſahen ihn die Bekannten mit Erſtaunen an, einer machte den andern auf das Kreuz aufmerkſam, und Alle traten ſcheu zurück. Alte und Junge zogen die Mützen ab und wichen zurück, und Storms frühere Spielgeſellen wußten nicht, ob ſie mit der gewohnten Vertraulichkeit ſich ihm nähern dürften. Seine gewöhnliche Freundlichkeit erſchien ihnen jetzt als Herablaſſung, und wohl konnte der junge Mann ſich wie ein populärer Prinz an einem ſtrengen, ernſthaften Hofe vorkommen. Er war allgemein beliebt, ja, angebetet in der ganzen Gegend, ſein Vater als Prediger hochgeachtet. Er hatte mit Rührung wahrgenommen, wie viele der ſeit ſeiner Abweſenheit geborenen Knaben ſeinen Namen trugen, und die Neigung der Tochter des reichen Hauſes war den Einwohnern wohlbekannt. Zwar iſt in Norwegen ein jeder Bauer ein durchaus freier Beſitzer ſeines Grundſtücks, aber der Reichthum übt ſeine Gewalt auch da, wie allenthalben; und in einer ſolchen einſamen, oft hülfsbedürftigen Lage übt der Mann, der durch Bildung und Beſitz über alle übrigen hervorragt, eine Herrſchaft aus, die, weil ſie durch Hülfe erworben, nicht durch drückende Vorrechte entſtanden iſt, nur deſto mächtiger wird. So ward Storm, durch ſeine Stellung, durch das Anſehn des Mannes, als deſſen zukünftigen Schwiegerſohn man ihn betrachtete, gehoben, durch ſeine milde, zutrauliche Perſönlichkeit geliebt; aber der Orden, das Gerücht, daß er in dem großen Kriege mit Ruhm gedient habe, erzeugte eine ſcheue Ehrfurcht. Er mochte wohl ein Bewußtſein von den Vorzügen ſeiner Stellung in dieſem einſamen Thale haben, er mochte ſich gefallen in dem Gedanken, in einem weiten Umkreiſe als der Jüngling zu erſcheinen, mit welchem Keiner ſich zu meſſen wagte; dieſes ſtille Gefühl mochte ſelbſt auf ſein äußeres Betragen einen Einfluß ausüben, als er zwiſchen den ehrerbietig aufgeſtellten Reihen der Einwohner, die ihn freundlich anſtaunten, nach der großen Treppe zu ſchritt. In dem obern Stocke, grade dieſer gegenüber, führte eine Flügelthüre in einen anſehnlichen Saal, der einen großen Theil der Vorderſeite nach dem Hofe zu einnahm. Er war höchſt einfach ausgeſtattet, und ſtach ſeltſam ab gegen die Bequemlichkeit und Zierlichkeit der übrigen Räume. Die Wände beſtanden aus Balken, die über einander lagen, und die Fugen waren dicht mit Moos ausgefüllt. Zwei große Oefen, an beiden Enden des Saales angebracht, erheizten den weitläufigen Raum. Der Saal war durch Wandleuchter erhellt, die an die Balken angehängt waren, und eine große Menge hölzerner Stühle ſtanden, dicht aneinander, längs der Wände. An einem Ende des Saales war ein langer Tiſch gedeckt und reichlich beſetzt mit großen Butterhügeln, Roggen- und flachem Gerſtenbrote, und mächtigen runden Cylindern, eine halbe Elle im Durchſchnitt, von jenem alten norwegiſchen Käſe (Gammeloſt), deſſen ſtarkreizender Geſchmack dem nordiſchen Gaumen ſo wohlbehagt. Dazwiſchen dampften große Bowlen mit einer Art ſehr beliebten Punſches aus Bier, Zucker und Konjak. Bis tief in die Nacht hinein ward dieſer Tiſch von den verſammelten Gäſten beſucht, die nach Gefallen ihren Appetit und Durſt zu ſtillen ſuchten.

Als Storm und Torger eintraten, war der Saal noch leer; die angekommenen Ballgäſte waren, als ſie die Beiden erblickten, aus Reſpekt auf dem Flur geblieben, um ihnen den Vortritt zu gönnen. Die beiden Freunde gingen durch den langen, leeren Saal nach einer angrenzenden Stube, deren Flügelthüren geöffnet waren, und die, hellerleuchtet, durch ihre zierliche Einrichtung ſich ſehr von dem einfachen Saale unterſchied. Hier war die Familie, der alte Heggelund, die Mutter, die Tochter, verſammelt und ſchon mit Storms Eltern, Cederſtröm und Bull in lebhaftem Geſpräche begriffen. Dorothea reichte den Eintretenden freundlich die Hand. Der Saal füllte ſich, ein Jeder trat freimüthig in die Stube und begrüßte die Anweſenden, ihnen allen die Hand reichend nach nordiſcher Sitte, und ging dann in den Saal zurück. Es ward allmälig lebhaft; zwei Bauern, an die Wand gelehnt, ließen ihre Geigen hören. Der Tanz begann. Dorothea und Storms Schweſter tanzten mit den Knechten, Storm und Bull mit den Mägden. Schon damals hatten unſere gewöhnlichen Tänze, Schottiſch, Anglaiſen, Walzer, den Weg gefunden in dieſe einſamen Thäler und drohten die nationalen Tänze zu verdrängen. Doch traten auch einige gewandte Bauern hervor, die mit vielem Geſchick ſich in dieſen letztern auszeichneten. Während ſie in kühnen Sprüngen ſich ſehen ließen, ruhten die Uebrigen als Zuſchauer, und auch der alte Heggelund, der ſich ſonſt um den Tanz nicht zu bekümmern ſchien, trat dann hervor, ermunterte die Tanzenden und ließ den lebhafteſten Beifall laut werden. Alles ging ruhig, anſtändig zu; die tanzenden Mägde und Knechte ſuchten die Tänze, die ſie gelegentlich geſehen hatten, wenn die vornehmeren Nachbaren ſich ergötzten, wie ſie konnten, nachzuahmen, und es gelang, beſonders den jungen Männern, die überhaupt gewandter ſind, als die Mädchen, nicht übel.

So vergingen ein paar Stunden in ungeſtörter Fröhlichkeit. Man ſah keine Spur von Unmäßigkeit. Die Achtung für den ernſten Hausherrn hemmte nicht die unbefangene Luſt, verhinderte aber ein jedes Uebermaaß. Nur Guttorm, der Stallknecht, hatte etwas mehr, wie gewöhnlich, getrunken. Er diente ſchon bei Storms Vater, als Erik geboren wurde; er war glücklich, ihn wiederzuſehn, und äußerte, durch den Punſch erhitzt, ſeine Freude laut jauchzend. Die Uebrigen ſuchten ihn zu beruhigen, und es war rührend, mit welcher Sorge ſie einen jeden lauten Ausbruch ſeiner Freude, der den Hausherrn erzürnen und ihm eine Zurechtweiſung zuziehen konnte, zu verhindern ſuchten. Die Achtung gegen den alten Herrn und die Zuneigung zu dem guten, alten Knechte, der allgemein beliebt war, ſprachen ſich gleich deutlich aus. Storm, der die laute Stimme wohl erkannte, merkte mit Beſorgniß, daß Heggelund aufmerkſam wurde, und eilte zu ſeinem alten Freunde. Als dieſer ihn ſah, ging das Jauchzen in eine weiche Zärtlichkeit über, er drückte ihm die Hand, er weinte. Als ich Dich auf meinen Armen trug, ſagte er ſchluchzend, als ich Dir Zuckerbrot zuſteckte und Du mir die kleinen Hände reichteſt, da war eine ſchöne Zeit. Nun biſt Du groß und vornehm geworden, und ſollſt die ſchöne, gute Dordi haben. Guttorm, ſagte der beſorgte Storm und gab ſich alle Mühe, den Betrunkenen zu beſchwichtigen, Du biſt mir gut. — Ja, rief dieſer, ſtand auf und ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, Du ſollſt ſie haben! Die laute Stimme tönte durch den ganzen Saal, es entſtand ein ängſtliches Stillſchweigen, Heggelund erſchien ernſthaft, aber ſtumm um ſich blickend, und Storm gerieth in die größte Verlegenheit, als er jetzt noch obendrein Cederſtröm in eifrigem Geſpräche mit einem ihm ganz unbekannten Bauer ſah. Aller Verdacht gegen dieſen Fremden, den er noch immer nicht überwinden konnte, verband ſich mit der Verlegenheit des dringenden Augenblicks und verſetzte ihn in eine peinliche Lage.

Er hatte keine Gelegenheit wieder gefunden, Dorothea ſeinen Verdacht mitzutheilen. Die fortdauernde Beſchäftigung mit dem bevorſtehenden Feſte verhinderte jede Annäherung; er hatte es bedenklich gefunden, den Gaſt des väterlichen Hauſes in den Augen ſeiner Eltern verdächtig zu machen, und der ganze heutige Tag war mit Beſuchen zugebracht worden, die er in der Nachbarſchaft abſtatten mußte und nicht verſchieben durfte.

Was ihm jetzt für den Augenblick das Wichtigſte ſchien, war, auf jede Weiſe den Betrunkenen zu entfernen, der in einer ihm ſo gefährlichen Sache immer lauter zu werden drohte. Ich habe Dir etwas mitzutheilen, guter Guttorm, was ich keinem Andern vertrauen möchte, ſprach er, hör' mich nur ruhig an. Dies wirkte. Mir willſt Du vertrauen, mir, dem armen Manne, da Du ſo vornehm geworden biſt? flüſterte er ihm leiſe lallend zu; ja, ja, das kannſt Du thun, im Leben und Tode kannſt Du mir vertrauen. — Aber Guttorm, unterbrach ihn Storm, dann mußt Du mir folgen, denn hier iſt der Ort nicht. Gern, ſagte der eifrige Knecht und ließ ſich von Storm aus dem Saale führen. Dieſer warf es ſich faſt vor, den gutmüthig

Folgenden zu betrügen; aber kaum hatte er, ſo unbemerkt wie möglich, mit Guttorm den Saal verlaſſen und dieſen, ohne zu wiſſen, was er mit ihm anfangen ſollte, nach einer entfernten Stube gebracht, um ihn da ſeinen Rauſch ausſchlafen zu laſſen, als er Cederſtröm mit dem unbekannten Bauer aus dem Saale treten ſah. Alles ſchien ihm höchſt verdächtig. Kurz darauf erſchien Torger, im Begriff, eilig die Erſtern, die die Treppe hinuntergegangen waren, zu verfolgen. Storm beſann ſich ſchnell; er mußte wiſſen, was hier vorging, es war ihm in dieſem Augenblicke, als hinge ſein ganzes Schickſal davon ab. Guttorm ſchien nicht ſo betrunken, daß er ihm nicht ſollte folgen können; er kannte ihn als einen Menſchen, dem er ſich ganz vertrauen konnte, als einen ſonſt durchaus mäßigen, beſonnenen Mann, und es war ihm lieb, daß unerwartete Verhältniſſe den beabſichtigten Betrug vernichteten, den er durchaus nicht auszuführen wußte. Guttorm, ſagte er flüſternd auf eine geheimnißvolle Weiſe, ſiehſt Du, wer da die Treppe hinuntereilt — dieſen müſſen wir folgen. Der treue Knecht, durch dieſe Anrede im höchſten Grade geſpannt, ſuchte ſich zu faſſen; er ahnete ein bedeutendes Ereigniß, und der Rauſch ſchien faſt verſchwunden. Ich folge, antwortete er ruhig, und Beide ſuchten eilig Torger einzuholen. Als ſie zur Thüre hinaustraten, ſahen ſie im Dunkeln zwei Männer ſeitwärts über den Hof gehen, nach einer offenen Stelle hin, die zwiſchen dem Geſindehauſe und dem Wohngebäude auf das Feld führte. Ein einzelner ſchlich längs der Wände des Hauſes und ſchien ſich zu verbergen. Es mußte Torger ſein. Sie ſchlichen ihm ſchnell nach. Du biſt es, Torger? flüſterte Storm. Jener erkannte ihn. Wir wollen ihn entlarven, den ſchleichenden Schweden, antwortete er. Wer begleitet Dich? — Guttorm, war die Antwort, der nicht mehr betrunken ſcheint. Sie traten auf das Feld hinaus und ſahen, ſchon mit Mühe, die zwei Männer in einer leichten, hölzernen Scheune verſchwinden. Bald war dieſe erreicht. Sie hörten Cederſtröms Stimme. Und Du, Nichtswürdiger, ſprach er laut, biſt hier erſchienen, um Unruhe, um Unglück in dieſes friedliche Haus zu bringen, und Du wagſt es, mir entgegenzutreten, da Du weißt, daß ich Dich kenne? Aber ich kenne auch Euch, Eure Tollkühnheit, erwiederte der Bauer mit großer Frechheit, ich rechnete darauf, daß Ihr thöricht genug ſein würdet, mir zu folgen. Ihr ſeid in meiner Gewalt. — Wenn ich waffenlos wäre, erwiederte Cederſtröm, dann vielleicht — und man hörte einen ſchwachen Ton, wie von dem Spannen einer Piſtole. Wir ſind Mehrere, ertönte es nun aus den finſtern Ecken der Scheune, man hörte einen

Schuß. In dieſem Augenblicke ſtürzten die drei verbündeten Freunde, mit lautem Geſchrei ſich nennend, um jede Verwirrung zu vermeiden, in die Scheune hinein. Sie war völlig dunkel und, als ſie hineintraten, ſtille. Cederſtröm rief: Wer ſeid Ihr? Storm, Torger, Guttorm nannten ſich, aber kein Ton ward weiter vernommen. Aus der einzigen Thüre war Keiner entſchlüpft, und dennoch mußte man ſich nach langem Suchen im Finſtern überzeugen, daß die verborgenen Verbrecher entkommen waren. Cederſtröm erzählte, wie er, indem er den Bauer feſthielt, ſich von Hinten ergriffen gefühlt, daß man ihm die Piſtole aus der Hand geriſſen und abgeſchoſſen habe, während andere den von ihm feſtgehaltenen befreiten.

Ihr ſeid zu rechter Zeit gekommen, offenbar wäre ich ohne Euch verloren geweſen, ſagte Cederſtröm; aber nun, Freunde, was hat Euch hergebracht? Storm und Torger fühlten ſich verlegen, denn obgleich etwas Geheimnißvolles, ja, Gefährliches mit dem Aufenthalt des Schweden in dieſer Gegend in Verbindung zu ſtehen ſchien, hatte doch der ganze Auftritt, ſo unerklärlich und räthſelhaft er ſchien, jeden Verdacht vernichtet. Sie ſollen, ſagte endlich Storm, redlich und offen erfahren, was uns herbrachte, und obgleich dies nicht ohne ein beſchämendes Geſtändniß geſchehen kann, hoffen wir dennoch, daß Sie uns verzeihen werden. Ich bin, antwortete Cederſtröm, zwar begierig auf Ihre Erklärung, aber jetzt müſſen wir überlegen, was zu thun ſei. Daß dieſer Familie ein Unglück von geheimen Verbrechern droht, daß ich Anzeigen habe, die nicht hinlänglich ſind, um es zu verhindern, und hier bin, um Alles, was in der Gegend und in der Nähe geſchieht, zu beobachten, daß der Entſchlüpfte mir bekannt, ſein Hierſein mir verdächtig war, können Sie aus Allem, was geſchehen iſt, vermuthen. Ich wünſchte nicht die Familie unnöthigerweiſe in Unruhe zu ſetzen, die Weihnachtsfreuden der Einwohner zu ſtören; ich glaubte ſelbſt, in dieſer Zeit nichts befürchten zu dürfen. Auch jetzt glaube ich, Sie werden mir beiſtimmen, wenn ich vorſchlage, was geſchehen, wenigſtens einige Tage geheim zu halten. Die Verbrecher ſind entſchlüpft, aber jetzt im Dunkeln ſie zu verfolgen, würde vergeblich ſein. Eine ruhige Unterſuchung, vorſichtig angeſtellt, durch die noch nicht gedämpften Unruhen in Hallingthal hinlänglich gerechtfertigt, wird uns in dieſen entfernten, rings umſchloſſenen Gegenden leicht auf die Spur bringen. Nur möchte ich wiſſen, wie jener Bauer ſich unter das Geſinde hatte eindrängen können. Ohne von irgend einem der Hausbewohner eingeführt zu ſein, war das nicht möglich. — Ich habe ihn eingeführt, den Schurken!

rief Guttorm. Er hat ſich ſeit einigen Tagen in Hoftun aufgehalten und wollte, wie er behauptete, über Flöyfield nach Bergen; er wußte meinem Freunde, dem Iſak in Hoftun, ſo Vieles von ſeinen Verwandten in Gulbrandsdalen zu erzählen, daß ſie ihm alle wohlwollten. Und wie konnte ich es abſchlagen, ihn mitzunehmen, als er wünſchte, den Weihnachtabend bei dem reichen Heggelund zu verleben? Wußte ich doch, daß der Vater Heggelund es gern ſieht, wenn man Freunde mitbringt. — Da wir wohl alle Ihre Meinung theilen, ſagte Storm, und dieſes Ereigniß geheim zu halten entſchloſſen ſind, ſo iſt es gut, daß Guttorm, für deſſen Stillſchweigen ich hafte, ihn eingeladen hat. Aber wie kommen wir nun wieder unbemerkt in den Saal zurück? Wird man unſere Abweſenheit nicht merken? — Ich dächte, unterbrach ihn Torger, wir verlängerten dieſe Abweſenheit, um ſie erklärbarer zu machen. Von dort drüben, von Jakob Helle, tönen die Geigen zu uns herüber. Wir machen ihm einen Beſuch auf eine Viertelſtunde, und unſere Entfernung iſt hinlänglich gerechtfertigt.

Jakob ſaß unter ſeinen Dienſtleuten, die in vollem Tanze begriffen waren, und kam ſeinen Gäſten freundlich entgegen. Kaum aber waren die gegenſeitigen Begrüßungen abgethan, als Storm, während der

Wirth mit Torger ſprach, zu Cederſtröm trat. Mein Herr, ſagte er, ich habe keine Ruhe, bis ich, was mich in dieſen Tagen beunruhigte und in einen ſeltſamen Zwieſpalt mit mir ſelbſt brachte, dem Manne mitgetheilt habe, den ich, wenn auch nur in Gedanken, dadurch auf eine unverzeihliche Weiſe verletzt habe. Cederſtröm war verwundert. In dieſem Augenblicke trat Jakob zu ihnen und unterbrach das Geſpräch. Er hielt es für ſeine Pflicht, die geehrten Gäſte zu unterhalten; aber Storm hörte ihm nur ſehr zerſtreut zu. Er brachte den Gegenſtand, den er mit dem Schweden verhandeln wollte, nicht aus dem Sinne; von dieſer Unruhe mußte er ſich befreien. Er bat den freundlichen Wirth, ihn in eine Stube zu führen, wo er mit dem andern Herrn einige Augenblicke allein ſein könne. Jakob erfüllte unverzüglich ſeinen Wunſch, und bald fand Storm ſich mit Cederſtröm in ungeſtörtem Geſpräche. Auch ich hatte, noch ehe ich hier ankam, ſagte er, als Sie allein waren, eine Ahnung von Gefahren, die der geliebten Familie drohen. Er erzählte nun das nächtliche Abenteuer, zog die ſorgfältig aufgehobenen Brieffragmente hervor und ordnete ſie. Wir glaubten, ſagte er lächelnd, dieſen Brief an Sie geſchrieben. Cederſtröm las und antwortete dann: Sie haben ſich nicht geirrt. Storm ſah ihn erſtaunt an, und Cederſtröm beſann ſich kurz.

Jetzt begreife ich Alles, ſagte er. Sie laſen dieſen Brief; ein verdächtiger Fremder, ſo mußten Sie ſchließen, der ſich in dieſer Gegend aufhielt, hatte ihn erhalten. Sie hatten mich in Verdacht; Sie ſahen mich mit dem fremden Manne wegſchleichen und fanden es natürlich, ja, nothwendig, mir nachzuſchleichen. Habe ich richtig gerathen? — Sie erſparen mir ein beſchämendes Geſtändniß, erwiederte Storm und ſchlug die Augen nieder. — Aber ich muß geſtehen, fuhr Cederſtröm fort, eine ſeltſame Verflechtung der Umſtände hat dieſen Verdacht erzeugt. Nicht allein mußte das Unwahrſcheinliche geſchehen, daß der Brief in Ihre Hände fiel, ſondern auch die Fragmente ſelbſt bringen in die fehlenden Stellen einen ſo klaren Sinn verbrecheriſcher Abſichten hinein, daß ich die Gewalt, mit welcher Sie den Verdacht zurückgedrängt haben, bewundern muß. — Was Sie hier von einem Verſuche, die Bauern zu bewaffnen, der zum Theil ſtattgefunden hat, von einer Abſicht, den Storthing aufzulöſen, angedeutet finden, iſt das Bruchſtück einer Aeußerung eines heftigen, unbeſonnenen Mannes, der wirklich Theil nimmt an der gefährlichen Unternehmung, die mir von meinem Korreſpondenten mitgetheilt wurde. Doch irre ich nicht, fuhr er freundlich lächelnd fort, ſo hat eine Stelle des Briefes Sie vorzüglich beunruhigt. Meine Abſichten mit Dorothea mußten unter ſolchen Umſtänden, in einer ſolchen Verbindung Ihnen ſehr gefährlich vorkommen. — Storm ſchwieg und wagte nicht die innere Spannung, mit welcher er die Fortſetzung der Rede erwartete, ſich merken zu laſſen. Auch Cederſtröm ſchwieg einige Augenblicke, als wäre es ſeine Abſicht, den quälenden Zweifel zu verlängern. Und dennoch iſt nichts einfacher, hub er dann an, denn dieſe Abſichten habe ich noch, und ich hoffe, ſie werden Ihren Beifall haben. Ich wollte die Eltern, wollte Dorothea ſelbſt bewegen, ſich mit der Mutter auf einige Zeit zu entfernen, die Freundin in Vang zu beſuchen. Storm mußte, obgleich ungern, geſtehen, daß die Gefahr der Zeiten eine ſolche Reiſe räthlich machte.

Als die Abweſenden in Heggelunds Saal zurückkamen, merkten ſie wohl, daß der Tanz läſſiger wurde. Es war über Mitternacht, die Damen des Hauſes wollten ſich eben entfernen und hörten die Erzählung der Ankommenden von den Weihnachtsfreuden des Nachbars nur mit halbem Ohr. Heggelund war den ganzen Abend hindurch ernſthaft, ja, feierlich geweſen, und es fiel auf; denn wenn er ſonſt das Geſinde zur Fröhlichkeit um ſich verſammelte, pflegte er wohl ſelbſt, in ſeiner Art, heiter zu ſein. Als die Frauen fort waren, auch Storms Eltern und Schweſter ſich entfernt hatten, bat er Cederſtröm, Storm, Torger und Bull, ihm noch einige Augenblicke zu ſchenken. Ein paar Flaſchen alten Weines wurden gebracht, der Tiſch in eine Ecke geſtellt, und er fing an:

Ihr wundert Euch ohne allen Zweifel über die ſpäten Anſtalten, aber ich habe Euch etwas mitzutheilen, was den Frauen verborgen bleiben muß. Es wird Euch bekannt ſein, daß meine Familie aus Gulbrandsdalen herſtammt, daß mein Großvater ſeinen alten Beſitz, Sandfiord, in der Nähe von Kringelen, wo Sinclair fiel, verkaufte und ſich hier anſiedelte. Weniger bekannt mag es Euch ſein, was ihn von ſeinem alten Wohnorte wegtrieb. Nun vernehmt es. Als der Schotte Sinclair, von dem Schwedenkönige, Karl dem neunten, im Jahre 1610 mit neunhundert Mann geworben, den kühnen Entſchluß faßte, queer durch Norwegen in Schweden einzudringen, und bei Kringelen von dreihundert noch kühnern Norwegern gänzlich geſchlagen wurde, blieben nur ſechzig Schotten übrig. Man verſprach dieſen das Leben und hielt ſie vertheilt auf den Höfen. Aber leider, eine der glänzendſten Thaten des norwegiſchen Volks ward durch eine gräßliche, verabſcheuungswürdige Barbarei verdunkelt. Müde, dieſe Gefangenen zu unterhalten, ſchleppte man ſie zuſammen und tödtete ſie. Sie wurden ermordet, die Waffenloſen, die das Wort der Norweger hatten! O, wäre dieſe Unthat nie geſchehen! Gern wollte ich den Sieg aus unſerer Geſchichte auslöſchen, könnte ich zugleich die Erinnerung an dieſe Barbarei vernichten. Thaten der Finſterniß tragen Früchte des Todes; ſie wuchern in geheimnißvoller, nächtlicher Entwickelung durch Jahrhunderte — und ſo trägt mein Haus die Folgen des Fluches noch jetzt. —

Er hielt inne. Ein ſeltſamer Schauder ergriff die Zuhörer; die ſcharf geſtrichenen Geigen, die Tanzmuſik mit ihren gellenden Tönen, die ihn verfolgt hatten, klangen Storm widerlich, der Tanz ſchien ihm geſpenſtiſch.

Der Alte fuhr fort: Ein Schotte — die Sage ſchildert ihn als einen ſchönen, kecken, liebenswürdigen jungen Mann; er ſoll ein Verwandter des Anführers geweſen ſein, — hatte die Liebe einer Verwandten unſerer Familie erworben. Sie verbarg ihn an jenem gefährlichen Tage, aber er ward entdeckt. Bauern, ein Heggelund an der Spitze, ſtürzen herein. Man tödtet ihn in den Armen der Geliebten. Das Mädchen — ſie trug eine Frucht der geheimen Liebe unter ihrem Herzen — ſtürzt über den blutenden Leichnam, ruft Gott, ruft alle Geiſter der Hölle zur Rache auf, verflucht in den fürchterlichſten Ausdrücken die Mörder, die Verwandten und verſchwindet. In Sandfiord erſchien ſie nie mehr. Man erzählt, daß es ihr gelang, nach Schweden zu flüchten, daß ſie dort einen Sohn für ihre Rache erzog. Aber dieſer war kränklich. Sie, die Mutter, ihr ganzes Leben hindurch von dem Bilde des blutenden Leichnams ihres Geliebten verfolgt, ward ſehr alt — ſie ſoll, bis in's höchſte Alter rüſtig und kräftig, erſt in ihrem neunzigſten Jahre geſtorben ſein! — als hätte der furchtbare, unvertilgbare Durſt nach Rache ihr Leben, ihre Kraft erhalten. Sie erlebte Enkel und Urenkel. Im Jahre 1730 erſcheint ein Schwede in Sandfiord, der ſich einzuſchmeicheln weiß. Er wird der Liebling der Familie. Aber ſeltſam, wo er iſt, geſchieht ein Unglück, Kühe ſterben, man weiß nicht wovon, Menſchen verſchwinden, ohne daß man erfährt, wie. Keiner hatte ihn in Verdacht. Endlich wird er getroffen, wie er eben das Haus in Brand ſtecken will. Er wird ergriffen, mehrere Unthaten werden bekannt; aber er verſchwindet. Seine Söhne — er hatte mehrere — wollen nun den Vater rächen, jahrelang umſchleichen Räuber, Mörder das Haus. Einer wird ergriffen und zum Tode verurtheilt, und der Haß ſteigt. Da verkaufte mein Großvater ſein Erbe und zog hierher. Aber das Verbrechen ſcheint heimiſch geworden zu ſein in jenem unglücklichen, vertriebenen Geſchlechte. — Heute erhalte ich auf eine ſeltſame Weiſe einen Brief. Ein Menſch, in einen Mantel eingehüllt, klopft an mein Fenſter. Heggelund! ruft er mit dumpfer Stimme, reicht mir, wie ich das Fenſter öffne, einen Brief und verſchwindet. — Hier iſt er:

Nicht blos in Sandfiord weiß Sinclairs Geiſt das verbrecheriſche Haus zu finden. Die Rache ſchwebt über Dir. —

Der Alte ſtand auf. Was Ihr erfahren habt, das ſei in Euerm tiefſten Innern vergraben, ſagte er und winkte nach dem Saale. Die Geigen verſtummten, die Hausbewohner entfernten ſich, und Bull, der fröhliche Witzling, reichte den Freunden, die ſich mit einem unheimlichen Gefühl in den Schlitten ſetzten, ſtillſchweigend die Hand.

So ahnungsvoll endigte ein Abend, für die Fröhlichkeit beſtimmt. Ein Unglück ſchwebte über dem Hauſe; woher, wußte man nur dunkel; daß es eine geheime Wurzel in einer ſo alten, längſt vergeſſenen Barbarei des Volks hatte, erfuhr man jetzt mit Schauder und ſah mit angſtvollem, bangem Gefühl der Zukunft entgegen.

Die einfachen Lebensverhältniſſe in Norwegen erlauben eine Einrichtung zur Verpflegung der Armen in den Gebirgsthälern, die unter allen vielleicht die naturgemäßeſte iſt. Diejenigen Armen nämlich, die durch Krankheit, Blödſinn oder Verkrüppelung unfähig ſind, ihr Brod zu erwerben, werden in die Häuſer vertheilt, und der Reichere muß zwei oder drei, der Aermere wenigſtens einen aufnehmen. Dieſe ſo vertheilten Armen ſind nicht immer zu einer jeden Arbeit untauglich, und die Unbrauchbarſten fallen dann wieder den Reichern zur Laſt. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Armen dadurch, oft auf eine ſehr drückende Weiſe, der Willkür harter Hausherren preisgegeben ſind, meiſtens aber herrſcht eine gewiſſe Pietät, die als Schutz gegen Mishandlungen dient. Derjenige, der ſeine ihm zugetheilten Armen mit großer Härte behandeln wollte, würde ſich einen ſchlechten Ruf erwerben, der in den beſchränkten Verhältniſſen und wo wechſelſeitige Hülfsleiſtungen oft nöthig ſind, ſelbſt wenn eine verworfene Geſinnung das zartere Gefühl abgeſtumpft hat, dennoch gefährlicher erſcheint, als in ſtärker bewohnten Ländern, wo alle Verhältniſſe des Lebens, beweglicher, verwickelter, ſich ſchwerer überſchauen laſſen. Nicht ſelten aber werden ſolche Arme durch die Länge der Zeit wahre Glieder der Familie, und eben weil man keine Anſprüche auf ihre Thätigkeit macht, weil ſie reine Gegenſtände des Wohlwollens ſind, erzeugt ſich eine Anhänglichkeit, eine Milde der Behandlung, ein Mitleid, die in Gegenden, in welchen eine rüſtige Geſundheit und ein ſtets klarer Sinn mit ſo vielen Schwierigkeiten immer von Neuem kämpfen müſſen, ſich leichter, als in andern, ausbilden.

Even, deſſen unbehülfliche Geſtalt ein ſteter Gegenſtand der Witzeleien des muntern Bull war, lebte als ein ſolcher Armer in der Familie des Heggelund. Er war als Kind ſchon von Heggelunds Vater aufgenommen und galt in ſeiner Kindheit für blödſinnig. Was ihn aber frühzeitig auszeichnete, war eine grenzenloſe Gutmüthigkeit und ein faſt unglaublicher Appetit. Alle liebten das Kind, aber ein Jeder erſchrak, wenn er ſich dachte, daß er es ernähren müßte. Als Heggelunds Vater ſich entſchloß, den armen verwaiſten Even in ſeinem Hauſe aufzunehmen, war man beruhigt, und die allgemeine Theilnahme für den Knaben, der auf eine wunderbare Weiſe eine unüberwindliche Neigung zeigte, trotz ſeiner körperlichen und geiſtigen Unbehülflichkeit, allenthalben hülfreich zu erſcheinen, nahm immer mehr zu.

Auch in der Familie, die ihn aufnahm, erwarb er ſich immer mehr Liebe, ja, ward unentbehrlich. Man hielt ihn für unbrauchbar, wunderte ſich aber nicht wenig, als er mit ungewöhnlicher Leichtigkeit leſen und ſchreiben lernte, obgleich ſeine Sprache undeutlich, ſeine Hand ungeſchickt blieb, ſeine Sinne ſtumpf ſchienen und die geringſte Anſtrengung ihn erſchöpfte. Heggelunds Mutter hatte eine große Zuneigung zu ihm gefaßt, die ſich auf ſeine Frau fortpflanzte, und er ward im eigentlichſten Sinne von Jedermann verzärtelt. Der große Appetit war nun ein Gegenſtand der Bewunderung, und nicht in Heggelunds Familie allein, ſondern allenthalben, wo er hinkam, fand er die erwünſchte Gelegenheit, ihn zu befriedigen. Durch die vegetirende Ruhe und Muße, und durch die ungeheuern Mahlzeiten, die er fortdauernd genoß, mehr noch durch die ſtarken Getränke, die er, ohne daß ſie ihn erhitzten oder aus ſeiner Ruhe brachten, im Uebermaaß zu ſich nahm, bildete ſich jene monſtröſe Korpulenz, die ihn in einer Gegend, wo ſie faſt nie zum Vorſchein kommt, noch merkwürdiger machte. Wo er hinkam, erhielt er einen mächtigen Dram (ein Glas Branntwein), und er brachte den größten Theil ſeiner Zeit damit zu, langſam und nach ſeiner Bequemlichkeit von einem Hofe zum andern zu gehen. Durch dieſe Beſuche war er nun mit den kleinſten Verhältniſſen aller Familien im Thale, in einem Umfange von einigen Meilen bekannt, ja, er war der nicht wenig geachtete Vertraute der meiſten Männer und Frauen. Er erwarb dieſes Vertrauen, welches einer geheimen myſtiſchen Gewalt ähnlich ſah, durch einen merkwürdigen Inſtinkt, der, je älter er ward, ſich deſto mehr entwickelte. Die mancherlei kleinen Ereigniſſe, die ſeit vielen Jahren in der Gegend ſtattgefunden, Verwandtſchaften, Freundſchaften, Haß und Zuneigung waren ihm genau bekannt, ohne daß das Bild der verſchiedenen Verhältniſſe ihm klar vorſchwebte: aber was als das Reſultat ſeiner ſtillen, in einem dämmernden Bewußtſein ſchwebenden Erfahrungen hervorging, war das ſichere Gefühl von dem, was ſich wechſelſeitig anzog und abſtieß. Menſchen werden durch äußere Veranlaſſungen oft zu einer genauern Verbindung verleitet, obgleich ſie durch ein unüberwindliches Mistrauen getrennt ſind. Andere werden durch Misverſtändniſſe getrennt, obgleich ein inneres, wechſelſeitiges Vertrauen das Band nie ganz löſt, welches man durch eine leidenſchaftliche Verblendung zu zerreißen ſucht. Wie viele Verwirrungen im Leben ſind dadurch entſtanden, daß ſich diejenigen feindſelig flohen, die zuſammen gehörten, daß ſich ſolche verbanden, die ſich fliehen ſollten. In ſolchen Fällen nun ward Even durch einen ſichern Inſtinkt geleitet, und ſeine Neigung, Alles auszugleichen, entdeckte ihm alle ſolche verwirrenden Verhältniſſe. Er ließ ſich nie auf Gründe ein, auch ſuchte Keiner ihn durch eine Auseinanderſetzung der Verhältniſſe zu belehren; er ſchien ſelbſt nie auf dieſe zu achten, und ſein ganzer Rath war ein kategoriſcher, kurz entſcheidender. Wenn ein ſeinem Inſtinkt widerſtrebender Entſchluß gefaßt werden ſollte, war er jedes Mal noch zur rechten Zeit da, um es zu verhindern, und alles Abrathen beſchränkte ſich auf kurze Aeußerungen: Es geht nicht; thut es nicht, oder ein bloßes: Nein, nein! Aber ſeine innere Unruhe, die tiefe Beſorgniß, die ſich in ſeinen ſeltſam verzerrten Zügen ausſprach, erregte einen geheimen Schauder, und höchſt ſelten wagte man ſeinen Rath abzuweiſen, wo alsdann ein unglücklicher Erfolg immer ſeine Warnung beſtätigte. — Unter einfachen Völkern traute man zu jeder Zeit den Blödſinnigen geheime Kräfte zu; man hielt oft ſelbſt Raſende für Begeiſterte. Im hohen Norden geſtalten ſich ſolche Erſcheinungen, bildet ſich ein ſolcher Glaube ruhiger, und hier wenigſtens ſchien dieſer keineswegs grundlos zu ſein. Es war natürlich, daß ſich mit dieſem Inſtinkte auch ſehr entſchiedene Sympathien und Antipathien ausbildeten, daß Evens Gefühl der Zuneigung und Abneigung ſehr beſtimmt war. Doch verbot ſeine Furchtſamkeit eine jede laute oder abſtoßende Aeußerung. Vorzüglich äußerte ſein inſtinktmäßiges Gefühl ſich unverholen, wenn von der Neigung beider Geſchlechter die Rede war. Heggelund, der durch ſeine Wohlthaten, durch ſeinen Reichthum, durch ſeine entſchiedene Geſinnung eine große Gewalt über alle Nachbarn ausübte, liebte es beſonders, Heirathen zu ſtiften; und da diejenigen, die ſich nach ſeinem Rathe verbanden, auch gewöhnlich von ihm unterſtützt wurden, ſo fanden viele ſolche Verbindungen, in den höhern ſowohl, als in den niedern Klaſſen der Einwohner, ſtatt. Bei ſolchen Gelegenheiten blieben die Warnungen des dicken Even niemals aus, aber der Wunſch des mächtigen Mannes und die lockenden Vortheile entkräfteten ſie. Wenn nun, was nur zu häufig eintraf, dieſe Ehen unglücklich ausfielen, ſtieg Evens Anſehen, und bei jeder Streitigkeit unter Eheleuten erinnerte man ſich ſeiner Warnungen. Er hatte Storm und Dorothea beſonders in ſeinen Schutz genommen, ſein Inſtinkt forderte ihre Vereinigung; er war überzeugt, daß dieſe ſtattfinden würde, und äußerte es fortdauernd auf eine entſchiedene Weiſe. Storm hatte durch ſeine Entfernung aus der Gegend dieſen treuen Anhänger, wenn auch nicht vergeſſen, doch weniger ſchätzen gelernt; aber es läßt ſich nicht läugnen, daß die beſtimmten Aeußerungen eines Mannes, deſſen ſeltſame Gabe allgemein hochgeſchätzt war, einen tiefen Eindruck auf Dorothea machten, daß ſie die Zuverſicht und Ruhe, mit welcher ſie einer zweifelhaften Zukunft entgegen ſah, kräftig unterſtützten. Der alte Heggelund hielt ſich immer von Even entfernt; er ſchien ihn nicht zu bemerken, und dieſer zeigte zwar keine Abneigung, aber eine geheime Scheu verbot eine jede Annäherung. —

Even ging in ſeiner ihm geſchenkten neuen Jacke bei Tagesanbruch auf der großen Landſtraße; noch hatten ſich die Einwohner nicht in Bewegung geſetzt, um an dem großen Feiertage die Kirche zu beſuchen. Die durch das Getreibe der vorigen arbeitsvollen Tage geebnete Straße lag ſtill vor ihm, und er ſchien, während er ſich langſam und mit Mühe fortbewegte, innerlich ſehr beſchäftigt. Er murmelte undeutlich, blieb oft ſtehen und brach dann in ein lautes: Nein, nein! aus, während ſeine Bewegungen ein heftiges Abwehren auszudrücken ſchienen. Eben war er im Begriffe, von der Landſtraße ſich abwendend, einen Fußſteig zu verfolgen, der nach einer nicht ſehr entfernten Wohnung führte, als plötzlich ein Mann, in einen Mantel eingehüllt, aus einer nahen Felſenſchlucht hervorſprang, ſich allenthalben aufmerkſam umſah und, als er Even allein erblickte und in der Nähe keinen Menſchen gewahrte, ſich dieſem vorſichtig näherte. Even erſchrak. Kannſt Du leſen? fragte der Fremde. Ei freilich, antwortete Even kurz und furchtſam. Dann gieb dieſen Brief nach der Aufſchrift ab, fuhr der Fremde fort, aber eigenhändig muß er überliefert werden. Hüte Dich, daß er nicht in unrechte Hände kommt, fügte er drohend hinzu. Der Fremde war Even nicht unbekannt. Es war einer der umherſchleichenden Schweden, den er auf ſeinen Streifzügen in einem entfernten Hofe getroffen hatte, und er war ſchon, als er ihn das erſte Mal ſah, von Angſt und Widerwillen ergriffen. Der Fremde gab Even den Brief und eilte fort; dieſer ſah ihn eilig einen Fußſteig verfolgen, der ſich um einen Felſen bog und hinter welchem er bald verſchwand. — Der Nichtswürdige wußte es wohl, ſprach Even murmelnd, daß ich ihm nicht nachzuſehen vermag. Blickte er nicht erſt ſorgfältig nach allen Richtungen, um ſicher zu ſein, daß er mich Wehrloſen allein träfe? Es iſt ein ſchlechter, ein widerwärtiger Menſch. Und dieſer Brief, ich möchte ihn vernichten, wenn ich es wagen dürfte; gewiß enthält er nichts Gutes. — Er ſtand betreten und ängſtlich da. Noch hatte er nicht gewagt, die Aufſchrift zu leſen. Jetzt las er mit Beſtürzung Cederſtröms Namen. Kein Menſch hatte ſo ſchnell ſeinen Beifall erworben, und obgleich dieſer ihn mit einer gewiſſen gebietenden Herablaſſung, oft ſtrenge behandelte, ſo kam er ihm doch mit beſonderem Vertrauen entgegen, ſuchte ſeine Nähe und freute ſich in ſeiner Gegenwart. Ein ſolches Vertrauen, hatte es ſich erſt ausgebildet, war durch nichts zu erſchüttern; auch jetzt entſtand keine Spur von Verdacht gegen den verehrten Mann. Aber er erſchrak, als müßte dieſer unglückliche Brief ſeinem Liebling irgend ein grauenhaftes Unheil bringen. Eigenhändig, heimlich ſoll ich den Brief abgeben, flüſterte er ſich leiſe und von einer unbegreiflichen Angſt ergriffen zu. Ach Gott, du trägſt das Unglück in deiner Hand; ja, könnteſt du es vernichten mit dem Briefe — aber — Noch ſtand er unſchlüſſig und zagend auf der nämlichen Stelle, wo ihn der Fremde verlaſſen hatte, dann kehrte er langſam und kopfſchüttelnd um, und ging nach der Predigerwohnung zu.

Hier war ſchon bei anbrechendem Morgen das ganze Haus erleuchtet. Mutter, Tochter und Geſinde waren lebhaft beſchäftigt; ein mächtiges Feuer loderte auf dem Heerde in der Küche, ein langer Tiſch war gedeckt und mancherlei Anordnungen getroffen, damit Alles zur Aufnahme der geladenen Gäſte bereit ſei, ehe der Gottesdienſt anginge. In ſeiner entfernten Stube war der Prediger, der alte Storm, mit ſeinem heutigen Vortrage beſchäftigt, und Alle, die in ſeine Nähe kamen, ſchlichen vorſichtig vorbei und flüſterten ſich leiſe, was ſie zu ſagen hatten, in's Ohr, während es in den entfernteren Theilen des Hauſes laut und lärmend genug zuging. Es iſt eine Sitte in den reicheren Thälern, wo die Prediger verhältnißmäßig wohlhabend ſind, daß die ausgezeichneten Einwohner, nach dem Gottesdienſt am erſten Weihnachtstage, bei dieſen ein Mittagsmahl einnehmen und erſt ſpät des Abends das gaſtliche Haus verlaſſen, obgleich der Wirth, gerade an dieſem Tage mit Geſchäften überhäuft, ſeinen Gäſten nur wenig Aufmerkſamkeit ſchenken kann.

Erik war früher, als alle Bewohner des Hauſes, in Bewegung. Was er am vorigen Abend erfahren hatte, beunruhigte, erſchütterte ihn, und eine andere tiefe Sorge quälte ihn. Seine Schweſter Marie fand er bei ſeiner Zurückkunft in einer bedenklichen Gemüthsſtimmung; ihre troſtloſe Lage und was ſie in tiefes Trübſal verſenkt, war ihm leider wohlbekannt. Seine Mutter, wie ſein alter Vater, Mutter Heggelund und Dorothea hatten das Mädchen beklagt, ihre Lage bejammert, aber keines wußte eine Hülfe. Halling, Eriks trübſeliger Freund, war mit ihm aufgewachſen. Hallings Geiſtesgaben, beſonders ein tiefes Sinnen, welches durch manche ſeltſame Aeußerung ſchon in ſeiner Kindheit ſich verrieth, hatten die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Sein Vater, Amtmann in Valders und ein vermögender Mann, war geſtorben, auch ſeine Mutter. Seine Kinderjahre waren in einer Umgebung verfloſſen, die ihm kein Vertrauen einflößen konnte, und als er, ſchon dem Jünglingsalter nahe, von den Verwandten in dem Hauſe des Oberſten, in Gulbrandsdalen, aufgenommen wurde, um den Unterricht des dortigen gelehrten Predigers mit Erik zu theilen, ſchien er mit einer geheimen Scheu furchtſam, bald in ſich und bald in ſeine Studien verſunken. Nur an Erik ſchloß er ſich mit ganzer Seele an, wie dieſer ſich an ihn; er vertraute dieſem Freunde ſeine inneren Kämpfe, wie ihm die Welt, das Leben als ein drückendes Räthſel erſchien, wie ein mächtiger Trieb nach Kenntniß, mehr noch nach grübelnder Forſchung, ihn unwiderſtehlich fortriß, wie die wenigen Augenblicke plötzlicher, dann aber unausſprechlicher Freude, wie ſchnell vorübergehende Himmelslichter, nur zu bald von einer innern Angſt, von einer zehrenden Qual verdrängt würden. Seine Seelenkämpfe hatten einen tiefen Eindruck auf Erik gemacht. Dieſer Jugendfreund vor Allen hatte, in einem frühen Alter ſchon, das Streben ſeines Geiſtes nach einem Höheren, ja, nach dem Höchſten, Unergründlichſten gerichtet und dadurch ein wohlthätiges Gegengewicht gegen den entſchloſſenen, aber nur auf das Aeußere gerichteten Torger gebildet.

Aber auch auf Halling wirkte das fröhliche, entſchloſſene Weſen ſeines Freundes, der zwar mit ihm eine geheime Scheu vor allen Formen leerer Geſelligkeit theilte, ſich aber in den traulichen Kreiſen bekannter Männer mit Sicherheit bewegte, ſehr wohlthätig. Halling erſchien, an der Seite ſeines Freundes, zuverſichtlicher, fröhlicher, freier. Seine Kenntniſſe verſchafften ihm allgemeine Achtung, und als Beide zu gleicher Zeit die Univerſität bezogen, ſich dort auszeichneten, ward Halling als ein junger Mann betrachtet, der große Hoffnungen erregte, und dem eine glänzende Laufbahn ſicher ſchien.

Marie, durch ihren Bruder angeregt, hatte eine Bildung erhalten, die mit der Beſchränktheit ihrer Umgebung in einem nur zu fühlbaren Gegenſatze ſtand.

Der Vater, einer jener immer ſeltener werdenden Reſte einer jetzt faſt ganz entſchwundenen Zeit, war groß, breitſchultrig, noch in ſeinem hohen Alter rüſtig und zeichnete ſich in ſeiner Jugend vorzüglich durch eine außerordentliche körperliche Stärke aus, die ihn auch jetzt noch nicht verlaſſen hatte. Während er auf der Univerſität in Kopenhagen ſtudirte, erzählte man von ihm faſt unglaubliche Thaten.

An einem öffentlichen Orte, ſagte man, habe er einen Spieler belauſcht, der einen jungen Mann verlockte und ihm durch falſches Spiel eine bedeutende Summe abgewann; er habe die Kunſtgriffe des Spielers und die Verzweiflung des jungen Mannes geſehen. Ruhig betrachtete er das Spiel, ſah, wie der junge Mann die bedeutende Summe auszahlte und erblaßte. Jetzt trat er ruhig dem Spieler entgegen. Mein Herr, ſprach er, Sie zahlen dem Mitſpieler die gewonnene Summe wieder aus. Und warum? rief der Spieler entrüſtet, und was geht Sie unſer Spiel an? Sie haben falſch geſpielt, entgegnete Storm, noch immer völlig gelaſſen. Der Spieler, ein entſchloſſener Abenteurer, griff nach ſeinem Stocke. In der Stube ſtand ein Billard. So wie Storms Gegner eine Miene machte, ihn anzugreifen, warf er ihn auf das Billard. Empört, entſchloſſen, ſich an ſeinem Gegner zu rächen, ſprang der Spieler auf und lief ihm wüthend entgegen. Du biſt zu weich gefallen, ſprach Storm, als er den zornigen Gegner heranſtürmen ſah, hob ihn mit großer Gelaſſenheit auf und warf ihn über das Billard. Jenſeits lag ein Haufen Brennholz; der Fall war ſchmerzhaft, und der Spieler, vor der furchtbaren Stärke ſeines Gegners entſetzt, zahlte die Summe und entfernte ſich eilig, zur großen Ergötzung der Anweſenden. Dem jungen Manne hielt Storm eine warnende Rede und verſchwand. Während der ganzen Zeit war er völlig ruhig geblieben; in dem Streite hatte er, während der Gegner lärmte und ſchrie, kaum die Stimme erhoben.

Ein zweites Ereigniß erhielt eine größere Oeffentlichkeit und verbreitete ſeinen Ruf in der ganzen Hauptſtadt. Der angeordnete Buß- und Bettag in Kopenhagen wurde mit vieler Strenge gefeiert. Alle laute Beſchäftigung ruhte, keine Trommel, keine Muſik durfte ſich hören laſſen, kein Schornſtein rauchen; eine feierliche Stille herrſchte in allen Straßen, in allen Häuſern. Einige junge Offiziere hatten eben die Muße dieſes Tages gewählt, um ein ſtarkes Frühſtück einzunehmen. Vom Weine erhitzt, eben durch die herrſchende Stille angeregt, ſannen ſie auf irgend einen kühnen Streich, als ſie aus einem Hauſe, in der Nähe der merkwürdigen Kirche, deren ſeltſamer, maſſiver, tonnenähnlicher Thurm ſeit Tycho de Brahes Zeiten das aſtronomiſche Obſervatorium trägt, einiges Geräuſch vernahmen. Sie treten in das Haus hinein, merken, daß eine Anzahl Menſchen in einer Hinterſtube auf die nämliche Weiſe, wie ſie ſelbſt früher, bei einem Frühſtücke jubeln, und finden ſich berufen, hier die Polizei auszuüben. Sie dringen daher lärmend in die Stube hinein, um die Gäſte, rüſtige Bäckergeſellen, zu vertreiben. Dieſe bewaffnen ſich mit Stöcken, Stäben, Ofengabeln, und der Streit wälzt ſich von der Stube auf die Straße. Aber die Offiziere, jetzt ſich vertheidigend, dringen mit entblößten Säbeln auf ſie ein. Soldaten, die zufällig des Weges kommen, unterſtützen ſie, und die Bäckergeſellen ſcheinen unterliegen zu müſſen, als Storm, ruhig die Straße herunterſchreitend, den Tumult wahrnimmt, von dem verſammelten Volke den Grund erfährt und bald die Lage der Streitenden überſchaut. Er war unbewaffnet, aber mit Verwunderung ſieht man, wie er ſich dem maſſiven Thurm nähert, in welchen gekrümmte eiſerne Stäbe feſt eingeſchlagen waren, um jede Verunreinigung des Thurmes zu verhindern. Als man ihn einen ſolchen Stab ergreifen ſah, hielt man ihn für wahnſinnig; aber mit Erſtaunen ſah man ihn den Stab aus der dicken Mauer herausreißen, blitzſchnell unter die bewaffneten Offiziere ſtürmen und Schläge austheilen, die von ſolcher Wirkung waren, daß bald hier, bald da einer ſtürzte, bis der Sieg der angegriffenen Geſellen entſchieden war.— Eine Unzahl ähnlicher Geſchichten, viele aus früheren Zeiten, wurden auf ihn übertragen, und noch viele Jahre, nachdem er die Univerſität verlaſſen hatte, lebte ſein ausgebreiteter Ruf fort.

Er war dabei der friedfertigſte, gutmüthigſte Menſch, und nur, wo er Andere unterliegen ſah, bot er ritterhaft ſeine Hülfe an.

Seine Studien waren geordnet, wie ſein ganzes Leben; er lebte mäßig, und ſeine Lehrer ſchätzten ihn. Aber über das, was ihm eben überliefert wurde, reichte ſeine geiſtige Fähigkeit nicht. Er zeichnete ſich mehr durch körperliche Stärke und ſittliche Beſtimmtheit, als durch geiſtige Fähigkeit aus.

Als er Prediger wurde, arbeitete er ſeine Kanzelreden mit großer Gewiſſenhaftigkeit aus, das Exordium aus dem alten Teſtament, die Predigt ſelbſt in drei oder vier Abtheilungen von gehöriger Länge, Alles der noch in ſeiner Jugend vorherrſchenden Orthodoxie gemäß. Die äußere Form war tadellos, aber ohne irgend eine Spur von Leben oder anregender Kraft. Seine Kirche war immer voll; denn es gehörte zu der von ihm ſtreng eingeführten Ordnung, daß die Gemeindeglieder ſich nie, weder durch äußere Verhältniſſe, noch durch Witterung, von dem Kirchenbeſuche abhalten ließen; aber die Zuhörer gähnten oder ſchliefen: ſein trocken belehrender, in ſtarrer Ordnung fortſchreitender, einförmiger Ton mußte das bewegteſte Gemüth zur ſtillen Ruhe des Schlummers bringen. Und dennoch war er ein ſehr nützlicher Lehrer. Seine körperliche Stärke imponirte den Bauern; ſie war in ihren Augen ein großer Vorzug. Auf Skien über die wildeſten Gebirge beſuchte er ſeine entfernteſten Gemeindeglieder, zeichnete ſich als Bären- und Rennthierjäger aus, ruderte in den ſtärkſten Stürmen über die Gebirgsſeen, ging in der ſtrengſten Kälte, ſelbſt im hohen Alter noch, mit entblößter Bruſt, ruhte auf Streu in den Hütten der Bauern, genoß ihre Koſt mit Wohlbehagen, und ſo lebte er mit und unter ihnen, wie ſie. Seine Gutmüthigkeit, ſeine Wohlthätigkeit gewann alle Herzen, ſeine ſtrenge Sittlichkeit erwarb ihm Achtung, und ſeine Gebote galten. Die meiſten Zuhörer in der Kirche waren mit ſeinen Vorträgen ſehr wohl zufrieden, obgleich ſie wenig hörten und noch weniger verſtanden. Sie glaubten, eine gute Predigt müſſe eben langweilig ſein. Aber trotz ſeiner Milde war er dennoch gefürchtet, ja, wo keine Ermahnung half, wo unordentliches Leben und Unſittlichkeit nach wiederholten Warnungen nicht wich, ſcheute er ſich nicht zu körperlichen Züchtigungen ſeine Zuflucht zu nehmen, und manches unverbeſſerliche keifende Weib, nachdem ſie jahrelang Mann und Geſinde tyranniſirt hatte, mancher liederliche Bauer wurde durch ſolche fühlbare Gründe zur Beſinnung gebracht. Nie fiel es den Bauern ein, daß ihr Prediger nicht das Recht hätte, ſolche Beſſerungsmittel anzuwenden. Seine tüchtige Natur ertheilte ihm ein Recht, welches eben ſo begründet erſchien, wie das geſetzliche. Er war ein Bauer im edelſten Sinne und ebendaher unbeſchränkter Beherrſcher ſeines Gleichen.

Seine Herrſchaft war aus unbedingtem Vertrauen entſprungen, durch die Einfachheit des Sinnes geheiligt und durch die ſtrenge Konſequenz ſeiner Lehre und ſeines Lebens, die durch keinen innern Zwieſpalt geſtört, durch keine Zweifel erſchüttert wurde, auf immer befeſtigt.

Ein ſolcher Mann mußte dem alten Heggelund ein ſehr willkommener Prediger ſein, und ſie waren die vertrauteſten Freunde. Nur vermochte der alte Storm die Furcht vor einer zerſtörenden Zukunft nicht mit ſeinem alten Freunde zu theilen. Er ſelbſt lebte ganz in der Gegenwart. Was ein jeder Augenblick forderte, leiſtete er mit Ruhe, Ordnung und großer Gewiſſenhaftigkeit. Einige Lieblingsſtudien, meiſt philologiſche, beſchäftigten ihn nur dann, wenn alle Geſchäfte beſorgt waren, wenn die umſichtige Sorgfalt keinen Gegenſtand mehr fand. Was die Zukunft bringen würde, erwartete er mit ruhiger Ergebung. In ſeinem Hauſe war er der ſanftmüthigſte Ehemann, ganz in der Gewalt ſeiner lebhaften, thätigen Frau und völlig mit ſeinen Kindern zufrieden, deren geiſtige Ausbildung ihm fremd blieb. Einzelne Aeußerungen erſchienen ihm zwar ſeltſam, er ſtutzte; aber höchſtens erzeugten ſie ein kurzes Nachdenken, nie eine bleibende Unruhe.

In dieſen beſchränkten Kreis war nun Erik nach langer Abweſenheit wieder zurückgekehrt. Von den Verhältniſſen war er zwar durch Briefe der Eltern und der Schweſter unterrichtet, aber alle Aeußerungen über dieſe blieben dunkel und erzeugten eine unbeſtimmte Unruhe, die er jetzt nach ſeiner Rückkunft nur zu gegründet fand. Er war ſpät nach Mitternacht nach Hauſe gekommen, nur auf ein paar Stunden fiel er, erſchöpft, in einen unruhigen Schlaf und erwachte bald wieder. Das einzelne Licht erhellte trübe die bekannte Wohnung; Alles war hier, wie ſonſt in den Jahren ſeiner frühen Jugend: der Pult, der Schrank, der Tiſch, das Bett, die Stühle ſtanden, wie immer. Bücher und Papiere lagen in der gewohnten Ordnung. Die Unruhe der erſten Tage ließ ihn noch nicht heimiſch werden in dieſem engen Raume, in welchem ſeiner Kindheit Träume, und ſeine früheſten jugendlichen Entſchlüſſe und Hoffnungen ſich gebildet hatten. — Ein jeder von der Zeit und ihren innern, wie äußern Ereigniſſen lebhaft ergriffene Menſch wird von einem tiefen, verborgenen Schauer ergriffen, wenn er nach langer Zeit in die gewohnte Heimat zurückkehrt. Dann erwacht die ſchlummernde

Erinnerung, und wie bewußtlos, aber mit ſchneidender Schärfe ſtellt ſich der Gegenſatz ſeines damaligen und ſeines jetzigen Zuſtandes dar. Er ſieht den Bücherſchrank; jedes Buch iſt ihm bekannt, wie die Stelle, die es einnimmt; ſeine Hand greift inſtinktmäßig nach einem geliebten Schriftſteller, und wie durch einen Zauber findet er den Ideengang, der ihm einmal vor langer, langer Zeit die Hand auf die nämliche Weiſe in Bewegung ſetzte, in derſelben Abſicht; er greift nach ſeinen Papieren, er findet Gedanken hingeworfen, Aufſätze angefangen und unvollendet bei Seite gelegt. Träume angedeutet, und es iſt ihm, als wäre die ganze nachfolgende Zeit verdrängt, als ſähe er noch immer der Zukunft entgegen, die er ſchon durchlebt hat. Dann wird er von einer innern Angſt ergriffen, er fühlt ſich in ſeinem tiefſten Innern wie zerriſſen, es iſt ihm, als wäre der ruhige Gang ſeiner Entwickelung gewaltſam abgebrochen. Was er wirklich erlangt hat, was ihm als ein erworbener Schatz werth und theuer war, tritt ihm feindſelig entgegen, als hätte es mit allen ſeinen früheren Hoffnungen ſchonungsloſen Spott getrieben; das lebendige Kind, der ſorgloſe Jüngling ſcheint todt, begraben, und er kann in ſolchen ſeltſamen Momenten nur als Kind, als Jüngling wieder leben, wenn er ſich als Mann vernichtet; der Mann kann ſeine Gegenwart nur finden, wenn er ſeine Vergangenheit begräbt. Nur allmälig ſöhnen ſich dieſe Gegenſätze aus, und der verborgene Schmerz des erſten Augenblicks löſt ſich in eine ſtille Wehmuth auf, die den tieferen Menſchen nie verläßt.

Storm hatte dieſen innern Kampf jetzt zu beſtehen. Alles war ruhig um ihn her. Der helle Mond ſchien in die Fenſter, die Uhren beider Kirchen ſchlugen die frühe Stunde an. Abwechſelnd vernahm er in weiter Ferne das Kniſtern des Eiſes, das Herunterfallen des Schnees — ein vorübergehender Schall in der tiefen Stille.

Da hob ſich allmälig die Sorge der Gegenwart, und jedes Gefühl wurde von einem bangen unruhigen Schmerz verdrängt. Ein tief verborgener, zerſtörender Keim, deſſen Urſprung aus der weiteſten Vergangenheit erkannt wurde, hatte ſich drohend eingeniſtet und wollte ſich eben jetzt verderbenſchwanger entwickeln. Eine geheime Angſt ließ ihn die geliebte Dorothea als das Opfer einer ſeltſamen Rache, die Jahrhunderte überlebt hatte, ergriffen, fallen ſehn. Er glaubte ſie in der Gewalt drohender Männer; das bewegte Gemüth, die qualvolle Stimmung, die ſtille Nacht verwandelte ſeine Ahnung in einen Traum, der ihn, den Halbwachen, wie eine grauenvolle Viſion ängſtigte. Er ſprang auf und ab, um ſich zu verſichern, daß er allein in ſeiner einſamen Stube ſei. Es gelang ihm das quälende Bild zu verdrängen, er konnte jetzt ſeinen Gedanken eine andere Richtung geben. Er hatte Halling nur zwei Mal, nur kurz geſprochen; aber wie dieſer nach ſeiner Abreiſe immer trüber geworden, als hätte er mit ihm ſeine einzige Stütze verloren, wußte er ſchon vor ſeiner Ankunft. Er ſah, wie Halling ſeine Schweſter von früher Jugend an liebgewann, wie ſie ihn wieder liebte, wie dieſe Liebe ſeinem Freunde Zuverſicht verlieh, wie Alles ſich ſo freundlich, ſo hoffnungsvoll zu geſtalten ſchien; er erinnerte ſich, mit welcher freudigen Wehmuth er ſeinen alten, ruhigen Vater und die gerührte Mutter die Hände der Liebenden, noch am Tage ſeiner Abreiſe, ſegnend hatte vereinigen ſehn; er hatte mit Beſtimmtheit gehofft, ſeinen Freund ſchon mit der Schweſter verbunden, im ruhigen Beſitz eines Amtes, welches, ſeinen Fähigkeiten angemeſſen, ihm eine immer bedeutendere Laufbahn eröffnete, wiederzufinden, und er fand einen trübſeligen, träumenden Menſchen.

Schon in Chriſtiania hatten ihm die Lehrer an der Univerſität über ſeine ſeltſame Gemüthsſtimmung manchen Aufſchluß gegeben. Man hatte ihm, da man ihn ſchätzte und ſeine gründlichen Kenntniſſe bekannt waren, ein für den Anfang ſehr bedeutendes Amt beſtimmt; aber er konnte ſich nie entſchließen, ſich der nothwendigen Prüfung zu unterwerfen. Vergebens war jede ermunternde Zurede. Man ſtellte ihm vor, daß die Prüfung nur eine Form, daß ſeine Kenntniſſe durch Arbeiten, durch Umgang hinlänglich bekannt ſeien, ja, mehrere Lehrer vereinigten ſich, brachten Geſpräche über die bedeutendſten wiſſenſchaftlichen Gegenſtände auf die Bahn, ganz, wie zufällig. Er entwickelte dann ſeine Anſichten, begründete ſie mit großer Zuverſicht, ja, Kühnheit. Man bewunderte ihn, man machte ihm begreiflich, daß dies ja die eigentliche Prüfung ſei, daß, wenn die Verlegenheit, die Aengſtlichkeit ihn auch bei einer öffentlichen Prüfung verwirren ſollte, ſie nach ihrem beſten Gewiſſen nach dieſer Prüfung, nicht nach den Reſultaten der öffentlichen, ſich richten würden. Alles war vergebens. Einſt wagte man es, ihn zu zwingen. Oeffentlich an dem Univerſitätsgebäude erſchien ein Anſchlag nach gewöhnlicher Weiſe, mit gehöriger Unterſchrift, daß an dem genannten, beſtimmten Tage der Kandidat Halling ſich der öffentlichen Prüfung unterwerfen werde. Er erfuhr es und gerieth in die größte Verzweiflung. In einem Zuſtande, der das Aergſte befürchten ließ, erſchien er vor ſeinem Dekan und beſchwor ihn, den Anſchlag herunter zu nehmen. Man war genöthigt, ihm nachzugeben.

Jetzt, länger als zwei Jahre, lebte er in der größten Einſamkeit. Er hatte ſich in eine entlegene Gegend, eine Stunde von Swennaes, zurückgezogen, wo er bei einem Bauer wohnte, immer mit dem Entſchluſſe, ſich der Prüfung zu unterwerfen, und die Ausführung immer von einer Zeit zur andern aufſchiebend. Der alte Storm war verdrießlich, die Mutter beſorgt, aber auf Marie wirkte die trübſelige Stimmung des Geliebten gefährlicher und vernichtender. Das ſonſt ſo muntere, thätige Mädchen war wie verwandelt, die innere Angſt des Geliebten ſchien ſich mit aller Macht auf ihre Seele gewälzt zu haben. Die unvermeidliche Prüfung ſchien ihr zuletzt faſt noch drohender, als ihm, und in der letzten Zeit, wenn ſein Entſchluß, ſich zu ſtellen, einen beſtimmten Anſtrich nahm, war ſie es, die ihn abhielt. Die Prüfung erſchien ihr als ein böſer Dämon, der den unglücklichen Geliebten unvermeidlich verſchlingen, vernichten müßte; und obgleich ihr ganzes Daſein an ihm hing, obgleich ſie wußte, daß die von ihr im Stillen erwünſchte, von den Eltern mit Ungeduld erwartete Verbindung, ohne daß dieſe Gefahr überſtanden wäre, unmöglich ſtattfinden konnte; obgleich ſie ſeufzte, wenn ſie erfuhr, daß Aemter vergeben wurden, die Halling erwarten konnte, die man ihm ſogar beſtimmt hatte: ſo konnte ſie die furchtbare Angſt dennoch nicht überwinden, und der tödtende Widerſpruch, daß — wie ſie befürchtete — die nothwendige Bedingung ihrer zukünftigen Ehe den Geliebten vernichten würde, zehrte an ihrer Geſundheit, ja, an ihrem Leben.

Als Storm den Zuſtand ſeiner unglücklichen Schweſter, theils durch die Mutter, theils durch abgedrungene, meiſt nur fragmentariſche Selbſtgeſtändniſſe, kennen lernte, war ſein erſtes Gefühl eine große Erbitterung gegen ſeinen Freund, der ein ſo liebliches, unbefangenes Weſen verlockt und zerſtört hatte. In dieſer Stimmung ſah er nach dem vorübergehenden Gruße bei der Rückkehr in ſeine Heimat Halling zum erſten Mal und machte ihm die heftigſten Vorwürfe. Sein Freund ſehnte ſich nach ihm und fürchtete doch die erſte Erörterung. Jetzt ſaß er in ſeiner engen Stube und hörte Storm, der immer heftiger wurde, an, ohne ihn zu unterbrechen.

Als dieſer endlich ſchwieg, ohne daß der betrübte, in ſich verſunkene Freund etwas erwiederte, ging er, ſchon milder geſtimmt, auf ihn zu: So rede doch, vertheidige Dich, laß mich doch erfahren, was Dich und leider mit Dir meine Schweſter in eine ſo unglückliche Lage bringen konnte? — Storm, antwortete er, haſt Du mich nicht von Kindheit an gekannt? War es Dir etwa verborgen, wie Du die einzige Stütze wareſt, an

Univ. Bibl.
München

die ich mich in einer Welt, deren Erſcheinungen mich quälten, aufrecht zu halten wußte? Du ſahſt die Liebe mich und Deine Schweſter immer inniger verbinden. So lange Du da warſt, wie heiter erſchien uns die Welt, wie hoffnungsvoll die Zukunft! Damals, an Deiner Seite, hätte ich Alles gewagt, Alles wäre überſtanden. Aber Du verließeſt uns, meine einzige Stütze war mir in dem bedenklichſten Momente entrückt, und ich ſank zu Boden. Du haſt es geſehen, Geliebter, daß Deine Schweſter ſich an mich, den Unſichern, Schwankenden, anlehnte; ſie ſtürzte mit mir, und nun ſiehſt Du hier und wirfſt mir vor, was Du ſelbſt veranlaßteſt. Wie es mir iſt, was es mir unmöglich machte, mich der öffentlichen Prüfung zu unterwerfen, ſoll ich Dir ſagen? Vermag ich Dir es klar zu machen? Wenn ein einzelner Gegenſtand mich ergreift, dann verſinke ich ganz in ihn; keine Mühe iſt mir zu groß, keine Schwierigkeit ſchreckt mich ab, ja, durch einen ſolchen Durchgangspunkt tritt mir wohl die größere, tiefere Idee der Wiſſenſchaft freundlich näher. Aber in einer öffentlichen Prüfung kenne ich keinen Gegenſtand; die Wiſſenſchaft ſelbſt, wie ſie ſich in der Folge der Zeiten entwickelt hat und ihre ganze Vergangenheit in ſich trägt, wie ſie lebendig, organiſch in die Geſammtheit jeder geiſtigen Richtung hineingebildet iſt, erdrückt mich. Die ſonſt befreundeten Lehrer, denke ich ſie mir als ſolche, die lauter unbekannte Räthſel bewahren, die mich ängſtigen ſollen, erſcheinen mir wie verwandelt. Ich ſoll jede Frage beantworten, die an mich gerichtet wird. Wo habe ich die Sicherheit, auch nur eine beantworten zu können, wenn nicht die innerſte Mitte der Wiſſenſchaft, die freilich alle Räthſel löſt, mich lebendig durchdringt. —

Halling, rief Storm ungeduldig, welche ſeltſame Thorheit! Der Kreis der Gegenſtände, die in den Vorträgen der Lehrer vorkamen, Fragen der gewöhnlichſten Art, deren Beantwortung man von den Lehrlingen erwarten darf, enthalten ſie wohl, können ſie jene innere Mitte enthalten, die die Geſchichte ſucht und die größten Geiſter nur annähernd erkennen mögen? Du darfſt Dich mit den Beſten vergleichen und ängſtigſt Dich mit Träumen, die keinen Sinn haben? — Sage, was Du willſt, erwiederte Halling, der Boden iſt mir bei einer unbeſtimmten Prüfung entrückt; die unbekannte Größe iſt, eben weil ich ihre Grenzen nicht kenne, ein Unermeßliches; der Schwindel ergreift mich vor jeder Frage, die ich beantworten muß, und ich weiß beſtimmt, daß ich ſelbſt die einfachſte nicht würde beantworten können.

Als die Lehrer, wohlmeinend, mir die Prüfung aufdringen wollten, zwangen ſie mich, einige Fragen zur Beantwortung mitzunehmen. Ich war entſchloſſen, ſie nicht zu behandeln, und das beruhigte mich. Dennoch las ich ſie aus Neugierde, ſie folgten mir in die Einſamkeit, und allmälig wurden ſie mir lieb. Ich habe ſie alle ausgearbeitet, zwar kaum ſo, wie man ſie verlangt, ausführlicher vielmehr, als ſchicklich. Ich wollte nicht den Lehrern, ich wollte mir ſelbſt genügen. — Ein Stoß Papiere wurde mit trübem Lächeln aus dem Pult genommen. Dieſe Arbeiten haben mir in meiner unglückſeligen Einſamkeit manche heitere Stunde verſchafft, ſagte er, indem er ſie hinlegte. Ich nehme ſie, ich werde ſie durchleſen, rief Storm und zog den ganzen Haufen zu ſich. Aengſtlich wollte Halling es abwehren, aber Storm redete ihm ſo freundlich zu, erinnerte an die frühere ſchöne Zeit, und wie ſie damals Alles mit einander getheilt hätten, und endlich erhielt er die Erlaubniß, die Papiere mitzunehmen. — Und doch kann ich ohne Angſt dieſe Arbeiten nicht in andern Händen, ſelbſt nicht in den Deinigen, mir denken, ſagte Halling; verſprich mir wenigſtens, ſie keinem Andern zu zeigen. — Ohne Deine Erlaubniß gewiß nicht, antwortete Storm, aber dieſe hoffe ich zuverſichtlich zu erhalten. Halling, welche ſchöne Gaben läßt Du durch ſchwächliche Nachgiebigkeit zu Grunde gehen. Wahrlich, Keiner wird glauben, daß Du mit fremder Hülfe die Aufſätze ausgearbeitet haſt. Man kennt Dich, dieſe Papiere, — ich weiß es, denn ich kenne Dich, — enthalten Anſichten, die nur Du zu erfinden, zu entwickeln vermochteſt. Welche Hoffnungen haſt Du erregt, was erwarten alle Deine Lehrer, die Behörden, die Dich kennen, ja, das Land, in einer bedenklichen Lage, von Deiner Thätigkeit. Ermanne Dich, wirf dieſen furchtbaren, lähmenden Trübſinn von Dir und werde, was Du ſein kannſt, was Du Deinem Vaterlande, Deiner Liebe, Dir ſelbſt ſchuldig biſt.

Halling ſah ſtumm vor ſich hin, die Züge ſeines Geſichts zeigten eine tödtende Erſtarrung, das trübe Auge blickte mit einer ſeltſamen, furchtbaren Ruhe; keine Spur von Bewegung erfolgte nach der ermunternden Rede.

Das iſt ja mein tiefſter Kummer; Alle haben das größte Vertrauen zu mir, nur ich ſelbſt nicht, fuhr er fort. Lieber Freund, wenn nun auch die Prüfung überſtanden wäre, was dann? Thätig ſoll ich ſein, das heißt, ich ſoll Streitigkeiten ſchlichten, richten, vielleicht neue Einrichtungen treffen, neue Geſetze entwerfen. Das Wiſſen ſoll That werden. O, über den glücklichen oder vielmehr unglücklichen Leichtſinn der

Menſchen, die in dieſen verworrenen Verwickelungen des Lebens hier Faden zerreißen, dort neue anknüpfen; welche prahlen können mit der ordnenden Thätigkeit und nicht merken, daß, während die äußere Form eine ſcheinbare Ordnung erhält, tauſend zartere, innere, weſentliche Verhältniſſe zerſtört und vernichtet werden. Ja freilich, Geſetze ſind da, Gerichtsordnungen, Formeln, die aufrecht erhalten werden ſollen, allgemeine Regeln, denen die eigenthümlichſten, lebendigſten Fälle geopfert werden. Sage mir doch, wie ausführlich ſich auch die Geſetze durch den Lauf vieler Jahrhunderte ausgebildet haben für alle möglichen Fälle, treten nicht immer von Neuem, und gerade da, wo von dem Wichtigſten, nicht blos von Vermögen, nein, von Ehre und Schande, ja, vom Leben die Rede iſt, Ereigniſſe hervor, die durch ein eigenthümliches Gepräge von allen vorhergehenden verſchieden ſind? Du ſollſt — es iſt Deine unglückliche Pflicht — ſie den plumpen Ueberlieferungen der Form unterordnen; und was leitet Dich? Die Willkür, die ſubjektive Meinung, das Gutdünken. Wenn zwei Inſtanzen ſich widerſprechen, die eine verdammt, die zweite freiſpricht, oder umgekehrt, welche hat Recht? Wäre die Sache völlig klar, wie könnte die erſte Inſtanz ſie verkennen, iſt ſie unklar, wer bürgt uns dafür, daß die zweite Recht hat? Die erſte Entſcheidung der Art würde mir die letzte Spur von Ruhe rauben. Der Menſch mag zu tadeln ſein, wenn er nicht handelt, aber die ſchwerſten, die tödtlichſten Vorwürfe, die innerſten treffen den nachdenkenden, wenn er vermeſſen zu handeln wagt. —

Welcher Arzt könnte heilen, da ein jeder wirkliche Krankheitsfall ſich von allen andern durch irgend eine Beſonderheit der eigenthümlichen Natur unterſcheidet, rief Storm aus und ſeine Ungeduld hatte den höchſten Gipfel erreicht; welcher Seelſorger dürfte der zweifelnden Seele Rath und Troſt und Hülfe anbieten, da die eigene Stimmung nicht in unſerer Gewalt ſteht und die Tiefen des fremden Gemüthes uns verſchloſſen bleiben? Welcher Erzieher dürfte ſich mit der Leitung, mit dem Unterricht beſchäftigen, da die keimenden Fähigkeiten ſo ſelten erkannt werden? Alles würde, von einer Aengſtlichkeit, wie die Deine, gepeinigt, in eine erſchlaffende Unthätigkeit verfallen, wenn nicht eben eine ſolche Betrachtung für den tiefſten Menſchen den Abgrund, den verborgenſten Born aller Zuverſicht, den Glauben, erweckte; wenn ſie uns nicht mit dem einfältigen Manne ſprechen ließe: An Gottes Segen iſt Alles gelegen; wenn wir dieſen nicht, wo wir gewiſſenhaft Alles erwogen haben, mit Sicherheit erwarten dürften und, auf jeden Fall gefaßt, wie auch der Erfolg ſein möge, ruhig blieben, weil das letzte Siegel einer jeden ſorgfältig erwogenen, mit Gott angefangenen, im Glauben vollendeten That von ihm aufgedrückt wird, der doch allein den innerſten, weſentlichen Mittelpunkt aller Verhältniſſe durchſchaut und trägt. Eine Betrachtung, wie dieſe, die Dich niederbeugt, muß einen jeden Menſchen, der nicht durch Religion geſtützt wird, zur Verzweiflung, ja, zum Wahnſinn treiben. —

Und wenn es nun Wahnſinn wäre? rief Halling plötzlich mit ſtarker, ja, widerlicher Stimme; die ruhigen Züge geriethen auf einmal in Bewegung, ein feuriges, aber zugleich irres, unheimliches Licht blitzte ihm aus den Augen, und Storm ward von Entſetzen ergriffen.

Es dauerte lange, ehe er ihn zu beruhigen vermochte. Auf Augenblicke zwar ſchien es, als wollte das alte Vertrauen wieder mächtig werden, als blickte die lange untergegangene Heiterkeit durch die verſteinerten Züge, aber dann verſank er wieder, und Storm verließ den Jugendfreund mit geheimer Angſt; er glaubte ihn, er glaubte ſeine Schweſter verloren. —

Jetzt, in der ſtillen Einſamkeit der Nacht, erſchien ihm dieſes finſtere Verhängniß, welches von früher Kindheit an über Halling geſchwebt hatte, noch grauenhafter. Er durchblätterte die Aufſätze, die er mitgenommen; er ſtieß auf Aeußerungen, auf Anſichten, die ihm in Erſtaunen ſetzten, und die wir fragmentariſch unſern Leſern ſpäter mittheilen werden, und der nächtliche Geiſt, der wie verlockend durch das Leben ſchreitet, in jede Freude eine geheime Sorge hineinträgt, jede Luſt mit Schmerz paart, ſchien ihm drohend näher zu treten. Er ward ungeduldig. Halling, deſſen Ankunft er fürchtete und ſehnlich erwartete, kam nicht. Er ſtand auf, öffnete, trotz der ſtarken Kälte, das Fenſter und blickte in die ſtille, kalte, mondhelle Nacht hinaus. Ueber den Hof, über die Nebengebäude weg ſah er in das erweiterte Thal, und die ſchneebedeckten, mit Tannen bewachſenen Berge erhoben ſich in mächtigen dunkeln Maſſen. Da glaubte er in ſehr weiter Ferne ein Geräuſch zu hören; es war wie Pferdegetrampel. Er lauſchte aufmerkſam, und ſchon zweifelte er nicht mehr. Es kam näher; er erwartete den Freund in der ſeltſamſten, unruhigſten Stimmung. Indem er nun ſo hinhorchte, ſchien es ihm, als wenn die Pferde nicht weiter vorſchritten. Das nächtliche Wachen, die wunderbare Spannung der aufgeregten Gefühle ſteigerten die Empfindlichkeit ſeiner Sinne, und faſt war es ihm, als wenn er den Schlitten ſeines Freundes durch irgend eine Gewalt, die er nur nicht deutlich unterſcheiden konnte, aufgehalten ſähe. Er vernahm deutlich ein unordentliches, lautes Geräuſch, ein kurzes Geſchrei, ein ſchnelles Davoneilen, wie von Menſchen mit Pferden. Eine unbeſchreibliche Angſt, ein inneres Erbeben ergriff ihn. Schnell warf er einen Mantel um, griff nach einem Knotenſtock und eilte ſtill, um, da man ſchon in der Küche beſchäftigt war, von Keinem bemerkt zu werden, zum Hauſe hinaus und der Gegend zu, aus welcher das Geräuſch zu kommen ſchien. Er mußte weit gehen; er begriff nicht, wie jener Auftritt, den er ſo deutlich gehört hatte, in einer ſo großen Entfernung hatte ſtattfinden können. Schon fing er an, das Ganze für eine Täuſchung anzuſehen, ja, der Aerger, daß Halling ſein gegebenes Verſprechen nicht gehalten hatte und noch nicht da war, wollte eben die Angſt vertreiben, als er die Landſtraße, durch den Mond beleuchtet, gewaltſam aufgewühlt fand. Jenſeits waren deutliche, friſche Spuren von Pferdehufen, hier auch, aber verworren, nach mehreren Richtungen. Hier, an dieſer Stelle, war offenbar irgend etwas Außerordentliches geſchehen; aber um ihn herum war Alles ſtill, kein Laut ließ ſich hören, und der ſtumme, lang aufhorchende Lauſcher vernahm auch in der Ferne keinen Ton. Was iſt das, welches furchtbare Geheimniß hat mich hergelockt, um ſich nur noch tiefer zu verbergen? rief er, wie unwillkürlich, von einer peinlichen, aus Entſetzen und Ungeduld gemiſchten Empfindung gequält.

Da war es ihm, als hörte er ein dumpfes Wimmern. Er horchte und vernahm es wieder. Iſt Jemand da? rief er laut, und nur das Wimmern, jetzt vernehmlicher, beantwortete ſeine Frage. Er glaubte die Gegend zu erkennen, aus welcher es kam, näherte ſich, hörte es immer deutlicher und fand endlich zwiſchen dem Geſtrüppe im tiefen Schnee einen Bauer, an Händen und Füßen gebunden und geknebelt. Schnell waren die Bande gelöſt, der Mund befreit, und der rüſtige Menſch richtete ſich auf. Seine erſte Aeußerung war ein unmäßiger Zorn. Die Nichtswürdigen! rief er, Fünf über Einen, denn der arme Herr wehrte ſich kaum; ehe er ſich aus dem Pelzwerk wickeln konnte, war er ſchon ergriffen. Aber auf mich ſchlugen ſie ein mit Knüppeln, bis ich hinfiel. — Wer war das, rief Storm, wer iſt ergriffen? Halling, ſagte der Bauer, indem er noch immer mehr Verdruß, als Schrecken oder Theilnahme, äußerte. Sie banden ihn in den Schlitten und fuhren ſchnell davon. Mich warfen die Spitzbuben hierher. — Kannteſt Du Keinen? frug Storm. Keinen einzigen, erwiederte der Bauer; ſie ſchienen mir alle unbekannt und ſprachen während des ganzen Angriffes kein Wort. —

Mein Gott, dachte der Jüngling, wer begreift dieſes ſeltſame Ereigniß. Halling, der ſtille Menſch, der mit Niemand in Berührung ſteht, der nur ſich ſelbſt zur Qual lebt, wie kann der Feinde haben? Biſt Du verwundet, fragte er den Bauer, ſoll ich Dich irgendwohin bringen, brauchſt Du meine Hülfe? — Ich habe nur blaue Flecke von den gewaltigen Schlägen, erwiederte jener, die waſche ich mit Branntwein. Deine Hülfe würde ich nur brauchen, Erik, wenn die Beſtien hier wären. Du biſt ein braver Kerl, und wäreſt Du früher gekommen, ſo würden wir ſchon mit ihnen fertig geworden ſein. — Und eine ſolche Unthat in der heiligen Nacht, wo in dieſem ganzen Lande ein Jeder ſich von den heiligen Engeln beſchirmt glaubt und der ſchlechteſte Kerl beten muß. Nein, das iſt unerhört! Die Hallunken! ſagte der Bauer, eilte mit ſchnellen Schritten nach der nächſten Wohnung und ließ Storm ſtehen. Biörn, rief Storm, nach welcher Richtung flohen ſie? Nun, erwiederte der Bauer, wie kannſt Du fragen, es giebt ja nur dieſen einen Weg zum Thale hinaus, und weiter weiß ich nichts. — Er verſchwand. Auf Storm machte die Bemerkung des Bauers einen tiefen Eindruck; die That ſetzte in dieſer Gegend und bei der herrſchenden Geſinnung eine Verworfenheit voraus, die das Gräßlichſte befürchten ließ. Aber auch das war klar, daß eben dieſe Zeit, das Ueberraſchende einer That, die hier faſt unglaublich ſchien, den Verbrechern günſtig war.

Wie betäubt ging Storm wieder nach Hauſe. Der Tag war angebrochen, und als er in die Nähe der väterlichen Wohnung kam, ſah er Even, der langſam und bedächtig fortſchritt. Wo willſt Du hin? rief er ihm zu. Even war verwundert, Storm in einer ſo frühen Stunde auf der Landſtraße zu finden, erzählte ihm aber den Auftrag, welchen er auf eine ſo ſeltſame Weiſe erhalten und ausgerichtet hatte. Storm ſchien ſich von Räthſeln umgeben; dieſer wunderbare Auftrag ſetzte ihn in Erſtaunen.

Als er in den Hof trat, bemerkte er eine große Unruhe. Pferde wurden aus dem Stalle geführt, Schlitten herbeigezogen, Bauern ſtürzten wie verwirrt aus den nächſten Höfen.

Was iſt das? rief er, immer verworrener, ſo daß ihm Alles wie ein entſetzlicher Traum vorſchwebte. Er iſt da, ſchrie man ihm entgegen, er iſt doch wenigſtens da! Um Gottes Willen, was iſt geſchehen? rief er wieder und eilte, von Angſt gepeinigt, in das Haus. Der Vater ſtand wie verſteinert, die Mutter, die Schweſter lagen in Ohnmacht. Gieb mir Licht, laß mich erfahren, welches Grauſen wach geworden iſt, ſprich Torger! rief Storm und packte ihn, wie in Verzweiflung. Der Schuft Cederſtröm iſt verſchwunden, war die Antwort, Dich glaubten wir verloren — denn — wiſſen mußt Du es doch — Dorothea iſt geraubt. —

Da brach die ganze Gewalt des nächtlichen Entſetzens auf den Unglücklichen ein, und der ſtarke Jüngling, von dem Schlage eines entſetzlichen Geſchicks niedergeſchmettert, ſank bewußtlos hin.

In Oeſterdalens Gebirgszuge, nicht weit von der ſchwediſchen Grenze, ſieht man ein Thal von außerordentlicher Länge, wie man ſie in Norwegen nicht ſelten findet. Die mächtigen Thalwände ſteigen nicht ſchroff, ſondern allmälig in die Höhe, und die obern Theile des Thales erhalten dadurch eine großartige Erweiterung, während man durch die oft terraſſenförmig abgetheilte Verſenkung in die Verengerung des Thales wie in eine unermeßliche, grenzenloſe Tiefe hineinblickt. Man überſieht das Thal in einer bedeutenden Länge, und die großartige Wölbung bildet ein Ganzes, von deſſen imponirender Wirkung diejenigen ſich ſchwerlich einen Begriff machen können, die nur die Zwergthäler des nördlichen Deutſchlands kennen. Die Thalwände ſind von den Gipfeln bis in die Tiefe mit Tannen bedeckt, deren mächtige, ſchlanke Stämme eine Schönheit erreichen, die man nur in Skandinavien, dem Lande der Tannen, kennt. Das Thal, in welches wir jetzt unſere Leſer zu verſetzen ſuchen, ſchien unbewohnt; denn die wenigen Wohnungen, die hier und da zerſtreut ſein mochten, waren hinter den Wäldern, hinter den Anhöhen verſteckt oder in der Tiefe unſichtbar. Jetzt war es mit Schnee bedeckt, der den Thalgrund, die Wände, die düſtern Tannen verſchleierte. Die kalte Morgenſonne ſchien in das Thal hinein, ein wolkenloſer Himmel wölbte ſich über den Bergen, kein Wind regte ſich, und eine feierliche Stille herrſchte in der ganzen Gegend. Das Thal zog ſich von Weſten nach Oſten hin, und auf dem nördlichen Abhange lief in bedeutender Höhe eine Landſtraße, die im Sommer durch ihre ausgezeichnete Güte, in einer ſo einſamen, wenig bewohnten Gegend, auffiel und jetzt mit Schnee bedeckt war. Es war ſehr überraſchend, dieſe Straße jetzt geebnet und ſehr befahren zu ſehen. Dieſe Spuren menſchlicher Thätigkeit in einem, wie es ſchien, unbewohnten Thale mußten dem Wanderer unbegreiflich vorkommen.

Ein Schlitten, in welchem ein in dicht behaartes Pelzwerk eingehüllter Mann, hinter dieſem ein Bedienter, ſaß, fuhr ſchnell gegen Oſten. Indem der Weg ſich bog, entdeckte der Reiſende auf einer ſteilen Anhöhe eine Kirche. Sie war von Holz gebaut, klein, aber reinlich. Der ſpitzige Thurm von mäßiger Höhe war dachziegelförmig, wie die Wände, mit braun angeſtrichenen Schindeln bedeckt. So verſteckt lag dieſe Kirche, daß man ſie nur ganz in der Nähe entdeckte. Nur hier und da von der entgegengeſetzten Seite des Thales erblickte man den Thurm flüchtig, der ſich dann ſchnell hinter Bergen und Wäldern wieder verbarg. Unten lag die ruhige Predigerwohnung und ein paar kleine Wohnhäuſer; neben dieſen eine Reihe nach Vorne offener Schuppen, Jahrmarktbuden ähnlich, in welchen jetzt eine Menge Schlitten und Pferde, dicht an einander feſtgebunden, ſtanden. Die entfernt wohnenden Bauern kommen im Winter in Schlitten, im Sommer in zweirädrigen Karren zur Kirche, und dieſe Schuppen ſind dann den orientaliſchen Karavanſerais ähnlich.

Kein Menſch war zu erblicken. In den Schuppen trampelten, wieherten die angebundenen Pferde und genoſſen aus den gefüllten Krippen das Heu. In den verſchloſſenen Häuſern ſchien Alles ausgeſtorben, aber von der Höhe herab tönte der laute Geſang aus der Kirche. Der Reiſende ſchien, als er den fernen Geſang hörte, überraſcht; er fuhr langſamer, immer langſamer, endlich war es, als faßte er plötzlich einen Entſchluß: er ſprang aus dem Schlitten, gab die Zügel an den Bedienten, der ſie ſtumm und verwundert annahm, ſtieg mit eiligen Schritten die Anhöhe hinauf und trat in die gefüllte Kirche hinein.

Der Prediger hatte eben die Kanzel beſtiegen. Der Fremde blickte, indem er leiſe den mittleren Gang durchſchritt, ſcheu nach allen Seiten. Alle Bänke waren beſetzt, er entdeckte nirgends einen leeren Platz, hüllte ſich tiefer in ſeinen Pelz und lehnte ſich, der Kanzel gegenüber, an einen Pfeiler. Er mußte der verſammelten Gemeinde auffallen. Schon daß ein Fremder, ſo ſpät nach dem angefangenen Gottesdienſte, eintrat, war in einer Verſammlung, in welcher ſich Alle unter einander bekannt waren, Alle ſich noch vor dem Anfange des Gottesdienſtes zuſammenfanden und zu gleicher Zeit, in ſtiller Ordnung, in die Kirche eintraten, etwas Störendes und Ungewöhnliches. Aber die Geſtalt, die Geſichtszüge des Fremden würden auch unter weniger auffallenden Umſtänden die allgemeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt haben. Er war groß, ſelbſt in ſeinem, jetzt gemäßigten, ja, leiſen Gange zeigte ſich etwas Kühnes, Ernſtes, Gebietendes. Während er die ſcharfen Blicke forſchend bald hier, bald dorthin richtete, erkannte man ein finſteres Geſicht. Er ſchien nicht ſehr alt, aber tiefe Furchen durchzogen das Antlitz; eine kühne, gebogene Naſe hob das Fremdartige ſeiner Züge; der verſchloſſene Mund, der ſich ſelten öffnen mochte, deutete auf ein geheimnißvolles, unzugängliches Gemüth; die funkelnden Augen bewegten ſich unruhig hin und her, und das Trotzige, Entſchloſſene, Wilde, welches aus jeder Bewegung, aus jeder Miene ſprach, konnte Grauen erregen. Indem er durch den mittleren Gang ſchritt, ſchien er zwar alle Plätze zu überblicken, aber auf keinen Menſchen zu achten, und als er ſich hinſtellte, ſich dichter einhüllte und das Geſicht tief in den Pelz verbarg, ſchien eine räthſelhafte unbewegliche Geſtalt, an einem hochfeierlichen Tage, dem Weihnachtstage, verhängnißvoll hingezaubert in die ruhige, ſtille Verſammlung, deren Mitglieder, von einem beſchränkten Leben feſtgehalten, in den engen Kreis gewohnter Vorſtellungen gebannt, ſelten die beſtimmten Grenzen der ruhig wiederkehrenden Verhältniſſe überſchritten. Man ſchien die erſten Worte des beliebten Predigers zu überhören.

Dieſer ſchien kaum dreißigjährig. Wenige dünne Haare hingen ſchlicht um die faſt jugendliche Stirn. Sein ganzes Geſicht zeigte Verſtand, ruhige Beſonnenheit und liebliche Anmuth. Er ſprach:

Ein jeder Menſch, geliebte chriſtliche Gemeinde, findet etwas in ſeinem Innern, was ihn fortdauernd an ſeine hohe, göttliche Abkunft mahnt, eine tiefe, verborgene Stelle, in welcher der zurückgedrängte Gott bleibt, der ſich nicht verdrängen läßt. Das ewige Geſetz der Sittlichkeit erſcheint ihm als das innerſte ſeines eigenen Weſens, die ewige Wahrheit ruht im Mittelpunkt aller Irrthümer, das verhüllte Paradies, in welchem wir urſprünglich heimiſch, im Bilde Gottes geboren ſind.

Dieſes tief verborgene Göttliche iſt urſprünglich nichts Geheimnißvolles, Unbegreifliches, es iſt die Klarheit ſelbſt; es verbirgt ſich nicht vor uns, wir ſelbſt verhüllen es. Die ewige Wahrheit in ihrem hellſten Lichte hängt nicht von dem Umfange unſerer Kenntniſſe ab; ſie mag hell ſtrahlen in dem engſten Kreiſe, während der verirrte Geiſt, von ſeinen Irrthümern gefangen, ſich änſtigt und quält, inmitten ſeiner geiſtigen Reichthümer. Der Ernſt des Geſetzes, ſeine ewige, unwandelbare Heiligkeit, hängt nicht ab von dem größeren oder geringeren Kreiſe, innerhalb welchem wir thätig ſind; es wird verachtet von dem Mächtigſten, und offenbart wohl hier und da ſeine Herrlichkeit und Kraft durch den Geringſten.

Dieſe Wahrheit iſt nicht ein bloßer Gedanke, ein reiner Begriff; dieſes heilige Geſetz nicht ein todter Buchſtabe, eine leere Regel: nein, Geliebte in dem Herrn, ſie ſind Leben und das wahre Leben, ja, Geſtalt, Perſönlichkeit. Wie unſere Gedanken mit einander ſtreiten und ſich verwirren, daß es uns ſelten gelingt, die höchſte, ſtrahlende Klarheit zu ſchauen; wie unſere Entſchlüſſe und Handlungen mit einander ringen und ſich widerſtreiten, daß wir nur ſelten der größten Reinheit und Heiligkeit uns bewußt werden, ſo iſt auch unſere unſterbliche Geſtalt von der Verwirrung, von den Irrthümern der Gedanken, von dem vernichtenden Kampfe, von den wilden Begierden ergriffen und kann ſich nicht herauswickeln aus der verzehrenden Unruhe, aus der zerſtörenden Qual, daß ſie heiter und lieblich ihre innere Herrlichkeit und Schönheit offenbare.

Giebt es einen unter uns, der, wenn er ſich in den ſtillen Stunden der heiligen Andacht vergleicht mit ſich ſelbſt, mit dem in ihm mahnenden Gotte, zu ſagen wagt: Perſon, Geſetz und Wahrheit, Leib, Seele und Geiſt, ſind in Dir in der urſprünglichen Reinheit. Ach, wir wiſſen es, wir erfahren es, daß unſer Leib dem Tode preisgegeben iſt, unſere Seele den Begierden, unſer Geiſt den Irrthümern. „Denn ich habe Luſt an „Gottes Geſetz nach dem inwendigen Menſchen. Ich „ſehe aber ein anderes Geſetz in meinen Gliedern, „das da widerſtreitet dem Geſetz in meinem Gemüthe „und nimmt mich gefangen in der Sünden Geſetz, welches iſt in meinen Gliedern. Ich elender Menſch, wer „wird mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes?“ — Und dennoch wiſſen wir, daß es ein Nichtiges iſt, dem wir nachjagen, der Leib, den wir verwüſten, ein Tempel Gottes, das Geſetz, welches wir übertreten, das Siegel ſeiner Herrlichkeit, die Wahrheit, die wir verkennen, das Licht ſeines Geiſtes.

So liegt die Erinnerung eines verlornen Paradieſes, wie in dem Vorgrunde der Geſchichte unſeres ganzen Geſchlechtes, ſo im Hintergrunde eines jeden Gemüthes und wirft einen trüben Schatten über alles irdiſche Daſein, ach, nur zu ſelten von einem hellen, lichten, freudenreichen Strahle der ewigen Liebe beleuchtet.

Aber nun denkt Euch einen Unglücklichen, dem Gott hohe Gaben ſchenkte, eine mächtige Geſtalt, einen feſten Muth, einen klaren Verſtand; ſeht, wie er im innern Trotze ſich frühzeitig abwendet von den liebreichen Ermahnungen der Eltern, von der leitenden, heilſamen Gewalt der Lehrer. Sich ſelbſt will er Alles verdanken. Was er wirklich beſitzt, iſt ihm, als eine göttliche Gabe, etwas Geringes, Verächtliches; es ſoll das Siegel ſeiner Herrlichkeit tragen, daß er werde, wie der Gott, der in ihm, um ihn und über ihm waltet. Der Arme, er waffnet ſich hochmüthig gegen Alles: gegen die Natur, die nun die Geſtalt verzerren und in ein Grauen für Jeden verwandeln muß, die ſie pflegen, veredeln möchte; gegen das Geſetz, das ordnende in allen Verhältniſſen, das nun ſtrafend dem entgegen treten muß, den es als einen Vollſtrecker ſeines mächtigen Willens berufen hat; gegen die Wahrheit, daß ſie ſeine Gedanken verwirren muß, die ſie mit urſprünglicher Klarheit ausgerüſtet hatte, damit ſie ſich durch ihn kund thäte. Alle Erinnerungen aus früher Kindheit quälen ihn, die Herrlichkeit der Natur tritt ihm drohend entgegen; der Frühling bringt ihm keine Blüten, der Herbſt keinen Segen. Troſtlos, verzagt und trotzig blickt er in die innere wüſte Leere ſeiner zerrütteten Seele hinein; von Menſchen verlaſſen, iſt er — der Arme — gezwungen, Troſt in dem finſtern Haſſe zu ſuchen, weil er die Liebe von ſich ſtieß. Die Gedanken kämpfen mit einander und ſtehen klagend gegen ihn auf. Je mehr er nach Freiheit ſtrebt, deſto enger, furchtbarer fühlt er ſich gefeſſelt. Warum muß ich mich mühſam von einem Tage zum andern fortſchleppen, abhängig ſein von Hunger und Durſt und Müdigkeit und Krankheit, wie die übrigen unterwürfigen Knechte des mächtigen Gottes, ſagt er zähneknirſchend und möchte ſich der Nothwendigkeit der heiligen Natur entziehen. Warum ſoll ich mich den Geſetzen der Sklaven unterwerfen, ich, der Mächtige, Freie, da ich Kraft und Muth in mir fühle, ein eigenes Geſetz zu bilden und mit Gewalt einzuführen? Warum ſoll ich die Klarheit des Erkennens aus der Hand einer höhnenden Liebe bemuthvoll empfangen, da die mächtigen Gedanken aus dem eigenen Geiſte hervorquellen? — Und ſo graben ſich tiefe Furchen in das Antlitz, welches der Widerſtrebende mit himmliſcher Schönheit verklären wollte, Ermüdung und Kraftloſigkeit iſt in den Gliedern, die mit Rieſenkraft eine Welt zertreten wollten; die eigenen Handlungen ſchnüren eine neue Welt um ihn, enger, feſſelnder, als die leibliche, gegen die er ſich ſträubte; die eigenen Gedanken, wenn er ſie feſthalten will, verwickeln ſich und endigen in einer wüſten Leere, wenn er ihnen alle Reichthümer des Geiſtes mitgetheilt zu haben wähnte. O, wenn Ihr Euch einen Begriff von dem furchtbaren Zuſtande eines ſolchen Menſchen machen könntet, wie Alles, was Reichthümer verſprach, in Armuth endigt, Alles, was Macht zu entwickeln ſchien, auf den Gipfel der Hoffnung gebracht, in ſich zerfällt, Alles, was der mächtige Geiſt, wie ein Orakel der Hölle, weiſſagte, eitel Lüge wird! —

Und dennoch iſt ein ſolcher, ſo tief Geſunkener nicht ganz verlaſſen. Um ihn ſchwebt ein liebender Gott, ſein Heiland iſt ihm nahe und winkt ihm. Eine jede ſtille Stunde, nur kurz vorübergehend in einem geräuſchvollen Leben, eine jede mislungene That, ein jeder quälende Gedanke, ſteht mahnend gegen ihn auf — und wenn nun mitten in die tiefe Qual ſeiner zerrütteten Seele der milde Strahl der ewigen Hoffnung, der ewigen Liebe hereinſcheint, wenn längſt verklungene Töne aus der fernen Kindheit ſich unter ſeine wüſten Gedanken vernehmlicher eindrängen und immer heller wiederklingen, wenn die ewige, erbarmende Liebe das tiefgebeugte, geſenkte Haupt emporhebt und ihm mächtig zuruft, daß es wie ein Donner und doch zugleich wie ein tröſtendes Liebeswort in ſeinem Innerſten dröhnt: Stirb, damit Du lebeſt! Hörſt Du mich, ich rufe. — Und wenn er ſeine Ohren ſchließen will, tönt es gewaltiger: Hörſt Du mich, ich rufe; und abermals, wenn er trotzig ſich abwendet, als vernähme er nichts, zum dritten Mal: Hörſt Du mich, ich rufe. Grundlos, wie Deine Sünde, wie Deine innere Zerrüttung, iſt die ewige Barmherzigkeit. — Der Prediger hatte ſeine ergreifende Stimme bei dieſen letzten Worten mächtig erhoben. Der Fremde ſchien betroffen; das tief geſenkte Antlitz bewegte ſich, die Augen ſchienen den Redenden faſt unvermerkt zu ſuchen.

Der Prediger fuhr, noch immer mit ſtarker Stimme, fort: Wahrlich, ich ſage Euch, auch wenn dieſer Verſunkene der Schwelle des Verbrechens nahe ſtand, ja, wenn er ſie überſchritten hätte, ſo würde er, müßte er — denn wie möchte er es wagen, wider den Stachel zu lecken — das Haupt erheben, den Rufenden anblicken, der ihn zu ſich zieht, und ſeine Stimme vernehmen. —

Und nun enthüllte der Fremde ſein Geſicht, die großen, feurigen Augen blickten ſtarr nach dem Prediger hin, die krampfhaft zuſammengedrängten Züge ſchienen, als wären die elaſtiſchen Federn, die ſie ſpannten, gebrochen, zuſammen zu fallen, die Lippen öffneten ſich, wie zum Antworten, und ſchloſſen ſich wieder, aber nicht trotzig, ſondern furchtſam. Es war klar: für ihn ſchien die Kirche leer, er ſtand allein und dem mächtigen Geiſte gegenüber, deſſen Ruf er vernommen hatte.

Milder, lieblicher klang nun die Stimme des Predigers, als er fortfuhr:

O, Ihr theuern, geliebten Kinder Gottes, habt Ihr nicht einen Menſchen geſehen, wenn er ſich ſelbſt vergaß in einer opfernden That, wenn er vergaß, ſage ich, daß nicht mehr er es war, er nicht die That zu betrachten vermochte als ſeine eigene; oder einen Menſchen, ganz ergriffen von einem heiligen Gedanken, daß er hingeführt wurde vor den Thron des ewigen, liebenden Vaters, und ein lichter Strahl ſeiner Herrlichkeit und Klarheit, eine Ahnung ſeines heiligen Weſens den ſeligen Geiſt durchdrang? In ſolchen Augenblicken, — iſt es da nicht, als wenn eine heiligere, eine reinere Geſtalt ringen wollte mit der irdiſchen, als wenn ſie die

Flügel regte, als wenn ein verborgener, gebundener Engel ſich mächtig hervordrängte, daß er ſichtbar werde? Da ſinken die Arme, die nach Genuß und Ruhm ſtreben, da ruhen die Füße, die nach Reichthum und Macht rennen, da erſchlaffen die Züge, die in ſteter Spannung irdiſche Weisheit und Witz erhaſchen wollen; aber Anmuth umſpielt die lieblichen Lippen, Ruhe und Friede ſprechen aus den Zügen des Geſichts, himmliſche Liebe ſtrahlt wie das erwärmende Licht einer höhern, unſichtbaren Sonne aus den Augen. Das iſt die Schönheit, die wahre, ewige; das iſt der Menſch, wie er im Bilde Gottes geboren ward, rein, heilig, unſchuldig. Wenn er hervortreten könnte, wenn die Geſtalt ſich loszuwinden vermöchte von dem Scheinleibe, der ſie feſſelt an die nichtige Sinnlichkeit, wenn ſie unter uns wandeln könnte, wie ſie jetzt uns nur, wie aus weiter Ferne vorüberrauſchend, begrüßt, wenn wir ihre Stimme fortdauernd vernehmen könnten, wie ſie jetzt aus der Ferne, kaum hörbar, uns entgegentönt: dann würde der Heiland uns erſcheinen, die Erde ſich verwandeln, die Todten aufſtehen und das Gericht beginnen.

Wenn aber aus der finſtern Nacht eines zerſtörten, mit ſich ſelbſt zerfallenen Gemüthes dieſe Geſtalt in der friſchen Morgenröthe keimender Hoffnung erſcheint, dann wird im Innern des Menſchen das göttliche Kind geboren, dann feiern die Engel im Himmel das Weihnachtsfeſt, dann eilen Erinnerungen aus der frühen Kindheit, wie treue Hirten, die den zertretenen Keim der Unſchuld bewahrten, aus der Ferne herbei, das Kind zu begrüßen, dann leuchtet aus dem verirrten Erkennen der leitende Stern, und alle Schätze des Wiſſens werden freudig geopfert und dadurch geweiht. Das liebliche Kind wird nicht in dem Palaſte des Hochmuths geboren, den die Eitelkeit ſich glänzend erbauen wollte; in der zerfallenen Hütte des zerbrochenen Gemüthes erſcheint es, und alle Herrlichkeit des Himmels und der tiefe Friede der Seligen mit ihm. —

Wir werden nicht die ganze Kanzelrede hier mittheilen. Der Prediger ſuchte nun dem, was er in dem Gemüthe eines Einzelnen nachgewieſen hatte, eine höhere Bedeutung zu geben, indem er das ganze Geſchlecht als ein großes, verirrtes Individuum darſtellte, aus deſſen innerſtem, mit Gott verbundenem Weſen der rettende Heiland erſchien. Bilder, Gleichniſſe, die einzeln genommen ſpielend ſcheinen konnten, erhielten durch die Stelle, die ſie einnahmen, durch die Verbindung, in welcher ſie hervortraten, einen oft höchſt überraſchenden Sinn; alle jene anmuthigen Ereigniſſe, die die Geburt des Heilandes umgaben, wurden auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe benutzt, und die kunſtreiche Anordnung, die alles, was wir aus der Einleitung angeführt haben, wie die gelungenen Variationen eines muſikaliſchen Themas, immer von Neuem, aber in einer andern Beziehung, in einer höhern oder tiefern Bedeutung wiederkehren ließ, unterhielt die Aufmerkſamkeit, und verbreitete eine Klarheit und leichte Ueberſicht über die ganze Rede, ſo daß die bleibende Anſchauung immer feſter, immer deutlicher begründet erſchien, ohne daß die Zuhörer durch den großen Reichthum der Ideen verwirrt wurden. Die Sprache erhob ſich zwar immer wärmer, die Ermahnungen wurden immer dringender, aber der Jubel des heiligen Feſtes verbreitete ein heiteres Licht über die ganze Rede, ſo daß ein Jeder durchdrungen wurde von dem beſeligenden Gefühl, daß die Morgenröthe der Geſchichte den Tag des erlöſten Geſchlechts bezeichnete, der gleich hell und belebend über ganze Völker und in das ſtille Gemüth eines Jeden hineinſcheint, daß man unwillkürlich an jenes kühne Bild eines alten Liedes erinnert wurde: „Die Kanzel wird zur Krippe, das Kind ruht auf der Lippe.“

Der räthſelhafte Fremde hatte den Pfeiler verlaſſen, an welchen er ſich gelehnt hatte, trat langſam einige Schritte vor und blickte den Prediger mit unverwandten Augen an. Obgleich er jedes Wort des Redners mit unbeſchreiblicher Begierde aufzufangen ſchien, obgleich ſein ganzes Daſein von einer unſichtbaren Welt gefeſſelt und gefangen war, merkte man doch keine jener heftigen Bewegungen aufgeregter Gemüther. Keine Geſichtsmuskel rührte ſich, der Nacken trug den trotzigen Kopf ſicher und ruhig, und dennoch war es, als verwandelte ſich das Geſicht allmälig, und als man, gegen das Ende der Rede, ihn anblickte, glaubte man einen Andern zu ſehn. Ruhe, Klarheit, ja, Freudigkeit hatte das Antlitz verklärt; es ſchien, wie früher durch innern Ingrimm und verbiſſene Wuth zerſtört, ſo jetzt durch Liebe und Vertrauen aufgeſchloſſen; der urſprüngliche Adel ſeines ſchönen Geſichts ſchien ſich immer mehr und mehr zu entwickeln. Man ſtaunte ihn an.

Als der Prediger ſeine Rede ſchloß, fuhr der Fremde zuſammen, als ergriffe ihn, für einen Augenblick, ein inneres Erbeben. Er ſtarrte den ſtillbetenden Redner an, als erwartete er noch immer die Fortdauer der tröſtenden, erquickenden Worte zu hören. Als aber der Segenswunſch geſprochen war, als der Redner die Kanzel verließ, verwandelte ſich abermals der ſeltſame Zuhörer. Jede Spur der Freudigkeit war verſchwunden, aber an die Stelle des frühern Trotzes war ein rührender Trübſinn getreten, der dem männlichen Geſichte einen unendlichen Reiz verlieh; in den großen, klaren Augen glänzte eine Thräne. Er hüllte ſich wieder dichter in ſeinen Pelz, ſchritt langſam durch die Kirche und verſchwand, wie er gekommen. Er hatte, ſo lange er da war, offenbar keinen Menſchen geſehn, nur den Redner.

Die Gemeinde war gewohnt, den ganzen Gottesdienſt in Gemeinſchaft zu feiern. Wie Alle vereinigt die Kirche betraten, verließen ſie dieſe auch zu gleicher Zeit; und war es unerhört, Jemand zu ſehen, der ſo unerwartet während des Gottesdienſtes eintrat und verſchwand, ſo mußten die Umſtände, die dies Mal die auffallende Erſcheinung begleiteten, noch mehr alle Einwohner in Bewegung ſetzen. Dennoch war es ſchwer, dieſes äußerlich wahrzunehmen. Ein Jeder war von der Predigt ergriffen, aufmerkſam andächtig. Durch einen verſtohlnen Blick ſuchte man nur manch Mal den Eindruck der Rede auf den räthſelhaften Fremden zu erlauſchen, aber dieſer Blick ſtörte die Lauſchenden nicht, ſteigerte vielmehr die Gewalt der Rede, daß Nachdenken, Verwunderung, Staunen einen Jeden ergriff. Denn der bedeutende Inhalt ſchien ſich zu verkörpern, ſchien vor den Augen der erſchütterten Gemeinde aus dem tiefſten Gemüth des räthſelhaften Mannes, der ſo plötzlich in ihrer Mitte erſchien, hervorzutreten und Geſtalt zu gewinnen. Der Redner und der Fremde ſchienen in eine Geſtalt zu verſchmelzen, das ſtille Einverſtändniß Beider ſchien immer klarer hervorzutreten, als hätte das ſtumme Gemüth des Fremden ſich aufgeſchloſſen und Worte gefunden durch die Rede, dieſe ſich verſenkt in die bewegte Seele, um aus ihr wieder hervorquellend ſich den Augen kund zu geben.

Als der Fremde aus der Kirche heraustrat, ſah man ihm verwundert nach. Aber Keiner verließ den Platz, den er ſtill einnahm. Ein Lied ward geſungen, der Prediger trat vor den Altar, die Gemeinde ſegnend zu entlaſſen, und jetzt erſt ſtrömmten Alle zur Kirche hinaus.

So mächtig hatte die Erſcheinung in der Kirche, die in einem geheimen Zuſammenhange mit dem Gottesdienſte ſelbſt zu ſtehen ſchien, auf Alle gewirkt, daß ein langes Stillſchweigen herrſchte, als man die Kirche verließ. Zwar blickte Mancher neugierig um ſich, als er von dem Berge, der die Kirche trug, die Gegend überſchaute; zwar ſtieg die Verwunderung, als man keine Spur von dem Fremden wahrnahm, keine Stelle in den zu Ställen eingerichteten Schuppen, wo ſein Pferd, wo ſein Schlitten verweilt haben konnte: aber lange ſchwiegen ſie. Erſt allmälig fand die ſtumme Verwunderung Worte. Wer war dieſer Mann, der ſo grauenhaft ausſah, daß er Schrecken erregte, als er in die Kirche hereintrat, und ſo tiefe Theilnahme, als er uns verließ? fragte man hier und da. Aber Niemand kannte ihn.

Unter den gebildeteren Zuhörern verfolgte beſonders ein Beamter des Orts mit tieferem Nachdenken die Rede und ihre deutliche Beziehung auf den Fremden, die zwar Alle ergriffen hatte, deren aber dieſer allein ſich deutlicher bewußt war, und ahnete eine Bekanntſchaft zwiſchen dem Prediger und jenem. In einem Geſpräche ſuchte er ſeine Vermuthung dem befreundeten Geiſtlichen nahe zu legen, ja, einige Worte klangen wie eine Aufforderung, daß er ſich äußern möchte. Aber der Prediger, der dieſen Beamten freundlich in ſeine Wohnung lud, wo ein feſtliches Gaſtmahl ſie verſammelte, wich ſichtbar einer jeden Erklärung aus. Von ſeinen vielen Geſchäften an dieſem Tage gedrängt, verſchwand er bald.

Nach und nach löſte ſich indeſſen die Verwunderung; der Eindruck der Rede verloſch in den Geſprächen, die an das gewöhnliche Leben und deſſen Bedürfniſſe erinnerten. Man hatte Manches vernommen von unruhigen Bewegungen, die grade nicht hier, wohl aber in benachbarten Gegenden ſtattgefunden hatten. Männer, die vorgaben, von höheren Behörden ausgeſandt zu ſein, hatten Bauern ausgehoben und bewaffnet, und die Beamten, beſſer unterrichtet, hatten die Einwohner gewarnt, ſolchen Aufforderungen, die von aufrühreriſchen Verbündeten ausgingen, Folge zu leiſten. Der günſtige Eindruck, den der Fremde zurückließ, als er verſchwand, ward von einem ungünſtigen, Verdacht erregenden, ja, ſchauderhaften verdrängt. Wie ingrimmig ſah der Menſch aus! rief ein junger Bauer; gewiß gehört er zu den Aufrührern, die Unruhe und Verwirrung in dieſer Gegend erregen. Dieſe Vermuthung fand bald Beifall, ſie ging von Munde zu Munde, und je öfter ſie wiederholt wurde, deſto gegründeter ſchien ſie. Zuletzt zweifelte Keiner mehr daran. Es ſchien Allen gewiß, daß er ein gefährlicher Menſch, ja, wahrſcheinlich das Haupt der Aufrührer ſein müßte. Und er wagte es, allein und mit einer ſolchen Frechheit, unter uns zu treten? rief ein alter kecker Mann, der vielen Einfluß auf die Uebrigen zu haben ſchien. Schande iſt es für uns, daß er ſo entſchlüpfen ſollte! — Die ganze Menge der verſammelten Bauern gerieth in immer heftigere Bewegung, die Frauen ängſtigten ſich; man fand es bedenklich, nach ſolchen Zeichen verdächtiger Art, nach den einſamen Wohnungen, getrennt von den Menge, hinzufahren. Eine Menge Gerüchte von Gewaltthaten, die hier und da ſtattgefunden hatten, wurden mit hinlänglicher Uebertreibung erzählt; Zorn, Wuth, Durſt nach Rache herrſchte unter den Männern, Angſt und

Beſorgniß unter den Frauen, und eine jede Spur von jener tiefern andächtigen Stimmung, durch einen ſo außerordentlichen Gottesdienſt hervorgerufen, ſchien verſchwunden. Schon berathſchlagte man über die Sicherheitsmaaßregeln, die man nothwendig treffen, über die Wege, die man einſchlagen müßte, um den Verſchwundenen, der nicht weit ſein konnte, zu finden und feſtzuhalten. Man hatte ſorgfältig die friſchen Spuren der Pferde und des Schlittens erforſcht und ſo die Richtung entdeckt, die ſeine Fahrt nahm. Pferde wurden eilig aus den Schuppen gezogen, und einige junge, rüſtige Bauern wollten eben davoneilen, als der Prediger mit dem Beamten unter ſie trat.

Es koſtete Mühe, aus den verworren ſich durchkreuzenden Reden die Abſicht der Bauern zu errathen. Seid ruhig, ſprach der Prediger, deſſen große Gewalt über ſeine Gemeinde ſich in einer auffallenden Weiſe kund that, ſeid ruhig; ich kann Euch verſichern, daß Ihr nichts zu befürchten habt, daß die Ruhe in unſerer Gegend durch dieſen Mann nicht geſtört wird. Wie traurig, daß der Eindruck meiner Rede, die jenen ſo tief ergriff, den Ihr als einen ſchwarzen Verbrecher betrachtet, nur zu kurze Zeit auf Euch zu wirken vermochte? Ich ſage Euch, ihn braucht Ihr nicht zu feſſeln; eine mächtigere Hand, als Eure, hat ihn ergrifſen und hält ihn feſt. — Alle ſahen ihn verwundert zwar, aber mit treuherzigem Glauben an, und als der Beamte dem Prediger beiſtimmte, war alle Sorge verſchwunden, Jeder ruhig, wie zuvor. Die Bauern ſetzten ſich mit ihren Frauen und Kindern in die Schlitten; aber es war, als ob das halbvergeſſene Wunder des Gottesdienſtes wieder ſeine Gewalt ausübte, als fühlte ein Jeder ſich, wie der Fremde, von einer höheren Hand feſtgehalten, deren unſichtbare Gewalt ſich ſo deutlich und doch für Alle ſo geheimnißvoll, ſo räthſelhaft gezeigt hatte.

Wenige Meilen von der Gegend, in welcher wir eben verweilten, dicht an der ſchwediſchen Grenze, entdecken wir einen ganz andern Auftritt. In einer ziemlich weitläufigen Ebene, von waldigem Gebirg umgeben, liegen ſechs Häuſer zerſtreut umher. Die meiſten ſind nur Hütten, wenn gleich mit Fenſtern verſehn, und nur ein Gebäude hat ein ſtattliches Anſehn. Es liegt an einer mäßigen Anhöhe; die Fenſter ſind hoch, die Wände reinlich, die Thüren groß. Es iſt mit Nebengebäuden umgeben, und der ſchneebedeckte Garten iſt umzäunt, mit Fruchtbäumen beſetzt und ziemlich anſehnlich.

Es war der vierte Tag nach Weihnachten. In allen dieſen Häuſern wimmelte es von Menſchen. Die Stuben, ja, die Scheunen und Läden waren beſetzt, und man ſah bald, daß dieſes Volk aus der niedrigſten Klaſſe beſtand. Verarmte Bauern und Handwerker, zerlumpte Tagelöhner, hier und da ein Menſch, deſſen Anzug und Haltung vielleicht eine höhere Bildung verrieth, zeigten nur zu bald die Spuren eines gehaltloſen, ja, verworfenen Lebens. Alle waren bewaffnet, Einige mit Büchſen, die Meiſten mit Piken oder Heugabeln. Eine Menge Pferde füllten die Ställe und einige Scheunen, und bewieſen, daß die Meiſten beritten waren.

Aus einigen Stuben hörte man einen wilden Lärm, Geſang, Geſchrei, Gelächter, aus andern heftigen Zank, in einigen Häuſern aber war Alles ruhig, die betrunkenen Bauern lagen ſchnarchend auf zerwühltem Stroh, auf den hölzernen Bänken oder auf dem Boden. Im Hofe des größeren Gebäudes trieben ſich Viele herum, die, in eifrigem, ja, heftigem Geſpräch begriffen, ſich in Gruppen ſonderten und gegenſeitig mistrauiſch belauſchten. In weiter Ferne entdeckte man an den Zugängen zu der von Gebirgen umgebenen Ebene aufgeſtellte Wachen.

Das einzige anſehnlichere Haus war überfüllt; in ihm ſchienen ſich die Meiſten zuſammengedrängt zu haben. Die Stuben, die Säle waren urſprünglich zierlich, die Wände der meiſten mit geſchmackvollen Tapeten überkleidet. Aber der Eigenthümer hatte das Haus geräumt, und alle beweglichen Geräthſchaften und Möbel waren verſchwunden, alle Gemächer leer. Nur in die größeren hatte man aus der Geſindeſtube, aus den Hütten hölzerne Tiſche, Bänke und Streu geſchleppt, ſo daß der grelle Gegenſatz zwiſchen Eleganz und Armſeligkeit widerwärtig auffiel.

In einem ſolchen großen Saale trieben ſich eine Menge Bauern herum. In einem Winkel ſchliefen einige, andere ſaßen vertraulich um die Tiſche, andere gingen eifrig redend auf und nieder, und ein redſeliges Weib, mit einigen Spuren vergangener Schönheit, lief emſig von einem zum andern, mit einer großen Flaſche, Branntwein einſchenkend und darbietend. Nein, rief ſie, indem ſie ſich vertraulich einem Manne näherte, der eine Offizieruniform trug und die Flaſche ſchwebend über das Glas hielt, ohne einzuſchenken, — Iſak, Du haſt genug getrunken, Du haſt kein Geld mehr, und vertragen kannſt Du auch nichts mehr. Für Dich iſt es nützlich, nicht mehr zu trinken, und für mich heilſam, nicht zu borgen. — Mutter Siſſel, antwortete

Iſak, Du irrſt Dich; ein paar Gläſer ſind mir durchaus nothwendig, und Du kennſt mich ja und weißt recht gut, daß Du mir borgen kannſt, ohne zu verlieren. Freilich, Iſak, ſagte das Weib faſt zärtlich und näherte ſich ihm leiſe redend, aber darf ich eine Ausnahme machen, lieber Lieutenant? Es bleibt unter uns, erwiederte dieſer eben ſo leiſe; ſiehſt Du dieſes Meſſer, es iſt wohl ein paar Flaſchen werth — meinſt Du nicht? Siſſel ſchmunzelte. Nun wohl, ſagte ſie und nahm das Meſſer; Du weißt, daß ich Dich lieb habe — wir kennen uns ja von lange her. Spielten wir nicht, als Kinder, in der Geſindeſtube Deines Vaters? — Und liebte ich Dich nicht, Du zärtliches Täubchen, mit aller Inbrunſt und Treue eines Norwegers? antwortete der ſo vertraulich Angeredete. Liebe ich Dich nicht noch immer, Du Treuloſe? Iſt es recht, daß Du mir jetzt, in dieſer gefährlichen Zeit, wo der Tod mir von allen Seiten droht, die nothwendigen Waffen nimmſt? Die Büchſe iſt freilich gut in der Ferne, der Degen im ordentlichen Kampfe; aber wenn es nun Mann gegen Mann geht, wenn der rüſtige Feind mich packt, wenn er ſein Meſſer ergreift und ich, Dein lieber Iſak, waffenlos erſtochen werde! Wie oft haſt Du geſchworen, daß Du ohne mich nicht leben könnteſt, und willſt mir nun die Waffen rauben? Ohne

Trunk bin ich ſchwach, ohne Meſſer waffenlos. Du kennſt meinen Muth, meine Gefahr und — fügte er zärtlich hinzu — meine Liebe. —

Ach, Iſak, wenn Du ſo ſprichſt, kann ich Dir nicht widerſtehen, Du Treuloſer, dem ich verdammt bin immer von Neuem zu vertrauen. Wir wollen auf Verſöhnung trinken. — Sie füllte das Glas, leerte es muthig, ohne eine Miene zu verziehen, und hielt es, wieder gefüllt, Iſak hin. Du ſollſt Branntwein haben, Lieber, ziſchelte ſie, ſo lange ich etwas habe, aber es bleibt unter uns. —

Ein ſchön gewachſener Mann in ſchwediſcher Uniform klopfte Iſak auf die Schulter. Dieſer wandte ſich ſchnell. Sie ſcheinen ja recht vertraut mit dieſer guten Frau, Herr Lieutenant Holm, ſagte der Offizier laut, und die Umſtehenden lachten. Die Frau, Herr Thorgreen, iſt geſtern zu uns geſtoßen, antwortete der Lieutenant, etwas verlegen; ſie iſt in dem Hauſe meiner Eltern erzogen, und ich habe nach alten Bekannten gefragt. — Indem er ſo ſprach, führte er den ſchwediſchen Offizier zu dem kleinen Tiſche in einem Winkel, vor welchem einige alte hölzerne Stühle ſtanden. Zwei Gläſer, Siſſel, und Frühſtück! rief er, indem er dem Weibe einen bedeutenden Wink gab. Sogleich, gnädiger Herr Lieutenant, antwortete dieſe, mit einer halb ſpöttiſchen, halb demüthigen Miene, und die beiden Herren, die Pfeifen ſtopfend, ſetzten ſich.

Der Lieutenant Iſak Holm trug eine etwas abgetragene norwegiſche Uniform, roth mit weißem Unterkleide. Die herunterhängende Lippe, die ſchlaffen Geſichtszüge, das erloſchene Auge, der aufgeſchwemmte Bauch und die zitternde Hand bezeugten nur zu deutlich die übermäßige Neigung zum Trunk und ihre traurigen Folgen.

Es iſt alſo entſchieden, ſprach Holm und rückte ſeinen Stuhl näher an den Schweden, um ein wichtiges, aber zugleich heimliches Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, es iſt entſchieden, wir jagen den Storthing fort. Freilich, erwiederte dieſer; warum ſoll der Norweger von ſo vielen Königen regiert werden, hat er nicht genug an einem? Blättert nach in Eurer Geſchichte, hat das Land jemals ſo viele Könige gehabt? — Holm beſann ſich. Ihr habt Recht, Freund, ſprach er; ich habe Norwegens Geſchichte im Kadettenhauſe gelernt. Zuerſt eine Menge kleiner Könige im Lande, aber es waren Jarle, mächtige Helden und Räuber, ſie leerten die größten Trinkhörner, mit Meth gefüllt, in einem Zuge, ſie verdienten zu regieren. Dann ein König im ganzen Lande, und ſo blieb es bis jetzt, auch ſo lange wir däniſche Könige hatten. Aber jetzt ſitzt da ein dummer Bauer, ein hochmüthiger Kaufmann, ein pedantiſcher Gelehrter, der nichts kennt, als ſeine Bücher, — ich vermag, wenn ich will, ein Dutzend ſolcher Wichte unter den Tiſch zu trinken — und die ſollen uns regieren? Die Schlingel ſind allenthalben; wo man auch leben mag, man wird von einem ſolchen Storthings-Mann belauert. Ich fiel mit einigen Soldaten am zweiten Auguſt die Feinde tapfer an, ich gerieth in ihre Mitte und wehrte mich wie ein Norweger. Wer kann es läugnen? Die Mannſchaft blieb, Alle lobten mich. — Am fünften legte man mir einen Wiſch von einer Karte vor, Striche und Namen waren bunt durch einander geworfen, Berge, Flüſſe und Landſtraßen, Städte, Höfe und Kirchen ſollten ſie bedeuten, wer konnte das verſtehen? Sie gehen dieſen Weg links — dieſen Berg herum — dann ſo — und dann ſo, der Teufel konnte klug daraus werden. Man theilte mir einen langen Bericht mit; nichts war aufgeſchrieben, ich ſollte Alles im Kopfe behalten. Eilen Sie, rief der Oberſt, Alles hängt davon ab, daß der General erfährt, wie es hier ſteht, unſere Stellung, die des Feindes. Ich eilte, mehrere Wege kreuzten ſich, die Karte half nichts, die Gegend war mir unbekannt, Keiner in der Nähe, der mich zurechtwies. Ich ritt einen falſchen Weg, ſah Feinde, mußte mich durchſchlagen und kam zum General, als Alles vorbei war und er ſich zurückgezogen hatte. Unglücklicherweiſe hatte ich bei dem Herumſtreifen den ganzen Bericht, den ich abſtatten ſollte, vergeſſen. Da vergaß man meine tapfern Thaten und ſchickte mich nach Hauſe. Die Nichtswürdigen! ſchrie Holm, überwältigt von dem Gefühl ſeiner Schande, die erloſchenen Augen belebten ſich und funkelten, eine wunderbare, vorübergehende Kraft ſpannte alle Geſichtsmuskeln, daß er wie verwandelt erſchien — die Nichtswürdigen! Tauſend Tonnen Teufel fahren mir in den Leib, wenn zehn tapferere Männer in dem ganzen Heere zu finden ſind, als ich bin! — Und leider, ſagte Thorgreen und blickte den Erbitterten, der aufgeſtanden war und mit geballter Fauſt auf den Tiſch ſchlug, daß die Gläſer klirrten, mit einer kaltblütigen, lauernden Miene an, leider hat man es gewagt, ſelbſt dieſe ſchöne That zu verunglimpfen. Man behauptet, daß Sie, lieber Lieutenant, eben ſo bewußtlos das erſte Mal unter die Feinde gerathen wären, wie Sie ſich das zweite Mal verirrten. — Mögen dieſe Läſtermäuler ewig verdammt ſein! ſchrie Holm; da war ein ſolcher Lump von einem Storthingsmann, ein Eſel von einem Sorenſkriver, der mir von jeher zuwider war, der hatte ein vollſtändiges Regiſter von jedem Rauſche, den ich ſelbſt längſt vergeſſen hatte. Ihre Verdienſte, Herr Holm, wird man anerkennen, erwiederte der Schwede; aber in der That, wir müſſen wünſchen, daß Sie etwas mäßiger leben. Sie haben ſich mit Norwegern vereinigt, die das Vaterland in einer bedenklichen Lage retten wollen. Leider, die meiſten dieſer Retter des Vaterlandes ſind in einem fortdauernden Rauſche. — Führen Sie uns nach Chriſtiania, unterbrach ihn Holm, ſtellen Sie uns dem Storthing und ſeinen Söldlingen gegenüber, und Sie werden uns nüchtern, entſchloſſen, tapfer finden. Hier aber, in dieſem verdammten Loche, wo wir nun mehrere Tage zubringen, wo wir von einer Stunde in die andere hineingähnen, was können wir hier Vernünftigeres treiben, als trinken? Und leider, bald werden wir wohl nüchtern bleiben müſſen; denn die einſt gefüllten Säcke enthalten nur noch Brodkrümel und dürftige Reſte von ausgetrocknetem Käſe; die Flaſchen ſind faſt leer. Ihr habt nicht ſonderliche Anſtalten getroffen, und ſoll ich offenherzig ſprechen, ich verſtehe Eure Abſichten, Eure Einrichtungen nicht. Schon als wir herzogen, verlief ſich die Mannſchaft nach allen Richtungen. Die armſeligen Lumpen freuten ſich, als ihre Herren gezwungen wurden, die Säcke mit Nahrungsmitteln aller Art zu füllen; ſie hofften, dieſe in Bequemlichkeit zu leeren, und ſo wie ſie ausgeleert waren, eilten ſie ihrer Heimat zu. Was mich beſonders wunderte, iſt die übertriebene Nachläſſigkeit, mit der Ihr ſie laufen laßt; keinem wird nachgeſetzt; wer zufällig wieder in unſere Gewalt geräth, wird mit einer Nachſicht behandelt, die mir unbegreiflich iſt, und wo die härteſten Strafen nothwendig ſind, hört man Ermahnungen, Aufmunterungen, ja, Bitten. Ihr wollt den gemeinen Mann mit ſchönen Worten von Vaterlandsliebe und Patriotismus kirre machen, ſeht aber ruhig zu, wie er ſeine mitgebrachte Nahrung verzehrt, ohne für irgend einen Erſatz zu ſorgen; wie ſein Beutel leer iſt, ohne an Löhnung zu denken. Wir bieten Euch kein Handgeld, hörte ich Euch thörichterweiſe reden, denn Ihr ſeid Männer von Ehre; deswegen ſind aber auch körperliche Strafen, die den Mann beſchimpfen, aus dieſem Heere verbannt. Aber, Herr, Brod, Geld, Prügel und vor Allem Branntwein verlangen die Hallunken, und ich hafte Euch dafür, ſie werden ſtandhalten.

Es kann ſich noch Manches ändern, erwiederte der Schwede. Hier in dieſem ſichern Thale, auf der Grenze von Schweden, können wir ruhig die bedeutenden Unterſtützungen abwarten, die nächſtens ankommen müſſen. Dieſe Ebene, von unzugänglichen Bergen umringt, hat wenige, ſchwierige Zugänge. Feinde können uns nicht überfallen, Freunde nicht entlaufen, und noch herrſcht kein Mangel unter uns. —

Während dieſe Beiden ſo vertraulich ſich beſprachen, füllte ſich der anſehnliche Saal immer mehr. Anfänglich fiel es ihnen nicht auf; aber bald mußte das heftige Gemurmel ihre Aufmerkſamkeit feſſeln. Als ſie nun, mehr neugierig, als beſorgt, um ſich blickten, ſahen ſie mit Erſtaunen die Schweden, kenntlich durch graue Bauerjacken mit gelben Schnüren, und diejenigen Norweger, die, urſprünglich mit dieſen verbunden, in dem Lande herumzogen, die Mannſchaft auszuheben, in eine kleine Gruppe zuſammengedrängt, während die übrigen norwegiſchen Bauern, von dieſen getrennt, immer zahlreicher und lauter wurden.

Jetzt warf Thorgreen einen beſorgten Blick auf die lärmende Verſammlung und einen langen, mißtrauiſch lauernden auf Holm, der mit ſtumpfſinniger, nicht ganz von Furcht entblößter Miene die ihm unbegreifliche Bewegung betrachtete.

Aus dem Haufen trat ein großer, kühner Bauer hervor, deſſen klares, entſchiedenes Weſen ihn von allen übrigen vortheilhaft unterſchied; er näherte ſich dem Tiſche und wandte ſich an Thorgreen. Ich bin hier, ſagte er, um von Euch Rechenſchaft zu fordern. Welch' eine Sprache! rief entrüſtet der Schwede, ſprang auf und griff nach ſeinem Degen. Laß den unnöthigen Kampf, erwiederte der Bauer, indem er mit unwiderſtehlicher Gewalt den Arm des Drohenden feſthielt. Du ſiehſt, wir bilden hier die entſchiedene Mehrzahl, und ehe Du Deine Freunde zuſammenrufſt, biſt Du, ſind die wenigen, die gegen uns ſein möchten, überwältigt. Hör' mir ruhig zu; haſt Du meine Fragen beantwortet, dann kannſt Du Dich mit Deinen Geſellen entfernen. — Der Bauer ſprach mit entſchiedener Ruhe. Guldbrand, riefen mehrere, greif' ihn, wir wollen ihn binden, den Verräther, der uns verlockt hat! Guldbrand gebot Stille. Die in eine Ecke zurückgedrängten Schweden und mit ihnen verbundenen Norweger ſahen mit furchtſamer Scheu um ſich, aber ſie ſchwiegen alle.

Malkolm, Euer Hauptmann, wie er ſich nennt, hat ſich ſeit mehreren Tagen nicht ſehen laſſen, fuhr Guldbrand in dem nämlichen ruhigen Tone fort; Helle, ſein Spießgeſell, iſt ſchon längere Zeit wie verſchwunden. Hier werden die Norweger wie Gefangene gehalten, die Lebensmittel nehmen ab, die Männer, welche hier verſammelt ſind, haben Verdacht geſchöpft, und ich bin hier, um Euch aufzufordern, Eure Vollmacht vorzuzeigen. —

Ich kenne Euch nicht, wie ſeid Ihr zu uns gekommen? fragte Thorgreen. Ueber das Gebirge, antwortete Guldbrand, das Euch freilich unzugänglich dünkt. In der Nacht kam ich an und wagte mich mitten unter Eure Leute. Ich trat in eine Hütte ein, weil ich Licht erblickte; Bauern lagen ſchlafend auf dem Boden, zwei ſaßen redend da und äußerten ihre Unzufriedenheit. John, der hier ſteht, war mir bekannt, und ihm zeigte ich zuerſt, was ich meine Landsleute, die ſich unvermerkt verſammelten, vereinigten, verabredeten, leſen ließ und Euch hiermit vorleſe. —

Er nahm ein Papier hervor, welches Malkolms, Helles, Thorgreens Perſonen genau beſchrieb und als Aufrührer bezeichnete, die, fälſchlich einen Auftrag von höhern Behörden vorgebend, mit Gewalt in den entfernten Gegenden Mannſchaft aushöben. Es enthielt den Befehl an jeden redlichen Norweger, dieſe gefährlichen Verräther gefangen zu nehmen und an die Obrigkeit auszuliefern; es warnte jeden, den verbrecheriſchen Lockungen Gehör zu geben, und verſprach allen, die ſich hätten bethören laſſen, wenn ſie der jetzt an ſie ergangenen Mahnung folgten und ruhig in ihre Heimat zurückkehrten, völlige Strafloſigkeit. Es war von dem Amtmanne des Diſtrikts unterzeichnet.

Thorgreen ließ Guldbrand dieſe Ankündigung ungeſtört beendigen und veränderte keine Miene. Holm war ſichtbar ängſtlich und verlegen. Alle, die Ihr hier verſammelt ſeid, ſprach Jener laut, ſagt, enthält dieſes Papier für Euch irgend etwas Neues, was wir Euch nicht ſelbſt bekannt gemacht haben, als wir Euch aufforderten, uns zu folgen? Haben wir es Euch verheimlicht, daß die Beamten, mit dem Storthing im Bunde, Alles thun würden, um uns, die wir mit höheren Aufträgen verſehen ſind, als Aufrührer darzuſtellen? — Holm athmete freier, als er die Ruhe des Schweden wahrnahm. Die Norweger ſelbſt ſchienen zweifelhaft. Was Du da ſagſt, iſt mir wohlbekannt, fuhr Guldbrand mit derſelben Ruhe fort, und ich bin hier, um Dich aufzufordern, uns Deine Vollmacht zu zeigen. Du mußt uns beruhigen, denn Du kannſt nicht fordern, daß wir einem ſo wichtigen Auftrage auf mündliche Verſicherung Glauben beimeſſen. — Thörichtes Volk, rief Thorgreen, wir haben Euch aufgerufen, das Vaterland zu retten, mehrere hunderte folgten uns freiwillig und ſind hier verſammelt. Wer an unſerem Rechte, Mannſchaft auszuheben, zweifelte, dem ſtand es damals frei, als der Aufruf an ihn erging, den Beweis zu fordern. Jetzt iſt er Soldat, Krieger, in einem höheren Namen, als unſerm, verpflichtet; wir ſind ſeine Vorgeſetzte. Wer giebt Euch das Recht, uns zur Rechenſchaft zu fordern?

Ihr habt Eure Vollmacht nie gezeigt, unterbrach ihn Guldbrand; das unwiſſende Volk in den entfernten Gegenden, durch Eure Liſt, die lange vorher thätig war, aufgeregt, glaubt leicht, wenn man mit vornehmem Anſtande und Befehl ihm imponirt, und hat in dieſen einſamen Thälern, und nach langem Frieden, keinen Begriff von den kühnen Verbrechen, die eine gährende Zeit zu erzeugen vermag. Dieſe Unwiſſenheit giebt keine Macht über die Bethörten. Was die Unkunde verſäumte, fordert jetzt die erwachte Beſonnenheit. Zeigt Eure Vollmacht; wir haben das Recht, es zu fordern, und die Gewalt, Euch zu zwingen. — Noch immer zeigte Thorgreen keine Spur von Unruhe. Du biſt liſtig, ſagte er lächelnd, wie es Menſchen ziemt, die in unruhigen Zeiten Parteiungen im Lande ſtiften wollen. Ich ſoll Euch die Vollmacht zeigen? Wer ſich ſo zu benehmen, wer ſo zu reden weiß, dem kann es nicht unbekannt ſein, daß ich, ein untergeordneter Befehlshaber, nicht dieſe Vollmacht beſitze, nicht beſitzen kann. Du misbrauchſt die Entfernung unſerer Hauptleute, um Unruhen zu erregen. Haſt Du den Muth, ihre Rückkunft zu erwarten?

Was Du ſagſt, hatte ich erwartet, erwiederte Guldbrand. Zwar wäre es natürlich bei einer ſo bedenklichen Unternehmung, wie Eure, daß der Befehlshaber, der mit einer bedeutenden Anzahl Männer, die ſeinem bloßen Worte bis jetzt geglaubt haben, getrennt iſt von den übrigen, wenn er ſeine Lage kennt, dafür geſorgt hätte, ſich, wenn es gefordert würde, zu legitimiren. Aber es ſei. Wie ich vernehme, erwartet Ihr den Hauptmann Malkolm. Wir geben Euch vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Die mit mir Vereinigten trennen ſich während dieſer Zeit von den Uebrigen. Der Zahl nach ſind wir Euch faſt gleich, und mehr fordern wir nicht. —

Jetzt hatte Holms Verlegenheit den höchſten Grad erreicht. Zweifelhaft ſah er ſich allenthalben um, und Keiner ſchien auf ihn zu achten. Siſſel hatte ſich indeſſen an ihn geſchlichen und flüſterte ihm zu: Trenn' Dich von den Schweden; es ſteht ſchlecht mit ihnen, Du kannſt mir glauben. Dieſe Worte thaten ihre Wirkung. Guldbrand, ſagte er und näherte ſich ihm, warum hielteſt Du mich nicht werth, mir mitzutheilen, was Du allen übrigen braven Norwegern bekannt machteſt? Weil Du Dich ſo dicht an die Schweden gedrängt haſt, ſo daß ich Dich bis jetzt nicht ſprechen konnte, antwortete dieſer.

Das ganze Geſpräch war ſo ruhig geführt, man bemerkte, ſo lange es dauerte, ſo wenig Bewegung unter den Anweſenden, daß man nicht hätte ahnen können, daß eine Kriſis ſo bedenklicher Art die verſammelte Mannſchaft trennte, daß eine Spaltung jetzt eben laut wurde, die mit einem zweifelhaften Kampfe endigen konnte. Wer den Inhalt des Geſprächs nicht vernommen hatte, mußte glauben, daß man ſich ruhig über den gleichgültigſten Gegenſtand unterhalten hätte. Die verbündeten Norweger hatten die Thüre beſetzt, um zu verhindern, daß irgend ein Gegner entſchlüpfte und eine Nachricht von dem bedenklichen Auftritte voreilig verbreitete.

Guldbrand wandte ſich, und die Verbündeten waren bereit, ihm zu folgen; aber er kehrte wieder zurück, die übrigen blieben ſtehen. Noch Eins, ſagte er. Helle, der Eigenthümer dieſes Hauſes, hat es Euch eingeräumt, und er ſcheint ſeine Leute zu kennen, fuhr er fort, indem er lächelnd um ſich blickte, er ließ Euch nur die Wände. Aber ein entfernter Theil dieſes Hauſes iſt noch von Frauen bewohnt. Er wird immer bewacht, man hat in der Nacht eine klagende weibliche Stimme vernommen. Männer, die eines großen Verbrechens ſchuldig ſind, können es uns nicht verdenken, wenn auch hier ein ſchwerer Verdacht entſteht. Das Geheimnißvolle ſteigert ihn. Wir wollen die Gefangene ſehen, ſprechen. Sie ſteht von jetzt an in unſerm Schutze.

Thorgreen ſchien verlegen, doch faßte er ſich. Du haſt Recht, ſagte er; eine Frau iſt da und ihre Magd. Es iſt eine Verwandte des Hauptmanns, ein unglückliches Ereigniß hat ſie hergeführt, und Du kannſt Dich nicht wundern, daß er ſie gegen eine Umgebung, wie dieſe, auf jede Weiſe zu ſchützen ſucht. Aber das Geheimniß gehört Malkolm, nicht mir; ich kann, ich werde es nicht verrathen. — Wohl, antwortete Guldbrand, auch dieſes Geheimniß bleibe verſchloſſen, bis der Hauptmann erſcheint. — Er ging, die Verbündeten mit ihm; Holm folgte, und Thorgreen ſah dem ganzen Haufen bedenklich nach.

Indeſſen war auch außerhalb der großen Wohnung nicht Alles ruhig geblieben. Die Verbündeten, die keinen Platz in der Stube fanden, hatten ſich zwiſchen den Hütten vereinigt. Die Schlafenden waren aufgeweckt und unterrichtet worden. Von dieſen getrennt, ſammelten ſich die Gegner, und man konnte jetzt wahrnehmen, wie ein bedeutender Theil der norwegiſchen Bauern ganz entſchieden, und ohne auf die zweifelhafte Geſetzmäßigkeit der Unternehmung Rückſicht zu nehmen, den Schweden verbündet war. Die Zahl der Letztern war überhaupt nur klein.

Beide Parteien hatten ſich bewaffnet und ſtanden in drohender Stellung einander gegenüber; da aber keine den erſten Angriff wagen wollte, blieb noch Alles ruhig, als die in dem Hauſe Verſammelten heraustraten und Alle, auf das Reſultat der dort gepflogenen Verhandlungen begierig, ſich an dieſe drängten. Guldbrand ſprach offen und laut, und trug eben dadurch am meiſten zur Erhaltung der Ruhe bei. Thorgreen ging, leiſe ſprechend, unter ſeinen Anhängern herum, die ſich theilweiſe um ihn verſammelten, während andere die Bewegungen der Gegner aufmerkſam verfolgten. So waren Alle eine Zeitlang in einer unruhigen Spannung. Ein großer Theil der proteſtirenden Norweger ſchien ſehr geneigt, ſeine Pferde zu ſatteln, und in Güte oder mit Gewalt ſich den Weg durch die Engpäſſe zu bahnen. Es koſtete Guldbrand Mühe, dieſe heftig Tobenden, die einen jeden Augenblick, den ſie in dieſem verlaſſenen Aufenthalte zubrachten, als verloren betrachteten, zu beruhigen.

Da hörte man in der Ferne ein Schellengeläute, ein Schlitten fuhr ſchnell heran, und Malkolm — derſelbe, deſſen merkwürdiges Auftreten in der Kirche die Landgemeinde in Erſtaunen ſetzte, — ſprang eilig heraus, warf den Pelz, in welchen er eingehüllt war, von ſich und trat zwiſchen die feindlichen Parteien.

Er trug einen dunkelblauen Mantel, bis oben zugeknöpft, ein ſchwarzſeidenes Tuch, nachläſſig umge=

ſchlungen, eine Mütze auf dem Kopfe. Dieſer ſehr einfachen Tracht ungeachtet, erſchien er dennoch als ein Mann aus den höheren Ständen. Die feine Wäſche, etwas wie bewußtlos Sorgfältiges in ſeinem ganzen Anzuge, und die ganze Leichtigkeit und Anmuth aller ſeiner Bewegungen, zwang einen Jeden, ſelbſt den feindlich Geſinnten, ihm mit Achtung zu begegnen, während früher der finſtere Ernſt zurückſtoßend wirkte. Jetzt waren alle, die ihn ſchon geſehen hatten und nun erblickten, über die Veränderung erſtaunt, die mit ihm vorgegangen war. Er ſchien ein Anderer zu ſein. Jede Spur von Härte war verſchwunden, und die Milde, welche in allen ſeinen Geſichtszügen herrſchte, erhielt durch einen trüben Ernſt tiefere Bedeutung.

Eine erwartungsvolle Stille herrſchte in der ganzen Verſammlung, ſeine Anhänger ſahen ihn zweifelnd, faſt mistrauiſch, die opponirenden Norweger mit geſpannter Neugierde an. Er ſchien durch die Vorpoſten ſchon von der Lage der Sachen unterrichtet.

Ihr fordert, begann er, wie ich erfahren habe, meine Vollmacht; Ihr wollt wiſſen, ob ich das Recht habe, die Gewalt zu üben, durch welche Ihr gezwungen ſeid, hier zu erſcheinen. Ihr dürft das fordern, ich bin verpflichtet, Euch Rede zu ſtehen, und ich werde offen und redlich verfahren. Wer iſt der Redner, der Eure

Sache führt? — Guldbrand trat, zwar entſchieden, aber doch auf eine Weiſe hervor, die deutlich genug zeigte, daß der ſeltſame Mann auch über ihn die ſtille Gewalt ausübte, der Keiner entging. Ich bin es, der die verlockten Leute ermunterte, zu fordern, was Du ihnen nicht verſagen darfſt, ſprach er. Und Du biſt ſo ſicher, daß ſie verlockt ſind, Dir iſt es entſchieden, daß ich ein Betrüger bin? ſprach Malkolm und ging dem Bauer ruhig, aber nicht drohend entgegen. Guldbrand, ſo feſt er ſonſt war, ſchien ſelbſt ſchwankend zu werden, als er ſo angeſprochen wurde. Malkolm aber winkte aus der Maſſe ſeiner Anhänger einem Schweden, flüſterte ihm einige Worte in's Ohr, und dieſer ging eilig der großen, jetzt ganz verlaſſenen Wohnung zu. Alle erwarteten nun, daß der Hauptmann ſprechen ſollte, aber er blickte unverwandt nach dem Gebäude und ſchien auf nichts, was um ihn her vorging, zu achten. Keiner unterbrach das allgemein herrſchende Stillſchweigen, Keiner wagte es, in ihn zu dringen, daß er reden ſollte.

Mehrere Minuten vergingen auf dieſe Weiſe, unwillkürlich wandten ſich alle Augen nach dem Hauſe. Da trat eine blaſſe, weibliche Geſtalt, in warmes, ſchwarzes Tuch gekleidet, hervor; die dunkeln Locken fielen frei über Nacken und Schulter, und ein großer

Schleier, jetzt zurückgeſchlagen, bedeckte die Seiten des Kopfes und des Körpers. Die ſchlanke Geſtalt lehnte ſich an eine Magd, die beſorgt, ja, erſchrocken die Herrin betrachtete. Man ſah die Spuren einer ungemeinen Schönheit in den matten erblaßten Zügen, und die großen, trüben Augen warfen einen unendlich ſchmerzensreichen Blick auf die Verſammlung und ſuchten mit Unruhe Malkolm. Als ſie ihn fand, bebte ſie zurück, ging aber durch die ehrerbietig ſich theilende Menge auf ihn zu. Du haſt befohlen, Malkolm, ſprach die bebende, aber klangreiche Stimme, und ein ſtummes Erſtaunen feſſelte jeden Blick. Keiner in dieſer Verſammlung war ſo roh, daß nicht eine ſolche Erſcheinung, ſo unerwartet, unter dieſen Umſtänden hervortretend, wie ein geheimer Zauber auf ihn wirkte.

Keiner hatte ſie geſehen. Man fand, als die Mannſchaft ſich in dieſer Gegend verſammelte und die leeren Wohnungen einnahm, in der größern eine entfernte Stube beſetzt und von Vertrauten, die früher angekommen waren, ſorgfältig bewacht. Man hatte zwar erfahren, daß hier eine Frau verborgen war, man ahnete ein Geheimniß, Viele ein Verbrechen, aber Keiner hatte gewagt, ſich der Stube zu nähern.

Malkolm ging auf die Frau zu. Liebe Mathilde, ſprach er, und ſeine Stimme war weich, unendlich zärtlich und nur halblaut, ich habe Dich verkannt, wie mich ſelbſt, Deine treue Liebe, Deine Reinheit. Du liebſt mich, ich weiß es, ich will es nicht verbergen. — Ich bin verloren, ſetzte er leiſe hinzu, und dennoch muß mein Unglück Dir als ein Glück erſcheinen. Ja, ſo weit hat meine unſelige Verblendung es gebracht! — Sie blickte ihn erſchrocken und fragend an. Sei muthig, fuhr Malkolm fort, und erwarte, was Du hier erfahren wirſt. —

Er entfernte ſich nun von Mathilden, die den Kopf, wie erſchöpft, auf die Schulter der Magd lehnte, und trat wieder mitten zwiſchen die getrennten Haufen.

Ihr zweifelt, ob ich eine hinreichende Vollmacht habe, ſprach er laut, Ihr wollt ſie ſehen, leſen — hier iſt ſie. Er winkte Guldbrand. Wie iſt Dein Name, Burſche? fragte er. Guldbrand nannte ſich. — Da, lies laut vor, was hier ſteht.

Guldbrand las vor. Es war ein mit aller Förmlichkeit ausgeſtellter Befehl an alle Behörden, dem Inhaber dieſer Schrift jeden Vorſchub zu leiſten, ihn auf alle Weiſe zu unterſtützen in dem, was er zum Beſten des Landes fordern möchte, im Auftrage des Königs von dem oberſten Befehlshaber der ſchwediſchen Armee unterzeichnet und beſiegelt. Ein anderes Schreiben von derſelben Hand gab Malkolm das Recht, Mannſchaft in Norwegen auszuheben, zu bewaffnen und zu verſammeln, und überließ es ſeiner Klugheit, den nicht angegebenen Zweck den Einwohnern auf eine ſolche Weiſe bekannt zu machen, daß ſie ſich geneigt zeigen möchten, ihm nicht blos gezwungen beizuſtehen.

Als Guldbrand beide Schreiben geleſen hatte, war er ſichtbar verlegen. Der vornehme Anſtand des Mannes, der ihm gegenüber ſtand, hatte den einfachen Bauer, der in einer ſolchen Geſtalt keinen Verbrecher vermuthen konnte, in Verwirrung gebracht; die Sicherheit und Ruhe, mit welcher er ihm die Papiere übergab und ihn zum Leſen aufforderte, hatte ſeine Verwirrung geſteigert, und durch den Inhalt war er faſt wie betäubt. Es war ihm unmöglich, an der Rechtlichkeit der ihm wohlbekannten und von ihm hochgeachteten Behörde zu zweifeln, die ihm den Vorſchlag machte, ſich hier einzuſchleichen, die verführten Bauern zu gewinnen und wo möglich den Aufwiegler zu ergreifen. Und dennoch ſah er ſich hier auf einmal waffenlos vor eben dem Manne wie vor einem Richter, den er als einen Verbrecher behandeln ſollte. Stillſchweigend gab er die Papiere zurück, er wagte keine Einwendung vorzubringen. Malkolms Anhänger jubelten. Es lebe unſer Hauptmann! ſchrien ſie und ſchwenkten die Mützen. Mehrere drangen auf Guldbrand ein, ihn gefangen zu nehmen, und die norwegiſchen Bauern, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, ſtanden völlig erſtarrt da, keiner wagte ihn zu vertheidigen.

Malkolm verhinderte dieſen Auftritt nicht; denn als die Schreiben vorgeleſen wurden, ſchien er gar nicht hinzuhören. Seine Augen weilten fortdauernd auf Mathilden, die immer bläſſer wurde und endlich mit einem lauten Schrei zuſammenfiel. Er eilte auf ſie zu; Mathilde, rief er, ich begreife Deine Angſt, Dein Entſetzen. Ich fürchtete dieſen Augenblick, aber ich wußte kein Mittel, ihn zu umgehen. Faſſe Dich; bei Gott, was Du auch hören magſt, die Stunde nimmt einen andern Ausgang, als Du zu vermuthen, zu befürchten ſcheinſt. — Sie ſchlug die Augen auf und blickte ihn ungewiß an. Darf ich hoffen? ach, hoffen und zurückſchaudern vor dieſer entſetzlichen Hoffnung? flüſterte Mathilde. Du darfſt, antwortete Malkolm und ſah nun erſt die Verwirrung, welche um ihn herrſchte.

Er eilte Guldbrand zu befreien, den man eben wegführen wollte, und gebot mit lauter Stimme Ruhe. Trennt Euch! rief er. Guldbrand, tritt zu den Deinigen. Keiner wage es, ſich von ſeiner Stelle zu rühren, bis ich geendigt habe. Wer gab Euch das Recht, dieſen Mann anzugreifen? Hatte ich es geboten? Wo iſt hier ein Gebieter außer mir?

Der alte finſtere Zorn, der heftige Ingrimm früherer Zeiten ſchien wieder ſein Geſicht zu verunſtalten. Alle traten furchtſam zurück. Jeder ſtellte ſich an ſeinen alten Platz. Malkolm ging, tief ſinnend, auf dem freien Platze zwiſchen beiden Häuſern auf und ab, blieb dann ſtehen, warf einen ſtillen Blick gen Himmel, — und die vorige Milde und der trübe Ernſt ſeines Geſichts war wieder zurückgekehrt.

Du haſt alſo nichts gegen dieſes Schreiben einzuwenden? ſprach er und wandte ſich gegen Guldbrand. Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, antwortete dieſer und blickte Malkolm freimüthig, aber nicht ohne Verwirrung an; betrachte ich Deine Perſon, ſehe ich Deine Gewalt über dieſen Haufen, leſe ich dieſes Schreiben, dann muß ich bekennen, daß nichts einzuwenden iſt. Erwäge ich dann aber Alles, die Lage meines Vaterlandes, die Verwirrung, die Du in unſerm Gebirge hervorgerufen haſt, den beſtimmten Auftrag, den ich von geachteten, redlichen Männern erhielt und nicht ohne Gefahr auszuführen verſuchte, ſo begreife ich nicht, wie ich Dir trauen darf.

Nach dem, was ich Dir mitgetheilt habe, wäre Widerſetzlichkeit von Deiner Seite Verbrechen, ſprach Malkolm. Ich könnte Dich jetzt ſchon — Du darfſt es nicht läugnen — als einen Aufwiegler, der ſich heimlich unter uns eingeſchlichen und die rechtmäßig geworbenen Krieger verleitet hat, ergreifen und ſtreng beſtrafen, ja, todtſchießen laſſen.

Dieſe Männer, antwortete Guldbrand ruhig und feſt, würden mich, nach dem, was geſchehen iſt, kaum vertheidigen, und ich bin in Deiner Gewalt. —

Wenn ich, erwägend, daß Du nicht aus eigenem Antriebe, ſondern verleitet von Menſchen, die über Dich zu gebieten haben, und denen Du Gehorſam ſchuldig biſt, Dich frei fortgehen laſſe, müßteſt Du dieſes Verfahren nicht als eine, wenn auch nicht unverdiente, ſo doch ungewöhnliche Milde betrachten? —

Es würde mir ſchwer fallen, eine ſolche Gnade von Dir anzunehmen, antwortete Guldbrand trotzig. Ich müßte feſter von meinem Unrecht und Deinem Recht überzeugt ſein, als ich es bin. —

Daß der Verdacht, den Du gegen mich erregen wollteſt, vernichtet iſt, daß Deine Gegenwart keinen Grund enthält, der mich bewegen könnte, von meinem Vorhaben abzuſtehen, wirſt Du bekennen müſſen. —

Leider ja, antwortete Guldbrand und ſtand tief in ſich verſunken.

Malkolm ſchwieg, ging ſinnend auf und nieder, und blieb Guldbrand gegenüber ſtehen.

Verzeih' mir es, Gott, daß ich dieſes Spiel treibe, ſprach er, und in ſeinen Augen ſtanden Thränen. Du weißt es, daß es nicht ein Spiel der leeren Eitelkeit iſt. Nein, das Einzige, was mir, dem Verworfenen, noch übrig bleibt, wollte ich leiſten. Ich wollte es Dieſen kund geben, daß keine äußere Gewalt, keine Furcht mich bewegt, daß Du allein mich leiteſt und mir gebieteſt. Stärke mich, daß ich Dein Gebot willig und ganz ausführe.

Er trat mitten zwiſchen beide Haufen. Einen Augenblick ſchien er bebend in ſich zu verſinken und warf einen langen, wehmüthigen Blick auf die zitternde Mathilde, dann nahm er die Schreiben, die eben vorgeleſen waren, zerriß ſie und warf ſie von ſich.

Dieſe Schreiben ſind falſch, ich bin ein Verbrecher, ſagte er, des Todes ſchuldig und Dein Gefangener, redlicher Guldbrand.

Alle erſtarrten; ſeine Anhänger waren wie gelähmt von Schrecken, aber Mathilde riß ſich von der Magd los und ſtürzte zu ſeinen Füßen: Ja, Du biſt gerettet, Geliebter! Wie kann dieſer innere Jubel und die tödtliche Angſt mit einander in der ſchwachen Bruſt hauſen, und ſie nicht zerſprengen! — Jetzt bin ich Dein, ganz Dein, Du mein, wir beide ſein, ſein, des Allerbarmers! rief ſie laut, faltete und rang die Hände, und ergreifend klang die tiefe Wehklage aus der Freude, der Jammer aus der höheren Luſt hervor.

Unglückliches Weib, rief Malkolm, ſcheide von dem Verbrecher! —

Ich mich trennen, jetzt trennen! So ſei mir Gott gnädig, wie ich mich jetzt nicht von Dir trennen werde. Scheiden ſoll ich von meinem Himmel, weil er blutroth herunter hängt? Iſt doch die Sonne hinter dieſem furchtbaren Scheine verborgen und alle Seligkeit. Nein, das willſt Du nicht, Du willſt mich nicht von Dir ſtoßen, jetzt, da Du mein biſt. —

Malkolm hob ſie auf, drückte ſie an ſeine Bruſt, und die unglücklichen Geliebten ſchienen, mitten unter den verworrenen Haufen, einen ſeligen Augenblick inniger Verſöhnung, heiliger Liebe zu feiern, als wäre keine furchtbare Vergangenheit hinter ihnen, als drohte keine unglückſchwangere Zukunft.

Solch' einen Verbrecher ſah ich noch nie! rief Guldbrand, während die Thränen ihm aus den Augen ſtürzten. So gewaltig wirkte dieſes ergreifende Schauſpiel, daß Keiner ſich rührte, daß ein Jeder über dem Seltſamen, was vorging, ſeine eigene bedenkliche Lage zu vergeſſen ſchien.

Aber lange dauerte dieſe Ruhe nicht. Es erhob ſich ein lautes Geſchrei unter Malkolms Anhängern.

Er hat uns verrathen! riefen mehrere Stimmen, man griff zu den Waffen; aber ſchnell wußte Guldbrand die Norweger in Bewegung zu ſetzen. Sie bildeten einen ſchützenden Kreis um Malkolm und Mathilde, und bald zeigte es ſich, daß die redliche, von den Geſetzen beſchützte That feſter begründet iſt und ſicherer ſteht, als das Verbrechen. Viele von Malkolms Anhängern wurden ſchwankend, wenige nur ſchienen entſchloſſen, einen entſcheidenden Angriff zu wagen.

Der Zahl nach waren die mit Guldbrand Verbündeten die ſchwächeren. Es kam zu einer ruhigen Berathſchlagung. Die ganze Unternehmung, ſagte Malkolm, der nach der erſten Erſchütterung völlig ruhig und gelaſſen ſchien, iſt geſcheitert, wenn ich ſie aufgebe. Du wirſt es dulden müſſen, Guldbrand, daß dieſe meine Begleiter in ihre Heimat zurückkehren, wenige kannten mein Verbrechen in ſeinem ganzen Umfange, und Du haſt nicht die Gewalt, ſie gefangen wegzuführen. Ihr aber, vergeßt dieſe Stunde nicht! Ich will nicht unterſuchen, wer die größte Schuld hat, hier, für dieſes Leben, will ich ſie allein tragen, aber glücklich preiſe ich den, der ſich, ſo wie ich, entſchließen will, ſeine Schuld auch hier abzubüßen.

Die Ruhe war wieder hergeſtellt. Malkolms Anhänger, alle beritten, rüſteten ſich zum Abzuge, der deſto weniger bedenklich war, da ſie alle Eingänge zu der eingeſchloſſenen Ebene beſetzt hielten.

Während nun auch die Norweger ihre Pferde ſattelten und ſich bereit machten, die Gegend zu verlaſſen, ſuchte Malkolm, als Gefangener von Guldbrand und Holm ſorgfältig bewacht, für die erſchöpfte Mathilde einen Schlitten mit allen Bequemlichkeiten zu beſorgen. Die Erſchütterung, die Kälte, der lange zehrende Kummer hatten ſie ſo angegriffen, daß es ſelbſt zweifelhaft ſchien, ob man es wagen dürfte, ſie fortzubringen, und dennoch war es unvermeidlich. Alles Pelzwerk wurde zuſammengeſucht, ein Pferd vor den Schlitten geſpannt, und Olaf, ein treuer Diener, der ſich ſelbſt in die Gefangenſchaft begab, um ſich nicht von ſeinem Herrn zu trennen, ſollte ſie begleiten. Malkolm betrieb Alles mit ängſtlicher Eile.

Holm hatte während dieſes unerwarteten Ereigniſſes eine höchſt klägliche Rolle geſpielt. Er ärgerte ſich über das Anſehen, mit welchem Guldbrand hervortrat, er ſchien zu fühlen, daß ihm mehr Gewalt gebührte, aber er konnte nicht mit ſich einig werden, wie er ſich zu gebehrden hätte. Jetzt trat er hervor und forderte trotzig die Aufſicht über den Gefangenen. Wir werden ihn wohl alle bewachen, antwortete Guldbrand gutmüthig, aber ob Dir jetzt hier, unter dieſen Umſtänden, ein Kommando gebührt, iſt wohl ſehr die Frage. Das unwiſſende Volk läßt ſich bethören, aber Du, ein Lieutenant? Doch das werden die Gerichte beſtimmen, die Deine Aufführung zu unterſuchen haben. — Holm bebte innerlich zuſammen; er ſah wohl ein, daß ſeine Theilnahme an einer ſolchen Unternehmung nicht ſo leicht zu vertheidigen war. Er wurde ſehr kleinlaut; Siſſel ſuchte ihm Muth einzuflößen.

Während ſie vertraulich mit einander flüſterten, trat Malkolm hinzu, der Alles gehört hatte. Ich bin Guldbrands Gefangener, ſagte er; ihm habe ich mich übergeben, und er hat von den Behörden den Auftrag. Guldbrand konnte ſich kaum darein finden, dieſen Mann als einen Gefangenen zu behandeln. Er fühlte ſich von Entſetzen, ja, von Abſcheu durchdrungen, wenn er an ſein Verbrechen dachte; aber dann ſchien wieder ſeine vornehme Natur, ſeine Liebe, ſeine Reue, ſeine ſtille Hingebung Achtung zu erzwingen. Guldbrand, ſagte Malkolm, ich habe eine Bitte. Sie iſt wichtig, ſie ſteht mit Allem, was Du hier erlebt haſt, in genauer Verbindung. Du brauchſt nicht zu fürchten, daß ich entſchlüpfen werde. Wenn man mich mit Gewalt befreite, ich würde der Freiheit mich entreißen, wie ein Anderer aus dem Gefängniſſe zu entweichen ſucht. Wagſt Du mit Deinen Männern Dich mir anzuvertrauen, daß ich, obgleich Euer Gefangener, Euer Führer ſein darf? — Guldbrand ſah ihn erſtaunt an. Ich muß mich über Eure Zumuthung wundern, Herr, ſagte er, meine Pflicht iſt, Euch der nächſten Obrigkeit zu überliefern. Nein, nein, um Gottes Willen noch nicht! rief Malkolm ängſtlich. Alles, was ich gethan habe, geſchah, um ein Verbrechen, angefangen, aber noch nicht ausgeführt, um das ſchwärzeſte zu verhindern. Um meiner Seligkeit, um Deines Gewiſſens willen beſchwöre ich Dich, daß Du mir folgſt!

Guldbrand erſchrak, als er den Unglücklichen ſo ſprechen hörte, und Malkolm führte ihn in eine entlegene, jetzt völlig verlaſſene Hütte. Kennſt Du, fragte er, und die Stimme zitterte ihm, kennſt Du den mächtigen Gutsbeſitzer Heggelund? In Swennaes? rief Guldbrand, nicht wahr? Er wohnt zwar weit von hier gegen Weſten in dem hohen Gebirge, aber wer kennt ihn nicht? Er iſt durch ſeine Wohlthaten, durch ſein edles, tüchtiges Weſen bekannt, geliebt und geehrt im ganzen Lande. — Es iſt dieſer, den ich meine, fuhr Malkolm fort, die Lippen bebten, das Geſicht erblaßte, indem er ſtotternd ſprach: Seine Tochter, ſein einziges Kind — iſt zu bedauern — ſchwebt in großer Gefahr. Sie iſt — ja ſie iſt — durch meine Veranſtaltung geraubt. — Die Roſe von Swennaes in der Gewalt

Deiner Spießgeſellen! rief Guldbrand entrüſtet, ballte die Fäuſte und war im Begriff, ihn zu mißhandeln. Eine entſetzliche Wuth hatte ſich ſeiner bemächtigt, als er auf Malkolm losſtürmte. Dieſer blickte den Wüthenden mit einer ruhigen, leidenden Miene an. Andere Hände, ſagte er mit einer vernichtenden Kälte, nicht ſo rein, als die Deinigen, werden meinen Frevel beſtrafen; Guldbrand, ich bin für die Rache eines redlichen Mannes zu tief geſunken. — Dieſe Ruhe, dieſe Worte hatten eine lähmende Wirkung auf den Zürnenden. Er betrachtete den Unglücklichen mit einem Gefühle, aus Mitleid und Abſcheu gemiſcht; dann trat ihm jener Auftritt, wo derſelbe Mann ihn in ſeiner Gewalt hatte und ſich freiwillig der Gefangenſchaft, dem ſchimpflichen Tode hingab, lebhaft vor die Seele, und er konnte nicht mit ſich einig werden, ob er ihn haſſen, verabſcheuen oder bewundern ſollte.

Mit unruhiger Haſt erzählte Malkolm: Zwanzig entſchloſſene Verbrecher, durch meinen furchtbaren Haß bewaffnet, hatten beſchloſſen, Heggelunds einziges Kind zu rauben. Wie dieſer Haß entſtand, wie er in ſich ſelbſt zuſammenbrach, als er den höchſten, furchtbarſten Gipfel erreichte, wie ich nun in die grauenhafte, nächtliche Tiefe meines zerriſſenen Gemüthes hineinblickte und beſchloß, mich preiszugeben und die Unthat zu verhindern: das kann ich jetzt nicht erzählen, das werden die Richter erfahren, die berufen ſind, mich zu beſtrafen. Ich kannte die furchtbaren Menſchen, deren Gewalt ich ein angebetetes, unſchuldiges Mädchen preisgab. Ich wollte ihnen nacheilen, den Raub verhindern; aber es war zu ſpät, die Entfernung zu groß. Die Greuelthat war feſt beſchloſſen; aber dennoch war etwas, ein Tiefverborgenes, was ich jetzt erſt erkenne, das warnend, mahnend, züchtigend aus meinem Innerſten heraustönte und nie ſchwieg. Dieſes Grauen feſſelte mich, daß ich es nicht wagen mochte, den Raub ſelbſt zu vollführen. Als ich nun erwachte, als Gott mich berief, die zu ſchützen, die ich verderben wollte, ſtand ich rathlos da. Ich habe Nächte in öden Hütten zugebracht, ich eilte den Räubern entgegen und fürchtete, ſie zu finden. Endlich kam einer, in furchtbarer Eile heranſtürmend, ſein Pferd ſchäumte, Wuth und Angſt hatten ihn entſtellt. Fluchend erzählte er, wie die Beute ihnen abgejagt worden war. Ich horchte auf, ich glaubte ſie ſchon gerettet; aber er nannte den gräßlichen Helle. Dieſer Verbündete hatte ſich als einen von mir Bevollmächtigten dargeſtellt; die Räuber hatten es nöthig gefunden, einen jungen Mann, der, wie man glaubte, den ganzen Anſchlag oder einen Theil deſſelben erlauſcht, mitzunehmen, und es gelang Helle, theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt, Beide wegzuführen. Vergebens ſträubten ſich meine Vertrauten, die von dem geſpannten Verhältniſſe zwiſchen Helle und mir unterrichtet waren. Man achtete nicht auf ihre Warnungen, und ſie konnten nicht einmal erfahren, wo er die Geraubten hinzubringen oder was er mit ihnen vorzunehmen dachte. Ich kann ſeine Abſicht nur ahnen, nicht durchſchauen; aber in der Nähe der Stelle, wo dieſes unerwartete Ereigniß ſtattfand, iſt eben ein geheimer, bis jetzt nicht benutzter, nur Helle und mir bekannter Zufluchtsort. —

Guldbrand horchte aufmerkſam; als Malkolm die Stelle beſchrieb, glaubte er ſie zu kennen. Die nächſte Umgebung war ihm wohlbekannt, die Entfernung nicht bedeutend, und Guldbrand ſelbſt drang auf Eile. Die arme Frau, mein unglückliches Weib, ſagte Malkolm, bringen wir zum Prediger Bredahl in Steensby. Kennſt Du dieſen Mann? fragte Guldbrand mit ſichtbarer Verwunderung. Ich kenne ihn, antwortete Malkolm, ſtill in ſich verſunken. Guldbrand wagte nicht weiter zu fragen; aber immer räthſelhafter ſchien ihm die ganze Begebenheit, das Schickſal der unglücklichen Frau, das Verbrechen, die Reue und die Bekanntſchaft des Verbrechers mit einem Manne, der in der ganzen Gegend hochverehrt war.

Malkoms frühere Anhänger hatten ſchon den Platz verlaſſen; die Vorpoſten, durch welche bis jetzt die Bergpäſſe bewacht wurden, waren zurückberufen und hatten ſich mit den Abziehenden vereinigt. Sie zogen gegen Oſten, ſie glaubten ſich ſicherer, wenn ſie ſich, für den erſten Moment, jenſeits der norwegiſchen Grenze verbargen und da zerſtreuten.

Auch die Zurückgebliebenen rüſteten ſich zur ſchnellen Abreiſe. Die Pferde wurden geſattelt, die Fußgänger verſammelten ſich, die Schlitten wurden in Bewegung geſetzt, und das anſehnliche Gebäude, ſo wie alle Häuſer, in welchen es noch vor Kurzem ſo lärmend zuging, ſtanden leer.

Aus einer dieſer Hütten wurde Mathilde, blaß und zitternd, in Pelze eingehüllt, auf ihre Begleiterin geſtützt, herausgeführt, und Siſſel zeigte ſich mit gutmüthigem Eifer äußerſt geſchäftig, den Sitz in dem Schlitten für die leidende Frau bequem einzurichten, den Fußſack ordentlich hinzulegen und weiche Kiſſen verſtändig anzubringen.

Malkolm näherte ſich, um Mathilde nach dem Schlitten zu führen. Sie ſchien von einem innern Beben ergriffen, als er ihre Hand ergriff, dann aber faßte ſie ſich ſchnell und blickte ihn mit unendlicher Milde an. Dieſer Blick wirkte wie ein Zauber auf den in ſich Verſunkenen. Sie gingen ſtillſchweigend neben einander. In der ganzen Verſammlung hörte man keinen Laut; ſelbſt das rohe Volk ſchien von dem dunkeln, verhängnißvollen Zuſtande der beiden Unglücklichen ergriffen.

Eben war man im Begriff, das Thal zu verlaſſen, als man auf dem Berge gegen Norden drei Menſchen erblickte, die, auf Skien heraneilend, am Rande der ſchroffen Felſenwände ſinnend zu verweilen ſchienen. Einer zog ein Fernrohr hervor, und richtete es auf die noch in der Ebene und in der Nähe der Hütten zur Abfahrt verſammelte Menge. Kurz darauf ſah man ſie nach einer Schlucht eilen, die, obgleich ſteil ablaufend, doch zu paſſiren und eben deswegen auch früher, wie die übrigen Päſſe, bewacht war. Mit Pfeilſchnelle flogen ſie neben einander den Berg herab und hatten bald die Ebene erreicht. Guldbrand und Holm hemmten die Abfahrt, und erwarteten neugierig die Ankunft der drei Männer, die in wenigen Augenblicken über die Ebene eilten und zwiſchen die Hütten traten.

Holm und Guldbrand gingen den Männern entgegen. Ei, trefflicher Lieutenant, rief ein junger Mann, der unter den drei Ankommenden zuerſt hervortrat, finde ich Dich hier, Du Mannhafter; hat Dein kühner Muth Dich wieder in die Mitte der Feinde gebracht, wie damals, als Du alle meine Warnungen, von Tapferkeit verblendet, überhörteſt. — Siſſel, die, nachdem Alles zur Abreiſe bereit war, emſig unter den Männern mit der Flaſche herumlief, jedem ein Glas reichte und die erhaltenen Schillinge in die klappernde Taſche ſteckte, eilte, als ſie die Stimme hörte, herbei. — Doch was muß ich ſehen, rief der junge Mann, Deine doppelte Liebe, Siſſel und die Flaſche, haben allen Gefahren Trotz geboten und ſtehen hier in dieſem bedenklichen Augenblicke an Deiner Seite. — Es war Bull. Während er ſprach, hatten Torger und Storm, ſeine Begleiter, mit Erſtaunen Guldbrand entdeckt. Du hier? riefen Beide zugleich. Wir glaubten den Auswurf Norwegens zu finden, und der erſte, den wir erblicken, biſt Du, fuhr Torger fort.

Wer von Euch geſucht wird, weiß ich, erwiederte Guldbrand. Der Räuber, rief Storm mit donnernder Stimme, und ſeine Horde — Malkolm! Hier iſt er! rief dieſer, trat ſchnell und entſchieden hervor, und in dieſem Augenblicke ſchien der alte, entſchloſſene Zorn ſich wieder ſeiner zu bemeiſtern. — Wer ſind Sie? — Storm, Dein grimmigſter Feind, Storm, an deſſen Liebe Du gefrevelt! ſchrie der Befragte. Mathilde, die ſchon in dem Schlitten ſaß, zur Abfahrt bereit, blickte, als ſie die Stimme hörte, auf und ſank ohnmächtig hin. Malkolm, betäubt, als er den ſchwer

Verletzten vor ſich ſah, hörte kaum das Angſtgeſchrei ſeiner Frau, als er Alles zu vergeſſen ſchien, ſich von Storm wegwandte und nach dem Schlitten eilen wollte, aber Storm hielt ihm die geladene Flinte vor und gebot ihm, zu ſtehen. Guldbrand fiel dem Wüthenden in die Arme. Hört mich, ich beſchwöre Euch, rief er, Torger, hilf eine Unthat verhindern, die uns alle gereuen wird. Dieſer, der, zornig wie Storm, eben im Begriff war, Malkolm zu ergreifen, beſann ſich zuerſt. Es fiel ihm auf, daß die Bauern nicht, wohl aber Guldbrand, und zwar faſt allein, Malkolm zu ſchützen ſuchte. Iſt dieſer nicht der Verbrecher, ſeid Ihr nicht ſeine Spießgeſellen? ſagte er, und ſah mit einem Blicke des Verdachts und der Verwunderung zugleich um ſich.

Das Wort ſollſt Du mir bezahlen, übermüthiger Thor! rief Guldbrand entrüſtet. Stehe ich nicht hier? — Er trat Torger gegenüber, indem er Storm, der ſich jetzt auch zu beſinnen ſchien, losließ.

Malkolm, der auf die Gefahr, die ihm drohte, kaum zu achten ſchien, war, als Storm von Guldbrand feſtgehalten wurde, nach dem Schlitten geeilt und kniete neben der ohnmächtigen Mathilde. Siſſel heulte, Holm lief verlegen hin und her, die Bauern verſammelten ſich um die Streitenden, und Alles war in der größten Verwirrung. Bull ſchien der Beſonnenſte zu ſein.

Es iſt hier anders, als wir glaubten, ſagte er; wir haben, das iſt klar, keinen Angriff zu befürchten. Rede Du, Guldbrand, und Ihr beide, ſeid ruhig. — Storm konnte ſich noch immer nicht faſſen. Wuth, ja, Verzweiflung rang mit dem tiefen Kummer, der aus den trüben Augen, aus ſeinem blaſſen Geſichte ſprach. Seid ruhig, rief Bull, ich bitte, ich beſchwöre Euch! Wer weiß, was wir hier erfahren. Und nun, Guldbrand, rede!

Thoren, rief dieſer, indem er ſich zu faſſen ſuchte, ſolltet Ihr nicht einſehen, daß Norwegens Geſetz, daß keine rohe Gewalt, kein Verbrechen hier mächtig ſein konnte? Ich war ja hier. — Er erzählte nun, wie Storms Onkel in Gulbrandsdalen ihn aufgefordert hatte, die kühne That zu vollführen, ſich in die Mitte der ausgehobenen und verführten Bauern zu begeben, und dieſe zu gewinnen, und auf welche wunderbare Weiſe es ihm, als Alles verloren ſchien, gelungen war. Storm und Torger hörten aufmerkſam und erſtaunt zu; ihre Augen ſuchten Malkolm, der noch, das Geſicht verhüllend, in tiefen Kummer verſunken, an dem Schlitten kniete, während Siſſel alle Mittel verſuchte, der Ohnmächtigen zu helfen, die bisweilen die Augen öffnete, Malkolm, dann Storm mit Angſt und Verwirrung anblickte, und wieder bewußtlos zurückſank. Kaum aber erfuhr Storm aus Guldbrands Erzählung die Abſicht Malkolms, ſeine geraubte Geliebte aus den Händen Helles zu retten, als er in Verzweiflung ausbrach. Gott, rief er, ſo hat Alles, Alles zu meinem Unglück ſich verſchworen! Arme Dorothea! Deine Unſchuld, Deine Reinheit hatte dieſen Teufel in einen Engel verwandelt; der bloße Entſchluß, an Dir zu freveln, mußte ſeine kalte, harte Seele zerreißen und umwandeln, und doch, — Gott, Gott! — doch konnte ein ſolches Wunder geſchehen, nur um mir den finſtern Abgrund unendlicher Verzweiflung noch grauenhafter aufzuſchließen, und ich erfahre es nur, jetzt, da es wie entſetzlicher Spott des ſtrafenden Geſchicks erfolglos und vernichtend da ſteht. — Er ſank verzweiflungsvoll auf die nahe Treppe des Hauſes hin, bedeckte ſein Geſicht, und Alle waren von dem namenloſen Jammer des jungen Mannes erſchüttert.

Guldbrand, mit Thränen in den Augen, beſchwor Torger, beſchwor Bull, das Räthſel zu löſen.

Torger erzählte: Wir erfuhren den frechen Raub an dem heiligen Tage, den unerhörteſten Frevel, den ſeit Jahrhunderten das Gebirge ſah, eben, als die Bauern ſich verſammelten, das heilige Feſt zu begehen. Storms Vater — Du kennſt ihn — war ſtark. Frauen, Kinder und Greiſe mögen mit mir Gott bitten, daß er das entſetzliche Unglück von uns wende, ſagte er, Ihr aber, alle, die Ihr rüſtig und hier verſammelt ſeid, zieht aus und ſucht das Mädchen zu retten! Wir durchzogen Berge und Thäler lange vergebens. Die Räuber hatten ihre Spuren auf das Liſtigſte zu vertilgen gewußt. Da finden wir einen ſchwediſchen Bauer, der ſich an uns anſchließt. Ihr ſucht die Geraubten, ſprach er, und die Räuber, ich weiß, wo man ſie hingebracht hat. Zwar ſchien er uns verdächtig, aber wir hatten ihn in unſerer Mitte und wagten es, ihm zu folgen, beſonders, als er uns den Raub ſelbſt und die Veranſtaltung auf eine ſolche Weiſe darzuſtellen wußte, daß es klar war, wie er ſelbſt zu den Theilnehmern gehörte, was er auch nicht verbarg. Er erzählte uns nun auch, was Euch bekannt iſt. Wer kennt Helle nicht, ſeine geheimen Unthaten, ſein verbrecheriſches Geſchlecht? Wir überraſchten ihn in ſeinem Schlupfwinkel, und er trat uns völlig unbefangen entgegen; er läugnete nicht, daß er manche Unternehmung des Storthings tadelte, daß er die Konſtitution haßte, an dem Mädchenraube habe er aber, wie er verſicherte, keinen Antheil, vielmehr habe er ſie und Halling gerettet. Aber ein Mann, den er uns als höchſt gefährlich darſtellte, der ſich durch anmuthige Sitte und erlogene Freimüthigkeit einzuſchmeicheln weiß, der mit Malkolm, den wir jetzt zum erſten Mal nennen hörten, im Bunde lebte und ihn an Frevel übertraf, überfiel ſie, als ſie ſich zurückzogen, um dem erſchrockenen Mädchen Zeit zu gönnen, ſich zu erholen, und entriß in Verbindung mit verführten Bauern die Befreiten. Sie ſelbſt konnten ſich nur durch ſchnelle Flucht retten; es ſei aber, wie Helle verſicherte, nur zu wahrſcheinlich, daß jetzt das Mädchen und Halling Malkolm überliefert ſei. Zwar enthielt ſeine Erzählung Manches, was Verdacht erregen mußte; indem wir aber alle Perſonen, die ihn umgaben, beſonders vernahmen und in ihren Angaben völlig übereinſtimmend fanden, konnten wir kaum an der Ausſage zweifeln, die uns auch durch Reiſende, die ein anſtändiges Mädchen, von Bauern umringt, gegen Oſten hatten fahren ſehen, hinlänglich beſtätigt wurde. Wir zogen in der angegebenen Richtung nach und erfuhren heute, daß Malkolm mit ſeiner zuſammengebrachten Mannſchaft ſich in dieſem, mir wohlbekannten Thale, wo Helles Wohnung liegt, aufhielt. Unruhe und Angſt vermochte uns drei, auf Skien über die Gebirge zu eilen, während der kleine Trupp, der uns begleitet, durch die Thäler zieht. Wir hofften unter den hier verſammelten und verlockten Bauern Männer zu finden, die, das Verbrechen verabſcheuend, ſich mit uns verbünden würden, um, wenn das Mädchen hier ſein ſollte, ſie zu befreien, noch ehe unſere Begleiter kämen. Was uns beſonders vermochte, Helles Bericht Glauben beizumeſſen, war der Name des zweiten Räubers. Denn in unſerer Gegend war ein Mann erſchienen, der einen Jeden für ſich zu gewinnen wußte, obgleich etwas Geheimnißvolles ihn bezeichnete und Keiner den Grund ſeines Aufenthalts, um dieſe Zeit, in einer ſo entlegenen Gegend, zu enträthſeln vermochte. Manches hätte ihn in der letzten Zeit verdächtig machen können. Wir fanden, an einem entlegenem Orte, einen zerriſſenen, wie er eingeſtanden hat, an ihn gerichteten Brief, deſſen Inhalt höchſt verdächtig war. Noch früh am Tage, als der Raub geſchah und noch nicht bekannt war, erhielt er von einem Unbekannten einen zweiten Brief, und als der Raub allgemein ruchbar wurde, war er plötzlich und auf eine faſt unerklärliche Weiſe verſchwunden. Es war ein Schwede, und er nannte ſich, wenn es ſein wahrer Name iſt, Cederſtröm.

Während Torger ſprach, hatte Mathilde ſich erholt; Malkolm, durch das ruhige Aufhorchen, welches auf die lärmenden Auftritte folgte, aufmerkſam gemacht, richtete ſich auf und trat ſtill den Erzählenden nahe. Er verfolgte die Erzählung mit unruhiger Spannung, die immer zunahm, als aber Cederſtröms Name genannt wurde, war er im höchſten Grade bewegt.

Guldbrand, ſagte er, Du kannſt mich der Obrigkeit überliefern, denn die Geraubten ſind gerettet. Man nannte Cederſtröm meinen Verbündeten! Hätte ich doch den heiligen Bund, der mich an dieſen Mann band von früher Jugend an, nicht frevelhaft zerriſſen!

Storm, rief Torger und wandte ſich mit inniger Theilnahme an den ganz in ſeinen Kummer verſunkenen Freund, richte Dich auf, hier iſt Troſt und Hoffnung. Storm blickte ihn ſtarr und verwirrt an, als verſtände er ihn nicht, und es dauerte lange, ehe ſie ihn aus der Erſtarrung herausreißen, ihm nur begreiflich machen konnten, wovon die Rede war. Als er endlich Malkolms Verſicherung vernahm, ſchüttelte er den Kopf. Zu oft, ſprach er, ſind meine Hoffnungen getäuſcht worden, ich habe keine mehr. Da trat ihm Malkolm entgegen. Zweifeln Sie nicht, ſagte er und blickte ihn mit ruhiger Milde an. Als Storm ihn anſah, war es ihm, als müßte er dem Räuber der Geliebten vertrauen, ja, ihn lieben, ſo wunderbar wirkte der ſtille Gram, die völlige Hingebung auf ihn. Eine freudige Hoffnung keimte in ſeinem Innern; Cederſtröm erſchien ihm wie das erſte Mal, als er ihm entgegen trat, und an die Stelle hoffnungsloſer Verzweiflung trat ein unruhiges Verlangen, bald zu erfahren, was die nächſte Zukunft verſprach und noch immer verbarg. Er wollte Malkolm näher treten, aber dieſer hatte ſich ſtillſchweigend zurückgezogen.

Man überlegte nun, was am nächſten zu thun wäre. Der Tag neigte ſich ſchon, in der Nähe war kein Ort geeignet, in einer ſolchen Jahreszeit ſo viele Menſchen für die Nacht aufzunehmen, und jeden Augenblick konnte man erwarten, daß die Zahl, durch die Bauern aus Swennaes, Storms Begleiter, zunehmen würde. Es wurde daher beſchloſſen, daß ein Theil der Mannſchaft Malkolm bewachen ſollte. Ein Angriff von den zerſprengten Verbündeten, ja, von Helle, war wenigſtens möglich. Die Uebrigen ſollten, unter Holms Aufſicht, die Nacht noch in der Ebene zubringen, und dort ſollten auch die Bauern aus Swennaes übernachten. Man wollte dieſen Abend die Wohnung des Predigers Bredahl erreichen. Dieſer war derſelbe, der dem Leſer ſchon bekannt iſt, deſſen Rede einen ſo tiefen Eindruck auf Malkolm machte.

Holm fand ſich geſchmeichelt durch den Auftrag, der ihn in Beſitz eines anſehnlichen Kommandos ſetzte. Guldbrand, ſagte er, Du kannſt mir bezeugen, daß ich ſogleich willig war, der höhern Obrigkeit zu folgen, als mir der Betrug bekannt wurde. Was mich verlockte, war Gehorſam, was mich an Euch anſchloß, war abermals Gehorſam. — Gehorſamer Diener! rief Bull und lachte.

Guldbrand faßte Holms Hand. Welch' ein großes Vertrauen wir in Deine Fähigkeit ſetzen, wirſt Du ja gewahr, ſagte er lächelnd, da wir Dir ein ſolches Kommando, in einer ſo bedenklichen Zeit, anvertrauen. Mag es Dir gelingen, Dein Betragen an dem Orte, wo wir Dich getroffen haben, vollkommen zu rechtfertigen. Ich werde die Wahrheit berichten, wenn ich gefragt werde. — Holm ſchien nicht hinlänglich befriedigt durch dieſe Antwort, aber plötzlich fiel es ihm ein, daß die bis jetzt verſchloſſene Stube, die Mathilde bewohnt hatte, jetzt offen und zugänglich ſei. Die Ausſicht, für die Nacht eine Bequemlichkeit zu genießen, die ihm lange fremd geblieben war, verdrängte eine jede andere Beſorgniß. Ich muß Anſtalten für die Unterbringung der Mannſchaft treffen, denn jetzt iſt Alles in Unordnung, rief er und eilte in Helles Wohnung. Siſſel wollte ihm nachſchleichen, aber Bull hielt ſie zurück. Königin dieſer Nacht und dieſer Ebene, redete er ſie an, Dein Geiſt waltet über Allen, beherrſcht den heldenmüthigen Heerführer und das Heer. War er es nicht, der den Mannhaften in die Mitte der Feinde trieb, der ihm die Lippen ſchließt, während die entflammten Augen reden, der Boden ſeiner patriotiſchen Geſinnung und die Gluth ſeiner Liebe? — Er mag Dir wohl auch nicht ganz unangenehm ſein, antwortete ſie mit einer ſo gutmüthigen Miene, daß es ungewiß blieb, ob ſie aus Einfalt oder Spott ſo ſprach, indem ſie ihm ein gefülltes Glas hinhielt. Er leerte es mit vielem Behagen, lachte und ſchenkte dem Weibe eine nicht unbedeutende Summe. Bin ich eine Königin, ſo biſt Du ein goldener Prinz! rief ſie höchſt zufrieden aus und eilte dem Lieutenant in das Haus nach.

Man verließ das Thal. Malkolm, bewacht von Guldbrand und einigen Bauern, hielt ſich in der Nähe der Schlitten. Storm ſuchte vergebens ſich ihm zu nähern und unterließ es, als er merkte, daß er ein jedes Geſpräch zu vermeiden ſuchte. Aber die verhängnißvolle Lage, in welcher ſie ſich befanden, erzeugte ein drückendes Stillſchweigen. Es war ſchon dunkel, und oft glaubte man in der Nähe des Weges ein verdächtiges Geräuſch zu hören, einige Male, als es vorzüglich deutlich war, hielt man ſtill und ſtellte vergebens Nachforſchungen an. Wenn man lauſchte, war Alles ruhig, und nur ein Mal glaubte man einen Menſchen zu ſehen, der in dem Tannenwalde verſchwand. Schon war der größte Theil des Weges zurückgelegt, als plötzlich aus den dichten Tannenwäldern, an beiden Seiten des Weges, eine Menge Schüſſe fielen. Die verſteckten Räuber im Dunkeln anzugreifen, ſchien mißlich und verſprach keinen entſchiedenen Erfolg, man ſuchte daher eilig zu entkommen, als man in der Ferne ein ſtarkes Pferdegetrampel vernahm. Torger, Storm, Guldbrand und Bull berathſchlagten, denn es ſchien ungewiß, ob die Ankommenden feindlich wären. Da man jeden Augenblick die Ankunft der Bauern aus Swennaes erwarten konnte, die die Freunde begleitet hatten, ſo entſchloß man ſich, nach einer kurzen Berathung und während noch immer, doch nur einzeln und wie es ſchien aus größerer Entfernung, Schüſſe fielen, zur Vertheidigung bereit den Ankommenden entgegen zu gehen. Kolbiörn, Jakob, Siegmund! rief man und vernahm als Antwort die wohlbekannten Stimmen. Die Bauern hatten die Schüſſe gehört und erfuhren mit Erſtaunen, daß Dorotheas Entführer gefangen in der Mitte der Freunde war. Als man ſich aber jetzt beſchützt fand durch eine hinreichende Schaar und zugleich bemerkte, daß die Schüſſe aufgehört und die Angreifer ſich zurückgezogen hatten, beſchloß man, von den Angekommenen begleitet, den kurzen Weg, der noch übrig blieb, zurückzulegen. Man ſah ſchon die Lichter in der Predigerwohnung und in den umliegenden Häuſern; als eine dunkle Maſſe erkannte man die Kirche mit dem ſpitzen Thurme auf dem nahe liegenden Berge, und die Thurmuhr verkündigte eine ſpäte Abendſtunde. Storm wurde, als er ſich den Häuſern näherte, von einer großen Unruhe ergriffen; es war ihm, als müßte nun in dieſem Hauſe ihm etwas Seltſames, Unerwartetes begegnen. Umgeben von Räthſeln, geängſtigt durch die ungewiſſe Lage ſeiner Geliebten, wunderbar bewegt durch das Schickſal eines Verbrechers, zu welchem ihn eine tiefe Zuneigung hinzog, obgleich ſein Verbrechen ihn ſelbſt zu vernichten drohte, auf's Neue aufgeregt durch den geheimen nächtlichen Angriff, ſchien er ſich aller Gewohnheit entriſſen, in eine mährchenhafte Welt verſetzt, in welcher nun Wunder auf Wunder folgen müßten.

Sie näherten ſich der Predigerwohnung. Bredahl, durch das Getümmel einer ſo bedeutenden Schaar in einer ſpäten Abendſtunde in Erſtaunen und Schrecken verſetzt, ſtand, von mehreren Hausbewohnern umringt, in der ſtarkbeleuchteten Hausthüre. Guldbrand, ihm bekannt, eilte, ſeine Furcht ahnend, voraus, ihn zu unterrichten, und als die Uebrigen ankamen, war er ſchon völlig beruhigt. Die Schlitten, in welchen Mathilde und ihre Magd ſaßen, hielten vor der Thür. Malkolm begrüßte den Prediger. Ich bringe Ihnen meine arme Frau und empfehle dieſe Unglückliche Ihrem Wohlwollen, ſprach er; ich aber werde jetzt Ihr Haus nicht betreten; dem Verbrecher gebührt ein Gefängniß. — Malkolm, rief Mathilde, die eben von dem Prediger aus dem Schlitten gehoben wurde, mit ängſtlicher Stimme, wo Du biſt, werde ich ſein; trenne Dich nicht von mir, jetzt, jetzt, da ich an Dich gekettet bin, wie Du es an mich biſt, durch die neuen, ſtarken, heiligen Bande des Unglücks. Du biſt mild geworden gegen Alle, ſei nicht grenzenlos grauſam gegen Dich ſelbſt und mich. — Vergebens beſtrebte ſich Malkolm, ſie zu überreden. Nein, nein, rief ſie, die Welt, die Dich ausgeſtoßen hat, iſt mir fremd; Deine Einſamkeit iſt meine Geſellſchaft, Deine Reue mein quälender Genuß, Dein Kummer meine Nahrung. Willſt Du mich einſam ſehen in der fremden Welt, nahrungslos von Dir entfernt, todt? denn Du biſt mein ganzes Leben!

O Geliebte, rief Malkolm, Deine Liebe iſt mein höchſtes Glück und meine härteſte Strafe!

Bredahl ſah ein, daß man ſich in Mathildens Willen fügen müßte. Ergriffen von einem Auftritt, deſſen Grund ihm unbekannt ſchien, entſchloß er ſich, Malkolm und Mathilden eine entfernte, ſonſt unbewohnte Stube einzuräumen. Er ließ ſchnell Betten, Tiſche, Stühle hinbringen, und da ſeine Frau und ein kleines Kind, durch das Getümmel herbeigelockt, die Thüre öffneten, ſcheuchte er Beide durch einen ernſthaften Wink zurück.

Aber Storm fühlte ſich durch die Stimme der geängſtigten Mathilde ſeltſam bewegt. Sie ſaß, als er in das Thal kam, ſchon eingehüllt in dem Schlitten; nur aus der Ferne hatte Storm die unglückliche Frau bejammert, deren Liebe und Anhänglichkeit an den Verbrecher ihm durch Guldbrands Erzählung bekannt geworden. Jetzt, eben als Malkolm mit ſeiner Frau, von der Wache begleitet, nach der entfernten Stube geführt werden ſollte, drängte er ſich eilig, ja, ängſtlich in ihre Nähe. Sie ſtand mit entblößtem Geſichte vor ihm, und er rief, von Erſtaunen und Schrecken ergriffen: Mathilde! Ich bin es, antwortete dieſe, wie man ſah, furchtbar erſchüttert, und eilte ſich zu entfernen. Lange ſtand Storm und ſah mit erſtarrten Blikken der ſchon Verſchwundenen nach. Torger und Bull traten in die Wohnſtube, aber Storm erſt nach wiederholten Ermahnungen des freundlichen Wirthes. Da hörte er laute Stimmen aus der Stube ertönen, er hörte ſich nennen, er glaubte die Stimme zu kennen, flog wie beſinnungslos dahin, wohin ihn ein unwiderſtehlicher Zauber zog, und Dorothea lag in ſeinen Armen.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Vierzehntes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Vierzehntes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1838.

Malkolm.

Eine norwegiſche Novelle

von

Henrich Steffens.

Zweites Bändchen.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1838.

Universitäts-
München
Bibliothek

Nach ſo vielen Ereigniſſen, die von allen Seiten hereinſtürmten, war es natürlich, daß die Freunde lange nicht die Ruhe fanden, die eine zuſammenhängende Erzählung fordert. Eine Stunde war faſt mit abgebrochenen Fragen und Antworten verſtrichen; die freundliche Wirthin hatte für eine ſtärkende Mahlzeit Sorge getragen; Bredahl kam von einem kurzen Beſuch bei Malkolm zurück. Noch während der Mahlzeit waren alle Geſpräche abgebrochen; ſelbſt die Freude über Dorotheas Befreiung vermochte ein gewiſſes unheimliches Gefühl, ein Grauen nicht zu überwinden, das ſich Aller bemeiſtert hatte. Malkolms, Mathildens Schickſal ſchwebte den Liebenden wie ein drohendes Geſpenſt vor der Seele, und Bredahl ſaß in ſich verſunken, wie in ſtillem Gebete.

Als die Mahlzeit beendigt war, ſetzte man ſich, noch immer ernſt und trübe geſtimmt, in einen traulichen Kreis. Zu aufgeregt, ja, zu ängſtlich, um ſich zu trennen, wollte man noch einige Stunden mit Geſpräch zubringen. Die Männer konnten ihre Beſorgniß vor einem nächtlichen Ueberfall nicht bergen. — Das Leben, ſagte der Prediger, iſt reich an Unglück und Schmerz. Unter allen Ereigniſſen aber, die uns ſchwer treffen mögen, ſind keine furchtbarer, als diejenigen, die aus einer geheimen, tiefen, durch Geſchlechter fortgehenden Schuld erzeugt ſind. Das grundloſe Entſetzen, die nächtliche Tiefe unſeres geheimnißvollſten Daſeins ſcheint uns offen, als wollte ſie uns verſchlingen. Daher iſt eine ſolche Schuld und ihre fürchtbaren Folgen, die ſich oft von Einzelnen auf Völker, von dieſen auf jene wälzen, und deren vernichtender Nothwendigkeit Keiner zu entrinnen vermag, die Geſchlechter wegmäht, und Jammer und Verbrechen ausſäet, — den ſtaunenden Menſchen von jeher als ein geheimes Gericht erſchienen, vor welchem ſie zurückſchauderten. Wenn eine ſolche Schuld uns nahe tritt, wenn wir in den Strudel der verworrenen Verhältniſſe hineingezogen werden, die ſie ſtürmiſch aufwühlt, dann iſt es uns, als theilten wir ſie. Ein lockender Reiz liegt in dieſem Gefühle, den die Kunſt gebraucht und öfters wohl gemisbraucht hat. Was wir erlebt haben, was Sie, theure Dorothea, ſo großen Gefahren ausſetzte, war ein ſolches Ereigniß, und wir dürfen uns nicht ſchämen, wenn wir uns ergriffen fühlen, wenn wir uns kaum zu faſſen vermögen. Denn an der Stelle der ſteten

Ruhe, der ſtillen Gewohnheit iſt die finſtere Verwirrung mächtig geworden, und noch liegt, ſelbſt nachdem die ſchwerſte Unthat vernichtet iſt, eine dunkle Zukunft vor uns, die nicht endigen kann ohne Ereigniſſe, vor welchen wir zurückbeben. Aber dennoch darf ein ſolches drückendes Gefühl uns nicht überwältigen. In ſolchen Augenblicken, wo Alles um uns her trübe, verworren, drohend erſcheint, ziemt es ſich, an die nächſte Hülfe zu denken, die uns nie verläßt. Ein Verbrecher ruht mit uns unter einem Dache; eine unglückliche Frau theilt nicht ſeine Schuld, wohl aber ſeine Strafe. Kennten Sie die Geſchichte ſeines Lebens, wie ich ſie kenne, Sie würden ſich entſetzen. Aber, meine Lieben, wenden wir uns abwärts von allem, was uns bindet und ſtört, ziehen wir uns zurück in unſere wahre, urſprüngliche Heimat, ſo mit ganzer Seele, wie Sie, Geliebte, den wilden Gebirgen, den rohen Menſchen entriſſen, ſich heimatlich fühlen in unſerer Mitte: dann begegnen wir dieſem Verbrecher und ſeinem liebenden Weibe in einer ganz andern Geſtalt. Es ſind die Mühſeligkeiten ihrer gefährlichen Heimreiſe, die wir erleben und bedauern; aber ſie erblicken ſchon die Heimat, die liebenden Stimmen von daher rufen ſie, und wenn wir ſie am meiſten bedauern, ſind ſie da. —

Torger, der, als er Dorothea gerettet ſah, völlig ruhig war, und zwar Malkolm und Mathilde bedauerte, aber in dieſen, nach ſeiner Meinung, überſchwänglichen Gefühlen ſich nicht zu verlieren vermochte, und den die fortdauernde Trübſeligkeit verdroß, unterbrach den Prediger. Verzeihen Sie, lieber Bredahl, ſagte er, ſollte aber dieſes Entſchuldigen des Verbrechens — Des Verbrechens? fragte Bredahl erſtaunt. Nun des Verbrechers, wiederholte Torger verdrießlich. Des Verbrechers? war die zweite Frage in dem nämlichen Tone. Des bereuenden Verbrechers, rief nun Torger heftig, — Sie wiſſen ja doch, was ich ſagen will. Allerdings, lieber Freund, antwortete der Prediger, Sie meinen, daß ein ſolches Entſchuldigen ſelbſt zu Verbrechen verleiten kann. Glauben Sie mir aber, die, doch halbbewußte, Unbeſtimmtheit des Ausdrucks iſt nicht ſo gleichgültig, wie Sie zu glauben ſchienen. Beſtimmt ausgedrückt hebt ſich der Einwurf von ſelbſt. — Von ſelbſt, erwiederte Torger; erinnern Sie ſich an jene früheren Erfahrungen, daß ungebildete Menſchen Verbrechen begangen haben, um ſo ſelig zu ſterben, wie die Hingerichteten? — Und was, fragte Bredahl, hat dieſe Erfahrung mit unſerm vorliegenden Falle gemein? Jenes abergläubiſche, widerwärtige öffentliche Auspoſaunen einer oft zweifelhaften

Seligkeit, recht geeignet, den ſtumpfen Sinn roher Menſchen irre zu leiten, iſt es nicht ganz und durchaus verſchieden von der ſtillen Reue, von den unter innern Kämpfen mühſam gedeihenden Keimen eines neuen Lebens? Hier die Aufforderung zu einer ernſthaften tiefgehenden Betrachtung, die kein Menſch mit völliger, innerer Wahrheit verfolgen kann, ohne in ſich ſelbſt eine Unruhe zu fühlen, die ſeine Verwandtſchaft mit den Gefallenen ihm nahe rückt; dort ein ſinnliches Schauſpiel, ein aufgeregtes dunkles Gefühl. Die wahre, tiefe Reue, wenn auch eine beſeligende Reinigung ihre Folge wäre, kann kaum zu irgend einer Unthat führen. — Aber geſtehen Sie mir, wandte Torger ein, daß jene Traktätlein von bekehrten Verbrechern oft einen recht widerwärtigen Eindruck hinterlaſſen, daß ſie nicht ſelten eine nicht zu durchſchauende Heuchelei erzeugen. Ich habe einmal einen Aufſatz eines ſehr erfahrnen engliſchen Arztes geleſen, der von den verſtellten Krankheiten handelte: man kann Fieber, Herzklopfen, Krämpfe erzeugen, man hat das Athemholen nicht allein, auch den Puls in ſeiner Gewalt. Hier ſtehen kaltblütige Beobachter, die alle Erſcheinungen ſorgfältig und mit heilſamem Mistrauen verfolgen, und dennoch mußten ſie geſtehen, daß ſie betrogen werden. Nun denken Sie ſich dieſe Traktate in den Händen der Verbrecher. Ob ſie in höchſt ſeltenen Fällen heilſam wirken, bleibt immer zweifelhaft. Laſſen Sie aber die in Verbrechen aufgewachſenen Menſchen nur die Ahnungen erhalten, daß die Bekehrung ihnen, wenn auch nicht äußere Vortheile, doch Aufmerkſamkeit, Vertrauen, Theilnahme verſchafft, und ſie erzeugen eine ganze Reihe, eine ganze Welt neuer, bis dahin unerhörter Verbrechen; ſie werden ſich in allen Geſtalten mit jenem unglaublichen Scharfſinn, der den Beſtien, dem Menſchen eigen iſt, wenn er recht vom Grunde aus ſchlecht wird, ausbilden. Der Nichtswürdige wird nicht blos, wenigſtens nicht immer, des Vortheils wegen ſich verſtellen; es gibt vielmehr eine wahre Begeiſterung für das Schlechte. Hüten wir uns, die Hölle aufzufordern, daß ſie die Reue nachäffe. — Darin gebe ich Ihnen unbedenklich Recht, erwiederte der Prediger, je heiliger, tiefer, geheimnißvoller die Reue iſt, deſto weniger darf von ihr die Rede ſein, und obgleich manche dieſer kleinen Traktate mir mit vieler innerer Wahrheit geſchrieben ſchienen, obgleich ſie mich nicht ſelten recht tief gerührt haben: ſo begreiſe ich doch, daß der ſtumpfe, beſchränkte Zuſtand ſolcher Verbrecher vor, das oft Dunkle und Unerklärbare nach der Bekehrung, für den Gebildeten, ſelbſt für den Beſten, etwas Abſtoßendes haben muß, und in den Händen des geringen Mannes können ſie leicht ſchädlich werden, um ſo mehr, da der geiſtliche Tröſter nur zu ſehr geneigt iſt, die Bekehrung als eine Folge ſeiner Bemühungen bewußtlos zu betrachten, wie oft, ja, wie redlich er auch ſich ſelbſt ſagen mag, nicht er, ſondern die göttliche Gnade habe ſie bewirkt. Iſt doch die eigene Reue, wie wahr ſie auch ſein mag, ſelten ganz von dem Selbſtbetruge zu reinigen. — Wir ſind alſo einig, denn Sie werden nicht behaupten, daß man deswegen aufhören ſolle, an der religiöſen Beſſerung zu arbeiten, oder daß dieſe nie wahrhaft gelinge, ſo wenig, in der That, wie Sie die Behauptung aufſtellen werden, es gäbe unter der zum Kriegsdienſt ausgehobenen Mannſchaft keinen wirklich Kranken. — Ihre Einwendung, lieber Torger, hat uns allerdings beſonnener gemacht, fuhr Bredahl lächelnd fort, und ich denke, wir ſind jetzt noch eher fähig, eine zuſammenhängende Unterhaltung anzuknüpfen. Wir dürfen doch kaum hoffen, dieſe Nacht ruhig zuzubringen. Der Urheber hat dem Verbrechen entſagt, er weilt, innerlich gereinigt, in unſerem Hauſe, aber es wuchert in Andern fort und umſchwärmt uns in drohender Nähe. Ich begreife, daß Malkolms frühere Verbündete Alles aufbieten werden, um ihn wieder in ihre Gewalt zu bringen; ſeine Gefangenſchaft iſt ihnen zu gefährlich.

Wir haben zwar durch ausgeſtellte Wachen für unſere Sicherheit zu ſorgen geſucht, aber räthlich iſt es doch, bis gegen Morgen wach zu bleiben und die hinſchleichenden Stunden durch Geſpräch zu täuſchen. —

Dorothea, fing nun Storm an, Du mußt uns die Geſchichte der letzten unglücklichen Tage erzählen, damit ich mich überzeugen kann, daß Du gerettet biſt; denn noch iſt es mir wie ein Traum, und ich kann das Entſetzen der vorhergehenden Tage nicht überwinden. Alle vereinigten ihre Bitten; die Hausfrau näherte ſich dem Mädchen zutraulich und theilnehmend, die ſechsjährige Tochter legte die Hände auf ihre Knie und blickte ſie mit großen Augen an. Sie aber fuhr erſchrocken auf. Soll ich das Entſetzliche noch ein Mal in der Erinnerung durchleben, ſagte ſie; es graut mir davor. — doch ich bin ja gerettet! Die freundliche Umgebung, Deine Nähe wird mich gegen das Grauen der Erinnerung ſchützen. Lächelnd ſetzte ſie hinzu: Ich muß leider geſtehen, daß, ſo ſchrecklich dieſe Raubgeſchichte mir war, ſie dennoch eine Seite hat, die mir jetzt, wenn ich daran denke, faſt komiſch ſcheint. Storm war nicht wenig erſtaunt, als er eine ſo unerwartete Aeußerung vernahm, und Dorothea begann:

Du erinnerſt Dich, daß mein Vater den ganzen Abend hindurch ungewöhnlich ſtill und trübe erſchien.

Es war nicht der Verdruß, den wir wohl an ihm kennen, wenn etwas vorkömmt, was gegen ſeinen Sinn iſt. Dieſer betrübt uns zwar, ängſtigt uns aber weniger, weil wir ihn faſt immer zu heben wiſſen, ja, die bloße Bemühung pflegt den guten Vater zu verſöhnen. Dies Mal war ſeine Stimmung ganz anders; es war klar, daß ein ungewöhnliches, ein trauriges Ereigniß drückend auf ihm laſtete, welches er uns nicht mitzutheilen wagte. Daß wir den Grund ſeines geheimen Kummers nicht kannten, ängſtigte uns doppelt.

Als ich nach Mitternacht, von meiner Mutter begleitet, die Geſellſchaft verließ, war auch ich in einer ſeltſamen Stimmung. Es war mir, als wenn ein großes Unglück uns alle ſchon betroffen hätte, als müßte ich mich darauf beſinnen, ohne es faſſen zu können. Ein wunderbares, ängſtliches, faſt betäubendes Gefühl hatte mich ergriffen. Die Mutter beklagte ſich, nach ihrer milden, duldenden Weiſe, in ſanften Worten über die Stimmung des Vaters, und wir gingen recht traurig nebeneinander. Seit meiner Geburt ſchlief ich jede Nacht mit meiner Mutter in einer Stube. Ich erinnere mich noch, wie ſeltſam es mir vorkam, als ich einmal die Töchter einer Freundin nach einem naheliegenden Gute begleitete und dort ohne die Mutter eine Nacht zubrachte. Sie blieb dieſe Nacht ſchlaflos, und ich, obgleich ein Kind und umgeben von geliebten Geſpielinnen, konnte kein Auge ſchließen. Die Mutter war dies Mal von dem anſtrengenden Tage, von der Sorge über die Stimmung des Vaters ſehr erſchöpft. Sie ſuchte Ruhe, und ich ſah ſie ſchlafen, während ich noch Manches im Hauſe in Ordnung zu bringen, Manches für den kommenden Feiertag anzuordnen hatte. Ich hörte den Vater Wein beſtellen, ich erfuhr, wie er ſich mit Euch Männern, als wir weggegangen waren, in die Stube zurückzog, und auch dieſes Ungewöhnliche verſetzte mich in eine peinliche Angſt, die mir um ſo drückender war, da ich keinen beſtimmten Gegenſtand meiner Sorge fand. Ich ſuchte mich vergebens durch Geſchäfte zu betäuben; von einem quälenden Gefühl gepeinigt, ſchlich ich oft an das Bett der Mutter. Die ſchläft doch, ſagte ich dann, Gottlob, die wenigſtens iſt ruhig. Dann aber war es mir, als wenn ſie ängſtlich Athem holte, als wenn ſie plötzlich erkranken, ſterben, und als wenn die innere Qual ihren höchſten Gipfel erreichen müßte. Ich hörte Euch die Treppe herunterkommen, wie die Hausthüre ſich hinter Euch ſchloß und die Schlitten wegfuhren; ich hörte den Vater in ſeine Stube eintreten, nach und nach wurde Alles im Hauſe ſtill, und meine Angſt ſtieg. Wie ſpät es wurde, während ich ſo ängſtlich herumirrte, das Licht in der Hand, bald an das Bett der Mutter, dann in die Schlafſtube der ſchlummernden alten Großmutter ſchlich, wußte ich nicht.

Endlich hörte ich die beiden Thurmuhren ſchlagen, ich war erſchöpft, aber nicht ſchläfrig; ich ſah die Mutter unruhig werden. Was mögen Dir die Träume jetzt verkündigen, dachte ich. Siehſt Du die ſchwarze, drohende That, die unheilſchwanger über unſerem Hauſe brütet, finſter auf unſern Untergang ſinnt? Da war es, als wenn in dem tiefſten Innern alte Erinnerungen wach würden und drohend herausträten, wie ein alter Haß unſer Haus verfolgte, wie wir früher in einer anderen Gegend gewohnt, aus welcher geheime Rache uns vertrieben hatte. Iſt ſie noch nicht erloſchen, ſchwebt ſie noch immer über uns? — Und dann fragte ich mich wieder: Was iſt geſchehen, daß Du Dich, geſchützt von Deinen Eltern, in der gewohnten, ruhigen Umgebung quälſt und ängſtigſt? Thörichtes Mädchen, Alles ſchlummert ruhig, und Du irrſt herum, wie von böſen Geiſtern gejagt. Hat Dich der Wahnſinn ergriffen? — Ich konnte mich ſelbſt nicht faſſen.

Ich ſank endlich in ſtillem Gebet auf die Knie, der Gedanke an die heilbringende Nacht, die Alle freudig feierten, erfüllte mich mit Ruhe und Zuverſicht. Ich trat zum letzten Mal in die Schlafſtube und wollte mich eben entkleiden, aber doch noch ein Mal die ſchlafende Mutter ſegnend begrüßen — da fühlte ich einen ſchneidend kalten Zug durch die warme Stube ziehen. Iſt das Fenſter offen, dachte ich und ging, das Licht in der Hand, zu dieſem hin. Schon in der Ferne ſah ich, daß es geöffnet war. Ein tiefes Entſetzen ergriff mich: wer hatte es geöffnet? Als ich nun aber hinter die weiten, faltigen Gardinen trat, die Hand ausſtreckte, um das Fenſter zu ſchließen, da tauchte, wie aus dem Abgrunde, eine finſtere Mannesgeſtalt hervor, und ein grimmiges Geſicht ſtarrte mich in entſetzlicher Nähe an. Ein Angſtgeſchrei drängte ſich aus meiner Bruſt; aber rauhe Hände ſchloſſen mir die Lippen. Ich wurde in die Höhe gehoben, aus dem Fenſter hinaus getragen, in Pelzwerk gehüllt, in einen Schlitten geſetzt, ſorgfältig verwahrt und die Decke ſo feſt zugebunden, daß ich mich nicht rühren konnte. Hinter mir ſtand ein Menſch, deſſen ſtarke Hand ſchwer auf meinen Schultern ruhte, und ſo fuhr der Schlitten ſchnell davon. In einiger Entfernung von dem Hauſe näherte ſich eine Menge mit Flinten bewaffneter Reiter, die vor, hinter und neben dem Schlitten ritten. Bald darauf wurde in weiter

Ferne ein Schellengeläute gehört; die Reiter flüſterten unter einander, der Zug ging noch eine kurze Strecke auf der Landſtraße fort und bog dann in eine Schlucht ein, um die Ankunft des Schlittens zu erwarten. Als er ankam, ſtürzten Männer, die von den Pferden abgeſtiegen waren, hervor, hielten den Schlitten an, und ich hörte Geſchrei, Kampf und Drohungen. Dann war Alles ſtill; mein Schlitten und die Reiter ſetzten den Zug auf der Straße fort, und der angehaltene Schlitten folgte uns, aber das Schellengeläute hörte ich nicht mehr.

Es iſt mir ſelbſt ein Räthſel, daß ich alle dieſe Umſtände damals, von betäubendem Schrecken ergriffen, wahrnehmen konnte, aber es iſt ſo. Ich kannte die Gegend, der Mond ſchien hell, der Schnee glänzte von den Bergen, und mir war es in dem erſten Augenblicke, als fühlte ich eine entſetzliche Beruhigung, daß nun alles, was ich finſter geahnet hatte, in Erfüllung gegangen war. Du wirſt ſterben, dachte ich, und ein ſtumpfes Gefühl lähmte mein Bewußtſein, daß ich faſt alles mit Gleichgültigkeit betrachtete, was um mich herum vorging. Dann — es war eine lange Zeit vergangen — begann mein Herz gewaltſam zu ſchlagen, eine tödtliche Angſt ergriff mich. Mutter, Mutter! rief ich laut, daß es mir ſchien, als klänge der Wiederhall tönend von den Bergen zurück. Die Hand des Räubers ergriff mich, und hemmte Ruf und Athem. Ich lag wie in einem Todeskampfe; ich ſah Mutter und Vater gemishandelt, getödtet, das väterliche Haus in Flammen, und mit krampfhaftem Wahnſinne ſuchte ich mich von den Banden zu befreien. Es ſchien, als wenn die Räuber dieſe gewaltſame Bewegung ängſtlich wahrnähmen; ein Reiter näherte ſich dem Schlitten, und ſprach mir milde und freundlich zu. Er hatte meinen Ruf gehört und verſicherte, daß ich für die Eltern, ja, ſo drohend auch meine Entführung angefangen, für meine Perſon ſelbſt nichts zu fürchten habe. Dieſe Anrede, die erſte Spur von Theilnahme, wenn ſie auch vielleicht erlogen war, löſte meine Zunge. Ich bat, ich beſchwor ihn, mich zurückzuführen; ich weinte, ſchrie, drohte und bat wieder; aber er verließ ſtumm den Schlitten, der Zug eilte fort, und ich blieb verlaſſen. Man hielt den zweiten Schlitten ſtets in einiger Entfernung von dem meinigen; dennoch hörte ich, daß mein Geſchrei einen ähnlichen Auftritt in dieſem veranlaßte.

Was ſoll ich meine Angſt, meinen Schrecken weiter ausmalen. Eine ſtrenge Nothwendigkeit, wie grauſam ſie auch erſcheint, zwingt uns doch zuletzt, ſind wir nicht ganz in Schwäche verſunken, zur Beſinnung;

ich wurde aufmerkſam und lauerte auf eine jede Bewegung der Räuber.

Der Tag brach an, und wir hatten ſchon eine bedeutende Strecke zurückgelegt. Ich erwartete, jetzt auf der Straße Schlitten zu begegnen, denn ich wußte ja, daß die Bauern von den fernen Wohnungen nach den Kirchen fuhren. Ich hörte, wie hier und dort das Glockengeläute ertönte; ein ſtilles Gebet verſetzte mich in die Mitte der Andächtigen und ſtärkte mich wunderbar. Jetzt hörte ich Schellengeläute und lauſchte mit ängſtlicher Spannung auf das Benehmen der Räuber. Aber der Zug ging ruhig fort, obgleich die Schlitten immer näher kamen, nur einige Reiter ſah ich vorauseilen. Als nun ein Zug von Bauerſchlitten herankam, verſuchte ich, um Hülfe zu rufen. Zu meiner Verwunderung verhinderte man es nicht ganz, und ich erhob ein lautes Geſchrei; aber die Bauern mit ihren Frauen fuhren lachend und ſpottend vorbei, während ſie mich mit neugieriger Aufmerkſamkeit betrachteten.

Dieſer Auftritt erneuerte ſich fortdauernd, wenn wir auf Bauerſchlitten trafen, und war mir unbegreiflich. Ich bemerkte, daß beide Schlitten, auf die nämliche Weiſe, Gegenſtände einer höhnenden Neugierde waren; daß eine zweite Perſon mit mir zugleich entführt worden war, mußte ich vermuthen; aber wer konnte es ſein?

Als der Gottesdienſt in allen Kirchen angegangen war, wurde die Straße leer, und man hielt ſtill. Man bot mir Brot und Wein an, aber ich blieb ſtumm; ich wagte keinen der Räuber anzuſehen, eine jede Annäherung verſetzte mich in eine tödtliche Angſt, ich fühlte das Blut in den Adern ſtocken. Mein Zuſtand ſchien die Räuber entfernt zu halten.

Der Abend kam heran; wir fuhren bis tief in die Nacht hinein und hielten endlich vor einer Wohnung, die nicht unanſehnlich war. Ein Menſch von widerlichem Anſehn trat mit einer Laterne heraus, leuchtete neugierig in den Schlitten hinein und lachte höhniſch, als er mich erblickte; ein mürriſches Weib ſtand an ſeiner Seite. Ich hörte kaum, was ſie ſprachen, obgleich es mir wie Vorwürfe klang. Endlich, mitten in meiner Angſt, ward ich doch aufmerkſamer. So iſt es, ſchrie das zürnende Weib, wenn man ſeinen Eltern entläuft; pfui, ein vornehmes Fräulein zieht in dem Lande herum mit einem ſolchen elenden Abenteurer, eine ſchöne Freude für die Eltern; aber einſperren wird man die Mamſell, einſperren. — Ich fing an zu ahnen, welches Mittel man gebraucht hatte, denu ngewöhnlichen Zug begreiflich zu machen;

ich befürchtete ſchon, daß Du, Storm, der zweite Geraubte wäreſt; aber der Kopf ſchwindelte mir, als ich in dieſes ſchreckliche Gewirre entſetzlicher Vermuthungen einige Klarheit zu bringen ſuchte. Die beiden Bewohner des Hauſes konnten mir kein Vertrauen einflößen, ich blieb ſtumm und unbeweglich. Der höflichſte der Räuber bot mir den Arm, ich rührte mich nicht, als aber ein zweiter Miene machte, mich mit Gewalt aus dem Schlitten zu reißen, gab mir das Entſetzen vor der ekelhaften Berührung dieſes rohen Menſchen neues Leben; man hatte die Decke gelöſt und ich ſprang — woher mir die Kraft dazu kam, weiß ich nicht — ſelbſt aus dem Schlitten.

Eben ſo wenig begreife ich noch jetzt, daß ich mich, als ich entfeſſelt war, plötzlich ſo kräftig, ja, muthig fühlte. Ich warf das Pelzwerk von mir, und war es mein Anzug — ich trug das feſtliche Kleid von dem unglücklichen Abende noch — war es die verzweiflungsvolle Entſchloſſenheit, die mich belebte, alle Räuber, wie Wirth und Wirthin, traten ſcheu zurück. Ich ſprach in harten Worten mit den Räubern, ich ſprach gebieteriſch mit dem abſcheulichen Weibe. Was ich ſagte, weiß ich nicht; aber das Weib nahm brummend die Laterne, warf mir einen ſcheuen Blick zu, und ich trat, mit noch immer feſten Schritten, in das Haus.

während alle Uebrigen zurückblieben. Ein fürchterlicher Durſt quälte mich, Hunger fühlte ich nicht; ich forderte ein Glas Waſſer, gebot der Frau, mich zu verlaſſen, und riegelte die Thüre zu.

Als ich mich jetzt allein in der Stube befand, brach meine Kraft zuſammen. Wie ſoll ich die furchtbare Nacht darſtellen mit ihren entſetzlichen Qualen? Ich ſank auf die Knie, mein Kopf ruhte auf einem Stuhle. Wie lange ich ſo gelegen habe, weiß ich nicht; zuweilen kamen einzelne Augenblicke wunderbarer Ruhe, dann dünkte es mir, als wäre Alles ein Traum und ich im Begriff, aufzuwachen; dann glaubte ich in dem väterlichen Hauſe, in der gewöhnlichen Stube zu ſein, ich rief die Mutter. Blickte ich aber um mich, ſah ich das düſter flackernde Licht, dann erkannte ich die fremde Umgebung und ſträubte mich vergebens gegen das fürchterliche Bewußtſein, daß ich mich in der Mitte des Entſetzens befand; dann faßte mich die kalte Hand des Todes, und ich rang mit der Verzweiflung. Was haſt Du gethan, rief ich in Augenblicken, wo das Grauen ſeinen Gipfel erreichte und in ſich zerfiel, was haſt Du gethan, armes Mädchen, daß Du dieſe gräßliche Strafe leideſt? Ich ging bis in meine Kinderjahre zurück, ich rechnete mir ein jedes Vergehen vor, eine jede Widerſetzlichkeit, jede

Unwahrheit, meine Liebe erſchien mir als ein Verbrechen; alle Gedanken, die jemals, mich zu verlocken, in meiner Seele entſtanden und niedergekämpft worden waren, traten als Ankläger gegen mich auf. Ja, ja, Du biſt eine Elende, rief ich, Du verdienſt Alles, jede Qual iſt gerechte Strafe. Dann wandte ich mich im Gebet an den Heiland, deſſen Tag gefeiert wurde, in Friede und Freude, von ſo vielen Tauſenden. — Und Du? — Das Entſetzen ergriff mich von Neuem, aber das Gebet drang durch, es war mir, als müßte es erhört werden. Lächelt nur, aber die Stube ſchien mir heiter erleuchtet, Schutzengel ſchienen um mich beruhigend zu ſchweben. Du kannſt, Du kannſt mich nicht verlaſſen! rief ich und verging in wunderbarer Wehmuth. Ein erheiternder Thränenſtrom brach jetzt zum erſten Mal hervor, und ich ſank in ermattende Betäubung hin. Nur ein Gefühl, von furchtbarer Art, blieb mir noch in dieſem Zuſtande. Ich rang mit dem Schlafe, denn ich fürchtete ihn. Die Augen fielen mir zu, ich ſuchte ſie dann wieder gewaltſam zu öffnen, und ſo wechſelnd zwiſchen Schlaf und dem angſtvollen Streben, ihn abzuwehren, brachte ich eine lange Zeit zu. Das Licht war erloſchen, ohne daß ich es bemerkt hatte, der Tag brach an, ohne daß ich aus meiner Betäubung erwachte.

Ob ich betete, ob ich weinte, ob ich ſchlief, weiß ich nicht.

Ich hatte die ganze Nacht hindurch nichts Störendes vernommen. Einmal ſuchte man die Thüre zu öffnen; als man aber bemerkte, daß ſie verſchloſſen war, fand kein zweiter Verſuch ſtatt.

Jetzt hörte ich eine lebhafte Bewegung im Hauſe, Flüche und Drohungen. Die Schlitten wurden vor die Thüre gebracht, Pferde ſtampften, und ich erhob mich mühſam.

Ich erwachte aus meiner bisherigen Betäubung, und als nun das ganze Unglück in ſeiner gräßlichen Wirklichkeit vor mir ſtand, fühlte ich ein tiefes Erbeben in meinem Innern, als könnte nur der Tod mich erretten. Ich öffnete das Fenſter und ſchrie mit ſtarker Stimme: Hülfe, Hülfe! Ich beſchwor das Gebirge, die Frevler zu zertrümmern, ich rief Himmel und Erde an. Meine Stimme muß eine furchtbare Kraft gehabt haben; die Räuber blickten ſtarr nach dem Fenſter hin. Aber plötzlich hörte ich auch aus einer Verſammlung von mehreren Menſchen ein lautes Geſchrei; ich ſah einen jungen Mann den nächſt ſtehenden Räuber angreifen und entwaffnen; ich ſah, wie er mit dem Kolben der errungenen Flinte zwei Männer zu Boden ſchlug und, ehe ſie ſich zur Gegenwehr ſetzen konnten, auf mein Fenſter zuſtürzte. Und mitten in meiner Verwirrung erkannte ich Halling.

Dorothea, rief er, komm heraus, ich werde Dich vertheidigen! Ich zitterte; laß den unnöthigen Widerſtand, ſie ermorden Dich! rief ich ihm zu. Schon drangen die Räuber auf ihn ein. Ich öffnete die Thüre, und als ich aus dem Hauſe heraustrat, ſah ich einen andringenden Räuber durch einen Schuß von Halling ſtürzen, ich ſah ihn mit umgekehrter Flinte den ſchreienden, drohenden Räubern entgegenſtürmen — aber noch ein Schuß fiel, und Halling ſank blutend zu Boden.

Ich ſah nichts weiter. Als ich wieder zur Beſinnung kam, ſaß ich im Schlitten, eingehüllt in Pelzwerk, wie am vorigen Tage; das Pferd arbeitete ſich mühſam durch holprige Wege und Berge von Schnee vorwärts; rauhe Felſen und dunkle Tannen ſchloſſen uns dicht ein; ein kalter Wind pfiff ſchneidend durch das Thal und ſchüttelte die ſchwere Schneedecke von den Bäumen. Ich hörte die Räuber ſchimpfen und erwachte zu neuer Qual. Dennoch machte ein kurzes Geſpräch, daß ich mit anhörte, einen ſeltſamen Eindruck auf mich. Sie erholt ſich, ſie blickt um ſich, ſagte der Menſch, der hinter mir auf dem Schlitten ſaß, zu einem der nächſt Reitenden. Gott Lob, antwortete dieſer, wie grauſam haben wir das Mädchen behandelt. Mir graut vor dieſer That. Ja, erwiederte der erſte, ich wenigſtens wünſche mich weit weg von hier, ich halte es nicht mehr aus. Der Räuber, es war derſelbe, der mich ſchon öfters freundlich angeredet hatte, näherte ſich dem Schlitten, blickte mich theilnehmend an, und als ich unwillkürlich die Augen aufſchlug, ſprach er: Um Gottes Willen, Fräulein, faſſen Sie ſich; Sie ſollen, das wage ich Ihnen zu verſprechen, mit Achtung, mit Schonung behandelt werden. Ihr habt Halling ermordet? rief ich. Er iſt nur leicht verwundet, antwortete er und entfernte ſich, als fürchtete er eine Fortſetzung des Geſprächs.

Durch Halling erfuhr ich ſpäter, daß er mich in eine tiefe Ohnmacht fallen ſah und die Räuber vergebens beſchwor, nachdem ſeine Wunde verbunden worden war, ſo lange zu warten, bis ich mich erholt hätte. Sie ſchienen ängſtlich und beſorgt. Des heftigen Widerſtandes ungeachtet, behandelten ſie ihn ſchonend. Der durch ihn ſchwer Verwundete blieb zurück. Ich ſelbſt war zwar aus meiner Ohnmacht erwacht, aber ich redete irre, und in dieſem Zuſtande wurde ich in den Schlitten gebracht und fortgeführt. Wahrſcheinlich wechſelte bei mir Irrereden mit Ohnmachten. In einer einſamen, abwärts liegenden Gegend hatte man einen

Augenblick geraſtet, und nach Mittag war man weiter gefahren, ohne daß in meinem Zuſtande eine Aenderung eingetreten war.

Wir fuhren jetzt, immer auf beſchwerlichen Wegen, etwa eine Stunde weiter, als eine Menge Reiter erſchienen. Sie geſellten ſich zu den unſrigen, und es entſtand ein lebhaftes Geſpräch, anfänglich leiſe, dann laut, endlich offener Streit. Einer beſonders ſchien die übrigen bereden zu wollen, andere widerſprachen heftig, und der Streit ſchien eine ſehr gefährliche Wendung zu nehmen, als ich einen großen Theil der Räuber ſcheltend und unwillig ſich entfernen ſah. Ein anſehnlicher Mann, der aber etwas Abſtoßendes, ja, Heimtückiſches in ſeinen Zügen hatte, näherte ſich meinem Schlitten. Fräulein Heggelund, ſagte er, ich hatte dieſen frechen Raub vernommen und ſammelte dieſe Männer, um Sie zu befreien. Es iſt mir, und Gott Lob ohne Kampf, gelungen. Ich freue mich darauf, Sie wieder in Ihre Heimat zurück zu führen. — Ich ſah ihn bedenklich an; zwar ſchlich ſich eine leiſe Hoffnung in meine Seele, aber die Dauer meines Unglücks, das Räthſelhafte der Begebenheit hatte mich mistrauiſch gemacht. Das Ausſehen des unbekannten Mannes konnte kein Vertrauen erwecken, und beſonders verdächtig ſchien mir die freundſchaftliche Verhandlung mit den Räubern und der Umſtand, daß einige zurückgeblieben waren und, wie es ſchien, den Zug noch immer begleiten ſollten. Wenn es Ihre Abſicht war, mich zu retten, erwiederte ich, wie kann ich Ihnen dankbar genug ſein; aber gewiß, dann werden Sie jetzt, jetzt gleich zurückkehren. Wie gern würde ich Ihren Wunſch erfüllen, antwortete er; aber Sie müſſen es ſelbſt erfahren haben, wie furchtbar ſchlecht die Wege ſind, und Sie bedürfen auch der Ruhe nach einer Fahrt, die mit ſo vielen Schrecken verbunden war, und dieſe werden Sie in einer Wohnung finden, die noch wenige Meilen entfernt iſt. Bedenken Sie die Angſt meiner Eltern, erwiederte ich, bedenken Sie meine Angſt. Sind meine Eltern nicht von den Räubern gemißhandelt worden? — Es mochte in meinen Aeußerungen etwas liegen, wodurch mein Mistrauen deutlich wurde. Ich kann es Ihnen nicht verdenken, ſagte er, wenn ein Unbekannter nicht ſogleich Ihr Vertrauen erwirbt; es mag ſelbſt in der Art, wie Ihre Befreiung ſtattgefunden hat, Ihnen Manches verdächtig erſcheinen, ich hoffe aber, daß es mir gelingen ſoll, auch jeden Schatten von Verdacht zu vertilgen. Er entfernte ſich und erſchien nach kurzer Zeit mit Halling. Beruhigen Sie Ihre Freundin, ſagte er, ich kann Ihnen nicht unbekannt ſein. Halling trug den Arm in einer Binde. Ich erſchrak über ſeine Bläſſe und äußerte meine Beſorgniß über ſeine Verwundung; er verſicherte mir aber, daß dieſe nur unbedeutend ſei, er hätte am rechten Arme einen Streifſchuß erhalten, der Blutverluſt ihm eine Ohnmacht zugezogen, und die Bläſſe wäre nur eine natürliche Folge der Verwundung. Du aber, liebe Dorothea, ſprach er dann, ſcheinſt an Deiner Befreiung zu zweifeln? Verkenne Deinen Erretter nicht, der, mir wohlbekannt, Alles gethan hat, um Dich aus einer furchtbaren Lage zu befreien. Ueberlaſſe Dich dem freudigen Gefühl, bald Deine Heimat, Deine Eltern wiederzuſehn. — Ich ſah ihn an, wie konnte ich an der Wahrheit ſeiner Verſicherung zweifeln? Plötzlich war ich wie verwandelt; ein tiefer Athemzug befreite mich von aller Angſt, es war mir, als wenn jede Muskel ihre Spannkraft, jeder Gedanke ſeine Stärke wiedergewänne. — Und wegen Deiner Eltern, fuhr er fort, ſei unbeſorgt, Dein Befreier hat einen Boten zurückgeſandt, der in kurzer Zeit die Nachricht von Deiner Errettung, von Deinem gegenwärtigen Aufenthalte überbringen wird. Sie haben keinen Angriff erduldet; nur Dich zu rauben, war die Abſicht, und dies geſchah auf eine ſo geräuſchloſe Weiſe und gelang leider ſo vollkommen, daß Niemand etwas davon gewahr wurde. Die Art, wie Du geraubt wurdeſt, muß Dich ſelbſt davon überzeugen, und Du wirſt erfahren, wie ich Dir in dieſer Rückſicht am ſicherſten Nachricht zu ertheilen vermag.

Ich fühlte mich vielleicht nie in meinem Leben glücklicher, als in dieſem Augenblicke. Und ich konnte die Hülfe des Himmels, ich konnte meinen edeln Erretter ſo undankbar verkennen! rief ich. O, verzeihen Sie mir, großmüthiger Mann, ich ſelbſt werde es mir nie verzeihen können. — Ich wollte beten, aber ich vermochte es nicht; war meine Freude nicht das tiefſte, reinſte Gebet? Der Fremde ſchien gerührt, und alles Abſchreckende des erſten Anblicks war verſchwunden. Ich wollte aus dem Schlitten ſpringen, wollte hinknien, Gott und ihm danken, ich war außer mir. Aber jetzt erſt fühlte ich, wie ermattet ich war, ich ſank auf den Sitz zurück. Seit ich geraubt wurde, hatte ich nichts, als Waſſer, genoſſen; jetzt fühlte ich Hunger und Durſt. Ein Glas Wein, ein Stück Brod ſtärkten mich völlig.

Getrauen Sie ſich, ſprach der Unbekannte, Herr Halling, trotz Ihrer Schwäche, den Schlitten zu fahren? Er verſicherte, daß er ſich durchaus nicht ſchwach fühle. Der Bauer, der mich bis jetzt gefahren hatte, verließ nun meinen Schlitten, Halling ſetzte ſich hinter mich, und als der Zug weiter ging, ſah ich die Reiſe immer gegen Oſten weiter fortſetzen, die Entfernung von der Heimat mehr und mehr zunehmen, ohne darüber irgend eine Beſorgniß zu hegen.

Halling war äußerſt aufgeräumt, wie ich ihn nie geſehen habe. Er ſprach von meinen Eltern, von Dir, lieber Storm, von Deiner Schweſter und Deinen Eltern; er verſetzte mich ganz in meine friedliche heimatliche Umgebung, er wußte den Augenblick des Wiederſehens nach einem ſo unerwarteten, plötzlichen Unglücke ſo nahe zu rücken, ſo lebhaft und reizend darzuſtellen, daß ich ihm mit der lebhafteſten Freude zuhörte. Mein ganzes Daſein war in Lob und Dank verſunken, ein inneres Aufjauchzen verſprach mir lauter Glück; ich ſah Dich, ich ſah den Vater unſern Bund ſegnen. Ich lernte zum erſten Male das Glück der Errettung aus einem grenzenloſen Unglücke kennen. Thränen ſtürzten mir aus den Augen: es waren Thränen der freudigſten Rührung, der ſeligſten Wonne. So vergingen Stunden, ohne daß ich es merkte, ohne daß die ſchlechten Wege mir beſchwerlich wurden, ja, ohne daß es mir auffiel, wie viel weiter der Ort, den wir erreichen ſollten, entfernt war, als ich nach den Aeußerungen des Unbekannten vermuthen mußte. Es war ſchon lange dunkel, das Geſpräch ſtockte, und jetzt erſt fiel es mir ein, Halling nach dem Namen des Unbekannten zu fragen. Die lebhaften Geſpräche, welche Halling, ganz gegen ſeine ſonſtige Weiſe, immer von Neuem anzuknüpfen wußte, ließen eine ſolche Frage gar nicht aufkommen. Du kennſt ihn ja, fragte ich, wie heißt er, wer iſt er? Muß ich es mir nicht vorwerfen, daß ich ſo lange vergaß, mich nach dem Manne zu erkundigen, dem ich ſo viel verdanke? — Halling zögerte mit der Antwort. Du beſinnſt Dich? fragte ich, etwas verwundert. Nur auf den Namen, fiel Halling ſchnell ein, er iſt ein reicher Gutsbeſitzer aus Oſterdalen, den ich oft bei meinem Onkel ſah; aber ich ſuchte bis jetzt vergebens mich auf ſeinen Namen zu beſinnen. Doch — rief er nach kurzem Nachdenken — er heißt Axel. Ich erinnerte mich nicht, dieſen Namen je gehört zu haben. Darf es Dich wundern, fuhr er fort, als ich es äußerte; Dein Vater wohnt auf der weſtlichen Seite, dieſer an der öſtlichen Grenze des Landes, doch iſt er hier weit und breit wohlbekannt. — Er brach das Geſpräch auf eine Weiſe ab, die mir auffiel; aber er wußte mich dennoch völlig zu beruhigen.

Noch immer fuhren wir; es war bereits ſehr ſpät geworden, und ſchon fing ich an, darüber etwas unruhig zu werden, als ich ein hellerleuchtetes Haus vor mir liegen ſah. Es ſchien nicht groß zu ſein. Der Schlitten hielt an, und der Unbekannte erſchien, um mich in das Haus zu führen. Wenn Sie nicht Alles hier finden, was Sie zu erwarten berechtigt ſind, was Sie nach einem ſo furchtbaren Ereigniſſe zu Ihrer Erholung bedürfen, ſo müſſen Sie mich entſchuldigen; ich wußte keinen andern Ort in der Nähe, doch hoffe ich, daß Sie nicht aller Bequemlichkeiten entbehren werden, ſprach er höflich, reichte mir den Arm und führte mich in das Haus. Ich weiß nicht, wie es kam, aber in dem Augenblicke, als ich das Haus betrat, fühlte ich mich beklommen, eine Ahnung, wie vor etwas Unheimlichem, ſtieg in meiner Seele auf. Als ich aber in die reinliche Stube trat, wo ein Tiſch gedeckt ſtand und Alles wie vorbereitet zu unſerer Ankunft ſchien, als Halling fröhlich und heiter blieb, als eine reinliche Bauerfrau mir höflich, ja, unterwürfig entgegentrat, und eine gar liebliche Magd, die zu meiner Bedienung beſtimmt war, ſich freundlich näherte, war jeder unangenehme Eindruck verſchwunden. Halling zog ſich, noch vor der Mahlzeit, in das ihm angewieſene Zimmer zurück; denn er mußte für einen neuen Verband ſeiner Wunde ſorgen, da der alte, wie er zu fühlen behauptete, durch die lange Fahrt verſchoben war. Eine zarte, weibliche Hand wird mir wohlthun; wollen Sie mir das hübſche Kind auf einige Augenblicke anvertrauen? ſagte er in einem leichten, ſcherzenden Tone, und der Wirth konnte, ohne verletzend zu erſcheinen, ihm die Bitte nicht abſchlagen. Der Wirth unterhielt mich nicht unangenehm, und Halling erſchien bald wieder. Der Abend verging unter fröhlichen Geſprächen; die Magd begleitete mich, als ich die Geſellſchaft verließ, und plauderte mit mir auf die gutmüthigſte Weiſe. Ich war voll fröhlicher Hoffnung; der folgende Tag ſollte mich ja zu meinen Eltern bringen, und mit einem inbrünſtigen Gebet ſchlief ich ein. Ein tiefer, ſanfter Schlummer erquickte mich völlig, und als ich aufwachte, erſchienen mir die Begebenheiten der verfloſſenen, grauenhaften Tage nur wie ein böſer Traum. Das Mädchen erſchien, und ihr gutmüthiges Ausſehen, ihre Herzlichkeit und Unſchuld ſcheuchten einen jeden Schatten von Verdacht aus meiner Seele.

Ich trat heiter in die Wohnſtube, in der mein Erretter und Halling allein ſaßen, und mich erwarteten. Die Theemaſchine dampfte; die faſt zierliche Einrichtung überzeugte mich, daß ich mich in dem Hauſe eines gebildeten Mannes befand, und der Kontraſt meiner jetzigen Umgebung mit dem Zuſtande der vorigen Tage ſtimmte mich äußerſt heiter. Nur wenn ich an meine Eltern und Dich, lieber Storm, dachte, an Eure Sorge und wie meine gegenwärtige Lage Euch unbekannt ſein mußte, trat eine Aengſtlichkeit hervor, die ich nicht zu überwinden vermochte.

Wir müſſen eilen, Ihre Eltern zu beruhigen, ſagte mein Wirth, in einer Stunde ſoll Alles zu Ihrer Abreiſe bereit ſein. Ich freute mich, war aber nicht wenig erſtaunt, ja, erſchrocken, als zufällig meine Augen auf Halling fielen und ich ihn unruhig werden ſah. Aber dieſe Unruhe verſchwand ſchnell, als er bemerkte, daß ich ihn beobachtete. Wir werden doch wohl thun, ſagte er ſcherzend, uns mit Lebensmitteln zu verſehen; Dorothea wird nicht, wie auf der unfreiwilligen Herreiſe, faſten wollen. Ich verſuchte in demſelben Tone zu antworten, aber die eben gemachte ungünſtige Entdeckung hatte einen Stachel in meinem Innern zurückgelaſſen. Ich fing plötzlich an zu ahnen, daß noch eine verborgene Gefahr über meinem Haupte ſchweben müſſe; jeder Verdacht, der durch die Art meiner Befreiung entſtanden war, erneute ſich lebhaft; das mistrauiſche, tückiſche Ausſehen des Unbekannten fiel mir auf, und meine Stimmung wurde ſo geſpannt, daß ſie ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen ſchien. Ahnet Halling eine Gefahr, ſo will er ſie Dir verheimlichen und den Wirth täuſchen; Du mußt ihn unterſtützen, dachte ich, und es war mir lieb, daß der Unbekannte, mit einer recht fatalen Freundlichkeit, ſich an mich wandte: Sie ſcheinen unruhig zu ſein, mein Fräulein, und das eben jetzt, da Sie eine ſo große Gefahr überwunden haben und Ihren Eltern entgegen zu reiſen im Begriff ſind. Muß nicht eben dieſer Umſtand, der alle Angſt, alle Sorgen der Geliebten mir nahe rückt, mich beunruhigen, antwortete ich. Wo ſind ſie, wie werde ich ſie, nach einer ſo furchtbaren Begebenheit, wiederfinden? Wie viel werden ſie bis dahin leiden? Irrt nicht wahrſcheinlich mein Vater, irren die Freunde nicht in andern Gegenden herum, mich ängſtlich ſuchend? Geſtehen Sie, mein Herr, ſo lebhaft ich Gott und Ihnen für meine Befreiung danke, Sie werden es dennoch natürlich finden, wenn ich nur, in die Heimat zurückgekehrt, von meinen Eltern und Freunden umgeben, mich völlig beruhigen kann.

Trotz einer inneren, düſteren Ahnung verſuchte ich aber dennoch von jetzt an völlig unbefangen zu erſcheinen; ich erzählte die Liſt, durch welche die Räuber Reiſende, denen wir begegneten, zu täuſchen wußten, und die natürlich durch Hallings ritterliche, wenn auch nicht ganz beſonnene That beſtätigt wurde. Halling lachte, der Unbekannte ſcherzte, und ich geſtand, daß, obgleich von Angſt und Entſetzen ergriffen, ich dennoch einen tiefen, innern Aerger über die unwürdige Fiktion nicht hätte unterdrücken können. So waren wir ſämmtlich anſcheinend in der beſten Laune, als wir auf einmal ein ſeltſames Getöſe vernahmen. Die Fenſter der Stube gingen auf eine nahe, ſteile Bergwand hinaus; von dieſer ſtürzte ein mächtiger Felsblock mit lautem Krachen herunter. Was iſt das? rief der Unbekannte erſtaunt, mitten im Winter, während das Eis Alles feſt zuſammenhält, reißt ſich eine große Steinmaſſe los! Die Schneedecke kann durch ihr großes Gewicht wohl einen mächtigen Druck bewirken, ſelbſt mitten im Winter, meinte Halling. Er äußerte dieſe Vermuthung, wie es mir ſchien, mit affektirter Gleichgültigkeit; denn ich ſah wohl, daß er ſeine innere Unruhe nur mit großer Mühe bekämpfte. Zum Glücke war der Unbekannte eben im Begriff, die Anſtalten zur Abreiſe zu treffen. Er ſchien Eile zu haben, verließ uns, und nur die Magd blieb zurück. Was mir auffiel, war, daß ſämmtliche Bewohner das Haus zu verlaſſen bereit waren. Alle Sachen von Werth, die ſich leicht einpacken ließen, wurden in die Schlitten gebracht, und die Frau, welche ſich fortdauernd von uns entfernt hielt, war reiſefertig. Alle ſtanden jetzt in dem Hofe verſammelt. Eben wollte ich auch hinunterſteigen, als Halling mich plötzlich zurückhielt. Bleib hier, flüſterte er mir zu, und ich ſah ihn verwundert an. Das Mädchen, Halling und ich waren nur noch allein in dem erſten Stocke. Folge uns, ſagte Halling, und als er mir die Hand reichte, fühlte ich, daß ſie zitterte. Alles Entſetzen der vorigen

Tage ergriff mich von Neuem, ich war einer Ohnmacht nahe. Um Gottes Willen, ermanne Dich und folge uns! rief Halling noch ein Mal mit großer Aengſtlichkeit mir zu. Willenlos, betäubt ließ ich mich führen, das Mädchen ging blaß und zitternd voran. Wir ſtiegen eine Treppe höher, bis unter das Dach; dort ſah ich einen Verſchlag, der offen ſtand, wir gingen hinein, und die Thüre wurde hinter uns zugeſchloſſen. Wir ſtanden in einer Dachſtube, die jetzt leer war, nur Koffer und Kiſten lagen in einer Ecke unordentlich aufgehäuft. Halling blickte aufmerkſam zum Fenſter hinaus. Sie kommen noch immer nicht, ſagte er und konnte ſeine Unruhe nicht verbergen. Wer ſoll kommen? rief ich, um Gottes Willen, ſprich doch! Gleich, gleich, erwiederte Halling. Ein Bauer ritt eilig auf den Hof zu. Sie müſſen in der Nähe ſein, murmelte Halling, der Bauer kündigt ihre Ankunft an. Er ſchien gar nicht auf mich zu achten. Da hörten wir unter uns ein Gepolter, man lief aus einer Stube in die andere; Thüren wurden aufgeriſſen und lärmend zugeworfen. Sie ſuchen uns, rief das Mädchen und zitterte. Wir hörten Stimmen und Fußtritte von Männern, die ſich unſerem Verſchlage näherten, man ging ſuchend auf dem Boden herum. — War die Thüre verſchloſſen? Anna, ſie ſteht ja ſonſt offen, fragte ungeduldig einer der Suchenden, und wir glaubten die Stimme des Unbekannten zu erkennen. Elſe hat die Schlüſſel, antwortete das Weib. Eine Axt! ſchrie der Unbekannte, wir brechen die Thüre auf, denn hier ſind ſie! Das Mädchen rang die Hände, Halling aber entriß ihr ſchnell zwei Schlüſſel, und während er eine zweite Thüre zu öffnen ſuchte, hörten wir ſchon die Schläge an der äußern; wir konnten jeden Augenblick erwarten, daß die Männer einbrechen würden. Als die zweite Thüre geöffnet war, zog mich Halling eilig in einen andern Verſchlag, ſchloß hinter ſich zu, durchlief die Stube und führte mich in eine dritte, die letzte. Das todtenblaſſe Mädchen ſchlich uns nach. Kaum war die dritte Thüre zugeſchloſſen, als die zweite unter den gewaltigen Schlägen der Verfolger aufſprang. Eine weitere Flucht war nun unmöglich, unſer Untergang ſchien gewiß, mir zitterten die Knie. Wir ſind verloren! rief Halling, auch hier aus dem Dachfenſter ſtarr nach dem Wege hinblickend. Sie ſind da, ſchrie er dann, wenn nur nicht zu ſpät! Bauern ritten im vollen Galopp auf das Haus zu; wir hörten ein Geſchrei. Schnell, ſchnell! rief man, ſie ſchneiden uns die Treppe ab. Alle liefen, und der Schall der Fußtritte der Fliehenden ertönte von der Treppe her. Halling horchte athemlos, bis Alles ruhig war. Eine furchtbare Stille herrſchte einige

Augenblicke, während wir ängſtlich lauſchten. Dann war es, als hörten wir Schlitten und Pferde ſich eilig entfernen. Jetzt war wieder Alles ruhig, bald aber wurde die Stille von Neuem unterbrochen. Deutlich vernahmen wir das Getümmel der heranſprengenden Reiter, und jetzt öffnete Halling das Fenſter, ſah das Haus umringt und blickte ſorgfältig nach den Reitern, als ſuche er Jemand. Er iſt da, Gott Lob! rief er. Jetzt, Dorothea, jetzt biſt Du gerettet. — Bin ich es wirklich? antwortete ich, noch immer zagend, bebend; iſt es keine neue Täuſchung? Faſſe Dich, bat er, ſei jetzt ruhig; ich mußte mich verſtellen, wollte ich Dich, wollte ich mich retten, denn wiſſe, wir waren in Helles Gewalt. Mein Gott! rief ich, Helle, der furchtbare Menſch, war unſer Wirth? Aber wer iſt jetzt mein Retter? — Du wirſt ihn kennen lernen, Du kennſt ihn, antwortete Halling, während das frohlockende Mädchen die Thüre öffnete. Wir fanden die Axt, welche die Fliehenden hingeworfen hatten, wir gingen, nicht ohne Furcht, durch alle Verſchläge und hörten, wie eine Menge Menſchen die Stuben durchſuchten. Dürfen wir uns dieſen anvertrauen? fragte ich, noch immer zweifelnd, noch immer erſchrocken. Aber Halling führte mich, ohne zu antworten, die Treppe hinab und in das Gemach, in welchem ich noch vor einer Stunde ruhig und meiner Errettung gewiß geſeſſen hatte. Ich hörte eine Stimme und war überraſcht, weil ſie mir bekannt vorkam; ich zögerte nun nicht länger, denn ſie klang mir wie freundlicher Gruß aus der Heimat. Ich eilte ihr entgegen, und Cederſtröm ſtand vor mir. — Hiermit iſt meine Erzählung geendigt, ſchloß Dorothea; denn was von jetzt an geſchah, verſteht ſich von ſelbſt. Ueber die Lage meiner Eltern bin ich durch Cederſtröm völlig beruhigt; ja, nach einigen Aeußerungen, darf ich hoffen, daß ſie jetzt ſchon von meiner Rettung unterrichtet ſind. Er hat leiſe Worte fallen laſſen, als wolle er mich auf eine Ueberraſchung vorbereiten; ich wage kaum ſie zu deuten, noch weniger, dieſe Deutung laut werden zu laſſen. —

Wir haben Dorotheas Erzählung durch die Aeußerungen der theilnehmenden, ja, erſchrockenen Zuhörer nicht unterbrechen wollen. Storm konnte, ſelbſt als ſie geſchloſſen war, nicht ohne Entſetzen an die furchtbare Lage ſeiner Geliebten zurückdenken.

Es giebt doch noch manches Räthſelhafte in Deiner Erzählung, Dordi, ſagte endlich Torger, das lange Stillſchweigen unterbrechend.

Ich weiß das wohl, ſagte Dorothea lächelnd; aber jetzt, da ich etwas ſo Außerordentliches und Gefährliches erlebt habe, und ruhig auf das Ueberſtandene zurückblicke, möchte ich meiner Erzählung nicht gern den Reiz nehmen, welchen ihr das Räthſelhafte giebt, deſſen Beſchaffenheit man wohl ahnen kann, ohne ſeine vollſtändige Löſung zu finden.

Aber Dorothea hatte geſtehen müſſen, daß ſie, von Allem unterrichtet, wohl im Stande ſei, die Mittel anzugeben, welche Halling gebrauchte, um ſie zu retten, und die Zuhörer wollten ſich keineswegs mit der vorgebrachten Ausflucht begnügen.

Nun wohlan denn, ſprach ſie endlich, den von allen Seiten laut werdenden Aufforderungen nachgebend, bin ich gezwungen, meiner Erzählung ſelbſt den höchſten Reiz zu nehmen, ſo erlaube man mir wenigſtens, kurz zu ſein; denn das Meiſte verſteht ſich ja von ſelbſt. Einer der Räuber hielt ſich in Hoftun auf. —

Er war derſelbe, unterbrach ſie Torger, der ſich an dem verhängnißvollen Abende bei Heggelund ſehen ließ. —

Derſelbe, fuhr Dorothea fort. Halling hatte ſchon längſt einen Verdacht auf ihn geworfen und, ohne eine Ahnung von ſeinen verbrecheriſchen Abſichten zu haben, ihn in der Stille beobachtet. Guttorm kam nach Hoftun, um ſeinen Gaſt abzuholen, dieſer aber ſchob die Abreiſe hinaus und gab vor, erſt noch ein nothwendiges Geſchäft abmachen zu müſſen. Halling konnte es ſich ſelbſt nicht erklären, warum ihm dieſes Benehmen ſo bedenklich, ja, gefährlich ſchien; aber von einem unwiderſtehlichen Triebe gereizt, ſchlich er ihm nach.

Man war an dieſem Tage in Hoftun mit allen das Feſt einleitenden Arbeiten weit früher fertig geworden, als bei meinen Eltern, wo die Vorbereitungen mannigfaltiger ſind und durch Storms Ankunft unterbrochen waren, und die Bewohner hatten ſich, feſtlich geputzt, bei dem Hausherrn verſammelt. In einer von der Wohnung entfernten Scheune konnten ſich daher leicht mehrere Leute unbemerkt verſammeln, und Halling ſah, wie der ſchwediſche Bauer auch dorthin ſchlich. In der Scheune hatten ſich fünf bis ſechs fremde Bauern eingefunden. Es gelang Halling, ſie, wie er glaubte, ungeſehen zu belauſchen. Hier hörte er mit Erſtaunen und Schrecken den ganzen Anſchlag. Man wollte eine grauſame Rache an meinen Eltern und an Dir, Erik, ausüben. Der Grund dieſer Rache blieb ihm verborgen. Der Raub war auf die Nacht zwiſchen dem erſten und zweiten Weihnachtstage feſtgeſetzt; warum er früher ſtattfand, iſt Halling unbekannt. Aber er erlauſchte den ganzen Plan, welche Wege man nehmen wollte, und wie man mich über die ſchwediſche Grenze nach einem Gute in Wermeland zu entführen dachte.

Der erbitterte Feind meiner Eltern hieß Malkolm; er hatte ſich, wie er aus ihren Reden ſchloß, nur um ſeine Rache befriedigen zu können, mit dem unruhigen Helle verbunden. — Halling glaubte unbemerkt geblieben zu ſein; man muß ihn aber doch entdeckt haben, denn während der Entführung hörte er oft, wie man auf ſein Lauſchen anſpielte und über ſeine genaue Kenntniß der Unternehmung ſpottete. Er hatte ſpäter bemerkt, daß Einige, mit der Unternehmung unzufrieden, den Raub zu bereuen ſchienen und von Mitleid ergriffen waren. Von dieſen hoffte er Unterſtützung, als er den Angriff wagte. Die ſcheinbare Befreiung durch Helle war ihm ſelbſt ein Räthſel, aber aus mehreren Aeußerungen der Räuber hatte er geſchloſſen, daß zwiſchen dieſem und Malkolm eine Uneinigkeit entſtanden war. Helle war ihm bekannt, und als er ſah, daß wir in ſeine Gewalt kamen, glaubte er durch Verſtellung am meiſten zu gewinnen. Ich wurde dadurch beruhigt, gewann eine ungeſtörte Nacht und Kräfte für ſpätere, wahrſcheinliche Unfälle, er aber konnte jeden günſtigen Umſtand leichter, bequemer und verdachtloſer benutzen.

Elſe hatte ſich durch das Bauerweib, ihre Verwandte, bereden laſſen, einen Dienſt in dieſem Hauſe zu nehmen, deſſen Beſitzer, ein Bauer, mit Helle in geheimer Verbindung ſtand, ohne zu wiſſen, in welche Umgebung ſie dadurch gerathen war. Durch eine Nachläſſigkeit, die ſelbſt bei den ſchlauſten Verbrechern nicht ſelten vorkommt, hatte man wenig auf dieſes Mädchen geachtet; ſie aber hörte, obgleich nur in dunkeln Ausdrücken, von einer gefährlichen Unternehmung reden, von der Tochter eines angeſehenen Mannes, die Malkolm hatte entführen wollen, und die nun Helle ihm wieder entführen und verbergen wollte; ſie vernahm, wie man auch Halling gefangen halten, ja, vielleicht verſchwinden laſſen, vielleicht ermorden wollte, und erſchrak. Elſe ſchauderte und wußte einen Augenblick zu benutzen, um Bredahl mit dieſem Verbrechen bekannt zu machen. Cederſtröm, der Alles aufgeboten hatte, um die Räuber einzuholen, war durch die Liſt, mit welcher ſie die Spuren ihrer geheimen Flucht zu verbergen wußten, immer weiter vom rechten Wege abgeführt worden. Es war ihm bekannt, daß ihr geheimſter Schlupfwinkel in dieſer Gegend lag, deren Einwohner ſie eben deshalb gar nicht beunruhigten. Er eilte daher, als er ihre Spur nicht auffinden konnte, hierher, und mit Bredahl bekannt, befand er ſich eben bei dieſem, als das Mädchen ängſtlich und zitternd die entſetzliche Nachricht brachte. Seine Begleiter waren ohne Aufſehen in die nächſten Häuſer vertheilt worden, ſo daß ſie ſich ſchnell vereinigen konnten. Bredahls Wohnung iſt nur eine Meile von Helles Schlupfwinkel entfernt, und Elſe kam glücklich zurück und wußte ihre Abweſenheit zu entſchuldigen. Einige Stunden ſpäter langten wir an, und Elſe gab Halling einen Wink; als es ihm gelang, ſie allein zu ſprechen, wurde ausgemacht, daß ſie in der Nacht zu Bredahl eilen ſollte; dies war gefährlich wegen der ausgeſtellten Wachen, aber es gelang ihr, in der Dunkelheit durchzuſchlüpfen. Sie kam unentdeckt hin und zurück, und das herabgeworfene Felsſtück war das verabredete Zeichen der Annäherung. —

Nun in der That, Dorothea, Du haſt Wort gehalten, begann Torger; kürzer und bündiger hätteſt Du uns die Enträthſelung nicht mittheilen können, die wie ein Rezenſenten-Auszug klingt; aber das größte Räthſel, das unbegreiflichſte von allen, haſt Du gar nicht berührt, und das iſt Halling ſelbſt. Dieſer Träumer, der, wenn er um neun Uhr Abends einen Freund trifft, ſich zehn Mal beſinnt, ob er guten Abend oder gute Nacht ſagen ſoll, und wenn er das Eine oder das Andere gethan hat, ſich vorwirft, den unrechten Gruß gewählt zu haben; der, wenn er gehen ſoll, auf einmal ängſtlich ſtehen bleibt und darüber grübelt, ob er mit dem linken Fuß und nicht vielmehr mit dem rechten zuerſt vorſchreiten ſoll, iſt auf einmal in einen kühnen Ritter verwandelt, wagt einen Angriff auf eine Menge verwegener Räuber, legt, umgeben von Gefahren, einen Plan an, führt ihn aus und überliſtet den ſchlauſten Mann in ganz Norwegen. Kein phantaſtiſches Mährchen erzählt uns eine ſeltſamere, unglaublichere Verwandlung.

Dorothea geſtand, daß ſie, ſo plötzlich in eine ungewöhnliche Lage verſetzt, erſt von Schrecken ergriffen, dann, als ſie ſich gerettet glaubte, zur grenzenloſen Freude übergehend, wie in einem Traume das Seltſamſte natürlich fand. Habe ich mich, ſagte ſie, doch kaum jetzt hinlänglich beſonnen, um irgend eine Reflexion der Art anzuſtellen, um das ruhige Leben, aus welchem ich herausgeriſſen wurde, mit den wilden Begebenheiten zu vergleichen, die ich erlebte.

Ich kenne Ihren Freund nicht, ſagte Bredahl, ſollten Ihnen aber nie Menſchen vorgekommen ſein, oft die bedeutendſten, welche, wie in ſich verſunken, in ſcheinbarer grübelnder Trägheit leben; die Anſprüche der Welt an ihren Geiſt, an ihr Leben, ſcheinen ihnen ſo unermeßlich, daß ſie in Verzweiflung gerathen, wenn ſie daran denken, wie ſie ſie erfüllen ſollen. Höchſt verſchieden ſind ſolche Menſchen von dem Trägen, der nur an ſich denkt, in der Wiſſenſchaft nur den augenblicklichen Genuß, wie im Leben, ſucht, und doch erſcheinen jene äußerlich dieſen ſo ähnlich, müſſen dieſelben Vorwürfe hören und werden, eben weil man ſie nicht verſteht, nur dadurch noch mehr in eine ſich ſelbſt verzehrende, ſich ſelbſt zerſtörende Einſamkeit getrieben. Werden ſolche Menſchen plötzlich in eine Lage verſetzt, die augenblickliche Hülfe fordert, die keine Wahl, kein langes Nachſinnen erlaubt; tritt ihnen eine drohende Begebenheit entgegen, wird zugleich ihre Theilnahme, ihre Liebe — das Heiligſte, was ſie in den düſterſten Stunden verzweiflungsvoller Reſignation noch immer zu bewahren, ja, unbemerkt zu pflegen wiſſen — in Anſpruch genommen: dann iſt es, als wenn eine geheime Gewalt die verborgene Thätigkeit aufriefe, daß ſie wach werde und hervortrete, und eine ſolche Kriſe hat wohl nicht ſelten Verwandlungen hervorgerufen, wie diejenige, welche uns Dorotheas Erzählung vorführte, und die, irre ich nicht, wohl auf eine ähnliche Weiſe entſtanden iſt.

Sie kennen meinen Freund, meinen mir von früher Kindheit an innig verbündeten theuern Halling nicht, und wie richtig, wie treffend haben Sie ihn dargeſtellt! rief Storm und wandte ſich freundlich an den Wirth. Er iſt ganz ſo, wie Sie ihn ſchildern; als ich die Angſt überwunden hatte, trat die Geſtalt meines Freundes mir recht lebhaft entgegen, und ich hoffe, daß dieſes Ereigniß, ſo drohend es uns erſchien, ihm wenigſtens ſehr heilſam ſein wird.

Cederſtröm muß Deine Anſicht theilen, meinte Dorothea; als die Gefahr vorüber war, ſchien in der That die alte Unentſchloſſenheit wieder mächtig zu werden. Cederſtröm zwang ihn, die Geſchichte ſeiner Entführung und Thaten zu erzählen, und als er, aufgeregt durch die Erinnerung, recht lebendig geworden, mußte er nun erfahren, daß man noch viele Anſprüche an ſeine Thätigkeit machte. Was Sie gethan haben, ſagte Cederſtröm, iſt lobenswerth und gut, und daß es ſo vortrefflich und heilſam für Dorothea ausfiel, muß Ihnen Freude machen. Aber Sie ſind nun einmal in eine Begebenheit verflochten, aus welcher Sie ſich nicht ſo leicht wieder herauswinden können; was geſchehen iſt, war nur der Anfang. — Halling erſchrak, Cederſtröm führte ihn, ſo ſehr er ſich auch ſträubte, mit ſich, und da unſer ſchwediſcher Freund, ſei es nun, weil die Umſtände es fordern, oder aus Neigung, ſehr geheimnißvoll iſt, ſo habe ich durchaus nicht erfahren, was man von ihm verlangte, oder von welcher Art ſeine Thätigkeit ſein wird; aber wer wird an einem glücklichen Erfolge zweifeln, wenn dieſer treffliche Mann für ſeine Heilung ſorgt?

Torger, ſagte Storm, wir haben doch dieſen Cederſtröm, und zwar gegen unſer beſſeres Gefühl, auf eine uns beſchämende Weiſe verkannt. Dorothea ſah ihn verwundert an, und als nun Storm verſicherte, daß ſie alle geglaubt hätten, Cederſtröm wäre der Mädchenräuber oder mit dieſem im Bunde, konnte ſie ihr Erſtaunen und ihren Unwillen nicht verbergen. Storm erzählte, wie Alle dieſen Glauben theilten, wie ſelbſt Dorotheas Mutter ſich dazu hatte überreden laſſen; nur Zwei hielten den Glauben an Cederſtröm feſt, der alte Heggelund und der dicke Even. Dieſer gebehrdete ſich auf die ſeltſamſte Weiſe, er ſtampfte mit dem Fuße, er ſchnitt die ſonderbarſten Geſichter und rief fortdauernd: Nein, nein! So ſehr auch ſeine Ausſprüche ſonſt von den Bauern verehrt wurden, ſo waren ſie dies Mal doch keinesweges geneigt, ihm Glauben beizumeſſen, und da die Erbitterung über den begangenen Raub einen hohen Grad erreicht hatte, traten Viele, durch ſeinen Widerſpruch gereizt, drohend gegen ihn auf, und die Freunde hatten Mühe, ihn vor Mißhandlungen zu ſchützen.

Das Geſpräch nahm jetzt eine allgemeinere Wendung, Mitternacht näherte ſich, das Kind war, mit dem Kopfe auf Dorotheas Schooße ruhend, eingeſchlummert, und die Schläfrigkeit ſchien anſteckend.

Man gab ſich zwar Mühe, ſie abzuwehren, aber die Unterhaltung ſtockte, und nur Dorothea, die zu aufgeregt war, Bredahl und ſeine ſtille Frau, welche mit ſtummer, aber inniger Theilnahme der Erzählung zugehört hatte, blieben munter, die Frauen auch wohl aus Furcht. Ihr habt Euch, fing Dorothea endlich an, als ſie das Gähnen um ſich herum wahrnahm, in dem Gebirge herumgetrieben und wahrſcheinlich die vorige Nacht wenig Ruhe gehabt, ich aber bin, obgleich ohne es zu wiſſen, in großer Gefahr durch einen ſehr erquickenden Schlaf geſtärkt worden; ich ſchlage daher den Männern vor, ein paar Stunden zu ſchlafen. Dieſer Vorſchlag wurde gern angenommen, man brachte das Kind zur Ruhe; und die drei Freunde warfen ſich, in einem Gemache neben der Wohnſtube, auf eine Streu, die Waffen neben ſich legend; die Frauen mit Bredahl blieben allein zurück.

Die Stube, in welcher ſie ſaßen, war neben dem Flur, die Fenſter gingen nach dem Berge, auf welchem die Kirche lag, und ihre Läden waren geſchloſſen. Alles ſchien jetzt ruhig, ſie hörten nur ab und zu die Tritte von den Männern, welche das Haus bewachten, und zuweilen abgebrochene Töne von einem fernen Geſpräche; das Feuer kniſterte in dem Ofen, das Kind ſchlief ruhig, und das leiſe Geſpräch hatte eine ſehr ernſte, ja, faſt trübe Wendung genommen. Malkolm war der Hauptgegenſtand der Unterhaltung, und Bredahl konnte die ſchmerzlichſte Theilnahme an ſeinem Schickſale nicht verbergen; die Frauen waren erſchüttert, wenn ſie an Mathilde dachten, und Dorothea äußerte das lebhafteſte Verlangen, von Storms Bekanntſchaft mit dieſer unglücklichen Frau nähere Kenntniß zu erhalten.

Mehr als eine Stunde war auf dieſe Weiſe verfloſſen, als ein heftiger Schlag gegen den einen Fenſterladen die Frauen aus ihrer Ruhe aufſchreckte; die Fenſter klirrten, und der Schlag war ſo ſtark, daß Storm davon erwachte, aufſprang, die ſchlafenden Freunde weckte und nach ſeinen Waffen griff. Man hörte im ganzen Hauſe eine Bewegung, die hier und da vertheilten Männer hatten den Schlag gehört, und viele traten mit den Freunden heraus. Alle Nachforſchungen waren vergebens, man entdeckte nichts; als aber Guldbrand die ausgeſtellten Wachen unterſuchte, fand er nur wenige Bauern, die läßig herumgingen. Viele hatten ſich, als der größte Theil der Nacht ruhig und ohne Störung verfloſſen war, nach den Häuſern zurückgezogen, und man fand ſie ſchlafend. Aufgeſchreckt durch ein unerklärbares Ereigniß, ſuchte man nun beſſer für die Bewachung der Gegend zu ſorgen;

die Schlafenden wurden aufgeweckt, die Wachen, welche ihre Poſten verlaſſen hatten, beſtraft, und Guldbrand beſchloß, den übrigen Theil der Nacht hindurch die Poſten fortdauernd zu unterſuchen.

Nachdem alle nöthigen Veranſtaltungen getroffen waren und man die Gegend, ſelbſt in einer bedeutenden Entfernung, ſo genau unterſucht hatte, wie die Dunkelheit der Nacht es erlaubte, zogen ſich die Freunde zurück, um die Frauen zu beruhigen, obgleich ſie ſelbſt durch ein ſo geheimnißvolles Ereigniß nicht wenig aufgeregt waren. In allen Häuſern ſah man Licht, Wachen gingen umher, die ganze Bevölkerung der Gegend war in Bewegung, und Storm machte den Vorſchlag, in das Haus einzutreten, welches, der Predigerwohnung am nächſten, in der Richtung lag, aus welcher der Schlag wahrſcheinlich gekommen war; die Einwohner waren, wie die der Predigerwohnung, durch den Schlag in Schrecken gerathen, aber keiner vermochte eine Aufklärung zu geben.

Ein dicker Mann, ſagte die Frau, der uns völlig unbekannt und nicht aus dieſer Gegend iſt, trat am vergangenen Abend ſpät in unſere Stube; er war ſehr ermüdet, ſtöhnte und ächzte, und forderte ein Lager; nach einer ſtarken Mahlzeit, wobei er auch viel trank, warf er ſich auf die Streu und ſchlief ſtark ſchnarchend bis etwa vor einer Stunde. Dann erhob er ſich mühſam, ſchien ſich zu beſinnen und ging nach einiger Zeit hinaus; er blieb lange draußen, ſo daß wir uns zu wundern anfingen. Jetzt erfolgte der Schlag, und kurz darauf trat der Dicke wieder herein; auch er hatte ihn gehört und war ſehr erſchrocken.

Wo iſt er? fragte Storm. Dort in der Ecke ſchläft er ſchon wieder, antwortete die Frau, und Storm nahm das Licht, näherte ſich der Ecke, beleuchtete den Schlafenden und jetzt leiſe Schnarchenden. Torger, Bull, rief er, hier erleben wir das größte Wunder von allen, die wir in dieſer ſeltſamen Zeit geſehen haben: der dicke Fettklumpen von Swennaes iſt hier. Es iſt unmöglich! riefen Beide und eilten herbei. Der jüngſte Tag nähert ſich, es geſchehen Wunder und Zeichen, fuhr Bull fort, Halling iſt ein Ritter und Even ein Läufer geworden. Er ſchüttelte den Schlafenden, rief ihn an, aber er rührte ſich kaum. Erſt nach langem Rütteln dehnte er ſich, gähnte, ſah die Umſtehenden an und ſprach höchſt gleichgültig: Guten Morgen, Bull, warum weckſt Du mich ſo früh? Wie biſt Du hergekommen, fragten nun Alle; er antwortete nicht. Hat Dich, mein anmuthiger Freund, ein Zephyr wie eine leichte Feder hergeweht, fragte Bull weiter, oder biſt Du, wie

Niels Klim, in eine tiefe Berghöhle gefallen und aus einer zweiten herausgeſtoßen worden, oder iſt es wahrſcheinlicher, mehrere Futterale anzunehmen, ganz von demſelben Zuſchnitt, die aber verſchiedene, gleich liebenswürdige Perſonen umhüllen, ſo daß hier ein Anderer iſt und Du nicht unſer guter Freund biſt, den wir lieben. Biſt Du der treffliche Even, wie wir noch immer, aller Wahrſcheinlichkeit zum Trotz, anzunehmen geneigt ſind, dann beſchwöre ich Dich, erſpare mir die Mühe, eine Menge ſcharfſinniger Hypotheſen zu erfinden, als eben ſo viele Verſuche, Deine erſtaunenswürdige Gegenwart zu erklären. — Aber jede Bemühung, Even zum Reden zu bringen, war vergebens; als Storm ihn freundlich bat, ihnen das Räthſel zu löſen, als er Dorotheas Befreiung erzählte und ihm begreiflich zu machen ſuchte, wie es unmöglich wäre, daß er hier ſein könnte, ohne Nachrichten mitzubringen, die ihnen allen wichtig wären, wandte er ſich zwar freundlich gegen den Bittenden, verſicherte aber dennoch, daß er jetzt ſchlafen und nicht ſprechen wolle. Morgen, lieber Storm, morgen wirſt Du Alles erfahren, ſagte er, wandte ſich von den Freunden weg und antwortete, als ſchliefe er bereits, von jetzt an gar nicht mehr. Torger wurde ungeduldig und wollte Gewalt brauchen; aber Bull verſicherte, daß er ſeinen dicken Freund zu gut kenne, daß er wiſſe, wie dieſer in ſeiner gegenwärtigen Laune durch nichts, ſelbſt nicht durch Mißhandlungen, zum Reden zu bringen wäre, und ſie verließen ihn endlich, erſtaunt über ſeine Gegenwart und verdrießlich über ſein hartnäckiges Stillſchweigen.

Unter lebhaftem Geſpräche traten ſie in die Predigerwohnung ein, wo Alles wieder ruhig war, obgleich die Frauen noch nicht alle Furcht überwunden hatten. Jede Spur von Schläfrigkeit ſchien verſchwunden, und als Dorothea erfuhr, daß Even da war, theilte ſie das Erſtaunen der Freunde. Sollte ich mich täuſchen, ſagte ſie, Evens Ankunft, Cederſtröms Andeutungen, laſſen mich eine unerwartete Freude ahnen, die ich kaum lebhaft feſtzuhalten wage, denn können nicht wenige Stunden Gefahren herbeiführen, die uns leider näher liegen? Mir iſt es furchtbar, wenn ich bedenke, wie dieſe finſteren Schluchten, dieſe Tannenwälder, welche uns umgeben, mit Feinden angefüllt ſind, die auf uns wie auf eine ſichere Beute lauern, und nun der räthſelhafte Schlag. — Von einem Feinde, meinte Bredahl, kann er nicht herrühren, der würde uns mit ſeiner ganzen Gewalt plötzlich überfallen, und dieſer Schlag, ſo räthſelhaft er war, ſieht einer freundlichen Warnung ähnlich. Sie ſchienen alle überzeugt, daß dieſe Warnung von Even herrühre, der die Nachläſſigkeit der Wachen geſehen hätte und, von der Lage der Sachen genau unterrichtet, dieſen etwas mehr Vorſicht zur Pflicht hätte machen wollen. War er doch gar nicht erſtaunt, als er uns hier fand, vernahm er doch die Nachricht von Dorotheas Befreiung wie eine bekannte Sache, ſagte Bull; dieſe Art, ſich zu äußern, liegt ganz in ſeiner Natur, und in der That, er braucht nur ſeinen unförmlichen Kopf, ſeinen harten, dicken Schädel gegen den Fenſterladen fallen zu laſſen, um ein ſchlafendes Heer aufzuwecken.

Die jetzt völlig muntere Geſellſchaft, beſtändig einen Angriff von verborgenen Feinden erwartend, beſchloß nun, den Reſt der Nacht mit Geſprächen zuzubringen. Wir haben noch viele Stunden in ängſtlicher Furcht zu durchleben, ſagte die Frau des Hauſes; die Männer müſſen die Stunden, welche uns noch in Ruhe zuzubringen vergönnt ſind, auszufüllen ſuchen. Von Rechtswegen, meinte Dorothea, und darf ich Vorſchläge machen? — Man forderte ſie dazu auf. — Nun wohlan, fuhr ſie fort. Wählen wir Gegenſtände, die in gar keiner Beziehung mit unſerer gegenwärtigen Lage ſtehen, dann iſt zu befürchten, daß ſie die Aufmerkſamkeit nicht ganz feſſeln werden, denn zu gewaltſam nimmt uns dieſe in Anſpruch; unterhalten wir uns aber unmittelbar über dieſe, dann werden wir uns in den Abgrund beängſtigender Vermuthungen verlieren. Ich kenne aber einen Gegenſtand, der, indem er in naher Beziehung zu unſerer jetzigen Lage ſteht, uns doch in eine frühere Zeit, in eine andere Umgebung verſetzen wird, und der, irre ich nicht, geeignet iſt, ſelbſt jetzt unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Wer von uns war nicht erſtaunt, als Storm mit allen Spuren der Ueberraſchung Mathildens Namen ausſprach und auch ſie die innere Bewegung nicht zu verbergen wußte! Deutet dies nicht auf eine frühere Bekanntſchaft, auf ein ohne Zweifel anziehendes Verhältniß zwiſchen Beiden? — Biſt Du eiferſüchtig, Dordi? ſprach Torger und hob drohend den Finger in die Höhe. Ich würde aufhören es zu ſein, wenn ich es jemals werden könnte, antwortete Dorothea, ohne die geringſte Verlegenheit zu zeigen. Mir ſind Liebe und unbegrenztes Vertrauen eins, wenn das Letzte verſchwände, würde die Erſte aufhören; und würde ich ihn auffordern, hier, in Gegenwart aller Freunde, über ein ſolches Verhältniß zu reden, wenn auch nur eine Spur von Verdacht in meiner Seele wäre?

Du haſt Recht, liebes Mädchen, ſprach Storm und blickte Dorothea freundlich an; geſunde Liebe ſetzt

Vertrauen voraus, ja, auch von der Freundſchaft gilt daſſelbe. Eiferſüchtige Liebe iſt eine Krankheit, und eiferſüchtige Freundſchaft noch etwas viel Schlimmeres, die erſte erregt Bedauern, die zweite Widerwillen. Ich finde durchaus kein Bedenken, hier unter Freunden ein Ereigniß zu erzählen, welches mir noch in der Erinnerung einen lieblichen, wenn auch wehmüthigen Genuß gewährt. Das dunkle Verhängniß, welches uns zu vernichten drohte, deſſen räthſelhafte Verſchlingungen uns noch umſtricken, erſcheint durch dieſes Ereigniß noch trüber, undurchdringlicher, ſeltſamer, und ſo hat Dorothea richtig geahnet, wenn ſie vorausſah, daß die Erzählung, ſelbſt in der einfachſten Form, die Aufmerkſamkeit feſſeln wird. Erinnerſt Du Dich, Torger, wie ich auf unſerer abenteuerlichen Reiſe durch das hohe Gebirge auf eine Begebenheit deutete, die während meiner Reiſe ſtattfand, und die ich, als eine merkwürdige, die mich zum entſcheidenden Handeln in einer ſehr verwickelten Sache zwang, Dir damals mittheilen wollte? So unruhig waren die Tage ſeit meiner Rückkunft, ſo unerwartet drängten ſich die Begebenheiten, daß ich mein Verſprechen vergaß, Du aber nicht daran dachteſt, Deine Aufforderung zu erneuern. —

Die Zuhörer lauſchten erwartungsvoll, und Storm begann:

Indem ich dieſe Erzählung anfange, ſchweben mir die erſten Begebenheiten, welche alle übrigen einleiteten, recht lebhaft vor der Seele, und ich nehme jetzt erſt wahr, wie ſeltſam Alles ſich fügen mußte, um in einem Zeitpunkte, der geeignet ſchien, alles perſönliche Intereſſe zu verſchlingen und in eine einzige großartige, mächtige Empfindung unterzutauchen, mich in die Mitte einer ganz partiellen Begebenheit zu verſetzen, die meine Theilnahme der gewaltigen Umgebung zu entreißen drohte.

Die Schlacht bei Möckern war faſt entſchieden, als ich von dem Schlachtfelde aus an den Kronprinzen von Schweden geſchickt wurde, der in einem Dorfe nahe bei Halle ſein Hauptquartier hatte. Es war ſpät nach Mitternacht, als ich ihn wieder verließ und durch die Dörfer ritt, die von den Schweden beſetzt waren. Wo ich hinkam, erregte ich die Aufmerkſamkeit der Schweden, die ſich wunderten, von einem preußiſchen Offizier in der heimatlichen Sprache angeredet zu werden. Ich war in einer ſehr aufgeregten Stimmung; die dunkle Nacht, die unbekannten Wege, auf welchen ich mit meinem Bedienten herumirrte, die gewaltige Schlacht — eine der blutigſten im ganzen Kriege — deren Zeuge ich geweſen war, und ſelbſt die Müdigkeit, gegen welche ich kämpfte, verſetzten mich in einen wunderlichen, traumähnlichen Zuſtand. Wenn ich dann die dunkeln Maſſen der nahen Dörfer entdeckte, war es mir, als erwachte ich wieder, und die verworrenen Bilder von Gefechten, Flucht, Sieg, Herumirren auf einſamen Feldern, ängſtlichen Einwohnern, die furchtſam umherſchlichen, ordneten ſich, ſo daß die Gegenwart deutlicher hervortrat. Ich war ſchon durch mehrere Dörfer geritten und in einigen Häuſern abgeſtiegen; ich hatte den ſchwediſchen Soldaten erzählt, wie wir heute einen bedeutenden Sieg für Deutſchlands Freiheit errungen, in der Nähe deſſelben Kampfplatzes, auf welchem vor faſt zweihundert Jahren Guſtav Adolph für die nämliche Sache ſtritt und ſiegte. Neugierig, dann aufmerkſam, endlich begierig, an dem Kampfe theilzunehmen, hatte die Menge, die ſich um mich drängte, meine Erzählung angehört. Wo ich hinkam, war, obgleich die Mitternachtſtunde ſchon hinter uns lag, Alles in Bewegung, denn die Truppen erwarteten jeden Augenblick den Befehl zum Aufbruch. Als ich in das eine Dorf hineinritt, ſah ich eine offene Scheune hell erleuchtet und erblickte eine Geſellſchaft ſchwediſcher Offiziere, die luſtig um einen gedeckten Tiſch ſaßen. Ich ſtieg ab und wurde von dieſen Herren, beſonders, als ich ſie in der Mutterſprache anredete, mit lauter Fröhlichkeit empfangen. Ich mußte den Hergang der Schlacht, deren lauten Donner ſie gehört hatten, erzählen. Ihre Pferde waren geſattelt und ſie zum Aufbruch bereit. Ein Offizier — er nannte ſich Thorgreen — ſchien beſonders begierig, meine genauere Bekanntſchaft zu machen. Meine Ausſprache ließ ihn leicht den Norweger erkennen, und es ſetzte ihn in Erſtaunen, mich in preußiſchen Dienſten zu finden. Ich erzählte ihm, was Euch bekannt iſt, wie ich in Breslau, von der allgemeinen Begeiſterung ergriffen, als Freiwilliger eingetreten war und das Glück hatte, in der Nähe des großen Feldherrn zu ſtreiten. Sie ſind, ſagte er, aus der weſtlichen Gegend von Norwegen, wie ich aus Ihrer Sprache ſchließen darf; ich bin mit Norwegen nicht unbekannt. Ich nannte meine Heimat und bemerkte, wie er einen Augenblick ſtutzte, bald aber eine gleichgültige Miene annahm. Sie ſind aus Swennaes, ſagte er, dann muß Ihnen Heggelund bekannt ſein? Ich war freudig überraſcht, dieſen Namen hier, unter ſolchen Umſtänden, nennen zu hören; ich fühlte mich in Eure Mitte verſetzt, und eine tiefe Sehnſucht nach meiner Heimat ergriff mich. Thorgreen blickte mich ſcharf an, ſein Blick ſchien mich ganz durchſchauen zu wollen, als ich erwiederte: Wohl kenne ich dieſen herrlichen Mann, bin ich doch unter ſeinen Augen aufgewachſen, iſt er mir doch wie ein zweiter Vater geweſen. Sie kennen Heggelund und vermögen es daher zu ahnen, in welche Umgebung, ſo abweichend von der mächtigen, die uns in Anſpruch nimmt, die Erinnerung mich verſetzt. — Ein langes Geſpräch entſpann ſich. Thorgreen war in Swennaes geweſen, er hatte Heggelund in Eidswald gehört, wo er mächtig wirkte, gewaltig ſprach, und hatte eine Zeitlang mit ihm in Chriſtiania gelebt. Er rühmte ihn ſehr, ich war hingeriſſen, vergaß Krieg, Schlacht, meine ganze gegenwärtige Lage und lebte in Eurer Mitte. Aber durch die wehmüthige Freude der Erinnerung wand ſich ein unheimliches Gefühl, das ich nicht zu unterdrücken vermochte. Je länger ich dem Schweden mit treuherziger Aufmerkſamkeit, keine Tücke ahnend, zuhörte, deſto deutlicher wurde es mir, daß ſein Lob wie eine heimliche Ironie klang, ja, zuletzt ſchien mir Alles nur ein grimmiger Spott, der mich immer mehr und mehr erbitterte, obgleich kein einziger beleidigender Ausdruck laut wurde, und ſchon hatte das Geſpräch eine höchſt unangenehme Wendung genommen, das frohe Gefühl, welches mich mit allem Zauber der ſüßeſten Erinnerung ergriff, in einen ſtillen, zehrenden Ingrimm verwandelt, und der wechſelſeitige heimliche Angriff ſchien immer offener, immer drohender hervorzutreten, als der Befehl zum ſchnellen Aufbruch kam. Die Offiziere erhoben ſich, begrüßten mich freundlich und ſchienen mit Thorgreen ſehr unzufrieden zu ſein. Dieſer blieb, bis alle die Scheune verlaſſen hatten — ſein Pferd ſtand auch geſattelt und bereit —; dann trat er mit einer widerwärtig lächelnden Miene mir entgegen. Sie nennen ſich Storm, ſprach er, Sie ſind der Sohn des Predigers, nicht wahr? Der reiche Heggelund hat eine reiche Tochter, es lohnt der Mühe, ſich ihrer Zuneigung zu verſichern. — Während er ſo ſprach, hatte er ſich ſchon auf das Pferd geſchwungen. Ich empfehle mich, rief er mir zu und ritt ſchnell davon.

Es war ihm gelungen, mich in Wuth zu verſetzen; ein tiefer Zorn erfüllte meine Bruſt, als müßte ich in dieſem Menſchen einen grimmigen Feind erkennen. Ich ging ſinnend und ſcheltend auf und nieder, und achtete kaum darauf, daß mehrere Reiter eintraten, bis einer mich anſprach. Mein Herr! hörte ich endlich, blickte auf und ſah einen ältlichen, tüchtigen Mann mit einem ſo redlichen, offenen, zugleich furchtſamen Blicke mir gegenüber ſtehen, daß ich genöthigt war, freundlich ſeine Rede zu beachten. Es war ein Wachtmeiſter, den man mit einiger Mannſchaft zurückgelaſſen hatte, um Proviant und Munition zu begleiten; er bat mich dringend, ihm einige Nachrichten von der Schlacht mitzutheilen. Wir ſetzten uns hin, die Reiter umringten mich und horchten aufmerkſam. Mir fiel die Freundlichkeit, ja, die heitere Freude Aller beſonders auf, und als ich meine Erzählung ſchloß, erfuhr ich die Urſache. Die Vertraulichkeit, mit welcher ich mich dem gemeinen Manne näherte und mit ihm unterhielt, wie ſie damals allgemein in der preußiſchen Armee herrſchte, war ihnen neu und machte auf ſie einen tiefen, mir höchſt erfreulichen Eindruck. Ja, ſagte der redliche Wachtmeiſter, unſere Herren Offiziere ſind gut genug, und wir können wohl zufrieden ſein; freilich, unſer Herr Rittmeiſter iſt ſchon ſtrenger. Es lag etwas in der Art, wie er dies ſagte, welches offenbar mehr andeutete, als er laut zu ſagen wagte. Wie heißt Euer Rittmeiſter? fragte ich und erwartete innerlich die Antwort, die ich erhielt; er nannte Thorgreen.

Während unſeres Geſprächs hatte ſich Alles zum Aufbruch bereit gemacht, und der Wachtmeiſter ſchickte nun ſeine Reiter fort; ich bot ihm ein Glas Rum an und mußte ihn zwingen, ſich neben mich zu ſetzen. Kennt Ihr dieſen Rittmeiſter genauer? fragte ich; er ſchien bedenklich, ſah ſich ängſtlich um, ob ihn Keiner belauſchte, und als er die Scheune leer fand, näherte er ſich mir vertraulich. Wohl kenne ich dieſen Herrn, ſagte er leiſe und furchtſam; wir ſind in derſelben Gegend geboren, es iſt ein wunderlicher, ein grauſamer Herr, man erzählt ſich Vieles von ihm und ſeinen Verwandten, was ich nicht zu wiederholen wage. Wären ſeine Unthaten bewieſen, wahrlich, dann würde er mit ſeinem Vater im dunkeln Kerker ſchmachten und uns nicht hier quälen. — Als er dieſes geſagt hatte, blickte er noch ein Mal ängſtlich umher, erblaßte, als er ein Geräuſch hörte, und verſchwand. Mir war ſeltſam zu Muthe, als ich nun allein in der leeren Scheune ſaß, die Brocken der Mahlzeit, die Gläſer und Stühle um mich herum ſah, und in die dunkeln Räume, nur ſpärlich durch ein Licht erhellt, hineinblickte. Ich zitterte für Euch, ein weiſſagendes Gefühl ließ mich die Gefahren ahnen, welche wir jetzt erlebt haben, und obgleich wir Thorgreens Namen noch gar nicht nennen hörten, bin ich doch noch immer überzeugt, daß er eine Rolle bei dieſen Ereigniſſen geſpielt hat.

Die Ermüdung tödtete endlich jede andere Empfindung in mir; ich ſchlief ein, erwachte erſt ſpät am Morgen und brachte den folgenden Tag, mit allerlei Aufträgen beſchäftigt, in einer völlig ruhigen Gegend zu, wie man ſie zuweilen ſelbſt in der Nähe eines Schlachtfeldes finden kann, wenn ſie von den größern

Straßen entfernt liegen. Es war ſchon dunkel, als ich dicht vor Möckern auf preußiſche Truppen ſtieß, deren Befehlshaber ich kannte. Ich erfuhr jetzt die nähern Umſtände des tödtlichen Kampfes. Freunde waren gefallen und der Sieg ſo theuer erkauft, daß man nur mit tiefer Wehmuth ſeiner gedenken konnte. Die Nähe des verhängnißvollen Dorfes, die ernſte, trübe, wenn auch muthige Stimmung der Soldaten, welche eben ein geiſtliches Abendlied ſangen und ſich dabei der Freunde erinnerten, die aus ihren Reihen geſchieden waren, die dunkeln Maſſen, welche auf einer Anhöhe verſammelt ſtanden, von den Wachtfeuern ſpärlich beleuchtet, die fernen Flammen der kriegeriſchen Lagerſtätten, die nach allen Richtungen in der Ebene loderten, mußten einen Jeden feierlich ſtimmen. Ich ſuchte das Blücherſche Hauptquartier, aber Keiner wußte, wo es eben war; man bezeichnete mir die Stellung der Truppen überhaupt, und ich verſuchte, in einer beſtimmten Richtung fortreitend, andere Truppentheile zu erreichen und durch dieſe genauere Nachrichten zu erhalten.

Die fernen Bivouakfeuer verwirrten mich jedoch bald ſo, daß ich die Richtung des Weges durchaus nicht mehr zu beurtheilen vermochte. Ich hatte die Straße verloren und ritt über abgemähte Felder, deren

Grund durch die ſtreitenden Parteien aufgewühlt war. Ich konnte nur Schritt vor Schritt reiten. Plötzlich ſtutzte mein Pferd, mein Bedienter konnte nicht von der Stelle; ich blickte im Dunkeln um mich und entdeckte zu meinen Füßen eine Leiche. Mein Diener ſah ſich genöthigt abzuſteigen, ſein Pferd zu führen, und ich ritt langſam und nicht ohne Grauen dem geführten Pferde nach. Eine Menge von Leichen umgab uns, wir waren auf das Schlachtfeld des blutigen Tages gerathen. Wie viele Hoffnungen liegen hier begraben, wie viele Klagen ſind hier auf immer verſtummt! Welch' ein reiches Saatfeld von Thränen und Kummer für Tauſende! dachte ich. Die Leiche eines jungen Mannes lag zu meinen Füßen; ich ſetzte mich einige Monate in die Vergangenheit zurück. Um dieſe Stunde ſaß er in der Mitte ſeiner Familie; ſie erwogen ſein zukünftiges Geſchick, Pläne wurden entworfen, man ſchmeichelte ſich mit Hoffnungen, vielleicht hatte eben ein glückliches Ereigniß ſchöne Ausſichten eröffnet. Wie ſtieg Dein Muth, guter Jüngling, wie zuverſichtlich blickteſt Du der Zukunft entgegen, die Geliebte horchte und ſah den erwünſchten Tag immer näher treten — und nun liegſt Du hier, rauhe Winde wehen über Dir, gierige Würmer ſuchen in der aufgewühlten Erde ihren Fraß, und ein unbekannter Menſch ſteht und vergießt in der dunkeln Nacht Thränen neben Deiner nackten Leiche. Ich verſetzte mich in die nahe Zukunft. Ich war der unſelige Bote, ich ſah ſeine Heimat; drinnen ſaß die Mutter, die harrende Geliebte, und ich mußte die entſetzliche Kunde bringen. In wechſelnden Formen erſchienen immer häufiger ähnliche Scenen, und ich vermochte es kaum, mich aus dem Abgrunde von Elend herauszureißen. Zerſtört nicht der eherne Schritt der Geſchichte tauſend Hoffnungen und die Neſter der fröhlich Bauenden kalt und grauſam, wie der Fußtritt den Ameiſenhaufen? Hatte ich doch ſelbſt mein Neſt, meine Hoffnung und meine Liebe in der Ferne!

Aber bald wurde die weichliche Stimmung von einem unheimlichen Gefühle verdrängt; mir war es, als wenn die Geiſter der Erſchlagenen mich drohend verfolgten, immer neue Leichen erſchienen, ich glaubte hier und da ein Aechzen zu hören, und wenn ich den ängſtlichen Sterbetönen zitternd — ich will es nicht läugnen — nachging, waren ſie verſtummt. Vergebens ſuchte ich unter den Leichen nach einem, der meiner Hülfe bedurfte; ich fand keinen, und mein Grauen erreichte den höchſten Gipfel. Ich war froh, als das Leichenfeld ein Ende nahm, und ritt grade auf eine

Menge Feuer zu, die vor mir aufloderten. Es waren ruſſiſche Truppen, die hier lagerten. Stoy! rief die Wache, da ich mich näherte, ließ mich aber ungehindert reiten, als ich mich als einen preußiſchen Offizier kund gab. Die Soldaten hatten ihre Lagerſtätte auf beiden Seiten einer großen breiten Landſtraße, die ich, der Gegend unkundig, geblendet und irre geleitet durch die Wachtfeuer, nicht zu erkennen im Stande war. Auf dieſer ritt ich nun, zwiſchen Truppen, deren Sprache ich nicht kannte. Von dem Feuer, um welches die Gruppen ſich gelagert hatten, beſchienen, dünkten mir die Geſtalten rieſenhaft; einige lagen, andere ſtanden, viele völlig nackt, im Begriff, einen Reinigungsprozeß durch das Feuer vorzunehmen, der zu unſauber iſt, um beſchrieben zu werden. Wohl eine halbe Meile ritt ich auf der Straße fort, ohne ihre Richtung zu kennen; ich wollte ein anderes Lager, welches mir aus der Ferne entgegenleuchtete, erreichen. Die ruſſiſche Truppenmaſſe dehnte ſich in dieſer ganzen Länge neben dem Wege aus. Ein Gebüſch lag vor mir, ich wurde noch ein Mal angerufen, und der Poſten ließ mich, als ich mich nannte, ruhig weiter reiten. Ich wußte nun wohl, daß ich das Ende des ruſſiſchen Lagers erreicht hatte, blieb aber der Meinung, daß die vor mir Gelagerten Preußen ſein müßten. Wie ich nun meinen

Weg verfolgen will, höre ich hinter mir auf Deutſch rufen: Wo wollen Sie hin? Froh, Jemand zu finden, der mir Nachricht geben konnte, kehrte ich um und ſah einen ruſſiſchen Offizier mit noch einigen Männern, in bequemer Stellung, neben einer Kanone liegen. Ich ſuche das Blücherſche Hauptquartier, ſagte ich und näherte mich. Dort? erwiederte der Offizier; nun danken Sie Gott, daß Sie angerufen wurden; Sie waren eben im Begriff, zu den feindlichen Vorpoſten zu reiten; nur wenige Schritte noch und Sie würden das: Qui vive? wahrſcheinlich zu ſpät gehört haben.

Ich war dieſem Manne Dank ſchuldig, ſein Anrufen hatte mich von der Gefangenſchaft, vielleicht vom Tode gerettet, und unter ſolchen Umſtänden iſt eine vertrauliche Bekanntſchaft bald gemacht. Ich erfuhr, daß er im ruſſiſchen Dienſt und ein geborner Finnländer war; er hatte den größten Theil ſeines Lebens in Schweden zugebracht, und zum zweiten Mal konnte ich mich in einer Sprache unterhalten, die meiner mütterlichen ſo nahe verwandt iſt. Ich erzählte Silén — ſo nannte er ſich — mein nächtliches Zuſammentreffen mit den Schweden, ich nannte Thorgreen, und er ſchien aufmerkſam zu werden.

Während wir ſprachen, hörten wir ab und zu das Plänkeln der Vorpoſten in dem nahen Gebüſche, ja, ein paar Mal rollten matte Kugeln bis zu unſern Füßen und verkündigten uns die bedenkliche Nähe des Feindes. Unſere Lage, ſagte er, iſt nicht die ſicherſte; die albernen Menſchen verſchießen auf eine unnütze Weiſe das Pulver, erbittern ſich gegenſeitig, und es könnte wohl möglich ſein, daß ſich ein partieller Kampf über die nahe Brücke auf uns zuwälzte und uns in die Nothwendigkeit verſetzte, uns zu vertheidigen. Bis Mitternacht wird das ſo fortdauern, dann pflegt es ruhiger zu werden, aber bis dahin iſt an keinen Schlaf zu denken. Feuer dürfen wir in dieſer Nähe des Feindes nicht anzünden, um nicht eine Zielſcheibe ſeiner Schüſſe zu werden; ſo müſſen wir denn die ſchleichenden Stunden wohl durch Geſpräche beflügeln und verſuchen, ob es uns nicht gelingen mag, durch Unterhaltung Kälte und Dunkelheit zu vergeſſen. — Silén gefiel mir; er hatte etwas Offenes, Zutrauliches, durchaus Wahres in ſeinem Weſen, was mich anzog. Ihr Vorſchlag läßt ſich hören, erwiederte ich; wir liegen hier bequem im Graſe, und ein dauerndes Stillſchweigen könnte wider unſern Willen den Schlaf herbeiführen. Ich habe bis jetzt die Koſten der Unterhaltung getragen, die Reihe iſt an Ihnen. —

Und ich ziehe mich nicht zurück, antwortete er; doch Sie ſind mein Gaſt, und was das Haus vermag, muß ich bieten. Die Ruſſen waren während des Krieges gewöhnlich gut verſorgt, Silén hatte friſchen Kaviar, guten Wein; und die kleine Mahlzeit verfloß unter fröhlichen Geſprächen, wie man ſie auf den Vorpoſten zu hören pflegt.

Jetzt die Erzählung, fing mein Wirth an, ich glaube, Sie werden ſie mit Theilnahme hören. — Es ſind jetzt etwa zehn Jahre her, daß ich einen Auftrag nach einer ſüdlichen Gegend von Schweden erhielt; dieſe Gegend, wie die Perſonen, erlauben Sie mir, nicht genauer zu bezeichnen. Ich näherte mich eines Abends einem glänzenden Schloſſe, von deſſen Bewohnern ich manches Seltſame, nicht immer Günſtige vernommen hatte. Als ich ankam, wurde ich von Bedienten empfangen, welche mich die breiten Treppen hinauf begleiteten; ich ſchritt durch einen großen Saal, die Flügelthüren zu einem Kabinet öffneten ſich, die Bedienten, Armleuchter in den Händen, blieben auf beiden Seiten ſtehen, und als ich eintrat, kam mir eine hohe, grade Geſtalt bis in die Mitte des Zimmers entgegen, eine ältliche Dame ſaß auf einem Sopha. Mein Wirth empfing mich mit vornehmer Herablaſſung, fragte nach meinem Namen, obgleich ich ſchon ſchriftlich angemeldet war, führte mich in der preziöſeſten Weiſe der Dame zu und ſtellte mich ihr vor; ſie nickte gnädig. Der Herr fragte nach meiner Familie, meiner Reiſe, immer ſtehend. Eine gute Viertelſtunde war ſo vergangen, man brachte Thee, der ſeltſame Empfang fing ſchon an mich zu erbittern, aber ich vergaß ihn, als eine junge Dame eintrat. Ich ſah nie etwas Lieblicheres; die ſchlanke Geſtalt ſchritt mit unbeſchreiblicher Anmuth über den glatten Boden; eine Spur von Muthwillen ſpielte um ihre Lippen, der aber jetzt durch einen Trübſinn verdrängt war, der ihren Reiz erhöhte. Faſt fremdartig erſchienen die ſchwarzen Haare, welche in reicher Fülle über die Schultern floſſen, mit der blendenden Weiße des ſchönen Geſichts verbunden. Eine anziehende Miſchung von Geiſt und Wehmuth ſtrahlte aus den großen, feurigen Augen, die durch lange Wimpern verſchleiert wurden. Sie war blaß, nur ein leichter Anflug von Röthe färbte die Wangen und erhöhte den friſchen Purpur der Lippen. Die ganze Geſtalt wurde durch die Umgebung gehoben; denn die Dame auf dem Sopha war bedeutend korpulent, und eine beinahe plumpe Albernheit und Gemeinheit theilte ſie mit ihrem Gemahl. Sie verneigte ſich erſt gegen dieſe, dann gegen den Herrn, auf eine ſteife Weiſe, die mit einiger Ironie verbunden ſchien, welche beſonders ſich ausſprach, als ſie mich leicht begrüßte. Die Dame nickte, und der Herr erwiederte eine ſteife Verbeugung.

Während der Zeit hatte der Bediente zwei Stühle an den Tiſch geſetzt, den einen der Theemaſchine gegenüber; der Herr führte die junge Dame, mit zierlicher Grandezza die Fingerſpitzen faſſend, zu ihrem Sitz, ließ ſich ſelbſt auf den zweiten nieder und winkte mir huldvoll, nach einem Stuhle zeigend. Ich war jung, heftig, dieſe Albernheit empörte mich; wäre das ſchöne Mädchen nicht dageweſen, ich hätte das Haus verlaſſen. Jetzt wollte ich dableiben. Burſche, ſetz' mir den Stuhl hierher! rief ich dem Bedienten zu und wies auf den Platz zwiſchen den Damen, die an dem runden Theetiſche nicht weit von einander entfernt ſaßen. Der Herr und die Dame geriethen in ſichtbare Verlegenheit, und während ich meinen Befehl ertheilte, hatte der Herr dem Bedienten einen Wink gegeben, den Stuhl auf die entgegengeſetzte Seite zu ſtellen. Hierher, rief ich, hierher! und that, als merkte ich den Wink nicht; Menſch, glaubſt Du, Deiner Herrſchaft ſei es unbekannt, daß mir, dem Fremden, der Sitz zwiſchen den Damen gebührt? Die beiden Alten hatten offenbar alle Faſſung verloren, ſie blickten ſich mit der albernſten Verlegenheit an. Allerdings, allerdings, ſagte der Herr, ich habe Dir ja befohlen — gezeigt — den Wink gegeben, Karl, — ſetzen Sie ſich, fuhr er fort, ſprang vom Stuhle auf und war wie umgewandelt. Freilich, freilich, dieſer Platz neben meiner reizenden Niece gebührt Ihnen, fing nun auch die Dame an, und ich merkte, daß ich, ohne es zu wiſſen, die rechte Art getroffen hatte, dieſes ſeltſame Ehepaar zu behandeln. Das Mädchen ſuchte ihr Geſicht, wie ſie konnte, zu verbergen; ich merkte, daß ſie in die Lippen biß und, ihrer traurigen Stimmung ungeachtet, mit dem Lachen kämpfte. Auch ich war in Gefahr, laut aufzulachen, beſonders, als der Bediente dem Herrn die Taſſe früher, als mir, präſentirte, dieſer ihm zornig zuwinkte und Karl mit der ſtupideſten Verwunderung ſie mir brachte. Es entſtand ein peinliches Stillſchweigen, und ich ſuchte es durch einige verbindliche Worte, an die alte Dame gerichtet, zu unterbrechen. Allmälig hatte meine ſchöne Nachbarin eine ruhige Faſſung gewonnen, das Geſpräch wurde lebhaft. Sie hatte in der großen Welt gelebt, war in Deutſchland erzogen, geiſtreich, witzig, und eine unſägliche Güte und Anmuth verſchönerten ihre Züge, während ſie ſprach. Der eben erlebte Auftritt ſchien ſie zu quälen; ich bemerkte, wie ſie ſich Vorwürfe darüber machte, und mit einer bewundernswürdigen

Kunſt wußte ſie auch mich zu beherrſchen, ſo daß die feierliche Art, offenbar zur Freude der Alten, allmälig und faſt unmerklich wieder hervortrat. So verging der Abend; die Alten waren höflich, verbindlich, die gnädige Herablaſſung trat wieder kühner, aber doch in einer mildern Art hervor; ich war nachgiebig, faſt unterwürfig, und der Kontraſt zwiſchen der leichten, geiſtreichen Unterhaltung mit der Niece und den ſteifen Anreden und Antworten, welche zwiſchen mir und den Alten hin und her gingen, ergötzte mich ſo, daß ich kaum wahrnahm, wie die Stunden vergingen.

Die alte Dame machte zuerſt das Zeichen zum Aufbruch, der Gemahl reichte ihr den Arm, ſie ſtellte ſich in die Mitte des Gemaches, verneigte ſich höchſt feierlich, warf der Niece einen freundlichen Gruß zu, ich verbeugte mich tiefer, als ich eigentlich wollte, das Lächeln zu verbergen, und die Dame verſchwand. Eben ſo feierlich wurde die ſchöne Vermittlerin zur Thüre begleitet, und zuletzt ſtellte ſich der alte Herr vornehm und ſchweigend hin, offenbar einen Abſchiedsgruß erwartend. Ich ließ ihn nicht lange harren und wurde nach einem prächtigen Gemach geführt.

Es war eine warme Auguſtnacht und die kurze Mitternachtsſtunde eben eingetreten, die noch einer Erleuchtung durch den Mond bedurfte; dieſer ſchien hell durch die ſchweren rothdamaſtenen Vorhänge, und vor mir lag der Park. Ich konnte nicht ſchlafen, und ging lange auf und nieder. Endlich glaubte ich aus der Ferne einen kaum vernehmlichen Geſang, von einem Inſtrumente begleitet, zu hören. Ich öffnete das Fenſter. Bäume drängten ſich an den Flügel heran, welchen ich bewohnte, doch erlaubte mir der helle Mondſchein durch das grüne Laub einen freien Platz zu entdecken, und deutlich erkannte ich den Schein von einem erleuchteten, offenen Saale, der ſich, kämpfend mit dem Mondlicht, auf ein Bosquet warf; von dorther kam die Stimme, von dorther tönte das Inſtrument. Es war eine weibliche Stimme, ſie mußte es ſein, deren anziehendes Bild mich verfolgte. Ich trat zurück, öffnete die Thür meines Zimmers und entdeckte eine Treppe, hell vom Monde beleuchtet; ich ging hinunter, und mit unbeſchreiblicher Freude fand ich eine offene Thüre, die nach dem Garten führte. Mit welchem Gefühl ich in den Park trat, vermag ich nicht zu ſchildern; in der That, das Mädchen hatte einen Eindruck auf mich gemacht, deſſen Tiefe ich jetzt erſt zu ahnen begann. Nahe dem hervorſpringenden Flügel, aus welchem ich getreten war, führte ein Weg, der mir einen Blick auf die ganze Fronte des Schloſſes gönnte; in den Fenſtern des zweiten Stocks ſah ich hier und da ein einzelnes Licht, ſonſt war Alles ſtill und dunkel. Ich erblickte nun deutlicher den Lichtſchein, der aus dem Gartenſaale drang. Ein freier, reinlich gehaltener grüner Platz breitete ſich vor dieſem aus, in einiger Entfernung von dichtem Gebüſch halbkreisförmig umſchloſſen. Der Weg, welcher nach meinem Flügel führte, leitete mich in Gänge, die ſich hinter dem Gebüſch herumzogen, und während die Töne der Guitarre, die helle, liebliche Stimme immer klarer durch die Luft klangen, ſchlich ich mich ſtill und mit klopfendem Herzen immer näher. Jetzt war ich dem Gartenſaale gegenüber, die Gipfel der nahen Bäume rauſchten, die dunkle Maſſe des Schloſſes lag vor mir, auch die einzelnen Lichter verſchwanden, aber aus dem Saale leuchtete mir ein blendender Himmel entgegen. Lauſchend drang ich in das Gebüſch ein und überſah nun Alles. Der Gartenſaal war vorne offen, nur grüne Ranken umgaben ihn, und einzelne Zweige, von dem Monde und den Kerzen wechſelnd beleuchtet, hingen frei ſchwebend von Oben herunter. Der Saal ſchien mit Marmor belegt, eine Reihe Säulen lief auf beiden Seiten nach dem Hintergrunde zu, Stühle ſtanden an die Säulen gelehnt und in der Mitte des Saales, aus dieſen hervorſpringend, ein Tiſch mit einem ſchweren ſilbernen Armleuchter, der vier brennende Wachskerzen trug. Sie ſaß da, das ſchwarze Kleid — ich kannte es ſchon, aber jetzt erſchien es mir reizender — hob, wie die dunkeln Haare, das feine, blaſſe Antlitz. In den Armen ruhte die Guitarre, und ſie ſang jenes alte, beliebte, traurige Lied von Signe und Habor; ich verſtand die Worte nicht, aber wer kennt nicht dieſe tiefe, wehmüthig klagende Weiſe? Ich habe nie, weder früher, noch ſpäter, ein Lied gehört, wie dieſes, ich werde nie ein gleiches hören; es war der grundloſe Schmerz ſelbſt, der laut wurde in ſeinen urſprünglichſten Tönen, alle Klage, die reinſte, tiefſte, ſcheint mir ſeitdem nur ein matter Nachklang. Zum erſten Mal ergriff mich die Ahnung von der wunderbaren Luſt, von der Herrlichkeit des Grams, von der verborgenen Harmonie des geheimſten Kummers. Ich ſah nichts, ich hörte nur — ich hörte nicht, es war mehr, als Hören und Sehen, es war Beides und mehr, als Beides. Die herrliche Geſtalt ſchien mir in die Töne zu verſchwimmen, dann wieder zuſammenzurinnen aus dieſen, und wenn der trauernde Geſang, durch die Luft zitternd, mein Ohr traf, meinte ich, das dunkle, gramerfüllte, thränenſchwangere Auge aus den bebenden Tönen mir nahe treten zu ſehn. Noch jetzt kann ich an dieſen Augenblick nicht denken, ohne in ihm den hellſten Lichtpunkt meines trüben Daſeins zu erblicken.

Der Geſang ſchwieg, mir war es unglaublich; eine Ewigkeit ſchien mir in dieſen Tönen zu herrſchen, ich begriff nicht, wie ſie aufhören konnten. Sie rief einen alten Bedienten, der ſich ehrerbietig näherte, gab ihm die Guitarre und entfaltete einen Brief, der vor ihr lag; ſie ſtützte den Kopf auf einen Arm, die weißen Finger wühlten in den ſchwarzen Locken, und als nun die langen, dunkeln Augenwimpern ſich auf die ſchmerzensreichen Augen ſenkten, als das Kerzenlicht von Oben die ſinnenden Züge beſchien: da war es mir, als wenn dieſe ſtumme Geſtalt alle Sehnſucht, alle Tiefe der Töne verhüllte und doch nah, ganz nah an das Herz rückte, als müßte ſie ewig ſo ſitzen, ich, auf immer ſo verſunken in den Anblick, ununterbrochen daſſelbe Entzücken fühlen.

Sie war durch den Inhalt des Briefes, ich durch den Zauber ihrer Erſcheinung gefeſſelt, als unerwartet ein lautes Geſchrei ſich hören ließ; ſie blickte ohne allen Zweifel zugleich mit mir nach dem Orte, wo es herkam. Hinter ihr, in der Tiefe des Saales rang der alte Diener mit einem anſehnlichen Manne, ich ſah zwei andere in Mäntel verhüllte Geſtalten an der Thüre ſtehen, ein Dolch blinkte, ich hörte ein halberſticktes Angſtgeſchrei, und der alte Bediente ſtürzte zu Boden. Der Mörder näherte ſich drohend dem Mädchen — Ich ſah nichts mehr; bewußtlos, wie von einer geheimen Gewalt getrieben, drang ich durch das dichte Gebüſch, flog über die grüne Fläche und ſtürzte, laut um Hülfe ſchreiend, in den Saal. Kugeln pfiffen mir um die Ohren, — ich weiß nicht, wer geſchoſſen hat, denn ich ſah nichts, als ſie — ich eilte zu ihr, hob ſie auf, und ohnmächtig lag ſie in meinen Armen. Der Mörder ſchien, durch mein Geſchrei ſcheu geworden, das Mädchen verlaſſen zu haben; hinter mir hörte ich Tritte, und ein junger Mann ſtürzte leichenblaß herein. Mathilde! rief er, und durch den Ruf erwachte das Mädchen.

Mein Geſchrei hatte mehrere Menſchen herbeigezogen, die beiden in Mäntel gehüllten Männer waren ſpurlos verſchwunden, aber der Mörder wurde in einem Gange ergriffen und hereingeſchleppt; er war mit Blut beſprützt, und wie betäubt von der Verwirrung des eben begangenen Verbrechens, trug er noch den blutigen Dolch. Der Bediente lag in den letzten Zügen, der Dolchſtoß war tief in die Bruſt gedrungen. Verwirrung. Entſetzen herſchte allenthalben, beſonders, da man entdeckte, daß der Mörder ein angeſehener Mann, ein naher Verwandter war. Der junge Mann war in grenzenloſer Wuth; man hatte Mühe, ihn von dem Mörder entfernt zu halten; dann aber wandte er ſich wieder zu dem Mädchen, und einen gewaltſamern Wechſe von Wuth und beſorgter Zärtlichkeit ſah ich noch nie. In dieſer Furie des Zorns entfaltete ſich eine kraftvolle Kühnheit, in dieſer hingebenden Liebe ein tief erſchüttertes Gemüth; Liebe und Haß, Himmel und Hölle, kämpften in ihm. Ich wurde zurückgeſtoßen, als ſtände der furchtbarſte Menſch vor mir, deſſen entſetzlicher Ingrimm Geſchlechter vernichten könnte, und denn wieder angezogen, als müßte der Mann, der den ſchönſten und kürzeſten Traum meines Lebens zerſtörte, mein innigſter, mein treuſter Freund werden. Leider, ſein Verhältniß zu Mathilden war nur zu deutlich; die Angſt, das Entſetzen hob jede Rückſicht auf, ſie lehnte ſich an ſeine Bruſt mit unverhohlner Liebe. Ach, ein Lichtſtrahl war in mein dunkles Leben für einen Augenblick gefallen, noch hatte er keine Hoffnung gereift, es war ein Eindruck, mehr einer vorübergehenden Betäubung ähnlich, und dennoch bin ich verdammt, nach dieſem ſo ſchnell verſchwundenen Momente meines Lebens mit aller Gewalt hinzublicken, als hafte mein ganzes Daſein an ihm, da er doch nur zerſtörend in meinen Innerſten wühlt.

Wozu ſoll ich nun weitläufig die ferneren Vorfälle erzählen: wie der alte Herr und ſeine Frau, halbtodt vor Schrecken, herbeigeſchleppt wurden, wie die Menge von Menſchen, die ſich herzudrängten, immer mehr wuchs, wie das Entſetzen, als man das begangene Verbrechen erfuhr, die noch größere beabſichtigte Unthat ahnete, ſich weiter und weiter verbreitete. Der Geliebte — ſo muß ich ihn leider nennen — wußte, wie viel er mir ſchuldig war, aber dennoch merkte ich, wie er mich mit Mistrauen betrachtete. Höflich fragte er mich, welcher glückliche Zufall, in einer ſo ungewöhnlichen Stunde, mich in die Nähe des Gartenſaales gebracht hätte. Die Frage war natürlich, aber in der Art, wie er ſie vorbrachte, lag etwas, wodurch ich den ganzen Sinn ahnete. Ich geſtand Alles offenherzig, ich verbarg ihm nichts. Er hörte mich ruhig an, als ich den Eindruck ſchilderte, den Mathilde von dem erſten Augenblicke an auf mich gemacht hatte. Sie wiſſen nun Alles, ſchloß ich, Sie mußten Alles wiſſen, denn Sie haben — ich geſtehe es — ein Recht, zu fragen. Morgen verlaſſe ich dieſes Haus, dieſe Gegend; aber was ich hier erlebte, wird mir nur zu unvergeßlich ſein. — Er ſah mich mit jenem Blicke unwiderſtehlicher Güte an, der ihn vor allen Menſchen, die ich bis jetzt kannte, auszeichnete. Wären Alle, wie Sie! erwiederte er und drückte mir herzlich die Hand. Wir verdanken Ihnen viel, und mich durchdringt eine trübe Ahnung, als wäre Mathilde glücklicher, wenn ſie Ihre Liebe gewonnen, wenn ſie mich nie gekannt hätte. — Man mußte das ſchöne, tiefbewegte Antlitz ſehen, um von der erſchütternden Wahrheit ſeines Gefühls überzeugt zu ſein, und obgleich noch nie ein Mann beim erſten Anblick einen ſo tiefen Eindruck auf mich machte, mir ſo bedeutend erſchien, ſo warf dennoch dieſe verhängnißvolle Aeußerung einen Stachel in meine Seele, der mich noch ſchmerzlich verletzt.

Nach einer unruhigen Nacht waren wir den Tag darauf wieder verſammelt. Mathilde erſchien nicht, ſie war zu angegriffen, und ich ſah ſie nie wieder. Alle waren ſtumm, der alte Herr und ſeine Frau verlegen; die zerſtörte Ordnung des Hauſes erlaubte kaum eine Aufrechthaltung der Etikette, und es wurde immer klarer, daß dieſe weniger aus Stolz, als aus alberner Gewohnheit entſprungen war, und daß eine ſeltſame Schwäche ſie der Gewalt ihrer Umgebung völlig preisgab.

Die Gerichtsperſonen der Gegend waren ſchon in der Nacht angekommen, und durch die erſte vorläufige Unterſuchung erſchienen die Thatſachen, die den Ergriffenen als Mörder bezeichneten, ſo beweiſend, daß man ihn mit Ketten belaſtet abführte. Dieſe Unterſuchung fortzuſetzen, verweilten einige Herren des Gerichts noch im Schloſſe; ſie waren mit uns zum Frühſtück verſammelt und Mathildens beneidenswerther Freund eben eingetreten, als ſich zwei Herren anmelden ließen, deren

Ankunft — ihre Namen wurden genannt — die ganze Geſellſchaft in unruhige Bewegung ſetzte. Als ſie eintraten, wurde auch ich von Entſetzen ergriffen. In Augenblicken des höchſten Schreckens ſcheinen alle Sinne auf eine wunderbare Weiſe geſchärft; die beiden in Mäntel gehüllten Geſtalten, welche, während der Bediente ermordet wurde, ſtumm im Hintergrunde des Gartenſaales ſtanden, die höchſt wahrſcheinlich die Piſtolen abſchoſſen, hatte ich nur einen kaum wahrnehmbaren Moment geſehen, und dennoch ſchwebte mir das Eigenthümliche ihrer Geſtalten ſo beſtimmt vor der Seele, daß ich mit innerer Gewißheit dieſelben Männer zu erkennen glaubte, als die Angemeldeten erſchienen. Ich war nicht der einzige, dem ſie verdächtig vorkamen; zornig, mit ſich ſelbſt kämpfend, ging Mathildens Geliebter auf und nieder, und erwiederte kaum den Gruß der Hereintretenden. Sie hätten durch das Gerücht das Unglück des Hauſes vernommen, die Theilnahme an dem Schickſale ſo naher Verwandten ließe ihnen keine Ruhe, ſo äußerten ſie ſich, und der Eine fragte mit der größten Unbefangenheit, ob man den frechen Mörder ergriffen habe, ob man den Grund eines ſo furchtbaren Verbrechens kenne? Ein ängſtliches Schweigen folgte auf dieſe Frage, Jeder warf einen ſcheuen Blick nach dem Fragenden; nur der Geliebte — wie ich den Mann nennen will, den ich nicht deutlicher zu bezeichnen wage, — ſchien in großer, leidenſchaftlicher Bewegung. Er brach das Stillſchweigen auf eine Weiſe, die mich mit Grauen erfüllte. Raſch trat er dem Fragenden entgegen und ſah ihn mit einem vernichtenden Blicke an, als wollte er ihn durchbohren; Wiſſe, rief er laut, Dein Vater war der Mörder! Wer wagt, wer unterſteht ſich! tobte der Gaſt, zitternd, wie es ſchien, und ſchäumend vor Wuth. Wir befürchteten einen gewaltſamen Auftritt, aber eine der Gerichtsperſonen näherte ſich ihm theilnehmend. Leider, ſprach dieſe, es iſt ſo; was der junge Mann mit unverzeihlicher Härte Ihnen kund that, iſt nur zu gewiß, wir dürfen es Ihnen nicht verhehlen. Ihr Vater iſt blutig, mit dem Dolche bewaffnet, ergriffen worden, und es haben ſich Umſtände gezeigt, die es nothwendig machen, auch Sie zu vernehmen. — Ich Unglücklicher! rief der Sohn des Mörders, und die heftigen Ausbrüche ſeiner Verzweiflung machten mich faſt ungewiß, verdrängten jede Spur von Verdacht aus der Seele des heftigen Gegners.

Wenige Augenblicke ſpäter verließ ich die Gegend und die Familie; meine Ausſage über den mörderiſchen Vorfall wurde gerichtlich niedergelegt. Wie ich, außer dem Mörder, noch zwei in Mäntel gehüllte Geſtalten geſehen, hatte ich nicht verhehlt; aber ich war der Ein=

zige, der dies bemerkt, und mein Zeugniß ſchien daher auf einer Täuſchung zu beruhen; denn ſchnell war man, durch meinen Ruf aufgeſchreckt, herbeigeeilt, die Gänge, die nach dem Gartenſaale führten, hatten ſich mit Menſchen gefüllt, aber Niemand, außer dem Mörder, wurde gefunden. Unter dieſen Umſtänden wagte ich nicht, meinen Verdacht zu äußern.

Dieſes Ereigniß beunruhigte die ganze Gegend; aber Alles, was man öffentlich vernahm; konnte das Dunkel, welches über dem Ganzen ruhte, nicht zerſtreuen. Man behauptete, daß Mathildens Geliebter aus einem fremden Geſchlecht herſtamme, welches, von einem dunkeln Verhängniß verfolgt, ſelbſt durch furchtbare Verbrechen gebranntmarkt wäre; die ſtolzen Verwandten ſträubten ſich, wie man verſicherte, gegen eine ſolche Verbindung; der Streit um ein bedeutendes Vermögen ſoll den wechſelſeitigen Haß geſteigert haben, ein Nebenbuhler war, wie man vermuthete, ein Verbündeter, aber nur der Mörder wurde beſtraft. Auf einer entfernten Feſtung ſchmachtet er im Kerker. Von den beiden Männern, die ich noch fortdauernd im Verdacht habe, war einer dem Mädchen verwandt; allgemein bezeichnete man ihn als den Nebenbuhler, und kurze Zeit nach dieſem Ereigniß verſchwand er. Er hat einen Theil der Revolution mitgemacht und ſoll in franzöſiſchen Dienſten ſein. Der Sohn des Mörders wußte dem allgemein herrſchenden Verdacht Trotz zu bieten, ja, die allgemeine Theilnahme zu erregen; er wurde völlig freigeſprochen. Von allen Perſonen in dieſem dunkeln, furchtbaren Drama habe ich ſpäterhin keine wieder getroffen, nur dieſer Menſch verfolgte mich, wie mein Schatten. Er ſchien meinen Verdacht zu ahnen; durch Liſt, Kabale, Verläumdung trat er mir überall hemmend entgegen, er drängte ſich in meine geheimſten Verbindungen. Wie ein freſſender Wurm nagt die Erinnerung an die einzige ſelige Stunde meines Lebens, die ſo ſchrecklich endete, an meinem Innern, ich ahne Mathildens unglückliches Schickſal; die ganze unſelige Verflechtung, in deren Mitte mein gefeſſeltes Gefühl ſie gefangen ſieht, umſchwebt mich wie ein phantaſtiſcher, tragiſcher Traum; ich ſehe ſie in Gram verſunken, von finſteren Verbrechen umgeben, ich will ſie retten und vermag es nicht. Ob Mathilde mit dem Manne, den ich haſſe und liebe, verbunden iſt? Ich weiß es nicht, ich will es nicht wiſſen; hat doch die tiefe Zuneigung, deren unglücklicher Zeuge ich war, uns auf ewig getrennt. Aber er erſcheint mir als ein furchtbarer Rieſe, ſeine Liebe ſelbſt dünkt mir Wuth, er zieht ſie unwiderſtehlich an, er drückt ſie an ſich, aber das Entzücken endigt mit einem Angſtgeſchrei, das zerbrochene Herz hört auf zu ſchlagen, und ſie ſtirbt in der Umarmung.

Ich bin zwar ein geborner Finnländer, aber mein Vater war ein Schwede; ich liebte mein Vaterland, aber mein Inneres war zerriſſen, die Verfolgung verbitterte mein ohnehin trübes Leben; ſo entſchloß ich mich, Schweden zu verlaſſen, und bin jetzt ein ruſſiſcher Artillerie-Lieutenant. Ich habe keinen Freund, dem ich mein Vertrauen ſchenken könnte, fremd in fremdem Lande, iſt mir jede Umgebung gleichgültig. — Und nun ſind Sie mir erſchienen, Ihr Vertrauen hat mein erſtorbenes belebt; ich fühle das Bedürfniß der Theilnahme; die Sprache, das nördliche Vaterland, ja, eine geheime Ahnung, als wenn jene traurige Hauptbegebenheit meines Lebens uns in eine jetzt noch verborgene Verbindung bringen würde, hat mich vermocht, Ihnen mitzutheilen, was ſchon lange Jahre verhüllt, verſchwiegen an meinem Daſein nagte. Denn — hören Sie — der Sohn des Mörders iſt Thorgreen, derſelbe Thorgreen, den Sie als ſchwediſchen Rittmeiſter trafen. Ich kann nicht daran zweifeln; ſein Benehmen gegen Sie, die Nachrichten des Wachtmeiſters bezeugen es, — und nun gute Nacht, lieber Freund! — Silén ſchwieg, hüllte ſich in ſeinen Mantel, und ich hörte ihn ſeufzen, ja, irre ich nicht, weinen.

Mir war der unglückliche Silén ſchon durch die Art, wie er mich aufnahm, lieb geworden; durch das Geſpräch mit ihm lernte ich einen Mann kennen, deſſen Offenheit, Wahrheit und Bildung mir ſchätzbar ſchienen; ſeine Erzählung hatte meine Theilnahme erregt. Was iſt der Menſch, dachte ich, wenn ſelbſt der beſſere das Spiel einer augenblicklichen Empfindung werden kann, die lockend ſich in das Herz wühlt und wie ein geheimes Gift ſein ganzes Daſein verzehrt? Iſt es ſo nothwendig? Iſt die Liebe, die Dich ſo glücklich macht, ein furchtbarer Zauber, dem wir nicht entrinnen können, ein Wahnſinn, der alle Kräfte lähmt? Nein, ſagte ich mir, wir dürfen uns dieſem Gefühl nicht bewußtlos hingeben. Ich fühlte, daß ich, wenn ein unglückliches Schickſal es forderte, Dich zwar nie vergeſſen, nie eine Andere lieben, aber Dir entſagen könnte, Dorothea. Ich mußte meinen unglücklichen Freund tadeln, aber auch bedauern, ja, lieben. Eine trübe Ahnung, als könnte das dunkle Verhängniß, welches ihn umſchlungen hatte, auch mich ergreifen, durchbebte mich und ſchloß mich noch inniger an den neu erworbenen Freund, den ich hier getroffen hatte, der mir nach wenigen Stunden ein ſolches Vertrauen ſchenkte, den ich wahrſcheinlich, wenn ich ihn jetzt verließ, nie wiederſah. Das Plänkeln hatte, wie Silén vermuthete, aufgehört, eine unheimliche Stille herrſchte um uns, obgleich die Gegend rundum ungeheure Kriegermaſſen enthielt, die, einander gegenüber ſtehend, in einem Kampfe begriffen waren, der Europas Schickſal beſtimmen ſollte. In den Mantel eingehüllt, auf das Gras hingeſtreckt, ſchlief ich, von verworrenen Träumen geängſtigt, ein.

Die Kälte in der Morgendämmerung weckte mich auf; Silén ſaß ſtill vor ſich hinblickend neben der Kanone. Ich ſah in dem nahen Gebüſch die ruſſiſchen Vorpoſten und jenſeits der Parthe die feindlichen, welche ab und zu aus den Bäumen hervortraten, ihre Flinten abſchoſſen und wieder verſchwanden. Ein Kanonenſchuß fiel, wie der donnernde Schall bewies, ganz in der Nähe; die Kugel ging in einem großen Bogen über uns weg, es war der Morgengruß des wichtigen Tages. Oho, Freund, mahnſt Du mich! rief Silén, ſchnell war ſeine Kanone geladen und losgebrannt. Wenn ſehen wir uns wieder? fragte er, indem er ſich an mich wandte. Ich war eben im Begriff, fortzureiten. Sollte eine Unterhaltung, wie die unſere, ſpurlos verſchwinden? erwiederte ich. Haben doch ein paar nächtliche Stunden uns inniger verbunden, als viele Menſchen, die Jahrelang neben einander leben. Iſt nicht Vertrauen Freundſchaft und dieſe Treue? Giebt es nicht ein Gefühl, welches den nichtigen Schein des Lebens verdrängt und in wenigen Momenten die innerſte Wahrheit verwandter Geiſter aufſchließt, daß ſie ſich erkennen, wie ſie ſind? Gehören ſie ſich von da an nicht auf immer zu? Silén, ich kann nicht glauben, daß dieſe Nacht wie ein leichtes Vorpoſten-Abenteuer aus unſerm Leben verſchwinden wird. — Storm, rief er mit einer Luſtigkeit, die mich mit Grauen erfüllte, wir wollen zwei muntere Geſellen ſein, vergiß die weinerliche Nacht, und dieſer Trunk ſoll Dich mahnen, daß Du mich aufſuchſt; dann wollen wir trinken, ſpielen, liebeln, leben, wie die Andern; wenn dieſer Krieg nicht einen von uns wegrafft oder beide, ſehen wir uns wieder. — Wir hatten uns während dieſes Geſprächs den äußerſten Vorpoſten genähert; Silén wollte ihre Stellung gegen einander unterſuchen. Eine Flintenkugel pfiff an uns vorüber, ein Soldat ſtürzte dicht neben uns, und gut getroffen, ſtarb er, ohne einen Laut hören zu laſſen. Der luſtige Teufel hat ausgelacht, ſagte Silén; er war der ausgelaſſenſte Burſche, und nun ſchleicht er ſich ſo ſtumm davon. Wir gaben uns wechſelſeitig die nöthigen Anweiſungen, und Silén umarmte mich. Der Menſch drüben, ſagte er, während er mich umſchloß und über den Fluß hinüberſchielte, liebt uns übermäßig, er hofft uns auf ewig zu vereinigen — er zielt. Wie verabredet fuhren wir auseinander, und eine Kugel, wohlgerichtet, flog mitten zwiſchen uns durch. Silén lachte, rief mir Adieu zu, und ich ritt davon.

Als ich nach dem Hauptquartier zurückkehrte, auf derſelben Landſtraße, die mich geſtern von meinem Ziele abführte, war ſchon Alles lebendig; die Truppen rückten zuſammen, und aus dem Dorfe, wo der Feldherr die Nacht zubrachte, zogen eben die letzten Bataillone heraus, ſo daß ich es leer fand. Im Hauptquartier ſchliefen noch faſt Alle, nur in den Ställen ſah ich Pferde ſatteln, Knechte geſchäftig ſich tummeln. Nach und nach kamen Einzelne zum Vorſchein, begrüßten ſich gähnend, und hörte man ihre Geſpräche, dann hätte man glauben ſollen, in einer Geſellſchaft zu ſein, die durch irgend einen Zufall in eine unbequeme Lage verſetzt iſt. Es waren Männer, die, durch ein wechſelvolles Leben abgehärtet, obgleich für ein angenehmeres beſtimmt, ſich in die gegenwärtigen Verhältniſſe wohl zu ſchicken wußten, die ſelbſt in den Unbequemlichkeiten, Entbehrungen und Verlegenheiten, welche daraus entſtanden, mit heiterm Sinne noch einen Genuß ſuchen konnten. Von der Streu erhoben ſich die Stabsoffiziere, die nebeneinander geſchlafen hatten, und ein jeder ſuchte in Eile mit ſeiner Toilette fertig zu werden, während eine Untertaſſe, weil nichts Beſſeres da war, unter allen im Kreiſe herumging und für jeden mit Kaffe gefüllt wurde. Die Fenſter, an die Wand gelehnt, dienten als Spiegel, und eine Unterhaltung voll heiteren Witzes, oft beißenden Spottes vollendete das bunte Gemälde. Nichts ließ die große Bedeutung der nahe bevorſtehenden Schlacht ahnen.

Und dennoch hatte ein Theil dieſer Männer die Nacht in ernſthafter Berathſchlagung zugebracht, und wer ſie genauer betrachtete, merkte wohl, daß hinter dem Scherze ſich der Ernſt verbarg.

Es war ſpät am Morgen, als der Feldherr endlich aufbrach und wir ihm durch das Dorf folgten. Vor uns auf dem Felde bewegten ſich die Truppen des General Langeron, die weniger gelitten hatten und für dieſen Tag ſich mit den Schweden verbinden ſollten. So mörderiſch war die letzte Schlacht geweſen, daß der größte Theil des Blücherſchen Heeres an dem bevorſtehenden Kampfe keinen Theil nehmen konnte. Wer nicht todt oder verwundet dalag, war durch die furchtbare Anſtrengung erſchöpft, und der tapfere Graf York hatte ſich von dem Schlachtfelde zurückgezogen, nachdem ſein kühner Angriff, ſein theuer erkaufter Sieg an dem günſtigen Erfolge der jetzt zu erwartenden Schlacht kaum zweifeln ließ.

Wir erreichten eine Ebene, die ſich bis zu den Vorſtädten von Leipzig ununterbrochen auszudehnen ſchien;

wir ſahen in der Ferne die Thürme der Stadt, in welche der Feind ſich geworfen hatte, und die er behaupten wollte; links floß die Parthe, und hinter uns war Wald. Die ruſſiſchen Truppen ſollten dem andringenden Feinde jenſeits dieſes Fluſſes entgegen gehen, und der Uebergang über die beſchwerliche Furth ſtellte ein Bild der Verwirrung dar, welches den Unkundigen, der die Nähe des Feindes kannte oder ahnete, mit Schrecken erfüllen mußte. Selbſt wer es öfters erlebt hatte, wer es wußte, wie ſchnell dieſe Verwirrung ſich in Ordnung auflöſt, konnte ein ängſtliches Gefühl kaum verdrängen. Fußvolk und Reiter, Kanonen und Munitionskarren wälzten ſich, wie in einen unauflöslichen, nie zu entwirrenden Knäuel verſchlungen, durcheinander in dem aufgewühlten, ſchmutzigen Grunde des Fluſſes. Offiziere und Gemeine ſchrien, die Erſteren ſchimpften; die fremde Sprache ſteigerte für uns das Intereſſe an dem bunten, verworrenen Treiben, und Stunden vergingen, ehe man nur eine Ahnung davon bekam, wie aus dieſem Drängen und Treiben Ordnung entſtehen ſollte. Die Truppen hatten ſich endlich auf dem andern Ufer des Fluſſes aufgeſtellt, und der Feldherr mit ſeiner Begleitung kehrte nach der Ebene zurück.

Hier breitete ſich das außerordentlichſte Schauſpiel vor unſern Blicken aus. Jenſeits der Parthe erhob ſich das Land; eine lange, zuſammenhängende Hügelreihe zog ſich von Oſten nach Weſten, und auf dieſer entdeckten wir die unermeßlichen Heerſchaaren, welche, von Morgen herkommend, dem bis dahin ſo übermächtigen Feinde entgegen zogen, erbitterte Völker aus dem Innerſten Aſiens, aus Rußland, wie aus Deutſchland und Schweden, zu ſeinem Untergange verſchworen. Die Entfernung war groß genug, um das Ganze dem ſtaunenden Blicke vorzuführen, die Nähe hinreichend, um einzelne Maſſen zu unterſcheiden. Deutlich erkannte man Fußvolk, Reiter und Artillerie, die Feldherrn mit ihrer Umgebung waren leicht herauszufinden. Eine unüberſehbare Reihe war ſchon an dem verwunderten Auge vorübergezogen, die ganze, lange Hügelkette ſchien mit einem Kranze von Kriegern geſchmückt, deren blinkende Waffen in die Luft hinein ragten. Die langſam fortſchreitenden, zahlloſen Maſſen verloren ſich gegen Weſten hinter den Hügeln, aber immer neue Kolonnen tauchten im Oſten auf, als wollte der unverſiegbare Menſchenſtrom nie aufhören. So erzählt man, daß in fernen Weltgegenden Züge von wandernden Vögeln einen ſtets in der nämlichen Richtung beweglichen Gürtel von einem Horizonte zum andern bilden. Wir ahneten die große Bedeutung des Tages, Welttheile hatten ſich in Bewegung geſetzt, und es war dieſer Augenblick ſtaunender Bewunderung, der auf dieſer Stelle die Benennung Völkerſchlacht ſchuf, welche auf immer den merkwürdigſten Kampf bezeichnen wird.

Während wir noch dieſes Schauſpiel genoſſen, fing der Feind, jenſeits der Parthe, ſchon an, ſich in Bewegung zu ſetzen. Er hielt ein Dorf beſetzt, und es war unſere Abſicht, ihn aus dieſem zu vertreiben. Es vergingen Stunden, der Kampf auf dem andern Flußufer, in unſerer Nähe wurde immer hitziger, das Dorf brannte. Doch Auftritte der Art waren zu gewöhnlich, um uns ſonderlich in Bewegung zu ſetzen. Aber während das Dorf in hellen Flammen ſtand, während der ferne Donner des Geſchützes, das ununterbrochene Gewehrfeuer uns belehrte, daß nun der mächtige Kampf auf allen Punkten losgegangen ſei, hielten wir, einzelne Gruppen bildend, ohne von Truppen umgeben zu ſein, auf der weitläufigen Ebene und nahmen keinen Theil an dem heißen Kampfe. Offiziere eilten herbei mit Nachrichten und verließen uns wieder, Adjutanten wurden nach allen Richtungen geſchickt; aber wir, die geringern Offiziere, erfuhren wenig, und harrten unthätig und ungeduldig auf den Erfolg des Tages. Da ſchmetterten Trompeten in der Nähe; nicht jene feindlichen Töne, die zum Angriff auffordern, auch nicht die den Kämpfenden widerwärtigen, welche zur Flucht mahnen, ließen ſich hören, es waren die fröhlichen, heitern Klänge freundlicher Begrüßung, die über die Ebene ſchallten, während eine ſtattliche Schaar Reiter ſich langſam näherte. Einzelne feindliche Kugeln beſtrichen die Ebene. Die Flammen brennender Dörfer loderten um uns, und in ſchöner Ordnung, in zierlicher Tracht, mit wehenden Fahnen kamen auf muthigen Roſſen die wackeren Männer heran. Es waren ſächſiſche Reiter, die erſten Deutſchen, denen es gelungen war, ſich aus den läſtigen, drückenden Feſſeln des Feindes loszureißen. Ein Kommandowort ſtellte ſie in langen, graden Reihen dem Feldherrn gegenüber, der Anführer ſprengte hervor und ſenkte ſeinen Säbel. Der alte Feldherr, berühmt durch ſeine kriegeriſche Beredſamkeit, begrüßte ſie mit ergreifenden Worten, und ich glaubte einen jener Auftritte uralter Zeit, wie die Dichter ſie uns darzuſtellen pflegen, lebendig erneuert aus der Mitte unſerer Zeit hervortreten zu ſehen.

Der Feldherr winkte mir, nannte den Ort, wo ich die neu angekommenen Reiter hinführen ſollte, und befahl mir, ſie zu begleiten. Sie ſchwenkten ab, ritten ſtill, in ſich verſunken davon, und ich ſchloß mich ihrem Zuge an. Ich glaubte ihren Trübſinn zu verſtehen, durch Stillſchweigen meine Theilnahme am beſten zu zeigen, und ſo ritt ich, lange völlig ſtumm, neben einem Offizier, deſſen Aeußeres mich anzog. Einige Fragen über die Gegend, nach welcher die Reiter geführt wurden, leiteten das Geſpräch ein. Sie ſind kein Preuße, ſagte er, als ich die Fragen beantwortete; ich geſtand es, keiner zu ſein. — Sie ſind kaum ein Deutſcher? — Ein Norweger, entgegnete ich, und nun blickte er mich aufmerkſam und ſinnend an. — Sie ſind ein Ausländer; welche Geſinnung Sie auch zur Theilnahme an dieſem Kriege vermocht hat — und ich ahne die Gefühle, ſie ſind mir wahrlich nicht fremd — ſo werden Sie doch das Drückende unſerer Lage verſtehen. Die plötzliche Umgeſtaltung aller Verhältniſſe, die Liebe zum Vaterlande, die Gewalt des Augenblicks hat uns zu einer That hingeriſſen, die, mit unſerer Geſinnung übereinſtimmend, nothwendig ſchien — und doch, ich kann den finſtern Zweifel nicht überwinden, der mich drückt, der mich jetzt, da Alles geſchehen iſt, doppelt quält und ängſtigt. Das iſt nicht das frohe Gefühl, welches, wo das Urtheil klar, die That mit der Geſinnung in völliger Uebereinſtimmung iſt, uns heiter jeder Schwierigkeit, jeder Gefahr, jeder Mißdeutung entgegen zu treten auffordert. Sehen Sie, die ganze Mannſchaft theilt meine Empfindung; ſie drückt uns zwiefach, denn unſer geliebter König iſt da — wo wir vielleicht noch ſein ſollten. —

Konnte ich ihn tadeln? Das Vertrauen, welches dieſe offene Erklärung vorausſetzte, zog mich immer mehr zu dem Manne hin, deſſen milder Ernſt ſchon beim erſten Anblick für ihn einnahm. Wenn ein harter Widerſpruch in bedenklicher Zeit mit aller Gewalt ſich auf den Einzelnen wirft, wenn er den Knoten durchhauen muß, den er nicht zu löſen vermag, iſt es zu verwundern, daß die Wunde blutet? Aber es giebt Gegenſtände ſo verhüllter, Zweifel ſo zarter Art, daß ſie nur berührt, nur angedeutet ſein wollen. Dieſes Geſpräch führte daher ein Stillſchweigen herbei, das er zu würdigen wußte; ich verſtehe Sie ganz, war Alles, was ich antwortete, indem ich ihm die Hand drückte. Auch er hatte mich verſtanden. Er ſchien fortwährend nachzuſinnen, endlich, als hätte er einen Entſchluß gefaßt, wandte er ſich wieder an mich. Ich habe ein Vertrauen zu Ihnen gefaßt, ſagte er, welches mir, ich will es geſtehen, nach einer ſo kurzen Bekanntſchaft, faſt ſeltſam, wunderbar, unerklärlich vorkommt. Ich kenne Sie kaum ſeit Stunden und wage es dennoch, Sie zu meinem Vertrauten zu machen. Ein anderes Verhältniß, ein rein perſönliches, das in einer ſo großen, gewaltigen Zeit ſich vielleicht nicht hervorwagen ſollte, beunruhigt mich, und ich muß mich deshalb an Sie wenden; mein Vertrauen wird mich nicht, kann mich nicht täuſchen. Hören Sie mich an. Ich bin verheirathet, meine Frau iſt in Pommern geboren und hat in Schweden Verwandte. Meine Verbindung mit ihr fand viele Schwierigkeiten, und wenige Tage nach der Hochzeit rief mich der Krieg ab. Ich habe an dem ruſſiſchen Feldzuge theilgenommen, nur ein Wunder rettete mein Leben bei der ſchrecklichen Flucht. Ich kam nach Deutſchland zurück, um, noch immer durch das Geſchick von meiner Frau getrennt, gegen mein Vaterland zu ſtreiten. Eine doppelte Liebe hob, ja, heiligte mein Leben in der Blüte ſeiner Jugend, Deutſchland und die Geliebte. Ich hatte die zweite nach ſchweren Kämpfen gewonnen, dem erſten Treue geſchworen, und eine Gewalt, die ich nicht abweiſen konnte, riß mich aus den Armen der Geliebten und waffnete mich gegen Deutſchland. Nur einen Augenblick blieb es mir vergönnt, meine Frau zu ſehen; ſie war, als ſie meine Rückkunft erfuhr, nach Leipzig geeilt; ſie iſt noch da, aber ein neuer Kummer hat ſich zu dem alten geſellt, ein finſteres Unglück hat ſich auf das Gebiet des Jammers geflüchtet, um da Hülfe und Troſt zu finden. Eine Freundin meiner Frau, eine Schwedin, ſuchte Hülfe bei ihr; unglückliche Verhältniſſe hatten ſie aus ihrem Vaterlande getrieben, ſie kannte keine andere Stütze, als die Freundin ihrer Jugend, und Beide ſind jetzt allein, ſchutzlos in Leipzig. Sie, Herr Storm, ſollen ihnen Schutz, Rath, Hülfe gewähren, denn ich kann Leipzig jetzt nicht wiederſehen. Man wird die Grauſamkeit nicht haben, uns gewaffnet gegen dieſe Stadt zu ſenden, die unſerm unglücklichen Könige als Aufenthalt dient. Jetzt iſt der Traum meiner Jugend erfüllt, ich ſtehe kämpfend gegen den übermüthigen Sieger und Zerſtörer Deutſchlands, und — gegen meinen König, ſetzte er bitter lächelnd hinzu. Ich vertraue Ihnen viel, Sie werden in Verhältniſſe eingeweiht, die ich zittre, fremden Händen zu übergeben; Manches wird Ihnen dunkel ſcheinen, und doch werden Sie rathen, helfen, handeln, ja, vielleicht Opfer bringen müſſen, Sie, der Fremde den Fremden. — Er ſah mich lange an, ich ſchwieg. — Nein, fuhr er mit Wärme fort, ich habe mich nicht getäuſcht, ein gütiges Geſchick ſandte mir in dem bedenklichſten Augenblicke die einzig mögliche Hülfe. Mein Herr, antwortete ich, wenn es auf meine Geſinnung, auf meinen Entſchluß ankäme, wer wäre ich, wenn ich Ihrem ſchönen Vertrauen nicht freudig entſpräche?“ Sie fordern mich zum Schutze verlaſſener Frauen auf, die ehrenvollſte Aufforderung, welche einem Krieger werden kann; Sie kennen aber meine Lage, wie wenig ich über mich ſelbſt, über meinen Aufenthalt gebieten kann. Noch ſind wir nicht in Leipzig. — Sie werden heute oder morgen da ſein, antwortete er; ich ſah die Verwirrung in den Reihen der Feinde, jetzt kämpfen ſie nur, um eine gänzliche Niederlage zu vermeiden, um den Rückzug zu decken. Ich gebe das zu, ja, ich hoffe es, erwiederte ich und konnte meine Freude über dieſe Nachricht nicht unterdrücken, aber Sie kennen unſern alten Feldherrn; er wird eilen, die fliehenden Feinde zu verfolgen, vielleicht bleiben wir nur wenige Augenblicke in der Stadt. Aber jeden Einwurf wußte mein neuer Freund zu widerlegen; er machte mich aufmerkſam auf die freiere Stellung eines jungen Offiziers im Hauptquartiere, der, wenn er nach einem ſolchen Siege den Wunſch äußerte, ſich einige Stunden in Leipzig aufzuhalten, leicht die Erlaubniß dazu erhalten würde; und dieſe wenigen Stunden könnten, wie er behauptete, den Frauen ſehr nützlich ſein. Ich verſprach, jedes Mittel aufzubieten. Wir erreichten die Truppen, an welche die Sachſen ſich anſchließen ſollten. Herr von Rehling — ſo nannte ſich der Offizier — ſchrieb eilig einige Zeilen an ſeine Frau, und wir trennten uns.

Als ich wieder die Stelle erreichte, wo der Feldherr noch immer verweilte, waren unſere Truppen ſchon bedeutend vorgerückt, der Feind zog ſich immer mehr nach der Stadt zurück, aber das Dorf jenſeits der Parthe behauptete er noch hartnäckig. Die letzten Flammen loderten noch, man ſchlug ſich unter den Trümmern. Oft kamen von Langeron Eilboten, die um Unterſtützung baten, da befahl mir der Feldherr, ihm die Ordre zu bringen, unter jeder Bedingung das Dorf zu nehmen, ſelbſt wenn er ſeine letzten Reſerven in's Feuer ſchicken müßte, Unterſtützung hätte er nicht zu erwarten. Ich fand den ruſſiſchen General in einer bedenklichen Lage, aber entſchloſſen, dem Befehle zu folgen. Ich wohnte dem letzten, entſcheidenden Angriffe bei: die Ruſſen ſtürzten kühn in die rauchenden, glimmenden Ruinen des Dorfes hinein, der Feind ſchwankte, zog ſich zurück und gab das Dorf auf; es war, wie der Feldherr richtig geahnet hatte, ſein letzter verzweiflungsvoller Widerſtand geweſen. Ein Adjutant wurde ſofort mit der frohen Nachricht abgeſandt, und Langeron drang gegen den Feind verfolgend vor. Jetzt eben, als der Kampf gänzlich beendet ſchien, traf eine Kugel meinen rechten Arm, eine zweite tödtete mein Pferd, und ich mußte nun mit einem Wundarzte zurückbleiben, der mich eilig verband und mir die tröſtliche Verſicherung gab, daß die Wunde nicht gefährlich ſei. Aber die Kugel war in der Wunde zurückgeblieben, dieſe ſchmerzte heftig, und der Blutverluſt hatte mich erſchöpft; dennoch drang ich darauf, zurück zu reiten. Ein Pferd erhielt ich leicht, ich verbiß die Schmerzen und ritt, von einem Ruſſen begleitet, fort. Manches ſetzte mich in unruhige Bewegung; ich dachte an meinen Auftrag, der mir immer wichtiger, immer bedeutender erſchien, je länger ich jede Aeußerung des Offiziers erwog, und doch wollte ich mich unter keiner Bedingung vom Hauptquartier trennen.

Ich war durch den Ritt angegriffen, und die Freunde, welche mich jubelnd begrüßten, als ſie den Verwundeten zu Pferde ankommen ſahen, erſchraken, da ſie mich genauer betrachteten. Der Tag neigte ſich indeſſen ſchon, die Hoffnung, noch heute Leipzig zu erobern, war aufgegeben worden, und ich ließ mich nach dem Dorfe bringen, welches für die Nacht zum Hauptquartier beſtimmt war. Mit leichter Hand wurde die Wunde unterſucht und die Kugel herausgeſchnitten, die eine ſehr glückliche Richtung genommen hatte. In einigen Wochen ſind Sie wieder bei uns, ſagte der Wundarzt, wenn Sie ſich vernünftig betragen. Ich brachte die Nacht theils ſchlaflos, theils von Fieberträumen geängſtigt zu, und dennoch fühlte ich mich den Tag darauf ſtark genug, das Pferd zu beſteigen. Noch hatten nicht Alle das Dorf verlaſſen, ich hielt daher meinen Entſchluß geheim; als ich aber allein war, befahl ich meinem ſich dagegen ſträubenden Bedienten, das Pferd zu ſatteln, und ritt langſam, mich mit Mühe im Sattel haltend, nach Leipzig, welches ſchon von allen Seiten umzingelt war.

Eine Stadt, von Feinden umringt und beſchoſſen, tritt uns mit einem ſeltſamen, verhängnißvollen Anſehen entgegen. Dann werden wir recht gewahr, wie die Gewohnheit des Lebens, das emſige Gewühl auf den lebhaften Straßen, die häusliche Geſchäftigkeit belebend ſelbſt in die Mauern einzudringen vermag. Das verworrene Geſumme, in welches der mannigfaltige Lärm der Stadt ſich verliert, ſcheint ſich mit dem Rauch der Häuſer, mit den Mauern und Dächern zu verbinden, ſcheint dieſen eine Beweglichkeit mitzutheilen und uns einzuladen, an dem heitern Genuſſe arbeitſamer Menſchen theilzunehmen. Wie ganz anders ſtellen ſich dieſelben Häuſer dar, wenn der Donner des Geſchützes, das Gepraſſel der Flintenſchüſſe, wenn das wilde Geſchrei ſtürmender Feinde den Untergang droht! Die Thürme ragen mit furchtbarem, kaltem Ernſt in die Wolken, kein Rauch erhebt ſich aus den Schornſteinen; jetzt erſt ſind die Dächer, die Mauern ſtumm, es iſt, als wären ſie, wie die Einwohner, vor Schrecken erſtarrt. Man ahnet die Angſt, die in ihren Räumen herrſcht, wie Greiſe, Frauen, Kinder, in den entfernteſten Schlupfwinkeln verborgen, dem wüthenden Streite mit ſteigendem Entſetzen lauſchen.

Die Truppen unſeres Feldherrn kämpften vor dem halliſchen Thore, und eben hier war der Widerſtand am hartnäckigſten. So lange der Angriff dauerte, kam keine einzelne Vorſtellung in meine Seele. Im Hintergrunde als ruhiger Zuſchauer, feſſelte mich der erhabene Anblick, der große Moment, deſſen entſcheidende, ſich immer raſcher entwickelnde Kriſe Sinn, wie Gedanken gefangen nahm. Ich fühlte wohl den Schmerz der Wunde, aber er wurde von der mächtigen Empfindung, die mich durchglühte, zurückgedrängt; die ſtille Erinnerung an den erhaltenen Auftrag, an die Ereigniſſe, die meiner harrten, war nicht verſchwunden, aber ſie hatte ſich in die dunkelſten Winkel des Bewußtſeins zurückgezogen, wie die Einwohner der Stadt in die entfernteſten Gemächer ihrer Häuſer.

Lange harrte ich ſo in ſteigender Ungeduld, da verkündete ein lautes Geſchrei, daß das Thor erſtürmt würde, und ein ähnliches Geſchrei vom Grimmaer Thore her überzeugte mich, die Stadt ſei in unſerer Gewalt; die Truppen drängten ſich durch das eroberte Thor hinein, der Feind wurde auf den größern Plätzen, in den Gärten immer heftiger angegriffen; die Verwirrung, die furchtbare Niederlage der Fliehenden iſt bekannt. Ich ritt langſam, als das Gedränge, der Kampf vorbei war, in die Stadt hinein. In den Straßen tummelten ſich die Krieger zwiſchen den Munitionskarren, Kanonen und Wagen, die der geſchlagene Feind zurückgelaſſen hatte. Die Einwohner, vom Feinde gedrückt, von Freunden bedroht, den Augenblick der Errettung mit Angſt erwartend, wagten ſich kaum hervor, nur die Jugend jubelte auf den Straßen, und aus den Fenſtern blickten Frauen und Mädchen, blaß, zitternd, vom Schrecken gelähmt, und die keimende Freude kämpfte mit dem kaum unterdrückten Entſetzen. Ein König ſaß in dieſer Stadt, obgleich geliebt, doch von ſeinem Heere verlaſſen und dem Feinde preisgegeben; der große Held eines unglücklichen Volkes hatte ſeinen Tod in den Fluten gefunden, und die Rieſengeſtalt des entſetzten Jahrhunderts war geſtürzt, war von jetzt an gezwungen, für ihr eigenes Land, für ihr eigenes Daſein zu kämpfen. Die Größe des Moments riß mich hin, aber dennoch ſuchte ich, wie durch einen geheimen Inſtinkt getrieben, das Rathhaus, wo die Quartiere angewieſen wurden. Mühſam drängte ich mich durch das Gewühl, und mein Bedienter ritt auf der Seite des verwundeten Armes, um einen zufälligen Anſtoß abzuwehren. Ich hatte mir ſchon eine Anweiſung auf das von Rehling bezeichnete Haus geben laſſen, wurde nur mit Mühe und unter heftigen Schmerzen vom Pferde gehoben, und obgleich der Zuſammenlauf groß war, Jeder ſich vorzudrängen ſuchte, erregte dennoch meine blaſſe, leidende Geſtalt allgemeine Theilnahme. Man trat zurück, machte mir Platz, als wäre ich ein hoher, gebietender Feldherr, und ich erreichte bald, ohne Anſtoß, von meinem Bedienten geſtützt, den Tiſch und die erwünſchte Anweiſung. Ich war glücklicherweiſe ſo früh gekommen, daß nur über wenige Wohnungen bereits disponirt war.

Und jetzt erſt, als ich das erwünſchte Ziel, was ich kaum erwarten konnte, erreicht hatte, faſt verwundert über den glücklichen Erfolg, wurde der Auftrag mir vor Allem wichtig. Ich hatte keine Ruhe, das Fieber, die Ermattung ſteigerten meine Ungeduld, und als ich das Haus betrat, ſchwankten alle Gegenſtände vor meinen Augen, ſo daß ich hinzuſtürzen befürchtete; aber ich habe es erfahren, was ein mächtiges Verlangen über den Körper vermag. Ich überwand den Schwindel, und ſtand der Wirthin, die mir entgegen kam, ruhig und feſt gegenüber. Ich werde kein willkommener Gaſt ſein, begann ich, indem ich ſie freundlich grüßte; der Haufe, welcher bald Ihr Haus beſtürmen wird, verliert ſich in wenigen Tagen, aber ich bleibe. Sie werden mir daher erlauben, daß ich mich als Miether, nicht als Gaſt betrachte; Sie haben das Recht, es zu fordern, denn ich gehöre in das Lazareth, und ſelbſt ſo verdanke ich es nur Ihrer Güte, wenn Sie mich aufnehmen. — In der That war dieſes Anerbieten ernſtlich gemeint, ich war gut mit Gelde verſehen und hatte, wie die reiſenden Nordländer gewöhnlich, Anweiſungen auf ein leipziger Handlungshaus. Aber die Frau hatte mich mit großer Ungeduld angehört. Nein, nein, rief ſie, Sie ſind der Erſte, Sie haben für uns gelitten, Sie ſollen wie ein Kind in meinem Hauſe ſein. Mein Gott, wie leidend ſehen Sie aus, wie blaß und matt! — Ich ſträubte mich vergebens. Sie ſind ein Segen für unſer Haus! rief ſie, und Thränen traten ihr in die Augen, hier ſollen Sie ruhen. Sie führte mich nach einem freundlichen Gemache, welches nach dem Hofe zu lag und ſo viel Ruhe gewährte, als in einer ſo verworrenen Zeit möglich war, und drang darauf, daß ich mich niederlegen ſollte. Ich fühle, wie nothwendig mir die Ruhe iſt, erwiederte ich, aber beantworten Sie mir erſt eine Frage: Wohnt nicht eine Frau von Rehling in Ihrem Hauſe? Ich habe einen Brief von Ihrem Gemahl. — Von dem Herrn Rittmeiſter? rief ſie, den muß ſie freilich leſen, wie wird ſie ſich freuen, die gute, gute Frau. Aber Sie dürfen nicht die Treppe ſteigen, ich will bitten, daß ſie herunter kommt; ach, wie wird ſie eilen! — Nur mit großer Mühe konnte ich die Frau bewegen, mich zu der Dame Wohnung zu führen, denn ich wollte die ſchwediſche Freundin ſehen. Mit vieler Anſtrengung ſtieg ich die Stufen hinan, hörte ſchon aus der Ferne die Töne einer Guitarre, und eine weibliche Stimme, die mich erſchütterte, ſang die Worte, welche in ihrer Einfalt ſo ergreifend ſind:

När han kom in Roſenbelund
Så war då Habor död,
När han kom till Buren
War Signe bränd i glod.
(Und als er kam in das Roſenthal,
Er Habors Leichnam fand,
Als er kam zum Frauenſaal,
Da lag ſchön Signe verbrannt.)

Siléns Erzählung ſchwebte mir vor der Seele; die hellſte, klangvollſte Stimme, welche alle nordiſche Wehmuth wiedertönte, ſchien mir bekannt, und eine wunderbare Ahnung durchdrang mich, und dann ſchien ein ſolches Ereigniß mir zu ſeltſam, eine ſolche Erwartung zu thöricht. Es koſtete mir Mühe, die ungeduldige Wirthin einige Augenblicke auf dem Flur feſtzuhalten. Es war der Schluß des Liedes, ſie ſang nicht mehr.

Als ich, fieberhaft bewegt, in das Zimmer trat, kam mir eine ſchlanke, ſchöne Geſtalt grüßend entgegen; ſie hatte etwas ſo Entſchiedenes, Gebietendes in ihrem Weſen, daß ich ihr faſt mit Scheu entgegen ging, aber das wohlwollende Auge überwand ſchnell dieſen Eindruck. Hinter ihr ſtand eine höchſt reizende Frau in ſchwarzem Kleide, die dunkeln Haare fielen in freien Locken über die Schultern; die blendend weiße Haut, die purpurrothen Lippen traten mir wie eine bekannte Erſcheinung entgegen, und als ſie das große, ſchwarze, ſchmerzensvolle Auge erhob, erſchrak ich faſt. Ich zweifelte kaum mehr, ſie mußte es ſein. Ein ſechsjähriger, kecker, ſchöner Knabe ſtand neben ihr und betrachtete mich neugierig. Die Frauen erſchraken über mein Ausſehen, und ich ſelbſt fühlte mich ſo kraftlos, daß ich eilig einen Stuhl erreichen mußte; ſie erkundigten ſich nach meiner Verwundung. Ich erhielt ſie geſtern, war meine Antwort, wenige Stunden, nachdem ich dieſe Zeilen empfangen hatte, die meinen Beſuch in einem ſolchen Zuſtande entſchuldigen mögen. Ich verſicherte, daß die Wunde nicht gefährlich ſei, und daß ich mich nur durch den, unter ſolchen Umſtänden anſtrengenden, Ritt ermattet fühle. Sie ſind ſchwach, ſagte Frau von Rehling, indem ſie ſich niederließ, und dürfen nicht viel ſprechen; aber Ihr Zuſtand fordert baldige Hülfe, und Sie werden mir ſchon erlauben müſſen, aus dem Briefe die Kunde zu entnehmen, welche Sie uns nur mit Anſtrengung ertheilen könnten.

Sie war, während ſie den Brief las, tief bewegt, faßte ſich aber. Sie ſind uns, ſagte ſie, das Leſen unterbrechend, auf eine ſolche Weiſe empfohlen worden, daß wir Sie als einen Bekannten, ja, als einen Vertrauten aufnehmen müſſen; in unſerer Lage iſt uns männlicher Rath und Hülfe in der That ſehr wichtig, aber, ſetzte ſie mildlächelnd hinzu, jetzt ſcheint es, als wäre Ihnen unſere Hülfe nothwendiger. Sie las weiter, und legte ſchnell und verwundert den Brief hin. Sie ſind ein Norweger, Sie ſprechen ſchwediſch? rief plötzlich, ſelbſt in dieſer Sprache redend, Mathilde, aber ich hörte nichts mehr. Schon als ich mich auf den Stuhl niederließ, fühlte ich, daß mir eine Ohnmacht nahe war; jetzt kreiſten alle Gegenſtände um mich her, die Frauen ſchienen wie im Nebel zu verſchimmen und ſich ſchwebend zu nähern, ich verlor das Bewußtſein.

Als ich erwachte, fand ich mich im Bette liegend und in einer reinlichen, freundlichen Stube. Alles um mich her war ſtill, ich hörte den Perpendikel der Uhr ſchlagen, am Fuße des Bettes ſaß eine Frau, die mich aufmerkſam und theilnehmend betrachtete; ſie ſchien mir bekannt, aber ich mußte mich lange beſinnen, ehe ich die freundliche Wirthin erkannte. Eine geraume Zeit verging, bevor ich mich völlig faſſen konnte, und die Frau ſchien auf jede Bewegung zu lauſchen. Ich bin Ihnen ſehr beſchwerlich gefallen, fing ich endlich an, ich bin in eine tiefe Ohnmacht geſunken, hat ſie lang gedauert? Ih, mein Gott, lieber Herr, rief die Frau, Sie kennen mich ja, Sie ſprechen ja völlig vernünftig! Pflege ich das nicht? fragte ich lächelnd. — Nun wahrlich, in den letzten vier Tagen haben wir nicht viel Vernünftiges von Ihnen gehört, lauter konfuſes, verworrenes Zeug durcheinander. Ich konnte nicht viel für Sie thun, denn kaum waren Sie zu Bette gebracht, ſo ſtürmten die Soldaten in das Haus; das war ein Geſchrei und ein Schimpfen und Kommandiren, Deutſche gingen, Ruſſen kamen. Mir ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirn, mein Mann wurde geſtoßen, bedroht, hin- und hergezerrt, ich glaubte, mein Ende wäre nahe. Ja, ja, Alle ſind nicht, wie Sie! Seit geſtern Mittag iſt, Gott Lob, Alles ruhig, ein paar ſtille Burſchen ſind noch da. Wir ließen gleich einen Arzt holen, aber Ihr Bedienter war damit nicht zufrieden; der Stabsarzt ſollte kommen, und er lief umher, hierhin, dorthin, und hatte keine Ruhe, bis er ihn fand und herbrachte.

Wie der zornig war, ſagte die Wirthin und hob, faſt noch immer erſchrocken, die Hände in die Höhe, er drohte Ihrem Kaſper, weil er zugegeben hatte, daß Sie die tolle Fahrt wagten, welche Ihnen das Leben koſten konnte. Er hat lange mit unſerm Arzt geſprochen und ſchien recht viel Theil an Ihnen zu nehmen, aber wiedergekommen iſt er nicht. — So plauderte ſie immer fort, und ich hörte geduldig zu. Ich befand mich faſt wohl; die Wunde ſchmerzte mich weniger, und ein angenehmes Gefühl, wie die erſte Regung wiederkehrender Geſundheit, durchdrang mich. Ich erwartete jeden Augenblick, daß meine Wirthin die Frauen nennen ſollte, aber ich wartete vergebens. Ich hätte Ihren Rath befolgen ſollen, liebe Frau, fing ich endlich an; mein Beſuch bei den Damen oben, die Ohnmacht, welche mich in ihrer Gegenwart befiel, waren unangenehme Zufälle. Dieſe Worte ſetzten die Zunge der guten Frau wieder in Bewegung; ſie erzählte, wie erſchrocken die beiden Damen geweſen wären, wie ſie in den erſten Tagen, während die Soldaten Alles in Bewegung brachten, für eine gute, treue Wärterin geſorgt und ſelbſt wiederholt bei meinem Krankenlager erſchienen ſeien, um für Alles Sorge zu tragen. Indem ſie noch ſprach, trat der mir völlig unbekannte Arzt herein und war über meine Beſſerung erſtaunt; das Fieber hatte faſt ganz nachgelaſſen, die heftige Entzündung der Wunde abgenommen. Ich wäre, verſicherte er mir, in wirklicher Gefahr geweſen, aber meine gute Natur hätte eine Kriſe herbeigeführt, die ihm faſt wunderbar erſcheine. Er empfahl Ruhe, Vermeidung aller ſtarken Gemüthsbewegungen, verordnete die nöthigen Arzneien und entfernte ſich.

Die Wirthin hatte während ſeines Beſuchs die Kunde von meiner Beſſerung zu den Frauen gebracht, und Frau von Rehling erſchien bald darauf. Als die hohe, vornehme, ruhige Geſtalt hereintrat, fiel ſie mir auf, wie das erſte Mal, und es mag eine Folge der Krankheit geweſen ſein, daß ſie mir, wie im Nebel, zu verſchwinden ſchien, daß ich den Namen Mathilde wieder hörte, indem ſie mir näher ſchwebte. Sie war über meine Geneſung erfreut und ſprach die Hoffnung aus, mich bald völlig geſund zu ſehen, nannte auch die Freundin. Ich kann mir es nicht verzeihen, antwortete ich, daß ich in einem Zuſtande, der die bedenklichſten Zufälle herbeiführen mußte, vor Ihnen erſchienen bin. Ich weiß, wie viel ich Ihnen und Ihrer Freundin ſchuldig bin, wie ich, anſtatt ſelbſt hülfreich zu erſcheinen, der Hülfe bedürftig war. Aber jetzt fühle ich mich wunderbar geſtärkt, in wenigen Tagen wird die Krankheit überwunden ſein, und Sie wiſſen es, gnädige Frau, daß ich einiges Recht auf Ihr Vertrauen habe. Ich darf jetzt meine Hülfe wohl anbieten und erwarte ungeduldig eine Gelegenheit dazu. — Der große Eifer, dieſe ritterliche Verpflichtung gegen Frauen, die Ihnen unbekannt waren, zu erfüllen, hat Sie in eine gefährliche Krankheit geſtürzt, erwiederte ſie lächelnd; eine ähnliche Ungeduld ſcheint Sie wieder hinzureißen, und wir müſſen wohl den ähnlichen Erfolg verhüten. Jetzt dürfen Sie noch nichts erfahren; aber beruhigen Sie ſich, was wir befürchten, ſcheint noch fern zu ſein, und je mehr Sie alle Aufregungen vermeiden, je ſchneller Sie dadurch wieder hergeſtellt werden, deſto hülfreicher können Sie uns ſein. Sie ſehen, unſer Rath iſt nicht ganz uneigennützig, Sie können uns nur das etwas zweideutige Lob der Offenherzigkeit ertheilen. — Das Geſpräch wandte ſich auf andere Gegenſtände; ſie hatte Nachrichten von Rehling, die beruhigend lauteten; ſie äußerte ſich verſtändig über die allgemeinen Angelegenheiten und über die Folgen des großen Sieges, von denen ich jetzt erſt etwas erfuhr, kurz, in ihrem ganzen Betragen herrſchte eine ſichere, ruhige Klarheit, die mich zwang, meine geheime Ungeduld niederzuhalten.

Dieſer Beſuch wirkte ſehr wohlthätig auf mich, ich ſah ein, daß ich mein ungeſtümes Verlangen bekämpfen müßte, worüber ich mit mir ſelbſt bald im

Reinen war. Denn als nun auch Mathilde in meinem Krankenzimmer erſchien, konnte ich eine innere Bewegung nicht unterdrücken; ſie war ebenfalls ſichtbar aufgeregt und verbarg es nur mit Mühe. Es war, als wenn ein ſchweres Geheimniß ſie drückte, ſie ſprang von einem Gegenſtande der Unterhaltung unruhig zum andern, ſie legte mir, oft ohne alle Veranlaſſung, Fragen über meine früheren Verhältniſſe vor und ſchien die Beantwortung zu fürchten. Als ich auf eine ängſtlich hervorgebrachte Frage, ob ich in Schweden geweſen wäre, dort Bekanntſchaften habe, verſicherte, daß mir Schweden, obgleich meinem Vaterlande ſo nahe, völlig fremd ſei, daß ich dort keine Familie kenne, betrachtete ſie mich unruhig, faſt möchte ich ſagen, mistrauiſch, und brach das Geſpräch auf eine ſeltſame Weiſe ab. Wäre ſie mir nicht durch Siléns Erzählung bekannt geworden, hätte die ſchöne, edle, himmliſche Geſtalt nicht dageſtanden, jeden Verdacht als eine frevelhafte Täuſchung zu beſtrafen, ich hätte an ihr irre werden können.

Einige Tage vergingen auf dieſe Weiſe, theils im Kampfe gegen meine wachſende Ungeduld, theils mit nichtiger Beſchäftigung, die ſie beſchwichtigen ſollte. Die Frauen erſchienen zu immer kürzern Beſuchen, der Arzt freute ſich über meine ſchnell zunehmende Beſſerung, und die Wirthin ſorgte, wie ſie es verſprochen hatte, für mich, als wäre ich ihr Kind. Ich blickte ſehnſuchtsvoll in den kleinen Hof, der, brunnenähnlich von Gebäuden umſchloſſen, mich nicht einmal den Himmel ſehen ließ. Endlich erlaubte mir der Arzt, das Zimmer zu verlaſſen, ich konnte die Frauen beſuchen. Die Zeit verging in Geſprächen, die mir immer wichtiger wurden, mich immer mehr feſſelten; der ruhige, umſichtige Verſtand, der in allem herrſchte, was Frau von Rehling ſprach, der nicht erlaubte, daß in ihrer Gegenwart etwas Unverſtändiges, Unklares laut werden durfte, zog mich an, während die geiſtreiche Tiefe Mathildens mich hinriß. Ich mußte mir geſtehen, nie auf meiner Reiſe Frauen gefunden zu haben, die mit einer kindlichen Herzensgüte ſo vielfältige Bildung verbanden, beſonders war mir die innere, ich möchte ſagen, durchſichtige Wahrheit ihres Daſeins, die durch die halbfertige äſthetiſche Verbildung immer ſeltener wird, ſehr erfreulich und angenehm.

Ich denke noch immer mit Freude an jene Stunden, die, als heitere Abwechſelung aus den rohen Auftritten des Krieges hervortretend, mich in die Mitte geiſtreicher Frauen verſetzten. Allmälig verſchwand meine Ungeduld, obgleich die Frauen noch ſtillſchwiegen, ja, ein jedes Geſpräch vermieden, wenn es nur von Fern

Univ. Bibl.
München

auf Verhältniſſe deutete, die mir ſo unbekannt und doch ſo wichtig waren. Wenn ſie Deiner Hülfe bedürfen, werden ſie ſprechen, dachte ich, und eine jede Zudringlichkeit kam mir unſchicklich vor; ſelbſt Mathilde ſchien ruhiger.

Ich konnte nun auch das Haus verlaſſen und ging müßig in der Stadt herum, die von Rekonvalescenten wimmelte; ich vernahm, daß die gefährlichſten Krankheiten in den Spitälern reißend um ſich griffen, ich traf Bekannte, die, gleich mir, ihre Wiederherſtellung ungeduldig abwarteten; die Zeitungen brachten Nachrichten von der Schlacht bei Hanau, den Stellungen der Heere, wie dieſe ſich ruhig verhielten, ſich zu verſtärken ſuchten und zum Uebergange über den Rhein vorbereiteten. Ich konnte hoffen, noch früh genug einzutreffen. Die Leſekabinette der Stadt lieferten mir kritiſche Blätter, und ich blickte in das wiſſenſchaftliche Treiben, wie in eine ferne Heimat, nicht ohne einige Wehmuth hinein.

Als ich mich an einem heitern Novembertage auch ſo umhertrieb, hörte ich in einem Gartenſaale ſchwediſch ſprechen. Ich ſah einen ſtarken Mann von großem Wuchs, mit ſchneidenden, harten Zügen, zwar civil gekleidet, aber durch ſein ganzes Aeußere, wie durch ſeinen Schnauzbart den Soldaten verrathend, im Geſpräche mit einem ſchwediſchen Offizier. Ich näherte mich dem Tiſche. Wenn ich das Geſpräch nicht ſtöre, ſagte ich, ſchwediſch redend, ſo möchte ich mir die Erlaubniß ausbitten, mich als einen Stammverwandten, wenn auch nicht als einen Landsmann, vorzuſtellen. Sie ſind uns willkommen, erwiederte der ſchwediſche Offizier, während der Zweite durch eine beiſtimmende Bewegung mich einlud, Platz an dem Tiſche zu nehmen, mich aber dabei ſtark fixirte.

Wovon, fuhr der Offizier fort, nachdem ich mich geſetzt hatte, kann unter uns die Rede ſein, als von den großen Ereigniſſen, die den Geringſten, wie den Höchſten treffen, bewegen und jede andere Unterhaltung verſchlingen. Meinem Landsmann erſcheint das Geſchehene keineswegs ſo wünſchenswerth, wie mir, und es iſt mir lieb, daß wir in einer Sprache reden, die nicht verſtanden wird; denn in der That, ſeine Aeußerungen könnten hier leicht unangenehme Auftritte veranlaſſen. — Und doch, ſagte ich, ſollte eben die unterliegende, die beſiegte Meinung das Recht haben, laut zu werden, ja, die Kühnheit, mit der ſie ſich hervorwagt, ſollte die Achtung, wenigſtens der Beſſern, erzwingen. Sie ſind billig, begann nun der finſtere Mann auf eine harte, abſprechende Weiſe, wenn gleich der Norweger, welcher dieſes Kleid trägt, wenig geneigt ſein möchte, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Der gewaltige Held, vor welchem ſie alle zitterten, iſt nun, wenn auch nicht geſtürzt, doch zur bedenklichſten Selbſtvertheidigung gezwungen. Der Bienenſchwarm hat den Löwen angefallen, um ſein Neſt in den verweſenden Leib zu bauen; biegſames Wachs und ſüßer Honig wird jetzt zum Vorſchein kommen, als das Herrlichſte feilgeboten werden und die zerreißende Kraft verdrängen. Die Stacheln der verletzenden Maſſe werden nicht ruhen, nachdem ſie ſich an dem Löwen erprobt haben. Was ſind die Menſchen! Schneider und Philoſophen wetteifern mit einander, um ſie zuzuſtutzen; ſie lügen ſich eine Zukunft vor, um die Armſeligkeit der matten Gegenwart zu verſtecken; ſie bauen und backen, ſpinnen und weben, heirathen, leben, ſterben, eſſen und trinken, erfinden Maſchinen und Hypotheſen, lieben und haſſen ſich, beten und arbeiten, vergraben ſich in enge Sorgen oder ſchnappen keuchend nach geträumter, erdichteter Himmelsluft, ſeit Jahrtauſenden die Art wechſelnd, aber ſtets auf die nämliche erbärmliche Weiſe. Nur wenn ein Rieſengeiſt mit ehernem Fußtritt zermalmend über das Geſchlecht hinwegſchreitet, daß die klagenden Töne in der ſchwachen Bruſt erſticken und die Neſter zertreten werden, die Weltverbeſſerer in albernem Erſtaunen ſich anblicken und verſtummen, wenn Alles dienen muß, ſie, die ſiegende Macht zu verherrlichen, dann erhält die Geſchichte eine Bedeutung.

Iſt das franzöſiſche Volk nicht das einzige in Europa? Iſt es nicht das Vorbild aller Völker? Geiſtreich, ſo weit es der Menſch ſein kann, klar und entſchieden, ſelbſt wenn es gegen ſich wüthet? Sie, die Franzoſen, waren berufen zu der einzigen That, die eine wirklich geſchichtliche Bedeutung hat. Sie zertraten, ermordeten, vernichteten ſich unter einander, bis die ganze Maſſe geknetet war zu einem Brei, dienlich zur Nahrung für den, der allein verdiente, da zu ſein. Das war der Vorzug dieſes Volks, daß es ihn erzeugen konnte, groß ziehen, ſtark machen mußte.

Als die künſtlichen Hügel der Zeit krachend zuſammenſtürzten, als aus dem brennenden Schlunde die Flamme hell in die Luft emporloderte, der ſchlanke Stamm einer ſtolzen Pinie, da wurde es licht in den nächtlichen Räumen der Geſchichte. Doch die Feuerſäule hat ſich in Rauch verwandelt, und die Winde haben den Rauch zerſtreut. Selbſt die Kraft tritt nur mächtig hervor, damit ſie untergehe, die Flamme leuchtet in die Welt hinein, um zu erlöſchen. Und immer von Neuem ertönt das Hohnlachen tückiſcher Geiſter, die den ungeheuern Widerſpruch des Daſeins uns nahe rücken. Ich ſehe die Zeit, die jetzt kommen will; die Freude über den Sieg wird bald verſchwinden, denn dieſer iſt nicht aus der Kraft geboren, die Neues ſchafft. Dann wird die knechtiſche Furcht überhand nehmen; ein Mal waltete ja die Kraft unter uns, und können wir ſicher ſein, daß ſie nicht wieder erſcheint? —

Er ſchwieg; ich ſtaunte ihn an, ja, mich befiel ein Grauen. Es war keine erlogene Erbitterung, die aus den dunkeln Augen blitzte. Die Feuerſäule der ſtolzen Pinie verwandelte ſich in Rauch, ſagte ich; haben Sie das Himmelslicht nie wahrgenommen, welches dieſe Verwandlung erzeugte? In der Geſchichte? fragte er entſchieden und hart, nein; unſer Urſprung iſt finſter, unſer Leben nächtlich, unſere Zukunft dunkel; nur die Flamme vermag ſie trübe, vorübergehend zu erleuchten. Er erhob ſich und warf mir einen durchbohrenden Blick zu. Leben Sie wohl, Herr Storm, ſagte er und entfernte ſich.

Ich hatte meinen Namen nicht genannt und erſtaunte daher, als ich mich von dieſem Manne gekannt ſah. Kennen Sie ihn? fragte ich, nachdem er weggegangen war, mich an den ſchwediſchen Offizier wendend. Mir iſt er wohlbekannt, antwortete dieſer, wie er heute erſchien, pflegte er ſich ſonſt nur ſelten darzuſtellen; ob es jetzt häufiger geſchieht, weiß ich nicht, denn ich habe ihn ſeit Jahren nicht geſehen. Er verließ Schweden, ging in franzöſiſche Dienſte und iſt jetzt Gefangener auf ſein Ehrenwort. Was ihn ſo bitter geſtimmt hat — das Glück unſerer Waffen, der Sturz Napoleons? — kann ich nicht entziffern. Zwar war dieſe Stimmung, wie ich, wie Alle ihn kannten, der Grundton ſeines Weſens, aber ſie zeigte ſich ſelten auf eine ſo grelle Weiſe, und ich darf verſichern, daß er ſich ganz anders zu benehmen vermag, geiſtreich, liebenswürdig ſogar. Er iſt in allen Geſellſchaften geſucht, in den höhern Zirkeln beliebt und verdankt ſeinen hieſigen Aufenthalt, und daß er nicht, wie die übrigen Gefangenen, nach Rußland hat wandern müſſen, einer alten Bekanntſchaft und dem Einfluſſe, welchen er ſich bald zu verſchaffen wußte. Wenn er in höhern Kreiſen auftritt, iſt ſeine Unterhaltung hinreißend, und von ſeiner finſtern Stimmung blitzt nur ſo viel durch, als nöthig und nützlich iſt. In den glänzendſten Salons liebt man den feinen Schwefeldunſt, jene fernen Andeutungen, die das Geſpräch pikant machen, ohne daß man grade den Teufel an die Wand malt, in unſern Dramen und Novellen darf er, wie bekannt, ſchon unverhohlner hervortreten. Was mir aber jetzt auffiel, war, daß er es offenbar auf Sie angelegt zu haben ſchien. Seine Aeußerungen waren zwar vorher auch hart, ſeine Anſicht ungefähr dieſelbe, aber Sprache, Gebehrde, Stimme, Bilder ſteigerten ſich auf eine in die Augen fallende Weiſe, als Sie hinzutraten. Er iſt Ihnen unbekannt, und doch ſchien er ſie zu kennen? — Ich war überraſcht, meinen Namen von ihm zu hören, antwortete ich; hatte er es aber auf mich abgeſehen, dann wollte er offenbar aus irgend einem Grunde mir gegenüber den Satan ſpielen, er that mit den Flammen äußerſt vertraut, und es war ſeine klare Abſicht, mit Geſtank zu verſchwinden. Doch, da dieſer ſeltſame Menſch mir auf eine ſo wunderbare Weiſe entgegentrat, werden Sie ohne allen Zweifel meine Begierde, etwas Weiteres von ihm zu erfahren, entſchuldigen. — Sein Name, erwiederte der Schwede, hat für einen Norweger etwas Verhängnißvolles, er heißt Sinclair. Warum erſchrak ich, als ich dieſen Namen hörte? Iſt es nicht ſeltſam, daß dunkle Erinnerungen, mährchenhafte Erzählungen aus früher Kindheit, denen wir nie Glauben beimaßen, mit unzuſammenhängenden Ereigniſſen verknüpft, ſich zu einer mächtigen Wirklichkeit verweben können, die uns mit Entſetzen erfüllt? Dir iſt es bekannt, liebe Dorothea, daß Dein Vater jede Aufklärung über die Sage von einer lange fortlebenden Rache der Schotten, welche die Heggelundſche Familie verfolge, abwies, das Ganze als ein Mährchen behandelte, und daß Deine Mutter, ohne allen Zweifel ſeinen Befehlen gehorchend, nie davon ſprach. Was wir dennoch erfuhren, erſchien uns, von keiner Seite unterſtützt, als Sage. Jetzt war es mir mehr; Thorgreen, Silén, Mathilde und dieſer finſtere Sinclair bildeten ein Gewebe grauenhafter Art, welches mich deſto enger umſchlang, je weniger ich es zu durchſchauen vermochte. Ich fühlte mich wie in eine dunkle Traumwelt verſetzt, als der Schwede mir nun erzählte, Sinclair ſei in der That ein Abkömmling jenes Mannes, der mit ſeinen Truppen in Norwegen als Opfer der kühnſten That fiel. Sein Großvater oder Urgroßvater wäre in einer ziemlich dürftigen Lage von Schottland nach Schweden gekommen, und die Regierung habe ſich verpflichtet gefühlt, ihn zu unterſtützen und zu ehren; ſeine Familie hätte ſich in Schweden fortgepflanzt und wäre mit bedeutenden Geſchlechtern in Verbindung getreten.

Als ich den Gartenſaal verließ, war es mein feſter Entſchluß, in das Geheimniß, welches ſich immer näher an mich herandrängte, tiefer hinein zu blicken. Dieſe Begebenheit forderte mich auf, wenigſtens was ich wußte, den Frauen mitzutheilen. Aber zu gleicher Zeit ſchwebte Silén lebhaft vor meiner Seele. Wo iſt er? fragte ich mich. Ich warf es mir vor, daß ich mich nicht nach ihm erkundigt hatte. Mit einer Aengſtlichkeit, die ich mir kaum zu erklären verſtand, ſuchte ich bei den ruſſiſchen Militairbehörden Nachricht von ihm und ſeinem Aufenthalt zu bekommen. Man war ſehr bereitwillig und ſchlug nach, als einer der Anweſenden die Bemerkung machte, daß die Batterie, die ich nannte, am Tage der Schlacht viel gelitten hätte; und in der That, Silén war unter den Verwundeten aufgezeichnet, nach dem Lazareth in Halle gebracht worden.

Als ich in die Wohnung der Frauen eintrat, fand ich die Umgebung auf eine angenehme Weiſe verändert. Bis jetzt bewohnten die Freundinnen eine kleine, enge Stube, die mit Geräthſchaften angefüllt war. Zwar blickte Anmuth und Ordnung auch aus dieſen Verhältniſſen hervor, jetzt aber ſah ich ein anſehnliches Zimmer vor mir, neu gemalt, mit ſchönen Möbeln verſehen und ſehr zierlich eingerichtet. Das helle, freundliche Gemach brachte einen ſehr erfreulichen Eindruck hervor, und man mußte das Geſchick der Frauen, mit wenigen Mitteln ein ſo gefälliges Ganze zu ſchaffen, bewundern. Während Edmund luſtig in der geräumigen Stube umherlief und ſich ausgelaſſen unter den vielen neuen Gegenſtänden tummelte, machten die Damen mich auf die neue Einrichtung aufmerkſam. Mathildens ſchönes Talent, ſagte Frau von Rehling, indem ſie mir die heitere Drappirung einer Ecke zeigte, die eine fehlerhafte Ungleichheit verdeckte und überdies noch einen ſehr gefälligen Effekt machte, beweiſt recht auffallend, mit wie geringem Aufwande man das Anmuthigſte und Zierlichſte hervorzurufen vermag. Mathilde betrachtete den hellen, verſchönerten Raum mit ſtillem Behagen, eine ruhige Freude glänzte aus den kummervollen Augen, und ein Lächeln ſchwebte um ihre Lippen. Ich war gerührt, ja, erſchüttert. Eine gewiſſe Rührung ergreift mich oft, wenn ich Unglückliche mit vorübergehender Freude ſich an vergängliche Kleinigkeiten hängen ſehe; ſie hat etwas höchſt Schmerzliches, das Innerſte meines Daſeins Durchdringendes, es iſt ein tiefes, wehmüthiges Mitleiden.

Da ich jetzt dieſen kurzen Genuß ſtören ſollte, fühlte ich mich innig bewegt; ich ſchwankte und beſchloß ſchon, nichts zu erwähnen, was dieſe flüchtige, milde Täuſchung verſcheuchen könnte, aber eine Aengſtlichkeit, deren ich nicht Meiſter wurde, quälte, zwang mich dazu. Seit ich Sinclair geſehen hatte, erblickte ich Mathilde in drohender Gefahr, und das Dunkle, Unbekannte derſelben ſteigerte meine Furcht.

Ich vermochte meine trübe Stimmung, den ängſtlichen innern Kampf nicht lange zu verbergen. Was fehlt Ihnen? fragte Frau von Rehling; Sie haben, irre ich nicht, unſere kleine Freude nur mit Zwang getheilt. Ich bin beſorgt, antwortete ich, und darf es nicht läugnen. Ich habe bis jetzt Ihr Stillſchweigen geehrt, aber Ereigniſſe, die ſchon ſtattfanden, bevor ich das Glück hatte, Sie, theure Mathilde, kennen zu lernen, haben mich — nicht vertraut gemacht mit dem, was Sie bedroht — wohl aber auf eine ſeltſame Weiſe in den Kreis Ihres Geſchicks hineingezogen, und was ich heute erlebte, beunruhigt mich, ich weiß ſelbſt kaum warum, ſo ſehr, daß ich das Schweigen endlich brechen muß. — Mathilde zitterte; um Gottes Willen, was iſt Ihnen begegnet? rief Frau von Rehling. Ich bat um Geduld und erzählte nun Alles von meinem erſten Zuſammentreffen mit Thorgreen an. Siléns Schilderung wiederholte ich treu, nur von ſeiner unglücklichen Leidenſchaft erwähnte ich nichts, da ich vorausſetzen durfte, daß ſie Mathilden unbekannt geblieben war. Während meiner Erzählung war dieſe ſehr geſpannt, als ich Thorgreen nannte, ſah ich ſie erblaſſen, und als die Erwähnung des Auftrittes in dem Gartenſaale ſie in eine Epoche ihres frühern Lebens verſetzte, die ohne Zweifel über ihr Schickſal entſchieden hatte, ſtarrte ſie mich an und ſchien in tiefes, wehmüthiges Sinnen zu verfallen. Das Haupt ruhte in der Hand, die weißen Finger wühlten in den ſchwarzen Locken, ſtille Thränen rollten die Wangen herab, und ich glaubte die liebliche Erſcheinung zu ſehen, welche dem armen Silén ſo gefährlich geworden war, und die mir aus ſeiner Erzählung ſo lebhaft vorſchwebte.

Sie haben, begann nun Frau von Rehling, während Mathilde noch immer in düſteres Träumen verſunken war und ſchweigend daſaß, Sie haben meiner Freundin durch Ihre Erzählung eine große Beruhigung gewährt. Jetzt dürfen wir es Ihnen nicht verhehlen, daß wir beide längſt vermutheten, es müſſe Ihnen Manches aus Mathildens Leben bekannt ſein, ja, daß es uns um ſo mehr beunruhigte, je weniger Sie ſich darüber äußerten; auch haben Sie ſich nicht geirrt, dieſer Sinclair iſt es beſonders, der uns beſorgt macht. Er iſt ein Verwandter meiner Freundin, ſo wie ich leider Thorgreen meinen Vetter nennen muß. Als wir hier ankamen, fanden wir Jenen ſchon vor, und während die Franzoſen Leipzig beſetzt hielten, beſuchte er uns oft; gegen ihn wünſchte Rehling beſonders, daß Sie uns ſchützen ſollten. Sie wundern ſich? Freilich mußte er vorausſetzen, daß Sinclair mit den Feinden die Stadt verlaſſen würde; aber er fürchtete ſeinen Einfluß, ſeine Machinationen, die auch nach ſeiner Entfernung fortwirken, die in einer Stadt, in welcher wir beide völlig fremd und ohne männlichen Schutz ſind, uns leicht gefährlich werden könnten. Sie werden es ſich denken, wie groß ünſer Schreck war, als wir noch während Ihrer Krankheit erfuhren, daß er hier geblieben ſei, daß er als Gefangener die ſeltene Gunſt erlangt habe, hier verweilen zu dürfen. Wir mußten vorausſetzen, daß ein vorzüglicher Grund, warum er wünſchte in Leipzig zu bleiben, der war, in Mathildens Nähe zu ſein, und um ſo ſeltſamer mußte es uns vorkommen, daß er, ſeit Sie in dieſem Hauſe wohnen, als Gefangener ſich gar nicht bei uns ſehen läßt; es beunruhigt uns, mich wenigſtens.

Mathilde hatte ſich indeſſen gefaßt. Laſſen Sie ſich nicht täuſchen, ſagte ſie, nicht ohne Wärme; Herr von Rehling, meine gute Freundin ſelbſt iſt höchſt ungerecht gegen dieſen Mann. Er hat ſeine Fehler, er iſt ungeſtüm, leidenſchaftlich, ich weiß es, denn ich kenne ihn lange; aber glauben Sie mir, er iſt, was man von wenigen Menſchen ſagen darf, beſſer, als er ſcheint. Er gehört zu den freilich tadelnswerthen Leuten, die ſich ſchämen, das Beſſere laut werden zu laſſen, die jede liebevolle Empfindung, ſelbſt während ſie dieſelbe pflegen und in's Geheim ihr anhängen, belachen und ſich den Schein geben, das Edle, was ſie ausüben, gering zu ſchätzen. Dieſe Verſtellung, eine umgekehrte muß man ſie nennen, verglichen mit der gewöhnlichen, hat das

Mistrauen meines gütigen Freundes, meiner Freundin erregt, und ich weiß es wohl, ich vertheidige ihn vergebens.

Während ſie ſprach, blickte Frau von Rehling ihre Freundin nachdenklich an, ich las die Sorge in ihrem Geſicht, aber ſie gab dem Geſpräche eine andere Wendung. Ihr Freund Silén iſt verwundet, ſagte ſie und unterdrückte einen tiefen Seufzer, er iſt in Ihrer Nähe, Sie müſſen wünſchen, ihn zu beſuchen, und ich glaube, Ihre Geſundheit iſt wohl ſo weit wieder hergeſtellt, daß Sie eine ſolche kleine Reiſe wagen können.

Als ich Bedenken trug, die Frauen in einer ſo gefährlichen Lage zu verlaſſen, ſuchte beſonders Mathilde mich zur Abreiſe zu bewegen; jede Aeußerung über Silén bewies entſchieden, daß ſeine geheime Neigung ihr völlig unbekannt war.

In Halle führte ein junger Arzt mich nach einem Saale für Rekonvalescenten. Sie werden Ihren Freund in einer ſeltſamen Lage finden, ſagte er, indem er die Thüre öffnete. Ich ſah Silén, ſeinem Ausſehen nach völlig geſund, beſchäftigt, wie es ſchien, an einem Tiſche ſitzen und eilte auf ihn zu. Er blickte mich gleichgültig an und ſprach einige mir unverſtändliche ruſſiſche Worte; ich erſchrak. Silén, rief ich, kennen Sie mich nicht? Er ſchüttelte den Kopf und ſetzte ſein Geſchäft fort. Sehen Sie, antwortete er auf Deutſch, dieſe Würfel müſſen vereinigt eine Courtine bilden, dort muß die Baſtion hinkommen. Ich ſitze ſchon lange, aber es will mir nicht gelingen; ich weiß wohl, wie es werden ſoll, aber es wird immer anders. — Er warf die hölzernen Würfel eines Baukaſtens, von der Art derjenigen, die den Kindern zum Spielen dienen, ungeduldig untereinander, und fing dann ruhig und ſinnend wieder an zu bauen. Ich betrachtete ihn lange, ſeine Geſichtszüge waren völlig ruhig, das Auge aber trübe und ohne Glanz; den irren Blick der Wahnſinnigen bemerkte ich nicht, dagegen ein ſeltſames ängſtliches Nachſinnen, welches auch dann nicht verſchwand, wenn er die Arbeit einige Minuten ruhen ließ; es war dann, als beſinne er ſich auf ſein eignes Daſein.

Der Arzt zog mich bei Seite, um über ſeine Lage zu ſprechen. Der Zuſtand dieſes Mannes iſt ſeltſam genug, ſagte er, und ſetzt uns in keine geringe Verlegenheit. Er hat einen Streifſchuß erhalten, und die Wunde war unbedeutend. Schon als man ihn herbrachte, war er faſt, wie jetzt, geſund und in wenigen Tagen die Wunde völlig geheilt. Aber der Schuß muß eine Gehirnerſchütterung erzeugt haben; der Arme hat alle Erinnerung an die Vergangenheit verloren. Nur zuweilen, wenn frühere Bekannte erſcheinen, verfällt er in ein unruhiges Nachſinnen; doch dauert dieſes ſelten lange, wenn er irgend eine Beſchäftigung findet. Wir ſahen ihn oft Papierſchnitzel, Steine, Stückchen Holz, und was ihm von der Art in die Hände fiel, ordnen, dann kopfſchüttelnd untereinanderwerfen und wieder ordnen; es dauerte lange, ehe wir nur eine dunkle Vorſtellung von ſeiner Abſicht erlangten. Ein Offizier, der dieſes Spiel aufmerkſam betrachtete, behauptete, er bemühe ſich, Feſtungswerke zu bauen; ſo fanden wir es angemeſſen, ihm dieſen Baukaſten zu ſchenken, und ſeit er ihn beſitzt, iſt er ruhiger. Auffallend bleibt es, daß ſeine Sprachkenntniſſe nicht verſchwunden ſind; er ſpricht noch immer mit derſelben Leichtigkeit ſchwediſch, ruſſiſch, deutſch und franzöſiſch, und antwortet jedes Mal in derſelben Sprache, in der er angeredet wird. Wir ſind mit ihm in großer Verlegenheit, er iſt ſonſt völlig geſund und gehört keinesweges hierher; entfernte Bekannte haben ſich wohl eingefunden, aber keiner, der Luſt hatte, ſich ſeiner anzunehmen.

Ich konnte dem Wunſche, für den unglücklichen Freund zu ſorgen, nicht widerſtehn; ſeine Lage in einem fremden Lande, unter fremden Menſchen, die ſeinen Zuſtand vielleicht zu misbrauchen im Stande waren, erregte mein tiefſtes Mitleid. Alles, was mir ſeit einiger Zeit begegnet war, hatte einen eigenthümlichen, innern geheimen Zuſammenhang, bildete eine beſondere Welt, eine Umgebung, die meine ganze Gegenwart beherrſchte, mit unſichtbaren, dunkeln Fäden an meine Vergangenheit geknüpft war und drohend auf die Zukunft zu deuten ſchien. So ſeltſam und unerklärbar nun auch dieſe Welt mir vorkam, ſo ängſtlich, ja, furchtbar ſie mich bewegte, riß ſie mich dennoch mit immer größerer Gewalt an ſich, und was ihr zugehörte, war meinem Innerſten verwandt. So wurde es mir unmöglich, mich von dem unglücklichen Silén, deſſen Zuſtand ihn Jedem preisgab, zu trennen; ich äußerte den Wunſch, ihn mitzunehmen und für ſeine Pflege zu ſorgen, bis es mir gelänge, ihn ſeinen Verwandten zu übergeben. Der Arzt rieth mir, darüber mit der ruſſiſchen Militärbehörde zu ſprechen, und als ich mich dieſer genannt und ausgewieſen hatte, mich zugleich verpflichtete, dem nächſten ruſſiſchen Kommando Nachricht von ſeinem Aufenthalte und ſeinem Befinden zu geben, erhielt ich die Erlaubniß, ihn mitzunehmen. Er ſah mit großer Gleichgültigkeit Alles einpacken, ſtieg mit derſelben Miene in den Wagen, und als wir ſchnell durch die anmuthige Gegend fuhren, machte ihn die freiere Umgebung lebhaft. Er ſprach fortdauernd, Alles ſchien ihm neu, Bäume, Häuſer, Menſchen, die an uns vorüberflogen, feſſelten für Augenblicke ſeine Aufmerkſamkeit; aber die Gedanken ſchienen eben ſo ſchnell zu wechſeln, wie die Gegenſtände. Ein jeder Verſuch, die Erinnerung an die Vergangenheit zu wecken, mißlang; wenn ich von dem Kriege, von ſeiner Verwundung, von unſerem nächtlichen Zuſammentreffen ſprach, ſchien er mich nicht zu hören, es war, als glaubte er das Geſprochene gar nicht an ſich gerichtet. Endlich wagte ich es, Mathildens Namen zu nennen; er ſtutzte, ſah mich einen Augenblick an, ſchien unruhig nachzuſinnen, ſchüttelte den Kopf und verfiel wieder in ſein unzuſammenhängendes Gerede. Er forderte nicht, daß ich auf ſein unermüdlich fortgeſetztes Selbſtgeſpräch achten ſollte, und ich verfiel neben dem Armen in Nachdenken über meine eigene Lage. Ich konnte nicht läugnen, daß dieſe bedenklich, ja, ängſtlich war; was Mathilde bedrohte, ahnete ich höchſtens, und wie ich die Gefahr abwenden ſollte, ſah ich noch gar nicht ein. Ich hatte das Geſchick eines unglücklichen Mannes auf mich geladen, und meine Wunde war geheilt, die Schwäche in dem Arme nahm täglich ab, die Pflicht zwang mich, die Ungeduld trieb mich fort. Ich erwartete jeden Augenblick die Nachricht, daß die Heere über den Rhein gegangen wären, und ſo nach entgegengeſetzten Seiten hingeriſſen, ſorgenvoll meine Lage erwägend, kam ich ſpät in der Nacht mit meinem armen Freunde in Leipzig an.

Die Wirthin trat mir mit allen Zeichen des Schreckens entgegen: Wie habe ich mich nach Ihrer Ankunft geſehnt, wie habe ich geharrt, gewartet, und gerade heute mußten Sie nicht hier ſein! rief ſie mir entgegen. Was iſt geſchehen? fragte ich ungeduldig. — Ach, die gute, traurige ſchwediſche Dame iſt fort. — Ich erſchrak heftig. Silén hatte ſich ruhig auf eine Bank im Hausflur niedergeſetzt, und voll von dem, was geſchehen war, was ſie mir mittheilen wollte, ſchien meine Wirthin gar nicht auf ihn zu achten. Eine fremde, vornehme Dame, erzählte ſie, wäre erſchienen, begleitet von einem franzöſiſchen Offizier, der jetzt im blauen Ueberrock ihr dennoch wohl bekannt geweſen ſei, weil er öfter die Frauen beſucht hätte, während die Franzoſen die Stadt beſaßen. Mathilde wäre gern, ja, wie es ſchien, mit Freude in den Wagen geſtiegen, aber Frau von Rehling ſei troſtlos, als glaube ſie, daß der Freundin ein großes Unglück begegnen müſſe, und Edmund wolle ſich durchaus nicht beruhigen laſſen. Die Wirthin überlieferte mir ein Billet von Frau von Rehling, und ich wies ihre Neugierde, jetzt etwas von dem Fremden, den ich mitbrachte, und der ihr ſo ſonderbar vorkam, zu erfahren ab und zog mich mit Silén auf mein Zimmer zurück. Hier vermißte ich mit Verwunderung meinen Bedienten, erbrach das Billet und las:

„Was ich befürchtete, iſt leider geſchehen, und ich
„erwarte für meine getäuſchte Freundin das Aergſte.
„Machen Sie ſich wegen ihrer zufälligen Abweſenheit
„keine Vorwürfe, denn auch Ihre Gegenwart würde
„Mathildens Abreiſe nicht verhindert haben. Mit
„Ungeduld erwarte ich den Augenblick, wo es mir
„möglich ſein wird, Ihnen die Aufklärungen über
„meiner Freundin höchſt gefährliche Lage mitzutheilen,
„die Sie, wenn Rettung möglich iſt, erhalten
„müſſen, und die ich ertheilen darf. Verzeihen Sie,
„daß ich über Ihren Kasper disponirt habe.“

Dieſes war ziemlich genau der Inhalt des Billets. Ich bot Silén mein Bett an, er nahm es ohne Bedenken in Beſitz, und ich warf mich unruhig auf das Sopha, wo ich die Nacht ſorgenvoll und ſchlaflos zubrachte.

Am folgenden Morgen ſorgte die theilnehmende Wirthin dafür, daß Silén bei einem anſtändigen Bürger der Nachbarſchaft in Koſt und Pflege gebracht wurde, und ſo bejammernswerth ſein Zuſtand war, mußten wir es doch als ein Glück betrachten, daß er bei allem, was man mit ihm vornahm, keinen Widerſtand leiſtete.

Und nun kommt endlich der Augenblick, ſagte Frau von Rehling, als ich ihr gegenüber ſaß, wo ich Ihnen wenigſtens einen Theil des Schickſals meiner unglücklichen Freundin enthüllen kann. Das, was Sie hören werden, ſoll Ihnen die große Gefahr deutlich machen, in welche ſie gerathen iſt. Ich darf leider den Namen ihres Mannes nicht nennen, ſie hielt ſich hier unter einem angenommenen auf, den Sie kaum gehört haben, denn Mathilde ſelbſt haßt die Maske, welche ſie nach dem ſtrengen Befehl ihres Gemahls tragen muß. — Wirklich kannte die Wirthin ſie nur als die ſchwediſche Dame, ich hörte ſie immer Mathilde nennen, und ihr angenommener Name iſt mir, wie der wahre, bis ich ſie hier traf, unbekannt geblieben. —

Dieſer iſt in der That ein ausgezeichneter Mann; ſchön, kenntnißvoll, geiſtreich, großmüthig, freigebig bis zur Verſchwendung, tapfer bis zur Tollkühnheit, geboren, ſeine Umgebung zu beherrſchen. Mathilde liebt ihn nicht blos, ſie verehrt ihn unbedingt, ſie betet ihn an. Und doch iſt ſie unglücklich, denn der Mann, welcher Sinn und Gemüth der armen Frau ſo unauflöslich gefeſſelt hält, wird zugleich von den furchtbarſten Leidenſchaften beherrſcht: ſein Ehrgeiz kennt keine Grenzen, ſein Wille iſt unbeugſam, ſein Haß unauslöſchlich. Ich kenne keinen Mann, der, gleich ihm, von dem Heiligſten ſo durchdrungen, erſchüttert, ergriffen wird; ſeine Begeiſterung iſt dann unwiderſtehlich, ſeine Worte haben eine ungeheure Kraft, und plötzlich verſinkt wieder, was ihn eben entflammte, in eine entſetzliche, Alles zermalmende Ironie. Er dünkt mir der edelſte und ruchloſeſte aller Menſchen zu ſein. Und leider, die böſen Geiſter, welche ihn von je beherrſchten, ſcheinen ſich verkörpert zu haben, umgeben ihn, ſchleichen ihm nach, ſelbſt in der Ferne, wie ſeine Doppelgänger. Selten vermag der Menſch das Böſe, wenn es den Sitz in ſeinem Innern hat, klar in ſeiner unverhüllten Schlechtigkeit zu betrachten. Wer weiß nicht, mit welchem Scharfſinn wir unſere Verbrechen ausputzen, verſchönern, daß ſie, hervorgehoben, endlich als das Beſte in uns erſcheinen, was wir vor Allem ſchützen und bewahren müſſen, während das wenige wahrhaft Beſſere verdrängt und verkannt wird. Das tiefe Bewußtſein davon durchdringt unſer Geſchlecht, und was die alten Mährchen, die neueren Erzählungen, von Aſchenbrödel an bis auf die ergreifendſten Darſtellungen der verdrängten Tugend, uns geben, das können wir in unſerm Innern zu jeder Stunde finden, wenn wir ernſthaft ſuchen wollen. Jene innere Verblendung, die Mathildens Gemahl mit allen Menſchen theilt, welche er aber durch ruchloſen Scharfſinn ſteigert, hat er ganz auf die böſen

Geiſter übertragen, die ſeine Knechte und Herren ſind. Sie heißen Sinclair und Thorgreen. —

Die Beiden, unterbrach ich ſie hier, welche ich hinter dem Mörder erblickte in jener verhängnißvollen Nacht, die Mitwiſſer der Mordthat, die Theilnehmer, vielleicht Urheber der größeren Unthat, die verhindert wurde.

Sie ſahen ſie? rief Frau von Rehling verwundert.

Verzeihen Sie, erwiederte ich, in dieſem Augenblicke war es mir in der That, als hätte ich ſie geſehen; die Erinnerung, welche der arme Silén verlor, ſcheint ſich zu mir geflüchtet zu haben, ſo lebhaft ſchwebt mir ſeine Erzählung vor der Seele. —

Sie haben Recht, fuhr Frau von Rehling fort, ſie waren es, Keiner zweifelt daran. Thorgreen, wie ſein Vater, wurden durch die gemeinſten Motive, albernen Familienſtolz und Eigennutz, geleitet, Sinclair aber durch Haß, den er Liebe nennt. Von dieſer Leidenſchaft war er entzündet, denn das ſchöne Gefühl der Liebe iſt ihm wohl nie bekannt geweſen. Auch er iſt herrſchſüchtig, aber verſteckt, geiſtreich, doch ohne den höhern Sinn, welcher für das Edelſte empfänglich macht. Damit er nun den Mächtigen, der Mathildens Liebe und die Bewunderung der Umgebung, was er ſelbſt mit aller Kraft zu erringen ſtrebte, als eine Gabe ohne Mühe erwarb, um ſeine Liebe, wie um den Beifall brächte, mußte er ſich ihm unterwerfen, ſich als ſeinen Knecht darſtellen, ihn deſto gefahrloſer feſſeln zu können. Und es iſt ihm leider gelungen. Er verbarg ſeine Leidenſchaft nicht, er ſpielte den Unglücklichen, und hinter ſcheinbarer Offenheit lauerte die tiefſte Verſtellung. Um dem nur zu gegründeten Verdachte, welcher ihn verfolgte, zu entgehen, verſchwand er aus ſeinem Vaterlande, kurz vor Mathildens Hochzeit, aber er wußte dieſe Entfernung als den größten, durch ſchwere Kämpfe über die feurigſte Leidenſchaft errungenen Sieg darzuſtellen. Warum ſoll ich Ihnen eine Schwäche meines Geſchlechts verhehlen, die Jeder kennt; die Rolle, welche Sinclair ſpielte, mußte ihm Mathildens Theilnahme erwerben. Der Mann, der ihre Liebe beſaß, dem ſie ſich grenzenlos hingab, bewunderte Jenen, konnte ſie ihm ihre Achtung verſagen? Als er in unſerm Hauſe auftrat, zeigte er ſich mild, ehrerbietig; mit großer Kunſt ließ er die Spuren der glücklich überwundenen Leidenſchaft durchblicken, ſeine Freude, daß er ſo unvermuthet Mathilde wieder träfe, ſchien ſo rein, ſeine Theilnahme, als er das Unglück ſeines Jugendfreundes erfuhr, ſo tief und innig. Selbſt Edmunds Zuneigung wußte er ganz zu gewinnen, nur Rehling und mich konnte er nicht täuſchen. Das unſchuldige Kind, ſagte

Mathilde, hat einen Inſtinkt, der weiter reicht, als die erprobteſte Erfahrung; es durchſchaut die Menſchen, ohne es zu ahnen. Wenn Edmund dem Hereintretenden entgegen eilt, ſich an ihn anſchmiegt, ſich ganz hingiebt, dann möchte ich dem Verkannten jeden leiſen Verdacht abbitten, der doch zuweilen, als eine unſelige Frucht Eurer nicht gegründeten Warnungen, in meiner Seele entſteht.

Ich darf es nicht verbergen, daß Sinclair Mathildens naher Verwandter iſt. Als ſie in ihrem funfzehnten Jahre den Vater verlor — die Mutter war ſchon früher geſtorben — wurde er ihr Vormund. Er vertheidigte ihre Rechte unter ſchwierigen Umſtänden mit Kühnheit und Geſchick; er verwaltete ihr Vermögen mit Sorgfalt und leitete ihre Ausbildung mit Umſicht. So glaubt Mathilde ihm Vieles zu verdanken. Daß ſie von ihm geliebt wurde, entdeckte ſie wohl, und dieſe Neigung quälte, ängſtigte ſie um ſo mehr, je weniger ſie dieſelbe erwiedern konnte: frühzeitig hatte ihr Herz den Mann gefunden, dem ſie ſich ganz hingab, und Beide verſtanden ſich ohne Erklärung. Die geheimen Wege, welche Sinclair einſchlug, das geahnte Einverſtändniß zu ſtören, blieben ihrem Geliebten verborgen, daß er ſelbſt zu einem Verbrechen ſeine Zuflucht nehmen könnte, glaubten ſie nicht; und in der That, dieſes Verbrechen, wie die dunkle, frevelhafte Abſicht deſſelben, iſt nur Wenigen, nur Rehling und einem Jugendfreunde des unglücklichen Mannes bekannt, einem Freunde, der als ſein beſſerer Geiſt ihn von Kindheit an umſchwebt, aber kaum zu retten vermögen wird. Unglücklicherweiſe zwingen geheime Verhältniſſe dieſe Beiden zum Schweigen, Verhältniſſe, die, wenn ſie bekannt würden, dem leidenſchaftlichen Manne gefährlicher werden dürften, als die Entlarvung des Verbrechens ſeinen Urhebern. Ich ſelbſt ahne ſie nur dunkel, denn nie hat Rehling ſie mir mittheilen wollen.

So ſchwebt ein finſteres Verhängniß über Mathilden; ihr Gemahl, ihre Freunde ſehen es, können es aber nicht abwenden, und die arme Freundin lebt, während das drohende Gewitter über ihrem Haupte ſteht, die zündenden Blitze ſich ſchon entladen, durch das immer mächtiger heranwachſende Unheil bereits aus ihrem Vaterlande vertrieben, in meiner Nähe, von einer unſeligen Täuſchung befangen.

Sobald ich erfuhr, daß Sinclair als Gefangener einer faſt unbegrenzten Freiheit genieße, zweifelte ich nicht an der Rolle, die er geſpielt haben mochte. Ich bin überzeugt, daß er ſich dieſe vorübergehenden Vortheile durch Verrath an dem Manne erkauft hat, den er zu bewundern vorgiebt, und der Abſcheu, der Schauder, wenn ich an ihn dachte, ſtieg bei mir immer höher. Meine Angſt nahm zu, als er ſich nicht mehr ſehen ließ, ich ahnete einen verborgenen Anſchlag; je länger er ſich von uns entfernt hielt, deſto mehr fürchtete ich ſeinen erſten Beſuch.

Geſtern erſchien er wieder bei uns. Sie werden ſich wundern, ſagte er, daß ich ſo lange keinen Beſuch bei Ihnen abſtattete, Mathilde wird mir Vorwürfe machen, denn mußte mir ihre verlaſſene Lage nicht bekannt ſein? Aber ich bin nicht unthätig geweſen. — Er erzählte uns nun, wie es ihm gelungen wäre, die Bekanntſchaft einer ſehr liebenswürdigen Familie zu machen. Er nannte eins der erſten und angeſehenſten Geſchlechter des Landes, und es ſchien mir nicht unglaublich, denn ich kannte ſein Geſchick, ſich Zutritt zu den höchſten Kreiſen zu verſchaffen. In die Mitte dieſer vorzüglichen Familie wünſchte er Mathilde zu verſetzen. Sie, gnädige Frau, ſagte er und wandte ſich an mich, werden mir zürnen, daß ich es wage, Ihnen die Freundin zu entführen, doch ſteht es in Ihrer Gewalt, dieſe Trennung zu vermeiden. Und nun ſuchte er mich zu überreden, daß die genannte liebenswürdige Familie nichts ſehnlicher wünſche, als uns beide vereinigt bei ſich aufzunehmen, ſo lange die Verhältniſſe unſere jetzige einſame Lage bedingten. Ich machte Einwendungen und verſicherte, daß wir beide dieſe Einſamkeit, welche ſich für unſere Umſtände am beſten ſchicke, liebgewonnen hätten, daß ich ohne Rehlings Erlaubniß, ja, ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl, ſie nie verlaſſen und eben ſo wenig zugeben würde, daß Mathilde ſich von mir trenne. Sinclair war auf dieſen Widerſtand gefaßt. Sie werden, behauptete er, anders urtheilen, wenn Sie die herrlichen Frauen kennen gelernt haben, und ein Anerbieten, entſprungen aus der ſchönſten Theilnahme, nicht mit Härte abweiſen. Dieſelben Gründe aber, durch welche Sie abgehalten werden meinen Vorſchlag zu billigen, müſſen Mathilde beſtimmen, ihn anzunehmen. — Jetzt durchſchaute ich ſeinen Plan und begriff, warum er ſich ſo lange entfernt gehalten hatte, denn er überreichte Mathilden einen Brief von ihrem Gemahl, der die Vortheile, welche aus der Verbindung mit einer bedeutenden Familie für ſeine bedenkliche Lage entſpringen könnten, ausführlich entwickelte, die Hoffnung, daß Mathilde durch dieſe Veränderung aus ihrer ſchwermüthigen Stimmung, welche durch eine tiefe Einſamkeit noch mehr Nahrung erhalte, herausgeriſſen werden würde, lebhaft hervorhob und mit der entſchiedenen Erwartung ſchloß, daß ſie ein ſo vortheilhaftes Anerbieten unbedingt annehmen dürfte. Nicht die Hälfte dieſer Gründe waren nöthig, um Mathilde zu beſtimmen, und Sinclair wußte auch dieſen Entſchluß der armen Freundin zu erleichtern. Die Gräfin wird Ihnen einen Beſuch abſtatten, ſagte er; der Vortheil, ſpricht ſie, befinde ſich auf ihrer Seite, ſie gewinnt, ihrer Ueberzeugung nach, am meiſten und glaubt ſich daher verpflichtet, den erſten Schritt zu thun. Was ſie nun wünſcht, iſt, daß Mathilde ſich zu einem kurzen Beſuche auf das nahe liegende Gut entſchließt. Eine Entfernung von einem Tage, fuhr er mich anredend fort, wird Ihnen doch nicht bedenklich vorkommen?

Jetzt ſah ich voraus, wie Alles kommen würde. Was ich auch Mathilden ſagen, wie ich ſie warnen mochte, ihr Entſchluß blieb, ich wußte es, gefaßt, und ich geſtehe es, mir ſelbſt fing der Vorſchlag an, da ſeine Ausführung nicht zu umgehen war, aus einem mildern Geſichtspunkte zu erſcheinen, dennoch konnte ich mich nicht ganz beruhigen. Als Sinclair ſich entfernte, um mit der Dame ſelbſt wieder zu erſcheinen, ergriff mich ein unbeſtimmter Verdacht; ich hatte vorher zuweilen Ihren Kaſper getroffen, deſſen Gewandtheit mir immer aufgefallen war, und konnte nun der Verſuchung nicht widerſtehen, ſeine Geſchicklichkeit zu benutzen. Es gelang mir, ihn ganz im Stillen zu ſprechen, ein tête à tête, über welches ich erröthete, und das nur durch die Abſicht, die Verkettung der Umſtände zu entſchuldigen iſt. Ich wagte es, ihn im Allgemeinen mit meinem Verdachte bekannt zu machen; Mathilde, ſagte ich, iſt im Begriffe, einem Manne zu folgen, der mir ein großes Mistrauen einflößt. Ich nannte die Gräfin, das wohlbekannte Gut der Familie in der Nähe von Leipzig, und trug ihm auf, in's Geheim dem Wagen zu folgen, über den Weg, welchen er nehmen würde, und ſeine Ankunft auf dem Gute ſich ſo genaue Auskunft, wie möglich, zu verſchaffen; beſonders prägte ich ihm die Nothwendigkeit ein, unbemerkt zu bleiben und den Wagen nicht aus den Augen zu verlieren.

Nach dieſer Anordnung fühlte ich mich etwas ruhiger. Eine glänzende Equipage hielt bald darauf vor unſerer Thüre, die Gräfin ſtieg aus, von Sinclair begleitet. Sie zeigte den Anſtand einer Frau aus den höhern Kreiſen, war herzlich und theilnehmend; ihr Anerbieten ſelbſt ſchien ſo großmüthig, daß Mathilde davon entzückt wurde und nach kurzem Bedenken der Gräfin mit Freuden folgte; dennoch ſchien ſie zu zittern, als ſie mich umarmte, und konnte die Thränen kaum zurückhalten, als ſie ſich von Edmund trennte. Tief in ihrer Seele verborgen lag die Ahnung von etwas Unheimlichem, und als der Wagen fortrollte, war es mir, als wenn ein großes Unglück geſchehen wäre. Der Gräfin Stand, der Name einer bekannten, geachteten Familie hätte mich beruhigen ſollen, der kurze Beſuch in der Nähe von Leipzig, und unter ſolchen Umſtänden, hatte ein ſo unverfängliches Anſehn — und doch ergriff mich eine unbeſchreibliche Angſt. Iſt er es nicht allein, der dieſe Frau genannt und eingeführt hat? Wenn ſie nun das nicht iſt, was ſie zu ſein vorgiebt? Wenn ſie eine geheime Verbündete des ſchrecklichen Mannes wäre? ſprach es in meinem Innern. Dann ſuchte ich mit aller Kraft des Gedächtniſſes ihre Geſtalt in meiner Phantaſie feſtzuhalten, ich bemühte mich, mir jede Miene, jeden Zug, jede Bewegung, ja, jede Aeußerung zurückzurufen, zu prüfen. Ich konnte nicht läugnen, daß die Frau einen angenehmen Eindruck machte, aber es war mir, als wenn etwas Zurückſtoßendes, Mistrauen Erregendes in ihrem Weſen gelegen und die Ueberraſchung der erſten Erſcheinung es verdrängt hätte, als wenn es jetzt erſt klar und deutlich hervorträte, um mich mit Entſetzen zu erfüllen. Die Gräfin war keine Deutſche, die Unterhaltung wurde franzöſiſch geführt; Geſichtszüge, Sprache, Geſtalt ſchienen die Italienerin zu verrathen. In tödtlicher Unruhe ſuchte ich die gute Wirthin auf; ſie war über den Vorgang erſtaunt. Sahen Sie die Frau, fragte ich, welche uns beſuchte und mir die gute Mathilde entführte? Ich ſah ſie wohl, war die Antwort, kenne ſie aber nicht, doch Sie ſcheinen unruhig. Freilich konnte ich meine Angſt nicht bergen. Ich nannte den Namen der Gräfin. Wenn die es iſt, erwiederte die Wirthin, wie können Sie da Angſt haben? Der junge Graf iſt neulich von Reiſen zurückgekommen, um nach dem Tode des Vaters das Gut zu übernehmen; er hat eine ſchöne Frau mitgebracht, die allgemein bewundert und angebetet wird. — Dieſe Nachricht gab mir auf einmal Beruhigung. Wie thöricht ängſtigſt Du Dich, ſagte ich mir, Sinclair will Mathilde von Dir trennen, er weiß, daß Rehling ihn kennt, mein Einfluß auf die Freundin ſcheint ihm gefährlich. Daß es ihm vielleicht gelingt, uns zu trennen, iſt freilich ſchlimm genug, aber das iſt auch Alles. Wenn ſie in eine heitere Umgebung kömmt, die Zuneigung einer liebenswürdigen, gebildeten Frau gewinnt — und wer kann ſie ſehen, ohne ſie zu lieben — was fürchteſt Du dann? Bleibſt Du ihr doch treu, gewinnſt Du doch ſelbſt eine neue Freundin. — Für den Augenblick fühlte ich mich erleichtert; iſt die Gräfin, wie das Gerücht ſie darſtellt, ſagte ich mir triumphirend, dann ſollſt Du Dich getäuſcht haben, heimtückiſcher Menſch! Aber dieſe Ruhe dauerte nicht lange. Und wenn er uns dennoch betrogen hat, rief eine warnende Stimme mir zu; Du haſt Deine Freundin thöricht und leichtſinnig in die Hände eines Verbrechers geliefert, warf ich mir vor;

ich ſchien mir ſelbſt eine Verbrecherin. Ich habe eine ſchreckliche Nacht zugebracht, die furchtbarſten Träume führten mir die geängſtigte Freundin gequält, ja, mißhandelt vor die Seele. Wo iſt ſie? Vielleicht erkennt ſie jetzt, in dieſem Augenblicke ſchon, das Grauenhafte ihrer Lage, — was wird Rehling ſagen? —

Als ſie die Erzählung geſchloſſen hatte, war Frau von Rehling, durch die Erinnerung aufgeregt, ſehr angegriffen. Ich ſuchte ſie zu tröſten. Stand es in Ihrer Macht, dieſes Ereigniß, ſelbſt wenn es alle die traurigen Folgen haben ſollte, die Sie befürchten, zu verhindern? fragte ich; ich vermiſſe hier die ruhige Klarheit, welche ich ſonſt an meiner Freundin ſo oft bewunderte. Was kann dieſer Menſch, in einer Lage, wie ſeine gegenwärtige, öffentlich Gefährliches wagen? Wo Sinclair die arme Mathilde auch hingebracht hat, wir werden es erfahren; auch wenn Kaſper ihm nicht nachgefolgt wäre, könnte es uns nicht lange verborgen bleiben, und das muß er ſelbſt einſehen. In ſo auffallender Weiſe beginnt man ein ſolches Verbrechen nicht. — Er iſt zu Allem fähig, unterbrach mich Frau von Rehling, und unergründlich, der ſcharfſinnigſte Verbrecher, muthig, ſelbſt tollkühn, umſichtig und liſtig. Sie rühmten meine Klarheit, ach Freund, was iſt die Gabe einer gütigen Natur, die in der ſtillen Gewohnheit des Daſeins Manches ſchlichten und ordnen mag, wenn Alles um uns und in uns zuſammenzuſtürzen ſcheint. Das Gemüth meines geliebten Mannes iſt innerlich zerriſſen; er will es mir verbergen, aber das vermag er nicht, und wenn Sie die Maſſe von Greueln kennten, welche die unglückliche Freundin umgeben, die ich zum Theil kenne, noch mehr aber nur ahne, dann würden Sie einſehen, daß eben dieſes klare Bewußtſein die Verwirrung und den Gram ſteigert. In Augenblicken, wie dieſer, giebt es nur einen Troſt, den ſicherſten und gewiſſeſten; er blickt wie ein milder Sonnenſtrahl durch trübe Wolken, er iſt ewig da, ſelbſt wenn er völlig verhüllt ſcheint, er bringt mir tröſtend die entfernte Freundin nahe, er entſpringt aus einem heiligen Bündniß, unter uns in die Hände deſſen geſchloſſen, der ſprach: Wo Zwei oder Drei in meinem Namen verſammelt ſind, da will ich in ihrer Mitte ſein. —

Ein Thränenſtrom erleichterte die Schmerzen der betrübten Frau, auch ich war ſeltſam ergriffen. Wohl war mir die ſtille Frömmigkeit der beiden Freundinnen bekannt, aber nie erſchien ſie auf jene hervorſtechende Weiſe, die ſich mit Belehrung und Warnung aufdrängt, und mir ſelten liebenswürdig dünkte. Ihre Andachtsübungen waren gewöhnlich geheim, ihre Gebete ſtill, und in unſern Geſprächen trat die chriſtliche Geſinnung, als der heitere, ſichre, nie zu verrückende Hintergrund, der jede Anſicht trug und veredelte, hervor. Dieſer Augenblick, dieſes Bekenntniß, aus der Mitte des tiefſten Kummers troſtreich emporleuchtend, brachte mir die Freundinnen noch näher; auch ich konnte die Thränen nicht verbergen, und in dieſem Augenblicke ſtrahlte mir die tiefe, unergründliche Bedeutung eines oft gemisbrauchten, oft verſpotteten inneren Bündniſſes mit leuchtender Klarheit entgegen.

Edmund, den man bei meinem Eintritte in ein anderes Zimmer hatte bringen laſſen, kam jetzt weinend herein; Frau von Rehling hatte ſich auf eine bewundernswürdige Weiſe gefaßt, ſie ſprach ſo tröſtlich mit dem Knaben, und ohne ihm beſtimmte Verſprechungen zu geben, deren Unwahrheit in kurzer Zeit klar werden konnte, wußte ſie ihn doch zu beruhigen. Ich erzählte nun, wie ich Silén gefunden hatte, und die Theilnahme an dem Unglücke eines Fremden ſchien den eigenen Kummer zu lindern.

Der Tag verging in ängſtlichem Harren, gegen Abend ſollte Mathilde zurückkehren; aber es wurde ſpät, und ſie erſchien nicht. Endlich trat Kaſper herein.

Dieſer Menſch war in vieler Rückſicht merkwürdig. Als ich in Breslau mich entſchloſſen hatte, als

Freiwilliger an dem Kriege theilzunehmen, und eines Tages, von den Exerzirübungen ermüdet, in meine Wohnung trat, folgte mir ein Menſch, der in Lumpen gehüllt war, leicht auf dem linken Fuße hinkte und um ein Almoſen bat. Er fiel mir auf, denn ſein Blick zeigte nicht den gewöhnlichen Bettler; er ſah mich luſtig, treuherzig, dabei liſtig an und konnte etwa dreißig Jahr alt ſein. Die Geſichtszüge hatten etwas Feines, das mit ſeiner Kleidung und Lage im Widerſpruch zu ſtehen ſchien, ſein Auge ſogar etwas Bedeutendes. Haben Sie etwas übrig, Herr, ſagte er, dann geben Sie mir es, denn, bei Gott, ich kann es brauchen. Er ſprach das ſo rein heraus, ſo glatt weg und freimüthig, daß ich der Begierde, ihn näher kennen zu lernen, nicht widerſtehen konnte. Wer biſt Du, fragte ich, und wie biſt Du in dieſe kümmerliche Lage gerathen, für die Du doch nicht geboren ſcheinſt? Das iſt eine ſehr weitläufige Frage, antwortete er, und vor Allem muß ich eſſen, ehe ich weitere Auskunft geben kann, denn ich hungere mehr, als billig. Ich zog ihn in meine Stube, ließ eine Mahlzeit bringen, ſchenkte ihm Wein ein, und nie ſah ich einen fröhlichern Eſſer. Er aß mit unglaublichem Appetit, trank mit unbeſchreiblicher Luſt, blickte mich mit einem vor Freude ſtrahlenden Geſicht an und ſchien ſeine Stellung, ſeine Armuth, ſeine Hülfloſigkeit völlig zu vergeſſen.

Herr, ſagte er, als er völlig geſättigt ſich erhob, hätte ich meine beiden geſunden Beine, einen guten Rock an und nur etwas weniges von Geld in der Taſche, und träten Sie jetzt zu mir und forderten mich auf, etwas zu thun, was Ihnen lieb wäre — erſchiene es ein wenig halsbrecheriſch, deſto beſſer — dann, bei Gott, ſollten Sie erfahren, daß ich, obgleich in Lumpen gehüllt, kein Lump bin. Daß ich jetzt ſatt bin und zwar nach einer Mahlzeit, wie ich ſie lange, lange nicht genoſſen habe, iſt freilich ſehr gut, denn ich war verdammt hungrig; aber das iſt es nicht, was mir das Herz öffnet, das aber iſt es, was ich in Ihren Augen leſe, was mich zu Ihnen hinzieht, als hätte ich mehr einen Freund, denn einen Herrn gefunden, daß Sie nicht glauben, man könne kühn auf alle Lumpen treten, ſelbſt wenn ein Kerl darin ſteckt, daß Sie, wenn Sie einen Diener haben, nicht glauben, er wäre blos Ihretwegen da, daß Sie einen ſogenannten gemeinen Mann lieben, ja, lieben. — Die Thränen traten ihm in die Augen, ich glaubte das Bedürfniß der Liebe, welches wir ſo oft verkennen und zurückſtoßen, weil es die Worte nicht finden kann, in ſeiner offnen Seele zu leſen. Dich wenigſtens, antwortete ich und drückte ihm freundlich die Hand, wenn Du wirklich biſt, was Du zu ſein ſcheinſt. — Wollen Sie den Verſuch wagen? Doch zuerſt hören Sie meine Geſchichte. —

Viele werden wohl der Meinung ſein, dieſes Benehmen von Seiten eines Bettlers ſei wenigſtens ſehr zudringlich und kaum zu dulden, aber man mußte den Mann ſehen, um zu fühlen, daß dieſer Bettler keinesweges als ein zudringlicher erſchien, und ich geſtehe es, daß ich zum Theil ſelbſt ſeine Kühnheit hervorrief.

Er war der Sohn eines Forſtbedienten, aus einer Gegend jenſeits des Rheins, und mit den ältern Söhnen des Gutsbeſitzers erzogen worden. Er hatte dadurch eine Bildung erhalten, die ihn über ſeinen Stand erhob. Mit edler Naivität und unbefangener, ja, rührender Wahrheit ſchilderte er mir das väterliche Haus, die Eltern, ſeine Schweſtern, und verweilte mit ſichtbarem Wohlgefallen bei dieſer frühern Epoche ſeines Lebens. In ſeinem achtzehnten Jahre wurde er durch die Konſkription Soldat; man hatte ihn in Frankreich, Italien, Spanien und Deutſchland herumgeſchleppt, zuletzt in Rußland. Hier bekam er in der Schlacht von Smolensk eine Wunde und verließ das Lazareth in Wilna als hinkender Invalide. Er hatte es in dieſer Zeit bis zum Feldwebel gebracht, und ſeine Abſicht war jetzt, ſich durch Deutſchland nach ſeiner

Heimat zu betteln. Er ſprach mit großem Geſchick die Sprachen aller Länder, in welchen er gefochten hatte, nur die ruſſiſche und polniſche nicht. Er hatte Manches gethan, was den zarteren ſittlichen Sinn beleidigt, aber es war klar, Treue und Liebe, das Andenken an eine Mutter, die er innig verehrte, an die er ſchrieb, wenn die Verhältniſſe es erlaubten, der er Alles, was er nicht immer auf die tadelloſeſte Weiſe erworben, überſandte, hatten ihn von einem tieferen Verfall gerettet. Er war mild, mitleidig, und man ſah an ihm keine Spur von jener Rohheit, die den herumſtreifenden Soldaten, den langjährig ſtreitenden Krieger bezeichnet. Mir wurde er, je länger, immer lieber, das Hinken konnte den ſonſt rüſtigen Mann nicht untauglich für diejenigen Dienſte machen, welche ich forderte: ich ſuchte eben einen Diener, wählte ihn und hatte nie Urſache, es zu bereuen. Seine Anhänglichkeit kannte keine Grenzen, ſeine Freimüthigkeit zog mich an, ſeine luſtigen Erzählungen und Scherze, die nicht ſelten an das Geiſtreiche ſtreiften, ergötzten mich; ſein Geſchick, eben wie ich es verlangte, war in langjährigem Reiterdienſt ausgebildet, und als er, wieder ſtattlich angezogen, zum erſten Mal auftrat, ſtellte er ſich, trotz des Hinkens, als einen ſchönen Mann dar. Er wurde bald bemerkt, im Hauptquartier allgemein bekannt und erhielt recht glänzende Anerbietungen, wollte ſich aber nicht von mir trennen. Eine Eigenthümlichkeit, die ihm manchen Streit zuzog, aber auch Anſehen verſchaffte, war die, daß er den Lügner, den Prahler, wo er ihn traf, zu überbieten ſuchte, und zwar mit einer leichten, oft witzigen Ironie, die man nicht gleich auf den erſten Blick durchſchaute. Den raffinirten Betrüger zu betrügen, den Liſtigen zu überliſten, war ſein höchſtes Vergnügen, und er konnte ſich dann auf eine Weiſe verſtellen, die mir Mistrauen gegen ihn hätte einflößen müſſen, wäre ſie früher von mir entdeckt worden. Ich machte ihm ernſthafte Vorſtellungen darüber und ſuchte zu beweiſen, daß ein ſolches Spiel, oft wiederholt, nur gar zu leicht das ſittliche Gefühl abſtumpfe und von einem gefährlichen Leichtſinn zeige. Lieber Herr, antwortete er dann, Sie vergeſſen, daß ich zwölf Jahre Soldat war, daß ich unter den wildeſten Horden lebte und eine ſtarke Portion Ruchloſigkeit zu tragen, ja, leider oft zu dulden hatte; Sie warnen mich vor Laſtern, die mir ſchon zur Gewohnheit geworden ſind. Ich habe eine unbezwingliche Neigung zum Prahlen und Lügen, ich bin zur Verſtellung geneigt, betrügeriſch, liſtig und ſuche alle dieſe Beſtialitäten, da ſie nicht ganz weichen wollen, auf die unſchädlichſte Weiſe los zu werden. —

Ich konnte dieſe Geſinnung nicht loben, weil ich ihre Gefahren erkannte; es gelang mir auch wirklich, ihn zu einem mäßigern Gebrauch der bedenklichen Geſchicklichkeit zu vermögen, indeſſen muß ich doch geſtehen, daß mir dieſes Geſchick jetzt ſehr willkommen war.

Ehe ich in meiner Erzählung fortgehe, muß ich noch flüchtig mein ferneres Verhältniß zu dieſem Bedienten erwähnen. Als ich mich in Paris von der Armee trennte, reiſte ich, um Kaſpers ſehnlichſten Wunſch zu befriedigen, mit ihm nach ſeiner Heimat. Die Eltern waren geſtorben, ſeine Mutter kurz vor unſerer Ankunft, und ſein Schmerz darüber äußerte ſich hier auf eine ſo tiefe und unverſtellte Weiſe, daß er mir deshalb theuer werden mußte. Die Mutter hatte nur für den geliebten Sohn gelebt und Alles, was er ſandte, was ſie erſparen konnte, für ihn aufgehoben; die Schweſter war verheirathet und führte ein ſorgenloſes Leben. Kaſper fühlte ſich fremd in ſeiner Heimat, wollte ſich nicht von mir trennen und blieb nur zurück, um die Erbſchaft zu heben, einige Jugendfreunde zu ſehen und mich dann hier aufzuſuchen. Ich erwarte ihn gegen den Frühling.

Kaſpers Bericht beſtätigte leider nur zu ſehr, was die Frau von Rehling befürchtete. Er hatte während meiner Krankheit die Pferde ausreiten müſſen und die Gelegenheit benutzt, die Umgegend in allen Richtungen zu durchſtreifen. So lernte er ſie genau kennen, und als er unbemerkt dem Wagen in der Ferne folgte, entdeckte er bald, daß dieſer einen ganz andern Weg, als den bezeichneten, einſchlug. Nach einiger Zeit ſah er ihn in einen Nebenweg einbiegen, der ihm ſehr wohlbekannt war; er führte zu einem Schloſſe, nicht weit von einer großen Militärſtraße, welches, von ſeinem Eigenthümer verlaſſen, abwechſelnd von hohen Offizieren aller gegen Napoleon kämpfenden Mächte bewohnt wurde. Sogleich beſchloß er, einen bekannten, viel näher liegenden Feldweg in möglichſter Eile zurückzulegen, wodurch er ſo früh in der Schenke, die nicht weit vom Schloſſe entfernt liegt, ankam, daß ſein Pferd ſchon längſt im Stalle war und er ſelbſt, unbefangen mit den Gäſten redend, den Wagen, welcher nur langſam auf dem ſchlechten Wege ſich fortbewegte, ankommen ſah. Seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuſcht; der Wagen hielt vor dem Schloſſe, Sinclair mit den Damen ſtieg aus, und Kaſper erkundigte ſich auf eine Art, die ſich für einen harmloſen Reiſenden ziemt, nach den wechſelnden Gäſten des Schloſſes und ſo auch nach den eben angekommenen. Die eine Dame iſt uns fremd, ſagte der Angeredete, der Kaſtellan des Schloſſes, nicht eben ſehr zufrieden, wie es ſchien, mit der grenzenloſen Unordnung, welche durch die häufig wechſelnden Bewohner entſtand; die zweite kennen wir ſehr wohl, es iſt die Frau eines Oberſten, die ſich ſchon ſeit ein paar Wochen einquartirt hat und die Wirthin macht, ihr Gemahl iſt meiſt abweſend. Der Herr aber ſoll ein gefangener franzöſiſcher Offizier ſein, welcher ſich abwechſelnd hier und in Leipzig aufhält, und ſehr gern geſehen wird. — Jetzt wußte Kaſper vorläufig genug; er blieb ruhig in der Schenke über Nacht und gab ſich die Miene, als erwarte er mit Ungeduld Jemand, um auch noch einen Theil des folgenden Tages in dem Dorfe zubringen zu können. Es ſchien ihm beſonders wichtig, mehr von der Dame zu erfahren, und ſchon gab er die Hoffnung dazu auf, als ein Mann mit liſtigem Geſicht, der einem Winkel-Advokaten nicht unähnlich ſah, ſich zu ihm geſellte. Unter den vielen Gäſten, die ab und zu gingen, ſetzten ſich beide vertraulich plaudernd nieder, und Kaſper, der ſeinen Mann bald durchſchaute, fing nun an einen Roman ſeines Lebens zum Beſten zu geben, ſpielte dabei, auf eine verſteckte Weiſe, den Ruchloſen und gewann ſo ſehr das Vertrauen des Fremden, daß dieſer ihn in eine Ecke führte und hier ein geheimes Geſpräch mit ihm anknüpfte. Ihr habt mir vertraut, daß Ihr einen Dienſt wünſcht; wenn ich Euch einen guten verſchaffte? ſagte er flüſternd. Ich würde mich dankbar beweiſen, antwortete Kaſper und hatte Mühe, ſeine Ueberraſchung zu verbergen; denn aus einem gewiſſen Vorgefühl hatte er jenen Wunſch ausgeſprochen, die Hoffnung, ſich in das Schloß einzuſchleichen, ſchien ihm zu lockend. Aber ich diene nicht Jedermann, äußerte er, und trotz meines Hinkens kann man lange ſuchen, ehe man einen Bedienten erhält, der ſich mit mir meſſen kann. Prahleriſch erwähnte er nun ſeiner Sprachkenntniſſe, ſeiner vielfältigen Erfahrungen und Künſte; ein jeder Graf darf ſich Glück wünſchen, wenn ich ſein Bedienter werde, ſchloß er ſeine Lobrede. — Ja, unterbrach ihn der Fremde, wenn Ihr wähleriſch ſeid, da muß ich wohl mit meinem Vorſchlage zurücktreten. Und warum? erwiederte Kaſper. — Ich will es Euch geſtehen, mit der vorgeſchlagenen Stelle hat es ſeine eigene Bewandtniß: die Dame auf dem Schloſſe ſucht einen Diener, ſie nennt ſich zwar Frau Oberſt, aber die Verbindung mit dem Oberſten iſt ſehr neu, kaum Wochen alt. Sie kam hierher in Begleitung eines franzöſiſchen Generals, blieb aber, als dieſer floh, in Leipzig zurück. — Sie haben mich misverſtanden, antwortete Kaſper, eine ſolche Herrſchaft iſt mir eben recht; ſie iſt ſchön, denn ich habe ſie geſehen, als ſie aus dem Wagen ſtieg, und die Nähe der Schönheit entzückt mich, wie unerreichbar ſie auch ſein mag; ſie betrügt die Männer und muß ſich etwas Aehnliches von ihren Dienern gefallen laſſen; ſie lebt in beſtändigen Intriguen, was ſchon allein mich beſtimmen würde, und dann ſind Damen der Art verſchwenderiſch und verſchenken mit Anmuth, was ſie durch Anmuth gewinnen. — Ihr ſeid alſo geneigt, dieſen Dienſt anzunehmen? fragte der Advokat. So ſehr, antwortete Kaſper, daß ich entſchloſſen bin, die Dame ſogleich aufzuſuchen und mich ihr ſelbſt zu empfehlen. Ich darf mich auf Sie berufen? — Der Unterhändler bejahte es, Kaſper wiederholte ſein Verſprechen einer gewichtigen Dankbarkeit, wenn er den Dienſt erhalte, und wenige Minuten ſpäter ſtand er, in einem prächtigen Saale, der Dame gegenüber und trug ihr ſein Anliegen vor. Ich hatte, erzählte er mir, jene Phyſiognomie, die eine anmuthige Miſchung aus Schaf und Fuchs darſtellt, welche Ihnen ſo zuwider iſt, die ich aber bei gewiſſen Gelegenheiten vorzüglich gern und, ohne ruhmredig zu ſein, mit großem Geſchick handhabe. Als ich die Dame italieniſch anſprach, war ſie angenehm überraſcht und fragte mich, ob ich mehrerer Sprachen mächtig wäre; ich nannte dieſe und ſchien ihr immer mehr zu gefallen. Ich ſuchte in mein Betragen eine Miſchung von Ehrerbietung und Vertraulichkeit zu legen, und wagte es durch leichte Scherze ahnen zu laſſen, daß ihr Leben mir nicht unbekannt ſei. Ich hatte mich nicht verrechnet; ſie lächelte, indem ſie ein vornehmes, zurückhaltendes Weſen annahm, und ich konnte mich nach meiner Erfahrung für überzeugt halten, daß ihre Gunſt gewonnen war. Indeſſen ſchien ſie noch nicht ganz entſchloſſen; ſie klingelte, ein Bedienter erſchien, und ſie trug ihm auf, den Oberſten zu bitten, ihr ſeinen Beſuch zu gönnen. Sinclair trat in das Zimmer, und ich freute mich darüber; denn ein Weib zu betrügen, ſchien mir zu leichte Arbeit, dieſen Hauptfuchs aber zu fangen, ſchon wichtiger. Gegen ihn war mein Benehmen ein ganz anderes; ich bückte mich tief, blickte ihn, forſchend, aber furchtſam, von Unten herauf an, indem ich die Augen niederſchlug und auf jede Weiſe die völligſte Unterwerfung zu zeigen ſuchte. Sinclair betrachtete mich mistrauiſch, und ſeine Fragen ſahen einer Inquiſition nicht unähnlich. Einen ehrlichen Kerl kannſt Du nicht brauchen, dachte ich und richtete mich danach. Ich ließ mich gefliſſentlich auf Widerſprüchen ertappen, aus denen Mancherlei zu ahnen war, ohne daß ich es geſtand; ich ſprach, wie die Dame italieniſch, ſo den Herrn franzöſiſch an, und Alles, was ich ihm erzählte, noch mehr aber das, was ich errathen ließ, mußte ihn überzeugen, daß ich ein durchtriebener Menſch wäre, der in vielen Verhältniſſen eine verdächtige Rolle geſpielt hätte und für Geld zu Allem fähig ſei. Es entſtand ein höchſt ſeltſames Geſpräch; was laut geſprochen wurde, enthielt einen geheimen Sinn, der oft das völlig Entgegengeſetzte ausdrückte. Ich ſuche einen raffinirten Spitzbuben, biſt Du ein ſolcher? lautete die Anrede des Oberſten Sinclair, deſſen Bemühungen und hin und her ſich windende Redensarten nun dahin gingen, mich die Frage verſtehen zu laſſen, ohne daß er ſie auszuſprechen brauchte, aber ſo, daß ſie nur dem Spitzbuben, welchen er ſuchte, verſtändlich wäre, dem ehrlichen Kerl aber, wenn ich unglücklicherweiſe ein ſolcher ſein ſollte, als etwas Unverfängliches erſchiene. Mein Herr, antwortete ich, trauen Sie meiner Verſicherung, daß ich der ausgeſuchteſte Gaudieb bin und Sie keinen beſſern in allen Ländern finden können; und als wir uns völlig verſtanden hatten, wurden wir einig: Morgen erſcheine ich bei der Dame, um in ihren Dienſt zu treten, und es fehlt nichts, als ihre Einwilligung.

Kaſpers bedenkliche Neigung drohte uns in eine Intrigue zu verwickeln, die ſehr anlockend war, wenn wir Mathildens Lage bedachten, deren gefährliche Verwandtſchaft mit dem Betruge unſeres Gegners aber uns dennoch abſchreckte. Während Kaſper mit augenſcheinlicher Freude die Gelegenheit ergriff, ſein Talent zu zeigen, und die Luſt dazu nicht unterdrücken konnte, ſah Frau von Rehling mich ſinnend und kopfſchüttelnd an, und auch mich durchdrang ein unheimliches Gefühl. Aber ich konnte es nicht läugnen, die Intrigue war ſo glücklich angelegt, ſie ſchien ſo gerade zum Ziele zu führen, und die Gefahr, in welcher Mathilde ſchwebte, war zu augenſcheinlich, um nicht dieſes einzige Mittel der Rettung zu rechtfertigen. Mathilde war hier fremd, wir ohne Bekannte, ohne Verbindungen; die rechtlichen Wege, welche wir allerdings wählen konnten, würden nur langſam einen Erfolg herbeigeführt haben, und meine Abreiſe war nahe. Ohne Frau von Rehling Zeit zu laſſen, ihre Bedenklichkeiten zu äußern, gab ich Kaſper unbedingte Vollmacht, ſeinen Weg zu verfolgen. Dann trennen wir uns jetzt, ſagte er; über meine gegenwärtige Lage habe ich Sinclair einen Bericht abgeſtattet, deſſen Wahrheit er ohne Zweifel auf geheimem Wege erforſchen wird; der Winkel-Advokat iſt mir nachgeſchlichen, und ich hatte mich ſchon mehrere Stunden in der Stadt aufgehalten, ehe ich es wagte, Sie aufzuſuchen. Was er hier erfährt, wird ihn in ſeiner Anſicht von mir beſtärken. Ich ſchlich im Dunkeln her, und Sie werden jetzt ſo lange nichts von mir hören, als ich nicht Mittel weiß, die Dame zu retten. —

Drei Tage vergingen in unſäglicher Qual; Frau von Rehling verſank in immer tieferen Kummer, und die Wirthin, welche unſere Vertraute war, weil die Unterſtützung einer anſäßigen Bürgerfrau uns vielleicht wichtig werden konnte, ſeufzte; Edmund wollte ſich nicht mehr tröſten laſſen, und auch ich erwartete mit ſteigender Ungeduld die erſten Nachrichten. Wir gingen ſtumm und traurig umher, keines ſprach, keines wagte einen Troſt zu geben, und Silén baute ruhig an ſeiner Feſtung, hörte nicht auf zu reden, ſchien zufrieden, und ich konnte ihn faſt beneiden.

Am vierten Tage endlich erſchien ein Burſche, deſſen Bekanntſchaft Kaſper gemacht, und dem er die Wartung der Pferde während ſeiner Abweſenheit anvertraut hatte; dieſer brachte zwei Briefe, einen an die Frau von Rehling von Mathilden, und einen zweiten an mich von Kaſper. Zitternd erbrach die Frau den Brief, er enthielt nur wenige Zeilen. „Meine Lage iſt ſchrecklich," ſchrieb ſie, „am furchtbarſten aber, daß Dein Verdacht ſich auf eine ſo entſetzliche Weiſe beſtätigt hat. Alſo iſt es doch wahr, Sinclair, der Mann, dem ich ſo viel verdanke, ſein Freund, iſt ein Nichtswürdiger, zu jedem Verbrechen fähig. Er hält mich als eine ſchwermüthige, von fixen Ideen geplagte Verwandte in der kleinen, entlegenen Kammer eines großen Schloſſes eingeſperrt. Ihr ſeid für mich thätig, Kaſper bewacht mich; wie erſtaunte ich, als ich ihn erblickte. Rettet mich, Sinclairs Schlechtigkeit iſt grundlos!"

„Kommen Sie, aber verkleidet heute Abend her der Burſche, welchem Sie trauen können, wird Sie im Dunkeln dahin bringen, wo ich Sie erwarte. Sie müſſen die arme verlaſſene Frau ſprechen." ſchrieb Kaſper, und mit Ungeduld erwartete ich die Nacht.

Es war ein trüber, regnigter und ſtürmiſcher Novemberabend; der Wind brauſte durch die Bäume, und mit dem Regen fielen die Blätter haufenweiſe herab. In einen Mantel gehüllt, von dichtem Gebüſche beſchützt, harrte ich in der Nähe eines finſtern Nebengebäudes. Die dunkeln Maſſen des mächtigen Schloſſes waren ſchwer zu erkennen, aber faſt alle Fenſter deſſelben erleuchtet; Lichter bewegten ſich von einem Zimmer zum andern, aus verſchiedenen Theilen des Gebäudes hörte man lautes Jubeln und ein Sprechen, wie von vielen Menſchen, in den finſtern Höfen; Laternen ſchwebten nach den Scheunen und Ställen, und das Getrampel der Pferde bewies, wie voll die letzteren waren.

Kommen Sie, flüſterte eine Stimme neben mir, und ich erkannte Kaſper; er führte mich nach einem thurmähnlichen Gebäude, öffnete die niedrige Thüre, und wir ſtiegen eine Wendeltreppe hinan. Sie müſſen ſich die Stiefeln ausziehen laſſen, warnte er leiſe; denn oben iſt ein Weib, und die darf nicht entdecken, daß zwei Männer die Treppe hinaufſteigen. Es geſchah; ohne Stiefeln ſchlich ich nun Kaſper nach, der lärmend und ſtark auftretend voranſchritt. Schon hatten wir eine beträchtliche Höhe erreicht, als er mich in eine finſtere Ecke ſchob; warten Sie nur einen Augenblick, ſagte er, machte eine Thür auf und ließ ſie offen ſtehen. Ich erblickte ein altes Weib, die an einem Tiſche ſaß, mit einer trübe brennenden Lampe vor ſich.

Guten Abend, Gertrud, begrüßte ſie Kaſper, indem er eintrat. Gottlob, daß Ihr da ſeid, antwortete das Weib, ich halte es nicht länger aus; das iſt ein rechter Jammer, die arme Frau zu ſehen. Was treibt ſie? fragte Kaſper. Sie betet, war die Antwort, lieſt in frommen Büchern und ſingt ſo wehmüthig, daß ich oft weinen muß. Und die ſoll wahnſinnig ſein? Alles, was ſie ſpricht, klingt ſo mild, ſo gut, ſie kommt mir wie eine Heilige vor, und doch ſoll ſie wahnſinnig ſein. Freilich, der Herr muß das wohl verſtehen und die vornehme Dame auch; aber oft ſteigt mir doch ein Zweifel auf, wenn ſie ſich nun irren. — Liebe Gertrud, fing Kaſper an, das verſteht Ihr nicht; die arme Frau hat eine ganz vollſtändige, ſuffiſante Verrücktheit am Leibe, daran dürft Ihr durchaus nicht zweifeln. Habt Ihr die Augen einmal recht aufmerkſam betrachtet? — Ih, mein Gott, rief die Alte, das ſind ja die lieblichſten, mildeſten Augen, die je von Kummer getrübt wurden! — Freilich, freilich, Gertrud, da habt Ihr ganz Recht, und man freut ſich, wenn man ſie anſehen darf; aber — aber, ſeht Ihr, wenn man recht genau zuſchaut, ſo findet man etwas in den Augenſternen, etwas ganz Seltſames, faſt Grauenhaftes, ſage ich Euch. Es iſt ſo ganz abſonderlich, man entdeckt es nicht immer, und muß recht genau hinſehen. Und dann die Lippen — Anmuthigere Lippen ſah ich nie, unterbrach ihn das Weib. — Alles wahr und unläugbar, fuhr Kaſper fort; der Schnitt iſt köſtlich, die Vertiefung der Oberlippe verliert ſich in einer ſo zarten Verlängerung, daß man entzückt wird, wenn man ſie erblickt; die Mundwinkel ſind ſo fein, wie ich ſie nie ſah, aber dennoch iſt etwas da, ſolltet Ihr das nie wahrgenommen haben? Ein ſtilles Zucken, ein wunderliches Zittern der Oberlippe, was offenbar auf unheimliche Dinge deutet. Und dann, Gertrud, mußt Du ſie in der Dämmerung anſehen, wenn ſie ſo ſteht, daß das ſchwache Licht ſeitwärts auf ihr Geſicht fällt, wenn die feine Naſe, von der Seite betrachtet, in die Luft tritt; ſieh' ſie dann an, ich bitte Dich, aber recht aufmerkſam: dann rückt das Kinn in die Höhe, die Stirn ſcheint ſich zu verkürzen, die Naſe wird länger. Als ich es zum erſten Mal ſah, erſchrak ich heftig, und ſeit der Zeit zweifelte ich gar nicht an ihrem Wahnſinn. Ja, Du gute alte Frau, Du ahneſt nicht, was es mit der Verrücktheit auf ſich hat; es iſt ſehr ſchwer, das kann ich Dir verſichern, die Verrücktheit von dem Verſtande zu unterſcheiden, man hat dicke Bücher darüber geſchrieben, und Alles ſo haarſcharf tiefſinnig und verſtändlich auseinander geſetzt, daß man ſelbſt verrückt werden kann, wenn man darüber nachdenkt. Oft erſcheint der beſte Verſtand als baare, klare Tollheit, und der Wahnſinn gebehrdet ſich ſo mild, freundlich und verſtändig, daß ein gar abſonderlicher Tiefſinn dazu gehört, ſich nicht täuſchen zu laſſen.

Vor vielen hundert Jahren lebte ein ſehr berühmter und großer Held, der zugleich der verſtändigſte unter allen Helden war, die es damals gab; dieſer hatte ſich eine eigene Art von Verrücktheit angeſchafft, in welche er ſeinen raren Verſtand einhüllte, um ihn bei gefährlichen Gelegenheiten deſto beſſer zu konſerviren, und dieſer Held iſt faſt noch berühmter geworden durch dieſe herrliche Verrücktheit, die man noch immer bewundert, als durch ſeine großen Thaten. Weil dieſes ihm nun ſo gar ſchön gelungen war, wurde er übermüthig und behauptete kühn, daß der liebe Gott ſelbſt keinen

Verſtand zu Wege zu bringen im Stande wäre, der ſich mit ſeiner Verrücktheit meſſen könnte. Daher muß er nun ſchwere Strafe leiden und als ein Geſpenſt erſcheinen. — Gott behüte uns! rief Gertrude. — Es iſt ſo, Du kannſt es mir glauben, ſprach Kaſper weiter. Hoch im Norden iſt ein Land, es heißt Dänemark, da hat dieſer Held gelebt und reitet heute noch in der Nacht am Meeresufer auf einem ſchwarzen Pferde, wie der wilde Jäger. Das Wunderbarſte iſt aber, daß es Leute giebt, die die Kunſt verſtehen, ihn zu bannen, und ſo wundervoll dünkt ſeine Verrücktheit den vornehmen und klugen Männern in allen Ländern, daß man in London und Paris, in Wien und Berlin, und ſelbſt in unſerm guten Dresden große Säle baut, die man prächtig verziert und mit vielen Kerzen erleuchtet; da verſammelt man ſich, der Held wird durch die ſchwarze Kunſt gebannt und erſcheint blaß, mager, ſchwarz gekleidet, wie ein alter Ritter, ſtreckt Arm und Beine aus, ſieht Geſpenſter, wüthet, ſchreit, wälzt ſich auf der Erde und wird getödtet. Und alle die Herren und Damen, die zuſehen, dünken ſich noch ein Mal ſo klug, wie ſonſt, wenn ſie dieſe Verrücktheit geſchaut und bewundert haben. — Gertrud ſah ihn verwundert an. Da nun, ſprach Kaſper weiter, der Verſtand ſo gar verherrlicht werden und durch Jahrhunderte fortleben kann als Verrücktheit, warum ſollte die Verrücktheit nicht wie Verſtand erſcheinen können? Du haſt die Verrückte ſingen hören? — Ei freilich, und nie hört' ich etwas Schöneres, antwortete Gertrud. — Aber haſt Du verſtanden, was ſie ſang? fragte Kaſper. — Das nun wohl nicht, erwiederte ſie. — Ja, ſiehſt Du, warum nicht? Franzöſiſch würdeſt Du freilich auch nicht verſtehen; aber Du würdeſt doch hören können, daß es eine echte, vernünftige, menſchliche Sprache iſt, dieſe Töne dagegen haben gar keinen Sinn. — Aber Kaſper, wandte die Frau ein, der Herr Oberſt ſpricht ja oft mit ihr in einer Sprache, die nicht franzöſiſch iſt und dieſelbe zu ſein ſcheint, in welcher ſie ſingt. — Das haſt Du gehört? Du kluges, ſcharfſinniges Weib, rief Kaſper aus, es iſt ſo, grade ſo, ſo wie Du tiefſinnig bemerkt haſt. Es iſt, ſagte er, indem er ſich näherte und zu ihr neigte, als wollte er ihr etwas Wunderbares, Geheimnißvolles vertrauen, es iſt dieſe Sprache eine ganz eigene Art des Wahnſinnes. Du haſt doch von der Sprache der Thiere gehört, und wie es weiſe Männer giebt, die durch langes Forſchen dieſe Sprache erlernt haben? Die Wahnſinnigen, wie unſere arme Frau, werden gleichſam eine beſondere Art Thiere und erhalten ihre eigene Sprache; der Oberſt aber iſt ein ſehr kluger Mann; wie er es geworden iſt, wem er ſeine

Weisheit verdankt, könnte ich wohl ſagen, denn Vieles habe ich davon gehört, aber Gott behüte mich, ich ſchweige lieber. Dieſer Oberſt nun verſteht die Sprache des Wahnſinns. Haſt Du bemerkt, wie die arme Frau blaß wird und zittert, wenn er ſie in dieſer Sprache anredet? — Gertrud ſtarrte ihn an und nickte. — Kann man nun wohl ſich darüber verwundern? Denke Dir, wenn ein kluger Mann auf einmal das liebe Vieh, welches ſich nichts weniger verſieht, in ſeiner Sprache anredete, wenn er den Hund, ſo daß er ihm antworten müßte, anbellte, die Katze anmiaute, den Hahn ankrähte und die Gans anſchnatterte? Wahrlich, ſelbſt die Gans würde den Hals vorſtrecken, den Kopf drehen, erſt das eine Auge, dann das andere erſchrocken ihm entgegen wenden und nicht wiſſen, was ſie antworten ſollte.

Siehſt Du, ſo verhält es ſich mit der Sache; die arme Frau iſt verrückt und bleibt verrückt, und wenn ſie ſich auch noch ſo verſtändig ſtellt; und das darf Dich gar nicht wundern, denn ich kann Dir Geſchichten erzählen, die noch viel erſtaunlicher ſind, die ich ſelbſt erlebt habe. Einmal, nach einer blutigen Schlacht, wo viele Tauſende gefallen waren, lag das Schlachtfeld voll Leichen. Der Arzt kam, beſah ſich die Todten und trug ſie in ſeine Sterbeliſte ein; darauf wurden große Löcher gegraben, in denen man ſie haufenweiſe ver=

ſcharrte. Ich war auch dabei. Der Arzt ging voran und rief: Der iſt todt und der iſt todt, und ſchrieb: Hundertdreiundzwanzig, hundertvierundzwanzig, hundertfünfundzwanzig und ſo weiter; wir gingen hinterher und ſcharrten ein. Das ging nun raſch fort, da trafen wir einen todten Kerl, die Kanaille wollte ſich nicht begraben laſſen und ſtellte ſich lebendig; aber er ſtand ſchon in der Todtenliſte, und wir achteten nicht auf ſeine Einrede. — Siehſt Du, wenn nun ein Todter ſich lebendig ſtellen kann, um wie viel leichter kann ein Verrückter ſich verſtändig gebehrden, da doch Gott allein weiß, ob wir nicht alle verrückt ſind, ob wir nicht alle recht und billig handeln würden, wenn wir uns wechſelſeitig einſperrten. Daher darfſt Du gar nicht an der Verrücktheit der Frau zweifeln, und nun gute Nacht, Gertrud; ich werde ſie bewachen, und Du kannſt ruhig ſchlafen. —

Keuchend erhob ſich das Weib, zündete ein Licht an der Lampe an und ſchlich davon. Ich ſchlüpfte aus meinem Verſtecke hervor, wir ſtiegen noch einige Stufen höher und traten in Mathildens Gefängniß. Die Stube war klein, aber zierlich eingerichtet. Mathilde, obgleich von meiner Ankunft unterrichtet, erſchrak ſehr, ſie ſah blaß aus, und die wenigen Tage hatten ſie entſetzlich verändert. Dennoch ſchien ſie den heftigſten Gram überwunden zu haben; Gertrud hatte Recht, ſie ſah einer Heiligen ähnlich. Ich durfte nicht lange verweilen; was ſie mir mittheilte, wird auch Euch nicht verborgen bleiben; die furchtbare Frechheit ihres ſchrecklichen Verwandten erhellte beſonders aus einem ſchwediſch geſchriebenen Briefe. Der Oberſt, ſagte Kaſper, trug mir auf, mich dieſes Schreibens zu bemächtigen und es ihm zu überliefern; damit ich mich nicht irren ſollte, hatte er die Adreſſe mit einem Zeichen verſehen. Ich erhielt aber von der gnädigen Frau einen früheren Brief, deſſen Adreſſe ich eben ſo bezeichnete; dieſen zeigte ich ihm in einem Augenblicke, wo er ſehr beſchäftigt und von Beſuchen gedrängt war; er erkannte das Zeichen und ſeine Handſchrift, ich zerriß den Brief vor ſeinen Augen und warf ihn in den Ofen. Er muß alſo glauben, daß er vernichtet iſt. —

Durch Kaſper hatte ich erfahren, daß ein ruſſiſcher General, deſſen edle Geſinnung allgemein bekannt war, ſich ſchon ſeit einiger Zeit im Schloſſe aufhielt und dort noch ein paar Tage verweilen würde. Der folgende Tag war zu einer Feſtlichkeit beſtimmt, zu welcher man aus Leipzig und der umliegenden Gegend viele Herren und Damen eingeladen hatte. Auch der ſchwediſche Offizier, deſſen Bekanntſchaft ich machte, als ich Sinclair zum erſten Mal ſah, und den ich einige Mal beſucht, war zur Theilnahme an dem Feſte aufgefordert worden, wie faſt alle Offiziere, die ſich in Leipzig befanden. Daß ich nicht eingeladen wurde, konnte Abſicht ſein, fiel mir aber nicht auf, denn ich ging mit wenigen Perſonen um und wurde noch als Patient betrachtet. Indeſſen, mein Entſchluß war gefaßt, ich eilte nach der Stadt zurück, und es gelang mir leicht Frau von Rehling zu überreden, jetzt Leipzig zu verlaſſen. In frühern Geſprächen war oft die Rede geweſen von einer Freundin, deren Bildung, wie Geſinnung ſehr geprieſen wurde; ſie hielt ſich mit ihrer Familie in der goldnen Aue auf, und hatte oft und dringend die beiden Frauen zum Beſuche eingeladen. Auch für Silén hoffte ich einen Aufenthalt in der Nähe zu finden. Alles wurde daher eingepackt, wir nahmen, nicht ohne Rührung, Abſchied von unſerer guten Wirthin und fuhren bis zu einem Dorfe in der Nähe des Schloſſes. Ich zweifelte nicht an Mathildens Rettung; Edmund jubelte, als er hörte, daß wir ihn zu ſeiner Mutter bringen wollten, und Silén ließ ſich willig aufpacken und plauderte fortdauernd.

In dem Dorfe blieb Frau von Rehling mit dem Kinde zurück, und ich verſprach ihr einen Boten zu ſenden, wenn ich glaubte, daß ihre Erſcheinung im Schloſſe nützlich ſein könnte.

Nach Mittag, ein paar Stunden vor Sonnen-Untergang, ritt ich, begleitet von dem Burſchen, der Kaſpers Stelle vertrat, nach dem Schloſſe. Jetzt erſt, bei vollem Tageslichte, war ich im Stande, daſſelbe zu überſehen; es lag reizend, in einer ſehr fruchtbaren Gegend und ſtellte ſich als ein großes, mächtiges Gebäude, mit imponirender Façade im Hintergrunde, dem Auge dar; auf beiden Seiten liefen die anſehnlichen Nebengebäude nach der Landſtraße zu, den reinlichen Vorplatz bildend und von eiſernen Gittern eingeſchloſſen. Dieſes neue Schloß lehnte ſich an ein ſehr weitläufiges, altes, mit vier Thürmen an den Ecken, hoch, groß, und wenn gleich hier und da verfallen, doch noch nicht ganz unbewohnbar. Es wurde unordentlich von den eigentlichen Wirthſchaftsgebäuden umgeben, die mehrere Höfe in ſich faßten, und als wir an ihm vorbeiritten, zeigte mir der Burſche das hochliegende Fenſter in dem entfernteſten Thurme, hinter welchem die arme Mathilde einſam ſeufzte, während eine zahlreiche und fröhliche Geſellſchaft alle Räume des neuen Schloſſes einnahm und ſich zu einem großen Feſte vorbereitete.

Dem Schloſſe näher gekommen, fand ich das Dorf voll glänzender Equipagen. Wenige Wochen früher hatte der Alles verwirrende Kriegsſtrudel dieſe Gegend in ſeinen Kreis geriſſen, die geſelligen Verhältniſſe waren gehemmt, geſtört worden, jetzt wagte die häusliche Ordnung ſich wieder hervor; die großen Siege erfüllten jedes Gemüth mit Freude, und was geſchehen war, verſprach die glänzendſten Erfolge. Aber der Krieger bildete noch immer den Mittelpunkt aller geſelligen Zuſammenkünfte; Väter, Gatten, Brüder, Söhne folgten den ſiegreichen Fahnen, Truppen durchzogen das Land in allen Richtungen, Geneſende verließen die gefährlichen Lazarethe, Maſſen von Reitern und Fußvolk eilten von allen Seiten herbei, die Heere zu verſtärken. Auch die Fremden, welche an unſerem Kampfe theilnahmen, wurden gern geſehen, und beſonders genoſſen die Ruſſen und ihr geliebter Kaiſer die allgemeine Zuneigung. Dieſe liebten es, wo ſie ſich aufhielten, Bälle zu veranſtalten, und wenn in Zeiten ſolcher Angſt Einladungen der Art den Frauen nicht immer willkommen waren, ſo fand dies wenigſtens dies Mal nicht ſtatt. Ein allgemein verehrter Befehlshaber, der ſchon in dieſer Gegend ſich aufgehalten hatte, erſchien wieder, und es war einem Jeden angenehm, den Mann begrüßen und verehren zu können, welcher Vielen in einer drückenden Zeit geholfen, Allen die ſchweren Laſten erleichtert hatte.

Der ſchönſte Novembertag begünſtigte das Feſt; der Sturm, welcher ſeit mehreren Tagen herrſchte, hatte ſich gelegt, der Regen aufgehört, und der Himmel war heiter, die Sonne noch immer erwärmend. Es war einer jener ſchönen Tage des Spätherbſtes, an welchen wir, den nahenden Winter ahnend, den bald verrauſchenden Genuß mit wehmüthiger Innigkeit feſtzuhalten ſuchen. In Deutſchland gehören dieſe Tage, welche ſelten anhaltend ſind, zu den reizendſten des ganzen Jahres.

Geſchäftige Krieger ſuchten am Eingange des Schloßhofes in die Reihefolge der Wagen einige Ordnung zu bringen, während dieſe langſam zu einem Thore hineinfuhren, vor der großen Treppe hielten und, der zierlichen Gäſte entladen, zu einem andern heraus rollten. Zwiſchen den Wagen tummelten ſich Reiter, aus allen Thüren des alten und neuen Schloſſes erſchienen eng geſchnürte und zierlich gekleidete ruſſiſche Offiziere und ſchritten vorſichtig, die reinen Steine wählend, über den Hof.

Bei dem Anblick dieſes bunten Gedränges konnte ich mich nicht enthalten, einen Blick nach dem fernen einſamen Gefängniſſe zu werfen, wo diejenige in Schmerz verſunken weilte, welche vor Allen geboren ſchien, ein Feſt dieſer Art zu verherrlichen.

In der großen Vorhalle ſtanden Ordonanzen zu jedem Dienſte bereit; ich ließ mich als einen vorbeireiſenden preußiſchen Offizier anmelden und wurde ſogleich vorgelaſſen. Dem General, der mir freundlich grüßend und fragend entgegen trat, ſtellte ich mich als einen von ſeiner Wunde eben Geneſenen dar, der in dem Hauptquartier des berühmten alten Feldherrn zu dienen das Glück hätte und, jetzt zurückkehrend, die Befehle des Generals und ſeine etwaigen Aufträge zu erfahren wünſchte, wobei ich ihm nicht verhehlte, daß Umſtände meine Rückkehr zur Armee um ein paar Tage verzögern könnten. Mit heiterer Freundlichkeit vernahm der General meine Anrede; ich hoffe, ſagte er, daß nichts Sie verhindern wird, an dem heutigen Balle hier theilzunehmen. Dieſe Einladung hatte ich erwartet, und ich nahm ſie mit einer ſtillſchweigenden Verneigung an. Ich habe, fuhr der General fort, in frühern Jahren lange genug in Deutſchland gelebt, um den Ausländer zu erkennen; Sie ſind kein Deutſcher? Ich nannte mein Vaterland, und er war begierig zu erfahren, welche Umſtände mich bewogen hatten, in preußiſchem Dienſte an dieſem Kriege theilzunehmen. Als ich ihm erzählte, wie ich, urſprünglich ein reiſender Gelehrter, der bald nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren Geſonnen wäre, von der heiligen Sache, die alle Gemüther entflammte, mich ergriffen gefühlt hätte, pries er laut die Begeiſterung der deutſchen Jugend, die ein jedes jugendliche Gemüth unwiderſtehlich mit ſich fortreiße, ſelbſt Fremde in den Strom des neuen, friſchen, muthigen Lebens hineinzöge, und wollte mich eben verlaſſen, indem er mir die Thüre zeigte, welche nach dem großen Saale führte, in welchem alle Gäſte verſammelt waren, als er ſich auf einmal zu beſinnen ſchien. Ich habe einen Gaſt, ſagte er, dem es wahrſcheinlich lieb ſein wird, die Bekanntſchaft eines Nordländers zu machen; es iſt ein Graf, ein ſpaniſcher Grande, der, mit der jetzigen Kortes-Regierung unzufrieden, emigrirte. Die Engländer ſind ihm verhaßt, und auf dem feſten Lande fand er nirgends Ruhe; die letzten großen Ereigniſſe haben ihn daher bewogen, hinter den ſiegenden Armeen in gehöriger Entfernung herzuziehen, und nachdem der rauſchende Strom des Krieges ſo weit gefallen ſein wird, daß die befreiten Ufer die grünenden Keime und Knospen der Geſelligkeit wieder zu entwickeln anfangen, wo er ſich aufhält, ſo hofft er, allmälig ſich dem umgeſtalteten Frankreich zu nähern und dort eine neue Heimat für ſein Alter zu finden.

Wir traten in den Saal, welcher ſchon voller Gäſte war, und der General ſtellte mich, nachdem er den ſpaniſchen Grafen geſucht und gefunden hatte, dieſem vor. Es war ein langer, hagerer Mann, etwa ein Sechziger; die gelbe Farbe ſeines Geſichts, dünne, eingefallene

Wangen, eine mächtig gekrümmte Naſe und buſchige, lange Augenbraunen, die das finſtere Geſicht beſchatteten, zeigten den ſtrengen, ernſten Spanier, der in ſteifer Haltung mit aller Grandezza ſeines Volkes mir gegenüber ſtand. Da der General mich als einen Norweger vorſtellte, ſo betrachtete er mich mit ſtolzer Neugierde, ſchien aber wenig geneigt, ſich mit mir weiter einzulaſſen. Ein paar Fragen, die in hochmüthiger Herablaſſung ihm faſt wider Willen entfuhren, ſchienen darzuthun, daß mein Vaterland ihm beinahe wie ein fabelhaftes Reich vorkam, etwa ſo, wie der hohe Norden in Cervantes phantaſtiſchem Perſiles und Sigismunda dargeſtellt wird.

Das Geſpräch zog ſich dürftig in die Länge, der Grande ließ ab und zu ein paar Worte hören, und ſchien die Unterhaltung, die aber wenig Unterhaltendes hatte, eben ſo wenig fortſetzen, wie abbrechen zu wollen; welche grandioſe Kälte der General mit Verdruß wahrzunehmen ſchien. Aber bald wurde meine Aufmerkſamkeit von dem Grafen, obgleich er mich noch nicht entlaſſen hatte, abgelenkt, denn Kaſpers Anblick ſetzte mich in Verwunderung; er war in eine prächtige Livree mit breiten goldenen Treſſen gekleidet, warf mir einen flüchtigen, lächelnden Blick zu und hinkte mit ſchalkhafter Grazie herbei. Er näherte ſich dem Spanier und flüſterte ihm einige Worte über die Schulter zu, der Grande antwortete auf dieſelbe Weiſe und betrachtete Kaſper mit ſichtbarem Wohlbehagen. Das Geſpräch zwiſchen ihnen wurde lauter und in ſpaniſcher Sprache geführt, da doch der Graf ſich mit uns franzöſiſch unterhalten hatte. Hier einen Bedienten zu finden, der ſich ſo geläufig in meiner Mutterſprache ausdrückt, hat mich freudig überraſcht, ſagte er, und ſeine Laune ergötzt mich. In der That ſprach Kaſper mit dem Spanier auf eine recht vertraute Weiſe, obgleich dieſe Vertraulichkeit Vieles von der eines beliebten Pudels hatte; er erhielt einige Aufträge, entfernte ſich und erſchien wieder. Alles iſt bereit, ſagte nun der Graf zu dem General, und dieſer redete laut die ganze verſammelte Geſellſchaft an: Ich habe Sie erſucht, ſich etwas früher hier einzufinden, und Sie haben mir dieſe Bitte freundlich gewährt. Vernehmen Sie den Grund. Ich bin mit dem Herrn Grafen eine Wette eingegangen, ein Jeder von uns will eine ächt nationale Ergötzlichkeit veranſtalten, der Graf den ſpaniſchen Fandango, ich eine ruſſiſche Hörnermuſik, und wir hegen beide das Vertrauen, uns damit den größeren Beifall zu erwerben; wer aber auch verliert, der Graf oder ich, ſo hoffe ich doch, daß die Geſellſchaft gewinnen wird, und daß es uns gelingen ſoll, die hier Verſammelten zu ergötzen. — Während er ſprach, hörte man ein Geflüſter der freudigen Ueberraſchung durch die Eingeladenen gehen; ein junger, ſchöner Mann in ſpaniſcher Tracht, die Haare in einem Netze tragend, leicht und zierlich gekleidet, und begleitet von einem lieblichen Mädchen in anmuthigem Schäfergewande, trat in den Saal.

Die Geſellſchaft vertheilte ſich unter die Säulen, welche auf beiden Seiten des Saales eine Gallerie trugen, der mittlere Raum blieb frei. Der junge Mann und das Mädchen verneigten ſich gegen die Anweſenden, und der Tanz begann.

Der Fandango allein verdient vielleicht den Namen eines wahren und eigentlichen Tanzes; er verleiht dem ſtummen Körper eine eigene Sprache, deren gefährliche Deutung mir durch den verführeriſchen Anblick nur zu nahe gerückt wurde. Langſam, aber mit unendlicher Anmuth fing der Tanz an; zarte, leicht in einander verſchmelzende Bewegungen riefen die zierlichſten Gruppen hervor, die wir in ihrem raſch vorüber ſchwebenden Zauber auf immer feſtzuhalten gewünſcht hätten. Die Arme der Tanzenden hoben ſich, ihre Köpfe ſanken zurück, und die ſeitwärts gehenden zärtlichen Blicke ſuchten ſich: es war die verborgene, ſchwellende Sehnſucht, welche noch nicht laut zu werden wagte; die Kaſtagnetten ſchlugen leiſe begleitend an, man ahnete die innere Glut, die ſich hinter dieſen anmuthigen Bewegungen verbarg. Allmälig wurde der Tanz lebhafter, die Hände hoben ſich ſchneller, lauter tönten die Kaſtagnetten, und leiſe mit den Zehen auftretend, ſchienen die Geſtalten, ewig wechſelnd, ſich in lauter harmoniſche, wunderbare, reizende Bewegungen aufzulöſen; der Boden dünkte mir überflüſſig für dieſe leichtſchwebenden Körper. Und jetzt ging die verborgene Sehnſucht in der wachſenden Begierde unter; feuriger wurden die Blicke, gewaltiger die innige Neigung, ſie ſtürzten einander entgegen, als wäre der Moment der Hingebung nun gekommen. Da trat die Furcht dazwiſchen, ſie blickten ſich erſchrocken an und flohen ſich; aber das Zittern, die Furcht ſelbſt enthüllte nur neue Reize durch die ſeltſamſten und dennoch anmuthigſten Biegungen. Die Begierde, einmal erwacht, kennt keine Grenzen; immer heftiger, immer glühender folgten ſich die feurigen Bewegungen. Es waren nicht die Füße, die Arme, Kopf oder Leib allein, die von den wechſelnden Verſchlingungen des Tanzes ergriffen wurden, ein jeder Theil des Körpers, jegliche Muskel ſchien an dem vorüberfliegenden, brennenden Leben theilzunehmen. Die Kaſtagnetten erklangen immer wilder, und als nun die entzündete Glut den ganzen Körper der Tanzenden durchzuckte und die feurige Luſt jeden Nerv durchzitterte, als Flammen aus den rollenden Augen zu blitzen ſchienen und die Kaſtagnetten den Sturm der Leidenſchaft durch wilden Wirbel andeuteten, als die Begierde den höchſten Gipfel erreicht hatte, während die leichtſchwebenden Geſtalten, in aller flammenden Glut doch die höchſte Grazie der Bewegung bewahrend, in glühender Luſt zu vergehen ſchienen, — ſtanden Beide ſtill, und der Tanz war geendigt.

Ich geſtehe, daß ich, ganz in das reizende Schauſpiel verſunken, ſeinen Eindruck auf die Zuſchauer nicht bemerkt hatte; als ich aber, wie aus einem wunderbaren Traume erwachend, um mich blickte, ſah ich wohl, daß die meiſten noch immer betäubt daſtanden und viele Mädchen, als ahneten ſie die gefährliche Bedeutung des Tanzes, die Augen niederſchlugen. Die Tänzer gingen auf den Grafen zu, verneigten ſich tief vor ihm und dem General, leicht gegen die übrige Geſellſchaft und verſchwanden, während die bewundernde Erſtarrung in ein leiſes Murmeln und endlich in lauten rauſchenden Beifall überging. Der General war entzückt; Sie haben gewonnen! rief er und umarmte den Grafen. Ich ſah ihn ein Fenſter nach dem Park hinaus öffnen, als erwartete er Jemand. Ein ruſſiſcher Offizier kam und verſchwand wieder auf einen Wink des Generals. Kurz darauf klangen die tiefen Töne einzelner Hörner durch die Bäume, ein jedes Horn mit ſeinem beſtimmten Tone und von einem Manne geblaſen. Die Muſiker ſtehen dabei in einer Reihe und bilden die ſeltſamſte lebendige Orgel. Mehr und mehr Hörner ließen ſich hören, die tief klagenden Töne verſchlangen ſich immer inniger, immer gewaltiger, ſie ſchwebten wie Meeresbrauſen, wie ein melodiſcher Orkan um uns und erſchütterten alle Zuhörer. Mir war es, als wenn die zerſtreuten Töne, welche in der Luft herumirren und vergebens einen Mittelpunkt ſuchen, die in den Wellen des ſtürmenden Meeres toben und in den ſchäumenden Waſſerſtürzen raſen, die, wie geheime Seufzer, die bebenden Saiten der Aeolsharfe durchzittern, jetzt eine Stätte melodiſcher Geſtaltung gefunden hätten, als wären die ſchlummernden Naturgeiſter wach geworden, als ſprächen Luft, Meer und Gebirge in der eigenen Sprache den eigenen Schmerz aus. Eine Orgel glaubte ich zu hören, deren Klänge von den grenzenloſen Räumen oder Haiden, von den waldigen Ufern blauer Seen, von den ſchroffen Gebirgswänden weiter Thäler, wiederſchallten, wie die Töne der gewöhnlichen von den Tempelhallen. Im Innerſten erbebend, horchte Jeder mit ſchauerlicher Luſt — da ſchwiegen die gewaltigen Töne, aber der General gebot Stille, und voll banger Erwartung lauſchten die Zuhörer. Von Neuem brauſte die Muſik auf, noch ſtets gewaltig, doch weniger erſchütternd, und nach Pauſen von wenigen Minuten ertönte ſie aus immer größerer Entfernung, bis ſie, wie eine leiſe Klage, wie ein verwehender Seufzer in der Luft verklang, gleich den ſcheidenden Tönen verſchwindender Geiſter.

Lange herrſchte im ganzen Saale eine feierliche Stille, Jeder ſchien, kaum athmend, auf den letzten Hauch der ſchon verſchwundenen Töne zu lauſchen. Sie haben gewonnen, ſagte der Graf, und ein ſeltſames Leben bewegte ſeine ſtarren Züge; auch der General ſchien von der vaterländiſchen Muſik erſchüttert. Ich dankte ihm, daß er den glühenden Eindruck frecher ſüdlicher Luſt auf eine ſo großartige Weiſe vernichtet hatte, ich reichte ihm entſchieden den Preis.

Ja, wer hat nun gewonnen, fragte nach einer bedeutenden Pauſe der General, und wer ſoll entſcheiden? Jeder von uns wird behaupten, ſein Gegner habe den Sieg errungen, und keiner der Zuhörer vermag Erſcheinungen ſo ganz verſchiedener Art mit einander zu vergleichen, die Vorzüge deſſen, was in ſeiner Art — wir können es wohl geſtehen — ohne allen Vergleich iſt, abzuwägen und zu ſchätzen, und ſo, mein lieber Graf, ſind wir wohl genöthigt zu geſtehen, daß eine ſolche

Wette niemals hätte ſtattfinden ſollen, denn, ſetzte er lächelnd hinzu, wir haben beide gewonnen und eben deshalb beide verloren. Darf ich einen Vorſchlag wagen? Wir wollen beide die Wette für verloren erklären, die Geſellſchaft wird hoffentlich geſtehen, daß ſie gewonnen habe, und die paar Stunden nicht als verſchwendet betrachten. Beſtimmen wir die Summe der Wette zu einem Geſchenk für das nächſte Lazareth. — Ich nehme dieſen Vorſchlag an, antwortete der Graf und verdoppelte die Summe; der General drückte ihm gerührt die Hand, aber ich erfuhr, daß er ſtillſchweigend eine noch größere Summe gab.

Es dauerte einige Zeit, ehe die Geſellſchaft den gewaltigen Eindruck ſo mächtiger Erſcheinungen überwinden konnte, aber allmälig trat die geringere Gewohnheit in ihr uraltes Recht; Herren und Damen wogten plaudernd unter einander durch den Saal; die jüngeren Herren näherten ſich den Mädchen und forderten ſie zum Tanze auf. Ich glaubte jedoch zu bemerken, daß leiſe Erinnerungen bei dieſen eine gewiſſe Schüchternheit hervorriefen, ich ſah Mädchen erröthend, ja, faſt ängſtlich die Aufforderung annehmen. Neben mir ſaß ein ſchönes, einnehmendes Kind, welches alle Anträge entſchieden ablehnte. Sie iſt eine leidenſchaftliche Tänzerin und die beſte, ſagte mein Nachbar, ein Murmeln ging durch den Saal, auf ſie hatte man vorzüglich gerechnet, aber ſie blieb ſtandhaft bei ihrer Weigerung, ohne irgend einen Grund anzugeben. Ich verſtand ſie und freute mich.

Ich fing nun an, nicht ohne Furcht, an die eigentliche Abſicht meines Hierſeins zu denken. Die Muſiker ſtimmten ſchon, und ihre Töne klangen mir höchſt widerlich; der Ball ſollte beginnen, und länger durfte ich mein Vorhaben nicht aufſchieben.

Schon während ich mit dem Grafen ſprach, hatte ich Sinclair, mit einer Dame redend, welche ich für die Entführerin Mathildens hielt, unter der Menge in der Ferne entdeckt; jetzt ſtand er und dieſelbe Dame in meiner Nähe, und ſtarrten mich an. Ich war in der Geſellſchaft unbekannt, Niemand ſchien ſich um mich zu bekümmern, und dieſes ſteigerte die Schüchternheit und das unſichere Benehmen, welches, wie Euch nicht unbekannt iſt, mich in großen Geſellſchaften befällt, ohne daß ich es zu überwinden im Stande bin. Einem ſcharfſinnigen Beobachter, wie dem Oberſten, konnte meine Verlegenheit nicht entgehen; er dachte mir wahrſcheinlich zu imponiren, trat raſch auf mich zu, ſtellte ſich dicht vor mich hin, fixirte mich mit einem durchbohrenden Blicke und fragte: Was verſchafft uns das unerwartete Glück, Sie hier zu ſehen? Aber er hatte ſich geirrt, von jetzt an war die Geſellſchaft für mich verſchwunden; der Mann, den ich als einen Verbrecher betrachtete und verachtete, den ich entlarven und züchtigen wollte, ſtand vor mir, und meine Schüchternheit war verſchwunden. Die Einladung des Generals, antwortete ich kurz. Er ſchien erſtaunt; da näherte ſich eben jener und ſagte zu mir: Sie ſind ein Nordländer, der Spanier und der Ruſſe haben, Sie werden es bekennen, die Geſellſchaft durch echt nationale Spiele zu ergötzen gewußt, vermöchten Sie wohl aus Ihrem Lande uns ein eben ſo bedeutendes Spiel vorzuführen? Plötzlich durchzuckte mich der Gedanke, dieſe Gelegenheit für meinen Zweck zu ergreifen, ſie ſchien mir höchſt günſtig; Muſik und Tanz nahmen die Aufmerkſamkeit der Zuhörer in Anſpruch, wir ſtanden in einer entfernten Ecke des Saals, von der Menge getrennt. Mein Vaterland iſt arm, antwortete ich, wir müſſen mit einer rauhen Gegend ringen; was bei uns gedeiht, kann, als eine ſeltene Gabe der ſonſt kargen Natur, allen Werth nur durch innern Sinn, durch das Gemüth erhalten. Daſſelbe gilt von dem verwandten Nachbarlande, und in der That, Euer Excellenz, dieſes Schloß ſchließt einen nördlichen Schatz ſeltener Art ein, eine Sängerin, die auch durch Schönheit, Anmuth, Bildung allgemeine Bewunderung erwecken muß;

— wenn der Herr Oberſt Sinclair, der dieſer Dame eine Wohnung hier anzuweiſen beliebte, die Güte haben wollte, ihr Gefängniß aufzuſchließen, ſo bin ich überzeugt, daß ihr Geſang den Wettkampf mit dem Fandango, ja, ſelbſt mit der Hörnermuſik wagen dürfte. — Was höre ich, rief der General, eine ſolche Dame hier im Schloſſe und gefangen, gefangen durch Sie, Herr Oberſt? Darf ich das glauben? — Sinclair war ſichtbar verlegen und ſchien ſich auf eine Antwort zu beſinnen. Ich benutzte ſein Stillſchweigen; ja, Euer Excellenz, ſagte ich, ein Verbrechen verbirgt ſich in Ihrer Nähe, und ich bekenne es, ich bin hergekommen, es noch vor meiner Abreiſe zu enthüllen. Sinclair blickte mich wüthend an und ſchien antworten zu wollen. Hier iſt nicht der Ort dazu, flüſterte der General, indem er um ſich her blickte und uns zeigte, daß unſer heftiges Geſpräch bereits Aufmerkſamkeit zu erregen anfing. Sie gehen voran, gebot er dem Oberſten und zeigte auf eine Thüre. Darf ich dieſe Dame erſuchen, uns zu begleiten, ſagte ich und wies auf die falſche Gräfin, die auch ich für eine Italienerin erkannte. Der verwunderte General bot ihr den Arm, Sinclair ging ſtolz und trotzig voran, der General mit der Dame folgte, und ich ſchloß mich an. Wir traten in ein entferntes Gemach, der General verſchloß ſorgfältig die Thüre und wandte ſich dann an mich. Der Oberſt, ſagte er, iſt mir, iſt allen ruſſiſchen Befehlshabern beſonders empfohlen, er hat ſich bedeutende Verdienſte um unſer Heer erworben; ich muß es Ihnen ſagen, damit Sie wiſſen, was Sie unternehmen, wenn Sie Ihre ſchwere Beſchuldigung nicht auf das Beſtimmteſte erweiſen können. — Sinclair ging wüthend auf und ab. Ich fordere Genugthuung, blutige Genugthuung! rief er; darf ein unbedeutender junger Mann mich ungeſtraft beleidigen, hier, wo ich Schutz erwarten, ja, fordern darf? Schweigen Sie, gebot der General ſtrenge, und Sie, mein Herr, tragen Sie Ihre Klage vor. Jetzt, da das Loos geworfen war, fühlte ich mich wunderbar beruhigt. Ich weiß, was ich wage, ſagte ich, und bitte um Gehör, außerdem aber um die Erlaubniß, der Dame wegen meine Klage in franzöſiſcher Sprache vortragen zu dürfen. Ich erzählte nun ruhig meine erſte Bekanntſchaft mit dem Rittmeiſter von Rehling, ſeinen Auftrag, meine Verwundung, mein Verhältniß zu den Frauen, die Umſtände von Mathildens Entführung, und wie ich mit Sicherheit wiſſe, daß ſie in einem entfernten Thurme des alten Schloſſes als Gefangene ſchmachte.

Während ich ſprach, ſaß der Oberſt wie in tiefem Sinnen, die Italienerin warf mir giftige Blicke zu, der General ſtumme auf Sinclair, und dieſer erhob ſich endlich völlig ruhig. Sie ſind mir zwar Genugthuung ſchuldig, ſagte er, und werden ſie mir nicht verweigern, aber ich entſchuldige Sie; wie Sie die Verhältniſſe betrachten, mußten Sie mich ſchuldig, ſogar ſtrafbar finden — denn, mein General, die Sache verhält ſich wirklich ſo, der Herr hat keine Unwahrheit geſprochen. Der General blickte ihn erſtaunt an. Beantworten Sie mir einige Fragen, fuhr Sinclair fort, und es wäre ſeltſam, wenn Sie, Herr General, wenn ſelbſt mein Ankläger mich nicht freiſprechen ſollte. Die Italienerin ſchien verwundert, athmete aber freier. Sie haben geſtanden, hub er an, daß die heimatlichen Verhältniſſe der unglücklichen Frau Ihnen nicht bekannt ſind; Sie wiſſen, daß ſie hier unter einem erborgten Namen lebt, und werden entſchuldigen, wenn ich Geheimniſſe zu bewahren ſuche, die ich kein Recht habe zu enthüllen, deren Enthüllung auch nicht nothwendig ſcheint. Obgleich Sie aber mit den Familienverhältniſſen unbekannt geblieben ſind, ſo haben Sie doch wohl erfahren, daß ich ein naher Verwandter Mathildens und ihres Gemahls bin; man wird Ihnen nicht verſchwiegen haben, daß ich Mathildens Vormund wurde, als ſie ihre Aeltern verlor, daß meine Sorgfalt ihr Vermögen rettete. Sie haben die Anmuth und Bildung dieſer Frau geprieſen, und wiſſen ohne Zweifel, daß ich die Erziehung des halberwachſenen Mädchens bis zu ihrer Verheirathung leitete. —

Ich mußte geſtehen, daß Alles, was er ſagte, mir durch die Erzählung der Frauen bekannt war, und ſein Betragen würde mich in Verwirrung geſetzt haben, wenn ich nicht im Beſitze unwiderlegbarer Beweiſe geweſen wäre. Der General ſah mich zweifelhaft an, die Italienerin lächelte. Was ſollte mich nun wohl bewegen, fuhr Sinclair fort, das eigene Werk zu zerſtören? Hätte man mich nicht ſofort für einen Wahnſinnigen halten müſſen? Durfte ich nicht fordern, daß man wenigſtens vorausſetzte, ſehr ungewöhnliche Gründe, die freilich nicht Jeder ahnen konnte, hätten mich zu dieſer außerordentlichen That bewogen, würden ſie erklären und rechtfertigen? Ich bin jetzt genöthigt, dieſe Gründe zu entdecken. Das Geſchlecht, aus welchem Mathildens Gemahl ſtammt, wird ſeit Jahrhunderten von einem unſeligen, dunkeln Geſchick verfolgt, es droht dem Geliebten — mit Untergang. Das zarte Gemüth ſchien dem Grame zu unterliegen, und mein Freund entfernte ſie aus ihrem Vaterlande, ohne es ſelbſt verlaſſen zu können, in der Hoffnung, ſie von einer tödtlichen Schwermuth zu heilen. Ein grauenhafter Gedanke verfolgt ſie vor Allem; ſie glaubt — Gott weiß, wie dieſe furchtbare Idee in ihrer Seele entſtanden iſt — daß ihr einziges Kind, ihr Sohn beſtimmt ſei, das Unglück des Vaters herbeizuführen. Dieſe Idee iſt bei ihr eine fixe geworden; in der ſtillen Einſamkeit brütet ihre Phantaſie über dem finſtern Unheile, welches, Vernichtung deutend, in der lieblichen Geſtalt des Sohnes ſie anzulächeln ſcheint. Ich würde kaum wagen, einer Seltſamkeit zu erwähnen, die ihre Seelenkrankheit merkwürdig macht, wenn nicht zahlreiche Erfahrungen der bewährteſten Aerzte und Pſychologen ähnliche Thatſachen als hinlänglich erwieſen beſtätigten. Der Wahnſinn weiß ſich oft mit unergründlicher Abſichtlichkeit zu verbergen, und ſo äußerte Mathilde die geheime Furcht, welche ihr Inneres zerſtört, niemals gegen ihre Freundin, gegen ihre Umgebung. Sie ſcheint ihr ein Theil der dunkeln Geheimniſſe ihrer Familie zu ſein, und dieſe glaubt ſie nicht verrathen zu dürfen. Aber in Briefen an ihren Gemahl, in vertrauten Aeußerungen gegen mich wagt dieſer Wahn ſich hervor, und alle fürchterlichen Zeichen eines zerrütteten Gemüths haben mich dann oftmals auf ſchauderhafte Weiſe geängſtigt. Vergebens ſuchte ich nach Hülfe, als ich die geliebte Verwandte in dieſem gräßlichen Zuſtande zufällig in Leipzig fand; ich ſah, wie der unglückliche Gedanke immer mehr Raum bei ihr gewann, immer gewaltiger wurde, und bebte vor den Folgen. Oft beſchloß ich mich an die Freundin zu wenden; aber wird die Entdeckung der ihr heiligen Geheimniſſe nicht noch zerſtörender auf ſie wirken? dachte ich. So von den Umſtänden gedrängt, von ihrem Gemahl, meinem Freunde, ſelbſt zu dieſem Schritte ermuntert, überredete ich meine Freundin — er wies auf die Italienerin, welche mich jetzt höhniſch und triumphirend anblickte — die geſpielte Rolle zu übernehmen, welche nur die Wahnſinnige täuſchen ſollte; ich entfernte Mathilde aus der Stadt, um ſie einem Arzte zu übergeben, der mit vielem Erfolge der Heilung Schwermüthiger ſich unterzieht.

Haben Sie es gut mit Ihrer Verwandten gemeint, Herr Oberſt, fing der General an, ſo haben Sie doch höchſt unbeſonnen gehandelt; eine ſo gewaltſame That mußte die Schwermuth der Frau in gefährlichen Wahnſinn verwandeln. Und einen ſolchen Angriff auf eine freie Frau wagten Sie ganz auf Ihre eigene Verantwortung? Die Frau erſcheint, Sie geſtehen es ſelbſt, allen Uebrigen verſtändig, und nur Sie erblicken in ihr eine Wahnſinnige, wenn ſie einſam iſt? Und dieſem Zeugniß ſollen wir glauben?

Ich ſah wohl ein, wie viel ich wagte, erwiederte Sinclair, aber in wenigen Tagen muß der Arzt kommen, der in ſeiner langwierigen Erfahrung die Mittel finden wird, ſich Mathilden zu nähern, ihr Vertrauen zu erwerben, und durch ihn erwarte ich mich gerechtfertigt zu ſehn.

Der General ſchüttelte bedenklich den Kopf, und ich war über die Frechheit des Oberſten erſtaunt.

Ich erblickte in dem Tanzſaale einen ſchwediſchen Offizier, ſagte ich, mich ruhig an den General wendend, und, irre ich nicht, auch noch einen zweiten; um meine Anklage völlig zu begründen und die Erdichtungen dieſes Herrn klar zu machen —

Erdichtungen! ſchrie Sinclair und machte Miene, mich anzugreifen; der General klingelte. Verhalten Sie ſich ruhig, gebot er und ertheilte flüſternd an die erſcheinenden Ordonanzen eine Ordre.

Um die Erdichtungen dieſes Herrn klar zu machen, fuhr ich ruhig fort, wünſche ich die Gegenwart der beiden ſchwediſchen Offiziere. Der General öffnete die Thüre, um einen Bedienten zu rufen; Kaſper, der alle meine Schritte belauſcht hatte, ſtand harrend im Vorſaale und trat auf den Befehl des Generals herein. Auch die Anweſenheit dieſes Bedienten wird erforderlich ſein, ſagte ich, und der Oberſt wurde immer wüthender; zugleich erſchienen zwei bewaffnete ruſſiſche Soldaten und ſtellten ſich auf einen Wink des Generals vor die Thüre.

Meine Ruhe und Zuverſicht ſchien dem General ſchon im Voraus von der Wahrheit meiner Anklage Zeugniß abzulegen, ich ſah, wie er ſeinen Zorn zu unterdrücken ſuchte. Kaſper hatte den Auftrag erhalten, die Schweden in das Gemach zu bringen; ſie traten ein, und noch ſchien Sinclair nicht alle Hoffnung aufgegeben zu haben, als ich Kaſper bei ſeinem Namen rief. Gieb mir den Brief, ſagte ich, erhielt ihn und überreichte ihn dem einen der ſchwediſchen Offiziere mit der Bitte, ihn treu zu überſetzen.

Jetzt erſt erblaßte Sinclair, die Augen blickten ſtarr auf den Brief und den Schweden, welcher ihn zu leſen begann; als er die erſten Worte der Ueberſetzung hörte, ſchrie er, ſich ganz vergeſſend, laut: Hölliſcher Verrath! und wollte auf Kaſper losſtürzen, fühlte ſich aber von den ruſſiſchen Soldaten ergriffen, die ihn von nun an zwiſchen ſich feſthielten. Die Italienerin affektirte eine Ohnmacht. Niemand bekümmerte ſich um ſie. Nachdem der Offizier den Brief einige Mal durchgeleſen hatte, überſetzte er ihn in's Franzöſiſche.

Sinclair ſuchte in dieſem Briefe Mathilde zu bewegen, daß ſie ſich von ihrem Manne trennen ſollte. Edward — ſo wurde dieſer genannt — wäre verloren, verſicherte der Oberſt, liebe ſie aber zu ſehr, um nicht eine Trennung zu wünſchen. Nicht nur ihr, ſondern auch ihres Kindes Glück fordere, daß ſie ihr Schickſal von dem unſeligen Looſe ihres Mannes trenne. Edward kenne Sinclairs Liebe und wiſſe, wie lange er mit dieſer unglücklichen Neigung gekämpft habe, er wünſche, daß ſie jetzt erwiedert werden möge. Edwards Schickſal führe ihn, wie Sinclair betheuerte, immer tiefer in das Verderben hinein, und das Grauen, welches ihn umgebe, ließe keinen Raum für die Liebe in ſeinem Herzen. Endlich beſchwor er Mathilde, die Gewalt, welche er verübt hatte, zu vergeſſen, ſie als eine Folge ſeiner glühenden Liebe zu betrachten. Er ſuchte ihr darzuthun, daß, nachdem dieſer Schritt geſchehen ſei, ihre eigene Ehre einen ſolchen Ausweg fordere.

Der Brief iſt falſch, es iſt ein ſchändlicher Betrug, es iſt nicht meine Handſchrift! rief Sinclair.

Ich kann verſichern, ſagte der eine Schwede, daß die Handſchrift des Herrn Oberſten mir wohl bekannt iſt, und daß ich ſie in dieſem Briefe genau wieder erkenne.

Warten Sie, rief der General, verſchwand in das anſtoßende Kabinet und erſchien ſogleich wieder mit einem Billet. Dieſes wurde mit dem Briefe verglichen; hier iſt der vollſtändigſte Beweis, ſagte er.

Nachdem der General zur klaren Ueberzeugung des Verbrechens gekommen war, ging er zuerſt heftig auf und nieder; man bemerkte, daß es ſeine Abſicht war, den aufſteigenden Zorn zu überwinden. Mit würdiger Ruhe trat er dann Sinclair gegenüber. Dieſe Nacht hindurch wird man Sie bewachen, ſagte er, morgen gehen Sie mit einem Transport Gefangener nach Rußland, und ich werde Sorge tragen, daß Sie unter genaue Aufſicht kommen. Ich ſtehe unter höherem Schutze! rief Sinclair trotzig. Jetzt aber, Herr, ward geantwortet, ſind Sie in meiner Macht, und ich werde, was ich thue, zu vertreten wiſſen. Sie, Madame, fuhr der General fort, ſich an die Italienerin wendend, haben die Güte, das Schloß ſogleich zu verlaſſen, und ich verzichte auf das Glück, Sie jemals in dieſer Gegend zu treffen. Die Dame fand für gut, aus ihrer Ohnmacht zu erwachen, ſie weinte vor Wuth und verließ das Gemach.

Nachdem auch Sinclair weggeführt worden war, wandte ſich der General gegen mich: Und nun die Frau? Sie erwartet den Augenblick, ſagte ich, wo es ihr vergönnt ſein wird, ſich ihrem großmüthigen Befreier perſönlich dankbar zu erzeigen. Eilen Sie, rief der General, und ich ging, von Kaſper begleitet, nach dem alten Thurme. Den Burſchen habe ich nach dem nahen Dorfe geſandt, ſagte mir dieſer, während wir forteilten. Frau von Rehling und der Knabe müſſen bald hier ſein. Ich lobte ſeine Umſicht.

Als ich in Mathildens Gefängniß trat, erſtaunte ich über die Ruhe, mit welcher ſie mir entgegen kam, ſo wie ich früher ihre Ergebung in das härteſte Geſchick bewundert hatte. Sie erwartete uns, durch Kasper von Allem unterrichtet, und war nicht prächtig, aber geſchmackvoll und ſorgfältig angezogen; eine ſtille Würde, durch den verdrängten Gram gehoben, veredelte ihre Geſtalt, ſo daß ich nie ein herrlicheres Weib geſehen zu haben glaubte.

Ich führte Mathilde in das Kabinet, wo der General ungeduldig ihrer wartete; als er ſie erblickte, trat er erſtaunt zurück. Und an dieſer Frau wagte der Nichtswürdige zu freveln! rief er mir zu, führte ſie zum Sopha und äußerte ſeine Freude über die glückliche Wendung eines ſo unheildrohenden Ereigniſſes. Ich beneide den jungen Mann, ſagte er, der das Glück hatte, Ihnen einen ſo weſentlichen Dienſt zu erzeigen. Mathilde, die in dieſem Augenblicke das Bedenkliche ihrer Stellung zu mir fühlen mochte, erwiederte: Ich bin dem Herrn Storm ausgezeichneten Dank ſchuldig; er hat den Auftrag meiner Freundin mit eben ſo viel Geſchick, als Klugheit ausgeführt. Und ich darf dieſes Lob nicht annehmen, antwortete ich, denn derjenige, welcher von der Frau von Rehling den Auftrag erhielt und ihn ſo geſchickt ausführte, der mir nur das Letzte, Leichteſte überließ, mich an einen großmüthigen Mann zu wenden, an deſſen Schutze ich nicht zweifeln durfte — war dieſer Bediente. Sinclairs Bedienter! rief der General, Du franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch redender Witzling, Liebling des alten Grafen! Aber wo iſt Deine glänzende Livree geblieben? Ich habe, antwortete Kaſper, der jetzt in ſeinem einfachen Ueberrocke erſchien, wie ein großer Herr, nachdem er bedeutende Thaten verrichtet und ſich zurückgezogen hat, die goldene Laſt mit den andern Laſten und Laſtern, als Verſtellung, Intrigue, Betrug, die ich, wie die Vornehmen, tragen mußte, glücklich abgelegt; dieſer Herr iſt der meinige, ich trage das beſcheidene Kleid, was er mir giebt, und diente nur ihm und dieſer Frau, als ich mich einen Diener des Oberſten und ſeiner Dame ſchelten ließ.

Während der General Mathilde zu erheitern ſuchte, blickte Kaſper nach dem Hofe; er hatte einen Wagen rollen hören und flüſterte mir in's Ohr: Sie ſind da. Sie werden mich entſchuldigen, redete ich den General an, daß ich es gewagt habe, die Freundin dieſer Dame und ihren Sohn einzuladen. Der General eilte hinaus, ſie zu empfangen. Wir waren ſtumme Zeugen dieſes Wiederſehens nach einer ſo drohenden Trennung; Edmund, der ſich aus den Armen der Mutter losgeriſſen hatte, ging keck auf den General zu. Guten Tag, Mann, ſprach er; die Mutter hat mir geſagt, daß ein häßlicher Mann ſie von mir wegführen wollte, und daß Du ſie mir wiedergeſchenkt haſt; ich danke Dir.

Sie haben mir den ſchönſten Genuß bereitet, ſagte der General und drückte mir gerührt die Hand. Wir waren alle glücklich; ſelbſt Mathilde, einer ſo großen Gefahr entronnen, wurde heiter. Während des ganzen Vorfalles hatte Keiner mehr an den Ball gedacht, obgleich die Muſik mit ihrer ewigen Wiederholung wirbelnder Töne zu uns herüberſchallte. Sie ſind nun einmal hier, fing der General an, und obgleich Ihre gegenwärtige Stimmung ſie wenig geneigt machen kann, ſich in die Luſt der Geſellſchaft zu miſchen, ſo wage ich dennoch die Bitte, daß ſie mich in den Saal begleiten möchten. Meine Freundin, erwiederte Frau von Rehling, darf, wie ich glaube, dieſes gütige Anerbieten nicht ablehnen; was in dieſem Gemache ſich ereignete, hat auch außerhalb die Aufmerkſamkeit erregt. Während wir einige Minuten vor der Schenke des Dorfes hielten, wurde unter der neugierig verſammelten Menge Manches geſprochen. Man wollte ein lautes Geſpräch in dem Saale gehört haben, dann wären Sie, Herr General, mit einem franzöſiſchen Gefangenen, deſſen Aufenthalt in der hieſigen Gegend und freier Umgang mit den höheren Offizieren ſchon längſt auffiele, und einem jungen preußiſchen Offiziere aus dem Saale verſchwunden, ohne ſich wieder erblicken zu laſſen. Eine Wache wäre nach dem Kabinet beordert worden. Die Verhaftung des Gefangenen, die plötzliche Entfernung der Frau, welche ſeit einiger Zeit hier im Schloſſe die Wirthin machte, ſteigerte die Neugierde, und eben als dieſe Geſpräche im vollſten Gange waren, erſchienen Männer, die das Geheimniß ganz genau und aus den ſicherſten Quellen zu kennen vorgaben. Sie, Herr General, verſicherten dieſelben, hätten ſich durch einen jungen Offizier verleiten laſſen, eine ſchwermüthige, an einer bedeutenden Seelenkrankheit leidende Frau dem ſorgfältigen Gewahrſam eines Verwandten zu entreißen; dieſer Verwandte hätte die Abſicht gehabt, ſie einem berühmten Arzte in der Nachbarſchaft zur Heilung zu übergeben, und Sie würden Grund genug finden, Ihre That zu bereuen. Du ſiehſt, liebe Mathilde, daß es unter dieſen Umſtänden nothwendig iſt, Dich zu zeigen. —

Für eine Frau, die von jeher wenig Neigung fühlte, ſich in die große Geſellſchaft zu miſchen, äußerte Mathilde, deren Luſt zur Einſamkeit ſeit längerer Zeit durch Ereigniſſe mancherlei Art geſteigert wurde, iſt es ein peinliches Gefühl, ſich unter ſolchen Umſtänden der Neugierde einer aufgeregten Verſammlung preis zu geben. Ich hätte mich durch Kaspers Hülfe, oder von Herrn Storm begleitet, im Stillen aus meinem Gefängniſſe hinwegſchleichen können, ich glaubte es nicht thun zu dürfen, und ſehe es wohl ein, was ich jetzt dem Manne, welchem ich ſo Vieles verdanke, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Was nothwendig iſt, muß man tragen können; ich ahne, daß es nicht das Härteſte iſt, was ich noch werde zu dulden haben. Ich bin bereit.

Als der General ſich anſchickte, die Damen zu begleiten, ſuchte ich mich unbemerkt wegzuſchleichen, und ein ſchweigendes Einverſtändniß billigte mein Benehmen; ich trat durch einen gewöhnlichen Eingang in den Saal, und da ich unbekannt war, ſo entzog ich mich leicht der Aufmerkſamkeit. Die Muſik ging träge, nur wenige Paare tanzten, aber überall hatten ſich flüſternde Gruppen gebildet. Kurz nach meiner Ankunft wurden die Flügelthüren, welche nach den innern Gemächern des Schloſſes führten, geöffnet, und der General führte die beiden Frauen herein; Mathilde hatte Edmund an der Hand.

Plötzlich ſchwieg die Muſik, die Tanzenden verließen ihre Reihen, alle Blicke wendeten ſich den Eintretenden zu. Nie erſchien mir Mathilde bewundernswürdiger. Einer Fürſtin gleich zeigte ſich die edle Geſtalt in ruhiger Milde, jede Spur von Aengſtlichkeit war verſchwunden. Sie warf einen klug beſonnenen Blick auf die Verſammelten, und jene einnehmende, lebendige Verſchmelzung von Kühnheit mit Schüchternheit, die das anſcheinend Widerſprechende durch eine höhere, edlere Gewalt zu vereinigen weiß, gab dieſem Blicke eine unbeſchreibliche Anmuth. Sie verdunkelte in meinen Augen ihre ganze Umgebung, ſelbſt die Freundin trat in Schatten. Ein Murmeln ging durch die Geſellſchaft; welche iſt die Schwedin? flüſterte man ſich zu, und die Meiſten waren einig, Mathilde zu bezeichnen. Das Außerordentliche mußte ſich, wie man glaubte, durch die Bedeutendſte darſtellen. Nur hier und da hörte ich einen rohen jungen Mann von Wahnſinn reden; aber der herrſchende Eindruck zwang ihn zu verſtummen.

Der General ſtellte die Freundinnen den vornehmſten Damen vor. Ich habe das Glück gehabt, ſprach er ſo laut, daß die Umſtehenden es verſtehen konnten, dieſe Dame aus den Händen eines ſchlechtgeſinnten Verwandten zu retten, und rechne auf den Dank meiner liebenswürdigen Gäſte, daß es mir gelang, ſie und ihre Freundin zu überreden, ein paar Stunden in ihrer Geſellſchaft zuzubringen. Er nannte Beide, und ſie verſtanden es, bald durch ihr edles Betragen die müßige Neugier abzuweiſen. Ruhe, die ſich gleich bleibt, übt eine große Gewalt aus. Nach kurzer Zeit waren die Frauen in ganz gewöhnliche Geſpräche verflochten; die großen Ereigniſſe der nahen Vergangenheit, das in den verhängnißvollen Tagen Erlebte gab reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung, einige der gebildetſten Frauen fühlten ſich zu den Fremden hingezogen, und bald gehörte der beiden Freundinnen Gegenwart zu den gewohnten Erſcheinungen. Die Neugierde war befriedigt, Muſik und Tanz begannen wieder, und Mathilde mit Frau von Rehling und einige andere Damen zogen ſich in ein nahes Kabinet zurück. Der ſpaniſche Graf entfernte ſich gar nicht mehr von Mathilden, ſie hatte ſeine Aufmerkſamkeit für den ganzen Abend gefeſſelt, und auch ſie ſchien mit großem Intereſſe ſeine Reden anzuhören. Der General mußte ihm Aufklärung geben und that es gern. Als er der Rolle erwähnte, welche des Granden Liebling, Kaſper, dabei geſpielt hatte, äußerte er triumphirend, wie er in dieſem Bedienten gleich einen ungewöhnlichen Menſchen erkannt hätte, und verlangte ihn zu ſprechen.

Ich wurde herbeigerufen, mußte ihm aber leider ſagen, daß er ſich bereits entfernt hätte, um in einer nahe liegenden Stadt das Nachtlager für die Frauen zu beſtellen. Der alte Herr konnte ſich über ſeine Entfernung gar nicht tröſten.

Mathilde hatte ſich ſchnell die Zuneigung der Frauen erworben und behandelte ſie mit ausgezeichneter Achtung, aber Edmund verdarb Vieles wieder. Der ſchöne Knabe, welcher mit großer Keckheit auf ſeine Weiſe ſich beluſtigte, wurde von den Damen bewundert. Ein liebenswürdiges Kind, rief man, ein wahrer Engel! Mathilde war offenbar mißvergnügt, als ſie dieſe Lobſprüche vernahm, aber auch Edmund keineswegs zufrieden. Die Frauen hätſchelten, ſtreichelten und küßten ihn; er zeigte ſich dabei ſehr widerſpenſtig, endlich riß er ſich ungeduldig los, drängte ſich an die Mutter, und klagte laut und verdrießlich: Warum küſſen und ſtreicheln die mich da? Das mag ich nicht leiden. — Die Frauen wurden verlegen. Ein unartiger Bube, flüſterte die eine, Schade, daß die feine Frau die Erziehung ihres Kindes auf eine ſo entſetzliche Weiſe vernachläßigt, ſagte die andere; der General war in der Nähe und lächelte.

So waren ein paar Stunden ruhig vergangen; die Meiſten, vom Tanze hingeriſſen, ſchienen Mathilbe vergeſſen zu haben, nur einige junge Herren ſuchten ſchüchtern ihren Anblick aus der Ferne zu gewinnen. Ich hielt mich gefliſſentlich meiſtentheils entfernt, aber umhergetrieben von Langerweile und voll Verlangen, eine Geſellſchaft zu verlaſſen, die für mich keinen Reiz hatte, war ich in das Kabinet gerathen, wo die Frauen ſich unterhielten. Sie behaupten ja, erinnere ich mich recht, ſagte der General, mir entgegen kommend, daß die befreite Dame eine vorzügliche Sängerin und der Geſang ihrer nordiſchen Lieder etwas Außerordentliches ſei; ich wage eine Bitte. Noch ehe ich antworten konnte, war ſie angebracht. Mit einer Ruhe, die mir großartig dünkte, und die Mathilde den ganzen Abend hindurch beibehalten, verſprach ſie zu ſingen. Wie dürfte ich Ihnen eine ſo kleine Bitte abſchlagen, ſagte ſie; nur werden Sie es auf ſich nehmen müſſen, wenn meine einfachen Lieder nicht gefallen. Die Guitarre war bald zur Stelle, und ſie ſang.

Es war ein neues Lied: Necken, (die Nixe) in welchem der Dichter mit Glück die ſtille Klage aus den Tiefen der Natur darzuſtellen ſuchte. Eine Nixe ließ wehmüthig ihre Trauer laut werden über den Verluſt des Geliebten, der, durch Odin aus der Tiefe des Meeres emporgeriſſen, als Stern am Himmel funkelte und ſich jetzt hinter Wolken verbarg. Die Melodie dieſes Liedes hat jene ergreifenden Töne der Trauer, welche aus der altſkandinaviſchen Geſangsweiſe ſo wunderbar hervorklingt; mit großem Geſchick benutzt und ſelbſt mittelmäßig geſungen, muß ſie einen tiefen Eindruck machen. Wir Norweger dürfen es nicht läugnen, daß die ſchwediſche Sprache, durch ihre vollen Vokale und ſtark bezeichneten Konſonanten, für Melodien der Art einen bedeutenden Vorzug erhält.

In ſolchen Ländern, die völlig individuell ſind, kann das Gemüth mitklingen und, von allen Rückſichten befreit, ſich unbefangen offenbaren. Die ſeltner wechſelnden, oft wiederkehrenden, einfachen Töne werden durch ihre Wiederholung, anſtatt zu ermüden, uns immer theurer, und je klarer, je freier die Seele aus ihnen heraustönt, von keiner überflüſſigen Kunſt gefeſſelt, deſto tiefer iſt der Eindruck. Mathildens reine, wunderbar klangreiche Stimme ließ die Sehnſucht, den Schmerz unverhüllt walten; es war nicht die äußere Gewalt, vielmehr die innere Kraft, welche alle Zuhörer ergriff. Die Töne ſchienen nicht unmittelbar zu klingen, ſie dünkten uns ein Wiederhall, ein Echo des bebenden Herzens, des innerſten Daſeins, aus der tiefen, vollen Bruſt. Und wenn langanhaltende Töne, von einzelnen Klängen der Saiten begleitet, durch die Luft ſchwebten, dann war es, als ver=

nähme man ein Geiſtergeflüſter, ein ätheriſches Säuſeln, mit den Saiten der Guitarre wie mit einer Aeolsharfe ſpielend. Die fremde Sprache erſchien den Zuhörern wie eine fremde Welt, durch die leicht faßliche Melodie näher gerückt, ja, verſtändlich.

Ein leiſes Murmeln drang aus dem Kabinet in den Saal; die Muſik ſchwieg, die Tanzenden verließen ihre Reihen zum zweiten Mal und drängten ſich in die Nähe der Sängerin. Eine Grabesſtille herrſchte rundum, und nur einzelne Seufzer wurden hier und da vernommen. Mathilde ſchien die Geſellſchaft vergeſſen zu haben, ſie war ganz in den Geſang verſunken, und Alle glaubten das tiefe Geheimniß ihrer Leiden jetzt enthüllt zu ſehen und zu verſtehen, ohne es zu kennen.

Sie haben gewonnen, ſagte der Spanier und war auf eine Art ergriffen, die mit der kalten Grandezza einen ſeltſamen Kontraſt bildete. Sie haben gewonnen, ſagte der General und drückte mir die Hand. Noch immer dauerte die Stille fort, nach und nach fingen Einige jedoch ein leiſes Geſpräch an, und man zerſtreute ſich ohne Geräuſch. Ich betrachtete mit Verwunderung dieſen tiefen Eindruck und konnte nicht läugnen, daß der Graf und der General Recht hatten; Mathildens Geſang trug den Preis davon.

Als die Nachbarinnen ſich wieder gefaßt und in die gewöhnliche Stimmung verſetzt hatten, begannen nun die Lobſprüche nach herkömmlicher Weiſe; Mathilde zeigte das vorige, milde, ruhige Geſicht, und Keiner erkannte mehr in ihr die eben ſo tief bewegte Sängerin, welche alle Zuhörer erſchüttert hatte. Mein Vaterland, ſagte ſie, iſt nicht allenthalben ſo dürftig, wie man glaubt, und beſonders meine Heimat beſitzt alle Reize, die ein mächtiger Landſee, fruchtbare Aecker, eine für den Norden ungewöhnlich reiche Vegetation und herrliche Buchen- und Tannenwälder einer offnen, heitern Gegend ertheilen können. Aber das Grauen der nördlichen Natur hauſt in unſerer Nähe, wir ſehen die rauhen Gebirge vor uns, die Ströme wälzen ſich durch zerriſſene Thäler, und der kalte Sturmwind brauſt über die kahlen Höhen. Das Gefühl dieſer Nähe drückt ſich in unſeren Geſängen aus, und unſere Volkslieder ſind ein treuer Spiegel der Natur, die ſie erzeugte. — Es war offenbar Mathildens Abſicht, den Eindruck, welchen ſie gemacht hatte, wenn auch nicht zu vernichten, ihm doch eine andere Richtung zu geben, man ſollte nicht glauben, die Aeußerung perſönlicher Gefühle vernommen zu haben. Sie wollte als die treue Darſtellerin der Gefühle ihres Volks erſcheinen, und ihrer klaren, leidenſchaftsloſen, wenn auch nicht kalten Haltung gelang, was faſt unglaublich ſchien. Man pries Mathildens Geſang, ihr Geſchick ſchien ſich des Eindrucks zu ſchämen, dem man ſich thörichterweiſe überlaſſen hatte, und ſuchte eine beſchwerliche Empfindung durch kalte beurtheilende Bewunderung zu verdrängen. Aber es gelang nicht ganz, wider Willen blieb eine Stimmung die herrſchende, die drückend erſchien, weil man ſie gern entfernen wollte.

Der General zeigte ſich, nach dem Ereigniſſe, welches uns einander ſo nahe gebracht hatte, gegen mich freundlich, ja, vertraulich. Die kurze und doch ſo bedeutende Bekanntſchaft, die geringe Wahrſcheinlichkeit, daß wir jemals in eine genauere Berührung kommen würden, machte dieſes Betragen weniger bedenklich. Es iſt eine räthſelhafte Frau, ſagte er, aber ſie iſt unwiderſtehlich; ein Glück muß ich es faſt nennen, daß ſie bald verſchwinden wird, daß ich ſie nie wiederſehen werde, und ich begreife nicht, wie Sie, mein Freund, ſo ungeſtraft in ihrer Nähe leben können. Ich liebe, Herr General, antwortete ich. Wenn der Norden, rief er, noch eine Zweite beſitzt, die geliebt zu werden verdient, nachdem man Mathilde geſehen hat, ſo muß es noch immer das Land der Götter ſein!

Der Wagen erwartete die Frauen, ſie trennten ſich von der Geſellſchaft mit einem ruhigen Anſtande, der jeden Ausbruch der Empfindung hemmte; der Graf geleitete Frau von Rehling, der General Mathilde. Dieſer konnte den mächtigen Eindruck, dem er unterlag, nicht mehr verbergen, nur Mathilde ſchien ihn nicht zu bemerken.

Ich ſchwang mich auf mein Pferd; das große erleuchtete Schloß mit ſeiner lärmenden Muſik lag bald hinter uns, nach und nach verſchwanden die Lichter, die Töne verſtummten, und eine Stunde ſpäter, tief in der Nacht, hielten wir vor dem beſtimmten Gaſthofe, die Frauen ſtiegen aus, ließen ſich ihre Wohnung zeigen, um nach einem ſo bewegten Tage auszuruhen. Auch ich trat in mein Schlafgemach, Kaſper kam mir entgegen und wies nach dem Bette, wo Silén ruhig ſchlief. Noch betäubt von den heutigen Ereigniſſen, ſah ich hier ſchon wieder eine neue Schwierigkeit aufſteigen; Siléns Gegenwart, ſein unglücklicher Zuſtand, war Mathilden völlig unbekannt. Welch' eine neue Qual iſt der unglücklichen Frau vorbehalten! dachte ich, brachte die Nacht faſt ſchlaflos zu und erwachte unruhig. Wie ſollſt Du das erſte Zuſammentreffen mit dem armen Silén vorbereiten? fragte ich mich und ſann vergebens auf ein Mittel. Die Wagen ſtanden bereits fertig zur Abreiſe, und noch war ich voller Zweifel, der entſcheidende Augenblick näherte ſich, und ich ſah keinen Ausweg, einen Auftritt abzuwehren, vor deſſen Folgen ich ſchon lange gezittert hatte.

Aus dieſem qualvollen Zuſtande befreite mich eine Einladung der Frauen. Mathilde war blaß, ſie ſchien vergebens nach ruhiger Faſſung zu ringen; Silén iſt hier, ſagte ſie, ich habe es erfahren und kenne ſeinen Zuſtand. Wie lebhaft ſchwebt mir der Abend vor der Seele, an dem er mich aus den Händen eines Mannes rettete, deſſen Gewalt ich eben durch Ihre Hülfe entronnen bin; wie muß ich mir es vorwerfen, daß ich ſeiner faſt ganz vergaß. Er verſchwand damals, ich habe ihm nicht einmal gedankt, und nun ſoll ich ihn wiederſehen und in welchem Zuſtande? — Ich las den tiefen Kummer in ihren Zügen, als ſie fortfuhr: Er muß mit uns reiſen und in unſerer Nähe bleiben, wir müſſen für ſeine Pflege, wenn es möglich wäre, für ſeine Heilung ſorgen, bis Sie ſich wieder ſeiner annehmen können, treuer Freund! Es war das erſte Mal, daß Sie mich ſo traulich anredete, ich kämpfte mit einer Empfindung, die mich zu überwältigen drohte.

Zitternd und von der Freundin begleitet, ſtieg Mathilde die Treppe hinunter, Silén ſtand reiſefertig da; ſie erkannte ihn. Der arme Silén, er hat ſich ſehr verändert, ſagte ſie und wandte ſich ab, um ihre Thränen zu verbergen. Silén aber blickte ſie mit Erſtaunen, ja, mit Schrecken an; die ſtumpfen Geſichtszüge veränderten ſich, und ein ſeltſames Geſchrei entfuhr ihm; Mathilde erblaßte, die Freundin zitterte, mir ſchauderte, und ich erwartete, wie betäubt, nun das Seltſamſte. Aber nach wenigen Minuten ſchüttelte er den Kopf, ſtrich ſich, wie ſinnend, die Stirn, und verfiel wieder in den vorigen ſtumpfen und ruhigen Zuſtand. Wie ich es ſelbſt erfahren hatte, vermochte nur der erſte Anblick einer bekannten Perſon, wie deren Anrede, eine dämmernde Erinnerung in ihm zu erwecken; wenn dieſer Eindruck verſchwunden war, ließen ihn Geſtalt und Rede gleich unempfindlich. Als daher der erſte Schrecken vorüber war, konnte ich mit einiger Zuverſicht den Frauen verſichern, daß ein ähnlicher Auftritt nicht wieder ſtatt finden würde; ſie ſtiegen in den Wagen, Silén nahm den Rückſitz ein, und wir fuhren fort.

Die Reiſe konnte nicht angenehm ſein; ohne frohe Hoffnung für die Zukunft bot uns die Gegenwart nur trübe Bilder; die kurze, heitere Zeit des Spätherbſtes hatte ein Ende genommen, die Wolken ergoſſen ſich in Regenſtrömen, die Flüſſe waren über die Ufer getreten. Auf grundloſen Wegen, durch überſchwemmte Felder reiſten wir fort, und Städte und Dörfer, die wir durchzogen, lagen in düſterer Einſamkeit vor uns; der ſonſt erquickende Regen befeuchtete das welke Gras, ohne es zu beleben. Die Frauen ſaßen ſtill und in ſich gekehrt, Silén ſtumpf, ohne ſein Glück zu erkennen, Mathilden gegenüber. Welch' eine qualvolle Freude würde er empfunden haben, wenn er ſich ſeiner Lage bewußt geweſen wäre! Aber die feurige Leidenſchaft war mit ſeinem Bewußtſein untergegangen; ſie kannte, ahnete ſeine Liebe nicht, und mich peinigte die ſorgenvolle Theilnahme an dem Schickſale Beider.

Wir hatten beinahe den zukünftigen Aufenthaltsort der Frauen erreicht, und das Schloß lag dicht vor uns, aber in Herbſtnebeln verhüllt; ich war ziemlich weit hinter dem Wagen zurückgeblieben, als ich plötzlich ein Geſchrei hörte. Ich eilte ſogleich vorwärts und ſah mit Schrecken, daß der Wagen umgeworfen hatte; Silén lag hingeſtreckt auf der Erde, die Frauen und Edmund umringten ihn, Kaſper half dem Kutſcher und den Bedienten, den Wagen aufrichten.

Als ich mich näherte, erhob ſich Silén bereits wieder, ſtarrte verwundert um ſich her, und rief dann heftig und laut Mathildens Namen aus. Sie kennen mich, Silén, ſprach dieſe begütigend; er ſchwieg, ſeine Augen glühten, wie mit Entſetzen ſtarrte er noch immer nach Mathilden hin. Ob ich Dich kenne? rief er endlich, ich kenne keine Andere; Du warſt mein Leben, Dein Bild hat ſich in mein Inneres gewühlt und iſt mit mir in das Grab geſunken; Du haſt mich aus dem Grabe hervorgerufen und auf die Erde zurückgebannt. Jetzt ſind wir allein, Alles iſt verſchwunden, Vergangenheit und Zukunft tauchen unter in dieſem einzigen Augenblicke, daß Du und ich und unſere Liebe allein übrig bleiben! — Er ſtreckte die Arme aus, er ſchien ſie umfaſſen zu wollen; da wandte ſie ſich voll Entſetzen, floh und war bald im Nebel verſchwunden.

Was ich that, was ich dachte in dieſem entſetzlichen Augenblicke, ich weiß es kaum. Inſtinktmäßig beſchwor ich Frau von Rehling, ſich mit dem Knaben in den wieder aufgerichteten Wagen zu ſetzen, und unterſtützte Silén, der von Neuem umzuſinken drohte. Er blickte mich verwundert an und ſchien in tiefes Sinnen verloren. Du biſt es, Storm, wie iſt mir, wo bin ich? rief er. Ein wunderbares, ſeltſames Bild ſchwebt vor meinen Augen; daß Du hier biſt, daß ſie, ſie daſtand, ihre himmliſchen Augen mich mild anblickten, daß ich ſelbſt hier bin, ich faſſe es nicht. — Er war ſehr matt. Ich ſah nun, daß eine wohlthätige Erſchütterung bei dem Umſturze des Wagens ihm wiedergegeben hatte, was der Schuß ihm raubte. Mit Kaspers Hülfe brachte ich ihn langſam nach dem Schloſſe. Die Batterie wurde überwältigt, ſagte er mit ſchwacher Stimme, während wir fortgingen, ich floh und ſtürzte, von einer Kugel getroffen, zu Boden. Hier, im dichten Nebel, auf dem Felde erwache ich, und ſie ſteht vor mir; ich rief ihren Namen, meine Liebe fand Worte, und ich ſah ſie im Nebel verſchwinden. Du wirſt mir ſagen, wie ich dieſes Seltſame deuten ſoll, war es Traum oder Wahrheit? — Du wirſt Alles erfahren, erwiederte ich, ich habe Dich hierher geführt, aber jetzt mußt Du ruhig ſein.

Als wir uns dem Schloſſe näherten, kam ein junger Mann mit mehreren Begleitern uns entgegen. Im Schloſſe, ſagte er, wäre Alles in großer Beſtürzung; der Eigenthümer und ſeine Frau hätten zwei Freundinnen, die ihre Ankunft zugeſagt, mit großer Sehnſucht erwartet, und auf einmal wäre eine Dame mit allen Zeichen des Entſetzens in das Thor hereingeſtürzt. Faſt zu gleicher Zeit wäre ein Wagen mit einer Frau und einem Knaben erſchienen, der Hausherr ſei herbeigeeilt und habe mit Erſtaunen die ſehnlich erwarteten Gäſte erkannt. Die Dame, welche im Wagen ankam, wäre ſchnell herausgeſprungen, hätte die Fliehende zu beruhigen geſucht und ſchleunigſt Hülfe für einen Kranken gefordert, den man auf der Straße in der Nähe des Hauſes finden würde.

Silén wurde in ein freundliches Zimmer gebracht, der Herr vom Schloſſe kam, um mich zu begrüßen, ſich nach dem Kranken und dem ſeltſamen Ereigniſſe zu erkundigen; glücklicherweiſe konnte ich faſt die ganze Wahrheit ſagen. Silén war ſehr matt, von einem innern Mißbehagen ergriffen, das nach und nach in Schläfrigkeit überging; ich ſah ihn endlich mit Freude einſchlafen. Man beſorgte einen Arzt aus der nächſten Stadt, und als die erſte Verwirrung nach einem ſo unerwarteten Ereigniſſe verſchwunden und Mathilde zur Ruhe gebracht war, gelang es mir, Frau von Rehling allein zu ſprechen. Nie erſchien mir die klare Ruhe und der hülfreiche Sinn dieſer Frau wichtiger, als in dieſem Augenblicke; eine neue drohende Verwickelung der Verhältniſſe hatte ſich eingefunden, und der folgende frühe Morgen mußte mich auf dem Wege zu meiner Beſtimmung ſehen. Ihr vertraute ich nun, was ich bis jetzt verheimlicht, Siléns tiefe Liebe, und wie ſie ſtörend auf ſein ganzes Leben eingewirkt hatte. Was Sie jetzt gehört haben, ſchloß ich, war ich ohnedies geſonnen, Ihnen noch vor meiner Abreiſe mitzutheilen, denn ich dachte mir die Möglichkeit, daß Silén in Mathildens Nähe wieder hergeſtellt werden könnte. — Hier, erwiederte ſie, erleben wir nun einen von den Fällen, wo es den meiſten Menſchen zweifelhaft ſcheinen möchte, ob ſie der Wahrheit treu bleiben, ſie verheimlichen oder mittheilen ſollen, was auf den kranken Freund, wenn er es erführe, vielleicht einen bedenklichen, ja, gefährlichen Einfluß ausüben könnte. Aber wagen wir es, wahr zu ſein. Menſchen über ihre inneren Verhältniſſe zu täuſchen, iſt immer mißlich, und auf jeden Fall würde unſere Verantwortung größer ſein, wenn der auch wohlmeinende Entſchluß der Verheimlichung nicht den erwünſchten Erfolg hätte. Mathilde muß Alles erfahren, und es ſollte mich freuen, wenn Sie noch vor Ihrer Abreiſe eine Gelegenheit fänden, auch Silén über ſeine bewußtloſe Vergangenheit und ſeine gegenwärtige Lage aufzuklären.

Nach kurzer Ruhe war Mathilde wieder hergeſtellt und erſchien zwar trübe, aber ruhig, milde, duldend, wie immer. Der Herr und die Frau vom Hauſe waren freundlich, aber die überraſchende Begebenheit hatte das erſte fröhliche Zuſammenſein geſtört. Der Abend war da, der letzte, welchen ich in der Nähe der mir ſo theuer gewordenen Frauen zubringen ſollte, und er verfloß in trüber Stimmung. Der Augenblick der Trennung nahte, denn am frühen Morgen wollte ich weiter reiſen und den Reſt des Abends mit Silén zubringen. Es war mir unmöglich, meine Rührung zu verbergen. Ihr dürft Euch nicht wundern, ſagte Frau von Rehling, indem ſie ſich an den Wirth und ſeine Gemahlin wandte, wenn wir nicht gleichgültig bleiben, indem wir uns von dieſem jungen Freunde trennen; er hat uns in einer bedenklichen Lage treulich beigeſtanden, und wir dürfen das ſchnelle Vertrauen, welches Rehling nach einer vorübergehenden Berührung zu ihm faßte, den Auftrag, welchen er erhielt, wohl zu jenen Ereigniſſen rechnen, die tiefe und fromme Gemüther geneigt ſind als eine unmittelbare Lenkung einer höhern Macht, die über uns wacht, zu betrachten. — Liebe Freundin, ſagte Mathilde lebhaft, warum erwähnſt Du nur mit duldender Billigung, was die heiligſte Wahrheit iſt, warum nennſt Du Andere, als ſchämteſt Du Dich zu bekennen, was Du glaubſt und fühlſt. Ja, Sie waren uns von Gott geſandt, ich weiß es, und wo ich Sie wiederfinde, werde ich Ihnen mit dem feſten Vertrauen, mit der reinen Freundſchaft entgegentreten, die aus dieſer Ueberzeugung entſpringt. —

Schmerzlich bewegt verließ ich die Frauen und ging zu Silén, bei welchem ich den Arzt fand. Schon das Aeußere dieſes Mannes, der ruhige, durchdringende Blick, ſein lebhaftes Intereſſe, als er den ſeltenen Fall vernahm, zogen mich zu ihm hin. Seine Anſichten waren tief, aus langjähriger Forſchung geſchöpft, und ich freute mich, als er ſeinen Namen nannte, in ihm einen Schriftſteller zu erkennen, den ich ſchätzte. Silén ſchlief noch immer; ich glaubte einem ſolchen Arzte nichts verbergen zu dürfen und bat ihn, ſich nach meiner Abreiſe an Frau von Rehling zu wenden. Ihre Freundin hat Recht, ſagte er, Silén muß Alles erfahren, ſelbſt die Nähe der ihm ſo gefährlichen Frau; wie dieſe in Ihrer Erzählung erſcheint, kann ſie leicht am heilſamſten auf ihn wirken. Daß er ſie nach jener nächtlichen Begebenheit nicht wiederſah, daß ſie ein glühendes Bild ſeiner Phantaſie, der einzige, höchſte und dennoch unerreichbare Gegenſtand ſeines Verlangens blieb, war eben das Gefährliche; die bloße Bekanntſchaft, die ungehemmte Gelegenheit, ſie zu ſehen, zu ſprechen, wird ſeine Leidenſchaft ſchon herabſtimmen. —

Als Silén zu erwachen ſchien, rieth mir der Arzt, mich zu entfernen; ein paar Stunden vergingen, ehe er mich wieder aufſuchte. Ihr Freund iſt ein höchſt liebenswürdiger, gebildeter Mann, ſagte er, und ich würde mich freuen, ihn nicht allein glücklich über dieſe Kriſe zu bringen, ſondern auch von einem viel älteren Seelenleiden zu heilen. Faſt Alles, was Sie mir erzählten, habe ich von ihm ſelbſt erfahren, und jetzt erwartet er von Ihnen Aufklärung über die letzten Ereigniſſe ſeines Lebens, die ihm unbegreiflich ſcheinen und ihn ängſtigen. Sie werden ihn ruhig finden und können ihm unbedenklich Alles erzählen. Ich gab nur einige Andeutungen als Vermuthungen, und wenn dieſe durch Ihre Erzählung beſtätigt erſcheinen, deſto beſſer; dadurch wächſt das Vertrauen, dieſes iſt aber die wichtigſte Arznei, und ſchon der alte Roger Baco, ſetzte der Arzt lächelnd hinzu, hat uns erlaubt, ja, gerathen, ſolche Charlatanerien anzuwenden. —

In der That, der Arzt hatte in kürzeſter Zeit Wunder gethan, Silén hörte mich ruhig an; daß er mehrere Wochen in bewußtloſem Stumpfſinn zugebracht hatte, erſchreckte ihn nur vorübergehend, und da die Erzählung ihn allmälig mit Mathildens Gegenwart bekannt machte, ſchien ihre Nähe ihn mehr zu erfreuen, als zu erſchüttern. Es iſt doch fatal, ſagte er faſt aufgeräumt, daß ich nach ſo vielen Jahren Mathilde treffen muß, um zuerſt als Stumpfſinniger ein Gegenſtand des demüthigenden Mitleidens, und dann als Wahnſinniger ihres Entſetzens zu ſein. —

Ich traf Silén ſpäter, kurz vor unſerm Einzuge in Paris; er war heiter und fröhlich, alle ſeine Freunde fanden ihn völlig verändert; er hatte ſich ausgezeichnet und freute ſich über die Ausſichten, welche vor ihm lagen. — Und Mathilde? fragte ich ihn, als wir allein waren. Ich verdanke dem Arzte viel, antwortete er, aber ihr mehr; ſie iſt unglücklich, aber ſie ſteht höher, als ihr Unglück, und meine Neigung hat nicht an Tiefe verloren, weil ſie durch ihre Nähe geläutert wurde. Sie ſteht weit über meinem Verlangen, und ich ſchäme mich nicht es zu geſtehen: Durch dieſe Frau lernte ich erſt ein Mann ſein. —

Als ich nach Beendigung des Krieges durch die goldne Aue reiſte, in der Hoffnung, die Frauen noch ein Mal zu begrüßen, fand ich ſie nicht mehr; Frau von Rehling hatte ihren Mann aufgeſucht, und Mathildens Aufenthalt konnte ich nicht erfahren.

Wie mußte ich mich entſetzen, als ich ſie hier traf und als Malkolms Frau wiederfand, ſie nicht einmal begrüßen konnte!

Mathildens Nähe, ihre furchtbare Lage, gab dieſer Erzählung ein ſchmerzliches Intereſſe, Dorothea fühlte ſich tief bewegt. Die Nacht war faſt ganz verfloſſen, ohne daß man es bemerkt hatte. Nach einem langen Stillſchweigen begann Torger: Die Morgendämmerung wird ſich bald zeigen und der anbrechende Tag unſere Beſorgniß vermindern. Auch Storm und Bredahl glaubten, daß nun kaum mehr etwas zu befürchten wäre. Dorothea hatte die eigene kaum überſtandene Gefahr, die noch drohende, ganz vergeſſen; Mathildens Bild erfüllte ihre Seele, und das Schickſal einer Frau, die ſie noch nicht einmal kannte, laſtete ſo ſchwer auf ihr, wie kaum das eigene. Eben wollte ſie einige Fragen an Storm richten, als man draußen ein bedenkliches Geräuſch hörte; ein Murmeln ließ ſich vernehmen, eine lebhafte Bewegung, die immer mehr anwuchs, dann ein lautes Geſchrei, wie von vielen Stimmen, endlich in der Ferne Schüſſe. Storm, Torger und Bull ſprangen auf, griffen nach den Waffen und eilten hinaus; Bredahl blieb zurück, die Frauen zu ſchützen und zu beruhigen.

Die Predigerwohnung lag an der Landſtraße, und jenſeits dieſer befand ſich ein Abfall, deſſen Rand nach der Tiefe hin mit Gebüſch bewachſen war, welches jetzt tiefer Schnee bedeckte. Torger, rief Storm, dort hinter dem Hauſe und auf beiden Richtungen der Landſtraße, in weiter Ferne, haben ſich unſere Bauern verſammelt, und hier vor dem Eingange ſehe ich keinen einzigen Mann; wenn nun die Aufrührer ſich durch dieſe Gebüſche ſchleichen, finden ſie keinen Widerſtand, und was wir vertheidigen wollen, iſt verloren. Bull, lauf Du nach Weſten zu, ich glaube, daß da die meiſten ſind, ſie müſſen eilen herzukommen, wir bleiben hier. — Bull gehorchte, und Storm hatte richtig geahnet; der Schnee auf den Gebüſchen bewegte ſich, und Männer ſuchten ſich einen Weg durch ſie zu bahnen. Keinen Schuß, ſagte Torger, ſchrie mit Storm den Heraufkletternden zu, und als dieſe, hier keinen Widerſtand vermuthend, nicht antworteten, ſtießen ſie mit den Kolben darauf los, wo ſie eine Bewegung wahrnahmen; ſie hörten ein Geſtöhne, ein Poltern, als wenn Menſchen hinabrollten. Aber der Verſuch wurde an vielen Stellen in der Nähe von andern wiederholt, und obgleich einige, wie die erſten, durch den Angriff zurückgetrieben wurden, ſo konnten ſie es doch nicht verhindern, daß zu beiden Seiten in größerer Entfernung immer mehr Aufrührer durch die Gebüſche drangen und die Straße erreichten. Bald mußten ſie den bisherigen Kampf aufgeben; von allen Seiten angegriffen, ſtellten ſie ſich vor den Eingang des Hauſes, dieſen zu beſchützen. Die Feinde kamen in ſtets größeren Haufen; zwei ſtürzten von Storms Doppelflinte getroffen, ein dritter durch Torgers Schuß; mit den Kolben ſchlugen ſie die Eindringenden zu Boden, aber ſchon wurden ſie von mehreren Händen ergriffen und vermochten ſich kaum mehr gegen die Menge zu wehren — da öffnete ſich ſchnell die Thüre, ein Mann trat hervor, und ſie ward wieder geſchloſſen. Ich, Malkolm, bin da! rief eine laute, gebietende Stimme. Er war mit einer Stange bewaffnet; eine augenblickliche Pauſe entſtand. Nennt Euch, gebot er, Mehrere ſagten ihre Namen.

Greift ihn, ſchrien viele Stimmen, er hat uns verlaſſen, tödtet ihn, er wird uns verrathen! Nein, riefen andere, er hat ſich beſonnen, er kehrt zu uns zurück, einen Anführer, wie dieſen, finden wir nicht wieder. Torger und Storm waren zweifelhaft. Haltet Euch an mich, flüſterte Malkolm, nur ihre Uneinigkeit kann Euch retten. Aber dieſe dauerte nicht lange; hilf uns dieſe entwaffnen, damit wir Dir trauen! ſchrien ſelbſt ſeine Anhänger, aber die Drei ſprangen jetzt vor und wagten einen plötzlichen, unerwarteten Angriff; Viele ſtürzten, und eben als die Aufrührer nun vereinigt, Malkolm und ſeiner Täuſchung fluchend, auf die Freunde eindringen wollten, wurden ſie von Guldbrand und ſeinen Männern angegriffen. Sie flohen zu den Haufen, die in der Ferne kämpften, und das Haus war gerettet. Unſrer ſind zu wenige, berichtete Guldbrand, ſie drängen uns überall. Auf, Alle zurück! gebot Storm, wir müſſen die Wohnung umzingeln, jeden Eingang beſetzen; Gott behüte nur, daß wir genöthigt werden, uns in das Haus zurückzuziehen, doch bleibt es das letzte Rettungsmittel.

Während nun die kämpfenden Bauern ſich zuſammenzogen, ſtürmten die Aufrührer von allen Seiten herbei; ſchon fielen Schüſſe auf das Haus, einzelne Kugeln drangen durch die Fenſterladen, man hörte die Scheiben klirren, Storm entſetzte ſich. Immer näher kamen die Feinde, viele Bauern hatten ſich bereits in das Haus geflüchtet, als man ein Rufen von den nahen Bergen hörte; Schüſſe fielen, und die Aufrührer ſahen ſich im Rücken angegriffen. In kurzer Zeit waren die meiſten von ihnen gefangen oder gefallen, die übrigen zerſtreut.

Der Tag war über dem Kampfe völlig angebrochen, Cederſtröm erſchien mit ſeinen Truppen, und Alle freuten ſich ſeiner Ankunft, aber er ſah ſich ängſtlich ſuchend um. Wo iſt Heggelund? fragte er beſorgt. Heggelund hier? rief Storm. Er war hier, antwortete Cederſtröm. Es erſchien ein Bauer, der ihn noch vor Kurzem geſehen zu haben behauptete; er bezeichnete die Gegend, und ein zweiter beſtätigte die Ausſage. Er war im Begriff geweſen, mit einigen Männern aus Swennaes die Fliehenden nach der nordweſtlichen Schlucht zu verfolgen. Iſt es ihnen gelungen, ihn dort hinein zu locken, dann iſt er verloren, rief Torger; erinnerſt Du Dich jenes krummen Weges, der auf einmal durch einen Felſenſpalt wie verſchloſſen ſcheint? Wenige Steine, von der Höhe heruntergeſtürzt, ſperren ihn auf mehrere Stunden, ſelbſt für Fußgänger; wir haben ihn in unſerer Jugend nicht ſelten beſucht. — Auf, zu Pferde, ſchrie Cederſtröm, ſo weit es möglich iſt; verſuchen wir Alles! Storm betrachtete erſt einige Augenblicke mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit eine ſteile, hier und da bewachſene Bergwand, die ſich im Weſten des Thales emporthürmte, warf dann die Doppelflinte über die Schulter, eilte auf ſie zu und kletterte kühn hinan. Man ſah ihm mit Erſtaunen zu; Steine rollten unter ſeinen Füßen, herabſtürzende Schneemaſſen bedeckten ihn, Baumzweige brachen praſſelnd unter ſeinen Händen, er ſchwebte über Abgründen, und oft glaubte man ihn ſchon zerſchmettert herunterſtürzen zu ſehen. Aber er erreichte glücklich den oberen Rand des Berges und verſchwand. Torger, Bull, Guldbrand waren Cederſtröm gefolgt. Er kennt die Gegend, rief ein Bauer aus dem Thale; dicht vor dieſem Rande vorbei geht der Weg, welcher ſich durch das Gebirge zieht, aber es war ein verzweifeltes Unternehmen. Nun was hilft es ihm, ſagte ein anderer; er iſt allein. Keiner kann ihm folgen, wie Heggelund, iſt Storm verloren. Das war ein unglücklicher Tag, an dem wir herkamen; ſchon war der Sieg in unſeren Händen, und nun iſt Swennaes verödet, Thränen und Jammer in jeder Hütte, mancher von unſeren Bauern fiel bereits hier, aber ſind dieſe beiden verloren, was iſt an uns gelegen? — Er wird den Alten ſchon retten, ſagte der dicke Even, der ſich aus dem Hauſe geſchlichen hatte und von den Uebrigen, die noch immer nach der Bergwand hinſtarrten, hinter welcher Storm verſchwunden war, bisher nicht bemerkt worden war; und ſo entſchieden wirkte das Vertrauen zu Evens Divinationsgabe, daß ſie ſich durch ſeinen Ausſpruch getröſtet fanden und mit Zuverſicht dem Erfolge eines ſo kühnen Unternehmens entgegen ſahen.

Indeſſen war Storm rüſtig zugeſchritten, er hatte den wohlbekannten Weg gefunden und hörte nun in der Stille, welche ihn umgab, weit unter ſich Tritte von Menſchen, die ſich näherten. Er ſchlich vorſichtig weiter; da ſah er vier Männer, die einen gebundenen hohen Mann vor ſich hertrieben und eilig fortzogen. Er verbarg ſich hinter das Gebüſch und ließ ſie näher kommen. Schon ſchritt Heggelund an ihm vorüber, die Uebrigen folgten ſchimpfend; die Räuber glaubten hier keine Gefahr beſorgen zu dürfen, ſie ſahen nur auf den Weg, welcher noch vor ihnen lag, und den ſie ſo eilig, wie möglich, zurückzulegen wünſchten. Ein Schuß ſtürzte den erſten zu Boden, ehe ſie ſich beſinnen konnten, fiel der zweite, und mit umgekehrter Flinte drang Storm auf den dritten ein und ſchlug ihn nieder. Doch der vierte floh nicht, kühn ſtürmte er, nachdem er geſchoſſen und gefehlt hatte, wie Storm bewaffnet, auf dieſen los, und ſein Kolbenſchlag drohte ihm den Kopf zu zerſchmettern; aber Storm traf die gehobene Flinte mit einem kräftigen Schlage, ſie flog aus den Händen des Gegners, und er ſtand waffenlos da. Doch in demſelben Augenblicke fühlte Storm die Hand, welche die ſchwere Waffe trug, umfaßt, die Flinte wurde zugleich von ſeinem Feinde ergriffen und entſank ſeinen Händen.

Jetzt griffen ſich Beide, wie die alten Kämpen, mit den Fäuſten an; Schlag fiel auf Schlag, ſie umfaßten ſich mit kräftigen Armen, wanden ſich ringend hin und her, und hoben einander in die Höhe, um ſich zu ſtürzen, aber an Stärke gleich, ſchien keiner von Beiden das Uebergewicht zu gewinnen. Als hätte eine Uebereinkunft ſtattgefunden, ließen Beide die Arme ſinken, verſchnauften und ſahen ſich jetzt erſt an. Storm! rief der Eine verwundert, Thorgreen! ſchrie Storm faſt entſetzt. Jetzt, da er ſeinen Gegner erkannt hatte, ſchien er zu vergeſſen, was ihn hergebracht hatte; es war nicht mehr Heggelund allein, es war dieſer, Dorothea und Mathilde, an die er dachte, für die er kämpfte; alle Ereigniſſe der letzten verhängnißvollen Tage ſchwebten ihm vor, es war Malkolms böſer Dämon, der ihm gegenüber ſtand, den er beſiegen mußte. Da ergriff ihn eine ungeheure Wuth, jede Muskel ſchwoll krampfhaft an und zitterte, die Lippen bebten, die Augen rollten, ſeine Haare ſträubten ſich empor, Entſetzen und Wuth ſchienen ihn verwandelt zu haben. Es war jener phyſiſch-poetiſche Wahnſinn, die Berſerkerwuth, welche die alten Nordländer bewunderten, ja, als heilig betrachteten, die ihn befiel und bewies, daß das Blut der nordiſchen Urväter in ſeinen Adern rollte. Thorgreen lauerte wie ein Tiger, unbemerkt hatte er in die Taſche gegriffen, ein blankes, ſcharfes Meſſer blitzte plötzlich in ſeiner Hand und zuckte nach dem Leibe des Gegners; aber eben ſo ſchnell abgeleitet, ſtreifte der Stahl nur die Seite, Thorgreen fühlte ſeine Hand wie von eiſernen Klammern umſchloſſen und erſchrak über dieſe augenblickliche, übernatürliche Gewalt der Wuth. Gleiche Waffen, Schurke! ſchrie Storm, wand das Meſſer aus der Hand ſeines Gegners und ſchleuderte es weit weg; das Blut ſtrömte aus der Wunde. Blut, ſchrie er, wie im Wahnſinne, ja, Blut muß ich ſehen, wenn auch mein eigenes! Jetzt erſt entſank Thorgreen der Muth, er glaubte einen zürnenden Rachegeiſt vor ſich zu ſehen und erblaßte; ein furchtbarer Schlag, mit geballter Fauſt unter das Herz zwiſchen die Rippen geführt, traf ihn, das Blut ſtürzte aus dem Munde, und er ſank zu Boden.

Heggelund ſah indeſſen kalt und ruhig dem Kampfe zu. Er hatte ſich wirklich verleiten laſſen, von einigen Männern begleitet, die Fliehenden in jene Schlucht zu verfolgen; aber Andere verlegten ihm den Rückzug, er wurde abgeſchnitten, ſeine Begleiter fielen, geriethen in Gefangenſchaft oder flohen. Er ſtand allein und kämpfte grimmig wie ein Löwe; erſt nach langem Widerſtande wurde er überwältigt. Die erbitterten Gegner wollten ihn tödten; tödtet ihn nicht, ſchrie Thorgreen, er iſt uns ein wichtiges Pfand der Rache und der Sicherheit. Man griff ihn, ſchnürte ihm die Arme feſt auf den Rücken, und vier Männer nahmen ihn in ihre Mitte. Da aber jetzt die verfolgenden Bauern von allen Seiten her drängten, ſo zerſtreuten ſich die Aufrührer in den Bergen, und nur dieſe vier erreichten die enge Spalte, wälzten große Steine von Oben hinein und waren dadurch von ihren Verfolgern getrennt. Daß Heggelund von jenen fortgeführt wurde, ahnete noch keiner unter dieſen, und ſo entkamen ſie glücklich. Der Gefangene ging ſtumm, allen Verhöhnungen Trotz bietend, wie ein alter Held in ihrer Mitte, bis er die Schüſſe hörte und Storm erkannte, als dieſer mit dem Kolben den dritten Gegner niederſchlug. Da er die beiden letzten Kämpfenden entwaffnet ſah, und ein gewaltiges Ringen den Streit entſcheiden ſollte, wurde er von einer mächtigen Erinnerung an die alte Zeit ergriffen; mit ſteigender Bewunderung betrachtete er die gewandten Ringer, Ingrimm ergriff ihn, er riß an den Banden, die ſeine Arme feſſelten, ohne ſie zerreißen zu können, als er das verrätheriſche Meſſer in Thorgreens Hand blinken ſah, aber mit triumphirender Freude bemerkte er die furchtbare Wuth, welche Storm ergriffen hatte. Berſerker, Berſerker, triff den Verräther, der alte Kämpe ſteht gebunden! rief er ihm freudig zu.

Thorgreen war geſtürzt, der mit dem Kolben darnieder Geſchlagene ächzte, die von Schüſſen Getroffenen ſchienen todt. Noch ſtand Storm, ſchnaubend, mit wildrollenden Augen, auf die Flinte, die er mechaniſch ergriffen hatte, geſtützt, da und ſtarrte auf die Erde; das Blut floß aus ſeiner Wunde, färbte das Kleid und den zertretenen Schnee.

Man hörte ein Rufen. Cederſtröm, Torger, Bull, einige jungen Bauern ſtürzten herbei; Heggelund wurde losgebunden, während Torger zu dem erſtarrten Freunde hineilte, der nichts von allem, was vorging, zu merken ſchien. Storm, rief er, Storm, Du haſt eine wackere That gethan, vier Feinde liegen zu Deinen Füßen, der Alte iſt befreit; Du bluteſt, beſinne Dich. Aber er antwortete nicht. Wie biſt Du hergekommen, wohl durch einen Zauber? fragte Torger theilnehmend; aber Storm blieb ſtumm. Lieber Sohn, ſagte mild der alte Heggelund, der, ganz aus dem altnordiſchen Traume erwacht und für Storm beſorgt, ſeine Hand faßte, lieber Sohn, höre mich, Deine, Deine Dorothea ängſtigt ſich. Ich alter Thor, ſie war beſſer, reiner, als ich, daher erkannte ſie Dich. — Jetzt ſchlug Storm die Augen auf, ein tiefer Seufzer wälzte die ungeheure Laſt von ſeiner Bruſt; milde und doch noch wie von dem Grauen der Erinnerung bewegt, antwortete er: Ja, Vater Heggelund, (zum erſten Mal redete er ihn ſo an) Du biſt gerettet, aber mein Zuſtand war gräßlich; ich befand mich in der Hölle, ich kämpfte mit den Geiſtern der Tiefe, ſelbſt von nächtlichen Kräften ergriffen. Darf der Menſch ſo ſein? — Wohl darf der Menſch ſo ſein, verſetzte Heggelund, ſchmähe Deine Wuth nicht, ſie war durch die Liebe geheiligt.

Die Wunde wurde eilig verbunden, man ging durch den nun geöffneten Weg zurück und führte den ſchwankenden, blaſſen Storm mit ſich.

Während dieſer Zeit herrſchten Verwirrung, Angſt, Verzweiflung in der Predigerwohnung. So lange der Kampf dauerte, ſaßen die Frauen in ängſtlicher Stille; Malkolm trat herein, als die Aufrührer das Haus beſtürmten, in der entſetzlichen Angſt bemerkte man ihn kaum, nur der Prediger erhob ſich und ſchloß die Thüre wieder. Mit Malkolm war Mathilde in die Stube getreten, man empfing ſie theilnehmend; Dorothea hielt ſich, durch ein geheimes Gefühl getrieben, in ihrer Nähe, aber Niemand ſprach. Als die überwiegende Zahl der Gegner die Vertheidiger nach dem Hauſe zurückdrängte, als Schüſſe gegen die Wände prallten, ſuchten die Frauen hinter dieſem Schutz. Sie hörten die Fenſter klirren, ſahen Kugeln in der Stube rollen und erwarteten, von Entſetzen ergriffen, das Gräßlichſte. Da hörten ſie den Jubel, ſie athmeten freier, die Thüren wurden geöffnet, die Beſinnung kehrte zurück; ſie erwarteten nun, die Freunde eintreten zu ſehen. Cederſtröm ſei der Befreier, hörte man, Heggelund wäre auch da geweſen, aber verſchwunden, und man glaubte ihn in die Gewalt der Feinde gefallen; die Freunde eilten zu ſeiner Befreiung, Storm ſei tollkühn den ſchroffſten Felſen hinaufgeklimmt und wohl auch verloren. Da vermochte Dorothea das Furchtbare nicht länger zu ertragen; ein lauter Schrei entfuhr ihr, und ſie ſank ohnmächtig in Mathildens Arme.

Stundenlang herrſchte eine Grabesſtille unter den Unglücklichen. Dorothea, aus der Ohnmacht erwacht, blickte Mathilde mild an. Wir ſind doch recht unglücklich, ſagte ſie ſanft; o hilf mir das Unglück tragen, Du Starke! Der Prediger, Malkolm, Mathilde beteten, die Predigerfrau rang die Hände, das Kind weinte. Sie ſind da, ſie ſind alle da! ſchrie man aus der Ferne; Storm hat Heggelund muthig gerettet, die Tage der alten Helden ſind wieder erſchienen. Dorothea horchte auf, ſie vernahm den Jubel immer deutlicher, ſie konnte nicht mehr zweifeln; da ſtürzte ſie auf die Knie, von Dank und Schmerz durchdrungen, rang die Hände und flehte: Gott, Gott, hilf der Freundin, hilf Mathilden, wie Du mir geholfen haſt!

Heggelund trat in das Zimmer, den blaſſen, matten Storm an der Hand, und führte ihn zu Dorothea. Vergib mir, Dorothea, ſagte er, daß ich ihn nicht erkannt habe, wie Du — und der alte Mann weinte. Du biſt verwundet, ſagte Dorothea zärtlich und reichte Storm die Hand. Es war ja für Dich, antwortete er lächelnd, und die Wunde iſt nicht gefährlich. Mathilde trat Storm entgegen und grüßte ihn: Ja, ich ſage es jetzt, wie damals, als wir uns trennten, jetzt, da ich für die Erde rettungslos verloren bin, ſind Sie mir abermals von Gott geſandt.

Aber Malkolm ſtand in tiefen Kummer verſunken; der Kampf, das Blut, welches gefloſſen war, laſtete auf ſeiner Seele. Er bebte, als ſich Cederſtröm ihm näherte. Malkolm, ſagte dieſer, was ich wollte, weißt Du; leider, es war zu ſpät. Treuer Freund, der Frevler muß büßen, antwortete dieſer. Heggelund, fuhr Cederſtröm fort, dieſer war Ihr Feind. Warum kannten wir uns nicht früher, ſagte Heggelund, dieſe Tage der Gräuel wären nicht erſchienen, der alte Fluch wäre in Milde und Freundſchaft gelöſt. Verbrechen erzeugen Fluch, und Fluch erzeugt Verbrechen, erwiederte Malkolm in einem Tone, bei dem Alle bebten, und ſie pflanzen ſich von Geſchlecht auf Geſchlecht fort; aber der Herr iſt gnädig und barmherzig, und will den Fluch mit meinem Blute löſen, und mir, dem Verbrecher, iſt er langmüthig erſchienen. Sein Name ſei geprieſen! — Bredahl trat zwiſchen ſie, ſegnend erhob er ſeine Hände. Was den Vätern nicht vergönnt war, werden die Kinder vollenden, ſagte er weiſſagend.

Stunden vergingen abermals. In einer feierlichen Stimmung erwarteten die Verſammelten den nächſten Augenblick, deſſen Grauen ſie erfüllte. Man erfuhr, daß kurz nachdem das Thal, wo Malkolms Schaaren in Helles Wohnung hauſten, von den Freunden verlaſſen worden war, Thorgreen mit ſeinen Verbündeten zurückkehrte. Er fand keinen Poſten beſetzt, die Bauern tranken und ſangen unbekümmert in den Hütten, Holm war berauſcht neben Siſſel in tiefen Schlaf geſunken.

Die Mannſchaft wurde leicht überwältigt, der größte Theil verband ſich wieder mit Thorgreen, die Uebrigen flohen; Holm und Siſſel blieben allein zurück, und erſchienen eben, um von den Gräueln der Nacht Furchtbares zu erzählen. Unglücklicherweiſe waren einige der Bauern frühe genug nach der Predigerwohnung gekommen, um an dem Kampfe theilzunehmen, und Holm ſtand beſchämt da, Siſſel weinte.

Thorgreen vereinigte ſich mit Helle; alle Mannſchaft, über die ſie gebieten konnten, wurde zuſammen genommen. Es erſchien für die allſeitige Sicherheit zu wichtig, Malkolm zu befreien. Die Nacht hatten ſie in angeſtrengter Arbeit zugebracht, denn man hatte, um Angriff und Rückzug zu erleichtern, nach vielen Richtungen den Schnee weggeräumt.

Guldbrand und Torger blieben in der allgemeinen Verwirrung die ruhigſten und umſichtigſten; ſie ließen die Gefangenen ſtreng bewachen, ſorgten für die Wegſchaffung und Beerdigung der Todten, und für die Vertheilung der Verwundeten in die umliegende Gegend, und ſchickten Bauern aus, um die Zerſprengten zu ergreifen. Schlitten wurden herbeigeſchafft, um die Gefangenen fortzubringen, damit die Hütten und vor Allem die Predigerwohnung geräumt werden könnte.

Während dieſe Vorkehrungen getroffen wurden, ſah man Cederſtröm oft aus dem Hauſe heraustreten und gegen Weſten blicken, als erwarte er dort Jemand. Endlich klangen die Schellen eines entfernten Schlittens, den reitende Bauern umgaben. Es war die Mutter Heggelund, welche, Edmund an der Hand führend, in das Haus trat. Die Mutter ſtürzte weinend in die Arme der wiedergefundenen Tochter, aber jede Freude wurde von dem tieferen Schmerz verzehrt und ging in dieſem unter. Edmund lief, nichts von dem drohenden Unglück ahnend, mit kindiſcher Freude zur Mutter. Verzeih mir den Raub, Mathilde, ſagte Cederſtröm. Ich wußte ihn ja in Deinen Händen, erwiederte die Mutter. Er wollte die Tochter rauben, und die Mutter bringt ihm den Sohn, ſagte ſie leiſe. Ja, alle Güte iſt da, ſeufzte Malkolm, als hätte er die Worte ſeiner Frau vernommen, um meine Reue, meine Strafe zu ſteigern.

Die ſchnell auf einander folgenden Ereigniſſe hatten Verhältniſſe erzeugt, von welchen ſich Alle überwältigt fühlten. Der Augenblick war einem Jeden zu mächtig; Gedanken, Gefühle traten hervor und verſchwanden, ohne daß man ſie abweiſen oder feſthalten konnte; aber über Allem waltete die ſchmerzliche Theilnahme an Malkolms und Mathildens entſetzlichem Schickſale.

Schon war der größte Theil der Mannſchaft verſchwunden, die Todten beerdigt oder wenigſtens entfernt, die Verwundeten und Gefangenen fortgeſchafft. Das Getümmel legte ſich, die gewöhnliche Stille herrſchte in der Predigerwohnung, wie in den Hütten; aber das tiefbewegte Gemüth ließ das Grauen der verſchwundenen Nacht noch fortleben in der beängſtigten Bruſt. Torger und Guldbrand traten herein, ſie kämpften mit einer quälenden Empfindung, die ſie kaum zu unterdrücken vermochten. Malkolm, ſagte Torger, der Schlitten ſteht vor der Thüre. Ich bin bereit, antwortete dieſer, voll Ergebung. Aber wie aus einer Erſtarrung erlöſt, als würden ſie ſich jetzt erſt der Tiefe ihres Schmerzes bewußt, ſah man Alle erblaſſen. Mathilde hatte ſich von Dorothea getrennt und ſtellte ſich neben Malkolm; Mutter, rief dieſer, verlaß Dein Kind nicht um eines Verbrechers willen. Da nahm die Mutter das weinende Kind, ſegnete es und ſprach mit geiſterhafter Ruhe: Edmund kann mir nicht folgen auf dem Gange, welchen ich gehen muß, doch er ſteht in Gottes Hand, und ſie führte das Kind zu Dorothea. Ich kannte Deine Liebe früher, als Dich; ich kannte zwei Männer, die ich ſchätzte, wie ich Malkolm liebe, Dich, Cederſtröm, weil Du ihn, und Dich Storm, weil Du Dorothea liebteſt. — Aber der furchtbare, höhere Kampf, den ſie bis jetzt ſiegreich beſtanden hatte, ſuchte einen menſchlichen Ruhepunkt, und Mathilde brach in einen Strom von Thränen aus und ſank in Dorotheas Arme. Mit bebender Stimme flehte ſie: Schweſter, ſei die Mutter meines Kindes!

Dann richtete ſie ſich auf. Keiner hemme meinen Gang, ſprach ſie gebietend, komm Malkolm, der Richter ruft Dich; und ſie ſchritt, ihn führend, wie ſein ſtrafender und beſeligender Engel, hinaus.

Lebet wohl, Freunde, wir ſehen uns wieder, ſagte Cederſtröm; er war der Freund meiner Jugend, ich habe ihm Treue geſchworen, wie ſie, und ich verlaſſe ihn nicht.

Stumm, in Schmerz verſunken, ſahen die Anweſenden Malkolm und Mathilde den Schlitten beſteigen; bewaffnete Bauern umringten ihn, Cederſtröm folgte.

Der Knabe ſchrie laut auf und ſank wie leblos in Dorotheas Arme.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Novellen

Henrich Steffens.

Fünfzehntes Bändchen

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Fünfzehntes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1838.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Malkolm.

Eine norwegiſche Novelle

von

Henrich Steffens.

Drittes Bändchen.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1838.

AD
BIBL. UNIV.
MORAC.

Im ſüdweſtlichen Schweden findet man Gegenden, welche kaum die nördliche Lage des Landes ahnen laſſen. Die Gebirge, von mäßiger Höhe, ſind mit dichten Tannen-, Fichten- und Buchenwäldern bedeckt; fruchtbare Aecker trennen ſie von einander; Wohnungen, welche den Wohlſtand der Einwohner verrathen, liegen lieblich zerſtreut; eine üppige Vegetation, von dem unſterblichen Linné geprieſen, drängt ſich allenthalben hervor. Der Kinnekulla, das einzige anſehnlichere Gebirge der Gegend, erhebt ſeine tafelartig abgeplattete Spitze über die Berge und Wälder, und der Wehnern-See liegt, wie ein großes Binnenmeer, weit ausgedehnt, mit ſeiner gegen Norden unüberſehbaren Waſſerfläche vor uns.

In dieſer anmuthigen Gegend lag das Landſchloß, welches uns durch die Erzählung der nächtlichen Ereigniſſe des armen Silén bekannt geworden, auf einer mäßigen Anhöhe. Die eine Seite des Gebäudes ging auf den mächtigen, waldreichen Park hinaus, und die grüne Fläche vor dem prachtvollen Gartenſaal war mit

Gebüſch und großen Bäumen umkränzt. Eine breite Allee, durch den Wald gezogen, zeigte von einer Anhöhe den Waſſerſpiegel des Wehnern-Sees, der ſich wie eine Meeresfläche ausdehnte, ohne von hier aus nach irgend einer Seite hin Ufer zu verrathen. Die vordere Seite des Gebäudes blickte auf Aecker, Wieſen und die zerſtreuten Wohnungen der Bauern. In der Ferne ſah man Thürme und über allen kleineren Höhen den mächtigen Kinnekulla in geringer Entfernung.

Wir verſetzen uns zwei Jahre zurück. Es war ein heiterer Maitag, der wolkenloſe Himmel ſpiegelte ſich in den gekräuſelten Wellen des mächtigen Landſees, deſſen blaue Farbe durch das lichte, friſche, junge Grün der Buchen lieblich gehoben wurde.

Aus dem Gartenſaale trat am frühen Morgen Mathilde, begleitet von dem vierjährigen Edmund, eine junge Dame folgte. Dein Anzug, fing die Freundin an, fällt mir auf, auch der Kleine iſt wie zu einer Reiſe gekleidet! Der Tag iſt lieblich, antwortete Mathilde, und ich werde Malkolm zu einer Fahrt nach dem Kinnekulla bereden. Er ſcheint heute eben ſehr beſchäftigt, wandte Antonie ein; ich ſah ihn von vielen Menſchen, Verwalter, Bauleuten, Pächtern, umgeben; er befahl ſein Pferd zu ſatteln, Boten gingen und kamen, und ich befürchte ſehr, daß wir heute ihn wenig ſehen, wenig genießen werden. Du kennſt ihn nicht, liebe Freundin, erwiederte Mathilde, und man ſah das ſtille, heitere Bewußtſein beglückter Liebe aus ihren Augen ſtrahlen; der geſtrige Abend verſprach einen heitern Tag, er ſchien über etwas nachzudenken und lächelte ſtill. Er weiß, wie ſehr ich mich darnach ſehne, die Ausſicht vom Kinnekulla zu genießen; die Krankheit der Tante ſcheint zu weichen, und ſeit langer Zeit befand ſie ſich nicht beſſer, wie geſtern und noch heute, ſo daß eine kurze Entfernung eben jetzt nichts Bedenkliches hat. Das alles erwog ich im Stillen geſtern Abend und bin überzeugt, daß er meine Gedanken errieth. Es iſt oft ſo; ich weiß, er kennt, was verborgen in meiner Seele ruht, er durchſchaut mich ganz, deutlicher, als ich ſelbſt. O, wie glücklich bin ich! Er findet da nichts, als Gott und ſein Bild; in der innerſten, geheimſten Tiefe meiner Seele ruht er, als der Grund meines Weſens, als der gediegene Kern meines Daſeins, und nie fühle ich mich glücklicher, als wenn ich mich unbewußt überraſche, wie ich in mein Glück verſunken bin, wenn ich es wahrnehme, wie aus der grundloſeſten Tiefe er heraufſtaucht, als trüge er mit ihr meine ganze Welt, als ruhte ich in ihm, als wäre ich nur ein Theil ſeines Lebens! Ja, ich ahne es, ich werde leben mit ihm und ſterben mit ihm. Du lächelſt, Antonie; Dir iſt die Liebe nicht unbekannt; kann ſie eine andere ſein, muß ſie nicht immer ſein, wie meine!

Die Liebe, Mathilde, iſt, glaube ich, ſo veränderlich, wie die Menſchen, antwortete Antonie und lachte, und nicht jeder Geliebte iſt ein Malkolm.

Ich könnte eiferſüchtig werden, unterbrach ſie Mathilde. Und nicht mit Unrecht, fuhr Antonie fort, Thorgreen iſt ein alberner, armſeliger Menſch, wie kann er ſich mit Malkolm meſſen? Welch' eine klägliche Figur ſpielt er jetzt, da ich ihn neben dieſem Rieſen ſehe. Ich liebte ihn aus Langerweile, weil man mich überredete, weil er gut tanzt und mir ſchmeichelte, es war ein Irrthum, liebe Freundin, ich werde ihn laufen laſſen. — Antonie, rief Mathilde und blickte ſie mit einer Miene an, die Ueberraſchung, Schrecken und ſtrafenden Ernſt verrieth, welch' eine Sprache, ſo leichtſinnig kannſt Du ein Band löſen, ſchon feierlich geknüpft! Laß das gut ſein, antwortete Antonie, es wird wohl nicht ſo weit kommen, aber ich bin verdrießlich, böſe und mit Recht; Thorgreen hat mein Inneres empört, und noch weiß ich nicht, wie er ſich wird entſchuldigen können. Du wirſt die ſaubere Geſchichte ſchon frühzeitig genug erfahren und mir Recht geben. Als Du nun eben in ſo überſpannten Ausdrücken von Deiner Liebe ſprachſt, fiel mir mein Verhältniß zu Thorgreen recht widerwärtig auf; jetzt aber mag ich nicht mehr davon ſprechen. — Du glaubſt, daß Dein Malkolm uns nach dem Kinnekulla begleiten wird? — Liebe Antonie, erwiederte Mathilde, ich kann mich nicht beruhigen, nach dem, was ich erfahren habe; Du biſt gereizt, Du biſt verdrießlich — Und weiter nichts, fiel Antonie ein; man liebt ſich und zankt ſich, von dieſem Weſen verſtehſt Du nichts; auf jeden Fall kannſt Du die Sache als eine Kleinigkeit betrachten, mir erſcheint ſie ſo, und wenn wir nach dem Kinnekulla fahren, werde ich die Luſtigſte ſein.

Man ſah, wie viele Mühe es Mathilden koſtete, ihr Mißfallen zu verbergen, aber ſie ſchwieg. Ja, Antonie, fing ſie nach einiger Zeit an, ich bin überzeugt, daß Malkolm eben heute nur für uns leben wird; er ſtahl ſich dieſen Morgen um drei Uhr von meiner Seite, es iſt, ich zweifle nicht daran, ſeine Abſicht, alle Geſchäfte früh abzumachen. Geſtern Abend zwar war gar nicht die Rede von der heutigen Fahrt, aber dennoch fand eine ſtille Verabredung ſtatt, und ich bin ſo feſt davon überzeugt, daß auch ich im Stillen alle Veranſtaltungen getroffen habe. Cederſtröm wird uns, wie ich vorausſetzen darf, begleiten, und es iſt uns wohl allen wichtig, vor ſeiner Abreiſe einen Tag ganz mit ihm zu genießen.

Mathilde hatte ſich nicht geirrt. Mit raſchen Schritten trat Malkolm in den Garten, von Cederſtröm begleitet; Edmund, im Graſe ſpielend, erhob ſich und flog ihm jauchzend entgegen, er reichte dem Knaben die Hand und näherte ſich freundlich den Frauen. Wie befindet ſich die Tante, die Frau Baroneſſe wollte ich ſagen; ihre Krankheit könnte eine gefährliche Wendung nehmen, wenn ſie hörte, wie ich ihr eine Benennung gebe, die nur der glücklichen Niece vergönnt iſt. — Ich habe, erwiederte Mathilde, eben die Krankenſtube verlaſſen; der Arzt hat die beſte Hoffnung und glaubt, daß die Krankheit einen guten Ausgang nehmen wird; ſie entließ mich ſehr gütig, ja, nach ihrer Art heiter. Ich wünſche die Frau von Malkolm heute Abend um acht Uhr wieder zu ſehen, ſprach ſie, indem ſie mich entließ, und ich will bis dahin den Beſuch des Herrn von Malkolm ebenfalls entbehren. Herr von Cederſtröm iſt, wie ich höre, angekommen, ich hoffe morgen, wenn meine Geſundheit es geſtattet, ihn ſprechen zu können, bringen Sie ihm indeſſen meinen Gruß. — Wir ſind alſo heute für den ganzen Tag frei, unterbrach ſie Malkolm, deſto beſſer. Aber geſtehen Sie, fing Antonie an, eine Frau, wie dieſe, findet man ſelten; während ihrer ganzen Krankheit ſchien ſie an nichts zu denken, als an die Beobachtung der förmlichſten Anſtandsregeln. Da es ihr nun einmal vergönnt war, krank zu ſein, ſo wollte ſie der Welt ein Beiſpiel geben, wie man mit dem vornehmſten Anſtande krank ſein könne. Sie vergißt nichts, ein Jeder hat ſeine beſtimmte Stunde, in welcher ihm der Zutritt verſtattet iſt, ſelbſt der Gemahl muß ſich darnach richten. Aus der Ferne erkundigt er ſich nach ihrem Befinden, und erwartet die unbeſtimmte Antwort und die Erlaubniß, näher zu treten. Die Kammerfrau bringt einen Stuhl, ſie winkt ihm, ſich niederzulaſſen, und reicht ihm die Hand zum Kuſſe. Sie werden, fängt ſie dann mühſam redend an, den Einwohnern keine ſehr erfreuliche Nachricht geben können, eine ſchlafloſe Nacht, kalter Schweiß, heftige Bruſtſchmerzen, ich fürchte, daß es meine letzte Krankheit ſein wird. Die Frau Baroneſſe, erwiedert dann der betrübte Gemahl, darf ſich ſolchen angreifenden Vorſtellungen nicht hingeben; ſie können die Krankheit ſteigern, gefährlich machen, und Ihre Freunde, den Gemahl und die ganze Provinz in Trauer verſetzen. So geht es fort. Der Arzt genießt die hohe Gnade des Handkuſſes. Ich ſah, wie ſie, ſelbſt faſt ſterbend, ihm die Hand zum Kuſſe reichte, und es könnte, glaube ich, gefährliche Zufälle herbeiführen, wenn er es wagte, an den Puls zu fühlen, bevor er die Hand geküßt hätte. Die Geſellſchafterin, die Dame, wie ſie dieſelbe nennt, weil ſie ſich doch wohl ſcheuen mag, ſie Hofdame zu betiteln, hat ihre beſtimmten Geſchäfte; ſie rückt ihr die Kopfkiſſen zurecht und reicht ihr die Arznei; die Kammerfrau reicht ihr das Eſſen und beſorgt alles, was eine perſönliche Berührung erfordert, das Kammermädchen hat die übrigen geringeren Geſchäfte. Am alten franzöſiſchen Hofe konnten die Geſchäfte nicht pünktlicher an beſtimmte Hofchargen geknüpft ſein. Vor einigen Tagen war ſie dem Tode nahe, und der Grund dieſes gefährlichen Anfalles lieferte einen Beweis von einem faſt unglaublichen Heroismus. Die Kopfkiſſen waren verrückt, ſie lag ſo tief mit dem Kopfe, daß ſie einen plötzlichen Anfall von Huſten bekam. Unglücklicherweiſe hatte ſie die Dame weggeſchickt. Die Kammerfrau ſah ihre gefährliche Lage, vergaß, daß ihr dieſes Geſchäft nicht gebührte, und eilte erſchrocken herbei, aber obgleich die Frau Baroneſſe dem Erſticken nahe war, wehrte ſie ihre Hülfe auf das Beſtimmteſte, ja, mit furchtbarer Heftigkeit ab. Entfernen Sie ſich! ſchrie ſie, von einem konvulſiviſchen Huſten unterbrochen. Zum Glück trat nun die Dame herein und ſah die Gefahr; aber die Gnädige war erſchöpft, matt, der Huſten wollte nicht nachlaſſen, und ſie wäre als eine Märtyrerin des vornehmen Anſtandes geſtorben, wenn die ordnungsmäßige Hülfe nicht erſchienen wäre. — Dieſe Frau, ſagte Malkolm, beweiſt, wie eiſerne Konſequenz, der feſte Wille, ein unerſchütterlicher Entſchluß, ſelbſt das Nichtigſte in eine Tugend zu verwandeln vermag. Sie erſchien uns gering, lächerlich, faſt verächtlich, jetzt können wir ihr kaum unſere Achtung verſagen. — Nein, lieber Freund, rief Cederſtröm, der bis jetzt ruhig die freundliche häusliche Gruppe betrachtet hatte, ſo oft wir auch die Aeußerung hören, daß etwas Unverſtändiges, ja, Verächtliches durch Halsſtarrigkeit achtungswerth werden könne, mir klingt es ſeltſam, und wenn wir uns dächten, was wir damit ſagen, ſo würde uns der Widerſpruch nicht verborgen bleiben. Ich habe die Aeußerung eines der geiſtreichſten Männer unſerer Zeit, daß Tugend Konſequenz ſei, nicht vergeſſen, und er hat Recht, wenn man den Satz umkehrt, wenn man behauptet, es gäbe keine andere Konſequenz, als diejenige der höchſten Sittlichkeit; aber dann enthält dieſe Aeußerung etwas ſo Unermeßliches, daß wir keinen Menſchen durch ſeine Konſequenz ſittlich nennen dürfen, denn nichts weniger, als die Beharrlichkeit des waltenden Geiſtes in der Geſchichte, können wir dann andeuten wollen. — Iſt unſer Freund nicht, wie immer, ſprach Malkolm; er wird uns nie erlauben, unter uns zu leben, zu handeln, irgend eine That, eine Geſinnung aus einem rein menſchlichen Geſichtspunkte zu betrachten. Hier giebt es keinen Unterſchied zwiſchen Stärke und Schwäche, zwiſchen Krankheit und Geſundheit, und glaubten wir ihm, ſo wäre die Geſchichte ein wahres Jammerbild, aus erlogener Kraft, aus Armſeligkeit entſprungen. —

Mathilde hatte ſich indeſſen an Cederſtröm gewandt und ſchien bemüht, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben. Wir laſſen, ſagte ſie, Malkolms Aeußerung fahren; er möchte gern die mitleidige Theilnahme, die man der armen, ſchwachen Tante kaum verſagen kann, die er ihr auch nicht zu entziehen vermag, für ſich rechtfertigen; er glaubt ſie in der Gewalt einer fixen Idee, aus welcher ſie nie zu retten iſt, und um ſie nicht völlig theilnahmlos zu vernachläſſigen, muß er ſich einbilden, daß er ſie achte. Aber, geſtehen Sie es, lieber Freund, wir Frauen wären in einer übeln Lage, wenn wir nicht mit einiger Sicherheit auf die beharrliche Geſinnung der Männer rechnen könnten. Wie ſtill unſer Leben, nach einem ruhigen Mittelpunkte, der Familie, gewandt, verfließen mag, es bleibt uns dennoch nicht verborgen, daß in den größeren Verhältniſſen des Lebens ſo Manches ſchwankend und unſicher iſt, und nur durch klare Einſicht, durch rüſtige Thätigkeit, durch männliche Kraft zuſammengehalten wird, damit es nicht, in ſich zuſammenſtürzend, die ſtille Stätte unſerer Thätigkeit verletze. Was in früheren Zeiten die rohe Tapferkeit, die Ritterſchaft der Männer den Frauen war, das iſt in unſern Tagen die beharrliche Geſinnung, die fröhliche Zuverſicht des Handelns, welche nicht vor jedem Hinderniſſe zurückbebt, die feſt bleibt, wo die Meiſten ſchwanken. Die vielköpfigen Ungeheuer, welche bekämpft werden müſſen, ſind nicht verſchwunden, weil ſie andere Waffen führen, und die wahre männliche Kühnheit feſſelt unſere Herzen jetzt noch, wie früher.

Während des Geſpräches war die Geſellſchaft durch den Garten gegangen und hatte eine Anhöhe erreicht, die eine weite Ausſicht erlaubte. Die große Waſſerfläche lag, wenn gleich der Geſichtskreis hier und da beſchränkt war, faſt ganz vor ihnen; ſie blickten in einer Richtung über die Gipfel dicht gedrängter, friſch grünender Bäume hinweg, während in andern Richtungen reiche Felder und Häuſer vor ihnen lagen. Dicht unter ihren Füßen ſchlängelte ſich eine Landſtraße, und ein Wagen, in welchem eine bekannte Familie, Frauen und Kinder, ſaß, fuhr ſchnell vorbei, indeß die Reiſenden jubelnd die Freunde begrüßten. Ein ſolcher herrlicher Tag, eine ſolche Ausſicht, ein ſolcher Genuß lockt in die Ferne, ſagte Malkolm und blickte Mathilde lächelnd an; der Wagen iſt angeſpannt, die Pferde ſind geſattelt, und wenn die Frauen nicht zu lange mit ihrer Toilette zögern, können wir in wenigen Stunden am Fuße des Kinnekulla ſein. Die Küche, das Haus iſt auf unſere Abweſenheit vorbereitet, Wein, Speiſen ſind eingepackt und — Unſere Toilette iſt fertig, ſagte Mathilde und lachte. Du haſt mich verwöhnt, lieber Malkolm, fuhr ſie fort; ſonſt, wenn auch die wichtigſten Geſchäfte, die vielſeitigſte Thätigkeit Dich in Anſpruch nahmen, brachteſt Du doch die freundliche Aufmerkſamkeit, welche uns Frauen ſo angenehm iſt, mit in unſere Mitte; Du warſt auf Alles, auf die größte Kleinigkeit aufmerkſam. Es iſt mir recht verdrießlich geweſen, daß Du grade heute nicht bemerkt haſt, daß mein, daß des Knaben Anzug nicht der gewöhnliche iſt. Es könnte mich faſt ängſtigen; denn ſo unbedeutend es ſcheint, deutet es doch auf eine unruhige, zerſtreute Stimmung. Was Dir entging, iſt ſogar Deinem Freunde, wenn ich mich nicht ſehr irre, aufgefallen. — Wie blind bin ich geweſen, antwortete Malkolm mit unbefangener Heiterkeit; alſo Du haſt mich geſtern Abend verſtanden, obgleich ich ſchwieg. O, wenn ich Dir doch ſagen könnte, mit welcher Sorgfalt ich ſolche Augenblicke eines geheimen Verſtändniſſes herbeizuführen ſuche, wie glücklich ich bin, wenn die leiſeſte Andeutung verſtanden, die leichteſte Anſpielung erkannt wird, wie ich dann ſo innig fühle, daß wir uns ganz zugehören! Mit dieſer lieblichen Entdeckung iſt mir die innere Sonne für heute aufgegangen und wetteifert in ihrem Frühlingsglanze mit der hellſcheinenden, die uns umleuchtet. — Er umarmte Mathilde, und man ſah, daß er eine tiefe Rührung zu bekämpfen ſuchte. Cederſtröm blickte das ſelige Paar wehmüthig an, eine geheime Sorge ſchien ſeine ſonſt klare Stirn zu verfinſtern.

Alle gingen nun dem Schloſſe zu. Antonie, die vorhin zurückgeblieben war, erſchien völlig reiſefertig. Ich ſah zufällig den Wagen angeſpannt im Hofe ſtehen, Mathilde hatte mir einen Wink gegeben, ſagte ſie, und ich wollte nicht, daß man auf mich warten ſollte. Auch einige andere Anſtalten habe ich getroffen und hoffe Ruhm einzuerndten; die Tante iſt von unſerer Abweſenheit benachrichtigt. Sie hat gnädig die Erlaubniß ertheilt. Damit wir deſto ruhiger den Tag genießen können, obgleich dem Anſcheine nach nichts zu befürchten iſt, habe ich den Arzt bewogen, den ganzen Tag hier zuzubringen. — Vortrefflich, liebe Freundin! rief Mathilde, Du haſt mir die letzte Sorge weggenommen.

Die Frauen und der jubelnde Edmund beſtiegen den Wagen, die Herren ihre Pferde. Der Weg nach Huſaby, am Fuße des Kinnekulla, war ſpiegelglatt; der Wagen rollte abwechſelnd zwiſchen Waldung, Feldern und Wieſen hin. Hier und da lagen reinliche Häuſer, Frauen und Mädchen erſchienen, und alle begrüßten die anmuthige Herrin, welche in der Gegend vergöttert wurde. Malkolm ritt oft hier- oder dorthin, Männer wurden aus den Häuſern gerufen, denen er kurze Befehle ertheilte, auf den Feldern galoppirte er zu den Arbeitern und eilte ſchnell wieder zurück. Sie hatten faſt Huſaby erreicht, der Kinnekulla lag dicht vor ihnen, da ſah man einen Reiter, der in großer Eile herankam, er näherte ſich Malkolm und grüßte ihn ehrerbietig. Dieſer ſchien bei ſeiner Annäherung erſtaunt. Beide blieben eifrig redend hinter dem Wagen zurück, und das Geſpräch ſchien warm, bedenklich, heftig zu werden. Aus der Ferne blickte Cederſtröm mit ſorgenvoller Aufmerkſamkeit die Redenden an. Heute nicht, heute auf keinen Fall, aber morgen, hören Sie, morgen erwarte ich Sie! rief Malkolm dem Reiter zu, indem er ſich entfernte, und glühender Zorn, ja heftiger Ingrimm hatte ſeine Züge entſtellt, als er ſich wieder zu Cederſtröm geſellte. Das verächtliche Volk, ſprach er, ſich mühſam faſſend, es ſoll ihnen dennoch nicht gelingen; ſie haſſen mich, ich weiß es, und ich muß geſtehen, daß ich ihren Haß verdiene; ich mag ihre

Unterſtützung nicht, die ſie mir ſcheinbar anbieten, mich deſto ſicherer zu ſtürzen. Es giebt Fälle, wo man am ſicherſten allein ſteht. — Malkolm, ſagte Cederſtröm, Du ſpielſt ein gefährliches Spiel, Deine Freunde zittern, Du kennſt die Waffen nicht, welche man gegen Dich braucht. Ich verachte ſie alle zu ſehr, rief Malkolm, um ſie zu fürchten; mögen ſie hervortreten, ein Wort ſchmettert ſie nieder, und ich bin ſtärker, als Du glaubſt. Doch, fuhr er fort, heute nichts mehr davon, dieſer Tag gehört Mathilden, gehört ihr und Dir, Dir leider nur noch wenige Tage; wie ſchmerzlich iſt es mir, daß Du mich jetzt, eben jetzt verlaſſen mußt. — Auch ich bedaure meine Entfernung, entgegnete Cederſtröm; ich weiß es, nie war meine Anweſenheit wichtiger. Verliere Dich nicht in Sorgen, ſagte Malkolm, jeder Tag hat ſeine Plage, und Furcht kenne ich nicht. Sie hatten Huſaby erreicht und hielten vor einem freundlichen Hauſe ſtill.

In dem wilden, ländlichen Garten hinter dem Hauſe wucherte eine reiche Pflanzenwelt zwiſchen zerſtreuten Frucht-Bäumen. Das hohe Gras war üppig in die Höhe gewachſen; Ranunkeln, Anemonen und Bellis, bunte Blumen mancherlei Art entfalteten ihre Blütenkronen, vor Allem aber ſah man die Erdbeeren, dicht neben einander, in unſäglicher Menge grünen und zahlloſe Knospen ſich hervordrängen. Mathilde ſchritt, von der fröhlichen Wirthin begleitet, auf eine Laube zu, in der ein ſteinerner Tiſch, von Raſenbänken umgeben, ſtand; aus dem Wagen trug der Bediente Flaſchen, Gläſer und Eßwaaren herbei, Antonie ordnete das Frühſtück, und Edmund wälzte ſich luſtig im Graſe. Mutter, rief er, wo ſind die ſchönen rothen Erdbeeren geblieben? Sie werden ſchon kommen, antwortete Mathilde, ſobald der liebe Gott ſie uns geben will. Aber heute, rief der ungeduldige Knabe, heute will ich ſie haben! Sind wir nicht alle ſo, ſagte Cederſtröm, fordern wir nicht ungeduldig, pochend, zürnend die reifen Früchte, wenn kaum die Knospen da ſind! Alberner Knabe, rief Malkolm Edmund zu und zog ihn in die Höhe, Du ſollſt ſie aber nicht haben; Edmund blickte den Vater furchtſam an und ſchwieg; Antonie reichte ihm Kuchen, bald hatte er die Erdbeeren vergeſſen und jagte fröhlich hinter den Schmetterlingen her.

Mathilde fühlte ſich glücklich und froh, Malkolm war ausgelaſſen, Antonie lachte, und Cederſtröm konnte der Gewalt der um ihn herrſchenden Freude nicht widerſtehen.

Es war die Macht des Frühlings, welche Alle ergriffen hatte. Losgeriſſen von den engen Umgebungen, hineingezogen in die keimende Welt voller Blüten und

Knoſpen mit ihrer erwärmenden Sonne wird der Menſch ein Theil der fröhlich jauchzenden Schöpfung; die ewige Quelle des Lebens, welche alle Bildungen der Natur beſeelend durchſtrömt, rieſelt durch ſeine Adern, und was ihn ſonſt ängſtigt und quält, wird in dem friſchen Strome der Luſt mit Leichtigkeit fortgeriſſen. Die Geſpräche der fröhlichen Geſellſchaft waren leicht, die Gegenſtände wechſelten ſchnell, und jeder ſteigerte die innige Luſt, von welcher ſich Alle durchdrungen fühlten.

Man rüſtete ſich, den Berg zu beſteigen; Malkolm, mit der Gegend wohl bekannt, wàr der Führer. Sie gingen durch Höfe und Gärten, und obgleich der Beſitz, welcher unter Malkolms Leitung ſtand, nicht bis hierher reichte, ſo hatte ſeine Thätigkeit doch auch hier viele Spuren zurückgelaſſen. Gärten waren nach ſeinem Rathe angelegt, viele Stellen ausgerodet und in Ackerland verwandelt worden; Seen, abgeleitet und ausgetrocknet, bildeten fruchtbare Wieſen; Kanäle bewäſſerten Aecker, Wieſen und Felder, und überall erſchienen die Eigenthümer, dem Wohlthäter zu danken, und hier und da, neue Rathſchläge einzuholen. Malkolm grüßte alle, ſeine Beſcheide waren kurz, klar und entſchieden; einige, die aus Dünkel oder Trägheit ſeinen verſtändigen Rath vernachläßigt hatten, wurden mit imponirender Ruhe zurechtgewieſen, und obgleich dieſe Männer in keinem abhängigen Verhältniſſe zu ihm ſtanden, nahmen ſie dennoch die Zurechtweiſung als eine Züchtigung an, die ſie verdient zu haben ſich bewußt waren. Sein Anſtand, die Zuverſicht, mit welcher er ſprach, jede Miene, jede Aeußerung zeigte den gebornen Herrſcher, der erwartete, daß man ihm gehorchte. Während er mit den Männern ſprach, die Frauen grüßte, die Knaben ermunterte, ſchritt er immer vorwärts, der Zug ward kaum merklich aufgehalten und die fröhlich angeſponnene Unterhaltung der Wandernden nur augenblicklich unterbrochen. Endlich wurden alle Begleiter entlaſſen, ſie traten aus dem letzten Garten, und dicht hinter dieſem ſtiegen ſie in eine Schlucht hinauf, die ſich ziemlich ſteil erhob; Waldungen und Geſträuch ſchloſſen die Schlucht eng ein, und Mathilde gebot einen Augenblick Ruhe. Wir blicken nicht hinter uns, ſagte ſie, wir entſagen jedem Genuſſe der Ausſicht, bis wir den höchſten Punkt erreicht haben; Malkolm wird uns Ruhepunkte aufſuchen, wo wir, dicht von Bäumen umſchloſſen, nur die nächſte Umgebung überblicken können. Eine ſolche kleine Entſagung bei der Erſteigung einer mäßigen Höhe ſteigert den Genuß. Ich erwarte keinen Widerſpruch, fügte ſie mit anmuthiger Ironie hinzu. — Zweifelſt Du an meiner Unterwerfung unter die Befehle dieſer gebietenden Frau, ſagte Malkolm.

zu ſeinem Freunde gewandt. Cederſtröm ſchüttelte den Kopf: Du unterworfen? Ich könnte Dir zürnen, fuhr Malkolm ruhig fort, ja, wahrlich, ich bin unterworfen, in meinem Hauſe kenne ich kein größeres Glück, als mich von dem richtigen Gefühle meiner Frau leiten zu laſſen. Sie gebietet, und kaum erinnere ich mich, daß je ihr Gebot in Widerſpruch mit dem getreten wäre, was ich auszuführen dachte und freilich ſelten aufzugeben geneigt bin. Möchten die Herrſcher unruhiger Völker das Regieren verſtehen, wie dieſe Frau. Wie bedauere ich die Männer, welche nicht wiſſen, wo der Frau das Regiment gebührt! Der ſchönſte, der dauerndſte Genuß der Ehe bleibt ihnen fremd. —

Dieſe Rede hätteſt Du Dir erſparen können, Malkolm, unterbrach ihn Mathilde; daß die Männer uns doch nie gehorchen können, ohne zu prahlen mit ihrer Weisheit, Großmuth und Herablaſſung. Mein Vorſchlag wird alſo angenommen, fuhr ſie fort, indem ſie, auf einen mächtigen Stab geſtützt, rüſtig voranſchritt und Malkolm ihr folgte, Edmund auf dem Arme. Alle ſtimmten ein, und in der finſtern Schlucht, von düſtern Bäumen umgeben, über das loſe Gerölle mühſam fortſchreitend, ſchienen ſie den aufgeſparten Genuß ſchon im Voraus zu empfinden. Zwei Mal ruhten ſie auf eng eingeſchloſſenen Stellen, dann erreichten ſie eine

Fläche der mittlern Höhe, auf der noch Wieſen und Felder lagen, als ſie hinter einer vorſpringenden Felſenwand ein Geſchrei hörten. Ein wüthender Stier ſprang hervor, weit hinter ihm liefen Bauern; er nahm ſeinen Weg gerade auf den Ort zu, wo die Frauen mit dem Kinde unter ſchützendem Gebüſch ausruhten. Mathilde erſchrak heftig, Antonie erblaßte, Cederſtröm und Malkolm eilten dem wüthenden Thiere entgegen. Aengſtigt Euch nicht, ſagte der Letztere, und überlaßt mir den Kumpan; es ſollte wunderbar zugehen, wenn ich nicht mit ihm fertig würde. Der Stier wühlte mit den Hörnern in der Erde und brüllte. Malkolm hatte den ſtarken Stab Mathildens ergriffen und trat, den Stier reizend, hervor. Dieſer erhob das zornige Haupt, blieb einen Augenblick ſtehen und brüllte ihn an. Malkolm ſtand in geringer Entfernung, und als der Stier einen Angriff auf ihn unternahm, wußte er durch eine ſchnelle Wendung eine Stelle zu gewinnen, wo ein Holzweg abſchüſſig in die Tiefe führte. Das zornige Thier lief ihm entgegen, aber er hatte ſich ruhig in die Mitte des Weges geſtellt, die Arme kreuzweis übereinander gelegt, der Stab hing läßig in der Rechten. Die Frauen hatten ſich erhoben, man ſah das Thier auf Malkolm zuſtürmen, ein durch Angſt gedämpftes Geſchrei entfuhr Antonien, ſie bedeckte die Augen mit den

Händen; Mathilde theilte die Ruhe ihres Mannes, ſie blickte ihn mit triumphirender Zuverſicht an. Der Vater wird den Stier todtſchlagen, nicht wahr, Mutter? rief Edmund und ſah ununterbrochen hin. Cederſtröm lächelte. Der zornige Stier war kaum noch drei Schritte von Malkolm entfernt, dieſer hatte ſich noch nicht gerührt; jetzt erſt trat er ruhig ſeitwärts, und der Stier, welcher keinen Gegenſtand des Angriffs vor ſich fand, ſtürmte im vollen Laufe die ſteil abfallende Stelle hinunter, wühlte ingrimmig, ſchwankend, in der Erde. Malkolm erhob den Stab, ſtarke Schläge trafen das unſichere, taumelnde Thier, es wankte und fiel. Leicht wurde es jetzt von den herbeieilenden Bauern überwältigt, und die ſchnell vorübergehende Angſt, das Abenteuer, hatte die Geſellſchaft aufgeregt; Edmund klatſchte fröhlich in die Hände. Bravo! rief Antonie, die, als ſie das Siegesgeſchrei hörte, ſich ſchnell erholt hatte, dem Sieger entgegen. Feinde, antwortete Malkolm, die mit blinder Wuth angreifen, ſind leicht zu überwinden.

Das Intermezzo, bemerkte Mathilde, hat uns ermuntert, und jetzt iſt es mir angenehm, daß dieſe kleine Reiſe nicht ohne ein gefährliches Abenteuer abgelaufen iſt. Oft, ſagte Malkolm, wenn ich frühere Reiſen mit den jetzigen vergleiche, wollen dieſe mir gar nicht gefallen. Eine Reiſe durch Europa bedeutet ſelten mehr, als eine Fahrt durch des Herrn Barons Forſten, Chriſtophs Roggenacker, Martins Weizenfeld und Ericks Wieſen; man trifft nur Dorfhunde, kalekutiſche Hühner und Gänſe, welche den Reiſenden zu opponiren wagen, und wären nicht die poetiſchen Löcher der Landſtraßen, die leider auch immer ſeltener werden, und hier und da ein paar rebelliſche Pferde, ſo erſchiene das Ganze gar zu langweilig. Ein ſolcher Stier könnte ſchon etwas bedeuten, wenn das Vieh nicht gar zu dumm wäre; aber er kommt mir wie ein aufrühreriſcher Pöbel vor, der, an Knechtſchaft gewöhnt, durch zwei Reiter auseinander gehetzt wird. Wüthende Dummheit giebt ein nichtswürdiges Schauſpiel, und Kraft ohne Umſicht iſt das Widerwärtigſte in der Welt. —

Bald war die fröhliche Stimmung wieder erlangt, das Abenteuer vergeſſen; man ſtieg immer höher, dem zuerſt gefaßten Entſchluſſe getreu. Nur Antonie konnte mit Mühe ſich enthalten, nach der hier oder da offen werdenden Ausſicht umzublicken, und als man nicht weit von der höchſten nordweſtlichen Ebene entfernt war, ertappte man ſie, wie ſie, ſich ganz vergeſſend, einen Blick auf den See warf, der vor ihr lag. Die Verrätherin muß in eine Salzſäule verwandelt werden, rief Malkolm und hielt ihre Hände dicht an den Leib, fühlen Sie nicht, wie Sie zu erſtarren anfangen? In der That, antwortete ſie, etwas erſchrocken, als ſie ſich ſo plötzlich ergriffen fühlte, es fährt mir ein Schauer leicht rieſelnd durch alle Glieder, und werde ich nicht bald von dieſem mannhaften Angriffe befreit, ſo könnte ich mich entſchließen — hier ſtehen zu bleiben. Antonie, was haſt Du gethan, rief ihr Mathilde zu, ohne ſich umzuwenden; Du haſt den Männern einen Triumph bereitet, den ſie gar nicht verdienen, und wenn Du ſelbſt nicht in eine Salzſäule verwandelt worden biſt, ſo haſt Du doch dieſen witzelnden Herren auf lange Zeit einen hinlänglichen Stoff für ihre Einfälle geliefert, und Malkolm, indem er ſich umkehrte, Dich zu beſtrafen, iſt doch eigentlich ebenſo ſtrafbar, wie Du. Wer weiß, ob er nicht die Gelegenheit ergriff, ſeine eigene, ungeduldige Neugierde zu befriedigen? — Ich hielt die Augen zu, verſicherte Malkolm. Lachend erreichten ſie den höchſten Gipfel, der mit finſteren Tannen bewachſen iſt; aber vor ihnen öffnete ſich der ſchönſte Anblick. Der Abhang des Gebirges, welcher gegen den Wehnern-See ſchnell abfällt, iſt mit dichten, dunkeln Tannen und Fichten bedeckt; über ihr düſteres Grün hinweg ſahen ſie in der mächtigen Tiefe den rieſenhaften Landſee in ſeiner ganzen Breite. Der klare Waſſerſpiegel kräuſelte ſich nur hier und da, einzelne Schiffe mit aufgeſpannten Segeln bewegten ſich langſam, und jenſeits erkannten ſie kaum die fernen, gebirgigen Ufer. Lange genoſſen ſie dieſe Ausſicht ſtillſchweigend. Keiner ſtörte den Genuß durch Ausrufungen, und lautlos ſchritten ſie durch den Wald, um ſich an dem Anblick in das Innere des Landes zu ergötzen.

Hier lag, am ſüdlichſten Ufer des Sees, in der reizenden Tiefe, das anmuthige Lidköping, deſſen Häuſer, Thürme und Schiffe man deutlich erblickte. Böte ruderten langſam, fiſchend, auf dem ruhigen Waſſer; Dörfer, Bauerhöfe, Kirchen, ſtolze Edelhöfe, ausgedehnte Gärten und Aecker traten allenthalben aus den Wäldern hervor, und die kleineren Anhöhen ſchienen in der weiten Ausdehnung faſt zu verſchwinden. Auffallend ſchnitt dieſe Anſicht von der weſtlich angrenzenden ab, wo die niedrigere Fortſetzung des Kinnekulla mit ihren rothen, kahlen, kalkigen Höhen ſich hinzog und in unüberſehbare, waldleere Ebenen verlor. Weit am Horizonte verſchwammen die Gegenſtände.

Die Frauen erkannten in der Ferne die eigne Heimat, gedachten liebevoll der kranken Tante, verſuchten es, von hier aus ſich zurecht zu finden, und ſtritten lebhaft über die Namen der Dörfer und Höfe. Immer entſchied Malkolm, der mit jedem Punkte genau bekannt war. Er ſchien recht innig vergnügt.

heiter blickte er um ſich, eine tiefe Rührung milderte die mächtigen Züge. Ich bin nicht ſelten hier, ſagte er, und jedes Mal iſt dieſer Anblick mir angenehm; er ſtärkt, er erfriſcht mich. Ich ſtand ja ſchon ein Mal hier an Deiner Seite, liebe Mathilde, fuhr Malkolm fort, aber das Wetter war unfreundlich, der Wind uns läſtig; die trüben Wolken vergönnten uns keine reine, klare Ueberſicht; in der Ferne war Alles in düſtern Nebel verhüllt. Jetzt, wie heiter iſt der Himmel, wie freundlich lachen uns Wald und Feld und Waſſer entgegen; die Blumen duften, die Vögel ſingen, die Sonne blickt heiter von dem klaren Himmel herab, und ihr warmes, heiliges, liebevolles Leben durchdringt, durchwärmt, durchglüht Alles, was uns umgiebt, und uns ſelbſt. Und Du, meine reine, hohe, reinigende Liebe, ſtehſt glücklich und heiter, duftend wie die Blüte, ſingend wie der Vogel, belebend wie die Sonne, innerlich reich wie Wald und See und Flur, neben mir — und auch Du, der treue Freund meiner Jugend, unter allen Männern mir am innigſten verbunden, reichſt mir die Hand, und — er hob Edmund auf, Mathilde blickte ihn mit inniger Liebe an —, na, Junge, kennſt Du das Haus da? Wo, fragte der Knabe und ſah dem Vater keck in die Augen. Der Vater ſuchte ihn auf einen Edelhof aufmerkſam zu machen, der durch ſeine Lage ſehr in die Augen fiel. Das, rief der Knabe und ſtreckte die kleinen Finger in die blaue Luft, das iſt ja unſer Haus, Mutter hat mir's ſchon gezeigt. — Richtig, Burſche, hoffentlich Dein Haus in der Zukunft.

So, wie ich hier ſtehe, ſprach Malkolm weiter, auf Liebe und Freundſchaft geſtützt, habe ich meinen Boden gefunden. Ich ſchaue mit Zuverſicht in die Zukunft, ich darf mit Fröhlichkeit einen Blick in dieſe weite Gegend werfen. Die neuen Dächer, welche dort über die Wälder hervorragen, ich habe ſie gebaut; jene Wieſen, die dort an das Ufer ſich anlehnen, ich habe ſie dem See abgewonnen. Es giebt kein Haus in dieſem ausgedehnten Kreiſe, in deſſen Mitte nicht meine Thätigkeit ordnend, ſchaffend, berathend eingedrungen iſt; die Schulen ordnete ich an, unnütze Geſellen wußte ich zu entfernen, wo ich hinkomme, muß Ordnung, Fleiß, Mäßigkeit herrſchen. Ihr wißt es, Ihr Lieben, ich pflege nicht viel von dem zu ſprechen, was ich ausrichte; aber heute, hier, indem Ihr mich umgebt und dort mein Wirkungskreis klar, von der Frühlingsſonne beſchienen, knospenreich, vor meinem innerſten Sinne, wie vor dem äußeren liegt, wollen meine geheimſten Gedanken laut werden; und ich muß das Geſchick preiſen, welches mir Kraft, Muth und Umſicht verlieh.

Die Maſſe der Menſchen will beherrſcht ſein, in den engſten Verhältniſſen, wie in den größten. Weh' ihnen, wenn ſie es nicht ſind; aber ſie wollen es nicht wiſſen, man darf es nicht plump ſagen — und ich fühle mich zum Herrſchen geboren. Die meiſten Menſchen wollen herrſchen und doch zugleich beherrſcht ſein. Dem Gotte in ihnen gebührt die Herrſchaft, ſie wiſſen das wohl, und es treibt ſie; aber alle Herrſchaft lebt in der mächtigen Zeit und muß ſie bezwingen; die Menſchen aber ſind Knechte des Augenblicks und verrathen ſtündlich den Herrſcher, der in ihrer Bruſt wohnt. Da verſchwindet die göttliche Fähigkeit, die alle Verhältniſſe beſiegt. Wenn das Einzelne, die engſte Umgebung ſie bedrängt, dann verlieren ſie das Ganze aus den Augen, und ſolche Thoren, die aus dem brennenden Hauſe den Haderwiſch, das Auskehricht retten, die Spiegel aus den Fenſtern werfen und die Edelſteine, den Schatz vergeſſen, ſehen wir alle Tage; der Menſch, von augenblicklicher Noth gedrängt, handelt ſtündlich ſo. Wenn ſie aber ruhig, ungeſtört, mit behaglichem Genuſſe das Ganze überſchauen, dann entſchlüpft ihnen das Einzelne, das Leben erſtarrt in Grundſätzen, in dürren Begriffen, und ein vernichtender Aberglaube an Maximen fällt wie ein kalter Froſt auf alle Knospen, die ſie entwickeln möchten. Wer aber, wenn er eine gegenwärtige Noth zu entfernen, eine einzelne Verwirrung zu heben hat, lebendig in der Mitte aller Verhältniſſe ſteht, daß ſie ihm dienen, wie die Organe des Leibes bei jeder Bewegung; wer, wenn er das Ganze zu ordnen unternimmt, nichts, auch das Geringſte nicht, vergißt; wer, da unvermeidliche Widerſprüche, Knoten, die nie zu löſen ſind, in allen größeren Verhältniſſen hervortreten, die Menſchen zu beſchwichtigen, durch Hoffnungen zu binden, durch Furcht zu zwingen, durch Entſagung zu gewinnen weiß: der iſt der Herrſcher, der Geſetzgeber. Es giebt keine beſtellten Geſetzgeber; die wahren entſpringen zu jeder Zeit aus dem ordnenden Geiſte aller Verhältniſſe, als ihre Organe, ihre Propheten; das gedruckte Wort, was ſich als Geſetz gebehrdet, verwandelt den Knecht nicht in einen Herrn, ein jeder Verſuch, zu gebieten, giebt ihn nur deſto gewiſſer der Knechtſchaft preis.

Du kannſt die meiſten Menſchen beherrſchen, wenn Du ihnen auf eine entſchiedene Weiſe das Angemeſſene bieteſt; ſelbſt in die Entſagung fügen ſie ſich, wenn ihnen das Unvermidliche ſchonungslos entgegentritt. Freilich ſind ſie undankbar, ſie ſind es alle. Ein Jeder will ſich ſelbſt ausgebildet, ſich ſelbſt geholfen, durch den eigenen Entſchluß die ſchwerſten Opfer gebracht haben. Man laſſe ſie; was nicht aus der eigenen Seele entſprang, vermag ſich nicht zu erhalten. Haſt Du aber eine lebendige Kraft geweckt, dann wage nicht, ihr zu gebieten; dulde den Herrſcher neben Dir und lerne entſagen.

So ſtehe ich, nicht durch Rang und Anſehen, nicht durch Reichthum und Güter, wenigſtens nicht vor Allen, ausgezeichnet, als der Geſetzgeber unter meines Gleichen, und darf es behaupten, ich beherrſche alle größeren Verhältniſſe in dieſem weiten Kreiſe. Und warum ſollte dieſer leicht zu überſchauende Kreis die Grenze meiner Thätigkeit ſein? Ein ganz anderer im höheren Norden, wo Natur und Menſchen neue Bedürfniſſe ſchufen, ſteht mir ſeit meiner Jugend eben ſo nahe, und ohne mich wird auch dort kaum etwas Bedeutendes unternommen. In der lebendigſten Handelsſtadt des Landes ward ich erzogen, und die Quellen ihres Reichthums blieben mir nicht verborgen; Reiſen machten mich mit den größeren Verhältniſſen der Staaten bekannt, und was mein Vaterland zu fördern, zu pflegen, zu ſchaffen und zu vermeiden hat, iſt mir nicht unbekannt. Mich ſchreckt die Verwirrung, mich hemmt der Widerſpruch, mich ängſtigt der Haß nicht. Schon wird meine Stimme auf dem Reichstage gehört, meine Thätigkeit, in einem engen Kreiſe ausgebildet, hat die Aufmerkſamkeit der Mächtigen auf ſich gezogen, und die unſichtbare Grenze der Herrſchaft wird ſich bis dahin ausdehnen, wo man mich dienend glaubt.

Iſt es mir unbekannt, daß geheime Feinde mich dicht umgeben, daß die Armſeligen, die nur haſſen können, mich zu vernichten ſuchen, daß ein finſteres, nächtliches Gewebe mich umſchließt? Aber ich zerſprenge das lockere Gewebe und verachte ihre Künſte; eine göttliche Zuverſicht ſtärkt mich, und hier, jetzt, da das Bild zukünftiger Thätigkeit in großen, klaren Umriſſen mir magiſch winkt, prophetiſche Worte aus einer fernen Zeit mir entgegen tönen, ſehe ich das Gewürm ſich zu meinen Füßen winden und lache ihrer ohnmächtigen Wuth.

Ob ich mich ein Gott dünke, allen Zufällen des Lebens entronnen? Muß ich nicht Nahrung genießen; ermatte ich nicht, weiß ich nicht, daß der Keim der Krankheit in mich geſäet iſt und jeden Augenblick die ſchaffende Kraft lähmen kann? Umgiebt mich nicht eine Natur, deren innerſten Geſetzen ich unterworfen bin? Wölbt ſich nicht der Himmel über mir, mit ſeinen Geſtirnen in ihren Bahnen? Manche Nacht blicke ich in den unendlichen, dunkeln Raum und erhebe mich über die Lichter, wo die unermeßlichſten Entfernungen ihre Bedeutung verlieren, und vergehe vor dem Hauche des Ewigen, der uns alle trägt. Aber dann eben, dann, wenn ich mich ganz hingebe, keimt erſt leiſe, unmerklich, bald aber immer mächtiger die Geſtalt, meine eigene innerſte, in ihrem geheimen Bunde mit den ewigen Mächten; dann begreife ich, was jener erhabene Glaube an eine verborgene Verwandtſchaft mit dem All bedeutet; dann trete ich aus der Mitte der unendlichen Sternenwelt als ihr Sohn und Abgeſandter hervor, und was die geängſtigten Knechte fremder Geſetze zerſchmettert, lähmt, vernichtet, das erhebt mich — und Natur und Geſchichte ſind mir verbrüdert. Daß ich ſterbe — ich fürchte den Tod nicht; was in mir lebt, iſt mächtiger, als der Tod, und was ich ſchaffe, überlebt mich. —

Es war nicht Malkolms Gewohnheit, ſich über Entſchlüſſe und Empfindungen weitläuftig auszulaſſen. Selbſt wenn er am offenſten ſchien, blieb etwas Verſchloſſenes, Unergründliches zurück, und obgleich er in ſeinen Verhältniſſen zu Mathilden nichts verbarg, war ſie dennoch keinesweges im ausgedehnteſten Sinne ſeine Vertraute. Aber es giebt Gemüthsſtimmungen, die auch den Feſteſten faſt unwillkürlich hinreißen. In den letzten Tagen war Manches geſchehen, was Malkolm aufregte, Manches, was ihn Angriffe ahnen ließ, deren Abſicht und Beſchaffenheit er nicht zu durchſchauen vermochte. Ereigniſſe früherer Zeiten, die noch nicht enträthſelt waren, verbanden ſich mit dem, was ihm jetzt drohend entgegen trat, und er fing an zu befürchten, daß Feinde, deren Daſein ihm bisher fremd geblieben, die er nicht kannte, die ihn vielleicht trügeriſch umgaben, ſeine Vernichtung beſchloſſen hätten. Er ſuchte ſeine Furcht männlich zu bekämpfen; es gelang ihm zwar, ſie zu überwältigen, aber er konnte ſie nicht unterjochen. Die Nachricht, welche er heute Morgen erhielt, mußte ſeine Beſorgniß erneuern, und je mehr er ſich ſie zu überwinden bemühte, je beſſer ihm dies gelang, deſto tiefer wühlte ſie ſich in ſein Inneres ein. Was Malkolm hier unwillkürlich ausſprach, war ein lauter Monolog, er ließ ſeine ganze Stellung, ſeine Abſichten, die er loben durfte, ſeine Stärke, ſeinen Muth, die Gewalt, welche er über ſeine Umgebung auszuüben gewohnt war, vor ſeiner Seele erwägend vorübergehen; er bedachte die Nichtswürdigkeit, die Schlechtigkeit ſeiner Gegner und ſuchte, indem er mit Feſtigkeit alle ſeine Entſchlüſſe feſthielt und ſie der Schwäche ſeiner Gegner gegenüber ſtellte, ſich zu beruhigen.

Einen ſolchen Monolog beabſichtigte er nicht, als er zu ſprechen anfing; aber das Geſpräch ſelbſt, die Nähe der beiden Menſchen, die ihm in der ganzen Welt am nächſten ſtanden, denen er ſo ganz vertraute, riß ihn hin.

Gegen Mathilde hatte er ſich nie ſo unverholen über ſeine Geſinnung geäußert; ſie hörte ihn zum erſten Mal auf dieſe Weiſe reden. Zwar hatte früher manche einzelne Aeußerung über die höchſten Beziehungen des Daſeins in ihr eine vorübergehende Furcht erregt; aber nie hatte er das Heiligſte verletzt; mit einer Scheu, die tief in ihm lag, ehrte er es, wo es hervortrat und in jeder Form, und die ſtille Religioſität ſeiner Frau hatte mehr faſt, als alle ihre übrigen Vorzüge, ſein Herz gewonnen. Er ſelbſt konnte in Anſichten eingehen, die ihm ſonſt fremd waren, konnte ſie mit Wärme verfolgen, und was er auf dieſe Weiſe ſich aneignete, ſchien aus ſeiner innerſten Seele entſprungen. Auch jetzt durchſchaute Mathilde alles das Gefährliche für ihre zukünftige Ruhe nicht, was in der immer heftiger geſprochenen Rede lag; aber ein unbeſtimmtes Gefühl ſagte ihr, ſo dürfe der Kühnſte, der Gewaltigſte ſelbſt nicht reden. Eine Ahnung dieſer verborgenen Vermeſſenheit durchflog ihre innerſte Seele und ſchien einen vorübergehenden Schatten auf die geliebte Geſtalt zu werfen. So innig war ſie mit ihm verbunden, ſo ganz lebte ſie in ihm, daß das, was ſie gehört, was ihr als ein dunkles Gefühl vorſchwebte, aus der eigenen Seele entſprungen ſchien. Ein unruhiger Schauder, wie der, wenn man ſich auf eigenen Gedanken ertappt, die noch keine feſte Geſtalt gewonnen haben, die uns aber tadelnswerth und verwerflich dünken, durchbebte ihr Innerſtes. Cederſtröm, der ſeinen Freund von früher Jugend an kannte, ſchien nur Mathildens wegen beſorgt, aber auch Malkolm hatte den Eindruck bemerkt, den die Rede auf Mathilde machte, und den ſie nicht zu verbergen im Stande war.

Welch' ein Thor bin ich! rief er und brach lachend ab, habe ich mich nicht da in die Sterne und in eine leere Erhabenheit hinein geredet, die mir ſelbſt höchſt poſſirlich vorkommt! Wir Männer, liebe Mathilde, ergötzen uns mit ſolchen pomphaften Redensarten, die, indem ſie uns herausputzen, doch eigentlich nur dazu dienen, einen weiten bunten Mantel über unſere Lumpen zu werfen.

Malkolm verſtand die vorübergehende, düſtere Stimmung, welche er ſelbſt inmitten der unbefangenen Freude erregt hatte, zu verſcheuchen; er zeigte ſich ſo mild, ſo freundlich, eine jede Aeußerung ſchien zu beweiſen, daß er von einer geheimen Reue durchdrungen wäre, und bald hatte man den Auftritt vergeſſen.

Fröhlich geſtimmt ſtiegen ſie nun den Berg herab; auf ſeiner bewohnten Mittelſtufe wollten ſie, wiewohl es ſchon ziemlich ſpät war, das Mittagsmahl einnehmen, als ſie an einer ſchönen Stelle, wo man unter ſich Wald, vor ſich den See, in der Ferne die freundliche Heimat erblickte, ein prächtiges Zelt wahrnahmen, in ihm einen gedeckten Tiſch und einige Bedienten, die geſchäftig herumgingen. Die Frauen erſtaunten. Biſt Du mit mir zufrieden? ſagte Malkolm; es war ſeine geheime Veranſtaltung. Für die Müden war die Bequemlichkeit, für die Hungrigen das erquickende Mahl ſehr erwünſcht.

Jede Mittagsmahlzeit in Schweden iſt eigentlich aus drei Mahlzeiten zuſammengeſetzt. An einem abgeſonderten Tiſche finden die Gäſte das harte ſchwediſche Brod (Knäkkebrod), Butter, Käſe und Wurſt, mit Liqueurs, als einen Imbiß. Man ſetzt ſich zu Tiſche und genießt zuerſt eine Reihe kalter Speiſen, wie eine Art Dejeuner à la fourchette, dann erſt wird die Suppe gereicht, und nach dieſer kommen warme Speiſen. Es fällt dem Ausländer ſchwer, ſich in dieſer ſcheinbar unnatürlichen Abweichung zurecht zu finden; ſie wirkt nicht blos phyſiſch, ſondern auch pſychiſch ſtörend, und unterbricht auf eine unangenehme Weiſe das Drama, deſſen Entwickelung und Fortſchreiten Tieck ſo meiſterhaft dargeſtellt hat. Dennoch gewöhnt man ſich leichter daran, als man vermuthen könnte.

Der Imbiß iſt nur für die Männer. Die Frauen gingen noch, mit mancherlei Vorkehrungen beſchäftigt, herum. Nur Cederſtröm und Malkolm waren in das Zelt getreten. Deine emphatiſche Rede hat mich in Schrecken geſetzt, fing Cederſtröm an. Du haſt geſehen, wie ich ſelbſt über dieſen unwillkürlichen Erguß erſchrak, wie ich ihn bereute und allen Folgen glücklich vorbaute, antwortete Malkolm. Das iſt es nicht, was mich beunruhigt, erwiederte Cederſtröm; daß Du aber Deine Lage kennſt, recht innerlich durchſchauſt, daß es Dir nicht unbekannt iſt, welche Gefahren auf Dich lauern, und dennoch es Dir ſelbſt verbergen willſt, das habe ich leider, wie ich Dich kenne, aus Deiner Rede herausgeleſen. — Kannſt Du mir Licht geben? rief ihm Malkolm abbrechend zu. Wenn ich es könnte, würde ich es unterlaſſen? antwortete der Freund; nur das Eine, ſei beſonnen, trau Keinem, auch Thorgreen nicht. Das alte Lied, brummte Malkolm verdrießlich, heute Abend mehr, denn —

Er zeigte nach den Frauen, die eben in das Zelt traten. Ich muß Dir ein unangenehmes Ereigniß verkünden, ſagte Mathilde; der Bediente muß den Wein vergeſſen haben, wir können ihn nirgends finden, obgleich der Wagen durchſucht worden iſt. Der Menſch iſt ein Eſel, rief Malkolm, aber ſchelten mag ich nicht, man verliert ſelbſt am meiſten dabei; man ſtört die Freude, und wenn es ſein ſoll, können wir auch bei Waſſer, aber nie bei Zank fröhlich ſein. Tobis, rief er — der Menſch erſchien zitternd —, lauf eilig nach dem Gaſthofe — er lag ganz nahe, und dort waren die Speiſen bereitet worden — man ſoll uns Wein bringen. Erſtaunt, keine Zurechtweiſung zu hören, die er ſicher erwartet hatte, entfernte der Bediente ſich eilig und erſchien bald darauf mit Flaſchen wieder. Man ließ ſich fröhlich nieder, Malkolm füllte ſein Glas und beſah ſich den Wein genau. Dieſes Getränk verſpricht wenig, ſagte er und koſtete vorſichtig; er iſt nicht zu genießen, rief er darauf aus, wir müſſen uns an das Waſſer halten. Doch das quält mich weniger, und ich weiß, auch Cederſtröm kann den Wein entbehren; aber ich kenne den Wirth, er iſt eine gute, ehrliche Haut, man hat ihn betrogen. Wein wird bei ihm ſelten gefordert; die Reiſenden, welche den Berg beſteigen, führen ihn ſelbſt, der arme Teufel hat ſeinen eigenen Wein nie gekoſtet. Ich mag ihm den Kummer nicht machen, ſeinen Wein zu tadeln. — Er goß einige Tropfen in jedes Glas, nahm die Flaſchen, trug ſie hinaus und ſchüttete den Wein in einen vorüberfließenden Bach. Siehſt Du, ſagte Mathilde und wandte ſich freudig an Antonie, wie der ſtarke, entſchloſſene Mann liebevoll und weich ſein kann. Ich lobe das Gefühl, das ihn leitete, fiel Cederſtröm ein, aber dennoch iſt es zweifelhaft, ob es nicht beſſer wäre, den guten Mann auf den Betrug aufmerkſam zu machen. Was würde es helfen, antwortete Malkolm, der eben in das Zelt trat, man wird den Unkundigen doch von Neuem betrügen. Doch auch dafür weiß ich Rath; der Mann ſoll fortan guten Wein erhalten und doch nicht gekränkt werden. Kaum hatte die Geſellſchaft beſchloſſen, ſich guten Muthes mit Waſſer zu begnügen, zur Kühlung mit Zitronen und Zucker gemiſcht, als der Bediente triumphirend mit Flaſchen belaſtet erſchien. Der Hausknecht hatte ſie früher ausgepackt und an einer kühlen Stelle vorſichtigerweiſe aufbewahrt, er wurde abgerufen und kam jetzt erſt zurück, um die Stelle anzuzeigen. So werden großmüthige Thaten belohnt! ſagte Antonie mit Pathos. Malkolm geſtand jetzt, daß ihm die Entdeckung lieb wäre, daß er ſehr ungern den Wein vermiſſen würde. Das gut zubereitete Mahl ſtärkte, der Wein erheiterte die Geſellſchaft. Unter Scherz und leichten Geſprächen verſtrich die Zeit, während die heitere Gegend, im Glanze des Frühlings, wie eine ſtumme, aber tief einwirkende Begleiterin, die fröhliche Stimmung trug und pflegte. Sie lebten ganz in der Gegenwart, und das iſt, wo ſchuldloſe Freuden das Leben erheitern ſollen, der wahre Genuß. Als das Mahl geendigt war, erſchien der Wirth, ſich zu erkundigen, wie die ihm ſo theuern Gäſte mit der Bewirthung zufrieden wären. Er ward gelobt, und Malkolm fragte ihn, wo er ſeinen guten Wein her habe, als wünſche er ſelbſt von daher auch den ſeinen zu beziehen. Der Wirth pries ſich glücklich, die hohen Herrſchaften ſo gut bedient zu haben und nannte den Kaufmann in Lidköping. Malkolm ſchrieb den Namen in ſeine Brieftaſche, rieth dem Wirthe, ſich ja in Zukunft an keinen Andern zu wenden, und dieſer verließ die Geſellſchaft in einer ſo fröhlichen Stimmung, daß ſie auf Alle zurückwirkte. Alles um ſie herum ſollte, wie ſie ſelbſt, glücklich ſein. Ich kenne dieſen Kaufmann ſehr gut, ſagte Malkolm, als der Wirth ſich entfernt hatte, meine Meinung kann ihm nicht gleichgültig ſein, und wenn er erfährt, daß ich die Weine dieſes Wirthes prüfe, werden ſie, ich wage dafür zu haften, gut ſein.

Der Tag neigte ſich, die Sonne näherte ſich den Gipfeln der weſtlichen Gebirge, die langen Schatten der Wälder warfen ſich in klaren, ſchneidenden Umriſſen auf die Felder; der gelinde Weſtwind, der ihnen bisher anmuthige Kühlung gebracht hatte, war verſchwunden, ſpiegelglatt lag die Waſſerfläche vor ihnen, und ſie hörten Töne von Inſtrumenten, von ſingenden Stimmen, die von dem See herauftönten. Blüten dufteten in der Nähe, und eine feierliche Stille umgab ſie. Vor das Zelt hatte man einen kleinen Tiſch hingeſetzt, darauf eine Flaſche und ein paar Gläſer für die Herren. Die Frauen geſellten ſich zu ihnen, und von den Anſtrengungen des Tages erſchöpft, lag Edmund auf einem über das Gras gebreiteten Teppiche, die Arme von ſich ſtreckend, und ſchlummerte; in dem kindlichen, ruhigen Antlitze ſpiegelte ſich das Glück des Tages.

Der Wagen war auf einer Straße, die bequem nach der Mittelſtufe des Berges führte, bis an den Gaſthof gefahren. Der Bediente erwartete den Befehl zum Anſpannen; aber der Abend war zu ſchön, der Knabe ſchlief ſo ſüß, man konnte ſich nicht entſchließen, eine ſo genußreiche Gegenwart aufzugeben, und ſo ward beſchloſſen, daß man noch ein paar Stunden hier verweilen wollte. Mathildens Guitarre wurde aus dem Wagen geholt, in hellen, fröhlichen Tönen erklangen die Waldgeſänge, und ein Echo antwortete von der nahen Schlucht. Die Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, verſammelten ſich und horchten in achtungsvoller Entfernung.

Schon verſchwammen die fernen Gegenſtände in der zunehmenden Dunkelheit; einzelne Sterne traten an dem nächtlichen Himmelsgewölbe hervor, einzelne Lichter aus den Dörfern, von den zerſtreuten Wohnungen funkelten in der Ferne. Es ward immer ſtiller in der nahen Umgebung, die Einwohner hatten ſich zurückgezogen, und die Geſellſchaft, durch den genußreichen Tag, wie von Fröhlichkeit geſättigt, war ſtumm, aber glücklich.

Du verſtiegſt Dich, von der mächtigen Sonnenglut gefeſſelt, ſeltſam genug, in die unendliche Sternenwelt, fing endlich Cederſtröm an, und ich habe Dich bewundert. Du haſt mit dem Tage gerungen und ihn überwunden. Du ſprachſt, als kämſt Du erſt aus den nächtlichen Räumen jenſeits der gewaltigen Sonne, die uns beherrſcht, zu uns armen Sterblichen herab, größer, erhabener, als der Inka, der doch nur ein Sohn der Sonne iſt. Wir andern ſteigen von unſerm engen Standpunkte mühſam in die Unendlichkeit auf und verlieren uns in die unermeßlichen Räume, in die großen Nummern, wie der König in dem geſtiefelten Kater, aber Du, Gewaltiger, rollſt die Unendlichkeit des Weltalls, als wäre es Dein Kleid, zuſammen und bedeckſt uns damit, daß wir vor Dir verſinken.

Ob ich keine Empfindung habe, wenn ich hineinblicke in jenes Meer von Lichtern, den Abglanz des Urlichts, das war, ehe die Sonne wurde und die Sterne! Wenn wir die Bahnen meſſen, die Kräfte, welche das Univerſum bewegen, in ihrer ſtrengen Geſetzmäßigkeit beſtimmen dürfen, wenn es unſerm Geſchlechte vergönnt war, in dieſe ewige Ordnung tiefer hineinzuſchauen, als alle früheren, dann fühle ich, wie wir auch hier dem ewigen Schöpfer näher treten, und der Genuß dieſer Forſchung iſt mir nicht unbekannt. Aber wenn ich mich ganz dem Eindrucke des Unermeßlichen hingebe, dann trete ich — verzeihe mir's — nicht pochend, wie ein Rieſe, dem Mächtigen gegenüber; ich ſchlummere, wie Edmund dort, vertrauensvoll in ſeinen Armen, und es iſt nicht ohne Bedeutung, daß die Natur unſere Augen ſchließt, wenn ſie die der Unendlichkeit aufgehen läßt. Dann träume ich in der tiefen Nacht des Daſeins, aber ſelige Träume, wie eine verſchloſſene Knospe die Fülle ihrer zukünftigen Entfaltung fühlen mag, und weiß, daß die ewige Natur nicht blos in ein unabänderliches Geſetz ſtarr gefeſſelt iſt, daß ſie eine Geſchichte hat, eine Zukunft erwartet, wie ſie eine Vergangenheit durchlebt hat.

Laß mich reden, Freund, ſagte er, indem er ſich zu Malkolm wandte, der ihn unterbrechen zu wollen ſchien, laß mich reden, denn jetzt iſt meine Zeit, und dort gehen meine freundlichen Sterne auf — er zeigte auf die Lichter, die aus den zerſtreuten Wohnungen heraufſchienen. — Sind es nicht auch Sterne, Welten, die eine Unendlichkeit enthalten, aber Welten, die uns, unſerm Leben, unſerm Wirken, vor Allem unſerer Liebe näher liegen. Lange wußte ich nicht, was es war, das mich ſo tief, ſo wunderſeltſam von meiner früheſten Kindheit an ergriff, wenn ich in ſtark bewohnten Gegenden und in der Nähe großer Städte die zerſtreuten Lichter wahrnahm. Auf meiner letzten Reiſe von Petersburg kam ich ſpät, an einem heitern Herbſtabende — ſchön, wie dieſer — nach Stockholm zurück. Wir näherten uns der Stadt, und aus der Ferne, von den Häuſern, die ſich terraſſenförmig an den Bergwänden erheben, von dem Hafen ſelbſt, von höher liegenden, fernen Vorſtädten, von dem ſtolz hervorragenden Schloſſe funkelten mir tauſend Lichter entgegen. Ich ſtand einſam auf dem Verdeck, Alle waren beſchäftigt, ich mir ſelbſt überlaſſen. Freunde erwarteten mich, viele Ereigniſſe während meiner Abweſenheit, die ich nur dunkel erfahren hatte und jetzt genauer kennen lernen ſollte, ſetzten mich in unruhige Bewegung. Geliebte Menſchen waren geſtorben, unerwartete Zufälle hatten hier das Glück mancher Familie geſtört, dort andere plötzlich aus einer drückenden Lage gerettet. Eine Laterne brannte hell neben mir — und wenn nun ein fernes Auge dieſe Laterne entdeckt; iſt ſie nicht, auch wenn der Beſchauende es nicht ahnet, die Stätte einer innern, tief bewegten

Welt, von Freude und Leid erfüllt? Blickt nicht eine ſolche Welt aus jedem Lichte uns entgegen und beleuchtet eine innere Unendlichkeit von Beſtrebungen und Forſchungen, von Wünſchen und Hoffnungen, von Kummer, Sorge und Entſagung, jede auf eine eigene Weiſe, durch eigene Verhältniſſe bedingt? Iſt dieſe Unendlichkeit, in welche Du hineingezogen wirſt, nicht unermeßlich, wie jene, die ſich über uns wölbt? Zwar klein iſt der Horizont, der ſich für uns aufſchließt, — aber alle fernen Lichter gingen vor mir auf, in allen Ländern, und diejenigen, die einſt brannten und jetzt untergegangen ſind, bis zu den Nebelflecken der fernſten Vergangenheit, und diejenigen, die noch auftauchen ſollen in der Zukunft und kulminiren werden zu ihrer Zeit. Und Du ſtehſt in ihrer Mitte; ein Fixſtern des Wohlwollens, ein Sirius der Liebe ſollſt Du ſein! In der innerſten, verborgenſten Tiefe dieſer Welt, deren Schein das nächtliche Dunkel aufſchließt, herrſcht ein anderes Geſetz, das befreiende, das beſeligende, das lebendige der treuen Liebe, des Glaubens. O, daß jedes dieſer Lichter der Abglanz klarer, reiner Seelen, der Reflex ſolcher Spiegel wäre, von deren makelloſer Fläche das Bild der väterlichen Gottheit ſtrahlte! Da blickte ich in den zweifelhaften Kampf des unendlich aufgeſchloſſenen Lebens, und eine tiefe Neigung ſchloß mich an das arme, kämpfende, ringende, erliegende Geſchlecht; da fühlte ich, wie lockende Dämonen uns vorzaubern, daß wir die Geſetzgeber ſind, berufen zu herrſchen, wo wir gehorchen, anzuordnen, wo wir uns ſollen leiten laſſen; wie die Liebe Rath und Hülfe iſt, aber befreiende, nicht feſſelnde; wie ſie der Gottheit gleich ſich verbirgt, wo ſie am wohlthätigſten wirkt. Wir ſollen thätig ſein für Andere, aber dienen wollen, nicht herrſchen. In jener Richtung, die uns lockt, immer größere Verhältniſſe zu überſchauen, zu ordnen, zu geſtalten, liegt eine große Gefahr. Unſer Maaßſtab für Glück wird den Menſchen aufgedrungen, wir betrachten ſie nur in Beziehung auf uns, wer ſich ſträubt, wird undankbar, wer eigene Wege geht, halsſtarrig genannt, und wir erndten dann Haß, wo wir Liebe erwerben, Mistrauen, wo wir Vertrauen erzwingen wollten. Wir ſpiegeln uns in den eigenen Thaten, wir überſehen mit Wohlgefallen immer weitere Kreiſe, in deren Mitte wir uns, dem Schöpfer gleich, hinſtellen. Unter allen Verſuchungen, die den armen Menſchen irre leiten, iſt dieſe die gefährlichſte, weil ſie die Gewaltigſten verlockt, weil ſie eine Hölle bildet, wo ein Gleichmaaß bedeutender Gaben den Himmel ſchaffen könnte. Da führt uns der böſe Geiſt auf den hohen Berg, und aus den nächtlichen Tiefen der ringenden Seele tönt es: „Da liegt die Welt und ihre Herrlichkeit, ſie gehört Dir, wenn Du mich anbeten willſt.“ Aber nur, wenn wir der finſtern Stimme antworten: „Hebe Dich weg von mir, Du Satan, denn es ſteht geſchrieben: Du ſollſt Gott, Deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen,“ kehrt der Friede in unſer Inneres zurück; die ſchützende Liebe trägt uns, und die Welt, in welcher wir thätig ſind, und die Engel treten hervor und dienen uns. —

Es war etwas in Cederſtröms ganzer Rede, was ſeine Abſicht, Malkolm zu treffen, nur zu deutlich verrieth. Dieſer ſuchte mit Mühe ſeine Ungeduld zu bekämpfen, und als jener ſchloß, ſprang Malkolm heftig auf. Du misbrauchſt die Güte, mit welcher ich von früher Jugend an gewohnt war, Deine nicht ſelten langweiligen Belehrungen anzuhören, ſagte er und wollte eben mit großer Heftigkeit etwas erwidern, als er Mathildens Unruhe wahrnahm. Einen Augenblick blieb er ſtehen, bezwang mühſam ſeinen Unmuth und ſprach dann, ruhig und lächelnd: Unſer Freund möchte uns gern glauben machen, daß der leibhaftige Teufel mir die Welt und alle ihre Herrlichkeit da oben im Sonnenſchein gezeigt habe, mich zu verlocken, und doch ſah ich nur eine zukünftige Bahn voller Schwierigkeiten und Hinderniſſe. Du haſt Alles zu perſönlich genommen, Freund, antwortete mit ruhiger Milde Cederſtröm, und dennoch möchte ich mir Manches verwerfen. In dem Kampfe mit der Herrſchſucht muß ſelbſt unſere Liebe oft erliegen, und wider unſern Willen ſchleichen ſich in unſere unbefangenſten Betrachtungen Belehrungen ein, die nie taugen. — Malkolm ſchwieg, Mathilde war ſtill geworden.

Am Ende eines fröhlich verlebten Tages ſind wir gewöhnlich reizbarer, als ſonſt; aufgeregt durch die Freude, drängen ſich ängſtliche Beſorgniſſe um ſo dichter an uns heran, und trübe Ahnungen liegen der heiterſten Stimmung am nächſten. So fanden ſich Alle ernſthaft geſtimmt, als Edmund aus ſeinem Schlummer erwachte und von der Mutter, ſorgſam gegen die Kühlung geſchützt, aufgehoben wurde. Es war völlige Dunkelheit eingetreten, die Frauen beſtiegen den Wagen, die Freunde ihre Pferde, und es ſchien, als ſuchten Alle mit einer gewiſſen Unruhe die Heimat zu erreichen, welche ſie ſo fröhlich verlaſſen hatten. Mathilde und Antonie ſchwiegen, auch Malkolm und Cederſtröm ritten lautlos nebeneinander. Der Wagen rollte ſchnell auf der vortrefflich gebahnten Straße den Berg hinunter, und ſie hatten in der Ebene erſt eine kurze Strecke zurückgelegt, als ſie vor einem hell erleuchteten Hauſe eine Menge Menſchen verſammelt ſahen, die ungewöhnlich aufgeregt waren. Je näher ſie kamen, deſto deutlicher vernahmen ſie laute Stimmen, ein Schimpfen und Lachen. Der Weg war durch die Menge geſperrt, und der Wagen wurde angehalten. Mathilde, geängſtigt durch das Getümmel, geblendet durch die Lichter, fragte, was es gäbe. Ein Bauer erkundigte ſich ehrerbietig, ob Herr von Malkolm ſich nicht in dem Wagen befände. Iſt er nicht vorbeigeritten? ſagte verwundert Mathilde, als er eben heran geſprengt kam. Die Freunde waren, in tiefe Gedanken verſunken und nicht in der heiterſten Stimmung, langſam hinter dem Wagen hergeritten, und als Malkolm dieſen halten ſah, eilte er herbei. Man erkannte ihn. Hier iſt ein ſeltſames Geſchöpf, ſagte der Bauer, der den Wagen angehalten hatte, ein ſehr altes, wunderliches Weib. Sie erſchien, als die Dunkelheit einbrach, vor dieſem Hauſe und fragte nach Ihnen, Herr von Malkolm. Ihre wunderlichen Reden, ihre verworrenen Erzählungen und ein Ausſehen, das Furcht und Grauen einflößt, erregten Aufmerkſamkeit, immer mehr und mehr Menſchen verſammelten ſich. Sie iſt, wie ſie behauptet, bis Lidköping gefahren und hat von dort ſich hierherführen laſſen. Es war meine Abſicht, Herr, ſagte der verſtändige Mann, ſie auf einen Wagen zu packen und nach dem Schloſſe zu führen, als einige junge Männer verſicherten, daß Sie bald hier vorbeifahren müßten, und es rathſam fanden, das Weib ſo lange hier aufzuhalten. Mir war das nicht recht, denn das Getümmel nahm jeden Augenblick zu; aber das Weib, als es von der nahen Ankunft des gnädigen Herrn hörte, war nicht von der Stelle zu bringen und ſchien ſich in der Mitte der aufgeregten Menge zu gefallen. Die jungen Leute necken die Arme, die ſich mit der Krücke zu wehren ſucht. Zwiſchen durch läßt ſie Drohungen hören, die wie weiſſagende Flüche lauten, und eine Menge der Umſtehenden iſt geneigt, ſie als eine böſe Hexe zu betrachten. Wo ſie her iſt und wie ſie heißt, will ſie nicht ſagen. Nur Sie, gnädiger Herr, ſollen das von ihr erfahren, wenn Sie ganz allein ſind. —

Malkolm ſprang ſchnell vom Pferde und näherte ſich dem Haufen, der ihm ehrerbietig Platz machte. In der Mitte deſſelben, dicht am Hauſe entdeckte er das Weib. Gebückt ſtützte es ſich auf einen Stab und ſchien fortdauernd zu zittern. Eine ſchwarze Kaputze, den Mönchskappen ähnlich, bedeckte den Kopf; ſie war in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, deſſen vorderes Ende in Falten über die Schultern fiel, und überhaupt zeigte der Anzug keine Armuth. Ein Bündel lag auf der Hausbank neben ihr. Als Malkolm durch die Menge ging, hörte ſie von vielen Seiten ſeinen Namen; ſie wurde aufmerkſam. Iſt er da, iſt er da? rief ſie und drängte ſich ihm entgegen. Kaum erblickte ſie ihn, als ſie ſich, wenn auch nur mühſam, in die Höhe richtete. Biſt Du das, Enkel? rief ſie, indem ſie ihn anſtarrte. Ein ſchallendes Gelächter ertönte, als man dieſe Aeußerung hörte, die für ein Zeichen des Wahnſinns galt. Cederſtröm war Malkolm gefolgt und ſtand dicht neben ihm. Er ſchien ſehr erſchrocken, aber Malkolm blieb völlig ruhig. Was willſt Du, Weib? ſagte er; Du haſt nach mir gefragt, warum haſt Du hier, alt wie Du biſt, Dich zum Gegenſtande des Geſpöttes gemacht? Wer biſt Du? Wie heißt Du? — Während er dieſe Fragen an das Weib richtete, hatte er dem Nächſtſtehenden eine Laterne abgenommen und hielt ſie ihr dicht vor das Geſicht, um die Züge zu erlauſchen. Er ſah die Erſtarrung des höchſten Alters auf einem faſt braunen Geſichte. Ein unruhiges Feuer, welches im ſchnellen Wechſel zu entſtehen und wieder zu verſchwinden ſchien, blitzte aus den kleinen, tiefliegenden Augen. Ein ergrauter, jahrelanger Ingrimm hatte dem krampfhaft verſchloſſenen Munde, den dürren Lippen etwas Schaudererregendes mitgetheilt. Als er ſie genau betrachtete, erſchrak er; ſie war ihm unbekannt, und doch ſchien es ihm, als ob bei ihrem Anblicke eine dunkle, alte, furchtbare Erinnerung auftauchte. Schnell entfernte er die Laterne. Erkennſt Du mich? ſagte das Weib. Nein, antwortete Malkolm ſtrenge. Geht auseinander, gebot er nun, ſich an die Menge wendend; und Du, Alte, warum ſuchteſt Du nicht ruhig mein Haus auf, warum ließeſt Du Dich nicht ſtill zu mir führen, warum erregſt Du hier unnöthiges Aufſehen? Iſt ein Wagen da? — Ein Bauer bot den ſeinen an, und Malkolm gab ihm ein anſehnliches Geſchenk. Setzt das Weib in den Wagen! — Du begleiteſt ſie! rief er dem reitenden Bedienten zu. Seine gebietende Art wirkte ſo entſchieden, daß der Haufe ſich ſtillſchweigend verlief, und ſelbſt das Weib war ſtumm. Morgen werde ich Dich vernehmen, rief er ihr nach; dem Bedienten flüſterte er einige Worte in's Ohr, und ſchon wollte der Wagen weiter fahren, als ein Reiter eilig heran kam. Man erkannte den Haushofmeiſter. Eilen Sie, eilen Sie! rief er Malkolm zu; ſeit einer halben Stunde hat die Krankheit der Baroneſſe die gefährlichſte Wendung genommen; wenn die Abweſenden ſie ſprechen wollen, ehe ſie ſtirbt, müſſen ſie eilen, ſagte der Arzt, und die Sterbende nennt fortdauernd die Frau von Malkolm mit einer großen Unruhe. Wir müſſen glauben, daß ſie ihr etwas Wichtiges zu entdecken hat. — O mein Gott, rief Mathilde, mein ahnendes Gefühl! Der Wagen fuhr mit furchtbarer Eile, die Freunde galoppirten voraus. Als man das Landhaus erreichte, fanden ſie

Alles in unruhiger Bewegung; mit Zittern ſtiegen die Frauen die breiten Treppen hinauf, nach der Sitte des Hauſes von Bedienten mit großen Kerzen begleitet. Sie naherten ſich dem Krankenzimmer, die Thüre öffnete ſich, der Arzt trat heraus, und als er ſie erblickte, trat er mit ſtiller Theilnahme auf ſie zu. Eben verſchied ſie, ſagte er.

Den Tag darauf, am frühen Morgen, ſaßen Cederſtröm und Malkolm in tiefem Geſpräch. Viele Jahre, ſagte Malkolm, ſind verfloſſen, ſeit wir uns zum letzten Male ſahen. Damals glaubten wir uns zu verſtehen. Wo iſt Bredahl mit ſeinem tiefen, innigen Gemüthe, der Mittelpunkt unſerer Vereinigung? Ja, lieber Cederſtröm, es war eine ſchöne Zeit; der Glaube war uns die Vergangenheit, eine ſüße Erinnerung; die Liebe war uns Gegenwart, ſchuldloſer, fröhlicher Genuß; die Zukunft Hoffnung, ſehnſuchtsvolle und doch zuverſichtliche Erwartung. Die Träume der Jugend verſchwanden, wir ſind Männer geworden. Wir ſollten nicht länger träumen, ſondern handeln. Wo iſt Bredahl? — Er iſt, was er ſein wollte, Prediger, antwortete Cederſtröm; ich komme von ſeiner ſtillen Wohnung.

Er hat den Träumen entſagt, oder was kein Traum war, vielmehr eine ſchöne, reiche Knoſpe, das hat ſich entfaltet. Keiner von uns hat ſich weniger verändert, als er. — Iſt er glücklich? fragte Malkolm. In ſeiner Familie, in ſeiner Gemeinde, in dem ruhigen Gange ſeiner ſtillen Forſchungen, antwortete Cederſtröm. Ja, ich kenne noch Keinen, von welchem ich ſo zuverſichtlich es ſagen dürfte. — Und Du? fragte Malkolm wieder. — Ich könnte es ſein, wenn aber derjenige, der von einer tiefen Sorge gedrückt wird, ſich nicht glücklich nennen darf, ſo bin ich es nicht, jetzt nicht. —

Und ich bin der Gegenſtand Deiner Sorge! rief Malkolm, indem er aufſprang; Du haſt ſo Vieles angedeutet, ſo viele halb klare Worte gegeben, bald ſollten ſie meine Geſinnung treffen, bald meine Lage; Du glaubſt mich von Gefahren umgeben, die aus meinem Innern entſpringen, von vielleicht noch größeren, näheren, drohenden, die mir von Außen entgegentreten. Ehe wir uns trennen, ſage mir Alles, verheimliche mir nichts; wie ich auch geſinnt ſein mag, ich bin ſtärker, als Du glaubſt, und kenne nichts Beleidigerendes unter Freunden, als den ſchwächlichen Betrug, welchen ſie Schonung zu nennen pflegen.

Malkolm, antwortete Cederſtröm äußerſt bewegt, warſt Du mir nicht in meiner Kindheit Alles? Du haſt mich getragen, alle Deine Träume waren meine, Dein Wiſſen ward mein, Deine Entſchlüſſe begeiſterten, Deine jugendlichen Thaten erhoben, Deine Geſinnungen ſtärkten, Deine Hoffnungen beglückten mich. Ich fand mich erſt durch Dich; was in mir ſchlummerte, dem haſt Du Worte geliehen. Ich hatte eine glückliche Kindheit, eine Morgenröthe hoffe ich, die nie untergehen ſoll, eine ſelige, genußreiche Jugend, die ich nie vergeſſen kann, und Alles verdanke ich Dir. Und als Er uns nun fand, als ſeine Weihe unſeren Bund heiligte, als das ewige Myſterium der Liebe uns verkündigt ward und, was uns dürres Wort, halb aberwitziges und thörichtes ſchien, als heilige Signatur des ewigen Daſeins uns entgegen trat, wie glücklich waren wir! Erinnerſt Du Dich des Tages, als wir an einem kühlen Abende aus dem lieblichen Tyrolerthale in die vicentiniſche Ebene hinunterſchauten, die in aller Glut des ſüdlichen Himmels vor uns lag, wie die Herrlichkeit der Natur in unſer Herz drang, wie Himmel und Erde, Pflanzen und Thiere, und die emſigen Menſchen in ihrem Treiben, uns umgaben; wie es uns plötzlich war, als verſenkten ſich alle Mißverſtändniſſe, die ſeit Jahrtauſenden das Menſchengeſchlecht irre geleitet hatten, in den Abgrund verſöhnender Liebe, als verſchwände jede rohe Kraft aus der ſtreitenden Natur, als tönte mit der Abendglocke die Verkündigung des hohen Tages, der alles Zerſtörende und Häßliche aus der Natur und jeder Geſtalt, alles Böſe aus dem irdiſchen Geſchlechte und jeglichem Gemüthe, alles Irrende aus der menſchlichen Kunde und jeder Seele bannen ſollte, als hätten Homer und Plato ſich verſöhnt, als träten aus ihren Gräbern die Herrlichſten des Geſchlechts, jetzt erſt die Fülle ihres Daſeins erkennend, als verwandelte alle Kunſt ſich in die eine der ewigen Schönheit, aller Wille ſich in den einen der ewigen Liebe, alles Denken ſich in das eine der ewigen Wahrheit — als erklänge die Poſaune, welche uns verwandeln ſollte! Da ſtürzten wir auf die Knie, und unſer Gebet war ein ſeliger Lobgeſang, und wir ſanken uns in die Arme, und erwachten aus der gemeinſchaftlichen Viſion und gelobten uns, daß dieſe Stunde uns heilig ſein ſollte unſer ganzes Leben lang, daß wir ſie betrachten wollten als die Knoſpe unſeres eigentlichen Daſeins, daß wir ſie heilig halten wollten, wie ein ewiges Gut. Und es war uns, als müßte von dieſem Augenblick Alles, was wir ſuchten und fanden, Alles, was wir thaten und dachten, Alles, was wir litten und genoſſen, ein Gemeinſchaftliches ſein, als müßte Jeder des Andern Seligkeit, aber auch Jeder des Andern Schuld tragen. Erinnerſt Du Dich dieſer Stunde? — Ich habe ſie nie vergeſſen, lieber

Cederſtröm, antwortete Malkolm, aber die ſüßen Verirrungen nächtlich weiſſagender Träume verlieren ihre Bedeutung nicht, weil ſie der klaren Beſonnenheit des Tages weichen müſſen, die doch allein es vermag, ihre Erfüllung herbeizuführen. Aber Cederſtröm ſchwieg, betrachtete ſeinen Freund mit wehmüthiger Theilnahme und ſprach dann ernſt: Der kalte Wind hat die Knospe verdorrend getroffen, der Wurm nagt an ihrem Innern, die Axt iſt an die Wurzel unſrer heiligen, gemeinſchaftlichen Jugend gelegt, und Bredahl iſt hier, um mit mir Dich zu mahnen.

Bredahl hier? rief Malkolm erſchüttert, da öffnete ſich die Thüre, und der lang vermißte Freund trat herein. Wie ſehr auch die Rede Cederſtröms Malkolm erſchüttert, aber auch entrüſtet hatte, ſo überwältigte ihn doch der Augenblick. Ergriffen von der plötzlichen, unerwarteten Erſcheinung eines Freundes, der ihm ſo theuer war, flog er in ſeine Arme. Die Vereinigung, die in ſeinen Augen nie ihre Bedeutung verloren hatte, trat mit der Erinnerung an die frühere, glücklichere Zeit vor ſeine Seele. Er verlor ſich, kindlich hingegeben, in Fragen, und das tiefe Gefühl, wie es unwillkürlich hervorbrach, mußte die Freunde überzeugen, daß ſeine innerſte Geſinnung die nämliche geblieben war.

Wir übergehen die Zeit, welche den verwirrten Fragen der Freunde gewidmet war. Allmälig wurden ſie ruhiger; Malkolm erfuhr, daß Bredahl, von Cederſtröm aufgefordert, hierher gekommen war, damit die gemeinſchaftliche Warnung einen deſto tiefern Eindruck machen ſollte. Und als die erſten Augenblicke des Staunens, der Verwunderung verflogen waren, ſchien es auch keinesweges Malkolms Abſicht, ſich den Fragen der Freunde entziehen zu wollen.

Nun, ſagte er, Ihr ſeid hier, um mich zurecht zu ſetzen, zu ermahnen, zu warnen. Ich hoffe, das Letzte wird das Erſte ſein. Ihr ſcheint von Gefahren unterrichtet, die mich bedrohen, und es iſt natürlich, daß ich dieſe zu kennen wünſche, um ſo mehr, da ich eine Ahnung von Verfolgungen habe, die mir nicht klar ſind, die ich erwarte, wenn auch eben nicht fürchte. — Er ſprach dies mit einer ruhigen Kälte.

Cederſtröm fing an: Als ich in Stockholm war, vernahm ich, daß Du große Pläne haſt, und in der That, Dein Einfluß iſt bedeutend. Es iſt Dir gelungen, zugleich das Vertrauen des Hofes und die größte, entſchiedenſte Popularität zu erwerben. Die Oppoſition erwartet viel von Dir, und eben dieſe, den Gegnern der Miniſter erwünſchte Oppoſition kann, ſo glaubt der Hof, in keinen beſſeren Händen, als in Deinen, ſein, um völlig unſchädlich zu werden. Du haſt allen Lohn, jede Ehrenſtelle entſchieden ausgeſchlagen; man kann an Deiner Abſicht, Dich völlig ſelbſtſtändig zu erhalten, nicht zweifeln, das hat das beiderſeitige Vertrauen geſtärkt; denn die Miniſter glauben ſich auf die Klarheit und Sicherheit Deiner Geſinnung, die Oppoſition ſich auf Deine Unabhängigkeit und Unbeſtechlichkeit verlaſſen zu dürfen. Und dennoch ruht mitten in dieſem Glücke ein nagender Wurm, der Alles zu zerſtören droht. Du haſt Dich einem Menſchen anvertraut, der Dir höchſt gefährlich werden muß, Lunding — Malkolm ward aufmerkſam — iſt Dein Verwandter. Die Aufträge, welche Du ihm ertheilt haſt, ſcheinen verdächtiger Art zu ſein; man will Deine Herkunft — ich darf Dir es nicht verhehlen —, die Verbrechen Deiner Vorfahren benutzen, um Dich zu ſtürzen. Deine ehrgeizigen Pläne ſind, behauptet man, verbrecheriſcher Art; Du ſollſt unter den Abkömmlingen Deines Geſchlechts, die in Wermeland, an der norwegiſchen Grenze noch immer einen verdächtigen, zum Theil aus Verbrechern beſtehenden Haufen bilden, großen Anhang haben. Daß wir, daß die Vielen, die Dich kennen und hochachten, an dieſe Verläumdungen nicht glauben, kannſt Du Dir denken; aber ſie finden Eingang, und die Feinde, welche ſie auszubreiten ſuchen, wiſſen ſich ſo künſtlich zu verbergen, daß man ſie nicht zu entdecken vermag. Doch bin ich überzeugt, daß Thorgreen unter dieſe gehört — Malkolm warf einen zürnenden Blick auf ſeinen Freund, ſchwieg aber — daß, was man jetzt unternimmt, mit der furchtbaren That, mit der beabſichtigten Entführung Mathildens und dem Bedientenmorde, über welchem noch ein undurchdringliches Dunkel ruht, in Verbindung ſteht. Und die alte Frau, die uns geſtern auf dem Wege aufhielt, die Dich, vor allen Leuten, nicht ohne Abſicht Enkel nannte, iſt Deine Großmutter, herbeigezogen von Deinen Feinden. Was ihre Abſicht iſt, wiſſen wir nicht; aber Deine ſtolze Ruhe wird Dich ſtürzen.

Soll mich retten, antwortete Malkolm gelaſſen, und obgleich er mit großer Aufmerkſamkeit und ſo, daß man wohl einſah, wie ihm jeder Umſtand wichtig war, die Erzählung verfolgt hatte, ließ er dennoch keine Spur von Unruhe oder Ueberraſchung merken. Ich habe nun erfahren, was Euch für meine Lage beſorgt macht, ſagte er; ich ahnete Manches; was mir jetzt bekannt geworden iſt, vermag mich nicht zum Handeln zu beſtimmen. Ich will aber keinen ungegründeten, unbeſtimmten Verdacht hegen. Wäre ein Mann, den ich meinen Freund nenne, ein Verräther, deſto ſchlimmer für ihn. Einmal muß er ſich entlarven, und dieſer

Augenblick vernichtet ihn. Du nannteſt Lunding; ſei unbeſorgt, Freund, was ich dieſem auftrug, iſt ſehr unſchuldig. Man vermuthet verbrecheriſche Abſichten! Wohl, man unterſuche ſie, je weniger ich von der Unterſuchung weiß, deſto reiner iſt ſie. Man will meine Herkunft verdächtig machen? Man will die Verbrechen meiner Vorväter auf mich wälzen? Mögen ſie es verſuchen, die Thoren! Ich habe nichts im Verborgenen getrieben; ich haſſe, wie alle Unklarheit, ſo jedes Geheimniß, und wo ich es dulden muß, beherrſche ich es. Jetzt kein Wort mehr von meiner Lage, beruhigt Euch, ich bin ganz ruhig.

Du haſt mich an eine frühere Zeit, an eine ſchöne Stunde erinnert, die auch mir theuer geblieben iſt. Es ſollte ein Vorwurf ſein. Meine früheren Freunde beſchwören die ſchönen Entſchlüſſe meiner Jugend, damit ſie anklagend gegen mich auftreten ſollen, als wäre ich ihnen, mir ſelbſt, den Freunden untreu geworden. Ich will mich erklären, kurz, beſtimmt, klar. Es ſoll kein Schatten zwiſchen uns bleiben. Der Jüngling lebt in der Zukunft, oder er lebt eigentlich nicht, er ſucht das Leben; der Greis lebt in der Vergangenheit, auch er lebt nicht, er hat gelebt. Sehnſüchtige Hoffnung bewegte uns, als wir jünger waren. Das Unbeſtimmte lag vor uns, und dieſes iſt ein Unendliches, ein Grenzenloſes. Weil wir nur empfänglich waren, lebten wir in fortdauernder Erwartung; weil unſer ganzes Daſein in Sehnſucht ſich auflöſte, träumten wir uns die Erfüllung als eine Zukunft mit aller Gewalt der Gegenwart; weil Alles, was uns umgab, mit unbeſtimmten Verſprechungen die leere Gegenwart hinhielt, prieſen wir Himmel und Erde und Menſchen, die uns unendliche Schätze verſprachen, und nannten uns ihre Vertrauten, ihre Geliebten. Aber jede Erwartung iſt dennoch mit geheimer Furcht gepaart. Wir blickten zu den Sternen, und ſie ſchienen uns freundlich zu winken, wir fragten die Wolken, und ſie ſchienen zu antworten: Eilt uns nach, denn wir wiſſen, wo der Schatz liegt. Da eilten wir über die Felder und Wieſen, durchſchnitten die Flüſſe, durchwanderten die finſtern Wälder, erklimmten die fernen Berge, durchſchifften die Meere, durchzogen die Länder, und weilten hier und horchten dort; wir lauſchten auf den Blumenduft, und er ſchien uns die eigenen erwartungsvollen Seufzer entgegen zu hauchen; wir flogen mit dem Adler, wir ſangen mit der Nachtigall, wir bauten mit den Bienen, der Frühling entfaltete, der Sommer durchglühte, der Herbſt ermattete, der Winter ſtärkte uns, die emſig Ringenden. Wir vergruben uns in Forſchungen, wir beſchworen die Vergangenheit und ihre Geiſter, wir lebten mit den Weiſen und den Thoren, wir klopften an jedes Herz, wir fragten die Schönheit, wie die Blume, ob ſie die Erfüllung, den Schatz verſchließe, der uns nahe ſchien und dennoch verborgen blieb. Wie oft fiel die Thräne der Sehnſucht in den perlenden Morgenthau und verfloß mit dieſem, bis die brennende Sonne beide verzehrte und wir uns ſagen mußten: Der Tag iſt ſchön und heiter und warm, aber er iſt noch nicht der rechte.

Aus dieſer Verwirrung tritt uns die Schönheit, die ſich ſelbſt nicht kennt, entgegen und ergiebt ſich uns, und auch wir erfahren es jetzt, was wir ſuchten. Wir wiſſen nun, daß wir erſt vollendet ſind, wenn das Weib unſer wird. Ihr kennt meine Liebe; ich darf behaupten, daß ich ein Mann bin, daß ich eine Heimat gefunden habe.

Der Mann lebt, darum ſoll er handeln; er handelt, darum ſoll er herrſchen. Die Männer ſind ſelten, daher dürfen ſie nicht müßig ſein; nur Cineas ſah eine Verſammlung von Königen. Die Maſſe iſt dienſtbar und bleibt es ewig, und wo ſie eigenmächtig in Bewegung geräth, da iſt faulende Gährung, Verwirrung, Untergang. Alles lebendige, freie, wohlthätige Handeln iſt Herrſchen. Iſt es mir etwa unbekannt, daß eine Furcht vor dem Alles Beherrſchenden das Men=

ſchengeſchlecht durchdringt und denjenigen zittern macht, der ſich ein Herrſcher dünkt? Kenne ich den kränklichen Zweifel nicht, der mit gefährlicher Dialektik die Schwelle des Lebens betritt und ängſtlich fragt, ob er die That ſeine heißen darf, ob ſie ſich nicht gewaffnet gegen ihn ſelbſt kehrt, wenn er ſie ſo zu nennen wagt? Dieſe geheime Gewalt, der wir nicht zu entrinnen vermögen, iſt mir wohl bekannt, ſie trägt mein Daſein, ſie erhält es, ich bete ſie an und fürchte ſie; aber die kränkelnde Reflexion iſt mir fremd. Ich diene ihm, ich weiß es, das Gelingen iſt ſeine That; ich erkenne es, in ſeinem Sinne zu handeln, iſt das einzige Handeln. Für das Heiligſte ſuche ich keinen Namen, es iſt, im höchſten Sinne, namenlos, und ich ehre es mit den vielen Namen, unter welchen es in jedem Großen, Herrlichen offenbar wird. Dem Reinen, lehrte der Reinſte, iſt Alles rein. Ob mein Handeln gut oder böſe? das iſt freilich die Frage; aber was nennen wir böſe? Die Trägheit, die Gewalt der Maſſe, welche fortdauernd die Bewegung behält, die ſie einmal erhalten hat, dürfen wir allein ſo nennen. Nicht blos für die Phyſik gilt der Grundſatz, daß die Maſſe gleichgültig iſt gegen Ruhe und Bewegung, und ſo entſteht die Scheinthat, die nie mit dem freien Handeln verwechſelt werden darf. Das Böſe iſt ein nie angefangenes oder in die erſten Mittel feſtgebanntes, unreifes Handeln. Das lebendige ſchwebt zwiſchen entſchiedenem Entſchluſſe und klar abſchließendem Maaße: das ſind die ſelbſtſtändigen Pulsſchläge aller freien That. Wer in den Naturbedingungen des Daſeins gefangen iſt, der muß, weil ein Unendliches der Bewegung ohne Widerſtand ſich der menſchlichen Seele aufthut, in der Unmäßigkeit des Genuſſes ſich fortbewegen; er iſt der Knecht, den wir billig als ſolchen behandeln. Der Geizige weiß, daß der Beſitz die Bedingung aller freien, weitreichenden That iſt; aber der Entſchluß des Gewerbes nimmt ihn gefangen, und er bewegt ſich in dieſer einſeitigen Richtung nach dem Geſetze der Trägheit. Ihr werdet es faſſen, daß daſſelbe gilt von dem Verſchwender, von dem Ehrgeizigen, von dem Gelehrten, der durch die Mittel gefeſſelt iſt. Wenn dieſe ſich in abſolute That verwandelt, iſt das Böſe da; denn eine innewohnende Kraft verwandelt die einfache Bewegung in eine fortdauernd geſteigerte, und ſie verzehrt, vernichtet Alles in ihrem unaufhaltſamen Laufe, bis ſie ihren Untergang findet.

Mich lockte das Leben, die Verhältniſſe, welche mich umgaben, die Menſchen, der Staat in immer größere Kreiſe. Nur die Jugend findet Freundſchaft und Liebe; wer ſie nicht in dieſer Zeit erwirbt für das ganze Leben, lernt ſie nie kennen. Männer fordern Achtung und wünſchen ſie ertheilen zu können. Wo man meiner bedarf, bin ich thätig, das Bedürfniß heißt mich willkommen. Daß man mir den Rücken kehrt, wenn das Bedürfniß befriedigt iſt, oder daß Thoren meinen, der Hülfe entbehren zu können, wo ſie ihnen eben am wichtigſten iſt, macht mich nicht irre. Ich mache keinen Anſpruch auf Liebe, Dank erwarten nur ſchwache Seelen. Er bedarf meiner nicht mehr oder glaubt es wenigſtens, alſo ſind wir geſchieden. Daß man, was ich reiflich erwog, in Unſinn verkehrt, die Wohlthat Haß, das Gelingen Neid erzeugt, iſt zu alltäglich. Nur ein Thor härmt ſich, mich reizt es. Wenn Ihr erfahrt, daß ich Reichthum oder Anſehen für mehr als untergeordnete Mittel anſehe, dann habt Ihr das Recht erworben, mich aufzugeben, Freunde, dann habe ich mich ſelbſt verloren und Euch. Ich lebe in meiner That; daß ſie nie völlig gelingt, unterhält die Thätigkeit, ſpornt jede Kraft. Ich lebe, ſage ich, in meinem Handeln, es durchdringt mich ganz, und daher bin ich glücklich. Iſt dieſes Glück eine Schuld, die Strafe verdient? Lehrt mich es, daß ich es faſſe, denn wahrlich, noch begreife ich es nicht. Wenn das ganze Daſein, wenn alle Schwungkräfte des Lebens in harmoniſcher Uebereinſtimmung ſich bewegen, dann iſt das Leben, was es ſein ſoll, Gegenwart, aus der Vergangenheit geboren, mit Zukunft ſchwanger; aber dieſe vermögen ſich nur in der entſchiedenen, klaren, beſtimmten That darzuſtellen, ſie träumen nicht, ſie handeln.

Und wenn nun Alle mich entbehren zu können glauben? werdet Ihr fragen. Gut, dann muß ich es lernen, ſie zu entbehren, und kann es, denn ich bin es mir bewußt, nur ihre Rath-, ihre Hülfloſigkeit bindet mich an ſie. Verzeiht mir, Freunde, dieſe Konfeſſion; ich haſſe beſtimmte Maximen, und es ſollte mir leid thun, wenn Ihr in dem, was ich Euch mittheile, nur ſolche erkennen wolltet. Ich darf nicht läugnen, daß, was ich Euch eben mitgetheilt habe, dennoch nur wie eine Summe allgemeiner Grundſätze ſich darſtellt; aber es iſt das Uebel unſerer Zeit, daß jede bedeutende Richtung, mit Allem, was ſie einſchließt, ſich in Maſſe von den übrigen ſondert, und wenn wir eine ſolche eigenthümliche Maſſe bezeichnen wollen, dann werden die allgemeinen Umriſſe nur eine Abſtraktion, die lebendige, wechſelnde Beweglichkeit, durch welche die innerſte Bedeutung aufgeſchloſſen wird, fehlt. Nur das, hoffe ich, wird Euch klar ſein: Ich ſtehe nicht unwürdig in dem Mittelpunkte einer Thätigkeit, die ich nach allen Richtungen zu beherrſchen ſuchte, die nicht für den Augenblick berechnet iſt. Erweitert ſich der Kreis, ſo geſchieht es nicht durch einen Sprung, durch einen willkürlichen Entſchluß, vielmehr auf naturgemäße Weiſe: der engere Kreis nimmt den größern in ſich auf, weil er ohne dieſen ſeine Bedeutung verlöre. Aber wie jener ſich auch ausdehnen mag, ich ſuche für Jedes, was ich eben vorhabe, zu leben, zu handeln, als wenn es allein da wäre, als wenn es mich ganz in Anſpruch nähme. Die That iſt mir Alles; ich ſuche mich ſo rein zu halten, als ich kann, und daß, wenn ich zuverſichtlich, ſtolz, gebietend hervortrete, ich mir dennoch im Hintergrunde eine Stütze zu erhalten ſuche, die mich hoffentlich nicht verlaſſen ſoll, das dürfen meine Freunde von mir erwarten. —

Als Malkolm ſo ſprach, war es keinesweges ſeine Abſicht, die Freunde zu täuſchen; er war völlig überzeugt, daß die Kühnheit und Entſchloſſenheit, mit welcher er nach Außen hin auftrat, das nothwendige Erzeugniß einer innern Klarheit ſei, daß dieſe aber aus einer Quelle entſpringe, die höher lag, als ſeine Perſönlichkeit. Auch die Freunde ſchienen faſt beruhigt.

Was Cederſtröm mit Ihnen, lieber Malkolm, früher verhandelt hat, ſagte Bredahl, kann ich nur aus Ihrer Antwort ſchließen. Es iſt wahr, wir waren Ihretwegen beſorgt, und nicht blos Ihre Lage beunruhigte uns. Seit einem Jahre lebe ich nicht weit von der ſchwediſchen Grenze. Es war mir angenehm, als ich erfuhr, daß Sie einen bedeutenden Beſitz in Wermeland haben, daß dieſer nur wenige Meilen von meiner Wohnung entfernt iſt, und daß ich hoffen dürfte, Sie dort manch Mal zu ſehen. Ich harrte auf Ihre Ankunft mit Ungeduld und hörte nun, daß man Sie gewöhnlich in der Mitte des Sommers und des Winters zu erwarten pflege, und daß Sie eben jetzt, gegen Ihre Gewohnheit, zwei Mal ausgeblieben wären. Ruhig und ganz für meine beſchränkte Thätigkeit lebend, würde das Treiben jenſeits der Grenze mir völlig unbekannt geblieben ſein, wenn nicht ſo Manches, was ich erfuhr, in zu genauer Beziehung zu Ihrer Perſon geſtanden hätte. Man erzählte ſich, daß eine Menge Menſchen, deren Herkunft und Leben immer etwas Räthſelhaftes hatte, die ſeit langer Zeit von aller Verbindung mit Andern geſondert, aber unter einander genau vereinigt lebten, plötzlich unter den Bauern erſchienen wären, und hier und da Bekanntſchaft zu machen geſucht hätten. Sie wußten, wie mir einer der Beamten in der Gegend verſicherte, ſehr geſchickt ſich einzuſchmeicheln; ſie verkauften entfernte Beſitzungen und ſiedelten ſich in der Mitte der bewohnten Gegenden an. Ihre Gewandtheit, ihr Fleiß und ihre Emſigkeit wurden ſehr gelobt. Sie ſollten, behauptete man, unter ſich verwandt ſein, und hatten offenbar etwas Fremdartiges, von den übrigen Eigenthümern Abweichendes. Aus der Mitte dieſer Familien ſei nun, verſicherte man, in der letzten Zeit eine Art Gährung entſprungen, die immer mehr um ſich greife; man ſpürt in den Gemüthern eine allgemeine Unzufriedenheit, die früher unbekannt war, und obgleich man ſich für überzeugt hält, daß jene fremden Familien die Urheber ſind, ſo iſt man dennoch nicht im Stande, es ihnen zu beweiſen. Ja, ſie ſelbſt ſcheinen nicht zu den Unruhigen zu gehören. Von ihnen hört man ſelten Klagen, und wenn die Beamten der Gegend unbemerkt ſtille Unterſuchungen anſtellten, wenn man ſie zu überraſchen ſuchte, fand man faſt immer, daß ſie beſchäftigt waren, die Unruhigen zu beſänftigen.

Nun wird plötzlich verſichert — Sie, Malkolm, ſtünden an der Spitze aller Unzufriedenen im Lande, aber beſonders in Wermeland; dort misbraucht man Ihren Namen. Seit Sie genannt worden ſind, iſt es, als wenn die zerſtreuten Keime der Unruhe einen Vereinigungspunkt gefunden hätten, Sie ſollen, behauptet man, in einer ganz beſondern Beziehung zu den verdächtigen Familien ſtehen, Sie ſind, heißt es, mit ihnen verwandt, und man erzählt ſich, daß Sie nur deswegen in der letzten Zeit nicht nach Wermeland gekommen ſind, um deſto unbemerkter in der Ferne zu wirken. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſes alles nicht blos räthſel-, ſondern auch mährchenhaft klingt, und ich würde weniger darauf geachtet haben, wenn es nicht einen zu großen Einfluß auf das Volk ausübte, um — wie es auch entſtanden ſein mag — meinem Freunde gleichgültig zu ſein. Habe ich doch von ihm ſelbſt gehört, daß ein Dunkel auf dem Schickſale ſeiner Vorväter ruhe, und daß dieſes ihn beunruhige; wußte ich doch durch Cederſtröm, daß ſeine Thätigkeit von großem Umfange, ſein Einfluß bedeutend war. Es iſt nicht meine Abſicht, mit voreiligen Ermahnungen einen Mann, der über ſich ſelbſt im Klaren zu ſein glaubt, beſchwerlich zu fallen; es würde ſich aber wenig ziemen, wenn ich nicht aufrichtig ſein wollte. Ich kenne Sie — der Mann entwickelt den Jüngling, verwandelt ihn nie — und die unvermeidlichen Verirrungen einer Lage, wie der Ihrigen, deſto unvermeidlicher, je ſicherer man ſich glaubt, ſind mir auch nicht unbekannt. Ich war alſo beſorgt und kam her, dieſe Beſorgniß meinem Freunde ſelbſt mitzutheilen. —

Allerdings, ſagte Malkolm, fangen die Umtriebe meiner Feinde an eine Wendung zu nehmen, die mir bedenklich wird, und wie dürften ſie mir gleichgültig ſein, da ſie ſelbſt meine innigſten Freunde irre leiten konnten? —

Du warſt, unterbrach ihn Cederſtröm, ſchon als Kind ein Ritter; Du wollteſt Jeden an Großmuth und Aufopferung überbieten, aber du forderteſt auch unerbittlich von Deinen Freunden, was Du ſelbſt zu leiſten vermochteſt. Ein jedes Mistrauen konnte Dich empören. — Ich habe mich nicht verändert, erwiederte Malkolm mit ſo ſtrenger Kälte, daß die Freunde erſchraken. Ich verſtehe Dich, fuhr dennoch Cederſtröm mit ruhiger Milde fort, Du könnteſt aus der Art, wie wir unſere Beſorgniſſe geäußert haben, falſche Schlüſſe ziehen. Erführe ich von einem fremden, mir unbekannten Menſchen Gerüchte, wie die widerſprechenden, die Dich bald mit Lob überhäufen, bald Dir die thörichteſten Verbrechen aufbürden, ich würde ſicher mich an die günſtige Hälfte halten, denn die Menſchen tadeln mit Luſt und aus Neigung, unwillig hingegen loben ſie. Ich kenne Dich und will aufrichtig ſein. Ich ſah Dich in einem bedenklichen Kampfe mit widerſtrebenden Elementen — und Du mußteſt ſiegen, ſchon weil eine entſchiedene Niederlage Dich vernichten würde. Daß Du nichts Unedles beginnen würdeſt, war mir wohl bekannt; aber auch das Tadelnswerthe nimmt in mächtigen Naturen eine lockende Geſtalt an, Du wäreſt nicht der Erſte, der fiel, weil er ſich zu ſicher dünkte — Und könnten wir Ihre Freunde ſein, fiel Bredahl ein, wenn Umſtände, wie diejenigen, welche uns bekannt wurden, uns nicht in Unruhe verſetzten?

Dieſe Wolken ſind zerſtreut, wie ich hoffe, ſagte Malkolm und trat ſeinen Freunden ruhig entgegen. Meine Verhältniſſe zu der nächſten Umgebung, zu dem Reichstage und dem Hofe ſollen Euch nicht unbekannt bleiben, ich habe nichts zu verheimlichen. Nur Eins — was ich gethan habe, jede vollführte That, will ich Euch mittheilen. Es wird hinlänglich ſein, um Euch zu beruhigen. Meine Entwürfe aber, meine Entſchlüſſe, gehören mir, ſie ſind mein Geheimniß; ſie ſcheinen mir halb vernichtet, ſobald ſie mitgetheilt werden. Es ruht ein Zauber auf der keimenden That, ſie liebt, wie der Saame, die Dunkelheit und verdorrt im Entfalten, wenn ſie ſich zu früh an das Licht wagt. Aber mit Sicherheit erwarte ich von Euch genauere Kunde, erwarte ich von jetzt an ſorgfältige Mittheilung. Können Sie mir, lieber Bredahl, Ort, Zeit, Namen angeben? Sind Ihnen beſtimmte Ereigniſſe bekannt, die ſich durch Zeugen beſtätigen laſſen? — Allerdings, erwiederte Bredahl; ich ſah wohl ein, wie wichtig eine ſolche genaue Kunde ſein müßte. Gut, entgegnete Malkolm, ich werde jede Mittheilung benutzen. Einige verſteckte, mir räthſelhafte Nachrichten aus Wermeland erhalten erſt durch Ihren Bericht Sinn und Bedeutung. Ich werde nicht nachläſſig ſein. —

Malkolms Ruhe wirkte ſichtbar auf die Freunde; was ihn ſo wenig in Bewegung ſetzte, ſchien in ſeiner Gegenwart auch weniger bedeutend, und beide theilten die Ueberzeugung, die ihn durchdrang, daß die Schlechtigkeit über eine ſo klare, ſtarke, in ſich begründete, ja, durchaus edle Geſinnung keine Kraft habe. Das wechſelſeitige Vertrauen war jetzt erſt völlig wiederhergeſtellt; eine gewiſſe Entfremdung, die bis dahin Malkolm und Cederſtröm von einander getrennt hatte, obgleich ſie ſich es nicht geſtehen wollten, war ganz verſchwunden, und die freiſten, durch keine Schranken gehemmten Aeußerungen riefen die glücklichen Stunden ihrer verſchwundenen Jugend, in welcher ſie ſich wechſelſeitig ganz hingaben, mit allem Zauber der friſchen Erinnerung zurück.

Und dennoch würde man ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß die Freunde ruhig geweſen wären. Inmitten der tiefſten Luſt lauerte das Grauen, und Alle ahnten eine finſtere Zukunft. Malkolm kannte ſeine Lage, und wenn er auch die Pläne ſeiner Gegner noch nicht durchſchaute, wenn ihm dieſe ſelbſt großentheils unbekannt waren, ſo ſagte ihm dennoch ein klares Gefühl, daß eine große Gefahr über ihm ſchwebe.

Cederſtröm und Bredahl kannten ihn; es war ihnen kein Geheimniß, daß ſeine äußere Ruhe eine innere tiefwühlende Leidenſchaft verbarg, daß Malkolm nie aufgab, was er einmal beſchloſſen hatte, nie zurücktrat, wo er einmal entſchieden hervorgetreten war, daß ſeine Entwürfe von jeher, ſelbſt ſeinen vertrauteſten Freunden, unergründlich waren. Aber wer ihren Geſprächen zuhörte, konnte dieſe innere Sorge nicht ahnen. Beide hatten — ſie wußten es — gethan, was jetzt möglich war; ein jeder fernere Verſuch würde den Mann, den ſie ſo ſehr liebten, obgleich ſie ſeine Herrſchſucht und Leidenſchaftlichkeit kannten, nur noch mehr in ſich zurückgeſcheucht haben.

Es giebt keine verhängnißvolleren Momente im Leben, als wenn ein innerer Zwieſpalt Freunde, die früher in unbefangener Zuneigung ſich ganz angehörten, zu trennen droht. Nichts vermag uns ſo ſiegreich das innerſte, verborgenſte Bündniß der Geiſter kund zu thun, ihr inniges Zuſammenleben in einem höhern Daſein, als der Moment, wo es zerreißen will; dann erſt zeigt ſich die ganze Kraft der unauflösbaren Einheit in vollſter Stärke. Wir werden, es iſt wahr, von dem eignen Zwieſpalt oft geängſtigt, aber die widerſtrebenden Kräfte in uns ermatten und ſchließen einen, freilich täuſchenden Frieden. Die Begierde weiß den reinigenden Entſchluß zu beſchwichtigen, und dieſer duldet zuletzt, was er doch nie ganz zu zerſtören vermag. Wenn aber ein ſchneidender Gegenſatz Freunde zu trennen anfängt, dann will jeder den andern gewinnen; je mächtiger dieſe Verſuche hervortreten, deſto ſchneidender wird der Gegenſatz, deſto gewaltiger der Kampf, und immer ſchmerzhafter, immer zerreiſſender klafft die blutige Wunde, die das Innerſte tödtlich verletzt, aber nie den Tod herbeizuführen vermag.

Aber nicht in den Seelen der Freunde allein keimten düſtere Ahnungen, auch Mathilde konnte ein unruhiges Gefühl nicht überwinden, welches ſich immer tiefer in ihr Inneres eingrub. Der plötzliche Tod der Baroneſſe ſchien nicht allein zu ſtehen, ſie ſah in ihm den Vorboten einer dunkeln Zukunft. Du haſt ſie verlaſſen, ſagte ſie, als der Tod ihr nahe trat, ſie iſt ohne Dich geſtorben, ſie hat Deinen Namen vergebens gerufen, und mit einem drückenden Geheimniſſe iſt ſie geſchieden. Alles, was ihre Entfernung entſchuldigen, ja, rechtfertigen mußte, ſchien ihr nichtig. Der vergebliche Ruf der Sterbenden tönte ihr wie ein furchtbar drohender Vorwurf entgegen, das Geheimniß, welches ſie ſchweigend in das Grab nahm, ſchien ihr eine verborgene Rache zu verhüllen, die ſicher treffen würde. Obgleich die Verſtorbene durch Geſinnung und Bildung ihr ferne ſtand, ſo hatte doch lange Gewohnheit ihre Schwächen erträglicher und eine faſt zärtliche Zuneigung gegen Mathilde, die ſonſt nicht in ihrem Charakter lag, ſogar ſchätzbar gemacht. Tief von Schmerz durchdrungen ſchwebte an der Trauernden die düſtre, zitternde Geſtalt der Alten vorüber, welche ſo plötzlich aus der Nacht auftauchte, und deren Züge offenbar Malkolm in Erſtaunen, ja, in Schrecken geſetzt hatten; ſeine, Cederſtröms Geſpräche, die in der heitern Umgebung nur wie leichte, fliegende Wolken an der hellen Sonne des lieblichen Tages eilig vorüberzogen, traten jetzt mit ihrem drohenden Inhalte vor ihren Geiſt. Malkolm beherrſchte jeden Gedanken ihrer Seele, und die Liebe ſchien ihn für ſie aufzuſchließen; aber ein Geheimniß ruhte auf ſeinem Daſein, eine Seite ſeines innerſten Lebens blieb ihr auf immer verſchloſſen. Der Mann *kann* ſich nicht ganz hingeben, wie die Frau, ſagte ſie ſich, ja, das echt Männliche, das eben, was ihn Dir theuer macht, muß von Dir abgewandt ſein. Und doch, wenn dann aus dieſem tief liegenden Abgrunde der ſtarre Sinn, wenn auch in ihrer Nähe gemäßigt, hervorbrach, überfiel ſie eine innere Angſt, die früher der Liebe nur als ein Stachel der Luſt diente, jetzt aber mit vernichtender Kraft ſich äußerte; es gab Momente, in welchen der Geliebte ihr als ein Fremder erſchien, in welchen eine innere Stimme, die durch ihre Seele zerreißend klang, ſie zu warnen ſchien. Mathilde hatte ein ſicheres Mittel gegen ſolche furchtbare Augenblicke, es war das Gebet. Du biſt ſein, ſagte ſie, wenn ſie ſich getröſtet erhob, es giebt keine Gewalt, die Dich von ihm zu trennen vermag. O, möchteſt Du ſein guter Engel ſein! Da traten alle die lieblichen Stunden der völligen Hingebung, ſeiner Liebe, ſeiner Großmuth, ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit hervor; was in jenen düſtern Stunden ſie ſchrecken wollte, ſchien ihr eine verlockende Täuſchung, und wenn er eintrat, wenn ſein gebietendes Weſen in ihrer Nähe weich wurde und ſich in heitere Milde verlor, war eine jede Spur der beunruhigenden Ahnung verſchwunden.

Anders wirkten die drohenden Ereigniſſe auf Antonie. Während der Luſtreiſe war ſie ausgelaſſen, Malkolms ernſthafte Rede, als er in die Gegend hineinblickte, Cederſtröms ſpätere, ſchienen auf ſie einen beſonderen Eindruck zu machen. Ihre Ausgelaſſenheit war von jetzt an mit einer ſeltſamen Unruhe gepaart, die ſie offenbar, wenn gleich vergebens, zu unterdrücken ſuchte, und die Mathilden auffiel. Als das alte Weib erſchien, war ſie äußerſt aufmerkſam, und kaum hörte ſie die Benennung, welche dieſes ſeltſame Weſen

Malkolm gab, als ſie dieſe, wie unwillkürlich, mit einem ſpöttiſchen Lächeln wiederholte. Enkel? rief ſie, das iſt ja höchſt ſonderbar! Dieſer Ausruf, der ſie zu gereuen ſchien, erſchreckte Mathilde; er dünkte ihr faſt furchtbarer, als die Benennung, welche ſie doch, ſie wußte nicht warum, mit Grauen erfüllte. Aber Antonie hatte ſich bald gefaßt, ſie ſpottete mit leichtem Witze über den Wahnſinn der Alten, und als die Nachricht von dem gefährlichen Zuſtande der Tante anlangte, war dieſer vorübergehende Eindruck ganz verſchwunden. Sie erfuhr den Tod der Baroneſſe mit auffallender Gleichgültigkeit; als der Arzt aber mit ängſtlicher Stimme erzählte, wie die Sterbende Mathildens Namen ſo oft, ſo verlangend genannt, daß ſie die Abſicht gehabt, dieſer noch vor ihrem Tode ein Geheimniß mitzutheilen, horchte ſie mit krankhaft geſpannter Aufmerkſamkeit und konnte ſich nach wiederholten Fragen nur beruhigen, als ſie gewiß war, daß die Sterbende das Geheimniß mit in das Grab genommen hatte. Aber ihre innere Unruhe nahm jetzt ſo ſehr überhand, daß ſie Allen auffiel. Sie ſchien oft ſich an Malkolm andrängen zu wollen, als wäre es ihre Abſicht, ihm etwas anzuvertrauen, dann aber zog ſie ſich ſchnell wieder zurück. Ihre Geſichtszüge wechſelten plötzlich, aus den Augen ſprühte ein wildes

Feuer, das ſchnell wieder erloſch und ſie bis zum Tode ermattet zurückließ. Mathilde war erſtaunt und beſorgt; vergebens beſchwor ſie die Freundin, ihr ihren Kummer mitzutheilen. Sie blickte Mathilde räthſelhaft, halb zürnend, halb wehmüthig, an und ſchwieg. Plötzlich, noch vor der Beerdigung, war ſie verſchwunden; ein Bedienter hatte in der Nacht einen Wagen vor dem Garten halten ſehen, aus der Ferne ſah er einen fremden Mann, aus dem Garten eine Frau kommen, Beide beſtiegen den Wagen, und er fuhr eilig weiter. Auf ihrem Zimmer fand man ein Blatt. „Ich muß Euch verlaſſen — bedauert mich!“ war alles, was es enthielt. Ihr ſeltſames Betragen, ihr ſchnelles Verſchwinden blieb völlig räthſelhaft und unerklärbar; aber es vergrößerte Mathildens innere Angſt, und ſelbſt Malkolm erſchien, ſeit ihn die Freunde verlaſſen, immer bedenklicher.

Der ruhigſte unter Allen, während dieſe drohenden Anzeichen einer ſtürmiſchen Zukunft ſich zeigten, war der Baron. Am Sterbebette hatte er den letzten Athemzug ſeiner Gemahlin mit großer Theilnahme verfolgt; als ſie ſtarb, ſchien ein kurzer Schauder ihn zu ergreifen; dennoch war es, als wäre er mit andern, mit ferneren Gegenſtänden beſchäftigt, und bald zeigte ſich, was ihn ſo ſehr in Anſpruch nahm. Es war der Gedanke, wie er unter ſolchen Umſtänden ſich würdig zu betragen habe, der Gedanke an die bevorſtehende Beerdigung mit ihren Ceremonien und allem, was dieſen voranging. Er ließ alle Bewohner des Hauſes und der Nachbarſchaft ſich bei Fackelſchein vor dem Eingange des Schloſſes verſammeln, und kündigte ihnen in kurzen würdevollen Worten das traurige Ereigniß, ihren, ſeinen Verluſt an. Jetzt wurden nach allen Gegenden Eilboten mit Einladungen geſandt, und ein großer Saal zur Ausſtellung der Leiche mit allen Trauerzeichen prachtvoll eingerichtet. Der prächtige Sarg befand ſich ſchon nach dem Befehl der Verſtorbenen im Hauſe, und Tag und Nacht umgaben ihn große, brennende Wachslichter auf hohen Kandelabern. Diener in reichen Livreen ſtanden abwechſelnd an ſeinen Ecken, und als nun die neugierigen Einwohner ſich herandrängten, in ſtiller Trauer ſich dem Sarge näherten und wieder entfernten, ſaß er, von Allen entfernt, einſam in einem entlegenen Gemache, aus welchem er ungeſehen die herbeiſtrömende Menge überſchauen konnte.

Die Beerdigung mit allen ihren unendlichen Ceremonien war vorüber, die letzten Gäſte hatten ſich entfernt. Malkolm, jetzt eben, wie es ſchien, mit wichtigen Geſchäften überhäuft, ließ ſich wenig ſehen, und der Baron ſuchte nur ſelten Mathildens Geſellſchaft. Aber bald zeigte es ſich, daß derjenige, der anfänglich der Ruhigſte zu ſein ſchien, am meiſten gelitten hatte. Der Baron ging ſtillſchweigend aus einem Zimmer, aus einem Saale in den andern, als ſuchte er etwas; auf Reden, durch welche Mathilde ſeinen Gram zu lindern ſuchte, horchte er ſtillſchweigend, aber ſeine Kräfte nahmen ſichtbar ab, und kaum waren wenige Wochen vergangen, als der Arzt ſeinen nahen Tod als unvermeidlich ankündigte. So lange ihn die Beerdigung beſchäftigt hatte, ſchien er noch mit der Verſtorbenen verbunden; was er jetzt für ſie anordnete, geſchah größtentheils nach ihrem eigenen Befehle, ſie ſchien noch gegenwärtig, noch thätig zu ſein. Nun allein gelaſſen, fiel ſein ganzes Weſen in ſich zuſammen. Sonſt hörten die Bedienten nichts, als ſtrenge, kurze Befehle, jetzt konnte er, ohne es ſich deutlich bewußt zu ſein, in vertrauliche Geſpräche mit ihnen eingehen, und wenn er ſich in einem ſolchen Geſpräche ergriff, ſchauderte er wie vor einer Unthat zurück. Die ganze, ſonſt ſo ſtrenge Ordnung des Hauſes war völlig vernichtet, er grämte ſich und vermochte es nicht zu ändern. Man glaubte nicht, daß die Baroneſſe, während ſie lebte, eine größere Gewalt beſaß, als er; aber die Ceremonien, in welche ihr ganzes Leben aufging, waren ein gemeinſchaftliches Produkt, ſie handelten, ſie dachten, ſie lebten als eine Perſon; völlig in einander verſchmolzen, konnten ſie nur zuſammen leben und mußten zuſammen ſterben.

Mathilde ſuchte vergebens die Stelle der Verſtorbenen in dieſer Rückſicht zu erſetzen, ſie war Mutter, ihre Thätigkeit erſtreckte ſich über die Nachbarſchaft, ſie leitete den Unterricht armer Kinder in der Nähe; ſelbſt wenn ſie mit aller Anſtrengung nach den Begriffen des Onkels ſich zu richten ſuchte, zeigte es ſich, daß ſie hier und da gegen die ſeltſamen Anſichten des alten Mannes anſtieß. Ein ſolcher Fehlgriff war aber gefährlicher, als eine völlige Vernachläſſigung. Die alten, ſtarren Ideen traten dann mit voller Kraft der gegenwärtigen Zerrüttung entgegen, und ſeine innere Verwirrung ſteigerte ſich auf eine ſo bedenkliche Weiſe, daß Mathilde erſchrak und ſchüchtern zurücktrat.

Eines Tages, als Malkolm in der Ferne beſchäftigt, Mathilde bei den armen Nachbarn auf ihre hülfreiche Weiſe thätig war, während der Baron, von ſeinen Bedienten verlaſſen, gramvoll in ſeinem einſamen Zimmer ſaß, fuhr eine prächtige Equipage vor. Ein Herr, in fremdem Staatsanzuge, mit Orden bedeckt, ſtieg aus und wunderte ſich nicht wenig, als er von keinem Bedienten empfangen wurde; ſein Jäger hatte vergebens irgend einen Diener aufgeſucht. Der Herr ſtieg nun voll Erſtaunen die großen Treppen hinauf, fand einen großen Saal und hörte eine Stimme aus einem anſtoßenden Kabinet. Er klopfte an die Thüre und öffnete ſie; da trat ihm der einſame Baron, geſtört in einem troſtloſen Monologe, erſchrocken und verwirrt entgegen. Der Herr nannte ſich; es war ein fremder Geſandter, der im Vorbeireiſen dem Baron einen Beſuch abſtatten wollte. Dieſer athmete kaum; ein Ereigniß, welches ſonſt als die größte Glorie des Hauſes erſchienen, auf welches vorbereitet zu ſein, der höchſte Stolz der Familie geweſen wäre, mußte nun auf eine ſo ſchmähliche Weiſe die innere Zerrüttung offenbaren. Der Baron antwortete unzuſammenhängend, verwirrt, und der Geſandte war ſelbſt in ſichtbarer Verlegenheit. In dieſem Augenblicke trat Mathilde ein; ſie hatte die Equipage entdeckt, die Folgen einer ſolchen Begebenheit vorausgeſehen, und eilte nun, ihrem natürlichen Gefühle folgend, den Geſandten zu empfangen; ſie machte ihn auf die Krankheit des Barons aufmerkſam und unterhielt ihn. Obgleich nun Alles ein anderes Anſehen gewann, ein glänzendes Mahl, die prachtvolle Dienerſchaft, Malkolms Erſcheinung die äußere Ehre des Hauſes wieder herzuſtellen ſchienen, konnte der Baron ſich doch gar nicht wieder faſſen. Bei der Tafel war er ſtumm, er ſtarrte vor ſich hin und mußte, völlig erſchöpft, zur Ruhe gebracht werden.

Er erholte ſich nicht wieder, und kaum war ein Monat nach dem Tode der Baroneſſe verſchwunden, als man auch ihn begraben mußte.

Dieſer doppelte Todesfall hatte einen größern Einfluß auf Malkolms Lage, als er vermuthete. Mathilde war, da der einzige Sohn vor dreizehn Jahren im Auslande geſtorben, die beſtimmte Erbin der reichen Familie. Man ſchmeichelte nun zwar dem mächtigen, reichen Manne, aber ſeine harte, wenig ſchonende Weiſe, Thoren zu züchtigen und Unbedeutende in einer beſtimmten Entfernung zu halten, machten ihn unter den Vornehmern der Gegend wenig beliebt. Die Meiſten fühlten ſich in ſeiner Nähe gedrückt, und da ſeine Herkunft in den Augen Vieler ihn keinesweges zu großen Anſprüchen berechtigte, ſo ſchien ſein Betragen um ſo tadelnswerther. Als nun nach dem Tode des Barons Alles auf dem Schloſſe ein anderes Anſehen gewann, blieben viele der ſonſtigen Beſuche aus, und auch Malkolm entſchloß ſich leicht, den Umgang noch mehr zu beſchränken.

Sowohl er, als Mathilde vermißten die frühere Geſellſchaft wenig; fühlten die Männer und Frauen, welche ſich von nun an entfernter hielten, daß ſie wenig für die Unterhaltung paßten, die vorzüglich zu herrſchen pflegte, wo Malkolm war, ſo konnten die beiden Glücklichen den Umgang mit den Zurückgezogenen noch beſſer entbehren. Bedeutende Männer, meiſt aus der Hauptſtadt, aus entfernteren Gegenden erſchienen; die Zeit verſtrich in wichtigen Beſchäftigungen, und die drohenden Zeichen, welche jenen Tag der Freude beſchloſſen, ſchienen bedeutungslos zu verſchwinden.

Selbſt die Folgen der plötzlichen Erſcheinung des alten Weibes wurden durch ein unerwartetes Ereigniß abgelenkt. Sie war in ein entferntes Gemach gebracht worden; ein alter vertrauter Diener aus dem Hauſe des Vaters, der längſt alle Familienverhältniſſe kannte und ſelbſt ein entferntes Mitglied derſelben war, erhielt den Auftrag, ſie zu unterhalten und eine jede Annäherung des Geſindes zu verhindern. Dieſer Bediente kannte die Alte; ein nicht unbedeutendes Jahrgehalt war ihr von Malkolms Vater ſchon ausgezahlt und durch den Sohn vergrößert worden, er pflegte es zu überbringen.

Als nun die Alte in das anſtändige Zimmer trat und einen bequemen Sitz wahrnahm, ließ ſie ſich gemächlich nieder und ſchien ſich ſehr behaglich zu fühlen. Sie ſchmunzelte, und genoß das für ſie bereitete

Mahl und den Wein mit einem für ihr Alter außerordentlichen Appetite. Es dauerte lange, ehe der Bediente mit ihr ein Geſpräch anknüpfen konnte. Sie antwortete nicht, erhob nur zuweilen den zitternden Kopf, warf einen flüchtigen Blick auf die Gegenſtände, die ſie umgaben, und die, obgleich einfach, doch Alles, was ſie zu ſehen gewohnt war, weit übertrafen, und ſchüttelte den Kopf. Endlich, als ſie das Mahl genoſſen hatte, rief ſie den Bedienten. Markus, ſagte ſie — Du biſt es doch, denn meine Augen werden ſchwach, aber Deine Stimme kenne ich — komm her! In der Art, wie ſie ſprach, lag etwas Gebieteriſches, es war Markus nicht unbekannt, daß ſie in der entfernten Gegend, in welcher ſie lebte, nicht allein unter den weit ausgebreiteten Verwandten ein großes Anſehen genoß, ſondern auch einen bedeutenden Einfluß ausübte.

Die Schickſale dieſer Familie hatten eine Art von Grauen unter den Einwohnern verbreitet. Mit großen geheimen Verbrechen iſt unter den geringen Klaſſen oft eine Vorſtellung von vorzüglichen Gaben, von geheimen Kräften verbunden, die Furcht, der Abſcheu von einer gewiſſen Achtung begleitet. Solche Verbrechen hatten, man wußte es, die Vorväter dieſer Familie, zwar nicht, wo ſie wohnten, aber in dem benachbarten Lande begangen. Ueber den Urſprung dieſes fremden Geſchlechts hatte die Länge der Zeit ein Dunkel verbreitet und mit den ſeltſamſten Sagen ausgeſchmückt. So war alles, was von ihr verlautete, geheimnißvoll, räthſelhaft, und man wußte nur, daß der Schwiegervater der alten Frau in Norwegen hingerichtet worden war. Die herrſchende Vorſtellung von dem Geſchlechte der Malkolms hatte alles dieſes in einen Punkt zuſammengedrängt. Einzelne waren mit den Töchtern des Landes vermählt, manche von den Einwohnern hatten ſich im Verlaufe der Zeit mit Mädchen aus dem verrufenen Geſchlechte verbunden; aber auch dieſe ſchienen dadurch aus dem gewöhnlichen Kreiſe der Geſelligkeit herauszutreten, und da die Glieder der Familie ſich immer mehr ausbreiteten, heiratheten ſie zuletzt faſt nur unter ſich und ſchloſſen ſich immer enger, immer inniger an einander an. Es bildete ſich dadurch ein Verein, deſſen innerſten Mittelpunkt ein gemeinſames Familiengeheimniß ausmachte. Dieſes war nicht allen Mitgliedern des Vereins bekannt; nur die älteren Männer und Frauen wußten um den Urſprung des Geſchlechts und das furchtbare Schickſal deſſelben, nur ſie unterhielten ſich von der Rache gegen eine norwegiſche Familie, die ſich von Vater auf Sohn durch eine lange Reihe von Jahren fortgepflanzt hatte. Kühne Männer, durch ſie zu den furchtbarſten Verbrechen getrieben, waren als Opfer dieſer Rache gefallen, und hatten Schande und Schmach auch über die Unſchuldigen gebracht. Das tiefe Gefühl dieſer Schande war die Urſache einer Erbitterung, einer feindſeligen Geſinnung geworden, die auf jede Gelegenheit lauerte, Unfrieden und Zwietracht zu erregen. Die meiſten Malkolms waren arm, einige indeſſen hatten ein für die Gegend und ihre Verhältniſſe anſehnliches Vermögen erworben.

Sie lebten ſeit faſt zweihundert Jahren in den nördlichen Gegenden an der norwegiſchen Grenze, öſtlich vom Dovre, jenem nordiſchen Gebirgsrieſen, weil ſie von hier aus jede Gelegenheit, ihre Rache gegen die verhaßte Familie Heggelund auszuüben, ohne großes Aufſehen benutzen konnten. Die Meiſten nährten ſich von künſtlicher Schnitzarbeit in Holz; ſie verfertigten Meſſer, die ihrer Güte wegen bekannt waren und ſich beſonders durch die kunſtreiche Bearbeitung der Stiele auszeichneten. Mit dieſen wanderten ſie in ganz Schweden und Norwegen umher, und in früheren Zeiten ſuchten die Kühneren jede Veranlaſſung auf, ihre Rache zu befriedigen. Da, wo ſie ſich aufhielten, lebten ſie ſtill, eingezogen, mäßig, und man konnte ihnen nichts vorwerfen; aber allgemein war das Gerücht verbreitet, daß ſie auf ihren Wanderungen als die gewandteſten Diebe ſich zeigten. Einige, die nie zurückkamen, ſaßen, behauptete man, in Gefängniſſen und Zuchthäuſern eingeſperrt, und die nicht unbedeutenden Summen, welche Mehrere zurückbrachten, und nach und nach in anſehnlichen Beſitzthümern anlegten, waren, wie verlautete, nicht immer auf die ehrenvollſte Weiſe erworben. Aber dieſe reicheren Männer zeichneten ſich beſonders aus, und obgleich man ſie ſcheute, erlangten ſie dennoch ein großes Anſehen unter den Einwohnern, die bei mehreren Gelegenheiten ihren klugen Rath benutzten. Denn ſie galten alle für kluge, gewandte und entſchloſſene Leute.

Der ſechzehnte September war unter ihnen ein feierliches Familienfeſt. Die Reicheren vereinigten ſich, die Aermeren wurden eingeladen. Der Tag war aber kein Freudentag. Seltſame Feierlichkeiten, Worte aus einer fremden Sprache, die den Meiſten unbekannt war, empfingen ſie. Das älteſte Mitglied ſprach in einem hohlen Tone: „Dieſes iſt der Grauentag, dem unſer Geſchlecht ſeinen Urſprung verdankt. Dieſer blutige Tag trieb unſere Stammmutter mit dem einzigen Sprößlinge hierher. In Wäldern lebten wir lange, von Allen verſchmäht; nur die höchſte Armuth vermochte die Mädchen der Gegend, ſich mit unſern Jünglingen zu verbinden, nur der völlig Verlaſſene ging einen Bund mit unſerer Tochter ein.“ Das Feſt ſchloß ſich mit einem Mahle, mit Geſchenken, welche unter die Armen vertheilt wurden. In der letzten Zeit wurde aber nicht mehr, wie es wohl in früheren Jahren geſchah, die Geſchichte der Ermordung erwähnt; die Aelteren, Angeſeheneren des Geſchlechts verhüllten gefliſſentlich den Urſprung in Dunkel und unterſtützten die mancherlei Sagen, die über den Urſprung dieſer Familie unter den Einwohnern herrſchten. Dadurch, daß ſie reich, angeſehen, allein mit der Geſchichte ihrer Vorväter bekannt waren, erlangten ſie einen beſondern Einfluß, durch welchen ſich eine Art von Staat im Staate bildete. Alle Streitigkeiten des Stammes wurden durch eigene Richter geſchlichtet, Jedermann unterwarf ſich ihrem Ausſpruche, und das Geheimnißvolle, welches ſie von den übrigen Einwohnern trennte, herrſchte faſt noch mehr in der Familie ſelbſt und übte über alle Mitglieder eine faſt magiſche Gewalt.

Indeſſen war durch die Länge der Zeit das Band des Vereines immer ſchlaffer geworden; das verhaßte Geſchlecht in Norwegen hatte die Grenze verlaſſen und ſich tiefer in das Land gezogen, in eine Gegend, in welche es nicht ſo leicht war unbemerkt einzudringen. Nur die Häupter der Familie kannten den Gegenſtand der Rache und den Urſprung derſelben; das unglückliche Schickſal der kühnen Männer, die ſich der Rache geopfert hatten, ſchreckte das jüngere Geſchlecht ab, und in der letzten Zeit fingen die von ihren Wanderungen Zurückkehrenden an, ſich dem Anſehen der Familienhäupter zu widerſetzen.

Kaum hätte die gefährliche Eigenthümlichkeit dieſes Geſchlechts ſich erhalten — ſchon ſeit dreißig bis vierzig Jahren war die gemeinſchaftliche Benennung: Malkolm, verſchwunden, und die Geſchlechtsnamen unterſchieden ſich faſt gar nicht mehr von denen der Einwohner — wenn nicht die alte Frau, die jetzt ihren Enkel durch ihren unerwarteten Beſuch in Verlegenheit ſetzte, geweſen wäre, die alte Anna, welche noch immer den Urſtamm repräſentirte und einer faſt abergläubiſchen Verehrung genoß. Ihre Mutter war früh geſtorben, und die erſten zwanzig Jahre ihrer Jugend hatte ſie in dem Hauſe der Großmutter verlebt, die ein eben ſo hohes Alter, wie dasjenige, in welchem ſie jetzt ſelbſt ſtand, erreichte. Die alte Anna zählte dreiundachtzig Jahre. Durch ein ähnliches Schickſal hatte ihre Großmutter die erſte Jugend unter Aufſicht der rachedurſtenden Stammmutter des Geſchlechts verlebt, und ſo war das zweihundertjährige Geheimniß der verwaiſten Anna ganz nahe gerückt worden. Die glühende Rache hatte ſich von der Stammmutter auf die Enkelin, von dieſer auf Anna fortgepflanzt und ſchien nach ſo langer Zeit mit erneuter Kraft wieder auflodern zu wollen.

Die Großmutter lebte in einem wilden Thale, am Saume eines dunkeln Waldes. Die ſtarre Felswand, aus deren gähnendem Spalte ein ſchäumender Waſſerſturz ſich tobend niederwälzte, ſchien über die kleine Hütte herabſtürzen zu wollen, ſo kühn und drohend ſchwebte der hervorragende obere Rand über dem engen Thale. Hier hauſte die alte Frau in großer Einſamkeit; der Mann war geſtorben, die Söhne wanderten fortdauernd im Lande umher, oft nach Norwegen, wo ſie die verhaßte Familie Unheil drohend umſchwebten. Wenn nun in den langen Winternächten der Waſſerſturz tobte, der Sturm durch das Thal heulte, die kniſternden Fichtenſpäne ein flackerndes Licht durch den engen Raum der finſtern Stube verbreiteten und das greiſe Antlitz der bejahrten Frau erleuchteten, während das Spinnrad knarrte, hörte das junge Mädchen von nichts reden, als von der Zeit der Stammmutter, von ihrem kühnen Geiſte; wie ſie, arm, verlaſſen, verfolgt von den reichen Verwandten, in dieſer Hütte aufgenommen wurde; wie ſie durch ihre Schönheit, ihren großartigen Sinn Jedermann gewann; wie damals Alle ſich beeiferten, ſie zu unterſtützen, zu tröſten; wie ſie einen Sohn gebar, das Werkzeug ihrer Rache." Aber vor Allem klang die Stimme der Alten furchtbar, wenn ſie die grauſame Unthat erzählte. Anna glaubte dann vor ihren Augen das flehende Mädchen zu ſehen, wie ſie den blutenden Leichnam des Geliebten in ihre Arme ſchloß; ſie hörte den Fluch der blutbeſprützten Braut, der den Mörder und ſein ganzes Geſchlecht traf; ſie vernahm nun wieder, wie die Stammmutter den Sohn für ihre Rache erzog, wie der Haß mit den Jahren wuchs und immer finſterer, immer ingrimmiger wurde — und wenn ſie dann einen ſcheuen Blick auf die alte Frau warf, die ihr gegenüber an der rauchgeſchwärzten Wand, hinter dem knarrenden Rade ſaß, wenn das Geſicht der Großmutter zitterte, während es von den flackernden Flammen unſicher beleuchtet wurde, dann war es ihr, als veränderten ſich die Züge, als ſäße abwechſelnd eine Andere da, als nähme in vorübergehenden Momenten die greiſe Stammmutter ſelbſt den Platz ein und blickte ſie an: dann glaubte ſie mit brennenden Zügen den Haß in dem durchfurchten Antlitze zu leſen, der mächtig genug war, ihr Leben faſt ein Jahrhundert hindurch zu erhalten und jetzt das Grab zu ſprengen.

Die ſchöne Anna zeichnete ſich ſchon in ihrer Kindheit aus. Sie war verſchloſſen, finſter, liebte die Einſamkeit und floh den Umgang der jungen Männer, obgleich dieſe ſie auf alle Weiſe zu gewinnen ſuchten. Denn in der Armuth, in der wilden nordiſchen Welt gedeiht die Schönheit ſelten, und Anna fiel um deſto mehr auf. Allgemein verbreitete ſich das Gerücht, daß ſie das Ebenbild der Stammmutter ſei, obgleich keiner der damals Lebenden dieſe in ihrer Schönheit gekannt hatte, die Großmutter ſelbſt nur in ihrem hohen Alter.

Das Geſchlecht der Malkolms hatte ſich im Laufe der Zeit ſehr vermehrt; in Annas Jugend herrſchte jener abſondernde Sinn, der alle Mitglieder von den Einwohnern trennte und unter einander vereinigte, noch in voller Stärke. Sie ward in ihrem zwanzigſten Jahre mit einem Malkolm verheirathet, der, wie ſie, in grader Linie von dem Ermordeten abſtammte und, wie ſie, unter den Augen derſelben alten Frau aufgewachſen war. Mehrere Jahre vor der Heirath war er ausgewandert und hatte die Hand des ſchönen Mädchens nur durch ſeine kühnen, gewagten Fahrten nach Norwegen erworben. Ein Heggelund war durch ſeine Hand gefallen, er ward ergriffen und entkam durch eine liſtig ausgedachte, mit großer Tollkühnheit ausgeführte That, die lange, ſelbſt in Norwegen bewundert wurde. Durch dieſe Verbindung ward die urſprüngliche innere Einheit und Eigenthümlichkeit des Stammes von Neuem geſtärkt. Der Mann, obgleich jetzt ſeine Gegenwart in

Norwegen ſein Leben gefährdete, wagte ſich oft über die Grenze; er nahm an allen Unternehmungen der Rache theil. Mehrere ſeiner Verbündeten wurden ergriffen, einer hingerichtet, er entkam immer glücklich. Dadurch ſtieg ſein Anſehen, und er und ſeine beſonnene, tief verſchloſſene Anna erlangten eine Herrſchaft über die ſich immer weiter ausbreitende Familie, die mit den Jahren ſtets zunahm. Als der Gegenſtand der Rache aus ihrer Nähe verſchwand, als fortdauernd mißlungene Verſuche den Eifer abkühlten, blieb der düſtere Sinn zuletzt nur in Malkolm und vorzüglich in Anna lebendig. Aber eben dieſe Feſtigkeit ihrer Geſinnung erzwang eine mit Furcht verbundene Achtung. Es war nicht ein ſittliches Gefühl, wodurch der verbrecheriſche Unternehmungsgeiſt abnahm; das Bewußtſein der Schwäche machte die Uebrigen abhängiger von denjenigen, die allein ausharrten, und obgleich ſie nie von neuen Plänen ſprachen, obgleich ſich jetzt das Syſtem der Täuſchung gegen die ferner ſtehenden und ärmern Mitglieder immer mehr ausbildete, die Mährchen, welche den Urſprung des Stammes und ſeine früheren Schickſale in Dunkel hüllten, von den Vertrauten erſonnen wurden, um durch myſtiſche Sagen zu erſetzen, was früher die unmittelbare That erzeugte — ſo erhielt doch eben dadurch der Stamm eine abgeſchloſſene Eigenthümlichkeit, die den Sinn der Menge feſſelte. Die jungen Männer, wenn ſie nicht wanderten, wurden kühne Jäger; ſie hauſten in den unzugänglichſten Gebirgen, und ihre wilde Lebensweiſe ſteigerte die Furcht und das Anſehen, welches ſie ſchon erworben hatten.

So vergingen mehrere Jahre. Anna gebar zwei Söhne und eine Tochter, und beſonders der älteſte Sohn verſprach, in die Fußtapfen des Vaters zu treten. Schon als Knabe war er von rieſenhaftem Körperbau, ſeine frühzeitig entwickelte Kühnheit ſetzte Jedermann in Erſtaunen, und man glaubte in ihm einen zukünftigen Helden zu ſehen, geboren, um das Anſehen der Familie zu erhöhen. Ein Unglück war es, daß Malkolm von einer Krankheit befallen wurde, die eine Schwäche erzeugte, gegen welche ſein ſtarker Sinn vergebens ankämpfte. Eine zweite Sorge war die Geſinnung des jüngſten Knaben. Er war ſchön, aber weichlich; er nahm nie an den kühnen Spielen Theil, die ſelbſt der älteren Schweſter lockend erſchienen; er lernte durch die Mutter ſchneller, als die Geſchwiſter, leſen und vertiefte ſich in die wenigen Bücher, die der Vater beſaß, Chroniken, Andachtsbücher, die auf ſeinen Zügen nicht immer auf die geſetzmäßigſte Weiſe in ſeine Hände gefallen waren. Das Ehepaar bewohnte fortdauernd die Hütte der alten Großmutter, in welcher beide erzogen waren. Mit der Kränklichkeit des Vaters fing auch die Armuth an ſich einzuſchleichen, und die Eltern lebten mit ihren Kindern in trüber Einſamkeit. Zwar verlor das Ehepaar dadurch nicht an Anſehn; durch die Entfernung, in welcher ſie lebten, ſchien dieſes vielmehr eine geheimnißvolle Bedeutung anzunehmen; auf dem jährlichen Familienfeſte bildeten ſie den Mittelpunkt, Malkolm war noch immer, wie in den Tagen ſeiner ungeſchwächten Kraft und ſeines Wohlſtandes, der Richter in allen Streitigkeiten; man unterwarf ſich unbedingt ſeinen Ausſprüchen und zweifelte nicht, daß die jetzt herabgeſunkene Familie ſich ſchnell heben würde, ſobald der älteſte Sohn herangewachſen wäre und thätig ſein könnte. Dennoch konnte die gedrückte Lage die Eltern zu einem Entſchluſſe bringen, den ſie in frühern, beſſern Tagen kaum gefaßt hätten.

Ein reicher Kaufmann aus Gothenburg war auf einer Reiſe nach Trondhiem über das Dovregebirge in dieſe entfernten Gegenden gerathen. Er hörte Mancherlei von dem ſeltſamen Stamme, von Malkolm und Anna, die in einem wilden, einſamen Thale, in Armuth verſunken und dennoch mit einer Art fürſtlichen Anſehens hauſten. Begierig, das räthſelhafte Ehepaar und das merkwürdige Thal kennen zu lernen, ließ er ſich hinführen, ſah nun die Hütte, ihre kühne Lage unter der drohenden Felſenwand, dicht an dem herabſtürzenden Waſſerfalle; aber faſt mehr, als dieſe imponirende Umgebung, zog ein Knabe ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er mochte ſechs bis ſieben Jahre alt ſein und lag im Graſe, vor ihm eine Chronik aufgeſchlagen, und er ſchien völlig in's Leſen vertieft, ſo daß er die Ankunft des Reiſenden nicht bemerkte. Er kniete vor dem mächtigen Foliobande, den Kopf auf den Arm geſtützt; die blonden Locken hingen auf die Blätter herab und verbargen das Geſicht. Der Kaufmann trat, ohne daß der Knabe ſeine Stellung änderte, ihm ganz nahe, und erſt, als er ihn anredete, ſchüttelte er die Locken zurück, ſchlug die freundlichen, großen, blauen Augen auf und betrachtete mit Verwunderung den Fremden, der ſo wenig Aehnlichkeit mit den Männern hatte, die er ſonſt zu ſehen gewohnt war. Seine feinen Züge, das lebendige Auge und etwas Stilles, Einnehmendes, was beim erſten Anblick für ihn ſprach, machten, da es ſo unerwartet erſchien, ſo ſehr im Widerſpruche mit Allem ſtand, was der Reiſende hier zu finden erwartete, einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Knabe antwortete für ſein Alter ſehr beſonnen, erzählte, was er geleſen und was ihn angezogen, und der Kaufmann fühlte ſich ſeltſam bewegt, wenn er das zukünftige Schickſal des Knaben bedachte.

Während er noch mit dem Knaben ſprach, traten Malkolm und Anna aus der Hütte. Der Erſte erſchien trotz ſeiner Kränklichkeit mit Stolz und ruhiger Würde, und der Reiſende mußte geſtehen, daß er zu herrſchen verdiente. Tiefer noch ergriff ihn die Erſcheinung Annas. Sie war noch ſchön, aber etwas Finſteres, faſt Geheimnißvolles in ihren Zügen erregte Scheu, indem ſie mit einem feſten, ruhigen Blicke den Fremden betrachtete. Er wurde zugleich angezogen und zurückgeſtoßen; er ſah ſich faſt gezwungen, dieſen Menſchen mit einer Achtung zu begegnen, die weder zu ihrem Stande und ihrer Armuth, noch zu dem zweideutigen Rufe zu paſſen ſchien, und trat in die kleine, durchräucherte Hütte, durchdrungen von den ſeltſamſten Empfindungen. Er glaubte ſich verſtellen zu müſſen, er verbarg, was er von ihnen und ihrer Herkunft vernommen hatte, und äußerte ſeine Verwunderung, in dieſer Einöde, von allen Menſchen entfernt, eine ſolche Wohnung zu finden. Er fragte mit einer Art von achtungsvoller Scheu nach dem Namen ſeines Wirthes und ſtellte ſich, als fiele es ihm auf, einen ſo fremden Namen hier zu hören. Unſere Familie iſt urſprünglich aus Schottland, antwortete Malkolm ruhig und ohne in Verlegenheit zu gerathen; ein großes Mißgeſchick trieb unſere Vorväter nach dieſer Gegend, und die Nothwendigkeit hat uns hier feſtgehalten. Aber mehr erfuhr er nicht; jeder Verſuch, tiefer in die Geheimniſſe der Familie einzudringen, mißrieth, und die Achtung, welche ihm das Betragen der Eheleute abzwang, verbot jede zudringliche Frage. Ohne irgend eine Verlegenheit, ja, mit einer gewiſſen ſtolzen Miene wurde ihm gaſtfrei dargeboten, was die Armuth zu geben vermochte, und er verlebte einige Stunden in der Geſellſchaft eines Mannes und einer Frau, deren verſtändige, beſonnene Geſpräche ſeine Bewunderung erregten. Der ältere, zwölfjährige, kühne Knabe, die Tochter kamen nun auch, und dieſe ſchienen ganz zu der Familie zu paſſen; aber immer fremdartiger erſchien das blondlockige, milde Kind, mit der zarten, faſt durchſichtigen Haut und mit der ſtillen, ſinnenden Miene. Von dem erſten Augenblicke an war ein Wunſch in der Seele des Reiſenden lebendig geworden, und er ſtieg immer höher, je näher er die Umgebung betrachtete, je mehr er die Schickſale des Knaben, der ihm ſo theuer geworden war, erwog. Er wünſchte, ſelbſt kinderlos, den Knaben mit ſich zu nehmen, als ſeinen Sohn zu erziehen; aber der ruhige Stolz der Eltern machte ihn ſchüchtern. Endlich wagte er den Vorſchlag auf die ſchonendſte Weiſe. Ich bin reich, ſagte er, ich bin Witwer, und das Andenken an meine verſtorbene Frau, wie meine Jahre, erlauben mir nicht, an eine neue Verbindung zu denken. Ich werde den Knaben, der ſo plötzlich meine Zuneigung gewonnen hat, wie meinen Sohn erziehen und darf ihm eine angenehme Zukunft verſprechen. — Die Eltern waren, doch nur einen Augenblick, überraſcht. Ein ſo gütiger Vorſchlag, ſagte Malkolm, darf nicht unbeſonnen abgelehnt, aber auch nicht ohne reifliche Ueberlegung angenommen werden. Sie wollen, wie Sie uns ſagten, das höhere Gebirge bereiſen; die Rückreiſe führt Sie wieder in unſere Nähe, und unſern Entſchluß werden Sie erfahren, wenn Sie uns dann Ihren Beſuch gönnen. —

Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, verlebte der Kaufmann drei Tage; er achtete kaum auf die großartige Umgebung, der Knabe beſchäftigte fortdauernd ſeine Seele, und je unerklärbarer dieſer tiefe Eindruck ihm war, deſto bedeutungsvoller erſchien er. Wie glücklich würdeſt Du ſein, wenn Du dieſen lieblichen Knaben Deinen Sohn nennen dürfteſt, ſagte er ſich immer von Neuem, und ſchon war es ihm, als wenn das höchſte Glück ſeines Lebens von dem Entſchluſſe der Eltern abhinge. Aber je heißer ſein Wunſch wurde, deſto mehr verzweifelte er an der Erfüllung, und von den ängſtlichſten Zweifeln gequält, faſt ohne irgend eine Hoffnung, erſchien er am dritten Tage wieder in dem einſamen Thale und trat zitternd in die Hütte.

Die Eltern kamen ihm ruhig und freundlich entgegen. Er blickte ſie unruhig an, die Frage ſchwebte auf ſeiner Zunge und wagte ſich nicht hervor. Malkolm ſah ſeine Qual. Haben Sie den Wunſch, den Sie ſo gütig äußerten, nicht wieder aufgegeben? fragte er, und der Reiſende athmete freier. Dieſe Frage ließ ihn die Gewährung ſeiner Bitte hoffen. Mit vieler Wärme erzählte er, daß er in den letzten Tagen jede Stunde ungeduldig gezählt hätte, erneuerte ſeine Bitte lebhaft, und die Eltern übergaben ihm mit Entſchloſſenheit, ja, faſt mit Kälte den Knaben. Dieſer war ſehr erfreut. Schon bei dem erſten Beſuche hatte der freundliche Mann ſeine Zuneigung gewonnen. Ach, er war dieſe Freundlichkeit nicht gewohnt! Die Eltern hatten ihn immer mit abſtoßender Härte, ſelbſt die Geſchwiſter als einen Fremdling behandelt. Er hatte nie Aeußerungen der Liebe erfahren und verließ mit kindlicher Freude die einſame Hütte.

Aber nachdem der Knabe, der ſo wenig geliebt worden war, das Haus verlaſſen hatte, ſchien das Unglück dort einheimiſch zu werden. Kaum war ein Monat verfloſſen, da brachte man die Leiche des älteſten Sohnes; er war furchtbar zerfetzt. Seine Tollkühnheit hatte ihn getödtet. Allein, nur mit einer Büchſe bewaffnet, hatte der zwölfjährige Knabe den Kampf mit einem wüthenden Wolfe gewagt. Der Wolf, durch den Schuß verwundet, ſtürzte ſich auf den Knaben, faßte ihn mit den Klauen, zerfleiſchte ihn mit den Zähnen, und als er durch die Schüſſe der Herbeieilenden fiel, war das Kind ſchon todt. Malkolms Krankheit nahm nun täglich zu, der Kummer ſteigerte ihre Gefährlichkeit; man hörte ihn nicht mehr ſprechen, ein ſtummer Gram zehrte an ſeinem Leben, und nach wenigen Wochen ſtarb er. Je unglücklicher Anna wurde, deſto entſchloſſener, härter, grimmiger erſchien ſie. Sie mußte nun durch die Gaben der Verwandten erhalten werden, und ſie nahm dieſe mit ſtillſchweigendem Stolze als einen ſchuldigen Tribut an. So vergingen Jahre. Außer der Hütte kam ſie nur an dem Tage des Familienfeſtes zum Vorſchein, wo ſie den Verſammelten als eine weiſſagende Prophetin erſchien. Aus den Chroniken, die ihre einzige Ergötzung in der Einſamkeit waren, hatte ſie ſich eine ſybilliniſche Sprache angeeignet, jene kurze, oft ſentenzenreiche Weiſe der uralten ſkandinaviſchen Lieder, und oft klangen ihre Worte dunkel und drohend, wie die Weiſſagungen der Voluspa. Sie hatte die Aelteſten auserwählt, welche an der Stelle ihres Mannes die Rathgeber und Richter des Stammes ſein ſollten, und dieſe faßten keinen Entſchluß, fällten kein Urtheil ohne ihren Rath, ihre Bewilligung. So erſchienen die Aelteſten und Reichſten in ihrer Hütte, und nicht die Aermeren und weniger Gebildeten allein, auch die Angeſeheneren glaubten ſie im Beſitze übernatürlicher Kräfte und einer Kenntniß der verborgenen Zukunft. Oft brachte ſie ganze Tage völlig einſam in den wildeſten Gebirgsſchluchten zu; oft, beſonders wenn der Mond hell ſchien, ſah man ihre Geſtalt auf kahlen Höhen wandern, und Keiner, auch die Tochter wagte in ſolchen Augenblicken nicht, ihr nahe zu treten. Sie unterhielt ſich, glaubte man, dann mit den Geiſtern, vorzüglich mit der alten Pflegemutter, mit der Stammmutter. Die Tochter zählte achtzehn Jahre, ſie war Braut und ſah ihrer Hochzeit entgegen — da ſtarb auch ſie plötzlich. Männer und Frauen, Jung und Alt waren erſchüttert, als ſie dieſen Todesfall erfuhren — nur die Alte nicht. Mit furchtbarer Kälte begrub ſie ihr letztes Kind, denn an den entfernten Sohn dachte ſie nie, und auch jetzt hörte man ſeiner mit keinem Worte erwähnen.

Anna lebte nach dieſem Todesfalle, wie bisher, nur wurde ſie noch herriſcher und ingrimmiger. Sie wählte die Töchter des Stammes, die abwechſelnd ihre Pflege beſorgen mußten, und wiewohl ein geheimes Grauen die Mädchen ergriff, wenn ſie die Hütte betraten, ſo wagte doch keine, ſich dem ſtrengen Befehle zu widerſetzen.

So verfloß nun abermals eine lange Reihe von Jahren; obgleich man die kluge Anna noch immer als ein geheimnißvolles, wunderbares Weſen betrachtete, hatte doch die lange Zeit ihren Einfluß gemindert, und ſie ſelbſt ſchien die Gewalt der Jahre zu fühlen, als plötzlich ein Ereigniß nicht blos die Stammverwandten, ſondern auch alle übrigen Einwohner in Erſtaunen ſetzte. Anna, jetzt tief in die funfzig, doch noch rüſtig, ja, mit Spuren der früheren Schönheit, ließ die Aelteſten zu ſich beſcheiden; ſie erklärte, daß ſie die Unterſtützung der Verwandten fernerhin entbehren könnte, daß die alte Hütte — ihr freilich noch immer theuer, weil die Erinnerungen ihres ganzen Lebens ſich an dieſe engen Räume anſchloſſen — baufällig wäre, daß das zunehmende Alter eine größere Bequemlichkeit erforderte, und daß ſie daher beſchloſſen hätte, auf ihre Koſten eine größere, geräumigere Wohnung zu bauen. Sie befahl den Aelteſten, Bauleute zu beſorgen. Ich ſelbſt werde den Bau leiten, ſagte ſie. Der ſpäte Frühling hatte eben ſeinen Anfang genommen, und noch ehe der Sommer verfloſſen war, ſah man ein ſtattliches Gebäude aufgeführt, aus den nächſten Städten mit allen Bequemlichkeiten verſehen, die Arbeiter, die Verkäufer pünktlich, ja, reichlich bezahlt, und Keiner wußte, wo die bedeutenden Summen dazu herkamen. Auch ſchien die Quelle gar nicht zu verſiegen. Sie bezog die neue Wohnung und richtete ſich bequem ein, mehrere, auch männliche Dienſtboten wurden angenommen; Pferde, Kühe, Schaafe weideten im Thale; Wagen und Geſchirr waren von einer zierlicheren Art, als man in dieſer Gegend kannte, und es war natürlich, daß eine ſo außerordentliche Frau durch Reichthum noch mehr an Anſehn gewann. Auch begann das alte Stammverhältniß wieder aufzuleben. Sie wußte dieſen erwachten Sinn wohl zu nähren, unterſtützte die Armen auf die freigebigſte Weiſe, und was ſie vornahm, gedieh. Keiner wagte jemals zu fragen, wo die Summen herkamen, über welche ſie fortdauernd zu gebieten vermochte. Zwar verbreitete ſich das Gerücht, daß einer der anſehnlichſten Handelsherren in Gothenburg Malkolm heiße, man erinnerte ſich, daß der jüngere Knabe aus dem Hauſe der Eltern verſchwunden war; aber ſelbſt über das Schickſal dieſes Kindes hatten ſie vom Anfange an einen undurchdringlichen

Schleier zu werfen verſtanden, ſeit dem Tode ihres Mannes wurde er nie genannt, und Keiner entdeckte irgend eine Verbindung mit Fremden, die Verdacht erregen konnte. So blieb die Vermuthung, daß ſie durch geheime Kunſt in den Gebirgen einen verborgenen Schatz gefunden habe, die herrſchende.

Man wird leicht errathen, daß die Summen, welche ſie ſo gut anzuwenden wußte, in der That von ihrem Sohne herrührten; aber ein beſonders glücklicher Zufall ſetzte ſie in den Stand, dieſe Quelle ihres Reichthums fortdauernd zu verbergen.

Der verſchenkte Knabe hatte bald die ſchönſten Fähigkeiten und eine Liebenswürdigkeit der Geſinnung entwickelt, die den Pflegevater entzückte. Er wurde ganz ſein Sohn und vergaß ſchnell den unfreundlichen, finſtern Aufenthalt ſeiner freudenloſen Kindheit. Er erfuhr ſpäter, daß der Vater und die Geſchwiſter geſtorben wären, man ließ ihn in Ungewißheit, ob die Mutter noch lebte. Sie wurden von jetzt an nie genannt. Nach Allem, was der redliche Pflegevater von den Verwandten des lieblichen Knaben erfahren hatte, glaubte er wohl es vertheidigen zu können, wenn er jede Verbindung mit dieſen aufhob, wenn er, ſo viel wie möglich, das Leben des Kindes von ſeiner gefährlichen Wurzel losriß. Er wurde als der zukünftige Erbe des reichen Mannes erzogen, und dieſer ſelbſt ſtellte ihn als einen entfernten Verwandten aus einer entlegenen Gegend dar. Nachdem aber der Knabe zum Manne herangewachſen war, glaubte der Pflegevater dennoch ihn auf die mögliche Entdeckung ſeiner Herkunft vorbereiten zu müſſen. Ein junger Menſch ſuchte einſt bei ihm Dienſte; als er ſich nach ſeinem Namen und Wohnorte erkundigte, erfuhr er, daß derſelbe dem Stamme der Malkolms angehörte; aber durch einen Geiſtlichen war er auf die Gefahren dieſer Verwandtſchaft aufmerkſam gemacht worden und hatte ſich entſchloſſen, nie wieder zurückzukehren. Er hatte mit Erſtaunen gehört, daß der Pflegeſohn des Handelsherrn Malkolm heiße, und eine Ahnung ihn getrieben, ſich zu melden. Der Kaufmann war ſehr in Sorgen, als er ſein tiefes Geheimniß in Gefahr ſah, verrathen zu werden; dann aber erwog er, daß ein Verſuch mit dieſem jungen Manne vielleicht glücklich ausſchlagen könnte. Es lag etwas in ſeinem Geſichte, in ſeinem ganzen Betragen, was Vertrauen erweckte. Er ſuchte daher durch eine wahrſcheinliche Fiktion ſeine keimende Vermuthung zu zerſtören und bedauerte, daß er hier in Gothenburg überflüſſige Dienerſchaft beſäße. Aber für eine Fabrik in Lidköping iſt mir ein Mann wichtig, auf deſſen Mäßigkeit, ſtrenge Ordnungsliebe, Treue und Verſchwiegenheit ich mich verlaſſen kann, ſagte er; Dein freimüthiges Betragen, Dein Wunſch, aus dem Kreiſe einer Verwandtſchaft zu treten, der Dir gefährlich werden kann, hat mir Vertrauen eingeflößt. Ich will es mit Dir wagen. — Marcus ward dort angeſtellt, der Kaufmann ſcheute ſich nicht, ihm bedeutende Summen und unter Umſtänden anzuvertrauen, die einer nicht ganz feſten Geſinnung verführeriſch werden konnten. So wichtig war es ihm, in Marcus einen treuen, zuverläßigen Diener zu erkennen, daß er ihm, dem faſt Unbekannten, große Summen in die Hände gab, ſich einem bedeutenden Verluſte ausſetzte, ja, daß er, ſonſt ſo redlich und beſonnen, einen jungen Mann auf eine gefährliche Probe ſtellte. Aber dieſer beſtand jede, und als zwei Jahre verfloſſen waren, entdeckte er ſich ihm ganz. Marcus fand nun ſeine Vermuthung beſtätigt und freute ſich, einen ſo ausgezeichneten Stammverwandten gefunden zu haben. Du biſt, ſagte der Handelsherr, Malkolms Begleiter, nicht blos Bedienter, aber unter einer Bedingung: Durch einen heiligen Schwur mußt Du verſprechen, nie das Geheimniß der Geburt aufzudecken, Deine eigene Herkunft muß daher auch Malkolm fortdauernd unbekannt bleiben. Ich ſelbſt will den Augenblick wählen, in welchem er erfahren ſoll, welches finſtre Geſchick über ſeinen Verwandten ruht. — Marcus leiſtete den Schwur und hielt ihn. Er war der Vertraute des jungen Malkolm, aber verrieth nie ſein Geheimniß.

Malkolm heirathete, ein Sohn ward ihm geboren, und noch ahnte er nur dunkel ſeine eigene Herkunft. Erſt als der Pflegevater alt und ſchwach wurde, als ſein Liebling in einem wichtigen Geſchäfte nach Weſtindien reiſen mußte, als er ſich die Möglichkeit dachte, ihn nicht wieder zu ſehen, machte er ihn mit ſeiner Abſtammung bekannt.

Zwar ſchwebte die Erinnerung an ſeine freudenloſe Kindheit dunkel und mit einem peinlichen Gefühle vor Malkolms Seele, aber die väterliche Liebe ſeines Prinzipals, die allgemeine Zuneigung, welche ſeine milde, nachgiebige und dennoch in ſich klare Geſinnung ſowohl, als ſeine einnehmende Geſtalt ihm erwarben, das Glück, welches ihm allenthalben entgegentrat, endlich die Liebe, die glückliche Ehe, die Geburt eines Sohnes, verdrängten allmälig die düſtern Bilder ſeiner erſten Jugend. Er betrachtete ſich in der That als einen Verwandten ſeines Prinzipals, er glaubte, was dieſer ihm verſicherte, und da ſeine Eltern, als er ſie verließ, keinen Mangel litten, ſo empfand er keine Neigung, eine Verbindung anzuknüpfen, die nur das Bild eines früheren, liebeleeren Daſeins hervorrief.

Jetzt ſchloß ſich nun die dunkle Nacht ſeiner Herkunft vor ihm auf; er erfuhr, daß er einem Stamme angehörte, deſſen Mitglieder wie Verbannte, durch Verbrechen geſchändet, von der Geſellſchaft ausgeſtoßen, in düſtern Gegenden hauſten; eine trübe Ahnung ergriff ihn, als müßte das ſchöne, glückliche Leben, auf einen ſo ſchwankenden Grund gebaut, plötzlich zuſammenſtürzen; eine innere Furcht, daß ſeine fernen Verwandten ſich an ihn andrängen, die Schmach ihres Daſeins auf ihn werfen könnten, durchzuckte ihn, das Glück, welches ihm bis jetzt entgegenlächelte, ſchien ihm unſicher. Er ſah ſeine Reichthümer verſchwinden, das geliebte Weib mit Schauder ſich von ihm abwenden, alle Verhältniſſe des Lebens, die ihm theuer geworden waren, in ſich zuſammenfallen, und eine ſtille Schwermuth verbreitete einen Schleier über ſein ganzes Daſein. Oft zürnte er ſeinem liebevollen Wohlthäter, daß er die Hülle dieſes Geheimniſſes ihm gelüftet hatte; dieſer ſelbſt, als er die Folgen der Entdeckung wahrnahm, fing an den Schritt zu bereuen — und dann, wenn Beide in vertraulichen Stunden ſich mittheilten, was nur ihnen und Marcus bekannt war, mußten ſie dennoch geſtehen, daß die Unkunde dieſer Herkunft Ereigniſſe herbeiführen könnte, deren gefährliche Folgen ſich nicht berechnen ließen. In ſolchen Augenblicken nahm Malkelm ſich vor, das Geſchick, welches auf ihm ruhte, von ſeiner Geburt an, ruhig zu tragen, alle Verbindungen mit dem Stamme ſeiner Voreltern beſonnen zu vermeiden und das tiefe Geheimniß in ſeine Bruſt zu vergraben.

Aber die Abreiſe näherte ſich immer mehr. Durch die Entdeckung war er mit Marcus in ein vertrautes Verhältniß gerathen und hatte durch dieſen erfahren, daß ſein Vater, ſeine Geſchwiſter geſtorben waren, daß ſeine Mutter zwar keine Noth leide, aber doch in einer abhängigen Lage, von den Verwandten unterſtützt, einſam und verlaſſen lebe. Da erwachte in ihm das kindliche Gefühl; ſchimpflich ſchien es ihm, daß die Mutter von fremder Unterſtützung lebte; während er im Reichthume ſchwelgte. Es kamen Augenblicke, in welchen es ihm Pflicht ſchien, die Mutter von dem Stamme zu trennen, kühn die Verwandtſchaft vor aller Welt zu bekennen, und die Härte, mit welcher ſie ihn behandelt hatte, durch kindliche Zuneigung, durch Sorgfalt und Pflege zu vergelten. Aber eine kurze Ueberlegung zeigte ihm bald, wie unmöglich eine ſolche That wäre. Die herriſche, ſtrenge Mutter ſchwebte ihm vor, Marcus erzählte von der abergläubiſchen Verehrung, die ſie unter den Verwandten genoß, von ihrem geheimnißvollen, verſchloſſenen Weſen, ihrer ſtill und dennoch unauslöſchlich fortglimmenden Rache, und wie ſie, einer Fürſtin gleich, Allen ein Geheimniß, Alle beherrſchte. Endlich entſchloß er ſich, ihr eine bedeutende Summe zuzuſtellen. Deine Reiſe, ſagte er ſich, kann langwierig werden, und durch Unglücksfälle Deine Unternehmung ſcheitern; Du vermagſt dann vielleicht in der Zukunft nicht zu leiſten, was Dir jetzt leicht iſt, Du kannſt erkranken, Du kannſt ſterben; Deine Mutter muß in eine Lage verſetzt werden, die ihre ganze Zukunft ſichert.

Aber nun entſtand die bedenkliche Frage, wie die Summe der alten Mutter überbracht werden ſollte; die Gefahr, welche ſchon dadurch entſtand, daß ſie erfuhr, wie ihr Sohn in der Ferne im Beſitze großer Reichthümer lebe, entſchloſſen dennoch, aller Verbindung mit ihr zu entſagen, war augenſcheinlich. Lange ſchwankte er hin und her, Marcus hatte ſich angeboten, die Summe zu überbringen; die kindlichen Gefühle behielten die Oberhand, und Marcus reiſte ab. Ich verlaſſe mich ganz auf Deine Treue, auf Deine Klugheit, ſagte Malkolm, als dieſer redliche Diener in einem ſo bedenklichen Auftrage ihn verließ. Und er hatte Grund, ihm zu trauen.

Marcus näherte ſich den rauhen Gebirgen, noch unſchlüſſig, wie er handeln ſollte. Auch er wünſchte nicht ſich den Verwandten zu zeigen. Er hoffte von ihnen vergeſſen zu ſein; jede neue Berührung konnte daher tauſend Fäden wieder anknüpfen, die jetzt zerriſſen waren, die, von Neuem verſchlungen, ſeine ganze Lage, in welcher er ſich, wie in einem gereinigten Zuſtande, durch Vertrauen und Zuneigung ſo glücklich fühlte, zu zerſtören drohten. Da fiel es ihm ein, wie er die alte Anna ſo oft einſam zwiſchen den wildeſten Gebirgen wandern ſah, wie Keiner ihr dorthin nachzufolgen wagte. Von früher Kindheit an war ihm das Gebirge bekannt, Anna wohnte in einem entfernten Thale; Du kannſt, erwog er bei ſich ſelbſt, zu ihrer Hütte hindurchdringen, ohne irgend eine Wohnung der Stammverwandten zu berühren; aber dort wirſt Du ſie nicht allein finden. Sie bedarf in ihrem Alter der Pflege, die Aelteſten beſuchen ſie, um ihren Rath zu benutzen; Deine Gegenwart wird dann bekannt, und alle die traurigen Folgen, die daraus entſpringen, ſind nicht zu vermeiden. Aber wenn Du es wagteſt, ſie da aufzuſuchen, wo Du ſie allein wandelnd, nur von rauhen Schluchten umgeben, finden kannſt? Könnte eine ſolche Zuſammenkunft nicht ein fortdauerndes Geheimniß zwiſchen uns bleiben? Nicht allein Du wirſt, ſo wie Deine Gegenwart bekannt iſt, in gefährliche Verhältniſſe hineingezogen, auch Malkolms Geheimniß iſt in Gefahr. Es ſei gewagt! ſagte er, wandte ſich nach einer entfernten öſtlichen Gegend, und drang von da zwiſchen Mooren und Seen, durch Thäler und einſame Schluchten in das Gebirge ein. Ein unheimliches, banges Gefühl durchdrang ihn, je näher er dem wohlbekannten Thale kam, er ſchleppte mühſam den ſchweren Geldſack, ſeine Taſchen ſtrotzten von Papiergelde — er konnte das Opfer jedes Menſchen werden, der ihn traf, der ihn plündern wollte. Erzogen unter Menſchen, die oft ſelbſt den Raub nicht ſcheuten, lag dieſe Furcht ihm nahe; und ſo, indem er ängſtlich um ſich blickte, bei jedem Geräuſche aufſchreckte, durchzog er, ermüdet und erſchöpft, die einſamen, wilden Gegenden. Aber eine tiefere Angſt hatte ſich ſeiner ſchon ſeit dem erſten Augenblicke des Entſchluſſes bemächtigt, ſie wuchs immer mehr. Unglücklicher, ſeufzte er, was wagſt Du? Ihr, ihr willſt Du entgegentreten, da, wo alle dunkeln Mächte ſie ſchützen, ihr dienen, wo ſie mit den Geiſtern des Gebirges geheime Geſpräche führt, in das nie enthüllte Geheimniß willſt Du eindringen? — Ihm ſchauderte; aber obgleich die Eindrücke der Kindheit, der Jugend nicht ganz verſchwunden waren, hatte doch ein verſtändigeres Leben ihm viele Zweifel erweckt, und ſeine Treue, ſeine religiöſe Geſinnung gab ihm Muth.

An einem heitern, warmen Sommertage erblickte er endlich das ferne, wohlbekannte Thal; er entdeckte die Hütte und hielt ſich ſorgfältig hinter Felſen verborgen, damit man ſeine Geſtalt auf dieſer Höhe nicht wahrnehmen ſollte. Er erinnerte ſich genau, daß jetzt die Stunde herannahte, in welcher die Alte ihre mühſame, einſame Wanderung anzutreten pflegte. Lange wartete er vergebens. Die wilden Felſen, die ihm ſo fremdartig entgegenſtarrten, kannte er bisher nur aus der Ferne. Wird ſie vielleicht einen andern Weg wählen? ſagte er, wirſt Du hier die rechte Stelle treffen? Vergebens ſuchte er ſich zurecht zu finden, je mehr er die ſtarren Felſen betrachtete, deſto unſicherer wurde er. — Hier iſt es, von dem Thale aus haſt Du ſie hier geſehen, wie ſie mit großen Schritten auf jenen Höhen wanderte und den Stab ſeltſam in die Höhe ſchwang, als wollte ſie eine Stelle in den unermeßlichen Räumen bezeichnen. — Dann betrachtete er die Höhe, die er in das Auge gefaßt hatte, genauer, ſchüttelte den Kopf und blickte verworren um ſich. Die Höhe erſchien ihm jetzt anders, fremdartig; Du haſt Dich geirrt, dachte er, es iſt nicht hier. Immer ſeltſamer, immer verwirrender erſchienen ihm die Zakken, die Kegel, die Bergrücken, welche in mancherlei Gruppen ihn umgaben, und ſeine Angſt wuchs. Er

Univ. Bibl.
München

lief zuletzt in gräßlicher Eile hierhin, dorthin; der Schweiß strömte von ſeinem Geſichte herunter, der heiße Tag zog dunkle Gewitterwolken zuſammen, der Donner rollte furchtbar aus den Thälern und Schluchten, der Regen ſtrömte herab, der Blitz blendete ihn, der Sturm heulte durch die Fichten; er ſank ermattet, hoffnungslos, von Hunger und Durſt gequält, auf eine Felſenbank hin und glaubte ſeinen Tod nahe. Betäubt verlor er endlich das Bewußtſein. Ohne zu wiſſen, wie lange er ſo wie in Ohnmacht gelegen hatte, öffnete er langſam die Augen und konnte ſich nicht beſinnen, wie er hierher gekommen war; nach und nach kehrte das Bewußtſein ſeiner troſtloſen Lage zurück. Da blickte er auf und ſah die alte Anna, ſich mühſam auf ihren Stab ſtützend, aus einer wilden Schlucht heraufauchen. Sie hatte ihn entdeckt, ſchien verwundert und ſchritt mit ſtolzem Anſtande auf ihn zu. Er zitterte. Anna ſtarrte ihn an — ſie erkannte ihn. Marcus, ſagte ſie, ſeit Jahren biſt Du vermißt, und jetzt erſcheinſt Du hier. Was bringt Dich her, wie wagſt Du es, mein Gebirge zu betreten? — Marcus hatte ſich völlig erholt; jetzt, da ſie vor ihm ſtand, war ihm der wichtige Auftrag klar, jede Angſt verſchwunden, er fühlte den Hunger, den Durſt kaum. Mutter Anna, ſagte er, Dich ſuche ich und Dich allein, und deswegen bin ich hier. Verwegner! rief die Alte und hob den Stab in die Höhe, weißt Du nicht, daß ich hier allein ſein will; iſt es Dir unbekannt, daß ſelbſt die Aelteſten des Stammes es nicht wagen, dieſe Stätte zu betreten? Zweifelſt Du, daß es in meiner Gewalt ſteht, Deine thörichte Vermeſſenheit zu beſtrafen? —

Als die Alte mit zornigem Blicke drohend dem zitternden Marcus entgegentrat, überwältigten ihn die Erinnerungen aus ſeinen Kinderjahren. Oft hatte er gehört, wie furchtbar ſie in ihrem Zorne erſchien, wie ihre prophetiſchen Drohungen, wenn auch nicht gleich, doch in der Folge ſicher einträfen; jetzt befand er ſich dieſer furchtbaren Geſtalt gegenüber, und ein Gefühl, als wenn die innerſte Wurzel ſeines Daſeins verdorrt, als wenn von nun an jedes Glück von ihm gewichen wäre, und er forthin in trüber, innerer Verzweiflung mit Unglück aller Art kämpfen müßte, trieb das Blut aus ſeinen Adern, daß er erblaſſend und zitternd daſtand. Wohl weiß ich, ſagte er mit furchtſamer Stimme, mächtige Frau, daß es in Deiner Gewalt ſteht, mich zu vernichten, und nicht ohne wichtigen Grund habe ich es gewagt, mich einer ſo großen Gefahr auszuſetzen. Dieſes Anerkennen ihrer Gewalt ſchien die Alte zu verſöhnen; weniger drohend, aber mit höhniſcher Miene fragte ſie: Und was kann das Männlein Wichtiges zu berichten haben, wodurch eine ſolche Kühnheit entſchuldigt würde? Ich habe Dir, Mutter Anna, dieſen Brief von Deinem Sohne zu überbringen, antwortete Marcus, noch immer zitternd. Jetzt erſt warf ſie einen ſchnellen, forſchenden Blick auf den ſchweren Sack, der neben Marcus lag, und ſchien ſeinen Inhalt zu ahnen. Aber welchen Eindruck auch die Nachricht von ihrem Sohne, deſſen Namen ſie, ſeit er das mütterliche Haus verlaſſen, nicht über ihre Lippen gebracht, von deſſen Leben und Verhältniſſen ſie nie etwas vernommen hatte, auf ſie machen mochte, äußerlich wußte ſie ſich zu beherrſchen. Sie empfing den Brief, ohne eine Miene zu verändern, bewaffnete ſich mit einer Brille und ſetzte ſich in einer kleinen Entfernung hin, um ihn mit Muße durchzuleſen. Es dauerte lange, der Brief war ausführlich, und ſie ſchien ihn nur mit Mühe entziffern zu können. Während der Zeit blickte ſie Marcus furchtſam von der Seite an. Es war ſchwer, den Eindruck zu deuten, welchen der Brief hervorzurufen ſchien, die Anſtrengung des Leſens mußte ſie ganz in Anſpruch nehmen. Als der Brief endlich durchgeleſen war, legte ſie ihn bedächtig neben ſich, ſchien in Nachdenken vertieft, entfaltete die Blätter des Schreibens von Neuem, um hier und da einzelne Stellen noch ein Mal zu leſen, und ſo lange dauerte dieſe Ueberlegung, daß Marcus, von Ungeduld gequält, jetzt Hunger und Durſt doppelt empfand.

Endlich erhob ſie ſich und trat ihm entgegen; folge mir! ſagte ſie gebieteriſch. Stillſchweigend folgte Marcus, indem ſie mit raſchen Schritten über Felſen und durch Schluchten voranging. Aber Marcus fühlte ſich ganz erſchöpft, mit unſicherem Tritte wankte er hinter ihr her. Ich vermag nicht weiter zu gehen, ſagte er; die Anſtrengung der letzten Tage, die ſchwere Laſt hat mich ermattet, Hunger und Durſt quälen mich. Schnell nahm ihm die Alte den Geldſack ab — und der Klang der Münzen entlockte ihr unwillkürlich ein fröhliches Lächeln — warf ihn über den Stab und trug ihn mit Leichtigkeit. Du wirſt bald ausruhen und erquickt werden, ſagte ſie, während Beide, in ein wildes, zerriſſenes Thal eintretend, vor einem mächtigen Waſſerfalle ſtanden, der ſchäumend aus einer großen Höhe in mehreren Abſätzen ſich in das Thal ſtürzte. Das Waſſer erquickte den Durſtenden, und muthiger wollte er weiter ſchreiten, als die Alte ſtehen blieb.

Du haſt mich allein aufgeſucht, es iſt Deine Abſicht, Dich vor den Stammverwandten verborgen zu halten, ſprach ſie feierlich; dennoch mußt Du mir, ehe wir weiter gehen, hier einen heiligen Eid ablegen, den Ort, zu welchem ich Dich führen werde, nie zu verrathen, Du mußt Dich durch einen Schwur verpflichten, nie Dein Zuſammentreffen mit mir irgend einem Menſchen, meinen Sohn ausgenommen, mitzutheilen; wenn Du in der Zukunft Veranlaſſung finden ſollteſt, mich wieder aufzuſuchen, es jedes Mal auf dieſelbe geheime Weiſe zu thun; ja, wenn Du mir Briefe oder Geld zu bringen haſt, und mich nicht ſogleich finden ſollteſt, Beides an dem Orte niederzulegen, den ich Dir anweiſen werde: unter dieſer Bedingung will ich Dir, will ich dem Lump, der ſich meinen Sohn nennt und ſich meiner zu ſchämen wagt, verzeihen. — Marcus leiſtete gern den verlangten Schwur, und die Alte ſchritt gerade auf den ſchäumenden Waſſerfall zu. Nahe an dieſem, zwiſchen dichtem Geſträuch, kletterte ſie einen unſcheinbaren, ſteilen Fußſteig hinan, und Marcus folgte, während die zurückgeworfenen Waſſertropfen, einen Staubregen bildend, ſie benetzten. Mühſam erreichten ſie einen Abſatz, auf welchem die mächtige Waſſermaſſe ſchäumend und tobend ſich brach, um mit erneuter Wuth in die Tiefe zu ſtürzen. Sie ſtanden ſeitwärts, und Marcus ſah nun, wie die herabfallende Flut, von einer ſenkrechten Felſenwand herabrollend, einen großen Bogen bildete, und mit Erſtaunen, wie die Alte unbedenklich durch dieſen feuchten Bogen hindurchging. Er beſann ſich einen Augenblick, folgte aber nach. Auf der andern Seite fanden ſie ſich wieder von dichtem Gebüſch umgeben; es war unmöglich, einen Weg zu entdecken. Anna aber bog mit dem Stabe einige wilde Ranken zur Seite, und hinter dieſen ſah man einen Pfad, der durch das Geſträuch, welches ſchnell hinter dem Gehenden wieder zuſammen ſchlug, verborgen wurde. Er führte zu einer Felſengrotte, die völlig dunkel war. Die Alte ging mit Sicherheit auf eine hinter Steinhauſen verborgene Stelle los, hob Stahl, Stein und Schwefelfaden hervor, eine angezündete Lampe verbreitete ihren trüben Schein in der feuchten Grotte, und ſie wanderten tiefer hinein. Hier ſtand eine Raſenbank, auf welche ſie ſich niederließen. Eine weggehobene Steinplatte öffnete eine unregelmäßige Vertiefung, in welcher Marcus eine Menge Papiere entdeckte. Der Raum war völlig trocken und groß genug, die ganze mitgebrachte Summe aufzunehmen. Sie wurde ſorgfältig hingelegt; dann nahm die Alte aus einer Ecke Eßwaaren und ſtarkes Getränk. Sie bedurfte ſelbſt der Stärkung, wenn ſie tagelang in dem Gebirge ſich einſam umhertrieb, obgleich ſie höchſt mäßig lebte. Als etwas Uebernatürliches erſchien es aber den Verwandten, wenn ſie oft, nach langer Abweſenheit aus dem Gebirge zurückkehrend, keine Speiſe zu ſich nahm. Sie ſelbſt äußerte ſich nie darüber. Marcus genoß nun eine ſtärkende Mahlzeit, und ſie verſah ihn mit einem hinlänglichen Vorrathe für den folgenden Tag. Alles geſchah ſtillſchweigend, keine Frage nach ihrem Sohne kam über ihre Lippen. Als aber Marcus geſättigt war, erhob ſie ſich, führte ihn denſelben ſeltſamen Weg wieder zurück und begleitete ihn durch eine bedeutende Strecke des Gebirges, wo ſie ihm einen kürzern, weniger verwickelten Weg nach der nächſten Wohnung zeigte. Jetzt erſt, als ſie ſich trennen ſollten, redete ſie ihn an: Sag' dem Armſeligen, der ſich meinen Sohn nennt, daß ich mich nicht nach ſeinem Anblick ſehne, daß ich ihn verachte und das, was er mir reicht, als einen Tribut annehme, mit welchem er wenigſtens einen Theil der Schande abkauft, die auf ihm ruht. Er kann mir neue Summen ſenden, wenn er von ſeiner Reiſe zurückkommt. Die verſchmähte Mutter wird den Sohn nie nennen, der ſie nicht anzuerkennen wagt, und daß dieſe Erklärung, die ihn beſchimpft, ihn beruhigen kann, vermehrt meine Verachtung. Dich aber erinnere ich an Deinen Eid; wehe Dir, wenn Du ihn brechen ſollteſt! Ich weiß Dich zu finden, wo Du auch in der Welt ſein magſt. — Mutter Anna, Du kennſt Deinen Sohn nicht, alle Welt liebt, achtet ihn, ſagte Marcus. Und er verachtet ſeine eigene Mutter, erwiederte dieſe. Was Ihr in der Welt Tugend nennt, jene ekelhafte Miſchung von Verſtellung und ſchwächlicher Empfindſamkeit, jene Duldung wechſelſeitiger Nichtswürdigkeit und Armſeligkeit, jene Verfolgung alles deſſen, was groß und mächtig iſt durch die Gewalt der Maſſe, kenne ich wohl; in dieſe Welt paßt er, ſo erſchien er mir ſchon als Knabe; er gehört uns nicht zu, ſo mag er entfernt bleiben. — Kein tröſtliches, kein mildes Wort ſoll ich ihm bringen? ſprach Marcus flehend. Nein, erwiederte ſie; aber gedenke Deines Eides, und nun geh! Er ging. Aus weiter Ferne ſah er noch die Geſtalt der gebieteriſchen Frau auf dem hohen, kahlen Berge, wie ſie ihm ſinnend nachblickte; aber als ſie wahrnahm, daß er ſie ſah, wandte ſie ſich und verſchwand.

Anna war klug genug, um einzuſehen, wie die Entdeckung ſeiner Herkunft ihrem Sohne gefährlich werden und ihr eine ergiebige Geldquelle verſtopfen könnte; es war ihr klar, daß das Geheimniß des verbergenen Schatzes Marcus eben ſo wichtig ſein mußte, wie ihr und ihrem Sohne, und die Geſinnung, welche aus dem Briefe hervorleuchtete, gab ihr die Ueberzeugung, daß ſie ohne Gefahr die ſtolze, verſchmähende Rolle ſpielen konnte, durch welche ſie ihrem Sohne, wie dem Stamme imponiren wollte. Wir wiſſen, wie ſie das Geheimniß benutzte. Es war ihr in jeder Rückſicht günſtig, und ſie ſchmeichelte ſich mit den kühnſten Träumen; ſchon ſah ſie ihren Stamm von Neuem mächtig und furchtbar, die glühende Rache befriedigt, welche ihr noch immer als das innerſte Weſen ſeines Daſeins erſchien.

Abermals verfloß eine lange Reihe von Jahren. Malkolm war von ſeiner Reiſe, die ihn noch mehr bereicherte, zurückgekommen; ſein Sohn wuchs heran, und völlig von dem Vater verſchieden, ſah dieſer nicht ohne Schrecken den ſtarren, tollkühnen, herrſchſüchtigen Sinn, der ſeinen Voreltern eigen war, in ihm ſich entwickeln. Aber ſein grenzenloſer Edelmuth, ſeine großen Talente, ſein Streben, nur auf das Höchſte, Edelſte gerichtet, tröſteten ihn. Marcus erſchien öfters mit bedeutenden Summen in dem Gebirge, und da die Alte ſich nie um ihren Sohn bekümmerte, die liebloſe Gleichgültigkeit fortdauernd beibehielt, war es ihm angenehm, wenn er ſie nicht traf. Er legte dann die neue Summe an dem ſichern Orte zu den alten und entfernte ſich. Während dem verlor Malkolm ſeine Frau, und kurz darauf ſtarb auch er, nachdem er ſich hatte adeln laſſen. Der Sohn war herangewachſen und eben von einer großen Reiſe zurückgekommen, als auch er durch den ſterbenden Vater die verhängnißvollen Verhältniſſe ſeiner Abſtammung erfuhr. Zwar war dieſe Nachricht ihm ſchrecklich, zwar ſchien auch ihm ein dunkler Schatten über ſein ganzes Daſein geworfen; aber der Tod ſeines geliebten Vaters, der ihn jetzt ganz beſchäftigte, das Glück deſſelben, der, obgleich er der unglücklichen Verwandtſchaft näher ſtand, doch reich, angeſehen und hochgeachtet geſtorben war, endlich der ſtolze Trotz auf die eigene Kraft, auf den eigenen Werth, tröſtete ihn bald; ja, das ſichere Bewußtſein, durch den Glanz eines bedeutenden Lebens die Nacht ſeiner Herkunft zu überſtrahlen, erhob ihn in ſeinen eigenen Augen.

Während dieſer Zeit verſorgte Marcus die Alte zwei bis drei Jahre mit neuen Summen, und als das hohe Alter ihr nicht mehr erlaubte, das Gebirge zu beſteigen, den ſchwer zu erreichenden, verborgenen Ort zu beſuchen, fuhr er bequemer nach dem Thale. Er ſelbſt war jetzt alt und unkenntlich; die ſo lange unbekannt gebliebene Quelle des Reichthums konnte durch einen ſolchen Verkehr nicht entdeckt werden, ja, er vergrößerte das Anſehen der Alten, denn Keiner wagte nach ihm, nach ſeinen gewöhnlich nächtlichen

Beſuchen zu fragen, oder nach dem Inhalte ihrer geheimen Unterhaltungen. Durch Marcus erfuhr Anna den Tod ihres Sohnes, und wie der Enkel ihr eine vergrößerte Summe ſandte. Aber ſie vernahm den Todesfall ohne irgend ein Zeichen von Theilnahme, ſie nahm die Summe von dem Enkel kaltblütig und ohne Dank an, wie einſt von dem Sohne; ſie ſchien vorauszuſetzen, daß jener, kraftlos in weichlicher Tugend und von Reichthum umgeben erzogen, ihrem Stamme fremd bleiben würde, wie dieſer — und nie verlangte ſie eine Nachricht von ihm. Auch Marcus, immer mehr gegen dieſe ſteinerne Alte erbittert, ſpürte keine Neigung, ſie unaufgefordert mitzutheilen. —

Sechs Jahre vor der Zeit der Geſchichte, die uns jetzt beſchäftigt, waren mehrere junge Leute des Stammes, nicht in der friedlichſten Abſicht, in einem norwegiſchen Grenzorte verſammelt. Die norwegiſchen Bauern, mit dem feindſeligen Sinne der Fremden wohl bekannt, durch ihre Gegenwart gereizt, wollten den Streit keinesweges vermeiden. Sie ſuchten die Fremden vielmehr zum Kampfe aufzufordern, indem ſie das in Norwegen allgemein bekannte Lied von Sinclair und ſeinem Falle ſangen. Kaum ertönte der Anfang des Liedes:

„Herr Sinclair fuhr über's ſalze Meer,“
„Sein Sinn ſtand nach Norwegens Felſen“

als die Fremden ſich wüthend erhoben. Ein heftiger Kampf begann, von beiden Seiten ſtürzten Mehrere blutend hin, und wäre die Nacht nicht eingebrochen, ſo würde es den Malkolms kaum möglich geworden ſein, ſich durch die Flucht auf wenig bekannten Wegen, indem ſie die Schwerverwundeten mit ſich fortſchleppten, gegen den Angriff der immer mehr anwachſenden Menge der Bauern zu retten. Aber zwei junge Männer waren in die Gewalt der Bauern gerathen, — ein Norweger war ſo bedenklich verwundet worden, daß man ſeinen Tod fürchtete — die Lage der Gefangenen, die den Streit angefangen hatten, ſchien ſehr bedenklich. Dieſes Ereigniß wurde nun ein Gegenſtand vielſeitiger Berathung, es konnte der alten Anna nicht verborgen bleiben. Die kühnſten Unternehmungen zur Befreiung der Gefangenen wurden beſchloſſen, ſie mißlangen aber ſo, daß ſogar noch einige Genoſſen mehr in Gefangenſchaft geriethen. Der ganze Stamm war aufgeregt, der uralte Haß flammte von Neuem auf, und die Alte glaubte in ihren nächtlichen Träumen die mahnende Geſtalt der Stammmutter zu ſehen, die nicht von ihr weichen wollte. Sie ruhte nicht, bis ſie das Lied beſaß, welches, ſo bekannt es auch ſeit vielen

Jahren in Norwegen war, doch keinen Weg zu ihrer einſamen Wohnung gefunden hatte. Sie erhielt es, ſie verſchlang es, und von jetzt an wurde es ihr ruheloſes, nie raſtendes Streben, den Haß in allen Mitgliedern des Stammes wieder anzufachen und zu unterhalten. Das Familienfeſt war nahe — es hatte während der letzten Jahre in ihrer Wohnung ſtattgefunden — ſie verſchwendete große Summen, es dies Mal recht glänzend zu machen; Bier, ſtarke Getränke wurden im Ueberfluß vertheilt, die Aermern reichlich beſchenkt, ſo daß das Lob ihrer Freigebigkeit von allen Lippen ertönte. Dann erſchien ſie, einer Furie gleich, der weiße Stab, den ſie immer trug, ſchwebte drohend in der Luft, Erzählungen der Schmach, die ſie dulden mußten, der Verfolgungen von den verhaßten Norwegern, Flüche über die Mörder des Stammvaters wechſelten mit Drohungen, Vorwürfen über die ſchlaffe Gleichgültigkeit der Gegenwart, und Aufforderungen zur glühenden Rache. Ihre Augen funkelten, die grauen Locken flogen ungefeſſelt um den kahlen Scheitel; die ſeltſamen, alterthümlichen Worte klangen bald wie grauenhafte Weiſſagungen, bald wie furchtbare Ermahnungen, und riſſen Jedermann hin. Ein feierlicher Schwur verband die Mitglieder von Neuem; das alte, faſt erloſchene Feuer des Stammes ſchien heftiger, als je, wieder auflodern zu wollen. Viele junge Männer waren entſchloſſen, in Norwegen einzudringen, Unglück und Verderben ſollte jeden Fußtritt der Racheſchnaubenden bezeichnen.

Zwei Tage waren nach dieſem heftigen, anregenden Auftritte verfloſſen, als Anna, in finſteres Brüten verſunken, allein in ihrer Stube ſaß. Der Ton herbeitrabender Pferde weckte ihre Aufmerkſamkeit; ſie ſchienen vor ihrem Hauſe ſtill zu halten, und kurz darauf trat ein großer, ſtattlicher Mann ſchnell in die Stube und ſtellte ſich dicht vor die ſtaunende Alte. Seine ſtrengen Züge, ſein vornehmes, gebietendes Anſehn, brachten ſie einen Augenblick in Verwirrung. Guten Abend, Mutter Anna! ſagte der Fremde und fixirte die Alte mit einem durchbohrenden Blicke. Wer ſeid Ihr, was wollt Ihr von einer hülfloſen alten Frau, fragte Anna, daß Ihr ſo ungeſtüm in ihre einſame Wohnung dringt und ihre Ruhe ſtört? Ich heiße Sinclair, antwortete der Fremde mit einem harten Tone, und die Alte blickte ihn voll Schrecken an. Seid Ihr ein Geiſt, rief ſie bebend, können die Todten nach Jahrhunderten wieder erſcheinen, wenn man ihrer gedenkt, wenn der Fall des kühnen Helden, wenn die Schmach, die ſeine Verwandten verfolgt, unſere Seele erfüllt? Ich bin ein Sinclair, erwiederte der

Fremde, aber kein Geiſt, ein Abkömmling jenes Helden, der in Norwegen fiel, und deſſen kühne That das freche Volk mit Spottliedern beſchimpft. Ich bin hier im Lande geboren, von den Hohen geehrt, und muß dennoch jetzt Schweden verlaſſen, da wollte ich Euch begrüßen, alte Mutter — ich weiß, daß die Malkolms mit den Sinclairs verwandt ſind; die grauenhafte Unthat, welche Euerm Stammvater das Leben koſtete, aber ſeine Nachkömmlinge zur langdauernden Rache erhielt, iſt mir bekannt. Da komme ich nun zu Dir, Dir vor Allen, die Du die Schmach Deines Stammes am tiefſten fühlſt, die Du hohen Geiſtes den ſtarken Sinn bis an das Greiſenalter zu erhalten wußteſt und die Geſtalt der furchtbaren Stammmutter, nachdem ein Jahrhundert verfloſſen iſt, wieder in's Leben riefſt — um Dir, die Du mir als der unſterbliche Geiſt der Rache drohend auf der Erde zu hauſen ſcheinſt, kund zu thun, wie eine neue Zeit für Deinen Stamm, für die Rache der Sinclairs beginnt. — Staunend hörte ihn das Weib, ſie glaubte ihre Träume verkörpert vor ſich zu ſehen. Das dunkle, glühende Auge des Mannes ruhte unverwandt auf ihr, und ſie wollte innerlich erbeben, ob aus Furcht oder aus wunderlicher, nächtlich dämmernder Hoffnung, wußte ſie nicht. Es kochte in ihrem Innerſten, wie in der dunkeln Feuerſtätte eines Vulkans, die Großmutter, die Stammmutter, der ermordete Malkolm, ihr verſtorbener Mann, der früh verblichene Sohn, die Vielen, welche während ihres langen Lebens als Opfer der Rache gefallen waren, ſchwebten im dichten Gewimmel vor ihr, und mitten aus dem bunten Kreiſe der geiſterhaften Verwandten blickten ſie die ſtarren Züge, die ſprühenden Augen des ſeltſamen Fremden unverwandt an. Da erhob ſie ſich; eine düſtere Begeiſterung entflammte das runzliche Geſicht, die Augen ſchienen aus den Trümmern der veralteten Geſtalt, mit aller Glut der Jugend neu belebt, ſich hervorzuheben, der weiße Stab ſchwebte kreiſend in der Luft, und ſie ſtand nicht gebückt, ſondern aufrecht dem erſtaunten Sinclair gegenüber. Biſt Du ein Sinclair, rief ſie, ruht der Geiſt der Zukunft auf Dir, vermagſt Du unſer Schickſal zu deuten, und was wir zu fürchten oder zu hoffen haben, dann beſchwöre ich Dich, ſprich!

Nur einen Augenblick ſchien Sinclair verwirrt, aber bald faßte er ſich. In dieſe Stimmung hatte er die Alte zu verſetzen gewünſcht; er fand ſie wild, fanatiſch, von den betrügeriſchen Täuſchungen, durch welche ſie den Stamm beherrſchte, jetzt ſelbſt umwoben, über ſeine Erwartung fähig, die Rolle zu ſpielen, welche er ihr auftragen wollte. Haſt Du nichts von Deinem Enkel vernommen? fing er langſam und bedächtig an. Was darf ich, antwortete das entrüſtete Weib, von dieſer ſchwächlichen Brut erwarten? Er ſchickt mir Kunde, er zahlt Tribut, wie ſich gebührt, aber nur, um ſich loszukaufen von einer Verpflichtung, die ein kühner Mann nie von ſich weiſen würde. Ich habe mich nie um ihn bekümmert, nie nach ihm gefragt; ich verachte ihn, wie ſeinen Vater. — Wie haſt Du Dich geirrt, Anna, daß Dein ſcharfer Geiſt keine Ahnung hatte von der Stärke, von der Kraft, die auf dieſem edeln Malkolm ruht! Sein Vater hatte einen fremden Namen mit ſeinem verbunden, er verſchmäht dieſen Prunk, er iſt ſtolz darauf, Malkolm zu heißen. Er iſt mächtig in Wort und That, er gebietet, wo er erſcheint; jener hohe Geiſt, der auf der Stammmutter, auf Deiner Großmutter, auf Dir ſelbſt, wunderbare Frau, bis jetzt nur auf Weibern aus Euerm Stamme ruhte, hat durch ihn eine männliche Geſtaltung gefunden; er iſt geboren, um Euern Stamm zu adeln und zu rächen. — Warum iſt er denn nicht erſchienen, längſt erſchienen, mich zu begrüßen? fragte ſtolz die Alte und blickte den Fremden zornig an. Mutter Anna, erwiederte Sinclair, Du biſt ein kluges Weib, Dir gebührt die Herrſchaft, welche Du ſeit ſo langer Zeit ausübſt; Du beklagſt Dich über die Schmach, die auf Deinem Stamme ruht, und Du ſollteſt nicht einſehen, daß der beſonnene Mann, der Euch retten, Anſehn, Macht, Rache verſchaffen will, nicht dieſe Schmach auf ſich laden darf? Er iſt reich, vornehm, geadelt; ſein Wort gilt am Hofe, wie auf dem Reichstage; hätte man eine Ahnung von ſeiner Herkunft, ſo wäre ſein ganzer Einfluß verſchwunden. Nur aus der Ferne, während Keiner darum weiß, daß er Euch verwandt iſt, kann er für Euch thätig ſein. — Wir verſchmähen eine ſolche Hülfe, die uns erniedrigt, antwortete die zornige Alte. — Du würdeſt Recht haben, Mutter Anna, fuhr Sinclair ruhig fort, wenn es ſeine Abſicht wäre, ſich fortdauernd von Euch entfernt zu halten; aber dieſe wohlberechnete, verborgene Thätigkeit iſt eine beſonnene Annäherung. Sage mir doch, was würde es Euch helfen, wenn er, von ſeiner Höhe geſtürzt, je bedeutender ſeine Stellung war, nun deſto tiefer erniedrigt, von Jedermann verachtet und verhöhnt ſeine Schande in Eure Wüſte verbärge? Jetzt ſchreitet er ruhig und ſicher vorwärts, er gewinnt Anſehen, er erwirbt ſich Verdienſte, die, da ſie laut ſprechen, ihm immer mächtigeren Schutz verleihen; er weiß aus jeder Lage des Landes Vortheil zu ziehen. Und wenn er nun durch

Thaten, deren Glanz ſeine Feinde unwillig anerkennen müſſen, gehoben, durch ſeine feſte Stellung unentbehrlich, durch mannigfache Verhältniſſe, die er zu beherrſchen weiß, mächtig geworden iſt, durch die öffentliche Meinung getragen wird; wenn ſeine geheime Wirkſamkeit Euerm Stamme manche bedeutende Vortheile verſchafft, ein unſichtbarer Einfluß Wohlſtand, Einſicht, Anſehen in Eure Hütten gebracht hat; wenn er das Vorurtheil überwunden, welches Euer Geſchlecht verurtheilt, und die dunkle Vergangenheit durch eine glänzende Gegenwart in Vergeſſenheit gebracht hat: dann wird er hervortreten, dann ſteht er da als der Mittelpunkt einer großen Gewalt, die ihn unterſtützt, und hat im Stillen eine neue gebildet, die er nicht mehr zu verläugnen braucht, die, in ſich gereinigt, ſein Anſehen theilt, indem ſie es verſtärkt — und dann iſt Malkolms Zeit gekommen. — Solche Beſchlüſſe ziemen ſich für einen jungen Mann, der ein langes Leben vor ſich ſieht, ich ſchwanke am Rande des Grabes, ſagte die Alte trübe, aber, wie es ſchien, verſöhnt. Du biſt noch immer rüſtig, Mutter Anna, antwortete Sinclair, und Malkolm ruht nicht. Er ſelbſt erſcheint zwar nicht, um Dich zu begrüßen, aber ich, ſein vertrauteſter Freund, komme in ſeinem Namen, ich überreiche Dir, damit Du mir Dein Vertrauen ſchenken magſt, dieſen Ring mit dem

Familienwappen der Malkolms. — Er gab ihr einen dicken Goldring, welcher einen edeln, reinen Carneol umſchloß, der das Wappen trug. Dieſes hatte ſich in dem Stamme als eine Reliquie vererbt; jetzt war nur die Alte im Beſitze deſſelben, eingeſchnitten in Meſſing. Sie brauchte es ſelten, hielt es aber ſehr hoch, und wie ſie es nun, in den edeln Stein zierlich eingegraben, von rothem Golde getragen, vor ſich ſah, war es ihr, als wenn die Nacht der Erniedrigung ihres Geſchlechtes verſchwände, als wenn ſie in dem reinen, funkelnden Steine die Morgenröthe des zukünftigen Glükkes und Anſehens erblickte. Sieh, Mutter Anna, fuhr Sinclair fort, mit der größten Vorſicht handelt der jetzt ſchon mächtige Malkolm; er iſt verſchloſſen, unergründlich, wie Du, und hat oft ſeine vertrauteſten Freunde mit glücklich ausgeführten Thaten überraſcht, die, im Stillen eingeleitet, lange vorbereitet, erſt durch ihren glänzenden Erfolg bekannt wurden. Ueberhaupt erſtaune ich jetzt, je länger ich Dich betrachte, über ſeine Aehnlichkeit mit Dir; ſie iſt überraſchend. — Anna fand ſich geſchmeichelt. Sinclair ſprach weiter: Damit ſeine geheimen Pläne deſto ſchleuniger reiften, war eine mittelbare Verbindung mit ſeinem Stamme nothwendig. Er iſt von Euch, von Euerm Schickſale, von Eurer gegenwärtigen Lage ſehr genau unterrichtet; er kennt

Dich beſſer, als Du glaubſt, Deine Klugheit, Deinen Einfluß, und er ſieht wohl ein, daß er ohne Dich nichts auszurichten vermag. Nur die Nothwendigkeit, durch Freunde mit Euch in Verbindung zu treten, zwang ihn, mich zu ſeinem Vertrauten zu machen, denn ſtrenge befolgt er den Grundſatz, nur da Vertraute zu ſuchen, wo ſie ihm unentbehrlich ſind. Meine nahe Abreiſe macht dieſes Vertrauen weniger bedenklich, und daher trug er mir dieſen Beſuch auf.

Was erwartet er von mir? fragte das geſchmeichelte Weib mit ſtolzer Würde. — Für's Erſte Folgendes. Der Stamm iſt in dieſem Augenblicke ſehr aufgeregt, man ſchmiedet Pläne zu kühnen Zügen gegen Norwegen, alle ſolche Unternehmungen können aber höchſt gefährlich werden. Wir wiſſen es, daß Du viel dazu beigetragen haſt, Dieſe Bewegung hervorzurufen, zu unterhalten, und wir tadeln Dich nicht, denn Du haſt den Verhältniſſen gemäß gehandelt. Aber jetzt iſt die Lage der Sachen eine andere. Nur das geſetzmäßigſte Verfahren, eine ſchlaue Verſtellung, die alle früheren Thaten in Vergeſſenheit bringt, Ackerbau, umſichtige Thätigkeit, gemäßigte Aeußerungen, ruhige Verſuche, Euch mit den Einwohnern zu vermiſchen, und der laut ausgeſprochene Entſchluß, allem zu entſagen, was Euch früher in Verdacht brachte, kann ſeine tiefliegenden Pläne befördern. — Anna ſchüttelte bedenklich den Kopf, ſchwieg aber. — Das Zweite, was er wünſcht, iſt, mit einem jungen Manne aus Euerm Stamme in nähere Berührung zu treten. Du ſiehſt leicht ein, daß dieſer Menſch ſich durch ſeine Fähigkeiten auszeichnen muß, daß er ſelbſt nicht ahnen darf, wozu er beſtimmt iſt. Thorgreen, ein Offizier aus einer bekannten Familie, iſt in dieſer Sache Malkolms zweiter Vertrauter, da ich, wie geſagt, das Land verlaſſe; an dieſen wird der junge Mann gewieſen. — Sinclair gab der Alten Thorgreens Adreſſe und fuhr fort: Vor Allen biſt Du und Du allein die Vertraute aller dieſer Entwürfe; Dein Enkel verläßt ſich ganz auf Deine Klugheit, Deine Kenntniß aller Verhältniſſe und erwartet, daß Du Thorgreen von allem benachrichtigſt, was wichtig oder ſeinen Abſichten förderlich ſein kann. Auch Marcus darf von dieſer Verbindung nichts wiſſen, er iſt zwar ergeben und treu, aber ſchwach, wenig umſichtig. Jedes überflüſſige Vertrauen iſt ein gefährliches, behauptet Malkolm. —

Es lag zu viel in dieſen Vorſchlägen, was der Alten ſchmeichelte, ſie ſtimmten zu genau mit ihren geheimen Neigungen und Entwürfen überein, als daß ſie ihr nicht angenehm geweſen ſein ſollten. Ein Enkel, der ſich ſo ſehr auszeichnete und, umgeben von allem

Glanze des Lebens, an ſeine entfernten Verwandten dachte, der kühn, entſchloſſen, ihr ähnlich war, mußte ihr willkommen ſein. Das Geheimniß lockte, die Hoffnung entzückte ſie, und ſie verſprach, gern den Enkel aus allen Kräften zu unterſtützen. Sinclair verließ ſie nun, und was ſie von ihm erfahren hatte, verſetzte ſie in ein tiefes Nachdenken. Es gelang ihr bald durch ihren unbegrenzten Einfluß, und indem ſie geheimnißvolle Winke von einem großen zukünftigen Ereigniſſe gab, die unruhige Bewegung, welche ſie erregt hatte, wieder zu dämpfen. Nur wenige Wochen ſpäter erſchien Marcus und wurde zu ſeinem Erſtaunen freundlicher, als ſonſt, aufgenommen. Ich habe Manches von meinem Enkel erfahren, ſagte ſie, das Volk ſpricht von ihm, er iſt keck und entſchloſſen, wie ich höre. Mehr bedurfte es nicht, um dem treuen Boten die Zunge zu löſen. Sie erfuhr jetzt Vieles, auch, daß Sinclair und Thorgreen Malkolms genaueſte Freunde waren, blieb ihr nicht verborgen; und da Marcus unaufgefordert Alles mittheilte, entging ſie jeder Frage, die ſeinen Argwohn erwecken konnte. Lunding, ein junger Mann, der ſich bei mehreren Gelegenheiten durch ſeine Schlauheit ausgezeichnet hatte, wurde an Thorgreen geſandt, und die Alte trat mit dieſem in ein genaues Verhältniß, ohne daß irgend ein Mitglied des Stammes die entfernteſte Ahnung davon hatte. Thorgreen wußte Malkolm auf dieſen jungen Mann aufmerkſam zu machen, und dieſer verſtand es, ſich einzuſchmeicheln. Malkolm erfuhr Lundings Herkunft, und es war ihm nicht unangenehm, einen jungen Mann aus dem Stamme ſeiner Verwandten in der Nähe zu haben. Er glaubte nicht, daß das Geheimniß ſeiner Geburt irgend einem Menſchen bekannt ſei; ſeinen Vater hatte man von früher Kindheit an als einen Verwandten des reichen Kaufmanns betrachtet, er war von dieſem adoptirt worden, wie hätte das arme, vergeſſene Geſchlecht ſeiner Vorväter die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich ziehen ſollen! Daß in ſeiner Nähe ſo gefährliche Anſtalten getroffen wurden, ihn mit dem verrufenen Stamme wider ſeinen Willen in Verbindung zu ſetzen, konnte er nicht ahnen.

So von allen Seiten geſichert, gerieth er nun ſelbſt auf die unglückliche Idee, ſich unbemerkt dem Stamme zu nähern. Sein Vater hatte, um die Stammverwandten genauer zu beobachten, ein Gut in Wermeland gekauft. Er ſelbſt wagte nie, dieſes Gut zu beſuchen; aber Marcus hatte die Aufſicht darüber, er kam oft hin und hörte dann von den Einwohnern Manches über die in einer nördlicheren Gegend wohnenden Verwandten, was er freilich durch ſeine meiſt ſtummen, geheimen Beſuche bei der alten Anna nie erfahren hätte.

Malkolm entſchloß ſich, ſelbſt dieſes Gut zu verwalten. Die Neigung, den Kreis ſeiner Thätigkeit immer weiter auszudehnen, die Gelegenheit, mit den Verhältniſſen einer entfernten Provinz genauer bekannt zu werden, reizte ihn, und zugleich glaubte er von hier aus etwas für ſeine verwahrloſten Verwandten thun zu können. Die Furcht, welche ſeinen Vater abhielt, kannte er nicht; ja, das Unheimliche, Seltſame, Gefährliche dieſer Annäherung zog ihn mit einer geheimen, faſt unwiderſtehlichen Gewalt an. In der Nähe drohender Verhältniſſe fühlte er ſeines Lebens volle Kraft, und gefahrvolle Verwickelungen herbeizuführen und zu löſen, hatte für ihn einen großen Reiz.

Malkolms Einfluß auf die entfernte Provinz wurde bald in allen Richtungen ſichtbar, und die bedeutende Stellung, welche er in der Hauptſtadt, in der Reichsverſammlung zu behaupten wußte, vergrößerte ſein Anſehen in dieſer entlegenen Gegend. Sein Name konnte um ſo weniger die Vermuthung erwecken, daß er mit dem verdrängten, verachteten Geſchlechte verwandt ſei, als er in dem Stamme ſelbſt faſt verſchwunden war. Hier in Wermeland erfuhr nun Malkolm, mit welchen Augen die verrufene Familie von den Einwohnern betrachtet wurde; hier drangen die Gerüchte von der ſeltſamen Frau, deren Abkömmling er war, und die er bisher nur aus den Nachrichten, die ihm Marcus mittheilte, kannte, mit den wunderbarſten Uebertreibungen zu ihm. Sie galt faſt allgemein für eine Wahrſagerin; Viele behaupteten, daß ſie weit über hundert Jahre alt wäre, daß ſie die Stammmutter des ganzen Geſchlechts ſei, daß ſie Enkel, Urenkel und Ururenkel hätte gebähren, ſich vermehren, ausbreiten, ſterben ſehen. Die Sage ging im ganzen Lande, daß dieſer Stamm mit allen ſeinen Mitgliedern, wie er durch ſie entſtanden wäre, auch mit ihrem Tode verſchwinden würde, und um nicht das grauenhafte Schickſal eines räthſelhaften Geſchlechtes zu theilen, ſcheute man ſich, eine Verbindung mit ihm einzugehen. Malkolm ſuchte auf mancherlei Art dieſen Vorurtheilen entgegen zu arbeiten; er wußte auf unmerkliche Weiſe die verſchiedenen abenteuerlichen Sagen zu vernichten; Männer aus andern Gegenden verbanden ſich mit den Töchtern des Stammes; tüchtige Mitglieder deſſelben wurden ermuntert, wüſte Flecke in den nördlichen Gegenden von Wermeland anzubauen; andere trieben, von ihm auf eine geheime Weiſe unterſtützt, Holzhandel; zweckmäßige Erziehungsanſtalten bildeten die Jugend, und alle dieſe wohlthätigen Unternehmungen waren eben im vollen

Gange, als Sinclairs tückiſche Bemühung ihn ohne ſein Vorwiſſen in ein ſo gefährliches Verhältniß zu dem Stamme ſetzte, ein Verhältniß, welches ihm, wie dieſem, den Untergang bereiten mußte. Die Alte erkannte leicht in dem bedeutenden Manne ihren Enkel; ſie fand durch Alles, was geſchah, die Nachrichten, welche ihr von Sinclair mitgetheilt worden waren, beſtätigt, und gewohnt verſchloſſen zu ſein, ſich mit Geheimniſſen zu umgeben, koſtete ihr es keine Mühe, von dem Enkel entfernt zu bleiben und ſich weder ihm, noch irgend einem Mitgliede des Stammes zu offenbaren. Nur Thorgreen und Lunding waren ihre Vertraute. Malkolm vermuthete keinesweges, daß Thorgreen die Räthſel ſeiner Herkunft kannte; daß Lunding ſein Verwandter war, wußte er wohl, er hielt ſich aber für überzeugt, daß dieſer junge Mann keine Ahnung von ihrer Verwandtſchaft hätte. Mit völliger Sicherheit glaubten er und der treue, zuverläſſige Marcus ſich im alleinigen Beſitze des verhängnißvollen Geheimniſſes, ja, er zweifelte nicht, daß es mit ihnen ſterben würde, da er feſt entſchloſſen war, es ſeinen Kindern nicht anzuvertrauen. Daher konnte der treuloſe Thorgreen mit der größten Unbefangenheit handeln. Er begleitete Malkolm öfters nach Wermeland, er ſchien erſtaunt, als er hier von einem ſo räthſelhaften Geſchlechte Kunde erhielt; er verbarg nicht ſeine Neigung, näher mit dieſen ſeltſamen Menſchen, vor allen mit der geheimnißvollen Frau bekannt zu werden, ja, er forderte Malkolm auf, ihn auf einer Reiſe nach den wilden Gegenden zu begleiten. Malkolm wußte durch unverdächtige Gründe den Vorſchlag abzulehnen, aber es konnte ihm nicht auffallen, daß ſein vermeintlicher Freund eine ſo natürliche Neugierde zu befriedigen ſuchte. Thorgreen beſuchte alſo die Alte mit Malkolms Vorwiſſen, benutzte ihre ſeltſame Geſinnung, ihre Denkweiſe und hatte ſie bald ganz in ſeiner Gewalt. Auf dieſe Weiſe konnte er, als Malkolm für ſeine unglücklichen Verwandten ſo thätig war, jeden Schritt des Weibes lenken. Lunding aber, ein durchaus ſchlauer, kalter, eigennütziger Menſch, durch bedeutende Summen, durch glänzende Ausſichten gelockt, wußte ſich bei Malkolm einzuſchmeicheln, und dieſer brauchte ihn bei Gelegenheiten, die allerdings Vertrauen vorausſetzten. So vergingen mehrere Jahre für Malkolm in einer unſeligen Verblendung. Sein Einfluß nahm zu, er ſah einen glänzenden Wirkungskreis vor ſich; aber viele ſeiner Unternehmungen, ſeiner Anſichten ſtörten beſtehende Verhältniſſe, bedrohten perſönliche Intereſſen, erregten Feinde, die, je mächtiger ſeine Stimme in den Reichsverſammlungen ertönte, je größer das Vertrauen war, welches die Regierung ihm ſchenkte, deſto thätiger auf ſeinen Sturz hinarbeiteten. Ein wichtiger Vorſchlag, geeignet, große Veränderungen hervorzurufen, der aber auch bedeutende — wenn auch verglichen mit dem, was er großartig beabſichtigte, untergeordnete — Intereſſen mächtiger Familien verletzte, war von ihm mit hinreißender Beredſamkeit in der Reichsverſammlung vorgetragen worden; er erwarb ſich eine ſiegreiche Majorität, aber die Oppoſition, zwar der Zahl nach geringer, war durch ihre Macht, Anſehen, Reichthum ihm um ſo gefährlicher, je wahrſcheinlicher es ihr erſchien, daß ſie unterliegen müßte. Denn auch die Regierung unterſtützte Malkolm.

So näherte ſich die Zeit, in welcher wir den Faden der Geſchichte aufnahmen. Die Kabale, die gegen ihn thätig war, kannte Malkolm genau; er wußte, wie erbittert die Oppoſition ihm entgegen arbeitete, aber er war entſchloſſen, ihr Trotz zu bieten — nur, daß ſeit Jahren unter der Maske der innigſten Freundſchaft heimtückiſche Verräther ihn umſchlichen, das wußte er nicht. Ihm ſo wenig, wie dem Leſer, war der Grund einer ſo fürchterlichen Feindſchaft, die Jahrelang nach einem tiefangelegten Plane auf ſeinen Untergang arbeitete, bekannt, und er ſtützte ſich mit vollem Vertrauen auf diejenigen, die feſt entſchloſſen waren, ihn ſchonungsles zu vernichten. Eben in dieſer Zeit erfuhr nun Malkolm, daß in ſeinem Stamme eine große Bewegung herrſchte, daß die Mitglieder deſſelben in Maſſe das wilde Gebirge verließen und ſich in Wermeland anſiedelten, daß ſelbſt die alte Großmutter das Haus in dem einſamen Thale verkauft, die Hütte verlaſſen hatte, an welche, wie er glauben mußte, ihr ganzes Daſein gefeſſelt war, um den Uebrigen zu folgen. Dunkle Ahnungen von einem unheimlichen Geſchicke, das wach würde und ſein innerſtes Leben bedrohte, ergriffen ihn, die Nacht ſeiner Herkunft ſchien ſich gegen ihn verſchworen zu haben, er ſah den feſten Boden ſeines Lebens unter ſeinen Füßen wanken; aber er bekämpfte die Furcht und ſtand mitten unter den drohenden Anzeichen kühner, feſter, unerſchütterlicher, als je, da. Verworrene Gerüchte ſagten ihm, daß der Stamm ſeinen Namen nenne. Er beſchloß Wermeland zu vermeiden, er hoffte mit der Zeit Mittel zu finden, die Gefahr abzulenken — da erſchien, und ein Gefühl ſeiner grauenhaften Zukunft durchzuckte bebend ſein Innerſtes — da erſchien die räthſelhafte Frau, ſeine Freunde traten warnend hervor, der Tod der Baroneſſe erſchütterte drohend ſeine nächſte Umgebung, und wir haben jene verhängnißvolle Zeit erreicht, die wir verließen, um einen tieferen Blick in die verborgenen

Verhältniſſe ſeines Lebens zu werfen, die ſich eben entwickeln und den Unglücklichen umſchlingen wollen. —

Marcus, gebot die Alte, als ſie geſättigt und erquickt dieſen in der Ferne ſtehen ſah, tritt näher! — Marcus näherte ſich verlegen und ängſtlich. — Als ich in dem Hofe abſtieg, ſchien Alles in großer Verwirrung zu ſein, Alt und Jung liefen unſtät durcheinander, ich hörte Klagen und Jammern; was iſt geſchehen? — Die Herrin dieſes Hauſes, die Tante der Frau von Malkolm, iſt plötzlich geſtorben und hat uns alle in große Trauer verſetzt, antwortete Marcus; und dieſes unerwartete Ereigniß, durch welches die Frau in tiefen Kummer verſunken iſt, verhindert den Herrn, Euch zu beſuchen. Die Alte hörte dieſe Nachricht ohne irgend eine Spur der Theilnahme an. Wann wird der Enkel erſcheinen? Wann wird er mich begrüßen? fragte ſie ferner. — Er hat mir aufgetragen, Euch zu ſagen, daß er heute und morgen kaum eine Stunde dazu finden wird. Und morgen auch nicht? rief die Alte zornentflammt; ich erwartete mit Achtung empfangen zu werden und werde wie eine Bettlerin nach einem fernen Winkel gewieſen, um mich mit Dir, mit einem Bedienten zu unterhalten. Mein Herr, erwiederte Marcus furchtſam, hat die Zeit nicht ganz in ſeiner Gewalt, der plötzliche Todesfall, der Kummer ſeiner Frau, Geſchäfte, die nicht aufgeſchoben werden können, und zwei alte Freunde, die bald wieder wegreiſen, laſſen ihm keine müßige Stunde. Ihr ſeid unerwartet gekommen, Mutter Anna, und ehe er Euch öffentlich als ſeine Großmutter vorſtellen kann, muß die Frau, die Euch empfangen ſoll, ſich erholen, müſſen mancherlei Vorkehrungen getroffen werden. — Wirklich hatte Malkolm den kühnen Entſchluß gefaßt, ſeine Frau, ſeine Freunde mit ſeiner Herkunft bekannt zu machen, die gefährliche Verwandtſchaft, welche er ſo lange verborgen gehalten hatte, öffentlich zu geſtehen und mit der Kraft ſeines Reichthums, ſeines Anſehens, ſeiner geiſtigen Gewalt jeder Folge, die daraus entſtehen könnte, keck entgegen zu treten.

Die Alte ſchien noch nicht zufrieden. Das alles erwartete ich durch ihn ſelbſt zu erfahren, ſprach ſie. Bedenkt ſeine Lage, antwortete Marcus, auch Euch kennt er noch nicht, Ihr werdet mit ihm zufrieden ſein, wenn Ihr ihn ſeht. Habe ich ihn nicht geſehen? erwiederte die Alte, wohl iſt er ein ſchöner, kühner Mann, ich erkannte die großen Züge. Er ſoll mir ähnlich ſein, ſagen die Leute, doch, daß er nicht ſelbſt kommt, daß er für die Mutter ſeines Vaters nicht zwei Augenblicke übrig hat, daß er mich dort unter dem rohen Volke wie eine Fremde, wie ein gemeines Weib behandelte, das vergebe ich ihm nie. — Sie ſchwieg. Den ganzen nächſten Tag blieb ſie ſtumm; vergebens ſuchte Marcus ein Wort aus ihr herauszulocken. Wenn er ſprechen wollte, erhob ſie das alte zitternde Haupt und warf ihm einen zornigen Blick zu, ſo daß ihm die Worte auf den Lippen erſtarben.

Als Cederſtröm und Bredahl abgereiſt waren, entſchloß ſich Malkolm, die Alte zu beſuchen. Sein Beſchluß, die bisher unbekannte Verwandtſchaft nicht länger zu verheimlichen, die Großmutter, wenn ſie es wünſchte, in ſeinem Hauſe zu behalten, ſtand feſt, und von jetzt an ging er den Folgen, die eine ſolche Entdeckung haben konnte, ruhig entgegen. Als er eben im Begriffe war, durch den Garten ſchreitend ſich der entfernten Wohnung der Alten zu nähern, ward ihm auf geheimnißvolle Weiſe ein Brief übergeben; er wollte den Boten anreden, aber dieſer war hinter einem Gebüſche verſchwunden. Verwundert blieb Malkolm ſtehen, erbrach den Brief und fand eine namenloſe Warnung. „Sie erhalten" hatte der Briefſteller geſchrieben „inliegend einen Brief von Herrn ††† (er war einer ſeiner mächtigſten Gegner); wenn Sie ihn leſen, werden „Sie auch denjenigen kennen lernen, der ſich namenlos „an Sie zu wenden wagt, denn an dieſen iſt der Brief „gerichtet. Leider muß ich geſtehen, daß auch ich mich „brauchen ließ, einen ſo verdienten Mann zu verfolgen;

„man hat mich aber auf eine ſo ſchlechte Weiſe behandelt, daß ich mich von einer jeden Verpflichtung entbunden glaube." — Hm! lächelte Malkolm, indem er den Brief mit einem verſiegelten Konvolute ohne Ueberſchrift betrachtete, hier kannſt Du nun auf einmal tief in die Pläne Deiner Gegner blicken. Er beſann ſich einen Augenblick und fuhr fort: Und Du ſollteſt Dich als ein Mittel in den Händen eines namenloſen Verräthers brauchen laſſen? Keineswegs. Er ſteckte den Brief unerbrochen in die Taſche und ſchritt weiter. Marcus kam ihm eilig, ja, erſchrocken entgegen. Thorgreen wäre, erzählte er, während Malkolm ſeine Freunde bis zum nächſten Städtchen begleitet hätte, vorgefahren und mit großer Heftigkeit, und ohne daß er es hätte hindern können, zu der Alten gedrungen; Beide hätten ſich eingeſchloſſen, und noch wäre er, wie er glaubte, da. Kaum hatte Malkolm dieſe unerwartete Nachricht erhalten, als Thorgreen ſelbſt, in ſeltſamer Aufregung, erſchien. Sie iſt eben im Begriff abzureiſen, ſagte er mit zitternder Stimme; Lunding begleitet ſie, und Du, lieber Freund, kannſt nun ruhig ſein. Verwundert fragte Malkolm, wie er ſein Verhältniß zu dieſer Frau kennen gelernt habe, und wie es ihm hätte gelingen können, ſie zu entfernen? Thorgreen führte Malkolm nach einem entfernten Gartenkabinette, verſchloß die

Thüre und fing an: Schon ſeit zwei bis drei Monaten wußte ich, daß dieſe Frau ſich Deine Großmutter nennt; in Wermeland beriefen die unruhigen Stammverwandten ſich auf Dich. Du weißt, ich habe die Alte früher beſucht; nachdem ich dieſe Nachricht erhalten hatte, beſuchte ich ſie wieder; ich erfuhr nun, wie ſie von Deinem Vater und Dir ſeit langen Jahren Unterſtützung erhielt. Sie war äußerſt ungeduldig, noch von Dir anerkannt zu werden; ſie hatte erfahren, daß Du ſelbſt für Deine Stammverwandten thätig ſein wollteſt, ſie begriff nicht, was Dich verhindern könnte, jetzt Deine heiligſte Pflicht zu erfüllen. Ich ſah nun wohl ein, daß Feinde, die Dich ſtürzen wollten, Deine Herkunft erfahren, daß ſie jene Unruhen veranlaßt, Deinen Namen kompromittirt hatten; ich ſah mit Schrecken, wie ſie über Dich triumphiren würden. Es gelang mir, indem ich mich ganz nach der ſeltſamen Art der Alten richtete, ſie zu beruhigen. Ich war in Udewalla; ein Durchreiſender erzählte mir zufällig den plötzlichen Tod der Baroneſſe und erwähnte dabei des ſeltſamen Auftrittes mit einer wahnſinnigen alten Frau, die Dich ihren Enkel genannt hätte. Ich erſchrak und eilte hierher, in der feſten Ueberzeugung, daß ſchon Alles verloren wäre. Als ich ankam, erfuhr ich, daß Du die Alte noch nicht geſprochen hatteſt. Ich machte ihr, nicht ohne Mühe, begreiflich, wie ihr öffentliches Auftreten Dein Glück, die Ruhe ihrer letzten Tage, ihr ganzes Geſchlecht vernichten würde; daß Du zwar großmüthig entſchloſſen wäreſt, ſie vor der Welt anzuerkennen und die Folgen zu tragen, daß dies aber jetzt unvermeidliche Unannehmlichkeiten auf Alle laden würde. Sie iſt fort und will den bequemen Augenblick abwarten. Möchte er nie kommen! —

Malkolm konnte in dieſem ganzen Benehmen, frei von allem Verdachte, nichts als den wärmſten, treuſten Eifer der Freundſchaft entdecken; er umarmte Thorgreen mit Wärme. Es iſt vielleicht gut, daß ſie fort iſt, aber ich kann meinen Feinden dieſes Mittel, mir zu ſchaden, nur dadurch entreißen, daß ich ſelbſt jedes Geheimniß meiner Herkunft entdecke. Ich ſehe aber wohl ein, daß der gegenwärtige Moment der ungünſtigſte iſt. Der Kummer meiner Frau könnte durch ein ſolches Ereigniß, welches ruhigen Muth fordert, nur geſteigert werden, die Vorurtheile des Barons würden unangenehme, ja, vielleicht gefährliche Auftritte hervorrufen, und jetzt, in den erſten Monaten, darf eine ſolche Sache nicht in Stockholm laut werden. Indeſſen, ich hatte in der That beſchloſſen, Alles zu ertragen, und länger als ein paar Monate warte ich nicht. Sieh' hier, ſagte er, ich beſitze das Mittel, in die Geheimniſſe meiner

Feinde einzudringen; er überreichte Thorgreen den namenloſen Brief. Dieſer zitterte. Haſt Du die Einlage geleſen? fragte er mit bebender Stimme. Ich werde ſie gar nicht leſen, antwortete Malkolm mit großer Ruhe, ich habe kein Recht dazu, denn ſie iſt nicht für mich geſchrieben. Thorgreen kannte Malkolm, und obgleich er ahnen mußte, daß dieſer Brief ihm gefährlich werden könnte, wagte er es dennoch, nachdem er ſich ſchnell gefaßt hatte, mit großem Eifer ihn zu bereden, eine ſo ſchöne Gelegenheit, die Pläne ſeiner Feinde zu durchſchauen, ſich nicht unbenutzt aus den Händen reißen zu laſſen. Malkolm blieb, wie er vorausſah, unbeweglich. Hätte er die Alte beſucht, die Verwandtſchaft anerkannt, den Brief erbrochen, er wäre gerettet worden. So nahe lag die Hülfe, welche Vorſicht und Großmuth verſchmähte! — Er ſandte den Brief unter der Adreſſe des Herrn ††† unerbrochen mit dem namenloſen Zettel ab. In ein paar Zeilen warnte er ſeinen Gegner, ſich nicht unzuverläßigen, ungetreuen Menſchen anzuvertrauen.

Der Sommer war faſt vergangen; in den letzten Monaten hatte ſich Manches zugetragen, was die bis dahin äußerlich ruhige Lage Malkolms mit Gefahr bedrohte. Thorgreens Vater ſaß zwar ſeit der Ermordung des Bedienten noch immer gefangen, mächtige Freunde wußten aber Vieles vorzubringen, wodurch die That ſich in einem mildern Lichte zeigte. Man bemühte ſich, die Abſicht des alten Thorgreen, Mathilde, ſeine nahe Verwandte, ſelbſt gegen ihren und des Barons Willen zu entfernen, durch viele verborgene Gründe zu entſchuldigen, ja, zu rechtfertigen; daß die Ermordung keine vorher beſchloſſene, überlegte That war, erhellte ſchon aus der früheren Unterſuchung. Thorgreens Vater ſtammte aus einem alten, ſtolzen Geſchlechte, er ſelbſt war General, und ſeine ſtandhafte Behauptung, daß der Bediente den erſten körperlichen Angriff gewagt hätte, der nach den herrſchenden Anſichten nur durch den Tod geſühnt werden konnte, fand immer mehr Eingang. Zwar blieb der General noch verhaftet, aber er wurde in den freien Beſitz ſeines Vermögens wieder eingeſetzt und konnte ſeine Anſprüche auf die Güter des Barons geltend machen. Der Prozeß, welcher im Anfange für Mathilde ſich günſtig anließ, nahm plötzlich eine andere Wendung. Man vermißte wichtige Papiere, an deren Daſein Keiner zweifelte, deren Inhalt, wenn auch nicht auf eine entſchiedene Weiſe, Vielen bekannt war. Jetzt fing Malkolm an Verdacht zu ſchöpfen. Daß die Baroneſſe, deren Zuneigung er früher im hohen Grade beſeſſen, ihm in den letzten Tagen ihres Lebens weniger geneigt ſchien, war ihm nicht unbekannt und ein Gegenſtand der Sorge für Mathilde geweſen. Sie, wie er vermutheten, daß Feinde Einfluß auf ſie gewonnen hätten, und dennoch vermochte Keiner den Urſprung dieſer Verwandlung, die Perſonen, welche ſie bewirkt haben konnten, zu errathen; ſie glaubten, daß ſie in der Sterbeſtunde Reue gefühlt hätte über eine für das Wohl ihrer Nichte verderbliche That. Nun erſt begann dieſe ſich mancher Winke, mancher Andeutungen zu erinnern, die dieſe Vermuthung faſt in Gewißheit verwandelten. Wenn die Papiere nicht entdeckt wurden, mußte der Prozeß und mit ihm der freundliche Beſitz verloren gehen. Malkolm ſah der Entſcheidung entgegen. Es war nicht der Verluſt der Vermögens, der ihn ſchmerzte, er, wie Mathilde blieben noch reich, aber er hatte das Gut mit ruhiger Gewißheit als ſein Eigenthum betrachtet, er hatte mit der ſorgloſeſten Sicherheit bedeutende Summen darauf verwendet, deren

Erſatz er nicht erwarten durfte; es war die feſte Stätte ſeiner Wirkſamkeit, die von hier aus in weitem Kreiſe ſich ausdehnte. Als der Ausgang des Prozeſſes kaum mehr zweifelhaft ſchien, bot er dem General unter der Hand den Kauf des Gutes an, er wollte es über den Preis bezahlen. Es ward ausgeſchlagen: die Familie könnte für keinen Preis dem Beſitze eines Gutes entſagen, welches ſeit uralten Zeiten ihr Eigenthum geweſen und jetzt aus fremden Händen gerettet worden wäre. Es fehlte nicht an hämiſchen, verwundenden Aeußerungen, die, wenn auch dunkel, auf die Waffen hindeuteten, welche man gegen Malkolm anzuwenden gedachte. Während der Zeit des Prozeſſes erſchien Thorgreen öfters bei Malkolm; er war über dieſes Ereigniß höchſt niedergeſchlagen, er wußte Malkolm auf jede Weiſe zu überzeugen, daß er keinen Antheil an dieſem Angriffe auf Mathildens Vermögen habe, er unterſtützte den Vorſchlag, das Gut an Malkolm zu überlaſſen, auf die lebhafteſte Weiſe, und in der That gelang es ihm ſich in dem Vertrauen des getäuſchten Freundes immer mehr zu befeſtigen.

Indeß dieſe drohenden Ereigniſſe Malkolms Lage zu erſchüttern anfingen, verſetzten die Nachrichten, die man über Antoniens Zuſtand erhielt, Mathilde in tiefen Kummer. Die ſeltſame Unruhe, von welcher ſie ſeit dem Tode der Baroneſſe befallen war, hatte zugenommen, und ſie artete zuletzt in einen wahren Wahnſinn aus. In dieſem unglücklichen Zuſtande vermochte die Arme eine heftige Leidenſchaft für Malkolm nicht zu verbergen. Sie nannte unaufhörlich ſeinen Namen, ſie behauptete, ihm wichtige Geheimniſſe entdecken zu müſſen, ſie warf ſich laut vor, ihn verrathen zu haben, aber Alles war ſo verworren, ſo mit den ſeltſamen Sprüngen des Wahnſinns vermiſcht, daß man keinen Zuſammenhang darin entdeckte. Thorgreen ſchien von dieſem Unglücke ganz überwältigt zu ſein, und nur mit Mühe, und nachdem er alle Hoffnung der Wiederherſtellung aufgegeben hatte, entſchloß er ſich, die Verbindung aufzulöſen. —

Die gerichtliche Entſcheidung, welche Malkolm nöthigen ſollte, den ihm ſo theuern Beſitz zu verlaſſen, wurde ſtündlich erwartet. Mathilde ſaß einſam und trübe — es war bereits tiefe Nacht — in dem Gartenſaale, in welchem ſchon vor Jahren durch eine Unthat das dunkle Verhängniß ihres Schickſals ſich zu entwickeln anfing. Die weißen Hände ſpielten in den ſchwarzen Locken, die Augen blickten, wie damals, auf einen Brief, deſſen Inhalt ſie zu beunruhigen ſchien, die hohen Lichter warfen von Oben herab ihren Schein auf das gramerfüllte Geſicht, die Guitarre hing über einem Stuhle. Hinter ihr ſtand, wie damals der Ermordete, ſo jetzt der treue Marcus. Die Thurmuhr ſchlug zwölf, und noch machte ſie keine Miene ſich zu erheben, ſie wartete leider ſorgenvoll und noch immer vergebens auf Malkolm. Seit einigen Tagen hatte er das Haus verlaſſen; ſie wußte, daß ihn ein wichtiges, ja, gefährliches Geſchäft fern hielt. Endlich glaubte ſie in der Ferne das Geräuſch von Pferden zu vernehmen; ſie ſchienen ſich aber zu entfernen, und gequält durch die getäuſchte Hoffnung, ſuchte ſie noch immer ängſtlich horchend die verſchwundenen Töne zu erlauſchen, da hörte ſie Schritte in dem Garten, eilig trat Malkolm, der von Ferne den Gartenſaal erleuchtet geſehen hatte und Mathilde dort vermuthete, herein. Er war ernſt, ſtrenge, finſter, ſchien aber ruhig. Mathilde, ſagte er, die Zeit, wo ich Dich ſchonen durfte, wo es mir erlaubt war, alles, was Dich erſchüttern, erſchrecken, beunruhigen konnte, ſorgfältig zu verheimlichen, iſt leider verſchwunden. Sieh' hier die Entſcheidung, wir müſſen dieſe Wohnung, dieſe Freiſtätte unſerer Liebe verlaſſen. — Ich bin, Du weißt es, ſchon ſeit langer Zeit auf dieſen Augenblick vorbereitet, antwortete Mathilde, ich behalte ja Dich und Edmund, und wo Du weilſt, wirſt Du wohlthätig wirken, wirſt Du hülfreich erſcheinen. So dachte auch ich, erwiederte Malkolm, warum nicht mit friſchem

Muthe von Neuem anfangen, warum nicht die Vergangenheit als etwas Abgethanes betrachten, aber nicht blos aus dieſem Hauſe, aus dem Lande treibt man mich, wir müſſen Schweden und auf immer verlaſſen. Erſchrocken blickte ihn Mathilde an; was iſt geſchehen? rief ſie und erblaßte. Faſſe Dich, fuhr Malkolm fort, denn ein hartes Schickſal fordert, wenigſtens für einige Zeit, ein größeres Opfer — wir müſſen uns trennen. Trennen? rief die Arme, bis zum Tode Geängſtigte, und das Entſetzen malte ſich in ihren Zügen; nein, Alles, Alles, nur keine Trennung! Es giebt nichts, o, glaube mir, nichts, was ich nicht in Deiner Nähe ertragen könnte, ich will Allem entſagen, ich will betteln, ich will hungern, an Deiner Seite bin ich eine Heldin, bin ich muthig, entſchloſſen, feſt, von Dir gegetrennt nichts. O, trenne Dich nicht von mir, ich beſchwöre Dich! Sieh', Malkolm, es gab Augenblicke — ich weiß nicht, wie ſolche grauenhafte Ahnungen aus dem heitern Himmel meines Glückes, gleich drohenden Blitzen, hervorzucken konnten, aber es war ſo — es gab Augenblicke, in welchen mich die furchtbare Vorſtellung ergriff, als könnten wir uns trennen. Dann ſah ich mich aller Kraft beraubt, in zehrende Sehnſucht verſunken, dann ſah ich Dich verworren, zerriſſen, von einer furchtbaren That zur andern ſchreitend; ich ſah Dich von

Wuth, von Zorn verblendet; es war mir, als ſchlummerten tückiſche Geiſter in Deinem innerſten Weſen und lauerten auf meine Entfernung, um wach zu werden. O, zürne nicht, Du Starker, daß ich ſo zu reden wage! Es iſt das tiefſte Grauen, es iſt die finſtere, drohende Nacht, die ſelbſt in den heiterſten Tagen nicht aus meinem Innern wich, welche mich dazu treibt; es iſt das dunkle, grauenhafte Verhängniß, welches meine frohſten Stunden in den tiefſten Gründen meiner Seele trübte; es iſt der furchtbare Ton, der aus der weiten Ferne mitten in den Jubel meines Lebens hineinklang, ich vernahm ihn kaum, und doch war es, als müßte alles Glück verſchwinden, wenn er ſich hören ließ, ich wußte nicht, wo er herkam, ich faßte nicht, was er verkündigte, und doch zwang es mich, ſeinen grauenhaften Weiſſagungen zu glauben. O, trenne Dich nicht von mir, ich bitte, ich flehe, ich beſchwöre Dich, trenne Dich nicht von mir! —

Während Mathilde in furchtbarer Anſtrengung immer heftiger ſprach, hatte ſie ſich erhoben, Marcus ſtand wie verſteinert hinter ihr, und auch Malkolm ſchien entſetzt. Es lag etwas ſo Weiſſagendes, Unheilverkündendes in ihren Worten, in ihren Mienen, in der ungeheuern Angſt, daß es Malkolm vorkam, als wüßte ſie nicht blos, was er ihr bis jetzt ſorgfältig verborgen hatte, als hätte ſie auch die entſetzliche Kunde einer ſchrecklichen Zukunft.

Dennoch faßte er ſich. Kennſt Du, ſagte er mit kalter Ruhe und unerſchüttert, jenes Bündniß der gutmüthigen Schwäche mit der entſchloſſenen Nichtswürdigkeit, und wie die vornehme, herzloſe Neutralität als vermittelndes Prinzip das Bündniß ſtärkt? Ich könnte Dir, Mathilde, weitläuftig erzählen, wie es dieſer Vereinigung gelungen iſt, Schritt vor Schritt mein ganzes bürgerliches Daſein zu untergraben, wie ſie alle Wege geſperrt, jeden Ausweg abgeſchnitten hat, wie ich waffenlos, nach jahrelanger Mühe ein ohnmächtiger Thor, jeder Verſöhnung preisgegeben bin. — Du mußt Dich von mir trennen; Du gehſt, ſagte er mit entſchiedener Härte, mit Edmund nach Deutſchland. Die Frau von Rehling, Deine Freundin, erwartet Dich; alle Anſtalten zu Deiner Abreiſe ſind getroffen. Du darfſt meinen Namen dort nicht tragen, dieſer bleibt, wo Du hinkommſt, ein Geheimniß. Ich habe es überlegt, erwogen; es iſt nothwendig, unvermeidlich. An dem, was ich hier im Lande vorhabe und, bis ich ſo glücklich bin, Dich weit von hier wieder zu finden, unternehme, darfſt Du keinen Theil nehmen. So lautet mein Entſchluß, mein Befehl. — Malkolm! rief die Unglückliche und ſtarrte ihn mit erſticktem Athem an, Malkolm, ich kenne Dich nicht! Laß mich hart ſcheinen, Mathilde, antwortete Malkolm, indem er ſich ihr mit ruhiger Freundlichkeit näherte, damit ich milde ſein kann. Das Unvermeidliche trifft uns jederzeit am wenigſten hart, wenn es uns gleich beſtimmt entgegentritt. Du biſt ſtark, Du liebſt mich, Du vertrauſt mir, die Probe iſt ſchwer, aber Du wirſt ſie beſtehen. Was meine hieſige Lage, und auf immer, zerſtört, kannſt Du, darfſt Du erſt dann wiſſen, wenn ich Alles überwunden habe. — Er ſuchte hierauf ſie zu beruhigen; er ſtellte die Zeit der Trennung ſo kurz, den Augenblick der Wiedervereinigung ſo reizend dar, daß Mathilde gern zuhörte; aber die innere Angſt konnte ſie nicht überwinden, und ſie unterwarf ſich dem harten Befehle mit blutendem Herzen.

Im Stillen wurden alle Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen; Marcus ſollte Mathilde nach Pommern begleiten; die ganze Sache ward bis zum letzten Augenblicke als ein Geheimniß betrieben, dennoch verbreitete ſich das Gerücht, daß eine gerichtliche Entſcheidung Malkolm zwänge, ſein Gut an andere, nicht ſo beliebte Erben zu übergeben, ſchnell in der Nachbarſchaft. Zwar hatte man Alles in Bewegung geſetzt, um Malkolms Ruf auf geheimen Wegen auch in dieſer Gegend zu zerſtören, zwar waren die Bemühungen nicht ohne Einfluß geblieben, aber ſein Anſehen war hier in der Nähe zu groß, ſeine wohlthätige Wirkſamkeit zu entſchieden, als daß dieſe Einflüſterungen den gewünſchten Erfolg haben konnten. Eine große Menge der Einwohner war gewohnt, ihn als ihre Stütze, als ihren zuverläſſigen Rathgeber zu betrachten, und der alte Thorgreen wurde gehaßt. Von allen Seiten ſtrömten nun die Einwohner jammernd nach dem Schloſſe, täglich ſah ſich Malkolm genöthigt, die Klagenden zu tröſten, die Rathloſen aufzumuntern, täglich ſah Mathilde ſich von Jammernden umringt; doch eine härtere Prüfung wartete auf die Arme.

Das Landhaus war bereits größtentheils geräumt, die ſchönen Gemächer ſtanden leer. Zu jeder Zeit, ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden, iſt die Veränderung der gewohnten freundlichen Umgebung mit einem bangen Gefühle verbunden. Es iſt uns dann, als wenn das Unbeſtimmte, Formloſe, Willkürliche im Leben drohend näher träte, als wenn eine zerſtörende Gewalt das vernichten könnte, was nur verändert werden ſoll, den kurzen Augenblick der Verwirrung heimtückiſch benutzend. Gewöhnlich wird dieſes Gefühl, welches tiefere Gemüther kaum völlig zu unterdrücken vermögen, durch die fortdauernde Beſchäftigung, durch die ängſtliche Eile betäubt, mit welcher wir uns aus dem verworrenen Zuſtande wieder in eine geordnete Lage, getragen von einer ſichern Regel, zu retten ſuchen. Dieſe Wohlthat blieb Mathilden verſagt. Alles war abgethan, und ſie hatte nicht den Troſt, ſich in eine ordnende Thätigkeit, die ihren Gram zu beſchwichtigen vermochte, verlieren zu können. Unruhig, betrübt wanderte ſie in den leeren Räumen umher — das Hausgeräth war nach einem fernen Gute, das in einer rauhen, wilden, kahlen Gebirgsgegend lag, gebracht worden, und dorthin ſollte Malkolm allein, von ihr getrennt, ziehen — trübe Wolken, vom Sturme gejagt, umſchwebten das öde, ausgeleerte Haus, und alle Angſt, alle Schauer der Zukunft flogen drohend, weiſſagend an ihrer Seele vorüber. In ſolchen Augenblicken iſt es, als horchten wir auf jede Bewegung, als müßte jeder Ton, jedes Geräuſch, jedes noch ſo unbedeutende Ereigniß das nahe Unheil verkündigen. Das nackte Gefühl, ſonſt durch Liebe und heimatliche Gewohnheit geſchützt, ſieht ſich jedem Angriffe preisgegeben und ſchaudert vor aller, ſelbſt der leiſeſten Berührung zurück.

Der Bediente meldete einen Fremden, und Mathilde, die auf dem einzigen Stuhle in dem großen, leeren Gemache ſaß, kummervoll nach den eilenden Wolken blickte, fuhr erſchrocken zuſammen, als dieſer kurz darauf hereintrat. Es war ein ihr völlig Unbekannter.

Eine kranke, unglückliche Frau, meine Gnädige, wünſcht Ihre tröſtende Nähe, ſagte der Fremde, und ſein Anſtand, ſeine Sprache verrieth einen Mann aus den höhern Ständen. Wo iſt ſie? fragte Mathilde mit theilnehmender Eile; ſie hoffte, durch Hülfe, durch Theilnahme an fremdem Kummer den eignen dämpfen zu können. Er nannte hierauf die Wohnung einer wohlbekannten Frau, welche etwa eine halbe Meile vom Schloſſe wohnte, und Mathilde verſprach, ſogleich anſpannen zu laſſen. Ich eile, ſagte der Fremde, der Unglücklichen dieſe angenehme Nachricht zu überbringen. Mathilde wollte ſich eben genauer nach Allem erkundigen, als der Fremde ſchnell, wie er eingetreten war, wieder verſchwand. Erſchrocken über dieſe plötzliche Entfernung beſann Mathilde ſich einige Augenblicke, ob ſie dieſer ſeltſamen Einladung, die faſt Verdacht erregen konnte, Folge leiſten ſollte. Sie war aber von Natur furchtlos, ſie erwog, daß der Unbekannte ihr Verſprechen überbrachte, und fühlte ſich verpflichtet, es zu halten. Malkolm war fern, man konnte ihn heute nicht erwarten, ſie ließ alſo ſchnell anſpannen, und Marcus begleitete ſie.

Die kleine, anmuthige Wohnung lag an dem Rande eines Waldes mitten in einem Garten und war Mathilden wohlbekannt. Sie ſtieg aus und ging langſam durch den Garten, wo ſie ein halberwachſener Knabe zuverſichtlich, aber doch freundlich begrüßte. Sein ſchlanker Wuchs fiel ihr auf, ſie blickte ihn genauer an und erſchrak. Nie fand eine ſprechendere Aehnlichkeit ſtatt — daſſelbe Auge, dieſelbe Stirn, daſſelbe ſeltſam ironiſche, bedeutende Lächeln — jede Miene, jede Bewegung verrieth eine neue, furchtbar überraſchende Aehnlichkeit. Edmund, ſie mußte es ſich geſtehen, ſchien, mit dieſem Knaben verglichen, das Kind eines Andern zu ſein, obgleich man in ihm den Vater zu erkennen glaubte. Zitternd ging ſie weiter, das ihr ſo ſchreckliche Ebenbild Malkolms ehrerbietig neben ihr; ängſtlich überſchritt ſie die Schwelle des Hauſes, öffnete die Thüre der ihr wohlbekannten Wohnſtube und trat hinein. Am Fenſter ſaß eine blaſſe weibliche Geſtalt, mit den erloſchenen Spuren großer Schönheit; aber ihr verzerrter, wilder Blick deutete auf ein zerſtörtes Gemüth. Sie ſtützte den Kopf auf den Arm und blickte ſtarr vor ſich hin. Mathilde athmete kaum. Sie haben gewünſcht, mich zu ſprechen, ſagte ſie, als die blaſſe Geſtalt regungslos ſitzen blieb. Jetzt erſt ſchien dieſe Mathildens Gegenwart wahrzunehmen; ſie erhob ſich mit großer Lebhaftigkeit, in allen ihren Bewegungen war eine grauenhafte Lebendigkeit. Sie kommen von ihm! rief ſie. Von wem? fragte Mathilde erſtaunt. — Von ihm, dem Einzigen, von meinem Malkolm! — Die düſtre Ahnung eines entſetzlichen Geheimniſſes ergriff die zitternde Mathilde. Sie ſind ſeine Schweſter, fuhr Jene fort, man hat mir es geſagt; Sie ſind da, um mich zu ihm zu bringen, mich und ſeinen Sohn. O, eilen wir, er ſehnt ſich, wie ich! — Unglückliche, antwortete Mathilde faſt unwillkürlich, ich bin *ſeine Frau*. Es war das tief verletzte weibliche Gefühl, das nagende Gefühl, mit dem ſie ſpäter fortdauernd kämpfen mußte, was ihr dieſe harten Worte, wie wider ihren Willen, entriß. Mathilde hatte Urſache, ſie zu bereuen. Wild blickte die Unbekannte ſie an, alle ihre Muskeln zitterten, und ſie ſtürzte bewußtlos zu Boden. In dieſem Augenblicke trat die Wirthin in die Stube. Die arme Mathilde athmete freier, als ſie die bekannte Frau erblickte; bis dahin dünkte es ihr, als ängſtigte ſie ein grauſenhafter Traum, als wäre ſie von ſeltſamen, geſpenſterhaften Geſtalten umgeben. Der Knabe jammerte, die unglückliche Mutter wälzte ſich in furchtbaren Krämpfen — todtenblaß und bewegungslos ſtarrte Mathilde die entſetzliche Gruppe an. Die Wirthin eilte der Hingeſunkenen zu Hülfe. Um Gottes Willen, rief ſie, welch' ein unglücklicher Zufall hat Sie hergebracht, gnädige Frau? Ein Unbekannter lud mich ein, antwortete Mathilde mit bebender Stimme, eine fremde unglückliche Frau, verſicherte er, wünſchte mich zu ſprechen. Eilen Sie, eilen Sie, verlaſſen Sie dieſen unglücklichen Ort, fuhr die Wirthin flehend fort, vergeſſen Sie, was Sie geſehen, was Sie gehört haben, forſchen Sie nie nach dem unſeligen Geheimniſſe! Malkolms rachſüchtige Feinde haben Sie hergelockt. Dieſe entſetzlichen Menſchen ſehen es gleichgültig mit an, daß ſie zwei weibliche Herzen durchbohren, wenn ſie nur ihn treffen, nur ihn verwunden können. O, eilen Sie, ehe die Unglückliche das zerſtörte Bewußtſein wieder findet. — Mathilde ſtand noch zweifelhaft da, aber die Wirthin bat, flehte, und ſie ſah bald ein, wie unheilbringend ihre fernere Gegenwart ſein würde. Nur eins, ſagte die Wirthin, indem ſie Mathilde beſchwor, ſich zu entfernen, nur dies noch: Malkolm ſah dieſe Frau nie, ſeit er Sie kannte, und er iſt nicht ſo ſchuldig, wie er Ihnen erſcheinen muß. —

Mit zerriſſenem Herzen ſaß Mathilde einige Tage darauf neben Malkolm im Reiſewagen, der beide und Edmund nach Yſtadt brachte. Malkolm blickte finſter in die Ferne, er kämpfte mit ſeinem Geſchicke. Aber eine neue Qual hatte ihn ergriffen. Er durchſchaute Mathilde ganz, ſie gab ſich ihm mit voller Seele hin, und das Unglück konnte dieſe völlige Hingebung nicht ſtören, es ſteigerte ſie vielmehr. Jetzt warf er einen Blick in ihre ſchweigende, duldende Seele und erbebte. Es iſt etwas — etwas, was dieſe reine Seele von Dir abgewandt hat, ſagte er ſich; ſie muß Dir angehören, ſie vermag es nie, von Dir ſich loszureißen, und doch ſchaudert ſie. Es iſt nicht das drückende Gefühl der Trennung, nicht die Ahnung eines zukünftigen Unglücks, es iſt etwas Anderes, Grauenvolleres, es iſt die Kunde einer Schuld, die ſie durchzuckt. Es giebt in der Welt nichts Furchtbareres, als wenn die vernichtende Vermuthung in uns aufſteigt, daß diejenigen, deren Liebe unſer Glück ausmacht, hineingeblickt haben in die verborgenſte Stätte einer geheimen Schuld, einer geheimen Qual, die wir vergebens vor uns ſelbſt zu verbergen ſuchen.

Du haſt ſie verloren, klingt es dann in das innerſte, verborgenſte, nächtliche Bewußtſein hinein; Du haſt Dich ſelbſt verloren, tönt es vernichtend aus der Tiefe der Seele hervor. So lange der Schuldige allein die Laſt ſeines Vergehens wie ein quälendes Geheimniß trägt, glaubt er ſie oft ſchon vernichtet, verliert er ſich gern in eine erträumte Schuldloſigkeit, hofft er durch Entſchlüſſe und Thaten ſie zu vertilgen, und wenn er gleich nie zur vollkommenen Ruhe gelangt, ſo erlebt er doch Augenblicke, in welchen er ſich völlig rein dünkt. Liegt aber die Schuld enthüllt vor einer reineren Seele, dann tritt ſie aus dieſer in ihrer ganzen Entſetzlichkeit ihm entgegen. Die geheime Schuld in der ſchweigenden Bruſt iſt Lady Macbeths Blutstropfen ähnlich, er wähnt ſie mit wenig Waſſer vertilgen zu können; ſteigt ſie aber, gegen ihn zeugend, aus einer fremden Seele auf, dann ſtinkt ſie ihn an, wie in Lady Macbeths Träumen, und alle Gerüche Arabiens können ſie nicht auslöſchen. Sie weiß es, flüſterte Malkom ſich ſelbſt zu, wie hat ſie es erfahren können? und eben jetzt?

Zwar überzeugte ihn die unglückliche Trennung ſelbſt von Mathildens grenzenloſer Liebe auf's Neue; in dieſem Augenblicke verſchwand Alles vor dem vernichtenden Gefühle des Scheidens; aber in ſpätern, einſamen Stunden ergriff ihn die Gewißheit: Sie kennt Deine Schuld, und er vermochte nicht ſie abzuweiſen. Ueber Mathildens Lippen kam das Geheimniß nie, in keinem Briefe ward es erwähnt; ſich ſelbſt ſuchte ſie zu verbergen, was ſie doch nie ganz vergeſſen konnte. Wenn jene kurzen, vorübergehenden Augenblicke, die ſie ſo grenzenlos unglücklich machten, mit allem Grauen der Wirklichkeit auf ſie eindrangen, dann hörte ſie zwar die beſchwichtigenden Worte: Er iſt nicht ganz ſo ſchuldig, wie er ſcheint, er ſah ſie nie, ſeit er Dich liebte; ſie hat ihn treulos verlaſſen, träumte ſie dann, und ein bethörender Augenblick ſie ſeiner Liebe unwürdig gemacht, erwacht aus dieſem, unterliegt ſie dem Gefühle, daß ſie ihn verloren, mit Recht verloren hat; ſie konnte, innerlich getröſtet, in ſolchen Momenten die Unglückliche bedauern, deren Verirrung ihr Glück gründete, aber dieſe Träume verſchwanden bald, Malkolms Schuld trat wieder vernichtend hervor, und ſie fühlte alle Qualen einer zerriſſenen, ſchuldbewußten Seele. Erſt in jener entſetzlichen Nacht bei Bredahl, als ſie ihn wieder gewonnen hatte, nachdem Alles verloren war, erfuhr ſie, was der Leſer jetzt erfahren ſoll.

Malkolm war ſo eben von ſeiner großen Reiſe wieder nach Stockholm zurückgekehrt. Er machte den Gegenſtand aller Geſpräche in allen Geſellſchaften aus; er wurde geſucht, gehört, bewundert. Seine Geſtalt, ſeine Geſinnung, ſein Reichthum, ſeine Talente erregten die glänzendſten Erwartungen. Wo er erſchien, hörte man auf ihn, und er ſelbſt glaubte Alles wagen, Alles unternehmen zu können. Einſt waren in einem glänzenden Kreiſe viele der angeſehenſten Männer des Landes verſammelt, wichtige Gegenſtände wurden mit Ernſt behandelt. Die Frauen ſaßen zwar abgeſondert, in eigne Geſpräche verflochten, doch horchten viele auf die Worte des jungen Mannes, der mit glühender Beredſamkeit Treffendes über die wichtigſten Gegenſtände zu ſagen verſtand. Man war eben beſchäftigt, ein ſehr durchgreifendes Geſetz zu entwerfen. Eine Einrichtung, die von den älteſten Zeiten her bedeutende Verhältniſſe geordnet hatte, ſchien durch die Länge der Jahre einen großen Theil ihrer Bedeutung verloren zu haben; veraltete Misbräuche waren, wie man glaubte, mit dem alten Inſtitute ſo innig verwebt, daß man, ohne dieſes aufzuheben, jene nicht abſchaffen konnte. Man hatte das Unbequeme, Zweckwidrige lange gekannt, eine freiere Geſtaltung, eine neue Einrichtung allein ſchien, indem ſie die Misbräuche mit der Wurzel ausrottete, neues Leben und Gedeihen zu verſprechen. Die wichtigſten Männer waren ſchon gewonnen, man hielt ſich für überzeugt, daß der nächſte Reichstag mit Beifall einen Vorſchlag aufnehmen würde, der ſo viel Unangenehmes, was man mit Widerwillen ertrug, auf einmal und entſchieden aufzuheben verſprach. Als Malkolm nach Stockholm kam, war dieſer Gegenſtand der wichtigſte des Tages. Man verwunderte ſich nicht wenig, als der junge

Mann, nachdem er ſich hier und da gezeigt, die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, auf einmal verſchwunden ſchien; aber er ſaß zwiſchen Dokumenten und Akten vergraben, Monate lang ſuchte er über dieſen Gegenſtand Alles zu ſammeln, zu vergleichen, zu ordnen. Und jetzt, in der Mitte der angeſehenſten Männer, die, ſelbſt genau unterrichtet, den freundlichen, geſelligen Verein gern benutzten, um das zu beſprechen, was nun binnen kurzer Zeit auf dem Reichstage entſchieden werden ſollte, glaubte er ſeine Kenntniß anwenden zu dürfen; jetzt erfuhren dieſe Männer nicht ohne Verwunderung, wie genau Malkolm von Allem unterrichtet war. Er theilte nicht die herrſchende Anſicht, er hielt ſich für überzeugt, daß ein altes, ehrwürdiges Inſtitut, ohne vernichtet zu werden, eine neue, lebendige Bedeutung erhalten könnte; er dachte freiſinnig, das Einengende, Beſchränkte war ihm verhaßt, aber alles Revolutionaire in jeder Form, in jeder Richtung nicht weniger. Was ihm jedoch ſchnell großen Einfluß verſchaffte, war, daß er nicht plötzlich mit ſeiner Anſicht hervortrat. Er ſchien zu billigen, was der allgemeine Wunſch erreichen wollte; aber bald fand er hier, bald da eine Schwierigkeit, eine Härte, eine Unbequemlichkeit, die mehr ein Gegenſtand der Erwägung, als ein Einwurf zu ſein ſchien. Da ſolche Betrachtungen anfänglich den Hauptgegenſtand nicht zu bedrohen ſchienen, da ſie vielmehr Schwierigkeiten hervorhoben, die, wenn man nicht auf ſie achtete, ſpäter dem Erfolge der gewünſchten Sache gefährlich werden konnten, ſo hörte man gern zu, wenn der junge Mann ſo unerwartet die genauſten Kenntniſſe aller, auch der geringſten Verhältniſſe entfaltete. Aber je länger man zuhörte, deſto ſeltſamer fand man ſich überraſcht: was anfänglich, vereinzelt, nur eine geringe Schwierigkeit ſchien, trat immer entſchiedener, drohender, gefährlicher hervor. Viele hatten im Stillen gefühlt, daß ihr Entſchluß ein bedenklicher war; aber die Gewalt der herrſchenden Anſicht, die Macht der öffentlichen Meinung hatte auch ſie hingeriſſen, und ſie glaubten unterſtützen zu müſſen, was ſie doch kaum billigen konnten. Dieſe Geſinnung bedeutender Männer war Malkolm nicht unbekannt; nicht blos Dokumente und Akten hatte er befragt, ſondern auch das Verhältniß der entſcheidenden Perſonen mit eben ſo großer Umſicht erforſcht, und mit Gewißheit ſah er ein, daß es ihm gelingen würde, eine anſehnliche Parthei für ſeine Meinung zu gewinnen. Daß er dadurch ſogleich ſein Anſehen, ſeinen Einfluß begründen konnte, lockte ihn nicht weniger. Allmälig entſpann ſich ein heftiger Streit. Die wärmſten Vertheidiger der neuen Einrichtung waren gegenwärtig und ſahen, was ihnen ſo wichtig war, was ſie ſchon mit großer Sicherheit gewonnen glaubten, erſt in Frage geſtellt, dann auf die gefährlichſte Weiſe angegriffen. Malkolm blieb ruhig, ſo lange die Sache noch zu zweifelhaft ſchien; aber es gelang ihm hier ſchon, ein ſo entſchiedenes Uebergewicht zu gewinnen, daß er ſich auf dem Reichstage, wo er bald zum erſten Mal als Edelmann erſcheinen ſollte, einen ſichern Sieg verſprechen durfte. Jetzt erſt nahm das Geſpräch eine Wendung, die mehr allgemeine Anſichten ausſprach, und Malkolm überließ ſich ganz dem Enthuſiasmus für einen Gegenſtand, der, ſeit er mit Ernſt über öffentliche Angelegenheiten zu denken anfing, ihm immer wichtiger, ja, heilig dünkte. In ſolchen Augenblicken riß ihn der Gegenſtand völlig hin, es war ihm dann, als ſtände er allein da, er und das, was ihm ein Heiliges, Ehrwürdiges zu ſein ſchien.

Wäre es auch nicht angemeſſen, hier eine Verhandlung von ſo ernſter Art und ſelbſt ermüdender Weitſchweifigkeit zu berühren, ſo glauben wir doch den Schluß des Geſprächs, und wie Malkolm ſich, ganz begeiſtert, in einem Kreiſe ruhiger, beſonnener, kalt erwägender Männer äußerte, nicht mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen.

Man pflegt, ſagte er, den Menſchen, der kein Thier leiden ſehen, noch weniger tödten kann, der eine ſchmerzliche Theilnahme nicht abzuweiſen vermag, wenn ſelbſt das geringſte Geſchöpf gemartert, wenn die Mücke geblendet von der Flamme ergriffen wird, allgemein als einen Schwächling zu betrachten, und jene Empfindſamkeit, die man gewöhnlich als eine krankhafte betrachtet, und die, beſonders in unſern Tagen, zu beſpötteln, als ein ausgezeichneter Beweis eigner Stärke geprieſen wird, iſt durchgängig verſchrien. Ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt an dieſer Schwäche leide; Alles Lebendige iſt mir heilig, und wie ich nie ein Papier, fiele es auch als unbedeutende ſchmutzige Makulatur in meine Hände, wäre auch der Inhalt thöricht und albern, misbrauchen kann, wenn Worte, die unſere Pietät, unſere Ehrfurcht in Anſpruch nehmen, darauf verzeichnet ſind, ſo kann ich keine Spinne zertreten, ohne ein innerliches Erbeben, ja, ohne einen Vorwurf zu fühlen. Gewiß iſt der Menſch, der ſich, von dieſem Gefühle beherrſcht, beſinnen würde, ſchädliches Gewürm zu vertilgen, der deswegen der Jagd, dem Kriege entſagte, ein Kranker; aber ausgerottet darf es, glaube ich, nie werden, und hier, wie in ſo vielen Fällen, iſt der Menſch beſtimmt, das Widerſprechendſte in ſich zu vereinigen. Dieſe heilige Scheu vor dem Leben, als ſolchem, durchdringt das ganze Geſchlecht, und alle Greuel würden überhand nehmen, wenn ſie verſchwände. Wie beſinnt man ſich, ehe man einen Verbrecher zum Tode verurtheilt? Es iſt der Nichtswürdigſte, wir fürchten ihn, jede Hoffnung, ihn zu beſſern, iſt verſchwunden, und dennoch iſt die Todesſtrafe mit einem Grauen gepaart, das nichts zu überwinden vermag. Erkennen wir aber nur in der Natur eine lebendige Form, die wir ehren, die wir mit jener heiligen Scheu, welche vor ihrer Vernichtung zurückſchaudert, betrachten müſſen? Iſt die Geſchichte nicht eine Schöpfung lebendiger Formen, die eine eigne Geſtalt annehmen, ein eignes Leben entwickeln, die, indem ſie entſtehen und vergehen, mit einander ringen auf mancherlei Weiſe? Beſteht nicht die Geſellſchaft aus dieſen weſentlichen Formen, deren Urſprung durch Forſchung mehr angedeutet, als erklärt wird, deren Macht die Zeit entwickelt hat? Sie ringen mit einander, wie alles Lebendige, ſie verſinken, ſie erkranken, daß wir die Hoffnung aufgeben müſſen, ſie zu retten, ſie ſterben. Aber haben wir das Recht, ſie zu tödten? Die Zeit hat die Zünfte, den Adel, Korporationen mancherlei Art zu richten gewagt, nie ohne geſtraft zu werden, und die Vernichtung, welche ſie ausſprach enthielt eine eigene erzeugte Verwirrung und Untergang.

Die frevelnden Hände, die in den ruhigen Gang der ordnenden Geſchichte eingriffen, trugen die unglücklichen Zeichen der unauslöſchlichen That, und der Frevel gebahr neuen, bis in's Unendliche. Der Arzt ſorgt für das Leben des Verbrechers, wie des edelſten Menſchen; aber erkrankte, ſchwache Inſtitutionen tödten wir blindlings, wie die Barbaren ihre Eltern. Zwar, wir ringen mit dieſen Formen — Wohl, nehmt dem Feinde die Herrſchaft, es iſt billig, feſſelt ihn, wenn ſeine Freiheit Euch gefährlich dünkt, aber tödtet ihn nicht, wie feige Kämpfer den niedergeworfenen Feind. Es dünkt Euch ein Großes, Ritter der Schwachen zu ſein, wagt das Größere, Ritter der Geſchichte zu werden, wie Ihr perſönliche ſeid.

Zwar lächelten einige Alte, als ſie dieſe jugendliche Rede vernahmen, und es fehlte nicht an ſolchen, die ſie in ihrer Allgemeinheit nicht wollten gelten laſſen; denen jene Empfindung, die uns an das Erzeugniß geſelliger Verhältniſſe mit derſelben ſchonenden Milde und Zartheit, welche uns an das Leben überhaupt bindet, feſſeln, dieſelbe Scheu in uns erwecken ſollte, ſeltſam, überſpannt, ja, lächerlich ſchien. Daß die That beſonnener Reflexion, die veraltete Inſtitutionen verdrängt und aufhebt, als Mord, als Blutvergießen betrachtet wurde, erſchien dem kalten Staatsmanne ſo fremd, ſo unbegreiflich, daß er kopfſchüttelnd den Menſchen anſah, der etwas ſo Seltſames zu behaupten wagte. Dennoch war es dieſer Abend, der Malkolms eigentlichen Ruf gründete; man ſah ſeine keimende Gewalt als öffentlicher Redner; Viele ſuchten ihn für ſich zu gewinnen; Andere überlegten jetzt ſchon, wie ſie ſeinen zukünftigen Einfluß lähmen könnten. Gleichgültig war er Keinem.

Während der ernſthaften Unterhandlung hatten ſich die Männer von den Frauen getrennt, dieſe ſaßen wegen der Größe des Saales in weiter Entfernung; aber als das Geſpräch zu Ende ging, näherten jene ſich dem freundlichen Kreiſe. Wie es zu geſchehen pflegt, ward die Unterhaltung nicht gleich abgebrochen, noch immer fand dieſer einen Zweifel zu löſen, jener neue Gründe für oder gegen das Geſprochene aufzuſtellen. Das Bewußtſein, daß jetzt der Schluß der Verhandlung nahe ſei, gab dem Geſpräche eine kernhafte Kürze; was früher kalte Unterſuchung war, wurde nun kühne Behauptung. Der Witz ward nicht verſchmäht, die Stimmen hoben ſich, Rede und Antwort trafen lebendiger. Wenn Malkolm ſchon während der ruhigen Unterhandlung die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſo trat die glänzende Seite ſeines Geiſtes hier noch entſchiedener hervor, und mit der oben angeführten Apoſtrophe ſchloß er. Die Frauen, gewohnt, wenn auch nicht an den ermüdenden Unterſuchungen, ſo doch im Allgemeinen an dem, was den Männern ſo wichtig war, Antheil zu nehmen, hörten mit Aufmerkſamkeit auf das Geſpräch.

Daß Malkolm auf die Frauen Eindruck machte, war natürlich; aber jetzt feſſelte ihn beſonders eine weibliche Geſtalt. Er ſah ſie zum erſten Mal. Von den Uebrigen etwas getrennt, wie im Hintergrunde, ſaß ein blühendes Mädchen von außerordentlicher Schönheit, eine jener ſchmachtenden, unendlich weichen Geſtalten, deren ſcheinbar waffenloſe Milde unwiderſtehlich iſt. Schon bei einem kurzen Geſpräche mit den Damen, ehe die Unterhandlung anfing, war ſie ihm aufgefallen, jetzt, als ſie ſich lebhaft redend dem ſchönen Kreiſe näherten, ſah er, wie ſie ganz in ihn verſunken war, wie ſie auf jedes Wort aus ſeinem Munde lauſchte, wie ſie ſich völlig vergeſſen zu haben ſchien. Den Männern bleibt eine ſolche geheime Gewalt, wo ſie ſie ausüben, ſelten verborgen, ſelbſt während Malkolm ganz von dem Gegenſtande des Geſprächs ergriffen war, konnte er nicht umhin, wiederholt einen flüchtigen Blick nach der reizenden Blondine zu werfen. Sie bemerkte es kaum, denn es war nicht dieſer einzelne Blick, es war ſeine volle Gegenwart, die ſie feſſelte, als wäre nur er da. Ueber ihre Stellung in der Geſellſchaft konnte er nicht mit ſich einig werden; dieſe ſchien zwar untergeordnet, aber dann zeigte das Verhältniß des Mädchens zu den übrigen Frauen doch wieder ſo viel Vertrauliches, daß er ſie unmöglich als eine blos Dienende betrachten konnte. Man bemühte ſich, ihr mit Achtung zu begegnen, und wenn dieſes, Allen kaum merklich, aus einer gewiſſen Entfernung geſchah, ſo ſchien es wohl, als wenn dieſes Verhältniß mehr durch ſie ſelbſt, als durch die Frauen der Geſellſchaft veranlaßt würde.

Eine unruhige Sehnſucht, dieſem Mädchen näher zu treten, ergriff ihn. Mit jener geſelligen Gewandtheit, die ihm, gewohnt in großen Kreiſen zu leben, eigen war, wußte er bald eine Annäherung zu veranlaſſen, ein Geſpräch anzuknüpfen; er verſtand es, den ganzen Abend hindurch ſeine Aufmerkſamkeit ſo unter die Frauen zu theilen, daß er keine auszuzeichnen ſchien und dennoch, der ganzen Geſellſchaft verborgen, ein Verſtändniß eingeleitet hatte, welches weiter zu verfolgen, ihm immer anlockender, immer nothwendiger dünkte.

Sein Verhältniß zu den Frauen war nicht das reinſte. Eine berühmte Frau von glänzenden Talenten, mit mehr als zweideutigem Rufe, wußte die erſten Keime ſeiner noch unſchuldigen Neigung zu verpeſten. Wechſelnde Verhältniſſe, die, leicht angeknüpft, leicht getrennt wurden, erzeugten jene Frivolität in ihm, die in der Liebe nur eine vorübergehende Ergötzlichkeit ſieht. Vergebens ſucht die edlere Natur in eine ſolche Verbindung eine höhere Bedeutung zu legen; mit vorwurfsvoller Schaam wendet ſie ſich von dem lähmenden Genuſſe ab, entſchließt ſich, ihm ganz zu entſagen, und unterliegt der Verſuchung immer wieder von Neuem. Denn ein mächtiger Naturtrieb wird nicht ſchwächer, weil er irre geleitet worden iſt. Nur gemeine Menſchen ſchließen nach einem ſolchen, in ſchuldvollem Wechſel verbrachten Leben, aus der eigenen Verworfenheit auf die fremde, auf die der Frauen, der Edlere behält das Vertrauen, ſelbſt wenn er, wie es in ſolchen Fällen unvermeidlich iſt, öfters getäuſcht wird. .

Die Neigung, die ihn jetzt ergriff, ſchien ihm tiefer; er fühlte eine Unruhe, welche ihm bisher fremd war. Er erfuhr des Mädchens Namen, Bertha; ſie war aus den nördlichen Provinzen, von geringer Herkunft, aber die Pflegetochter einer reichen, kinderloſen adlichen Dame. In ihrer Stellung gegen die Geſellſchaft lag etwas Schwankendes. Die Pflegemutter behandelte ſie als ihre Tochter, aber eine förmliche Adoption, die den Makel der Geburt völlig vernichten konnte, ſchien ſie vermeiden zu wollen. Die alte Dame ſah es gern, wenn die Geſellſchaft Berthas Geburt vergaß, und dieſe war ſo liebenswürdig, ſo völlig anſpruchslos, daß man ſie gern auf die zuvorkommendſte Weiſe zu ermuntern ſuchte. So ſchienen Alle, was ſonſt in der Geſellſchaft, beſonders unter den Frauen nicht gewöhnlich iſt, ihre Geburt zu vergeſſen, nur ſie nicht. Malkolm bewunderte die gewandte Feinheit, mit welcher das liebliche Mädchen die Achtung und das Vertrauen der ſtolzeſten Damen zu gewinnen wußte, ohne es zu ſuchen. Sie war die Vertraute der Töchter der edelſten Häuſer. Man hielt ſich für überzeugt, daß die Wohlthäterin im Voraus durch ein bedeutendes Legat für ihre Zukunft geſorgt hätte.

Einige Tage waren vergangen, die großen Pläne zukünftiger Thätigkeit, die anhaltende Arbeit konnte Berthas Bild aus Malkolms Seele nicht verdrängen. Eines Tages war eine Partie auf dem Mälarne nach Drottningholm verabredet worden. Mehrere Familien hatten ſich vereinigt. Man wollte dort übernachten und freute ſich, als man erfuhr, daß Malkolm, deſſen Geſchäfte ihm ſelten erlaubten, ganze Tage der Geſellſchaft zu ſchenken, ſich entſchloſſen hatte, die Einladung anzunehmen. Aber er hatte erfahren, daß Bertha an der Partie theilnehmen würde, und er war entſchloſſen, dieſe Gelegenheit zu benutzen. Schon öfters war es ihm gelungen, ſie zu ſehen, ſie zu ſprechen. Er war ihrer

Zuneigung gewiß, und die Luſtfahrt konnte eine Annäherung veranlaſſen, die er mit Ungeduld herbeizuführen ſuchte.

Es war nach Pfingſten; zwiſchen den Felſeninſeln des wie ein Meerbuſen erweiterten Mälarne glitt, vom Winde begünſtigt, das Fahrzeug leicht und ſchnell dahin; die Geſellſchaft ſchien von jenem Gefühle durchdrungen, das erwartungsvoll der naheliegenden Freuden harrt und ſich ſelten laut zu äußern pflegt. Die Geſpräche waren abgebrochen, die friſche, fröhliche Aufmerkſamkeit haftete abwechſelnd an den ſchnell vorüberfliegenden Gegenſtänden, die, wenn auch nicht fremd, doch jetzt, von der frühen Morgenſonne beleuchtet, neu und reizend in's Auge fielen. Malkolm hielt ſich abſichtlich von Bertha entfernt, und ſie ſchien ihn zu verſtehen. Die Fahrt ging langſamer, als ſie ſich Drottningholm näherten; der Wind hatte ſich geändert, ſie mußten zwiſchen den Felſeninſeln kreuzen. Man genoß raſch eine kalte Mahlzeit, und erſt lange nach Mittag erreichten ſie das Schloß. Die anſehnliche Geſellſchaft hatte beſchloſſen, die vielen Merkwürdigkeiten des großartigen Gebäudes zu beſehen; alle Anſtalten dazu wurden getroffen, ein Schloßbeamter erwartete ſie, und es ward ausgemacht, daß ein glänzendes Abendmahl die Entbehrungen des Tages erſetzen ſollte. Malkolm vernahm mit Freude, daß Bertha ſich freiwillig erbot, die Einrichtungen für die Abendmahlzeit zu treffen. Mich ergötzen dieſe ſeltſamen Sachen wenig, ſagte ſie; als ich ſie früher einmal, noch Kind, betrachtete, verwirrten ſie mich; die Unzahl von Gemächern, Tiſchen, Stühlen, Gemälden, Seltenheiten aller Art, ließen einen ſo betäubenden Eindruck zurück, daß ich mich fürchte, ihn zu erneuern. In der That, meine Gnädige, ſagte Malkolm, ich ſtimme Ihrer Anſicht völlig bei. Ich kenne nichts Unerquicklicheres, als dieſe eilige Betrachtung zuſammengehäufter Schätze, die keine Befriedigung gewährt. Nur was wir innerlich zuſammen zu faſſen, zu überſchauen, in eine beruhigende Einheit zu verknüpfen im Stande ſind, giebt einen wahren Genuß. Was wir in jagender Eile neben einander ſtellen, ohne es verbinden zu können, wird uns läſtig durch die wachſende Menge, die nie als Reichthum erſcheinen kann, weil wir, um das Folgende zu genießen, das Vergangene vergeſſen müſſen und immer nur ein Einzelnes vor uns ſehen. So haben große Bibliotheken, bedeutende Sammlungen von Naturſchätzen, anſehnliche Gemäldegallerien, die mir ſpäter, als ich ſie genauer kennen lernte, unſäglichen Genuß gewährten, beim erſten Beſuche einen quälenden Eindruck in meiner Seele hinterlaſſen; es dauerte gewöhnlich lange, ehe ich ihn überwinden konnte, und nie wollte ich mich entſchließen, ſolche Sammlungen nur oberflächlich zu betrachten, wenn der tiefere Genuß mir verſagt blieb. — Er verſuchte es nun, die Geſellſchaft zu überreden, das Schloß fahren zu laſſen und den lieblichen Nachmittag in dem großen Parke zuzubringen, der ſich hinter dem Schloſſe mit ſeinen reizenden Anlagen und dem Reichthume einer mächtigen Vegetation, die ſelbſt Reiſende aus ſüdlicheren Gegenden überraſcht, zwiſchen Felſen und Waſſer weitläuftig ausdehnt. Es war keinesweges ſeine Abſicht, durchzudringen, und er wußte nur zu wohl, daß ihm dies nicht gelingen würde; aber er wünſchte es auch nicht. Die unruhige Neugierde, die zwecklos von Einem zum Andern eilt, ſcheint den Menſchen angeboren; es liegt ihnen eben an einem Genuſſe, der nur für den Augenblick gilt; daß das Vergangene verſchwindet, iſt ihnen ſehr erwünſcht, denn ſie wollen nur die vereinzelte Gegenwart, und das Zuſammenfaſſen der Eindrücke, was ſie doch im Leben nicht entbehren können, dünkt ihnen eine quälende Anſtrengung, von welcher ſie ſich, losgebunden, mit Freude zu erholen ſuchen. So war auch hier die Begierde, das Schloß kennen zu lernen, viel zu groß, als daß irgend ein Vorſchlag dagegen hätte aufkommen können, und ſelbſt wer es kannte, beſah es gern zum zweiten, ja, zum dritten

Mal, denn die ſchnell vorübergehenden Gegenſtände erſchienen, eben weil ſie keinen bleibenden Eindruck hinterließen, jedes Mal neu; auch waren die Anſtalten getroffen, die Beamten warteten, die Schicklichkeit gebot, was die Neigung Aller wünſchte. So blieben Malkolm und Bertha allein zurück, und der erſte hatte erreicht, was er wollte. Bertha, als ahnte ſie im Stillen ſeine Abſicht, ohne es ſich geſtehen zu wollen, eilte ſchnell davon, die Geſellſchaft trat in das Schloß, und Malkolm ging langſam dem Parke zu. Er verlor ſich in die grünen Räume, er ſchlich bald hier, bald da herum; er warf, zwiſchen den Bäumen verſteckt, einen Blick auf das Schloß, und wenn von der zahlreichen Geſellſchaft Einzelne an den Fenſtern erſchienen und in den Park hinabſchauten, wußte er langſam fortſchreitend, wie ein gemächlicher, läßiger Wanderer, bald aus einem Bosket, bald aus einer Baumgruppe hervorzutreten, ſich zu zeigen, ſchlau genug, den Genuß der glücklichen Stunde, die er mit ſtolzer, faſt unverſchämter Sicherheit erwartete, zu verzögern. Dennoch ſuchte er den ihm wohlbekannten Ort auf, wo Bertha thätig war, näherte ſich aus der Ferne und verſchwand wieder. Er ſah ſie beſchäftigt hin und her gehen, er bemerkte mit Freude, wie ſie, ohne ihn, der ſich abſichtlich verbarg, wahrzunehmen, als das Geſchäft beendigt war, öfters ſich zwiſchen den Bäumen des Parks verlor, um ſich blickte, als ſuchte, als erwartete ſie Jemand, und dann langſam, wie getäuſcht ſich dem Hauſe näherte. Endlich befürchtete er, daß die Geſellſchaft zu früh für ſeine Wünſche aus dem Schloſſe treten könnte; mit klopfendem Herzen näherte er ſich dem Orte, wo die Tiſche im Freien gedeckt ſtanden, Alles zur Bewirthung der Gäſte angeordnet war. In einer großen Allee verweilte Bertha allein, gedankenvoll ſinnend, und plötzlich trat er aus den Bäumen hervor und ſtand vor ihr. Beide fühlten die Bedeutung dieſer Stunde; Malkolm konnte keine Worte finden, die arme Bertha zitterte, — wäre doch ein Engel zu ihrer Rettung herbeigeeilt, hätte ſie die Treuloſigkeit, die kalte, vernichtende Härte geahnt, die ihr jetzt verlockend nahe trat! Malkolm kannte ſich ſelbſt nicht, die Selbſtſucht gefiel ſich in der Vergötterung, in der unbedingten Hingebung eines in ſich verworrenen, unklaren, ſchwankenden Weſens. Er nannte dieſe Selbſtſucht Liebe, er glaubte ſich hinzugeben, wo er grauſam raubte.

Sie ſind ermüdet, Bertha, ſagte Malkolm, nachdem er ſich gefaßt hatte; während die Geſellſchaft ſich in zerſtreuenden Genuß verliert, während ich müßigen, quälenden Gedanken nachhing, waren Sie für uns thätig. Sie antwortete nicht. Er bot ihr den Arm, und ſie nahm ihn willenlos an; er führte ſie auf einen Fußſteig, der nach einem entlegenen Platze hinlief. Sie ließ es geſchehen. Bertha, ſagte er, nachdem ſie lange ſtillſchweigend neben einander gegangen waren, ich darf es nicht länger verbergen — ich ſuchte Sie, ich habe Sie mit brennender Sehnſucht geſucht, ſeit ich Sie zum erſten Mal ſah; mitten in dem Gewühle einer zerſtreuenden Thätigkeit verfolgte mich das Bild des liebſten, trefflichſten Mädchens; ich blieb aus dem Schloſſe weg, um Dich zu ſehen, zu gewinnen, nie zu verlieren. War meine Hoffnung Thorheit, dann vernichte ſie, vernichte ſie plötzlich, daß ich Dich fliehe. Ein Wort von Dir, und ich verlaſſe die Geſellſchaft, verſchwinde, und Du ſiehſt mich nie mehr; ein Wort von Dir, und ich verlaſſe Dich nie, gehöre Dir zu auf immer! Du mußt mich verſtanden haben, obgleich ich nicht ſprach, was jetzt laut wird, war Dir kein Geheimniß! — Bertha blieb ſtumm, er fühlte, wie ſie bebte, aber ſie ſchwieg. — Du ſchweigſt? O, rede, ich beſchwöre Dich! — Er blickte ſie an, da ſah er, wie die großen, blauen Augen ſich zu ihm emporwandten, als wollten ſie ihn um Erbarmen anflehen. Es war etwas in dieſem Blicke, was ihn ſelbſt zittern machte, eine Waffenloſigkeit, die Schonung forderte. Du darfſt nicht, rief eine geheime Stimme aus der verborgenſten Tiefe ſeines beſſern Daſeins, Du darfſt nicht; aber die glühende Leidenſchaft vernahm ſie kaum, es war eine vorüberrauſchende Unruhe, ein leiſes überhörtes Weiſſagen furchtbarer Stunden für ſie und für ihn. Dieſer Blick war ſein Sieg. Sie ſank halb bewußtlos in ſeine Arme, ſie drückte ſich mit Heftigkeit an ſeine Bruſt. Malkolm war überaus glücklich; in dieſem Augenblicke ſchien ihm ſein Loos beneidenswerth. Bertha, Du liebſt mich, o rede, damit ich das ſüße Geſtändniß von Deinen Lippen küſſen kann! rief er in ſeligem Taumel. Ach, antwortete Bertha und ruhte an ſeiner Bruſt, ich bin Deiner nicht werth, glaube mir, ich weiß es, aber ich bin Dein, ich war Dein von dem erſten Augenblicke an, und ich konnte es nicht verbergen. Ich beneide keinen König um ſein Loos! erwiederte Malkolm. Einige Minuten vergingen in ſüßer Berauſchung. Wir können jeden Augenblick die Geſellſchaft aus dem Schloſſe erwarten, ſprach der beſonnene Malkolm; man kann uns vermiſſen, man kann uns überraſchen. Um Gottes Willen! rief die erſchrockene Bertha und blickte ängſtlich um ſich. Keiner, Keiner darf meine Seligkeit ahnen, ſie iſt Dein und mein ſüßes Geheimniß. Schnell hatte ſie ſich gefaßt, reichte ihm mit großer äußerer Ruhe den Arm, und jetzt fing ein Geſpräch an, deſſen Folgen für das ganz von einer unglücklichen Leidenſchaft verblendete

Mädchen nur zu unheilbringend waren. Sie wurden einig, ihre gegenſeitige Neigung als ein tiefes Geheimniß zu bewahren. Ohne von dieſer Zuſammenkunft irgend etwas zu erwähnen, aber ſeine Liebe geſtehend, wollte Malkolm ſich an Berthas Dienerin wenden und ſie als Vermittlerin zu gewinnen ſuchen. Auf dieſe Weiſe wurde, wenn der Verſuch mißlingen ſollte, Berthas Ruf nicht gefährdet. Bertha zitterte zwar, aber ſie wagte nicht zu widerſprechen. Sie waren indeſſen nach der breiten Allee zurückgekommen, ſie ließen ſich auf eine Bank nieder, die von allen Seiten geſehen werden konnte, und kaum ſaßen ſie hier, als ein Unbekannter aus den Bäumen hervortrat, über den Weg ſchritt und die Beiden zu fixiren ſchien. Herr von Malkolm, ſagte er, indem er näher kam, ich irre mich gewiß nicht, Sie ſind es, und ich freue mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich bin Ihnen für eine ſo gütige Aeußerung verbunden, erwiederte Malkolm, indem er ſich erhob, und Sie werden es natürlich finden, daß ich den Mann zu kennen wünſche, der mich mit ſeiner Bekanntſchaft beehren will. Ich werde mich, antwortete der Unbekannte, an die Geſellſchaft anſchließen, da werden Sie meinen Namen erfahren, und Ihre liebenswürdige Verwandte wird mir hoffentlich einen Platz verſchaffen. Sie wären meine Verwandte, meine Gnädige? ſprach Malkolm und wandte ſich an Bertha. Ich wenigſtens habe keine Ahnung davon, erwiederte dieſe; meine dunkle Herkunft erlaubt es mir nicht, mich einer ſo glänzenden Hoffnung hinzugeben. Ich kann mich geirrt haben, ſagte der Unbekannte, obgleich ich darüber gewiß zu ſein glaubte. Wir ſehen uns bald wieder, und ich hoffe auf Ihre zukünftige Freundſchaft. — Er entfernte ſich.

Es war ein ſtarker Mann mit ſchneidenden Zügen, finſter, ſtolz, gebietend. Als er fortgegangen war, blickten ſich die Liebenden verwundert an; kennſt Du ihn, Bertha? fragte Malkolm. Sie verſicherte, daß ſie ihn früher nie geſehen hätte. Ein ſeltſamer Menſch, fuhr Malkolm fort, wenigſtens iſt es ihm gelungen, die geſuchte Bekanntſchaft auf eine pikante Weiſe einzuleiten. Er wünſcht meine Freundſchaft und ſtellt ſich mir als einen Unbekannten vor; er will wiſſen, wovon wir nichts vermuthen, daß wir Verwandte ſind, oder ſollte er Recht haben, ſollte ihm, dem Fremden, bekannt ſein, was uns verborgen blieb? Sollte ich das Glück haben, durch andere Bande, als die der Liebe, an Dich geknüpft zu ſein? — In dieſem Augenblicke fiel ihm das Dunkel ſeiner Herkunft und der ihrigen zum erſten Mal auf; die Gegend, aus welcher ſie herſtammte, hatte er nennen hören, es war dieſelbe, aus welcher er ſeine Herkunft ableitete. Auch Bertha ſchien nachdenklich. Der Name Malkolm war den Erinnerungen ihrer Kindheit nicht fremd und ihr gleich aufgefallen, aber was ſie von dem jungen Manne, von ſeinem Reichthume hörte, wollte ſich der keimenden Vermuthung nicht fügen. Die Aeußerung des Fremden kam Beiden faſt fürchterlich vor. Sollte der ſeltſame Menſch mehr von uns wiſſen, als wir ſelbſt? Iſt das unglückliche Geheimniß unſerer Geburt dieſem Manne bekannt, da wir es tief verborgen glauben? — Keiner mochte den Andern merken laſſen, was ihn innerlich mit einem geheimen Grauen erfüllte, und dieſe erſte Zuſammenkunft, die ihnen das Eden der Liebe aufſchloß, endigte mit dunkeln, bangen Ahnungen, die der furchtſamen Bertha faſt als Andeutungen eines zukünftigen finſtern Geſchicks erſchienen.

Die Geſellſchaft trat jetzt in den Garten, lärmend, aber auch erſchöpft; ſo lange waren ſie mit der Betrachtung des Schloſſes beſchäftigt geweſen, ſo ermüdend das Wandern durch die unzähligen Gemächer, die Maſſe des Merkwürdigen, des Seltenen, durch welches in ſchnellem Wechſel die Aufmerkſamkeit gefeſſelt, was in ruheloſer Haſt genoſſen wurde, daß Wenige Luſt hatten, den ſchönen Abend in dem herrlichen Parke zuzubringen. Aber Hunger und Durſt ſpürten Alle, und

Bertha hörte die wärmſten Lobſprüche von allen Seiten, als man ſah, wie ſorgfältig Alles angeordnet war, als die ſchmackhaften Gerichte, durch die Bedienten getragen, den Gäſten einladend entgegendampften. Ein vornehmer Herr, der ſich gerne die Miene gab, Malkolm zu protegiren, und eben deswegen dieſem äußerſt zuwider war, führte den Unbekannten Malkolm entgegen. Major von Sinclair wünſcht Ihnen vorgeſtellt zu werden, ſprach er, und Malkolm konnte in dem erſten Augenblicke ein geheimes Grauen nicht überwinden. Iſt es ein toller Spuk, dachte er, ein verworrener Traum; will unmittelbar nach dem ſeligen Augenblicke die nächtliche Seite meines Daſeins ſich aufſchließen? Und ſoll ich, ſoll ſie büßen für eine Liebe, die — ein ſtiller Vorwurf ruft's mir zu — nicht tadellos genannt werden kann? Er ſcheint von Dir zu wiſſen, was Du ſelbſt nicht weißt, und er heißt Sinclair. — Gedanken drängen ſich in den kurzen Raum eines Augenblickes zuſammen. Ein kaum wahrnehmbarer Moment verfloß in Erſtaunen, aber Malkolm beherrſchte ſich. Herr Major, ſagte er lachend, darf ich den Grund Ihrer frühern Anonymität erfahren? Ihre Exzellenz, erwiederte Sinclair und blickte den vornehmen Herrn mit einer Miene an, die bei aller äußern Höflichkeit, ja, Unterwerfung, doch etwas verſteckt Höhniſches zeigte, hatten mir verſprochen, mich Ihnen vorzuſtellen; Ihre Excellenz belieben mich durch Ihre Güte auszuzeichnen; ich ſah Sie, ich war keinen Augenblick zweifelhaft und konnte der Neigung nicht widerſtehen, Sie anzuſprechen. Aber Ihre Excellenz hatten ſich das Recht vorbehalten, mich zu nennen; ich durfte eine Unſchicklichkeit nicht durch eine zweite gut machen. Doch hoffe ich, daß die große Sehnſucht, einen Mann kennen zu lernen, der ſo allgemein ausgezeichnet wird, auch die erſte entſchuldigen ſoll. —

Man ſetzte ſich, nicht ganz ohne jenen Etikettenzwang, der auch in Schweden herrſcht, wie in andern Ländern. Sinclair führte Bertha und ſaß Malkolm gegenüber. Die Unterhaltung wurde lebhaft. Ich hatte das Unglück, den Herrn von Malkolm und meine ſchöne Nachbarin in einem tête à tête zu ſtören, begann der Major; man ſchien aufzuhorchen, aber Bertha blieb völlig unbefangen, und Malkolm nahm lachend das Wort. Ich war nicht ſo glücklich wie ich wünſchte; als ich in dem Parke Stundenlang allein herumgeirrt war und die ſchöne Natur hinlänglich bewundert hatte, fiel es mir plötzlich ein, daß die liebenswürdige Bertha nun wohl auch einen freien Augenblick finden, daß ſie, von Arbeit, wie ich vom Müßiggange, erſchöpft, vielleicht mit meiner Unterhaltung vorlieb nehmen würde.

Ich näherte mich in der That einige Mal dieſem Orte, aber immer ſah ich ſie ſo beſchäftigt, daß ich umkehren mußte. Erſt wenige Augenblicke, ehe die Geſellſchaft das encyklopädiſtiſche Studium des Schloſſes vollendet hatte, fand ich die Ermüdete auf einer Bank. — Darf man den Gegenſtand Ihrer Unterhaltung erfahren? fragte die muthwillige Nachbarin, die hoch in Malkolms Gunſt zu ſtehen glaubte. Für Sie, meine Gnädige, würde ich nie ein Geheimniß haben, oder nur Eins, flüſterte er; wovon ſollte ich mit der liebenswürdigen Bertha ſprechen, als von der Liebe? Von der Liebe? fragte die Nachbarin erſtaunt, faſt entrüſtet über ſeine Offenherzigkeit. Wem iſt die intereſſante Geſchichte der reizenden Comteſſe Silverſtierna unbekannt? fuhr Malkolm fort. Iſt ſie nicht das offene Geheimniß der ganzen Stadt, daß ich wohl wagen darf, ſie über den Tiſch zu flüſtern. — Ja, in der That, dieſe Geſchichte, die ich nur zu oft hören mußte, beliebte der Herr von Malkolm mir als eine Neuigkeit zu berichten, fiel Bertha ein und ſetzte ſcherzend das Geſpräch fort. Malkolm war über ihre Verſtellung erſtaunt; zwar keimte ein Verdacht in ſeiner Seele, aber er konnte ihn nicht feſthalten. Das ſtille Leben, der gute Ruf des Mädchens, ihre völlig unverſtellte Hingebung ſprachen zu laut, und er beſchloß, das Abenteuer mit ihr auf jede Weiſe zu verfolgen. Auf die ſchlauſte Weiſe wußte er die Dienerin aufzuſuchen, die ſich nur zu leicht gewinnen ließ.

Die arme Bertha war nicht unter den günſtigſten Umſtänden erzogen worden. Aus ihrem geringen Stande hervorgerufen, konnte ſie doch nicht in der Welt heimiſch werden, in welche man ſie faſt mit Gewalt hineindrängen wollte. Die Pflegemutter liebte ſie, ihre große Weichheit und Milde, ihr ſtilles, hingebendes und liebevolles Weſen nahm alle Welt ein. Sie war arbeitſam, gehorſam, was ſie vornahm, gelang, und ſie ſchien nur für häusliche Geſchäfte zu leben. Aber auch nach den entfernteſten Gegenden ſind jene entnervenden Produkte einer flachen und ſeichten Phantaſie gedrungen, die leider einen nur zu großen Einfluß auf Geiſt und Herz von Tauſenden gewonnen haben, zu wohl bekannt ſind, als daß man ſie nennen dürfte. Bertha ſchuf ſich in ſtiller Einſamkeit einen Helden, den ſie lieben, dem ſie ſich opfern wollte, und auch dieſes Bild ſollte, durch unglückliche Verhältniſſe verzerrt, ſelbſt die Knospe träumeriſcher Liebe, ehe ſie entfaltet war, vergiften.

Die Pflegemutter war nur wenige Jahre verheirathet geweſen, ſie verlor ihren Mann zwei Jahre nach der Hochzeit. Ein Verwandter von Berthas Wohlthäterin, der zukünftige Erbe, bewohnte mit ſeiner Familie einen Flügel des Edelhofes. Seine Frau war ein wunderbar phlegmatiſches Geſchöpf; ſie verehrte ihren Mann, ohne auf Gegenliebe Anſpruch zu machen. Ich bin viel zu ſchlecht für den Baron, pflegte ſie oft zu ſagen und meinte es wirklich. Der Baron, ein lebhafter, einnehmender Mann, den auch Bertha als Kind liebte, ſpäter achtete, war thätig, hülfreich, angeſehen und geliebt; aber Jedermann, der die Frau kannte, glaubte nach der herrſchenden Geſinnung den Mann entſchuldigen zu können, als man erfuhr, daß er in einer Verbindung lebte, die die ſtrenge Sittlichkeit nicht duldet. Zwar durfte Bertha mit dieſer Geliebten nie ſprechen; aber ſie ſah eine bildſchöne Frau, die in einem entfernten niedlichen Hauſe wohnte; ſie blickte oft neugierig durch die reinlichen Fenſter, ſie ſah dieſe Frau mit heiterm Sinne ihre Blumen pflegen; es konnte ihr nicht verborgen bleiben, daß die zweite Klaſſe der Einwohner ihren Umgang nicht floh; ſie hörte ſie rühmen, und leider, ſie war einmal ungeſehen Zeugin einer zärtlichen Zuſammenkunft zwiſchen dem Baron und ſeiner Geliebten. Beide liebten ſich wirklich. Sie hörte, wie die Geliebte ſich glücklich ſchätzte, ihm, dem Gegenſtande ihrer Liebe, Alles, Ruf, Ausſichten, ja, die Ehre geopfert zu haben, wie ſie das als kein Opfer betrachtete, weil ſie ja das Einzige gewonnen, was für ſie einen Werth hätte; wie ſie ſich glücklich pries, und wie auch der Baron in flammenden Worten ſeine Liebe darſtellte. Dieſer Auftritt wollte nie aus ihrer Seele weichen; das Geheimniß einer ſolchen Verbindung gab ihr einen eignen, nur zu gefährlichen Reiz, und ein ſolches Opfer ſchien ihr ein Beweis der echteſten, der höchſten Liebe. Das ſtille Leben, in ruhiger Abgeſchiedenheit, geweiht durch eine Liebe, die ſich ganz unbedingt hingab, dünkte ihr ſo wünſchenswerth und, wenn ſie es mit dem ehelichen Verhältniß verglich, ſo bedeutend, ſo tief, daß ihre Phantaſie, immer mehr verpeſtet, eine ähnliche Verbindung mit aller Glut der erwachenden Jugend herbeiwünſchte.

Bertha war in ihrer Kindheit mit der Pflegemutter in Stockholm geweſen; ſie hatte die folgenden Jahre ihrer Jugend auf dem Lande verlebt und ſollte nun in der Geſellſchaft erſcheinen. Aber ſie fühlte bald das Drückende ihrer Lage; ſie trug den dunkeln Namen ihres Vaters, während die ganze Umgebung durch geſchichtlich bedeutende Familiennamen verherrlicht wurde; ſie war äußerlich den Uebrigen gleichgeſtellt, und dennoch traten jeden Augenblick Verhältniſſe ein, die an ihre untergeordnete Stellung erinnerten, die, je ſchonender ſie berührt wurde, deſto tiefer verletzte. Denn eben dieſe Schonung zeigte von dem großen Werthe, welchen man auf angeborne Vorzüge legte. Es giebt für ein weiches, in verſchwimmenden Gefühlen befangenes, in phantaſtiſche Träume nach Innen verſunkenes weibliches Weſen nichts tiefer Verwundendes, als eine ſolche ſchwankende Lage. Dem natürlichen Boden entriſſen, in einen höhern, fremdartigen verſetzt, aus welchem die Arme ſich nicht loszureißen vermag, kann ſie weder wachſen, noch verwelken; ſie iſt der urſprünglichen Lage entfremdet und hat nicht die Kraft, in der neuen heimiſch zu werden. Jetzt war die Zeit da, in welcher das erwachſene Mädchen ſeine Beſtimmung immer entſchiedener zu ahnen begann, um ſich herum ſah ſie glänzende Verbindungen entſtehen, ſich ausbilden, öffentlich feiern, und ſehnſüchtige Wünſche ſtiegen in ihrem Innern empor.

Sie hatte ſchon öfters Malkolm in großen Geſellſchaften geſehen; er achtete nicht auf ſie, aber deſto tiefer grub ſein Bild ſich in die Seele des unglücklichen Mädchens. Sie hörte, wie die Männer ihn hochachteten, die Frauen ihn prieſen. Aeltere Frauen ſind, wenn ſolche Männer auftreten, ſehr geneigt, ihre zukünftige Verbindung, wenigſtens in vertrauten Kreiſen, zum Gegenſtande der Unterhaltung zu machen, und beſonders konnte die gute alte Pflegemutter nur mit Unruhe ei=

nen jungen Mann, deſſen Stellung und Alter eine eheliche Verbindung zu fordern ſchien, ein unverheirathetes Mädchen, wenn es zwanzig Jahr erreicht hatte, ſehen. Immer von Neuem ſuchte ſie dann die erwünſchte Verbindung in den Kreis des Geſpräches zu ziehen. Eine ſolche Partie für Malkolm hatte ſie ſchon aufgefunden. Dieſer muß, ſagte ſie, in eine bedeutende Familie heirathen, die ſeinem Namen Glanz verleihen kann. Sein Vater war ſchon geadelt, er ſelbſt darf ein hohes Amt erwarten; er iſt reich, ſein Einfluß bedeutend. Bertha horchte mit Zittern, als vermöchte dieſes müßige Gerede der alten Frau wirklich etwas über Malkolms Entſchluß; denn ſie wußte wohl, daß die Alte ein Mädchen nennen würde, das ſie mit Malkolm zu verbinden wünſchte. Sie nannte die Tochter eines hohen Hauſes, die ſich weder durch Schönheit, noch durch Verſtand auszeichnete. Die kann er nicht lieben, dachte Bertha und athmete freier. Wenn die Alte ſich eine ſolche Partie ausgedacht hatte, hörte ſie im Zirkel der Vertrauten nie auf, davon zu ſprechen, ſie blieb, ſo lange die Umſtände nicht die völlige Unmöglichkeit darthaten, ihre fixe Idee. Auch andere alte Damen gingen in dieſen Vorſchlag ein, und die Eigenheit der alten Frau war ſo bekannt, daß man wohl ſcherzend zu fragen pflegte, welches Mädchen ſie für Malkolm beſtimmt habe. Sie wurde nicht wenig dadurch in ihrer Grille beſtärkt, daß einige Mal ſolche von ihr gewünſchte Verbindungen, nur weil ſie Gegenſtände des Geſprächs geworden waren, wirklich ſtattgefunden hatten; und ſo behauptete man nach einiger Zeit in der That, daß die Familie des vorgeſchlagenen Mädchens den Abſtand der Herkunft wohl zu überſehen und einen ſo ausgezeichneten Mann nicht abzuweiſen ſich entſchließen würde, wenn er einen ſolchen Wunſch äußern wollte.

Bertha glaubte, als ſie Malkolm erblickte, das Räthſel ihres Lebens gelöſt. Was ſie in der Einſamkeit geträumt hatte, was ihr im Stillen als das höchſte Glück vorſchwebte, das ſchien ihr jetzt nahe, ganz nahe zu treten, als ſie ſich von ihm beachtet ſah. Beide verſtanden ſich, ohne zu ſprechen. Aus ganz entgegengeſetzten Gründen ſuchten Beide ihre Neigung vor aller Welt zu verbergen, und was die reflektirende Beſonnenheit eines in ſolchen Verhältniſſen nicht unerfahrnen Mannes vermochte, das leiſtete der unausgebildete Inſtinkt des Mädchens faſt noch ſicherer und entſchiedener. Er muß groß und mächtig werden, träumte ſie; er muß Alle überragen an Gewalt und Anſehen, wie er ſchon jetzt der Mächtigſte iſt durch Geiſt und Geſinnung. Die verdienteſten Männer ſchienen ihr in ſeiner Nähe unbedeutend, die geiſtreichſten einfältig. Was auch geſprochen wurde, ſeine Worte gaben erſt dem Geſpräche einen höhern Sinn. Wenn ſchwierige Materien behandelt wurden, ſogar ſolche, die ihr völlig fremd waren, konnte ſie mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit das ihr Unverſtändliche verfolgen; ſie wartete nur auf ſeinen Ausſpruch, und dann dünkte es ihr, als ſchwände jedes Dunkel vor ſeinen Worten. Aeußerlich, dachte ſie, heben ihn Rang und Orden, er wird der erſte Beamte, aber innerlich, zwar herrſchend nach Außen, aber dennoch unerkannt, lebt im Verborgenen der tiefe Geiſt, den ſie nicht erforſchen, den Du nur ahnen kannſt. Aeußerlich muß die Ehe, die Verbindung mit einem mächtigen Geſchlechte ihn hoch ſtellen, aber innerlich waltet die Liebe, die die Welt nicht kennt, nicht verſteht, Dein und ſein ſeliges Myſterium. — Als ſie ſo oft von der vorgeſchlagenen Partie für Malkolm reden hörte, ſchien dieſe ihr nach und nach höchſt wahrſcheinlich, zuletzt entſchieden, weil ſie ſie wünſchte. — Heirathen muß er; mit Dir kann er, darf er ſich nicht öffentlich verbinden; eine ſolche Verbindung würde die ganze großartige Bedeutung ſeines Lebens vernichten, aber die, die muß er heirathen. Eine ſolche Ehe wird ganz, was ſie ſein ſoll, ein rein Aeußerliches, Konventionelles, ohne irgend eine Beimiſchung; klar, entſchieden, und allem Konventionellen fremd, ſondert ſich die Liebe von ihr, flüchtet in ihre eigene, dem Aeußern verſchloſſene, ſelige Welt, und da begegneſt Du ihm. —

Dieſes war die Stimmung des verirrten Mädchens, als der Abend in Drottningholm die Entſcheidung herbeiführte. Der Erfolg war unvermeidlich. Malkolm ſchwankte faſt, als er das durch glühende Leidenſchaft an ihn gefeſſelte Mädchen waffenlos in ſeiner Gewalt ſah; aber ſelbſt die großmüthigſten Männer ſind in ſolchen Fällen ſelten großmüthig. Bertha hatte nichts zu verbergen; ihr ganzes Leben, ihre Träume, ihre Hoffnungen lagen wie ein offnes Buch vor ihm. Iſt es nicht, als wenn Alles, was mir ehemals vorſchwebte, nur Vorbild, Ahnung der Seligkeit geweſen wäre, die meiner harrte? ſprach ſie. Wie iſt Alles ſo freundlich in Erfüllung gegangen! Nur Eins, Malkolm, Du mußt heirathen. — Sie drang in ihn, ſie konnte nicht ruhig ſein, ſo lange dieſe letzte Entwickelung des wunderbaren Dramas unentſchieden blieb. So ſeltſam, ſo widernatürlich hatte ſich Alles in ihrer Seele geſtaltet, daß dasjenige, was ihrem unglücklichen Verhältniſſe den Stempel einer höhern Schande aufdrückte, ihr nothwendig ſchien, um es zu befeſtigen, zu weihen. Mußte dieſe furchtbare Verirrung einer unverſtellten, redlichen weiblichen Seele nicht den zartfühlenden, erfahrnen

Mann mit Entſetzen erfüllen? Es gab Augenblicke, in welchen ein Schauder ihn durchbebte, wo er beſchloß, ſie zu enttäuſchen. Noch war das Verhältniß rein. So behutſam wußte Malkolm ſeine geheimen Gänge einzurichten, mit ſo ſicherm Inſtinkte wachte Bertha über jede Aeußerung, über ihr Verhalten gegen Malkolm in der Geſellſchaft, daß Keiner ihre Liebe ahnte.

In ihrem ſtillen Gemache ſuchte Malkolm ſie auf; der Entſchluß, die Arme zu enttäuſchen, kämpfte noch unentſchieden mit der Leidenſchaft. Bertha war nicht da, er wartete; die Dienerin erſchien und kündigte ihm die Krankheit der Mutter an; ſchon wollte er ſich verdrießlich entfernen, als ſie ihm weinend entgegen ſtürzte: Die Mutter — ſo durfte ſie ihre Wohlthäterin nennen, — iſt gefährlich krank! rief ſie und ſank in ſeine Arme; die Aerzte haben mir's geſtanden, ſie würde dieſe Krankheit kaum überſtehen. O, dann habe ich in der ganzen Welt Niemand, als Dich! Mir iſt ſo ſeltſam zu Muthe; meine ganze Kindheit, meine keimende Jugend verging in einſamen Träumen, mir war es, als gehörte ich der Welt nicht zu, in der ich leben mußte. Da träumte ich mir eine neue, freundlichere, und hatte doch nicht die Hoffnung, daß ſie wirklich erſcheinen würde. Sie iſt da, aber nun will die alte Welt unter meinen Füßen zuſammenſtürzen, und jetzt, da ich ſie verlieren ſoll, da die Einzige, die ich liebe und verehre, mich zu verlaſſen droht, jetzt bebe ich, als enthielte die neue Welt nicht Alles, was ich wünſche und hoffe. Ich ſchließe mich an Dich, Du ſollſt mir von nun an Alles, Alles ſein, Rath und Hülfe, Troſt und Hoffnung! Und doch muß ich weinen. Ach, ſie war meine Mutter; daß ich für Verhältniſſe erzogen wurde, die allein im Stande waren, mich Dir entgegenzuführen, verdanke ich ihr. Seit dem Tage, wo ich Dich zuletzt ſah, ſaß ich fortdauernd an ihrem Bette, und jetzt habe ich mich nur auf eine kurze Zeit weggeſtohlen. Wußte ich nicht, daß Du meiner harrteſt auf der ſtillen Kammer? O, ich ſah Dich im Dunkeln leiſe durch die Gartenthür ſchleichen, in den Mantel gehüllt vorſichtig die Hintertreppe hinaufſteigen, meine Thüre öffnen und mich nicht finden. Mit Aengſtlichkeit ergriff ich die Gelegenheit, als der Arzt eintrat. Ich habe alle dieſe Nächte hindurch gewacht; in dem ſtillen Zimmer ſaß eine ſchnarchende Frau, die Kranke ſtöhnte, der Perpendikel der Stubenuhr zählte in gemeſſenen Schlägen die Sekunden, die ſie noch zu leben hatte. Ich ſollte an den Tod, an meine arme, leidende Mutter denken; ich kämpfte mit der vernichtenden Reue, ich weinte heiße Thränen — die härteſten Vorwürfe preßten ſie mir ab — und dachte an Dich. Sie ſtirbt, die Verwandten lieben mich nicht, dulden mich höchſtens; die Eltern kennen mich nicht ich bin ihnen entfremdet, ich ſtehe allein, ganz allein, und habe nichts, als die Liebe, Deine Liebe. Aber ich bin reich, unſäglich reich, denn mit dieſer habe ich Alles, Vater und Mutter, Gatten und Freund, und Freude und Seligkeit. — Sie ſank in ſeine Arme, ſein Entſchluß war vergeſſen, konnte er ihn jetzt ausführen? Die Zeit, die ihnen vergönnt war, eilte ſchnell. Malkolm hatte keinen Troſt für das ſchmerzerfüllte Mädchen, als die wärmſte, innigſte Verſicherung ſeiner Liebe, ſie war in dieſem Augenblicke nicht erheuchelt. Ja, Du biſt mein! rief er, ganz von ihrer Glut entzündet. — Die kurzen Momente der ſchmerzlichen Seligkeit waren bald verſchwunden, als aber Malkolm aus dem Taumel des bewußtloſen Entzückens erwachte, ſah er mit Schrecken, daß ſie ſeinen Entſchluß auf immer vernichtet hatte. Bertha war von jetzt an leider für ihr ganzes Leben an ihn geknüpft.

Malkolm verlebte eine lange Zeit in tiefer Schwermuth; ein unglücklicher Augenblick hatte ſeine ganze Lage verändert. Jetzt erſt prüfte er ſein Verhältniß zu Bertha beſonnener und ruhiger. Die ſeltſame Grille des Mädchens hatte anfangs für ihn, er mußte es ſich geſtehen, etwas Lockendes; nun aber, da ihn ernſthaftere Verpflichtungen in Anſpruch nahmen, da er einſah, wie er ein ſolches Anerbieten nie annehmen dürfte, und erkannte, was er ihr ſchuldig war, mußte er bekennen, daß die Unglückliche durch das Opfer, welches ſie ihm bringen wollte, ſich in ſeinen Augen herabgeſetzt hatte. Was Jedermann von ihm vorausſetzte, daß er ſeine dunkle Herkunft durch eine Verbindung mit einer angeſehenen Familie heben würde, war auch ſein geheimer, wenn gleich nicht deutlich gehegter Wunſch. Seine hohen Begriffe von der Liebe würden ihm zwar nie erlaubt haben, äußerer Verhältniſſe wegen eine Frau zu ſuchen oder zu wählen, aber im Stillen hoffte er, daß ein freundliches Geſchick ihm hier, wie in ſo vielen andern Dingen, entgegen treten ſollte. Jetzt waren alle dieſe Hoffnungen verſchwunden; er fühlte ſich an ein Mädchen gebunden, deſſen Herkunft dunkel war, wie ſeine, und ein geheimes Grauen ergriff ihn, wenn er an Sinclairs erſte Worte dachte. In der tiefen Schwermuth, die auf ihm laſtetete, erſchien es ihm immer wahrſcheinlicher, ja, zuletzt gewiß, daß ſie aus derſelben berüchtigten Familie herſtammen müßte, aus welcher er entſprungen war. Die geheimen Zuſammenkünfte, welche bisher ſtattgefunden hatten, waren kurz und leidenſchaftlich geweſen; Berthas brennende Liebe hatte auch der ſeinen ein ſchärferes Gepräge gegeben, nur ſie war der Gegenſtand ihrer Geſpräche und ſchloß jeden andern aus. Auch band eine geheime Scheu vor einer Aufklärung, die Beide fürchteten, ihnen die Zunge. Sinclairs beruhigende Aeußerung, als er gefragt wurde, hatte ſie zwar überzeugt, daß er nicht genauer unterrichtet ſchien, aber ihre Aufmerkſamkeit war einmal auf dieſen Punkt gelenkt, und Malkolm konnte ſeine ängſtlichen Vermuthungen nicht unterdrücken. Unentſchloſſen, wie er noch nie geweſen, ſah er das Bild des Mädchens ſtets vor ſeiner Phantaſie ſchweben. Sie iſt ſchön, ſagte er ſich, nie erblickteſt Du ein reizenderes Mädchen; aus ihrer unglücklichen Verirrung leuchtet ein zwar irregeleitetes, aber tiefes, ja, reines Gemüth hervor. Eine geheime Neigung zog ihn unwiderſtehlich zu ihr hin; die Liebe des Mädchens zu misbrauchen, ſchien ihm unedel, und das Einzige, was den verworrenen Knoten löſen konnte, eine öffentliche geſetzmäßige Verbindung, erfüllte ihn mit Grauen. Mit ſteigender Unruhe erwartete er die nächſte Zuſammenkunft; aber leider, eben jetzt ſollten dieſe eine lange Zeit hindurch nicht ſtattfinden. Die Krankheit der alten Dame ward immer bedenklicher; Aerzte, Freunde und Freundinnen belagerten das Haus; die Pflege der Kranken nahm Bertha Tag und Nacht in Anſpruch, die vertraute Dienerin brachte nur ab und zu eilige, mit Unruhe geſchriebene Zeilen. Nun aber erſchien aus der Provinz der Baron, der beſtimmte Erbe, mit Frau und Tochter, die Wohnung war überfüllt; die Tochter bewohnte das ſtille, entlegene Zimmer Berthas, und die wenigen Stunden der Ruhe, die dieſer vergönnt waren, mußte ſie an ihrer Seite zubringen. An eine Zuſammenkunft war durchaus nicht zu denken.

Die Alte ſtarb; Berthas Schreiben erwähnte nichts von ihm, nichts von ihrer Lage. Sie hatte ſich ſelbſt, ſie hatte ihre Liebe vergeſſen, der Kummer über den Verluſt ihrer Wohlthäterin erfüllte ihre ganze Seele. Und jetzt eben mußte Malkolm Stockholm verlaſſen; ein wichtiges Geſchäft, das erſte von der Regierung ihm anvertraute, welches großes Vertrauen vorausſetzte, forderte ſeine Gegenwart in einer entlegenen Provinz. Malkolm ſelbſt hatte die Spuren eines geheimen verbrecheriſchen Unternehmens entdeckt, über welchem fortdauernd eine große Dunkelheit ruhte, die Niemand aufzuhellen im Stande war.

Einſt ſaß er in Studien und Arbeiten vergraben, die allein ſeinen Kummer überwinden konnten, als ein junger Menſch, der, wie es ſchien, in heftiger Unruhe war, ſich anmelden ließ. Als er vorgelaſſen wurde, ſah er ſich erſt ängſtlich um; der Anzug war fein, aber in großer Unordnung, die Augen rollten, und er beſchwor Malkolm, ihn nach einer Stube zu führen, wo er gewiß wäre, nicht belauſcht zu werden. Nicht ganz ohne Bedenken führte ihn dieſer ſtillſchweigend und verwundert nach einem entfernten Gemache. Hier ſtürzte ſich der Jüngling zu ſeinen Füßen. Retten Sie den Staat, retten Sie mich, wenn es Ihnen möglich iſt! rief er aus. Man hat mich in ein Unternehmen verſtrickt, man hat dazu jede Leidenſchaft benutzt, jede Ueberredung angewandt. Ich überſah die Folgen, ich ahnte die Verbrechen nicht, zu welchen es führen würde. — Malkolm ſuchte ihn zu beruhigen, er brachte mehrere Stunden in's Geheim mit ihm zu. Man hat den Inhalt des Geſprächs nie erfahren; nur ſo viel verlautete: Ein Staatsverbrechen war entdeckt, in welches man den Jüngling verwickelt hatte. Als dieſer den Abgrund erblickte, in welchen man ihn zu ſtürzen ſuchte, wurde er von Entſetzen ergriffen; Malkolms Ruf und bekannte ritterliche Geſinnung hatte in dieſer furchtbaren Lage ſein Vertrauen erweckt; er glaubte ſich nur ihm entdecken, nur ſeinem Rathe folgen zu können. Einige Theilnehmer des Verbrechens wußte der Jüngling zwar zu nennen, aber es war klar, daß auch er die Häupter nicht kannte. Alles dieſes erfuhr man erſt viel ſpäter. Für jetzt verſtand Malkolm den Beſuch und deſſen Veranlaſſung zu verheimlichen. Der einzige Bediente mußte eidlich verſprechen, dieſes Ereigniß geheim zu halten.

Zwei Tage und Nächte blieb der Jüngling in dem geheimen Gemache verſchloſſen, und nach dieſer Zeit erſchien er nie mehr; aber man wollte behaupten, daß Malkolm in einer entlegenen, zwiſchen Felſen verborgenen Gegend geheime Zuſammenkünfte mit ihm habe. Wenigſtens ließ er, wenn es dunkel wurde, öfters ſein Pferd ſatteln, ritt allein, ohne alle Begleitung weg und kam erſt nach Mitternacht zurück. Er pflog oft geheime Unterhandlungen mit bedeutenden Männern, was nicht auffallen konnte, da man wußte, daß die Regierung die Abſicht hatte, ſeine Talente und Kenntniſſe zu benutzen, obgleich er bis jetzt ſich weder um eine Anſtellung beworben, noch eine erhalten hatte.

Eben um die Zeit, als der Tod ihrer Wohlthäterin Berthas Seele mit Kummer erfüllte, erhielt Malkolm den geheimen Auftrag, eine Unterſuchung anzuſtellen, die, wie man ſpäter vermuthete, ſich auf die gefährliche Entdeckung bezog. Jetzt, von dieſer wichtigen Angelegenheit verdrängt, trat Berthas Bild oft in den Hintergrund zurück. Zwar hatte er eine Anweiſung hinterlaſſen, wie ſie die Briefe an ihn adreſſiren ſollte, aber dieſe waren immer nur kurz; abgebrochene Verſicherungen der innigſten Liebe, ſchwermüthige, oft dunkle Andeutungen ihrer Lage, waren Alles, was ſie enthielten. Trotz der verzärtelnden Liebe der Alten, hatte dieſe der verlaſſenen Bertha nichts Beſtimmtes ausgeſetzt, ſondern ſie nur dringend der Großmuth des Verwandten anempfohlen. So war das arme Mädchen ganz in die Gewalt einer Familie gerathen, die ihr von jeher wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt, ja, mit der mütterlichen Zuneigung der Verſtorbenen keineswegeges zufrieden, dieſes wohl auch öfters geäußert hatte. Es war ihr angenehm, als die Verwandten ihr eine unbedeutende Summe boten, die ſie gern annahm, ſich von der Familie trennte, aus allen den großen Zirkeln, in welchen ſie bisher gelebt hatte, plötzlich verſchwand und ſich in die ſtille Einſamkeit zurückzog. Das war Alles, was Malkolm aus ihren Briefen erfuhr, und wenn dieſe eingelaufen waren, wenn er ſie beantworten ſollte, was jedes Mal ſogleich und in den wärmſten Ausdrücken der Liebe geſchah, fühlte er ſich immer einige Tage höchſt mißmüthig, und es koſtete ihm dann große Mühe, die Ruhe zu gewinnen, welche ſeine wichtigen Geſchäfte erforderten. Bertha hatte eine Frau genannt, unter deren Adreſſe er ſeine Antworten abſenden mußte.

Monate waren auf dieſe Weiſe verfloſſen, als Malkolm tief im Winter endlich nach Stockholm zurückkehrte. Es war ſpät Abends und Bertha von ihm benachrichtigt. Als er vor ſeinem Hauſe abſtieg, entdeckte er die vertraute Dienerin. Sie blieb, halb im Dunkeln, in einiger Entfernung vom Hauſe ſtehen. Malkolm betrat unruhig ſeine Wohnung; er befahl dem Bedienten, ſorgfältig auszupacken, und gab ihm eine beſtimmte, ausführliche Anweiſung. Ich komme erſt ſpät zurück, ſagte er und ſchlich eilig davon. Als die Dienerin ihn kommen ſah, ging ſie ſchnell weiter, und er folgte ihr. Sie eilte durch lange Straßen, an dem Schloſſe vorbei, über die Brücke, durch ganz Nörmalm, und erſt, als es völlig dunkel war, in der Vorſtadt, ſchritt Malkolm raſcher vorwärts, erreichte ſie und ſprach ſie an. Wir ſind gleich da, antwortete ſie, und ging ſtillſchweigend und eilig neben ihm weiter; auf keine Frage antwortete ſie. Es dauerte noch lange, Malkolm wurde ungeduldig und redete ſie hart an, da öffnete ſie eine Gartenthüre, und mitten in dem mit Schnee bedeckten Garten erblickte er nun ein niedliches Haus; durch ein klares, reinliches Fenſter ſah er in eine hell erleuchtete Stube. Er erkannte Bertha, die, als der Hund bellte, auffuhr; ſein Herz klopfte, er trat ein, und ſie lag in ſeinen Armen. Er fand ſie ſehr verändert; ihre Schönheit hatte ſich noch mehr entwickelt, ihr Antlitz ſtrahlte vor Freude, und als er ſie nach den erſten ſtürmiſchen Augenblicken genauer betrachtete, entdeckte er leicht, was er im Stillen immer befürchtet hatte, was aber, wenn auch nur leiſe, doch deutlich genug angedeutet, ſie noch anmuthiger machte. Bertha ſchien ſeine Gedanken zu ahnen. Lieber Malkolm, innigere Bande haben uns vereinigt, ſagte ſie, zwar verſchämt erröthend, indem ſie ſich an ſeiner Bruſt verbarg, aber ohne Reue, ja, freudig, wie eine junge Frau daſſelbe Geſtändniß zum erſten Mal ihrem Manne ablegen würde. Bertha war ganz Vertrauen; ſie behandelte den Geliebten, als hätte ſie Jahrelang mit ihm gelebt, obgleich ſie ihn nicht oft, immer in ängſtlicher Eile geſehen hatte. Aber ſie war nie von ihm entfernt geweſen; ſeit ſie ſich als ſeine Geliebte betrachtete, ſelbſt während der Trennung, war er ihr beſtändiger Gedanke, ihre fortdauernde Geſellſchaft geblieben. Malkolm lebte wie im Traume, alle ſeine Vorſätze, alle ſeine Beſorgniſſe und Zweifel ſchienen vor der Gewalt einer ſo mächtigen Gegenwart verſchwunden. Er blickte um ſich. Die Stube war durch ſilberne Armleuchter hell erleuchtet, einfach zwar, aber höchſt zierlich eingerichtet; ein kleines, trauliches Schlafgemach lag daneben. Geſchäftig zeigte Bertha ihm Alles; er mußte die reinliche Küche, die Vorrathskammer betrachten. Biſt Du zufrieden? fragte ſie, als ſie auf dem Sopha neben einander ſaßen. Die Einrichtung iſt reizend, antwortete er.

Sieh, lieber Malkolm, fuhr ſie fort, ich habe dieſes kleine Haus für Dich, für mich gekauft und den größten Theil der Summe, die ich von dem Baron erhielt, dazu angewandt. Der Garten iſt vortrefflich und beſonders angenehm. Schade, daß es Winter iſt. Die ſchönen Bäume, die das kleine Haus faſt verbergen, ſtehen ſo traulich, ſo arglos da, wie die Wächter verborgener Liebe, und vorzüglich lobe ich einen Fußſteig, der durch einen Umweg zwiſchen Gebüſch nach einer Hinterthüre führt. Nur die Einwohner des Hauſes können wiſſen, daß derjenige, der dieſen Weg verfolgt, ſich in dieſe Wohnung verliert. So werden Deine Beſuche geheim bleiben, wie Deine Liebe. —

Sie erzählte nun, wie der Baron, beſonders ſeine Frau, nachdem ſie ſich mit einer beſtimmten Summe hatte abfinden laſſen, ſchonungslos auf ihre Entfernung drangen, ſie ſelbſt aber nichts ſehnlicher wünſchte, als ſich aus einer Welt zurückzuziehen, die ſie quälte und ängſtigte; wie ſie vorgegeben, daß es ihre Abſicht ſei, wieder zu ihren Eltern zurückzugehen, und wie ſie wirklich einen Wagen gemiethet und einige Meilen zurückgelegt hätte. Darauf wäre ſie aber, erzählte ſie ferner, wieder umgekehrt und hätte ſich verborgen gehalten bei einer Frau, deren Bekanntſchaft ſie der Dienerin verdankte. Dieſe hätte nun ein reizendes Haus, welches Bertha auf einem Spaziergange früher geſehen, gekauft und gälte für die Beſitzerin. Die Frau bewohne mit ihrem Manne die andere Hälfte des Gebäudes. Bertha ſelbſt hatte einen andern Namen angenommen und war, ſeit ſie im Herbſte das Haus bezogen, nie aus dem Garten gekommen. Ich hoffe, ſchloß ſie, daß man mich vergeſſen hat.

Malkolm konnte das ſeltſame weibliche Weſen, welches ihn mit ſo feſten Banden an ſich zog, nicht begreifen; wunderbar ſchien ihm jene Miſchung von einer unglücklichen, ja, ſittlich verwerflichen Verirrung, und einer offnen, völlig unbefangenen, faſt an Unſchuld grenzenden Geſinnung; aber er fühlte ſich von einem Zauber umſtrickt, aus welchem er ſich nicht loszuwinden vermochte. Er war von der langen Reiſe ermüdet; der weite Gang nach der entfernten Vorſtadt hatte ihn noch mehr erſchöpft, erſt mit Tagesanbruch verließ er das Haus und wählte den verborgenen Fußſteig. Alle Abende kam er, oft ſehr ſpät, wieder, Bertha wartete geduldig. Er nahm immer einen andern Weg. Der Frühling kam heran, Bertha war nun Mutter und überaus glücklich. Ein paar Monate vergingen, noch immer ſchien Malkolm aus ſeinem Taumel nicht erwacht. Zwar ſagte er ſich oft: So kann es nicht bleiben, dieſes Verhältniß muß ſie und mich unglücklich machen; dann beſchloß er alle Schwierigkeiten zu überwinden, alle Rückſichten zu vergeſſen, der Welt Trotz zu bieten und Bertha vor dem Altare ſeine Hand zu reichen. Aber Fragen über ihre Herkunft, über ihre Abſtammung, obgleich ausweichend beantwortet, hatten ihn immer mehr von dem überzeugt, wovor er zurückbebte. Weder er, noch ſie wagten ein offenes Geſtändniß. Wie ein Geſpenſt trat die geahnte Gewißheit zwiſchen ſie, und wenn das Geſpräch dieſe düſtre, verhängnißvolle Wendung genommen, wurde es immer plötzlich abgebrochen. Bertha dünkte es dann, als wenn eine furchtbare Geſtalt drohend vor ihr ſtände, ſie glaubte die alte Anna zu ſehen, die ihr als ein geheimes Weſen aus der Kindheit wohl bekannt war, und die Stube, die Umgebung, Malkolms Nähe ſelbſt ſchien ihr unheimlich, Unglück verkündend. Malkolm ward ſtille, nachdenklich, und ſie trennten ſich ſchweigend, von düſtern Ahnungen geängſtigt. Nur ein Mal fand ein ſolches Geſpräch zwiſchen ihnen ſtatt, er wagte nie wieder es anzufangen, und mehrere Nächte hinter einander konnten ſie die ruhige Stimmung nicht wiederfinden, die ſonſt ihre Zuſammenkünfte beglückte. Denn hier, in Berthas Nähe, ſchwanden alle Zweifel, ſelbſt das Unglaublichſte, Tadelnswertheſte erſchien ihm natürlich, unſchuldig, tadellos. Aber in einſamen Stunden traten ſeine Zweifel deſto heftiger hervor; ſein Entſchluß, ſich öffentlich mit Bertha zu verbinden, erſchien ihm dann heroiſch. Zwar mußte er ſich immer beſtimmter geſtehen, daß ſie ihm das nicht war, was er erwartete, daß er ſich opferte, daß das frühere Verhältniß einen Schatten auf ſeine Ehe werfen würde; aber er wollte es wagen, und einſt, als Beide in einer fröhlichen Stimmung waren, trat er mit dem Vorſchlage an's Licht. Aber wie entſetzte er ſich, als Bertha mit Schreck, ja, faſt mit Abſcheu ſich von ihm wandte. Nein, Malkolm, rief ſie heftig, nein! Wie oft habe ich gewünſcht, Dich verheirathet zu ſehen, es iſt mein innigſter Wunſch; aber mich, mich darfſt Du nie heirathen. Es wäre Dein, es wäre mein Unglück. Wenn ich in dieſer einſamen Kammer ſitze, unter den entfernteſten Bäumen des Gartens mich verberge, den ganzen Tag über keinen Menſchen ſehe, noch ſehen mag, wenn ich Deine Züge erlauſche in den Augen des lieblichen Knaben, dann verliere ich mich oft in ſelige Träume. Ich ſehe Dich ſteigen von Stufe zu Stufe, ich höre Dich preiſen von Alt und Jung, ich erblicke Dich, wie Du die verwickelteſten Verhältniſſe klar zu durchſchauen, zu überblicken, zu beherrſchen vermagſt, und wenn nun ab und zu der einzige, alte Mann, der dieſes Haus mit mir bewohnt, eintritt, — er weiß wohl, daß er es nicht wagen darf, wenn er mir nicht Kunde von Dir bringt; — wenn er mir erzählt, wie Dein Anſehen ſteigt, erzählt, was er abgehorcht hat, um es mir zu überbringen, wie glücklich, wie ſelig fühle ich mich dann! Wer ſich zu Dir drängt, der will Rath, Hülfe, Kunde; aus Deiner reichen Natur ſollſt Du ſpenden nach allen Seiten, und womit können ſie Dir lohnen, die Armen? Ihre Schätze verſchmähſt Du, ihre Orden und Titel vermögen den Glanz Deiner Verdienſte, Deiner Thaten nicht zu überſtrahlen; ihr Lob gewährt Dir keinen Genuß; — aber Eine, Eine giebt es, die Dir zu ſchenken vermag, was Du nicht entbehren kannſt; die im Stillen, im Verborgenen auf die Stunde harrt, die Dir den ſüßeſten Lohn bringt, den Lohn treuer Liebe — und die Glückliche bin ich! rief ſie und fiel ihm um den Hals, vor Freude weinend. Malkolm betrachtete ſie mit Verwunderung, er wollte ſie unterbrechen. Laß mich reden, Malkolm, fuhr Bertha fort; wenn ich Dir meine gegenwärtige Seligkeit verkündigen, wenn ich das große Unglück, welches, ach, Deine Güte, Deine Liebe über mich, über uns beide bringen will, abwehren ſoll, dann fehlen mir die Worte nicht, dann fließt das volle Herz über, und ich weiß es, ich kenne mich und Dich, dann bin ich die Mächtige, mächtiger, als Du!

Wenn ich jeſt meine Lage überdenke, wie überſchwänglich glücklich fühle ich mich. Kann ich, darf ich an Deiner Liebe zweifeln? Und geſchähe das Entſetzliche, das, Gottlob, Unmögliche, daß Deine Liebe erkaltete, und ich bliebe in Deiner Nähe, ein äußeres, zwingendes Band feſſelte Dich an mich, nachdem Du Dich von mir abgewandt hätteſt: zu meiner innern vernichtenden Qual geſellte ſich dann noch das furchtbare Gefühl, Dich durch meine Nähe, meine Gegenwart unglücklich zu machen. Erkaltete Liebe iſt niemals gleichgültig, ſie kann es nicht ſein. Jetzt, alle Abende erwarte ich Dich, und ich weiß, daß Du kommſt, und wenn Du da biſt — was treibt Dich her, als Deine Liebe? Hörte ſie auf, dann erſchienſt Du nicht wieder, und ich würde ſterben. — Sie ſprach dies Letztere mit ruhigem, klarem Tone aus und blickte ihm freundlich in die Augen. Ein ahnender Schauer zukünftiger Schuld zuckte durch Malkolms-Seele, er konnte es nicht verbergen. Du wunderſt Dich, fuhr ſie ruhig fort, ja, Du erſchrickſt, Lieber! Ich ſpreche ja von einem Falle, der nicht kommen wird, den ich mir nicht denken kann, ich rede wie von einem entſetzlichen Unfalle, wie man von einem Erdbeben, von Hungersnoth, von Peſt zu reden pflegt, ruhig, wenn auch mit einem geheimen Beben, das die gegenwärtige

Luſt hebt, nicht mindert. Und wenn es käme und ich ſtürbe — ich bin glücklich geweſen, glücklich, wie Wenige. Nun aber denke ich mich als Deine Frau, Dich an mich nicht blos durch die Liebe gebunden; achſelzuckend ſtehen die Stolzen da, ſie war ſeine — denken Sie, und Du und ich leſen ihre Gedanken. Ja, auch ohne ſie und ihre Meinung würde ich Dir geringer erſcheinen, je mehr Du mich erheben wollteſt. Du, Du allein wärſt mir nicht Alles; Deine Reichthümer, Dein Stand, Deine Stellung liehen mir einen falſchen Glanz. Ich ſcheine Dir zu gut, Deine Geliebte zu ſein, darauf bin ich ſtolz; ach, ich würde Dir zu ſchlecht ſcheinen, wäre ich Deine Frau — zwinge mir dieſe Demüthigung auf. Und Du, wie herrlich erſcheinſt Du mir jetzt! Ich ſehe Deinen Glanz, Deine Macht aus der Ferne, das Größte darfſt Du wagen, es muß Dir gelingen; aber ich öffentlich an Deiner Seite, und zerſtört wären Deine Hoffnungen, meine ſeligſten Träume! Ja, geringer würdeſt Du mir erſcheinen, wie ich Dir; wage es nicht, unſere glückliche Liebe in ihrer friſchen Blüte zu vernichten. —

Als Malkolm ſah, wie ſeine verblendete Geliebte ihre eigne Stellung ſo richtig durchſchaute, und dennoch mit lächelnder Miene und mit entſetzlicher Sicherheit neben dem Abgrunde hinwandelte, der ſich unter ihren Füßen zu öffnen drohte, bemächtigte ſich ſeiner eine innere Angſt; der Entſchluß, Bertha für ſeine Frau zu erklären, nur unſicher, nur aus Mitleid gefaßt, ward für immer aufgegeben. Er ſah ein, daß unſeliger Sinnentaumel ihn in ein Verhältniß gezogen hatte, welches Bertha auf immer unglücklich machen mußte und ihm eine fortdauernde Quelle innerer Unruhe wurde.

Während nun dieſe geheime Verbindung Malkolms Nachdenken beſchäftigte und von jetzt an leiſe ihrer Auflöſung entgegen ging, lebte er äußerlich ruhig, erſchien er, geliebt und geehrt in den größten Kreiſen, ſtets heiter und einnehmend. Keiner ahnte Berthas Aufenthalt in Stockholm, Keiner hatte ſeine geheimen Beſuche entdeckt. Als ſie verſchwand, war ſie ſchnell vergeſſen, nur wenige Jünglinge vermißten das ſchöne Mädchen, dachten aber nach kurzer Zeit nicht mehr an ſie. Berthas Nachbarſchaft entdeckte zwar bald, daß eine feine, ſchöne Frau das einſame Haus bezogen hatte, ſie galt aber unter dem fremden, angenommenen Namen für eine junge Witwe. Die Neugierde ſteigerte ſich, als man merkte, wie ſtill und zurückgezogen ſie lebte, wie ſie keinen Umgang ſuchte und ſich ſtets verborgen hielt. Man ſah wohl auch, wie ein Unbekannter öfters, tief in ſeinen Mantel gehüllt, in der Gegend erſchien; man ſuchte ihn zu belauſchen, man vermuthete wohl,, daß ſeine geheimen Beſuche der jungen Witwe gälten, und entdeckte zuletzt, daß er alle Abende kam und mit der Morgendämmerung wieder verſchwand. Aber Keiner wagte ihm näher zu treten, das Gerücht ſtellte ihn ſehr hoch, ſelbſt Malkolm hörte endlich, wie es ſich allmälig auszubreiten anfing, und ward dadurch nicht wenig beunruhigt. Auf ihn rieth Keiner.

Ein zweites tiefes Geheimniß nahm indeſſen Malkolms Aufmerkſamkeit nicht weniger in Anſpruch. Jene gefährliche Unternehmung war zwar im Ganzen entdeckt, aber die Unterſuchung ſchien immer ſchwieriger zu werden. Wenn er das dunkle Gewinde der verderblichen Intrigue am deutlichſten zu durchſchauen glaubte, zerriß der Faden plötzlich, und er mußte ſeine Arbeit von Neuem anfangen. Es gab Augenblicke, in welchen er faſt der Meinung war, daß das Ganze eine Täuſchung ſei; dann kamen aber wieder Anzeichen zum Vorſchein, die nicht an dem Daſein geheimer, drohender Entwürfe zweifeln ließen. Zwar war noch Niemand zur Rechenſchaft gezogen worden, man begnügte ſich, einige höchſt Verdächtige aus der Ferne zu beobachten, aber es war klar, die Häupter wußten ſich durchaus zu verbergen, ſelbſt die thätigſten Theilnehmer der drohenden Unternehmung ſchienen ſie mehr zu vermuthen, als zu kennen. Malkolm, der dieſe ganze Sache mit großer Gewandtheit und Sicherheit leitete, zeigte hier ſeine hervorſtechende Kunſt, Menſchen zu durchſchauen, zu führen, zu benutzen. Der Jüngling, welcher die erſte Veranlaſſung zu der Entdeckung gegeben hatte, war, ohne irgend einen Verdacht zu erregen, zu ſeiner fernern Ausbildung nach einer deutſchen Univerſität geſchickt worden; wen Malkolm zu ſeinem Vertrauten wählte, der fühlte ſich von ihm gefeſſelt, durch das bewieſene Vertrauen geſchmeichelt, durch die Hoffnung großer Vortheile gewonnen und erfuhr doch nur, was er eben zu verrichten hatte, ſo daß das Einzelne, was er wußte, ſelbſt wenn es verrathen wurde, kaum ein Licht über die Natur der Unterſuchung verbreiten konnte.

Von zwei ſo quälenden Geheimniſſen geängſtigt, zeigte er ſich dennoch vor der Welt völlig unbefangen, und ſeine eifrige Theilnahme an den öffentlichen Verhandlungen, ſeine Studien und ſein geſelliger Umgang ſchienen ſo ganz ſeine Zeit in Anſpruch zu nehmen, daß Keiner ſeine geheime Beſchäftigung ahnen konnte. Er hatte eine Wohnung gewählt, die ihm die Bequemlichkeit gewährte, des Morgens früh durch Hülfe einer Hinterthüre unbemerkt in ſein Haus zu ſchlüpfen.

Dort ſaß er ſchon in ſeine Arbeiten vertieft, nachdem er die Nächte in Berthas Wohnung zugebracht hatte, während Alle um ihn herum noch den Morgenſchlummer genoſſen.

Er hatte wenig genauen Umgang. Viele mochten ihn fürchten. Er war hart in ſeinen Urtheilen, pünktlich in Allem, was er ſelbſt unternahm, und ſtreng in dem, was er von Andern forderte. Aber Wenige ſchienen geneigt, ſich dem, der ſich vor Allen verſchloß, ganz hinzugeben; nur wenn eine ängſtliche Lage Hülfe, eine verworrene Rath, eine ſchwankende raſchen Entſchluß forderte, ſuchte man ihn auf und fand ſich nicht getäuſcht. Unter den Männern, deren Umgang ihn am meiſten anzog, war beſonders Sinclair. Wenn dieſer mit ſchneidender Kälte die Schwächen der Umgebung hervorhob, mit treffenden, wenn auch tief verletzenden Worten bezeichnete und die anſpruchsvollen Thoren mit einer gewiſſen verachtenden Sicherheit ohne viele Mühe zum Stillſchweigen brachte, war Malkolm nur zu geneigt, aus dieſem Betragen auf eine innere Feſtigkeit der Geſinnung zu ſchließen. Man konnte, ſah man Beide zuſammen, behaupten, daß die Aehnlichkeit der Gemüther ſie verbinden müßte, aber kaum würde irgend Jemand dieſes Urtheil auch dann noch feſtgehalten haben, wenn er ſie länger beobachtet hätte. Auch waren Alle, die ſie kannten, einig, ſie als durchaus verſchiedene, ja, als entgegengeſetzte Naturen zu betrachten. Aus Malkolms ſcheinbarer Härte blickte die verborgene Güte, aus Sinclairs einſchmeichelnder Milde die verſteckte, vernichtende Kälte hervor. Beide galten für geiſtreiche, umſichtige, gewandte Männer, dennoch blieb es Sinclair nicht verborgen, daß immer mehr die allgemeine Aufmerkſamkeit von ihm auf Malkolm hingezogen wurde. Vertraut konnten ſie nie werden; Beide ahnten, daß ſie im Innerſten von einander abgewandt waren.

Sinclair galt für das Haupt einer beſtimmten Parthei, die gewiſſe veraltete Vorrechte mit eigennütziger Halsſtarrigkeit feſthalten wollte, und aus einzelnen Aeußerungen Malkolms hatte man geſchloſſen, daß auch er die Anſichten dieſer Parthei theile, doch war es bisher nie gelungen, ihn für ſie zu gewinnen. Mit großer Gewandtheit wußte er allen Anſpielungen, die ihn locken ſollten, auszuweichen, und nach langer Zeit waren die Häupter noch immer zweifelhaft, ob ſie alle weiteren Verſuche aufgeben oder die glänzende Hoffnung auf eine ſo bedeutende Hülfe feſthalten ſollten.

Einſt, als ein großer Theil der angeſehenſten Anhänger dieſer Parthei verſammelt war, brachte Sinclair einen kühnen, wenn auch weder durch Gründlichkeit der Unterſuchung, noch durch Sprache und Darſtellung ausgezeichneten Angriff auf ihre Anſicht, der in einem vielgeleſenen Blatte erſchienen war, mit. Malkolm war auch da, die Geſellſchaft hatte ihn gefliſſentlich eingeladen; wenn man auch daran zweifelte, ihn zu gewinnen, ſo ſchien es doch ſchon ein beträchtlicher Vortheil, wenn man unter dem Volke den Glauben ausbreiten konnte, als ſtände er mit ihnen in irgend einer Verbindung, und Malkolm, der ihre Abſicht durchſchaute, hatte bisher ſeine Gründe, die Täuſchung zu unterhalten.

Sinclair fühlte eine boshafte Freude, als er den Aufſatz entfaltete, um der Geſellſchaft den Inhalt mitzutheilen. Er las mit großer Kälte, hob mit faſt ſichtbarer Ironie die am meiſten verletzenden Stellen hervor und betrachtete mit ſpöttiſcher Ruhe die empörten, ergrimmten Zuhörer, als er mit derſelben Kälte den Aufſatz zuſammenfaltete und in die Taſche ſteckte. Die Mitglieder der Parthei, meiſt alte, angeſehene Männer, die gewohnt waren, daß man Alles, was ſie zu äußern beliebten, mit ſtillſchweigender Aufmerkſamkeit als Belehrung, ja, als unfehlbare Vorſchrift betrachtete, konnten ſich kaum faſſen. Eine ſolche Kühnheit, eine ſo rückſichtsloſe Vermeſſenheit, die ſich ſogar Anſpielungen auf mehrere der Gegenwärtigen, die kaum mißverſtanden werden konnten, erlaubte, ſchien ihnen faſt unglaublich. Die Preßfreiheit, die ſolche Angriffe veranlaßte und erlaubte, war ihnen ein Gräuel; ſie weiſſagten die Pöbelherrſchaft, die einbrechende Anarchie, den Untergang des Staates. Sinclair ſchwieg lange, aber zuletzt ließ auch er ſich vernehmen, und jetzt erſt ſah Malkolm, daß er ſich am meiſten verletzt fühlte, obgleich er ſich die Schadenfreude, den Aerger der Uebrigen mit Ruhe zu genießen, nicht hatte verſagen können. Er griff die Preßfreiheit mit allen jenen Gründen an, die in unſern Tagen ſo oft gehört werden; es war aber ſeine Abſicht, auch Malkolm zum Sprechen zu bringen. Zwar weiß ich, ſagte er und wandte ſich an ihn, daß Sie zur Oppoſition gehören. — Ich opponire, antwortete Malkolm, ich kann es nicht läugnen, und finde nicht ſelten Gelegenheit dazu; aber, daß ich zu irgend einer Oppoſition gehöre, wenn man darunter eine gegen die Regierung ankämpfende Parthei verſtehen will, muß ich auf das Beſtimmteſte läugnen, und ich glaube in der That nicht, daß ich zu einem ſolchen Glauben irgend eine Veranlaſſung gegeben habe. — Sie nehmen es zu genau, Malkolm, erwiederte Sinclair; Sie ſind, glaube ich, nur zu liberal, zu eingenommen von den herrſchenden Anſichten, als daß Sie eine Beſchränkung der Preßfreiheit wünſchen können; Sie ſind ſo verletzbar, wie wir, und würden eine Beleidigung, die Sie in der Geſellſchaft träfe, ſchnell und entſchieden, ſelbſt mit Blut zu rächen wiſſen, und dennoch können Sie ſich entſchließen, öffentliche Beleidigungen von albernen Menſchen, wie dieſer Verfaſſer, mit Kälte zu überſehen. Geben Sie mir den Aufſatz, ſagte Malkolm, und indem er hier und da hineinblickte und lächelte, ſprach er, über das Blatt hinwegblickend: Ja, die Albernheit, die Dummheit iſt mächtig — es giebt kein mächtigeres Weſen. Sie iſt der Bosheit gleich, ſie iſt die Bosheit und die Maſſe. Es iſt mir einmal übel bekommen, als ich dieſes behauptete; die Maſſe will für klug und der Dumme für gut gelten, und man griff mich hart an, als ich ſo ſprach. Die kluge Maſſe und die gutmüthige Albernheit erhoben ſich gegen mich, und es wurden förmliche Anſtalten zum Steinigen getroffen. Ich weiß kaum ſelbſt, wie ich gerettet wurde, und nie glaubte ich mich in größerer Gefahr, denn ich kenne die ausgebreitete Gewalt der Dummheit. Sie prunkt mit Gelehrſamkeit, ſie ſtiehlt den Witz, ſie iſt oft nicht ohne Scharfſinn, ſie hüllt ſich in Tugend ein, ſie bekleidet ſich mit der Religion. Das Heilige, wie das Schöne, Wiſſenſchaft und Kunſt, ſtehen ihr zu Gebot; ſie liebt und haßt, betet und flucht, erklärt Krieg und ſchließt Frieden; ſie diktirt und dekretirt, befiehlt und weiß die Gemüther zu gewinnen durch eine rührende, geheime Sympathie, deren große Gewalt ich oft bewunderte; ja, ſie hat oft, ich darf es behaupten, ohne meiner bekannten Loyalität zu nahe zu treten, gewußt, den Purpur mit allem Anſtande zu tragen. Könnte man dieſe verſtummen machen, gäbe es eine Cenſur gegen die Dummheit in allen Richtungen, dann freilich hätten wir gewonnen. Aber wie dürfen wir das hoffen, da der lebendigſte Wunſch, den ſie hegt, und das Recht, welches ſie am leichteſten erhält, eben das Cenſiren iſt, wie das Rezenſiren? Wir müſſen alſo wohl das Volk reden laſſen in allerlei Tönen, denn die Dummheit treffen wir noch am ſicherſten, wenn ſie laut werden muß, das Stillſchweigen, das ſybilliniſche Befehlen, der andeutende, vornehme Lakonismus, wenn er jede Frage verbieten darf, iſt ihre Hauptwaffe. — Die verſammelten Herren ſchwiegen, wie es ſchien, beleidigt und zum Theil getroffen; Malkolm that, als merkte er es nicht, und blickte in den Aufſatz. Zum Beweiſe, ſagte er, wie vortheilhaft es iſt, die Dummheit zur Sprache zu bringen, wollen wir dieſen Aufſatz, der Ihren Zorn erregt hat, etwas genauer beleuchten. Er verfolgte ihn nun Schritt vor Schritt, zeigte das Ungründliche, das Seichte, das Alberne ſo treffend; Witz, Laune, Gründe ernſterer Art vernichteten den

Aufſatz ſo völlig, daß alle Anweſende ſich beruhigt fühlten und verſöhnt waren. Noch ein ſolcher Aufſatz, ſchloß Malkolm kalt, und Sie haben gewonnen. O, lieber Malkolm, was Sie da ſo treffend geſagt haben, ſollten Sie drucken laſſen, bemerkte einer der ältern Herrn. Sie wiſſen, mein Herr, erwiederte dieſer, denn ich habe es oft geſagt, ich miſche mich nicht in ſolche Streitigkeiten und mag nicht die Nichtigkeit vernichten, wenn ſie den Untergang in ſich ſelbſt trägt. Auch irren Sie ſich, wenn Sie glauben, ich vermöchte das, was ich hier mit Leichtigkeit darſtelle, auf das Papier zu bringen. Meine Feder iſt ſchwerfällig. Wenn ich vor dem Pulte ſitze und einen ſolchen Aufſatz vor mir habe, begegnet es mir nur zu leicht, daß der Gegenſtand in ſeinem ganzen Ernſte, in ſeiner Wichtigkeit mich überwältigt; jene Albernheit, die während des leichten Geſprächs mir entgegentritt, wird dann faſt überſehen, ich werde verſucht, meine eigene Anſicht öffentlich auszuſprechen, und, redlich geſprochen, das mag ich nicht, wenigſtens ſo nicht. — Das Geſpräch war geſchloſſen, die Verſammelten fühlten, daß er ihnen wieder entſchlüpft war, und die Furcht, daß ein gewaltſames Drängen einen ungewiſſen Freund in einen entſchiedenen Gegner verwandeln könnte, machte alle verſtummen.

Sinclair war bei ſolchen Gelegenheiten mißmüthig und hatte Mühe, es zu verbergen. Er genoß in geſelligen Kreiſen, wie bei ernſtern Verhandlungen bisher ein gewiſſes Anſehen, aber ſeit Malkolm erſchienen war, fühlte er ſich in Schatten geſtellt. Er fing an ſich immer mehr von Malkolm zurückzuziehen, obgleich er ſich wohl hütete, den Mann, deſſen geiſtiges Uebergewicht anerkannt war, zu tadeln. Vielmehr hatte Malkolm keinen lauteren Lobredner. Das iſt der Mann, ſagte er, der uns allen gefehlt hat; wo er hintritt, iſt er Sieger, wer ſich ihm entgegenſtellt, hat ſchon dadurch verloren. Unſere Pläne, unſere Anſichten müſſen ſich nach den ſeinen fügen, und nur was er billigt, dürfen wir durchzuſetzen hoffen. — Wenn ein ſolches Lob einem Tadel zu ähnlich ſah, wußte er bald und unmerklich einzulenken, und allgemein galt Sinclair für Malkolms eifrigſten Anhänger. Dieſer ſelbſt glaubte ihn als einen ſolchen betrachten, ja, benutzen zu können.

Jetzt trat eine Begebenheit hervor, die für Malkolm entſcheidend war. Man erwartete Sinclairs Mündel und Verwandte. Viel wurde von ihrer Schönheit, von ihren Talenten, von der Sorgfalt erzählt, mit welcher ſie erzogen worden war. Man pries Sinclairs Umſicht und Klugheit; er hatte dem Mädchen ein bedeutendes Vermögen gerettet und die Erziehung, die alle ihre Vorzüge ſo glänzend hervortreten ließ, geleitet. Sie hatte einige Jahre in einem befreundeten Hauſe in Berlin, die letzte Zeit in Stralſund zugebracht. Man tadelte die ſeltſame Verfügung der verſtorbenen Eltern, daß Mathilde mit ihrem achtzehnten Jahre unter die Aufſicht eines Ehepaars treten ſollte, deſſen Seltſamkeit und bizarre Schwächen auch dem Leſer hinlänglich bekannt ſind. Der Baron und ſeine Gemahlin erhielten nach dieſer Verfügung, ſo wie Mathilde das genannte Alter erreicht hatte, die volle elterliche Gewalt über ſie, obgleich Sinclair als Vormund noch immer die Verwaltung ihres bedeutenden Vermögens leitete. Sinclair, noch unverheirathet, ſchien ein Hageſtolz werden zu wollen und war jetzt, da Mathilde ihr achtzehntes Jahr erreicht hatte, noch weit von dem vierzigſten entfernt. Daß er, gelockt von dem anſehnlichen Vermögen, ſich aus einem Vormunde, auch ohne Neigung, in einen Liebhaber verwandeln, daß er ſeine Gewalt über das Mädchen misbrauchen könnte, war freilich nicht unwahrſcheinlich; der General Thorgreen aber war da, ein kluger, gewandter Mann, Mathilden eben ſo nahe verwandt und dem Anſcheine nach weit geeigneter, die Vaterſtelle zu vertreten, als ein Mann, wie der Baron, deſſen ſeltſame Thorheiten ihn zum Gegenſtande des Mitleides machten.

Eben erwartete man die Ankunft des lächerlichen Barons und ſeiner Gemahlin, die, prahlend mit einer ſolchen Tochter, wie ſie ſie nannten, Mathilde ſelbſt in die Geſellſchaft einführen wollten. Hoffte man von den Thorheiten des Ehepaars Ergötzung, ſo war man nicht wenig geſpannt, ein Mädchen kennen zu lernen, welches auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe angekündigt war. Wir unterlaſſen es, die Gemüthsſtimmung zu ſchildern, mit welcher Männer und Frauen, Alte und Junge, Mathildens Erſcheinung entgegen ſahen; wie Neid und Neugierde, Furcht und Hoffnung, je nach der Stellung des Einen oder des Andern, bald einzeln und überwiegend, bald vermiſcht, die Gemüther in Bewegung ſetzten. Wer kennt dieſe Aeußerungen nicht, die als eine verhängnißvolle Vorbereitung bei dem Eintritte jedes ausgezeichneten Menſchen in einen neuen Kreis erſcheinen? Malkolm hatte auf die Lobeserhebungen wenig geachtet; er hatte zu oft erfahren, wie nichtig dasjenige zu ſein pflegt, was ſo allgemein, ſo unbedingt geprieſen wird. Er erwartete ein hübſches Geſicht, unendliche Sonaten, Arientriller, Romanlektüre, äſthetiſche Kritik, Sentimentalität und Naſeweisheit in ekelhafter Miſchung, prunkvolle Religioſität und anſtatt natürlicher, weiblicher Gefühle die Ziererei unreifer Maximen. Eben die allgemeine Spannung, das ewige Gerede, aus welchem der Neid, die Furcht eben ſo entſchieden, wie die Neigung ſprach, hatte ihn in der That feindſelig geſtimmt, und das Verhältniß zu Bertha, welches ihn immer mehr beunruhigte, erzeugte eine Bitterkeit, die ihn faſt mit Widerwillen gegen die Frauen erfüllte. Viele, die er kannte, die ihm früher angenehm waren, ſchienen ihm jetzt tief unter Bertha zu ſtehen, und zu welcher furchtbaren Verirrung, in welche an Wahnſinn grenzende Thorheit hatte die ungebundene, träumeriſche weibliche Phantaſie dieſes unglückliche Mädchen verlockt, deſſen Schuld er leider theilte!

Als Mathilde in Stockholm erſchien, litt Sinclair an einer ernſthaften Krankheit; Malkolm ſah ſie zum erſten Mal in einer großen Geſellſchaft, in welche ſie mit vielem Prunke eingeführt werden ſollte. Es war zugleich von dem etwas ſarkaſtiſchen Wirthe auf eine Myſtifikation des ſeltſamen Ehepaars abgeſehen, und eine verſteckte Bosheit ſchien die Abſicht zu haben, indem man die Thorheit des Ehepaars zur Ergötzung der Geſellſchaft benutzte, Mathilde bei ihrem erſten Auftreten in Verlegenheit zu ſetzen. Man glaube nicht, daß der Wirth oder die Wirthin, während ſie dieſen Plan verfolgten, ſich irgend etwas erlaubten, was der guten Geſellſchaft, dem feinen Tone zuwider ſein konnte:

alles Ironiſche war ſo leiſe angedeutet, die ſpöttelnde Auszeichnung, die ungewöhnlichen Ceremonien, mit welchen man das Ehepaar empfing, waren ſo unmerklich mit dem, was gewöhnliche Sitte gebot, vermiſcht, die verſteckte Abſicht trat ſo allmälig hervor, daß die Geſellſchaft nie aus ihrer ruhigen Haltung trat, nie das Gleichgewicht verlor.

Es müßte mir nicht gelungen ſein, das Bild der lieblichen Frau zu entwerfen, welches ich beabſichtigte, wenn es jetzt noch nöthig ſcheinen ſollte, ausführlich darzuſtellen, welchen tiefen Eindruck das achtzehnjährige Mädchen nothwendig auf den durch eine ſchwankende Neigung ſchmerzlich aufgeregten Malkolm machen mußte. Als ſie mit unbefangenem Anſtande eintrat, entſtand eine leiſe Bewegung der Bewunderung; der Wirth, die Wirthin, die mit ihnen heimlich verbundenen Freunde ſchienen ihr boshaftes Vorhaben vergeſſen zu haben, als ſie wahrnahmen, mit welcher ängſtlichen Beklemmung das reizende Mädchen das Bewußtſein der lächerlichen Schwäche ihrer Verwandten erfüllte, wie ſie auf jeden ihrer Schritte lauſchte, und mit welcher überlegten Sicherheit ſie jeden Fehlgriff zu verbergen oder zu verbeſſern ſuchte. Alle drängten ſich an ſie, und erſt ſpäter wagte man es, dem Baron und der Baroneſſe dennoch Gelegenheit zu geben, ihre ganze Seltſamkeit zur

Ergötzung der Geſellſchaft zu entwickeln, im Anfange leiſe und faſt unmerklich. Es dauerte einige Zeit, ehe Mathilde dieſe Abſicht wahrnahm. Plangemäß von den jungen Mädchen ihres Alters umringt, von den bewundernden jungen Herren umgeben und in einiger Entfernung gehalten, ahnte ſie nichts von der ſtillen, kaum merkbaren Schadenfreude der Aelteren, die ſich jetzt mit dem Baron und ſeiner Gemahlin immer angelegentlicher beſchäftigten. Aber es war nicht möglich, eine Intrigue, welche die ganze Geſellſchaft ergötzen ſollte, der aufmerkſamen, ängſtlich lauſchenden Mathilde lange zu verbergen.

Malkolm fühlte ſich bei dem erſten Erſcheinen Mathildens innerlich erſchüttert. Jetzt erſt trat ſeine Verbindung mit Bertha ihm ganz entſchieden als eine unglückliche, als eine ſolche entgegen, die ihn ſelbſt erniedrigte, entwürdigte, beſchimpfte. Er fühlte ſich entehrt, in eine ſolche Nichtigkeit verſunken, daß er Mathilde kaum anzublicken wagte. Als er nach langer Zeit, nur mit Mühe fähig, die Erſchütterung, welche ihn ergriffen hatte, zu überwältigen, die Augen erhob, um diejenige faſt ſchüchtern zu betrachten, deren Erſcheinung ihn plötzlich mit ſo großer Gewalt bewegt, ſah er ſie ängſtlich, rathlos um ſich blicken, als ſuchte ſie Hülfe. Er faßte ſich ſchnell und hatte nicht nöthig, lange dem Grunde nachzuforſchen. Malkolms Ruf war auch nach der Gegend gedrungen, in welcher Mathilde mit den Verwandten wohnte, und ſie hatte ihn ſo oft nennen hören, ſo vortheilhaft waren ſeine Talente, ſeine Geſtalt, ſeine Liebenswürdigkeit von dem Gerüchte geſchildert worden, daß wohl ein geheimer Wunſch, ihn kennen zu lernen, von ihm bemerkt zu werden, in der innerſten Seele des Mädchens, wie unbewußt, hervorkeimen konnte. Er war ihr eben genannt worden, eine Freundin ihrer Kindheit hatte über den tiefen Eindruck, den Mathilde ſo ſichtbar auf ihn machte, geſcherzt; jetzt, in dem Augenblicke quälender Verlegenheit, war es natürlich, daß ſie von ihm, von ihm vorzüglich Hülfe erwartete. Als er ſie mit fragendem Blicke fixirte, glitten ihre Augen wie antwortend nach der Gruppe hin, die ſich mit dem Baron und ſeiner Gemahlin beſchäftigte, und bald erkannte er die Urſache ihrer Aengſtlichkeit. Seine ganze, klare, Alles durchblickende Ueberlegung war von dieſem Augenblicke an für ſie thätig, und er fand Gelegenheit, das ihm eigene große geſellige Geſchick, ſeine Gewandtheit und die entſchiedene Gewalt, welche er über die Umgebung ausübte, auf die glänzendſte Weiſe zu entfalten. Mathilde gewann vollkommen ihre Ruhe wieder. Jeder Verſuch, die Alten in ihre Seltſamkeiten zu verwickeln, mißlang; Malkolm verſtand es, ihn ſo abzuleiten, daß er entweder die zarte Grenze des geſelligen Anſtandes verletzen oder aufgegeben werden mußte. Mathilde empfand, daß ſie ihm Dank ſchuldig war, indem ſie ihn zugleich bewunderte. Die erſte Berührung, das erſte leiſe angeregte, innere Verſtändniß war begründet, und in der Seele Beider lag ſchon die Gewißheit, in Mathildens unklar, aber nicht weniger tief, in Malkolms mit beſeligender und ſtrafender Klarheit, daß ſie ſich auf immer gehörten.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, die entſtehende Liebe Beider ſtufenweiſe zu entwickeln, ſie war durch die äußere Erſcheinung nicht ausgezeichnet. Malkolm ſah täglich Mathilde und wagte kaum, in dem Gefühle ſeiner Unwürdigkeit, ihr nahe zu treten. Er ſtand zitternd vor ihr, und ſie — o, die weibliche Unſchuld hat keine Ahnung von dem Abgrunde der Schuld, in welchen ſelbſt edlere Männer im Verhältniſſe zu ihrem Geſchlechte verſinken können, — ſie bebte, wenn ſie den Mächtigen ſo demuthsvoll und furchtſam ſich gegenüber ſah; ſie mußte den tiefen Eindruck, den ſie machte, wohl bemerken, welches weibliche Weſen würde ihn nicht bemerkt haben? Drei Tage hindurch dachte der ſchuldbewußte Malkolm nur des Abends an Bertha; er konnte ſich nicht entſchließen, ſie zu beſuchen. Am dritten Abende war ſein Entſchluß gefaßt; er durfte nicht lügen und wagte noch nicht, die volle Wahrheit zu ſagen. Er ſchrieb: „Liebe Bertha, ein unerwartetes Ereigniß „zwingt mich, meine Beſuche einzuſtellen, es fordert zugleich entſchieden Deine Entfernung. Du mußt nach „Weſtmannland reiſen; in einem lieblichen Thale habe „ich für Dich eine ſtille Wohnung ausgeſucht. Dort „wirſt Du mich finden.“

In fernen Gegenden großer Städte ſtehen die Einwohner, wie in den kleinſten, ſich näher. Obgleich die Bewohner des einſamen Gartenhauſes keinen Umgang mit den Nachbaren hatten, obgleich ſie dieſen ein Räthſel waren, ſo konnten ſie doch nicht der Aufmerkſamkeit entgehen. Dem Garten gegenüber wohnte ein Bäcker, der die Dienerin täglich am frühen Morgen aus der Gartenthüre treten ſah. Man erwartete ſie eines Tages vergebens. Der alte Bürger, der für den Beſitzer des Hauſes galt, pflegte am Vormittage nach der Stadt zu gehen; er erſchien nicht. Die Frau ging alle Tage des Nachmittages die Straße entlang; ſie kam nicht zum Vorſchein. Alles ſchien in dem Hauſe, welches durch die Zurückgezogenheit der unbekannten Bewohner und durch die geheimnißvollen täglichen Beſuche eines tief verhüllten, wie es ſchien, bedeutenden Mannes ihnen ſo merkwürdig geworden war, wie ausgeſtorben. Als es nun Abend wurde, lauerte man auf den Fremden; er kam nicht. Jetzt ſammelten ſich die nächſten Nachbaren voll Erſtaunen um das Haus; ſie blickten durch die Gitter des Gartens, es war völlig dunkel geworden, und kein Licht leuchtete durch die Bäume. Die Verſammelten wurden immer lauter; dieſe plötzliche Stille in dem ſonſt bewohnten, ohnehin ſo geheimnißvollen Hauſe ſchien verdächtig, man ſprach ſchon von Gräuelthaten, von Ermordung, als ein paar Weiber, die eine niedrige Hütte ganz in der Nähe bewohnten, erſchienen. Dieſe behaupteten, die ganze Nacht hindurch eine Bewegung gehört zu haben; mehrere Wagen, ſagten ſie, die ſie in der Gegend des Hauſes geſehen, hätten ihre Aufmerkſamkeit erregt; ſie hätten aus der Ferne gelauſcht und deutlich wahrgenommen, wie das Haus ausgeräumt worden. Zu furchtſam, um näher zu treten, ſahen ſie aber doch, wie die Bewohner des Hauſes einen Wagen beſtiegen und darauf alle abfuhren. Mit Lichtern verſehen, drang man nun in den Garten ein und fand das Haus verſchloſſen. Der nächſte Polizeibeamte ward herbeigeholt, das Haus geöffnet, und. der Bericht der alten Frauen beſtätigte ſich. Das Haus ſtand leer, und die unbekannten, räthſelhaften Einwohner waren auf eine geheimnißvolle Weiſe verſchwunden.

Bertha hatte den Brief erhalten. Schon ängſtlich geſtimmt, weil ſie nun zwei Abende hintereinander von Malkolm nichts erfahren hatte, erbrach ſie ihn mit Zittern und erſchrak. Kein Zweifel an Malkolms Treue regte ſich in ihrer Seele, aber ſie zitterte für ihn. Ihre ſtets aufgeregte Einbildung ſchuf tauſend Gefahren, in welchen er ſchwebte. Selbſt die lakoniſche, trockene Kürze des Briefes erregte keinen Verdacht — er hatte ihn in Eile geſchrieben, von Gefahren umringt, in einer drohenden Lage hatte er noch an ſie gedacht. O, er lebt auch ſo, auch in der Entfernung nur für Dich! ſagte ſie ſich. Aber er iſt ſtark, mächtig; wer wagt es, ihn anzugreifen? Er iſt rein, edel; wer darf ihn anklagen? Seiner bedürfen ſie zu Rath, Hülfe, Ordnung; wer kann ihn entbehren? — Der vertraute Bediente, der den Brief brachte, verſicherte, daß er Malkolm geſund verlaſſen hätte, und ſo war Bertha bald beruhigt. Nur ſeinem Befehle mußte ſie pünktlich gehorchen; der Bediente hatte den Auftrag, ihr behülflich zu ſein. Der verarmte Bürger und ſeine Frau, das Mädchen, welches ihre Herrſchaft liebte, waren leicht entſchloſſen, Bertha zu folgen. Man wollte ſtillſchweigend wegziehen. Bertha liebte das Geheimnißvolle, und für die nächſte Nacht ward die Entfernung beſchloſſen. Dort erſt, ſagte ſie ſich, kannſt Du ihn erwarten; nur, wo er iſt, liegt Deine Heimat. Zwar konnte ſie ſich nicht verbergen, daß er da, in dem entfernten Thale, nicht oft erſcheinen würde; daß Wochen, vielleicht Monate verſtreichen würden, ohne daß er ſie beſuchte; aber über Alles tröſtete ſie die Gewißheit ſeiner Liebe. Wenn er auch ſelten kommt, wie ſelig, dachte ſie, werden die wenigen Stunden verfließen! Sie erreichte bald den ſtillen Ort, der ihr von Malkolm angewieſen war. Er lag reizend, umgeben von Wald, am Rande eines Gebirgsſees; Malkolm hatte dieſe Wohnung kurz nach ſeiner Ankunft in der Gegend für ſich einrichten laſſen; ſie ſollte ihm als Mittelpunkt für ſeine Unterſuchungen in mehrern Richtungen dienen.

Die arme Bertha war wunderbar bewegt, als ſie den lieblichen Aufenthalt erblickte. Sie betrat das Haus, faſt überraſcht, als ſie die koſtbare elegante Einrichtung wahrnahm; und ſie glaubte hierin wieder neue Beweiſe der Liebe zu finden, die ſie beglückte. Nichts ſchien zu fehlen; wenige von den Geräthen, die ſie ſorgſam mitgebracht hatte, konnten gebraucht werden, und Bertha trennte ſich faſt mit Luſt von jener häuslichen Einrichtung, die ihr früher ſo viele Freuden gewährte, um ſich ganz mit dem zu umgeben, was von ihm herrührte. Es war nicht die Koſtbarkeit, die Eleganz oder die Schönheit, was ſie entzückte; aber daß ſie dieſes Alles von ihm erhalten hatte, daß es ſein Geſchenk war, daß es in jedem Augenblicke an ihn erinnerte, erfüllte ſie mit wehmüthiger Freude. Sie verlebte einige Tage immer in der Hoffnung, bald von ihm Nachricht zu erhalten, als eines Morgens die Dienerin eilig in das Zimmer kam und Malkolms Bedienten anmeldete. Er trat ein. Iſt Dein Herr, iſt Malkolm da? rief ſie in ungeduldiger Eile. Der Bediente überreichte ihr ſchweigend einen Brief. Sie erbrach ihn; ihre Augen weilten erſt lange mit ſtiller Freude auf den geliebten Zügen, ſie küßte den Namen, dann las ſie. Die Augen blieben ſtarr auf den entſetzlichen Zeilen haften, kaum behielt ſie ſo viel Kraft, den Brief durchzuleſen; ſie ſchien über den Inhalt tief, tief nachzuſinnen, als enthielte er etwas ihr völlig Unbegreifliches, Fremdes, Unglaubliches, von deſſen Wirklichkeit ſie ſich erſt überzeugen müßte. Oft hatte ſie den Brief ſchon durchgeleſen, und noch immer ſtarrte ſie vor ſich hin, lächelte, als wollte ſie einen thörichten Traum, einen tollen Irrthum von ſich weiſen, ſchüttelte den Kopf und ſtarrte wieder wie in tiefem Nachdenken vor ſich hin. Dann ergriff ſie ſchnell den Brief, als wollte ſie ſich überzeugen, ob es auch ſeine Handſchrift wäre, ob nicht ein tückiſcher Betrug ſie irre leite, las noch ein Mal den Schluß des Briefes, beſah die Unterſchrift, betrachtete den Bedienten, der ihr wohl bekannt war — jetzt erſt ſchien ſie von der Wirklichkeit überzeugt, der Brief entfiel ihren Händen, und ſie ſank beſinnungslos nieder.

Malkolm hatte in den gütigſten, in den mildeſten Worten auf das Zerſtörende in ihrem unglücklichen Verhältniſſe aufmerkſam gemacht. „Du haſt es ſelbſt eingeſehen, liebe Bertha," ſchrieb er, „daß es für mich und für Dich ein Unglück wäre, wenn Du meine Frau würdeſt; aber Du haſt nicht bedacht, wie die Welt ein ſolches Verhältniß beurtheilt, nicht erwogen, daß es mich, ſo wie es beſteht, von jeder andern Verbindung ausſchließt, nicht eingeſehen, daß es Dir und mir zum Vorwurfe gereicht. Es zerreißt mein Herz, wenn ich erwäge, wie ein ſolcher Taumel uns beide hat ergreifen können. Du weißt, liebe Bertha, der Vorſchlag rührte nicht eigentlich von mir her — ich ſage das nicht, um mich zu entſchuldigen, nicht um Dir etwas vorzuwerfen, ich bin der Mann, ich ſollte der Beſonnene ſein, mich trifft der härteſte Vorwurf. Nie werde ich meine innere Ruhe wieder gewinnen. Aber Umſtände ſind eingetreten, die mit Strenge fordern, daß dieſes Verhältniß aufhöre. Könnteſt Du mich, könnteſt Du die kurze Zeit, die wir in unſeliger Verblendung verlebten, vergeſſen! Vor aller Augen iſt noch immer die unglückliche Liebe und ihre Frucht verborgen. Ich würde für

Deinen — meinen Sohn Sorge tragen. Kämpfe muthig gegen eine Verirrung, die Dich doch, wenn ſie fortdauerte, unglücklich machen müßte, die, ſchnell überwunden, beſiegt, unterdrückt, zwar einen Kampf erfordert, der tief, der tödtlich verwundet; aber glaube mir, Bertha, Du kannſt noch glücklich ſein. Ich habe dieſes Alles recht lange, recht ſchmerzlich erwogen, ich habe mit eigenen Qualen ringend Deine doppelt empfunden; aber ich habe den Entſchluß gefaßt, den unvermeidlichen: Ich ſehe Dich nie mehr.“ —

Eine tödtliche Krankheit raubte Bertha die Beſinnung und das Bewußtſein ihres Unglücks, ſie dauerte lange, und nur der Wahnſinn rettete ihr Leben. Was früher der einzige, träumeriſche Wunſch ihres ſtillen Lebens geweſen war, was ſie ſo ſeltſam ſich verwirklichen ſah, was ihr ganzes Daſein verzehrt, alle Gedanken gefangen genommen, jede Tiefe ihrer Seele belebt, durchglüht hatte, das konnte ein Brief, das konnten einige Worte nicht vertilgen. Malkolms Liebe war ihr Leben, ihr Daſein, ihr einziger Glaube, was dieſer innerſten Gewißheit widerſprach, auch ſeine eigene Erklärung, war Trug und Lüge. Sie blieb ſtill, in ſich verſunken, aber mild, verſtändig; ſie ordnete Alles im Hauſe an und beſorgte mit großer mütterlicher Sorgfalt die Pflege ihres Sohnes; nur bemerkte man in jeder ihrer Handlungen etwas Unſtätes, eine unruhige Beweglichkeit, die den Zuſchauer ängſtigen mußte. Jeden Abend bereitete ſie die Stube für Malkolms Ankunft vor; der Thee dampfte, der Stuhl wurde vor den Tiſch geſetzt, eine große Taſſe, aus welcher er zu trinken pflegte, hingeſtellt, und ſie erwartete ihn mit großer Geduld. Wenn nun eine Stunde nach der andern verfloß, ohne daß er kam, ward ſie etwas unruhig und ging, die Ungeduld zu beſchwichtigen, ſchnell in der Stube auf und ab. Er kommt heute Abend nicht, ſagte ſie, aber morgen kommt er gewiß, ſetzte ſie dann mit einer Art freudiger Zuverſicht hinzu und ſchlief gewöhnlich ruhig ein, um am zweiten Abende die nämlichen Vorbereitungen mit dem nämlichen Erfolge zu treffen. Jahre verfloſſen ſo, und ihr Zuſtand blieb unverändert derſelbe. Als das Kind heranwuchs, ward es einem Prediger in der Nähe anvertraut. Malkolms Unterſtützung verſchaffte ihr jede Bequemlichkeit des Lebens. Sie lebte, für die Witwe eines reichen Mannes geltend, mit einer Art von Glanz. Die Frau, welche in der entfernten Vorſtadt von Stockholm ihre Wirthin war, leitete jetzt das Hausweſen; der Mann beſorgte einen ſchönen Garten hinter dem Hauſe, den ſie nur äußerſt ſelten beſuchte. Die vertraute Dienerin verließ ſie nie. Mit den Nachbaren ging ſie nicht um, ſie las, ſchrieb, und obgleich blaß und hinfällig, war ſie doch nicht krank. —

Während die verlaſſene Bertha mit einer tödtlichen Krankheit kämpfte, war Malkolm glücklich. Wenige Wochen nach der erſten Bekanntſchaft ſchon hielt er ſich für überzeugt, daß ihn Mathilde liebe. Und er hatte ſich nicht geirrt. Sein glänzender Ruf, ſein Anſehn, ſein Reichthum machten eine Verbindung mit ihm für jede Familie wünſchenswerth. Mathilde beherrſchte die ſchwachen Verwandten, deren ſeltſame, adelſtolze Grillen ſich mehr in äußere Etikette verloren, als durch Geſinnung darthaten, und ihre Neigung entſchied. Bald war ganz Stockholm erfüllt von dem Gerüchte dieſer Verbindung; man geſtand ſich, nie ein ſchöneres Paar geſehen zu haben, nie zwei Liebende, die auf eine ſo entſchiedene Weiſe durch ihre Vereinigung ſich wechſelſeitig Glanz verliehen. Wo ſie ſich ſehen ließen, traten ſie wie im Triumphe auf, denn alle Männer beneideten Malkolm, alle Frauen Mathilde.

Als Sinclair Mathildens Erziehung beſonnen leitete und ihr Vermögen umſichtig verwaltete, handelte er nicht ohne Eigennutz. Das heranwachſende Mädchen entwickelte eine glänzende Schönheit, und ihr Geiſt, der alles, was ihm mitgetheilt wurde, rein auffaßte, verſprach faſt noch ſeltnere Blüten. Mathilde verehrte den Vormund mit kindlicher Zuneigung; ſie gehorchte ihm gern, weil er verſtändig gebot; ſie freute ſich, wenn ſie ihn ſah, lauſchte mit großer Aufmerkſamkeit, wenn er ſprach, ehrte ſein Urtheil, und er durfte wohl hoffen, daß einſt die kindliche Liebe ein leidenſchaftlicheres Gepräge annehmen würde. Seinem Alter, ſeinen Erfahrungen, ſeiner Geſinnung war freilich die Liebe fremd, aber an der Seite einer ſolchen Frau, die er erzogen hatte, zu glänzen, reizte ihn, und da ſpätere Ereigniſſe ſein Vermögen zerrüttet hatten, war ihr Reichthum ihm nicht gleichgültig. Als die Zeit herannahte, in welcher Mathilde nach der Beſtimmung ihrer Eltern nicht mehr ſeiner Leitung, ſeiner Aufſicht unterworfen war, mußte er ſeine Neigung erklären. Mathilde erſchrak; mit zagender Schüchternheit wagte das über ſich ſelbſt klare Mädchen, dem verehrten Vormunde zum erſten Mal zu widerſprechen. Ja, jetzt erſt trat ein Gefühl in ihrer Seele hervor, welches früher wohl da war, aber ihr ſelbſt unbewußt, ſie ahnte, daß dieſer Mann ihrem Innerſten fremd war, ſie ſchauderte, wenn ſie ſich an ihn gebunden, an ſeiner Seite lebend dachte. Zwar hüllte ſie ihre Weigerung in die zarteſten Wendungen, aber Sinclair durfte jetzt nicht weiter in ſie dringen. Der kälteſte, beſonnenſte Mann iſt in ſolchen Verhältniſſen blind. Mathildens freie, offne, reine

Seele war leicht zu durchſchauen. Er überzeugte ſich, daß die Liebe ihr bis jetzt unbekannt geblieben war, er rechnete auf ſeinen Einfluß, auf den Baron und deſſen Gemahlin, und hatte noch keinesweges alle Hoffnung aufgegeben. Daß grade eine heftige Krankheit zu der Zeit ihn befiel, als Mathilde in Stockholm ankam, war ihm peinlich; ſie nahm bald ſo ſehr überhand, daß der Arzt jeden Beſuch verbieten mußte, und eben, als ſie etwas nachließ, ward die zukünftige Verbindung zwiſchen Malkolm und Mathilden öffentlich erklärt. Der Baron und die Baroneſſe erwarteten zwar von Sinclairs Seite keine Einwendung, ſie wußten, daß ihm keine Stimme gebührte; aber ſie fanden es ſchicklich, ſeine Geſundheit abzuwarten und ihn, wenn auch nur ſcheinbar, zu Rathe zu ziehen. Sie äußerten dies, und Mathilde zitterte, dennoch hielt ſie es für unedel, den zurückgewieſenen Antrag eines Mannes, dem ſie ſo viel verdankte, zu verrathen; dieſer blieb, wie bisher, ihr ſtilles Geheimniß, und ſo ſah ſie einem höchſt peinlichen Auftritte entgegen, als Malkolms heftige Ungeduld dieſe Schwierigkeit hob. Er ſtellte dem Baron und beſonders ſeiner Gemahlin lebhaft vor, wie eine ſolche Zögerung offenbar eine Schwäche, eine Art von Unterwerfung bezeigen würde: Ihnen kommt allein es zu, Ihre Beiſtimmung zu geben; ja, daß die verſtorbenen

Eltern die Tochter von dem achtzehnten Jahre an Ihrer Aufſicht anvertrauten, beweiſt augenſcheinlich, daß ſie Sinclair keinen Einfluß in dieſer Rückſicht zugeſtehen wollten. Wäre Sinclairs Krankheit bedenklich, wäre ſie tödtlich, dann würde ich es natürlich finden, wenn Mathilde jedes andere Gefühl vergäße; das iſt aber nicht der Fall, Sie ſelbſt haben durch den Arzt erfahren, daß er ſich beſſert; ich muß die Stadt verlaſſen und wünſche die Gewißheit meines Glückes mit in die Ferne zu nehmen. — Malkolm wollte vor ſeiner Abreiſe Sinclair beſuchen und der Erſte ſein, der ihm ſein Glück verkündigte. Er war nicht wenig erſtaunt, als Mathilde ihn dringend bat, dies ihr zu überlaſſen, aber er gab nach. Er bedauerte in ein paar Zeilen an Sinclair, daß ſeine plötzliche Abreiſe ihn verhindere, ſich perſönlich nach ſeiner Geſundheit zu erkundigen, da er erfahren hätte, daß die Aerzte ihm jetzt geſtatteten, Beſuche anzunehmen, und verließ die Stadt.

Zwar war die Entfernung nur kurz, in wenigen Tagen konnte er hoffen, ſeine Geliebte wieder zu ſehen; aber ſeine Ungeduld, noch vor der Abreiſe die Verbindung entſchieden zu ſehen, hatte ihren Grund; dieſer Troſt ſollte ihm als Ermunterung dienen bei einem Unternehmen, welches ihn in Gefahren verwickelte, deren Erfolg er nicht vorausſehen konnte. Er hatte es endlich ſo weit gebracht, daß er die Verſchwörung, ihre Abſicht, einen großen Theil der Theilnehmer genau kannte; er hatte die wachſende Unternehmung Schritt vor Schritt verfolgt; ſeine Vertrauten ſchlichen ſich unter die Verſchwörer und wußten alle ihre Geheimniſſe zu erkunden. Malkolm mußte die Schlauheit, mit welcher die unbekannten Häupter das Ganze leiteten, bewundern. Die Mitglieder waren nur theilweiſe unterrichtet, und dennoch arbeiteten ſie auf ein gemeinſchaftliches Ziel hin; nur in dem letzten Augenblicke, und dieſer nahte jetzt heran, als die That laut werden ſollte, wurde ihnen das Ganze bekannt. Die meiſten Theilnehmer waren zu Allem entſchloſſen, die übrigen fühlten ſich ſchon ſo ſchuldig, ſo verſtrickt, daß ihnen das Zurücktreten entſchieden verderblich dünkte, das Gelingen des Verbrechens ſie allein retten konnte. Jetzt war in einer entfernten Provinz die letzte entſcheidende Zuſammenkunft beſchloſſen, hier wollten ſich Alle auf unverdächtige Weiſe verſammeln, hier verſprachen die unbekannten Häupter, die über große Mittel zu gebieten ſchienen, ſich den Theilnehmern zu zeigen. Alle Beweiſe, hinlänglich, um eine gerichtliche Unterſuchung einzuleiten, konnten, gelang es, ſie bei dieſer Zuſammenkunft zu überraſchen, in Malkolms Hände kommen. Das entſchieden Verbrecheriſche der That überwand jede Bedenklichkeit über die Mittel, die er anwandte. Ungekannt, den Geſetzen unerreichbar, konnten die gefährlichſten Verſchwörer ſich noch zurückziehn, wenn die Ueberraſchung mißlang. Ganz in's Geheim waren die nöthigen Anſtalten getroffen; unter mancherlei Verkleidungen zog Malkolms Mannſchaft nach der Gegend, die er früher genau erforſcht hatte, er ſelbſt reiſte auf einem Umwege dahin, von Seiten des Staats mit einem Auftrage in eine andere Provinz verſehen, und eben ſeine bevorſtehende, erklärte Vermählung mit Mathilden gab ihm einen nützlichen Vorwand. Wenn das öffentlich bekannt gewordene Geſchäft beendigt war, wollte Malkolm die Güter des Barons beſuchen, und auf der Rückreiſe von da konnte er auf eine völlig unverdächtige Weiſe in die Nähe der Gegend kommen, in welcher die Zuſammenkunft ſtattfinden ſollte. Dieſe war, wie die geheimen Nachrichten, die er erhalten hatte, lauteten, auf acht Tage nach Malkolms Abreiſe von Stockholm feſtgeſetzt.

Es war in der Abenddämmerung, als Malkolm einen Gaſthof an der Landſtraße erreichte und Pferde auf dem Wege nach Stockholm beſtellte, um ſchnell weiter zu reiſen. Er ſelbſt hatte es zu veranſtalten gewußt, daß alle Pferde ſchon in Beſchlag genommen waren. Er ſchien höchſt verdrießlich, als man ihm erklärte, daß die Schutzpferde aus ſehr entfernten Gegenden herbeigeſchafft werden müßten; mit ſtark geäußertem Widerwillen beſchloß er nun die Nacht hier zuzubringen. In dem Gaſthofe ging es ſehr lebhaft zu; Reiſende kamen und gingen, und ſchienen große Eile zu haben. Malkolm blieb ruhig auf der ihm angewieſenen Stube und ließ ſich gar nicht ſehen. In das ſogenannte Schutzbuch ſchrieb er einen fremden Namen. Er hatte das Abendeſſen früh beſtellt, that ſehr ermüdet und ſchloß ſich ein. Die Gaſtſtuben ſind in Schweden und Norwegen oft in abgeſonderten Gebäuden, und eine ſolche hatte er ausgewählt. Als Alles ruhig war, ſtahl er ſich hinaus und ſchloß die Stube ſorgfältig hinter ſich zu. Jetzt ſchlich er auf ein ſeitwärts liegendes Gehölz los, und an einer ihm genau bekannten Stelle wagte er es, einen Namen leiſe zu flüſtern. Eine dunkle Geſtalt tauchte aus dem Gebüſche hervor und antwortete eben ſo leiſe. Beide ſchlichen weiter durch ungebahnte Wege, faſt eine Meile; ſie ſprachen gar nicht. Endlich entdeckten ſie auf einer von Waldung umgebenen Fläche ein hellerleuchtetes Gebäude. Malkolms Begleiter näherte ſich einer Geſtalt, die an einen Baum gelehnt daſtand; es war ein Vertrauter. Iſt die Mannſchaft aufgeſtellt? fragte Malkolm mit gedämpfter Stimme. — Alles iſt angeordnet, Herr, wie Sie es befohlen haben. Wir ſind verwundert, daß Sie dieſe Gegend ſo genau kennen. — Er gebot ihm Stille, nannte aber einige Perſonen, die, ſeiner Anordnung gemäß, ganz in der Nähe ſein mußten. Sie erſchienen ſogleich, ſprachen flüſternd mit Malkolm und gingen kühn auf das Gebäude zu. Es waren diejenigen, die ſich unter die Verſchwornen geſchlichen hatten. Sie erhielten den Auftrag, die Wachen, die man wahrſcheinlich ausgeſtellt hätte, unter irgend einem Vorwande von dem Hauſe wegzulocken. Es gelang. Bald ſah man ſie mit zwei Männern auf den Ort zuſchreiten, wo Malkolm in dichtem Gebüſche verſteckt war. Mehrere von ſeinen Verbündeten hatten ſich auf einen ſtillen Wink genähert, und als die verlockten Wachen, unruhig ſpähend, in das Gebüſch traten, wurden ſie plötzlich ergriffen, Flinten zielten nach ihren Köpfen; keinen Laut! ſprachen leiſe die Drohenden, und in großer Stille wurden die Gefangenen weiter von dem Hauſe weggeführt und an Bäume gebunden. Wir haben das Haus genau umgangen, ſagten die Zwei, welche die Wachen weggelockt hatten, es iſt jetzt ohne Schutz, wir können uns ohne Bedenken nähern. Rundum, aber in gehöriger Entfernung ſtand die zerſtreute Mannſchaft und lauerte auf das Signal. Ein Licht ward ſchnell aus einer verhüllten Laterne herausgenommen, ein Blitz, durch zerſtoßenes Harz hervorgerufen, ſetzte die Mannſchaft in

Bewegung, welche mit leiſen Schritten und lautlos dem erleuchteten Hauſe näher trat. Dieſes war nun völlig umzingelt, Fenſter und Thüren ſorgfältig beſetzt, ein jeder Ausweg den Eingeſchloſſenen verſperrt. Die Zwei, die den Verſchwörern als Verbündete bekannt waren, traten in den erhellten Saal, wo die Verſchwornen, zwanzig an der Zahl, verſammelt waren. Sie wollten erfahren, ob irgend eine Kunde der Gefahr bis zu den Verſammelten gedrungen wäre, aber ſie fanden dieſe zwar in großer Spannung, weil ſie noch immer vergebens auf die Häupter warteten, die ſich jetzt zu erkennen geben ſollten, aber ſonſt ruhig berathend. Malkolm war indeſſen bis an die Thüre des Saales geſchlichen, und als er nach einiger Zeit merkte, daß keine Bewegung entſtand, öffnete er die Thüre und trat kühn hinein.

Wir ſind verrathen! erſcholl eine Stimme aus dem Hintergrunde. Ja, Verbrecher, rief Malkolm, Ihr ſeid verrathen! Alles griff zu den Waffen, die beiden Vertrauten drängten ſich an Malkolm, erſchrocken über ſeine Tollkühnheit. Er aber blieb feſt in der Mitte des Saales ſtehen. Wollt Ihr Euer Verbrechen durch einen Mord ſteigern, ſagte er ruhig, es ſteht vielleicht in Eurer Gewalt; aber Ihr ſeid verloren, jeder Ausweg iſt Euch verſperrt! Die Verſchwornen ſchienen wie gelähmt, nur derſelbe, der zuerſt die Gefahr entdeckte, riß zwei Piſtolen hervor, zielte mit der einen auf Malkolm und brannte ab. Der Schuß ſtreifte die rechte Seite über der Schulter, das Blut floß, Malkolm bewegte ſich nicht, er betrachtete kaltblütig die Verſammelten. Ein zweiter Schuß fiel, und der Angreifende hatte ſich das eigene Gehirn zerſchmettert. In dieſem Augenblicke war der Saal ſchon ganz von Malkolms Begleitern beſetzt.

Er ſelbſt fühlte bei dem Auftrage, welchen er auszuführen hatte, etwas, das ſein Innerſtes verletzte. Das Heranſchleichen mit einer überwiegenden Mannſchaft, um die Verſammelten, die ſich ſicher glaubten, zu überfallen, ſchien ihm heimtückiſch, ſeiner unwürdig. Selbſt die Ueberzeugung, daß die That für das Wohl des Staats wichtig war, konnte ihn nicht beruhigen. Er wollte doch wenigſtens ſelbſt einer größern Gefahr entgegen gehn, er wollte einen Theil der Schmach von ſich wälzen und vermochte es nicht, einen Entſchluß, den er tadeln mußte, aufzugeben.

Die Verſchwornen wurden nun gefeſſelt. Von den Häuptern, die uns unbekannt geblieben ſind, man nannte vier, iſt nur einer hier, und er hat ſich ſelbſt ermordet, ſagten die Verbündeten, indem ſie ſich Malkolm näherten. Als wir eintraten, wurden die übrigen mit Ungeduld erwartet. Wir befürchten, daß ſie noch in dem letzten Augenblicke Nachrichten erhalten haben. — Malkolm war ſehr mißmüthig; Alles war ſo wohl berechnet, ſagte er, und nun ſoll uns doch der Kern der Unternehmung entſchlüpfen. Er ging neugierig auf den Erſchoſſenen zu und erſchrak, als er einen jungen Mann erkannte, der in den erſten Geſellſchaften Stockholms eine bedeutende Rolle ſpielte, den er ſelbſt unter die Vorzüglicheren rechnete. Da dieſer zu den Häuptern gehört, ſagte Malkolm, ſich ſchnell faſſend, da er hier war, da er die übrigen kennen mußte, hat er ſie nicht genannt? Kein Name iſt über ſeine Lippen gekommen, verſicherten die Vertrauten. Als wir in den Saal traten, fanden wir die Verſchwornen höchſt mißmüthig und aufgeregt; die beſtimmte Zeit, wo die Häupter erſcheinen ſollten, war längſt verfloſſen, und man drang in den Erſchoſſenen, ſie zu nennen. Ein Jeder von uns hat das Recht, nur ſich ſelbſt zu nennen, mich kennt Ihr, die Uebrigen werden Euch bekannt werden, wenn ſie kommen, antwortete er ſtolz, und weder Ueberredung, noch die Drohungen der erbitterten Menge vermochten ihn, ſich weiter zu äußern. — Wir dürfen nichts verſäumen, erwiederte Malkolm; es iſt möglich, wenn auch nicht wahrſcheinlich, daß ein Zufall die Ankunft der unbekannten Häupter verzögert.

Die Gefangenen verſchließe man und verhindre, daß ſie laut werden. Das Haus bleibt verſchloſſen, die Lichter hell brennend; entfernt Euch. — Man erinnerte ihn an ſeine Wunde; ſie bedeutet nichts, antwortete Malkolm kurz, entfernt Euch.

Er blieb einſam in dem Saale zurück, er wollte die Papiere allein durchſehen. Die Regierung wünſchte dieſe ganze unangenehme Begebenheit ſo geheim zu halten, wie möglich, und Malkolm ehrte die Gründe, die ſie dazu bewogen. Da dieſe Papiere, wenn ſie in andere Hände fielen, den ganzen Umfang des Verbrechens entdecken konnten, ſo fand er es um ſo nothwendiger, ſie ſelbſt zu durchforſchen.

Die Lichter brannten hell, umgeworfene Stühle, Papiere, die zerſtreut umher lagen, Alles zeigte die Spuren der Verwirrung, und in einem Winkel ruhte der Erſchoſſene. Noch ein Mal näherte ſich Malkolm dem Unglücklichen; er röchelte noch. Sollte Hülfe möglich ſein? dachte er und horchte leiſe hin; aber er hatte den letzten Athemzug gethan, jede Spur von Leben war verſchwunden. Die entſtellte Leiche blickte ihn ſtarr, ja, drohend an, die ſtolze Wuth malte ſich in den grimmigen Zügen, Schaum quoll aus dem Munde hervor. Wenn uns ein großes Verbrechen in ſeinen entſetzlichen Folgen entgegentritt, dann iſt es, als wenn das Unſichere, das Schwankende unſeres ganzen innern Weſens, die grauenhafte Verwandtſchaft mit dem Böſen, die ſchlummernden Keime des verborgenen Verderbens ſich drohend vor uns aufthäten. Malkolm ſah den blühenden Jüngling, der ihm theuer geweſen war, der ihn angezogen, deſſen Lage ihm bis auf dieſen Augenblick eine günſtige geſchienen hatte, den er ſich in dem gewöhnlichen Kreiſe der heimatlichen Ordnung als ein ruhiges Mitglied dachte, jetzt aus dieſem Kreiſe urplötzlich herausgeriſſen, durch ihn ſelbſt als einen gefährlichen Verbrecher bezeichnet, als Selbſtmörder trotzig hinſcheidend. Er hatte den Verſuch des Unglücklichen, ihn zu ermorden, vergeſſen, er vergaß ſeine Wunde, obgleich das Blut noch langſam heruntertröpfelte.

Wer iſt ſicher, ſprach er, wer darf ſich rühmen? Er erblickte ſich ſelbſt wuthentflammt, gegen die Geſellſchaft bewaffnet, er ſah ſich verfolgt, ergriffen, gerichtet; das Leben erſchien ihm wie ein geſpenſtiſcher Traum, in welchem aus Gräuel Gräuel ſich entwickeln. Und Du! rief er faſt laut, und Bertha ſchwebte vor ihm; er ſah ſie mit der Verzweiflung ringen, er konnte ſich's nicht verbergen, daß ſie geopfert, in ihrem innerſten Weſen vernichtet war, daß ſie keinen Troſt hatte, keine Hoffnung. Staat, Regierung oder Mädchen — iſt ſie weniger? Biſt Du reiner, als dieſer? Und er liegt hier, geſtraft durch die eigne Hand, während Du Dein Verbrechen durch die Liebe, durch die heiterſte Unſchuld, durch das Reinſte, Anmuthvollſte, was die Erde trägt, zu lohnen wagſt? Armer Jüngling, fuhr er fort und näherte ſich der Leiche, wie oft ſah ich Dich heiter und fröhlich; Du liebteſt den Scherz, und er kam Dir willig entgegen. Der innere Ernſt, der tiefe, wahre, war Dir nicht fremd. Ich kann die Tage zählen, ſeit ich Dir die Hand drückte, weil ein herrliches Wort aus Deiner bewegten Seele einen Wiederklang fand in meiner innerſten Bruſt. Du liebteſt, ich ſah Deine Augen ein ſchönes Ziel verfolgen; Du warſt geliebt, ich habe den verſtohlnen Blick belauſcht, der Dich ſuchte und nie mehr finden wird. — Er riß ſich von der Leiche los und ſchritt unruhig durch den wüſten Saal, und wo die umgeworfenen Stühle ſeinen ſchnellen Gang hemmten, warf er ſie inſtinktmäßig zornig bei Seite und ſchien erſtaunt, wenn er das Getöſe hörte. Wer kann in dem Innern einer menſchlichen Seele leſen, dachte er, in dieſer ringenden, unſichern, ſtrebenden, unfertigen Welt. Da bildet ſich in Jedem eine beſondere — wie wird ſie erzeugt? Da kämpfen Geiſter mit Geiſtern — wer erringt den Sieg? Da treten Erinnerungen hervor, die eigne Vergangenheit feſſelt uns immer enger, Töne aus einer längſt in Staub zerfallenen Welt dringen lockend in unſer Inneres ein, und das Letzte, in welchem der Gedanke erſtarrt, der Wille ſtirbt, das laute Wort, die kundgewordene That, das plumpe Aeußerſte, Worte, in welchen wir die Tiefe unſerer eignen Gedanken, Thaten, in denen wir die Bedeutung unſeres innerſten Willens kaum erkennen, richten uns. Wir Armſeligen! Was nennen wir gut, was böſe — wir, die täglich, ſtündlich das Nichtswürdigſte lohnen, das Herrlichſte ſchonungslos zertreten. Liebe und Haß, Abſcheu und Bewunderung, Strafe und Lohn theilen wir blindlings aus, am albernſten, je weiſer, je ſicherer wir uns dünken.

Welch' eine Schwäche hat Dich befallen! rief Malkolm ſich zu, indem er ſich zu faſſen ſuchte. Iſt dieſes eine Welt, in welcher wir ſeufzen und ſtöhnen dürfen? Iſt das ein Mann, der in dem heißen Kampfe, wenn Freunde und Feinde rechts und links ſtürzen, zu ächzen anfängt bei jeder Leiche? Laß das Herz des Mädchens brechen, Du darfſt es beklagen, aber **Du**, **Du** mußt vorwärts ſchreiten. Sieh' das Gehirn zerſchmettern, eine Thräne ziemt ſich, aber ſie darf nicht aufhalten. Aller Wille wird That, der Zögernde iſt ein Feiger, der ſich beſinnt, der echte Wille ſtirbt in ſeiner That oder für ſie. —

Er ſammelte die zerſtreuten Papiere, Stundenlang beſchäftigten ſie ihn. Er vertiefte ſich in die Vergleichung der Thatſachen und ſah bald, daß jetzt die Abſicht der Verſchwornen völlig vernichtet war, daß von einer Erneuerung dieſer Verſuche durchaus nichts zu befürchten ſtand. Er freute ſich nun, daß die Schuldigſten, die man, wenn gleich ungern, mit Strenge hätte beſtrafen müſſen, glücklich entwichen waren. Er bedauerte den Jüngling und glaubte, wiewohl dunkel, die Mittel zu ahnen, die man angewandt haben mochte, um ein edles Gemüth für eine ſolche That zu gewinnen. Aber keine Zeile in den Papieren deutete auf die verſteckten Häupter.

Die Arbeit war vollendet; in ſeltſam aufgeregter Spannung, in einer jeden Gedanken, ja, jedes Gefühl feſſelnden Aufmerkſamkeit hatte er die Stunden zugebracht, und als er die Augen aufſchlug, ſah er, daß der Tag völlig angebrochen war. Jetzt erſt fühlte er die Schmerzen der Wunde; das Blut floß nicht mehr, aber es ruhte verdichtet auf ihr. Die Schulter war ſtark geſchwollen und ſchmerzte heftig. Nur mit Mühe und unter vielen Qualen ward die Wunde nothdürftig verbunden. Er rief die Vertrauten; die verdeckten Wagen, welche die Gefangenen unter ſtarker Bedeckung nach einer Feſtung bringen ſollten, waren ſchon da. Die

Leiche ward ſorgfältig eingehüllt und auf eine Tragbahre gelegt, und der Zug ging nach dem Gaſthofe hin. Die Wagen ſollten hier nur kurze Zeit halten, keiner der Gefangenen durfte ſich ſehen laſſen; man wollte die nöthigen Vorräthe einkaufen, um ſogleich weiter zu fahren. Auch die Leiche ſollte mit verdecktem Geſichte auf einen Wagen gelegt und ganz im Stillen den Verwandten überliefert werden.

Aber in dem Gaſthofe war Alles in großer Verwirrung. Die Wirthin kam Malkolm erſtaunt und erfreut entgegen. Sind Sie wieder da, gnädiger Herr! rief ſie. Wie erſchrocken waren wir, als wir Sie vermißten. Aber lieber Herr, wie blaß ſind Sie? — Wie habt Ihr erfahren, daß ich verſchwunden war, fragte Malkolm kurz und ſtrenge. Die Frau erzählte nun, wie drei Herren zu Pferde ohne Bedienten angekommen wären; ſie thaten ſehr eilig und ließen ſich das Schutzbuch geben. Der Eine zeigte auf Malkolms angenommenen Namen, ſprach darauf lange und heftig auf Franzöſiſch mit den beiden Uebrigen, und wandte ſich an die Wirthin. Iſt dieſer Herr abgereiſt? fragte er, und als die Wirthin ihm ſagte, daß er noch da wäre, verlangte der Herr ihn zu ſprechen. Die Wirthin ſuchte es abzuwehren; ſie verſicherte, er ſei ſehr ermüdet geweſen und ſchliefe. Aber er drang darauf, daß er aufgeweckt werden ſollte; er behauptete, daß es Malkolm ſelbſt von äußerſter Wichtigkeit wäre, jetzt zu erfahren, was er ihm mitzutheilen habe. Endlich, nach langem Sträuben und von allen drei Herren gedrängt, hätte ſie nachgeben müſſen. Sie wären nun über den Hof nach der Gaſtſtube geeilt. Als ſie dieſe verſchloſſen fanden, rüttelten ſie nach und nach immer ſtärker, und riefen immer lauter, ohne Antwort zu erhalten. Der Wirthin wäre es nun ganz unheimlich geworden, ſie hätte befürchtet, es möchte dem Herrn etwas zugeſtoßen ſein. Man brach die Thüre auf und erſchrak heftig, als man entdeckte, wie der Mantelſack und alle übrigen Sachen da waren; das Bette war unberührt und der Reiſende verſchwunden. Jetzt waren die drei Herren ſehr unruhig geworden, ſie flüſterten lange miteinander; wir müſſen ihn aufſuchen, ſagten ſie, beſtiegen die Pferde und ritten in der Nacht weiter, aber, was Alle in Erſtaunen ſetzte, nicht auf der großen Landſtraße, ſondern ſeitwärts nach einem Walde zu, wo nur in einiger Entfernung einzelne Häuſer liegen. Malkolm hütete ſich wohl, dieſe verſchwundenen Männer ſich deutlicher bezeichnen zu laſſen; er befürchtete, daß eine genauere Beſchreibung irgend einige Bekannte verdächtig machen, daß ein unklarer Verdacht ihn beunruhigen würde. Malkolms Handſchrift hatte etwas ausgezeichnet Eigenthümliches; es war daher klar, daß ſie die verdächtigen Reiſenden auf den angenommenen Namen aufmerkſam gemacht hatte. Malkolm erwog dieſes, er konnte nicht zweifeln, daß die drei Herren die unbekannten Häupter der Verſchwörung waren, und die Entdeckung, daß einer dieſer Männer ſeine Handſchrift ſo genau kannte, mußte ihn beunruhigen.

Der Wirth und die Knechte kamen zurück, ſie hatten ſich ebenfalls vertheilt, um den verſchwundenen Reiſenden zu ſuchen, und einige waren in der That in die Gegend des Hauſes gekommen, wo der nächtliche Auftritt ſtattfand. Als ſie aber bemerkten, wie im Dunkeln eine Menge Geſtalten das Haus umzingelten, hatten ſie ſich gefürchtet und waren bedenklich weiter gegangen.

Während nun alle Bewohner des Gaſthauſes in unruhiger Bewegung über das wunderbare, geheimnißvolle Ereigniß der Nacht waren, während ſie mit furchtſamer Neugierde die verſchloſſenen, ſtark bewachten Wagen betrachteten, reiſte Malkolm ab. Sein Geſchäft war geendigt, ja, gelungen; aber er konnte ſich nicht freuen. Eine dunkle Ahnung ſchien ihm zuzuflüſtern, daß dieſe Nacht das finſtere Geſchick ſeines zukünftigen Lebens entfalte. Ein ſeltſamer Trübſinn hatte ihn ergriffen, während er, von grauenhaften Träumen gequält, bald ruhig einſchlummerte, bald, durch die Schmerzen der Wunde gepeinigt, wieder aufwachte. Er hörte dann den Wagen rollen, der Wind ſauſte in den Bäumen. Bertha ſtand händeringend vor ihm, der Jüngling wälzte ſich röchelnd zu ſeinen Füßen; aber wie ein Engel, von hellem Lichte umfloſſen, winkte ihm mitten unter allen den Gräueln, die ihn umſchlangen, aus weiter Ferne Mathilde.

Malkolm mußte einige Tage das Haus hüten, die ſonſt unbedeutende Wunde hatte ſich durch die Vernachläſſigung verſchlimmert. Faſt mit Malkolms Ankunft zugleich verbreitete ſich in ganz Stockholm das Gerücht von der Verſchwörung, von der Aufhebung der Verſchwornen und dem Geheimniſſe, in welches bis dahin die Regierung den ganzen Vorfall einzuhüllen geſucht; und wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, das Gerücht vergrößerte alle Umſtände, die Gemüther wurden aufgeregt, und die Behörden ſahen ſich genöthigt, einen öffentlichen Bericht über die Abſichten der Verſchwornen zur Beruhigung der Einwohner drucken zu laſſen. Dieſer vermochte freilich nicht alle Dunkelheiten aufzuklären; er geſtand, daß es nicht gelungen war, die Häupter zu entdecken, aber er bewies, daß die Gefangenen keineswegs durch einen ungegründeten Verdacht in Unterſuchung gerathen waren. Malkolms Verdienſte bei der Entdeckung dieſer Verſchwörung, wiewohl nicht öffentlich erwähnt, konnten nicht verborgen bleiben. Er ſchlug jede Art von Belohnung aus, und obgleich er geſtehen mußte, daß er, noch ein Mal in dieſelbe Lage verſetzt, völlig eben ſo handeln würde, vermochte er ſich dennoch nicht innerlich zu beruhigen. Das Bild des ſterbenden Jünglings ſchwebte vor ihm, und ſeine innere Unruhe ſtieg, als man den Tod deſſelben bedauerte, als viele, auch geachtete Männer es unbegreiflich fanden, daß ein junger Mann in ſeiner Stellung, mit ſeinen Anlagen, deſſen bisheriges Leben auf nichts deutete, was ein ſolches Vergehen vermuthen ließ, ſo tief ſinken konnte.

Mathilde erwartete ihn mit Sehnſucht und erſchrak, als ſie das drohende, geheimnißvolle Ereigniß, Malkolms Gefahr und Verwundung erfuhr. Sie eilte, von dem Baron begleitet, zu ihm und war kaum eingetreten, als Sinclair und Thorgreen erſchienen. Der Letztere, auf dem väterlichen Gute lebend, war Malkolm bis jetzt perſönlich unbekannt; Sinclair ſtellte ihn als ſeinen Freund und Mathildens Verwandten vor, und Malkolm hatte ihn oft genug von Beiden nennen und loben hören, um ſeine perſönliche Bekanntſchaft wünſchenswerth zu finden. Thorgreen trat mit einer gewiſſen offenen Freimüthigkeit auf, die etwas Verſtecktes, eine verborgene Schlauheit vergeſſen ließ, und da Malkolms bekannt gewordene Verbindung mit Mathilden, die entdeckte Verſchwörung und Malkolms Theilnahme an der Entdeckung Gegenſtände des Geſprächs wurden, ſo ward dieſes bald lebhaft. Mathilde freute ſich, den Verwandten zu ſehen, nur Sinclairs Gegenwart machte ſie ſichtbar verlegen; dieſer aber, der ihre ängſtliche Stimmung wahrnahm, ſetzte ſie in Erſtaunen, Malkolm in Verwunderung, als er zu ſprechen anfing: Du biſt, Mathilde, geſtehe es mir, in dieſem Augenblicke wenigſtens, durch meine Gegenwart gepeinigt, und das darf nicht ſein. Ich will es Ihnen nicht verbergen, Herr von Malkolm, Ihre Verbindung mit Mathilden hat mich um eine Hoffnung ärmer gemacht, die mir theuer, ſehr theuer war, um die ſchönſte meines Lebens. Mathilde kannte dieſe Hoffnung, ſie hat ſie nicht unterſtützt; aber Sie wiſſen, wir Männer ſind Thoren, und ich konnte ſie nicht aufgeben. Doch unterliege ich auch der allgemeinen Schwäche, ſo bin ich doch nicht thöricht genug, um alle Verhältniſſe zu überſehen. Ich habe mein Alter nicht vergeſſen; es war, Mathilde kann es bezeugen, nie meine Abſicht, ihre Neigung auf irgend eine Weiſe zu beherrſchen; ich begreife es, daß es ihr ſchwer fiel, den Vormund, den Vorgeſetzten als einen Geliebten zu betrachten, und ihre Wahl muß ich loben. Ja, Malkolm, ich liebe Mathilde und will es Ihnen nicht verbergen; ich war blind genug, in ihrer Verehrung den Keim einer zartern Neigung zu ſehen, und muß dafür büßen. Nehmen Sie mit meinem redlichen Glückwunſche dieſes offene Geſtändniß, wie ich es gebe, und bleiben Sie mein Freund, ich hoffe jetzt ein doppeltes Recht zu haben, es fordern zu dürfen. Sie, Mathilde, werden mich nie klagen hören. Ich glaubte jetzt reden zu müſſen; Sie, Herr Baron, hatten das Recht, zu verlangen, daß Ihnen ein Wunſch, der nun vernichtet iſt, nicht verborgen blieb, Sie, Malkolm, mußten ein Verhältniß erfahren, welches nur ich Ihnen entdecken konnte, denn Mathilde würde, wie ich ſie kenne, geſchwiegen haben, und Du, Thorgreen, biſt mein Freund, dem ich nichts verberge. —

Es lag in dieſer Erklärung etwas ſo Freimüthiges, ja, Edles, in dieſer ruhigen, prunkloſen Entſagung etwas ſo Tüchtiges, daß Sinclair von dieſem Augenblicke an Malkolms Vertrauen ganz gewonnen hatte. Wer wäre ich, was wäre mir Mathilde, ſagte er, indem er ihn mit Wärme umarmte, wenn ich die Größe Ihres Opfers nicht zu ſchätzen wüßte. Wir kennen nun, fuhr Sinclair fort, unſere gegenwärtige Stellung, und, wenn ich bitten darf, von jetzt an kein Wort mehr von einer Sache, die nie erwähnt werden kann, ohne uns gegenſeitig in eine peinliche Stimmung zu verſetzen. Ich habe mich in meine ehrwürdige Stellung als vormaligen Erzieher und fortdauernden Vormund zurückgezogen, und werde meine Rolle nicht vergeſſen, ſchloß er lächelnd, verſtand es aber dabei, aus ſeinem ganzen Benehmen einen tiefen, verborgenen Schmerz durchblicken zu laſſen. Mathilde reichte ihm ſtillſchweigend die Hand.

Nach einer langen, etwas ängſtlichen Pauſe ſuchte Mathilde dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben. Sie haben, Herr Major, ſagte ſie und wandte ſich an Sinclair, zu unſerer Freude Ihre Reiſe aufgegeben. Ja, antwortete dieſer, ich hatte mir zu viel zugetraut. Es war, wie Sie wiſſen, meine Abſicht, nach meinem Gute zu reiſen; aber ſchon die erſte Tagereiſe bewies, daß ich zu Großes gewagt hatte. Ich gab die Reiſe auf, und mein Entſchluß, umzukehren, ward durch den glücklichen Zufall, der mich ganz unerwartet Thorgreen auf ſeiner Herreiſe treffen ließ, um Vieles erleichtert. — Thorgreen gab während dieſer Zeit einen ſtillſchweigenden, aber theilnehmenden Zuſchauer ab.

Mathilde beruhigte ſich, als ſie ſah, daß Malkolms Wunde nur unbedeutend war; ſie entfernte ſich mit dem Baron und Sinclair, Thorgreen blieb, und als er mit Malkolm allein war, wandte er ſich an dieſen. Ich habe, ſagte er, lange gewünſcht, Ihnen näher zu treten; ich darf vorausſetzen, daß Sie Manches von mir, von meiner Lage ſchon erfahren haben; meine Freundſchaft mit Sinclair, noch mehr vielleicht meine Verwandtſchaft mit Mathilden, giebt mir einiges Recht, die gewöhnlichen Formen langſam reifender Vertraulichkeit zu übergehen. Meine Stellung iſt ſehr ſchwierig, und ich bedarf in meiner Lage einer ſichern Stütze, für meine zukünftige Thätigkeit guten Rath, und an wen könnte ich mich mit größerer Zuverſicht wenden, als an Sie? Ich begreife es wohl, daß Sie nicht die Gründe haben, ſich mir hinzugeben, die mich unbedenklich beſtimmen, mich an Sie zu wenden. Was auch mein Freund, meine Verwandte Vortheilhaftes von mir geäußert haben mögen, Sie können kein klares Bild von meiner Geſinnung, von meinen Anſichten haben. Aber der Stärkere giebt ſich unbedenklich hin, er wagt weniger, und ich wage es, auf Ihr Vertrauen, auf Ihre Freundſchaft zu rechnen. — Malkolm antwortete, wie es eine ſolche Anrede erforderte, freundlich, ermunternd, und Thorgreen fuhr fort: Sie kennen die Stellung meines Vaters gegen den Hof, gegen den Reichstag, er hat es mit beiden verdorben. Einſeitige Anſichten, die er mit wunderbarem Eifer verfolgte, bis ſie ihn immer mehr verſtrickten und verwirrten; eine unüberwindliche Hartnäckigkeit, die ihn für jede Belehrung, für jede entgegengeſetzte Anſicht völlig unzugänglich macht, hat ihn zuletzt in eine Lage gebracht, die mich ängſtigt. Zwar wird von mir, ſo lange mein Vater lebt, kein öffentliches Hervortreten gefordert, meine Stellung als Krieger verlangt unbedingten Gehorſam; aber mein Vater, ſeit er den Dienſt verließ, auf ſeine Thätigkeit bei dem Reichstage beſchränkt, begehrt bei vielen Gelegenheiten nicht allein meine Billigung der Schritte, die er wagt, ſondern auch Unterſtützung, die ich ihm, meiner Ueberzeugung nach, verſagen muß. So hat ſich eine Oppoſition gegen die Abſichten und Anſichten meines Vaters gebildet, die mich beunruhigt, die mich immer mehr in eine peinliche Lage verſetzt, je deutlicher ich einſehe, daß ſie nicht lange verheimlicht werden kann, daß ſie vielleicht ein Gegenſtand des öffentlichen Geredes werden möchte. Mein Vater hat ſo viele lobenswerthe Eigenſchaften, er liebt mich und hat davon Beweiſe gegeben, und er iſt mein Vater. Geſtehen Sie, ein ſolches Verhältniß muß einen inneren Zwieſpalt erzeugen, der nicht zu ſchlichten iſt. —

Thorgreen entwickelte nun die bizarren Anſichten ſeines Vaters mit großer Klarheit, und die Leichtigkeit, mit welcher er ſie als natürlich entſtanden darſtellte, erregte Malkolms Bewunderung. Aber vorzüglich angenehm überraſcht ward dieſer, als er nun mit derſelben Klarheit und Lebendigkeit ſeine Anſichten darlegte. Er erkannte eine faſt durchgängige Uebereinſtimmung mit dem, was ihm das Wahre und Rechte ſchien, und er fand ſich immer mehr angezogen, als er das Alles ſo gewandt und deutlich entwickeln ſah. Es giebt nicht leicht ein angenehmeres Gefühl für edlere Naturen, als die Ueberzeugung einer innern Uebereinſtimmung mit einem in ſich klaren Charakter. Es waren nicht Thorgreens Worte, es war nicht der Gang der Entwickelung, die ihn geleitet hatte, was ihn anzog; aus einer andern Quelle ſchien daſſelbe Leben ſich, ſcheinbar ein Abweichendes ſuchend, in die nämliche Geſtalt zu verlieren. Malkolm war hingeriſſen, kaum merkte er, wie die Zeit verfloß, und nach einigen Stunden meinte er nun den Mann gefunden zu haben, der ihm bis jetzt gefehlt hatte. Eben die edleren Naturen, Jeder, der etwas Beſtimmtes in der Welt will und deswegen auch einen beſtimmten Widerſtand findet, unterliegt, ſelbſt den ſchwächeren Waffen der Art, und hier trat ein Mann auf, der, wie Malkolm glaubte, ſeine eigenen, geheimſten Gedanken, auf anderem Wege, als ein innerſtes Eigenthum entdeckt hatte. Er gab ſich ihm ganz hin; nie war eine feſtere Freundſchaft in einer kürzeren Zeit geſchloſſen worden.

Nach langem Geſpräche kam die Rede auf Sinclair. Er nennt ſich ja Ihren Freund, unterbrach Malkolm den Fluß der Rede, die von allen Seiten einleuchtend machen ſollte, wie wenig Thorgreen Malkolms Rath und Leitung entbehren könnte. Ich weiß, was Sie mir ſagen wollen, erwiederte Thorgreen; in der That, Sinclair iſt ein Mann im ſtrengſten Sinne des Wortes; er nimmt ſelten einen feſten Entſchluß, einmal gefaßt, giebt er ihn aber nie auf, er iſt dann wie verwandelt. Sonſt erſcheint er unſicher herumſuchend, ſpricht mehr in Anklängen, wenn auch geiſtreich, als entſchieden, und es iſt eben dieſe ſeltſame Miſchung von Unbeſtimmtheit und unüberwindlicher Feſtigkeit, die ihn für die Konverſation ſo intereſſant macht. Der hinundherfahrende, die Gegenſtände ſpielend ergreifende Sinn giebt dem Geſpräche einen großen Reiz, und dennoch ſcheint der dunkle Hintergrund, der wie eine finſtre Nacht faſt unwillkürlich durchbricht, aus welchem Gedanken und Entwürfe wie leuchtende Blitze herausfahren, während die Macht der Finſterniß ſich in dem rollenden Donner der Rede gewaltſam entladet, ein Bleibendes, Unveränderliches. Aber der wäre verloren, der ſich ihm hingeben wollte, der ſeinen Rath, ſeine Hülfe begehrte. Fremde Entſchlüſſe begehrt er nie, die Gedanken eines Andern nur dann, wenn ſie alles verloren haben, was in ihnen Eigenthümliches war, und ſeine zermalmende Gewalt tödtet ſie ſchnell, um ſie mit Bequemlichkeit zu verzehren. Jeder Entſchluß wird ein feſtes Anſchießen, eine unauflösbare Kryſtalliſation, eine völlige Erſtarrung des Innern, und nur, was ſich dieſer Form fügt, mag gedeihen. — Lieber Thorgreen, ſagte Malkolm lächelnd, und dieſe erſtarrte Felſenmaſſe, dieſe auf immer unauflösbare Kryſtalliſation, iſt dennoch, und zwar eben jetzt, vor unſern Augen zerſchmolzen; die ewig verſchloſſene Troglodytenhöhle hat ſich geöffnet, hat die Verzauberten herausgelaſſen, und das Zerſchmolzene floß als aufgegebene Hoffnung in trüber Miſchung dahin. Thorgreen lachte und ſchien mit Wohlgefallen dieſen Angriff auf ſeinen Freund anzuhören. Es iſt mir in der That ſeltſam vorgekommen, als ich erfuhr, mit welcher Stärke Sinclair ein Ereigniß ertrug, das freilich nicht mehr zu ändern war, fuhr er nach einer Pauſe fort. Schon von Mathildens früher Kindheit an hat er, der ſehr viel über die Eltern vermochte, ihre Erziehung geleitet; es war ſeine Abſicht, ſie für ſich zu bilden. — Und er verliebte ſich in das, was ihm ſeine eigne Schöpfung dünkte, rief Malkolm, die ewige Wiederholung des Pygmalion, der wahre Visnu unſerer Tage, deſſen mannigfaltige Verwandlungen ſich nur in dieſelbe Zeit zuſammendrängen, anſtatt ſich zu folgen. Das nennt er ſeiner Liebe entſagen, da er doch nur, was Sie für unmöglich halten, einen Plan aufgab! Freilich wird dieſe hohle Bemühung in Dichtungen gelobt, als etwas Edles und Großes geprieſen. Der Unſinn, ſich einen Gegenſtand der Liebe zu ſchaffen, dieſer verderbliche Götzendienſt, das freche Heidenthum unſerer Zeit, iſt der Sinn unſerer Bildung geworden. So wollen die Thoren ſich ihre Geliebten und die Eltern ihre Kinder, die Regenten ſich ihre Völker und die Philoſophen ihre Welt, ja, die Pfaffen ſich ihre eigenen Gemeinden heranbilden. Der Liebe entſagen — es iſt Wahnſinn, ſo zu reden, fuhr Malkolm fort und ſprang auf; ſie hört auf Liebe zu ſein, wenn ſie entſagt. Indem er ſo ſprach, ſchien es, als träfen die eignen Worte ihn mit zerſchmetternder Kraft, er wandte ſich von Thorgreen ab, Bertha ſchwebte vor ihm. Du haſt zerriſſen, geraubt, was ſich nie rauben, nie entwenden läßt, ohne den Eigner zu vernichten, wenn es zu ihm zurückkehrt, tönte es in ſeinem Innern. Ahnte Thorgreen, was in dieſem Momente Malkolm vorübergehend erſchütterte? Eins bewundere ich an Sinclair, ſagte er, er kennt die Reue nicht. Malkolm kehrte ſich zu ihm, blickte ihn einen

Augenblick feſt an und ſchwieg; aber mit großer Ruhe nahm er wieder das Geſpräch auf. Sinclair, ſagte er, hat erlebt, was alle Thoren ſeiner Art, was Eltern, Regenten, Philoſophen und Pfaffen immer von Neuem erleben und nie glauben wollen, Mathilde iſt, Gottlob, nicht ſein Geſchöpf, ſie hat ſich aus ſich ſelbſt gebildet und fordert Liebe. Hat das Bewußtſein ſeiner Abſichten auch keine Worte gefunden, ſo ſchlummerte es doch tief in ihrer Seele, und ſein Antrag hat es geweckt. Nach dem, was Sie mir geſagt haben, mag Mathilde den Vormund ehren, hochhalten, aber lieben kann ſie Keinen weniger, als ihn. Denn, Freund, Liebe iſt Hingebung, reine, unbedingte Hingebung, die ein edles, würdiges, aus ſich ſelbſt entſprungenes Daſein vorausſetzt; ſie iſt das ſtarke Bewußtſein, daß wir uns ganz in unſerm Innern faſſen und wiederfinden, wenn wir uns völlig hingeben. —

Von dieſem Augenblick an ſchloſſen ſich Sinclair und Thorgreen immer enger, immer feſter an Malkolm, und er wies ſie nicht zurück. Der verwaiſte Geiſt, welcher für ſich eine eigne Welt der Liebe aus ſich ſchaffen wollte, zog ihn an, daß Mathilde durch den mißverſtandenen Verſuch gewonnen hatte, mußte er geſtehen, und er bewunderte die Kraft, mit welcher der ſtarke Mann die Folgen des eignen Irrhums trug und duldete. Beide wußten Malkolm auf jede Weiſe zu feſſeln, und Mathilde theilte ſeine Täuſchung.

Die Wintermonate verfloſſen ohne bedeutende Ereigniſſe. Mathilde blieb dem Glücklichen immer neu, denn wie durch einen Zauber ſchien die Liebe täglich andere, bisher noch ungekannte Vorzüge zu entwickeln. Aber der Aufenthalt in Stockholm fing Malkolm an unerträglich zu werden. Du mußt Dich beſchränken, um im rechten Sinne thätig zu ſein, dachte er; dieſes Herumtappen in allgemeinen Anſichten, großen Entwürfen, ohne ſichere Baſe, iſt eine leere Geſchäftigkeit. Du mußt eine Heimat finden, einen feſten Boden geordneter Thätigkeit, wo That und Erfolg ſich entſchieden mit einander verbinden; wo Du in engern Kreiſen über Dich ſelbſt, Deine Kräfte, und was ſie vermögen, klar urtheilen kannſt. — Auch wurden die Hinderniſſe, die ihm jetzt entgegen traten, immer bedeutender. So lange eine unbeſtimmte Vorſtellung von ſeinen Vorzügen die Hoffnung eines Jeden mehr oder weniger aufrecht erhielt, während er, in allen Richtungen das Haltbare aufſuchend, ſich bald hier, bald dahin neigte, wirkte er auf Alle mehr anziehend, als abſtoßend. Aber bald mußte er ſich entſchieden erklären; es ſtand nicht in ſeiner Macht, was ihm lobenswerth und angemeſſen dünkte, von den Flecken zu reinigen, die es verdunkelten, und dennoch war er gezwungen, entweder aller Thätigkeit zu entſagen, oder ſich in einer beſtimmten Richtung zu bewegen und in dieſer, was tadelnswerth erſchien, zu dulden, wenn auch nicht zu billigen. Aber ſo für eine Parthei gewonnen, ſtanden ihm die übrigen feindſelig gegenüber, und den eignen Anhängern ward er leider immer beſchwerlicher. Denn was die Meiſten für die Sache gewann, die er vertheidigte, war eben, was er tadeln mußte, und was er lobte, und wofür er ſtritt, ſchien ihnen, wenn auch nichts Schlechtes, doch nicht das Wichtigſte. Er hoffte durch ſeine Entfernung zu gewinnen, durch gelungene Entwürfe im Kleinen für das Größere den Weg zu bahnen und durch Thaten den Sinn ſeiner Abſichten deutlicher, als durch Reden darzulegen. Die beträchtlichen Güter des Barons, ſchon damals Mathildens zukünftiger Beſitz, waren in großer Verwirrung; er ſuchte lange einen zuverläſſigen Mann, der die Verwaltung führen könnte, und freute ſich, als Malkolm ſich erbot, das Geſchäft zu übernehmen. Zwar beſaß Malkolm ſelbſt ein kleines Gut, aber es lag in einer unfreundlichen Gegend, und der Kreis ſeiner Thätigkeit ſchien ihm dort zu beſchränkt, und den Beſitz in Wermeland beſuchte er damals noch nicht, ja, er vermied die Gegend. Sein großes Vermögen, für das Gut des

Barons benutzt, konnte aber dieſes bedeutend verbeſſern, es zu einer der vorzüglichſten Beſitzungen des Landes machen. Malkolm machte keine Bedingungen, wie er den Baron kennen gelernt hatte, ſah er wohl ein, daß es ihm frei ſtände, Alles nach ſeinem Gutdünken zu leiten.

Im Maimonat wollte endlich der Baron, deſſen Aufenthalt in Stockholm durch Malkolms Verbindung mit Mathilden verlängert worden war, nach ſeinem Gute reiſen, und wenige Wochen ſpäter ſollte Malkolm folgen. Aber auf die unerklärbarſte Weiſe wurde er in Stockholm wider ſeinen Willen zurückgehalten; es war oft, als wenn eine unſichtbare Hand die Ereigniſſe leitete, die ihn umſtrickten und feſſelten. Kaum glaubte er ein Geſchäft glücklich beendigt und freute ſich auf ſeine nahe bevorſtehende Abreiſe, ſo entdeckten ſich unerwartete Verwikkelungen, die ſeine Entfernung verzögerten. Malkolm war allein; Thorgreens Vater lebte auf ſeinen Gütern, die an den Beſitz des Barons grenzten, auch Sinclairs Güter lagen in der Nähe, und Beide hatten mit dem Baron die Stadt verlaſſen. So ſich ſelbſt überlaſſen, fühlte ſich Malkolm heftig verſtimmt; die Albernheit ſeiner Gegner, das Unnütze, Zwecklose ihres Treibens, da es ihn von Mathilden entfernt hielt, ſchien ihm doppelt verhaßt; Berthas Schickſal, das tragiſche Ende des ermordeten Jünglings quälte ihn; aber was früher Reue war, verwandelte ſich in heftigen Ingrimm. Er ſchien ſich auserkoren, in die widerwärtigſten Verhältniſſe hineingezogen, ein innerlich zerriſſenes Leben zu führen, und alle Kraft ſeiner Seele drängte ſich in den feſten Entſchluß zuſammen, die Ketten zu zerſprengen, die ihn wider Willen feſſelten. Bald glaubte er die verborgene Abſicht der unbekannten Gegner zu durchſchauen, und jetzt hatte er gewonnen, denn von nun an handelte er mit der klarſten Beſonnenheit. Die Gegner glaubten ihn eben mehr, als je, in ihre Netze verwickelt, als er den Triumph genoß, ganz im Stillen den Abſchluß aller ſeiner Geſchäfte entſchieden herbeigeführt zu haben. Seine Gewalt über die Menſchen führte ihn ſicher, und im Auguſt konnte er endlich die Stadt verlaſſen.

Er ſah Mathilde wieder, er hoffte nun die Vermählung nicht länger aufgeſchoben zu ſehen; aber auch hier trat ihm eine andere Albernheit, die des Barons und ſeiner Gemahlin, feindlich entgegen, die er leider ſchonen mußte. Die Anſtalten, die unendlichen Vorbereitungen zu einer Feſtlichkeit der Art, welche die ganze Gegend in Bewegung ſetzen ſollte, waren unüberſehlich, und Malkolm verging faſt vor Ungeduld. Es war wenige Tage nach ſeiner Ankunft, als jener räthſelhafte nächtliche Ueberfall ſtattfand, der, durch Silén verhindert, dennoch dem treuen Bedienten das Leben koſtete. Wir wiſſen aus Siléns Erzählung, wie es Sinclair und Thorgreen gelang, jeden Verdacht von ſich zu entfernen. Der alte Thorgreen blieb lange ſtumm, und erſt nach vielen Verſuchen, ihn zum Geſtändniß zu bringen, erklärte er, daß es ſeine Abſicht geweſen ſei, Mathilde aus dem Hauſe des Barons zu entfernen, daß ihm, dem nähern Verwandten, die Aufſicht über ſie gebühre, daß die Verbindung mit einem Manne von dunkler Herkunft ſeiner Familie zur Schande gereiche, welches aber weder der Baron, noch ſein widerſtreitender Sohn eingeſtehen wollten; daß er nur, als er ſich von dem Bedienten angegriffen fühlte, gethan hätte, was ſeine gekränkte Ehre forderte. Sinclair und Thorgreen wußten die Ausſage des Alten zu benutzen; ſie unterſtützten auf eine ſchlaue Weiſe die Vermuthung, daß er, der in Stockholm noch nicht ohne Anhänger war, durch dieſe Malkolms Geſchäfte zu verwickeln gewußt hätte, und dieſer ſchloß ſich immer enger, immer vertraulicher an ſie an. Dennoch behielt er fortdauernd etwas Verſchloſſenes, Unbiegſames, nie theilte er den Freunden ſeine Entſchlüſſe mit; oft ſuchten ſie ſeinen Rath, niemals er den ihrigen, und das imponirende Uebergewicht, welches er beſtändig faſt unbewußt zu behaupten verſtand, erzeugte einen Ingrimm in beiden, der deſto heftiger wurde, je weniger er ſich äußern durfte. So mußte der Unglückliche den Haß, der ihn ſo nahe umgab, deſſen tiefen Urſprung Keiner ahnte, ſtündlich unterhalten. Dem Geheimniſſe ſeiner Geburt, das Malkolm keinem Menſchen bekannt glaubte, waren ſie auf die Spur gekommen, und ſie wußten es auf verborgenem Wege, doch mehr als eine Sage, die ſie in Dunkel hüllten, unbemerkt zu verbreiten. Aber ſo groß war Malkolms Anſehen, ſo mächtig ſeine gebietende Gegenwart, ſo gewaltig wirkte die Furcht vor ſeinem Zorne, deſſen heftige Ausbrüche man kannte, daß man ſich dieſes Geheimniß nur furchtſam mitzutheilen wagte, daß es nach Jahren immer mehr an Gewicht verlor und zuletzt ganz zu verſchwinden ſchien.

Die Ermordung des Bedienten, das Verbrechen eines nahen, angeſehenen Verwandten, Mathildens Schreck, verzögerte nun abermals die Hochzeit, die endlich mit großem Pompe ſtattfand. Kurz vorher erklärte Sinclair, daß er das Land verlaſſen wolle. Es iſt, ſagte er, für unſere gegenſeitige Ruhe das Rathſamſte. Er hatte einen Theil der Revolution ſchon früher in Paris durchlebt; jetzt, verſicherte er, war es vorzüglich Napoleons wachſende Gewalt, die ihn hinzog. Vergebens ſuchten Malkolm und Mathilde ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen; Beide vermißten ihn ungern. Wenn ich bedenke, ſagte Mathilde, was ich ihm verdanke, muß es mir nicht ſchmerzhaft ſein, als diejenige zu erſcheinen, die ihn aus ſeinem Vaterlande, aus der bekannten Umgebung vertreibt? Beide achteten ihn hoch, denn in ſeinem Benehmen zeigte er einen ſo edeln Kampf mit ſeiner Neigung, daß auch Malkolm ihn bewunderte. Hat Sinclair nicht den Keim des Liebenswürdigen frühzeitig in dem holdſeligen Mädchen entſtehen ſehen? dachte er. Da ſchloß die ganze Seele des ſtarken Mannes ſich an die zukünftige Blüte, wie an ſeine ſchönſte Hoffnung. Er ſah, wie ſie ſich entfaltete, ihm ſchwoll die volle Knoſpe entgegen. Was Du übereilt Abſicht, Plan nannteſt, was Du als Thorheit rügteſt, war nur die ſorgende Liebe. Er ſcheint hart, kalt, bitter, — es iſt der rauhe Herbſtwind, der alle Blüten ſeines Lebens zerſtörte, als die lieblichſte ihm verwelkte. Seinen innern Gram haſt Du oft Härte geſcholten, und dennoch ſollte es Dir nicht unbekannt ſein, wie der ſtarke Mann leidet. — Was Malkolm an Sinclair band, war eine unglückliche Verwandtſchaft ihrer Gemüther. Daß neben dem Grame getäuſchter Liebe der verletzte

Stolz ſeine Rechte behauptete, begriff er nur zu gut. Sinclairs feſter Wille, ſein Muth, ſeine Kenntniſſe und jene Anſicht der Welt, die ſich nur durch das Leben, durch männliche That ausbildet, erſchienen dem getäuſchten Freunde als die Ruinen eines vornehmen, edeln Daſeins, und der nächtliche Hintergrund mit ſeinem Grauen erhöhte den Eindruck. Auch Malkolm ſah in der innerſten Mitte ſeines Daſeins dieſe finſtere Nacht, die keine Sonne erleuchtet. Sinclairs freiwillige Verbannung ſchien ihm aus einer hohen, ſtarken Geſinnung zu entſpringen; von jetzt an dünkte er ihm der edelſte Mann, jeder Aufopferung fähig, unerſchütterlich treu, über jede gemeine That erhaben, und alle Verſuche, ihn verdächtig zu machen, ſcheiterten an ſeinem feſten Glauben.

Einſt, wenige Tage vor Sinclairs Abreiſe, begleitete Malkolm dieſen nach Strömſtadt. Wenige Gegenden mögen ein Bild des Todes, der lebloſen Erſtarrung darbieten, mit dem vergleichbar, was dem Wanderer hier entgegenſtarrt. Es ſind jene aus dem Meere erhobenen Felſenriffe, völlig nackt, kahl und niedrig, mit glatten Oberflächen, als wäre das Waſſer eben von den abgerundeten Kuppen heruntergefloſſen, die vor ihm da liegen. Thäler und Schluchten haben dieſe niedrigen Felſen in allen Richtungen zerriſſen.

Kümmerlich taucht hier und da ein einſames Gebüſch aus den Thälern hervor, aber die verlaſſene Oede, die glatten, zerriſſenen Felſen verfolgen uns, ſo weit das Auge reicht, und wenn es nach dem Meere zu ein einzelnes Haus, eine einzelne Hütte entdeckt, wird der erſtarrende Eindruck der Felſenwüſte dadurch nur erhöht. Die fruchtloſeſte Sandſteppe ſcheint lebendig, mit einer ſolchen Gegend verglichen, und der Reiſende wird von der Gewalt der Umgebung unwiderſtehlich ergriffen. Mit ſtummer Sehnſucht weilt das Auge auf dem entfernten Horizonte, als ſuchte es dort Rettung gegen das peinliche Gefühl der furchtbaren Lebloſigkeit, die es umgiebt.

Malkolm und Sinclair hatten Strömſtadt verlaſſen, und ritten längs des Meeresufers, um dem erſtarrenden Eindrucke der innern Gegenden zu entfliehen. Doch auch hier wird die todte Einförmigkeit der Umgebung durch das Meer nicht überwältigt, und jene ungeduldige Langeweile, die den Weg in's Unendliche ausdehnt und verlängert, lähmte jedes Geſpräch, als ſie einige Fiſcherwohnungen entdeckten und am Ufer, in der Nähe, eine Menge Menſchen, die aus allen Hütten herbeigeſtrömt ſchienen. Als ſie näher kamen, erfuhren ſie, daß man ſo eben einen Ertrunkenen aus dem Meere herausgezogen hatte und vergebens mit ſeiner Belebung beſchäftigt war. Malkolm, bei ſolchen Gelegenheiten nie müßig, drängte den Haufen auseinander und ſah, wie man die Leiche gewaltſam herumrollte, auf den Kopf ſtellte und alle jene thörichten Verſuche machte, die oft den noch nicht entſchiedenen Tod unvermeidlich herbeiführen. Selbſt Malkolms Anſehen und gebietende Weiſe vermochten kaum dieſe Verſuche zu unterbrechen; er hob die Leiche in die Höhe, ließ ſie in ſitzender Stellung auf einem Felſen feſthalten, befahl, warme Tücher zu bringen, rieb den entblöſten Rücken, erwärmte die Magengegend und wandte alles an, was ihm zweckmäßig ſchien und die Umſtände erlaubten.

Während er ſo beſchäftigt war, hatten die Umſtehenden dem fragenden Sinclair die Veranlaſſung des Todes erzählt. Der Ertrunkene wäre einer der ſchönſten, flinkeſten Burſchen der Gegend; er wäre lange auf Reiſen geweſen und neulich zurückgekommen, um ſich nun hier niederzulaſſen und ein ſchönes Mädchen zu heirathen, die er lange geliebt hätte. Er habe während ſeiner langen Abweſenheit nie in ſeiner Tugend gewankt; aber ſchlechte Menſchen hätten verſucht, ihm das Mädchen verdächtig zu machen, und obgleich er ihren Verläumdungen lange widerſtanden, wäre er doch zuletzt unruhig geworden. Geſtern Abend hätte er einen jungen Mann geſehen, der ſpät die Wohnung ſeines Mädchens verließ, darauf einige Nachbaren bemerkt, wie er ſtille nach dem Hauſe geſchlichen wäre und durch die hellen Fenſter wahrſcheinlich entdeckte, daß die Eltern und alle Hausgenoſſen ſchliefen, daß das Mädchen allein wach war. Da hätte man ihn drohend und dann händeringend an dem Ufer auf und ab gehen ſehen. Wo er die Nacht zugebracht hatte, wußte Keiner, aber vor etwa einer halben Stunde hörte eine alte Frau etwas ſtark in das Meer herunterſtürzen, als wäre es ein großer Stein, und jetzt hätten die Wellen des Meeres die Leiche an das Ufer geworfen. Das Mädchen iſt brav und gut, ſagte der ehrliche Erzähler, wir wiſſen es alle, die wir ſie ſeit unſerer Kindheit kennen; ſie liebt den Burſchen wie ihre eigne Seele, und der Unglückliche wußte nicht, daß ihr Bruder geſtern Abend von Gothenburg angekommen iſt und, da kein Lager in der kleinen Wohnung für ihn ſich befindet, bei einem Nachbar ſchläft. Da hat denn das gute Mädchen in aller Unſchuld bis ſpät mit dem lieben Bruder, den ſie herzlich liebt, wie es ſich für eine fromme Schweſter ziemt, und den ſie ſeit vielen Jahren nicht geſehen, geplaudert, und der tolle Burſche hat ſich nun für jenes Leben und ſeine Braut für dieſes unglücklich gemacht. — Hat das Mädchen es erfahren? fragte Malkolm, noch immer, wenn gleich vergeblich, mit dem Ertrunkenen beſchäftigt. Noch war keine Antwort erfolgt, als ein blühendes Mädchen, mit wild herunterhängenden Haaren, mit rollenden Augen, das tödtliche Entſetzen in den ſtarren, blaſſen Zügen, herbeiſtürzte und nur mit Gewalt von der Leiche zurückgehalten wurde. Malkolm war erſchüttert, ſelbſt Sinclair konnte die Gruppe nicht ohne Theilnahme betrachten. Rundum weinten die Mädchen und Jünglinge. Das Mädchen ſtarrte immerfort nach der Leiche und nach Malkolm, der ſeine Verſuche fortſetzte, obgleich er wenig Hoffnung hatte. Sie ſchien ruhiger, man hielt ſie weniger feſt, als ſie ſich plötzlich losriß und hinkniete; die krampfhaft gefalteten Hände waren gegen den Himmel gehoben, die großen Augen ſuchten mit glühender Inbrunſt Hülfe von Oben, die langen braunen Locken flatterten im Winde, die Bruſt hob ſich gewaltſam. Gott im Himmel! rief ſie endlich mit heller, wenn gleich bebender Stimme, und eine Todesſtille herrſchte in der ganzen Verſammlung, o, Gott im Himmel, Du kennſt mich; bin ich jemals treulos geweſen? War mein Herz nicht Dir und ihm allein geweiht, dann laß' mich die Schande tragen, wie den Schmerz. Bin ich aber unſchuldig, habe ich auf Dich gehofft, zu Dir gefleht für mich und ihn, ſo laß' ihn nicht als Selbſtmörder, nicht mit dem ſchwarzen Verdachte vor Deinen Richterſtuhl treten. Herr, Du gabſt der Witwe zu Nain den einzigen Sohn wieder, Du weinteſt mit der Schweſter des Lazarus und erweckteſt den Bruder — öffne ſeine Augen, daß er mich ſehe und erkenne, ſeine Ohren, daß er meine Unſchuld vernehme! — Während ſie ſo bat, ſchien die Gewißheit der Erhörung ihre Züge zu verklären, ja, die umſtehende Menge, die ſie kannte und liebte, das Wunder zu erwarten. Das Mädchen erhob ſich, trat mit raſchen Schritten auf den todten Geliebten zu; Guſtav, rief ſie, höre mich! und in dieſem Augenblicke hob ſich die Bruſt des Ertrunkenen fühlbar unter Malkolms Händen, ein Strom von Waſſer ſtürzte aus ſeinem Munde, und er ſchlug die Augen auf.

Ein lauter Jubel erſcholl von allen Seiten, aber das Mädchen kniete nieder in ſtillem Gebete, während die Thränen ſtromweiſe aus ihren Augen ſtürzten, und Alle, Alte wie Junge, Männer und Weiber, Jünglinge, Mädchen und Kinder, knieten mit ihr und prieſen Gott. Malkolm durfte ſeine Bemühungen noch nicht aufgeben, die eben jetzt am wichtigſten waren; aber er fühlte es, wie auch ſeine Wangen Thränen benetzten. Allmälig erholte ſich der Ertrunkene, und Sinclair, der ſtillſchweigend aus der Ferne den Auftritt betrachtet hatte, drang nun auf die Fortreiſe. Aber vergebens, Malkolm blieb. Der Wiedererwachte ward vorſichtig nach der nächſten Wohnung gebracht. Malkolm reichte dem erfreuten Mädchen, die wie eine Heilige verehrt, von den Bekannten mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtet wurde, die Hand und führte ſie; und nicht eher gelang es Sinclair, ihn fortzubringen, als bis der Wiederbelebte ſein völliges Bewußtſein erhalten, bis er das Wunder der reinen Magd, die er ſo ſehr verkannt, erfahren, bis er den Bruder erkannt hatte, der ſeine thörichte Eiferſucht veranlaßte, bis er in den Armen des Mädchens lag.

Der Tag war faſt vergangen, und als nun endlich Malkolm den dringenden Bitten des ungeduldigen Begleiters nachgeben mußte, — er ſchien es noch immer ungern zu thun — wandte er ſich an den ermatteten Jüngling, der, auf einem alten Lehnſtuhle ſitzend, zwiſchen Beſchämung und Freude ſchwebend, das glückliche Mädchen anblickte. Glaubſt Du, Guſtav, von mir unterſtützt, die nächſte Kammer erreichen zu können? fragte Malkolm freundlich. Gewiß, antwortete Guſtav und verſuchte es, ſich aufzurichten; aber er war noch zu ſchwach. Die Anweſenden merkten, daß Malkolm das Brautpaar allein zu ſprechen wünſchte, und entfernten ſich; Sinclair folgte brummend. Malkolm forderte Dinte und Feder, und riß ein Blatt aus ſeiner Schreibtafel. Marie, ſagte er, nachdem er einige Zeilen geſchrieben und unterſiegelt hatte, bleibe Gott, wie Deinem Geliebten treu, und der letzte wird Dich lieben, der erſte beſchützen, wie er Dich jetzt erhört hat. Du biſt arm, wie ich gehört habe, hier haſt Du einen kleinen Brautſchatz. Wenn Guſtav dieſes Blatt an das genannte Handlungshaus abgiebt, erhält er die angeführte Summe. — Er wollte ſich nun ſchnell entfernen, aber Guſtav bat ihn dringend, zu bleiben. Er hatte das Blatt geleſen, und erſchrocken über die Größe der Summe, rief er: Es iſt zu viel, Herr! Die Hälfte reicht hin, um ein Boot zu kaufen und die Hütte meines verſtorbenen Vaters zu flicken, auch ich brachte eine kleine Summe mit. Man darf wohl die Güte braver Männer benutzen, und es iſt ſo wohlthuend, zu nehmen, wie zu geben, was reine Liebe uns ſchenkt, aber über die Gebühr dürfen wir nicht nehmen. Sie haben mich gerettet, daß ich nicht als ein Selbſtmörder vor Gottes ſtrengem Richterſtuhle erſcheinen darf, ſetzte der verſtändige Jüngling hinzu, der auf ſeinen Reiſen die Rettungsmittel für Ertrunkene kennen gelernt hatte. Ich nicht, nein, ſo wahr Gott lebt, er hat Dich gerettet, unterbrach ihn Malkolm mit Wärme, er, durch das Gebet Deiner Braut. O, höre nie, nie auf, das zu glauben! Die Summe iſt nicht zu groß; ich weiß wohl, was zu einer bequemen Einrichtung gehört, und ich gebiete Euch, ſie zu behalten. — Er riß ſich nun los und eilte Sinclair nach.

Zwiſchen den rauhen, kahlen, unbewohnten Felſen ritten nun Beide neben einander weiter; ſie ſahen ſich genöthigt, das Meeresufer zu verlaſſen und die ganze Nacht durch die Reiſe fortzuſetzen, um Mo zu erreichen. Aber die Nacht war hell, und die Stille, mit der öden Umgebung übereinſtimmend, ſchien faſt etwas Magiſches zu haben. Lange ritten ſie ſtumm neben einander, Sinclair war verdrießlich, und Malkolm, noch immer innerlich mit dem Ereigniſſe beſchäftigt, welches ihn ſo tief bewegt hatte, erwartete ruhig, daß er ſprechen ſollte. Hier haben wir nun eine ganz vollſtändige Legende, begann der Erſtere endlich, in allen Theilen ſo ausgebildet, wie möglich, mitten in unſerm guten proteſtantiſchen Schweden; eine allerliebſte Heilige, die ſich kühn darauf berufen durfte, daß wenigſtens der Letzte, der ſie beſuchte, ein Bruder war; ein Geliebter, der erſt erweckt, und dann ſo vollkommen überzeugt und getröſtet ward, daß die Frau für die Zukunft völlig ruhig ſein kann und wenig Mühe haben wird, bei jedem andern noch ſo zweifelhaften Zufalle den guten Mann zu beruhigen. Und damit der Mönch bei dieſer Wundergeſchichte nicht fehlt, giebt ſich mein verſtändiger Freund dazu her, dieſe Rolle zu ſpielen; ja, wenn ich nicht irre, hat er die ganze Farce erſt ausgebildet und ihr die wahre Rundung gegeben. Er ſtellt ſich ruhig hin, wendet die verſtändigſten Mittel an und konnte des Erfolges ſo ſicher ſein, wie die neapolitaniſchen Pfaffen, wenn ſie das Blut des heiligen Januarius in den Händen erwärmen; aber er iſt der Erſte, der: Wunder! ſchreit und das blödſinnige Volk in ſeinem Aberglauben unterſtützt, ja, ſo unkenntlich erſchienſt Du mir in dieſem Augenblicke, daß ich Mühe hatte, den verſtändigen, nie zu täuſchenden Freund wiederzuerkennen. — Dein Vorwurf, erwiederte Malkolm, rührt mich wenig; aber ich möchte doch wiſſen, ob dieſes unerwartete, in ſeinem Zuſammenhange in der That wunderbare Ereigniß keinen andern Eindruck in Deiner Seele hinterließ, als den, der aus Deinem Spotte ſpricht, ob kein anderes Gefühl in Dir entſtand? Gefühle, rief Sinclair ungeduldig, ſind, wenn ſie nicht beherrſcht werden, ſchlechte Begleiter eines verſtändigen Mannes, ſie dürfen uns nie leiten, und wo der Verſtand eine Albernheit entdeckt, müſſen ſie ſchweigen. Ich dächte, nahm Malkolm ruhig das Wort, eben der Verſtand ſollte ein Ereigniß der Art nicht zerreißen, nicht willkürlich ein Einzelnes herausheben und den lebendigen Zuſammenhang vernichten. Es leidet keinen Zweifel, kamen wir nicht zur rechten Zeit, dann wäre der arme Guſtav wirklich geſtorben. — Trotz aller Gebete! rief Sinclair heftig. Allerdings, fuhr Malkolm gelaſſen fort, aber wir kamen, erſchienen eben noch zur rechten Zeit, und ohne unſere Hülfe hätte das Ereigniß, wie es ganz und vor unſern Augen ſich entwickelte, gar nicht ſtattgefunden. Eben in dem Momente, als Alle, auch ich, jede Hoffnung aufgaben, trat das erſchütterte Mädchen hervor. Ich war erſchöpft, hoffnungslos, ungeduldig; ihre zuverſichtliche Unſchuld, ihr ergreifendes Gebet durchdrang, belebte, erwärmte mich. Ja, Sinclair, warum ſoll ich es läugnen, ich fühlte, daß eine höhere Hand meine That heiligte, leitete, ſtärkte; unwillkürlich klang das Gebet des Mädchens in meiner Seele nach, es ward mein eignes, ich bat, ich flehte, wie ſie; da regte, da hob die Bruſt ſich unter meinen Händen, der erſte, ſchwere Athemzug drang mühſam hervor, und ich nenne es Erhörung, ich finde keinen andern Namen für das Gefühl, das mich wie ein heiliger Schauer durchdrang. — Malkolm, rief Sinclair unwillig, nimm die Tonſur, wickle Dich in eine Kutte — wer ſind wir, wenn ein ſo natürliches, ſo unbedeutendes Ereigniß die Grundſätze eines Mannes erſchüttern kann! — So unbedeutend ſcheint es Dir? Berührt es doch eine Region, die, ſo ſehr wir uns auch von ihr abwenden mögen, die tiefſte des Daſeins iſt. Vor uns liegt eine weite Felſenöde, die Sonne iſt ſchon lange unter den Horizont geſunken, auch ihre Strahlen gehen an unſerm Auge vorbei nach jener unendlichen Höhe und ſenden uns von da ein mildes Dämmerlicht. Wie oft ſcheint mir das ganze Leben und Treiben, mein eignes, wie fremdes, ſo gering, ſo nichtig, die Welt dieſer Oede ähnlich; Alles, was einen Werth hat, nicht wie ein Einheimiſches, nein, wie ein Verirrtes, wie jenes Dämmerlicht, wenn es uns die erſtarrten kahlen Felſen ſichtbar macht. Es giebt Augenblicke, in welchen ich mich nach der nahen Morgenröthe ſehne, in welchen ich den kalten Schauer fühle, der ihre Annäherung verkündigt, in welchen das immer nach Außen ſtrebende, ringende, in ſich zuſammenrinnende Gefühl zu Thränen wie Thautropfen erſtarrt. Wenn doch endlich einmal der Strahl Dein Auge träfe, Dein Herz erwärmte! ſo läßt ſich ein ſehnendes Gefühl tief aus dem innerſten Abgrunde meines Geiſtes vernehmen; es iſt mir dann, als müßte die Sonne erſcheinen, als wäre der höchſte, heiligſte Moment meines Daſeins ganz nahe — aber ſie erſcheint **nicht**, die Strahlen berühren mein Auge nicht, nur die nächtliche Erleuchtung blickt trübe und kalt aus unendlicher Ferne mich an. So öffnen jene Nachtblüten, aus einer fernen Heimat, aus einer wärmeren Sonne, in deren Nähe ſie zu blühen beſtimmt waren, nach dem kalten Norden verſetzt, um Mitternacht ihre Kelche! — Sinclair blickte den Freund mit Erſtaunen an, als glaubte er einen Andern zu ſehen; aber er ſchwieg, und Malkolm fuhr fort: Ich will Dir's nicht verbergen, mehr noch, als die Schönheit, mehr noch, als die ſeltene weibliche Bildung, zog mich die tiefe, ungeheuchelte Religioſität Mathildens zu ihr hin. Es war mir lieb, daß es ein Heiliges gab, was ihr höher ſtand, als unſere Liebe; ich fühlte es, daß dieſe einer höhern Beſtätigung bedurfte. Ich bin Zeuge ihrer ſtillen Gebete geweſen, ich habe es erlebt, wie ſie mit Zuverſicht ruhte in den Händen des Allerbarmenden, dem Kinde ähnlich, das ſorgenlos die Mutter anlächelt; ich ſah, wie in jener grauenhaften Nacht, deren Dunkel uns noch drohend umgiebt, aller Schauder des Verbrechens wie durch einen Zauber entwich, als ſie einen Seufzer ausſtieß, der tröſtende, rettende Engel herbeizurufen ſchien, um ihr Hülfe zu bringen. Nie iſt ſie anmuthiger, als wenn ſie, in Andacht verſunken, einer andern, einer tiefern Liebe angehört; dann iſt es mir manch Mal, als träte nun das Höchſte und Heiligſte mir nahe, mich zu weihen, dann durchbebt mich oft ein banges Gefühl, als verdiente ich ſie nicht, als wäre es eine Entweihung, daß ſie ſich mir ergab, in meinen

Armen ruhte. Denn ich fühle es, ich weiß es, dieſe Welt iſt mir verſchloſſen; das Chriſtenthum iſt weiblicher Art, es fordert willenloſe Reinheit, aber der ſtarke, reine Wille ſchuf den Mann. — Er ſprach das Letzte entſchieden, ja, hart, und die Milde, die ſeiner Rede bis dahin etwas Fremdartiges gab, war verſchwunden. — Selbſt damals, als chriſtlicher Aberglaube das ganze Menſchengeſchlecht beherrſchte, fühlten die Helden, die Mächtigen, daß ſie nicht für das Beten und Singen erſchaffen waren, und dennoch glaubten ſie, und ließen Pfaffen und Weiber für ſich beten. Ich konnte auch einmal beten, ich rang nach Erhörung und glaubte an ſie, es war die Milch einer frommen Mutter, die das ſäugende Kind genoß und wobei es gedieh; aber die Welt rief mich, und ich erkannte, wie nur die eigne That dem Manne ſeine Bedeutung, der eigne Gedanke dem Geiſte ſeine innerſte Wahrheit ſchenkt. Was in dem Weibe durch das Gefühl, durch die Hingebung ſich kund giebt, ſoll als innerſter Gedanke, als ſtarker Wille ſich im Manne zuſammenfaſſen, daß es Geſtaltung, Halt, Wirklichkeit gewinne. Der Aberglaube der Vorzeit konnte dieſes Urſprüngliche nicht verdrängen, und jetzt — Du haſt Recht, unterbrach ihn Sinclair, der nun freier athmete; dieſer Aberglaube iſt endlich auf immer verſchwunden; wir forſchen, ſtatt blind zu glauben, wir handeln und beten nicht länger. Wenn das Gebet die Frauen reizender, anmuthiger, vor Allem geduldiger und gehorſamer macht, obgleich das Letztere wohl ſehr ſelten ſein mag, warum ſollen wir es nicht dulden; aber ich möchte lieber das Spinnrad drehen, — es war doch einmal eine herkuliſche That — als jenen ſeufzenden Kreaturen ähnlich ſein, die unter allen widerwärtigen Sorten der Menſchheit mir von jeher die fatalſte war. Alles, was vornehm geiſtig iſt, hat ſich gegen dieſen platten Aberglauben erklärt; die Pfaffen ſuchen ihn zu modeln und zuzuſtutzen, um ſich zu erhalten, damit er doch ein erträgliches Anſehen gewinnt, und haben ſo lange daran gehobelt, daß die letzten Bänder bald reißen werden. Auch gut, ſo ſtürzt dieſer Koloß in ſich zuſammen, daß die verwunderte Nachwelt die Stätte ſuchen muß, wo er ſtand, und über die bizarren Ueberreſte lächeln wird. Die Zeit hat das Chriſtenthum gerichtet, die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. —

Wir dürften, begann Malkolm wieder, weiter von einander entfernt ſein, als Du glaubſt. Deinen letzten Ausruf hörte ich oft. Wenn man doch nur wüßte, was man meint, indem man ſo ſpricht. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht — wie wahr, es iſt das tiefſte Wort, was je geſprochen wurde. Alſo wird die Welt gerichtet, und die Geſchichte hat die richtende Gewalt! Sind die Akten geſchloſſen, daß Du das Endurtheil erkennſt? Haſt Du es geſehen, Brief und Siegel: kund und zu wiſſen männiglich? Wir Thoren! Dauern die Verhandlungen nicht noch fort, ſind wir, in der ſeltſamſten Miſchung, die ihren Spott mit uns treibt, nicht ein Theil der Geſchichte, ja, bilden wir ſie nicht? — Um zu richten? Nein, Blödſinniger, um gerichtet zu werden. Löſe mir den Knoten, wenn Du es vermagſt. Das Chriſtenthum wäre gerichtet? Iſt es nicht noch da, erfüllt es nicht tauſend Herzen? Ich ſah es die Edelſten veredeln. Jener wunderbare mythiſche Punkt in der Mitte der allmächtigen Geſchichte, jener unerklärbare Anfang, als die alte Welt in Trümmer fiel, wie er ſich ausgebildet hat durch ſo viele Jahrhunderte, wie er ſich aller Gemüther bemeiſterte, ſie irre leitete, verwirrte und dennoch mächtig geſtaltete, wäre nun verſchwunden? Welche Gewalt hat dieſe verdrängt? Euer Spott, Eure bewundernswürdige Weisheit, die ſich in Albernheit verkehrt, wenn ſie ihre innerſten Geheimniſſe enthüllen will? Ich haſſe, ich verachte das Viertel-Achtelchriſtenthum, mit ſeinen Worterklärungen und Commentarien, mit ſeinen Philoſophemen und Moralien; das wirkliche, geſchichtliche, ſtand mir einmal näher, iſt mir fremder geworden, und ich weiß es, ich muß mich ganz hingeben oder gar nicht. Dennoch iſt dieſes Ferne, dieſes Fremde mir nahe, oft zum Erſchrecken, ich glaube es zu verſtehen, wenn Mathilde in Andacht verſinkt, es mahnt mich, wenn ich es am wenigſten erwarte. Es war eine ſchöne Zeit, — noch liegt ſie mir nicht ſo ferne — als ich an der Seite der treuſten Freunde lebte, als ich erwartungsvoll in die Welt blickte; da war mein jugendliches Herz noch rein, und jener Glaube, der mir fremd, unverſtändlich geworden iſt, ſchien mir damals ſo natürlich! — Laſſen wir dieſes Geſpräch, ſagte Sinclair, dort kündigt ſich die Sonne an, die in der That alle Morgen zum Vorſchein kommt und uns nie geäfft hat; ich fühle den heiligen Schauer ihrer Nähe, fuhr er fort und hüllte ſich ſorgfältig in ſeinen Mantel. Malkolm ſchwieg und empfand vielleicht nie tiefer, wie fremd der Mann ihm war, den er ſeinen Freund nannte. —

Sinclair reiſte; Thorgreen lebte nun fortdauernd als Freund und Verwandter mit Malkolm, und die Gewohnheit, die uns ſo viele Schwächen erträglicher macht, ſtumpfte allmälig das Gefühl für manches Geringe, Abſtoßende in ſeinem Charakter ab. Er wußte dieſe Mängel mit großer Klugheit zu verheimlichen, er ließ ſich erſt nach und nach gehen, und ohne allen Zweifel würde Malkolm einen Menſchen, der ſich, wie er nach jahrelangem Umgange, benahm, entſchieden von ſich entfernt haben, wenn er ihm anfänglich ſo entgegengetreten wäre. Aber Thorgreens unabläſſiges Studium war Malkolm, er kannte ihn ganz. Am vertrauteſten war er mit allen jenen Eigenheiten, die ſich deſto entſchiedener ausbilden, je weniger wir auf ſie achten; die, wenn ſie unbemerkt und wie ohne Abſicht geſchont werden, eine Anhänglichkeit erzeugen, welche deſto tiefer iſt, weil ſie faſt inſtinktmäßig entſteht und ſich mit unſerm Daſein verwebt. Erſt erſcheint uns ein ſolcher Menſch bequem, dann immer angenehmer, zuletzt wird er unentbehrlich. Eben geringe Naturen verſtehen dieſe Art, ſich einzuſchmeicheln, am beſten, treiben dieſes Studium am gründlichſten, und iſt es gleich oft ein Beweis der innigſten Treue und Liebe, wie bei alten Dienern, die dadurch mit ihren Herren und Gebietern wie zuſammenwachſen: ſo iſt es doch auch nicht ſelten mit der verwerflichſten Selbſtſucht, ja, mit Haß und Widerwillen, mit fortglimmender Rache gepaart, die heimtückiſch den Augenblick ablauert, in welchem ſie das blind vertrauende Opfer erwürgen kann. Ein Menſch, wie Thorgreen, konnte auf dieſe Weiſe ſich die Zuneigung eines edeln Mannes erſchleichen, während ſeine gemeine Natur Andern Widerwillen einflößte. So vergingen Jahre, und der Zeitpunkt näherte ſich, in welchem wir den unglücklichen Malkolm an dem gefährlichen Wendepunkte ſeines Schickſals fanden. Cederſtröm ſah den verblendeten Freund an der Seite Thorgreens, der ihm von Anfange an widerwärtig erſchien; er hatte ſchon ſo Manches von ihm gehört, ſeine Liebe zu Malkolm veranlaßte ihn, genauer nachzuforſchen; aber alles, was er erfuhr, war zwar hinlänglich, um ſeinen Verdacht zu beſtärken, aber nicht hinreichend, das alte Vertrauen zu erſchüttern, welches ſich Jahrelang gebildet hatte.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Sechzehntes Bändchen.

Novellen

von

Henrich Steffens.

Geſammt-Ausgabe.

Sechzehntes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1838.

A D
BIBL UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Malkolm.

Eine norwegiſche Novelle

von

Henrich Steffens.

Viertes Bändchen.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1838.

A D
BIBL.UNIV
MONAC.

Eine kleine Stadt in den ſüdlichen Provinzen von Schweden war in unruhiger Bewegung. Man ſah die Einwohner mit geſpannter Neugierde auf den Straßen in kleinen Gruppen ſich verſammeln. Alte Frauen ſteckten die Köpfe zum Fenſter hinaus und winkten den Vorübergehenden; Einzelne ſprachen leiſe, während Andere ſich laut äußerten, und allerlei Vermuthungen und Anſichten der begierig zuhörenden Menge aufzudringen ſuchten. Immer größer wurden die Schaaren, welche zur Verwunderung der Einwohner aus der Umgegend nach der Stadt eilten. Von der Landſtraße her eilten mehrere Reiter in Eile herbei, und jetzt hoben ſich alle vereinzelten Gruppen auf, von allen Seiten ſtrömte die Menge herzu, aus den Häuſern ſtürzten die Wenigen, die arbeitend in den Stuben geblieben waren, heraus; Männer und Frauen verſammelten ſich um die Reiter. Sie kommen, riefen dieſe, ſie kommen! Wir ſahen die prächtigen Equipagen von dem Berge herunterrollen und eilten zurück, es Euch zu verkündigen. —

Dicht an dieſer Stadt lag ein altes Schloß, welches in den frühern Epochen der ſchwediſchen Geſchichte keine unbedeutende Rolle geſpielt hatte. Hiſtoriſche Erinnerungen, oft furchtbarer Art, knüpften ſich an die verfallenen Gemächer, an die grauen Thürme, an die Umgebungen des Schloſſes. Ein Kaſtellan bewohnte einige kleine Zimmer in einem vorderen Gebäude, nahe dem großen, verfallenen Thore; aber ſeit langen Jahren lag das Schloß wüſt, die Mauern drohten hier und da einzuſtürzen, die Thüren klapperten, wenige ſchloſſen; die meiſten Fenſter waren zerſchlagen und mit Brettern vernagelt; den großen Hof bedeckte üppig wucherndes Gras, deſſen ſchwankende Halme ſich allenthalben zwiſchen dem aufgeriſſenen Steinpflaſter hervordrängten.

Vor einigen Tagen war ein reitender Bote zu dem Kaſtellan gekommen. Man ſah dieſen gleich nach dem Empfange ſich eilig nach der Stadt begeben, Handwerker wurden herbeigerufen, um mehrere Säle in dem mittlern Geſchoſſe, die ſich noch einigermaßen erhalten hatten, eilig einzurichten. Die alten Tapeten wurden abgeſtäubt, die Fenſter gereinigt, die Schlöſſer der Thüren in Ordnung gebracht und die verfallenen Treppen ausgebeſſert; auf dem Hofe ſtellte man das Pflaſter wieder her, und aus dem ganzen Schloſſe wurden die wenigen Stühle, die noch brauchbar waren, nach den Sälen gebracht, ein großer Tiſch aber, der einigermaßen haltbar ſchien, in den einen Saal verſetzt.

Vergebens ſuchte man den Tag über den Kaſtellan auszuforſchen. Er eilte von einem Handwerker zum andern, trug jedem ſein Geſchäft auf, verſprach für gute und ſchnelle Arbeit erwünſchten Lohn, beantwortete aber keine Frage. Als er nun des Abends, dies Mal eine Stunde ſpäter, in der Schenke des Städtchens, ſeiner Gewohnheit gemäß, erſchien, hatte ſich dort eine ungewöhnlich große Menge der Einwohner verſammelt. Der Kaſtellan forderte ſeinen Trunk, warf ſich ermüdet in einen Lehnſeſſel, und betrachtete die neugierig herumſtehenden Gäſte mit einer wichtigen Miene und nicht ohne Schadenfreude. Als er gegen ſeine Gewohnheit ſtillſchweigend daſaß, bedächtig das ſchäumende Bier betrachtete, mit den Fingern auf den Tiſch klopfte, und wie nachſinnend und bedenklich einige unverſtändliche Worte murmelte, wagte ſich anfänglich Keiner an ihn. Der Schloſſer endlich, der rüſtig an den Schlöſſern gearbeitet hatte, trat keck auf ihn zu. Was das wohl zu bedeuten hat, ſagte er, lebe ich doch nun ſeit meiner Kindheit hier, aber nie habe ich gehört, daß man ſich um das alte Schloß bekümmert hat; es muß im Lande etwas ganz Beſonderes vorgehen. Meint Ihr? antwortete der alte Kaſtellan, trommelte auf dem Tiſche fort und that, als drückte ihn ein entſetzliches Geheimniß. Lange ſuchte man vergebens ihn zur Sprache zu bringen, da trat Holter, der Tauſendkünſtler des Orts, hervor. Er war weit umhergereiſt, in Berlin, Petersburg, Hamburg und Norwegen geweſen; in's Geheim heilte er Wunden, verbeſſerte Uhren, kittete zerſchlagenes Porzellan mit Geſchick zuſammen, machte bei Gelegenheit Hochzeitgedichte, beklagte und lobte die Hingeſchiedenen in kläglichen Reimen, und raſirte den Reiſenden, der unglücklich genug war, in eine ſchwediſche Stadt zu gerathen, ohne ſich ſelbſt dieſen Dienſt erweiſen zu können oder einen raſirenden Bedienten mit ſich zu führen. Oft pflegte Holter auch noch bedeutende Wanderungen anzuſtellen, ohne daß man wußte, wo er geweſen war, oder was er während der Zeit getrieben hatte, und ſo ruhte etwas Geheimes auf ſeinem ganzen Weſen, welches die Einwohner auf mancherlei ihm nicht günſtige Vermuthungen brachte. In der That erzählte man viel Verdächtiges von ihm, und obgleich er in Geſellſchaft heiter und unbefangen, ja, gutmüthig und wohlwollend erſchien, obgleich er durch Scherze, Poſſen und Erzählungen Jeden zu beluſtigen ſuchte, ſo daß er von Allen gern geſehen, bei jeder Gelegenheit geſucht ward, gelang es ihm dennoch nie, das Vertrauen der Einwohner zu erwerben. Er lebte ſeit drei Jahren in dieſer Stadt, ernährte ſich und eine alte Mutter redlich, man konnte ihm nichts Böſes nachſagen; aber er wich immer aus, wenn man ihn genauer erforſchen wollte, und die unbefriedigte Neugierde würde ſich in Haß verwandelt haben, wenn er nicht gewußt hätte, ſich durch ſeine ſtets heitere Laune, durch ſeinen fröhlichen, hülfreichen Sinn und durch ſeine Geſchicklichkeit unentbehrlich zu machen.

Als der Kaſtellan ſtumm blieb, ohne auf die immer heftiger in ihn dringenden Fragen zu achten, näherte ſich Holter der neugierigen Menge. Ihr Thoren, ſagte er, wie könnt Ihr glauben, daß der gute alte Mann mehr wiſſen ſollte, als Ihr wißt. Er iſt der Hüter der alten Ruine und hat den Befehl erhalten, die Säle eilig in Ordnung zu bringen und alle die Anſtalten zu treffen, die Euch ſo bekannt ſind, wie ihm, weil er Eure Hülfe nicht entbehren kann. Das iſt Alles. Man wird ihm eine Zeit beſtimmt haben, innerhalb welcher Alles zu Stande gebracht ſein muß. Dieſes wichtige Geheimniß mag er für ſich behalten. Aber iſt hier ein Staatsgeheimniß im Spiele, dann glaubt mir, ihn werden die Herren nicht zu ihrem Vertrauten machen, und wenn ſie ſich hier verſammeln, wird er davon eben ſo überraſcht ſein, wie Ihr. — Holter hat Recht, riefen die Umſtehenden, wir ſind thöricht, daß wir uns an den Alten, der ſo wichtig thut, wenden, er weiß nicht mehr, als wir. Der Kaſtellan ward, als er Holter ſo reden hörte, ſichtbar unruhig, ſeine Geſichtszüge bewegten ſich heftig, und er ſchien innerlich mit ſich ſelbſt zu kämpfen; als aber nun die Menge höhnend mit einſtimmte und ſich lachend von ihm entfernte, vermochte er nicht mehr ſich zu beherrſchen. Wenn Ihr Donnerſtag Morgen, etwa um neun Uhr, zwölf ſchöne Equipagen mit ſtattlichen Pferden von dem Berge herunterrollen und in das Schloß hineinjagen ſehen werdet, dann mögt Ihr am beſten beurtheilen, ob ich beſſer unterrichtet bin, als das thörichte, neugierige Volk! rief er, ſprang auf, bezahlte brummend und verließ den Gaſthof. Man ſah ihm gaffend nach, und jetzt erwartete das Städtchen mit unruhiger Neugierde den herannahenden Tag. Aus dem Kaſtellan war nichts herauszubringen; er drang in die Arbeiter, daß ſie fleißig arbeiten ſollten, aber er wich ſorgfältig jeder Frage aus, und in der Schenke erſchien er nicht wieder. Aber von jetzt an ward von nichts geſprochen, als von der bevorſtehenden Begebenheit, ſie beſchäftigte alle Zungen, die abenteuerlichſten Vermuthungen durchkreuzten ſich. Am meiſten ſetzte Holter die Einwohner in Verwunderung; er war den Tag nach dem Geſpräche in der Schenke verſchwunden und erſchien Mittwoch wieder, um ſich in ſeiner kleinen Wohnung einzuſchließen. Einige Frauen, die ihn bei ſeiner Zurückkunft entdeckt hatten, wollten bemerkt haben, daß er höchſt unruhig, ja, blaß und verwirrt ausſah. War er von der Beſchaffenheit der geheimen Verſammlung unterrichtet? Sollten jetzt Verbrechen zum Vorſchein kommen, an welchen er Theil genommen, vielleicht Verſchwörungen entdeckt ſein, in welche er verwickelt war? Man konnte es nicht unterlaſſen, ihn mit der bevorſtehenden wichtigen Begebenheit in Verbindung zu bringen; man betrachtete ſein ſtilles, verſchloſſenes Haus mit einer Art Schauder und wunderte ſich, daß die Obrigkeit auf ſo verdächtige Anzeichen nicht zu achten ſchien. Die Meiſten triumphirten, daß ſie hinter der luſtigen, fröhlichen, unbefangenen Außenſeite den gefährlichen, verſteckten Menſchen erkannt hätten, Wenige bemitleideten ihn.

Endlich war der Donnerſtag da. Schon vom frühen Morgen an bewegten ſich alle Einwohner untereinander; die Uhr ſchlug eben neun, als die Nachricht kam, daß man die den Berg herunterrollenden Wagen wahrgenommen, genau, wie es der Kaſtellan verkündigt hatte; man war in dieſem Augenblicke geneigt, ihm eine viel tiefere Kunde zuzutrauen. Ja, der Alte iſt ſchlau, ſagte eine Frau, er weiß mehr, als man meint, mehr, als der junge Galgenſtrick denkt, und wer weiß, ob er nicht auch ihn und ſeine verborgenen Thaten längſt durchſchaut hat, aber er verſteht zu ſchweigen. Man pries die Stadt glücklich, daß in ihrer Mitte ein ſo bedeutender Mann wohnte, der das Vertrauen der Mächtigen beſaß und verdiente. Die Vermuthung, daß dieſe Begebenheit mit den noch nicht geordneten Verhältniſſen zwiſchen Schweden und Norwegen in irgend einer Beziehung ſtehen müſſe, war ziemlich allgemein, und die Furchtſameren flüſterten ſich Manches zu, während die Kühneren laut ihre Meinungen gegen die Anweſenden ausſprachen. Das unruhige Murmeln vermiſchte ſich mit den lauten Geſprächen, als auf einmal der Ruf ertönte: Sie kommen, ſie kommen! und eilig von Mund zu Munde ging. Jede Unterhaltung verſtummte, in ſtiller Erwartung hatten alle Einwohner ſich bald in der Hauptſtraße, die zum Schloſſe führte, aufgeſtellt, und aus allen Fenſtern blickten, dicht an einander gedrängt, die geſpannten Zuſchauer. Es war klar, daß das wenig bevölkerte Städtchen allein keine ſo große Menge zuſammenbringen konnte. In der That hatte ſich das Gerücht ſchnell in der ganzen Gegend verbreitet, und aus der nächſten Umgebung ſtrömte Alles der Stadt zu. Schon mit Sonnenaufgang waren ſie da, lagerten aber auf der Landſtraße und ſtürzten in die Stadt hinein, als ſie den verhängnißvollen Zug ſich nähern ſahen.

Die zwölf Wagen rollten, wie der Kaſtellan geſagt hatte, mit ſtattlichen Pferden, reich gallonirten Bedienten, durch die Straßen nach dem Schloſſe zu, und die vornehmen Herren ſchienen mit Erſtaunen, ja, wie man zu bemerken glaubte, mit Unwillen die Menſchenmaſſe wahrzunehmen, die offenbar von ihrer Ankunft unterrichtet ſein mußte. Einige Einwohner, die ſich dicht an das Schloßthor geſtellt hatten, hörten, wie der Kaſtellan herbeigerufen wurde, wie der erſte Herr, der einen Stern trug, ihn drohend anredete und beſchuldigte, das Geheimniß ihrer Ankunft verrathen zu haben. Der Kaſtellan war äußerſt beſtürzt. Zugleich mit dieſer anſehnlichen Geſellſchaft war Malkolm in einer eignen, glänzenden Equipage eingetroffen. Als die Herren, geführt von dem über den erhaltenen Verweis ganz erſchrockenen Kaſtellan, vor dem in Eile eingerichteten Saale angekommen waren, öffneten ſich die Flügelthüren, ſie traten mit Malkolm ein, und die Thüren wurden hinter ihnen wieder ſorgfältig verſchloſſen.

Malkolm entfernte ſich auf einen Wink von den verſammelten Herren in ein angrenzendes Kabinet, und blieb hier allein, während das Gericht in dem Saale über die Einleitung der bevorſtehenden Unterſuchung berathſchlagte.

Die Verſchwender lieben das Geld nicht weniger, als die Geizigen, die Herrſchſüchtigen die Ehre nicht minder, als die Ehrgeizigen. Jene leben unter Haufen Goldes, als wäre es nothwendige Bedingung ihres Daſeins, wie das Athemholen, wie der Pulsſchlag; dieſe genießen jede Auszeichnung, auch die höchſte, als gebührte ſie ihnen, nie werden ſie durch eine ſolche überraſcht. Verſchwinden aber die Geldquellen des Verſchwenders, verkehrt ſich die allgemeine Achtung, welche der Herrſchſüchtige genoß, in Geringſchätzung, dann droht ihr ganzes Daſein in ſich zuſammenzuſtürzen, und iſt es eine mächtige Natur, ſo erwacht in ihr jene ringende, nächtliche, tragiſche Gewalt, die ſich gegen den Staat, gegen das Menſchengeſchlecht feindlich erhebt, die Theilnahme, Grauen, Entſetzen, oft auch Bewunderung erregt, wo wir ſie tadeln müſſen. Der Habſüchtige, der gemeine Ehrgeizige tritt nie in die Reihe der großen Verbrecher. — Malkolm ſollte jenen furchtbaren Wendepunkt des Daſeins erleben und unterliegen.

Freunde hatten ihn gewarnt, er verſchmähte die Warnung. Mancherlei war geſchehen, was die Aufmerkſamkeit eines ängſtlichen Gemüthes auf ſich gezogen hätte, für ihn waren dieſe Anzeigen verloren, wie für Mathilde. Die Letztere lebte in jener reinen Unſchuld, die keine Auszeichnung fordert, die jede Vernachläſſigung überſieht. Daher war Beiden mancher geſellige Verſtoß, manches jener negativen Zeichen, durch welche die Geſellſchaft uns will merken laſſen, daß ſie ſich ſtillſchweigend zurückzieht, völlig entgangen. Beide erſchienen, während man ſich ſichtbar von ihnen zurückzog, zwar ſelten, aber jedes Mal völlig unbefangen, unter Menſchen, die nicht den Muth hatten, ſie beſtimmt abzuſtoßen, und nicht die Entſchloſſenheit, der öffentlichen Meinung zum Trotz ſich den Verſchmähten zu nähern. Selbſt jenes Mitleid, jenes zarte Gefühl theilnehmender Schonung, mit welchem die Frauen nicht ſelten Mathilde behandelten, blieb von ihr lange ganz unbemerkt, und die Heiterkeit, mit der ſie in dem Kreiſe der Frauen, die ihr Schickſal ſchmerzlich fühlten, auftrat, die feſte Entſchloſſenheit, die ſich in Malkolms ganzem Benehmen ausſprach, wirkte wie ein Zauber auf die Umgebung. Kaum war eine kurze Zeit der ängſtlichen, von Malkolm und Mathilden nicht bemerkten Zurückgezogenheit verfloſſen, ſo hatte auch die Geſellſchaft jede frühere Bedenklichkeit vergeſſen. Die bloße Gegenwart ſchien Malkolm von dem Verdachte zu reinigen; es war, als wenn ein ſicheres Gefühl ihn freiſpräche, als wenn die Frau, deren Schickſal eben ein Gegenſtand des tiefſten Mitleides war, beneidenswerth genannt werden müßte.

Doch dieſer Zuſtand der Verblendung verging bald, und immer deutlicher trat die geſellige Vernachläſſigung hervor. Verhandlungen von Wichtigkeit, die Malkolm anvertraut waren, ſtockten erſt, dann wurden ſie ihm, aus irgend einem ſeichten Grunde, abgenommen; der Reichstag hatte Kommités für bedeutende Unterſuchungen niedergeſetzt, deren thätiges Mitglied Malkolm war, ſie wurden aufgehoben und kurz darauf aus andern Mitgliedern zuſammengeſetzt; man ſchien noch der Form nach ihn ſchonen zu wollen, aber er ſah dennoch ſeine ganze Thätigkeit gelähmt, ſeinen ganzen Einfluß verſchwunden. Plötzlich war ihm der Grund klar, er fühlte, daß er einen entſchiedenen Schritt thun müßte, der ſeine verborgenen Feinde zwänge, hervorzutreten. Deine Herkunft iſt entdeckt, ſagte er ſich, man hat Deine Beſtrebungen für die unglückliche Familie, man hat die Unruhen in Wermeland benutzt, um Dich verdächtig zu machen. Verläumdungen, ich darf es nicht länger bezweifeln, ſind erfunden, die Bewegungen in jener Provinz vielleicht ſelbſt von Deinen Feinden veranlaßt worden. — Noch war Malkolm innerlich ruhig; ja, der Kampf, den er zu beſtehen hatte, ſchien ihn zu reizen. Er fand es noch nicht paſſend, entſchieden hervorzutreten. „Die Tyrannei der Billigkeit,“ jene ſeltſame Zuſammenſetzung aus innerer, ſchonungsloſer Härte und äußerer Milde, jenes Produkt der Schwäche neuerer Zeit, die mehr jede unangenehme Empfindung ſelbſtſüchtig entfernen, als das Opfer ſchonen will, hat Mittel in den Händen, die wirkſamer ſind, als die grauſamſte Tortur — das Fleiſch ſchmeckt uns, aber wir können kein Blut fließen ſehen. Malkolm hatte Muth genug, auch dieſer Tyrannei Trotz zu bieten. Zwar ſtieg, wenn er einſam Alles überdachte, nicht ſelten der heftigſte Ingrimm in ihm auf, zwar lag eine tiefe Verachtung jener ſchwächlichen Mittel feſt in ſeiner Seele, aber er blieb äußerlich kalt, ruhig und entſchloſſen. Endlich hatte er durch Bredahl einen ausführlichen Bericht über die Vorfälle in Wermeland erhalten. Die ſtille Gährung, erfuhr er nun, nahm dort immer mehr zu. Keiner konnte in jener Gegend eine genauere Verbindung zwiſchen Bredahl, dem norwegiſchen Prediger, und Malkolm ahnen; ſo war es jenem gelungen, ohne Verdacht zu erregen, genaue Kunde von dieſen keimenden Unruhen einzuziehen. Er hatte die Bekanntſchaft mehrerer Beamten gemacht; dieſe hatten ihm erzählt, wie die aufgeregten Einwohner über Auflagen, über mancherlei Druck klagten, obgleich man von dieſer Provinz keine neue Abgabe gefordert, ihr vielmehr mit Verluſt für den Staat manche Erleichterung verſchafft hatte. Die thörichten Anſprüche wurden immer heftiger, und man nannte Malkolms Namen immer lauter, Bredahl konnte Namen, Verſammlungsörter der Unzufriedenen angeben, die ihm von der Obrigkeit ſelbſt genannt worden waren. Man hatte ſchon Unterſuchungen eingeleitet, aus welchen es klar hervorging, daß die ſchottiſchen Eingewanderten, wie man ſie nannte, obgleich auf die geheimſte Weiſe, die Urheber der Unruhen waren, die ſich zwar bis jetzt nur in immer häufiger werdenden Klagen äußerten, aber ſchon eine bedenklichere Wendung zu nehmen anfingen. Bereits ſaßen einige Rädelsführer, die Drohungen ausgeſtoßen hatten, im Gefängniſſe, und einer der Beamten hatte mit großer Aengſtlichkeit und als ein tiefes Geheimniß Bredahl anvertraut, daß, ſo ſeltſam es auch ſcheine, es dennoch immer wahrſcheinlicher würde, daß Malkolm in der That das Haupt dieſer Unruhen ſei. Gott weiß, was er dadurch erreichen will, hatte er geſagt, mir ſcheint es, auch jetzt, da ich faſt unwiderlegbare Beweiſe in den Händen habe, unglaublich.

Wenn uns lange Zeit hindurch eine ungewiſſe Lage gequält hat, dann entſteht, indem wir zur Entſcheidung gedrängt werden, ſelbſt wenn dieſe drohend iſt, ein vorübergehendes Gefühl der Beruhigung in unſerer Seele. Die faſt zur Gewißheit geſteigerte Vermuthung, daß eine Unterſuchung gegen ihn in einer ſo gefährlichen Sache eingeleitet werden könnte, beruhigte Malkolm in der That. Schnell beſchloß er, dieſer, wo möglich, zuvorzukommen. Er entwarf ein Schreiben an das höchſte Gericht des Landes, in dem er mit großer Klarheit, Einfachheit und Freimüthigkeit ſeine Herkunft, die Schickſale des unglücklichen Stammes, die Jugendgeſchichte ſeines Vaters darſtellte; in dem er jede Berührung, in welche er bis jetzt mit dieſem Stamme getreten war, was er mit ihm beabſichtigte, ausführlich erwähnte. Er entwickelte dann ſeine politiſche und bürgerliche Stellung, und entfaltete die Gründe, welche ihn bewogen, an das Gericht zu ſchreiben und auf eine gerichtliche Unterſuchung zu dringen. Er müſſe vermuthen, ſchrieb er, daß eine ſolche ſchon eingeleitet würde, daß gefährliche Anklagen gegen ihn ſchon entworfen wären oder es werden dürften; er halte es für ſeine Pflicht dieſem Allem zuvorzukommen. Zwar wäre es ihm nicht unbekannt, daß er durch ſeine politiſche Thätigkeit ſich heftige Gegner zugezogen hätte, aber nie wäre auch nur der Gedanke in ihm entſtanden, daß dieſe ihre Zuflucht zu ſolchen Verläumdungen nehmen, mit ſo unwürdigen Waffen ihn bekämpfen könnten. Eine Abſchrift von Bredahls Schreiben fügte er bei.

Dieſes Schreiben beſchäftigte ihn mehrere Tage, und wie hart auch ſeine inneren Kämpfe ſein mochten, äußerlich erſchien er völlig heiter, er vernachläſſigte keines von den vielen Geſchäften, die die Entfernung von dem Gute und ſeine veränderte Stellung hervorriefen, und Mathilde hatte keine Ahnung von dem Unglücke, welches drohend über ihnen ſchwebte.

Er war eben im Begriffe, dieſes Schreiben völlig zu ordnen, als ein Gerichtsbote erſchien und ihm eine gerichtliche Einladung überreichte. Mit vieler Schonung ward ihm angezeigt, daß ſchwere Beſchuldigungen gegen ihn vorgebracht wären, daß man aber mit Zuverſicht erwarte, er werde im Stande ſein, ſie ſämmtlich zu widerlegen. Aus Rückſicht gegen die Verdienſte, die er ſich erworben habe, gegen ſeine bedeutende bürgerliche Stellung, ſuche das Gericht die nothwendig gewordene Unterſuchung ſo viel, wie möglich, der allgemeinen Aufmerkſamkeit zu entziehen, und es ſei deswegen höheren Orts erlaubt worden, eine Auswahl von bedeutenden Gerichtsperſonen zu einer geheimen Sitzung in einer kleinen Stadt zu verſammeln.

Dieſe war genannt und die Zeit, in welcher man ſein Erſcheinen vor dieſem Gerichte erwartete, beſtimmt worden.

Die Anklage, die beigefügt und von dem Ankläger unterzeichnet war, lautete folgendermaßen:

„Ich, Adam Siogreen, klage den Richard von Malkolm Lilienbladt an:

„Erſtens, daß er, obgleich ihm die Makel, welche „auf ſeiner Herkunft ruhen, wohlbekannt waren, deſſen„ungeachtet dieſe ſeine Herkunft verheimlicht, ſich in „eine der angeſehenſten Familien des Landes eingedrängt, „die Neigung der Tochter zu erwerben, die Einwilli„gung der Verwandten zu erſchleichen gewußt und „auf ſolche Weiſe, wie ein anſteckendes Gift, die Ma„kel ſeiner Herkunft einer ſeit uralten Zeiten fleckenlo„ſen Familie mitzutheilen gewagt hat.“

„Zweitens klage ich ihn an, daß er, anſtatt dieſer „ſeiner Herkunft ſich zu ſchämen, vielmehr ſich ſeiner „Abſtammung rühmt, ja, ſie benutzt hat, um im „Lande gefährliche, hochverrätheriſche Verbindungen an„zuknüpfen. Jener mit Verbrechen aller Art belaſtete „Stamm, der bis jetzt in fernen Bergen hauſte, wäh„rend viele ſeiner Mitglieder auf dem Hochgerichte ge„ſtorben ſind, viele unſere Gefängniſſe ſeit langen „Zeiten gefüllt haben und noch füllen, iſt von ihm

„aus den entfernten, einſamen Gegenden gelockt worden, hat, durch dieſen ſeinen Verwandten aufgemuntert, ſich in fruchtbaren Gegenden angekauft, durch ihn unterſtützt, viele der fleißigen, ehrbaren Einwohner verdrängt. Nachdem ihm dieſes unter der Maske des Wohlthuns gelungen war, hat er ſeinen Einfluß auf die Leute dazu benutzt, die bedenklichſten Gährungen zu erregen, und ich, der Ankläger, habe die unläugbarſten Beweiſe in Händen, daß der genannte Richard von Malkolm Lilienbladt das Haupt der in Wermeland entdeckten, Gottlob, in der Geburt erſtickten Empörungen iſt."

Auch gut, ſagte Malkolm mit einer Ruhe, die den innern Sturm beſchwichtigen ſollte; er betrachtete die Handſchrift und den Namen, der ihm völlig unbekannt war, und verbarg die Anklage ſorgfältig. Kein Menſch erfuhr von ihm den Grund ſeiner kurz darauf erfolgenden Abreiſe. Nur, als er eben wegfahren wollte, dachte er an die Liſt ſeiner geheimen Feinde, die ihn ſo lange im Stillen verfolgten, an die Gefahr, in welcher er ſchwebte, und wie Mathildens Schickſal mit dem ſeinen verbunden war. Soll ſie nichts ahnen? Soll das Entſetzen ſie unvorbereitet treffen? Mathilde, ſagte er, indem er ſie umarmte, ich gehe einen ſchweren Gang, und ſeine düſtre Miene ſprach noch deutlicher, als die wenigen Worte. Was eine andere liebende Frau mit zarter Theilnahme erfüllt hätte, ergriff ſie mit Entſetzen, nie hatte er ſo geſprochen. Malkolm verdammte die Schwäche, von der er ſich hatte überwältigen laſſen, als er ſah, welche Wirkung ſeine Worte hervorbrachten. Erſchrecke nicht, Mathilde, fuhr er fort, indem er ſie mit der gewöhnlichen ruhigen Miene anblickte, ich habe es Dir nicht verborgen, wie höchſt unangenehm es mir iſt, dieſen ſchönen Beſitz aufgeben zu müſſen, wie meine ganze Thätigkeit dadurch gelähmt wird, nun iſt aber manches Andere, recht Kränkende dazu gekommen — man überwindet dieſes, wie ſo Vieles. Es iſt billig, ſetzte er lächelnd hinzu, daß mir das Ungewöhnliche, das ſchwer zu Duldende geboten wird; Wenige können ſo viel ertragen, wie ich. —

Er verließ ſie, aber eine innere Unruhe, eine Angſt, wie ſie Mathilde noch nie gefühlt, ergriff die verlaſſene Frau, die, wir wiſſen es, ſich nicht getäuſcht hatte.

Was iſt das? fragte ſich Malkolm, als er nun, blos von dem treuen Marcus begleitet, der verhängnißvollen Unterſuchung entgegen reiſte, was iſt das? Biſt Du ein Mann? Wie konnteſt Du Dich ſo vergeſſen? War es nicht Dein innerſter Stolz, ja, das Heiligthum Deiner Natur, daß Du alles Erfreuliche gern mittheilteſt, aber mit Deinen Schmerzen allein ſtandeſt? War dieſes Abgeſchloſſene, dieſes tiefe Geheimniß Deines Leidens nicht das Höchſte, wonach Du ſtrebteſt, was Du nach langen Kämpfen erſt mühſam zu erringen vermochteſt? Du haſt Freunde gehabt, die verdienten, es zu ſein, und konnteſt die Qual, welche gewaltſam Dein Innerſtes verzehrte, ihnen verbergen, und jetzt ſuchſt Du Troſt bei einem Weibe? Sie, von welcher Du jeden Kummer zu entfernen ſtrebteſt, um welche Du ein Paradies zu bauen und von dieſem wie ein ſchützender Geiſt jeden rauhen Sturm abzuwehren kämpfteſt, rufſt Du jetzt unmännlich zu Hülfe, da der ſchwerſte Kampf Dir bevorſteht? — Er fühlte ſich in ſich ſelbſt gedemüthigt, wie nie; ja, dieſe Schwäche, die ihn verächtlich machte in ſeinen eignen Augen, beunruhigte ihn mehr, als die verhängnißvolle Unterſuchung, welche ſeiner wartete. —

Wir finden ihn einſam in jenem Kabinette, wo er den Ruf des verſammelten Gerichts erwartete. Er haßte es, ſich mit Reden zu beſchäftigen, die erſt durch die Verhältniſſe beſtimmt werden konnten. Die Entſcheidung lag vor ihm, er war ruhig, und in ſolchen Augenblicken beſonders trat der ganze Trotz des Mannes hervor. Daß eine Klage der Art gegen ihn möglich war, hatte ihn ſchon empört. Der Staat iſt tief geſunken, dachte er, der ſeine beſten Bürger ſo wenig kennt, zu bedauern ſind die Menſchen, wenn nicht zu verachten, die das Spiel einer niedern Kabale werden können. Er blickte faſt heiter zum Fenſter hinaus, überſah die reizende Gegend, den breiten Fluß, das Gebirge, die Wälder, den Himmel, die Wolken, die ſich jagten, und die Sonne wechſelnd enthüllten und verbargen, die Menſchenmenge, welche immer noch unten wogte, und von der hier und da Einer neugierig nach den Fenſtern blickte. Er empfand ein tiefes Mitleid mit dieſen Menſchen, ihrem kleinlichen Treiben, ihrer knechtiſchen Begierde, zu erfahren, was man ihnen zu verbergen ſtrebte. Da ſteht, dachte er, der armſelige Hauſe und wirft die gedankenleeren Augen nach den Wänden, und möchte wiſſen, was hier vorgeht. Drinnen ſitzen die Richter, und dünken ſich weiſe und vortrefflich, ſetzen ſich mit Gravität um den großen Tiſch, das geheimnißvolle Verbrechen zu verhindern und zu beſtrafen. Wiſſen ſie mehr, als die Haufen da unten? Werden ſie mehr erfahren, als dieſe? Ich zweifle. Und hier ſtehe ich, der arme Sünder — eine grandioſe Rolle — weiß ich mehr, kann ich Auskunft geben über das, was mir verborgen iſt, über die Quelle der geheimen Bosheit? Und ſie ſelbſt, die Urheber dieſes tragiſchen Spieles, die unſichtbar zu bleiden verſtehen, wiſſen ſie, was ſie thun? Weiß das die Bosheit je, die blind der Wuth, der Rache, der Hölle dient? Und das iſt das Daſein des Menſchen? Lohnt es der Mühe, für ein ſolches zu leben? Wo Blödſinn, an Blödſinn gereiht, eine verworrene Kette bildet, die an den unendlichen Abgrund des Unſinns geknüpft iſt, wo der Blödſinnigſte der Unſchuldigſte iſt? — Er nahm ein Buch hervor, da er noch immer nicht gerufen ward, es war Childe Harolds Pilgrimage von Byron:

Die Welt — Ich liebte ſie nicht, ſie mich nie,
Ich habe ihrem Peſthauch nicht gefächelt,
Vor ihren Götzen bog ich nicht das Knie;
Die Lippe, ſtarr und ernſt, hat nie gelächelt,
Des Echos Echo bin ich nie geweſen,
Erſchien dem Haufen wie ein fremdes Weſen —

Er las dieſe Zeilen wieder und immer wieder, es ſchien ihm, als wenn ſie das eigentliche Geheimniß ſeiner Natur aufſchlöſſen, als wenn Alles, was ihm je als Liebe und Freundſchaft, als Freude und Wohlwollen durchdrungen hatte, als etwas Ungehöriges ſich plötzlich entfernte, ſo daß nun ſein eigentliches Weſen in aller Härte hervortreten könnte.

Die Thüre öffnete ſich, einer der Richter, ſonſt ſein Bewunderer, trat ein und ſchien erſtaunt, ihn in's Leſen vertieft zu finden. Malkolm mußte ſich faſſen.

Wie er hierher gekommen war, was man von ihm wollte, hatte er faſt vergeſſen. In der That, ſagte er lächelnd, als er das Erſtaunen des Herrn bemerkte, ich war ſo von dieſem Buche ergriffen, daß ich kaum an die ſeltſame Unterſuchung dachte. Er begab ſich in den Saal.

Die Gerichtsherren ſaßen um den Tiſch; dieſelbe Excellenz, die ihm einſt den Major Sinclair zuerſt vorſtellte und ihn beſonders zu protegiren ſchien, präſidirte, der Sekretair ſaß neben ihm, das Protokoll vor ſich. Der Saal war wüſt, ein Sturm, der ſich eben erhob, klapperte mit den Fenſtern, ein großer Baum warf ſeine verwelkten Blätter gegen die Scheiben, und die fliegenden Wolken verbreiteten abwechſelnd bald Helle, bald Dunkelheit in dem Saale. Die alten zerriſſenen Tapeten waren nothdürftig zuſammengeflickt und die unverbeſſerlichen Stellen hinter alte, verräucherte Bilder verſteckt.

Die verſammelten Gerichtsherren ſchienen verlegen, ein jeder blickte vor ſich hin und vermied es, Malkolm anzuſehen, als fürchteten ſie, daß der Anblick ihn verwirren, beſchämen möchte. Aber er ſtand feſt und ruhig da, und warf einen prüfenden Blick auf ſeine Richter. Der Präſident bot ihm einen Stuhl in ſeiner Nähe an; für einen Angeklagten ziemt es ſich, daß er ſteht, ſagte Malkolm; wenn ich freigeſprochen bin, ſetzte er lächelnd hinzu, nehme ich Ihre freundſchaftliche Güte wieder in Anſpruch, jetzt möchte ich nichts annehmen, was auch nur von Ferne einer Gunſt, ſelbſt der kleinſten ähnlich ſähe.

Sie wiſſen, fing der Präſident ſtotternd an, es iſt Ihnen nicht unbekannt, wie ſehr ich Sie ſchätzte, was ich Alles für Sie zu thun gedachte; es muß mich daher überraſchen — er ſtockte — es iſt mir daher ſehr ſchmerzlich, Sie jetzt in eine ſo bedenkliche Sache verwickelt zu ſehen, die — die nun unterſucht werden ſoll. Er ſprach das Letztere ſchneller und mit einer Art von Trotz, hinter welchem er ſeine Verlegenheit zu verbergen ſuchte. Es trat wieder eine Pauſe ein, und Malkolm fixirte ihn mit einem durchbohrenden Blicke, der eine Miſchung von Aufmerkſamkeit und Ironie enthielt, die jenen aus der Faſſung zu bringen drohte. Die übrigen Gerichtsherren ſahen ihren Präſidenten mit Unwillen bei einer ſolchen Gelegenheit ſich ſo unpaſſend betragen. Malkolm ſchwieg, als erwartete er die Fortſetzung der Rede. Wir haben, fing endlich der Präſident wieder an, Alles gethan, um dieſe Unterſuchung den Augen der Welt ſo viel, wie möglich, zu verbergen; wir hatten dem Kaſtellan auf das Strengſte befohlen, den Tag unſerer Ankunft geheim zu halten;

er hat, was er Niemand vertrauen durfte, verrathen und dadurch die Menge von Neugierigen herbeigezogen. Dieſes Benehmen verdient eine ſtrenge Strafe, und wir haben ihn hierher zitirt, um in Ihrer Gegenwart ihm den Verluſt ſeiner Stelle anzukündigen. —

Ich möchte nicht die Veranlaſſung ſein, fing Malkolm an, daß der armſelige Menſch ſeine Stelle verlöre; wenn in einer ſo bedenklichen Lage meine Bitte etwas vermag, ſo würde ich Euer Exzellenz erſuchen, ihm zu verzeihen, um ſo mehr, da ich zwar den Herren für die wohlmeinende Schonung dankbar verpflichtet bin, mein Wunſch aber der wäre, daß dieſe Unterſuchung ſo öffentlich ſtattfinden möchte, als möglich, und ich muß ſehr bedauern, daß ſonſt dankbar anzuerkennende Rückſichten dieſe ſo wünſchenswerthe Oeffentlichkeit verhinderten. Denn was hier unterſucht werden ſoll, betrifft einen Gegenſtand, deſſen Urſprung und wahre Beſchaffenheit kaum in dieſer Sitzung enträthſelt werden wird. Sie ſind hier verſammelt, um die wahre Kenntniß von der Sache erſt zu erlangen, mir iſt ſie, wie ich gleich hier bekennen muß, ein Räthſel, und mein Kläger wird kaum die Neigung haben, die Aufklärungen zu geben, die er allein zu geben vermag. Indeſſen wiederhole ich meine Bitte, daß Sie dem Kaſtellan gütigſt verzeihen. — Während dieſer

Rede hatte der Präſident ſeine Faſſung wieder gewonnen, es ſchien ihm angenehm, daß ein ablenkendes Geſchäft die eigentliche Unterſuchung verzögerte. Der Kaſtellan ward herbeigerufen, ſeine gewiſſenloſe und pflichtwidrige Plauderhaftigkeit ſtreng gerügt. Es war beſchloſſen, Sie zur Strafe Ihrer Stelle zu entſetzen, fügte der Präſident hinzu, nur dieſem Herrn haben Sie es zu verdanken, daß Sie Ihren Dienſt noch behalten. Der Kaſtellan ſchwieg; er fühlte wohl, daß eine jede Entſchuldigung ſeine Richter nur reizen könnte, er ſchlich ſtumm zu Malkolm hin, ſich demüthig zu bedanken, dieſer aber gab ihm gebietend einen Wink, ſich zu entfernen.

Als er fort war, ſchienen die Gerichtsherren eine neue Anrede ihres Präſidenten verhindern zu wollen; ſie blickten Malkolm an, als erwarteten ſie, daß er ſprechen ſollte. Er begann: Ich bin vorgeladen vor dieſes anſehnliche Gericht, mich gegen Beſchuldigungen zu vertheidigen, die theils albern, theils mir völlig fremd ſind. Ich darf vorausſetzen, daß der Kläger mir gegenüber geſtellt werden wird. Wenn ich aber einen Blick auf die hier Verſammelten werfe, entdecke ich keinen, den ich fähig halte, eine ſolche Anklage vorzubringen. Doch, fuhr er fort, indem er mit ſpähendem Auge die ganze Verſammlung durchlief und einen

Menſchen, deſſen Anſehen ihn von den Uebrigen auffallend unterſchied, bezeichnete, dort unten ſitzt ein Mann, gewiß, ich irre mich nicht, Sie ſind der Kläger. Der Präſident winkte dieſem näher zu treten, er ſtellte ſich dem Beklagten grade gegenüber.

Siogreen war ein kleiner Mann mit einem aufgeſchwollenen Bauche und dünnen Beinen. Auf dem kurzen, dicken Halſe ruhte ein mächtiger Kopf, faſt breiter, als lang, unter den ſtruppigen Haaren entdeckte man kaum die breite, gleich über den Augen ſchmal zurückfallende Stirn, die kleinen Augen brannten von einem unruhigen Feuer, die breite Naſe ließ einen unerlaubt weiten Raum zwiſchen ſich und den hängenden Lippen, das kurze Kinn bog ſich aufwärts und war durch eine tiefe Grube von der großen Unterlippe getrennt. Die Wangen hingen ſchlaff herunter, und die ſchmutzige Röthe, hier und da von grauen, haarigen Warzen unterbrochen, gab dem Geſichte eine abſtoßende Widrigkeit. Es lag etwas Lauerndes, Heimtückiſches, vor Allem eine grundloſe Gemeinheit in ſeinen Geſichtszügen. Als nun dieſer Menſch der edeln Geſtalt des Angeklagten gegenüberſtand, konnten die Gerichtsherren freilich das Gefühl, daß er einem Verbrecher ähnlich ſah, der vor ſeinem Richter zittert, konnten ſie den ſtillen Wunſch nicht unterdrücken, daß es einem ſo Bezeichneten nicht gelingen möchte, ihn, der ſelbſt in einer ſonſt ſo demüthigenden Lage die Hoheit, den Adel ſeiner vornehmen Natur zu bewahren wußte, zu überwinden.

Mit den Förmlichkeiten der erſten Fragen blieb Malkolm verſchont, man hatte ſtillſchweigend das dahin Gehörige in das Protokoll eingetragen.

Der erſte Theil meiner Anklage,“ fing Malkolm an, iſt ſo ſeltſam und unverſtändig, daß es ein hohes Gericht beleidigen hieße, wenn ich mich gegen dieſe Beſchuldigung vertheidigen wollte. Mein Vater iſt dem größten Theile der hier Verſammelten bekannt geweſen; Sie wiſſen, daß er als ein armes Kind von dunkler Herkunft, durch einen reichen Handelsherrn, der ſein Wohlthäter, ſein Vater wurde, erzogen, in eine achtbare Familie heirathete, daß er mehr durch ſeine Kenntniſſe, ſeinen redlichen Sinn und durch ſeine Wohlthaten, als durch ſeine große, ausgedehnte Betriebſamkeit, durch ſeine Reichthümer, ſich die allgemeine Achtung erwarb. Er ward geadelt, und die ſchönen Rechte des Adels habe ich von ihm geerbt. Er ſtarb, von Allen bedauert, als einer der ausgezeichnetſten Bürger des Landes; von ihm ſtamme ich her und kann ſtolz darauf ſein. Hätte die wahnwitzige Beſchuldigung irgend einen Grund, ſie müßte ihn, ſie müßte meinen edeln Vater, deſſen Andenken noch Keiner zu ſchmähen wagte, näher treffen, als mich. Er wäre verpflichtet geweſen, jede Ehre von ſich abzuweiſen, er hätte, obgleich die Adoption bürgerlich allen Zuſammenhang mit ſeinen Vorvätern aufhob, die Verbrechen des Vaters hervorſuchen, das Glück, was ſich ihm darbot, zurückſtoßen, die Schmach unbekannter Eltern freiwillig tragen müſſen. Sein Glück, ſeine Verdienſte haben dieſe Nacht der Vergangenheit vernichtet; ich habe ſeine ehrenvolle Stellung nach ihm, durch ihn erworben, wer wagt es, ſie mir ſtreitig zu machen? Daß er, als er ſeine Herkunft erfuhr, nicht vergaß, daß ſeine Mutter noch in Armuth lebte, daß ich, als ich es durch ihn vernahm, es wie ein heiliges Vermächtniß betrachtete, ſie zu unterſtützen; daß ich mich nicht verpflichtet fühlte, ſie, die, in einer ſeltſamen Verblendung erwachſen und gealtert, jede Fähigkeit verloren hat, in der bürgerlichen Geſellſchaft zu leben, nicht aus der Umgebung herausriß, in Verhältniſſe hineinzog, die ihre ganze Vergangenheit, ihr innerſtes Weſen zerſtört hätten; daß ich vor der ganzen Welt ein Geheimniß bewahrte, welches mir nicht, ſondern meinem Vater, der mir es als ein ſolches ſterbend anvertraute, ja, nicht einmal ihm, ſondern ſeinem Wohlthäter gehörte; daß ich es jetzt, nachdem es der boshaften Nachforſchung gelungen iſt, es zu enthüllen, hier vor Gericht zuerſt offenbare, wagt der Kläger mir zum Vorwurf zu machen — da ich ein Nichtswürdiger wäre, wenn ich anders gehandelt hätte! Ich würde dieſe Armſeligkeit, die das Gericht abgewieſen hätte, wäre ſie nicht mit einer ſchwereren Anklage verbunden, nicht erwähnt haben, wenn nicht dieſer Theil der Klage vielleicht auf ihre verborgene Quelle hindeutete. Es giebt einen Mann, der oft und deutlich genug gezeigt, wie ſehr er ſich durch meine Verbindung mit einer angeſehenen Familie gekränkt fühlt; es iſt ihm gelungen, meine Frau aus ihrem Beſitz zu vertreiben, ja, er hat früher, nur um dieſe Verbindung zu verhindern, eine gewaltſame Entführung verſucht, die ihn zu einem Morde verleitete. — Es iſt Ihnen nicht erlaubt, Herr von Malkolm, unterbrach ihn der Präſident, ſolche Andeutungen hier laut werden zu laſſen, wenn Sie nicht entſchiedene Beweiſe vorzubringen wiſſen. Es iſt dem ſchwer Angeklagten, durch eine geheime Kabale in ſchwere Beſchuldigungen Verflochtenen, nicht blos erlaubt, er iſt berechtigt, alles zu benutzen, was zu ſeiner Vertheidigung, zu ſeiner Rechtfertigung führt, entgegnete dieſer. Allerdings, hörte man von allen Seiten, und ſo mache ich, fuhr Malkolm fort, auf den General Thorgreen als auf einen der Urheber der gegenwärtigen Klage aufmerkſam, obgleich ich ſeine Schuld nur als eine mir höchſt wahrſcheinliche Vermuthung bezeichnen kann. Der erſte Theil der Anklage deutet auf ihn, obgleich er kaum der einzige Urheber ſein kann. — Als Malkolm den Mann, der ihm ſo verdächtig ſchien, erſt bezeichnete, dann nannte, konnte der Kläger ſeine Unruhe kaum verbergen. —

Der zweite, bedeutendere Theil der Anklage muß von meinem Gegner bewieſen werden, und ich erwarte ruhig die Beweiſe. Zur klaren Einſicht in dieſe Sache wird es aber, glaube ich, zweckmäßig ſein, ehe der Kläger ſeine vermeintlichen Beweiſe vorbringt, eine vollſtändige Erzählung meiner Verhältniſſe zu der Familie, aus der mein Vater dem Blute nach herſtammt, zu vernehmen, und ich bitte mir von dem hohen Gerichte die Erlaubniß aus, ſie vortragen zu dürfen.

Sein Antrag ward gebilligt, er las langſam und mit ruhiger Stimme den Aufſatz vor, den er ſchon früher ausgearbeitet hatte, und theilte ihn dem Gerichte mit.

Ich bin fertig, ſagte er, als er mit dem Aufſatze zu Ende war; das ganze Gericht wandte ſich nun neugierig nach dem Kläger hin, während Malkolm ihn ſcharf anblickte.

Siogreen näherte ſich dem Tiſche, legte ein ſtarkes Paket Papiere neben ſich, zog die Weſte, die ſich verſchoben hatte, über den geſchwollenen Bauch, räusperte ſich, öffnete das Paket, nahm einen Brief heraus und fragte in einem pfeifenden Tone: Sollte der gnädige Herr dieſen Brief kennen? Malkolm nahm ihn, durchflog ihn eilig; ich habe ihn geſchrieben, ſagte er, indem er ihn dem Präſidenten hingab; er iſt an einen Mann gerichtet, der in meiner Erzählung genannt wird, und bezieht ſich auf einen Gegenſtand, der eben da vorkommt. Die Gerichtsherren laſen den Brief, überzeugten ſich, daß der Inhalt völlig mit dem übereinſtimmte, was Malkolm ſchon ſelbſt erzählt hatte, und erwarteten, was der Kläger mit dieſer ſcheinbar unnützen Anerkennung unverfänglicher Briefe beabſichtigte. Als aber daſſelbe auf die nämliche Weiſe ſich ſehr oft wiederholte, verloren ſie die Geduld. Was meinen Sie, rief einer der Gerichtsherren unwillig, Sie ſcheinen Ihre Stellung dem Gerichte gegenüber zu vergeſſen, bringen Sie Beweiſe vor, wenn Sie ſolche beſitzen. Ach, mein Gott, ſeufzte Siogreen, ich bitte demüthigſt, daß ein hohes Gericht mir gnädigſte Verzeihung gewähre, es wird ſich ſchon zeigen, daß dieſes keinesweges überflüſſig iſt. Ich bin ein ehrlicher, ſchlichter, grader Mann, der es nicht gelernt hat, ſeine Worte ſo geſchickt und künſtlich zu ſtellen, wie der gnädige Herr; ich bin blöde, ängſtlich und ſcheu, und weiß kaum, wie ich zu der Kühnheit gekommen bin, gegen einen ſolchen mächtigen Herrn und vor einem ſolchen hohen Gerichte aufzutreten. Aber freilich, die hohe Pflicht gegen das theure Vaterland und das gute Gewiſſen vermögen viel. — Der pfeifende Ton, der jeden Augenblick in die Fiſtel überſprang, die heimtückiſche Miene, die den ruhig daſtehenden Angeklagten wie ein ſichres Opfer belauerte, gaben ſeinen Worten etwas Entſetzen Erregendes. Er nahm wieder ein Schreiben hervor und forderte Malkolm auf, es anzuerkennen. Dieſer beſah es, las es erſtaunt, beſah es nochmals äußerſt genau; es iſt ſeltſam, ſagte er, ich würde durchaus kein Bedenken tragen, dieſen Brief anzuerkennen, der Inhalt iſt völlig unverfänglich, ich muß die Handſchrift als meine betrachten; aber es iſt entſchieden, ich habe den Brief nicht geſchrieben. Von jetzt an nahm die Unterſuchung eine ganz andere Wendung; die Gerichtsherren konnten den aufſteigenden Verdacht nicht unterdrücken, und er wuchs mit jedem neuen Schreiben, wenn es von Siogreen vorgelegt wurde. Die Anzahl war bedeutend, der Inhalt ward immer bedenklicher. Sie waren an Perſonen gerichtet, die, wie der Kläger durch gerichtliche Papiere bewies, als Häupter der Unruhen in Wermeland angeſehen werden mußten. Kein Schreiben enthielt eine direkte Aufforderung zu Widerſetzlichkeit und Empörung; alle waren mit einer gewiſſen Zurückhaltung geſchrieben und deshalb zwar nicht geeignet, als Beweiſe für eine unmittelbare Theilnahme an den geſetzwidrigen Schritten zu dienen, hinlänglich aber, um den höchſten Verdacht zu begründen. Vergebens brachte Malkolm Stunden mit der genauen Unterſuchung dieſer Briefe zu, vergebens hoffte er irgend eine Spur, die für ihre Unechtheit Zeugniß abzulegen vermochte, zu entdecken, einen Brief, von einem Orte datirt, wo er ſich damals, als er geſchrieben ſein ſollte, nicht aufhielt, einen Umſtand, der mit ſeinen Verhältniſſen in Widerſpruch ſtand, auch nur eine Wendung, die er als fremd, einen Schriftzug, den er als abweichend erkennen konnte. Seine Handſchrift hatte etwas ausgezeichnet Eigenthümliches; dieſes war ſo täuſchend getroffen, der Schreiber hatte ſich mit einem ſolchen Geſchick in die zarteſten Nüancen eingearbeitet, daß er mit derſelben Leichtigkeit, wie Malkolm ſelbſt, zu ſchreiben ſchien, hatte ſich eine Fertigkeit erworben, die Jahrelange Mühe und Anſtrengung vorausſetzte. Malkolms Ausdrücke trugen ein von dem Gewöhnlichen ſichtlich abweichendes Gepräge; der Schreiber hatte gewußt, ſich dieſes auf das Entſchiedenſte anzueignen, Wendung, Gedankengang, Geſinnung ſchienen ihm ſo vollkommen abgelauſcht, daß er gezwungen war, ſein eignes Gegenbild, wie durch einen gräßlichen Zauber ſich gegenüber geſtellt, zu erkennen. Ja, Aeußerungen waren in dieſem Schreiben zerſtreut, die auf frühere Verhältniſſe, auf ſeine gegenwärtige politiſche Verwickelung anſpielten, andere, die wie unwillkürlich ſeine innerſte Geſinnung, ſeine Pläne, ſeine Hoffnungen, wenn auch nicht deutlich verriethen, doch durchblicken ließen, die zwar nicht erklärten, aber doch zu ahnen gaben, wie eine ſo edle Natur, durch Herrſchſucht verleitet, ſich entſchließen konnte, mit ſeinen verrufenen Stammverwandten in eine verbrecheriſche Verbindung zu treten. Indem Malkolm dieſe Briefe durchlas, war es ihm, als wenn ein tückiſcher Geiſt ſein eignes, innerſtes Bewußtſein hervorriefe, als wenn er mit grauenhaftem Entſetzen die Möglichkeit, ja, die Wahrſcheinlichkeit ſähe, ſich ſo zu geſtalten, wie jene Briefe ihn darſtellten. Ohne es zu wiſſen, ließ er ſich auf den Stuhl nieder, den man ihm zuerſt angeboten hatte, wühlte in den vor ihm liegenden Papieren, ergriff einen Brief nach dem andern, ſchien das Gericht, den Kläger, ſich ſelbſt vergeſſen zu haben; er war erblaßt, die Augen rollten wild in ihren Höhlen, ein leiſes, aber ſchnelles Zucken bewegte die Lippen. Die Gerichtsherren betrachteten ihn mit Erſtaunen, ungewiß, ob die Entdeckung eines entſetzlichen Betruges, erſonnen, um ihn zu ſtürzen, oder ob Schaam und Verzweiflung, ſein Verbrechen enthüllt zu ſehen, ihn ſo verwandelt hatten.

Nach langem Stillſchweigen faßte er ſich, er ſchien entſchloſſen, auch dieſes Unglück wie ein Mann zu tragen. Was ſoll ich ſagen, begann er, was kann ich ſagen, wenn ein nächtliches Weſen ſich in meinen innerſten Rath geſchlichen, dort Jahrelang mich belauſcht, meine Worte, meine geheimſten Gedanken, ja, Begierden, die nie Worte fanden, aus dem tiefſten Abgrunde meines verborgenſten Daſeins geſtohlen hat, hinter meinem Rücken an die Hölle verkaufte und nun meine Handſchrift braucht, als wäre ſie die ſeine, und meine Worte, meine Gedanken, die ich abwärts wandte von allem Unedeln und Geringen, in die tiefſte Verirrung hineintaucht! Ich kann nichts erwiedern, als das Einfache: So war ich nie, dieſes ſchrieb ich nie.

Der gnädige Herr wird alſo einem armen, einfältigen Manne verzeihen, wenn er nicht an der Echtheit dieſer Briefe zweifelte, ſagte nun Siogreen und konnte ſeine Freude kaum verbergen; wenn das hohe Gericht gnädigſt erlauben wollte, ſo würde ich jetzt wagen, die Zeugen unterthänigſt vorzuführen. Als er die Erlaubniß erhalten hatte, erhob er ſich, öffnete eine Thüre, die zu einem angrenzenden Kabinette führte, und drei Perſonen traten herein, alle Malkolms Stammverwandte, und unter ihnen Lunding, gegen welchen ſchon Cederſtrom ſeinen Freund gewarnt hatte.

Jeder, auch der reinſte, der edelſte Menſch, wenn er ſich in politiſchen Verwickelungen gefällt, wenn er große, weitreichende Pläne ausführen, die Zeit und ihre Verhältniſſe beherrſchen, die Gegner bekämpfen will, iſt in Gefahr; ſelten bleibt er völlig rein, die Waffen, welche gegen ihn gebraucht werden, verleiten ihn leicht, ähnliche, wenn auch nie ſo ſchlechte zu wählen. Lunding hatte es verſtanden, durch ſeine Gewandtheit, durch ſein einſchmeichelndes Weſen, welches er hinter einer gewiſſen affektirten Gradheit verbarg, ſich Malkolms Vertrauen zu erwerben. Da er ihm ſeine ganze angenehme Stellung verdankte, da er von ihm abhing, glaubte dieſer ihm trauen zu können. So war er mit Verhältniſſen bekannt geworden, die zwar nicht unbedingt getadelt, die zwar nie ſchlecht genannt, aber dennoch mehr als auf eine Weiſe gedeutet werden konnten. Getragen von einem anerkannt edeln Streben, in der Mitte eines geſchützten, wohlgeordneten Lebens, würden ſie kaum einer Entſchuldigung bedurft haben; jetzt aber, da die bisher feſt begründete gute Meinung ſchwankte, erſchienen dieſe Handlungen, die ſolche Verhältniſſe hervorriefen, ſchon zweifelhaft, und in dieſem Augenblicke, wo ein ſchwarzer Verdacht alle früheren Erinnerungen in den Schatten ſtellte, dienten ſie dazu, dieſen Verdacht auf eine für Malkolm höchſt gefährliche Weiſe zu befeſtigen. Dinge ſo verfänglicher Art kamen nun zur Sprache, als Malkolm einen Menſchen, der ihm Alles verdankte, als Zeugen gegen ſich auftreten ſah. Zu ſtolz, einen ſolchen Nichtswürdigen an ſeine Wohlthaten zu erinnern, zu edel, irgend etwas, was er gethan, ſelbſt wenn er es tadelnswerth fand, abzuläugnen, zeigte er nur, wie alles, was dieſer Menſch, der allerdings ſein volles Vertrauen genoſſen hatte, jetzt vorbrachte, in keiner Beziehung mit der Unterſuchung ſtand, und forderte, daß dieſe Beſchuldigungen, die doch nie Gegenſtände einer gerichtlichen Rüge werden konnten, abgewieſen würden. Es geſchah, man gebot Lunding Schweigen; aber die Abſicht war erreicht — was er entdeckt, Malkolm wenigſtens nicht abgeläugnet hatte, was mehrern der Gerichtsherren wenigſtens zum Theil bekannt war, hatte der ſchwankenden Meinung eine für den Angeklagten gefährliche Richtung gegeben — und Lunding ſchwieg.

Indem Malkolm ſein ganzes Verhältniß gegen dieſen Menſchen überdachte, gelangte er immer mehr zu dem Glauben, daß die falſchen Briefe von ihm herrühren müßten; nur wenn er die große Virtuoſität, mit welcher der Briefſteller ſich in eine fremde Natur hineingedacht, hineingeſchrieben, hineingelebt hatte, erwog, dann ward er wieder irre, und der unbekannte, furchtbare Feind, der ihn überall verfolgt hatte, erſchien ihm faſt wie ein unſichtbares Geſpenſt, deſſen Stätte überall, wo er geweſen, doch nie zu entdecken war.

Aber Lunding war auch mit den Unruhen in Wermeland bekannt; mit großer Schlauheit wußte er ſich indeſſen von jeder Theilnahme an denſelben zu reinigen. Ich hatte, ſagte er, keine Ahnung von der gefährlichen Richtung dieſer Unternehmung; nie würde ich meine Hand geboten haben zu einer ſolchen Unthat. Er erzählte nun alle Aufträge, die er von Malkolm erhalten hatte, eine ſolche Miſchung von Wahrheit und Lüge, eine ſo künſtliche Entſtellung, eine oft ſo zarte Abweichung von dem, was wirklich ſtattgefunden hatte, daß Malkolm in Erſtaunen geſetzt wurde und nun wirklich den furchtbaren Dämon zu kennen glaubte, der ſein ganzes Daſein untergrub. In dieſem ſchrecklichen Augenblicke gereichte es ihm faſt zur Erleichterung, das Räthſel, welches ihn drückte, gelöſt zu ſehen. Jetzt trat Malkolms unerſchütterliche Kraft, ſeine feſte Geſinnung ſiegend hervor. Weder die körperliche Ermüdung, durch eine gerichtliche Unterſuchung, die faſt einen ganzen Tag gedauert hatte — der Abend näherte ſich ſchon — noch die Ueberzeugung, daß es ihm nicht gelingen würde, den Verdacht von ſich abzuwälzen, noch die Entdeckung der grenzenloſen Verrätherei eines Mannes, dem er ſein ganzes Vertrauen geſchenkt, vermochte ihn zu beugen; mit der größten Klarheit ſonderte er jede, auch die künſtlichſte Lüge von der Wahrheit, wußte dieſe in einem ſo hellen Lichte zu zeigen, daß, konnten die Richter das Vergangene vergeſſen, er geſiegt haben würde. Ja, ſelbſt jetzt bemächtigten ſich Vorſtellungen zu Gunſten des Angeklagten der ſchwankenden Richter, die Ahnung eines ungeheuern Betruges ſchien in ihnen lebendig zu werden. Siogreen erblaßte, Lunding verlor ſichtbar ſeine Frechheit und fing an, eine Unſicherheit zu zeigen, die den Verdacht der Richter ſteigern mußte.

Aber bald ſollte Malkolms kurzer Triumph verſchwinden. Olaf und John, zwei anerkannte Häupter der Unruhen, traten hervor. Malkolm konnte nicht läugnen, daß er mit ihnen in mannigfaltige Berührung gekommen, ſein erſter Bericht hatte ſie genannt, an ſie waren mehrere der verdächtigſten Briefe geſchrieben, und ſie ſtanden da, um durch ein gemeinſchaftliches Zeugniß ihn zu ſtürzen. Sein ganzes Verhältniß zu dieſen Menſchen war ein wohlwollendes. Sie galten für betriebſam, umſichtig, thätig — er hatte beide auf vielfache Weiſe unterſtützt, auch wohl durch ſie auf die übrigen Stammverwandten zu wirken gehofft. Aber ihr Zeugniß war ihm das gefährlichſte; ſie behaupteten, daß ſie, öfters von ihm nach dem Gute des Barons beſchieden, geheime Aufträge erhalten hätten, daß alles, was in Wermeland geſchehen war, in dieſen geheimen Zuſammenkünften verabredet und dann nach Malkolms Befehl ausgeführt worden wäre. Dieſer läugnete beſtimmt; kann das Zeugniß anerkannter Verbrecher, die ihre Schuld auf mich wälzen wollen, irgend eine Bedeutung haben? rief er entrüſtet. Was uns mündlich von dem gnädigen Herrn aufgetragen wurde, antworteten ſie, können wir freilich nicht beweiſen; daß wir aber ſpät Abends, auf geheimen Wegen, und zwar öfters, zu dem Herrn von Malkolm geſchlichen ſind, das können wir, obgleich der gnädige Herr es zu läugnen beliebt, auf eine ganz unverdächtige Weiſe darthun. Der Herr von Malkolm wird ohne allen Zweifel ſeinen treuen Diener Marcus als einen vollgültigen Zeugen gelten laſſen, ſprach Siogreen und erhob ſich, öffnete die Thüre und führte aus dem nämlichen Kabinette, aus welchem die vorigen Zeugen hervortraten, den verlegenen und verwirrten Marcus herein, der ſich ſträubte, und mit Erſtaunen die verſammelten Richter und ſeinen Herrn betrachtete. Der alte zitternde Mann ward, wie die übrigen Zeugen, Malkolm gegenüber geſtellt und fragte mit bebender Stimme, was man von ihm verlange? Malkolm ſah ihn verwundert an, betrachtete Siogreen und die verrätheriſchen Zeugen, und erwartete mit geſpannter Aufmerkſamkeit, welche geheime Tücke ſich nun offenbaren würde. Der Präſident fragte Malkolm, ob er das Zeugniß dieſes Mannes wollte gelten laſſen, da er alle übrigen als falſch abzuweiſen entſchloſſen ſchiene. Gewiß, erwiederte Malkolm; ich kenne dieſen Mann ſeit meiner Kindheit, ich habe ihn in den bedenklichſten Lagen erprobt, er iſt nicht fähig, eine Unwahrheit zu ſagen. Ich vermuthe zwar, daß man den alten redlichen Mann verlockt hat, ich ſelbſt wünſche aber den Mitteln, die man benutzt, auf den Grund zu ſehen. Als Marcus dieſe Aeußerung ſeines Herrn vernahm, als man nach den Förmlichkeiten des Gerichts ihn aufforderte, ſeinen Namen, ſein Alter, ſeinen Geburtsort anzugeben, ward es ihm auf einmal zu ſeinem Entſetzen klar, daß ſein Herr als ein Angeklagter daſaß, daß er vorgeladen war, um gegen ihn Zeugniß abzulegen. Er hatte Manches über ſeinen Herrn und deſſen geheimes Treiben in der letzten Zeit, wenn auch nur dunkel, vernommen. Man ſcheute ſich zwar in ſeiner Gegenwart, die Beſchuldigungen, welche abſichtlich ausgeſtreut wurden, laut werden zu laſſen, aber manche Winke beunruhigten, manches Flüſtern ängſtigte ihn, und auch er hatte es gewagt, Malkolm zu warnen. Ich weiß Alles, braver Freund meiner Jugend, quäle Dich nicht, hatte Malkolm geantwortet, nur hüten wir uns, daß Mathilde nichts erfährt, und weiter konnte er aus ſeinem Herrn nichts herausbringen. Jetzt war das ſeit langer Zeit drohende Ungewitter losgebrochen, den Mann, den er als Kind geliebt, als Jüngling bewundert, den er von Allen geehrt geſehen hatte, deſſen Glück, deſſen Ehre den innerſten, gediegenſten Kern ſeines eigenen Daſeins ausmachte, mußte er als einen Angeklagten vor ſich erblicken, und von ihm forderte man, daß er gegen ihn, gegen ſich ſelbſt zeugen ſollte! Sein Vater hat mich aus dem Elende, ja, aus der Sünde herausgeriſſen, ſagte er; ich habe ihn als Kind auf meinen Armen gewiegt, als er heranwuchs, war er mir Alles, ich habe ſein Glück, ſeine Ehre getheilt. Gott weiß, ich ſah ihn nur gut, edel und hülfreich. Könnte mein Zeugniß gelten, das Gericht verwandelte ſich in eine Verſammlung, berufen, dem Beſten, dem Großmüthigſten, dem Trefflichſten zu huldigen. Aber ich habe es lange geahnt, boshafte Feinde ſind entſchloſſen, ihn zu ſtürzen. Es iſt möglich — was vermag die verſchmitzte Bosheit nicht? — es iſt möglich, daß irgend etwas ganz Unſchuldiges, irgend etwas, was man veranlaßt hat, um mich zu täuſchen, um mein Zeugniß zu misbrauchen, geſchehen iſt, und ich ſoll es hier verkündigen, ſoll es hineintragen in das künſtliche Gewebe verläumderiſcher Beſchuldigungen, daß es der Lüge als Stütze diene? Davor bewahre mich Gott! Eben ſo gut könnte der Vater aufgefordert werden, gegen ſeinen Sohn, der Sohn, gegen ſeinen Vater zu zeugen. Nein, das hohe Gericht wird nicht fordern, daß ein ſolches Zeugniß verlockend zwiſchen das Heiligthum des Eides und die eben ſo heilige Liebe treten ſoll. Verläugne ich die Wahrheit, dann iſt mein Gewiſſen, welches ich rein zu erhalten ſuchte bis jetzt, am Rande des Grabes befleckt und die letzte Stunde, die ich, da ich dieſen Jammer erleben muß, ſehnlich herbeiwünſche, eine furchtbare Schreckensſtunde für mich; gereicht mein Zeugniß meinem Herrn und Wohlthäter zum Nachtheile, dann iſt meine Ruhe hin und der innere Vorwurf nicht geringer. — Siogreen bereute ſchon, daß er ſich auf einen ſolchen Zeugen berufen hatte, Lunding ſtarrte ihn verlegen, Olaf und John mit einem hämiſchen Blicke an, und die Richter waren bereits entſchloſſen, ihn wieder abtreten zu laſſen, als Malkolm ſich erhob. Ich fordere Dich auf, hier Rede zu ſtehen, das Zeugniß, was man von Dir verlangt, der Wahrheit gemäß abzulegen, ſprach er; begreifſt Du nicht, daß Dein Stillſchweigen mir ſchädlicher ſein muß, als Dein Zeugniß? Ich mag noch immer die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Nichtswürdigkeit ſich in ihren eigenen Netzen fangen ſoll, und wann iſt dieſe

Hoffnung gegründeter, als wenn ſie das Zeugniß der unbeſtechlichen Treue hervorzurufen wagt?

Die Richter glaubten dieſe Forderung des Angeklagten nicht abweiſen zu dürfen, und das Verhör begann. Sind Ihnen dieſe Männer bekannt? fragte einer der Beiſitzer des Gerichts. Allerdings, antwortete Marcus, dieſer iſt John und dieſer Olaf, zwei Männer, die ich dem Bettelſtabe nahe gekannt habe. Ich ſah ſie die Birkenrinde kauen, den Mund verziehen, indem ſie ſie hinunterſchluckten, den Schmachtriemen um den leeren Magen feſtſchnüren und zerriſſene Matten über ihre Lumpen breiten, um die Kälte abzuwehren; ich kannte ſie, als ſie auf Verbrechen ſannen, um nicht vor Hunger zu ſterben, und wie ihre Weiber den Hunden die Knochen abjagten und aus dem Kehricht Lappen ſammelten, ihre Röcke zu flicken. Bis mein Herr ſie aus dem Elende zog, war ihnen das Zuchthaus eine glänzende Ausſicht, eine erwünſchte Zukunft; die Züchtigung ein Opfer, das ſie willig brachten, um dem härteren Hunger zu entgehen. Ich hörte ſie auf die Schlöſſer und Riegel fluchen, die ſich zwiſchen ſie und die verſchloſſenen Geldkaſten ſchoben. Jetzt ſind ſie im Wohlſtande und haben es meinem Herrn zu verdanken. Haben ſie ſeine Güte gemisbraucht, konnten ſie der alten Gewohnheit des Verbrechens nicht entſagen, treten ſie, ſelbſt ſchuldig, jetzt zeugend gegen den hervor, der ihnen Wohlſtand brachte und Glück — iſt er der Schuldige? — Marcus ſchien noch lange fortſprechen zu wollen, aber der Richter unterbrach ihn, indem er fragte, ob er die genannten Männer oft bei dem Herrn von Malkolm geſehen habe? Freilich, antwortete Marcus und ſchien etwas verwundert über eine Frage, die ſich nach dem, was er geſagt hatte, von ſelbſt zu verſtehen ſchien; in Wermeland kamen ſie oft zu meinem Herrn und gern, denke ich, denn ſelten verließen ſie ihn wohl mit leeren Händen. Aber auch auf dem Gute, wo Dein Herr ſich eigentlich aufhält, ſind ſie wohl öfters, beſonders in's Geheim erſchienen? fragte der Richter weiter. Marcus ſtutzte, er ſah verlegen nach Malkolm hin, als wollte er ihn fragen, was er antworten ſollte. Findeſt Du, rief ihm dieſer zu, irgend etwas Bedenkliches bei dieſer Frage? Noch immer beſann ſich Marcus, endlich ſprach er mit bewegter Stimme: Ich ſtehe hier vor dem Gerichte, wie vor Gottes Augen, ich darf nicht verheimlichen, was ich erlebte, ich will die Wahrheit ſagen. Ja, ich habe dieſe Männer auch dort, auch auf unſerem Gute geſehen. Lunding, der dort ſteht, brachte mir oft Befehle von meinem Herrn; einſt trug er mir in ſeinem Namen auf, Olaf und John, die ich beide hinter dem Garten finden würde, in der Nacht, wenn alle Bewohner des Schloſſes ſchliefen, durch die Hinterthüre des Gartens, durch die dunkeln Gänge, nach dem rechten Flügel des Schloſſes, wo das Kabinet meines Herrn iſt, zu führen. Sie ſchlichen ſich die Treppen hinauf, ich hörte, wie ſie die Thüre des Vorſaales öffneten, und wartete, wohl eine Stunde und länger, bis ſie wieder herunterkamen, um ſie auf demſelben Wege aus dem Garten herauszulaſſen. Daſſelbe mußte ich einige Mal, irre ich nicht, fünf bis ſechs Mal wiederholen. — Unglücklicher, rief Malkolm, haſt Du mir jemals etwas von dem verrätheriſchen Hereinſchleichen dieſer Menſchen geſagt? Sahſt Du ſie jemals wirklich in mein Zimmer treten? — Das Letzte ſah ich nie, antwortete Marcus, und mit Ihnen ſprach ich nicht, weil ich ja weiß, wie Sie es nicht gerne ſehen, wenn ich tiefer in Ihre Geheimniſſe eindringen will, als Sie es erlauben. — Es entſtand eine lange Pauſe, der arme Marcus ſchien zu fühlen, wie gefährlich ſein Zeugniß ſeinem Herrn ſein mußte, und verging vor Angſt. Der Präſident wandte ſich an Siogreen und fragte ihn, ob er noch etwas vorzubringen habe — er verneinte es — kehrte ſich hierauf zu Malkolm und nahm ihm das Verſprechen ab, ſich zu ſtellen, wenn eine fortgeſetzte Unterſuchung es nothwendig machen ſollte. Dieſer ſtand auf. Meine Herren, ſagte er, den Erfolg dieſer Unterſuchung darf ich mir nicht verbergen. Das Gericht kann mich nicht verurtheilen, dazu reichen die Beweiſe nicht hin, ja, dies ſcheint nicht einmal die Abſicht meiner Feinde geweſen zu ſein. Ein zehnjähriges öffentliches Leben, nicht unbemerkt, nicht ohne Ruhm, ſollte mich gegen einen ſolchen Verdacht ſchützen; aber ſelbſt, wenn Sie mich völlig freiſprächen, würde die Entdeckung meiner ſorgfältig verheimlichten Verwandtſchaft, würde die Unterſuchung an und für ſich einen bleibenden Makel hinterlaſſen. Sie können mich nicht freiſprechen, Sie ſind genöthigt, den vernichtenden Verdacht zu beſtätigen, Freunde werden ſich zurückziehen, Feinde laut werden, ich ſtehe von jetzt an in dieſem Lande allein. Auch die entſchiedenſte Rechtfertigung hilft gegen einen ſolchen Verdacht nie, ſie demüthigt nur, ich entſage ihr ganz. Das Achſelzucken beleidigt, das Mitleid empört mich, ein Verdacht, wie dieſer, kann nie aufhören. Ich kenne die Menſchen. Sollte aber je das wahre Geheimniß dieſer Verfolgung entdeckt, ſollte der Schleier gehoben werden, der die Bosheit verbirgt, welcher Erſatz kann mir werden? Ich verzichte auf ihn, und man wird mir doch wenigſtens erlauben, einſam zu ſein. — Er verließ ſtolz und trotzig den Saal, trat in das Kabinet hinein und befahl durch einen Wink Marcus, nachzufolgen.

Die Gerichtsherren erhoben ſich, eine lauttönende Schelle rief den Kaſtellan herbei, die Karoſſen, ſchon angeſpannt, rollten vor, und die ganze Wagenreihe fuhr eilig durch die Stadt. Die lange Sitzung, welche gar kein Ende nehmen wollte, hatte die neugierige Menge zwar zerſtreut, doch lauſchten einzelne Männer und Frauen in der Nähe des Schloſſes, und verkündigten die Abfahrt, als ſie ſahen, daß die Wagen ſich in Bewegung ſetzten. Aber ſo ſchnell ſuchten die erſchöpften, durch Hunger, Durſt und die Spannung, in welche ſie eine ſo ungewöhnliche Verhandlung verſetzt hatte, angegriffenen Richter das nicht weit entfernte Landgut eines Edelmannes, der ſie erwartete, zu erreichen, daß das herbeiſtrömende Volk nur die Staubwolken der fortrollenden Wagen erblickte, als ſie ſchon die Stadt verlaſſen hatten. Die Bewohner der Straße, durch welche ſie fuhren, prieſen ſich glücklich, daß es ihnen noch vergönnt war, die ſchnell Vorübereilenden mit einem flüchtigen Blicke zu verfolgen.

Das Schloß des gaſtlichen Wirthes war hell erleuchtet. Bediente mit Fackeln erwarteten ſchon ſeit langer Zeit die Ankommenden. In dem prächtigen Saale ſtand bereits ſeit vielen Stunden die Tafel gedeckt. Graf Stiernholm und eine Anzahl vertrauter Freunde und Freundinnen empfingen die langerſehnten

Gäſte, und begleiteten ſie in das zierliche Gemach, wo die ſorgfältigſten Anſtalten getroffen waren, um die Erſchöpften zu erfriſchen. Der Graf näherte ſich dem Präſidenten mit jener ſtummen Frage, die, wenn gleich beſcheiden, doch dringend und mit ſichtbarer Spannung Antwort fordert. Ein Blick des Präſidenten ließ die Bedienten verſchwinden, man ſetzte ſich. Entweder, fing die Excellenz an, als er ſich nur von den Vertrauten umgeben ſah, ſind ſeine Feinde die unergründlichſten, furchtbarſten, die jemals einem inquirirenden Gerichte gegenüber ſtanden, oder er iſt ein Virtuos unter den Staatsverbrechern und mit keinem zu vergleichen. Daß geheime Feinde, die den niedrigen Ankläger als Werkzeug brauchen, ihn zu ſtürzen ſuchen, iſt einleuchtend; was ſie jedoch gegen ihn aufbrachten, Zeugen, eigene Briefe, liefert zwar keinen hinreichenden Beweis, begründet aber einen Verdacht von ſo bedeutender Art, daß er nie mehr in der Geſellſchaft erſcheinen kann. Seine Abſtammung von den gemeinſten Verbrechern iſt erwieſen, und ſeine gefährliche Verbindung mit dieſen ſtellt ihn mit denſelben auf gleiche Stufe.

Furchtbar iſt dieſe Begebenheit, ſagte die reizende Gräfin mit ſichtbarer Theilnahme, wenn ich mir den Glanz, das Hohe, Feſte, Edle und Großmüthige ſeines Charakters lebhaft denke; dieſen Geiſt, mit wenigen zu vergleichen, dieſen Mann im trefflichſten Sinne des Worts, wie er ſo lange, wie er noch neulich der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung war und es zu ſein verdiente. Und ſie, die herrlichſte aller Frauen — wer von uns ſah zwei Liebende, wie ſie? Wenn das ſchwärzeſte Verbrechen in der Seele des edelſten Mannes verborgen ſchlummern konnte und nur auf die Gelegenheit wartete, um hervorzubrechen, wie vermochte es, in ihrer Nähe zu gedeihen und reif zu werden? Ich traue keinem Manne mehr, wenn dieſer ſo tief ſinken konnte. Entſetzliche Feinde haben ſeinen Ruf verpeſtet, es kann nicht, es darf nicht wahr, meine treffliche Freundin nicht für ein ſolches Unglück beſtimmt ſein! Oder iſt es dem abgefeimten, liſtigen Rabuliſten, dem verkauften Mäkler geheimer Bosheit gelungen, den forſchenden Herren meine reine, holde, liebliche Mathilde als eine Verrätherin darzuſtellen, die mit Dieben und Räubern in geheimer Verbindung ſteht? Nein, meine Herren, Sie ſind getäuſcht, furchtbar getäuſcht. Sie waren berufen, den Schleier verborgener Bosheit zu lüften, Sie hätten ſich nicht eher trennen ſollen, bis es Ihnen gelungen war, aus den Netzen der Verläumdung ſiegreich den Herrlichen zu retten, den man ſeinen Freunden, die ſeine Liebe, den man den Hülfloſen, die ſeinen Rath, ſeine Hülfe nicht miſſen mögen, den man dem ganzen Lande rauben will, das ſeinen Geiſt nicht entbehren kann. Verbergen Sie ſich vor der Welt, die Aufgabe war Ihnen zu ſchwer. Ich aber ſehe ihn ſelbſt, wie er mächtiger, größer, reiner iſt, als alle ſeine Richter, ich ſehe ihn neben Mathilden und ſpreche ihn frei. — Die Thränen ſtürzten der Gräfin bei den letzten Worten aus den Augen, der Graf fühlte ſich höchſt verlegen. Durch dieſe unerwartet warme Vertheidigung hatte das Geſpräch eine Wendung genommen, die Einigen von der Geſellſchaft nicht erwünſcht ſchien; alle heftigen Ausfälle auf Malkolm waren abgeſchnitten. Wie liebenswürdig erſcheint Ihr Unglauben, meine Gnädige, ſagte ein Beiſitzer des Gerichts, glauben Sie aber nicht, daß dieſe Empfindung uns fremd war. Nie haben wir ein peinlicheres Geſchäft gehabt, denn er ſelbſt ſtand uns gegenüber. Die Sicherheit, die unerſchütterliche Feſtigkeit, welche er, während die vernichtendſten Beſchuldigungen auf ihn einſtürmten, fortdauernd bewies, ſchien ganz für ſeine Unſchuld zu ſprechen, und wir würden uns glücklich geſchätzt haben, wenn wir ihn völlig gereinigt aus der Unterſuchung herausgeführt hätten. Aber der Verdacht iſt zu groß, ſeine Briefe verrathen zu viel. Ein gemeines Verbrechen würde er niemals begehen, aber, geſtehen wir, dieſer mächtige Mann war ſich ſeiner Gewalt, ſeiner Herrſchaft wohl bewußt und benutzte ſie, zwar nie auf eine unedle, doch auch ſelten auf eine ſchonende Weiſe. Es ſind Anzeichen vorhanden, die uns vermuthen laſſen, daß er Kenntniß hatte von einem Verhältniſſe zu unſerm Nachbarlande, welches bald ſich enthüllen muß, daß er über großen, ja, ungeheuern Plänen brütete, die oft eine herrſchſüchtige, gewaltthätige Natur blind machen gegen die Mittel, die ſich ihr zur Ausführung darbieten, die ihm die Unterſtützung eines durch Verbrechen kühnen, durch Schlauheit ausgezeichneten Stammes wünſchenswerth erſcheinen ließen. — Die Gräfin ſchwieg, aber ſie konnte ihre Trauer, ihren Schmerz, ihren Unwillen kaum unterdrücken; daß es den Gerichtsherren nicht gelungen war, ſie zu überzeugen, war klar, aber ſie ſchwieg und verließ das Gemach, um, wie ſie verbindlich und mit einer freundlichen Höflichkeit äußerte, die ihr Ueberwindung koſtete, für die ſchnellere Auftragung des Mahles zu ſorgen. Als ſie ſich entfernt hatte, äußerten ſich die verſammelten Gäſte unbefangener. Kann Malkolm nach dieſer fatalen Begebenheit noch Theil an den Reichstagsverhandlungen nehmen? fragte der Graf. Der Präſident zuckte bei dieſer Frage die Achſeln. — Er muß unter genaue polizeiliche Aufſicht geſtellt werden, wir ſind genöthigt, ihn als einen höchſt gefährlichen Menſchen zu betrachten, und wenn das verdächtige Verhältniß zu ſeinen berüchtigten Stammverwandten ihn aus der guten Geſellſchaft entfernt, ſo müſſen die gefährlichen Pläne, welche er höchſt wahrſcheinlich ausgebrütet hat, ihn alles öffentlichen Vertrauens berauben. Wenn er daher ſich nicht, wie ich es ſeiner Hartnäckigkeit, ſeinem Stolze zutraue, ſelbſt zurückzieht, ſo — — Der Präſident ſchwieg. Meine Herren, ſagte einer der Anweſenden, erinnern Sie ſich noch jenes Abends, an dem er uns zuerſt Bewunderung abzwang, wo er Alles in Bewegung ſetzte, wo wir daran dachten, ihn zu gewinnen, ein jeder für ſeine Anſicht? Mehrere der hier Gegenwärtigen — ich erinnere mich deſſen genau — waren damals von der Geſellſchaft. Sollten Sie vergeſſen haben, welche ganz abſonderlichen Reden er führte, die uns wohl hätten bedenklich vorkommen können; wie er uns zur Vertheidigung allerlei hülflos gewordener, aus der Vergangenheit übrig gebliebener, verroſteter Geſtalten aufforderte, wie er uns ermahnte, Ritter der Geſchichte zu werden? — Mit höhniſchem Lächeln verſicherten Einige, dieſe ſeltſame Aeußerung nicht vergeſſen zu haben. — Nun ſehen Sie, meine Herren, der Mann iſt konſequent und wollte uns durch ſein Beiſpiel beweiſen, wie er ſelbſt in der That ein Ritter der Geſchichte geworden iſt. Seine Stammverwandten haben in ihrer wunderlichen Art, die freilich ſchlecht gedeutet und mit Galgen, Rad und Zuchthaus belohnt wurde, ein geſchichtliches Daſein, eine Legitimität erlangt, und es dünkte dem Herrn löblich, was ſich ſo durch mehr als zweihundert Jahre ausgebildet hat, auch ferner in ſeiner Weiſe durch ritterliche That zu erhalten. — Dieſer Einfall ſchien Vielen vortrefflich, ſelbſt mehrere der Richter, obgleich noch durch die Erinnerung an die Verhandlung erſchüttert, mußten lächeln, und Malkolm war ſeit dieſer Zeit in gewiſſen Kreiſen nur unter dem Namen „des Ritters der Geſchichte“ bekannt.

Die Tafel dauerte lange. Als die Geſellſchaft ſich endlich erhob, das Speiſezimmer verließ und ſich über einen Korridor begab, um in einem andern Saale noch einige Stunden zuzubringen, ſah man eine Frau, wie es ſchien von höherm Stande, eben die Treppe heraufſteigen und den Heraustretenden entgegenkommen. Sie war blaß, ſchien zu zittern, ſchlug die Augen ſchüchtern nieder und ward von einem anſehnlichen Herrn begleitet. Als das Geräuſch ſie auf die kommende Geſellſchaft aufmerkſam machte, ſchien ſie plötzlich wie ein geſcheuchtes Wild entſchlüpfen zu wollen; aber der Begleiter hielt ſie auf und ſuchte ihr freundlich zuzureden. Einige von den Anweſenden traten hinzu, keiner kannte ſie. Die Gräfin war erſtaunt, um dieſe

Zeit unbekannte Perſonen in ihrem Hauſe zu finden. Gnädige Gräfin, ſagte der Begleiter, verzeihen Sie, daß ich ſo kühn bin, Ihnen eine fremde Dame in dieſer Stunde vorzuſtellen, die vielleicht eben zu einer Zeit und unter Umſtänden, die nicht die günſtigſten ſind, Ihre Gaſtfreundſchaft anzuflehen wagt. Die Nacht hat uns überraſcht, wir haben das Unglück gehabt, ein Rad zu zerbrechen, und ich ſah mich genöthigt, die etwas kränkliche Frau, die Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt iſt, hierher zu führen. Bertha, ſagte er, ziehen Sie ſich doch nicht ſo ſcheu vor einer Frau zurück, die Sie, ich darf es mit Gewißheit vorausſetzen, freundlich und gaſtfrei aufnehmen wird. Die Dienerin, welche, hinter Bertha ſtehend, ängſtlich und unentſchloſſen dem ganzen Auftritte zuſah, blickte die Gräfin verwundert und erſchrocken an; die Diener traten mit Lichtern näher, während die Geſellſchaft neugierig ſtehen blieb. Der helle Glanz der Kerzen erleuchtete die fremde, zitternde Geſtalt; die Gräfin, überraſcht, daß ihr dieſe Frau als eine Bekannte vorgeſtellt wurde, und durch den Namen aufmerkſam gemacht, trat näher und ſprach die Schüchterne, die mit niedergeſchlagenen Augen da ſtand, freundlich und ermunternd an. Die Stimme ſchien auf Bertha Eindruck zu machen, ſie erhob das Geſicht, ſchlug die Augen auf und blickte die Gräfin an, welche neugierig und ängſtlich ihre Geſichtszüge zu enträthſeln ſuchte. Die unverkennbaren Spuren vergangener Schönheit zogen ſie an, immer bekannter, immer vertrauter ſchienen dieſe Züge ihr entgegen zu treten. Sie iſt es, mein Gott, ſie iſt es, meine lange, meine ſchmerzlich vermißte theure Freundin; Bertha, Bertha, kennſt Du Deine Amalie nicht mehr? rief ſie und umarmte ſie.

Als die Herren und Frauen dieſe Erkennungsſcene ſahen, drängten ſie ſich herbei. Mehrere ſchienen, wie die Gräfin, die Unglückliche zu erkennen, und es entſtand ein leiſes Flüſtern. Bertha aber ſchmiegte ſich zitternd an die wiedererkannte Freundin; Amalie, ſagte ſie mit kaum hörbarer Stimme, Amalie, liebſt Du mich noch, ſo entferne mich, entferne mich eilig aus der Nähe dieſer Menſchen, hier vergehe ich vor Angſt und unſäglicher Qual. Die Gräfin, die jetzt das Unruhige, Unſtäte in den hin- und herfliegenden Augen der Freundin wahrnahm, erſchrak, hielt Bertha an der Hand, als fürchtete ſie, daß ſie ihr entſchlüpfen möchte, ſuchte ſich zu faſſen und wandte ſich an die Geſellſchaft. Ich habe ſo eben eine Jugendfreundin wiedergefunden und erkannt, ſprach ſie mit anmuthiger Milde und Freundlichkeit, aber ſie iſt angegriffen, erſchrocken, wie der Anſchein beweiſt, krank und wünſcht

Ruhe und Einſamkeit. Ich hoffe, die Geſellſchaft wird mir gütig erlauben, daß ich mich auf eine kurze Zeit mit der erſchöpften kranken Freundin entferne. — Sie gab dem Grafen einen Wink, der mit ſeiner Dame auf den Saal zuſchritt, und die Uebrigen ſahen ſich genöthigt zu folgen. Die Gräfin lud Berthas Begleiter ein, an der Geſellſchaft theilzunehmen, und verſchwand mit Bertha und ihrer Dienerin.

Die kranke, fremde Frau beſchäftigte nun die Geſellſchaft ausſchließlich. Erinnern Sie ſich einer ſchönen Blondine, die mit ihrer Pflegemutter vor mehreren Jahren in unſern Geſellſchaften erſchien und allgemeines Aufſehen erregte, ſagte eine der Frauen, und neugierig drängte man ſich an ſie. Sie fuhr fort: Das Mädchen verſchwand plötzlich, als die Pflegemutter ſtarb, und damals hörte man viele Vermuthungen über dieſes auffallende Verſchwinden. Die Erben ihrer Wohlthäterin ſollen ſich eben nicht ſehr großmüthig bewieſen haben. Ich liebte das Mädchen recht herzlich, wir alle ſchenkten dem guten, beſcheidenen Kinde gern unſer Vertrauen, aber beſonders ſchloß ſie ſich an unſere liebe Gräfin an; gewiß, ſie iſt es, denn auch der Name trifft zu. Bertha hieß ſie. — Wer ſollte dieſe liebliche Erſcheinung ſo leicht vergeſſen! rief einer der Gerichtsherrn. Berthas plötzliches Unſichtbarwerden hatte damals großes Auſſehen erregt, und ihre unerwartete Erſcheinung muß unter ſolchen Umſtänden überraſchen. Sie hat ſich ſehr geändert, meinte die Eine; wie kummervoll ſah ſie aus, ſagte eine Zweite; doch ſcheint ihr Anzug, ihre Begleitung darauf zu deuten, daß ſie in guten Umſtänden lebt, bemerkte eine Dritte. Jetzt entdeckte man den Begleiter, der ſich dem Grafen ſelbſt vorgeſtellt hatte und, obgleich Jedermann fremd, als ein feiner, gebildeter Mann freundlich aufgenommen wurde, ſich mit vieler Gewandtheit bewegte und ungezwungen an den Geſprächen theilnahm. Er hatte vernommen, daß Bertha der Geſellſchaft nicht unbekannt war, daß man, über ihre plötzliche Erſcheinung erſtaunt, ihre gegenwärtige Lage zu kennen wünſchte, und zeigte ſich ſehr bereitwillig, jede Auskunft mitzutheilen. Mit einnehmender Leichtigkeit bot er ſich an, der Geſellſchaft alles, was er ſelbſt wüßte, zu erzählen. Ich habe keine Verpflichtung, das traurige Schickſal meiner Reiſegefährtin zu verſchweigen, ſagte er, ja, eine heilige Pflicht fordert, daß ich den Mann, der ihr Leben verbittert und ein ſo ſchönes Gemüth zerrüttet hat, öffentlich zur Rechenſchaft ziehe. Er iſt mächtig, er lebt in großem Anſehn, aber nichts ſoll mich abhalten, ihm kühn Trotz zu bieten; denn der tiefe Gram, deſſen Zeuge ich war, iſt mir eine Aufforderung geworden, die ich nicht abzuweiſen vermag. — Alle lauſchten geſpannt auf die fernere Mittheilung; der Muth des Fremden, ſeine Kühnheit ſchien ſo edel, obgleich Viele beſorgten, einen Namen nennen zu hören, der ſie in Verlegenheit ſetzen könnte.

Man bildete einen Kreis um ihn, und er fing an, Manches von ſich ſelbſt zu erzählen, was, ohne ruhmredig zu klingen, doch für den Vielerfahrnen einnahm. Er gab ſich für einen Kaufmann von Gothenburg aus, der meiſt im Auslande gelebt hätte, und, obgleich in Schweden geboren, doch faſt in ſeinem Vaterlande fremd wäre. Zwar fand ſich in der Geſellſchaft Jemand, der ähnliche Züge vor Jahren in einer Umgebung, die mit dieſer Erzählung nicht übereinſtimmte, geſehen haben wollte, aber die Zuverſicht, mit welcher der Fremde hervortrat, machte ihn irre. Er glaubte ſich zu täuſchen, und je länger der Unbekannte ſprach, deſto entſchiedener zog er ſeine dunkle Erinnerung in Zweifel. Später äußerte er ſie nur, um über ſeinen Irrthum zu lächeln. Der Fremde ſprach höchſt anmuthig, ſeine Erzählung war lebendig, der Gegenſtand ſelbſt anziehend, und das Intereſſe ward durch die Theilnahme an dem Schickſale eines einſt von den Frauen geliebten, von den Männern bewunderten Mädchens geſteigert. Ich kam, erzählte er, auf einer Reiſe durch Weſtmannland in eine bezaubernd ſchöne Gegend. An dem Ufer eines beträchtlichen Sees entdeckte ich eine kleine, aber reizende Villa. Der freundlich lebhafte Anſtrich des Hauſes, die ſpiegelhellen Fenſter zogen mich an; durch ein niedliches Gitter ſah ich einen lieblichen, blumenreichen Garten, voll grüner Bäume, Alles ſo heimlich, mit ſo vieler Liebe gepflegt, ſo einladend, daß ich der Neugierde, die Bewohner kennen zu lernen, nicht widerſtehen konnte. Ich ritt heran, ſtieg vom Pferde ab, blickte mit einer mir ſelbſt unbegreiflichen Sehnſucht in den Garten — die Blumen, die Bäume ſchienen mir zu winken. Ich begriff meine Aufregung kaum. Ich ahnte nicht, was ich erfahren ſollte, welche Unthat ich zu entdecken berufen war, ja, eine Unthat, die jedes fühlende Herz empören muß, die Jahrelang verborgen blieb, die aber, wenn man die Leidende, Verſtörte ſieht, um Rache ſchreit.

Während ich in dieſer unerklärlichen Gemüthsbewegung durch das Gitter blicke, ſehe ich eine blaſſe weibliche Geſtalt durch den Garten ſchleichen. Als ſie mich erblickt, ſtößt ſie ein leiſes Geſchrei aus und ſinkt zuſammen. Ich gerieth in Verzweiflung. Die Gitterthüre war verſchloſſen. Ich denke nicht mehr an mein Pferd, eile in das Haus und finde einen ältlichen Mann, den ich mit mir ſchleppe. Die Arme — es war

Bertha, die Beſitzerin des Hauſes — lag noch beſinnungslos da. Wir tragen ſie hinein, und ich muß mich entfernen, bis ſie ſich erholt hat, bis ſie auf meinen Anblick vorbereitet iſt. — Der Kaufmann erzählte nun ferner, wie er, von Theilnahme ergriffen, ſeine Abreiſe verzögerte, mit einer elenden Wohnung in der Nähe des Landhauſes zufrieden war, wie er allmälig mit Berthas Umgebung, mit dem alten Manne und ſeiner Frau, wie er mit der Dienerin bekannt wurde; wie auch Bertha einiges Vertrauen zu ihm faßte, und er auf dieſe Weiſe ihr Leben und die Quelle ihres tiefen Grames erfuhr. Sie ſtammt, ſagte er, aus einer ſeltſamen, verbrecheriſchen Familie her. Die Zuhörer ſtutzten, denn als er dieſe Familie ſchilderte, war es entſchieden, daß es dieſelbe ſein mußte, aus welcher Malkolm ſeine unglückliche Herkunft ableitete. Als der Erzähler nun Berthas Aufenthalt in Stockholm, ihrer unglücklichen Bekanntſchaft mit Malkolm erwähnte, und wie dieſer die aller Welt verborgene Verwandtſchaft benutzte, um ihr Vertrauen zu gewinnen; als er mit einer Heftigkeit, einer glühenden Beredſamkeit, die aus dem empörten Gefühle zu entſpringen ſchien, die Künſte ſchilderte, die er angewendet haben ſollte, um die arme Bertha zu verlocken, um ſie in ſeine Gewalt zu bekommen, um die immer ſtärkere

Liebe des Mädchens und jede ſchwache Stunde zu benutzen; wie er weder Verſprechungen, noch heilige Eidſchwüre geſpart hatte, um ſie zu gewinnen — da geriethen die Zuhörer in ſichtbares Erſtaunen. Ein faſt furchtbares Stillſchweigen herrſchte in dem Saale. Keiner athmete, und der Fremde, dieſen Eindruck bemerkend, ſetzte immer lebendiger ſeine Erzählung fort. Von jetzt an näherte ſie ſich, wenigſtens äußerlich, mehr der Wahrheit. Wie Bertha in der entfernten Vorſtadt gelebt, wie das gefallene, von nun an ihm preisgegebene Mädchen dort ſeine Beſuche empfangen hätte, könnten ſelbſt die Bewohner bezeugen. Mit entſetzlicher Verſtellung hätte er gewußt, ſeine Neigung zu dem Mädchen vor Jedermann zu verbergen; mit einer faſt unbegreiflichen Hinterliſt hätte er ſie aus der Mitte ihrer Umgebung unbemerkt zu entfernen und in jenem abgelegenen Hauſe zu verbergen verſtanden, ſie hierauf nach der Provinz geſchleppt und auf immer verlaſſen. Ihr Gram, ihr ſtiller Wahnſinn vollendete das ſchauerliche Gemälde. Der Eindruck, den dieſe Erzählung machte, äußerte ſich bald. Wie iſt die Vorſehung gerecht, ſagte eine ältliche Frau, eben jetzt, da dieſer Menſch, den wir verehrten, als ein Verbrecher gegen ſein Vaterland, als ein Verbündeter, ja, als das Haupt ſeiner tief geſunkenen Verwandten erſcheint, muß nun auch dieſe gräßliche Unthat, die Jahrelang verborgen blieb, an das Licht kommen, damit kein Zweifel bleibe, damit jeder redliche Menſch vor dieſem Ungeheuer zurückſchaudere, das uns mit der Maske der Großmuth und edler Geſinnung täuſchte. Der Fremde ſtutzte, und man fand es billig, ihm ausführlich mitzutheilen, was ſo eben ſich ereignet hatte. Er ſchien mit großem Erſtaunen den Verdacht, der auf Malkolm ruhte, zu vernehmen. Ja, der Himmel iſt gerecht, rief er aus, und dennoch kann ich eine ſchmerzliche Empfindung nicht unterdrücken. Ich habe von dieſem Verdachte, der, wie ich eben erfahre, ſchon lange verbreitet iſt, bisher nichts gehört. Ich kehrte erſt ſeit wenigen Monaten nach Schweden zurück, meine Geſchäfte feſſelten mich in fernen Provinzen; ich glaubte einem mächtigen Manne, ſelbſt mit Gefahr gegenüberzutreten, und finde einen Gefallenen, Verachteten. Hätte ich eine Ahnung von ſeinem Schickſale gehabt, wahrlich, ich hätte ſein Unglück geachtet, ich hätte geſchwiegen. —

Während die Geſellſchaft noch in der lebhafteſten Bewegung war, trat die Gräfin ein; ſie ſah blaß aus, ein tiefer Kummer ſchien ſie niederzubeugen. Sie war ſehr lange ausgeblieben, und man wußte, daß ſie von Bertha kam. Aller Augen hefteten ſich auf ſie, als ſie ſtillſchweigend ſich niederließ und über den ſeltſamen Beſuch nichts äußerte, obgleich ſie ihren Schmerz nicht zu verbergen wußte. Aber durch alles, was man eben erfahren hatte, war die Geſellſchaft gewaltſam aus den gewöhnlichen Grenzen des ruhigen Anſtandes geriſſen worden, eine der älteren Frauen fing mit lebhaftem Abſcheu an Alles zu wiederholen, was ſie gehört hatte. Die arme Gräfin hörte mit ſchmerzlicher Aufmerkſamkeit. Können, wollen Sie nun dieſen Menſchen noch länger vertheidigen? fragte die Frau mit ſchonungsloſer Härte. Die Gräfin ſchwieg noch immer, ſie widerſprach, ſie vertheidigte Malkolm nicht. Man ahnte, daß, was ſie durch die Unglückliche erfahren hatte, die Erzählung des Fremden beſtätigen mochte.

Nach einiger Zeit und als es, ohne Aufſehen zu erregen, geſchehen konnte, näherte ſich die Gräfin dem Fremden, zog ſich mit ihm nach einem Fenſter zurück, blickte ihn ernſthaft und forſchend an, und fragte in einem beſtimmten, ja, faſt ſtrengen Tone: Was konnte Sie bewegen, meine arme Freundin aus ihrem ſtillen Aſyle herauszulocken und ſie den Zufällen einer Reiſe preiszugeben? Die Beſtimmtheit, mit welcher die Gräfin ſprach, ſchien den Fremden für einen Augenblick faſt beſtürzt zu machen. Glaubte er ſich etwa durchſchaut? In der That dürfen wir vermuthen, daß die reine Seele der Gräfin, wenn auch ohne klares Bewußtſein, eine tiefe Ahnung von der Lüge dieſes Menſchen hatte. Er ſchwieg einen Moment, und die Gräfin betrachtete ihn erſtaunt und nicht ohne Mistrauen. Aber mit völliger Faſſung und in dem leichten Tone, der ihm bei der Geſellſchaft Zutrauen erworben hatte, erwiederte er: Meine Gnädige, Ihre Frage ſetzt mich in Erſtaunen. Wie, Sie wären einige Stunden mit Bertha allein geweſen, dieſe hätte Ihnen vertraulich, wie es ſcheint, Alles entdeckt und nichts von der Abſicht ihrer Reiſe erwähnt? Dieſe Zurückhaltung gegen eine treue Freundin, die ſich ſo lebhaft für ſie intereſſirt, iſt mir nicht ganz angenehm. Ihre Krankheit fordert eine ſehr vorſichtige, pſychiſche Behandlung, und ich hoffte, daß die Art, mit welcher ſie ſich gegen eine Freundin in einer vertraulichen Stunde äußern würde, für die zukünftige Behandlung viele zweckmäßige Mittel an die Hand geben ſollte. — Sie ſchien, ſagte die Gräfin, durch das unglückliche Ereigniß, welches ſie der Neugierde ſo Vieler preisgab, im Anfange völlig zerſtört, ich mußte mich eine lange Zeit mit ihr beſchäftigen, ehe ich ſie zu einem einigermaaßen geordneten Geſpräche bringen konnte. Ueber ihre Liebe und ihren Sohn, über ihre gegenwärtige Lage ſagte ſie Mancherlei, aber ſehr verworren und mit ſichtbarer

Zurückhaltung. Daß ſie noch immer nicht an Malkolms Liebe zweifelt, daß ſie glaubt, dieſe Reiſe würde ſie zu ihm führen, ahnte ich mehr, als daß ich es aus ihrer unzuſammenhängenden Rede klar hätte abnehmen können. Als ich ſie verließ, ſchien ſie ziemlich ruhig, und auf eine höchſt ergreifende Weiſe trat die alte Liebenswürdigkeit, ihr anmuthiges Weſen aus der Verwirrung, aus der Zerſtörung ihres Innerſten hervor. Aber ich wünſchte in der That Ihre Abſicht zu wiſſen, mein Herr, fuhr die Gräfin fort; den Zufall, der ſie uns brachte, darf ich keinen glücklichen nennen, auf ſie kann er nur höchſt ſchädlich wirken, und ich ſehe für die Unglückliche keine Rettung. Ich hielt es, gnädige Gräfin, für meine Pflicht, erwiederte der Fremde, ſie von ihrem Wahnſinne zu heilen, und wenn das nicht möglich ſein ſollte, die Gewalt der fixen Idee wenigſtens zu ſchwächen. Schon daß ſie ſich zur Reiſe entſchloß, gab mir einige Hoffnung, denn der Grund, weshalb ſie lange nicht einwilligen wollte, war, daß nun während ihrer Abweſenheit Malkolm erſcheinen und ſie vergebens ſuchen würde. Ich bringe ſie zu einer Schweſter der Frau, die ſie bisher mit der Dienerin ſorgfältig gepflegt hat, ſie liebt dieſe Schweſter ihrer Pflegerin, die ſich eine Zeitlang in ihrem Hauſe aufhielt. Als es mir gelang, ſie zu überreden, freute ſie ſich, dieſe Frau wiederzuſehn, und ich glaube, daß eine Veränderung des Ortes heilſam auf ſie wirken kann. — Die Gräfin ſchien ſehr bedenklich. Sie trifft, fuhr der Fremde fort, dort ihren Sohn, der, von dem Prediger begleitet, dahingereiſt iſt, und auch aus dieſem Zuſammentreffen erwarte ich etwas Gutes. Die Gräfin gab endlich nach, obgleich ſie nicht überzeugt ſchien.

Am frühen Morgen des folgenden Tages, ehe noch die vielen Gäſte in Bewegung waren, ſah man die Gräfin ſchon bei Bertha, die es wohl fühlte, was ihr eine ſolche Freundin war. Der Fremde mußte den Wohnort in Weſtmannland genau bezeichnen, es lag in der Abſicht der Gräfin, ſie dort bald zu beſuchen. Liebe Bertha, ſprach ſie, ich werde die Gäſte, die Dir ſo zuwider ſind, nicht ſo bald los, einige wenigſtens bleiben länger hier; aber wenn ich allein bin, dann beſuche ich Dich, um Dich nicht wieder zu verlaſſen; dann mußt Du zu mir kommen und mit mir leben. Bertha ſchüttelte den Kopf. Sie trennten ſich unter Thränen, und Bertha verſchwand, ohne von den Gäſten bemerkt zu werden.

Der Fremde war derſelbe, welcher einige Tage ſpäter bei Mathilden erſchien, um ihre und Berthas Ruhe auf immer zu ſtören.

Haben Sie ſchon die neue Entdeckung über unſern trefflichen Ritter der Geſchichte vernommen? ſagte einige Zeit darauf ein junger Mann von den Gäſten des Grafen Stiernholm, als er in einen Kreis von Herren und Frauen eintrat. Malkolm war noch immer ein Gegenſtand der Tagesgeſpräche, und man erwartete daher begierig, was er vorbringen würde. Erinnern Sie ſich, fuhr er fort, Thorgreens ſchöner Braut? Der luſtigen, etwas leichtſinnigen Antonie, ſagte eine ältliche Frau; wie ſollten wir die vergeſſen, eine vorzügliche Tänzerin, erinnerte ein junger Mann, nun — Sie iſt in einem bedauernswürdigen Zuſtande geſtorben, erzählte der Eingetretene. — Geſtorben, riefen erſtaunt und erſchrocken Mehrere, das junge, blühende Mädchen! — Und erfahren Sie die ſchauderhaften Umſtände; man muß Malkolm ihren Mörder nennen. — Eine unruhige Bewegung entſtand unter den Verſammelten, ſie drängten ſich um den Erzählenden, und dieſer begann: Antonie hielt ſich eine Zeitlang bei ihrer Freundin, der Frau von Malkolm, auf. Es leidet keinen Zweifel, dieſer Don Juan hat gewußt, ſie zu gewinnen. Hören Sie. Kaum hat ſie einige Wochen auf dem Schloſſe verlebt, ſo wird das muntere Mädchen trübſinnig. Niemand weiß die Urſache. Plötzlich, wie von geheimen Gewiſſensbiſſen gequält, verſchwindet ſie. Sie erſcheint, wie die unglückliche Bertha, wahnſinnig, ſie will Jedermann ihre Schuld entdecken, man muß ſie bewachen; der Wahnſinn verwandelt ſich in eine tiefe Schwermuth, ſie iſt fortdauernd innerlich erſchüttert, oft bricht ſie in ein Angſtgeſchrei aus. An dem einſamen Orte, wo man ſie noch immer ſorgfältig hütete, ſcheint es ihr zu enge, ſie will fliehen, man muß ſie zurückhalten. Da wird ſie von einem apoplektiſchen Anfalle ergriffen, iſt, als ſie erwacht, an der Zunge gelähmt und fordert durch Zeichen einen Prediger. Während ſie auf ihn wartet, ſetzt ſie ſich hin und ſchreibt mit bebender Hand dieſes Blatt — unvollendet, denn der Anfall kehrte wieder, und der Prediger fand ſie todt. — Er reichte der erſchrockenen Geſellſchaft ein Papier hin, auf welchem, mit undeutlicher, zitternder, kaum leſerlicher Hand geſchrieben, die wenigen Worte ſtanden:

„Mathilde, Mathilde, ich ſterbe und zittre vor
„dem Tode, ich ſterbe, und die Folgen meiner Unthat
„werden fortwuchern nach meinem Tode. Ich habe
„Dich unglücklich gemacht, Dich, Euch alle. Ich will,
„wenn Gott es mir vergönnt, dieſe Zeilen benutzen, um

„Alles, Alles zu entdecken. O, kämen ſie in Deine
„Hände! Thorgreen —"

Alle waren wie erſtarrt. Es iſt klar, es iſt einleuchtend, dieſer furchtbare Menſch hat alle Künſte der Verführung angewandt, um auch hier Unheil zu ſäen! rief Einer; und an der Seite einer ſo liebenswürdigen, ſo trefflichen Frau, hörte man einen Zweiten ſagen. Thorgreen ſcheint Nachricht von der gefährlichen Lage ſeiner Braut erhalten zu haben, fuhr der Erzähler fort, er ließ ſie in's Geheim wegbringen; aber es war zu ſpät, die eigenen Geſtändniſſe der Zerrütteten entdeckten Alles, und da mußte er freilich die Verbindung aufgeben. — Malkolm ward von jetzt an als ein entſetzliches, ſittenloſes Monſtrum betrachtet, man nannte ſeinen Namen nie ohne Schauder.

In dem alten, wüſten Gerichtsſaale blieb Malkolm mit Marcus allein, nachdem Alle ihn verlaſſen hatten. Der ergraute, treue Diener hatte früher weniger, als Alle, von dem, was ſeinem Herrn drohte, erfahren. Er war immer in ſeiner oder Mathildens Nähe, ſelten ſprach er Fremde, die wohl auch wenig Neigung zeigten, ſich gegen ihn über ſeinen Herrn zu äußern. Jetzt ſah er dieſen Mann, den er als den Trefflichſten zu verehren gewohnt war, als Verbrecher angeklagt, vor Gericht geſtellt. Die unglückliche Verwandtſchaft, die auch ihm in ſeiner Jugend Gefahr drohte, der er kaum entronnen war, zog den Mächtigen und Hochgeachteten in ihre nächtlichen Tiefen. Nie zweifelte er an ſeines Herrn Unſchuld, und dennoch mußte ſein, ſeines treuen Dieners, Zeugniß gegen ihn auftreten! Er blickte furchtſam, faſt errötheud, als glaubte er ſich ſchuldig, nach dem Herrn hin und war erſtaunt, als er dieſen mit völlig ruhiger Miene, wie in den Tagen des höchſten Glücks, auf ſich zukommen ſah. Marcus, ſagte er, meine Frau erwartet mich, wenn Du eilſt, kannſt Du noch vor Mitternacht das Schloß erreichen. Eile, was Du kannſt, Holter — Du kennſt ihn doch? — wird Dir ſeinen Wagen geben. Meiner Frau ſagſt Du, daß ich aufgehalten werde — durch fatale, unangenehme Geſchäfte. Du darfſt ihr wohl ſagen, daß ich mißmüthig, verdrießlich bin; aber, was Du erlebt, gehört haſt, verſchweigſt Du, ſie darf nichts, gar nichts davon wiſſen. Vielleicht beſchwöre ich auch dieſes Ungewitter, vielleicht, vielleicht auch nicht, und dann — Man ſoll nie zu ſehr an die Zukunft denken, was uns vorliegt, muß uns ganz beſchäftigen, ſelbſt die unangenehmſte Gegenwart hat ihre Rechte. — Er ſprach das Letztere faſt wie mit ſich ſelbſt, ohne irgend eine Erhebung der Stimme, ohne Unruhe. — Doch, Marcus, eile nur und ſchweige. Ich weiß, daß ich mich auf Dich verlaſſen darf, Du trennſt Dich nicht von mir. — Nie, Herr, antwortete Marcus, und mußte gegen Sie zeugen! — Du mußteſt die Wahrheit ſprechen, nie forderte ich etwas Anderes von Dir. Sei darüber ruhig, Marcus. Aber jetzt eile, ſchone das Pferd nicht, nimmt es Schaden, dann werde ich es erſetzen. —

Den wüſten Saal durchſchritt Malkolm mit großen Schritten. Es war faſt ganz dunkel geworden, die zerriſſenen Tapeten ließen ſich kaum noch erkennen, und die alten Gemälde blickten ihn ſeltſam und trübe an. In ſich verſunken, ſuchte er die Gedanken zu ſammeln, um ſeine düſtere Zukunft mit klarem und entſchiedenem Bewußtſein zu überſchauen. Der Kaſtellan, von Marcus gerufen, erſchien. Sie haben befohlen, gnädiger Herr, ſprach er und ſtand ängſtlich und zitternd Malkolm gegenüber. Wer biſt Du? fragte dieſer ſtrenge; er hatte vergeſſen, daß der Kaſtellan auf ſeinen Befehl gekommen war. Der Kaſtellan des Schloſſes, gnädiger Herr, ſtotterte derſelbe. Der Bediente, welcher eben wegging, ertheilte mir den Befehl, hier zu erſcheinen. — Es iſt wahr, antwortete Malkolm ſich beſinnend, ich habe Euch rufen laſſen. Ich wünſche eine Mahlzeit — Wein führe ich ſelbſt — und ein Licht, eine Bettſtelle in dieſes Kabinet, nur eine Matratze oder etwas Streu, nichts weiter. Gnädiger Herr, ſagte der Kaſtellan und blickte ihn verwundert an, hier, in dieſer wüſten Wohnung wollen Sie allein die Nacht zubringen? Ich habe Euch nicht um Rath gefragt, antwortete Malkolm kurz; Ihr beſorgt eilig, was ich Euch aufgetragen, kalte Küche, Brot, Waſſer, ich bedarf nicht mehr. Er gab ihm eine Hand voll Geld; was übrig bleibt, iſt Euer, fügte er hinzu und ſchob ihn zur Thüre hinaus.

Der Kaſtellan, ermuntert durch eine Summe, die ihn in freudige Verwunderung ſetzte, beſorgte ſchleunig, was ihm aufgetragen war; bald ſtand der Tiſch gedeckt, die Bettſtelle in dem Kabinette, zwei Lichter erhellten das öde Gemach. Erlauben Sie, gnädiger Herr, wagte der Kaſtellan noch vorzuſchlagen, daß einer meiner Leute die Nacht zu Ihrem Schutze in der Nähe zubringen darf? Keiner unterſtehe ſich, hier zu bleiben! rief Malkolm zornig; wenn ich ſpäter einen Zudringlichen finde, werfe ich ihn hinaus, ich will allein ſein, entfernt Euch.

Erſchöpft durch die faſt unnatürliche Anſtrengung des Tages, von Hunger gequält, genoß Malkolm das mittelmäßige Mahl mechaniſch, leerte inſtinktmäßig ein paar Flaſchen Wein, und erhob ſich erhitzt und durchglüht. Das Blut wallte heftig in ſeinen Adern, die Augen funkelten vor Zorn. Sie haben Dein ganzes Leben zertreten, es iſt ihnen gelungen, Du biſt beſiegt, betrogen, überliſtet, ſprach er. Während Du Thor zu handeln dachteſt, warſt Du nur ein blödſinniges Mittel in ihren Händen; die Gedanken, welche aus den geheimſten Falten Deines Innern ſich loswickelten, nannteſt Du Dein, und ſie hatten Dir die Seele geſtohlen. — Wie er daſtand, dieſer Malkolm, der ſich mächtig dünkte, ſtolz um ſich ſah und Alles zu beherrſchen wähnte; die Erde erſchien ihm zu klein, er forderte den Himmel heraus und ſpiegelte ſich wohlgefällig in ſeiner eigenen Größe — giebt es etwas Lächerlicheres! rief er laut, und ein furchtbares Hohnlachen ertönte durch den öden Saal. War es möglich, daß die Erde einen Armſeligen ſolcher Art tragen konnte, ein zuſammengetrocknetes Bild eigner, leerer Einbildung; ein hohler Wicht, aufgeputzt mit hoher Geſinnung und edeln Entwürfen, während eine geheime Macht, die er nicht einmal kannte, ihren Sitz in den verborgenſten Tiefen aufgeſchlagen hatte, Handlungen, Gedanken leitete und ihm nun grinſend entgegentritt? So weit ließen wir Dich laufen, ſprachen ſie höhnend und ſpotteten Deiner, jetzt werfen wir Dich nieder, und der Zerſplitterte, Zerriſſene liegt da, und die Vorübergehenden ſtehen verwundert. Waren wir verzaubert, rufen ſie, daß dieſer Lump uns ein Held, dieſer zertretene Wurm uns ein Gewaltiger ſchien? Ja, Ihr habt gewonnen, ich bin Euer Sklave, Ihr Unbekannten; ich ſtehe entwaffnet, beſiegt, gefeſſelt Euch gegenüber, ich bin Euer, denn ich habe mich ſelbſt verloren.

Mitten aus den Trümmern ſeines zuſammengeſtürzten Glückes trat Mathildens Bild vor ſeine Seele, ein unwillkürlicher Schrei des tiefſten Schmerzes entfuhr ihm, er ſank auf einen Stuhl, die Hände deckten den Jammer ſeines Antlitzes; er ſuchte vergebens ſein Daſein zu vergeſſen, Vernichtung wäre ihm in dieſem Augenblicke Seligkeit geweſen.

Er ſtand auf dem höchſten Gipfel der Selbſtverachtung, aber ihre Quelle war ſein unbeſiegbarer Stolz. Beſiegt wärſt Du, ein Sklav', ein Knecht der Verworfenen, rief er laut und ſprang auf, und könnteſt Dir's geſtehen, Dich ſelbſt, Dein nie beſiegtes Innerſtes den Elenden waffenlos preisgegeben zu haben, auch nur einen Augenblick? Nein, noch biſt Du der Mächtige; ſie haben Dich aufgefordert, wohl, Du ſtellſt Dich, ſie ſollen Dich finden, und hätten ſie ſich in die Erde vergraben, die Feigen, Du wühlſt ſie heraus; und hätten ſie Berge über das hölliſche Geheimniß geworfen, Du wälzſt ſie hinweg, aus dem Grunde des Meeres, aus den tiefſten, verborgenſten Schlünden, aus der Hölle ſelbſt rufſt Du ſie hervor und bannſt ſie, daß ſie erſcheinen, und wenn ſie, hervorgezogen, an das Licht treten müſſen, ſind ſie vernichtet. Deine Kraft war zerſplittert, tauſend Schwächen, armſelige Milde, nichtswürdige Duldung feſſelten Dich; jetzt, jetzt erſt biſt Du frei, die Dich verließen, jene Getäuſchten, die ſich mit den Feinden verbanden, ſind Dir nun fremd, Du ſtehſt allein, ganz allein, und das iſt Deine Macht, und die iſt unermeßlich, die kennt keine Schranken, denn ſie kennt kein Geſetz. —

Malkolm fühlte ſich faſt erleichtert, während dieſe wilden Gedanken ihn in raſcher Eile durchflogen; aber bald trat eine ſchmerzliche Ruhe an die Stelle der ungebändigten Kraft. Wo ſind ſie, die Du vernichten willſt, welcher Weg führt zu ihrem verborgenen Aufenthalte? Sie umſchlichen Dich, ſie drängten ſich an Dich, ſie bohrten ſich unbemerkt in Deine geheimſten Gedanken ein und doch kannſt Du ihre Spuren nicht auffinden. Sie ſind Dir unbegreiflich nahe und unendlich fern. Sein ganzer Geiſt ſchien jetzt ſinnend auf dieſen Punkt gerichtet, alle Gedanken, alle Entſchlüſſe, ſelbſt der heftige Zorn, das ſüße Gefühl der Rache, verſtummten, und er war ganz in die Löſung einer Aufgabe, in eine Forſchung verſunken, die keinen Anknüpfungspunkt, keine Hoffnung der Löſung darbot. Thorgreen? murmelte er, hat man Dich nicht vor ihm gewarnt? — Nein! rief er zornig, der iſt es nicht, der darf es nicht ſein; Du würdeſt Dich zehnfach verachten, wenn Du Dir geſtehen müßteſt, daß dieſer einen ſolchen Sieg über Dich erringen konnte. Und was ſollte ihn gegen Dich waffnen, Du haſt ihm vertraut; es giebt keinen Grund, warum er Dich haſſen könnte. Du haſt ihn, wenn auch nicht geliebt, doch mehr als geduldet; er durfte es Liebe nennen, er gab Dir nie Urſache, an ſeiner Treue zu zweifeln. Nein, jene Unbekannten ſind mächtig an Geiſt, boshaft, aber Feinde, der Kraft nach Deiner würdig, aber wo, wo finde ich ſie? —

Während er ſo mit den eigenen Gedanken kämpfend umherging, war es bereits ſpät geworden. Er glaubte Tritte von einem Menſchen zu hören, der ſich heranſchlich. Er horchte aufmerkſam und vernahm die Schritte immer deutlicher, ergriff das Licht und ging in heftigem Zorne auf die kaum anſchließende Thüre zu, als ſich dieſe öffnete und er einen Menſchen furchtſam eintreten ſah. Zurück, rief er, Unglücklicher, Keiner wagt es ungeſtraft, dieſe Schwelle zu überſchreiten! Ich bin, ſtotterte der Hereintretende — Wer Du auch biſt, Freund oder Feind, ich will Niemand ſehen! ſchrie Malkolm zornig. — Holter bin ich, Herr, hören Sie mich, ich bitte, ich beſchwöre Sie; ich hatte keine Ruhe, ich habe auch etwas zu berichten, was wichtig iſt. Stoßen Sie mich nicht fort. — Schon etwas ruhiger ſagte Malkolm: Thor, was willſt Du? Haſt Du etwas zu berichten, was ich wiſſen muß, dann mach' es kurz und verlaß mich. Der Kaſtellan, fing Holter an, iſt, wie gewöhnlich, in der Schenke, das ganze Städtchen in Unruhe; Keiner weiß, warum Sie von den übrigen Herren hier allein zurückgeblieben ſind, Keiner begreift, was die außerordentliche Zuſammenkunft bedeute. Die geringen Leute, welche beſtellt waren, ſind verſchwunden, wie ſie gekommen ſind; ich aber bin in der entſetzlichſten Angſt, ich ahne ein Unglück. Ach, Herr, und Ihnen verdanke ich Alles; daß meine alte Mutter ſorgenlos lebt, daß ich ſelbſt ohne Schande lebe, daß ich Ihr Vertrauen genieße. — Biſt Du gekommen, um mir dieſes zu ſagen, ſo geh'! rief Malkolm ungeduldig, hat Marcus geſprochen? Ich will es nicht hoffen. — Marcus iſt verſchwiegen wie das Grab, aber ſein ſchmerzliches Schweigen, ſein trauerndes Auge hat mich mit Entſetzen erfüllt, klagte Holter. — Noch erwarte ich, was Du mir zu ſagen haſt, unterbrach ihn Malkolm mit mühſam errungener Ruhe; ich befehle Dir, mir dieſes, dieſes nur kurz zu ſagen und mich allein zu laſſen. Was ich Marcus zu verſchweigen befahl, wirſt Du doch nicht hoffen von mir zu erfahren? Deinen Bericht alſo, ſchnell. —

Ich beſuchte, begann Holter, vor einiger Zeit Bertha — Malkolm horchte mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit, ſobald er dieſen Namen nennen hörte — es geſchah auf Ihren Befehl. Ein Menſch hatte ſich bei ihr eingeſchlichen, er brachte Grüße von Ihnen, er wußte ſich Berthas und ihrer Umgebung Vertrauen zu erwerben, er ſprach nur von Ihnen, von Ihrer fortdauernden Liebe. Ich war erſtaunt, als ich ihn traf, und er ſchien bei meinem Anblick ſehr verlegen. Du lieber Gott, dachte ich, was haſt Du verbrochen; warſt Du doch, ſeit Du den Dienſt des beſten Herrn verließeſt, um Deine alte Mutter zu pflegen, der einzige, der das Geheimniß kannte, und jetzt hat der Herr einen Andern, einen Fremden zu ſeinem Vertrauten gewählt. Aber lange hing ich dieſen Gedanken nicht nach, ich faßte einen Verdacht und fing an zu glauben, daß ein Unbefugter ſich eingeſchlichen habe, das Geheimniß zu verrathen. Ich kam nun öfter und fand den Unbekannten faſt immer da. Vorgeſtern war er abweſend, aber ich ſah mit Erſtaunen, wie Bertha und die Dienerin Anſtalten trafen, zu verreiſen. Sie zeigten mir einen Brief, den der Fremde gebracht hatte, es war Ihre Handſchrift. Jetzt, ſo ſtand darin geſchrieben, wäre endlich die Zeit erſchienen, wo Sie ſich mit ihr wieder verbinden könnten, um ſich nie mehr von ihr zu trennen. Den Brief ſollte Bertha aber Niemand zeigen, wir glaubten ſie ihn mittheilen zu dürfen, weil ich eben das Geld brachte, wie gewöhnlich, und ſie alſo ſchloſſen, daß ich noch Ihr Vertrauen beſäße. Ich hätte gern Einwendungen gemacht, aber der Befehl war zu deutlich, der Brief von Ihrer Hand geſchrieben, und Bertha iſt, begleitet von dem Fremden und der Dienerin, abgereiſt, ohne daß ich habe erfahren können, wohin. —

Du hatteſt gehört, daß ſie abreiſen wollten, ſagte Malkolm, der mit großer Unruhe vernahm, was Holter erzählte, und bliebſt nicht da? Wie leicht konnteſt Du unbemerkt den Weg, den ſie einſchlugen, verfolgen. — Lieber Herr, antwortete Holter, dieſen Vorwurf habe ich erwartet, wohl auch verdient; aber Ihre Handſchrift täuſchte uns alle, ſo unbegreiflich der Inhalt erſchien. Der Gärtner, ſeine Frau und ich vertieften uns in Muthmaßungen. Der Tag der Abreiſe war beſtimmt und ich entſchloſſen, noch früher da zu ſein; als ich aber hinkam, ſtand das Haus ganz verlaſſen, nur ein Arbeiter war da, der mir keinen Aufſchluß über die

Entfernung aller Bewohner geben konnte. — Du mußt thätig ſein, rief Malkolm, es iſt ein grauenvoller Betrug im Werke, Du mußt Alles aufbieten, um zu erfahren, wo Bertha hingebracht wird; Du darfſt nicht ruhen, bis Du es weißt. Morgen reiſe ich, nach meinem Gute in Wermeland werde ich in wenigen Tagen hinziehen, dort findeſt Du mich. Jetzt laß mich allein. — Er drückte Holter eine Summe in die Hand, zwang den Widerſtrebenden, ſie anzunehmen, und drängte ihn zum Gemache hinaus.

Mit einer furchtbaren Ruhe erwog Malkolm das neue Ereigniß. Auch dieſes ſtille, quälende Geheimniß iſt dem entſetzlichen Geiſte bekannt, der Dich verfolgt, dachte er. Darfſt Du Dich wundern? Was iſt ihm verborgen, iſt er nicht Dein verzerrtes Gegenbild? Es wird immer finſterer um mich herum, das drohende Geſpenſt hat alle Fäden meines Lebens ergriffen, um ſie zu zerreißen. Mag er, es ſtärkt mich, ſchwächen ſoll es meine Kraft nicht. Er zwingt mich, die Stelle, die unüberwindliche einzunehmen, wo die Menſchen, ihr Urtheil, ihre Geſetze mir nichts ſind, und habe ich ſie eingenommen, dann werde ich ſie zu behaupten wiſſen. Aber ſie, die Henker, die Entſetzlichen, haben ſie kein Mitgefühl für ihr Unglück, daß ſie die Jammervolle aus ihrer ſtillen Wohnung, aus dem beruhigenden, lindernden Wahnſinne herausreißen? — Ein tiefes Mitleid ergriff ihn, ein quälendes Gefühl der ſchmerzlichſten Reue bemächtigte ſich ſeiner, ein peinlicher Vorwurf, der ihn fortdauernd, nie ganz unterdrückt, verfolgt hatte und jetzt den Sieg errang.

Ermattet trat er in das Kabinet, ſtellte das Licht auf einen Stuhl und ſank, abgeſtumpft gegen jedes Gefühl, auf ſein Lager hin. Er fiel in einen unruhigen, unerquicklichen Halbſchlummer. Aeffende Geiſter umgaben ihn; die verhängnißvolle Nacht, in der er die Verſchwornen gefangen nahm, wo er neben dem Leichname des ermordeten Jünglings ſtand, trat lebendig vor ſeine Seele; die Richter, die falſchen Zeugen, die verrätheriſchen Briefe, drängten ſich um ihn, er hörte den Sterbenden ächzen, Bertha klagen, er ſah immer neue Geſtalten, die drohend auf ihn einſtürzten und ihn dann mit Hohnlachen verließen. Furchtbare Entſchlüſſe traten verlockend aus ſeinem Innern hervor; er erblickte Völker, auf ſeinen Wink ſich gegen einander waffnend, ſich mordend; eine qualvolle Freude, ein vernichtender Jubel, wie aus der Hölle, ertönte, wenn es ihm gelang, Alles in Verwirrung zu bringen, er ſah Blut in Strömen fließen, als kühlenden Balſam für ſeine brennende Wuth, und mitten in dem entſetzlichen Knäuel der ängſtlichen Verwirrung erblickte er Mathilde, Gederſtröm, Bredahl, die Hände ringend, flehend, warnend.

Zuweilen fuhr er auf, blickte um ſich, ſah das flackernde Licht tief herabgebrannt und erkannte den wüſten Raum; die geſpenſterhafte Umgebung ſchien ſich dann zu entfernen, die Geſtalten erblaßten, Klagetöne ließen ſich dumpfer hören, aber ſie verſchwanden nicht, und eine ſeltſame Sehnſucht, ſich wieder in das Grauen wie in eine gräßliche Luſt hineinzuſtürzen, bemächtigte ſich ſeiner, ſo daß er die Augen ſchloß, um, was ihn anzog, indem es ihn entſetzte, wieder herbeizurufen.

Es war ſchon tief in der Nacht, das Licht brannte trübe, noch ein Mal öffnete er die Augen — da ſah er mit völliger Klarheit eine Geſtalt dicht neben ſich ſtehn, die Arme über die Bruſt zuſammengelegt, die ihn mit hämiſchen Blicken betrachtete. War es eine geſpenſterhafte Erſcheinung, war es Wirklichkeit? Malkolm rang mit einem ſeltſamen Krampfe, der ihn feſthielt, ſtarrte die Geſtalt an, die von dem aufflackernden Lichte beleuchtet wurde, und erkannte Lunding. Der heftigſte Ingrimm gab ihm ſeine Kraft wieder, er ſprang ſchnell auf, aber der ſtarre Blick hatte Lunding ſchon bis an die offene Thüre getrieben, dort im Dunkeln blieb er ruhig ſtehen, die Arme, wie bisher, kreuzweiſe über der Bruſt. Schon ſchien Malkolm entſchloſſen, ihn zu ergreifen, aber er beſann ſich, er war völlig wach geworden. Was kann er wollen? dachte er, warum ſucht er Dich hier auf? Will er ſich weiden an ſeinem Opfer? Will er Dir Aufſchlüſſe geben? Dieſe Gedanken durchzuckten ihn wie ein Blitz, er blieb kalt und ruhig in der Mitte des Kabinets ſtehen. Was willſt Du hier, Lunding? fragte er. Rechenſchaft ablegen, jetzt, da mein Werk vollendet iſt, antwortete jener und blieb unverrückt im Dunkeln an der Thüre ſtehen; jeder Verſuch, ſich meiner zu bemächtigen, treibt mich aus der Thüre; mich zu verfolgen, iſt unmöglich. Du kannſt ruhig ſein, Elender, antwortete Malkolm, nahm das Licht, hob das Stück, welches ſich in den Leuchter eingeſenkt hatte, heraus und klebte es an den Rand, putzte es, ſetzte ſich gelaſſen auf einen Stuhl und lehnte ſich an eine Pfoſte der Bettſtelle. Sprich, ſagte er, Niemand ſtört Dich.

Ich bin Dein Vetter, fing Lunding an und behauptete, trotz der ruhigen Stellung, in welcher Malkolm daſaß, vorſichtig ſeinen Platz an der Thüre; unſere Väter kannten, liebten ſich als Knaben. Ich wuchs heran, und das Schickſal wollte, daß ein alter Mann ſich meiner annahm und mich unterrichtete; ſo lernte ich mehr, als gewöhnlich die Kinder meines Stammes. Der Alte ſtarb arm, er gehörte unſerm Geſchlechte nicht zu, und ich mußte mit meiner Schweſter nach ſeinem Tode leben, wie die Uebrigen. Aber die Schande, welche auf unſerer Familie ruhte, noch mehr die Armuth, die ſie drückte, ward mir immer quälender. Ich war achtzehn Jahre alt und erregte mehr, als die Andern, die Aufmerkſamkeit der alten Anna, Deines Vaters Mutter. Sie zog mich an ſich, ich war zuletzt ihr einziger Vertrauter. So lernte ich Dich kennen, ich allein in dem ganzen Stamme. Ich bin kein Plauderer, ich verrathe kein Geheimniß, ſo lange ich ſtolz darauf ſein kann, es allein zu beſitzen. Aber Du warſt von jetzt an ein Hauptziel meiner ſtillen, verborgenen Aufmerkſamkeit. Ich bin von Deinem Alter; warum iſt er, er allein der Glückliche, warum vereinigt ſich Alles, um ihn mit Ehre, Achtung, Anſehn zu umgeben, während wir in Elend, Armuth und Schmach leben, dachte ich. Ich wurde älter, die läppiſchen Träume der Alten, ihre Weiſſagungen, ihr alberner Aberglaube, ihre Entwürfe und Hoffnungen ekelten mich an. Ich wollte ſie nicht verrathen, denn es kitzelte mich, die Uebrigen zu betrügen, aber dienen mochte ich ihr eben ſo wenig. Ich entfloh. Es war mein feſter Vorſatz, eine andere, eine höhere Stellung zu erringen, ich wollte mit Dir wetteifern. Warum ſoll ich Dir das bunte Leben vorführen, welches ich, abwechſelnd reich und arm, von Vertrauen und Anſehn umgeben, und von Gerichten verfolgt, durchlebt habe, es gehört nicht hierher. — Du haſt Handſchriften nachgemacht, falſche Wechſel ausgeſtellt! rief Malkolm heftig. Ja, antwortete Lunding kalt und lachend, ich habe darin beſonders eine große Virtuoſität erlangt, und es iſt mir jetzt ſehr zu ſtatten gekommen. Ich kann es geſtehen, dieſe Kunſt hat mir oft große Dienſte geleiſtet, aber es wird Dir nie gelingen, es mir zu beweiſen; denn in dieſem Lande übte ich ſie nur, um Dich zu ſtürzen. Was ſollte ich thun? Es fand ſich kein ſchwacher Narr, der mich für ſeinen Sohn erklären, mir ſeine Reichthümer hinterlaſſen wollte. Wäre es geſchehen, ſo ſtände es mit mir freilich beſſer, und es hätte nicht ſo vieler Umſtände bedurft, ich hätte nicht meine Zuflucht zu ſo bedenklichen Mitteln genommen, die mich jedes Mal tückiſch im Stiche ließen, wenn ich ihre Früchte erndten wollte; ich wäre eben ſo edel und tugendhaft und beliebt, wie Du — geweſen biſt. —

Er ſchwieg, als erwartete er, daß Malkolm ein Zeichen der Erbitterung, des Zorns geben ſollte; aber dieſer blieb ſtumm und blickte ihn, ohne einen Zug zu verändern, mit kalter Verachtung an.

Lunding war empört über dieſe nicht zu überwindende Ruhe. Iſt der Menſch nicht zu verwunden? murmelte er; wir wollen ſehen. Er fuhr fort:

Ich kam nach Schweden zurück; zwar mußte ich fliehend einen großen Theil meines Vermögens zurücklaſſen, als ich das Land mied, in welchem ich noch zuletzt mit ſeltenem Glücke meine Kunſt übte; aber ganz entblößt bin ich nicht. Du irrſt Dich, wenn Du meinſt, daß ich Deiner bedurfte. Hier fand ich nun einen Grund, Dich glühend zu haſſen. Ich freute mich faſt, denn Dein Hochmuth, Deine Herrſchſucht, Deine Selbſtgenügſamkeit erfüllte mich mit Ingrimm. Ich lernte Männer kennen, die Urſache hatten, Dich zu haſſen, wie ich; wir verbanden uns, und Du Stolzer, Hochmüthiger ſitzeſt hier, unſer Schlachtopfer, prahlteſt mit Deiner Kraft, wie ohnmächtig biſt Du, wähnteſt die Menſchen zu kennen, wie biſt Du betrogen, glaubteſt Alle zu überſehen, wie biſt Du überliſtet. Warum ich Dich haſſe? Ich habe eine Schweſter, ich ſuchte ſie, als ich in mein Vaterland zurückkehrte, und fand ſie wahnſinnig, wahnſinnig durch Dich — ich bin Berthas Bruder. —

Malkolm ſprang auf, aber Lunding war verſchwunden, das Licht löſchte aus, indem dieſer ſeine Rede ſchloß. Malkolm ſtand im Dunkeln. Er iſt ein Teufel, murmelte er, ich muß ihn faſt bewundern. Wie rein, wie mächtig, wie in ſich geſchloſſen iſt dieſe Bosheit, keine trübe Miſchung eines menſchlichen Gefühls macht dieſen Koloß der Hölle irre. Durch eine falſche Handſchrift lockt er ſeine Schweſter aus der ruhigen Wohnung, giebt ſie ohne Bedenken der entſetzlichſten Qual preis und freut ſich, daß er das Recht hat, mich zu haſſen. Arme Bertha, wärſt Du mir entgangen, dann fielſt Du in ſeine Hände — arme Bertha! —

Es vergingen mehrere Minuten, ehe Malkolm, durch die ſchauerliche Dunkelheit, die ihn umgab, aus ſeinem tiefen Sinnen geweckt und in die Gegenwart zurückgerufen wurde, es fiel ihm kaum ein, den Entwichenen zu verfolgen. Die quälenden Ereigniſſe, welche ſchnell auf einander folgten, ſich in wenige Stunden zuſammengedrängt hatten, die Unmöglichkeit, handelnd, abwehrend gegen ſie aufzutreten, erzeugten jene Ruhe der Ergebung, die in vorübergehenden Augenblicken ſelbſt den ſtärkſten Geiſt ergreift und eine kurze Erquickung, eine Windſtille erzeugt, die einen täuſchenden Frieden lügt. Er ſank völlig ermattet auf das Lager, und ein tiefer Schlaf entrückte ihn allen Sorgen. Es war heller Tag, als er wieder erwachte, die Sonne ſchien freundlich in die wüſte Kammer, und als das volle Bewußtſein des verfloſſenen unglücklichen Tages, der drohenden Nacht wieder in ihm wach wurde, ſtand er feſt, klar und entſchloſſen da. Du willſt fliehen, ſprach er, und er ward faſt heiter, als dieſer Gedanke hell vor ſeine Seele trat. Mathilde ſchwebte vor ihm, und er fand ſich durch ihre Liebe gereinigt. Sie muß fort, dachte er; die Verläumdungen, welche Dich verfolgen, die Schande, die man auf Dich gehäuft, die trübe Verwirrung der Verhältniſſe, welche ſich um Dich drängen, daß Du an Dir ſelbſt irre wirſt, daß die fremde Anklage, kunſtvoll gewebt, wie eine eigene aus Deinem Innern hervortönt, willſt Du auf Dich leiten, Du allein mußt Alles tragen, ſie darf nichts erfahren. Rein, wie ſie iſt, ſoll jene dunkle Miſchung eigner Schuld und fremden Haſſes keinen Schatten in den klaren Himmel ihres Gemüthes werfen. Wie ein Engel, der ſich abwendet von dem Gräuel des Vergehens, ſoll ſie entweichen, ohne eine Ahnung der Hölle, die ſie hinter ſich läßt. Zwar ſchmerzlos wird ſie ſich nicht losreißen von der ſonſt ſo freundlichen Umgebung, deren grauenhafte Verwandlung ſie kaum vermuthet, von Deiner Seite, aber es muß ſein. Wenn Du ſtillſchweigend das Härteſte gebieten mußt, mag auch ſie Dich verkennen, wie Alle; was die Liebe befiehlt, wirſt Du tragen; mußt Du doch dulden, was der Haß Dir bereitet hat. Eine ſchönere Gegend, eine wärmere Sonne, ein lebendigeres Volk wird Dich aufnehmen. Du wählſt einen anderen Namen — Malkolm mag auf immer verſchwinden, Du lebſt doch.

Malkolm fühlte ſich muthig, klar, ja, heiter, als er dieſen Entſchluß ausbildete; aller Haß, das ängſtliche Streben, der Quelle ſeiner Verfolgung nachzuforſchen, war verſchwunden; er ſah eine neue Stätte, ein neues Leben vor ſich und entfloh gern einer Erinnerung, die ihn ſo lange gequält hatte. Es wird Anſtrengung koſten, dachte er; wie lange wirſt Du von ihr getrennt, von Mistrauen und Schande umgeben, hier bleiben müſſen, um alle die Fäden abzulöſen, alle die Verpflichtungen zu erfüllen, alle die Verhältniſſe aufzugeben, die Du ſelbſt unbeſonnen angeknüpft, auf Dich geladen, herbeigeführt haſt. Dein Vermögen, Mathildens Beſitz iſt von Deinen thörichten Entwürfen in Anſpruch genommen, aber Du wirſt genug retten, um, wo Du mit ihr lebſt, unabhängig zu ſein. Wie qualvoll die langen Tage hinſchleichen mögen, Du haſt beſchloſſen, ihre Laſt zu tragen, Du darfſt Dir auch dieſen Muth zutrauen, und die ruhigere, ſorgenloſe Zukunft liegt einladend, ſtärkend vor Dir.

Schnell verließ Malkolm das alte Schloß, und die neugierigen, aufgeregten Einwohner des Städtchens ſahen den ſeltſamen Mann, der die Nacht einſam in der wüſten, übelberüchtigten Ruine zugebracht hatte, mit unheimlichem Gefühle in fliegender Eile vorüberfahren. Faſt geiſterhaft erſchien er ihnen; viele behaupteten, daß ſeitdem der Saal und das Kabinet nächtlich erhellt wären, und der Kaſtellan wollte ein ſeltſames Rumoren, ein Geſtöhn aus jenen Gemächern vernehmen, obgleich er, kühn genug, eine Unterſuchung anzuſtellen, Alles leer und ſtille fand, wenn er in den Saal hineintrat.

Wir wiſſen, wie Malkolm tief in der Nacht die ängſtlich harrende, durch Marcus unterrichtete Mathilde fand, wie ihr weiſſagendes Gefühl das Unglück der Trennung verkündigte, wie Malkolm ahnte, daß ſein ſchuldvolles Verhältniß zu Bertha der ſcheidenden Frau nicht unbekannt geblieben ſei.

Er war nun allein; ganz im Stillen hatte er alle Veranſtaltungen zu ſeiner Abreiſe getroffen. Jede Aeußerung des Wohlwollens, der Dankbarkeit quälte, verletzte, das Mitleid empörte ihn; ſo vergrub er ſich denn von jetzt an in ſeine ferne Wohnung, zwiſchen rauhe, nackte Felſen. Er ſah keinen Menſchen, nur Thorgreen wußte ſich auch hier ſein Vertrauen zu erhalten. Die verwickelten Angelegenheiten, welche offenbar durch feindliche Einwirkung noch verworrener wurden, forderten zuweilen Malkolms Entfernung; dann reiſte er immer in der Nacht ab und kam auch in der Nacht wieder zurück. Die Nachbaren bekamen ihn nie zu Geſicht. Alle Geſchäfte, die in der Nähe nothwendig waren, wurden durch Marcus verrichtet, und Thorgreen beſorgte die meiſten wichtigeren Angelegenheiten mit großem Eifer und Pünktlichkeit. Einſt, als Malkolm eine bedeutende Summe nothwendig zu ſeiner Verfügung haben mußte, um ein Geſchäft zu ordnen, welches, wenn es jetzt nicht erledigt wurde, die bedenklichſten Verluſte herbeizuführen drohte, erbot ſich Thorgreen, die Summe zu verſchaffen; er verreiſte, und mit Geld belaſtet erſchien er nach einigen Wochen wieder. Er hatte ſich vergebens an einen reichen Handelsherrn in Gothenburg gewandt; dieſer, mit Malkolms Lage genau bekannt, war zwar willig, zu helfen, konnte aber, in viele Unternehmungen verwickelt, nicht über eine ſo bedeutende Summe verfügen. Aber Thorgreen ließ ſich nicht abſchrecken. Er reiſte nach Chriſtiania und benutzte die Gelegenheit, um einige ſchönere Gegenden Norwegens zu bereiſen, er nahm die Summe für das Gothenburger Handelshaus auf und brachte ſie mit. Sie war Malkolm höchſt willkommen, die Möglichkeit, ſein und Mathildens Vermögen von allen Punkten zuſammenzuziehen, und, wenn auch nicht ohne Verluſt, aus dem Lande zu ſchaffen, war ihm dadurch ſehr erleichtert. Schon war der Winter verſtrichen und noch äußerſt wenig geſchehen; jetzt erſt durfte er hoffen, ſein lang erſehntes Ziel zu erreichen, und der thätige, gewandte, ihn ſo eifrig unterſtützende Thorgreen mußte um ſo mehr ſeine Liebe, ſein Vertrauen erwerben, als er der einzige war, welcher der öffentlichen Meinung Trotz bot, nicht blos ſeinen Umgang ſuchte, ſondern auch für ihn thätig zu ſein wagte und als ſein Geſchäftsführer erſchien. Jede Spur von Verdacht gegen ihn war verſchwunden. In Norwegen, erzählte Thorgreen, iſt Alles in unruhiger Bewegung, der alte Haß gegen Schweden wächſt täglich, man vermuthet nahe bevorſtehende Ereigniſſe, die beide Völker gegen einander bewaffnen werden. In ſeiner gegenwärtigen Lage wenig aufgelegt, ſich mit Skandinaviens Schickſal zu beſchäftigen, war es dennoch, als wenn dieſe Nachricht einen geheimen Nachklang in Malkolms Seele fände. Er wußte nicht, was ihn ſo ſeltſam lockte, indem er von dieſer Zwietracht hörte. Kein Gedanke an das, was kommen könnte, ward in ihm laut, und dennoch ſchien ein geheimes Grauen ihm ſeiner Zukunft dunkle Beſtimmung zu verkündigen.

Um dieſe Zeit zogen die ſchwediſchen Truppen nach Deutſchland, gegen Napoleon zu kämpfen; Thorgreen folgte, und Malkolm fühlte ſich in der That nun doppelt verlaſſen. Ja, eine Menge von Schwierigkeiten traten jetzt, da er die erwünſchte Hülfe entbehren mußte, unerwartet hervor; Anſprüche, die er gar nicht vermuthete, Verwickelungen, die er nicht ahnen konnte, Prozeſſe, die ſeine ſchon fröhlich gefaßte Hoffnung ganz zu vernichten drohten, häuften ſich. Er ward immer finſterer, immer verſchloſſener, Mathildens Briefe erhöhten ſeine Sehnſucht, den Augenblick der Entſcheidung herbeizuführen. Er war entſchloſſen, einen bedeutenden Theil des Vermögens preis zu geben.

Wir haben jetzt den Zeitpunkt erreicht, der uns aus Storms Erzählung bekannt iſt. Sein Brief an Mathilde ging zugleich mit jenem Schreiben an Sinclair ab, in welchem er ſeiner Frau anrieth, ja, befahl, das Anerbieten des Freundes, eine Einladung, die ſo lockend ſchien, anzunehmen. Er konnte leider die Zeit ſeiner Abreiſe noch nicht beſtimmen. Es war im November. Dieſer Monat, ein großer Theil des Winters verging, ohne daß er eine Antwort erhielt. Wiederholte Briefe an Mathilde, an Sinclair blieben ohne Erfolg. Jetzt wuchs ſeine Ungeduld, ſie ſteigerte ſich zur Furcht. Die ſchrecklichſten Möglichkeiten ſchwebten ihm vor, er ſah Mathilde in die entſetzlichſten Verhältniſſe verflochten. Dann fiel es ihm auf, daß auch Sinclair nicht antwortete. Er hat ſie geliebt, dachte er, und ſie hat Dein Verhältniß zu Bertha erfahren; haben eifrige

Feinde vielleicht auch Mittel und Wege gefunden, ihr Alles mitzutheilen, was auf Dir laſtet? Ich erſcheine ihr mit Schande bedeckt, ſchuldbeladen, und Sinclair, dem ſie ſo viel verdankt, ſteht in ihrer Nähe. Sie kann ihn nicht lieben, aber ſie hat Dich verlaſſen. Ja, der Fluch ruht auf Dir, der Fluch, ſeit Jahrhunderten an Dein Geſchlecht geknüpft, tritt mit zwiefacher Vernichtung drohend hervor, weil Du Dich glücklich wähnteſt. Tückiſche Geiſter, die in tiefer Nacht die geheimen Fäden Deines Lebens ſpannen, haben bei Deiner Geburt Dich beſtimmt, der ſchwarzen Rache grauenhaftes Ziel zu ſein. Daher ſchonten ſie den Vater, daher häuften ſie Ehre und Glanz auf Dich, um Dich, mit Schmach bedeckt, den verfolgten, den verfluchten Verwandten in die Arme zu ſtürzen. Daher ſtirbt die Liebe in meiner Nähe, und auch die reinſte Treue zerbricht. Es iſt mir, als hörte ich eine lockende Stimme, die mich ruft.

Eine innere Wuth, ein Ingrimm, der keine Grenzen kannte, jagte ihn unſtät in den öden, kalten Gegenden umher. Er forderte Thorgreen, der jetzt in Holſtein ſtand, auf, ihm Nachrichten zu geben. Die Antwort vergrößerte ſeine Qual; auch ihm war, wie er ſchrieb, jede Spur Mathildens und Sinclairs auf eine unbegreifliche Weiſe verſchwunden. Der Krieg ging zu

Ende, Paris war längſt eingenommen; der unglückliche Malkolm, jetzt erſt im Innerſten verwundet, hatte Alles, hatte ſich ſelbſt aufgegeben, trieb faſt nur mechaniſch die Geſchäfte, welche für ihn jede Bedeutung verloren hatten. Da brachte Marcus einen Brief. Malkolm erblickte ihn kaum, als er ſchon Sinclairs Handſchrift erkannte. Noch nie hatte eine Erwartung ihn ſo tief, ſo furchtbar erſchüttert. Er ſtarrte die Aufſchrift an, er beſah mit ſeltſamer Aengſtlichkeit das Siegel, er wandte den Brief hin und her, er zitterte, als er ihn erbrach.

So lautete der Brief:

Kiew, den 14. April 1814.

„Es iſt nicht von mir die Rede. Das unerwartete Geſchick, welches mich hierher nach dieſer Einöde trieb, hängt zu genau zuſammen mit dem meines Freundes, als daß es Erwähnung verdiente. So bleibe es unerwähnt, bis Du das Unglaubliche erfahren haſt.

„Wir ſehen Hügel, von anmuthigen Waldungen umkränzt; was ſie Feſtes und Verborgenes einſchließen, wird von dem lebendigen, friſchen Grün heiter bedeckt. Sie erheben ſich ſanft aus der fruchtbaren Ebene und gehören ihr zu; die Aecker reichen bis auf ihre Höhen, der Geiſt geſelliger Bildung waltet noch auf ihren Gipfeln. Friedlich ſind ſie verſchlungen in das Gewühl des Lebens und treten nie aus der ruhigen Welt heraus, die ſie mild beherrſcht. Du biſt ein rauhes Gebirge in dem ſchäumenden Meere, die Wellen brechen ſich brauſend an dem felſigen Ufer; aber was Jahrtauſende der kühnen Maſſe abzutrotzen vermögen, iſt ein Unſcheinbares, nie Bemerktes. Auch die Tiefe des Meeres verbirgt bewegliche Maſſen, die ſich heben und ſenken. Neben Dir ſtiegen Gebirge empor; von Dir beherrſcht, ſchienen ſie Deine ewigen Satelliten, unerſchütterlich wie Du. Sie verſanken. Ein anmuthiger Hügel lehnte ſich freundlich an Deinen feſten Grund. Er war fruchtbar, heiter, lebendig, wie keiner. Was die Alten von den Gärten der Hesperiden erzählen, ſchien ſich hier in unergründlicher Fülle entwickelt zu haben. Roſenhecken blühten zwiſchen Jasmin und Immergrün; wer ſich näherte, athmete die balſamiſchen Düfte, aber ein leiſer Zephyr trieb ſie nach den Schluchten des hohen Gebirges. Alle Berge rund umher waren eingeſtürzt, dieſer liebliche Hügel, von dem hohen Felſen getragen, ſchien unerſchütterlich. Aber er war hohl, wie die übrigen, er iſt zuſammengeſtürzt, wie ſie. Die ſchäumenden Wellen wüthen, wo er das freundliche Haupt erhob, und jetzt erſt tritt die Rieſengröße des Felſens, der in erhabener Einſamkeit den Wogen Trotz bietet, hervor. Den Fuß feſt in dem brüllenden

Meere, iſt er mit dem dunkeln, ewig verborgenen Abgrunde verwandt; und die wechſelnden Wolken weben ſich zu einem undurchdringlichen Schleier, ſein Haupt zu verhüllen, wie das Antlitz des großen Propheten, wenn er Gott geſchaut hatte, daß wir vor dem Glanze des göttlichen Wiederſcheins nicht erblinden.

„Ich begrüße Dich in Deiner großartigen, aber furchtbaren Einſamkeit, Du Unerſchütterlicher! Der anmuthige Hügel, in die Wellen verſunken, die jetzt allein, in ohnmächtiger Wuth, an Deinem Fuße brüllen — Mathilde — hat Dich verlaſſen. Ich will mich nicht länger in Gleichniſſe vertiefen; in einfachen, ſchlichten Worten ſei erzählt, was, vernommen, das Herz der Menſchen erbeben läßt, was die Wurzel der ewigen Wahrheit aus den tiefſten Gründen des Daſeins herausreißt und die Lüge als einzige Wahrheit des Lebens, in wahnſinnigem Widerſpruche, hinſtellt.

„Du erinnerſt Dich, daß ich Mathilde bewogen hatte, meiner Einladung zu folgen. Sie ſollte die trübſelige Geſellſchaft der alten Freundin eine Zeitlang aufgeben, um in einer heitern Umgebung, unter glücklichen Menſchen, die Zeit zu erwarten, die Dich aus den peinlichen Verhältniſſen in Schweden losreißen wird. Ich hatte freilich erfahren, daß ein junger Mann in der Nähe beider Frauen lebte, ihren Umgang genoß, der zu jenen Thoren gehörte, die in kindiſcher Begeiſterung ſich an die ruſſiſchen Maſſen anſchloſſen, um durch ihr leeres Geſchrei die Welt glauben zu machen, der große Held wäre gefallen, als ſie zu ſchreien anfingen. Dieſe Knaben waren mir aber von jeher zuwider, ich achtete nicht auf dieſen Buben. Mathilde ging ungern, aber Dein Befehl, mein alter Einfluß ſiegte. Sie ſcheint beſonders, um den eigenen Widerwillen zu verbergen, die Freundin bewogen zu haben, ſich gegen die Einladung zu erheben. Dieſe ward aber angenommen, als jede Ausflucht ihr benommen, jede Einwendung widerlegt war. In der Geſellſchaft der Gräfin erſchien ſie äußerſt ſeltſam. Sie brütete ſtill, wie es ſchien, über den finſterſten Gedanken. So vergingen einige Tage. Die Gräfin war beſtürzt, verlegen, denn Mathildens Gemüthsſtimmung ſchien immer bedenklicher zu werden. Ich ſetzte mich ſchon mit einem Arzte in der Nähe, der durch ſeine pſychiſchen Kuren einen großen Ruf erlangt hatte, in Verbindung. Mathilde lebte einſam, verſchloſſen in einem freundlichen, entfernten Kabinette, welches die Gräfin ihr auf ihre Bitte eingeräumt hatte.

„Da zog ein ruſſiſcher General ein und nahm das Schloß in Beſchlag. Jetzt ſah man alle Tage Geſellſchaft, aus der Nachbarſchaft ſtrömte der Adel herbei.

Mathilde ließ ſich gar nicht ſehen, und ſelbſt die Gräfin fing an zu bereuen, daß ſie die ſchwermüthige Frau aufgenommen hatte. Ich befand mich in einer peinlichen Lage. Ein großer Ball war, nach dem Wunſche des Generals, angeſagt; die ganze Umgegend verſammelte ſich, um Theil daran zu nehmen. Auf dieſem Balle erſchien nun ein junger preußiſcher Offizier, aus der Reihe der ſogenannten Freiwilligen, und warf mir vor, daß ich eine Verwandte, unter dem Vorwande, ſie ſei wahnſinnig, in dem Schloſſe eingeſperrt halte. Du kannſt Dir meine Wuth denken; aber ich war waffenlos, ein Gefangener, in der Gewalt des Feindes, der dieſe Gelegenheit, den Großmüthigen zu ſpielen, mit Freuden ergriff. Ich geſtand, daß eine ſchwermüthige Verwandte von mir ſich in einem einſamen Kabinette verberge und jede Geſellſchaft ſcheue, daß ich ſie einem berühmten Arzte zur Heilung anzuvertrauen beſchloſſen hätte. Ich hielt mich für überzeugt, daß, wenn der General die arme Mathilde ſähe, die alberne Beſchuldigung von ſelbſt wegfallen würde. Der junge Herr drang darauf, daß ſie, aus ihrem Kabinette herbeigeführt, ſich dem General ſelbſt vorſtellen ſollte. Meine Einwendungen wurden abgewieſen, und wie entſetzte ich mich, als Mathilde — ich kenne ſie ja ſeit ihrer Kindheit, ich habe ſie ja erzogen — feſtlich geſchmückt, mit der unwiderſtehlichen Grazie, die Alles in Entzücken ſetzt, eintrat und durch ihre bloße Gegenwart mich als einen Verbrecher erſcheinen ließ. Der General war erſtaunt, gefeſſelt, der junge Offizier hatte geſiegt. Mathilde ließ ſich der glänzenden Geſellſchaft vorſtellen, erregte eine lärmende Bewunderung und verſchwand in der Nacht, begleitet von dem jungen Krieger, mit welchem ſie offenbar im Einverſtändniß gehandelt hatte. Wo ſie hinreiſte, erfuhr Niemand. Ich hatte als Gefangener bis jetzt die Vergünſtigung genoſſen, in der Gegend von Leipzig leben zu dürfen, ſie ward aufgehoben und ich hierher geſchleppt.

„Soll ich nach dieſem furchtbaren Ereigniſſe noch etwas hinzuſetzen? Tröſten etwa? Wie armſelig würde jeder Troſt erſcheinen, neben dem einzig möglichen, den Du in Deiner eigenen feſten Bruſt finden wirſt. Ich ſchließe. Wenn dieſer Brief Dich finden wird, kann ich nicht wiſſen; ich habe ihn einem Kaufmann anvertraut, der nach Petersburg reiſt.

Nur dieſes Seltſame, ja, Verhängnißvolle muß ich Dir noch ſagen; der junge Mann, der — Geliebte Deiner Frau, iſt ein Norweger, der Sohn eines Predigers in Swennaes, der Verlobte der Tochter eines gewiſſen Heggelund, von welchem die Sage erzählt, daß ſeine Vorväter die gefangenen Begleiter des Sinclair vorzüglich verfolgten, daß ſie mehrere ermordeten, daß die Abkömmlinge einiger Entflohenen von Schweden aus dieſe Familie mit einer Rache verfolgen, die Jahrhunderte überlebt hat. Mir ſchauderte, als ich dieſe Verhältniſſe durch einen Zufall erfuhr. Giebt es geheime Ereigniſſe, die durch viele Generationen fortwuchern, das verborgene Schickſal der Menſchen lenken und beſtimmen? Ich, ein Sinclair, fiel als das Opfer eines Mannes, der in genauer Verbindung ſteht mit den Urfeinden meines Geſchlechts.

Dein

Sinclair."

Dieſer Brief kam in der Mitte des Sommers an; drei Monate waren verfloſſen, ſeit er geſchrieben wurde. Seit Malkolm ihn geleſen hatte, blieb er ſtumm. Alle Bewohner des Hauſes betrachteten ihn mit Schrecken; Marcus, der von jenem unglücklichen Tage an, wo er das Zeugniß gegen ſeinen Herrn ablegen mußte, täglich hinfälliger wurde, ſchwieg, wie Malkolm. Der Jammer zehrte an ſeinem Leben. Der erſte Stock des Hauſes war durch eine Treppenthüre von den untern Theilen des Hauſes abgeſondert. Dieſe blieb jetzt fortdauernd verſchloſſen. Die Mahlzeit ward zu einer beſtimmten Stunde von einer alten Magd hingeſtellt, und dieſe durfte nicht ſprechen. Die Hausleute ſahen, wie Malkolm oft in den heitern Nächten unruhig durch die Säle, durch die langen Gänge ſchritt; zuweilen öffnete er plötzlich die Thüre, eilte bewaffnet die Treppe hinunter und verſchwand zwiſchen den öden Felſen. Keiner wagte es, ihm zu folgen. Man ſah ihn dann erſt ſehr ſpät in der Nacht, beſprützt und erhitzt, wieder zurückkehren. In ſeinen Augen brannte eine furchtbare Glut, die Jeden ſo ſchreckte, daß man ihn nicht anzublicken wagte. Einſt trat einer der Bedienten zitternd auf ihn zu; Marcus liegt im Sterben, ſagte er eilig und furchtſam. Malkolm folgte ihm und fand den treuen Diener in den letzten Zügen, das brechende Auge war ſchmerzvoll auf Malkolm gerichtet, der ſtumm neben ihm ſaß. Ein ſchwerer Seufzer hauchte den tiefen Gram und das Leben zugleich aus. Auch Du verläßt mich, rief Malkolm, doch es iſt billig, wohl Dir, nun, jetzt bin ich doch ganz allein. Die Treue, die nicht brechen konnte, mußte ſtill erlöſchen. — Der große Jagdhund legte vertraulich ſeinen Kopf auf Malkolms Knie; es iſt doch etwas, ſagte dieſer und erhob ſich grimmig. Keiner trat ihm entgegen. Bewaffnet, wie er war, verließ er das Haus und kam nicht wieder; vergebens ſuchte man ihn, vergebens durchforſchte man die Gegend, man entdeckte keine Spur von ihm. Bauern, die an der abgelegenen Wohnung zufällig vorbeireiſten, wollten viele Meilen gegen Norden einen bewaffneten Mann erblickt haben, der die Landſtraßen zu vermeiden ſchien und ſich in die wüſteſten Gebirge verlor. Bald verbreitete ſich das Gerücht von Malkolms Verſchwinden; Einige glaubten, er wäre aus dem Lande geflohn, Wenige befürchteten, daß er verunglückt ſei oder ſich ſelbſt getödtet habe, die Meiſten vermutheten, daß er nun endlich, an die Spitze einer Verſchwörung tretend, ſeine bisher verborgenen Abſichten enthüllen würde. Die Gerichte waren aufmerkſam, aber Malkolm ſchien ſpurlos verſchwunden zu ſein.

Da, wo der Weg zwiſchen Chriſtiania und Trondhiem über den höchſten Gebirgspaß (Dovrefield) in Norwegen führt, liegen drei Hospize (Fieldſtuer), denen auf dem St. Gotthard und Bernhard ähnlich. Das mittlere (Jerkind) iſt ein für die bedeutende Höhe anſehnliches Gebäude. In jener hohen nördlichen Gegend, wo das Tiefland ſchon rauh erſcheint und kaum drei Monate hindurch eine freundliche Vegetation entfaltet, iſt eine Höhe von dreitauſend Fuß einer mehr als doppelten in den ſüdlichern europäiſchen Alpen gleich. So hoch liegt dieſes „ſtattliche Gehöfte“ — von Buch ſah etwas tiefer die letzte krüppelhafte Fichte grünen — von zwergartigen Birken, von hohen Alpenweiden umgeben, erſcheint es dem Reiſenden als ein willkommener Zufluchtsort. Gegen Süden läuft die Landſtraße längs kahlen, aber fiſchreichen Seen, gegen Norden ſteigt ſie nackte Gebirge hinan, von welchen aus die ganze Gegend wie ein erhabenes Gebirgsland erſcheint, aus deſſen Grunde der berühmte Snöhättan — er galt bis in die neueſten Zeiten für den höchſten Berg Skandinaviens — nordweſtlich wie „ein Gebirge auf dem Gebirge" ſich erhebt, tief in ewigen Schnee getaucht, der von ſeinem Fuße ausläuft und ſich gegen Weſten verbreitet. Zwei mächtige Berge (Snöhättan und Skreahoga) ſtarren dem Wandernden mit ihren zerriſſenen, ſchneebedeckten Häuptern entgegen, und auf den Höhen, die ſich langſam an dem Fuße der Rieſenmaſſen erheben, erſtirbt allmälig jede Pflanze, die dauernden Schneeflecken nehmen mehr und mehr zu und verſchmelzen zuletzt in einander.

In dieſem Hospize erſchien einſt gegen Abend ein Reiſender; es war im Auguſt. Er trat herein und überraſchte den Wirth durch die Frage, ob er hier auf einige Monate ein abgelegenes Stübchen erhalten könnte. Wer in dieſe ſtarre Gegend kam, eilte ſchnell weiter; die Gebirgseinſamkeit, die Gewalt der kalten, todten

Maſſe trieb ihn fort, dahin, wo das gewöhnliche, freundliche Leben der Natur ihn umgab. Wir haben Reiſende gekannt, die ſo überwältigt waren von dieſer grauenhaften Einſamkeit, ſo gequält durch die ſtille Oede, daß ſie alle Freiheit des Geiſtes verloren, daß die Erhabenheit der Umgebung für die Geängſtigten verloren ging. Zwar erſchienen, wenn auch höchſt ſelten, Naturforſcher, die einige Tage hier verlebten, die Gebirge ſinnend durchſchritten, die ſelbſt kühn, doch erſt, ſeit ein berühmter Reiſender wenige Jahre früher zum erſten Mal das bis dahin Unerhörte gewagt hatte, Snöhättans zähen, zerriſſenen Gipfel erklimmten; daß aber ein Fremder auf längere Zeit, mehrere Monate, in den Winter hinein, ſich einen ſo unfreundlichen Aufenthalt wählte, dünkte Allen ſo ſeltſam, daß die neugierigen Hausbewohner ſich um ihn verſammelten und ihn anſtaunten. Der Bauer, der ihn brachte, war in dieſer Gegend unbekannt; auf die Frage, wo er herkomme, antwortete er kurz: Aus Norden, wie Ihr ſeht. Der Fremde erwartete ruhig die Antwort, er hatte die Wildſchur, die Pelzſtiefeln, die mächtigen Pelzhandſchuhe, die, faſt bis an die Schulter reichend, über dem Rücken zuſammengebunden waren, die Mütze, welche beinahe das Geſicht bedeckte und unter dem Kinne feſtgeknüpft war, abgelegt, und trat, ſo enthüllt, dem

Wirthe mit einer ſtolzen, ja, befehlenden Miene entgegen. Nun, ſagte er, als der Gefragte noch immer mit der Antwort zögerte, beſinnt Ihr Euch? Mein Gepäck iſt klein, aber ich frage nicht nach der Summe, die Ihr fordert. Für eine Woche bezahle ich, was mein Aufenthalt, meine Nahrung, meine Bedienung koſtet, voraus, und was Ihr verlangt. — Gnädiger Herr, antwortete endlich der Erſchrockene, als er die finſtern Züge wahrnahm, als die gebietende Geſtalt ihn überwältigte, ein ſolches Anerbieten iſt von einem Manne, der hier oben mit Mühſeligkeiten zu kämpfen hat, nicht zu verſchmähen; auch iſt wohl ein Stübchen da — Ich will es ſehen, ſagte der Fremde. Man zeigte es ihm. Es war klein, ein einziges Fenſter ging auf das wilde Gebirge hinaus; ein Tiſch, ein paar hölzerne Stühle, ein Bette war alles, was es enthielt, in einer Ecke ſtand ein mächtiger Ofen. Es lag von allen übrigen Stuben des Hauſes abgewandt und hatte einen eigenen Ausgang. Es iſt gut, antwortete der Fremde, hier bleibe ich. Er beſtimmte die Stunden, in welchen man ihm das Eſſen bringen ſollte; ob ich dann da bin oder nicht, gilt gleich. Sonſt hat ſich Niemand um mich zu bekümmern; wenn ich gehe und komme, ob ich mehrere Tage ausbleibe, mag Euch gleichgültig ſein. Die Summe des Betrages ward verabredet, und der Fremde erhöhte ſie freiwillig, bezahlte für die nächſte Woche, beſtellte eine mäßige Mahlzeit und befahl Jedermann, ſich zu entfernen.

So lebte nun dieſer räthſelhafte Mann mehrere Monate. Seit er die Wohnung betrat, hatte er noch kein Wort geſprochen. Alle Wochen fand man die bedungene Summe, gewöhnlich durch ein Geſchenk für die Mägde und Knechte erhöht, oft mit einer anſehnlichen Gabe für die Armen. Ein paar Zeilen gaben die Beſtimmung der Summen an, die nach ſeinem Befehl alle Mal in ſeiner Abweſenheit weggeholt wurden. Wo er ſich ſelbſt aufhielt, blieb oft ein Räthſel. Zuweilen, wenn die Knechte ſich in das Gebirge verloren, glaubten ſie ihn, wie in Nebel eingehüllt, zwiſchen den wildeſten Felſen zu erblicken. Ein Naturforſcher, der einſt vom Snöhättan herabſtieg, ſah mit Erſtaunen eine menſchliche Geſtalt aus dem weſtlichen, wie Jedermann glaubte, unzugänglichen Abgrunde auftauchen, wo die ungeheuern Maſſen ſich in einen Gletſcherſee lothrecht herabſtürzen. Einige behaupteten, daß ſie ihn bei hellem Mondenſcheine wie einen unheimlichen Geiſt auf fernen Höhen geſehen hätten. Oft trat er in nebligen Tagen wie eine Erſcheinung aus dem Nebel hervor, ſchritt dicht an den Arbeitenden vorüber und verſchwand wieder. Bald ward er als ein Vertriebener betrachtet, als ein unruhiger Geiſt, der in dem Grauen der Gebirge, in der Kälte der ſtarren Maſſe ſeine innere Glut zu löſchen ſuchte. Man glaubte ihn mit den Geiſtern des Gebirges im geheimen Bunde, und wenn es ſeine Abſicht war, die Menſchen von ſich zu entfernen, ſo gelang ihm dies vollkommen. Denn furchtſam zog Jeder ſich zurück, wo er ſich näherte. Aus den wenigen Worten, die er geſprochen hatte, konnte Keiner ſchließen, ob er ein Norweger oder ein Schwede war, Niemand wußte, wo er herkam. Er hatte nur ein Bündel voll Wäſche mitgebracht. Zwar lagen auf ſeinem Tiſche Papiere, und wenn er zuweilen Tagelang zu Hauſe blieb, wenn die Magd ihm faſt zitternd die Mahlzeit brachte, wenn man furchtſam im Vorübergehn durch das Fenſter blickte, fand man ihn ſchreibend oder leſend; aber Keiner wagte es, ſich dieſen Papieren zu nähern, deren Inhalt, ſo weit man aus der Ferne es erkennen konnte, in unverſtändlichen Zeichen abgefaßt zu ſein ſchien. So war er von allen Seiten unzugänglich, Jedem ein undurchdringliches Räthſel und bald der Gegenſtand des Geſprächs, mehr noch des furchtſamen Geflüſters. In Jerkind ſieht man faſt alle Tage Reiſende; viele wünſchten ihn daher zu ſehen, es gelang keinem. Der Wirth wagte es nicht, die Neugierigen nach ſeiner Stube zu führen, ſelbſt wenn er abweſend war, denn oft trat er unerwartet und zu jeder Tageszeit ein; und als einſt ein Reiſender der Begierde, wenigſtens durch das Fenſter zu blicken, nicht widerſtehen konnte, ſtand der Fremde in der That dicht neben ihm, faßte ihn mit mächtiger Hand, ſchleuderte ihn weit hin und verbarg ſich in ſeiner Stube. Mehr todt als lebendig trat der Reiſende in das Gaſtzimmer; er glaubte ſich, obgleich ein ſtarker Mann, von Geiſterarmen unwiderſtehlich niedergeſchmettert; in der Verwirrung, in der Angſt hatte er die hinter ihm erſcheinende und bald verſchwindende Geſtalt nicht einmal bemerkt.

Aber ein ungewöhnliches Ereigniß ſollte die Furcht, ja, das Entſetzen vor dieſem unheimlichen Gaſte noch ſteigern.

Wo das hohe Gebirge von Dovrefield ſich gegen Weſten erhebt, dort, wo die ewigen Schneefelder ſich fortſetzen, werden ſie von engen Thälern durchſchnitten, durch welche, in ſchauerlicher Tiefe, Flüſſe ſtrömen und Waſſerfälle von den ſtarren Felſenwänden brüllend ſich herabſtürzen. In einem ſolchen Thale lag eine einſame Hütte, von lothrechten Felſen eng umſchloſſen, der Fluß rauſchte dicht vor ihr vorbei, und zwei Männer ſtanden redend an ihrem Eingange. Indem der eine in die Höhe blickte, ſchien es, als würde, von Furcht und Erſtaunen gefeſſelt, der Blick auf eine hohe Felſenſpitze feſtgebannt. Was ſtarrſt du ſo an, Siegmund? fragte Peer. Siehſt Du nicht, flüſterte jener ängſtlich, dort ſteht der unruhige Gaſt, der fluchbeladene Geiſt, der umhergetrieben wird zwiſchen den wilden Felſenhöhen und oben in Jerkind hauſt. Peer ſah hinauf, und auf der höchſten Spitze, dicht über dem lothrechten Abgrunde, ſtand eine menſchliche Geſtalt — die Flinte hing über die Schulter, die Arme waren kreuzweiſe verſchlungen — und ſtarrte in die furchtbare, ſchwindelerregende Tiefe mit einer entſetzlichen Sicherheit, als wäre es ihre Abſicht, ſich hineinzuſtürzen. Wie er da ſteht, flüſterte Peer, ob er uns wohl ſieht, ob er uns droht? Der arme Mann, ich möchte ihn von ſeiner Qual erlöſen. — Es war ein ſchönes, ſtilles, heiteres Thal; die Sonne ſandte ſpärliche Strahlen in ſeine ſchattige Tiefe, brannte aber auf den ſchneebedeckten Höhen, vergoldete die Spitzen der Bäume und warf blitzende Streiflichter über die engen Schluchten, auf den rauſchenden Fluß.

Während die beiden Männer ſo mit ängſtlicher Begierde die unheimliche Geſtalt betrachteten, die fortdauernd, einer Bildſäule ähnlich, in die Tiefe hinabſtarrte, ſprach Siegmund mit bebender Stimme: Siehſt Du, die Bäume da oben ſcheinen ſich zu bewegen! Peer ſah hin, ein ganzer Wald, dicht unter den Füßen der furchtbaren Geſtalt, ſchien langſam fortzurücken. Der Berg ſtürzt herunter! rief Siegmund mit Entſetzen. Feſtgewurzelt ſtanden Beide da, den ſtarren Blick auf die ungeheuern Maſſen gerichtet, welche ſich in Bewegung ſetzten. Es waren nicht blos die mächtigen Baumgruppen, die unterwärts fortſchritten, auch die niedrigen Alpenſträucher, die da anfangen, wo die Bäume aufhören, deren Wuchs immer zwergartiger wird, je höher ſie ſteigen, bewegten ſich zugleich mit dem Walde; ja, man ſah, wie eine gewaltige, kahle Felſenmaſſe, in der größten Höhe, da, wo der ewige Schnee am obern Rande der Thalwand anfängt, fortrückte, während Schneelawinen über die herabgleitenden Felſen in den Abgrund ſtürzten. Noch ſtand der räthſelhafte Fremde feſt, ruhig hineinblickend in die entſetzliche Zerſtörung, die ihm den unvermeidlichen Untergang zu drohen ſchien. Ein tiefes, dumpfes Geräuſch, hohl, wie aus dem Innerſten des Gebirges heraustönend, ließ ſich vernehmen, begleitet von einer innern ſchnellen, zitternden Bewegung des Thals, die ſich dem Körper der erſchrockenen Beobachter wie ein leiſer Krampf mittheilte.

Dieſes verhängnißvolle Vorſpiel dauerte nur wenige Sekunden. Jetzt ſtürmten die Bäume mit einer Schnelle, die ſich kaum wahrnehmen ließ, immer raſcher herunter, die kahlen Felſenmaſſen ſchienen ihnen nachzueilen, die Gipfel neigten ſich in widerwärtiger, ſchaudererregender Verwirrung gegen einander, und immer gewaltiger, immer dröhnender wuchs das tiefe, dumpfe Geräuſch zu einem furchtbaren Getöſe heran. Es war eine grauenhafte Miſchung der vielfältigſten Töne, ein ſchreiender Schall, der aus der Luft herabzuklingen ſchien, ein Rollen, wie aus den tiefſten Abgründen, ein Aufſchlagen, Dröhnen, Schmettern; der heftigſte Donner würde neben dieſem Getöſe kaum vernommen worden ſein, während die Bäume übereinanderſtürzten, die ungeheure Felſenmaſſe in entſetzlicher Eile ſich fortwälzte, mächtige Felſenblöcke, zerſplittert, zertrümmert, wie Bomben in großen Bogen herumflogen und das ganze grauenvolle Schauſpiel der Zerſtörung ſich in dichte, undurchdringliche Staubwolken verbarg. Das Thal bebte bis in die weiteſte Ferne, als wollte es ſich gähnend öffnen — die Sinne der betäubten Zuſchauer vergingen. Mitten in dem gräßlichen Gewühle von zerſchmetternden Klängen, die wie ein lauter, ſchmerzvoller Schrei des Gebirges die Seele durchtönten, vernahm das Ohr nichts, und während die grenzenloſeſte Zerſtörung das ganze Thal umwandelte, ſah das Auge nichts. Selbſt das Gefühl der drohenden Vernichtung konnten die Ueberwältigten nicht feſthalten, ſie ſanken hin, das Bewußtſein entwich ihnen. Inſtinktmäßig hatten ſie das Geſicht gegen die

Erde gewandt, aber dichte Staubwolken bedeckten ſie; noch war Alles in eine undurchdringliche Wolke gehüllt. Hier und da vernahmen ſie einzelne donnerähnliche Laute, und in der Ferne hörten ſie ein drohendes Brauſen, wie von mächtigen, immer ſtärker anſchwellenden Waſſermaſſen. Um ſie herum lagen große Steinblöcke, die, unter Staub begraben, ſich nur durch die rauhe Ungleichheit des Bodens kund gaben. Allmälig ſenkte ſich der Staub, ſie ſahen die Hütte, dicht hinter ſich, faſt zertrümmert, den Fluß trocken; ſie entdeckten durch den Staubſchleier, der ſich langſam ſenkte, eine hohe Felſenwand, aus den zerſtörten Granitmaſſen, wild durcheinander geworfen, quer über das Thal aufgebaut. Das Brauſen des gewaltſam zurückgehaltenen Fluſſes wuchs jeden Augenblick, und ſie erwarteten den Moment, wo er, bis zu unwiderſtehlicher Stärke angewachſen, über die Wand ſtürmen, wo die ſchäumenden Wogen vernichtend das Thal durchſtrömen würden. In aller Eile ſuchten ſie von den Habſeligkeiten der Hütte zu retten, was ſie vermochten; ſie trugen es einen Abhang hinauf, der, dem Bergſturze ſchräg gegenüber, weniger ſchroff in die Höhe ſtieg. Und jetzt, da Alles, was einigen Werth hatte, gerettet war — die dürftige Hütte, die leicht wieder aufgebaut werden konnte, ſchienen ſie weniger zu bedauern — ſahen ſie den Fluß wüthend über die eben aufgethürmte Felſenwand ſtürzen, ſahen ſie, wie er die Hütte, Bäume, Felſenblöcke, leichter Spreu gleich, mit ſich fortwälzte, und athmeten freier, kühn wie ſie waren, dennoch jetzt erſt fröhlich geſtimmt, weil es ihnen vergönnt war, ein ſo mächtiges Schauſpiel, einen ſolchen Ausbruch der zürnenden Natur ungeſtraft in der Nähe zu betrachten. Der Staub hatte ſich faſt ganz geſenkt; ſie erkannten die kahle, glatte, wie mit feinem Pulver beſtreute Fläche, die in mächtiger Ausdehnung die Stätte bezeichnete, wo noch vor Kurzem kühne Felſen große Bäume trugen. Er iſt zertrümmert, ſagte Siegmund; die wilden Berggeiſter, in deren Geheimniſſe er ſich eindrängen wollte, haben ihn zürnend ergriffen. Beide ſahen nach der Stelle hin, wo er geſtanden hatte. Sie war nicht eingeſtürzt; ein gähnender Abgrund hatte ſich dicht neben dem Punkte aufgethan, wo die berſtenden Felſen in Trümmer geſunken waren, als eine ſchmale Spitze ragte der noch erhaltene Fels, ſchroff nach allen Seiten herabfallend, keck in die Luft hinein — und der Fremde ſtand noch da, die Flinte über die Schulter geworfen, die Arme kreuzweiſe auf der Bruſt geſchloſſen, und ſchaute unbeweglich, wie die unerſchütterliche Kühnheit in Stein gehauen, gelaſſen und ſinnend in das verwüſtete Thal, auf die zürnenden, brauſenden Wogen des entfeſſelten Stromes herab.

Univ. Bibl.
München

Faſt erſchrockener über dieſen Anblick, als über die wilde Zerſtörung, ſahen ſie einander ſtumm an und betrachteten wieder den unheimlichen Gaſt des Gebirges. Es war ihnen, als müßte er in irgend einem verborgenen Zuſammenhange mit dem gewaltigen Ereigniſſe ſtehen, als wäre der Bergſturz nur ein frevelhaftes Spiel ſeiner Laune. Sie konnten zwar die Geſichtszüge in der großen Höhe nicht unterſcheiden, aber es ſchien ihnen, als blickte er nach der Stelle, wo ſie ſtanden; furchtſam ſuchten ſie ſeinem Blicke auszuweichen, da wandte er ſich und verſchwand.

Es waren kaum drei Wochen ſeit des Fremden Ankunft verſchwunden, als dieſes Ereigniß eintrat und die Furcht vor ſeiner unheimlichen Nähe bis zum höchſten Grade ſteigerte. Er ſchien aber nichts davon zu merken; er lebte wie immer. Nichts hielt ihn von ſeinen Wanderungen ab, die heftigſten Gewitter, die furchtbarſten Stürme, die ſtärkſten Regengüſſe, der dichteſte Nebel, das gefährlichſte Schneegeſtöber, ſchienen ihn zu locken, und oft glaubten die Hausbewohner, wenn ſie ihn in dem dicken Nebel verſchwinden ſahn, wenn er in die aufgeregten, vom Sturme wild umhergepeitſchten Schneemaſſen hineinſchritt, ihn zum letzten Mal zu erblicken. Selbſt die ſteigende Kälte, als im September und Oktober der frühe Winter auf dieſer Höhe eintrat, hinderte ihn nicht. Mit Pelzſtiefeln, mächtigen Handſchuhen und warmer Mütze gegen die Kälte bewaffnet, in ſeine Wildſchur eingehüllt, durchſtrich er die wildeſten Gebirge, und beſonders ſchien er die mondhellen Nächte zu lieben. So war ſchon ein großer Theil des Oktobers verfloſſen, als man ihn einſt mehrere Tage nicht wiederkehren ſah; das Eſſen blieb unberührt ſtehen, in der Kammer lag das Winterzeug, Alle glaubten, daß er verunglückt wäre—man hatte es längſt erwartet. Jetzt unterſuchte der Wirth ſeine Wohnung; in der Schublade des Tiſches fand ſich eine bedeutende Summe und eine Anweiſung, wie über ſie verfügt werden ſollte. Mit Verwunderung ſah man, daß, obgleich er mit keinem Menſchen ſprach, er dennoch genau von der Lage der Armen unterrichtet war, daß er diejenigen kannte, die vorzüglich eine Unterſtützung verdienten und nöthig hatten. Auch für den Wirth und die Hausbewohner lag ein anſehnliches Geſchenk dabei. „Ich verlaſſe das Gebirge,“ hatte er geſchrieben, und da mehrere Tage vergangen waren, ehe man dieſe Unterſuchung anſtellte, erfuhr Keiner, wo er hingewandert ſein mochte. Er war verſchwunden, wie er erſchienen.

Wer haßt, der liebt, wenn auch nur ſich ſelbſt, murmelte Malkolm, indem er eilig durch die tiefen Gründe des finſtern Drinthales ſchritt und ſich immer weiter von Dovrefield, wo er die Bewohner in Erſtaunen und Schrecken geſetzt hatte, entfernte. Für Dich iſt die Liebe todt, Du liebſt Keinen, am wenigſten Dich ſelbſt, wie könnteſt Du haſſen? Daher zog mich das harte Steinreich, die todte Gebirgseinſamkeit an, die in unbeweglicher, erhabener Gleichgültigkeit ſich von Leben und Gefühl abwendet. An die kalte Bruſt der ewigen Maſſe, wo kein höhnendes Mitleid mich ſtört, wollte ich mich werfen und ſelbſt erſtarren. Wenn der kühle Mond auf die weiße, blaſſe Schneeleiche herabſchien, wenn die ſchwarzen Spitzen ferner Berge dunkel in die trüberhellte Luft hineinragten, wenn das Waſſer einförmig in der Ferne tönte und die einſamen Thiere, wie höhnend geduldet, umherſchlichen; wenn die Kälte die Bäume verkrüppelte, das Geſträuch an die eiſige Erde preßte, die dürren Halme verzehrte und das Leben verſchlang, da war mir wohl. Ich habe das Entſetzen aufgeſucht, ich bin vom Schrecklichen überſättigt. Ich rief die Nebel herbei, ich trotzte dem Gewitter, ich forderte den

Sturm heraus—vergebens. Neben mir ſtürzte das Gebirge zuſammen; endlich kommſt Du, dachte ich, öffneſt Deine Abgründe, enthüllſt die Schrecken, die in Dir ſchlummern, trittſt mir laut rufend entgegen! Wie Liebesklänge tönten mir Deine Donner—ſo lange biſt Du ſtumm geweſen, und ſprichſt endlich, rufſt mich, würdigeſt mich anzureden, die einzige Sprache, die ich noch zu hören wünſchte, ſeit *ihre* mich betrog. Du weißt es, mächtiger Geiſt, ich erwartete ruhig, daß Du mich umarmen, zerdrücken ſollteſt; aber Du haſt mich gehöhnt, wie ein Kind, haſt mich geſchont, Du willſt mich nicht. Du haſt Dich verſchworen mit dem thörichten thieriſchen Inſtinkte, der mich überwältigt. Wie oft habe ich mich ſelbſt verachtet, wenn ich den Hunger zu ſtillen, den Durſt zu löſchen ſuchte; aber es iſt ſo, bis zum ſtumpfen, thieriſchen Daſein iſt mein ganzes Leben herabgeſunken. Der Tod iſt mir gleichgültig, wie das Leben. Wohl trat mitten aus der kalten Nacht die Erinnerung an eine Zeit hervor, wo die ewig ſchaffende Natur ſich an mein Herz drängte, wo das quellende Leben durch tauſend Ströme in mich hinein, und aus dem tiefſten Geiſte wieder heraus in die Welt ſtrömte, und in beiden Richtungen daſſelbe ſagte; wo die Geſchichte mir ihre Tiefen enthüllte und die ſchlummernden Geiſter der Vergangenheit erwachten, als hätten ſie durch mich das löſende Wort des Räthſels gefunden, welches ſie vergebens ſuchten; wo ich, ein jubelndes Kind, mit dem Frühlinge jauchzte und voll glühender Begeiſterung in alle Saiten des harmoniſch erklingenden Daſeins ſpielend einzugreifen wagte. Aber das Alles gleicht einem verſchwundenen Tage, der die Nacht nur dunkler macht; die Erinnerung trifft mich wie ein blendender Blitz, der durch die tiefſte Dunkelheit zuckt, ich fahre auf, als wäre noch etwas da, als leuchtete mir noch ein Strahl entgegen, nur um deſto tiefer zu fühlen, daß Alles verſchwunden iſt, um in der Todesruhe ewiger Gleichgültigkeit immer ſtumpfer, immer ſchlaffer zu erſtarren.

Malkolm ging mit raſchen Schritten durch die wolbekannten Gegenden. Ermüdet, wie ein verirrter Jäger, trat er in eine Bauerhütte, genoß ein dürftiges Mahl, ſchlummerte wenige Stunden und eilte weiter, bis er die ſchwediſche Grenze erreicht hatte.

Auf ſeinem Gute war indeſſen die Verwirrung immer höher geſtiegen. Die Nachricht von verlorenen Prozeſſen, von Schuldforderungen, deren Gültigkeit, da keine Einrede geſchah, von den Gerichten anerkannt wurde, trafen ihn abweſend. Jetzt aber waren die Gerichte da, um zu verſiegeln, um durch den Verkauf eine bedeutende Summe, die ein Wechſelgläubiger forderte, zuſammenzubringen. Die Diener gingen weinend herum. Wer in Malkolms Nähe lebte, konnte ihn nur bedauern, nie ſich kalt von ihm trennen. Man hörte einen Wagen rollen, er fuhr raſch über den Hof, hielt vor der Thüre; die Bedienten eilten herbei, um irgend einen neuen drohenden Beſuch zu empfangen — es war Malkolm. Wie vor einer entſetzlichen Erſcheinung prallten ſie zurück; er ſchien es kaum zu merken. Ich höre oben eine lärmende Bewegung, wer war ſo kühn, während meiner Abweſenheit in meine Wohnung einzudringen? fragte er zürnend. Die Diener ſchwiegen verlegen. Er wiederholte die Frage mit Heftigkeit, und jetzt erſt trat einer hervor, der mit unſicherer Stimme antwortete: Die Gerichte, Herr, die Euer Vermögen in Beſchlag nehmen. Stillſchweigend ſtieg Malkolm die Treppe hinauf, ein Gerichtsdiener trat ihm höflich und bedauernd entgegen. Thut Eure Schuldigkeit, ſagte Malkolm, aber zeigt mir Eure Vollmacht. Er ſah nun mit Erſtaunen, daß dieſe harte Maaßregel von dem Handelsherrn in Gothenburg herrührte, der ihm durch Thorgreen die bedeutende Summe vorgeſtreckt hatte. Er ſtörte die Gerichte nicht, durchflog in Eile die in ſeiner Abweſenheit angehäuften Papiere und überzeugte ſich, daß die größten Anſtrengungen kaum Trümmer von ſeinem Vermögen retten konnten. Alſo ein Bettler! rief er; nun warum nicht auch dieſe Erfahrung, nach ſo vielen, ſetzte er gleichgültig hinzu. Er beſann ſich; ihr Vermögen iſt noch da, es iſt unberührt, es iſt bedeutend, ihr Vermögen, Mathildens Vermögen — Mathilde! ſchrie er laut auf, daß der erſchrockene Diener herbeieilte; aber er fand ihn ruhig ſitzend, das kummervolle Antlitz mit beiden Händen bedeckend. Jetzt, da die Qualen des Lebens auf ihn einſtürmten, erwachte das erſtarrte Gefühl, aber auch mit dieſem ſeine Kraft. Er ſah ein Schreiben von dem Gläubiger, der die letzte entſcheidende Kriſe herbeigeführt hatte. „Ich war der Freund Ihres Vaters," ſchrieb dieſer, „der Freund Ihres Hauſes. Wenn Sie wieder in Ihrer Wohnung erſcheinen, wenn dieſe Zeilen je in Ihre Hände kommen ſollten, dann vernehmen Sie, was mich zu einem Schritte zwingt, der mich ſo unglücklich macht. Ich habe viel durch Unternehmungen mancherlei Art verloren; das ungünſtige Verhältniß der nordiſchen Mächte gegen einander zog mir große, unerſetzliche Verluſte zu. Nur mit Mühe konnte ich dringende Forderungen befriedigen — und nun kam die letzte, die bedeutendſte, von Heggelund in Fagerdal, welcher die große Summe, die Ihr Freund aufnahm, zurückforderte. Sie waren verſchwunden, mir blieb kein anderer Ausweg übrig." — Heggelund! rief Malkolm, Heggelund von Jagerdal, der Urfeind Deiner Väter, und Du durch ihn ein Bettler? Und nun Storm, er, Mathildens — Er konnte das Wort nicht ausſprechen; Wuth, Verzweiflung, ein Gefühl, als wäre etwas geſchehen, was nie möglich geſchienen, etwas ſo Entſetzliches, daß alles Daſein eine hohle Lüge würde, trat ihm jederzeit entgegen, wenn er an Mathilde dachte. Storm iſt ja der Verlobte der Tochter, ſprach er ſinnend, ein entſetzlicher Gedanke durchfuhr, belebte ihn, er ſprang auf, ſchritt heftig durch das Gemach, er ſchien wie aus einem Monatelangen Schlummer, der alle Kräfte band und lähmte, plötzlich erwacht. Rache, rief er, furchtbare Rache! Haſt Du endlich Dein wahres, inneres Lebensprincip erkannt? Ja, es lohnt ſich zu leben, zu handeln. Nun habe ich endlich nach langer, trüber, thörichter Verirrung meine wahre Beſtimmung gefunden. Wie trübſelig verfloß die Zeit, als ich ein Knecht der Geſetze, der kümmerlichen Ordnung war, durch welche die Armſeligen ſich wechſelſeitig betrügen; wie verächtlicher ſcheine ich mir, daß ich dieſes Spiel trieb und mit großen Worten verherrlichte; wie jämmerlich, daß ich jene unſichtbaren Geiſter entdecken wollte, die mich losriſſen von den Banden des geſelligen Vereins, mich gewaltſam heraustrieben aus einem mir fremden Leben, um ſie zu bekämpfen. Ich danke Euch; durch Euch lernte ich meines Daſeins innerſten Kern, die Bedeutung meines Lebens kennen. Schlummerte das Bewußtſein nicht lange in Dir? Erklangen nicht dunkle Worte aus weiter Ferne, die Dich zur That riefen? Ja, ja, jauchzte er mit furchtbarem Jubel, Du gehörſt ihnen zu, den Vätern, die ſich opferten, den Frauen, die mahnend, ermunternd, weiſſagend die alte Rache erhielten! Du gehörſt in die rauhen Gebirge, in die finſtern Wälder; die kleinliche Verirrung Deines Vaters hat Dich irregeführt, daß Du glaubteſt, für den glänzenden Prunk ſittlicher Lüge geboren zu ſein, daß Du es nicht erkannteſt, wie Du dem wilden, vervehmten Geſchlechte verpfändet biſt mit allen Deinen Kräften. Ich ſehe den Stammvater ermordet in den Armen der Geliebten, ich ſehe die Barbaren, die taub blieben gegen die Stimme der Liebe, ich höre den Fluch, den furchtbaren, der die ſanfte Liebende in eine Furie umſchuf, der Jahrhunderte überlebte. Damals keimte dieſe Stunde. Und das verruchte Geſchlecht mußte mich zum Bettler machen und Mathilde in eine Verworfene verwandeln, ehe ich erkannte, was ſo klar, ſo einleuchtend vor meiner Seele ſteht! Hörte ich recht, vernahm ich nicht etwas von Unruhen in Norwegen, wie dort die Bauern in fernen Gauen ſich regen? Ha, ich muß lachen, wie nahe liegt mir noch die Zeit, wo die Selbſtſtändigkeit eines Landes, das Ringen nach geſetzmäßiger Freiheit mir wie etwas Heiliges, Großes erſchien; jetzt, wie nichtig iſt mir dieſe Unruhe der Meinungen, die ſich untereinander verzehren. Laß ſie kämpfen, wenn ſie mir dienen, wenn ſie die Rache erfüllen, die jetzt, nach zwei Jahrhunderten, reif werden ſoll. Ich lebe wieder, fern weg zieht das bunte Leben, alle Bande ſind zerriſſen, jene alten Erinnerungen erwecken nur Reue über ein ſeltſam, unnütz verträumtes Leben, die Liebe iſt verſchwunden, und ich habe mich endlich erkannt!

Er wühlte noch unter den Papieren, da fiel ihm die Adreſſe eines Briefes auf; er erbrach das Siegel und las:

Leipzig den 16. Auguſt 1814.

Ew. Hochwohlgeboren

geruhten mich mit einem Auftrage zu beehren. Hochdieſelben wünſchten von einer ſchwediſchen Dame, an deren Schickſal Sie theilzunehmen belieben, und über ein ſie betreffendes Ereigniß Nachricht zu erhalten. Ich habe dieſen mir gütigſt gewordenen Auftrag nach Kräften zu erfüllen mich beſtrebt, und was ich zu erfahren vermochte, war Folgendes:

Auf einem gräflichen Schloſſe hielt ſich im November, einige Wochen nach der großen Schlacht, eine ſchwediſche Dame auf, die ohne Zweifel dieſelbe iſt, von welcher Ew. Hochwohlgeboren Nachricht zu erhalten wünſchen. Sie ward von einem Verwandten, auch ſchwediſcher Herkunft und jetzt als franzöſiſcher Oberſt in ruſſiſche Gefangenſchaft gerathen, deswegen bewacht, weil ſie, wie dieſer behauptete, von einer unglücklichen Schwermuth befallen war. In derſelben Zeit quartirte ſich dort ein ruſſiſcher General ein. Auf einem großen Balle, durch ihn veranſtaltet, erſchien ein junger preußiſcher Offizier, der, wie erzählt wird, aus Norwegen herſtammte. Er beſchuldigte den Oberſten, daß er auf eine gewaltthätige Weiſe die Dame gefangen halte. Dieſe, von dem General befreit, erſchien in aller Anmuth und Schönheit, und bezauberte die ganze hochanſehnliche Geſellſchaft. Eine Freundin begleitete ſie, und in der Nacht entfernte ſie ſich, von dieſer Freundin und dem jungen Offizier begleitet. Doch war es mir nicht möglich, zu erfahren, wo ſie hingereiſt ſei. Die damalige Zeit des Krieges war ſo unruhig, die Spuren der hin und her fliehenden Familien verſchwanden ſchnell. Der Oberſt aber ward von dem ruſſiſchen General nach dem Innern von Rußland geſchickt.

Es würde mir lieb ſein, wenn dieſe unvollſtändige Nachricht Ew. Hochwohlgeboren einigermaßen befriedigend erſchiene, wenn ſie wenigſtens als ein Beweis dienen könnte von dem Eifer, mit welchem ich ſtets bereitwillig Ew. Hochwohlgeboren Wünſche zu erfüllen mich beſtrebe.

Mit tiefer Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren
ergebenſter Schmidt.

Nach dem Empfange von Sinclairs Briefe ſchwankte Malkolm lange, und in den beſſern Augenblicken fand er es natürlicher, an Sinclair, als an Mathilden zu zweifeln. Dann aber erwog er die eigene Schuld; eine geheime Angſt hatte ihn nie verlaſſen, ſeit er überzeugt war, daß Mathilde ſein Verhältniß zu Bertha kannte. Als die öffentliche Schmach der Anklage des Hochverraths ihn traf, fragte er ſich oft: Kann ſie in dem Geſchändeten noch jenen Mann erkennen, der über ſeine Umgebung herrſchte, den Geachteten, Hochbegabten? Biſt Du es denn ſelbſt noch im Stande? Warum hat ſie zum erſten Mal ein Geheimniß vor Dir? dachte er und hielt ſich für überzeugt, daß ſie ſich innerlich von ihm losgeſagt habe. Sinclairs Brief beſtätigte nur, was er lange befürchtet hatte. Daß ſie ſich einem Andern hingeben ſollte, konnte er nicht glauben; Sinclair iſt getäuſcht, ſagte er, und eben dieſes Schwanken zwiſchen Tod und Leben erzeugte jene verzweifelnde Stimmung, jenes gleichgültige Brüten in ihm, das zum entſetzlichſten Unheil führt. Er ſchrieb an den Handelsherrn in Leipzig, durch welchen er an Mathilde die nöthigen Gelder zahlen ließ, in jenem Tone, der ein lebhaftes Intereſſe für eine Frau verrieth, die ihm entfernt verwandt wäre, und die Antwort, welche ihm zukam, konnte in keiner unglücklicheren Stunde eintreffen. Jetzt ſchien ihm jeder Zweifel verſchwunden, er hatte ſich ſelbſt aufgegeben, den finſtern Mächten geweiht; eine entſetzliche Luſt durchdrang ihn, daß er Mathilde als eine Verworfene betrachten durfte.

Er blieb einige Zeit ruhig, verkaufte ſeine Güter, bezahlte ſeine Gläubiger, ordnete Mathildens Vermögen und behielt eine Summe übrig, nicht hinlänglich, um ihm ein ſelbſtſtändiges Leben zu verſchaffen, aber bedeutend genug, ſeine entſetzlichen Pläne zu fördern. Dann eilte er nach Wermeland. Er hatte ſich bisher gefliſſentlich von ſeinem Gute in dieſer Provinz entfernt gehalten, um keinen Verdacht zu erregen. Jetzt mußte er das Gut an den Käufer übergeben, und es konnte daher nicht auffallen, wenn er ſich nun dort aufhielt. Er konnte vorausſetzen, daß die dortigen Behörden ihn beobachten würden, aber er wollte ſie täuſchen.

Guten Abend, Großmutter, ſprach Malkolm, als er an einem ſtürmiſchen Novembertage, tief in ſeinen Mantel gehüllt, in ihre Stube trat, die eine flimmernde Lampe ſpärlich erleuchtete. Die alte Anna ſaß gebückt in einem Lehnſtuhle und ſchien zu ſchlummern; bedächtig nahm ſie eine Brille, ſtellte die Lampe ſo, daß das Geſicht des Hereintretenden beleuchtet wurde, und betrachtete ihn genau. Kommſt Du endlich, ſagte ſie, nachdem ſie ihn erkannt hatte, wir erwarten Dich längſt. Laß das Mädchen ſich entfernen, befahl Malkolm; dieſes ſchob den Spinnrocken bei Seite und ging. Setze Dich zu mir, ſprach Anna, hier auf dieſe Seite, ich höre ſchwer. Ich bin Euer, fing Malkolm an; Du lebſt noch immer in Verbindung mit den Häuptern des Stammes—Du warſt doch nicht erſchrocken, als Du erfuhrſt, welcher Verdacht auf mir ruhte, daß ich vor Gericht geladen wurde? Ich habe ſie irregeleitet, Du ſiehſt, ſie waren genöthigt, mich freizuſprechen, aber ich mußte auf den günſtigen Augenblick lauern, nicht unbedachtſam will ein ſo großes Werk begonnen ſein. Norwegen iſt unruhig, die Bauern regen ſich, greifen wir jetzt mit kühner Hand hinein, dann kann die Rache vollführt werden, und Ehre, nicht Schande, Anſehen und Reichthum, nicht Schmach und Armuth harrt unſer. Noch muß ich ganz im Stillen wirken; bis wir vereinigt hervortreten können, darf Niemand etwas Verdächtiges bemerken. Ich habe ſelbſt in Norwegen Verbündete. Nicht kleine Verbrechen, wie bisher, ſollen unſer Geſchlecht ſchänden, eine kühne That wird beide Länder in Verwunderung, in Schrecken ſetzen, und was Du, Alte, geweiſſagt haſt, ſoll in Erfüllung gehen. Ruf' die Häupter zuſammen; ich will nicht hoffen, daß Beſitz und Reichthum ſie gleichgültig gemacht hat gegen ihres Stammes urſprüngliche Bedeutung. — Malkolm, ſagte die Alte, rückte ihren Stuhl mühſam dem Redenden näher und reinigte die Flamme der Lampe, daß ſie heller brannte, Malkolm, Du haſt es falſch angefangen; Du haſt das Volk belohnt, ehe es etwas verdiente. Was ſie nur erhalten durften, nachdem ſie gehandelt hatten, das gabſt Du thörichterweiſe, um ſie zu gewinnen. Lunding, John und Olaf, unſere beſten Leute, haben ſich zurückgezogen. — Der Beſte kann betrogen werden, antwortete Malkolm ruhig, dieſe drei haben mich verrathen. Verrathen! ſchrie die Alte. Ja, ſie ſind als Zeugen gegen mich aufgetreten, erwiederte Malkolm gelaſſen; wundert es Dich? — mich wahrlich nicht. Ich habe Vortheil davon, Verräther, wenn ſie entlarvt ſind, fördern einen kühnen Plan, ſtören ihn nicht.— Aber die Alte konnte ſich nicht beruhigen; ſie ſtand auf, als wollte ſie Geiſter bannen, die Verräther zu vernichten, ſie ſchwang den Stab in der Luft und murmelte unverſtändliche Worte, während ihr Geſicht ſich verzerrte und die Augen funkelten. Malkolm betrachtete mit Verwunderung die ſeltſame Geſtalt, welche in kraftloſe Ohnmacht verſunken war, ſo lange ſie auf dem Lehnſtuhle ſaß, jetzt aber plötzlich, aus dem Schlummer des Alters erwacht, das friſche Leben längſt verfloſſener Jahre heraufzubeſchwören ſchien, daß es thätig würde in erneuter Kraft und Glut — aber er blickte ſie ruhig an, ohne eine Miene zu verändern. Setz' Dich, Alte, ſprach er gebietend, und verliere nicht die koſtbaren Augenblicke in unnützer Wuth. Sie ſah ihn ſtarr, ja, faſt erſchrocken an, ein Gefühl, daß er der Mächtigere ſei, ſchien die vorübergehende Aufwallung zu lähmen und des Alters Schwäche wieder herbeizurufen. Sie ſank ſchweigend auf den Stuhl zurück, ermattet von der ungewohnten Anſtrengung. Haſt Du jemand hier, auf den Du Dich verlaſſen kannſt? fragte Malkolm. Sie klingelte. Ein rüſtiger blonder Mann mit rothem Barte, von höchſt verdächtigem Ausſehn, trat herein. Wie iſt Dein Name? fragte Malkolm; Paul, war die Antwort. Können wir ihm trauen? fuhr jener fort; Anna verſicherte, daß er, wenn es kühne Thaten gelte, einer der entſchloſſenſten und wildeſten Männer des Stammes genannt werden könnte. Malkolm ſtand auf, warf den Mantel ab, ſtellte ſich dem Menſchen gegenüber und nannte ſich. Paul hatte ihn ſchon erkannt und prallte verwundert zurück; biſt Du hier, ſagte er, um uns aufzurufen, ſoll, was wir lange erwarteten, jetzt erfüllt werden? Du haſt es errathen, antwortete Malkolm; ſind die Häupter hier in der Nähe? Viele, verſicherte Anna, doch fehlen auch einige der Beſten. Noch in dieſer Nacht gebot Malkolm die Männer zu rufen, welche ſich ſchnell verſammeln konnten.

Es iſt ein Glück, ſagte Anna, als Paul ſich entfernt hatte, daß Deine Günſtlinge, die Dich verriethen, allgemein von unſerm Stamme gehaßt werden, weil man ſie beneidete; aber auch Du biſt nicht beliebt, zu lange zaudertſt Du, und Deine Vorliebe für Wenige machte die Menge aufſäßig. Deſto beſſer, meinte Malkolm, ein ſolches Geſindel zu gewinnen, koſtet wenig Mühe; je unzufriedener ſie jetzt ſind, deſto brauchbarer.

Zwölf Männer verſammelten ſich in der Nacht, und als ſie ſich trennten, war Malkolm überzeugt, daß er nicht blos die Stammverwandten, ſondern auch eine

Menge Anderer für ſeine Abſichten gewinnen könnte. Die Meiſten waren Jäger und bewaffnet. Um eine nicht unbedeutende Summe ärmer, ſchlich ſich Malkolm einige Stunden nach Mitternacht nach Hauſe.

Niemand ahnte ſeine geheimen Verbindungen. Der Verkauf des Gutes erklärte ſeine Anweſenheit, ja, machte ſie nothwendig, und auf die ſchlauſte Weiſe wußte er jeden Verdacht zu entfernen. Er ſchien den Tag über nur mit den Käufern des Gutes zu verhandeln, er nahm an Geſellſchaften Theil, war unbefangen, aufgeräumt; man glaubte, daß er jeden trüben Gedanken vergeſſen hätte, und allgemein fing man an, eben jetzt, da er auf das kühnſte Verbrechen ſann und es ausbildete, ihn für unſchuldig zu erklären. Unter ſeinen Dienern befand ſich keiner aus dem verrufenen Geſchlechte, kein Vertrauter. Mitten in der Nacht kam er in einer leeren Scheune nur mit Wenigen zuſammen, ertheilte ſeine Befehle und wußte den Verbündeten ſo mit Verſprechungen zu ſchmeicheln, ſie durch große Ausſichten zu gewinnen, durch entſchiedene, beſtimmte Verfügungen zu lenken, durch ſeine gebietende Natur zu beherrſchen und in Furcht zu ſetzen, ſo daß eine allgemeine Begeiſterung in wenigen Wochen einige hundert Männer in Bewegung brachte, die dennoch, durch Furcht gezügelt, das Geheimniß bewahrten und, von ſehr beſtimmten Vorſchriften geleitet, ſich wechſeitig unterſtützten und eine höchſt überraſchende That vorbereiteten.

Vierzehn Tage waren verfloſſen, ſeit Malkolm zum erſten Mal die alte Anna beſucht hatte, als in einem großen Saale ihres Hauſes zwanzig Häupter bei Nacht verſammelt waren. Die Fenſter des Saales gingen nach dem Hofe, der, von Gebäuden umgeben, ſorgfältig verſchloſſen gehalten wurde. Wer in die Nähe kam, glaubte Alles in tiefen Schlaf verſunken. Die Männer ſaßen ernſthaft und ſchweigend um einen großen Tiſch, und man merkte, daß etwas Wichtiges vorgenommen werden ſollte. Malkolm erſchien; führt die Verbrecher herein, gebot er, und Lunding, Olaf und John, durch Stricke gefeſſelt, traten ein. Dieſe drei Männer lebten ſämmtlich in der Nähe und behaglich, denn ſie hatten ſich durch Malkolms Wohlthaten, und dann als Zeugen gegen ihn, anſehnlich bereichert. Glaubt nicht, hub Malkolm an, daß ich an Rache denke, zu armſelig erſcheint Ihr; aber wißt, was Ihr erdichtet habt, mich zu ſtürzen, iſt wahr, und Ihr ſeid die Verräther einer kühnen Rache geworden, als Ihr glaubtet, nur Euern Wohlthäter zu verderben. Hier ſteht Ihr vor Euern wahren Richtern; ſie ſind es als Eure Stammverwandte, weil ſie mit Euch durch gleiche Schickſale, durch gleich geheimnißvolle Ereigniſſe zu gleich furchtbarer That beſtimmt waren. Ihr kennt das Verbrechen, ſprach er, ſich an die Richter wendend, die noch immer ſtumm daſaßen, richtet!

Olaf und John ſtanden zitternd da, todtenblaß, mit blauen, bebenden Lippen und ſchlotternden Knien. Sie fühlten, daß ſie kein Mitleid verdienten, und erwarteten keins. Lunding allein trat trotzig hervor. So hat doch die Verzweiflung Dich ſo weit gebracht, ſagte er höhnend, dieſe Freude ſollte ich noch erleben; ich bewundere die Meiſter, die den edeln Malkolm in einen wahnwitzigen Verbrecher umzuwandeln vermochten. Du kannſt mich tödten, es ſteht in Deiner Gewalt; aber ich fühle mich glücklich, wenn mein Tod ein neues Verbrechen auf Dein ſchuldvolles Haupt wälzt, wenn Du ein Mörder wirſt! —

Die Richter berathſchlagten; drei fanden es bedenklich, daß die Gefangenen ſo plötzlich verſchwinden ſollten. Es kann nicht verborgen bleiben, meinten ſie; dieſe That muß die Aufmerkſamkeit der Obrigkeit auf uns ziehen, und ehe wir gerüſtet, verſammelt ſind, wird man uns einzeln überfallen. Und Ihr glaubt, daß ich überſehen hätte, was ſo nahe liegt? rief Malkolm entrüſtet; Elende, wie konntet Ihr Euch mit mir zu einer That verbinden, über welche Volk und Land erſtaunen, zu einer That, die Kinder und Kindeskinder als Mährchen wiederholen werden, die, erzählt, dem Zuhörer unglaublich, als Lüge erſcheinen und dennoch Entſetzen erregen wird. Wie konntet Ihr mich zu Euerm Anführer wählen und zugleich für ſo blödſinnig halten! Richtet gerecht, für die Folgen hafte ich. — Leiſe ſprachen jetzt die Richter, und nach einer kurzen Berathung erhob ſich der Aelteſte der Verſammlung: Weil Ihr, unſere Stammverwandte, Du Lunding, Olaf und John, überführt ſeid, unſern Anführer fälſchlich angeklagt und uns, Eure Blutsfreunde, verrathen zu haben; weil Ihr, bekannt mit unſerem Vorhaben, die erſte Gelegenheit benutzen würdet, uns wieder zu verrathen, und jede Verſicherung, in der Todesangſt gegeben, keinen Glauben verdient: ſo verurtheilen wir, als die von den Stammverwandten auserkorenen Richter, Euch zum Tode. Führt ſie hinunter in den Keller; Harald, Kolbiörn und Niels, ladet Eure Flinten, durch Eure Schüſſe ſollen die Verbrecher fallen. Die drei Aufgerufenen erſchraken — es waren diejenigen, welche die That bedenklich gefunden hatten — aber ſtillſchweigend luden ſie ihre Flinten. Olaf und John ſchrien, baten und flehten — vergebens, Lunding folgte trotzig; Malkolm blieb, als die zum Tode Beſtimmten weggeführt wurden, allein zurück. Er öffnete eines der Fenſter, die nach dem ſtillen, dunkeln Hofe gingen, er hörte drei Schüſſe fallen, deren dumpfer Schall aus dem Keller in den Hof hinauftönte. Es iſt geſchehen, ſagte er, ſchloß das Fenſter und trat mit finſterm Blick in den Saal zurück, Du haſt der Geſellſchaft den Krieg erklärt, Du biſt mit den Geiſtern der Zerſtörung in einen Bund getreten und haſt dieſen Bund mit Blut beſiegelt— das Geſetz liegt zerriſſen zu Deinen Füßen. In ſtilles Brüten verſunken, hörte er, wie die Richter die Treppe heraufſtiegen und ſich dem Saale näherten; ſo dürfen ſie Dich nicht finden, ſagte er, faßte ſich und erwartete die Eintretenden mit jener gebietenden Ruhe, die die Gerechtigkeit der That beſtätigen ſollte. Die Mörder wankten, blaß, bebend, mit zerſtörten Zügen herein. Als merkte er davon nichts, trat ihnen Malkolm entgegen. Ihr ſeid kecke Burſche, ich werde Euch nicht vergeſſen, ſagte er und legte die Hand vertraulich auf ihre Schultern. Selten äußerte er ſich ſo freundlich, und ſeine Gewalt über die Gemüther war deſto größer, wenn es geſchah; jedes, auch das geringſte Zeichen von Vertraulichkeit übte dann eine faſt zauberiſche Gewalt aus. Er erſchien überhaupt den Stammverwandten als ein höheres Weſen, und er that Wunder, weil man ihm die Macht zutraute. Einer von den Malkolms, der ſein Vertrauen ſchon ſeit längerer Zeit beſaß, hatte ihn nach Devrefield gebracht, und durch dieſen erfuhr man die ſeltſamen Sagen, die ſich über ihn verbreiteten. Dort, glaubten nun die Verwandten, hätte er in Verbindung mit den mächtigen Geiſtern des Gebirges gelebt, dort hätte er übernatürliche Kräfte erlangt, und die Zagenden fühlten ſich durch die unbedeutenden Aeußerungen ſeiner Zufriedenheit nicht blos entſündigt und gereinigt, ſondern auch gehoben, geehrt. Alle Furcht, jeder Zweifel war verſchwunden.

Jetzt ließ Malkolm die zwanzig Männer einen Kreis bilden, die alte Anna ward gerufen und mußte ſich neben ihn, in der Mitte deſſelben niederſetzen. Es giebt unter Euch Männer, begann er, die thörichterweiſe glauben, daß ſie über meinen Befehlen ſtehen, daß ſie nach eigenem Entſchluſſe etwas ausrichten können. Mehrere ſolche Unternehmungen, die zum Theil von der Alten ausgegangen waren, erzählte er nun; Jeder hatte ſie völlig geheim geglaubt und erfuhr mit Schrecken, daß ſie ihm bis auf die geringſten Umſtände genau bekannt waren. Er entwickelte ihre gefährlichen Folgen, und was er habe thun müſſen, um dieſe abzuwenden, mit großer Klarheit und Ruhe. Wer von jetzt an etwas auf eigne Hand unternimmt, iſt verloren, ſetzte er hinzu, nichts bleibt mir verborgen, nichts ungeſtraft. — Zwar kannte Jeder den Zweck der geheimen

Verbindung im Ganzen, die Mittel, welche Malkolm anwandte; die Art, wie ſie zuſammenwirken ſollten, die Zeit, welche das Geheimniß enthüllen würde, war aber Allen unbekannt. Malkolm verſtand es, die bedeutendſten Mitglieder des Stammes ſo zu behandeln, daß jeder von ihnen ſich vorzüglich durch ſein Vertrauen ausgezeichnet glaubte.

Die Richter entfernten ſich, Malkolm blieb mit Anna allein. Drei Leichen liegen in Deinem Hauſe begraben, ſagte er. Drei Verräther, antwortete ſie kalt; ich hörte die Schüſſe, ſie ſind gerecht gerichtet, ich fürchte die Todten nicht. Die Stunde naht, in welcher das Loos geworfen wird, und Du bleibſt allein und ohne Schutz zurück, fuhr Malkolm fort; wenn man nun erführe, daß wir uns in Deinem Hauſe verſammelten, wenn man Dich vor Gericht ſchleppte? Ich bin alt, unter Unglück ergraut, ich ſehnte mich ſeit meiner Jugend nach dieſer Stunde, und fürchte ſie nicht, jetzt, da ſie gekommen iſt, erwiederte die Alte; ich bin unergründlich, Jedermann fürchtet meine Gewalt, dieſe Furcht iſt mein Schutz. Mir ſtehen Mittel zu Gebote, die Keiner kennt, und Du, mein Enkel, kannſt meinetwegen ruhig ſein. — Ich ſehe Dich nicht wieder, fing Malkolm nach einer kurzen Pauſe an. Meine trüben Augen ſehen Dich kaum in der Nähe, unterbrach ihn die Alte, aber mein Blick verfolgt Dich in die Ferne — ich bin bei Dir, die Stammmutter lebt in mir; ich pflegte das Entſetzen, das nun reif wird, und lebte nur, um zu verkündigen, was jetzt geſchieht. Was geſchehen wird, erkenne ich nur dunkel; ich ſehe geraubte, gefangene Frauen, ich ſehe Dich in großer Gefahr, wie verwandelt; ich ſehe das Land in Aufruhr, eine große Stadt in ſeltſamer Bewegung, es iſt mir, als wäre dieſe That die letzte unſeres Geſchlechts. Das Eine weiß ich, und Du haſt recht geſprochen, ich ſehe Dich nicht wieder. — Malkolm reichte ihr die Hand, ihre Weiſſagung ſchien ihm in dieſem Augenblicke eine wahre, er wußte, daß er dem Untergange entgegen ging, aber gleichgültig war ihm die Zukunft und was ſie brachte. Es dünkte ihm bisweilen, als wenn nicht einmal die Rache ſeine eigentliche Abſicht wäre, als wenn ein tieferes Geheimniß ſeinem Geiſte halb bewußtlos vorſchwebte und ihn vorwärts triebe; und ſo entſchieden und beſtimmt das Nächſte, die Mittel, welche ihm für ſeine Abſicht zu Gebote ſtanden, die Verhältniſſe, die er benutzen konnte, vor ſeiner Seele lagen, ſo dunkel und verworren war ihm der ferne Hintergrund, die tiefſte Abſicht einer That, die er oft kaum als ſeine eigne zu erkennen vermochte.

Den Tag darauf überraſchte ihn Thorgreen durch ſeine Gegenwart, mehr noch durch die Art, wie er erſchien. Er war verſtört, eine heftige Wuth verzerrte ſein Geſicht. Lies, ſagte er, indem er Malkolm ein Papier übergab; es war die Entlaſſung aus dem Kriegsdienſte und der Befehl, ſich in einer kleinen Stadt der nördlichen Provinzen aufzuhalten. Es war ihm verboten, ſich von dieſer Stadt bis auf wenige Meilen zu entfernen, ſein Vermögen hatte man konfiscirt. Voll Erſtaunen vernahm Malkolm das Unglück ſeines Freundes; was iſt Dein Verbrechen? ſprach er. Mein Umgang mit Dir, erwiederte Thorgreen. Man iſt überzeugt, daß Du in gefährliche Unternehmungen verflochten biſt, man fürchtet ſchon lange Deine Rache, und ein gewiſſer Lunding, der hier in der Nähe lebt, hat Deinen Aufenthalt in Wermeland verdächtig gemacht. — Und was willſt Du jetzt, fragte Malkolm weiter; wie kannſt Du es wagen, mich aufzuſuchen, in einem Augenblicke, wo Deine Gegenwart uns beide als gefährliche Verbrecher bezeichnen muß? Wo ich bin, was ich treibe, mein ganzes Daſein iſt mir gleichgültig, entgegnete Thorgreen; das Leben ſcheint mir eine Fratze, und da ich Dich kenne, da ich glauben muß, was mich ſo hart trifft, könne keine Lüge ſein, da ich Dir keine ſo nichtswürdige Gleichgültigkeit zutraue, daß Du Dich geduldig zertreten laſſen wirſt, ſo bin ich hier, um jede Gefahr, jede kühne That der Rache mit Dir zu theilen. Aber Freund, erwiederte Malkolm, wie verſtehe ich das Wunderliche, Dich beſtraft man ſo hart, nur wegen Deiner Verbindung mit mir, und mich ſelbſt läßt man gewähren? Ich lebe hier mit den Behörden in ungeſtörtem Frieden, ſelbſt in geſelligen Verhältniſſen, und Du wirſt entlaſſen, verbannt, Deines Vermögens beraubt? — Freilich bin ich jetzt ſchuldiger, als Du, erwiederte Thorgreen; Lunding entdeckte meinem Vater, was er von Deinen neuſten Unternehmungen, die Du, während Niemand Deinen Aufenthalt kannte, im Herbſte eingeleitet haben ſollſt, genau erfahren hatte — Alſo, unterbrach ihn Malkolm mit Heftigkeit, Dein Vater wäre der Unbekannte, der die falſchen Beſchuldigungen ausbrütete, der mir Ehre, Vermögen, Liebe raubte? Unmöglich. — Er iſt mit Deinen Feinden verbündet, aber nicht allein, antwortete Thorgreen, ſo viel habe ich leider erfahren. Weiter, weiter! rief Malkolm ungeduldig. — Lunding übergab meinem Vater dieſes Papier, welches, wäre es in die Hände der Behörden gekommen, Dich dem unvermeidlichen Tode preisgegeben hätte. — Thorgreen zeigte hier die königliche Vollmacht, die Malkolm ermächtigte, in einer geheimen Abſicht die Norweger, die er gewinnen könnte, zu verſammeln und zu bewaffnen, wie ſie uns ſchon bekannt iſt. Als Malkolm dieſe Schrift ſah, erſtaunte er; ſie war auf das Sorgfältigſte in der Form eines öffentlichen Dokumentes abgefaßt; die Unterſchriften, ihm wohlbekannt, waren ſo vollkommen gelungen, daß Keiner an ihrer Echtheit zweifeln konnte. Lunding hat dieſes falſche Dokument verfertigt! rief er plötzlich, und Thorgreen ſchien beſtürzt. Lunding, ſagte er, was bringt Dich auf dieſe ſeltſame Vermuthung? In der That hatte Malkolm, nach ſeiner Gewohnheit, alles, was ihn beunruhigte, geheim zu halten, nie von den genaueren Umſtänden der gerichtlichen Unterſuchung mit ſeinem vermeinten Freunde geſprochen, Thorgreen wußte, daß die falſchen Briefe benutzt waren, aber vermuthete nicht, daß Malkolm den Urheber kannte, er ſchien den geäußerten Verdacht als völlig grundlos zu betrachten. Es koſtete mir, verſicherte er, viele Mühe, dieſe Schrift, die Dich ſtürzen mußte, von meinem Vater zu erhalten. Iſt Malkolm, ſagte ich endlich zu ihm, in der That entſchloſſen, die tollkühnſten Mittel zu wählen, dann wird er bald öffentlich ſo hervortreten, daß über ſeine Schuld kein Zweifel übrig bleiben kann, und ſo gelang es mir, die verhängnißvolle Schrift in meine Hände zu bekommen. Leider, ſein Haß gegen Dich ſcheint unauslöſchlich. Ich aber hielt mich jetzt für überzeugt, daß Du irgend einen kühnen Plan entworfen hätteſt; ich glaubte Deine Abſicht zu faſſen und fand den Zeitpunkt geeignet, in Deinem Sinne zu handeln. Ich bewahrte dieſe Schrift ſorgfältig und wagte es, einige Verhältniſſe zu benutzen, die ſich in der That günſtig zu ſtellen ſchienen. Mein Verſuch mißlang, ich wurde verdächtig, Du nicht — den Erfolg kennſt Du — und nun begreifſt Du, weshalb ich ſo hart beſtraft bin, während Du nicht erwähnt wirſt. — Malkolm verſicherte, daß er die Schrift zum erſten Mal ſähe. Wie konnteſt Du mir einen ſolchen Betrug, meiner Natur fremd, zutrauen? ſagte er und betrachtete Thorgreen mit mistrauiſchen Augen. Ein leiſer Zweifel an ſeiner Redlichkeit ſtieg in ihm auf; ſie hat mich betrogen, ich darf Keinem trauen, dachte er und glaubte hier einen geheimen Zug verſteckter Treuloſigkeit zu entdekken; aber Thorgreen wußte ſeinen Freund, den er ſo lange zum Gegenſtande ſeines genauſten Studiums gemacht hatte, auch jetzt zu durchſchauen. Er entwikkelte die Pläne, die er ſeiner Verſicherung nach entworfen und verfolgt hatte; ſie waren auf Verhältniſſe gegründet, die Malkolm genau kannte, ſie ſchienen einen ſo ſichern Erfolg zu verſprechen; was das Mißlingen herbeiführte, trat ſo zufällig und dennoch ſo natürlich ein, ſo erklärlich, daß Malkolm wirklich glaubte, der

Mann, der ſich ihm ſo beharrlich hingab, wäre wohl auch fähig, ein größeres Opfer zu bringen. Früher hätte er ſich ihm gleich anvertraut, jetzt brach er das Geſpräch ab. Ich verlaſſe Dich nicht, ſagte er; biſt Du entſchloſſen, Alles zu wagen, dann bleibſt Du hier, morgen wird Dir Alles klar ſein. Thorgreen ſah ihn verwundert an, aber er ſchwieg und beobachtete Malkolm genau. Nichts deutete auf ein bevorſtehendes, ausgezeichnetes Ereigniß. Malkolms Dienerſchaft in Wermeland war durchaus neu, er ſchien mit Abſicht alle früheren Diener entfernt zu haben. Thorgreen hatte einen fremden Namen angenommen. Beamte erſchienen, der Tag verging in Geſchäften, die Malkolms ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen; Verhandlungen, den Verkauf des Gutes betreffend, wechſelten mit Geſprächen über gleichgültige Gegenſtände, mit unbefangenen Scherzen, wie man ſie nur von einem völlig ruhigen Menſchen erwarten darf. Thorgreen erſtaunte, er hatte Grund, zu vermuthen, daß eine kühne Unternehmung eben vorbereitet würde, ja, daß ihre Vollendung nahe wäre, er kannte Malkolm, aber dieſe Ruhe ſchien ihm unbegreiflich. In unruhiger Spannung erwartete er den folgenden Tag.

Mehrere Tage des Dezembers waren ſchon verfloſſen; ein klingender Froſt herrſchte durch das Land, die Gebirge lagen voll Schnee, die Bäume brachen unter ſeiner Laſt. Es war eine wolkenloſe, heitere Nacht. Nach Mitternacht trat Malkolm in Thorgreens Zimmer; erwache, Freund! rief er ihm zu, aber dieſer hatte keinen Schlaf gefunden und ſprang faſt erſchrocken aus dem Bette. Der Mond ſcheint hell, fuhr Malkolm fort, die Pferde ſtehen geſattelt. Du haſt, wie ich geſtern ſah, eine Uniform, ich rathe Dir, ſie zu tragen. Nimm den Mantelſack mit, denn ſobald kommen wir nicht zurück. — Thorgreen war ſchnell gerüſtet, und Beide ritten nun, oft durch tiefen Schnee, nach der norwegiſchen Grenze zu, Thorgreen in geſpannter Erwartung. Er ſah mit Verwunderung eine Menge Bewaffneter, die aus allen Gegenden zum Vorſchein kamen und denſelben Weg gingen. Sie ſchritten leiſe und ſchweigend vorwärts, und obgleich der Schnee ihnen große Hinderniſſe in den Weg legte, ſchienen ſie dennoch die Landſtraße zu vermeiden. Nie ſah man große Schaaren zuſammen. So ritten ſie einige Meilen. Der Mond ſank unter den Horizont, aber der ſternhelle Himmel und der leuchtende Schnee erhellten den Weg. Im Norden glänzte ein prachtvolles Nordlicht. Als ſie die norwegiſche Grenze erreicht hatten, ſah Thorgreen mit Erſtaunen einige hundert Mann verſammelt. Sie ritten unter die Truppen, Malkolm gab ſich zu erkennen, und ein lauter Jubel empfing ihn. Die verſammelte Mannſchaft war ſelbſt erſtaunt, jede kleine Gruppe ſchien ſich über die Gegenwart der andern zu wundern, ja, im Anfange hatten ſie ſich mit Mißtrauen, zum Kampfe bereit, genähert; aber das Loſungswort, ausgeſprochen und erwiedert, ließ die Freunde erkennen. So ſchien dieſes kleine Heer (zwar der Zahl nach unbedeutend, doch groß genug, um es mit jedem hier möglichen Feinde aufzunehmen) ſich ſelbſt wie durch einen Zauber vereinigt. Thorgreen, überraſcht durch ein ſo unerwartetes Ereigniß, begriff wohl, daß er nicht mehr zurück konnte; aber entſchloſſen, den Ausgang ruhig abzuwarten, ſchloß er ſich dicht an Malkolm an. Er ſah ein, daß nur in ſeiner Nähe Sicherheit für ihn war.

Die Sterne funkelten, das Nordlicht glänzte am mitternächtlichen Horizonte, die Truppen trieben ſich ſchaarenweiſe bei der unſicheren Beleuchtung in dem aufgewühlten Schnee herum. Die Meiſten waren beritten, Alle mit Flinten und Säbeln bewaffnet, und das nächtliche Bild der unordentlich unter einander gemengten Reiter und Fußgänger, bot etwas Grauenhaftes dar. Doch lange dauerte dieſe Unordnung nicht. Viele hatten gedient, beſtimmte Befehle, Zeichen, die den kleineren Gruppen mitgetheilt wurden, vereinigten ſie in größere, andere wieder dieſe in noch größere, und bald ſtand das kleine Heer völlig geordnet da. Es bildete zuletzt einen großen Kreis, deſſen Glieder in ſtiller Erwartung auf das harrten, was nun geſchehen ſollte, nachdem ſie ſich ſo plötzlich, ſo unerwartet vereinigt ſahen. Zwar war ein Jeder auf etwas Ungewöhnliches gefaßt; mit Lebensmitteln, mit Gelde ſogar verſehen, wie mit Waffen, hatten ſie geglaubt, daß es nur ein heimliches Hineinſchleichen gälte, wie es früher oft ſtattgefunden, wie es von ihren Vätern her Gewohnheit geweſen: jetzt ſahen ſie ſich ſtark, bewaffnet, zum offenen Angriffe bereit, und dieſer kühne Entſchluß war ihnen noch fremd. Sie ſchienen mehr überraſcht, als geſtimmt, eine ſolche verwegene That zu beginnen, die, mißlungen, keine Rettung übrig ließ. Malkolm erſchien in der Mitte des Kreiſes, von Thorgreen begleitet. Eine tiefe Stille herrſchte ringsum, nur von dem Schnauben und Stampfen der unruhigen Pferde unterbrochen. Erwarteten nicht Eure Väter und Großväter ſeit zweihundert Jahren dieſen Tag? begann er. Ward er Euch nicht verkündigt durch die weiſſagende Stimme der Frauen, die, wie das tiefe Geheimniß des Stammes, ſo ſeine glühende Rache und mit dieſer unſere Beſtimmung lebendig erhielten und bewahrten? Lauerten nicht unſere Väter von den finſteren Thälern aus, in welche ſie ihre Armuth, ihre Schmach und ihre Rache verbargen, auf die Grenzen? Warfen ſie nicht die zürnenden, aber leider ohnmächtigen Blicke nach jenem Lande, wo der Urfeind unſeres Geſchlechts, nach jeder Verfolgung nur ſtärker, glücklicher, geſchützter hervortrat? Ich will es Euch geſtehen, er, dieſer Heggelund, den wir zu haſſen erzogen ſind, deſſen Namen wir nie vernehmen, ohne daß ein heftiger Ingrimm uns verzehrt, iſt mein Feind. Die Stimme, die ſeit Jahrhunderten unſerm Geſchlechte ertönte, hat mich aus dem Schlummer geweckt, ich bin berufen, was die Weiſſagung verkündigte, zu erfüllen. Zweifelt nicht. Heggelund hat mein Haus mit Schmach bedeckt, hat mich zum Bettler gemacht. Es ſollte ſo ſein, damit Euch die Hülfe würde, die der Schutzgeiſt unſeres Stammes, der geheime Vergelter fürchterlichen Frevels, Euch verheißen. Die Stunde iſt da, Ihr ſollt nicht mehr, ſchmachvoll Euch verbergend, geringe Verbrechen, die Schande peinlicher Strafen auf Euch laden, Ihr ſollt offen, ſtark, entſchieden hervortreten; Ihr dürft Euch in die Streitigkeiten zweier Völker miſchen, die Feinde ſollen uns dienen. Ein Verbündeter wartet jenſeits der Grenze auf uns. Ich leite den Aufſtand, der ſich zerſtörend bis in die innerſten Gebirge von Norwegen verbreitet. Queer durch das Land ziehen wir ſicher, um den Urfeind in ſeiner fernen Heimat aufzuſuchen, wo er hingetrieben wurde durch unſere Väter, wo er ſich ſicher dünkte, wo wir und mit uns die langgenährte Rache ihn vernichtend treffen wird. Der Tag graut, der Verbündete harrt, das bewegte Land iſt uns eine gewiſſe Beute, die Rache ruft. Eine Stunde der Ruhe iſt Euch vergönnt, eine Stunde, damit Euch die große Bedeutung dieſes Augenblicks, in welchem die Erfüllung ererbter Wünſche Allen unerwartet entgegentritt, Euch nicht fremd bleibe, damit Ihr, durchdrungen von ihm, es lernt, Euch über die Schmach zu erheben, die ein edles Geſchlecht ſo lange zu Boden drückte. —

Was Malkolm vorausgeſetzt hatte, geſchah. Ein jeder der Verbündeten hatte bisher nur um das gewußt, was ihm aufgetragen worden war; ſelbſt diejenigen, welche, nach Norwegen geſandt, hier und da Männer gewannen, waren nicht im Stande geweſen, den Zuſammenhang zu überſehen, denn ſie überbrachten, meiſt als Boten, eine ihnen unverſtändliche Kunde. Jetzt trat auf einmal das Ganze in dieſem Umfange, in dieſer nie gedachten Kühnheit zermalmend vor ihre Seele. Wie ſollten ſie demjenigen widerſtehen, der ohne ihr Wiſſen ſie hier zu einem Heere vereinigt, ein Heer, deſſen Daſein ihnen noch vor wenigen Augenblicken ein

Geheimniß war, obgleich ſie eben es bildeten. Wo ſollten ſie die Kraft hernehmen, Bedenklichkeiten, Zweifel oder gar Widerſtreben zu äußern, da Jeder glauben mußte, die Uebrigen wären unterrichtet und die Maſſe würde ſich gegen ihn erheben, wenn er laut zu werden wagte; da in der That, wie erſchrocken auch Alle waren, doch ein Jeder gegen ſeinen Nachbar den Geheimnißvollen, Eingeweihten darzuſtellen ſuchte? Was wir hier ſagen, galt freilich nur von den Tüchtigern, Gewandtern, die Menge hatte die Rede kaum begriffen und folgte blindlings; Malkolm war daher mit der Ruhe, der Hingebung, die auch nach der Rede fortdauerte, wohl zufrieden, aber ein Gefühl herrſchte, überwog — daß ſie ihm zugehörten, daß er ihr Herr war, und dieſes drückte ſich nach einer kurzen Pauſe mit einer Kraft aus, die bewies, daß es aus dem Innerſten der Seele hervordrang. Gewohnt, die heftigſte Kälte zu ertragen, durch einen zweckmäßigen Anzug gegen dieſe geſchützt, lagerte ſich die Mannſchaft ſorglos in den Schnee, überzeugt, daß, ehe die Kunde von ihrem Ausrücken in der Gegend erſchölle, ehe dieſe den Behörden bekannt würde, ehe die wenigen Truppen, die dort zuſammengebracht werden könnten, ſich verſammelten, Tage vergehen würden. Nachläßig beobachteten ein paar Wachtpoſten die Straße, und

Malkolm zog ſich mit Thorgreen nach einer Hütte zurück.

War es Malkolm gelungen, ſeine Stammverwandten zu überraſchen, ſo gelang ihm dies noch vielmehr mit Thorgreen, dem Alles, was er geſehen und gehört hatte, wie ein wüſter Traum vorſchwebte. Noch ohne ſich faſſen zu können, trat er in die Hütte und ſtarrte Malkolm an, der ihn mit einem ruhigen, faſt höhniſchen Lächeln betrachtete. Setze Dich, ſagte er, laß uns etwas genießen, denn es wird nöthig ſein. Du ſiehſt, es gilt einen, wenigſtens für uns bedeutenden Kampf, und wir werden nicht oft Gelegenheit finden, uns auszuruhen. — In der That, Malkolm, ſagte Thorgreen, es iſt Dir gelungen, mich in Erſtaunen zu ſetzen. Aber, um Gottes Willen, laß mich doch wiſſen, wie Du dieſes Alles haſt vorbereiten können, die Männer ſelbſt ſchienen ebenſo überraſcht, als ich, wie Du, den Behörden verdächtig, von Feinden, ja, irre ich nicht, von dem gefährlichſten, von Lunding, belauſcht, unentdeckt eine ſolche Menge Menſchen haſt gewinnen, ausrüſten, verſammeln können? — Die Löſung des Räthſels liegt nahe, entgegnete Malkolm; Keiner kannte das Geheimniß, als ich. Was der Einzelne wußte, betraf ihn; die wenigen, die vereinigt in einem größeren Umkreiſe thätig waren, hat der eigenthümliche Fanatismus des

Stammes gefeſſelt, daß ſie blind ſind gegen Gefahren und jedem dienen müſſen, der das Geheimniß ihres Wahnſinns kennt, und Lunding — nun, der iſt gerichtet. — Was meinſt Du? fragte Thorgreen erſchrokken, als ahnete er, was geſchehen war. Der iſt durch ein geſetzmäßiges Gericht, aus den Aelteſten des Stammes beſtehend, zum Tode verurtheilt und erſchoſſen worden, ſagte Malkolm kaltblütig. Thorgreen hatte Mühe, ſeine Freude zu verbergen, als er dieſe Nachricht vernahm. Du ſpielſt ein hohes Spiel, Malkolm, ſagte er, was kannſt Du erlangen? Theilſt Du nicht die Gefahren, entgegnete Malkolm, haſt Du nicht durch mißlungene Verſuche dasjenige zu erreichen geſucht, was Du jetzt gelungen ausgeführt ſiehſt? Allerdings, erwiederte Thorgreen und ſuchte durch die lebhafteſte Erwiederung den Verdacht, welchen ſeine zweideutige Aeußerung erwecken konnte, zu überwinden; aber was wird der Ausgang ſein? — Unſer Untergang, Freund, oder ſuchſt Du etwas Anderes? unterbrach ihn Malkolm mit furchtbarer Kälte, dann trenne Dich von mir. Dieſen will ich, ſelbſt die Rache, die ich ſuche, iſt ein untergeordnetes Ziel. — Aengſtlich ſchöpfte Thorgreen Athem, er fühlte, daß Malkolms Verzweiflung ihn mit fortriß, er konnte nur mühſam ſein Entſetzen bekämpfen.

Es iſt Zeit, daß Du die Geſchichte der letzten Monate erfährſt, ſprach Malkolm; da lies. Er gab ihm Sinclairs Brief. Thorgreen war in einer ſeltſamen Stimmung; durch das Unerwartete, was er erfahren hatte, ſah er ſich unwillkürlich in eine Unternehmung verflochten, deren Ausgang Malkolm nur zu richtig verkündigt hatte. Er ſehnte ſich nach genaueren Aufſchlüſſen, und nun ward ihm ein Brief überreicht, deſſen Inhalt er nur zu wohl kannte. Er ſollte, gequält, geängſtigt, von peinigender Ungewißheit ergriffen, den Erſtaunten, den Entſetzten ſpielen, aber eben das war ſeine Virtuoſität; er gefiel ſich in einer Kunſt, in welcher ihn Wenige zu erreichen vermochten. Er las den Brief, ſchien überraſcht und verſtummte vor Entſetzen, er fand ſich durch Mathildens Treuloſigkeit entehrt, er ſchien verſteinert, und Malkolm mußte glauben, daß er Alles, was ihn umgab, die gefährliche Lage, in welche ſeine Anhänglichkeit ihn verſetzte, über das Unglück des Freundes vergeſſen hätte. Es giebt etwas, ſagte Thorgreen, nachdem er ſich lange nur mit der unglaublichen Entdeckung von Mathildens Untreue beſchäftigt, — etwas finde ich in dieſem Briefe, was mich mit einer düſtern Ahnung erfüllt. Wie ich durch Dich erfahren habe, ſind dieſe, Deine jetzt verſammelten Stammverwandten Abkömmlinge eines der Begleiter des alten ſchottiſchen Helden Sinclair, ja, ſeine Verwandte, und nun finde ich hier einen Heggelund als den Urfeind genannt, und hörte ich nicht, wie Du einen ſolchen in Deiner Rede nannteſt? Sagteſt Du nicht, daß er Dich zum Bettler gemacht hätte? Es iſt doch nicht derſelbe? Nein, es darf nicht ſein, es wäre zu entſetzlich! — Es iſt derſelbe, antwortete Malkolm. Ich Unglücklicher! rief Thorgreen und ſchien durch dieſe Entdeckung in die größte Verzweiflung zu gerathen, ich leitete das Unheil auf Dich, als ich es abwenden wollte. Konnte ich ahnen, daß dieſer Mann in einem ſo ſeltſamen, geheimnißvollen Verhältniſſe zu Dir ſtünde, als er, der reiche Mann, mir willig die Summe reichte, die Dich retten ſollte? — Reden wir nicht davon, ſagte Malkolm düſter; eine höhere, dunkle Gewalt lenkte Deine Schritte, es mußte ſo kommen, damit meines Daſeins nächtliche Beſtimmung ſich enthüllte. Aber nun, Freund, fuhr Thorgreen fort, vernimm das Wunderbare, was auch mich trifft. Ich beſuchte Heggelund auf ſeinem Gute in Fagerdal. Ich habe Antonie verloren, aber dort fand ich ein Mädchen von ſolcher Schönheit, ſolcher Anmuth, es ſchien unglaublich, daß die rauhen Gebirge eine ſolche Blüte in ſich ſchließen könnten. Doch es iſt keine Zeit, hier den Verliebten zu ſpielen. Ich glaubte mich geliebt, gewiß, ich irrte mich nicht; ich wagte es, mich an den Vater zu wenden, und erfuhr, daß das Mädchen die Verlobte jenes Storm iſt, der mit Mathilden verſchwand. Ich traf den Burſchen während des Feldzuges, er iſt der Sohn eines armen Predigers, der wohl nicht ohne Grund die einzige reiche Tochter zu gewinnen ſucht. Ich führte, als ich in Norwegen war, einen andern Namen; die Anleihe ward, wie Dir bekannt iſt, im Namen des Gothenburger Handelsherrn gehoben. Es ſchien mir nothwendig, Keinen ahnen zu laſſen, daß ſie für Dich beſtimmt war. Aber gewiß, das Mädchen liebt mich, und hätte ich ſie in meiner Gewalt, wir könnten mit einem Schlage den Heggelund und dieſen Storm vernichtend treffen. — Iſt es Heggelunds einziges Kind? fragte Malkolm. Sie iſt es, erwiederte Thorgreen. Du ſollſt ſie haben! fuhr Malkolm fort; ich lobe mir die Zeit, als man Mädchen gewaltſam raubte und dann einſperrte. Die gebrechliche Schönheit gehört jedem kühnen Räuber, und dieſem allein. Es iſt eine blödſinnige Thorheit, ſie auf eine andere Weiſe gewinnen und feſthalten zu wollen. —

Aber nun, Freund, iſt es doch Zeit, daß ich erfahre, wie Du das Unglaubliche in ſo kurzer Zeit zu erreichen vermochteſt, unterbrach ihn Thorgreen. Ich bin wie geblendet, ich weiß mich kaum zu faſſen, und ſo viel ich Dir auch zutraute, ſcheint mir das Ganze doch faſt einer Zauberei ähnlich. Setzen wir uns, ſagte Malkolm, und Du wirſt erfahren, wie ein ſeltſames Verhängniß auch hier Alles vorbereitet hat, um mich zu locken; wie geheime Töne mir zurufen, verborgene Fäden mich hinziehen, immer mächtiger meinem Untergange entgegen. Jenſeits dieſer Grenze wohnt ein Mann, Helle, ein reicher, habſüchtiger Gutsbeſitzer. Seit Jahren in Streitigkeiten verwickelt, ſcheut er kein Mittel, um ſeine Feinde zu vernichten. Jeder, der Reichthümer beſitzt, iſt ihm verhaßt. Er iſt in ganz Norwegen bekannt und gefürchtet. Man erzählt im Stillen manches Entſetzliche von ihm; Menſchen ſind verſchwunden, die ihm gefährlich waren; man behauptet, er hätte ſie vergiftet. Er iſt öfter vor Gericht gezogen worden, aber Niemand konnte ihn eines Verbrechens überführen. Er beſitzt eine unglaubliche Gewandtheit, iſt mit allen Winkelzügen, durch welche man die Geſetze zu umgehen weiß, genau bekannt und hat mehrere der gefährlichſten Winkeladvokaten in ſeinem Dienſte. Es ſcheint ihn zu ergötzen, daß er das Geſetz herausfordern kann, daß es ihm in drohender Stellung gegenüberſteht und ihn dennoch nicht zu erreichen vermag. Helle hat ſchon lange Verbündete, deren Art und Bedeutung ich kenne. Iſt es mir doch, als ſchwebte das Bild dieſer Menſchen, wie es noch vor Kurzem meine Seele erfüllte, mir lebhaft vor, Männer, die ſich auf der Landſtraße herumtreiben, die, wie man ſie in vielen Gegenden von Schweden findet, fortdauernd berauſcht ſind; Gemeinden, von ihren Predigern aus dem unbefangenen Glauben herausgedrängt und in Sittenloſigkeit verſunken; Jünglinge aus den höhern Ständen, in der nichtswürdigen Geſellſchaft des ſchlechteſten Geſindels erwachſen, in den Städten nur für Ausſchweifungen erzogen, mit jenem Grade der Bildung, der jede Gemeinheit fördert, weil er ſich klüger dünkt, von der Langenweile des einförmigen Lebens in einſamen Gegenden gequält und nach allem ſich ſehnend, was nur das träge Daſein erſchüttern kann. Der edle Stolz der unverdorbenen Natur verkehrt ſich in eigenſinnigen Trotz, die Gleichmüthigkeit in Stumpfſinn, die Stärke in Barbarei. Ich ſah mit Schmerz, wie das herrliche ſkandinaviſche Volk durch dieſes ſchleichende Gift immer mehr verpeſtet wurde, wie man es ſorglos um ſich greifen ließ, und ſann hin und her, wie die künftigen Generationen zu retten wären. Dieſe Peſt des Landes hat ſich um den edeln Herrn verſammelt. Nun, ich verderbe die Väter, anſtatt die Kinder zu bilden, wer weiß, vielleicht wird ſo, was ich früher wollte, auf einem kürzeren Wege erreicht. Und wenn auch nicht, mir kann es gleichgültig ſein. Der Storthing hat ſich die Unzufriedenheit einiger thörichten Menſchen zugezogen, man glaubt im Sinne der ſchwediſchen Regierung zu handeln, wenn man jetzt, in dem Augenblicke der Vereinigung beider Reiche, die innere Verwirrung in Norwegen ſteigert, damit es unbedingt in die Gewalt des mächtigeren Reiches falle. Die Gährung, ſo natürlich, nachdem Verhältniſſe, die in einer Reihe von Jahrhunderten ſich ausgebildet haben, ſchwanken, muß doch auch dieſes ruhige Volk in Bewegung ſetzen. Mit Leichtigkeit werden Menſchen betrogen, die, allen politiſchen Händeln der Zeit fremd, Jedem Glauben beimeſſen, der mit Zuverſicht aufzutreten wagt; und ſo iſt eine Art von Aufſtand in's Leben getreten, Bauern werden ausgehoben, und man ſucht auszubreiten, es ſei unſere Abſicht, den Storthing zu ſtürzen, beſſere Zeiten herbeizuführen. Helle wünſchte eine Stütze; aus Schweden mußte ſie kommen, wenn ſie von Gewicht ſein ſollte; er iſt mein Nachbar, denn ſeine Wohnung liegt nur wenige Meilen von meinem Gute entfernt. Ich leite den Aufſtand, ich blieb bisher im Hintergrunde und erſcheine jetzt als der Abgeſandte der ſchwediſchen Regierung. Du weißt nun Alles, Vertraute ſchleichen ſich unter mancherlei Formen in den Thälern umher, bis in die entfernteſten Provinzen iſt die Bewegung gedrungen, die ſchon gefährlich werden kann, ehe man nur in Chriſtiania eine hinlängliche Kunde von ihrem Umfange erhält. Ich habe Dir nun ruhig und kalt mitgetheilt, was ich unternehme, und wie die günſtigſten Verhältniſſe meinen Abſichten entgegen kommen. Du wirſt nicht glauben, daß ich thöricht genug bin, das Gelingen für möglich zu halten, ich ſuche nur Rache und Untergang. Noch kannſt Du Dich von einer ſo verzweifelten Unternehmung trennen. — Iſt meine Lage nicht wie Deine? antwortete Thorgreen, und mich lockt ja der Beſitz der Geliebten — ich folge Dir.

Die Stunde war verfloſſen, Malkolm verließ die Hütte, und Thorgreen folgte. Die Truppen ſetzten ſich in Bewegung, und kaum waren ſie eine halbe Stunde jenſeits der Grenze fortgerückt, als ſie von Weſten her einen Zug berittener Männer erblickten, die ihnen langſam entgegen kamen. Malkolm eilte allein voraus und ſah einen Mann an der Spitze der Reiter, der ihn kaum wahrnahm, als er auch ſchon ſein muthiges Pferd anſpornte und ihn bald erreichte. Ich irre mich nicht, ſagte er, dieſe kühne, gebietende Geſtalt kann nicht täuſchen, Sie ſind Malkolm. Ich bin es, antwortete Malkolm kalt und betrachtete den Mann, der mit einer Art von ſchlauer Höflichkeit fortſprach, und Schmeichelei mit prahlenden Verſprechen auf die künſtlichſte Weiſe zu verflechten wußte. Es war Helle. Es würde gut ſein, meinte er, indem er nach den Reitern hinwies, wenn dieſe Männer auf irgend eine Weiſe in dem Glauben beſtärkt würden, daß Sie im Auftrage der Regierung handeln. Malkolm blickte ihn zürnend an; der erſte Schritt iſt gethan, ſagte er, was geſchehen muß, dürfen wir nicht vermeiden, doch erklären Sie ſich deutlicher. Aber Thorgreen, der eben frühe genug die Redenden ereilte, um den letzten Theil des Geſpräches zu hören, gab dieſem eine unerwartete Wendung. Was Sie wünſchen, Herr Helle, beſitzen wir, ſagte er und überreichte ihm jene falſche, von Lunding verfertigte Schrift. Malkolm war erſtaunt; ein dunkles Gefühl, als ſänke er durch dieſe That noch tiefer, als bisher, die Ueberzeugung, daß, obgleich er Alles aufgegeben hatte, er doch noch etwas zu verlieren im Stande war, durchdrang ihn. Thorgreen kam ihm jetzt ſo nichtswürdig, ſo verworfen vor — es ſchien der letzte Kampf ſeiner edleren Natur zu ſein. Aber in dieſem Augenblick bemerkte er den ſeltſamen Eindruck, welchen dieſe Schrift auf ſeinen Verbündeten machte. Helle betrachtete das Dokument mit ſtummer Verwunderung, dann wieder Malkolm und Thorgreen. Eine ſolche Vollmacht, ſagte er, in der That, einen ſo unbedingten geheimen Auftrag — doch ich weiß ja, daß Herr von Malkolm einſt das Vertrauen der höchſten Perſonen in ausgezeichnetem Grade beſaß. Malkolm blieb ſtumm. Es iſt zu wichtig, fuhr Helle fort, meine Geſellen ſind alle gewonnen, wenn ſie den Inhalt erfahren. Malkolm ſchwankte ſichtbar: Betrug, und ein ſolcher — doch was iſt Betrug, der entſetzlichſte iſt das Daſein ſelbſt! Gut, Thorgreen hat Recht, ich werfe entſchieden die letzte Brücke hinter mir ab, die mich mit den Menſchen verband, ich ſtehe kühn auf den Trümmern der Sitte, der Geſetze. Der feſte Wille iſt die einzige Wahrheit, alles Uebrige iſt Lüge. — Malkolm war entſchloſſen; mit großer Gewandtheit wußte er, ſelbſt gegen Helle, ſich ſo zu betragen, daß dieſem kaum ein Zweifel blieb. Lag es doch in der Natur des geheimen Auftrages, daß er eine zweideutige Rolle ſpielte. Es giebt Umſtände, ſagte er, unter welchen Verhältniſſe, die der Regierung ſonſt verwerflich, gefährlich, ſchädlich ſcheinen, von ihr zu gewiſſen Zwecken benutzt werden dürfen; aber Sie ſehen leicht ein, daß Aufträge der Art, die hohe Perſonen kompromittiren können, mit großer Vorſicht ausgeführt werden müſſen. Sie wiſſen nun, was uns zu einem Schritte berechtigt, den Sie früher als einen geſetzwidrigen betrachteten; doch wünſche ich nicht, daß, was Sie erfahren haben, zu allgemein bekannt werde. — Verlaſſen Sie ſich auf meine Vorſicht, erwiederte Helle, der ſich durch eine ſo unerwartete Entdeckung ſicher fühlte. Was auch kommen mag, dachte er, Du biſt geborgen; iſt es Wahrheit, deſto beſſer, iſt es Betrug, dann biſt Du der Betrogene und als ſolcher zu entſchuldigen, ja, zu rechtfertigen.

Die norwegiſchen und ſchwediſchen Männer waren jetzt vereinigt, und viele von den Grenzbewohnern, die ſich gegenſeitig erkannten und ſonſt nur feindlich zu begegnen pflegten, betrachteten einander mistrauiſch. Malkolm ſtellte ſich den verſammelten Truppen als den gemeinſchaftlichen Befehlshaber dar, ſeine Rede gewann, ſeine Geſtalt imponirte, ſeine Entſchloſſenheit beherrſchte die Menge. Kaum hatte er ſich gezeigt, als ſich auch Alle ihm unterwarfen. In der Nähe ſah er eine Menge Häuſer, die zwar zerſtreut lagen, doch den Truppen einen erwünſchten Ruhepunkt darboten. Die Einwohner, überraſcht durch ein Ereigniß von ſo ganz ungewöhnlicher Art, ungewiß, was es bedeute, hatten ſich furchtſam in das Unvermeidliche gefügt. Norwegiſche Bauern, die aus allen Gegenden herbeigezogen waren, erzählten ihnen, wie ſie aufgefordert wären, ſich zu bewaffnen und zum Kriegsdienſte zu ſtellen. Sie mußten glauben, daß es auf höhere Veranlaſſung geſchehe, und räumten daher willig den Truppen ihre Wohnungen ein. In einem der anſehnlichſten Häuſer hatte Helle für Malkolm und ſeine vorzüglichſten Begleiter ein Mahl auftragen laſſen, und hier, abgeſondert von dem Haufen, beriethen ſie nun die erſten Schritte. Wie weit reichen unſere heimlich Verbündeten gegen Weſten? fragte Malkolm. Bis Halling und noch weiter, antwortete Helle. Haben wir dahin verborgene Zufluchtsörter, die uns bei einer kühnen Unternehmung ſicher ſtellen können? fragte er weiter. Helle verſicherte, daß es an ſolchen keinesweges fehle. Malkolm wünſchte ſie kennen zu lernen und verfolgte die Richtung auf der Charte. Können wir in dieſer Gegend keine Unterſtützung erwarten? fragte er wieder und zeigte nach Swennaes hin. Helle war verwundert; ſo weit, wo wir von aller Hülfe entblößt ſind, würde ein Ueberfall kaum gelingen, äußerte er bedenklich. Doch, doch, antwortete Malkolm, ich kenne meine Leute; können Sie uns irgend einen Stützpunkt in einigen Meilen Entfernung verſchaffen, dann wage ich es, für den Erfolg zu haften. Helle beſann ſich. Ich kenne in der That einen Mann, der in jener Gegend einſam wohnt und mir zugethan iſt, aber — Es iſt alles, was ich verlange, unterbrach ihn Malkolm; und ich will Ihnen meine Abſicht nicht verbergen. In Swennaes wohnt Heggelund, Sie kennen ihn ohne allen Zweifel, Sie wiſſen, daß er beſonders als ein Feind der Schweden auf dem Storthing kühn, ja, frevelhaft ſich geäußert hat; mir iſt es nicht unbekannt, daß Sie ihn haſſen. Dieſer Mann glaubt ſich in einer ſolchen Entfernung von der Grenze ſicher. Er genießt ein großes Anſehn im Lande und iſt auch uns beſonders verhaßt. Wer kann ſich ſicher glauben, wenn plötzlich im Schooße der ſicherſten Ruhe die Gewalt einer unbekannten Macht den Angeſehenſten faßt? Ein Entſetzen muß Alle ergreifen, man wird uns allenthalben glauben, der Schreck wird unſere Mittel vergrößern und uns dienen. Dieſer Heggelund — auch das kann dem gewandten, mit allen Verhältniſſen ſeines Landes wohlbekannten Manne kaum verborgen geblieben ſein — iſt der Gegenſtand des Haſſes der tüchtigſten Männer, die mich begleiten; ihre Väter verfolgten ſein Geſchlecht. Ich kann eine Anzahl ſolcher Männer ſtellen, die Gewandtheit und Schlauheit mit der größten Unerſchrockenheit verbinden. Sie ſind mit jener Gegend nicht unbekannt; ohne Hülfe haben ſie oft, Wenige vereinigt, in fremden Gegenden das Unglaublichſte ausgeführt. Geben Sie ihnen Begleiter, nur ein paar, die ſich mit ihnen meſſen können, entſchloſſene Geſellen, Menſchen, für welche der entſetzlichſte Frevel eben den größten Reiz hat. — Malkolm hatte, ohne es erfahren zu haben, mit Sicherheit vorausgeſetzt, daß Heggelund einem Manne, wie Helle, verhaßt ſein mußte, und ſich nicht geirrt. Dieſer ſchmunzelte; der Haß, der jenen

Mann und ſein Geſchlecht verfolgt, iſt mir wohlbekannt, und ein paar ſolcher Männer, die vor nichts erſchrekken, könnte ich wohl ſtellen, erwiederte er und ſchien ſich zu beſinnen. Gut, dieſe Männer erwarte ich, ſagte Malkolm.

Er wählte einige der entſchloſſenſten Mitglieder des Stammes für die Unternehmung aus, Männer, erwachſen in Verbrechen. Die Ausſicht, ſich durch das ganze Land zu ſchleichen, unterſtützt von Einwohnern, die alte Rache ausüben zu können, reizte ſie. Ihr ſucht nur die Tochter zu rauben, eine jede, auch die geringſte Gewaltthat, außer dieſer, würde ſtreng gerügt werden! drohte Malkolm. Der Zweck der Unternehmung bleibt ein tiefes Geheimniß, keiner Eurer Begleiter darf es ahnen, und wenn der Raub gelungen iſt, dann eilt Ihr zurück, hierher. Ich vertraue Eurer Schlauheit. Das Mädchen wird mit Milde, mit Achtung behandelt, Ihr übt nur die unvermeidliche Gewalt, Ihr tröſtet ſie auf jede Weiſe; die härteſten Strafen würden den treffen, der ſie zu mißhandeln, ihr roh zu begegnen, ja, nur zu drohen wagte. Weihnachten nähert ſich, bis dahin ſind noch wenige Wochen, und Ihr werdet dieſe Zeit nöthig haben, um alle günſtigen Verhältniſſe kennen zu lernen und zu benutzen. Zwiſchen dem zweiten und dritten Feiertage, wenn die Einwohner in voller Sicherheit von jeder Arbeit ausruhen, Wälder, Felder und Gebirge verlaſſen ſind, werdet Ihr dem Raub am ſicherſten begehen können. Selbſt, wenn das Gerücht von den unruhigen Bewegungen bis in jene Thäler gedrungen wäre, wird doch Jeder durch das Feſt ſich geſchützt dünken und die Ueberraſchung, das Entſetzen Euch unterſtützen. — Obgleich eine heiße Sehnſucht nach Rache die Vertrauten lockte, ſo ſchien ihnen doch dieſer Frevel zu gräßlich; ſie ſtarrten Malkolm an, es war, als wenn etwas Furchtbares in ſeinen ſtarren Zügen läge, eine grauenhafte Miſchung von Eiskälte und glühendem Ingrimm, daß ſie zurückſchauderten. Ihr beſinnt Euch? ſprach er; Armſelige Thoren, Ihr habt nur ein Heiligthum, das der Rache, das Myſterium unſeres Geſchlechts, dieſer ſeid Ihr geweiht durch Eure Geburt, durch Euer ganzes Leben. Mag er, den ich haſſe, wie Ihr, ſeines einzigen Kindes beraubt, jammernd Hülfe ſuchen, wo — Keiner ſie je fand. Seid Männer, und Mann kann nur der genannt werden, den kein Himmel lockt, keine Hölle ſchreckt, wenn beide ſich ſeinem Entſchluſſe entgegen ſtellen. — Die Verbrecher ſchienen ſich ihrer Schwachheit zu ſchämen; wir thun es, riefen ſie, das Feſt ſoll uns nicht ſtören, Ihr ſeht uns todt oder mit unſerem ſchönen Raube wieder. Denn wohl hörten wir die Roſe von Strennaes loben und wiſſen es, daß wir den Vater tödten, wenn unſere That gelingt. — Es iſt der Anfang ſeiner Qualen, ſagte Malkolm düſter, andere Martern erwarten den Unglücklichen. Die Begleiter erſchienen nun auch, Männer, zu jeder Unthat bereit; alles, was ſich zum Voraus beſtimmen ließ, ward verabredet, in trübes Sinnen verſunken ſah ſie Malkolm mit frechem Jubel fortziehn und in der Ferne verſchwinden. Thorgreen ſtand hohnlachend hinter ihm.

Kaum waren ſie verſchwunden, als man einen Wagen ſchnell heranrollen hörte. Er hielt vor dem Hauſe, zwei gegen die Kälte tief verhüllte weibliche Geſtalten wurden aus dem Wagen gehoben und traten in das Haus, die Thüre öffnete ſich, eine Dame — man glaubte das Feine, Zarte auch durch die ungeſchickte Umhüllung zu entdecken — ſchwankte mit unſicheren Schritten, auf eine Begleiterin geſtützt, herein, warf den Schleier zurück — und die anmuthigſte aller Frauen enthüllte dem entſetzten Malkolm das gramerfüllte Antlitz. Es war Mathilde. Malkolm ſchauderte zuſammen, alles, was ſein Geſchick Furchtbares, Vernichtendes in ſich trug, ſchien in dieſem Augenblicke zermalmend auf ihn einzudringen. Sie eilte auf ihn zu, aber er ſtieß ſie zurück; wo iſt Edmund, wo iſt Dein Kind? fragte er mit furchtbarer Strenge. Mathilde taumelte zurück, die Augen ſchloſſen ſich, die blaſſen Lippen zitterten. Cederſtröm — ſprach ſie kaum vernehmbar und ſank in die Arme der Begleiterin. Malkolm war verſchwunden. Kurz darauf erſchienen einige Bewaffnete, ſie näherten ſich der ohnmächtigen Frau, und als dieſe wieder zum Leben erwachte, kündigten ſie ihr und der Begleiterin den Befehl des Anführers an, ſie nach der für ſie beſtimmten Wohnung zu bringen. Die Männer behandelten ſie mit der größten Achtung, ehrerbietig warteten ſie, bis die unglückliche Frau ſich erhob. Ich folge, ſagte ſie ſanft, und ein tiefer Seufzer deutete auf die unendliche Qual, der ſie unterlag; die trocknen Augen zum Himmel gewandt, die Hände gefaltet, ſchien ſie der Erde entrückt. Thränen floſſen den ſonſt verhärteten Verbrechern aus den Augen. Es giebt einen Jammer, dem Keiner zu widerſtehen vermag, den größten, den die Erde kennt, den Jammer verſchmähter, ſich opfernder Treue, zwiefach erſchütternd, wenn er Schönheit, Reinheit und Adel beugte. Mathilde ward nach dem entfernten Gemache in Helles Wohnung gebracht, aus dem die Schmerzenslaute ihres Kummers wie ein geiſterhaftes Wehklagen zu den verſammelten Bauern drangen.

Der Herbſt war in dieſem Jahre ungewöhnlich mild, bis in den November blieb die Fahrt nach Stockholm offen, und Cederſtröm benutzte dieſe ihm ſo günſtige Zeit. Er kehrte von einer zweijährigen Abweſenheit wieder nach Europa zurück. In Nordamerika hatte er die durch die Länderſperre zerſtörten Verhältniſſe mit ſeinem Vaterlande zu ordnen geſucht und dann den Befehl erhalten, in einem ähnlichen Geſchäfte nach den Antillen zu reiſen. Aus dieſer weiten Entfernung war er über Hamburg nach Lübeck geeilt und von da eben vor Stockholm angelangt. Es war ſpät; lange ſchon lag die prachtvolle Stadt in der Dunkelheit vor ihm, das mächtige Schloß mit ſeinen großen Maſſen erhob ſich ſtolz auf ſeinem Felſen, und aus den Fenſtern glänzten die Lichter. Zum zweiten Male leuchteten ihm allenthalben die erhellten Häuſer entgegen; er dachte an jenen frühern Abend, an die Gefühle, die damals an die fernen leuchtenden Punkte eine innerlich unendliche Welt, mit ihren Kämpfen und ungewiſſen Erfolgen, knüpfte; und ſie durchdrangen ihn jetzt, da er aus einer ſo bedeutenden, ſo weiten Entfernung wieder zurückkehrte, mit doppelter Stärke. Er ſtand an den

Maſt gelehnt, eine innere Unruhe, eine geheime Angſt quälte ihn; der fröhlich verlebte Tag auf des Kinnekulla Höhen, der verhängnißvolle Abend, welcher ihm folgte, die ganze dunkle Zukunft ſeines Freundes, ſchwebte vor ihm. Wo iſt er nun und ſeine herrliche Frau? Er hat nicht geſchrieben, kein Brief erwähnt ſeiner. Die Wohnung, in welcher er in früheren Zeiten mit Malkolm viele ſchöne Tage verlebt hatte, war ihm wohlbekannt; die Fenſter ſahen nach Skepsholmen, nach dem Waſſer, das, mit Schiffen bedeckt, ſich zwiſchen die Felſen hineindrängt, er glaubte ſie zu erkennen, eine wehmüthige Sehnſucht verwebte jede Erinnerung wie unwillkürlich mit dem geliebten Jugendfreunde.

Cederſtröm hatte die günſtige Gelegenheit ergriffen, mit einem Altonaer Schiffe von St. Croix zurückzureiſen, und war dann ſchnell über das Land nach Lübeck geeilt; er fand hier ein ſegelfertiges Schiff, nach Stockholm beſtimmt, und traf früher in der Hauptſtadt ein, als irgend eine Nachricht von ſeiner Ankunft dahin gelangen konnte. Er beſchloß, die Nacht auf dem Schiffe zuzubringen, und betrachtete noch lange die erleuchtete Stadt, bis ein Licht nach dem andern verſchwand und die Häuſer mit den Felſen zu einer dunkeln Maſſe verſchmolzen. Schwermüthig ſtieg er in die Kajüte hinunter; die Ahnung von dem Unglücke ſeines Freundes hatte ihn ſchon lange gequält, jetzt ſchien ſie ihm zur furchtbaren Gewißheit geworden, und die unbeſtimmte Vorſtellung davon peinigte ihn doppelt.

Was er nun vernahm, als er Freunde und Bekannte ſah, beugte ihn. Und das können Sie glauben! rief er aus. Muß man, wie ich, ihn gekannt haben, um die völlige Unmöglichkeit einzuſehen, daß Malkolm ſo tief ſinken konnte? Iſt er wahnſinnig geworden, warum behandelt man ihn wie einen Verbrecher? — Wichtige Geſchäfte nöthigten ihn, gegen ſeinen Willen in Stockholm zu bleiben; er lebte ſtill und einſam, ganz für ſeine Arbeiten, aber nichts vermochte ſeinen tiefen Gram zu zerſtreuen. Die Beſchuldigung, daß Malkolm in Wermeland eine Verſchwörung in Verbindung mit ſeinen Stammverwandten eingeleitet hätte, ſchien ihm, aller Beweiſe ungeachtet, falſch, hatte er doch den Urſprung dieſer Anklage ſchon vor ſeiner Abreiſe in einer Kabale erkannt. Mehr quälte ihn das Verhältniß zu Bertha; er wußte, daß Malkolms frühere Verbindungen mit Frauen nicht ſchuldlos geweſen; aber er hielt ſich für überzeugt, daß auch dieſes verunſtaltet und von ſeinen Feinden benutzt worden war.

Einſt traf er die anmuthige Gräfin Stiernholm, die er in früher Jugend geliebt hatte, in einem bunten geſelligen Kreiſe. Sie war ſchon ſeit einem Jahre

Witwe, noch jung und einnehmend, eine der ausgezeichnetſten Frauen der Hauptſtadt. Sie kannte ſeine Freundſchaft für Malkolm, ſie ſchien, faſt ängſtlich, eine Gelegenheit zu ſuchen, ihn allein zu ſprechen. Ich erwarte Sie morgen, flüſterte ſie ihm endlich in einem günſtigen Augenblicke zu, als ſie ihn ſinnend und ſchwermüthig zum Fenſter in die dunkle Nacht hinausblicken ſah; ich erwarte Sie gewiß. Ich bin leider die Einzige, die dem Unglücklichen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Hüten auch Sie ſich, daß Sie ihn nicht verdammen. — Er blickte ſie verwundert an, ſie hatte Malkolms Namen nicht genannt; aber konnte ſie einen Andern gemeint haben? — Sie kommen doch? — Gewiß, meine Gnädige, antwortete er, und die Gräfin verſchwand in der Geſellſchaft. Was werde ich hören? dachte Cederſtröm.

Ich habe Bertha innig geliebt, erzählte die Gräfin den Tag darauf, als Cederſtröm unruhig und geſpannt ihr gegenüber ſaß; ſie iſt in meinen Armen geſtorben. Die Unglückliche — ſie hat viel, viel gelitten. Sie war wahnſinnig, wie Sie ohne Zweifel ſchon erfahren haben; aber Malkolms gefühlloſe Feinde — wie ich vernommen habe, ſoll Ihr eigner Bruder dabei thätig geweſen ſein — ruhten nicht eher, als bis ſie die Bedauernswerthe, die in dem Wahne lebte, fortdauernd von Malkolm geliebt zu ſein, obgleich ſie ihn ſeit Jahren nicht geſehen hatte, mit Mathilden zuſammenbrachten. Den Erfolg für Mathilde ahne ich nur, auf Bertha wirkte die Zuſammenkunft ſchrecklich; ſie fiel in eine tödtliche Krankheit, ich erfuhr es und eilte ihr zu Hülfe. In den letzten Tagen hatte der Wahnſinn ſie ganz verlaſſen, und mit reumüthiger Offenheit erzählte ſie mir die Geſchichte ihrer Verirrung, die ſeltſam iſt. Ich habe Malkolms Briefe geleſen, hören Sie. — Cederſtröm erfuhr nun das ganze, wunderliche Verhältniß. Ich würde mein Geſchlecht verläugnen, ſchloß die Gräfin, wenn ich Malkolm vertheidigen wollte; ja, nur mit furchtbarer Scheu wage ich es, ihn zu entſchuldigen; aber geſtehen wir es, nur wenige Männer würden einer Verſuchung ſo lockender Art widerſtanden haben. Und konnte man verlangen, daß Malkolm ein ſolches Verhältniß fortſetzen ſollte? Verhinderte doch Berthas ſeltſame Verirrung, daß es jemals rein werden konnte. Sollte er allen Anſprüchen auf Liebe einer Verirrten wegen entſagen, die durch ihn nie gerettet zu werden vermochte? Ich will ihn nicht rechtfertigen, er ſelbſt hat ſich ohne Zweifel die härteſten Vorwürfe gemacht; aber — ich läugne es nicht — ich begreife, wie ein Mann, den ich ſonſt liebe und verehre, eine ſolche Schuld auf ſich laden konnte. — Sie ſind eine gütige Richterin, ſagte Cederſtröm, der mit der größten Aufmerkſamkeit die Erzählung vernommen hatte; wenige Ihres Geſchlechts würden ihn ſo billig beurtheilen. Ich aber muß geſtehen, daß ich in Ihrer Erzählung ganz den Malkolm wieder erkenne, dem ich mit allen ſeinen Fehlern Liebe und Treue geſchworen habe, und halten werde. Und Ihnen, meine Gnädige, verdanke ich eine Beruhigung, die meinen Gram, wenn auch nicht verſcheucht, doch lindert. Denn dieſes Verhältniß war es vorzüglich, was mich quälte; er hat eine ſchwere Schuld auf ſich geladen, wir dürfen es nicht läugnen, aber er hat ſie auch gräßlich büßen müſſen. — Die Geſchichte mit Antonien erſchien mir, fuhr die Gräfin fort, von jeher unglaublich. Ein ſolches Vergehen in Mathildens Nähe wäre unbegreiflich. — Sie haben Recht, antwortete Cederſtröm; der Menſch iſt zwar ein räthſelhaftes Weſen, wir entdecken Miſchungen von Gutem und Schlechtem in ihm, die, ſollte man glauben, völlig unverträglich wären; dennoch giebt es Vergehungen, die nur durch den vollſten, unwiderlegbarſten Beweis glaublich erſcheinen. Was man von Malkolms Verhältniß zu Antonien ſich zuflüſtert — iſt Verläumdung. Sie war von einer unglücklichen Neigung zu ihm ſo ergriffen, daß ſie dieſe kaum zu verbergen vermochte. Ich habe Alles, was von ihrer

Krankheit, ihrer Schwermuth und ihren letzten Aeußerungen erzählt wird, gehört, ich ſah ſie mit Malkolm und bin gewiß, ich irre mich nicht. Thorgreen iſt Malkolms Hauptfeind; der Stolzeſte, der Zuverſichtlichſte wird am leichteſten betrogen. Er glaubte Antonie benutzen zu können; ſie wußte manches, was vielleicht dazu dienen ſollte, ein Mißverhältniß zwiſchen Mathilden und Malkolm hervorzurufen, was aber, als es dieſem gefährlich zu werden drohte, ſie zu ängſtigen anfing. Sie iſt aus dem Schloſſe entführt worden, weil man ſie dort länger zu laſſen fürchtete; man hat ſie als eine Schwermüthige eingeſperrt, damit ſie nicht plaudern ſollte, und ihre letzte Aeußerung blieb unglücklicherweiſe ſo unklar, daß Malkolms Feinde grade das, was beſtimmt war, ihre Ränke zu enthüllen, für ſie benutzen konnten. Welch' ein Abgrund von Schlechtigkeit! rief die Gräfin entſetzt, welch' eine Maſſe von Verworfenheit, die ſich über eine edle Natur geſtürzt hat, ſie zu vernichten! An die Verſchwörung glauben Sie doch nicht? fragte Cederſtröm. Ich habe nie an dieſes Mährchen geglaubt, ſo glaubhaft man mir's auch zu machen ſuchte! rief die Gräfin aus; aber, Herr von Cederſtröm, fuhr ſie fort, hüten Sie ſich, Sie können, indem Sie Ihren unglücklichen Freund zu vertreten ſuchen, ſich ſelbſt ſchaden. Ich hörte bedeutende, ja, höchſt achtbare und verſtändige Männer dieſen Eifer tadeln. Wer ſo den öffentlichen Unwillen auf ſich geladen hat, darf, meinten ſie, ſelbſt wenn wir ihn noch ſo innig geliebt haben, nur die ſtille Theilnahme in Anſpruch nehmen. Es will mir zwar nicht einleuchten, aber ich halte es doch für meine Pflicht, Sie zu warnen. Wie würde ich es bedauern, wenn ein Zweiter — ſie ſtockte einen Augenblick — mit in den Strudel hineingeriſſen würde, der den Erſten ſo erbarmungslos verſchlang. — Es lag etwas in dieſer Aeußerung, was Cederſtröm wie ein heller Klang aus einer früheren, glücklichen Zeit entgegentönte. Gewiß, meine Gnädige, ſagte er, Sie wollen meine Treue gegen einen unglücklichen Freund nicht ſchwankend machen. Wer wäre der Elende, der unter ſolchen Umſtänden dem öffentlichen Urtheile nicht Trotz zu bieten unternähme? Waren Sie doch ſelbſt ſo kühn, und zwar in dem bedenklichſten Momente; man hat mir Ihre glänzende Vertheidigung, die ſogar die Gerichtsherren in Verlegenheit ſetzte, nicht verhehlt. — Die Gräfin erröthete, aber wie erſchrak ſie, als Cederſtröm ſich erhob, innig bewegt ihre Hand ergriff und ſprach: Klärchen, erinnerſt Du Dich der ſchönen Zeit, als der ſtille Bund unſerer Herzen uns die glänzendſten Hoffnungen verſprach? Wir wurden einig, uns zu trennen, weil die Eltern, weil Verhältniſſe es geboten. Ein würdiger Mann reichte Dir die Hand, er iſt geſtorben. Welch' ein erſchütterndes Ereigniß vereinigt uns wieder nach einer ſo langen Trennung! Laß die Hoffnung, wenn auch in Gram verhüllt, wieder einen leuchtenden Strahl in unſer trübes Leben werfen! — Die Gräfin zitterte, aber ſie zog ihre Hand nicht zurück. Wenige Tage darauf wußte ganz Stockholm, daß Cederſtröm und die junge anmuthige Wittwe Verlobte waren.

Um dieſe Zeit ſetzte die Stadt ein Gerücht in lebhafte Bewegung; man hatte wichtige Papiere gefunden, die zur Entdeckung der Häupter der von Malkolm hintertriebenen Verſchwörung führen konnten, und die eingeleitete Unterſuchung ſetzte es außer allen Zweifel, daß Thorgreen, Vater und Sohn, und Sinclair dieſe Häupter waren. Der alte Thorgreen mußte, kaum ein Jahr entlaſſen, wieder auf die Feſtung zurück, der junge ward in Ungnade verabſchiedet und nach einer entlegenen Provinz verbannt; der entfernte Sinclair durfte Schweden nie mehr betreten. Meine Ahnung! rief Cederſtröm, als er der Geliebten dieſe Entdeckung mittheilte; hätte Malkolm auf meine Warnung gehört, er lebte noch glücklich und geehrt. Jetzt erſt ſah er eine Ausſicht vor ſich, für ſeinen unglücklichen Freund wirken zu können, und er verfolgte ſie mit großem Eifer. Er erinnerte daran, daß Thorgreen und Sinclair eben von dem Augenblicke an, wo die Verſchwörer ergriffen worden waren, deren Häupter aber der Unterſuchung entgingen, ſich auf das Engſte an Malkolm angeſchloſſen hatten; er verbarg nicht, daß jene Briefe, die Malkolm für falſch erklärte, es ſein müßten. Ich kenne meinen Freund, ſagte er; ob er nicht unter beſtimmten Verhältniſſen ein Verbrechen begehen könnte? Ich wage es nicht zu beſtreiten, wer kann für einen Andern haften? Aber abläugnen würde er es nie. Wie leicht waren falſche Zeugen, falſche Abſchriften erkauft; was iſt nicht Alles möglich, wenn ſolche Männer ſich vereinigten, ihn zu verderben? Man wundert ſich über die unglaubliche Aehnlichkeit, nicht blos der Handſchrift, ſondern auch der Sprache, der Geſinnung, die in dieſen Schreiben herrſcht. War nicht Thorgreen, der ſchmeichleriſche, gewandte, ſich in alle Verhältniſſe ſchmiegende, die Schlange, die ſich ſeit zehn Jahren um dieſen herrlichen Baum wand und allen Saft auszog? — Cederſtröm ruhte nicht, er drang auf eine erneute Unterſuchung; doch die ſchützende Freundſchaft muß an ihr theilnehmen, behauptete er unbefangen. Er war allgemein beliebt; ſeine milde, ſanfte, ſtille Art, ſeine verborgene Demuth, die eben, weil ſie ſich verhüllte, in unwiderſtehlicher Kraft aus dem Innerſten des reinſten Gemüths hervorleuchtete, gewann ihm alle Herzen, entwaffnete ſelbſt die Gegner. Man fing an zu glauben, daß ein ſchmachvolles Unrecht den edelſten Bürger verdrängt und geſtürzt hätte; immer allgemeiner ward die Stimme, die für Malkolm ſprach. Cederſtröm, der ſonſt vor Ungeduld brannte, ſeinem unglücklichen Freunde in die Arme zu eilen, pries jetzt die Stunden glücklich, die ihn zurückhielten; mit Klärchen feierte er die ſtillen Stunden des heimlichen Sieges.

Die Unterſuchung begann, nach Cederſtröms Wunſche, ganz im Geheimen; der Kläger ward nach Stockholm geladen, aber ſcheinbar, um ein wichtiges Geſchäft ihm zu übergeben; er zweifelte nicht daran, daß nun die Zeit gekommen wäre, wo er den Lohn für die Gewandtheit einernten ſollte, mit welcher es ihm gelungen war, einen ſo gefährlichen Staatsverbrecher, wie Malkolm, zu enthüllen. Man empfing ihn höflich, Cederſtröm ſchloß ſich ihm eng an und wußte ſein ganzes Vertrauen zu gewinnen. Es gelang ihm auch wirklich, durch Siogreen Vieles zu erfahren, was von Wichtigkeit ſchien, aber er ruhte nicht. Oft fing er von der Anklage zu ſprechen an, doch immer wie zufällig; er rühmte dann ſeinen Scharfſinn, aber er machte ihn zugleich auf die Verbrechen der überwieſenen Verſchwörer aufmerkſam, und wie für jeden, der ſich an ſie angeſchloſſen hätte, nichts mehr von ihnen zu erwarten ſtände, wer aber gegen ſie auftrete, ein günſtiges Gehör finden würde. Er ſparte dabei weder Verſprechen, noch bedeutende Summen. Siogreen war freilich zu liſtig, um ſich je zu einem Geſtändniſſe bringen zu laſſen, das ihn ſelbſt in Gefahr ſetzen konnte; trotz dem ſah er ſich doch allmälig ſo verſtrickt, daß er Vieles geſtehen mußte, was er lieber geläugnet hätte; beſonders ward es im hohen Grade wahrſcheinlich, daß nicht blos Thorgreen der Vater, ſondern auch der Sohn ihn zur Anklage aufgefordert, und mit Briefen und Beweiſen verſehen hatten. Cederſtröm ſah nun wohl ein, daß er von Siogreen nichts weiter erfahren könnte; jedes gewaltſame Verfahren würde den liſtigen Mann nur ſcheu gemacht haben, und für den Augenblick mit dem hoffnungsreichen Erfolge ſich begnügend, wußte er ihm eine nicht unbedeutende Stelle zu verſchaffen, ſo daß dieſer, mit ſeinem Aufenthalte in Stockholm wohl zufrieden, abreiſte und, über ſein Verhältniß zu den Verſchwörern, wegen der Rolle, die er als Kläger geſpielt hatte, völlig beruhigt, ſelbſt darüber nachſann, wie er wohl Thorgreen und Sinclair preisgeben könnte, ohne ſich ſelbſt bloszuſtellen.

Cederſtröm war jetzt entſchloſſen, Malkolm aufzuſuchen; konnte er ihm doch die Nachricht von der veränderten Stimmung in Stockholm, von der wiedererwachten günſtigen Meinung überbringen, konnte er ihm doch beweiſen, daß Thorgreen und Sinclair ſeine geheimen Feinde geweſen waren. Zwar klang alles, was er über ſeinen unglücklichen Freund erfuhr, nichts weniger als tröſtlich, ſchon die Nachricht, daß Mathilde ſich in Deutſchland aufhielt, hatte ihn mit Schrecken erfüllt, er hörte, daß Malkolm in düſterer Einſamkeit lebe, daß er eine Zeitlang verſchwunden geweſen wäre, und daß ſeine bürgerliche Lage täglich ſchwankender würde. Als er eben im Begriffe war abzureiſen, erſchien ein ihm unbekannter Mann in ruſſiſcher Uniform. Ich habe vernommen, ſagte er, mit welchem ſchönen Eifer Sie ſich für Malkolm bemühen, erlauben Sie mir, daß ich mich an Sie wende, ich hoffe durch Sie über ſein, über ſeiner Frauen Schickſal genauer unterrichtet zu werden. Ich bin hergeſandt, um in Verbindung mit norwegiſchen und ſchwediſchen Offizieren die unſicher gezogenen gemeinſchaftlichen Grenzen im hohen Norden feſter zu beſtimmen. Mein Name iſt Silén. — Cederſtröm glaubte dieſen Namen ſchon gehört zu haben, Silén ſelbſt war ihm völlig unbekannt, aber das freimüthige Weſen des

Mannes gewann bald ſein Vertrauen; er führte ihn bei Klärchen ein. Silén verhehlte keineswegs ſeine frühere Leidenſchaft für Mathilde, und wie ſie entſtanden war, und durch ihn erfuhren ſie, was dieſe in Deutſchland erlebt hatte, ihre Bekanntſchaft mit Storm, Sinclairs Unthaten, ihre Rettung. Beide wurden durch dieſe Ereigniſſe tief bewegt, und ſie befürchteten, daß ſie auch auf Malkolms Schickſal einen nur zu bedeutenden Einfluß ausgeübt haben möchten. Beſitzt Sinclair noch immer Malkolms Vertrauen, ſagte Cederſtröm und konnte eine bange Ahnung nicht verbergen, wird er ſich dann nicht an Mathilden zu rächen ſuchen? Alles, was er erfahren hatte, trieb ihn von Stockholm weg. Silén ſollte nach Chriſtiania, konnte ihn alſo begleiten. Bald erreichten ſie Malkolms früheren Wohnſitz in der Nähe des Kinnekulla. Nachdem es Thorgreens Vater gelungen war, Malkolm dieſes ſchönen, ihm ſo theuern Beſitzes zu berauben, ſtand das Schloß leer. Jetzt ward das Gut adminiſtrirt. Kein Diener trat ihnen entgegen, als ſie ſich näherten; die Hunde bellten, die Thüren blieben verſchloſſen, und ſie verſuchten vergebens in das Haus einzudringen. Endlich erſchien aus einem kleinen Hauſe in der Nähe des Schloſſes ein Mann, Cederſtröm glaubte ihn zu erkennen. Ach, Herr, rief der Herbeieilende, indem er näher trat, Sie ſind es, wie iſt hier Alles ſo trübe und leer. Seit langer Zeit ſah ich keinen von Malkolms Freunden. — Ich kenne Dich, ſagte Cederſtröm, und ſuche dennoch vergebens nach Deinem Namen. Ich bin Holter, antwortete der Diener, wie ſollten Sie mich auch kennen? Wie glücklich war ich ſonſt, als er, der gütigſte aller Menſchen, mich unter ſeinen Schutz genommen hatte, mich liebte. Jetzt iſt die Heiterkeit von mir gewichen, wie von dieſem Hauſe. Meine alte Mutter iſt geſtorben, und die Adminiſtratoren des Gutes haben mir die Aufſicht über dieſes verlaſſene Gebäude anvertraut. Ich bewache die Grabſtätte meiner heitern Vergangenheit, ſeines, ihres Glückes. Ich bin der Uhu dieſer verlaſſenen Ruine und heule den Fremden die Grabeslieder zu, die wie Wehklagen über die Vergänglichkeit alles irdiſchen Glückes klingen. — Thränen ſtürzten dem treuen Menſchen bei dieſen Worten aus den Augen, er ſchloß das Haus auf. Sie ſtiegen die breiten Treppen hinan, ſie traten in die öden Säle; in Mathildens Gemach ſtand noch ein alter Flügel, Holter öffnete die Fenſter, denn ein erſtickender Dunſt erfüllte das Gemach, ein friſcher Luftzug drang erquickend herein, und zugleich ſprang eine Saite des Flügels; der hellklingende Ton drang erſchütternd in die Ohren der Freunde und zitterte in leiſen Schwingungen lange nach. Silén erblaßte. Komme ich zu ſpät? ſagte Cederſtröm, und eine unbeſchreibliche Angſt ergriff ihn. Silén ſuchte mit unruhiger Haſt das Gemach auf, in welchem er die verhängnißvolle Nacht zugebracht hatte; er blickte zum Fenſter hinaus, der kalte Winter hatte die Bäume entblättert. Er eilte die Treppe hinunter, er öffnete die Thüre zum Garten, über den Schnee drang er durch die entblätterten Gebüſche und ſtarrte die Thüre des verſchloſſenen Gartenſaales an. Jener entſcheidende Abend ſtand vor ihm. Waren es nicht die unheilbringenden Blüten der Giftpflanze, deren tödtliche Früchte nun gereift ſind, die ſich damals entfalteten? ſagte er, und das ganze Daſein erſchien ihm wie ein ängſtlicher, düſtrer Traum, deſſen Deutung wir vergebens ſuchen. Herr von Cederſtröm, ſagte Holter, Sie waren von Kindheit auf Malkolms treuſter Freund, hätten Sie, hätte die herrliche Frau ihn nie verlaſſen, wie würde jetzt Alles anders ſein! Es ſchwebt noch ein Unglück über dem Haupte meines Herrn, vielleicht das größte, ich kenne es nicht, ich ahne es nur. Erlauben Sie, daß ich Sie zu einem alten Invaliden hinführe, der verſtümmelt aus dem Kriege in Deutſchland zurückgekehrt iſt. —

Unſere Leſer werden ſich noch eines alten Wachtmeiſters erinnern, der in jener Nacht, als Storm zuerſt Thorgreens Bekanntſchaft machte, ſich ſo bedenklich und ängſtlich über ſeinen Chef äußerte, und daß er aus dieſer Gegend gebürtig war. In der engen Stube eines kleinen Hauſes fanden Cederſtröm und Silén dieſen alten Krieger, der, mit einer mächtigen Brille bewaffnet, in eine Chronik vertieft war. Holter nannte die Fremden, Cederſtröm war dem Alten wohlbekannt. So treffe ich doch endlich einen Freund der guten, guten Dame, ſagte er, indem er ſich mühſam erhob und die Eintretenden ehrerbietig begrüßte, dem ich meinen Schatz anvertrauen kann. Er hatte im Kriege ein Bein verloren, aber mit dem hölzernen Stellvertreter ging er rüſtig auf einen Schrank zu, öffnete ihn, und aus einer Schublade nahm er einen ſorgfältig verwahrten Brief. Wie erſtaunte Cederſtröm, als er Mathildens Handſchrift erkannte; er war an Malkolm gerichtet und unerbrochen. Wie ich zu dieſem Briefe komme, werden Sie fragen; hören Sie. Mir war die zierliche Handſchrift der verehrten Frau nicht unbekannt; ich ſelbſt bewahre wohlthätige Zeilen von ihrer Hand, denn ſie hat mir und meiner verſtorbenen Frau viel Gutes gethan — Gott ſegne ſie dafür! Von Deutſchland aus gingen alle ihre Briefe durch Major von Thorgreens Hand. Er war mein Chef, aber Gott verzeihe mir's, ich halte ihn für einen Schuft. Ich merkte wohl, daß er ſeit dem Herbſte des vorigen Jahres Mathildens Briefe unterſchlug, denn wenn ſie ankamen, empfing ich ſie, und die Feldpoſttaſche, die Thorgreen zu beſorgen hatte, füllte ich. Da erlaubte ich mir, dieſen Brief zu behalten. Iſt er doch beſſer in Deinen Händen aufgehoben, dachte ich, als in den ſeinen. Es war im Jahr 1814, kurz vor dem Friedensſchluſſe mit Dänemark; wir ſtanden in Holſtein, und den Tag darauf zerriß eine Kugel mein Bein. Ich habe es verloren, wie Sie ſehen. Die Krankheit war gefährlich und dauerte ſehr lange. Als ich, noch immer in dem Lazarethe in Holſtein, mich ſo weit erholt hatte, daß ich ordentlich denken konnte, fiel mir der unglückliche Brief ein. Ich hatte ihn mit einigen andern Papieren, die mir theuer waren, in einem verſiegelten Pakete ſorgfältig verwahrt, um ihn, wenn eine Gelegenheit ſich darböte, an Malkolm zu ſenden. Mein Name ſtand auf dem Pakete. Ich fragte nach meinem Mantelſacke, er war verſchwunden. Du Unglücklicher, dachte ich, haſt Du nun nicht, wie Thorgreen, den Brief unterſchlagen? Welche Folgen kann nicht Dein eigenmächtiges Benehmen haben? Ich kam mir ſchlecht, nichtswürdig vor und vermochte keine Ruhe zu finden. Ich ward langſam wiederhergeſtellt, kam hierher, lebe hier ſchon ſeit zwei Monaten, und erſt vor acht Tagen gelangte das Paket, noch immer verſiegelt, in meine Hände. Man hatte es zufällig unter altem Zeuge, das aus dem Kriege mitgebracht worden war, gefunden. Ich wollte den Brief gleich an Herrn von Malkolm ſenden, aber wie, kann nicht Thorgreen in ſeiner Nähe ſein? dachte ich. Der Herr von Malkolm ſoll ſich jetzt in Wermeland aufhalten, Holter wollte ſchon hinwandern — ich vermag es ja leider nicht — und er iſt der Einzige, dem ich den Brief anzuvertrauen wage.

Cederſtröm betrachtete die Schriftzüge, Silén ſtarrte wie in Betäubung den Brief an, Beide erkannten die Wichtigkeit dieſes Moments. Du wirſt mir verzeihen, abweſender Freund, ſagte der Erſtere, wenn ich dieſes Siegel erbreche, wenn ich in das geweihte Geheimniß Deiner Liebe eindringe. Ich will den Frevel vertreten, die Liebe wird ihn heiligen. Er ſetzte ſich, die Uebrigen zogen ſich zurück, und er las.

Der Brief war aus der goldenen Aue datirt. „Es iſt zum dritten Mal, daß ich Dir ſchreibe“, begann er, „ohne Antwort erhalten zu haben; ſeit zwei Monaten habe ich keine Nachrichten von Dir. Biſt Du „todt, krank, von Allen verlaſſen, und ich hier? Du

„haſt es gewollt, haſt mir befohlen, daß ich Dich verlaſſen ſollte, und jetzt ſchon werfe ich mir es vor, „daß ich Dir gehorchte. Ich fühle mich ſchwach, lieber Malkolm, ich darf Dir's nicht verbergen, und ich „befürchte, daß eine Krankheit mich verhindern wird, „mit oder ohne Deinen Willen in Deine Arme zu eilen. Hat Sinclair, dieſer furchtbare Menſch, Dir „geſchrieben? Genießt er noch Dein Vertrauen? Sollte „es möglich ſein, daß er Dein Herz von mir abgewandt hätte? Haſt Du meine Briefe nicht erhalten? „Welch' eine Menge Fragen drängen ſich mir auf, „laſſen ſich nicht abweiſen und nicht beantworten, und „doch entſcheidet jede Antwort über Leben und Tod „Deiner armen, verlaßnen Mathilde. Verlaſſen, obgleich ſie von Freunden, von theuern Menſchen umgeben iſt, denn ſie iſt allenthalben allein, wo Du „fehlſt. Zwei Mal habe ich ſchon Alles erzählt, was „mir Unerwartetes begegnet iſt, ſeit ich Sinclairs treuloſen Rath befolgte, haſt Du es erfahren? Ich „ſchreibe es zum dritten Male nieder." Es folgte nun eine ausführliche Erzählung alles deſſen, was uns bereits aus Storms Mittheilung bekannt iſt. Auch Siléns Krankheit und Widerherſtellung ward nicht verſchwiegen.

Alter, ſagte Cederſtröm, nachdem er den Brief geleſen hatte, biſt Du rüſtig genug, ein Schreiben aufzuſetzen, in welchem Du alles erwähnſt, was wir eben durch Dich erfahren haben, das Schickſal dieſes Briefes? Ich hoffe, antwortete der Invalide, und Cederſtröm entfernte ſich mit Silén und Holter, um ihm Zeit zu laſſen. Eile, Alter, ſagte er, indem er wegging, wir müſſen ſchleunig fort. Meine Ahnung war leider nur zu gegründet, ſprach Cederſtröm; ich darf kaum zweifeln, daß es der ſchauderhafte Menſch gewagt hat, Mathilde zu verläumden, vielleicht iſt ihm ſogar das Unglaubliche gelungen, vielleicht glaubt ſich der Wahnſinnige von ihr verlaſſen, und dann, ach Silén, dann ſind wir zu ſpät gekommen! Dann wuchert der dunkle Saame, der in ſeinem verhängnißvollen Leben ruht, und reift mit Verbrechen. — Cederſtröm ging ängſtlich umher, Silén erblickte Mathilde verlaſſen, von Gram verzehrt.

Der Alte hatte das Schreiben ſchneller vollendet, als man erwarten durfte. Malkolms Freunde eilten damit nach ſeiner einſamen Felſenwohnung und erreichten ſie am frühen Morgen. Auch hier ſchien Alles ausgeſtorben; fremde Menſchen empfingen die Ankommenden, und ſie erfuhren, daß das Haus verkauft war. Aber geſtern iſt die Frau hier eingetroffen, ſagten ſie, ſie war ſehr erſchöpft und blieb die Nacht über da, jetzt will ſie nach Wermeland. Die Frau, rief Cederſtröm und ſchien kaum ſeinen Ohren zu trauen, welche Frau? Die Frau von Malkolm, war die Antwort. Er ſtürmte in das Haus hinein, Silén folgte mit klopfendem Herzen. Eine Dienerin öffnete nur halb die Thüre, als ſie anklopften, und trat ſcheu zurück, als ſie fremde Herren ſah. Melde Sie Cederſtröm, ſagte dieſer und erhob die Stimme, indem er ſeinen Namen nannte. Cederſtröm! — hörte man eine Frau aus dem Saale verwundert rufen, die Thüre ging auf, ſie traten ein — und Silén, auch Sie ſoll ich ſehen, lieber Freund! Faſt möchte ich es als ein gutes Zeichen betrachten. Mit dieſen Worten begrüßte Mathilde die Eintretenden, indem ſie ihnen ruhig entgegen ging. Sie war blaß, das trübe Auge zeigte ihren tiefen Gram, aber man ſah keine Unruhe, ſie ſchien der dunkeln Zukunft mit entſchloſſener Hingebung entgegen zu ſehen. Kommen Sie von ihm? fragte ſie. Leider, wir ſuchen ihn, antwortete Cederſtröm. Wie ich, ſeufzte Mathilde. Es dauerte lange, ehe diejenigen, welche hier ſo unerwartet, unter ſo drohenden Verhältniſſen zuſammentrafen, die Ruhe für ein geordnetes Geſpräch finden konnten. Was ſie von Mathilden erfuhren, dürfen wir dem Leſer nicht verhehlen.

Als ſie den dritten Brief geſchrieben hatte und noch keine Antwort erfolgte, ſtieg ihre Ungeduld immer höher; ſie drang gegen den Frühling darauf, abzureiſen. Aber der Frieden war nahe, man konnte täglich Rehlings Zurückkunft erwarten, und er, von Allem unterrichtet, hatte verſprochen, den erſten Augenblick nach dem Frieden zu benutzen, um ſich Urlaub zu erbitten. Er wollte dann nach Schweden eilen und genaue Kunde von Malkolms Schickſal einziehen. Frau von Rehling zog wieder nach Leipzig, wo ſie ihren Gemahl erwarten wollte, und Mathilde begleitete ſie. Aber die Unruhe, welche ſie unaufhörlich ängſtigte, ward ihrer Geſundheit immer gefährlicher, und als Rehling endlich, tief im Sommer, ankam, fühlte ſie ſich von einer bedenklichen Krankheit ergriffen. Rehling konnte erſt Anfang Oktober abreiſen. Er kehrte im November zurück, und was er von Malkolms Lage erfahren hatte, war von ſo trauriger Art, daß er Bedenken trug, es Mathilden mitzutheilen. Sie hatte zwar die Krankheit überſtanden, aber der Kummer, die Ungewißheit nährten ihre Schwäche. Frau von Rehling, ihrem Grundſatze treu, daß offne Wahrheit bei allen Unglücksfällen heilſamer ſei, als eine Verheimlichung, die wir vertreten müſſen, drang darauf, daß Mathilde Alles erfahren ſollte, und nahm es auf ſich, die Freundin auf ihr furchtbares Schickſal vorzubereiten. Rehling hatte ſich zwar genau von Malkolms Lage unterrichtet, aber Vieles blieb dunkel, und es gelang ihm nicht, den Freund ſelbſt zu ſprechen. Er war da, als Rehling ihn auf ſeinem Gute aufſuchte, aber kaum wurde Rehlings Namen genannt, als er in den heftigſten Zorn gerieth und ihn abzuweiſen befahl. Rehling drang deſſen ungeachtet darauf, ihn zu ſprechen, aber Malkolm war verſchwunden. Dieſe Wuth, manche einzelne Aeußerungen Malkolms, die er, genau nachforſchend, erfahren hatte, überzeugten ihn, daß es Sinclair gelungen war, Mathilde verdächtig zu machen.

Mathilde hatte Rehlings Zurückkunft vernommen, und mit klopfendem Herzen erwartete ſie ſeinen Beſuch; aber er kam nicht. So war ſie, als ſeine Frau zitternd und todtenblaß erſchien, auf das Aergſte gefaßt. Als dieſe nun vorbereitend zu erzählen anfing, ward ſie von Mathilden unterbrochen. Ich habe im Gebete gerungen, was Gott mir aufgelegt hat, werde ich mit ſeiner Hülfe ertragen; doch es iſt nicht blos von dem die Rede, was ich zu tragen, ſondern auch von dem, was ich zu thun habe, ſagte ſie, als die Freundin ängſtlich Worte ſuchte und Andeutungen gab. Dir ſind die Lügen und Bemäntelungen verhaßt, alle Vorbereitungen ſind halbe Lügen. Ich merke es wohl, wenn Du etwas verbergen willſt, höre gar nicht darauf und träume nur von dem Entſetzlichen, was Du nicht auszuſprechen wagſt. — So war die Freundin gezwungen, Alles zu ſagen. Mathilde ließ ſie ruhig ausreden. Fort, fort! rief ſie, nachdem ſie Alles erfahren hatte, Keiner konnte ſie mehr zurückhalten, und da Rehlings Verhältniſſe ihm nicht erlaubten, ſie zu begleiten, ſo war ſie mit Edmund und einem treuen Diener allein abgereiſt, und in großer Eile auf dem verkauften Gute Malkolms angekommen. — Die Freunde waren über ihre Seelenſtärke erſtaunt, auch Edmund ſchien von der raſchen Reiſe wenig angegriffen. Mathilde ſehnte ſich nur nach Malkolm, alle ihre Gedanken waren gewaltſam auf ihn gerichtet und die Freunde genöthigt, einen ſchnellen Entſchluß zu faſſen. Cederſtröm machte Mathilde auf das Härteſte gefaßt. Sie kennen ihn, ſagte er, ich befürchte viel, und wir müſſen eilen. Noch wagte er nicht, was früher nur Vermuthung, jetzt leider Gewißheit war, der Frau mitzutheilen; denn er hatte erfahren, daß Malkolm ſeit länger als drei Wochen wegen eines kurz abzumachenden Geſchäfts ſich in Wermeland aufhielt, wo er nicht ſo lange verweilen durfte, ohne den gefährlichſten Verdacht auf ſich zu laden. Silén trennte ſich von

Beiden mit blutendem Herzen — man erwartete ihn in Chriſtiania — und als Cederſtröm mit Mathilden und Edmund in Wermeland ankam, erfuhr er mit Entſetzen, was eine frühere Ankunft vielleicht verhindert hätte. Malkolm, hieß es, ſei an der Spitze von einigen hundert Stammverwandten und anderen Unzufriedenen bewaffnet über die norwegiſche Grenze gezogen; dort hätte er ſchon mehrere Norweger gefunden, bereit, ſich mit ihm zu verbinden. Lunding, Olaf und John, drei Stammverwandte, die gegen ihn gezeugt hätten, wären bereits ſeit zwei Tagen verſchwunden, wahrſcheinlich ermordet. Schon in Malkolms verkaufter Wohnung hörte Cederſtröm Heggelund als denjenigen nennen, der durch eine Schuldforderung den Unglücklichen aus ſeinem Gute vertrieben hatte. Er wußte durch Bredahl, daß dieſe Familie, als Urfeind der Stammverwandten, ſeit langer Zeit ein Gegenſtand ihrer Verfolgung war, und nun erfuhr er hier, ein Entlaufener habe die Nachricht gebracht, daß man queer durch das Land einen Angriff auf Heggelund beabſichtige. Dieſer allein könnte die rachedurſtenden Stammverwandten zufrieden ſtellen. So viel Entſetzliches verdrängte jeden unthätigen Kummer, es forderte augenblicklichen Entſchluß. Mathilde war wunderbar gefaßt; todtenblaß, aber ruhig ſagte ſie: Ich muß ihn aufſuchen, nie war ich ihm nothwendiger, als in dieſem Augenblicke; Edmund vertraue ich Ihrer Obhut. Begleiten Sie mich nicht. Jetzt, da das Entſetzliche geſchehen iſt, würde Ihre Gegenwart, würde jeder abrathende Freund ihn in Wuth ſetzen. Mich haßt, verachtet er, aber ich bin ein Weib; ſelbſt in der größten Hitze würde er ſich keine Mißhandlung gegen mich erlauben. Er wird mich von ſich ſtoßen, aber er weiß, daß ich da bin. Jede Stunde des Zweifels, die kürzeſten Momente des Schwankens, der Reue werden ihn an meine Gegenwart mahnen. — Mathilde erſchien Cederſtröm als ein Engel, wer hätte ſie aufzuhalten vermocht! Edmund mußte mit Gewalt von der Mutter getrennt werden. Cederſtröm ſelbſt beſchloß, einen andern Weg einzuſchlagen, er wollte Heggelund ſchützen. Er ließ ſich von der erſten Behörde der Provinz eine offizielle Anweiſung an die norwegiſchen geben und eilte der Grenze zu. Edmund blieb, da er die eilige Reiſe nicht vertragen konnte, bei einem Beamten zurück, den Cederſtröm bei einer früheren Gelegenheit kennen und ſchätzen gelernt hatte.

Nichts quälte den treuen Freund mehr, als wie er Mittel und Wege finden ſollte, Malkolm über ſeine eigne Lage aufzuklären. Er hatte einen ausführlichen Bericht über die für ſeinen Freund ſo wichtige Entdeckung der Häupter der früheren Verſchwörung, über ſeine Geſpräche mit Siogreen, über Berthas Tod aufgeſetzt. Daß er jetzt, ſcheinbar gegen ihn kämpfend, für ihn thätig war, verbarg er ihm nicht. Ich bin bei Heggelund, ſchloß er, um ſeine Familie zu ſchützen. Mathildens Brief und die Erzählung des Invaliden begleiteten dieſen Bericht. Aber wo ſollte er nun einen Mann finden, dem er ſo wichtige Papiere anvertrauen konnte, und der Muth und Gewandtheit genug beſaß, Malkolm aufzuſuchen und zu ihm zu bringen? Während er noch darüber ſorgenvoll nachſann, entdeckte er in der Nähe der norwegiſchen Grenze einen Mann, der ihm auffiel. Er ſah einem Seemanne ähnlich, war ſauber gekleidet, und ſein redliches, offnes Geſicht zog ihn an. Er rief den ſchnell Zuſchreitenden an den Wagen. Du eilſt, Freund, ſprach er, und es muß mich wundern, Dich hier zu finden, ſo weit vom Ufer; denn irre ich nicht, ſo biſt Du ein Seemann. Der bin ich, antwortete der Reiſende, und in meinem Leben war ich noch nie ſo weit vom Meere entfernt. Die grauen, ſtarren, trocknen Berge kommen mir entſetzlich vor. — Was treibt Dich denn ſo weit von Deiner lieben Küſte? fragte Cederſtröm. Ich heiße Guſtav, wohne nicht weit von Strömſtadt, antwortete der Seemann, und bin reich, ja Herr, reich, denn ich beſitze mehr, als ich brauche, und das verdanke ich dem Herrn von Malkolm, der ſonſt ſo fröhlich und glücklich mit ſeiner ſchönen Frau in der Nähe des Kinnekulla wohnte. Er hat mich nicht allein reich gemacht, er hat mich vom Tode gerettet. Daß ich kein Selbſtmörder wurde, verdanke ich ihm; er hat mich für mein braves Weib erhalten, das ich verkannte und jetzt alle Tage inniger lieben lerne. Ich beſuchte ihn oft, ich kannte ſeine Frau. — Cederſtröm ſprang aus dem Wagen, Freund, ſagte er, ich ſuche dieſen Malkolm, kennſt Du ſein Schickſal? Wohl kenne ich es, erwiederte Guſtav, während ſie traulich neben einander gingen. Ich hörte in Gothenburg, daß er arm wäre, daß die Gläubiger ihn aus ſeinem letzten Beſitze vertrieben hätten; da nahm ich Alles, was ich entbehren konnte, und eilte nach Wermeland, wo er wohnen ſollte. Dort erfuhr ich, daß er ein Aufwiegler geworden, daß er mit bewaffneten Leuten in Norwegen den Landfrieden ſtöre. Mein Gott, dachte ich, wenn ein ſo herrlicher, braver, guter Herr ſo tief ſinken kann, was ſind dann wir andern Lumpen? Aber, dachte ich weiter, jetzt kann er einen braven Menſchen brauchen, jetzt mehr, als je, und beſchloß, ihn aufzuſuchen. — Und wenn Du nun mit ihm ergriffen wirſt, ſagte Cederſtröm, als Aufwiegler den Tod erleiden mußt? Ich will ſeine Schuld nicht tragen; ſoll ich ſeine Strafe theilen, dann will ich ſie wie ein Mann dulden, und Gott wird mein Weib ſtärken und meine Kinder ſchützen. Ich will wie ſein Gewiſſen neben ihm hergehen und jeden Augenblick erlauſchen, wenn er in ſich geht. Hören Sie, Herr, als er, kundig und geſchickt, wie er iſt, mir, der ich für todt aus dem Meere gezogen worden war, das Leben wiedergab, da kniete meine Braut, und rang im Gebete und forderte mein Leben von Gott. Ich glaubte, daß ſeine Geſchicklichkeit es mir gerettet hätte, aber er wies mich zurecht; ihr Gebet war's, ſo belehrte mich mein Wohlthäter. Sehen Sie, Herr, er weiß, was das Gebet vermag, und wenn er mich nun ringen ſieht in heißem Gebete, wenn er meine Angſt und meine Thränen erblickt, dann wird er, wenn auch nicht hier, doch dort gerettet werden. — Geh, Guſtav, rief der erſchütterte Cederſtröm, indem er ſeinen Begleiter umarmte und ſeine Thränen mit denen des Seemanns vermiſchte, Gott wird Dich ſchützen! Wir ſind verbunden durch denſelben Freund, denn mir war Malkolm ſeit meiner Jugend theuer. Du ſiehſt mich verwundert an, ich weiß, was Du ſagen willſt. Seinen Freund nennſt Du Dich? Was haſt Du gethan, um das Gräßliche von ihm abzuwenden? fragſt Du. Ich will nicht verkannt ſein in Deinen Augen, Du theurer, theurer Freund, von jetzt an der meine auf immer; ich war weit entfernt, zu ſpät erfuhr ich, was ſich nicht mehr ändern ließ. Wenn aber etwas ihn noch zu retten vermag, ſo ſind es dieſe Papiere. Such' ihn, ruhe nicht, bis Du ihn findeſt. Ich muß jetzt auf einem anderen Wege für ihn thätig ſein; ich kann ihn nicht ſo früh treffen, als es Dir hoffentlich gelingen wird. — Gott hat uns zuſammengeführt, ſagte der gerührte Guſtav, gewiß, er wird meine Schritte lenken. Sie trennten ſich nun. Beide eilten in verſchiedenen Richtungen weiter, um auf verſchiedene Weiſe für denſelben, leider kaum zu Rettenden thätig zu ſein.

Indem Cederſtröm das Gebirge durchſchnitt, hörte er, daß hier und da Schweden, die ſich mancherlei Namen und Titel gaben, auf den Höfen erſchienen, zuweilen abgewieſen würden, oft aber ihren Zweck erreichten, und daß in einigen Gegenden die Bauern ſich im Einverſtändniſſe mit den Aufrührern zu bewaffnen anfingen. Doch überall wurden auf das Eiligſte Gegenanſtalten getroffen, Mannſchaften ausgehoben, über die Cederſtröm verfügen konnte. Nachrichten ſollten ihm von allen Seiten gebracht werden. So erreichte er Fagerdal und fand Alles ruhig. Da er von jeder Gefahr drohenden Annäherung der Feinde hinlängliche Kunde erhielt und vorausſetzte, daß dieſe einen Ueberfall beabſichtigten; da er genau wußte, wie und woher er zu jeder Zeit ſchnelle Hülfe erwarten durfte, ſo glaubte er der ruhigen Familie, welche ſich eben den Weihnachtsfreuden hingeben wollte, eine Gefahr verbergen zu können, die höchſt wahrſcheinlich, ohne daß ſie in Angſt geſetzt wurde, abgewehrt werden konnte. Als er aber am Weihnachtsabende jenen Schweden erblickte, erſchrak er. Der Mann war ihm bekannt. Er gehörte zu denen, die Malkolm ſchon ſeit vielen Jahren benutzt hatte, ſein Gut in Wermeland zu verwalten, und Cederſtröm hatte ihn daher oft bei ſeinem Freunde geſehen. Aber der Schwede erkannte auch Cederſtröm, und es war ihm wohlbekannt, daß dieſer die Behörden gegen Malkolms Unternehmung zu bewaffnen ſuchte.

Die Verſchwornen waren nicht im Stande geweſen, ſo ſchnell vorzuſchreiten, wie Cederſtröm; ſie mußten ſich getrennt auf verſchiedenen Wegen fortſchleichen und, um einen ſichern Rückzug zu gewinnen, ſich mit der Gegend genau bekannt machen, die ſichern Ruhepunkte aufſuchen. So kam Cederſtröm um mehrere Tage früher nach Fagerdal, als dieſer Schwede, der in jenem einen Verräther des Jugendfreundes zu entdecken glaubte. Es war Beiden wichtig, ſich unbemerkt zu ſprechen. Cederſtröm konnte in dem einzelnen

Schweden nur einen tollkühnen, vorausgeſchickten Späher erblicken, und da er ſelbſt rüſtig, ſtark und bewaffnet war, ſo zweifelte er nicht, daß er, wenn es nöthig ſein ſollte, dem einzelnen Menſchen gewachſen ſein würde, ohne durch ein ſolches Ereigniß die Freuden des Feſtes zu ſtören. Wir wiſſen, in welche Gefahr er dadurch gerieth, und wie der Schwede entkam. Die namenloſe Drohung, welche Heggelund erhalten hatte, ſteigerte ſeine Aufmerkſamkeit, und ſchon in der Nacht beorderte er deshalb aus den benachbarten Gegenden einige Truppen, die ſich um Swennaes verſammeln ſollten; immer in der Vorausſetzung, daß Malkolm offene Gewalt anwenden wollte. Am Morgen erhielt Cederſtröm den Brief, den der dicke Even ihm zu überbringen gezwungen worden war. Die Räuber hatten die Kühnheit, nach gelungenem Raube ihm die freche That ſelbſt anzuzeigen. Beſchämt und erſchrocken über einen ſolchen Frevel, entſetzt, daß eine Unthat der Art Malkolms Namen beſchimpfen durfte, eilte Cederſtröm dahin, wo er über die meiſte Mannſchaft verfügen konnte, und hoffte durch ſchnelles Verfolgen die Geraubte zu retten. Aber die Räuber waren ſo ſchlau, ihre Begleiter zu kundig, ſie entgingen ihm, und hätte nicht Helle den Entſchluß gefaßt, dieſe Unternehmung zu durchkreuzen, hätte nicht eine höhere Gewalt Malkolms Herz gelenkt, ſo wäre Dorothea rettungslos in Thorgreens Hände gefallen.

Lange konnte ein freundliches, ja, nur erträgliches Verhältniß zwiſchen zwei ſo verſchiedenen Menſchen, wie Malkolm und Helle, nicht beſtehen. Dieſer verfolgte fortdauernd ſeine Privatſtreitigkeiten, er wollte die Bewaffneten benutzen, um ſich bald an dieſem, bald an jenem Feinde zu rächen; Malkolms Ehrgeiz ſtrebte nach einem großartigen Ziele. Er ſah, mit welcher Leichtigkeit ſich das Volk täuſchen ließ; ſchon war ſeine Mannſchaft bedeutend angewachſen, er hoffte den Storthing auseinanderjagen, die Konſtitution vernichten, Chriſtiania bedrohen zu können. Es war ihm eine ſeltſame, ja, fürchterliche Luſt, das jetzt zu bekämpfen, wofür er früher gelebt und geſtritten hatte. Freiheit, Ordnung, Tugend, ſagte er einmal, als ſie eine Menge Truppen um ſich verſammelt hatten und nun berathſchlagten, wie ſie gebraucht werden ſollten, ſind doch nur geiſtesarme Einſeitigkeiten. Selbſt die großen Tyrannen täuſchen ſich, wie die Welt. Sie wollen den Völkern befehlen, wie ſie glücklich, ja, wohl gar, wie ſie ſelig werden ſollen. Das iſt nun freilich ſehr ſchön und löblich; aber die Thoren glauben am Ende wohl auch, daß das Volk wirklich auf dieſe Weiſe glücklich, ja, ſelig wird, und das ſcheint mir albern, einfältig. Wenn irgend ein kühner Geiſt ganz entſchieden von aller Wahrheit, von allem, was die Menſchen Glück, Seligkeit, Tugend nennen, abſähe, mit groſartiger Konſequenz ſich ſelbſt und Alle, über die er zu gebieten vermag, völlig in die Irre führte, daß ſie den Weg zu dem, was ihnen ſonſt ein Göttliches ſchien, gar nicht mehr finden könnten: ſollte ſich dann nicht eine andere Welt aufbauen, ein anderes wunderbares Leben anfangen, von welchem wir jetzt, in unſerer einſeitigen Beſchränktheit, gar keinen Begriff haben? Wäre es nicht auch, nur der Neugierde wegen, der Mühe werth, den Verſuch zu wagen, da doch an dem Plunder, der verloren geht, wenig gelegen iſt? Wir wellen ihn wenigſtens hier ausführen und dieſe tugendhaften Norweger ſo durchaus verkehren, daß ihre Mannhaftigkeit, ihr Stolz und ihre fatale Felſentreue, die mich von jeher, wie die pommerſche Ehrlichkeit, bei der ewigen Wiederholung anekelte, ihnen völlig abhanden kommen ſoll. — Thorgreen lächelte; mache Du mit dem Lande, was Du willſt, ich werde den Verſuch, ganz im Kleinen, mit der reizenden Dorothea wagen, ſagte er, ich will doch ſehen, wie ſtandhaft Kindesliebe und Verlobtentreue iſt. Ein gemeiner Verſuch! rief Malkolm verächtlich; er iſt tauſend Mal angeſtellt worden und mißlingt nie, nie.

Das Geſpräch war abgebrochen, Malkolm ſchritt in heftiger, zorniger Bewegung durch den engen Raum der Stube. Dieſer Helle iſt ein Wicht, ſagte er nach einer Pauſe, eine nichtswürdige Krämerſeele; ich trenne mich von ihm. Ich wäre ihn auch gern los, erwiederte Thorgreen, wenn wir nur nicht befürchten müßten, daß mit ihm alle die Spitzbuben uns verließen, die den edeln Kern unſeres glänzenden Heeres bilden. Wozu hilft uns dieſes Geſindel, rief Malkolm, wird es nicht für tauſend armſelige Unternehmungen zerſplittert, die ſo gemein ſind, wie der Anführer? Helle trat eben herein. Sie haben, Herr Helle, wieder eine Menge Männer verſandt, um einen Gutsbeſitzer hier in der Nähe zu beunruhigen, darf ich fragen, was Sie damit beabſichtigen? fragte er ihn zornig. Er iſt ein Feind des Königs, verehrteſter Herr von Malkolm, einer von jenen Ultranorwegern — Es iſt ein ganz unbedeutender Menſch, erwiederte Malkolm heftig, den man in Ruhe laſſen ſollte. Ich hoffe, Sie werden von jetzt an mir die Verfügung über die Mannſchaft allein überlaſſen; ich habe Sie zu vertreten. — Helle ſah ihn mit ſchlauer Miene an; wie ſehr muß ich es bedauern, wenn ich gegen Ihre Anſicht gehandelt habe, ſagte er demüthig, weiß ich doch, daß Sie über die Mannſchaft, wie über mich zu gebieten haben. Die Beſitzung iſt in der Nähe, die Gelegenheit war ſo lockend, die abgeſandten Männer können bald wieder hier ſein, und ich glaubte ganz in Ihrem Sinne zu handeln, als ich ſie abſchickte. Aber es ſoll nicht wieder geſchehen. —

Als dieſes Geſpräch ſtattfand, waren die Anführer ſchon tief in Norwegen eingedrungen, aber Malkolm hatte die Abſicht, ſeine Truppen nahe an der Grenze zu konzentriren; er gab daher den Befehl, ſie da zu verſammeln, wo wir ſie in unſerer Erzählung fanden, und Helle zeigte ſich ganz bereitwillig, ihm zu gehorchen. Sie hatten bereits erfahren, wie unzuverläſſig die Norweger waren, wie die leicht gewonnenen in kurzer Zeit wieder verſchwanden. Das Thal, in welchem Helles Wohnung lag, war allenthalben von Felſen umgeben. treue Wachen konnten das Entlaufen verhindern. Helle unterſtützte daher den Vorſchlag, aber er hatte ſelbſt eine hinlängliche Menge von Geſindel und ſeine eignen Schlupfwinkel, deren Daſein Malkolm völlig unbekannt war. Vor ihm konnte dieſer kein Geheimniß haben, ihm aber war es leicht, in dem heimiſchen Lande ſeine eignen Wege zu gehen, ja, gegen Malkolm zu handeln, während er mit ihm verbünbet ſchien. Auch wußte Helle, was er wollte, während Malkolm nur den Launen ſeines zerriſſenen Gemüths folgte und ſeinem Untergange ruhig entgegenſah, ja, ihn herbeiwünſchte.

Als die Räuber nach Fagerdal geſandt wurden, hatten ihre Begleiter, Helles vertrauteſte Männer, den geheimen Befehl erhalten, genau auf das Benehmen der Fremden zu achten. Helle war ſchlau genug, einzuſehen, daß hinter dieſer Expedition etwas Verborgnes liegen müſſe. Ein offner Ueberfall war mit ſo wenigen Männern unausführbar; aber er hütete ſich wohl, irgend einen Zweifel zu äußern, er ſchien von der Kühnheit der Unternehmung entzückt und von ihrem Gelingen überzeugt. Wußte er doch, daß es in ſeiner Gewalt ſtand, alles, was er wiſſen wollte, zu erfahren. Als die wenigen Räuber, die Heggelund bedrohten, auf dem beſtimmten Punkte angekommen waren, konnten ſie die Abſicht ihres abenteuerlichen Zuges nicht mehr verheimlichen. Mit Erſtaunen hörten nun Helles Begleiter, daß man nur die Tochter des Hauſes zu rauben beabſichtigte; eine That, die ſo wenig mit dem Auftrage übereinſtimmte, den Malkolm auszuführen vorgab, ſetzte ſie in Erſtaunen, und als dieſe Menſchen erfuhren, daß der Raub an dem heiligen Feſttage ſelbſt ſtattfinden ſollte, fühlten ſie zwar keinen Abſcheu, aber befremdend erſchien ihnen ein ſolcher Frevel von einem ſolchen Manne. Die von Helle mitgegebenen Begleiter waren keine gemeine Bauern, zwei unter ihnen vielmehr verdorbene praktiſche Juriſten von der niedern Stufe, die, bei aller Gemeinheit der Geſinnung, doch oft mit einem ſehr klaren Blicke die Verhältniſſe des Lebens überſchauen und eben deshalb nur um ſo gefährlicher ſind. Sie begriffen wohl, daß ein Auftrag, wie derjenige, welchen Malkolm erhalten zu haben vorgab, nur einem Menſchen von zweideutigem Charakter anvertraut werden konnte; aber ſelbſt dieſer würde doch nie mit einem Mädchenraube angefangen, am allerwenigſten durch einen furchtbaren Frevel das ganze Land gegen ſich empört haben, während es ſeine Aufgabe war, daſſelbe zu gewinnen. Sie erkannten alſo in Malkolm den kühnen, frechen Räuber, dem alle Mittel recht ſind. Er erſchien ihnen tüchtiger, größer, als bisher, aber ihre Stellung gegen ihn war verändert, und vor Allem fanden ſie es nothwendig, ihrem Herrn einen Bericht abzuſtatten. Die Anſtalten, welche man dazu getroffen hatte, machten ihnen dies ſehr leicht. Eine Reihe von Spähern war queer durch das Gebirge aufgeſtellt und der letzte genau von Helles Aufenthalt unterrichtet. Die Begleiter brauchten ſich nur wenig zu entfernen, um den nächſten zu erreichen, und ſo war Helle ſchon mehrere Tage vor der zum Raube beſtimmten Zeit von Allem unterrichtet. Er hatte ſich ſchon früher überzeugt, daß Malkolm nur im eignen Auftrage handle, und ſein Entſchluß war gefaßt. Malkolm konnte ſeine Verachtung gegen Helle nicht verbergen, er wollte es nicht. Sein Hochmuth empörte dieſen, und er beſchloß, ſich zu rächen. Daß er dabei ſeinen Zorn auf ſich ziehen würde, ſah er wohl ein; aber er dachte ſchon daran, ſich dadurch um das Vaterland ein Verdienſt zu erwerben und manche frühere Schandthat zu verdecken, daß er Malkolm verriethe. Dorothea den Räubern zu entreißen, war ihm ein Leichtes, denn er kannte die Wege, welche ſie einſchlagen mußten, wie die Menge der Begleiter. Auf jeden Fall konnte ſeine That für eine Befreiung gelten, beſonders dann, wenn er Malkolm preisgab. Er erkannte, daß ſich Alles zu ſeinem Vortheile geſtaltete, und verließ ſich auf ſeine Schlauheit. Es dürfte ſcheinen, als wenn unter dieſen Umſtänden Dorothea in Helles Gewalt nichts zu befürchten gehabt hätte, aber dieſes war keinesweges der Fall. Spätere Unterſuchungen haben bewieſen, daß es ſeine Abſicht war, ſie ſo lange, wie möglich, in ſeinem Gewahrſam zu halten. Die unruhigen Zeiten, die weite Entfernung, andere Störungen ſollten als Ausflüchte gelten, während Vertraute, mit mancherlei Ausſichten zur Befreiung der Tochter, die Hoffnung des unglücklichen Vaters zu nähren und ihm Geld abzulocken beſtimmt waren. Schadenfreude und Habſucht beſeelten Helle in gleichem Maaße, und ob die Ausſicht auf eignen Vortheil oder die Freude über die Qual der unglücklichen Familie ihn am meiſten ergötzte, bleibt zweifelhaft.

Weihnachten näherten ſich mehr und mehr. An dem Wege, auf welchem die ausgeſandten Räuber wieder zurückkehren ſollten, hielt ſich Malkolm nach Helles Anweiſung in einer verlaſſenen Hütte auf. Ein altes Weib erſchien ab und zu, fragend, ob der Herr etwas befehle; Tannen und Fichten, mit Schnee ſchwer belaſtet, drängten ſich bis dicht an die einſame Wohnung. Felſen ſtarrten auf beiden Seiten ſteil in die Höhe, eine nächtliche Finſterniß ſchien auf der öden Umgebung zu ruhen. Selbſt der Mittag war dunkel. Das alte Weib huſtete und ſchien nach jedem Ausbruche erſticken zu wollen; ein Hund bellte, weil er die entfernten Wachen, die an beiden Enden der kurzen, engen Thalſchlucht aufgeſtellt waren, hin und hergehen hörte. Malkolm war ſeltſam unruhig, die innere Zerriſſenheit ſeines Gemüthes hatte die höchſte Stufe erreicht. Fortdauernd war er, wie durch einen innern, unwiderſtehlichen Drang, gezwungen, Weihnachten und ſich als Kind zu denken. Er harrte auf die Geſchenke, er hörte die Ermahnungen der Mutter — Blödſinn! rief er und ſchritt unruhig durch die niedrige, enge, dumpfe Stube. Da verwandelte ſich der Schauplatz, er ſah Edmund hereinſtürmen, Mathilde konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten; er ſah ſie in aller Herrlichkeit ihrer Liebe, ihrer Unſchuld. Warum erſcheint ſie Dir jetzt ſo? dachte er. Iſt es Dir doch, als wäre alles, was Du ſpäter erlebteſt, ein furchtbarer, wahnwitziger Traum. Weicht von mir, lockende Bilder, ihr ſeid mir verhaßt; fernab liegt die lichte Welt der Liebe und Freude. — Aber ſie wollten nicht weichen, Erinnerungen aus den früheren Zeiten ſeines Lebens umgaukelten ihn. Dir ſind ja auch Liebe und Freundſchaft fremd! ſchrie er laut auf. Biſt Du nicht ein Mörder, ein Betrüger? — Ja, und Du willſt es ſo, Mord ſoll Dein Leben, Betrug Deine Wahrheit ſein. Du haſt Dich abgewandt von jenem Geiſte, den Alle verehren, obgleich er ihnen unbekannt iſt, und nun bebſt Du vor ihm? War nicht die unentſchloſſene Schwäche dasjenige, was Du tiefer, als Alles, verachteteſt, und jetzt — jetzt, da jede Kraft in Anſpruch genommen wird, wo der Untergang, die glückliche Vernichtung ſich nähert, der Du mit ruhiger, kalter, gleichgültiger Verzweiflung entgegen gehen wollteſt, jetzt drängen verächtliche Kindermährchen und empfindſame Auftritte Deiner zerſtörten Ehe ſich Dir auf? Sie, die nichtigen Phantome können Dich beſiegen, beunruhigen, erdrücken? Armſeliger! — Aber immer von Neuem tönte der eigne, tönte Edmunds Kinderjubel und Weihnachtsfreude aus ſeinem Innerſten hervor, immer häufiger wurden die Augenblicke, in welchen er ſich dieſen Träumen mit bewußtloſer Seligkeit hingab, und dann fuhr er plötzlich mit einer Angſt, die alles übertraf, was er bisher gefühlt hatte, in ſich zuſammen, und kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirne. Da ſah er im Geiſte die Tochter ſeines Feindes; er erinnerte ſich, daß ſie die Roſe von Swennaes genannt wurde, er war genöthigt, ſie über Alles lieblich, anmuthig, unſchuldig zu ſchauen, herrlich wie Mathilde. Er ſah, wie die Räuber ſich näherten, ihre plumpen Hände die zarte Geſtalt durch rohe Gewalt entweihten, er hörte das Wehklagen der Eltern. — Und Du konnteſt eine ſolche Unthat anordnen, befehlen? — Er erblickte das geraubte Mädchen in Todesangſt, von den Räubern fortgeſchleppt, und die Glocken tönten, welche die Einwohner zur Feier des heiligen Feſtes verſammelten — Und Du konnteſt dieſen Frevel gebieten? — Er kannte ſich ſelbſt nicht mehr.

Da klopfte es leiſe, wie furchtſam an die Thüre, und ein Bedienter trat herein. Malkolm kannte ihn wohl. Er kam nur ſelten ſeinem Herrn nahe, ſelten hatte er, ſelbſt in frühern, glücklichern Zeiten, von ihm auch nur ein freundliches Wort gehört. Als Malkolm aus der freundlichen Beſitzung in der Nähe des Kinnekulla vertrieben wurde, war er ihm ſtille gefolgt. Er hatte ihn entlaſſen, wie die übrigen, aber er erſchien aus der Ferne, und Malkolm that, als ſähe er ihn nicht. Auch nach Wermeland war er gewandert, als er hörte, daß ſein Herr ſich dort aufhielt. Dieſer hatte den Muth nicht, ihn zurückzuweiſen; er ſuchte, was ihm als eine Schwäche erſcheinen mußte, vor ſich ſelbſt zu verbergen, und nun kam er hierher. Die Wache, welche den treuen Diener erkannte, hatte ihn ohne Schwierigkeit paſſiren laſſen. Was willſt Du? fragte ihn Malkolm mit Strenge. Wo Sie ſind muß ich ja auch ſein, antwortete der Diener demüthig und leiſe. — Wenn ich Deiner bedarf, werde ich Dich rufen, jetzt entferne Dich. — Malkolm hatte nicht die Härte, ihn ganz zu vertreiben. — Dieſer Menſch, der kaum je ein freundliches Wort von Dir vernommen hat, folgt Dir in's Elend, ſcheut ſich vor dem Verbrecher nicht, und ſie — Es iſt nicht möglich. Und wenn Du betrogen wärſt, wenn alles, was Du geglaubt haſt, eine Lüge wäre? Nein, nein; das Daſein iſt eine Lüge! Als Du geboren wurdeſt, fing der hölliſche Betrug an, betrogener Betrüger! Sollte das Gaukelſpiel mich von Neuem äffen — weiche von mir, elende Poſſe meiner Kindheit! — Ein heftiger Ingrimm bemächtigte ſich ſeiner, ſchon wollte er die Wache rufen, ſein Pferd beſteigen, in die Wildniß hineinjagen und den Truppen entgegen gehn, die, er wußte es, in der Nähe auf ihn lauerten, ſie mit den Wenigen anzugreifen, die ihn begleiteten, den Tod ſuchen, um nur Ruhe zu finden vor der unſäglichen Qual, die ihn marterte. —

Da hörte er ein Schimpfen und Poltern; es hallte in den engen Schluchten wieder und näherte ſich immer mehr. Eine der Wachen erſchien mit einem Fremden, den ſie vergebens aufzuhalten ſuchte. Laß mich, rief dieſer, bin ich nicht unbewaffnet, bin ich nicht hier, in dieſer Schlucht in Eurer Gewalt? Kann der Herr nicht über mein Leben gebieten, wenn ich ein Verräther bin? Laß mich, was ich Euerm Herrn bringe, das kann keiner von Euch allen ihm geben. — Die Wache rief dazwiſchen: Der Herr will Niemand ſehen, zurück, zurück! Daß ich kommen würde, konnte er nicht ahnen! ſchrie der Fremde; und auf mich wartet er, ich bin der Bote, von einem Mächtigen geſandt. Nicht Du, auch Dein Herr hat die Gewalt nicht, mich abzuweiſen. — Das empörte den Bewaffneten, ſchon ergriff er ſein Gewehr und machte Miene, den Zudringlichen niederzuſtoßen, wenn er nicht zurückwiche. Malkolm erſtaunte, denn der Fremde, obgleich waffenlos, ſchien ſelbſt den Tod nicht zu ſcheuen. Er trat vor die Hütte. Laß ihn, rief er der Wache zu, und geh' wieder auf Deinen Poſten! Die verwunderte Wache ließ den Fremden los, und dieſer trat ruhig in die Hütte. Malkolm erkannte ihn. Guſtav, rief er, wie kommſt Du hierher, was willſt Du? Euch aufſuchen, Herr, um Euch nicht mehr zu verlaſſen, antwortete Guſtav. Biſt Du wahnſinnig, Thor? Wer hat Dich gerufen? Ich bedarf Deiner nicht, mag Dich nicht in meiner Nähe, tobte Malkolm, willſt Du mit mir das Schaffot beſteigen? — Warum nicht, erwiederte Guſtav gleichmüthig, wenn es ſein muß. Gehe, gehe, wiederholte Malkolm in größter Wuth, Du biſt des Todes, wenn Du Dich nicht ſchleunigſt entfernſt! Ich will Euch nicht beſchwerlich fallen, ſagte Guſtav, aber ich bleibe in Eurer Nähe. Sie bedürfen meiner nicht? Armer Herr! Der, der es weiß, was Ihnen Noth thut, hat mich geſandt. Wo Ihr ſeid, da bin ich nicht ferne. Ruft nur meinen Namen, und ich werde kommen. Ich will mich verbergen, wenn Ihr mich nicht ſehen wollt, aber ich verlaſſe Euch nicht.

Gott ſei mit Euch, Herr! Ich gehe, doch dieſe Papiere muß ich Euch erſt überliefern.— Er reichte ihm Cederſtröms Paket und verſchwand.

Schon wollte Malkolm, deſſen Wuth ſich kaum gelegt hatte, die Papiere ungeleſen vernichten; was kann für Dich Lockendes aus der Welt kommen, die Dir fremd geworden? ſagte er. Selbſt, was Andere Glück nennen mögen, wird Dein Unglück ſteigern. Unglück? Thorheit, ſetzt dieſes nicht Glück voraus? Es giebt kein Glück, weil alles Glück eine leere Täuſchung iſt. Alſo giebt es auch kein Unglück. So iſt Verdammniß ein läppiſches Mährchen für den, der gelernt hat, Seligkeit als einen Aberglauben zu betrachten.— Malkolm glaubte die tödtliche Ruhe der Verzweiflung wieder errungen zu haben, aber er täuſchte ſich; des Bedienten, Guſtavs Erſcheinung hatte die innere Angſt noch höher geſteigert, die ihn wider Willen an Bilder, Gedanken, Erinnerungen feſſelte, denen er entfliehen wollte.—Sollten dieſe Menſchen Dich wirklich lieben? Warum verfolgen ſie Dich mit einer Zuneigung, die Dich peinigt? —

Das Paket lag noch ungeöffnet da; wie unbewußt griff er danach und erbrach das Siegel; Mathildens Brief fiel ihm in die Augen. Er trug die Spuren des Alters, das Poſtzeichen gab zu erkennen, daß er im Januar geſchrieben war. Ein ganzes Jahr iſt ſeitdem verfloſſen, ſprach Malkolm ſchwermüthig; hätteſt Du dieſen Brief damals erhalten, wie wäre Alles anders! Er konnte eine weiche, wehmüthige Stimmung nicht abweiſen, und noch kannte er den Inhalt des Schreibens nicht. Die Hand zitterte ihm. Da fiel ſein Auge auf die Adreſſe, durch Thorgreens Hände war der Brief gegangen—ein furchtbarer Verdacht ſtieg in ihm auf. Der Brief war erbrochen. Wer wagte es, in Deine Geheimniſſe einzudringen? fragte er. Er las — zum dritten Mal haſt Du geſchrieben — und Thorgreen lag es ob, die Briefe weiter zu beſorgen — und Deine, die ſie nicht erhielt—er ward immer unruhiger. Als er nun langſam, bei jeder Zeile verweilend, die ausführliche, verhängnißvolle Erzählung genoß, als nach langer Zeit der innern Zerriſſenheit das ſpiegelhelle Bild der treuen Liebe, der reinen Unſchuld wie eine milde Engelsgeſtalt ihn makellos anlächelte: da ſchien es ihm, als wäre er aus einem ſchweren, ſchweren Traume erwacht, als wäre er verwandelt und jede Unthat, jeder Frevel, den er begangen, ihm völlig fremd, als wäre ſein ſchuldvolles Leben gereinigt und geheiligt. Und Du haſt ſie von Dir geſtoßen, ſagte er, und zum erſten Mal perlte der Thränenthau aus dem ſeit Jahren trocknen Auge. Bewegt, erſchüttert, legte er den

Brief hin und erkannte auch Cederſtröms Handſchrift. Er ließ nicht ab, bis er Alles geleſen hatte; der Tag verging, er hörte das Weib huſten, den Hund bellen, die fernen Wachen reden, er vernahm es und vernahm es nicht. Er aß nicht, er trank nicht, er war vernichtet. Der furchtbare Haß, welcher ihn verfolgt hatte, die ſchauderhafte Entdeckung, daß zwei Vampyre zehn Jahre lang ſich von ſeinem Herzblute genährt hatten, konnte keinen Zorn, keine Klage erregen. Du, Du, Elender, ſeufzte er, haſt Dich ſelber zerſtört, alles Göttliche, was Dir gegeben war, zertreten, indem Du Dir ſelbſt genug warſt, Dich immer tiefer in Deine eigne Herrlichkeit hüllteſt. Er wollte, daß Du Dich erkennen ſollteſt. O, Du Wurm, Du nichtigſter, armſeligſter aller Menſchen!

Er trat vor die Hütte, er rief der Wache, die indeſſen ſchon öfter gewechſelt hatte. Iſt der Fremde da? fragte er. Ich ſah keinen Fremden, antwortete der Bewaffnete. Rufe drei Mal laut: Guſtav! daß es durch die Thäler hallt, befahl Malkolm. Er ging wieder hinein. Das Weib hatte ein Licht auf den Tiſch geſetzt, draußen tönte Guſtavs Name in das finſtere Thal, und die Schluchten wiederholten ihn, aber Malkolm hörte nichts; die Thüre ward geöffnet, Guſtav trat herein, Malkolm ſah ihn nicht. Mit den Armen auf den Tiſch geſtützt, das Geſicht mit den Händen bedeckend, ſaß er da, ein zerbrochenes Rohr, ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam, ein ſtilles Wehklagen verbarg ſich in leiſe Seufzer, als wagte es nicht laut zu werden. Die Hände gefaltet, ſtand Guſtav ehrerbietig an der Thüre. Stunden vergingen, Malkolm ſaß noch immer unbeweglich, und Guſtav rührte ſich nicht. Da erhob ſich der Niedergebeugte und erblickte den treuen Freund. Guſtav, des Herrn mächtige Hand hat mich berührt, ſagte er mit unſicherer Stimme; ſein Name ſei gelobt in Ewigkeit! — Amen! antwortete der Tiefgerührte.

Eile, Guſtav, daß Du Cederſtröm findeſt, reiche ihm dieſen Brief und gieb dieſen nach der Adreſſe ab, ſagte Malkolm; eile nur, es gilt, eine Unthat zu verhindern, wenn Du ſchnell biſt, iſt es noch möglich. Nimm eines meiner Pferde und zögre nicht. — Einen Augenblick ſpäter ſah er den Bereitwilligen durch das Thal jagen. Aber die Hütte lag viele Meilen von Swennaes, Tage konnten vergehen, ehe er Nachricht erhielt, er war in großer Unruhe; doch ein Troſt hielt ihn aufrecht, den er früher nicht kannte. Ein Weg nach Helles Wohnung, der bequemſte und kürzeſte, führte durch ein breites Thal; Helles Schaaren benutzten indeſſen den Weg nie, eine geheime Scheu hielt ſie von der Gegend entfernt. Malkolm hatte mehrmals ſeltſame Aeußerungen darüber gehört. Ein Segen, ſagte man, ruhe auf dieſem Thale, daß in ſeiner Mitte keine Unthat gelingen könne. Malkolm wußte wohl, daß da Bredahls Kirche und ſeine Wohnung ſtand, aber er wollte es ſich verbergen. Jetzt zog ihn ein unwiderſtehliches Gefühl dahin. Es war der erſte Weihnachtstag, an dieſem Abende ſollte der Raub vollführt werden. Malkolm beſuchte die Kirche. Durch Cederſtröm, durch das Gerücht war Bredahl von ſeinem furchtbaren Wahnſinne unterrichtet. Welchen tiefen Eindruck die Predigt auf ihn machte, iſt den Leſern bekannt, das Räthſel des erſten Theiles gelöſt, und wir ſind bis auf den Punkt gebracht, wo dieſer ſchloß.

Der Maimonat war zu Ende und ungewöhnlich lieblich geweſen. Um Fagerdal ſtand Alles in voller Blüte, und auf dem weſtlichen Abhange, von ſchattigem Gebüſch umgeben, wo man den Hof, die Häuſerreihe und beide Kirchen überſah, ſaß eine fröhliche

Geſellſchaft, Torger, Bull und ein luſtiger Mann, der ſich wenig Ruhe gönnte, alle Augenblicke aufſtand und hinkend herumtanzte. Es war Kasper, der ſein Verſprechen erfüllt hatte und ſchon ſeit vier bis fünf Wochen in Fagerdal lebte.

Kasper hatte in dieſer kurzen Zeit bewundernswürdige Fortſchritte in der Sprache gemacht; er konnte ſich ſchon vollkommen deutlich ausdrücken, und ſelten fehlte ihm ein Wort; er beſann ſich nie, würfelte Alles untereinander, unbekümmert um die Grammatik, und ließ ſich willig auslachen. Er ſelbſt aber lachte herzlich, wenn ſeine Sprachfehler, manch Mal ganz abſonderlicher Art, wie widerwärtige Töne ſchneidend in das Ohr drangen und es verletzten; ja, mit einer Art von Schadenfreude konnte er dieſe Qual erregen und mit ſtillem Behagen genießen. Alle drängten ſich um ihn, dennoch liebte er vorzüglich Storms, Torgers und Bulls Geſellſchaft; er fand ſich erleichtert, wenn er deutſch ſprechen konnte, ſeine wilde Laune ſah ſich durch die fremde Sprache gehemmt. Es iſt mir, ſagte er, als wenn ich, von Hühneraugen gequält, ſchnell auf einem ſchlechten Pflaſter voller Löcher und ſpitzer Steine hin und herlaufe, Ihr glaubt, ich tanze, und ich möchte bei jedem Schritte laut aufſchreien.

Du biſt ganz ein Norweger geworden, ſagte Bull. Ward ich es, Freund, ſo bin ich es auch von jeher geweſen, denn ich ſpüre nicht die geringſte Veränderung, entgegnete Kasper. Wie willſt Du das merken? fiel Bull ein; merkſt Du doch nicht, daß Du wächſt, daß Du älter, daß Du dümmer wirſt. Das alles geſchieht ſo allmälig, die Jugend verſchwindet, Alter und Dummheit ſchleichen ſich ſo unmerklich ein, daß ich Greiſe gekannt habe, die ſich jung und weiſe dünkten, und nicht wahrnahmen, daß die Weisheit verſchwindet, wenn ſie ihre Zähne bekommt. — Alſo wäre dieſe letzte Verwandlung, die mich zum Norweger umgeſtaltete, eine ſolche Art von Dummheit, die mich ganz in's Geheim beſchlichen hat, erwiederte Kasper und blickte Bull ernſthaft, ja, trübſelig an. Ja, ja, Freund, jetzt, da Du mich darauf aufmerkſam machſt, ſpüre ich leider ſo etwas. Was wird aus mir werden, wenn Du fortdauernd Deinen mächtigen Einfluß ausübſt? — Du wirſt völlig ſtüpide werden, rief Bull lachend; kannſt Du etwas Beſſeres wünſchen? Schweigt, Thoren, unterbrach Torger die Redenden, daß die Blumen Euch nicht beſchämen, die willig verwelken und die Früchte nicht hohl nennen, weil ſie der bunten Pracht entſagen, weil ſie ſich in die harten Schaalen verbergen. Kasper nahm eine handvoll Nüſſe vom vorigen Jahre, die er zufällig in der Taſche trug, heraus; hohle Nüſſe, rief er, und wieder hohle Nüſſe, und warf die leeren Schaalen Torger zu; verſchrumpfte, ranzige Kerne, unreife Früchte, Mutterkorn, erfrornes Getreide, und dann klebrigen Hafer und Baumrinde zur Nahrung — Du biſt boshaft! ſchrie Torger entrüſtet. Welch' ein Menſch! er ſteckt in Deutſchland hohle Nüſſe ein, um ſie hier als hohlen Witz aus der Taſche zu ſpielen. — Ich bin boshaft? erwiederte **Kasper**; nun ja, zuweilen, habe ich doch geſtern noch eine Lobrede auf Land und Volk gehalten, die Euch alle entzückte, heute finde ich mich aufgelegt, ein Kritiker zu ſein. Kasper, laß Deine Kritik ruhen, nirgends iſt ſie übler angebracht, als wenn von unſerem Sommer die Rede iſt, rief Torger. Steht er nicht ſpät auf, hüllt er ſich nicht in die zarteſten weißen Flaumfedern ein? Der Anmuthige, er kommt unvermuthet, uns zu entzücken, und verſchwindet ſchnell. Müſſen wir ihn nicht unbedingt genießen und bewundern, weil er uns keine Zeit zur Reflexion läßt? Unſer Sommer reißt uns ganz hin — ein fortdauernder Frühling, der ſich durch lange, ſchützende Umhüllung in ewiger Jugend erhält, während der ſüdliche Sommer, erſchöpft, verdorrt, alle Jahre von Neuem an Entkräftung ſtirbt. — Er konſervirt ſich gut und nimmt ſich, eilig betrachtet, nicht übel aus, verſetzte **Kasper** mit einem ironiſchen Lächeln; bis auf etwas Schnupfen und Huſten befindet der alte Herr ſich leidlich: der Schnupfen macht die Vögel etwas heiſer, der Huſten ſchallt zuweilen ziemlich bedenklich zwiſchen den Felſen und nimmt einen nicht gar zu lieblichen, pfeifenden Ton an. Ehrlich geſtanden, mir kommt er wie ein abgelebter Roué vor, der jeden Abend ſeine Perücke, ſeine falſchen Waden und Schenkel, ſeinen Bauch und ſeine Zähne mit ſeinen Kleidern auszieht, und klapperdürr, zahn- und haarlos zu Bette geht. — Armſeliger, ſo gefühllos biſt Du, und kein Strahl der ewigblühenden Natur dringt in Deine ausgetrocknete Seele! rief Torger mit komiſchem Pathos. Zürnt nicht, Freunde, erwiederte Kasper, ein großer deutſcher Dichter hat dieſen Spätſommer der Greiſe ſehr anmuthig darzuſtellen gewußt. —

Die drei Freunde ſchienen eine Uebereinkunft getroffen zu haben, wenn ſie unter ſich waren, nur in tändelndem Widerſpruche Unterhaltung zu ſuchen, nie einen Grundſatz, eine Meinung feſtzuhalten. Wenn wir unter vernünftigen Männern und Weibern ſind, können wir ja wohl auch zum Spaß ernſthaft ſein, eine ſuffiſante Meinung haben und durchführen, äußerte Kasper. Aber der Scherz wird langweilig, wenn er zu lange dauert, wir müſſen dann wieder an unſer

Geſchäft, müſſen auf Entdeckungen ausgehen, und ein Jeder weiß, daß die wichtigſten, von dem Teleskope bis auf den Galvanismus, zufällig gemacht ſind. —

Der reizende Platz, auf welchem dieſe Geſpräche gepflogen wurden, war bei Heggelunds Familie ſehr beliebt; er lag nahe an der Wohnung, und oft verſammelte man ſich hier, wenn der Tag ſo ſchön war, wie heute. Die drei Freunde erwarteten eben auch alle Glieder der Familie; der Tiſch ſtand gedeckt, Erfriſchungen aller Art belaſteten ihn; und ſchon ſah man Heggelund mit der Frau Paſtorin, den alten Storm mit Mutter Heggelund, den jüngern Storm mit Dorothea, und Maria mit Edmund in der Ferne, der dicke Even keuchte mühſam hinterdrein. Storms Verbindung mit Dorothea hatte gleich nach der Zurückkunft von der unfreiwilligen, gefahrvollen, tragiſchen Fahrt, noch im Januar ſtattgefunden. Ich finde, ſagte der alte Heggelund, ganz umgewandelt, keine Ruhe, bis ich meine Tochter unter die Haube gebracht ſehe; Storm und Dorothea widerſprachen nicht, Even jubelte auf ſeine Weiſe, nur die Mutter fand die Zeit zu kurz und ängſtigte ſich faſt jetzt, da das ſo plötzlich in Erfüllung ging, was ſo lange ihr furchtſam gehegter Wunſch geweſen war. — Die Freunde ſahen, wie die Prozeſſion ſich allmälig ordnete, und langſam und feierlich dem

Abhange näher kam. Wie mir doch dieſer Ernſt, dieſer Pathos der Bewegungen, dieſe Feierlichkeit des Geringen und Nichtigen, dieſe ſtarren Paragraphen des Fortſchreitens, als wollten ſie ein Lehrbuch der Moral als Spuren hinterlaſſen, wo ſie gegangen ſind, im Innerſten meiner Seele zuwider ſind, ſagte Kasper; und wie der Storm dort einherſchreitet, als wäre er für ein ſolches Leben geboren. Zwar etwas Philiſterhaftes hatte der junge Mann immer, einen Ernſt, der mich oft ergötzte, beſonders, wenn er mit großem Eifer an meiner Bekehrung arbeitete. Es gab Augenblicke, wo die innere Luſt, die zurückgehaltene Ironie faſt unwillkürlich in Rührung überging. —

Es war ſeltſam, wie, während Kasper ſo ſprach, in Miene, Stimme und Bewegung die Rührung unwiderſtehlich aus der Ironie hervorbrach, und die innerſte Wahrheit des liebenden Gemüthes kund that. Schweigen wir von Storm, klagte Torger, ich habe eine Summe von Vernunft, Anſtrengung und Weisheit auf ſeine Ausbildung verſchwendet, ich ſchäme mich, ihre Größe zu nennen, denn Kapital und Zinſen ſind auf immer verloren. Der Burſche ſieht aus der Ferne noch immer aus, als wäre er ein Menſch; man geht ganz ehrlich auf ihn zu, man reicht ihm die Hand, und plötzlich — ich habe es erlebt — verwandelt er ſich in einen bloßen Gutsbeſitzer und Ehemann, alles Menſchliche iſt wie durch einen Zauber verſchwunden. Was ſoll aus ihm werden, wenn er Vater wird? Ueber Steinhecken, die aufzuführen ſind, Kartoffeln und Hühner kann er Stundenlang ſprechen. Er kann kein Glas Conjak leeren, ohne eine Abhandlung vorzutragen über die Art, den Fuſel aus dem Branntwein durch Eſſigäther zu vertreiben; kein Glas Wein genießen, ohne langweilige Vorſchriften mitzutheilen, wie man Meth, Honigwein, Champagner aus Aepfeln und Birnen verfertigt. Neulich hatte ein armer Teufel ſich aufgehängt, der Strick ward gebracht, und kurz darauf fängt der Menſch einen weitläufigen Diskours an über die Verbreitung der Hanfkultur, als fürchtete er, daß Norwegen Mangel an Stricken zum Aufhängen leiden möchte. —

Indeſſen kam die Geſellſchaft immer näher, der alte Heggelund, der mit Storms Mutter den Zug eröffnete, trat heran, die Uebrigen folgten. Maria, rief Torger, der einige Zeit entfernt geweſen war, Du blühſt ja wie eine Roſe, wo ſind die blaſſen Wangen geblieben? Er reichte ihr die Hand, und ſie lächelte ihm freundlich entgegen. Sie hatte, indem ſie eben den Berg erſtiegen, einen Zettel erhalten; Bruder, flüſterte ſie, zu Storm gewandt, er kommt, er muß bald hier ſein. Dieſe Zeilen ſchrieb er eilig, um mich, wie er ſagt, nicht zu überraſchen. Halling kommt! rief er laut, es der Geſellſchaft verkündigend; wie freue ich mich, den Verwandelten zu ſehen. Alle äußerten das lebhafteſte Vergnügen über dieſe Nachricht, und kaum war ſie erſchollen, als ein junger Mann erſchien und ſich ſtillſchweigend verbeugte. Man betrachtete ihn verwundert, Maria ſtarrte ihn einen Augenblick erſtaunt, verwirrt, zweifelhaft an, erhob ſich plötzlich und ſtürzte jubelnd unter Thränen in ſeine Arme. Jetzt erſt erkannten ſie ihn; in dieſem blühenden jungen Manne, der mit einer heitern Selbſtgenügſamkeit ſich darſtellte, hätte Keiner den blaſſen, ſchwermüthigen Halling, der ſich zu verbergen ſuchte, wenn er in die Stube trat, zu ſehen vermuthet. Man drängte ſich um ihn, man ſprach, lachte, freute ſich, und der trübe Ernſt, der, als die Geſellſchaft den Berg beſtieg, nicht zu verkennen war, ſchien völlig verſchwunden. Ich gedachte erſt eine Stunde ſpäter zu kommen, flüſterte der Glückliche ſeinem Mädchen in's Ohr, aber ich hatte keine Ruhe. Ich reiſe morgen nach Urdal zurück, wo ich ein Geſchäft habe, meine Zeit iſt gemeſſen, und ſo erſchien ich denn faſt mit meinem Boten zugleich hier.

Als man endlich ruhig geworden war, ſprach der alte Storm: Mein Sohn, Dein Ruf hat ſich über das ganze Land verbreitet, und wenig haben wir bisher erfahren. Jetzt theile uns mit, wie Dir eine ſo wichtige, ſchwierige Unterſuchung gelingen konnte. Was Du uns zu erzählen haſt, wird theilnehmende Zuhörer finden. — Noch nicht, flüſterte Dorothea, die neben Halling ſaß, dieſem ganz leiſe zu, Edmund muß erſt entfernt werden; aber ſprich nur, daß die Unterbrechung dem Knaben nicht auffällt. Halling war über dieſe, wie es ſchien, zu weit getriebene Rückſicht für ein achtjähriges Kind ganz erſtaunt, aber er that, was Dorothea verlangte. Dieſe Unterſuchung iſt weitläufig, ſagte er, und wenn ich ihren Gang mit Klarheit und in Kürze vortragen ſoll, muß ich ruhiger ſein, als ich mich in dieſem Augenblicke fühle.

Nachdem Halling auf ſolche Weiſe die Aufforderung von ſich abgelehnt hatte, ſprach man fröhlich durcheinander, wie die aufgeregte Stimmung erlaubte, bis Edmund einen Knaben entdeckte, der ihm beſonders lieb war, und dem er freudig entgegenlief. Du möchteſt Dich wohl mit Olaf etwas entfernter herumjagen, lieber Edmund, wo Ihr Euch weniger gehemmt fühlt, ſprach Dorothea freundlich zu ihm; Euer Lieblingsplatz iſt ja nicht weit, Martha ſoll Euch einige Erfriſchungen hinbringen. Ich danke Dir, Mutter, antwortete der Knabe; Olaf gefällt mir, der Platz, die Erfriſchungen, die ungehemmte Luſt nicht weniger. Adieu, Halling, ich habe Dich lieb, ſehr lieb; er blickte ihn mit den großen, dunkeln Augen unverwandt an, indem er ſo ſprach, eine Thräne ſchien hervorbrechen zu wollen, er wandte ſich und ging.

Ein Kind, wie dieſes, habe ich noch nie geſehen, ſagte Halling, nachdem der Knabe ſich entfernt hatte. So ganz Kind, und doch liegt etwas Geheimnißvolles, ein tiefer Ernſt hinter ſeinen Zügen verborgen. Die liebliche, ſchalkhafte Ironie, welche ſo bedeutend um die Kinderlippen ſpielen kann, daß ich mich nicht ſelten in meiner Nichtigkeit durchſchaut glaubte, daß ich mich ſchämte einem ſolchen Kinde gegenüber, ſah ich wohl öfter, aber noch nie dieſen tiefen Ernſt. Dabei iſt er der ſchönſte, kräftigſte, herrlichſte Knabe, den man finden mag. — Es iſt ein ſeltſames Kind, ſagte Dorothea; viele mögen in ſeinem Alter mehr gelernt haben, als er, aber gewiß, wir werden lange ſuchen müſſen, ehe wir ein Kind finden, das ſo viel weiß, als Edmund. Jetzt verſtehe ich erſt ganz, was Storm meint, wenn er klagt, daß die Kinder in unſern Tagen zu viel lernen; ſie wiſſen nicht, was ſie mit all dem Zeuge anfangen ſollen, ſie bleiben ungelenk, ja, oft geiſtig roh und plump, mitten unter den Reichthümern, die ihnen aufgedrungen werden. Wie bewundere ich Mathilde, wenn ich dieſen Knaben ſehe, mit welcher Angſt verſuche ich es, nur zu erhalten, was ſie ausbildete. Er ſcheint ſich von jedem, auch noch ſo beſchränkten Punkte des Wiſſens aus mit einer Leichtigkeit, einer Grazie, möchte ich faſt ſagen, zu bewegen, die mich oft entzückt, nicht ſelten beſchämt. Beſonders freue ich mich über die innere Wahrheit ſeines Weſens. Das Entſetzliche, was er erlebte, hat ſich tief, ich fürchte nur, zu tief in ſeine Seele eingegraben. Ich hüte mich, die Erinnerung an jene Ereigniſſe aufzuregen, oft aber bin ich dazu gezwungen. Er ſpricht von ſeiner Mutter, ja, von ſeinem Vater, er fühlt tief, aber er iſt ſtark, wie dieſer. Manch Mal, wenn das Geſpräch unter uns wie unbewußt auf die Gegenſtände ſich hinlenkt, die uns ſo ſchmerzlich berühren, wenn wir die Gegenwart des Knaben vergeſſen und dann, ihn entdeckend, die Unterhaltung plötzlich abbrechen, dann entgeht es ihm nie, und nichts kann ihn tiefer verletzen. Selbſt, wenn auch nichts Verfängliches geſprochen wird, wenn vielleicht ganz andere Umſtände eine plötzliche Pauſe herbeiführen, ſtutzt er. Wir haben es daher uns zum Geſetz gemacht, zwar, was ihn gar zu lebhaft an das Unglück ſeiner Kindheit erinnert, ſo viel, wie möglich, zu vermeiden, aber, was nothwendig iſt, ihm ohne Umſtände mitzutheilen; deshalb meine Mahnung, lieber Halling. —

Der Knabe iſt fern, rief Storm, was Du früher zu Deiner Entſchuldigung ſagteſt, war Dir eingeflüſtert; jetzt hindert Dich nichts, und wir ſehnen uns alle nach Deiner Erzählung. Halling fing an: Als Dorothea durch Cederſtröm aus Helles Gewalt befreit war, wollte ich ſie nach Bredahls Wohnung begleiten. Mit Nichten, Freund, ſagte Cederſtröm, — und Ihr wißt alle, welch' einen wunderbaren Einfluß dieſer herrliche Mann, nach einem Umgange von wenigen Tagen, auf mich ausübte; war es doch, als ahnte ich, was er mir werden ſollte, — mit Nichten, ſagte er; was Ihnen bisher gelungen, iſt gut und löblich, und beweiſt nur, was Sie können, wenn Sie wollen, Sie dürfen ſich darüber freuen, aber es iſt nur der Anfang. Sie ſind nun einmal in eine Begebenheit hineingezogen, aus welcher Sie ſich nicht ſo leicht herauswinden können. Zögen Sie ſich jetzt zurück, dann würde eine Schmach auf Ihre erſte That fallen, die als eine angefangene, nicht vollendete zu betrachten wäre; denn noch ſteht der drohende Feind da und wird ſeine Angriffe erneuern. Ich will Sie in den Stand ſetzen, ihn in ſeiner innerſten Feſte anzugreifen, ihn durchaus zu lähmen. — Ich geſtehe es, meine gewöhnliche Furchtſamkeit trat von Neuem hervor, als ich mich ſo angeredet ſah; ich ward von einer großen Angſt ergriffen, kalter

Schweiß lag mir auf der Stirne, und ich verſuchte es, auf alle Weiſe zu entſchlüpfen. Aber ich fühlte zugleich einen inneren Trieb, dem Rufe zu folgen, ich fand mich durch das unerwartete Abenteuer ungewöhnlich aufgeregt, und die Spannung war noch nicht verſchwunden. So zwiſchen innerer, quälender Angſt und aufreizender Luſt ſchwebend, ließ ich mich, halb mit Gewalt, fortſchleppen. Wir hielten in dunkler Nacht vor einem Hauſe ſtill, ohne daß ich auf den Weg geachtet hätte; ich war zu ſehr mit mir ſelbſt beſchäftigt und mit dem, was mir bevorſtand. Wie erſtaunte ich, als ich in das Haus trat und es mir ſo ſeltſam bekannt vorkam. Es war das Haus meines Vaters, ich befand mich in der Wohnung ſeines Nachfolgers. Man nahm mich äußerſt freundlich auf; nach der Mahlzeit wurde ich in das für mich beſtimmte Gemach geführt; es war dieſelbe Stube, die ich als Kind bewohnt hatte. Ich kann gar nicht ſagen, wie ſeltſam dieſes Alles auf mich wirkte. Ein großer Stoß verſiegelter Papiere lag auf dem Tiſche, Cederſtröm übergab ſie mir. Leſen Sie, ſtudiren Sie, ſprach er; ich müßte Sie ganz verkannt haben, wenn Sie, nachdem Sie ſich mit allem, was dieſe Papiere enthalten, bekannt gemacht haben, nicht ſelbſt wünſchen ſollten, thätig in eine Sache einzugreifen, die für Sie in jeder Rückſicht das nächſte

Intereſſe hat. Ich athmete ſchon freier; es ſteht bei Dir, dachte ich, zu erklären, daß Du einer ſolchen Arbeit nicht gewachſen biſt. Die Flucht, die Unruhe in Helles Hauſe, wo ich die Gefahr kannte, die Dorothea ruhig verſchlief, die Reiſe, hatten mich ſo erſchöpft, daß ich wie halbtodt einſchlief und erſt ſpät erwachte. Einen ſolchen erquickenden Schlaf hatte ich noch nie genoſſen, und als ich aufgeſtanden war, fühlte ich mich ſo ſtark, ſo muthig, daß ich ſelbſt über meine Angſt lachte. Voll lebhafter Begierde fing ich an mich mit den Papieren zu beſchäftigen. Ein paar ängſtliche Tage vergingen, ehe ich den erſten leichten Ueberblick erhielt; aber von da an feſſelte mich dieſe Beſchäftigung täglich mehr. Die Akten enthielten eine doppelte Sache — ich kann mich auf Eure Kenntniß beider beziehen — die eine ſpielte ausſchließlich in Schweden; ſie umfaßte die Geſchichte der früheren Verſchwörung, welche Malkolm entdeckt hatte, und den von den Häuptern, Sinclair und den beiden Thorgreen, Vater und Sohn, angelegten Plan, Malkolm zu ſtürzen. Die zweite Sache war zum Theil vor mehreren Gerichten verhandelt worden und betraf die mancherlei Prozeſſe, in welche Helle verwickelt geweſen war. Zwei ganze Monate hindurch ſtudirte ich mich in dieſe beiden Sachen hinein, ſuchte die entfernt liegenden Punkte zu vereinigen, die verſchiedenen Andeutungen, welche benutzt werden konnten, herauszuheben, und ſandte dann eine Darſtellung an Cederſtröm nach Chriſtiania. Bald darauf erhielt ich eine Aufforderung, dorthin zu reiſen. Cederſtröm verſchaffte mir alle Akten in der Unterſuchung gegen Malkolm; auch dieſe bearbeitete ich mit Eifer, und Malkolm wünſchte, daß ich ſeine Vertheidigung übernehmen möchte. Ich könnte das nicht, ward eingewandt, wenn ich mich nicht der geſetzmäßigen Prüfung unterworfen hätte. Ich war willig, von meiner frühern Angſt ſpürte ich nichts. In die Unterſuchungen vertieft, die mir immer wichtiger wurden, dachte ich nicht einmal an die Prüfung. An dem dazu beſtimmten Tage ſaß ich in Akten vergraben, als ein Lehrer und Examinator, der mir wohlwollte, kam, um mich abzuholen. Ich zog mich eilig an, folgte ihm, ſaß den Examinatoren gegenüber und hatte noch gar nicht recht bedacht, daß ich die Prüfung überſtehen ſollte, die mir Jahrelang eine ſo große Angſt eingejagt hatte. Als die erſte Frage an mich gerichtet wurde, war es mir freilich, als wenn nun die alte Furcht mich ergreifen wollte; aber ich mußte lächeln, denn ſie war ſo unbedeutend, daß der unwiſſendſte Schüler ſie hätte beantworten können. Indeſſen gab ſie mir Veranlaſſung, weiter zu gehen; auf die natürlichſte Weiſe entwickelte ſich aus einer

Frage die andere. Ein zweiter, dritter, vierter Lehrer legte mir Aufgaben vor, die mich intereſſirten. Vieles, die Geſetzgebung meines Landes betreffend, war mir aus Helles Prozeſſen bekannt geworden, denn dieſer ſeltſame Menſch ſpielt faſt die Rolle des Teufels in der früher berühmten Schrift „Advocatus Diaboli“; er giebt den Rechtsgelehrten Gelegenheit, eine Menge Gegenſtände in dem Civil- und Kriminalprozeſſe zu behandeln. Die Prüfung war überſtanden, der Erfolg iſt Euch bekannt. Ich war der gerichtlich angenommene Vertheidiger Malkolms und zugleich Helles Ankläger. In dieſer letzten Sache erhielt ich durch Vergleichung der verſchiedenen Gerichtsverhandlungen hinlängliches Licht; aber intereſſanter war mir die ſchwediſche, die mit Malkolms Vertheidigung ſo genau zuſammenhing. Mit Vollmacht verſehen, reiſte ich nach Schweden. Sollten, dachte ich, nicht unter Malkolms Stammverwandten einige ſein, die von Thorgreen und Sinclair benutzt worden ſind, ohne daß ſie ſich bis jetzt zu zeigen gewagt haben? Ja, ſolche, die ſich ſpäter, als Malkolm hervortrat, an ihn anſchloſſen? Menſchen, die zu allen Verbrechen fähig ſind, können ſich wohl erkaufen laſſen, um gegen Malkolm zu handeln, und ſpäter, wenn dieſer gewaltig wird, theils aus Furcht, theils, weil die Gelegenheit lockt, ſich wieder mit ihm verbinden. Als Vertheidiger hatte ich freien Zutritt zu Malkolm, und es iſt Euch nicht unbekannt, wie beſonnen, ruhig, ja, heiter er im Gefängniſſe ſeine Strafe erwartet. Mit großer Klarheit unterſtützt er uns, er verheimlicht nichts, und Menſchen und Ereigniſſe aus allen Epochen ſeines Lebens ſchweben ihm mit gleich großer Beſtimmtheit vor der Seele. Ich fragte ihn, ob er ſich nicht einiger Stammverwandten erinnere, deren Betragen ihm bei dem letzten, von ihm eingeleiteten Aufſtande ſchwankend, unſicher, verdächtig erſchienen wäre? Er nannte mehrere. Unter dieſen waren zwei, deren Benehmen beſonders auf eine frühere Verbindung verdächtiger Art deutete, ja, einige ihrer Aeußerungen mußten weiter führen. Malkolm ſelbſt erſtaunte, als ich ihn aufmerkſam darauf machte. Ich ließ dieſe Menſchen durch die Behörden in Wermeland vernehmen und leitete die Unterſuchung. Dieſe glückliche Entdeckung hat meinen ganzen Ruf gegründet. Die beiden liſtigen Menſchen kannten ihre gefährliche Lage; daß ſie einen ſehr thätigen Antheil an dem Aufſtande genommen hatten, war bewieſen; Malkolm ſaß gefangen, die Hoffnung der Stammverwandten ſchien auf immer vernichtet. Diejenigen unter ihnen, welche der Strafe entgingen, mußten ſich trennen und in entfernten Gegenden zerſtreut niederlaſſen. Die alte Anna, ihre Prophetin, rang mit dem Tode. Gegen Sinclair und Thorgreen zu zeugen, konnte beiden nur Vortheil bringen, und es ſtand in ihrer Gewalt, ſich dabei ſchuldlos zu ſtellen. Ich hütete mich wohl, ſie in eine Lage zu verſetzen, die ſie zwingen konnte, ein für ſie ſelbſt gefahrvolles Zeugniß abzulegen; ich unterſtützte die Anſicht, als wenn diejenigen, die ſich von Sinclair und Thorgreen leiten ließen, hätten glauben müſſen, völlig geſetzmäßig zu handeln, und ſo gelang es mir, Urkunden von der größten Wichtigkeit zu entdecken. Sie zeigten deutlich auf den geheimen Einfluß hin, welchen Sinclair und Thorgreen ſchon ſeit vielen Jahren auf Malkolms unglückliche Stammverwandten ausgeübt, beſonders warfen ſie ein deutliches Licht auf die Rolle, die Siogreen geſpielt hatte. Er war erkauft worden, ich fand eine Inſtruktion für ihn von Thorgreen vor. Er war verloren, und ich eilte nach Weſtmannland, wo er lebte. Siogreen, ein zu kundiger Juriſt, um nicht einzuſehen, daß er nicht zu retten war, verrieth nun aus Ingrimm auch Sinclair und die beiden Thorgreen; ſo erfuhr ich Alles, ja, mehr, als ich erwartete, denn er war ſchlau genug geweſen, die Papiere aufzuheben, durch welche die mächtigen Verbrecher ganz von ſeiner Willkür abhingen. Ich bekam einen Brief von Thorgreen dem Sohne, in welchem er Lunding eine Anleitung giebt, Malkolm zu täuſchen; und dieſer Brief enthielt zugleich den Entwurf eines zweiten in Malkolms Namen, den Lunding in nachgeahmter Handſchrift copiren ſollte. Er ſtimmte Wort für Wort mit dem verdächtigſten Briefe, der gegen jenen bei der Unterſuchung benutzt worden war. Solche Beweiſe waren zu ſchlagend, und ich habe ſie nicht einmal alle genannt. Ich benutzte, was ich als Malkolms Vertheidiger brauchen konnte, und ſandte das Uebrige nach Stockholm, wohin man den verwundeten Thorgreen gebracht hatte. Ein Theil der Umſtände, die enthüllt wurden, waren für Schweden wichtig; die furchtbare Bosheit, welche Malkolm zur Verzweiflung gebracht hatte, erregte Abſcheu, und die allgemeine Theilnahme für den unglücklich Verlockten ſtieg dort, wie in Chriſtiania. —

Halling hielt einen Augenblick inne; die Erinnerung an Malkolm und Mathilde war durch ſeine Erzählung nur zu lebhaft aufgeregt worden. Daß bei dieſen Ereigniſſen, die Beiden den Untergang bereiteten, Alles ſich ſo freundlich für Heggelund und ſeine Familie geſtaltete, erfüllte ſie mit einem ſchmerzlichen Gefühle. Angſtvoll harrten ſie der letzten, entſetzlichſten Kataſtrophe.

Malkolm, erzählte Halling weiter, iſt klar, ruhig, ja, heiter. Mathilde hat zwar, wie mehrere ſeiner Freunde — Cederſtröm, Silén, Heſter, Guſtav und ſeine Frau, Theodor, der treue Bediente, — freien Zutritt, doch muß ſie ſich des Abends entfernen. Sie hat ſich geduldig darein gefügt und in der Nähe der Feſtung ein einſames Stübchen bezogen. Alle Morgen früh ſieht man ſie, in ſich verſunken, ohne Begleitung, die ſie abweiſt, im einfachen Kleide, verſchleiert, nach der Feſtung gehen. Das Volk betrachtet ſie wie eine Heilige. Man erblickt auf beiden Seiten der Straße Männer und Frauen, die ruhig warten, bis ſie erſcheint, und wenn die herrliche Frau in der Mitte der Straße durch die Menge, ohne ſie zu bemerken, wie der Erde entrückt, fortſchreitet, herrſcht eine tiefe, ergreifende Stille. Bauern aus den fernen Gebirgsthälern ſind mit Frau und Kindern um ihretwillen nach der Stadt gewandert. Jeder, der ſie geſehen hat, preiſt ſich glücklich. Ihre Augen zeigen den ſchönen frühern Glanz, ja, einen ſchönern; eine göttliche Milde ſpricht aus ihren Zügen. Sie klagt nie, und ihre Stimme hat etwas Erſchütterndes; ſie klingt wie wunderbare Akkorde aus einer fremden, ſeligen Welt. Aber ich darf es nicht verhehlen, ſie geht ſichtbar dem Grabe entgegen.

Bredahl, der ſeit der letzten Zeit, als Malkolms Seelſorger, ſich in Chriſtiania aufhält, verläßt ihn faſt nie, auch Cederſtröm fand ich beinahe immer in ſeinem Gefängniſſe. Die Uebrigen ſieht er ſelten, aber ich bemerkte ſie ſtets in der Nähe der Feſtung. Silén ſteht des Morgens und Abends, tief in ſeinen Mantel gehüllt, unter dem Volke und erwartet ſtill Mathildens Vorübergehen; er ſcheint ſich verbergen zu wollen.

Ich bringe Euch einen Gruß, ich bringe den Wunſch des Sterbenden, Euch zu ſehen, zu ſprechen. — Wir haben ja nur auf die Erlaubniß wie auf eine Gunſt gewartet, ſagte der alte Heggelund erſchüttert. Edmund ward gerufen; er ſah die feierliche Stimmung der Geſellſchaft, er ahnte den Grund. Dorothea trat ihm entgegen; Dein — Vater, ſprach ſie, ſtirbt und wünſcht Dich vor ſeinem Tode zu ſehen. Armer Knabe, bald wirſt Du auch keine andere Mutter haben, als mich! — Er ſtürzte weinend in ihre Arme.

Bald darauf ſtand Fagerdal, ja, ein großer Theil von Swennaes verödet.

Die große Gerichtshalle war eröffnet; die Richter ſaßen in zwei Reihen auf den Bänken; der Thron ſtand, die Majeſtät darſtellend, im Hintergrunde. Das Volk drängte ſich um die Schranken. Der General-Advokat hatte die Anklage beendigt. Halling trat als Vertheidiger auf; der wichtige Moment ſchien ihn über ſich ſelbſt, über die Menge, welche ihn umgab, über die Furcht zu erheben. Kühn, frei, mit ſtillem Ernſte beſtieg er den Rednerſtuhl; ſeine Augen glänzten, jede Miene ſprach beſonnene Ruhe aus, die fertige Rede ſchien ſchon mit ihrer verborgenen Kraft auf ſeinen ſtummen Lippen zu ſchweben. Eine feierliche Stille herrſchte in dem ganzen Saale, alle Augen waren auf ihn gerichtet; er ſchien es nicht zu bemerken.

Er ſprach; ſeine Stimme klang hell, klar, vernehmlich durch die weite Halle. Mit großer Beſtimmtheit entwickelte er Malkolms Lage, ſeine Verhältniſſe und die entſetzliche Intrigue, welche ihn umſponnen hatte. Von ſeinen Vorzügen, ſeinen Verdienſten, ſeiner edeln Geſinnung entwarf er ein ſchönes Bild, aber auch ſeine Fehler verſchwieg er nicht. Wie das Verbrechen ſich geſtaltete, wie der unſelige Keim dazu ſchon in ſeiner Geburt lag, wie er ſich entfaltete, ihn beſiegte, ward mit klaren Zügen dargeſtellt. Der Zuhörer glaubte den Angeklagten ſteigen, den Gipfel des Glückes erreichen und fallen zu ſehn. Dann erzählte er, wie dieſer Gefallene ſich, von der göttlichen Gnade berührt, wieder erhob, freilich, als für ihn keine irdiſche Rettung mehr möglich war. So ſchloß ſeine Vertheidigung:

Ich darf mich nicht rühmen, durch meine Darſtellung irgend etwas geleiſtet zu haben, was ich als mein Werk betrachten könnte. Ihm, dem Angeklagten verdanke ich Alles. Denn nicht ein gemeiner Verbrecher ſteht vor dem Richterſtuhle. Mit uns hat der Angeklagte ſich verbunden, es war ihm eben ſo ſehr, ja, mehr vielleicht, als ſeinen Richtern, darum zu thun, daß Alles klar, entſchieden, der Wahrheit gemäß erkannt würde. Von jenen Lügen, Verdrehungen, halben, immer erzwungenen Zugeſtändniſſen, durch deren Hülle der Richter nur mit Mühe und zweifelhaft die Wahrheit erkennt, kann hier nicht die Rede ſein. Er war ſein eigner Inquirent, und der tiefſte, gründlichſte. Jene bewußtloſen Täuſchungen der Eigenliebe, die ſich der Entwickelung der Thatſachen faſt unmerklich aufdrangen, hätte die ſchärfſte Unterſuchung nie entdecken können. Sein Geſtändniß war eine großartige, rückſichtsloſe, ſich ſelbſt verläugnende Beichte. Sollte ich dieſes klare Bild durch die leichten, flachen Künſte einer üblichen Vertheidigung verunſtalten? Sie iſt ſelbſt die ſchönſte. Ja, er ſteht gereinigt da. Können wir es läugnen, daß dieſe tiefe Religioſität, dieſe Reinheit der Geſinnung, mit Klarheit, Kenntniß, Entſchloſſenheit verbunden, wenn ſie frei und ungehemmt thätig wäre, ein Segen für das Land werden müßte? Er war einer der edelſten Bürger, wir richten den edelſten. Wer kämpfte, wer unterlag, wer ſiegte, wie dieſer Verbrecher? — Und wir ſind die Richter, wir. Unſere Vorväter vernichteten jene fremden Schotten, die kühn durch das Gebirge drangen; wenige Bauern retteten das Land und glänzen neben den größten Helden der Geſchichte, aber ein barbariſcher Frevel befleckte die Sieger und warf einen Schatten auf die ſchöne That. Wir rühmten uns der Kühnheit und verſchwiegen, was uns demüthigte. Da wucherte die Unthat im Dunkeln fort und erzeugte Gräuel auf Gräuel; ein geachtetes Geſchlecht mußte büßen für der Väter Vergehen, und jetzt, nachdem zwei Jahrhunderte verfloſſen ſind, reißt die nächtliche Gewalt die edelſte Natur in den Strudel des Verderbens, der durch unſere Schuld geöffnet ward, ſtellt den Unglücklichen, den wir lieben müſſen, vor unſern Richterſtuhl. Die herrlichſte Frau, Skandinaviens zarteſte Blüte, heiligt durch Treue den Verbrecher, der durch ſeine Geſinnung gereinigt iſt; und verwelkt zu unſeren Füßen. So viel Unheil, eine ſolche Reihe von Unglücksfällen, Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, zuletzt Untergang der edelſten Natur und gramvoller Tod der herrlichſten der Frauen, die im allem Glanze der Jugend hätte leben können, erfüllt uns mit Entſetzen. Wir ſind die Schuldigen, und wir ſollen richten. Ob ich für ſein Leben bettle? Nie würde ich dieſen Frevel begehen. Das Geſetz ſteht höher, als wir, und er, der Verbrecher, ſpricht ſich das Urtheil. Es iſt nicht ein ſchwankender Sünder, der aus Verzweiflung ſich den Tod wünſcht, den das Geſetz gegen ſeinen Willen ſchonen zu müſſen glaubt, das Geſetz, wie es ihn zum Tode verurtheilt, iſt ſein eignes Geſetz. So iſt ſein Todesurtheil die ſchönſte That ſeines Lebens und der Kern meiner Vertheidigung. —

Halling trug darauf an, daß Malkolm nicht durch das Schwert des Henkers, ſondern als Krieger durch den Schuß fallen ſollte, und ſchloß unter rauſchendem Beifalle, der durch nichts gehemmt werden konnte, ſeine Vertheidigung. Sie hatte zwei Stunden gedauert.

Die Glocken läuteten, eine tiefe Trauer ruhte auf der ganzen Stadt. In wunderbarer Stille ſchlichen viele Tauſende, die aus entfernten Gegenden gekommen waren, durcheinander und verſammelten ſich mit den Einwohnern auf dem Felde, wo niedrige Felſen hier und da eine Ueberſicht gewährten. Man flüſterte nur, keine laute Stimme ward gehört. Es war das Bewußtſein der Schuld, welches die Menge durchdrang. Geräuſchlos ſtellten ſich die Truppen in einem großen Kreiſe auf. Durch die Menge ging Malkolm, von wenigen Soldaten umgeben, an ſeiner Seite Bredahl; alle, die ihn liebten, durften ihn begleiten. Ruhig ſetzte er ſich hin, Bredahl ſprach ein Gebet; es war nicht ſein Gebet allein, nicht das Malkolms, man ſah Tauſende knien. Malkolm faltete die Hände, ſein unverhülltes Geſicht blickte zum Himmel, die Schüſſe fielen — er war nicht mehr.

In derſelben Stunde ſchlich durch eine verödete Straße in der Nähe der Feſtung ein einzelner Menſch. Scheu nahte er ſich einem niedrigen Hauſe; da hörte er die leiſen Klänge einer Guitarre. Er näherte ſich dem kleinen Fenſter, er lauſchte. Da tönten, in Händels ergreifender Weiſe, die wenigen Worte: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebet“. Wer hörte jemals dieſe Töne, die wunderbare Miſchung von furchtſamem Flehen und völliger Zuverſicht, von Angſtgeſchrei und Jubel, und konnte ſie vergeſſen? Selbſt der Meiſter' vermocht' nur dieſen Anfang, wie einen tieferen Ton aus jener höhern Welt, anzuſchlagen. Der Lauſchende horchte, aber nach dem letzten, zitternden Laute vernahm er nur ein tiefes Seufzen, er hörte, wie die Guitarre klingend auf den Boden fiel.

Es war Silén; ſie iſt geſtorben, ſagte er, ich dachte es wohl. Er trat in das Haus. Mathilde war in Dorotheas Arme geſunken, die weinende Dienerin ſtand hinter ihr, Edmund kniete, ſein Kopf ruhte auf ihrem Schooße. In demſelben Augenblicke, wo die Schüſſe fielen, brach auch das treue Herz, ſie hatten beide Herzen zugleich getroffen.

Anhang.

Fagerdal d. 2. Juli 1831.

Ich hatte erfahren, daß Edmund Malkolm von ſeiner Reiſe zurückkommen ſollte. Ich hatte bisher ſein bedeutendes Vermögen verwaltet und wollte es ihm jetzt übergeben. Ich ſehnte mich nach den theuern Freunden, die ich ſeit Malkolms und Mathildens Tode nicht geſehen. Noch erwartete man Edmund, als ich ankam, aber ich ſah Storms reizende Tochter, ein funfzehnjähriges Mädchen, und erſchrak. Es war Mathilde; eine ſeltſamere Aehnlichkeit war mir nie vorgekommen. Hatte der Eindruck, den Mathildens Erſcheinung und Schickſal auf Dorothea unter ſo beſondern Umſtänden machen mußte, ſeine geheimnißvolle Wirkung geäußert? Ich will mit Keinem ſtreiten, aber es war ſo. Und das Mädchen trägt Mathildens Namen. Je näher ich ſie kennen lernte, deſto überraſchender war die Täuſchung; dieſelbe Anmuth, dieſelbe Milde und Klarheit, ja, dieſelbe Stimme. Aber wie ward mir, als nun mein unglücklicher Freund verjüngt hereintrat — Edmund war ſo eben angekommen — die Aehnlichkeit zeigte ſich in der Jugend nicht ſo auffallend, ſie hatte ſich erſt mit den Jahren entwickelt. Nur milder ſchien er mir, obgleich muthig, offen und entſchloſſen. Welche Gefühle durchdrangen mich, als der ehrwürdige Greis Mathildens und Malkolms Hände vereinigte, als er ſprach: Dieſes habe ich noch erleben wollen, ehe ich ſterbe. Jetzt erſt iſt der finſtere Dämon meines Hauſes verſchwunden und der barbariſche Frevel der Väter geſühnt. —

Mathilde iſt noch für eine Ehefrau im hohen Norden zu jung, erſt in zwei Jahren wird die Hochzeit ſein. Der rüſtige alte Heggelund darf hoffen, ſie zu erleben. Edmund begleitet mich.

Cederſtröm.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Nachgelaſſene Schriften

von

H. Steffens.

Mit einem Vorworte

von

Schelling.

Berlin, 1846.
Verlag von E. H. Schroeder,
Unter den Linden No. 23.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Aus einem öffentlichen Vortrag

zu

H. Steffens Andenken,

gehalten am 24. April 1845.

(Mit einigen Erweiterungen.)

— — Man iſt heutzutag ziemlich allgemein geneigt zuzugeben, daß in jener Zeit, wo der Name Steffens zuerſt in der Literatur genannt wurde, die Philoſophie einen bedeutenden Ruck gethan habe, welcher der natürlichen Sympathie zufolge die zwiſchen allen menſchlichen Erkenntniſſen ſtattfindet, mehr oder weniger, ſchneller oder langſamer auch andern Wiſſenſchaften eine neue Bewegung mitgetheilt hätte. Herabſtimmend freilich wirkt, wenn man bemerkt, worein zum Theil der damalige Fortſchritt geſetzt werde. Wahr indeß bleibt und nur parteiiſche Verblendung könnte überſehen, daß ſeit jener Zeit Standpunkte verſchwunden, auf die man nicht mehr zurück-, andere entſtanden ſind, von denen man nicht mehr hinwegkommen kann. Freilich hört man mitunter auch wohl, es ſey zu jener Zeit viel leichter geweſen, mit neuen Anſichten aufzukommen, als gegenwärtig. Liegt aber nicht eben darin die Anerkenntniß eines bedeutenden Fortſchrittes, daß man geſteht, es ſey jetzt ſchwerer, zu dem Gefundenen etwas hinzuzuthun, als es einſt geweſen, daſſelbe zu finden, und iſt nicht eben dieß das Zeichen eines glücklich Gefundenen, daß es hintennach als das Einfachſte und Müheloſeſte erſcheint? Nachkommende mögen dadurch verleitet werden, ein Verdienſt darin zu ſuchen, daß ſie den Zugang mühevoller und ſchwieriger machen, leicht möglich aber, daß ſie darüber vielmehr in etwas ganz

Anderes gerathen, und den Gedanken, deſſen ſie ſich gründlicher und methodiſcher bemächtigen wollten, vielmehr völlig verlieren.

Steffens war dadurch ungemein begünſtigt, daß ſeiner Hinneigung zur Philoſophie ein reiches Studium der Natur vorausgegangen war. Mineralog, Geognoſt, Geolog, hatte er in der Geſchichte der Erde die Anſchauung einer unergründlichen Vergangenheit, einer ganzen Folge von Zeiten gewonnen, in der je die eine die andere zudeckte, Eins dem Andern zu Grunde gelegt wurde, nicht ohne in dieſer Unterordnung ſelbſt verändert zu werden. Unſtreitig war es dieſe Grundanſchauung, welche von der erſten Bekanntſchaft an die gegenſeitige Anziehung zwiſchen uns vermittelte. Und auch von Seiten der Naturforſchung wurde ſein Eingehen auf philoſophiſche Speculation in jener Zeit weniger ungern geſehen als in ſpäderer. Es war damals ein Bedürfniß vorhanden, ſich auch des in der Natur Gegebenen philoſophiſch bewußt zu werden. Kant's Metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft hatten gewirkt. Man ſetzte etwas darein, die Natur der räthſelhaften Materie zu begreifen, an welche nunmehr die neue Molecülen-Theorie, die das Reich des Palpabeln auf Koſten des Denkens erweitert hat, nicht wohl mehr denken läßt. Damals hätte nicht leicht jemand ausgeſprochen, was man heutzutag ſo zu ſagen täglich hören kann, daß die Naturforſchung ihr Geſchäft um ſo beſſer betreibe, je ferner ſie ſich von aller Philoſophie halte; ein Satz, der eben ſo wahr iſt, wie der, daß die Kochkunſt nicht gerade dem am Beſten von Statten gehe, der dabei alles auf chemiſche Principien zurückführen wolle.

Aber allerdings iſt zwiſchen Philoſophie und Naturforſchung bei gleichſam zufälligem Zuſammentreffen im Gegenſtand eine trennende formelle Verſchiedenheit. Dem Philoſophen zählen die Formen und Erſcheinungen der Natur nicht für ſich, ſondern als Momente eines Zuſammenhangs, der über die Natur hinausgeht und ebenſowohl auf die geiſtige Welt ſich erſtreckt. Im Zweck der empiriſchen Naturforſchung liegt es aber, ſie vielmehr abſtract, d. h. in ihrem Für-ſich-Seyn zu betrachten. Die Gegenſtände ſind alſo in der Philoſophie von anderer Bedeutung als in der abſtracten Naturforſchung, wie man diejenige nennen ſollte, welche ſich unbedingt die empiriſche nennt, als brächte nicht ihr Verfahren mit ſich, es ſtets nur auf partielle Weiſe zu ſeyn. In den allgemeinen Zuſammenhang, den nur die Vernunft darzuſtellen vermag, gehören die Dinge der Natur nicht nach dem Zufälligen ihrer Exiſtenz, ſondern nach dem, was in ihnen ein Nothwendiges, was ihr Weſen, ihre Natur iſt. Dieſes Nothwendige einzuſehen, wird man über die Dinge hinausgehen müſſen; aber dieſes „Jenſeits der Dinge" iſt noch in der Natur ſelbſt; oder finden ſich in dieſer wirklich, wie man es zuweilen gern vorſtellen möchte, bloße Einzelheiten und nicht vielmehr als die erſten Wirklichkeiten, von denen ſich erſt alle andern ableiten, allgemeine Principien? Iſt die allgemeine Schwere ein Ding, oder iſt ſie von der andern Seite ein Begriff, und nicht vielmehr dem Ding gegenüber ein Allgemeines, dem Begriff gegenüber eine Wirklichkeit? Und ſind — Einzelheiten der Wirklichkeit, iſt nicht vielmehr dieſes Durchgängige, das wir auch in andern Formen, in Licht, Wärme, Elektricität u. ſ. w. erkennen müſſen, iſt nicht dieſes erſt der eigentliche Gegenſtand der Natur-Wiſſenſchaft, der ſich die abſtracte Naturforſchung freilich immer nur bis zu einem gewiſſen unüberſchreitbaren Punkte nähern kann? Niemand wird ihr dieſe Schranke zum Vorwurf machen, ſie iſt keine zufällige für ſie, ſondern eine von ihrem Verfahren unzertrennliche. Tadle ſie es aber nicht, wenn eben darum für die Erkenntniß der Principien ein andrer Weg eingeſchlagen wird. Sie mag ſich befriedigt finden, wenn ſie die Lichterſcheinungen durch Schwingungen eines unſichtbaren Mediums begreifen zu können glaubt; aber laſſe ſie neben ſich den Andern gelten, der ſich aus einer ſolchen Erklärung nichts oder wenig macht, ſo lang ihm jene ſchwingende Materie ſelbſt nicht begriffen, oder etwas rein Zufälliges iſt. Die Philoſophie wird keinem entgegen ſeyn, der bei der allgemeinen Attraction ſtehen bleibt, weil er doch ruhig damit fortrechnen und im äußerſten Fall ſagen kann: die Anziehung ſey als bloßer Ausdruck des Phänomens zu nehmen, und ſolle nicht erklären. Verſtatte er dagegen dem Philoſophen, es ſeinerſeits für nichts Geringes zu achten, wenn er auf ſeinem Wege ausmitteln und wenn man ſo wiſſen könnte, ob die allgemeine Schwere auf Anziehung beruht, oder ob ſie durch Druck bewirkt iſt. Durch Beobachtung und Experiment, oder überhaupt anders als in einem über abſtracte Naturforſchung hinaus gehenden Zuſammenhang wird man das freilich nicht wiſſen. Allein es ſcheint auch nicht ſchwer zu begreifen und einzuſehen, daß Erſcheinungen von ſolcher Allgemeinheit wie Licht und Schwere nicht ſelbſt wieder in einer Einzelheit, z. B. einer zufällig exiſtirenden Materie, daß ſie nur in den vorgängigen Bedingungen aller äußern Exiſtenz ihren Grund haben, und in dieſem Sinn nur a priori begriffen werden können *).

---

*) Deutſchlands erſte naturwiſſenſchaftliche Autorität, der Verfaſſer des **Kosmos** erklärt es (I. 71. 72.) für eine die Intelligenz entehrende Anſicht, „wenn unter den edeln Anlagen, mit denen die Natur den Menſchen ausgeſtattet hat, die nach einem Cau-

Die Naturphiloſophie, womit noch heutzutag Manche die ganze damalige Philoſophie bezeich-

---

ſalzuſammenhang grübelnde Vernunft verdammt werde,“ ſelbſt auf „die regſame, zu allem Schaffen und Entdecken nothwendige Einbildungskraft“ wird dieß ausgedehnt. Es kann nicht in der Abſicht des berühmten Mannes gelegen haben, das der Vernunft für Forſchungen, die über den unmittelbaren Eindruck hinausgehen, gemachte Zugeſtändniß, durch das Prädicat der grübelnden zurückzunehmen, welches alſo hier nicht im nachtheiligen Sinn zu verſtehen iſt, wo mühſame, aber unnütze und vergebliche Unterſuchungen damit gemeint ſind. — Der Ausdruck: grübelnde Vernunft, hat übrigens durch unſern großen Lehrer Kant allerdings eine Art von claſſiſchem Anſehen erhalten. Kant nennt die grübelnde Vernunft jene, welche aus dem bloßen Begriff (z. B. des vollkommenſten Weſens) die Exiſtenz „herausklauben“ will; für den umgekehrten Fall, wo die Exiſtenz das Gegebene iſt, wozu der Begriff (d. h. das, wodurch die Exiſtenz begreiflich wird) geſucht wird, z. B. für ſeine eigenen Unterſuchungen über das Weſen der Materie, hätte er ſich des Ausdrucks nicht bedient.

nen, war nur ein Theil, nur der erſte Durchgangspunkt einer Bewegung, die nach dem ſie beſtimmenden und leitenden Geſetz über die Natur hinausgehen mußte. Aber worin immer dieſer vom Höchſten bis zum Tiefſten reichende Zuſammenhang ſeinen Abſchluß fand, nie konnte die erſte Beziehung auf die Natur abgeriſſen werden, ein früh gehörtes Wort mußte ſich erfüllen:

Der Tempel, der zum Thron der Gottheit ſteiget,
Ruht dennoch ſanft auf der Natur.

Worauf ſich niemals wieder zurückkommen ließ, war der unnatürliche Supernaturalismus, von dem ſich damals für immer alle beſſern Geiſter abwandten.

Einer von unten aufſteigenden Philoſophie konnte Gott nur das Ende ſeyn, aber er war ihr das nothwendige Ende, und darum zugleich die End-Urſache. Auf dieſem höchſten Punkt erſcheinen die Dinge als aufgenommen in die Gottheit. Immanenz der Dinge in Gott iſt der letzte Ausdruck dieſer Philoſophie. In ſo weit iſt ſie Pantheismus, aber ein unanſtößiger und unſchuldiger, wenn er rein contemplativ bleibt, d. h., wenn er ſich als Darſtellung — bloß des idealen und logiſchen Werdens der Dinge erkennt. Im entgegengeſetzten Fall entſteht jener monſtröſe Pantheismus, mit einem anfänglich „auſternhaften Abſoluten,“ einem Gott, der nöthig hat durch die Natur hindurch zu gehen, um ſich bewußt zu werden. Der zufällige Ausgang in einen ſolchen Pantheismus beweiſt nichts gegen jene Philoſophie, die in der angegebenen Beſchränkung (auf die bloß rationale Bedeutung) der Wiſſenſchaft des wirklichen Herganges ſtets die Mittel bereiten, und vorausgehen muß, um ſie vor dem Abgleiten in unwiſſenſchaftliche und vernunftloſe Myſtik, dem ſie in allen früheren Verſuchen unterworfen war, zu bewahren. Daß übrigens ein ſo plumper Pantheismus ſo allgemeinen Eingang finden konnte, als geſchehen, kann nur zum Beweis dienen, daß weder jene reine Vernunftwiſſenſchaft die ganze Forderung der Philoſophie erfüllt, noch der ſchwache Theismus etwas vermag, den man ihm allein entgegen zu ſetzen wußte und den ich ſchwach nenne, weil er nur in abſoluter — nicht **Ueber**- ſondern **Außer**weltlichkeit (denn das iſt ein großer Unterſchied) eine der Gottheit würdige Stellung zu finden weiß.

* * *

Ich erinnere mich lebhaft der Verwunderung, die bei Vielen entſtand, als **Steffens**, den man ausſchließlich mit weltlicher, ja der weltlichſten Wiſſenſchaft beſchäftigt glaubte, gleichſam unmittelbar von „Kalk, Baryt und Strontian *)“ hinweg, theologiſcher Schriftſteller wurde. Gegenwärtig würde dieß niemand auffallen, da unverſehens die ganze Zeit theologiſch geworden, alles ohne Unterſchied nach dieſen Fragen ſich drängt, taub gegen die Stimme Gutmeinender, die an die frühere Zeit erinnern, wo alles der Art abgethan ſchien, ſelbſt jede Polemik gegen das Chriſtenthum von ſchlechtem Geſchmack war; wiewohl gegen die Gründlichkeit dieſer Aufklärung einigen Verdacht die paniſche Furcht einflößen durfte, als könnte die ganze alte Rechtgläubigkeit, mit allen ihren betrübenden Folgen, dem jetzigen Geſchlecht gleichſam über Nacht wieder als ein Joch auferlegt werden. Allein die Verhältniſſe ſind ernſt genug; aus wiſſenſchaftlichen Fragen ſind kirchliche, und damit unvermeidlich zugleich politiſche geworden und die Sachen auf einen Punkt gelangt, wo der

---

*) Man ſ. was er ſelbſt über dieſen Anfang

ſeiner Beiträge zur inneren Naturgeſchichte der Erde erzählt.

Fall des bekannten Soloniſchen Geſetzes eingetreten und es keinem gegen ſeine Mitbürger Wohlgeſinnten, der mit ſeiner Zeit leben und in ihr wirken will, erlaubt iſt gleichgültig zu bleiben, wo er zwar nicht grade Partei ergreifen (denn er konnte ja hoffen außer allen Parteien zu bleiben) aber doch ſeinen Standpunkt nehmen, und mit ausdrücklichen, unzweideutigen Worten erklären muß.

Es iſt auffallend, oder vielmehr, je nachdem man die Menſchen kennt, auch nicht auffallend, wie man der Philoſophie alle Freiheit geſtattet, von ihrem Ausgangspunkt durch folgerechtes Fortſchreiten wohin immer zu gelangen; nur wenn ſie ganz abſichtslos, durch bloße Nothwendigkeit der Sache in Berührung mit der poſitiven Religion kommt, da ſoll jene Freiheit nicht mehr gelten, da ſoll die Philoſophie wie ein ſcheu gewordenes Pferd ſich bäumen, und entſetzt ſich zurückwenden.

das wäre aber, wie jeder ſieht, die ſchmählichſte Beſchränkung einer Wiſſenſchaft, die vielmehr vor nichts erſchrecken ſoll. Nicht wohin ſie gelangen darf, läßt ſich ihr vorſchreiben. Nur daß ſie, um Philoſophie zu ſeyn, in ihrem Anfang ſchon mit jeder Autorität, welchen Namen ſie trage, gebrochen habe, muß vorausgeſetzt werden, daß ſie alſo ſelbſt den Namen chriſtliche Philoſophie ablehne, nicht nur im Sinne formeller Abhängigkeit ſondern auch im Sinn materieller Uebereinſtimmung, da dieſe für ſie als Philoſophie keine Bedeutung hat. Namentlich wird ſie die Folgen der Reformation, in ihrer ganzen Ausdehnung, und bis zu dem Extrem vorausſetzen, zu welchem es nur ſtufenweiſe gekommen iſt, wenn auch ſcharfſinnige Geiſter den nothwendigen Gang längſt vorausgeſehen hatten. Ich nenne einen Mann, von ſo anerkannt unabhängigem Geiſt, daß man auch in den nachfolgenden Worten nicht den Anhänger der römiſchen Kirche, ſondern nur den Philoſophen hören wird. „Beklagen wir, ſagt D'Alembert, in der von ihm als Secretär der franzöſiſchen Akademie gehaltenen Lobrede auf Boſſuet, beklagen wir, wie es unſere Schuldigkeit iſt, die Theologen des Proteſtantismus, daß ſie alle Autorität in Glaubensſachen verwerfen, ſo hegen wir wenigſtens eine hinlänglich gute Meinung von ihrer Logik, um uns überzeugt zu halten, daß ſie die Conſequenzen ihres Princips ſo weit treiben werden, als ſie ſich ausdehnen laſſen, und daß der Socinianismus, zu dem heutzutag die Meiſten unter ihnen, offen oder insgeheim, ſich bekennen, früher oder ſpäter einem offenen und unverſtellten Deismus Platz machen werde.“ „Ich hatte, fährt er fort, die gedruckte Dogmatik eines Genfer Theologen in Händen, da war das erſte Kapitel überſchrieben: Von der Nothwendigkeit einer Offenbarung; in der zweiten Ausgabe lautete die Aufſchrift nur noch: Von der Nützlichkeit einer Offenbarung; ich wette, ſetzt er hinzu, in einer dritten Ausgabe wird der Titel nur noch ſprechen: Von der Bequemlichkeit einer Offenbarung (de la commodité d'une révelation)"*). Schade, daß D'Alembert die Vorausſagung nicht bis auf die vierte Ausgabe erſtreckt hat; da hätte vermuthlich die Aufſchrift gelautet: Von der Unſchädlichkeit einer Offenbarung. Wo nicht der Titel, die Sache wird in Lehrbüchern deutſcher Theologen anzutreffen ſeyn, die noch den Schein eines gewiſſen Zuſammenhangs mit der Offenbarung und der heiligen Schrift beizubehalten für gut finden. Auch D'Alemberts Vertrauen in die Logik der proteſtantiſchen Theologen iſt glänzend gerechtfertigt; der déisme franc et sans alliage iſt öffentlich bekannt und die ausgeſprochene Weisheit des Tages.

---

*) Oeuvres de d'Alembert T. VII. (Éloge de Bossuet) p. 302. ss.

Dieſe Folgen alſo wird der Philoſoph vorausſetzen, und während Viele noch immer daran arbeiten, ſie herbeizuführen, ſie als vorhandene Thatſache annehmen. Er geht ſogar einen Schritt weiter und ſagt: So mußte es kommen, dieſer Fortgang war ein nothwendiger. Es mußte einmal tabula rasa gemacht, der Boden völlig eingeebnet werden, wenn das Chriſtenthum ein frei erkanntes und frei angenommenes werden, an die Stelle einer verdumpften Theologie ein von der freien Luft der Wiſſenſchaft durchwehtes und darum allen Stürmen gewachſenes, dauerhaftes Syſtem treten ſollte, ein Syſtem, das die im Chriſtenthum von Anfang enthaltenen, ſo viele Jahrhunderte wie in einem Schrein verſchloſſenen Schätze zu allgemeiner Geltung und Erkenntniß brächte. Es dürfte von dieſem Standpunkt ſogar der Wunſch gerechtfertigt ſeyn, daß der öffentliche Abfall von dem Chriſtenthum durch kein äußeres Mittel verhindert, überall ohne Gefahr geſchehen könnte. Es ſelbſt will, ja es leidet keinen Zwang mehr, ſtark und mächtig will es ſeyn nur durch ſich ſelbſt, jede äußere Hülfe verſchmähend — und welche könnte es noch annehmen, nachdem es, in der Reformation ſich erhebend, den Schutz und Schirm der größten und dauerndſten Macht, die die Erde je geſehen, zurückgeſtoßen hat?

Ein Mann, den bis jetzt an politiſchem Scharfſinn kein deutſcher Geſchichtsforſcher übertroffen, von gleicher Ueberſicht der weltlichen, wie der Kirchen-Geſchichte, macht gelegentlich der Socinianiſchen Gemeinde im ehemaligen Polen, die übrigens, wie er bemerkt, unter allen akatholiſchen jenes Landes weit die blühendſte und geordnetſte war — die ſchätzbare Bemerkung: „ſie machte das lehrreiche Experiment, daß Religionsideen, die zu ſehr vom Poſitiven entkleidet, zuletzt faſt bloß Philoſophie werden, in eben dem Verhältniß an großer Wirkſamkeit zur Nationalcultur verlieren, je mehr man ſie als bloße Philoſophie geben will*).“ Enthält das Chriſtenthum unter bloßer geſchichtlicher und bildlicher Einkleidung nichts anderes, als was die Philoſophie unabhängig von ihm ſchon hat; ſo hat die Philoſophie nichts an ihm und es iſt ihr nur im Weg und müßte ſobald als möglich abgethan werden. Es wäre eben, als wenn man in der Natur nur eine Allegorie allgemeiner ſittlicher Wahrheiten ſehen wollte, durch die ſich niemand in ſeinem Wiſſen erweitert und bereichert fühlen würde, indeß zugleich der Natur alle ſelbſtändige Wahrheit genommen wäre. Iſt aber der Fall der, daß die Verhältniſſe, auf welchen das Chriſtenthum nach ſeiner eigenen Angabe beruht, wirkliche aber als allgemeine noch nicht erkannte Verhältniſſe ſind, — da iſt eine große Erweiterung der menſchlichen Erkenntniß gegeben. Mit der Offenbarung ſich beſchäftigen, um ſie nur wieder in Philoſophie, d. h. in das, was unabhängig von ihr ſchon gewußt iſt, aufzulöſen, wäre ein der Philoſophie unwürdiges Treiben, da ſie vielmehr immer auf Erweiterung des menſchlichen Wiſſens bedacht ſeyn ſoll. Kennt man die „Wahrheiten“ für welche viele Theologen die „in Chriſto verborgenen Schätze der Weisheit und der Erkenntniß“ hinzugeben bereit ſind, ſo wird man unwillkührlich an den König erinnert, von dem Sancho Panſa erzählt, der nämlich ſein Königreich verkaufte, um ſich eine Gänſeheerde dafür anzuſchaffen und mit dieſer im Land umherzuziehen*). Gegen einen ſo unſchuldigen Geſchmack kann man ſich unmöglich ereifern. Die ſogenannten Rationaliſten irren ſich, wenn ſie meinen, es zürne jemand über den Gebrauch, den ſie von ihrer Denkfreiheit machen. Eher könnte man geneigt ſeyn, ihnen vorzuwerfen, daß ſie unter Denkfreiheit die Freiheit nicht zu denken verſtehen, und daß ſie von dieſer einen ungebührlichen Gebrauch machen. Freilich, was man nicht begreiſt und ebenſowenig erfahren hat, kann man auch nicht annehmen. Aber lohnt es darum der Mühe, auf die Kanzel zu ſteigen und zu verkündigen, daß man dieß oder jenes nicht begreiſe, zumal wenn man wahrſcheinlich gar vieles Andre nicht begreiſt? Ankündigenswerth wäre vielmehr, wenn man etwas begriffen hätte, namentlich eine Lehre, welche Geiſter wie **Leibnitz**, wie **Leſſing** auf's Ernſtlichſte beſchäftigt hat. Indeß darin, daß ſie zu begreifen verlangen, geben wir ihnen ja eben hiemit recht, man kann ſie nur ermuntern auf dem Wege fortzugehen, und möchte ihnen wie Mephiſtopheles zurufen:

---

*) Spittler's Geſchichte der europäiſchen Staaten, II. 485. — Das ſind alſo ganz andere, uns unerreichbare Anſichten, nach welchen dem deutſchen Volk der Deismus, d. h. die vollkommene Abolition alles Chriſtlichen, als der ſichere Weg zur politiſchen Größe gezeigt wird.

---

*) Aehnliches ſagt die bekannte: Neologen überſchriebene Parabel von Goethe:

Ich begegnete einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um ſein Gewerbe;
Er ſagt: ich ſorge wie ich kann,
Daß ich mir, eh' ich ſterbe,
Ein Bauerngütchen erwerbe.
Ich ſagte, das iſt ſehr wohl gedacht,
Und wünſchte: er hätt' es ſo weit gebracht
Da hörte ich, er habe vom Papa,
Und ebenſo von der Frau Mama
Die allerſchönſten Rittergüter.

Das nenn' ich originale Gemüther.

Da ſeyd ihr auf der rechten Spur,
Nur müßt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen.

Der Proteſtantismus trat zuerſt als **Gegenſatz** gegen eine beſtehende Kirche, und darum in der Form eines *Bekenntniſſes* auf. Von nun an galt es bloß, die Richtigkeit des Bekenntniſſes, nämlich ſeine Uebereinſtimmung mit der heiligen Schrift, nicht *die Wahrheit der Sache ſelbſt* zu beweiſen. Die Sache ſelbſt trat für die erſte Zeit (und dieſe Zeit dauerte ziemlich lang) in den Hintergrund, um nicht zu ſagen, daß an ſie nicht mehr gedacht wurde. Die Theologie wurde weſentlich eine philologiſch-exegetiſche Wiſſenſchaft, die ſich vorzüglich in Behandlung der dogmatiſchen Stellen des Alten und Neuen Teſtaments erging; ſpäter trat ein anderer Theil hinzu, der ſich mit dem hiſtoriſchen Beweis der Aechtheit und der Glaubwürdigkeit der Bücher, aus welchen die heilige Schrift zuſammengeſetzt iſt, beſchäftigte. Heutzutag will man die *Bekenntniſſe* los ſeyn; und allerdings iſt ihre Zeit vorüber. Aber die Meiſten, welche ſie abgethan wollen, meinen mit ihnen zugleich die Sache. Die Sache ſelbſt aber iſt älter als alle Bekenntniſſe, ſelbſt als das älteſte des heiligen Petrus *), und in der That tritt vielmehr eben, wenn man von den Bekenntniſſen nicht mehr wiſſen will, erſt eigentlich die Sache hervor. Man erläßt den Theologen die dicta probantia, die Aechtheitsunterſuchungen und Beweiſe, und wenn der chriſtliche Glaubensinhalt von Einigen bezweifelt, von den Meiſten verworfen wird, ſo iſt es rein der Sache wegen, die man undenkbar und unmöglich findet. Verlangt man (wie billig) von denen welche ſich chriſtliche Lehrer nennen, daß ſie das Chriſtenthum aufrichtig, d. h. mit eigener Ueberzeugung lehren, ſo entgegnen ſie: Aber das können wir nicht (und das ſind die ehrlichen, die ſo ſagen) und wer dürfte ihnen zurufen: Ihr ſollt können? Sie würden antworten: Gebt uns die Möglichkeit! ſie fordern dieſe Möglichkeit von der Kirche.

---

*) Matth. XVI.

Der Arten, wie man früher über dieſen Punkt hinwegkam, waren zwei. Die eine, in den Schulen am meiſten geltende, die gewaltthätige, da man durch die äußerlich (vermeintlich) bewieſene Göttlichkeit des Urſprungs der heiligen Schrift allen Zweifel und alles Widerſtreben gegen die Göttlichkeit des Inhalts kurzweg niederſchlug. Hiemit war die völlige Barbarey und, ganz gegen die Abſicht der großen Reformatoren, ein dem frühern an Blindheit nichts nachgebender, ja ihn übertreffender Autoritätsglauben eingeführt, mit welchem der Vernunft nicht nur, wie man ſich heutzutag ausdrückt, das oberſte Richteramt in Glaubensſachen, ſondern jede Einſprache, jedes auch noch ſo billige Begehren ja Bitten um Verſtändigung zum voraus abgeſchlagen war. Dieß ging ſo weit, daß die unentbehrlichen wiſſenſchaftlichen Beſtimmungen, durch welche die frühere ſcholaſtiſche Theologie wenigſtens für die formelle Denkbarkeit gewiſſer Dogmen geſorgt hatte, und über die ſchon zu Leſſing's Zeiten die ſeichte Aufklärung ſich hinweggeſetzt hatte, jetzt von der orthodox ſeyn wollenden Theologie als unnöthig und für den blinden Buchſtabenglauben überflüſſig beſeitigt wurden *). Wie es

---

*) „Darin ſind wir einig," ſchreibt Leſſing an ſeinen Bruder, „daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt; aber das möcht' ich mit Dir nicht ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſey. Ich weiß kein Ding in der Welt, an dem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr geübt und geſtärkt hätte. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will, und mit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie ſetzen will, als das alte ſich anmaßte." — Nachweiſungen für anderes oben Berührte waren eben ſo wohl zu geben, wenn man nicht Weitläufigkeit vermeiden wollte. — Gegen „das oberſte Richteramt der Vernunft" ſpricht neuerlich die Erklärung der k. ſächſiſchen Herrn Miniſter in Evangelicis, ebendieſelben erwähnen unter den Dingen,

aber mit dem oberſten Richteramt der Vernunft in Glaubensſachen beſchaffen ſeyn mag, ſo wird nie eine, den menſchlichen Geiſt wirklich befriedigende und zur Ruhe bringende Darſtellung des Chriſtenthums erreicht werden, ehe — wir wollen nicht mit Leſſing*) ſagen: „die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten“ geſchehen iſt; denn dieſer Ausdruck möchte großen Mißverſtändniſſen unterworfen ſeyn — aber ehe wenigſtens der Vernunft die Möglichkeit der Verhältniſſe einleuchtend gemacht iſt, auf denen die chriſtlichen Hauptlehren beruhen. Denn die Vernunft, wenn ſie Vieles nicht unmittelbar begreift,

---

die ſie nicht dulden wollen, auch die Herabſetzung der heiligen Schrift zu dem Range einer bloß hiſtoriſchen Autorität. Man könnte wünſchen zu wiſſen, wie überhaupt und wie gerade bei dem bloß äußerlichen Erweis der Wahrheit des Chriſtenthums die erſte Stellung der Schrift eine andere als die bezeichnete ſeyn könnte.

*) Erziehung des Menſchengeſchlechts §. 76.

iſt um ſo mehr berechtigt zu verlangen, daß ihr alles begreiflich gemacht werde, wie ja ein großer Theil der anerkannteſten wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen darauf gerichtet iſt, ihr auch die Natur erſt begreiflich zu machen.

Ein Abſtehen von dieſer Forderung iſt nur ſo weit möglich, als der Inhalt des chriſtlichen Glaubens Gegenſtand der unmittelbaren innern Erfahrung werden kann; denn an das, was man erfahren, kann man glauben, wenn man es auch nicht begreift, und in der That noch die letzten unter den einſichtsvollern Theologen einer früheren Zeit erklärten ohne Rückhalt das ſo genannte Testimonium Spiritus Sancti, d. h. die gefühlte und erfahrne Göttlichkeit des Inhalts als den einzigen überzeugenden Beweis von der Göttlichkeit des Urſprungs der heiligen Schrift; allen andern, äußern oder hiſtoriſchen Beweiſen ſchrieben ſie nur eine pädagogiſche Bedeutung zu. Dieſes alſo iſt dann die zweite allein zuläſſige Art über den Punkt der Möglichkeit hinwegzukommen, die wir im Gegenſatz mit jener erſten die *fromme* nennen wollen.

Auf der *Erfahrung* aber kann der Einzelne ſtehen, nicht ſo die *Kirche*. Die Erfahrung muß eines jeden *eigne* ſeyn; was jeder erfährt muß er *an ſich ſelbſt*, er kann es nicht an Andern, alſo auch nicht an einer Geſammtheit Anderer erfahren, wenn ſchon die gleiche Erfahrung vieler Andern ihn in der eignen beſtärken kann. Und ſo wenig als die Kirche kann die *Theologie* auf der bloßen Erfahrung ſtehen, die Theologie ſoll eben das *allgemeine*, über den bloß individuellen Ueberzeugungen ſchwebende und ſie kann darum nur das *wiſſenſchaftliche* Bewußtſeyn der *Kirche* ſeyn.

Der Unterſchied unſrer von der früheren, ſcholaſtiſchen Zeit iſt eben, daß es um die *Sache* ſelbſt geht (de capite dimicatur) und alles andere dagegen zurückgetreten iſt, daß es ſich alſo auch nicht mehr um die bloß *formale*, daß es ſich um die *reale* Denkbarkeit handelt. Dieß iſt der wahre Fortſchritt, der nicht wieder zurückgenommen werden kann, die Forderung, die ſich nicht abweiſen läßt, welchen Vorwand man nehme, auch nicht mit dem gewöhnlichen, die Unbegreiflichkeit, oder wenigſtens das *Nichtbegreifen* ſey nothwendig zum Glauben; denn darin iſt nur Mißverſtand. Denn alles Glauben iſt nur Glauben an die *Wirklichkeit*, blindes, wenn die Einſicht in die *Möglichkeit* fehlt (wie wir im gemeinen Leben blindlings an die Wirklichkeit der äußeren Dinge glauben); erleuchtetes, wenn die Möglichkeit eingeſehen iſt. Denn dieſe Einſicht hebt den Glauben nicht auf, es iſt nicht ſo, daß aus der Möglichkeit *nothwendig* die Wirklichkeit folgt; man könnte die Möglichkeit einſehen und doch an die Wirklichkeit nicht glauben. Was Gott möglich, das thut er darum nicht nothwendig; daß er es wirklich gethan, muß immer geglaubt werden. Der Glaube bleibt ſo etwas ganz für ſich, unabhängig von aller Wiſſenſchaft, frei ſogar von jeder Berührung mit derſelben, weil rein von allem Allgemeinen, das Perſönlichſte, in das als innerſtes Heiligthum menſchlicher Freiheit nichts von außen, auch nicht die Wiſſenſchaft, eingreift. Das iſt der Sinn der unverſtandenen, darum ſo viel mißbrauchten Glaubensfreiheit. Hierin (im Glauben) iſt jeder dem andern gleich und der Wiſſende wie der Unwiſſende. Daher auch der, welcher die Möglichkeit einſieht (und ein ſolcher ſollte jeder Lehrer ſeyn) an die Wirklichkeit in keinem andern Sinne glaubt, als in welchem das Volk, d. h. derjenige größere Theil an ſie glaubt, der für ſich bloß an die Erfahrung gewieſen iſt. Denn auch jener glaubt an die

Wirklichkeit, der Erlöſung z. B., nicht weil er die Möglichkeit einſieht, ſondern wegen der ihm gewordenen Erfahrung. Die Erfahrung, auf welcher der Glaube beruht, kann der Lehrende dem Lernenden nicht geben; dieſe zu erlangen wird nach altkirchlicher Erziehungsweiſe der in den Hauptlehren Unterrichtete in eine andere Schule geſchickt, worin — mittelſt der dem Volk in dieſer Abſicht zugänglich gemachten und in die Hände gegebnen Bibel — der heilige Geiſt ſelbſt Lehrmeiſter iſt. Wohl aber dazu bedarf er des menſchlichen Lehrers, nicht nur, daß er ihn beſtändig in dieſe Schule weiſe, ſondern, daß er ihm das innerlich Erfahrne auch auslege, ja es ihm in den Zuſammenhang erhebe, in welchem es ihm zugleich ein denkbares ja ſogar ein wirklich Gedachtes wird. Ein ſolcher Unterricht wird möglich gemacht durch eine Theologie, in welcher nicht ſcholaſtiſch die bloß formale, in welcher vielmehr die reale Denkbarkeit gezeigt iſt. Man könnte einwenden, es ſey von dem chriſtlichen Volksunterricht hiemit zu Viel gefordert. Allein, wenn man Geiſtliche über unkirchlichen Sinn, d. h. vorzüglich über geringe Theilnahme an ihren Predigten klagen hört, ſo liegt ein Hauptgrund wohl darin, daß zu wenig in dieſen gelernt wird, kaum einer durch ſie ſeine Erkenntniß erweitert fühlt, der doctrinelle Inhalt zu mager iſt, an ein wirkliches Erbauen, d. h. Aufbauen eines Syſtems chriſtlicher Einſichten nicht gedacht wird, der bloßen moraliſchen Salbadereien nicht zu gedenken.

Wir danken den gotterweckten Männern, welche, den frommen Ph. Spener an ihrer Spitze, gegen die ſcholaſtiſche, in die dürrſte Verſtandeswiſſenſchaft ausgeartete Theologie die Rechte des Herzens und der Erfahrung geltend machten. Wenn indeß in Folge ihrer Wirkung die formale Theologie ihre Geltung verlor; ſo war damit zunächſt nur dem Rationalismus der Weg gebahnt. Denn für eine reale Theologie, welche an die Stelle der bloß formalen nun kommen ſollte, bot die Philoſophie keine Mittel dar. Eine bloße ſogenannte Herzenstheologie war der Zeit, wie ſie damals ſchon bevorſtand, nicht gewachſen. Könnte man mit der bloßen Erfahrung die Frage nach der Möglichkeit, d. h. die Philoſophie zurückweiſen, ſo bedürfte es keiner Theologie, und Jeder wäre gleichberechtigt, aus ſeiner innern Erfahrung heraus vor der Gemeinde zu reden, wie dieß ja bei einigen Abzweigungen der proteſtantiſchen Kirche der Fall iſt. Nicht fragt ſich daher, ob Theologie ſeyn ſoll, ſondern nur welche ſeyn ſoll.

Inzwiſchen nun aber haben Einige, die es zu keiner Theologie gebracht zu haben, und es auch zu keiner bringen zu können ſich bewußt ſind, einer bekannten Taktik gemäß, die einen hoffnungslos gewordenen Kampf gern von einem Gebiet auf ein anderes ſpielt, ſtatt der Frage um die *Theologie* die Frage um die *Verfaſſung* der Kirche auf die Bahn zu bringen geſucht und damit einen weit verbreiteten zuſtimmenden Wiederhall gefunden. Wenn ſie dabei alle ihre Hoffnung darein ſetzen: es werde eine in's Leben zu rufende Kirchenverfaſſung der Kirche dazu helfen, ſich ſelber neukräftig zu geſtalten, ſo iſt die natürlich erſte Frage: woher der ſo beſchaffenen Kirche die Verfaſſung kommen ſoll. Von *ihr ſelbſt*? Ja, wenn in ihr nur irgend ein *Selbſt*, ein gemeinſchaftliches Bewußtſeyn anzutreffen wäre, ſtatt deſſen man nichts als Individuen, Parteien und Meinungen ſieht, die ſich über eine Verfaſſung ſo wenig einigen würden, als über die Theologie, welcher man auf dieſe Weiſe aus dem Wege gehen wollte. Was bliebe daher übrig, als daß die einzige bis jetzt vorhandene allgemeine Macht, die politiſche ſich in's Mittel ſchlüge und dazu hergäbe, eine Kirchenverfaſſung zu dictiren, in der Hoffnung: das religiöſe Verſtändniß, in welchem erſt die eigentliche Kirche iſt, alſo die Kirche ſelbſt würde dann ſchon nachkommen. Ohne das doppelt Widerſinnige, das hierin liegt, weiter hervorzuheben, iſt es bemerkenswerth, daß freiſinnig ſeyn wollende Theologen, in vollkommener Rathloſigkeit, gegen Skandale und Verwirrungen, in die ſie übrigens ſelbſt mit die Kirche haben gerathen laſſen, ebenſo, wie man ſonſt nur den Anhängern einer veralteten Dogmatik vorzuwerfen pflegt, die Hülfe des Staats herbeirufen.

Das Bekenntniß, mit welchem der Proteſtantismus auftrat, hatte zunächſt nur ſeine Bedeutung gegen die Kirche von der er ſich trennte, und mit der, eben weil mit ihr einſt vereinigt, er ſich auseinanderzuſetzen hatte. Aber mit Aufſtellung der Lehren, durch die er ſich von ihr ſchied, war ſeine

Miſſion nicht vollendet. Es bleibt immer die Frage: warum legte er denn auf jene Lehren ein ſo großes Gewicht? Sie konnten wohl der Grund, aber nicht der Zweck der Trennung ſeyn. Er ſuchte mit ihnen ſelbſt noch etwas Höheres und Allgemeineres. Er ſuchte die unſichtbare Kirche, an deren Stelle, ſie verdrängend, die äußere und ſichtbare ſich geſetzt hatte. Wir können auch ſagen: er ſuchte die wahre Kirche, deren weſentliches Attribut die Einheit und Allgemeinheit iſt*). Die Allgemeinheit als bloß äußere würde immer nur eine zufällige, und daher nicht die wahre ſeyn können. Die wahre Allgemeinheit kann nur die innere und weſentliche ſeyn, die beruht auf der abſoluten Allgemeinheit der chriſtlichen Principien ſelbſt, und erreicht iſt, wenn eben dieſe Allgemeinheit erkannt, wenn erkannt iſt, daß das Chriſtenthum zu ſeiner Vorausſetzung keine andern Verhältniſſe hat, als durch welche auch die Welt beſteht, daß der Grund des Chriſtenthums gelegt iſt, ehe der Welt Grund gelegt war, daß Chriſtus in dieſem Sinne der Anfang und das Ende, der Erſte und der Letzte iſt *).

---

*) Er hat das una et catholica nicht aufgegeben, ſondern für die ecclesia invisibilis feſtgehalten.

---

*) Es gibt noch immer Viele, die ſich bemühen, ja ſich plagen, das ewig Wahre im Chriſtenthum zu entdecken; ihr Unglück iſt, daß ſie unter dem ewig Wahren alles das meinen, was keines Nachdenkens bedarf, was Jeder von ſelbſt weiß, wie ihnen Vernunft der Verſtand iſt, den Jeder hat. Es geht ihnen mit dem Ewigen wie mit dem Allgemeinen, das ſie mit dem Richtigen verwechſeln, wonach das allgemeinſte Bekenntniß das iſt, das nichts bekennt. — Eine andere mögliche Anwendung des oben Geſagten wäre auf die etwa vorhandene Meinung, mit den Reſultaten einer gelehrten und in dieſer Hinſicht anerkennenswerthen Kritik, durch welche Verfaſſer und Abfaſſungszeit neuteſtamentlicher Schriften zweifelhaft werden ſollen, das Chriſtenthum ſelbſt erreichen zu können. Das wäre die Einbildung derer

Alles aber, was auf Erkenntniß beruht, hat der Natur des menſchlichen Geiſtes zufolge nur einen ſtufenmäßigen Fortgang, eine allmälige Entſtehung. Die Reformation war daher von Anfang unvollendet, nur der Beginn deſſen was werden ſollte, nicht es ſelbſt. So lang er nun jene wahre Allgemeinheit nicht erreicht hatte, war der Proteſtantismus zwar — auch Kirche, aber nur eine Art von Kirche. War die Kirche in ihm verwirklicht — ſo wie ſie allein

---

zu Babel, die ſich auch einbildeten, einen Thurm zu bauen, deß Spitze an den Himmel reiche. Das Chriſtenthum iſt ſelbſt älter als das Chriſtenthum, nämlich als das jener Bücher, deren Inhalt außerdem nach ſeiner wahren Bedeutung verſtanden ſeyn müßte, ehe man über ihren Urſprung mit Sicherheit urtheilen könnte. Iſt es eine platte Philoſophie, welche ein ſolches Verſtändniß hindert, ſo hat ſie ſolche gelehrte Umſtände nicht nöthig, ihr muß es ſich a priori und von ſelbſt verſtehen, daß eine Lehre wie das Chriſtenthum nur ein Gewebe ſucceſſiver menſchlicher Erfindungen, ohne alle objective Wahrheit ſeyn kann.

verwirklicht ſeyn kann, im Geiſt und in der Erkenntniß; ſo ergab ſich die äußere und ſichtbare Geſtalt von ſelbſt. So lang die Kirche in ihm nur im Werden iſt, kann auch die Verfaſſung nur eine vorläufige, einſtweilige ſeyn, und anders haben es die Reformatoren ſelbſt nicht gemeint mit den Einrichtungen, die ſie im Drang der Umſtände ihrer Kirche gaben. Nicht zufällig war es, nicht bloße Dankbarkeit gegen die Fürſten, welche die Anfänge der Reformation geſchützt und beſchirmt hatten, war Urſache, daß dieſen die oberſte Aufſicht über eine Kirche belaſſen wurde, welche außer dem Gegenſatz, den ſie in der römiſchen außer ſich gelaſſen hatte, in ihr ſelbſt auftauchende, bei weitem drohendere zu erwarten hatte, Gegenſätze, die ſie weder wie die bloß äußre Kirche mit eiſerner Fauſt unterdrücken, noch mit der Macht einer vollkommenen, auseinanderweichende Meinungen zu beherrſchen vermögenden Erkenntniß niederhalten konnte. Nicht die Kirche, ſondern nur eine Kirche, und daher in unvermeidlichen Kämpfen mehr und mehr ſelbſt als bloße Partey angeſehen, war ſie in der Lage, wo nur das Dazwiſchentreten einer unbetheiligten, wenn nicht über, doch außer den Parteyen ſtehenden Macht das Aeußerſte verhindern konnte. Es iſt baarer Undank, wenn man nicht einſieht, daß eine Kirche, wie die proteſtantiſche noch jetzt iſt, ohne Hülfe der weltlichen Macht gar nicht beſtehen könnte, und thöricht zu glauben, daß ſelbſt dieſe ihr eine Verfaſſung zu geben vermöchte, bei der ſie dann ſich ſelber regieren und aller weitern Dazwiſchenkunſt entrathen könnte. Von der andern Seite dürfen wir zu der Geſinnung unſerer Fürſten, und am gewiſſeſten zu der des mächtigſten unter ihnen vertrauen, daß ſie die ihnen gewordene Macht als ein heiliges Vermächtniß anſehen und ſie nicht aus den Händen laſſen werden, ſo lang das Ziel unerreicht iſt, am wenigſten ſie irgend einer ſelbſt hervorgerufenen Gewalt übergeben, von der vorauszuſehen wäre, daß ſie dem Fortgang zu jenem Ziel, d. h. der fortſchreitenden Wiſſenſchaft nur feindlich oder hemmend entgegentreten würde.

Wir hoffen dieß, obgleich wir einſehen, daß der Staat, wenn er jener Oberaufſicht ſich annimmt, nur eine peinliche Pflicht erfüllt, wobei, da er ſelbſt nicht Partey ſeyn darf, nur ſeine überlegene Welterfahrung oder ein allgemeines Rechtsgefühl ihm zur Richtſchnur dienen kann. Oder wäre ihm, der das menſchliche Leben von allen Seiten und in den mannichfaltigſten Beziehungen ganz anders kennt, als an Geiſt und Herz vertrocknete Büchergelehrte, wohl zuzumuthen, dem Werk der Zerſtörung gleichgültig zuzuſehen, die Kirche im wilden Zuſammenſtoß der Meinungen ſich vollends aufreiben zu laſſen, wenn er fühlte, welche troſtloſe Oede und Langeweile der völlige Untergang des Chriſtenthums über alle menſchlichen Verhältniſſe verbreiten müßte, welche moraliſche Wüſte, in der kein Menſch und am Ende ſelbſt die nicht leben möchten, die ſie herbeigewünſcht hatten? Zuzumuthen, ſich des Chriſtenthums ſoweit anzunehmen, daß es, als etwas einmal Eingeführtes, Scheines halber, der Form nach, oder als bloße Einkleidung fortbeſtände, innerlich aber aufgegeben wäre; als müßte er nicht in allen Verhältniſſen auf Ernſt und Wahrheit halten, zumal aber in allen öffentlichen der Lüge feind ſeyn: denn die in dem einen geduldete würde bald über alle ſich verbreiten und zuletzt das Innerſte des Staates ſelbſt verfälſchen? Zuzumuthen, daß er die von frommen Vorfahren in der Abſicht, gewiſſe Wahrheiten die ihnen heilbringende und ſeligmachende waren nicht untergehen zu laſſen und auch für die nachkomenden Geſchlechter zu erhalten, mit der Verkündigung derſelben verbundenen Ehren, Vortheile und Einkünfte denjenigen zuwende, welche die erlangte Stellung benutzen würden, eben dieſe Wahrheiten zu untergraben, oder ihnen öffentlich den Krieg zu erklären? Zuzumuthen, daß er eigenmächtigen und unbefugten Abänderungen der beſtehenden Ordnung, oder Aufreizungen, die keine andere Abſicht haben können, als die wichtigſten und innerlichſten Fragen zur Entſcheidung durch die Zahl und die Menge zu bringen (wovon zur Entſcheidung durch die Fäuſte nicht mehr weit iſt), nicht mit aller ihm zuſtehenden Kraft entgegentrete? Zuzumuthen, daß er des armen Volks ſich nicht annehme, wenn es durch ſchmeichelnde Worte und gleißende Reden, in denen übrigens der Name Chriſti geprieſen wird, um das ſchlechte und rechte Chriſtenthum gebracht werden,*) oder wenn ihm zwar das geſchichtliche Chriſtenthum gelaſſen werden ſoll, aber als bloße ſchlechte Vorſtellung und nur uneigentliche Wahrheit, indeß der denkende Lehrer die wahre, die eigentliche Wahrheit für ſich behalte (nebenbei ein trefflich Fündlein, den dünkelhafteſten geiſtlichen Hochmuth einzuführen)? Wäre endlich der Staat ſelbſt dann ſo ſehr im Unrecht, als Manche es vorſtellen, wenn er — ohne auch der kühnſten Forſchung und Lehrweiſe, ſo lang ſie nur wiſſenſchaftlich iſt und den nothwendigen öffentlichen Anſtand nicht verletzt, etwas in den Weg zu legen; ohne irgendwie ſogenannte Rechtgläubigkeit vorſchreiben, begünſtigen oder hervor-

---

*) „Wie der Wind Cäcias ſo fein ſanft, weich und warm wehet, damit die Blüthe herauslocket zu ihrem Verderben, alſo thut der Teufel auch, welcher

---

gedenkt, Chriſtum zu vertilgen eben indem er ihn lehret: denn das kann der Teufel wohl leiden und nachgeben, daß Chriſtus über die Zunge gehet, und er dieweil darunter liegt, daß den Leuten die Ohren gekitzelt und ſie angeſteckt werden mit dem, was ſie gern hören." Dr M. Luthers Tiſchreden, K. XXXII.

rufen zu wollen*); ohne dem Chriſtenthum den Fortgang zu derjenigen Freiheit, welche erſt die vollkommene ſeyn wird, zu verkümmern, ohne es in den Particularismus zurückſtoßen zu wollen, aus dem es heraus ſtrebt, und in dem es nur wieder zu Grunde gehen könnte — wenn er dennoch, unbeſehen gleichſam und ohne Unterſuchung, aber ebendarum auch keiner ſolchen vorgreifend oder vorſchreibend, nicht der zufälligen Form ſondern der Sache nach und im Allgemeinen, die Lehre lieber hätte, welche die Stimme der Jahrhunderte für ſich hat, als Meinungen, die von geſtern ſind? Das alles wäre nur menſchlich, billig, gerecht, und jeder müßte ſich ſchämen, der es anders fände.

---

*) Davon wäre auch unter Verhältniſſen wie die jetzigen — nicht eine ächte und lautere, ſondern nur eine gemachte, verſchrobene und verfälſchte Orthodoxie zu erwarten, der man den gemeinſten Rationalismus, wenn er nur übrigens ehrlich iſt, weit vorziehen müßte. Für eine ganze vertrackte Theologie dieſer Art kann ein einziges, angeblich bei der Verſammlung des Guſtav-Adolph-Vereins in Stuttgard geſprochenes Wort gelten: „Die perſönlich gewordene Gemeindewahrheit iſt der Gottmenſch, als das Wort, welches Fleiſch ward.“ (ſ. Berl. Allg. Kirchenzeitung von 1845 No. 76.)

Dennoch iſt das letzte und auf alle Weiſe begehrenswerthe Ziel ohne Frage, daß die Kirche von dem Staat frei werde, denn dieſes Freiwerden würde nur das Zeichen ihrer eigenen inneren Vollendung ſeyn. Der Staat, in dem allein bis jetzt die allgemeine Intelligenz ihre äußere Darſtellung gefunden, hält der Kirche beſtändig das Maaß vor, bis zu welchem ſie ihr Bewußtſeyn zu erweitern, ihr Wiſſen zu ſteigern hat, um der in ihm wirkenden Vernunft auf gleicher Höhe und würdig gegenüber zu ſtehen, um zugleich ihm zur Ergänzung — zu ſeinem Bewußtſeyn zu werden, durch das er ſich über ſich ſelbſt erhebt, von ſeiner Einſeitigkeit frei wird. Der Staat kann die Kirche nur ſich gleich achten, d. h. ſie als frei von ſich erkennen, wenn ſie innerlich dieſelbe allgemeine Macht geworden, die er äußerlich iſt. Er hat Recht, die Kirche unter ſich zu halten und demgemäß zu behandeln, die ſich nur in der Abſchließung vom allgemeinen Bewußtſein und im Widerſpruch mit demſelben behauptet. Und nicht der Staat kann die Kirche frei machen, ſie ſelbſt muß ſich befreien, nicht durch Auflehnung, ſondern durch Erringen der innern Selbſtändigkeit, welcher von ſelbſt die äußere folgt. Und auch nicht frei laſſen wird ſie der Staat, ſondern ſie wird frei ſeyn von dem Augenblick, wo ſie den Inhalt ihres Glaubens nicht mehr als einen beſondern ſondern als den wahrhaft und durch ſich ſelbſt allgemeinen hat. Dahin zielt die Bewegung, dieß iſt die wahre Strömung der Zeit, von der ſelbſt die Thorheit Zeugniß ablegt, welche dieſelbe wohl fühlt, aber nicht verſteht.

Möglich, daß durch wiederhergeſtellte alte oder improviſirte neue Einrichtungen der deutſchen proteſtantiſchen Kirche etwas mehr Stabilität gegeben, gewiſſe Ausſchreitungen in ihr leichter in Schranken gehalten werden, (wiewohl was die vorhandenen Formen betrifft, manche ſo eng mit der Eigenthümlichkeit des Landes und des Volksſtammes, bei dem ſie ſich finden, zuſammenhangen, daß es ſchwer, ja unmöglich ſeyn wird, ſie allgemein zu machen). Wenn man aber die Frage aufwirft, wo der Proteſtantismus das vorgeſteckte Ziel am eheſten erreichen werde, ſo antworten wir ohne Bedenken: eben da, wo er am längſten gezaudert, ſich eine feſte äußere Geſtalt zu geben, wo er ſich am meiſten alles frei erhalten hat.

Beſſer immer dieſes Precäre ſeiner Exiſtenzformen, dieſes Schwankende ſeines Kirchenrechts, ſo lang er nur eine Kirche, und nicht die Kirche geworden iſt (denn dieſe erſt hat das unbedingte und unzweifelhafte Recht zu exiſtiren), aber immer beſſer dieſes Unklare ſeines Rechts, als eine vollkommen befeſtigte äußere Exiſtenz, die nicht ohne einen Rückfall zu erlangen geweſen wäre und nur eine Baſtarderzeugung der Reformation mit dem Katholicismus hätte ſeyn können, wie in England. Wenn die deutſche proteſtantiſche Kirche die Umſtände, in denen ſie ſich befindet und an denen jetzt ſo Viele ſich ärgern, im Zuſammenhang mit dem Ziel betrachtet, ſo wird ſie die gegenwärtige Schmach als die Schmach Chriſti ſelbſt „höher achten denn die Schätze Egypti," als die glänzendſte äußere Verfaſſung, welche ſie an Erreichung jenes Ziels verhindert hätte. Wenn ich ſchwach bin, ſo bin ich ſtark; wird ſie mit dem Apoſtel, ihrem Vorbild, ſagen; ſchwach der äußern ſichtbaren Geſtalt nach iſt ſie ſtark inwendig, als die ganze Kraft des erſten Princips noch unverſchwendet in ſich bewahrend, und im Bewußtſeyn des unverlierbaren Ziels. Und denen, welche ihr die gegenwärtigen Zuſtände vorhalten, wird ſie antworten, daß dieſe Leiden nicht werth ſind der künftigen Herrlichkeit des ohne jede äußere Macht allein durch ſich ſelbſt ſiegreichen Chriſtenthums.

Kirche und Staat — das ſind die zwei Gebiete, in denen allein ſich die Philoſophie mit dem öffentlichen Leben berührt, und beide ſind ihr ſo nahe gelegt, daß, wie mißtrauiſch ihr Einfluß auf beide von manchen Seiten noch betrachtet wird, ſie durch nichts abgehalten werden kann, ſich angelegentlichſt mit ihnen zu beſchäftigen. Steffens trat vor keiner der großen Aufgaben zurück, und mit derſelben Freimüthigkeit, wie er ſich über religiöſe und kirchliche Verhältniſſe geäußert, hatte er auch bei gegebener Veranlaſſung über Zuſtände und Principien des Staats ſich erklärt. Es gibt Individuen, bei denen der Werth ihrer literariſchen Leiſtungen den ihrer Perſon übertrifft. Bei Steffens galt das Umgekehrte inſofern, als man ſeine Perſönlichkeit noch immer höher anſchlagen mußte, als ſeine geiſtigen Hervorbringungen. Zu einer Analyſe ſeiner naturphiloſophiſchen Werke, z. B. der großen Anthropologie, ſeiner Religions-Philoſophie u. a. mangelten Zeit und Kräfte, aber überhaupt den Lobredner ſo wenig als den Beurtheiler ſeiner wiſſenſchaftlichen und andern Werke zu machen, konnte bei der Nähe unſeres Verhältniſſes und der Uebereinſtimmung unſerer Beſtrebungen als ſchicklich erſcheinen. Mir ſtand nur zu, Zeugniß abzulegen für ſein hohes und durchaus reines Wollen; wie ich mehr gewiß als irgend einer unter den hier Anweſenden Urſache hatte, ihm das Wort des römiſchen Dichters nachzurufen:

> Vielen Guten ſtarb er beweint,
> Niemand beweinter als mir ſelbſt.

Aber nicht geziemte, unmännlichen Schmerz zu äußern oder zu erregen; vielmehr wofern ich im Stande war, den vollendeten Freund mit Worten zu ehren, ſo konnte dieß auf die würdigſte und ſeinem Sinn gemäßeſte Weiſe nur geſchehen, wenn ich an ſeinen Namen ein frei, vom Herzen weggeſprochenes Wort knüpfte, das in einer Zeit großer Verwirrung über die wichtigſten Fragen ernſtlich Strebenden zu einiger Verſtändigung und Weiſung dienen konnte. In dieſem Sinne wurde der gegenwärtige Vortrag gehalten.

Es iſt ein weiter Weg von den erſten Anfängen aller Speculation durch alle nothwendigen

Zwiſchenglieder bis zu den letzten Reſultaten, in welchen das höchſte Menſchliche ſich zuſammenfaßt. Steffens erlag nicht der Länge des Weges, wie überhaupt das Ausgezeichnete ſeines Weſens eine unverwüſtliche Jugend des Geiſtes war. Sahen wir in der letzten Zeit mit Schmerzen ſeinen körperlichen Zuſtand dem Verfall ſich nähern, der Geiſt hielt ſich aufrecht, und wer noch in den letzten Jahren ihn hörte und ſah, wie er in freier, überſtrömender Rede, mit herzgewinnender Freundlichkeit, noch immer tief ergriffen, von den höchſten Dingen redend, ſein Inneres aufſchloß, der wird mir darin beiſtimmen, daß man von ihm ſagen könne: Er iſt in ſeiner Jugend geſtorben.

Zwar ein langes und reiches Leben hatte er zurückgelegt; durch beſondere Fügung mit auf den Schauplatz der denkwürdigen Ereigniſſe geführt, durch welche des deutſchen Vaterlandes Freiheit und Selbſtändigkeit, wenn nicht ſoweit, als kühnere Wünſche für möglich gehalten, aber denn doch errungen und erkämpft worden, wußte er wieder in die beſcheidene Stille des akademiſchen Lehrers zurückzutreten, auch hier übrigens ſtets bereit, von dem deutſchen Volke die inneren Gefahren abzuwehren, die ihm nur zu oft und gerade in Zeiten großer Wendepunkte durch vordringliche Unfähigkeit oder Unbedachtheit bereitet worden. Er hat treu ausgehalten mit dem Vaterlande ſeiner Wahl, Glück und Unglück der Zeit redlich mitgetragen. Anerkannt von ſeinem edeln, aufs Höchſte verehrten Könige, hat er neben dem Dank auch den Undank der Welt erfahren, aber aus allen Stürmen eines geiſtig bewegten und äußerlich wechſelvollen Lebens die erquickende Friſche ſeines Geiſtes und ſeine gegen alle Menſchen liebevolle Geſinnung davongetragen, der wir zuletzt gedenken, um mit der Erinnerung an dieſe ſchönſte, höher als jede geiſtige Begabung anzuſchlagende Eigenſchaft dieſen dem Andenken des theuern Freundes gewidmeten Vortrag zu ſchließen.

Der letzte geiſtige Nachlaß eines ſo allgemein geleſenen und von ſo vielen geliebten Schriftſtellers wie H. Steffens ſollte eigentlich keiner Bevorwortung bedürfen, zumal wenn ſich unter demſelben ſo werth- und belangvolle Arbeiten befinden, wie (um diejenigen zu nennen, die in den Kreis meiner Beurtheilung fallen) die über Pascal und die über die Lebensumſtände des Jordanus Brunus, dann der Aufſatz über die wiſſenſchaftliche Behandlung der Pſychologie, leider Bruchſtück geblieben, aber dennoch anziehend, weil aus ihm zu erſehen iſt, mit welcher Wiſſenſchaft der Verewigte ſich zuletzt beſchäftigte, und welche Richtung er eben derſelben zu geben dachte.

Da indeß irgend ein Vorwort dennoch unerlaßlich ſchien, ſo habe ich, die Abneigung gegen jede partielle Aeußerung über Philoſophie für dieß Mal überwindend, angenommen, daß der bei Eröffnung meiner Vorleſungen im vergangenen Sommerhalbjahr zu Steffens Andenken gehaltene Vortrag ſtatt eines ſolchen wohl würde gelten können, wenn es auch Manchen vorkommen möchte, als ob der Charakter von Improviſation, den eine Gelegenheitsarbeit unter allen Umſtänden an ſich trägt, und der auch dieſem Vortrag durch einige Erweiterungen nicht genommen werden konnte, wenig ſtimme zu dem Ernſt und der Wichtigkeit der Gegenſtände, die in ihm zur Sprache kommen. Ich überzeugte mich inzwiſchen, daß dieſes Fragmentariſche doch mehr nur ein äußerliches und ſcheinbares und übrigens der Zuſammenhang der zu Grunde liegenden Denkweiſe gar wohl einzuſehen ſey, wenn man nur den guten Willen und ſo viel Combination, als zum Verſtändniß jeder Art von philoſophiſcher Darſtellung erforderlich iſt, dazu mitbringe, und nicht etwa überhaupt nur das verſtehe, worauf ſich irgend eine der gangbaren, zu beliebigem Gebrauch bereit ſtehenden Bezeichnungen anwenden laſſe.

Mein Antheil an der Publication dieſes Nachlaſſes hat ſich übrigens weder auf die letzte Redaction, deren einige Aufſätze bedurften, und noch weniger auf die Correctur der Druckbogen erſtrecken können, bei welcher, ohnerachtet der Sorgfalt mit der des Verewigten vieljähriger Freund, Herr Profeſſor von der Hagen ſie beaufſichtigte, dennoch nicht zu verhüten war, daß durch hartnäckiges Beſſerwiſſenwollen eines Correctors in dem erſten Aufſatze als Herausgeber von Pascal's Pensées Boſſuet ſtehen blieb. Geſorgt indeß wurde, daß ſolche Druckverſtöße durch ein vollſtändiges Verzeichniß, ſo weit dieß überhaupt geſchehen kann, gut gemacht wurden.

Um einem möglichen Mißverſtändniß zu begegnen, ſey noch bemerkt, daß der S. 43 unter den Schriftſtellern über Jordanus Brunus genannte Jordanus der 1700 in Berlin geborne — ſpäterhin durch Friedrichs d. Gr. Freundſchaft und Briefwechſel berühmt gewordene Franzoſe Jordan iſt, wie dieß aus dem Titel ſeiner kleinen Schrift: Caroli Stephani Jordani, V. D. apud Potzlovienses Ministri Gallicani, Disquisitio historico-literaria de Jordano Bruno, Nolano. (eine Jahrszahl hat weder der Titel noch die Zueignungsſchrift) ſich abnehmen läßt.

Möge nun dieſe Sammlung als das Letzte, was von einem lebensvollen und höchſt liebenswerthen Geiſte uns übrig geblieben, überall wohin ſie dringt freudige Theilnahme erwecken!

Berlin, Ende Aprils 1846.

Schelling.

Pascal

und

die philoſophiſch-geſchichtliche Bedeutung ſeiner Anſichten.

Von

Henrich Steffens.

(Geleſen in der Akademie der Wiſſenſchaften am 27. April 1837.

Blaiſe Pascal ward zu Clermont in Auvergne geboren den 19. Juni 1623, als Richelieu das Regiment in Frankreich lenkte, und ſtarb den 19. Auguſt 1662, ein Jahr nach Mazarin's Tod. Sein ganzes Leben fiel alſo in eine Zeit großer Gährungen, die, durch Heinrich den Vierten beſchwichtigt, nach deſſen Tode in allen Richtungen wieder auszubrechen drohten, durch Richelieu kaum zurückgedrängt, nachdem dieſer geſtorben war, die verhängnißvolle Bildung der Fronde hervorrieſen. Schon als Knabe kam er nach Paris und als Mann erlebte er den Gipfel der Unruhen, die wir als den Anfang der Revolution in der civiliſirten Welt betrachten können. Denn es war nicht blos von particulären Intereſſen einzelner Stände die Rede. Der Begriff des Staats ward in Frage geſtellt. Karl der Erſte war in England ermordet, Hobbes und Hugo Grotius, jener wilder, dieſer beſonnener, wiſſenſchaftlicher, hatten das Fundament der traditionellen Staaten durch ihre Reflexionen unterwühlt, und der Krieg der Meinungen, jetzt faſt zweihundertjährig, fing damals an, ruhte nur ſcheinbar, und iſt noch nicht geſchloſſen. Eine Zeit, in welcher zwei Cardinäle die Theologie mit der Politik vertauſchten, in welcher Retz Cardinal wurde, mußte für einen Mann, wie Pascal, eine ſehr wichtige ſein, und auf ſeine ganze Entwickelung einen entſchiedenen Einfluß ausüben.

Denn auch in der Kirche, für welche er ganz lebte, fanden bedeutende Gährungen Statt. Die Erbitterung gegen die Hugenotten war durch die Blutſtröme der Bartholomäusnacht nicht erloſchen. Kurz vor ſeiner Geburt war der Friede zu Montpellier mit den Hugenotten geſchloſſen. Man konnte ihn nur einen unſichern Waffenſtillſtand nennen. Der Krieg mit politiſchen Unruhen und Hofintriguen verſchmolzen, brach immer von Neuem hervor. Wichtiger noch war für Pascal die Reformation — wie wir ſie wohl nennen können, die innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt, durch Janſenius mehr vorbereitet, als herbeigeführt wurde.

Es war das Wiederaufleben des alten, rein geiſtigen und ſpeculativen Elements der Kirche, wie es ſich durch Auguſtin ausgebildet hatte, und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten immer mehr in Aeußerlichkeiten verſchwunden war. Denn davon war die Rede: ob das ſinnliche Leben, feſtgehalten innerhalb ſeiner Grenze, irgend einen Keim zum höheren Geiſtigen aus ſich zu entwickeln vermöchte (der Semi-Pelagianismus der herrſchenden Kirche). Die Generatio aequivoca auf ihrer höchſten Stufe. Der Janſeniſtiſche Begriff der Gnade ſetzte das höchſte, geiſtige Leben in der Liebe voraus, wo es gedeihen ſollte; wie alles Lebendige nie aus einer blos ſinnlichen Erſcheinung abgeleitet werden kann, ſondern ſich ſelbſt vorausſetzt. Wie dieſe Janſeniſtiſche Lehre praktiſch durch die Frauen und zugleich, als Lehre, durch die mit ihnen verbundenen Männer in Port-Royal ſich entwickelte, ausbreitete und den geiſtreichſten Repräſentanten in Antoine Arnauld fand, war es ein Zurückziehen der katholiſchen Kirche ſelber von den Aeußerlichkeiten, in welche ſie gefeſſelt war, zum rein Geiſtigen der Geſinnung. Wie tief und mächtig dieſe Gährung den Pascal ergriff, iſt bekannt.

Aber eine dritte Bewegung ſeiner Zeit drängte ſich in die frühreife Jugend dieſes merkwürdigen Mannes höchſt bedeutend hinein. Es war jene fröhliche Zeit naturwiſſenſchaftlicher Entdeckungen, als das friſche Bewußtſein, die Geſetzmäßigkeit der Erſcheinungen, die ſcharfen Verhältniſſe der reinen Thatſachen auffaſſen und beſtimmen zu können, die tiefſten Geiſter ergriff. Keppler und Galiläi waren da geweſen, Baco hatte für dasjenige, was die Zeit bewegte, den gemeinſamen Ausdruck geſucht. Teleſkope und Mikroſkope hatten den Menſchen eine Unendlichkeit in doppelter Richtung aufgeſchloſſen. Während die Völker ſich in ſich und untereinander bekämpften, während religiöſe Parteiungen in den drei civiliſirteſten Ländern Europa's ſich wechſelſeitig vernichteten, war hier ein ſtilles Bündniß der Geiſter entſtanden, welches von den Kämpfen der Völker, wie von den religiöſen Anſichten abgewandt war. Es war beſtimmt, eine neue Zeit am tiefſten zu begründen; denn vergleichen wir die neue Zeit mit der alten, ſo wird man nicht leugnen können, daß die Naturwiſſenſchaft in ihrer eigenthümlichen Entwickelung das bedeutendſte Unterſcheidungsmittel darbietet. Durch die mathematiſch-ſtrenge Beſtimmtheit im Feſthalten und Erkennen aller Verhältniſſe, durch die, mit dieſer gegebene reinliche und ſichere Sonderung, ward der Zeit die Aufgabe entſchieden vorgelegt, Thatſachen zu verificiren, durch welche die unreine Miſchung von unbeſtimmter Ahnung und ſchwankendem Auffaſſen gegebener Verhältniſſe auf immer verdrängt werden ſollte.

Pascal trat als Jüngling, ja ſchon als Knabe, in dieſen Bund. Merſenne, Roberval und Andere, die an der lebendigen Entwickelung der Naturwiſſenſchaft der damaligen Zeit thätig Theil nahmen, waren die Hausgenoſſen ſeines Vaters, und Carteſius war ſein Freund.

Es ſchien, als müßte dieſe Richtung den jungen Pascal ganz in Anſpruch nehmen. Ein bewundrungswürdiges Talent, welches Eltern und Freunde in Erſtaunen ſetzte, unterſtützte die günſtigen äußeren Verhältniſſe. Es iſt bekannt, daß er ſchon als Kind die Fähigkeit der ſcharfen Auffaſſung gegebener Erſcheinungen auf eine auffallende Weiſe entwickelte. Es wird erzählt, daß er in ſeinem elften Jahre einen Aufſatz über die durch den Stoß erregte Bewegung in den klingenden Körpern und über ihre plötzliche Hemmung durch einen Druck, ausgearbeitet habe. Der Vater wollte den Knaben in ſeinen jüngern Jahren vorzüglich mit den Sprachen beſchäftigen, und faſt erſchrocken über die Lebhaftigkeit, mit welcher er Erſcheinungen, die ihm auffielen, ſcharf auffaßte und zu erklären ſuchte, hielt er ihn von allem mathematiſchen Unterricht entfernt. Der Knabe aber ward, nachdem er, begierig fragend, den Gegenſtand der Mathematik, roh angedeutet, durch den Vater kennen gelernt hatte, zum eigenen Nachdenken gebracht und arbeitete ſich in ſeinen Freiſtunden, indem er eigene techniſche Ausdrücke und eigene mechaniſche Hülfsmittel erſann, bis zur ſechsten Propoſition des Euclides hindurch. Der Vater überraſchte den Knaben bei dieſer heimlichen Beſchäftigung und ließ nun dem bewundrungswürdigen Talent ſeinen freien Lauf. In ſeinem ſechszehnten Jahre ſchrieb er einen Aufſatz über die Kegelſchnitte, der allgemeines Aufſehen erregte. Carteſius, wie Bayle in dem Artikel „Pascal“ erzählt, hielt eine ſolche Ausarbeitung in dieſem Alter nicht für möglich und ſchien auch jene frühere Selbſtentwickelung des Knaben in Zweifel zu ziehen. Frühzeitige Talente der Art ſind aber nicht ſo ſelten. Seltener iſt es, daß ſie, durch die Einſeitigkeit der Entwickelung in einer ſtarren Vereinzelung gefeſſelt, eine geſchichtliche Bedeutung erhalten.

So durch ein eigenes, höchſt merkwürdiges Talent getrieben, durch die günſtige Umgebung ermuntert, trat der Jüngling in das fröhlich erregte, auf die Naturforſchung hingewandte Geiſtesleben hinein. Wie bedeutend dieſe ſeine Umgebung war, erhellt ſchon daraus, daß die Verſammlungen der Gelehrten bei ſeinem Vater, an welchen er ſchon, faſt als Knabe, Theil nahm, und die auf die Belehrungen des Jünglings horchten, den Keim der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften enthielten, die von Richelieu beſchloſſen, wenige Jahre nach Pascal's Tode eröffnet wurde.

In der That ſchien die Thätigkeit des Jünglings ganz dieſer Richtung zugewandt, und man erlaube uns, was hier nur im Allgemeinen mit unſerer Abſicht zuſammenhängt, Pascal's geſchichtliche Bedeutung als Mathematiker und Phyſiker kurz anzudeuten. In der Geſchichte der Phyſik bezeichnet Pascal's Name eine Unterſuchung, durch welche Torricelli's große Entdeckung erſt fruchtbar wurde. Auch hier finden wir Carteſius dem jungen Pascal feindlich gegenüberſtehend. Dieſer ſchloß bekanntlich, daß wenn der Druck der Luft, wie Torricelli vermuthete, die Queckſilberſäule in der Barometerröhre hebe, mit der Abnahme des Drucks in höheren Regionen die Säule ſinken müßte. Verſuche, zuerſt im Kleinen in ſeinem Hauſe, dann nach ſeiner Aufforderung im Großen auf dem Gipfel des Mont d'Or durch ſeinen Schwager Perier angeſtellt, entſchieden über dieſe, nicht allein für die Phyſik wichtige Aufgabe. Aber Carteſius behauptete, dieſen Gedanken dem Pascal früher mitgetheilt zu haben. Die Schwäche des berühmten Philoſophen, ſich durch ähnliche Behauptungen bedeutende Entdeckungen zuzueignen, iſt bekannt und Pascal's Recht auf die Entdeckung iſt anerkannt. Er ſah auch die Queckſilberſäule durch Verdünnung der Luft, durch Saugen, ſinken, ein Verſuch, der directer gegen die Hypotheſe von einem Horror Vacui gerichtet war.

Er gründete auf dieſe Verſuche Werke über die Schwere der Luft und über das Gleichgewicht der Flüſſigkeiten, in denen Stevin's hydroſtatiſche Entdeckungen zuerſt mit mathematiſcher Schärfe beſtimmt wurden. Wer die große Revolution, die durch die Widerlegung der Hypotheſe von Horror Vacui in der Denkweiſe der Zeit hervorgerufen wurde, erwägt, der wird, was auch allgemein anerkannt iſt, dem Pascal neben dem Carteſius einen bedeutenden Antheil an dieſer Umwälzung zuſchreiben müſſen.

Obgleich ſeine Rechenmaſchine keinen Eingang gefunden hat und durch die Erfindung der Logarithmen überflüſſig wurde, legte ſie doch einen Beweis von ſeinem Tiefſinn ab. La Place, in der Vorrede zu ſeinem Werk über den Wahrſcheinlichkeits-Calcül, nennt Pascal als den eigentlichen Begründer dieſer Lehre; und durch die Entwickelungen der Functionen der Cycloide ſtellte Pascal ſich dem berühmten Wallis gleich, wenn er ihn nicht übertraf.

Wäre nur dieſe Richtung ſeiner geiſtigen Productivität bekannt, ſo würde er ſchon durch ſie zu den ausgezeichneten Geiſtern einer bedeutenden Zeit gehören; aber in den letzten Jahren ſeines kurzen Lebens trat eine andere hervor, die ihn eben ſo berühmt gemacht hat, obgleich ſie, unſerer Ueberzeugung nach, keinesweges gehörig geſchätzt und verſtanden iſt, und die den eigentlichen Gegenſtand unſerer Betrachtung bilden ſoll.

Wer kennt Pascal's Pensées und Provincialbriefe nicht? Sie ſind ſchon äußerlich betrachtet, durch den Eindruck, den ſie gemacht haben, ſehr merkwürdig. Ein junger kränklicher Mann, der ſich von der Welt zurückzieht, der in einer Art religiöſer Strenge lebt, die faſt legendenhaft erſcheint, der allen Genüſſen entſagt, nur für die Armuth und für das Gebet lebt, der einen Stachelgürtel auf dem bloßen Leibe trägt, um durch den Druck jede Aeußerung ſelbſtſüchtiger Eitelkeit zu unterdrücken, arbeitet zwei Werke aus, die beide völlig aus dieſem Sinne hervorgehen, und, anſtatt etwa eine religiöſe Secte zu bilden, wird er ein Heros der Literatur ſeines Landes. Dieſe Werke, deren Gegenſtand ſo ganz abweicht von der ſchon damals herrſchenden und ſpäter immer mächtiger gewordenen Anſicht, genießen noch ein ebenſo bedeutendes Anſehen, wie zur erſten Zeit ihrer Entſtehung. Selbſt während man Pascal's religiöſe Geſinnung geringſchätzte, ja verachtete, bewunderte man ihn, und wie die erſte unvollſtändige Ausgabe ſeiner Freunde das Erbauliche einſeitig hervorhob, ſo konnten Condorcet und Voltaire ſich entſchließen, eine, freilich im entgegengeſetzten Sinne eben ſo einſeitige Ausgabe zu veranſtalten. Die älteren, wie die letztgenannten

Herausgeber fanden ſich offenbar mit den Pensées in Verlegenheit. Die älteren befürchteten, daß die Kühnheit und der geiſtige Umfang mancher Gedanken ſeinen Glauben verdächtig machen könnten, und die letzteren konnten dieſen nicht begreifen. Jene glaubten daher, indem ſie die weltlichen Gedanken, dieſe, indem ſie die chriſtlichen unterdrückten, dieſen, ihnen unverſtändlichen Menſchen von den ſtörenden Elementen zu reinigen, jede auf ihre Weiſe. Mon ami, äußerte ſich Voltaire gegen Condorcet, vous lassez point de répéter que depuis l'accident du pont de Neuilly, le cerveau de Pascal était dérangé. Es iſt wahr, daß das Ereigniß bei der erwähnten Brücke einen tiefen Eindruck auf Paſcal machte. Die wildgewordenen Pferde drohten ihn mit dem Wagen einen ſteilen Abhang hinunter zu werfen und ſeit der Zeit glaubte er erwachend, zwiſchen Wachen und Schlaf, einen tiefen Abgrund dicht neben ſich zu erblicken, der ihn hinabzuziehen ſchien. Richtig bemerkt aber Boſſuet, der bekannte, völlig gewiſſenhafte Herausgeber ſeiner ſämmtlichen Werke: Il n'y a qu'une petite difficulté dans ce système; ce cerveau, derangé en 1654, produisit en 1656 les Lettres provinciales et en 1658 les Solutions des problèmes de la roulette.

Es iſt merkwürdig, daß die Deutſchen zwar die

Pensées oft genug nennen, aber ihnen dennoch nur eine geringere Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, als man erwarten ſollte. Es giebt nur eine deutſche Ueberſetzung der Pensées von Kleuker, und zwar nach den älteren unvollſtändigen Ausgaben. Heydenreich hat einen etwas leichtſinnigen Anfang gemacht, einige Artikel der alten Ausgabe wieder zu überſetzen und mit flüchtigen kantiſch-religiöſen Bemerkungen zu begleiten. Das kaum angefangene Werk ward ſchnell abgebrochen, und obgleich das Titelblatt keine Jahreszahl enthält, ſo iſt mir die Erſcheinung dieſer Schrift doch ſehr wohl erinnerlich. Sie kann nicht früher, als in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erſchienen ſein. Wie unbekannt Pascal damals noch ſein mußte, ſo oft er auch citirt wurde, erhellt ſchon daraus, daß Heydenreich nicht einmal die neuere vollſtändige Ausgabe von Boſſut von 1779 kannte. Mir iſt kein neueres Werk über Pascal's Pensées bekannt. Ein Freund nannte mir einen Aufſatz von Dr. Veit in Hamburg, wahrſcheinlich in irgend einem Journal, den ich aber nicht habe auftreiben können. Rixner und Erdmann fertigen ihn mit wenigen Zeilen ab. Pascal iſt in der neuern philoſophiſchen Literatur, wie Baco, zu einem Motto zuſammengeſchrumpft, und wie der Letztere faſt nur durch das bekannte: non fingendum aut excogitandum, sed inveniendum etc. bezeichnet wird, ſo ſcheint die Erinnerung an Paſcal's Pensées ſich ganz in der Stelle: la Nature confond les Pyrrhoniens et la raison confond les Dogmatistes, die durch Jacobi in Umlauf geſetzt wurde, verloren zu haben. Daß die Provincial-Briefe öfters und ſelbſt in den neueſten Zeiten überſetzt wurden, hatte bekanntlich einen Grund, der in keiner Beziehung ſtand zu der geiſtigen Eigenthümlichkeit des Verfaſſers.

Es iſt meine Abſicht darzuthun, daß Paſcals Pensées und Provincialbriefe eben ſo bedeutend für die Geiſtesentwickelung des ſiebzehnten Jahrhunderts geworden ſind, wie die Philoſophie des Carteſius, daß Paſcal, auch hier, als das geiſtige Supplement der berühmten Philoſophen betrachtet werden kann. Er löſte, ſchlagender als Carteſius durch ſchlecht begründete Conſtruction, durch unmittelbare Verſuche eine wichtige Aufgabe der Zeit, und durch ein inneres geiſtiges, ſich immer tiefer entwickelndes Leben rückte er uns die höchſte Aufgabe des Daſeins nahe, und bereitete eine bedeutende Zukunft vor, während das Syſtem des Carteſius an ſeiner Vollendung ſtarb.

Um Paſcal zu beurtheilen, dürfen wir die geſchichtliche Thatſache der in Frankreich herrſchenden katholiſchen Kirche nicht überſehen. Das weltliche Frankreich im großen Styl war zwar von der Religion abgewandt, benutzte ſie nur, und die Kriege mit den Hugenotten hatten ihr ſelbſt ein Princip zerſtörender Politik und eine große Erbitterung zugeſtellt.

Perrault, in ſeinen Hom. illustr., macht uns mit Petrus Camus bekannt, welcher, als er Biſchof ward, mit großem Eifer ſich mit der innern Verbeſſerung der Kirche beſchäftigte. Die Mönche, denen ſein Eifer beſonders beſchwerlich fiel, ſuchten ihn durch Richelieu zu milderer, nachſichtiger Geſinnung zu bewegen. Der Cardinal ſagte ihm einſt: „Ich habe nur eins an Ihnen auszuſetzen — Ihre Härte und Erbitterung gegen die Mönche. Ich würde Sie heilig ſprechen, vermöchten Sie dieſem zu entſagen.“ — „Wollte Gott,“ antwortete Camus, „daß es geſchehen könnte, wir hätten dann beide, was wir wünſchen. Sie wären Papſt und ich ein Heiliger.“ Camus wird als ein Solcher geſchildert, der mit ganzer Seele und ſeiner innerſten Geſinnung nach religiös war, und dennoch behandelte er, dem Cardinalminiſter gegenüber, das Heiligthum ſeiner Religion mit einer vernichtenden Ironie, die durch die Heiligſprechung aus einer ſolchen Quelle das, was ihm das Theuerſte war, preis gab. Richelieu's Geſinnung, ja ſelbſt die Frivolität des Cardinals Retz konnten nicht entſchiedener als Beweis für die damals herrſchende Anſicht der Religion dienen, als ein ſolches Hineindringen leichtſinniger Geſinnung in die reinſten Gemüther.

Aber dennoch war die katholiſche Kirche für diejenigen, die in ihr lebten, ein weſentliches, alles beherrſchendes Element der Zeit. Weltliche Abſichten, ſo wenig als wiſſenſchaftliche Reflectionen, durften ſie abweiſen. Richelieu ſowohl als Carteſius mußten ihre Herrſchaft anerkennen, und Pascal ergab ſich ihr ganz.

Der Art. II. der ſpätern Handausgabe, der vierte der Boſſuetſchen: Réflexions sur la Géometrie überſchrieben, der offenbar in dem urſprünglichen Zuſammenhange zu uns gekommen iſt, unterſcheidet das geiſtige Erkennen höherer Art, das rein Geiſtige, von dem ſecundären Sinnlichen, nicht dem Grade nach, ſondern toto genere. Alles was wir ſinnlich erkennen, bleibt, auch mit mathematiſcher Schärfe aufgefaßt, ſeiner Wahrheit nach in den Verhältniſſen durchaus verborgen, wir erkennen nur dieſe. Wir können ſie ſcharf auffaſſen, entſchieden beſtimmen, benennen, ſo daß wir innerhalb der Grenzen unſerer Auffaſſung ſicher und gewiß werden; aber dieſes Vereinzelte hat nicht den Grund ſeines Daſeins in ſich ſelber, ſondern in einem Andern, dieſes wieder in einem Andern und ſo fort ins Unendliche. Daß dieſe Unendlichkeit von der Wahrheit ſelbſt unendlich entfernt ſei, daß ſie das Weſen der Dinge nicht aufſchließt, ſondern verhüllt, daß wir, um uns, wie Kant, auszudrücken, durch ſinnliche Kategorien nur Erſcheinungen, nicht die Dinge an ſich erkennen, darüber herrſcht in den Pensées, durch alle hindurch, das deutlichſte Bewußtſein. „Alle Körper," ſagt er, „das Himmelsgewölbe, Sterne, Erde und Reiche, ſind dem kleinſten der Geiſter nicht vergleichbar, denn er erkennt „das Alles und ſich dazu, die Körper nichts. Alle „Körper und alle Geiſter zuſammen, mit Allem was „ſie ſchaffen, haben nicht den Werth der kleinſten Regung der Liebe, denn ſie gehört zu einer unendlich „erhabenern Ordnung. Aus allen Körpern kann man „nicht den kleinſten Gedanken ziehen, es iſt unmöglich und gehört in eine andere Ordnung. Alle Körper und alle Geiſter vermögen nicht die geringſte „Bewegung wahrer Liebe zu ſchaffen, es iſt unmöglich und gehört in eine andere, völlig übernatürliche „Ordnung." — Das ſind die drei Regionen, die, völlig von einander getrennt, jede in ſich geſchloſſen, — das Anſich, das Fürſich, das An- und Fürſich in der Sprache einer neuern Schule — die Grundlagen ſeiner ganzen Anſicht bilden. Es iſt klar, daß hier das Denken, als das Sich-ſelbſt-Faſſen, in ſeiner höchſten Intenſität, im Gegenſatz gegen das Sein, als die höchſte Extenſität, (der Dualismus des Carteſius), nur in jener Form des Secundären, nicht als die Wahrheit begriffen wird. Die Einheit des Denkens und Seins war ihm die Liebe. Ebendeswegen, weil er das wahrhaft Geiſtige in der Form der Religion auffaßte, kann man läugnen, daß er ein Philoſoph war, wenigſtens kein Philoſoph der Schule; aber von der Philoſophie im eminenten Sinne, von ihrer höchſten Aufgabe war er tiefer durchdrungen, als Carteſius. Man würde ſich irren, wenn man dieſe Idee der Liebe — für Paſcal der ruhende Mittelpunkt alles Daſeins — etwa als ein bloßes Gefühl, das Erkennen, alſo alles Denken ausſchließend, betrachtete. Dieſer Mittelpunkt der Liebe, in ihrer tiefſten ſpeculativen Bedeutung, war ihm Jeſus Chriſtus:

> „C'est lui, qui est le vrai Dieu des hommes, c'est à dire, des misérables et des „pécheurs. Il est le centre de tout et l'objet de tout: et qui ne le connait pas, ne „connait rien dans l'ordre du monde, ni „dans lui-même. Car non-seulement nous „ne connaissons Dieu, que par Jésus Christ, „mais nous ne connaissons nous-mêmes que „par Jésus Christ." Art. XIII. der Handausgabe. Vol. 2. p. 144.

So war ihm die Liebe das Schaffende, das Wirkliche, und Alles außer dieſer ein Unwirkliches, Abſtractes. — „Als Gott," heißt es an einer andern

Stelle, Himmel und Erde erſchaffen hatte, die keine Empfindung von dem Glück ihres Daſeins hatten, wollte er Weſen ſchaffen, die dieſes Bewußtſein hätten und Körper denkender Glieder ausmachten. Alle Menſchen bilden die Glieder dieſes denkenden Körpers, die, damit ſie glücklich ſeien, ihren beſondern Willen dem allgemeinen, der das Univerſum regiert, gemäß bilden müſſen. Nur zu oft glauben wir, das Ganze zu ſein, erkennen nicht unſere Abhängigkeit von den übrigen Körpern, glauben nicht dieſen unterworfen, vielmehr das Centrum und der Körper ſelbſt zu ſein. So aber iſt man nur ein vom Körper losgeriſſenes Glied. Dieſes verwirrt ſich, da es kein Leben in ſich ſelber hat, in ſich, und ſtaunt unwiſſend über das Ungewiſſe ſeines Weſens. Fängt man aber an ſich zu erkennen, dann iſt man wie zu ſich ſelbſt gekommen, man erkennt, daß man nicht der Körper iſt u. ſ. w." Es wäre leicht eine Menge anderer, eben ſo bedeutender Stellen anzuführen.

Haben wir es nun erkannt, daß dem Pascal die Idee der göttlichen Liebe, nicht blos getrennt von den untern Ordnungen, ſondern auch dieſe durchdringend, als der Mittelpunkt der höchſten geiſtigen Einheit vorſchwebt, ſo müſſen wir auch die Schranken, innerhalb welcher ſie gehalten wurde und die er nicht zu überſchreiten vermochte, genauer betrachten. Die Idee ſelbſt war der Kirche nicht fremd. In der Geſtalt des Myſticismus hatte ſie ſich oft, tiefer oder oberflächlicher, auszuſprechen geſucht. Aber ſie ward von Pascal nicht bloß äußerlich aufgenommen, nicht bloß in der Form eines überſchwänglichen Gefühls aufgefaßt, ſie ward lebendig reproducirt, und zwar als der Mittelpunkt der zerſtreueten wiſſenſchaftlichen und allgemein geiſtigen Elemente ſeiner Zeit. Sie war daher, in der Art, wie ſie ſich durch ihn ausſprach, neu. Obgleich ſeine religiöſe Richtung ihn zu den Janſeniſten hinzog, obgleich er das Fundament ihrer Lehre klarer, als ſie ſelbſt, auffaßte und mit Glück vertheidigte, ſo konnte ſein freierer Geiſt ſich doch nicht entſchließen, ſich mit dieſen unbedingt zu verbinden.

Die göttliche Liebe war ihm allerdings das Princip alles Erkennens, aber dieſes reifte nicht zum thätigen Erkennen, zur denkenden Entwickelung. Die Einheit des Denkens ſchwebte ihm vor, zog ihn an, er ergab ſich ihr, aber lediglich als einem Fremden, als Autorität, er war ganz und durchaus Katholik, und er konnte ſich mit der Freiheit des Denkens, mit dem perſönlich in ſich ſicher gewordenen Glauben des Proteſtantismus nie befreunden. Die Geſchichte, das ganze Menſchengeſchlecht, jede Perſönlichkeit, ſeine eigene, hatten ihre Wirklichkeit nur in der geiſtigen Einheit der Liebe, aber ſie ſelbſt ſchwebte ihm vor, wie ein dämmernd enthülltes Myſterium, in welchem er alle Reichthümer des erkennenden Geiſtes fand, aber nicht beſaß, nicht denkend beherrſchen konnte. Sie war ihm, aber in viel tieferm Sinne, was dem Kant die ſynthetiſche Einheit des Selbſtbewußtſeins. Sie war daher nicht Erkennen, aus ihr bildete ſich keine Philoſophie, aber wenn in einem ſolchen Geiſte der Katholicismus zum wahren Proteſtantismus heranreifte, dann würde man in der mit dieſer Tiefe aufgefaßten Idee die wahre Aufgabe der Philoſophie erkennen, die ihre Löſung gefordert und gefunden hätte.

Dennoch war das Reſultat ſeiner Reflexion dem der kantiſchen Kritik ſo ähnlich, wie bei keinem Philoſophen vor und nach ihm; die Trennung der Freiheit von der Nothwendigkeit, der Geſchichte von der Natur, der theoretiſchen von der praktiſchen Philoſophie finden wir bei ihm, wie bei Kant, nur daß der Hauch der göttlichen Liebe mit der ſeligſten Gewißheit das Ganze durchdrang und ebendaher für die Reflexion einen Widerſpruch hervorrief, der dem Kant fremd blieb, weil Freiheit und Nothwendigkeit bei dieſem in gar keiner Berührung traten und daher ſich nicht widerſprechen konnten Dieſer Widerſpruch, der ſich immer von Neuem hervordrängte, der, ſo lange die Liebe dem Erkennen fremd blieb, nie gelöſt werden konnte, und dennoch durch jene, als abſolut gelöſt, anerkannt wurde, enträthſelt uns ſeine eigenthümliche Perſönlichkeit.

Daß ſeine Religioſität ein Product der Geiſtesſchwäche war, haben wir freilich widerlegt; aber dennoch wollen wir nicht leugnen, daß Manches in ſeinem Leben vorkam, was wir nicht als die Aeußerung eines ſtarken, in ſich geſunden Sinnes betrachten können. Manche ſeiner Seltſamkeiten, viele Aeußerungen einer religiöſen Aengſtlichkeit, die ſeinem Leben ein faſt legendenartiges Gepräge ausdrückten, ſcheinen durch eine Verzärtelung, wenn auch nicht erzeugt, ſo doch gepflegt und einſeitig ausgebildet, aus der Bewunderung und ängſtlich hingebenden Sorgfalt, mit welcher er von Verwandten und Freunden behandelt wurde, entſprungen zu ſein. Aber man findet ihn in einem Widerſpruche befangen, den er nicht zu löſen vermochte, der ihn ſein ganzes Leben hindurch verfolgte, ängſtigte und quälte, und der offenbar aus einer tiefern Quelle entſprang. In der letztern Hälfte ſeines Lebens fühlte er ſich von der Größe ſeiner eigenen Aufgabe gedrückt. Urſprüngliche Neigung und ſeltenes Talent drängten ihn zur eracten Naturforſchung, und dann ſagte er ſich: dieſes Alles ſei nichtig und man müſſe allein und unmittelbar Gott ſuchen. Er konnte ſich offenbar glücklich fühlen, wenn er ſich der Beſchäftigung hingab, zu welcher ihn ſein

Talent, oft wider ſeinen Willen, hinzog, aber dann ſtörte ihn eine innere Angſt; und wenn er ſich ganz der religiöſen Betrachtung hingab, beunruhigten ihn wieder die vernachläſſigten Unterſuchungen. In den Pensées erkannte er Gott allenthalben und, wie er ſich da oft genug äußert, müßte eine jede gewiſſenhafte Beſchäftigung, auch diejenige, die nicht ihren Grund in ſich ſelber findet, ſondern abhängig iſt von einem fremden Ganzen, in ſich eine Wahrheit haben, die höher liegt, als ihre Erſcheinung, und dennoch in dieſer geſucht, erforſcht, erkannt werden. Sie trat ihm nahe, aber er konnte ſie nicht feſthalten, denn was ihm die Idee der Liebe ſchenkte, zerſtörte die Reflexion.

Aus dieſer ſchwankenden Stellung entſprangen Schwächen, die er vergebens zu bekämpfen ſuchte. Ja, die Aengſtlichkeit des Kampfes bezeugte eben, wie oft er ſich beſiegt fühlen mußte. Als er die Löſung der Probleme, zu welchen die Natur der Cycloide führte, gefunden zu haben glaubte, überredete man ihn — und das ſollte als Entſchuldigung dienen — dieſe Löſung geheim zu halten und die Probleme, als Preisaufgabe, den Mathematikern vorzulegen. Zwei Löſungen liefen ein. Die eine, von Lallouere, einem Jeſuiten, konnte man wohl als mißlungen betrachten. Die zweite aber, von einem Mathematiker, der ſich wohl mit Pascal meſſen konnte, von dem Engländer Wallis, führte einen Streit hervei, der, wie man ihn auch betrachten mag, einen Schatten auf Pascal wirſt. Die ſeltſame Abſicht war die, einen Beweis ad hominem zu liefern, daß ein ausgezeichneter Mathematiker auch ein Chriſt ſein konnte. Daher ward Pascal von ſeinen Freunden aufgefordert, die Zuverſicht, mit welcher er ſich über alle Mathematiker ſeiner Zeit erhaben fühlte, auf die naivſte Weiſe auszuſprechen; und nichts beweiſt wohl mehr, wie nöthig ihm der Stachelgürtel war, und wie wenig er half. Die Demüthigung, die das zweifelhafte Reſultat herbeiführte, war wohlverdient.

In der Geſchichte, in dem Reiche der Freiheit ward die geiſtige Wirkung mit religiöſer Wahrheit anerkannt, aber dieſes Anerkannte, welches ſich ihm aufdrang, dem er ſich hingab, blieb dem reflectirenden Erkennen innerhalb der Erſcheinung fremd — und die Wahrheit nur eine gegebene, nie aus ſich ſelber entſprungene. So entſtand eine Dialektik, die, wenn man das ins Auge faßt, was ſie beabſichtigte, vielleicht niemals großartiger erſchien, obgleich ſie ihren eigenen poſitiven Mittelpunkt nicht finden konnte und nur die zerſtreuten Glieder eines ihm dunkel vorſchwebenden in ſich geordneten Geſprächs enthielt. Die mehr durch einen Sprung, als durch ein ſtetig fortſchreitendes Denken vermittelten Gegenſätze dieſer Dialektik, die theils ethiſcher, theils pſychologiſcher Art waren, in ihrer geiſtreichen Kürze, erſchienen denjenigen, die eben keine Vermittelung ſuchten, auch keine wollten, und was unmittelbar mit der religiöſen Idee der Liebe gegeben war, abwieſen, pikant und intereſſant, und haben ſeinen Ruf begründet.

Man pflegt Pascal's **Pensées** nur einzeln zu nehmen, und bewundert die Tiefe einiger, die geiſtreiche Wendung anderer, und man kann doch nicht läugnen, daß, wenn ſie ſo vereinzelt betrachtet werden, ſie in der That nur ein müßiges Spiel mit Antitheſen darzuſtellen ſcheinen. Nur wenn man die große Antitheſe des ganzen Daſeins, die immer wiederkehrt, die er nie aus den Augen verliert, aus allen Aphorismen und mehr zuſammenhangenden Darſtellungen herauslieſt, verſteht man jene wahrhaft ſpeculative Geſinnung, die ſelbſt dem ſcheinbar Trivialen eine tiefe Bedeutung giebt.

Pascal's Schweſter, die bekanntlich ſein Leben beſchrieb, erzählt, daß es ſeine Abſicht war, die Aphorismen und hingeworfenen Pensées in einem großen Werke zu vereinigem, und daß nur ſeine Kränklichkeit und früher Tod die Ausführung dieſes Entſchluſſes verhinderten. Ich geſtehe, ich glaube, daß dieſes Werk in dem Umfange,* im welchem es Pascal, nach den zerſtreueten Aphorismen zu urtheilen, vorſchwebte, ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden nie fertig geworden wäre. Die höchſte Ordnung der Liebe war in rein geiſtiger Auffaſſung von ihm anerkannt. In ihr lebte alles Erkennen, aber es trat, als ſolches, in ſeinem geordneten Zuſammenhange nie hervor. Seine Gedanken erhielten ihre Bedeutung durch das Ganze, aber ſie ordneten ſich nicht unter einander zu einem Ganzen.

In der erſten Ausgabe der Pensées, die bekanntlich erſt nach ſeinem Tode aus ſeinen Papieren geſammelt wurden, wie ſie zu verſchiedenen Zeiten hingeworfen waren, ſind nicht bloß die wichtigſten ausgelaſſen, ſondern auch die aufgenommenen höchſt willkürlich unter einander geworfen. Die Boſſuetſche Ausgabe hat Nichts ausgelaſſen und Alles beſſer zu ordnen geſucht. Einige Aphorismen, wenn auch zu ganz verſchiedenen Zeiten geſchrieben, hängen deutlich zuſammen, und erſcheinen — in den älteſten Ausgaben auf eine unbegreifliche Weiſe oft, wie man glauben muß, mehr durch Nachläſſigkeit, als durch Mißverſtand getrennt — hier wieder verbunden. Die neuere Handausgabe hat oft eine andere Ordnung. Ueberſehen wir aber die ganze Maſſe der Pensées, ſo wird man in allen dieſen Zuſammenſtellungen die häufigen Spuren der Willkür erkennen. Ich glaubte anfänglich, und bis mir das Weſen der Pensées deutlicher ward, daß es vielleicht möglich wäre, die Idee des allgemeinen Zuſammenhanges, wenn auch nicht vollkommen, herauszuleſen. Ich überzeugte mich aber dann, daß es unmöglich ſei. Man findet nur zu häufig, wenn man die verſchiedenen Regionen der Betrachtung geſondert hat, daß einzelne Gedanken und oft die tiefſten und bedeutendſten, dieſe Sonderung nicht anerkennen. Ich bin überzeugt, daß Pascal ſelbſt, wäre ihm das Geſchäft aufgetragen, dieſe Gedanken, wie ſie vorliegen, zu ordnen, genöthigt ſein würde, eben ſo willkürlich zu verfahren, wie die Herausgeber; denn nicht bloß die Pensées, Pascal's Geiſt ſelbſt war fragmentariſch; es iſt uns, als hörten wir, wenn er ſpräche, die Bruchſtücke eines halb vergeſſenen Epos. Wenn nun dieſe Willkür, ſelbſt wo ſie, wie in den älteſten Ausgaben, vorherrſcht, dennoch nicht das widerwärtige Gefühl einer Gedankenverwirrung hervorruft, ſo können wir den wirklichen Genuß, der uns wird, nur daraus erklären, daß uns aus einer jeden Aeußerung das Ganze entgegenkommt, als bewege der Verfaſſer ſich mit willkürlicher Sicherheit in einer Welt, in welcher er heimiſch iſt, deren Unveränderlichkeit wir ahnen, ohne daß es ihm gelingt, uns in ſie zu verſetzen. Seine Pensées bilden, in Beziehung auf die Einheit, die ihren eigenthümlichen Inhalt ausmacht, einen Kreis, deſſen Mittelpunkt allenthalben, deſſen Peripherie aber nirgends zum Vorſchein kommt, damit wir dieſen, dem Timäus zugeſchriebenen Ausdruck von der Welt, der auch von Pascal gebraucht wird, auf ihn ſelber anwenden. So enthalten die Pensées die Materialien zu einem Platoniſchen Geſpräche vom chriſtlich-religiöſen Standpunkt aus; aber dieſes konnte ſich nie runden, nie fertig werden, weil der weſentliche, alles vereinigende Inhalt, das Centrum, in einer jeden beſonderen Form nur angedeutet, ſich immer in ſeinen eigenen, nie dargeſtellten Umfang verlor. Zwei Jahrhunderte ſind ſeitdem verfloſſen, und wir müſſen geſtehen, daß die Aufgabe, die dem Pascal vorſchwebte, noch immer eine der kühnſten, großartigſten, die wir uns zu ſtellen vermögen, genannt werden muß.

Es lag in dieſer Dialektik, wie ſie außerhalb der vereinigenden Liebe hervortrat, die Nothwendigkeit, daß das Poſitive, um welches ſie ſich bewegte, als ein unbewegliches immitten der Wandelbarkeit aller Erſcheinungen ſtehendes, dem Innerſten entfremdetes Geſetz, dem Handelnden ein Gebot ſein mußte, an deſſen Unbeweglichkeit eben die ſchwankenden Formen ſich brachen. Die Freiheit der Menſchen mußte ſelbſt von ihrer Knechtſchaft, und dadurch von ihrem Elende das härteſte Zeugniß ablegen. Dieſes Geſetz konnte zwar, wie es Pascal, ſeiner Eigenthümlichkeit nach, aufzufaſſen vermochte, nicht, wie bei Kant, in der abſtracten Allgemeinheit, als Sittengeſetz, hervortreten; wohl aber konnte es, als unwandelbarer Mittelpunkt einer caſuiſtiſchen Dialektik erſcheinen, deren meiſterhafte Entwickelung wir in den Provincial-Briefen, und hier in der ſchönſten klarſten Einheit einer in ſich geſchloſſenen meiſterhaften Darſtellung finden. Dieſe Briefe erſchienen im Druck einzeln nach einander vom Januar 1656 bis März 1657, in den ſpäteren Jahren ſeines kurzen Lebens, und legen ein vollgültiges Zeugniß von der großen Energie ſeines Geiſtes zu dieſer Zeit ab. Unſere Königl. Bibliothek enthält in einer Sammlung janſeniſtiſcher Piecen, die ein großes Licht über die Geſchichte des Janſenismus verbreiten, daher von einem Jeden, der dieſe ſtudiren will, als ächte Urkunden, ſorgfältig geleſen zu werden verdienen, dieſe Briefe in ihrer urſprünglichen Form, wie ſie nach einander erſchienen. Sie ſetzten, als ſie herauskamen, und faſt ein Jahrhundert hindurch, ganz Frankreich in Bewegung. Von dem Streit zwiſchen den Janſeniſten und Moliniſten ſehen wir ab: eben ſo wenig ſoll der Streit gegen die Jeſuiten als ein ſolcher hier berührt werden. Wie viele Umſtände dazu beitrugen, dieſe zu ſtürzen, iſt eine hiſtoriſche Unterſuchung, die uns hier ferne liegt. Daß aber dieſe weder vor ihm, noch nach ihm, einen Gegner fanden, der mit ihm verglichen werden kann, iſt entſchieden.

Alle ſpätere Angriffe erſcheinen als mehr oder weniger ſeichte, aus dieſer Urquelle geſchöpfte Fragmente. So hat dieſes Werk eine große äußere geſchichtliche Bedeutung, die allgemein anerkannt iſt; aber auch eine künſtleriſche, die eben ſo allgemein, ja höher noch geſchätzt wird: die vollendete Form nämlich. Dieſe Briefe haben dem Verfaſſer die Stelle unter den größten Proſaikern ſeines Landes auf immer erworben, und die tiefe Gründlichkeit, die geiſtige Gewalt, mit welcher er ſein Material beherrſchte, die durchſichtige Klarheit ſeiner Darſtellung werden eben ſo ſehr bewundert. Hier wollen wir den Inhalt von einer anderen Seite betrachten.

Daß die Sittlichkeit ihre Verwirklichung nur durch die Religion erhielt, die das Geſetz zur Liebe verklärte, war, wie bekannt, Pascals innige Ueberzeugung. Als Geſetz war ſie aber für alle Menſchen, auch für den Ungläubigen da, ſie war, als Geſetz eine anerkannte Thatſache des menſchlichen Bewußtſeins, und die eigentliche, über alle Streitigkeiten der Zeit liegende, ja alle künſtleriſche Vorzüge überragende Bedeutung der Briefe liegt eben darin, daß der Begriff der wahren Sittlichkeit, als das unwandelbare immanente Princip einer, nicht durch Abſtraction gewonnenen, vielmehr unmittelbar durch die Geſchichte ausgeſprochenen dialektiſchen Bewegung feſtgehalten wurde. Obgleich dieſe Briefe nacheinander erſchienen, muß man dennoch annehmen, daß der Inhalt Aller ihm vorſchwebte, als er den erſten niederſchrieb. Es iſt wahrhaft bewundrungswürdig, wie hier, wenn die ganze Schrift ihrer Bedeutung nach zuſammengefaßt wird, dasjenige, was alle Gemüther in Bewegung ſetzte, was dem Verfaſſer ſelbſt ein höchſt Wichtiges war, dennoch in der Darſtellung, als ein Ganzes, einen von allen Zeitverhältniſſen und jeder Perſönlichkeit abgeſonderten, allgemeinern Charakter annimmt — als wären die Gegner, als ſolche, gar nicht da, als hätten ſie keine äußere Wirklichkeit, als hätten Jeſuiten und Moliniſten ſich zu Typen und durch dieſe zu Begriffen einer Dialektik erhoben, die der Verfaſſer mit völliger geiſtiger Freiheit beherrſcht. Es iſt gar nicht zufällig, daß die meiſterhafte und klare Darſtellung mit den Spitzfindigkeiten der Moliniſten anfängt. Der Pelagianismus der Jeſuiten ließ in der That, durch eine generatio aequivoca das Leben aus dem Tode, die Sittlichkeit aus der rein ſinnlichen Glückſeligkeitslehre entſtehen. Die Lehren von der nächſten Kraft, von der hinreichenden und wirkenden Gnade, waren Verſuche, denen der Materialiſten ähnlich, die durch überfeine Fluida den Uebergang vom Leibe zur Seele zu vermitteln hofften. Die Probabilitätslehre ward nur auf dieſe Weiſe möglich. Von da an ſtellen nun dieſe Briefe eine kunſtreiche Dialektik dar, deren Steigerung bis zur Vernichtung ihres urſprünglichen Gegenſatzes aus den Schriften der Jeſuiten herausgehoben und dargelegt, unaufhaltſam fortſchreitet. So bildet ſich eine praktiſche Sittenlehre ganz im Kantiſchen Sinne, durch ihre Negation in allen möglichen Formen aus, und bei Kant ſpielt die Caſuiſtik eine ſo bedeutende Rolle, daß er ſchon dadurch ſich an die Provincialbriefe auf eine bemerkenswerthe Weiſe anſchließt.

Von einer anderen Seite wurden aber die Provinzialbriefe nicht weniger wichtig. Zwar iſt der Gegenſtand, den wir berühren wollen, ſo völlig trivial, und ſo ausgemacht geworden, daß er kaum einer Erwähnung zu verdienen ſcheint; und doch wird er demjenigen, der ruhig und rein objectiv die Geſchichte betrachtet, der ſich von einer durch Bildung und Erziehung herrſchend gewordenen Anſicht loszureißen vermag, keinesweges unbedeutend erſcheinen. Viele Jahrhunderte ſind verfloſſen, ohne daß es den Menſchen gelang, die ſinnliche unbefangene Betrachtung und die feſte Beſtimmung ſinnlicher Verhältniſſe innerhalb ihrer Grenzen reinlich und ſicher von ſubjectiven Meinungen, die durch viele Generationen hindurch ihre Gewalt ausübten, zu ſondern. Der bekannte Streit über die wahre Beſchaffenheit der Lehre des Janſenius, die von den Jeſuiten und durch ihren Einfluß auch vom Papſte als ketzeriſch betrachtet wurde, (während die Janſeniſten behaupteten, daß die Lehren, die vom Papſte verdammt, auch von ihnen als ketzeriſch verabſcheut würden, daß dieſe aber, ſo wie ſie von den Jeſuiten dargeſtellt würden, in den Schriften des Janſenius nicht vorkämen), gab dem Pascal Gelegenheit zu der Unterſuchung: inwiefern dem Papſte überhaupt ein Recht zukäme, zu beſtimmen, ob entſchieden ausgemachte Thatſachen als ſolche anerkannt werden dürften, oder nicht. Dieſe Unterſuchung ſcheint trivial, iſt es aber keinesweges. Die ſinnliche Gewalt entſchiedener Thatſachen wird zu keiner Zeit, weder in der Naturwiſſenſchaft, noch in der Geſchichte rein zugeſtanden, und als Pascal ſie anſtellte, hatte ſie eine große Bedeutung, und ſeine Stimme war von großem Gewichte; denn ſie hatte in einer doppelten Richtung einen bedeutenden Einfluß. Pascal war durch ſeine religiöſe Geſinnung, ja durch ſeine Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche ausgezeichnet und als Naturforſcher berühmt. Zwar hatte die Reformation und die zu derſelben Zeit ſich mächtig entwickelnde Naturwiſſenſchaft eine Richtung der Forſchung hervorgerufen, die ſich, abgewandt vom kirchlichen Glauben, immer ſelbſtändiger bewegte, ſie hatte durch Baco ein einflußreiches Organ gefunden. Aber die Emancipation der ſinnlichen Forſchung in der Region des religiöſen Glaubens, und, beſtimmter, innerhalb der katholiſchen Kirche, ſollte entſchieden ausgeſprochen werden, und dazu war keiner berufen, wie Pascal. Sein Ausſpruch, mit welchem die Provincialbriefe ſchließen, als wenn es das höchſte, vielleicht ihm ſelbſt unbewußte Ziel derſelben war, hat dieſe Sache für immer ausgemacht. Er trat, unterſtützt von dem herrſchenden Geiſte, mit der Macht einer päpſtlichen Bulle, dem Papſt ſelber gegenüber, und mit der naiven Unbefangenheit, als deren Opfer Galilei fiel, wagte die Kirche ſeitdem niemals die Unterſuchungen der Naturforſcher zu ſtören.

Das Reſultat dieſer Unterſuchung hatte aber für Pascal nicht bloß ein äußeres, praktiſches Intereſſe, es hing genau zuſammen mit ſeinen tieferen Anſichten; denn die Grundlage ſeiner Lehre ging, wie oben erwähnt wurde, von der Trennung des Seins, als der untern Ordnung, von der des freien Denkens, als einer höhern, aus. Beide bewegten ſich ſelbſtändig und fanden ihre höchſte Einheit in der Liebe, die, als ein göttliches Geheimnis, zwar anerkannt, geglaubt, aber nicht ſelbſt ein Gegenſtand des Erkennens werden konnte.

Auf dieſe Lehre gründete ſich auch ſeine politiſche Geſinnung. Die Entwickelung der Geſchichte, wie ſie ſich in den Staatsformen ausſprach, war ihm ein göttliches Geheimnis, dem wir uns unterwerfen müßten, nicht einer menſchlichen That, nicht der Willkür der Meinungen preisgegeben. Die Religion war ihm die wirkliche Geſchichte, die Staatsverfaſſung, von jener durchdrungen, chriſtlich traditionell, wie die Kirche. Daher war Pascal, um einen modernen Ausdruck zu brauchen, der hier wohl angewandt werden darf, ein Legitimer in demſelben Sinne, in welchem er ein Katholik war. „Ich könnte," ſagte er, „ebenſogut mich entſchließen, alle Menſchen zu ermorden, wie die Ordnung des Staats zu zerſtören;" und er äußerte dieſe Geſinnung ganz unbefangen zu einer Zeit, in welcher eine Aeußerung der Art nicht ohne Gefahr war. Nicht die Form der Verfaſſung, mochte ſie demokratiſch, ariſtokratiſch oder monarchiſch ſein, erſchien ihm tadelnswerth, wohl aber der revolutionäre Uebergang von der einen, ſo oder anders gebildeten Form zur andern. „Ein Venetianer," behauptete er, „der „die ariſtokratiſche Verfaſſung ſtürzen und die Monarchie einführen will, iſt ein Verbrecher, wie derjenige, „der in einem monarchiſchen Lande dieſe zu ſtürzen „ſucht."

Faſſen wir das Reſultat unſerer Betrachtung zuſammen, ſo ſehen wir: die praktiſche und theoretiſche Philoſophie, Freiheit und Nothwendigkeit, wie bei

Kant, getrennt. Was von dieſem als ſynthetiſche Einheit des Bewußtſeins, als ein Mannigfaltiges mit einem unauflöslichen Widerſpruch behaftet, aufgefaßt und geduldet wird, iſt aber dem Pascal die, freilich dem Erkennen unzugängliche Liebe. Alle Momente einer Reflexion, die ihre eigenen Grenzen, aber eben dadurch auch ein über die Grenzen Hinausliegendes anerkennt, wie ſie ſpäter, durch Kant, wieder hervortraten, nachdem ſie in der Einſeitigkeit eines lediglich ſinnlichen Bewußtſeins verſchwunden waren, erkennen wir bei Pascal. Sie blieben den Schriftſtellern der Geſchichte der Philoſophie nur deshalb verborgen, weil ſie durch die innere Klarheit eines geiſtigen Lebens, nicht durch die Abſtraction der Schule vermittelt waren. Aber eben dadurch ſtand Pascal höher als Kant. Denn in dieſem Leben lag die Tiefe einer höhern Einheit verhüllt und beherrſchte ſeine Gedanken. Daher brachen höhere Aeußerungen, wie unwillkürlich hervor, die den Mitlebenden unverſtändlich erſchienen, obgleich Pascal offenbar das Talent der Popularität ſeiner Landsleute beſaß und auszubilden ſtrebte. Eine Stelle verdient in dieſer Rückſicht Aufmerkſamkeit. In dem Artikel XVII, 101. S. 226 der Duodez-Ausgabe kömmt folgende Stelle vor: „La multitude qui ne se reduit pas à l'unité est confusion. L'unité qui n'est pas multitude est tyrannie.“ Boſſuet hat dieſe Stelle unverändert. Dem Herausgeber der genannten Ausgabe war ſie bedenklich. Er wiederholt ſie daher S. 231, und in der Note bemerkt er: „Cette même pensée, qui se trouve ci-dessus, telle qu'elle est dans l'édition de M. B. n'y forme qu'un sens assez obscur.“ Abſchreiber, die ohne Zweifel dieſelbe Schwierigkeit fanden, die dem Herausgeber auffiel, ſuchten einen Sinn hineinzubringen. Sie corrigirten die Stelle, und wir finden ſie, ſo verſtändlich gemacht, folgendermaßen wiederholt: „L'unité qui ne dépend pas de la multitude est tyrannie.“

In der Liebe waren Natur und Freiheit von Gott durchdrungen, in der Einheit geſetzt: aber für die Reflexion fielen beide unvermeidlich aus einander, nicht relativ, ſondern abſolut getrennt. Pascal behauptet*) eben ſo beſtimmt, wie Kant, daß Gottes Daſein ſich aus der Welt der Erſcheinungen nie beweiſen laſſe. Das non liquet der Kantiſchen transcendentalen Kritik, nach welchem ſich über das Anſich weder für noch wider entſcheiden laſſe, ſo daß Gottes Daſein ſich zwar nicht beweiſen, aber ebenſowenig abläugnen läßt, finden wir bei Pascal in einer beſondern Form ausgeſprochen. Er bittet denjenigen, der mit der Religioſität den Standpunkt der Liebe und mit dieſem das zuverſichtliche Gottesbewußtſein verloren hat, zu erwägen, wie wichtig der Gegenſtand ſei. Bei der gleichen Wahrſcheinlichkeit des Daſeins und Nichtdaſeins Gottes befinde ſich der ernſthaft nachdenkende Menſch, auch wenn er geſtehen muß, daß Gottes Daſein ſich nicht beweiſen laſſe, in dem Zuſtand eines ſolchen, der eine Wette eingehen muß, wo gleiche Wahrſcheinlichkeit für und wider ſtattfindet. Man erkennt den Mathematiker, der ſich mit dem Wahrſcheinlichkeits-Calcul beſchäftigt hat. So ſucht er nun den Ungläubigen für die poſitive Annahme des Daſeins Gottes, wie der Unſterblichkeit der Seele durch den Vortheil zu gewinnen. Das Ungenügende dieſes Verſuchs iſt einleuchtend; denn erſtens iſt es mehr als zweifelhaft: ob ein entſchieden Ungläubiger ſeinen Vortheil finden würde bei der Annahme, und zweitens kann aus einer zugeſtanden völlig unbegründeten Annahme keine Art von Ueberzeugung entſpringen. Und dennoch hat eben dieſer Verſuch, durch ſeine Popularität, einen großen Beifall gefunden. Bayle, der denſelben Gedanken bei Arnobius gefunden hat, rühmt ſeine ſiegreiche Entwickelung bei Pascal.

---

*) Nach dem Supplement zum Artikel III. §. 15, welches nach einem Original-Manuſcript mit Recht, als Dialog betrachtet, in der Duodez-Ausgabe Paris 1803. 1. den Pensées voranſteht.

Aber eine Eigenthümlichkeit theilt Pascal mit allen Philoſophen des 17ten Jahrhunderts. Sie äußert ſich in einer entſchiedenen Starrheit und auffallenden Ungelenkigkeit aller Naturanſichten: und man fühlt ſich um ſo mehr gedrungen, den Grund dieſer Eigenthümlichkeit aufzuſuchen, da die Naturanſichten einen größern Einfluß auf die philoſophiſche Darſtellung ausübten, als in früheren Zeiten. Dieſer liegt aber in der mechaniſchen Auffaſſungsweiſe der Natur, die durch die Richtung, in welcher die Naturwiſſenſchaft ſich in dieſem Jahrhundert ausbildete, veranlaßt wurde, und die alle philoſophiſchen Methoden beherrſchte. Sie vertrug ſich freilich am leichteſten mit dem Dualismus des Carteſius; aber ſie zeigte ſich dennoch ebenfalls in der mathematiſchen Demonſtration des Spinoza, und ſelbſt, wenn Mallebranche die Lehre von der göttlichen Freiheit dem Syſtem der ſpinoziſtiſchen Nothwendigkeit gegenüber auszubilden ſuchte, konnte er dieſer Gewalt einer mechaniſchen Naturanſicht nicht entgehen. Vor Allem erſchien ſie aber hemmend für Leibnitz, wenn er ſeine philoſophiſchen Ideen entwickeln wollte, und wenn wir ſeine Verſuche, ſich klar zu machen, beſonders in ſeinen Streitſchriften verfolgen, muß es uns einleuchten, daß ſeine Lehre nur deswegen in einer präſtabilirten Harmonie, die keine lebendige Wechſeldurchdringung des Freien und Nothwendigen erlaubte, erſtarrte, weil ihm eine umfaſſende Anſchauung des organiſchen Lebens fehlte. Man verkennt Kants wahres Verdienſt und den Keim einer höhern Speculation, der ſeine Kritik über ihre eigenen Grenzen herausführen mußte, wenn man den Einfluß überſieht, welchen eine Kritik der äſthetiſchen und teleologiſchen Urtheilskraft dadurch auf die Entwickelung der Speculation ausübte, daß er zuerſt die Begriffe der Schönheit und der innern (organiſchen) Zweckmäßigkeit in die philoſophiſche Schule einführte. Sie hätten, wären ſie den ältern Philoſophen bekannt geweſen, die Schranken ihrer Darſtellungen niedergeriſſen: und was die lebendigere Anſicht der Kunſt und die immer mächtiger werdende, umfaſſende Anſchauung des organiſchen Lebens für die Ausbildung der Philoſophie unſerer Tage geworden, iſt kaum in ſeiner ganzen Bedeutung anerkannt.

Ueber das

Leben des Jordanus Brunus.

(Zur Stiftungsfeier der Akademie am Leibnitztage 1841.)

Beſchäftigt mit einer Darſtellung der Philoſophie des Jordanus Brunus, halte ich eine Ueberſicht deſſen, was man bis jetzt über ſein räthſelhaftes Leben geſchrieben hat, als Einleitung für nothwendig, ehe ich in einer Reihe von Vorträgen die Darſtellung ſelbſt der Akademie übergebe.

Jordanus Brunus zeigt ſich nämlich auf eine ſo auffallende Weiſe als eine höchſt eigenthümliche, in ſich abgeſchloſſene und durchaus urſprüngliche Natur ſeine philoſophiſche Anſicht iſt ſo ganz für die Zeit, in welcher er lebte, ein neuer Anfang aus den Urquellen der Selbſtbetrachtung des Geiſtes entſprungen, daß eine Darſtellung ſeiner geſchichtlichen Erſcheinung zum Verſtändniß ſeiner Schriften durchaus nothwendig ſcheint. Hier begegnen uns aber bedeutende Schwierigkeiten. Was Bayle, Heumann, Jordanus, Brucker, Kindervater, Adelung, nach dieſen Fülleborn, Buhle, Tennemann, **Rixner**, **Wagner**, über ſein Leben geſchrieben haben, ſowohl als die Quellen, welche ſie benutzten, ſoweit ſie mir zugänglich waren, habe ich ſorgfältig mit einander verglichen. Dennoch bleibt Manches ſehr dunkel. Was von den früheren Biographen unſeres Philoſophen überſehen wurde, iſt der Maſſe nach ſehr wenig: aber ſo gering auch dieſe Ausbeute ſcheinen mag, ſo glauben wir doch durch eine ſorgfältige Ueberſicht des Bishergekannten, durch Benutzung einiger bisher theils überſehenen, theils nicht bekannten Verhältniſſe einiges Licht über den Charakter eines Mannes verbreiten zu können, deſſen Schriften bis jetzo nur fragmentariſch bekannt ſind, deſſen perſönliche Eigenthümlichkeit kaum richtig aufgefaßt worden iſt.

In der literäriſchen Welt erſchien Jordanus Brunus als ein bis dahin völlig Unbekannter, Armer, aus ſeinem Vaterland Entwichener, zuerſt 1580 in Genf. Sein Geburtsort iſt uns zwar bekannt; er nennt ſich ſelbſt den Nolaner. Aber von ſeinem früheren Leben haben wir nichts erfahren. Nur ſo viel wiſſen wir, daß er, frühzeitig geiſtig bewegt, in einem Lande, in welchem durch die Erneuerung des Studiums der griechiſchen Sprache die platoniſche und alexandriniſche Schule ſchon hundert Jahre früher das philoſophiſche Studium belebte, in welchem in ſeiner Nähe, ja, in der Zeit ſeiner Jugend, Patritius, Tileſius und Campanella den Kampf gegen Ariſtoteles begannen, von der gährenden geiſtigen Richtung ſeiner Zeit ergriffen worden war. Sein Kampf gegen die Ariſtoteliker fing ohne allen Zweifel ſehr frühe an; denn er erſchien bei ſeinem erſten Auftreten als ein ſehr gewandter und vielſeitig gerüſteter Gegner derſelben. Aber die Art, wie er dieſe, ja den Ariſtoteles ſelbſt angriff, wich entſchieden ab von der allgemein herrſchenden; ſie war in einer durchaus lebendigen Auffaſſung des Alls begründet, die, wenn auch nicht vielſeitig dialektiſch ausgebildet, dennoch geeignet war, einen ganz neuen Standpunct der Philoſophie wenigſtens anzuregen, der eben ſeiner Eigenthümlichkeit wegen den Gleichzeitigen unverſtändlich blieb. Daher verband er ſich nie, weder mit den früheren, noch mit den gleichzeitigen Gegnern des Ariſtoteles, und er griff ſowohl Patritius, wie Ramus an. Man darf wohl vorausſetzen, daß ein Theil der ſpäter erſchienenen Schriften ſchon in Italien und vor ſeiner Entweichung ausgearbeitet war. Il Candelajo, jenes übermüthige Schauſpiel, in welchem er mit grellen Zügen dem Pedantismus ſeines Zeitalters den Krieg erklärt, war ohne allen Zweifel ein Product der tiefen Erbitterung während ſeiner drückenden Lage in Italien. Es gehörte zu den erſten Schriften, die er nach ſeiner Entweichung drucken ließ. Die rohe Genialität, die aber durchaus geſund erſcheint, ſo wie die derbe Kühnheit, zwar bezeichnend für Bruno ſein ganzes Leben hindurch, tritt dennoch in dieſem Drama beſonders hervor, und deutet augenſcheinlich auf einen jugendlichen Verfaſſer. Alle neuere Bearbeiter des Lebens des Jordanus Brunus, beſonders Rixner und Wagner, haben ſorgfältig die Stellen ſeiner philoſophiſchen Schriften und Gedichte geſammelt, in welchen er den widerwärtigen geiſtigen Druck, unter welchem er in Italien lebte, darſtellt; ich will ſie nicht wiederholen. Nur ſo viel erlaube man mir hier zu bemerken: Er muß offenbar ſchon vor ſeiner Entweichung innerlich mehrere geiſtige Epochen durchlebt, ja durchkämpft haben. Auch in Italien erkannte man ſeine ausgezeichneten geiſtigen Gaben. Manche veraltete Schulen wollten ſie, durch den Zwang der äußeren Verhältniſſe unterſtützt, für ſich benutzen; jemehr man ihn aber auf dieſe Weiſe zu gewinnen ſuchte, deſto mehr ſträubte ſich die ſelbſtändige Natur gegen allen fremden Einfluß, und es blieb ihm nichts übrig, als die Ketten zu ſprengen. Daß er Dominikaner geweſen iſt, leidet keinen Zweifel, und die Behauptung des Echardus, der es leugnet, iſt gar nicht zu beachten. Sie entſprang offenbar aus der Neigung des Dominikaners, darzuthun, daß ein ſo gefährlicher Menſch nicht aus ſeinem Orden hervorgegangen wäre. Wir dürfen ihn alſo, wie er in Genf erſchien, als einen entwichenen Mönch betrachten.

Es entſteht die Frage: wie alt Jordanus Brunus geweſen iſt, als er zuerſt in Genf erſchien? Man hat unwillkürlich die Neigung, in ihm einen jungen Mann zu ſehen, einen Mann wenigſtens in ſeinen beſten Jahren. Sein Bildnis in der Wirthmannſchen Sammlung in München hat eine lebendige Wahrheit, die ſich kaum ableugnen läßt, und ſeine aus der Tiefe hervorblickenden geiſtreichen Augen, ſeine bedeutenden Geſichtzüge, die Kühnheit mit Tiefſinn verbunden, können nicht willkürlich erdacht ſein. Ein tiefer zurückgedrängter Schmerz ſpricht aus dieſen Zügen an. Bei aller Verſchiedenheit erinnert das Bildnis doch an das bekannte des Spinoza.

Allenthalben wo Jordanus Brunus erſchien, erweckte er Theilnahme und große Aufmerkſamkeit. Die bedeutendſten Männer in Frankreich, England und Deutſchland wurden von ihm heftig angezogen, aber auch, wie es ſchien, nicht ſelten wieder zurückgeſtoßen. Ueber ſeine Anhänger und Schüler übte er, ohne daß es ihm jemals gelang eine Schule zu bilden, eine große Gewalt, die offenbar, durch äußere Verhältniſſe wenig unterſtützt, rein geiſtiger Art war. Seine Vorträge waren lebhaft, ſeine Gelehrſamkeit erregte Erſtaunen, und ſeine Rede war auf eine bewundernswürdige Weiſe productiv. Wir haben ein Zeugnis, welches, von ſeinen Biographen bis jetzt überſehen, den lebendigen Reichthum ſeiner Vorträge darthut. Es iſt kurz vor ſeiner verhängnisvollen Rückreiſe nach Italien laut geworden. Raphael Eglinus, dem er, in Zürich, die Summa terminorum metaphysicorum — eine ſeiner wichtigſten Schriften — in die Feder dictirte, ſagt in ſeiner Dedication an Friedrich von Salis, von ihm: „Stans pede in uno, quantum calamo consequi possis, simul et dictare et cogitare, tam rapido fuit ingenio et tanta vi mentis.“

Aber obgleich Brunus ſich durch die Wärme ſeiner Phantaſie, durch die Lebendigkeit ſeiner Darſtellung, ja, ſelbſt bis zu dem Augenblick, in welchem er auf eine ebenſo räthſelhafte Weiſe in Italien verſchwand, wie er aus dieſem Lande hervortrat, durch eine jugendlich friſche Perſönlichkeit auszeichnete, ſo haben wir dennoch hinlänglichen Grund anzunehmen, daß er, als er zuerſt in Genf erſchien, keinesweges jung war. Im ſeinen erſten, in Paris erſcheinenden Schriften zeigte ſich, auf eine nicht abzuleugnende Weiſe, wie ſehr er das vielumfaſſende geſchichtliche ſowohl, als philoſophiſche Material ſeines Denkens beherrſchte. Die compendiosa architectura, ſeine erſte in Paris 1582 erſchienene Schrift, enthält offenbar ſchon, wenn auch nur angedeutet, ſeine ganze Philoſophie, und ſetzt bei dem Verfaſſer die ſchon ausgebildete Vollendung ihrer Eigenthümlichkeit voraus. Die ſchnell in London hinter einander erſchienenen Schriften enthalten zwar eine vielſeitige, nach allen Richtungen gehende Entwickelung ſeiner Ideen, aber wie er ſie ſchon ausgebildet in ſich trug. Spätere Schriften mögen auch wohl Manches enthalte, was die fortdauernden Vorträge der Lulliſchen Kunſt ihm an die Hand gaben, aber dieſe Erweiterung bezog ſich nur auf die für die Zuhörer beſtimmte Ausbildung der exoteriſchen Theile ſeiner Lehre; die tieferen Elemente ſeiner Speculation erſcheinen durchaus vollendet, eine reiſe Frucht früherer Jahre. Wenn man nun dieſe Vollendung vorausſetzt, die durchgearbeitete Eigenthümlichkeit, mit welcher er die mannigfaltigen Richtungen der alten griechiſchen Schulen, ſo wie der alexandriniſchen und ſcholaſtiſchen aufgefaßt hatte, die lebendige Beweglichkeit, mit welcher er jederzeit von einem ihm zur Natur gewordenen Standpunct aus ein jedes Thema behandelte, ſo muß man wohl annehmen, daß er erſt nach einem langjährigen Studium dieſes Geſchick erworben hat.

Es giebt aber auch einen unmittelbaren Beweis von ſeinem höheren Alter. In „Spaccia de la bestia trionfante“ kommt ein Gedicht vor, das in dem Zuſammenhang, in welchem es in den Dialog eingeführt wird (es wird ein Gedicht des Nolaners genannt), offenbar beſtimmt iſt, ihn ſelbſt zu ſchildern. Er preiſt in dieſem den Himmel für das Glück, durch welches es ihm vergönnt ward, kühn und begeiſtert ſich dem Höchſten zu weihen; ſein Alter ſei dadurch reich geworden. Er ſieht ohne Klage, wie die Haare grau werden, das Alter im Geſicht Furchen zieht, die Jugend entflieht. Die Ernte, die er in dem warmen Sommer nicht verſäumte, hatte ihm einen reichen Winter geſchenkt.

So erſchien er, ein völlig eigenthümlich ausgebildeter Philoſoph, vielleicht ſchon einige Jahre über die 50, in Genf. Als er hier ankam, war Calvin ſchon ſeit ſechzehn Jahren todt. Theodor Beza war 61 Jahre alt. Er hatte die Schrift: de puniendis haeriticis ſchon mehrere Jahre früher ausgegeben. Seine vielfachen Verhandlungen in der Sache der Hugenotten in Frankreich, wie ſeine Streitigkeiten mit den Lutheranern in Deutſchland, hatten die verfolgungsſüchtige Strenge ſeiner Dogmatik geſteigert. Die Reflexion, und zwar die einerſeits ſcharfſinnigſte, anderſeits philoſophiſch beſchränkteſte, herrſchte überwiegend in der Genfer theologiſchen Schule. Die ganze Religion ging in der Schärfe gewiſſer dogmatiſcher Sätze auf; und von der Annahme eines jeden Satzes hing die Seligkeit ab, mit ihrer Verwerfung war die Verdammnis verbunden. Aber Bruno hatte ohne allen Zweifel eine höchſt unvollſtändige Kunde von den dogmatiſchen Streitigkeiten der proteſtantiſchen Kirche. Seine Speculation, der tiefſten aller Zeiten verwandt, hatte eine Geringſchätzung gegen alle Beſchränktheit erzeugt, die ſich ſchonungslos und derb äußerte. Beza, mehr als die proteſtantiſchen Theologen, mit welchen Brunus ſpäter in Deutſchland in Berührung kam, philoſophiſch ausgebildet, erkannte die gefährliche Richtung der Speculation des Fremdlings, wenn er ſie auch nicht ganz verſtand. Es war nicht möglich, ſich einen größeren Gegenſatz zu denken als denjenigen, der zwiſchen Beza und Brunus ſtattfand, Sie ſtanden gleich ſtrenge, gleich hart und unverſöhnlich ſich gegenüber; an eine Annäherung, eine wechſelſeitige Verſtändigung war durchaus nicht zu denken.

Daß Bruno, nachdem ihm die Flucht über das Gebirge gelungen war, die nächſte bedeutende proteſtantiſche Stadt aufſuchte, war natürlich. Man hat behauptet, es habe ihm Beza den Rath gegeben, Genf zu verlaſſen. Ich habe vergebens eine ſichere Quelle dieſer Nachricht aufgeſucht. Brunus ſelber muß bald geſunden haben, daß Genf nicht ſicherer war, als ein neapolitaniſches Dominikanerkloſter. Wer ſein Leben außerhalb Italiens überblickt, dem wird es vollkommen klar ſein, daß ein Hauptgrund ſeiner Flucht der war, daß er durch Vorträge und Schriften ſeiner Philoſophie eine Stätte in der Geſchichte bereiten wollte; es war der überſchwellende Geiſt, der laut werden mußte, wenn er ſich nicht in ſich ſelber verzehren ſollte. In Genf konnte er ſich nicht äußern. Hier erſchien keine Schrift von ihm; gewiß hielt er auch hier keine Vorträge. Seine Erſcheinung in Genf 1580 iſt mehr als wahrſcheinlich. 1582 iſt er in Paris. Wo er nun die zwei Jahre zugebracht hat, und wie lange an jedem Orte, bleibt immer zweifelhaft; daß er dieſe Zeit, oder nur einen bedeutenden Theil derſelben in Genf geblieben, iſt höchſt unwahrſcheinlich; er mußte bald entdecken, daß hier weder für die Verkündigung ſeiner Lehre Freiheit, noch für ſeine Perſon Sicherheit zu erwarten war. Doch könnten ſeine beſchränkten äußeren Verhältniſſe ihn vielleicht wider ſeinen Willen einige Zeit feſtgehalten haben. Toulouſe und Lyon werden als Städte genannt, in welchen er ſich aufgehalten habe, ehe er in Paris auftrat. Ueber die Zeit, die er in dieſen Städten zubrachte, verlautet nichts, und Scioppius, der allerdings von ſeinem früheren Leben im Auslande unterrichtet war, iſt der einzige, der in dem bekannten Briefe, welcher als eine Hauptquelle für das Leben des Bruno gelten muß, dieſe Städte nennt. Es ſteht uns durchaus, nach den Kenntniſſen, die wir beſitzen, frei, die zwei Jahre willkürlich zwiſchen Genf, Toulouſe, Lyon, ja ſelbſt Paris, zu vertheilen. Bei der Leichtigkeit, mit welcher er ſich die Zuneigung und Achtung der Menſchen erwarb, iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Freunde ihm einen ſtillen, ſogar verborgenen Aufenthalt verſchafften, in welchem er ſich ruhig für ſeine bevorſtehende Thätigkeit an der Pariſer Univerſität vorbereitete, und die letzte Hand anlegte an die bedeutende, ſchon in Italien entworfene Reihe von Schriften, die ſchnell hinter einander in London erſchienen.

So wenig er ſeine Ueberzeugung zu verbergen ſuchte, ja auch nur vermochte, dieſe vielmehr rückſichtslos, ja mit Härte jederzeit äußerte, ſo ſcheint er doch mit italieniſcher Schlauheit den Boden unterſucht zu haben, auf welchem er zuerſt in ſeinem Leben thätig ſein wollte. So verſchieden Petrus Ramus, der wohl kaum den Namen eines Philoſophen im tieferen Sinne verdient, von Brunus war, ſo hatte er doch in Paris mit ſeinen Anhängern und auf ſeine Weiſe den Kampf gegen die ſcholaſtiſch-ariſtoteliſche Philoſophie, wie früher Patritius, Tileſſus und andere in

Italien, angeregt. Bruno war zwar ein ganz anderer, und wenigſtens für die Zukunft gefährlicherer Gegner der herrſchenden Schule; aber er war nicht der erſte. So durfte er wohl hoffen, Anhänger und einen geſchichtlichen Boden für ſeine Lehre zu finden. Man hat ſich daran gewöhnt, ihn als einen abenteuerlich herumirrenden, unſtäten Geiſt zu betrachten, der nirgends Ruhe finden konnte. Je genauer ich mit ſeinen Schickſalen und mit ſeinen Schriften bekannt werde, deſto ungerechter ſcheint mir dieſer Vorwurf zu ſein. Ich ſehe, wie er ſein ganzes Leben hindurch einem klar erkannten und feſt beſchloſſenen Ziele entgegenging, und dieſes nur aufgab, als alle Hoffnungen verſchwanden und alle Verſuche mißlangen. Bis jetzt können wir in ſeiner Bewegung durch mehrere Städte bis nach Paris hin nichts anderes wahrnehmen, als ein höchſt zweckmäßiges und überlegtes Verfahren, welches grade auf ſein Ziel losgeht. Zwar äußerte er unverhohlen ſeinen Haß gegen jede geiſtige Beſchränktheit, gegen jede Pedanterei und gegen diejenigen geiſtloſen Philologen, die der bloßen Grammatik eine entſcheidende Gewalt über die tiefſten geiſtigen Aeußerungen einer großen Vorzeit zuſchrieben. Aber dennoch ließ er, wie die Stelle in ſeiner Schrift: de umbris idearum, die auch Buhle (II, 720) hat abdrucken laſſen, beweiſt, die ſpeculativen Momente der verſchiedenen Schulen wenigſtens im Anfange gelten. Nur der Unfähige, Geiſtesarme, wird entſchieden abgewieſen, ihm ſtrenges Stillſchweigen auferlegt, damit ſein ungehöriges Gerede den ruhigen Gang der Unterſuchungen nicht ſtöre. Später wird ſeine Polemik freilich immer heftiger durch den Widerſtand und die Nichtachtung, die er fand. Dieſe Polemik iſt zwar derb und rückſichtslos, zeigt aber durchgängig eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit derjenigen, durch welche im Anfange dieſes Jahrhunderts ſich der tiefere Geiſt Bahn zu brechen ſuchte, daß ſelbſt ein bloßer Literator, wenn er mit einiger Aufmerkſamkeit die Eigenthümlichkeit ſeiner Polemik verfolgt, erkennen muß, daß hier zum erſtenmal in der Geſchichte der neuern Philoſophie derſelbe Kampf für dieſelbe Sache, wenn auch unter ganz anderen Verhältniſſen, ſtattfand.

So mochte wohl Bruno anfänglich hoffen, in Paris Aufmerkſamkeit und Theilnahme für ſeine Philoſophie zu finden. Er irrte ſich. Freilich intereſſirten ſich geiſtreiche Männer für ihn, aber wenige ahneten auch nur, was er wollte. Er war und blieb „Caviar für das Volk.“

Ein Geiſt, der ſo durchaus aus ſich ſelber hervortretend unter den Uebrigen erſchien, von allen Parteien unabhängig, mußte nothwendig von allen Seiten Gegner, ja Feinde erwarten. Die bekannte, von Abelung ſchon angeführte Stelle des Johannes von Noſtiz in ſeinem: „Artificium Aristotelico-Lullio-Rameum" beweiſt, welches Aufſehen Bruno bei ſeinem erſten Auftreten erregte, welchen ſtürmiſchen Beifall er erlangte. Aber eine ſolche Anregung iſt einem Rauſche ähnlich, und der aufgeregte Geiſt, von keiner eigenthümlichen Production unterſtützt, ſinkt ſchnell, ja wie aus einem ängſtlichen Traum erwacht, zur platten Gewöhnlichkeit zurück. Bruno mochte wohl bald erfahren, wie wenig mit dieſem vorübergehenden Beifalle gewonnen war. Was ihn nach London trieb, iſt, wie mir ſcheint, völlig klar, wenn wir nur, was wir bis jetzo mit Sicherheit wiſſen, gehörig erwägen. Die Reiſe war, betrachten wir ſeine Lage und ſeine Abſicht, in der That nothwendig. Wendt hat ſich das Verdienſt erworben, in einer Anzeige der Wagnerſchen Ausgabe der italieniſchen Schriften des Bruno (Göttingſche gelehrte Anzeigen 134. und 135. Stück. 1830) einige Aufſchlüſſe über die Reiſe des Bruno nach London zu geben, oder wenigſtens zu erneuern. Die Pariſer Orthographie und die Lettern des Drucks in den Schriften des Bruno, als deren Druckort London genannt wird, riefen die Vermuthung hervor, daß dieſe nicht dort, ſondern in Paris gedruckt wären. Die bekannte Schrift: de la causa etc., ſollte, wie Wagner mit Buhle glaubt, in Paris gedruckt ſein (der angegebene Druckort Venedig iſt offenbar erdichtet). Nun ſind aber die Schriften: dell' infinito universo e mondi, und degli heroici furori, ſo wie auch cabala del cavallo Pegaseo, mit denſelben Lettern auf daſſelbe Papier gedruckt; ſie erſchienen aber, während Brunus ſich in London aufhielt, und die zwei erſt genannten ſind an den franzöſiſchen Geſandten Caſtelnaux und an Philipp Sidney dedicirt, unter deren Schutz er in London lebte. Die Löſung dieſer Verwirrung giebt ſchon Adelung, indem er auf Ames's und Herberts typograpical antiquities (II, 1065) hinweiſt. Dieſer erzählt: Thomas Vautrollier, ein Franzoſe, Gelehrter und Drucker, ſei während der Regierung der Königin Eliſabeth nach England gekommen; er habe ſeine Preſſe in Blackfriars errichtet. Mr. T. Baker ſagt in einem Brief an Mr. Ames, dieſer ſei der Drucker des Jordanus Brunus im Jahre 1584 geweſen; er habe deshalb flüchtig werden müſſen, habe ſich nach Edinburg gewandt, und dort die Schottländer ein beſſeres Buchdrucken gelehrt. Auch werden in einem Verzeichniſſe der Druckſchriften des Vautrollier ausdrücklich: cabala del cavallo Pegaseo und degli heroici furori, die den erdichteten Namen des Buchdruckers Antonio Bajo trägt, genannt. Hieraus erklärt ſich nun der franzöſiſche Druck und die Aehnlichkeit der Holzſchnittverzierungen mit denen des H. Stephanus.

Sehen wir nun, wie während des kurzen Aufenthaltes des Bruno in London (er hielt ſich nicht über ein Jahr dort auf) ſeine tiefſinnigſten und am meiſten ausgearbeiteten Werke: de la causa — dell infinito — spaccio de la bestia trionfante — nebſt anderen, in dieſer kurzen Zeit herauskamen, ſo müſſen wir wohl annehmen, daß dieſe Werke früher höchſt wahrſcheinlich ſchon in Italien, ausgearbeitet waren, daß der Druck derſelben in Paris Hinderniſſe fand, und daß der gelehrte Vautrollier, von dem Inhalte dieſer Schriften ergriffen, ſich entſchloß, dem Bruno nach London zu folgen, dort eine Preſſe zu errichten, um dieſe Schriften mit anderen drucken zu laſſen. Bruno aber ward durch die Unterſtützung und Empfehlung des franzöſiſchen Geſandten in den Stand geſetzt, nach London zu reiſen und ſich dort aufzuhalten. Die Buchdrucker der damaligen Zeit waren oft Gelehrte, betrachteten ihr Geſchäft nicht bloß als ein Handwerk, und druckten, was ihnen vorzüglich der Veröffentlichung werth ſchien.

Wie geſagt, war eine Hauptabſicht des Bruno, ja gewiß ein vorzüglicher Grund ſeiner Flucht aus Italien, der Druck ſeiner Schriften. Er mußte bald die Entdeckung machen, wie wenig fruchtbringend ſeine

Vorträge waren, wie vorübergehend der Eindruck, den ſie machten, und wer ſich ſo entfremdet von ſeiner Umgebung fühlte, ſah ſich wohl gezwungen, an die Nachwelt zu appelliren.

Als Jordanus Brunus nach London kam, hatte Eliſabeth ſchon 25 Jahre regiert. (Maria Stuart faſt ſeit 15 Jahren im Gefängniß und ward vier Jahre ſpäter hingerichtet.) Die Königin war verehrt und beliebt; in London herrſchte Ruhe. Dieſes wie die Regierung hatte den Blütepunct ſeines Anſehens erreicht. Spenſer war der allgemein verehrte Dichter, durch Beaumont und Fletcher, Marlow und Green hatten die dramatiſchen Vorſtellungen ſchon einige Bedeutung erhalten. Shakeſpeare war 20 Jahre alt, von ihm war noch nicht die Rede. So fingen die Vorzüglicheren der Nation an, ſich im großen Sinne zu faſſen und zu erheben. Die bedeutendſten Geiſter waren reif für kühnere Anſichten, und unter dieſen glänzte, durch vielſeitige Bildung, der geiſtreiche Philipp Sidney, der Freund und Beſchützer des Bruno, wie ſpäter des Shakeſpeare. Mit Enthuſiasmus ſpricht Bruno von ſeinem Aufenthalt in London. Er iſt beſonders ein entſchiedener Bewunderer der engliſchen Frauen. Die Größe, die Macht, der Glanz des Reichs reißt ihn hin. Aber, wie zu jeder Zeit in England, traten auch damals die größten Extreme, der kühnſten geiſtigen Freiheit und der ſtarren Macht überlieferter Formen, ſich gegenüber. Die Univerſität Oxford, gefeſſelt durch traditionelle Disciplinen, ſchloß für Bruno jede Möglichkeit aus, dort Vorträge zu halten. Seine Stellung dieſer Univerſität gegenüber erkennt man ſchon aus dem an ſie gerichteten Schreiben, der explicatio triginta sigillorum beigefügt. Es herrſcht in dieſem ein heftiger Zorn, der ſich nur mühſam hinter den, den Univerſitäts-Lehrern gemachten Complimenten verbirgt. Auch die heftigen Klagen über Verfolgungen in der Dedication der Schrift dell' infinito deuten auf die Hinderniſſe, die er fand.

Sein freundſchaftliches und günſtiges Verhältnis zu Philipp Sidney ward durch Verläumdungen, die uns unbekannt ſind, geſtört. Es iſt wohl möglich, daß ſie durch die Bewunderung des ſinnlich feurigen und phantaſiereichen Italieners für die engliſchen Frauen veranlaßt wurden. Die Mühe, die er ſich in ſeiner Dedication der Schrift degli heroici an Philipp Sidney giebt, ſeine Entzückung, durch die überſinnliche Liebe erregt, von der ſinnlichen Glut zu unterſcheiden; die feierliche Art, mit welcher er bezeugt, daß dieſe allein ihn beherrſche, ſcheinen auf etwas der Art zu deuten. Auf jeden Fall war ſeine Rückkehr nach Paris, nachdem der Druck ſeiner vorzüglichſten Schriften beendigt war, ſehr natürlich. Seine Abſicht konnte nicht ſein, hier zu bleiben.

Aber in Frankreich hatte ſich während der Zeit manches verändert. Die Verhandlungen zu Blois 1584 hatten den religiöſen Streitigkeiten eine für die Hugenotten ſehr gefährliche Wendung gegeben, und obgleich Bruno kein Hugenott war, ja wohl nicht ausdrücklich aus der katholiſchen Kirche ausgeſchieden, ſo konnte er wohl vorausſetzen, daß die Ariſtoteliker, ſeine Feinde, ſeine bedenklichen Aeußerungen nicht unbemerkt vorübergehen ließen. Die Ermordung des Ramus mußte ihm warnend vorſchweben. Er kam zurück nach Paris in der Abſicht, die Univerſität zu verlaſſen. Seine Gelehrſamkeit und der alte Grundſatz der Univerſität, den wiſſenſchaftlichen Streitigkeiten freien Spielraum zu laſſen, hatten ihm früher eine Stelle bei der Pariſer Univerſität verſchafft, als man ſeine Anſichten noch nicht genau kannte. Er ſah wohl ein, daß die Waffen, mit denen er die ariſtoteliſche Philoſophie bekämpfe, höchſt verſchieden waren von denjenigen, welche von Ramus und ſeinen Anhängern benutzt wurden. Der eſoteriſche Standpunct ſeiner Speculationen war dem Zeitalter völlig fremd; aber muthig wie er war, wollte er noch vor ſeiner Abreiſe den Hauptangriff auf die Ariſtoteliker wagen, und nur zwei kleine Schriften ſind in Paris erſchienen:

figuratio aristotelici physici auditus, und die articuli de natura et mundo etc., die von einem Schüler des Jordanus Brunus, Johannes Hennequin, drei Pfingſttage hinter einander in einer öffentlichen Disputation vertheidigt wurden. Nach dieſer verließ er Paris.

Sein Entſchluß, jetzt Deutſchland aufzuſuchen, als das einzige Land, welches ihm noch Hoffnung gab, gehört, vielleicht hier und da verſtanden zu werden, war durch die Verhältniſſe geboten. Die oratio consolatoria, die bei der Veranlaſſung des Todes des Herzogs Julius von Braunſchweig erſchien, enthält entſchiedene Aeußerungen, die es beweiſen, daß nicht allein wiſſenſchaftliche Streitigkeiten, ſondern auch die bedenkliche Lage Frankreichs, die eben in dieſer Zeit die gefährlichſte Wendung nahm, und einen fremden kühnen Denker der größten Gefahr ausſetzte, ihn aus dieſem Lande trieben. Der Kampf gegen Ariſtoteles, wie er in Paris auf der Univerſität ausbrach, ging doch von einer Schule aus, die von Bruno geringgeſchätzt wurde, auch dann, wenn ſie mit ihm einen gemeinſchaftlichen Feind bekämpfte. In Deutſchland herrſchten zwar auch die religiöſen Streitigkeiten, aber ſie fanden nicht den gefährlichen politiſchen Mittelpunct, durch welchen ſie in Frankreich ſo drohend wurden. Das in ſich zerſplitterte Reich, die Uneinigkeit ſelbſt, trugen mehr ein inneres geiſtiges Gepräge. Die dogmatiſch-religiöſen Streitigkeiten, die mit Heftigkeit, ja mit verdammungsſüchtiger Erbitterung geführt wurden, waren, wie ſie unter den Proteſtanten hervorbrachen, ſo ganz innerhalb der engen Schranken der eigenthümlichen Beſtimmung gefeſſelt, daß man nicht ſelten den Philoſophen einen freien Spielraum ließ, und auf ihre Aeußerungen, ſelbſt auf die kühnſten, wenn ſie nur nicht mit den dogmatiſchen Streitigkeiten in unmittelbare Berührung kamen, wenig zu achten ſchien. Eine kurze Betrachtung des Lebens unſeres Philoſophen wird beweiſen, daß er in Deutſchland eben die Univerſitäten aufſuchte, auf welchen er hoffen konnte, für ſeine Lehre Theilnahme, für ſeine Vorträge Aufmerkſamkeit zu finden.

In Marburg ward er abgewieſen. Es ward ihm die Erlaubnis, Vorträge zu halten, verſagt; aus hinlänglichen (aber nicht genannten) Gründen. Dieſes erfahren wir aus dem durch Wachler bekannt gewordenen Brief. Zwei Jahre hindurch blieb er in Wittenberg, und rühmt in der oratio valedictoria die Aufnahme, die er dort fand. Man glaubt, die Unruhe, das unſtäte Weſen, welches ihn nirgends lange ausharren ließ, habe ihn hier weggetrieben, aber wenn man die Lage der Univerſität zu dieſem Zeitpunct erwägt, ſo findet man in der That Gründe genug, die ihn veranlaſſen konnten, ſeinen Aufenthalt zu verändern. Die ſtrenge Concordien-Formel war wenige Jahre früher in Wittenberg angenommen; die heftigen und leidenſchaftlichen Streitigkeiten gegen die Flaccaner wurden mit der höchſten Erbitterung geführt. Das Lob, welches er der Univerſität ertheilt: daß ſie ſeine Lehren nicht naſerümpfend, wie er ſich ausdrückt, mit Spott und Hohn vernahm, iſt doch nur das der Duldung. Keine Aeußerung deutet darauf, daß er hier irgend eine lebendige Theilnahme fand. Melanchtons ariſtoteliſche Lehrmethode hatte ein entſchiedenes Uebergewicht. Die Anhänger des Ramus fanden zwar einige Theilnahme, ja es entſtanden dadurch unter den Studirenden Bewegungen, die in den Annalen der Univerſität verzeichnet ſind, ſie ſchloſſen aber damit, daß den Ramiſten verboten wurde, Vorträge zu halten. Wenn auch Bruno von dieſen ſehr verſchieden war, wenn ihn, wie man aus ſeiner Abſchiedsrede ſchließen muß, keine Verfolgung traf, ſo iſt doch wohl vorauszuſetzen, daß ſeine Vorträge gar keinen Eindruck machten; man findet durchaus keine Spur von irgend einem Einfluſſe, den er auf die Univerſität ausgeübt hat; man weiß keinen einzigen Anhänger zu nennen, den er gewonnen hat.

Er verließ Wittenberg, um nach Prag zu gehen, und ſeine Biographen haben geglaubt, dieſe Reiſe nur aus ſeinem unſtäten Weſen erklären zu können. Solche Urtheile haben wenig Grund. Seine Vorträge fanden in Wittenberg keine Zuhörer, und der Hauptzweck ſeines Lebens, nämlich die Herausgabe ſeiner Schriften, fand ohne allen Zweifel Schwierigkeiten; denn nur eroteriſche Schriften, die lampas combinatoria logicorum, und eine neue Ausgabe der oben erwähnten, von Hennequin in Paris vertheidigten Streitſchrift, kamen hier heraus. In Prag aber reſidirte Kaiſer Rudolf, der Gönner und Beſchützer von Tycho-Brahe und Kepler, der ſelbſt mit mancherlei myſtiſchen Dingen beſchäftigt war. Auch die in Prag erſcheinenden Schriften: de progressu et lampade combinatoria logicorum — de specierum scrutinio — und articuli centum sexaginta adversus mathematicos — gehören zu der eroteriſchen Art. Hieraus verſteht ſich, wie mir ſcheint, das Verhältnis zu ſeiner Umgebung in dieſer Stadt von ſelbſt, welches er ſich in der Ferne, und wer weiß durch welche Verlockung getäuſcht, günſtiger gedacht hat. Die letztgenannte Schrift gegen die Mathematiker iſt an Kaiſer Rudolf dedicirt, und wie der Inhalt beweiſt, hoffte er, durch ſie den Kaiſer für ſich zu gewinnen.

Wir haben nur wenige Nachrichten von ſeinem Aufenthalt in Prag. Er wurde ſelbſt von Vielen bezweifelt. Der Druckort der genannten Schriften im

Jahre 1588 und das Zeugnis des Scioppius hebt dieſen Zweifel. Daß aber ſeine Hoffnung, hier eine Stätte und Muße für ſeine Studien zu finden, nicht erfüllt wurde, iſt klar. Da zog ein Fürſt in Deutſchland ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und zwar einer der ausgezeichnetſten ſeiner Zeit, der mit einer geiſtigen Freiheit wie wenige, die verworrenen inneren wie äußeren, geiſtigen wie politiſchen Verhältniſſe überſah. Es war Herzog Julius von Braunſchweig. In ſeinem Lande herrſchte Friede und religiöſe Duldung, wie nirgends; ſeine für das kleine Land ſegensreiche Regierung dehnte ſich auf alle Verhältniſſe aus, und der ausgezeichnete Schutz, den Bruno bei dieſem Fürſten fand, beweiſt, wie umfaſſend und frei ſein Geiſt war. So lange ſein Schutz ihn aufrecht erhielt, war Bruno glücklich: er ſchien die Stätte gefunden zu haben, die er bisher vergeblich ſuchte. Dieſer Fürſt ſtarb, nachdem Bruno wenige Monate in ſeinem Lande gelebt hatte, und die günſtige Stellung verſchwand. Zwar war ſein Nachfolger Heinrich Julius ein ſehr verdienter Fürſt: er hatte eine gelehrte Erziehung genoſſen und beſaß, faſt als ein Kind, ausgezeichnete Kenntniſſe. Man rühmte ſeine Duldung, und wie er die damaligen dogmatiſchen Streitigkeiten mehr zu ſchlichten, als zu entflammen ſuchte. Wie ſein Vater, trennte er ſich gewiſſermaßen von den eifrigen und leidenſchaftlichen Dogmatikern in Wittenberg, und die Concordien-Formel ward nicht in Helmſtädt eingeführt. Aber dennoch beherrſchte die Dogmatik, wie ſie angenommen wurde, auch hier mehr oder weniger die ganze, wenige Jahre früher von Herzog Julius geſtiftete Univerſität. Wenn Bruno einige Zeit auf dieſer Univerſität lehren konnte, ohne geſtört zu werden, ſo war es ohne allen Zweifel, theils weil er nach langer Erfahrung die tiefſten Principien ſeiner Philoſophie aus Vorſicht und weil ſie nicht begriffen wurden verſchwieg, theils weil die Philoſophen, ihn ignorirten, und die neugierigen Studirenden ihm vielleicht mit Erſtaunen zuhörten, wenn ſie ihn auch gelegentlich verhöhnten. Ich glaube, dieſe Verhältniſſe annehmen zu dürfen, weil Bruno, ſo lange er ſich in Braunſchweig aufhielt und in Helmſtädt lehrte, außer ſeiner oratio consolatoria, nichts drucken ließ. Es war auffallend; denn es läßt ſich, wie wir ſehen werden, darthun, daß er während dieſer Zeit mehrere, und eben für das Verſtändnis ſeiner Philoſophie äußerſt wichtige Schriften ausgearbeitet hat, und weil er, ſo lange er ſich außer Italien aufhielt, niemals ein ſo lange dauerndes Stillſchweigen beobachtet hat. Daß er aber als Docent kein Glück gemacht hat, ſchließe ich daraus: daß hier keine jener kleinen, die Lulliſche Kunſt erläuternde Darſtellungen erſchien. Er fand ſich eingeklemmt zwiſchen ſtarrer Dogmatik und dem damaligen philologiſchen Studium, welches an die Stelle der katholiſch-religiöſen Tradition eine wiſſenſchaftliche ſetzte, die unbedingten Glauben und Annahme forderte, und die eben von Bruno geringgeſchätzt und heftig angegriffen wurde. Wo Caſelius die ganze Univerſität beherrſchte, wo eine Anordnung, ſo alt wie die Fundation der Univerſität, das einſeitigſte Studium der damaligen ariſtoteliſchen Philoſophie befahl und eine jede Abweichung für Ketzerei erklärte, war für Bruno kein günſtiger Platz. Die Theologen griffen ihn an, die ſogenannten Philoſophen konnten nicht geneigt ſein, ihn zu ſchützen, eben ſo wenig mochte das Wohlwollen des entfernten Herzogs ihm als Stütze dienen können. Bruno liebte es, wenn er ſich eine Zeit lang auf Univerſitäten aufgehalten hatte, auf welchen er zwar keine poſitive Ermunterung, wohl aber Duldung fand, bei ſeiner Abreiſe Epiſteln an dieſe zu richten. So kennen wir ein ſolches Schreiben an die Univerſität Oxford — ein dankendes an den Rector der Pariſer Univerſität — ein lobendes an die Wittenberger. Es muß auffallen, daß er nicht ein ähnliches an Helmſtadt richtete. Die Dedicationen der Schriften: de triplici, minimo etc. — und de imaginum signorum et idearum compositione — ſind an den Herzog gerichtet, und beziehen ſich auf ſeinen Aufenthalt in Helmſtädt. Aber wir haben auch einen unmittelbaren Beweis von den Verfolgungen, die von den Theologen gegen ihn erhoben wurden. In einem Schreiben, durch Henke (die Univerſität Helmſtädt im 16. Jahrhundert. Halle 1833. S. 69) zuerſt bekannt gemacht, wendet ſich Bruno an den Prorector der Univerſität. Er beklagt ſich in dieſem über den Pastor primarius und Superintendenten der Stadt Helmſtädt (nach Henke, Boethius), daß dieſer ihn öffentlich angegriffen habe, und fordert den Prorector auf, ihn ſeinem Gegner gegenüber zu ſtellen, damit auch er gehört werde. Der damalige Prorector war Hoffmann, und ſeine, wenn auch noch geheime Oppoſition gegen die Philologen, welche ihn ſpäter zur Ermunterung der Anhänger des Ramus, und dadurch zu Streitigkeiten veranlaßte, die ihm ſehr nachtheilig wurden, mag Bruno bewogen haben, ſich eben an dieſen zu wenden. Der Brief, der ſich in der Wolfenbüttler Manuſcriptenſammlung vorfindet, ward zuerſt durch Henke abgedruckt, und iſt daher bis jetzo von den Biographen Bruno's nicht benutzt worden; er iſt deßwegen merkwürdig, weil er gleich im Anfange ſeines Aufenthalts in Helmſtädt geſchrieben iſt, einige Monate nach dem Tode ſeines eigentlichen Beſchützers, des Herzogs Julius. Wer Henke's Schrift lieſt, und aus dieſer den damals herrſchenden Geiſt der Univerſität kennen lernt, wird ſich eher über ſeine Aufnahme und daß es ihm möglich war, dort 2 Jahre zu bleiben, als über ſeine Entfernung wundern. Als ein vollkommen der Umgebung entfremdeter Geiſt, von der Zeit völlig unbegriffen, in tiefer Einſamkeit mit allem, was ihm das Höchſte war, lediglich ſich ſelbſt überlaſſen, fand er nirgends eine verwandte Stimme, die ihm antwortete. Vergebens ſucht man in der damaligen Zeit irgend einen bedeutenden Mann, der von dem Innerſten ſeiner Speculation heraus ſich ihm anſchloß; ſelbſt die exoteriſche Richtung ſeiner Philoſophie, die Lulliſche Kunſt, machte keinen Eindruck. Wo er hinkam, ſchien ſeine Perſönlichkeit, aber nur dieſe, vorübergehend angeregt zu haben. Die Annalen der Univerſitäten, auf welchen er ſich aufhielt, haben es nicht der Mühe werth gehalten, ſeiner zu erwähnen. Suevus academia Wittenbergensis, eine Schrift, die eben dieſe Zeit behandelt, iſt mir zwar nicht zu Händen gekommen, aber Grohmanns Annalen der Univerſität Wittenberg (Meißen 1801. I, 199) beweiſen hinlänglich, daß er keine andere Quellen fand, wie er von Bruno's Aufenthalt auf dieſer Univerſität ſprach, als die allgemein bekannten ſeiner eigenen Schriften.

Deſto wichtiger mußte es ihm daher ſein, durch Schriften ſeine Philoſophie der Zukunft zu übergeben.

Er ſchien ſich und ſeine Perſon, nach zehnjährigem vergeblichen Bemühen, völlig aufgegeben zu haben. In Schriften wollte er ſein Daſein aufgehen laſſen, und es dann opfern. Es iſt ſeltſam, daß dieſer Umſtand, der ſo nahe liegt, allen ſeinen Biographen entgangen iſt. Er ſcheint mir ein Licht in das wunderbare Dunkel ſeines Lebens zu werfen.

Offenbar fand der Druck ſeiner eſoteriſchen Schriften in Paris Schwierigkeiten. Ein Buchdrucker entfloh mit ihm nach England; kaum aber waren mehrere ſeiner bedeutendſten Schriften dort erſchienen, als der Buchdrucker nach Schottland entfliehen mußte und Bruno England verließ. Ein ähnlicher Grund bewog ihn ohne allen Zweifel, Wittenberg zu verlaſſen und nach Prag zu gehen, aber hier fand er ſich getäuſcht. Sein Aufenthalt in Prag muß ſehr kurz geweſen ſein. — 1588 war er noch in Wittenberg. Seine oratio consolatoria iſt den achten März 1589, fünf Monate nach ſeiner Ankunft in Braunſchweig, gedruckt; daß aber dem Drucke ſeiner Schriften in Helmſtädt Hinderniſſe entgegentraten, können wir mit Sicherheit vorausſetzen. Er ging von hier nach Frankfurt am Main, offenbar weil dort ein, wenn auch unbekanntes Verhältnis ihm den Druck ſeiner Schriften erlaubte. In dieſer Stadt erſchienen raſch hinter einander die drei wichtigen Schriften: de monade, numero et figura — de immenso et innumerabilibus — de triplici, minimo et mensura. — Bruno, ohne allen Zweifel verfolgt, mußte plötzlich Frankfurt verlaſſen. Der Verleger ſetzte den Druck des Werkes fort. Er hatte, was er wollte, vollendet. So ſind keine ſeiner wichtigſten Werke in Univerſitäts-Städten erſchienen. Die italieniſchen in London, die lateiniſchen — metriſchen in Frankfurt.

Vier Jahre hindurch verſchwindet jede Nachricht von ſeinem Aufenthalt; er hat ſich ohne allen Zweifel verbergen müſſen. 1594 erſcheint er vorübergehend in Zürich. Eine Schrift, die für das Verſtändnis ſeiner Philoſophie wichtig iſt: summa terminorum metaphysicorum — dictirte er lebendig, wie ſie ihm vorſchwebte, dem oben genannten Eglinus in die Feder; und von Zürich aus ging er nach Padua ſeinem Schickſal entgegen.

Ich habe die Schrift des Antonio Riccoboni: de gymnasio Patavino 1598, die auch mit dieſem Jahre endigt, ſorgfältig durchgeſehen. Sie enthält die ausführlichſten Berichte über alle Ereigniſſe auf der Univerſität. Unruhen der Studenten werden, wie philoſophiſche und theologiſche Kämpfe, mit Breite erzählt, ja beſonders in den letzten Jahren alle vortragenden Docenten genannt: Bruno nicht. Man ſucht vergebens in der ganzen Schrift ſeinen Namen: und dennoch ward er eben im Jahre 1598 der Inquiſition zu Venedig überliefert. — Hatte er etwa den Entſchluß gefaßt, in ſtiller Einſamkeit ſein übriges Leben unbemerkt zu bleiben? Sind während der Zeit Schriften von ihm ausgearbeitet und durch die Inquiſition vernichtet? Wir wiſſen es nicht. Seine Schriften ſind ohne allen Zweifel, ſelbſt die gedruckten, unterdrückt, und daher ſo ſelten. Er citirt mehrere unbekannte. Ob ſie gar nicht gedruckt wurden, oder, obgleich gedruckt, durch die beſchränkte Verfolgungsſucht vernichtet ſind, bleibt ungewiß. Offenbar war ihm ſein Leben gleichgültig geworden, er gab ſein äußeres Daſein auf, weil er für das innere keine Stätte fand; jung war er ohne allen Zweifel nicht mehr, vielleicht tief in die ſechzig.

Seine Perſönlichkeit hatte allenthalben, wo er hinkam, Theilnahme erregt. Eigentliches Intereſſe für die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes fand er auf keiner Univerſität. Nach dem durch ſeinen Biographen bekannt gewordenen Zeugnis des Johann von Noſtiz, riß er zwar, wenigſtens in Paris, ſeine Zuhörer hin, aber er gewann ſie nicht. Auch theilte er ihnen das Eſoteriſche ſeiner Lehre nicht mit. Wir können dies mit einiger Gewißheit behaupten; denn die Dialogen-Form, wie die dichteriſche, ſchließt jede Beziehung auf einen öffentlichen Vortrag aus. Seine Gönner, die eine Ahnung von der Tiefe und Kühnheit ſeines Geiſtes hatten, waren nicht Gelehrte; es waren gebildete, geiſtreiche Staatsmänner, wie der franzöſiſche Geſandte Caſtelnaux, wie der Engländer Philipp Sidney, wie die Herzöge von Braunſchweig.

So einſam war ſein Daſein, daß über ſeinen grauenhaften Tod, über ſeine lebendige Verbrennung (1600) in Rom, nur ein Zeugnis exiſtirt, und zwar von ſeinem ärgſten Feinde, der wahrſcheinlich zu ſeiner Auslieferung an die Inquiſition beigetragen hat, dem Scioppius. Dieſer, von proteſtantiſchen Eltern geboren, ward grade damals Katholik. Die Feinde, die Bruno verfolgten, waren gewiß nicht religiöſer. Der geiſtloſe, rachſüchtige, launenhafte Scioppius, Scaligers Feind, mußte ſich vorzugsweiſe durch die heftigen Angriffe auf geiſtloſe Pedanterei getroffen fühlen, obgleich er wahrſcheinlich dem Bruno wohl unbekannt war: er mußte ſich an vielen Stellen der Brunoniſchen Schriften, in dem Marfurio der Candelaja, im Polymnius des Geſprächs de la causa, geſchildert finden. Seine Rache hatte ſorgfältig dem Leben des Bruno nachgeſpürt. Er mag als ein böſer Dämon ihn in ſeinen letzten Tagen verfolgt, ſeinen Aufenthalt in Padua entdeckt haben. Es iſt bekannt, daß er genöthigt wurde, das Andenken des rtyrers zu verherrlichen. Nachdem er in dem bekannten Schreiben ſeinem liebloſen Haß auf die empörendſte Weiſe freien Lauf ließ, zwang ihn — den Unwilligen — die Gewalt der Wahrheit, folgende Aeußerung zu verewigen: Bruno ſagte, als man ihn zum Scheiterhauſen führte: „majori forsitan cum timore sententiam in me dicitis, quam ego accipiam.“

Es iſt ſeltſam, wie ſtille und unbemerkt Bruno verbrannt wurde. Erſt 20 bis 30 Jahre nach ſeiner Verbrennung ward er Gegenſtand kaum der Theilnahme, vielmehr der müßigen literariſchen Neugierde. Es war der Brief des Scioppius an Konrad Rittershauſen, wie dieſer zum erſtenmal gedruckt in einer Schrift: Macchiavellizatio etc. in Deutſchland mit dem fingirten Druckort Saragoſſa erſchien, durch welchen zuerſt die Neugierde erregt wurde. Ich will Bekanntes nicht wiederholen. Auf Carteſius, wie auf Leibnitz hat Bruno großen Einfluß ausgeübt. Die Monadologie des Letzteren iſt in Bruno's Schriften: de monade — und de triplici, minimo etc. — zu erkennen. Wie er in der neueren Zeit durch Jacobi die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, iſt hinlänglich bekannt. Zwei philoſophiſche Dialoge ſind, obgleich nur auszugsweiſe und etwas flüchtig, von Rixner überſetzt. Einzelne Aeußerungen aus anderen Schriften aphoriſtiſch. Die meiſten ſeiner Werke ſind durch Wagner und Gfrörer wieder, von den vielen Druckfehlern geſäubert, abgedruckt, und dadurch zugänglicher gemacht. Freilich die wichtigſten ,lateiniſchen fehlen bis jetzo; dieſe ſind noch nie Gegenſtand eines ernſten Studiums geweſen. Selbſt unſre erſten Philoſophen kennen viele ſeiner Werke nur aus der ungenügenden Darſtelluung des Buhle. Aber am Stiftungstage der Akademie, am Gedächtnistage des großen Leibnitz, ziemt es ſich wohl, das Andenken an das tragiſche Schickſal des Mannes zu erneuern, der mehr als irgend ein Philoſoph des 17. Jahrhunderts Leibnitzens Vorgänger genannt zu werden verdient.

Ueber die

Einwirkung des Chriſtenthums

auf

die nordiſche Mythologie.

(Zwei Vorleſungen in der Akademie 1842.)

I.

Meine Abſicht iſt, den Einfluß des Chriſtenthums oder, beſtimmter ausgedrückt, die Momente deſſelben, welche auf die ſpätere Ausbildung der ſkandinaviſchen Mythen eingewirkt haben können, zum Gegenſtand einer eigenen Unterſuchung zu machen. Zwar iſt dieſer Gegenſtand hier und da berührt, aber, ſo viel mir bekannt iſt, nur vorübergehend und fragmentariſch. Ich darf nicht behaupten, daß dieſe Unterſuchung zu entſchiedenen Reſultaten führt, dennoch aber möchte ſie einige Geſichtspunkte herbeiführen, die, weiter verfolgt und geprüft, von einigem Nutzen ſein könnten.

Der eigentliche Text dieſer kleinen Arbeit iſt der bekannte Schluß der Völuspà. Von dieſem habe ich eine vorläufige Ueberſetzung gewagt.

Und Sie ſieht ſteigen
Zum zweiten Male
Land aus dem Meere
Trefflich grünend.

Die Fluten fallen,
Fliegt der Aar darüber,
Der auf dem Gebirge
Nach Fiſchen jagt.

Aſen ſich finden
Auf dem Idafelde,
Erinnern ſich dort
Alter Sagen:

Von Moldthinur,
Von großen Thaten,
Von Fimbultyrs
Geheimen Runen.
Sie dann werden
Wunderbare
Goldene Tafeln
Im Graſe finden,
Ihr eigenes Gut
Aus uralter Zeit. —

Ohne Saatkorn
Felder gedeihen,
Alles Böſe verſchwindet,
Baldur kömmt wieder,
Weilt mit Haudur
In Hropts Sieges-Wohnung. —
Wißt ihr noch ſonſt was? —

Da kann Hänir
Eigenthum kieſen; —

Und beider Brüder
Kinder wohnen
Im weiten Vindheim. —
Weiß ich noch ſonſt was? —

Saal ſeh' ich ſtehen
Die Sonn' überſtrahlend,
Golden das Dach,
Im hohen Gimle:
Da ſollen treue
Menſchen wohnen,
Zu allen Zeiten
Glück genießen.

Der Gewaltige kömmt
Zum Rathe der Götter
Von oben herab,
Der Allbezwinger,
Sein Richterſpruch gilt,
Streitende ſchweigen,
Frieden gebeut er,
Der ewig dauert.

Dann kömmt der dunkle
Drache geflogen,
Unten glänzende Natter,
Aus dunkeln Thälern,
Trägt unterm Fittig,
Das Gefild' überfliegend,
Nidhauggr, Leichen —
Und ſie verſinkt.

Ich habe in dieſer Ueberſetzung Einiges anders genommen als gewöhnlich. In der Urſprache lieſt man zuerſt, wo von Haudurs und Baldurs Wohnung die Rede iſt:

„vited their enn eda hvad?“

Später, wo von der Wohnung der beiden Brüder Hänirs im weiten Vindheim geſprochen wird, heißt es:

„vit eg enn eda hvad.“

Die letzte Lesart, eben hier, wie ſie in der erſten Ausgabe der Völuſpa *) vorkömmt, iſt vielleicht mehr, als ein bloßer Irrthum eines Abſchreibers.

„Wißt ihr noch ſonſt was?“ fragt die Völuſpa wiederholt; hier dagegen ſagt ſie, „weiß ich noch ſonſt was?“ Dieſe Frage bildet nun eben den Uebergang zu der Verkündigung eines friedlichen, religiöſen, reinen Daſeins. Den goldbedeckten Saal ſieht ſie offen, in welchem der Herr der Götter und Menſchen Streit ſchlichtend und ewigen Frieden gebietend erſcheint. Wenn die Furcht vor dem Fremdartigen, welches ſich der Weiſſagerin unwillkürlich aufdrängt, hier aus ihr ſprechen ſollte? wenn dieſe göttliche Geſtalt der Völva

---

*) Von Reſenius 1665. Die neueſten Ausgaben, von Raſk (1818) und Finn Magnuſen (1828) leſen dieſe mehrmals wiederkehrende Zeile immer gleich, ohne hier einmal die Lesart bei Reſenius zu bemerken. Sie bedarf freilich erſt einer Berichtigung: veit.

Untergang drohte? dieſe ihr ſelber unerwartete Weiſſagung ihre letzte wäre, ſo daß ſie, als der helle, göttliche Tag hervortritt, ſelbſt verſtummen muß? Würde uns dann nicht das vermeintliche Dunkel in dem Schluß der Völuſpa erklärlich? Obgleich man faſt allgemein ſo lieſt, wie hier geſetzt iſt:

„Und ſie verſinkt“

ſo wird doch von Einigen geleſen er ſtatt ſie, und in der erſten Ausgabe ſteht „han“ *). In dieſem letzten Falle wird angenommen, daß es der unten gleißende Leichen ſchleppende Drache ſei, der verſinkt, in dem erſten Falle hingegen, daß die weiſſagende Völva ſelber verſchwindet. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß beide Vorſtellungsweiſen gewiſſermaßen richtig ſind, obgleich „ſie“ die beſſere Leſart ſein mag; daß die Weiſſagerin mit dem Drachen zugleich verſinkt, und ſo die Weißagung und die letzte zwiſchen Gutem und Böſem ſchwankende dunkel nächtliche Seite der nordiſchen Mythologie ſchließt. Eine ſolche Vereinigung der Thatſache ſelbſt mit ihrer Verkündigung durch die Weiſſagerin, darf, denke ich, wohl in einem

---

*) bei Reſenius; dagegen bei Raſk und Finn Magnuſen hon (ſie), welcher letzte auch jene Leſart anführt, und beide auf ähnliche Weiſe erklärt.

Gedichte wie Völuſpa angenommen werden. Spricht ſich nicht hier die Verwandtſchaft der mythiſchen Weiſſagung mit dem verhaßten Seid, der weiblichen Weisheit mit der finſteren Zauberei aus?

Ich erinnere hier an Snäfrid, die Tochter des finniſchen Zauberers Svaſe, die den Harald Haarfager durch ihre Schönheit bezauberte, ſo daß er lange Zeit hindurch ſein Regiment vergaß, und als ſie ſtarb, ſich Jahre lang nicht von ihrer Leiche, die fortdauernd friſch und ſchön blieb, trennen konnte. Erſt als man ihn überredete, der Leiche ein anderes Lager zu bereiten, zerbarſt ſie bei der Berührung, Würmer, Kröten und mancherlei Unthiere krochen aus dem Leibe hervor, und dieſer zerfiel in Aſche. *)

Ich werde ſpäter noch Einiges, ich geſtehe nur Unvollſtändiges, über den Inhalt der Völuſpa zu ſagen wagen. Dieſes glaubte ich zur vorläufigen Erläuterung des Textes nicht überflüſſig.

Auf eine Eigenthümlichkeit der ſkandinaviſchen Mythologie müſſen wir, ehe wir weiter gehen, aufmerkſam machen. Sie allein unter allen Mythologien

---

*) Heimskringla S. 25.

erhielt ſich faſt tauſendjährig der immer mächtiger werdenden Ausbildung des Chriſtenthums gegenüber. Sie hat ſich nicht nur erhalten, ſondern auch ohne allen Zweifel in dieſer langen Zeit, wenigſtens nach dem hohen Norden zu, entwickelt und ausgebildet neben einer rein geſchichtlichen Zeit in Europa; ſie lebt noch immer in der Erinnerung der Skandinavier, während dieſe mit der Cultur der verwandten Stämme gleichen Schritt halten. Die Griechen haben ſeit vielen Jahrhunderten dieſer Verbindung mit ihrer Jugendblüte entſagt, ihnen iſt ihre Mythologie fremd geworden, wie den übrigen Völkern Europas; ſie iſt ein Gegenſtand der Reflexion, der Forſchung, nicht ein Theil des Lebens. Daß die nordiſche Mythologie in ihren erſten Elementen ein gemeinſchaftliches Gut mannigfaltiger Stämme war, daß ſie aus der urſprünglich öſtlichen Heimat mit ihren Göttern und Sagen in Europa einwanderte, gegen Süden wie gegen Norden ſich ausbreitete, iſt jetzt allgemein bekannt und über jeden Streit erhaben. Aber diejenigen Stämme, die ſich kühn der ſinkenden römiſchen Herrſchaft, zu deren Vernichtung ſie berufen waren, entgegenſtürzten, unterlagen, äußerlich zwar Sieger, dennoch innerlich der geſchichtlichen Macht des Chriſtenthums. Die zerſtreuten Glieder der alten, unter den germaniſchen Völkern zurückgedrängten Mythen zu ſammeln, die Reſte derſelben in der Lebensweiſe, in den Rechtsverhältniſſen, vor Allem in der uralten germaniſchen Sprache zu erkennen, hat eine neue ſtrenge Wiſſenſchaft begründet.

Zuerſt wollen wir die Stämme des gothiſchen Volks, die vor allen die alten Mythen rein erhielten, und ſelbſt, nachdem ſie ihre religiöſe Bedeutung verloren hatten, in der Erinnerung noch feſthielten, auf ihrer **Wanderung nach Norden** verfolgen. Wir ſetzen dabei nicht allein die allgemeine Stammverwandtſchaft mit den übrigen gothiſch-germaniſchen Stämmen voraus, ſondern nehmen auch an, was wir als bewieſen betrachten, daß die auf der ſkandinaviſchen Halbinſel ſich ausbreitenden Gothen in ihrem neuen hochnördlichen Wohnſitze, und zwar von einem Zeitalter an, welches ſich wenigſtens im Norden gar nicht geſchichtlich beſtimmen läßt, immerwährend mit den übrigen, ſüdlichen in Berührung blieben. Nach Svithiod einwandernde Aſen, die ihren erſten Hauptſitz bei Upſala nahmen, brachten die nordiſche Mythologie mit ſich, und dieſe Gegend bildete, ſo lange die Odins-Lehre herrſchend blieb, fortdauernd den heiligen Mittelpunkt der nordiſchen Religion. Geijer hat es höchſt wahrſcheinlich gemacht, daß die früheren Einwohner Schwedens Vorgothen waren, die mit den eingewanderten Aſen theils in einem feindlichen, theils in einem freundlichen Verhältniſſe ſtanden. Ob nun dieſe nordiſche Götterlehre durch die Skioldungen gleichzeitig oder vielleicht früher in Seeland ſich ausbildete, iſt nicht zu beſtimmen. Aus den ganz in die mythiſche Zeit ſich verlierenden Ueberlieferungen ſucht **Grundtvig** darzuthun, daß drei verſchiedene in der ſkandinaviſchen Vorzeit ſich bildende Dynaſtien entſtanden, alle drei von göttlichem Urſprunge. Die Skioldungen bildeten, wie er darthut, die Dynaſtie in Seeland, die Skilfinger die in Schweden zurückbleibende, die allmälig über die frühern gothiſchen Einwohner die Oberhand gewannen, ſo daß dieſe, obgleich unter mancherlei Kämpfen, die Jahrhunderte lang dauerten, die Odinſche Lehre annahmen. Die dritte Dynaſtie, deren Anfang ſich zwar auch in eine mythiſche Zeit verliert, iſt die jüngſte unter allen und entſteht durch die Auswanderung des Olaf Trätelge nach Wärmeland, als Ivar Vidfadme Schweden eroberte. Dieſe dritte Dynaſtie breitete ſich in Norwegen aus; es war die der Ynglinger, und dieſe jüngſte der mythiſchen Dynaſtien iſt diejenige, die ſich am vollſtändigſten durch die isländiſchen Sagen, vorzüglich aber durch Snorre Sturleſon's Heimskringla, wenn auch erſt von Halfdan Svarte, Harald Haarfagers Vater an, geſchichtlich verfolgen läßt. Das Verhältnis dieſer neuen Dynaſtie zu den früheren Einwohnern liegt im Dunkeln, und der erſt im vierzehnten Jahrhundert entſtandene Verſuch in Island, durch eine verworrene Erfindung, halb erklärend, nach der damals herrſchenden Art, durch Perſonificationen von Monaten und Jahreszeiten; halb erdichtend durch Mythen, die keine ſonſtige Begründung finden; dann wieder durch Fictionen unwahrſcheinlicher Kriege und Eroberungen, — über dieſe Zeit irgend etwas zu berichten, wie wir ſie aus „Fundin Noregur“ kennen, hat dieſes Dunkel nur noch vermehrt, und durch die Anwendung, die neuere Geſchichtſchreiber bis auf Suhm davon machten, eine große Verwirrung in der früheſten Geſchichte Norwegens hervorgerufen. Es iſt das Verdienſt des Biſchofs Müller vorzüglich, durch Kritik dieſen Einfluß einer werthloſen Sage, wahrſcheinlich, wie wir ſie kennen, im 14. Jahrhundert zuſammen getragen, nachgewieſen zu haben. Indeſſen hat ſchon Olaſſen ihre Unzuverläſſigkeit erkannt.

Von Wärmeland aus ſehen wir die Ynglinger durch mehrere Generationen in Norwegen eindringen und als Könige nord- und ſüdweſtlich vom Wenerſee in Raumarige und Vingulmark kleine Reiche begründen. Unter dieſen hoben ſich allmälig die Stammväter von Harald Haarſager hervor, der bekanntlich ſich alle kleine Könige in Norwegen unterwarf, und in der letzten Hälfte des neunten und in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ganz Norwegen beherrſchte. Er hatte ſeinen Hauptſitz in Nidaros errichtet und ſo entſtand, wie früher in Leire auf Seeland und in Upſala in Schweden, ſo in Nidaros in Norwegen eine dritte Hauptſtadt von religiöſer, wie königlicher Bedeutung. Die Gewalt der Skioldungen vereinigte ſich durch Gorm den Alten, die der Skilfinger durch Erik Edmundſon, die der Ynglinger in Nidaros zuletzt durch Harald Haarfager.

Was die nach dem hohen Norden auswandernden Gothen beſonders auszeichnet, iſt die Macht freier Perſönlichkeit. Ein jeder einigermaßen bedeutende Hausvater wollte Herr in ſeinem Kreiſe ſein. So bildete ſich der Odel (Adel) der Bauern. Der mächtige Bauer, ſowie der Kreis ſeiner Herrſchaft ſich erweiterte, galt für einen König. Daher entſtanden keine Dörfer, ſondern eben im hohen Norden, vorzüglich in Norwegen, lauter abgeſonderte Anſiedlungen, nicht feſte Burgen wie in den germaniſchen Ländern; die reine perſönliche Tapferkeit ſollte allein die Selbſtändigkeit beſchützen. In der religiöſen Anſicht findet man dieſe Geſinnung ſcharf ausgeprägt. Die kühnſten Häupter mächtiger Familien ſuchten daher ſich der Herrſchaft der mächtigen Dynaſtie zu Nidaros zu entziehen.

Allerdings war der Widerſtand auch im Innern des Landes oft heftig, doch gelang es den Königen, von Harald Haarfager an bis tief in das Chriſtenthum hinein, hier leichter ruhige Unterwerfung zu finden, als an den Küſten. Die mächtigen Häupter der Küſten bildeten fortdauernd die heftigſten Streiter gegen die allgemeine königliche Gewalt.

So weit wir die Thaten der nordiſchen Gothen verfolgen können, waren ſie kühne Seefahrer; die kühnſten ohne allen Zweifel, welche die Geſchichte kennt. Wo ſie an den Küſten erſchienen, in den germaniſchen wie in den ſkandinaviſchen Ländern, vertrauten ſie ſich zuverſichtlich dem Meere an. Von Carauſius an, in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts, treten die erſten nordiſchen Vikinger in der Geſchichte hervor. Sie werden ſächſiſche genannt, ob mit nördlichen verbunden, wie ſpäter die ſkandinaviſchen mit ſüdlichen, läßt ſich freilich nicht geſchichtlich nachweiſen, doch iſt es nicht unwahrſcheinlich und die Vermuthung nicht widerlegt dadurch, daß ſie Sachſen genannt wurden. Die Römer kannten natürlich keine andere Heimat dieſer kühnen Seeräuber als die nächſte. Ohne allen Zweifel hörten dieſe Vikingszüge nach Britannien ſeit der Zeit nie auf. Und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir in den dürftigen Nachrichten, während des Zeitalters der römiſchen Herrſchaft und bis die angelſächſiſchen Staaten ſich vollſtändiger ausbildeten, auch bedeutende Einfälle nicht erwähnt finden. Gehört doch ſelbſt der Anfang der angelſächſiſchen Invaſion in dieſe Epoche.

So bildete ſich eine immer mächtigere Meeresherrſchaft; bis zum Untergange nordiſcher Mythologie entwickelte ſie ſich immer gewaltiger. In der Mitte des großartigen Meerreichs fand die nordiſche Mythologie ihre letzte Stätte, ohne allen Zweifel auch ihre letzte Entwickelung, und als die Gewalt der Beherrſcher des Meeres, die Blütezeit der Vikinger verſchwand, zogen ſich auch die Mythen aus dem Leben zurück und retteten ſich in die Dichtkunſt.

Allerdings beſtanden die Vikinger aus vielen Völkern, in der neuern Zeit oft genug genannt, ſo daß eine Wiederholung derſelben überflüſſig ſcheint. Die ſchwediſchen Geſchichtsforſcher wie die däniſchen haben ſich Mühe gegeben, den bedeutenden Antheil ihrer Vorväter an dieſer merkwürdigen Meeresherrſchaft darzuthun; und auch die Deutſchen haben ihre Rechte billiger Weiſe in Anſpruch genommen.

Uns iſt es aber wichtig, dasjenige Volk kennen zu lernen, welches vorzugsweiſe als der beſondere Stamm der nördlichen Vikinger betrachtet werden kann, das Volk zugleich, welches allein die Quelle aller unſerer mythologiſchen Kenntniſſe erhielt. Es war bei den neueſten Forſchungen wichtiger, die Verwandtſchaft deſſelben mit den übrigen nördlich gothiſchen und germaniſchen Stämmen nachzuweiſen, als dieſen Stamm geſondert von den übrigen zu betrachten.

Allerdings iſt es unläugbar, daß die Oſtſee, in Zeiten, deren Anfang ſich in die früheſten Jahrhunderte, ja vielleicht in das Jahrhundert vor Chriſti Geburt verliert, von Gothen bewohnt, als Urſitz der Vikingerzüge betrachtet werden kann; daß Schweden, die däniſchen Inſeln, die jütiſche Weſtküſte, Holſtein bis nach Holland herunter, ſeit undenklichen Zeiten kühne Vikinger erzeugten, die ſchon zu Diocletians Zeit durch ihr Geſchick, ihren Muth und ihre Fertigkeit ſich auszeichneten. Aber eben ſo entſchieden iſt es, daß die größere Kühnheit, ſowie die entſchiedene Herrſchaft über ein Weltmeer ſich immer mehr ausbildete, je nördlicher die Völker wohnten.

Norwegen iſt durchaus ein Küſtenland. Lindesnäs liegt unter 58°, Nordkap unter 71° 10′; die Länge der Küſte, Grönland und Nordamerika gegenüber, beträgt 13° 10′. Legte man Nordkap an die Mündung der Elbe, dann würde Lindesnäs unter 38° 20′ zu liegen kommen, d. h. tief bis in das ſüdliche Spanien hineinreichen, bis zur Parallele der Azoren. Dieſe lange Küſte iſt von tiefen Meerbuſen durchſchnitten, mit einem felſigen Archipelag umgeben, und bietet Fahrzeugen, wie die der Vikinger, eine unſägliche Menge ſicherer Hafenplätze dar, die ſehr oft ſo verſteckt liegen, daß eine große Anzahl den nahen Inſel- und Küſtenbewohnern unbemerkt blieb. Bekanntlich waren die Schiffe der Vikinger nach beiden Enden ſpitz zulaufend, und gewöhnlich mit irgend einem Zierat, einem Menſchenkopf, einer Thiergeſtalt, oft mit einem Drachen verſehen; ſie hatten Maſten, wurden aber gewöhnlich gerudert; in der Mitte war ein Zelt errichtet, unter welchem die Häupter ſich aufhielten; die Menge der Ruderbänke deutete die größere oder geringere Stärke der Fahrzeuge an. Die Bauart der Schiffe war ſo, daß ſie mit beiden Enden gleich bequem ſich vorwärts bewegen und landen konnten. Obgleich die nördlichen Vikinger nun ohne Zweifel eine große Menge kleiner und wenig tief gehender Fahrzeuge hatten, die ſie vorzüglich benutzten, wenn ſie tief in ſeichte Flüſſe hineindringen wollten, ſo iſt es doch vollkommen unzuläſſig, mit Lappenberg anzunehmen, daß ihre Flotten nur aus ſolchen beſtanden hätten. Gewiß beſaßen ſie Fahrzeuge, die mehrere hundert Männer aufnehmen konnten. Der kurze Wurm (Ormen hün korte) ein Schiff, welches freilich durch ſeine Größe auffiel, von Olaf Tryggvaſon erbeutet, als Thorer Hjort in Halogaland fiel, hatte 30 Ruderbänke. Der lange Wurm (Ormen hün lange), Olaf Tryggvaſons größtes Schiff in der berühmten Schlacht bei Svolder hatte 34 Ruderbänke, alſo 68 Ruderer. Das kräftige Rudern, durch welches ſie die beſchloſſene Richtung der Fahrt, ſelbſt in den heftigſten Stürmen, zu behaupten wußten, war eine, vielleicht unter keinem Volke der Welt in gleicher Stärke ausgebildete Fertigkeit. Sie verſtanden es, die Ruder vollkommen gleichförmig zu bewegen, ſo daß dieſe aus dem Waſſer gehoben mit der oberen Fläche eine Ebene bildeten, und es war ein berühmtes Geſchick einiger Häupter, auf dieſen Rudern außerhalb des Schiffes zu gehen, zu ſpringen, ja zu tanzen, indem ſie zugleich Speere warfen. Die große Stärke der Ruderer erhielt die Ebene unverrückt. Beſonders zeichnete ſich Olaf Tryggvaſon dadurch aus. Die jüngeren Brüder der Könige in ganz Skandinavien, ſelbſt wenn die Länder unter ihnen getheilt waren, gingen häufig auf Vikingszüge aus; oft wechſelten zwei Brüder, der eine blieb als Regent im Lande, während der andre kämpfend und plündernd in Vikingszügen herumfuhr. Es gab aber auch viele, die keinen Fuß breit Landes beſaßen, ihre Männer als Unterthanen betrachteten und Seekönige genannt wurden. Es war ihr Stolz, wie Snorre ſich ausdrückt, jahrelang nicht auf der häuslichen Bank zu ruhen, oder unter ruſſigem Dache zu ſchlafen. Wenn dieſe Aeußerung auch eine Hyperdel enthält, ſo drückt ſie doch auf eine entſchiedene Weiſe die Eigenthümlichkeit dieſer Seefahrer aus.

In den norwegiſchen Küſtenländern lebten die kühnſten Jarle, die bis tief in die chriſtliche Zeit herein eine große Unabhängigkeit und ſelbſt eine gefährlich drohende Stellung den mächtigen Königen gegenüber behaupteten. So beſonders Erling Skialgsſon und Skialg Erlingſon unter Olaf dem Heiligen; ſpäter der Erling auf Rogaland; ebenſo unter Olaf dem Heiligen die Arne-Söhne auf Möre. Zwar die bedeutendſten Häupter ſuchten einen Vereinigungspunkt auf Island, aber ſelbſt in den nördlichſten Gegenden der norwegiſchen Küſte, in Halogaland, in dem gegenwärtigen Nordland, vom 66° — 70° nördlicher Breite, bildete ſich eine Wohnſtätte nicht zu unterwerfender Häuptlinge, und es war nicht bloß der harte Sinn der Thrönder, der die Oberkönige von Norwegen zwang, ihre Hauptmacht in Nidaros zuſammenzuhalten, ſondern auch die drohende Gewalt der Einwohner von Halogaland. Hier lebte Thorer Hjort unter Olaf Tryggvaſon, deſſen Oppoſition nur mit ſeinem Tode in dem Kampfe aufhörte. Hier der kühne Asbjörn Selsbani, der fortwährend Olaf dem Heiligen in der Blüte ſeiner Macht zu trotzen wagte. Hier Harek von Thjotö und Thorer Hund auf Biarkö, die viel dazu beitrugen, den genannten Olaf aus dem

Lande zu treiben und zu entſetzen, in der berühmten Schlacht von Stikleſtad ſeine Hauptgegner, ja Mörder waren.

Auf der Weſtküſte von Norwegen entſtanden die Vereine der Seekönige, die ſich nicht unterwerfen wollten, und die als Vikinge wiederkehrend das eigne Vaterland verheerten. Nach Harald Haarfagers Tode, als ſein jüngſter in England erzogener Sohn Hakon der Gute das Land beherrſchte, flohen ſeine älteren Brüder, Gunhilds Söhne, nach England, trieben ſich aber auch als Vikinger in den nördlichen Meeren herum, und kehrten oft verheerend nach den norwegiſchen Küſten zurück. Was die afrikaniſchen Wüſten den vertriebenen Herrſchern von Nordafrika ſind, das war das ganze Weltmeer den verjagten oder unzufriedenen Königen und Häuptern. Die eigentliche Geſchichte der Orkneys (Seehund-Inſeln) fängt mit Harald Haarfager an; die Orkneyinga-Saga, im Ganzen mit der Geſchichte der Orkneys, wie ſie ſich bei Snorre vorfindet, übereinſtimmend, beginnt mit dieſem Könige. Bis dahin waren, ſagt der letztere, die Orkneys ein Zufluchtsort der Vikinger. Die Färöer und Island traten unter ſeiner Regierung zuerſt geſchichtlich hervor, und ſo ward der Grund gelegt zu jenem großartigen Meeresreiche, welches, im neunten Jahrhundert anfangend, ſich bis in das dreizehnte erhielt; faſt vier Jahrhunderte hindurch ein eigenthümliches, gewaltiges Reich, das erſte und einzige ſeiner Art. In ſeiner Blütezeit war es durch feſte Küſten begrenzt, wie andere Reiche durch das Meer; dieſe Grenzen waren gegen Oſten die weſtliche Küſte von Norwegen, gegen Süden die nördlichen Küſten von Schottland und Irland, gegen Weſten und Südweſten Nordamerika bis auf den 42°, gegen Nord-Oſten Grönland, gegen Norden das Eismeer. Allerdings waren die Färöer und die Orkneys ſcheinbar unter norwegiſcher Herrſchaft: aber die ganze norwegiſche Geſchichte beweiſt, wie wenig dieſe Herrſchaft zu bedeuten hatte. Auf den Färöern tödteten die Einwohner unter Olaf dem Heiligen wiederholt die Geſandten, die hinüber geſchickt wurden, die Steuern zu erheben. Eben ſo erhielten ſich die Orkneys und Shetland-Inſeln in großer Unabhängigkeit. Zwar nahmen Thorfinn Jarl und Bruſe ihre Zuflucht zu Olaf dem Heiligen, damit dieſer ihre Streitigkeiten ſchlichten ſollte, aber ſeine Dazwiſchenkunft war ohne allen Einfluß, und auf den entfernten Inſeln galt die norwegiſche Herrſchaft nichts.

Dieſes große Meer ward von den herumſtreifenden Nordländern bewohnt, die Schiffe bildeten die beweglichen Häuſer, als Ruheſtatt dienten die zerſtreuten Inſeln. Die Bewohner des nördlichen Weltmeeres waren die Norweger; ihre berühmteſten Häuptlinge rechneten ihre Abkunft von den Ynglingern. Die Färöer, wie Island, die Shetland-Inſeln (Hjaltland) und die Orkneys waren von Norwegern bewohnt. Dieſer Verbindung der Isländer mit den norwegiſchen Familien verdanken wir die Erhaltung der Mythen, ſowie die der älteſten nordiſchen Geſchichte. Norwegiſche Familien waren in den ſpäteren Vikingszügen die Anführer; Rolf, der Eroberer von Bretagne, der Stammvater von Englands Königen, entzog ſich durch Vikingszüge der Gewalt des mächtigen Harald Haarfager. Wie das nordiſche Weltmeer, ſo waren auch beſonders die Inſeln nördlich von Schottland und zwiſchen Schottland und Irland: Shetland, die Orkneys und die Hebriden (die Suther-öer) als eine zweite Heimat der Norweger zu betrachten. Die Verbindung der ſkandinaviſchen Stämme unter einander und mit den germaniſchen iſt ein Gegenſtand vielſeitiger und genauer Unterſuchungen geweſen, und das Dunkel, welches noch über dieſem Gegenſtande ruht, vermag ich nicht zu zerſtreuen, nichts Neues zu den ſchon gefundenen Ergebniſſen hinzuzufügen. Für meine gegenwärtige Abſicht iſt die Verbindung der Norweger mit Schottland und Irland aber vorzüglich wichtig. Daß Dänen, Schweden, Frieſen, Angeln u ſ. w. mit den Norwegern verbunden waren, iſt freilich gewiß, aber eben ſo entſchieden iſt es, daß die Norweger das herrſchende Volk bildeten. Sie waren die Beſitzer der genannten Inſeln, nicht ſelten die Sieger und in kürzerer oder längerer Zeit die Beſitzer bedeutender Theile des nördlichen Schottlands. Betrachten wir (Island ausgenommen), die Inſeln des weſtlichen Weltmeeres, ſo finden wir, daß die alten nordiſchen Namen derſelben (wir dürfen ſie wohl die norwegiſchen nennen) ſich faſt alle in ihrer engliſchen Verſtümmelung erkennen laſſen. Auf den „Färöyjar“ (Schaafinſeln) haben alle Inſeln noch immer ihre alten Namen behalten; die Sprache iſt dort faſt unverändert die alte; kein Land beſitzt noch in unſeren Tagen ſo viele Sagen, in welchen man die alten isländiſchen (nur durch mündliche Ueberlieferungenerhalten) wieder erkennt, und mit dieſen den Beweis der unverwüſtlichen Fortdauer ſolcher Traditionen. Die Benennung Hjaltland (Shetland) iſt zwar ſchon von den Isländern gebraucht, obgleich Meginland (jetzo Mainland), als die größte Inſel, zugleich benutzt wurde, die ganze Gruppe zu bezeichnen. Jali der Isländer heißt jetzo Yell — Haſſkogsöy, Hascoſea — Fädaröy Fetlar —. Aumſtr, Unſt — Hvalsöy, Whalſey — Breidöy, Breſſa — Möſöy, Möuſa u. ſ. w. Von den Orkneys gilt daſſelbe: Roſſöy, jetzt Pomona mit dem Biſchofſitz — Kyrkjuvagr, jetzt Kirkwall mit dem

Jarlſiz — Orſjara, auch Forſtara, jezt Orphir — Grimſöy, Gremſea — Haöy, Hoy — Kalföy, Cava — Färöy, jezt Fara — Flatöy, jezt Flota u. ſ. w. Man nannte 25 bewohnte Inſeln, die ſämmtlich mehr oder weniger ihre alten norwegiſchen Namen behalten haben. Es iſt allgemein bekannt, wenn auch nur durch einige Walter Scottiſche Romane, daß die norwegiſche Sprache auf den Orkneys wie auf den Shetlandsinſeln ſich noch in der der Inſelbewohner erkennen läßt. Bis zum Jahr 1468 waren die Orkneys mit Norwegen verbunden; in dieſem Jahre wurden ſie als Erſaz für eine Summe von 50,000, die Shetlands-Inſeln für 8000 rheiniſche Gulden (der Brautſchaz der däniſchen Prinzeſſin Margaretha) an Johann den dritten von dem däniſchen Könige Chriſtian dem erſten verpfändet und ſpäter nie wieder eingelöſt; obgleich Chriſtian der dritte im Jahre 1549 eine eigene Steuer ausſchrieb, um ſie einzulöſen.

Die jezo mit dem alten Namen Hebriden bezeichnete Inſelgruppe bildete die Suther-Oeer (die Südinſeln) — Liödhus heißt jezo Levis — Iviſt Uviſt — Skid jezt Skye — Raunöyjar jezt Raaſſoy — Myll jezt Mull — Tyrviſt jezt Tyree — Gutöy jezt Gigha u. ſ. w. Die Hebriden blieben bis 1266, als Magnus Lagabäter ſie gegen eine Summe von 4000 M. Sterling und eine Abgabe von 100 M. jährlich abtrat, eine norwegiſche Beſitzung. Dieſe Abgabe erhielt ſich bis Chriſtian der erſte, als er die Orkneys abgab, auch ſie fallen ließ. Alle dieſe weſtlichen Inſeln beſtanden aus drei Bisthümern, das Färö'ſche, das orkney'ſche und das von Man (nach dem alten Namen Mona)und die Süderöer wurden von Gälen bewohnt. Man machte eine Zeitlang mit den Hebriden ein kleines Königreich aus, welches Könige hatte, die Vaſallen von den norwegiſchen waren. Der Biſchof auf den Hebriden wohnte auf Jona, auch J-colm-Kill genannt nach dem heiligen Columban. Der isländiſche Name dieſer Inſel war Oyinhelga.

Die erſte Eroberung der Orkneys, Shetlands, der Süderöer und Mans fand durch Harald Haarfager ſtatt, in den Jahren 841 — 43, nachdem er ſich Norwegen unterworfen hatte. Der Grund dieſes Zuges war die gewaltige Verheerung auf den norwegiſchen Küſten durch die Vikinger, die auf dieſen Inſeln ihre Zuflucht ſuchten. Ragnvald Möre-Jarl erhielt Orkney und Hjaltland als Erſatz, weil einer ſeiner Söhne in der Schlacht blieb. Er aber, eine Hauptſtütze des Harald, wollte in ſeiner Nähe bleiben, ſchlug das angebotene Jarlthum, aus und ſein Bruder Sigurd blieb als Jarl zurück. Ragnvald war der Vater Rolfs, des Eroberers der Bretagne.

Wenn nun auch von den genannten Jahren an erſt die Verbindung zwiſchen Norwegen, Schottland und Irland geſchichtlich bekannt ward, ſo war dieſe dennoch viel älter, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn ſie ganz im Dunkeln blieb. Von England aus konnten wir keine Nachricht über dieſe nördlichen Gegenden erhalten; den Römern waren ſie nur ihrem Daſein nach bekannt; die angelſächſiſchen Geſchichtſchreiber waren zu ſehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beſchäftigt; und, wie die nordiſchen Invaſionen von Ragnar Lodbrok und ſeinen vermeintlichen Abkömmlingen beweiſen, ruht ſelbſt über den früheren Verhältniſſen zwiſchen Skandinavien und den nördlichen angelſächſiſchen Staaten ein Dunkel, welches ſich weder durch angelſächſiſche Nachrichten, noch durch die nordiſchen Sagen anders als mit Hypotheſen einigermaßen aufhellen läßt. Es iſt durchaus nicht unwahrſcheinlich, daß eine uralte, vielleicht bis in die erſten Jahrhunderte hineinreichende Verbindung zwiſchen Norwegen, Schottland und Irland ſtattgefunden hat. Als ihre Geſchichte zu dämmern anfing, war ſie ſchon da. In faſt allen isländiſchen Sagen ſpielt ſie eine bedeutende Rolle, und wenn gleich jene in ihrer Auffaſſung die Begebenheiten näher rücken, ſo blickt doch nicht ſelten ein uraltes Element hindurch. Was wir von dieſer Gemeinſchaft erfahren können, beruht freilich Alles auf isländiſchen Nachrichten. Sie war den

Angelſachſen, wie den Römern, unbekannt, und die Ueberlieferungen der Irländer zeigen ſich hier durchaus unbrauchbar. Da nun die isländiſchen Berichte keiner Controlle unterworfen werden können, ſie ſelbſt aber mehr oder weniger mythiſch ſagenhaft ſind, ſo iſt freilich eine Geſchichte dieſer Gemeinſchaft zwiſchen Norwegen, Schottland und Irland wohl für alle Zeit unmöglich, außer in ſofern die Epoche von Harald Haarfager bis Olaf dem Heiligen in Orkneyinga-Saga und Snorre dargeſtellt wird. Dieſe aber trägt das Gepräge einer großen geſchichtlichen Glaubwürdigkeit.

Unſere bisherige Betrachtung bringt uns nun zu einem Gegenſtande, deſſen große Schwierigkeiten anerkannt ſind. Wir müſſen nämlich beſonders die Einwohner des nördlichen Irlands und Schottlands und ihr Verhältnis zu den Norwegern unterſuchen.

Was ich in dieſer Rückſicht dem O'connor verdanke, wird aus dem Folgenden erhellen, indem wir das Wenige, was wir von den Picten wiſſen, nach ihm zuſammenſtellen.

Er zeigt nun, wie erſt bei Ammianus Marcellinus von den Scoten und Attacotten die Rede iſt. Es war in dem vierten Jahrhundert; und zuerſt wurden ſie genannt in den Jahren 342 — 43; zum zweiten Male im Jahre 360; zum dritten Male von 368 — 69. Die Expedition des Conſtans wider die Scoten und Picten, kurz nach dem Siege über die Franken, fand, nach Libanius in der Rede βασιλικος, im Jahre 342 ſtatt, und ſie wird daher von Urſer mit Recht in das Jahr 343 verlegt. Die Picten des Ammian ſind aber keine anderen als die mit den Hiberniern vereinigten des Eumenius. Die älteſten Einwohner Irlands wurden Scoten genannt, und dieſe Scoten der kaum zu beſtimmenden Vorzeit waren den Römern gegenüber durchaus mit den Hiberniern verſchmolzen. Beide gäliſchen Urſprungs und von den, ſelbſt als Stämme verſchiedenen Picten feindlich getrennt, nur gegen die Römer vereinigt, ſo daß die Geſchichte der Scoten ſchlechthin nur in den iriſchen Annalen zu ſuchen iſt. Eine ſehr alte Einwanderung dieſer gäliſchen Scoten nach Albanien muß angenommen werden, und nach einer Reihe von Jahrhunderten die zweite, die von Ammian erwähnt wird.

Duchesne ſpricht von dieſer letztern. Es war, ſagt er, in den Zeiten des Conſtans, als die Scoten, die ihre Benennung in Irland erhielten, anfingen nach den nördlichen Gegenden von Britannien auszuwandern, ſich deſſelben bemeiſterten und den Grund zum Königreich Schottland legten; wenigſtens lernten die Kaiſer erſt damals ihren Namen kennen, und fühlten die Macht ihrer Waffen. Dieſes muß ein Jeder geſtehen, der mit der iriſchen Geſchichte bekannt iſt und an verſchiedenen Stellen wird es von Iſidor Oroſius, Beda und Eginhard bezeugt. Soweit Duchesne. Am genaueſten drückt ſich, nach O'connor, Roy aus. Die unwiderſprechlichen Zeugniſſe, ſagt er, ſowohl der römiſchen als britiſchen und ſächſiſchen Schriftſteller berechtigen uns, die kriegeriſchen Angriffe der Hibernier und Picten gegen die Römer zu vereinigen. Es leuchtet ein, nicht bloß aus der ſchottiſchen Geſchichte, ſondern auch aus Beda und aus den authentiſchen Schriftſtellern ein Jahrhundert vor und nach ihm, ſo wie aus den römiſchen, daß Schottland während der römiſchen Herrſchaft aus zwei Reichen beſtand, einem pictiſchen und einem iriſchen. Eumenius beſtätigt, daß vor der Ankunft des Julius Cäſar in Britanien die Einwohner keine anderen Feinde kannten, als die Hibernier und die Picten. Die erſteren wurden von Eumenius Iren, von Ammian Scoten genannt; es wird von keinem dritten Feinde geſprochen.

Die von Roy angeführte Stelle des Eumenius lautet folgendermaßen:

Adhuc natio (britannica) etiam tunc rudis, et solis Britanni Pictis et Hibernis adsueti hostibus, adhuc seminudi, facile romanis armis signisque cesserunt.

Dieſe Völker werden auf verſchiedene Weiſe beſchrieben. Die Iren kommen a Bircia (aus Irland) aus Weſten; die Picten ab aquilone vom Norden; die erſten breiten ſich von Frith of Forth längs dem öſtlichen Theile von Albanien, die zweiten von Frith of Clyde längs dem weſtlichen Theile aus.

Iſt es nun, wie es ſcheint, entſchieden, daß die Picten und Hibernier einander von Alters her fremd waren, die Scoten aber, wie die letzten, Gälen; ſo kann man entweder annehmen, daß jene die Ureinwohner der Inſel waren, die durch die von den Phöniziern oder Karthaginienſern hergeleiteten Gälen nach den nördlichen Theilen von Irland und von da weiter nach Schottland verdrängt wurden, oder daß die Picten eingewandert ſind. Beides läßt ſich annehmen, und beides kann man wohl ſagen, doch ſchwerlich geſchichtlich begründen, da alle Spuren von Picten, als einem eigenthümlichen Volke, jetzt eben ſeit 1000 Jahren, ſeit 838, verſchwunden ſind. Die irländiſchen, wie die ſchottiſchen Chroniker liebten es, ihre Geſchichte mit Adam anzufangen, theilten ſie in Weltalter, nahmen eine Einwanderung der Picten 1000 Jahre vor Chriſti Geburt an, und ihre Anſichten erſchienen, obgleich von aller möglichen Poeſie ungeſtört, durch eine fabelhafte, dürre Chronologie noch unbrauchbarer, als die nordiſchen phantaſtiſchen Sagen. Dennoch iſt es merkwürdig, daß ſie über die Einwanderung einig ſind. Eine alte Pictenchronik, nach

O'connor aus dem Jahre 1057, ſagt nach der Ueberſetzung des Herausgebers: Postquam venerunt in Hiberniae campos. Die Innisfaleniſchen Annalen, nach dem Codex colbertinus, behaupten daſſelbe. Die ſchottiſchen Chroniker, Fordun ſowohl als Winton, wiederholen es, und es iſt alſo, bei aller ſonſtigen Unbrauchbarkeit der iriſchen Annaliſten, als eine nicht verwerfliche unter den Hiberniern herrſchende Sage zu betrachten; auch Gildas, der im ſechſten Jahrhundert lebte, erwähnt eine ſolche Einwanderung. und ſelbſt Beda nimmt ſie an. Alle Annaliſten ſind darin einig, die Picten erſt in Irland, dann in Schottland erſcheinen zu laſſen. Beda nennt als das Land, aus welchem ſie nach Irland eingewandert waren, Scythien. Dieſe Einwanderung erſcheint nun freilich höchſt räthſelhaft. Daß ſie in Schiffen ſtattgefunden hat, erwähnt Beda ausdrücklich, aber er ſteht allein mit dieſer Behauptung, die freilich nach ihm von Vielen wiederholt wird. So wunderlich nun auch eine Schifffahrt von Scythien nach Irland erſcheinen mag, ſo könnte man doch wohl einen Grund zu dieſer ſeltſamen Behauptung finden, wenn man an die verworrene Vorſtellung der Alten von dem nordöſtlichen Europa ſich erinnert. Ich berufe mich auf Geijer. Jordanes nimmt mit Ptolemäus an, daß Scandia oder Scanzia eine große Inſel im nördlichen Ocean, dem

Ausfluß der Weichſel (Vagi) gegenüber war. Aber dieſe Vorſtellung der alten Geographie wird von ſeiner eigenen ſpätern Beſchreibung, nach welcher Scandia keine Inſel iſt, widerlegt. Gegen Oſten, ſagt er, hat Scandia einen großen See, aus welchem ein Fluß Vagi hervorſtrömt, der ſich gegen Weſten in das germaniſche Meer verliert. Jordanes, der nicht, wie die arabiſchen Geographen, dieſen großen See durch den Dnieper in Verbindung mit dem ſchwarzen Meere ſetzte, läßt ihn vielmehr dem Ocean durch einen uns völlig unkenntlichen Fluß zufließen. Dieſe Vorſtellung iſt aus der alten Geographie geliehen, welche ſie eben ſowohl auf den mäotiſchen See wie auf das kaspiſche Meer angewandt hat. Dieſes letztere glaubten Viele wieder mit dem Weltmeere zuſammenhangend, wie Pomponius Mela, der von Jordanes citirt wird; und da dieſer ſelbſt das kaspiſche Meer beſchreibt, als läge es an den äußerſten Grenzen Aſiens und zwar ſo, daß es durch eine ſchmale Oeffnung zuſammenhinge mit dem nordöſtlichen Ocean, ſo ſcheint in ſeiner eigenen unklaren Vorſtellung das kaspiſche Meer mit dem großen See öſtlich von Skandia zuſammengefloſſen zu ſein, indem dieſer entweder das weiße Meer oder, vielleicht wahrſcheinlicher, der Ladoga geweſen iſt. Daß eine ſolche Verwechſelung wirklich ſtattgefunden hat, daß Skandia mit Scythien verwechſelt und über das ganze nordöſtliche Europa ausgedehnt wurde, zeigt der anonyme Geograph von Ravenna. „Hinter den Roxolanen, ſagt er, weit in den Ocean hinein, findet man die große alte Inſel Scythia, von Jordanes Scanzia genannt. So hat die von Jordanes zuerſt angedeutete Vorſtellung, daß Skandinavien mit dem nordöſtlichen Europa zuſammenhinge, ein neues Mißverſtändnis erzeugt, indem dadurch die Vorſtellung von einem Scythien, verwechſelt mit dem großen Svithiod, entſtand. Die alte proſaiſche ſchwediſche Chronik nennt auch das eigentliche Svearike über die wüſteſten Gegenden Tiveden und Kalmorden Scythia, und ſo konnte die Vorſtellung entſtehen bei Jordanes, als wäre Scandia eine officina gentium, vagina nationum, eine turba diversarum gentium.“

Ich habe dieſe Stelle aus Geijer angeführ, weil ſie mir auf eine ſchlagende Weiſe darzuthun ſcheint, wie Beda dazu gebracht werden konnte, die Picten aus Scythien einwandern zu laſſen. Sie kamen, wie wir oben geſehen haben, zuerſt nach Irland, und von den Irländern nach Schottland hingewieſen, weil ihr Land zu ſtark bewohnt war, ließen ſie ſich auf der weſtlichen Seite von Schottland nieder, und breiteten ſich von da gegen Norden über Sutherland und Caithness aus. Hier wurden ſie, wie Beda erzählt und die ſchottiſchen Chroniken wiederholen, von den albaniſchen Scoten, die viel früher als die oben erwähnten ammianiſchen in Schottland eingewandert ſein müſſen, wohl aufgenommen, und da die Picten keine Weiber mit ſich führten, ſo baten ſie ſich dieſe von den Scoten aus. Dieſes ward ihnen unter der Bedingung zugeſtanden, daß, wenn der König ſtürbe, und die Erbſchaft zweifelhaft wäre, den Frauen der Vorzug zugeſtanden würde.

Der erſte König war, nach der Pictenchronik, auf welche O'connor am meiſten Vertrauen ſetzt, Kathluan, der letzte Conſtantinus. Nach dem Ableben dieſes Königs ging das pictiſche Königthum, jener Verabredung gemäß, auf Kenneth über und das erſtere verſchwand, wie auch Beda, nach den zuverläſſigſten Pictenchroniken, annimmt. Zu verſchiedenen Zeiten waren die Picten in Schottland ſehr mächtig und dehnten ihre Herrſchaft bis an das angelſächſiſche Reich, ja bis über deſſen Grenzen aus. Seit 838 verſchwindet ihr Name, wie nach den ſchottiſchen Chroniken ihre Sprache.

Dieſes räthſelhafte Volk, welches in der alten Geſchichte eine ſo große Rolle ſpielt, hat nun keine Spuren zurückgelaſſen. Die Familien wie die Sprachen ſind verſchwunden. Ueber die Benennung dieſes Volks hat ſich ein Streit erhoben. Aeltere Schriftſteller haben geglaubt, daß die römiſche Benennung auf ein farbiges Volk, etwa wie jetzt in Amerika, hindeute. Man wandte dagegen ein, daß die Schottländer ſie Pevoſtys, die Isländer ſie Pegten nannten. Dieſes beweiſt, ſcheint mir, wenig, denn eine ſolche Benennung konnte aus der Verſtümmelung der römiſchen entſtehen, oder es müßte nachgewieſen werden, daß ſie älter als die römiſche wäre. O'connor nun behauptet, daß die Picten in den iriſchen Annalen Cruitneach heißen. Cruth aber bedeutet Farbe, Cruitneach alſo wörtlich farbiges Volk (gens colorata), und dieſes wurde von den Römern überſetzt. Verhält es ſich nun wirklich ſo, dann werden wir zu einer, der allgemein herrſchenden ſtark entgegengeſetzten Anſicht getrieben. Allgemein wird angenommen, daß die Skandinavier blond waren, und daß dieſe Farbe den hochnördlichen Völkern eigen ſei. Nun aber werden die gäliſchen Britten gerade ſtark blond genannt und ein iriſches Gedicht vom Jahre 1057 nennt ſie flavi comati. Rapin in ſeiner Geſchichte von England ſagt: „die Britten, wie noch immer die meiſten Irländer, ſind rothhaarig.“ Er hielt ſich 1688 in Irland auf. Waren alſo die Picten von anderer Farbe, ſo müßte man wohl annehmen, daß ſie brünett waren.

Die Einwanderung der Picten aus Skandinavien iſt mir nun höchſt wahrſcheinlich, ſie hat ſich den nordiſchen Geſchichtſchreibern aufgedrängt; ſie wird von Schöning, Suhm, Finn Magnuſen und neulich von Clement angenommen; ſie ſcheint, wie wir ſpäter ſehen werden, die alte Verbindung der Norweger mit Schottland und Irland zu erklären, ſowie ſie auch manche räthſelhafte Punkte in der dunkeln Geſchichte der Picten aufhellt. Aber eben jene Farbe könnte, wie Viele glauben möchten, ihrer Einwanderung aus Skandinavien entgegenſtehen. Iſt das nun wirklich der Fall? Es verdient eine genauere Unterſuchung.

Daß die blonde Farbe der Menſchen nach Norden zunehme, iſt ein herrſchendes Vorurtheil, Finnen und Lappen ſind keineswegs blond, und ſelbſt von den Schweden und Norwegern kann man es ſo allgemein nicht behaupten. Man findet in Norwegen in allen Ständen ſo viele dunkelfarbige Menſchen, daß man faſt genöthigt wird, neben der blonden Varietät eine dunkle als urſprünglich anzunehmen. Es läßt ſich freilich nicht leugnen, daß die Blonden in allen nördlichen Sagen als die Vorzüglicheren geachtet wurden. Die ſchönen Frauen und die ausgezeichneten Helden derſelben erſcheinen immer von lichter Farbe und mit goldfarbenen Haaren. Wahrſcheinlich iſt es, daß die Aſen und das ſie begleitende Volk blond waren, daß alſo die Blonden die letzten Eingewanderten geweſen ſind. In einigen Sagen iſt von einer Gegend in Norwegen die Rede, die, zwiſchen Götaelv und Glommen, Raumarige genannt wird. Es war diejenige, in welcher die Nachkommen des Ynglings vom Ynglinger-Geſchlecht zuerſt einwanderten. Von dieſer Gegend heißt es in Sögubrot, als Ragnar ſeiner Geſtalt nach beſchrieben wird: „Er war der größte und ſchönſte aller Männer, die man jemals ſah, und war ſeiner Mutter und ihrem Geſchlecht vorzüglich ähnlich; denn es iſt aus alter Ueberlieferung bekannt, daß das Volk, welches Alfen genannt wird, weit ſchöner iſt, als alle übrige Menſchen in den nördlichen Landen. Auch wurde die Gegend Alfheim genannt.“*) Daß aber die Alfen Aſen waren, iſt bekannt. Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß die Vorgothen dunkelfarbig geweſen ſind? Und darf man nicht annehmen, daß die Picten Stammverwandte jener vorodinſchen Einwohner Norwegens waren? Dann würde ſich hier ein Gegenſatz bilden, der der allgemein herrſchenden Anſicht gerade entgegen geſetzt wäre. Die aus Karthago über Spanien eingewanderten Gälen wären blond, die aus Norden ſpäter angekommenen Picten dunkelfarbig. Es iſt aus Ritter bekannt, wie tief die blonde Raçe in das Innere von Aſien hineinreicht, und was jetzt unter uns, nach vielfältiger Vermiſchung, als bloße Varietät erſcheint, hat ohne allen Zweifel urſprünglich wahre ſcharf getrennte Racen gebildet, die ſich ſowohl nach Süd-, wie nach Nordweſten ausbreiteten und in der frühen Zeit ihrer Zerſtreuung, wie alle Racen, unvermiſcht, daher unverändert blieben. Iſt dieſe Annahme richtig, und ſie iſt mir ſehr wahrſcheinlich, ſo würde die helle Farbe der alten Britten eben ſo wenig gegen einen ſüdlichen Urſprung, wie die dunkle der Picten gegen einen nördlichen beweiſen.

---

*) döckalfar (genii obscuri) — lioſalfar (Grimnismal S. 250) — ſvartalfar (ebd.)

Was nun aber dieſe nördliche Einwanderung der Picten betrifft, ſo glaube ich ſie — Alles wohl erwogen — in der That einigermaßen begründet. Nach den alten Sagen blieben, bei der Auswanderung aus Irland nach Schottland, einige derſelben in Irland zurück. Sie werden von O'connor Picti ultonienses genannt, wohnten alſo im nördlichen Irland, ſo wie die ſchottiſchen Picten die weſtlichen Gegenden von Schottland und die nördlichen bis nach Caithness am Pentlandſunde, den Orkneys gegenüber, bewohnten. Nach einer iriſchen Sage waren auch dieſe Inſeln von den Picten beſetzt, ehe ſie in Irland ankamen. Sind dieſe etwa in ſehr früher Zeit von den norwegiſchen Vikingern verdrängt? Erwägen wir nun, daß die Picten von jeher nur die nördlichſten Gegenden von Irland und Schottland einnahmen, die Gegenden, in deren Mitte, auf den Hebriden, die Norweger von je her ſich wie zu Hauſe fühlten, ſo iſt die Annahme einer urſprünglichen Stammverwandtſchaft zwiſchen beiden ſehr wahrſcheinlich. Diejenigen neuern Forſcher, die annehmen, daß die Picten Gälen waren, welche ſich von den Britten nur durch eine wenig abweichende Mundart unterſchieden, berufen ſich vorzüglich auf das gänzliche Verſchwinden ihrer Sprache. Aber dieſes Verſchwinden konnte in einer doppelten Richtung ſtattfinden: in einer ſüdlichen, der angelſächſiſchen, und in einer nördlichen, der isländiſchen oder norwegiſchen Sprache. Fordun und Winton melden ausdrücklich, mit einer Art von Erſtaunen, daß die Sprache verſchwunden ſei, ſo wie die Familien verſchwanden. Kaum würden ſie dieſes geäußert haben, wenn nur von einer Mundart die Rede geweſen wäre, und die ſtrenge Scheidung der Römer deutet, wie mir ſcheint, auf zwei ganz verſchiedene Völker.

Das Zuſammenleben der Orkneybewohner mit den Nordſchotten iſt ſo innig, daß man kaum eine große Verſchiedenheit der Sprache annehmen kann. Allerdings iſt in Heimskringla und Orkneyingaſaga nur von der Scoten Könige die Rede. Die erſte Unterwerfung der Orkneys unter Harald Haarfager, der ſie durch einen Jarl regieren ließ, fand wenige Jahr nach dem Abſterben des pictiſchen Königſtammes, etwa 842, ſtatt; damals konnte die pictiſche Sprache nicht verſchwunden ſein, ſo wie es ja durchaus unzuläſſig iſt, anzunehmen, daß ein ſolches Verſchwinden plötzlich ſtattgefunden habe. Wahrſcheinlich hat die Sprache der Picten in beiden Richtungen, beſonders nachdem die Blütezeit ihrer Gewalt in Schottland verſchwunden war, ſüdlich in die angelſächſiſche Sprache ſich verloren, während ſie nördlich ſich reiner erhielt. Die Picten in Irland (die Ultonienſiſchen) haben ohne allen Zweifel viel früher ihre Eigenthümlichkeit verloren, und es iſt merkwürdig, daß die Isländer hier, wie in Laxdälaſaga, die iriſche Sprache als eine durchaus ihnen fremde, die einen Dolmetſcher erforderte, erwähnen, während etwas Aehnliches, wo von den Nordſchotten die Rede iſt, nie vorkommt. In den altſchottiſchen Chroniken kommen noch viele isländiſche Worte vor.

Clement, welcher ſich mehrere Jahre lang in Schottland aufhielt, eben in der Abſicht, ſich mit dem Urſprunge, der Eigenthümlichkeit und der Geſchichte der Picten und Scoten zu beſchäftigen, hat als Reſultat dieſer Unterſuchungen vieles Bemerkenswerthe über die Eigenthümlichkeit der Picten mitgetheilt; das Ausführlichere aber verſpricht er in ſeinen noch nicht erſchienenen Reiſen geben zu wollen. Die Schrift von Skene, welcher den keltiſchen Urſprung der Picten annimmt, iſt mir bis jetzt unbekannt geblieben.

Iſt nun die nordiſche Einwanderung der Picten mit dieſer die Stammverwandtſchaft derſelben mit den älteſten Einwohnern der ſkandinaviſchen Halbinſel höchſt wahrſcheinlich, ſo waren dieſe letzteren hier ſchon ſeit uralten Zeiten wie einheimiſch, und vielleicht waren die Norweger wenigſtens mit den nördlichen Gegenden von Irland und Schottland genauer noch, als mit Dänemark und Nordgermanien, bekannt. Dieſe frühzeitige Verbindung, die höchſt wahrſcheinlich ſtattgefunden hat, obgleich bis jetzo ſo wenig hervorgehoben, wird bei der Beurtheilung der Entwickelung der nordiſchen Mythologie nicht allein durch chriſtliche ſondern auch früher durch die druidiſchen Elemente von Wichtigkeit ſein.

So wie nun die alte Berührung mit dem Chriſtenthum gegen Weſten hier angedeutet iſt, ſo fand bekanntlich eine andere im äußerſten Südoſten ſtatt durch die Wäringer nämlich, die in Conſtantinopel (Mikligard) als berühmte Krieger dienten. Dieſe Verbindung mit dem öſtlichen Kaiſerthum war wahrſcheinlich ſehr alt. Zwar ſind die Nachrichten, die wir von den Wäringern in isländiſchen Sagen und bei Snorre finden, nicht ſo alt, und ihr Dienſt im kaiſerlichen Heere fand nur nach der Einführung des Chriſtenthums ſtatt. Die Benennung Farangi kömmt bei den Byzantinern erſt im 10. Jahrhundert vor, aber es heißt dann von dieſem Volke: es habe von Alters her bei der Leibwache gedient. Schon Procopius (de bello gothico L. 2. c. 15) ſpricht von Wäringern, die ſeit langer Zeit vom weit entfernten Norden und Thule kommend, den Kaiſern dienten. Auch bei Neſtor findet man Aeußerungen, welche die Annahme einer alten Verbindung der Wäringer mit Conſtantinopel unterſtützen.

II.

Die Aufgabe, die wir uns geſtellt haben, konnte nicht darauf gehen, eine Einwirkung chriſtlicher Lehren oder Anſichten auf die nordiſche Mythologie von außen her nachzuweiſen, da eben die Mythologie als ſolche, als ein lebendig Eigenthümliches betrachtet werden muß, in welches ein ihr ſo Fremdartiges, wie die chriſtliche Lehre, nicht einzudringen vermag: vielmehr mußte dieſe anregend und die Eigenthümlichkeit der religiöſen Anſicht entwickelnd, ihren Einfluß zeigen. Das Heidenthum der Nordländer mußte in ſich abſterben, und dieſes Abſterben mit dem Gipfel einer innern Entwickelung zuſammenfallen. Aber eben hierin liegt nun die große Schwierigkeit unſerer Aufgabe. Denn einzelne Notizen haben keine Bedeutung, und es ſcheint beim erſten Anblick unmöglich, Stufen einer Entwickelung in einer Mythologie aufzuweiſen, die eine ſolche, nach der Art und Weiſe, wie ſie uns überliefert worden iſt, gar nicht enthält. Dennoch wagen wir es, drei Epochen dieſer Mythologie zu unterſcheiden.

Die erſte enthält die rohe, ja widerwärtige Kosmogonie der Nordländer. Zwar iſt ſie nicht verdrängt durch eine ſpätere, aber ſie iſt, wo ſie in der letzten Epoche durchblickt, auf eine merkwürdige Weiſe verhüllt und dadurch veredelt; ſie blickt als ein Unförmliches, als ein Dunkles hindurch, deſſen rohe und gigantiſch unzuſammenhangende Maſſen die ſpätere, reichere und lebendigere Entwickelung wohl zu verdrängen, aber nicht zu überwältigen vermochte.

Dieſe Stufe, die nächtliche Wurzel der nordiſchen Mythe, iſt in den ſüdlicheren Ländern, in welchen wir nur die zerſtreuten Reſte der früh verdrängten Mythen zu entdecken vermögen, kaum zu erkennen. Nur im höchſten Norden, wo ſie ſich in ihrer größeren Reinheit erhielt und ſich in dieſer darzuſtellen und weiter zu ſchreiten vermochte, iſt ſie, ſo weit Ueberlieferungen ſich verfolgen laſſen, und ſie ſich durch die in den

Berichten manchmal ſichtbar gewordene Auffaſſung von einem chriſtlichen Standpuncte aus, erkennen läßt, zum Vorſchein gekommen.

Wir denken hier an jenen rohen Gegenſatz zwiſchen Muſpelheim, dem Reiche der Hitze, und den nördlichen Eismaſſen gegen Norden in Niffelheim, wo aus dem Streite der Hitze und Kälte der Urrieſe Ymir entſtand; an die Geburt und an die ganze barbariſch-wilde Anſchauung von der erſten Entſtehung der Hrymthurſen aus Ymirs Gliedern, von der Kuh Audumbla, die, den Salzſtein leckend, Bure erzeugte u. ſ. w. Es iſt gar nicht meine Abſicht, dieſe rohen Elemente hier weiter zu verfolgen; nur darauf will ich aufmerkſam machen, daß man in dieſen keineswegs das Eigenthümliche der nordiſchen Mythologie erkennen kann. Aehnliche rohe Auffaſſungsweiſen, wie eine gemeinſchaftliche unorganiſche Grundlage, ſo oder ſo modificirt, findet man bei allen rohen Völkern; es iſt dieſe Grundlage, die eine Vergleichung der nordiſchen Mythe mit den Vorſtellungen der wildeſten Völker auf der ganzen Erde hervorgerufen hat. Eine Vergleichung, die völlig unfruchtbar bleiben muß, wenn man ihre Gränzen nicht erkennt. Sie muß jederzeit als ein Product der Verwilderung der Völker betrachtet werden, und wo ein höheres Moment geiſtiger Entwickelung zurückblieb, wie in den indiſchen und griechiſchen Mythen, hat alles ſcheinbar Aehnliche dennoch ſchon urſprünglich eine andere und tiefere Bedeutung. Alle ſolche Vorſtellungen ſind roh aus einander gefallene Mythen, die das verwildernde Bewußtſein nicht mehr lebendig zu vereinigen weiß, die nur in ein äußeres Verhältnis zu einander geſetzt, das geiſtige Band urſprünglicher Vereinigung verloren haben. Mit dieſem iſt zugleich die lebendige Vergangenheit, die fruchtbare Zukunft ſolcher Völker verſchwunden. Erſtarrt in einer engen Gegenwart, drängen ſich die Urformen der Natur, wie ſie von dieſer überwältigt ſind, in das Innerſte des gefeſſelten Bewußtſeins hinein. Die regelloſe, alles ordnenden Standpunktes entbehrende Vergleichung der Griechen, Indier, guineiſchen Neger, Nordamerikaner u. ſ. w. mit einander, durch einzelne, den tiefern Sinn kaum täuſchende Aehnlichkeiten, führen zu nichts, und ſind in der That ähnlicher Art, wie das Gerede der Naturforſcher über den Inſtinct der Thiere, wo Mollusken und Inſecten, Vögel und Säugethiere unter einander geworfen werden. Wie man, von dem thieriſchen Inſtinct redend, noch nicht eingeſehen zu haben ſcheint, daß eine comparative thieriſche Pſychologie zuſammenfallen muß mit der ſo lehrreich gewordenen comparativen Phyſiologie, wenn man ein verſtändiges Wort über den thieriſchen Inſtinct ſprechen will: ſo gilt daſſelbe von jener rohen mythiſchen Grundlage. Die Grade der Verwilderung der Völker drücken ſich in der Totalität ihres Daſeins, in allen Momenten ihres inneren wie äußeren Lebens aus, wie in ihrer Natur; in ihrer Geſtalt, wie in ihrer Lebensweiſe: bis dahin, wo die Vergangenheit erſtarrt, die lebendige Erinnerung verſtummt, mit dieſer die erzeugende Zukunft, und mit ihr die Geſchichte verſchwindet.

Auffallend iſt allerdings die Verwandtſchaft der rohen Vorſtellungen der Odinslehre oder vielmehr der maſſenhaften Spuren derſelben, die in dieſer zurückgeblieben ſind, mit denen benachbarter Völker, die ſelbſt von ganz anderem Urſprunge ſind, mit den Vorſtellungen nämlich der finniſchen und wendiſchen Stämme. Erſt mit Odin fängt die eigentliche Mythe an. Zwar wird die Darſtellung jener rohen Naturanſicht in der proſaiſchen Einleitung der jüngeren Edda ſo eingeführt: es wird erzählt, daß ein mächtiger Mann, Gylfe, den eingewanderten Aſen entgegentrat, nach Valhall wanderte, und von den Aſen eingeladen, durch die Pracht ihrer Wohnungen erſtaunt, ja überwältigt, von dieſen ſich über den Urſprung der Dinge belehren ließ. Dieſer Gylfe iſt nun offenbar ein Vorgothe, nach Geijers Anſicht. Dieſe Erzählung iſt augenſcheinlich eine viel ſpätere Erfindung, ja ſo-

Univ. Bibl.
München

gar eine chriſtliche. Die Aſen müſſen den Gylfe erſt über ſich ſelbſt verſtändigen.

Wir dürfen daher wohl annehmen, daß jene rohe Kosmogonie einem früheren Volke angehörte, bei welchem mit der eingewanderten Odinslehre, die da herrſchte, die eigentliche Mythologie anfing. Da hier Alles Vermuthung iſt, wenn es äußerlich betrachtet wird, und die Zukunft kaum irgend einen Aufſchluß über dieſe Sache verſpricht, ſo muß eine Erklärung an die Stelle geſchichtlicher Forſchung treten, und dieſe liegt nicht ſehr fern. Wir nehmen daher an, daß die rohen kosmogoniſchen Vorſtellungen allerdings eben ſo wie das Volk, dem ſie zugehörten, aus Aſien gekommen ſind. Es waren die religiöſen Vorſtellungen der Vorgothen, der Jötunen, die eben ſo wohl wie die Odinslehre, aus Aſien einwanderten, aber aus einer nördlich liegenden öſtlichen Gegend, aus dem unbeſtimmt gehaltenen Jötunheim. Die ganze Anſchauungsweiſe, jene barbariſche Annahme eines Kampfes zwiſchen Licht und Finſternis als einem Kampf zwiſchen ungeheuren Eismaſſen und Feuer, rührt offenbar von einem nördlichen Volke her, von einer verwilderten Raçe, die ſich kaum von den tief Verſunkenen, die wir in ihrem wilden Zuſtande in ſo vielen Gegenden noch finden, unterſcheidet. Die Odinslehre dahingegen iſt aus der Urquelle vielleicht aller

Mythologien, aus dem ſüdlichen Indien, nach Norden gekommen. Bedenken wir, wie lange, Jahrhunderte hindurch, heidniſcher Aberglaube das Chriſtenthum beherrſchte, ja ſelbſt ſeinen Einfluß auf die Kirche ausübte, ſo können wir uns nicht darüber wundern, daß frühere Reſte eines rohen Zuſtandes im Norden nicht zu verdrängen waren. Und ſo iſt die nordiſche Mythologie nicht eine Entwickelung der reinen Odins-lehre, ſondern eine Miſchung aus früheren barbariſchen Vorſtellungen und bedeutenderen ſüdlicheren Mythen. Daraus allein erklären wir die ſeltſame Vermiſchung ſo völlig heterogener Anſchauungen, das wunderliche Beſtehen der wildeſten Anſchauung neben der zarteſten, die einen Jeden, der die nordiſche Mythologie zuerſt kennen lernt, überraſchen muß; ja wir können nicht leugnen, daß, als das Chriſtenthum das Verſtändnis der Mythologie mehr oder weniger trübte, die wilden maſſenhaften Vorſtellungen, beſonders in der Darſtellung, überhand gewannen, ſo daß wir in der jüngeren ſogenannten Snorra-Edda mehr die Reſte einer Jötuns-, als einer Odins-Lehre übrig behielten.

Dieſe Anſicht, glauben wir, verdient eine genauere Unterſuchung, aber auch eine Forſchung, die, nach allen Richtungen ausgedehnt, ein Licht werfen wird auf das innerſte Weſen der nordiſchen Mythologie.

Wir können hier die Odinslehre nur in derjenigen Geſtalt verfolgen, in welcher ſie ſich am reinſten darſtellt, und dieſe tritt offenbar, faſt als ein Fremdartiges, dem Roheren gegenüber, in der Lehre von Allfadur, von den Nornen, von der Eſche Yggdraſill, und beſonders von Baldurs Schickſal uns entgegen. In dieſen Geſtaltungen der Mythe ſind alle Momente des Götterlebens und mit dieſem des Menſchenlebens, in ſeiner höchſten Bedeutung, an ein allmächtiges, Alles beherrſchendes göttliches Weſen geknüpft, deſſen unerforſchlicher Wille ſo Götter wie Menſchen beherrſcht. Im roheſten Gegenſatze zu dieſen ſtehen die kosmogoniſchen wilden Vorſtellungen. Grundtvig, der in ſeiner nordiſchen Mythologie ſo manches Geiſtreiche geäußert hat, macht ſchon darauf aufmerkſam, daß die Lehre von Ymirs Urſprung, von der Kuh Audumbla, von der widerwärtigen Schöpfung aus den Gliedern des Rieſen u. ſ. w., da, wo ſie am ausführlichſten vorkömmt, die Entſtehung der Hrym-Thurſen, dem Vaſthrudner in den Mund gelegt wird; und das Geſpräch dieſes Jötuns mit dem wandernden Odin unter dem Namen Gang-rad ſtellt offenbar die ganze Götterlehre bis zu Ragnarok von dem Standpunkt eines Jötuns dar, dem die Odinslehre aufgedrungen wurde.

Die Nornen ſind weibliche Weſen, keineswegs an Macht mit den männlichen Göttern zu vergleichen; nicht Weſen der That, ſie ſind ſchwanger mit Zukunft, und die Momente des embryoniſchen Lebens werden als Perſonificationen mythiſch dargeſtellt; die Erzeugung (die Schwängerung) als Urſprung iſt Urd; die embryoniſche Entwickelung (das Tragen) iſt Verdandi; die Geburt endlich iſt Skuld; jene bedeutſame und drohende Kriſe, die Alles abſchließt. In der Weiſſagerin (Völva) fließen dieſe Perſonificationen als verſchiedene Momente eines Weſens zuſammen.

Der Baum Yggdraſill verräth durch die herrſchende Vegetation in der Mythe ſeinen ächt orientaliſchen Urſprung, und die ganze Umgebung, die Richtung der drei Wurzeln, die Würmer, die an dieſen nagen, die Thiere, der Adler auf dem Gipfel, die Hirſche, welche die Knospen verzehren, das geſchäftige Eichhorn, welches zwiſchen Gipfel und Wurzel hin und her läuft, Unfriede zwiſchen den in der Tiefe vergrabenen nagenden Würmern und den Thieren des Gipfels ſtiftet, und ſo die Angriffe der Feinde zu ſchwächen bemüht iſt, während die Quelle des göttlichen Urſprungs (Urds Quelle) dem angegriffenen Baum immer neue Kräfte verleiht und Mimirs Haupt, die verborgene Weisheit, aus welcher alles Leben entſpringt, unter einer der Wurzeln als das innere Lebensprincip ruht, den Baum, der durch die ſeindlichen Angriffe unterzugehen droht, immer von Neuem entſtehen läßt, — liefern uns ein tiefes Sinnbild des Lebens in ſeiner ſchwankenden Lage und ſeiner Erhaltung durch unſichtbare göttliche Kräfte. Die Götter verſammeln ſich unter dieſem Baum, und wenn im Allgemeinen zwar anerkannt wird, daß dieſe ſecundärer Art ſind und keine urſprünglich göttliche Weſen, ſo erinnere ich mich dennoch nicht, eine Darſtellung geleſen zu haben, in welcher die Abhängigkeit der Götter von einer mächtigern Natur eben da, wo ſie in ihrem herrlichſten Wohnſitze mächtig erſcheinen, nämlich in ihrer Verſammlung unter dem Baume, ausgeſprochen würde. Die eine der doppelten Richtungen alles Erkennens, diejenige, die auf das ſinnliche Leben, und in dieſem auf die Menſchen gerichtet iſt, die eine ſelbſtändige Macht der Götter bildet und geiſtig Alles beherrſcht, behält Odin für ſich, — ſein eigenes ſchauendes Auge. Aber die andere Richtung des Erkennens, aus welchem das Perſönliche entſpringt, muß er in die Tiefe verſenken, in die Nacht kosmiſcher Verhältniſſe, aus welcher ihm die Weisheit wie ein fremdes Gut, von dem er abhängig iſt, zuſtrömt. Die Raben bringen ihm die Kunde von allen Weltverhältniſſen, er beſitzt ſie nicht urſprünglich; und

Iduns Aepfel erhalten ihn, wie alle ihm verbündete Götter, bei Kraft und Geſundheit. Ob Mimirs Haupt ſich verdüſtert und ſeine Orakel unklar werden, ob Hugin und Munin verſtummen und keine Kunde mehr bringen, ob Iduns Aepfel, das Verjüngungsmittel der Götter, verloren gehen wird, oder nicht, ja ob Urds Quelle beſtändig fließen wird, den Baum erfriſchend, ob ſie nicht mit Mimirs Haupt verſchwinden wird, daß Yggdraſill, verwelkt und verdorrt, den feindlichen Angriffen preisgegeben, das hängt nicht von den Göttern ab, das ruht in der verborgenen Frucht der Nornen, und das Schickſal der Götter ſpricht ſich zuerſt durch die Völva aus.

Dieſer Untergang der Götter wirft ſelbſt einen tiefen Schatten in ihr fröhliches Leben hinein, und die Baldurs-Mythe, die ich als bekannt vorausſetzen darf, iſt ein tragiſches Vorſpiel des allgemeinen Unterganges.

Wenn wir der Ausbreitung der Odinslehre in ihrem tiefſten, uns geſchichtlich durchaus unzugänglichen Urſprunge uns nähern, und ſie dann in ihren mannigfaltigen Zweigen, unter den verſchiedenſten Stämmen wahrnehmen, ſo iſt die Aufgabe, die wir zu löſen haben, wenden wir uns gegen Süden, eine ganz verſchiedene von derjenigen, die ſich uns im hohen Norden aufdrängt. Dort müſſen wir die zerſtreuten Reſte der verſchwundenen Mythen aus ihren dunklen Klängen, ja vorzugsweiſe aus der Macht, die ſie noch in der chriſtlichen Zeit behielt, zu erkennen ſuchen. Hier dahingegen müſſen wir die verſchiedenen Stufen der Entwickelung verfolgen.

Zwei Mythen finden wir, die vorahnend die Vergänglichkeit der Götter und ihren zukünftigen Untergang verkünden: der Raub der Aepfel Idunna's und Baldurs Tod. Nach dem Raube verwelken die Götter, und Baldurs Tod erinnert mahnend an das Uebergewicht einer höhern Gewalt, gegen welche ſie nichts vermögen.

Die Aſa-Lehre ſcheint einen Gegenſatz in ſich ſelber zu verbergen: durch das Verhältnis der Aſen zu den Vanen. Es giebt Anzeigen, die uns vermuthen laſſen, daß die milderen Anſichten und die Spuren eines verſöhnenden Lebens vorzugsweiſe den letztern zugehörten. Beide waren vor der Einwanderung erſt nach einem Kampfe mit einander vereinigt. Unter den Vanen tritt die Liebe, ihre Befriedigung und ihre Sehnſucht, in ihrer doppelten Geſtalt hervor, durch Freyr und Freya. Die männliche und weibliche Geſtalt ſcheinen oft vereinigt, die befriedigte Liebe aber ſtellt ſich in dem Verhältniſſe des Freyr zu Gerda dar, der Liebe Schmerzen in Freya, die ihren entwichenen Geliebten mit goldenen Thränen beweint. Wahrſcheinlich entſtand erſt im Norden durch die Beimiſchung des Jötun-Glaubens das blutige Menſchenopfer, welches dem Freyr für die Erhaltung eines guten Jahres gebracht wurde. Die Hingebung wird mehr durch die Vanen, die Macht, welche auf ſich ſelbſt vertraut, mehr durch die Aſen dargeſtellt; und ſo bilden ſich zwei Götterwohnungen aus: die eine in dem Abgrunde wurzelnd, den bedenklichen Kampf mit allen Mächten der Natur beſtehend, unter dem Baum Yggdraſill; und die zweite durch Odins Valhall. Hier herrſcht dieſer allein, wo die Valkyrien wohnen, wo die Einherien, die im Kampfe Gefallenen, heimkehren, wo der Kampf ſelbſt ein Spiel wird, die Wände aus Speeren und das Dach aus glänzenden Schilden beſteht; wo die Niederlage ſich in Sieg verkehrt, und der Tod ſelbſt ein Verjüngungsproceß, ein Pulsſchlag eines höhern Lebens wird.

Baldur ſtellt das mahnende Gewiſſen, das Bild der unbefleckten ſittlichen Reinheit dar, wie Loki die nächtliche Seite des Daſeins, die Verlockung, durch welche die Ohnmacht der mächtigen Götter ſichtbar wird. Allerdings iſt deshalb dieſer Loki urſprünglich, aus Hel geboren, das verneinende Princip, das böſe Gewiſſen der Götter, die dunkle Quelle fortdauernder Verlockungen, immer wiederkehrender Selbſttäuſchungen, denen beſonders Thor, nicht der Beherrſcher des Kampfes, wie Odin, wohl aber der immer rüſtige Kämpfer, beſtändig unterliegt.

Der einäugige Odin führt ein doppeltes Leben, welches niemals zur völligen Einheit in der nordiſchen Mythologie ſich zu erheben vermag. Er blickt mit einem Auge in eine Nacht hinein, die ſich nie zu erhellen vermag, und daher bleibt das andere Auge trübe. Deshalb konnte die nordiſche Götterlehre niemals ſich beruhigt finden in einer verſöhnenden Geſtaltung als Schönheit und Kunſt, oder in einem kühnen, Alles durchdringenden Gedanken als Wiſſenſchaft. Ihr ganzes Daſein verhauchte in eine Seligkeit ahnende Sehnſucht, die erſt nach dem Untergange der Götter erfüllt werden konnte.

Man hat Loki, den urſprünglich Verbündeten, den Foſtbruder Odins, als einen humoriſtiſchen Gott betrachtet, und in ſeinen Verlockungen eine Ironie entdecken wollen. Aber es drückt ſich in ihnen in der That, wie Grimm mir richtig geäußert hat, ſelbſt in Aegirs Gaſtmahl, keineswegs eine Ironie aus, ſondern nur die grenzenloſe Naivetät eines in allen ſeinen Richtungen unvermittelten Bewußtſeins, deſſen unbefangene Selbſtgeſtändniſſe uns freilich wunderbar, ſeltſam, ja nicht ſelten lächerlich erſcheinen müſſen, als enthielten ſie eine fortdauernde Selbſtironie, die aber nur durch den durchdringenden Gedanken entſtand, den ſie niemals hervorzurufen vermochten. Der Humor der neuern Zeit war dem nordiſchen Götterleben fremd; Alles war ihnen bitterer Ernſt, und ſelbſt wo die kindliche Freude durchblickt, waren ſie völlig unbefangen, ſo daß man recht eigentlich von ihnen ſagen kann: ſie verſtanden keinen Spaß.

Es iſt von großem Intereſſe, wie im Heldenleben der germaniſchen Mythen, ſo auch in der Götterlehre derſelben die Spuren zu entdecken, die vor der Zerſtreuung der Gothen durch ganz Europa, da waren, und darin liegt die Wichtigkeit der von Waiz gemachten Entdeckung, daß Baldur auch den germaniſchen Gothen bekannt war, wie ſie von Grimm umſichtig benutzt und dargeſtellt wird. So einfach dieſe Entdeckung ſcheint, obgleich kaum mehr als der Name vorkömmt, und ein Ereignis, welches im Verhältniſſe zu dem großen Umfange der Götterlehre ein, wir möchten ſagen, legendenhaftes Gepräge trägt: ſo iſt ſie doch von großer Bedeutung; denn Baldur ſtellt, wo er genannt wird, den innern ethiſchen und zugleich epiſchen Mittelpunkt der ganzen Götterlehre dar.

So müſſen wir nun wohl annehmen, daß die nordiſche Mythologie bis auf einen gewiſſen Punkt völlig ausgebildet war, als die Aſen ſie nach Norden brachten. Aber ob nicht hier ein Zwieſpalt eben durch die Eigenthümlichkeit der nordiſchen Gothen ſich entwickeln mußte, ob nicht Yggdraſill und Valhall eben hier im ſcharfen Gegenſatze ſich trennten, ſo daß die Speere, welche die Wände bildeten, in Valhall wild aus einander fuhren, die Einherien auf immer tödtend, und die Schilde, die das Dach bildeten, herabſtürzten und ſie begruben, während Yggdraſill zitterte und zu ſtürzen drohte, ſo daß die Zuverſicht der eigenen Kraft zerbrach, während anderſeits der tragiſche Untergang wie ein Schwanengeſang ein zukünftiges heiligeres Leben verkündigte, — das verdient wohl eine genauere Unterſuchung.

Die Momente des nordiſchen Lebens, die wir jetzt aus einander ſetzen wollen, entwickelten ſich freilich in Schweden, in Dänemark, unter den Angeln und Frieſen bis in Germanien hinein: aber wir glauben in der früher vorgetragenen einleitenden Betrachtung hinlänglich dargethan zu haben, daß in dem mächtigen Meeresreich und auf ſeinen Inſeln die Stätte der reinſten Entwickelung bis zum Untergange der nordiſchen Mythologie geſucht werden muß. Daher beſchränken wir uns auf dieſes Gebiet und auf die letzte Epoche des Heidenthums, von da an, wo die reine Mythe der Geſchichte zu weichen anfing, vom Jahre 841, als Halfdan Svarte zu herrſchen begann, bis Olafs des Heiligen Tod im Jahre

1030, als das Chriſtenthum in Norwegen das Uebergewicht erhielt, — eine Epoche, die faſt 300 Jahre umfaßt, — und ſuchen die Lebensverhältniſſe in ihrer Beziehung auf das mythiſche Daſein, vorzugsweiſe für dieſe Epoche, darzuſtellen.

Die Norweger waren keinesweges ſpeculativer Natur; ihre Beobachtungen über Natur, Geſchichte, Menſchenleben, waren durchaus praktiſcher Art, Alles ein unmittelbar Gegebenes; und die Weisheitslehren der Nordländer, wie ſie in Volſunga-Saga, und eigenthümlicher noch im Havamal, dem Odin ſelbſt zugeſchrieben, vorkommen, ſind Klugheitslehren, oft den alten perſiſchen ähnlich, gnomiſche Maſſen, die oft ſprichwörtlich ſich erhielten, und unmittelbar aus dem Leben entſtanden, auch in dieſem eine unmittelbare Anwendung fanden. Wir können zwei Richtungen des Lebens wahrnehmen, die gleich bedeutend ſind, und ich will dieſe hier nur andeuten. Sie ſind zwar allgemein menſchlich, ſtellen ſich aber auf eine ſehr eigenthümliche Weiſe dar. Sie traten im kriegeriſchen und im häuslichen Leben hervor. Das erſtere ward von ihnen ſelbſt hervorgehoben und iſt ſo oft Gegenſtand der Betrachtung geweſen, daß es überflüſſig ſcheint, es hier ausführlich darzuſtellen. Doch giebt es Eigenthümlichkeiten der kriegeriſchen Nordländer, auf welche wir aufmerkſam machen wollen, weil ſie von

Bedeutung ſind. Als die erſte ſchneidende Eigenthümlichkeit eines Norwegers trat die Forderung hervor, ſchlechthin in ſeiner Perſönlichkeit anerkannt zu werden; er unterwarf ſich nie, und ſelbſt, wo er einer ſiegenden Gewalt nachgab, mußten die Friedensbedingungen einen Vertrag bilden, der geſchloſſen wurde, und das Gepräge einer freiwilligen Uebereinkunft tragen. Es lag in dieſer Geſinnung ein Schlechtes wie ein Gutes. Einem Könige, den er freiwillig wählte, blieb er treu bis in den Tod. Die Treue war eine beſtändig wieder erneuerte freiwillige Wahl; den Zwang duldete er nie. Aber eben deswegen ward dieſer Zwang, wenn er äußerlich anerkannt werden mußte, innerlich abgewieſen. Die Huldigung eines aufgedrungenen Herrn war dann nur eine Fortſetzung des Kampfes gegen ihn; eine Kriegsliſt, die erlaubt ſchien; und in einer Reihe von Jahrhunderten, von Harald Haarfagers Tod bis Hakon Hakonſons Regierung, vom ſiebenten bis zum dreizehnten Jahrhundert, gab es vielleicht kein Land, wo man ſo oft Herren wechſelte, wie in Norwegen.

Man erkennt allerdings eine Hingebung, die in ihrer inſtinktartigen Unmittelbarkeit überaus mächtig war, die der Verwandtſchaft. In Volſunga-Saga, wo Brynhild den Sigurd Weisheit lehrt, lieſt man mit Ueberraſchung, daß gerathen wird, Unrecht zu dulden und keine Rache zu üben: aber dieſe Milde gilt nur den Verwandten. Eben deswegen, weil die Verwandtſchaft ſo inſtinktartig tief war, ward eine jede Beleidigung, welche dieſe traf ſo mächtig, als träfe ſie den Helden ſelbſt. In den Augen der Uebrigen erſchien ein Jeder beſchimpft, der die Rache aufgab. Und dennoch konnte eine Jahre lang genährte Rache plötzlich vernichtet werden aus demſelben Grunde. Wenn der Beleidiger ſich völlig hingab, wenn er waffenlos in die Mitte der Feinde trat, dem beleidigten Häuptling entgegenging, das Haupt in ſeinen Schooß legte und ſich ſo dem Tode preisgab, dann ward er oft aufgehoben, und ein treues Bündnis entſtand aus der unbedingten Hingebung. Eine ſolche beſchimpfte den Helden nicht, denn die größte Gefahr war augenſcheinlich damit verbunden, und der grauſamſte Tod ſo wahrſcheinlich wie das Leben. Der Muth, welcher zu einem ſolchen Entſchluß erforderlich war, erzeugte Achtung, und die unbedingte Anerkennung des Beleidigten vernichtete eine jede frühere That, ſelbſt den Mord. Was hier die einſeitige Hingebung war, das war die gegenſeitige in jenem Freundſchaftsbündniſſe, welches ſo berühmt geworden iſt unter dem Namen Foſtbrüderſchaft.

Dieſe harte Eigenthümlichkeit, unbedingt perſönlich anerkannt zu werden, verſchmähte ſelbſt den Schein nicht. Als Sigurd Jorſalafarl mit ſeinen Begleitern auf ſeiner großen Fahrt nach dem Mittelmeere Conſtantinopel erreichte, wurde er von dem Kaiſer glänzend empfangen. Die nie vorher geſehene Pracht der Gebäude umgab ihn, Truppen in glänzender Rüſtung waren aufgeſtellt, die Großen glänzten in den koſtbarſten Stoffen, in Gold und Edelſteinen. Sigurd gab ſeinen Männern Befehl, gerade vor ſich hinzuſehen, gleichgültig über die Teppiche, die zu ihren Füßen lagen, hinwegzureiten und ſich zu gebehrden, als wären Schauſpiele der Art ihnen etwas völlig Alltägliches. Solche Züge kommen öfter vor, und dieſe Gasconaden der Norweger erklären hinlänglich die bis ins Unglaubliche gehenden abenteuerlichen Erzählungen von den Thaten, welche die Skalden von ihren Helden erzählten, wenn ſie von ihren Siegen in fernen Ländern zurückkehrten, und bilden ein weſentliches Element in allen isländiſchen Sagen. Daher auch die Gleichgültigkeit gegen heftige Schmerzen.

Die Perſönlichkeit der Norweger ward, je entſchiedener ſie ſich ausbildete, deſto härter; ſie war eine unbedingte, abſolute und eben deswegen unſterblich. Ein jeder Kampf war, je gefährlicher, deſto entſchiedener eine Beſtätigung der Perſönlichkeit; der Tod die entſchiedenſte. So gewiß als die Perſon eine unvergänzliche war, ſo gewiß war auch die Niederlage nur ein vorübergehendes Moment eines mächtigern Lebens. Der Trotz überwand ſie; durch dieſen richtete ſich der gefallene Krieger wieder auf, und Valhall und die ewige Erneuerung der Kämpfe waren ein, man kann ſagen, nothwendiges Erzeugnis dieſer Geſinnung. Daher gehörten diejenigen, die einer Krankheit unterlagen, den Schatten zu, nur wer kämpfend ſtarb, lebte wirklich auf. Daher die Anſicht, dem Tapfern gehöre die Welt. Wer ſich nicht in ſeiner Perſönlichkeit muthig zu behaupten wiſſe, wäre, glaubten ſie, ſchon hier ein Schatten und habe kein Recht an irgend einem Beſitz, weil dieſes ein Daſein vorausſetze. Wie in den Königsſälen diejenigen, die unter die Helden des Königs (in ſein hird) aufgenommen ſein wollten, oft heftig angegriffen wurden, damit ſie ſich bewähren konnten, ſo ward der ganzen bekannten Welt der Krieg erklärt. Sie hatte nur eine wahrhafte Exiſtenz, inſofern ſie ſich zu behaupten wußte. Die Güter gehörten von Rechtswegen dem Sieger. So entſtanden die Angriffe der Normannen, und die Macht und die Gewalt dieſer Geſinnung hat ſich der ganzen Geſchichte unvertilgbar eingeprägt. Nie trat das Abſolute der perſönlichen That ſo unbedingt hervor, wie damals. Alles Bedingte, ſei es durch religiöſen Glauben, durch Rechtsverhältniſſe, durch königliche Gewalt bedingt, mußte unterliegen, und das Schrecken, welches ſich von der nördlichen engliſchen Küſte bis nach Sicilien verbreitete, mahnte einen Jeden daran, daß die bürgerliche Ordnung durch Rechtsverhältniſſe, ja ſelbſt die geheiligte durch die Religion, nie die innere Macht der Perſönlichkeit zurückdrängen und abſtumpfen dürfe.

Daß eine ſolche Einſeitigkeit in eine Krankheit ausartete, verſteht ſich von ſelbſt; ſie war eine ſolche, aber eine geſchichtliche eines ganzen Volkes. Daher ging die Kraft, die ſich ſelbſtändig äußerte, ſo leicht in den Krampf der Berſerker-Wuth über. Daher die Abſcheu erregende Grauſamkeit. Es war eine Krankheit zum Tode, eine nothwendig gewordene geſchichtliche Selbſtvernichtung.

Es iſt bekannt, daß in Norwegen Thor vor allen Göttern verehrt wurde; es lag in dieſer Verehrung, die den Herrſcher des Kampfes zurückdrängte, um nur den Kämpfer als Gott zu ehren, ſchon der Anfang zu einem Abfalle von der alten Odinslehre. Zuerſt erhob ſich Valhall, getrennt von Yggdraſill, aber in dieſer Trennung mußte jenes in ſich ſelbſt zerfallen. Unter allen nordiſchen Helden waren die Vikinger diejenigen, die am entſchiedenſten in einem fortdauernden Kampfe ihr Leben zubrachten. Das Meer war gegen ſie verſchworen, wie die Feinde, die ſie angriften. Der glückliche Viking verdankte ſich ſelbſt Alles, Thor ward abgewieſen, wie Odin, und der Held, der aus dem Kampfe mit der Natur, wie mit der Geſchichte, als Sieger hervorging, ward ſich ſelbſt ein Gott und erklärte es unverhohlen. Göthe's Prometheus ſtellt den wahren Nordländer am treueſten dar. Eine ſolche Erklärung eines ſiegreichen Helden erregte Bewunderung, keineswegs Abſcheu. Der gläubigſte Odinsdiener war ſich bewußt, daß eine ſolche Geſtaltung als ein Keim in der Tiefe ſeiner Mythe lag, und ſich hier als die reife, wenn gleich herbe Frucht ausbildete. Selbſt Olaf der Heilige, als er ſich zur Schlacht bei Stikleſtad anſchickte, um nach ſeiner Art in heiliger Begeiſterung für das Chriſtenthum zu kämpfen, fand keinen Abſcheu gegen die Räuber Gauka-Thorir und Afraſaſti, ſo wenig wie gegen Arnljot Gellini, die erklärten, daß ſie ſich als Bürger von der Geſellſchaft, als Gothen von den Göttern getrennt hatten und nur ſich anerkannten. Er fühlte vielmehr Bewunderung, und wünſchte ſie für den heiligen Kampf zu gewinnen. Freilich mußten ſie ſich taufen laſſen, aber ihre Erklärung lautete ſo: „Wir wünſchen an deinem Kampfe Theil zu nehmen, den alten Göttern haben wir abgeſagt, jetzo glauben wir an Dich, und wenn Du es wünſcheſt, an den weißen Chriſt.“

Die häuslichen und ehelichen Verhältniſſe traten auf eine, in einer Rückſicht ſehr bekannte, in andrer weniger bekannte und merkwürdige Weiſe hervor. Die Geburt berechtigte ein Kind nicht zum Daſein, das Leben hing vielmehr von dem völlig unbedingten Entſchluſſe des Vaters ab. Es ward auf die Erde gelegt, dann entweder zum Tode oder Ausſetzen beſtimmt, oder auf Befehl des Vaters aufgehoben und auf ſein Knie geſetzt (knäsal). Daher heißt die Geburtshelferin, welche das Kind auf die Erde ſetzte, die Erdmutter (jord-moder), und bei den Germanen noch, weil ſie es aufhob und dem Vater brachte, die Hebamme. Das einmal aufgehobene Kind aber ward auf entſchiedene Weiſe und ſehr früh in ſeiner Perſönlichkeit anerkannt. Der Knabe ward oft ſchon in ſeinem zehnten bis zwölften Jahre gewiſſermaßen ſelbſtändig. Der Vater duldete ſeinen Trotz. Der Königsſohn trat in dieſem Alter die Regierung an; ältere Männer waren ſeine Rathgeber, aber von eigentlichen Regenten im neuern Sinne war nicht die Rede. Das Mädchen ward zwar oft geraubt; und dieſe gewaltſame That, zumal wenn ſie von Ermordung der Verwandten begleitet war, erregte nicht ſelten das Gefühl der Rache bei den männlichern Frauen, die nach langen Jahren und nachdem in der aufgedrungenen Ehe mehrere Kinder erzeugt waren, den Räuber er mordeten: oft aber gewann die kühne That das Herz des Mädchens. Im väterlichen Hauſe aufgewachſen, ward dahingegen dem Mädchen freie Wahl gelaſſen, und es iſt bekannt, wie Ivar Vidfadme's betrügeriſche Liſt, mit welcher er ſeine Tochter Aude einem Manne aufdrang, in der Saga mit Abſcheu erwähnt wird. Das ganze engere Familienleben, das Verhältnis der Eheleute zu einander, und der Eltern zu den Kindern, war ein freies von frühen Jahren an. Die Frau lebte in großer Selbſtändigkeit und hatte einen bedeutenden Einfluß. Ich kenne in dieſer Rückſicht kein ausgezeichneteres Beiſpiel, als das bei Snorre vorkommende: als Olaf der Heilige, von ſeinen Vikingszügen, zu ſeinem Stiefvater Sigurd Syr, in deſſen Hauſe er erzogen war, zurückkehrte, um ſeinen Anſpruch auf das Reich als Oberkönig geltend zu machen. Es iſt eine der lehrreichſten, anziehendſten Schilderungen der Sitten des Volkslebens und von dem Geſchichtſchreiber mit behaglicher Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt. Aſta, Olafs Mutter, tritt entſchieden und gebieteriſch hervor; und daß es nicht bloß die Mutter des bewunderten Helden war, welche dieſes Anſehen genoß, beweiſen viele andere Sagen.

Die geheimnisvolle Seite des Lebens entwickelte ſich bei den Frauen, ſowohl in böſem wie in gutem

Sinne; als Weiſſagung wie als Seid (Magie). Durch Schönheit wie durch Zauberkünſte bezauberten ſie. Die Unmittelbarkeit der Empfindung gab ihnen eine tiefe und gewaltige Macht, welche billig bewundert werden muß. Man vergleiche in dieſer Rückſicht die eddaiſche Volſunga-Saga mit dem germaniſchen Nibelungenlied. Die Schmerzensäußerungen der Brynhild und der Gudrun (der Chriemhild des deutſchen Gedichts) gehören zu den erſchütterndſten und großartigſten, die jemals in der Dichtkunſt laut wurden. Sie riefen durch ihre unwiderſtehliche Naturgewalt das Schickſal hervor, welches ſie als Weiſſagerinnen verkündeten. Die Völva, wenn ſie das zukünftige Schickſal weiſſagte, ward feſtlich empfangen und mit gläubiger Hingebung vernommen. Im beweglichen Meeresreiche bildete ſich der ſcharfe Gegenſatz zwiſchen wildem, rohem Kampf und dem häuslichen Leben, zwiſchen Valhall und Yggdraſill, zugleich zwiſchen Aſen und Vanen aus.

Allerdings war Island ſelbſt — dieſe Inſel, die als letzte Ausbilderin und zugleich als Aufbewahrerin der nordiſchen Mythe erſchien — Schauplatz mancher rohen Kämpfe, aber das ganze Streben des hier verſammelten Volkes ging dahin, ein freundliches Daſein durch Religion, wie durch geordnete Rechtsverhältniſſe herbeizuführen, und durch dieſe die Selbſtändigkeit der Familien zu begründen. Auf der einſamen Inſel horchten ſie auf die mächtigen Kämpfe, welche das ganze damalige geſchichtliche Europa in gewaltige Bewegung ſetzten. Die gefürchteten Helden waren ihre Verwandten, und wenn die Isländer auch ſelbſt weniger Theil nahmen an den Vikingszügen, ſo war doch kaum eine bedeutende Familie, welche nicht Mitſtreiter zu dem furchtbaren Kampfe lieferte. Ueber das weite wildbewegte Meer tönte die Kunde von wilden Kämpfen, die ſich über faſt alle europäiſchen Länder verbreiteten. Hier auf Island vereinigten ſich die gemeinſchaftlichen Sagen aller gothiſch-germaniſchen Stämme, viele gehörten vor uralter Aſazeit den nördlichſten wie den ſüdlichern Völkern zu: ein gemeinſchaftliches Gut aus den früheſten Zeiten. Die Dichtkunſt verband neuere Ereigniſſe mit den älteſten, und ein wunderbar phantaſtiſches Gewebe, nicht mehr an die rohen engen Verhältniſſe des nordiſchen Vaterlandes gefeſſelt, umſpann ein großes, innerlich bewegtes, geſchichtliches Daſein, welches weiſſagend, ahnungsſchwanger Götter, mythiſche Helden in ſeltſame Abenteuer hineingeriſſen, mit den Ereigniſſen der Verwandten verband. Glück und Fluch, Sieg und Niederlage, Rache und Verſöhnung, in dieſem Gewebe verbunden, bildeten ein reiches Ganze, durch welches das Innerſte der Gemüther, wie gewaltſam aufgeriſſen, gezwungen ward, ſich unwillkürlich zu offenbaren. Da ließ ſich die Völva zum letzten Male hören; das Schickſal eines großen, jetzt aus der umfaſſenden Geſchichte hervortretenden Götterlebens ließ ſich vernehmen. Es war der letzte Seufzer der verſcheidenden Vergangenheit. Der längſt geahnete Untergang der Götter ward laut, und aus der innerſten Tiefe der Mythe ſelber vernahm man die Verkündigung einer reinigenden Verjüngung des Götterlebens. Mit einer abſoluten Vernichtung, wenn ſie ſich uns mächtig aufdrängt, mit Ragnarök, kann kein menſchliches Bewußtſein ſchließen; es liegt mit innerer Nothwendigkeit in der gänzlichen Vernichtung die Verjüngung, in der dunkelſten Nacht der zukünftige Tag.

In der Völuſpa waren die wilden Jötun-Träume zurückgedrängt. Wie edel und großartig werden ſie hier wiedergegeben:

In der Zeiten Urſprung,
Als noch nichts (Beſtimmtes) war,*)
Nicht Sand, nicht See,
Nicht kühle Wellen,
Nirgends Erde,
Nicht hoher Himmel,
Nur tiefer Abgrund,
Und Gras nirgends.

---

*) Für „nichts“ leſen Raſk und Finn Magnuſen mit den meiſten Handſchriften „Ymir,“ aus deſſen Rieſenleib Börs Söhne die Welt ſchufen.

Bis Börs Söhne
Die Erde hoben
Dann das herrliche
Midgard ſchufen.
Von Süden Sonne
Den Saal erhellte,
Und aus der Erde
Wuchs das Grün.

Von Süden Sonne,
Des Monds Gefährtin,
Lenkt' mit der Rechten
Die Himmel-Roſſe.
Die Sonne nicht wußte,
Wo Saal ſie hatte,
Die Sterne nicht wußten,
Wo Stätte ſie hatten,
Der Mond nicht wußte,
Wo Stelle er hatte.

Da ſaßen alle Mächte
Auf hohe Stühle,
Hochheilige Götter,
Beriethen darob ſich u. ſ. w.

Mit der goldenen Zeit des Götterlebens fängt die Völuſpa an; dann kömmt die Eiſenzeit, die Zeit des Zwieſpaltes und des Kampfes, den Untergang vorbereitend. Es iſt merkwürdig, daß das Gold den Keim des Unterganges in ſich enthielt. Zwar wird die Stelle in Völuſpa gewöhnlich auf Midgard, auf die Wohnung der Menſchen bezogen, als wollten die Götter den Golddurſt und die Raubſucht der letztern beſtrafen; aber tiefer muß ſie ohne allen Zweifel aufgefaßt werden. Es wäre unbegreiflich, wie der Fluch, der auf dem Golde ruhte, als Anfang des Unheils in Valhall hervortreten konnte, wenn dieſer Fluch nur den Menſchen traf und das Götterleben nicht berührte. Der völlig reine unſchuldige Beſitz des Goldes, als ein tiefes Geheimnis des Daſeins, in welches man mit kindlicher Zuverſicht hineinblickte, bildet die goldene Zeit des Götterlebens. Und dieſe Zeit erſcheint nach der Verjüngung wieder. Die Habſucht der Helden, die als Einherien den Glanz des Valhall-Lebens ausmachten, mußte ſelbſt das Götterleben verpeſten.

Man kann nicht glauben, daß die Erzählungen die in den Sagen vorkommen und in geſchichtlichen Darſtellungen ſich wiederholen, von den ungeheuren Schätzen, die ſich im hohen Norden zuſammenhäuften, ſehr übertrieben ſind, wenn man die geſchichtlichen Nachrichten von der unglaublich ausgedehnten Ausplünderung der reichſten europäiſchen Länder lieſt, wie ſie bei den ſüdlicheren galliſchen und angelſächſiſchen Geſchichtſchreibern vorkommen; leichtſinnig ward vergeudet, was gewaltſam erworben war, Fluch und

Neue erzeugten ſich wechſelſeitig, und die gebrochenen Eide Thors in der Völuſpa, als der Anfang der Zerſtörung, die mit Ragnarök endete, hängt offenbar zuſammen mit dem Früheren, wo die Habſucht als der Urſprung alles Uebels dargeſtellt wird. Obgleich ich mit anderen Forſchern darin einverſtanden bin, daß hier ein bedeutendes Bruchſtück fehlen muß. Wir finden dieſen Fluch durch einen unheilſchwangern Goldſchmuck der Visbur-Söhne in der Ynglinga-Saga wieder, und die fröhliche Heldenwelt des ganzen gothiſchen Lebens verklingt mit dem Nibelungenſchatz, wie er aus treuen uralten Erinnerungen in der eddaiſchen Volſunga-Saga und in dem germaniſchen Nibelungen-Lied eine unheilvolle Rolle ſpielt.

Nach dieſer Betrachtung der nordiſchen Mythologie wird uns die Berührung derſelben mit dem Chriſtenthum lehrreich ſein. Sie fand von Conſtantinopel bis Irland ſtatt, und allenthalben auf dieſer weiten Strecke über jede zu verfolgende geſchichtliche Erinnerung hinaus. Wenn auch der Dienſt der Waräger in Conſtantinopel die Skandinavier in die unmittelbarſte Nähe, ja in die Umgebung des Chriſtenthums verſetzte, ſo kann man doch wohl annehmen, daß durch dieſe eben die geringſte Anregung ſtattgefunden hat; denn wer das Chriſtenthum annahm, kehrte in der heidniſchen Zeit nicht nach ſeinem heidniſchen Vaterlande zurück, und zurückgekehrte Krieger, die das Chriſtenthum abwieſen, würden kaum irgend eine einflußreiche Vorſtellung von dieſem erworben haben. Viel bedeutender iſt die, zwar in einzelnen Jahren unbemerkbare und dem Inhalte nach unbeſtimmte Anregung des Geiſtes, die viele Jahrhunderte hindurch ſich innerhalb der germaniſchen Stämme bis nach dem höchſten Norden fortpflanzte. Am entſchiedenſten trat freilich die Fortpflanzung des Chriſtenthums gegen Norden frühzeitig durch die Angelſachſen hervor. Der Erzbiſchof Wilfried erſchien 677 unter den Frieſen. Ein ſkandinaviſcher Chriſt aus dieſer frühen Zeit war Sivald (Sebaldus), der in Nürnberg ſterbend canoniſirt wurde, durch die nach ihm genannte Kirche und durch Peter Fiſchers Monument allgemein bekannt. Der Sachſenkrieg dauerte von 772 bis 804. Willibald drang in Nordalbingen ein 780, in Ditmarſchen 804; Ebbo folgte ihm; Anſchars Thätigkeit als Miſſionar fand von 820 bis 865 ſtatt; Rembert ſtarb 888. In dieſer langen Zeit bildeten ſich zwar chriſtliche Gemeinden, abwechſelnd zu- und abnehmend, geduldet und dann wieder verfolgt, aber das Volk im Ganzen blieb heidniſch. Unter denen, die ſich, wenn es dienlich ſchien, Chriſten nannten, fanden oft genug Rückfälle ſtatt. Uebergänge vom Heidenthume zum Chriſtenthum entſtanden, die mehrere Stufen bildeten.

Der Heide ließ ſich als Chriſt einzeichnen, erhielt die prima signatura, (bloß primaſignirt), oder er ließ ſich erſt auf dem Sterbebette taufen, und der Miſſionar mußte ſelbſt bei dem Getauften viel heidniſchen Aberglauben dulden. Dieſe Uebergänge fanden durch ganz Norwegen ſtatt, und in vielen Gegenden, zumal auf Island, gewiß noch, als man allgemein das Land als ein chriſtliches betrachtete, bis in das zwölfte, vielleicht bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein. Das Schwanken zwiſchen Chriſtenthum und Heidenthum dauerte in Holſtein und Dänemark bis Svend Tveſkjägs Tod, weit über 300 Jahre. Wie iſt es denkbar, daß ein ſolches Schwanken nur in einer Richtung thätig, productiv ſein ſollte, und in der andern nicht? Wir ſind nach dem, was wir in der Einleitung über die urſprüngliche Verwandtſchaft der Skandinavier mit den Picten geſagt haben, geneigt, eine uralte Verbindung Irlands und Schottlands mit Norwegen anzunehmen. Durch dieſe, wahrſcheinlich ſchon vor dem chriſtlichen Zeitalter, eine Berührung der Druiden mit den Odinsanbetern. Nordiſche, ſelbſt neuere Geſchichtsforſcher, haben allerlei Vergleichungen zwiſchen den druidiſchen und ſkandinaviſchen Mythologien angeſtellt, ſkandinaviſche Momente bei jenen, druidiſche bei dieſen nachweiſen zu können vermeint. Wenn wir auch abſehen von unſerer völligen Unwiſſenheit über die Religion der Druiden, ſo iſt dennoch eine jede ſolche Vergleichung reſultatlos. Es iſt wohl entſchieden, daß die druidiſche und ſkandinaviſche Mythologie ſpecifiſch verſchieden waren, ſich, von gemeinſchaftlichen vorgeſchichtlichen Urklängen aus, als ganz verſchiedene Organismen ausgebildet haben. Aber dieſe Urklänge ruhen, wie im Hintergrunde der Geſchichte, ſo auch im Hintergrunde des Gemüths. Nun waren es eben dieſe, die ſich als Myſterien bei den Druiden erhielten, und die mythiſch tief bewegten Skandinavier mochten wohl, ohne durch Druiden in ihre Myſterien eingeweiht zu werden, ſich in den Urelementen ihrer eigenen Mythen durch das Zuſammenleben mit ihnen bewegt fühlen. Aber was aus einer ſolchen Bewegung ſich geſtaltete, war ein innerlich ſkandinaviſch-mythiſches Lebensprinzip, welches das Druidenthum abwies, keineswegs in ſich aufnahm. Und eine ſolche innere Bewegung der ſkandinaviſchen Mythologie in ſich ſelber, aus den Uranfängen aller mythiſchen Bildung, iſt es auch, die ich, durch das Chriſtenthum erregt, von Conſtantinopel bis Irland, als eine tauſendjährige annehmen zu müſſen glaube.

Wie in den ſkandinaviſchen Mythen Alfadur mit Odin, dieſer als Gott mit einem hiſtoriſchen Helden verſchmilzt, ſo war auch der Prieſter mit dem Herrſcher, der Herrſcher mit jedem freien Bauer verſchmolzen, und es waren nur die verſchiedenen Schwingungen des Lebens, die den Bauer zum Herrſcher und den Herrſcher zum Prieſter machten. Man hat wohl öfter von einem Prieſterſtande unter den Skandinaviern geſprochen, ihn nachzuweiſen vermag man nicht, der mächtigſte Gode war nicht von dem Krieger oder Bauer ſpecifiſch verſchieden. Es giebt keinen härtern Gegenſatz gegen das orientaliſche Kaſtenweſen, als wir ihn in Skandinavien finden. Ein jeder Bauer konnte Gode ſein in ſeiner Familie. Daher das nie Ruhende, ſtets Bewegliche, ſich nirgends ſicher Geſtaltende in allen Verhältniſſen, und das nie Abgeſchloſſene der Mythologie.

Nur Valhall nahm, ohne der Beweglichkeit entrinnen zu können, das Gepräge einer harten Eigenthümlichkeit an. Yggdraſill war wie die Pflanze ſelber abhängig von den Elementen, in welchen er lebte; beweglich wie das Meer, in welchem er ſeine letzte Zuflucht fand. Die Familien, die ſich in Irland niederließen, gehörten Geſchlechtern zu, die auf der ganzen Berührungslinie von Oſten nach Weſten von uralten Zeiten her mit dem Chriſtenthum in ein Verhältnis traten. In Island ſelbſt fand man, als die Inſel entdeckt wurde, irländiſche chriſtliche Einſiedler, die nicht vertrieben wurden; das ganze kämpfend bewegte, heidniſch-chriſtliche Europa drängte ſich als eine reiche, Süden und Norden umfaſſende Sage nach Island zu. Da traten in einer Mythologie, die keine ſpeculative, ſondern frei ſittliche Bedeutung hatte, die Urelemente derſelben auf der einſamen Inſel immer reiner hervor. Das hiſtoriſche Gewiſſen des Volks regte ſich aus der Mitte der geſchichtlichen Sagen und der Gedichte, die ſich wechſelſeitig zu verſtändigen ſuchten. Baldur kehrt wieder; ſittliche Freiheit und feſſelnde Verhältniſſe des äußern Lebens; Haudur und Baldur, der liebende unfreiwillige Mörder und ſein getödteter Bruder umarmen ſich. Haudur ſtellt jene blinde Macht vor, die den freien Entſchluß hemmt, zurückdrängt, vernichtet. Und er wird auch Hödur genannt und die Benennung, in einen allgemeinen Begriff verwandelt, iſt noch in der ſchwediſchen Sprache, wo „öde“ Schickſal bedeutet, übrig geblieben. Es iſt faſt lächerlich, wenn man daraus, daß hier und da auf allgemein menſchliche Weiſe ein ſkandinaviſcher Mann geäußert hat, er könne ſeinem Schickſale nicht entgehen, auf eine griechiſche Lehre vom Fatum ſchließen will. Die nordiſche Mythe unterſcheidet ſich von der griechiſchen eben dadurch, daß ſie nie wie dieſe abſchloß. In Griechenland nahm die Geſtalt, die Perſönlichkeit ſelber den Charakter der Allgemeinheit an und erſtarrte in der Plaſtik als unvergängliche Schönheit; das ſittliche Fatum verwandelte ſich in die abſtrakte Allgemeinheit einer Reflexion, der gegenüber die Götter erblaßten. Im Norden gingen ſie kämpfend unter, aber ſie überlebten ihren Untergang. Das Chriſtenthum mußte ſelbſt lange das Kleid der alten Mythe tragen; nicht bloß der Kampf, der Rolf-Krake's und ſeiner Helden Untergang verherrlichte, durch das Biarka-Mal verewigt; nicht bloß die Bravallaſchlacht, auch Olaf Tryggvaſons Seeſchlacht bei Svolder, auch Olaf des Heiligen Kampf und Niederlage bei Stickleſtad waren wahre Valhallſchlachten. Der Erſte, als er ſich in das Meer ſtürzte, ſchien mehr Odins herrlichen Saal, als den chriſtlichen Himmel zu ſuchen; und bei Stickleſtad, wo die Schlacht den gewiſſen Untergang des Heidenthums entſchied, wo die ſiegenden Heiden die religiös Unterliegenden waren, und Olafs wildeſte Feinde die erſten, welche ihn als einen Heiligen anerkannten, erwachte man am Morgen, zur bedenklichen Schlacht für das Chriſtenthum ſich ermunternd, nicht durch andächtige Gebete und chriſtliche Lieder, ſondern durch das Biarka-Mal.

Olaf der Heilige vertrat faſt ein Jahrhundert lang die Stelle des Thor.

Aber die Entwickelung, die innerlich die Mythe reif machte zum Untergang und Verjüngung, geſtaltete ſich in ſtiller Einſamkeit als Dichtung, und auch hier wurden die Götter zwar zurückgedrängt, aber ſie lebten in der Dichtung beim Volke fort; ein nicht zu verdrängendes Element des Daſeins bis auf den heutigen Tag. Schließen will ich dieſe Andeutungen, indem ich die, wenn auch ſchwachen Spuren innerer Entwickelungsſtufen nachzuweiſen ſuche.

Man darf dieſe nicht abhängig machen von dem äußern Umſtand einer frühern oder ſpätern Darſtellung, die etwas durchaus Zufälliges genannt werden muß. In Island ward die Mythe reif zu ihrem Untergange, innerlich angeregt durch eine religiöſe Richtung, die bei den Druiden, wie ſpäter bei den unabhängigen Chriſten Irlands, das verhüllte Myſterium perſönlicher Freiheit in der Hingebung feſtzuhalten ſuchte. Die Druiden ſetzten dem Chriſtenthume faſt keine Hinderniſſe entgegen. Durch Julius Cäſar wiſſen wir, wie tiefe geheimnisvolle Forſchungen die Druiden auszeichneten. Dieſe Forſchungen dauerten im Chriſtenthume fort, und die geiſtige Wirkung tiefer Studien von Irland aus nach dem Feſtlande hinein iſt bekannt. Hier entſtand Pelagius, und nach ihm Johannes Scotus Erigena, der Tiefſinnigſte unter Allen.

Jenes ſittliche Myſterium im Glauben wie in Mythen verhüllt, das Geheimnis der unſterblichen ſittlichen Freiheit, die Wiederkehr des Baldur, wird klar ausgeſprochen in Völuſpa. Es wird angedeutet in dem Hyndlu-Lied. „Wenige, ſagt dieſes Gedicht, vermögen es, weiter zu reichen als bis auf Odin; den, der über ihm ſteht, wage ich nicht zu nennen.“ Endlich als ein noch völlig unaufgeſchloſſenes Geheimnis wird es von dem Jötun Vafthrudnir bezeichnet, und in Hervarar-Saga wiederholt; denn wer kann daran zweifeln, daß das Wort, welches Odin dem ſterbenden Valdur ins Ohr flüſterte, jenes Geheimnis enthielt. Der Jötun, der es nicht errieth, fand den Tod, nach der Götter-Saga, wie der König unter den nämlichen Umſtänden in der Helden-Saga.

Gutachten

über das

Syſtem des öffentlichen Unterrichts,

mit beſonderer Beziehung

auf die Akademie zu Soroe,

erſtattet an S. M. den König von Dänemark.

(Urſprünglich in däniſcher Sprache geſchrieben 1845.)

Betrachten wir die Entwickelungsſtufe, auf welcher unſere gegenwärtige Zeit im Allgemeinen ſich befindet, und deren Verhältnis zu der, beſtändig tieferen, gründlicheren, in einem faſt bedenklichen Detail ſich entwickelnden Gelehrſamkeit, ſo muß man geſtehen, daß dieſes Verhältnis eine ſehr verwickelte Wendung genommen hat, in unſerer, faſt in allen Richtungen verwirrten und gährenden Zeit. Die geſchichtliche Epoche, in welcher der Geiſt der Zeit faſt ausſchließend auf Griechenland und Rom gerichtet war, und ſich mehr mit den, ſchon in einer vergangenen Zeit gelöſten Problemen als mit den gegenwärtigen, eigenen bewegte, iſt im Begriff zu verſchwinden, und es iſt von der höchſten Wichtigkeit, ſie feſt zu halten. Denn eine Zukunft, die in ihrer Entwickelung ſich bloß von den Aufgaben der Gegenwart nährt, hat all das bevorſtehende Unglück, welches drohend die Staaten und deren Innerſtes verwirrt, hervorgerufen. Ich halte es daher für höchſt wichtig, daß alle Beamten des Staates den Kern der vergangenen geſchichtlichen Zeit, als deren ſtehendes Heer, bilden; daß von ihnen, wie bisher, eine gelehrte Bildung gefordert wird. Und das aus einem doppelten Grunde; denn dies macht nicht allein den feſten Stamm einer ruhigen Entwickelung aus, ſondern es ſchließt zugleich durch die Proben, die gefordert werden, eine jede willkürliche Gunſt und deren ſchädlichen Einfluß aus. Wenigſtens müſſen die Gränzen für die Anſtellung von ungelehrten Beamten, die weniger bedeutende Aemter beſetzen können, ſehr genau beſtimmt werden. Indeſſen wächſt die Macht, welche die eigenen Probleme der gegenwärtigen Zeit ausüben, in einem ſo hohen Grade, daß ſie Anerkennung fordert, aber zugleich eine genaue Unterſuchung der Stelle, die ſie einnehmen darf und muß. In den mächtigſten und am meiſten ausgebildeten europäiſchen Staaten iſt dieſes Problem ſchwer zu löſen. Wir wollen uns nicht in die Entwickelung der Schwierigkeiten einlaſſen, die unter verſchiedenen Verhältniſſen in den verſchiedenen Staaten hervortreten, ſo lehrreich eine ſolche Entwickelung auch ſein würde. Aber darauf müſſen wir die Aufmerkſamkeit hin wenden, daß durch einen ſeltenen glücklichen Zufall Dänemark im Beſitze der Mittel iſt, dieſe ſchwierige Aufgabe zu löſen, welche im Verhältniſſe zu dem Umfange des Staates, ſehr bedeutend ſind und die kein andrer Staat ſich rühmen kann zu beſitzen.

Es iſt nicht zu leugnen, die Herrſchaft, welche die Philologie in einer Hinſicht über die Schulen ausübt, iſt ſchädlich, ſie unterdrückt einen ſichern, ſinnlichen Beobachtungsgeiſt, den unſere Zeit zu nähren und zu entwickeln geſchaffen iſt; und der Kampf, der nothwendig dadurch entſtehen mußte, hat den heftigen Streit zwiſchen den Humaniſten und Realiſten hervorgerufen. Das Unglück bei dieſem Streit iſt, daß die Parteien einander nicht verſtehen; eine Ausſicht zu einem endlichen Frieden ſehe ich wenigſtens nicht. Man muß unter den Streitenden leben, um einzuſehen, wie ſchwach die Hoffnung iſt, die ein gegenſeitiges Verſtändnis verheißen kann. Eine jede Partei ſieht die Beſchäftigung der andern für ein feindliches Element an, und die völlige Unwiſſenheit der Humaniſten, wenn die Rede iſt von einer praktiſchen Wiſſenſchaft, iſt, wenigſtens in Deutſchland, noch größer, als die der praktiſchen Lehrer, wenn von der Philologie die Rede iſt. Ein philologiſcher Lehrer ſchämt ſich nicht zu geſtehen, daß er nicht weiß, wovon die Rede iſt, wenn man Sauerſtoff nennt: aber ein einigermaßen gebildeter Chemiker würde kaum geſtehen, daß er nicht im Stande wäre, mensa zu decliniren. Und doch ſind beide Fälle einander vollkommen gleich.

In Preußen, wo die Richtungen der Zeit ſich beſonders lebendig bewegen, hat man vergebens allerhand Verſuche angeſtellt. Man hat ein großes Gymnaſium in Berlin dazu beſtimmt, die einander widerſtreitenden Richtungen zu verbinden. Der Grund, weshalb dieſer Verſuch mißglückte, liegt darin, daß die Philologie keine von den Forderungen, in deren Beſitz ſie durch die lange geſchichtliche Entwickelung war, aufgab. Eben ſo wenig glückte ein andrer Verſuch, eine praktiſche Schule mit einer gelehrten parallel gehen zu laſſen, unter einer gemeinſchaftlichen Verwaltung. Der Leitende mußte nach der herrſchenden Anſicht ein Philolog ſein. In Dänemark iſt es möglich einen Verſuch im Großen anzuſtellen; denn nur eine praktiſche Univerſität, die ſich unabhängig von der gelehrten ausbildet, kann entſcheidende Reſultate verſprechen. Bürgerſchulen, techniſche Schulen können hier eine heilſame Vorbereitung bilden. Wenn ich nun wage dieſe wichtige Aufgabe zu behandeln, ſo bin ich wohl nicht im Stande, den Gegenſtand ſo zu behandeln, daß meine Arbeit nützliche und anwendbare Vorſchläge enthielte, die unmittelbar ausgeführt werden könnten. Solche Vorſchläge müſſen von gegebenen beſtimmten Verhältniſſen ausgehen, die mir unbekannt ſind. Ohnehin bietet in dieſer Hinſicht der herrſchende Geiſt bedeutende Hinderniſſe, die ſehr ſchwer zu überwinden ſind. Ein jeder ſolcher Vorſchlag würde eine heftige und keineswegs wohlmeinende Oppoſition hervorrufen, die, anſtatt die Sache zu befördern, ſie hemmen und verwirren würde. Meine Abſicht iſt daher nur, den Hauptgedanken hervorzuheben, der nach meiner unvorgreiflichen Meinung ein ſolches Unternehmen leiten muß.

Die Schulen, welche zu einer ſolchen Univerſität vorbereiten ſollen, können nun auf keine Weiſe die Einſeitigkeit der gelehrten Schulen theilen. Sie ſind nämlich dazu berufen die verſchiedenſten Talente zum Bewußtſein zu bringen. Bisher herrſchte überwiegend die Meinung, die mannigfaltigſten Talente könnten ohne Schaden ſich ausſchließend mit allgemeinen, abſtracten Principien beſchäftigen, bis zu einem beſtimmten Alter, was ſich wohl dem Jünglingsalter nähern dürfe. Dieſer Irrthum iſt mit jenem zu vergleichen, in welchen die falſche Aufklärung verfällt, wenn man behauptet, daß das chriſtliche Glaubensbekenntnis erſt dem Jüngling ein Gegenſtand des Nachdenkens werden, und als ein Reſultat dieſes Nachdenkens betrachtet werden müſſe.

Man kann, müſſen wir behaupten, nicht früh genug mit der Unterſuchung anfangen, die uns mit den Neigungen des Kindes bekannt macht, und uns ſeine ſtillen Wünſche und eigenthümlichen Beſchäftigungen kennen lehrt. Dies iſt eine der wichtigſten, aber zugleich ſchwierigſten Aufgaben der Erziehung, und man darf mit Sicherheit die Behauptung aufſtellen, daß die geiſtige Bedeutung, und mit dieſer, die lebenskräftige, geſunde und geſchichtlich mächtige Entwickelung genau zuſammenhängt mit dem wachſenden Sinne bei dem Volke, der die verſchiedenen geiſtigen Kräfte in ihrem erſten, keimenden Urſprung unterſcheidet und erkennt, und ſie zugleich auf eine zweckmäßige Weiſe pflegt. Man ſagt wohl, das wahre Talent bahne ſich ſelbſt einen Weg; aber dieſe Behauptung iſt doch nur im Stande, uns der größten Schwierigkeit unſrer wichtigen Aufgabe näher zu bringen. Wir gerathen dadurch in den Kreis, in dem ein jedes tiefere Unternehmen eingeſchloſſen iſt, und der ſich auf keine Weiſe auflöſen läßt. Wir ſind nämlich genöthigt, das Ziel, dem wir nachſtreben, als erreicht anzunehmen. Der Sinn, der die Eigenthümlichkeit des Kindes erkennt, ſie nährt und pflegt, ſetzt eine reife Entwickelung der eigenen voraus, und wo dieſe ſtattfindet, ſcheint die Aufgabe, die uns beſchäftigt, gelöſt. Es iſt leider gewiß, daß dieſer glückliche Sinn in unſeren Tagen ſehr ſelten iſt. Die Wenigſten ſehen ein, daß in einem jeden Kinde etwas Göttliches liegt, daß Gott eine Abſicht von eigenthümlicher Art, die erreicht werden ſoll, mit einem jeden Menſchen hat. Die größte und gefährlichſte Verirrung iſt gerade die, daß wir unſere Abſichten zu erreichen ſuchen, willkürlich berechnet nach unſeren ſinnlichen Begriffen von Glück und künftigem Wohlſtande; daß wir, faſt immer von dieſem beſchränkenden Geſichtspunkte beſtimmt, die Entwickelung des Kindes irre leiten, und einen innern, nicht bloß für das Erkennen, ſondern auch für die Sittlichkeit und Religioſität gefährlichen Widerſpruch in die Seele des Kindes bringen. Dieſer Kreis kann nicht gelöſt werden, und ertheilt der Aufgabe ein wahrhaft religiöſes Gepräge. Der Sinn, welcher nicht entwickelt iſt, und doch vorausgeſetzt werden muß, wächſt, wenn wir uns von einer göttlichen Macht, welche die Geſchichte leitet, unterſtützt glauben, und zugeſtehen, daß wir ohne dieſe nichts vermögen. Es iſt wahr, daß das von Gott auserwählte Talent alle Schwierigkeiten überwindet und ſich Wege in der Geſchichte bahnt, die Keiner ahnet und die in ihrer tiefen Bedeutung nicht als Reſultate eines menſchlich ausgedachten Erziehungsplanes angeſehen werden dürfen. Aber darum müſſen wir nicht das Unglück überſehen, welches ganze Zeiträume in der Geſchichte der Nationen verdunkelt. Dieſe traurigen Epochen haben nicht durch die Seltenheit der

Talente ſtattgefunden, aber ohne allen Zweifel durch den herrſchenden, einſeitigen Geiſt, der ſie irre leitete und unterdrückte.

Wohl iſt ein allgemeines und für alle Kinder gemeinſchaftliches Princip die erſte und nothwendigſte Aufgabe der Erziehung; dieſes Princip hat eine doppelte Richtung: es führt uns auf der einen Seite zur Erkenntnis der ſtrengen, gebietenden, unwiderſtehlichen Nothwendigkeit der Natur; und auf der anderen Seite zur eigenen Freiheit des Geiſtes; jene ſchließt das Eigenthümliche aus, welches dieſe nährt. Das iſt eine der größten und gefährlichſten Verirrungen, die ſtattfindet, wenn eine geiſtige Erziehung ſich von den allzu weitläufigen Umwegen der Gelehrſamkeit losſagt; daß man glaubt, da weniger ſtrenge zu Werke gehen zu können.

Was die Grammatik für die Sprachen, und durch dieſe für die Geſchichte iſt, das iſt die Mathematik für die unveränderliche Geſetzmäßigkeit der Natur; man muß ſie die Grammatik der Natur, aber zugleich deren conſequenteſte Logik nennen. Man ſagt wohl, daß man die ſcharfe Abſtraction nicht von den Kindern fordern dürfe; daß die Mathematik, wie man ſich auszudrücken pflegt, viel zu trocken ſei; daß ſie die Phantaſie und das freie Poetiſche ertödte. Man hat Unrecht. Wohl ſchließt der mathematiſche Unterricht die Poeſie aus, aber dieſe verſchwindet nie, wenn ſie nicht durch die eigenthümliche Natur ausgeſchloſſen iſt, wo keine Unterrichtsmethode ſie zu erwecken vermag. Es giebt auch Kinder, denen man vergebens mathematiſche Begriffe beizubringen ſucht. Meine Darſtellung eines ſolchen Gegenſatzes von zwei verſchiedenen Menſchenklaſſen darf indeſſen nur relativ verſtanden werden. Eine fortſchreitende Zeit, die das Glück hätte, ſie in ihrer Verſchiedenheit zu erkennen, würde gewiß auch einſehen, daß ſie verwandt ſind; daß die mathematiſche Anſchauung eben ſo wenig ganz fehlt bei der einen Klaſſe, wie die Poeſie bei der andern. Hier liegt der Fehler in der Unterrichtsmethode. Im Allgemeinen fängt man mit der Arithmetik an, und dieſe wird auf die mechaniſchte Weiſe, die durchaus nicht dazu dient das Nachdenken des Kindes zu erwecken, beigebracht.

Pascal, als ſein Vater irriger Weiſe glaubte den mathematiſchen Unterricht ausſchließen zu müſſen, entdeckte auf ſeine eigene Hand die erſten Elemente der Geometrie; und dieſe liegt vorzüglich in der Seele des Kindes verborgen, obgleich nur ein Pascal ſie ohne alle Anleitung zu entwickeln vermag. Man muß den mathematiſchen Unterricht mit der Geometrie beginnen, denn dieſe allein nährt das eigene Nachdenken. Es muß wohl zugeſtanden werden, daß das Kind ſich unwillig und mit Zwang dazu bringen läßt, ſich damit zu beſchäftigen; aber grade dieſer erſte Zwang, dies gebietende Princip beweiſt, daß man auf dem rechten Wege iſt, und hat ſelbſt eine ſittliche Bedeutung. Iſt dieſer Zwang überwunden, und dadurch bewieſen, daß der Unterricht ſeinen rechten Anfang genommen hat, ſo hat die Geometrie (dem Kinde ſorgfältig beigebracht) etwas wahrhaft Anziehendes. Es kömmt nur darauf an, daß man nicht eher weiter geht, als bis man überzeugt iſt, daß das Kind die Löſung der vorhergehenden Probleme vollkommen in ſeiner Gewalt hat. Eine jede erworbene Fertigkeit erweckt Luſt; eine jede klare Einſicht fordert Entwickelung. Bleibt eine Unklarheit in des Kindes Seele zurück, ſo wächſt dieſe in ſtätiger Progreſſion, und es entſteht nothwendig ein immer zunehmender Widerwille, der auf keine Weiſe ein urſprünglicher genannt werden darf, ſondern durch den ſchlechten Unterricht hervorgebracht iſt. Iſt das Kind daran gewöhnt, das ſtrenge Geſetz einzuſehen, welches mit exacter Nothwendigkeit ein vorangehendes Problem mit dem nachfolgenden in der Geometrie verbindet, ſo wird die Luſt erweckt, dieſelbe nothwendige Folge in der Arithmetik zu erkennen. Aber ich bin überzeugt, daß dieſer mathematiſche Unterricht, ſchreitet er einigermaßen glücklich vorwärts, ſobald als möglich mit dem Unterricht in den erſten, ſtreng mathematiſchen Elementen der mechaniſchen Phyſik verbunden werden muß. Nicht das Schwankende, Unſichere, in bloßen Hypotheſen Verborgene, ſoll vorgetragen werden, wenn dies auch eine oberflächliche Neugierde erweckt. Ich ſpreche nicht ohne eigene Erfahrung. Es quälte mich, wenn ich ſo oft bei Prüfungen entdeckte, daß die Studirenden die beſtimmteſten Fragen ſelten auf eine ſichere und beſtimmte Weiſe beantworteten. Nun habe ich mit einigen Kindern meiner Freunde, in einem Alter von acht bis zwölf Jahren, einen Verſuch angeſtellt. Ich behandelte mit ihnen die Elemente der mechaniſchen Phyſik in Verbindung mit der Mathematik; dann die Geſetze des Magnetismus, der Electricität und des Galvanismus, in ſo fern dieſe ſich klar, beſtimmt und ohne zu große Verwickelung, beſonders ohne Hülfe von Hypotheſen, darſtellen laſſen. Ich begleitete eine jede Entwickelung mit Verſuchen, und ging keinen Schritt weiter, ehe ich mich überzeugt hatte, daß die Kinder durch eine wiederholte Anſchauung im ſichern Beſitz der Geſetzmäßigkeit waren, die in Allem herrſchte, was ſie geſehen hatten. Mich überraſchte das Intereſſe, welches dieſe erweckte. Ich hielt mich lange bei einem jeden deutlich ausgeſprochenen, aber auch zugleich angeſchauten Geſetz auf, und überzeugte mich, daß eine öftere Wiederholung den Kindern keineswegs langweilig war. Die Urſache iſt einleuchtend. Das erkannte und mit Bewußtſein beherrſchte Geſetz wird wie eine erworbene Fertigkeit angeſehen und als eine ſolche benutzt. Die Kinder, wenigſtens einige unter ihnen, die aufgeweckte Köpfe waren, fanden ſelbſt andere Combinationen, als die vorgetragenen, auf, und lernten conſequent anſchauen, wie wenn man aus bekannten Verhältniſſen ſichere Schlüſſe zieht und folgerecht denkt. Die wichtigſte Folge eines ſolchen Unterrichts iſt die, daß die Kinder ſich klar und exact ausdrücken lernen.

Aber die allgemeine, für Alle auf gleiche Weiſe geltende Richtung des Unterrichts iſt diejenige, die den Geiſt frei machen und ihm eine freie Ausſicht über den Staat und das Leben öffnen ſoll. Man darf nicht annehmen, daß derjenige, der leben und ſich für die gegenwärtige Zeit ausbilden ſoll, auf einer niedrigern Stufe ſtehe, als der Gelehrte, der ſich mit großen, bedeutungsvollen, geſchichtlichen Erinnerungen nährt. Einſeitigkeit hemmt und beſchränkt beide. Daher muß die Jugend in den Realſchulen nicht ganz von der vergangenen Zeit losgeriſſen werden; das Kind muß ſo viel von der lateiniſchen Sprache lernen, als hinreichend iſt einen leichten Autor leſen und verſtehen zu können. Zwar muß der Unterricht in der alten Sprache ihm nicht zu viel Zeit rauben; aber was vorgetragen wird, muß beſtimmt und der Unterricht eben ſo ſtreng als der mathematiſche ſein. Es iſt beſonders wichtig, daß der Unterricht nie auf eine ſpielende Weiſe ſtatt finde. Alles Unbeſtimmte und Unklare koſtet Zeit und bringt keinen Nutzen. Die lebenden Sprachen, deutſch, franzöſiſch und engliſch, prägen ſich am beſten durch den Gebrauch ein, und es iſt nicht rathſam, zu viel Zeit auf einen weitläufigen, grammatikaliſchen Unterricht zu verwenden. Wird die Grammatik der lateiniſchen Sprache in der nothwendigen Beſtimmtheit mitgetheilt, ſo iſt dies hinreichend, um dem Kinde einen ſo umfaſſenden Begriff von der Grammatik zu verſchaffen, als ihm nöthig iſt. Aber was man beſonders zu erreichen ſuchen muß, iſt: dem Kinde eine vollkommene Fertigkeit beizubringen, alle die, ſowohl griechiſchen, als lateiniſchen Wörter, die ein Bürgerrecht in der europäiſchen Wiſſenſchaftlichkeit erworben haben, aufzufaſſen. Dieſe Fertigkeit wird mehr oder weniger umfaſſend erſtrebt, mit Rückſicht auf die eigenthümliche Beſchäftigung, welche des Kindes künftige Beſtimmung ausmachen ſoll Aber die fremden Wörter, die man von einem jeden gebildeten Menſchen fordert, muß das Kind, wenn es ſie hört oder lieſt, genau kennen, richtig verſtehen und richtig brauchen, wenn es ſich derſelben bedient. Wohl kann man es ein Verdienſt nennen, die eigene Sprache auszubilden, ſelbſt für eine jede Wiſſenſchaft: aber ſoll die Vorbereitungsſchule zu einer wirklich realen Hochſchule führen, ſo iſt die Abſicht, nicht die Nationalität zu hemmen, ſondern zu veredeln, indem man der Jugend einen freien, ſelbſtproductiven Zugang zu der europäiſchen, geiſtigen Entwickelung in ihrem ganzen Umfange öffnet. Was nun die andere Richtung, auf die geiſtige Entwickelung des freien Geiſtes betrifft, ſo iſt meine Ueberzeugung, daß dieſe beſonders äſthetiſch ſein muß. Das Wichtigſte iſt, daß das Kind nichts lieſt, was nicht hinſichtlich der Sprache zu dem Vorzüglichſten gehört. Die meiſten Kinderſchriften halte ich in dieſer Hinſicht für ſchädlich. Die Verfaſſer glauben faſt immer, daß man wie ein Kind ſchreiben müſſe, wenn man für Kinder ſchreibt. Faſt alle Kinderſchriften ſtammen aus der unglücklichen Erziehungsepoche, als Baſedow und ſeine Nachfolger Deutſchland und auch unſer Vaterland beherrſchten. Beſonders halte ich diejenigen Schriften, welche die vortrefflichen Kinder ſchildern, wenige ausgenommen, auch in ſittlicher Hinſicht für gefährlich. Die Grundlage für den Unterricht iſt, wie ich vorausſetze, rein chriſtlich-religiös. Die Religion muß als der Grund für die früheſten Keime der Entwickelung angeſehen werden; ſie muß die einzige, ewige Quelle ſowohl des Glaubens, als der Liebe und aller Sittlichkeit ſein. Aber ſie hemmt nichts geiſtig Vorzügliches; ſie hebt, ſie veredelt den Geiſt in einer jeden Richtung. Die chriſtliche Liebe reinigt und pflegt das Erkennen ſowohl als die Sittlichkeit, die Vernunft ſowohl als das Gewiſſen. Die reine Selbſtliebe des Erkennens wird von dem Chriſtenthume gefordert und darf nie getadelt werden. Chriſtus ſagt: „Du ſollſt Gott über Alles lieben und den Nächſten als dich ſelbſt.“ Wir dürfen, ja wir ſollen unſern Nächſten haſſen, aber nur, wie wir uns ſelbſt haſſen; wir ſollen uns ſelbſt lieben, aber nur wie wir unſern Nächſten lieben. Doch ich wende mich von dem tiefſten Mittelpunkte dieſer Aufgabe ab; ich darf hoffen, daß man den bei mir vorausſetzt, und mich daher nicht mißverſtehen wird, wenn ich fordere, daß die Poeſie die Grundlage für die freie Aufgabe des Geiſtes in den Realſchulen bilden ſoll, wie die Philoſophie in den eigentlich gelehrten. Die Mathematik, wenn ſie ſtreng und klar mitgetheilt wird, kann die praktiſche Entwickelung der Logik genannt werden; und die Logik ſelbſt muß bloß ſehr kurz und in ihren allererſten Elementen vorgetragen werden. Sie ſoll nur das denkende Kind zum Nachdenken über die Geſetzmäßigkeit ſeines eigenen Denkens bringen. Wenige Stunden, richtig gewählt, ſind vollkommen hinlänglich, dieſes zu erreichen.

Wenn ich die Poeſie als Grundlage für die freie

Ausbildung fordere, ſo geſchieht dies, weil ich behaupte, daß es höchſt wichtig iſt, daß alles Barbariſche, Rohe und Unfertige ſo viel als möglich entfernt werde. Nichts darf das Kind vornehmen, nichts darf ſich in den freudigen Gang der Entwicklung eindrängen, was ſich nicht, entweder durch logiſche Strenge und Klarheit, oder durch edle, tiefſinnige und meiſterhafte Darſtellung auszeichnet.

Es iſt ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß das Geringe, Gemeine und Häßliche näher mit des Kindes Geiſt verwandt ſei, als das Tiefe, Edle und Schöne. Wie in einem wohl geordneten Familienkreis Ordnung und Reinlichkeit auch den Kindern zur Gewohnheit wird, ſo muß die edle Sprache und der geiſtige Inhalt eine inſtinktartige Forderung des Kindes werden. Wohl behält es desungeachtet eine Neigung ſich gehen zu laſſen; das reinlichſte Kind, ſich in den Schmutz zu wälzen: aber die edlere Gewohnheit überwindet dieſe ſchädliche Neigung. Nichts trägt, ſowohl bei Erwachſenen, als bei Kindern, ſoviel zur Verwirrung unſerer Zeit bei, als das unglückliche, überhandnehmende Leſen. Wir gewöhnen uns daran, das Gemeine zu dulden, ja wir fordern es zuletzt. Ich will keineswegs die wohlmeinenden Vereine tadeln, die nützliche Schriften und das Leſen derſelben im Volke zu verbreiten ſuchen: aber die Wahl ſolcher Schriften fordert viel Ueberlegung und Vorſicht. Gut gewählte Bücher können dazu dienen, das Nachdenken der, in geſelliger Hinſicht ungünſtig geſtellten Familien zu wecken, und ſo, wie in vieler Hinſicht, auch für unſer Vorhaben ſehr wichtig ſein. Aber ein Mäßigkeitsverein iſt nicht weniger wichtig, wenn es gilt das loſe, mannigfache Leſen zu hemmen, als wenn man den ſchrecklichen Genuß des Brandweins abzuſtellen ſucht; beides wirkt in der That auf gleiche Weiſe.

Ich ſetze voraus, daß der Unterricht nicht die ganze Zeit des Kindes in Anſpruch nimmt; was es lernt, muß es ſelbſt auf eine eigenthümliche und freie Weiſe behandeln. Nichts iſt wichtiger, als auf die Spiele des Kindes zu achten; je zweckmäßiger und ſtrenger der Unterricht, je reiner die ſittliche Erziehung iſt, deſto wichtiger und bedeutungsvoller werden die Freiſtunden des Kindes ſein. Gelingt es, das Intereſſe deſſelben für das was es lernt, zu wecken, ſo tritt dies auch in ſeine Spiele hinein; die freie Phantaſie behandelt das Erworbene frei, und nichts iſt mehr geeignet, des Kindes Eigenthümlichkeit zu entdecken, als die Art wie es ſpielend das behandelt, was es gelernt hat. Das eigentlich urſprüngliche Talent lernt man ſo kennen, und das bedeutungsvollſte Kind, von der Vorſehung beſtimmt ſich auszuzeichnen, entdeckt man nur auf dieſe Weiſe.

Es iſt ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß das Tiefſte, Edelſte dem Kinde unzugänglich ſei; iſt es erſt durch das Geſchwätz der Kinderſchriften verdorben, ſo behält man wohl Recht. Aber wie die tiefſte Religioſität, ohne eigentlich verſtanden zu werden, dennoch die ganze Seele des Kindes erfüllt und einnimmt und einen Keim für die ganze Entwicklung bildet: ſo wird der Sinn für das Tiefſte genährt, wenn es dem Kinde geboten wird. Es verſteht zwar das Bedeutungsvolle einer geiſtreichen Schrift nicht, aber es hat eine Ahnung davon. Und dasjenige Kind, welches in einer edlen Sprache auferzogen iſt, kann einen wahren Widerwillen empfinden, wenn es das Gemeine und Geringe hört.

Wir haben ausgezeichnete Gedichte in der Mutterſprache von Ewald; wir beſitzen Oehlenſchläger, der glücklicherweiſe bei der reichen Phantaſie und der edlen Sprache eine unüberwindliche und liebenswürdige Kindlichkeit beſitzt, welche die herrſchende und kalte Reflexion der Zeit nicht zu zerſtören vermochte. Ahnet nur das Kind erſt das Höchſte, ſo wird es, wenn man es ihm frühe beibringt, ein weſentlicher Theil ſeines innerſten Lebens; und die einzige Schwierigkeit, mit der man zu kämpfen hat, und die nur durch eine geſchichtliche Entwickelung allmählig überwunden werden kann, iſt die, welche durch die Art, wie die Lehrer die edelſten Geiſter commentiren, entſteht. Dieſe wird ohne Zweifel eine lange Zeit an die Stelle der Kinderſchriften treten, die man von dem Unterrichte auszuſchließen ſucht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die lebenden Sprachen, beſonders deutſch, franzöſiſch, engliſch, ein Hauptgegenſtand des Unterrichtes ſind. Aber nur das Vollendetſte und Edelſte muß dem Kinde geboten werden. Die deutſche Sprache liegt uns in dieſer Hinſicht am nächſten, und kann dem Kinde leicht verſtändlich werden. Schon wenn es durch dieſe Sprache mit einiger Leichtigkeit die vorzüglichſten Schriften leſen lernt, wird ohne Zweifel die Einſeitigkeit, welche nothwendig entſteht, wenn es ſich nur in ſeiner Mutterſprache bewegt, überwunden werden. Die Nationalität wird in ihrem Weſen geſtärkt, nicht aufgehoben, aber veredelt werden. Je mehr allgemeine europäiſche Elemente in den Unterricht hineintreten, deſto bedeutungsvoller wird die Nationalität, deſto reicher und geiſtig beweglicher in einer jeden Richtung. Man nähert ſich dem idealen Ziele der Erziehung, wenn das Kind ſich unmittelbar mit Tieck, Göthe und Shakeſpeare beſchäftigen kann. Eine großartige Anſchauung des Lebens liegt dem Kinde eben ſo nah, als die kleinliche, die ſich doch nie vollkommen verdrängen läßt. Das ſo erzogene Kind beſitzt nun entweder ein bedeutendes Talent, oder dieſes tritt nicht beſtimmt hervor. Das Kind muß mehr oder weniger zur Maſſe des Volkes gerechnet werden, mit der es doch immer ordnend und organiſch, entwickelnd, nicht ſtörend, ſich für die Zukunft bewegen ſoll. Aber vor Allem kömmt es in dieſen Schulen darauf an, die ausgezeichneten Talente zu entdecken, zu pflegen und zu nähren. Die Principien der allgemeinen Erziehung vermögen nur das Talent in einen fruchtbaren Boden zu pflanzen: ein Talent zu ſchaffen vermag keine Erziehung, auch nicht die beſte; es muß entdeckt, vorausgeſetzt werden.

Ich bin ſo weitläufig mit dem Entwickeln der Principien der Erziehung und dem Zwecke der Vorbereitungsſchulen geweſen. Ich kann mich nun kürzer faſſen, indem ich die Einrichtung der höheren Schulen entwickele; dieſe liegt in Wahrheit in der früheren Erziehung, und iſt durch jene beſtimmt.

Ich ſetze natürlich voraus, daß, wenn das Talent und die Neigung des Kindes entdeckt und erkannt iſt, dieſes ſo früh als möglich in den Stand geſetzt wird, ſich praktiſch die Fertigkeiten zu erwerben, die erforderlich ſind, wenn die Ausbildung des Talentes gelingen ſoll. So muß ſchon die Schule eine mannigfaltig praktiſche Richtung nehmen, und es iſt ein gefährlicher Irrthum, wenn man glaubt, daß ein Kind, welches beſtimmt iſt ein praktiſches Leben zu führen, in einer beſtimmten Richtung, ohne in der Entwickelung gehemmt zu werden, ſein ſiebenzehntes oder achtzehntes Jahr erreichen darf bei der bloßen Beſchäftigung mit Gegenſtänden des allgemeinen Erkennens. Der geſunde Keim wird dadurch in ſeiner Entwickelung unterdrückt; das Kind wird zum bloßen Denken aufgefordert, obgleich es beſtimmt iſt, ſich handelnd und praktiſch zu entwickeln. Es verliert nicht ſelten die Fähigkeit ſich Fertigkeiten zu erwerben, die es mit inſtinktmäßiger Sicherheit entwickeln würde wenn ſie früh in Bewegung geſetzt wären.

Der ſo vorbereitete Jüngling unterwirft ſich einer Prüfung und wird, wenn man ihn für reif hält, für die Hochſchule beſtimmt.

Wohl iſt dies das Ziel der Erziehung; aber dennoch muß das ganze Unternehmen hier ſeinen Anfang finden. Die künftige Einrichtung der Schulen muß von der Hochſchule ausgehen; ebenſo die Bildung der Lehrer; und die tiefſten Principien, welche die Ausbildung der Schulen leiten müſſen, können nur von einer ſolchen Hochſchule ausgehen. Freilich muß man im Anfange viele, ſowohl Lehrer, als Schüler aufnehmen, die man nicht für reif anſehen kann. Aber ein höherer Sinn für die eigentlichen Aufgaben der Gegenwart kann nur hier geweckt werden. Man muß ſich nicht abſchrecken laſſen durch die Betrachtung, die wohl nothwendig entſteht: daß dieſer höhere Sinn bei dem Beginnen des Unternehmens bei den meiſten Lehrern der Univerſität kaum vorausgeſetzt werden darf. Hier zeigt ſich nun die Bedeutung des Vertrauens, welches man einer bedeutenden Perſönlichkeit ſchuldig iſt. Das ganze künftige Schickſal des Inſtitutes hängt von der Wahl des Directors ab. Zu ihm muß man Vertrauen haben; aber er muß es auch verdienen. Keine, von mehreren, wenn auch noch ſo verdienten Männern, zuſammengeſetzte Commiſſion, kann den Verluſt eines ſolchen Directors erſetzen. Freilich iſt es ſchwierig, einen ſolchen zu finden; er muß von der Idee des Inſtitutes in ihrem ganzen Umfange durchdrungen ſein, obwohl er einſieht, daß es, mit mancherlei Hinderniſſen kämpfend, wachſen muß; er muß die Lehrer, mit denen er in Verbindung tritt, zu begeiſtern verſtehen. Dieſe Begeiſterung muß ihn über die Schranken, die nur eine ſpätere Erfahrung niederzureißen vermag, erheben, und doch muß er Beſonnenheit genug beſitzen, um einzuſehen, wie wenig im Anfange erreicht werden kann, ohne dabei den Muth zu verlieren.

Die Lehrer, die beſonders bald angeſtellt werden müſſen, und die, wenn auch nicht von Anfang an, wenn ſie ſich auszeichnen, durch bürgerliches Anſehen in ihrer Stellung aufgemuntert und durch ihre Einkünfte den Profeſſoren bei der Univerſität gleich geſtellt werden müſſen, ſollten vornämlich Chemie, Phyſik, Technik, Plaſtik, Malerei und Muſik vortragen. Die Lehre dieſer praktiſchen Richtungen der geſchichtlichen Entwickelung zweckmäßig vorgetragen, wird dazu dienen, der beſtimmten Beſchäftigung eine freie, geiſtige Richtung zu geben. Jede von den Wiſſenſchaften, die behandelt werden, hat in ihrer Totalität einen ſehr weitläuftigen, ja unbegränzten Umfang.

Der Lehrer muß die Luſt unterdrücken, einen gründlichen Phyſiker, Chemiker, Kunſthiſtoriker zu bilden, und obwohl er von den allgemeinſten und ſtrengſten Principien der Wiſſenſchaften ausgeht, ſich doch auf die Theile der Wiſſenſchaft, die dem Jünglinge beſonders nöthig ſind, wenn man auf ſeine beſtimmte Richtung Rückſicht nimmt, beſchränken. Die Schwierigkeit, die ſich hier zeigt, und die ohne Zweifel erſt nach einer langen Erfahrung überwunden wird, iſt: den rechten Mittelweg zu finden; denn obgleich der theoretiſche Unterricht dazu dienen ſoll, den Jüngling geiſtig zu erweitern und frei zu machen; ſo daß er im Stande iſt mit Leichtigkeit die europäiſch geſchichtliche Entwickelung ſeiner beſtimmten Beſchäftigung zu erkennen und zu verfolgen, ſo muß man doch vor Allem verhindern, daß nicht einſeitige Theoretiker entſtehen, die ihre eigenthümlichen Schranken überſehen; dieſe ſollen in lebendige Bewegung geſetzt, aber keineswegs niedergeriſſen werden. Daher müſſen die Vorträge des Inſtitutes hauptſächlich praktiſch ſein. Chemiſche Vorleſungen müſſen mit dem Laboratorium verbunden werden; der Jüngling muß ſelbſt in Thätigkeit geſetzt werden; er muß ſelbſt mit Fertigkeit analyſiren und chemiſche Verſuche anſtellen. Wohl iſt es nöthig, daß die Vorleſungen ihre Gegenſtände mit einer gewiſſen wiſſenſchaftlichen Allgemeinheit behandeln, und ſo Gegenſtände berühren, die nicht unmittelbar den Gärber, Färber, Lackirer u. ſ. w. intereſſiren. Aber in dem Laboratorium müſſen Abtheilungen ſtattfinden, ſo daß die Fertigkeit, die hier erworben wird, Rückſicht auf die eigenthümliche Richtung nimmt. Es giebt nicht leicht eine ſchönere Gelegenheit, das praktiſch Exacte und das ſtreng Regelmäßige in techniſchen Arbeiten auszubilden, als durch die Verfertigung phyſikaliſcher und aſtronomiſcher Inſtrumente, wenn dieſe die Forderungen, welche die europäiſche Wiſſenſchaft in unſeren Tagen macht, erfüllen ſollen, und wenn unſer Vaterland hierin mit England und Frankreich wetteifern ſoll. Ich bin überzeugt, daß unſer Vaterland ſich in dieſer Hinſicht ſchon jetzt auszeichnet; daß Kopenhagen eine phyſiſch-techniſche Schule beſitzt, die ſich mit den beſten meſſen kann. Ein Verdienſt, welches unſer berühmter Oerſted ſich erworben hat und was nicht zu hoch geſchätzt werden kann. Ja es ſcheint ein eigenes Talent zu ſein, das herrſchend in meinem Vaterlande iſt. Aber in unſerer Zeit, in welcher die mechaniſchen Künſte einen ſo bedeutenden Einfluß auf das ganze Leben in allen ſeinen ſinnlichen Richtungen haben, kömmt es beſonders darauf an, daß dieſe techniſche Fertigkeit immer mehr und mehr ausgebreitet wird, ſo daß ſie den Namen einer nationalen verdient.

Wenn es ſo weit kömmt, daß ein jeder mechaniſche Handwerker weiß, was es zu bedeuten hat, einen luftdichten Hahn, eine feine Schraube, die bis zum hohen Decimale der Linien vollkommen gleichförmig in allen ihren Windungen iſt, zu verfertigen; eine vollkommen exacte feine Eintheilung, nicht bloß eine lineare, ſondern auch eine kreisförmige u. ſ. w. darzuſtellen: ſo wird man das Wichtige einer ſolchen Ausbildung gewahr werden, die weiter reicht, als man gewöhnlich denkt. Aber dieſe exacte, techniſche, mechaniſche Fertigkeit hat noch eine andere Bedeutung, die nicht überſehen werden darf. Das wahrhaft Exacte, das mit vollkommener Strenge alles Ueberflüſſige ausſchließt und das Verhältnis aller einzelnen Theile zu einander genau beſtimmt, kann mit einer vollkommen klaren Definition, die mit Sicherheit den Inhalt der Begriffe beſtimmt und den Irrthum ausſchließt, verglichen werden. Der wahre, in der edelſten Bedeutung des Wortes, vornehme Ausdruck für die klare Beſtimmtheit, die dadurch entſteht, iſt Eleganz, die grade, wenn ſie von der mechaniſchen, großen Fertigkeit ausgeht, dazu dienen wird, das geſetzmäßige und dabei ſchöne Verhältnis in der Architektur, in der Malerei, in der Verfertigung der Geräthſchaften, ſelbſt der geringſten, in der inneren Einrichtung des Hauſes, in den Meubeln, in Allem, was uns täglich umgiebt, zu finden. Der Sinn für das Schöne, der durch das reine Auffaſſen der Verhältniſſe entſteht, hat einen tiefen Einfluß, auch auf das ſittliche Leben. Ich darf behaupten, daß es ſchlechte Gedanken giebt, welche durch die herrſchende Eleganz, wie ſie hier aufgefaßt werden muß, und wenn ſie nicht abſondert, ſondern auf eine ächt nationale Weiſe alle Stände mit einander verbindet, zwar nicht ausgerottet, (das vermag nur die Religion), aber wohl gehemmt werden. In dieſer Hinſicht kann das ächt Elegante mit der Reinlichkeit verglichen werden. Ein Jeder weiß, welche Menge ſchmutziger Gedanken durch ein ſchmutziges Daſein entſtehen. Das Häßliche iſt in Wahrheit nicht weniger fruchtbar als das Schöne. So wird nun der Uebergang von dem bloß Techniſchen, zu der eigentlichen Region des wahrhaft Schönen gebildet, und Technik und höhere Kunſt reichen einander die Hand. Aus der Eleganz kann das Schöne nicht entſtehen; dies muß vorausgeſetzt werden und kann ſich nur entwickeln, wie die ſicherſte Zeichnung nicht den geiſtigen Ausdruck in einem menſchlichen Geſichte hervorzubringen vermag. Hier tritt nun die dichteriſche Seite des Inſtitutes hervor; hier werden beſonders, paſſende Lehrer gefordert; Künſtler, die ſich durch eine feinere, allgemein geiſtige Bildung auszeichnen; ausgebildete Dichter, mit Sinn für die Kunſt, und bekannt mit dieſer. Auch hier muß die praktiſche Entwickelung nicht abgebrochen werden; der junge Bildhauer, Maler, Muſiker muß mit der Beſchäftigung, zu der er in ſeiner früheſten Jugend den Grund gelegt hat, fortfahren. Aber hier entſteht zugleich eine neue Aufgabe, die von großer Wichtigkeit iſt, nämlich die: das primitive Talent von dem ſecundären zu ſondern; das letzte hat zwar auch eine primitive Bedeutung, aber nicht wo wir ſie ſuchen. Ein Architekt kann ein plaſtiſches Talent äußern, ohne ſich deshalb wie ein künftiger Thorwaldſen zu beſchäftigen; ja, ein Tiſchler kann als ein wahrer Künſtler hervortreten, obgleich ſein eigentlicher Beruf iſt, Meubeln zu verfertigen. Die jungen Menſchen dahin zu bringen, daß ſie die eigentlichen Gränzen ihres Berufes erkennen, innerhalb dieſer, denſelben lieben, ja ſich für ihn begeiſtern, muß als das höchſte Ziel des Inſtitutes angeſehen werden.

Ueber

die wiſſenſchaftliche Behandlung

der

Pſychologie.

(Vorgeleſen in der K. Akademie der Wiſſenſchaften 1815.)

Es iſt etwas Seltſames, wenn wir die Lage der Pſychologie in unſeren Tagen betrachten. Seit der großen Revolution, die durch Kant veranlaßt wurde, iſt ſie aus der ſpeculativen Philoſophie ausgeſtoßen. Aber dieſes ſo Ausgeſtoßene hat keineswegs ſeinen eigenen, innerhalb ſeiner Gränzen ſelbſtändigen Platz gefunden. Und dadurch iſt es geſchehen, daß weder die rechte Stellung dieſer Wiſſenſchaft zur Philoſophie, noch ihre Behandlung als eigene Wiſſenſchaft erkannt wird. Iſt ſie, kann man fragen, eine Erfahrungs-Wiſſenſchaft? Kann man durch ſinnliche Wahrnehmung etwas von der Seele erfahren? — Man ſollte es glauben. Wenigſtens drängt uns der Sprachgebrauch dieſe Anſicht auf, und wenn wir ganz im Allgemeinen von einem erfahrenen Manne reden, ſo bezeichnen wir in der That damit eben die pſychologiſchen Erfahrungen, inſofern dieſe ſeine Handlungsweiſe leiten; wenn wir von naturwiſſenſchaftlichen, religiöſen, geſchichtlichen u. ſ. w. Erfahrungen reden, ſo bezeichnen wir dieſe ſpeciell, beſtimmt, als wäre der allgemeine Grund aller Erfahrungen eben ein pſychologiſcher. Womit beſchäftigt ſich nun dieſes, von der Speculation Ausgeſchiedene, von ihr zum Gegenſtand eines tieferen Erkennens Heranreifende? — Offenbar mit Seelenerſcheinungen, die ſinnlich aufgefaßt und erkannt werden.

Was bringt uns dazu eine Seele anzunehmen? Warum nennen wir ein Thier beſeelt, die Pflanze nicht? — Offenbar nur deshalb, weil der Faden reißt, der beſtimmte Erfahrungen ſinnlich mit einander verknüpft, und uns zwingt einen andern, ſinnlich nicht unmittelbar wahrzunehmenden Anknüpfungspunkt zu entdecken. Dieſen erkennen wir nicht, und da wir dennoch genöthigt ſind ihn anzunehmen, nennen wir ihn Seele, und ihre Aeußerung in der ſinnlichen Welt: Willkür. Sie tritt uns zuerſt als bloße leibliche Bewegung entgegen, und bildet das einzige Mittel, um Thiere von Pflanzen zu unterſcheiden. Es iſt bekannt, wie die Naturforſcher ſich bemüht haben, ſinnliche Kennzeichen zu entdecken, durch welche Thiere und Pflanzen von einander zu unterſcheiden ſind! Wie die Aufnahme der Nahrung durch eine Mundöffnung, die Locomotivität u. ſ. w. Aber ein jeder

Naturforſcher findet ſich unmittelbar gezwungen das Ungenügende ſolcher Beſtimmungen zu erkennen. Das erſte Kennzeichen z. B. kann nur in ſo fern gelten, als die Aufnahme der Nahrung durch eine Mundöffnung eine willkürliche Bewegung vorausſetzt. Das zweite Kennzeichen kann ſtattfinden durch einen bloß leiblich organiſchen Proceß. So, wenn bei den Orchideen von den zwei neben einander ſtehenden Wurzel-Knollen der eine, etwa der linke, welkt, rechts ein neuer ſich entwickelt, und ſo, nach einer Reihe von Jahren daſſelbe Individuum eine ganz andere Stelle einnimmt.

Mit der Willkür der Lebensäußerung und mit dieſer allein eröffnet ſich alſo ein ganz neues Feld der Erfahrung. Aber hier zeigt ſich nun eine Schwierigkeit, die unüberwindlich ſcheint. Denn ſoll eine wiſſenſchaftliche Behandlung der Seelenäußerungen möglich ſein, ſo muß eben das Willkürliche, durch welches wir gezwungen wurden, eine Seele anzunehmen, wieder verſchwinden. Die Seelenäußerungen ſelbſt müſſen einem Zwange der Nothwendigkeit unterworfen ſein. Es muß klar werden, daß innerhalb der bloßen Erſcheinung die Willkür niemals zur Freiheit ſich zu veredeln vermag. Es muß daher etwas dem Naturzwange Aehnliches in der Pſychologie hervortreten, und ihre Geſetzmäßigkeit und mit dieſer ihre einzig mögliche, wiſſenſchaftliche Behandlung begründen. Die Pſychologie als Erfahrungs-Wiſſenſchaft iſt daher ein Theil der Naturwiſſenſchaft, und muß ſchlechthin als eine ſolche behandelt werden. Sie iſt völlig deterministiſch, und muß bekennen, daß ihr, eben weil ihr nur das Geſetzmäßige zugänglich iſt, die geſetzgebende Gewalt, die Freiheit, verborgen bleibt. Je ſtrenger und exacter die Verhältniſſe der anorganiſchen Natur mathematiſch aufgefaßt werden, deſto tiefer verbirgt ſich in dieſer in ſich ſicheren Geſetzlichkeit der geiſtige Urſprung derſelben. Die mathematiſche Phyſik geſteht, eben je gebietender ihre Entwickelung iſt, deſto unverhohlener: daß die Schwere ſelbſt nie erkannt wird. Und das, wonach alle Geiſter ringen, das Erkennen des Weſens der Schwere, verwandelt ſich und zwar unvermeidlich in eine Hypotheſe. Dennoch iſt dieſe ſtrenge Geſetzmäßigkeit der einzige Weg, der zum Erkennen des Weſens führt. Sie muß ſelbſt als erkannt für die geſchichtliche Entwickelung hervortreten. Der Philoſoph iſt kein Naturforſcher, aber die Geſetzlichkeit der Natur iſt, inſofern ſie ſich geſchichtlich offenbart, der einzige Boden, auf welchem eine Naturphiloſophie ſich entwickeln kann. Nun iſt hier freilich nicht von einer todten, mechaniſchen, vielmehr von einer lebendigen Geſetzlichkeit die Rede, die ſich erfahrungsmäßig nur als eine

Entwickelung faſſen läßt. Dieſe aber ſetzt das Ganze voraus, und läßt ſich nur bei ſolcher Vorausſetzung auffaſſen und darſtellen. So bleibt uns allerdings in der Phyſik der organiſchen Welt der Lebensproceß verborgen, wie das Weſen der Schwere in der mechaniſchen. Aber dieſes Geheimnis, obgleich es ſich hartnäckig verbirgt, muß dennoch vorausgeſetzt werden. Es ſetzt das Ganze in einen jeden Theil der Unterſuchung, und wenn nicht alle Stufen zukünftiger Entwickelung, Stamm, Blätter, Blume, Frucht der beſtimmten Art erkannt werden, würde eine jede lebendige Geſetzlichkeit uns völlig unzugänglich ſein, und mit dieſer eine jede wiſſenſchaftliche Behandlung der Pflanzen-Phyſiologie. — Kant hat dieſes eingeſehn; ſeine Anſicht blieb aber eine beſchränkte, weil er eine jede organiſche Form als eine einzelne betrachtete, weil ihm ein univerſeller Typus aller Organiſationen, wie er ſich ſpäter der Naturwiſſenſchaft unſerer Tage immer entſchiedener aufdrängte, verborgen blieb.

Wenn er ſich ſo äußert, als wenn die organiſche Natur uns freilich dahin bringen müßte, eine geiſtige Teleologie, der ſchlechten, äußeren gegenüber, einen ordnenden, Alles durchdringenden Gedanken eines verſtändigen Weſens anzunehmen; ohne daß die Abſichtlichkeit der Lebensproceſſe wiſſenſchaftlich aufgefaßt werden kann; und daher nur der Gegenſtand eines bloßen, wie er ſich ausdrückt, regulativen Raiſonnements; ohne ein ſicheres, conſtitutives Erkennen begründen zu können: — ſo widerſpricht ihm die ganze wiſſenſchaftliche Phyſiologie unſerer Tage. In der That iſt für die Phyſik des Lebens eine geſetzliche Morphologie das Allumfaſſende. Sie bildet hier die wiſſenſchaftliche Grundlage, wie die Gravitation in der mechaniſchen Phyſik. Es würde auf dem Standpunkte, auf welchen wir uns hier verſetzt haben, völlig überflüſſig ſein, ausführlich auseinander zu ſetzen, wie das organiſche Leben eine Vermittelung bildet zwiſchen der anorganiſchen Welt und dem erſcheinenden Seelenleben. Es iſt eine häufig ausgeſprochene Trivialität und liegt ſehr nahe.

Wenn nun eine fortgeſetzte morphologiſche Betrachtung eine empiriſche Pſychologie begründen ſoll, ſo muß dieſe einen geſetzlichen Urtypus aller pſychiſchen Entwickelung vorausſetzen, der, wie veränderlich er auch bei den verſchiedenen Individuen, und zu den verſchiedenen Zeiten bei einem jeden Individuum erſcheinen mag, doch etwas durchaus Zwingendes hat, und in allen erſcheinenden Handlungen als ſolches hervortreten muß.

Freilich wenn wir dieſe Geſetzmäßigkeit mit unſerem Gegenſtande in ſeiner Totalität vergleichen, wenn wir die ſtets bewegliche, niemals raſtende Seele in ihrer unendlichen, ſcheinbaren Willkürlichkeit, wie ſie in jedem Augenblick, oft, wie es ſcheint, völlig verwandelt, eine andere unendliche Tiefe aufzuſchließen ſcheint, um ſie wieder verſchwinden zu laſſen: — wie dürftig erſcheint dann die Geſetzmäßigkeit, welche doch die ganze Wiſſenſchaft begründen ſoll. Aber tritt uns nicht ein Aehnliches in der Phyſiologie entgegen, wenn auch nicht ſo ganz in dem Abgrunde der ſcheinbaren Willkürlichkeit verſunken, wenn wir den Urtypus der Organiſation mit den unendlich wechſelnden organiſchen Formen aller Pflanzen und Thiere vergleichen? Tiefſinnige Philoſophen haben geglaubt, daß die Natur in der That nur ein tändelndes Spiel mit der leiſe wechſelnden Form der Arten triebe, und daß die nie ruhende Mühe die oft in Gattungen kaum unterſcheidbaren Formen feſtzuhalten und zu unterſcheiden, eine durchaus nutzloſe und geiſtesleere Arbeit wäre. Ich habe dieſe Meinung nie theilen können; ich muß vielmehr behaupten, daß man nie eine Gattung völlig kennt, wenn man nicht alle ihre Arten mit geiſtiger Freiheit überſieht. Wenn ich die Behandlung der ſogenannten Naturgeſchichte, und mit dieſer die innig verbundene comparative Anatomie und Phyſiologie betrachte, dann erkenne ich hier ein neu erwachtes Organ einer bedeutungsvollen Zukunft. Was die Forſcher natürliche Familien nennen, in welchen ſich die Gattungen gruppiren, wird zwar noch oft genug durch einzelne

Kennzeichen künſtlich aus einander gehalten, wodurch ſie ſich unter einander verwirren. Auch muß man geſtehen, daß dieſes genaue Feſthalten an ſcheinbaren Einzelnheiten, obgleich es von dem eigentlichen Ziele abzuführen ſcheint, dennoch als eine durchaus nothwendige Vorübung betrachtet werden muß. Denn eben der Vereinzelung gegenüber drängt ſich die Verwandtſchaft und die Totalität auf. Wer kann die Geſchichte der immer klarern Entwicklung der natürlichen Familien in unſeren Tagen verfolgen, ohne dieſe organiſirende Gewalt der ſich hervordrängenden Einheit, durch welche eine jede Familie ſich als ein Organ einer größern mehr umfaſſenden Organiſation darſtellen will, zu erkennen? — Es liegt etwas wahrhaft Erhabenes in dieſer langſamen, genauen Forſchung, in dieſem geſchichtlichen Muthe, mit welchem man ſich mit der Unterſuchung des ſcheinbar Einzelnen abgiebt, während ein geiſtig Umfaſſenderes den bedeutenderen Forſchern vorſchwebt, viele aber bewußtlos leitet. Je reiner die Familien ſich ordnen, alle verwandten, nicht bloß äußerlich, ſondern innerlich mit einander verbundenen Gattungen vereinigen, deſto klarer treten dieſe hervor. Mag es wahr ſein, daß die Beſtimmung der Arten (Species) noch immer eine ſchwankende ſei; — aber eben darin liegt ihre höher Bedeutung: — nur wenn uns die Gattung klar geworden iſt, wird uns auch die Art verſtändlich ſein. Vergleichen wir die Behandlung der Arten in der gegenwärtigen Zeit mit der frühern, der Linneiſchen, da kann man nicht leugnen, daß ſie mit einer größern geiſtigen Freiheit behandelt werden; daß man in einer jeden Modification der Form eine tiefer gehende Beſtimmung der Gattung erkennt Und wie langſam und durch eine Unzahl mühſeliger Unterſuchungen auch dasjenige fortſchreitet, was wir nicht einem Einzelnen, ſondern der Geſchichte der Wiſſenſchaft im Großen zuſchreiben müſſen: ſo ſehen wir doch einer Zeit entgegen, in welcher wir die unſcheinbarſten Modificationen der nahen verwandten Formen mit geiſtiger Freiheit überſehen, wie die Worte in der Rede, wie die Töne in der Muſik, eben in ihrer beſtimmten Art beherrſchen und fordern müſſen.

Wie nun, getragen von einem Urtypus aller Organiſationen, dieſer unendliche Reichthum ſich für uns aufſchließt, ſo ordnen wir denſelben für die Pſychologie. Die Methode, welche wiſſenſchaftlich gefordert wird, iſt hier, wie ein Jeder aus dem Vorhergehenden einſieht, eine genetiſche Was man Seelenvermögen bis jetzo genannt hat, verwandelt ſich nothwendig in eine beſtimmte Entwickelungsſtufe und wird ſeiner Bedeutung nach nur als ſolche und in ihrer Entſtehung begriffen. Heben wir den Urtypus für ſich hervor, ſo müſſen, indem wir dieſen verfolgen, in einer Richtung der Betrachtung, alle erſcheinenden Seelenäußerungen als ſich entwickelnde Naturfunctionen begründet werden; und nur indem wir alles höhere Geiſtige, alles von einer geiſtigen Freiheit Ausgehende, als ein auf unſerm Standpunkte Unerreichbares und nie zu Erkennendes mit Entſchiedenheit hervorheben, vermögen wir eine empiriſche Pſychologie, d. h. eine Pſychologie als Erfahrungswiſſenſchaft zu begründen. Alles, ſelbſt das ſcheinbar Höchſte, tritt ſo als ein Nothwendiges, Gegebenes hervor; ſelbſt Verſtand, Vorſtellung, Denken in ſeiner Geſetzmäßigkeit, Phantaſie, Wille in ſeiner, doch nur ſcheinbaren Freiheit. Ebenſo wie in der Phyſiologie uns die Quelle aller Lebensproceſſe verborgen bleibt und bleiben muß. — Eben dadurch wird die empiriſche Pſychologie eine höchſt wichtige Wiſſenſchaft, ja, eine durchaus nothwendige, die aller höheren Betrachtung zum Grunde liegen und ſie begründen muß. Wir können nicht leugnen, daß Etwas was der Erfahrene Natur nennt, uns bis in das Innerſte unſers Daſeins durchdringt, und völlig beherrſcht; — Alles, ſelbſt das Bewundrungswürdigſte und Höchſte, durch welches Zeitalter in ihrer Herrlichkeit oder in ihrer Schwäche, Völker in ihrem Glanzpunkt oder in ihrer Verſunkenheit, jede Perſönlichkeit in ihrer Eigenthümlichkeit, Stärke oder Schwäche, erſcheinen, ſind ganz und gar dieſer Nothwendigkeit unterworfen. Je genauer man ſie kennt, deſto grauenhafter erſcheint ſie uns; ja, es galt wohl für eine Ruchloſigkeit, ſie entſchieden ins Auge zu faſſen.

Der Naturforſcher kennt dieſes Grauen nicht, ſo lange er ſich mit den, ſcheinbar von dem Menſchen getrennten Naturgegenſtänden beſchäftigt; weil er die höchſte Grenze der Betrachtung nicht erreicht hat. Hier aber drängt ſich ihm ein Geſetz auf, welches ihn zu vernichten droht, und alle Freiheit in den bloßen Naturtrieb verwandelt. Das innere Leben, in allen ſeinen verſchlungenen Verhältniſſen, von dieſem Geſetz erbarmungslos ergriffen, iſt ſich nicht bloß ein Räthſel, ſondern völlig fremd geworden; es hat ſich ſelber verloren, und nach allen Mühſeligkeiten des genaueſten und ſtrengſten Erkennens, durch welche es ſich immer entſchiedener als ein innerlich Lebendiges, in ſich reiches und ſelbſtthätiges zu ergreifen ſucht, findet es nur ein gänzlich von ſich ſelber Geſchiedenes, d. h. die eigene Vernichtung, den Tod. Aber je größer die Naturſicherheit iſt, mit der wir das Geſetzmäßige der Lebensentwickelungen in ihrer Totalität auffaſſen; je reiner der Urtypus der Entwickelung, die uns alle trägt, aufgefaßt wird: deſto näher erſcheint unſere Rettung, und die unbedingte Freiheit wird ſelbſt eine nicht mehr abzuweiſende Nothwendigkeit.

Der vermittelnde Begriff, durch welchen eine höhere Anſicht allein erzeugt werden kann, iſt der organiſche der Entwickelung. Dieſen zu verfolgen, findet zwar grade in der Pſychologie eine große Schwierigkeit: — zuerſt deswegen, weil eine genetiſche Methode, als eine ſolche nie angewandt werden kann, wo ein Ziel der Entwickelung nicht als bekannt vorausgeſetzt wird. Wo ein ſolches Letztes nicht, wenn auch nur potentiv, in dem Keime liegt, treiben wir uns ſchwankend in vereinzelten Analogien herum, die uns immer von unſerem eigentlichen Zweck abführen, je näher wir ihm zu treten wähnen. Eine Darſtellung der Pflanzenentwickelung iſt nur möglich, wenn die beſtimmte Pflanze in ihrer Totalität aufgefaßt, wenn die höchſte Reife in dem erſten unſcheinbaren Keime erkannt wird. Fragen wir nun, wo wir das Ziel einer ſinnlich ſich darſtellenden Perſönlichkeit ſuchen ſollen, ſo iſt die Antwort ſo ſchwierig, daß man faſt behaupten möchte, ſie ſei noch gar nicht im empiriſch wiſſenſchaftlichen Sinne aufgeworfen; vielmehr, ſelbſt ein Pſycholog der neueſten Zeit, der dieſe Wiſſenſchaft organiſch und genetiſch zu behandeln verſucht hat, ſieht eine ſolche Beſtimmung der Perſönlichkeit als etwas dem Erkennen Unerreichbares an. In der ſinnlich organiſchen Welt iſt dieſes Ziel ein endliches, welches, erreicht, zu ſeinem Anfange zurückkehrt; aber eben deswegen, um wiſſenſchaftlich erkannt zu werden, in ein Höheres, Bleibendes, in der Zeit nicht Erſcheinendes, weder Erſtandenes noch Vergehendes, verſetzt werden muß. Eine jede wirklich ſpecifiſch verſchiedene Art ſetzt ſich ſelber voraus, und wird nur als ein Bleibendes, höher als alle Sinnlichkeit Liegendes, ſelbſt empiriſch erkannt. Alle Veränderung der Organiſation, die innerhalb der gegebenen ſinnlichen Verhältniſſe entſteht, erzeugt nur eine Varietät; und wie ſchwierig es auch in der Anwendung erſcheinen mag, die Art von der Varietät zu unterſcheiden; wie oft der beobachtende Forſcher ſich irren mag: ſo darf doch die Phyſiologie den Grundſatz, der die ſpecifiſch beſtimmte Art als ein Unwandelbares betrachtet, nie aus den Augen verlieren. Dadurch eben iſt die ſinnliche Form, in ſofern ſie in einem einzelnen Subject hervortritt, ein ſchlechthin Untergeordnetes, und hat nur eine vermittelnde Bedeutung. Das wiſſenſchaftlich zu Erkennende kann nicht in dem Veränderlichen geſucht werden, ſondern nur in dem Unveränderlichen, alle ſinnliche Zeit Beherrſchenden. Dadurch nur unterliegen die Triebe der Thiere einer abſoluten Naturnothwendigkeit, die höher liegt, als alle Erſcheinung. Und wie ſich die Willkür der leiblichen Bewegung in der Pflanze verbirgt, ſo verbirgt ſich die Willkür der Seele in einem überſinnlichen Geſetze bei den Thieren.

In der menſchlichen Pſychologie darf aber das Subject nicht als ein Untergeordnetes, nur Vermittelndes, Zufälliges, angeſehen werden. Hier iſt ein jedes gegebene Subject ſein eigenes Ziel, und eine pſychologiſche Entwickelung hat allen Sinn verloren, wenn ſie nicht als eine perſönliche betrachtet wird. Wenn es auch wahr ſein mag, daß der Unterſchied zwiſchen dem Urſprünglichen und dem Secundären, zwiſchen der wahren ſpecifiſchen Art und der bloßen, aus den Einflüſſen der Umgebung entſtandenen Varietät, viel ſchwieriger zu erkennen iſt, als bei den Thieren: ſo darf doch eben ſo wenig hier wie dort der Grundſatz, ein Unwandelbares zu erkennen, aufgegeben werden. Freilich iſt die Aufgabe in einem noch viel weiteren Sinne eine unendliche, als wenn wir alle Thierformen betrachten. Eine wahre ſpecifiſche Art der Thiere ſtellt uns das Unveränderliche, Urſprüngliche, nicht in der Zeit, oder aus den ſinnlichen Verhältniſſen Entſtandene, unmittelbar dar. Eine jede wahre Art ſetzt ſich ſelber voraus. Das Individuum hat nur ſeine Bedeutung als Art, und iſt ſelbſt ein Zufälliges. Wie erkennen wir aber in dem Menſchen das Urſprüngliche, nicht aus irdiſchen Verhältniſſen Entſtandene? — Pſychologiſch betrachtet, in der Zeit erſcheinend, iſt die Maſſe der Menſchen ſo entſchieden ein bloßes Product der günſtigeren oder ungünſtigeren Verhältniſſe, daß es ſchlechthin unmöglich ſcheint, in ihm etwas Höheres, die Verhältniſſe Beherrſchendes, anzuerkennen. Und dennoch muß durchaus behauptet werden, daß eine Pſychologie nur möglich iſt, wenn in der menſchlichen Perſönlichkeit, wie in der Thiergattung Etwas vorausgeſetzt wird, was nicht in der Zeit entſtanden iſt, und nicht in dieſer vergeht. Nicht bloß die Ewigkeit der Perſon, ſondern auch die Perſönlichkeit des Ewigen muß vorausgeſetzt werden, wenn eine Pſychologie irgend eine wiſſenſchaftliche Bedeutung erhalten ſoll. Es muß etwas Unvergängliches in einem jeden Individuum angenommen werden, deſſen Urſprünglichkeit unläugbar bleibt, wenn wir auch, wie bei den Thiergattungen, ſeinen Urſprung nie zu entdecken vermögen. Dieſe Perſönlichkeit in der Perſon zeigt ſich ja auch nicht ſelten als eine ſolche, durch welche die Maſſe des Geſchlechtes erſt ihre Bedeutung erhält. Wenn man die Urſprünglichkeit der bedeutenden Talente der Hochbegabten in ihrer beſtimmten Form abläugnen will, wie ich dieſes oft genug vernommen habe, ſo iſt es mir freilich nicht möglich, dieſe Einwendung zu widerlegen, aus dem einfachen Grunde, daß ich ſie nicht verſtehe.

Ich bleibe meinem hier gewählten, empiriſchen Standpunkte getreu, und muß das perſönlich, wirklich

Productive in den hoch Begünſtigten ein außer der Zeit Liegendes nennen. Und ſprechen wir eben von der Erfahrung, ſo müſſen wir ſogar Allem, was durch ſinnliche Pflege, durch günſtige Verhältniſſe, entſteht, eine jede productive Kraft abſprechen. Freilich kann das urſprünglich Bleibende bis zur Unſcheinbarkeit zurückgedrängt werden und zu verſchwinden ſcheinen; ja, die meiſten lebendigen Keime, ſelbſt diejenigen, welche die bedeutendſte Form in ſich verſchließen, gehen hier, wie in der ganzen thieriſchen Schöpfung, zu Grunde. Dieſer tragiſche Untergang iſt zwar ein Räthſel, welches ſich dem empiriſchen Pſychologen als ſolches aufdrängt, ohne daß er es zu löſen vermag. Die Löſung liegt höher, als der gewählte Standpunkt, aber die Thatſache iſt unläugbar. Wer ſie abläugnet, von dem kann man nur behaupten, daß er ſie nicht entdeckt hat; — und wer ſie entdeckt hat, kann ſie nicht aufgeben. Ein Streit zwiſchen beiden iſt daher unmöglich. Auch iſt es unläugbar, daß dieſe Thatſache ſich allen Unbefangenen aufdrängt, und den Urtheilen der Menſchen zum Grunde liegt. Von Schakſpear oder Thorwaldſen, die beide, allen äußeren Verhältniſſen zum Trotz, das mächtige, urſprüngliche Talent entfalteten, zu behaupten, daß dieſes ſich eben aus dieſen Verhältniſſen, die es zu vernichten drohten, erzeugt habe, iſt eben jene ſeltſame generatio aequivoca, die aus einem fruchtbaren Boden, ohne Samenkorn, eine Pflanze hervorwachſen ſieht. Wird dieſes nun zugegeben, ſo iſt ein jeder urſprüngliche Menſch abſolut von den übrigen, wenn man dieſen das Unvergängliche des Talents rein abläugnet, ſchlechthin geſchieden; — eben ſo entſchieden wie der Menſch von den Thieren. Da dies nun nie angenommen werden darf, ſo nehmen wir das Daſein des Urſprünglichen in einem jeden Menſchen unbedenklich an, und nur durch dieſe Annahme wird eine genetiſche, d. h. eine organiſche Pſychologie möglich. Die herrlichſten und bedeutendſten Epochen der Geſchichte ſind diejenigen, in welchen mächtige Perſönlichkeiten, in den verſchiedenſten Richtungen menſchlicher Entwickelung, ſich wechſelſeitig faſſen, erkennen und fördern. Sie ſind zugleich fruchtbar, bis in die Maſſe hinein, und durch die geiſtige Oscillation erwecken und pflegen ſie das Urſprüngliche, bis zu den unſcheinbarſten Punkten und in den engſten Kreiſen. Die unglücklichen und ſtumpfen Epochen äußern ſich in einer doppelten Richtung: entweder durch eine herrſchende Dumpfheit des Erkennens, die den Boden der Entwickelung ausſaugt, — die Barbarei im allgemeinſten Sinne; — oder durch ein einſeitiges Wuchern leerer Abſtraction, die einen üppigen Blätterwuchs hervorruft, die Entfaltung eigenthümlicher Blüten aber unterdrückt, — Barbarei der Uebercultur! — Eine reiche, ſelbſt empiriſche, Pſychologie iſt daher ein Erzeugnis einer beſſern Zeit, weil dieſe, (damit ich mich eines naturwiſſenſchaftlichen Ausdruckes bediene) die vollſtändigſten Exemplare der Betrachtung liefert. So wichtig nun das Erkennen der urſprünglichen Perſönlichkeit iſt, wo ſie klar und beſtimmt hervortritt, ſo beruht die Entwickelung der Pſychologie, als reiche Wiſſenſchaft, dennoch auf dem immer wachſenden, zarten Sinn, der dieſe in den unſcheinbarſten, in die ſecundären, aus den ſinnlichen Verhältniſſen erzeugten Modificationen, hineingetauchten Varietäten heraus zu finden, feſtzuhalten und zu ſchätzen vermag. Ein wiſſenſchaftliches Erkennen, welches nicht durch ein abſtractes Raiſonnement entſtehen kann, ſondern nur geſchichtlich ſich zu entwickeln vermag. Aber damit phyſiologiſche Forſchungen ſolcher Art ſich nicht in das gränzenlos Willkürliche verlieren ſollen, müſſen ſie getragen werden von einem ſtreng geſetzmäßigen, für alle Perſönlichkeiten gleichgeltenden Urtypus lebendiger Entwickelung, die dennoch in ihrer Geſetzlichkeit die freien Perſönlichkeiten, in ihren mannigfaltigſten Geſtaltungen, für eine höhere geiſtige Betrachtung hervorhebt. Dieſer reiche Sinn für das Eigenthümliche, der von unſerm trefflichen Schleiermacher als das höchſte geiſtige Glück des Menſchen betrachtet wurde, vermag allein die empiriſche Pſychologie aus ihrer gegenwärtigen Armſeligkeit zu erheben, und ſelbſt in dem geſetzlichen Urtypus einen reichen Boden mannigfaltiger lebendiger Geſtaltungen zu erkennen und in ihrer Entwickelung zu faſſen. Jetzo ſehen wir leider in der Pſychologie nichts als einzelne Vermögen, Kräfte u. dergl., die, logiſch beſtimmt und claſſificirt, in willkürliches Raiſonnement hineingetaucht, ein todtes Aggregat an die Stelle eines lebendigen Zuſammenhanges ſetzen. Alles Eigenthümliche ſteht in dieſer Compoſition als ein Curioſum und bildet mehr oder weniger eine Sammlung von ſeltſamen Notizen, die man entweder auf eine flache Weiſe zu erklären ſucht, oder mit leerem Staunen anſtarrt.

Alle bisherigen Verſuche einer genetiſchen Methode müſſen wir durchaus als mißlungen betrachten.

Der einzige, der mir gelungen erſcheint, iſt der von Braniß, der als Einleitung zu ſeiner Metaphyſik die Kantiſche Kritik mit einem höhern ſpeculativen Erkennen vermitteln ſoll. Auch iſt es in der That dieſer Verſuch, der mir den Muth gab, eine empiriſche Pſychologie genetiſch darzuſtellen, und durch dieſe den Urtypus aller ſinnlichen Seelenerſcheinungen in ihrer naturnothwendigen Entwickelung hervorzuheben. Die Abſicht, die dem Braniß vorlag, verhinderte ihn, die Pſychologie naturwiſſenſchaftlich zu behandeln; und daher ſchwebt ſeine Methode zwiſchen einer conſtruirenden und einer genetiſchen, wenn ſie gleich auf eine überraſchende Weiſe dem Reichthume der letzteren als Grundlage dienen kann. Und ich verdanke ihm in dieſer Rückſicht Vieles, ja Alles. Hegel hat ſchon in den früheſten Zeiten ſeiner kritiſchen Darſtellungen die richtige Bemerkung gemacht, daß ein Denken, welches nur Erſcheinungen erkennt, ſelbſt nur Erſcheinung, und nichts an ſich ſei. Das Kantiſch-kritiſche Verfahren ſchließt den Menſchen in all ſeinem nothwendigen Denken ſchlechthin innerhalb der Erſcheinung ein, und ſeine Logik und ihre conſtitutive Gewalt iſt eine reine Logik der ſinnlichen Natur; in ihrer Conſequenz, Mathematik.

Es giebt alſo einen Standpunkt, von welchem aus das Denken ſelbſt als ein angebornes mit Naturnothwendigkeit ſich entwickelt. Selbſt eine Entwickelung, die den Urtypus alles menſchlichen Daſeins in der größten Allgemeinheit darſtellt. Nur die große Schärfe und der lehrreiche Umfang, in welchem Kant ſein Thema aufnahm und behandelte, brachte ihn dahin, den Inhalt einer höheren Wiſſenſchaft, einer eigentlich ſpeculativen, aus den herrſchenden Elementen eines bloß ſinnlichen Erkennens hervorzuheben, aber zugleich als unerreichbar darzuſtellen.

Der Unterſchied zwiſchen einem ſinnlichen Erkennen und einem geiſtig freien liegt nach ihm darin, daß das „An ſich“, welches in der productiven Einheit des Selbſtbewußtſeins ſich verhüllt, wie die Schwere in der anorganiſchen Natur, nur in ſeiner Geſetzmäßigkeit erkannt werden kann. Die geſetzgebende Gewalt, die zugleich eine freie ſein muß: das „An ſich des Denkens“, wird geſucht; aber es wird zugleich zugeſtanden, daß es nie gefunden werden kann. Das Reich der Freiheit iſt nur urſprünglich ein „An ſich“, welches ſich unmittelbar als ſolches, nicht bloß in ſeiner ſtrengen Geſetzmäßigkeit, ſondern zugleich als geſetzgebende Gewalt aufdrängt, und nicht abweiſen läßt. Aber auch dieſe verwandelt das Höchſte in eine bloß pſychologiſche Erſcheinung; und wie die Schwere in der mechaniſchen Phyſik aus einer mathematiſchen Hypotheſe erklärt wird, wo die Geſetze der Erſcheinung ſich aufdrängen, ſo wird die geiſtige Freiheit in die Erſcheinung verhüllt, (in der „Religion, innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“), aus einer pſychologiſchen Hypotheſe erklärt.

Ich ſchließe mit einer Ueberſicht der empiriſch-genetiſchen Methode, die ich in der Ausarbeitung der Pſychologie zu befolgen denke. Sie enthält zuerſt den allgemeinen Urtypus aller menſchlichen Entwickelung von der Geburt an. Der genaue Parallelismus eines phyſiſchen und zugleich pſychiſch-fortſchreitenden Proceſſes. Ihm zum Grunde liegen drei Momente, die durch alle Stadien der Entwickelung hindurch vibriren, aber ſelbſt nicht, als aus der Entwicklung begriffen, betrachtet werden können. Der leibliche Menſch ernährt ſich (phyſiſch). In ſo fern wird der Leib, obgleich der Ernährungsproceß fortdauernd thätig iſt, mit allen Momenten ſeines Daſeins zugleich geſetzt; eben nur als ein Gegebenes, in beſtimmter Form Daſeiendes, betrachtet. Der Leib wird und entſteht in jedem Momente, in ſo fern, und wie er iſt.

Der pſychiſche Menſch fühlt, und das Gefühl enthält alle Momente ſeines pſychiſchen Daſeins in ihrer ruhenden Einheit.

Durch das Nervenſyſtem verliert ſich das leibliche Daſein in das Innerſte der nie erſcheinenden Lebensquelle; wie durch das Denken in das innerſte, nie zu erfaſſende geiſtige Daſein. Die willkürliche Bewegung, die von dem Gehirnſyſtem ausgeht, wie die unwillkürliche Bewegung, die an den Ernährungsproceß gebunden iſt, finden ihren Parallelismus in den ſcheinbar freien und unfreien Handlungen. Jene durch das Erkennen, dieſe durch das Gefühl geleitet. Man vergeſſe nicht, daß, was hier in großer überſichtlicher Allgemeinheit behauptet wird, nur als eine Ueberſchrift für eine Unterſuchung gelten kann, die freilich in großer Ausführlichkeit die Behauptung begründen ſoll. Der Entwickelungsproceß ſelber muß in ſeiner reinen Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden. Eben der Parallelismus, ſtreng aufgefaßt, ſchließt eine jede faſelnde Verwechſelung des Phyſiſchen mit dem Pſychiſchen aus. Selbſt da, wo ſie ſich am innigſten mit einander bewegen, wie in den pſychiſchen Krankheiten, muß entſchieden nachgewieſen werden, daß beide ſich in ſchlechthin abgeſonderten Welten bewegen, und alle tändelnden Vergleichungen, Analogien müſſen durchaus vermieden werden. Obgleich die wechſelſeitige, ſogenannte Einwirkung nicht abgeläugnet, und eine ärztliche Beihülfe bei der Kur in vielen Fällen als nothwendig zugeſtanden wird, muß dennoch eine jede pſychiſche Erſcheinung aus der Totalität des pſychiſchen Zuſtandes erklärt werden; und in der Betrachtung eines jeden Falles, wie ſeltſam er erſcheinen mag, muß das Pſychiſche von dem Phyſiſchen getrennt bleiben, wie die Seele von dem Leibe. Nur was nie und nirgend in ein endliches Verhältnis tritt, iſt in ſeiner Totalität eins. Ich hoffe, auf dieſe Weiſe eine wirkliche Naturentwicklung der Seele darſtellen zu können, die alle in der Geſchichte der Pſychologie hervortretenden Gegenſtände behandelt; dieſen aber auch ihre rechte Stelle anweiſt, aus welcher allein ſie ihre Bedeutung erhalten, und für eine fortgeſetzte Unterſuchung fruchtbar hervortreten.

Aber dieſe allgemeine Seite der Pſychologie würde ſelbſt eine leere ſein, eine ſolche, die ihren wahren Inhalt nicht erkannt hätte, wenn ſie nicht ergänzt würde durch eine zweite, in welcher alle Seelenäußerungen in ihrer, ſcheinbar abgeſchloſſenen Einheit mit einer leiblichen Organiſation hervortreten, ja als ein Product derſelben erſcheinen.

Es iſt eben der reichſte, aber auch ſchwierigſte Theil der Pſychologie. Die Perſon, indem ſie als ein Product einer in ſich abgeſchloſſenen Naturnothwendigkeit hervortritt, kann nur ſo als eine freie begriffen werden. Ich will hier nur die Hauptmomente dieſer Richtung der Pſychologie kurz angeben. Alſo: Erſtens: eine jede Perſönlichkeit erſcheint relativ, abwechſelnd, ſelbſt in der Erſcheinung, als beherrſcht von einem bewußten, wenn auch verborgenen, geiſtigen Entwickelungsproceß; aber dann auch bei dämmerndem Bewußtſein, beherrſcht von einem relativ hervortretenden, allgemeinen Naturproceß. Die Perſönlichkeit wacht und ſchläft abwechſelnd.

Der Parallelismus des Leibes und der Seele darf auch hier nie verſchwinden. Die Seele, ſo wenig im Schlafen, wie der ſomatiſche Proceß im Wachen. Empiriſch betrachtet iſt der wachende Zuſtand, ſelbſt in ſeiner ſicherſten Entwickelung, dennoch nur ein relativer, der ſeine Ergänzung durch den Schlafzuſtand findet. Zweitens: Eine jede Perſönlichkeit findet ſich, pſychiſch wie leiblich, als die eine Seite eines Gegenſatzes, der durch die ganze Natur geht; als männlich oder weiblich. Ein Gegenſatz, der in der leiblichen Natur durch die, in der Erſcheinung hervortretende, nur durch die Betrachtung abgeſchloſſene, äußere Unendlichkeit einer Zeit, deren Anfang und Ende nicht erkannt, bei den Menſchen aber der höhern Bedeutung nach, durch die Liebe gelöſt wird, die beide Glieder des Gegenſatzes ſelbſtändig ſetzt, indem ſie in einander aufzugehen ſcheinen. Drittens: Eine jede Perſönlichkeit, als ein relativ Thätiges, und ſelbſt in dem mannigfaltigſten Wechſel, Eigenthümliches des ganzen Geſchlechtes. Dieſe Richtung der Seelen iſt, wie die Pflanze durch das Klima, eine durchaus äußerliche, und ſtellt ſich durch das Temperament dar.

Ich vermeide gefliſſentlich, mich hier über dieſe Abtheilung der Pſychologie beſtimmter zu äußern, weil eine jede allgemeine Aeußerung unvermeidlich willkürlich erſcheinen, und Mißverſtändniſſe erzeugen wird

Das Ziel der Pſychologie iſt aber erſt dann aufgefaßt und erkannt, wenn die Betrachtung, von allem Aeußeren erfüllt, ſich dem Inneren der Perſönlichkeit, als einem Bleibenden zuwendet; und wie der mechaniſche Phyſiker für alle Geſetzmäßigkeit, die Schwere, die nie erfahrungsmäßig ihrem Weſen nach erkannt werden kann, fordern muß; — wie der Phyſiolog für alle Lebensproceſſe ein nicht zu erkennendes Lebensprincip: — ſo wird der Pſycholog, um die Geſetzmäßigkeit der Seelenäußerungen zu erkennen, hingedrängt zu dem Geiſt, in welchem die Geſetzlichkeit des Denkens freie That, zugleich aber die freie That Schöpfung, in ihrer ganzen inneren Geſetzlichkeit iſt.

Berichtigungen.

Seite 12 Zeile 7 v. u. lies: Boſſut für Boſſuet (ebenſo S. 26. 36.)
„ 14 „ 12 v. u. „ des für der.
„ 15 „ 4 v. o. „ geſellt für geſtellt.
„ 16 „ 6 v. o. „ Reflexionen für Reflectionen.
„ 40 „ 6 v. u. „ ſeine für eine.
„ 45 „ 4 v. o. „ Teleſius f. Tileſius (ebſ. S. 53.)
„ 49 „ 11 v. o. „ enthalten für enthalte.
„ 50 „ 2 v. o. „ Spaccio für Spaccia.
„ 57 „ 11 v. o. „ typographical für topographical.
„ 61 „ 7 v. u. „ bekämpfte für bekämpfe.
„ 64 „ 4 v. o. „ Flacianer für Flaccaner.
„ 64 „ 11 v. o. „ Melanchthon für Melanchten.
„ 67 „ 11 v. o. ſtreiche das Komma vor ihn.
„ 74 „ 1 v. u. lies Märtyrers für rtyrers.
„ 83 „ 11 v. o. fehlt ein Komma vor Leichen.
„ 101 „ 4 v. u. das Komma vor aus gehört dahinter.
„ 104 „ 3 v. o. lies Uſher für Urſer.
„ 105 „ 1 v. o. fehlt ein Komma hinter Iſidor.
„ 105 „ 5 v. u. lies hos- für hos.
„ 117 „ 1 v. o. fehlt ein Komma hinter Picten
„ 119 „ 1 v. u. lies ſie verfolgen f. ſich verfolgen.
„ 123 „ 6 v. u. „ eines Kampfes f. einem Kampf.
„ 127 „ 5 v. u. „ kosmiſcher für kosmiſchrr.
„ 128 „ 6 v. o. „ werden für wird.
„ 129 „ 3 v. o. „ behielten für behielt.
„ 129 „ 6 v. u. „ Geſtalt für Geſtalk.
„ 147 „ 6 v. o. „ Golde für Gelde.
„ 148 „ 3 v. o. „ hangen für hängt.
„ 159 „ 5 v. u. „ beſchäftigte für bewegte.
„ 159 „ 2 v. u. „ bever- für hever.
„ 180 „ 4 v. u. „ ſpätere für pätere.
„ 201 „ 9 v. o. „ potentia für potentiv.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Bei **E. H. Schroeder** in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Biesenthal, J. H. R., Dr., Hebräisches u. Chaldaisches Schulwörterbuch über das alte Testament mit Hinweisung auf die Sprachlehren von Gesenius und Ewald. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bitter, E. W., Briefe auf einem Ausfluge nach Italien, Sicilien und Malta. 8. geh. 25 Sgr.

Cieszcowski, A., Dr. Gott und Palingenesie. Erster kritischer Theil. gr. 8. geh. 17½ Sgr.

George, L., Dr. Princip und Methode der Philoſophie, mit beſonderer Rückſicht auf Hegel und Schleiermacher. gr. 8. geh. 1 Rthlr.

— — Syſtem der Metaphyſik. gr. 8. 2 Rthlr.

— — Die älteren Jüdischen Feste, ihrer geschichtlichen Entwickelung nach dargestellt, mit einer Kritik der Gesetzgebung des Pentateuch. gr. 8. 1 Rthlr. 15 Sgr.

— — Mythus und Sage. Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Entwickelung dieſer Begriffe und ihres Verhältniſſes zum chriſtlichen Glauben. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Heffter, A. W., Dr. K. Pr. G. Ober-Reviſionsrath, Das Europäiſche Völkerrecht der Gegenwart. gr. 8. cart. Preis 2 Rthlr. 10 Sgr.

Hertz, Dr. De Luciis Cinciis. Diss. Philol. gr. 8. geh. 17½ Sgr.

Judae, L., Geſchichte der chriſtlichen Kirche. Mit Vorwort von Dr. Auguſt Neander. gr. 8. geh. 2 Rthlr.

Kaulfuss, R. S., Die Slaven in den ältesten Zei-

ten bis Samo (623). Eine linguistisch-geographisch-historische Untersuchung, nebst einem Anhange: gedrängte Uebersicht der heutigen Slaven. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Kutscheit, J. V., Hand-Atlas der alten Geschichte und Geographie in 10 illum. Karten. Fol. 2 Rthlr., einzelne Karten 7½ Sgr.

Mathies, Conr., Steph., Prof. Baptismatis expositio biblica, historica, dogmatica. (Commentatio a theologorum ordine Beroliniensi S. V. ornata praemio aucta nunc novisque curis recognita). Editio nova. gr. 8. geh. 1 Rthlr.

Mörner, T. de, De Orosii vita ejusque historiarum libris septum adversus paganos. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Orlich, L. v., Fürſt Moritz von Anhalt-Deſſau. Ein Beitrag zur Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. gr. 8. geh. 25 Sgr.

Rehdantz, C., Dr. Vitae Iphicratis Chabriae Timothei Atheniensium. gr. 4. geh. 1 Thlr. 25 Sgr.

Richter, Julius, Dr. Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie. gr. 8. geh. 15 Sgr.

— — Aristophanisches. 6 Bog. 4. geh. 10 Sgr.

Schasler, Max., Dr. De origine et formatione pronominum personalium et priorum numerorum aliarumque quae huc pertinent, notionum pervestigatio rationalis et phonetica. gr. 8. geh. 25 Sgr.

Schede, L. H., Das Grundprincip der Reformation. Sendſchreiben an Herrn Prediger Jonas zu Berlin, betreffend die Erklärung vom 15. Auguſt, zugleich als ein

Beitrag zur allgemeinen Verſtändigung über die kirchlichen Fragen. gr. 8. geh. 5 Sgr.

Schelling, H., De Solonis legibus apud oratores atticos. Dissertatio in certamine literario civium univers. monachens. ab amplissimo philosophorum ordine praemio a rege praescripto ornata. gr. 8. geh. 22½ Sgr.

Schneider, O., Dr. De censione hastaria veterum Romanorum conjecturae. Diss. philol. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Schrader, A., Germaniſche Mythologie und deutſche Alterthümer. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Schrader, G., Dr. De artis apud Aristotelem, notione ac VI. gr. 8. geh. 10 Sgr.

Sophokles Antigone. Neue metriſche Ueberſetzung. gr. 8. geh. 2te Aufl. 10 Sgr.

Stahl, Prof. Dr., Zwei Sendſchreiben an die Unterzeichner der Erklärung vom 15., beziehungsweiſe 26. Auguſt 1845, zugleich als ein Votum in der Augsburgiſchen Confeſſions Frage. Dritte Aufl. gr. 8. geh. 5 Sgr.

— — — Rechtsgutachten über die Beſchwerden wegen Verletzung verfaſſungsmäßiger Rechte der Proteſtanten im Königreiche Baiern, insbeſondere Beleuchtung des Verhältniſſes zwiſchen dem Staatsgrundgeſetz und dem Konkordate. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Steinhäuſer, W., Unſterblichkeit im Bunde einer lichtgerechten Welt und Gottesanſchauung, begründet im materiellen Weſen der Natur. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Stuhr, P. F., Prof. Das Verhältniß der chriſtlichen Theologie zur Philoſophie und Mythologie. gr. 8. geh. 5 Sgr.

Türk, W. v., Erfahrungen und Anſichten über Erziehung und Unterricht, ſowie über die Vorſorge für Waiſen, Arme und Hülfsbedürftige. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Ueber die Antigone des Sophokles und ihre Darſtellung. Drei Abhandlungen von A. Böckh, E. H. Tölken, Fr. Förſter. 8. geh. 15 Sgr.

Wallin, J. O., (Dr. Theol., Ordensbiſchof in Stockholm). Predigten und Reden bei feierlichen Gelegenheiten, aus dem Schwediſchen überſetzt und herausgegeben von Johannes Rothlieb, deutſchem Prediger in Stockholm. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Zimmermann, Carl, Der Kriegsschauplatz in Inner-Asien, oder Bemerkungen zu der Uebersichts-Karte von Afghanistan, dem Penjab und dem Lande am untern Indus. Nach englischen Quellen herausgegeben, zum leichteren Verständniss der innerasiatischen Angelegenheiten. Mit den Plänen von Ghuzni, Kelat und Jellalabad. gr. 8. cart. 2⅔ Rthlr.

Zumpt, A. W., Dr., De Lavinio et Laurentibus Lavinatibus. Comment. epigr. 5 Bog. 4. geh. 15 Sgr.

— — De M. Tullii Ciceronis ad M. Brutum et Bruti ad Ciceronem epistolis. 5 Bog. 4. geh. 15 Sgr.